
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00393390 4



Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

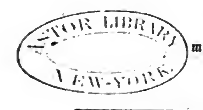
von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Eilfter Theil



mit Kupfern und Charten.

BLEIBERG — BONZEN.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1823.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Eilfter Theil.

BLEIBERG — BONZEN.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Eilften Theile der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

BAIERN (Charte von Rheinbaiern.) . . . . Neue Geographie.

BERN (Charte des Kantons) . . . . Neue Geographie.

BRANDENBURG (in Verbindung mit Pommern) . . . . Neue Geographie.

Für Sechs Quart-Platten zu rechnen.

BLEIBERG, Thal und Pfarrdorf in Kärnthen, im Villacher Kreise, unweit Villach, mit einem wichtigen Bleibergwerk und Schmelzhütte, welche jährlich 20—30000 Zentner Blei geben. Außer den Blei-Erzen findet man hier Gyps, Asbest, weiße, gelbe, und rothe Kreide, mit schwarzen Dendriten, Bleispatkrystalle, Galmei, Zinkspath. Am Bergbau arbeiten 600 Menschen; die ganze Bevölkerung von Bleiberg ist 2700 Selen. (*Röder.*)

BLEIBURG, kleine Stadt in Kärnthen, im Klagenfurter Kreise, an der Feistriz, hat ein Bergschloß, 200 Häus., 1000 Einw., ein Hospital, und ein Streck-, Stahl- und Schwarzblech-Hammerwerk. Die Einwohner handeln mit Eisen, und kaufen dafür Wein. Bleiburg ist eine alte Stadt, die ehemals Auffenstein hieß, und der Familie von Auffenstein gehörte; sie kam später an Bamberg, 1759 an Österreich. Das große Bergschloß über der Stadt gehört den Grafen von Thurn. 917 wurden hier die Ungern, die in Kärnthen eingefallen waren, vom Herzog Eberhard in Kärnthen, und Herzog Gottfried von Meran geschlagen. (*Röder.*)

BLEICH. Gewöhnlich versteht man darunter eine kränklich weiße Farbe der Oberfläche des menschlichen Körpers, und besonders des Gesichts, es bezeichnet aber eigentlich die natürliche Farbe eben dieser Oberfläche, wenn die färbenden Bestandtheile daraus entfernt sind. Diese sind beim weißen, lebenden, und gesunden Menschen das Blut, bei den farbigen aber noch ein besonderer Färbestoff. Die Ursachen, die als vorübergehend eine blasse Farbe bewirken, (s. **Blass**), erzeugen, wenn sie andauernd sind, Bleiche. Man nimt indeß diese Farbe hauptsächlich bei vier Gelegenheiten wahr: 1) als Bildungsfehler, bei den Kakerlaken, Albinos, (s. **Albinos**); 2) in denjenigen Krankheiten, welche die Masse des Blutes anhaltend vermindern, oder auf die Bereitung desselben, und auf seine Röthung andauernd einen schwächenden und hindernden Einfluß haben, wobei dann jedesmal auch der allgemeine Lebensturger, und die Aufrichtung im Hautgefäß-Netze herabgestimt sind, (s. **Bleichsucht**); 3) nach ausgedehnten Zerstörungen des Hautgefäß-Netzes; und 4) beim wahren Tode, und an den Leichen, mit Ausnahme der an solchen Todesarten Gestorbenen, bei denen das Blut aus den Hautgefäßen zurückzufließen gehindert war, und derjenigen einzelen Stellen des todten Körpers, an welchen sich, wegen Zurücksinkens des Blutes aus den größern Blutadern in die kleinen Hautgefäße, rothe und rothblaue Stellen, oder die sogenanten Todtenflecke gebildet haben. (*L. J. C. Mende.*)

Bleich, die, ein kleiner Fluß im Großherzogth. Baden, welcher wegen einiger Gränzbestimmungen historisch merkwürdig ist. Er entspringt bei Ottoschwanden im Bezirksamte Emmendingen, in der Markgrafschaft Hochberg, vereinigt sich in der Herrsch. Kürnburg mit dem Goldbache, worauf er den Namen Bleich erhält, und die Gränze zwischen der Ortenau und dem Breisgau bestimt. Am Ende des Mukthales nimt er den Kürnbach auf, bezeichnet hierauf die Gränze zwischen den ehemaligen Bisthümern Constanz und Straßburg, und ergießt sich unterhalb der Stadt Kenzingen in die Elz. (*Leger.*)

BLEICHEN, (**Blanchiment**), besteht überhaupt in der Verrichtung, farbige und schwarze Stoffe zu entfärben und weiß zu machen.

Schon die alten Ägypter kannten die reinigenden Eigenschaften gewisser Thonarten [1]), und die Wirkung der atmosphär. Luft und des Lichts zur Beschleunigung des Weißbleichens. Hierauf lernte man die Aschenlaugeund Seife, später auch andere vegetabilische Stoffe, die Pottasche, Soda rc. als Bleichmittel anwenden. In den südlichen Gegenden Asiens benutzten die Indier für diesen Zweck schon lange vor dem Verkehr mit den Europäern (wol ein Jahrtausend früher, als diese), die Ätzkalien. Noch jetzt bedient man sich in Bengalen und an der Küste von Koromandel jenes ältern Verfahrens, durch Verbrennen gewisser Pflanzen, und durch Auslaugen ihrer Asche eine Mildkalilauge, und mittelst zugesetzten, frisch gebrannten Kalks daraus eine Ätzlauge zum Bleichbedarf zu gewinnen.

Durch das Bleichen wird der Pflanzenfaser im Flachse, Hanfe, in der Baumwolle rc. nur ihre natürliche Farbe genommen, und eine vollkommene Weiße gegeben. Dies geschicht erstlich durch mehrmaliges Einweichen [2]) der Garne oder Zeuge rc. in weichem Wasser, (harte Wasser lassen sich am einfachsten durch Vermischung mit etwas Lauge und nachmalige Präcipitation zum Bleichen geschickt machen) — welches den Farbstoff zur Auflösung in den Bäuch- oder Bütlaugen vorbereitet, von gewebtem und gestricktem Zeuge auch schon Schmuz, und von jenem die Schlichte wegnimt, (sie

1) Weshalb man, um Flachs zu bleichen, denselben, nach Stahl, mit Thonbrei beschmieren, und mit Kochsalz bestreuen, das Ganze aber in dem Kessel so schichten soll, daß zwischen jede Lage mit Thon bestrichenen Flachses eine dünne Lage Salz komt. Man läßt es nun mit genug Wasser einige Stunden lang kochen. 2) Über diesen Vorbereitungsprozeß vergl. Kurrer in Dingler's polytechn. Journ. VIII. 1. S. 58 u. ff.

entschlichtet). Zweitens durch das Bäuchen oder Büken in einer Lauge, (s. Bäuchen). Nach dem ersten Büken muß das Zeug in fließendem Wasser, und durch Klopfen mit hölzernen Schlägeln, oder in einer Waschmaschine von allem noch darin befindlichen und beweglich gewordenen Farbstoffe gereinigt werden. Dann wird es abermals nur mit einer schwächern Lauge gebükt, und die das erstemal obengelegenen Stücke kommen jetzt unten zu liegen. Bei der 5ten oder 6ten Büke setzt man, um das Zeug recht weiß zu machen, der Lauge etwas braune Seife (auf 100 Pfd. Ware etwa 1 Pfd.) zu, und läßt das Zeug damit durchtreten [3]). Nach jeder Büke wird solches in Flußwasser sorgfältig wieder ausgewaschen [4]).

Jetzt komt es entweder auf die Luft- oder Sonnenbleiche, oder in die Wasser- und Ätzlaugendampfbleiche, oder auf die Schnellbleiche, um dessen Entfärbung zu vollenden.

a) Die Luft-, Rasen-, Wiesenbleiche, die älteste, aber immer noch die beste, wenn man die Gesundheit der Arbeiter und die längere Dauer der Ware berücksichtigt, kann trocken oder naß seyn. Bei der trocknen bleibt die Ware, zuvor in einer kalischen Flüssigkeit ausgekocht und durch Waschen und Walken von dem anhängenden Salze gereiniget, einzig der abwechselnden Witterung und der Natur überlassen, so daß nicht nur der atmosphärische Sauerstoff, sondern auch jener des Thaues und Regens mit Hilfe des Lichts und der Pflanzenausdünstung auf den Bleichprozeß einwirkt. Bei der wirksamern nassen Bleiche wird die gelaugte und abgekühlte Ware mit der noch anklebenden kalischen Flüssigkeit auf der Wiese, einem reinen, mit kurzem Grase bewachsenen Rasenplatz (Bleichplan), ausgebreitet, noch besser mittelst hölzerner Bleichnägel, so breit wie möglich, ausgespant, und, damit sie der Wind weniger heben könne, mit geschälten tännenen Stangen quer überlegt. Wie die Zeuge an der Luft trocken werden, besprengt man sie wieder mit reinem Regen- oder noch besser mit fließendem Wasser, und wendet sie, die halbe Bleichzeit im Jahre auf dem Bleichfelde gelegen, ganz um, damit sich beide Zeugflächen gleichförmig ausbleichen, besonders bei der Leinwand ꝛc. Garn wird zum Bleichen auf doppelten Stäben aufgehangen, so daß es auf dem einen hängt, den andern aber trägt. — In der Winterbleiche muß die Ware immer über dem Schnee liegen, weil sie unter demselben leicht auf dem Boden anfriert, und durch mehrmaliges Aufthauen und Wiedergefrieren an ihrer Dauerhaftigkeit leidet. — Um feine Zeuge blendend weiß zu machen, taucht man sie zuletzt, nach Franz Home, in sehr verdünnte Schwefelsäure, aus weißem engl. Vitriolöl (1) und lauwarmen Wasser (150), oder bringt sie in ein salzsaures Bad aus 3 eisenfreier Kochsalzsäure gegen 1 Schwefelsäure [5]), läßt sie eine Stunde darin liegen, windet sie stark aus, wäscht sie mit Wasser sorgfältig aus, legt sie dann noch einmal 6 Stunden lang in schwache, klare, farblose Büklauge, und wäscht sie wieder gut aus. Um etwanige gelbe Flecken daraus zu tilgen, taucht man die feine Ware in eine Mischung aus Weinsteinsäure (1) und warmen Wasser (150). Für grobe Zeuge und zum Reinigen der Ware nach dem Färben, oder der sogen. Buntbleiche (Schekkenbleiche) [6]), dient vor dem Auslegen auf die Bleichwiese ein Bad von Kleien-, Roggenmehl- oder noch besser Erbsenmehlwasser, das in saure Gährung gegangen ist, oder auch saure Milch, saure Molke, Buttermilch, worin die Ware 8 Tage lang liegt. Noch wirksamer ist das Lerchenschwammbad. Auch eignet sich für diese Zwecke das Kuhmist- und das Seifenwurzelbad [7]).

Das Einweiche-, Bäuch-, Auswasch- und Sprengwasser muß gleich weich und möglichst rein, wenigstens weder eisenhaltig, noch mit organischen oder gar schon faulenden Stoffen vermengt seyn.

Übrigens lassen sich durch die Sonnenbleichen auch alle Flecken von organischen Farben aus Linnen- und Baumwollenzeug nach und nach wegbringen, meist ohne Mitwirkung irgend eines andern Hilfsmittels.

An der Luft bleicht man ferner die durch das Ranzigwerden ihrer Fettheile gelb gewordenen todten Menschen- und Thierknochen, (s. Knochen), desgleichen das Papier, (s. Papier), Stroh, (s. Stroh), gelbes Wachs, (s. Wachs) ꝛc. Talglichte bleicht man am besten bei uns im December, Januar und im halben Februar durch Schnee und Kälte unter freiem Himmel. Man kann Gerüste an einer Galerie im Hofraume anbringen, oder auch freistehende hier aufstellen. Sobald die Lichte vollkommen ausgebleicht sind, werden sie in Kästen an einem kühlen, trocknen Orte aufbewahrt, (vgl. Lichterfabrikation).

b) Die Chaptal'sche Wasserdampf- oder Ätzlaugendampfbleichart, wo die Leinwand ꝛc. in massiv gebauten Kammern der Wirkung des verdichteten Wasser- oder Ätzlaugendampfs ausgesetzt wird, der sich aus Wasser ꝛc., zu 220° Fahr. erhitzt, entwickelt, ist eine sehr wirksame Bleichmethode [8]).

c) Zur Schnellbleiche hat:

1. Berthollet die Oxychlorinsäure (oxygenirte oder übersaure Salzsäure) zuerst empfohlen, ein Mittel, das gewissermaßen die Wirkungen der Luft, des Sonnenlichts und des Wassers in sich vereinigt, und, nachdem die Zeuge durch Einweichen, Büken ꝛc. vorbereitet worden, sie viel geschwinder weiß macht, als die Luftbleiche. Auch werden alle Theile eines Zeugs von der Säure gleichmäßig angegriffen. Es läßt sich damit im Winter bleichen, und man bedarf keiner großen Bleichplätze. Allein diese Schnellbleiche ist weit schwieriger, nicht nur, weil der Oxychlorinsäuredunst der Gesundheit schadet, und bei der Bereitung dieser Säure so leicht lebensgefährliche Explosionen entstehen, sondern auch weil ihre Anwendung geschicktere und geübtere Arbeiter, noch

3) Eine ausführliche Darstellung der verschiedenen kalischen Bleichlaugen gibt Kurrer in Dingler's polytechn. Journ. VIII. 1. S. 60 ꝛc. 3. S. 343. 346. 362 ꝛc. 4) Neue Reinigungs-, Auspreß- und Auswindemaschinen für Kattundruckereien und Bleichereien sind beschrieben und abgebildet bei Dingler a. a. O. III. 1. S. 6 u. s. w. Taf. XVII. 5) S. Kurrer a. a. O. VIII. 1. S. 74 u. s. w.

6) Derselbe Ebendas. VIII. 2. S. 169 ff. 7) Über alle diese Färbebäder s. Kurrer a. a. O. VIII. 1. S. 81 ff. 2. S. 173 ff. 3. S. 355 ff. 8) Vgl. Kurrer a. a. O. VIII. 2. S. 155.

mehre und künstlichere Geräthschaften, theils schon deshalb erfodert, um die Bleicher möglichst vor dem Dunste zu bewahren. Übrigens ist sie nur für feinere, besonders Baumwollenzeuge, vortheilhaft, und zwar erst dann, wenn diese durch die Luftbleiche auf einen gewissen Grad von Weiße gebracht sind. Dessen ungeachtet verlieren sie, wenigstens durch dergleichen Dunstbleichen, weniger durch das Bleichen mit Chlorinbittererde, Chlorinalaunerde rc. an ihrer Haltbarkeit.

Die Oxychlorinsäure läßt sich nämlich zum Weißbleichen entweder

aa) in liquider Form, (s. **Bleichflüssigkeit u. Bleichpulver**), oder

bb) in Dunstform anwenden. Zu dieser von Born bei uns zuerst eingeführten, und später durch Sieber wieder zur Sprache gebrachten Bleichart werden in einem mit hölzernen Zapfen dampfdicht zusammengefügten, und in seinen Fugen von innen und außen mit einem Kitt aus gleichviel Wachs und Colophonium überzogenen breternen Kasten von Würfelform, der an einer Seite eine Öfnung mit Schieber zum Ein- und Ausbringen der Ware hat, an hölzerne Stäbe und Zapfen, die zuvor mäßig genetzten und gelaugten Zeuge aufgehangen, die Fugen am Schieber mit Werg verstopft, und mit obigem Klebwerke gut verkittet. Durch 2 Öfnungen oben und unten im Dampfkasten wird aus 2 Retorten der oxychlorinsaure Dunst, der sich darin aus ganz trocknem Kochsalze (4), feinem Braunsteinpulver (2), und (3) starker weißer mit 6 Wasser verdünnten und wieder erkalteten Schwefelsäure durch langsame Destillation entwickelt, und unmittelbar und langsam, theils in den untern, theils in den obern Theil des Kastens geleitet, um die Zeuge von allen Seiten gleichmäßig zu bestreichen. Allein bei beiden Methoden, zumal bei der letzten, muß die Ware besonders von Kalk und von Thonerde wohl gereinigt seyn, damit sie nicht da, wo diese an ihr sitzen, von der Säure zerfressen werde. — Eine zweckmäßige Vorrichtung zum Bleichen mit gasförmiger Oxychlorine, welche durch Wasserdämpfe verbreitet wird, hat Sieber in Dingler's n. Journ. der Druck-, Färbe- und Bleichkunst. IV. mit Abbildungen bekant gemacht [9]). (*Th. Schreger.*)

Bleichen des Weisszeugs. Das Bleichen der baumwollen- und leinenen Wäsche wurde bisher von unsern Hausfrauen nach uralt herkömmlicher Weise betrieben, indem die Wäsche nach dem Waschen mit Seife und nachherigem Auswaschen in Wasser einen oder auch mehre Tage auf einen Wiesen- oder Gartenplatz ausgelegt und täglich zu wiederholten Malen mit hellem Wasser begossen wird. Schneller und schöner läßt sich die Wäsche bleichen, wenn dieselbe nach dem Reinigen mit der Seife mit dem anhängenden Seifenwasser auf den Grasboden ausgelegt, und nach Wegnahme von der Bleichwiese noch einmal in reinem Wasser ausgewaschen wird. Die Wäsche nimt dadurch ein helleres und glänzenderes Weiß an, als dieses nach dem alten Verfahren nicht so schnell erreicht werden kann. Die Ursache dieser Erscheinung gründet sich darauf: daß die von der Seifenauflösung penetrirte vegetabilische Faser in solcher Beschaffenheit die Eigenschaft erlangt, welche die Einwirkung (Absorbtion) des Sauerstoffs aus dem Dunstkreise, die Zersetzung des Wassers, so wie des Lichts beim Bleichen schneller begünstigt, wodurch die Unreinigkeiten und der Schweiß selbst bis in das Innerste der Faser radikal zerstört werden.

Wäsche von Kranken und Lazarethwäsche ohne Gefahr für den fernern Gebrauch herzustellen, werden wir an einem andern Ort angeben. In gut eingerichteten Bleichen, wo man sich der Chlorine und ihrer Verbindungen zum Bleichen der baumwollen- und leinenen Stoffe bedient, kann man sich mit Vortheil zur Herstellung eines glänzenden Weiß der Wäsche, jener Agentien mit

9) Vergl. üb. Säure- und Dampfbleiche: Berthollet i. Gren's Journ. d. Phys. I. S. 328. 482. VI. S. 722 u. s. w. Hausmann i. d. Ann. d. Ch. XI. S. 237 u. s. w. — Westrumb i. s. chem. Abhandl. IV. S. 393 ff. Dollfus i. Crell's Ann. d. Ch. 1789. I. S. 108 ff. — Elem. de l'art de la teinture etc. par *M. Berthollet*. Par. 1791. I. II., teutsch von Göttling. Jen. 1792. 8. — 2te Aufl. übers. von Cthlen, mit Anm. von Hermbstädt. Berl. 1806. 2 Bde. 8. — J. G. Tenner's Anl. vermitt. d. dephlogist. Salzsäure zu bleichen, mit Kupf. Leipz. 1793. 94. 1800. 8. — Descript. du blanchiss. des toiles et des fils par l'ac. mur. oxyg. à Par. 1795. 8. — Ruppe's u. Chaptal's Dampfbleichapparate s. i. N. Journ. f. Fabrik. 1809. I. S. 296 rc. Taf. II. Fig. 1. 2. 3. — Westrumb üb. d. Bleichen mit Säuren rc. Berl. u. Stett. 1819. 8. — Dingler's Chloringasentwicklungsapparat s. in Dess. polytechn. Journ. III. 4. Tab. XVII. Fig 1—3. — Über das Bleichen überhaupt vergl. Home Versuch im Bleichen. Leipz. 1777. 8. — Die Bleichkunst rc. von Pajot de Charmes a. d. Fr. v. A. N. Scherer. Bresl. 1800. 8. — Die Kunst, baumw. Gewebe mit Farben zu drucken rc. a. d. Fr. mit Zus. Lpz. 1802. 8. — Allgem. Grundf. der Bleichkunst rc. von S. F. Hermbstädt. Berl. 1804. 8. — J. F. Westrumb's Bemerk. u. Vorschr. f. Bleicher. Hannov. 1808. 8. — O'Reilly vollst. Bleichkunst, a. d. Fr. v. Eschenbach. Lpz. 1802. 8. — Dessen Bleichapparat s. in Voigt's Magaz. rc. III. 3. Taf. IV. F. 5. — Die böhmische Leinwandbleiche rc. von C. P. F. Erxleben. Wien 1812. 8. — Dingler's n. Journ. der Druck-, Färbe- und Bleichkunst. I. II. III. IV. — J. W. Hölterhoff's Werkstätte des Färbens, Druckens und Bleichens rc. Erf. 1818. 8. — S. F. Hermbstädt's Anl. z. d. Kunst zu färben, zu bleichen rc. Berl. 1820. 8. — Kurrer i. Dingler's polytechn. Journ. III. 2. S. 198 rc. 4. S. 394 rc. VIII. 1—4. — Cadet de Vaux hat neuerlich auch Versuche, Leinwand mit gekochten Kartoffeln, (deren Breies, statt Seife, die Oberpfälzer seit undenklichen Zeiten sich bedienen), zu waschen und zu bleichen angestellt. Die Leinwand wird in zwei Stunden gebleicht, die Küchenleinwand verliert ihren gewöhnlichen Geruch, so wie das Kinderwindelzeug seine gelbe Farbe. Das zu bleichende Linnen wird zuvor gewaschen, in eine Kufe mit vielem kaltem Wasser 24 Stunden lang gelegt und zuletzt ausgewunden. Hierauf komt es ½ Stunde lang in einen Kessel mit sied. Wasser, und wird dann leicht ausgewunden. Jetzt legt man, vorzüglich auf dessen schmuzigste Fettstellen, die wie gewöhnlich, doch nicht zu weich gekochten, und geschälten Kartoffeln, faltet dasselbe zusammen, benetzt es etwas mit heißem Wasser, und wäscht es in kaltem Wasser aus. Sollte es noch schmuzig seyn, so wiederholt man den Prozeß. Die mit Kartoffeln gebleichte Leinwand behält aber immer einige Steife wie gestärkte.

Das Bleichen mancher Küchengewächse, wie Endivien, Sellerie rc., um sie zart, süß, und frei von allem starkem, beißenden Geschmack zu haben, beruht lediglich auf der Sauerstoffanhäufung bei Abwesenheit oder Verminderung des Lichteinflusses. Indem man nämlich die Blätter, wie sie hervorschießen, aufbindet, schützt man sie vor dem Lichte. Unsere Kopfsalate, Kopfkohlarten rc. bedürfen dieser Aufbindung nicht, indem ihre vielen Außenblätter das Herz gegen das Licht sichern, und daher sehr grün erscheinen, während das Herz weiß bleibt.

vielem Wasser verschwächt bedienen. Die hiebei in Anwendung zu bringende Chlorine, das Chlorinkali, Chlorinnatron und der Chlorinkalk zerstören jede farbige Verunreinigung, in so fern dieser kein Eisenoxyd zum Grunde liegt. Wenn die weiße Wäsche nach dem Seifenbade von der Bleichwiese aufgehoben, oder auch nach der Seifenwäsche gleich in Wasser ausgewaschen wird, bringe man sie eine halbe Stunde lang in ein mit vielem Wasser verschwächtes Chlorin- oder Chlorinverbindungsbad, wasche sie nachmals am Fluß gut aus, und lege sie zur Wegschaffung des Chloringeruchs eben so lange in ein schwaches schwefelsaures Bad ein, um das Gelbwerden durch langes Aufbewahren im Wäschkasten zu verhindern. Aus dem schwefelsauern Bade wird die Ware am Bach oder einem Brunnen gut gewaschen, aufgehangen und abgetrocknet. Sie erscheint dadurch in ihrer höchst brillanten Weiße, welche durch kein anderes Verfahren schöner erreicht werden kann. Übrigens versteht es sich von selbst, daß die Wäsche nach dieser Methode gebleicht, weder metallene Drähte, noch Hefte und Schlingen enthalten darf, weil sonst Metallflecke entstehen würden. Zum Bläuen der Wäsche bediene man sich des vorgeschlagenen Indigpräzipitats. Die häufigen Klagen, daß in vielen Orten, namentlich in großen Städten, wegen Mangel geeigneten Wassers und anderer Zufälligkeiten, keine schöne weiße Wäsche erhalten werde, hebt sich durch das eben beschriebene Verfahren. So bedient man sich in Paris mit dem besten Erfolge beim Bleichen der Wäsche des sogenannten Eau de Javelle (Chlorinkali im Wasser gelöst), das durch den Handel von den dortigen Wäscherinnen bezogen wird.

Farbige gedruckte oder mit gefärbtem Garn eingewirkte Wäsche kann nicht mit Chlorine gebleicht werden. Hier findet das Verfahren Statt, die Ware bei solidem Farbenbestand auf die Bleichwiese auszulegen, in Wasser wohl auszuwaschen und abzutrocknen. Gedruckte baumwollene und leinene Sachen dürfen in der Regel nie mit Seife gewaschen werden, weil letztere theilweise zerlegt und das alkalische Salz der Seife die Farbe theils zersetzt, theils den Farbenton modificirt. Ein mäßig heißes Kleienbad qualificirt sich für das Waschen solcher Gegenstände unter allen Verhältnissen am förderlichsten. Eisen- und Tintenflecke lassen sich aus weißer Wäsche am schnellsten durch Kleesäure, Kleesalz, Weinsteinsäure, oder mit vielem Wasser verdünnte Schwefelsäure hinwegschaffen. Obst- und Grasflecke durch liquide schweflige Säure. Nachdem die befleckten Stellen durch jene Mittel ganz zerstört sind, wäscht man das Zeug sorgfältig in Wasser, damit die Säure durch Verdunstung des Wassers in verdichtetem Zustande die Pflanzenfaser nicht angreifen kann. Harzflecke werden durch Terpentinöl gelöst; fest eingesetzte Schmuzflecke auf beiden Seiten mit Seife eingerieben, und einige Tage unter Begießen mit Wasser auf die Bleichwiese ausgelegt, verschwinden nach und nach ganz. Fett- und Ölflecke mit weißer Thonerde (Pfeifenthon) als Teig eingerieben, abgetrocknet, nachher mit Seife ausgewaschen, verschwinden vollkommen, wenn die Operation einige Male wiederholt wird.

Bleichen der alten beschmuzten Bücher, Kupferstiche, Land-, See- und Situationskarten. In diesem Gebiete der Bleichkunst erwarb sich Chaptal zuerst ein bleibendes Verdienst. Vialard und Heudier waren die Ersten, die nach Chaptals Vorschrift mit einiger Abänderung im Verfahren selbst, interessante Resultate erhielten, und in einer wissenschaftlichen Abhandlung der Publicität übergaben. Auch O'Reilly und Pajot des Charmes erwarben sich in diesem Fache den Dank der Zeitgenossen. Fabroni, Oberintendant des großherzogl. Kabinets von Toskana, theilte dem Herrn Dunker dem jüngern ein scharfsinniges Verfahren mit, alte Druckschriften zu bleichen, welches in Nicholsons Journal Bd. 2. S. 265 abgedruckt ist.

Alle diese Vorschriften, alte gelb und fleckig gewordene Bücher, beräucherte Kupferstiche und Karten wieder aufzufrischen, und ihnen ein zweites Daseyn zu geben, wodurch die Spuren des Alters erlöschen, gehen im Allgemeinen dahin, die Farben und Schmuztheile durch Einwirkung der Chlorine zu zerstören. Chaptals Methode, mit der liquiden Chlorine verunreinigte Druckschriften zu bleichen, besteht darin, daß die Bücher in einzele Blätter auseinander gelegt werden. Man bringt sie in einen Kasten, in sehr kleine Schichten gelegt, so daß die Blätter glatt liegen, und nur durch kaum merkliche Zwischenräume von einander getrent sind. Den so vorgerichteten Bleichkasten stellt man in einen bleiernen Zuber, gießt die Chlorine an den Wänden desselben zu, damit die Blätter nicht in Unordnung gerathen. Nach Beendigung der Bleichoperation zieht man die Säure durch einen am Boden angebrachten Hahn ab, ersetzt die Flüssigkeit durch frisches Wasser, um das Papier abzuwaschen, und demselben den Chloringeruch zu benehmen, läßt es hernach trocknen und frisch zusammenheften. — Ein anderes durch O'Reilly gegebenes Verfahren besteht darin, daß man die Blätter senkrecht in den Zuber stellt. Diese Vorrichtung gewährt den Vortheil, daß die Blätter nicht so leicht zerreißen können. Hiezu bediene man sich eines hölzernen Rahmen von der Höhe der Blätter, welcher durch dünne hölzerne Scheiben zusammengehalten wird, und einen Zwischenraum von einer halben Linie zwischen sich lassen. In jeden Zwischenraum lege man zwei Blätter, und zwänge sie mit zwei kleinen hölzernen Keilen, die zwischen die Scheiben einstoßen und die Blätter zwischen die Scheibe pressen. Nach Beendigung der Bleiche werden die Rahmen mit den Blättern zusammen herausgenommen, in frisches Wasser getaucht, um die anhängende Chlorine und den Chloringeruch von dem Papier zu entfernen. Durch dieses Verfahren werden nicht nur die Bücher wieder hergestellt, sondern das Papier erhält einen Grad von Weiße, die es ursprünglich nicht gehabt hat. — Noch ein anderes Verfahren lehrt die Bücher, ohne daß die Blätter herausgenommen werden, zu bleichen. Es besteht darin: daß man zwischen jedes Blatt etwas dicken Bindfaden hindurchzieht, die Fäden insgesamt hinten, gegen den Rücken des Buchs zu anlegt, und sie von Zeit zu Zeit in der Chlorinflüssigkeit etwas weiter heraufzieht, bis sie endlich ganz aus dem Buche herauskommen, oder noch besser, man befestigt die Fäden zu beiden Seiten des Buchs an ein Stäbchen dicht aneinander, und zieht sie

so an demselben von Zeit zu Zeit etwas aufwärts. Durch beide Vorrichtungen wird bewirkt daß jede Stelle des Papier-Blatts von der Säure berührt wird. Nach der Chlorinpassage wird das gebleichte Papier durch Wasser gezogen, um die Säure und den Chlorinegeruch zu entfernen. Dieses Verfahren besitzt mancherlei Schwierigkeiten. Die Blätter fallen nach dem Herausziehen der Fäden zusammen, backen beim Herausnehmen aufeinander, ein Fall, der sich bei dem Auswaschen in Wasser wiederholt, wodurch die Blätter leicht zerreissen, und im Wasser nicht rein genug von der Chlorine ausgewaschen werden können, wovon leicht eine Zerstörung des Papiers die Folge seyn kann.

Das Bleichen der mit Öl- oder Firnißfarben bedruckten Papiere läßt sich eintheilen: a) in das Bleichen mit der liquiden Chlorine (Chlorine an Wasser gebunden; b) in das Bleichen mit der Chlorinkali-, Chlorinnatron- und Chlorinkalkauflösung; c) in das Bleichen vermittelst dunstförmiger Chlorine. Alle diese Mittel sind ihrer Wirkung nach einander analog; sie zerstören sämtlich nur den gelben Schimmer, so wie alle Farben und Schmutztheile, ohne auf die Druckfarbe ihrer ölig-firnißartigen Natur wegen einzuwirken. Bei vorhandenen Tinten- oder Eisenflecken bewirkt die mit vielem Wasser verschwächte Schwefelsäure einen guten Effekt, weil das Eisenoxyd darin aufgelöst wird, und die fleckigen Stellen verschwinden. Die Druckschriften, welche zuvor vermittelst Chlorine gebleicht und in Wasser gereinigt sind, kommen von da in ein schwefelsaures Bad, wodurch ihre Oberfläche so vollständig gebleicht erscheint, daß die Weiße und der Glanz selbst die neuesten Druckschriften (wenn die Masse zum Papier vorher nicht mit Chlorine gebleicht ist), weit hinter sich lassen. Mit Safte oder andern Farben colorirte Papiere, als Landcharten ꝛc. verlieren durch dieses Bleichen ihre Illumination; sie stellen sich im schwarzen Druck wieder her.

Da die Chlorine in dieser Branche der Bleichkunst das Agens ausmacht, vermittelst welches alle farbige und schmuzige Verunreinigungen zerstört werden, so besteht das Geschäft, Druckschriften aller Art vortheilhaft und ohne Schaden zu bleichen, vornehmlich in einer geeigneten Konstruktion des hiebei in Anwendung zu setzenden Bleichapparats. Die zweckmäßigste Vorrichtung ist daher die, wo das Papier am gleichförmigsten gebleicht wird, am wenigsten durch die Manipulation Schaden erleiden kann, und die möglich größte Masse von Papierbogen zusammen gebleicht werden können. Einzele Blätter, Kupferstiche und Karten lassen sich ohne Schwierigkeit selbst bei Mangel einer großen Vorrichtung leicht bleichen, wogegen voluminöse und kostspielige Werke einen zweckgemäßen Apparat voraussetzen. — Um solche Werke ohne allen Schaden in der dunstförmigen Chlorine zu bleichen, verfahre man also: „Einen hohen länglichen luftdichten Bleichkasten von Tannenholz versehe man inwendig auf beiden Kopfseiten mit 1½ Zoll weit hervorragenden Leisten, worauf Rahmen gelegt werden können. Die Leisten müssen nach oben gehend, so weit von einander stehen, als die Papierbogen oder Blätter einfach über einander geschlagen, die 2te, 3te, 4te u. s. f. Schicht des Einsatzes nicht berühren. Über die auf die Leisten zu bringenden Rahmen werden, der Länge nach laufend, gebleichte Bindfaden auf der einen Seite befestigt. Das andere Ende der Faden wird mit einem messingenen Stift versehen. Die Ausgänge der Fäden, an welchen die Stifte befestigt sind, werden, gleich einem Webeblatt, auf einer zur Seite stehenden Tafel sorgfältig ausgelegt, damit sie sich nicht unter einander verwirren. Nach solcher Vorrichtung ziehe man zur Beschickung dieses Apparats nun jedes einzele Papierblatt durch reines Wasser, schlage den ersten Faden über die Hand, auf die entgegengesetzte Seite des Rahmens, hänge das Blatt so auf, wie dieses auf den Trockenböden in den Papiermühlen zu geschehen pflegt, und garnire den Faden seiner ganzen Länge nach damit. Jetzt wird der Faden, straff angezogen, vermittelst des Stifts auf dem Rahmen befestigt. Nach dieser Art verfahre man mit sämtlichen Fäden, bis alle Papierbogen bei einem Zwischenraume von ein paar Linien eingehängt sind. Das Rahmenblatt gleicht in solcher Gestalt einem Webergeschirr. Nach der ersten Rahmeneinschichtung wird der 2te, 3te u. s. f. Rahmen vorgerichtet, und in die Leisten eingelegt. Ist der Kasten auf diese Art beschickt, so schließe man den Deckel vorsichtig, damit das auf den Fäden hängende befeuchtete Papier durch keine Bewegung weder verrückt werden noch sonst Schaden erleiden kann. Unplanirtes Papier, welches durch Wasser gezogen leicht zerreißbar erscheint, hänge man in den Apparat trocken ein. — Man schreite nun zur Entwickelung der Chlorine, leite das Chloringas vermittelst einer gläsernen oder bleiernen Röhre durch den Boden des Kastens so lange, bis die darin befindlichen ausgehängten Papierbogen vollkommen weiß erscheinen. Wenn der Kasten gut geschlossen wird, daß nicht zuviel Chloringas entweichen kann, so bedarf man sehr wenig Chlorine zum Bleichen.

Um das Einströmen der Chlorine in den Bleichkasten, wenn das Papier vollkommen gebleicht ist, abzuleiten, und keinem Verlust an Chloringas ausgesetzt zu seyn, bringe man an den Entwicklungsapparat eine Nebenröhre an, welche gleich dem Woulfschen Apparat das Gas in ein anderes Gefäß leitet, wenn die Röhre aus dem Kasten gezogen und zugestopft wird. — An dem Deckel und der einen Seite des Bleichkastens befinden sich eingekittete große helle Fenstergläser, um den Bleichgang beobachten und um wahrnehmen zu können, wenn das Papier im Kasten gebleicht erscheint. Nach Öfnung des Deckels, lasse man das vorhandene Gas ganz ausstreichen, hebe die Rahmen der Reihe nach in die Höhe, nehme das Papier ab, ziehe jeden einzelen Bogen durch Wasser, um das anhängende Gas abzuspülen, und trockne sie an einem ruhigen schattigen Orte ab [10]). (*Kurrer.*)

BLEICHFLÜSSIGKEIT, ein künstliches Bleichwasser, das 1) nach Tennant und Dalton, aus einer Auflösung des Chlorinkalks im Minimum (Kalkchlorats, s. unten Bleichpulver), in Wasser (8) besteht, wobei sich die Hälfte des Kalks wieder abscheidet, mit-

10) Man sehe übrigens die Art. Elfenbein, Federn, Knochen, Lumpen, Seide, Stroh, Wachs, Wolle.

hin die Flüssigkeit gleiche Mischungsgewichte, Chlorin und Kalk, oder 45,3 Kalk auf 54,7 Chlorin enthält. Mit der Zeit wird der Chlorinkalk darin zu salzsaur. Kalk unter Entwickelung von Sauerstoffgas. Dies Bleichwasser muß also zum Gebrauch immer frisch bereitet werden, und zwar aus eisenfreiem, frisch gebranntem, und nicht zu vielem Kalke (etwa auf 200 Pfd. Wasser 6 Pfd. fein gepulverten Kalks). Das damit zu bleichende Zeug behandelt man zuerst mit heißer Aschenlauge, spült es gut in Wasser aus, legt es nun in die ganz klare und mäßig erwärmte Bleichflüssigkeit, wäscht es, nach wenigen Minuten schön weiß gebleicht, noch einmal mit Seife, und spült es zuletzt in kaltem Wasser aus. — Dies Bleichwasser ist wohlfeiler, als das Javell'sche (s. weiter unten), und läßt sich auch zum ziemlich Weißbleichen stark gefärbter pharmaceutischer Seihtücher ꝛc. benutzen. Es bleicht schon für sich, doch nur unvollkommen, besser, wenn ihm Pottasche zugesetzt, und Werg, Flachs, graues Flachs- und Hanfgarn zuvor mit Aschenlauge gebäucht, und das Ganze gehörig erwärmt wird. — Indeß mindert das Alter in diesem flüssigen Chlorinkalk, wie in dem trocknen, die Menge des Chlorins so, daß das ganze Salz zu salzs. Kalk wird, die Beimischung an salzsaurem Kalke aber ist als Bleichmittel nicht nur unwirksam, sondern schadet zugleich der Festigkeit der Zeuge.

2) Die Berthollet'sche Bleichflüssigkeit ist reines, mit Chlorinsäure angeschwängertes Wasser. Um sie im Großen zu bereiten, destillirt man die gasförmige Säure in einer Retorte mit Vorlage aus ganz trocknem Kochsalze (8), feinem Braunsteinpulver (3), und engl. weißen Vitriolöl (5), das schon lange zuvor mit 2 Wassers verdünt und wieder erkaltet wird. Der Destillationsapparat [11]) muß eine Woulfische Mittelflasche mit gläsernen Hähnen haben, um die etwa sich entbindende gemeine Salzsäure einzuschlucken. Die aus dieser kommende ∽ förmige Röhre führt den Dunst in ein hinlänglich großes hölzernes Mischungsgefäß, welches gegen 1 Kochsalz 60—120 Wasser faßt, und in seinem innern Raume 2 kleinere Fässer hat, die ihre offene Seite nach unten kehren, und zum Auffangen des Gases dienen, welches sich nicht mit dem Wasser mischt. Innerhalb dieser Recipienten läuft ein Rührzeug mit 4 Flügeln, dessen Achse über den obern Boden des äußern Fasses durch eine Kurbel sich drehen läßt, um das Wasser in Bewegung zu halten, damit es das Gas leichter in sich aufnehme. — Die Gasmaterialien müssen rein genug seyn, damit sich nicht etwa eine Chlorinverbindung in der Mittelflasche als Sublimat ansetze. Auch muß die Destillation selbst äußerst langsam geschehen. — Am besten wendet man die Säure sogleich zum Bleichen an; muß man einige aufbewahren, so darf sie nicht in hölzernen Gefäßen stehen bleiben, weil sie dadurch geschwächt wird, sondern muß in steingutene, oder gläserne gegossen werden, die vor dem Lichte geschützt sind. — Übrigens wirkt dies Bleichwasser zerstörender sowol auf die Gesundheit der Bleicher, als auch auf die zu bleichenden Zeuge.

11) S. Tenner a. a. O. S. 44. Taf. II. Fig. 8. 9. u. m. dergl. i. meiner Beschr. der chem. Geräthsch. II. S. 119. 20 ꝛc.

3) Das Javell'sche Bleichwasser wird aus einer Auflösung von Ätz- oder Mildkali und Chlorinsäure (Chlorinkali) bereitet. Man läßt nämlich den Dunst von dieser so lange in die vorgeschlagene Kalilauge übergehen, bis der Geruch der Säure hervorsticht, und ein in die Lauge getauchtes, hinlänglich ausgebüktes Linnenstreifchen weiß wird, wie es jene nur berührt. — Hier läßt sich zwar mehr Säure in die gleiche Quantität Wassers bringen, weil sie an das Kali gehalten wird, weshalb die Lauge auch bei gleichem Säuregehalt weit schwächer riecht, und der Gesundheit weniger nachtheilig ist. Allein sie bleicht auch lange nicht so gut, und fast nur Baumwollenwaren aus, weil dabei eigentlich nur die überschüssige Chlorinsäure wirkt. Westrumb räth deshalb, die Zeuge, nachdem sie eine Stunde lang in solchem Bleichwasser gelegen haben, und ausgedruckt sind, in mit 100 Wasser verdünnte Schwefelsäure zu tauchen, damit die das Kali sättigende Salzsäure frei, und auch diese mit benutzt werden kann. Die reinen chlorinsauren Kalien bleichen übrigens nicht; aber bei ihrer Bereitung bildet sich eine Verbindung von einer noch nicht hinlänglich bekannten oxygenirten Salzsäure, die, an Kali gebunden, die Eigenschaft zu bleichen in sehr hohem Grade besitzt.

4) Wilson's Bleichflüssigkeit ist eine wäßrige Auflösung der Chlorin-Alaunerde (s. Bleichpulver), welches Salz wegen der sehr schwachen Anziehung der Alaunerde zur Chlorinsäure ausgezeichnet gut bleicht. Die koncentrirte, in Flaschen gesammelte flüssige Chlorin-Alaunerde zerstört den Farbestoff des türkischen Roth sehr schnell, ohne schädliche Ausdünstungen zu verbreiten, und weit schneller, als die stärkste Lösung des reinen Chloringases in Wasser, ohne die Fasern des Zeuges, Papierguts ꝛc. mürbe zu machen. Zum gewöhnlichen Bleichgebrauch kann sie noch mit Wasser verdünt, oder das Auswaschwasser bei der Reinigung des Salzes vom niedergefallenen Gyps als schwaches Bleichwasser benutzt werden. — Wandte man hingegen das sehr koncentrirte an, so taugt dasselbe, nachdem es schon zum Bleichen gedient, und durch Pressen von den Zeugen wieder getrent worden ist, nochmals zum Bleichen. Gebraucht man es zum Bleichen solcher Stoffe, welche nachgehends gefärbt werden sollen, so leistet es schon dadurch gute Dienste, daß es der Zeugfaser Alaunerde zuführt, welche beim Färben die Pigmente inniger an die Faser haften macht; dasselbe dürfte auch der Fall seyn beim Färben des Papierguts vor der Formung.

5) Ramsay's Bleichwasser wird erhalten, wenn man so lange Chloringas in Wasser leitet, worin Bittererde vertheilt worden, bis dasselbe den Geruch des freien Chlorin annimt. Es ist nach R. Davy und Duffy zum Bleichen vorzüglicher, als das Bleichwasser aus Chlorinkali und aus Chlorinkalk, weil es, wenn gleich langsamer wirkend auf die Zeuge, als letzterer, diese weniger angreift. Nach beendeter Bleichung bleibt darin salz. Bittererde zurück, welche nicht so nachtheilig auf die Festigkeit der Zeuge wirkt, als salzs. Kalk. Es lassen sich auch mit der nöthigen Vorsicht gedruckte Kattune damit bleichen. — Da die Chlorinsäure den Indigo entfärbt, und, wenn sie stark, ihn gelb, wenn sie schwä-

chet ist, ihn grün macht, so hat man an demselben einen Maßstab, die Stärke dieser Bleichwasser zu prüfen (s. Berthollimeter). Auch bleibt der schwefelsaure Indigo das beste Bestimmungsmittel der Auflösung des Chlorinkalks [12]). — Außer zum Schnellbleichen des Flachs-, Hanf- und Hopfengarns, des Wergs, der linnenen und baumwollenen Waren, gefärbter und gedruckter, des Papierstoffs ꝛc., taugen alle diese Bleichflüssigkeiten zum Fleckenaustilgen (mit Ausschluß der Eisenflecken) im Weißzeuge ꝛc., da sie jede organ. Farbe zerstören. Auch läßt sich damit der Brantwein entfuseln, und, nach Colier, Fettöl bleichen und entfärben. Desgleichen dienen sie zur Oxydation verschiedener Metalle, z. B. des Quecksilbers, Zinks ꝛc., das Kalkchlorat besonders zur Felderdüngung oder vielmehr zur Beschleunigung der Wirkungen des Düngers. Bei Bleichung der Badeschwämme zu sogen. Toilettenschwämmen muß man sich hüten, sie zu lange in einem solchen Bleichwasser liegen zu lassen, weil sie sonst an ihrer Elasticität verlieren, und mehr oder weniger zu einer schleimig-gallertartigen Masse zusammensinken. Vielleicht würde die Behandlung mit schwacher Pottaschelauge und oxychlorsaurem Kalke noch schneller zum Ziele führen, wenn nicht der entstehende salzsaure Kalk auf die Schwammsubstanz nachtheilig einwirkt, man müßte sich denn statt des Kalkchlorats der chlorins. Alaun- oder Bittererde bedienen. — Bei dem Bleichen des bedruckten und beschriebenen Papiers (Druck-Makulatur ꝛc.) damit, dürfte es nothwendig seyn, die Einwirkung der Ätzkalilauge, als Erweichungs- und Auflösungsmittels des Druckerfirnisses, vorangehen zu lassen [13]). Blos mit Ätzlauge behandelte Makulatur liefert nur graues Papier. — Zum Schnellbleichen des Wachses siedet man es 2 Stunden lang in mit 4 Theilen Wasser verdünnter Salzsäure, wozu eine angemessene Menge Braunstein komt.

6) Westrumb's Bleichflüssigkeit ist sehr verdünnte Schwefelsäure, die, nach der Stärke der zu bleichenden Faden, aus 100 Regenwasser und 1—2 Säure besteht, und nach mehrmaligem Büken in Lauge 18—24 Stunden auf die Bleichware wirken muß. — Der Vortheil dieses abwechselnden Bleichens mit Kali und Säure gründet sich darauf, daß die Farbstoffe, welche dadurch weggenommen werden sollen, theils saurer, theils basischer Natur sind. Da jedoch auch die verdünnte Schwefelsäure auf zarte Gewebe leicht zerstörend wirkt, ja noch nachtheiliger, als Chlorinsäure, so dürfte der Gebrauch der Pflanzensäure, oder auch der sauren Milch ꝛc. immer vorzüglicher seyn in den Fällen, wo durchaus noch Säuren anzuwenden sind. — Die schweflige Säure dient zum Bleichen animalischer Stoffe.

7) Thenard's Bleichflüssigkeit ist eine Composition aus Sauer- und Wasserstoff, oder ein Deutoxyd von Wasserstoff (oxygenirtes Wasser, liquider Sauerstoff), welches zweimal so viel Sauerstoff enthält, als das Wasser, und von demselben ziemlich sich befreien läßt, durch freiwillige Verdunstung in einem ausgepumpten Recipienten, welcher Schwefelsäure enthält. Dieses Bleichwasser färbt ebenfalls alle vegetabil. Körper weiß, und wird, wenn man es erst im Großen wohlfeil bereiten gelernt hat, zur Vervollkommnung der Bleichkunst nicht wenig beitragen. Außerdem dient dasselbe zur Wiederherstellung von Zeichnungen und Gemälden, deren Weiß schwarze Flecken bekommen hat ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Bleichpulver (Bleichsalze): 1) das englische von Tennant und Knox ist sogenannter Chlorinkalk im Minimum (oxygenirter salzsaurer Kalk), zu dessen Bereitung man Chloringas durch frisch gebrannten Kalk leitet, den man mit soviel Wasser zum Zerfallen gebracht hat, daß er etwas feucht bleibt, oder der mit 3 Mischungsgew. Wasser verbunden ist, wobei, nach Dalton, soviel Chlorin absorbirt wird, daß sich eine Verbindung aus 1 MG. Chlorin mit 2 Kalk und 6 Wasser bildet, die folglich in 100 Theilen 38,4 Kalk, 23,2 Chlorin und 38,4 Wasser enthält. Nach Thomson besteht dies Bleichpulver, stark genug, aus 5 Procent freien Kalkhydrats und mehr als der Hälfte seines Gewichts Kalkchlorat. So stark darf man es aber nicht in großen Quantitäten machen [1]). Dies Pulver in 8 Wasser aufgelöst, stellt die obige Tennant'sche Bleichflüssigkeit dar. Schon die Lösung im Wasser, noch mehr aber die Erwärmung, verändert dieses Salz wesentlich. Starkes Sonnenlicht und schon gewöhnliches Tageslicht zersetzen es ebenfalls; darum bereite und verwahre man es in dunkeln Flaschen, zugleich hüte man sich, die wäßrige Lösung desselben durch Verdunstung mittelst Erhitzung einzuengen. — Läßt man die wäßrige Lösung dieses Bleichsalzes abermals mit Chloringas in Berührung treten, so wird noch ebensoviel dieses Gases absorbirt, und eine Flüssigkeit gewonnen, jener gleich, die Döbereiner [2]) unmittelbar aus Kalkmilch und Chloringas darstellte. (Vergl. oben Bleichflüssigkeit Nr. 1.). Übrigens kann das Salz für sich, oder noch besser mit gestoßenem übersauren schwefelsauren Kali gemengt, nach v. Stahl u. Andern, bequemer und sicherer zur Zimmerluftreinigung, und zu den sogenannten Präservativflaschen gegen Ansteckung von Krankheiten dienen, da sich daraus ein ganz reines Chloringas langsam und dauernd entbindet, von dem das Athmen nicht eben belästigt wird. Ein wenig an das Gemenge gerührtes heißes Wasser beschleunigt die Gas-Entwickelung. — Auch ließe sich dies Kalksalz mit gleichviel essigsaurem Kalk zu Essigräucherungen, und ein Gemenge aus 3 Theilen desselben und 2 gereinigten Salpeterpulvers zu salpeters. Räucherungen verwenden;

2) lehrte Higgins den geschwefelten Kalk, statt des Kali und Natron, beim Bleichen vegetabilischer Gewebe benutzen [3]).

3) Wilson's Bleichsalz besteht aus Chlorin-Alaunerde, und wird so bereitet: man schüttet in eine Lösung von sogen. Chlorinkalk in Wasser, welche 1,060 spec. schwer ist, so lange von einer wäßrigen Lösung des Alauns von 1, 100 spec. Gewicht, als noch etwas fällt. Beim Zusatze der Alaunlösung bemerkt man einen schwachen Geruch nach Chloringas, und es fällt Gyps weißpulverig

12) Vgl. Dingler's polytechn. Journ. ꝛc. IV. 4. S. 477 ꝛc.
13) S. Klaproth's Erfind., aus gedrucktem Papier wieder neues zu machen ꝛc. Gött. 1779. 8. Vgl. Kurrer bei Dingler VIII. 4. S. 501.

1) Vgl. Andr. Ure in Dingler's polyt. Journ. VIII. 4. S. 451 ꝛc. 2) Bei Schweigger a. a. O. IX. S. 21.
3) S. Kurrer a. a. O. VIII. 2. S. 166 ꝛc.

nieder. Nachdem sich dieser ganz abgesetzt, gießt man die klare, die Chlorinalaunerde gelöst enthaltende Flüssigkeit in reine Glasflaschen ab, welche mit Glasstöpseln verschlossen im Dunkeln aufbewahrt werden. Der niedergefallene Gyps wird ausgewaschen, und das Aussüßwasser läßt sich auch noch als schwaches Bleichwasser benutzen (s. oben Bleichflüssigkeit Nr. 4.).

4) Ramsay's Bleichsalz ist chlorinsaure Bitter- oder Talkerde (s. Bleichflüssigkeit und Chlorinsäure Nr. 5.), welche die Zeuge weniger angreift, als Chlorinkalk ꝛc., und auch zum Bleichen gedruckter Kattune anwendbar ist, weil es selbst die rothen und gelben Farbenbeizen darin unverändert läßt.

5) Chlorinkali und Chlorinnatron (s. Chlorinsäure), eignen sich theils wegen ihrer zerstörenden Wirkung auf die Zeuge, theils der starken Anziehung wegen, welche ihre Bestandtheile vereint, am wenigsten zu guten Bleichsalzen. Denn alle Chlorinverbindungen entfärben mehr oder weniger in Verhältniß der Schwäche oder Stärke der gegenseitigen chemischen Affinität ihrer Bestandtheile. Die mit vielem Wasser geschwächte Chlorinkali- und Chlorinnatronauflösung gibt indeß eine Bleichflüssigkeit, welche zum Bleichen bunter Ware (zur Bunt- oder Scheckenbleiche) taugt [4]). (*Th. Schreger.*)

Bleichsäure, s. Salzsäure.

Bleichsalze, s. Bleichpulver.

BLEICHERODA, Stadt im preußischen Reg. Bez. Erfurt, Kr. Nordhausen, am Fuß des Bockinbergs, 39½ M. von Berlin, zwischen der Bode und Wipper, mit 301 Häus., 1941 Einw., 4 Thoren, Pfarrkirche, Superintendentur, gutem Feldbau, Wollenweberei (1802 auf 139 Stühlen für 71,328 Thlr. Waren), Gerberei, Ölmühlen, und beträchtlichem Handel mit grober Leinwand, die hier gebleicht und zubereitet wird. In der Nähe ist die bekannte Knochenquelle. (*Stein.*)

BLEICHSUCHT, Chlorosis (von χλωρος grünlich und gelblich), Icterus albus, eine langwierige und fieberlose Krankheit des weiblichen Geschlechts, bei der die Oberfläche des Körpers ungewöhnlich bleich ist. Es gibt zwei Gattungen derselben, die ursprüngliche (idiopathische), die eine Entwickelungskrankheit ist, und gegen die Zeit des ersten Erscheinens des Monatsflusses ausbricht, doch öfters dann bis in die spätern Jahre der Geschlechtsreife fortdauert; und die mitgetheilte, nachfolgende (konsensuelle), die in jedem Alter, ja selbst bei beiden Geschlechtern, durch diejenigen Ursachen, welche die Oberfläche des Körpers bleich machen, entstehen kann, doch vorzugsweise bei Weibern den Namen der Bleichsucht bekömt.

Die ursprüngliche besteht in einem Misverhältnisse zwischen der Selbsterhaltung und dem Erwachen der Geschlechtsthätigkeit, das von doppelter Art ist. Diese wird nämlich entweder zu frühe geweckt, ehe sie ohne Nachtheile für jene gehörig bestritten werden kann; oder sie tritt zur Zeit, in der sie nach Maßgabe der übrigen Ausbildung des Körpers zum Vorschein kommen sollte, nicht gehörig ein, woran bald eine Unvollkommenheit der Entwickelung überhaupt, die oft von Fehlern wichtiger innerer Werkzeuge abhängt, bald aber eine besondere der Geschlechtstheile Schuld ist, die sowol in Bildungsfehlern derselben, als auch in unzureichender Erregung dieser Theile ihren Grund hat.

Das Gemeinschaftliche dieser Arten von Bleichsucht ist eine Abweichung in der Bereitung des Blutes, durch welche die schleimigen und wäßrigen Bestandtheile desselben über den Cruor, und mithin über seinen färbenden Bestandtheil die Oberhand gewinnen, so daß dadurch das Blut dann selber eine mehr weißliche Farbe bekomt. Hiemit ist eine Abnahme des allgemeinen Lebensturgors, und der Aufrichtung des Haut-Gefäßnetzes nothwendig verbunden. Durch diese Umstände bekömt die Oberfläche des Körpers eines solchen Frauenzimmers, ihre Lippen, ihr Zahnfleisch, und das Innere der Mundhöhle die bleiche Farbe, von der die Krankheit ihren Namen hat, und ihre Augen sind von einem dunkleren braunen oder blauen Kreis umgeben. Mit dieser Eigenthümlichkeit der ganzen Gattung sind bei allen dazu gehörigen Arten ein kleiner, bald schneller, bald träger Puls, Herzklopfen, ein eigenthümlicher klopfender Kopfschmerz, Schlaffheit und Aufgedunsenheit des Gesichts, und bisweilen des ganzen Körpers, ein Gefühl von Schwäche und daher entstehende Trägheit, ungleiche Wärme des Körpers, und zwar am Morgen mehr Kälte, und gegen Abend, und gegen die Nacht größere Hitze, ungleichmäßige Geistes- und Gemüthsstimmung, große Neigung zum Schlaf, und Unregelmäßigkeit in den Verrichtungen des Magens und Darmkanals, so wie in allen Ab- und Aussonderungen verbunden.

Bei der Bleichsucht vom zu frühen Erwachen der Geschlechtsthätigkeit, das sich durch die Vorboten des Monatsflusses und durch diesen selber ankündigt, komt es nicht sowol auf das Alter an, als auf den Grad der Ausbildung, den der junge weibliche Körper schon erlangt hatte. Obgleich also das Alter, in dem die Vorboten des Monatsflusses und dieser selbst einzutreten pflegen, nach Volksthümlichkeit und Himmelsstrich, ererbter Anlage, Erziehung, Lebensart und damit verbundenen besonderen Einflüssen, sowie nach der Leibesbeschaffenheit überhaupt sehr verschieden ist, so kann man doch im Allgemeinen mit Gewißheit annehmen, daß dieser Eintritt, wann und wo er auch erfolgen mag, sich zu früh ereignet, wenn die erfoderliche vorbereitende Ausbildung des ganzen Körpers noch nicht vollendet ist, und diese sowol, da sie sonst in dieser Zeit gleichsam den letzten Schwung nimt, als auch die Selbsterhaltung darunter leiden. Die besonderen Ursachen hievon sind, außer den allgemeinen mehr vorbereitenden, die bereits angege-

4) Vgl. Döbereiner in Schweiggers Journ. ꝛc. III. 4. S. 373. — Dalton Ebendas. X. 4. S. 445, u. in Dingler's n. Journ. f. d. Druck-, Färbe- und Bleichkunde. I. 3. S. 291. — Döbereiner bei Schweigger IX. 1. S. 12. u. bei Dingler a. a. O. S. 307 ꝛc. — Thomson bei Dingler a. a. O. S. 321. — Dingler Ebend. II. 1. S. 29. III. 2. S. 209. III. 3. S. 476. IV. 4. S. 413. — Derselbe in s. Magaz. f. d. Druck-, Färbe- u. Bleichkunst. III. 1. — Kurrer u. Dingler in Bankroft's neuem engl. Färbebuch II. S. 474 ꝛc. — Trommsdorff's Journ. d. Pharm. III. 2. S. 105. — Kastner's deutsch. Gewerbsfreund. III. S. 86 ꝛc. 127 ꝛc. 208. — Dinglers polyt. Journ. III. S. 408. IV. S. 477 ꝛc. — Kurrer bei Dingler VIII. 1. S. 51 ꝛc. 2. S. 178 ꝛc. 3. S. 355 ꝛc., und hier die übrige Literatur üb. das Bleichen der Baumwollen- und Linnenstoffe, nebst einer tabellarischen Übersicht der Bleichtheorie; VIII. 4. S. 485 ꝛc.

ben wurden, Verweichlichung überhaupt, sitzende Lebensart, Aufregungen des Nerven- und Gefäß-Systems, durch erhitzende Speisen und Getränke, Tanz, Nachtwachen u. s. w., und Geschlechtsreize, sowol geistige als körperliche. Die bezeichnenden Merkmale für diese Art von Bleichsucht sind neben den allgemeinen, Schleimfluß aus den Geschlechtstheilen, der anfangs periodisch statt des Monatsflusses, oder bei besonderer Gelegenheit, als nach Erkältung, nach Beschäftigung mit üppigen Vorstellungen, Berührung der Geschlechtstheile u. s. w. wiederkehrt, hernach aber fast nicht aufhört; der Monatsfluß selber, der aber, hinsichtlich sowol der Zeit seiner Dauer und Wiederkehr, als auch der Menge des ausfließenden Blutes, sehr ungleich und überall unregelmäßig ist; reger Geschlechtstrieb, und deshalb öfters unwiderstehlicher Drang zur Selbstbefleckung; rasende Geilheit, nicht selten mit Albernheit verbunden; Krämpfe, meistens hysterischer Art, doch auch Veitstanz, Starr- und Fallsucht, Somnambulism; und zuweilen eine Neigung zu gewaltsamen und gefährlichen Handlungen, als zum Feueranlegen, ohne alle eigentliche Veranlassung, bald mit, bald ohne andere Zeichen geistiger Verstimmung. Man muß sich indessen hüten, diese Krankheit mit dem Blaßwerden gesunder junger Mädchen bei dem ersten ordentlichen und nicht zu frühen Ausbruche des Monatlichen zu verwechseln, bei dem auch wol öfters manche krankhafte hier angegebene Empfindungen und Äußerungen, besonders nervöser, und selbst geistiger Art, zugegen zu seyn pflegen. Dies Übelbefinden scheint durch die Umstimmung, die der Körper beim Erwachen der Geschlechtsthätigkeit erleidet, hauptsächlich von den Nerven aus bewirkt zu werden, und ist nicht allein gewöhnlich nur auf die Zeit des Eintritts des Monatsflusses beschränkt, sondern verschwindet auch von selber, wenn dieser sich erst gehörig geordnet hat.

Die Vorhersage ist im Allgemeinen nicht günstig, indem diese Krankheit häufig in Abmagerung, Entartung der Geschlechtstheile, Zerstörung wichtiger innerer Organe, Zehrfieber, Wassersucht und endlich in den Tod übergeht; jedoch kömt es hier auf den Grad der Ausbildung an, den der Körper beim Ausbruche der Krankheit bereits erreicht hatte, auf die Leibes- und übrige Gesundheitsbeschaffenheit der Kranken, auf ihre Lage und Lebensverhältnisse, auf ihre eignen Einsichten, guten Willen und moralische Stärke, und hauptsächlich auf den Zeitraum der Krankheit, in dem sich die Kranke befindet. Je weiter die Kranke schon in dem Alter und in der Ausbildung vorgeschritten ist, je kräftiger und gesünder sie sonst ist, je mehr der Arzt alles in seiner Gewalt hat, was er zu ihrer Herstellung anzuordnen nöthig findet, und je strenger die Kranke dem Arzte Folge leistet, besonders aber alle Aufregungen des Geschlechtstriebes vermeidet, desto größer ist die Hoffnung der Genesung, und so umgekehrt. So lange sich der Monatsfluß noch nicht eingestellt hat, und der Geschlechtstrieb nicht sehr rege ist, hat die Heilung keine große Schwierigkeit; ist aber im Gegentheil der Monatsfluß zwischenher sehr stark, dauert der Schleimfluß vor und nach demselben unausgesetzt fort, ist der Geschlechtstrieb zum unwiderstehlichen Drange zur Selbstschändung, ja zur rasenden Geilheit ausgeartet, und ist damit eine gewisse Albernheit verbunden, so ist kaum einige Hofnung. Krämpfe und selbst geistige Verstimmung sind an sich keine sehr gefährliche Zufälle, dagegen sind aber alle Zufälle höchst gefährlich, die ein organisches Leiden innerer wichtiger Eingeweide andeuten.

Die Behandlung ist theils vorbeugend, theils heilend. Die Vorbauungskur erfodert, das junge Mädchen so lange als möglich als Kind zu behandeln, es geistig und körperlich gehörig zu beschäftigen, hinsichtlich seiner Kleidung und Nahrung es einfach und weder zu kühl noch zu warm zu halten, es nicht zu lange, nicht in einem sehr weichen Bette, und nicht in Gesellschaft mit andern Kindern schlafen zu lassen, und Alles von ihm zu entfernen, was es erhitzen und seine Einbildungskraft aufregen, und mit Bildern sinnlicher Liebe erfüllen könnte. Sollte es an Krankheiten leiden, die einen nachtheiligen Reiz auf die Geschlechtstheile zu machen im Stande wären, als an Würmern, Schleimfluß aus den Geschlechtstheilen, Ausschlägen an denselben, besonders an dem Kitzler u. s. w., so müssen diese sorgfältig behandelt, und dabei besonders für Reinigung der Geschlechtstheile und des Afters gesorgt, und jede andere Berührung derselben verhütet werden. Bemerkt man Spuren des erwachenden Geschlechtstriebes, so muß das junge Mädchen darüber sowol, als auch über die etwa eintretenden Vorboten des Monatsflusses belehrt, und ihm müssen die Gefahren der Selbstbefleckung angezeigt werden. Der periodisch eintretende Blut- oder Schleimfluß darf zwar nicht unterdrückt werden, doch darf auch ja nichts geschehen, um ihn zu befördern. Ein ruhiges Verhalten und die Abwendung aller schädlichen Einflüsse ist hier hinreichend. Gemeiniglich verschwinden bei einem solchen Verfahren die Vorboten des Monatsflusses, und dieser, wenn er schon eingetreten war, kehrt auf längere Zeit nicht zurück, und damit verschwinden dann allmälig alle krankhafte Zufälle, die Bleichsucht kömt nicht zum Ausbruche, und das junge Mädchen gewint mit dem Gefühle des Wohlseyns seine gesunde und lebhafte Farbe wieder.

Die heilende Behandlung ist in ihrem Erfolge minder zuverlässig, als die vorbeugende. Es kann dabei nicht die Absicht seyn, den erwachten Geschlechtstrieb, und den ihn ankündigenden Monatsfluß gewaltsam wieder zu unterdrücken, sondern nur alle noch fortwirkende Schädlichkeiten zu entfernen, die bereits entstandenen krankhaften Abweichungen zu beseitigen, die Selbsterhaltung und damit die regelmäßige Entwickelung wieder herzustellen und zu sichern, und endlich einzele gefährliche und dringende Zufälle zu beseitigen.

Die zweite Art der ursprünglichen Bleichsucht hat in gewissen, bald in der Sphäre der Selbsterhaltung, bald des Geschlechtlichen, und bald in beiden liegenden Fehlern ihren Grund, wodurch die Geschlechtsthätigkeit gehindert wird, zur Zeit, in der sie nach dem Alter, der Leibesbeschaffenheit, und der übrigen Ausbildung erfolgen sollte, vollständig einzutreten. Jedesmal kommen indeß gewisse Merkmale zum Vorschein, die ein Streben nach Geschlechtswirksamkeit ankündigen, die aber mit der Selbsterhaltung sowol, als auch mit ihrem Zwecke, und sogar unter sich in einem Misverhältnisse stehen, von welchem die Krankheit eben ihre Eigenthümlichkeit erhält.

Ein sehr spätes Erwachen der Geschlechtsthätigkeit überhaupt kann dagegen ohne alle krankhafte Erscheinungen, und ohne daß die Bleichsucht daraus entstände, Statt finden.

Die Ursachen sind theils vorbereitende, theils gelegentliche. Die ersten liegen in einer krankhaft verzögerten und fehlerhaften Ausbildung überhaupt, wobei auch die Selbsterhaltung beeinträchtigt ist. Das große Krankheitsgeschlecht, das wir mit dem Namen der Skrofeln zu bezeichnen gewohnt sind, zeigt sich, wenn früher nicht die innere Anlage dazu beseitigt wurde, beim Erwachen der Geschlechtsthätigkeit häufig als Bleichsucht. Bildungsfehler wichtiger Eingeweide, besonders aber der Lungen, des Herzens und der großen Gefäße, seltener aber der Bauch-Eingeweide geben die Anlage zur Bleichsucht. Ebenso unvollkommene Bildung der Geschlechtstheile, und nicht weniger ein Misverhältniß zwischen der Thätigkeit der Gefäße und der Nerven, und der Faden- und Knoten-Nerven dieser Theile unter sich. Schlechte Ernährung, sitzende Lebensart in einer kalten feuchten verdorbenen Luft, Säfte-Verlust durch Blutentziehung, Durchfälle u. s. w. machen ebenfalls dazu geneigt. Diese vorbereitenden Ursachen äußern aber ihren Einfluß zur Hervorbringung der Bleichsucht überhaupt erst beim Erwachen der Geschlechtsthätigkeit, und besonders wenn diese zu einer verhältnißmäßig zu starken, unordentlichen und verkehrten Wirksamkeit aufgeregt wird. Alle dergleichen Eindrücke daher, die eine solche Aufregung bewirken, können als Gelegenheits-Ursachen angesehen werden. Seltener liegt das Übel darin, daß der körperlichen Ausbildung zur Zeit der Geschlechtsreife nur die gehörige Richtung auf die Geschlechts-Verrichtungen fehlt, wodurch die Fälle von Bleichsucht bewirkt werden, in denen Aufregung und Befriedigung des Geschlechtstriebes heilsam sind.

Die besonderen Merkmale dieser Art der Bleichsucht sind außer den allgemeinen: später und unordentlicher, oder gänzlich unterbleibender Eintritt des Monatsflusses; Unregelmäßigkeit desselben hinsichtlich seiner Rückkehr, Stärke und Dauer; Ausfließen desselben aus andern, dafür nicht geeigneten Theilen; Schleimfluß aus den Geschlechtstheilen; unordentlicher Geschlechtstrieb, der bald ganz fehlt, bald übermäßig ist, und österes mit einer Männerscheu verbunden ist, dagegen dann aber auf unnatürlichen Wegen Befriedigung sucht; krampfhafte und besonders hysterische Zufälle. Hiezu kommen nun die Erscheinungen, die durch frühere Anlage, und durch die besonderen ursachlichen Krankheitszustände und Bildungsfehler bewirkt werden, die oft so bedeutend sind, daß die Bleichsucht dagegen in den Hintergrund tritt, und dann irrig nur für Zufälle und Folge gehalten wird, was sie unter diesen Umständen, wegen ihres ursachlichen Zusammenhanges mit der Geschlechtsentwickelung, keinesweges ist.

Die Vorhersage richtet sich hier hauptsächlich nach den Ursachen. Hängen die unvollkommene Selbsterhaltung, und die unregelmäßige Geschlechts-Entwickelung von unheilbaren Bildungsfehlern ab, so ist sie unheilbar; heilbar dagegen, wenn sie nur in einer krankhaften, ihrer Natur nach aber veränderlichen Stimmung der Erregung ihren Grund haben. Übrigens ist die Heilung von der Lage, in der die Kranke sich befindet, und von dem Zeitraume der Krankheit abhängig, indem sie, wenn sie sich völlig ausgebildet, und schon längere Zeit gedauert hat, selber solche innere Veränderungen bewirkt, die sich späterhin nicht weiter verbessern lassen.

Behandlung. Auch diese kann in die vorbeugende, und in die heilende eingetheilt werden. Die erste erfodert, das junge Mädchen bis zu den Jahren der Geschlechts-Entwickelung gesund zu erhalten, und die früher etwa vorhandenen Krankheitsanlagen, und selbst Krankheiten, mit denen sie behaftet war, bis zu dieser Periode hin vollständig zu heilen. Dabei sind alle äußere Umstände so anzuordnen, wie sie der bevorstehenden Periode am günstigsten sind, und jede zufällige oder absichtliche Aufregung der Geschlechtsthätigkeit, und besonders des Geschlechtstriebes ist sorgfältig zu vermeiden.

Die heilende Behandlung richtet sich natürlich nach den Ursachen und nach der Entstehungsweise der Krankheit. Wir müssen hier jedoch den Fall setzen, daß keine Bildungsfehler innerer wichtiger Theile an dem Übel Schuld sind, sondern nur eine durch krankhafte Erregung gestörte Selbsterhaltung, und beschränkte Ausbildung, durch die das vollkommene Erwachen der Geschlechtsthätigkeit gehindert wird. In Fällen dieser Art sind die äußere Lage und Verhältnisse eben so anzuordnen, wie bei der vorbereitenden Behandlung, und besonders ist für möglich freie und heitere Thätigkeit des Geistes und des Leibes und für eine angemessene Lebensart und Ernährung zu sorgen. — Dabei ist stets die nächste Aufmerksamkeit auf den Darmkanal und auf die Haut zu richten. Sowol durch die vorbereitenden Ursachen, als durch die allgemeine Schwäche und Trägheit in den Verrichtungen, die mit der Krankheit verbunden sind, entsteht eine Unthätigkeit im Darmkanal und Anhäufung von Unreinigkeiten, die den Zustand ungemein verschlimmern; die milderen Auflösungs- und erwärmenden Abführungsmittel schaffen hier die Unreinigkeiten weg, und bewirken eine freie Nervenwirkung und rascheren Blutumlauf im Unterleibe. Durch sie ist daher beständig auch für offenen Leib zu sorgen, wenn er nicht von selbst erfolgt. Sobald der Stuhlgang mehr regelmäßig ist, und das Abgegangene nicht mehr, wie es wol Anfangs der Fall zu seyn pflegt, eine ungewöhnliche Beschaffenheit und Farbe hat, vertauscht man die auflösenden und abführenden Mittel mit den mehr bitteren. In einer gleichen, ja verhältnißmäßig noch höheren Unthätigkeit befindet sich die Haut, welches ihre Blässe und Kälte zu erkennen geben. Um ihre unentbehrliche Wirksamkeit wieder herzustellen, sind ein warmes Verhalten, und besonders der Gebrauch wollner Kleidung auf dem bloßen Leibe, und wo man sie haben kann, warme gewürzhafte Bäder dringend zu empfehlen, mit denen, bis zu einem gleich zu bemerkenden Zeitpunkt der Behandlung hin, wöchentlich zwei- bis dreimal fortzufahren ist. Ist auch die Verrichtung der Haut in Ordnung, so muß man zunächst auf die Wiederherstellung der regelmäßigen Nerventhätigkeit zu wirken suchen, wozu außer dem unausgesetzten Genusse der frischen Luft, und außer den schon empfohlenen Mitteln, besonders die antihysterischen Nervenmittel dienen. Mitunter hat man es hiebei mit Zufällen von unregelmäßigem Blutumlauf, und besonders mit Andrang von

Blut nach Kopf und Brust zu thun, wobei gänzliche Ruhe, und ein kühlendes Verhalten zu empfehlen sind. Bei starken vom Blutdrang nach dem Gehirn entstandenen Kopfschmerzen leistet die äußere Kälte vortreffliche Dienste. Nur im Nothfall darf man zu örtlichen oder allgemeinen Aderlässen seine Zuflucht nehmen. Bei andern Kranken ist dagegen das Nervenleiden vorherrschend, das sich in Krämpfen mancher Art, Traumwachen und selbst durch Verstimmung der Geistes- und Gemüthsthätigkeiten äußert. Nerven-Mittel, unter denen man aber die sehr erhitzenden ganz zu vermeiden, oder doch mit Vorsicht anzuwenden hat, fortgesetzter Gebrauch der Bäder, und eine zweckmäßige Lebensordnung, wobei auch die nöthige psychische Einwirkung nicht versäumt wird, sind hier anzuwenden. Sobald bei dieser Behandlung, die Eßlust und die Verdauung, die Stuhlausleerungen, und die Gefäß- und Nerventhätigkeit regelmäßiger und besser geordnet sind, geht man zu den eigentlich stärkenden und auf die Blutbereitung wirkenden Mitteln über. Die Erfahrung hat hier hauptsächlich drei als sehr wirksam kennen gelehrt, das Marrubium, die China und das Eisen, die man jedoch in solcher Gestalt und Verbindung geben muß, daß sie weder auf die Verrichtungen des Darmkanals, noch auf die Gefäße und Nerven nachtheilig einwirken. Besonders wirksam hat sich das letzte in den eisenhaltigen Wässern des Eger-, Driburger- und Pyrmonter-Brunnens, sowol zum Trinken als zum Baden gezeigt. Auch die künstlich aus schwefelsaurem Eisen bereiteten Bäder sind, in Ermangelung der natürlichen, jetzt statt der gewürzhaften in Anwendung zu bringen. Bei dieser Behandlung ist der Fortgang der Krankheit ein dreifacher. 1) Der allgemeine Zustand verbessert sich überall nicht, sondern wird im Gegentheil übler, wenn gleich die Geschlechtsthätigkeit zuweilen rege wird, und sich durch Vorboten des Monatsflusses, unordentliches Erscheinen desselben, unregelmäßigen Geschlechtstrieb u. dgl. m. zu erkennen gibt. Gewöhnlich ist gerade in dieser Zeit das Befinden am schlimmsten, obgleich auch diejenigen nicht besser daran sind, bei denen diese Äußerungen der Geschlechtsthätigkeit ganz fehlen. Hier pflegen sich nun wassersüchtige Anschwellungen der Füße und des Gesichts, allgemeine Haut-, Brust- und Bauchwassersuchten, Zehrfieber und der Tod einzustellen. Ist in der Behandlung nichts versäumt, so liegt der Grund dieses üblen Ausganges stets in inneren organischen Fehlern, welche die Kunst nicht zu bezwingen vermag, die sich jedoch meistens, obgleich nicht immer, durch einige besondere Merkmale zu erkennen geben. Der Verlauf dieses Übels dauert übrigens oft Jahre lang, durch Verheirathung wird es in der Regel verschlimmert, obgleich die Fortpflanzungsfähigkeit dabei nicht ganz aufgehoben ist. Das Heilverfahren kann hier nur palliativ seyn. 2) Der allgemeine Zustand wird von Zeit zu Zeit besser, und mit ihm stellt sich nicht blos die Geschlechtsthätigkeit ein, sondern sie wird mit jeder Periode regelmäßiger. Das junge Mädchen verliert hiebei die blasse Farbe, und bekömt ein frisches und blühendes Ansehen. Es pflegt hiemit indeß langsamer zu gehen, ja öfter kommen die Geschlechtsverrichtungen erst nach der Verheirathung gehörig in den Gang. 3) Die Selbsterhaltung wird gesichert, und der Körper bekömt ein besseres blühenderes Ansehen, aber die Geschlechtsthätigkeit bleibt dennoch träge und unordentlich. Hieran kann eine von zweien Ursachen die Schuld haben. Entweder fehlt es nämlich blos an der gehörigen Erregung der Geschlechtstheile, und diese befinden sich daher in einem Zustand der Trägheit und Unempfindlichkeit. Dies ist der Fall, in welchem die reizenden Fußbäder, das Reiben der Schenkel und des Unterleibes, körperliche Bewegungen durch Tanzen, Reiten und Fahren, und eine reichlichere und mehr erwärmende Diät von Nutzen sind. Auch die treibenden Mittel, und besonders das Kraut der Sabina, und die Zubereitungen davon, leisten, vorsichtig angewendet, hier die vorzüglichsten Dienste. Stellen sich hiebei Vorboten des Monatsflusses ein, ohne daß dieser jedoch selber gehörig fließen will, so kann man ihn oft durch blutige Schröpf-Köpfe auf die innere Seite der Schenkel, und durch Blutigel an den Geschlechtstheilen, hervorrufen. Höchst selten, und nur bei starkem vergeblichen Blutdrange nach dem Unterleibe sind Aderlässe am Fuße angezeigt. Die Verheirathung wirkt in diesen Fällen in der Regel wohlthätig. Oder, der zweite Fall, Bildungsfehler in den Geschlechtstheilen sind Schuld. Man hat Fälle, daß die Gebärmutter ganz fehlte, oder der Muttermund verschlossen, oder die Scheide verwachsen war. Am öftersten hat man es noch mit einer verschlossenen Scheidenklappe zu thun. Örtliche Untersuchung ist hier unentbehrlich, und, bei Verschließung der Gebärmutter oder der Scheide, die Herstellung eines freien Zuganges zur Gebärmutter-Höhle, wenn sie anders beschaft werden kann. Öfters liegt der Grund in einer fehlerhaften Bildung der Substanz der Gebärmutter und der Eierstöcke, die sich freilich im Leben nicht genau erkennen läßt. Oft ist die ganze Organisation in geschlechtlicher Beziehung unvollkommen, wie bei den Mannjungfern, und dann läßt sich freilich die Geschlechtsthätigkeit nicht gehörig hervorrufen.

Die mitgetheilte Bleichsucht kann die Wirkung aller möglichen Krankheiten und ihrer Ursachen seyn, durch welche eine anhaltende Blässe der Oberfläche des Körpers, mithin Bleiche, bewirkt wird. Bei Frauenzimmern ereignet sie sich doch am häufigsten, und besonders bei Krankheiten, die mit Unordnung im Monatsflusse, besonders zu starkem, mit Schleimflüssen, und mit unregelmäßiger, bald zu starker, bald zu schwacher, bald ganz fehlender Befriedigung des Geschlechtstriebes zusammenhangen. Da die bleiche Farbe hier blos Zufall und Folge ist, so kann sie den Krankheiten, bei denen sie vorkomt, keinen eigenthümlichen Charakter ertheilen, und es kann von ihr deshalb hier auch nicht ausführlicher die Rede seyn *). (*L. J. C. Mende.*)

BLEIDENSTADT (von dem altteutschen Blide, Freudenstadt), war ein Ritterstift an der Arde im Herzoglich Nassauischen Amte Wehen. Es wurde im J. 777 durch den Mainzischen Erzbischof Lullus, den Nachfolger des heiligen Bonifacius, dadurch gestiftet, daß

*) Die Krankheiten der Weiber nosologisch und therapeutisch bearbeitet von Dr. L. J. C. Mende. 1r Theil. Leipzig 1810. 3r Absch. 2s Kap. S. 248. Lehrbuch der Gynäkologie von Dr. C. G. Carus, 1r Thl. Lpz. 1820—21. 1e Abth. S. 158.

dieser die Reliquien des heiligen Ferutius, welche vorher in Kassel bei Mainz ruheten, hieher versetzte, und ihnen den Ort weihete. Das neue Kloster wurde dem Orden der Benediktiner übergeben, und hatte sich der thätigen Unterstützung der nächsten Nachfolger des Lullus auf dem Mainzischen Stuhle zu erfreuen. Als es nach dem Ablaufe von sechs Jahrhunderten von seiner alten Ordensregel gewichen war, wurde es 1495 auf Ansuchen der damaligen Klosterbewohner säcularisirt, und in ein adeliges Kollegiatstift verwandelt. Nach mancherlei abwechselnden Schicksalen und Unglücksfällen wurde es endlich von den Kanonicis verlassen, die sich Mainz zu ihrem Aufenthalte wählten, wo sie seit 1682 mit dem Ritterstifte St. Albani, welches früher eine ähnliche Säcularisation erfahren hatte, in der Kapelle St. Sebastiani ihren Gottesdienst hielten. Hier traf sie in neueren Zeiten das Schicksal aller teutschen Stifter und Klöster, die gänzliche Aufhebung. Ihre nicht unansehnlichen Besitzungen wurden eingezogen, und die im Nassauischen nebst den noch vorhandenen Stiftsgebäuden zu den Statsdomänen geschlagen. (*C. D. Vogel.*)

Blekede, s. Bleckede.

BLEISTADT, ein freies königl. Bergstädtchen in Böhmen im Ellbogner Kreise; hat seinen Namen von dem ehemals hier bedeutendem Bergbau auf Blei, der aber jetzt sehr herabgekommen ist. (*André.*)

BLEISTEIN, Städtchen am Flüßchen Pfreimt, 4 St. von Weiden, im Landgericht Vohenstrauß des bair. Reg. Kr., mit einem alten Schlosse, 158 Häus., 930 Einw. und 1 Eisenhammer. Früher gehörte es mit dem Titel einer Herrschaft und als böhmisches Lehen einige Zeit dem Grafen von Sinzendorf, wurde aber nach dessen Absterben, zufolge eines bei Gelegenheit der römischen Königswahl Josephs II. geschlossenen Vertrags, wieder an Pfalz-Sulzbach überlassen. Nach diesem Städtchen führt ein Sulzbachisches Pflegeamt seinen Namen. (*Eisenmann.*)

BLEIWÄSCHE, Pfarrdorf in der preuß. Prov. Westphalen, Reg. Bez. Minden, Kreis Büren an der Wiele, ½ Meilen von Wünneberg; es hat 79 Häus. und 551 luth. Einw. In der Nähe findet man einen Dachschieferbruch, und Spuren auf Bleiglanz, den man in ältern Zeiten benutzt hat. (*Hassel.*)

BLEKINGEN, eine von Småland, Schonen und der Ostsee begränzte Provinz des südlichen Schwedens. Sie bildet das Län Karlskrona, von der Residenzstadt des Landshöfding (Statthalters) also genant, und ist durch seine vielen Laubhaine und Nachtigallen eine der reizendsten Landschaften Schwedens; 32 □M. mit 75,968 Selen (also an 2700 auf die □Meile) im J. 1818. Das Land zerfällt in 3 Theile: a) das Waldland (skogsbygd) an der südlichen Gränze Smålands; b) das Mittelland (mellanbygd) und c) die Küste (strandbygd). Der Städte sind 3: Karlskrona, Karlshamn und Sölfvitsborg. Die Einwohner sind ein sehr schöner und kräftiger Menschenschlag, bescheiden und arbeitsam, treu und bieder, und hängen mit Leib und Sele an Gottesdienst und Kirche, an König und Obrigkeit. Ein Hauptnahrungszweig ist Fischerei und Schiffahrt; es werden viele Lachse und Strömlinge gefangen; aber auch die Viehzucht ist, zumal im Waldlande, ansehnlich. Der Kartoffelbau hat in den letzten 10 Jahren sehr zugenommen, und dürfte, verhältnißmäßig, jetzt in keiner andern schwedischen Provinz so bedeutend seyn; man brent viel Kartoffelbrantwein. Der Ackerbau gewährt nur in den besten Jahren das nöthige Korn; und doch haben der Mittel- und der Küstenstrich so fruchtbaren Boden, und das Klima ist so günstig, daß über den Bedarf producirt werden könnte; schlechte Behandlung des Ackers, und namentlich Mangel localgemäßer Wechselwirthschaft und hinreichender Wasserabzüge ist, bei andern unverkenbaren Vorzügen des Blekingischen Ackerbaues, Ursache des geringen Ertrages, welcher indeß schon in den letzten 15 Jahren sich gehoben hat; durch Verbesserung der Wiesen und damit zusammenhängende reichlichere und bessere Düngerproduktion würde der Getreidebau noch sehr gewinnen können. — Fast nur das Waldland ist bergig.

Blekingen dehnt sich in der Länge von Osten nach Westen ungefähr 10 Meilen aus; die Landstraße von Sissebäck bis Brömsebro beträgt etwa 12 M.; die Breite ist 2, 3 und an einigen Stellen 4 Meilen. Polhöhe 56° bis 56° 30′.

Durch den Frieden von Roskilde 1658 trat Dänemark Blekingen nebst andern südlichen und östlichen Landschaften an Schweden ab, welcher Krone es seitdem verblieben ist.

In kirchlicher Hinsicht gehört Blekingen zum Bisthum Lund und zerfällt in 3 Propsteien, mit 20 Pastoraten, 31 Kirchen und 3 Kapellen. In juridischer Beziehung steht Blekingen unter dem neu eingerichteten Hofgericht zu Christianstadt. In politischer Hinsicht bildet es ein Län und enthält zwei Vogteien. Wapen des Landes ist ein grünender Baum mit 3 Kronen über einander, um den Stamm herum im blauen Felde. An Militär stellt Blekingen nur Kron-Matrosen. Die ansehnlichsten Flüsse sind der Lyckebyfluß, der Ronnebyfluß und der Mörrumsfluß; sie kommen aus Småland und fallen in die Ostsee. Der größte dieser 3 Flüsse ist der Mörrums-Å. Die Landseen sind nur klein. Bergwerke gibt es nicht, wol aber Fabriken und Manufakturen aller Art. (*v. Schubert.*)

Blemmidas, s. Nicephorus Bl.

BLEMMYÄ, Blemyä, Blemyes, Blemmyes, nach Strabo, Plin. rc. einst Völker in Äthiopien. Die Legende (bei Plinius) erzählt von ihnen: sie hätten keine Köpfe, sondern Augen, Mund und Nase auf der Brust gehabt, und wären, die menschliche Gestalt ausgenommen, völlig den Satyrn ähnlich gewesen. Sey es daß sie von Natur kurze Hälse gehabt, oder daß ihre Tracht sie so entstellte, sie waren wirklich, als sie Kaiser Probus zu Rom im Triumph aufführte, ein Gegenstand der höchsten Verwunderung des römischen Volkes. Strabo schildert sie, die Nubier, Troglodyten und Megabari als Nomaden, nicht sehr zahlreich und nichts weniger als kriegerisch, mit der Bemerkung, daß nur die Anfälle, die sie nach Räubersitte auf unbedachtsame Reisende machten, sie in den Ruf kriegerischer Völker gebracht haben. Daß in der Folge auch der Kaiser Marcianus sie durch Florus abermals unterjochen lassen mußte, wird bei und von einem Nomaden Volke nicht befremden. Ob sie noch

ist — wol unter anderm Namen, übrig sind? Namentlich gedenkt ihrer keiner der neuern Reisenden. (*Hartmann.*)

BLENDE. Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Namen nur die geschwefelten Zinkerze, neuerdings hat man aber denselben auf alle geschwefelten Metallverbindungen übergetragen, die bunte Farben, Demant- oder Perlmutterglanz, und gewöhnlich auch einige Durchsichtigkeit besitzen, und man unterscheidet daher Silberblende, Quecksilberblende, Zinkblende, Manganblende u. s. w. Doch wird auch jetzt noch in den Systemen das Wort Blende ausschließlich für den geschwefelten Zink gebraucht. S. Zink. (*Germar.*)

BLENDE, Blinde, in der Baukunst, wird theils als ein Zusatz, und zwar von Bautheilen, gebraucht, bei denen man die Abwesenheit gewisser Öffnungen bezeichnen will, theils als eine eben hieraus abgeleitete besondere Benennung. Nach der ersten Bedeutung sind anzuführen: Blendefenster, Blendethür u. s. w., oder eigentlich besser blindes Fenster, blinde Thür, blindes Schloß u. s. w., wenn man diese Bautheile nicht als wirkliche, ihrer Bestimmung gemäße, Öffnungen, sondern blos der Form nach entweder angemalt, eingesetzt, eingelegt, oder weniger oder mehr in die Baumasse hinein vertieft, der Symmetrie wegen, anbringt; ferner blinde Mauer, blinde Wand u. s. w., wenn eine Mauer oder Wand mit vielen solchen blinden Bautheilen versehen ist; endlich auch blinde Bord, blinde Dielen, blinde Böden, wenn Bord, Dielen oder daraus verfertigte Fußböden keine Astlöcher, oder Äste, die auszuspringen pflegen, haben, und welche man in diesem Falle Augen nent. Daher dann im zweiten Falle Blende, Blinde als für sich bestehende Benennung für eine in der Mauer oder Wand angebrachte Vertiefung, in welcher man entweder einen Wandschrank anbringen, oder eine Statüe, Büste, Vase, einen Ofen, Brunnen u. dgl. hineinsetzen will. Diese werden deswegen auch besonders Bilderblinden genant, und müssen das Verhältniß ihrer Höhe zur Breite nach der Hauptform des Gegenstandes richten, der in ihnen aufgestellt werden soll: daher sie für einzele Statuen schlank werden, und gewöhnlich das Verhältniß wie 5 zu 2 erhalten. Ihre Form wird dann für die schönste gehalten, wenn sie nach einem Halbkreise der Tiefe nach ausgehöhlt sind, und ihr Obertheil, ihre Bedeckung die Gestalt eines halben Kugelgewölbes, sogenanten Chorgewölbes, erhält. Die Statue selbst soll eine solche Höhe haben, daß sie mit den Augen die Horizontalebene erreicht, in welcher der Mittelpunkt für den Kreisbogen des Chorgewölbes liegt. Dieses wurde in der neuern römischen (italiänischen) Architektur gewöhnlich nach der Form einer Seemuschel, welche die Italiäner nicchio nennen, verziert, daher denn alle Bilderblinden auch bei uns Teutschen den Namen Nischen erhalten haben. Für Gruppen, Büsten u. dgl. wird das Verhältniß der Höhe zur Breite, nach Maßgabe des Gegenstandes, weniger oder mehr vom Schlanken entfernt, d. h. gedrückt, und die sehr gedrückten Nischen werden, der Tiefe nach, nicht kreisförmig, sondern nach flachen Bogenstücken, oder auch vierkantig im Grundrisse ausgebildet, weil sie sonst eine zu große Tiefe erhalten würden. Nischen werden an den Außenwänden und im Innern der Gebäude angebracht, wo man das Massive einer Mauer durch Mannigfaltigkeit unterbrechen will. (*Leger.*)

In derselben Bedeutung hat man blinde Klippen, Patronen, Segel; s. diese Worte.

Blenden, der Augen berauben, s. **Abacinare.**

BLENDEN (das). — Eine Erscheinung in der Fährte des Hirsches, auf welche der Jäger gegen das Ende der Brunftzeit und nach derselben, auch zu jeder andern Jahreszeit, wo derselbe schlecht am Leibe (mager) ist, wohl zu achten hat, um nicht einen geringen (schwachen, jungen) Hirsch für einen starken, oder gar für einen Kapitalhirsch anzusprechen. Der geringe Hirsch tritt nämlich, wenn er schlecht am Leibe ist, oft und eine geraume Strecke weg mit den Hinterlauf-Schalen in die mit den Vorderlauf-Schalen gemachten Tritte, daß letztere dadurch um vieles länger und breiter werden, so zwar, daß ein Irren in der Beurtheilung der wirklichen Stärke des Hirsches, aus dessen Fährte angesprochen werden soll, sehr leicht Statt finden kann. Diese Irrung ist indessen dadurch leicht zu verhüten, wenn man darauf gehörige Aufmerksamkeit verwendet, ob in der Fährte, wie dies bei dem Blenden der Fall ist, nur zwei Tritte, oder, — wie beim starken und guten Hirsche immer — alle vier Tritte sich darstellen. (*a. d. Winckel.*)

BLENDLING, in der Bedeutung von der gewöhnlichen Art abweichender oder von Ältern verschiedener Art erzeugter Thiere, (so wie auch in der Bedeutung unehelicher Kinder,) darf hier als bekant vorausgesetzt werden. In der Jägersprache ist es die leichteste Art von Hetzhunden, deren man sich bedient, um von denselben wilde Sauen ereilen, packen (fangen) und festmachen (halten) zu lassen. Schon die obige Benennung scheint darauf hinzudeuten, daß dadurch mindestens eine Halbart bezeichnet werde. Und dafür hält der Vf. auch diesen Hund, der wahrscheinlich die englische Dogge und den Windhund zu Stammältern gehabt hat. Das Weitere wird den Artikeln **Hetzhund** und **Saupacker** vorbehalten. (*a. d. Winckel.*)

BLENDUNGEN oder **Blendladen** sind aus starken eichnen Dielen gemacht und an zwei 6 Fuß hohe Ständer befestiget. Man setzt sie vor die Schießscharten der Breschbatterie, um die Artilleristen bei dem Laden des Geschützes gegen die feindlichen Büchsenschüsse zu sichern. Eine andere Art Blendungen, den Stückpforten der Seeschiffe nicht unähnlich, die sich, wie diese, an 2 eisernen Haspen bewegen, wurde von dem Marq. von Montalembert für seine Strandbatterieen bestimt. Noch anders sind die Blendladen der Schießscharten in den Kasematten des eben erwähnten Verfassers eingerichtet. Sie bestehen hier aus horizontal über einander liegenden Balkenstücken, die durch eiserne Bolzen zusammengehalten werden und auch um diese beweglich sind. Für Flintenkugeln sind sie völlig undurchdringlich und selbst matten Stückkugeln setzen sie einen bedeutenden Widerstand entgegen. Ihre detaillirte Beschreibung findet sich in des Marquis Fortification perpendiculaire 3r Bd., und im 1. Th. d. teutschen Übersetz (*v. Hoyer.*)

BLENEAU, Stadt im franz. Dep. Yonne, Bez. Joigny, am Loing, zählt 246 Häus. und 1065 Einw.,

die sich vom Holzhandel nähren. In der Nähe zieht der Kanal von Briare. (*Hassel.*)

Blenheim, s. Blindheim.

BLENNIUS, Schleimfisch. Eine Fischgattung, die Artedi zuerst mit diesem Namen, der schon im Athenäus und Plinius vorkomt, belegt hat. Ihre Hauptkennzeichen sind:

Die unter der Kehle sitzenden Bauchflossen nur zwei- bis höchstens vierstrahlig; die Rücken- und Afterflosse nicht mit der Schwanzflosse vereinigt; der schlüpfrige Körper länglich; der Kopf nicht auffallend groß; keine Bartfäden an der untern Kinnlade; die Afteröffnung ungefähr in der Mitte der Bauchseite.

Fast alle Arten haben einen von den Seiten zusammengedrückten Körper, nur eine, die Aalmutter, hat einen beinahe cylindrischen, und unterscheidet sich auch dadurch von den übrigen, daß ihre unpaaren Flossen weich, ohne stachlig hervorragende Strahlen sind, während dies bei allen andern Arten Statt findet. Die Rückenflosse ist gewöhnlich einfach, seltner doppelt oder dreifach. Die Form der Schnauze ist bald ganz abgestumpft, bald mehr verlängert und zugespitzt, auch die der Zähne ist verschieden. Der zähe Schleim, der die meisten bedeckt, hat ihnen ihren Namen verschafft.

Sie halten sich truppweise in der Nord- und Ostsee, dem mittelländischen Meere und dem der heißern Gegenden beider Indien, meistens zwischen den Klippen, auf, die dem Ufer näher sind, wo sie sich in Felsenhöhlen oder auch im Schlamme vor den Nachstellungen größerer Fische verbergen, und woher sie sich, im Frühjahre vorzüglich, gegen das Ufer hin begeben, um dort kleine Krebse und Würmer zur Nahrung zu suchen. Einige leben in größern Tiefen des Meeres. Bei diesen soll, wenn man sie schnell aus dem Wasser zieht, das Gedärme, am häufigsten aber der Magen, zu ihrem Munde herausgetrieben werden, wie man sagt, von der Luft, die aus der schnell angefüllten und geplatzten Schwimmblase, in die Unterleibshöhle gewaltsam tritt. Risso versichert, diese Erscheinung oft beobachtet zu haben. Mit der Erklärung mag es sich indessen anders verhalten, da nach den bisherigen Zergliederungen diesen Fischen eine Schwimmblase gänzlich fehlt.

Einige von ihnen sind lebendig gebärend, indem die Eierchen im Leibe der Mutter, wo sie sich in einer Erweiterung des Ausführungskanals der Eierstöcke befinden, zur Reife kommen. Auch findet man vor ihrer Afteröffnung eine kleine weiche Erhabenheit, von welcher Einige die Vermuthung haben, sie diene ihnen zu einer Art Begattung. Einige vermögen sich durch Hilfe der ausgebreitetern Brustflossen etwas über die Oberfläche des Meeres zu erheben.

Cuvier stellt 5 Untergattungen auf:

1) die eigentlichen Schleimfische, **Blennius Cuv.**, deren Kopf stumpf, die Stirn beinahe vertikal, die langen, gleichen, mehr breiten Zähne in einer Reihe sind. Die meisten haben auf dem Scheitel oder über den Augen mehrfach sich verzweigende, rundliche, weiche Fäden, oder einfache Membranen, welche die merkwürdige Eigenschaft haben, zur Zeit, wo ihr Geschlechtstrieb rege ist, anzuschwellen. 2) *Salarias* Cuv. begreift solche Schleimfische, deren Kopf von oben her zusammengedrückt, die Stirn ganz vertikal, und die äußerst feinen, beweglichen und zahlreichen Zähne von der Seite zusammengedrückt sind. 3) *Clinus* Cuv. sind Schleimfische mit kurzen, spitzen, in mehre Reihen vertheilten Zähnen und weniger abgestumpftem Kopfe. 4) Die vierte Abtheilung begreift die Schleimfische mit sehr zusammengedrücktem Körper, welche Cuvier der Schneiderschen Gattung *Centronotus* beigesellt. 5) *Opisthognathus* Cuv. gehört nicht hieher. S. diesen Artikel.

Braun von seiner dunkelsten Nüance bis in das Gelbbraune und Gelbliche ist die allgemeinste Farbe dieser Fische; einige haben auch Grün und Grüngelb, ja sogar Silberglanz in ihrer Färbung, die aber bei allen etwas Geflecktes oder auch Gestreiftes hat. Von mehren ist das Fleisch sehr wohlschmeckend.

Die vornehmsten Arten sind: 1) B. *ocellaris* Bl. P. t. 167. f. 1. Ein kreisrunder, schwarzer Fleck mit weißem Rande auf der grünlichen Rückenflosse. Im mittelländischen Meere. 2) Bl. *Gattorugine* L. Meerhirsch Bl. P. t. 167. f. 2., im mittelländischen Meere, 5 Zoll lang, 1¼ breit. 3) Bl. *superciliosus* L. Bl. tab. 71. f. 2. Lebendiggebärend, am Vorgebirge der guten Hofnung sehr häufig. 4) Bl. *viviparus* L. Bl. tab. 72. *Zoarces* Cuv. Lebendiggebärend, im Nordmeer, 1 Fuß lang, 3 Zoll breit. 5) Bl. *Pholis* L. Bl. tab. 71. Meerlerche. Im Nordmeer, 6—7 Zoll lang. 6) Bl. *saliens* Lacep. II. 479. In Neubritannien; er springt sehr geschickt auf kleine Felsenklippen des Ufers. 7) Bl. *Pavo* Risso. Auf braunem Grunde azurblaue Streifen und bläuliche Flecke. Im mittelländischen Meere, 4 Zoll lang. 8) Bl. *tripteronotus* Risso, fig. 14. 3 Rückenflossen; 3 Zoll lang, im mittelländischen Meere. 9) Bl. *anguillaris* Pallas. In einigen Flüssen Asiens, 4 Zoll lang, 1 Zoll breit, der Körper bis zur Blattdünne zusammengedrückt. 10) Bl. *Frater* Lacep. In Arragoniens Flüssen.

Außer diesen aufgezählten Arten gehören noch zur Gattung Blennius in unserm Sinne folgende: Bl. fasciatus; Bl. cavernosus; Bl. simus; Bl. galerita; Bl. cornutus; Bl. acuminatus; Bl. tentacularis; Bl. americanus; Bl. Salaria; Bl. Raii; Bl. spadiceus; Bl. canescens; Bl. edentulus; Bl. fenestratus; Bl. tripennis; Bl. capensis; Bl. tridactylus; Bl. quadridactylus; Bl. varius; Bl. morsitans; Bl. porosus. Die mehrsten dieser letztern bedürfen aber noch einer genauern Untersuchung und Vergleichung mit den oben aufgeführten bekanntern Arten. (*Lichtenstein.*)

BLENNO (Faustinus M.), Schulmann, Universitätslehrer, Rechtsgelehrter und Geistlicher in Pommern und eifriger Beförderer der Reformation daselbst, geb. 1487 zu Pyritz in Hinterpommern. Nach vollendeten Studien zu Leipzig und Wittenberg ward er Schulrector zu Stargard, darauf zu Stettin (1510 oder 1522), und hernach an einer der Kirchenschulen zu Stralsund. Später wird er (beim J. 1521) als Professor der Philosophie zu Greifswald genant*); bald aber kehrte er nach Stettin zurück und predigte hier heftig gegen das Papst-

*) S. Dähnert's Pomm. Bibl. I. 114.

thum. Von den Papisten verfolgt legte er sich auf die Jurisprudenz, wurde Bürgermeister in seiner Vaterstadt Pyritz, kehrte aber dann wieder zum geistlichen Amte zurück und wurde Pastor und Präpositus daselbst. Als solcher starb er 1560. Schriften von ihm kenne ich nicht, in den Geschichten der pommerschen Reformation spielt er aber eine nicht unbedeutende Rolle **). (*Mohnicke.*)

Blennorrhoe, s. Schleimfluss.

BLENOD, Dorf im franz. Dep. Meurthe, Bez. Toul, an einem Bache, mit 235 Häus. und 1225 Einw. Hier hat man zwischen 2 Weinbergen die Trümmern eines Tempels und die Statüe eines Apollo aufgefunden. Die alten Gallier nanten diesen Gott Bellenus oder Blenus, woher auch wahrscheinlich der Name des Dorfs seinen Ursprung. Es war in ältern Zeiten der Hauptort einer dem Hochstifte Toul zugehörigen Herrschaft: ihr Schloß ist längst verfallen, aber eine schöne Kirche hat sich erhalten. (*Hassel.*)

BLEPHARIS *Juss.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Acantheen und der vierzehnten Linné'schen Klasse. Mit Acanthus am nächsten verwandt, unterscheidet sie sich durch doppelten vierblättrigen Kelch: die Blätter des innern ungleich, die des äußern gewimpert und noch von drei Bracteen unterstützt. Einlippige, dreilappige Corolle. Die Stammblätter stehen zu vieren im Wirbel.

1) Bl. *capensis* Pers. (Acanthus L. G.), mit ablangen, gezähnten, dornigen Blättern, ungestielten Ähren am Ende der Triebe, und dornigen Bracteen. Am Kap. 2) Bl. *furcata* Poir., mit ablangen, gezähnten, dornigen Blättern und Bracteen, die in dreigabeligen Dornen ausgehen. Am Kap. 3) Bl. *procumbens* Juss., mit ablangen, gesägten, gewimperten Blättern und einem strauchartigen, niederliegenden Stamm. Am Kap. 4) Bl. *satureiaefolia* Juss. (Acanthus integrifolius L. G.), mit ablangen, glattrandigen Blättern und einem krautartigen, niederliegenden Stamm. Am Kap. 5) Bl. *calaminthaefolia* Juss., mit eiförmigen, glattrandigen, dornigen Blättern, Blüthen in den Achseln und strauchartigem Stamm. Das Vaterland ist unbekant. 6) Bl. *boerhaavifolia* Juss. (Acanthus maderaspatensis L.), mit ovalen, unbewaffneten Blättern und den Blüthen in den Achseln (*Burm.* fl. ind. tab. 42. f. 2.). In Ostindien. 7) Bl. *glomerata* Juss. (Acanthus glomeratus Lam.), mit schmalen, gezähnten, dornigen Blättern, unter welchen ähnliche Blattansätze stehen, die Blüthen in Knäueln, der Stamm strauchartig. Am Kap. 8) Bl. *edulis* Juss., mit lanzetförmigen, gezähnten, dornigen Blättern und Ähren am Ende der Triebe (*Burm.* fl. ind. tab. 42. f. 1.). In Arabien und Persien. Die jungen Triebe werden gegessen. 9) Bl. *linarifolia* Juss., mit linienförmigen, unmerklich gezähnten Blättern, gabelförmig getheiltem Stamm und den Blüthen in den Theilungen. Am Senegal. 10) Bl. *molluginifolia* Pers. (Acanthus *repens* Vahl.), mit linienförmigen, glattrandigen, gewimperten Blättern, niederliegendem, rauh behaartem Stamm und einzelen Blüthen in den Blattachseln. In Ostindien. (*Sprengel.*)

Blepharis, eine von Cuvier aufgestellte Untergattung der Linné'schen Gattung Gasterosteus, s. diesen Art. (*Lichtenstein.*)

BLEPHARUM. Eine von Jakob Hübner in seinem, auf einem Quartblatte unter dem Titel: Tentamen determinationis, digestionis atque denominationis singularum stirpium Lepidopterorum, peritis ad inspiciendum et dijudicandum communicatum, abgedruckten Versuche eines Systems der Schmetterlinge, unter diesem Namen aufgestellte neue Gattung *). Sie begreift einen Theil der von Linné zu seinen Eulen (Phalaena noctua) gezählten Arten, namentlich Phal. noct. Fraxini, Nupta, Sponsa, Paranympha u. a. — Da übrigens Schranck (Fauna Boica II. 2. S. 158.) schon früher eben diese Arten als Gattung von den übrigen Eulen geschieden und mit dem Namen Catocala, Prachteule, belegt hat, so ist letzter mit Recht von Ochsenheimer (die Schmetterlinge von Europa IV. S. 94.) für diese Gattung beibehalten, der Name Blepharum aber zu den Synonymen gesetzt worden **). (*Zinckengen. Sommer.*)

BLERANCOURT, Marktfl. im franz. Dep. Aisne, Bez. Laon, mit einem Schlosse, 212 Häus. und 892 Einw., worunter mehre Strumpfwirker. (*Hassel.*)

BLERÉ, Stadt am Cher, im franz. Dep. Indre-Loire, mit dem Kirchsp. 2520 Einw. zählend. (*Hassel.*)

BLES (Heinrich de), auch van Bles oder Mat de Bles genant, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Bovines bei Dinant, blühte zu Anfange des 16. Jahrh. Auch die Italiäner suchten seine Werke. Da er in jedem ein Käutzchen anbrachte, gaben sie ihm den Namen Civetta (Käutzchen). Auch als Geschichtsmaler machte er sich einen Namen. In der Kirche des heil. Nazarus und Celsus zu Brescia findet man eine Geburt Christi von ihm, und in dem Saale der Zehner zu Venedig fünf trefliche historische Landschaften. Mehre Werke beschreibt Descamps †). In der kaiserl. Galerie zu Wien befinden sich vier Gemälde und in der Galerie zu München zwei von ihm. (*Weise.*)

BLESEN, poln. Bledzew, offne Stadt im Birnbaumer Kreise des preuß. Reg. Bez. Posen, mit 780 Einw., die vom Feldbau leben, und einem Cisterzienser-Kloster. (*H.*)

BLESLE, Stadt im franz. Dep. Oberloire, Bez. Brioude, am kleinen Flusse Blelan, mit 380 Häus. und 1414 Einw. Die Abtissin des eingegangenen Benedikti-

---

**) Cramer gedenkt seiner in dem Pommerschen Kirchenchronicon öfters. Hier mag nur auf Zachariä's Nachrichten von der Stadtschule zu Stettin (Berl. und Stett. 1760) und auf Loch's Geschichte des Lyceums (erste Periode von 1404—1578. Stettin 1804. 4. S. 18 und 19) verwiesen werden; die von Zachariä über ihn mitgetheilten Nachrichten stammen großentheils von einem gleichnamigen Urenkel — Pastor zu St. Gertrud und Diakonus zu St. Joh. zu Stettin von 1638—63 her.

*) Die Bedeutung des Namens ist nicht angegeben; vielleicht von βλέπω, sehen, und φάρος, der Lappen, Fetzen, soll es so viel als ein sehender oder lebendiger Lappen bedeuten; — von βλέφαρον, Augenlieder, würde weniger Beziehung haben. **) S. Rösel Insektenbelustigungen, Bd. 4. Taf. 28. Fig. 1. (Phal. noct. Fraxini Linn.) Ebendaselbst Taf. 19. Fig. 1—4. (Phal. noct. Sponsa Linn.) und Taf. 18. Fig. 1, 2. (Phal. noct. Paranympha Linn.)

†) Tom. I. p. 32.

nernonnenklosters war vor der Revolution Herrin des Orts. (*Hassel.*)

BLESSBERG, Blössberg oder Plessberg. Es gibt zwei Berge dieses Namens im S. Meiningischen; der eine liegt im Amte Frauenbreitungen und ist als Basaltberg den Geognosten interessant. Seine Höhe beträgt, nach Encke's neuester Dreiecksmessung, 2146 P. Fuß über der Meeresfläche, den Seeberg zu 1220 P. Fuß angenommen. Er darf nicht verwechselt werden mit dem weit höhern Bleßberg im Gerichte Rauenstein, 1 Stunde südlich von Steinheid, an dessen Fuße die Is und die Werra entspringen und über dessen Gipfel die S. Meining. und Hildburghausische Gränze führt. Er ist der höchste Berg im S. Meining., und seine Höhe beträgt nach der oben angegebenen Messung 2791 P. Fuß. Wie der größte Theil des umliegenden Gebirgs besteht auch er aus Thonschiefer und dünnen Kalkflötzen, und enthält Wetzsteine. Die ganze Gegend auf dieser Höhe ist eine rauhe, finstere und wenig besuchte Wildniß. Ein dichter Fichtenwald, nur hier und da von einigen Wiesenflecken unterbrochen, bedeckt die Höhe mit allen ihren Abhängen bis in die tiefsten Thäler hinab. Hier gedeiht kein Obstbaum. (*G. Emmrich.*)

BLESSIG (Dr. Johann Lorenz), Professor der Theologie am protestantischen Seminar zu Strasburg, Inspektor und Pfarrer an der neuen Kirche daselbst, Mitglied des protestantischen Generalkonsistoriums und Direktoriums der Departemente vom Ober- und Niederrhein, der Seine rc. Er war der Sohn eines stets in drückenden Umständen lebenden armen Fischers, und den 13. Apr. 1747 zu Strasburg geboren. Nachdem er einige Jahre eine Trivialschule besucht hatte, kam er auf das Gymnasium, und trat 1762 in die akademische Laufbahn ein, in welcher er dem Studium der alten Literatur, der Philosophie und Theologie ein ganzes Jahrzehend seines jugendlichen Lebens widmete. Diese Studienepoche auf der Hochschule seiner Vaterstadt fiel ungefähr in jene interessante Zeit, wo daselbst die Vereinigung von Göthe, Herder, Stilling, Ramond, Lenz und Hafner, einen durch Zusammenwirkung der verschiedenartigsten Talente höchst seltenen folgenreichen Entwickelungsaugenblick darbot. Nach einer wohlzugebrachten Jugend war eine wissenschaftliche Reise, die Blessig in den Jahren 1772 bis 1775 zu machen in den Stand gesetzt wurde, seiner weiteren Geistesbildung höchst nützlich. Namentlich begab er sich mit dem berühmten Hellenisten Brunck nach Wien, besuchte von da aus, über Triest, das obere Italien von Venedig bis Mantua, ging dann zurück durch einen Theil von Ungarn, reiste über Böhmen und Dresden nach Leipzig, und benutzte daselbst unter andern Reiske's Unterricht im Arabischen. Auch in Halle, Berlin, Braunschweig und besonders in Göttingen, hielt er sich längere Zeit auf, überall seine höheren Studien emsig verfolgend, und machte dazwischen einen Ausflug nach Holland und Belgien. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er als Diakonus der französischen Gemeinde und Abendprediger bei der Peterskirche, hierauf als Pädagog im Collegium Wilhelmitanum, und nicht lange nachher als Prediger an der neuen Kirche angestellt. — Ein außerordentliches Lehramt der Philosophie erhielt er 1778, und nachdem er im folgenden Sommer eine literarische Reise nach Paris gemacht hatte, wurde er 1780 Prediger an der Nikolaikirche, 1782 Festprediger an der neuen Kirche, bald darauf zugleich außerordentlicher Professor der Theologie, 1785 aber Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie. Die Revolution, deren erste vielversprechende Anfänge auch ihn, wie so manches edle und kraftvolle Gemüth, mit Begeisterung erfüllten, (bald wurde er unter die Notabeln gewählt), gab ihm in kurzem Gelegenheit, seine Geistesstärke im Unglück zu erproben. Eine im August 1792 gehaltene Predigt über die Verheerungen des Krieges, zog ihm den Verdacht des incivisme zu. Da ihm deswegen befohlen wurde, Strasburg und die beiden Rheindepartemente zu verlassen, wählte er Nancy zum Orte seiner Verbannung, und nach seiner Rückkehr mußte er eine revolutionäre Abgabe von 8000 Franken bezahlen. Er schätzte sich glücklich, als ihm der Aufsichtsausschuß, auf Eulogius Schneiders Verwenden, erlaubte, sich abermals auf ein Landgut ins Exil zurückzuziehen, wo ihn jedoch später der procureur-syndic Stamm verhaften ließ. Eilf Monate lang ward er mit seinem Kollegen Hafner u. a. in dem vormaligen bischöflichen Seminarium gefangen gehalten, und der Jacobinerklubb wollte ihn, als eines der Häupter der Dietrichschen Faction, an das Pariser Revolutions-Tribunal geschickt wissen. Gottes Fügungen ruhig erwartend, und oft in Gefahr, sein Haupt unter der Guillotine zu verlieren, studirte er in seinem Gefängnisse vorzüglich die hebräische Bibel, bis er nach Robespierre's Sturze seine Freiheit wieder erhielt. Von dieser Zeit an blieb er allen politischen Dingen entfremdet, und beschränkte seine Thätigkeit auf seine akademische und christliche Lehrbahn. Er fand aber seine Kirche in einen Schweinstall verwandelt, und, als die Schweine zuletzt weichen mußten, im Innern einen Gräuel der Verwüstung. Während noch alle höhern Erziehungsanstalten stockten, sammelte er um sich her einen Kreis nach Bildung strebender Jünglinge, gab allen philosophische und literarische Curse, die er dienlich hielt, und wirkte auf alle kräftig mit Rath und That. Und nachdem er durch die sogenannte Nationalkonvention die Erlaubniß erhalten hatte, Gott nach der Väter Sitte wieder zu verehren, eilte er auf seine Kanzel zurück, deren Zierde er seitdem ununterbrochen blieb. Er wurde zum Inspector der Consistorien der neuen Kirche und dreier andern, und, als Senior, zum Mitglied des Directoriums beim Generalconsistorium ernant, und erwarb sich in diesen Stellen als Kirchen- und Schulvorsteher unsterbliche Verdienste. Nicht weniger thätig war seine Theilnahme an der Anordnung des an die Stelle der ehemaligen Hochschule getretenen lutherischen theologischen Seminars, an welchem er bis zu seinem Ende als ordentlicher öffentlicher Lehrer wirkte. In der ganzen Bonapartischen Epoche erhielt er sich auf dem Standpunkte überlegter Mäßigung, und gereifter Erfahrung. Er sah den Misbrauch, unterschied Schein und Wirklichkeit, würdigte manches nicht zu läugnende Gute, fühlte aber bald die Überströmung des Übels, beobachtete übrigens ein kluges Schweigen. Bei den Festen, die der Usurpator nach jedem seiner Siege zu feiern befahl, hatte Blessig immer in Gegenwart aller Behörden zu sprechen; aber immer that er's mit Würde; nie stand

er als Schmeichler da; mit wunderbarer Kunst wußte er jedesmal etwas auszuheben, was für ein solches Fest paßte, und ohne Verletzung der Wahrheit sich sagen ließ. Die durch des Usurpators Rückkehr begonnene Revolution wirkte so stark auf ihn, daß seine körperlichen Kräfte darunter litten. Indessen überlebte er dessen zweiten Sturz noch mehre Monate, denn er starb den 17. Febr. 1816 am Magenkrampf, woran er seit einiger Zeit gelitten hatte; früher war er oft lang und schwer mit Verstopfungen heimgesucht gewesen.

Blessig hat sich als Prediger, akademischer Lehrer, als Selsorger und edler Mann ausgezeichnet große Verdienste, zunächst um seine Vaterstadt, aber daneben auch in einem weit verbreiteten Wirkungskreise erworben. Ein scharf- oder tiefdenkender Kopf war er nicht, auch machte er selbst keine Ansprüche auf den Namen eines Mannes von hervorragenden Einsichten in den letzten Grund der menschlichen Erkentnisse. Die Phantasie schien bei ihm vorzuherrschen: aber sie stand doch stets unter der Zucht der gesunden Vernunft, und er strebte überall nach deutlichen Vorstellungen. In allen wissenschaftlichen Fächern, die in das Gebiet der Theologie einschlagen, so wie in den alten Klassikern, war er wohl bewandert. Sein Beifall als Kanzelredner war eben so allgemein und dauernd, als durch ausgezeichnetes Talent und unermüdetes Streben nach Vollkommenheit verdient. Warmes Gefühl für das Schöne und Gute, eine durch vielseitige Kentniße mit gehaltvollem Stoffe ausgestattete, blühende Phantasie, ergoß sich bei ihm als unversiegbare Quelle in lebendigster bilderreichster Sprachenfülle. Außer vielen einzeln gedruckten Reden dienen zum Beweise die drei Osterpredigten: Scheiden und Wiedersehen im Unsterblichkeitslande. Strasb. 1801. 8., und die gehaltreiche Samlung, die er unter dem Titel herausgab: Was haben wir als Christen zu fürchten, zu hoffen, zu thun in den neuen, uns bevorstehenden Zeiten? 2 Hefte. Strasb. 1802—1808. 8., worin er mit ergreifender Wärme und edler Freimüthigkeit über die herrschende Stimmung des Zeitalters, die Erziehungsgrundsätze, den Zustand der Religion, die Verbesserung des äußern Gottesdienstes ꝛc. spricht. Eine am Ludwigsfeste von 1788 gehaltene lateinische Lobrede auf den König, der den Protestanten seines Reichs die bürgerliche Freiheit zurückgegeben hatte, zog ihm wegen der zu stark ausgemalten Bartholomäusnacht von 1572, und des längern Verweilens bei der Aufhebung des Edicts von Nantes, einige Ungelegenheiten zu. Als er hingegen die Rede auf den Marschall von Sachsen in der Thomaskirche hielt (Discours prononcé à l'occasion de la translation du corps de Mr. le maréchal de Saxe dans l'église de St. Thomes. Strasb. 1777. 4.), ertönte ein allgemeines Beifallsklatschen, zu welchem der Marschall von Contades und die sächsische Prinzessin Christine das Signal gaben. Auch Grimm erwähnt dieser Rede in seiner Korrespondenz mit ausgezeichnetem Lobe, und glaubt, Bossuet würde manche Stellen des vorzüglichen Einganges seiner nicht unwürdig geachtet haben. — Blessigs akademischen Vortrag, namentlich über Geschichte der Philosophie, über christliche Dogmatik, Homiletik, und zur Erklärung des alten Testaments, zog durch Geist, Gedankenfülle, Geschmack und lebendige Wärme an. Vorzüglich belehrend und Nutzen bringend waren besonders auch die unter seiner Leitung gestifteten Gesellschafts-Vereinigungen der jungen Akademiker, wo Ausarbeitungen, gegenseitige Kritik ꝛc. zu eigenen Leistungen und zum Selbst-Beurtheilen zweckmäßig hinführten. Nach der Schreckenszeit nahm er an der Wiedereinrichtung des öffentlichen Cultus, der kirchlichen Verfassung und der Volksschulen den ausgezeichnetsten Antheil. Ein neues, den Zeitbedürfnissen angemessenes Gesangbuch verdankt Straßburg vorzüglich seiner und seines Collegen Hafner Auswahl und Besorgung. Zur Verbreitung der Bibel unter den unbemittelten Volksklassen wirkte er ebenfalls mit großem Eifer; überhaupt gehörten, auch außer seinem Amtskreise, philanthropische Anstalten zur zweckmäßigen Unterstützung der Nothleidenden zu den Gegenständen, die er mit edler Aufopferung beförderte. So war er einer der Gründer und Mitverwalter eines vor der Revolution gestifteten, zur Beschäftigung von Armen bestimmten Werksaals, und noch im letzten Kriege war er die Sele der Berathungen, die eine Anzahl edler Strasburger Bürger der durch die Zeitumstände steigenden Noth der Armen entgegen setzte. Gewöhnlich wurde er von den öffentlichen Behörden berufen, wenn von zweckmäßiger Richtung der Wohlthätigkeit und Armen-Unterstützung die Rede war. — Von seinen Schriften bemerken wir noch: (Mellings) Beitrag zu einem Exempelbuch; aus dem Dänischen. Strasb. 1780. 8. Kleine Strasburger Chronik, mit Kupf. Ebend. 1781. 8. Zur praktischen Selenlehre; bei dem Tode eines meiner Zuhörer. Eb. 1785. 8. Leben des Grafen von Medem, nebst seinem Briefwechsel. Eb. 1792. 2 Th. 8. Die von K. M. Fritz aus Blessigs Nachlasse herausgegebenen Communion- und Confirmationsreden. Eb. 1816. 8. enthalten zwar viel Gutes, waren aber nicht zum Druck bestimt, und ermangeln der Feile. In allen seinen Schriften ist die Sprache zwar blühend, aber nicht immer rein, und der Ausdruck manchmal schwülstig. In mehren Journalen, z. B. dem teutschen Museum, Pfenningers christl. Magazin, Meusels histor. Literatur, den Archives litéraires de l'Europe u. a. findet man Aufsätze von ihm *). (*Baur.*)

Blesswerk, s. Faschinenbau.

BLESTIUM, Blestio, ein Ort des alten Britanniens; auf dem Wege von Isca nach Calava, dem Itin. Anton. zufolge zwischen Bucrium und Ariconium, nach Horsley das jetzige Monmouth, nach Camden und andern Oldtown in Herefordshire. (*R.*)

BLETHISA, Narbenkäfer. Eine von Bonelli (Observ. entomol. Turin 1809) aufgestellte Gattung der Laufkäfer (Carabici), zu welcher Carabus multipunctatus Auct. gehört. (*Germar.*)

*) Memoria ej. scriptore J. G. *Dahler*. Argent. 1816. 8. Rede bei seinem Leichenbegängnisse von K. M. Fritz. Eb. 1816. 8. Eb. Leben Blessigs, mit dem Bilde des Verf. Ebend. 1818. 2. Th. 8. Bengels Archiv für die Theol. 2 B. 1 St. 252 ff.; 3 Bd. 3 St. 767 ff. Hall. Lit. Ztg. 1819. Febr. Nr. 31. Wachler's Theolog. Nachrichten. 1816. S. 368 ff. Morgenblatt. 1816. Nr. 61 u. 64.

BLETIA, eine zuerst von Ruiz und Pavon aufgestellte, itzt allgemein angenommene Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, und zwar aus der Gruppe der Keropagen (Linné's 20ste Klasse). Der Charakter besteht in den ausgehöhlten, bisweilen gespornten Lippchen, den Pollen-Massen, die zu vier oder acht, von denen jede zwei Läppchen hat, in einer beweglichen hinfälligen Anthere an der Spitze des unten ganz freien Befruchtungssäulchens stehen. Die äußern Blätter sind fünf ganz freie.

1. Bl. *Tancarvilleae* R. Br. (Limodorum Ait.), mit ungetheiltem gespornten Lippchen, einem abgekürzten Horn und eilanzetförmigen Wurzelblättern. (*Redout.* Liliac. 43.) In China. Eine der größten Zierden unserer Treibhäuser. 2. Bl. *verecunda* R. Br., mit spornlosem Lippchen, dessen Adern ästig sind, einem mittlern sehr breiten Lappen, die seitlichen schmal, und einem ästigen Schaft. (Limodorum altum. Bot. Mag. 930). In Westindien. 3. Bl. *florida* R. Br., mit spornlosem Lippchen, dessen Adern ungetheilt sind, der mittlere Lappen keilförmig, die seitlichen mit breitem und ästigem Schafte (Limodorum purpureum *Redout.* Lil. 83.). In Westindien. 4. Bl. *hyacinthina* R. Br., mit sporn- und bartlosem Lippchen, den Blüthen in Trauben und blattreichem Stamme (Cymbidium hyacinthinum Smith. exot. bot. 1. t. 60.) In China. 5. Bl. *capitata* R. Br., mit spornlosem Lippchen, welches an der Basis eine Schwiele angewachsen hat, einem blattreichen Stamm und den Blüthen in Knöpfen. In Westindien. 6. Bl. *uniflora* R. et P. (speciosa Humb.), mit dreilappigem, stumpfen gekerbten gespornten Lippchen, linienförmigen Blättern und einblüthigem Schaft. Bei Acapulco. 7. Bl. *parviflora* R. et P., mit schwertförmigen gerinnten Blättern, den Blüthen in einer Rispe. In Peru. 8. Bl. *ensiformis* R. et P. 9. Bl. *repanda* R. et P. und Bl. *catenulata* R. et P. sind nicht gehörig bestimt. Sie wachsen sämtlich in Mexico. (*Sprengel.*)

BLETTE, kleiner Fluß im französ. Dep. Meurte, welcher auf dem Wasgau entspringt, und im O. von Ogervilles die Vezouze erreicht. (*Hassel.*)

BLETTERANS, Marktfl. in dem franz. Depart. Jura, Bez. Lons le Saunier, auf einer Insel, die von der Seille gebildet wird: er hat 1 Schloß und 675 Einwohner. (*Hassel.*)

BLETTERIE (Jean Philipp René de la), ein gelehrter Alterthumsforscher, geb. zu Rennes den 25. Februar 1696. Er trat frühe in die Congregation des Oratoriums, lehrte die Rhetorik, und zeichnete sich durch seine Kentnisse rühmlich aus. Die Veranlassung, aus der Congregation zu treten, gab ein Reglement gegen die Perücken. Er begab sich nach Paris, erhielt am königl. Collegium den Lehrstuhl der Beredsamkeit, wurde 1742 Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften, und starb den 1. Junius 1772. Einen gründlichen Untersuchungsgeist, Quellenstudium und Unparteilichkeit im Urtheil beurkundet seine, mit vielem Beifalle aufgenommene, Vie de l'empereur Julien, avec deux cartes geogr. Par. 1734; Amsterd. 1735. 12., verm. und verb. Par. 1746; 1776. 12. Englisch: with an appendix, containing several dissertations on points relating to Julian's history, by A. V. Desvoeux. Dublin 1746. 8., teutsch von J. G. Pfeil. Frankf. u. Leipz. 1752. 8. Holländ. Utrecht u. Rotterd. 1790. 8. Weniger anziehend, aber ebenfalls mit Fleis und Kritik bearbeitet, ist seine Histoire de l'empereur Jovien et traductions de quelques ouvrages de l'empereur Julien. Par. 1748. Vol. II. 12. Amst. 1750. 12; 1776. 12. Unter den römischen Schriftstellern schätzte er vornehmlich den Tacitus, und das Resultat eines vieljährigen Studiums desselben war seine Traduction de quelques ouvrages de Tacite. Par. 1755. Vol. II. 12. [1]), und die Fortsetzung davon unter dem Titel: Tibère ou les six premiers livres des Annales de Tacite. Ib. 1768. Vol. III. 12., neueste Ausgabe: Traduction complète de Tacite par de la Bletterie et d'Otteville, avec le texte lat. à côté. Par. 1792. Vol. VI. 18mo [2]). Bei vielem unverkennbaren Fleiße, den der Übersetzer seinem Autor widmete, ist seine Arbeit weder treu noch vollständig, und überdem viel weitschweifiger als das Original, daher machte Voltaire dem Übersetzer den Vorwurf: er habe traduit Tacite en ridicule, und sagte:

Hier on m'apporta, pour combler mon ennui,
Le Tacite de Bletterie [3]).

In den Mém. de l'acad. des inscr. et belles lett. findet man von de la Bletterie mehre Abhandlungen über die Bestandtheile der röm. kaiserl. Gewalt von August bis auf Diocletian, die für den Alterthumsforscher Interesse haben [4]). (*Baur.*)

BLEUL (Joh. Heinrich, Reichsfreiherr von), Salzburgischer Hofkanzler, geb. zu Coblenz den 26. Oct. 1765. Er studirte zu Heidelberg Rechts- und Kameralwissenschaften, und wurde bald in kurtrierischen Diensten als Registrator beim geheimen Archiv und in der geheimen Statskonferenz angestellt. Nach Kaiser Josephs II. Tode besorgte er alle Vorarbeiten für die zum Wahlkonvent abgehende kurtrierische Gesandtschaft, und gab die erste Veranlassung zu den wichtigen kurtrierischen Vorstellungen in Beziehung auf die kaiserliche Wahlkapitulation. Auch bei den Wahlkonventen Leopolds II. und Franz II. begleitete er, mit dem Titel eines Hofkriegsraths beehrt, die Gesandtschaft und das Archiv derselben nach Frankfurt. Als Östreich sich zum Kriege gegen Frankreich rüstete, wurde er, nachdem er im Oct.

---

1) Diese Übersetzung enthält die Schriften des Tacitus von Teutschland und das Leben des Agricola mit Anmerkungen begleitet; das Leben des Tacitus ist vorgesetzt. Sie erschien auch 1788 in 12. unter dem Titel: Vie d'Agricola et des moeurs des Germains. 2) La Bletterie hat Anmerkungen (zur Beurtheilung der Lesearten, Raisonnements, Erläuterungen, z. B. aus dem Alterthum), einen kurzen geographischen Entwurf, den lat. Text und eine Ergänzung des fünften Buchs hinzugefügt. 3) Man vergl. Linguets scharfe Kritik, die unter dem Titel erschien: Lettres sur la nouv. traduct. de Tacite p. M. L. D. L. B., avec un petit recueil de phrases élégantes tirées de la même traduction, pour l'usage de ses écoliers. Amst. 1768. 12. 4) Eloge par du Puy, in den Mém. de l'act. des Inscr. Vol. XL. p. 206—216. Necrologe des hommes céléb. année 1773. *Saxii* Onomast. Vol. VII. 259. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. IV. Wachlers Gesch. d. histor. Forsch. 2 Bd. 1. Abth. 59.

1791 die kurtrierischen Dienste verlassen hatte, Direktor der k. k. Kriegskanzlei, erhielt 1793 den Titel eines k. k. Hofsekretärs, und wohnte, nach dem Frieden von Campo Formio, als Direktor der k. k. Plenipotenzkanzlei, dem Kongresse zu Rastatt bei. Nach der Auflösung desselben trat er im October 1798 in salzburgische Dienste, wurde Hofkanzler, geheimer Rath, Lehenpropst, Pfleger zu Mülldorf, Post- und Münzdirektor zu Salzburg, erhielt 1801 die reichsfreiherrliche Würde, und starb den 21sten Sept. 1807. Er war ein einsichtsvoller, patriotischer Statsmann und Diplomatiker, der in schwierigen Verhältnissen sich ehrenvoll behauptete, und unter dessen kräftiger Leitung zulezt alle in- und ausländischen Regierungsgeschäfte des Erzbisthums Salzburg standen. In frühern Jahren lieferte er zum trierischen, und zulezt zum salzburgischen Intelligenzblatt, und zum Hamburger politischen Journal gehaltreiche, besonders statistische, Aufsäze, zum Theil zusammengedruckt in der (vermuthlich mit des Verfassers Genehmigung veranstalteten) Samlung der geographisch-statistischen Beiträge des kurfürstl. salzburg. Hofkanzlers von **Bleul**, über das vormalige Erzstift, und nunmehrige Herzogthum Salzburg. Salzb. 1806. gr. 8. Auch anonym ließ er einige Schriften drukken *). (*Baur.*)

Blexen, s. **Övelgönne.**

Bley, **Bleih**, (Fisch), s. **Cyprinus.**

BLEYMARD, Marktfl. im franz. Dep. Lozère, Bez. Mende an der Cambresoude und im N. des Gebirgs Lozère, auf welchem der Lot den Ursprung nimt. Er zählt 180 Häus. und 710 Einw., die Serges und Kadis weben. (*Hassel.*)

BLICK (Hüttenkunde), (lat. corruscatio, fr. éclair). (**Blicken**, Zeitwort, **Blicksilber**). Eine Erscheinung, welche beim Abtreiben des Silbers (man vergl. diesen Artikel) dann erfolgt, wenn das lezte Bleioxyd von der Asche des Treibherds eingesogen wird, und die Oberfläche des Silbers plötzlich mit reinem Metallglanz aus den Regenbogen-Farben, welche durch die Brechung der Lichtstrahlen in einer dünnen Lage von Bleiglas entstehen, hervortritt. Wenn diese Erscheinung eintritt, sagt man: **das Silber blickt.** Das auf diese Weise gewonnene Silber, welches gewöhnlich nur 15¼ bis 15½ löthig erhalten wird, wird **Blicksilber** genant. (Man vergl. den Art. Silber.) (*Müller.*)

Blicke, s. **Cyprinus.**

Blicken in der Malerei, s. **Drucker.**

Blickfeuer, s. **Signale.**

BLIDA, (**Bleeda**, **Blada**, **Belide**, **Belaidan**, eine ziemlich große und volkreiche Stadt, in der algierischen Provinz Titeri, 5 Stunden von Algier, in einer angenehmen, wasserreichen und fruchtbaren Gegend, mit Orangenwäldern, schönen Gärten und Landhäusern, auch mit ansehnlichen Moscheen **). (*H.*)

BLIES, Flüßchen im Großherzogthum Niederrhein, baierischen Rheinkreise und Departement der Mosel, das bei Bliesborn, nordwestlich von St. Wendel, im preußischen Gebiete entspringt, durch das baierische Bezirksgericht Zweibrücken fließt, und sich bei Saargemünd (Sarguemines) in die Saar ergießt. Das Flüßchen hat beim mittleren Wasser eine Breite von 15—18 Fuß, ist nicht schiffbar, wird aber zum Treiben vieler Mühlen benuzt. (*Eisenmann.*)

BLIESCASTEL, Städtchen von 300 Häusern, und 1600 betriebsamen Einwohnern, Siz eines Rentamts, Kantons- und Friedensgerichts, im baierischen Rheinkreise, auf dem rechten Ufer der Blies, unweit Zweibrücken, kam durch Schenkung Kaiser Otto's I. 960 an das Bisthum Metz. Bischof Hermann zu Metz (1073—1090) reichte solches, als Lehen, dem dritten Sohne des Grafen Volmar II. von Lüneville, dem um St. Stephans Kirche hochverdienten Gottfried (Gem. Judith). Gottfrieds Sohn, Gottfried II. (1127), war mit Mechthild, des Grafen Konrad von Luxemburg Tochter, verheirathet, und erzeugte mit ihr den Sohn, Volmar I., dann zwei Töchter. Die eine, Helvidis, wurde an Gerhard von Rieneck im Sinngrunde, verheirathet, die andere, Methilde, war die Geliebte des großen Sachsenherzogs, Heinrichs des Löwen, dem sie eine Tochter gebar, welche die Gemalin Heinrichs Borwin, des Fürsten der Wenden, wurde, und diesem Rostock, Mecklenburg und andere wendische Eroberungen ihres Vaters zubrachte [1]).

Volmar I., Graf von **Castre** [2]), erscheint in Urkunden von 1135—1179, namentlich als Wohlthäter der Abteien Beaupré, bei Luneville, und Unser-Lieben-Frauenthal zu Sturzelbrunn, unweit Bitsch. Mit Clementia, des Grafen Volmars IV., von Luneville, des Stifters von Beaupré, Tochter, erzeugte er drei Söhne: Volmar II. von dem unten — Hugo (1172—1201), Herrn von Luneville, welches derselbe mit Kunegunde, des Grafen Volmars V. von Luneville Tochter, erheirathete: er wurde der Ahnherr der Herren von Luneville und Riste — und Heinrich, den Archidiakon zu Lüttich, welcher 1180 auf den bischöflichen Stuhl von Verdun erhoben, 1186 aber, wegen seiner Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich I. abgesezt wurde. — Volmar II., Graf von Castre, der älteste von Volmars I. Söhnen, erwarb, wie es scheint, die nachmals denen von Hunoltstein zu Afterlehen gereichte Vogtei Berncastel, wozu auch Graach, Cues, Lieser und Kesten, Orte, die sämtlich wegen ihrer treflichen Moselweine berühmt sind, gehörten, und die Vogtei Minheim; er starb 1223, und wurde in dem Kloster Wersweiler beigesezt. Seine Gemalin, Jutta, hatte ihm zwei Söhne geboren: der eine, Friedrich, starb noch vor dem Vater; der andere, Heinrich (Gem. Agnes, des Grafen Heinrichs I. von Sayn Tochter, und Heinrichs II., des lezten Mannes seines Stammes Schwester), beschenkt das Kloster Wadgassen 1224, ein-

---

*) **Baaders** gel. Baiern. Der Biograph 7 Bd. 509. Allgem. geograph. Ephemer. 1809. Oct. 195.

) **Bruns VI, 207.

1) Heinrichs des Löwen Tochter hieß, wie ihre Mutter, Methilde; sie ist die Stammutter des Mecklenburgischen Hauses.

2) **Castre** ist die gewöhnliche Benennung von Bliescastel im Mittelalter. Sie klingt sehr französisch: auch die Grafen von Bliescastel waren halbe Franzosen, wie ihre Nachbaren, die Herren von Vinstingen. Lezterer Unterthanen sind es noch heute. Bliescastel aber ist vollkommen teutsch. Sollte man hieraus nicht schließen können, daß die teutsche Sprache im Westerreiche Boden gewonnen, nicht verloren hat?

pfängt die Lehen über Bliescastel aus den Händen des Bischofs zu Metz, 1225, und über Schonenberg, 1233, von der Gräfin Ermesinda von Luxemburg, vergabt 1234, gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin, das letztrer zuständige Schornsheim an das Kloster Wersweiler, bestätigt 1238 die Schenkung, welche seine Hausfrau, zum Heile der Sele ihres einzigen Sohns, dem Kloster Wersweiler mit einem Zins von 40 Schillingen in Holbingen, dem Zehnten zu Wideringen, und einem Gute in Bunsingen (Lichtmeßtag 1238) gemacht, und vermehrt sie durch das Weidrecht, welches er dem Kloster für den ganzen Umfang der Herrschaften Bliescastel und Forbach ertheilet. Heinrich scheint bald darauf verschieden zu seyn. Sein einziger Sohn, Johann, war ihm in die Ewigkeit vorausgegangen; seine Besitzungen, die Herrschaften Bliescastel, Püttlingen und Forbach, die Vogtei Berncastel, hätten daher unter seine sechs Töchter vertheilet werden sollen [3]). Dies geschah aber nicht, sondern Elisabeth, die älteste, wußte sich den Besitz der ganzen Erbschaft zu verschaffen. Sie wurde 1243, die Stifterin des Wilhelmitenklosters Gräfinthal, wo sie auch ihre Ruhestätte fand, vergabte 1273 an Wersweiler die Dörfer Reichweiler und Bubenhausen, scheint jedoch in eben diesem Jahre kinderlos gestorben zu seyn. Ihr Gemahl, Raynald, Herzog Friedrichs II. von Lothringen Sohn, und Herr zu Bitsch und Stenay, überlebte sie nur kurze Zeit: er starb im J. 1274, nachdem er von Ulrich III. von Rappoltstein, der, durch seine Mutter, ein Enkel Heinrichs von Bliescastel, alte Ansprüche, die Ulrich an des Großvaters Erbschaft haben konnte, um 150 Pfund Metzer Heller erkauft hatte.

Raynalds Tod wurde das Signal zu langwierigen Successionsstreitigkeiten. Das nächste Erbrecht an Bliescastel u. s. w., hatten die Grafen zu Salm, Heinrich V., Johann und Friedrich, als Söhne der Maria, der zweitältesten Tochter des Grafen Heinrich von Bliescastel. Der Bischof Laurentius von Metz hatte aber große Lust, Bliescastel, als ein eröffnetes Lehen, seinen Tafelgütern einzuverleiben, und der Herzog von Lothringen, Friedrich III., Reynalds Neffe, der, als solcher, das Rappoltsteinische Fünftel erben mußte, wollte auch die ganze Herrschaft Püttlingen, als vermanntes Lehen, einziehen, ob er gleich nur 1274 seinem Oheim versprochen hatte, sie dereinst dem Grafen von Salm reichen zu wollen. Hierin widersprach ihm nun zwar Graf Heinrich II. von Zweibrücken, der, als Vollstrecker von Raynalds letztem Willen, die Erbprätendenten auf den Sonntag nach Ostern 1275 beschied, um aus seinen Händen jeder ein Fünftel der Erbschaft zu empfangen. Es geschah dieses jedoch nur Anstands halber, denn schon vorher hatte Heinrich mit dem Herzoge von Lothringen verabredet, was mit den erledigten Besitzungen zu beginnen, wie die Grafen von Salm davon abzuweisen, und welche Hilfe er dem Herzoge zu leisten habe, wenn die Salm etwa widerspenstig seyn sollten.

Der Bischof Laurentius, ein Italiäner, entdeckte ohne Mühe dieses Geheimniß, und das noch wichtigere, wie der mächtige und kriegerische Graf von Zweibrücken von dem Lothringischen Bündnisse abzuziehen: er versprach, ihn mit Bliescastel und Püttlingen, welches letztere vorher aus der Lothringischen Lehensbarkeit befreiet werden sollte, zu belehnen, wogegen der Graf sich verbindlich machte, ihm mit seiner ganzen Macht gegen alle Gegner zu dienen. Zugleich aber unterhandelte der Bischof mit den Grafen von Salm, welche, um nicht alles zu verlieren, sich, am 21. October 1275, einen förmlichen Theilungstractat über Bliescastel und Püttlingen gefallen ließen. Kaum war die Kunde hievon nach Lothringen gekommen, als der Herzog sich aufmachte, um durch Waffengewalt zu erreichen, was auf anderm Wege nicht ferner erreichbar schien. Der Graf von Zweibrücken und die Metzer zogen ihm freudig entgegen, und auf der Wattweiler Höhe, zwischen Zweibrücken und Bliescastel, kam es zum Treffen (Anfangs 1276), welches mit der vollständigen Niederlage der Lothringer endigte. Der Krieg dauerte demungeachtet, das ganze Jahr, und das folgende 1277 hindurch fort, bis die streitenden Parteien, 1278, auf den Spruch Goberts von Aspremont compromittirten, und dieser entschied am 24. August d. J., zu Gunsten des Grafen von Salm. Bliescastel und Püttlingen, samt der Vogtei Berncastel und der Burg Hunolstein [4]), wurden hiedurch des Grafen von Salm Eigenthum, jedoch nur unter den drückendsten Bedingungen; wie er denn, unter andern, zulassen mußte, daß der Bischof mehr denn 60 Rittern in dem Umfange der Herrschaft Bliescastel Lehen anwies. Wahrscheinlich war es dies unangenehme Verhältniß, welches den Grafen Heinrich von Salm bestimmte, die ganze Herrschaft an den Bischof von Metz, Burkard von Avesnes, um 20,000 Pfund Metzer Heller zu verkaufen (1284). Der Bischof seinerseits, den immerwährende Fehden in immerwährenden Geldnöthen hielten, sah sich genöthigt, B. an den Herzog von Lothringen zu verpfänden. Als er das Pfand 1288 lösen wollte, wies ihn der Herzog trotzig ab: es kam zu offener Fehde. Der Herzog wurde in dem Walde Warnet geschlagen, und verglich sich hierauf am 7. October 1291: der Bischof mußte ihm Dieuze zurückgeben, wogegen er versprach, daß er den Bischof von Straßburg, den neuesten Pfandherrn von Bliescastel, bewegen werde, sein Pfand an die Kirche zu Metz abzutreten. Einige Jahre später erscheinen die Grafen von Zweibrücken als Inhaber von Bliescastel, und im J. 1356, auf Kreuzerfindung, belehnt Erzbischof Bormund II. von Trier den Grafen Heinrich von Veldenz, „auf unserer beiden Lebtage, mit unserer Vesten und Burg, Castel, samt Zugehör. Geschähe es, daß der Bischof von Metz, oder andere, „die sich Rechtes an Castel vermessen, solches ansprechen, „so soll Heinrich selbes doch lediglich wiedergeben an „Trier". Wie Trier zu diesem Besitze gekommen, ist noch zur Zeit unbekant [5]), die Erzbischöfe wußten sich aber darin zu behaupten, und Bliescastel, wenn auch häufig an die Nachbaren verpfändet (z. B. von 1553—

3) Namentlich kennen wir nur die beiden ältesten, Elisabeth und Maria; von einer dritten weiß man, daß sie die Gemahlin Ulrichs II., die Mutter Ulrichs III. von Rappoltstein gewesen,

4) Von Forbach ist nirgends die Rede. Dagegen erscheinen von nun an Grafen von Forbach. Ob sie vielleicht von einer der sechs Töchter Heinrichs von Bliescastel abstammen?
5) Vermuthlich zugleich mit St. Wendel.

1581 an die Grafen von Nassau-Saarbrücken), blieb Jahrhunderte hindurch ein trierisches Amt, welchem in den Fehdezeiten, die große Zahl seiner Burgmänner, und die Lage, zwischen vieler Herren Ländern, besondere Wichtigkeit verliehen. Dieser Wichtigkeit wurde durch den allgemeinen Landfrieden ein Ende gemacht, und, nachdem der westphälische Friede die Franzosen in die Nähe geführet, der abgelegene Distrikt eine wahre Last für das Erzstift. Das Gefühl derselben, vielleicht auch die Aussicht, der Familie Glanz zu heben, bestimmte den Kurfürsten Karl Kaspar zu der Veräußerung von Bliescastel. Es wurde ausgemittelt, (ob mit der äußersten Schärfe?) daß das Amt, in den besten und reichsten Friedensjahren, ertrage: 28 Malter Weizen, Bliescasteler Maß, 250 Gulden Batzen, 54 Malter Korn, 70 Malter Hafer, 22 Wagen Heu, 35 Kapaunen, 36 Hahnen, 5 Hühner, 5 Gänse. Die Familie von der Leyen machte sich anheischig, dieses Einkommen dem Erzstifte an gelegenern Orten, und zwar in verschiedenen zerstreuten Gefällen und Capitalien, anzuweisen. Das Domkapitel war hiemit einverstanden, und es erfolgte der Vertrag vom 4. März 1660, wodurch das bisherige trierische Amt Bliescastel mit seinen sieben Höfen, Habkirchen, Bebelsheim, Wittersheim, Erfweiler, Würzbach, Ballweiler und halb Raubenheim (die andere Hälfte war derer von Elz), in der Eigenschaft eines Mannlehens, an die Freiherren von der Leyen überging.

Seit langer Zeit schon hatten die von der Leyen ein Burghaus in Bliescastel besessen, und nur am 8. Febr. 1659 das Haus Werblingen, das halbe Dorf Ballweiler, die Dörfer Bisingen und Rubenheim, wie auch des unmittelbaren Reichsdörfchens Ober-Würzbach Obrigkeit, Gebot, Verbot u. s. w. um 4100 oberrheinische Gulden von Claus Eberhard Bock von Bleßheim zu Gersheim und dessen Ehefrau, geborner Tochter zu Elz-Wecklingen, erkauft. Von nun aber waren sie ernstlich bedacht, die kleinen adligen Güterbesitzer, im Umfange der Herrschaft, auszukaufen, und es gelang ihnen damit über alle Maßen. Zuerst wurden die Besitzungen derer von Mauchenheim, von Helmstadt und von Häringen angekauft; dann folgte die Vogtei St. Ingbert, die einst der Grafen von Sayn gewesen. Die wichtigste Erwerbung war jedoch die der Elzischen Güter. Jakob Friedrich von Elz-Bliescastel trug von dem Erzstift Trier ein Burglehen zu Bliescastel, das Hochgericht um Bliescastel, das halbe Dorf Ballweiler, das Dorf Walveschеidt und andere Stücke zu Lehen, die einst Johannes von Löwenstein zu Randeck, früher der ritterlichen Familie von Bliescastel gewesen, und sie hätten, da Jakob Friedrich der letzte Mann seiner Linie war, dem Erzstifte anheim fallen sollen. Der Kurfürst Karl Kaspar trat aber in das Mittel; der von Elz empfing eine bedeutende Geldsumme, und die Güter gingen, noch bei dessen Lebzeiten, an die von der Leyen über. Auf diesem Wege fortwandelnd, hatten sie beinahe die ganze Herrschaft Bliescastel, nach ihrem alten Umfange, vereinigt, als in den 70er Jahren die bekannte Epoche für die Gränzberichtigung mit Frankreich eintrat. Auch die Grafen von der Leyen konnten dem herrschenden Fieber nicht widerstehen: sie unterhandelten mit Frankreich, und am 22. Septemb. 1781 kam der Gränzberichtigungs- und Purifikations-Vertrag zu Stande, wodurch die Herrschaft Bliescastel eine ganz neue Gestalt erhielt. Der Graf erkannte in Ansehung der Ortschaften Welfferding, Rülching, Hanweiler, Wüstweiler, Freymengen, samt dem Hofe Dietweiler und Schweigen, die bisher ungezweifelt zu dem teutschen Reiche gehört hatten, dann in Ansehung von Bliesbrücken und des Theiles von Hecken-Ransbach, welcher sein Eigenthum, die Souveränität von Frankreich [6]); wogegen der König ihm die Dörfer Klein-Blietersdorf, Auersmacher, Altheim und Neu-Altheim, Nieder-Gailbach, samt dem Erzenthal, dann Uthweiler, auch das Kloster Gräfinthal und die Meierei Oberkirch [7]) abtrat, um solche fortan unter der Souveränität des teutschen Reichs zu besitzen, zugleich auch allem Anspruch an die Landeshoheit über Bliesmengen und Bliesbolchen entsagte. In allem cedirte Frankreich 359 Unterthanen, 20,327 Morgen Land und 21,213 Pfund 15 Sous Einkünfte, wogegen dasselbe von Leyen empfing 286 Unterthanen, 17,943 Morgen Land und 14,820 Pfd. 9 Sous Einkünfte.

Als die Franzosen 13 Jahre später, das linke Rheinufer überschwemmten [8]), zählte die Herrschaft Bliescastel 38, meistens in fruchtbarem, treflich angebauten Lande gelegene Ortschaften, mit einer Bevölkerung von 11000 Selen. Der bedeutendste Ort, nächst Bliescastel, war St. Ingbert mit Kohlengruben, die dem Landesherrn ein Einkommen von beinahe 10,000 Fl. abwarfen. Er bewohnte das stattliche, nun gänzlich vernichtete Schloß in Bliescastel, wo sich außerdem ein Collegiatstift befand, ein Franziskanerkloster, und der Sitz des Oberamtes Bliescastel, zu welchem noch die Herrschaft Münchweiler gehörte, ein zweibrückisches Lehen, von 7 Ortschaften, mit 1450 Selen, die Herrschaft Otterbach, ein Lehen des Hochstifts Speier, 2 Ortschaften mit 400 Selen, und die Herrschaft Oberkirchen, 5 Ortschaften und 700 Selen. Der ganze Umfang des Oberamts Bliescastel zählte demnach 52 Ortschaften und 13,550 Selen; die jährliche Einnahme betrug an 120,000 Fl. Dafür ist dem Gräfl. Leyenschen Hause nicht die geringste Entschädigung geworden [9]). (*v. Stramberg.*)

BLIESGAU, (**Bliesichgau**, **Blesitchowa**, **Blesinse**, Blesiacus pagus), (Mittl. Erdbeschr.) Er hat seinen Namen von der Blies erhalten, welche auf einem auslaufenden Höhenzuge der Vogesen (Wasgau) bei Tholey entspringt, nahe an den Quellen der Glaubäche und der Nahe, und bei Saargemünd in die Saar fällt. Er war ein Theil des lothringischen Mosellandes

---

6) Diese Ortschaften bildeten von nun an die Baronie Welfferding. Sie blieb jedoch nur kurze Zeit des Grafen von der Leyen Eigenthum, indem sie bereits 1783 an den französischen Minister, Grafen von Vergennes, übergegangen war. 7) Von Oberkirch nur die Hoheits- und Lehnrechte. Das Grundeigenthum blieb den Gräfinnen von Leiningen-Heidesheim, und wurde erst später von diesen angekauft. 8) Damals fielen hier zwischen den Franzosen und Preußen blutige Gefechte vor. (*H.*)

9) Zum Schlusse sey bemerkt, daß auf einer benachbarten Anhöhe eine aus einem einzigen Steine bestehende, 12 Schuh über und 12 Schuh in die Erde reichende Spitzsäule steht, die Einige für eine alemannische Gränzsäule halten. (*Lisenmann.*)

und begränzt im Südwesten von der Saar, die er nicht überschritten zu haben scheint, (Act. Acad. Theod. Palat. VI. 244.) bis zu welcher er aber wol überall herabging, wenn gleich die kirchlichen Unterkreise nicht genau stimmen wollen, — Klein Blittersdorf, (Kr. Saarbrück), Habkirchen, (Kant. Medelsheim, Distr. Zweibrücken), werden erwähnt — und stieß also, an diesem Fluß entlang, mit dem Rosselgau zusammen. Im Südosten lief er an den Ober-Saargau hin auf der Wasserscheidung der Saar und Blies, und folgte dann dem Höhenzuge der Vogesen, den Speiergau östlich lassend, (s. die Karte in den Act. Acad. Theod. Pal. T. 3. p. 228.), bis wo südlich von Tripstadt die Wasser wieder zwischen Blies und Glau sich theilen, und der Wormsgau eintritt, (die Karte in den Act. Acad. Palat. I. 243. ist an dieser Gränze nicht brauchbar, weil die kirchlichen Hilfsmittel nicht benutzt sind) *), auf dieser Scheidung (zwischen Landstuhl, Wormsgau) und Homburg (Bliesgau) fort, bis über S. Wendel an die Nahe, und den Nahgau, (Karte a. a. O. B. 5. S. 127.), sodann südlich herab, zwischen St. Wendel und Tholey auf den Bach, der das Köllerthal bewässert und bei Welkling in die Saar einmündet, zu dieser herab, an welcher westlichen Gränze der Bitgau und dann der Unter Saargau ihn begränzten. Seine Gränze folgt ganz dem über der Saar gelegenen Theil des Metzischen Sprengels, und läuft also an dem Speierschen, Wormsschen, Mainzischen und Trierschen hin, wodurch die Auffindung seines Umfangs sehr erleichtert wird, und begriff mithin die Archipresbyteriate Neumünster, Hornbach, St. Arnauld (den Theil östlich der Saar) des Archidiakonats Saarburg. (Sanson Karte 1656.) Nach dem vorletzten Länderbesitz umfaßte er Theile von Saarbrücken, Zweibrücken, Teutsch-Lothringen, Pfalz, Trier, nach dem gegenwärtigen Besitzstande von dem Preußischen Großherzogth. Niederrhein, den nordöstlichen Theil des Kreises Saarbrück, den südwestlichen Theil des baierischen Rheinkreises, den nordöstlichen Winkel des französischen Moseldepartements, und endlich den südlichen Theil des Koburgschen Fürstenthums Lichtenberg **). (Karte von Lothringen).

Die lateinische Form Blesinse darf nicht zu einer Verwechslung mit dem Blesensis — le Blaisois — an der Loire veranlassen. (*Delius.*)

BLIGH, ein nach dem bekannten Seefahrer, Contreadmiral W. Bligh, benanntes Eiland, auf der Nordwestküste von Amerika, zu dem russischen Amerika und zu Prinz Williams Archipel gehörig, (231° 17′ L. und 60° 52′ N. Br.), ist 1½ Meile lang, 1 breit, und hat Koljuschen zu Bewohnern, (nach Vancouver). (*Hassel.*)

BLIGHS INSELN, sind die von demselben Seefahrer entdeckten und nach ihm benannten 25 Inseln in Australien (194° 39′ 45″ L. und 5—16° 30′ s. Br.) bewohnt, jedoch wegen ihrer Korallenriffe nicht besucht. (*H.*)

*) Daher denn die Klage S. 286. a. a. O. veros pagi Wormatiensis limites, *occidentalem praesertim*, vix Oedipus definiverit. **) Am umständlichsten behandelt von *Crollius* Orig. Bipont. Pars I.; Nachträge und Urk. aber in den Act. Acad. Theod. Palat. VI. 240 ff., und in der vorhergehenden Abh.; auch bei Kremer Gesch. des Ardennischen Geschlechts.

BLIGHIA König., eine nach dem vorgenannten Entdecker benannte Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Sapindeen und der achten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem fünftheiligen Kelch, der fünfblättrigen Corolle, an der Basis mit gewölbeartigen Saftdecken versehen. Acht in der Mitte verdickte und behaarte Staubfäden. Ein fleischiger Nektarring umgibt den Fruchtboden. Die Frucht ist eine dreifächerige, dreisamige fleischige Kapsel: die Samen sind mit einer fleischig-talgigen Keimwarze versehen. Wir kennen von dieser Gattung eine Art: *Blighia sapida* König., die man dem Seefahrer Bligh zu Ehren genant hat. Die Franzosen nennen sie Akée, Akeesia. Es ist ein Baum mit schönem Laube, eigentlich in Guinea zu Hause, aber jetzt in Jamaika angebaut. Die fleischige Keimwarze ist sehr schmackhaft, wird mit Kälberbröschen verglichen und in Fleischbrühe gekocht *). (*Sprengel.*)

BLIN de SAINMORE (Adrian Michael Hyacinth), wurde am 15. Februar 1733 zu Paris geboren. Seine Ältern hatten durch das verderbliche Lawsche System ihr Vermögen verloren, was einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Sohnes machte, dem es Zeitlebens an hinlänglichem Selbstvertrauen gefehlt haben soll. Nachdem er seine Studien im Collegium des Cardinal Lemoine vollendet hatte, lebte er in literarischer Zurückgezogenheit. Er trat zuerst mit einem Gedicht: La Mort de l'Admiral Bing, Londres 1757. 8. auf, welches 1761 neu aufgelegt wurde **). Dann versuchte er sich mit Glück und Erfolg in der Dichtungsart der Heroide, welche eben damals durch die Bearbeitung des Popeschen Gedichts Heloise an Abälard von Colardeau (1758) in Frankreich beliebt geworden war ***). Es herrscht in diesen Heroiden der Ausdruck starker Empfindung, und eine reine natürliche Sprache; auf ihnen beruht vornehmlich der Ruhm des Vfs. Ein Trauerspiel, Orphanis, welches er 1773 herausgab, fand zwar auch eine günstige Aufnahme, erhielt sich aber nicht auf der Bühne. Nachdem er noch einige andere Werke, unter andern ein Drama, betitelt: Joachim ou le Triomphe de la piété filiale nebst einem Choix de poesies fugitives ans Licht gestellt hatte, wurde er 1776 königlicher Censor, und erhielt einen Jahrgehalt von der Gazette de France. Im Jahr 1779 wirkte er zur Gründung der philanthropischen Gesellschaft mit, zu deren Aufnahme er durch interessante Briefe, die er in das

*) Annals of bot. 2. p. 569. t. 16. 17. *Tussac* fl. des Antill. t. 3.

) Die Hinrichtung des unglücklichen Bing erfolgte bekanntlich im Jahr 1757 den 14. März, folglich kann jenes Gedicht nicht, wie die von uns gebrauchten Quellen angeben, schon 1752 erschienen seyn. *) Seine fünf Heroiden erschienen alle einzeln, und die ersten drei anfangs anonym, in folgender Ordnung: Sappho an Phaon 1759. 12. N. A. unter dem Namen des Vfs, mit einem Leben der Sappho und einer Übersetzung ihrer Gedichte. 1767. 8. Biblis an Caunus 1760. 8. N. A. mit des Vfs Namen 1765. 8. Gabriele d'Estrées an Heinrich IV. 1761. N. A. mit des Vfs Namen 1766. 8. Jean Calas an seine Frau und seine Kinder 1765. 8. La Vallière an Ludwig XIV., mit einem Abriß ihres Lebens 1773. 8. Die ersten vier wurden seit 1767 einigemal, alle fünf aber 1774. 8. zusammengedruckt, zugleich mit einer Épitre à Racine, die vorher 1771 einzeln erschienen war.

Journal de Paris einrücken ließ, viel beitrug. Er wurde dadurch dem Könige noch vortheilhafter bekant, der ihm 1786 die Decoration des Ordens vom heil. Michael ertheilte, und ihn zum Archivaufseher, Secretär und Historiographen dieses und des heil. Geistordens ernannte. Durch die Revolution verlor er seine Stellen, gerieth in Noth, und erhielt ein Geschenk von 2000 Thalern von der Großfürstin von Rußland, mit welcher er vierzehn Jahre lang einen Briefwechsel unterhalten hatte. In den J. 1798 und 1799 gab er eine **Histoire de Russie, depuis l'an 1762, jusqu'au regne de Paul I.** in 2 Bänden, 4. heraus. Im J. 1800 ernannte ihn der damalige erste Consul zum Conservateur der Bibliothek des Zeughauses. Er ging mit einer vollständigen Ausgabe seiner Schriften in 4 Bänden 8. um, als ihn der Tod am 26. Septemb. 1807 hinwegnahm. Außer den angeführten und einigen andern Schriften hat er auch mehre Psalme, Oden des Horaz, Idyllen von Bion, Geßner u. a. übersetzt, und Episteln an Voltaire, den Cardinal Bernis, den Herzog von Richelieu, die Schauspielerin Raucourt u. s. f. gerichtet. Man schreibt ihm auch den Commentar über Racine zu, der unter dem Namen des **Luneau de Boisgermain** erschienen ist. Ungedruckt hinterließ er einen **Traité sur la poesie ancienne et moderne**, eine Übersetzung des Ödipus von Sophocles, und ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, dessen Gegenstand die dänische Prinzessin Ingeborg, Gemahlin des Königs Philipp August von Frankreich, ist *). (*Rese.*)

BLIND, — die BLINDEN, — die BLINDHEIT. Blind (Adjektiv von blenden, geblendet) ist derjenige, welcher des Sehvermögens selbst, oder seiner Ausübung für immer oder für einige Zeit beraubt ist. Eigentlich sollte man nur denjenigen einen Blinden nennen, in welchem das Sehvermögen selbst erloschen ist. Gewöhnlich aber unterscheidet man in der Umgangs- und selbst in der Kunstsprache nicht so genau, und bezeichnet auch denjenigen Zustand als Blindheit, in welchem das Sehvermögen als solches zwar fortdauert, die Ausübung desselben aber durch gewisse mechanische, in den äußern Theilen des Sehorgans selbst begründete Hindernisse seiner Ausübung unwirksam geworden ist. So z. B. ist ein Mensch, welcher die Augenliederspalte nicht zu öffnen vermag, darum eigentlich nicht blind, obgleich derselbe, so lange dieser Zustand dauert, nichts sehen kann.

Die Blindheit ist in einigen Fällen angeboren, in den meisten Fällen aber ist sie zufällig, durch Krankheit oder Verwundung bei Menschen, die vorher gesehen haben, entstanden. Die ersten werden Blindgeborne genant. Die angeborne Blindheit ist die Folge entweder der Hirnhöhlen-Wassersucht, womit gewöhnlich in diesem Falle auch eine Wassersucht der Augäpfel, oder wenigstens ein schwarzer Staar verbunden ist; — oder eines angebornen grauen Staars; — oder der Pupillensperre durch die zurückgebliebene Pupillarmembran; — oder irgend einer Misbildung des Augapfels, wodurch dieser als Instrument der Sehverrichtung zu wirken untauglich gemacht wird; — oder endlich der Verwachsung der Augenliedränder unter sich. Bei den meisten Blindgebornen findet die erste der genannten Ursachen Statt; die Blindheit ist alsdann, so wie die sie hervorbringende Ursache, unheilbar, und glücklicherweise bleiben solche beklagenswerthe Kinder meistens auch nicht am Leben. Äußerst selten ist ein angeborner grauer Staar und die übrigen genannten Bildungsfehler. Viele Kinder werden für Blindgeborne gehalten, welche es nicht wirklich sind. Sie kamen sehend zur Welt, sind aber in den ersten Tagen ihres Lebens erblindet. Daran ist die höchst gefährliche Augenentzündung der Neugebornen (**ophthalmia neonatorum**) Schuld, welche so oft den grauen Staar, oder Verdunklungen, wol auch gänzliche Zerstörung der Hornhaut u. s. f. zurückläßt, und welche durch unvorsichtige Behandlung neugeborner Kinder, besonders in Beziehung auf Licht und Luft, hervorgebracht zu werden pflegt. Selbst ohne einen irgend bedeutend hohen Grad äußerer Augapfelentzündung kann in diesem Falle eine Verdunklung der Krystallinse oder ihrer Kapsel, und somit ein grauer Staar entstehen.

Wenn auf diese Weise in Hinsicht des Ursprungs zwischen der wirklich angebornen und der in der ersten Zeit des Lebens entstandenen Blindheit ein wesentlicher Unterschied Statt findet, so sind doch beide in ihren Wirkungen sich gleich. Nämlich die so frühzeitig Erblindeten verhalten sich ganz wie Blindgeborne. Sie haben keine Vorstellungen von denjenigen Beschaffenheiten der äußern Gegenstände, welche wir durch den Gesichtssinn kennen lernen; und in denjenigen Fällen, wo es gelingt, nach den Jahren der Pubertät durch eine chirurgische Operation, z. B. durch die Staaroperation, den bis dahin verschlossenen Gesichtssinn bei ihnen zu öffnen, bringen die neuen Eindrücke der früher ihnen unbekannten sichtbaren Objekte Wirkungen hervor, welche auch in psychologischer Hinsicht das größte Interesse erregen. Cheselden, David, Janin und Beer haben über diesen Gegenstand wichtige Beobachtungen mitgetheilt. Der letzte Schriftsteller führt an [1]), daß sehend gewordene Blindgeborne ihre vorige Heiterkeit und kindliche Unbefangenheit verlieren, daß sie ernst, schwermüthig und nachsinnend werden, bis sich später, bei näherer Bekantschaft mit der Außenwelt, dieser Gemüthszustand wieder ausgleicht. Ich habe bei den von mir operirten theils wahren, theils sogenannten Blindgebornen, deren Zahl sich bereits auf 12 beläuft, diese Beobachtung nicht bestätigt gefunden. Freilich habe ich sie alle nicht, so wie Beer, durch die Staarausziehung oder Niederdrückung, sondern durch den Kapselstich und die Linsenzerstückung operirt, bei welcher Operationsmethode das Hinderniß des Sehens langsamer verschwindet und die Sehverrichtung allmälig und stufenweise eintritt. Dagegen fand ich bei fast allen Blindgebornen, mit wenigen Ausnahmen, eine große Ungelehrigkeit, und es dauerte sehr lange, bis sie bei der

*) Vgl. Biographie nouvelle des contemporains von Arnault u. a. Tome III. pag. 66. 67. Ersch gel. Frankreich. Blankenburg's Nachträge zu Sulzer's Theorie, Art. Heraulde.

1) Das Auge, oder Versuch, das edelste Geschenk der Schöpfung vor dem verderblichen Einflusse unsers Zeitalters zu sichern. Wien 1813.

vollkommensten Klarheit und Ungetrübtheit der Pupille nur zu einiger näherer Bekantschaft mit den sichtbaren Objekten gelangten.

Die zufällig entstandene Blindheit kann Menschen von jedem Alter, Geschlecht und von jeder Körperkonstitution rc. befallen. Am öftersten erblinden Kinder und Greise, die ersten als Folge variolöser und scrophulöser Augenentzündungen, die letzten durch das natürliche Stumpfwerden der Sinne im höhern Alter, durch den grauen, schwarzen oder grünen Staar. In den mittleren Lebensjahren sind es gewöhnlich erstens mehr oder weniger gefährliche Verwundungen der Augen selbst oder der sie zunächst umgebenden Organe, und zweitens vernachlässigte oder übel behandelte Augenkrankheiten, welche zur Blindheit führen. Bei vielen, oft scheinbar leichten, Augenkrankheiten ist Gefahr der Erblindung vorhanden, und diese kann nur durch eine methodische, vollkommen kunstgemäße ärztliche Behandlung verhütet werden. Im Ganzen genommen ist jede Augenkrankheit, in Beziehung auf die mögliche Erblindung, um so gefährlicher, je mehr sie in den innern Theilen des Augapfels ihren Sitz hat. Bei Krankheiten dagegen, welche auf die äußern Theile des Augapfels oder auf dessen nächste Umgebungen eingeschränkt sind, findet diese Gefahr entweder gar nicht, oder in weit geringerem Grade, und immer nur durch Mitleidenschaft der innern Organtheile, Statt.

Eine der häufigsten und wirksamsten Ursachen der gänzlichen oder beinahe völligen Erblindung bei Menschen von noch geringerem Lebensalter, und selbst bei jungen Leuten, ist der unvernünftige und rücksichtslose Gebrauch der Augen. Diesen zartgebildeten Organen wird bei der sehr beschäftigten Lebensweise der meisten Menschen eine viel zu große und ununterbrochene Anstrengung ohne alle Schonung und ohne die noch mögliche Erleichterung zugemuthet. Eine solche Augenmarter fängt meistens schon in den Jahren der Kindheit durch das forcirte Lernen an, und sie dauert alsdann bei Gelehrten, Künstlern, Geschäftsmännern, Comtoiristen und bei manchen Professionisten die ganze Lebenszeit hindurch ununterbrochen fort. Dadurch geschieht es, daß das natürliche, jedem Menschen bei der Geburt zugetheilte Maß der Sehkraft zu einer Zeit schon verbraucht ist, wo dasselbe erst mit wahrem Nutzen auf die Geschäfte des Lebens verwendet werden könnte.

Wenn aus dieser und aus so vielen andern Ursachen die Zahl der Halbblinden, an bedeutender, oft unheilbarer Gesichtsschwäche Leidenden ungemein groß ist, so sind auch die wirklich und ganz Blinden in nicht geringer Anzahl in allen Ländern vorhanden. Es sind ihrer bei weitem mehre, als man gewöhnlich glaubt. Denn Blinde, besonders erblindete Greise, leben in der Regel sehr zurückgezogen, in einer gewissen Verborgenheit und Abgeschiedenheit, in den untern und rohen Ständen sogar in einem hohen Grade von Vernachlässigung durch ihre Familien und Angehörigen, welchen sie zur Last fallen, und die ihnen gewöhnlich irgend einen finstern Winkel des Hauses zum Aufenthaltsort anweisen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Ehemals, da reisende Augenärzte die teutschen Provinzen von Zeit zu Zeit in verschiedenen Richtungen durchzogen, krochen alsdann bei der Ankunft dieser posaunenden Wundermänner die armen Blinden aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und nun wimmelte es von Blinden an Orten, wo man sonst ihre Anwesenheit gar nicht ahnete, und nun über ihre große Anzahl erstaunte. In der Regel aber gibt es doch die meisten Blinden 1) in heißen Gegenden, wo ihre Anzahl verhältnißmäßig weit größer, als in kalten Ländern ist. Ägypten wird schon von Hesiodus das Vaterland der Blinden genant; 2) in gewissen Ständen: — besonders unter den Arbeitern, welche bei manchen Bergwerken, Schmelzhütten und Fabrikanstalten beschäftigt sind. Es gibt Institute dieser Art, bei welchen in der Regel jeder Arbeiter schon ehe er das 30ste bis 40ste Lebensjahr zurückgelegt hat, blind ist. Grauer und schwarzer Staar sind die gewöhnlichen Formen, unter welchen diese Blindheit vorkomt. In Eisenhammerwerken geschieht es aber auch oft, daß die Hornhaut durch große Massen von Stahlfunken, welche in die Augen sprühen, verbrant und sphacelös zerstört wird.

Da die Pockenkrankheit früher eine der häufigsten Ursachen der Erblindung war, so läßt sich hoffen, daß mit dem endlichen Aufhören dieser Seuche die Zahl der Blinden sich überall bedeutend vermindern werde; wenn nicht etwa andere, den Augen des Menschen feindlich drohende Krankheiten im Laufe der Zeit sich entwickeln, und an die Stelle derselben treten.

Blinde sind im höchsten Grade unglückliche und beklagenswerthe Menschen. Sie entbehren fast aller Genüsse des Lebens, des Anblicks der Schönheit der Natur, der Werke der Kunst, und geliebter Menschen. Zu den meisten Geschäften des Lebens sind sie unbrauchbar. Die wichtigsten Mittel der eignen Belehrung und der geistigen Mittheilung, Lektüre und Schriftsprache, sind ihnen unzugänglich. Dadurch, daß sie an ihnen nicht genau bekannten Orten nicht frei herumgehen können, sondern hiezu eines Führers bedürfen, gerathen sie in einen Zustand von Abhängigkeit, welcher für sie höchst drückend ist, und sie verlieren alle Selbständigkeit, gewöhnlich auch jene des Charakters. Besonders unglücklich sind dürftige Blinde, welche sich durch ihren eigenen Erwerb auch nicht den kleinsten Antheil an den Gütern des Lebens verschaffen können, daher sie in der größten Armuth nur von der Wohlthätigkeit mitleidiger Menschen ihre kümmerliche Existenz fristen müssen. Wer sollte es glauben, daß solche blinde Bettler dabei noch den größten Erpressungen und Betrügereien der ihnen unentbehrlichen Führer ausgesetzt sind, welche sich selbst einen großen Theil des ihnen oft reichlich gespendeten Almosens zueignen, und mit dem hilflosen Blinden, wie der Löwe auf der Jagd, theilen? und dennoch ist dies der gewöhnliche Fall.

Bei alle dem sind Blinde in der Regel von einer heitern, keinesweges trübseligen Gemüthsart. Auszeichnende und vorherrschende Eigenschaften in dem Charakter der Blinden sind Herzensgüte, innere Fröhlichkeit, kindliches Vertrauen und liebendes Anschmiegen an andere, nur irgend theilnehmende Menschen: — Eigenschaften, wodurch sie sich von Tauben charakteristisch und sehr zu ihrem Vortheile unterscheiden. Wenn schon Erwachsene erblinden, verfallen sie zwar gewöhnlich Anfangs in eine tiefe Schwermuth, welche durch den Grad ihrer Heftigkeit

der Größe des erlittenen Verlusts angemessen ist. Allein bald gewöhnen sie sich an ihren traurigen Zustand. Alte Leute ertragen die allmälige Abnahme und den endlichen Verlust ihres Sehvermögens nicht selten mit einer großen Gleichgiltigkeit und dumpfen Fühllosigkeit.

Das Verlangen, wieder zum Besitz des verlornen Sehvermögens zu gelangen, ist bei manchen Blinden sehr lebhaft; es verläßt sie, mit der Hoffnung, dasselbe zu erringen, nie oder sehr spät erst: daher sie eine sehr große Bereitwilligkeit zeigen, sich jeder Kur und jeder Operation zu unterwerfen. Beispiele des Gegentheils sind sehr selten: sie kommen aber doch zuweilen vor. Es gibt Blinde, welche eine geringe Unbequemlichkeit nicht ertragen, oder eine, im Verhältniß ihrer Vermögensumstände kleine, Summe Geldes nicht daran wenden wollen, um ihr Augenlicht wieder zu erhalten.

Man sollte glauben, Blinde, welche durch eine chirurgische Operation, z.B. durch die Staaroperation, plötzlich wieder sehend werden, müßten jedesmal die lebhafteste und dankbarste Freude und Rührung äußern. Öfters ist dies auch der Fall, und eine Scene dieser Art hat für einen gefühlvollen Menschen etwas höchst Anziehendes und Erheiterndes. Dagegen findet auch sehr oft das Gegentheil Statt. Mit der größten Ruhe und anscheinenden Gleichgiltigkeit werfen solche sehend gewordene Blinde wieder die ersten freien Blicke um sich her, und die neue Ansicht von Gegenständen, welche ihnen bis dahin verhüllt waren, scheint ihnen keine besondere Freude zu gewähren: eine Erscheinung, welche nur aus der großen Sicherheit zu erklären ist, mit welcher sie von der Operation die Wiedererlangung des Sehvermögens erwarten, daher diese für sie ein voraus berechnetes und sie keinesweges überraschendes Resultat ist.

Bei unheilbaren Blinden tritt, wenn dieser Zustand einige Zeit lang gedauert hat, gewöhnlich eine Erscheinung ein, welche ich ein innerliches Sehen nennen möchte. Sie fangen nämlich an, von allen Personen und Gegenständen, mit welchen sie in Berührung kommen, sich ein bestimmtes, vollkommen bis in die kleinsten Züge ausgemaltes Bild zu entwerfen, so daß sie von neuen Gegenständen und von Personen, welche sie vorher nicht kannten, nie eine blos allgemeine und dunkle Vorstellung erlangen, sondern diese immer unter einer eigenthümlichen Gestalt, Farbe, Größe &c. innerlich anschauen. Ein geistreicher und sehr unterrichteter Blinder sagte mir, daß der Ton der Stimme eines Menschen hinreiche, um in ihm eine ganz bestimmte charakteristische Vorstellung von seinen Gesichtszügen und von seiner ganzen Körperbildung zu erwecken; daß er in einer Gesellschaft von 12 ihm ganz fremden Menschen, nachdem er sie sprechen gehört, sich jeden einzelen besonders und von allen andern unterschieden konstruire. Merkwürdig genug ist es, daß seine Phantasiebilder mit der Wirklichkeit gewöhnlich auf eine bewundernswürdige Weise zusammentreffen. Ich kenne eine sehr liebenswürdige, seit frühen Jahren erblindete Dame, welche mit vielem Geschmack die Farben ihrer Kleider und die Formen ihres Putzes wählt, und was ihr wohl oder weniger gut ansteht, genau und meistens treffend unterscheidet. Sie reiset sehr gern in schönen Gegenden, um, wie sie sagt, die Schönheiten der Natur zu genießen; sie läßt sich von ihren Begleitern eine Landschaft im Allgemeinen beschreiben: aber wenige Umrisse genügen ihrer schöpferischen Einbildungskraft, um sich selbst das lebendigste und reichste Gemälde derselben zu entwerfen. Sie liebt die Unterredung über Werke der malerischen und bildenden Kunst, und fällt treffende Urtheile über Gegenstände derselben.

Außer dieser lebhaften, oft glühenden Einbildungskraft besitzen die in früher Jugend Erblindeten fast immer eine sehr große Feinheit und Schärfe des Gehörsinnes. Es scheint, daß der Überschuß von sensorieller Kraft (Sinneskraft), welcher bei andern Menschen auf das Sehorgan verwendet und in diesem verbraucht wird, bei ihnen sich auf das Hörorgan werfe, und dessen vollkommenere Entwicklung und Ausbildung begünstige. Wenn in erster Beziehung unter Blinden zuweilen die größten und erstaunenswürdigsten dichterischen Genies vorkommen, wovon der blinde Homer und Milton Beispiele sind [2]), wenn sie wegen der großen und durch den Eindruck der sichtbaren Gegenstände nicht gestörten Samlung ihrer Gedanken, der größten Tiefe philosophischer Betrachtung und Forschung fähig sind; so erklärt sich in dieser zweiten Beziehung das den Blinden so oft angeborne, ausgezeichnete Talent für Musik. Blinde wurden freilich oft nur darum Musiker, weil sie eben nichts anderes erlernen konnten; die unharmonischen, ohne alle Empfindung hergeleierten Töne, welche blinde Bettler verschiedenen Instrumenten entlocken, sind häufig nur eine etwas variirte Art, Almosen zu verlangen. Allein das Fräulein Paradies, einige ausgezeichnete Tonkünstler des Blindeninstituts zu Paris, und der nicht geringe Erfolg, mit welchem die Tonkunst von Blinden im Allgemeinen geübt wird, beweisen doch, daß die Anlage zu treflichen Leistungen in derselben, wenn auch mit dem Zustande der Blindheit nicht nothwendig verknüpft, dennoch nicht selten eine tröstende und erheiternde Zugabe zu derselben sey.

Außer dem Gehörsinn ist bei Blinden gewöhnlich der Tastsinn in hohem Grade entwickelt; hieraus entspringen die auffallendsten Phänomene, und dieser Sinn kann, wenn er sehr kultivirt wird, gewissermaßen die Stelle des verschlossenen Gesichtssinnes ersetzen. Blinde können durch das Befühlen der Gegenstände nicht nur ihre Größe, Länge, Breite, ihre Gestalt, die Beschaffenheiten ihrer Oberfläche, sondern in vielen Fällen auch die Farben unterscheiden. Bei dem Unterricht der blinden Kinder hat man diese Feinheit ihres Tastsinnes benutzt, für sie eine Schrift mit erhabenen, über eine ebene Fläche hervorstehenden Buchstaben erfunden, und in dieser Schrift Lehrbücher für sie verfaßt; man läßt sie auf Wachstafeln mit Griffeln in vertieften Lettern schreiben u. s. f. Überhaupt hat der Unterricht der Blindgebornen wenigere und geringere Schwierigkeiten als jener der Taubstummen, weil sie für Belehrungen durch mündliche Mittheilung empfänglich sind. Für Erwachsene, welche erst in späteren Jahren erblindeten, und welche schon früher schreiben konnten, verfertigt man in England Schreibmaschinen. In diesen wird das Papierblatt unter einem Rahmen in ge-

2) Ein neues Beispiel ist der eben angeführte Th. Blacklock, der auch, wie Baczko, über Blindheit schrieb. (*H.*)

theilte Felder eingelegt, und eine Glocke gibt, so oft eine Zeile voll geschrieben ist, ein Zeichen. Auch eine Maschine zum Kartenspielen für Blinde wird in England verfertigt. Sie dient, um den blinden Spieler mit einem Gehilfen, ohne zu sprechen, in Rapport zu setzen, welcher ihm den Werth und die Bedeutung seiner Spielkarten durch Signale anzeigt. Eine mir bekannte, schon sehr bejahrte, blinde Dame hat in dieser Beziehung eine bessere und sinnreichere Erfindung gemacht, welche zur Unterhaltung anderer Blinden Nachahmung und vor der kostspieligen und dabei wenig leistenden englischen Spielmaschine den Vorzug verdient. Sie ließ sich Spielkarten mit erhabenen, durch das Gefühl unterscheidbaren Marken verfertigen. Mit diesen Karten konte sie ziemlich fertig und fast immer fehlerfrei spielen [3]).

Auch in anderer Beziehung, besonders was die eigene Führung des Blinden betrift, kann der sehr kultivirte Tastsinn bei demselben den Mangel des Gesichtssinnes einigermaßen ersetzen. Der Stab des Blinden ist für denselben an Orten, welche ihm halb bekant sind, gleichsam ein verlängertes Betastungsorgan, — ein Fühlhorn, welches er vor sich ausstreckt, und wodurch er die Nähe und Richtung der ihm Gefahr drohenden Gegenstände wahrnimt. In Wien lebt noch gegenwärtig ein Blinder, dem ein wohlabgerichteter Hund zum Führer dient, welchen der Blinde, oder vielmehr: welcher den Blinden an zwei Schnüren regiert. Mit der Hilfe dieses Führers kann derselbe in allen Theilen dieser weitläufigen, volkreichen Stadt frei und ohne Gefahr herumgehen, ohne an Brücken, in Volkshaufen u. s. w. in irgend eine Gefahr zu gerathen. G. Beer hat in der oben angeführten Schrift interessante Notizen über die Lebensgeschichte dieses Blinden, über die von ihm erdachte und bei Abrichtung seines Hundes mit so großem Erfolge angewendete Lehrmethode mitgetheilt.

Auch in dem Blindeninstitute zu Paris bildet die Kultur des Gehörsinnes (Musik) und jene des Tastsinnes die eigentliche Basis der Unterrichtsmethode. Dieses Institut wurde von Ludwig dem Heiligen, nach seiner Rückkehr von den Kreuzzügen, für 300 Blinde (quinze-vingt) gestiftet, welche in dem Oriente theils durch die dort herrschende (jetzt sogenannte ägyptische oder asiatische) Augenentzündung, theils durch die Grausamkeit der Sarazenen die Augen verloren hatten. Diese menschenfreundliche Anstalt hat sich durch alle Stürme der Revolution hindurch erhalten, und sie dient noch jetzt einer bedeutenden Anzahl von Blinden zur Versorgung und zum Unterricht [4]). (*Ph. Fr. v. Walther.*)

Blindenanstalten. Von jeher haben denkende Blinde versucht, die Hilfsmittel zu ihrer Belehrung oder ihrem Erwerb, welche ihnen der Mangel des Gesichts versagt, durch andere, welche ihnen das Getast darbietet, zu ersetzen. Bekant ist, daß vor beinahe 200 Jahren Saunderson in England sich zum Rechnen und zur Meßkunde ein eigenes Rechenbret erfunden, auf welchem er durch Nadeln die Zahlen und durch gezogene Schnüre die mathematischen Sätze bezeichnete [1]). Eben so hatte der Blinde Weißenburg in Manheim zum Rechnen, Lesen und Schreiben, und Fräulein Paradies in Wien zum Notensetzen, Lesen und Schreiben besondere tastbare Hilfsmittel erdacht, wobei der bekannte Bergrath von Kempelen (Erfinder der Schach- und Sprachmaschine) der letztern behilflich gewesen war. Doch alle diese Hilfsmittel blieben nur immer in dem beschränkten Kreise derer, die sie erfunden hatten, kamen aber nicht andern Schicksalsgefährten zu Statten.

Valentin Haüy zu Paris war der erste, der diese verschiedenen Hilfsmittel anwendete, um einen festen, bleibenden Unterricht der Blinden in einer Anstalt zu Paris zu begründen. Er war, wie er selbst sagte, dazu veranlaßt worden durch den großen Leichtsinn, mit welchem seine Landsleute die Blinden auf einem Jahrmarkte von St. Ovide verspotteten, wo ein Schenkwirth einer Menge blinder Tonspieler Brillen ohne Gläser aufgesetzt, die Noten verkehrt vorgelegt, und Einen als Midas mit Eselsohren und Pfauenschwanz ausgeputzt hatte, welches lächerliche Tonspiel sogar durch einen Kupferstich mit elenden Reimereien zur Verspottung dieser armen Blinden vergegenwärtigt wurde. Haüy faßte also den Gedanken, für die Blinden eine ähnliche Lehranstalt zu errichten, wie der Abt de l'Epée für die Taubstummen gegründet hatte. Er benutzte dazu die Hilfsmittel, die er bei der Paradies sah, welche um diese Zeit nach Paris kam und in der Fastenzeit mit allgemeinem Beifalle auf der Orgel sich hören ließ. Haüy machte 1784 den Versuch mit Einem Blinden, und da er gelang, nahm er noch 11 dazu, für welche 12 Blinde die damalige Gesellschaft der Menschenfreunde das Kostgeld bezahlte. Im J. 1791 wurde die Anstalt königlich und Ludwig XVI. wies ihr nebst der Taubstummenanstalt das Cölestinerkloster an. Im J. 1795 wurden diese beiden Anstalten wieder getrent, wegen Spannung zwischen den beiderseitigen Vorstehern, da sonst eine Vereinigung dieser beiden Arten viersinniger Menschen sehr gut ist, indem einer den andern zum fünfsinnigen Menschen ergänzt, der Blinde das Ohr des Taubstummen, der Taubstumme das Auge des Blinden ist. Im J. 1801 wurden durch einen Beschluß der Konsuln die jungen Blinden mit den alten Blinden in dem Blindenhospital der 300 (15 × 20, quinze-vingt) vereinigt, was aber für die Sittlichkeit dieser jungen Zöglinge äußerst verderblich war. Haüy legte deshalb 1802 eine Sonderanstalt an und bewirkte ein Gesetz, daß bei Besetzung aller Ämter der Anstalt, bei gleicher Fähigkeit, der Blinde dem Sehenden vorgezogen werden solle, da dieser noch tausend andere Wege des Fortkommens habe. Im J. 1806 erhielt Haüy eine Einladung nach Petersburg, wo die Kaiserin Mutter eine Blindenanstalt anlegen wollte. Seine Anstalt in Paris übernahm sein blinder Schüler Heilmann; doch ging sie bald ein, da auch seine Frau blind war, und beide die Vorstehergeschäfte nicht gut führen konnten. Nach Wiederherstellung des Königthums 1815 wurde in der großen Anstalt der 15 × 20 die Trennung der jungen von den

3) Vgl. d. Art. Blindenanstalten. 4) Vgl. Staar und Staaroperation.

1) S. Diderot's Brief sur les aveugles abgedruckt in Zeune's Belisar.

alten Blinden beschlossen und 1816 wirklich ausgeführt. Sie erhielt ein Gebäude in der Straße St. Victor, und ihr Vorsteher wurde der Arzt D. Guillié. Die eigentliche Erziehanstalt erhielt den Namen: königl. Anstalt der jungen Blinden, und die Zahl der königl. Freistellen war einige 80. Die Verpfleganstalt dagegen dauert unter dem alten Namen der 15×20 fort. Haüy aber errichtete 1807 wirklich eine Erziehanstalt in Petersburg, ging aber aus Altersschwäche nach 10 Jahren nach Paris zurück, wo er 1822 gestorben ist. Die Petersburger Anstalt kam seit Haüy's Abgang sehr in Verfall, so daß jetzt nur 7 Zöglinge darin sind.

Die Grundsätze, welche Haüy bei Erziehung der Blinden aufgestellt und welche er, wie schon gesagt, von einigen hochgebildeten teutschen Blinden entnommen hatte, sind: die Blinden in allen Zweigen des menschlichen Wissens auszubilden. Man kann die Lehrgegenstände unter 3 Hauptgesichtspunkte bringen: Handarbeiten, Tonkunst, Wissenschaften. Von Handarbeiten können nur solche gewählt werden, die einen sichern Absatz dem Blinden gewähren, die er, soviel möglich, ohne Beihilfe der Sehenden verrichten kann, und wobei er sich nicht verletzt. Alle Feuerarbeit, als das Schmiede- und Schlossergeschäft, ist daher nothwendig ausgeschlossen, eben so das Hecheln des Flachses und Hanfes. Eben so ist das Buchdrucken, was in Paris getrieben wird, nicht für Blinde einträglich, weil noch ein Sehender nöthig ist, der dem blinden Setzer die Handschrift vorliest. Was endlich den sichern Absatz betrifft, so ist unter allen Handarbeiten der sicherste Absatz von Strickereien, wenigstens in Teutschland, zu erwarten, obgleich diese Arbeit nicht viel abwirft, da ein sehr fleißiger Stricker höchstens wöchentlich einen Gulden, also des Jahrs 35 Thaler, verdienen kann. In England dagegen fällt diese Handarbeit ganz weg, da man dort nur gewebte Strümpfe trägt, und auch in Frankreich werden nur grobe Strümpfe gestrickt. Wenn in Teutschland das Stricken diejenige Arbeit ist, die auf den sichersten Absatz, obgleich den mäßigsten Verdienst, rechnen kann, so ist dagegen von Seilerarbeit das Gurtschlagen das Handwerk, das den größten reinen Gewinn, obgleich nur einen sehr beschränkten Absatz hat, da Gurte sehr lange halten, und vorzüglich nur zu guten Bettstellen und Sattelzeuge gebraucht werden. Da nämlich der Arbeiter hier an jeder Elle 1 Groschen gewint, da die Elle zu 2 Gr. verkauft wird, und der rohe Stoff nur 1 Gr. kostet, so kann er, wenn er täglich ein Stück fertig macht, was 36 Ellen lang ist, Tag für Tag 36 Groschen, also jährlich über 500 Thaler verdienen. Allein, wie schon bemerkt ist, der beschränkte Absatz macht, daß dieses für einen Blinden so passende Handwerk, viel von seiner Brauchbarkeit verliert. Nächst dem Seilerhandwerk möchte das Korbmachen die einträglichste Handarbeit für Blinde seyn, da Körbe viel gebraucht werden und leicht entzwei gehen. Tischlerei und Weberei sind ohne Beihilfe Sehender nicht für Blinde ausführbar, und dadurch der Vortheil beschränkt. Mattenflechten und Schnürklöppeln haben sehr wenig Absatz. Wir kommen jetzt zur Tonkunst. Hier ist eine große Klippe, daß die Blinden gar zu geneigt sind, diese Kunst zum Herumziehen und Landstreichen zu benuzzen, wobei das Übel ist, daß immer noch ein Sehender, der führt, zum Nichtsthun und Faulenzen verdamt wird. Die beste Anwendung dieser edeln Kunst wäre, wenn der Stat oder die Gemeine dafür sorgen wollten, daß alle Orglerstellen, die mit keinem Lehramte verbunden sind, vorzugsweise Blinden zu Theil würden. Amsterdam ist hier ein herrliches Beispiel, wo an allen 4 Hauptkirchen blinde Orgelspieler sind. Eben so hat Berlin einen blinden geschickten Orgelschläger, Braunschweig und andere Städte. Man ist so gewohnt, alle Barden von Homer bis Ossian als blind sich zu denken, daß auch zu Kirchenbarden Blinde sich wohl schicken. In ungefähr 50 Weisen bewegen sich alle Kirchenlieder, und hat der Blinde Kentniß des innern Wesens der Tonkunst, z. B. des reinen Satzes, so kann er selbst neue Weisen sich setzen und sogar große geistliche Tonstücke aufführen. Wir kommen zu den Wissenschaften. Hier sind besondere Lehrmittel nöthig, da die gewöhnlichen bei Sehenden nicht ausreichen. Beim Lesen müssen erhobene Buchstaben und Zahlzeichen seyn, die z. B. in Paris aus Erz, in Berlin aus einer Holzmasse sind. Beim Schreiben sind besondere Schreibkasten erfoderlich, wo die Zeilen dem Blinden angegeben sind. Hier findet eine Verschiedenheit zwischen den Berliner und den übrigen Blindenanstalten Statt, die dem Muster der Pariser gefolgt sind. In Paris nämlich haben die Schreibkasten ein Gitter mit wagerechten Drähten im Rahmen des Deckels, so daß das Papier unter diesem Gitter liegt. Da nun aber nach dieser Art die gehalsten und geschwänzten Buchstaben nicht gehörig unterschieden wurden, so sind in der Berliner Anstalt auf dem Boden des Schreibkästchens, über welchem das Papier liegt, mehre Arten Schnüre angebracht, so daß eine dickere Schnur die Zeilen scheidet, und je 2 dünnere zwischen jeder dickern die Reihen für den Hals, Leib und Schweif bilden. Zum Briefwechsel zwischen 2 Blinden oder zu Drucktafeln muß eine kleine Druckerei seyn. Hiezu sind in Paris Metallbuchstaben mit einer ordentlichen Buchdruckerpresse, in Berlin eine Stachelschrift, wo ohne Presse der Blinde blos mit der Hand im Kasten mit einem Gitter druckt. Für das Rechnen sind wieder 2 Hauptwege. In Paris ist das Tafelrechnen mittelst Metallziffern vorherrschend, in den teutschen Blindenanstalten dagegen das Kopfrechnen eingeführt, wozu sogenannte russ. Rechenbreter oder besser Zehnthum- oder Zigbreter *), Rechenwürfel und Rechenschnüre bei Blinden dienlich sind. Zur Größenlehre sind hölzerne Körper und Papptafeln mit erhabenen Sätzen nöthig, welche beide in Berlin auf Art der Stachelschrift gestippt sind. Zur Erdkunde hat die Pariser Anstalt gepreßte Landkarten, in Teutschland dagegen sind die bekannten Zeuneschen Erdkugeln und Karten von Teutschland gäng und gäbe, die jetzt sehr schön von Kummer in Berlin gearbeitet werden, und auch in Schulen sehender Kinder häufig eingeführt sind. Zur Naturkunde dienen hölzerne und ausgestopfte Thiere, Krystalle und dergl. Geschichte und Sprachen werden am besten mündlich vorgetragen, da der Weg durch erhabene Schriften, wie in Paris, sehr langwei-

*) Zig, d. h. zehn als eine Einheit.

lig ist. Will der Blinde sich Geschichttafeln entwerfen, so dient ihm dazu in Berlin die Stachelschrift.

Nach der Zeitfolge sind folgende Blindenanstalten gegründet: 1784 zu Paris, 1790 zu Liverpool, 1791 zu Edinburg, 1800 zu London, 1806 zu Berlin, 1807 zu Petersburg, 1808 zu Wien, Prag, Amsterdam, 1809 zu Dresden, 1810 zu Zürch, 1811 zu Kopenhagen, 1820 zu Dresden die Werkschule nach Art der englischen, wo blos Handwerke getrieben werden, da man die geistige Bildung für unnöthig, ja schädlich hält, indem der Blinde sich mehr dadurch gedrückt als gehoben fühle, was jedoch der Erfahrung widerspricht**). (*Zeune.*)

Blind. Zusammensetzungen damit in der Naturgeschichte sind: Blindauge, s. Typhlops. Blindfisch, s. Gastrobranchus. Blindnatter, s. Coluber Typhlos. Blindschleiche, s. Anguis, Caecilia, Hyalinus, Tortrix, Typhlos.

Blinde in der Baukunst, s. Blende.

BLINDHEIM, Pfarrdorf, 1 Stunde von Höchstädt, auf dem linken Donau-Ufer, im Landgerichte Höchstädt des baierischen Oberdonaukreises, mit 158 Familien, 115 Häusern, 614 Einw. und 1 Schlosse. Bei der Schlacht von Höchstädt im J. 1704 den 13. August, ging dieses schöne Dorf in Flammen auf, und die darin aufgestellten 15,000 Franzosen ergaben sich, als sie vor der Hitze der in Flammen über sie einstürzenden Häuser sich nicht mehr zu erhalten vermochten. (S. Höchstädt) — Das englische Parlement ließ dem Herzog von Marlborough in dem Flecken New-Woodstock zum Andenken an die Schlacht bei Höchstädt, die durch den Brand von Blindheim geendet wurde, einen Pallast unter dem Namen Blenheim-House erbauen. Das dasige Schloß gehörte lange Zeit der Familie von Rechberg, und ist von dieser auf die Familien Pellkofen, dann der Erlbecken von Sinningen (1657) und an den Herrn von Gillardi übergegangen. (*Eisenmann.*)

BLINLÄI, ein innerer Arabischer Distrikt nach Ptolemäus mit der eben so unbekannten Stadt Idora, westlich von dem Omanischen Küstenland). (*Rommel.*)

BLISKUPITZ. Diesen Namen führen: 1) ein Dorf in Böhmen, im Czaslauer Kreis. 2) 3 Güter in Mähren, a. ein der Herrschaft Ungrisch-Brod, im Grad. Kreis einverleibtes, Ollmützer Erzbisch. Lehngut. b. eine Herrschaft und Dorf im Ollmützer Kr. c. ein Gut und Markt im Znaymer Kr. mit Schloß und Pfarre. 3) Ein zur Herrschaft Tobitschau gehöriges Dorf im Ollmützer Kr. (*André.*)

BLITUM, Schminkbeere, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der ersten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem dreitheiligen Kelch, der beerenartig anschwillt, und einen Staubfaden nebst zwei Pistillen einschließt, eine Karyopse mit zusammengelegtem peripherischen Samen, in der Mitte der Eiweißkörper. (Gärtn. de fructib. 126). Arten sind: 1) Bl. *capitatum* L., mit ährenförmigen Knöpfchen am Ende der Triebe. (Schk. Handb. T. 1.). Im südlichen Teutschl. 2. Bl. *virgatum* L., mit zerstreut sitzenden Knöpfchen. (Moris. sect. 5. t. 32. f. 2.). 3. Bl. *chenopodioides* L., mit sehr ästigem Stamm, spießförmigen Blättern und trocknen nicht saftigen Kelchen. (Moris. sect. 5. t. 32. f. 11.). Im südl. Europa. Die beerenartigen Kelche der beiden erstern Arten werden zum Rothfärben gebraucht; aber die Farbe ist nicht dauerhaft. (*Sprengel.*)

BLITZ. Der Blitz ist der aus der Gewitterwolke entweder gegen die Erde oder gegen andere Wolken schlagende Funke. In den meisten Fällen sieht man ihn als glänzend weißen oder zuweilen röthlichen, zuweilen violetten Funken oder Feuerstrahl, in einem unregelmäßig geschlängelten Laufe, mit der größten Schnelligkeit von einer Wolke zur andern, oder auch gegen die Erde schlagen; beim Einschlagen hat man ihn manchmal als einen großen Feuerball herabfahren sehen, und in den Fällen, wo der Blitz sich so zeigt, ist er allemal mit Donner begleitet. In andern Fällen aber scheint es Blitze ohne Donner zu geben, und nach den wenigen Beobachtungen, welche wir über sie haben, ist es am wahrscheinlichsten, daß sie entstehen, wenn die Wolkenmassen in kleine Stücke zertheilt sind, und nun das Überschlagen durch kleine, aber häufige Funken geschieht, die zu unbedeutend sind, um einen Donner hervor zu bringen [1]). Nach meinen Beobachtungen sind die Blitze, wobei man, obgleich die Wolke nahe genug ist, dennoch keinen Donner hört, immer solche, wobei man keinen Funken sieht, sondern die nur die Wolke von hinten erleuchten, also vermuthlich zu nahen Wolken hinüber schlagen. Wenn der Blitz gegen die Erde zu schlägt, so trifft er gewöhnlich hohe Gegenstände, und läuft an ihnen zur Erde herab. Findet er hier eine ununterbrochene, bis zur Erde herabgehende Verbindung von Metall oder andern Körpern, welche die Electricität gut leiten, so folgt er dieser Leitung, und bringt gewöhnlich keinen Schaden hervor; in andern Fällen aber sind seine Wirkungen auf die mannigfaltigste Weise zerstörend. Wenn er keine solche fortgehende Leitung findet, so sucht er gleichwol diejenigen Metallverbindungen auf, an welchen er eine Strecke weit herunterlaufen kann; beim Überschlagen von einer solchen Leitung zu einer andern, da nämlich, wo die Leitung unterbrochen ist, zerschmettert er die in der Nähe befindlichen Körper, schmelzt das Metall an, auf welches er schlägt, ja schmelzt wohl ganze Strecken ab, wenn es dünne Drähte sind, und verflüchtiget das Metall, so daß man es als fein zertheiltes Oxyd an den umgebenden Körpern findet. Trift er beim Überschlagen von einer Leitung zur andern auf brennbare Körper, so zündet er, und weil dieses Überschlagen, indem er zum Beispiel in dem Innern eines Hauses herab fährt, an sehr vielen Stellen in wenig Augenblicken geschehen, folglich das Zünden an vielen Stellen zugleich Statt finden kann, so stehen oft die vom Blitze getroffenen Gebäude sehr schnell ganz in Flammen. Seine übrigen Wirkungen sind auf die wunderbarste Weise mannigfaltig, kom-

**) Schriften über den Blindenunterricht sind Zeune's Belisar, Berlin 1808 und 1821, Guillié sur l'instruction des aveugles. Paris 1817, und Klein's Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden. Wien 1819.

*) S. Mannert's Charte von Ptolemäus Arabien.

1) Clarus in Gilb. Annalen. 63. Band.

men aber doch im Ganzen darauf hinaus, daß er beim Überschlagen das auseinander sprengt, oft auch zerreißt und zertrümmert, verbrent, schmelzt u. s. w., was ihm im Wege liegt. Die Theile des Hauses, durch die der Blitz schlug, hat man oft ganz wie mit Feuer erfüllt gesehen, meistens aber sieht man nur einen Feuerball, der entweder an den festen Theilen des Gebäudes herabläuft, oder auch wol durch die Luft fortgeht. Wenn der Blitz nicht zündet, so findet man die Zimmer, durch die er fuhr, gleichwol mit unangenehmen, schwefelich riechenden Dünsten erfüllt. Sein ganzer Lauf, den man an den zerstörenden Wirkungen fast immer deutlich erkennen kann, geht endlich in die Erde, wo er sich verliert. Da, wo er gar keine hohe Gegenstände antrift, schlägt er auch in die Erde, und man hat ihn selbst ins Meer schlagen sehen [2]).

Wenn der Blitz auf Menschen oder Thiere trift, so tödtet er sie fast immer auf die schnellste Weise; im andern Falle werden sie nur äußerlich verletzt, oft auch an einzelen Theilen des Körpers gelähmt; in seltnen Fällen entgehen sie dem Tode dadurch, daß der Blitz an den Kleidern eine Leitung findet, und so ohne sehr wesentliche Beschädigungen des menschlichen Körpers herabfährt. Die äußerlich zu bemerkenden Verletzungen bei denen, die vom Blitze getroffen sind, bestehen meistens nur in mehr oder minder großen Brandwunden, die zuweilen so bedeutend sind, daß sie, wenn auch die Getroffenen nicht sogleich getödtet werden, doch den Tod zur Folge haben, in rothen Streifen auf der Haut u. dgl. Aber wenn auch keine solche äußerlichen Verletzungen sichtbar sind, so ist gleichwol sehr oft der Getroffene in einem Augenblick getödtet, oder gelähmt an einigen Theilen des Körpers, oder wird wenigstens bewußtlos und ohnmächtig niedergeworfen. Die innerlichen Theile findet man bei den vom Blitz Erschlagenen nicht zerstört, keine Blutgefäße zerrissen, keine Knochen zerschmettert u. s. w. Die Ursache des Todes bei den vom Blitze Erschlagenen scheint in der heftigen Erschütterung der Nerven, vorzüglich wenn der Blitz den Kopf trift, zu liegen; der Tod ist so plötzlich, daß fast allemal auch nicht die geringste Zuckung oder Veränderung der Gesichtszüge wahrzunehmen ist. Indeß sind wol nicht alle die, welche durch den Blitz beschädigt werden, wirklich vom Blitze getroffen, sondern schon die heftige Erschütterung, indem der Blitz an einem Körper, an dem man sich lehnt, herunterfährt, und der Stoß der zusammengedrückten Luft kann auf die in der Nähe befindlichen sehr nachtheilig wirken.

Der Blitz ist ein electrischer Funke. — Die sehr mannigfaltige Übereinstimmung, welche man zwischen den Wirkungen des Blitzes und der verstärkten Electricität wahrnahm, veranlaßte schon Nollet, den Gedanken zu äußern, daß vielleicht einmal jemand den Beweis, der Blitz sey ein electrischer Funke, zu führen unternehmen könnte; und Winkler in Leipzig zeigte umständlich die große Ähnlichkeit in den Wirkungen des Blitzes und der Electricität [3]), woraus er schloß, daß man sie als ihrer Natur nach gleich, nur als in der Stärke verschieden ansehen dürfe. Franklin ging noch weiter, indem er Mittel vorschlug, welche entscheidend zeigen könnten, ob der Blitz ein elektrischer Funke sey. Dieser Vorschlag, der in Frankreich gleich nachher und früher als Franklin selbst dazu kam, ausgeführt wurde, bestand [4]) darin, daß man auf einem hohen Gebäude eine spitze Stange aufstellen, und gut isoliren, das ist, die Ableitung der Electricität nach der Erde zu hindern solle, daß man dann bemerken solle, ob nicht, wenn Gewitterwolken vorüberziehen, sich vermittelst eines Ausladers aus der Stange electrische Funken ziehen ließen. Dieser Vorschlag ward durch Dalibart und Delor schon im Frühlinge 1752 ausgeführt, und in der Folge wurden die Versuche von Franklin [5]) selbst, de Romas und andern mit dem electrischen Drachen, noch vollkommener angestellt, und die electrische Natur des Blitzes klar bewiesen. Läßt man nämlich einen gewöhnlichen Drachen, wie er den Knaben zum Spiele zu dienen pflegt, an einer mit Metalldraht durchflochtenen Schnur aufsteigen, befestiget an das Ende dieser Schnur eine seidene Schnur, um die Ableitung der Electricität zu verhindern, und läßt den Drachen nun so hoch steigen, daß er an der seidenen Schnur gehalten oder befestiget wird, so kann man an der mit Metalldraht durchwirkten Schnur alle Erscheinungen, welche die Electricität darbietet, im stärksten Grade beobachten.

Wollte man dieses bei Annäherung einer Gewitterwolke thun, so würde man sich freilich der größesten Gefahr aussetzen; aber selbst schon andre Wolken geben so deutliche Zeichen von Electricität, daß man an ihnen Beweis genug für die Behauptung, der Blitz sey electrisch, erhält. Denn auch beim Vorbeiziehen kleinerer Wolken kann man aus der leitenden Schnur, wenn sie nicht mit der Erde in ableitender Verbindung steht, Funke ziehen, die einen heftigen electrischen Schlag geben, und die man nicht ohne Vorsicht auf Menschen darf schlagen lassen; man sieht die leichtern Körper von der Schnur angezogen und abgestoßen, wie es bei geladenen Conductoren der Fall ist; man kann die Verstärkungsflasche an der Schnur des Drachen laden; man findet diese Ladung ganz übereinstimmend mit der electrischen Ladung, und kann durch die in der Electricitätslehre anzugebenden Mittel erforschen, ob die Electricität positiv oder negativ ist. Dieselben Erfahrungen hat man auf mehrerlei Weise und selbst bei Gewittern angestellt, indem man auf einem Gebäude eine Stange mit einer metallischen Ableitung so anbringt, daß diese nur an einer Stelle, und dort nur so unterbrochen ist, daß der electrische Funke, wenn die Ladung zu stark wird, beim Überschlagen sogleich die vollkommene Ableitung zur Erde erreichen kann. Bringt man da an dem Punkte, wo die Leitung unterbrochen ist, eine Verstärkungsflasche an, so kann man sie laden; bringt man das electrische Glockenspiel dort an, so zeigt

---

2) Adair sah mehre Blitze wie Feuerbälle in das Meer treffen. Philos. Transact. abridged. Vol. XV. p. 21.

3) Vgl. Gehlers Wörterbuch, Art. Blitz. 4) Franklins Briefe von der Electricität, übers. v. Wilke. Leipz. 1758. S. 88. Sie kamen englisch 1751 heraus, und schon 1752 wurden die ersten Versuche in Frankreich angestellt. 5) Franklin's Briefe. S. 141. d. teutsch. Übersetz.

es durch sein Geläute an, daß electrische Wolken in der Nähe sind, oder wenigstens die Luft-Electricität stark ist; stellt man die Kugeln, mit welchen die unterbrochene Leitung am untern Ende des obern Theiles, und am obern Ende des untern Theiles versehen zu seyn pflegt, in bestimmte Entfernung von einander, so gibt die Schnelligkeit, mit welcher die überschlagenden Funken einander folgen, eine Bestimmung für die mehre oder mindere Stärke der Electricität, die man hier auch bei herannahenden Gewittern beobachten kann. Daß man bei diesen Vorrichtungen, und allen damit anzustellenden Versuchen sehr vorsichtig seyn muß, versteht sich von selbst, und die Physiker wurden durch Richmanns Tod schon kurz nach den ersten Versuchen hierauf aufmerksam gemacht. Denn Richmann wurde eben an einer solchen, zu dieser Absicht errichteten, unterbrochenen Leitung erschlagen, weil er sich zu sehr genähert, und so den Funken auf sich gezogen hatte [6]). (*Brandes.*)

BLITZ-ABLEITER. Die Erfahrung, daß der einschlagende Blitz an Metallen fortzulaufen, und nur da gefährliche Wirkungen hervorzubringen pflege, wo diese metallische Leitung unterbrochen ist; die hierauf und auf andern Gründen beruhende Überzeugung, daß der Blitz electrisch sey, und also durch die Körper, welche wir als Leiter der Electricität kennen, ohne Nachtheil für die benachbarten Körper, ebenso, wie der electrische Funke, fortgeleitet werden könne, begründete den Gedanken, daß es möglich seyn müsse, Gebäude, Schiffe und andere Gegenstände dadurch gegen die Wirkungen des Blitzes zu sichern, daß man sie mit einer wohl verbundenen, ohne Unterbrechung bis zur Erde herabgehenden metallischen Ableitung versehe. Franklin that den ersten Vorschlag zu solchen Blitzableitungen schon im Jahre 1749 [1]), und nahm dabei besondere Rücksicht auf die Wirkung der Spitze, durch welche er eine stille Ableitung der Electricität ohne Schlag zu bewirken hoffte.

Um die Wirkung der Blitz-Ableiter gründlicher zu übersehen, muß man Folgendes aus der Lehre von der Electricität wissen:

Es ist bekant, daß die electrische Ladung in einer Störung des electrischen Gleichgewichts besteht, und daß die Erscheinungen auf zweierlei Art erklärt werden können, erstlich, indem man es so ansieht, als ob die electrische Materie in dem einen Körper angehäuft, dem andern aber entzogen sey, und so die entgegengesetzten Ladungen entstehen; zweitens, indem man zwei electrische Materien annimt, die ein Bestreben haben sich jede mit der andern zu vereinigen, während die gleichartigen sich abstoßen. Da die Erscheinungen, die wir hier zu betrachten haben, nichts enthalten, was zur Entscheidung, ob die eine oder die andere Meinung die richtige sey, dienen könnte, so will ich die Ausdrücke so wählen, wie sie der zweiten Hypothese angemessen sind. Da bedeutet also eine Ladung mit + E einen Überfluß an positiv-electrischer Materie, eine Ladung mit — E einen Überfluß an negativ-electrischer Materie. Um eine Ladung zu bewirken, muß der zu ladende Körper isolirt seyn, das heißt, es muß von ihm kein leitender Körper, wie Metall, zu andern Körpern hin gehen, weil diese leitenden Körper eine Mittheilung an die benachbarten Körper begünstigen. Wenn ein Körper mit + E geladen ist, so hat diese angehäufte positiv-electrische Materie ein Bestreben, sich an die umgebenden Körper mitzutheilen, und wo das wegen der Isolirung nicht durch Ableitung geschehen kann, da geschieht es durch das Überschlagen des electrischen Funken; und genau dasselbe findet bei einer negativ-electrischen Ladung Statt. Aber ehe dieses Überschlagen erfolgt, welches schon eine gewisse Stärke der Ladung und eine gewisse Nähe des Körpers, auf den der Funke schlagen soll, voraussetzt, übt die electrische Materie auch auf die außer der Schlagweite liegenden Körper eine Wirkung aus. Ist nämlich die positiv electrische Materie dort angehäuft, so treibt sie in ihnen die positiv electrische Materie zurück, und zieht die negativ electrische Materie an, so daß, wenn der genäherte Körper isolirt ist, der jenem geladenen Körper nähere Theil als negativ electrisch, der entferntere als positiv electrisch erscheint. Diese durch Vertheilung erregte Electricität ist am meisten merklich, wenn der dem electrisirten Körper nahe gebrachte Leiter in der von jenem abwärts gehenden Richtung eine bedeutende Ausdehnung hat. Stellt man nämlich einen langen, isolirten Metallcylinder B, den man an den Enden abrundet, mit seinem einen Ende jenem geladenen Körper A in einiger Entfernung gegenüber,

+E A −E B +E D

so zeigt er — E an dem Ende, welches dem mit + E geladenen Körper A am nächsten ist, und + E an dem andern Ende. Nähert man diesem letztern einen andern mit der Erde in Verbindung stehenden Körper, so schlägt ein Funke über, und die — E Ladung des Theiles, welcher dem + E geladenen Körper zugewandt ist, verstärkt sich, und wenn man dieses öfter wiederholt, oder auch das entferntere Ende des Cylinders B in ununterbrochene leitende Verbindung mit der Erde setzt, so zeigt sich jenes dem zuerst geladenen Körper A zugewandte Ende des Cylinders B immer stärker mit — E geladen. Diese durch Vertheilung oder durch Zurückdrängung des + E und Anziehung des — E entstandene Ladung an dem gegen jenen geladenen Körper zu gekehrten Ende des Cylinders dauert nur so lange fort, als der Cylinder B sich in der Nähe oder unter dem Einflusse des A befindet; sobald man A wegnimmt, oder durch eine andere Verbindung mit der Erde entladet, so zeigen beide Enden von B keine Verschiedenheit mehr, sondern B ist unelectrisirt, wenn man ihn ehe A entladen wurde, in Verbindung mit der Erde setzte; — es nimt nämlich dann das zurückgedrängte + E seinen Platz wieder ein, und die electrische Spannung hat aufgehört.

---

6) Viele Erfahrungen über die Wirkungen des Blitzes hat Reimarus gesammelt: vom Blitze. Hamburg 1778. und neuere Bemerk. vom Blitze. Hamb. 1794. Auch in Gütle theoret. u. prakt. Blitz-Ableitungslehre finden sich viele; ferner in Gilberts Annalen d. Physik.

1) Franklins Briefe über die Electricität. S. 87 der teutsch. Übers.

Jener electrische Einfluß geht nun allemal dem Überschlage des electrischen Funken voran; wird der Körper B dem + E electrisirten A genähert, so wird jener, wenn er nicht isolirt ist, negativ, schon bei der Annäherung, und erst, nachdem dies erfolgt ist, schlägt der Funke über. Eben das zeigt sich nun genau auf übereinstimmende Weise, auch wenn der geladene Körper A die negative Electricität besitzt.

Da die Gewitterwolken sich ganz wie electrisirte Körper verhalten, so erhellt aus diesen Betrachtungen, daß auch beim Gewitter alle Gegenstände auf der Erde, und ebenso die nicht electrischen Wolken dem Einflusse jener Electricität unterworfen sind. Die höhern Theile der Gebäude und aller Gegenstände auf der Erde werden also in einen electrischen Zustand, demjenigen entgegengesetzt, welchen die Wolke besitzt, versetzt, und das wird allemal in einigem Grade, es wird aber um so mehr der Fall seyn, je mehr sich eine gute, weit fortlaufende Ableitung findet. Ist diese Ableitung nicht mit der Erde in Verbindung, sondern erstreckt sie sich zum Beispiel nur von der Thurmspitze bis aufs Kirchendach, so wird die Spitze schon sehr stark dem Gewitter entgegengesetzt electrisirt seyn, und alle Leiter, die sich in der Nähe des untern Endes jenes Leiters befinden, stehen wieder unter seinem Einflusse, und sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, geneigt oder bereit, den von ihm her zum Überschlagen andrängenden Funken aufzunehmen; ja, so gut wie jener Cylinder B, ohne selbst einen Funken von A her empfangen zu haben, an seinem Ende D Funken hergeben kann, so könnte das auch hier geschehen. So ist also schon in dem Augenblick, welcher dem Schlage vorangeht, oder wenigstens in dem unmerklichen Augenblicke, da der Blitz herabfährt, die ganze Bahn bestimt, die er nehmen wird, und, da es nie an zerstreut stehenden Leitern, deren einander zugewandte Enden nun eine entgegengesetzte electrische Spannung oder Ladung haben, fehlt, so findet der Blitz auf diese Weise, wenn gleich mit öfterm Überschlagen, seinen Weg zur Erde.

Aber diese Überlegungen zeigen nun auch, wie wichtig es ist, durch eine ununterbrochene Metall-Leitung dem Blitze einen unschädlichen Weg anzuweisen. Erstreckte jene Leitung sich vom Gipfel des Gebäudes **ununterbrochen** zur Erde, so würde sie in der Höhe allerdings die der Gewitter-Electricität entgegengesetzte Electricität erhalten; aber selbst, wenn nun der Schlag erfolgte, und der Blitz-Ableiter getroffen würde, so würde die Ableitung ohne alles Überspringen, das zerstörend wirken, ohne Funken, die zünden könnten, erfolgen, und folglich der Zweck der Blitz-Ableitung erreicht seyn.

Hieraus läßt sich fast alles beantworten, was die Frage, wie man Blitz-Ableiter anlegen solle, und wiefern man sich durch sie gesichert halten könne, betrift, (nur über den Nutzen der Spitze will ich nachher besonders reden). Der Blitz-Ableiter muß von dem höchsten Theile des Gebäudes ausgehend, nicht blos eine ununterbrochene Leitung bis zur Erde gewähren, sondern diese muß auch aus nicht zu dünnen oder schmalen Leitern bestehen, und es muß in der Erde selbst eine hinreichende Ableitung Statt finden. Wollte man dünne Metalldrähte nehmen, so würden diese durch den zu heftigen electrischen Funken geschmolzen werden; es müssen daher breite Metallstreifen oder Metallstangen seyn, die so innig mit einander verbunden sind, daß kein Überspringen Statt findet. Die Leitung muß von dem höchsten Theile des Gebäudes anfangen, weil diese der Wolke, und in der Regel auch dem sich nähernden Blitze am nächsten sind, also bei ihnen die electrische Einwirkung am stärksten ist, und sie folglich getroffen werden könnten, wenn auch die Leitung von dort nicht so vollkommen wäre, als an andern Theilen des Gebäudes. Der Ableiter muß aber auch in der Erde selbst hinreichende Leitung finden, sich also entweder bis in eine Tiefe erstrecken, wo die Erde immer feucht genug ist, um eine gute Leitung zu gewähren, oder sich im Wasser endigen, weil sehr trockne Erde kein guter Leiter ist.

Da es keine bessere Leiter der Electricität gibt, als die Metalle, so muß es ein Metallstreif seyn, aus dem der Ableiter besteht, und allerdings wäre Kupfer dazu besser als Eisen, weil Kupfer besser leitet; aber eiserne Stangen leisten hinreichende Dienste und sind wohlfeiler.

Da aber alle in dem Gebäude befindliche Leiter, eben so gut als jener Ableiter, unter dem Einflusse der electrischen Wolke stehen, und in der Regel derjenige unter ihnen getroffen wird, welcher am stärksten entgegengesetzt electrisch geworden ist, so reicht es nicht immer hin, nur von dem höchsten Theile des Gebäudes eine einzele Ableitung herabgehen zu lassen. Näherte sich nämlich die Wolke oder der Blitz selbst von dieser Seite her, so könnte er gar wol einer niedrigern Ecke des Hauses so nahe kommen, daß dort seine Einwirkung stärker als an jener höchsten Spitze wäre. Fände sich nun von dort an eine, nicht ganz ununterbrochene, aber doch aus einer Reihe von Leitern nahe bei einander bestehende Ableitung, so könnte gar wol diese Stelle getroffen werden, und das Gebäude eben der Gefahr ausgesetzt seyn, als wenn es gar nicht mit einem Ableiter versehen wäre. Solche Umstände scheinen überall da Statt gefunden zu haben, wo Gebäude vom Blitze beschädiget wurden, obgleich sie mit Ableitern versehen waren, und man hat daraus die Regel gezogen, daß man dem Ableiter bis auf mehr als 40 Fuß Entfernung keine schützende Kraft beilegen, große Gebäude also mit mehr als einer Ableitung versehen müsse. Übrigens erhellt leicht, daß es dabei auf eine Menge anderer Umstände ankommt, und daß man nur da ein solches Einschlagen in der Nähe des Ableiters zu befürchten hat, wo sich eine Reihe von Metallstangen, von metallenen Dachrinnen u. s. w. in der Nähe befindet. Aber da man solche ungünstige Umstände weder immer genau übersehen, noch auch immer vermeiden kann, so ist es allerdings am sichersten, die Kanten des ganzen Daches mit Metallstreifen zu belegen, und mit Ableitungen nach der Erde zu an einem, zwei oder mehren Punkten zu versehen.

Ein Abspringen des Blitzes vom Ableiter, wenn er diesen einmal getroffen hat, ist wol nur dann zu besorgen, wenn der Ableiter irgendwo schadhaft, die Leitung also nicht ganz vollkommen ist. Allerdings nämlich werden die benachbarten Leiter, indem der Blitz am Ableiter herabfährt, an ihren ihm zugewandten Enden in den

entgegengesetzten Zustand gesetzt, und sind also bereit, den Funken aufzunehmen, oder auf sich zu ziehen, sobald er nicht ganz vollkommen dort seine Leitung fände; daher entsteht ein solches Abspringen des Blitzes, wie man es oft beobachtet hat, theils dann, wenn der Strahl so stark ist, daß der Ableiter gleichsam diesem gewaltigen Strome nicht Abfluß genug darbietet, theils und vorzüglich dann, wenn der Ableiter beschädigt ist. In Hinsicht hierauf ist es gut, den Ableiter, so viel es möglich ist, da herab zu führen, wo keine andre weit fortgehende Metallverbindungen in der Nähe sind, oder diesen selbst die gehörige Verbindung mit ihm und die nöthige Ableitung zu geben; vor allem aber zu sorgen, daß er eine gute, und selbst für den stärksten Blitz hinreichende Leitung gewähre. — Endlich muß man noch den Blitz-Ableiter so anlegen, daß nicht ein Mensch oder Thier sich unmittelbar an ihn anlehnen oder mit ihm in Berührung kommen könne, da die Erschütterung durch den heftigen Schlag tödtlich seyn kann, selbst wenn er am Metall völlig seine Ableitung findet.

Die bisherigen Betrachtungen zeigen auch, was man von den Rückschlägen oder denjenigen Schlägen zu halten habe, die nach Einiger Meinung von der Erde her entstehen. Da zwischen der Wolke an der einen Seite und den Gegenständen auf der Erde an der andern Seite eine entgegengesetzte electrische Spannung Statt findet, so ist es allerdings richtig, daß die bisher unter dem Einfluß der Gewitterwolke entgegengesetzt electrisch gewordenen Gegenstände plötzlich ihren electrischen Zustand verändern müßten, wenn die Wolke sich anderswo entladet. Die Fälle, die man als Rückschläge anführt [2]), scheinen auch immer gleichzeitig mit einem entfernten Blitze gewesen zu seyn, so daß man annehmen durfte, dieser Blitz habe die ganze Wolke, die sich eine Stunde Wegs weit erstreckte, ganz entladen, dadurch die bisherige electrische Einwirkung auf jene weit vom Blitze entfernten Gegenstände plötzlich aufgehoben, und folglich ein gewaltsames Zuströmen der vorhin gegen die Erde zurückgedrängten Electricität der einen Art, und ein Wegströmen der angehäuften Electricität der andern Art veranlaßt.

Aber auch gegen diese Rückschläge, die freilich selten seyn mögen, wird der gut eingerichtete Blitz-Ableiter Sicherung gewähren; denn ist er in der That gut, nach den eben vorhin erklärten Grundsätzen eingerichtet, so ist seine Spitze gerade der Gegenstand, der unter dem Einflusse der Wolke am meisten electrisch ward, und da er wegen der guten Zuleitung, die jetzt zum Gleichgewicht erfoderliche Electricität leicht wieder empfängt, so wird das ohne Nachtheil für die umgebenden Gegenstände geschehen.

Ich habe bisher die Ableiter nur in so fern betrachtet, als sie vermöge der dem Blitze dargebotenen vollkommenen Leitung die umgebenden Gegenstände bei wirklich erfolgendem Einschlage sichern; aber schon Franklin glaubte noch einen andern Zweck durch die Ableiter erreichen zu können, nämlich durch eine stille Ableitung vermittelst der Spitzen die Gewitterwolken selbst ihrer Electricität zum Theil zu entladen.

Die Spitzen haben, wenn sie aus leitenden Materien bestehend an Leitern befestiget sind, die Eigenschaft, daß sie die Electricität zerstreuen, wenn man den isolirten Leiter, an welchem sie befestigt sind, zu laden sucht, und daß sie die Electricität gleichsam einsaugen, wenn sie einem geladenen Leiter gegenüber gestellt, und seiner Einwirkung ausgesetzt werden, und so hofte Franklin, durch Spitzen, die man als Auffangestangen der Blitz-Ableiter auf dem Gebäude aufstellte, den Gewitterwolken ihre Electricität zu entziehen. Die Eigenschaft der Spitzen, daß sie anscheinend die Electricität des ihnen entgegengestellten Leiters einsaugen, ist unleugbar. Dieses stille Entladen geschieht dadurch, daß die am Ende der Spitze durch Einwirkung des electrisirten Körpers angehäufte entgegengesetzte Electricität hier ausströmt [3]), sich den umgebend feuchten Lufttheilchen mittheilt, und mit ihnen zu dem electrisirten Körper hinüber gezogen wird; indem nun die feuchten Lufttheilchen dort entladen und entgegengesetzt geladen, eben deßhalb aber von der Spitze wieder angezogen, und vom electrischen Körper abgestoßen werden, führen sie nach und nach die angehäufte Electricität des geladenen Körpers zu der mit Ableitung versehenen Spitze hinüber, und entladen jenen. So sollen wir uns also auch in Beziehung auf die Gewitterwolken die Wirkung der Spitzen, mit denen man die Blitz-Ableiter zu versehen pflegt, denken; Biot glaubt sogar, es müsse der gewöhnliche Erfolg seyn, daß die Wolken still entladen werden, und sieht es als einen außerordentlichen Fall an, wenn dieser schnelle Abfluß der Electricität nicht hinreiche, den wirklichen Blitz zu hindern [4]). Biot führt dabei eine allerdings höchst merkwürdige Erfahrung an, die Charles ihm erzählt hatte, daß dieser nämlich aus Gewitterwolken, die sich unter Blitz und Donner näherten, zuweilen auf seinen electrischen Drachen eine, lange Zeit fortwährende, Reihe von Funken, gleich einem Feuerstrome, sich ergießen sah, und dann die Wolken ohne weitere Blitze, also ganz entladen, fortzogen.

Obgleich aber diese und andere Erfahrungen allerdings zeigen, daß die Spitzen nützlich einwirken können, und selbst in einzelen Fällen eine völlige Entladung der Wolken bewirken mögen, so gestehe ich doch, daß ich eine so merkliche Wirkung als nur selten eintretend ansehen kann [5]), denn wäre es der gewöhnliche Fall, so müßte man bei Nacht viel öfter die Spitzen der Gewitter-Ableiter während eines Gewitters leuchtend sehen, was doch bekantlich nur sehr selten wahrgenommen wird. Es scheint auch, als ob die Gewitterwolken zwar immerfort electrisch sind, aber doch nicht blos als geladene Körper anzusehen sind, die lange Zeit durch ihre Ladung gleich stark behalten; es scheint vielmehr, als ob derselbe Prozeß, der im Allgemeinen die Wolke electrisch macht, zuweilen plötzlich eine stärkere Electricität hervorbringt, die sogleich mit Heftigkeit überschlagende Funken gibt, ohne den langsam einwirkenden Spitzen Zeit zu einer allmäligen Entladung zu lassen, wenn auch

2) Gütle's theoretische Blitz-Ableitungslehre. S. 185.

3) Warum das als Folge der Verdichtung der Electricität an dünnen Cylindern geschehen muß, zeigt Biot Traité de physique II. p. 276. 4) Biot Traité, II. p. 448. 5) Auch Reimarus war derselben Meinung. Vgl. Gilbert's Annal. d. Phys. XXXVI.

diese nicht gewöhnlich zu entfernt wären, um in erheblichem Grade jene Einwirkung zu zeigen. Indeß nützlich bleibt es immer, dem Ableiter eine hohe, zugespitzte Stange, die über die höchsten Theile des Gebäudes hervorragt, zu geben *).

Anleitung zur Anlegung der Gewitter-Ableiter kann hier nicht gegeben werden; man kann darüber Gütle's praktische Blitz-Ableitungslehre, (wo sehr vieles gesammelt ist, und zahlreiche eigene Erfahrungen benutzt sind), nachsehen.

An dem Nutzen der Blitz-Ableiter zweifelt jetzt wol kaum noch jemand. Wenn zuweilen noch Gebäude, die mit Blitz-Ableitern versehen sind, vom Blitze beschädigt werden, so liegt das wol fast allemal an Unvollkommenheiten der Ableitung, oder daran, daß man dem Ableiter eine zu große Kraft, auch in der Entfernung Sicherheit zu gewähren, zugetraut hat; in einzelen Fällen mögen doch auch noch Nebenumstände auf die Richtung des Blitzes einwirken, die unsrer Beobachtung entgehen: denn da wir z. B. nicht mit Gewißheit wissen, was die geschlängelte Form des Weges, den der Blitz nimt, bestimt, (man glaubt, die Compression der Luft nöthige ihn, von seiner geraden Richtung abzugehen), so läßt sich allerdings vermuthen, daß eben solche Einwirkungen, wie die, welche ihn vom geraden Wege ablenken, ihn auch hindern könnten, sein eigentliches Ziel zu erreichen, und ihn im seltenern Falle dahin zu treffen nöthigten, wo er eine minder gute Ableitung findet. Indeß wird dies doch immer eine so seltne Ausnahme seyn, daß man sich darüber vollkommen beruhigen kann, obgleich allerdings zu wünschen ist, daß man die einzelen vorkommenden Fälle der Art genau untersuche, um die Umstände zu entdecken, die — unter tausend Fällen vielleicht einmal — den Blitz veranlaßten, die ihm so nahe gute Ableitung nicht zu verfolgen, sondern auf eine nahe gelegene schlechtere zu schlagen **).

Die Vorschläge, welche man gethan hat, um durch Blitzschirme u. s. w. auch einzelen Personen auf freiem Felde Sicherheit zu gewähren, übergehe ich hier, da sie ganz auf den bisher erläuterten Grundsätzen beruhen. Auch die Vorsichtsregeln, die man beim Gewitter befolgen muß, kann ich hier nur kurz erwähnen. Sie kommen alle darauf hinaus, daß man sich von den Körpern, die durch ihre hohe Vorragung, oder durch weit fortgehende gute Leitung den Blitz auf sich ziehen könnten, etwas entfernt halten muß. Daher darf man im Freien nicht unter einem Baume Schutz suchen, sondern allenfalls in einer geringen Entfernung von höhern Bäumen, sich unter niedriges Gebüsch stellen. Daher muß man im Zimmer, wenn man einmal ängstlich den besten Platz wählen will, sich mitten im Zimmer und an solchen Stellen aufhalten, wo man keine erhebliche Metallmassen über oder unter sich hat, und auch von sich und dem Stuhle, worauf man sitzt, alle erhebliche Metallmassen entfernen. Befindet man sich gehend oder reitend in einer ganz offenen Gegend, wo man selbst der höchste Gegenstand ist, so könnte das allerdings gefährlich seyn; aber unwahrscheinlich ist es doch immer, daß der Blitz gerade so nahe herabschlagen sollte, um von dem einsamen Wanderer angezogen zu werden, und man kann in dieser Hinsicht ohne große Sorge fortgehen oder fortreiten, oder beim Reiten allenfalls absteigen, und sich ein wenig vom Pferde entfernen, sich auch wol auf die Erde legen. Nachtheilig kann es werden, wenn man sehr forteilt, weil bei trockner Luft die über dem erhitzten Körper aufsteigende feuchte Luft eine bessere Ableitung bildet, und wol den Blitz auf diesen Gegenstand lenken könnte.

Im Allgemeinen kann man ziemlich ruhig bei den Gefahren des Gewitters seyn, wenn man nur vermeidet, sich an solchen Orten aufzuhalten, die offenbar gefährlich sind, wie es der Fall ist, wenn man unter hohen Bäumen Schutz sucht, oder wenn man einen Platz einnimt, wo der Blitz von einer größern Metallmasse aus, seinen kürzesten Weg zur Erde durch den menschlichen Körper nehmen müßte. (*Brandes.*)

BLITZFÄNGER hat man zuweilen wol die Vorrichtungen genant, die man, um die Electricität bei Gewittern, oder um die Electricität der Luft überhaupt zu untersuchen, so anlegte, daß eine Leitung von der Spitze des Gebäudes nach dem Innern ging, dort unterbrochen war, um mit Electrometern und auf andere Weise die Stärke und Art der Luft-Electricität zu untersuchen, und wo dann eine neue Ableitung von dort bis zur Erde fortging. Da wo die Leitung unterbrochen ist, bringt man an beiden einander gegenüberstehenden Enden der unterbrochenen Leitung Kugeln von nicht zu kleinem Durchmesser an, damit die Electricität sich hier nicht zerstreue, sondern wenn sie zu stark wird, in Funken überschlage. Diese Kugeln müssen nicht zu entfernt von einander stehen, damit nicht das Gebäude den Gefahren ausgesetzt sey, die ein beschädigter, irgendwo unterbrochener Blitz-Ableiter so leicht herbei führt*). (*Brandes.*)

Blitz-Inseln, s. Guinea-Inseln.

Blitzkäfer, s. Astrapaeus.

BLITZRÖHREN. (Mineralog). Wenn der Blitz Sandsteinlager trift, so hinterläßt sein durchlaufender Strahl eine meist dünne röhrenförmige Öfnung, deren Wand aus geschmolzenem Quarz gebildet ist. Diese Bildungen sind bald schwächer, bald stärker, mehr oder weniger dünn, zum Theil gerade, zum Theil gekrümt; die innere Seitenwand ist mit einem vollkomnen Glase überzogen, theils kleintraubig, theils mehr geflossen, stark glasglänzend, dem Hyalith ähnlich. Diese Schmelzung nimt nach Außen zu immer mehr ab, so daß die äußern Quarzkörner nur eben angefrittet sind. Im Bruche ist das Fossil klein muschlig, die dickern Seitenwände mit auslaufend strahliger Textur, voll länglicher, horizontal nach der Peripherie ausgehender größerer und kleinerer Blasen; es ist übrigens grau, glasglänzend, und verhält sich wie Quarz. Das Fossil ist unter ver-

---

*) Über die entgegengesetzten Meinungen der Physiker in Beziehung auf die Spitzen, verdient auch Cavallo vollständ. Abhandl. v. d. Electricität 1 Th. S. 254. der teutsch. Übers. gelesen zu werden, und Reimarus vom Blitze. **) Einen merkwürdigen Fall dieser Art findet man in Gilberts Annalen der Physik. LXIV, 236.

*) Beschreibungen verschiedener Einrichtungen der Art gibt Gütle in der praktischen Blitz-Ableitungslehre, 6 Abschn.

schiedenen Namen bekant geworden, als: Blitzsinter, Kieselsinter, Cerauniansinter, Astrahyalith, Fulguritquarz, Vitreous Tubes.

Man findet es besonders in Sand-Haiden, wo sich Röhren von bedeutender Länge zeigen, die man aber meist nur in kleinern Stücken herausarbeiten kann. Es ist bekant von der Senner Haide im Paderbornschen bei Osterholz und Hauszirken, auch aus Preußen, dem Mansfeldischen und Cumberland *). (*Keferstein.*)

BLITZTAFEL. Eine Tafel aus einem Nichtleiter mit unterbrochenem Metallstreifen belegt. Wenn man, bei fortwährendem Laden eines Conductors, indem man die Electrisirmaschine immerfort dreht, die Electricität auf diesen Metallstreifen, zwischen dessen Theilen sich nur sehr kleine Zwischenräume befinden, leitet, so schlägt bei jedem der Zwischenräume ein Funke über, und da dies sich an allen den Stellen immerfort wiederholt, so kann man damit glänzende Züge, Buchstaben, Figuren u. s. w. hervorbringen. Daß man die Blitztafel zur Erleuchtung eines bedeutenden Raumes anwenden könnte, hat Meinecke gezeigt **). (*Brandes.*)

BLOCADE (im Landkriege, s. Festung), im Seerechte, ist ein Ausdruck, der gebraucht wird, wenn der Zugang oder Ausgang aus einem Hafen oder einer Seegegend verboten ist. In den Tractaten wird gewöhnlich bestimt, daß ein oder mehre Schiffe vor dem blokirten Hafen liegen sollen, um den Zu- oder Ausgang daraus zu erschweren. Ursprünglich war die See-Blocade von der Land-Blocade nicht verschieden, fand nämlich nur Statt, wenn ein Ort Behufs der Übergabe oder der Einschließung beengt wurde. Späterhin hat man aber ganze Länder und Seegegenden für blokirt erklärt, und die Notification der Blocade ohne wirkliche Blocade für hinreichend gehalten, Confiscation zu erwirken. Daher zerfällt die seerechtliche Blocade in 2 Arten, die Blocade durch eine Bekantmachung, per notificationem, und die Blocade de facto. In Hinsicht der erstern Art wird angenommen, daß die Blocade in Kraft tritt, sobald sie notifieirt ist, und nach einer billigen Berücksichtigung der Entfernung die Nachricht davon an dem Orte durch Zeitungen oder Briefe ankommen konnte, von wo ein Schiff versegelt. Ein nach einer solchen als bekant angenommenen Notification versegeltes Schiff ist confiscable, sobald es nach einem blokirten Hafen seinen Cours nimt. Es gilt in der Regel die Ausrede nicht, daß ein Schiff dennoch die Blocade nicht gewußt habe, und die Schuld wird von dem Augenblick gerechnet, daß das Schiff versegelt; — sie präscribirt nur durch das Ende der Reise. Das Ende der Reise, hat man bisher angenommen, sey vorhanden, wenn das Schiff in seinem unblokirten Bestimmungshafen gewesen, oder seine Ladung in einem unblokirten Hafen gelöscht hat, und man hat nicht verlangt, (wie in einzelen Fällen unwissende, engherzige Richter sich einfallen ließen), daß das Schiff in seinem Heimathshafen gewesen seyn müsse. Die Regel ist: das Schiff legt die Schuld mit dem Ende der Reise ab; doch ist dieses eine Ausnahme, daß, wenn ein Schiff Erlaubniß erhält, mit einer Ladung nach einem angegebenen Hafen zu segeln, dieses aber nicht thut, sondern nach einem andern Hafen geht, und daselbst löscht, es inconfiscable ist, auf der ersten Reise, welche es aus diesem Hafen wieder macht. Wird ein Schiff, welches den Cours nach einem blokirten Hafen steuert, in See von Kriegsschiffen unterrichtet (vorsichtige Officiere schreiben dies gewöhnlich auf die Papiere, warned not to enter such and such port being blockaded), so muß es seinen Cours ändern, oder es wird confiscable. — Blos cessirt die Confiscabilität, wenn ein Kriegsschiff, oder eine Flotte der blokirenden Macht dem Schiffe anzeigt, die Blocade sey gehoben. Vorsichtige Capitäne haben sich, wo möglich, diese Anzeige schriftlich geben zu lassen, und sie können sich nicht mit der Äußerung einzeler Kriegsschiffs-Befehlshaber schützen. Wenn Stürme die blokirende Macht vertreiben, wird ungereimter Weise nicht angenommen, daß die Blokade cessire, ein Grundsatz, der zu den größten Misbräuchen führen kann. Vertreibung durch Übermacht hebt aber die Blocade, und die Confiscabilität der Schiffe, welche nach einem blokirten Hafen unter Segel waren. Erkundigung über die Fortdauer der Blocade auf der Höhe des blokirten Hafens ist nicht erlaubt, sie muß früher als dort geschehen, doch ist gegen Amerikaner, ihrer großen Entfernung wegen, bei europäischen Blokaden die Regel milder ausgelegt worden, und es müßte vice versa seyn. Nothursachen, einen blokirten Hafen anzuthun, müssen strenge erweisbar seyn, und die Aussage der Matrosen in Blocadefällen gilt mehr als die des Capitäns. Depeschen seiner Regirung geben dem neutralen Schiffe keine Befugniß, einen blokirten Hafen anzuthun, falls das Schiff nicht ohne alle Waren, ein bloßes Cartellschiff ist. Der Inhalt einer vor der Blocade geschlossenen Certepartie gewährt keine Einrede. Waren, welche bei der Bekantwerdung einer Blocade in dem blokirten Hafen an der Schiffsseite waren, mögen eingenommen werden; — später dürfen auch keine Güter eingenommen werden, die aus blokirten Häfen über Watten oder andere nicht eingeschlossene inländische Wassergelegenheiten zum Schiffe kommen. Neutrale Schiffe müssen mit vor der Blocade eingenommener Ladung oder im Ballast, sobald es ihnen möglich ist, aus blokirten Häfen versegeln. Neutrale dürfen von Kriegführenden in blokirten Häfen keine Schiffe kaufen. In der Regel theilt die Ladung bei Blocadefällen das Schicksal des Schiffes. Ausnahmen, die Billigkeits- und Gerechtigkeitsgründe für sich haben, kann man in England, woselbst man nicht den ungereimten Continentalgrundsatz hat, daß Schiff und Ladung indivisible sey, durchfechten. Zwingt Noth Schiffe, in einen blokirten Hafen einzulaufen, so können sie nicht ohne ihre eingehabte Ladung wieder versegeln. Läuft das Schiff aber freiwillig ein, so gibt es keine Freiheit, im Ballast wieder auszulaufen, wenn die Blokirten die Ladung mit Gewalt genommen haben. Neutrale Ballastschiffe haben aber kein Recht, unter dem Vorwande in einen blokirten Hafen einzusegeln, um eine dort liegende, vor dem

*) Die ausführlichste Abhandlung über diesen Gegenstand ist von Hrn. Fiedler in Gilbert's Annalen der Physik Bd. 25. St. 2. S. 122. v. Jahr 1817. und Bd. 31. S. 235. v. J. 1819.

**) Gilb. Ann. LXII. S. 87.

Kriege gekaufte Ladung herauszuholen. Nach Häfen, die nahe bei blokirten Häfen sind, (wenn sie nur nicht in der Blocade eingeschlossen sind), kann man natürlich segeln. Eigene Schiffe, so gut wie fremde, werden durch die Blocade ausgeschlossen, und bei beiden nur Ausnahme durch Licenzen gestattet. Ändert ein Capitän, der nach einem blokirten Hafen geladen gehabt, und nach seiner Bestimmung unter Segel gegangen ist, in See seinen Entschluß, und steuert nach einem neutralen Hafen, so rettet sein Entschluß nicht blos die Ladung, sondern macht auch, daß die Intention der Ladungseigenthümer, die Blocade brechen zu wollen, nicht länger präjudicirlich bleibt.

Dieses über die Praxis, so weit sie in den letzten Zeiten Statt gefunden. Nach der Theorie und dem conventionellen Völkerrechte (bestehend in dem Ausspruch der Mehrheit der Tractaten), kann nur eine Blocade de facto Statt finden, und ist allemal als nicht vorhanden anzusehen, wenn nicht 2 oder mehre Schiffe wirklich vor einem Hafen liegen, um das Ein- und Auslaufen zu verwehren. Sir William Scott äußerte, daß das willkürliche Versegeln der blokirenden Schiffe von der Havre Station aussähe, wie gelegte Fallstricke, und den Nationalcharakter compromittire, und sprach ein unter solchen Umständen nach Havre gehendes Schiff frei. (*G. J. Jacobsen.*)

BLOCH (Markus Elieser), praktischer Arzt zu Berlin, als Naturforscher berühmt, war 1723 zu Ansbach von sehr armen Ältern jüdischer Religion geboren. Er erwuchs fast ohne Unterricht, konnte in seinem 19. Jahre noch nicht einmal teutsch lesen, und hatte blos einige rabbinische Schriften kennen gelernt. Dennoch kam er als Hauslehrer zu einem jüdischen Wundarzte nach Hamburg, wo er teutsch, und von einem armen böhmischen Katholiken Latein lernte. Zum Erwerb einiger anatomischen Kentnisse mochte ihm der Aufenthalt bei seinem Prinzipal die erste Veranlassung geben; vornehmlich aber wurde Berlin, wo er bei seinen Verwandten Unterstüzzung fand, für ihn die eigentliche Bildungsschule, und mit Riesenschritten holte er nicht nur das Versäumte ein, sondern erwarb sich auch so viele naturhistorische, anatomische und medizinische Kentnisse, daß ihm zu Frankfurt an der Oder die medizinische Doctorwürde ertheilt wurde. Er kehrte darauf nach Berlin zurück, war daselbst als praktischer Arzt, Gelehrter und als Mann von edlem Charakter von allen geschätzt, die ihn kannten, und starb den 6. August 1799 im Karlsbade. Bloch hatte sich durch eine, selbst im Greisenalter nicht erkaltende, angestrengte Forschung in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, umfassende und gründliche Kentnisse erworben. Mit vorzüglichem Interesse aber widmete er sich allen Zweigen der Naturkunde, und was er hierin zu leisten vermochte, beweisen viele gehaltvolle, an neuen Beobachtungen reiche Abhandlungen, in den Berlinischen Mannigfaltigkeiten, den Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, deren Mitglied er war, den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, und in andern wissenschaftlichen Journalen. Sein höchstes Verdienst aber gründet sich auf seine Naturgeschichte der Fische, ein Werk, das sich durch den Reichthum der aufgestellten Arten, die Neuheit der Bemerkungen über die Ökonomie dieser Geschöpfe, die Genauigkeit der Beschreibungen und die Schönheit und Richtigkeit der Abbildungen aufs vortheilhafteste auszeichnet, und in seiner Art einzig ist. Es erschien, in einzelen Heften, unter dem Titel: Allgemeine Naturgeschichte der Fische. Berlin. gr. 4. 1r — 3r Th., enthaltend die ökonomische Naturgeschichte der Fische Teutschlands. Die Fortsetzung davon führt den Titel: Naturgeschichte der ausländischen Fische. 4 — 12r Th. Ebend. 1785—1795. 4. Beide Werke zusammen mit 432 gemalten Kupfern in quer Fol. Das Werk erschien auch in einer französischen Übersetzung von Laveaux, unter dem Titel: **Ichthyologie, ou histoire naturelle générale et particulière des poissons**, eine Prachtausgabe, Text und Kupf. in Folio; auch in gr. 8. Berlin 1785 fg. in 6 Bden. In dem ganzen Werke sind 534 Arten und Abänderungen, und unter diesen 263 von Linné nicht gekannte, beschrieben und abgebildet; dagegen vermissen von den 404 Arten, die Bloch aufführte, 133 seine meisterhaften Beschreibungen und Abbildungen. Außer Buffons Geschichte der Säugthiere, die auf königliche Kosten den Grad ihrer Vollkommenheit durch zwei Männer erhielt, ist keine einzige Thierklasse, keine Klasse natürlicher Körper so ausführlich bearbeitet worden, wie von Bloch allein, und anfangs blos auf seine Kosten, die Klasse der Fische, wodurch die Geschichte derselben der Vollkommenheit nahe gebracht wurde. Erst bei den letzten 6 Bänden wurde er, da der Aufwand seine Kräfte überstieg, von fürstlichen und reichen Privatpersonen unterstützt, deren Namen unter den Platten bemerkt sind, die auf ihre Kosten gestochen wurden. Er selbst besaß ein Fischkabinet, das von jedem gebildeten Fremden mit freudigem Erstaunen gesehen, und von den Einheimischen als eine ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten betrachtet wurde; der König Friedrich Wilhelm III. kaufte es nach des Besitzers Tode, und machte mit demselben der Akademie der Wissenschaften ein Geschenk. — Unvollendet hinterließ Bloch ein System der Ichthyologie, ein Werk, wovon in der Art noch keins vorhanden war. Es erschien nach seinem Tode unter dem Titel: **Systema Ichthyologiae iconibus CX illustratum. Post obitum auctoris opus inchoatum absolvit, correxit, interpolavit J. G. Schneider. Berol. 1801. 8.** Außer der genannten Schrift hat man von Bloch: Medizinische Bemerkungen, nebst einer Abhandlung vom Pyrmonter Augenbrunnen. Berlin 1774. 8., und eine Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer, und den Mitteln wider dieselben. Eine von der königl. dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift, mit 10 Kupf. Eb. 1782. 4. franz. von G. E. Wirz, Strasb. 1788. Auch diese Schrift enthält die Resultate langer eigener Beobachtungen; viele Fehler der Vorgänger werden ohne Eigenliebe und oft ganz stillschweigend verbessert, und es wird unter andern bewiesen, daß die Eingeweidewürmer dem thierischen Körper angeboren sind *). (*Baur.*)

*) Meusels gel. Teutschl. u. Lex. d. verst. Schriftst. 1 Bd. Schriften der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin. 3 Bd. Vorrede.

BLOCK, Klotz, Sägeblock, ist ein kurzes, gewöhnlich 12—16 Fuß langes, fast gleich starkes Stück Holz, woraus Bohlen, Breter und Latten geschnitten werden. (S. Holzbereitung). Insbesondere bezeichnet Block auch in einigen Gegenden Teutschlands, einen durch deutliche Gränzen, gewöhnlich durch Alleen abgesonderten Theil eines Waldes oder Forstes, der wiederum in Unterabtheilungen oder in eine gewisse Anzahl Schläge abgetheilt wird. Vergl. Steinmetz und Zimmermann. (*Laurop.*)

BLOCK, eine Insel an der Küste des Stats Rhodeisland, und zur Grafschaft Rhode gehörig; sie führt den Namen von ihrem holländischen Entdecker, ist $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, $\frac{3}{4}$ breit, und bildet nur eine einzige Township, New Shoreham, mit 722 Einw., die zerstreut auf der Insel umher wohnen, und sich von Viehzucht und dem Stockfischfang nähren. (*Hassel.*)

Blockblei, s. Blei. Blockhaus, s. Festung und Schanze. Blockmörser, s. Mörser. Blockwagen, s. Wagen. Blockwand, s. Wand.

BLOCKEN, wird in der Falkonier-Kunstsprache gesagt, um dadurch das Aufhaken (Setzen und sitzend Verweilen) eines Beizvogels auf einem Baume zu bezeichnen. (*a. d. Winckell.*)

BLOCKSBERG, oder Sanct Gerhards-Berg, ungrisch Szent Gerard Legye, Berg bei Ofen in Niederungern, mit der neuen, treflich eingerichteten königl. Sternwarte der ungrischen Universität zu Pesth *). (*Rumy.*)

Blocksberg am Harze, s. Brocken.

BLOCKZWITTER, radix Cassumunnar, die harte, zähe, geringelte, gelbbraune oder aschgraue, innen gelbe Wurzel von Amomum Zerumbet Willden., in Ostindien, welche gewöhnlich in knolligen, daumensdicken Scheiben zu uns komt, einen eignen, starken, ingwerähnlichen Geruch, und dergleichen nur mehr bittern Geschmack hat. — Arzneilich wirkt sie ganz so, wie Ingwer und Galgant. Vormals ward sie von englischen Ärzten gegen Lähmung u. a. asthenische Krankheitsformen empfohlen. (Vergl. Encycl. Bd. 3. S. 379. Amomum Zingiber.) (*Th. Schreger.*)

BLOCKZYL, Kirchdorf in der niederländischen Prov. Overyssel, Bez. Zwoll, mit 1625 Einw. Es liegt am Ausflusse der alten Aa, die von Steenwyk herunterfließt, wird durch ein Fort oder Schanze beschützt, und hat einen kleinen Hafen, der den Ort lebendig macht. (*Hassel.*)

BLÖDE, Blödsinnig. Blöde hat einen doppelten Sinn. Denn 1) deutet es auf Schwäche des Gesichts, — blöde Augen haben, — und wurde, wenigstens sonst, auch von der Schwäche der geistigen Sehekraft, des Verstandes, gebraucht; wie Adelung, unter andern, durch eine Stelle aus Gellert bestätigt: „Wie Mancher siegt durch eine feine Miene, der blöder ist, als Holz und Stein!" 2) Bezeichnet man durch diesen Ausdruck eine besondre Art von Schüchternheit, von Mangel an Dreistigkeit. Wer noch nicht in vornehmer Gesellschaft gewesen ist, pflegt blöde zu seyn, wenn er zum ersten Male, zumal in einen glänzenden Kreis von Frauen, eingeführt wird. Das kann selbst einem Kriegshelden begegnen, der den Gefahren der Schlacht unerschrocken entgegen ging. Beide Begriffe von Blöde scheinen freilich sehr weit von einander entfernt zu liegen, und Adelung hat sich dadurch zu der Voraussetzung veranlaßt gefunden, daß dieser Ausdruck in der zweiten Bedeutung von einer andern Wurzel entsprossen sey, als in der ersten. Das ist aber ein Irrthum des großen Sprachforschers, und die Verbindung beider Begriffe liegt in der That ganz nahe, wenn man bedenkt, daß die innern Zustände und Veränderungen ursprünglich nach äußern Erscheinungen, worin sie sich offenbaren, benant wurden, und dann Folgendes beachtet. Blöde nannte man zuerst denjenigen, der schwache Augen hat, der nicht viel sehen kann. Davon zunächst denjenigen, der keinen ansehen, keinem ins Auge sehen kann. Und davon endlich denjenigen, der aus zu großer Schamhaftigkeit schüchtern ist; weil es nämlich eine dem Schamgefühle besonders eigene Wirkung ist, die Augen niederzuschlagen, und Niemanden ins Gesicht zu sehen. Dieses aber ist gerade der Begriff, der Blöde in der zweiten Bedeutung ausdrückt. Denn nicht jeder Schüchterne und noch weniger jeder Furchtsame wird blöde genant, sondern nur derjenige, der sich darum nicht zu reden und zu handeln getrauet, weil er gar zu besorgt ist, daß er es nicht recht machen, als einfältig oder ungeschickt verachtet oder bespottet, und also mit Einem Worte, daß er beschämt werden möchte. Schüchternheit, die nicht aus dieser übertriebenen Reizbarkeit des Schamgefühls entspringt, ist keine Blödigkeit. Wenn ein Arzt bei einem gefährlichen Kranken ein neues Mittel mit großer Schüchternheit versucht; so ist das keine Blödigkeit. Und bei Wesen, die des Schamgefühles nicht empfänglich sind, findet Blödigkeit überall gar nicht Statt. Es gibt furchtsame, schüchterne Vögel, aber blöde werden sie niemals genant, wenn man nicht etwa figürlich redet.

Die Sprachforschung muß freilich noch weiter zurück gehen. Denn blöde kann schon darum, weil es zu Anfange zwei Mitlauter hat, kein eigentliches Wurzelwort seyn. Seine Urwurzel läßt sich in dem Lod, Lot, Lud, Lut, Lad oder Lat nachweisen, welches Schlaffheit und Schwäche andeutete, in dem niederteutschen Lüd, niedergeschlagen, Lat, laß, träge, noch übrig ist, und in mehren Wörtern zum Grunde liegt, als z. B. in Lode (der Lappen), in Lüderlich, in Lotter, in dem niederteutschen Loddern oder Luddern, in Schlottern, u. s. f.; ja, auch wol dem lateinischen Lutum, weiche, aufgelöste Erde, und dem griechischen λυτος, leicht auflöslich, nicht fest und stark, keinesweges fremd seyn möchte. Aus dieser Urwurzel ist Blöde, durch Vorsetzung des B, eben so entstanden, wie unter andern Barmherzig aus Armherzig, der buchstäblichen Übersetzung von Misericors. Wie

Denina Prusse liter. T. I. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Teutschen 137. Fuhrmann, die denkwürd. Personen der alten und neuen Zeit, 2 Bd. 17. — Blochs Bildniß steht vor dem 31. Bde. von Krünitz Encycl., auch besonders 1794, nach Graff von Bendix.

*) S. Ofen und Pesth: Über den Zustand dieser Sternwarte verdienen die Briefe ihres Directors, des verdienstvollen Astronomen Pasquich, in Andre's Hesperus 1821 und 1822, worin er mehre Beschuldigungen siegreich widerlegt, gelesen zu werden.

daraus seine jetzige Bedeutung hervor gegangen sey, fällt in die Augen.

Aufgeregtes Schamgefühl und Furcht vor Beschämung, gehören übrigens zu den Empfindungen, welche ganz besonders geeignet sind, das Gemüth zu verwirren und befangen zu machen. Daher kann es selbst dem kentnißvollen und geistreichen Manne, wenn er blöde ist, gar leicht begegnen, daß er in vornehmer Gesellschaft, und besonders vor einem Großen der Erde, sich linkisch benimt, und wol gar etwas Albernes vorbringt; wie man z. B. Ramlern nachsagt, daß er dem unsterblichen Friedrich, nach dessen Frage: ob er der große Ramler sey? schlechtweg Ja erwiedert habe. Eben darum kann es auch Nichts dazu helfen, einen Blöden dreister zu machen, wenn man ihm gute Regeln gibt. Denn gerade da, wo er dieselben nöthig hätte, ist sein Gemüth in einem Zustande, der ihn unfähig macht, sie gehörig anzuwenden. Nur Übung allein und allmählige Gewöhnung können helfen. In spätern Jahren wollen auch diese oft nicht anschlagen, und mancher, übrigens noch so geschickte Mann, bleibt blöde Zeitlebens, wenn er öffentlich reden soll. Es gehört daher zu den Pflichten des Erziehers, die er nicht vernachlässigen darf, durch zweckmäßige Übungen bei Zeiten dafür zu sorgen, daß der Zögling nach und nach seine Blödigkeit besiege, und eine, in den Gränzen des Anstandes und der Bescheidenheit bleibende Dreistigkeit sich erwerbe. Jedoch leidet dies eine gewisse Einschränkung. Fast alle Kinder bekommen eine Zeit, wo sie blöde werden, und gerade diejenigen am auffallendsten, die den meisten Geist haben. Das geschiehet, wenn sie anfangen, sich mit Erwachsenen zu vergleichen, und inne zu werden, wie weit sie diesen in aller Hinsicht nachstehen. Denn alsdann erwacht bei ihnen die Furcht, mit ihren Reden und mit ihrem Thun und Treiben verlacht und verspottet zu werden. Zu dieser Zeit ist es nicht wohl gethan, ihre Blödigkeit zu bekämpfen; am wenigsten mit Zwang und Härte. Denn sonst ist man in Gefahr, einen sehr fruchtbaren Keim der Bescheidenheit in dem jugendlichen Gemüthe zu ersticken, und Frechheit statt anständiger Dreistigkeit zu erzeugen.

Mit dem Begriffe von Blödsinnig hat es keine Schwierigkeit. Er gründet sich auf die erste Bedeutung von Blöde. So wie nämlich der Blöde ein schwaches Gesicht hat, das nicht viel sehen, nicht viel auffassen kann; so leidet der Blödsinnige an derjenigen Schwäche des Verstandes, die in dem Mangel an Auffassungskraft besteht; seine geistigen Augen sind blöde. Der Blödsinn ist daher die schlimmste Art von Verstandesschwäche, und setzt allemal auch Dummheit voraus. Denn wenn der Verstand nicht einmal so viel Kraft hat, um Gegebenes, wenn es auch leicht ist, aufzufassen; so wird er noch viel weniger stark genug seyn, selbst in Etwas mit Schärfe einzudringen, in welcher Stumpfheit des Verstandes eben die Dummheit besteht. Blödsinn ist sonach ein noch größeres Übel als Dummheit, und obgleich derselbe, wie jede Schwäche, unendlich viele Abstufungen zuläßt, so wird er doch immer als Krankheit der Sele betrachtet, indeß gar Mancher, den man gerade nicht als krank ansiehet, doch dumm genant wird.

Der Blödsinnige leidet 1) allemal auch an Schwäche des Gedächtnisses, weil das letztere von der Auffassungskraft des Verstandes abhängig ist, und bei sehr hohen Graden des Blödsinns zeigt sich fast gar kein Gedächtniß. Hierin ist der Blödsinnige sehr wesentlich von dem Dummen verschieden. Denn der Letztere, wenn er nicht zugleich auch blödsinnig ist, kann ein sehr gutes Gedächtniß haben, wenigstens für einfache Dinge, wobei es nicht darauf ankomt, in den Zusammenhang einzudringen. Denn nur die hiezu erfoderliche Schärfe gebricht ihm; aber nicht nothwendig jene Auffassungskraft. 2) Wenn der Blödsinnige einen Irrthum, ein Vorurtheil, kurz, eine falsche Vorstellung hat; so ist er oft schwer davon abzubringen. Denn er fasset nicht, was man ihm dagegen vorstellt. Der Dumme ist oft sehr leicht, und durch bloße Scheingründe auf andere Gedanken zu bringen. Denn er fasset die Gründe auf, die man ihm entgegen setzt, aber blos von der scheinbaren Seite, von welcher sie ihm vorgehalten werden, ohne weiter in dieselben einzudringen. 3) Der Blödsinnige ist schüchtern, zögernd und unentschlossen im Handeln. Der Dumme hingegen, der nicht zugleich blödsinnig ist, dreist und voreilig; was sogar zu einem eigenen Ausdrucke — Dummdreist — Veranlassung gegeben hat. Der Dumme nämlich fasset die Bestimmungsgründe auf, die ihm zum Handeln gegeben werden, und, da er nicht weiter darin eindringt, so erscheinen die ersten die besten ihm als zureichend. Der Blödsinnige hingegen kann dieselben nicht fassen, und darum zu keinem Entschlusse kommen. 4) Der Blödsinnige ist mehr oder weniger menschenscheu; der Dumme, der nicht zugleich blödsinnig, ist auch in dieser Beziehung dreist (nicht blöde) und voll Selbstvertrauen. Das erklärt sich auf eben die Art, wie das Vorige. 5) Der Blödsinnige zeigt eine Geneigtheit, laut mit sich selbst zu reden, und man findet, daß er selbst in Gegenwart Anderer oft für sich in den Bart murmelt. Der Schall der Worte nämlich ist ein bekanntes Erleichterungsmittel, die Gedanken zu fassen und fest zu halten; was auch Leute, die gesunden Geistes und nur im abgezogenen Denken nicht geübt sind, wol anzuwenden pflegen. Doch diese Geneigtheit hat der Blödsinnige mit dem blos Dummen gemein. Nur daß der Letztere sie in wenigern Fällen äußert. Denn er fühlt sich dazu nur getrieben, wenn er in gegebene Vorstellungen, oder ihren Zusammenhang, selbstthätig einzudringen strebt. (*Maass.*)

BLÖDIT, nent Leonhard *) ein blaßrothes, zartfaseriges, schimmerndes, leicht verwitterndes Salz, das mit Anhydrit und Polyhalith zu Ischel in Östreich einbricht, und nach John **) 36,66 schwefelsauren Talk, 33,34 schwefelsaures Natron, 0,33 schwefelsaures Manganoxydul 0,33 salzsaures Natron und 22,00 Wasser enthält. (*Germar.*)

*) Handb. der Oryktognosie. (1821. S. 636.), nach dem im J. 18?0 verstorbenen geheimen Finanzrathe K. A. Blöde, dem Herausg. der Abhandl. der Dresdner mineral. Gesellschaft, genant. — **) Chemische Untersuchungen. V. 240.

BLÖDSICHTIGKEIT ist diejenige Schwäche des Sehvermögens, welche zugleich mit vermehrter Empfindlichkeit gegen das Licht, und mit dem Unvermögen, die Augen auf eine etwas mehr anstrengende Weise zu gebrauchen, verbunden ist. Sie unterscheidet sich hiedurch von der Schwachsichtigkeit, bei welcher diese beiden charakteristischen Merkmale nicht Statt finden. Die Blödsichtigkeit ist öfters angeboren: sie ist in diesem Falle in der Organisation des Augapfels selbst gegründet. Abnorme Kleinheit desselben, eine sehr enge Augenliedspalte, flache Hornhaut, enges Sehloch, sehr hellgefärbte Regenbogenhaut sind ihre charakteristischen Zeichen. Der höchste Grad dieser angebornen Blödsichtigkeit findet bei den sogenannten weißen Mohren (Albinos) Statt. Immer ist sie mit einem in zu geringer Menge vorhandenen schwarzen Pigment im Auge verbunden. Aber auch ein von Natur aus kräftig constituirtes Auge kann in der Folge blödsichtig werden. Vorzüglich ist dieses bei Kindern, welche oft und lange an scrophulösen Augenentzündungen gelitten haben, welche sich dabei durch eine weiße, fast durchsichtige, weiche, schwammige und sehr vulnerable Haut auszeichnen, der Fall. Auch der habituelle Aufenthalt an dunklen, wenig beleuchteten Orten macht die Augen blöde.

Die Blödsichtigkeit kann in jenen Fällen, wo sie nicht von organischen Ursachen herrührt, durch die Angewöhnung der Augen an eine allmählig verstärkte Einwirkung des Lichtes, an einen etwas anstrengenderen Gebrauch derselben, durch die gleichzeitige Verbesserung der Körper-Constitution und durch die Anwendung stärkender, topischer Heilmittel gemindert, oder nach den Umständen auch ganz gehoben werden. Immer aber ist bei solchen Veranstaltungen, und besonders bei dem Gebrauche topischer Mittel, wegen der sehr erhöhten Empfindlichkeit der Augen, und wegen ihres geringen Reitzertrages große Vorsicht nöthig. (*Ph. Fr. v. Walther.*)

BLÖMAERT (Abraham), geb. zu Goreum 1564, gest. 1647, widmete sich schon früh dem Zeichnen und Malen, und begab sich in seinem 16. Jahre nach Paris, um sich daselbst noch mehr zu vervollkommnen. Das Meiste verdankte er jedoch sich selbst, und er that sich sehr bald hervor. Nach einigen Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, ließ sich zu Amsterdam nieder, und verfertigte hier ein Gemälde, die Figuren in Lebensgröße, den Tod der Familie der Niobe darstellend, und kurz darauf ein Gastmahl der Götter, welche Arbeiten seinen Ruhm völlig begründeten. Man hatte ihn zum Stadtbaumeister von Amsterdam ernant, allein nichts destoweniger nahm er bald darauf seinen Aufenthalt zu Utrecht, um ganz der Malerei zu leben. An Beschäftigung fehlte es ihm um so weniger, da er jede Gattung der Malerei geschickt zu behandeln wußte, nur Bildnisse ausgenommen, indem es ihm an Geduld fehlte, sich lange an ein Modell zu halten. Bl. besaß viel Leichtigkeit in der Erfindung; seine Compositionen sind reich, sein Pinsel ist frei, das Kolorit und Helldunkel vortreflich, und eine gewisse Grazie belebt seine Figuren. Aber bei allen diesen Schönheiten besitzen seine Malereien auch große Mängel; denn, indem er sich zu wenig an die Natur hielt, auch die Werke großer Meister, und das Studium der Antike vernachlässigte, und blos aus dem Kopfe arbeitete, so gerieth er auf Abwege. Dies findet man sowol in seiner Zeichnung des Nackten, als auch an den Gewändern, welches Beides zu sehr an den Manieristen erinnert. In Mecheln befindet sich eine trefliche Geburt Christi in der Kirche der Urbanisten von ihm *), welche B. a. Bolswert in Kupfer gestochen. Übrigens findet man in allen bedeutenden Galerien Gemälde von ihm, im Museum zu Paris, die Hochzeit des Peleus und der Thetis, gut angeordnet, aber ohne Ausdruck.

Die vier Söhne Blömaerts legten sich mit mehr oder weniger Erfolg auf die Kunst. 1) Heinrich Blömaert, gestorben ums Jahr 1674, erhielt den Unterricht des Vaters. Er war nicht ungeschickt im Zeichnen, aber es schien ihm an Genie zu fehlen, daher er auch nicht weiter bekant wurde. 2) Adrian Blömaert, suchte sich in Italien auszubilden, und malte bei seiner Rückkehr in Salzburg für die Benediktiner mehre gute Gemälde, wurde aber daselbst in einem Zweikampf getödtet. 3) Cornelius Blömaert; geb. zu Utrecht 1603, legte sich völlig auf das Kupferstechen, und arbeitete (seit 1630) zu Paris und späterhin zu Rom, wo er auch 1680 starb. Dieser Meister hat viel Verdienst um die Kupferstecherkunst, indem er ihren Umfang erweiterte, und viele Künstler sich nach ihm bildeten. Er kann als der Stifter einer Schule betrachtet werden, in welcher Natalis, Rousselet, Poilly, seine Schüler, den ersten Rang behaupten. Das Kräftige seines Grabstichels, sein Silberton, das Durchscheinende seiner, mit vieler Einsicht abgestuften Schatten, seine, dem Charakter des Meisters, den er übertrug, angemessene Behandlung, sichern ihm einen bedeutenden Rang unter den Meistern seiner Kunst. Das Maß und die Breite seiner Schraffirungen, die lauter Vierecke in gleichweiter Entfernung von einander bilden, geben jedoch seinen Arbeiten etwas Frostiges und Monotones, welches der Vollkommenheit Abbruch thut. Seine geschätztesten Arbeiten sind eine heilige Familie nach Ann. Caracci (Vierge aux lunettes), der heil. Petrus, den Tabita auferweckend, nach Guercino; Meleager, nach Rubens; Anbetung der Hirten, nach P. da Cortona. 4) Friedrich Blömaert, genoß denselben Unterricht wie seine Brüder, im väterlichen Hause, ging aber auch zur Kupferstecherkunst über, in der er jedoch seinem Bruder Cornelius weichen mußte **). (*Weise.*)

BLÖMEN, 1) **Johann Franz van**, geboren zu Antwerpen 1656, studirte die Malerei in Italien, und beschloß auch daselbst sein Leben, daher man ihn auch für einen italiänischen Maler hält. Man weiß von seinen übrigen Verhältnissen weiter nichts, als daß er in die Malergesellschaft aufgenommen wurde, und den Beinamen Horizont erhielt, eine Anspielung auf die schönen Lüfte in seinen Landschaften; diese stellten schöne Ansichten von Tivoli, Wasserfälle u. a. dar. In seinen Darstellungen von Naturerscheinungen, des Regenbogens,

*) S. Descamps Reisen. S. 141. **) S. Descamps T. I. p. 247. Sandrart T. II. B. 3. S. 296. u. Huber Th. 5. S. 222.

stürmischer Wetter, herrscht durchaus die treue Natur, denn er stellte jeden Gegenstand mit der möglichsten Vollkommenheit dar; daher wurden auch seine Werke von den Engländern um jeden Preis gekauft. Geachtet von den Italiänern und den andern Künstlern, starb er zu Rom 1740 *).

2) Peter van Bl., Bruder des Vorigen, zu Antwerpen geboren, lebte lange bei seinem Bruder in Rom, kehrte aber 1699 in seine Vaterstadt zurück, wo er zum Director der Akademie ernant wurde. Seine Darstellungen sind Schlächten, Pferdemärkte, Caravanen, und öffentliche römische Feste. Die Architectur in seinen Gemälden ist vortreflich, die Pferde sind schön gemalt, und ein angenehmes Kolorit schmückt das Ganze. In der Akademie, in die auch er aufgenommen wurde, erhielt er den Beinamen Stendardo (die Standarte), Anspielung auf die Karavanen, die er malte.

3) Norbert van Bl., ein zweiter Bruder, geb. 1672, ging auch nach Italien, kehrte aber nach Antwerpen zurück, wo er starb. Er malte meist Bildnisse und Conversationsstücke; doch hat man auch eine Anbetung der Hirten von ihm **). Descamps nent seine Farbengebung roh und ohne Wahrheit. (*Weise.*)

BLÖMENDAL, ein Kirchdorf in der niederländ. Prov. Nordholland, Bez. Haarlem, mit mehren ansehnlichen Landhäusern, 1051 Einw. und großen Garn- und Leinewandbleichen, worauf die meiste Haarlemer Leinewand gebleicht wird. Auch ist Blömendal wegen seiner Blumisterei berühmt: man findet keinen Garten, worin nicht Blumen gezogen würden, und Nemnich sah 1809 daselbst 300 Ruthen Gartenlandes, die blos mit Tulpen und Anemonen bepflanzt waren. (*Hassel.*)

Blohm (Plan) in der Jägersprache, s. **Brunftplatz.**

BLOIS, die Hauptstadt des franzöſ. Dep. Loir-Cher und eines Bezirks, welcher auf 33¹² □ Meilen 140 Gemeinden mit 103,051 Einw. zählt. Sie liegt unter 47° 35′ 2″ Br. und 19° 0′ 1′ L., am rechten Ufer der Loire, worüber eine massive 930 Fuß lange, 42 Fuß breite, auf 11 Bogen ruhende Brücke nach der Vorstadt Vienne führt, theils in einer Ebene, theils am Abhange eines 60 Fuß hohen Hügels, und ist ein sehr alter Ort, wie auch seine Bauart, seine häßlichen krummen Straßen und seine Mauern bezeugen. Auf dem Schlosse, dessen Fassade von Mansard vorgerichtet ist, ist Ludwig XII. geboren, und wurde 1577 die Ständeversamlung gehalten, bei welcher Gelegenheit der Herzog von Guise und dessen Bruder, der Kardinal, auf Befehl und in Gegenwart Heinrich III. ermordet wurden: der bischöfl. Pallast, das schönste Gebäude der Stadt, war eine Zeitlang der Sitz der Präfektur, und ist jetzt dem Bischofe zurückgegeben; unter den 10 Kirchen ist die Kathedrale ein altes gothisches Gebäude, außerdem gibt es 1 Hospital, 1859 Privathäuser, wovon einige in neuern Zeiten ein besseres Ansehen erhalten haben, und 14,900 Einw., die sich vom Acker- und Weinbau, Gewerbe und Handel nähren, und das reinste Französisch sprechen sollen. Blois ist der Sitz der Präfektur mit den Departementalbehörden, eines Bischofs, eines Handelsgerichts und einer Ackerbaugesellschaft: sie hat 1 Kollegium mit einem naturhistor. und physikal. Kabinette, mehre Primärschulen, eine Bibliothek von 16,000 Bänden, eine Börse, und die römische Wasserleitung Aron, die zum Theil durch den Felsen gehauen ist. Unter den Fabriken zeichnet die Descript. de la France Dep. Loir et Cher. S. 22—25 aus: 1 Fayanze- und Geschirrfabrik, 1 wollne Deckenmanufaktur im Hospitale, einige Gerbereien und Handschuhfabriken. Blois macht einen starken Umsatz mit Weinen, Brantewein, Bau- und Brennholze, Leder, Handschuhen u. s. w., es hält jährlich 5 Märkte. Es ist der Geburtsort Ludwig XII. der Ärzte J. Bernier und L. Bourgeois, des Geschichtschreibers Charenton, und des berüchtigten Revolutionsmannes Thom. Mahy de Favras, und war sonst der Hauptort des von Biturigern bewohnten Landes Blaisois oder Pagus Blesensis in Celtica, wo es als **Castrum Blesense** schon früh vorkomt; schon zu Gregoire de Tours Zeiten war es kein unwichtiger Ort, und führte bereits den Namen Blois: sie hatte ihre eignen Grafen, die mit denen von Chartres eines Stammes waren. Guy II., Graf von Blois, verkaufte 1391 seine Grafschaft an den Herzog von Orleans, der nachher unter dem Namen Ludwig XII. den Thron von Frankreich bestieg, und Blois mit dem ganzen Blaisois der Krone einverleibte (nach **Petitain Annuaire** und der **Descr. de la France**). (*Hassel.*)

Blois, Pierre de, s. **Petrus Blesensis.**

BLOMBERG. 1) Schauenburg-Lippesches Amt im Umfange der Grafschaft Lippe, welches zwar dem Fürsten von Schauenburg mit aller Landeshoheit gehört, aber doch in dem Lippeschen landschaftl. Verbande steht, und an das Lippesche Hofgericht appelliren muß; auch ist die Stadt Blomberg davon getrent, und eine Pertinenz von Lippe-Detmold. Es liegt an der Emmer, enthält 20 Bauerschaften mit 32 Dörfern, 11 Rittergütern und 2973 Einw., und wird in das eigentliche Amt Blomberg und die Vogtei Donop getheilt. 2) Stadt in dem vorgedachten Amte, welche sich jedoch der Fürst von Lippe-Detmold reservirt hat, und einen integrirenden Theil des Fürst. Lippe-Detmold ausmacht. Sie ist ummauert, hat 3 Thore, 4 Hauptstraßen, eine alte Burg, 2 Rittergüter, 1 Rathhaus, 2 Kirchen, 310 Häuser und 1716 reform. Einw. Nahrungszweige sind vorzüglich Ackerbau und Viehzucht auf der weitläufigen Feldmark, Wollenzeugweberei, Tischler- und Schusterarbeiten; die 4 Jahrmärkte werden fleißig besucht. Eine Wasserkunst führt der Stadt das Trinkwasser zu. (*Hassel.*)

BLOMBERG, (Karl Alexander *) Johann Ludwig Freiherr von), wurde am 31. Januar 1788 zu Iggenhausen, einem Gute seines Vaters im Fürstenthum Lippe, geboren. Sein Vater, Ludwig Wolfarth Alexander, gestorben im März 1807, war Hofrichter

---

*) S. Descamps B. 3. p. 358. 359. **) S. histor. Erklär. der Gemälde, welche G. Winkler in Leipzig gesamlet. S. 111.

*) Der ihm gewöhnlich allein beigelegte Name.

und Landrath dieses Fürstenthums, ein Mann, der allgemeine Hochachtung genoß; die Mutter, Friederika Freyin von Schott zum Schottenstein, geb. 1753, gest. am 19. December 1819, hat sich als ascetische Schriftstellerin eine Stelle in Meusels gelehrtem Teutschland (neueste Ausgabe 17r Bd. S. 185) erworben. Sein um zwei Jahr älterer Bruder, Wilhelm, ist durch die „Satyren über das göttliche Volk" (2 Abtheil. Lemgo 1811. 1817) und andere Dichterwerke bekant geworden; ein noch älterer Halbbruder, Georg Moritz Ernst, geb. 1770, gest. am 28. August 1818, war ebenfalls der Musenkunst nicht fremd *). Alexander wurde von beiden Ältern auf das Zärtlichste geliebt, und gleich seinen Geschwistern mit der größten Sorgfalt erzogen; den ersten Unterricht erhielt er durch einen geschickten Hauslehrer; die fromme Mutter pflegte besonders seinen religiösen und poetischen Sinn. Er zeigte schon in frühester Jugend ein festes biederes Gemüth, große Einfachheit und einen durch nichts gehemmten Enthusiasmus, für Alles, was ihm zusagte. Im J. 1794 bezog sein Vater ein von ihm neu erbautes Haus in der Stadt Lemgo, vornehmlich um die weitere Bildung seiner Kinder zu erleichtern. Einige Jahre später fing Bl. an, das dortige Gymnasium zu besuchen, wo er an dem Rector Johann Friedrich Reinert einen treflichen Lehrer erhielt, der bei vorzüglichen Geistesgaben ganz seinem Berufe lebte, den Grund zu seiner Bildung legte, und in ihm den Sinn für Literatur und Kunst erweckte, dessen Verdienste Bl. auch immer dankbar anerkannte. Mit ganz entschiedener Neigung für den Stand des Kriegers trat er bereits im J. 1800 in das preußische Infanterieregiment von Bremer, späterhin von Schenk, zu Hamm. Sein religiöser Sinn, der sich sogar zum Schwärmerischen steigerte, bewahrte seine zarte Jugend vor der in einer solchen, sich selbst überlassenen, Lage, leicht möglichen Verwilderung; er arbeitete an seiner geistigen Ausbildung fort, machte seine ersten Versuche im Dichten, und war eine Zeitlang Mitglied eines religiösen Vereins im Geiste des Pietismus, zu welchem er sich immer hinneigte. Im J. 1804 wurde er zum Fähndrich befördert, und befand sich als solcher mit seinem Regiment, unter dem Rüchelschen Corps, in der Schlacht bei Jena, wo er nach schon völlig begonnenem Rückzuge, ganz zuletzt, auf die nachdrückliche Anmahnung eines General-Adjudanten, seinen Platz verließ; ein ehrender Zug, dessen er selbst aber in der Folge nie erwähnte. Zu Erfurt wurde er mit seinem Regiment gefangen genommen, und gleich andern Officieren auf sein schriftlich abgegebenes Ehrenwort in seine Heimath entlassen. Er fand seinen Vater auf dem Sterbebette. Der tiefe Gram über das Unglück Preußens nagte an seiner Gesundheit so sehr, daß er wie ein Schatten umherschwankte. Nur die Hoffnung, bald wieder an dem Kampfe Antheil zu nehmen, erhielt ihn aufrecht; er schmeichelte sich, durch die Verwendung Blüchers, der ihn bereits als Fahnenjunker wohlwollend bemerkt hatte, im Frühling 1807 seine Auswechselung zu bewirken, aber erst der ihn tief niederbeugende Friede von Tilsit entband ihn von seinem dem Feinde gegebenen Versprechen. Er ging nun zum Blücherschen Corps nach Pommern, und als die Franzosen Berlin geräumt hatten, lebte er dort als nicht angestellter Officier mit halbem Solde, in einer der wissenschaftlichen Ausbildung gewidmeten Muße und im Umgange mit mehren ausgezeichneten Menschen, der seinem Geiste reichen Gewinn bot. Er nahm an dem kühnen Wagstück Schills im Frühjahr 1809 Antheil, und folgte dem Schill'schen Corps, dessen Aufbruch er zu spät erfahren hatte, unvorbereitet zu Fuße nach, wurde aber, noch ehe er die Elbe hatte passiren können, von den verfolgenden preußischen Husaren im Nachtquartier überfallen, und mit dem Detaschement, welches er unterwegs aus einzelen Leuten gebildet hatte, gefangen genommen. Seine Strafe war ein vierteljähriger Festungsarrest zu Colberg; er verlebte diese Zeit im Kreise edler Waffenbrüder nicht unangenehm, und kehrte sodann nach Berlin in die vorigen Umgebungen zurück. Nach vierjähriger Unthätigkeit, während welcher er standhaft den ausländischen Dienst verschmäht hatte, trat er wieder ins preußische Heer ein, und wurde als Seconde-Lieutenant zum ersten schlesischen Infanterie-Regiment nach Neisse versetzt, auch einige Zeit nachher zum Bataillons-Adjudanten ernant. Er genoß hier das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, insbesondere des damaligen Brigadiers, nachherigen Generals von Ziethen, und war die Sele einer Gesellschaft, die sich zu einem Liebhaber-Theater vereinigt hatte. In der Mitte des Sommers 1812 reiste er mit erhaltenem Urlaub nach Lemgo, sah die Seinigen wieder, und besuchte seine zahlreichen Freunde in mehren Gegenden Westphalens. Er wurde hier, besonders durch seine Bekantschaft mit dem Doctor Feuerstein, einem heftigen teutschen Patrioten, der französischen Polizei so verdächtig, daß er, um der Einsperrung zu entgehen, unter erborgtem Namen eiligst nach den preußischen Gränzen zurückfliehen mußte. Bald näherten sich eben diesen Gränzen die russischen Heere. Blomberg brennend vor Begierde, gegen die verhaßten Franzosen zu streiten, verließ den preußischen Dienst, obwol mit der Absicht, einst in denselben zurückzukehren, und wurde im russischen Heer als Hauptmann und Adjudant des Generals von Tettenborn, der die Avantgarde befehligte, angestellt. Mit ihm kam er am 20. Februar 1813 vor Berlin an. Der General von Tettenborn machte an diesem Tage den ersten Versuch, Berlin wegzunehmen. Blomberg, der schon seit einiger Zeit am kalten Fieber litt, aber sich dennoch keinen Augenblick dem Felddienst entzog, war bereits mit ihm durch das Schönhäuser Thor in die Stadt gedrungen, als er den Auftrag erhielt, um die Stadt zum Bernauer Thor zu eilen, welches anzugreifen der Oberst von Benekendorf befehligt wurde. Das Thor ward geöffnet, wie man glaubte, von den Bürgern; Bl. ritt an der Spitze und stürzte sich hinein. Die Franzosen standen hinter demselben aufgestellt; sie hatten es selbst geöffnet, um ihre Feinde hineinzulocken. Ohne zu stutzen, warf Bl. sich auf sie; eine Salve erfolgte; er und sein Pferd stürzten von vielen Kugeln getroffen zur Erde. Die Kosacken hinter ihm, wichen vor dem

*) S. Meusel's gel. Teutschl. 5e Ausg. 17r Bd. S. 185. (Hall.) Allg. Lit. Zeit. 1818. Nro. 278.

zahlreichern Feinde zurück. Blomberg's Leichnam wurde von den zunächst wohnenden Bürgern in ein Haus getragen, und auf dem St. Georgen-Kirchhofe, nahe bei der Blindenanstalt, begraben. Sein Grab erhielt durch seinen Freund Zeune die Inschrift: „Erstes Opfer im teutschen Freiheitskampfe", denn er war als der erste preußische und teutsche Offieier in diesem Kampfe auf teutschem Boden gefallen. Sein Name wird mit dem Namen Theodor Körner's fortleben, dem er an Alter um wenige Jahre voraus war, an Berühmtheit nicht völlig gleichstand. Bei seinem Leben wurden nur einige kleinere Gedichte von ihm in der Zeitschrift, der Freimüthige, gedruckt. Seine hinterlassenen poetischen Schriften, mit seinem Bildniß und seiner Lebensbeschreibung vom Freiherrn de la Motte Fouqué, sind zu Berlin 1820 (auf 21 Bogen gr. 8.) erschienen. Den Hauptinhalt dieses Bandes bildet ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, Konrad in Welschland, aus der bekannten Geschichte des letzten Hohenstaufen hergenommen, mit einem dazu gehörenden Vorspiel in einem Aufzuge, Konrad in Teutschland überschrieben. Obgleich der Vf. den geschichtlichen Stoff mit manchen erdichteten Gestalten und Momenten ausgeschmückt hat, die, im Geist der Romantik unserer Zeit gehalten, zum Theil an bekannte Vorbilder erinnern, so ist doch die Behandlung des Stoffes in so fern einfach historisch zu nennen, als der Verf. uns Begebenheit an Begebenheit gereiht vorführt, ohne das verschiedene Interesse der handelnden Personen in fortgehender innerer und äußerer Wechselwirkung darzustellen. Es ist eine mit Talent und Fleis ausgeführte frische und kräftige Zeichnung, die uns besonders gegen das Ende zu lebhafter Theilnahme hinreißt, ohne ganz den höhern Anfoderungen des Trauerspiels zu genügen. Auch die einfache Sprache ist mehr dem historischen Drama als dem Kothurn angemessen. Auf Befriedigung der Schaulust hat der Dichter stark hingearbeitet. Ein zweites Drama, Waldemar von Dänemark, bricht in der Mitte des dritten Aufzuges unvollendet ab; es enthält manche lebendige Scene. An diese Schauspiele reiht sich eine kleine Folge von nur dreizehn kürzern Gedichten, zum Theil durch Zeitereignisse veranlaßt, und mehr durch besonnenen Ernst und patriotische Gefühle, als durch hohen lyrischen Schwung oder reiche Phantasie ausgezeichnet *). (*Rese.*)

Blomberg in der Grafschaft Paar, s. Blumberg.

Blomberg, Barbara, s. Johann von Östreich.

BLONAY, Schloß mit einem Pfarrdorfe gleichen Namens, 1 St. vom Genfersee, oberhalb Vevay im Schweiz. Canton Waadt. Schöne Aussichten machen die fruchtbare Gegend merkwürdig. Die Ritter von Blonay besaßen dieselbe als Freiherrschaft, 1536 bei Eroberung der Waadt übergaben die Besitzer die Herrschaft an Bern. (*Wirz.*)

*) Man s. seine Lebensbeschreibung vom Baron de la Motte Fouqué vor seinen hinterlassenen Werken. Eine frühere kurze Lebensbeschreibung in dem westphälischen Taschenbuch für das Volk auf das Jahr 1815. (Lemgo, Meyer). S. 95, von dem Herausgeb. desselben, Prediger Pothmann, einem Freunde Blomberg's. Vgl. Meusel's gelehrt. Teutschland, 5e Ausg. 17r Bd. (wo der 21. Februar irrig als Bs Todestag angegeben wird). Jen. Allg. Lit. Zeit. 1821. Nro. 177.

Blond, s. Körperfarbe.

BLOND oder BLON, (Michael le), geboren zu Frankfurt am Main ums Jahr 1600, lernte als Goldschmid, machte sich aber später als geschickter Kupferstecher bekant. Auf seiner Reise nach Italien lernte ihn Sandrart kennen *), der mit großem Lobe von ihm spricht. Blond besaß vielseitige Kentnisse mit einer großen Beredsamkeit verbunden, deswegen er auch vom schwedischen Hof zum Agenten in London und andern Ländern ernant wurde. Er starb zu Amsterdam 1656. Der Stichel dieses Meisters hat Ähnlichkeit mit dem des T. de Bry. Im J. 1626 gab er eine Samlung von Verzierungen, Laubwerk zu Wapen, Früchte und Blumen heraus. Unter seine seltnen Arbeiten gehört das Leben Christi, in einer Folge von zwölf sehr kleinen Blättern mit dem Zeichen MB. (*Weise.*)

Blond, s. Leblond.

Blondel. Troubadour, s. Richard Löwenherz.

BLONDEL (David), Professor der Geschichte zu Amsterdam, ein berühmter Theolog und Geschichtforscher, geb. 1591 zu Chalons in Champagne. Er studirte Theologie, und wurde 1614 von der Synode in Isle de France zum Predigtamte geweihet, welches er zu Houdan bei Paris verwaltete. Bald darauf schrieb er, zur Widerlegung der Gegenpartei, vornehmlich des Bischofs von Luçon, nachmaligen Kardinals Richelieu, eine Modeste déclaration de la sincérité et vérité des églises réformées, 1619, wodurch er seinen Glaubensbrüdern als ein Mann von Talent und Gelehrsamkeit bekant wurde. Dies und seine schöne Handschrift waren Ursache, daß er bei vielen Synoden zum Secretär erwählt wurde, und den Auftrag erhielt, des Baronius Annalen zu widerlegen, welches aber nicht zu Stande kam, denn Blondels Bemerkungen gegen Baronius, die Magendie seinem Anti-Baronius. Amst. 1675. Fol. beifügte, sind unerheblich. Die Nationalsynode zu Charenton ertheilte ihm 1645 den Charakter eines Professers und eine Pension von 1000 Livres, damit er die Bibliothek zu Paris nutzen und seine Muße ungestört der Vertheidigung des reformirten Lehrbegrifs widmen könnte. Im. J. 1650 folgte er, an des berühmten Gerh. Joh. Vossius Stelle, einem Rufe als Professer der Geschichte an dem Collegium zu Amsterdam, allein sein außerordentlicher Fleis, verbunden mit dem feuchten ungesunden Klima, zogen ihm eine Augenkrankheit und 1653 eine völlige Blindheit zu, und den 6. Apr. 1655 starb er. Blondel war ein gründlicher Kenner der griechischen, hebräischen, italiänischen und spanischen Sprache, ein gelehrter Theolog und kritischer Geschichtforscher, dem ein bewundernswürdiges Gedächtniß, das selbst das Kleinste festhielt, seine umfassenden historischen Forschungen ungemein erleichterte. So vortreflich aber seine Schriften wegen der genauen und gründlichen Untersuchung, des hellen Blickes und der Unbefangenheit im Urtheilen sind, so unvollkommen und beschwerlich sind

*) S. Dessen Akademie Th. II. B. 3. S. 358. und Hüsgen Nachr. von Künstlern. S. 49.

sie in Hinsicht auf Komposition und Styl; dieser ist, im Lateinischen wie im Französischen, hart, verworren, dunkel, und oft durch Parenthesen unterbrochen, die ganze Blätter einnehmen. Diese Mängel abgerechnet, war er einer der achtungswürdigsten Gelehrten der Glaubenspartei, zu der er sich bekannte, und die ihn manchmal unbillig verkannte. Mit einer eben so gelehrten als kühnen und durchgreifenden Kritik bestritt er das päpstliche Primat und die römische Hierarchie *): erwies die Unechtheit der alten Decretalen **), zeigte die Falschheit der den Sybillen beigelegten Orakelsprüche ***), und war der erste, der mit rühmlicher Unparteilichkeit, und selbst zum Misvergnügen einiger seiner gelehrten Glaubensgenossen, welche keine andere Aufklärung wollten, als die für ihre Streitschule brauchbar war, die erdichtete Erzählung von der Päpstin Johanna mit solchen Gründen bestritt, die ihr alle Glaubwürdigkeit benahmen †). Eben so wahr und getreu berichtete er in seinen **Actes autentiques des églises reformées etc. Amst. 1651. 4**, wie es auf jenen französischen Synoden, bei welchen er die Feder geführt hatte, hergegangen sey, um den immer mehr sich verbreitenden Universalismus auszurotten. Er selbst war ein strenger Presbyterianer, und schrieb für die Rechte dieser Partei seine berühmte **Apologia pro sententia Hieronymi de presbyteris et episcopis. Amst. 1646. 4.**, in welcher er bewies, daß diese beiden Namen im Zeitalter der Apostel einerlei kirchliches Amt bezeichnet haben. In seiner Abhandlung: **De jure plebis in regimine ecclesiastico. Par. 1648. 8. Amst. 1678. 12.**, zeigt er mit großer Belesenheit wider die Episcopalen, daß die Laien nicht nur in der ersten Christenheit, sondern auch noch lange nachher, einen gemeinschaftlichen Antheil mit dem Klerus an kirchlichen Angelegenheiten genommen haben, und daß er ihnen widerrechtlich entrissen worden sey. Unter dem Namen **Amandi Flaviani** widerlegte er die Bulle Innocenz X. gegen den münsterischen Friedensschluß (**Eleutheropoli**, eigentlich **Amst. 1646. 4.**), schrieb mit derselben Tendenz und mit eben so nüchternem Prüfungsgeist manche andere gehaltvolle Abhandlung, (z. B. **De formulae** *regnante Christo* **in veterum monumentis usu. Amst. 1646. 4.**), und da er schon blind war, dictirte er, mit der bestimmtesten Genauigkeit in einzelen Angaben, sein großes Werk von der Genealogie der Könige von Frankreich gegen Chiflet, unter dem Titel: **Genealogiae Francicae plenior assertio, vindiciarum hispanicarum ... eversio. Amst. 1655. Vol. II. Fol.** Als eine Sonderbarkeit wird bemerkt, daß er beim Studiren auf der Erde gelegen habe, und von seinen Büchern umgeben gewesen sey. Er hatte zwei Brüder, ebenfalls Prediger, von denen der ältere Moses, der jüngere Aaron hieß. Der erste war Prediger zu Meaux, dann in London, schrieb **Jérusalem au secours de Genève. Sedan 1624**, und nahm auch an den Arbeiten seines Bruders David einigen Antheil ††). (*Baur.*)

Blondel (François und Jacques François, französische Architekten, die in ihren architektonischen Werken und Schriften rühmlich fortleben. 1) François, geb. 1617 zu Ribemont in der Picardie, war anfangs Hofmeister des Grafen Lomonie de Brienne, und begleitete denselben seit 1652 drei Jahre lang auf seinen Reisen nach dem Norden von Europa, nach Teutschland und Italien. Von diesen Reisen wurde 1663 und 1665 ein magerer Bericht in lateinischer Sprache gedruckt. Blondel, der sich durch seine Kentnisse am Hofe Gönner erwarb, wurde nach seiner Rückkunft in Statsgeschäften versandt, kam bis nach Ägypten, 1659 nach Konstantinopel, erhielt nach der Rückkehr von dieser diplomatischen Sendung den Charakter eines Statsraths, und ward berufen, den Dauphin, Sohn Ludwigs XIV. in den schönen Wissenschaften und der Mathematik zu unterrichten, welche Wissenschaft er auch am königl. Kollegium lehrte. Im J. 1669 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1671 Director und Professor der Akademie der Baukunst, und starb den 1. Februar 1686. Blondel war ein vielseitig gebildeter, mit der alten Literatur vertrauter Gelehrter, wovon unter andern seine **Comparaison de Pindare et d'Horace. 1673. 12.** (wieder abgedruckt in den **Oeuvres diverses du P. Rapin**), und seine **Histoire du Calendrier romain. Paris, 1682. 4.; à la Haye 1684. 8.** rühmliche Beweise enthalten. Vornehmlich aber hat er sich als Baumeister, und Schriftsteller über diese Kunst einen weitverbreiteten Ruhm erworben, besonders durch seinen **Cours d'Architecture, enseigné dans l'acad. royale. Paris 1675. oder 1698. Vol. V. Fol.** mit Kupfern. Dieses reichhaltige Werk, die Resultate einer vierzigjährigen Erfahrung und Untersuchung, und eines lange ertheilten architectonischen Unterrichts enthaltend, beweist, wie gründlich Blondel seine Kunst studirt, und wie er seine Reisen unter andern dazu benutzt hatte, um durch genaue Beobachtung der Denkmäler der alten und neuen Kunst seinen Geschmack zu bilden, und seine Kunstkentnisse zu erweitern. Die Franzosen nennen ihn zuweilen den Großen (le Grand): wenigstens hat er zum Ruhm der französischen Architectur sehr viel beigetragen. Nach seinen Zeichnungen wurden unter andern die Pforten St. Antoine und St. Denis erbaut, auch hat man von ihm vier große Stücke, jedes von zwei Blättern, welche den Plan, Aufriß und Durchschnitt des Louvre nach Claude Perraults Zeichnungen abbilden. Außer den angeführten Werken schrieb er einen **Cours de mathéma-**

---

*) De la primauté dans l'église. Genev. 1641. 4 Fol. gegen den Kardinal du Perron. **) Pseudo-Isidorus et Turrianus vapulantes. Ib. 1628; auch unter dem Titel: Vindiciae pro s. veteri rom. eccles. 1635. 4. gegen den span. Jesuiten Franz Turrian. ***) Des sibylles célebrées tant par l'antiquité que par les saintes pères. Charenton 1649. 4. †) Familier éclaircissement de la question: si une femme a été assise au siége de Rome entre Leon IV. et Benoit III. Amst. 1647. 8. lat. von ihm selbst, und mit Zusätzen herausgegeben von Curcellaus (Courcelles): De Joanna Papissa. Ib. 1657. 8.

††) *Perrault* les hommes illustr. T. II. 174. *Pope-Blount* censur. celebr. auct. 1012. *Baillet* Jugemens T. II. 89. *Bayle* Dict. *Fabricii* hist. Bibl. P. III. 392. *Freytag* analect. lit. 130. und Adpar. lit. T. III. 99. *Clement* bibl. cur. T. IV. 297. Niceron, teutsch 8. Th. 75. *Ancillon* melange crit. T. I. 406. Biogr. univ. T. IV. Ein ehrenvolles Zeugniß seiner Verdienste, von der Synode zu Charenton, s. bei *Aymon* Synodes nationaux des égl. ref. de Fr. T. II. 692.

tiques. 1683. Vol. II. 4. l'Art de jeter les bombes. Paris 1683. 4; à la Haye. 1685. 12. Nouvelle manière de fortifier les places. Paris. 1683. 4. und Résolution des quatre principaux problêmes d'architecture. Ib. 1673. Fol. Zur Belohnung für diese beiden letzten Werke, erhielt er von Ludwig XIV. im J. 1675 den Charakter eines Maréchal de camp, die Schriften selbst aber durften erst öffentlich bekant gemacht werden, als die Fortification der Plätze vollendet war, die der König nach Blondels Methode veranstalten ließ *). —

2) Jacques François Blondel, ein Neffe des Vorigen, war den 8. Jan. 1705 zu Rouen geboren, studirte zu Paris alte Literatur, Mathematik und Zeichnungskunst, und eröfnete daselbst in seinem 35sten Jahre eine Lehrschule der Baukunst, die sehr vielen Beifall fand. Daher wurde er 1755 ein Mitglied der Akademie der Baukunst, und bald nachher öffentlicher Professor derselben. Nachdem er 30 Jahre lang einen sehr nützlichen Unterricht ertheilt, und dadurch eine heilsame Revolution in seiner Kunst, durch Verdrängung seltsamer und geschmackloser Formen, herbeigeführt hatte, starb er den 9. Jan. 1774. Seinen Oheim erreichte er zwar in der Kunst nicht, aber ehrenvoll trat er in dessen Fußstapfen, und war, wie dieser, ein geschätzter Schriftsteller **). Auch war er ein geistreicher Zeichner und Kupferstecher, wie mehre von ihm bearbeitete Platten bei dem Cours d'Architecture, und seine Zeichnungen zu den beiden Hauptaltären der Kirchen St. Sauveur und St. Jean de Greve beweisen. Er legte auch den prächtigen Garten des Lusthauses Jouy bei Versailles mit einer Orangerie, Wasserwerken u. s. w. an, erbaute den erzbischöflichen Palast zu Cambrai, die Kathedralkirche, Kasernen und das Rathhaus zu Metz, und nach seinen Angaben und Planen wurden zu Strasburg mehre öffentliche Gebäude errichtet ***). (*Baur.*)

Blonden, s. Spitze.

Blondin, Botaniker, s. Tournefort.

Blondus, s. Biondo.

BLONIE, Kreisstadt in der poln. Woiwodschaft Moßovien mit 100 Häus. und 800 Einw., die Ackerbau treiben. (*H.*)

BLOODY BAY. 1) Bai in dem Kanale, der die beiden Hebriden Mull und Icolmkill scheidet unter 56° 20′ Br. und 11° 1′ L. 2) Bai auf der Nordseite von Egmont Insel, einer der Königin Charlotte Inseln im Australozean. (*Hassel.*)

BLORE HEAD, ein Weiler in der brit. Grafsch. Stafford an den Gränzen von Shrop, bekant durch die blutige Schlacht, die hier 1459 zwischen den Heeren der weißen Rose, befehligt von Nevil von Salisbury, und der rothen Rose unter Lord Audley, zum Nachtheile des letztern vorgefallen ist. (*Hassel.*)

Blotafagnot, Opfermahle im Norden, s. Religion der alten Teutschen.

BLOTTNER, (Karl Ludwig), geb. zu Fraustadt im heutigen Großherzogthum Posen 18. Juli 1773, gestorben zu Reinerz in der Grafschaft Glatz 25. Februar 1802. Viel zu früh, besonders für die Naturkunde der Grafschaft Glatz, beschloß dieser thätige Mann sein Leben. Auf den Schulen seiner Geburtsstadt, dann in Großglogau und dem Breslauer Elisabethanum vorbereitet, studirte er in Halle fleißig die Arzneiwissenschaften und nebenbei aus Neigung Botanik. Nach vollendeter Universitätszeit begab er sich mit dem rühmlich bekannten Naturforscher von Buch auf Reisen; hörte, nach seiner Zurückkunft in Berlin, Willdenow und Klaproth; ließ sich examiniren, und beschäftigte sich dann im Hause des insonderheit als Geographen Schlesiens bekannten Pastor Weigel zu Haselbach in Schlesien mit der Kräuter- und Fossilien-Kentniß auf den Sudeten. Sein nachheriger Wirkungskreis als ausübender Arzt zu Lissa im Großherzogthum Posen wollte ihm nicht behagen; er verließ daher diesen Ort, und zog 1800 nach Glatz, angelockt durch die Heilquellen und Naturschätze der Grafschaft. Bald darauf wurde er Bergarzt der dasigen Hütten, wie auch Brunnenarzt in Reinerz und Cudowa. Von ihm sind verfaßt: Der entblößte Apollonius rc. Breslau 1794. — De fungorum origine. Halae 1797. — Leitfaden für die Badegäste zu Cudowa und Reinerz. Glatz 1801. — Auch war er Mitarbeiter an der vom Pastor Pohle (Glatz 1799 und 1800) herausgegebenen Monatsschrift. (*Fr. Em. Fischer.*)

BLOUNT, (Sir Henry), geb. 1602 in der Grafschaft Hertford, und gest. 1682, hatte die Rechte studirt, als er im J. 1634 auf Reisen ging. Da er zu Venedig mit einem Janitscharen bekant wurde, entschloß er sich, begleitet von demselben, die Türkei zu bereisen. Nach seiner Rückkunft im J. 1636. gab er seine Reisen in der Levante heraus, die wenigstens achtmal neu aufgelegt wurden, wie wenig genau die Beschreibung auch war. Karl I., dem er anhing, schlug ihn 1639 zum Ritter. Nichts desto weniger beauftragte ihn nachher das Parlament und Cromwell mit wichtigen Geschäften, und Karl II. ernannte ihn zum Sherif von Hertford. Die folgenden sind seine Söhne. (*H.*)

Blount (Thomas Pope), Engländischer Baronet und Schriftsteller über manche Fächer der Gelehrsamkeit, jedoch mehr Samler aus Schriften Anderer, als selbständiger Verfasser. Er war der Sohn eines sehr gelehrten engländischen Ritters, Heinrich Blount, und wurde am 12. Sept. 1649. zu Upper Holloway in der Grafschaft Middlesex geboren. Seine gelehrte Ausbildung erhielt er durch seinen Vater, und früh muß er

*) *Bayle* Dict. u. Biogr. univ. T. IV. *Menckeniorum* bibliotheca doctor. militum p. 83. *Freytag* adpar. lit. T. III. 710. Lamberts Gel. Gesch. der Regir. Ludwigs XIV. Leipz. 1759. S. 510. *Saxii* Onomast. Vol. V. 204 u. 617. Füßli Künstlerlex. **) Seine wichtigsten Schriften sind: *De la distribution des maisons de plaisance et de la décoration des édifices.* Par. 1737. Vol. II. 4. mit Kupf. Architecture françoise, ou recueil des plans etc. des églises, maisons royales et édifices les plus considerables de Paris. Par. 1752. Vol. IV. Fol. mit Kupf. Cours d'Architecture, ou traité de la decoration, distribution et construction des batimens, commencé par *J. F. Blondel* et continué par *Patte.* Par. 1771—1777. 8. 12 Theile in 9 Bänden, wovon die drei letzten die Kpf. enthalten. In der d'Alembert-Diderotschen Encyclopädie bearbeitete er alle Artikel die Architectur betreffend. ***) Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. IV. Ersch's gel. Frankr. Bibl. d. schön. Wissensch. 10 Th. 317.

sich ausgezeichnet haben, denn im J. 1679 ernannte ihn, noch bei Lebzeiten seines Vaters, König Karl II. zum Baronet. In den sehr wichtigen Parlamentsverhandlungen jener Zeit spielte er keine unbedeutende Rolle, indeß scheint er doch größtentheils den Studien sein Leben gewidmet zu haben, weil von seinem bürgerlichen Leben wenig oder nichts berichtet wird; auch starb er schon am 30. Jun. 1697. — Er hat vier Werke hinterlassen, von welchen drei von seinem Fleiße und seiner großen Belesenheit zeugen, das vierte aber einen Beweis von seinem gesunden und richtigen Urtheile gibt. Das erste und bekannteste dieser Werke fällt in das Gebiet der Literarhistorie, und hat den Titel: Censura celebriorum autorum, sive tractatus, in quo varia virorum doctorum de clarissimis cujusque seculi scriptoribus judicia traduntur etc. Lond. 1690, fol. Spätere Ausgaben Genev. 1694. 4. und ebend. 1710. 4. In chronologischer Ordnung werden gegen 600 Schriftsteller der Reihe nach aufgeführt, und bei jedem die Urtheile der angesehensten Gelehrten über dieselben hinzugefügt; von Blount selber ist, außer einer kurzen Angabe der vorzüglichsten Ausgaben der Werke der genannten Schriftsteller, wenig in dem Buche. In der ersten Ausgabe sind die in Engländischer, Französischer und Italiänischer Sprache ausgesprochenen Urtheile im Original mitgetheilt; in den beiden folgenden Ausgaben sind auch diese ins Lateinische übersetzt worden. Das Buch ist eine höchst interessante Samlung, und wird noch jetzt von dem Literarhistoriker mit Nutzen gebraucht. Seine zweite Schrift ist naturgeschichtlichen Inhalts, und enthält eine Compilation von Bemerkungen der besten neuern Schriftsteller über verschiedene Gegenstände der Natur *); die dritte, ästhetischen Inhalts, beschäftigt sich auf eben diese Weise mit der Dichtkunst **). Zu seinem eigenen Vergnügen veranstaltete er alle diese Samlungen, und machte sie nachher, vielleicht auf Bitten seiner Freunde, bekant. Die eigene Schrift Blount's gehört dem Gebiete der Moralphilosophie an, und enthält Betrachtungen über mancherlei popular- und praktisch-philosophische Gegenstände; sie hat den Titel: Essays on several subjects. Man hat diese Versuche mit den berühmten Essais des Michael Montagne verglichen ***). (*Mohnike.*)

Blount (Karl), geb. 1654, erhielt seine Bildung ebenfalls im väterlichen Hause, und machte in Wissenschaften und Künsten zeitige Fortschritte. Als Schriftsteller erregte er viel Aufsehen. Seiner ersten Schriften wegen ward er als Deist verrufen. Diese sind: Anima mundi 1679. 8. (woran sein Vater Antheil haben soll), eine historische Darstellung der Meinungen der Alten über die menschliche Sele nach dem Tode, und eine Übersetzung des Lebens des Apollonius von Tyana von Philostratus mit vielen Anmerkungen 1680 f. Gegen das erste Werk, welches der Bischof von London verurtheilte, schrieb man viel, das zweite wurde, als der geoffenbarten Religion höchst gefährlich, gleich nach seiner Erscheinung unterdrückt. Nur einige Exemplare waren ins Ausland gekommen, und so gingen doch seine Anmerkungen nicht unter, und man findet sie in Castilhons französischer Übersetzung des Philostratus. Sein drittes Werk unter dem Titel: Groß ist die Diana der Ephesier. 1680. 8., beschuldigte man wenigstens eines versteckten Angriffs auf die heil. Schrift. Nicht besser erging es ihm als politischem Schriftsteller. Er stand bei der Revolution, welche Jakob II. den britischen Thron kostete, und Wilhelm von Oranien darauf erhob, auf Seiten der Stuarts, und erklärte in einem Pamphlet, daß Wilhelm und Marie den Thron nur durch Eroberungs-Recht besäßen. Dies Pamphlet wurde verbrant. Als eins seiner vorzüglichsten Werke wird seine Schrift über die Preßfreiheit gerühmt. Außerdem hat man von ihm: Religio Laici 1683. 12. Janua scientiarum 1684. 8. Eine leidenschaftliche Liebe, die er zu der Schwester seiner Frau gefaßt hatte, begeisterte ihn zu einer Schrift, worin er eine Verbindung solcher Art zu rechtfertigen suchte. Da aber der Erzbischof von Canterbury und andere Theologen seine Meinung verwarfen, und seine Schwägerin ihn nicht begünstigte, so verfiel er in Wahnsinn, in welchem er sich erschoß. Jn seinem Todesjahre 1693 gab Gildon eine Briefsamlung von ihm heraus unter dem Titel: Orakel der Vernunft. Öfters aufgelegt, ward sie zuletzt in eine Samlung seiner vermischten Schriften aufgenommen. (*H.*)

BLOUNT, Grafschaft im östlichen Theile des nordamerikanischen Stats Tennessee, mit 3259 Einw.; der Hauptort ist Maryville. — In demselben State liegt: Blountsville, Hauptort der Grafsch. Sullivan, welcher ein Postamt hat und sehr emporkomt. (*Hassel.*)

Blow, J., englischer Musiker, s. Purcell.

BLOZHEIM, Marktflecken an einem kleinen dem Rheine zugehenden Flusse im französ. Dep. Oberrhein, Bez. Altkirch mit 310 Häus. und 1570 Einw., bekant durch seinen Gesundbrunnen. (*Hassel.*)

Bludenz, s. Pludenz.

Blue Mountains, s. Blaue Berge.

BLÜCHER von, (Gebhardt Lebrecht), Fürst von Wahlstadt, königl. preuß. Generalfeldmarschall, Ritter der höchsten Stats- und vieler ausländischen Orden, aus dem Hause Großen-Rensow im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, ward zu Rostock den 16. Dezember 1742 geboren. Sein Vater war kurhessischer Rittmeister, seine Mutter aus dem Geschlechte von Zülow. Die Unruhen des siebenjährigen Krieges berührten auch Rostock, und veranlaßten den Rittmeister, seine beiden Söhne, Ulrich und Gebhardt, zu seinem Schwiegersohne, dem Rittmeister von Krachwitz, nach der Insel Rügen zu schicken. Neigung zum Soldatenstande trieb die Knaben an, von denen der jüngste noch nicht zwölf Jahre alt war, den Schwager heimlich zu verlassen, und Dienste unter dem schwedischen Husarenregimente v. Mörner zu suchen. Nach endlicher Einwilligung des Vaters wurden sie angestellt, und wohnten im folgenden Jahre einigen

*) A Natural History, containing many not common observations, extracted out of the best modern writers. Lond. 1693. in 12. **) De Re Poetica, or Remarks upon Poetry. With characters and Censures of the most considerable Poets, whether ancient or modern. Extracted out of the best and choicest Critiks. Lond. 1693. in 4. ***) Über Blount siehe J. P. Nicerons Nachrichten u. s. w. Teutsche Uebersetz. Th. II. Halle 1754. S. 422 u. s. w.

Streifzügen in die Uckermark bei. Da erhielt einst, im zweiten Dienstjahre, der Junker Lebrecht v. Blücher auf der Feldwache bei Sukow mit zwölf Husaren einen vorgeschobenen Posten, und die Weisung, sobald der Feind angriffe, sich auf jene zurückzuziehen. Alles dies geschah, allein der Haupttrupp hatte nicht gewartet, die von überlegener Anzahl Gedrängten aufzunehmen, und so kam es, daß der Junker, dessen Pferd blessirt war, von dem preuß. schwarzen Husaren Martin Krause gefangen wurde. Als sich das weiter dehnende Gefecht zum Vortheil der Preußen entschied, ließ der sie kommandirende Obrist von Belling die Gefangenen vorführen. Ihm gefiel die Dreistigkeit und Jugend Blüchers, und er behielt denselben, nach empfangenem Ehrenwort, bei sich. Ein Jahr verstrich, Bellings Gewogenheit für den Junker nahm immer mehr zu, so daß er ihm mehrmals preuß. Dienste anbot, die dieser aber standhaft so lange ablehnte, bis ihm sein schwedischer Abschied geworden. Es fügte sich, daß ein Offizier der Schweden gefangen genommen, und diesem, als erkannten frühern Überläufer, der Tod zugesprochen wurde; Belling machte dem feindlichen General, der sich für jenen interessirte, den Vorschlag, ihn auszuliefern, wenn Blücher die Entlassung erhielte. Es geschah, und der Obrist brachte seinen Günstling, der nun zu dem preuß. Adler schwor, in Vorschlag zum Offizier an die Stelle eines eben Gebliebenen, mit dessen erkauften Equipage er ihn zugleich beschenkte. Als Adjutant Bellings verdankte er seinem Wohlthäter und dem Major v. Pulscharbi die ersten militärischen Kentnisse. Von jetzt an stieg Blücher, nach der Dienstfolge, bis zum ältesten Stabsrittmeister. In dieser Zeit aber war der Generalmajor v. Belling bei Friedrich dem Großen in Ungnade gefallen, und der Obrist v. Lossow hatte das Regiment erhalten. Dieser gab die Führung der Eskadron, welche Blücher zustand, dem jüngern Rittmeister v. Jägerfeld. Die Beschwerde dagegen ward nicht angenommen, und Blücher schrieb daher an den König, obgleich derselbe jene Vergebung bereits genehmigt hatte, die kühnen Worte: „Der v. Jägerfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu seyn, ist mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Friedrich entgegnete hierauf an den Regimentskommandeur, Major v. Schulenburg: „Der Rittmeister v. Blücher ist seiner Dienste entlassen; er kann sich zum Teufel scheren!" Als diese Entlassung ankam, war Blücher mit der zweiten Tochter des in Polen wohnenden sächsischen Obristen v. Mehling verlobt. Die Braut hatte kein Vermögen, das seinige war unbeträchtlich, aber dennoch heirathete er, pachtete ein Gut seines Schwiegervaters, widmete sich ganz der Landwirthschaft, und erwarb durch Fleiß und geschickte Geschäftsführung ein eignes Gut in Pommern, dessen Stände ihn zum Landrath erwählten. Funfzehn Jahre verstrichen so in ländlicher Einsamkeit. Der große Friedrich hatte sein thatenschweres Haupt auf des Todes staubiges Kissen gelegt, sein Nachfolger hielt in Pommern Revue. Auf muthigem Rosse schaute Blücher dem glänzenden Waffenspiele zu. Da gewahrte Friedrich Wilhelm II. den gewandten Reiter, und bot huldvoll ihm den Rücktritt in die Armee mit Schadloshaltung der erlittenen Zurücksetzung an. Nach eigner Wahl trat Blücher wieder in sein altes Regiment, und erhielt seine Stelle unmittelbar vor demselben Major v. Jägerfeld.

Die Feldzüge am Rhein, in die er als Obrist dasselbe Regiment — die rothen Husaren v. Golz — führte, sind Zeugen seiner ersten Thaten. Hier entwickelte Blücher den feurigkühnen Geist, die unüberwindliche Lust, mit dem Feinde zu kämpfen, und die alles verachtende Kraft des unerschütterlichen Willens. Ruhmvolle Beweise hievon liefern die Tage von Eisoing, Luxemburg, Kaiserslautern (den 25. Juli, 12. Septbr., 30. Novbr. 1793), Mooschheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moorlautern (13. Januar, 21. und 22. Mai, 13. Juli, 19. Septbr., 20. Septbr. 1794). In der Mitte des Juni 1794 war er zum Generalmajor befördert worden, und kehrte am Ende des Feldzuges mit dem Heere und zahlreich errungenen Lorbeern (unter seiner Führung hatte das Regiment erobert und gefangen: 7 acht-, 2 vierpfündige Kanonen, 2 Haubitzen, 5 Fahnen, 7 Munitionswagen, 1341 Pferde; 1 Generallieutenant — Laboissiere — 137 Offiziere, 3327 Gemeine, und nur 6 gemeine Husaren als Gefangene verloren,) nach der Heimath zurück. Aber schon am 2. Dezemb. 1795 ward ihm, an der Stelle des Generals v. Romberg, das Kommando über die Demarkationslinie übertragen. Doch auch in friedlicherer Zeit dachte Blücher des Krieges, und schrieb das Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein, zu den besten dieser Art gerechnet, von dem er in der Vorrede sagt: „Während des Laufs der Feldzüge von 1793 und 1794 habe ich manche Relationen, Zeitungsberichte und Aufsätze gelesen, wovon ein großer Theil mit Pralerei, Unwahrheit und solchem Unsinn angefüllt war, daß ich mich entschloß, dasjenige, was in meinem Beiseyn und unter meiner eignen Führung geschehe, zu Papier zu bringen . . . . Es mag dazu dienen, daß das Corps Offiziere das rastlose Bestreben seiner Vorgänger, ihre Pflicht zu erfüllen, erkenne, und die jungen Offiziere dadurch angefeuert werden, bei einer entstehenden Campagne von gleichem Eifer beseelt zu seyn." Blüchers Gattin war während dem gestorben, er vermählte sich zum zweitenmale mit einem Fräulein v. Colomb. Im Jahre 1802 nahm er im Namen seines Königs von Erfurt und Mühlhausen Besitz. Das Jahr 1805 ließ ihn bei den Bewegungen der preußischen Armee nach den Gränzen, nicht unthätig. Thätiger jedoch trat er im folgenden Jahre auf den Schauplatz des Krieges. Das Unglück, das ihn hier gemeinsam mit der ganzen preußischen Armee betraf, suchte er, da es unabwendbar war, durch seinen Zug nach Lübeck zu mindern; und hier im Unfall und Gefahr bewährte sich zuerst des unerschrocknen ungebeugten Helden wahre innere Größe. Eben von dem Corps des Generals von Rüchel auf dem Schlachtfelde von Auerstädt angekommen (14. Octob. 1806) erhielt er den Befehl über 25 Eskadrons und einige reitende Batterien der Avantgarde. Ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände machte seine Anstrengungen, bei welchen ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, nutzlos. Der ungeordnete Rückzug der Armee begann, und Blücher führte eine Schaar von 5000 Mann aus dieser Verwirrung durch eine Kriegslist (den 16. Octob.) mitten durch

die feindlichen Reiter-Divisionen der Generale Klein und Lasalle, dem Heere des Fürsten von Hohenlohe als deckende Arriergarde nach. Der Raum jedoch, welcher beide von einander trente, war in der Uckermark zu groß geworden, und eine Vereinigung nur durch forcirte Nachtmärsche, welche Blücher bei der Ermattung seiner Truppen „mehr als den Feind scheute" möglich. Hohenlohe sah sich den 28. Octob. zur Kapitulation genöthigt; Blücher hingegen — noch einen kleinen Marsch entfernt — führte die Seinigen schnell nach Strelitz, zog bei Dambeck (30. Octob.) das Weimar'sche Corps an sich, und marschirte nun 10500 Mann stark nach der Elbe, um „einen Theil der feindlichen Macht von dem Herzen der preußischen Monarchie zu entfernen, der russischen Armee Zeit zur Annäherung zu verschaffen, und Magdeburg und Hameln auf längere Zeit mit Lebensmitteln zu versehen". Allein Soult kam ihm von der Elbe her entgegen und gedrängt, beinahe eingeschlossen, mehrmals zur Kapitulation aufgefodert, die er standhaft verweigerte, warf er sich den 5. Novemb. nach Lübeck. Mürat, Soult und Bernadotte stürmten am folgenden Mittag die Stadt mit Übermacht; lange sich in den Straßen noch schlagend, mußte Blücher mit dem Reste weichen, und bei Radkau (den 7. Novemb.) kapituliren. Die Übergabe, in der Blücher kriegsgefangen wurde, war ehrenvoll, und er unterzeichnete sie nicht eher, bis man ihm die beigefügten Worte gestattete: Ich kapitulire, weil ich weder Munition, noch Brod und Fourage habe". Der Bericht über seine Operationen an den König enthält eine deutliche Darstellung der Ereignisse, nebst den ergriffenen Mitteln ihnen zu begegnen, und athmet überall die vorwurfsfreie Ruhe eines Mannes, der nur dem Unglück unterlag. Bald darauf gegen den (damaligen) General Viktor ausgewechselt, erhielt Blücher den Befehl, von Königsberg aus zu Schiffe, an der Spitze eines Corps nach Schwedisch-Pommern zu ziehen, Stralsund vertheidigen zu helfen und die Bewegungen der Schweden zu unterstützen. Der Friede von Tilsit erledigte diese Bestimmung, er ward General-Gouverneur von Pommern; doch nicht lange darauf befand er sich unter jenen bedeutenden Männern des preußischen States, die auf Napoleons Verlangen außer Aktivität gesetzt werden mußten.

Dem Feldzug gegen Rußland, wo sich der französ. Armee ein preuß. Hilfs-Corps anschloß, wohnte Blücher nicht bei, als aber im J. 1813 der König von Preußen den Aufruf an sein Volk gegen Frankreichs Despotie erließ, und dieses sich in Masse erhob, die Fesseln zu sprengen, in welchen Napoleons Macht und Arglist es gehalten, da übernahm der einundsiebzigjährige Greis, in dem noch vollste Mannskraft glühte, den Befehl über die aus 25000 Mann (Brigade von Klüx, v. Zieten, v. Röder, v. Dolfs,) bestehende Armee in Schlesien, wozu noch 13000 Mann unter dem russ. General von Winzingerode stießen. In der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813), wo Blücher unter dem Russen Wittgenstein kommandirte und blessirt ward, gab er neue Beweise alt anerkannter Tapferkeit und Umsicht, welche Kaiser Alexander durch Ertheilung des St. Georg-Ordens 2ter Klasse belohnte. Die Bataille von Bautzen (20. Mai), und der Überfall von Hainau (26. Mai), vermehrte den Ruhm des Generals, den Siegerkranz errang er aber vollständig in der von ihm allein befehligten Schlacht an der Katzbach (26. August) — York, Sacken und Langeron, gegen das 3., 5. u. 11. französische Armeekorps — über Macdonald. Wieder ertheilte der russische Kaiser ihm „wegen glänzender Tapferkeit, Thätigkeit und Nachdruck in den Bewegungen", die von der eignen Brust abgenommenen diamantenen Insignien des St. Andreasordens. Sein Monarch hatte ihm Beweise der Anerkennung seiner Verdienste durch das eiserne Kreuz und den schwarzen Adlerorden bereits ertheilt, jetzt erhielt er das eiserne Großkreuz. Vergebens hatte Napoleon versucht, sich an dem Helden zu rächen; wo er mit Übermacht vorgedrungen, wich dieser geschickt aus, bis die Katzbacher Schlacht die Zeit seiner Armeen in Schlesien erfüllte. Unaufhaltsam drang nun Blücher — dem die Russen den ihn characterisirenden Ehrennamen: Marschall Vorwärts! beilegten, in der Lausitz vor, erzwang den berühmten blutigen Übergang bei Wartenburg (3ten Octob.), vereinigte sich mit dem Nordheer des Kronprinzen von Schweden zu Mühlbeck (7. Oktob.), schlug den Marschall Marmont bei Möckern (16. Oktober), nahm an dem vollendeten Siege über die Franzosen bei Leipzig (18. Oktob.) den ausgezeichnetsten Theil, und ließ seine Truppen (19. Oktob.) diese Stadt zuerst erstürmen. Von seinem dankbaren König zum General-Feldmarschall ernant, gab ihm Franz I. das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, Alexander aber, der ihm während dem schon die höchsten Grade aller seiner Ehrenzeichen ertheilt, einen goldenen, reich mit Brillanten gezierten Degen der Tapferkeit. Den Winter des Jahres 1813 verbrachte Blücher in rastloser Verfolgung des Feindes nach dem Rheine hin, und überschritt den teutschen Strom am Neujahrstag 1814 mit der schlesischen Armee (jetzt die Corps von York, Kleist, Langeron, Sacken, Thielemann), bei Kaub, zu welcher bald hierauf noch das 4te und 5te teutsche Armeecorps stieß. Am 17. Jan. rückte der Feldmarschall in Nancy ein, nahm den 27sten sein Hauptquartier im Schloß Brienne, ward dort überfallen, und entkam glücklich; lieferte hierauf das bedeutende Treffen bei la Rothiere siegreich gegen Napoleon, nicht mit seiner Armee, sondern — ein Beweis, welches Zutrauen er genoß — mit Baiern (Wrede) und Würtembergern (deren Kronprinz), deren Oberbefehl ihm an dem entscheidenden Tage übertragen wurde; marschirte dann nach Chalons sur Marne, und drang, Paris bedrohend, gegen Meaux vor. Langsamer war die Hauptarmee Schwarzenbergs in ihren Bewegungen längs der Seine, und es entstand hiedurch ein Zwischenraum, den der französische Kaiser benutzte. Er warf den Russen Olsufieff und nahm ihn gefangen, schnitt im Gefecht von Montmirail (11. Febr.), York und Sacken vom schlesischen Heere ab, und umzingelte bei Jonvilliers und Etoge (14. Febr.) dasselbe dergestalt, daß nur das Durchschlagen in Quarrés der gefährliche Ausweg blieb. Auf der Chaussée gegen Chalons ward dieser Rückzug mit einer Tapferkeit, Geistesgegenwart und taktischen Kunst geleitet, wie die Kriegsgeschichte wenig Ähnliches aufzuführen hat. Er ist in Blüchers,

und der ihm nächst stehenden Generale Thatenleben (Gneisenau, Kleist, Prinz August v. Preußen, Zieten), ein glänzender Punkt. Von Chalons zog der Feldmarschall die abgeschnittenen Korps, über Rheims, wieder an sich, und traf höherm Befehle folgend, bei Mery gerade zu rechter Zeit ein, um Wittgenstein (21. Febr.) von bedeutender Niederlage zu retten. Als jedoch die rückgängigen Bewegungen Schwarzenbergs sich weiter erstreckten, bat und erhielt Blücher die Genehmigung, mit seinem Heere wieder Angriffsweise zu verfahren, mit dem fernen Bülow und Winzingerode sich zu vereinigen, und auf Paris zu marschiren, „denn ich scheue", schrieb er an Preußens und Rußlands Regenten, so wenig den Kaiser Napoleon als seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten". Den 25. Februar warf er Marmont bei Sezanne, und überschritt bei la Ferté sous Jouarre die Marne, um durch diese Diversion Napoleon von der Verfolgung des Hauptheeres abzuhalten. Eine ähnliche Idee leitete ihn bei ähnlicher Lage der Dinge, hier in glücklicherer Zeit als einst bei dem Marsche nach der Elbe (s. oben). Auch hier ward sein Zweck erreicht; der französische Kaiser kehrte augenblicklich um, und folgte — nur 30,000 M. zu Schwarzenbergs Beobachtung lassend — mit der ganzen Armee. So schnell und stark wünschte selbst Blücher die Verfolgung nicht, er eilte zur Verbindung mit den zwei rückstehenden Corps. Hart gedrängt beim Übergang über die Ourk, noch heftiger bei dem über die Aisne (1. u. 2. März), lag jetzt das, vom Feinde besetzte Soissons auf seiner Kommunicationslinie. Die Gefahr war groß und dringend. Da fand der drüben stehende Bülow Mittel, die Feste zur Übergabe zu vermögen, und hiedurch ward nicht allein die Vereinigung vollzogen; sondern vorerst dem perpendikulären Nachdringen Napoleons ein Damm entgegengesetzt. Aber da dieser seinen Zweck: Blüchers noch unvereinigtes Heer zwischen sich und dem von ihm besetzten Soissons einzukeilen, vereitelt sah, entschloß er sich schnell, durch eine Flankenbewegung rechts, von Bery au Bac aus gegen Corbeny, zu manövriren, um Laon zu erreichen, und die vereinte Armee von den Niederlanden abzuschneiden. Der Feldmarschall errieth die Absicht seines Gegners, und entsendete mit reitender Artillerie und 11000 Reitern Winzingerode, um dem Feinde bei Chevrigny zuvorzukommen. Allein dieser General traf nicht zu gehöriger Zeit ein, wiewol der, zehn Stunden später zu seiner Unterstützung mit Fußvolk nachgeschickte Kleist alle Hindernisse überwand und anlangte. Der Moment war jedoch durch Erstern schon versäumt, Blücher gab seine Stellung auf, und konzentrirte sich auf den Höhen von Laon (8. März), die Schlacht anbietend. Er erfocht (den 9. u. 10. März) einen vollständigen Sieg, der ihm den Weg auf Paris öffnete; doch das, durch Entsendungen geschwächte, Hauptheer, gegen welches sich Napoleon mit neu herangezogenen Kräften wendete, bedurfte wieder seiner. Ihm eilte er zu Hilfe, ging hierauf vereint mit demselben auf Frankreichs Hauptstadt los, flocht durch Erstürmung des Montmartre (30. März) das letzte Blatt in die Lorbeerkrone dieses Feldzugs, und zog mit den Verbündeten (31. März) siegreich in Paris ein.

So war in sieben und einem halben Monat das große Werk gethan, in welchem das schlesische Heer 6 große Schlachten — drei davon allein — 8 wichtige Treffen, und unzählige Gefechte geliefert, mit namlosen Entbehrungen und Strapazen gekämpft und 48,000 M. gefangen, 421 Kanonen im offnen Felde, 11 in geschloßnen Plätzen, erobert hatte. Der König belohnte seinen Feldherrn, der so Großes und Herrliches geleistet, durch Erhebung in den Fürstenstand unter dem Namen: „Blücher von Wahlstadt". (Erinnerung an den ersten und wichtigsten Sieg bei der Katzbach in der Nähe dieses Ortes), mit einer angemessenen Dotation an Ländereien. Fast alle Regenten Europa's schmückten seine Brust mit den Zeichen ihrer höchsten Orden, und eigenhändig lud ihn Englands Prinz-Regent, „um dem Helden seine Bewunderung, seinen Dank und wahre Hochachtung zu bezeigen", nach London ein. In England, als Begleiter Friedrich Wilhelms III. und Alexanders I. angekommen, empfing ihn überall eine so enthusiastische Verehrung, als Großbritannien selbst Nelson nie gezollt hatte. Das Volk zog seinen Wagen und rufend: Shew me Blucher, shew me the Conqueror of the Tyrant, bezeigte es seinen Jubel und Freude, in welche die höhern Klassen beider Geschlechter einstimmten, so lebhaft und mannigfach, daß er selbst oft in die Worte ausbrach: „ich unterliege der Ehre, die mir erwiesen wird". Der Regent hing ihm in Gegenwart von Tausenden sein brillantirtes Brustbild um, die Stadt London verehrte ihm das Bürgerrecht und die Universität zu Orford den Doctor-Hut.

Von England rückgekehrt begab er sich auf seine schlesischen Güter, und lebte, oft von Krankheit beschwert, abwechselnd daselbst und zu Berlin, in einem kleinen Kreise seiner nähern Bekannten und Freunde, wo er sich einen Theil der Zeit mit Kartenspielen — das er leidenschaftlich liebte, während des Kriegs aber nie übte — kürzte. In die Mysterien der Freimaurerei tief eingeweiht, besuchte er ihre Logen oft, und nahm, die Gabe der Rede war ihm verliehen, gern thätigen Antheil.

Als Napoleons Landung (1815) das preußische Heer wieder in's Feld rief, erhielt er das Oberkommando, und führte dasselbe (Korps von Zieten, Borstell, Thielemann, Bülow, zusammen 115000 Mann) in raschen Märschen zur Vereinigung mit Wellington an die Ufer der Sambre in die Niederlande. Den 15. Juni eröffnete Bonaparte die Feindseligkeiten, drängte Zieten zurück, und entwickelte seine Streitkräfte gegen Blüchers Stellung bei Ligny. Dieser nahm, im getäuschten Vertrauen, daß Bülows rückstehendes und heranbefehligtes Korps, so wie 20,000 zugesagte Engländer eintreffen würden, die Schlacht (16. Juni) an und — verlor sie. Er selbst gerieth bei einem Kavallerieangriff, als sein tödtlich verwundetes Pferd mit und auf ihn fiel, und der Feind dicht dabei war, in solche Gefahr, daß er im Sturze ausrief: „nun bin ich verloren". Allein sein Adjutant, der Obristlieutenant Graf Nostiz hielt in dieser Lage treulich bei ihm aus, und ward sein schützender Engel. Wiewol der Rückzug des Heeres nicht in der besten Ordnung erfolgte, so zeigte sich doch die heroische Größe Blüchers gerade nach dem Verlust der

Schlacht am auffallendsten, indem er schon folgenden Tages dem tapfern Heere im Tagesbefehle zuruft: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn schlagen, denn wir müssen". Und so geschah es. Am 18. Juni traf, nicht blos ein Armeecorps, das Wellington verlangt hatte, sondern die ganze Armee (mit Ausnahme Thielemanns, der bei Wavre gegen Grouchy focht) im Augenblicke auf dem Felde von Belle Alliance (Waterloo) ein, als der Sieg sich auf französische Seite neigte. Von Blücher sofort in Flanke und Rücken genommen, gerieth das französische Heer in regellose Flucht, Bonaparte selbst ward bei der unablässigen Verfolgung genöthigt, ohne Hut und Degen zu fliehen, und schon den 29. Juni stand der Feldmarschall zum 2ten Male vor den befestigten Linien von Paris. Er verwarf den angebotenen Waffenstillstand, schlug den Feind bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy, zwang die Hauptstadt zur Kapitulation, rückte den 7. Juli mit seinen Siegerscharen ein, widersetzte sich nachdrücklich dem vorjährigen Schonungssystem, und nöthigte durch Gewaltmittel zur Herausgabe der aus Preußen geraubten Kunstschätze. Da Friedrich Wilhelm III. bereits seinen Feldherrn mit allen Ehren ausgezeichnet hatte, schuf er jetzt einen eignen Ordenstern für ihn: das eiserne Kreuz umgeben von goldnen Stralen, und schrieb dazu, „wie er zwar wüßte, daß keine goldenen Stralen den Glanz seiner Verdienste erhöhen könnten, es ihm aber ein freudiges Geschäft sey, die volle Anerkennung derselben euch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden".

Blücher nahm sein Hauptquartier zu St. Cloud; später als das Heer nach der Normandie aufbrach, in Caen. Am 31. Oktober 1815 erließ er aus Compiegne sein Lebewohl und Dank an seine Waffenbrüder, und reiste, im Triumphzuge, nach Berlin zurück. Sein Vaterland, Mecklenburg-Schwerin, errichtete zu Rostock seine Bildsäule, Hamburg verlieh ihm das Bürgerrecht, und bildete zu seinem Gedächtniß einen Blücher-Klub. Im Felde hatte seine Gesundheit allen Beschwerden getrotzt, nun zeigte sie sich erschüttert, und gebeugt dazu unter der Jahre Zahl. Die Bäder Böhmens leisteten im Sommer 1816 gute Dienste, doch gründliche Hilfe vermochten sie nicht zu gewähren; 1819 besuchte der Feldmarschall zum letzen Male Karlsbad, und kehrte sehr krank nach seinem Gute Krieblowitz zurück. Noch stattete der König ihm seinen theilnehmenden Besuch am Krankenlager ab. — Der große Mann fühlte das nahende Ende, „ich sterbe gern", sagte er, „denn ich bin nichts mehr nutz;" und zu dem treuen Kriegsgefährten und persönlichen Freunde, dem Obersten Grafen Nostitz, seinem Schirm bei Ligny: „Nostitz, Sie haben manches von mir gelernt, jetzt sollen Sie auch von mir lernen, wie man ruhig stirbt." So sprach Blücher, und verschied bald darauf sanft am 12. Septemb. 1819 im 77sten Jahre. Das schlesische, zur Revue bei Breslau versamlete Armeecorps, folgte mit militärischen Ehrenbezeugungen dem Entseelten zu der Gruft, die er sich früher auserwählt hatte, auf freiem Felde, an der Straße von Krieblowitz nach Komth, unter drei Linden. Acht Tage legte das ganze Heer Trauer an um den Verlust seines geliebten Kriegesfürsten.

Blücher gehört der Weltgeschichte an, und es ist unmöglich, auch nur einen Blick auf den erneu'ten Ruhm und Glanz des preußischen Stats zu werfen, ohne dabei seiner zu gedenken. Er war groß, weil Heldengeist, unerschütterliche Willenskraft, reiner Verstand, glücklicher Takt und natürliches Geschick sich auf seltne Weise in ihm vereinigten. Dennoch muß man zu unbefangner Würdigung seiner glänzenden Verdienste, auch das günstige Geschick in Erwägung ziehen, welches ihm trefliche Korpsführer und einen Chef des Generalstabes, wie den kentnißreichen, unerschrocknen und genialen Grafen von Gneisenau zugab *). Quellen sind gewesen: K. Preuß. Militär-Wochenblatt; Fürst Blücher von Wahlstadt Heldenthaten von Rumpf. 2te Aufl. Berlin 1814. Der Feldmarschall und seine Umgebungen, von Förster. Berlin 1821. *(v. Röder.)*

Blühen, s. Blatt und Blume.

Blümthürling, **Blümtüteli**, **Blümtvogel**, s. Accentor.

Blüse, s. Feuerbake.

Blüthe, s. Blatt u. Blume.

Blüthenkäfer, s. Anthrenus.

BLUM (Joachim Christian), ein teutscher Lyriker und Idyllendichter, zu Rathenau in der Mittelmark am 19. November 1739 geboren. Seine Lebensumstände bieten wenig Merkwürdiges dar. Von seinem Vater, einem angesehenen und wohlhabenden Kaufmanne, erbte er eine schwächliche Körperbeschaffenheit, welche sich noch dadurch verschlimmerte, daß er in seinem fünften Jahre unglücklicherweise von einem Betrunkenen überritten wurde. Nur die zärtlichste Mutterpflege und späterhin eigene Mäßigung und strenge Diät fristeten sein Leben. Diesen Umständen gemäß neigte sich sein Charakter zu stillern Vergnügungen, und vor allem zu den Freuden der Natur. Nach dem Tode seines Vaters, der ihn dem Kaufmannsstande hatte widmen wollen, bestimmte er sich, nach dem Wunsche der Mutter, anfangs für das Studium der Theologie. Er besuchte drei Jahre lang die Saldernsche Schule zu Brandenburg, und sodann das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, zeichnete sich durch Talent, Fleis und Wohlverhalten aus, und erregte schon als Gymnasiast durch eine öffentliche Rede die Aufmerksamkeit Ramlers, der ihm in der Folge seine ganze Zuneigung schenkte. Das Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften zog ihn vor allen an; er betrieb die alten classischen und die vorzüglichsten neuern Sprachen mit Eifer, und las Alles, was er von den besten Schriftstellern der Alten und Neuern habhaft werden konnte. Den Gedanken, sich der Theologie zu widmen, hatte er bereits aufgegeben, als er 1759 die Universität zu Frankfurt an der Oder bezog, wo Alexander Baumgarten, sein vorzüglichster Lehrer, ihn in der einmal genommenen Richtung des Geistes befestigte. Er genoß hier die nähere Bekantschaft Abbt's und Töllner's, und die Freundschaft ausgezeichneter Jüng-

*) Weniger günstige Ansichten des Helden, als hier aufgestellt sind, liefert ein Art. in der Biogr. d. Contemp. T. III.

singe. Eine Zeitlang Willens, die akademische Laufbahn zu verfolgen, ließ er sich doch zuletzt durch Kränklichkeit und Familienverhältnisse bestimmen, in seiner Vaterstadt als Privatmann zu leben. Die täglichen regelmäßigen Spaziergänge, wozu ihn die Rücksicht auf seine Gesundheit bewog, waren den Bewohnern der kleinen Stadt längere Zeit ein Ärgerniß, und sie nannten ihn nur den **Müßiggänger**, bis er ihnen durch die Herausgabe seiner „Spaziergänge" bewies, daß der Geist auch beim Spazierengehen arbeiten könne. Überhaupt fanden seine Schriften bei ihrem Erscheinen eine günstige Aufnahme, und erwarben ihm allgemeine Achtung, selbst am Hofe zu Berlin. Er starb in einem Alter von 50 Jahren am 28. August 1790 zu Rathenau, nachdem er die letzten fünf Jahre seines Lebens in glücklicher Ehe gelebt hatte. Seine schriftstellerischen Werke sind die Erzeugnisse eines klaren Verstandes und sanften wohlwollenden Gemüths; seine Schreibart ist natürlich, leicht und blühend, aber ihm mangelt Tiefe des Geistes, wie der Wissenschaft, und dies mag der Grund der Vergessenheit seyn, in welche, wie es scheint, sein Name in unserm Zeitalter gerathen ist. Unter den prosaischen Werken stehen die schon erwähnten Spaziergänge voran, von welchen drei rechtmäßige Auflagen [1]) nebst einem Karlsruher Nachdrucke 1781 erschienen sind. Diesen schließen sich die neuen Spaziergänge [2]), an. Es sind Betrachtungen lehrreichen, meistens moralischen Inhalts, über menschliche Pflichten, Gewohnheiten, Fehler und andere Gegenstände, in einem edeln und blühenden Vortrage, obwol ohne besondere Neuheit oder Tiefe des Inhalts. Die „Reden von dem Verf. d. Spaziergänge" [3]) an der Zahl sechzehn, sind sehr gemischten, zum Theil auch moralischen Inhalts. In dem teutschen Sprichwörterbuch [4]) sind die Sprichwörter nach den Gegenständen, worauf sie sich beziehen, oder von denen das Bild entlehnt ist, in Rubriken geordnet, und mit einem erläuternden und Vorurtheile berichtigenden Commentar versehen. Nur wirkliche Sprichwörter sind aufgenommen; die blos sprichwörtlichen Redensarten ausgeschlossen. Als Dichter hat sich Blum im lyrischen und beschreibenden Gedicht, in der Idylle, im Drama, im Epigramm und den damit verwandten leichten poetischen Spielen versucht. In der höhern Lyrik war Ramler sein Vorbild, den er an Stärke, Feuer und Vollendung der Sprache nicht erreichte, und dessen Überlegenheit er selbst bescheiden anerkannte. Er ist am glücklichsten in der mittlern oder philosophischen Ode, auch gelang ihm Manches im Geiste Catulls. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Horaz, Sarbiew, Sannazaro, Thomas Morus u. a. frühern Dichtern. In einem malerischen Gedicht, die Hügel bei Rathenau, ahmte er die Manier von Kleist's Frühling nicht unglücklich nach; auch in seinen zwölf versificirten Idyllen scheint er größtentheils Kleist zum Vorbilde genommen zu haben. Für das Drama hatte er schwerlich Beruf; es war ohne Zweifel nur der vaterländische Stoff, (die Eroberung von Rathenau durch den großen Kurfürsten im Jahr 1675) der ihn zu einem Versuch in diesem Fache bewog. Sein Stück wurde indeß, der ermüdenden Deklamationen und anderer Mängel ungeachtet, zu Berlin oft mit Beifall aufgeführt. Blum's poetische Erzeugnisse sind in zwei Samlungen enthalten, in den **sämtlichen Gedichten**, Leipzig 1776. 2 Thle. 8. und den **neuern Gedichten**, Züllichau 1785. 8. [5]). (*Rese.*)

1) Berlin 1774, (ohne des Verf. Namen), Leipzig 1775, Stendal 1785. 8. 2) Leipzig 1784, Neue verbess. Auflage. Stendal 1790. 8. 3) Leipzig 1777—78. 2 Bände. 8. 4) Leipzig 1780—82. 2 Bände. 8.

5) Frühere unvollständige Samlungen erschienen 1765, 1769 1771. Die Idyllen, welche sich im zweiten Theil der sämtlichen Gedichte befinden, erschienen zuerst Berlin 1773. 8. Das befreite Rathenau, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1775. 8. Vgl. **Schlichtegroll's** Nekrolog auf das Jahr 1790. Bd. 2. S. 198—224. (**Küttner's**) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 2. S. 445 fgg. **Meusel's** Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutsch. Schriftsteller Bd. 1. S. 429 fgg. Allgem. teutsche Bibliothek Bd. 13. 17. 28. 49. und a. m. O. **Jördens** Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 1. S. 91—98. nebst Nachträgen im 5n und 6n Bande.

BLUMAUER (Aloys), wurde zu Steyer im Lande ob der Ens am 21. Decemb. 1755 geboren. Er vollendete seine Studien in seiner Vaterstadt, und trat 1772 zu Wien in den Jesuiten-Orden, der bekantlich schon im Juli des folgenden Jahres durch Clemens XIV. aufgehoben wurde. Er mußte sich hierauf mehre Jahre seinen Unterhalt durch Ertheilung von Privatlectionen und literarische Arbeiten erwerben, bis er unter dem Vorsitz des Barons von Swieten als Büchercensor angestellt wurde. Im J. 1793 legte er diese Stelle nieder, und übernahm die Gräfferische Buchhandlung, an welcher er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er starb frühzeitig am 16. März 1798 an der Lungensucht. Eine auf ihn verfertigte Grabschrift [1]) charakterisirt ihn als Epikureer, Freigeist, Hagestolzen und Pfaffenfeind. Von Gestalt war er lang, hager, sehr gelb, und litt oft an den Augen. Er war in den beiden letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts neben Alxinger der berühmteste Dichter Östreichs, durch ganz Teutschland beliebt und gelesen, und nicht ohne Einfluß auf die intellectuelle und religiöse Kultur seines nähern Vaterlandes und dessen Hauptstadt Wien insbesondere. Bei der geistigen Gährung, die nach dem Regirungsantritt Josephs II. in den östreichischen Staten entstand, und eine Menge, größtentheils schlechter Schriften erzeugte, machte er sich gleich anfangs als einen der besten Köpfe bemerklich. Seinen Ruhm gründete er vornehmlich durch eine Samlung vermischter Gedichte, und seine travestirte Äneis. Von seinen Gedichten sind einige kräftig und gefühlvoll, in schöner männlicher Sprache und im Geiste Bürger's, unter dessen Nachahmern er den ersten Rang behauptet, andere naiv und drollig, noch andere voll beißenden Witzes und lachender Satyre. Zu den treflichsten gehört das Glaubensbekentniß eines nach Wahrheit Ringenden; ausgezeichnet sind die Gedichte: an die Donau, die beiden Menschengrößen, mein Dank an Stoll u. a. m.; sehr bekant das Gedicht an die Sonne, den Mond, den Magen, das Lob des Esels, und noch verschiedene andere von der burlesken Gattung. Außer dem Liede gelang ihm auch die Romanze; am wenigsten glücklich

1) Abgedruckt in **Koch's** allgem. Liter. Anzeiger 1798. S. 1259. und in **Jördens** Lexicon Bd. I. S. 99.

war er im Didaktischen und in dem, was dieser Gattung verwandt ist. Sehr reich und blühend war Blumauer's Phantasie nicht; mehre seiner Gedichte erhalten sich nur durch den Vers auf dem Gebiete der Poesie, und sind, von diesem entkleidet, bare Prosa, aber doch immer Prosa, die etwas zu bedeuten hat, und sich durch gesunden männlichen Verstand, treffenden Spott und gelungenen Witz mit Ehren behauptet. Am Meisten hat man ihn mit Recht darüber getadelt, daß sein burlesker Witz allzu tief sinkt, und sich bis ins Gebiet des Ekelhaften verirrt; er ist nicht frei zu sprechen von einiger Rohheit, in der er mit Behagen verweilt. Sein Vers ist hin und wieder holpericht, und zu unreinen Reimen hat ihn der Provinzialdialect verleitet. Den glänzendsten Erfolg hatte seine Travestirung von Virgil's Äneide, ein Werk, worin er eine immer zunehmende Fülle von Witz und satyrischer Laune ausströmte, und mit einer in seinem Vaterlande vorher unbekannten Kühnheit das Reich des religiösen Aberglaubens und den römischen Stuhl selber angriff. Es gehörte in den ersten Jahrzehenden nach seinem Erscheinen zu den gelesensten Schriften in Teutschland, und noch jetzt hat die teutsche Literatur ihm kein Ähnliches an die Seite zu stellen. Freilich fand dieses Werk auch Gegner, nicht allein religiöse, sondern auch ästhetische, welche es als eine Versündigung an dem Dichterruhm Virgil's verworfen, und unter denen z. B. der Lyriker Uz zu nennen ist. Allein diese Ansicht mag wol als eine pedantische Einseitigkeit betrachtet werden, und mit weit größerm Recht bemerken andere Kunstrichter, daß Bl. für seinen Zweck an der Äneide die glücklichste Wahl getroffen habe, indem der Held dieses Gedichts, der mehr ein gemachter, als ein natürlicher ist, sich am Besten für die Parodie eignet. Übrigens hat auch dieses Werk seine zahlreichen schwachen Stellen, wo gemeiner, verfehlter, oder erzwungener Witz herrscht. Blumauer hat es nicht vollendet; seine Nachahmung erstreckt sich nur über die neun ersten Bücher seines Vorbildes. Ein gewisser Schaber lieferte 1794, noch bei B's Leben, eine Fortsetzung, deren niedrige Gemeinheit allgemeinen Unwillen erregte; auch fand Bl. der unberufenen Nachahmer noch mehre; man travestirte die Iliade, die Metamorphosen Ovids u. s. f., und eine dieser jetzt vergessenen Arbeiten, (Herkules travestirt in sechs Büchern von Blumauer. Frankf. und Leipzig 1794. 8.), misbrauchte sogar B's Namen auf dem Titel [2]). Blumauers erstes schriftstellerisches Werk war ein mittelmäßiges Trauerspiel, Erwine von Steinheim [3]). Seine Gedichte wurden zu Wien 1782. 8. zuerst gedruckt [4]). Die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien im J. 1782 veranlaßte ihn zu einem prophetischen Prolog, von dem bald eine zweite Auflage erfolgte, und einem Epilog. Gegen Nicolai's bekannte Reisebeschreibung verfaßte er unter dem Namen Obermeyer einen satyrischen Prolog, (Wien 1783. 8., der im zweiten Bande seiner Gedichte wieder abgedruckt wurde); auch schrieb er auf Veranlassung derselben „Beobachtungen über Östreichs Aufklärung und Literatur" (Wien 1783. 8.) [5]), und noch eine zweite Schrift: Proceß zwischen Herrn Friedrich Nicolai und den 797 Pränumeranten u. s. f. (Leipzig, eigentlich Wien 783—84. 2 Bände. 8.) [6]). Von der travestirten Äneis erschienen die ersten Bücher einzeln als Probe, hierauf das Ganze in 3 Bänden, Wien 1784, 1785 und 1788. 8., welche einigemal wieder aufgelegt, nachgedruckt und von Ossipof ins Russische übersetzt wurden. (St. Petersburg 1791—93. 8.) 1785 ließ er Freimaurerlieder drucken, (er war Mitglied dieses Vereins), welche 1791 eine neue Auflage erhielten, und sich in seinen sämtlichen Werken befinden. 1786 erschien sein Gedicht: die Buchdruckerkunst. Außer verschiedenen andern kleinen Schriften und Aufsätzen lieferte er besonders noch viele Gedichte in den Wiener Musenalmanach, den er auf die J. 1781 bis 1791 mit Ratschky herausgab. Zwei Jahre lang, vom October 1782 bis zum October 1784 besorgte er die Wiener Realzeitung, und hatte auch an der allgemeinen Literatur-Zeitung einigen Antheil. Nach seinem Tode erschienen seine sämtlichen Werke in acht Bänden, Leipzig 1801—1803. 8. mit Kupf. Die drei ersten Bände enthalten die travestirte Äneide, die vier folgenden: Gedichte, (mit nicht hinlänglich sorgfältiger Auswahl), der letzte Band enthält prosaische Aufsätze und das Trauerspiel: Erwine von Steinheim [7]). (*Rese.*)

BLUMBERG, auch Blomberg, Fürstenbergische Herrschaft, Schloß, Stadt und Dorf in der Landgrsch. Baar. Die Herrschaft hat ihren Namen von ihren ehemaligen Besitzern, den Herren von Blumberg, deren Stamm am Ende des XIII. Jahrhund. in mehre Äste, derer von Blumenegg, von Blumenberg, von Blumenfeld, von Stabeleck, von Tanneck, und von Donauöschingen zertheilt war. Nach dem Abgange dieser Herren, von denen noch Rudolf von Altenblumberg im J. 1447, und Christoph von Blumenegg im J. 1520 urkundlich sich vorfinden, kam sie theils erblich, theils käuflich an die von Stein, von Randegg, von Landau, und von Bodmann. Von der Vormundschaft Johanns von Bodmann kaufte sie Graf Friedrich III. von Fürstenberg im J. 1537, von welcher Zeit an sie bei diesem Hause blieb. Schloß, Stadt und Dorf sind jetzt dem großherzogl. Badenschen Bezirks- und Criminalamte Hüfingen zugetheilt, und zählen nebst den dazu gehörigen Weilern und Höfen (Randen, Steppach, Zollhaus), 590 Einw. In dem Städtchen ist eine Posthalterei. (*Leger.*)

---

2) S. Neue allgem. teutsche Bibliothek. Bd. II. S. 366. 3) 1780 zu Wien einzeln und auch im fünften Bande des kais. kön. Nationaltheaters. 4) Ein Anhang dazu erschien 1783, eine zweite Auflage 1784, und eine dritte, in zwei Theilen 1787. 8., sämtlich zu Wien.

5) S. allgem. teutsche Bibliothek, Bd. 54. S. 621—625. 6) Nicolai ließ ihn dieses Alles in der Folge nicht entgelten. Seine poetischen Verdienste fanden in der allgem. teut. Bibliothek willige Anerkennung, und sein Bild wurde dem 27sten Bande der neuen Bibliothek vorgesetzt. 7) S. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten Bd. I. S. 99—108, nebst Nachträgen im fünften und sechsten Bande. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. (1r allein erschienener Bd.) S. 684—686. Meusel's Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorb. teutsch. Schriftsteller Bd. I. S. 430 fgg. Koch's allgem. literar. Anzeiger 1798. Nro. 125. 126. Literar. Reise durch Teutschland, 4s Heft. Franz Horn's schöne Literatur Teutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, erster Band. S. 293.

BLUME ist die mehrentheils farbige Hülle der zur Fortpflanzung nöthigen Werkzeuge der Pflanzen. Blüthe ist nach dem Sprachgebrauch theils die Samlung von Blumen an einem Baum oder Gewächs, theils pflegt man auch die nicht gerade farbigen Organe, welche den letzten Zweck der Vegetation erfüllen, so zu nennen. In jenem Sinne sagt man, der Baum steht in Blüthe: in diesem redet man von Blüthen der Pappeln, Weiden und Eichen, aber nicht von Blumen. Keine andere Sprache unterscheidet so fein und richtig. Nur die Griechen unterscheiden in den blühendsten Zeiten ihrer wissenschaftlichen Bildung, ἄνθος die Blume, von βρύον, die Blüthe.

Daß die Werkzeuge der Fortpflanzung höhere und mannigfache Farben hervor locken, ist bei den Zoophyten, bei den Sertularien und Tubularien, noch mehr bei den Quallen auffallend, wo die Physophoren, Stephanomien und Beroën eine unvergleichliche Farben-Pracht nicht blos im ganzen Körper, sondern vorzüglich in denen Organen entfalten, welche zur Fortpflanzung dienen. Im Gewächsreich wird die farbige Blume erst in den Moosen durch roth gefärbte Deckblätter des Polytrichum angedeutet. Die meisten übrigen niedern Pflanzen entbehren der eigentlichen Blumen, oder sie entwickeln in den entfernter stehenden Hüllen auffallende Farben, wie die Aroiden.

Überhaupt aber gilt das Gesetz, daß die allgemeine grüne Farbe der Pflanzen-Theile, als Ausdruck der Indifferenz, sich da verliert und in polärische Farben übergeht, wo die Urstoffe wieder polarisch aus einander treten, um durch ihren Gegensatz neue Einzelwesen hervor gehen zu lassen. Ja wir sehn aufs einleuchtendste gerade die rothe Farbe in Flecken und Strichen sich da entwickeln, wo der oxydirte Pflanzenschleim, als Nektar oder Zucker, sich niederschlägt. Es ist daher die Farbe der Blume mit ihrer Bestimmung und Verrichtung nothwendig verbunden. Daß das Licht den äußern und mächtigsten Reiz hergibt, wodurch die Farben der Blumen entwickelt werden, ist gewiß. Daher zwischen den Wendekreisen die prachtvollsten Blumen vorkommen. Aber auch die Polarländer sind nicht entblößt von herrlichen Blumen, welches dem langen Sommertage zuzuschreiben ist.

Betrachten wir den Färbestoff der Blumen genauer, so zeigt er sich als extractiv durch seine Auflöslichkeit in Wasser. Nur dann wird solche Farbe dauerhaft, wenn man sie mit Säuren und Alaun behandelt hat. Die meisten Blumenfarben haben die Neigung in die grüne Farbe überzugehen, wenn sie mit Laugensalzen behandelt werden. Selbst durch das Trocknen geht in manchen Blumen eine solche Zersetzung vor, daß die gelben Primeln und Lotus-Arten, auch Hieracium staticefolium All. grün werden. Dies zeigt an, daß Oxydation die Bedingung ist, unter welcher die grüne Blattfläche sich in die Blumenfarben verändert. Indessen ist es kein vollendeter abgeschlossener chemischer Vorgang, wodurch diese Farben entstehen, da das Fortschreiten der Ausbildung wesentlicher Werkzeuge Veränderung in der Mischung nach sich zieht. Daher der Wechsel der Farben, obgleich auch die Zartheit des Blumen-Gewebes Theil daran hat. Dieser Wechsel findet gewöhnlich Statt, wenn die Blume älter wird und zu welken anfängt. Blau und violett geht dann in roth, gelb in braun über.

Der Bau der Blume erläutert die Entstehung der Farben. Zwar findet man die drei Urformen der Pflanze, aber so zart und so auseinander tretend, daß man das Streben der Natur nach Vereinzelung der Urformen deutlich erkent. Das Zellgewebe der Blumen ist höchst locker und erhebt sich an der Oberfläche in Hügelchen oder feine Wärzchen, auf denen man oft die feinsten Thautröpfchen sitzen sieht. (Von dem Bau und der Natur der Gew. T. 7. F. 32. T. 8. F. 38. Anleit. zur Kenntniß d. Gew. 2te Aufl. T. 8. F. 41.) Diesem Zellgewebe mangeln ganz die Spaltöfnungen, welche auf der grünen Oberfläche die Gemeinschaft zwischen äußerer Luft und den Lücken des Zellgewebes vermitteln. Die Schraubengänge bilden in den Adern der Blätter immer zartere Bündel, bis sie endlich sich ganz vereinzeln, und nach weggeschabtem Zellgewebe deutlich bis an den Rand der Blume verfolgt werden können. (Anleit. zur Kentniß der Gew. T. 8. F. 40.) Durch diese Verfeinerung und Vereinzelung wird das Auseinandertreten der Urformen, welches zur Befruchtung erfodert wird, begünstigt.

Die Theile der Blume sind: die Blumendecke oder der Kelch (calyx), die Blumenkrone (corolla), und in deren Innerem 1) das Staubgefäß (stamen), bestehend aus den Staubfäden (filamentum), Staubbeutel oder Kolben (anthera) und dem Blumen- oder Fruchtstaub (pollen). 2) der Stempel (pistillum), bestehend aus dem Fruchtknoten (germen), dem Griffel (stylus), und der Narbe (stigma). Man sehe hierüber Geschlechtsfortpflanzung und Pflanzen. (*Sprengel.*)

Blume, Blumen (chem.) 1) Die Naturblumen, welche sich, wenn man ihre frisch abgeschnittenen Stielenden in siedendes Wasser eine Zeitlang taucht, und dann in frisches bringt, länger frisch erhalten, zeigen im Allgemeinen folgende physisch-chemische Verhältnisse: a. viel Mannigfaltigkeit und Glanz in ihren oberflächlich oft so regelmäßig und symmetrisch vertheilten Farben, welche insgemein von den verschiedenen Verbindungen und gegenseitigen Mischungsverhältnissen des Licht-, Kohlen-, Sauer- und Wasserstoffs, des Phosphors und Schwefels in den Blumen, und bei manchen derselben zunächst von einem gelblichen Satzmehle, (s. Satzmehl), herrühren dürften. Allein sie sind meist zu vergänglich, um sich gehörig fixiren zu lassen. Am unbeständigsten sind die blauen, violetten oder röthlichen Blumenfarben, die durch Schwefeldampf (schwefelige Säure) kreideweiß, durch Säuren roth, und durch Kalien oder in Ammoniumgas grün werden, weshalb blaue Veilchen, Stiefmütterchen, Malven und Altheeblüthen etc. als chemische Reagentien auf Säuren oder Kalien im Gebrauche sind, (vergl. Blumenblau). Die rothen Blumen sind in ihrer Farbe fast ebenso vergänglich, wie die blauen; durch Schwefeldampf werden sie weiß gebleicht, aber in verdünnte Salpetersäure, oder eine andere Säure getaucht, im kurzen wieder geröthet, später von selbst an der Luft, in welcher überhaupt, so wie

schneller in mäßiger Wärme, oder in heißes Wasser getaucht, alle entfärbte Blumenblätter ihre Naturfarbe wieder annehmen; durch Kalien werden rothe Blumen gelb, und durch Säuren noch lebhafter roth gefärbt, als sie vorher waren. Bis jetzt ließ sich blos das Saflorroth daraus darstellen, (s. Carthamin).

Die gelben Blumen verändern sich am wenigsten, selbst beim Trocknen. Ihr Farbstoff wird vom Wasser aufgenommen. Die Säuren schwächen ihren Ton; von den Kalien nehmen sie fast eine Pommeranzenfarbe an. Ihr Pigment ist bis jetzt isolirt dargestellt worden: im Saflorgelb, Saffrangelb, im Gelb der Blumen, von Narcissus Pseudonarcissus, von Tropaeolum majus u. s. w., (vergl. Blumengelb). Übrigens wird man selten eine Blume finden, bei welcher Blau oder Violet die vorherrschende Farbe ist, ohne daß man irgendwo in ihrer Mitte oder Tiefe, oder sonst an andern Stellen auch Spuren von Gelb wahrnähme. Auch nimt das Gelbe bei den blauen Blüthen fast immer die Mitte, das Blaue hingegen den Umkreis ein 2c. (vergl. die Farben der organischen Körper, wissenschaftlich bearbeitet von F. S. Voigt. Jena 1816. 8.) b. zeichnen sich die Blumen durch ihre verschiedenen Gerüche aus. Im frischen Zustande vorzüglich entbindet sich aus ihnen ein Stoff, als Dunst, oder Duft, welcher vermöge seiner Volatilität in der gemeinen, auch geringern Wärme der Atmosphäre sich verflüchtigt, und auf unsre Geruchsnerven mehr oder weniger stark wirkt. Dergleichen Riechstoffe gibt es mancherlei, aber sie sind nicht als besondre Stoffe in den Blumen selbst schon enthalten, sondern es entwickeln sich aus ihnen, wie bei der Verkohlung, so schon in der gewöhnlichen Temperatur, nur gelinder, flüchtige Principe, und setzen diesen Riechstoff zusammen. Wahrscheinlich besteht er aus zwei dergleichen, oder mehrern, aus Wasserstoff, Schwefel, Phosphor, Sauerstoff 2c. in verschiedenem Verhältnisse, und der so mannigfaltig modificirte Geruch der Blumen hängt eben davon ab, welche von jenen Elementarstoffen, und in welchem Mischungsverhältnisse sie in dem aus der Blume ausströmenden Riechstoffe enthalten sind. Sein Vehikel ist gewöhnlich ätherisches Öl, das mit ihm in dem wesentlichen Wasser bei der Destillation wohlriechender Blumen im Wasserbade, mit übergeht. Nach lange genug fortgesetzter Erhitzung haben endlich diese allen Geruch verloren. Mancher Blumenriechstoff ist aber so ungemein flüchtig, oder haftet so sehr an seiner Blume, daß er sich nicht überdestilliren läßt, wie jener von der Resede. — Dergleichen wohlriechende Wasser, und Öle benutzt man zu mancherlei arzneilichen Zwecken, und zu Parfüms 2c. (s. unten die Artikel Öl und Wasser.) Auf der andern Seite können aber auch die zu starken Blumendüfte, namentlich von Rosen, Hyacinthen, Tuberosen, Jasmin, Geisblatt, Orangenblüthen, Violen 2c. die eingeschlossene Luft in engen Gemächern zumal, und zur Nachtzeit geradezu verderben, ja die Blüthen des weißen Diptams hauchen zu Zeiten einen entzündlichen Dunst (Wasserstoffgas) aus, der bei Annäherung einer brennenden Kerze sogleich in eine Flamme ausbricht, welche sich um das ganze Gewächs verbreitet. c) Mehre gelbe Blumen geben zuweilen nach Sonnenuntergang in den Sommerabenden einen blitzähnlichen Schein von sich, z. B. die Ringelblume, die Blumen der Feuerlilie, der afrikanischen Sammetblume (Tagetes patula L.), des Tropaeolum majus, des afrikan. Rheinfarrn (Tanacetum africanum), der Sonnenwende, des Hieracium aureum, Mesembryanthemum aureum, Gentiana lutea, des Carthamus tinctorius, Cheiranthus Cheiri, der verschiedenen Arten von Hypericum, des Chelidonium majus, Trifolium ochroleucum, der Rosa Eglanteria u. a. m. Man bemerkt den Feuerschimmer oft zwei- dreimal hintereinander auf derselben Blume, oft erst binnen mehrern Minuten, vorzüglich im Juli und August bei Sonnenuntergang und eine Stunde nachher, selten später, nur bei ganz klarer, heiterer Luft, nie, wenn es den Tag über geregnet hat, oder sonst die Luft feucht ist. — Dies sogenannte Blitzen der Blumen während der Vegetation scheint Heinrich *) mehr phosphorescirender, als electrischer Natur zu seyn. Allein es ist wol unstreitig eine electrische Erscheinung, und gewissermaßen das für das Pflanzenleben, was die Selbstentzündung lebender Menschen für das Menschenleben ist. Die Grundbedingungen der Entzündung sind nämlich so ziemlich dieselben, nur die Wirkungen sehr verschieden; denn, während die Blume unverzehrt bleibt, brent der Menschenleib in sich zusammen bis auf wenig Asche. In dem Maße, wie die Blumenatmosphäre ein Nichtleiter der Electricität ist, erfolgen jene kleinen electrischen Entladungen, vergleichbar der Selbstentladung überladener Leidener Flaschen, nur daß bei der Blume die Belege als höchst klein gedacht werden müssen, oder vielmehr analog dem Funkenausziehen der gegen einen isolirten geladenen Conductor der Electrisirmaschine gerichteten leitenden Spitzen, in dem Augenblicke, wo der befruchtende Blumenstaub auseinander fährt, und sich über die Blumenblätteroberfläche verbreitet.

2) Blumen werden in der Chemie überhaupt solche Körper genant, die entweder von selbst, oder durch die Kunst in sehr feine Theile gebracht worden sind. In besonderem Sinne heißen alle jene festen flüchtigen Stoffe Blumen, die durch Sublimation in sehr zarte Theilchen, oder in eine Art von Mehl sich verwandelt haben. Manche sind der unverändert oder unzersetzt aufgetriebene Körper selbst, andere nur einer von seinen Bestandtheilen in mehr oder weniger oxydirtem Zustande. So gibt es Arsenikblumen, Benzoeblumen, Salmiakblumen, Schwefelblumen, Spiesglanzblumen, Zinkblumen u. s. w.

3) Heißen Blume auch die einen guten Indigo durchziehenden Silberblicke, oder Flimmern, Waidblume aber der leichte, dunkelblaue Schaum auf der Indig- oder Waidküpe. (*Th. Schreger.*)

Blume — Waidmännische Benennung, 1) des ganzen Schwanzes bei allen Arten der Linnéi'schen Gattungen: a. Hirsch (Cervus) und b. Hase (Lepus). Von den Hirscharten wird auch in vielen Gegenden Wedel, von den Hasenarten Federlein, gesagt. Dieselbe Benennung erhält auch die Spitze der Ruthe (des Schwanzes) aller zur Linnéi'schen Gattung: Hund (Ca-

*) S. bei Schweigger XXX. 2. S. 221.

nis) gehörigen Arten, wenn diese Spitze in der Haarfarbe von der übrigen Ruthe verschieden ist. (*a. d. Winckell.*)

BLUMECK, ehemalige Herrschaft nebst Schloß und Dorf in dem Großherzogth. Baden. Sie gehörte einst einer edeln Familie dieses Namens, deren letztes Glied, Gaudenz von Blumegg im J. 1372 der Abtei St. Blasien den Vasalleneid leistete. Schon früher (1366) kamen sie durch Kauf an die von Wollfurth, hernach an die von Fridingen, bis die Abtei St. Blasien durch Kauf und Wiederkauf, besonders in den JJ. 1448 und 1457 zu ihrem vollkommenen Besitz gelangte, und nach und nach alle ihre Theile, alle Jurisdiction, Hoheit und Regalien in denselben an sich brachte. Sie bestand im J. 1541, von wo an sie St. Blasien allein besaß, in dem Dorfe und Burgstall Blumegg, in dem Thurme Dillendorf, dem Dorfe Fützen, der Vogtei Grimelshofen, dem Dorfe Lausheim, dem Dorfe und Burgstall Ewatingen, den Dörfern Achdorf, Aselfingen, Eschach, Opferdingen und Überrach, und ihre Lage war zwischen dem Flusse Wutach und der St. Blasischen Grafschaft Bondorf, mit der sie ganz vereinigt wurde. Das **Bergschloß** auf einem isolirten Felsen am rechten Ufer der Wutach ist seiner schauerlichen Lage wegen merkwürdig. Das **Dorf** seitwärts vom Schlosse auf einem jähen Absturze, mit 260 E. dem Großherzogl. Bezirksamte Bondorf zugetheilt, ist wegen der in seiner Gemarkung im Betriebe stehenden Brüche von schönem Alabaster und Gyps berühmt. Auch muß der Anstalt gedacht werden, vermittelst welcher hier das den Bewohnern nöthige Wasser 700 Fuß künstlich in die Höhe getrieben wird. (*Leger.*)

BLUMENAU, 1) Hannöver. Amt in der Prov. Kalenberg, von 49,152 kalenb. Morgen, worauf in 22 Dörfern und Weilern 854 Häus. und 6805 Einw. gezählt werden, liegt an der Leine, und hat guten Ackerbesonders Flachsbau, womit 1200 Morgen bestellt, und außer dem eignen Bedürfnisse für 60,000 Guld. erübrigt werden, eine ansehnliche Viehzucht, Gartenbau und Garnspinnerei. 2) Weiler und der Sitz des vorgedachten Amts an der Aue mit 1 Schlosse, welches sich einst die Grafen von Wunstorf zu ihrer Residenz erbauet hatten, 7 Häus. und 109 Einw. (*Hassel.*)

Blumenegg, s. **Weingarten**.

BLUMENBLAU, ein blaufarbiger Stoff, welchen im blauen, oder durch eine Säure (nach Tennant Kohlensäure) gerötheten Zustande, als Veilchenfarbstoff rc. nicht nur die blauen, rothen und weißen Petala der Veilchen, sondern auch die Blumenblätter der Kornblumen, Astern, Glockenblumen, Aglei, der rothen Rosen*), Gichtrosen, des Mohns, des **Hyacinthus botryoides**, der **Alcea purpurea** und **rosea etc.**, die Blätter der **Brassica rubra**, und die Wurzel der **Beta rubra**, der blaue Tulpenpollen u. s. w. enthalten. Dasselbe Princip färbt das Häutchen des Scharlach-Geranium, der Blüthen des Granatenbaums, die Oberhaut der Radiese, und verschiedene rothe Beeren. Merkwürdig ist's, daß diese rothen Pflanzenkörper schon durch bloßes Zerreiben blau werden, und mit Wasser einen blauen Aufguß geben. In diesem und ähnlichen Fällen entweicht beim Zerreiben die Kohlensäure.

Die Veilchen verlieren auch beim schnellen Trocknen und in einem wohl verschlossenen Gefäße an einem trocknen Orte aufbewahrt, ihr schönes Blau. Dagegen bleibt dieses, und ihr Wohlgeruch unverändert, wenn man ihre Staubfäden und Kelche von den Blumenblättern sorgfältig sondert, die letztern auf Siebe ausbreitet, und durch eine feinlöchrige Gießkanne mit warmen Wasser besprengt; das Wasser läuft grün gefärbt ab; man wiederholt das Besprengen, worauf das Wasser blässer grün wird, hört aber mit dem dritten Besprengen auf, und läßt nun die Blätter schnell trocknen. — Ihr blauer Saft wird in verschlossenen, gegen Licht geschützten Gläsern röthlich, und an der Luft wieder blau. Die meisten starken Säuren röthen ihn, nicht aber sehr schwache, wie Benzoesäure rc.; schweflige färbt ihn wieder blau. Sie bildet mit dem nicht gerötheten, doch nur bei Gegenwart von Wasser, eine farblose Verbindung, welche an der Luft allmählig durch Phosphor-, Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, kaum durch Kleesäure, nie durch Weinstein-, Citronen- und Essigsäure, sogleich geröthet, und durch Kalien gegrünt wird. Kalien und deren kohlensaure Salze färben das Blau geradezu grün, und bald unter Fällung und Zersetzung gelb, dann bräunlich.

Auch zeigt der Veilchenfarbstoff, nach **Gehlen**, **Planche**, **Tennant** und **Grotthuß** die Röthung durch Säuren und Grünung durch Kalien noch an, wenn seine wäßrige Lösung durch Verdünnen farblos erscheint. Salzsaures Zinnoxydul färbt ihn, unter Bildung wenig blauen Niederschlags, lebhafter blau, aber dies Blau wird durch Säuren nicht roth, sondern violet. Weingeist löst ihn leicht auf.

Das blaue Pigment des **schwärzlichen Tulpenpollens**, welches auch hieher gehört, löst sich, nach **John**, in Wasser und Weingeist auf; seine Auflösung wird durch Säuren und Silbersalpeter roth, durch Kalkwasser und Bleizucker smaragdgrün, und durch salpetersaures Quecksilberoxydul veilchenblau gefällt.

In der Färberei gibt das Blumenblau überhaupt größtentheils unechte Farben, die indeß durch die rechten Zusätze fester gemacht werden können **). Auch ohne diese läßt es sich zum Färben des Papiers gebrauchen. Da es von wäßrig flüssigen und gasförmigen Säuren geröthet, von Kalien aber und vom Bleizucker gegrünt wird, so dient es in der Tinctur als chemisches Reagens für die genannten Stoffe, namentlich auf Ammonium im Bernsteinsalze rc., zur Prüfung des Kalkwassers, der gemeinen und Mineralwasser auf Säuren und Kalien rc. (*Th. Schreger.*)

Blumenfliege, s. **Anthomyia**.

BLUMENECK, auch **Blumenegg**, vormals eine reichsunmittelbare Herrschaft, zwischen den östreichischen Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Pludenz und Sonnen-

*) Clarke's Annahme, daß Eisen der färbende Stoff der rothen Rose sey, widersprechen durchaus die Veränderungen, welche in ihrer Farbe von Säuren und Kalien bewirkt werden, und die Unbeständigkeit ihrer Farbe.

**) S. A. M. Sieffert Versuche mit einheimischen Färbematerien rc. Altenb. 1775. 8.

berg gelegen, hatte eigenen Adel. Im J. 1351 versetzte Graf Heinrich von Werdenberg die Herrschaft um 1600 Goldgulden an Ulrich Thüring von Brandis, und 1412 verwandelte Bischof Hartmann zu Chur, ein Graf von Werdenberg, die Pfandschaft, zu Gunsten Wolfharts von Brandis, in Erbe. Nach Absterben Sigismunds von Brandis, 1507 fielen Blumeneck, Vaduz und Schöttenberg, an Graf Rudolf von Sulz, dessen Mutter, Verena, eine von Brandis war. Ein anderer Graf von Sulz, auch Rudolph genant, verkaufte 1613 Blumeneck um 150,000 Fl. an die Abtei Weingarten, die bereits früher, 1611, die Johanniter-Comthurei Feldkirch, und zugleich das Patronatsrecht über die Blumeneckischen Pfarren Pludesch, Thüringen und Sonntag, um 62,000 Fl. an sich gebracht hatte. Weingarten regirte die Herrschaft durch einen Statthalter. Mit der Abtei kam sie, durch den Reichsdeputationsschluß, an Nassau-Oranien, dann aber, durch einen Vergleich vom 25. Jul. 1804, an Östreich. Es war die wichtigste Erwerbung, die Östreich im Gefolge des Incamerations-Systems gemacht. Seitdem theilte Blumeneck das Schicksal der vorarlbergischen Landschaft. — Die Herrschaft, die sich zum Theile in das Hochgebirge hinanzieht, hat bedeutende Waldungen und Jagden, in dem Thale Wein- und Obst- auch einigen Fruchtbau. Sie enthält die Dorf-Pfarre Ludesch, Pludesch, Raggal, Sonntag und Thüringen, mehre Dörfer und Einöden, die Schlösser Blumeneck, welches 1405 von den Appenzellern zerstört, von den Grafen von Sulz wieder hergestellt worden, und Jordan, endlich die Propstei St. Gerold. Letztrer verdankt Ursprung und Name dem H. Gerold, einem vornehmen Sachsen, der hier als Einsiedler lebte und starb, auch, samt zwei Söhnen, in der Kirche ruhet: „bei welchem viel Wunderzeichen geschehen sind". Die Pfarre Blonns war eine ihrer wichtigsten Zugehörungen. (*v. Stramberg.*)

BLUMENFELD, ehemalige Herrschaft, jetzt Städtchen mit Schloß und Amtssitz im Großherzogth. Baden. Die Herrschaft im Umfange der Landgrfsch. Nellenburg gegen Morgen an das Fürstenbergische, gegen Mittag an den Kanton Schaffhausen gränzend, gehörte wechselweise den Rittern von Klingenberg, den von Bodmann und von Jungingen, und zuletzt dem Teutschen Orden, von welchem sie durch die großen Statsveränderungen des XIX. Jahrh. an Baden fiel. Das Städtchen nebst seinem alten Schlosse auf einem von einem kleinen Thale umschlossenen Hügel, zählt nur 29 Häus. und 219 Einw. In seiner Nähe findet man viele Versteinerungen, Echiniten, Fischzähne, Muscheln und große Steinmassen von Conchylien. (*Leger.*)

BLUMENGELB, ein gelber Farbstoff, der nicht nur mehr oder weniger schöne und beständige Farben in der Färberei rc. sondern auch Lackfarben gibt, und sich durch Wasser sowol, als wäßrigen Weingeist, die ihn auflösen, aus manchen Blüthen und Blüthentheilen leicht ausziehen, und in Masse oder in Pulverform darstellen läßt. Ein dauerhaftes Gelb liefern: 1) die Blumencorollen des Safflors (Carthamus tinctorius), (s. Safflorgelb); 2) die Blumenblätter des Narcissus Pseudonarcissus, aus denen man erst, nach Caventou, durch Äther das Öl, und dann mit siedendem 40 gradigen Weingeist das Pigment zieht, das sich durch Verdampfen des Weingeistes rein darstellen läßt, als ein braunes, in dünnen Lagen schön gelbes, etwas ins Grüne stechendes Präparat, dessen wäßrige Lösung durch Säuren blässer, durch Kalien dunkler wird, und mit Bleizucker, oder Alaun und kohlensaurem Kali gelbe Niederschläge bildet; 3) die Blüthe von Solidago canadensis, Anthemis Cotula, Iris pseudacorus, Tayetes patula u. a. m. Ein weniger beständiges Blumengelb liefern: 1) die Blumen des Saffran, (s. Saffrangelb); 2) die Blüthe des Tropaeolum majus, deren Pigment, nach John, leicht in Wasser und wäßrigem Weingeist mit bräunlich gelber, ins Kirschrothe übergehender Farbe sich auflöst. Die wäßrige Farbenbrühe wird durch Säure hochkirschroth, von kohlensaurem Natron schmuzig bräunlich grün, und schlägt schwere Metallsalze mit verschiedener gelber und rother Farbe nieder; 3) die Blumenähren rc. von Mimosa nilotica, die Blumenbüschel von Agrostis spica venti, die Blumen von der gelben Impatiens balsamina, von Impatiens noli me tangere L., von Caltha palustris L., Anthemis tinctoria, Galium verum, Genista tinctoria, Hypericum perforatum, und Cochinchinense, von Hibiscus populeus L., Verbascum Thapsus L., Calendula off., Chaerefolium, Sophora Ludovica, Ilex europaeus, Spartium scoparium, Chrysanthemum segetum. Von diesen Blumen bleiben, wenn man sie, nach Chaptal, in Wasser mit Weißlederabschnitzeln, Thierleim rc. zugleich siedet, im Farbenbade blos die Stoffe aufgelöst, welche ein mehr oder weniger lebhaftes Gelb zum Färben, zu Lackfarben rc. liefern. 4) Die reinweißen Blüthen färben überhaupt, nach Lewis, ihren wäßrigen Absud dunkelgelb, und Säuren, Kalien rc. wirken darauf, wie auf andere gelbe vegetabilische Farbenmaterialien. So läßt sich aus den weißen Orangenblüthen rc. mit Weingeist eine gelbe Lackfarbe bereiten rc. (*Th. Schreger.*)

Blumenkäfer, s. Cetonia.

Blumenkohl, s. Brassica.

BLUMENMALEREI wird als eine untergeordnete Art der Malerei betrachtet und dem sogenannten Stillleben beigezählt. Sobald dies nicht Geringschätzung anzeigen soll, ist nichts dagegen einzuwenden. Freilich kann sich in dieser Gattung nicht das Große und Bedeutende aussprechen, wie in andern; dafür aber liegt etwas Anderes darin, was dem menschlichen Herzen oft so nöthig ist als Erhebung. Es wird an dem, welcher Werke dieser Art mit Liebe schafft, ein stiller, ruhig beschränkter, heiterer Sinn, genügsames Herz und inniges Vergnügen am Schönen im Kleinen vorausgesetzt, wie es Jean Paul so oft und immer so vortreflich geschildert hat; und wenn davon etwas in den Betrachter übergeht, und eine idyllische Stimmung in ihm bewirkt wird, so kann man dieser Gattung auch ihren ästhetischen Werth nicht absprechen, denn der technische versteht sich von selbst, da sich der Meister in jeder Gattung bewähren kann. Von allen Gegenständen aber, welche diese Gattung unter sich befaßt, sind die

Blumen, ausgezeichnet durch den Reiz ihrer Farben, die Anmuth ihrer Formen, ihr stilles Leben und Empfinden, und darum auch durch Bedeutsamkeit für die mit Analogien dichterisch spielende Phantasie, am fähigsten, jene ästhetische Wirkung hervorzubringen. Ihrem schönen, schnell vergänglichen Leben aber durch die nachbildende Kunst Dauer zu verleihen, ist nicht leicht, weil die Natur selbst den ganzen Zauber ihrer Farbengebung zum Schmucke derselben aufgeboten hat, und zumal die Ölmalerei mit vielen Hindernissen zur Darstellung desselben zu kämpfen hat. Ist es aber schon so schwierig, daß die Kunst hier die Natur nur erreiche, wie wird es dann mit den Foderungen aussehen, die man an die Kunst macht, daß sie durch Idealisiren und Erfindung die Natur übertreffe? Wird darum nicht die Blumenmalerei eine blos *nachahmende* Kunst bleiben müssen, die nur allenfalls auf der gleichen Stufe mit der Bildnißmalerei steht? — Viele behaupten dies. Um nun zu sehen, wie es sich hiemit verhalte, wollen wir erst die Blumenmalerei blos als Nachahmung im Einzelnen, dann in Bezug auf Erfindung betrachten. Die Foderungen, die in beiderlei Hinsicht an sie gemacht werden können, werden sich dabei von selbst ergeben.

Da das, was über den ersten Punkt *Göthe* gesagt hat, kaum einen Zusatz gestattet, so darf hier blos seine Erklärung wiederholt werden. In einem gehaltvollen Aufsatz, worin er die Unterschiede zwischen einfacher Nachahmung der Natur, Manier und Styl genau bestimt *), heißt es: „Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkentniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen". Zur Anwendung hievon wählt er nun das Beispiel von Blumen und Früchten. „Die einfache Nachahmung derselben, sagt er, kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden, und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, heraussuchen werde. Also tritt hier schon die *Wahl* ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kom̃t auf die mannigfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannigfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsche im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben gleichsam spielend gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände wieder zu erneuern im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseyns die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraktion erkennen und fassen; und so werden die Wunderwerke eines *Huysums*, einer *Rachel Ruysch* entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er bei seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist: wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitige Wirkungen erkent, wenn er die successive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsiehet und überdenkt. Er wird alsdann nicht blos durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In *diesem Sinne* würde man sagen können, er habe sich einen *Styl* gebildet; wie man auf der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar zu genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die *Manier* übergehen würde".

Darstellungen des Einzelen in solchem Styl finden wir auch in botanischen Werken, jedoch treue Wahrheit mit Schönheit vereinigt erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem durch *Rousseau* die Liebe zum Studium der Botanik mehr verbreitet worden, und dann die Kaiserin *Josephine* dasselbe auf vielfache Weise befördert hatte. Man kann diesen Styl in botanischer Darstellung von den Blättern an rechnen, welche *Redouté*, ein Niederländer, zu den Werken *l'Heritier's* zeichnete. — In mehren seit jener Epoche erschienenen Werken findet man jenen echten Styl; im Kolorit wetteifert die Kunst mit der Natur auch in den zartesten Nuancen, so daß kaum etwas zu wünschen übrig seyn dürfte.

Hiebei bleibt nun aber die Kunst nicht stehen, sondern hat es versucht, auch in Darstellungen dieser Art die Wirklichkeit noch zu übertreffen, und zwar durch Zusammenstellung einer Auswahl des Schönsten in verschiedenen Arten, und durch Anordnung. Zeigt sich in der ersten der feinere Sinn und Geschmack des Auswählenden überhaupt, und so viel Idealisirung, als diese Art zuläßt, so beurkundet die zweite seinen malerischen Kunstsinn insbesondere. Die größte Mannigfaltigkeit in Formen der Kronen, Kelche, Blätter und Stengel, die bunteste Abwechselung reizender und anmuthiger Farben hat der Künstler vor sich, um sie zu verbinden zu einer gefälligen Einheit. Theils durch die Gegenstellung der Formen selbst und das, was er zur Verbindung des Mannigfaltigen auswählt, theils durch eine solche Anordnung auch des Kolorits, daß durch die Harmonie desselben, welche durch den Lokalton bedingt ist, die Wirklichkeit übertroffen wird, theils durch die Beleuchtungsverhältnisse, welche die Harmonie des Kolorits unterstützen, erreicht er seinen Zweck; das Zusammengestellte erhält eine solche Haltung, daß eine Blume der andern durch Licht und Schatten wohlthut, und unser Sinn für das Schöne der Natur dadurch verfeinert, unser Vergnügen an demselben erhöht wird. Man weiß, wie *van Huysum*

*) Auszüge aus dem Tagebuch eines Reisenden, in Wielands D. Merkur 1789. Bd. I. St. 2.

das Hauptlicht auf eine weiße Rose sammelte, und andern Gegenständen davon nach Verhältniß Antheil gab; wie er durch mannigfaltiges Grün, das er zwischen Rosenknospen mischte, jeder eine andere Schattirung gab, und doch alle unter Eine Hauptbeleuchtung vereinigte, wie er durch ein dunkles gebrochenes Grün Ruhe über ein Ganzes auszubreiten wußte, und einen Vereinigungspunkt darbot, zu welchem der Betrachter der Theile immer mit neuem Vergnügen zurückkehrte. In solchem Styl komponiren auch die noch lebenden van Dael und van Spaendonk der Ältere, und sollen in manchen Punkten Huysum noch übertreffen, so wie schon vor ihnen Peter Faes. Sollte zu solchen Kompositionen blos ein Auffassen der Naturerscheinungen mit feinem Sinn und zartem Gefühl, und nicht auch Erfindungsgeist erfodert werden? dann müßte man, scheint es, dem, der einen gefundenen oder empfangenen Stoff dichterisch behandelt, ebenfalls den Erfindungsgeist absprechen, wenn man das Ordnen zum ästhetischen Zwecke und das Motiviren für nichts will gelten lassen.

Wollte man nun dennoch in allem diesem, worin man es bis zu meisterhafter Vollendung gebracht hat, nur nachahmende Kunst anerkennen, so würde der Blumenmalerei noch Bedeutsamkeit und Ausdruck übrig bleiben, um sich echt poetisch zu beweisen. Nicht als sollte diese Kunst dem Witz Räthsel zu lösen geben nach Art einer Blumensprache, oder als sollte die Empfindsamkeit ein geckenhaftes Spiel damit treiben: aber die Analogie, die sich jedem sinnigen Betrachter von stillem Gemüth zwischen Blumenleben und Menschenleben ganz ungesucht darbietet, warum sollte diese von einer Kunst nicht benutzt werden, die sich von dem stillen Leben den anziehendsten Gegenstand zur Darstellung gewählt hat, um auch dem Gemüth etwas zu sagen, während sie den Sinn ergötzt? Ich wenigstens muß dem, was Watelet hierüber gesagt hat, beistimmen. „So lange man die Blumen als unbelebte Gegenstände betrachtete, konnte die Malerei sich mit einer kalten Nachahmung ihrer Form und Farben begnügen. Seitdem die Beobachter derselben geistige Ausdrücke an ihnen entdeckt haben; — da man sieht, daß sich fast alle durch sympathetische Verhältnisse einander nähern, und daß einigen von ihnen Empfindungen nicht fremd sind, welche die Natur allen Thieren gab; seitdem ist erfoderlich, den Nachahmungen der Blumen einen Ausdruck von Bewegung zu geben, fast möchte man sagen, einen Ausdruck, der sich auf die Umstände bezieht, welche sie modificiren". Wenn hierin weniger geleistet ist, als in dem Vorigen, so darf man daraus nicht folgern, daß es nicht geleistet werden könne. Man bedenke übrigens, daß durch Form oder Farbe, Blumen Analogie zu unsern Empfindungen haben: kann daher eine Anordnung derselben zu ästhetischem Zwecke unmöglich seyn? Man hat die Jahreszeiten durch Blumen symbolisirt, und es läßt sich mit den Tageszeiten ebenfalls thun. Wir haben andere Kränze für den hochzeitlichen Altar und andere für den Sarg. Warum sollte nun die Kunst dies nicht idyllisch oder elegisch oder lyrisch benutzen können? Sie verfahre nur wie Göthe's Blumenmädchen, und wir werden mit ihrem Geliebten sagen:

Du erscheinst uns als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.
Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

In Ansehung des Geschichtlichen der Blumenmalerei ist bekant, daß bei den Griechen Pausias als Blumenmaler berühmt war, und von der Kultur dieser Kunstart zeugen auch die sogenannten Grotesken, welche Rafael nachahmte, und zwar nicht mit Phantasieblumen, denn die Originale finden sich alle um Rom. Vielleicht verhielt es sich mit den Arabesken eben so; in beiden Arten aber entstand Manier, die zu dem Zwecke solcher Darstellungen auch hinreicht. Unter den modernen Blumenmalern sind zu nennen aus der florentinischen Schule: Angiol. Gori, Bartol. Bimbi, Andr. Scacciati, Fortini, und besonders der Neapolitaner Gaspard Lopez; aus der römischen Schule: Tommaso Salini, Mario Nuzzi gen. Mario da' Fiori, Laura Bernasconi, Carlo Voglar gen. Carlo da' Fiori, Franc. Varnetam (gest. als Hofmaler zu Wien), Cristiano Bernetz, Scipione Angeli; der Neapolitaner Ruoppoli gen. Andr. Belvedero, dessen Schüler Lopez war; aus der Schule von Venedig: Domenico Levo, Cassi, Duramano, Graf Giorgio, Durante von Brescia, Ridolfo Manzoni; aus der Schule von Modena: Lodovico Bertucci, Pellegrino Ascani, Felice Rubbiani; Mailänder: Carlantonio Procaccini, Maderno, Mario de' Crespini; aus der Schule von Bologna: Antonio Mezzadri, Anton-Maria Zagnani, Paolo Antonio Barbieri, Pierfrancesco Cittadini (geb. Mailänder). Den Vorzug verdienen jedoch die Niederländer *): Verelst, Seeghers, van Heem, Verendael, van Aelst, Rachel Ruysch, van Huysum, Havermanns, Maria van Osterwyk, Roepel, Mignon, Peter Faes, der mit Huysum wetteifert, und die noch lebenden oben Genannten, an die sich Vaupel anschließt. Spaendonk hat durch seinen Cours d'iconographie botanique, den er zu Paris alljährlich vortrug, bereits viele gute Schüler erhalten. Unter den Franzosen der jetzigen Zeit sind auch Chazelles u. Bonneval zu nennen; auch der Werke mehrer Frauen wird mit Lobe gedacht, besonders derer von Iphigenie Mureau, einer Schülerin van Daels. Unter den Teutschen ist zuerst zu gedenken der Künstlerin Maria Sibilla Merian; späterhin waren Christian Bernetz aus Hamburg (geb. 1658, gest. 1722 zu Rom), und Franz Werner Tamna (gest. 1724 zu Wien) sehr geschätzte Künstler in dieser Art, der Letzte den Niederländern gleich. In England zeichnete sich Maria Moser, eine geborne Teutsche, aber in England erzogen, und Mitglied der Königl. Akademie, beinah allein in dieser Art aus. *(Gruber.)*

Blumenorden, s. Pegnitz.

Blumenrohr, s. Canna.

Blumensprache, s. Selam.

Blumenzucht, s. Gärtnerei und einzelne Blumensorten.

*) Vgl. das, was Meyer hierüber sagt in Winkelmann und sein Jahrhundert von Goethe S. 196 fg.

Blumen – oder Blüthenstaub (Antherenstaub, pollen) (chemisch). Diesen Pflanzenbefruchtungsstoff, der, als Samenduft und Staub, in einer Menge kleiner Beutelchen eingeschlossen liegt, hielt Grew vormals für einen durch Luft verfeinerten Schwefel, der ihm und seinen Zeitgenossen als passende Bezeichnung des allgemeinen Princips der Brennbarkeit galt. Hales war derselben Meinung, setzte aber noch die Entwickelung des Lichts hinzu. Geoffroy wähnte, daß der Pollen aus schwefligen, öligen, und riechenden Bestandtheilen zusammengesetzt sey. Bonnet vergleicht ihn mit einem gepülverten Harze. Nach von Gleichen sollen seine Hauptbestandtheile, außer einer Materie, woraus die Bienen ihr Wachs bereiten, und die Reaumur für wirkliches Wachs hält, Salz und Schwefel seyn. Ludwig will im Blüthenstaube der Haselnußstaude salzige, erdige, harzige und gummige Stoffe gefunden haben, Tingry dagegen im Pollen der weißen Lilie, außer einem wirklich ätherischen und brenzlichen Öl mit Ammonium, eine dem Wachse theilweisähnliche Materie. Fourcroy und Vauquelin gab der Blumenstaub der Dattelpalme (phoenix dactylifera) aus Ägypten eine im Wasser unauflösliche, zwischen Kleber und Eiweißstoff mitten inne stehende, sehr zur Fäulniß geneigte und beim Faulen wie alter Käse riechende animalische Materie, sehr viele Äpfelsäure, Kalk- und Bittererdephosphat. Der ganze Pollen ward durch Salpetersäure in Ammonium, Kohlensäure, Kleesäure, eine gelbe bittere Materie, und in eine Art von oxygenirtem Fett verwandelt. Bucholz erhielt aus dem Weidenpollen keine freie Säure, aber, außer obiger eigenthümlichen Substanz, noch eine Spur von Gerbstoff, und eine kleberartige Materie. Der Bärlappsamen (sem. *Lycopodii*) scheint einen Übergang vom Pollen zum Samen zu bilden; ein eigner Stoff, den John mit zu seinem Pollenin (s. Pollenin), zieht, verbindet ihn mit dem Antherenstaub, sein bedeutenderer Gehalt an fettem Öle mit dem Samen. Im Pollen des Pinus sylvestris fand Link, außer vielem Harz, Kleber, süßem Extractivstoff und etwas Schleim, auch Pollenin, so wie im Pollen von Papaver orientalis. Stolze bekam aus 100 Theilen des Blüthenstaubs der Haselnußstaude außer Riechstoff, 21 besondern Extractivstoffs, 24 Schleim, 5 Harz und 14 eiweißartiges Gluten (Kleber), auch 34 Pollenin. — John fand in 100 des Pollen vom Pinus sylvestris wenig Wasser mit einer flüchtigen, fadriechenden Substanz, 2 einer gelblichweißen, nicht klebenden Wachsmaterie nebst Öl, 3,75 klebrigen braunen Harzes, 5 äpfelsaur. Kali u. Kalk nebst einem gummösen, durch Galläpfeltinctur fällbaren Stoffe, 5 zuckriger Substanz, eine Spur scharfen Extractivstoffs, 4 — 5 käseartigen Eiweißstoffs, 77,25 Pollenin, eine Spur von Schwefel, schwefel-, salz- und phosphorsaur. Kalk, und Eisenoxyd nebst äpfelsaur. Ammonium. Der Pollen vom Pinus abies enthält dieselben Bestandtheile, nur ist er reicher an Stickstoff. — Nach v. Grotthuß bestehen 26 Gran Pollen von der Tulipa Gesneriana aus 9 fibrösen vegetabil. Eiweißes, 7 eingetrockneten dgl. Eiweißes, 4½ löslichen dergl. Eiweißes, 3¼ äpfelsaur. Kalks mit einer Spur von äpfelsaur. Bittererde, 1¼ äpfelsaur. Ammon., Salpeters und Farbestoffs. Nach John aber sind dessen Bestandtheile: Pollenin, viele zuckrige, nicht krystallisirende Materie, ein wenig blaugefärbter Wachsstoff (von den ganz dunkelblauen Antheren), nebst einem eigenthümlichen blauen, in Weingeist löslichen Pigmente, flüchtige Theile, Kali, Kalk u. Bittererde mit überschüssiger Äpfelsäure, käseartiger Eiweißstoff, und Spuren anderer Salze mit jenen Basen. Von dem darin gefundenen Cerin (vergl. Cerin), leitet John, gegen Huber, das Wachs der Bienen ab. Merkwürdig ist immer die Eigenschaft des Pollen, durch Oxydirung vermittelst der Salpetersäure in ein oxydirtes Fett verwandelt zu werden. Da nun das Wachs wahrscheinlich auch ein oxydirtes Fett ist, so gewint jene Meinung dadurch etwas für sich, welche den Pollen als die ursprüngliche Quelle des Bienenwachses ansieht, es müßten denn die Bienen nicht allein das Cerin und Myricin (vergl. Myricin) aus dem Pollen ziehen, sondern den meisten Pollen selbst darein verwandeln, wie etwas ähnliches durch die Salpetersäure geschieht. Freilich stehen dieser Annahme wieder die Huberschen Versuche entgegen, wenn sie anders mit aller Genauigkeit gemacht sind, nach welchen die Bienen aus reinem Zucker — sehr viel Wachs bereiten sollen. —

Alle bis jetzt untersuchten Pollenarten haben uns immer eine halb animalische, halb vegetabilische Natur gezeigt; Pollenin und Schleim gehören mehr der ersten, die übrigen Bestandtheile mehr der letzten an; jene sind immer in vorherrschender Menge und stets gegenwärtig, diese scheinen mehr abzuwechseln, und oft nur in geringer Menge dazuseyn. Es dürfte sich also wol die Begattung der Pflanzen unmittelbar an die mehrern Thierfamilien reihen, weil in dieser Zeit das Leben der Pflanzen fast bis zur Höhe thierischer Wirksamkeit gesteigert ist, wogegen sie durch die Begattung theilweise erschöpft, nach derselben gewöhnlich ihre Befruchtungstheile verlieren. (*Th. Schreger.*)

Blumenwanze, s. Anthocoris.

BLUMENTHAL, Pfarrdorf im Herzogthum Bremen in einer angenehmen Gegend an der Weser, wie schon der Name andeutet, den auch bereits eine hier im Jahre 1355 erbauete und vermuthlich im 17. Jahrhundert eingegangene Burg führte. Es ist der Sitz eines königlichen Amts, das aus der ehemaligen Vogtei Blumenthal und dem benachbarten Gerichte Neuenkirchen gebildet worden, und dessen Einwohner sich wegen der Nähe der Weser viel mit der Schiffahrt beschäftigen, so wie hier auch Schiffbau getrieben wird. Gedachte Burg kam im J. 1436 unter Vermittelung des Bremischen Erzbischofs Balduin aus den Händen seiner ursprünglichen Besitzer, einiger dortigen Edelleute, an die Stadt Bremen, woraus die Bremer große Vortheile für die Sicherheit ihres Handels schöpften. Auch vereinigten sie, nach mehren mislungnen Versuchen, wahrscheinlich schon in der Mitte des 15. Jahrh. mit der Vogtei Blumenthal, das einer andern adeligen Familie zustehende angrenzende Gericht Neuenkirchen. Die Landeshoheit der Stadt Bremen über diesen Distrikt veranlaßte auch die Einführung der reformirten Confession. Als wegen der von der Stadt um die Mitte des 17. Jahrh. prätendirten Reichsimmedietät zwischen ihr, und der Krone Schweden ein Krieg ausbrach, so erhielt sich die Stadt in dem darauf im J. 1654 zu Stade getroffenen Vergleich zwar

in dem Besitze von Blumenthal und Neuenkirchen, mußte aber das Territorialrecht darüber an Schweden abtreten, bis in dem Stadeschen Vergleiche vom 23. August 1741 beide Theile mit Ausnahme des der Stadt gebliebenen, im J. 1803 aber auch abgetretenen Patronatrechts über Kirchen und Schulen daselbst, dem König von Großbritannien als Herzog zu Bremen, ganz überlassen wurde. Damals bildete sich das jetzige Amt Blumenthal in seiner gegenwärtigen Verfassung *). (*Schlichthorst.*)

Blumenthal, gegenwärtig eine Vorstadt der königl. Freistadt Preßburg (Posony) in Niederungern, diesseit der Donau, Preßburger Gespanschaft und Bezirk, mit teutschen Einwohnern, worunter (nach dem Graner erzbisch. Schematismus von 1820) 4698 Katholiken und 1734 Evang. A. C. sind. Die Katholiken haben eine eigene Kirche; die Evangelischen haben ziemlich weit in die evangelische Kirche zu Preßburg zu gehen, haben jedoch in Blumenthal eine eigne teutsche Bürgerschule. Die Einwohner nähren sich größtentheils vom Weinbau, Gartenbau und dem Weinschank (vgl. Pressburg). (*Rumy.*)

BLUNTSCHLI (Joh. Heinrich), Artillerie-Hauptmann bei der Miliz, geb. zu Zürich 1656, gest. den 23. Juli 1722, ist der Verfasser der **Memorabilia Tigurina**, eines geographisch-statistisch-historischen Wörterbuches über den Kanton Zürich, welches zuerst 1704. 12., vermehrt, mit Kupf. 1711. 8., endlich nach dem Tode des Verfassers mit vielen Berichtigungen, 300 neuen Titeln und bis auf das Jahr 1741 von Balth. Bullinger und Erhard Dürsteler fortgesetzt, 1742. 4. mit Kupfern und einer die damalige Gebietseintheilung enthaltenden Landkarte erschien. Seither gab Ant. Werdmüller von Elgg 1780 und 1790 in 2 Bänden in 4. eine Fortsetzung derselben mit Berichtigungen und Vermehrungen heraus, und eine von zwei züricherschen Bürgern J. H. Erni und C. Keller zusammen getragene neue Fortsetzung, doch in einer etwas veränderten Form folgte, Zürich, 1820. 4. nach. (***Meyer v. Knonau.***)

BLUT, (zoochemisch) I. gesunder Menschen und Thiere. Das eigentliche Blut, diese rothe Lymphe, welche erst in den Thieren der zweiten Stufe zum Vorschein komt, dieser Inbegriff aller Bildungsstoffe für den Thierkörper, dieser strömende Thierstoff, ist eine fadriechende, schwachsalzig schmeckende, und immer etwas specifisch schwerere Flüssigkeit, als das Wasser, schon im noch lebenden Körper unterm Mikroskop ein bloßes mechanisches Gemenge von Serum und Cruor, der im farblosen Serum erzeugt und zu drüsenartigen rothen Körnern oder Kügelchen von infusorieller Natur gestaltet, darin schwimt. Magendie will indeß mit bewaffnetem Auge keine Blutkügelchen wahrgenommen haben, und glaubt, daß Hewson, ihr erster Entdecker, dafür Luftbläschen beschrieben und abgebildet habe, weil Körnchen sich blos im Blute kaltblütiger Thiere beobachten ließen?! (S. dagegen Ev. Home i. d. Phil. Transact. 1818. P. II. XI. XII.) Nach Hewson sah Gruithuisen darin unterm Mikroskop zuerst, außer den Blutkügelchen, auch Blutbläschen, die sich auch schon im Chylus vollkommen gebildet vorfinden sollen. Er theilt diese Hämatien in Anapnoen und Chylen ein (s. unten a. a. O. u. med.-chir. Zeitung 1822. Beilage zu No. 19. S. 311. 2c.). Nach Döllinger ist das Blut nur uneigentlich eine Flüssigkeit zu nennen, denn es fließe nicht wie Wasser, sondern rinne wie feiner Sand, vermöge der Kleinheit und Beweglichkeit seiner übrigens weichen Körner, die den Grund ihrer Bewegung in sich haben. Das Serum wird nach ihm erst während des Austritts aus der Ader gebildet. Übrigens sieht er das Blut für eine Metamorphose seines Thierstoffs (einer eigenen eiweißähnlichen Substanz oder des flüssigen Eistoffs) an, von dem es sich durch Individualisirung der Körner und durch Beweglichkeit derselben unterscheide. Die kleinsten Blutströmchen sollen nicht in Gefäße eingeschlossen seyn, sondern frei durch den Thierstoff hindurch rieseln. Nicht in allen Theilen seyen diese Blutströmchen gleich groß, am feinsten im Hirn, weniger fein in der Leber, noch weniger in den Nieren. — Nach Prevost und Dumas ist das Blut, genauer betrachtet, nichts als Serum, worin kleine regelmäßige und unauflösliche Körperchen schwimmen. Auswurfsschleim, höchstens auch Schweiß und pflanzenartige Gebilde ausgenommen, nimt das Blut alles Eingesogene auf und verarbeitet es, mittelst eines vollkommen organischchemischen Auflösungsprozesses und einer genauen Synthesis, in Blut. Von den aufgenommenen Stoffen ziehen die Nieren meist das Unbrauchbare, die ganze übrige Thiersubstanz meist das Brauchbare an. Im Blute finden wir die höchste Ausbildung der thierischen Säftemasse, viel mehre organische Stoffe, rothe Kügelchen, weit mehr Blutfaser, den animalisirtesten aller Thierstoffe (vergl. Chylus). Aus ihm sondern sich viele Flüssigkeiten als Sekretionen ab, in welche es gleichsam zerfällt. Sie alle im Verein gedacht geben den allgemeinen Charakter des Blutes wieder, gleichwie jede einzelne derselben diesem Charakter in einer gewissen Richtung schon dadurch entspricht, daß sie ihrer Bestimmung nach Unterstützungsmittel der Hämatose ist. Dieser abermalige Kreis alkalischer Absonderung setzt nochmals saure Aussonderungen, welche beide sich in den durch Schweiß und Harn regelmäßig abgehenden Säuren zu erkennen geben. Namentlich entfernt jener im gesunden Zustande Milchsäure, bisweilen auch stellvertretend oder kritisch Harn- oder Phosphorsäure; dieser ist regelmäßig mit Harn- und Milchsäure gesäuert, entfernt aber außerdem noch alle und jede durch Speisen und Getränke in den Körper aufgenommene Säuren. Endlich besteht die Lungen-Exeretion in Kohlensäure. In jedem Moment des gesunden Daseyns herrscht bei allen Individuen einer Gattung die vollkommenste Identität des strömenden Blutes. Doch soll die Wärmecapacität des Arterien- und Venenblutes nach Crawford und J. Davy sich nicht ganz gleich seyn, sondern letztes eine niedrigere Temperatur haben. Wenigstens ist das Blut in der linken Herzhöhle um 1—2° wärmer, als in der rechten, so wie jenes der Carotis wärmer, als das der Halsvene; mit der Entfernung vom Herzen nimt seine Wärme ab. Wie die Luftwärme zunimt, wird die Ausdünstung unseres Körpers größer, und derselbe dadurch abgekühlt; zugleich vermindert sich unsere Eßlust; beide Umstände vermindern die Blutwärme und machen den Menschen fähig,

*) S. Annalen der Braunschw. Lüneburg. Kurlande 1794. 2. St. 2. S. 11 fgg.

in allen Klimaten ausdauern zu können. So spürte namentl. Jos. Banks u. C. Blagden in einer Hitze von 20° über dem Siedpunkte des Wassers, wo ihre Uhrketten brennend heiß wurden, Eier in 20 Minuten hart und Rindfleisch in 30 weich kochte, keine Erhöhung der Temperatur ihres Blutes. — Das Volumen des Blutes wird durch dessen Lebenswärme mehr ausgedehnt, nach dem Tode aber zusammengezogen, so daß es sich hier zu dort = 1:9 verhält. Jedoch scheint aus Davy's Versuchen über den Temperaturgrad desselben bei mehren Wirbelthieren soviel hervorzugehen, daß dieser bei den warmblütigen durch die fortgesetzte Wirkung einer beträchtlichen Wärme wirklich erhöhet werden kann, wie dies auf eine weit auffallendere Weise bei den kaltblütigen Wirbelthieren bemerkbar ist. Vasalli fand vermittelst seines Elektrometers, daß im Allgemeinen das frische Blut positive Elekricität zeige, und nur in einigen Fällen von heftiger Entzündung die negative annehme. Bei der Beobachtung des in solchen Fällen erfolgenden Todes schlug er vor, sich des Elektrometers als eines Vitalitätsmessers zu bedienen. Auch nach Bellingeri (s. Ann. univers. di Medicina, Apr. 1819) hat das Blut im relativ-gesunden Zustande mehr Elektricität, als die Luft, woraus erhellt, daß ersteres nicht nur ein Leiter der Luftelektricität ist, sondern eine ihm eigene Elekricität besitzt, die es, bei den Veränderungen der Luftelektricität in demselben Grade zu behaupten strebt. Seine Elektricität steht dann mitten inne zwischen der des Eisens und des Kupfers. Wenn aber dasselbe sich in Serum und in Cruor trennt, so hat es keine ihm eigenthümliche Elektricität mehr, sondern es befindet sich mit der atmossphärischen im Gleichgewichte. Das strömende Blut enthält ferner viel Gas. Bauer und E. Home fanden, daß dieses kohlensaures, und gleichviel davon, 2 Cub. Zoll auf 1 Unze in den hohlen Kügelchen der beiden Blutarten, eingeschlossen sey. Eine Menge dieser Kohlensäure tritt während des Gerinnens aus dem Blute, das, nach Magendie, nur vermöge seines Belebtseyns gerinnen soll? Zur Veränderung des Gerinnens und zur Bildung des Faserstoffes trägt das Athemholen bei. Je unvollständiger dieses vor sich geht, desto geringer ist die Menge des Faserstoffes, vorzüglich vermöge der geringern Einwirkung der atmosphärischen Luft aufs Blut. Die Grundlage des durch Gerinnung oder Krystallisirung sich bildenden festen Körpertheils ist entweder, wenn diese Organe roth sind, wie die Muskeln, als geronnenes Blut roth anzusehen, oder sie tritt als farbloser und natronfreier Faserstoff auf in allen härtern und ungefärbtern Organgebilden. Die Gerinnung des abgelassenen Bluts erfolgt bei Zutritt oder Ausschluß der Luft, aber diese begünstigt und beschleunigt sie; die Form des Blutgefäßes ist ohne Einfluß darauf. Das Blut gerint beim Bewegen oder beim Ruhigstehenbleiben, bei Abkühlung oder Nichtabkühlung, doch schneller in der natürlichen Körpertemperatur, schneller im Sterben abgelassen, ob es gleich dann dünner ist, und weniger Faserstoff enthält, welches allein von der Zusammenziehung der Haargefäße abhängt, die blos Serum hindurchlassen; die Verdünnung des Blutes mittelst Serum soll hier nach Schroeder van der Kolk (s. Dessen Diss. sist. sanguinis coagulantis historiam; cum experim. etc. Groningae 1820. 8. Cap. II.), die Ursache der schnellern Gerinnung, so wie auch der schnellern Verderbniß des im Augenblicke des Todes weggelassenen Blutes seyn? — Während der Gerinnung wird die vorher im Blute gebunden gewesene Wärme frei; nach Mayer und Gordon ist die Menge von dieser an der Oberfläche des gerinnenden Blutes größer, als in der Tiefe. Starke elektrische Kraft scheidet, nach Brande (bei Gilbert 1820. 4. S. 363, vergl. Heidmann's Versuche in Reil's Arch. f. d. Physiol. VI. 3., und die galvanischen von Circaud, Medici und Gandolfi in d. Efem. fisico-med. 1804., teutsch in Harles und Ritter's neuem Journ. d. ausländ. med.-chir. Literatur V. 2., so wie die Schüblerschen bei Schweigger III. S. 292, die Kielmeyerschen und die van Kolkschen a. a. O.), den Eiweißstoff aus dem Blute in fester, schwache in liquider Form, woraus sich, nach Home (bei Meckel V. 3. S. 369 ꝛc.), soll begreifen lassen, wie verschiedene feste Gebilde, z. B. Fleischwärzchen, Häute, Knochencallus ꝛc., aber auch mancherlei animalische Flüssigkeiten daraus erzeugt werden, da Eiweißstoff der vornehmste Bestandtheil des Thierkörpers sey. — Nach Heidmann bildet sich aus dem Blute im Sonnenlichte der Faserstoff viel früher, als im Schatten. Es lassen sich bei seinem Gerinnen den schwachen Contractionen und Expansionen der Muskeln ähnliche Bewegungen unterscheiden. Im lebenden Normalorganismus behält das Blut allein seine vitale Mischung und Form, wobei ihm noch seine von dieser Mischung abhängige Expansivkraft zukomt, und erst, wenn diese erloschen ist, trent es sich, nach den drei Grundformen der Cohäsion, in Blutdunst, Blutwasser und Blutkuchen.

1) Der Blutdunst (Blutduft, Blutgas, aura sanguinis) ist ein äußerst feiner, schwach thierisch riechender Ausdünstungsstoff des frischen Thierbluts, der auf Reagentien nicht wirkt, an übergehaltenen kalten Metallplatten liquid wird, über Wasser aufgefangen nach einiger Zeit ammonialisch riecht, in Fäulniß ganz übergehend sich trübt, und endlich albuminöse Flocken absetzt. Dieser eigene Riechstoff ist daher Eiweißstoff, der durch die Wasserdünste des erwärmten Bluts sich daraus verflüchtigt hat. — Blutgeist (spiritus sanguinis) nent man das Wasser des Bluts, mit diesem Riechstoffe angeschwängert, der bei der Erwärmung des Bluts aus dessen flüchtigen Grundstoffen erzeugt wird.

2) Das Blutserum ist allein im lebendigen Körper eine homogene, ganz klare, wenig gelbliche, schwachsalzige Flüssigkeit, die außerhalb des Körpers in eigentliches Blutwasser, in Lymphe und in Faserstoff sich scheidet. a) Das ungerinnbare eigentliche Blutwasser (aqua sanguinis, serositas), welches von dem in der Wärme geronnenen Blutserum abfließt, ist, nach Brande (bei Schweigger XVI. 3. S. 317. ꝛc.) eine Verbindung von Eiweißstoff, u. überschüssigem Kali und Wasser. Marcet fand sein specif. Gewicht = 292. Tausend Theile davon gaben ihm 9 fester Thierstoffe und 920 Wasser nebst Salzen. Berzelius erhielt aus 100 desselben 8,00 Eiweißstoff, 0,60 Osmazom nebst milchsaurem, salzsaurem und freiem Natron, 0,41 einer animalischen, nicht in Weingeist löslichen Materie nebst Na-

tron und phosphorsaurem Natron; und 90,50 Wasser. b) Die **Blutlymphe** (lympha sanguinis) ist ganz von der Natur des Eiweißes. Von ihr rührt die Gerinnung des Bluts durch Wärme bei 52° R., durch Weinalcohol, Säuren ɾc., und mit die Fällung desselben durch Galläpfeltinktur her (vgl. unten Lymphe). c) Der **Blutfaserstoff** (Fadenstoff, Fibrine) pars, materia fibrosa, fibra sanguinis, wird in den lebendigen Blutgefäßen durch eine beständige Zersetzung des Chylus und der Lymphe erzeugt. Denn bekantlich werden Kohlen- und Wasserstoff beim Respirationsacte ausgeathmet, folglich dient der aufgesogene Luftantheil mit vorzüglich dazu, dem Chylus durch zusammengesetzte Affinität eine Quantität von KSt. und WSt. in einem solchen Verhältnisse zu entziehen, daß der Rückstand Faserstoff wird. Allein noch ist dieser im Blute des lebendigen Körpers und im frisch abgelassenen nicht wahrnehmbar. Erst, wenn dieses in einem Gefäße ruhig steht, erstarrt durch Gerinnung sein Serum theilweise zu Faserstoff (jenem geronnenen Eiweiß, d. i. Eiweiß ohne Natrum), der mit der Muskelfaser übereinkomt, und wovon, nach **Mayer**, im arteriösen Blute immer um $\frac{1}{4}$, ja bisweilen um die Hälfte mehr ist, als im venösen. In diesem erscheint er aber viel feiner, wie zerhackt, in jenem zu größern Bündeln verschmolzen. Auch klebt ersterm immer noch etwas Farbstoff an, wenn letztrer oft blendendweiß ist. Der Venenblutfaserstoff gerint erst durch die Oxydation des Bluts in den Lungen mehr zu größern Bündeln; der Cruor und das Serum werden von ihm nicht mehr so angezogen, und er schwebt gleichsam in dieser flüssigen Masse mehr isolirt. Daß aber die Oxydation des Bluts zur Gerinnung und Verschmelzung des Faserstoffs mitwirkt, erhellt unter andern daraus, daß, wenn aus dem schwarzrothen Blute, welches sich in der linken Herzhöhle angehäuft hat, im Falle bei irgend einer Todesart die Circulation die Respiration überlebt hätte, der Faserstoff gerint, dasselbe weit weniger von diesem liefert, als das Venenblut in der rechten Herzhöhle. Geschieht dessen Präcipitation und Gerinnung sehr vollständig, so erscheint er in Verein mit dem eigentlich sogenanten Eiweißstoffe des Bluts als **Entzündungshaut** (Crusta phlogistica s. inflammatoria) mit dem abgelassenen Blute. Die Bildung dieser Haut scheint von der in den Capillargefäßen entstandenen Verringerung der Verwandtschaft des Faserstoffs mit dem Cruor herzurühren. Die nach wiederholten Aderlässen geringere Menge des Faserstoffs im Blute läßt sich von der Zusammenziehung der Gefäße ableiten. Im lebenden Körper dürfte der Faserstoff Leben oder die Fähigkeit besitzen, von Reizen verändert zu werden. Auch möchte wol dessen Gehalt in dem Blute der verschiedenen Organe veränderlich seyn, und so z. B. geringer in dem zur Ernährung des Gehirns bestimten Arterienblute, beträchtlich aber im Blute der Muskelgefäße, weil mehr davon zur Bildung und zum Wachsthum des Muskelfleisches verwendet wird, wenn gleich, nach **le Gallois**, das arterielle Blut von seiner Entstehung an in den Lungen, bis zu den feinsten Capillargefäßen des sogenannten großen Kreislaufs ganz das nämliche bleiben, aber das Blut in allen Verzweigungen des venösen Systems von desto verschiedentlicher Beschaffenheit seyn sollen. Wahrscheinlich hat jede Partie des Blutsystems die Fähigkeit, sich bald mehr, bald weniger Faserstoff anzueignen. Die nächste Ursache seines abweichenden Mengenverhältnisses ist aber wol die Verschiedenheit der Lebensbestimmung jeglichen Organgebilds (vgl. **Lavagna** in F. **Meckel's** t. Archiv f. d. Physiologie, IV. 1. S. 151. ɾc.). Überhaupt beträgt der Faserstoff in 1000 Menschenbluts nicht ganz 0,75. Er ist durchsichtiger, als der vom Rinderblute, und leichter einzuäschern. Seine Asche enthält phosphors. Kalk, dergleichen Bittererde, wenig kohlens. Kalk und wenig Natron. Seine entfernten Bestandtheile sind, nach **Gay-Lussac** u. **Thenard** 19,685 Sauerstoff, 19,954 Stickstoff, 53,360 Kohle und 7,021 Wasserstoff (vgl. Faserstoff).

3) Der **Blutkuchen** (crassamentum, coagulum, spissamentum, placenta, hepar, insula sanguinis) besteht aus **Faserstoff** und **Cruor**. Dieser Cruor unterscheidet sich vom Blutserum durch seine rothe Farbe. Im strömenden und im frisch abgelassenen Blute schwimt er wie kleine Körnchen oder Kügelchen, im Serum (oder in einer andern Flüssigkeit), ohne mit diesem vermischt zu seyn. Doch löst er sich, nach **Young** wenigstens dessen Färbestoff, der die Blutkörnchen in ihrer häutigen Hülle nur zu umgeben scheint, indem er sogleich von diesen, beim Austragen vielen Blutes auf eine Glastafel, von allen Seiten abtritt, in reinem Wasser auf, und gerint, wie die Lymphe, durch Hitze, Alcohol und Säuren. Die Blutkörnchen sind nicht in allen Thieren von derselben Größe und Form. **Bauer** und **E. Home** fanden sie beim Menschen unterm Mikroskop $\frac{1}{1700}$, ohne Färbesubstanz $\frac{1}{2000}$ im Durchmesser, mithin letztre nicht ganz um $\frac{1}{8}$ kleiner. Sie sind im Leben rundlich, bei manchen Thieren eiförmig, nach dem Tode platt, beim lebenden Proteus angu. u. a. elliptisch ɾc. Ihre Dichtheit zum Wasser ist = 1130 : 1000. Sie verhalten sich, nach **Gruithuisen**, zu den Bläschen im Blute der Zahl nach etwa wie 150 : 1. Der Färbestoff verhält sich zu den Kügelchen = 3 : 1. Übrigens wird der Cruor vom Menschenblute leichter eingeäschert als vom Rinderblute. **Berzelius** zog aus 100 von dessen gelber Asche: 20 Kalk, 6 phosphors. Kalk mit dergleichen Bittererde, 50 Eisenoxyd, also $\frac{1}{2}$ Proc. des trocknen Cruors, 7,5 basisches phosphors. Eisenoxyd, und 16,5 Kohlensäure nebst etwas Natron und salzsaur. Natron. Das Eisen darin ist nicht sowol der Färbestoff des Blutes selbst, als vielmehr das, was denselben bindet, und dessen Wirkung bestimt. Vielmehr zeigt die Behandlung des Blutroths im Feuer, sowie seine größre Helligkeit, die es durch das Entlassen eines Theils seiner Kohle während des Athmens erhält, an, daß Kohle die Ursache seiner Färbung sey, so daß man wol den rothen Bluttheil gekohlten Eistoff nennen kann (vgl. Blutfärbestoff).

Außerhalb des Körpers gerint das Blut unter Wärmeentwicklung nach einigen Min. allmälig zu einer festweichen, anfangs noch immer einfarbig rothen Gallerte, aus deren Oberfläche nach und nach und endlich soviel Serum ausschwitzt, daß das Ganze in zwei Hälften, in dieses Serum und in den Blutkuchen, geschieden ist, der darin schwimt. Läßt man abgelassenes Blut 48 Stunden lang stehen, so trent sich das Serum ganz und schließt das Gerinnsel von al-

len Seiten ein. Den größten Theil seiner Oberfläche bedecken kleine runde Löcher, worin sich Gas (Kohlensäure) gesammelt hat, und von wo aus es durch das Serum gedrungen ist. Wenn aber durch Schröpfen ausgeleertes Blut 48 Stunden steht, so trent sich das Serum manchmal nur in geringer Menge, und erhebt sich nicht über das Gerinnsel, weil sich ein Häutchen an der Oberfläche von diesem gebildet hat, das ringsum an den Rand der Schale haftet. Nach 48 Stunden enthält dieses Häutchen verästelte Gefäße. Nach E. Home soll geronnenes Blut auch im lebenden Körper durch die Entwickelung der im Blute enthaltenen Kohlensäure, gleich dem verdickten Eiter, gefäßreich werden. Die Kohlensäure bildet sich nämlich Gänge in dem Blutpfropfe, deren Wände durch den Einfluß des lebenden Organismus selbst organisirt würden. — Wenn man den Blutkuchen getrent mit vielem Wasser mehrmals auswäscht, so nimt dieses nach und nach den Cruor auf, und wird dadurch einfarbig roth, der Faserstoff aber bleibt wie weiße Häutchen und Fäserchen auf dem Boden zurück. Beim Schlagen des Bluts werden seine Körnchen im Serum vertheilt, setzen sich nur allmälig daraus ab, und der Faserstoff trent sich in reinere Fäden. Er wechselt zwischen 0,0015 und 0,0043 der gesamten Blutmasse.

Die Bestandtheile des frisch abgelassenen, noch warmen Bluts, das Hippocrates sehr treffend flüssiges Fleisch nent, sind folgende: Riechstoff, Kohlensäure, Wasser, Ei- oder Eiweißstoff, Faserstoff, Färbstoff (welche drei letztre Hauptstoffe, nach Prout, in flüssiger Form dem Zellgewebe, der Muskelfaser, und der Nervensubstanz vorzüglich entsprechend, Berzelius für eine und dieselbe Materie in drei verschiedentlich modificirten Zuständen ansieht, und zusammengenommen den eiweißartigen Bestandtheil des Bluts nent). Hiezu kommen noch nach Einigen Gallerte? von Parmentier und Deyeux Tommeline genant (nach Brande, Berzelius, Ficinus u. A. aber kein Educt des Bluts im lebenden Körper, sondern ein Produkt der Siedhitze, oder der eintretenden Entmischung des abgelassenen Blutes); zwei extractivstoffartige Pigmente: ein braunes, bitteres im Blutkuchen (nach Brande), und ein gelbes im Serum (nach Sigwart), das diesem seine gelbliche Farbe gibt; reines, sowie salz- und phosphorsaures, nach Berzelius auch milchsaures Natron nebst Osmazom, welches jedoch kein besonderer, näherer Bestandtheil des Blutes, sondern nur ein Gemisch aus mehren ist; Spuren von einem eigen modificirten essig- und benzoësauren Natron (nach Proust), vielleicht auch schwefelſ. Natron? phosphorsaures Kali (nach Pearson), reines, salz- u. hydrothionsaures Ammonium (nach Fourcroy u. Vauquelin, Parmentier u. Deyeux), kohlensauren (nach A. Vogel u. A.), und phosphorsauren Kalk, dergleichen Bittererde ꝛc. Allein die Gegenwart dieser Salze ist, gleich deren Verhältniß zu einander, nicht immer constant. — Sonach besteht das rothe Blut der lebendigen warmblütigen Thiere aus einer übersättigten Auflösung des Eiweißes in Natron und Wasser, gemengt mit Blutroth. Aber sehr verschieden ist dessen Zusammensetzung, vorzüglich weicht die Menge des rothen Eisstoffes darin gar sehr ab, und dürfte wol mit der Menge der Respiration zunehmen, womit auch immer eine gesteigerte Bewegungsfähigkeit verbunden ist. — Als Grundstoffe des Bluts nimt man an: Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Chlorin, Schwefel (Phosphor), Kalium, Natronium, Calcium, Magnium, Eisen, Mangan? — Menschenblut kann wol 3 Monate lang ungeronnen und unzersetzt im Magen eines gesunden Blutegels, und ohne allen Geruch bleiben. Dies ist auch der Fall mit secernirtem, aber im lebenden Körper eingeschlossen gebliebenen Menstrual- u. a. Blute. Jedoch alles an der Luft sich selbst überlassene Blut fault bald, um so leichter, je feuchter es ist, auch in der Kälte, trent sich in seine Bestandtheile, die dasselbe thun, und es bilden sich in seinen Bläschen Infusorien. Bei seiner allmäligen Zersetzung erzeugt nämlich das Blut, nach Vauquelin (s. d. Schweigger, 1821. II. 4. S. 439. ꝛc.) viele Kohlensäure, Hydrothionsäure, Essigsäure, Ammonium, welches jene Säure sättigt, und ein flüchtiges sehr stinkendes Öl von saurer Beschaffenheit, wodurch ebenfalls ein Theil des Ammonium gesättigt wird. Diese Substanzen befinden sich nicht als solche in dem Blute, sondern nur ihren Bestandtheilen nach, die anders geordnet sind. Ferner enthält das zersetzte Blut, wie das frische, eine Fettigkeit. Das Eiweiß wird bei der Zersetzung des Bluts gänzlich zerstört, und, wenn sich davon noch Spuren finden, so ist es doch ganz verändert und kaum mehr kentlich: es gleicht dann mehr dem Leim, von dem es auch den Geruch hat. Dagegen verhält sich der Farbestoff des Bluts völlig unverändert, wenn auch alle andre Bestandtheile schon längst zerstört sind. —

Unendlich verschieden ist das Verhältniß der Blutbestandtheile bei Menschen und Thieren nach Maßgabe des Alters, Geschlechts, Temperaments, der Race, der Lebensart, des Clima, der verschiedenen Organe, durch die es kreiset ꝛc. So gibt es auch ursprüngliche Bildungsfehler des Bluts, ein Stehenbleiben desselben auf einer niedrigern Bildungsstufe, z. B. dessen Dünnheit ꝛc. Das, nach Lobstein, nur 27° F. warme aus Arterien und Venen gleichfarbige Menschenfötusblut besteht aus fast gleichviel Serum und Cruor, gerint nicht durch Kälte, scheidet aber doch ein Serum ab, das immer eine rothe, ins Braune spielende Farbe behält, und mehr, als bei gebornen Menschen, beträgt. Sein Cruor ist bräunlicher roth, und wird auch an der Luft nicht so hellroth. Der Blutkuchen ist nie fest genug, gesteht aber durch Hitze eben so fest, wie im Blute der Erwachsenen, und nimt eine graue Farbe an, während das Serum sich röthet. Von selbst losgetrent, wird er an der Luft nur etwas rothstreifig. Auch enthält er im Ganzen weder soviel, und zwar mehr gallertartigen Faserstoff, noch soviel Phosphorsäure, oder vielmehr gar keine nach Fourcroy und Deyeux. Indeß, da das mütterliche Blut faserstoffreich zum Fötus geht, und dagegen arm an diesem Stoffe von ihm zurück komt, so muß dessen Gehalt daran in den verschiedenen Gegenden des Fötuskörpers sehr verschieden seyn. Am reichsten daran fand ich das Blut des linken Leberlappens und des venösen Ganges, ärmer daran wird es schon durch die Beimischung des Bluts der untern Hohlader, immer aber enthält dieses mehr davon, als das Blut der obern, welches in das rechte Herz

dann in die absteigende Aorta trit, während jenes sich in das linke, und von da in die aufsteigende Aorta ergießt. Daher denn auch die schnellere Entwickelung der obern Körperhälfte des Embryo, weil sie ein faserstoffreicheres, folglich mehr nährendes Blut erhält. — Die Lymphe gerint erst bei 156° F., ohne so fest zu werden; von Serosität ist mehr zugegen. Übrigens enthält das Fötusblut weniger Sauerstoff, aber mehr Wasser- und Kohlenstoff. — Das arterielle Blut eines so eben gebornen Kindes unterscheidet sich noch nicht von dem venösen in der Farbe, beides ist noch gleichfarbig dunkelroth, und es gehören wenigstens 10 — 18 Minuten freies Athmen und Schreien des Kindes dazu, bis man eine Abänderung der Farbe seines Arterienblutes wahrnehmen kann. Das Blut junger und sanguinischer Personen ist nach Parmentier u. Deyeux, höher roth, und enthält einen weniger zähen Faserstoff, als das Blut von ältern und phlegmatischen Menschen. Borden will darin zur Zeit der Pubertät bei jungen Männern einen samenähnlichen Geruch bemerkt haben. — Nach van der Kolk hat das Blut bei starken Personen, und wo das Athemholen vollständiger von Statten geht, mehr Faserstoff. Auch bei sehr fetten Menschen, zumal wenn sie wenige Körper- und Geistesbeschäftigung haben, und sich stark nähren, ist es gewöhnlich dunkler, sehr faserreich, zersetzt sich sehr schnell, und geht bald in Fäulniß. —

Das sogenannte gallichte Blut der Choleriker und Melancholiker sieht dunkelroth aus, soll aber nach Deyeux weder Galle, noch einen Bestandtheil derselben enthalten, wenn gleich Proust und Fourcroy im Blute überhaupt Galle gefunden haben wollen.

Das dunkelröthere Blut von Greisen scheint, nach Hunter, früher zu faulen, als jenes von jungen Personen.

Weiberblut ist etwas leichter und dünner, als Männerblut, d. i. verhältnißmäßig reicher an Serum.

Mohrenblut ist, nach Th. Sömmerring, dunkler und kleberiger. — In heißen Klimaten fand H. Davy das Blut der Menschen sogleich nach dem Tode noch ganz liquid, und das nach 20 — 30 Stunden in den Herzvalveln und innern Gefäßhäuten ausgetretene Serum roth gefärbt ohne vorausgegangene Entzündung. Nach Chalmers war es in Westindien und in den Tropenländern nicht leicht gerinnbar, und enthielt nur ⅟₂ Cruor, der so wenig mit dem vielen Serum zusammenhing, daß die Absonderung an der Luft augenblicklich geschah. — Dagegen ist, nach Cranz und Anderson, das Blut der Grön- und Isländer dick, klebrig und dunkelroth. — Viel heller sah es, selbst bei Greisen, Steller bei den Kamtschadalen, die lauter Pflanzennahrung genießen.

Alles Arterienblut fällt mehr zinnoberroth aus; seine Körnchen sind kleiner, als die des dunkelrothen Venenbluts, was sich unterm Mikroskop deutlich zeigt, wenn man den Übergang des dunkelrothen Bluts in hellrothes, der durch die Elektricität bewirkt wird, beobachten kann. Es enthält weit mehr freien und lockerer gebundenen Sauerstoff, als das Venenblut. Der Sauerstoff entweicht daraus schon bei der verhältnißmäßig niedrigen Temperatur von 120 — 200° Fahr. In hermetisch verschlossenen Gefäßen verliert es allmälig seine Röthe, weil sein SSt. mit dem KSt. allmälig zu Kohlensäure sich verbindet. — Die Temperatur des aus der Carotis gezogenen Bluts ist um 1 — 2° höher, als die des Halsvenenbluts. Immer enthält es nach Mayer gegen Sigwart, weit mehr Faserstoff, gerint auch schneller, als venöses, unter jedesmaliger Wärmeentwickelung, bleibt aber nicht immer und überall sich gleich. Es zeichnet sich mehr durch eine leichtere Trennbarkeit seiner Bestandtheile aus, welche aber nothwendig ist, weil aus ihm die verschiedenen Organgebilde ernährt, und die mancherlei Secretionsflüssigkeiten abgeschieden werden sollen. Sein größerer Fasergehalt begreift sich aber daraus, daß es immerfort durch die Secretionen viel Cruor und Serum verliert, dagegen den Faserstoff allmälig in sich anhäuft. Diese Anhäufung nimt mit fortschreitendem Alter zu, und ist die Ursache eines trägern Blutumlaufs, so wie sein vermehrter Absatz die der Erhärtung und Steifheit sonst weicher und zarter Organgebilde in spätern Lebensjahren.—

Capillargefäßblut führen noch manche sogenannte Haargefäße (die jedoch Döllinger neuerlich ganz leugnet), als die letzten und zahlreichsten Arterienreiser, viele blos Blutwasser. Das Blut tritt, langsamer in ihnen fortbewegt, durch ihre äußerst feinen zellstoffigen Wände mit allen benachbarten festen Theilen in Wechselwirkung, und aus diesen Wandungen in höchst expandirter Dunstform heraus. In jenen feinen Arterienverzweigungen verliert es, je weiter es dringt, um so mehr Sauer- und Stickstoff, wodurch die festen Theile ernährt werden; es trent sich nun in einen farbigen, und in einen farblosen (serösen) Bestandtheil, welcher letztre allein in die zur Ernährung und Absonderung dienenden Haargefäße einzudringen scheint, während erstrer durch die etwas weitern Capillargefäße in die Venen eingeht.

Das venöse Blut ist, so wie sein Serum dichter, seine Farbe dunkelrother, sein Kohlen- und Wasserstoffgehalt vorwaltender. Seine Körnchen sind größer. Schneller gerint das zuletzt aus einer Vene ausfließende, als das erste, welches zugleich speeifisch schwerer ist. Der Cruor selbst wird bei diesem Übergange dunkler braunroth, und von dieser Veränderung muß auch eine bisher unbekannte Metamorphose des Blutwassers abhängen. — Übrigens beruht die Verschiedenheit des Arterien- u. Venenbluts wol darauf, daß die Blutgefäße, von denen die Arterien nervenreicher, als die Venen sind, einen galvanischen Kreis gleichsam bilden, dessen positiver Pol in den Capillargefäßen, der negative aber in den Lungen liegt. Letztrer färbt, wie Versuche lehren, wahrscheinlich durch Entwickelung des Wasserstoffgases, und dadurch erfolgendes Freiwerden des Sauerstoffgases das Blut hellroth.

Das reine Lungenblut ist wenigstens anfangs hellerroth, schaumig, und gerint viel eher, als das Milz- und Magenvenenblut ꝛc. (Über die Veränderungen des Bluts in den Lungen überhaupt, vgl. den Artikel Athmen).

Pfortaderblut ist noch schwärzlicher und viel liquider, als andres Venenblut, mithin ärmer an Sauerstoff, desto reicher aber an freiem Kohlen- und Wasserstoff. So wird es theils in den Darmwänden, theils in

der Milz verändert, und zeichnet sich durch seinen etwas bitterlichen Geschmack, und seine wenigere Gerinnbarkeit aus. Gewöhnlich lassen sich in ihm chylusartige weiße Streifen unterscheiden. Tiedemann und L. Gmelin (s. deren Vers. über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen u. Darmkan. ins Blut gelangen rc., Heidelb. 1820. 8. vgl. Seiler's und Ficinus Versuche der Art in deren und A. Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, 1822. II. 3. S. 406. rc.), fanden alle Thieren gereichte Riechstoffe und Farbestoffe, so wie blausaures u. schwefelblausaures Kali, Eisen, Blei, Baryt rc. wieder in deren Pfortaderblute.

Das Milzvenenblut ist, nach Home, Heusinger und A. viel seröser und albuminöser; sein Serum bleibt mehr gefärbt, sein Blutkuchen sondert sich nicht so rein ab, behält ein weichlicheres Ansehen, und enthält weniger Faserstoff. Es gerint, nach Tiedemann und Gmelin, so gut, wie andres Blut, aber immer viel später. Im Blute aus dem Milzvenenstamme sah Heusinger keine Chylusstreifen, wol aber fanden Tiedemann und Gmelin unverkennbare Spuren vieler Thieren beigebrachten Riech- und Farbestoffe rc. (vgl. Seiler und Ficinus a. a. O.). Dieselben enthielt auch das aus den Kranzvenen des Magens aufgefangene Blut. Bei mehren Versuchen erschien die Milzoberfläche strotzend von einer röthlichen Flüssigkeit, welche schnell zu einem weichen, röthlichen Kuchen gelieferte, ohne daß sich nach der Coagulation immer Serum abschied.

Im Gekrösvenenblute, welches, wie überhaupt das Blut der untern Hohlvene, dunkler, als jenes der obern, zu seyn scheint, unterschieden Magendie, Tiedemann und Gmelin oft den Geruch des Thieren beigebrachten Kamphers, Moschus rc., desgleichen eine Färbung des Blutwassers von eingegebenem Indigo, Rhabarber rc., sowie das gereichte blausaure und schwefelblausaure Kali, und Spuren von beigebrachtem Blei, Eisen rc. (vgl. Seiler und Ficinus a. a. O. S. 405 — 407 rc.).

Gleich dem Arterienblute wird das Venenblut, außerhalb des Körpers mit Sauerstoffgas in Berührung gebracht, doch einigermaßen oxygenisirt, nämlich mehr an der äußersten Berührungsfläche geröthet, bleibt aber übrigens immer schwärzlicher. Zugleich nimt das SStG. an Volum ab, und wird theils zu KStG. Auch durch Schlagen von seinem Faserstoff getrenntes Blut färbt sich mit SStG. rosenroth. Ja, der mit Serum noch ganz überdeckte Blutkuchen wird unter diesen Umständen oberflächlich geröthet, zum Beweise, daß hier das Serum ein Leiter des SStG. ist; bloßes Wasser leitet solches nicht zum Cruor. Auch das in die Venen eingespritzte SStG. färbt deren Blut hellroth, Kohlensäure aber Arterienblut, auf dieselbe Weise damit in Berührung gebracht, dunkelroth; frisches Venenblut, in SStG. geschüttelt, wird durchaus hellroth unter großer Abnahme des Gases; schwächer ist diese Röthung in atmosphärischer Luft. — Aus Venenblut entwickelt sich, auch ohne Zutritt von SSt., bei 112° F. Kohlensäure, und Kalkwasser wird durch dasselbe wenigstens stärker getrübt, als durch Arterienblut. Zwar entbindet sich auch aus diesem Kohlensäure, und aus Venenblut SStG., allein weit weniger, als die entgegengesetzten Gasarten aus den entgegengesetzten Blutarten.

In kohlens. Gas, in Stick- in Wasserstoffgas und in andern sauerstoffleeren oder armen Gasarten wird alles Blut dunkler gefärbt, von oxydirtem Stickgas, nach Thenard rc., braunroth, von Ammoniumgas kirschroth, von Kohlenoxyd-, Kohlenwasserstoffgas und Salpetergas hellviolet, von Schwefelwasserstoff- und Arsenikwasserstoffgas dunkelviolet, von salzsaurem Gas kastanienbraun, von schwefelsaurem schwarzbraun, und von Chloringas schwärzlichbraun ins weißlich Gelbe spielend. Sehr wenig Blut röthet eine große Menge Wasser. Kali und Natron verhindern seine Gerinnung, weil sie den Faserstoff auflösen, der zur Präcipitation strebt. Frisch abgelassenes Blut wird durch Säuren hellröther, und gerint sogleich; von mehr Säure wird das Blutgerinsel wieder aufgelöst. Auch die meisten sauren Salze bilden, sowie Alcohol, darin einen Niederschlag. In gemeiner Luft gerint es langsamer und schwächer, als mit SStG., viel später und unvollkommener mit Wasserstoff- und Stickgas. Zerrührt man frisch abgelassenes Blut, um die Gerinnung und Blutkuchenbildung zu verhindern, während man Chloringas hineinstreichen läßt, so macht jede Gasblase den Theil, den sie berührt, hart, und bald ist die ganze Masse ein Aggregat grauer Blasen, ohne Flüssigkeit, weil sowol die Blutfaser, als das Blutwasser, jenes flüssige Eiweiß erhärten (vgl. Berzelius in Schweigger's a. Journ. d. Ch. u. Ph. XII. S. 380. rc.). Erhitzt man das Blutserum, so gerint es ganz bis auf ein wenig trübe Flüssigkeit, welche noch etwas, durch das überschüssige Natron vor dem Gerinnen geschützt, längere Zeit für Thierleim gegoltenen Eiweißstoff enthält.

Das reine Menstrualblut der Weiber ist etwas leichter und dünner, als Männerblut, und ein wirkliches Secretum. Es gleicht nach Brande (s. Gilbert's Ann. d. Ph. 1817. 9. S. 395. rc.), einer concentrirten Auflösung des Blutfärbestoffs im Blutwasser, ist starkroth, koagulirt nicht, und soll weder Faserstoff, noch Eisen enthalten, auch nach Lavagna (s. bei Meckel a. a. O. O. IV. 1.), und nach Brugnatelli (s. Annali universali di Medic. Mil. 1818. Mai.), seines Faserstoffmangels wegen weniger zur Fäulniß hinneigen. Aber, wie das Lochialblut, länger in den Geburtstheilen zurückgehalten, stinkt es abscheulich an der Luft, und wird bald entmischt. — In den letztern, nicht in den drei ersten Schwangerschaftsmonaten bildet sich auf dem abgelassenen Blute der Frauen eine Entzündungshaut, wenn gleich sein Kuchen immer fester erscheint. Es enthält gewöhnlich Überfluß an Kohlenstoff.

Das Puerperalblut der Weiber, welches aus dem Uterus, und dem gegen die Placenta gewandten Theile des Nabelstrangs fließt, gerint, und gibt, nach Lavagna und Brugnatelli, vielen, wenn gleich weichern, und mehr gelatinösen Faserstoff, so wie hinwiederum jenes aus dem gegen den Fötus zugekehrten Theile der Placenta verhältnißmäßig äußerst wenig gerint, und nur wenige dünne Blutfaserfäden liefert. Wol läßt sich daher während der Schwangerschaftsperiode ein phlogistischer Proceß im Uterus annehmen, wodurch die Bil-

dung des dem Embryo unentbehrlichen Faserstoffs vermittelt wird. — Übrigens soll, nach Douglas, der Theil des Placentabluts, welcher durch den Venengang in den allgemeinen Kreislauf komt, und theilweise zum Hirn geht, durch die Thymus beim ungebornen Kinde, so wie jener, der zur untern Partie des Fötuskörpers strömt, in den Nebennieren einer Reinigung unterworfen seyn.

Das Lochialblut ist anfangs blutroth, geht dann als eine seröse, und zuletzt als eine schleim- oder eiterartige Flüssigkeit ab. Manches frische wollen Gaubius und Baldinger (s. des Letztern n. Magaz. 1789. XI.), bei der Berührung an der Luft wirklich phosphoresciren und aufflammen gesehen haben. Sein sich oft an der Luft entwickelnder Übelgeruch ist bekant genug.

Blut, kurz nach der Mahlzeit, zumal bei mehr Fleisch- als Pflanzenkost, gab nach Charcet, ein milchiges Serum, das sich erst durch Absatz eines fettigen Rahms klärte. Auch Vauquelin fand darin ein Fettöl (s. b. Meckel a. a. O. III. 2. S. 298. ꝛc.). Alles dies widerlegt Parmentier's u. Deyeux's Behauptung, als habe die Nahrung keinen so bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Bestandtheile des Bluts, sondern dieses erleide dadurch mehr quantitativ bei gesunden Menschen gewisse Modificationen. — Auch manche Arzneimittel, wirken darauf. So enthält, nach Bostock, z. B. das Blutserum nach dem Gebrauche vieler Soda eine große Menge freies Natron, und einen dem Fettwachs ähnlichen Stoff; so das Blut von Menschen und Thieren, die Rhabarber genommen hatten, nach Home und Westrumb, dem Sohne, diesen völlig unzersetzt, oder doch Spuren davon. So fand letztrer blausaures Kali, das er, aufgelöst, in den Magen eines Hundes eingespritzt hatte, wieder im Blute, indem er zu dessen Cruor Salpetersäure mischte, die Flüssigkeit filtrirte, und einige Tropfen schwefelsaures Eisen zusetzte, wodurch sich Berlinerblau bildete. Zugleich entdeckte er im Blute der Hohlader die Spuren des Kali, doch mehr davon in jenem der absteigenden Aorta. Das blausaure Kali verbindet sich hier so innig mit dem Cruor, daß es blos mittelst Salpetersäure abgeschieden werden kann. Auch Krimer will blausaures Kali und Rhabarber, Thieren in den Magen gespritzt, nach 10 Minuten im Arterienblute, und nach 15 Minuten im Venenblute wieder gefunden haben.

Nach Mayer's sehr interessanten Versuchen erschien blausaures Kali, durch die Lungen eingesaugt, nach 1—5 Minuten im Blute, und Substanzen, in die Luftröhre eingestößt, fanden sich Anfangs vorzüglich im arteriösen Blute (s. Meckel's Arch. f. d. Physiol. III. 4. VI. 1. S. 37. ꝛc., vgl. *C. W. L. Jäckel*, Diss. inaug. de absorptione venosa, Berol. 1819. 8. Lorinser in Oken's Isis 1820. 10. S. 692. ꝛc.) Dagegen will Wollaston sehr wenig oder gar nichts von blausaurem Salze im Blute, desto mehr aber im Harne wieder gefunden haben (s. Philos. Transact. 1821. P. I. S. 104. ꝛc., vgl. Seiler und Ficinus Versuche in Deren u. A. Zeitschr. für Natur- und Heilkunde, 1822. II. 3. und 411.) Auch Schubarth will das Blut mit Blausäure vergifteter Thiere nicht immer dickflüssig und blauschwarz, sondern nicht selten ganz normal gefunden haben.

Jäckel spritzte einem Hunde Liquor ammonii vin. in die Luftröhre und in den Magen ein; das Blut der linken Magenhälfte zeigte nach Hinzusetzung einer Kupferauflösung eine blaue Farbe; sonst ließ sich kein Ammonium weiter in den Gefäßen entdecken.

Nach Thilenius und A. sollen alle narkotische Arzneistoffe das dicke, schwarzrothe Blut dünner und hochröther machen, weil ihr narkotisches Princip vermöge seines überwiegenden Wasserstoffes die Cohärenz aller Theile, somit die des Bluts aufzuheben strebt, und endlich auch bei stärkern und fortgesetzten Gaben dieser Mittel die Energie des kontractilen Systems vermindert, mit der verminderten Einwirkung desselben die davon abhängige Faserstoffbildung gestört, und das Eingreifen des auf Auflösung dringenden Sauerstoffs erleichtert wird.

Blut von Hunden, welche Brechnußdekokt, gewässerten Weingeist ꝛc. verschluckt hatten, enthielt, nach Magendie, deutlich diese Flüssigkeiten. Spuren des erstern nahm auch Lorinser im Kaninchenblute wahr, das zugleich den Geruch des auf die Bauchhaut gebrachten Kamphers verrieth. Allein Jäckel will im Thierblute keine Spur wieder von eingegebenem salzs. Baryt, noch von Bleiessig, noch von einer Kupfervitriolauflösung, noch von verdünnter Schwefelsäure gefunden haben, u. schließt daraus, daß Magendie's u. A. Behauptung, scharfe Substanzen würden von den Venen am schnellsten resorbirt, unrichtig sey.

Durch den häufigen Quecksilbergebrauch verliert das Blut seine Gerinnbarkeit. Aber Autenrieth's und Zeller's Experiment, daß sich sogar äußerlich angewandtes Quecksilber aus dem Blute metallisch wieder herstellen lasse, fand Rhades bei seinen spätern Versuchen (im Auszuge bei Meckel a. a. O. VI. 1. S. 128. ꝛc.) nicht bestätigt. Durch innerlich genommenen Silbersalpeter wird das Blut kohlenstoffreicher. In den durch Wurstgift Getödteten fand Just. Kerner das Blut dunkelschwarz und schmierig, in den Hirngefäßen blaulich, in der Hohlader dünn und ganz schwarz.

Nach Jäger und Brodie soll verschlucktes Arsenik in das Blut übergehen, und dadurch erst tödtlich wirken. Auch fand sich dasselbe, nach Adelmann, unter diesen Umständen wirklich arsenikhaltig. Deshalb räth Schweigger das Blut der durch Arsenik Vergifteten in den Fällen chemisch zu untersuchen, wenn die Untersuchung des Darmkanals keine Resultate gibt. Das Gift kann ausgebrochen, dennoch zum Theil in die Blutmasse übergegangen seyn. Schwarz und ungerinnbar ist gewöhnlich das Blut der durch Blitz Getödteten, und fault leichter; schwarz ist es bei Erdrosselten; schwarz und geronnen bei solchen, die in mephitischer Luft geathmet haben.

Thierblut, namentlich das der Quadrupeden komt mit dem der Menschen im Ganzen überein. Wenigstens findet man zwischen diesem und dem Rinderblut eine sehr große Ähnlichkeit, nur daß letztres viel weniger verbrennlich ist, und dessen Kohle beim langsamen Verbrennen immer kohlensaures Ammonium liefert. Auch ist der Antheil an Stickstoff bei Herbivoren überhaupt in ihren animalisirten Bestandtheilen bedeutend größer, als beim Menschen (Berzelius). Der merklichste Unterschied zwischen dem Blute verschiedener Thierarten liegt

und äußert sich im Geruche des Blutdunstes, und in der Menge des Blutwassers. Rouelle d. Jüng. erhielt aus Rinder-, Kälber-, Schaf-, Schweins-, Esel- und Ziegenblute dieselben Stoffe, wie aus Menschenblute, nur abweichend in ihrer Menge und in ihren Mischungsverhältnissen, selbst bei Thieren derselben Gattung. Kälberblut enthält nach Ficinus, ziemlich beständig in Hundert 67 Blutroth. Im Rinderblute z. B. scheint noch weniger Serum zu seyn, als im Pferdeblute. Das Pferdevenenblut soll, nach Abildgaard, weniger? Kohlenstoff enthalten, als das arterielle, auch die Kohle von jenem schwerer ausfallen, als von diesem?! Beides enthält weniger Blutwasser, als das Menschenblut. Ficinus fand in 100 Theilen 67 Blutroth. Es fault auch bei einem geringern Wärmegrade. Fourcroy will im Arterienblute der Rinder rc. außer Gallerte, wahre Galle, die de Haen schon vermuthete, Parmentier und Deyeux aber Schwefel gefunden haben. Berzelius erhielt aus dessen Blutkuchen 64 Cruor gegen 36 Faserstoff mit etwas Eiweißstoff. Das wenigere Serum bestand aus 7,9 Eiweißstoff (0,68 Osmazom), und milchsaurem Natron, 0,25 salzsaur. Natron und dergleichen Kali, 0,46 einer animalischen Substanz und Natron, 90,5 Wasser. Da nach A. Vogel und A. frischgelassenes Rinderblut Kohlensäure enthält, so findet sich auch wol das Natron in dessen Blutwasser nicht im reinen, sondern im kohlensauren Zustande. — Im Kaninchenblute fand Saissy 4,7237 Wasser, 3,1845 Eiweißstoff und 0,0531 Faserstoff, aber vom Thierleim keine Spur.

Das Blut der Carnivoren hat mehr Farbe, als das der Herbivoren, und gerint wegen seines reichen Sauerstoffgehaltes sehr stark. — Das Blut der Hunde, die blos mit Fleisch gefüttert werden, hat nach Marcet ein milchiges Serum, das sich erst nach der Abscheidung eines fettigen Rahmes klärt. — Blut (und Fleisch) von Schweinen, die mit lauter Vegetabilien, oder, wie auf den Inseln des südlichen Oceans, mit den Früchten des Artocarpus und den Wurzeln der Dioscorea alata und des Arum macrorrhizum gemästet werden, hat, so wie jenes von den in Westindien mit den Zuckerrohrsprossen und dem Zuckerschaum aufgefütterten, weniger Faser- als Eiweißstoff in sich, und schmeckt weit köstlicher, als das faserstoffreichere und fettigere Blut von Schweinen, die viel Excremente aus den Abtritten, und viele Äser, oder viel von Fischen, zumal vom Gasterosteus pungitius etc. gefressen haben. — Blut von Eseln, Hunden und Schweinen, welchen Rhabarber eingegeben wurde, enthielt davon nach Home, Brande u. A., die deutlichsten Anzeigen (s. auch oben Menschenblut). Bei zu Tode gejagten Thieren findet sich, wie bei vergifteten, und durch Blitz getödteten, das Blut nicht geronnen.

Das Blut der Winterschläfer unter den Säugthieren ist, nach Saissy, während ihres Winterschlafs nur 3 — 5° über 0 warm, das arteriöse der nicht ganz eingeschlafenen etwas wärmer als das venöse. So schläft z. B. der Myoxus 4° über 0 ein, und wenn das Thermometer in freier Luft 10 — 12° über 0 steht, so fällt dasselbe, in den Leib des schlafenden Thieres eingesenkt, doch noch ½ oder 1°; so kalt ist sein Blut. Übrigens erscheint es, nach Saissy, braunroth, schwärzlich, ganz liquid, enthält ⅓ weniger Faserstoff, und die Hälfte weniger Eiweißstoff, aber ¼ mehr Wasser und Gallerte. Gruithuisen fand dagegen desselbe bei einem winterschlafenden Erinaceus europ. nicht flüssiger, als Fliedermus. Es scheinen Fetttheile in dasselbe überzugehen, dergleichen Sulzer darauf schwimmen sah (s. Treviranus Biologie Vol. IV. S. 300.).

Das Blut der Vögel ist in der Regel röther, nie so dunkel, aber wärmer als Säugthierblut, und der Farbenunterschied ihres Venen- und Arterienbluts besonders groß, so groß wie bei den Säugthieren. Es gerint sehr schnell, das geronnene gelatinisirt und sondert nur schwierig sein Serum ab. Menghini fand viel Eisen in dessen Asche. Das Taubenblut ist nach Ficinus, zusammengesetzt aus 4,17 Blutwasser, 23,00 Faserstoff und 72,83 Blutroth.

Das wenig oder nicht gerinnbare Reptilienblut enthält wenig oder keinen Faserstoff, und ist geneigt, eine ölige Beschaffenheit anzunehmen. Vom Farbenunterschied des Arterien- und Venenbluts läßt sich wenig bemerken. — Die Blutkügelchen z. B. der Viper, Schildkröte, des Wassersalamanders und Proteus anguinus sind, wie die des Frosches, elliptisch, aber jene des Proteus nach Rudolphi doppelt so groß, und überhaupt größer, als die bei andern Reptilien, von gleicher Größe mit denen des Rochens.

Fischblut, arterielles sowol als venöses, unterscheidet sich wenig durch seine Farbe, und ist wie das Blut aller kaltblütigen Thiere, am schwächsten geröthet. Es gerint schwer, und nimt leicht eine ölige Beschaffenheit an. Man findet darin sehr wenig Eisen nach Menghini. Karpfenblut gab Ficinus in Hundert 55,49 Blutwasser, 34,10 Blutroth und 20,41 Faserstoff.

Das nichtrothe Blut gewisser Insekten ist nach Ramdohr u. Rengger (s. Renggers physiol. Unters. üb. d. thier. Haushalt. der Insekten, Tüb. 1817. 8. S. 28. rc.), aus Eiweiß- und Faserstoff, Extractivstoff und Wasser zusammengesetzt. Auch muß darin eine freie Säure seyn, weil es das Lackmus röthet. Das Blut der Insektenlarven enthält mehr gerinnbaren Stoff, als jenes der vollkommenen Insekten. — Das sogenannte blaue Blut der Krebse aus ihren unter dem Schilde liegenden Schleimhautgefäßen, welches durch Kochen und Absorption des Sauerstoffs sich röthend, den meisten gesottenen Krebsen das rothe Ansehen geben soll [1]), löst sich in Wasser auf, bildet eine schön blaue Flüssigkeit, die an der Luft roth wird, und sich unter Abscheidung rother Massen entfärbt, durch die meisten Säuren, durch Alaun rc. ohne Niederschlag geröthet, durch Salpetersäure ebenfalls roth, durch salpetersaures Quecksilber violet, aber durch Essigsäure, Blei und Weingeist nicht gefället wird. Die entfernten Grundstoffe dieses sogen. Krebsbluts sind,

1) Wenn dies nicht vielmehr von Lassaigne's Farbestoff herrührt, einer besonders geruch- und geschmacklosen, in Wasser nicht, wol aber in Alkohol und Äther auflöslichen fettigen Sub-

nach John, phosphorsaure, schwefel- u. salzsaure Salze zum Theil mit Kalk und Eisenoxyd vermischt. — Bei den Daphnien, jenen mikroskopischen Muschelinsekten, enthält die ganze Blutmasse, nach Gruithuisen, kaum hundert Blutkügelchen. — Die Naiden haben ein vollkommen durchsichtiges, weisses, gelbes oder rothes, nicht schleimiges, sondern höchst liquides Blut ohne alle Körnchen.

Manche Schnecken und Regenwürmer führen ein durchsichtiges, bald hellblaues, bald rothes Blut. Erman fand darin 7 Proc. Eiweißstoff, in der Asche Eisen und Spuren Mangans, nebst vielem phosphorsaurem Kalke u. a. Salzen. — Das weiße Molluskenblut enthält, nach Hombert, Faserstoff, der wie Fäden im Serum schwimt [2]).

II. Blut kranker Menschen u. Thiere. Nach Vasalli und Bellingeri soll das Blut bei Krankheiten mehr Elektricität haben, als die Luft, mithin nicht blos Luftelektricität leiten, sondern bei Veränderungen dieser die seinige in demselben Grade zu behaupten suchen. Bei entzündlichen Krankheiten ist die Blutelektricität vermindert, steht im umgekehrten Verhältnisse mit der Heftigkeit der Krankheit, und wird in einigen gesteigerten Entzündungen negativ, wo dann der Tod erfolgt. Dagegen will Rossi (s. Mém. delle Reale delle Sc. de Torino T. XXIII. 1815.) in Entzündungskrankheiten überhaupt einen positiv-elektrischen Zustand des arteriellen, und einen negativ-elektrischen des venösen Systems beobachtet haben? Bei Schwächekrankheiten ist die Blutelektricität vermehrt, und in geradem Verhältnisse mit der Heftigkeit der Krankheit. Einige Tropfen Bluts setzen uns also in den Stand, die Natur und den Grad einer Krankheit zu erkennen. Jedesmal nämlich hat das abgelassene Blut, wenn es eine Haut bildet, weniger Elektricität, als im gesunden Zustande, und so umgekehrt. Mehr oder weniger geschwind sucht sich das Blut nach dem Aderlassen mit der Luftelektricität in Gleichgewicht zu setzen, und gibt oder nimt Elektricität bei der Berührung der Luft. Es würde seine Liquidität behalten, wenn man ihm seine Temperatur, Bewegung und eigenthümliche Elektricität erhalten könnte. Ist es weniger elektrisch, so verliert es selbst im Körper einen Theil seiner Liquidität, wird dicht und zäher. Blut, welches eine Haut bildet, behält jenen Grad der Elektricität länger, welchen es im Moment des Aderlassens hatte; denn die Hautdecke, als ein schlechter Leiter, verhindert das Blut, mit der Luftelektricität ins Gleichgewicht zu treten, daher beobachtete auch schon Hewson, daß der Cruor unter der Bluthaut länger liquid bleibt. —

Was das Verhältniß der Bestandtheile des Bluts anlangt, so ist es in Krankheiten sehr abweichend, aber noch nicht bei allen Kranken genau erforscht und berechnet. Wir kennen nur folgende Fehler der Blutmischung: einiges hat Mangel, andres Überfluß an Wasser, Eiweißstoff, Faserstoff ꝛc. Manches enthält vorzüglich viel Eisen ꝛc., insbesondre scheint sein Gehalt an Natron sehr ungleich zu seyn.

Das auch Gift- und Ansteckungsstoffe in das Blut übergehen, und daß dieses im letztern Falle dieselbe Krankheit in einem andern Thierkörper erzeugen könne, wenn es in denselben frisch, warm, unverdünt, und in hinreichender Menge infundirt wird, bestätigen mehre Versuche. So brachte Coleman das Blut eines rotzigen Pferdes in das Adersystem eines Esels, und dieser bekam nach 6 Tagen den Rotz, von dem ein andrer mit Erfolg geimpft wurde. So wirkt das Anthrax- oder sogenannte Milzbrandblut ꝛc., auf Menschen und Thiere übergetragen, wie ein Ätzgift. — Das Blut kann daher verschiedene Krankheitsgifte aufnehmen, von welchen jedes den Theil ergreift, dem es zunächst verwandt ist, so daß die Zufälle von der Natur des Giftes, und dem Grade des Eindrucks, den es auf das ihm am meisten verwandte Organ macht, bedingt werden.

In hypersthenischen Krankheiten, in der Synocha, in Gefäßfiebern und in sthenischen Entzündungen nimt gemeiniglich das Verhältniß der starren Bestandtheile des Bluts zu, die Dichtheit seines Cruors verhält sich zu der des Wassers = 1130 : 1000. Es ist, wenigstens vor dem Gebrauch ausleerender Arzneimittel und vielen wäßrigen Getränks, Überfluß an Faserstoff und Cruor da, im asthenischen Mangel daran. Die rotirende Bewegung der Blutkügelchen ist im entzündeten Blute, nach van der Kolk, seltener zu sehen. In jenen, zumal in sthenischen Brustentzündungen erscheint das Blut heller roth, und auf seiner Oberfläche bildet sich wegen geringerer Verwandtschaft der Bestandtheile des entzündeten Bluts bei einem und demselben Menschen zu verschiedener Zeit meistens eine weiße, perlfarbige, manchmal grünliche, dunkelgelbe oder braune, insgemein dicke, lederartige, in der Mitte bald horizontale, bald convexe, ja konische sogenannte Speck- oder Entzündungshaut (crusta inflammatoria s. pleuritica), die sich ganz, wie der Faserstoff, verhält, und durch die größere Menge und Geneigtheit desselben zum Starrwerden entsteht. Sie kann aber auch in den heftig-

---

stanz, die er vorzüglich häufig in dem Häutchen junger Krebse gefunden haben will. 2) Vgl. W. Hewson i. d. Samml. auserl. Abh. z. Gebr. pr. Ärzte. I. 2. S. 3. ꝛc. — *W. Hey* Observ. on the blood. Lond. 1779. 8. — P. Moscati Beob. und Versuche üb. d. Blut. a. d. Ital. v. Köstlin. Stuttgard. 1780. 8. — Westrumb i. Crell's n. Entdeck. i. d. Chemie. 1784. XII. — Fourcroy i. d. Aufklär. der Arzneiwiss. ꝛc. von Hufeland u. Göttling. I. 3. S. 243. ꝛc. — J. Hunter üb. das Blut, a. d. E. m. Anm. v. Hebenstreit. Lpz. 1797. I. — *I. F. H. Autenrieth* Exp. et Obss. de sanguine praesertim venoso. Stuttg. 1792. 4. — Tib. Cavallo v. Blute i. Dessen Vers. üb. d. medic. Anwendung der Gasarten ꝛc. mit Zus. v. A. N. Scherer, Lpz. 1799. 8. — Parmentier u. Deyeux in Reil's Arch. für d. Physiol. I. 2. S. 76. I. 3. S. 3. ꝛc. — Fr. Hildebrandt in Crell's chem. Annal. I. S. 18. ꝛc. — Berthollet in Scherer's allg. Journ. d. Chemie, I. 2. — Von dem färb. Theile des Bluts, in Horkel's Arch. f. d. thier. Ch. I. 2. S. 271. ꝛc. — Brande a. a. O. Vauquelin a. a. O. — Berzelius in J. Meckel's d. Arch. f. d. Physiol. III. 2. S. 318. ꝛc. — Mayer Ebendas. II. 2. III. 3. — M. Medicis in Harles und Ritter's Journ. f. d. ausl. med. Literatur V. 2. — Ev. Home a. a. O. — Gruithuisen's Beitr. zur Physiognosie und Eautognosie, München, 1812. 8. — An Inquiry in the nat. and propr. of the blood etc. by *C. Turner Thackra*. Lond. 1819. 8. — Schröder van der Kolk a. a. O. — Prevost und Dumas in der Bibliothèque universelle. 1821. ꝛc. — Ficinus i. d. Dresdner Zeitschr. f. Natur- u. Heilkunde, 1822. II. 3. S. 4. ꝛc.

ſen Entzündungen fehlen, dagegen bei Wechſelfiebern, Rheumatismen, im Typhus, bei der Krätze, Syphilis, im Skorbut, in der Bleichſucht ꝛc., ſowie im geſunden Zuſtande auf dem Blute fetter, oder ſtraffſaſeriger Perſonen, ſolcher, die ſich viel bewegen, und ſchwangrer Weiber vorkommen (ſ. oben). Oft ſtellt ſich im höchſten Grade der Pneumonie erſt nach Erkältung des Bluts ein ſtehenbleibender Schaum auf dem Blutkuchen dar. — Bei einem ſcheinbar ſehr dünnen inflammatoriſchen Blute iſt die Placenta gewöhnlich ſehr feſt und zähe. — Die Flüſſigkeit, welche über dem Blute mit einer Speckhaut ſteht, iſt dicklicher, als Blutwaſſer allein, wenn ſie gleich großentheils daraus beſteht.

In reinen Entzündungskrankheiten ſind nur die quantitativen Verhältniſſe der Miſchungstheile des Bluts veränderlich. Blos das früher abgelaſſene ſehr rothe Blut gerint insgemein bald zu einem zähen Klumpen ohne Speckhaut, und mit wenigem trüben Serum, der Eiweißſtoff iſt weicher, als im geſunden Blute; nach dem zweiten Aderlaß ſieht es dünner aus beim Ausfließen aus der Ader, hat mehr Serum, weniger Faſerſtoff, und eine mehr oder weniger dichte und dicke Entzündungshaut. Es komt dabei viel auf die Lufttemperatur, und auf die Auffangegefäße an, flache porzellanene ſind die beſten, man muß für ein Aderlaß mehre dergleichen wählen, da das zuerſt abgelaſſene Blut manchmal ſehr ſpät coagulirt. Die Unterſuchung geſchehe an einem temperirten Orte, weder in der Sonne und am heißen Ofen, noch in einem kalten Luftzuge [3]).

Bei der Phlegmone findet man in den kleinen Pulsadern bald eine rothe, weinhefenähnliche Flüſſigkeit, bald etwas blutiges Serum; beim Erysipelas flüſſiges, oder geronnenes ſchwarzes Venenblut, beim Übergange des Rothlaufs in Eiterung Eiter, beim Brande Jauche; bei der Peritonitis der Kindbetterinnen in den Unterleibsvenen eine dünne purulente Flüſſigkeit. — Manchmal enthält das Venenblut eine eitrige Materie, ohne daß die Venen erkrankt ſind, oder in irgend einem Organe Eiterbildung Statt hat (ſ. Bichat Anat. gen. I. S. 70.). Zu Zeiten iſt das Venenblut mit normalem Eiter vermengt, ohne daß dieſer durch Entzündung der Blutadern erzeugt wäre (ſ. F. Ribes b. Meckel a. a. O. V. 3. S. 450. ꝛc.). — Polypenähnliche Blutgerinnſel im Herzen und in den Gefäßen, z. B. phthiſiſcher Kranken ꝛc. bilden ſich nicht immer erſt bei oder nach dem Tode, ſondern ſchon in den lebenden Arterien und Venen. Ältere unterſcheiden ſich durch ihre mehr fibröſe Textur, und durch ihre violette Farbe.

In der acuten Milzentzündung enthält das Blut, nach Cullen, Teſta, Heuſinger u. A. ein milchähnliches Serum, faſt lauter Lymphgerinnſel; das dabei durch den After abgehende hat eine Rußfarbe und ſtinkt abſcheulich. In der chroniſchen Milzentzündung auf mancherlei Wegen ausgeleertes Blut iſt dem ſcorbutiſchen ähnlich. — Die in der Leber und Milz ſich vorfindende dicke ſchmierige Blutmaſſe entſteht nach Heberden, wahrſcheinlich von einer Überſchwängerung des Pfortaderbluts mit Azot. — Öl im Blutſerum an innern Entzündungen leidender Perſonen dürfte wol von Abſorption des thieriſchen Fettes während der Krankheit herrühren.

In Krankheiten von Erſchöpfung nach ſtarken Blutflüſſen iſt der Blutkuchen weich, ohne alle Speckhaut, und das Blut ſelbſt äußerſt wäßrig, wie bei Sumpfwechſelfiebern. In kleinen Mengen ſieht es einem durchſichtigen braunen Dünnbier ähnlich, und enthält ungemein wenige Körnchen. Das bei wiederholten Aderläſſen ausfließende färbt oft kaum die Leinwand mehr.— Auch das Blut der Bluter, d. h. ſolcher Perſonen, die an einer häufig erblichen Anlage zu Blutungen leiden, iſt gewöhnlich hellroth, dünn, und wenig gerinnbar, zuletzt bloßes Serum (ſ. Naſſe in Horn's ꝛc. Arch. f. med. Erfahr. 1820. S. 385. ꝛc.).

Blut von Faulfieberkranken kam Fourcroy, Parmentier und Deyeux, geſundem Blute zwar dem äußern Anſchein nach analog vor; indeß war doch ſein Serum etwas gelblicher, als gewöhnlich, der Faſerſtoff zäher, und ſein Eiweißſtoff immer weicher; am dritten oder vierten Tage der Krankheit deckt es zuweilen eine dünne ſehr weiche mit allen Farben ſchillernde Speckhaut; es zeigt keine Spur von Ammonium, und dürfte, trotz ſeiner geſunden Röthe, doch in ſeiner Miſchung verändert ſeyn.

Blut aus dem Zahnfleiſche ſcorbutiſcher Kranken fand Fourcroy wäßriger, bleichröther, wenig oder gar nicht beim Erkalten gerinnend. Es ſchwärzt ſich an der Luft, und überzieht ſich kaum mit einem dünnen, durchſichtigen Häutchen. Sein etwaniges Coagulum iſt weniger feſt zuſammenhängend; von Faſerſtoff läßt ſich gar nichts daraus abſondern. Aber auch beim ſchlimmſten Seeſcorbut erſcheint es in den Gefäßen ſelbſt nie wirklich ſeptiſch, und ſoll außerhalb des Körpers nicht ſchneller in Fäulniß übergehen, als andres Blut, von dem es ſich jedoch, nach Parmentier und Deyeux, durch weniger Faſerſtoff, und durch Mangel an Riechſtoff unterſcheidet. Die zu wenige Oxygenation deſſelben dürfte wol auch zur Bildung der violetten Hautflecke ſcorbutiſcher ꝛc. Kranken beitragen.

Das in der erſten Periode des gelben Fiebers aus Mund und Naſe fließende friſche Blut iſt noch ziemlich dicht, aber kohlſchwarz, nicht gehörig oxygenirt; und von ihm ſoll nach Savaréſy allein die gelbe Farbe herrühren, welche ein Hauptſymptom mit von dieſer Krankheit iſt; in der dritten Periode der Krankheit iſt das ausgeleerte Blut aufgelöſt, und ſehr übelriechend (Gros und Girardin). — Andouard hat das ausgebrochene chemiſch unterſucht. — Das aus der Ader abgelaſſene Blut zeigte nach Firth ein orangefarbiges Serum, und einen Niederſchlag von dunkelrothen Blutkügelchen.

Das Blut der Blauſüchtigen iſt, wie jenes der Winterſchläfer unter den Säugthieren, nach Moreau, Schuler, Fizeau, Graſſi u. A., bald dunkelblauſchwärzlich, bald ganz ſchwarz, ſehr flüſſig, mehr oder

3) Vgl. *Lappenberg* de diathesi sanguinis inflammatoria. Gott. 1784. 4. — Prieſtley in ſ. Verſ. u. Beob. III. S. 52. ꝛc. — W. Hewſon vom Blute ꝛc. a. d. E. Nürnb. 1780. 8. — Palletta in d. Samml. auserleſn. Abh. z. Gebr. pr. Aerzte, XI. 1. — Parmentier und Deyeux in Reil's Arch. d. Phyſiol. I. 2, S. 76. ꝛc. I. 3. S. 3. ꝛc. van der Kolk a. a. O.

weniger gerinnbar, leidet Mangel an Sauerstoff, und enthält mehr Kohlenstoff.

In dem sehr dunkelrothen Blute **gelbsüchtiger Kranken**, dessen Serum schon **Hunter** safrangelb, wie nach genommenem Rhabarber sah, und das, zumal bei gelbsüchtigen schwangern Frauen, überwiegenden Wasser- und Kohlenstoff enthält, fand **Deyeur** bei leerer Gallenblase, eine eigne gelbe, aber weder bittere, noch wie Galle riechende Materie. Nach **Clarion** bedeckte sich das Blutcoagulum mit einer gelblichen Feuchtigkeit; das Serum sah gelbgrünlich aus, und schmeckte salzig, nicht bitter. Aus ihm ließ sich aber durch Schwefelsäure und Alcohol ꝛc. bald eine schön dunkelgrüne, dem grünen Gallenstoffe ganz analoge, bald eine ölige Substanz scheiden. Drei Unzen geronnenen Bluts gaben davon ein wenig mehr, als drei Grane. Hieraus ließe sich schließen, daß bei der Gelbsucht die Galle oder ihr Pigment, oder irgend einer ihrer Grundstoffe wirklich in den Kreislauf, und von da an alle Theile des Körpers gelange, weil die Erzeugung oder vollkommene Ausbildung derselben im Lebersysteme gehemt ist. Allein nach W. **Meißner's** neuester Analyse des Bluts von Gelbsüchtigen (bei **Schweigger** 1821. II. 2. S. 145. ꝛc.) soll der Stoff, der das Blutwasser hier gelb färbt, und den man früher für Galle hielt, ein thierischer Extraktiv- oder Farbestoff seyn, identisch mit der von **Berzelius** und **Marcet** im gesunden Blute dargestellten thierischen Materie, nur daß mehr davon im Blute Gelbsüchtiger die Farbenverstärkung bilde. Auch entdeckte **Meißner** in diesem kranken Blute schwefelsaures Kali, dessen Daseyn im gesunden **Berzelius** leugnet. Überhaupt findet sich die Hauptabweichung in dem Blutwasser, in welchem die festen Bestandtheile mehr hervortreten, zumal dann, wenn die Krankheit sich völlig ausgebildet, und wo die Gallensecretion abgenommen hat. Doch gibt es auch Fälle, wo eine größre Menge Galle abgesondert wird, aber noch fehlt uns die Zerlegung des Blutes eines solchen Kranken.

Frisch abgelassenes Blut von **Wassersüchtigen** ist, nach **Thilenius** schon in einem hohen Grade wäßrig, auffallend braunschwarz wie von beigemengtem Röthel, nicht mehr so gerinnbar, und arm an Faserstoff, da der gerinnbare Theil sich jetzt im hydropischen Harne findet. Arterien- und Venenblut trägt so ziemlich einerlei Charakter an sich; es ist fast ganz ohne Riechstoff und Blutkügelchen, sehr verkohlt, und verwasserstofft. **Barchhusen** fand in 1 Pfde. desselben kaum einige Grane freies Natron; **Rouelle** wieder viel Kochsalz.

Im Blute der **Bleisüchtigen**, es sey **Menstrual- oder künstlich abgelassenes Blut**, ist der rothe Theil fast ganz entfärbt, oder misfarbig. Es gibt fast gar keinen Dunst von sich, enthält beinahe gar keine Blutkügelchen, und weniger Eisentheile, als gesundes Blut, aber desto mehr Serum, und wie alles krankhafte Menstrualblut, mehr Schleim ꝛc. Übrigens ist es minder verkohlt und verwasserstofft, als das hydropische Blut.

Blut von **Schwindsüchtigen** fällt nach den verschiedenen Perioden ihrer Krankheit bald dünner, heller zinnoberroth, oft am röthesten, wo die Lungen schon destruirt sind (**Beddoes**), schneller gerinnbar, und überreich an Sauerstoff aus, bald dicklicher und klebriger, und bildet einen festen Blutkuchen.

Auf dem arteriellen Blute **kachectischer Kranken** fand **Weinrich** sehr wenig ausgeschwitztes Serum. Sein hochrother, dickgelatinöser Cruor zertheilte sich von selbst in mehre Lamellen, die drei Tage lang ihre helle Röthe behielten. Die unterste Schicht des Coagulum sah zwar dunkler aus, aber nicht so dunkelroth, wie gewöhnlich venöses Blut. — **Fourcroy** will in einem dergleichen Blute schon gebildete Blausäure entdeckt haben.

Die bei der **Melaena** nach oben und unten ausgeleerte rußige Flüssigkeit ist keine Galle, sondern Blut, welches aus den Arterien des Magens oder den Milzgefäßen in die Magenhöhle überfließt, und wegen Mangel an Berührung mit Sauerstoff sich schwärzt.

Blut beim **Blutharnen** mit dem Urine abgehend, bleibt, von diesem gegen Entmischung geschützt, nach Ed. **Home** länger unverändert.

Das durch den After ausgeleerte **Hämorrhoidalblut** hat einen eignen widrigen Geruch, der zuweilen so stark ist, daß eine feine Nase die kurz vorausgegangene Entledigung desselben noch auf dem Abtritte unterscheiden kann. Vielleicht geht in den Mastdarmgefäßen ein chemischer Proceß, eine pathologische Absonderung vor, die ein innormales Mischungsverhältniß des Bluts abändert und irgend einen schädlichen Stoff aus dem Körper entfernt. Bisweilen ist das länger zurückgehaltene Hämorrhoidalblut schon so verdorben, daß es die Haut und das Wischpapier zerfrißt. Das arteriöse geht übrigens, gleich dem frisch ausschwitzenden, schönrother und dünner ab, als das einige Zeit im Afterdarme zurückgebliebene, und das immer dicklichere und dunkelrothere Venenblut.

Blut von **rheumatischen und gichtischen Patienten** ist dicklicher, bildet bald an der Luft eine gelbe, oder grünliche, insgemein sehr zähe Speckhaut, womit sich auch das Blut **steinkranker Podagristen** überzieht, wenn kein Steingries mit ihrem Harne abgeht. Bei **Steinkranken** überhaupt ist das Bluteoagulum vorzüglich dicht und fest, und ihr Blut, sowie in den Leichen von **Gichtbrüchigen**, zu polypösen Aftergebilden geronnen.

Dicklicher ist auch das Blut in der **Skrofelkrankheit**.

Nach **Kostan** soll das Blut eines **Lithophagen** fast ohne alles Serum gewesen seyn, und nach 2 Stunden sich fest krystallisirt haben.

Das zuerst in der **Honigharnruhr** (Diabetes mellitus) abgelassene Blut ist, nach R. **Watt**, dünn, ohne Entzündungshaut, und gerint sehr schwach. Es färbt sich bald blauroth, schillert ins Grüne, und dann ins Orangegelbe. Nach mehren Aderlässen nimt es immer mehr einen inflammatorischen Charakter an, erhält eine dicke, feste Kruste; sein Kuchen wird compacter ꝛc. Nach **Rollo** fault es nicht so schnell an der Luft, wie das Blut eines Gesunden; es zeigt eine bläuliche Speckhaut und wenig Serum, das insgemein wie stark gelabte Molke schmeckt, und trübe aussieht; an der Luft abgedampft fault es nicht, sondern wird fest, zerreiblich und im Bruche glänzend. Nach **Marshall** und **Michaë-**

lis erscheint es als eine der Chokolade ähnliche Flüssigkeit von moschusartigem Geruch. Nicolas und Guedeville fanden darin vieles Serum, sehr wenig Faserstoff, fast nichts von ammonialischen und phosphorsauren Salzen, und, gleich Watt, Wollaston, Marcet u. A., keinen Zuckerstoff, den Rollo, Cruikshank u. A. darin annehmen; es scheint mehr Eisentheile, als gesundes Blut bei sich zu führen. Nach Prout unterscheidet es sich äußerlich nicht merklich von dem gesunden; sein zuweilen molliges oder milchiges Serum findet sich auch bei andern Kranken, selbst bei gesunden Personen. Das Serum wiegt specifisch 1029,5. Wenn man 100 Theile desselben abdampft, so bleiben 10 Gran festen Rückstands, der aus 8,7 Eiweißstoff, 0,6 milchsauren Salzen nebst gewöhnlicher Blutsubstanz, und 0,7 Sulze besteht.

Leicht gerint, nach Treviranus, das Blut in convulsivischen Krankheiten.

Blut von Masern- u. Scharlachkranken, das man zur Einimpfung dieser beiden Exantheme vorgeschlagen hat, zeigte mir keine offenbaren Abweichungen von anderm inflammatorischen Blute (s. meine Prolus. academ. I. Supplem. Zoochemiae nosologicae cont. Viteb. 1812. p 7. etc.).

Extravasirtes Arterienblut wird gleich dem aneurismatischen, das mancherlei Concremente im Arteriensacke bildet, schwarzroth und gerint, wie das innerhalb der Schlagadern sogenannte stockende Blut. Nach Thomas (in Medic. Comment. Vol. VI.) erweicht es, löst, und frißt Muskeln und Knochen an. Hunter fand das aus der Schläfepulsader gelassene Blut eines Apoplektischen ebenfalls dunkelroth. Beim schwachen Umtrieb desselben während der Ohnmacht fällt es röther in den Venen aus, wegen verminderten Absatzes des Sauerstoffs an die festen Theile.

In den frischen Leichen der an asthenischen Fiebern: dem einfachen Faulfieber &c. verreckten Pferden &c. stellt das Herzblut eine flüssige Sulze dar, sein Faserstoff aber ist zu polypösen, röthlich gelben, strangähnlichen Massen geronnen.

Bei der Pneumonie der Pferde &c. gerint das abgelassene schwarze Venenblut bald zu einer fast homogenen, beim Durchschneiden knirschenden Masse, bildet aber keine Speckhaut, und scheidet nur spät ein wenig Serum aus. Erst nach gehobener Entzündung, oder bei weniger inflammatorischem Fieber zeigt sich eine Entzündungshaut, und mehr Blutwasser.— Die in Fiebern mit dem Charakter des Typhus oder der Lähmung bei Pferden, Kühen und Schafen gebildete Speckhaut ist weißgelb und lederartig, um so dicker, je größer der wahre Schwächezustand erscheint.

Das sogenannte Milzbrand-, Karbunkel- od. Anthraxfieberblut von Rindern, Pferden u. a. Thieren hat eine auffallend schwarze Farbe, schäumt, stinkt, und wird, vermöge seiner Ueberkohlung, viel schneller schon im Leben, als sonst nach dem Tode geschieht, entmischt. Die Auflösung der ganzen Säftemasse geht deshalb in dieser, durch das Blut u. a. Flüssigkeiten auch für Menschen ansteckenden Krankheit weit rascher im lebenden Körper vor sich, weil bei gestörtem, oder ganz unterdrücktem Oxydationsprocesse des Bluts die Überkohlung desselben ganz andre Fortschritte in der lebenden Natur, als in der leblosen, zu machen gewohnt ist (vgl. G. F. Tscheulin's Wahrnehmung über d. Milzbrand, &c. Carlsruhe 1809. 8. — H. Waldinger in s. Therapie &c. Wien 1813. 8. I. S. 342.— K. L. Schwab über d. Milzseuche, Münch. 1814. 8. — B. A. Greve Erfahr. und Beob. über d. Krankheiten d. Hausthiere &c. Oldenb. 1818. I. S. 37. 39. &c. Dessen Wahrn. am Rindvieh &c. Oldenb. 1819. 8. I. u. s. w.).

Das Blut rotziger Pferde &c. weicht, trotz seiner Ansteckungskraft für das Pferdegeschlecht, nicht eben von anderm Pferdeblute ab.

Eine besonders schnell ätzende Kraft äußert, nach Valli, das Blut von dem am Dalak, einer in Bucharest heimischen, nicht ansteckenden Sommerkrankheit, leidenden Schafvieh, auf weiche organische Gebilde andrer Thiere; es mag nun mit der äußern Haut, oder mit dem innern Magen in Berührung kommen, so bildet sich hier eine Brandbeule; die Krankheit, sich selbst überlassen, tödtet am 5., 6. Tage und noch früher. Das Blut harnruhrkranker Pferde enthält vieles röthliches Serum, ist aber ganz arm an Cruor und Faserstoff.

In dem Blute von Thieren, denen die Nieren genommen waren, fand Prevost (s. bei Schweigger a. a. O. 1822. IV. 4. S. 457. &c.) viel Harnstoff. Auch der Harn war mit Harnstoff überladen, und enthielt besonders schwefelsaure, phosphor- und salzsaure kalische Salze.

Frisches Blut von ausgehungerten, oder allein mit Faulstoffen gefütterten Thieren zeigte nach Seybert's Versuchen (s. Dessen Schrift über die Fäulniß des Bluts im lebenden Thierkörper &c. a. d. Lat. von Davidson, Berl. 1798. 8.), keine Spur von Verderbniß (vgl. über krankhaft geändertes Blut überhaupt, meine Inauguralschr.: Fluidorum corporis animal. chemiae nosologicae specimen, Erl. 1801. 8. S. 1. &c., und meine oben angeführte Prolus. acad I. S. 1. &c., Franc. Rossi a. a. O. — C. Turner Thackra a. a. O. van der Kolk a. a. O. (*Th. Schreger.*)

Blut (arzneilicher u. diätetischer Gebrauch). Seine innerliche arzneiliche Anwendung war und ist, außer dem etwa hier und da noch üblichen, höchst schädlichen Misbrauch frischen, noch warmen Menschenbluts (von enthaupteten Verbrechern!?) gegen Epilepsie u. a. chronische Nervenkrankheiten, und dem Trinken des warmen Bluts erschlagener toller Thiere, zu 2 Unzen mit etwas Essig, Brantwein oder Rothwein nach Rittmeister, bei den russischen Landleuten gegen den Ausbruch der Hydrophobie, wovor auch Schaf-, Enten- u. Hühnerblut schützen soll, (s. Rittmeister in Hufelands Journ. d. pr. A. K. 1821. 2. S. 83. vgl. Ziegler's neue Ansichten von der Hundswuth od. dem Blutdurste, und von dem Blute als Heilmittel dagegen &c. Regensb. 1821. 8.), jetzt mehr äußerlich in Dunst- und liquider Form. So läßt sich durch Einathmen des frischen Blutdunstes, auf Nase, Mund, Schlund, Lunge und durch unmittelbares Anbringen desselben in den dazu zweckmäßigen Dampfgeräthschaften damit eindringlicher auf die innere und äußre Hautfläche, oder einzele Partien derselben wirken. Hier verstärkt der warme

Dunst die Erregung direkt in den Theilen unter der Oberhaut, indirekt aber im ganzen Organismus, und dies zwar bei gleicher Beschaffenheit des Bads, und bei gleichem Verhältnisse seiner Wirkung zur innern Lebensthätigkeit desto mehr, je größer die bedampfte Fläche ist, und so umgekehrt. Dies animalische ganze Dunstbad ist mithin anwendbar bei Ertrunknen und andern Scheintodten, in der Wassersucht ꝛc., so wie überhaupt, um die Haut zart und weich zu machen ꝛc. Partiell dient es da, wo man Kraftlosigkeit und Härte entfernen, dagegen Lebendigkeit und Geschmeidigkeit befördern will, z. B. in der Art von Gicht und Lähmung, wo die todte Elasticität überwiegt, die Muskeln schwinden, hart und trocken, und alle Gelenke starr und unbiegsam werden, mithin auch bei noch nicht völlig ausgebildeten Anchylosen, ferner in fixen Rheumatismen, im nervösen Hüftweh, gegen arthritische Steifheit und Geschwülste ꝛc. Der aus einem ganzen Bade von Blut aufsteigende Dunst kann zugleich in die Lungen ꝛc. eingezogen werden. — Nach Plinius in s. Hist. nat. 76. c. 1., sollen sich die alten Ägyptier im Aussatz und in der Elephantiasis des frischen noch warmen Menschenbluts zum Baden bedient, und nach J. Zonaras, die Priester des Capitolinischen Jupiters Constantin dem Großen in einer ähnlichen Krankheit dasselbe Mittel angerathen haben. Aber wol mag es zu den Sagen der Vorzeit gehören, daß sich sogar mehre Tyrannen im Menschenblute gebadet haben sollen, um dadurch ihre Körperkräfte zu vermehren und zu stählen.

Die schon alte und zuerst in Frankreich an Verbrechern versuchte, aber damals bald gesetzlich untersagte Transfusion des Bluts aus der Schlagader eines gesunden jungen Menschen in die Vene eines Kranken oder eines abgelebten Greises, wozu man eigene Vorrichtungen hat (s. Transfusion), ist, neuerlich wieder von Scheel, Hufeland, Cline, Blundell u. A. bei Asphyxieen, u. in a. hartnäckigen Scheintodsarten, von Ziegler aber bei höherer Entwickelung der Hundswuth vorgeschlagen worden. Löw, ein Engländer, machte die ersten Transfusionsversuche mit Blut 1665 bei von Verblutung erschöpften Pferden, und fand für die Wiederbelebung eines solchen Thieres die Blutmasse von einem Kalbe oder Schafe hinreichend. Die ebenfalls schon alte Einspritzung von arteriellen oder venösen Blute einer und derselben Thierart in die Venen empfahl jüngst wieder J. Blundell in Fällen von unheilbarer Entleerung durch Hämatemesis oder durch Blutverlust aller Art, sowie Versuche damit bei drohendem Hungertode. Das Blut darf aber nur höchstens 30 Sekunden außerhalb des Körpers seyn, und muß noch warm durch die Infusionsspritze fließen. Um sein Gerinnen zu verhindern, setzt man ihm etwas Kali zu. Der Apparat sey luftdicht, und alles Eindringen von Luft in die Ader aus dem Röhrchen oder der Spritze möglichst fern (vgl. Infusion). Die Substituirung von Thierblute bei Menschen, sowie von Menschenblut ꝛc. bei Hunden ꝛc. zu In- u. Transfusionsversuchen soll nachtheilig seyn, nicht aber die des venösen Blutes für arterielles (s. P. Scheel's hist. u. prakt. Bearbeit. der Transfusion des Bluts ꝛc. Kopenh. II. 1802. 1803. 8. — Hufeland in seinem Journ. der prakt. A. K. VIII. 1. S. 141. ꝛc., Cline in Med. chir. Transact. etc. of London. 1818. Vol. IX. P. 1. — Gräfe's Methode und Instrumente in F. M. St. V. Höfft Diss. inaug. de sanguinis transfusione. c. tab. aen. Berol. 1819. 8. I. — J. Blundell in Fr. Meckel's Archiv für die Physiol. IV. S. 441. VI. S. 206. ꝛc. und in der neuen Sammlung auserles. Abhandl. z. Gebr. pr. Ärzte V. 1. S. 95. ꝛc.; vergl. unten Infusion und Transfusion des Bluts). — Endlich hat Brera auch das reine und gesunde Blutserum, statt des Speichels, Magensafts ꝛc., als Vehikel äußerlich in die Haut einzureibender Arzneien angerathen.

In diätetischer Hinsicht ist das frische Thierblut, welches der amerikanische Wilde verabscheut, ein wahrer Labetrank für die Isländer und andre rohe Völker, z. B. für die wilden Bischarye in Oberägypten, die vorzüglich das noch warme Blut geschlachteter Schafe sehr gern trinken.

Bei uns dient das durch Siedhitze geronnene, gehörig gesalzte und gewürzte Blut, zumal von Schweinen ꝛc., theils für sich, als sogenannte Ziegelwurst, theils in reine Thierdärme mit frischen Fettstücken, die es indeß schwerer verdaulich machen, zu Schweiß-, Blut- oder Rothwürsten gefüllt, sowol frisch, und gehörig gewürzt und gesotten, als auch gut geräuchert, wie in den Braunschweiger und andern beliebten Rothwürsten ꝛc., zu einer wohlschmeckenden und nahrhaften Speise, die ein gesunder Magen verdauen kann. Aber Blutwürste, die mit schon länger gestandenem, oder mit lauter, noch überdieß zu schwach gesalztem und wenig oder gar nicht gewürztem Schöps-, Kalbs- oder Rindsblute, und mit mancherlei schon ranzigen Fett- und Fleischabschnitzeln, oder mit harten alten Schwarten ꝛc. ausgestopft sind, fallen zu trokken und spröde aus, riechen und schmecken an, und schaden nur zu leicht der Gesundheit. Ist ihnen Milch oder Semmelkrume zugesetzt, so werden sie bald sauer und ganz ungenießbar. Die nicht gehörig gesottenen und in anfangender Fäulniß schon begriffenen, oder die bei eintretendem warmen Frühlingswetter zu lange aufbewahrten Rauchwürste, die wol auch durch allzulanges Räuchern, zumal in Torf-, Stein- u. Braunkohlendampf, erhärtet und wie verkohlt sind, können, weil sich bei jenen, nach Emmert, eine rancide Säure, bei diesen selbst Blausäure (eine Giftsäure) entwickeln soll, so wie die mit verdächtigen Gewürzen, z. B. mit Pfefferstaub, der von den Arbeitsnegern in den Pfefferplantagen angeblich mit dem giftigen Kockelkernpulver vermengt, u. über Bremen ꝛc. versendet wird, leicht lebensgefährliche Vergiftungszufälle erregen.

Eine zuerst in Wirtemberg seit 30 Jahren häufig vorkommende Erscheinung, die auch später in Baiern ꝛc. bemerkt wurde, sind die tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter, zuvor gefrorener und wieder aufgethauter, oder sonst verdorbener säuerlichen Leber- und Blutwürste (Blunzen) *). Justin. Kerner nahm zuerst darin ein eignes, dem Gifte der Dipsasschlange am

*) S. Justin. Kerner in d. Tübing. Blätter für Naturwiss. und Arzneik. von Autenrieth und Bohnenberger, 1817. III. 1. — Desselben neue Beobacht. über d. tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste, Tübing. 1820.

meisten analoges thierisches Gift an, das auch wol dem der Aqua tofana ähnlich wirken, und sich von allen Giften besonders unterscheiden soll, daß es Hirn und Rückenmark unberührt lasse, während davon das ganze sympathische, oder Gangliensystem nach allen seinen Verzweigungen außer Wirkung gesetzt werde, so daß bei einem durch dieses Wurstgift Vergifteten viele Monate lang nicht die mindeste Spur eines Herzschlags mehr sich finden soll, während doch der Puls fast ganz normal bleibe. Später will Kerner dies Wurstgift in der Fettsäure finden, die mit der in den Fettleichen sich bildenden, von Thenard beschriebenen Säure indentisch sey, wogegen außer Brech- und Laxirmitteln, bald Schwefelkali, bald Pflanzensäure und warme Bäder abwechselnd mit Säure und Kalien geschärft, von Nutzen seyn sollen; nicht auch Serpentaria? — Ob hier nicht sogenanntes milzbrandiges Fleisch ꝛc. mit im Spiele seyn dürfte? —

Gänse-, Fisch- u. a. rothes Blut dient zum Verspeisen in Brühen u. s. w. (*Th. Schreger.*)

Blut (technischer Gebrauch), vorzugsweise von Rindern, dient in der Chemie als desoxydirendes Reduktionsmittel mancher Metalloxyde statt des Öls, oder der Kohle; ferner in der Färberei zum Einweichen der roth, zumal krapproth zu färbenden Zeuge und Garne. Neuerlich haben Brande und Berzelius gefunden, daß das Blutroth mit den meisten Beizen, die Quecksilbersalze ausgenommen, mit denen es dauerhaft roth färbt, unbeständige rothe Farben gibt. Um dasselbe auszuziehen, behandelt man den Blutkuchen mit Salzsäure, der gleichviel Wasser zugesetzt ist, in der Wärme; die Salzsäure wird durch die Aufnahme des Farbestoffs dunkelkarmoisinroth, und filtrirt. Auch alle andre Säuren, vorzüglich aber die Schwefelsäure mit 9 — 10 Wasser verdünt, können zur Auflösung dienen. Starke Säuren verändern den Farbestoff mehr oder weniger. Kalien nehmen davon viel auf, und werden roth. Er ist in Wasser leicht löslich. Wenn Wollenzeuge mit einer Auflösung von salpeters. Quecksilber oder ätzendem Sublimat benetzt, und dann in eine Auflösung des Farbstoffs getaucht werden, so erhalten sie eine dauernde rothe Farbe, die durch Seife nicht verändert wird. Zum Färben kann der Farbstoff, auch in Ammonium gelöst, angewandt werden. Die Kalien und Säuren (mit Ausnahme der Salpetersäure), verändern die Farbe nicht, und da diese, sobald noch keine Beizmittel angewandt worden, leicht von den Zeugen sich wegbringen läßt, so scheint dieser Umstand sie für die Zitzdruckereien vorzüglich brauchbar zu machen. Die Armenier wenden schon längst Blut mit Krapp bei ihren feinsten und dauerhaftesten rothen Farben an, und halten es für nothwendig, um die Dauer der Farbe zu sichern. Es scheint also hier die Farbe zugleich aus Krapp, und dem Blutrothe gebildet zu werden **). Bei Töpfern dient das Blut zum Vergänglichrothfärben mancher kleiner Thonwaren. Das reine Blutwasser empfiehlt Carbonell, statt des Eiweißes, zum Bindungsmittel der erdigen, u. a. Pigmente, mit Ausschluß der metallischen. Auf mit Ölfarbe angestrichenen Flächen blättert sich aber die Farbe ab, und in Verbindung mit Kalk erhärtet sie zu schnell. Mittelst Blutwassers tragen die Buchbinder das Gold auf die Büchereinbände auf. Blut oder Blutwasser allein gebraucht man auch wegen ihrer Klebrigkeit auf Salinen und in Zuckerraffinerien zum Abschäumen; desgleichen mit zu chemischen Beschlägen und Klebwerken. — Aus zumal gefaultem Blute läßt sich Ammoniumgeist, aus Blutkohle Phosphor (nach Homberg), Dippel's Thieröl, dergleichen, zumal aus reingewaschener Blutfaser, Blut- oder Berlinerblaulauge, Blausäure, Winterls Blutsäure ꝛc. bereiten. —

Fourcroy's und Grindel's sogenanntes künstliches Blut, aus den wesentlichsten Theilen, woraus das Thierblut notorisch besteht, mittelst der Galvanischen Elektricität erzeugt (s. Hufeland's Journ. d. prakt. Arzneik. 1811. I. S. 24. ꝛc.), sieht aus, wie Blut, ist's aber nicht, denn die Blutbildung gehört zu den zoochemischen unnachahmlichen Naturprozessen, die von dem Leben des ganzen Organismus und seiner Theile abhängen, welches allein diesen Saft hervorbringen kann. (*Th. Schreger.*)

BLUT, wird in den Urkunden des A. T. häufig in verschiedenen metaphorischen Bedeutungen gebraucht. Es bedeutet nämlich nicht nur vergoßnes Blut, Blutschuld, Mord (1 Mos. 37, 26. 3 Mos. 17, 4), weshalb ein blutgieriger Mensch durch Mann des Bluts bezeichnet werden kann (Ps. 5, 7. 26, 9), sondern steht auch als Sitz der Lebenskraft nach der Ansicht der Hebräer für Leben (3 Mos. 19, 16). Mit Fleisch verbunden ist es Bezeichnung des Sterblichen im Gegensatz der Gottheit, des Göttlichen und Übermenschlichen (Matth. 16, 17. Gal. 1, 26. Hebr. 2, 4. Ephes. 6, 12), in welchem Sinne auch Fleisch öfters allein gebraucht wird (1 Mos. 6, 3. Ps. 56, 5. 78, 39. Jes. 3, 3). Wegen seiner dunkeln Farbe wird der Wein auch Traubenblut genant (1 Mos. 49, 14. 5 Mos. 32, 14). Da das thierische Leben an den Kreislauf des Blutes geknüpft ist, so denkt sich der Hebräer die Sele, und das Leben im Blute wohnend (3 Mos. 17, 11. 14. 5 Mos. 12, 23); aus demselben Grunde war ihm, wie ausdrücklich angegeben wird (3 Mos. 17, 10. 11. 5 Mos. 12, 23), durchaus nicht erlaubt, Blut allein zu genießen, noch auch Fleisch in seinem Blute d. h. Fleisch von einem erstickten Thiere, dessen Blut nicht abgezapft worden (1 Mos. 9, 4 — 6). (*A. G. Hoffmann.*)

Blutader, Bludadergeschwulst, s. Gefässsystem.

BLUTAUGE, Hyposphagma (Thierheilkunde), Augenkrankheit, findet sich, wiewol selten, bei Pferden und Hunden, und entsteht nach einer äußerlichen Gewalt, durch Beißen, Schlagen oder Quetschung, wodurch Blutgefäße zerrissen werden, und das Blut frei in die Augenkammern fließt. Das Auge wird dabei roth, oft blaulichtschwarz, schwillt stark an und geht nicht selten ver-

---

8. — Dessen Schrift. das Fettgift oder die Fettsäure in ihren Wirk. auf den thier. Organism. Stuttg. 1822. 8. — Vgl. Kahleis in Hufeland's Journ. der praktischen H. K. 1821. 11. S. 44. ꝛc. — Bekanntmachung der k. Baierschen Regirung des Rezatkreises. d. d. Ansbach, den 23. Febr. 1821.

**) Vgl. Kastner's teutsch. Gewerbsfreund. I. S. 164. ꝛc. II. S. 222. ꝛc.

loren. Bähungen aus zertheilenden Kräutern mit Wein gekocht leisten hier die besten Dienste. (*Greve.*)

BLUTBILDUNG *) (sanguificatio, haematosis) (zoochemisch), ist jener animalisch chemische Naturprozeß, durch welchen das Blut aus der Nahrung vom ersten Beginn der Verdauung an entwickelt wird u. durch verschiedene Bildungsgrade geht, bis es in den Blutgefäßen ganz vollendet erscheint, und dann hier eine wäßrige Auflösung der verschiednen Theile des Thierkörpers darstellt, in welchem es kreist. Bei den höhern Thierklassen zeichnen sich folgende vier Hauptstadien der Blutentwicklung aus: Verdauung (s. unten Verdauungsprozess), Chymusbildung (s. Chymus und Chymusbildung), Chylusbildung (s. Chylus u. Chylusbildung), und die eigentliche Blutbildung. Der erste Prozeß beschränkt sich auf den Magen, der zweite auf den Gallendarm (Duodenum), der dritte geht in dem Lymphgefäßapparat der Därme vor sich, und der letzte in den Blutgefäßen. Chymus, Chylus und Blut gehen aber stufenweise und so unmerklich in einander über, daß man sie kaum anders, als nur verschiedene Gradationen der allgemeinen Blutentwicklung nennen kann. Indeß da ihre Bildungsorgane deutlich von einander verschieden sind, so darf man diese Stoffe und die Prozesse ihrer Bildung, als von einander verschieden, ansehen.

Emmert, Reuß, Vauquelin, Marcet, Prout und A. betrachten richtiger, als ältre Chemiker und Physiologen den Chylus als eine dem Blute analoge Flüssigkeit. Aus dem Brustgange sowol, als aus den Chylusgefäßen geradezu tritt er in den Blutstrom über, mischt sich mit diesem während dessen Umkreises im Thierkörper, und strömt durch die Lungen, wo er, der Luft ausgesetzt, den letzten Bildungsprozeß eingeht, um sich in Blut umzuwandeln. In den Lungen, nahm man bisher allgemein an, wirke die Luft auf das ganze Blut, so daß alle Bestandtheile desselben Sauerstoff absorbiren und Kohlensäure ausstoßen sollen, allein nach Berzelius und Prout scheint blos dessen Farbstoff, wenn sich derselbe noch im natürlichen Zustande und in Berührung mit den übrigen Bluttheilen befindet, auf die atmosphärische Luft zu wirken, und den zur Kohlensäurebildung nöthigen Kohlenstoff beim Athmen abzugeben; denn wenn der Farbstoff abgesondert, oder wenn das Blut mit Wasser verdünt ist, so erleidet das Blut keine Veränderung mehr, wenigstens nicht an seiner Farbe. Es nimt also nur ein Theil desselben an den Erscheinungen des Athmens Antheil (s. Athemholen). Was die Bildung der Hauptbestandtheile des Bluts anlangt, so wird die des Eiweißstoffs nach Marcet und Prout schon durch den Gallendarm eingeleitet, allein vollkommen entwickelten Faserstoff fand man nie in diesem Darme, wol aber Spuren davon beim Ausstellen des Darminhalts an die Luft, wo er zäh und fester, und nach einer Stunde oder zwei wieder dünn und serös wurde. Die anfängliche Bildung des Faserstoffs im Gallendarm wird auch dadurch wahrscheinlich, daß derselbe unmittelbar nach der Einsaugung des Chylus in den ersten sogenannten Milchgefäßen schon deutlich hervortritt. Die färbenden Theile finden sich von rother Farbe sicher nicht im Gallendarm, vielleicht auch ebensowenig im Chylus selbst, wol aber dieselben von weißer Farbe, wenigstens im Chylus, und zwar schon im ersten Beginnen seiner Entwicklung, jedoch färben sie sich sogleich, sobald derselbe an die Luft komt. Mithin sind diese weißen Theilchen nichts anders, als die rothen Theile des Bluts, und ihre Farbe wird allem Anscheine nach erst vollständig durch die Einwirkung der Luft auf das Blut in den Lungen hervorgebracht. Außer diesen gibt es im Chylus noch andre weiße Theile von größrem Umfang, bestehend aus den öl- und käseartigen Stoffen, welche in der serösen Flüssigkeit unauflöslich sind, und daher wie Öl im Wasser eine kugliche Form annehmen. Von dem Übergange wenigstens gewisser Gallentheile, und unter diesen auch des Kali dürfte vielleicht das Daseyn desselben im Blute in einem fast dissereten Zustande zeugen. Übrigens ist die Galle keine unumgängliche Bedingniß der Blutbildung, weil dieser Prozeß in gewissem Grade auch dann noch vor sich geht, wenn der Gallengang durch Concretionen verstopft, oder nach Fordyce unterbunden worden ist. Daß die mit den sogenan. Milchgefäßen in Verbindung stehenden Drüsen auf den Chylus verändernd einwirken, deutet wenigstens dessen wenigere Weiße und Undurchsichtigkeit vor dem Eintritt in dieselben an. Er wird bei seinem Fortrücken zum Brustgange inniger gemischt mit den aus den lymphatischen Gefäßen von allen Theilen des Körpers herzugeführten Flüssigkeiten, welche denselben immer mehr animalisiren, und durch ihre Beimischung den Gegenwirkungen des rohen Chylus bei seinem Eintritte in das Blut zuvorkommen. — Da die innere Natur und der wahre Zweck des Athmungsprozesses noch dunkel ist, so muß es auch dessen Einfluß auf Blutbildung seyn. Nur soviel ist wahrscheinlich, daß der Sauerstoff nicht wirklich in das Blut eindringe, sondern daß die Kohlensäure innerhalb der Lungen gebildet werde, und es läßt sich aus der gefundenen genauen Übereinstimmung der Volume verschwundenen Sauerstoffgases, und gebildeten Kohlenstoffgases mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß bei dem Athmen der Sauerstoff mit dem Kohlenstoff unmittelbar sich verbindet, und daß die Kohlensäure nicht als Kohlensäure von dem Blute geliefert wird. Wahrscheinlich tritt die Kohle aus, u. dem Sauerstoff entgegen, vielleicht als ein feuchter aus dem Blute ausgeschiedener Dunst, wahrscheinlich vereint sie sich bei ihrem Austritt aus den aushauchenden Gefäßen mit dem Sauerstoff. Denn es leuchtet nicht ein, wie, wenn die Kohlensäure innerhalb der Gefäße sich bildete, durch eine und dieselbe Membran das Sauerstoffgas ein- und die Kohlensäure austreten könnte. Auch lehren Magendie's und Orfila's Versuche, daß eine ölige Phosphorauflösung in die Halsvene eines Hundes eingespritzt, durch Mund und Nase in Form starker phosphorigsaurer Dünste ausgetrieben wird, was nicht geschehen könnte, wenn die Säure sich schon innerhalb der Gefäße bildete, weil in diesem Falle diese nicht flüchtige Säure unstreitig mit dem Blute vermischt geblieben wäre. Man muß hier also annehmen, daß der Phosphor aus den Blutgefäßen fein zertheilt in die Lungen eingetreten sey, und im Dunstzu-

*) S. außerdem den Art. Gefassystem.

stande mit dem Sauerstoff der Atmosphäre sich zu phosphoriger Säure verbunden habe. Was hier vom Phosphor gilt, läßt sich ohne Zweifel auch auf die Kohle und die Bildung der Kohlensäure anwenden.

Chylus und Lymphe gelangen also durch die Hämatose zu einem höhern Grad der Animalisation; es vermindert sich das Wasser dieser Flüssigkeiten, die Gallerte wird in Eiweißstoff, und dieser in Blutfaserstoff umgewandelt, der Cruor wird vermehrt, und darin die Plasticität entwickelt. Beim Eintritte des Chylus durch die Schlüsselbeinvenen in die Blutmasse muß also dieser nothwendig wieder in differente Qualitäten zerfallen; ohne diese wäre seine Reduction unter die allgemeine Qualitätsform des Bluts nicht denkbar. Daß dem aber wirklich so sey, lehrt der Augenschein, indem wir im eigentlichen Blutstrome keine Spur mehr von Chylus wahrnehmen *).

Als die vierte Stufe in der assimilativen Progression hat die Hämatose ihre ganz eigenen Gesetze, welche den bereits im Chylus verschwundenen unorganischen Charakter der Nahrungsstoffe einen Grad höher zu dem Übergange zum Organischen steigern, übrigens auch unmittelbar gegen die unorganische Natur, jedoch nur an beschränkten Punkten, nämlich besonders in den Lungen etc., sich richten müssen. Dieser neue Zutritt unorganischer Stoffe — der Luftarten — erfodert einen neuen Stufengang der assimilativen Function, er findet wirklich Statt in den Lungen und im Herzen; in welchem letztern die Luftarten erst ganz ihren unorganischen Charakter verlieren, und unter die allgemeine Qualitätsform des Blutes vereinigt werden dürften (vgl. Prout aus d. Annals of Philos. 1819. Jan. u. April in Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. XXVIII. 3. etc. und in J. Meckel's Archiv für die Physiol. VI. 1. — Ure über Bluterzeugung, teutsch in Oken's Isis. 1820.). *(Th. Schreger.)*

Blutblume, s. Haemanthus.

BLUTEAU (Dom Raphael), ein Theatinermönch, von französischen Ältern zu London, den 4. Dec. 1638 geboren und daselbst wissenschaftlich erzogen. In Paris, wo er lange Zeit lebte, trat er in den Theatinerorden, wurde Doktor der Theologie, und Hofprediger der Königin Henriette Marie von England, die sich damals in Frankreich aufhielt. Nachdem er ums Jahr 1680 Superior des Profeßhauses seines Ordens in Paris geworden war, begab er sich nach Portugal, und lernte in wenigen Monaten die portugisische Sprache, mit der er sich schon vorher beschäftigt hatte, so vollkommen, daß er vor dem Könige und der Königin mit Beifall predigen konnte. Hierauf kam er nach Paris zurück, machte sich besonders bei dem Kardinal d'Estrées sehr beliebt, ging aber doch nach einiger Zeit wieder nach Portugal, wurde daselbst Qualificator beim Inquisitionsgericht, und Mitglied der Akademie zu Lissabon, wo er den 13. Februar 1734, in einem Alter von 96 Jahren, starb. Die Frucht eines 30jährigen Fleißes ist sein reichhaltiges, alle Künste und Wissenschaften umfassendes, aber jetzt selbst in Portugal sehr seltenes, encyclopädisches Vocabulario portuguez e latino, con exemplos dos melhores escritores portuguezes e latinos. Coimbra e Lisboa 1712—1721. T. I—VIII. Supplemento. Lisb. 1727—28. T. I. II. klein fol. [1]). Einen guten und sehr verbesserten Auszug aus demselben verfertigte Ant. de Moraes Silva, unter dem Titel: Diccionario de lingua portugueza reformado e accrescentado. Lisb. 1789. Vol. II. 4. Werthlos sind Bluteau's Prosas portuguezas. Lisb. 1728. Vol. II. fol.; und seine Predigten und Lobreden, die er unter dem Titel: Primiciae evangelicae, 1685. 4. herausgab, sind ebenfalls vergessen [2]). *(Baur.)*

BLUTEGEL *), in der Arzeneik. Ansetzen derselben; man bedient sich der Blutegel, um eine örtliche Blutausleerung aus kleinen Gefäßen zu bewirken. Ihr Gebrauch wird durch die Anzeigen zum Blutlassen im Allgemeinen und zu den örtlichen Blutausleerungen insbesondre bestimt. Sie sind vorzüglich anzuwenden, wenn sich der entzündliche Charakter einer örtlichen Krankheit nicht deutlich ausspricht, oder sich nicht als sehr bedeutend darstellt, bei verborgenen, schleichenden Entzündungen, bei örtlichen Entzündungen ohne Fieber und Plethora, oder wenn diese durch allgemeine Blutentziehung gemäßigt sind, heftige, anhaltende Schmerzen, bedenkliche Zufälle erregende Kongestionen, unterdrückte normale, oder zur Gewohnheit gewordene unnormale Blutausleerungen, heftige Quetschungen, starke Extravasate. Bei Kranken, wo man die nach dem allgemeinen Aderlaß folgende Schwäche zu fürchten hat, oder wo man aus andern Ursachen eine größre Vene nicht zu öfnen wagt; bei kleinen Kindern bedient man sich meistens lieber der Blutegel, als des allgemeinen Aderlaß. Gegenanzeigen sind außer den beim Blutlassen überhaupt bemerkten, starke Plethora, die erst durch allgemeines Aderlaß beseitigt werden muß.

Wie das Blutlassen überhaupt, so hat man auch den Gebrauch der Blutegel einige Zeit vernachlässigt, seit dem Jahre 1812 und 1813 hat sich derselbe aber wieder be-

*) Man glaubte früher, daß der Chylus nur langsam, und indem er theilweise mit dem Blute in den Gefäßen des großen Kreislaufs circulire, worin er seine Umbildung in Blut vollendet, in Blut verwandelt werde, bis Legallois in seiner Diss.: Le Sang est-il identique dans tous les vaisseaux qu'il parcourt? etc. à Paris. 1802. 8., bewies, daß in dem normalen Blute weder Milch noch ein Theil Chylus, noch Galle etc. enthalten seyn; daß vielmehr die Hämatose, nach Art der Absonderungen, eine augenblickliche Operation der Natur, daß sie das Resultat der vitalen und chemischen Zusammenwirkung des Nahrungsstoffs vermittelst der assimilirenden Organe sey. Er betrachtet den Zusammenfluß des venösen Bluts, und des chylösen und des lymphatischen Saftes als den natürlichen Sitz dieser Verbindungen.

1) Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit ist es, daß Bluteau seinem Wörterbuche, außer einer Dedikation an den König von Portugal, zehen Vorreden vorsetzte, und zwar unter folgenden Titeln: „An den geneigten Leser. An den ungeneigten Leser. An den ungeduldigen Leser. An den portugisischen Leser. An den ausländischen Leser. An den gelehrten Leser. An den unwissenden Leser. An den prüfenden Leser. An den naseweisen Leser. An den nichtsnützigen Leser und endlich an den witzelnden Leser."

2) Mercure de France, Avril et Juillet 1734. Rathlofs Geschichte jetztleb. Gel. 8. Th. 293. Biogr. univ. T. IV.

*) Das Naturhistorische s. unter Hirudo.

trächtlich vermehrt, es ist dieses unter andern auch aus der in mehrer Hinsicht interessanten Nachweisung von dem Verbrauch einiger Medicamente in der Königl. Charité-Krankenanstalt zu Berlin in dem Zeitraum von 1785 bis Ende 1819 zu ersehen, welche Formey mitgetheilt hat [1]). Von 1785 bis 1811 ist nicht ein Stück Blutegel gebraucht worden. In dem Jahre 1811 hat aber der Gebrauch angefangen und ist schnell beträchtlich gestiegen: in jenem Jahre wurden nämlich 120 St. angewendet, 1812: 690 St., 1813: 16,660 St., 1814: 5492 St., 1815: 9700 St., 1816: 6540 St., 1817: 9300 St., 1818: 10,900 St., 1819: 13,100 St. Da der Verbrauch der Blutegel so stark ist und sie in manchen Ländern nicht so häufig wie bei uns zu finden sind, so hat man sich bemüht Stellvertreter der Blutegel zu suchen und zu diesem Zwecke künstliche Blutsauger erfunden, die entweder aus einem Schnepperähnlichen Instrumente und einem Saugapparate bestehen, oder in denen das verletzende Werkzeug und der Saugapparat verbunden sind.

Zu jener Art der künstlichen Blutsauger gehört Welsch Vorrichtung, ein gewöhnlicher Schröpfkopf, mit einem einen Zoll langen Mundstück, an welchem eine Klappe angebracht ist [2]); zu diesen Sarlandieres Instrument [3]). Allein weder diese Werkzeuge, noch das Schröpfen oder Scarificiren können der Wirkung der Blutegel gleich gesetzt werden, eine jede von diesen Arten der Blutentleerungen hat ihre besondern Anzeigen, und die Wirkung der Blutegel ist gewiß eine eigenthümliche, wie schon der in manchen Fällen so schnelle günstige Erfolg ihrer Anwendung beweiset: nicht allein das Blutgefäßsystem, sondern auch das Nervensystem wird auf eine besondre Art afficirt, und der Einfluß, den das saugende lebendige Thier auf die belebten Theile hat, ist nicht zu übersehen [4]). Schon die mechanische Wirkungsart der Blutegel gibt ihnen vor der Anwendung der Schröpfköpfe einen bedeutenden Vorzug. Man kann diese nicht an allen Theilen des Körpers, nicht in der Nähe entzündeter Stellen anbringen, die vielen kleinen Einschnitte, welche bei dem Schröpfen gemacht werden, reizen stärker als die Stiche von so viel Blutegeln, als nöthig sind, um dieselbe Quantität Blut zu entleeren.

Bei der Wahl der Blutegel muß man behutsam seyn, damit man nicht statt des medizinischen Blutegels, **Hirudo medicinalis**, den Pferdeblutegel oder den gemeinen Blutegel erhalte. Auch darf man nicht ohne Noth Blutegel wählen, die schon gebraucht sind, weil diese nie so gut saugen, als noch nicht gebrauchte.

Zum Ansetzen der Blutegel bedient man sich eines Stückes Leinwand, eines Cylinders, der von einem Kartenblatte gebildet ist, eines Cylinders von Glas oder eines gläsernen Schröpfkopfs. Der Theil, an welchem der Blutegel angesetzt werden soll, ist gut zu reinigen, und saugen diese Thiere nicht bald an, mit etwas Zuckerwasser, Milch oder Blut zu bestreichen. Man befeuchtet das von diesen gewählte Hilfsmittel mit Wasser, und faßt den Blutegel so, daß das Kopfende hervorragt; bedient man sich des Cylinders von Glas, so muß der Stempel das Schwanzende berühren, damit das Thier behutsam hervorgeschoben werden kann.

Gewöhnlich fallen die Blutegel von selbst ab, wenn sie sich voll gesogen haben; sollte dieses nicht geschehen, so wird das Abfallen durch Aufstreuen von Kochsalz befördert. Mit Gewalt darf man sie nicht abreißen, es entsteht leicht dadurch Entzündung und Eiterung. Um durch einen Blutegel viel Blut zu entziehen, hat man den Rath ertheilt das Schwanzende desselben abzuschneiden, es ist aber unnütz, denn der Tod des Thieres wird hiedurch befördert. Um die Nachblutung zu unterhalten, wendet man Bähungen von lauem Wasser an. Die Quantität Blut, welche ein Blutegel saugt, ist nach seiner Größe im Durchschnitte zwischen einer Drachme bis zu einer halben Unze zu bestimmen. — Werden Blutegel in dem Munde oder nahe an dem After angesetzt, so muß man zu verhüten suchen, daß sie nicht in die Höhlen eindringen; sollte es doch geschehen, so muß man dann, wenn sie in den Magen gekommen sind, Salzwasser trinken lassen und ein Brechmittel geben, befinden sie sich in dem After, so sind Klystire von Salzwasser beizubringen. Hat die Blutung nachgelassen, so legt man trockne Compressen auf die verwundeten Theile; bisweilen geschieht es, daß die Blutung zu stark wird, dann kann man sich verschiedener Mittel zu ihrer Stillung bedienen, je nachdem sie mehr oder weniger hartnäckig ist, kaltes Wasser, Eichenschwamm, Thedens Wundwasser, Goulards Wasser, in Verbindung mit Tampons und Druck; Aufstreuen von **Gummi Tragacantha**, kleine Bourdonnets von einigen Charpiefäden, mit den eben genannten Mitteln, oder mit Alaun bestreut, in die kleine Wunde gebracht. Sollten diese Mittel nicht hinreichen, so sticht man durch die Ränder der Wunde eine feine Nähnadel um sie mit einander zu vereinigen, und wickelt einige Touren festen Zwirns um dieselbe, damit die Wunde von allen Seiten zusammengedrückt wird. — Auch noch einige Zeit nachdem das Bluten nachgelassen hat, kann wieder eine Nachblutung eintreten und man muß daher den Kranken sorgsam beobachten lassen. Außer diesem unangenehmen Zufall können noch Schmerz, Blutunterlaufung und Entzündung mit ihren Folgen durch das Anlegen von Blutegeln bewirkt werden, besonders wenn man unechte Blutegel dazu genommen hat. Goulard's Bleiwasser beseitigt meistens die ersten dieser Zufälle, und beugt der Entzündung vor [5]). (*Seiler.*)

BLUTFÄRBESTOFF (Blutroth), **Hämatin**, **Cruor**, **Pigmentum sanguinis**, eine erst dunkelbraune,

1) Formey vermischte medizinische Schriften 1. B. Berlin 1821. S. 230. 2) The Edinburg medic. Journ. Apr. 1815. 3) Sarlandiere's Beschreibung eines neuen Blutsaugers, a. d. Franz. v. D. C. Gräfe, Berlin, 1820, enthält auch die Beschreibung und Abbildung der in England gebräuchlichen Blutsauger. 4) Zang a. a. O. S. 119.

5) *Vitet* traité de la Sangsue médicinale, Paris 1809. Clesius Beschreibung des medizinischen Blutegels. Hadamar 1811. De hirudine, Diss. quam — defendet Watson, Edinburg. 1815. — Kunzmann anatomisch-physiologische Untersuchung über den Blutegel, Berlin 1817. Ein Auszug aus dieser Schrift findet sich in Gräfe u. Walther Journ. für Chir. und Augenheilkunde. II. B. 2. St. S. 262. Zang Darstellung der Operation I. B, S. 116.

getrocknet gagatschwarze, in ihrem Glanzbruche muschlige, schwerzerreibliche Substanz, die sich aus rothem Thierblute so darstellen läßt, daß man dessen in der Ruhe geronnenen und in Schnittchen auf Fließpapier möglichst entblutwässerten Kuchen 1) nach Berzelius weiter trocknet, und dann so lange mit kaltem Wasser reibt, als dieses sich noch färbt, hierauf diese Lösung des Pigments unter 50° abraucht; aus seiner wäßrigen Lösung fällt nun solches nahe bei 100° in obiger Form nieder, und das Anfangs noch blaßrothe Wasser wird beim Erkalten unter Abscheidung der letzten Flocken entfärbt. Bei längerm Kochen des geronnenen Cruors mit Wasser zieht er sich zusammen, und läßt sich jetzt nicht mehr durch Essigsäure erweichen; das Wasser hat Natron und wenig animalischen Stoff aufgenommen. Der nicht geronnene Cruor löst sich leicht in kaltem Wasser zu einer sehr dunkelbraunen undurchsichtigen, schwach nach Blut riechenden, fadsalzig und sehr widrig schmeckenden Flüssigkeit auf, die sich mit Essigsäure ohne Fällung mischen läßt. 2) Nach Vauquelin soll man den guten ausgetropften Blutkuchen mit 4 Vitriolöl und 8 Wasser 6 Stunden lang bis zu 70° erhitzen, die Flüssigkeit warm filtriren, den Rückstand mit 4 warmen Wassers auswaschen, beide Flüssigkeiten zusammen bis zur Hälfte abdampfen, und sie so weit durch Ammonium sättigen, daß die Säure nur schwach vorsticht. Das daraus allein niedergefallene, aber schon mehr zersetzte Pigment wird nun ausgesüßt und getrocknet. 3) Brande läßt aus dem rothen Blutwasser von geschlagenem Blute das Pigment sich setzen, decantirt, löst das Blutroth in Wasser auf, und coagulirt es durch Erhitzen. Nach Vauquelin hat es weder merklichen Geruch noch Geschmack. In Wasser zerrührt färbt es dieses weinroth, ohne sich darin aufzulösen. Allein nach Berzelius ist es, gleich dem bei 50° bis zur Trockne abgerauchten Rückstand, darin löslich; bei 100° gerint dieser und verliert seine Auflöslichkeit in Wasser. Nach Vauquelin löst sich das Pigment leicht in verdünnten und erhitzten Säuren (nach Berzelius indeß nur zum kleinsten Theil), sowie in Kalilaugen auf, und färbt diese Auflösungen nach Brande verschiedentlich roth. Die mit den Säuren in der Kälte gebildeten Auflösungen sind nach Berzelius in einem Überschuß der Säure unauflöslich, auflöslich aber in reinem Wasser, und verlieren diese Eigenschaft, wenn man sie mit der Säure erhitzt, welche das Pigment zum Theil zersetzt, so daß sich dann in ihr nebst kohlensaurem Kali Spuren von Eisenoxyd finden. Von reiner Gallussäure und blausaurem Kali werden indeß obige saure Auflösungen nach Vauquelin und Brande nicht verändert. Gallusaufguß schlägt das Pigment nach Vauqu. daraus unverändert nieder. Im offnen Feuer bläht es sich entflammend auf, und hinterläßt viele poröse Kohle, aus welcher Salpetersalzsäure weder Kalk noch Eisen auszieht, und die, beim schwierigen Einäschern, kohlens. Ammonium entwickelt. Verschlossen geglüht bleibt es sich gleich, stößt einen animalischen Geruch aus, gibt kohlens. Ammonium, ein purpurrothes Öl, und fast gar kein Gas. In diesem Zustande löst es sich weder in Säuren, noch in Kalien auf, und ist verkohlt, ohne bedeutend in seinem Volum geändert zu seyn. Wegen der Unauflöslichkeit desselben an und für sich in Wasser, die indeß Berzelius läugnet, nimt Vauquelin im Blute eine Substanz, nämlich Kali, an, welche seine Auflösung bewirken, und auch dem Blute blos beigemengt seyn soll. Die Auflösung desselben in wäßriger Salpetersäure erleide keine Farbenänderung; das salpetersaure Silber trübe sie nicht, allein das essigsaure Blei entfärbe sie ganz, unter Bildung eines braunen Niederschlags. Blutkuchen, mehrmals mit Schwefelsäure gekocht, löse sich in wenigem Kali auf, werde aber daraus durch nicht in Übermaß zugesetzte Salzsäure ganz gefället, und die Auflösung bleibe roth. Vom Rückstande des von der Schwefelsäure durch Auswaschen mit kaltem Wasser größtentheils gereinigten Bluts löse sich in warmen Wasser viel auf, allein diese Auflösung sehe braun, nicht roth aus. Der Eiweißstoff des Bluts, welcher Pigment enthält, lasse dieses nach einiger Zeit fallen. Bleibe aber solches im Eiweißstoffe so lange, bis dieser sich zu zersetzen anfange, so löse es sich, vermöge des durch die Fäulniß sich entwickelnden Ammonium wieder auf, und die Flüssigkeit werde wieder scharlachroth, weil sich das Blutroth mit dem gelben Eiweißstoff eine. Wenn man auf diesen 2 Theile kalten Alcohols gieße, die Flüssigkeit filtrire, den Kuchen gehörig austropfen lasse, und ihn nun mit 7 — 8 frischen Alcohols koche, so färbe sich dieser schön citrongelb. Nach zwei = dreimaliger Wiederholung höre aber der Alcohol auf sich zu färben, und der Eiweißstoff werde weiß. Der in der Retorte verdunstete Alcohol lasse endlich ein helles, gelbes, weiches Fettöl zurück. Auch erhitzter Äther bewirkt gleich dem Alcohol, nach Berzelius, die Bildung einer übelriechenden wallrathartigen Materie, die sie auflösen. Hundert Theile des Färbestoffs, den derselbe aus dessen in der Schwefelsäure unauflöslichen Theil durch Behandeln mit Alcohol erhalten hatte, lieferten beim Einäschern 1,25 rothe Asche, und 100 von dieser mit Salzsäure behandelten Asche, aus deren Auflösung Hydrothionsäure Ammonium gefället hatte, vielen schwarzen Niederschlag, der nach dem Wiederauflösen in Salpetersalzsäure, Fällen mit Ammonium, Waschen und Rothglühen 55,5 wog. Er gab $\frac{1}{10}$ rothes Eisenoxyd, und enthält mithin $\frac{1}{2}$ pCt. Eisen. Zugleich schließt Berzelius aus seinen Versuchen mit Säuren, daß der Färbestoff sein Eisen selbst dann zurück halte, wenn Reagentien, die ihn zu zerstören streben, und das Eisen aufzulösen vermögen, auf ihn einwirken. Er sieht ihn für eine organische Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Calcium und Eisen an, welche erst beim Verbrennen Phosphorsäure, Kalk und Eisenoxyd erzeuge.

Schon seit Lemery zuerst, und nach ihm Galeati, Menghini, Rhades, Westrumb, Marggraf, Rouelle d. j., Gmelin, Sage, Parmentier u. Deyeux, Fourcroy und Vauquelin, Hildebrandt, Bucquet, Rose, Berzelius u. A. Eisen im rothen Blute entdeckt hatten, nahm man bis in die neuesten Zeiten an, daß die Röthe desselben ihren materiellen Grund in diesem Eisen hätte, die übrigen Blutstoffe aber beitrügen, diese Röthe zu nüanciren, die brennbaren Stoffe, insbesondre der Kohlenstoff rc., solche dunkler, der Sauerstoff sie heller machten, und es hänge daher von dem Verhältniß des Kohlenstoffs und Sauerstoffs ab, ob der

Cruor dunkler, oder heller roth sey. Dieses dürfte auch wirklich aus der Veränderung der Blutfarbe durch das Athmen rc., und aus der Verschiedenheit des Bluts im Embryo hervorgehen. Allein schon Wells sagt in den Philos. Trans. 1797. S. 427: zwischen Blutröthe und Eisengehalt bestehe gewiß kein nothwendiger Zusammenhang, da sich dieses Metall in mehren andern gefärbten und selbst in ungefärbten thierischen Theilen, z. B. Knochen, Wolle rc. (im Krystallkörper des Auges, nach Krimer auch im gefaulten blassen Harne hysterischer Frauen) finde. Ferner gebe es keine metallische Farbe, die bleibend sich zerstören lasse, wenn sie einem Wärmegrade unter dem Siedpunkte des Wassers in einem geschlossenen Gefäße ausgesetzt werde. Dies sey aber wol der Fall mit der Farbe des Bluts. Werde eine metallische Farbe durch ein Kali zerstört, so lasse sie sich durch augenblicklichen Zusatz von Säure herstellen, so wie durch Kali, wenn die Farbe durch Säure zerstört sey. Dies geschehe aber nicht mit der Blutfarbe. Wäre Eisen die Ursache der Blutröthe, so müßte es sich als Salz im Blute finden, da die rothe Substanz im Wasser auflöslich sey. Reagentien, die eine kaum merkliche Menge von Eisen in einem solchen Zustande entdecken, müßten gleichfalls seine Gegenwart im Blute verrathen; allein dies thue weder blausaures Kali, noch Gallusaufguß rc. Die Farbe des Bluts komme vielmehr von einer eigenthümlichen Anordnung eines seiner Bestandtheile her, denn, sobald diese aufgehoben sey, verschwinde die Farbe, und lasse sich nicht wieder herstellen, was nicht erfolgen würde, wenn sie von der Anwesenheit irgend einer Substanz abhinge. Neuerlich (1818) haben sich auch Brande und Vauquelin, auf ihre Versuche gestützt, gegen den Eisengehalt im Blute erklärt. Nach ihnen soll die Farbe desselben von einer eignen thierischen Substanz herrühren, welche durch den Lebensprozeß, vorzüglich durch das Athmen erzeugt werde, und Vauquelin ändert die Meinung, daß das Eisen die Ursache davon sey, wenigstens dahin ab, daß dies nicht die einzige sey, indem man diese Substanz vom Eisen getrent darstellen könne. Nach Nasse rc. soll die Röthung des Bluts zuletzt Folge des freigewordenen Natron in demselben seyn, und ganz so geschehen, wie das dunkelrothe Blut hellerroth werde, wenn man Natronlauge hinzutröpfle. Während nämlich der Sauerstoff an das dunkelrothe Blut, welches Eiweißstoff mit kohlensaurem Natron enthält, trete, binde er den Eiweißstoff; das Natron könne sich nun mit der Kohlensäure verbinden, und bewirke die Röthung. Der Sauerstoff erscheine hier nur als Vermittler der Färbung. Allein durch diese Ansicht bleibt auf der einen Seite immer noch unerklärt, wie denn das Natron den färbenden Bluttheil höher färbe, worin das Eigentliche dieser Färbung bestehe? Auf der andern Seite sind obiger Annahme manche Beobachtungen nicht günstig, z. B. daß eine Mischung von Eiweiß und phosphorsaurem Eisenoxyd durch Berührung mit Sauerstoffgas blutroth wird, daß der Blutfärbestoff, nach Berzelius u. A., doch immer viel Eisen enthält, und selbst seine Zersetzung bezweckenden Reagentien ausgesetzt, welche sonst das Eisen auflösen, dennoch solches, als einen seiner Bestandtheile, in der Asche festhält, daß andre Pigmente im Körper hauptsächlich durch ihren großen Gehalt an Eisen sich auszeichnen rc. — Auch Krimer folgert aus seinen Experimenten, daß das Eisen dem Blute die rothe Farbe nicht gebe; es sey im Normalzustande gar nicht da, sondern werde bei der Einäscherung und bei der Fäulniß erst gebildet. Wahrscheinlich begründe der Kohlenstoff die rothe Farbe des Blutes. Kohlen-, phosphor- und salzsaures Natrum färbe das Blut hellroth, ätzendes aber braun, und die hellrothe Färbung geschehe auch ohne Einfluß des Sauerstoffes. Reines WStG. verändre die Farbe des Bluts nicht, hingegen werde das dunkle Blut durch das KWStG. hellroth. Der + Pol der Voltasäule färbe das Blut dunkel, und der — Pol hellroth, und zwar wegen Anhäufung des Natrums an diesem Pole. Im dunkelrothen Blute sey ein Überschuß von kohlensaurem, im hellrothen aber von SStG. Werde daher aus dem Venenblute alles kohlens. Gas durch die Luftpumpe ausgezogen, so erhalte es, schon geronnen, eine dünnflüssigere Form und eine dunkelbraunrothe Farbe; das Arterienblut verliere unter diesen Umständen mit seinem SSt.- und Kohlensäure-Gehalt auch seine hellrothe Farbe, werde braunroth, an der Luft werden beide Blutmassen wieder hellroth. Eine dem alles Kohlenstoffs beraubten dunkelrothen Blute zugesetzte Auflösung von kohlens. Natron färbe es ohne Zutritt von SSt. hellroth; das Blut werde aber nach fortgesetztem Luftauspumpen, wenn die Kohlensäure aus dem Natron entwichen sey, wieder dunkelroth. Dunkelrothes Blut, ganz entkohlensäuert, werde durch reines SStG. nicht hellroth, wol aber dann, wenn dieses mit Kohlensäure vermengt war. — So wichtig die Resultate dieser Versuche seyn dürften, insofern sie durch fernere Beobachtungen sich bestätigen, so bleibt die Frage: hat das Eisen Theil an der rothen Farbe des Bluts, oder nicht? immer noch sehr schwierig bestimt zu entscheiden. Offenbar erzeugt das Eisen die Farbe nicht so, als wäre es oxydirt im Blute aufgelöst, doch kann seine Gegenwart im Cruor Einfluß auf die Blutfarbe haben. Er hat die meisten Eigenschaften mit dem Faser- u. Eiweißstoffe gemein, und ist nur durch die Farbe und durch seinen Eisenantheil verschieden, der, nach Berzelius, zur Blutfärbung immer bedeutend genug ist. Dagegen, wenn auch diese nicht von Eisen, sondern vom Kohlenstoffe rc. herrührte, weshalb man auch das Blutroth wol gekohlten Eistoff nennen kann, so ist das Wie? dieser Blutröthung bis jetzt noch Naturproblem. Das Athmen darf man nur als entfernte Ursache derselben ansehen (s. Berzelius in Schweigger's a. Journ. f. Ch. u. Ph. IX. S. 385 rc., in Gilbert's Ann. der Phys. 1817. 9. S. 24, in J. Meckel's Arch. der Physiol. III. S. 318. rc., u. i. Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. II. — Brande bei Gilbert a. a. O. S. 1. rc., u. bei Meckel a. a. O. II. S. 288. rc. — Vauquelin bei Gilbert S. 16. rc. u. b. Meckel III. S. 298. rc.; vgl. Trommsdorffs n. J. d. Ph. 1817. I. 2. u. J. Hönig de colore sanguinis. Halae 1819. 8., teutsch im Auszuge i. W. Krimer's physiol. Untersuchungen, Leipzig, 1820. 8. S. 197. rc.).

Das Blutroth läßt sich in der Färbekunst versuchen, da in dessen kalischer Lösung, nach Brande (s. a. a. O. u. bei Schweigger XVI. S. 382. rc.) mit Ei-

chenrindenaufguß durchdrungenes Zeug sich dauerhaft roth färben soll. Auch läßt sich wol erwarten, daß, da die kalischen Auflösungen des Bluts, mit Alaunerdesalzen gemischt, eine braune Verbindung der Alaunerde mit Blutroth, auf dieselbe Art, mit Zinnoxyd eine schmuzig rothe, mit Quecksilberoxydul und Oxyd eine dunkelrothe ꝛc. fallen lassen, diese Niederschläge zu technischen Zwecken anwendbar seyn möchten (s. auch Blut). (*Th. Schreger.*)

Blutfaser, s. Faserstoff.
Blutfeld, s. Judas.
Blutfink, s. Loxia pyrrhula.
Blutflecken t. Muschel, s. Tellina bimaculata.
Blutfluss, s. Blutung u. d. folg. Art.

BLUTFLUSS, krankhafter (in der Thierheilkunde). Mit dem Menschen haben unsre landwirthschaftlichen und Luxus-Hausthiere mehre Blutflüsse gemein, und zwar bemerken wir beim Affen und Pferde das Nasenbluten; beim Pferde das Blutspucken, Bluthusten oder den Lungenblutsturz, bei Affen, der Hündin u. der Kuh Blutflüsse aus der Gebärmutter; bei der Kuh, dem Schafe, dem Hunde und dem Schweine Blutflüsse aus dem After; bei der Kuh, dem Pferde und Schafe Blutflüsse aus den Urinwegen; und bei der Kuh Blutfluß aus den Brustwarzen. — Das Nasenbluten beim Pferde entsteht während des Rotzes, sobald die Blutgefäße der Nasenhöle von der Rotzjauche zerfressen worden sind; dann ist die aus der Nase fließende Jauche entweder mit einzelen Bluttropfen oder Striemen untermengt, oder es tröpfelt klares Blut aus der Nase. Auch bei sonst anscheinend ganz gesunden Pferden bemerkt man in seltnen Fällen, ohne alle äußre Veranlassung ein mehr oder weniger heftiges Nasenbluten; solche Pferde werden gewöhnlich mit der Zeit rotzig. — Beim Affen entsteht das Nasenbluten während der letzten Periode bösartiger Fieber. Das Blutspucken oder der Lungenblutsturz komt nicht sogar selten bei solchen Pferden vor, die lange Zeit vorher an einem heftigen trocknen Husten litten, wodurch Blutgefäße in den Lungen zersprengt wurden. Solche Pferde senken gewöhnlich den Kopf, und so stürzt aus Maul und Nase während eines gewaltigen Hustens, vieles schäumendes, hochrothes Blut, wenn Pulsadern, oder eine Menge dunkelrothes Blut, wenn Blutadern geborsten sind; beides ist sehr gefährlich, aber nicht immer tödtlich; denn manche genesen nach der Anwendung des Aderlassens, und des Salpeters, oder der essigsauren Dämpfe. — So sehen wir Blutflüsse aus der Gebärmutter beim Affen, bei der Hündin und der Kuh nach gewissen Krankheiten und nach schweren Geburten bei der letztern, obgleich weit seltner als beim Menschen. — Der Hund blutet aus dem After während der Ruhr, auch wenn er viele Knochen gefressen hat, wo dann oft unverdaute spitzige Knochensplitter seinen Mastdarm verletzten, oder vom harten Koth Blutgefäße zerreißen; die Kuh in nicht seltnen Fällen während den letzten Stadien typhöser Fieber, und so auch das Schaf. — So entsteht bei der Kuh Congestion des Bluts nach dem Euter, Zersprengung von Blutgefäßen in demselben, und blutige Milch (Blutmelken), oder es tröpfelt selbst klares Blut aus den Brustwarzen; und endlich sehen wir bei ihr, dem Pferde und Schafe, mehr als beim Menschen, Blutflüsse aus den Urinwegen. (*Greve.*)

BLUTGANG. So nent man wol den Blutfluß der Gebärmutter oder die der Zeit oder Menge nach übermäßige Menstruation, s. Geschlechtstheile. (*Wiedemann.*)

BLUTGERICHT, auch Blutbann, Vogtei, Zent, hohe Zent, Zentgericht, Halsgericht, Fraiß, hohe Fraiß, Malefizgericht, Acht, Oberacht, Achtgericht, Gericht zu Haut und Haar, in Urkunden, und nach der Provinzialsprache, Königsbann nach dem Sachsenspiegel, und Ungericht nach sächsischem Rechte, auch wol blutige Hand genant, bedeutet im eigentlichsten Sinne das Recht, Verbrechen zu bestrafen, oder die peinliche Gerichtsbarkeit, so wie denn auch die Blutfahne oder rothe Fahne das Zeichen des Blutbanns war, welches diejenigen führten, welche über Leben und Leib zu richten, befugt waren. Auch scheint damit die rothe Erde, als Gerichtssprengel der Fehmgerichte, in Verbindung zu stehen; so wie Blutgeld, das Wehrgeld war, welches der Todtschläger den Verwandten des Getödteten bezahlen mußte.

Da nun aber die peinliche Gerichtsbarkeit meistentheils ein Ausfluß der Landeshoheit war, so wurde im uneigentlichen Sinne auch bisweilen die Landeshoheit selbst, durch den Ausdruck Blutbann, Blutgericht, bezeichnet *). (*Spangenberg.*)

BLUTHARNEN, Blutstallen, Rothharnen, rothes Wasser, Mayseuche, Weidebruch (Thierarzneikunde), ist eine Krankheit, welche bei Rindvieh und Schafen sehr häufig, bei Pferden aber weit seltener vorkomt, oft seuchenartig herrscht, aber auch eben so oft sporadisch bemerkt wird, und in manchen Gegenden enzootisch zu seyn scheint. Meist zeigt sie sich im Frühjahr, doch auch nicht so ganz selten im Sommer nach großer Hitze. Sie gibt sich entweder durch den Abgang eines ganz blutigen, oder eines wasserhellen oder wenig gefärbten, mit Blutklümpchen vermischten Urins zu erkennen. Die Thiere sind im Anfange nicht ganz auffallend krank dabei, fressen und saufen noch mit Appetit, allein bald darauf verspürt man eine Abnahme der Milch bei Kühen; sie bekommen ein glanzloses gesträubtes Haar, ihr Appetit und das Wiederkäuen vermindert sich, sie setzen unter Stöhnen und Ächzen ihren Urin ab, und bekommen meist gegen Abend geringe Fieberanfälle, unter welchen sie zuletzt zu Grunde gehen, wenn ihnen nicht bald geholfen wird.

Die meisten Thierärzte wollen bei der Öffnung der Kadaver immer entzündete Nieren gefunden haben, allein auch sehr viele Sectionen zeigten mir die Nieren und Harnwerkzeuge in einem sehr erschlafften Zustande, ohne die geringste Spur einer vorhergegangenen Entzündung. Daß Schwäche oft im Spiele ist, lehrt die Wirkung der Heilmittel. Solche Thiere, welche einen wasserhellen oder doch nur wenig gefärbten Urin, mit vielen untermischten

*) S. a *Pufendorf* de jurisdictione germanica. P. II. S. II. Cap. II. §. 3. fgg. *Schottel* de singularib. et antiq. Germ. jurib. Cap. VII. §. 1. 2. Estor kleine Schriften. Bd. II. St. 6. Schott jurist. Wochenblatt II. Jahrg. S. 643. fgg.

Blutklümpchen oder Fäden, lassen, können durch den Gebrauch der reizenden, stärkenden und zusammenziehenden Mittel, als Bilsenkraut, Tormentillwurzel, Alaun, Weidenrinde, Bleizucker u. s. w. vollkommen geheilt werden, im entgegengesetzten Falle aber, beim Abgange eines ganz mit Blut gefärbten durchsichtigen Harns, schaft der Gebrauch der Mittelsalze, als des Salpeters, Glaubersalzes, Doppelsalzes u. s. w. in schleimigen Abkochungen die geschwindeste Hilfe.

Was die Ursache dieses Übels betrift, so liegt sie wol meist, wenn es seuchenartig oder enzootisch herrscht, in einer schlechten moorigen, mit scharfen Pflanzen, besonders Ranunkelarten, bewachsenen Weide; solche fressen die Thiere bei großer Dürre, aus Mangel eines guten Grases. Sehr oft werden solche Thiere damit befallen, welche aus andern Gegenden auf eine solche schlechte Weide gebracht werden, und noch nicht daran gewöhnt sind. Nach dem Genusse der harzigen Erlenknospen sah man sie bei Kühen im Frühjahr entstehen, und so auch bei solchen, welche Wasser aus Moorpfützen saufen mußten; auch bei Pferden, welche schlecht eingeerntetes Futter bekommen; hingegen vom Genusse scharfer Insekten mag sie wol sehr selten oder gar nicht entstehen. Pferde uriniren nicht selten Blut, wenn sie Steine in der Blase haben. (*Greve.*)

Bluthochzeit, s. **Bartholomäus-Nacht.**

Blutholz, s. **Haematoxylon.**

Blutkohle, s. **Kohle.**

Blutkraut, s. **Sanguinaria.**

BLUTINDIANER (Blood Indians), ein Stamm der Indianer, welcher im britischen Binnenlande von Nordamerika zwischen dem Athapescow- u. rothen Hirschflusse wohnt, und im N. u. N.O. an die Knistinoer, im O. an die Schwarzfüßer, im S. an die Fellindianer und im W. an die Felsengebirge gränzt. Er gehört zu den Knistinoern; in seinem Gebiete entspringen der nördliche Saskatschawan und der Athapescow. Der Pelzhandel ist ganz in den Händen der Nordwestgesellschaft, die hier die Faktoreien Edmonton-, Nelson- u. Acton House besitzt (Mackenzie). (*Hassel.*)

BLUTLASSEN, Aderlassen, im weitern Sinne bezeichnet jede Entleerung des Blutes durch kunstmäßige Öffnung eines größern oder kleinern Blutgefäßes; im engern Sinne aber: die Blutentleerung durch Öffnung einer Bludader, Vene (Venaesectio, Phlebotomia, von φλεψ, die Ader und τομη, der Schnitt); man trent dann, davon, die Pulsaderöffnung (Arteriotomia), das Ansetzen von Blutegeln, das Schröpfen und Scarificiren. Wir sprechen hier von den Anzeigen zu Blutentleerungen und den Wirkungen derselben überhaupt, dann aber von der Blutader- oder Venenöffnung insbesondre, die übrigen Arten der Blutentleerungen sollen unter den Benennungen, mit welchen man sie besonders bezeichnet, beschrieben werden. Theils nach dem Zweck, theils nach den Mitteln, deren man sich bedient, wird das Blutlassen in das allgemeine und das örtliche eingetheilt; jenes ist die Entleerung des Blutes aus einem größeren Blutgefäße, um die ganze Blutmasse schnell zu mindern und auf den Organismus im Allgemeinen zu wirken, dieses ist die Öffnung eines oder einiger kleinen Gefäße, um das Blut aus den Gefäßen eines Theiles vorzugsweise zu entleeren, und nicht so schnell und beträchtlich auf den ganzen Organismus zu wirken.

Die Veränderungen, welche Blutentleerungen zunächst hervorbringen, beziehen sich auf die Bildungs- u. Bewegungsthätigkeit, da das Blut das kräftigste Reizmittel für das Gefäßsystem ist, und der Bildungsthätigkeit das Materielle liefert. Man bemerkt daher nach einer Blutentziehung: Mäßigung der Thätigkeit des Gefäßsystems mit allen ihren Folgen, der Puls wird weicher, freier, langsamer, in den Kapillargefäßen wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, bei Blutkongestionen ist Derivation und Revulsion die Folge, die Wärmeerzeugung wird gemindert, die Misverhältnisse zwischen dem Wärmeerzeugungs- und Wärmeleitungsprozeß werden beseitigt, die zu starke Spannung der Blutgefäße wird gehoben, die Aussonderungen werden befördert, die zu sehr erhöhte Tendenz des Blutes zur Gerinnung und zur Bildung von Afterproduktionen wird gemäßiget, oder zum normalen Grad vollständig zurück geführt. — Die secundären Wirkungen der Blutentziehung äußern sich ebenfalls theils in der veränderten Blutmischung, theils in der Wiederherstellung des Gleichgewichtes in dem Organismus. Ist das Blut zu dick, so wird es verdünt, ist die Menge des Faserstoffs oder des zur Gerinnung sich neigenden Enweißstoffes zu groß, so wird sie gemindert, der Erethismus des Blutes sowol, als der Kapillargefäße wird beschränkt und mit der Mäßigung jenes werden die Se- und Excretionen, so wie die Nutrition freier, und hiedurch die Wiederherstellung der gehörigen Blutmischung erleichtert. Die im Verhältniß zu der Nerventhätigkeit zu sehr erhöhte Thätigkeit des Gefäßsystems und der Irritabilitätsäußerung im Allgemeinen wird zu dem gehörigen Grad zurück geführt; sind Stockungen des Blutes hiedurch, oder durch die zu große Neigung des Blutes zur Gerinnung bewirkt, sammlet sich Blut in einzelen Organen zu reichlich an, so wird dieses samt den daher rührenden Abweichungen und Hindernissen im Blutumlaufe gemäßigt oder auch gehoben.

Die Blutentleerung ist eines der wirksamsten Heilmittel, sehr wichtig ist es daher, die richtigen Anzeigen zu derselben aufzufinden, worüber sich zwar allgemeine Regeln aufstellen lassen, die aber in einzelen Fällen öfters sehr schwer anzuwenden sind. Nur eine sorgfältige Prüfung und Beobachtung aller Verhältnisse kann richtig leiten. Man kann dadurch die Konstitution des Kranken, sein Alter, Geschlecht, seine Lebensart, die Witterung, die Jahreszeit, das Klima, den Genius der Krankheit im Allgemeinen und in dem besondern Fall, die Ursachen der Krankheit, ihren Sitz, ihre Zufälle genau erforschen. — Der Puls allein gibt kein sicheres Zeichen, um auf die Nothwendigkeit der Blutentziehung schließen zu können. Bei mehren innern Entzündungen, z. B. des Gehirnes, der Gedärme, ist er klein, zusammengezogen, unterdrückt, und doch ist die Blutentleerung sehr nothwendig, der nur mit einer scheinbaren Schwäche verbundne unterdrückte Puls hebt sich nach dem Aderlaß. — Unter übrigens gleichen Verhältnissen folgender Umstände ist vorzüglich auch mit der Anwendung dieses kräftigen Heilmittels nicht zu

zögern, wenn das Wesen der Krankheit Blutentziehung rathsam zu machen scheint, aber doch noch Zweifel Statt finden sollten: trockne kalte oder warme Atmosphäre, Winter oder Frühjahr, entzündliche Krankheits-Konstitution, das männliche Geschlecht, das mittlere Alter, starker wohlgenährter Körperbau, sorgenfreies Leben, reichlicher Genuß gut nährender Speisen und Getränke. Doch darf man sich ja nicht verführen lassen zu glauben, daß nur allein bei robuster Körperkonstitution, sehr kräftiger Aktion des Gefäßsystems und der irritablen Lebensthätigkeits-Äußerung die Blutentziehung anwendbar sey; nicht selten ist eine Blutentziehung dringend nothwendig, wo wir von diesem Allen das Gegentheil finden, wo nur eine relative zu dem Stande der Lebensthätigkeit überhaupt zu starke Thätigkeit des Gefäßsystems Statt findet, oder örtliche Entzündungen, organische Fehler, als Krankheiten des Herzens, Pulsadergeschwülste, Lungenkrankheiten, und ähnliche Leiden, Blutentleerungen heischen, theils zur gründlichen Heilung, theils zur Fristung des Lebens. Man muß sich hüten, in die Fehler der Anhänger des Brownianismus zu verfallen, welche wähnten, daß der Grundcharakter aller Krankheiten des kindlichen und höhern Alters, der Schwangern und Wöchnerinnen Asthenie sey, daß sich bei schwächlichem Körperbau und nach ihren zum Theil sehr irrigen Ansichten als schwächend zu betrachtenden Einflüssen nie eine Krankheit entwickeln könne, welche Aderlassen und den antiphlogistischen Heilplan fodert (s. die unten angef. Schrift von Vieusseux und Speyer). Aber eben so sehr vermeide man den entgegengesetzten Fehler, man sey nicht zu verschwenderisch mit den Blutentziehungen, man handle frei von Vorurtheilen, sehe nicht fast überall Entzündungen und fahre mit den Blutentleerungen nicht bis zu dem höchsten Grad der Erschöpfung fort. Fehler, die in den ältern Zeiten häufiger begangen wurden, als jetzt, zu welchen aber die Ansichten, welche jetzt in der Heilkunde allgemeiner sich zu verbreiten anfangen, leicht wieder führen könnten; vor welchen man schon zu einer Zeit warnen mußte, ehe die irrigen Lehren der Erregungstheoretiker Eingang gefunden hatten. Schon Tissot sagt: Une seule saignée jette souvent dans un état absolument incurable, et les maux qu'elle fait, ne se reparent point. Il n'est que trop aisé, d'en trouver des exemples. Auch Boerhaave warnt an mehren Orten in seinen Schriften vor dem Misbrauch des Aderlassens. Man bedenke, daß sich die Krankheitskonstitutionen ändern und daß wieder eine Zeit kommen kann, zu welcher das Aderlassen nicht mehr so gut vertragen wird, als jetzt, wo die entzündliche Konstitution die herrschende ist.

In dem kranken Organismus selbst sind aber folgende Erscheinungen die wichtigsten, welche die Anzeigen zur Blutentleerung begründen; wahre Vollblütigkeit (Plethora) in einem solchen Grade, daß dadurch eine Störung in dem Gleichgewichte zwischen den einzelen Systemen und Organen des Körpers bewirkt wird, verbunden mit Blutandrang und Stockungen in Theilen, die vermöge ihres Kräftezustandes und ihres Baues den erfoderlichen Widerstand nicht leisten können; die gewöhnlichsten Zufälle, welche diesen Zustand begleiten, sind: ein voller, härtlicher, starker nicht leicht zu unterdrückender Puls, starkes Anschwellen der Venen, auch ohne Erhitzung, Beklemmung, Herzklopfen, heftiger Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Schwindel, häufige Kopfschmerzen, Gefühl von Wallung, Hitze, Schwere in den Gliedern, und ungewöhnliche Ermüdung nach einer Bewegung oder Arbeit, stärkere Röthe der Haut als gewöhnlich, besonders des Gesichtes, ein eignes Jucken der Haut nach leichter Erhitzung, unruhiger Schlaf, häufige Blutungen, die erleichtern; komt hiezu noch eine Lebensart, welche die Blutbereitung begünstigt und wenig Verbrauch der Kräfte und Säfte gestattet, unterdrückte Blutflüsse, und Ursachen, welche die Thätigkeit des Gefäßsystems schnell erhöht haben, so wird man in den Anzeigen zur Blutentleerung immer sicherer; zu diesen gehören ferner: eine solche Blutmischung, welche durch zu dichte Konsistenz, oder durch zu reizende Beschaffenheit auf die Bluteirculation störend einwirkt, Blutstockungen mit ihren Folgen zu veranlassen pflegt; ein Übergewicht der Thätigkeit des Gefäßsystems, verbunden mit einem Übermaß von Faserstoff oder zur Gerinnung neigenden Eiweißstoff in dem Blute, Verhältnisse, welche den Zustand begründen, den man die entzündliche oder asthenische Konstitution nent, ein gestörtes Gleichgewicht zwischen den Systemen, durch zu sehr erhöhte Thätigkeit des Gefäßsystems und uns nicht ganz klaren Störungen in den Mischungen des Blutes. Aber auch ohne diese Konstitution und ohne wahre Vollblütigkeit erfodern manche örtliche Krankheiten Blutentleerungen, wie schon oben bemerkt worden ist. Nicht der Name und die Form der Krankheit kann uns also leiten, sondern lediglich die Beachtung aller oben bemerkten Umstände, und dabei die Berücksichtigung des Verhältnisses der Organe zu der Blutmenge im Allgemeinen, oder des relativ gefährlichen Blutandranges zu dem allgemeinen und relativen Stand der Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems. Nicht jede Blutwallung, Hitze, Röthe, Verstandesverwirrung und Entzündung erfodert Blutentleerung, da hingegen manche dem Anscheine nach mit Schwäche verbundene Krankheiten sie dringend fodern.

Nicht allein acute, sondern auch chronische Krankheiten können Blutentleerungen nothwendig machen, wenn das gelindere antiphlogistische Verfahren zu ihrer Heilung nicht hinreicht: von jenen gehören hieher: 1) das reine Entzündungsfieber, 2) die örtlichen Entzündungen und um so mehr je gefäßreicher und wichtiger das Organ ist, also vorzüglich Entzündungen des Gehirns, der Lungen, der Gedärme; 3) alle Fieber mit und ohne Exantheme, die mit sehr starken Kongestionen, mit heftigen Schmerzen oder mit Anzeigen von Neigung zu Entzündungen oder schon entwickelter Entzündung einzeler Organe verbunden sind. Selbst Wechselfieber können unter solchen Umständen die Venäsection erfodern. 4) Heftige Anfälle von acutem Rheumatismus und acuter Gicht. — Bei mehren chronischen Krankheiten ist die Blutentleerung im Allgemeinen unter denselben Verhältnissen angezeigt, die ich unter No. 3. in Hinsicht der Fieber bemerkt habe, nur finden bei diesen Krankheiten öfter Anzeigen zu örtlichen als zu allgemeinen Blutentleerungen Statt. Es gehören hieher: 1) active Blutflüsse, 2) Apoplexie und Asphyxie, wenn nicht eine Entkräftung

oder ein Dahinsinken der Nerventhätigkeit offenbare Ursache ist, 3) Disposition zur Eiterschwindsucht, 4) mehee krankhafte Zustände des Venensystems im Unteeleibe, Blutüberfüllungen, Stockungen, hämoerhoidal Konstitution, 5) nach Entzündungen entstandene Wassersucht, 6) organische Fehler des Heezens, der Lungen, 7) mehre Nervenzufälle, Epilepsie, Tetanus, 8) Wasserscheue. Wenn sich bei entzündlichen Krankheiten auf dem aus der Ader gelassenen Blute eine starke Entzünd- oder Speckhaut bildet, so hält man gemeiniglich die Wiederholung der Blutentleeeung für nothwendig. Es ist aber diese Haut kein ganz sichres Zeichen, weil sie bei Entzündungen zuweilen fehlt (es geschieht dieses auch dann, wenn das Blut langsam aus einer kleinen Öffnung der Venen ausfließt), dagegen sich auch nicht selten ohne entzündlichen Zustand zeigt. — Schaum auf dem Blute läßt mit mehr Sicherheit auf eine heftige Entzündung schließen.

Allgemeine Blutentleerung ist da anzuwenden, wo man schnell eine beträchtliche Quantität Blut entziehen, die Thätigkeit des Gefäßsystems und die Kräfte überhaupt bedeutend herabsetzen will, wo man die nachfolgende Schwäche nicht zu fürchten hat. — Örtliche Blutentleerungen sind zu gebrauchen, wo aus den Gefäßen eines Theiles des Körpers vorzugsweise das Blut zu entleeren ist, wo dieses langsamer in kleinerer Quantität und mit weniger Kräfteverlust geschehen soll, überall also auch, wo bei vorhandenem Kräftemangel, wegen oetlicher Kongestionen doch Blutentziehung nöthig ist; bei Kindern, wo kleine Blutentleerungen schon hineeichen; bei Eewachsenen, wenn die Plethora durch allgemeines Aderlaß bereits gemindert worden ist, und man noch ferner Blut entziehen, zugleich aber auch die Keäfte schonen muß, wenn man nicht ganz sicher ist, ob ein allgemeines Aderlaß vertragen werden wied. Man bedient sich auch öfter wiederholter oetlichen Blutentleerungen, um den Teieb des Blutes nach einee Partie der kleinen Gefäße hinzuleiten, z. B. bei Unterdrückung der monatlichen Reinigung.

Gegenanzeigen sind folgende: *Blutmangel*, doch nicht in allen Fällen, dann nicht, wenn die Anzeigen so dringend sind, daß aus der Vernachlässigung einer Blutentleerung mehr Nachtheil entstehen wüede, als von einer noch stärkern Verminderung des Blutes zu fürchten ist. Indessen muß man in diesen Fällen doch immer vorsichtig seyn, muß sich kleiner Aderlasse oder der Blutegel bedienen. — Die gewöhnlichen Zeichen des Blutmangels sind: kleiner, weicher, schwacher nachlassender Puls, Blässe der Haut, zarter, schwächlicher Körperbau, schiechte Veedauung seit längerer Zeit, Krankheiten, welche die Bereitung eines gesunden Blutes verhindern; starke Ausleerungen von Säften oder andre den Körper schwächende Einflüsse, die lange Zeit fortdauernde Entziehung hinlänglich nährender Nahrungsmittel, oder der Genuß schlechter Speisen und Getränke; das eigene Gefühl wahrer Schwäche des Kranken, wässeeige Geschwulst der Gliedmaßen. Bei allen Krankheiten, bei welchen die *Energie der Lebensthätigkeit wirklich*, nicht blos scheinbar *geschwächt* ist, bei sogenannter *falscher Vollblütigkeit* und den daher rührenden *Kongestionen*, darf man nur in sehr dringenden Fällen zur Ader lassen. Dieser Zustand verführt leicht zu einer unzweckmäßigen Blutentleerung; man hat, um sich nicht zu täuschen, besonders auf die Körperkonstitution und die Ursachen der Krankheit zu sehen. Zarter und schlaffer Körpeebau, das weibliche Geschlecht, hohes Alter, die Periode der Evolution disponirt vorzüglich zu der Art von Kongestionen, die man falsche Vollblütigkeit nent, selten ist dabei der Puls voll und stark, gewöhnlich schwach, gleichmäßig, bisweilen wellenartig. — Rücksichtlich der Mischung des Blutes finden wir die Gegenanzeigen gegründet in zu wässeriger Mischung, Mangel an Faserstoff, Neigung zur Entmischung.

Für gesunde ist das Aderlassen nicht allein unnöthig, sondern es können auch oft wiederholte sogenannte *Gewohnheits-Aderlasse* Nachtheil bringen. Die Mischung des Blutes wird dadurch unzweckmäßig verändeet, das gehörige Verhältniß der Blutmasse zu dem Wirkungsvermögen des Blutgefäßsystems zu oft gestört, und endlich auch das Gleichgewicht zwischen diesem und dem Nervensysteme aufgehoben und so der Grund zu mehren langwierigen Krankheiten gelegt. Zwar werden die Menschen nach diesen von Zeit zu Zeit wiederholten Blutentziehungen im Anfange gewöhnlich fetter, allein es ist dieses schon ein von dem gesunden abweichender Zustand, feüh oder spät folgt eine dem Lebensalter nicht angemessene Schwäche, gestöete Verdauung, Disposition zu Wassersucht und Nervenkrankheiten. — Nur wenn die oben genannten Zeichen von nachtheiligen, durch wahre Vollblütigkeit oder verhältnißmäßig gar zu heftig erregte Thätigkeit des Gefäßsystems bewirkten Kongestionen vorhanden sind, kann zu einem Aderlaß gerathen werden. Leichteee Zufälle dieser Art werden viel zweckmäßiger durch mageee Diät und Enthaltsamkeit von allem, was das Blutgefäßsystem übermäßig aufregen kann, beseitigt.

Das eben Gesagte gilt auch von den *Vorbauungs- odee Präservativ-Aderlässen*. Gesunde besitzen die ihnen erfoderliche Energie der Lebensthätigkeit und Blutmenge. Beides wird durch Blutentziehung gemindert, was nicht ohne üble Folgen seyn, auf keine Weise aber vor Krankheiten schützen wird. Sollten sich aber nach überstandenen Entzündungen eines Gebildes von neuem Zufälle zeigen, aus denen man auf wiederkehrende Kongestionen nach demselben schließen kann, dann würde eine Blutentziehung der Ausbildung der Entzündung voebeugen können.

Die Blutausleerungen nach heftigen Gemüthsbewegungen sind meistens überflüssig, oft schädlich.

Sonst mehr, als jetzt hat man auch bei *Schwangeren* das Aderlassen gemißbraucht. Es ist eine sehr schädliche Gewohnheit in der Schwangerschaft ohne Unterscheidung der Umstände, nur der Schwangerschaft wegen Ader zu lassen, es kann abgesehen von den schon gedachten übeln Folgen des unzeitigen Aderlassens überhaupt, bei schwächlichen, blutarmen, reizbaren Personen Abortus dadurch bewirkt werden. Nur dann kann eine Blutentleerung nützlich seyn, wenn zugleich die oben angeführeten Zufälle von nachtheiligen Kongestionen sich zeigen, die man aber nicht mit Zufällen verwechseln muß, welche in dem Druck auf die Eingeweide und Gefäße des Unterleibes oder der erhöhten Empfindlichkeit des Nerven-

systems gegründet sind. Meistentheils sind Blutentziehungen bei schwangern Frauen nöthig, wenn sie von Schwindel, Herzklopfen, Respirationsbeschwerden, einem sehr lästigen Gefühl von Schwere befallen werden, wenn ein Abortus im Entstehen ist.

Probeaderlässe sind Blutentleerungen, welche man vornimt, wenn die größte Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit der Anwendung derselben spricht, allein doch noch einige Zweifel obwalten: ob sie wirklich richtig angezeigt sey; um so aus dem Erfolg zu beurtheilen, welchen Weg der Arzt ferner einzuschlagen hat. — Es wäre freilich zu wünschen, daß dergleichen Probeaderlässe nie vorgenommen werden dürften, denn es läßt sich so manches gegen dieselben sagen und ein guter Erfolg täuscht auch nicht selten, indem er nur vorübergehende Linderung schaft. Allein sie sind doch eben so wenig ganz zu verwerfen, als ganz zu entbehren, nur müssen sie sehr beschränkt und mit der genauesten Beachtung aller Verhältnisse vorgenommen werden.

Komt es darauf an, die Blutmasse im Allgemeinen zu verringern; so ist der Ort, aus welchem das Blut entleert wird, von keinem besondern Einfluß auf den krankhaften Zustand, und man hat dann mehr auf Nebenumstände, die zur Öffnung geschicktesten Gefäße, die Lage und Gewohnheit des Kranken Rücksicht zu nehmen. — Will man aber örtliche Kongestionen heben, so sind die Gefäße zu wählen, welche mit dem leidenden Theile am genauesten und zahlreichsten in Verbindung stehen, ihm nahe liegen.

Zur Venenöffnung wählt man am häufigsten eine Vene im Buge des Ellnbogens oder auf dem Rücken des Fußes. — Im Bug des Ellnbogens ist die Öffnung der Hauptader (vena cephalica) ohne alle Gefahr zu unternehmen, allein öfters ist sie zu wenig sichtbar und zu eng; die Mittelader (v. mediana) ist gewöhnlich am deutlichsten zu sehen und zu fühlen, allein ihre Öffnung muß mit vieler Behutsamkeit geschehen, weil die Sehne des zweiköpfigen Armmuskels unter oder neben ihr liegt; die Leberader am rechten oder die Milzader am linken Arm (v. basilica) erfodert eben so viele Vorsicht, weil die Armpulsader unter ihr liegt, deren Verletzung sehr gefährliche Folgen haben kann.

An der Hand öffnet man in seltenen Fällen, wenn z. B. im Bug des Ellnbogens die Venen nicht deutlich zu sehen sind, die Hauptader (v. cephalica), zwischen den Mittelhandknochen des Daumens und Zeigefingers, oder die Salvatellader (v. salvatella) zwischen den Mittelhandknochen des vierten und fünften Fingers.

Am Fuß wählt man am gewöhnlichsten die Rosen- oder Frauenader (v. saphaena) oder die Hauptader der großen Zehe (v. cephalica halucis). Die Öffnung dieser Venen ist jetzt weniger gebräuchlich als sonst, die Venen am Arm sind größer, die Blutentleerung folgt schneller, man kann bei dem Aderlaß am Fuß die Quantität und Beschaffenheit des Blutes nicht so gut erkennen, weil es mit dem Wasser sich vermengt.

Seltner komt die Öffnung der äußern Drosselader (v. jugularis externa) am Halse, der Stirnader (v. frontalis) und Zungenvene (v. lingualis) vor. Doch kann es rathsam seyn, bei Asphyxien und heftigen Kopfleiden die äußere Drosselader zu öffnen, auch ist bei diesen Affektionen des Gehirns die Venäsektion am Fuße zuweilen wirksamer, als an dem Arme.

Jene von verschiedenen Theilen des Körpers benannte Venen des Armes haben ihren Namen daher erhalten, weil man ehemals geglaubt hat, daß die aus ihnen bewirkte Blutentziehung auf diese Theile besondern Einfluß habe: die Leberader, auf die Leber, die Hauptader auf den Kopf.

Das Technische des Aderlassens oder der Venenöffnung. Zum Aderlassen hat man folgende Instrumente, Binden, und andre Effekten nöthig; eine Lancette oder ein Schnäpper, eine Hemmungsbinde, die gemeiniglich von rothem Tuch gefertigt wird, eine oder zwei Aderlaßbinden, die gewöhnlich zwei und eine halbe Elle lang, zwei Finger breit, von weicher, alter Leinwand gefertigt und an den Seiten nicht benäht sind, (am besten ist es, wenn diese Binden mit schmalen Bändern versehen werden, ist dieses nicht der Fall, so hat man einige Stecknadeln oder einige Nähnadeln mit Zwirn eingefädelt nöthig) einige kleine Compressen, einen kleinen Schwamm, laues und kaltes Wasser, und die nöthigen Gefäße zum Auffangen des Blutes; gut ist es immer, wenn der Wundarzt noch mit einigen Mitteln, als etwas Weinessig, Hoffmannischem Liquor (spirit. sulphuric. aether.), Salmiakgeist (spirit. sal. ammoniac. caust.), und einer langen Binde versehen ist, um sich im Nothfall helfen zu können.

In Teutschland bedient man sich am häufigsten des Schnäppers, viel sicherer ist es aber mit der Lancette die Vene zu öffnen, man hat sie ganz in seiner Gewalt, man ist nicht in Gefahr unter der Blutader liegende Theile zu verletzen und kann, wie es erfoderlich ist, die Öffnung groß oder klein machen.

Bei dem Aderlassen am Arme bringt man vor Allem den Kranken in eine solche Stellung, daß helles Licht auf die Gegend fällt, in welcher die Vene geöffnet werden soll, dann untersucht man die Blutgefäße genau, um zu bestimmen, welches vermöge seiner Größe und Lage, entfernt von Arterien, am zweckmäßigsten gewählt werden kann; hierauf legt man die Hemmungsbinde drei bis vier Finger breit über den Ellenbogengelenke an, um den Rückfluß des Blutes zu hemmen und zu bewirken, daß die Venen unterhalb der Binde stärker aufschwellen. Der Wundarzt untersucht nun noch ein Mal mittelst der Spitze des Zeige- oder Mittelfingers die angeschwollenen Venen, vorzüglich um ihre Größe kennen zu lernen, befeuchtet die Fingerspitze etwas und bezeichnet die Stelle genau, wo er die Öffnung am sichersten machen zu können glaubt; darauf macht man den Schnäpper zurecht, wenn man mit diesem die Ader zu öffnen gesonnen ist, dieses besteht darin, daß man die Feder des Schnäppers aufzieht und das Eisen in der Rinne so hoch hinauf schiebt als so tief die Öffnung gemacht werden soll; ist dieses geschehen, so faßt man den Vorderarm mit der einen Hand so, daß der Daumen anderthalb Zoll unter der Eröffnungsstelle die Vene drückt, setzt dann den Kasten des Schnäppers so auf die Haut des Armes, daß das Eisen mit der Schnei-

be in der Richtung über die Vene hinläuft, wie diese geöffnet werden soll, und läßt endlich durch einen sanften Druck mit dem Mittelfinger die Feder losschnellen. — Will man die Vene mit der Lanette öffnen, so faßt man diese ungefähr einen Zoll weit von der Spitze entfernt mit dem Zeigefinger und den Daumen, biegt diese beiden Finger, sticht die Spitze in die Vene und zieht sie wieder heraus, indem man sie in einer halbzirkelförmigen Bewegung aufwärts schiebt, wodurch die Öffnung zugleich vergrößert wird.

Will man eine Vene am Fuße öffnen, so muß der Fuß des Kranken einige Zeit in ein Gefäß mit lauem Wasser gestellt werden, damit die Gefäße anschwellen, bisweilen ist auch hier nöthig die Hemmungsbinde anzulegen, was in der Mitte der Wade geschieht; übrigens verfährt man eben so wie beim Aderlassen am Arme.

Vor der Öffnung einer Ader unter der Zunge, an der Stirne oder am Halse wird die Zusammendrückung der einen äußern Drosselvene durch einen Gehilfen, welcher den Kopf des Kranken hält, der andern durch den Operateur selbst bewirkt; oder man kann auch eine Binde anlegen, welche eine Compresse auf die linke Drosselvene drückt, über die Brust und den Rücken hinläuft und unter der Achsel befestigt wird. Die Öffnung selbst wird hier am besten mit der Lancette verrichtet; in schräger Richtung von unten nach oben und von innen nach außen. — Um zu den Venen unter der Zunge gelangen zu können, hält man diese mit einem Spatel zurück. — Damit das Blut bei dem Aderlaß an der Stirne oder am Halse besser in das zum Auffangen bestimmte Gefäß geleitet werden könne, so drückt man ein rinnenförmig gebogenes, gefirnißtes Kartenblatt unter der Öffnung an die Haut.

Man kann die Vene der Länge nach, in der Quere oder etwas schief öffnen. Ersteres darf man nur bei großen Blutadern anwenden; in der Quere öffnet man kleine Venen, die gewöhnlichste und bei Venen von mittlerer Größe beste Richtung ist die schiefe.

Nicht immer ist es der Unkunde oder Nachlässigkeit des Wundarztes zuzuschreiben, wenn die Vene auf den ersten Schlag nicht getroffen wird, es kann sich die Ader während des Schlages selbst gewälzt haben und der Spitze des Instrumentes ausgewichen seyn, oder es ist die Vene nur scheinbar nicht getroffen, indem sie sich nach dem Schlage unter der Hautöffnung verschoben hat, in diesem Fall muß man suchen, durch Hin- und Herschieben der Haut, beide Öffnungen wieder über einander zu bringen.

Fließt das Blut nicht stark genug aus der Öffnung, so kann dieses bewirkt werden, 1) durch eine zu kleine Öffnung; oder 2) wenn sich etwas vor die Öffnung geschoben hat, als Fett, geronnenes Blut, die Haut oder Zellgewebe; in jenem Fall muß man die Öffnung erweitern, in diesem mittelst eines feuchten Schwamms oder durch Bewegung des Armes dasjenige, was die Öffnung verstopft, wegzuschaffen suchen. Beim Aderlassen am Arme gibt man auch gewöhnlich einen Stock in die Hand, dessen Knopf man drücken und bewegen läßt; auch streicht man die Venen von den kleinern nach den größern Ästen zu.

Die Menge des Blutes, welche man ausfließen läßt, ist nach den verschiedenen Krankheiten und Körperkonstitutionen sehr verschieden, von 4 Unzen bis zu einem Pfd., die gewöhnliche Quantität ist für einen Erwachsenen sechs bis acht Unzen. Bisweilen wird die Blutentleerung aber so lange fortgesetzt, bis eine Ohnmacht erfolgt, um bestimmte therapeutische Anzeigen zu erfüllen; neuerlich hat man dieses Verfahren auch vorgeschlagen, um während der Ohnmacht bei sehr reizbaren Personen Operationen zu verrichten (Wardrop in d. Medic. chirurg. Transact. Vol. X. Lond. 1819. S. 283.). Die Wundärzte haben gemeiniglich durch Übung sich die Fertigkeit erworben, die Menge des ausgeflossenen Blutes ziemlich genau zu schätzen; um genauer zu verfahren, kann man sich aber auch eines Blutmaßgeschirrs und beim Aderlassen aus dem Fuße, wo das Blut in das Wasser läuft, einer Blutwage bedienen; die vom D. Glaser beschriebenen (Beschreibung einer neu erfundenen Blutwage und Blutmeßgeschirrs, Hildburghausen 1758. N. A. 1790.) sind zweckmäßig.

Ist die bestimmte Quantität Blut ausgeflossen, so legt der Wundarzt zuerst den angefeuchteten Schwamm auf die Öffnung um sie zuzuhalten, löset die Hemmungsbinde, legt dann, indem er den Schwamm wegzieht, eine kleine, am besten trockne Compresse auf die Öffnung und über dieselbe die Binde. Nach der Öffnung der Drosselvene ist die Wunde mit einem Klebpflaster zu vereinigen.

Der verwundete Theil muß ruhig gehalten werden; fodern es nicht besondere Umstände den Verband früher abzunehmen, so bleibt er bis zur Heilung der Wunde liegen.

Sowol bei dem Aderlassen, als auch nach demselben ereignen sich zuweilen Zufälle, von denen einige sehr gefährliche Folgen haben können, und man muß daher diese Operation durchaus nicht für so geringfügig halten, wie es leider öfters von nicht gut unterrichteten Wundärzten geschieht, und als sie, nach der Einfachheit des rein mechanischen Verfahrens bei derselben, zu seyn scheint (Abernethy in den Medic. chirurgic. Transact. Vol. I.).

Vorzüglich beim Aderlassen am Arme ist große Vorsicht nöthig, denn einer der gefährlichsten Vorfälle ist die Verletzung der Pulsader, die hier vorkommen kann; man erkent sie aus folgenden Zeichen: 1) das Blut ist hellroth und gerint bald, 2) es macht mit dem Schlage des Herzens einen größern Bogen, und springt mit diesem stoßweise stärker hervor, 3) drückt man oberhalb der Öffnung stark auf die Pulsader, so läßt das heftige Hervorspritzen nach (s. Pulsadergeschwulst). Es können aber auch Nerven, Saugadern, sehnige Theile, Knochen verletzt werden; die Sehne des zweiköpfigen Armmuskels, beim Aderlassen am Arme, Saugadern, Nerven und Knochen leicht beim Aderlassen am Fuße. — Es kann die Vene durch und durch gestochen oder geschlagen werden; ist dieses geschehen, so ergießt sich Blut in das Zellgewebe unter der Haut und verursacht eine Geschwulst, empfindliche Spannung und wird das ausgetretene Blut nicht wieder eingesogen, Entzündung und Eiterung. Aber auch andre Ursachen können zu solchen

Ecchymosen, zu Sugillationen oder zur Bildung eines Thrombus Veranlassung geben, wenn sich die Haut über die Öffnung der Vene hinschiebt, wenn die Öffnung da gemacht worden ist, wo zwei Adern in einander treten; Sugillationen insbesondre können durch einen Druck bewirkt werden, welchen die Binden oder Kleidungsstücke bewirken. Die eben angeführten Verletzungen, oder auch fremde Körper, welche in die Öffnung gekommen sind, nicht gehörige Schließung derselben, durch zu locker angelegten Verband, können Veranlassungen zu Entzündung, Eiterung und Brand geben. — Nachblutungen entstehen, wenn der Verband nicht gut angelegt oder der Kranke sehr unruhig ist. Dieses sind die zu fürchtenden örtlichen Zufälle. Häufige Ohnmachten, seltener Konvulsionen, Entzündungen der Venen, oder Lymphgefäße, die Folgen eines Ansteckungsstoffes, der durch das Aderlaßwerkzeug in den Körper gebracht worden ist, oder die krankhafte Konstitution des Verwundeten, sind die weiter verbreiteten krankhaften Zufälle, welche das Aderlassen herbeiführen kann *).

Um die Anzeigen zu Blutentleerungen bei den größeren Haussäugethieren zu bestimmen, kann man die Lehre vom Herz- und Pulsschlag bei dem Menschen nicht unbedingt auf die Thierheilkunde übertragen. Pessina's Untersuchungen haben gelehrt, daß der Herzschlag bei diesen Thieren um so fühlbarer wird, je mehr der Schwächezustand zunimt, hingegen um so unfühlbarer, je mehr sich der entzündliche Zustand steigert. Unfühlbarkeit des Herzschlages, kleiner, harter, häufiger Puls (um 15 bis 30 Schläge über die Norm erhöht), sind also bei den großen Haussäugthieren die Anzeigen zum Aderlassen, insofern sie von den Bewegungen des Gefäßsystems zu entnehmen sind. Bei den kleinen Hausthieren ist der Herzschlag blos linkerseits, und nur dunkel fühlbar, bisweilen auch ganz unfühlbar. Im Zustand der Schwäche ist der Herzschlag nicht blos linkerseits, sondern auch an der rechten Brustseite deutlich zu fühlen. Die Speckhaut auf dem aus der Ader gelassenen Blute zeigt bei den Thieren einen starken Schwächezustand an und ist also nicht als ein Zeichen anzusehen, welches auf eine Wiederholung der Blutentleerung deutet, sondern muß davor warnen (Greve Erf. und Beobachtungen über die Krankheiten der Hausthiere. Oldenburg 1818. S. 37.).

Zum Aderlassen bei den Thieren bedient man sich gewöhnlich der Fliete oder des Laßeisens, kunstgemäßer ist es aber bei den Adern, welche nur mit einer dünnen Haut bedeckt sind, die Lancette, und bei denen, die unter einer harten Haut liegen, den Schnäpper zu gebrauchen. Um das Anschwellen der Venen zu bewirken, legt man eine Aderlaßschnur an, doch ist dieses nicht immer nöthig, der Druck des Fingers reicht meistens schon hin. Die Handgriffe bei dem Gebrauche des Schnäppers oder der Lancette weichen von denen, die oben angegeben worden sind, nicht ab; will man mit der Fliete zu Ader lassen, so setzt man dieses Instrument auf die angeschwollene Vene und schlägt mit einem hölzernen Schlägel auf dasselbe.

In Hinsicht der Wahl des zum Öffnen bestimmten Blutgefäßes gilt dasselbe, was ich schon oben erwähnt habe. Die Kurschmiede benehmen sich freilich nicht selten sehr geheimnißvoll bei dieser Wahl, wie ehemals die Wundärzte bei dem Menschen mit der Wahl der Leber-, Milz- und Hauptader.

Bei den Pferden, Mauleseln und Eseln ist die Halsblutader, die Drosselvene oder Lungenader diejenige, welche am häufigsten geöffnet wird und sie verdient auch vor andern den Vorzug. — Außer diesen werden aber auch noch folgende Adern geöffnet: eine Hautvene auf der innern Fläche des Vorderschenkels, die Bugader, eine Hautvene auf der innern Fläche des Hinterschenkels, die Schrankader, die Gaumenader (das sogenannte Rachenstechen, oder den dritten Kern lassen) die Froschader unter der Zunge, die Bauchhautvene, Spor- oder Herzader, ein Ast der Zungenangesichtsvene, die sogenannte Lichtader.

Auch bei dem Rindviehe, den Ziegen und Schweinen ist die Halsblutader meistens zu wählen, nur bei den Schafen macht die Wolle am Halse eine andre Wahl nöthig. Die schicklichste Vene ist zu diesem Zweck die Eck- oder Lichtader, ein Ast der Zungenangesichtsvene am Backen, da wo die Wurzel des vierten Backenzahnes liegt. Unzweckmäßig ist es diesen Thieren in die Ohren oder den Schwanz zu schneiden, um Blut zu entleeren, die Venen sind an diesen Theilen zu klein und es werden Fleischwunden bewirkt, die leicht in Eiterung übergehen oder auch häßliche Narben bilden können.

Die kleinern von den oben genannten Venen sind dann zu wählen, wenn man Blutanhäufungen in einzelen Theilen noch besonders durch örtliche Blutentziehungen mäßigen will, man öffnet dann diejenigen Gefäße, welche mit den Blutgefäßen des kranken Theiles die stärksten Anastomosen bilden. — Zu demselben Zweck bedient man sich des Scarificiren, wozu auch der Aderlaß an der Zehe oder der Einschnitt in die Fleischsohle zu rechnen ist.

*) Über die Anzeigen und Gegenanzeigen zum Aderlassen findet man ausführliche Belehrung in: *Wernischek* regulae venaesectionis, Vindobonae 1787; Benjamin Rush, üb. d. Vortheile, welche das Aderlassen in vielen wichtigen Krankheiten gewährt, a. d. Engl. v. D. Michaelis, Leipzig 1800; Giese über die richtige Anwendung des Aderlassens, Braunschw. 1804; über künstliche Blutausleerungen und ihre Anwendung in der Mehrzahl der Krankheiten, a. d. Franz. des D. Vieusseux frei übersetzt von D. Klose, Breslau 1819; Speyer über das Heilverfahren in fieberhaften und entzündlichen Krankheiten, Bamberg, 1820; über den Misbrauch des Aderlassens von D. Schrag, Stuttgart, 1815; über den Misbrauch des Aderlassens in den nördlichen Provinzen Rußlands, von D. Styx, Riga, 1797. Manche nützliche Bemerkungen über dieses wichtige Heilmittel sind auch in folgenden ältern Werken enthalten, und interessant ist ihre Vergleichung mit den neuesten Schriften über diesen Gegenstand, man findet viele ähnliche Ansichten: Carl's Erfahrungsgründe von des Blutlassens wahrem Gebrauch und Misbrauch, Flensburg 1742; Tralles das Aderlassen als ein oftmals unentbehrliches Hilfsmittel zu einer glücklichen Blattercur, Breslau 1736; Traité des effets et de l'usage de la saignée par *Quesnay*, Paris. 1750; der Misbrauch des Aderlassens, a. d. Franz. von Behrisch, Leipzig 1767; *Meza* Diatribae medicae tres. Hafniae 1775; Metodo circa l'uso della purga e del Salasso, dal D. *Zeviani*, Napoli 1775. Mehre akademische Streitschriften über diesen Gegenstand sind angeführt in *Baldinger's* litteratura universa materiae medicae. Marburg 1793.

Um die gemachte Öffnung zu schließen, macht man die Vereinigung mit einer Stecknadel, um welche man einige lange Pferdehaare, oder einen starken Faden in Form einer Achte windet; bisweilen hört das Bluten von selbst auf, so daß ein Verband gar nicht nöthig ist.

Einem ausgewachsenen Pferde von mittler Größe kann man vier bis fünf Pfund Blut weglassen, einem jungen Pferde unter fünf Jahren anderthalb Pfund, dem Maulesel eben so viel; einem Esel ein Pfund, einem ausgewachsenen Stück Rindvieh zwanzig Unzen, einem Kalbe drei bis vier Unzen, einem Schweine zehn bis zwölf Unzen, den Ziegen sechs, Hunden drei bis acht Unzen**). (*Seiler.*)

Ehemals wandte man den Aderlaß fast bei allen und jeden Thierkrankheiten an. Man nahm durchaus keine Rücksicht auf den Charakter der Krankheit, sondern wo man vermehrte Wärme (Hitze) spürte, mußte nach dem Urtheile der sogenannten Kurschmiede das hitzige und faule Blut abgezapft werden. So war es zu den Zeiten des Herrn von Sind und so ist es noch jetzt unter den thierärztlichen Quacksalbern, den Grobschmieden. Wollstein verfiel in das entgegengesetzte Extrem, verwarf alle Blutentleerung, allein zum großen Nachtheile seiner Schüler. Theorie und Erfahrung haben diese Einseitigkeit hinlänglich widerlegt. Der Aderlaß ist nach allen richtigen Beobachtungen das einfachste und schnellste Mittel, die unverhältnißmäßig angehäufte Blutmasse und auch ohne diese Anhäufung in vielen Krankheitsformen die Intensität der Fieberreize zu vermindern. Er findet vorzüglich in Entzündungsfiebern, und überhaupt in echtentzündlichen Krankheiten Statt. Jeder andre Aderlaß, welcher ohne richtige Anzeige gemacht wird, ist ohne Nutzen, und meistens schädlich; sind jedoch Thiere, besonders Pferde bei guter Nahrung und Ruhe, daran gewöhnt, so ist es nicht rathsam, ihn zu unterlassen. Tadelnswerth ist es jedoch, Gewohnheitsaderlässe ohne Grund einzuführen; Vermehrung der Bewegung macht sie bei Pferden meist entbehrlich. Beim Rindvieh ist dort, wo das Blutharnen gewisser scharfen Futterkräuter wegen endemisch, oder wo der Milzbrand einheimisch ist, die Einführung des vorbauenden Frühlingsaderlasses nicht allgemein zu verwerfen; das letzte geht schon daraus hervor, daß der Milzbrand vorzüglich und zuerst die bestgenährten Stücke und den Stammochsen ergreift. Auch beim Koller der Pferde, so wie in einigen Fällen des Bauchblases und bei der sogenannten Blutstaupe der Schafe wird der Aderlaß, der Erfahrung zufolge, mit Recht empfohlen. Seine Anwendung ist indeß am meisten in Fiebern und andern Krankheiten mit wirklicher Schwäche nachtheilig. Sowie der Aderlaß nun aber in der Heilkunde der Menschen neuerlich im gelben Fieber, in der Pest, ja auch, unter gewissen Einschränkungen, im Typhus, und im letztern auch von sehr vorsichtigen, den Übertreibungen eines Marcus in keiner Art huldigenden Schriftstellern, in Teutschland, England und Italien empfohlen wird; so kann man ihn auch in der Thierheilkunde bei Krankheiten, die nicht eigentlich zu den entzündlichen gerechnet werden, auf keine Art allgemein verwerfen. Den entschiedensten, immer allgemeiner anerkant werdenden Beweis gibt hierüber in der Veterinärpartie der schon obengedachte Milzbrand, wo er mit dem größten Erfolge zu mehren Malen jeden Tag, mehre Tage hindurch, angewendet worden. Die ihn auch hier verwerfen, haben sich durch theoretischen Irrwahn abhalten lassen, den Versuch zu machen. Das Blut ist hier durch Mangel an Orydation so übermäßig aufgelöset, daß nur durch eine Entfernung eines großen Theils desselben die Möglichkeit der Orydation des übrigen gesetzt, und somit der schnell drohende Tod abgehalten werden kann. Von Entzündlichkeit des Blutes ist hier nicht die Rede; eben so verhalten sich die Sachen bei der Pest und dem gelben Fieber. (*Greve.*)

Über die Speckhaut des aus der Ader gelassenen Blutes, s. Entzündungshaut.

Blutlassen. (Geschichte desselben). — Den Ursprung dieser Operation und die Schicksale, welche sie in den verschiedenen Schulen der Ärzte erlitten, hat man oft schon zum Gegenstand historischer Forschungen gemacht, die um so nützlicher sind, je interessantere Folgerungen sich daraus auf ihren praktischen Werth ziehen lassen. Auch wir wollen hier eine solche Geschichte, unabhängig von unsern Vorgängern (F. F. Metzlers Versuch einer Geschichte des Aderlassens, Ulm, 1793. 8.) versuchen.

Wie sich der Anfang aller Geschichte in die Fabel verliert, so ist es auch der Fall mit dieser Operation. Plinius nent ausdrücklich das Flußpferd den Erfinder des Blutlassens (lib. 28. s. 31.), und erzählt an einem andern Ort umständlicher, (lib. 8. s. 40.) daß dies Thier, wenn es sich zu fett fühle, auf das Ufer gehe, sich die frischen Stoppeln des Schilfs aussuche, und mit der schärfsten oder spitzigsten sich eine Ader am Schenkel öffne. Mit Schlamm stopfe es dann die Wunde. Diese Erzählung erscheint als fabelhaft, wenn wir die Dicke der Haut des Thiers bedenken, die Zerenghi de Narni bei Buffon (hist. nat. des quadrup. vol. 10. p. 195.) zu sieben Linien angibt, und von der alle Reisende versichern, daß man sie mit einer Büchsenkugel nicht ganz durchbohren könne. Auch erzählt Plinius mehr Fabeln von diesem Thier, welche beweisen, daß er aus unlautern Quellen schöpfte. Dem Podalirius, des Aeskulaps Sohn, schreibt Stephan von Byzanz, ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts (de urbib. p. 686. s. ed. Berkel. LB. 1694.), die Erfindung des Aderlassens zu, und erzählt die Geschichte auf folgende Art: auf seiner Heimfahrt von Troja ward Podalirius an die karische Halbinsel verschlagen, wo ihn der Ziegenhirt des Königs Damäthus zur Tochter des letztern, Syrna, führte, die an

**) Wollstein's Anmerkungen über das Aderlassen bei Menschen und Thieren. Wien 1791. Gegen Wollstein, der das Aderlassen in den meisten Krankheiten als höchst schädlich verwarf: Gedanken über die von J. G. Wollstein ausgegebenen Bemerkungen über das Aderlassen der Menschen und der Thiere, von einem Facultisten, Gotha, 1791.; Galen vom Aderlassen gegen den Erasistrat. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. Sallaba, Wien 1791. Baldinger's neues Magazin. XIII. B. S. 491. Waldinger's Heilmittellehre, 3. Abschn. Wien 1815. Der Aderlaß, als chirurgische Operation von D. Schwab. In dem Taschenbuche der Pferdekunde von Will und Schwab. München 1819. S. 186.

den Folgen eines Falles vom Dache litt. Podalirius schlug ihr die Ader, und erhielt vom dankbaren Vater die Hand der genesenen Tochter. Wiewol diese Erzählung von einem sehr spaten Zeugen herrührt, so kann man sie doch nicht geradezu verwerfen. Es scheint wenigstens diese Operation von den Nachkommen des Podalirius, den Asklepiaden, in den Tempeln öfter geübt worden zu seyn, da Hippokrates sie schon in vielen Krankheiten vornahm und die Regeln derselben genau bestimmte. Schon in den koischen Vorhersehungen (Coac. praenot. p. 336. 346.) wird als Hauptregel angegeben, daß der Aderlaß nach unterdrückten Blutungen, wenn wichtige Organe bedroht werden, vorgenommen werden müsse. In dem Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten (de victu acut. p. 395.) wird in der Brustentzündung der Aderlaß angerathen, wenn das Alter und die Kräfte des Kranken diese Ausleerung erlauben, und die Heftigkeit der Krankheit sie nothwendig macht. Dann soll die innere Ader am Ellenbogen geschlagen werden, und das Blut so lange fließen, als es eine hellrothe Farbe hat, oder bis der Kranke ohnmächtig wird. Das beschwerliche Harnen, wenn es entzündlich ist, fodert gleichfalls, nach Hippokrates (Aph. 6, 36. 7, 48.) den Aderlaß, und zwar an den innern Venen. Auch im Schlagfluß und bei Sprachlosigkeit, die von Anhäufung des Bluts entsteht, nahm Hippokrates den Aderlaß vor, doch immer mit Rücksicht auf Alter und Kräfte des Kranken (de vict. acut. p. 400.).

Diese Vorsicht, diese genaue Unterscheidung der Ursachen war der wesentliche Vorzug der Hippokratischen Methode die Ader zu schlagen. Dabei ist es merkwürdig, daß er mehrentheils so nahe als möglich am leidenden Orte das Blut wegließ. Seine nächsten Nachfolger befolgten seine Grundsätze bis auf Chrysipp von Knidos, der, ein Anhänger des Pythagoras, wie dieser den Sitz der Seele im Blute suchte, und aus diesem theoretischen Grunde den Aderlaß gänzlich verwarf (*Galen.* de venaesect. adv. Erasistr. p. 8.). Ihm folgte darin sein berühmter Zögling Erasistratus, einer der Stifter der alexandrinischen Schule, welcher, vielleicht durch Erfahrungen über den Schaden des Blutlassens in dem heißen Klima Ägyptens belehrt, noch neue theoretische Gründe dem Aderlaß entgegensetzte. Da er nämlich bei der Entzündung eine Verirrung des Blutes durch Eindringen desselben in solche Gefäße, die vorher luftige oder geistige Substanz enthielten, annahm, so war es ihm klar, daß man durch Verminderung der Blutmasse dieser Verirrung keine Schranken setzen könne. Daher waren Fasten und Anlegung von Binden die Mittel, auf die er bei der Kur der Entzündung seine Zuversicht setzte (*Galen.* de venaesect. adv. Erasistr.). Wenn Mangel an Erfahrung und Ausübung der Kunst, wie Galen ausdrücklich sagt, der Grund von der hartnäckigen Vernachlässigung des Aderlasses bei Erasistrates war; so kann man sich erklären, wie andre Alexandriner, indem sie seine Grundsätze vertheidigten, doch nothgedrungen zu Stellvertretern des Aderlasses ihre Zuflucht nehmen mußten. So suchte Apollonios aus Pergamus (Ther genant) das Schröpfen an die Stelle des Aderlasses zu setzen (*Oribas.* synops. ad Eustath. lib. 1. c. 14.).

Die Empiriker, die sich überhaupt durch Herstellung der praktischen Grundsätze des Hippokrates kein geringes Verdienst erwarben, setzten auch den Aderlaß wieder in seine alte Würde ein. Doch schränkte Menodotus aus Nikomedien, zu Trajans Zeit, die Anwendung desselben auf den Fall ein, wo ein edler Theil von sehr heftigem Andrang des Blutes leidet (*Galen.* comment. 4. in libr. de vict. acut. p. 92.).

Asklepiades, der die griechische Medizin nach Rom brachte, befolgte die Grundsätze der Empiriker über die Nothwendigkeit des Aderlasses. Er machte zuerst auf den Einfluß der Klimate aufmerksam, indem er versicherte, in Athen und Rom schädliche und am Hellespont sehr wohlthätige Folgen dieser Operation beobachtet zu haben (*Cael. Aurel.* acut. lib. 2. c. 22.). Dringend empfahl er den Aderlaß im Schlagfluß, wo er auch sogar den Trepan zuerst anwandte (deff. chron. lib. 2. c. 1.).

Weniger vorsichtig waren die Methodiker, die, weil sie jede Entzündung aus Strictur herleiteten, den Aderlaß ohne Unterschied, als erschlaffendes Mittel, in allen Entzündungen vornahmen (*Cael. Aurel.* acut. lib. 2. c. 22.). Sowol hierin, als in der Wahl des Orts beim Aderlaß, wichen sie von der Hippokratischen Regel ab. Archigenes nämlich sowol (*Aët.* tetrab. 2. serm. 4. c. 68.) als Aretäus (curat. acut. lib. 1. c. 10.) schlugen die Ader der entgegengesetzten Seite und entfernter Theile, um Abziehung vom leidenden Orte (Revulsion), zu bewirken: eine Methode, die sich als nützlich bewährt, wenn Entzündung oder Anhäufung des Bluts von entfernten Orten herkomt; wenn z. B. durch unterdrückte monatliche Reinigung Bluthusten, Brustentzündungen oder Schlagfluß entstanden ist. Von dieser Zeit an theilten sich die Ärzte in zwei Parteien, von denen die eine den Aderlaß an dem leidenden Orte, die andere an ganz entfernten, vornahm, ohne sich bestimt über die Anzeigen zu erklären. Galen zwar, dem die meisten Schulen der folgenden Jahrhunderte anhingen, erklärte sich unbedenklich für die Hippokratische Auswahl des Ortes, und bestimmte die Regeln der Anwendung des Aderlasses überhaupt ungefähr eben so. Auch Oribasius bestimmte die Anzeigen zum Aderlaß sehr gut, verwarf ausdrücklich die Auswahl der Tage, und lehrte, daß man noch am zwanzigsten Tage der Entzündung die Ader schlagen könne, wenn die Zufälle es fodern (*Oribas.* coll. lib. 7. c. 6.). Im Anfange der Entzündung nahm er den Aderlaß so nahe als möglich am leidenden Orte vor, ließ aber nicht, wie Hippokrates, viel Blut auf einmal weg, sondern verschob die Wiederholung der Operation auf die folgenden Tage. Auch Aëtius war keineswegs einseitig in der Auswahl des Orts: er schlug eben so oft die Vene der leidenden Seite als die der entgegengesetzten (Tetrab. 1. serm. 3. c. 12. tetrab. 2. serm. 4. c. 68.). Alexander von Tralles wendet ausdrücklich den Hippokratischen Ausspruch: „Ein Zusammenfluß, ein Zusammenhang, alles übereinstimmend!" auf den Aderlaß an. Ihm scheint's wenigstens in der Melancholie ganz gleichgiltig zu seyn, wo die Ader geschlagen werde (*Alex. Trall.* lib. 1. c. 16.). Doch in der heftigsten Bräune, wo Erstickungsgefahr ist, öffnet er auch die Drosselvenen und die Froschadern (lib. 4. c. 1.). Endlich bemerken wir, daß auch Paul von Ägina der Hippokratischen Regel anhängt, und nahe am leidenden Orte die Ader zu schlagen empfiehlt (lib. 3. c. 46.).

Die Araber schwankten in ihren therapeutischen Grundsätzen von der Nothwendigkeit und dem Orte des Aderlasses. Rhazes erzählt an einem Ort (aphorism. lib. 3. f. 92. d.), daß er einem Kalifen bis zur Ohnmacht Blut weggelassen. An einem andern Ort (contin. lib. 17. c. 4.) sagt er: so viel Blut müsse man nie auf einmal, sondern nur immer weniges nach und nach weglassen. Auch empfiehlt er im Bluthusten geradezu den Aderlaß am Fuße (contin. lib. 4. c. 2.). In der Leberentzündung schlägt er die basilische Vene am rechten Arm, weil diese mit der Hohlvene in genauem Zusammenhang stehe (contin. lib. 13. c. 10.). Den Einfluß des Klima's auf den Aderlaß kannte er sehr gut, daher sagte er: im ersten und siebenten Klima (d. h. in sehr heißen und sehr kalten Ländern) sey der Aderlaß seltener nothwendig, als in den dazwischen gelegenen, gemäßigten Zonen (aphorism. lib. 6. f. 94. a.). Avicenna, der für die folgenden Zeitalter bis ins sechzehnte Jahrhundert Orakel geblieben ist, sah den Aderlaß blos als ein ausleerendes, nicht als ein Mittel zur Beförderung der Kochung an: daher nahm er ihn nie zu Anfang der Entzündung, sondern erst dann vor, wenn sich die ersten Zufälle der Rohigkeit gelegt hatten. Im Anfange ließ er die Revulsion aus entfernten Orten machen, und nur wenig Blut ausfließen; aber in der Folge glaubte er die Derivation aus den benachbarten Adern bewirken zu können (Can. lib. 1. fen. 4. doctr. 5. c. 20. lib. 3. fen. 10. doctr. 5. c. 1.). Ganz allgemein empfiehlt Avenzoar den Aderlaß an der entgegen gesetzten Seite (Theisir, lib. 1. tr. 16. c.).

Die Ärzte des Mittelalters folgten zum Theil blind den Vorschriften der Araber. Aber es gab doch rühmliche Ausnahmen, denkende Ärzte unter ihnen, welche, wie Guy von Chauliac (tr. 7. c. 1.) den Ort des Aderlasses nach dem Grade der Krankheiten bestimmten, und in dem falschen Begriff der Ärzte von der Vertheilung der Gefäße den Grund fanden, warum man vielmehr die eine oder andre Ader wähle.

Als im 16. Jahrh. das Studium der griechischen Ärzte wieder allgemeiner ward, sah man zunächst ein, daß die Araber zwar den griechischen Ärzten ihre Kenntnisse verdankten, aber sehr oft von ihnen abgewichen seyn und mit ihnen in geradem Widerspruche stehn. So zeigte Leon. Fuchs (paradox. lib. 2. c. 3. instit. med. lib. 2. sect. 5. c. 7.), daß der Aderlaß im Anfange hitziger Krankheiten oft ein treffliches Mittel zur Beförderung der Kochung sey, und daß man erst nachher auf schickliche Weise Ausleerungen vornehmen könne. Vorzüglich berühmt machte sich ein Pariser Arzt, Peter Brissot (1516), durch öffentliche Empfehlung der echten Hippokratischen Aderlässe, die in der Nähe des leidenden Ortes, gleich zu Anfange der Krankheit, und bis zur Ohnmacht vorgenommen wurden. Er wandte in mehren Epidemieen die alte Methode mit vielem Glück an, und vertheidigte sie darauf in der Apologetica disceptatio de vena secanda in pleuritide, Paris. 1529. gegen seine Widersacher. Man muß gestehn, daß es ihm gelungen ist, die Nichtigkeit des arabischen Aderlasses darzuthun; dennoch haftet der Vorwurf der Einseitigkeit auf ihm, da er die metastatische Entstehung der Entzündungen ganz übersah, in welchen dennoch der Aderlaß aus entfernten Orten vorgenommen werden muß. Auch besteht es keinesweges mit richtigen Einsichten in die Ökonomie des Körpers, wenn er glaubt, daß durch den Aderlaß in der Nähe des leidenden Ortes blos schädliche, aus entfernten aber auch gesunde und nützliche Säfte ausgeleert werden.

Das kanonische Ansehn, worin dazumal noch die Araber standen, war der Grund der Erbitterung aller rechtgläubigen Schulen gegen Brissot. Ein Zeitgenosse, Thadd. Dunus (nov. constit. art. revell. lib. 2. c. 4.) und ein späterer Schriftsteller Ren. Moreau (de miss. sangu. in pleuritide, p. 102), dem neuere es nachschreiben, versichern, daß die arabisch-gelehrten Ärzte der damaligen Zeit selbst den weltlichen Arm gegen diese Ketzerei zu Hilfe gerufen, und daß Kaiser Karl V. im Begriff gestanden, ein Verbot zu geben, daß Niemand sich unterstehn solle, anders als auf arabische Weise die Ader zu schlagen. Da sey der Herzog von Savoyen, Karl III., an den Folgen des arabischen Aderlasses gestorben. Hiedurch abgeschreckt, habe der Kaiser das Verbot zurück genommen. Sprengel hat (Gesch. der Med. B. 3. S. 50. 51.) gezeigt, daß dies ein Versehn ist, und daß man wahrscheinlich einen Prinzen von Savoyen, der 1525 starb, mit seinem Vater verwechselt habe.

Die zahlreichen Gegner der Brissot'schen Methode, die im Grunde die echte Hippokratische war, brachten wenig neue oder haltbare Gründe vor. Daß das Blut im Anfange der Entzündung nicht sehr stark in den entzündeten Theil einfließe; daß dagegen die Schwäche mit der Heftigkeit der Krankheit zunehme, wenn man das Blut in der Nähe des leidenden Ortes weglasse; daß Revulsion und Derivation nicht aus einem und demselben Gefäß erfolgen könne: dies und zweideutige Erfahrungen vom Nachtheil des Aderlasses in der Nähe des leidenden Orts, waren die Gründe, die die meisten Gegner wiederholten. Eine rühmliche Ausnahme von diesen machte ein heller Denker und vorurtheilsfreier Mann, Joh. Argentier, indem er den Ort des Aderlasses nach dem Ursprung der Kongestionen bestimmte. Es sey keinem Zweifel unterworfen, daß der Andrang des in andern Theilen unterdrückten Blutflusses den Aderlaß in diesen Theilen fodere (*Argenter.* comm. 3. in Galen. art. Med. pag. 415 — 420.).

Höchst merkwürdig ist die Wendung, die dieser berühmte Streit nahm, als Andr. Vesalius, der große Zergliederer, mit der Entdeckung hervor trat, daß die ungepaarte Vene, welche aus den Ribbenmuskeln und dem Ribbenfell entsteht, sich nur in die rechte Hohlvene endigt, oder, wie man sich damals ausdrückte, daß sie aus der letztern entsteht und zu dem Ribbenfell fortgeht. Leide also das Ribbenfell, so könne man das Blut auf dem nächsten Wege ausleeren, wenn man in jedem Fall die Achselvene des rechten Arms schlage, weil diese nicht weit von der ungepaarten aus der Hohlvene entstehe (*Vesal.* de corp. hum. fabr. lib. 3. c. 7.). Derselben Meinung trat auch Thadd. Dunus bei (nov. art. revell. lib. 1. c. 18. lib. 2. c. 4.), so wenig sie auch in unsern Tagen widerlegt zu werden braucht. Aber sie gab Gelegenheit zu einer höchst wichtigen Entdeckung. Amatus von Portugall nämlich, Prof. in Ferrara, bemerkte an der Mündung der ungepaarten Vene eine Klappe, auf die ihn Joh.

Bapt. Connani aufmerksam gemacht hatte (*Amat. Lusit.* curat. med. cent. 1. cur. 52.). Wir begreifen jetzt freilich nicht, wie man nicht gleich aus dem Daseyn dieser Klappe auf den Rückgang des Bluts in den Venen geschlossen; aber was noch unbegreiflicher ist, Amatus spricht von Versuchen, die er vorgenommen, um aus der Hohlvene die ungepaarte aufzublasen. Diese Versuche gelangen, aber umgekehrt aus der ungepaarten konnte die Hohlvene nicht aufgeblasen werden. Was es nun mit diesen Versuchen, die Sprengel (a. O. S. 69.) zu erklären sucht, für eine Bewandtniß haben mag, genug, Amatus blieb überzeugt, daß die Klappe in der ungenannten Vene den Andrang des Bluts mäßige. Seltsam genug ward von Vesalius, Eustachius, Faloppia und Vallesius das Daseyn jener Klappe geleugnet, und Amatus dem Spott Preis gegeben.

Unterdessen hatte die Brissot'sche Methode immer mehr Anhänger gewonnen, je mehr das Studium der Hippokratischen Schriften auflebte. Man ging so weit, daß man bei Krankheiten einzeler Organe nur die Vene der äußern Gliedmaßen schlug, von deren Fasern man glaubte, daß sie geraden Weges zu dem leidenden Organ hingehn. Dies nannte man κατ' ἴξιν, wie diesen Hippokratischen Ausdruck Galen schon κατ' εὐθυωρίαν erklärt hatte. Die Alten hatten blos die gerade Richtung darunter verstanden: Leon. Fuchs setzte die beschränktere Bedeutung des Fortgangs der vorgeblichen Venen-Fasern dazu (Paradox. med. lib. 2. c. 4.). Daher sogar Ambr. Paré bei Kopfverletzungen die cephalische Vene des rechten Arms schlug (Oeuvres liv. 10. ch. 14.), und Oddus de Oddis, damit er strenge Hippokratisch bleiben möchte, wo Leiden der Leber angenommen wurde, die basilische Vene (De pestis praecaut. lib. 3. c. 18.). Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war es so weit gekommen, daß die Wiederherstellung der Hippokratischen Methode den arabischen Aderlaß gänzlich verworfen hatte (*Massarias* de abusu medic. vesicant. et theriac. diss. 2. lib. 2. f. 310. a.).

Unterdessen gewann die Anwendung des Aderlasses, den die Araber und arabisch-gelehrten Ärzte nur furchtsam und in wenigen Fällen empfohlen hatten, immer mehr Beifall, seitdem besonders Leon. Botalli, aus Asti in Piemont, den allgemeinen Gebrauch desselben in den meisten Krankheiten empfohlen hatte. Wie Erasistratus die größte Furcht vor dem Blutlassen gezeigt, so ward Botalli der eifrigste Vertheidiger desselben. Sein Werk de sanguinis missione besitzen wir in einer spätern Ausgabe von Horne, Leiden 1660. 8. Er gibt als Anzeigen des Aderlasses nicht allein jeden verhältnißmäßigen Überfluß des Bluts und der Säfte, sondern auch jede vorgebliche Verderbniß der letztern an. Selbst bei Greisen, in auszehrenden Krankheiten und bösartigen Fiebern, kurz überall ließ Botalli zur Ader, und nicht etwa einige Unzen, sondern immer zwei bis drei Pfund. Denn, pflegte er zu sagen, je mehr unreines Wasser man aus dem Brunnen zieht, desto mehr reines strömt zu, und je mehr ein Kind an den Brüsten der Mutter saugt, desto mehr Milch schießt in die letztern ein (*Pasquier* lettres. vol. 2. liv. 29.). Zwar verdammte die Pariser Fakultät diese Methode als ketzerisch; aber in Frankreich, Spanien und Italien breitete sich gegen Ende des 16ten Jahrh. der allgemeine Misbrauch des Aderlasses doch immer mehr aus. Ja, über den Nutzen dieser Operation in faul- und bösartigen Fiebern waren einige Erfahrungen gemacht, die denselben so sehr zu bestätigen schienen, als man sich sonst davor in diesen Krankheiten gescheut hatte. Alex. Gaudin (*Joubert* opp. vol. 2. p. 139.), Aegentier (Com. 3. in Gal. art. med. p. 350.) und Horaz Augenius (de febrib. lib. 10. c. 3.) fanden im Anfange der Faulfieber die Hitze und die entzündlichen Zufälle so bedeutend, daß sie um deswillen den Aderlaß für nothwendig erklärten. Nirgends sieht man die Verderblichkeit der französischen Vorliebe für den Aderlaß deutlicher als in Ballonius Epidemien; denn dieser scheut sich nicht, überall, auch bei offenbarer Schwäche, die Ader zu schlagen (*Ballon.* opp. tom. 1. p. 16. 63.). Dahin kam es, daß Molière in seinem Malade imaginaire die phlebotomia, idolam medicorum, nec non pontum asinorum nannte, quia illam ordonnando non requiritur magna scientia.

In Teutschland dagegen erhielt die Anwendung des Aderlasses eine bedeutende Umänderung durch die Einführung der Sterndeuterei. Nicht allein Paracelsus empfahl Aufmerksamkeit auf die dem Aderlaß günstige Konstellation (Unterricht vom Aderlassen, S. 712.); sondern es ward seit jener Zeit allgemeine Sitte, daß man aus dem Stande der Gestirne die Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieser Operation bestimmte. Die Ärzte verfertigten sogenannte Praktiken, oder Kalender, mit Prophezeiungen des Wetters und Angaben der Tage, wo es nützlich oder schädlich sey, die Ader zu schlagen, oder zu schröpfen (vgl. den Art. Aberglauben). Franz Rapaldi's magnum et perpetuum almanach. Antverp. 1551. ist fast der Vorgänger aller übrigen. Besonders berühmt und in mehre Sprachen übersetzt wurden Dav. Harlichs Praktiken (Möhsens Gesch. der Wissensch. in d. Mark Brandenb. S. 410. f.).

Die unsterbliche Entdeckung des Kreislaufs machte dem Streit über die Auswahl der Adern beim Blutlassen ein Ende, und Helmont erneuerte im 17ten Jahrhundert die Grundsätze des Erasistratus von den nachtheiligen Folgen des Aderlasses überhaupt. Er nahm den Sitz des Lebensgeistes im Blut an, und verwarf die Verderbniß des Bluts als Anzeige der Ausleerung. Er suchte zu zeigen, daß diese Operation sehr oft die wohlthätigen Bemühungen der Naturkräfte stört, und diese in hohem Grade schwächt (*Helmont* opp. p. 319. de febr. pag. 753.). Ihm folgten die meisten Chemiatriker des 17ten Jahrh., unter denen Lucas Anton Portius, Arzt zu Rom, der heftigste Gegner des Aderlasses war (*Portii* Erasistratus. Rom. 1682.). Da das Blut von allen Verderbnissen im Leben frei sey, und der Aderlaß nicht auf die Ausartungen abgeschiedener Säfte wirken könne, so diene er weder zur Verbesserung des Bluts noch anderer Säfte. Die Vollblütigkeit bestehe gewöhnlich nur im Anschwellen der Adern von Schwäche derselben, und die letztre werde durch jene Operation vermehrt. Nur dann sey der Aderlaß erlaubt, wenn der heftige Andrang des Bluts nach edlen Theilen Zerreißung fürchten läßt. Selbst wahre Vollblütigkeit, ohne diesen Andrang, werde auch

ohne Aderlaß, am besten durch Enthaltsamkeit und Leibesübung gehoben. In Entzündungen komme es mehr auf Wegschaffung des Reizes, als auf Verminderung der Blutmasse an; daher auch in rheumatischen Entzündungen ganz andere Anzeigen zu machen seyn. So beifallswürdig diese Grundsätze sind, so wenig konnten sich andre Chemiatriker von ihren beschränkten Ideen losmachen. Pompejus Sacchi, Prof. zu Parma, verwarf den Aderlaß in Fiebern, weil es wichtiger sey, die hervorstechenden Bestandtheile des Bluts zu neutralisiren (*Sacchi* nov. meth. febres curandi, p. 45. 80.). So verwirft Joh. Bapt. Volpini, Arzt zu Asti in Piemont, den Aderlaß in offenbarer Brustentzündung, und glaubt mit dem Opium ausreichen zu können (Spasmologia s. clinica contracta. Ast. 1710. 4.). Opium und China setzt auch Jak. Minot (de la nature et des causes des fièvres, p. 121. s.) an die Stelle des Aderlasses in Fiebern, weil die saure Verderbniß des Bluts nicht durch Verminderung desselben, wol aber durch säurewidrige Salze des Mohnsafts und der Fieberrinde gehoben werden könne. Die einzigen Chemiatriker, welche den Aderlaß gestatteten, weil er der Spannung abhelfe, die mit der Gährung des Bluts in Fiebern verbunden sey, waren Thom. Willis und Jak. Gavet (nov. febris idea, p. 175.).

Die Jatromathematiker dagegen, die den menschlichen Körper als eine hydraulische Maschine betrachteten, mußten desto größere Freunde des Aderlasses seyn, je mehr sie dadurch hofften, die Richtung des Blutlaufes zu verändern und je weniger Rücksicht sie auf die lebenden Kräfte nahmen. Phil. Hecquet führte zu Anfang des 18ten Jahrh. einen heftigen Streit über den Werth des Aderlasses mit Joh. Bapt. Silva, indem jener den Aderlaß zu den vorzüglichsten beruhigenden Mitteln zählte, und dieser die Vortheile und Nachtheile der Derivation und Revulsion aus einander setzte (*Silva* traité de l'usage de différentes sortes de Saignées. Paris. 1727.). Auch Wilh. Cole sieht den Aderlaß als das vorzüglichste Mittel an, die Spannung in Fiebern zu vermindern (novae hypoth. ad explicanda febr. intermitt. symptomata hypotyposis, p. 183.).

Die neuere empirische Schule, durch Thom. Sydenham gegründet, stimmte darin wenigstens mit den Jatromathematikern überein, daß sie in allen Fiebern, deren Anfang mit heftiger Aufwallung des Bluts verbunden war, das Blutlassen als ein Mittel empfahl, welches die Kochung am besten zu befördern im Stande sey. Man kann eigentlich nicht sagen, daß Sydenham selbst eine zu große Vorliebe für diese Operation gehabt; denn er sagt ausdrücklich, daß durch unzeitigen Aderlaß in Ausschlagsfiebern der Ausschlag zum Zurücktreten gebracht werde. Er gibt ferner zu, daß sie sehr nachtheilig in dem spätern Zeitraum der Entzündung, bei Neigung der letztern zum Brande, und in der Melancholie, sey: aber im Ganzen zieht er sie doch jedem Mittel vor, wodurch man die vorgebliche Verderbniß der Säfte zu heben sucht. Seine Grundsätze hatten den nächsten Einfluß auf das praktische System Friedrich Hoffmanns, der nicht allein in allen Krankheiten, wo die Gefäße an zu heftiger Bewegung leiden, die Ader schlug, sondern diese Operation auch als Vorbauungsmittel gegen Krankheiten Gesunden empfahl. Darin stimmte, was sonst selten der Fall war, auch Stahl mit Hoffmann überein, und daher ward es im 18ten Jahrh. allgemeine Sitte in Teutschland, jährlich zweimal Blut wegzulassen, um sich vor Krankheiten zu schützen.

Meines Wissens war es zuerst Joh. Gottl. Wollstein, der in neuern Zeiten den Misbrauch des Aderlasses in das nachtheiligste Licht stellte (Anmerkungen über das Aderlassen, Wien, 1791). Wenn er auch, wie M. v. Sallaba (Galen vom Aderlassen gegen Erasistrat, Wien, 1791.) zu zeigen suchte, vorzüglich Erasistratus u. Helmont's Gründe wiederholte, so verdiente doch, was er gegen die zu häufige Anwendung dieser Operation gesagt, alle Beherzigung. Die Stoll'sche Schule, die sich Hippokrates und Sydenham zu Mustern gewählt, nahm jene Streitschrift mit zu großer Empfindlichkeit auf. Es sollte in dem Erregungs-System, welches sich in Teutschland auszubreiten anfing, für eine Zeitlang das Sinken der Hippokratischen Methode begründet werden. Da nämlich nach der Brown'schen Lehre die meisten hitzigen Krankheiten von schwächenden Ursachen entstehn, so war es eine unglückliche Consequenz, wenn man den Aderlaß höchstens bei offenbarer Lebensgefahr vom heftigen Andrang des Bluts zu den edelsten Theilen, aber auch dann nur äußerst sparsam anwandte. Wo übrigens eine Entzündung von Erkältung entstanden war, da ward, weil die Kälte als schwächend gedacht wurde, kein Aderlaß, sondern die reizende Methode angewandt. Auch in jedem andern Fall, wo nur irgend in der Anlage oder der geführten Lebensart sich Spuren schwächender Bedingungen auffinden ließen, ward der Aderlaß verdammt, und die reizende Methode angewandt. Es ist unglaublich, wie viele Opfer diese Einseitigkeit weggerafft hat. Doch blieben in Teutschland einzele Ärzte von Ansehn, wie A. G. Richter in Göttingen und Stieglitz in Hannover, frei von der Ansteckung; und wir erlebten endlich den gänzlichen Verfall jener Schule, und mit ihm erhielt auch der Aderlaß wieder seine alten Rechte. (*Sprengel.*)

Vor den Zeiten des Prof. Wollstein war das Blutlassen für den Thierarzt ein souveränes Mittel. Dieser Misbrauch führte ihn zur Übertreibung auf der entgegengesetzten Seite; er verwarf das Aderlassen unter allen Umständen. Die hierauf folgende Brown'sche Schule, bei der nur Reizmittel auf der Tagesordnung standen, sprach diesen Übertreibungen das Wort; das Blutlassen hörte selbst dort auf, wo es Bedingung der Genesung war. Man sahe damals unter Thieren wie unter Menschen in akuten Fällen nichts als Nervenfieber. Hievon ist man zurück gekommen, nur ist zu verhüten, daß man sich nicht zu neuen, unnöthigen oder schädlichen Blutvergießungen wieder hinreißen lasse. Vor Pessina's Zeiten tappte man bei den Hausthieren hinsichtlich der Anwendung der Aderlässe und der antiphlogistischen Methode, nicht nur in Teutschland, sondern allerwärts im Finstern; man glaubte, je mehr das Herz pochte, desto mehr Blut sey zu verschwenden. Er hat es zu Tage gelegt, daß gerade das Gegentheil Statt findet u. daß jenes Pochen des Herzens eine Schwäche darthut, die mit jeder Blutabzapfung steigt. Wir haben also durch ihn wenigstens einen sichern Anhaltspunkt, für die Krankheiten des

Brutums in solcher Hinsicht erhalten; der vermuthlich auch für die Krankheiten des Menschen noch von bedeutenden Folgen seyn wird. In Betreff der Beobachtung des Herzschlages (freilich immer unter Vergleichung des gleichzeitigen Pulses) hat zwar der Thierarzt vor jedem andern Arzte einen Vorzug, wie sehr richtig Hr. Director Veith zu Wien im ersten Theile seines Handbuchs der Veterinärkunde S. 317 bemerkt; allein dessen ungeachtet muß die Pessinasche große Entdeckung, worüber man in der angeführten Schrift nähere Auskunft erhält, für die Wissenschaft überhaupt, und für die Anwendung der Aderlässe selbst auch bei Menschen, von unübersehbaren heilsamen Folgen seyn. (*Kausch.*)

Blutlauge, s. Blausäure.

Blutlaugensalz, s. Blausäure.

BLUTRACHE, eine unter vielen Völkern älterer und neuerer Zeit, besonders aber asiatischen verbreitete Nationalsitte, besteht in dem Recht und der Verpflichtung, den Tod eines erschlagenen Verwandten mit dem Tode an dem Mörder, und zwar mit eigner Hand zu bestrafen. Sie ist demnach nur eine Species vom Wiedervergeltungsrechte, nach welchem dieselbe Verletzung dem Feinde zugefügt wird, die er sich hat zu Schulden kommen lassen; und diese Art des Wiedervergeltungsrechts unterscheidet sich hauptsächlich dadurch, daß in der Regel dem nächsten Verwandten des Getödteten obliegt, die Rache zu üben, und daß es ihm nicht frei steht, sie zu unterlassen, ohne sich dem größesten Schimpfe auszusetzen. Das Interesse der allgemeinen Sicherheit des menschlichen Lebens hat unstreitig diesen Gebrauch bei Völkern eingeführt, welche den Schutz der bürgerlichen Verfassung und einer bestimmten Obrigkeit nicht genießen; denn um das Leben möglichst zu schützen, ist es in dem rohen Naturzustande nicht hinreichend, den Mörder für todesschuldig zu erklären, sondern sein Leben muß auch in beständiger Gefahr seyn, so daß er sich, wohin er auch fliehen mag, nirgends geborgen fühlt, sondern früher oder später ein Opfer der Rache wird. Um dieß zu erreichen, war eine genaue Bestimmung dessen unerläßlich, welcher die Rache vollführen sollte; denn da die Verfolgung des Mörders mit sehr vielen und großen Gefahren verbunden ist, so würde sich nicht leicht Jemand dazu freiwillig entschlossen haben. Aus demselben Grunde mußte man auch die Ehrliebe in Anspruch nehmen, die Blutrache für etwas Edles, ihre Unterlassung aber für höchst schimpflich erklären.

Wir finden diese Sitte bei den Hebräern, bei den alten und heutigen Arabern, bei den Persern, Habessiniern, kaukasischen Völkerschaften, bei den ältesten Griechen, den Illyriern und Montenegrinern, ja selbst bei den Eingebornen Amerikas, als den Karaiben[1]). Bei den Hebräern heißt die Person, welche die Rache übernehmen muß, also der nächste Verwandte eines Getödteten, גֹּאֵל (goël) oder vollständiger גֹּאֵל הַדָּם von גָּאַל zurückfordern, gleichsam sanguinem repetere; bei den Arabern dagegen heißt sie ثائر (Täïr oder thaïïr). Da die Syrer kein eignes Wort für Bluträcher haben, sondern in der Bibelübersetzung sich mit Umschreibungen für גֹּאֵל behelfen müssen, so haben sie entweder die Sache selbst ebenfalls nicht gehabt, oder sie doch schon frühzeitig verloren, besonders wol, seit sie immer mehr und mehr gräcisirt wurden. So nützlich nun, ja fast unentbehrlich eine solche Einrichtung im Naturzustande, bei kleinen von einander unabhängigen Völkerschaften und nomadischen Stämmen zur Sicherheit des Menschen ist, eben so nachtheilig und verderblich kann sie werden und oft ganze Familien zu Grunde richten. Denn der Bluträcher kann nicht, wie unsere Richter, über die That und den Thäter eine genaue Untersuchung anstellen, sondern er handelt gewöhnlich in seiner ersten Aufwallung und muß sich oft auf das bloße Gerücht verlassen, welches ihm den Vorfall und den Mörder angibt. Daß dabei mancher Irrthum obwalten, und selbst Unschuldige ein Opfer werden können, springt in die Augen; denn der beleidigte Theil ist Richter seiner eignen Sache, tödtet er den Mörder nicht, so lastet auf ihm ein unauslöschlicher Schandfleck, er wird also auf den bloßen Verdacht hin sobald als möglich seiner Verpflichtung Genüge leisten. Wenn er sich aber auch in der Person nicht irren sollte, so kann doch der Mord absichtslos, durch eine bloße Vertheidigung, durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen herbeigeführt seyn; aber der Bluträcher nimt darauf keine Rücksicht, und hört nicht auf Verantwortung, welche zu geben schon Feigheit seyn würde. Der größeste Nachtheil dieser Sitte liegt aber darin, daß die Blutrache, wenn sie auch noch so gerecht ist, wieder den Tod des Bluträchers nach sich zieht; denn die Familie des Mörders nimmt sich seiner an und rächt sein Blut an dem Bluträcher, dessen Familie wieder ein Gleiches thut. So üben denn oft 2 Familien lange Jahre hindurch wechselsweise Mordthaten unter dem Namen der Blutrache gegen einander aus, und pflanzen Haß und Erbfeindschaft von Vater auf Sohn und Enkel fort. Dies ist auch der Grund, warum die meisten Gesetzgeber der Nationen, bei denen die Blutrache gewöhnlich und durch das Alterthum gleichsam sanctionirt war, mehr oder weniger durch gesetzliche Bestimmungen die Nachtheile derselben zu mindern und zu beschränken suchten.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik jener merkwürdigen Sitte haben wir noch das Eigenthümliche und die Verschiedenheiten zu berücksichtigen, welche sich darin bei den einzelen Völkern darbieten. Die mosaische Gesetzgebung setzt diese Sitte voraus, weshalb sie auch im A. T. nirgends ausführlich beschrieben wird; schon in dem patriarchalischen Zeitalter finden sich Spuren davon (1 Mos. 3, 10, 14. 27, 45). Für das Leben des Mörders ein Lösegeld anzunehmen, war den Hebräern nach 4 Mos. 35, 31 ausdrücklich verboten. Ursprünglich war für einen solchen, welcher unversehens Jemand ums Leben gebracht hatte, der Altar in der Stiftshütte und dem Tempel ein Zufluchtsort (2 Mos. 21, 13. 1 Kön. 2, 28 ff. vgl. 1 Kön. 1, 50); da aber nach Eintritt des mosaischen Cultus in seinem ganzen Umfange und in seiner vollen Strenge nur Ein Heiligthum gestattet wurde, so wäre dieses den entfernter Wohnenden gewiß oft ohne Nutzen gewesen, da sie leicht, ehe sie das Asyl erreichten, vom Bluträcher eingeholt werden konnten. Es war daher, weil jene durchs Alterthum geheiligte Sitte nicht ab-

1) *Labat* voyages aux Isles de l'Amérique T. II. p. 21.

geschafft werden konnte, durchaus nothwendig, eine Einrichtung zu treffen, wodurch der Bluträcher gehindert wurde, sich in der Hitze zu übereilen und von falschem Ehrgefühl verleitet, einen Schuldlosen zu ermorden. Dieß wurde durch die sogenannten 6 Freistädte (ערי מקלט) in den verschiedensten Gegenden Palästinas erreicht, wohin der Rächer den Mörder nicht verfolgen durfte. Allein damit die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet würde, mußte der Aufnahme in eine solche Stadt eine Art von Verhör voraufgehen; freilich konnte zuerst der Vorfall nur kürzlich erzählt werden, aber die eigentliche Untersuchung vor einer Volksversamlung folgte doch nach. Fand sich, daß der Mord ohne böse Absicht unversehens geschehen, so schützte die Freistadt; war er aber vorsätzlich, so mußte der Mörder dem Bluträcher ausgeliefert werden, ja er wurde selbst vom Altare hinweggerissen (2 Mos. 21, 14. 1 Kön. 2, 29), doch bis zu ausgemachter Sache lebte er in der Freistadt sicher (Jos. 20, 6. 9). Ergab sich aus der Untersuchung, daß der Flüchtling den Todschlag nicht mit Absicht verübt hatte, so mußte er doch, um sich vor den Nachstellungen des Rächers zu sichern, immerfort in seinem Asyl bleiben, gleichsam in einer Art Gefangenschaft für seine Unvorsichtigkeit, bis zum Tode des Hohenpriesters (4 Mos. 35, 6 ff. 5 Mos. 19, 3 ff. Jos. 20, 1 ff.); auch nicht einmal gegen Erlegung eines Lösegeldes erhielt er die Erlaubniß, früher nach seiner Vaterstadt zurück zu kehren (4 Mos. 35, 32). Warum er gerade so lange bleiben mußte, ist nicht ganz klar, wahrscheinlich aber hängt diese Bestimmung mit der Sitte zusammen, daß beim Tode eines Stammfürsten mehre Gefangene in Freiheit gesetzt wurden; denn der Hohepriester war ja im jüdischen State die erste Person, gleichsam der Repräsentant Jehovahs und dessen Stellvertreter. Ließ sich der Flüchtling einfallen, sein Asyl früher zu verlassen, so konnte ihn der Bluträcher tödten, ohne daß es ihm Verantwortung zugezogen hätte (4 Mos. 35, 25 ff.); eben so wenig, wenn er den Flüchtigen, ehe er die Freistadt erreicht hatte, noch ereilte (5 Mos. 19, 6). Diese 6 Freistädte, welche den Leviten gehörten, waren Bezer, Ramoth und Golan jenseit, Kadesch, Sichem und Kiriath-Arba diesseit des Jordan (Jos. 20, 7. 8.); die Straßen nach denselben mußten gut unterhalten werden, damit der Verfolgte mindern Aufenthalt fände (5 Mos. 19, 3.). Auch die Griechen und Römer hatten Freistädte [2]) und eine vorzüglich berühmte war Daphne bei Antiochia [3]); der Unterschied zwischen diesen und den hebräischen zeigt sich darin, daß sie auch vorsätzliche Mörder schützten, die hebräischen aber solche zwar aufnahmen, allein einem strengen Verhör unterwarfen und nach völlig erkannter Schuld dem Rächer auslieferten (5 Mos. 4, 41—43. 19, 1—13). — Durch diese Maxime gelang es auch, unauslöschlichen Haß einzeler Familien gegen einander aus der hebräischen Nation zu verbannen, und die Geschichte gibt uns fast gar kein Beispiel von einem Mißbrauche der Blutrache (2 Sam. 2, 19 ff. 3, 26. 27).

Wie wichtig den alten Arabern die Blutrache erschien, sieht man daraus, daß ihre schönsten und erhabensten Gedichte dem Lobe derselben gewidmet sind. Die Mittel, wie der Rächer zu seinem Zwecke gelangt, stehen in der Willkür eines Jeden, und jegliche List, selbst Meuchelmord ist dabei erlaubt [4]); man lauert auf bequeme Gelegenheit, und komt der Feind bei einem andern Vorfalle ums Leben, so verfolgt die Rache den nächsten Anverwandten, so daß der Haß forterbt und oft nur alsdann aufhört, wenn eine der Familien ausgestorben ist; es sey denn, daß sie den Schuldigen aufopfere. Ja zuweilen kann nicht einmal zwischen den beiden Stämmen, wozu solche Familien gehören, Friede und Vereinigung Statt finden [5]). Diese Rache kostet gewöhnlich wieder dem Bluträcher das Leben, und der großen Gefahr halber bemühen sich zärtliche Mütter, ihre Söhne auf alle Weise davor zu bewahren [6]). Muhammed hat diese Einrichtung nicht aufgehoben, sondern nur eine Milderung versucht; er erlaubt nämlich, dem Mörder gegen Erlegung einer Geldstrafe das Leben zu schenken [7]), was auch in Persien sehr gewöhnlich geworden ist [8]); auch will er grausame und marternde Todesarten entfernt wissen [9]). Die Beduinen-Araber jedoch lassen sich selten oder fast nie auf ein Lösegeld ein; denn sie glauben, es könne alsdann scheinen, als habe man dem Mörder zu seiner schlechten That Anlaß gegeben; man hält heilig über dem Rechte, das Blut des Verbrechers zu verlangen, selbst wo mächtiger Einfluß ins Spiel komt [10]). Auch wollen sie den Mörder weder von der Obrigkeit erschlagen sehen, noch ihm selber das Leben nehmen, weil dadurch die Familie desselben von einem schlechten Mitgliede befreit werden würde, sondern sie behalten sich gemeiniglich vor, ihm und seiner Familie den Krieg anzukündigen und den von ihnen zu erschlagen, welchen sie für gut befinden, selbst den Vornehmsten, die Stütze der Familie, weil dieser ein wachsames Auge auf die Handelsweise aller Mitglieder haben sollte. Dabei aber muß ein ehrliebender Beduine ungefähr eine Gleichheit der Kräfte beobachten; es würde für schändlich gehalten werden, wenn ein junger starker Mann einen alten oder kranken, oder wenn viele einen einzigen überfallen wollten. Wird der Mörder auch von der Obrigkeit angehalten, so erhält er doch gegen Erlegung einer bedeutenden Geldsumme seine Freiheit wieder [11]). Im Volksglauben der Araber, ja auch der Hebräer, finden sich mehre Vorstellungen davon, daß un-

2) *Serv.* ad Aen. VIII, 342. *Liv.* Hist. I, 8. *Tac.* Annal. III, 60. 3) 2 Macc. 4, 34. vgl. Potter's griech. Archäol. I, 480 ff.

4) Vgl. den Scholiasten Taurizi zu dem 16ten Gedichte in den Excerpt. Hamas. ed. Alb. Schultens. 5) Arvieux Sitten der Beduinen-Araber S. 45 u. 174 ff. Übs. von Rosenmüller vgl. *Volney* voyage en Syrie et Egypte T. I. p. 363. Biblioth. der Reisebeschreibungen von M. C. Sprengel, fortges. von Ehrmann XIII, S. 56 u. 603—4. Burkhardt, der in seinen Reisen durch Syrien auch der Blutrache der Drusen erwähnt, verspricht in der zu erwartenden Schilderung der Beduinen-Sitten Bemerkungen über die Gebräuche der Blutrache. 6) S. die Gesch. des Kais bei Taurizi in den Scholien zum 16ten Gedicht der Excerpt. Hamas. ed. *Alb. Schultens.* 7) Coran II. 173—175. ed. *Hinckelm.* 179 ff. ed. *Maracc.* 8) *Chardin* voyage T. VI pag. 294 ed. Amstel. 8. pag. 108 ed. Langlés. 9) Coran XVII, 35. vgl. *Chardin* voyages T. VI, p. 295. ed. Amst. p. 110 ed. Langlés. 10) Russel Naturgesch. von Aleppo 2. Th. S. 21. *Chardin* voyages T. VI. p. 294. ed. Amst. Niebuhr Beschreibung von Arabien S. 32 ff. Reise nach Arabien II, 430 ff. 11) Niebuhr Beschreibung von Arabien S. 32 ff.

schuldig vergossenes Blut zur Rache auffodere[12]), nämlich, daß kein Thau und kein Regen an einen solchen Ort falle[13]), daß sich Kohlen davon entzündeten[14]), daß aus dem Kopfe des Erschlagenen ein Vogel fliege und unaufhörlich rufe: gebt mir zu trinken! bis das Blut gerächt sey[15]).

Bei den moslemischen Persern wird der Mörder zwar von der Obrigkeit gefänglich eingezogen; aber die Verwandten des Getödteten verlangen seine Auslieferung, welche auch erfolgt, jedoch mit der Erinnerung an die mildernden Bestimmungen des Korans. Es steht dann ganz in dem Belieben der verletzten Partei, ob und wie sie den Mörder umbringen wollen, doch bestreben sich seine Angehörigen, so wie der Richter, sie zur Annahme des Lösegeldes zu ermuntern, letzterer schon deshalb, weil er in solchem Falle ebenfalls eine Geldsumme erhält. Dadurch ist freilich das Leben des Reichen größtentheils gesichert, aber der Arme wird meistens, da er nicht viel bieten kann, ein Opfer der Blutrache[16]).

Die Habessinier übergeben noch jetzt den Mörder dem nächsten Verwandten des Verblichenen zur Bestrafung, und zwar so, daß die Art und Weise ganz von seiner Willkür abhängt[17]). Sie haben aber hauptsächlich dafür dreierlei Strafen. Sie scharren nämlich entweder den Verbrecher bis an den Mund in die Erde, bedecken seinen Kopf mit Reisholz und werfen einen großen Stein oben darauf; oder sie schlagen ihn mit 2 dicken, 2 Fuß langen, knotigen Knitteln bis er stirbt, oder stechen ihn, mit Lanzen todt. Im letztern Falle gibt der nächste Verwandte dem Mörder den ersten Stich, dann folgen die andern nach dem Grade der Verwandtschaft; diejenigen, welche erst nach des Mörders erfolgtem Ableben an die Reihe kommen, tauchen wenigstens ihre Lanzen in sein Blut, um dadurch ihre Theilnahme an der Rache zu erkennen zu geben. Da nun die Familie des Schuldigen ihrerseits dessen Tod wiederum zu rächen sucht, so komt gewöhnlich dem einen oder dem andern eine solche Theilnahme theuer zu stehen. Doch findet auch zuweilen eine Auslösung statt gegen eine Summe Geldes, oder auch gegen eine bestimmte Anzahl von Hausthieren[18]).

Bei den Cirkassiern und mehren andern kaukasischen Völkerschaften ist die Rachbegierde so groß, daß alle Verwandte eines Mörders als schuldig betrachtet werden und die darüber entstandene Fehde sich durch mehre Generationen fortpflanzt. Fürsten und Vornehme nehmen keinen Ersatz an, sondern halten fest darüber, Blut um Blut zu fordern. Doch finden sich in den niedern Ständen Beispiele von einer Freigebung gegen ein Lösegeld, Thlil-llasa d. i. Preis des Blutes genant; zuweilen findet auch eine Aussöhnung Statt oder es wird durch eine Heirat zwischen den streitenden Familien Friede gestiftet[19]). Die Drusen sind in Beobachtung des Gesetzes der Blutrache unerbittlich streng[20]).

Die Griechen hatten in den ältesten Zeiten keinen öffentlichen Beamten, der vom State beauftragt gewesen wäre, Mörder zu verfolgen; nur die Verwandten des Ermordeten hatten das Recht, Rache zu nehmen[21]), jedoch scheint man sich auch öfters mit einem Lösegelde begnügt zu haben[22]). Sehr gewöhnlich war es auch, daß diejenigen, welche aus Unvorsichtigkeit einen Mord begangen hatten, auf eine gewisse Zeit aus dem Vaterlande gingen, sich in einer bestimmten Entfernung davon hielten, jedoch scheinen sie erst bei den Verwandten des Ermordeten um Verzeihung nachgesucht zu haben[23]). Von einem ähnlichen Princip, daß dem nächsten Verwandten die Rache zukomme, geht auch Platon bei den Bestimmungen aus, welche er hinsichtlich der Strafe des Todschlags gemacht haben will. Da der Sage zufolge, sagt er[24]), der Ermordete in den ersten Monaten nach seinem Tode gegen seinen Mörder aufgebracht ist, so hat der Mörder sich selbst zu strafen, und freiwillig auf ein ganzes Jahr[25]) aus dem Vaterlande zu verbannen und, wenn der Ermordete ein Fremder ist, von dessen Geburtslande entfernt zu halten. Unterzieht er sich dieser Strafe, so soll der nächste Verwandte des Todten sich besänftigen lassen und ihm verzeihen; bequemt er sich aber nicht dazu, oder geht er gar noch mit blutbefleckter Hand in den Tempel, so soll jener gegen ihn vor dem Richter klagen, welcher dann doppelte Strafe über den Verbrecher verhängen wird. Unterläßt aber der nächste Verwandte diese Anklage, so geht die Schuld gleichsam auf ihn über und jeder, wer will, kann ihn vor den Richter ziehen, von welchem er dann auf 5 Jahre des Landes verwiesen werden soll[26]).

Bei den Illyriern wird das Vergeltungsrecht von

12) S. Gesenius Commentar über den Jesaias zu Cap. 16, 20. 13) Excerpt. Hamas. S. 416 ed. Alb. Schultens. 14) *Barhebr.* Chron. Syriac. pag. 629. 15) Schultens a. a. O. S. 558 und epist. I. ad Menken S. 84. 16) *Chardin* voyages a. a. O. 17) S. Alvarez bei *Rittershaus* de iure asyli cap. 4. 18) *Lobo* rélation historique d'Abyssinie. Amst. 1728 T. I. p. 123 ff.

19) Pallas Reisen 1. Th. S. 405. vgl. Rosenmüllers altes und neues Morgenland 2. Th. S. 287. 20) *Burkhardt* Trav. in Syria and the holy Land. Lond. 1822. pag. 202. 21) *Pausan.* Graec. descript. Lib. V. cap. I. pag. 676. Lips. 1696 f. 22) Il. IX, 628 ff. XVIII, 498 ff. vgl. *Eustathius* und d. Scholiast. zu den St. 23) *Demosthen.* orat. advers. Aristocrat. pag. 736. vgl. die Erklärer zum Pollux L. VIII, cap. 10. §. 118. 24) De Legib. Lib. IX. in T. IX p. 28 ff. ed. Bip. 25) Vgl. die Scholiast. zu *Sophocl.* Hippolyt. v. 35.

26) Die Blutschuld hieß bei den Griechen ἄγος, und das Exilium des damit Belasteten kennen schon Homer (Il. 24, 480) und Hesiodus (Scut. Herc. 13 ff.), welcher auch der ἱκετεία gedenkt, die dem Flüchtigen Schutz gewährte; er stand als Schutzflehender unter dem Schutze des Zeus Hikesios, und konnte nun mit den Verwandten des Ermordeten unterhandeln über das Blutgeld, womit der Mord gebüßt wurde. Dieses Blutgeld hieß ποινή, poene (s. Eustath. S. 690) — woher Poinä, Bluträcherinnen, wie die Erinnyen die Rächerinnen des Meineids. — Dagegen findet sich bei Homer und Hesiodus nichts von einem Blutbann, der den Mörder aus Tempeln und von Opfern verwies, bis eine religiöse Reinigung (κάθαρσις) erfolgt war (*Sophocl.* Oed. Tyr. 240 ff.) durch das Blut eines Spanferkels. Dieses hing insbesondere mit den Mysterien zusammen. In wiefern dabei bis auf Orpheus zurückzugehen sey, ist noch eben so wenig ausgemacht als die Zeit, wann der Areopagos als eigentliches Blutgericht gestiftet wurde. — Über das hier Angedeutete wird in besondern Artikeln ausführlicher gehandelt werden. Man sehe indeß Böttiger die Furienmaske S. 103 ff. und Ed. Platner notiones iuris et iustitiae ex Homeri et Hesiodi carminibus explicitae Marb. 1819 S. 119 ff. (*Gruber.*)

der beleidigten Familie gegen den Beleidigenden oder dessen Verwandte, wie im Banat, Bosnien, Albanien, der Moldau, Wallachei und dem Orient oft auf die grausamste Weise ausgeübt[27]). Für die Montenegriner, bei denen die Blutrache oft ganze Familien mehre Menschenalter hindurch mit Mordlust entflamt, ist die Nachlassung derselben eine der größesten Feierlichkeiten[28]). Diese Sühne geschieht vor einer allgemeinen Landesversammlung und dem Kmeti d. i. einem aus 24 Ältesten zusammengesetzten Gerichte, deren von jeder der beiden streitenden Parteien 12 gewählt werden. Eine Wunde, welche bei ihnen ein Blut heißt, gilt 10 Ducaten und der Mord eines Menschen, welcher ein Kopf genant wird, ist gleich 10 Wunden, d. i. auf 100 Ducaten geschätzt. An dem zur Sühne festgesetzten Tage verfügen sich 12 säugende Mütter mit ihren Säuglingen am Busen in das Haus des durch Mord Beleidigten, um ihn durch den Anblick der unschuldigen Säuglinge zur Versöhnung zu stimmen. Ein jeder der Säuglinge hält ein Schnupftuch in der Hand; die Mütter klopfen an die Thür, und nachdem der Hausherr ihrem Schreien und Bitten eine Zeitlang widerstanden, öffnet er endlich und nimt die 12 Tücher an. Nach einer feierlichen Messe vereinigen sich die 24 Schiedsrichter, der Mörder erscheint knieend am Eingange und mit der Mordwaffe um den Hals schlept er sich knieend bis vor die Richter. Der Pope löst ihm die Mordwaffe ab und wirft sie weit von hinnen, worauf die Umstehenden sie ergreifen und in Stücken zerbrechen. Von allen Seiten wird dann der Beleidigte bestürmt; er reicht endlich die Hand zur Sühne und ruft den Himmel zum Zeugen an, daß er seinem Feinde verzeihe. Dann umarmen sich die beiden Feinde und die Luft ertönt von Freudengeschrei. Den Beschluß des Festes macht ein Gastmahl, während dessen die als Blutsühne festgesetzte Summe in einem silbernen Becken dem Beleidigten dargereicht, oft aber auch von demselben aus Großmuth ausgeschlagen wird[29]).

Eine ähnliche Volkssitte läßt sich auch bei den Bewohnern Corsicas und Sardiniens bemerken; jedoch findet sich die Blutrache, als eine Folge des rachsüchtigen Charakters der Corsen und Sarden, nicht ganz in der beschriebenen Art bei ihnen. Wenn ein Corse beleidigt worden, so sucht er eine bequeme Gelegenheit sich an seinem Feinde zu rächen; findet sich diese nicht, so übt er seine Rache an den Anverwandten desselben aus. Diese grausame Gewohnheit, vendetta traversa (wechselseitige Rache) genant, ist natürlich die Quelle vieler Meuchelmorde. Unglücklich ist derjenige, welcher keine Verwandte hat: nichts ist sein eigen, weil er keinen Rächer hinterläßt. Wer feig genug ist, seinen Blutsverwandten nicht zu vertheidigen, dessen warten Schande und Ehrlosigkeit[30]). Unterliegt der Bluträcher, so trift die Rache den nächsten in der Blutverwandtschaft, so lange bis der Thäter erlegt wird. Dies gilt von Beleidigungen aller Art; bei jeder derselben geräth die Familie in Aufruhr, es werden sogar an die Abwesenden Einladungsschreiben geschickt. Zwischen 2 feindlich gesinnten Familien kann der Friede durch nichts so gut hergestellt werden, als durch eine gleiche Anzahl von Erschlagenen auf beiden Seiten; jeder Friedensvertrag gereicht sonst zur Schande, ja die Familie, welche weniger Todte zählt als die andere, muß vor einem Friedensantrage erst den Zeitpunct abwarten, wo sie durch einen neuen Verlust den übrigen gleich gestellt wird[31]). Der berühmte Corsische General Paoli verwandte zur Ausrottung dieser verderblichen Gewohnheit seinen großen Einfluß; jedoch ist sein baldiger Sturz wol die Ursache, daß der Erfolg seiner Absicht wenig entsprochen hat. Er verordnete, die gegenseitige Rache solle nicht nur eben so hart gestraft werden, als jeder andere Mord, sondern auch das Andenken des Beleidigers sollte durch eine Schandsäule beschimpft werden. Dies erstreckte sich auch auf diejenigen, welche den Eid der Aussöhnung brechen würden[32]). Durch die französische Revolution scheint diese barbarische Sitte in Corsica wieder mehr um sich gegriffen zu haben; ja seitdem erstreckt sich die Blutrache sogar auch auf das weibliche Geschlecht[33]) und die Weiber sind in der Regel noch weit rachsüchtiger als die Männer[34]). Es gibt aber auch Fälle, wo eine Familie sich nicht durch den Tod des Verbrechers, indessen nicht weniger empfindlich rächt; es werden nämlich die Bäume umgehauen, die Ernte verbrant, das Vieh weggetrieben und die Hütten in Brand gesteckt[35]). Ist die Familie des Beleidigers nicht einheimisch, oder sind ganze Stämme im Kriege mit einander, so wird auch das Rauben und Plündern als erlaubt angesehen. Der Corse verfährt übrigens nicht hinterlistig, sondern kündigt seinem Feinde an, sich zu vertheidigen oder wenigstens sich vor ihm in Acht zu nehmen, so daß eine Art Duell entsteht[36]). Mit Recht leitet Simonot[37]) dieses Streben der Corsen, sich selbst zu rächen, von den widrigen Schicksalen des Landes ab, da es nie eine ordentliche bürgerliche Verfassung auf längere Zeit genoß, und es läßt sich hoffen, daß es der französischen Regierung gelingen werde, jene Gewohnheit eines rohern Zeitalters ganz zu verdrängen, wofür schon ein Bedeutendes geleistet worden ist[38]). Eine sicherere

27) J. M. A. Scholz Reise in die Gegenden zwischen Alexandrien und Parätonium, die libysche Wüste, Siwa, Egypten, Palästina und Syrien in den Jahren 1820 u. 21. S. 3. 28) Voyage historique et politique au Montenegro par M. le Colonel *L. C. Vialla de Sommières*. Paris 1807. 8. T. I, pag. 339 sq. 29) Über den ganzen Artikel vgl. Michaelis Mos. Recht II. S. 401. VI, 32 ff. und Rosenmüller's altes und neues Morgenland, II, S. 286 ff.

30) *J. F. Simonot* lettres sur la Corse p. 299. 31) Jac. Boswells Beschreibung von Corsica, aus dem Englischen. Leipz. 1768. 8. S. 307 ff. F. v. Zach's allgem. geogr. Ephemeriden 3r Bd. S. 253. 259—60 nach (*G. Feydels*) Moeurs et Coutumes des Corses. Paris an 7 de la Rep. 8. 32) Jac. Boswell's Beschreib. S. 308. 33) Allg. geogr. Ephemeriden III. S. 260 aus Feydels oben angef. Werke. 34) *Simonot* lettres sur la Corse p. 314. 35) Allg. geogr. Ephemeriden III. S. 261. vgl. *J. F. Simonot* lettres sur la Corse. Paris 1821. p. 103. 36) *J. F. Simonot* a. a. S. 116. 37) a. a. O. S. 242. 38) Réalier-Dumas (Nouvelle histoire de Corse) und zum Theil auch Feydel in der angef. Schrift beschuldigen die Corsen besonders der Blutrache wegen der größesten Rohheit und meinen, kein Gesetz sey im Stande, jene Gewohnheit zu verdrängen. Gegen beide tritt Simonot als Vertheidiger auf und widerlegt sie mit vieler Gewandtheit. Übrigens muß man bei der

Freistatt für die Rachsucht, als Sardinien, wird sich schwerlich in Europa finden. Die erste und letzte Ermahnung eines Sterbenden an seine Kinder und Anverwandten besteht darin, daß sie dieses oder jenes erlittene Unrecht an dieser oder jener Person oder Familie nicht ungerochen lassen sollen. Daraus entsteht nicht nur zwischen einzelen Familien, sondern ganzen Ortschaften ein solcher Erbhaß, den die Regirung öfters mit den nachdrücklichsten Masregeln nicht auszurotten weiß. Hat ein Sarde Jemandem tödtlichen Haß geschworen, so muß dieser ihn bald möglichst über die Seite schaffen, oder aus dem Lande gehen; aber selbst im Auslande ist er nicht immer sicher. Auch ist es nichts Seltenes, oft noch den todten Körper des Feindes auf das schändlichste zu mißhandeln. Nach einer sichern Rechnung verlieren jährlich durch diese Rache gegen 400 Menschen in Sardinien ihr Leben, doch ist das laxe Verfahren der Justiz zum Theil mit Schuld an der immer größern Verbreitung einer so unchristlichen und höchst verderblichen Sitte[39]).

Auch indische Völkerschaften, zumal die fern von den Gebildetern in der Ebene wohnen, halten das Recht der Wiedervergeltung sehr streng. So erzählt John Macrae[40]), daß die Kookies gleich den wildesten Völkern Blut für Blut vergießen; wenn daher ein Tiger oder ein anderes wildes Thier einen Menschen tödtet, so setzt sich der ganze Stamm in Bewegung und ruht nicht eher, bis der Mord gerochen ist. Ja wird ein Mensch zufällig durch einen umfallenden Baum erschlagen, so versammeln sich alle seine Verwandte, zerhauen den Baum, so groß und breit er auch seyn mag, und zerstreuen die Splitterchen in den Wind, weil der Baum ihren Bruder getödtet habe. — Auch den alten Scandinaviern scheint die Blutrache nicht unbekant gewesen zu seyn, wenigstens ist sie in dem Sagenkreise derselben so häufig wiederkehrend und die Verfasser der Sagen hätten gewiß dieselbe in ihren Erzeugnissen nicht so besonders hervorgehoben, wäre sie nicht durch die Volkssitte ihnen nahe gelegt worden. Jedoch haben wir, so viel uns erinnerlich ist, weder in der Edda noch Havararsaga und ihren gelehrten Erklärern die Blutrache als eine Pflicht der Verwandten erwähnt gefunden[41]). (*A. G. Hoffmann.*)

BLUTREGEN. Die ältern Chroniken und andere Geschichtbücher erwähnen nicht selten des Blutregens, oder eines rothen Wassers, das wie Regen herabfiel; Chladni hat eine bedeutende Anzahl solcher Nachrichten gesammelt, und sie mit andern Nachrichten, wo schwarze Materien, Asche u. s. w., deren Ursprung man auch nicht nachweisen konnte, herabfielen, zusammengestellt*). Am genügendsten ist eine Erscheinung der Art von Sementini beschrieben, und da seine Erzählung sehr gut übersehen läßt, mit welchem Grunde man in frühern Zeiten das Phänomen als furchtbar und folgendes Unglück bedeutend ansehen konnte, so theile ich sie hier im Auszuge mit**). Am 14. März 1813 sah man bei Gerace im südlichen Calabrien eine dichte Wolke vom Meere herziehn; sie verbreitete bei ihrem Näherrücken eine solche Dunkelheit, daß man Licht anzünden mußte. Anfangs war sie blutroth, dann feuerroth und endlich sah der ganze Himmel wie ein glühendes Eisen aus. Es fing nun an in großen Tropfen ein Regen, den einige Blutregen, andere Feuerregen nannten, herabzufallen. Dieser Regen erstreckte sich über sehr ausgedehnte Strecken beider Calabrien und Abruzzo's. Die chemische Untersuchung des staubartigen Körpers, welche man aus dem Regenwasser erhielt, zeigte, daß er aus Kieselerde, Thonerde, Kalk, Eisen, Kohlensäure und verbrennlichen Stoffen bestand; aber über den Ursprung dieser ungewöhnlichen Erscheinung läßt sich durchaus nichts schließen, so wie sich auch das feurige Ansehn des Himmels schwerlich aus dem rothen Staube allein erklären läßt.

Regen, die rothen Staub als Niederschlag zurückließen, hat man öfter beobachtet***), aber nur selten scheinen die auffallenden Umstände beim Herannahen der Wolke und beim Herabfallen des Regens so sehr Statt gefunden zu haben. — Bei der chemischen Analyse der rothen Substanz hat man bei andern rothen Regen verschiedene Resultate gefunden, z. B. bei dem in Flandern am 2. Nov. 1819 gefallenen fand man salzsauren Kobalt. —

Über die Entstehung dieser Regen gibt es sehr verschiedene Meinungen. Die eine, daß diese Materien irgendwo durch Wirbelwinde in die Luft gehoben, so mit fortgeführt seyn möchten, und nur wenn die Wolke zum Regnen komt, mit herabfallen, ist zwar an sich nicht unwahrscheinlich; aber die von Sementini angeführten Erscheinungen lassen sich doch wol nicht so erklären. Eine andere Angabe, daß Blüthenstaub von Pflanzen oder ähnliche Dinge in großer Menge fortgeführt, sich mit dem Regen vermischen könnten, scheint doch auch allenfalls nur auf einzele Fälle und einzele Gegenden zu passen. Chladni's Meinung, so wenig sie auch für jetzt erweislich ist, verdient unstreitig mehr Aufmerksamkeit. Er setzt diese Staubregen, Aschenregen (mit Ausnahme derer, die offenbar vulkanischen Ursprungs sind), Rußregen, Blutregen in Verbindung mit den Meteorsteinen, und macht darauf aufmerksam, daß im Weltraum eben so gut fein zertheilte Materien, als Staubwolken schweben können, wie feste Massen, und daß diese, wenn die Erde in ihre Nähe komt, auf die Erde herabfallen werden. So lange wir freilich auch über die Meteorsteine noch ungewiß sind, ob wir sie für solche im Weltraum schwebende Massen halten sollen, welche die Erde in ihrem Laufe antrifft, so lange erscheint auch diese Meinung als

---

Beurtheilung nicht vergessen, was Simonot (a. a. O. S. 311) bemerkt, daß sich selbst bei gebildeten Völkern Spuren einer ähnlichen Gesinnung finden. Was ist es anders als Blutrache, wenn Anton von Navarra, Vater Heinrich IV. zu Reinsy sagt: S'ils me tuent, prenez ma chemise toute sanglante, portez-la à mon fils et à ma femme; ils liront dans mon sang ce qu'ils doivent faire pour me venger. 39) Nachrichten aus Sardinien Leipzig 1780 S. 338 ff. 40) Account of the Kookies or Lunctas in den Asiatic Researches Vol. VII. p. 189. 41) Etwas Ausführliches dürfen wir vom Prof. Kolderup-Rosenwinge erwarten, welcher am 9. Mai 1822 in der Versamlung der Scandinavischen Literaturgesellschaft bereits darüber interessante Bemerkungen mitgetheilt hat. (Miscellen aus Dänemark Leipz. Lit. Zeit. 1822. November Nr. 295.)

*) Gilberts Annalen d. Phys. LV. S. 249. **) Gilb. Ann. LXIV. S. 327. ***) Vgl. die oben angef. Stellen in Gilb. Annalen.

eine sehr hypothetische; aber ganz unwahrscheinlich ist sie nicht, und verdient weitere Prüfung. Als ein Grund gegen sie verdient jedoch angeführt zu werden, daß man in ähnlichen Fällen die rothe Färbung des Schnees nur in geringer Höhe bemerkt hat und höher den Schnee weiß fand *).

Einen andern Ursprung scheint die rothe Farbe des schon auf der Erde liegenden Schnees an einigen Orten zu haben. Dieser scheint nämlich nicht roth gefärbt herabgefallen zu seyn, sondern durch rothen über ihn hin gewehten Staub, den benachbarte Berge hergaben, gefärbt zu seyn. (*Brandes.*)

BLUTREINIGENDE MITTEL (medic. alliotica s. alterantia) nannte man sonst solche innerliche Arzneimittel, die, ohne offenbare Ausleerung, geradezu die krankhafte Mischung des Bluts verändern und verbessern sollen. Dahin gehören unter andern die sogenannten blutreinigenden Holz- oder Kräutertränke, welche letzten mehrentheils aus einem wäßrigen Absude von Löwenzahnwurzel, Eichorien, Fenchelsamen, Cubeben ꝛc., von dem Kraute der Endivie, Maslieben, Lattig, Sauerampfer, Erdrauch u. dgl. bestehen. Diese in Persien und Frankreich sehr beliebten Tisanen gebraucht man jetzt bei uns höchstens noch zu kalten oder warmen Krankengetränken fürs Haus, und zwar warm bei Friesel, und andern leichtern Hautausschlägen. (*Th. Schreger.*)

BLUTSÄURE nannte 1) Winterl (s. Dessen Kunst Blutlauge zu bereiten. Wien 1791. 8.) eine eigene Säure, die aus ungeglühter Blutkohle mit Alkohol sich ausziehen, und durch Salzsäure in käsiger Form trennen läßt, aber die Eisenauflösungen nicht grün, wie die Hydrocyansäure, niederschlägt, sondern roth färbt. Auch Rink (s. Gehlen's n. Journ. der Chemie ꝛc. I. S. 464 ff.) erhielt aus Blutlaugensalze mittelst Alkohols eine eigenthümliche Verbindung, deren Säure durch Destillation mit Salzsäure abgeschieden wurde. Sie hatte den Geruch verdorbener Bittermandeln, bräunte das Curcumapapier, fällte das salzsaure Gold weißlich, das oxydulirte salpetersaure Quecksilber dunkelgrau, und das schwefelsaure Zink weiß, färbte die Eisensalze roth, Salpeter- und salzsaures Kupfer grün, ohne damit einen Niederschlag zu bilden ꝛc. Von Jttner u. a. Chemiker bemühten sich indeß vergebens, dies Salz zu erhalten, bis später Porret (s. Tilloch's Philos. Magazine. Nr. 26. S. 196. Lond. 1808) bei der Digestion von Berlinerblau mit einer Schwefelkaliauflösung eine gleiche aber ihm noch neue Säure gewann, die er erst Prussous acide, nachher aber sulfurreted prussic acid nannte (s. Schwefelblausäure unter d. Art. Blausäure); 2) nennt G. R. Treviranus (in s. Biologie. IV. S. 332) eine von ihm im Mundspeichel des Menschen, durch Eintrocknen desselben und nachheriges Ausziehen mit Alkohol gefundene, ihm mit Winterl's Blutsäure identisch scheinende? Säure ebenfalls Blutsäure; 3) endlich komt unter diesem Namen auch die Blausäure vor (s. oben). (*Th. Schreger.*)

*) Gilb. Ann. XLVI. S. 100.

BLUTSCHANDE [1]) ist die fleischliche Vermischung mit einer Person, mit welcher jeder Beischlaf wegen Nähe des Grades der Verwandtschaft unter Strafe verboten ist. Die Strafansicht darüber gründet sich in Ländern, wo gemeines Recht gilt, auf den Art. 117 der peinlichen Gerichtsordnung, welcher nur von Unkeuschheit mit der Stieftochter, des Sohns Eheweib oder der Stiefmutter spricht, und in solchen und noch näheren Sippschaften auf die Sage der Vorfahren, und auf das römische Recht verweiset, daher die Ansicht des römischen Rechts über dies Verbrechen wichtig wird. Das röm. R. unterscheidet aber incestus iuris gentium und inc. iuris civilis, wovon der erste jeden mit wirklichen Verwandten oder Verschwägerten, mit welchen die Ehe verboten ist, verübten Beischlaf, der zweite denjenigen bezeichnet, welcher mit Personen verübt ist, die nur durch erdichtete Verwandtschaft verbunden sind und deswegen sich einander nicht heirathen dürfen [2]), z. B. Adoptiv-Vater mit dem Kinde. Die Unterscheidung war praktisch wichtig, in so fern z. B. das Weib, mit welchem der Beischlaf vollzogen wird, bei dem incestus iuris gentium ebenfalls wie der Mann bestraft wurde [3]), während bei dem incestus iur. civilis die Frau wegen Irrthums entschuldigt wurde. Bei der Auslegung der Stelle der CCC. entstand nun die Schwierigkeit, wie weit das Verbrechen auszudehnen sey. Die Rücksicht, daß die CCC. immer die herrschende Rechtsansicht ihrer Zeit ergriff und sanktionirte, daß aber wahrscheinlich der Verfasser der CCC. Blutschande bei allen Personen annahm, welchen wegen Nähe des Grades der Verwandtschaft die Ehe nach canonischem Rechte verboten ist, bewog einige Juristen zur Ausdehnung des Begriffes in diesem Sinne [4]), während andere [5]) aus der ratio des Gesetzes, die Unzucht in dem Familienleben zu verhüten, Blutschande nur unter solchen Verwandten annahmen, welche zu einer Familie im strengsten Sinne gehören, Andere dagegen [6]) aus den Worten der Verweisung auf das römische Recht ableiteten, daß Schwarzenberg die römische Rechtsansicht bestätigt habe. Die bambergensis [7]) stellt die auch in der CCC. benannten Fälle dem Ehebruch in der Strafe gleich, und äußert mit würdiger Zartheit, daß man aus Zucht und um Ärgerniß zu vermeiden, von näherer Unkeuschheit nichts habe melden wollen. Gewiß hat die peinl. Gerichtsordnung nur jene Fälle bezeichnen wollen, bei welchen am ersten den Richtern Zweifel entstehen konnte, ob der Fall bestraft werden sollte; in Fällen der natürlichen Verwandtschaft, wo auch der Römer incestus iuris gentium angenommen hatte, war es entschieden auch germanische Rechtsansicht, daß Strafe eintreten mußte, und obgleich die CCC. zunächst nur in Ansehung der Strafe auf römisches Recht

1) S. darüber Michaelis Mosaisches Recht V. Th. §. 265. Cella über Verbr. u. Strafen in Unzuchtsfällen §. 77. *Hofacker* sist. historiam et rationem iur. incestum prohib. Tub. 1787. *Heisler* observat. sel. de incestu. Hal. 1780. 2) §. 1. 2. *Just.* de nuptiis C. 6. 8. 39. 68. D. de ritu Nupt. l. 5. §. 1. D. de condict. sine causa. l. 38. §. 1. 2. D. ad leg. Iul. de adulter. 3) l. 38. §. 2. D. ad leg. Jul. de adult. 4) Feuerbach Lehrbuch §. 461. 5) Z. B. Tittmann Handbuch III. Th. S. 621. 6) Z. B. Roßhirt Lehrb. des Criminalr. S. 490. 7) Art. 142.

verweiset, so leitet doch auch der römische Begriff vom **incestus iuris gentium** den Richter bei der Bestimmung des Thatbestandes. Den Gesichtspunct, unter welchem die Gesetze das Verbrechen auffaßten, war sicher der: Bestrafung des gegebenen Ärgernisses, und der Verletzung allgemeiner sittlicher Ansichten, deren Aufrechthaltung dem State zur Verhinderung sinnlicher Ausschweifungen zwischen Verwandten wichtig ist. In Rücksicht der Bestrafung leitet den Richter die im römischen Rechte[8]) bestimt ausgesprochene Rechtsansicht, daß keine Todesstrafe eintrete; der Ausspruch der Novelle, daß mit Rücksicht auf römische Standesunterschiede **exilium, verberatio, confiscatio** eintreten soll, kann den Praktiker des gemeinen Rechts nur in so fern leiten, als er die römische Strafscala ausgemittelt zu haben glaubt und darnach eine nach der teutschen Strafscala treffende Strafe sucht. Die preuß. Gerichtsordn. zeigt durch ihre Hinweisung auf die Einholung eines Raths bei Rechtsverständigen, daß genau die Individualität des Falles geprüft und darnach die Strafe (welche nach dem Gerichtsgebrauche Gefängniß ist) ausgemessen werden soll. Mit Unrecht hat man in neuerer Zeit das Verbrechen unter die Polizeivergehen gestellt. Neuere Gesetzgebungen[9]) nehmen Rücksicht auf die etwa vorkommende Verführung zur Unzucht. Das Haschen der neuesten Gesetzgeber nach Aufstellung eines jeden Verbrechens unter doktrinellen allgemeinen Gesichtspunkten[10]) hat vorzüglich das bairische Strafgesetzbuch dahin gebracht, einige Fälle der Blutschande unter dem Gesichtspunkte des Misbrauchs rechtlicher Privatgewalt durch Verführung zur Unzucht aufzustellen und dahin den Beischlaf von Ascendenten mit Descendenten zu rechnen[11]), obwol der Gesetzgeber genöthiget wurde, einige andere Fälle, die man nicht unbestraft lassen konnte, z. B. den Beischlaf der Geschwister im Anhange zu dem zuerst genannten Falle (daß der Hauptgesichtspunct dann nicht paßt, ist klar) mit Strafe zu belegen[12]), wodurch die Consequenz leiden mußte. (*Mittermaier.*)

BLUTSCHWÄR, Blutgeschwür, **Furunculus**, **Dothien**, *δοθιην*, ist eine Entzündungsgeschwulst, welche in der Haut ihren Sitz hat und sich durch folgende Eigenthümlichkeiten auszeichnet. Im Anfang bildet sich gemeiniglich ein kleines weißliches oder gelbliches Bläschen mit entzündetem Rande, welches keine unangenehme Gefühle oder nur leichtes Jucken verursacht; bald erhebt sich aber eine umschriebene, sehr schmerzhafte und harte Geschwulst von der Größe einer Erbse, einer Wallnuß, bis zur Größe eines Hühnereies, von rundlicher oder eiförmig konischer Form, dunkelrother, in das Bläuliche spielender Farbe und beträchtlicher Hitze. Gewöhnlich ist kein Fieber dabei, doch kann es sich hinzugesellen, wenn der Theil, wo die Geschwulst ihren Sitz hat, sehr nervenreich, der Kranke empfindlich oder der Blutschwär groß ist. Die Krankheit scheint österes wenigstens von Talgdrüsen der Haut auszugehen, welche das Zellgewebe in der Nachbarschaft bald mit in den Entzündungsprozeß ziehen; auch nimt das Saugadersystem viel Antheil an derselben, denn gewöhnlich sieht man, wenn die Geschwulst stark entzündet ist, entzündete Saugaderstränge bis zu den nächsten größeren Drüsen in einem Gelenk hingehen, die angeschwollen sind und schmerzen. Diese Krankheit entsteht, ohne daß man eine örtlich wirkende Ursache angeben kann; scrophulöse, gichtische, venerische Dyscrasie, krankhafter Zustand der Verdauungsorgane, leichte Fieberanfälle gehen in manchen Fällen voraus, und die zuletzt genannten Zufälle verschwinden österes, wenn sich der Blutschwär entwickelt hat. Doch kann auch bei übrigens, dem Anscheine nach, allgemeinem Wohlbefinden ein Blutschwär entstehen. Entstehen sie aber häufig, so kann man auf eine innere Krankheitsanlage schließen und von diesen ist die scrophulöse die häufigste. Bei kleinen Kindern kann die Ammenmilch schuld seyn. — Die Zertheilung gelingt nur selten, man thut daher am Besten sogleich erweichende Mittel anzuwenden, den Tag über Breiumschläge, des Nachts Pflaster, das **Emplastr. melilot.**, **Diachyl. compos.**; ist der Blutschwär sehr schmerzhaft, so nimt man zu den gewöhnlichen erweichenden Mitteln noch Bilsenkraut, Schierling, Mohnköpfe. Ist die Geschwulst erweicht, zeigt sich auf der höchsten Stelle derselben eine Eiterung durch die gelbliche Farbe der Haut deutlich und es öffnet sich dieselbe nicht bald von selbst, so öffnet man sie mit der Lancette, und fährt mit den erweichenden Mitteln noch so lange fort, bis der verdickte Eiter herausgezogen ist, der wie ein Pfropf, mit mehreren Wurzeln, wenn die Geschwulst groß ist, zwischen dem Hautgewebe steckt und Eiterstock genant wird. Entfernt man diesen nicht ganz, so bildet sich ein Geschwür oder es bleibt eine Verhärtung zurück, die nach kurzer Zeit wieder in Entzündung und Eiterung übergeht. Der Eiter, welcher nach der Öffnung zuerst ausfließt, ist immer dünn und mit Blut gemengt. Ist der verdickte Eiter entfernt, so heilt der Absceß gemeiniglich bald, ist die Eiterung nicht stark genug und schmilzt die Härte zu langsam, so kann man mit der Digestivsalbe verbinden, gemeiniglich reicht ein trockner Verband hin. Bleibt nach der Heilung noch Härte zurück, so reibt man die zertheilenden Salben ein oder legt zertheilende Pflaster auf, Mercurial-Salben und Pflaster mit Kampher sind hierzu am zweckmäßigsten, auch kann man das Schierlingspflaster wählen. Nie darf man vergessen, den etwa vorhandenen allgemeinen krankhaften Zustand gehörig zu berücksichtigen.

Hat man wegen des Sitzes der Geschwulst, oder weil andere Verhältnisse eine Abkürzung des Krankheitsverlaufes fordern, Ursache die Zertheilung zu wünschen; so muß gleich im Anfang ein kräftiges antiphlogistisches Verfahren im Allgemeinen und örtlich angewendet werden. Zum örtlichen Gebrauch empfiehlt man vorzüglich die mineralischen und vegetabilischen Säuren, starken Weinessig und Schwefelsäure, letztere mit Honig. Vielleicht würden auch gleich im Anfang, wenn sich das Bläschen eben erst gezeigt hat, Einreibungen einer starken Quecksilbersalbe die Zertheilung bewirken können. Man hat auch den Rath ertheilt, bei kleinen Blutschwären einen Einstich zu machen und die Säfte, welche sich angesammelt haben, durch den Druck zu entleeren. Bisweilen

8) *Paul.* rec. sent. lib. II. tit. 26. §. 15. Collatio leg. Mosaic. et rom. bei Schulting. S. 701. l. 38. §. 1. 2. D. ad leg. Jul. de adulter. nov. 12. cap. 1. 9) Preuß LandR. Th. II. Th. 20 §. 1033—41. 10) Mittermaier's Schrift: über die Grundfehler der Behandlung des Crim. R. S. 27. 30. 11) Baier. Strafgesezb. Art. 206. 12) Baier. Gesetzb. Art. 207.

gelingt es auch die Krankheit durch dieses Verfahren abzukürzen; in andern Fällen werden aber die Theile zu stark gereizt und es entstehen heftige Schmerzen. Im Allgemeinen ist also dieses Verfahren nicht zu empfehlen, die Beförderung der Eiterung ist immer vorzuziehen.

Der chronische Blutschwär, den einige Schriftsteller beschreiben, unterscheidet sich von der eben beleuchteten Art, welche man den acuten Blutschwär nennen kann, nur dadurch, daß die Eiterung erst nach drei bis vier Wochen von der ersten Entwickelung an eintritt, und daß er nicht so heftige Schmerzen verursacht, als dieser. (*Seiler.*)

BLUTSTEIN (rother Glaskopf, Rotheisenstein) pierre d'aigle, ein natürliches rothes Eisenoxyd. Der spanische soll zum technischen Gebrauch vorzüglicher seyn, als der französische, böhmische, schlesische und sächsische. Acht und rein muß er stumpf, hart, schwer, dicht, braunroth, fast stahlgrau ausfallen, viel Eisen enthalten, eine ganz spiesige und strahlige Textur haben, in ungleiche und unebene Stücke unter dem Hammer zerspringen, geritzt oder gerieben einen rothen Strich zeigen, sich zu einem immer röthern Pulver zerreiben lassen, und herbmetallisch schmecken. Das unreine schmuzig rothe Pulver muß vom Staube ꝛc. erst durch Schlämmen in Wasser gereinigt werden. Der Blutstein ist nebst Salmiak ein Bestandtheil des **Liquor stypticus Loosii**, der neuerlich von Gebel wieder gegen Blutstürze empfohlen worden ist. Außerdem dient er zu schönen Tuschen auf Porcellan, zum Glasfärben, zu Zeichnungen auf Degenklingen, Schlösser ꝛc., in der Malerei überhaupt; desgleichen mit Schmirgel zum Abschleifen und Abreiben feiner Stahlwaren; in England zur Umwandlung der gußeisernen Nägel in zähe, stabeiserne; so ließen sich wol auch Röhren und Feldgeschütze ꝛc. aus Gußeisen in stabeiserne umbilden. (*Th. Schreger.*)

BLUTSTILLUNG, haemostasis. Sie wird: 1) durch mehre theils innerliche, theils äußerliche Kunstmittel (haemostatica. ischaromata, styptica) bewirkt, welche entweder die blutenden Aderwunden verschließen, oder die zu rasche Bewegung des Bluts, oder dessen zu heftigen Andrang zu irgend einem Organgebilde vermindern, oder ganz unterdrücken sollen.

Innerlich wirken blutstillend z. B. kaltes Wasser, Eis, Essig u. a. Säuren, Bittersalz, Glaubersalz, Kochsalz, roher Alaun ꝛc. in wässriger Auflösung und in oft wiederholten Gaben, bei Ruhe des Körpers und Gemüths. Neuerlich empfiehlt Fenoglio gegen Blutungen aller Art?! — das Pulver der getrockneten Blätter vom **vitis vinif. malvatica** zu 2 Löffelchen auf die Gabe.

Die äußerlichen blutstillenden Mittel, deren sich vorzugsweise auch schon die Alten bedienten, wirken: a) durch Zusammenziehung der Blutgefäßwunden, wie See- oder Kochsalzwasser und alle **Adstringentia** (s. dies. Artikel und Zusammenziehen); b) durch Verklebung oder Zusammenleimung der Wundlippen z. B. mit erwärmten Pechpflaster, Tischlerleim u. dgl. (s. **Klebmittel, chirurgische**); c) plastisch durch Verdickung oder Coagulation der Blutlymphe zu einem schließenden Aderpfropf (**Trombus**), namentlich: Eiskälte, Weingeist Säuren, vorzüglich Schwefelsäure, roher Alaun ꝛc.; d) durch Einsaugung und Austrocknung der blutigen Wundfeuchtigkeiten, wie Bovist, reiner Feuerschwamm, Badeschwamm, Preßschwamm (namentlich Broffard's u. A.), Holz- noch besser Korkkohlenpulver, Zunder, geschabtes weißgahres Leder, reines Spinngewebe u. s. w. e) durch Bildung eines Brandschorfs auf der Öffnung blutender Gefäße, durch Brennen derselben mit Glüheisen, eine der ältesten Methoden (s. **Cauterisiren**); f) durch Ableitung, wie z. B. bei Nasenbluten das Saugen im Nacken, kalte Fußbäder, Überschläge kalten Wassers, Schnee's ꝛc. auf die Geschlechtstheile ꝛc.

Andere blutstillende Mittel wirken mehr mechanisch, wie a) die von Archigenes zuerst angewandte und von Paré erneuerte Unterbindung der blutenden Schlagadern, als jetzt das allgemein sichrere blutstillende Mittel, indeß die übrigen nur auf bestimmte Fälle zurückgebracht sind (s. **Ligatur, Unterbindung**); b) jeglicher Druck entweder zunächst auf die blutende Ader und Wundfläche, wie Fingerdruck, Tamponade, Binden u. a. Compressorien (s. diese Artikel), oder auf den blutzuleitenden Aderstamm, wie die Tourniquet's (s. diesen Artikel); c) die Sutur der Arterienwunde mittelst der umwundenen Naht nach Lambert; d) die Umschliessung der ringsum getrennten Arterie mit einem Federkiel nach Le Comte, und e) die Durchschneidung der angeschnittenen Arterie. Es schlägt aber auch

2) die Natur allein gewisse Processe ein, um Blutungen zu stillen, indem sie gegen dieselben durch ein Blutgerinnsel den ersten, und durch Ausschwitzung plastischer Lymphe auf der innern Gefäßfläche, somit durch herbeigeführte Verwachsung des Gefäßes einen zweiten Damm bildet, wenn anders das ausfließende Blut noch coagulable Stoffe genug enthält, um jene Ausschwitzung und Verwachsung zu vermitteln. Auch stillt die Natur mit oder ohne Kunsthilfe z. B. Uterinblutflüsse durch totale Trennung der partiell gelösten Placenta ꝛc.

3) gibt es auch psychische Mittel zur Hemmung der Blutflüsse, z. B. Schrecken, Furcht und dergl. deprimirende Seleneindrücke. Sollte nicht auch das Bestreichen des Umkreises blutender Flächen mit der Hand eines Andern, eine Art von Magnetisiren — mehr psychisch blutstillend wirken? —

4) Zu den dynamisch wirkenden Mitteln der Art gehören die Ohnmachten ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Bluttheater, Eperienser, s. **Eperjes**.

BLUTUNG, Blutfluß (**Haemorrhagia** von τὸ *αἷμα* das Blut, und *ῥήγνυμι* ich breche, **Haemorrhoea** *ῥέω* ich fließe), ist derjenige krankhafte Zustand der blutführenden Gefäße, in welchem sie dem in ihnen enthaltenen Blute Ausfluß gestatten, so daß dieses entweder außer dem Körper abfließt (äußere Bl.) oder in seine Höhlen sich ergießt (innere Bl.). Gehet die Blutergießung langsam und in geringerm Maße vor sich, so nent man sie **Stillicidium sanguinis**.

Die Erscheinungen bei einer äußern Blutung hängen großentheils von dem Schrecken ab, dessen sich der Erwachsene, wie das Kind, selten erwehren kann: ein

natürliches Gefühl der Wichtigkeit dieses Saftes erregt bei einem plötzlichen Hervorströmen desselben sehr oft Blässe des Gesichtes, die nicht von Verringerung der ganzen Blutmasse herrührt, kalte Schweiße auf der Stirn und Nase, Angst, Zittern und Kälte der Extremitäten, Herzklopfen, kleine schnelle Pulsschläge, selbst Ohnmachten. Ändern sich nach besiegtem Schrecken diese Erscheinungen, so treten sie wieder ein, sobald der Blutverlust so bedeutend wird, daß er dem Leben Gefahr drohet. Dann nimt die Angst zu, es stellt sich Flackern und Dunkelwerden vor den Augen ein, Klingen und Sausen vor den Ohren, häufiges Gähnen und Seufzen, erschwerte Respiration, aussetzender Puls, Ohnmachten, denen zuweilen ein sehr behagliches Gefühl vorhergeht — und häufig sind Sehnenhüpfen und Konvulsionen die unmittelbaren Vorläufer des Todes. Den innern Blutungen fehlt zwar das sicherste Zeichen, das sichtbare Hervorströmen von Blut; dagegen finden sich bei ihnen alle angegebnen Erscheinungen, welche aber nicht vom Schrecken abhängen, sondern erst dann eintreten, wenn die Entleerung der Gefäße auf einen hohen Grad gestiegen ist. Außerdem bemerkt man bei ihnen noch eine Ausdehnung der geschlossenen Höhlen, in die sich das Blut ergießt, und der Kranke gibt das Gefühl einer innern Wärme in diesen Höhlen an. Andre Erscheinungen treten hinzu, sobald das in Höhlen ergossene Blut die daselbst liegenden Eingeweide drückt; Blutung in der Brusthöhle erregt z. B. Erstickungszufälle, Blutung in der Schädelhöhle, Apoplexie, u. s. w. — Der Tod durch Blutverlust erfolgt nicht immer auf der Stelle, sondern oft erst nach einigen Tagen, herbeigeführt von der, durch die Entleerung der Gefäße, die mangelnde Erregung derselben, und die Störung des Sanguificationsprozesses entstandenen allgemeinen Schwäche. In beiden Fällen findet man bei der Sektion das Herz und die größern Blutgefäße leer, rothe Theile ungewöhnlich blaß. Komt aber der Kranke mit dem Leben davon, so hat er oft lebenslänglich mit den Folgen des Blutverlustes zu kämpfen; es bleibt eine sehr langwierige Schwäche zurück, Hysterie, Manie, Hectik, Lähmungen einzeler Sinne, Neigung zu übermäßiger Fettigkeit und Wassersucht; eine blühende Gesichtsfarbe geht meistens auf immer verloren. Häufige, und besonders zu bestimmten Perioden eintretende, Blutungen bringen das Bedürfniß ihrer Wiederkehr hervor. Außer diesen allgemeinen Folgen der Blutungen können noch besondre in den Theilen, wo die Blutung ihren Sitz hatte, eintreten; die Gefäße sind noch krankhaft verändert, oft erweitert, zerrissen, woraus Entzündungen und Vereiterungen entstehen können; war die Blutung eine innere, so kann das ergossene Blut durch Druck auf edle Eingeweide, durch Infiltration in das nahegelegene Zellgewebe, durch seine Verderbniß und daraus entspringende schädliche Reize, sehr wohl Störungen wichtiger Funktionen u. bedeutende Krankheiten hervorbringen.

Die Menge des Blutes, welches der menschliche Körper verlieren kann, ohne zu unterliegen, oder die erwähnten üblen Folgen erleiden zu müssen, ist unendlich verschieden. Sie hängt ab von dem Alter, dem Geschlechte, der Konstitution, Gewohnheit und Lebensart; von dem Baue und der Funktion des Theiles, der zunächst des Blutes beraubt wird, oder in welchen dasselbe ergossen wird; von der Schnelligkeit und Stärke des Wegströmens, und manchen andern Verhältnissen. In den mittlern Jahren des Lebens werden große Blutverluste am besten ertragen, besonders von kräftigen, wohlgenährten, blutreichen Menschen; jedoch auch von schwachen und reizbaren Subjekten, wenn diese nur an öftere Blutungen gewöhnt sind. Aus dieser Ursache kann auch das weibliche Geschlecht im Allgemeinen eher viel Blut verlieren, als das männliche, besonders bei dem Geburtsgeschäfte, und im Wochenbette. Alten Säufern werden Blutverluste leicht verderblich. Der langsame Abfluß einer bedeutenden Blutmenge wird bei weitem besser ertragen, als der plötzliche einer auch geringern Menge: in der Regel wird ein schneller Verlust von 4 bis 6 Pfund tödtlich werden, während in längerer Zeit bei weitem mehr dem Körper entzogen werden kann — die von den Schriftstellern aufgezeichneten Fälle, wo Kranke 15 bis 40 Pfd. Blut auf einmal ausgebrochen haben *), gehören nicht zu den plötzlichen Blutungen; dem Blutbrechen ist in diesen Fällen eine langsame, längere Zeit dauernde, Blutergießung in den Magen vorhergegangen.

Die Art, wie das Blut seinen Weg aus den Gefäßen findet, ist sich nicht bei allen Blutflüssen gleich. Zuweilen dringt es in die zur Secretion bestimmten Kapillargefäße, und aus diesen hervor, dem Secrete gleichmäßig beigemischt, als blutige Secretion, wie z. B. in der Lungenentzündung. Diese Art der Blutung nent man Haemorrh. per anastomosin, richtiger wol H. per secretionem. Oder die aushauchenden Gefäße, die sonst nur wässerige Feuchtigkeiten führen, nehmen rothes Blut auf, und ergießen es auf die Flächen, in denen sie sich vertheilen, vorzüglich in die Höhlen des Körpers und das Zellgewebe — Haem. per exhalationem. Hiezu gehört auch die sogenannte Haem. per diapedesin, bei welcher das Blut durch unorganische Poren der Gefäßwände hervordringen soll. Eine dritte Art ist die Blutung durch Trennung der Gefäßwände, welche auf verschiedene Weise vor sich gehen kann, nämlich durch Berstung des Gefäßes durch Ausdehnung von innen (H. per rhexin.), durch Trennung desselben durch ein verwundendes Instrument (H. per diaeresin), oder durch Aufätzung (H. per diabrosin), oder durch den Prozeß des Schwindens, durch Vereiterung, durch Brand. Beschränkt und gestillt werden aber von der Natur die Blutungen theils durch veränderte Bewegung des Blutes, nämlich entweder durch verminderten Andrang des Blutes nach der leidenden Stelle allein, oder durch Ohnmachten; theils durch Annäherung der Ränder einer getrennten Stelle, bei der Arterie durch ihre Zurückziehung, bei der Vene durch Zusammenfallen; theils, und vorzüglich durch die Bildung eines Pfropfes von geronnenem Blute, welcher die geöffnete Stelle des Gefäßes verschließt (s. weiter unten).

Der wichtigste Unterschied der Blutflüsse für ihre Pathologie und Therapie entspringt daraus, ob ihre Erschei-

*) *Haller* Elem. phys. Tom. II, Lib. V. §. 3.

nung in allgemeinen, im Innern des Organismus liegenden Ursachen, mit sehr unbedeutenden Gelegenheitsursachen, begründet ist (H. spontanea) oder allein von einer mechanischen oder chemischen Trennung der Gefäßwände, von Verwundung herrührt (H. traumatica). Erstre unterscheidet man wieder am schicklichsten nach ihrem Charakter, in active und passive; nach ihrer Form in kritische, symptomatische und konstitutionelle.

A. Blutungen aus allgemeinen Ursachen.

Je höher die Vitalitätsstufe ist, auf der ein Organ stehet, je mehr entwickelt und äußeren Schädlichkeiten ausgesetzt sein Gefäßapparat, besonders sein Kapillargefäßsystem, je lockerer sein Bau ist, desto öfterer ist es der Sitz von Blutungen. In dieser Hinsicht stehen die Schleimhäute oben an; daher die Häufigkeit des Bluthustens, des Nasenblutens, des Blutbrechens, der Mastdarm- und Blasenhämorrhoiden, des Blutharnen. Auf sie folgen die serösen Häute: häufig genug findet man blutige Ergießungen in den Hirnhöhlen, dem Herzbeutel, den Säcken des Brust- und Bauchfelles. Das Hirn, die parenchymatosen Eingeweide, und das Zellgewebe sind öfters der Sitz von Blutergießungen; seltener die äußere Haut; jedoch findet man zuweilen blutige Schweiße, mit blutiger Feuchtigkeit gefüllte Blasen, und bei dem Morbus maculosus Werlh. abgestorbene Hautflecken, welche Blut ergießen. Einige dieser Organe stehen in einer merkwürdigen Wechselbeziehung zu einander — so folgt auf die Unterdrückung einer Gebärmutterblutung ein Blutfluß der Lungen leichter, als irgend eines andern Organes; Blutungen aus dem Mastdarme, und solche aus der Blase, lösen sich oft einander ab. Auffallender noch ist das Verhältniß des häufigern Vorkommens von Blutungen einzeler Organe mit den Lebensaltern. In der Kindheit und den Jugendjahren ist mehr Neigung zu Nasenblutungen vorhanden, in den Jünglingsjahren (vom 18ten bis zum 35sten Jahre, nach Hippokrates) zum Bluthusten, in der Mitte des Lebens zu Blutungen der Baucheingeweide, im höhern Alter zu Blutungen der Harnwerkzeuge, im Greisenalter wiederum zum blutigen Erbrechen, Nasenbluten, Blutergießungen im Schädel. — Allgemeine Anlage zur spontanen Blutung findet sich bei reizbaren Konstitutionen mit weitem und zartem Gefäßsystem, laxer Faser, und kräftiger Sanguification.

Die activen Blutflüsse haben den Charakter der Sthenie; gewöhnlich gehet ihnen eine active Kongestion vorher, und häufig sind sie Symptome oder Begleiter von Entzündungen. Häufiger stellen sie sich im Frühjahre, als zu andern Jahreszeiten ein. Obgleich sie zuweilen ganz unerwartet erscheinen, so bemerkt man doch in den meisten Fällen deutliche Vorboten, die denen der Entzündung gleich sind; nämlich eine allgemein erhöhte Thätigkeit des Gefäßsystemes, ein häufiger und schneller, voller, härtlicher, öfters doppelschlägiger oder ungleicher Puls, Frösteln, worauf Hitze, Angst folgt; in dem gewöhnlich einzelen Theile, in welchem der Blutfluß sich einstellen wird, schlagen die Arterien stärker, seine Venen sind aufgetrieben; Röthe und eine leichte Geschwulst verbreiten sich über ihn und die nahegelegenen Theile; der Kranke klagt über ein örtliches Gefühl von Vollheit, Spannung, Klopfen, Jucken und Wärme. Der Blutfluß selbst gewährt große Erleichterung dieser unangenehmen Gefühle, er leert ein leicht gerinnendes, und wenn er nicht zu langsam vor sich geht, röthergefärbtes Blut aus, wobei die Pulse, wenn sie nicht von Schrecken oder Krampf verändert werden, weicher, kleiner und regelmäßiger werden, und alle übrigen genannten Symptome nachlassen. Wirken nicht besondere lokale oder psychische Ursachen ein, so beschränkt sich die Blutung nach kürzerer oder längerer Zeit von selbst.

Diese Blutungen entstehen am leichtesten in plethorischen starken Körpern in der Blüthe des Lebens, die Plethora habe nun ihren Grund in der Lebensart und kräftigen Sanguification, oder in dem längern Ausbleiben einer normalen, oder zur Gewohnheit gewordenen Entleerung von Blut oder andern Säften. Nicht minder häufig finden sie sich aber auch bei schwächlichen sehr reizbaren Subjekten, die bei guter Kost eine weichliche Lebensart führen, und von Gemüthsaffektionen tief ergriffen werden; eine geringe Vermehrung der Menge und der reizenden Bestandtheile des Blutes wirkt bei ihnen heftig auf die Blutwege ein, deren, oft angeerbte, Empfindlichkeit den Normalgrad übersteigt. Unter diesen beiden Verhältnissen bedarf es, um den Blutfluß zu erregen, nur geringer ursächlicher Momente, von denen die häufigsten sind plötzliche Unterdrückung der Menstruation, oder einer andern Säfteausleerung, starke Einwirkung der Kälte oder Wärme, übermäßiger Genuß von reizenden Speisen, Gewürzen, spirituösen oder heißen Getränken, plötzliche Verminderung des Druckes der Atmosphäre beim Sinken des Barometers, heftige Bewegung, Affekte, besonders Zorn und Schrecken u. a. m.

Ist der Blutfluß Begleiter einer Entzündung der Schleim- oder serösen Häute, so ist er im geringeren Grade eine Haem. per secretionem oder H. per exhalationem. Im höhern Grade ist er hier H. per rhexin. Letzterer Art ist die active Blutung auch in den parenchymatosen und andern Organen, es sey denn, daß eine mechanische oder chemische Verletzung Gelegenheitsursache der schon vorbereiteten Blutung wurde. Die Prognose ist an sich günstig; selten tödtet die Blutausleerung für sich allein, sondern sie hört auf, sobald durch sie selbst die krankhafte Thätigkeit des Gefäßsystemes herabgestimt, und dadurch der Blutandrang nach der leidenden Stelle geringer geworden ist, so daß die Secretion und Exhalation wieder normal wird, oder die geöffneten Gefäße Zeit bekommen, sich durch Zurückziehen und Bildung eines Blutpfropfes zu schließen. Aber mit dem Aufhören des Blutergusses ist gewöhnlich die Kongestion noch nicht ganz gehoben, die ihm vorherging, die zerrissenen Gefäße sind noch nicht geheilt, und innerhalb des kranken Theiles ergossenes Blut kann noch die oben erwähnten bösen Folgen nach sich ziehen. Dieses sind aber auch die vorzüglichsten Gefahren der activen Blutung; sogar eine allgemeine Schwäche folgt nur selten darauf, und dieses nur, wenn zufällige Umstände, z. B. Gemüthsbewegungen, mechanische Hindernisse der Schließung des blutenden Gefäßes u. a. m., die natürliche Stillung des Blutergusses verhinderten.

Die Kur der activen Blutung während des Anfalles erfodert hauptsächlich das Herabstimmen der allgemein oder örtlich erhöheten Gefäßthätigkeit; nicht die Hemmung der Blutergießung, sondern die Hebung der Kongestion, in welcher jene begründet ist, ist hier die Aufgabe des Arztes. Dazu komt ihm die Natur selbst gerade durch den Blutverlust, und die daraus entspringende Entleerung der Gefäße, sehr zu Hilfe; und bei einer Blutung geringeren Grades darf er nur für eine reine kühle Luft, körperliche und geistige Ruhe; kühlende erfrischende Getränke, Lösung enger Kleidungsstücke, und erhöhete Lage des Theiles, in dem die Blutung ihren Sitz hat, sorgen. Ist aber eine stürmische Aufgeregtheit des ganzen Gefäßsystemes vorhanden, so muß diese, die Blutung selbst sey gering oder heftig, durch ein kräftiges antiphlogistisches Verfahren bekämpft werden. Hiezu dient vor allem andern ein Aderlaß, am liebsten aus einer von dem blutenden Theile entfernt liegenden Vene, welche weit geöffnet werden muß, damit sie schnell sich entleere. Auf das Aderlaß folge dann ein freier Gebrauch kühlender Mittelsalze, unter denen der Salpeter, die schwefelsaure Magnesie und das Küchensalz in vorzüglichem Ansehen bei dieser Art der Blutflüsse stehen. Ist die Heftigkeit des Orgasmus im Gefäßsysteme gebrochen, so passen vortrefflich die Säuren, vorzüglich die Weinsteinsäure, die Schwefel-, Salz- und die oxygenirte Salzsäure, sehr verdünt, und durch Schleime und Syrupe milder gemacht. Ableitende Mittel zeigen sich häufig sehr nützlich, vorzüglich warme nicht zu reizende Fußbäder, wenn die Blutung an der obern Hälfte des Körpers Statt findet; weniger zu empfehlen ist die künstliche Erregung einer Kongestion in entfernten Theilen, durch Anlegung eines Bandes um die Extremitäten, welches nur die Venen comprimirt; sehr vorsichtig und allmälig muß nach vorübergegangenem Anfalle der Blutung der Druck nachlassen, wenn jener nicht wiederkehren soll. Die von einigen angerathene örtliche Anwendung der Kälte ist mislich; sie hemt zwar kräftig den Blutfluß, aber hebt den Orgasmus und die Kongestion nicht, welche bei dieser Art der Blutung gefährlicher sind, als die Blutergießungen selbst. In jenen Fällen, in welchen weniger eine wirkliche Überfüllung der Blutwege, als vielmehr eine abnorme Reizbarkeit derselben der Blutung zum Grunde liegt, müssen wir mit den Blutentziehungen und den schwächenden Mittelsalzen vorsichtiger seyn; oft leisten hier die Narcotica in Verbindung mit Säuren die trefflichsten Dienste; der Mohnsaft, das Bilsenkraut, und vor allen der rothe Fingerhut. Auch haben hier kleine Gaben der Ipecacuanha, welche als Gegenreiz im Darmkanale ableitend wirken, öfters entschiedenen Nutzen. — Verändert die active Blutung durch längre Dauer oder zu kräftige antiphlogistische Behandlung ihren Charakter, wird sie aus einer sthenischen eine asthenische, drohet sie sogar dem Leben Gefahr, so müssen die bei der Kur der passiven Blutung anzugebenden Mittel kräftig angewandt, und, wo möglich, selbst mechanische Mittel der Chirurgie in Gebrauch gezogen werden.

Ist der Anfall glücklich bekämpft, so muß man seine Wiederkehr zu verhüten suchen. Dieses geschieht, wenn er nicht eine allgemeine Schwäche oder andre Folgen zurück gelassen hat, welche eine besondre Berücksichtigung verdienen, am sichersten durch eine geregelte Lebensweise des Kranken. Er muß alle stark nährenden und erhitzenden Speisen und Getränke meiden, sich vor heftigen körperlichen Anstrengungen und Gemüthsbewegungen und vor stark einwirkenden Arzneimitteln hüten; unterdrückte normale oder gewohnte Ausleerungen müssen in Ordnung gebracht werden — drohet dessenungeachtet ein neuer Anfall, so muß man demselben durch einen prophylaktischen Aderlaß zu begegnen suchen. Eine tägliche mäßige Bewegung und eine vorsichtige Abhärtung gegen die atmosphärischen Einflüsse ist den zu dieser Art von Blutungen geneigten Subjekten, die eine sitzende Lebensart zu führen genöthigt sind, sehr anzurathen.

Die **passiven Blutflüsse** tragen den Charakter der Asthenie, und haben ihren Grund in einer so großen Schwäche der Gefäße, daß diese dem normalen Andrange des Blutes nicht widerstehen können. Gehet ihnen eine Kongestion vorher, so ist diese nie eine active, wie bei der activen Blutung, sondern eine passive, vom Niederliegen der forttreibenden Kraft der Gefäße herrührende. Die bei der vorigen Art so deutlichen von allgemein erhöheter Gefäßthätigkeit herrührenden Vorboten fehlen hier ganz; dagegen bemerkt man häufig vor der Erscheinung des Blutflusses Blässe des Gesichtes, kleine frequente Pulse, Ohnmachten, Klingen vor den Ohren und Dunkelwerden vor den Augen, zuweilen auch ein nur von dem Kranken wahrgenommenes Gefühl von Hitze. Das Blut dringt, wenn gleich zuweilen in großer Menge, doch mit geringerer Heftigkeit und in langsamerem Flusse hervor; es ist dünnflüssig, dunkelgefärbt, ärmer an Faserstoff, Cruor und Sauerstoff, und gerint deshalb nicht so leicht, als das durch eine active Blutung ergossene. Sehr selten stillt sich der Blutfluß von selbst, denn die Schwäche, die ihm zum Grunde liegt, wird durch den Blutverlust selbst noch vermehrt; der Mangel an gerinnbaren Theilen im Blute verhindert die Bildung eines die blutende Stelle verschließenden Pfropfes, welcher sich nur dann bildet, wenn eine anhaltende Ohnmacht den Bluterguß hemt.

Die passiven Blutungen sind bei weitem seltener, als die activen. Sie beschränken sich häufig nicht auf eine Stelle, sondern erscheinen an mehren Orten zugleich. Ihren Sitz haben sie gewöhnlich in den Schleimhäuten, dem Zellgewebe, in der Haut, und sind meistens eine Haem. per exhalationem, seltener per secretionem, zuweilen auch H. per rhexin, und in diesem Fall ist das geborstene Gefäß gewöhnlich eine Vene. Am öftersten sind ihnen unterworfen Subjekte von schwächlicher Konstitution, die bei schlechter Nahrung in feuchter verdorbener Luft leben, deren Kräfte durch lange Krankheiten, Nachtwachen, deprimirende Leidenschaften, langes Säugen, profuse Menstruation oder Eiterungen, Onanie, lange anhaltende Schmerzen, bedeutendes Leiden eines wichtigen dem Ernährungsgeschäfte angehörenden Organes u. a. m., sehr gesunken sind. Durch solche Einflüsse geht der Tonus der Gefäße verloren, die Sanguification und der Ernährungsprozeß überhaupt komt ins Stocken: es entstehen diejenigen Kacherien deren häufigster Begleiter diese Art der Blutung ist. Heftiger und schneller einwirkende schwä-

chende Potenzen führen einen ähnlichen Zustand und diese Blutungen in kürzerer Zeit herbei, z. B. schwere asthenische Fieber, sogenannte Faulfieber, und active Blutungen, welche stark und lange dauernd, in passive übergehen. Zur Gelegenheitsursache wird oft irgend eine unter angegebenen Umständen noch hinzukommende schwächende Potenz, vorzüglich ein abspannender Affect; zuweilen eine der bei der activen Blutung angegebenen; sehr oft aber läßt sich eine solche auch durch die sorgfältigste Untersuchung nicht auffinden. — Die Prognose ist bei weitem schlechter, als die der activen Blutung. Lagen die Kräfte schon vor dem Eintritte des Blutflusses sehr danieder, so kann schon ein geringer Blutverlust auf der Stelle tödtlich werden, oder bald nach seiner Stillung den Tod nach sich ziehen. Auf jeden Fall läßt er aber eine bedenkliche Schwäche zurück; und die Ergießung von Blut in die Höhlen des Körpers und die Zerreißung der Gefäße ist hier bei weitem öfterer von üblen Folgen, als bei der activen Blutung, weil die gesunkenen Heilkräfte der Natur diese Krankheitsprodukte nur mit größrer Anstrengung, oder auch gar nicht, fortzuschaffen vermögen.

Die Kur der passiven Blutung erfodert, da diese durchaus baldmöglichst gestillt werden muß, sehr kräftige Mittel, und zwar solche, welche die Kräfte überhaupt heben, den Tonus der Gefäße erhöhen, und das Blut geneigter zum Gerinnen machen, so daß Zusammenziehung der blutenden Gefäße, und Bildung eines Blutpfropfes erfolge. Außer der Ruhe und erhöheten Lage des blutenden Theiles, den erfrischenden säuerlichen Getränken, der kühlen sauerstoffhaltigen Luft, und trostreichem Zuspruche, reiche man Mineralsäuren, am liebsten Schwefelsäure, als: Hallers Elixir, oxygenirte Salzsäure, oder verdünnte Phosphorsäure. Mit diesen verbinde man flüchtige incitirende Mittel, die vorzüglich auf das Blutgefäßsystem wirken: Wein, Äther, Opium, Gewürze, unter denen die Zimmttinktur in besonders großem Rufe stehet. Auch die bitter-ätherischen und rein bittern Mittel, und das Eisen, zeigen sich hier, als kräftige Reizmittel für das Gefäßsystem, sehr wirksam. Sehr gelobt werden die adstringirenden Mittel, unter denen die Chinarinde, der Alaun, die Ratanhiawurzel, und der Eisenvitriol den ersten Rang einnehmen; mislicher in ihrer Anwendung, und weniger gebraucht, sind die Bleizucker u. der Kupfervitriol. Auf kurze Zeit und in Zwischenräumen, innerlich, vorzüglich aber äußerlich angewandt, leistet die Kälte, belebend und die Gefäße zur Zusammenziehung reizend, die trefflichsten Dienste; ihre länger dauernde Einwirkung aber würde, als schwächend, schädliche Folgen haben. Die von einigen empfohlenen kleinen Gaben von Ipecacuanha müssen den genannten kräftigern Mitteln nachstehen. Die Anwendung ableitender Mittel an entfernten Theilen ist aber nicht aus den Augen zu sehen; diese müssen reizend seyn, und am besten passen dazu Vesicatorien, Senffußbäder u. a.; wünscht man aber schnellere Wirkung, so begieße man den entfernten Theil mit heißem Wasser, oder berühre ihn mit einem erhitzten Eisen. Ist die blutende Stelle zu erreichen, so müssen chirurgische Mittel angewandt werden, Styptica und Kompression. Bei drohender Lebensgefahr ist die Transfusion von P. Frank vorgeschlagen, und der Erfolg dieser Operation in einem analogen Falle des James Blundel (London med. chir. Transactions Vol. X. part. 11. 1819) berechtigt zur Nachahmung dieses Versuches.

Nach gehobenem Anfalle des Blutflusses muß der Arzt dahin streben, die verlorenen Kräfte baldmöglichst zu ersetzen, zur Wiedererzeugung des ausgeleerten Blutes der Sanguification zu Hilfe zu kommen, und auf diese Weise der Wiederkehr der Blutung zu begegnen. Dieses geschieht durch anhaltenden Gebrauch tonischer Mittel, der China, der Gentiana, des Eisens, durch vielen Zucker enthaltende Weine, starke Biere, durch leicht verdauliche stark nährende Speisen, vorzüglich der Milch. Der Kranke muß sich mäßige Bewegung in freier Luft machen, jede Gemüthsbewegung, und alle schwächende Einflüsse überhaupt, sorgfältig meiden. War die Blutung Begleiterin einer allgemeinen Krankheit, oder eines Leidens eines einzelen wichtigen Organes, wie es häufig der Fall, so müssen diese, um jeder Wiederkehr des Blutflusses zu begegnen, wo möglich gehoben werden. —

Kritische Blutungen sind Blutausleerungen, die zu einer gewissen Zeit des Verlaufes einer acuten Krankheit sich einstellen, und gewöhnlich eine glückliche Entscheidung herbeiführen. Ihr Sitz sind gewöhnlich die Schleimhäute, und zwar stellen sie sich nach Alter, Gewohnheit und Anlage als Nasenbluten, Menstruation, oder Hämorrhoidalfluß ein; sehr selten sind andre Organe die Quelle dieser Blutungen. Am häufigsten finden sie sich bei synochischen Fiebern und bei fieberhaften Entzündungen wichtiger innerer Organe, und tragen den Charakter der allgemeinen Krankheiten, von denen sie bedingt werden. Man darf sie nicht stopfen, wenn sie nicht offenbar zu übermäßig sind; in diesem Falle muß man sie nach ihrem Charakter sehr vorsichtig behandeln (s. Crise).

Symptomatische Blutungen. Eigentlich ist eine jede spontane Blutung eine symptomatische, man gibt aber diesen Namen vorzugsweise derjenigen, welche ein einzeles Symptom in der Reihe der Erscheinungen ist, in welchen ein schweres Leiden des ganzen Organismus, oder eines einzelen wichtigen Organes sich ausspricht. Solche sind z. B. der Blutauswurf bei der Lungenentzündung, das Blutbrechen bei tiefern Leiden der Baucheingeweide, der Leber, der Milz, des Pancreas, die Blutung aus dem rechten Nasenloche bei der Leberentzündung, die Blutung bei der Haemorrhoea petechialis und dem Skorbut u. a. m. Zuweilen ist nur das ergriffene Organ Sitz der Blutung, zuweilen zeigt sich diese an entfernten Orten. Einen einzelen Anfall muß man nach seinem Charakter behandeln; die Hauptrücksicht gibt aber jedesmal die Grundkrankheit.

Konstitutionelle Blutungen nent man solche, deren, häufig periodischer, Eintritt nothwendig zu dem Maße von Gesundheit gehört, dessen das betreffende Individuum genießt. Sie sind folglich Bedürfniß und gewissermaßen normal, und werden nicht leicht unterdrückt, ohne bedeutendere Krankheitsbeschwerden hervorzubringen. Ihren Grund haben sie meistens in angeerbter Anlage (und dann entwickeln sie sich oft trotz der sorgsamsten Vorkehrungen), zuweilen in der Gewohnheit ei-

nes periodischen Blutverlustes. Sie wählen bald dieses, bald jenes Organ zu ihrem Sitze, wechseln denselben auch wol, erscheinen indessen am häufigsten auf der Schleimhaut des Mastdarmes; denn keine konstitutionelle Blutung sieht man häufiger, als die Hämorrhoiden. Ihre Ausbildung hebt oft die hartnäckigsten und langwierigsten Krankheiten; sie ersetzen zuweilen eine normale Blutentleerung, nämlich die Katamenien, oder andre Säfteausleerungen (dann nent man sie Haemorrh. secundaria). Die Behandlung beschränkt sich bei einem zu heftigen und erschöpfenden Anfalle auf Minderung desselben, nicht Stopfung, durch die von ihrem Charakter bestimmten Mittel: zu ihrer radikalen Heilung, welche in den meisten Fällen nicht gelingt, trägt am meisten eine veränderte Lebensweise, ableitende Mittel, bei, deren Auswahl wieder von dem Charakter der Blutung abhängt. Ist diese Stellvertreter der Menstruation, so wird sie durch vorsichtige Wiederherstellung der letztern geheilt; ist sie in einem einzelen Organe aus Gewohnheit entstanden, so müssen periodisch wiederholte allgemeine Aderlässe ihre Stelle vertreten, bis, bei passendem Regime, eine allmälige Entwöhnung auch von diesen gelingt. — Sehr ausgezeichnet und unerklärbar ist die Neigung zu konstitutionellen Blutungen in einzelen wenigen Familien, die sich nur bei den männlichen Gliedern derselben findet, und nur auf diese forterbt. Die weiblichen Glieder besitzen sie nicht, theilen sie aber ihren, mit Männern aus andern Familien, die diesen Blutflüssen nicht unterworfen sind, gezeugten Söhnen mit. Jedesmal erregt die unbedeutendste Verletzung, ein Nadelstich, die fürchterlichste, durch die kräftigsten chirurgischen Mittel kaum zu stillende Verblutung. Jedoch scheint auch diese Bedürfniß; wenigstens leiden diese Subjekte, wenn sie lange nicht geblutet haben, an allerlei Beschwerden, die sich nach einem Blutverluste verlieren; zu dieser Zeit angewandte Kompression erregt ihnen großes Unbehagen. Dagegen gebraucht die Familie in Nordamerika als specifik das Glaubersalz. (S. Nasse in Horns Archiv für die med. Erfahrung, Mai- und Juniheft 1820. Auserlesene Abhandl. f. praktische Ärzte XI. Band. St. 3.)

B. Blutung durch Verwundung,

eine der wichtigsten unter den Krankheiten, die in das Gebiet der Chirurgie fallen, und bei der diese Kunst am glänzendsten hilfreich erscheinen kann. Stirbt nicht auf dem Schlachtfelde der größte Theil der Schwerverwundeten an einer Blutung; und wie manchen von diesen hätte nicht größre Nähe der Kunsthilfe retten können? In jenen frühern Zeiten als noch jede bedeutende Wunde durch Blutverlust tödtlich wurde, als die Wundärzte zu der kleinsten Operation nur mit Zagen schritten, und, aus Furcht vor der Blutung, mit glühenden Messern sich bewaffneten, da lag die Chirurgie noch in ihrer Kindheit, und erst dann, als man die sichern blutstillenden Mittel kannte, ging sie mit reißenden Schritten ihrer Ausbildung entgegen.

In den meisten Fällen stellt sich die Blutung sogleich nach geschehener Verwundung ein, zuweilen aber erst nach einigen Tagen, weil die Öffnungen der Gefäße durch eine Borke oder einen Brandschorf geschlossen, wie bei Schußwunden und chemischen Verletzungen, oder durch das verwundende Instrument gequetscht und zusammengedrückt waren. Dann erfolgt der Blutfluß erst durch den vermehrten Blutandrang während der entzündlichen Reaktion, oder während der Eiterung der Wunde, welche die Verbindungen der Borke löst, und die gequetschten Gefäßmündungen verzehrt. Ein wichtiger Unterschied entspringt daraus, ob die Verwundung eine Vene, oder eine Arterie betraf. Letztrer Fall ist bei weitem gefährlicher, weil das Blut in den Arterien mit größrer Schnelligkeit circulirt, und folglich mehr desselben in kürzerer Zeit aus einer Arterienwunde sich ergießt, als aus einer Venenwunde; auch weil das Arterienblut höher belebt ist. Eine venöse Blutung hört gemeiniglich von selbst, oder bei einem gelinden Drucke auf, wenn in den nahegelegenen Venen der Rückfluß zum Herzen nicht durch eine Kompression gehemmt ist; ihre schlaffen Wände fallen zusammen, und ein Blutpfropf schließt die Wunde, die bald durch ausgeschwitzte plastische Lymphe vollkommen heilt. Man erkent sie an dem gleichmäßigen ruhigen Abfließen eines dunkelgefärbten Blutes, welches durch einen Druck oberhalb der Wunde, zwischen der blutenden Stelle und dem Herzen, vermehrt, durch einen Druck unterhalb der Wunde aber gestillt wird. Aus einer Arterienwunde hingegen springt ein hellrothes Blut im Bogen hervor, und in Absätzen, die mit dem Pulsschlage harmoniren; Kompression der Arterien zwischen der Wunde und dem Herzen hemt den Bluterguß.

Die Natur stillt nun eine arterielle Blutung auf folgende Weise. Sobald eine Arterie durchschnitten ist, ziehet sie sich plötzlich und kräftig in ihre vom Zellgewebe gebildete Scheide zurück, und ihre Mündung ziehet sich zusammen; beiden Aktionen strebt aber der Andrang und Ausfluß des Blutes in geringerm oder höherm Grade entgegen, je nachdem das Gefäß klein oder groß, und der Antrieb des Blutes mäßig oder heftig ist. Das Blut wird nun bei seinem Austritte aus der Mündung der Arterie in die Scheide ergossen, und fließt aus dieser durch die Wunde nach außen; ein Theil desselben aber wird, besonders wenn die Wunde eng ist, von den Zellgewebsfasern in der Höhle der Scheide aufgehalten, und gerint. Dieses Coagulum vergrößert sich immer mehr, so wie, durch den Blutverlust selbst, der Andrang und Ausfluß des Blutes weniger heftig wird, und verschließt endlich die Gefäßwunde vollkommen. Hat sich dieses äußere Coagulum gebildet, so entsteht ein zweites innerhalb der Arterie, von konischer Form, dessen Spitze nach dem Herzen hingerichtet ist, und dessen Basis allein in schwacher Berührung mit den Gefäßwänden stehet, übrigens aber den Schlagaderkanal nicht ausfüllt. Geht dicht oberhalb der Arterienwunde ein Seitenast von dem verwundeten Gefäße ab, so hindert die fortdauernde pulsirende Bewegung desselben, die sich der verwundeten Stelle mittheilt, die Bildung dieses innern Coagulums. — Hierauf entzündet sich die Arterie; aus ihren ernährenden Gefäßen schwitzt plastische Lymphe aus, und diese bildet das dritte Coagulum. Es verbindet das innre und äußre Coagulum, adhärirt fest an den Gefäßwänden, überzieht die ganze Gefäßwunde, und geht feste Verwachsungen mit

dem nahegelegenen Zellgewebe ein. Ist auf diese Art dem Blute der Durchgang für immer verwehrt, so ziehet sich das Gefäß, von der Wunde an, bis zur nächsten Ramification oberhalb derselben, immer mehr zusammen, und nimt die Form eines Ligamentes an, während die Anastomosen die Ernährung des Theiles unterhalb der geschlossenen Gefäßstelle übernehmen. Das äußere Coagulum wird in wenigen Tagen aufgesogen. Ist eine Schlagader nicht gänzlich durchschnitten, oder nur angestochen, so ergießt sich das Blut zwischen das Gefäß und seine Scheide, oft in der Länge einiger Zolle; eine Lage coagulirten Blutes deckt die Gefäßwunde, und hemt vorerst den Blutfluß; dann schwitzt aus den Wundrändern und den nahe gelegenen Theilen plastische Lymphe, womit die Gefäßwunde überzogen wird, und öfters heilt, ohne daß der Kanal geschlossen oder verengert wurde, wenn nur die Arterie nicht über ein Drittheil ihres ganzen Umfanges geöffnet ist. Jedoch ist zuweilen die Heilung nur scheinbar, und nach einiger Zeit bildet sich dann eine unechte Pulsadergeschwulst aus. Ist die Gefäßwunde aber größer, so zerreißt die Schlagader an der verwundeten Stelle, oder eitert späterhin durch, zieht sich zurück, und schließt sich auf die zuerst beschriebene Weise.

Die Gefahr einer Blutung durch Verwundung hängt vorzüglich von der Beschaffenheit des blutenden Gefäßes ab, ob dieses groß und nahe am Herzen gelegen ist, ob das Blut leicht ausfließen kann, oder durch die Enge u. Tiefe der Wunde darin beschränkt wird, und in Höhlen sich sammelt, wo es durch seinen Druck auf edle Eingeweide bedenkliche Zufälle erregt; ob das Gefäß in schlaffem Zellgewebe liegt, und sich leicht zurückziehen kann (Gefäße in knöchernen Kanälen bluten heftig, weil ihr umgebendes Zellgewebe so kurz und straff ist); ob das Gefäß durchschnitten, oder nur angeschnitten ist, denn in letzterm Falle kann es sich nicht zurückziehen. Querwunden und schiefe Gefäßwunden klaffen und bluten stärker als Längenwunden. Hat die atmosphärische Luft Zutritt zu der Wunde, so befördert sie die Bildung des äußeren Coagulums. Zerschnittene Gefäße bluten stärker, als zerrissene und gequetschte. Gefährlicher sind Verwundungen von Gefäßen, die so tief liegen, daß die Hand oder das Instrument des Wundarztes sie nicht erreichen kann. Größere oder geringere Gerinnbarkeit des Blutes, Nähe oder Entfernung der Hilfe, Gemüthsstimmung, und andre Umstände tragen gleichfalls zur Erhöhung oder Verminderung der Gefahr bei; eine Ohnmacht durch den Schrecken bei einer bedeutenden Verwundung ist öfters sehr wünschenswerth, indem der Wundarzt dadurch Zeit gewint, der zu Ende der Ohnmacht häufig wieder eintretenden Blutung zu begegnen.

Die Aufgabe des Wundarztes bei der traumatischen Blutung ist zwar die Stillung derselben, in einigen Fällen darf er sich indessen nicht damit übereilen. Bei mäßigen Blutungen aus Wunden gesunder und blutreicher Körper überläßt er der Natur dieses Geschäft, weil ein mäßiger Blutverlust am sichersten der Heftigkeit der nachfolgenden Entzündung begegnet; und, dauert die Blutung zu lange, so stillt er sie nur durch Ruhe, kühles Getränk, und Vereinigung der Wundränder. Die Mündung eines einzelen blutenden Gefäßes faßt er mit einer Pinzette, und quetscht sie gelinde; ein kleines angeschnittenes Gefäß durchschneidet er völlig, damit es sich zurückziehen könne. Erfodert aber die Heftigkeit der Blutung ein kräftigeres Einwirken, so stehen ihm verschiedene Mittel zu Gebote.

1) Einsaugende Substanzen, mit der Wundfläche in Berührung gebracht, halten das ausfließende Blut auf, verkleben die Öffnungen der blutenden Gefäße, und befördern auf mechanische Weise die Bildung des äußern Coagulums. Sie reichen nur bei mäßigen Blutungen aus, und vorzüglich da, wo nur mehre kleine Gefäße das Blut geben. Die gebräuchlichsten dieser Mittel sind die trockene geschabte Charpie, der Bade- und der Eichenschwamm, das arabische Gummi, das Kolophoniumpulver, das Stärkemehl u. a. m.

2) Die adstringirenden und sog. styptischen Mittel reizen die verwundeten Gefäße zur Zurückziehung und Zusammenziehung ihrer Öffnungen, und befördern die Bildung des äußern Coagulums auf chemische Weise. Sie können nur bei Blutungen aus kleinern Gefäßen sich wirksam zeigen, und sind immer für sich allein, durch einen comprimirenden Verband nicht unterstützt, wenig zuverlässig, auch wegen ihrer reizenden Einwirkung auf die nahegelegenen Theile häufig nicht gut anzuwenden. Bei Blutungen an Stellen, die man mit andern Mitteln nicht gut erreichen kann, z. B. in der Nasenhöhle, in der Gebärmutter u. a., sind sie nicht zu entbehren. Die am wenigsten reizenden und mehr unschädlichen sind die kühle atmosphärische Luft und das kalte Wasser; kräftiger wirken der Essig und andre Säuren, der Alkohol, das Thedensche Wundwasser und die Schmuckersche Fomentation, der Alaun, verdünnte Auflösungen des Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriols. Man kann diese Mittel schicklich mit einsaugenden verbinden; man tränkt z. B. lockere Charpie mit jenen Flüssigkeiten, oder bedeckt einen Schwamm mit einem Pulver von Alaun und arabischem Gummi, und drückt diesen auf die blutende Fläche.

3) Ätzmittel wurden von den Alten vorzüglich zur Stillung der Blutung aus einzelen größern Gefäßen angewandt: sie legten ein Stückchen schwefelsauren Kupfers oder eines andern Ätzmittels auf die Gefäßwunde, und erhielten es durch einen Verband eine Zeitlang in dieser Lage, oder sie berührten die Aderöffnung mit einem glühenden Eisen. Dadurch entsteht ein Brandschorf, der zwar, statt eines äußern Coagulums, dem Blute den Ausgang versperrt, aber durch den Andrang desselben, oder durch die Eiterung, leicht wieder abgestoßen wird, ehe das Gefäß sich geschlossen hat. Zur Zurück- u. Zusammenziehung des Gefäßes trägt die Cauterisation wenig bei; in der Nähe großer Nerven, oder andrer wichtiger empfindlicher Theile, ist sie gar nicht anzuwenden, weil ihre Wirkung nicht allein auf die Gefäßwunde sich beschränken läßt, sondern auch die nahegelegenen Partien zerstört. Jedoch bei Blutungen aus Theilen, die man mit der Ligatur oder der Compression nicht erreichen kann, müssen wir zu dem Glüheisen unsre Zuflucht nehmen, wenn die einsaugenden und styptischen Mittel, als weniger kräftig, nicht genügen, z. B. bei Blutungen in der

Mundhöhle, aus den Zahnhöhlen und andern knöchernen Kanälen; auch bei Blutungen aus Polypen, Blutschwämmen, oder Krebsgeschwüren, wenn das Blut aus unzähligen kleinen Gefäßen dieser krankhaften Gebilde hervorströmt, und sich auf keine andre Weise stillen läßt. Man setzt dann den spitzigen Knopf eines glühenden Eisens auf die blutende Stelle, und läßt es einige Augenblicke lang einwirken, während man es dreht oder auf andre Weise bewegt, damit der Brandschorf nicht an dem Eisen sitzen bleibe, und bei der Wegnahme des letztern wieder mit abgerissen werde. Steht die Blutung, so sucht man das Abfallen des Brandschorfes durch öftre Befeuchtung desselben mit Branntwein oder Essig, und durch große Vorsicht bei dem Verbande, möglichst lange zu verzögern.

4) Die Compression ist eins der sichersten blutstillenden Mittel. Will man durch sie den Blutfluß nur für eine kurze Zeit hemmen, um dadurch Zeit zur Anwendung andrer blutstillender Mittel zu gewinnen, so bringt man einen Druck an, bei einer arteriellen Blutung oberhalb der Wunde, zwischen ihr und dem Herzen, bei einer venösen unterhalb der Wunde, und zwar, indem man mit dem Finger den Hauptgefäßstamm des Theiles auf einem nahen Knochen zusammendrückt, oder, wenn die Wunde sich an einer Extremität befindet, das Tourniquet anlegt. Dieses Instrument ist erst seit dem Ende des 17ten Jahrh. im Gebrauche, und soll, während der Belagerung von Besançon im J. 1674, von dem französischen Wundarzte Morel erfunden worden seyn. Anfangs legte man nur eine aufgerollte Binde, oder eine graduirte Compresse, auf den Hauptgefäßstamm, legte um diese und das ganze Glied ein starkes Band, steckte durch dieses einen Knebel, und schnürte durch Umdrehen desselben das Glied fest ein. Späterhin ersetzte man die Binde oder Compresse durch eine Pelotte, das Band durch einen Gurt mit einer Schnalle, den Knebel durch eine Schraube mit Rollen, um die der durch Umdrehen der Schraube sich verkürzende Gurt lief. Durch kleine Veränderungen dieser wesentlichen Theile entstanden nach und nach eine Menge verschiedener Tourniquets, welche die Namen ihrer Erfinder (Bell, Freck, Savigny) tragen, aber alle zu der Gattung der Morel'schen oder Feldtourniquets gehören, deren auszeichnende Eigenschaft darin besteht, daß sie, das ganze Glied gleichmäßig einschnürend, die Circulation in allen Gefäßen desselben unterbrechen. Die andre Gattung der Tourniquets trägt den Namen von ihrem Erfinder L. A. Petit. Dieser fügte (im J. 1718) den angegebnen Hauptheilen noch zwei Platten hinzu, durch deren Öffnungen der Gurt läuft; sie ragen über den Umfang des Gliedes hinaus, und halten den Gurt von der Berührung des Gliedes ab. Die Schraube drückt die Pelotte allein auf den Hauptgefäßstamm, und die untere Platte allein nimt an der entgegengesetzten Seite des Gliedes einen festen Standpunkt, so daß außer diesen beiden Stellen kein Theil des Gliedes gedrückt, und nur in dem Hauptstamme die Circulation unterbrochen wird. Daher kann dieses Tourniquet bei weitem länger ohne nachtheilige Folgen des Druckes liegen bleiben, als das Morel'sche, verhindert aber eine Blutung aus den Collateralästen des Hauptstammes nicht. — Um ein Tourniquet kunstgemäß anzulegen, umgebe man das Glied, es vor zu heftigem Drucke des Gurtes zu bewahren, mit einer schmalen Compresse, lege dann auf den Hauptstamm, seiner Länge nach, eine graduirte Compresse, setze auf diese die Schraube mit der Pelotte, und schnalle den Gurt um das Glied so, daß die Schnalle der Schraube gerade gegenüber zu liegen komt. Unter die Schnalle lege man noch ein Stück Pappendeckel, zur gleichmäßigern Vertheilung des Druckes, und verkürze dann durch Umdrehung der Schraube den Gurt so weit, bis die Pulsation unterhalb des Tourniquets völlig aufgehört hat. Statt der Tourniquets hat man auch sog. Compressoria öfters angewandt; diese sind nach den Theilen, um welche sie angelegt werden sollen, verschieden geformt; für mehre Stellen passen die von Ehrlich, von Klein, von Moore oder Brambilla (s. Compressorium). — Will man aber die Compression auf die blutende Gefäßwunde selbst anwenden, und zwar so lange, bis die Natur selbst im Heilungsprozesse dem Blutflusse hinreichenden Widerstand entgegensetzt, so setze man auf die Mündung des verwundeten Gefäßes, oder dicht oberhalb derselben auf seine Wände, einen Tampon, d. i. ein kleiner Kegel von Leinwand, Charpie oder gekauetem Papiere, dem man durch ein kleines Geldstück oder einen andern harten Körper größere Festigkeit geben kann; füllt die Wunde mit Charpiebauschen an, bedeckt diese mit graduirten Compressen, und drückt diese durch eine fest angelegte Binde oder ein passendes Compressorium gehörig an. Öfters verfehlt dieses Verfahren seinen Zweck, eine geringe Unordnung des Verbandes hat eine neue Blutung zur Folge; auch leiden die nahegelegenen Theile sehr von dem anhaltenden Drucke, weshalb man oft, um nur den Eintritt des Brandes zu verhüten, die Compression nachlassen muß, ehe noch die Gefahr einer neuen Blutung vorüber ist; deshalb ist zwar die Compression der Ligatur in allen den Fällen, wo letztere angelegt werden kann, nachzusetzen; aber allein durch sie, und auf keine andre Weise, sind manche in knöchernen Kanälen verlaufende Gefäße, und ossificirte Arterien, einigermaßen sicher zu schließen.

5) Die Unterbindung, Ligatur, scheint zwar den Alten bekant gewesen, jedoch im Mittelalter in gänzliche Vergessenheit gerathen zu seyn. Der berühmte französische Wundarzt Ambrosius Paré erwarb sich im sechzehnten Jahrhundert das unsterbliche Verdienst, dieses große Mittel wieder an das Licht gezogen zu haben. Es ist das vorzüglichste, die Blutung aus einem verwundeten Gefäße zu stillen; gehörig angelegt erreicht sie diesen Zweck auf das sicherste, und beleidigt dabei weniger, als alle andre, die nahe gelegnen Theile. Die Wirkung der Unterbindung komt der einer kreisförmigen Compression gleich, welche die Gefäßwände auf allen Punkten einander so weit nähert, daß dem Blute der Ausweg versperrt wird. In der Regel unterbindet man bei den Arterien nur das obere, nach dem Herzen hin liegende Ende, bei den Venen, bei deren Verwundung die Unterbindung übrigens selten nöthig ist, das untere; das untere Ende einer Arterie nur in dem Falle, wenn es, vermöge der Anostomosen, Blut gibt, oder man dieses für die Folge fürchten muß. Eine angeschnittene oder angestochene Ar-

terie unterbindet man oberhalb und unterhalb der geöffneten Stelle. Die beste Art, die Unterbindung anzulegen, ist die, daß man mit einer anatomischen Pinzette, oder dem Bromfield'schen oder Bell'schen Haken, die Mündung des blutenden Gefäßes faßt (bei der Arterie erscheint diese in der Wundfläche als ein rother mit einem weißen Ringe umgebener Punkt), wobei man sorgfältig vermeidet, Nerven oder andere nahe Theile mit zu ergreifen. Man zieht nun das Gefäß etwas aus seiner Scheide hervor, und ein Gehilfe legt um dasselbe einen starken seidenen Faden, oder wenn es groß ist, eine aus zwei bis drei solcher Fäden zusammengedrehete, runde, mit Wachs bestrichene Schnur, schürzt einen einfachen Knoten, schiebt die dadurch gebildete Schlinge mit den Zeigefingern eine bis zwei Linien hoch über die Öffnung des Gefäßes, schnürt dieses fest ein, und befestigt die Schlinge durch einen zweiten Knoten. Das Gefäß darf bei dem Hervorziehen nur so wenig als möglich von seinen zelligen Verbindungen mit seiner Scheide getrent, und die Ligatur möglichst dicht an der Gränze dieser Trennung angelegt werden. Das eine Ende der Schnur wird dann nahe an dem Knoten abgeschnitten, das andre in den abhängigsten Wundwinkel gelegt, und in der Nähe desselben mit einem Pflasterstreifen auf der Haut befestigt. Eine auf diese Art angelegte Ligatur bringt die Gefäßwände in gegenseitige Berührung, und erhält sie darin; sie vertritt die Stelle des äußern Coagulum, welches sich nicht bilden kann; sie gibt aber dafür dem innern Coagulum einen desto sichern Stützpunkt. Ist sie gehörig fest zugezogen, so durchschneidet sie die innere und mittlere Arterienhaut, ohne die äußere zu verwunden; aus dieser Wunde innerhalb des Gefäßkanals schwitzt bald plastische Lymphe aus, und eine adhäsive Entzündung bildet sich, welche den Kanal schließt. In der äußern Arterienhaut, da wo sie von der Ligatur umfaßt wird, und in dem nahen Zellgewebe, geht die Entzündung in Eiterung über, welche die äußre Gefäßhaut an der Unterbindungsstelle zerstört, worauf die Ligatur und das unterhalb derselben liegende Stück des Gefäßes abfallen, welches gewöhnlich zwischen dem siebenten bis vierzehnten Tage nach Anlegung der Ligatur erfolgt. Zu dieser Zeit hat sich die Arterie oberhalb der Unterbindungsstelle geschlossen durch die Ausschwitzung plastischer Lymphe und durch Verwachsung der gegenüberliegenden Gefäßwände mit einander; auch die äußere Fläche der Arterie ist mit den nahen Theilen innige Verbindungen eingegangen, und schon begint die allmälige Obliteration des Kanals bis zur nächsten Ramification. Nur ein Collateralast, der dicht oberhalb der Wunde der Arterie von dieser entspringt, hindert die Schließung des unterbundenen Kanales auf die beschriebene Weise, indem er durch seine pulsirende Bewegung der Bildung des innern Coagulums und der Adhäsion der Gefäßwände sich widersetzt, die Ligatur durch die Eiterung von dem noch offenen Gefäße abgestoßen wird, und eine Nachblutung sich einstellt. Deshalb entblößt man lieber die Arterie dicht oberhalb des Ursprunges des Nebenastes, und legt an dieser Stelle die Ligatur an.

Einige Wundärzte, vorzüglich französische und italiänische, bedienen sich statt der runden Schnur eines platten Bändchens von durch Wachs vereinigten Fänden, legen auch wol zwischen den Knoten und des Gefäß einen kleinen Cylinder von Leinwand, und ziehen das Band nur so fest zu, daß dem Blute der Ausweg versperrt, aber die innre und mittlere Arterienhaut nicht zerrissen werden. Dieses Verfahren ist dem vorher beschriebenen nachzusetzen; denn die Verwundung der beiden innern Arterienhäute trägt, durch den darauf erfolgenden Erguß von plastischer Lymphe in die Höhle des Gefäßes, wesentlich zur schnelleren Obliteration des Gefäßes bei; sie erregt adhäsive Entzündung der Arterie, bevor noch diese an der Unterbindungsstelle von der Eiterung durchfressen wird — dieses thut das Bändchen nicht, welches auch, bei weniniger gleichmäßiger Wirkung auf den ganzen Umfang des Gefäßes, dieses an einigen Punkten früher trent, als an andern. Ist dieses der Fall, ehe das Gefäß sich geschlossen hat, so tritt, in der Eiterungsperiode der Wunde, unvermeidlich eine Nachblutung ein. Die Besorgniß, durch das feste Anziehen einer runden Schnur das Gefäß ganz zu durchschneiden, welche die Anhänger der Unterbindungsmethode mit dem Bändchen hegen, ist, wie die Erfahrung der englischen und teutschen Wundärzte lehrt, völlig ungegründet.

Kann man in der blutenden Wundfläche die Öffnung des verwundeten Gefäßes nicht finden, und durch kaltes Wasser oder andre mildere blutstillende Mittel nicht Herr des Blutflusses werden, so muß man zur mittelbaren Unterbindung schreiten. Man sticht eine krumme mit einem doppelten gewichsten Faden versehene Nadel unterhalb der blutenden Stelle in die nahen Theile, (das Zellgewebe und Muskelfleisch), wobei man sich nur hütet, einen Nerven zu treffen) führt sie neben der blutenden Stelle vorbei, und sticht sie oberhalb derselben wieder aus; dann führt man sie an der Stelle des Ausstiches wieder ein, an der andern Seite der blutenden Stelle herab, und an dem ersten Einstichspunkte wieder aus; zieht dann die Nadel von dem Faden, drückt diesen mit den Spitzen der Zeigefinger tief in die verwundeten Theile, und zieht ihn mit einem Knoten sehr fest zusammen, bis daß die Blutung steht. Diese Art dee Unterbindung ist schmerzhaft, reizt die durchstochenen Theile zu heftigerer Entzündung und Eiterung, und wird öfters locker, noch ehe sich die Gefäße geschlossen haben, indem die von ihr gefaßten Theile durch den Druck und die Eiterung allmälig an Umfang abnehmen, worauf dann leicht der Blutfluß sich wieder einstellt. Deshalb ist sie nur dann angezeigt, wenn bei der sorgfältigsten Untersuchung der Wundfläche die Mündungen der Gefäße durchaus nicht zu entdecken sind.

6) Der Aderlaß ist ein blutstillendes Mittel in den Fällen, wo ein großes Gefäß an einer Stelle verwundet ist, zu der wir weder durch Einschnitte, um eine Ligatur anzulegen, noch durch Compression oder andre Mittel gelangen können. Indem nun durch eine schnelle Blutentziehung an einem entfernten Orte die Circulation langsamer gemacht, und eine Ohnmacht erregt wird, gewint das verwundete Gefäß Zeit, sich zurückzuziehen, und durch ein Coagulum zu schließen. Immer bleibt dieses ein verzweifeltes Mittel, welches nur im äußersten Nothfalle anzuwenden ist.

7) Blutungen aus krankhaften Gebilden, Polypen,

Blutschwämmen, Krebsgeschwüren, begegnet man am besten durch gänzliche Ausrottung derselben, wenn diese irgend thunlich ist; denn die Blutung aus den Gefäßen, welche jene Productionen mit dem Körper verbinden, ist in der Regel leichter zu stillen, als die aus den kranken Gebilden selbst. —

Die allgemeine Behandlung nach gestillter traumatischer Blutung muß, nach dem Zustande des Kranken, entweder einen Orgasmus im Blutgefäßsysteme und eine zu heftige Entzündung verhüten, durch Ruhe und leichte antiphlogistische Mittel; oder, bei schwachen Subjecten, und wenn der Blutverlust sehr groß war, die Kräfte, und besonders die Sanguification, durch nährende Diät und stärkende Mittel zu heben suchen.

Blutungen aus gewissen einzelen Gefäßen, die eine besondere Behandlung verlangen, siehe an ihrem Orte unter Kopfwunden, Brustwunden, Bauchwunden u. s. w. (*C. Krause.*)

Blutwasser s. Blut.

BLUTZAHN, der blutige Zahn, eine Schneckenart, Nerita Peloronta *L.* (*Nitzsch.*)

BLUTZEHENT, in ältern Urkunden auch unter dem Worte: ochtum [1]) (von ocht, etwas Aufgehendes, Werdendes, Junges) auch als decima minuta [2]), decimae carnium vorkommend, auch unter dem Schmalzehent begriffen [3]), schon unter den Bedingungen der Kolonistengüter im Hollenland in der Urkunde von 1106 [4]) aufgelegt, oft als Vergeltung für verliehenes Weiderecht gegeben [5]), bedeutet entweder 1) den Zehent, welcher von dem neugefallenen jungen Vieh, 2) oder überhaupt von allem auf dem Hofe des Zehentpflichtigen gezogenen Viehe, oder 3) von den Produkten des Viehes z. B. von Butter, von Eiern u. a. gegeben wird. Er wird am richtigsten zu dem kleinen Zehent gezählt [6]) und muß von demjenigen, welcher ihn fodern will, speciell erwiesen, kann daher nicht von dem zum großen Zehent Berechtigten, als von selbst sich verstehend, gefodert werden, so wie er auch nicht unter dem Namen: Zehent, ohne besondern Rechtstitel begriffen, angesehen wird [7]). Abweichend von der Regel, die sonst bei Ausübung des Zehentrechts gilt, wird bei dem Blutzehent von einem Jahr zum andern fortgezählt [8]). Immer geht das Recht nur auf das auf dem der Zehentpflicht unterworfenen Hofe geborne, nicht auf das dazu gekaufte Vieh. Der Blutzehentpflichtige muß jedes Stück des auf dem Hofe gefallenen Viehes dem Zehentherrn anzeigen [9]), widrigenfalls das Verschwiegene, ohne mitgezählt zu werden, dem Zehentherrn verfällt, welcher dagegen, wenn er in Natura den Zehent zieht, das Stück sogleich nach der Anzeige abholen lassen muß, weil der Pflichtige es nicht zu füttern braucht [10]). Zuweilen sind bestimmte Zeiten hergebracht, in welchen der Zehent genommen wird [11]); wobei dann die Aufzeichnung von einem Zehentaufseher geschieht, bis zur Aufzeichnung darf kein Stück verkauft werden [12]). Thiere, die vor der Aufzeichnung gestorben sind, werden nicht bei der Berechnung mit gezählt [13]). Sehr häufig wird dieser Blutzehent in Geld abgelöst [14]); wird er in Natur geleistet, so ist er die unsicherste Zehentart, welche am meisten Defraudationen ausgesetzt ist, dem Zehentherrn wenig nützt, und daher gesetzliche Aufhebung oder Ablösung in Geld dringend verlangt [15]). (*Mittermaier.*)

BLYTHE 1) Küstenfluß in England, der bei Southwold in der Grafsch. Suffolk das teutsche Meer erreicht (an welchem die Stadt Blytheborough mit 440 Einw. liegt); 2) Küstenfluß in England, der bei Tame in der Grafschaft Warwik in das Meer fällt; 3) Küstenfluß in der Brit. Grafsch. Northumberland, der bei Blythe sich in das Meer mündet; 4) Fluß in der brit. Grafsch. Stafford, der im O. von Ragley die Trent vergrößert; 5) Marktfl. in der brit. Grafsch. Nottingham mit 670 Einw. Hier stand vormals ein festes Schloß, 1 Benedictinerpriorei und 1 Krankenhaus; 6) kleiner Seehafen an der Mündung des gleichen Flusses in der brit. Grafsch. Northumberland, der nur kleine Fahrzeuge aufnehmen kann und mit Steinkohlen und Salz handelt. Der dabei liegende Ort unter 55° 1′ Br. und 16° L. zählt 1522 Einw. (*Hassel.*)

B-mi in der Musik s. Tonleiter.

BNE BARAK (בְּנֵי בְרַק) war eine Stadt im Stamme Dan (Jos. 19, 45); die Vulgate hat mit Unrecht 2 Namen daraus gemacht, nämlich Bane und Barach. Nicht unwahrscheinlich ist die von einigen versuchte Combination mit dem Flecken Bareke (*Βαρακαί*), welcher nach Eusebius Angabe*) unweit der philistäischen Stadt Asdod lag. (*A. G. Hoffmann.*)

BNIN, Bnialy, adelige Stadt im Schrimmer. Kr., Reg. Bez. von Posen, Prov. Posen mit 1064 poln. und teutschen Einw., die sich außer dem Ackerbau mit Lein- und Tuchweberei und mit Gerberei beschäftigen. — Derselben Herrschaft gehört der adelige Fabrikort Bnin Provent mit 270 Einw. (*H.*)

BO, eine Inselgruppe von mehren geringen Eilanden in der Straße von Dschilolo und im W. von Popo, dessen Raja sie beherrscht. Sie erstreckt sich unter 1° 2′ S. Br. und 146° 40′ L., erzeugt Sago, Kokosnüsse und ist reich an Baisalze, das Meer an Fischen. Die Einw. sind Malaien, die ihre Unabhängigkeit stets behauptet haben, da ihre Eilande die Stapelware dieser Meere, Gewürze, nicht besitzen. (Nach Forrest.) (*Hassel.*)

BOA, Boas, Cenchris *Lin.* Schlinger, Schilderschlange, Riesenschlange, Serpent. Linné, welcher zuerst die Schlangen in Gattungen zerlegte und zu Unterscheidungsmerkmalen ihre Bedeckung, besonders die unter dem Bauche und dem Schwanze anwendete, bildete aus denen, welche ganze oder ungetheilte Schilder

1) Wersebe über die niederländischen Colonieen I. Th. S. 151. 2) Im Register der Abtei Prüm bei Hontheim S. 492. 3) Gerken Stiftshistorie S. 414. 422. 4) Wersebe l. c. I. Thl. S. 145 Note. 5) Lennep von der Leihe zu Landsiedelrecht I. Thl. S. 477. 6) Baier. Landr. II. Thl. Abs. 10. §. 2. Badisches Landrecht Art. 710 c. 1. 7) Hagemann Landwirthschaftsrecht S. 489. 8) Struben rechtl. Bedenken IV. Thl. nr. 47. Preuß. Landrecht II. Thl. Tit. XI. §. 916. Badisch. Landr. §. 710. c. 1. 9) Acta Osnabrugens. Vol. I. p. 112. 10) Klöntrupp Handb. der Osnabr. Gewohnh. I. Thl. S. 173. 11) S. z. B. im Lippischen Führer meierrechtl. Verfassung S. 146. 12) Müller über die wirthschaftliche und rechtliche Nutzung des Zehents S. 102. 13) Preuß. Landr. l. c. §. 917. 14) *Pufendorf* animadvers. 142. §. 13. 15) S. darüber Müller l. c. S. 103—6.

*) Onomast. u. d. W.

unter denselben haben, eine Gattung, die er zuerst Cenchris, hernach Boas, zuletzt Boa nannte, welcher letzte Name bei den alten Römern zur Bezeichnung der größten in Italien einheimischen Schlangen (also vermuthlich unserer gemeinen Natter) deßwegen angewendet wurde, weil man von ihnen behauptete, daß sie die Kühe aussögen. Man wollte von ihnen unter Claudius Regirung eine im Vatican getödtet haben, welche ein ganzes Kind im Leibe hatte. Sonst war der allgemeine Name der ungeheuern Schlangen in Asien und Afrika, welche den Alten bekant waren, bei Griechen und Römern Draco, und er würde für diese Gattung unstreitig der passendste gewesen seyn, da zu ihr, wenigstens so wie wir sie bestimmen werden, wohl gewiß die Dracones der Alten gehörten. Gronov behielt den ältesten Linné'schen Namen Cenchris für diese Gattung bei, trennte aber von ihr in seinem Museum ichthyol. eine Schlange mit Schildern unter Bauch und Schwanz, der er den Namen Scytale gab, wegen der großen Schilder auf ihrem Kopfe und gewiß mit Recht, da diese Scytale nach der Beschreibung und der dabei angeführten Abbildung unstreitig ein Roller (Tortrix) ist. In seinem Zoophylacium fügte er dieser noch eine Art mit sehr langem Schwanze bei, die ich zu keiner der bekannten Gattungen zu bringen weiß. Laurenti zerlegte dagegen die linnéische Gattung Boa in zwei, in solche mit Schildchen auf der Schnauze, denen er den linné'schen Gattungsnamen ließ, und in solche, deren ganzer Kopf mit Schuppen bedeckt ist, welche er Constrictor nannte. Als späterhin Russel in Indien, Williams in Bengalen giftige Schlangen mit ganzen Schildern unter dem Bauche entdeckt hatten, so gab dieß dem scharfsinnigen Schneider, der auch selbst Gelegenheit hatte, einige dergleichen giftige Schlangen zu beobachten, die Veranlassung, aus ihnen eine eigene Gattung Pseudoboa zu bilden, denen er Linné's Boa contortrix einverleibte, weil sie giftig seyn soll, die aber Linné, welcher sie nur aus einer unvollständigen, ihm von Garden mitgetheilten Nachricht kannte, ehemals selbst zu seiner Gattung Coluber gezählt hatte, zu welcher sie auch nach neuern Untersuchungen gehört. Eben dieses geschahe zu gleicher Zeit von Latreille, welcher Russels Werk noch nicht kannte, und welcher jenen giftigen Schlangen mit ganzen Bauchschildern den Namen Scytale gab und Linné's Boa contortrix nach Beauvois als eigene Gattung: Heterodon aufführte. Kühner vereinigte dagegen Schneider mit den Schlingern einige zum Theil auch von ihm selbst beobachtete Schlangenarten, welche Russel unter ihrem indischen Namen Pedda, Poda und Bora beschrieb, ungeachtet sie ganz oder zum Theil eine doppelte Reihe von Schildern unter dem Schwanze führen, weil auch sie an jeder Seite des Afters wie die Boen einen von ihm zuerst entdeckten zurückziehbaren Sporn haben, worin ihm Oppel nachfolgte, obgleich dieser einige Schlangen unter dem Namen Eryx von den Boen trennt, weil sie einen kurzen nicht greifenden Schwanz haben. Ängstlicher trennte Daudin die Pedda, Poda und Bora von den Schlingern unter dem Namen Python, und zerlegte die giftigen in zwei Gattungen Bungarus und Scytale; trennte selbst den von mir beschriebenen stumpfköpfigen Schlinger von den unschädlichen unter dem Namen Corallus, und bildete aus einer Schlange, die er für Catesby's Hog-nose Snake, aber verschieden von Linné's von ihm unter die Nattern (Coluber) gestellter Boa contortrix hielt, eine eigene Gattung Cenchris, und aus Schneiders Boa anguiformis eben so eine eigene Clothonia, weil er beide für giftig ansah. Cuvier endlich behält die Linné'sche Gattung Boa bei, trent aber von ihr als Untergattung Olivier's Boa turcica unter dem Namen Eryx, gesellet ihr, auch als Untergattung, die, doch wohl gewiß verschiedene, von Lacepede zuerst aufgestellte, Gatung Erpeton bei, und sondert von den Schneiderischen Boen die Daudinschen Pythonen als Untergattung der Nattern (Coluber) und die giftigen Bungarus und Scytale, als zwei verschiedene Gattungen, weil jene unbewegliche, diese bewegliche Giftzähne haben, ab.

Erwägen wir nun, daß Schlangen mit Giftzähnen unmöglich mit denen ohne dieselben, selbst die mit beweglichen Giftzähnen nicht mit denen mit unbeweglichen in eine Gattung vereinigt werden können, eben so wenig die mit unbeweglichem obern gemeinschaftlichen Kieferbeine mit denen mit beweglichem; erwägen wir ferner, daß unter diesen die Bedeckungen unter dem Bauche und Schwanze und die des Kopfs ganz gleichförmig sind, und unter den ähnlichsten, oft verschieden (so hat der schleuderschwänzige Klapperer die Kopfbedeckung einer Natter, die andern Klapperer kleine Schilder auf dem Kopfe, so die giftigen und harmlosen Linné'schen Colubri ähnliche Bedeckung unter Schwanz und Bauche und die gewiß mit Unrecht von den Nattern getrennte Hurria unter dem Schwanze zum Theil ganze Schilder); erwägen wir, daß es sich eben so mit den Spornen am After verhält, welche auch Anguis Scytale und andere Linné'sche Anguis besitzen, die sich doch durch ihre Kinnladen so auffallend von den Schlingern unterscheiden, so wird man leicht einsehen, daß man bei den Schlangen alle diese Dinge nicht als Eintheilungsgrund anwenden dürfe; als äußere Kennzeichen, wenn die Gattungen der Natur möglichst getreu aufgestellt sind, sind sie unentbehrlich.

Nach diesen Betrachtungen glaube ich, daß die Gattungen Bungarus und Scytale *Latreille* von den Schlingern getrent werden müssen, so wie die Gattungen Tortrix und Eryx, welche vielleicht beide zu vereinigen sind und noch mehr die Erpeton; daß dagegen die Gattung Boa nach dem gegenwärtigen Maße unserer Kentnisse zuerst der vortrefliche Schneider richtig bestimt habe, wenn es gleich eben darnach schwer hält, dieselbe genau zu bestimmen, Kennzeichen derselben anzugeben, und man des unsterblichen Linné's Grundsatz bei Aufstellung von Gattungen anwenden muß: „Habitus etiam clanculum consulendus." Unterscheidungsmerkmale und Unterscheidungsgründe dieser Gattung sind: Mangel von Giftzähnen; entfernt stehende, rückwärtsgekehrte, lange Zähne in beiden Kinnladen und dem Gaumen; ein durch zwei sehr bewegliche gemeinschaftliche Kieferknochen weit aufzusperrender Rachen; eine von den Augen bis zur Spitze zusammengedrückte Schnauze; ein hoher senkrechter abgestumpfter Rüssel; ein in der Mitte weit dickerer, besonders am Kopfe schmaler Rumpf, der dort weit schmä-

ler, wie das Hinterhaupt ist, und den oben fast gleichförmige Schuppen, unten ziemlich schmale vierseitige Schilder bedecken; zwei Spornen am After, und ein kurzer kegelförmig verdünnter Schwanz. Durch die Spornen am After, die ich, durch Schneider darauf aufmerksam gemacht, bei allen späterhin von mir untersuchten entdeckte, unterscheiden sie sich von allen Schlangen, außer den Gattungen Eryx und Tortrix, von diesen aber, die vielleicht nicht getrent werden dürfen, durch die Bildung ihres Rumpfes, ihres Kopfes, ihres Schwanzes, von den Rollern auch noch durch die Beschaffenheit ihrer Kinnladen und der Schilder unter dem Bauche zu sehe, als daß man sie nicht sollte trennen müssen.

Diese Gattung enthält die größesten Schlangen unserer Erde. Schlangen, welche Ratzen, Hasen, Rehe, ja wenn man Reisebeschreibern trauen soll, selbst Hirsche und Ochsen verschlingen. Die größern von ihnen lauern ihrer Beute auf, wenn diese zur Tränke komt, indem sie mit ihrem Schwanze sich um Bäume schlingen, und den übrigen Leib auf dem Wasser schwimmen lassen.

Sie lassen sich in drei Untergattungen zerlegen, die vielleicht Gattungen seyn können:

1) Boen (Cenchris *Gron.* Boa *Laur.*) mit ganzen Schildern unter dem Schwanze und geschilderter Schnauze.

2) Lamanda (Constrictor *Laur.*) mit ganzen Schildern unter dem Schwanze und einem mit lauter Schuppen bedeckten Kopfe.

3) Pythonen (Python *Daud.*) mit ganz oder zum Theil gespaltenen Schildern unter dem Schwanze.

Diese Untergattungen werde ich durch die in Klammern vor dem Worte Schlinger gesetzten Namen der Untergattung (wenn ich sie anzugeben weiß) bei jeder Art andeuten.

Boa Aboma s. B. Cenchria. B. albicans s. B. Tigris. B. ambleocephala s. B. Merremii.

Boa amethystina *Schneid.* Python amethystinus *Daud.* Coluber flavo-caeruleus *Lacep.* Natternschwänziger (Python) Schlinger, Reis-Natter, Javanisch: Aulas Sawa (Oular Sawa). Dieser Python hat 306 bis 312 Schilder unter dem Bauche und 93 bis 100 Paare lauter getheilte Schildchen unter dem Schwanze, eine Anzahl Schwanzschilder, wodurch er alle übrigen Schlinger auffallend übertrifft; gleichwohl lehren die Bildung des Kopfes, welcher vorn bis zu den Augen mit Schildern bedeckt, aber ohne Hinterhauptsschilder, sondern hinten ganz schuppig ist, die Grübchen der Randschilder der Kinnladen, und die Spornen am After, daß er ein Schlinger sey. Die Schuppen des Körpers sind rautenförmig und glatt. Der Kopf ist graulich ins Bläuliche schillernd, die Nase und Lippen gelblich; die Regenbogenhaut gelb. Von jedem Auge läuft ein dunkelblauer Strich nach hinten, welche beide Striche sich am Halse in einen Bogen vereinigen. Ein dunkelblauer dritter Streif läuft vom Rüssel mitten über den Kopf, theilt sich hinter demselben und umschließt einen herzförmigen gelben mit einigen blauen Spreckeln besetzten Fleck. Kehle und Bauch sind weißgelb. Der Oberleib scheint mit dunkelblauen, wie Amethyst glänzenden, gelbgesäumten Bändern umgeben zu seyn, wodurch er in fast regelmäßige Vierecke (wie bei Seba I. t. 70. f. 12.) vertheilt wird, welche dunkelgrau sind, nach Verschiedenheit des Lichtes aber grün, blau und gelb schillern. Auf den Seiten, wo sich die Bänder durchschneiden, stehen längliche weiße Flecken. Der Schwanz ist oben meist gelb und ganz mit dunkelblauen Bändern überstrickt. Sie ist in Java einheimisch, und soll zu Zeiten eine Länge von mehr wie 30 Fuß, doch diese nur in den dichten Bergwäldern, nicht auf den Reisfeldern erreichen. Sie ernährt sich von Vögeln, Mäusen, Ratten, und jedem Thiere, welches sie überwältigen kann.

Boa Anacondo *Daud.* s. B. murina.

Boa anguiformis *Schneid.* Blindschleichförmiger (Python) Schlinger? Schneider allein hat uns bis jetzt Nachricht von dieser Schlange nach drei Exemplaren gegeben, welche aus Ostindien in Bloch's Samlung gesandt waren, und von denen man nach der freilich unvollständigen Beschreibung zu zweifeln bewogen werden kann 1) ob alle drei zu einer Art, und 2) ob sie zur Gattung der Schlinger gehören. Schon aus dem angegebenen Kennzeichen der Art erhellet dieses. Darnach sind Schwanz und Leib dick und rund, der Kopf klein und eben? (aequale), und durch die kleine Mundöffnung das Thier einer Blindschleiche ähnlicher. Dieses Kennzeichens ungeachtet sollen doch das erste und dritte Exemplar, die sich am mehresten glichen, einen oben dreikantigen, unten flachen, nur das zweite einen runden Schwanz gehabt haben. Unter dem Bauche waren 190, unter dem Schwanze beim ersten Exemplare 26 ganze, 13 getheilte Schilder, beim dritten 28 ganze, 6 getheilte, und von den 38 Schildern des zweiten das 12. 13. 14. und 26 bis 34 getheilt. Bei dem letztern waren die längern Zähne in der obern Kinnlade und dem Gaumen beweglich, die kleinern unbeweglich; in der untern die längern unbeweglich. Eben dieses Exemplar hatte Spornen am After, welche Schneider bei dem dritten Exemplar nicht finden konnte, bei dem auch der schwache Kiel der Rückenschuppen minder bemerkbar, wie bei dem zweiten Exemplar war. Den Kopf bedecken Schildchen bis hinter das Auge, das Hinterhaupt (frons) aber und die Seiten des Kopfes Schuppen. Eine Schlange mit zwei Giftzähnen an jeder Seite des Mauls und ganzen Schildern unter dem Schwanze, welche Daudin im Pariser Museum fand und aus ihr eine eigene Gattung Clothonia bildet, kann wohl unmöglich, wie er es vermuthet, diese Boa anguiformis seyn, welche letztere vielleicht zur Gattung Tortrix oder zu der Eryx gehört.

Boa annulifer *Daud.* s. Boa Cenchria.

Boa aurantiaca *Laur.* eine bloße Farbenverschiedenheit, oder vielleicht blos im Weingeist verfärbte

Boa Bojobi *Lacep.* oder

Boa canina *Lin.* Hundsköpfiger (Boa) Schlinger. Diese Boa unterscheidet sich von den andern Arten dieser Familie dadurch, daß ihr Schwanz etwa ¼ der ganzen Länge beträgt und ziemlich stumpf ist. Gronov beschrieb sie zweimal, durch die Verschiedenheit der Farbe verleitet, einmal als Cenchris scutis abdominalibus 205 et scutis caudalibus 72, das anderemal als Cenchris scut. abd. 209, et scut. caud. 74, bei welcher letzteren er *Scheuchz* Phys. sacr. tab. 628 f. E.

anführt, die man aber nur mit Linné's Abbildung der Boa canina, und diese mit *Seba* Thes. II. tab. 81. f. 1. so wie wiederum diese mit der Lacepedischen der angeblichen Boa Hypnale (Hist. nat. des Serp. p. 375 t. 16. f. 1.) und diese mit der Seba'schen (II. t. 34. f. 1. 2.), von welchen die letztere Linné bei seiner Boa Hypnale anführt, zu vergleichen braucht, um die Gleichartigkeit von allen diesen Schlangen zu erkennen. Gleichwohl bildete Bonneterre aus dem letztern Gronov'schen Cenchris eine eigene Art, **Boa isebequensis**, und Laurenti aus der zuletzt genannten Seba'schen seine **Boa exigua**; vielleicht aber trennte er nicht mit Unrecht von der Boa canina als besondere Art die von Seba II. t. 96 f. 2. abgebildete Schlange unter dem Namen Boa thalassina, da diese letztere auch Schilder zwischen den Augen hat, welche bei Boa canina nur vorn auf dem Rüssel stehen. Lacepede's und Schneider's Boa Hypnale sind unstreitig nichts anders als junge Hundsköpfige Schlinger und von Linné's gleichnamiger Schlange durch den verhältnißmäßig kürzern Schwanz wesentlich unterschieden. Dieser Schlinger wird 10 bis 12 Fuß lang; sein Kopf ist groß, vorn sehr breit und stumpf; die drei bis vier vordern Zähne jeder Kinnlade lang; die Farbe bald grün mit weißen zickzackförmigen Querstreifen auf dem Rücken, bald orange mit ähnlichen gelben, roth eingefaßten Querstreifen. Er hält sich in Südamerika auf Bäumen auf.

Boa carinata *Schneid.* Zusammengedrückter (Lamanda) Schlinger. (Wetterauische Annal. II. Taf. 9.) Dieser Schlinger scheint stets klein zu bleiben, denn das größeste Exemplar, welches ich sahe, war noch keine 17 Zoll lang, und nicht größer sind die Seba'schen Abbildungen (Thes. II. t. 28. f. 3. 4. 5. 6.). Er unterscheidet sich durch seinen oben scharfkantigen, zusammengedrückten, mit gekielten Schuppen bedeckten Körper, von dessen Länge der in eine kegelförmige Spitze auslaufende Schwanz $\frac{1}{4}$ hält. Er hat unter dem sehr schmalen Bauche 168 bis 170, unter dem Schwanze 42 bis 50 Schilder. Der Rüssel ist stark zusammengedrückt, und vorn sehr hoch. Die Farbe ist gelblich grau, an den Seiten insbesondere, bald mehr bald weniger ins Bräunliche fallend, übrigens bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden gezeichnet, bald mit einem bräunlichen dunkler eingefaßten entweder geraden oder wie an den Seiten ausgefressenen Streifen, bald mit rautenförmigen, bald mit runden Flecken auf dem Rücken, u. s. w. Das Vaterland ist, nach Seba, Brasilien und Peru.

Boa castanea *Schneid.* s. B. Tigris.

Boa Cenchria *Lin.* Boa Cenchris. Augiger (Boa) Schlinger. Unter dem ersten Namen beschrieb Linné (Mus. Ad. Frid. II, p. 41.) eine Boa folgender Gestalt: Sie hat auf dem Kopfe 5 braune Längsstreifen; ihre obere und untere Lippe sind gekerbt, ohne treppenförmige Grübchen: der Leib ist einen Fuß lang, zusammengedrückt, gelblich, mit 60 weißlichen in einem graubraunen (griseus) Kreise eingeschlossenem Flecken auf dem Rücken, welche zu Zeiten zusammenhängen. An den Seiten sind graubraune Flecken mit einem Bogen darüber. Schilder sind unter dem Bauche 165, unter dem Schwanze, der $\frac{1}{7}$ der ganzen Länge ausmacht, 57. Weder hier noch im Natursysteme führt er eine Abbildung derselben an: gleichwol glaubte ich in der Beschreibung eine Schlange zu erkennen, welche ich in den Wetterauischen Annalen II. S. 51. Taf. 9. nach einem Exemplar in der Samlung des Hofkammerraths Beuth in Düsseldorf beschrieben und abgebildet habe. (Nur ist die Illumination des Kupfers so schlecht, daß ich meine Abbildung kaum erkennen kann). Diese stimt aber so sehr mit *Seba* Thes. I. t. 56. f. 4. II. t. 28. f. 2. t. 54. f. 3. t. 88. f. 1. t. 98. überein, daß ihre Gleichartigkeit wohl schwerlich bezweifelt werden kann. Unter dem Surinamischen Namen **Aboma** beschrieb Stedmann wohl gewiß eben diese oder eine ihr verwandte Schlange, Daudins Boa Aboma; dieser letztere aber noch unter dem Namen **Boa annulifer** eine andere, die noch mehr mit dem von mir beschriebenen äugigen Schlinger übereinzustimmen scheint. Vor nicht langer Zeit habe ich selbst einen Schlinger erhalten, der noch mehr wie der Augige den Seba'schen Abbildungen, besonders den drei zuerst genannten, und der Linné'schen Cenchria und der Daudinschen **Aboma** gleicht und in einigen Stücken von meiner Beschreibung abweicht, gleichwol glaube ich, daß beide gleichartig sind, und mit Cuvier, daß B. **Aboma** und **Annulifer** als eine einzige Art zu betrachten seyen; mit Gewißheit würde ich entscheiden können, wenn ich das früher beschriebene Exemplar mit dem vor mir liegenden in der Natur vergleichen könnte. Beide unterscheiden sich von allen Schlingern durch ihren mehr eiförmigen, vor den Augen weniger zusammengedrückten Kopf, dadurch, daß die Randschilder der Kinnladen nur an ihren obern Seiten eingedrückt sind, und der Schwanz, welcher nicht völlig $\frac{1}{7}$ der ganzen Länge ausmacht, sich in eine kegelförmige Spitze endigt; beide haben eine hellbräunliche Farbe, mitten auf dem Rücken dunkelbraune, zuweilen zusammenhangende Ringe; an jeder Seite eine Reihe brauner Flecken, mit einem weißlichen, und über diesem einem dunkelbraunen Bogen, und unterhalb dieser, Augen darstellenden, Reihe Flecken, zwischen je zwei derselben, am Rumpf einen braunen Fleck, und fünf dunkelbraune Streifen auf dem Kopfe. Bei beiden ist der Vordertheil des Kopfes mit Schildchen bedeckt, unter denen sich insbesondere ein großes sechsseitiges Stirnschild auszeichnet, dem zur Seite zwei trapezoidische Schilder liegen. Unterschieden sind beide dadurch, daß das Beuthische Exemplar 255 Bauchschilder, 58 Schwanzschilder, und auf dem Rücken sechseckige Schuppen hatte, mein gegenwärtiges Exemplar 261 Bauchschilder, 66 Schwanzschilder, längliche rautenförmige Schuppen hat, und die Flecken auf dem Rücken inwendig fast rein weiß sind, auch ist dieses viel dünner und schlanker gebaut. Bei diesem letztern fand ich auch an jeder Seite des Afters einen kleinen, weißen, kegelförmigen Sporn. Auf eine unbegreifliche Weise hat der trefliche Schneider diese Schlange unter Boa murina beschrieben. Sie hält sich in Surinam auf, und soll an 40 Fuß lang werden. Sie ist sehr träge, liegt unter Moosen und Kräutern versteckt, und lauert auf ihre Beute, die in größern Thieren besteht, ja nach Stedmann soll sie Hirsche und Tiger umschlingen, ihnen die Rippen im Leibe zerbrechen, sie durch Belecken mit ihrem Speichel

glatt machen, und dann hinunterschlucken. Selbst Neger sollen nicht sicher vor ihr seyn. Diese dagegen essen auch das weiße Fleisch dieser Schlange gern, und ihr vieles Fett wird bei äußeren Schäden angewendet.

Boa cinerea *Schneid.* s. B. Tigris.

Boa conica *Schneid.* B. ornata *Daud.* B. viperina *Shaw.* Bandirter (Lamanda) Schlinger. Padain Kutu; Manulei Pampu, Mondey Poda (Padain-Cootoo, Manooli Pampu, Mondi-Poda *Russel*). Diese Schlange würde, da ihr Kopf wenig vom Rumpfe unterschieden, und ihr Schwanz so äußerst kurz ist, daß er nur $\frac{1}{11}$ der ganzen Länge ausmacht, eher zu der Gattung Tortrix zu zählen seyn, wenn dieser Schwanz nicht spitz und der ganze Kopf mit kleinen rundlichen Schuppen bedeckt wäre. Die Schuppen ihres Rückens sind rautenförmig und gekielt. Unter dem Bauche hat sie 209, unter dem Schwanze 19 Schilder. Sie ist braun, über ihren Rücken läuft ein schwarzes wellenförmiges gelblich-weiß eingefaßtes Band der Länge nach, und überdem hat sie viele Flecken an der Seite. Man findet sie bei Madras und Vizagapatnam.

Boa Constrictor *Lin.* Boa divinatrix *Lacep.* Constrict. formosissimus, C. rex serpentum, vielleicht auch C. auspex *Laur.* königlicher (Lamanda) Schlinger, Abgottsschlange, Königsschlange. Wenige Samlungen wird man finden, welche nicht diese schöne Schlange in Weingeist, oder die Haut derselben enthielten. Sie muß also häufig seyn, und um so viel auffallender ist es daher, daß wir ihrer in Reisebeschreibungen fast gar nicht gedacht finden, ja noch vor wenigen Jahren Daudin sie als der alten Welt eigen betrachtet, da sie doch Südamerika und namentlich Surinam bewohnt. Sie unterscheidet sich von den übrigen Lamanden durch die kleinen, glatten sechsseitigen Schuppen, welche den Rücken bedecken. Ihr Kopf ist viel breiter wie der Rumpf und vorn stark zusammengedrückt; unter dem Bauche hat sie 238 bis 248, unter dem in eine kegelförmige Spitze auslaufenden, nur $\frac{1}{8}$ von der Länge des ganzen Körpers haltenden Schwanze 54 bis 64 Schilder, und zwei kleine Spornen neben dem After. Sie hat einen starken Glanz, und ist auf das prächtigste gezeichnet, in Rücksicht der Zeichnung, wenn auch nicht der Farben, die doch bei alten nicht so lebhaft, wie bei denen von 4 bis 5 Fuß Länge sind, findet man keine zwei Individuen vollkommen übereinstimmend, wenn sie gleich in der Hauptsache nicht bedeutend abweichen. Ihre Grundfarbe ist ein weißliches braunroth, welches gegen den Schwanz hin immer heller, an ihm selbst fast weiß wird. Von der Nase läuft über den Kopf bis zum Nacken ein hellbrauner Streif, und an jeder Seite des Kopfes ein schwarzbrauner, der gewöhnlich schon den Anfang der Kette bildet, welche über den ganzen Rücken hinläuft, und durch dunkelbraune unregelmäßige Querbänder entsteht, die nach den Seiten hin vorspringende Winkel haben, und auf jeder Seite durch einen schmalen in der Mitte breiten Längsstrich zusammenhängen, wodurch länglich elliptische Felder gebildet werden, die gegen den Kopf hin oft am vordern Ende oder an beiden Enden eingedrückt sind. Gegen den Schwanz hin werden die Querbänder immer breiter, die Seitenlinien und Schilder verschwinden und ihre Farbe verwandelt sich in ein schwarz eingefaßtes bräunliches Orange oder Saffranfarbe. An den Seiten liegen große braune in der Mitte gewöhnlich mit einem hellern Fleck versehene unregelmäßige rautenförmige Flecken, die hin und wieder mit den vorspringenden Winkeln der Kette zusammenhängen; gegen den Schwanz eine ganz unbestimmbare Gestalt annehmen, größer und in der Mitte lebhaft pomeranzenfarben werden mit schwarzer Einfassung. Die Grundfarbe ist überdem überall vorn braun, hinten schwarz getüpfelt, bei einigen stärker, bei andern schwächer. Im Weingeist erhält sich selten die Farbe so lebhaft, wie ich sie hier nach einer Haut meiner Samlung beschrieben habe, und welche 4 Fuß lang ist; bei einer andern neunfüßigen Haut ist alles dunkler, bei einer zweifüßigen in Weingeiste die Grundfarbe grauweiß. Diese Schlange erreicht eine Länge von 18 bis 20 Fuß. Cuvier hält dafür, daß Daudin's Boa Imperator eine bloße Abart sey; da ich indeß zweifelhaft bin, so werde ich sie unter diesem besondern Namen aufführen.

Boa Contortrix *Lin.* Pseudoboa oder Scytale Contortrix. Kneiser, Rüssel-Schlinger. Unter dem Namen Boa Contortrix führte Linné in der zwölften Ausgabe seines Natursystems eine Schlange auf, welche er vom Dr. Garden aus Carolina erhalten hatte, und der er 150 Bauchschilder und 40 Schwanzschilder zuschreibt. Er fügt hinzu: sie habe einen breiten sehr convexen Kopf, Giftsäcke, doch habe er keine Giftzähne finden können, einen scharfrückigen Körper (Corpus dorsatum) von grauer Farbe mit braunen Flecken, welche Felder bildeten (areas efficientibus); und andere runde Flecken an der Seite. Schwanz $\frac{1}{4}$. Er nent als Synonymen Catesby's Hog-nose Snake, Carol. II. t. 56. und eine Schlange, die in der zehnten Ausgabe Coluber Constrictor hieß, deren Kentniß er Kalm verdankte (der aber bei B. Contortrix nicht genant ist) und welcher er nur 130 Bauchschilder gab, und von ihr erzählt, sie wickele sich den Menschen um die Füße, sey aber unschädlich, und ihr Rüssel an der Spitze aufgeworfen (simus) und dreieckig. Die von Catesby abgebildete Schlange soll nach dessen Beschreibung selten länger als die Abbildung werden, welche etwa 13$\frac{1}{2}$ Zoll lang ist, hat einen kurzen, gegen den Kopf zu sehr dicken Leib, die Kiefern sind, wie an den Vipern, sehr dick; ihr Rüssel aufgeworfen, wie bei einem Schweine, und ihr Gesicht hat ein häßliches Ansehn. Catesby hielt sie für giftig, bis er in ihrem Maule vergebens nach Giftzähnen suchte und nur kleine Zähne fand, welches jedoch, wie er meint, von der Jugend des Exemplars herrühren konnte. Sie war braun, mit vielen großen schwarzen Flecken, und hatte am Hinterleibe zwischen den Flecken gelbe Querstreifen. Der Bauch war schmuzig weiß, mit kleinen schwarzen Flecken; auch sagt er, daß sie sehr langsam und träge sey. Wegen desjenigen, was Linné von den Giftbeuteln, Catesby vom Verdachte des Giftes sagt, stellte Latreille diese Schlange unter seine Gattung Scytale, die sich von der Boa nur durch Giftzähne unterscheidet. Er bemerkt zugleich, daß bei einem Exemplar in Bosc's Samlung die Schnauze mit kleinen Schildern bedeckt sey, welche ich auch in Catesby's Abbil-

dung vermuthe. Auch erzählt er, Bosc habe ihm eine Schlange mitgetheilt, die derselbe an den Ufern von Gewässern in Carolina angetroffen, und bei der ersten Untersuchung für gleichartig mit der Boa Contortrix gehalten habe; sie unterscheide sich aber von derselben merklich, und dies ist auch nach der hinzugefügten Beschreibung der Fall, wonach sie Giftzähne, eine Kopfbedeckung von neun Schildern, also wie die Nattern, einen ⅕ der ganzen Länge haltenden Schwanz und eine andere Zeichnung hat. Daudin bildete aus dieser letzten Schlange eine neue Gattung, die er Cenchris, so wie diese einzige Art Cenchris Mokeson nannte; wobei ich nur bemerke, daß er ihr zwar auch neun Schilder auf dem Kopfe zuschreibe, die Abbildung aber nur sieben zeige, indem die Hinterhauptsschilder fehlen. Er hält diesen Cenchris Mokeson für Catesby's Hog-nose Snake, dagegen Linné's Boa Contortrix für seinen Coluber Heterodon, eine Schlange, die Latreille nach Beauvois zu einer eigenen Gattung, Heterodon, erhoben, und Heterodon platirhinos genant hatte. Diese Schlange hat in der fast unkentlichen Abbildung doch viele Ähnlichkeit mit Catesby's Hog-nose Snake, und unterscheidet sich nach der Beschreibung von den Nattern blos durch einen plattgedrückten, dreieckigen Kopf, und zwei längere Zähne vorn in der äußern obern Kinnlade. Sie hat 125 ganze Schilder unter dem Bauche, und mehr wie 40 Paar Halbschilder unter dem Schwanze. Cuvier endlich lehrt uns: „Daß die Scytale à groin *Latreille* (Boa Contortrix *L.*) *Catesb.* II. t. 56, oder der Cenchris Mokeson *Daud.* eine Natter (Coluber), und nach seiner Untersuchung nicht giftig sey." — Es ist in der That fast unmöglich, diese verschiedenen Widersprüche zu heben; vielleicht lassen sie sich zum Theil auf folgende Weise lösen. Linné sahe die nach Garden aufgestellte Boa Contortrix selbst, würde sie also nicht unter die Gattung Boa aufgenommen haben, wenn sie unter dem Schwanze getheilte Schilder gehabt hätte. Sie kann also kein Coluber nach Linnés Gattungskennzeichen seyn. Ob der Coluber Constrictor der zehnten Ausgabe (in der zwölften heißt die schwarze Natter so, welche von diesem ganz verschieden ist) Linné aus eigner Ansicht oder nur durch eine von Kalm mitgetheilte Nachricht bekant gewesen sey, ist zweifelhaft, das letztere aber wahrscheinlicher, er wahrscheinlich auch, wie schon die Schilderzahl vermuthen läßt, von Boa Contortrix verschieden, mit welcher ihn Linné nur wegen der Ähnlichkeit der Farben für einerlei hielt; ja er ist wahrscheinlich ein Coluber. Von der Abbildung der Hog-nose Snake des Catesby läßt sich schwerlich sagen, daß ihre Flecken Felder (areas) bildeten, bei weitem eher von dem Cenchris Daudins. Dieser ist also vielleicht Linné's Boa Contortrix, und, wenn er Giftzähne, wie es wahrscheinlich ist, hat, als Gattung von den Schlingern zu trennen; dagegen Linné's Coluber Constrictor der zehnten Ausgabe, vielleicht auch Catesby's Hog-nose Snake Latreille's Heterodon ein Coluber.

Boa coronata s. Coluber nigriceps. B. divinatrix s. B. Constrictor. B. elegans s. B. hortulana.

Boa Enydris *Lin.* Linné'scher Schlinger, Wasserschlinger, Wasserschlange, Wasserschilderschlange. Linné sagt von diesem Schlinger, welchen er in Degeer's Samlung antraf, nichts weiter, als daß er 270 Schilder unter dem Bauche, 105 unter dem Schwanze habe, graulich braun-bunt (variegatus colore griseo) sey, und in der untern Kinnlade lange Zähne habe. Bonneterre vergleicht ihn mit einer von Knorr (Delic. nat. pag. 133.) abgebildeten Schlange, die er tab. 8 hat nachstechen lassen. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß Linné den stumpfköpfigen Schlinger (Boa Merremii) vor sich gehabt habe.

Boa exigua *Laur.* s. B. canina. B. fasciata s. Bungarus fasciatus.

Boa hieroglyphica *Schneid.* Hieroglyphischer (Python) Schlinger. *Seba* Thes. II. t. 19. f. 1. t. 27. f. 1. Er hat nur Schilder zwischen den Augen und vor denselben, und 66 getheilte Schilder unter dem Schwanze. In der obern Kinnlade haben nur die drei vordern, in der untern die hintern Spuren von Grübchen. Unter dem Bauche sind 272 schmale Schilder. Die Hauptfarbe ist bleigrau, auf dem Rücken mit allerlei weißen Zeichnungen, insbesondere läuft ein weißer Strich auf jeder Seite von den Nasenlöchern bis hinter die Augen und ein ähnlicher Strich oben über den Schwanz. Die Seiten sind mit verketteten großen Augenflecken gezeichnet. Unten ist er gelblich weiß, und auf jedem Schilde hat er zwei schwarze Flecken. Seba gibt einmal Siam, das andremal Kairo als sein Vaterland an.

Boa Hypnale *Lin.* (Boa) Schlinger. Linné's Beschreibung dieses Schlingers ist so kurz, daß sich keine bestimmte Kennzeichen angeben lassen, nur das getraue ich mir zu behaupten, daß sie von der von Linné selbst angeführten Schlange *Seba* II. t. 34. f. 2. verschieden sey, wenn anders diese Lacepede's, Schneider's und Daudin's B. Hypnale, und mithin eine junge Boa canina ist, denn die Linné'sche Hypnale hat nur 179 Schilder unter dem Bauche, dagegen 115 oder 120 (Linné gibt zu gleicher Zeit, beide Zahlen an) unter dem Schwanze. Ein Verhältniß der Zahl, wodurch sie sich von jedem andern Schlinger zu sehr unterscheidet, um nicht als von allen verschieden betrachtet werden zu müssen. Ihre hinter den Augen treppenförmig ausgehöhlten Randschilder der obern Kinnlade zeigen eine Boa an, so wie der herzförmig-eiförmige Hundskopf, auf welchem man einige Längslinien erblickt. Der Leib ist 1½ Fuß lang, wovon der Schwanz ½ hält, graubraun und gelbbunt (griseo flavescentique varium).

Boa Hortulana, früher Coluber Hortulanus *Lin.* Vipernköpfiger (Lamanda) Schlinger, Feuerschlinger, Feuerschlange. *Seba* Thes. II. t. 50. f. 1. 74. t. 84. f. 1. Dieser Schlinger hat unter allen Linnéschen Boen den längsten Schwanz, denn er enthält ¼ der Länge des ganzen Leibes; außerdem ist sein Kopf bei weitem breiter, wie der zusammengedrückte Rumpf, und unter dem Bauche mit 280 bis 290, unter dem Schwanze mit 119 bis 128 ganzen Schildern bedeckt. Die Zähne sind sehr spitz, groß, und liegen vorn in den Kinnladen; von denen die obere vorn runzlich ist. Der Kopf ist braun mit gelben Linien (måled med mörk grundfärg, derpå med gula gångur, lika som i trägård utritad); der Leib blaß mit bleifarbnen, keilförmigen, in der Mitte

blassen Flecken. So beschreibt ihn Linné, er scheint aber, wie mehre Schlinger in der Zeichnung sehr abzuändern, und das bleifarbene (lividus) ursprünglich grün zu seyn. Nach Cuvier und dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit ist Daudin's Boa elegans aus Surinam, lediglich eine solche Verschiedenheit in Farbe und Zeichnung. Sie ist braun, unten weißlich mit dichtstehenden braunen Punktrn, oben mit zwei nicht weit von einander entfernten gelben Linien, die der Länge nach viele Winkel oder Rauten bilden, die einen gelben Fleck in der Mitte haben. Schwanz ⅟. Bauchschilder 287. Schwanzschilder 120. Auch ist es mir wahrscheinlich, daß Laurenti's und Daudin's Vipera maderensis (*Seba* Thes. I. t. 54. f. 2.) Gmelin's Coluber maderensis eben diese Schlange sey.

Boa Imperator *Daud.* Kaiserlicher Schlinger. Daudin besaß ein Stück Haut dieser Schlange, welche sich in Südamerika und besonders in Mexico aufhalten soll, und stellt darnach folgendes Kennzeichen derselben auf: Sie ist schwarzbraun mit weißen, Rauten bildenden, breiten und zusammenhängenden Linien auf dem Rücken, und zwei weißen Linien in jeder Raute. Nachdem er diese Beschreibung bereits untrr die Presse gegeben hatte, wurden, wie er sagt, zwei Häute dieser Art von Humboldt und Bonpland nach Paris gesandt, die aus der Gegend von Carthagena und dem Königreiche Choco stammten. Cuvier erklärt sie mit dem königlichen Schlinger für gleichartig; Daudin dagegen behauptet, sie sey diesem viel weniger ähnlich als dem äugigen und dem Anacondo. Augenzeugen können hier nur entscheiden.

Boa Krait s. Scytale Krait.

Boa laevis *Lacep.* Lacepedischer Schlinger. Er hat 6 bis 7 Schilder auf dem Kopfe, 160 Schilder unter dem Bauche, 50 unter dem Schwanze, welcher ⅟ der ganzen Länge hält, die Hauptfarbe hat Lacepede nicht genant, sagt aber, daß er unregelmäßige, weißliche Querbänder habe. Sein Vaterland ist Neuholland.

Boa lineata s. Bungarus caeruleus.

Boa Merremii *Schneid.* Corallus obtusirostris *Daud.* Stumpfköpfiger (Boa) Schlinger. Schneider und Seetzen haben mir die Ehre erzeigt, jeder eine andere Art von Schlingern mit meinem Namen zu bezeichnen. Ich müßte undankbar seyn, wenn ich diese Ehre nicht annehmen und schätzen wollte; da aber nur einer von beiden Schlingern diesen Namen behalten kann, so sey es mir erlaubt, ihn dem von mir zuerst beschriebenen stumpfköpfigen zu lassen, um so mehr, da er ihn auch bereits bei den französischen Naturforschern führt, und den andern Boa Seetzeni zu nennen. Daudin hat aus dem stumpfköpfigen Schlinger eine eigene Gattung Corallus, gebildet, weil die beiden ersten Bauchschilder getheilt sind, etwas, das wie Cuvier richtig bemerkt, wol nicht hinreicht, eine Gattung zu bilden. Er unterscheidet sich durch einen stumpfen Schwanz, dessen Länge ⅟ des ganzen Körpers ausmacht, und einen ziemlich erhabenen kreisförmigen Hinterkopf. Der Rumpf ist nur wenig zusammengedrückt, und mit ziemlich breiten Schuppen bedeckt. Unter dem Bauche sind 284, unter dem Schwanze 109 Schilder. Die Farbe ist oben bräunlich grau, mit braunen halben Querbinden, welche sich an ihren Enden je zwei und zwei vereinigen. Die Länge des von mir beschriebenen Exemplars war 5½ Fuß. Das Vaterland ist unbekant. Sollte dieser Schlinger Linné's Boa Enydris seyn?

Boa murina und B. Scytale *Lin.* S. N. ed. 12. Anacondo (Boa) Schlinger. Mäuseschlinger, Stockschlinger, Stockschlange. In Surinam: Anacondo, in Brasilien: Sucuriu, Sucuriuba. Vielleicht die größeste aller Schlangen, welche 30 und mehre Fuß lang wird, und sich durch ihre rautenförmigen Schuppen, ihren in einen vorn verdünnten Rüssel auslaufenden Kopf, kleine fast gleichlange Zähne und dadurch unterscheidet, daß ihr Schwanz nur ⅟ ihrer ganzen Länge hält. Sie hat 250 bis 254 Schilder unter dem Bauche (wenn Schneider nur 165 angibt, so ist dieß wahrscheinlich ein Druckfehler), und 60 bis 73 unter dem Schwanze. Ihr Rumpf ist zusammengedrückt; ihre Farben oben oliven, mit einer Reihe gedoppelter schwarzer Flecken auf dem Rücken; darunter eine Reihe gleichfalls schwarzer in der Mitte weißer Flecken; unten grünlich-gelb, mit kleinrn Flecken. Sie bewohnt Guiana und Brasilien, und hält sich in und an Flüssen und andern Gewässern auf. In der zwölften Ausgabe seines Natursystems führte Linné sie zweimal auf, einmal als B. murina, das andremal als B. Scytale, unter welchem Namen in der zehnten Ausgabe Tortrix scutata, nach Gronov bestimt, eine Stelle einnahm. Dadurch daß Linné indeß in der zwölften Ausgabe das Gronovische und das auch aus Gronov entlehnte Scheuchzersche Synonym bei seiner Boa Scytale stehn ließ, gab er zu manchen Verwirrungen Veranlassung. Schneider endlich gab unter dem Namen Boa murina ein aus Linné's Beschreibung entlehntes Kennzeichen, beschrieb aber selbst unter diesem Namen die Boa Cenchria.

Boa muta *Lacep.* s. Lachesis crotalina.

Boa Ophrias *Lin.* S. N. ed. 12, nach richtigerer Schreibart

Boa Orophias *Lin.* S. N. ed. 10. Brauner Schlinger, Bergschlange. Linné fand diese Schlange in Degeer's Samlung, und alles, was er uns von ihr sagt, besteht darin: daß sie 281 Bauchschilder, 64 Schwanzschilder und das Ansehn der Boa Constrictor habe, aber braun sey.

Boa orbiculata *Schneid.* Python Bora *Daud.* Bora (Python) Schlinger, Kalekutischer Schlinger. Dieser Schlinger, der in seinem Vaterlande Kalkuta Bora genant wird, unterscheidet sich dadurch, daß die erste größere Hälfte der Schwanzschilder getheilt ist, die übrigen aber, bis auf die drei letzten, ganz sind. Er hat nämlich 265 Schilder unter dem Bauche, und unter dem Schwanze 67, von denen die 36 ersten und 3 letzten getheilt sind. Nasenlöcher-, Stirn- und Augenbraun-Schilder sind bei ihm fast wie bei den Nattern, und obgleich nach Russel das Hinterhaupt schuppig seyn soll, so zeigt die Abbildung doch Schildchen auf demselben. Der runde, in der Mitte nicht viel dickere Rumpf, und der kegelförmige Schwanz sind oben mit kleinen glatten, eiförmigen Schuppen bedeckt. Die Länge des ganzen Thieres ist 4′ 10″, wovon der Schwanz 7½″ mithin etwa ⅟ hält. Die Farbe ist braun, oben mit hell-

braunen braungelb eingefaßten Flecken, die Seiten weißlich grau bunt. Die Behauptung, daß sein Biß in 10 bis 12 Tagen tödte, aber sofort einen Hautausschlag errege, scheint falsch zu seyn, da er keine Giftzähne hat.

Boa ordinata *Schneid.* Python ordinatus *Daud.* Wolfiger (Python) Schlinger. Schneider fand von dieser Schlange eine über 12 Fuß lange, etwas, besonders an dem vorn geschildeten Kopfe beschädigte Haut in Bloch's Samlung, aber keine ihr entsprechende Abbildung bei Seba. Ihre Zähne waren alle unbeweglich und nahmen in beiden Kinnladen und dem Gaumen von vorne nach hinten in Länge ab. Sie hatte unter dem Bauche 252, unter dem Schwanze 7 Paar getheilte, dann 5 ganze, zuletzt 54 bis 56 Paare getheilter Schilder. Die Farbe war weißlich mit braunen Flecken.

Boa ornata *Daud.* s. Boa conica.

Boa phrygia *Shaw.* Verehrter Schlinger. *Seba* Thes. I. t. 62. f. 1. II. t. 102. Sie scheint sich von den übrigen durch ihren vorn zusammengedrückten, gegen die Spitze des mit Schildchen bedeckten Rüssels verdünnten Kopf, und ihren kegelförmigen spitzen Schwanz zu unterscheiden, der nur $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{11}$ der ganzen Länge beträgt. Ihre Farbe ist weißlich mit orangefarbenen Zeichnungen, die auf dem Rücken ein kettenartig-durchbrochenes Band bilden, von welchem rechtwinkelig Querbänder bis zu den Seiten des Bauches laufen. In den Zwischenräumen, welche diese bilden, liegen wagerechte Streifen. Ihr Vaterland ist wol Mozambique, woher Seba die eine empfing.

Boa porcaria s. Coluber Heterodon.

Boa reticulata *Schneid.* und

Boa rhombeata *Schneid.* sind, wenn man ihre Abbildungen bei Seba (Thes. I. t. 62. f. 2. II. t. 79. f. 1. t. 80. f. 1.) und ihre Beschreibungen bei Schneider vergleicht, einander so ähnlich, daß man keinen Augenblick Bedenken tragen kann, beide für Eine Art zu halten, welche ich daher

Boa Schneideri, Schneiderscher (Python) Schlinger nenne. Sie unterscheidet sich dadurch von den andern Pythonen, daß eins oder einige der ersten, und der größeste Theil der letzten Schwanzschilder getheilt, nur wenige dazwischen ganz, und mehre Randschilder der Kinnladen mit Grübchen versehen sind. Sie haben 322 bis 324 Bauchschilder und 88 bis 89 unter dem Schwanze. Der Kopf ist vorne rundlich abgestumpft, Rüssel und Stirn bis zu den Augen mit Schildern bedeckt, die Kinnladen gleichlang, und die vordern Zähne größer wie die übrigen. Die Farbe ist röthlich oder grau, mit einem schwarzen Striche über dem Kopfe, zwei andern hinter den Augen, und schwarzen Strichen auf dem Rücken, welche rautenförmige Zeichnungen bilden. Diese Schlange scheint in Ostindien einheimisch zu seyn.

Boa Scytale *Lin.* S. N. ed. 10. ist Tortrix scutata, dagegen B. Scytale *Lin.* S. N. ed. 12. mit B. murina einerlei.

Boa Seetzenii *Merrem.* B. Merremii *Seetzen.* Seetzenscher Schlinger. Er ist nach Seetzen (Meyer Zool. Archiv. II. S. 53.) 2 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 4″ 1‴ lang, und hat 216 Schilder unter dem Bauche, 45 unter dem Schwanze.

Boa ternatea *Daud.* Fünfreihiger (Boa) Schlinger. Dieser Schlinger, welcher 261 bis 264 Schilder unter dem Bauche, 62 bis 63 unter dem Schwanze hat, und wovon das Exemplar in der Pariser Samlung, welches aus Ternate stammen soll, 2½ Fuß, der Schwanz 4 Zoll, mithin $\frac{1}{7}$ des Ganzen lang ist, hielt Lacepede für Boa murina, Daudin hingegen für eine eigene Art, und ich vermuthe, ungeachtet der übereinstimmenden Schilderzahl und ähnlichen Zeichnung, dennoch mit Recht, des so sehr verschiedenen Vaterlands wegen. Diese Schlange ist hell meergrün; über den Körper laufen oben 5 Reihen Flecken, von denen die der mittelsten Reihe rothbraun und in der Mitte weiß, die der beiden folgenden Reihen rothgelb mit einem mondförmigen weißen Fleck am innern Rande, die beiden äußersten braunroth und ohne Augenflecken sind. Diese letztern liegen abwechselnd mit den vorhergehenden. Hinten am Kopfe befinden sich noch fünf bräunliche Flecken, von denen die beiden äußersten sich bis zu den Augen erstrecken. Nach van Ernest hielt sich dieser Schlinger auf mehrern moluckischen Inseln auf, und ernährt sich vorzüglich von Eidechsen, Schlangen und nackten Schnecken.

Boa thalassina *Laur.* s. Boa canina.

Boa Tigris *Merr.* Python tigris *Daud.* Coluber boaeformis *Shaw.* Peddapoda (Python) Schlinger. Bei den Engländern in Ostindien Rocksnake (Felsenschlange). Vollkommen bin ich mit Daudin überzeugt, daß die drei Schlangen, welche Russel unter ihrem Bengalischen Namen Pedda-Poda abbildete, unter sich und mit der von Seba (Thes. I. t. 19. f. 7.) abgebildeten Schlange nur eine Art ausmachen, und mithin a) Coluber Nepa oder Nexa, die braunrothe Natter, Gitter-Natter, b) Boa cinerea *Schneid.* der aschgraue Schlinger; c) Boa castanea *Schneid.* der hellbraune Schlinger und d) Boa albicans *Schneid.* der weiße Schlinger als bloße Abarten zu betrachten sind. Er unterscheidet sich von den andern Pythonen dadurch, daß unter seinem spitzen, $\frac{1}{8}$ der ganzen Länge haltenden Schwanze nur getheilte Schilder (62—69) sich befinden, und auch (nach Russel's und Seba's Abbildungen, nicht nach des erstern Beschreibung) den Kopf, und selbst einen Theil des Hinterhaupts unregelmäßige zahlreiche Schilder bedecken. Den in der Mitte dickern runden Rumpf bedecken oben kleine, glatte, rundliche Schuppen, unten 252—256 schmale Schilder. Am After sind Spornen und seine Öffnung ist hinten mit Schuppen eingefaßt. Die Farbe ist grau, hellbraun oder weiß, oben und an den Seiten mit braunen oder braungrauen Flecken. Diese Schlange erreicht eine Länge von 8 Fuß, und ist vielleicht nicht ausschließlich in Bengalen, sondern auch in andern Gegenden Indiens zu Hause. Sie ernährt sich, wie es scheint, vorzüglich von Geflügel, welches sie mit den Federn verschluckt, und, wenn es ihr zu groß ist, vorher demselben durch Umwinden mit dem Schwanze die Knochen zerbricht. Sie hat in diesem eine solche Kraft, daß wenn sie Jemandem damit den Arm umschlingt, der Kreislauf des Blutes gehemmt wird.

Boa turcica s. Eryx turcica. B. viperina, s. Boa conica.

(*Merrem.*)

Boabdil, Abu Abullah, letzter maurischer König von Granada, s. Ferdinand d. K.

BOADICEA, Gemalin des Prasutagus, Königes der Izener auf der Ostküste von Britannien, der, als er im J. 62 n. Chr. starb, den römischen Kaiser und seine zwei Töchter zu Erben einsetzte. Vergebens hatte er gehofft, dadurch Reich u. Familie sicher zu stellen; die übermüthigen Römer schonten beider nicht; sie mishandelten Boadicea durch Schläge und schändeten ihre Töchter. Der Römer übrige Bedrückungen hatten die Briten schon zum Aufstand geneigt gemacht, Boadicea hauchte ihnen den Geist der Rache ein. Von einem römischen Pflanzorte zum andern stürmten sie, und gegen 70,000 von den Römern und ihren Bundesgenossen wurden niedergehauen. Suetonius Paulinus, der römische Feldherr, mußte die Entscheidung von einer Schlacht abhängig machen, worin 10,000 Römer gegen ein paarmal hunderttausend Briten zu kämpfen hatten. Boadicea stand auf einem Wagen, ihre Töchter vor ihr. Schon ihr Anblick weckte die Wuth, ihre Worte entflammten sie noch mehr. Indeß siegte doch die römische Kriegskunst; Leichenhaufen der Briten bedeckten das Schlachtfeld, der Rest entfloh in die Wälder; Boadicea nahm Gift und starb. Diese Schlacht entschied die römische Oberherrschaft in Britannien (*Tacit.* Ann. 14, 31. *Agric.* 15. fg. Bei Dio Kassius heißt sie Bunduika). (*H.*)

BOADSCHA, BOJEDA, auch wol Woojeda, eine Stadt und Festung an einem Meerbusen in der Algierschen Prov. Konstantine: sie hat 3 Kastelle, die meistens verfallen sind, einen sehr verschlämmten Hafen, und 8000 Einw., die Eisengeräthe und kleine Eisenwaren verfertigen. Sie ist auf den Trümmern der alten Stadt Salda oder Saldä, in der vormaligen Mauretania caesariensis, wo Römergebiet und das des Königs Juba sich schied, gebauet. (*Hassel.*)

Boä, s. Böa.

Boagrios, s. Thronion.

BOARMIA, Beiname der Athene bei den Böotern. S. Böotien unter dem Abschnitt: Culte. (*H.*)

BOAS, bei Plin. (III. 30) Bavo h. z. T. Bua, eine Insel an der liburnischen Küste, der Stadt Tragurium vorüber, mit der sie durch eine Brücke verbunden war; daher bei Ptolemäos mit dieser Stadt gleichnamig. Sie war ungeachtet ihres milden Klimas und ihrer Fruchtbarkeit ein Verbannungsort für solche, die bei Hofe in Ungnade gefallen waren *). (*Rickless.*)

Boas, Fluß, s. Akampsis u. Phasis.

BOAS (בֹּעַז), ist 1) der Name eines wohlhabenden Bethlehemiten und nahen Verwandten der Ruth, welche er heirathete (Ruth 2, 1. 4, 13.); von ihm stammte David ab, weßhalb er auch in Jesus Genealogie (Matth. 1, 5) ausdrücklich mit erwähnt wird. 2) Ist Boas Name einer Säule am Eingange einer Halle im Salomonischen Tempel (1 Kön. 7, 15 ff.) s. den Art. Tempel. (*A. G. Hoffmann.*)

BOATE (Gerhard), holländ. Arzt aus dem 17ten Jahrh., der sich in Irland niederließ, Verfasser von: Ireland's natural history being a true and ample description of its situation, greatness, shape, and nature of its hills, woods etc. Lond. 1652. 8. Dies erste Werk über diesen Gegenstand ist noch jetzt eins der vollständigsten. — N. A. Dublin 1726 u. 1753 beträchtlich vermehrt; nur der erste Theil ist von Boate, der 2te handelt von den Seltenheiten, der 3te von den Alterthümern Irlands. — Franz. Übers. von Briot, Par. 1666. 2 Thl. 12. (*H.*)

BOAVISTA, BONAVISTA (354° 40′ L. 16° 3′ nördl. B.), die erste der capverdischen Inseln in Afrika, welche die Portugisen entdeckten, und nach den weißen Bergen benant, die von fern ein gutes Ansehn haben. Sie ist 15 Seemeilen lang und 8 Seemeilen breit, reich an Salz, Baumwolle, Indigo, Ziegen, Eseln, Fischen und Schildkröten, und hat einen guten Hafen, wo die Schiffe auf 15 — 17 Klaftern ankern können; sonst sind aber in der Gegend viele gefährliche Sandbänke. (*Stein.*)

BOBADILLA, BOVADILLA (Don Francisco de), Komthur des Ordens von Calatrava, durch seine Ungerechtigkeit gegen den Entdecker von Amerika unrühmlich bekant. Die spanischen Könige Ferdinand und Isabelle ernannten ihn 1500 zum Generalgouverneur von Indien, und sandten ihn nach Hispaniola (St. Domingo), mit dem Auftrage, die Anklagen gegen den Colombus, welche Bosheit und Haß erfunden hatten, zu untersuchen, ihn, wenn er schuldig wäre, abzusetzen, und an seiner Stelle die Regirung der Kolonie zu übernehmen. Bobadilla, seiner bisherigen Niedrigkeit vergessend, entledigte sich dieses Befehls mit seltner Grausamkeit, nahm sogleich nach seiner Ankunft auf Hispaniola des Colombus Wohnung in Besitz, bemächtigte sich seines Vermögens, behandelte ihn als einen Verbrecher, und sandte ihn gefesselt nach Spanien, mit den Acten der Untersuchung, die auf boshaften Angaben schlechter Menschen, und auf offenbaren Verdrehungen beruhten. Um sich einen Anhang zu machen, begünstigte der nunmehrige General-Gouverneur Bobadilla die Zügellosigkeiten der Kolonisten, verwarf des Colombus weise Anordnungen, und beförderte die gänzliche Unterdrückung der Eingebornen. Bald fielen die verderblichen Folgen davon in die Augen, und Bobadilla erhielt Befehl, seine Würde dem Ovando, einem Ritter des Kriegsordens von Alcantara, der deshalb mit einer Flotte ankam, abzutreten, und nach Spanien zurückzukehren. Man schien sich doch am spanischen Hofe zu schämen, daß der Entdecker Amerika's der erste war, der in Ketten und Banden die Fahrt aus der neuen Welt nach Europa machte; aber eine Genugthuung wegen Verletzung seiner Rechte erhielt er nicht, und Bobadilla entging der verdienten gerichtlichen Bestrafung dadurch, daß er bei der Rückkehr nach Spanien, unfern Hispaniola, am 29. Junius 1502 Schiffbruch litt, und mit allen seinen unrechtmäßig erworbenen Schätzen im Meere begraben wurde. Von achtzehn mit Gold beladenen Schiffen, die ihn begleiteten, entkamen nur zwei od. drei; auf einem dieser letztern hatte Colombus sein sämmtliches, aus dem Verfalle seines Glücks gerettetes Vermögen am Bord *). — Nicolas Bobadilla, aus

*) *Amm. Marc.* XXII, 3; XXVIII, 1.

*) Vgl. außer den Biographen über des Colombus Leben,

dem Städtchen Bobadilla im Königreiche Leon in Spanien gebürtig, war einer der ersten und thätigsten Jünger des Ignaz de Lojola, Stifter des Jesuiterordens, zu dessen Verbreitung er Italien, Teutschland und andre Länder wiederholt bereiste, bis er am 23. Sept. 1590 zu Loretto, fast 80 Jahre alt, starb. Sein stürmender Eifer und seine ungestüme Heftigkeit in Verbreitung des katholischen Glaubens, und besonders des Jesuitismus, verleitete ihn oft zu sehr tadelnswerthen Schritten, und seine Schriften (Speculum christianae conscientiae; Allegoriae et moralitates in totam Bibliam etc.) sind vergessen. Die Biographen des heil. Ignaz, und Alegambe in der Bibliotheca scriptor. soc. Jesu erzählen viel von ihm. — Ein spanischer Maler dieses Namens machte sich im 17ten Jahrhundert rühmlich bekant. (*Baur.*)

Bobak, Bobuk, f. Arctomys.

BOBALI. Diesen Namen führten mehre Dalmatiner, die als Schriftsteller in italischer und lateinischer Sprache auftraten. 1) Sabinus B., aus einer adeligen Familie zu Ragusa, starb 1585. Nach seinem Tode erschienen im J. 1589 seine italischen Gedichte bei Aldus in Venedig unter dem Titel: Rime amorose, e pastorali e satire. — 2) Franz Cuco B., ebenfalls Ragusaner, aber von bürgerlicher Herkunft, war ein lateinischer Dichter zu Ende des 16ten Jahrh. Seine Oden sammelte P. Georgi. — 3) Matthäus B., gleichfalls im 16ten Jahrh. wird von Martin Rosa unter den bessern lateinischen Dichtern des 16ten Jahrh. angeführt; nach dem Zeugnisse des Maurus Orbini übersetzte er alle Werke des heiligen Basilius Magnus ins Lateinische, welche Übersetzung aber nicht gedruckt wurde. (*Rumy.*)

BOBANAZA, ein beträchtlicher schiffbarer Fluß, der die Prov. Quixos und Macas des Landes Quito in Südamerika bewässert, und nach einem sehr gekrümmten Laufe in die Partusa, einem Zuflusse des Marañon, strömt (Alcedo). (*Hassel.*)

BOBARTIA nannte Linné eine Cyperoide aus Ostindien, deren Beschreibung (Amoen. acad. I. p.388.) u. noch mehr das Citat von Scheuchzer, und von Plukmet (t. 300. f. 7.) keinen Zweifel übrig lassen, daß Cyperus arenarius Retz. gemeint ist. Nun aber ziehn Willdenow (spec. pl. 1. p. 242.) und Vahl (enum. 1. p. 156.) Linné's Bobartia zur Moraea spathacea *Thunb.*, auf welche doch weder das Vaterland, noch Linné's Beschreibung paßt. Linné nannte die Pflanze nach Jak. Bobart, dem Herausgeber von Morisons Histor. plant., demselben, dessen Beobachtung über das Fehlschlagen der Samen der Lychnis sylvestris Blair in bot. essays p. 243. anführt *). (*Sprengel.*)

Bobas, f. Pocken, amboinische.

BOBBIN, Kirchdorf, auf Jasmund, Halbinsel von Rügen, ¼ Meile von Sagard. — Schon Zöllner in seiner Reise nach Rügen im J. 1795 (S. 233.) erwähnt rühmlichst des hiesigen Predigers Frank Samlung der rügenschen Versteinerungen, der Urnen und Streitäxte u. s. w. aus der Vorzeit, der Mineralien besonders aus Schweden. Seit jener Zeit hat nun Hr. Frank sein Kabinet ansehnlich vermehrt, namentlich auch mit chinesischen Muscheln u. dgl., die ihm sein Sohn, ein Seemann, aus jenen entfernten Gegenden mitgebracht hat. (*v. d. Lancken.*)

BOBBIO, Stadt im sardinischen Antheil von Mailand im Bezirk Bobbio, dessen Hauptort sie ist, von hohen Bergen umgeben, in sandiger Gegend am Zusammenfluß der Trebbia und des Bobbio, hat 3600 Einw., viele Klöster, worunter das 1612 hier gestiftete prächtige, vormalige Benediktinerkloster des h. Columbans ist, das die Ambrosius Bibliothek in Mailand enthielt. Die Gegend bringt gute Weine und Mandeln hervor. 1743 wurde Stadt und Gebiet von Östreich an Sardinien abgetreten. (*Röder.*)

BOBER, Fluß in Schlesien, der auf dem Riesengebirge bei Schatzlar an der böhmischen Gränze entspringt, und nachdem er den Zacken und die Queiß aufgenommen, nach einem Laufe von 27 M. bei Crossen in die Oder fällt. Von diesem Flusse erhielt der aus Bunzlau an der Bober gebürtige Dichter Opitz den adeligen Namen von Boberfeld und den Dichter-Namen Boberschwan. (*H.*)

BOBERKA, Bobrka, Bubrka, Städtchen im Brzezaner Kr. Galiziens, kgl. Domaine, mit katholischer und griechischer Pfarrkirche. (*Schultes.*)

BOBERSBERG, Stadt im preußischen Regirungsbezirk Frankfurt, Kreis Crossen, an einem Berg hinauf, an dem die Bober vorbeifließt, mit 1 Pfarrkirche, 188 Häus. und 1050 Einw., die grobe Tücher u. gute Töpferwaren verfertigen. (*Stein.*)

BOBIJA mala i welika (die kleine und große Bobija), zwei Berge in der Ratyewina, einem Bezirk von Zwornik in Bosnien. (*Rumy.*)

BOBILEE, eine Stadt und Zemindarie in der Provinz der nördlichen Cirkars auf Decan und zur Präsidentschaft Madras gehörig. Sie liegt unter 18° 25′ n. Br. und 101° 5′ L. im Gatsgebirge, ist stark bevölkert und besitzt 1 Fort, das für Hindus uneinnehmbar ist. Ihr Zemindar war sonst einer der angesehensten Polygarenfürsten, der aber jetzt zu einem bloßen Landedelmann herabgesunken ist; unter seinen Unterthanen befinden sich viele Dorias, ein höchst roher aber harmloser Hindustamm (nach *Hamilton* descr. of Hindoostan und East India Gaz). (*Hassel.*)

BOBINGEN, Pfarrd. an der Sinkel, im Landgerichte Schwabmünchen des baier. O.-Donaukr., mit 249 Häus., 3 Schlössern, 1 Armen-, 3 Brau- u. 8 Wirthshäus., 1 Salpetersiederei, 1 Ziegelhütte, 1 Schneide- u. 3 Mahlmühlen. Westlich von hier sind viele röm. Grabhügel u. die Spuren eines röm. Kastells anzutreffen. Von diesem Orte geschieht schon Meldung in Urkunden von den J. 1132, 1197 und vom 13ten Jahrh. (*Eisenmann.*)

Bobisatio, Bocedisatio, f. Solmisation.

---

besonders *Herrera* historia de las Indias Occid. Decad. I. lib. IV. c. 8. sq. *Oviedo* Hist. lib. III. cap. 6. sq. Robertsons Gesch. v. Amerika, teutsche Übers. 1. B. 177. fg.

*) Dieser Jak. Bobart war der Sohn von Robert Bobart (gest. 1679 im 81. J. f. A.) und der Nachfolger seines Vaters als Aufseher des botanischen Gartens zu Oxford, dessen Katalog jener 1648 drucken ließ. (*H.*)

BOBOBA, BOBOWA, Marktfl. im Sandeczer Kr. Galiziens, unfern der Biala, ist einerlei mit **Bobroba**, das in mehren geogr. Wörterbüchern als verschieden davon aufgeführt wird. (*Schultes.*)

BOBOCZ, slowak. Pfarrdorf in N. Ungern diesseit der Donau, Trentschiner Gespansch., Bezirk jenseit des Gebirges, zur Herrsch. Bán gehörig, mit Gerichtsbarkeit, Localpfarre, herrschaftl. Meierei, Papiermühle. (*Rumy.*)

BOBRO, großes slowak. Pfarrdorf in N. Ungern, diesseit der Donau, Arver Gespansch., Nameßtoer Bezirk, zur königl. Herrsch. Arva gehörig, mit 1136 kathol., 5 evang. und 20 jüdischen Einw., die sich vom Feldbau und Leinwandhandel nähren. Hier wurde der in der ungrischen Kirchengeschichte bekannte Neutraer Bischof Joh. Gusztinyi geboren. (*Rumy.*)

BOBRÓCZ, slav. **Bobrowecz**, zwei slowak. Ortschaften in N. Ungern diesseit der Donau, Liptauer Gespansch. im nördlichen Bezirk. 1) Nagy Bobrócz, slaw. Welky Bobrowecz, ein dem Grafen Illyésházy gehöriger Marktflecken, an der Arvaer Gränze, mit einer eignen kathol. Pfarre und Schule, und (nach dem bischöfl. Zipser Schematismus) 1696 kathol. und 13 evangelischen Einw. Die Einwohner sprechen eine eigene slowakische Mundart, in welcher die harten Vocale o und u vorherrschend sind, z. B. sie sagen: **Tam som bou** anstatt: **tam sem bil** (da war ich). 2) Kis Bobrócz, slaw. Maly Bobrócz, ein zur Kameral-Herrschaft Likawa gehöriges Dorf unter dem karpatischen Gebirge, mit 167 kathol. u. 170 evang. Einw., die sich vom Feldbau, Leinweben u. Branntweinbrennen nähren. (*Rumy.*)

BOBROW. Am rechten Ufer des Bitjug (Nebenfluß des Don), Kreisstadt im Gouvernement Woronesh, unter 51° 5′ 48″ Br. und 58° L. mit 500 Einw. u. einer Kreisschule. (*J. C. Petri.*)

BOBRUISK oder **BABRISK,** Kreisstadt in dem Gouvernement Minsk in Rußland an der Bobruiza, mit 310 Wohnh., einer griechischen Kirche und 2100 Einw., die sich von städtischen Gewerben, Handwerken u. etwas Ackerbau nähren. (*J. C. Petri.*)

Boca in der Ichthyol., s. Sparus.

BOCA — so heißen verschiedne Flußmündungen oder Meereseinschnitte in Amerika und Asia, darunter hier nur die merkwürdigsten: 1) Boca de Alcatraces an der Nordküste von Cuba zwischen schmalen Eilanden unter 23° nördl. Br. und 298° 4′ L. 2) Boca de Canavera auf der Nordwestküste Amerikas, vor der Insel Quadra Vancouver unter 49° nördl. B. und 252° 42′ L. 3) Boca de Carangera in Hinterindien, wo der Fluß Maykaung das Meer erreicht. 4) Boca Chica bei Carthagena in Südamerika, worin die Briten 1741 die Landung unternahmen, die ihnen Carthagena überlieferte; 5) Boca de Chiriqui, der Mündung des Chiriqui-Lagoon, in Neugranada unter 8° 56′ n. Br. u. 295° 49′ L. 6) Boca del Drago: so heißt die Straße zwischen Trinidad und dem Westlande von Südamerika, und auch der westliche Eingang in die Admirantenbai unter 9° 8′ n. Br. u. 295° 14′ L. 7) Boca Escondida, eine Bai an der Halbinsel Yucatan. 8) Boca Grand, eine Bai in Mexico an der Südostküste von Costa Rica, worin sich der Zucar mündet. 9) Boca del Pan, die Mündung eines Flusses in der Peruschen Prov. Tumbez, in der Bai v. Tumbez, und 10) Boca del Toro, ein Fluß, der in die Admirantenbai geht. (*Hassel.*)

BOCALORO, Insel vor der Admirantenbai an der Küste der Prov. Veragua der Landschaft Guatimala unter 9° 12′ n. Br. und 295° 18′ L., sie hat 6 Meilen im Umfange, ist aber nicht bewohnt. (*Hassel.*)

BOCARDO, ist in der Logik die Bezeichnung des letzten Falls in der dritten Schlußfigur, welche von der gesetzmäßigen Stellung der Prämissen (s. Barocco) dadurch abweicht, daß der Untersatz umgekehrt wird, wie folgt:

M — P
M — S
S — P

Der Anfangslaut dieses Namens deutet an, daß sich ein Schluß dieser Art in die Schlußform Barbara der ersten Figur (s. Barbara) verwandeln lasse; die Selbstlaute o, a, o, bedeuten, daß der Ober- und Schlußsatz eines solchen Schlusses besonders verneinend, und nur der Untersatz allgemein bejahend sey; das c der ersten Sylbe endlich zeigt an, daß man bei der Verwandlung in die Schlußform Barbara statt des Obersatzes das Gegentheil (contradictorie oppositum) des Schlußsatzes, sowie statt des Schlußsatzes das Gegentheil des Obersatzes nehmen solle, um dadurch dessen Richtigkeit zu prüfen. Es sey z. B. folgender Schluß in Bocardo gegeben:

Einige Menschen sind nicht tugendhaft; = o
Alle Menschen sind sterblich; = a
Also sind einige Sterbliche nicht tugendhaft. = o

so würde er, in die Schlußform Barbara umgewandelt, also lauten:

Alle Sterbliche sind tugendhaft; = a
Alle Menschen sind sterblich; = a
Also sind alle Menschen tugendhaft. = a

Da nun der neugewonnene Schlußsatz dem gegebenen Obersatze des Schlusses in Bocardo widerstreitet; so muß eine der Prämissen des Schlusses in Barbara, weil in der Form selbst nicht gefehlt ist, dem Inhalte nach falsch seyn. Der Untersatz ist unverändert beibehalten, folglich ist der Obersatz, daß alle Sterbliche tugendhaft seyen, falsch; mithin sein contradictorie oppositum, daß einige Sterbliche nicht tugendhaft seyen, wahr, und der Schluß in Bocardo richtig. (*Grotefend.*)

BOCAS, Rio de dos, ein beträchtlicher Strom in Brasilien. Er entspringt im Lande der Bacares und Cariputangas, und theilt sich vor seiner Mündung in zwei Arme, die eine entgegengesetzte Richtung nehmen, und wovon der eine dem Tajipuru, der andere dem Marañon zufallen; beide aber das große Eiland Joannes in der Mündung des Marañon umschließen. (*Hassel.*)

BOCASSIN heißen die baumwollenen gedruckten und geglänzten Tücher aus Armenien und Persien, besonders aus Tocat (wo die Vollkommenheit der Farben mit der Güte des Tuches übereinkomt), welche man zu Kaftans und zu Überzügen von Pelzen braucht, und deren Handel ehemals nach der Krimm und in den Kaukasus so bedeutend war *). Man zieht allenthalben die dunklen Farben dieses Tuches vor, welches nachzumachen vor der

*) Peyssonel über den Handel des schwarzen Meeres, mit Anmerk. von Kuhn. S. 117. 130. 246.

Einnahme der Krimm durch die Russen allein in Kaffa 25 Färbereien beschäftigt waren. (*Rommel.*)

BOCAULTS Bai, eine weite Bai in Magalhaens Straße an der Küste von Patagonien, wo 1767 Bougainville Anker warf. (*Hassel.*)

BOCAYRENT (16° 2′ L. 38° 54′ B.), Villa in der span. Provinz Valencia, Govierno de S. Felipe, mit 5850 Einw., die sich von Woll- und Leinenzeugweberei, Espartoflechterei, Papier-Fabrikation, Seifensiederei, Brantweinbrennerei nähren. (*Stein.*)

Bocca Tigris, s. Pekiang.

BOCCACCIO (Giovanni). Dieser merkwürdige Schriftsteller, der Vater der schönen Prosa in der italischen Literatur, geboren im Jahre 1313, war der Sohn eines Kaufmanns zu Florenz, wo damals mehr, als in irgend einer andern Stadt Italiens, die neu erwachte Liebe zum Schönen, Künstler und Dichter hervorrief; ob er, nach einer lateinischen Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hat, in dem florentinischen Flecken Cartaldo, wo seine Vorfahren ansässig waren, oder zu Florenz, oder, nach Andern, zu Paris geboren ist, kann uns nicht so sehr interessiren, als die Nachricht, daß seine Mutter eine Pariserin gewesen sey, und daß sein Vater sich einige Zeit in Paris aufgehalten habe; denn durch diese Verhältnisse scheint der aufstrebende Geist des talentvollen Mannes schon in seiner Kindheit auf die alte romantische Literatur der Franzosen, aus der er den Stoff zu den meisten seiner berühmten Novellen geschöpft hat, hingewiesen zu seyn. Durch eben diese Verhältnisse wurde Boccaz (denn so heißt er gewöhnlich im Teutschen, wie im französischen Boccace) zuerst zum Kaufmannsstande bestimt. Aber seine Neigung zu ästhetischen und wissenschaftlichen Studien vertrug sich nicht mit den Handelsgeschäften. Auch das canonische Recht, dem er sich nun auf Verlangen seines Vaters widmete, konnte ihn nicht lange fesseln. Mit desto größerm Eifer gab er sich den philologischen Studien hin. Es war gerade die Zeit, da die alte griechische und römische Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing. Boccaz lernte griechisch, und soll sich durch Abschreiben griechischer Autoren einen Theil seines Unterhalts verdient haben. Diese Studien veranlaßten mehre lateinische Schriften, durch die er die Mythologie, Geographie und Geschichte des classischen Alterthums bekannter zu machen suchte. Gleiche Liebe zum Schönen und zur alten Literatur brachte ihn in genauere Verbindung mit Petrarch. Die beiden unvergeßlichen Männer wurden Freunde, und blieben es. Eine Laura, der Geliebten Petrarch's ähnlich, scheint Boccaz gesucht, aber nicht gefunden zu haben. Wer die schöne Fiammetta gewesen, von der er in seinem Romane dieses Namens mit so vieler Zärtlichkeit spricht, ist zweifelhaft. Überhaupt war seine Zärtlichkeit nicht so wol idealisirend, im platonischen Sinne, als eine durch sanfte Gefühle des Herzens verschönerte Sinnlichkeit. Verheirathet ist er nicht gewesen; seine Biographen erwähnen aber einer natürlichen Tochter, die ihm in ihrer Jugend gestorben seyn soll. Wie romantisch indessen seine ganze Denk- und Sinnesart, ungeachtet seines Studiums der alten griechischen und römischen Literatur, geblieben war, beweisen seine italischen Schriften. Er fühlte bald, daß er in seiner Muttersprache mehr leisten konnte, als in der lateinischen, und daß nur in jener seine Phantasie einen natürlichen Spielraum fand. Mehre Gedichte, die nur noch den Literatoren bekant sind, schrieb er in italischen Versen. Nach der gewöhnlichen Meinung ist er der Erfinder der schönen metrischen Form, die wir Octaven, die Italiäner ottava rima, nennen. Wenigstens lassen sich keine älteren Gedichte in dieser Form, als die von Boccaz, nachweisen. Seine Romane scheinen unter seinen Zeitgenossen ein größeres Publikum gefunden zu haben. Aber alle seine übrigen Schriften wurden verdunkelt durch die Samlung von Novellen, unter dem Titel: Decameron. Als Schriftsteller und Dichter immer bekannter, und bald berühmt, erhielt Boccaz auch Beweise öffentlicher Auszeichnung. Die florentinische Regirung trug ihm im Jahre 1351 auf, seinem Freunde Petrarch die Urkunde zu überbringen, durch welche dieser in seine Vaterstadt zurückberufen und in den Besitz seines väterlichen Vermögens wieder eingesetzt wurde. Auch in Statsangelegenheiten wurden ihm mehre Mal Gesandtschaftsgeschäfte übertragen. Zur Verbesserung seiner Vermögensumstände scheint er von diesen Verbindungen wenig Vortheil gezogen zu haben, wenn er auch nicht, nach einigen Nachrichten, gewöhnlich in Dürftigkeit lebte. Zwei Jahre vor seinem Tode erhielt er von seiner Regirung noch einen Jahrgehalt, um öffentliche Vorlesungen über die Divina commedia des Dante zu halten. Er starb zu Cartaldo im Jahr 1375.

Die lateinischen Schriften des Boccaz sind für ihr Zeitalter nicht ohne Werth. Sie haben mitgewirkt, das Studium der alten Literatur zu befördern und mancherlei Kentnisse, die vormals selten waren, wieder in Umlauf zu bringen. Dahin gehören seine Genealogia deorum in funfzehn Büchern; de casibus virorum ac feminarum illustrium in neun Büchern; ein Werk de claris mulieribus, und das geographische de montium, sylvarum etc. nominibus. Aber von dem dichterischen Geiste des Verfassers zeigt sich in diesen trocknern Werken des Fleißes eben so wenig eine Spur, als von seinem Talente, gute Prosa zu schreiben. In lateinischen Versen hat er die Eklogen Virgil's nachgeahmt; einer der ersten Versuche dieser Art in der neuern Literatur, und deswegen bemerkenswerth.

Die italischen Werke dieses Schriftstellers lassen sich nach vier Abtheilungen ordnen. In die erste gehören die in Versen geschriebenen oder Gedichte in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts; in die zweite einige Romane; in die dritte das Decameron; in die vierte sein Leben des Dante, sein Kommentar über einen Theil der divina commedia dieses Dichters, und einige Briefe.

Auf die Verskunst in italischer Sprache hat Boccaz sichtbaren Fleiß gewandt; aber nur selten hat sich seine Phantasie mit der Leichtigkeit und Eleganz, nach der er strebte, in den metrischen Formen bewegt. Seine Theseide (Teseide) ein erzählendes oder episches Gedicht in Octaven ist merkwürdig als das erste in seiner Art, aber ein seltsames Gemisch von antiken u. romantischen Dichtungen, ungefähr in demselben Geiste, wie Sagen aus dem griechischen Alterthum auch von Dichtern des Mit-

telalters romatisch umgeformt wurden; und in einem so ungelenkigen Style, daß es selbst von den Zeitgenossen des Dichters verworfen wurde. Im 16ten Jahrh. wurde es aufgefrischt von einem gewissen Granucci, der es in Prosa auflöste, aber auch wenig Glück mit seiner Arbeit gemacht hat. Mehr praktischen Werth hat der Philostratus (Filostrato), ebenfalls in Octaven. Der Held des Gedichts ist der trojanische Prinz Troilus, der sich in die schöne Griseide (Chryseis), die Tochter des griechischen Priesters Kalchas, verliebt hat, und Philostratus betitelt wird, weil er nach der etymologischen Bedeutung dieses Namens einen Streiter im Dienste der Liebe oder einen von den Leiden und Freuden der Liebe besiegten Menschen vorstellen soll. Mehre Stellen dieses Gedichts gehören zu dem Gelungensten, was Boccaz in Versen geschrieben hat. Noch ein Gedicht dieser Reihe ist das Fiesolanische Nymphenspiel (Ninfale Fiesolano); in der Erfindung gemein bis zum Unanständigen, aber hier und da doch auch nicht ohne romantische Anmuth. Ein anderes, die Liebeserscheinung (l'amorosa visione), gewissermaßen didaktisch im romantischen Geiste, und fast Bazarartig, wird von einigen Literatoren einem andern Verfasser zugeschrieben. Romantische Liebe ist in allen diesen Gedichten der vorherrschende Stoff. Gleichwol ist es nur der Name des Boccaz, was sie noch in Andenken erhält. Großen Beifall haben sie nie gefunden. Günstiger hat das italische Publikum den Admet oder die Comödie von den florentinischen Nymphen (l'Ameto, commedia delle ninfe Fiorentine) aufgenommen, ein Schäfergedicht, in welchem Verse und Prosa abwechseln, voll Anspielungen, die ohne Kommentar nicht mehr zu verstehen sind, aber auch voll ländlicher Natürlichkeit, und das erste Gedicht dieser Art in der neuern Literatur. Zu diesen metrischen Werken des Boccaz komt noch eine Reihe von Sonetten und Canzonen. Aus Achtung für den Dichter, dem die italische Literatur in andrer Beziehung so vieles verdankt, sind im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert neue Ausgaben der meisten dieser metrischen Werke des Boccaz besorgt worden, obgleich die Sage geht, daß der Dichter selbst alles, was er in Versen geschrieben, ins Feuer geworfen habe, nachdem er die Gedichte des Petrarch gelesen. Der Filostrato ist wieder gedruckt zu Paris, 1789. in 8.; das Ninfale Fiesolano ebendaselbst 1778. in 12.; die Sonetten und Canzonen unter dem Titel: Rime di Messer Giovanni Boccaccio zu Livorno, 1802. in 8.; und selbst die Theseide, deren erste Ausgabe, Ferrara, 1475. in Folio, das erste in italischer Sprache gedruckte Gedicht seyn soll, und die dennoch in Vergessenheit gerieth, ist nach der Handschrift wieder erschienen in einer durch den Grafen Camposangiero besorgten eleganten Ausgabe zu Mailand, 1819, in 8.

Die eigentlichen Romane des Boccaz sind wol zu unterscheiden von den Novellen im Decameron. Sie verhalten sich zu diesem ungefähr, wie in der alten französischen Literatur die größern Rittergedichte zu den kleinen Fabliaux oder Erzählungen in Versen, nur mit dem Unterschiede, daß Boccaz in diesen Werken auf die metrische Form Verzicht that, um desto anmuthiger in einer gebildeten Prosa zu erzählen, die in den neuern Sprachen noch kein Vorbild hatte. An ritterlichen Heldenthaten war ihm bei der Erfindung seiner Romane wenig gelegen, desto mehr an abenteuerlichen Liebesbegebenheiten. In dem Philocopus (il Filocopo), dem ersten dieser Romane (in der venetianischen Ausgabe von 1530 heißt er Filocolo), ist die romantische Erfindung seltsam mit griechischer Mythologie vermischt, die hier vielleicht nur eine allegorische Bedeutung haben soll. Der zweite, die liebende Fiammetta (l'amorosa Fiammetta) ist natürlicher und anziehender in der Erfindung und Ausführung. Die Art, wie Boccaz von der schönen Fiammetta spricht, läßt wol nicht bezweifeln, daß er seine eigne Geliebte, die eine natürliche Tochter des Königs Robert v. Neapel gewesen seyn soll, unter dieser Verkleidung verherrlichen wollte. Von weit geringerm Werthe ist das Labyrinth der Liebe (Labirinto d'amore), auch il Cortaccio genant, eine allegorische Vision in Prosa, voll derber Anklagen des weiblichen Geschlechts, zum Theil, wie es scheint, nach Juvenal's bekannter Satyre gegen die Weiber, und in einem Tone, der sehr disharmonisch mit dem übrigen zusammenklingt, was Boccaz von schönen Frauen berichtet. Beisammen findet man diese drei Romane nebst den übrigen prosaischen Schriften des Boccaz, das Decameron abgerechnet, in der Prosa di Boccaccio, Neapel (eigentlich Florenz), 1723, in 6 Octavbänden.

Sowol durch diese Romane, als durch das Leben des Dante, und durch den Kommentar über die ersten sechzehn Gesänge der Hölle in Dante's divina commedia, hat Boccaz den ersten festen Grund zur klassischen Bildung der italischen Prosa gelegt. Er selbst aber ist als klassischer Autor nur durch sein allgemein bekanntes Decameron unsterblich geworden. Wiederholte Nachricht von diesem Werke wird man hier eben deßwegen nicht erwarten, weil es so allgemein bekant ist. Aus welchen Quellen es geflossen, wie vieles, oder weniges davon auf wirkliche Ereignisse sich gründet, wie vieles aus altfranzösischen Fabliaux entlehnt, oder aus diesen durch ältere italische Novellen mittelbar in das Decameron des Boccaz übergegangen ist, hat, aller Nachforschungen ungeachtet, noch nicht mit hinlänglicher Gewißheit nachgewiesen werden können. Man sehe darüber Manni in dessen Storia del Decamerone. Aber daß nie ein Buch mehr, als diese Novellensamlung in der ihr eigenthümlichen Form, auf die Sprache und den Geschmack einer Nation eine bleibende Wirkung gethan hat, ist gewiß. Auch läßt sich nicht wol leugnen, daß diese Wirkung für die italische Literatur in gewisser Hinsicht nachtheilig geworden; denn indem die italischen Prosaisten die Klarheit, Bestimtheit, gefällige Natürlichkeit und den rhythmischen Fluß dieser Novellenprosa nachahmten, gewöhnten sie sich zugleich an die bei Boccaz sehr reizende, aber dem Geiste andrer prosaischen Werke nicht immer angemessene Weichheit des Styls. Daher findet sich eine gedrungene und kräftige Prosa in der italischen Literatur so selten. Wie beliebt das Decameron in Italien geworden und geblieben ist, würde, wenn es auch sonst nicht bekant wäre, schon durch die Menge der Ausgaben bewiesen werden. In Mazzuchelli's italische Gelehrtenlexicon (Scrittori d'Italia) werden ihrer fünf und neunzig, in Haym's Biblioteca Italiana

neun und neunzig aufgeführt. Die älteste soll die vom J. 1471 seyn. Zu den korrektesten und echtesten gehört die florentinische vom J. 1527, in 4. In mehren der folgenden Ausgaben ist der Text verfälscht. Andre sind, um der Sittlichkeit willen, verstümmelt, nachdem das tridentinische Concilium beliebt hatte, dieses Lieblingsbuch des italischen Publikums in seiner ursprünglichen Gestalt zu verbieten. Erst seit dem Jahre 1718 sind Ausgaben, in denen der echte und unverstümmelte Text wiederholt ist, wieder in Umlauf gekommen. Die ansehnlichste ist die Pariser (angeblich zu London gedruckt) vom J. 1757 in fünf Oktavbänden mit Kupfern. Unter den Übersetzungen zeichnet sich die teutsche von Soltau (Berlin, 1802. 3 Bde. in 8.) vortheilhaft aus *). (*Bouterweck.*)

BOCCAGE, du, (Marie Anne le Page), wurde zu Rouen den 22. Oktober 1710 geboren, und im Kloster de l'Assomption zu Paris erzogen, einer guten Bildungsanstalt, in welcher sie an Fortschritten ihren Mitschülerinnen voraus eilte. Schon in ihrem 16ten Jahre sendete sie Gedichte in den französischen Merkur ein, jedoch ohne Namen, denn damals durfte ein junges Frauenzimmer noch nicht als Dichterin auftreten. Sie heirathete einen Steuereinnehmer zu Dieppe, Peter Joseph Fiquet du Boccage, der unter andern die Tragödie Oronoko von Dryden in französische Prosa übersetzte (Paris 1751. 8.) und 1768 starb. Im Anfang ihrer Ehe verbarg sie fortwährend ihr Talent und ihre Gelehrsamkeit. Im Jahr 1746 wurde sie zuerst durch ein Gedicht von hundert Versen bekant, womit sie einen von dem Herzog von Luxemburg gestifteten Preis gewann, welchen die Akademie zu Rouen in diesem Jahr zum ersten Mal vertheilte. Der Gegenstand dieses Gedichts war die Stiftung des Preises selbst, und sie feierte darin den Ruhm der großen Männer ihrer vaterländischen Provinz, der Normandie. In der Folge erhielt sie noch einen zweiten Preis zu Rouen, so wie ein Accessit bei der französischen Akademie, und machte sich durch einige größere Werke bekant. In Gesellschaft ihres Mannes unternahm sie Reisen, besonders 1750 nach England und 1757 nach Italien, auf welchen ihr Ruhm und ihre Liebenswürdigkeit, unterstützt vom günstigen Glück, ihr bei Fürsten, in Akademien und in den feinsten Zirkeln die glänzendste Aufnahme und oft beinahe fürstliche Ehrenbezeugungen erwarben, während ihr Gemal eine weniger bedeutende Rolle spielte. In England huldigte ihr besonders Lord Chesterfield, zu Rom der gelehrte Kardinal Passionei und Papst Benedikt XIV. selbst zeichnete sie aus. Zu Paris versammelten sich in ihrem Hause seit dem J. 1730 die berühmtesten Männer und Frauen; Fontenelle, Voltaire (der ihr in Prose und Versen Weihrauch streute), Montesquieu, Hainault, Marivaux, Mably, Condillac, la Condamine, Crebillon, St. Palaye, Barthelemy, Bernis, Helvetius, Brequigny, Buffon, Bailly, Lalande u. a. m., die Geoffrin, Dudeffant, Duchatelet, und von Ausländern Alfieri, Franklin u. s. f. Ihre Konzerte wurden von den ausgezeichnetsten Personen, fremden Gesandten und Fürsten besucht. Die ausländischen Minister faßten hier die vortheilhafteste Idee von Frankreich, denn hier fand man nur Männer von Kopf. Sie gab große Soupees, aber ohne Spiel, und so interessant auch der Zirkel der Madame Geoffrin, der Mdme Dupré de St. Maur, der Mdme Dudeffant und der Mlle Lespinasse seyn mochten, so hatten doch die Gesellschaften der Mdme du Boccage einen besondern Reiz durch die Einfachheit ihres äußern Benehmens und ihre Bescheidenheit, die sich so schön mit ihrem Ruhm und ihrem persönlichen Talent vereinigten. Die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der schönen Künste und die französische Akademie versammelten sich gewissermaßen bei ihr, und mehr als ein Mal wurden hier die Wahlen vorbereitet; sie vermochte an den Arbeiten der Gelehrten aller Art Theil zu nehmen. Sie war Mitglied der Akademien zu Rouen, Lyon, Bologna, Padua und der Arcadier zu Rom. Als sie in dem hohen Alter von beinahe 92 Jahren den 8. August 1802 starb, hatte sie ihren schriftstellerischen Ruhm großentheils überlebt, indessen hatte das **Lycée des Arts** zu Paris im Jahr 1796 auf Lalande's Veranlassung ihre Büste gekrönt. Ihre Freundin und jüngere Gefährtin auf der schriftstellerischen Laufbahn, Fanny Beauharnois, widmete ihrem Andenken eine eigene Schrift und Lalande theilte die Hauptereignisse ihres Lebens im Journal de Paris vom 1. Oktober 1802 mit. — Unter ihren Werken nimt ein episches Gedicht in 10 Gesängen: **la Colombiade ou la foi portée au nouveau monde**, welches 1756 erschien und dem Papst Benedikt XIV. gewidmet war, die erste Stelle ein. Die Franzosen stellten es der Henriade an die Seite; es wurde 1758 neu aufgelegt, vom Graf Maldonado ins Spanische (1762), von einem Ungenannten in teutsche Prose (Glogau 1763), späterhin auch von Joseph Morelli ins Italiänische übersetzt (Mailand 1771). Achtungswerthe Kunstrichter wollen indeß dieser Epopee, außer einigen gelungenen Einzelheiten, wenig Verdienst zugestehn, und finden sowol die Anlage als die Ausführung des Plans sehr mangelhaft *). Ein früheres Gedicht nach Milton, **le Paradis terrestre**, welches 1748 erschien, und wovon eine italische Übersezzung des Grafen Gozzi 1758 gedruckt wurde, nebst einer Tragödie, **les Amazones** (1749), welche mit Beifall aufgenommen und eilf Mal gegeben wurde, scheinen gleichfalls längst ihr Ansehn in Frankreich verloren zu haben. Aus dem Englischen und Teutschen übersetzte Madame du Boccage den Tempel des Ruhms von Pope und den Tod Abels von Geßner **). Ihre Reisebeschreibung (**Voyages en Angleterre, Hollande et Italie**, in der Sammlung ihrer Werke gedruckt, übersetzt ins Englische 1770 und ins Teutsche, Dresden 1776. 8.) benachrichtigt uns

---

*) Nachrichten über Boccaccio's Leben und sämmtliche Schriften finden sich außer den Werken von Mazzuchelli (Scrittori d'Italia) und Tiraboschi (Storia della lett. ital.), in Manni's Storia del Decamerone (Florenze, 1742, in 4.) und in der Vita di Boccaccio von Baldelli, Florenz, 1816. in 8.

*) So urtheilen Blankenburg in s. literarischen Zusätzen zu Sulzer's Theorie, Art. Heldengedicht und Eschenburg in s. Beispielsammlung Bd. 5. S. 296, womit der Verfasser ihres Artikels in der Biographie nouvelle des Contemporains Tome III. pag. 61. übereinstimmt, der in dem Ganzen nur eine mit schwacher Hand angelegte Skizze findet. **) Wobei sie, nach dem Urtheil der eben erwähnten Biographie des Cont. den Geist der Originale schwächte und verfehlte.

von den Huldigungen, die ihr so freigebig gespendet wurden, und von den zahlreichen Bekantschaften, welche sie machte, in etwas flüchtig geschriebenen, doch nicht uninteressanten Briefen. Ihre Melanges de différentes pièces de vers et de prose, trad. de l'Anglois 1751. 2 Vols. 8. und einige Übersetzungen aus dem Italiänischen werden gerühmt. Ihre gesammelten Werke sind zu Lyon 1762, 1764 und 1770 in 3 Bänden erschienen; ihre Oeuvres poetiques zu Paris 1788. 2 Vols. 12. ***). *(Rese.)*

BOCCALINI (Trajano), ein berühmter Satyriker, in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh., und namentlich unter dem Pontificat Pauls V. Er war der Sohn eines römischen Architekten, und bekleidete eine Zeitlang obrigkeitliche Stellen im Kirchenstate, jedoch nicht mit dem besten Lobe, indem die Städte, über welche seine Jurisdiction sich erstreckte, fast unaufhörlich Prozesse gegen ihn führen mußten. Daher vielleicht Boccalini's Haß gegen die Advokaten, welche die Beschwerden seiner Untergebenen in Rom geltend machten. B. hatte am päpstlichen Hofe mächtige Freunde und Gönner, namentlich die Kardinäle Borghese und Cajetano, denen er seine erste Schrift, die Ragguagli di Parnasso, gewidmet hat, und unter deren Schutze der Satyriker es wagen durfte, in Rom so frei und scharf zu schreiben, wie Franco, ohne, wie dieser, dafür gehängt zu werden. Auch ging die Sage, daß der Kardinal Cajetano selbst einen großen Theil der unter Boccalini's Namen herausgegebenen Satyren geschrieben habe. — B. satyrische Laune wandte sich anfänglich vornämlich gegen die Literatur, jedoch nicht ohne mancherlei persönliche Seitenhiebe nach den Richtungen der Politik und des öffentlichen Lebens überhaupt. Seine Ragguagli di Parnasso erschienen 1612 und 13 (oder 14) zu Venedig, 2 Bde. 4. Eine Fortsetzung dieser Schrift ist die Segretaria di Apollo [1]). Er läßt in diesen Schriften den Apollo zu Gericht sitzen, und die Klagen und Beschwerden der ganzen Welt über die Misbräuche, Vergehungen und Albernheiten seiner Jünger anhören. Von diesem wenig gefährlichen Felde der literarischen Satyre wagte sich B. in die Censur der Politik, und wählte das zu dieser Zeit über ganz Italien einflußreiche Spanien zum Gegenstande seines Spottes und seines Tadels. Die berühmte Pietra del paragone politico erschien zuerst Cosmopoli 1615. 4., und ist nachher oft wieder aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt werden [2]). (Eine nette Ausgabe mit Kupfern von Hooghe: Cosmop. [Amsterd. Elzevir.] 1652. 24.). B. greift darin mit Heftigkeit die tyrannische Regirung der Spanier in Neapel an, und schiebt ihnen eroberungssüchtige Pläne gegen ganz Italien zu. Daneben suchte er das Schreckbild der spanischen Macht, als eine falsche Maske, lächerlich und verächtlich zu machen, und schont überhaupt nichts, was spanisch heißt. Es scheint nicht, daß seine Gönner ihn gegen die Beschwerden und Verfolgungen der spanischen Regirung nach dem Erscheinen dieser Schrift länger in Rom schützen konnten oder wollten; der Satyriker flüchtete nach dem fernern und selbständigeren Freistate Venedig, wo er auch gute Aufnahme und mächtige Freunde fand. Hier schrieb er in freier Muße seine Discorsi politici über Tacitus, die nach des Verfassers Tode zwei Mal zu Genf gedruckt worden sind, am vollständigsten 1678 in drei Quartbänden, unter dem Titel: Bilancia politica. (Der dritte Band ist von dem Herausgeber Leti hinzugefügt worden) [3]).

Boccalini starb eines schrecklichen Todes. Man fand ihn eines Morgens in seinem Zimmer so durch Schläge gemishandelt, daß er kaum noch ein Wort hervorbringen konnte, um die Art und Weise dieser Gewaltthat zu berichten. Vier Bewaffnete hatten ihn überfallen, und ihn mit kleinen Sandsäcken so zerschlagen [4]), daß er bald nachher seinen Geist aufgab. Die Untersuchungen über diese Mordthat führten zu keinem sichern Resultate, wahrscheinlich, weil man in Venedig Ursache zu haben glaubte, die Anstifter derselben zu schonen [5]). *(W. Müller.)*

BOCCANERA, der Name eines alten edlen, in der Geschichte von Genua denkwürdigen, Geschlechts. Besonders zeichneten sich im 13ten Jahrh. Wilhelm, im 14ten dessen Enkel Simon, und zu Anfange des 15ten dessen Sohn Battista aus. Da ihrer jedoch bei Genua gedacht werden muß; so heben wir hier blos aus

Gilles Boccanera, Simons Bruder. Simon sendete diesen im J. 1340 dem Könige von Kastilien Alphons XI. mit 5 Galeeren gegen die Mauren zu Hilfe. Er schlug zweimal entscheidend die Marokkanische Seemacht im Angesicht von Gibraltar, trug im J. 1344 zur Eroberung von Algeziras bei, und leistete dem K. Alphons überhaupt so große Dienste, daß dieser ihn zu seinem Admiral ernannte und ihm die Grafschaft Palma gab. Unter K. Heinrich II. im J. 1371 schlug Boccanera die portugisische Flotte bei der Mündung des Tajo, u. gleich darauf, zum Beistand von Frankreich abgesendet, auch die Engländische im Angesicht von Rochelle. Den Admiral Grafen Pembrok und eine große Anzahl engländischer Ritter brachte er als Gefangene nach Kastilien. Mit dem Ruhme des größten Seehelden seines Jahrhunderts starb er kurze Zeit darauf, und seine Nachkommen blieben im Besitz der Grafschaft Palma.

Marino Boccanera ist der denkwürdige Erbauer des Molo von Genua, den er aus ungeheuern Stein-

***) Vgl. außer den schon bemerkten Schriften und Aufsätzen von Fanny Beauharnois, Lalande, der Biographie des Contemporains, worin sie sehr unfreundlich behandelt wird, u. a. noch ihren Nekrolog in der allg. lit. Zeit. 1802. Intell. Blatt Nr. 219. (hier besonders benutzt). Dictionnaire des Françaises connues par leur écrits par Mdme *Briquet* (1804. 8.). Ersch gel. Frankreich.

1) Diese Schrift findet sich nicht in Ebert's Lexicon, und es scheint daher, daß sie in der venetianischen Ausgabe der Ragguagli, als eine Fortsetzung mit besonderm Titel, den zweiten Band ausmacht. 2) Relationes aus dem Parnasso, samt dem politischen Probierstein. Frankf. 1655. 4.

3) In den bibliographischen Angaben herrschen hier Widersprüche. Fabr. und nach ihm Bouginé geben an: Comment. sopra C. Tacito, Cosmopoli, (Amsterdam) 1677. 8. und Opere. 1678. III. 4. 4) Die Italiäner nennen diese Mishandlung Saccheggiare. 5) Hauptquelle: J. Nicius Erythraeus in seiner Pinac. Imag. Illustr. Daraus schöpften Bayle und Moreri.

blöcken errichtete, die er von den benachbarten Gebirgen losarbeiten und in das Meer rollen ließ. (*H.*)

BOCCANERA (Giuseppe), aus einer der vornehmsten Familien in den Abruzzen, wurde zu Fabriano, einer Stadt des päpstlichen Gebiets, geboren, starb erst 21 Jahre alt am 14. Jun. 1818. Er versprach ein sehr fruchtbarer Schriftsteller zu werden, denn außer einer Übersetzung von Brumoy's tragischem Theater der Griechen in versi sciolti und von Ginguené's Histoire litteraire de l'Italie, wovon aber nur der erste Band gedruckt ist, verdankt man ihm auch die Biografia degli uomini illustri del regno di Napoli, ornata de'loro rispettivi ritratti. Napoli 1813 — 17. 4 Vol. in 4. m. KK. so wie Della istoria di Vellejo Patercolo libri due volgarizzati per la prima volta ed illustrati con note. Napoli 1814. Er verband mit einem rastlosen Sammlerfleiße, die glücklichsten Anlagen für die Dichtkunst. Von dem ersten zeugen die sich auf mehre Bände belaufenden Nachträge und Ergänzungen zu Tiraboschi und Anderes, die zweiten bestätigen seine in Zeitschriften abgedruckten Hymnen und ein Heldengedicht la destruzione dei Mori in Spagna in ottava rima, das er bis zum zehnten Gesang vollendet hatte, als ihn der Tod ereilte. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

BOCCHERINI (Luigi), ein vordem sehr beliebter Instrumentalkomponist und Virtuos, besonders wegen seiner Quartetten und Quintetten für Streichinstrumente in Italien und Frankreich noch gegenwärtig sehr geschätzt. Er war nicht, wie Gerber berichtet, 1736, sondern 1740 *) zu Lucca geboren. Der Abbé Vanuccini, damals Musikmeister des Erzbischofs von Lucca, war sein Lehrer in der Musik und im Violoncellspiel. Sein Vater, ein geschickter Contrabassist, schickte ihn nach Rom, wo er sich bald ungemeinen Ruf erwarb, und sowol durch die Fruchtbarkeit, als durch die Neuheit seiner Hervorbringungen überraschte. Wenige Jahre darauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um ihr die Früchte seiner Bildung, zu der er hier den Grund gelegt, dankbar zu zeigen. Filippo Manfredi, ein Zögling des Nardini und Boccherini's Landsmann, war gerade damals in Lucca. Mit diesem führte er daher eine seiner Sonaten für Violin und Violoncello (welche das 7te Werk ausmacht) zum Entzücken einer erwartungsvollen Menge aus, und bewährte sich als gleich ausgezeichneter Tonsetzer und Violoncellisten. Beide Landsleute blieben seitdem unzertrennliche Freunde und verließen ihr Vaterland um sich nach Spanien zu begeben, dessen Hof in Madrid damals viele musikalische Talente ersten Ranges versammelte; Manfredi, der das Gold leidenschaftlich liebte, ging um des Geldes; Boccherini um seines Ruhmes willen dahin, und ließ sich vor den Großen häufig hören, die ihn vielfach auffoderten. Der Beifall, den er fand, bewog ihn in Spanien zu bleiben. Er wurde in die königliche Akademie aufgenommen, und von dem König mit Ehren und Geschenken überhäuft. Dagegen machte er sich verbindlich, jedes Jahr 9 Stücke für die Akademie zu schreiben, und unterrichtete den Infanten Don Ludwig auf dem Violoncell. Er hat ungemein viel, namentlich Instrumentalstücke componirt. Die Compositionen, die er selbst hat stechen lassen, bestehen aus 58 Werken, nämlich Symphonien, Sextuors, Quintetten, Quartetten, Trios, Duos, Sonaten für Violine, Violoncello und Pianoforte. Sein erstes Werk, enthaltend 6 Quatuors für Streichinstrumente, erschien 1768, als er eben in Paris war. Auch gibt es viele ungedruckte Compositionen von ihm. So hat er für seinen Gönner Lucian Bonaparte gegen 20 Quintetten geschrieben, von denen nicht alle gestochen sind; auch sind noch andre in den Händen von Pleyel, Alex. Boucher und Imbault. Die letzten, die er geschrieben, 24 Quintetten, hinterließ er dem Marquis Benaventi. Ein Stabat mater ist das einzige Kirchenstück, welches von ihm gestochen ist; fürs Theater hat er gar nichts geschrieben. Man kann behaupten, daß Boccherini, wenn nicht vor, doch gleichzeitig mit Haydn gewirkt hat, der Quartett- und Quintettmusik, die kunstmäßigere Gestalt ausgeführter mehrstimmiger Instrumentalstücke zu geben, in welcher sie von den nachfolgenden Meistern ausgebildet worden ist, und den Charakter dieser seinen Musikgattung fester bestimt hat. Er schrieb auch zuerst Quintetts, bei welchen zwei Violoncells vorkommen, und in welchen das zweite häufig mit dem ersten concertirt, oder das erste die Hauptmelodie hat, während die übrigen Stimmen nur begleiten. Anmuth, einfache Klarheit und Ausdruck war das Ziel, welches er in seinen Compositionen verfolgte. Alle seine Musik hat einen unschuldigen, einfachen und edeln Charakter im Allegro, wie im Adagio. Besonders aber haben seine Adagios die Bewunderung der Kenner erregt. Mit Haydn, mit welchem er sich auf einem Wege befand, stand er von Madrid aus in Korrespondenz; beide Meister suchten sich gegenseitig über ihre Bestrebungen aufzuklären. Ein französischer Schriftsteller, Cartier, hat beide auf folgende Weise mit einander verglichen: wenn Gott mit den Menschen reden wollte, so würde er sich Haydns Musik bedienen, und wenn er Musik hören wollte, so würde er sich Boccherinis Musik vorspielen lassen, und ein andrer Schriftsteller hat B. Haydns Frau genant. Unter den wenig bedeutenden Instrumentalcomponisten, welche Italien aufzuweisen hat, steht B. mit dem noch lebenden Clementi oben an. Boccherini starb zu Madrid 1806 in seinem 66. Jahre. Nach seinem Tode sind noch mehre seiner nachgelassenen Quintetten erschienen (z. B. bei Simrock in Bonn). (*A. Wendt.*)

BOCCHETTA, ein Gebirgspaß im sardinischen Herzogthum Genua, auf dem Apenninen, zwischen Mollini und Laverrano. Er bestand aus einem engen Hohlweg, der durch drei Schanzen vertheidigt war, und sollte Genua von der Landseite her decken. Aber die Östreicher eroberten den Paß zweimal mit leichter Mühe; und da jetzt die Straße von Genua nach Piemont bequem gemacht worden ist, so hat der Paß seine ehemalige Brauchbarkeit, und damit auch seine Wichtigkeit verloren. (*Röder.*)

BOCCHI (Francesco Girolamo), starb den 30. September 1810 in seiner Vaterstadt Adria, deren Kunde er seine 62jährige Laufbahn fast ausschließlich gewidmet

*) S. *Choron* et *Fayolle* Dictionnaire historique des musiciens 1. T.

hat. Davon zeugen zahlreiche gedruckte und handschriftlich hinterlassene Memorie. Dissertazioni u. s. w., deren vollständiges Verzeichniß des Grafen da Rio Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1810. Tomo XXVII. p. 283 liefert. In dieser Zeitschrift sind selbst mehre Abhandlungen von Bocchi über die Alterthümer von Adria als Aggiunta alla dissertazione sopra un antico sigillo di Adria (Tomo VII. p. 213) und ein Bericht über die um Adria veranstalteten Ausgrabungen (Tomo XX. p. 267 und Tomo XXVI. p. 169) enthalten. Diese Ausgrabungen wurden anfangs blos zur Bereicherung seines Museums, später in Auftrag der Regirung unternommen. Sie waren ergiebig genug, um seinen vaterländischen Eifer reichlich zu belohnen, obgleich es ihm nicht geglückt ist, die Gelehrten davon zu überzeugen, daß Adria jemals eigene Münzen gehabt habe. Diesen Zweck hoffte er durch die von ihm erschienene Schrift: Dissertazione sopra un' antica moneta d'argenta dissoterrata in Adria nel termine del secolo XVI. Adria 1809 zu erreichen. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

Bocchus s. Mauretanien.

BOCCONE, Bocconi (Paolo, auch Sylvio), ein fleißiger Naturforscher aus Palermo, wo er aus einer sehr alten adeligen Familie den 24. April 1633 geboren war. Eine früh entwickelte entschiedene Neigung zur Naturgeschichte überhaupt, und zur Botanik insbesondere, veranlaßte ihn, nicht blos Sicilien und Italien, sondern auch Frankreich, Teutschland, die britischen Inseln und selbst Polen zu durchreisen, überall die seltensten Kräuter und andere Naturalien zu sammeln, und mit den berühmtesten Naturforschern Bekantschaft zu machen. Die Akademie der Naturae Curiosorum, zu deren Schriften er einige Beiträge lieferte, nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und der Großherzog von Toscana, Ferdinand II., ernannte ihn zu seinem Botanisten. Allein er wurde des Weltlebens überdrüssig, entsagte allen Ansprüchen, wozu ihn seine Geburt berechtigte, begab sich 1682 zu Florenz in den Cisterzienser-Orden, und verwandelte nun seinen Taufnamen Paolo in Sylvio, daher einige seiner Schriften unter dem ersten, andere unter dem zweiten Namen erschienen. Er starb den 22. December 1704 in einem Kloster seines Ordens unfern Palermo, wegen seines rastlosen Eifers in Verfolgung nützlicher Zwecke, eines ehrenvollen Andenkens werth, wegen seiner Leichtgläubigkeit und Wundersucht mit Recht getadelt, aber von Jussieu und einigen Andern mit Unrecht des Plagiats bezüchtigt. Unter dem Namen Bocconia*) widmete der Pater Plumier seinem Andenken ein eigenes Pflanzengeschlecht. Von seinen hinterlassenen Schriften sind die bedeutendsten: Recherches et observations naturelles, touchant le Corail, la pierre étoilée etc. Par. 1672. 12., augment. Amsterd. 1674. 8. mit 15 Kupf. Osservazioni naturali. Bonon. 1684. 12. Dieses, oder vielmehr das vorhergehende Werk ins Holländ. übersetzt, Amst. 1744. 8. mit 16 Kupf. Curieuse Anmerkungen über ein und andere natürliche Dinge rc.; im Durchreisen durch Teutschland zum Andenken seiner in teutscher Sprache zum Druck hinterlassen. Frkf. u. Leipz. 1697. 12., ist der Prodromus seines Museo di Fisica e di esperienza variato e decorato di osservazioni naturali, note medicinali etc. Venez. 1697. 4. mit 18 (schlecht gestochenen und fast unnützen) Kupfern und dem Bildnisse des Verfassers. Von Boccone's botanischen Werken verdienen bemerkt zu werden: Manifestum botanicum, de plantis siculis etc. Catanae 1668. fol. Icones et descriptiones plantarum rariorum Siciliae, Melitae, Galliae et Italiae. Oxon. e Th. Shelden. 1674. 4. London c. praef. Rob. Morisoni 1674. 4. mit 52 Kupf., selten**) Museo di piante rare della Sicilia, Malta, Corsica, Italia, Piemonte e Germania. Venez. 1697. 4. mit 137 Kupf., welche 309 Abbildungen enthalten, unter denen sich etwa 120 vorher unbekannte Pflanzen befinden. Die Abbildungen sind gut, aber zu klein, das Werk selbst sehr selten. Appendix ad Museum de plantis siculis, cum observatt. physicis. Venet. 1702. 8.***). (*Baur.*)

Bocconia s. Boccone.

Bocedisatio s. Solmisation.

BOCER, Heinrich, Professor der Rechte in Tübingen, geb. den 6. Jan. 1561 zu Salzkotten im Paderbornischen. Auf den Hochschulen zu Marburg, Helmstädt, Heidelberg, Strasburg und Tübingen, wo er seit 1584 lebte, bereitete er sich vor, ein juristisches Lehramt zu übernehmen. Er war zuerst in Tübingen Beisitzer des Hofgerichts, seit 1595 Professor des Lehn- und peinlichen Rechts, lehnte 1604 die Würde eines Vicekanzlers in Stuttgart ab, und starb den 5 Jul. 1630. Da er keine Familie hatte, so nahm er Tischgesellschaft an, unter der sich die meisten Prinzen befanden, die zu jener Zeit in Tübingen studirten, im J. 1595 auch der Herzog August von Braunschweig. Seine zahlreichen Schriften erläutern

*) Bocconia, eine von Plumier nach dem eben geschilderten Gelehrten genannte Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Papavereen und der eilften Linné'schen Klasse. Sie hat einen zweiblättrigen Kelch, keine Corolle, ein gespaltenes Pistill und eine zweilappige einsamige Kapsel. Wir kennen drei Arten: 1. B. frutescens, mit ablangen buchtigen Blättern, die in Mexico, 2. B. cordata *W.*, mit herzförmigen gelappten Blättern, die in China und 3. B. integrifolia *Humb.*, mit glattrandigen Blättern, die in Neu-Spanien vorkomt. (*Sprengel.*)

**) Auf seiner großen Reise übergab er einem engländischen Edelmann, Karl Hatton, seine Beschreibungen sicilischer und maltesischer Pflanzen, nebst den dazu gehörigen 45 Kupferplatten. Hatton vertraute die Herausgabe dem berühmten Morison an, und so erschienen: Icones et descriptiones rariorum plantarum Siciliae etc. Oxon. 1674: ein kleiner Quartband, aber, weil viel seltene und bis dahin unbekannte Pflanzen beschrieben sind, ungemein wichtig und von großem Ansehn. Sein Hauptwerk ist das Museo di piante rare. Venez. 1697. mit 137 ziemlich schlecht gearbeiteten Kupfern. Es enthält mannigfaltige Bemerkungen über Naturgegenstände und sehr kurze Beschreibungen der Pflanzen. Aber es ist ungemein berühmt, weil von vielen Pflanzen die einzigen Abbildungen hierin enthalten sind. Unterscheiden muß man davon das Museo di fisica e di esperienze. Venez. 1697. 4., welches Einige auch als ersten Theil ansehn. Es ist ganz gleichen Inhalts, nur enthält es keine Abbildungen. (*Sprengel.*)

***) Mém. de Niceron T. II. 161. T. X. 85. *Mongitore* Bibl. Sicul. T. II. 227. *Manget* bibl. T. I. P. I. 332. *Halleri* Bibl. botan. T. I. 539. *Boehmeri* Bibl. scriptor. histor. nat. Vol. I. P. I. 248. Vol. III. P. I. 278. Biogr. univ. T. IV. Nouv. Dict. hist.

hauptsächlich das damalige Lehn- und peinliche Recht, und seine vielen Disputationen sollten eine Art System bilden. Sie fanden vielen Beifall und wurden zum Theil mehrmals gedruckt, haben aber doch dem Schicksale des Vergessens nicht entgehen können: De donationibus. Spirae 1587; auct. Tub. 1614. 8. Disputationes ad tres priores partes pandectarum. Tub. 1588. 4. Tr. de bello et duello. Ib. 1591. 4.; ed. III. 1616. 8. Tr. de crimine majestatis. Ib. 1608; ed. III. Frf. 1631. 8. Disputatt. de universo, quo utimur, jure. Ib. Part. II. 1612; Argent. 1634. 4. u. v. a., die Jugler ausführlich beschreibt*). — Johann Boeer, bei Minden in Westphalen 1516 geboren, studirte zu Wittenberg, Leipzig und Frankfurt an der Oder, war seit 1558 Professor der Dichtkunst, später auch der Geschichte zu Rostock, und starb den 6. Oct. 1565 mit Frau und Kindern an der Pest. Seine lateinischen Gedichte erhalten ihm ein ehrendes Andenken**). (*Baur.*)

Bochara s. Bokhara. (Bochar. Münzen. s. Muhammed. Münzen.)

BOCHART (Samuel), reformirter Prediger zu Caen, geb. zu Rouen 1599, Sohn des dortigen Predigers René Bochart, und Abkömmling einer Familie, die mehre verdienstvolle Männer zählte. Mit vorzüglichen Fähigkeiten anhaltenden Fleiß verbindend, machte er früher zu Paris in den alten Sprachen ungemeine Fortschritte, und nachdem er zu Sedan und Saumur Philosophie und Theologie studirt hatte, begab er sich nach London und von da nach Leiden, wo er unter Erpen sich eine tiefe Einsicht in die arabische Sprache erwarb. Bald nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Prediger zu Caen, und erlangte einen so ausgebreiteten wissenschaftlichen Ruf, daß ihn die Königin Christina von Schweden durch ein eigenhändiges Schreiben einlud, nach Stockholm zu kommen. Er begab sich 1652 mit Huet, der diese Reise in lateinischen Versen beschrieb, dahin, wurde sehr ehrenvoll aufgenommen und behandelt, kehrte aber bald wieder nach Caen zurück, und starb daselbst plötzlich den 16. Mai 1667. Unter den orientalischen Sprachgelehrten seiner Zeit war Bochart einer der vorzüglichsten, und die Anwendung, die er von seiner gründlichen Gelehrsamkeit auf Erklärung der biblischen Urkunden machte, hat ihm ein ehrenvolles Andenken bis auf unsre Tage gesichert. Den meisten Fleiß wendete er auf biblische Geographie und Naturgeschichte, vornemlich auf biblische Thierkunde, worin er die Bahn brach. Er hat zuerst nach der mosaischen Völkertafel, aus alten Klassikern, Bibelübersetzern und Arabern, über die älteste Bevölkerungsgeschichte des Erdbodens, über Wanderungen, Kolonisationen und Verbindungen der Völker in der dunkelsten Vorzeit einiges Licht verbreitet, und über einzelne Theile der jüdischen und biblischen Alterthümer gründlich-vorbereitende Untersuchungen angestellt; allein öfters ließ er sich durch einseitige Etymologisirsucht, und durch das aus dieser fließende Streben, überall das hebraisirende Phönicien zu finden, zu unhistorischen Vermuthungen und unerweislichen Voraussetzungen hinreißen. Er entbehrte überdieß manche Quellen und Hilfsmittel, die erst in spätern Zeiten recht zugänglich wurden. Mit dem Gebrauche seiner Geographia sacra in duas partes divisa, quarum I. Phaleg inscripta seu de dispersione gentium; II. Canaan, seu de coloniis et sermone Phoenicum. Cadomi 1646. fol.; Frf. ad Moen. 1681. 4.; ed. III. prioribus correctior et splendidior, procurata a Petr. de Villamandy. Lugd. Bat. 1692. fol. ist daher zu verbinden: J. D. Michaelis Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae post Bochartum. Gotting. 1768—1780. P. II. 4. (unvollendet) und J. R. Forsteri epistolae ad Michaelis; hujus spicilegium jam confirmantibus, jam castigantibus. Ib. 1772. 4. Größern Werth noch, als Bocharts biblische Geographie hat sein, mit vieler philologischen, und besonders auch arabischen Gelehrsamkeit geschriebenes Hierozoicon s. historia animalium S. Script. Lond. 1663; Frf. 1675; Vol. II. fol.; ed. III. ex rec. J. Leusdenii. Lugd. Bat. et Traj. ad Rhen. 1695. fol.; neueste Ausgabe emend. aux. et illustr. E. F. C. Rosenmüller. Lips. 1793—96. Vol. III. 4. Einen guten, mit ansehnlichen Zusätzen vermehrten, aber unvollendet gebliebenen Auszug lieferte F. J. Schoder (Diakonus zu Lauffen im Würtembergischen, gest. 1786) in seinen Hierozoici ex S. Bocharto . . . ad plurimorum usus compositi, Spec. I—III. Tub. 1784—86. 8. Was aus griechischen, römischen und arabischen Naturhistorikern zu nehmen war, hat Bochart mit reicher Hand zur Erläuterung benutzt, neuere Reisebeschreibungen aber hat er vernachlässigt, und den Gebrauch des Werks durch viele, wenn gleich sehr gelehrte Digressionen, beschwerlich gemacht. Viele dieser Mängel hat Rosenmüller beseitigt, dessen Ausgabe theils mehr, theils weniger enthält, als die frühern. Zur Herausgabe der biblischen Geographie sowol als des Hierozoikon wurde Bochart veranlaßt durch eine Reihe von Predigten, die er über die Genesis hielt, welche aus seinem Nachlasse gedruckt wurden: Sermons sur diverses textes. Amst. 1714. III. Vol. 12. Es sind mehr gelehrte Abhandlungen als erbauliche Vorträge, die sich zum Theil über Materien verbreiten, welche sonst nicht auf die Kanzel gebracht zu werden pflegen. Die ersten beiden Predigten handeln von der Göttlichkeit, Nothwendigkeit und Gewißheit der heil. Schrift, desgleichen von dem Nutzen und Ansehen des alten Test., und nehmen 156 Seiten ein. Die beste Ausgabe von Bocharts nachmals gesammelten Werken erschien unter dem Titel: Opp. omn. h. e. Phaleg, Canaan et Hierozoicon et dissertationes variae. Op. J. Leusden et H. de Villemandy. Ed. IV. (cura Hadr. Reland). Lugd. Bat. 1712. Vol. III. fol. Unter den Dissertationen befindet sich eine, in der Bochart zu beweisen sucht, daß Aneas wahrscheinlich niemals nach Italien gekommen sey. So wie durch sein Wissen, zeichnete sich dieser verdienstvolle Mann auch durch seine anspruchslose Bescheidenheit und Abneigung gegen gelehrte Streitigkeiten aus*). (*Baur.*)

*) *A. Bayeri* Boccrus, sive laud. fun. Tub. 1630. 4. Bök Gesch. d. Univ. Tüb. 110. Juglers Beitr. zur jur. Biogr. 6. Bd. 57—71. **) Etwas von gel. Rostock. Sachen, Jahr 1739. S. 695—709. Krey Andenken an Rost. Gel. 1. St. 19.

*) *Steph. Morini* vita Bocharti, vor dieses Opp. omn. *Perrault* hommes illustr. T. II. 77. *Colomesii* Gallia oriental.

BOCHAT (Karl Wilhelm Loys von), (Loys, welches L. Meister u. A. mit dem Namen Louis verwechseln, ist der wahre Familienname, Bochat hingegen nur eine Besitzung,) wurde zu Lausanne geboren den 11. November 1695. Er studirte zuerst in seiner Heimath unter Crousaz und Barbeirak, dann bezog er, um sich der Theologie zu widmen, die Universität Basel, wo er insbesondere Werenfels hörte. Eine bösartige Pockenkrankheit unterbrach seine Studien. Er ging nun zum juridischen Fache über, und 1717 erschien seine Inaugural-Dissertation de optimo principe. In demselben Jahre übertrug ihm die Bernersche Regirung die durch Barbeiraks Ruf nach Gröningen erledigten Lehrstühle des Rechts und der Geschichte zu Lausanne mit der Erlaubniß, noch 3 Jahre lang seine Reisen und Studien fortzusetzen. Er bediente sich seiner beiden Lehrfächer, um das eine durch das andere zu erläutern und praktisch zu machen. Sein Hörsaal wurde zahlreich von Auswärtigen besucht, und in der Behandlung der Geschichte ging er immer auf Forschungen und Vergleichungen aus, was ihn zu manchen wichtigen Entdeckungen und Berichtigungen führte, bisweilen aber auch veranlaßte, Hypothesen für erwiesen zu halten und Behauptungen zu machen, die eine strengere Kritik nicht vertragen. — 1725 erhielt er eine Stelle am landvögtlichen Gerichte. Obgleich diese und das öffentliche Zutrauen, welches ihm eine Menge von Consultationen über Rechtsverhältnisse zuzog, einen großen Theil seiner Zeit foderten, entfernte er sich doch nie von den Wissenschaften. An der Herausgabe der biblioth. italique hatte er den vorzüglichsten Antheil, und lieferte in dieselbe viele Aufsätze aus den verschiedensten Abtheilungen des Rechts und der Geschichte. — Die Streitigkeit, welche 1725 zwischen dem Römischen Stuhle und dem Canton Luzern entstanden war, als dieser einen Dorfpfarrer, der polizeilichen Verfügungen der Regirung widerstand und eine Vorladung nicht anerkennen wollte, entsetzt und verbant hatte, veranlaßte seine „Mémoires pour servir à l'histoire du differend entre le Pape et le Canton de Lucerne. Laus. 1727. 8., in welchen die Sache Luzerns mit eben so viel Gelehrsamkeit als Witz und Laune ausgeführt wird. Durch einen Angriff auf den auswärtigen Kriegsdienst der Schweizer, für dessen Verfasser man einen Herrn von St. Hyacinthe hielt, wurde er veranlaßt, die Vertheidigung desselben zu übernehmen, und dadurch in einen fortgesetzten Schriftenwechsel auch mit andern Gegnern gezogen. (S. Bibl. German. Tom. XI u. XII.) Auch über Römische Geschichte, über den Ursprung der Helvetier, Celtische Alterthümer, u. s. f., wobei ihm seine Kentnisse der teutschen und französischen Volks- und ältern Sprache zu Statten kamen, dehnte er seine Untersuchungen aus. Er hatte Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie umzuarbeiten und ins Französische zu übersetzen begonnen, und bereits viele Zeit und Kosten auf dieses Werk verwandt. Auch die Kirchenverbesserung hatte er, wie vor ihm niemand, von der politischen Seite behandelt, und ihre wohlthätigen Folgen für das bürgerliche Leben entwickelt; aber Besorgnisse, Anstoß zu geben, oder Mißdeutungen zu veranlassen, bewogen ihn, diese beiden Werke nicht öffentlich erscheinen zu lassen. Die steten Anstrengungen hatten seine Gesundheit erschüttert, und die öffentlichen Vorlesungen seine Brust geschwächt. Er legte seine Lehrstelle nieder und erhielt 1740 das Amt eines landvögtlichen Statthalters (Lieut. Baillival). Die neue Stelle verschaffte ihm mehr körperliche Bewegung und seine Gesundheit stärkte sich wieder. Die erhaltene Muße benutzte er zur Sammlung von Materialien für die Abfassung einer Geschichte der Schweiz. Er gedachte, Lausers Schweizergeschichte ins Französische zu übersetzen; aber die Unvollständigkeit und Flüchtigkeit dieses Werkes über die ältesten Zeiten verursachten, daß die Übersetzung nicht weit über den Anfang des zweiten Bandes hinaus fortgesetzt wurde. Dennoch enthält die Übersetzung viele Vervollständigungen und Berichtigungen. — Eine zu Lausanne hervorgegrabene Inschrift veranlaßte die gelehrte epistol. dissertatio, qua declaratur lapis antiq. in loco, ubi quondam Lausanna fuit, effossus, et de nonnullis ad Helv. Rom. antiquitates pertinentibus argumentis disseritur. Laus. 1741. 4. und vermehrt im 3ten Band der Mém. sur la Suisse anc., und noch andere gelehrte Erörterungen. Immer blieben schweizerische Alterthümer sein Lieblingsgegenstand; dennoch ließ er sich auch in Untersuchungen und Erläuterungen über die ägyptische Mythologie und den Isis-Dienst bei den Römern ein, wozu ihm eine in Italien entstandene Streitigkeit über eine dem Apoll und der Clatra zugeeignete Tafel des Lerperius und seine eigenen Untersuchungen über die Verehrung der Isis in Helvetien veranlaßte (Journ. Helvet. 1742, 1743 u. 1750). Aus seinen antiquarischen Untersuchungen gingen die Mém. crit. pour servir d'éclaircissement sur divers points de l'hist. anc. de la Suisse. Laus. Tom. I. 1747. Tom. II. et III. 1749. 4. hervor; über dem vierten überraschte ihn der Tod. Er leitet den Ursprung des Volkes von den Celten her; aber in seinen historischen Erörterungen sind manche Behauptungen bloße Vermuthungen. Die den Mém. beigefügte Carte pour l'hist. anc. de la Suisse, Laus. 1749 auf 4 Blättern sollte den Celtischen Ursprung der meisten Ortsnamen darthun, ist aber nicht ohne Fehler. Auch sein Mém. sur le conventus de l'Helvetie ist der Aufmerksamkeit nicht unwerth. In dem Mus. Helvet. Part. XXV. rettete er die Ehre der alten Helvetier gegen einen Angriff Harenbergs, welcher die Stelle Cäsars, wo dieser sagt, die Helvetier übertreffen an Tapferkeit die übrigen Gallier, auf die Belgen beziehen wollte. Eine Hypothese, welche Helvetien bis an den Main und Inn auf Cäsars Angaben, de bello Gall. I. 2. ausdehnen wollte, widerlegte er gründlich im 27. Stück des Mus. Helvet. und gegen Folard, der in seinen Commentarien zu Polyb die Schweizer, welche bei Bellinzona gegen die Mailänder stritten, ganz unrichtig beschuldigte, sie hätten sich von einer weit geringern Reiterei einschließen und überwältigen lassen, vertheidigte er die Wahrheit. — 1750 erhielt er von der Stadt Lausanne die Stelle eines Controleur général. 1752 nahm ihn die Göttingische Societät der Wissen-

235 u. 261. *Magiri* Eponimolog. voc. Pope-Blount 1036. *Baillet* Jugemens. T. V. 99. *Bayle* Dict. Niceron 21. Th. 351. *Clement.* Bibl. cur. T. IV. 388. *Fabricii* hist. Bibliothecae P. II. 38. Biogr. univ. T. IV. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 564. Eichhorn's Gesch. der neuern Sprachkunde, 1. Abth. 455. 507. 533.

schaften als Mitglied auf. — Eine Entzündungskrankheit machte am 4ten April 1754 seinem thätigen Leben ein Ende. (*Meyer v. Knonau.*)

Bochhoris, s. Bokhoris.

BOCHIM בֹּכִים (die Weinenden) ist ein Ort in der Nähe von Gilgal im Stamme Benjamin, die LXX geben es κλαυθμων und die Vulg. locus flentium. Der Name wird davon abgeleitet, daß das götzendienerische Volk durch die harten Verweise eines Engels über seine Vergehungen geweinet habe (Richt. 2, 5.) jedoch wird per prolepsin schon der Name vor dieser Begebenheit (Richt. 2, 1.) gebraucht. Das Thal des Weinens, dessen Ps. 84, 7. gedenkt (עֵמֶק הַבָּכָא), hat man nicht nach Calmets Vorgange*) damit zu combiniren, indem beim Psalmisten nicht an einen bestimmten Ort, sondern überhaupt an einen Ort des Elends zu denken ist; noch weniger aber ist Bochim für einerlei zu halten mit בְּכָאִים (2 Sam. 5, 24) die Bechastauden. Über die Lage des Ortes sind die Meinungen getheilt. Mehre nämlich setzen Bochim in die Nähe von Silo; weil der Engel nach Richt. 2, 4. zu allen Israeliten gesprochen und nach V. 5. geopfert sey, welches erstere nur bei einer feierlichen Festversamlung, letzteres in dem Sitze des Heiligthums, mithin nur in Silo habe geschehen können**). Aber abgesehen davon, daß in jener Zeit in dem Cultus noch eine große Freiheit herrschte***), und das Volk auch bei andern Gelegenheiten und an andern Orten zusammen kommen konnte, würde ja aus jener Argumentation folgen, daß Silo und Bochim nicht blos nahe bei einander gelegen, sondern ein und derselbe Ort gewesen wären†). (*A. G. Hoffmann.*)

BOCHNIA, eine kön. freie Bergstadt unter 50° 6′ 30″ N. B. u. 38° 14′ 30″ Ö. L.*) in Galicien, der Sitz des Kreisamtes des Bochnier Kreises, der von ihr seinen Namen hat. Dieser Kreis hat $49\frac{33}{100}$ □Meilen Flächeninhalt und gränzt N. an die Weichsel, Ö. an den Dunajez, der ihn großen Theils vom Tarnower Kreise trent, S. an den Sandecer, W. an den Myslenicer Kreis. Außer der Weichsel und dem Dunajez durchströmt ihn auch noch die bei hohem Wasserstande schiffbare Raba. Seen hat er nicht, aber Teiche und große Moräste zwischen der Weichsel und der Raba, und zwischen dem Dunajez und dem Uswizabache, die allein den 10. Theil des Flächeninhaltes des Kreises betragen. Er wird von Osten gen Westen durch die herrliche Heerstraße durchschnitten, die von Krakau und von Myslenice her in Idow sich vereint, und über Bochnia, Brzesko, Woynice nach Tarnow und Lemberg fortläuft. Sein Boden ist sehr fruchtbar; in den gegen die Weichsel hin gelegenen Ebenen findet sich Thonmergel, mit reichlichen Flötzen von Kalk und Gyps, in dem bergigen südlichen Theile gegen die Karpathen hin Sandstein. Das reichste bisher in Europa bekannte Steinsalz Flötz durchzieht diesen Kreis von Wieliczka bis gegen Bochnia. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre:

1798.	1803.	1807.
164,094, woron: 83,587 Weiber, 3,581 Juden	163,526 nach Original-Conscriptionslisten.	173,762 nach Bredetzky.

Bar. v. Lichtenstern gibt diesem Kreise im J. 1798: 12 Städte, 7 Märkte, 357 Dörfer: zusammen 25,889 Häuser; die Conscriptionslisten von eben diesem Jahre gaben nach B. v. Lichtenstern für diesen ganzen Kreis nur 7801 Zug- und Mastochsen und 14,505 Pferde. Es komt also auf den 12ten Menschen ein Pferd, auf den 21sten erst ein Stück Rind; ein sonderbares Mißverhältniß. Die Steuern dieses Kreises betrugen 46,033 Fl. $38\frac{4}{5}$ Kr. nämlich: 29,035 Fl. $25\frac{4}{5}$ Kr. Dominicale; 16,598 Fl. $13\frac{1}{5}$ Kr. Rusticale, und 400 Fl. Lahnuale. An Korn schüttete der Kreis jährlich 9,710 poln. Metzen, und Hafer $13{,}486\frac{1}{2}$ poln. Metzen.

Außer dem Handel mit Getreide und einigem Borstenviehe und mit Schafen, außer dem wichtigen Transito-Handel und dem Salztransporte ist hier wenig Spur von Industrie zu finden. Die Leinweberei ist nicht sehr bedeutend; zu Schwuntnik ist eine einzige Eisenwaren-Fabrik, und zu Brzesko und Woynice sind einige Drechsler, von welchen jedoch die meisten dem Stamme Israel angehören. Zu Lipnica könnte ein neues Neu-Hetruria gegründet werden, denn nirgendwo ist schönerer Thon in ganz Galicien. Dieser Mangel an Industrie erklärt sich daraus, daß auf einem Flächeninhalte von beinahe 50 □M., nur zu Bochnia und Wieliczka Haupt- und Mädchenschulen, außer diesen aber nur in 5 Städten eine Stadt- und nur in 5 Flecken noch eine Trivial-Schule ist! Die Juden hatten eine jüdisch-deutsche Schule zu Wißnice, die jetzt auch eingegangen ist. Der Mangel an Unterrichtsanstalten ist desto reichlicher durch Überzahl an Clerus ersetzt, der schon im J. 1798 an 144 Köpfe betrug und jetzt an 200 steigt: 4 auf eine □Meile! Die Einwohner dieses Kreises sind, die wenigen evangelischen Kolonisten und die vielen Juden abgerechnet, fast durchaus katholisch und standen früher unter dem Bischofe von Tarnow, dann unter jenem von Krakau. Die kirchlichen Angelegenheiten der wenigen Evangelischen besorgt der Superintendent in Teschen. — Bochnia selbst ist ein kleines Städtchen, das, nach Bredetzky, im J. 1808 nicht mehr als 510, großen Theils hölzerne, Häuser und 3109 Einwohner hatte. Seine größte Merkwürdigkeit, die aber auch in der That mehr Aufmerksamkeit verdient, als man ihr gewöhnlich schenkt,

*) Bibl. Wörterb. u. d. W. Klauthmon. **) So Bachiene Beschreib. Pal. 2. Th. 3. Bd. §. 592. Calmet a. a. O. und die LXX in Richt. 2, 5. scheint den Ort aus ähnlichen Gründen unweit Bethel setzen zu wollen; sie übersetzt: *ἐπὶ τὸν κλαυθμῶνα καὶ ἐπὶ Βαιθὴλ* etc. ***) De Wette's Beiträge zur Einleit. I, S. 254 ff. †) Jänisch zu Hamelsveld bibl. Geogr. 2. Bd. S. 412.

*) Die hier angegebenen Breiten sind, wie bei allen galicischen Städten, aus B. v. Lichtenstern. Wie wenig zuverlässig dieselben aber sind, erhellt daraus, daß, während Hr. v. Lichtenstern Archiv 1802. S. 34 obige Breite und Länge angibt, er Archiv 1803 S. 535 die N. B. zu 49° 57′ 15″, die Ö. L. zu 38° 5′ 0″ setzt. Wahrscheinlich hat B. v. Lichtenstern diese Angaben aus Liesganig. Wie wenig man sich aber auf dessen Angaben verlassen kann, hat Baron v. Zach oft und vielmal gezeigt, und ich kann bezeugen, daß die Specialkarten Liesganig's von Galicien, verglichen mit den Specialkarten des benachbarten Ungern von Bogdanich Lücken von □Meilen lassen! — Höhe von Bochnia über dem Meere: 143 Toisen nach unserer Messung. Karten von dem Bochnier Kreise: Baron v. Lichtenstern Archiv 1802. In dem Atlas des Royaumes de Galicie et de Lodomérie par *F. S. Maire* ist dieser Kreis auf der zweiten Platte.

ist das ungeheure *Steinsalzwerk*, das unmittelbar unter der Stadt gelegen ist, und in welches man auf dem Stadtplatze unfern der Kirche einfährt. Der Schacht hat 38 Wiener Klaftern Tiefe, und wird auf folgende höchst merkwürdige Weise befahren. Die Schacht-Öffnung wird mit Bretern belegt und ein dickes Seil komt von der Höhe der Bergstube herab auf diese Breter. An dem Seile hängen 4 Schlingen, deren jede aus einem hanfenen Bande besteht. Man setzt sich nun in eine dieser Schlingen, und nimt, indem man die Füße frei hängen läßt, das dicke Seil zwischen die Schenkel. Am Rücken komt in der Lendengegend ein Zugriemen, der als höchst unsichere Rückenlehne dient. Wenn mehre Personen zugleich einfahren, z. B. vier, so geben je zwei und zwei die Kniee zwischen einander, und halten sich mit den Händen an dem dicken Seile fest. Sobald man nun in diesem luftigen Sitze festzusitzen glaubt; werden die Breter unter den Füßen weggezogen, und man schwebt über einem 38 Klaftern hohen Abgrunde, in den man nun hinabgelassen wird. Wollen mehr als vier Personen einfahren, so werden die ersten vier nur einige Schuhe tief in den Schacht eingelassen, die Breter werden wieder über den Schacht gelegt, und man schwebt so lang frei über der Tiefe, bis die Reisegefährten auf die obige Weise an das Seil aufgehängt worden. Endlich wird der Göpel losgelassen und in wenigen Minuten ist man 38 Klafter tief hinabgelassen. In dieser Tiefe fängt das erste Salzflötz oder Stockwerk an, welches der *Schusterberg* heißt, zum Andenken des Entdeckers dieses wichtigen Bergwerkes, der bei Gelegenheit, als er einen Brunnen grub, vor ungefähr 600 Jahren hier auf Steinsalz kam. Die Salinen von Bochnia sind also älter, als jene von Wieliczka. Dieses erste Stockwerk hat nur 400 Klafter Länge von O. gen W., und 30 Klafter Breite. Es ist gegenwärtig meistens ganz verbaut, und etwas feucht: in ihnen befinden sich die Stallungen für die Pferde, die man in diesen Salinen, so wie zu Wieliczka unter der Erde hält. Aus dem Schusterberge steigt man über ungefähr 700 Stufen in das zweite Stockwerk, das 60 Klafter tief unter dem ersten gelegen ist. Die Treppen sind in Salzstein gehauen, meistens 9—10′ breit und 7—8′ hoch und so bequem, daß selbst Pferde leicht auf denselben hinauf und herab gelangen können. Der *August-Stollen*, der größte in diesem Stockwerke und im ganzen Berge, hat nicht weniger als 1300 Klafter Länge von O. gen W., aber nicht viel über 50 Klafter Breite von N. gen S. in seinen Nebenzweigen. In diesem Stollen sind jene ungeheuern Gewölbe, in denen manche Domkirche bequem mit ihren Thürmen Platz finden würde; in ihm befinden sich auch die Capellen, in welchen Altar, Heilige, Leuchter und alle Meß-Sacramente aus Salz gehauen sind. Jährlich läßt das Bergvolk hier ein Hochamt unter der Erde halten, und einige hundert Menschen sind bei demselben in einer Tiefe von einigen 90 Klaftern ohne allen Nachtheil für ihre Lungen versammelt. Das *dritte* Stockwerk ist 48 Klafter unter dem zweiten, und ungefähr 1000 Klafter von O. gen Westen lang. Das *vierte* und neueste liegt noch 20 Klafter tiefer, und ist bisher das kleinste. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Salzstockwerke von Bochnia mit jenen in Wieliczka in Verbindung stehen: mineralogische und geologische Gründe sprechen dafür. Überhaupt ist die ganze Gebirgskette, die Galicien von Ungern trent und die man, obgleich mit Unrecht, Karpathen nent, an ihrer nördlichen Seite bis gegen die Moldau hin, als ein und dasselbe Salzbett zu betrachten. Man versicherte uns im J. 1806, daß die jährliche Ausbeute an Salz an 300,000 Ctr. beträgt, und wirklich sahen wir in den Acten, daß in dem letzten Quartale dies. J. die Ausbeute mehr als 75,000 Ctr. betragen hat. Indessen waren nicht mehr als ungefähr 400 Arbeiter in diesem Bergwerke, wovon jeder sich 24 Kr. verdiente, und einige 6 Kr. Theuerungsbeitrag hatten. Gedinghäuer konnten jedoch an einen Gulden des Tages gewinnen**).

Man hat drei verschiedene Sorten Steinsalz hier; 1) *reines krystallisirtes Salz in Würfeln*. Es komt selten in grauem Thone vor und wurde ehedem häufig von englischen und holländischen Fabriken gesucht. Gegenwärtig gehen nur an 30 Fässer jährlich nach Wieliczka. 2) *grünes Salz*, an welchem aber durchaus nichts grünes ist. Es ist grau von beigemischtem grauen Thone. 3) *Szybiker Salz*. Man nent es so, weil es aus der Tiefe komt, und es ist weißer als das grüne Salz. Trümmer, Abfälle bei Spiegel und Formalstücken-Erzeugung, und mitunter auch Schmand, kommen in Fässer von 284 Pfund, und werden als Salz verkauft. Die Förderung in den Stundenlangen Stollen und aus ei-

**) Die Weise, wie hier das Salz gewonnen wird, ist von jener in Wieliczka ganz verschieden und muß, als eine eigene Art von Steinsalzgewinnung, besonders beschrieben werden. Man gewint nämlich in Bochnia das Salz in *Spiegeln* und in *Formalstücken*. Wenn man an irgend einer Wand der Stollen eine hinlänglich große Masse von reinem und gediegenem Kochsalze findet, um daraus Stücke von hinlänglicher Größe erhalten zu können, und wenn diese Masse zugleich so gelagert ist, daß sie Sprengarbeit erlaubt, so bohrt man auf *Spiegel*, d. h. auf Parallelepipede von ungefähr 36 Ctrn. Um diese zu erhalten, und zugleich die Regelmäßigkeit des Stollens so viel nur immer möglich ist zu schonen, fertigt der Häuer an der angezeigten Stelle eine gerade Furche von 2 Klaftern Länge, und 2 Fuß Tiefe. Diese Furche wird keilförmig so eingetrieben, daß die Basis des Keils nach außen sieht. In der Entfernung einer Toise von dieser Furche wird eine zweite parallel mit der vorigen eben so eingetrieben, und oben und unten durch 2 parallele Furchen von gleicher Tiefe verbunden. In dieses nun ausgebauene Parallelogramm wird in der Mitte schief nach ein- und abwärts, ein Loch gebohrt, und mit 8 Loth Schießpulver aufgefüllt. Das entzündete Schießpulver schlägt dann das ungeheure Parallelogramm auf einmal aus der Wand heraus und ein einziger Häuer gewint in einer Woche 72 Ctr. Salz. — An denjenigen Stellen, wo keine Spiegel gesprengt werden können, baut man *Formalstücke*. Man fertigt in dieser Hinsicht zuerst sogenannte *Bänke* entweder an der Sohle der Stollen und Weitungen, oder an den brüchigen Abhängen, die nach Erzeugung der Spiegel übrig bleiben. Diese Bänke werden durch zwei Parallelen von unbestimmter Länge und 2 Fuß Entfernung von einander gebildet: jede dieser Parallelen wird mit der Hacke 4—5 Zoll tief eingehauen. Es ist dann leicht, sobald die Parallelen einmal diese Tiefe erreicht haben, mittelst einiger starken Schläge mit der Haue Stücke von mehren Fuß Länge aus denselben loszuschlagen. Diese losgeschlagenen langen Stücke werden nun durch einige Querhiebe in kleinere Stücke gehauen, deren Länge der Breite der Bank gleich ist, und die nicht mehr als 96—100 Pfunde wiegen dürfen. Diese kleinern Stücke nent man Formalstücke und ein geschickter Arbeiter weiß seine Hiebe so zu führen, daß er fast immer Stücke von dem verlangten Gewichte erhält. Für jedes derselben empfängt er 12 Kr.

ner Tiefe von 120 Klafter geschieht durch einen bloßen Pferde-Göpel, der nie mehr als 16—20 Ctr. treibt. Das Tagewasser aus dem Schusterberge wird in Ochsenhäuten mittelst des Pferde-Göpels aufgetrieben, und viele 1000 Ctr. aufgelösten Salzes werden jährlich, ohne daß Jemand es wagen darf, auch nur für das Vieh das Salzwasser zu benützen, weggeschüttet. In diesem Bergwerke bricht noch der, in Wieliczka jetzt beinahe ausgegangene, **Gekrösestein** (Baryte sulfatée concrétionée des *Haüy*) der eine genauere Analyse verdient. — Eine Menge von Petrifikaten und Gyps finden sich auf den benachbarten Hügeln***). (*Schultes.*)

BOCHOLT (Br. 51° 50′ 45″ L. 20° 15′ 16″) Preuß. Stadt an der Aa, in dem Kreis Borken des Regierungsbez. Münster, 1822 mit 3838 Einw. und 659 Häus. in der Stadt und 417 E. und 53 H. in der zur Stadt gehörigen Bauerschaft†). Sie war vormals der Hauptort des gleichnamigen Münsterschen Amts und der Sitz eines Landgerichts und erhielt 1201 von dem Bischof Hermann II. von Katzenellnbogen das Stadtrecht††). Die Stadt hat breite und gut gepflasterte Straßen, von denen die Hauptstraßen auf dem ein längliches Viereck bildenden Marktplatz zusammenstoßen, eine schöne Pfarrkirche und großes (zwischen 1613—20 erbautes) Rathhaus, ein 1784 eröffnetes Gymnasium und sehr gut eingerichtetes Armen- und Waisenhaus. Die Einwohner treiben Ackerbau, Handwerke und vorzüglich Cattun- u. Baumseidenweberei†††). Die eine halbe Meile von der Stadt entfernt liegende **Bocholter Eisenhütte**, **St. Michaelis** genant, wurde 1740 unter Leitung eines gewissen **Rensing** auf Actien angelegt und später durch den verdienten Bürgermeister **Frenk** durch Anlegung eines — wieder eingegangenen — Eisenhammers erweitert. Sie wird mit einem Hohofen auf Erler Erz betrieben und beschäftigt gewöhnlich 50 Arbeiter. Ihr vorzüglichstes Fabrikat sind Töpfe, die besonders in Holland sehr gesucht wurden. (*Aus handschr. Nachr. H.*)

Bochonia s. Buchonia.

BOCHUM (51° 29′ 30″ Br. 24° 51′ 44″ L.), Kreisstadt in dem Reg. Bez. Arnsberg der preußischen Provinz Westphalen mit 402 Häus. und 2000 Einw., die, außer den Producten ihres ansehnlichen Feldbaues, kleine Eisenwaren, insonderheit Kaffeemühlen, wie auch Tuch liefern. — Außer der katholischen Hauptkirche hat die Stadt eine lutherische und reformirte Kirche und ein lutherisches Gymnasium. — Der davon benannte Kreis enthält in 7 Burgemeistereien 28000 Einwohner. (*H.*)

Bochyris s. Abukir.

BOCK bezeichnet 1) in der Naturgeschichte, überhaupt bei verschiedenen Thiergattungen, wie bei Rehen, Schafen rc. das männliche Geschlecht; insonderheit aber das Männchen von Capra Hircus s. dies. Art. — Andere damit zusammengesetzte Namen in der Naturgesch. sind: Bockkäfer s. Cerambix; Bocksbart s. Tragopogon; Bocksdorn s. Lycium; Bocksgeilen s. Satyrium. (*H.*) — 2) in der Jagd-Kunstsprache: a) Das männliche Geschlecht des **Rehwildes** (Cerv. Capreolus *Linn.*); derselbe Ausdruck beim **Dammwilde** gebraucht, gilt nur in wenigen teutschen (meist südteutschen) Staten als ein weidmännischer, im ganzen nördlichen Deutschland nicht; b) ein wesentlicher Theil des zur **festen Abrichtung** (Parforce-Dressur) des Hühnerhundes erfoderlichen Apparates, s. Hühnerhund; 3) Eine besondere Raubvogel-Fangmethode s. Raubvogeljagd. (*a. d. Winckell.*) 3) In der Mechanik und Technologie wird **Bock** gewöhnlich ein zum Tragen bestimmtes Gerüst oder auch ein ganz einfacher Theil genant, der irgend etwas zu unterstützen bestimt ist. Solche Böcke kommen unter andern bei Stangenkünsten vor, wo sie **Kunstböcke** heißen, ferner bei teutschen **Windmühlen**, bei **Göpeln** und **Haspeln**, bei **Sägemühlen**, bei **Pochwerken**, bei **Püschel-** und **Kastenkünsten**, bei den **Gerinnen** der **Wassermühlen** überhaupt, bei **Weberstühlen**, bei **Kutschen** (der **Kutschenbock**), bei **Uhren** (wo sie kleine Unterstützungstheile sind) rc. In den **Messinghütten** heißt **Bock** das Gewölbe unter dem Schmelzofen, worin die Windlöcher gehen. In **Schriftgießereien** versteht man darunter einen Haken zum Zusammenhalten der beiden Formhälften. — Zusammengesetzt sind damit: Bockmesser der Kammmacher s. Kammmacher. Bockmühlen oder teutsche Windmühlen s. Windmühlen. Bockpolster oder Polster zum Kutschenbock s. Kutschenfabriken. Bockräder, eine Art Spinnräder, s. Spinnrad. Bockschaben oder auf dem Bocke schaben s. Kammmacher. Bockshörner, Anschläge an Thüren und Fenstern in Gestalt von Bocks- oder Widderhörnern s. Schlosser. Bockstützen s. Wagner. (*Poppe.*)

Bock (Hieron.) s. Tragus.

BOCK (Friedr. Sam.), Konsistorialrath und Professor der griechischen Literatur in Königsberg, aus einer alten ehemals adeligen siebenbürgischen Familie abstammend, und den 20. Mai 1716 zu Königsberg geboren, wo sein Vater Regiments- und Stadtchirurgus war. Schon 1728 seiner Ältern beraubt, arm und verlassen, erlangte er auf dem Friedericianum seiner Vaterstadt und in den theologischen Hörsälen achtbare theologische und andere Kentnisse, war seit 1737 der Gehilfe eines Landgeistlichen in der Nähe seiner Vaterstadt, und schrieb damals schon eine viel gelesene moralische Wochenschrift: Der Einsiedler. 2 Jahrg. Königsb. 1740 u. 41. neue Aufl. 1757. 8. Er kam 1742 nach Königsberg zurück, wurde in die philosophische Fakultät aufgenommen, und hielt Vorlesungen. Im Mai 1748 übernahm er eine Feldpredigerstelle bei einem preußischen Dragoner-Regi-

***) Die älteste uns bekannte Urkunde, in welcher Erwähnung der Salinen zu Bochnia geschieht, ist diejenige, in welcher **Nikolaus von Sevn** im J. 1253 von König **Boleslaus** mit der Gegend um Bochnia belehnt wurde, und die Freiheit erhielt, die heutige Stadt **Bochnia**, die damals **Salzberg** hieß, zu bauen. S. **De Luca** geograph. Handb. V. B. 1. Abth. S. 45.

†) Im J. 1805 betrug die Einwohnerzahl in Stadt und Feldmark: 3446; 1818: 3849 und 1821: 4149. Unter der jetzigen Bevölkerung sind 58 evangel. Konf. und 126 Juden. ††) Über die sehr unwahrscheinliche Behauptung, daß B. der Ort sey, wo Karl d. Gr. nach dem Übergang über die Lippe im J. 779 die Sachsen geschlagen, vgl. **Nünning's** monument. monaster. decuria prima. Wesel 1748. 4. †††) Die gegen das Ende des 17ten Jahrh. eingeführte und von dem Bürgermeister **Frenk** erweiterte Baumseidenfabrication beschäftigte bei einem jährlichen Absatz von 50,000 Stück 450 Weberstühle.

ment in Königsberg und wurde daselbst 1753 Konsistorialrath, ordentl. Professor der Theologie und griechischen Sprache, und erster Universitätsbibliothekar. Das theologische Lehramt und das Bibliothekariat legte er in der Folge nieder und starb im Sept. 1786. Bock war ein nützlicher Lehrer und geachteter Schriftsteller, und unter seinen theologischen Schriften haben einen bleibenden Werth seine zwar mit großer Belesenheit, aber nicht nach der besten Methode geschriebenen, allzuweitläufig angelegten und unvollendet gebliebenen: Historia Socinianismi Prussici, maximam partem ex documentis MSStis. Regiom. 1753 (eigentlich 2 Dissertationen, die im folgenden Jahre auf 16 Bogen gr. 4. neu gedruckt wurden) und die Historia Antitrinitariorum, maxime Socinianismi et Socinianorum. Tom. I. P. I. et II. Ib. 1774—76. Tom. II. 1784. 8. Über Erziehung und Unterricht hat er ebenfalls manches Nützliche geschrieben, und vornemlich hat er in seinem Lehrbuch der Erziehungskunst. Königsb. u. Lpz. 1780. 8. das Wichtigste aus den damals besten Erziehungsschriften zweckmäßig geordnet und vorgetragen. Seit seinem Aufenthalte auf dem Lande widmete er einen beträchtlichen Theil seiner Mußestunden naturhistorischen Untersuchungen, und daß er unter den Naturforschern eine Stelle verdiene, bezeugen seine Naturgeschichte des preußischen Bernsteins. Königsb. 1767. 8. Natur- und Handlungsgeschichte der Heringe. Eb. 1769. 8. Wirthschaftliches Lehrbuch für die Jugend. Berl. 1778; verb. 1779; 1792. 8., vornemlich aber sein (nur allzuweitläufiger) Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreußen. Dessau. 5 Bde. 1782—84. 8. mit Kupf. und seine Preußische Ornithologie im 8. 9. 12. 13. u. 17. Stück des Naturforschers*). — Von seinem Bruder Joh. Georg Bock, geb. zu Königberg den 12. Mai 1698, gest. daselbst den 7. Jul. 1762, als ordentl. Professor der Dichtkunst, Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und Petersburg, hat man (nicht mit Unrecht vergessene) Gedichte, Königsb. 1756. 8. und ein Idioticon Prussicum, oder Entwurf eines preußischen Wörterbuchs ꝛc. Ebend. 1759. 8.**). — Als Dramatiker nicht unrühmlich bekant ist Johann Christian Bock, zu Dresden geboren und daselbst 1785 gestorben, als Theaterdichter der Bondinischen Gesellschaft. Der komische Dialog gelang ihm am besten, und mehre seiner Stücke wurden mit Beifall gegeben, z. B. Geschwind, eh' es Jemand erfährt (nach Goldoni). In seinem Vermischten Theater der Ausländer. Leipz. 1778—81. 4 Bde. 8. und in den Komischen Opern der Italiäner. Eb. 1781. 2 Th. 8. hat er manches ausländische Produkt glücklich auf die deutsche Bühne verpflanzt***). (*Baur.*)

BOCKAU, Königl. Sächs. Bergflecken an der Mulde im erzgebirg. Kreisamte Schwarzenberg mit 162 Häus. 1300 Einw., nährt sich meist von der Kultur und dem Sammeln von Medicinalgewächsen, die man theils getrocknet, theils zu Arzneien, Ölen, Thee ꝛc. verarbeitet, weit und breit versendet. Doch nimt dieser Erwerbzweig in demselben Maße ab, als in und außer Sachsen die medicinische Polizei sich ausbildet. Übrigens fertigt man in Bockau auch Arzneischachteln, Vitriolöl, Scheidewasser, Salzgeist und Hirschhornspiritus. Unfern Bockau liegen 3 Blaufarbenwerke, außer welchen es im K. Sachsen nur noch 2 gibt*). (*Engelhardt.*)

BOCKELOH, ein hannöversches Amt in der Prov. Kalenberg. Es gehörte vormals zur Grafschaft Wunstorf, mit welcher sie Herz. Wilhelm der Sieger im Anfang des 16. Jahrh. an sein Haus brachte (s. Scharfs Polit. Stat. S. 29), und besteht aus 2 Stücken, die im O. von dem Amte Blumenau, sonst aber von Schaumburg-Lippe eingeschlossen sind. Seine Oberfläche enthält 5453 Kalenb. Morgen, worauf 1812 in 4 Dörfern 186 Häus. standen. Seine 1361 Einw. nähren sich vom Ackerbau, Viehzucht, Leinen- und Garnverkauf. Der Sitz des Amts ist das Dorf Bockeloh an der Kaspau mit 1 königl. Domäne, 1 Kirche, 58 Häus. und 438 Einw. (*Hassel.*)

BOCKENBERG (Peter Cornelisson), ein Geschichts- und Alterthumsforscher aus Gouda in Holland, wo er 1548 geboren war. Er widmete sich dem geistlichen Stande, war eine Zeitlang Jesuit, Professor der Theologie und Prediger in seiner Vaterstadt, trat aber doch zuletzt zu den Reformirten über, wodurch er sich von Janus Dousa und Domin. Baudius viele beißende Epigramme zuzog. Die Staten von Holland und Westfriesland ernannten ihn 1591 zum Historiographen. Er starb am 17. Jan. 1617 zu Leiden. Er war ein fleißiger Forscher in den Alterthümern der vaterländischen Vorzeit, und erhellte in seinen, ziemlich methodisch aber mit wenig Geschmack abgefaßten, zum Theil ungedruckten Schriften manche dunkle Periode und genealogische Unsicherheit: Catalogus, genealogia et brevis historia regulorum Hollandiae, Zelandiae et Frisiae. Lugd. Bat. 1584. 8. Historia et genealogia Brederodiorum. Ib. 1587. 8. Egmondanorum historia et genealogia. Ib. 1589. 8. Prisci Bataviae et Frisiae reges. Ib. 1589. 8. u. e. a. †) (*Baur.*)

BOCKENDORF, nur ein Weiler im Amte Rosenthal des Kreises Frankenberg in der kurhess. Prov. Oberhessen, der an der Wohra ¼ Meilen von Rosenthal belegen ist und 11 Häus. mit 92 Einw. zählt, aber als Geburtsort des Dichters Helius Eobanus Hessus in der Literaturgeschichte merkwürdig ist. (*Hassel.*)

BOCKENEM, Stadt an der Nette in Fürstenth. Hildesheim, im Alterthume die Hauptstadt der Grafschaft

---

*) Neues gel. Europa 6. Th. 361—483. 7. Th. 734—821. Lebensbeschr. preuß. Gottesgel. 2. Samml. 101—119. Goldbecks liter. Nachr. v. Preußen 1. Th. 7. 2. Th. 4. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. **) Leben dess. von G. C. Pisanski. Königsb. 1762. 4. Jördens's Lexikon teutscher Dichter u. Pros. 1. Bd. 750. Meusel a. a. O. ***) Giseckes Handb. für Dichter u. Literatoren. 1. Th. 184. Jördens's 748. u. Meusel a. a. O.

*) Alle 5 Werke, davon 2 dem Könige gehören, werden gemeinschaftlich verwaltet, haben das ausschließende Privilegium auf Sächs. Kobalt, beschäftigen gegen 1000 M. und liefern jährlich 18—20,000 Ctr. blaue Farbe oder Smalte die, besonders zur Porcelanmalerei bis China geht. Die Erfindung, aus Kobalt, den man sonst als unnütz auf die Halden stürzte, jene unschätzbare Farbe zu bereiten, geschah 1540—60 durch einen böhmischen Glasmacher, Schürer, zu Pletten bei Johanngeorgenstadt.

†) *Sweertii* Athenae Belgicae 609. *Foppens* bibl. belg. T. I. 966. *Clement.* bibl. cur. T. IV. 393. *Paquot* Mém. Tom. III. 132. *Saxii* Onomast. T. III. 559. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 735.

Wohldenberg, 3 M. von Hildesheim. Die Umgegend ist ziemlich eben und nur die Stadtwaldungen und die dahin liegenden Ländereien sind bergig. Die Stadt hat 341 Häus. (mit Inbegriff der um sie her liegenden einzelen Bewohnungen und Mühlen), von denen 291 eigentliche Bürgerhäuser sind. Unter den Häusern befinden sich zwei adlige Höfe und ein Patricierhof. Die Einwohner, deren Zahl man auf 2000 schätzt, größtentheils evangelisch (nur der 20ste Theil ist katholisch), treiben Ackerbau und Handel mit Korn, Dielen, hölzernen Waren, Schuhen u. s. w. Auch findet man hier eine Tabacksfabrik mit 20 Arbeitern. Die Feldmark enthält 3000 Morgen cultivirtes Ackerland, 200 Morgen Wiesen, große Anger und über 1000 Waldmorgen Holzung. Merkwürdig ist die evangelische St. Pancratiikirche, 155 Fuß lang, 72 F. breit, nach gothischem Geschmack mit Schwibbögen sehr gut angelegt und erhalten, mit einer vortreflichen Orgel, einem 200 Fuß hohen Thurme, worin 3 Glocken von nicht unbeträchtlicher Größe; ferner das Rathhaus, erst neuerlich sehr geschmackvoll gebauet. Der Ort hat seine städtischen Gerechtsame schon über 800 Jahr, ist vorzüglich durch 5 zerstörte Dörfer vergrößert und sein Gebiet ist mit einer Landwehr umgeben. In der evangelischen Kirche befindet sich oben neben dem Hochaltare eine große Tafel, auf welche die merkwürdigsten die Stadt betreffenden Ereignisse seit einigen Jahrhunderten verzeichnet sind. (*Schickedanz.*)

BOCKHORN, ein Kirchdorf im Herzogth. Oldenburg, wovon das 7te Amt den Namen hat, zu dem Kreise Neuenburg gehörig, 3½ M. von der Stadt Oldenburg, hat mehre hübsch gebaute Häuser, ein wohl unterhaltenes Pflaster der Hauptstraße, liegt auf einem sandigen, wohl angebauten Boden und in einer angenehmen Umgebung, welche nach O. in eine trefliche Marsch ausgeht. Das Dorf selbst, welches mit den dazu gehörigen Ortschaften Steinhausen, Grabstede, Astede und Ellens 441 Feuerst. und 3054 Selen zählt, hat einen Prediger und Schullehrer lutherischer Konfession, auch Nebenschulen. In der Nähe des Dorfs ist eine Ziegelei, im Orte mehre Kaufleute, Wirthe und Handwerker — am meisten Landwirthe und viele, die auch auswärts auf Tagelohn ausgehen. (*Hollmann.*)

Bocki, s. Bukki.

BOCKING, eine Ortschaft in der Grafsch. Essex in England: sie liegt am Flusse Pant ⅔ M. von Braintree und zählt 2544 Einw., die sich fast allein mit der Fabrikation von Boy und andern wollenen Zeugen beschäftigen. (*Hassel.*)

BOCKLET, Dorf in Franken, im Fürstenthume Würzburg, itzt zum Mainkreise des Königr. Baiern gehörig, anderthalb Stunden von Kissingen und 7 Meilen von Würzburg entfernt, an dem Saalflusse gegen die Rhöngebirge zu. Zunächst an diesem Dorfe befindet sich der Kurbrunnen. — Im Herbste 1813 wurden sämtliche Mineralwässer daselbst neu gefaßt. Im J. 1814 untersuchte sie Hr. Apotheker Lieblein in Kissingen genau chemisch, nachher unterwarfen sie die Hrn. Prof. Vogelmann und Apotheker Maier in Würzburg, einer abermaligen chemischen Analyse, und da diese einen weit bedeutendern Gehalt von Bestandtheilen, als Lieblein aus denselben brachten; so untersuchte der Letzte diese Quellen noch einmal ganz genau im J. 1817. Er fand, daß sich in wenigen Jahren nach der neuen Fassung diese Quellen um Vieles gebessert hatten und diese seine neue Untersuchung gab folgende Resultate:

I. Der Schachtbrunnen. Jener, wo ehemals der Luftbrunnen stand, welcher leider durch die neuen Fassungen, und somit des berühmten Chemikers Prof. Pickels in Würzburg, unschätzbares Denkmal seiner Kunst und seines Fleißes, vielleicht auf ewig verloren gegangen ist! — Er enthält in einem Pfunde Wasser zu 12 Unzen nach Liebleins letzter Untersuchung: 1) Schwefelsaures Natron 6 Gran. 2) Salzsaure Bittererde 1¼ Gr. 3) Salzsaures Natron ¼ Gr. 4) Kohlensaure Kalkerde 5¼ Gr. 5) Kohlensaure Bittererde 1¼ Gr. 6) Eisenoxyd ¼ Gr. 7) Schwefelsaure Kalkerde 2¼ Gr. 8) Freie Kohlensäure 14¼ Par. Kubikzoll.

II. Karlsbrunnen. Enthält in der nämlichen Quantität Wasser. a) Schwefelsaures Natron 8 Gran. b) Salzsaures ¼ Gr. c) Kohlensaure Kalkerde 5 Gr. d) Salzsaure Bittererde 2 Gr.) e) Eisenoxyd ¼ Gr. f) Kohlensaure Bittererde 2 Gr. g) Schwefelsaure Kalkerde 2¼ Gr. h) Freie Kohlensäure 16 Par. Kubikzoll.

III. Ludwigsbrunnen. In einem Pfunde zu 12 Unzen ist enthalten: 1) Schwefelsaures Natron 6½ Gran. 2) Salzsaure Bittererde 2 Gr. 3) Kohlensaure Kalkerde 5 Gr. 4) Kohlensaure Bittererde 1½ Gr. 5) Schwefelsaure Kalkerde 2 Gr. 6) Eisenoxyd ½ Gr. 7) Freie Kohlensäure 15 Par. Kubikzoll.

IV. Friedrichsbrunnen. In eben so viel Wasser ist enthalten: a) Schwefelsaures Natron 5¼ Gran. b) Salzsaure Bittererde 2 Gr. c) Kohlensaure Bitterede 1¼ Gr. d) Schwefelsaure Kalkerde 2 Gr. e) Eisenoxyd ¼ Gr. f) Freie Kohlensäure 14¼ Par. Kubikzoll.

V. Die Schwefelquellen enthalten in einem Pfunde Wasser zu 12 Unzen: 1) Schwefelsaures Natron 1½ Gran. 2) Salzsaure Bittererde ¼ Gr. 3) Kohlensaure Kalkerde ¼ Gr. 4) Eisenoxyd ¼ Gr. 5) Schwefelsaure Kalkerde 2¼ Gr. 6) Kohlensaure Bittererde ⅓ Gr. 7) Freie Kohlensäure 5½ Kubikzoll. 8) Schwefelluft 3½ Par. Kubikzoll.

Diese 5 Quellen entspringen in einem sehr engen Raume, von etwa 15 Schritten im Durchmesser. — Der Kurort ist mit schönen Gebäuden und Anlagen versehen.

Die 4 ersten Wässer sind dienlich: gegen Überfluß von Fett, Schleim und gallichten Feuchtigkeiten, Gliederreißen, Lähmungen und Contracturen von Gicht und Wunden, Kachexie, Bleichsucht, Krätze, Entkräftungen, Steinbeschwerden und äußerliche Geschwüre, in Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes, in manchen Ursachen der Unfruchtbarkeit ꝛc. Das Schwefelwasser leistet in Hautkrankheiten, rheumatisch-gichtischen Übeln und gegen verdorbene Säfte gute Dienste*). (*Schneider.*)

*) Vgl. die Mineralquellen zu Kissingen u. Bocklet von Goldwitz. Würzb. 1795. 8. — Zeitung für die elegante Welt 1815. — Zwierlein Allgem. Brunnenschrift für Brunnengäste und Ärzte. Lpz. 1815. 2. A. S. 133 fgg. — Spindler Bocklet u. seine Heilquellen. Würzb. 1818. 8. — J. C. Wetzler's Beschr. der Gesundbrunnen und Bäder Wipfeld, Kissingen, Bocklet ꝛc. Mainz 1821. 8.

Bockolt, s. Johann von Leyden.

BOCKSBEUTEL, Bocksbeuteleien, ist ein Wort, das man nicht blos, wie Adelung in seinem Wörterbuche äußert, in Hamburg, sondern auch in vielen andern Gegenden Teutschlands hört; doch stamt es höchstwahrscheinlich aus jener Stadt. Dort nahm in frühern Zeiten jeder Rathsherr sein Statutenbuch in einem Beutel (Bocksbüdel) mit nach dem Rathhause (wie auch Gesangbücher in diesen Beuteln zur Kirche getragen wurden). Da nun von diesen Statuten in der Folge vieles veraltete, manche Einwohner aber diesem Veralteten fest anhingen, überzeugt, daß man bei Aufopferung unwesentlicher Gewohnheiten wesentliche Rechte aufzugeben in Gefahr sey, so nannte man dieses Festhalten an alten Gebräuchen Bocksbeutelei, und dehnte es anderwärts überhaupt auf altväterische Denkart aus. (*H.*)

BOCKSHAMMER (Johann Christian), geb. zu Teschen in Östreichisch-Schlesien d. 27. Mai 1733, gest. zu Festenberg in Preußisch-Schlesien d. 12. Nov. 1804, studirte in Jena Theologie 1755—1757; erhielt dann den Ruf zum Hofpredigeramte nach Goschütz, dem Hauptorte der gräfl. Reichenbachschen Standesherrschaft in Schlesien, und wurde von da 1764 mit Beibehaltung seiner Würde und Verrichtungen bei der Festenberger Stadtgemeinde als erster Prediger angestellt. Es gab nicht leicht einen Zweig des menschlichen Wissens, in welchem B. ganz Fremdling gewesen wäre, und sein besonders treues Gedächtniß nebst einer feurigen Einbildungskraft trugen hiezu alles bei. Sein Streben, mit allen Wissenschaften vertrauter zu werden, zog ihn von der Mathematik und Astronomie zur Naturkunde, dann zur Geschichte, Sprachkunde und Pädagogik. Aber vorzüglich groß sind die Verdienste dieses thätigen Mannes um die religiöse und moralische Vervollkommnung der lutherisch-polnischen Gemeinden in Oberschlesien wie in dem benachbarten Polen. Ihrer Muttersprache ganz mächtig übersetzte er nützliche Volksschriften, welche Belehrung und Erbauung verschaffen konnten und stiftete dadurch viel Gutes. Dergleichen Schriften, zum Theil eigne Arbeit, sind: *Ernesti* de disciplina christiana, Vratisl. 1773. 8. Diese, ins Teutsche übersetzt, war sein erstes Schriftstellerprodukt. — Astronomischer Kinderfreund mit Kupfern. Berlin 1798. 8. — Lavater's Sittenbuch für Gesinde, ins Polnische übersetzt, Bresl. 1774. 8. — Erster Unterricht im christl. Glauben, polnisch und teutsch, Brieg 1789. 8. — Ferner gab er polnische Übersetzungen von Rochows Kinderfreund, des Beckerschen Noth- u. Hilfsbuches und war auch der erste, der jene Gemeinden 1791 mit einer polnischen Liedersamlung aus dem Teutschen der bester Dichter versorgte. (*Fr. Em. Fischer.*)

BOCKWA, königl. sächs. Dorf im erzgeb. Amte Zwickau, hat bedeutende Steinkohlenwerke, und Vitriolöl- und Scheidewasserbrennerei mit Steinkohlen. Das Steinkohlenflötz zieht sich über die D. Planitz, Oberhendorf, Reinsdorf rc. und gibt jährlich über 10,000 Sch. Steinkohlen, die man in der Regel Zwickauer nent und an Güte denen des Plauenschen Grundes bei Dresden gleich schätzt. (*Engelhardt.*)

BOCNIN, Fl. in Dalmatien, der sich mit den Flüssen Carin und Possidana in dem Meerbusen von Novigrad vereinigt. (*Rumy.*)

BOCRIS eigentlich BOCKREUSS (Joh. Heinrich), kaiserl. Hofrath und Professor des Statsrechts zu Wien, geb. den 10. August 1713 zu Schweinfurt, wo sein Vater, ebenfalls Johann Heinrich, Professor der Philosophie und Konrektor am Gymnasium war. Dieser, geboren zu Everbach in Franken den 19. Nov. 1687, starb schon am 18. Okt. 1716, nachdem er sich durch mehre historisch-literarische Abhandlungen (De claris Franconiae viris; de doctis Apostatis; de eruditione Caroli magni etc.), Aufsätze in den Miscellan. Lipsiens. etc. rühmlich bekant gemacht, und dadurch eine Stelle unter den Mitgliedern der königl. Societät der Wissenschaften zu Berlin erworben hatte *). Der Sohn widmete sich zu Altdorf und Jena dem Rechtsstudium, arbeitete dann über ein Jahr bei dem Reichshofrathsagenten von Heunisch in Wien, und nachdem er 1636 zu Erfurt die Doktorwürde angenommen hatte, erhielt er am Gymnasium zu Schweinfurt eine Professur. Gegen das Ende des J. 1739 legte er diese Stelle nieder, ging zur katholischen Kirche über, und wurde Professor der Rechte auf der Hochschule zu Bamberg. Bis 1753 lehrte er dort, mit dem Charakter eines geheimen Hofraths, Statsrecht und Praxis, folgte dann in derselben Eigenschaft einem Rufe an die Wiener Hochschule, und starb daselbst den 18. April 1776. Unter den katholischen Statsrechtslehrern seiner Zeit galt er, als gelehrter Kenner seines Faches, für einen der vorzüglichsten, aber seine Schriften, meistens Dissertationen und Ausführungen einzeler statsrechtlichen Materien, haben ihre Periode überlebt. Zu bemerken möchte seyn die aus guten Quellen geschöpfte Abhandlung: vom Herkommen u. Geschlecht der Markgrafen zu Schweinfurt, nebst andern dahin einschlagenden Merkwürdigkeiten. Bamberg 1749. 4. **). (*Baur.*)

BOCSKAI (Botskai, spr. Botschkay) 1) Georg, aus einem ansehnlichen siebenbürgischen Geschlechte, ließ sich als Emissär gegen Kaiser Maximilian II. gebrauchen und veranlaßte einen Bund zur Verweisung der Teutschen aus Ungern und zur Ausrufung des Fürsten von Siebenbürgen Johann Siegmund als ungrischen Nationalkönigs, 1569. Die Verschwörung ward unterdrückt und mit Strenge bestraft. Indeß hatte sich Bocskai nach Siebenbürgen gerettet (Engel Th. 4. S. 203. 204.). — 2) Stephan B., geboren 1555, mütterlicher Oheim des Fürsten Siegmund Báthory v. Siebenbürgen, ward zuerst Befehlshaber von Großwardein, 1592, holte 1595 als Abgesandter seines Fürsten die kaiserliche Braut Maria Christierna für seinen Fürsten von Prag ab und erhielt die Hauptleitung der siebenbürgischen Angelegenheiten.

*) Leipz. gel. Zeit. 1719. S. 79. und 216. Dunkels Nachr. von verst. Gel. 1. Bd. 173. Miscellan. Lipsiens. Tom. VIII. Praefat. p. 5—9.

**) Moser's Lex. d. Rechtsgel. 16. Jenichen's Nachr. von Rechtsgel. 17. Weidlich's Gesch. jeztleb. Rechtsgel. 1. Th. 59. Ebend. Nachr. v. Rechtsgel. 5. Th. 176—199. Pütter's Lit. des Statsr. 1 Th. 467. Schneidewind's Beschr. d. Hochstifts Bamberg. 1. Abth. 271. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

Nach der Abdankung Siegmund Báthory's stürzte er seinen Nebenbuhler Stephan Josika 1598, und erklärte sich für den wiedergekommenen Fürsten. Als die Regirungsveränderung in Siebenbürgen erfolgt war, weilte er auf seinem Gute Solyomkö, einem Felsenschlosse zwischen Großwardein und Ecsed, ward hier als Feind der Jesuiten und eifriger Protestant von dem Grafen Belgiojoso beunruhigt, suchte vorgeblich Hilfe bei dem Kaiser Rudolph II. zu Prag, ließ sich mit Gabriel Bethlen in einen Briefwechsel ein, ward verrathen und von dem Grafen Belgiojoso in seinem Schlosse Szentjób bedroht, gewann die Heiducken für sich, welche die teutsche Infanterie zu Grunde richteten, sich bei Debreczen mit ihm vereinten und dem kaiserlichen Feldherrn den Rückweg nach Szathmar abschnitten. Der oberungrische, größtentheils protestantische Adel schloß sich nun zur Vertheidigung seiner Religionsfreiheit an Bocskay an, Caschau öffnete ihm die Thore, Eperies, Zeben, Leutschau, Kesmark erklärten sich für ihn 1604. — Bocskai säumte nicht, mit dem Großvezier Mehemet ein Bündniß gegen den Kaiser zu schließen. Noch mehr über die durch den kaiserlichen General Basta befohlne Hinrichtung seines Feldherrn Blasius Németh aufgebracht, die auch die Nation erbitterte, gewann Bocskai immer mehr Anhänger; für ihn erklärten sich Siegmund Rakóczy, Paul Nyári und andre. Noch zu schwach, es mit dem kaiserlichen Feldherrn aufzunehmen, wich er einer Schlacht aus, ward aber von Basta dazu gezwungen und geschlagen. In kurzem erholte er sich und nöthigte seinen Gegner die Belagerung von Caschau aufzuheben und sich gegen Preßburg zurückzuziehen, 1605. Er konnte nun die Belagerung von Tokai und Szathmar anordnen und machte in Ungern reißende Fortschritte. Ganz Siebenbürgen huldigte ihm und der von den Sachsen unterstützte Georg Ratz in Schäsburg ward mit leichter Mühe bezwungen. Zu Szerents förmlich zum siebenbürgischen Fürsten gewählt, ward er von den ungrischen Deputirten zugleich als Fürst eines Theils von Ungern anerkant. Sein Anhang vergrößerte sich, beinahe ganz Ungern fiel in seine Gewalt. Auch der Großvezier Mehemet erhob sich zur Belagerung von Gran, und Botskay, obwol zum Frieden mit Östreich gestimt, nahm den türkischen Vertrag an, der ihm die Fürstenwürde bestätigte, ihm kräftige Hilfe gegen die Teutschen versprach, und sogar die Würde eines ungrischen Königs für sich und seine männliche Erben anbot, 1605. 28. Okt. — Den Türken jedoch mistrauend, begab er sich nach Ofen, behielt die Fahne, nahm die hölzerne, mit Goldblech überzogene Krone nur als Geschenk, und nicht als Zeichen des Königthums an und erklärte, er habe bisher nicht um das Königthum, sondern um Freiheit und Glauben gestritten. Auch von den Siebenbürgern mit einer angeblich serbischen Krone beehrt, schloß er Stillstand mit Matthias d. 15. Jan. 1606 und den berühmten Wiener Frieden d. 9. Febr., in welchem den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert ward, und der Fürst das ungrische Gebiet, wie Siegmund Báthory es besessen hatte, erhielt. So ward ihm der Distrikt bis an die Theiß samt Tokai, und die Gespanschaften Ugocsa, Beregh, Szathmar nebst der gleichnamigen Festung zu Theil. Kaum waren die noch übrigen Schwierigkeiten, besonders von Seiten des ungrischen Clerus, beigelegt, als Bocskai, wahrscheinlich an Vergiftung *) oder an der Wassersucht, die der jüdische Arzt Eleazar aus Polen nicht heilen konnte, im 49. Jahre des Alters zu Caschau starb, 29. Dec. 1606. Sein Kanzler Michael Katay, als Urheber seines Todes verdächtig, wurde von der Leibgarde des Verstorbenen niedergehauen. Sein Testament machte seinem Charakter Ehre. Der von Bocskai zum Nachfolger auserséhene Valentin Hommonay konnte jedoch nicht zur fürstlichen Würde gelangen, weil ihm sein Schwiegervater, der alte Siegmund Rakóczy, vorgezogen ward **). (*Joh. Genersich.*)

BOCSKÓ (spr. Botschko), drei Ortschaften in Oberungern, jenseit der Theiß, Marmaroscher Gespanschaft, 1) Nagy (Groß) Bocskó, ruthenisch Boczkowa, walachisch Beskow, ein großes Dorf mit ruthenischen, walachischen und magyar. Einw., von welchen eine ganze Kameralherrschaft den Namen hat, mit einer römisch-katholischen und griechisch-kathol. Pfarre, am Einflusse der Szopuka in die Theiß, durch welche der Ort in zwei Theile getheilt wird. Hat ein königl. Salz-Berg- und Grubenamt. 2) Kis (Klein) Bocskó, walachisch Beskosel, im obern Bezirk, ein Grundherrn gehöriges walachisches Dorf, am gleichnamigen Bache, mit einer griechisch-katholischen Pfarre. 3) Ráhó Bocskó, ruthenisch-teutsches Dorf, der königl. Kammer gehörig, mit einer griechisch-kathol. Pfarre, wird von dem teutsch-ruthenischen Dorfe Akna-Ráhó in derselben Gespanschaft nur durch die Theiß abgesondert. In beiden wohnen königl. Arbeiter, als Binder, Schiff- und Zimmerleute, die allerlei Gattungen von großen und kleinen Fahrzeugen verfertigen. Die übrigen Einwohner in diesen und den übrigen Ortschaften nähren sich von ihrem Zugvieh bei den häufigen Salz- und andern Transporten. (*Rumy.*)

BOCZA, Botza, ein durch seine Goldgruben merkwürdiger Bergflecken in der liptauer Gespansch. in Niederungern (48° 51′ 30″ nördl. Br.) zwischen hohen Bergen, worunter der Djumbier nach Dr. Wahlenberg 6170 p. F. über die Meeresfläche erhaben ist. Die durch Volkssagen verrufene Teufelshochzeit hat zwar schlechte Wege, ist aber beiweiten nicht so hoch, wie ihre Nachbarn die Benuszka, der Leistroch und m. a. Die gesunden, hoch und stark gebauten slawischen Gebirgsbewohner dieser Gegend, Nachkömmlinge ehemaliger Kolonien aus Teutschland, treiben noch immer den Bergbau, doch hat der Segen seit mehren Jahren abgenommen und das Boczer allgemein geschätzte Gold wird nur noch in Mineraliensamlungen als sehenswerthe Merkwürdigkeit aufbewahrt. Bocza, welches aus Ober-, Mittel- und Unterbocza besteht, hat 942 evangel. und 32 kathol. Einw., und gehört zum Theil der königl. Kammer, zum Theil der adeligen Familie v. Szent-Joány. In Oberbocza ist eine evangelische Kirche, zu welcher sich die meisten Einwohner bekennen; das Mährchen in Korabinszky's Lexikon, als gäbe es hier keine Sperlinge, hat sich

*) *Bocskai occubuit hostium dolo*, nach der Aussage des gleichzeitigen Siegmund Rakóczy. **) Engel Geschichte des ungrischen Reichs. Th. 4. S. 271 — 350. Gebhardi Geschichte des Reiches Ungern und der damit verbundenen Staten. Th. 3. S. 131 — 138.

schon lange verloren, und die Verpflichtung der Einwohner, darauf zu achten, daß keine aufkommen, ist dahin zu erklären, daß sie so wie die Bauern im Sohler Komitate eine gewisse Anzahl von Sperlingsköpfen an das Komitat abführen müssen, um diese gefährlichen Getreidefeinde zu vertilgen. (*Zipser.*)

BOD (Peter), aus Siebenbürgen, von adeliger Abkunft, aus der Nation der Sekler, geb. den 22. Febr. 1712 in dem Dorfe Felschö-Csernáton. Zwölf Jahre alt kam er auf das reformirte Gymnasium zu Enged, an welchem er späterhin Bibliothekar und Lehrer der hebräischen Sprache wurde. Diese Stelle legte er 1740 nieder, studirte drei Jahre zu Leiden, in dem dasigen theologischen Collegium, und wurde nach seiner Rückkunft bei der verwitweten Reichsgräfin Teleki Kabinetsprediger, und zugleich Pfarrer auf ihrem Gute Hewiz, auch seit 1749 zu Magyar-Igen, wo er 1768 starb. Er besaß viele gelehrte Kentnisse, Forschungsgeist und literarische Industrie, wovon seine zahlreichen (in magyarischer und lateinischer Sprache herausgegebenen) Schriften zeugen, von denen wir bemerken: **Szent Irás értelmere vezerlö Magyar Leksikon mellyben a Szent Irásbon elö forduló péloázások (typusok) és ábrázolások (emblemák) lelki értelmek szerént, rövidedon ki világositattnak sok dolgok à Sidó, es görög régiségekböl ki magyaráztattnak**, d. i. ungerisches Wörterbuch, als eine Anleitung zum bessern Verstande der heil. Schrift, in welcher die in der Bibel vorkommenden Gleichnisse nach ihrem moralischen Sinne erklärt, auch viele hebräische und griechische Alterthümer erläutert werden. 1743. 4.; öfter. **A Szent Bibliánanak Historiája etc.** d. i. Geschichte der Bibel rc. Hermannstadt 1748; 1756. 8. **Szent Heortocrates etc.** Oppenheim (Hermannst.) 1757. 8. (enthält kurze Biographien der im Kalender vorkommenden Heiligen). **Judiciaria fori ecclesiastici praxis.** Ib. 1757; 1764. 8. **Synopsis juris connubialis.** Ib. 1763. 8. **Hungarus Tymbaules, seu Hungarorum quorundam ex epitaphiis renovata etc.** Enyedin. 1764. Vol. II. 8. **Smirnai Sz. Polykárpus, a vagy. Erdélyi reformatus Püspökökeknek Historiájak.** 1765. 8. (ebenfalls Biographien der. Ungern reformirter Religion). **Magyar Athenas etc.** Hermanst. 1766. 8. (vom Hofe konfiscirt, wegen freier Äußerungen gegen den herrschenden Glauben). **Francisci Parizpapai Dictionarium Latino-Hungaricum locupletatum.** Ib. 1767. Vol. II. 8. **Historia Vnitariorum in Transylvania inde a primo illorum origine ad recentiora usque tempora; ex MSto auctoris nunc primum edita.** Lugd. Bat. 1776 (1781). 8. *). (*Baur.*)

*) Einen Auszug aus diesem letztern Werke, und zugleich einige Nachrichten von dem Leben des Verfassers, aus der Vorr. zu demselben, liefert Walch in der neusten Religionsgeschichte, 7 Th. S. 464—480. Vgl. Götting. gel. Anz. 1782. St. 128. auch Adelung z. Jöcher. Von Bod's zahlreichen ungedruckten hist. Schriften s. *Horanyi* Memor. und Nova M. Hungar. u. *Benkö* Transylv. T. II. 461. Doch sind diese Verzeichnisse aus dem Catal. Bibl. hung. Szechenyam regnicol. zu ergänzen u. zu berichtigen. (*Baur* und *Rumy.*)

BODA, ein großes Dorf in Dalekarlien mit einer Kapelle in einem weiten Thale, höchst anmuthig gelegen, ¼ Meile von hier donnert der in den Geographien viel gepriesene Wasserfall Styggferssen; doch ist der Fall nicht so bedeutend als die Gegend malerisch ist; ein kleiner Fluß bildet den Fall, der aus mehren Absätzen besteht; wo der Fall am stärksten ist, mag er etwa 30 Ellen betragen. Boda gehört zum Pastorat Rättvik. (*v. Schubert.*)

BODÁG, Bodák, Bodok, zwei Dörfer in Niederungern, diesseit der Donau, preßburger Gespanschaft, Unter-Insulaner Bezirk, die hier angeführt zu werden verdienen: 1) Klein-Bodág, ungr. Kis Bodág, auf der Insel Sziget gelegen, zur gräfl. Viczayschen Herrschaft Hedervár gehörig, mit einer Überfahrt über die Donau. 2) Groß-Bodág, ungr. Nagy Bodág, auf der Insel Csallóköz oder Schütt, mit einem unter der Direktion des berühmten Feldmessers Mikoviny angelegten Damm gegen die Überschwemmungen der Donau, zur gräfl. Palfyschen Herrschaft Fel Bár gehörig. An dem Donauufer sind viele Mühlen und pyramidenförmige, mit Rohr gedeckte Fischerhütten. (*Rumy.*)

BODAGAU (Bodaheim). So wird in dem Prolog des Salischen Gesetzes eine der Landschaften genant, in welcher dieses entstanden sey; allein der ganze Prolog ist ein späteres, unkritisches Stoppelwerk, das keine Berücksichtigung verdient *), er fehlt in vielen Handschriften, und in keinem Fall ist dadurch für die Erdbeschreibung des Mittelalters etwas gewonnen. (*Delius.*)

BODAGO, Hafen an der Westküste von Nordamerika unter 38° 21′ nördl. Br. und 254° 55′ L., mithin an der Küste von Neualbion und in dem Lande, das die Spanier bisher zu ihren Besitzungen rechneten. Hier haben sich die Russen niedergelassen und ein Fort errichtet, unter dessen Kanonen 100 Hütten stehen, die von Russen, Konägen und Aleuten bevölkert sind. Diese bauen Gemüse, Weizen, Rüben und Hanf. Die russisch amerikanische Gesellschaft unterhält daselbst 1 Untergouverneur und handelt Pelzwerk und Robben- und Seelöwenfelle ein, die von den benachbarten Farloneseinseln geholt werden; jährlich geht von ihr ein Schiff mit einer Ladung von Pelzwerk, Hanf und Käse nach Neuarchangelsk ab. Der amerikanische Kapitän Corney, der 1817 dort war, fand die Kolonie in einem blühenden Zustande (nach Corney). Vancouver, der den Hafen zuerst untersuchte, nannte ihn Bodega. (*Hassel.*)

BODAJK oder Budék, magyar. Marktfl. in N. Ungern jenseit der Donau, Stuhlweißenburger Gespanschaft, Sármellieker Bezirk, zur gleichnamigen Herrschaft gehörig, mit einer katholischen und reformirten Kirche u. eigenen Pfarre, einem Mineralbade, mehren Mühlen, einer Briefsamlung, und einem Postpferde-Wechsel. Dem Freiherrn Prényi gehörig. Er liegt unter einem mit Waldung bedeckten Berge gegen Süden, ½ St. von dem Flusse Galya. Die Einwohner sind Magyaren, theils Katholiken, theils Reformirte. Der Boden ist fruchtbar. Die Weinberge erzeugen einen guten Wein. Der Wiese-

*) Wiarda Gesch. und Ausleg. des Salischen Ges. Seite 69. ff.

wachs ist bedeutend. Das gliederstärkende Mineralwasser, das gewärmt werden muß, wird stark besucht. Die Ortschaft hat über 100 Häuser. (*Rumy.*)

BODDEN *), der, auch wol: der rügianische Bodden, ist das an 8 □Meilen große Binnenwasser, das den südöstlichen Theil Rügen's von Pommern trennet. Seine größte Breite, von Stresow auf Rügen bis nach der pomm. Landspitze, dem Ludwigsburger Haken, beträgt 3¾ Meile, vom Palmer-Ort bis zu der Insel Ruden 3 Meilen. Nach einer vorzüglichen, in Stockholm 1808 gestochenen Seekarte ist die größte Tiefe des Fahrwassers in diesem Bodden 5 Faden d. h. 30 Fuß, und die geringste 2 Faden d. h. 12 Fuß namentlich im neuen Tief, welches demnach in der Regel nur Schiffe von 80 Lasten passiren können, da diejenigen von 90 Lasten 12 Fuß, die von 100 Lasten 13 Fuß Wasser u. s. f. bedürfen. Überhaupt müssen alle größere Schiffe, die von Greifswald aus befrachtet werden, in der Gegend bei den Landspitzen Thiesow oder Pert durch Leichter ihre volle Ladung erhalten und einnehmen. Einige pommersche Geschichtschreiber geben oder deuten an, daß um 1304 oder 1309 das Meer Rügen von der pommerschen Küste abgerissen und den Bodden (portus grandis) gebildet habe **); andere hingegen, daß es nur beim Ruden von Pommern getrent sey ***). *Helmoldi* Chron. Slav. L. I. cap. 39. beweist uns aber, daß schon im zwölften Jahrhunderte der Bodden (tractus maris) wenigstens in seiner jetzigen Ausdehnung existirte, und daß nur an den schmalsten Stellen die gegenseitigen Ufer dem Auge (doch wol: sehr deutlich) sichtbar wurden †). (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

BODE, uneigentlich Bude, ein Harzfluß, welcher im braunschweigischen Amte Hasselfelde im Braunlager Forste zwischen dem rothen Bruche und der Düstertonne unter dem Namen der warmen Bode entsteht, sich bei Königshof mit der kalten, bei Wendefurt mit der Rapp- und bei Treseburg mit der Luppbode vereinigt, und dann, nachdem er das Blankenburgische bewässert, in den preußischen Regirungsbezirk Magdeburg übergeht, wo er die Selke, die Holzemme, den Schiffs- und Wippergraben, an sich zieht, und nach einem Laufe von 18 Meilen bei Walternienburg der Saale zufällt. Er bildet da, wo er das Gebirge verläßt, bei Thale an der rechten Seite der 600 Fuß hohen Roßtrappe einen kleinen Katarakt von 6 bis 8 Fuß, der zu den sehenswürdigsten Partien der Harzes gezählt wird. (*Hassel.*)

BODE (Johann Joachim Christoph), der geniale Übersetzer, wurde am 16. Jan. 1730 zu Braunschweig geboren. Sein Vater, ein armer Soldat, nahm nicht lange nach seiner Geburt seinen Abschied vom Regiment, und arbeitete als Tagelöhner bei der Ziegelhütte zu Klein-Schöppenstedt, einem Dorfe an der Heerstraße zwischen Braunschweig und Helmstädt, wo der Sohn den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt. Er zeigte für diese Beschäftigungen und mehr noch für die Musik große Neigung desto ungeschickter benahm er sich in gröbern Handarbeiten, so daß ihn seine Familie den dummen Christoph nannte. Bei seinem Großvater, einem Bauer in dem braunschweigischen Dorfe Barum, hütete er eine Zeitlang die Schafe; sein Sinn aber war unaufhörlich nach Braunschweig gerichtet, um dort etwas Besseres zu lernen und einst in der Welt sein Glück zu machen. Durch seine Mutter brachte er es endlich in einem Alter von etwa 14 Jahren dahin, daß ihn der Bruder seines Vaters dem braunschweigischen Stadtmusikus Kroll in die Lehre gab und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Während der Lehrjahre litt er, besonders von seiner grämlichen Gebieterin, viel, und mußte sich zu den niedrigsten Diensten bequemen; doch erreichte er seinen Zweck, und lernte die meisten Saiten- und Blasinstrumente, wenn nicht mit Geschmack, doch mit Fertigkeit spielen. In den wenigen freien Stunden suchte er sich möglichst durch Lesen zu bilden, und die Abenteuer des Simplicissimus, die er bei Nacht auf seiner Dachkammer las, blieben ihm Zeitlebens werth. Kaum waren seine Lehrjahre zu Ende, als er Hautboist bei dem Regiment von Weihe zu Braunschweig wurde, und ein armes, aber hübsches 16jähriges Mädchen, die Tochter eines Instrumentenmachers Reineke, heirathete. Dieser Umstand hinderte ihn jedoch nicht, auf größere künstlerische Vollendung bedacht zu seyn. Um sich in dem Spiel des Bassons, seines Lieblingsinstruments, so wie in der Tonsetzung zu vervollkommnen, ging er (ungefähr 1750) mit erhaltenem Urlaub, Frau und Kind zurücklassend, auf ein Jahr nach Helmstädt zu dem dortigen Kammermusikus Stolze, einem berühmten Virtuosen auf dem Basson. Während er von diesem lernte, gab er andern Unterricht in der Musik, um seinen Unterhalt zu erwerben. Einer seiner Schüler, ein reicher Student, Namens Schlubeck nahm ihn als Freund unentgeldlich bei sich auf, und unterrichtete ihn im Französischen. Beide studirten gemeinschaftlich das Italiänische und Bode für sich allein die Anfangsgründe des Lateinischen. Besonders wichtig aber wurde für ihn der genauere Umgang mit den Prof. Stockhausen, bekant durch eine oft aufgelegte Anweisung zum Briefschreiben und eine Samlung vermischter Briefe. Bode hörte seine ästhetischen Vorlesungen und genoß seinen besondern Unterricht in der teutschen und englischen Sprache. Der Aufenthalt zu Helmstädt wirkte entscheidend für sein künftiges Leben; er faßte die innigste Liebe zu den schönen Künsten, und legte den Grund zu der hohen wissenschaftlichen Bildung, die er in der Folge, ohne je wieder eine Universität besucht zu haben, erreichte. Bei seiner Rückkehr nach Braunschweig sah er sich in der Hoffnung, bei der Hofcapelle angestellt zu werden, getäuscht. Aus Verdruß verließ er den braunschweigischen Dienst, und trat 1752 in den Hannöverschen, als Hautboist bei dem Freudenmannschen Regiment zu Celle. Hier blieb er 4 Jahre,

*) Über die Etymologie dieses Wortes s. Adelung's gr. erkl. Wörterbuch, das Wort: Boden. — A. G. Schwarzen's Historia Fin. Princ. Rugiae. p. 30. — *G. G. Leibnitii* Collectanea etymologica. Hannoverae 1717. kl. 8. S. 96., das Wort Boddi, mergere etc. **) Außer den pomm. Chroniken sehe man nach: A. G. Schwarzen's Einleitung zur Pommersch-Rügianischen Dörfer-Historie. Greifswald (1734. 4.) S. 14. — Desselben Historia Finium Pr. Rugiae, S. 25, Anmerk. u. ***) Erstere Angabe findet sich sogar noch in dem Kinderbuche: die sieben Abende von Friedrich Heyne 1820, S. 124. †) Das wol Richtigste hierüber findet man in meiner rügenschen Geschichte I. Theil, Greifswald 1819. kl. 8. S. 204 und 119.

und strebte mit unermüdetem Eifer nach weiterer Ausbildung, indem die Ahnung, daß er für einen höhern Wirkungskreis bestimt sey, ihn nie verließ. Um seine Familie zu ernähren, mußte er den größten Theil des Tages Unterricht in der Musik ertheilen, wobei ihn dennoch oft Nahrungssorgen drückten. Den Rest seiner Zeit, und selbst einen Theil der Nacht widmete er dem Studium der Musik, der Sprachen und Wissenschaften. Er fand hier wieder einen Freund in dem damaligen Subconrector Münter, den er in der Musik unterrichtete, und der dagegen seine Versuche in Poesie und Prose verbesserte, und ihm den Gebrauch seiner Bibliothek erlaubte, aus welcher Bode die neuern Werke des Geistes und Geschmacks mit der größten Begierde las. In der engländischen und italischen Sprache vervollkommnete er sich ohne Hilfe eines Andern; an der Erlernung des Lateinischen aber, wozu ihm Münter seine Hilfe anbot, scheint sein Muth gescheitert zu seyn. Nachdem er schon mehre Konzerts, Solo's und Symphonien componirt hatte, ließ er in den J. 1754 und 56 zwei Samlungen von ihm in Musik gesetzter Lieder erscheinen, unter dem Titel: Scherz- und ernsthafte Oden und Lieder. Leipz. qu. Fol. Er traute damals seinem eigenen ästhetischen Urtheil noch so wenig, daß er die Auswahl der von ihm zu componirenden Lieder seinem Freunde Stockhausen überließ, so wie die Abfassung der Zueignungsschrift. Seine höhere Bildung blieb indessen nicht unbemerkt; sie erwarb ihm, in Verein mit seinem musikalischen Talent, Gönner in und außer Celle und verschafte ihm Eintritt in gebildete Zirkel. Dennoch fühlte er sich in seiner Lage nicht glücklich; sie erschien ihm, wol nicht mit Unrecht, drückend und herabwürdigend; die sklavische Abhängigkeit und strenge Disciplin des Soldatenstandes widerstrebten seinem Geist; auch wurde er durch sein reizbares Ehrgefühl in Händel verwickelt und sogar zu einer (nicht vollzogenen) Regimentsstrafe verurtheilt. Hiezu kam noch die unglückliche Ehe mit einer Frau, die nicht allein an Bildung tief unter ihm stand, sondern ihn auch durch schlechte Wirthschaft und Hang zum Wohlleben erbitterte, und mitunter zu Thätlichkeiten reizte. Auch die damaligen Aussichten auf einen nahen Krieg waren für ihn, den Freund stiller Musen, durchaus abschreckend. Unter diesen Umständen starb seine Frau im J. 1756 an einer hitzigen Krankheit, und bald folgten ihr im Tode seine drei Kinder, die er zärtlich geliebt hatte. Hiedurch von allen Familienbanden frei gemacht, nahm er seinen Abschied, und begab sich fürs Erste zu seinem alten Freund Stockhausen, damaligen Konrektor am Johanneum zu Lüneburg. 1757 trat er mit einem Kästchen voll Musikalien und Wäsche und einigen Empfehlungsschreiben Stockhausens seine Wanderung nach Hamburg an, wo er sich von seinen Talenten zu ernähren hoste. In Kurzem sah er sein Wünsche erfüllt; angesehene Familien vertrauten ihm den Unterricht ihrer Kinder in der französischen Sprache und der Musik an. Durch seine anziehende Unterrichtsmethode und seine geselligen Eigenschaften machte er sich bei vielen beliebt. Er lernte nun auch noch die spanische Sprache, wozu er einen Monat lang den Unterricht eines Schuhmachers benutzte, der in Spanien gearbeitet hatte. Im J. 1759 zeigte er sich zuerst als einen geschickten Übersetzer aus dem Französischen und Englischen, durch die (wenig bekant gewordenen) Briefe des Pater Alphonso an seinen General und den begeisterten Braminen [1]). Für das Kochische Theater bearbeitete er verschiedene französische, italische und engländische Schauspiele, von denen einige gedruckt wurden [2]). Im Jahr 1761 begann seine Thätigkeit als Freimaurer, die in den spätern Jahren das Hauptgeschäft seines Lebens wurde. Mehre seiner Freunde, die dem Orden angehörten, bewogen ihn zum Eintritt. Er wurde den 11. Febr. 1761 in der von der großen engländischen konstituirten Loge Absalom aufgenommen, und bewies sich gleich anfangs sehr thätig. In der Folge erlangte er die höhern Grade, und war verschiedene Jahre Meister vom Stuhl dieser Loge, mit deren meisten Mitgliedern er am Ende des J. 1764 zu dem System der stricten Observanz übergetreten war. In den J. 1762 und 63 redigirte er den hamburgischen unparteiischen Korrespondenten mit Geschicklichkeit und Umsicht. Im J. 1765 schien ihn das Glück auf eine seltene Art zu begünstigen. Eine seiner Schülerinnen, Simonette Tam, reich, schön und liebenswürdig, bot ihm sehr unerwartet selbst ihre Hand an, in dem Augenblick, als er sie für einen Freund erbitten wollte. Bode lebte jetzt nie gehoffte schöne Tage, als der glücklichste Ehemann, reich, sorgenfrei und unabhängig. Doch währte diese Seligkeit kaum ein Jahr; seine Gattin starb, nach einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde, ohne Kinder. Sie hatte ihn zum alleinigen Erben eingesetzt. Bode verzichtete, um ungerechten Vorwürfen der Verwandten zu entgehen, freiwillig und uneigennützig auf den größten Theil des Vermögens; etwa 16,000 Thaler sollen ihm geblieben seyn. Um seinen tiefen Schmerz zu zerstreuen, machte er 1766 mit dem geheimen Rath Schubart von Kleefeld eine maurerische Reise zu den damaligen Ordensobern der stricten Observanz in der Lausitz [3]), und kehrte über Leipzig, Berlin und Braunschweig, wo er sich von Schubart trennte, nach Hamburg zurück. Hier legte er mit dem geerbten Gelde eine Buchdruckerei und Buchhandlung an und heirathete 1768 die Tochter des erfahrnen Buchhändlers Bohn. Lessing's berühmte Dramaturgie war das erste Werk, was aus seiner Presse hervorging. Als sich die Seylersche Theaterunternehmung, bei welcher Bode interessirt war, zerschlug, faßte er, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Lessing, den Plan einer Buchhandlung der Gelehrten, von welcher die Werke des Genie's und Geschmacks zum Vortheil der Verfasser verlegt werden sollten. Ungeachtet der vielversprechenden Verbindungen Bode's mit Klop-

1) Die Weisheit an die Menschen, aus der Handschrift eines begeisterten Braminen. Hamburg 1759. 8. Zweite A. das. 1772. 3te A. Leipzig 1787. nachgedruckt Karlsruhe 1787. Das Original, von Robert Dodsley, erregte bei seiner Erscheinung (1750) in England allgemeines Aufsehen. 2) Das Kaffeehaus (nach Voltaire's Ecossoise) Hamburg 1760. 8. Die Spieler (aus dem Engl. des Moore) Hamb. 1760. 8. Die eifersüchtige Ehefrau (nach Colman) das. 1762. 8. 3) Über den eigentlichen, hier nicht näher zu verfolgenden Zweck dieser Reise und Bode's maurerische Thätigkeit überhaupt, s. seine Biographie im Supplementbande des Schlichtegrollschen Nekrologs für die Jahre 1790 — 93. Seite 366. fgg.

stock, Gerstenberg, Basedow, Zachariä und andern Schriftstellern, scheiterte dieser Plan dennoch, weil Lessing für merkantilische Geschäfte dieser Art durchaus nicht geeignet war, und auch Bode das Mechanische der Geschäfte nicht verstand und den Rath erfahrner Buchhändler aus Eigensinn nicht benutzte. Auf Lessings Antrieb übersetzte er Yorik's empfindsame Reisen von Lorenz Sterne [4]), und eröfnete mit diesem Werk die Reihe von Übertragungen humoristischer engländischer Romane, die seinen schriftstellerischen Ruhm gegründet hat. Er druckte es selbst auf eine vorzügliche Weise. Hierauf wagte er sich auf Zureden des Buchhändlers Reich an Smollet's Meisterstück, Humphry Klinker's Reisen [5]), die er selbst für die vollendetste seiner Übersetzungen erklärte. Der glückliche Erfolg dieser Verteutschungen ermuthigte ihn zu der Übersetzung von Sterne's Tristram Shandy, dem schwierigsten Wagestück dieser Art [6]), und er erfüllte auch hier meist die hochgespannten Erwartungen. Er mußte sich für diese Arbeit eine ganz neue Sprache schaffen, und (nach seinem eignen Ausdruck im Vorbericht) die außerordentlich enge Schnürbrust, in welche er die teutsche Büchersprache seit einiger Zeit gezwängt fand, mit kühner Hand erweitern. Er machte zu diesem Werk höchst pikante Anmerkungen, die ihm während der Arbeit oft ganz unwillkürlich in die Feder kamen, und die er selbst im Vorbericht unter dem Titel: Real- und VerbalLexicon über Tristram Shandy's Leben und Meinungen ankündigte; sie konnten aber wegen der vielen persönlichen Anspielungen nicht gedruckt werden. Das letzte Werk, welches er zu Hamburg übersetzte, war Goldsmith's Landprediger [7]). Außerdem übertrug er noch einige Schauspiele [8]) und Yorik's Briefe an Elisa, von Lorenz Sterne [9]), und vollendete Noverre's Briefe über die Tanzkunst, deren Übersetzung Lessing angefangen, aber wegen der Trockenheit des Gegenstandes nur bis zum Bogen F fortgeführt hatte [10]). Desgleichen vollendete er die Übersetzung von Burney's Tagebuch einer musikalischen Reise (Hamburg 1772 — 73. 3 Bde. 8.), deren ersten Theil Ebeling geliefert hatte. Eine Wochenschrift, unter dem Titel: der Gesellschafter, welche er 1775 verlegte und größtentheils selber schrieb, hat ungeachtet ihres anerkannten Werthes [11]), wenig Aufsehn gemacht und nicht lange gewährt, vielleicht weil die Periode dieser Wochenschriften damals schon vorüber war. Unter diesen literarischen Beschäftigungen war er fortwährend auch als Freimaurer thätig, und wohnte in der von dem Ordens-Directorium zu Görlitz erhaltenen Eigenschaft eines Procurator generalis Oeconomiae den Conventen zu Braunschweig 1775 und zu Wolfenbüttel 1778 bei. Von 1776 an gab er auch vier Jahrgänge des Taschenbuchs für die Brüder Freimaurer der vereinigten teutschen Logen heraus, in welchen viele Aufsätze u. Bruchstücke aus Maurerreden von ihm selber sind. So wohl er sich längere Zeit in Hamburg gefühlt hatte, so wurde ihm doch allmälig dieser Aufenthalt gleichgiltiger. Vier Kinder aus seiner dritten Ehe waren dahin gewelkt, und die kränkelnde Mutter folgte ihnen. Auch einige seiner geliebtesten Freunde waren ihm durch Tod oder Entfernung entzogen. Sein Buchhandel brachte ihm mehr Verlust als Gewinn. Es fiel ihm daher nicht schwer, 1778 der von ihm hochverehrten Witwe des großen Statsministers, Grafen von Bernstorf, als ihr Geschäftsführer nach Weimar zu folgen, wo er den Rest seines Lebens in einer für seine literarische und maurerische Thätigkeit sehr vortheilhaften unabhängigen Lage zubrachte. Er übersetzte hier eine höchst schätzbare engländische [12]) und den Anfang einer spanischen [13]) Wochenschrift, und zeigte durch die gelungene Übertragung eines ernsten historischen Romans [14]), sein Übersetzertalent in einer neuen, von dem Humoristischen weit entfernten Sphäre. Späterhin übersetzte er, auf den Wunsch seiner vieljährigen geistvollen Freundin Elise von der Recke, Fieldings berühmten Roman Tom Jones in Eil und unter ungünstigen Umständen, weshalb diese Arbeit an Vollendung seine frühern Übersetzungen nicht ganz erreichte [15]). Seine letzte Kraft wendete er an die Übertragung von Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände [16]), an welcher er vor

---

4) Hamburg und Bremen 1768 — 69. Vier Bände. kl. 8. Zweite Aufl. das. 1769. 3te A. das. 1771. 72. 4te A. das. 1776. 77. alle kl. 8. 5te A. Ebendas. 802. gr. 12. Das dritte u. vierte Bändchen oder die Fortsetzung der empfindsamen Reisen wurde lange für Bode's eigene Arbeit gehalten, bis das engländische Original dieser unechten Arbeit bekannter wurde. Bode erlaubte sich bei dieser zweiten Hälfte große Freiheiten; er schob dem Engländer teutsche Sitten, Beziehungen auf teutsche Schriftsteller und selbst teutsche Wortspiele unter. Seine Übersetzung führte in Teutschland eine neue Epoche des Modegeschmacks herbei, der sich von jetzt an zur Empfindsamkeit hinneigte. 5) Leipzig 1772. N. Aufl. ebendas. 1785. 3 Theile 8. 6) Tristram Shandy's Leben und Meinungen. Aus dem Engl. neun Theile mit K. Hamburg 1774. 2te verb. Aufl. ebendas. 1776. Beide in 8. nachgedruckt zu Hanau und Höchst. 7) Der Dorfprediger von Wakefield. Eine Geschichte, die er selbst geschrieben haben soll. Von neuem verteutscht. Leipzig 1776. 2te verb. Aufl. das. 1777. 3te A. das. 1796. alle in 8. Auch mehrmals nachgedruckt, u. a. Bamberg 1780. 8) Der Westindier, ein Lustspiel aus dem Engländischen des Herrn Cumberland, und die Schule der Liebhaber, ein Schauspiel aus dem Engl. (von Whitehead), beide Hamburg 1772. 8. 9) Hamburg 1775. 8. 10) Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette vom Herrn Noverre, aus dem Franz. übersetzt. Hamburg und Bremen 1769. 8.

11) Vgl. allg. teutsche Bibliothek. Bd. 29. St. 1. S. 181. Die Gedichte machten den schwächsten Theil dieser Zeitschrift aus. 12) Die Welt, eine Wochenschrift von Adam Fitz-Adam, aus dem Engländischen verteutscht. Altenburg 1779. 80. 4 Bände. 8. Das engländische Original, an welchem Chesterfield, Owen, Cambridge, Jenyns, Horace Walpole, Boyle, Moore u. a. Antheil hatten, behauptet seine Stelle unmittelbar nach dem engländischen Zuschauer; die Übersetzung gehört zu Bode's vorzüglichsten Arbeiten. 13) Der Denker. Eine Wochenschrift aus dem Spanischen des Herrn Joseph Clavigo y Faxardo. Auszugsweise übersetzt. Erster Band. Bremen 1781. 8. (mit auserlesenen Anmerkungen). Eine Fortsetzung erschien nicht. 14) Die Inkas oder die Zerstörung Perus, aus dem Franz. des Herrn Marmontel von neuem verteutscht. 2 Bände Frankf. und Lpz. 1783. 8. 15) Geschichte des Tom Jones, eines Findelkindes. Aus dem Engländischen. Lpz. (bei Göschen) 1786 — 88. kl. 8. Bode gab in dieser Übersetzung seinem Original einen ihm ganz fremden Anstrich Sternischer Laune. S. allg. teutsche Bibliothek Anhang zum 53sten bis 86sten Bande. Abth. 5. Seite 2598 — 2614. 16) Berlin 1793 — 95. Sechs Bände. gr. 8. auch zu Prag nachgedruckt. Ein siebenter Band, der 1799 erschien, enthält die nöthigen Sach- und Namenregister, von anderer Hand.

der Mitte des Jahrs 1792 bis über die Mitte von 1793 hinaus, mit ausdauerndem Fleiße und großer Liebe arbeitete. Bei keiner seiner Übersetzungen war er vielleicht so gewissenhaft und unerbittlich strenge gegen sich selbst, keine kostete ihm mehr Anstrengung und gewährte ihm mehr Genuß, denn er hatte mit keinem Schriftsteller inniger sympathisirt und keines Launen, Sonderbarkeiten, Überzeugungen und Grundsätze aus sich selbst so herausgelesen. Diese Übersetzung wurde daher sein Meisterstück [17]). Er erlebte nur den Abdruck der 5 ersten Bände derselben. Von seiner fortgesetzten maurerischen Wirksamkeit möge hier folgendes erwähnt werden. Er erschien auf dem berühmten Wilhelmsbader Kongresse 1782 als Deputirter, mit den Vollmachten mehrer Sprengel versehen, wo er frei und offen sprach und handelte, und besonders dadurch viel Aufsehn erregte, daß er dem Konvent die zusammengedrängten Resultate seiner Forschungen über die Entstehung und Tendenz der Freimaurerei vorlegte. Er hatte nämlich nach und nach eine Freimaurerbibliothek von ungefähr 800 Bänden zusammengebracht, in welchen die seltensten Schriften über alle geheime Ordensverbindungen aller Zeitalter aus allen Ländern, vorzüglich auch über die Jesuiten, denen er den größten Einfluß auf die Errichtung und Fortpflanzung der engländischen und teutschen Maurerei zuschrieb, befindlich waren. Seine Erwartungen vom Kongresse wurden nicht erfüllt; er gehörte indeß zu den Brüdern, welchen die Punkte, worüber man nothdürftig übereingekommen war, zur weitern Ausarbeitung übergeben wurden. Auch war er unter der Zahl derjenigen Männer, welche der Freiherr von Knigge, als Illuminat Philo genant, auf diesem Kongresse für den Illuminatenorden gewann. Er versprach hiebei, wenn er die Zwecke des Ordens edel und groß finden würde, mit allem Eifer für denselben zu arbeiten, erklärte aber zugleich, den Unfug öffentlich aufdecken zu wollen, wenn er Betrug oder gar Jesuitismus wahrnehmen würde. Philo nahm ihn unter dem Namen Amelius auf, und ertheilte ihm bald hinter einander den kleinen und großen Illuminaten-Grad und den Schottischen Ritter-Grad oder den Grad der dirigirenden Illuminaten [18]). In der Folge wurde er [illegible] Provinzial-Obern ernant und erhielt einen Theil der Direktion, nachdem er den ganzen Gliederbau des Ordens durchschaut hatte und mit dessen Stifter Weishaupt (Spartacus) selbst in Verbindung und Briefwechsel getreten war, der ihm auch Änderungen zu machen erlaubte, wo das Local und der verschiedene Grad der Kultur sie foderte. So entstand ein für Sachsen besonders modificirter Illuminatismus. Bode verfiel zwar nicht ganz in den Fehler Knigge's, der in Niedersachsen eine Menge Mitglieder ohne Auswahl in den Orden aufnahm, aber er versah es doch darin, daß er, um dem Orden Gewicht und Ansehn in (Ober) Sachsen zu verschaffen, sehr viele Freimaurer Schotten nicht allmälig, sondern auf einmal zu Obern der Illuminaten erhob, die weder Sinn noch Kopf für die höhern literarischen und moralischen Zwecke des Illuminatismus hatten. Als sich hierauf Knigge und Weishaupt wegen der Art und Weise, wie der erstere die Angelegenheiten des Ordens betrieb, entzweiten, wurde Bode als Schiedsrichter zwischen ihnen gebraucht; eine Ausgleichung war jedoch nicht möglich und Knigge entsagte 1784 dem Orden [19]). Nachdem der Orden in seinem Geburtslande Baiern verfolgt und aufgehoben, und die Originalschriften desselben ins Publikum gekommen waren, konnte er auch in Sachsen nicht länger bestehen; die Logen wurden einstweilen, aber, wie der Erfolg lehrte, auf immer geschlossen. Bode hatte das tröstende Bewußtseyn, sich keinen Misbrauch erlaubt zu haben, auch beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke an eine Regeneration des Ordens. Im Sommer des J. 1787 machte er in Gesellschaft des Major von dem Busche eine Reise nach Paris, wo er sich beinahe zwei Monate aufhielt. Manche haben ihm bei dieser Reise den Zweck untergelegt, den Illuminatismus nach Paris zu verpflanzen; ja man hat ihm sogar einen Einfluß auf die Entstehung der französischen Revolution zugeschrieben. Es ist aber wol ausgemacht, daß Bode's maurerische Geschäftigkeit hier größtentheils nur einen historischen Zweck hatte, und daß der Hauptgewinn von seinem dortigen Aufenthalt in den Ritualen und Tapisgemälden der in unendliche Grade ausgesponnenen französischen Freimaurerei bestand. Freilich machte er auch maurerische Bekantschaften zu Paris und gab Ideen zu Verbesserungen der Logen an, die aber nicht ins Leben traten. Der Aufenthalt zu Paris, wo er durch die Schuld seines Gesellschafters wider seinen Willen zurückgehalten wurde, misfiel ihm zuletzt so sehr, daß er in den letztern Wochen nur selten seine Wohnung verließ. Sein vornehmstes Geschäft in dieser Zeit war, die Geschichte der 39jährigen Gefangenschaft des de la Tude zu übersetzen, welche noch in demselben Jahr 1787 (Lpz. b. Göschen) erschien. Im J. 1788 lieferte er eine mit Anmerkungen begleitete Übersetzung von Bonneville's merkwürdiger Schrift: die Jesuiten vertrieben aus der Freimaurerei und ihr Dolch zerbrochen durch die Freimaurer (Lpz. 2 Bde. 8.). Bode war schon bald nach seiner Aufnahme in den Orden, wie oben schon angedeutet ist, auf die Meinung gekommen, daß die Jesuiten an der Spitze einiger maurerischen Systeme als geheime Obern ständen, und sich überhaupt auf die Maurerei einen gefährlichen Einfluß zu verschaffen gewußt hätten [20]). Er stimmte daher in der Hauptsache mit Bonneville überein, und wahrscheinlich hatte dieser sogar aus der Abhandlung geschöpft, welche Bode dem Wilhelmsbader Kongreß übergeben, später aber selbst ins Französische übersetzt und an einen maurerischen Konvent, der zu Paris an Verbesse-

Im Ganzen ist diese gediegenste Arbeit Bode's weniger als seine frühern Übersetzungen gelesen worden. 17) Der Rath Pockels zu Braunschweig hatte sich bereits einige Zeit mit einer teutschen Bearbeitung des Montaigne beschäftigt, trat aber davon zurück, weil er Bode für seinen Meister erkannte. 18) Nachtrag von Originalschriften der Illuminaten. Seite 206. 213 — 20.

19) S. Philo's endliche Erklärung S. 136. fgg. 20) Man sehe die Gründe, welche ihn zu dieser Überzeugung führten, im Supplementbande des Schlichtegrollschen Nekrologs S. 376. fgg., aus welchem alle obenstehende Data über Bode's maurerisches Wirken entnommen sind.

rung der Maurerei arbeitete [21]), geschickt hatte. Im J. 1789 entlarvte Bode in einer polemischen Schrift [22]) einen neuen, auf Täuschung berechneten Orden (die spottweise sogenannte Thaler-Union), welchen der bekannte D. Bahrdt aus blos gewinnsüchtigen Absichten zu stiften versuchte. Im J. 1790 wurde die Idee einer Fortsetzung des Illuminatismus in einer neuen, von allen Schlacken möglichst gereinigten Gestalt, von Bode vollends aufgegeben, und sein bisheriger Briefwechsel in diesen Angelegenheiten geschlossen. Sein Streben für Veredlung der Maurerei aber ließ nicht nach, und bahnte sich immer neue Wege. Er arbeitete mit einem Ausschuß der Gothaischen Loge zum Compaß, an der Errichtung eines Bundes der teutschen Freimaurerei, welcher an die Stelle des frühern eklektischen Bundes treten sollte, der eine allmälige Vereinigung aller teutschen Logen zum Zwecke hatte. In dieser Angelegenheit erschien im September 1790 ein von Bode abgefaßter Circularbrief auf 92 Seiten 8., dem bald ein Nachtrag und in den nächsten Jahren noch verschiedene andere Schriften folgten, welche Bode in einer zu diesem Behuf in seinem Hause errichteten Druckerei drucken ließ. Die Antworten der teutschen Logen auf die Vorschläge des Gothaischen Ausschusses waren theils billigend, theils ablehnend. Da diese Unterhandlungen nur das Äußere, die Form, die Organisation des Freimaurerordens in Teutschland, die Bestimmung der allgemeinen Regirungsform desselben betrafen, so blieb in der innern Einrichtung oder dem Gegenstand und Zwecke der Ordensarbeiten der Willkür der einzelen Logen noch immer viel anheimgestellt, und Bode arbeitete daher für die Gothaische Loge einen Plan zur innern Constitution, so wie auch das Ritual aus, welches der Prüfung des Ausschusses übergeben wurde. Der Tod hinderte Bode auf dieser Bahn weiter fortzuschreiten. Die Übersetzung des Montaigne, bei der er sich fast keine Unterbrechung oder Erholung gestattete, hatte ihn sehr angegriffen. Zu seiner Zerstreuung reiste er im Spätsommer 1793 mit seinen Freunden Hufeland und Böttiger nach Braunschweig, sah auch Helmstädt und Celle wieder, und besuchte seine alten Freunde, Lehrer und Wohlthäter, ohne sich seines vormaligen Hautboistenstandes zu schämen. Er war damals, ungeachtet der fühlbaren Abnahme seiner Kräfte, noch voll Hoffnung, und machte Reiseplane für das nächste Jahr und Anstalten einer längst beabsichtigten Übersetzung des Rabelais. Aber nach seiner Rückkehr kränkelte er einige Monate — in seinen Gehirnhöhlen hatten sich wässerige Feuchtigkeiten gesammelt, so daß er seinen schweren Kopf nicht mehr gerade halten konnte — und starb zu Weimar am 13. December 1793, seinem Wunsch gemäß, ohne Vorahnung des nahen Todes. Nach seinem Willen wurde sein Leichnam vor der Beerdigung in das dasige Todtenhaus gebracht. Freunde setzten ihm auf dem Kirchhofe zwischen den Grabmälern von Lukas Cranach und Musäus ein Denkmal, dessen Inschrift besagt, daß er für seine Freunde keines bedürfe. Herder und Wieland betrauerten ihn in ihren Schriften, Böttiger widmete ihm eine eigne Denkschrift. Er starb als Hessen-Darmstädtischer geheimer Rath, Gothaischer Legationsrath und Meinungischer Hofrath, welchen letztern Titel er zuerst, kurz vor seinem Abgange von Hamburg, erhalten hatte. Die Natur hatte ihm einen kolossalen Körperbau verliehen. Der Kopf war auffallend groß und breit; die Physiognomie sehr bedeutend. Das Auge und fast jeder Zug kündigte den scharfsichtigen Denker, den launigen Mann, den Spötter der Thorheit an. Das imponirende, zurückschreckende Ganze wurde durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit und Menschlichkeit gemildert [23]). Seine lebhafte, sprechende Mimik, seine ganze Gesticulation gaben ihm ein Leben, eine Bedeutung, einen Ausdruck, wie man sie selten sieht. Er war sehr reizbar und empfindlich, vorzüglich wo es einen Ehrenpunkt betraf, konnte aufs heftigste aufbrausen, versöhnte sich aber leicht wieder, und konnte nicht lange zürnen. Was er sagte und that, trug den Stempel der Originalität, welche dadurch entstanden war, daß er keine schulgerechte Bildung genossen hatte und im Ganzen ein Autodidakt war. Zu dem, was der Engländer humour nent, hatte ihn die Natur selbst organisirt. Es fand, wie Böttiger sagt, ein gewisses Misverhältniß zwischen seinem nervichten, gleichsam in Erz gegoßnen großen Gliederbau, und seinem äußerst reizbaren, überall wie mit Fühlhörnern bewaffneten Empfindungsvermögen Statt, das ihn beständig prickelte und in die Stimmung versetzte, in der er mit seinen sinnreichsten Einfällen und Launen hervorbrach. Er war launig, aber auch launisch. Seine Jovialität, seine glücklichen Repliken und Impromptus belebten die Gesellschaften; wen seine Epigrammen und Sarkasmen trafen, der war verloren, und es galt bei ihm kein Ansehn der Person. Er liebte Gesellschaft und Wohlleben, war aber mäßig im Genuß. Er konnte für einen Cyniker im guten Sinne gelten. In seiner Kleidung, wenn sie auch an sich nicht so gut war, fehlte gewöhnlich etwas, oder stimmte nicht zu dem übrigen. In seinen Manieren und Ausdrücken lag etwas von der niedersächsischen Schlichtheit und Derbheit. Außer seinem gesunden Urtheil und seinem Witz zog er die Menschen, vornehmlich die Bessern, durch seine biedern Grundsätze, durch seine Geradheit, durch sein wohlwollendes und edelmüthiges Herz an. Er wußte sich in der Gunst der Menschen aller Stände festzusetzen. Wenn er zuweilen den Großen der Erde zu schmeicheln schien, so führte er desto öfter gegen sie die Sprache der einfachen Wahrheit. Den Frauen wußte er sich, ungeachtet seines ungefälligen Äußern und seiner übrigen Derbheit, werth und angenehm zu machen.

21) Aber wenig bewerkstelligte und sich bald auflöste. 22) Mehr Noten als Text oder die teutsche Union der Zwei und Zwanziger, eines neuen geheimen Ordens zum Besten der Menschheit. Aus einem Packet gefundener Briefe zur öffentlichen Schau gestellt durch einen ehrlichen Buchhändler. Leipzig (b. Göschen) 1789. gr. 8. Bode erhielt die Papiere der projectirten Union von seinem Freunde Bertuch zu Weimar, den man durch ihre vertraute Mittheilung in den Plan zu ziehen gesucht hatte, und arbeitete die Widerlegungsschrift binnen drei Tagen und Nächten aus, weil der Schlag schnell geführt werden mußte. Er traf und wirkte; Bahrdt sah sich durch diese Bekantmachung seines Plans gezwungen, den ganzen Anschlag aufzugeben, der ihm überdies eine gerichtliche Untersuchung zuzog. S. den Art. Bahrdt.

23) Sein wohlgetroffenes Bild steht vor dem sechsten Theile seines Montaigne, ein anderes vor dem 95sten Bande der allg. teutschen Bibliothek.

Seine Briefe an einige vertraute Freundinnen waren die zartesten Blüthen seines Geistes, und würden, gesammelt, sein schönstes Originalwerk seyn. Da er seine Einsichten durch eignen Fleiß mühsam genug errungen hatte, so waren sie ihm als wohl erworbenes Eigenthum werth, und er hing an seinen Ideen und Ansichten der Dinge mit einer Festigkeit, die zuweilen der Rechthaberei glich. Von geheimen Gesellschaften und ihrer möglichen Wirksamkeit zur Beförderung der geistigen und sittlichen Aufklärung hatte er hohe Begriffe, und strebte nach ihrer Verwirklichung. Er suchte Wahrheit und bekämpfte jeden Wahn, jeden Misbrauch, der schädlich werden konnte. Er wirkte, wie Herder sagt, als gutes Princip auf seinem Wege fort, und wurde bei seinem Leben nie angegriffen, weil sein Späherblick, sein thätiger Geist, die schändlichen Gänge gewisser Täuscher kannte, und diese seine Freimüthigkeit und seine eingesammelten Kentnisse fürchteten. Er deckte den Zusammenhang gewisser Betrügereien bei seinem Leben nicht auf. Die Feinde der Wahrheit wußten, daß er sie enthüllen konnte, daher schonten sie ihn bei seinem Leben und er wirkte im Verborgenen für die gute Sache fort. Nach seinem Tode wurde sein Name von denen gelästert, die ihm im Leben nicht nahe zu kommen wagten. Er war kein Störer bürgerlicher Ordnung und Verfassung und wollte die Politik von der Freimaurerei getrent wissen. Höchstens das schien er in den letzten bedenklichen Jahren für wünschenswerth zu halten, daß die Edeln und Patrioten der Nation auch ihrerseits zusammentreten möchten, um einem damals drohenden Bunde gegen die Wissenschaften, die Aufklärung und die Schriftsteller die Spitze zu bieten. An dem lästigen Gepränge des Ceremonialdienstes in der Freimaurerei hing er fortwährend; das war einem Manne, der in den Mysterien grau geworden war, wohl zu verzeihen, so wie eine gewisse Neigung zum Herrschen im Orden, die sich auf seine Einsicht und sein Übergewicht in Ordensangelegenheiten gründete, ihm selbst aber so wenig bekant wurde, daß er vielmehr jedem Despotismus in Ordensangelegenheiten in den Weg trat. Großmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit waren seine schönsten Tugenden. Über das, was für ihn Pflicht sey, ging er gewissenhaft mit sich selber zu Rathe, und wog das Für und Wider sorgfältig ab. Er nahm sich der Verlassenen, Gekränkten, Irrenden und junger Leute besonders an, und war fast über seine Kräfte ein stiller Wohlthäter der Menschheit. Seinen Einfluß bei Fürsten benutzte er zum Besten der Hülfsbedürftigen. Seine Mutter und Schwester versorgte er bis zu ihrem Tode. — — Ob er gleich seine Verdienste gern anerkant sah, so hat er doch aus manchen Gründen alle seine Schriften und Übersetzungen ohne seinen Namen erscheinen lassen. Daß er keine Originalwerke, am wenigsten im Fach der schönen Redekünste lieferte, ist von Manchen, z. B. Küttner getadelt worden, die sein Talent zu sehr ausgezeichneten Leistungen geeignet glaubten. Durch meisterhafte Übersetzungen allein erwarb er sich einen Rang unter Teutschlands klassischen Schriftstellern. Böttiger setzt das wahre Charakteristische seiner Übersetzungen in die echte Empfindsamkeit, die Yorikschе Laune und das Vollherzige, was beinahe aus jedem Blatt seiner bessern Werke hervorströmt. Er übersetzte eigentlich nie aus Lohnsucht, immer aus Herzensbedürfniß, und wählte daher mit großem Verstande nur solche Urschriften, zu welchen er die Grundzüge schon in seiner eignen Sele geschrieben fand. Er besaß einen bewundernswürdigen Umfang von Sprach- und Sachkentnissen. Ohne Worte und Perioden der Urschrift seinen Lesern ängstlich zuzuzählen, gab er doch allezeit so viel wieder, als er nahm. Er trift, sagt Küttner, die lebendige Sprache des Umgangs und der mündlichen Erzählung, die Sprache der gemeinen Stände, die der possenhaftesten Pedanten und Gecken, eben so glücklich, als den hinreißenden Ausdruck der Leidenschaften und der feinsten Empfindungen. An naiven, seltsamen und drolligen Worten ist er unerschöpflich; viele schuf er mit kühnem Witze selbst, andere zog er aus den entlegensten Winkeln hervor, und verhalf ihnen zu Ansehn durch die passende Stellung, die er ihnen gab. Seine reiche Welt- und Menschenkentniß, begünstigt durch den vieljährigen Aufenthalt in einer freien Reichsstadt, wo die Menschen häufiger ihr Originalgepräge behalten, und an einem Hafen, wo Fremdlinge aller Nationen zusammenströmen, kam ihm bei seinen Übersetzungen sehr zu Statten. Sein Verdienst scheint indessen doch hin und wieder überschätzt worden zu seyn*). (*Rese.*)

BODE (Christoph August), Professor der morgenländischen Sprachen zu Helmstädt, geboren den 28. December 1722 zu Wernigerode, wo sein Vater Stadtrichter war. Aus der Schule seiner Vaterstadt kam er in seinem 17. Jahre nach Kloster Bergen, wo er ein Liebling des Abts Steinmetz war, und nach einem wohlbenutzten dreijährigen Aufenthalte daselbst besuchte er die Hochschule zu Halle, wo er das Studium der morgenländischen Sprachen und biblischen Philologie zu seiner Hauptbeschäftigung, und den sprachgelehrten Professor Christian Benedict Michaelis zu seinem vornehmsten Lehrer wählte. Nachdem er dessen Vorlesungen fünf Jahre lang besucht hatte, ging er 1746 nach Leipzig, und benutzte daselbst den Unterricht Joh. Chr. Hebenstreits im Chaldäischen, Syrischen und Arabischen. Er kehrte im folgenden Jahre nach Halle zurück, disputirte unter Michaelis de primaeva linguae hebraeae antiquitate, und hielt mit Beifall Vorlesungen über hebräische Grammatik und biblische Bücher. Diese Vorlesungen setzte er seit 1749 als Privatdocent in Helmstädt fort, wurde da-

*) S. Denkschrift auf Bode. Dem Freunde von Freunden gewidmet. Mit der Abbild. von B's Grabmal. Weimar 1796. gr. 4. (von K. A. Böttiger). J. J. C. Bode's literar. Leben. Nebst dessen Bildniß von Lips. Berlin, 1796. gr. 8. (von ebendemselben, siehe auch vor dem sechsten Bande des verdeutschten Montaigne.) Fragmente zur Biographie des verstorb. geh. Raths Bode in Weimar, mit zuverläßigen Urkunden. Rom, auf Kosten der Propaganda. (Gießen) 1795. 8. Schlichtegroll's Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790 bis 1793. Abth. I. S. 350—418 (besonders wichtig). Allgem. Lit. Zeit. 1793. Intell. Bl. No. 138. Küttner's Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 440. Meusel's Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutsch. Schriftsteller Bd. 1. S. 443—46. Herder's Briefe zur Beförderung der Humanität. Vierte Samlung. Thieß Hamburgisches Gelehrten-Lexicon. Th. 1. S. 56 fgg. Neuer teutscher Merkur 1795. Februar S. 213—218. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten, Band 1. S. 108—119. nebst Nachträgen im 5. und 6. Bande.

selbst 1754 außerordentlicher Professor der Philosophie, und 1763 ordentlicher Professor mit dem mäßigen Gehalte von 300 Thlrn. So selten er seit der Zeit auch Gunstbezeugungen von dem regirenden braunschweigischen Hause genoß, so war er doch ein warmer und aufrichtiger Freund der Julia Carolina, sammelte die Schriften zu ihrer Geschichte, und vermachte sie, als er den 7. März 1796 starb, nebst den von ihm selbst herausgegebenen, oder inskünftige herauszugebenden Schriften der Hochschule. Bemerkenswerth ist in diesem Legat ein Koran nach der Hinkelmannischen Ausgabe mit einer lateinischen Interlinear-Version von ihm. Die genaueste und umfassendste grammatische Kentniß der morgenländischen Sprachen war gleichsam die Aufgabe seines Lebens. Er verstand die hebräische, syrische, arabische, äthiopische, armenische, persische, türkische und koptische Sprache, freilich nicht in dem Maße, daß er die darin gefertigten Schriften mit Leichtigkeit lesen und verstehen konnte, jedoch hinlänglich, um die in diesen Sprachen vorhandenen Übersetzungen der Bibel, vorzüglich des N. T., mit dem Originaltexte vergleichen, und die Abweichungen von demselben bemerken zu können. Für die Literatur machte er von dieser Sprachkentniß dadurch einen nützlichen Gebrauch, daß er die alten Übersetzungen der Bibel in den mancherlei Dialecten sorgfältig verglich und in das Lateinische übersetzte. Dergleichen Arbeiten von ihm sind: **Evangelium secundum Matthaeum ex versione Aethiopici interpretis. Halae, 1749. 4. It. ex versione Persici interpret. Helmst. 1750. It. secundum Marc. Luc. et Jo. Ibid. 1751. 4. Nov. Test. ex vera. Aethiopici interpret. Ib. Vol. II. 1752—55. 4.** Und so hat er in den folgenden Jahren mehre Bücher oder Abschnitte des N. T. aus dem Arabischen, Türkischen, Armenischen übersetzt, herausgegeben. Die Vorreden zu diesen Arbeiten enthalten mancherlei gelehrte Untersuchungen und schätzbare Bemerkungen. Die gesammelten Resultate aller seiner grammatisch-kritischen Forschungen theilte er den Gelehrten in seiner **Pseudo-critica Millio-Bengeliana. Halae 1767. Vol. II. 8.** mit, einem von Kritikern sehr geschätzten, von unsäglichem Fleiße zeugenden Werke, worin er die von Mill und Bengel in Anführung der Lesarten der alten Übersetzer aus Unkunde der Sprache begangenen Fehler verbesserte. Die Kritiker tadelten, daß er nicht die von Wetstein angeführten Varianten geprüft und verbessert hätte. Er schrieb daher eine **Pseudo-critica Wetsteiniana**, wovon Eichhorn's Bibliothek der bibl. Lit. Bd. 4, S. 354 ff. eine Probe enthält, allein das Werk selbst fand keinen Verleger. Von geringem Werthe sind seine, im Geiste und Geschmacke der alten Ausleger, ohne allen Gebrauch neuerer Aufklärungen bearbeiteten und im Styl vernachlässigten: Erklärenden Umschreibungen des Predigerbuches 1788, und der Salomonischen Sittenlehre 1791. 8. Er erklärte dabei ohne Rückhalt: Neue Schrifterklärungen auszustudiren sey seine Sache nicht, und seine Ehrerbietigkeit und Hochachtung gegen das geoffenbarte göttliche Wort verstatte ihm nicht, mit demselben gleichsam zu spielen. Überhaupt haben die Kritiker von seinen gelehrten Bemühungen und Schriften bemerkt, daß sein lateinischer Styl so wenig als sein teutscher das feinere Ohr befriedige, daß er nicht vermocht habe den trocknen Stoff durch eine gefallende Form hervorzuheben und daß manche seiner gelehrten Forschungen mehr mühsam und beschwerlich, als nutzbar und gewinnreich gewesen seyen. Bei aller Anhänglichkeit an das theologische System seiner Jugend war er übrigens nicht intolerant und dabei ein Mann voll alter Redlichkeit, so daß er auch, bei aller Entfernung von feiner Geselligkeit, unter seinen Collegen Freunde hatte, die in ihren Ansichten sehr von ihm abwichen*). *(Baur.)*

BODE (Wilhelm), geb. zu Hamburg 12. Oct. 1777, gest. als Königl. Preuß. Kammerbau-Assessor 11. Nov. 1806. Zu früh verlor Schlesien diesen jungen Gelehrten, den ältesten Sohn des berühmten Astronomen gleiches Namens. Er kam 1800 nach Breslau und wurde wegen seiner Kentnisse im Bauwesen als Lehrer und Aufseher bei der neu errichteten Kunst- und Bau-Handwerksschule daselbst angestellt. Zu den wenigen, aber nützlichen Schriften, die er in seinem Fache hinterlassen, gehören: Grundriß der ländlichen Baukunst, ein Handbuch zu Vorlesungen über diese Wissenschaft. Breslau 1804. 4. und Beschreibung einer vortheilhaften Art von Lehmschindeln, Gebäude auf dem Lande feuer- und wetterfest zu machen. Breslau, 1804. 4. *(Fr. Em. Fischer.)*

BODEN in landwirthschaftlicher Hinsicht. Unter Boden in landwirthschaftlicher Hinsicht versteht man den Theil der obern Erdschicht, welcher zum Anbau von Gewächsen verwendet wird. Nach der Art dieser ist der Boden einzutheilen in Acker- (Garten-), Wiesen-, Weide- und Holzboden. Wir betrachten hier vorzüglich die erste Bodenart, weil sie die wichtigste ist, und alles, was darüber gesagt werden kann, mehr oder weniger auch auf die übrigen paßt.

Der Ackerboden ist gleichsam das rohe Material des landwirthschaftlichen Gewerbes, das durch seine zweckmäßige Bearbeitung erst einen Gewinn abwirft, deshalb ist er ein höchst wichtiger Gegenstand für die Beachtung des Landwirths, der sich vor allem bemühen muß, denselben in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen genau kennen zu lernen, weil von dieser Kentniß ein großer Theil des glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen abhängt.

Er erwirbt sich dieselbe vorzüglich durch das Studium der Agronomie, worunter man die Lehre versteht, welche die chemischen Bestandtheile des Bodens (die organischen und anorganischen Stoffe, aus denen er zusammengesetzt ist) erkennen lehrt, und die physische Beschaffenheit desselben (seine Dichtheit, seinen Zusammenhang, sein Verhalten gegen das Wasser, die Wärme rc.) erklärt. Ihr Zweck ist, deutlich zu machen, wie der Boden überhaupt, und jeder Bestandtheil desselben insbesondere zum Wachsthum der Pflanzen beiträgt, und wie man durch die Veränderung der Mischung des Bodens seine physische Beschaffenheit umzuändern im Stande sey.

Der Boden ist aus der Verwitterung der mineralischen Körper, welche den Erdkern ausmachen, entstanden,

*) *Harlesii* vitae Philologor. Vol. III. 59—75. *F. A. Wiedeburgii* Memor. Bodii. Helmst. 1796. 4. Schlichtegroll's Nekrol. v. d. J. 1796. 2. Bd. 23—42. Der Biograph; Supplem. zum 8. Bd. 37. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

und stellt sich als eine pulverige mit Überresten zerstörter organischer Körper gemengte Masse dar, die in der Regel auf den Höhen minder tief und mächtig ist, als in den Ebenen und Thälern, wo sie durch das Abschwemmen der Höhen zusammengeführt und angehäuft wurde.

Da der Boden aus der Verwitterung mineralischer Körper entstand, so ist es natürlich, daß seine entfernten Bestandtheile dieselben seyn müssen, welche in den Körpern, woraus er sich bildete, enthalten waren, nämlich die Kiesel- Thon- Kalk- und Bittererde ꝛc. Eisenoxyd ꝛc. Von den andern Erdarten, welche die Chemiker unterscheiden, trifft man keine im Ackerboden an. Die ihm beigemengten organischen Überreste sind größtentheils die Folge der Verwesung von Vegetabilien, die, von der dürftigen Flechte an bis zu großen Bäumen, nach und nach auf den verwitterten Felsen lebten, und darauf starben. Jene (die Erdarten ꝛc.) machen die unveränderlichen Bestandtheile des Bodens aus; diese, woraus der sogenannte Humus (s. d. Art.) sich bildet, und einige ihm bisweilen, jedoch immer nur in ganz unbedeutender Menge beigemischte Salze (Salpeter, schwefelsaures Eisen, schwefelsaurer Kalk ꝛc.) seine veränderlichen, weil ihre Menge sowol durch das Wachsthum der Pflanzen, als durch das sie auflösende Wasser verändert wird.

Chemisch rein, wie sie nur die Scheidekunst darzustellen vermag, trift man die genannten Erden nirgends in der Natur, also auch nicht im Boden an; sie finden sich nur in mannigfachen chemischen Verbindungen als Thon, Sand, kohlensaurer Kalk, kohlensaure Bittererde darin, und machen als solche, nebst dem Humus, die nähern Bestandtheile des Bodens aus, in welchem sie nur mechanisch mit einander gemengt sind*).

Die physische Beschaffenheit und der Werth des Bodens werden bestimt durch das Mengenverhältniß seiner nähern sowol, als seiner entferntern Bestandtheile, und durch Ursachen, die außer seiner Mischung liegen.

Über beides hier nur das Wichtigste**).

I. Das Mengenverhältniß.

Sand und Thon werden in jeder Bodenart, nur in der einen mehr, in der andern weniger, angetroffen. Da die physischen Eigenschaften des Sandes darin bestehen, daß er nicht zusammenhängt, nur wenig Wasser zwischen sich angezogen hält, sich stark und schnell erwärmt und am spätesten die empfangene Wärme wieder verliert; so ist es natürlich, daß derjenige Boden, welcher den meisten, zumal grobkörnigen Sand enthält, auch diese Eigenschaften im höchsten Grade äußern müsse. Je mehr Sand sich darin befindet, desto leichter läßt er sich bearbeiten, desto schneller trocknet er aus, desto früher wird er von den Sonnenstrahlen durchwärmt. Diese Eigenschaften können durch zu sehr vorwaltenden Sand leicht ein Übermaß erreichen und den Pflanzen, die auf einem solchen, jedes Bindemittels entblößten Boden keinen festen Standort finden und leicht dem Vertrocknen ausgesetzt sind, gefährlich werden. Daher der Flugsand, der Grand- und Schuttboden (aus grobem Sand mit vielen Steinen und wenig Thon bestehend), ja selbst der lose Sandboden, der dem Flugsande ziemlich nahe komt, als Ackerboden nur einen sehr geringen Werth haben, und diesen erst bekommen, wenn ihnen mehr Thon beigemischt ist, woraus denn der lehmige Sandboden entsteht.

Da die physischen Eigenschaften des Thons denen des Sandes gerade entgegengesetzt sind, indem er fest zusammenhängt, viel Wasser zwischen sich angezogen hält, sich dem Eindringen des Wassers, das er nicht in sich aufnehmen kann, widersetzt, sich langsam erwärmt, und die empfangene Wärme schneller, wie der Sand verliert, so muß natürlich auch ein Ackerboden diese Eigenschaften in immer höherm Grade zeigen, je mehr er Thon enthält. Er wird dadurch schwerer bearbeitbar, bündiger, feuchter, kälter. Da diese Eigenschaften auch ein Übermaß erreichen und in solchem den darauf stehenden Pflanzen nachtheilig werden, und die Bearbeitung höchst mühsam machen können; so erhellet, daß ein richtiges Verhältniß des Sandes zum Thon im Boden, wodurch jene Nachtheile wegfallen, wünschenswerth seyn müsse.

Nach der Menge der darin enthaltenen Thonerde wird der Thonboden eingetheilt in Letten, Lehm und Ziegelthon (Klai), wovon ersterer den meisten, letzterer den wenigsten Sand beigemengt enthält.

Der kohlensaure Kalk ist nicht, wie der Sand und Thon in jeder Bodenart und nur selten in ähnlicher Menge darin enthalten. So lange er nicht 2 Proc. der feinen pulverigen Theile des Bodens ausmacht, äußert er keinen merklichen Einfluß auf die physische Beschaffenheit des Thon- und Sandbodens, durch einen größern Kalkgehalt erleiden aber beide eine sichtbare Veränderung, die

*) Die einfachste und auch wol die sicherste Prüfungsart desselben auf seine Tragbarkeit bleibt immer die: nach der Ansicht des Erdreichs selbst, nach den darauf fortkommenden Gewächsarten, und der Uppigkeit oder Kränklichkeit ihres Wuchses über die Tauglichkeit des Landes zu irgend einem Fruchtbaue zu entscheiden. — Wissenschaftlicher interessant wird indeß folgende Untersuchung seyn: welchen Einfluß die Eigenschaft des Bodens, Wasser einzuschlucken, und in sich zu halten, auf die Fruchtbarkeit habe? So soll man, nach Cadet (s. Gilbert's Annal. d. Phys. LIX.) das nach seiner Güte zu prüfende, von Pflanzentheilen befreite Erdreich dören und sieben, dann 400 Gramme auf ein löschpapiernes Filter bringen, das ein Litre faßt, und in einem Glastrichter liegt. Darauf gieße man 400 Gramme Wasser, beobachte die Zeit, welche es braucht, um hindurch zu sickern; und wäge dann das Filter mit der feuchten Erde. — Aus den beiden Bestimmungen, der Zeit des Durchseihens und der Gewichtszunahme, soll man dann, nach einer Tafel (s. a. a. O.) die Erdarten, woraus das untersuchte Erdreich besteht, erfahren können. Mit der mühsamen chemischen Untersuchung verschiedener Arten des Bodens beschäftigten sich vorzüglich Arthur Young u. A. (s. Dessen Course of experiment agricult. Lond. 1770. 8.) Um die wärmeleitende Kraft des Bodens für die Erziehung gewisser Gewächse auf einzelen Beeten im Freien zu erhöhen, kann man sich mit Vortheil des fein zerstoßenen Dachschiefers bedienen, nur daß es kein gewöhnlicher Thonschiefer seyn, welcher, weil er das Wasser bindet, eher eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde (vgl. Schübler's Anleit. z. Unters. des Bodens. Völker in den Mögelin'schen Annal. IV. 1.). (*Th. Schreger.*)

**) Das Weitere s. Burger's Lehrbuch der Landwirthschaft I. 11—84. Crome der Boden und sein Verhältniß zu den Gewächsen 11—84. Davy's Agrikulturchemie übers. v. Wolff. Hermbstädt's Archiv für die Agrikultur-Chemie. Sturm's Lehrbuch der Landwirthschaft I. 32—86. Schübler über die physischen Eigenschaften der Erden im 5. Hefte der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl S. 5 ꝛc. Thaer's rationelle Landwirthschaft II. 43—170. Landwirthschaftl. Gewerbslehre 58—81. Trautmann's Landwirthschaftslehre I. 324—354.

größtentheils durch die physischen Eigenschaften des kohlensauren Kalkes hervorgebracht wird. Diese bestehen darin, daß er mehr Wasser zwischen sich aufnimt, als der Thon, es aber geschwinder wieder fahren läßt; daß seine Cohäsion, so wie seine Fähigkeit, Wärme aufzunehmen und zu behalten, geringer ist, als die des Thons. Er macht sonach den Sandboden bindender und feuchter, den Thonboden milder, trockner und lockerer, und ist daher ein sehr wünschenswerther Bestandtheil des Bodens, dessen Fruchtbarkeit er auch unmittelbar zu vermehren scheint, wenigstens zeigt sich ein kalkhaltiger Boden bei gleichen übrigen Verhältnissen immer fruchtbarer, als ein kalkloser; doch kann ein Übermaß von Kalk bisweilen auch nachtheilig werden.

Die Bittererde ist nur selten in erheblicher Menge im Boden enthalten; sie vermehrt wahrscheinlich seine wasserhaltende Kraft, und verzögert seine Erwärmung, wodurch sie vielleicht bisweilen nachtheilig werden kann. An sich, wie man früher geglaubt, ist sie aber wol der Vegetation nicht schädlich; dies beweisen deutlich mehre Äcker in Sachsen und Kärnthen, worin sie, durch verwitterten Serpentin und Chloritschiefer, ziemlich angehäuft ist, und die dennoch fruchtbar sind.

Das Eisenoxyd ist gewöhnlich in so geringer Menge im Boden befindlich, daß es auf dessen physische Beschaffenheit nur in so fern einigen Einfluß äußert, als von der dadurch bewirkten verschiedenen Färbung die stärkere oder geringere Erwärmung durch's Sonnenlicht, die mit dem Dunklerwerden des Bodens steigt, abhängt.

Der Humus (auch wohl Pflanzenerde, Modererde, Faulerde und fälschlich Dammerde genant) hat folgende physische Eigenschaften: er besitzt einen sehr geringen Grad von Cohäsion, saugt mehr, als alle übrigen Bestandtheile des Bodens, das Wasser und den Sauerstoff aus der Atmosphäre an sich, kann das meiste Wasser zwischen sich angezogen halten, läßt es am schwersten wieder fahren und erwärmt sich, der Sonne ausgesetzt, in einem gegebenen Zeitraume am meisten. Vermöge dieser Eigenschaften ändert er die physische Beschaffenheit des Bodens auf verschiedene Weise um. Er mindert den zu großen Zusammenhang des Thonbodens, und befördert dadurch, ob er eigentlich gleich jedem Boden die Fähigkeit, viel Wasser in sich aufzunehmen, in einem hohen Grade verleiht, die Austrocknung desselben, weil er einen freiern Zutritt der Luft, als der Thonboden an sich verstattet, möglich macht, und die Feuchtigkeit verdunstende Sonnenwärme begierig in sich aufnimt. Den Sandboden macht er dagegen ungleich wasserhaltender, als er an sich ist. Durch seine Ansaugung der in der Luft befindlichen Wasserdämpfe verhütet er ferner das Verdorren der Pflanzen bei trocknem Wetter und ist, nebst dem Eisenoxyd, die Ursache einer schnellern und stärkern Erwärmung des Bodens.

Während die andern Bestandtheile des Bodens meist nur dazu dienen, den Pflanzen einen mehr oder minder günstigen Standort zu geben, ihre Wurzeln mehr oder weniger vor Frost und Wind zu schützen, und ihnen die erfoderliche Feuchtigkeit und Lockerheit in einem größern oder geringern Grade zu erhalten, macht der Humus das eigentlich pflanzennährende Princip aus. Sowol deshalb, als wegen der günstigen physischen Eigenschaften, die er durch ihn erhält, steigt immer der Werth des Bodens mit der Menge des darin enthaltenen Humus, doch nur so lange, bis dessen so viel wird, daß er, durch ihn zu lose geworden, die nöthige Bindung gänzlich verliert, wo er dann in demselben Verhältnisse an Werth abnimt, als die Menge des Humus sich vergrößert. Auch die Beschaffenheit des Humus hat Einfluß auf den Werth des Bodens. Er ist größer, wenn der Humus im Wasser mehr auflöslich, und kleiner, wenn er es minder, oder gar sauer ist.

Da seine Menge im Boden durch den Pflanzenbau immer geringer wird, und dadurch endlich ganz erschöpft werden kann, muß der aufmerksame Landwirth den davon verbrauchten Theil durch zugeführte Düngung wieder zu ersetzen, oder gar zu vermehren suchen. Durch die Menge und Beschaffenheit des Humus, so wie durch sein Verhältniß zu andern Bestandtheilen und Eigenschaften des Bodens werden (nach der heutigen Theorie über die Fruchtbarkeit des Bodens, ihre Vermehrung und Erschöpfung, s. Möglin'sche Annalen I. 235) der Reichthum, die Fruchtbarkeit, die Gesundheit und die Thätigkeit des Bodens bestimt. Reichthum d. B. nent man die in demselben angehäufte Menge von Humus, er mag nun schon zur Pflanzennahrung vorbereitet seyn oder nicht. Unter Fruchtbarkeit dagegen versteht man den zum unmittelbaren Übergang in die Pflanzen bereiteten, aus dem Humus entwickelten Nahrungsstoff. Ein Boden kann daher reich und doch, für den Augenblick wenigstens, nicht fruchtbar seyn. Die Gesundheit wird durch die mehr oder minder günstige Einwirkung des Bodens auf den eigentlichen Gährungsprozeß, wodurch die organische Materie in auflöslichen und milden Humus umgewandelt wird, hervorgebracht. Thätigkeit aber heißt man die Eigenschaft des Bodens, den Übergang des Reichthums zur Fruchtbarkeit zu befördern, welche Eigenschaft bei den verschiedenen Bodenarten in verschiedenem Grade, bei dem Thonboden in einem viel geringern, als bei einem Sand- oder Kalkboden Statt findet, daher diese thätiger, als jener zu nennen sind.

Aus der verschiedenen Mischung der bisher genannten Bestandtheile des Bodens, des Thon's, Sandes, Kalks, Humus ꝛc. entstehen die verschiedenen Grade seiner Consistenz oder Bindigkeit, die man gewöhnlich durch folgende Kunstausdrücke bezeichnet: hart oder zähe, steif oder strenge, gebunden, locker, lose, staubig. —

II. Äußere Ursachen, die auf den Werth und die Beschaffenheit des Bodens bald mehr, bald weniger Einfluß haben und nicht von seiner Mischung abhängig sind.

1. Die Tiefe der Ackerkrume, so weit nämlich dieselbe wirklich gelockert oder doch mit fruchtbaren Stoffen durchdrungen ist. Dieselbe hat einen so großen Einfluß auf die Ertragsfähigkeit des Bodens, daß ein Zoll mehr oder weniger den Werth desselben sehr ändern kann. 6 Zoll Tiefe nimt man als die mittlere an, und Thaer glaubt, daß jeder Zoll mehr bis zur Tiefe von 12 Zoll den Werth des Bodens um 8 Proc. erhöhe.

2. Der Untergrund. Darunter versteht man,

was unter der Ackerkrume liegt. Er ist von großer Wichtigkeit, zumal je geringere Tiefe diese hat. Man theilt ihn ein: a) in durchlassenden und undurchlassenden, b) in erdigen und steinigen. Ein undurchlassender Untergrund kann den Werth eines sandigen Ackers bedeutend erhöhen, den eines thonigen sehr verringern und so umgekehrt; meistentheils aber ist derjenige der beste, welcher sich dem Eindringen der atmosphärischen Feuchtigkeit zwar nicht hartnäckig widersetzt, dieselbe aber auch nicht zu schnell durch sich hindurchläßt. — Ein erdiger Untergrand behauptet in der Regel den Vorzug vor einem steinigen, vorzüglich wenn er aus Mergel oder einer der Ackerkrume ähnlichen, nur nicht so reichen Erdschicht besteht. Unter den steinigen Arten des Untergrundes verdient der Kalkstein den Vorzug; nach ihm kommen Thonschiefer und Basalt, die das Wasser hindurchlassen und nach und nach verwittern. Schlechter sind Granit, Chloritschiefer, Hornblende und vorzüglich Ocher oder Sumpfeisenstein, der sich der Vegetation nachtheilig erweist. Wenn Steingerölle oder grobkörniger Sand den Untergrund ausmachen, komt es darauf an, ob sie genugsam oder nur flach mit ackerbarer Erde bedeckt sind. Im erstern Falle geben sie bei Thonboden oft einen guten Untergrund ab, in letzterm aber bringen sie auf einem trocknen, zumal sandigen Boden die sogenannten Schwind-, Brand- oder Scheinstellen hervor.

3) Feuchtigkeit des Bodens. Diese hängt theils von seiner und des Untergrunds Consistenz und wasserhaltenden Kraft, theils von der höhern oder niedrigern Lage des Feldes, von Quellen oder anderm äußern Wasserandrange ab, und kann im Übermoß leicht großen Nachtheil bringen, zumal auf einem Thonboden, der durch eine unabänderlich feuchte Lage fast allen Werth verliert, indeß ein an sich trockner Sandboden dadurch bisweilen gewint. Die verschiedenen Feuchtigkeitsgrade des Bodens unterscheidet man gewöhnlich durch folgende Ausdrücke: dürr, trocken, frisch, feucht, naß, sumpfig oder wassersüchtig.

4. Temperatur des Bodens — Wärme und Kälte desselben. Darunter versteht man die aus seiner Beschaffenheit entstehende, ihm eigene, nicht die von äussern Ursachen, z. B. den Sonnenstrahlen, ihm zukommende Wärme. Sie hängt entweder von seiner chemischen oder physischen Beschaffenheit oder von seinem durch die Lage hervorgebrachten Feuchtigkeitszustande ab, indem der feuchte Boden kälter, als der trockne ist. Hier komt eigentlich nur der letzte Fall in Betracht; doch verdient bemerkt zu werden, daß auch Bodenarten von gleichem Feuchtigkeitsgrade hinsichtlich der Temperatur von einander unterschieden seyn können, da ein stärkerer Humusgehalt und die Beimischung von untergangenem Mist und andern faulenden Substanzen, wahrscheinlich durch die chemischen Zersetzungen, die sie bewirken, einen höhern Wärmegrad hervorbringen. Auch findet man immer, daß ein kalkhaltiger Boden wärmer ist, als ein anderer. In der Regel kann man annehmen, daß ein warmer nicht zu hitziger Boden fruchtbarer sey, als ein kalter. Die verschiedenen Grade der Bodentemperatur werden bestimt durch folgende Ausdrücke: hitzig, warm, gemäßigt, kalt.

5. Die Lage. In der Regel verdient eine ebene Lage den Vorzug vor einer unebenen. Letztere erschwert die Beackerung, und setzt die Felder, wenn zumal ein steiler Abhang damit verbunden ist, den schädlichen Einwirkungen von Regengüssen und Wasserfluthen aus. Für einen Thonboden kann indessen doch eine gelind abhängige Fläche, welche den Abfluß des Wassers verstattet, häufig vortheilhafter seyn, als eine ebene gesenkte Lage, die dagegen dem Sandboden mehr zusagt. Bei einer abhängigen Lage der Felder komt es übrigens auch noch sehr auf die Himmelsgegend, nach der sie sich neigen, an; denn dadurch wird nicht selten ein großer Unterschied in ihrer Fruchtbarkeit hervorgebracht. So gewint ein thoniger kalter Boden, wenn er nach Süden, und verliert, wenn er nach Norden sich neigt. Bei einem Sandboden dagegen kann oft der umgekehrte Fall eintreten. Nach seiner Lage unterscheidet man den Boden in Berg- und Höheboden, oder Aue-, Niederungs-, Marsch- und Bruchboden.

6) Das Klima. Nicht sowol das, was von der geographischen Breite bestimt wird, komt hier in Betracht, als vielmehr das, welches oft einzele Distrikte eines Breitengrades auffallend von einander unterscheidet, und theils von einer höhern oder niedrigern Lage, theils von Wäldern, Bergen, Seen, Moräsien ꝛc. herrührt. Dadurch wird in manchen Gegenden nicht nur eine merklich geringere Wärme, sondern auch ein augenscheinlich stärkerer Niederschlag atmosphärischer Feuchtigkeit, als in andern Statt findet, hervorgebracht, und dieß kann den Werth der verschiedenen Bodenarten, je nachdem sie von Natur feucht oder trocken, warm oder kalt sind, auffallend abändern.

7) Die Reinheit des Bodens von Steinen und Unkraut. Sind die Steine groß und in bedeutender Menge vorhanden, dann erschweren sie die Bearbeitung, und bringen außerdem noch manche andere Nachtheile hervor. Kleine Steine schaden, wenn sie nicht allzuhäufig sind, nicht so viel, können sogar, wenn sie nicht den freien Spielraum der Wurzeln beschränken, nützlich werden, indem sie einen schweren, thonigen Boden lockern und zum Austrocknen geneigter machen; einen sandigen dagegen kühl und feucht halten. Das Üble haben aber alle Steine, daß sie ungemein viel zur Abnutzung der Ackergeräthe beitragen.

Die Unkräuter sind zwar überall durch Fleiß auszurotten, und können daher keinen bleibenden Einfluß auf den Werth eines Ackers zeigen, indessen verursacht ihre Vertilgung doch so viel Kraft- und Kostenaufwand, daß sie für die Gegenwart den Werth eines übermäßig damit angefüllten Feldes bedeutend herabsetzen können.

8) Die Beschattung des Bodens von Gebäuden, Bäumen, Bergen, wodurch er bisweilen Schaden erleidet.

9) Die Gefahren, welche er von Wasserstürzen, von Überschwemmungen ꝛc. zu befürchten hat.

10) Seine Windaussetzung.

11) Die schädliche Atmosphäre, welche manchmal von benachbarten Brüchen und Mooren verderblich über ihn ausgehen kann.

12) Die Belästigung durch Wege, Übertriften, Grabenhaltung ꝛc., wodurch manches Grundstück sehr an Werth verliert.

13) Die Entfernung vom Wirtschaftshofe.

14) Die größere oder geringere Leichtigkeit und Bequemlichkeit seiner Bewirthschaftung durch gute Wege ꝛc.

15) Die Lage in einer wohlhabenden bevölkerten Gegend, wo der Absatz der Produkte leicht, sicher und schnell ist. —

Letztere 3 Punkte bestimmen vorzüglich das, was man den objektiven und subjectiven Werth des Bodens nent. Ersterer ist derjenige, welchen ein Boden an sich, ohne Berücksichtigung seiner Lage, für Jedermann hat. Der zweite wird durch seine Lage in einem gegebenen Verhältnisse und durch die Verbindung mehrer Flächen zu einem ganzen Landgute (s. dies. Art.) festgesetzt.

Da es zur Beurtheilung eines gegebenen Bodens und zu seiner Vergleichung mit einem andern hinsichtlich ihres Werthes nothwendig ist, die verschiedenen Bodenarten in Classen abzutheilen, versuchte man neuerer Zeit, jemehr die agronomischen Kentnisse wuchsen, an die Stelle der alten, blos auf die Ertragsfähigkeit gegründeten Classification des Bodens (s. Bonitiren) eine ungleich sichrere auf sein chemischen und physischen Eigenschaften zu bauen. Zu dem Ende theilt Thaer in seiner rationellen Landwirthschaft II. 142 eine Tabelle mit, worin er die gewöhnlichsten Bodenarten in 20 Hauptklassen abtheilt, deren Werth in Zahlen, wovon die höchste 100, die niedrigste 2 ist, ausspricht und für die Übergänge der einen Bodenart zu der andern die zwischen der einen und der andern Werthszahl liegende frei läßt. Die 2te Klasse z. B. ist durch 98, die 3te durch 96, die 4te durch 90 ausgedrückt, und Bodenarten, die zwischen der ersten und 2ten Klasse inne stehen, können sonach mit 99 bezeichnet werden ꝛc. Die Hauptklassen, welche er macht, heißen: humoser Boden, Thonboden, Mergelboden, Lehmboden, sandiger Lehmboden, lehmiger Sandboden, Sandboden, und jede hat mehre Unterabtheilungen.

Crome in seinem höchst interessanten Werkchen: „Der Boden und sein Verhältniß zu den Gewächsen S. 80 ꝛc. macht dagegen folgende Eintheilung der Bodenarten in 8 Klassen, wovon jede 3—4 Unterabtheilungen oder Ordnungen hat, und die er genau beschreibt. I. Klasse, Thonboden, der über 60 Proc. abschwemmbaren Thon, nicht über 20 Proc. Humus, nicht über 5 Proc. kohlensauern Kalk enthält. Diese Klasse hat 3 Unterabtheilungen: 1) gewöhnlicher Thonboden; 2) humoser Thonboden; 3) kalkhaltiger Thonboden. II. Kl. Lehmboden, der über 40—60 Proc. abschwemmbaren Thon, nicht über 20 Proc. Humus und nicht über 5 Proc. Kalk enthält. Die Unterabtheilungen dieser Kl. sind wie bei der vorigen gebildet und benant. III. Kl. Sandiger Lehmboden, der über 20—40 Proc. abschwemmbaren Thon, nicht über 20 Proc. Humus und nicht über 5 Proc. kohlens. Kalk enthält. Die Unterabtheilungen sind ebenfalls wie bei der vorigen. IV. Kl. lehmiger Sandboden, der über 10—20 Proc. abschwemmbaren Thon, nicht über 20 Proc. Humus und nicht über 5 Proc. kohlens. Kalk enthält. Die Unterabtheilungen sind wie bei den vorigen Klassen. Die V. Kl. Sandboden, der 90 Proc. und drüber Sand, nicht über 10 Proc. Humus und nicht über 5 Proc. kohlens. Kalk enthält. Seine Unterabtheilungen sind ebenfalls wie bei den vorigen Klassen. Die VI. Kl. Mergelboden, der über 5—20 Proc. kohlensauern Kalk und nicht über 20 Proc. Humus enthält. Er hat 4 Unterabtheilungen oder Ordnungen: 1) thoniger Mergelboden; 2) lehmiger Mergelboden; 3) sandiger Mergelboden; 4) humoser Mergelboden; je nachdem Thon, Lehm, Sand oder Humus darin vorwaltet. VII. Kl. Kalkboden, der über 20 Proc. kohlensauern Kalk und nicht über 20 Proc. Humus enthält. Diese Kl. hat 4 Ordnungen, wie die vorige. Die VIII. Kl. Humoser Boden, der über 20 Proc. Humus enthält. Diese Kl. hat ebenfalls 4 Ordnungen: 1) thoniger humos. Boden, 2) lehmiger h. B., 3) sandiger h. B., 4) kalkhaltiger h. B.

Thaer und Crome haben ihre Klassifikation der Bodenarten auf die mechanische und chemische Scheidung ihrer Bestandtheile gegründet, und dadurch vorzüglich den Unterschied zwischen sandigem Lehmboden, lehmigem Sandboden, Lehmboden und Thonboden, die sämmtlich durch ihre Bindigkeit von einander abweichen, festzusetzen gesucht. Dagegen erinnert Burger in seinem Lehrbuche der Landwirthschaft I. 49., daß die mechanische Scheidung der Bestandtheile des Bodens zu keinem genügenden Resultate in dieser Hinsicht führe, indem oft ein Boden mit wenigem durch Abschwemmen gefundenen Thon ungleich bindiger sey, als ein anderer, welcher der Untersuchung zu Folge mehr Thon und weniger Sand enthielte, weil die Bindigkeit, wenn auch hauptsächlich, doch nicht lediglich von der Menge des Thons und Sandes herrühre, sondern auch noch durch die Menge der im Thon enthaltenen reinen Thonerde und durch die Feinheit der Theile, des Sandes sowol, wie des Thones, bedingt werde, da bekantlich die Cohäsion eines Bodens immer größer sey, je feiner seine Theilchen wären; auch darf der Einfluß, welchen der Kalk und Humus auf die Bindigkeit des Bodens haben, wol nicht übersehen werden. Er meint daher, daß es zuverlässiger sey, die Eintheilung des Bodens auf seinen sichtlichen größern oder geringern Zusammenhang, der sich bei dem Pflügen und Eggen im halbgetrockneten Zustande zu erkennen gibt und auf seine wasserhaltende und ansaugende Kraft zu gründen; denn nach Davy (S. 209 der teutschen Übersetzung seiner Agriculturchemie) und Burger a. a. O. bewährte sich jederzeit der Boden als der fruchtbarste, der in einem gegebenen Zeitraume die meiste Feuchtigkeit aus der Luft an sich saugte.

Vielleicht wäre es möglich, durch vielfältige auf diesen Gegenstand Bezug habende Versuche und Beobachtungen, mit gehöriger Berücksichtigung aller auf den Werth des Bodens Einfluß zeigende Umstände, eine Klassifikation der verschiedenen Bodenarten aufzufinden, die ihr gegenseitiges Werthsverhältniß genau angäbe und nichts mehr zu wünschen übrig ließe. Es wäre dieß eine sehr große Erleichterung für die Werthschätzung des Bodens, die unter den verschiedenen Gegenständen, die der Ökonom in Hinsicht des Bodens zu betrachten hat, einer

der wichtigsten ist. Sie ist nicht nur wichtig für jeden einzelen Landwirth, der ohne ihre richtige Lösung bei dem Ankauf oder der Pachtung eines Landguts sich oft sehr schaden und fast nie die beste Art von Kultur und Benutzung seines Bodens finden kann, sondern auch für den Stat und das allgemeine Beste. Denn 1) kann nur durch eine richtige Schätzung eine gleichmäßige und richtige Grundsteuer, die blos unter dieser Bedingung eine zweckmäßige und wünschenswerthe Abgabe, sonst aber drückend und unbillig ist, begründet werden. 2) Ist sie die sicherste Stütze des hypothekarischen Credits, wodurch das größte und wichtigste Capital einer Nation, welches in ihrem Grund und Boden liegt, durch Verpfändung ganzer Güter und einzeler Grundstücke beweglich gemacht werden kann. 3) Beruht auf ihr die agrarische Gesetzgebung und die Ausführung ihrer Gesetze und 4) kann nur durch sie die im Allgemeinen unstreitig wohlthätige Theilung der Gemeinheiten und Aufhebung der Servituten befördert, erleichtert und ohne Nachtheil für die einzelen Interessenten ausgeführt werden. Es ist daher sehr zu bedauern, daß man bis jetzt noch keine Schätzungsnorm auffinden konnte, die allen Anfoderungen entspräche; ja daß man sich noch nicht einmal völlig über die Grundsätze, wonach sie zu entwerfen sey, vereinigt hat. Fast in keinem ihrer Zweige ist die Ackerbauwissenschaft so zurückgeblieben, wie in diesem, theils weil man bei ihrem bisherigen Zustande die zu einer richtigen Werthschätzung des Bodens erfoderlichen Vorarbeiten und die dazu gehörigen Hilfswissenschaften nicht gehörig betrieb; theils aber auch, weil man die hohe Wichtigkeit einer solchen Schätzung früher nicht genug beachtete. In neuern Zeiten ist indessen in dieser Hinsicht so viel geschehen und vorgearbeitet worden, daß sich mit Recht hoffen läßt, man werde bald richtige Grundsätze und feste Regeln, wonach dieses Geschäft am besten und sichersten zu unternehmen sey, auffinden und darstellen.

Der Observanz und ihrer Natur nach theilt sich die Schätzung des Bodens in zwei Geschäfte, in die Bonitirung, welche nur die Art des Bodens und die Klasse, in die er gehört, bestimt, und in die Taxation, die dessen Werth, der gewöhnlich durch Geld ausgesprochen wird, festsetzt. Von beiden wird in besondern Artikeln gehandelt. (Vergl. Thaer über die Werthschätzung des Bodens.) (*Schweitzer.*)

Boden; damit zusammengesetzte Namen in der Zoologie: Bodenkäfer s. Licinus. Bodenkriecher s. Pygodactylus.

BODEN in der Technologie ist jeder unterste Theil eines Behältnisses, eines Gefäßes, eines Kastens rc. Dahin gehört z. B. der Zimmerboden, Hutboden, Faßboden, Topfboden, Siebboden, der Scheffel- oder Zellenboden beim oberschlächtigen Wasserrade, der Boden eines Schmelzofens oder jedes andern Ofens, der Boden einer Uhr, einer Kanone rc. Etwas anderes ist der Boden oder Dachraum eines Hauses, der Tanzboden oder Tanzsaal*) rc.

Zusammengesetzt damit sind folgende Wörter: Bodenarbeit wird in manchen Fabrikanstalten diejenige Arbeit genant, welche man auf dem Boden eines Gebäudes verrichtet, z. B. das Malzen des zum Bierbrauen, Essigbrauen und Brantweinbrennen bestimmten Getreides, das Sieben des Getreides rc. Bodenblech zu den Böden der Salzpfanne, s. Eisenbleche. Bodendrähte in der Papiermacherform s. Papierfabriken. Bodeneisen der Kupferschmiede und Zinngiesser s. Kupferschmiede und Zinngiesser. Bodenfriesen der Kanone s. Kanonen. Bodenhammer der Kupferschmiede und Messingschmiede s. Kupferschmied und Messinghütten. Bodenhaspel s. Haspel. Bodenholz oder Holz zu Faßböden s. Böttcher. Bodenlage oder unterster Theil einer Dosenform s. Dosenfabriken. Bodenmatte, Flurmatte s. Mattenflechter und Teppichfabriken. Bodennägel s. Nägel und Nagelschmied. Bodenräder einer Uhr s. Uhrmacherkunst. Bodensäge der Böttcher ist eine Säge zum Abrunden der Faßböden s. Böttcher. Bodenschaufeln oder Riegelschaufeln s. Wasserräder. Bodenschläger oder Bodenhammer der Kupferschmiede s. Kupferschmied. Bodenschnüre an Weberstühlen s. Weben und Weberstühle. Bodenschwellen oder Schwellen für die Gerinne der Wassermühlen s. Wassermühlen. Bodenspiekernägel s. Nägel und Nagelschmied. Bodenstein oder festliegender Mühlstein, auf welchem der Läufer sich umwälzt, s. Mahlmühlen und Mühlsteine. Bodensteinriegel s. Mahlmühlen. Bodenstück zu Fässern s. Böttcher. Bodenstück in Uhrgehäusen s. Uhrgehäusemacher. Bodenstück einer Kanone s. Stückgiesserei. Bodentafeln oder dickes Eisenblech zu Salzpfannen s. Eisenblech. Bodenventile s. Ventile, Saug- und Druckwerke. (*Poppe.*)

BODENBURG, Marktfl. im Amte Gandersheim des Braunschweigschen Leinedistricts. Er liegt am Abhange des Oheberges, 3 Meilen von Seesen, und ganz vom Hildesheimschen eingeschlossen, besteht aus dem eigentlichen Marktflecken, der den Marktplatz und 3 Straßen enthält, dem Schottenberge, der eine Art von Vorstadt bildet, und der Burg oder dem Rittersitze der Freiherren von Steinberg, die den Ort und das Dorf Östrum als eingeschlossenes Gericht besitzen. In diesen 3 Theilen stehen 2 Kirchen, 2 Schulen und 130 Häus., die von etwa 700 Einw. (1812 701) bewohnt werden. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Garnspinnerei, einige Handwerke und halten 4 Märkte. Die Schäferei bei dem Edelhofe gehörte immer zu einer der vorzüglichen des Landes und ist jetzt fast ganz veredelt. (*Hassel.*)

BODENFELDE, Marktfl. in dem Amte Nienover der Hannöverschen Prov. Göttingen. Er liegt an der Weser, 3½ M. von Göttingen, und zählt 1 Kirche, 150 Häus. und 1812 1005 Einw., worunter 39 Juden. Außer Ackerbau und Viehzucht treibt der Ort einige bürgerliche Gewerbe, hält 4 Jahrmärkte, und besitzt 1 Papier-

*) Boden im Bauwesen insonderheit bezeichnet entweder die aus Baumaterial bereitete, oder zusammengesetzte, zum Gehen, zum Aufstellen oder Aufbringen verschiedener Dinge eingerichtete Ebene eines Gebäudes oder einer Gebäudeabtheilung die Art. Dachboden, Fussboden, Getreideboden und dgl. oder die Art des Grundes, worauf ein Gebäude aufgerichtet wird. S. Gebäude. (*Leger.*)

mühle, die jährlich gegen 100 Ballen absetzt. Die hier hervorsprudelnde Salzquelle wird wegen Geringhaltigkeit der Soole nicht benutzt. Bodenfeld ist ein altes Pertinenzstück der Grafschaft Dassel, von deren Dynasten das Amt Nienover 1269 erkauft ist: 1436 erhielt es von H. Otto dem Einäugigen Stadt- und Bürgerrechte (Pfeffinger Th. 1. S. 217). *(Hassel.)*

BODENSCHATZ (Joh. Christoph Georg), Superintendent zu Baiersdorf bei Erlangen, wurde den 25. März 1717 zu Hof geboren, und zu Gera, wo sein Vater (vorher dänischer Regimentsquartiermeister) Amtsschösser war, und nach dessen Tode zu Erlangen erzogen. Die nähere Vorbereitung zum Predigtamte erhielt er zu Jena, und schon damals und nachher trieb er mit besonderer Vorliebe die rabbinischen Studien. Eine Folge davon war, daß er als Candidat des Predigtamts und nachher die mosaische Stiftshütte zweimal, die Arche Noah, und den Tempel Salomons mit allen seinen Vorhöfen, Gemächern und dgl. mechanisch nachahmte; Kunstwerke, denen Kenner ihren Beifall nicht versagen konnten*). Nachdem er 2 Jahre lang die Stelle eines Schloßpredigers bei dem Grafen Pückler zu Farrenbach, von Erlangen aus, verwaltet hatte, wurde er 1740 Pfarrer zu Uttenreuth, 1764 zu Frauenaurach, 1781 Superintendent und Oberprediger zu Baiersdorf und starb daselbst am 4. October 1797. Er war ein achtungswerther orientalischer Sprachgelehrter nach Danzischer Methode, ein gelehrter Kenner der jüdischen Alterthümer, der aber als Theolog hinter seinem Zeitalter zurückblieb. Seine meisten, die orientalische Literatur betreffenden, mühsamen Ausarbeitungen, blieben ungedruckt, unter den gedruckten Schriften aber ist die wichtigste sein ausführliches Werk über die „Kirchliche Verfassung der heutigen, sonderlich der deutschen Juden. 4 Theile. Frkft. u. Lpz. (Coburg) 1748. 4. mit 36 Kupf." auch unter dem Titel: Aufrichtig teutsch redender Hebräer, oder die Gebräuche und Ceremonien der Juden. Frkfrt. 1756. 4. In guter Ordnung und mit vieler Genauigkeit handelt der Verf. vom Ursprung und den Schicksalen des jüdischen Volks, vom Gottesdienste der neuern Juden, von ihren Lehrsätzen in Glaubenssachen, und ihren Gebräuchen von der Geburt bis zum Tode**). *(Baur.)*

BODENSEE (auch Constanzer-See, bei römischen Schriftstellern Lacus Rheni, Lacus Acroius oder auch brigantinus[1]); im Mittelalter Lacus bodamicus, auch das schwäbische Meer, ein 17—18 Stunden langer (von Bregenz bis zum Schlosse Bodman, von welchem er wahrscheinlich den Namen hat[2]), und 5 St. breiter (zwischen Rorschach und Langenargen), schöner See, der auf der Gränze zwischen Teutschland (Baden, Würtemberg, Baiern, Östreich) und der nordöstlichen Schweiz 1246 F. über dem Meere liegt. Schon unter Augustus war er den Römern bekant, und an seinen Ufern errichteten sie feste Plätze gegen die Einfälle der Alemannen und Rhätier[3]). Im 7. Jahrh. wurden erst seine bewaldeten, wilden Ufer behaut, die jetzt mit aller Fülle der Cultur prangen; die teutsche Seite nahmen nach den Vindeliciern die Sueven ein, welchen die Alemannen auf beiden Seiten folgten, endlich wurden die Franken seine Anwohner, aus deren Verfassung die verschiedenartigen kleinen Herrschaften hervorgingen, die am Ende des 18. Jahrh. ihn umgeben. Der Rhein, der diesen See bildet, fällt am südöstlichen Ende in denselben, verläßt ihn bei Constanz, um in den Nebensee des Bodensees, den Untersee, der die schöne Insel Reichenau enthält, überzugehen; daneben fallen eine Menge kleinerer Flüsse und Bäche hinein, z. B. die Schussach, Arg, Aach, Bregenz, Fußach, Goldach, Steinach, Salmsbach rc.; in den Jahren 1477, 1572, 1596 und 1695 fror er zu; seine Tiefe mag seit den frühern Jahrhunderten sich bedeutend verringert haben; zwischen Lindau und Mehrerau ist er 308 Klaftern tief, noch tiefer in der Mitte und auf der Schweizerseite. Auch er zeigt plötzliche Anschwellungen, wahrscheinlich die Folge lunarischer Einwirkung; 1549 erhob er sich während einer Stunde 4—5 Mal eine Elle hoch. Die Schiffahrt auf demselben ist des Getreide- und Weinhandels wegen bedeutend, wird mit guten Schiffen betrieben, ist aber plötzlicher Stürme und Windstöße wegen nicht ohne Gefahr. Zwei Inseln zieren ihn, die Lindau, auf welcher eine Stadt steht, und die Meinau, mit Getreide und vorzüglichem Weinbau; seine Ufer sind nördlich und westlich theils flach, theils hügelig, östlich, südlich und südwestlich steigen die hohen Gebirge empor, welche den Anblick dieses Sees von teutscher Seite her so imposant machen, unter unzähligen Standpunkten zeichnet sich das Schloß Heiligenberg, Witwensitz der Fürstin von Fürstenberg besonders aus[4]). Die Bereisung seiner Ufer gehört zu den genußreichsten einer Schweizerreise. Auf dem Bodensee

*) Sie sind beschrieben in den Actis hist. eccles. nostri temp. T. IV. 120 sq. Die Stiftshütte und die Arche nahm der Markgraf Friedrich schon 1739 in sein Kunstkabinet zu Baireuth auf, den Tempel Salomon's kauften die Nürnberger, bei denen er im Schmidtischen Hause unter den Hütern zu sehen ist. Die Stiftshütte, welche Bodenschatz 1760 zum zweitenmal verfertigte, wurde 1793 für 500 Gulden nach Bamberg verkauft. **) Meyer's biogr. Nachr. 11—18. *A. Schumanni Progr. de sacerdotibus Jubilaeis* p. 8 sq. Acta hist. eccles. T. X. 885. Fränk. Merkur 1794. St. 40. Fikenscher's gel. Baireuth. 1. Bd. 110—119, wo auch Bodensch. Mspte verzeichnet sind, wie bei Meyer. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

1) Schon Strabo kent den Bodensee, Brigantinus lacus (VII, 1, 5) obwol ohne seinen Namen, durch das Treffen, welches Tiber auf demselben den Vindeliciern lieferte, und schätzt dessen Überfahrt an 200 Stadien = 5 geogr. Meilen, den Umfang desselben hingegen nur auf 300 (r) wofür Mannert Th. 3. S. 663 qr d. i. 1300 = 32 geogr. Meilen lesen möchte, weil 300 zu wenig ist. Beide Zahlen aber sind eine Überschätzung, die vielleicht blos vom Augenmaß herrührt. Auch die Insel in demselben (Reichenau) kent schon Strabo, jedoch ohne ihren Namen zu nennen. Pomponius Mela (III, 2.) kent schon die beiden Abtheilungen des Sees, die er jedoch als zwei verschiedene Seen angibt, und Venetus Lacus und Acronius nent. Plinius (IX, 17.) kent ihn schon unter dem Namen Brigantinus Lacus. Ammianus Marcellinus XV, 4. beschreibt ihn umständlich unter dem Namen Brigantia, und bemerkt besonders, daß der Rhein schäumend durch denselben sich ergieße, ohne sein Wasser mit dem See zu mischen, und ohne an Stärke zu verlieren. Er überschätzt aber auch, wenn er die Länge auf 400 Stadien, und die Breite beinahe eben so groß angibt. *(Ricklefs.)*

2) S. unter Bodman. 3) M. s. Ammianus Marcellinus XV. B. 4 C. Plinius IX, 17. 4) M. s. das Panorama gezeichnet auf dem Schlosse Heiligenberg, von Keller, gestochen von Scheurmann, Zürich 1821.

leben 36 Arten von Schwimmvögeln, am Einfluß des Rheines 30 Arten Sumpfvögel, im See 26 Fischarten; der Weißgangfisch (salmo maraenula) und das Blaufelchen (salmo Wartmanni, Albula caerulea), machen den bedeutendsten Theil der Fischerei und einen Handelsartikel aus [5]). Östreich, Baiern, Wirtemberg und Baden [6]), und unter den Schweizer Kantonen Thurgau und St. Gallen, werden an ihren Gränzen von ihm berührt; 1690 erhielt die Schweiz vom Kaiser Leopold I. die Gerichtsbarkeit über die schweizerische Seite zugestanden. (*Wirz.*)

Bodensieb, f. Sieb.

BODENSTADT (slav. Podstata), Fideicommißherrschaft von 11 Dörfern und einem Städtchen mit herrschaftl. Schloß, Pfarre, Salz- und Gränz-Zollamt in Mähren, im Prerauer Kreise, 4 Meilen östl. von Ollmütz und 2 M. von Weißkirchen, nahe an der Gränze von Östr. Schlesien, mit 170 Häus. und 1000 Einwohnern, die sich hauptsächlich von Tuch- u. Leinweberei nähren. (*André.*)

BODENSTEIN, BOTHENSTEIN, unrichtig Pottenstein, sonst Albuinestein genant, im obern Mainkreise Baierns und Landgericht gleiches Namens, ist ein altes Schloß auf einem hohen Felsen, von dem bei Regensburg im J. 1104 verstorbenen und in der fränkischen Abteikirche Theres begrabenen Grafen Bodo oder Botho benant. Der h. Bischof Otto I. v. Bamberg erwarb es als eine die öffentliche Sicherheit seines Bisthums befördernde Gränzburg nebst 4 andern Schlössern und Dörfern im J. 1108 um 800 Pfd. Silbers u. 17 Talente Goldes unter päpstlicher Bestätigung. K. Friedrich I. befreite es im J. 1160 von der Lehens-Verbindlichkeit. Am Fuße des Bergschlosses zwischen hohen Felsen liegt das vom Flüßchen Puttbach durchschlungene Städtchen Bodenstein, der Sitz des K. Landgerichts u. Pfarramts gleiches Namens, das mehr als 130 Häuser nebst den öffentlichen Gebäuden in sich faßt, und ehemals schon einen Bürgerrath hatte, wie es ihn 1818 wieder erhalten hat [*]). — Das davon benannte Landgericht und Rentamt, wovon Letzteres seinen Sitz im Schlosse zu Gösweinstein hat, umfaßt einen großen Bezirk von Dörfern an dem Flüßchen Puttbach, und vereinigt in sich die ehemal. fürstl. Ämter Bodenstein, Gösweinstein, Leyenfels und Wolfsberg. Alle Gattungen von Feldfrüchten werden gewöhnlich gebaut, und ein großer Theil davon kann nach Baireuth und Nürnberg verkauft werden. Die Zucht von Pferden, Rindvieh und Schafen gewährt den Einwohnern große Vortheile, auch wird ein bedeutender Handel mit Forellen nach Bamberg und Baireuth betrieben [**]). (*Jäck.*)

BODENSTEIN, Kirchdorf im Braunschweigischen Amte Seesen des Harzdistrikts, liegt an der Bobber, 1 Meile von Seesen, und zählte 1812 außer der Domäne, die vormals den Jungfrauen des Klosters Frankenberg gehörte, 32 Häus. und 232 Einw. Auf dem Ostersteine über dem Dorfe, worin eine merkwürdige Höhle, das Wehrkoppsloch, eingehauen ist, verehrten einst die alten Sassen eine ihrer heiligsten Gottheiten. (*Hassel.*)

BODENSTEIN (Adam v.), ein bekannter eifriger Anhänger des Paracelsus, geb. 1528. † 1577. Er führte ein eben so unstetes Leben als sein Lehrer, und glaubte sich Verdienste zu erwerben durch ein Wörterbuch der Paracelsischen Ausdrücke. (Onomasticon. 1574.). *Sprengel.*)

Bodenstein, And. Rud., f. Karlstadt.

Bodenstück, f. Kanone.

BODENTEICH, ein Amt in der hannöverschen Prov. Lüneburg, mitten in der lüneb. Haide, wird von der Ilmenau bewässert, hat dürren sandigen Boden, der mit weiten Mooren und Kiefernhainen abwechselt, und enthält einen Flächenraum von 9,²² □Meilen, worauf 1812. 10,813 Einw. in 1 Marktflecken und 85 kleinen Dörfern und Weilern lebten. Ackerbau, Vieh- u. Bienenzucht sind Hauptgewerbe, Kartoffeln und Buchweizenbrod fast einzige Nahrung der armen Haidebewohner, die keine weitre Hilfsquellen als Garnspinnerei und Frachtfahren haben, wovon erstre fast ganz liegt; sonst gingen aus dem Amte wol 2000 bis 2500 Bünde Garn nach Ülzen, 35 Cntr. Wachs und 6 Tonnen Honig nach Celle (Patje S. 402). Jetzt ist die Pferdezucht mehr in Aufnahme gekommen. Bodenteich ist ein altes Pertinenzstück des Fürst. Lüneburg, das 1347 durch die Herzoge Otto und Wilhelm von dem Edlen Baldwin von Bodenteich und dessen Agenten erkauft wurde (Hofemann Regentensaal S. 612.); es hat neuerdings in seinem Territorialstande einige Abänderungen erlitten und verschiedne Parzellen an andre Ämter abgegeben. Der Amtsitz Bodenteich (Br. 52° 49′ 52″ L. 28° 21′ 5″) liegt an der Ilmenau und unweit eines jetzt größtentheils eingetrockneten See's, 2 Meilen von Ülzen, und zählt außer der Domäne und den Kirchengebäuden 67 Häus. u. 529 Einw., worunter 12 Leinweber. Jährlich wird 1 Markt gehalten. (*Hassel.*)

BODENWEIN, Botwein, Botenwein, vinum testimoniale. Bei den öffentlichen Gerichten, welche nach der alten teutschen Gerichtsverfassung jährlich zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten gehalten wurden, Botdingen oder ungebotenen Gerichten, wurden unter andern auch die mit dem Eigenthum liegender Güter vorgegangenen Veränderungen, als Kauf und Verkauf ꝛc. von den Contrahenten angezeigt, und durch Auflassung (Übergabe, Abtretung) von der einen Seite, und Einwehrung des künftigen Besitzers von der andern, unter mancherlei Feierlichkeiten gerichtlich vollzogen. Zu diesen Feierlichkeiten gehörte dann auch, daß das Gericht andre glaubhafte unparteiische Männer zu einer solchen Handlung zuzog, um bei entstehendem Zweifel oder Streit Zeugniß ablegen zu können. Der Richter oder Vorsitzer pflegte sie dann auch wol mit dem Zuruf: seyd dessen eingedenk, beim Ohr zu zupfen. Zur Sicherstellung des Eigenthums und Besitzes waren in frühern Zeiten dergleichen Feier-

5) Bodmer, J. H. von Wessenberg und andre haben diesen See besungen und G. T. Hartmann hat in St. Gallen 1808, eine gute Beschreibung desselben herausgegeben.

6) In Wirtemberg erhielt 1810 die aus den O.-Ämtern Tettnang, Ravensburg, Wangen, Leutkirch, Waldsee und Saulgau bestehende Landvoigtei, die jetzt (s. 1817) zum Donau Kr. gehört, von diesem See den Namen, und im Badenschen wurde nach ihm der See (jetzt Donau) Kreis benant. (*H.*)

*) *Ludwig*, script. Bamb. p. 95. 96. 98. 131. 162. 434. **) Reppelt's Beschreib. von Bamberg.

lichkeiten um so nöthiger, als noch keine Grund= oder Lagerbücher über sämtliche in einem Orts= oder Amtsbezirk gelegene Immobilien geführt wurden. — Solche Zeugen wurden in manchen Gegenden Boden, Boten, vermuthlich von verboten, vorladen, genant, weil sie von Gerichtswegen zu der Handlung vorgefodert wurden. — Zur Belohnung und um das Andenken an die ganze Handlung desto eher zu erhalten, mußte dann alter Gewohnheit nach von den Parteien ein Bestimmtes verabreicht werden, Orkonde oder Urkunde genant. So wird in einem Instrumente vom J. 1314 über den gerichtlichen Verzicht der Gisela v. Scharfenstein auf den Nachlaß ihres Bruders gesagt: „quam — renuntiationem — omnes qui — placito presentes interfuerunt, nobiles, milites — etc. prout consuetudinis est et moris patrie coram se factam collaudarunt — et accepto intersigno, quod volgariter Urkunde dicitur, gratanter confirmarunt." — Eine solche Urkunde war dann auch häufig, da nicht leicht eine Feierlichkeit irgend einer Art ohne Zechen seyn konnte, der Wein, oder ein anderes Getränke, welches dem Gericht und den Zeugen gereicht ward, und von den letzten den Namen Bodewein führte. Eine Urk. über Kloster Eberbacher Güter zu Ingelheim von 1243 sagt darüber: „ad confirmationem — omnium promissorum fratres (die Klosterbrüder) *vinum testimoniale* dederunt, solempniter et *testes* qui vulgo *Boden* dicuntur apud nos, dati sunt eis — Didericus de Lymburg — etc." und eine andre von 1342. „Prefatis etiam Sculteto et Scabinis de iure ipsorum quod vulgariter *Orkunde* sive *Bodewin* dicitur, ipse Mag. Hermannus — gloriose iuxta consuetudinem — secularis iudicii satisfecit." — Anderwärts kommen die Boden unter der Benennung: Denkmannen vor, weil sie der Verhandlung eingedenk seyn mußten; z. B. in einem zu Achen ausgefertigten Kaufbriefe von 1252: „ad maiorem predictorum certitudinem *Dencmanni* sunt adhibiti — Symon et Martinus magistri civium etc."

Bodenwein ist auch unter dem häufiger vorkommenden und noch jetzt üblichen Weinkauf begriffen, so wie die Boden auch Weinkaufskunden, Weinkaufsleute, genant werden können. Doch hat Weinkauf, auch Weingeld, vinicopium, eine weitere Bedeutung, so daß Bodenwein eigentlich nur eine besondere Art von Weinkauf ist. Letztrer ward auch außergerichtlich, wie noch an vielen Orten gewöhnlich ist, und alsbald bei dem Abschluß eines Handels, oder eines andern Contrakts, z. B. einer Verlobung, an die zugezogenen Zeugen gegeben, und ehe der Weinkauf getrunken war, hielt sich kein Theil unwiderruflich an sein Wort gebunden. Selbst manche Gerichte nahmen, wenn Streit entstand, keine Klage auf Vollziehung an, falls Weinkaufsleute, als Zeugen des wirklichen Abschlusses bei dem Trunk, dem Gericht nicht vorgestellt werden konnten. — Diesem außergerichtlichen folgte dann aber in geeigneten Fällen auch noch der gerichtliche Weinkauf, worunter der Bodenwein begriffen ist, welcher aber den Gerichten in neuern Zeiten meistens in Geld verabreicht ward.

(Weinkauf als eine Art von Laudemien gehört nicht hieher). (*v. Arnoldi.*)

BODENWERDER, eine kanzleisässige Stadt in dem Amte Polle der hannöverschen Provinz Kalenberg. Sie liegt an der Weser, wovon ein Arm sie umgibt und zur Insel macht, 1½ Meilen von Hameln entfernt, ist mit Mauern umgeben, aus welchen 2 Thore führen, hat 1 öffentlichen Platz, 1 Kirche, 2 Elementarschulen, 3 Landgüter, 1 Rathhaus, 1 Brauhaus, 230 Häuser und schlecht gepflasterte enge Straßen und 1300 Einw. (1812. 1264), worunter 31 Juden. Ihre Nahrung zieht sie aus dem Ackerbau, der Garn= und Wollspinnerei, einigen bürgerlichen Gewerben und der Krämerei; sie hält 4 Jahrmärkte, aber an der Weserschiffahrt, wozu sie sonst gut gelegen ist, nimt sie nur mit 1 Schiffe Theil. Sie ist mit der Herrschaft Homburg, wozu sie sonst gehörte, an das Fürstenthum Kalenberg gekommen, doch war H. Otto das Kind schon seit 1247 damit beliehen (Scharfs Pol. Staat S. 41) und hatte auch von den Herzogen 1287 ihre Stadtrechte erhalten. (*Hassel.*)

BODENZINS, Grundzins, Grundrente, rente foncière, ist die Vergütung, welche der Eigenthümer eines Grundstücks für dessen Benutzung von dem Nichteigenthümer empfängt. In dieser Einfachheit, ohne beigemischte Vergütung für Kostenauslagen auf das Grundstück heißt er ursprünglicher Bodenzins, und beruht allein auf dem Eigenthumsrecht. Er entsteht ohne Rücksicht auf den Kaufpreis der Grundstücke, und seine Entstehung wird vielmehr durch die Unveräußerlichkeit derselben befördert, weil die Nichteigenthümer des Bodens bedürfen, und seine Benutzung wenigstens erwerben müssen, wenn sie ihn selbst nicht erwerben können. Ist er aber vorhanden und sind die Grundstücke veräußerlich, so wird sich ihr Kaufpreis nach dem Bodenzinse richten. Hat z. B. ein Eigenthümer für die Benutzung eines Angers, oder Steinbruchs einen Bodenzins von 5 Thlr. erhalten, so wird er bei dem Geldzinsfuß von 5 Proc. nicht unter 100 Thlr. verkaufen. Wenn der Bodenzins allein auf dem Eigenthumsrecht beruht, so folgt, daß ihm kein Ertrag gegenübersteht, woraus er bezahlt wird, weil das Eigenthum weder eine Sache noch die Eigenschaft einer Sache ist, sondern blos die Befugniß über sie bestimt; weil es also keinen Ertrag gibt, und sich darauf auch nicht bezieht. Gründet sich daher der Bodenzins auf das Eigenthumsrecht, so bestimt er sich nicht nach der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, und wenn er es z. B. bei einer Baustelle thun sollte, so würde er in einem Pfennigbruch selbst zu London in der Nähe von Carltonhouse bestehen. Indeß ist doch der Bodenzins neben dem Arbeitslohn und dem Verlagsertrag seit den Physiocraten [1]) als der dritte Theil des ursprünglichen Einkommens angenommen. Aber Smith [2]) selbst schwankt, und verweist den Verlagszins in das abgeleitete Einkommen, Kraus [3]) faßt alle drei Theile unter Arbeitsertrag zu-

1) Die Physiocraten nahmen den Bodenzins wahrscheinlich als das unantastbare Eigenthum in ihre Lehre auf, um sich und sie vor dem Vorwurf zu verwahren, das Grundeigenthum anzugreifen. 2) On the wealth. 1. 63. und 1. 338. 414. 2. 414. Seine verschiedenen Äußerungen rügt Lauderdale Inquiry into the nature of public wealth. 1804. 3) Statswirthschaft. 1. 24.

sammen, und Rau [4]) bemerkt, daß aus demselben Grunde wie der Verlagszins auch der Bodenzins in das abgeleitete Einkommen gehören würde. Man kann freilich das ursprüngliche Einkommen nach dem Maß der Kräfte vertheilen, welche dabei von Seiten des Bodens, der Arbeit, und ihrer Hilfsmittel zusammenwirken, aber dieses führt zu dem reinen Grundertrage, und nicht zum Bodenzinse. Hier steht dem Einkommen vom Boden sein Ertrag gegenüber, und nicht das Eigenthum; und es gibt keinen andern Erwerber als den Arbeiter. Mischt man das Eigenthum in die Rechnung, so erhält man eine fremde Größe [5]). Beruhet nun der Bodenzins auf dem Eigenthumsrecht, und wird er doch als Theil des ursprünglichen Einkommens angenommen, so vereinigt sich unrichtig ein Eintheilungsgrund aus der Rechtslehre mit dem Eintheilungsgrund aus der Wirthschaftslehre, so tritt dadurch das abgeleitete Einkommen der Grundeigenthümer in die Stelle des ursprünglichen Einkommens der Arbeiter, so entsteht Verwirrung, und so bleibt unerklärlich, wie die Grundrente keinen nothwendig gegebenen Satz für ihre Größe hat, obgleich ihn der Arbeitslohn und der Verlagszins hat; denn das Daseyn des Bodens wird durch den Bodenzins nicht bedingt, das Daseyn der Arbeiter und des Verlags wird aber durch ihre Unterhaltskosten bedingt. Der Arbeitslohn hat seinen nothwendigen Satz in dem unentbehrlichen Lebensbedarf des Arbeiters, mit ihm fehlt auch der Arbeiter, dagegen fehlt der Boden nicht, wenn auch der Bodenzins wegfällt. Wiederum kann der Arbeitslohn nicht höher seyn, als der Arbeitsertrag, wenn die Arbeit nicht unterbleiben soll; und der Bodenzins kann höher seyn, als der Bodenertrag, wenn der Boden nur Hilfsmittel zu anderm Erwerb ist, und das ist er nicht blos bei städtischen Baustellen, sondern selbst bei vielen Bauergütern.

Alle Arbeit, jede Warenbereitung, die Arbeiter lassen sich vermehren, der Boden allein läßt sich nicht vermehren. Seine Eigenthümer stehen den Nichteigenthümern als Alleinhändler mit dem beliebtesten und unentbehrlichsten Gegenstande gegenüber. Der Bodenzins ist das Einkommen, welches durch dieses Vorrecht gewährt wird. Er richtet sich nach dem Verhältniß der Eigenthümer und der Nichteigenthümer, und bestimt sich im Allgemeinen zum Vortheil der Eigenthümer, weil die beiden Bedingungen alles Preises zu ihrem Vortheil sind. Das Angebot der Länderei ist von Anfang an beschränkt, die Nachfrage durch Reiz und Nothbedarf gespornt, und je größer und wohlhabender die Volksmenge wird, je mehr Landerzeugnisse sie bedarf, destomehr muß der Bodenzins steigen. Er richtet sich nach dem Marktpreise der Landerzeugnisse im Allgemeinen, weil der Zinsmann soviel abgeben kann, als er, nach Abzug seines Arbeitslohns und Verlagzinses, für den Bodenertrag auf dem Markt empfängt; und der Bodenzins richtet sich ferner nach allen Vortheilen, welche die Güter im Ertrage und Absatz haben; das fruchtbarste Land zunächst an dem theuersten Markt wird die höchste Grundrente gewähren, das unfruchtbarste Land zunächst dem wohlfeilsten Markt wird den niedrigsten Bodenzins geben, wenn es nicht ganz zinslos liegen bleibt. Es ist schon bemerkt, daß der Bodenzins mit steigender Wohlhabenheit und Bevölkerung steigt, dagegen mit sinkender Wohlhabenheit und Bevölkerung sinkt; aber beides kann auch umgekehrt der Fall seyn, weil er nicht auf statswirthschaftlichem, sondern auf statsrechtlichem Grunde beruht, und weil er nothwendig fallen muß, wenn der Grund unter ihm weggenommen wird. England gibt von dem ersten Fall ein Beispiel, die Kriegspreise hatten dort die Bearbeitung und den Bodenzins von Ländereien möglich gemacht, welche bei Friedenspreisen die Kosten nicht ersetzen, und nun wieder wüst liegen; und ließe man dort das Getreide von dem verarmten festen Lande zu, so würde die Grundrente von allen, selbst den fruchtbarsten Ländereien, wegfallen, ohne daß der Reichthum des Landes sich verminderte, weil die städtische Bevölkerung das gewinnen würde, was die ländliche verlöre, weil die Grundeigenthümer, aber nicht der Landbau zu Grunde gehen, weil Handel und Gewerbe noch mehr aufblühen würden. Es wäre ein unglückseliger aber keineswegs ein bettelhafter Zustand. Ein anderer Fall ist, wenn Kriegssteuern ausschließlich auf den Landbau gelegt, und im Frieden beibehalten werden, welche sich dann desto weniger auf den Gewerbstand übertragen, weil die Landleute die Märkte überführen müssen, um durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse die Steuergelder zu bekommen, und dann desto mehr erzeugen müssen, je größer die Wohlfeilheit wird, während der Gewerbstand zugleich durch diese Wohlfeilheit und durch auswärtigen Absatz empor komt. Hier vermehrt sich der allgemeine Wohlstand auf Kosten der Landeigener, und des Bodenzinses, aber der Bodenzins kann sich auch und hat sich wirklich auf Kosten des allgemeinen Wohlstandes vermehrt, wenn und wo das Land aus großen Gütern besteht, welche Pächtern eingethan, durch Leibeigene bestellt, und wo die Erzeugnisse auswärts verkauft werden und dem großen Haufen kaum das nothwendigste Brodkorn verbleibt. Der entgegengesetzte Misbrauch ist, wenn dem Bodenzinse Gewalt angethan und er verkümmert wird. Sind die Grundstücke, doch nicht mit unbestimmter Theilbarkeit, und ist der Bodenzins in freiem Verkehr, so verliert er sich durch Ankauf und Verkauf in die Rechnung des reinen Gutsertrags, als dessen Theil hat er seinen Preis wie das sicherste und bestimmteste Einkommen, und folgt dem allgemeinen Stande und Gange des Reichthums. Die Lehre vom ursprünglichen Grundzinse würde nicht in die Statswirthschaft gekommen seyn, wenn der Grundzins als Abgabe zur Anerkennung der Grundherrlichkeit nicht durch ganz Europa verbreitet wäre. In Teutschland hat er seit Einführung der Grundsteuer festbestimmte Sätze angenommen, aber er ist zu verschieden, als daß er einen allgemeinen Maßstab zuließe, wie z. B. den Werth der natürlichen Fruchtbarkeit, welcher zum Theil und namentlich in Betreff der Viehweiden neuerdings bei den Grundsteueranlagen zur Anwendung gekommen ist. Die ursprüngliche Grundrente finden wir ungewiß, wir mögen sie in der Schule oder in der Erfahrung betrachten, und da sie in der zusammengesetzten Grundrente für Bodennutzung im Zustande

4) Handbuch der Nationalwirthschaftslehre 1. 179. 5) Gött. Gel. Anz. St. 80. v. 1822.

künstlicher Fruchtbarkeit mit Wirthschaftsgebäuden u. s. w. in dem Pachtzins mitenthalten ist, so falle ihr Begriff mit dem Begriff des reinen Ertrags nicht zusammen, oder die Ertragsberechnungen fallen geringer als die Pachtgebote, die Verpächter sind im Vortheil gegen die Pächter, das Verpachten ist vortheilhafter als das Verkaufen, und das Verpachten im Kleinen noch vortheilhafter, als das Verpachten im Großen. Über die einzelen Grundrenten von Äckern, Gärten, Weinbergen, Wiesen, Forsten u. s. w., vgl. die hieher gehörigen Artikel, auch Pacht [6]). (*v. Bosse.*)

BODERSWEYER, bedeutendes Dorf von 800 Einw. 145 Bürgern, eben so vielen Häusern, 7 Schirm- und 7 Judenfamilien mit einer Synagoge, im Großh. Baden, Bezirksamte Bischofsheim am hohen Steg, durch die Produktion seines Hanfes merkwürdig, welcher als Schleiß- und Spinnhanf nach Frankreich, Holland u. s. w. jährlich zu 600 bis 900 Centner ausgeführt wird. (*Leger.*)

BODFELD, ein altes Jagdschloß der sächsischen Kaiser, von dem nur noch Grabenreste die alte Stelle, ¾ Stunden südwestlich von Elbingerode, am nördlichen Thalrand der Bode nachweisen. Heinrich I. wurde hier 936 krank, Heinrich III. starb hier 1056 in den Armen Papst Victor II. Es gehörte ein großer Forst- u. Jagddistrikt (das jetzige Amt Elbingerode und ein Theil des Blankenburgschen) dazu, und alles tauschte Heinrich II. 1008 an Gandersheim, welches Stift bis in die neuesten Zeiten Lehnherr von Elbingerode war, von dem nachher der Bezirk den Namen tauschte. Die Grafen von Hohenstein Wernigerode und Stolberg besaßen ihn nach einander seit dem Anfange des 12ten Jahrh. und noch spricht das Letztre ihn an (s. Elbingerode) *). (*Delius.*)

Bodianus in d. Ichthyol., s. Perca.

BODIN (Jean), war zu Angers um 1530 geboren. Ob er von jüdischen Ältern abstamme, und in der Jugend ein Mönch geworden sey — sind Meinungen, die auf ungewissen Sagen beruhen. Zu Toulouse studirte er die Rechte, und erwarb sich mannigfaltige Kentnisse in den Wissenschaften, denen aber der ordnende Geist fehlte. Er lehrte anfänglich zu Toulouse die Rechte, ging darauf nach Paris, um da zu prakticiren, gab diese Laufbahn wieder auf, weil er nicht die Talente hatte, daß er neben Brisson, Pasquier und den Pithous glänzen konnte, und beschäftigte sich mit Schriftstellerei. Witz und gelehrte Kentnisse machten ihn bei dem König Heinrich III. beliebt; als er durch Neider verdrängt worden, kam er in Verbindung mit Franz Herzog von Alançon und Anjou, begleitete denselben auf seinen Reisen und arbeitete für ihn in mancherlei Geschäften. Nach dem Tode dieses Prinzen begab er sich nach Laon, verheirathete sich daselbst, wurde Procurator des Königs, war mehrmals Mitglied der Generalstaten, und widersetzte sich oft den Absichten der Regirung, z. B. in Ansehung des Verkaufs der Domänen, bewirkte auch durch seinen Einfluß, daß Laon sich 1589 für die Ligue erklärte, nachher aber auch wieder Heinrich IV. sich unterwarf. Durch seine Opposition hatte er jede Anstellung im königlichen Dienst verscherzt. Er starb 1596 zu Laon an der Pest. — Die erste Schrift, welche von Bodin erschien, war eine lateinische Übersetzung und Kommentar des Oppianschen Gedichts von der Jagd, Paris 1555. 4. Nächst der methodus ad facilem historiarum cognitionem, Paris 1566. 4., ist er durch sein Werk vom State, welches zuerst französisch, Paris 1577. Fol. und dann vom Vf. ins Lateinische übersetzt, Paris 1586. fol. und in beiden Sprachen mehrmals, auch in Auszügen erschienen ist, am meisten berühmt geworden. Denn es enthielt den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Statskunst, und neben einer großen Masse von Gelehrsamkeit, ohne strenge Ordnung und Planmäßigkeit, doch viele richtige und helle Ansichten, über Stat und Statszwecke, über Gewalt und Rechte des Regenten und der Unterthanen, über Statsform, Gesetze u. dgl. Er schränkte die Gewalt der Regenten durch die Gewissenspflichten, durch götliche Gesetze und dadurch ein, daß sie ohne Einwilligung des Volks demselben keine Steuern auflegen können, dagegen sprach er den Unterthanen alles Recht ab, einen rechtmäßigen Regenten, wenn er auch tyrannisch regire, abzusetzen, weil sonst der ganze Grund der bürgerlichen Gesellschaft erschüttert werden würde. Jedoch hätten fremde Fürsten das Recht, einem bedrängten Volke beizustehen und den Tyrannen aus dem Wege zu räumen. Indem Bodin auf eine gewisse Weise einen Mittelweg zwischen Monarchie und Democratie hielt, verdarb er es mit den Anhängern beider Parteien. Aber sein Buch blieb doch, weil es die Bahn in der Statswissenschaft brach und eine reiche Fülle von historischen Belegen enthielt, immer ein schätzbares Werk. Die übrigen Schriften Bodin's als die Demonomanie, worin er Magie und Hexerei in Schutz zu nehmen scheint, Paris 1581. 4., auch in das Lateinische übersetzt, Basel 1581. 4. Universae naturae theatrum, Lyon 1596. 8. Franz. übers. Lyon 1597. 8., eine mit Aberglauben durchwebte Physik; Colloquium heptaplomeron de abditis rerum sublimium arcanis, eine Handschrift, von welcher mehre Abschriften vorhanden sind, ein Gespräch zwischen den Anhängern verschiedener Religionssysteme, worin das Christenthum am schwächsten vertheidiget, die jüdische Religion und der Deismus vor andern erhoben wird, und weswegen Bodin des Naturalismus und Atheismus beschuldiget worden — haben wenig Werth und sind beinahe vergessen *). (*Tennemann.*)

Bodincus, s. Po.

Bodiocasses, Biducasses, s. Bayeux.

BODLEY und Bodlejanische Bibliothek. Die letztere hat ihren Namen von dem Ritter Sir Thomas Bodley, der 1544 zu Exeter in Devonshire geboren war. Kaum 12 Jahre alt floh er mit seinen Ältern, um den Verfolgungen der katholisch-bigotten Königin Maria

6) Rau Handb. der Nat. Wirthschaftslehre I. 234. ff. Lotz Handb. der Wirthschaft I. 514. ff. 3. 211.

*) Delius Bruchst. aus der Geschichte des Amtes Elbing. Wernig. 1813.

*) S. *Polye, Lyser* diss. de vita et scriptis Bodini. Wittemb. 1715. *Diekmann* schediasma de naturalismo cum aliorum tum maxime I. Bodini Kilon. 1683. 4. *Brucker* T. IV. P. 2. p. 779. *Bayle.*

zu entgehen, nach Teutschland, und begab sich von da nach Genf, wo er die akademischen Studien trieb. Als Elisabeth den englåndischen Thron bestiegen hatte, kehrte die Familie ins Vaterland zurück, und Thomas vollendete seinen wissenschaftlichen Cursus zu Oxford. Vier Jahre, seit 1576, verwendete er auf die große Reise durch Europa, und kam dann an den Hof der Königin Elisabeth, die sich seiner als Gesandten bei dem Könige von Dånemark und mehren teutschen Fürsten bediente, um zu Gunsten des Königs von Navarra (Heinrich's IV.) eine Verbindung zu stiften. Bodley, als ein geschickter Unterhåndler erprobt, wurde auch bei mehren Negociationen in Frankreich und Holland gebraucht. Als er 1597 nach England zurückgekommen war, verließ er bald darauf den Hof, begab sich nach Oxford, und beschäftigte sich mit der Wiederherstellung der dortigen öffentlichen Bibliothek, zu der Humphrey, Herzog von Glocester, in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. den Grund gelegt hatte. Er sandte, großentheils auf eigene Kosten, gelehrte Männer nach Holland, Teutschland, Spanien, Frankreich und Italien, um Bücher einzukaufen, erhielt auch von andern viele Manuscripte geschenkt, ließ neue Gebäude aufrichten, und brachte auf diese Art 24,000, zum Theil sehr kostbare und seltene Werke zusammen. Er entwarf Gesetze, die Bibliothek betreffend, welche von der Akademie bestätigt wurden. Überhaupt soll er bei seinem Leben 200,000 Pfd. Sterling auf die Bibliothek verwendet haben, und in seinem Testamente bestimmte er ein ansehnliches Kapital zur Besoldung der Bibliothekare und Aufseher. Der König Jakob I. ertheilte ihm bald nach seiner Thronbesteigung die Ritterwürde, und als Bodley den 28. Januar 1612 gestorben war, wurde ihm in dem Kollegium von Merton, wo er begraben liegt, ein schönes Denkmal errichtet. Alljährlich wird auch zu seinem Andenken am 8. November zu Oxford eine öffentliche Rede gehalten. Die von ihm gestiftete Bibliothek gehört zu den reichsten und kostbarsten Büchersamlungen in Europa; sie enthält 500,000 gedruckte Bücher u. 30,000 Manuscripte, unter denen viele arabische und persische sich befinden. Sein Leben ist von mehren beschrieben *). (*Baur.*)

BODMANN (Franz Joseph), ein eben so tüchtiger Rechtsgelehrter als Geschichtsforscher, zuletzt Präsident des Tribunals vom Donnersberge zu Mainz, geboren den 3. Mai 1754 zu Auen-Trimberg an der Saale in Franken, wo sein Vater Amtskellner war. Er studirte bei den Jesuiten in Würzburg und bei den Benedictinern in Fulda; diese bestimmten ihn 1772 zum künftigen Novizen, da sich aber die Einberufung verzögerte, so fing er an in Würzburg die Rechte, und unter dem berühmten Mich. Ign. Schmidt die Geschichte zu studiren, ging im Sept. 1774 nach Göttingen, und hörte daselbst 3 Jahre lang die berühmtesten Rechtslehrer. Zu Würzburg erhielt er 1778 die Licentiatenwürde, nachdem er seine Diss. inaug. critica, de literarum obligatione Theophili, visiones legitimae. Wirc. 1778. 4. vertheidigt hatte, die Waldeck (in den liter. Annalen der Rechtsgel. 1778. S. 111.) „einen feinen Beitrag zur zierlichen Rechtsgelehrsamkeit, voll von lesenswürdigen Bemerkungen mit einer ausgebreiteten Belesenheit" nent. Ein Zufall, der ihm in diesem Jahre auf dem Speicher seines Schwagers einige Dutzend halbvermoderte Urkunden des 12. und 13. Jahrh. in die Hände brachte, erweckte seine, von der Zeit an herrschend gebliebene diplomatische Wißbegierde. Nachdem er sich in Wetzlar mit dem Reichs-Kammergerichtsproceß bekant gemacht hatte, erhielt er 1780 an der hohen Schule zu Mainz ein außerordentliches, und 1783 ein ordentliches juristisches Lehramt, der Kurfürst verlieh ihm daneben 1784 den Charakter eines wirklichen Hofgerichtsraths, und 1790 eines wirklichen Hof- und Regierungsraths, auch erhielt er, auf den Vorschlag der Professoren, das Prorektorat der Hochschule. Weil er bei dem Einrücken der Franzosen in Mainz (den 21. Oktbr. 1792), auf Befehl des Kurfürsten, an Ort und Stelle bleiben mußte, und sich weigerte, den von dem Revolutionsclubb vorgeschlagenen Eid und Entsagung der Treue an den Regenten, zu leisten, so ward er am 30. März 1793 aufgehoben, und als Geißel nach Frankreich abgeführt, von den Preußen aber zu Oppenheim in Freiheit gesetzt. Nach Entsetzung der Stadt kehrte er dahin, und zu seinen vorigen Amtsgeschäften zurück; als aber im December 1797 die Franken neuerdings Mainz in Besitz nahmen, und der Kurfürst keinem Diener, zumal jenen an Lokalstellen, seine Existenz sichern konnte, so trat er zuerst als Tribunalsrichter, und als die alte Form der Hochschule unterdrückt wurde, im November 1798 als öffentlicher Lehrer der französischen Gesetzgebung und als Präsident der Centralschule des Departements Donnersberg zu Mainz in französische Dienste. Nach Aufhebung dieser Lehranstalt wurde er 1803 abermals Tribunalsrichter, 1805 Vicepräsident des Tribunals, Präsident des Gemeinderaths, und 1807 zugleich Vorsteher der öffentlichen Bibliothek. In diesen amtlichen Verhältnissen blieb er bis 1814, in welchem Jahre er in den Ruhestand versetzt wurde, worauf er am 22. Okt. 1820 starb. Während eines unruhigen Lebens in einer vielbewegten Zeit, und bei einer nicht gemeinen Thätigkeit in seinen verschiedenen Ämtern [1]), erwarb sich **Bodmann** auch achtungs-

*) Die Merkwürdigkeiten dieses reichen Bücherschatzes lernt man zum Theil aus folgenden Verzeichnissen kennen: Catalogus impressorum librorum bibliothecae Bodlejanae in acad. Oxoniensi. Oxon. 1738. Vol. II. fol. in alphabetischer Ordnung, wozu gehören: Notitia edd. libror. hebr. gr. et lat. saec. XV. et edit. Aldinarum in bibl. Bodlejana. Ib. 1795. 8. Biblioth. Bodlej. codd. MSept. oriental. catalogus a I. Uri. Ib. 1787. fol. Catal. codd. MSept. et impress. cum notis mss. olim d'Orvillianis, qui in bibl. Bodlej. adservantur. Ib. 1806. 4. Catal. sive notitia codd. MSept. qui ab *Ed. Dn. Clarke* comparati in bibl. Bodl. adservantur. P. I. Ib. 1812. 4. Catalogue of the books relating to british topography, bequeathed to the Bodlejan library by Rich. Gough in 1809. Ib. 1814. 4. Vgl. Justa funebria Ptolemaei Oxon., *Th. Bodleji*. Oxon. 1613. 4. *Batesii* vitae select. viror. Lond. 1681. 4. p. 416. sq. *J. Hales* Laudatio Th. Bodl. Lond. 1704. 4. Sein Leben, bis 1609 von ihm selbst beschrieben, seine Gesetze zur Verwaltung der Bibliothek, Briefe rc. sind (von Thom. Hearne herausgegeben) enthalten in: Reliquiae Bodlejanae, or, some genuine remains of Th. Bodl. London 1703. 8.

1) So verfertigte er z. B., nach dem Einrücken der Franzosen in Mainz, mehre größere und kleinere Rechtsausführungen an die Gerichtshöfe zu Köln, Koblenz, Aachen, Trier, Mainz rc., welche die Lehre von der Succession in Familien-Fideikommissen, in Erb-

werthe schriftstellerische Verdienste als Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Diplomatiker durch gründliche Erörterung und Aufklärung vieler einzeler Materien aus den genannten Fächern. Er hat viele alte wichtige Urkunden zuerst ans Licht gezogen und öffentlich bekant gemacht, und in mehren seinen Abhandlungen und Schriften findet man schätzbare Beiträge zur Geschichte des alten teutschen Volks überhaupt, seiner Verfassung, Rechte und Gewohnheiten, zur Geschichte einzeler teutschen Provinzen, und vieler teutschen edlen Geschlechter, zu deren Erläuterung er Stammtafeln mittheilte. Am wenigsten aber leistete er in Ansehung der schriftstellerischen Komposition und Diction. Sein Styl ist weder immer einfach noch klar, die Perioden sind öfter verschroben und erkünstelt, und nicht selten erlaubt er sich niedrige und unedle Ausdrücke. Überdies drückt er sich, bei aller sichtbaren Mühe den richtigen und genau bestimmenden Ausdruck zu finden, oft nichts weniger als deutlich und bestimt aus, und ohne Noth bedient er sich neugemachter oder neuzusammengesetzter, auch französischer und curialistischer Worte [2]). Dieser Mängel ungeachtet schätzt der Kenner seine Dissertationen, seine historisch-juristischen Abhandlungen: von den teutschen Erbleben. 1788. 4. Von der An- und Aufnahme in die Reichsritterschaftliche Genossenschaft. 1789. 4. Von den Erz- u. Erbland-Hofämtern des Erzstifts Mainz. 1789. 4. Vom Besthaupte [3]). Frft. 1794. 8. und seine Beiträge zu Siebenkees juristischem Magazin, Koppe's Rostocker Magazin, Aschenbergs Niederrheinischen Blättern u. a. m. Er war der erste, welcher die eben so wichtige als schwierige Materie vom Abzugs- und Nachsteuerrechte mit vielem Scharfsinn, mit ausgebreiteter, in die verborgensten Falten der verwickeltsten, besonders teutschen Rechtslehren tief eindringender Gelehrsamkeit, entwickelte, und in drei Schriften ein vollständiges System davon aufstellte [4]). Eben so war er einer der ersten, welcher als unparteiischer Richter Grundsätze wegen Wiedererstattung und Ausgleichung der Kriegsschäden aufstellte, in seiner Theoretisch-praktischen Erörterung der Grundsätze, wornach die Kriegsschäden jeder Art festzustellen, zu erstatten und zu peräquiren sind. Frft. 1798. 8., ein Werk, das zur Zeit seiner Erscheinung ein großes praktisches Interesse hatte, und deswegen sogleich eine zweite Auflage erlebte. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir nur noch die Anleitung zur Abfassung eines vollständigen und gründlichen Amtssaal- u. Jurisdictionalbuches. Nürnb. 1795. 8. Der Codex epistolaris Rudolphi I., Romanorum regis; ex cod. mscr. Lips. 1806. 8. Code de police administrative, oder: Gesetzbuch der administrativen Polizei, Mainz 3 Th. nebst Register 1810 — 12. 8. Die Schweden zu Mainz; ein Beitrag zur Geschichte dieser Stadt, Mainz, 1812. 8. mit Kpf. und sein letztes, äußerlich und innerlich treflich ausgestattetes, reichhaltiges, aber für den Gebrauch sehr unbequem eingerichtetes Werk: Rheingauische Alterthümer, oder Landes- und Regimentsverfassung des westlichen oder Niederrheingaues im mittleren Zeitalter, Mainz 2 Th. 1819. gr. 4. mit Kpf. Handschriftlich hinterließ er, außer vielem andern, reiche Materialien zur Bearbeitung einer gründlichen und ganz beurkundeten Statsgeschichte, des Stats- und Privatrechts des Erzstifts Mainz. Er besaß auch eine ungeheure Samlung von Siegeln des teutschen Mittelalters, und war Willens, die Siegelkunde als eigene Wissenschaft zu bearbeiten [5]). *(Baur.)*

BODMANN oder **Bodmen**, ein uraltes berühmtes Bergschloß mit einem Dorfe von 788 Einw., von dem der Bodensee seinen heutigen Namen hat, einst eine Reichspfalz und königl. Villa, schon zu den Zeiten der Frankenkönige aus dem Karolingischen Hause, unter dem Namen Bodama und Potamum bekant. Es liegt fast am Ende des sog. Untersees in großh. Badenschen Bezirksamte Stockach und ist eine grundherrliche Besitzung, und das Stammhaus des jetzt noch blühenden altfreiherrlichen Geschlechts von Bodmann. Die erste Nachricht von diesem Orte haben wir aus dem J. 757, in welchem der königl. Kammergesandte Warinus, der selbst dort wohnte, den heil. Othomarus Abt von St. Gallen hier einkerkerte [1]). In den folgenden Jahrhunderten findet man es in den Urkunden, welche die K. K. Ludwig der Fromme, Ludwig der Teutsche, Karl der

---

lehen, die Natur der Stamm- und Stockgüter im Trierischen u. s. w. ausführlich entwickeln, und gedruckt sind. Ferner bearbeitete er einige französ. Mémoires an die cour de cassation zu Paris, um dort ursprunglich teutsche Rechtsgegenstände aus dem ehemaligen Territorial-Statsrechte der neueinverleibten Länder in das Licht zu stellen, welche auch den besten Erfolg hatten. Und als ihn der Kaiser Napoleon zum Mitgliede einer Kommission ernannte, welche die Anwendbarkeit der fränkischen Gesetzgebung auf die teutschen Departemente in Bezug auf Lehnsherrschaft- u. Grundrechte erörtern sollte, so trug er nicht allein hiezu mit vieler Einsicht bei, sondern bewirkte auch, daß aus Miskentniß nicht noch mehr verloren ging, als sich von Rechtswegen gebührte. 2) Er selbst erkannte in dieser Hinsicht zum Theil die Mängel seiner schriftstellerischen Kompositionen, denn in der Vorrede zu seinem Werke von Kriegsschäden gesteht er, daß er durch langjährige Geschäfte und schleppenden Aktenstyl, in dem Grundstoffe literarischer Bildung verderben sey. 3) Die Grundsätze, die der Verf. in der Vorrede zu diesem ausführlichen Werke aufstellt, sind sehr beherzigungswerth. Er sagt S. 11: „So lange es bei der Bearbeitung teutscher Rechtsgegenstände nicht Mode wird, überall 1) eine bündige, durch ganz Teutschland vollständig beurkundete Geschichte voranzuschicken, 2) dieser eine feste, allgemeine, unmittelbar aus der Natur der Sache (wie sie durch Geschichte, Gesetze und Herkommen aller teutschen Länder und Städte erzeugt und dargelegt werden ist) richtig und bündig ausgehobene Dogmatik folgen zu lassen, und bei dieser 3) allenthalben die Theorie mit einer auf angemessene Grundsätze gebauten Praktik der gesammten teutschen Gebiete kunstmäßig zu verpaaren, — so lange bleiben alle Versuche, aus dem Studium der vaterländischen Rechte ein Ganzes zu machen, meines Ermessens — gelehrte Frivolitäten."

4) Pragmatische Geschichte, Grund und inneres Territorialverhältniß des Abzugs- und Nachsteuerrechts in Teutschland überhaupt, und im Erzstifte Mainz insbesondere. Mainz 1791. 8. Inneres Territorialverhältniß des Abzugs- und Nachsteuerrechts in Teutschland. Eb. 1791. 8. Äußeres, oder Nachbarliches Territorialverhältniß des Abzugs- und Nachsteuerrechts in Teutschland. Eb. 1795. 8. 5) Weidlichs biogr. Nachr. von jetztleb. Rechtsgel. 4. Th. 17. J. B. v. Siebolds artistisch-liter. Blätter. Würzb. 1808. 1 Jahrg. 85. Meusel's gel. Teutschland mit allen Nachträgen.

1) *Walafridus Strabo* in vita S. Othomari cap. VI. conf. *Goldastus* ad Ekkehardum Iunior., in Rer. Alamannic. S. S. Tom. I., edit. anni 1606. pag. 180, et *Bucelinus* in Lacus Potamici descript. part. chronolog. ad an. 757.

Dicke und Konrad I. bei ihrem Aufenthalte in demselben ausfertigten [2]). Es gehörte zu den Besitzungen der königl. Kammergesandten Allemaniens. Berchtold und Erchanger, die diese Würde im Anfange der Regirungszeit K. Konrads I. bekleideten, und von welchen der erstere Bodmann ebenfalls bewohnte, haben hier im J. 912 eine aufrührische Versamlung Allemanischer Großen veranstaltet, und ohne Zweifel noch manche ihrer Unternehmungen gegen den König und gegen die Geistlichkeit jener Gegenden von hier aus unterstützt und ausgeführt; denn nach dem Sturze dieser unruhigen Allemanischen Häupter, gab K. Konrad diese der Geistlichkeit verhaßte Burg ihren Feinden Preis, und sie wurde von ihnen im J. 917 von Grund aus zerstört [3]), doch in der Folge wieder hergestellt erscheint sie als Besitzung des mächtigen Hauses der Welfen [4]). Schon im 13ten Jahrh. bewohnten sie die Ritter von Bodmann, und als im J. 1307 die Bodmännischen Stammältern in dem durch den Blitz veranlaßten Schloßbrande umkamen, wurde ihr einziger Sohn Johann von Bodmann durch seine Säugamme, die das Kind in einen kupfernen Kessel gepackt, den Schloßberg hinabrollen ließ, gerettet [5]). Das Schloß wurde hierauf wieder hergestellt, so wie es heute noch besteht, und darf mit einem andern Schlosse Hohenbodmann, das über dem Dorfe gleiches Namens zwei Stunden von Überlingen liegt, nicht verwechselt werden. Letzteres war mit der dazu gehörigen Herrschaft einst auch eine Besitzung des Hauses Bodmann, von welchem es aber nach der Mitte des 14. Jahrh. an andere Besitzer und zuletzt durch Kauf an die Reichsstadt Überlingen kam. Dieses ist nun gänzlich verfallen, und nur noch ein alter wohlgebauter Thurm mit schöner Umsicht davon übrig, welcher von der Stadt Überlingen unterhalten wird. (*Leger.*)

BODMER (Johann Jacob), Prof. der vaterländischen Geschichte in Zürich, noch mehr aber als Kritiker und Dichter bekant, wurde geboren zu Greifensee, wo sein Vater Prediger war, den 19. Juli 1698. Auch bei ihm mögen der Jugendaufenthalt und die übrigen Verhältnisse des frühern Lebens vieles zur Richtung des Geistes und zur Bildung des Charakters des Mannes selbst beigetragen haben. „Noch schweben mir," schrieb er in seinem achtzigsten Jahre, „die Bilder, die sich von jener Gegend mir eingeprägt hatten, so lebhaft vor Augen, daß ich jeden Hügel, jede Vertiefung, jeden rieselnden Bach, jeden Baum, jeden Marchstein (Feldabgränzung) vor mir sehe. In der westlichen Ecke des Horizontes erscheint mir das Schloß Regensberg in weißem Schimmer; gegen Südosten bekränzen mir den Himmel die Glarnerschen Alpen. Von dem Hügel zwischen Greifensee und Uster, auf welchem Wilsberg gebaut ist, und wo einst der Alemanne seinem Celtischen Abgotte, Krodo," (noch jetzt nennen ihn die Anwohner den Krodobühel) „Pferde geschlachtet, schau ich in den See nieder und in das jenseits liegende fruchtbare Berggeländ," u. s. w. Vereinzelung machte ihn schüchtern, und lange Weile führte ihn zu den Büchern seines Vaters, wovon aber nur wenige ihm Unterhaltung gewährten. Einzig unterhielt ihn zuerst die Bibel durch das Schäferleben der Erzväter, die Begebenheiten der Israeliten in Ägypten, die Eroberung des Landes Kanaan, die Thaten der Richter und Könige. Wegen des Wunderbaren zogen ihn die Propheten Daniel und Habakuk an sich und nur vorübergehend die abenteuerlichen Bilder der Froschauerschen Holzschnitte in der Apokalypse. Vorzüglich fesselten ihn Wikrams Ovidische Verwandlungen u. Buchholzens Herkules u. Ladisla. Später beglückte ihn eine Muhme noch mit Herkuliskus u. Herkuladisla. Er verschlang diese Bücher, dachte, wachte und träumte in ihnen, und noch auf dem Gymnasium waren Amadis aus Gallien, und ähnliche Schriften für ihn kostbare Entdeckungen. Dem väterlichen Berufe bestimt, sollte er in Zürich sich für denselben ausbilden; aber sein Geist hatte schon eine eigenthümliche Richtung genommen; auch schreckte natürliche Schüchternheit und das finstere Aussehen der damaligen Theologie ihn von diesem Studium zurück. Hätten Spalding und Andre, die er als Greis noch hoch ehrte, damals gelebt und gelehrt, er würde sich eher nach dem Willen seines Vaters bequemt haben. Doch zog ihn das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker kräftig an. Er blieb nicht bei der bloßen Grammatik und Wortkritik stehen, sondern drang in den Geist und in die Schönheiten derselben ein, und um gerade von diesen Studien nicht entfernt zu werden, verbarg er seine Abneigung gegen den theologischen Beruf. Auch mit den Denkern jenes Zeitalters, le Clerc, Loke, Bayle, u. s. f. wurde er bekant.

Als sein Vater die Hoffnung aufgegeben hatte, aus ihm einen Theologen zu bilden, bestimmte man ihn für die Kaufmannschaft. Man sandte ihn 1718 nach Genf, und von da nach Lugano, um die Seidefabrikation zu lernen. Er machte von hier eine Reise nach Genua, hielt sich einige Zeit in Bergamo und auch zu Mailand auf. Aber von diesen Orten her wechselte er mit seinen, der Gelehrsamkeit gewidmeten Jugendfreunden lateinische Briefe. Er bittet sie in denselben, ihn auch über griechische Literatur zu unterhalten, um in dieser nicht zurück zu bleiben. Auch seine nicht im Style eines Anfängers geschriebenen französischen Briefe bezogen sich auf Literatur. In Italien studirte er dessen Dichter, von deren genauer Bekantschaft seine spätern gelehrten Schriften zeugen. Er machte Versuche in Sonetten. Jede freie Stunde war dem Lesen, insbesondere der Dichter und Klassiker, gewidmet. Die jungen Mitarbeiter spotteten des Gelehrten, und seine Principalen entschieden, aus ihm sey kein Kaufmann zu bilden. Im Spätjahr 1719 wurde er wieder nach Hause berufen. Nun widmete er einen Theil seiner Zeit der zürcherschen Statskanzelei; aber der größte Theil derselben blieb ihm für literarische Beschäftigungen frei. Den engländischen Zuschauer hatte er in Genf kennen gelernt. Etwas Ähnliches zu versuchen, war bald sein erster Gedanke, und noch ein größerer wachte in der Sele

2) Prodromus Chronici Gottwic. Libr. III. n. XCIV.; *Herrgottus* in genealog. Habsburg. Cod. Probat. P. I. n. 114. 3) *Ekkehardus* Iun. de Casib. S. Galli cap. I. apud *Goldast.* in R. R. Alamannic. S. S. ed. anni 1606 T. I. pag. 40 — 45. Conf. *Bucelinus* in Lac. Pot. descript. Part. Chronolog. ad an. 917. 4) *Monachus Weingart.* in Chronic. de Guelfis Principibus cap. 7. 5) Geograph. Lexic. v. Schwaben I. 266. Kolb histor. Lex. v. Großh. Baden I. 142.

des 22jährigen schweizerischen Jünglinges auf, der Verbesserer des teutschen Geschmackes, insbesondere der teutschen Dichtkunst zu werden. Ungeachtet Teutschland eine nicht unbeträchtliche Zahl gelehrter Männer in sich schloß, und auch das Publikum mit den bessern Schriften des Auslandes nicht unbekant war, blieben diese Kentnisse doch für die Nation selbst unbenutzt. Die Gelehrten schrieben größtentheils Lateinisch; das lesende Publikum dachte im Geschmacke desjenigen benachbarten Volkes, den es am meisten lieb gewonnen hatte; aber teutsche Literatur und eigenthümlicher teutscher Geschmack blieben unausgebildet, und das Vaterland, ungeachtet des Besitzes fremder Schätze, innerlich arm. — Er ahnete im tiefen Gefühle das Bessere, während er selbst noch das allgemeine Gebrechen der Zeit theilte, als er 1720 an einen seiner Freunde schrieb: „ich lache, wenn ich Lohenstein lese; Neukirch macht mich frieren; Menantes macht mich mitleidig; Opitz ist manch Mal hoch, Canitz ist natürlich; Hofmannswaldau ist ein Italiäner. Ich möchte gern den Gout der Teutschen verbessern, wenn es möglich wäre. Ich wollte daneben auch, daß die Franzosen von den Teutschen vortheilhafter urtheilten, und nicht länger Ursache hätten, ihnen den **bel esprit** abzusprechen, sonderbar den Schweizern nicht."

Mit *Hagenbuch*, dem nachherigen berühmten Antiquar, mit Joh. Jak. *Breitinger*, der 60 Jahre lang Bodmers Freund, der Genosse seiner Studien, gelehrten Arbeiten und Kriege, wichtigern Unternehmungen und pädagogischen Verbesserungen blieb, und noch mit einigen andern Jünglingen verband sich *Bodmer* zur Herausgabe des *Mahlers der Sitten*, einer Wochenschr., welche den engländischen Zuschauer, zwar in jugendlichen Versuchen, oft in roherer Form, nachzuahmen strebte, und 1746 in einer verbesserten Umarbeitung aufs neue erschien. Durch diese Blätter, welche beiläufig oft Kritiken enthielten, erwarben sich die Herausgeber einen Namen in der gelehrten Welt; und dies ermuthigte Bodmern und seinen Freund Breitinger, den großen Gedanken einer Verbesserung des teutschen Geschmackes in Ausführung zu bringen. Schon lange hatte Teutschland das Schwülstige mit dem Erhabenen verwechselt. Das Gesuchte und Erkünstelte hielt man für schön und vollendet, und die Sprache, welche sich von der einfachen und natürlichen am meisten entfernte, für die gelungenste. Weither geholte Bilder und Vergleichungen sollten Tiefsinn und ausgebreitete Kentnisse beweisen; durch Einmischung lateinischer, französischer und andrer fremden Worte und Endungen glaubte man dem Style Schmuck und Zierlichkeit zu geben. Die schlechtern italischen Dichter ahmte man nach und fing an, das klassische Alterthum gering zu achten. Schon hatte ein Wernicke, dessen Geist in den höhern Kreisen und unter der gebildeten Welt sich entwickelte, diese Verirrungen durchblickt und dieselben an Hofmannswaldau und Lohenstein gerügt, aber ohne Erfolg; und er wurde selbst vergessen, bis Bodmer ihn wieder Teutschland bekant machte. Als Bodmer und Breitinger anfingen, den teutschen Geschmack zu bekämpfen, seine Gebrechen überhaupt zu zeigen, die geschätztesten Dichter der Nation vor ihren Richterstuhl zu rufen, und einige ganz vergessene Namen, wie z. B. Opitz, den geachtetsten vorzuziehen, war man erstaunt, daß Jünglinge, deren Sprache selbst noch hart und ungebildet war, dies wagen sollten. — Ihr erstes gemeinschaftlich bearbeitetes, kunstrichterliches Werk erschien 1727 Frankfurt und Lpz. unter dem Titel: *von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes u. s. f.* Ausgehobene Stellen aus den berühmtesten Dichtern der Zeit wurden hier frei beurtheilt, und andere, größere und kleinere Schriften kritischen Inhaltes folgten dieser ersten Erscheinung nach. Gerade in dieser Zeit hatte auch *Gottsched*, der an Geist und Gelehrsamkeit den schweizerischen Kunstrichtern nachstand, den Entschluß gefaßt, der Verbesserer des teutschen Geschmackes zu werden, während Bodmer u. Breitinger ihre Zeit und Thätigkeit auf verschiedene ungleichartige Gegenstände vertheilten. — Bodmer, welcher schon 1725 den Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte erhalten hatte, war nun auch Miteigenthümer einer Buchhandlung und Buchdruckerei geworden, welche sich mit großen Planen beschäftigte. In der helvetischen Bibliothek, in den Beiträgen zu Laufers Schweizergeschichte erschienen historische Abhandlungen aus seiner Feder. 1735 gab er die **Scriptores de rebus Helvetiorum**, oder den **Thesaurus hist. Helvet.**, eine Samlung in lateinischer Sprache geschriebener älterer schweizerischer Geschichtsbücher, heraus, und bei Breitingers griechischer Ausgabe der LXX. blieb er nicht unthätig. — Er und Breitinger hatten mittlerweile die teutsche schöne Literatur und die Kritik derselben nie aufgegeben, Gottsched hingegen sich in der Zwischenzeit das Ansehen eines Tongebers erworben. Er hatte mit den Schweizern den Schwulst und das Gesuchte bekämpft; aber während diese etwas Kräftigeres, Gediegenes und Erhabenes an dessen Stelle zu setzen strebten, wobei Bodmer sich bisweilen später als Dichter ins Gigantische und Gewagte verstieg, wollte Gottsched nur natürlich, einfach und verständlich seyn. Ihm und seiner Schule war ein leichter Reim die wahre Dichtkunst, indeß Bodmer in gereimten Versen nur eine Fessel erblickte. Er hatte längst schon das *verlorne Paradies*, das nachher mehre Umarbeitungen erhielt, und *Hudibras*, welche Gottsched misbilligte, ins Teutsche übersetzt und empfohlen. Bereits waren auch sein „*Charakter der teutschen Gedichte*," seine „*Elegien*," „*der Briefwechsel von der Natur des Geschmackes*" erschienen. Die Trennung der sächsischen und schweizerischen Kunstrichter ging bald in einen bittern gelehrten Krieg über, an welchem die durch Teutschland verbreiteten Freunde der Streitenden Theil nahmen. Die bessere Sache, größere Gelehrsamkeit und Einsicht waren auf Seite der Schweizer, obgleich auch sie oft große Blößen gaben. — In diese Periode fallen: *kritische Abhandlungen von dem Wunderbaren in der Poesie*, 1740. *Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter*, 1741 *Kritische Betracht. zur Aufnahme der teutschen Schaubühne*, 1743. *Krit. Briefe*, 1746. *Beurtheilung der Panthea*, u. s. f. 1746. *Der geplagte Pegasus. Pope's Dunciad. Neue kritische Briefe*, 1749. u. a. m. Die letztern beurkunden ganz vorzüglich Bodmers gründliche Bekantschaft

mit der ältern sowol, als mit der neuen schönen Literatur. Immer mehr sank Gottscheds Ansehen, aber auch aus diesem Kriege der Systeme ging ein neues Leben hervor, welches sich über die ganze teutsche, insbesondere die schöne Literatur verbreitete und Wirkungen hervorbrachte, deren sich die kritischen Streiter nicht versehen hatten. Als die ersten Proben von Klopstocks Messias erschienen, zogen diese und der Hexameter Bodmers ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte bisher als Kritiker seine Stellung behauptet; aber nun ergriff den funfzigjährigen Mann unwiderstehlich die Begierde, selbst Dichter und sogar Verfasser eines Heldengedichts zu werden. Er wählte Noah und die Rettung seines Stammes; einen Stoff, der an sich schon weder die Mannigfaltigkeit noch die Größe der Charaktere und Ereignisse der berühmtern epischen Gedichte darbot, zum Gegenstande seiner Dichtung, die er bis zum Ende seiner Tage als eines seiner Hauptwerke ansah, und zu wiederholten Malen bearbeitete. In dieses Gedicht trug er eine Menge von Dingen, welche demselben weniger angehören, mitunter anziehende Anticipationen aus spätern Zeiten, und manche gewagte, zum Theil orientalische Bilder sollten Begeisterung und Erhabenheit ersetzen. Man kann sich nicht enthalten, hier an das „professus grandia turget“ zu denken, so wie hingegen auf die Gottschedische Schule das „serpit humi tutus nimium etc.“ in vollem Sinne paßt. Von nun an war der Kunstrichter selbst mehr unmittelbar den Pfeilen der Kritik blos gestellt. Auch in den spätern dichterischen Versuchen, welche vornemlich biblische Scenen und Personen zum Gegenstande hatten, und wovon ein Theil unter dem Titel Calliope (1767. 2 Bde) gesammelt wieder erschien, war Bodmer's edle Absicht immer Belehrung; denn gleich wie seinem Freunde Sulzer war auch ihm Sittlichkeit Zweck der Poesie und selbst der bildenden Künste. Ein reiner, frommer Sinn, einfache Sitten, Tugend, Vertrauen auf Gott und Ergebung in die Leitung der Vorsehung waren der Inhalt seiner Gesänge; aber beinahe immer gebrach es diesen an poetischem Leben.

Er hatte Klopstocken zu sich eingeladen, und dieser brachte einige Zeit in Bodmer's Hause zu; aber der bereits ernsthaft gewordene, stille Häuslichkeit über Alles liebende Sänger des Noah fand in dem feurigen jungen Klopstock, der seine heilige Begeisterung gern mit den Unterhaltungen fröhlicher Jünglinge und munterer Mädchen abwechseln ließ, nicht ganz dasjenige Wesen, welches er in dem erhabenen Sänger entdeckt zu haben glaubte. Doch schätzten beide, nachdem Klopstock das Haus seines Gastfreundes verlassen hatte, sich gegenseitig richtiger und ruhiger als vorher. — Dieselbe Gemüthsstimmung bewog den Sänger des Noah später, auch den jungen, frommen, noch sittlich strengen, ja fast schwärmerischen Wieland in sein Haus aufzunehmen; und wenn er in ihm nachher die großen Eigenschaften und die Vielseitigkeit des ersten teutschen Dichters gleich nicht verkannte, so beklagte er doch den Übergang desselben zu den freiern Musen. — Der Tod hatte Bodmern seinen einzigen Sohn und seine übrigen Kinder[1]) frühzeitig entrissen; aber er lebte nun um so viel mehr für seinen Freistat und das aufwachsende Geschlecht seiner jüngern Mitbürger. Unablässig lehrte er, daß Gesetzlichkeit und Rechtlichkeit die Grundlagen jedes politischen Vereines seyen; daß die Pflichten der Magistrate ihren Rechten vorher gehen; daß der Beamte nicht da sey, um ungestraft seinen Neigungen zu fröhnen oder sich und den Seinigen auch ohne eigenes Verdienst, Macht, Einfluß und Einkünfte zuzueignen; daß das Vaterland nur durch die Anbauung bürgerlicher Tugend blühend sich erhalten könne; daß jeder Statsgenosse Rechte habe, und daß keiner nur um der Andern willen vorhanden sey. Rousseau's Schriften schätzte er darum, weil sie den Menschen lehren, stark in sich selbst zu seyn, durch Entwöhnung von unnöthigen Bedürfnissen und durch Abhärtung seine Unabhängigkeit zu suchen. Den Luxus verabscheute er, weil er die große Volkszahl gewöhne, nur den äußern Schein zu bewundern, in Republiken die Augen des Pöbels und der Jugend blende, ihnen das wahre Verdienst, dem jene Hilfsmittel des Luxus fehlen, lächerlich und verächtlich mache, auch dadurch Sittlichkeit und Tugend schwäche und untergrabe. Sein Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte, häusliche Unabhängigkeit und das mit dem Alter gestiegene Ansehen vermehrten seinen Einfluß. Gleich einem griechischen Weisen sah er sich in seinem Hause und auf Spaziergängen von Jünglingen und von Leuten des mittlern Alters umgeben. Die erstern leitete er durch anziehende Winke zur eignen Auffindung des Wahren; viele derselben durchdrang sein Beispiel und seine Lehre. Ihr Sinn für Recht und Pflicht erwarb ihnen Achtung und Einfluß, und die wohlthätige Wirkung pflanzte sich auch auf folgende Zeiten fort.

Um seine politischen Grundsätze öffentlich aussprechen zu können, ohne gegen die ängstliche Censur zu verstoßen, suchte er dieselben durch Schauspiele zu verbreiten. So schrieb er eine beträchtliche Anzahl von politisch-historischen Schauspielen, wovon aber nicht alle, und mehre nur mit Mühe einen Verleger fanden. Sie sind der griechischen, römischen, schweizerischen, der neuern europäischen Geschichte überhaupt enthoben[2]). Einige konnten damals nur handschriftlich zur Kunde seiner Freunde gelangen. „Brun“ (Zürichs erster Bürgermeister) hätte mächtig gegen das Innungswesen angestoßen, „die Schwyzer über dir Zürich“ leicht reizbare Eidsgenossen in Bewegung setzen können. Er fühlte zwar selbst, daß viele seiner Stücke weniger für die Schaubühne geeignet seyen; aber er hoffte, die Grundsätze sollten den Mangel des theatralischen Lebens ersetzen. Allein er zog sich durch die meisten, gleichwie durch viele seiner Gedichte, Angriffe und manche strenge, oft hämische und unbillige, oft aber auch gegründete Kritiken zu, die dem Greise, der so lange selbst als Kunstrichter

1) Jördens I. 122. sagt: er habe seine Gattin, vier Söhne und eine Nichte verloren. (*H.*)

2) Zu den bekanntern gehören: Johanna Gray; Ulysses, Telemachs Sohn; Friedrich von Toggenburg. Retter und Unterdrücker der Staten, Tyrannen und Despoten beschäftigten seine dramaturgische Thätigkeit: Jul. Cäsar, Cicero, Marcus Brutus, Tarquin. Superbus, Timoleon, Pelopidas, Kaiser Heinrich IV., Cato der ältere, Nero u. s. f. Sein Polytimet, Atreus, der Hungerthurm, der neue Romeo sollten als Kritiken in Beispielen dienen.

mit Beifall entschieden hatte, desto schmerzlicher fielen und sein Alter trübten[3]). Im 80. Jahre seines Lebens gab er die Übersetzung der Ilias und der Odyssee heraus; ein Jahr später folgte diejenige der Argonauten des Apollonius nach[4]), und der 82jährige Greis versuchte in seinen altenglischen Balladen noch eine Übertragung Ossians in die teutsche Sprache. Forschungen über dieselbe und ihre ältern Dichter beschäftigten ihn vielfach. Schon bei der Herausgabe des Zürcherischen Richtebriefes (Statuten-Buches) aus dem XIII. Jahrh. beleuchtete er die Sprache des Mittelalters durch Erklärungen. In seiner Ausgabe eines Theils der Gedichte Opitzens, durch welche er Teutschland an dieses frühere Muster eines bessern Styles und Geschmackes erinnerte (Zürich 1745), hatte er den Lobgesang auf den heil. Anno aufs neue aufgenommen und mit eignen Erläuterungen begleitet. Er war es, der auf einer Reise zu Hohen-Ems auch das Nibelungenlied wieder hervorfand, selbst einen Theil davon abschrieb, und 1757 „Chriemhildens Rache" und die derselben angehängte „Klage" heraus gab. Von „Parcival" enthalten seine „Calliope" und der zweite Band der altenglischen Balladen Bruchstücke und der Abdruck des ganzen Gedichtes in der Müllerschen Samlung zu Berlin geschah nach einer Abschrift, welche Bodmer eigenhändig aus der St. Gallischen Handschrift gezogen hatte[5]). Schon 1748 hatte B. mit Breitingern Proben älterer Gedichte herausgegeben. 1757 erschien die Ausgabe Boner's, unter dem Titel: „Die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" mit einem Glossar, Zürich 8. Rüdger Manesse, ein Zürcherscher Patrizier aus dem Anfange des 14. Jahrh. hatte eine Samlung schwäbischer Gedichte angelegt, deren vollständigere Handschrift durch den Lauf der Zeit in die königliche Bibliothek zu Paris übergegangen war; 1758 und 1759 folgte nun die Ausgabe dieser Samlung von Minnesinger aus dem Schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend; Zürich in 2 Quartbänden. — In seinen spätesten Jahren beschäftigte er sich mit der teutschen Sprachlehre und gab eine solche für die Zürcherischen Schulen heraus. Für ebendieselben bearbeitete er auch die Geschichte seines Cantons. Seine Schweizerischen Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken, Zürich 1769 und die sittlichen Erzählungen sollen durch ausgewählte historische Anekdoten, Charakterzüge, örtliche Merkwürdigkeiten u. s. f. der Jugend zeigen, was Kraft, Muth, Liebe der Tugend, der Wahrheit und des Vaterlandes, gemeinnützige Hingebung, Leutseligkeit, Geistesgegenwart, zweckmäßige Verwendung der Jugendzeit u. s. f. vermögen, und wohin dagegen rohe Leidenschaften führen. Noch durch andere Jugendschriften arbeitete der immer thätige Greis auf denselben Zweck hin. 1775 legte er seine Lehrstelle der vaterländischen Geschichte, nachdem er sie 50 Jahre lang bekleidet hatte, nieder, um sie auf einen seiner geliebtesten Schüler, Heinrich Füßli, übergehen zu sehen. — 1737 war er in den großen Rath seines Cantons gewählt worden. Aber so sehr die Angelegenheiten des Vaterlandes seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigten, so hinderten ihn dennoch seine Schüchternheit und der Mangel eines leichten unvorbereiteten Vortrages, der in großen Versamlungen unentbehrlich ist, wenn auf sie gewirkt werden soll, an eingreifender Theilnahme an den öffentlichen Geschäften. Vielleicht mochte auch dies dazu beigetragen haben, daß er jede Beförderung zu höhern Stellen vermied. Dennoch nahm er an jedem wichtigern Ereignisse der schweizerischen Politik thätigen Antheil. Bei tief in seine Überzeugung eingreifenden Gegenständen sprach er noch ziemlich fertig. Man hörte ihn mit Aufmerksamkeit, aber wie eine Stimme aus entferntem Standpunkte, gegen welche manche nicht ohne Mistrauen waren. Die Bewegungen in dem Genferschen Freistaate, die Reibungen der dortigen Parteien, die Stellung, welche Zürich und Bern gegen diese sowol als insbesondere gegen das sich tief in diese Angelegenheit mischende französische Kabinet beobachten sollten, waren Dinge, welche seinen Geist ganz auf sich zogen; und wo er selbst weniger zu wirken hoffen konnte, suchte er dies durch seine jüngern Freunde auszuführen. Nicht weniger beschäftigten der Schluß des Bündnisses der Schweizer mit Frankreich 1777, die Verhandlungen und ungleichen Ansichten, welche dasselbe in Bodmers Vaterland veranlaßten, den bald 80jährigen Greis.

Die Vielseitigkeit seiner Bildung, die es ihm nicht nur gestattete, sondern ihn anreizte, aus seinen Zeit- und Ortsverhältnissen heraus zu treten und sich auf andere Standpuncte zu versetzen, sein Umgang mit Menschen jedes Alters, bürgerlichen Berufes oder gelehrten Faches vermehrten seine Theilnahme an jedem wichtigern Ereignisse, das seinen Wirkungskreis berührte. Ernst, sittlich und religiös, aber Denker und Freund der Aufklärung bis zum Grabe, wirkte er auf Begründung einer bessern Philosophie und geläuterter theologischer Einsichten in seinem Vaterlande. Er half Breitingern und andern seiner theologischen Freunde, die gegen die ältere Schule anstrebenden jüngern Theologen unterstützen, zur Erweiterung ihrer Kentnisse und zu gründlichen Studien ermuntern.

Ungeachtet seines zartern Körperbaues brachte er sein Alter mit geringen Störungen der Gesundheit und voller Geisteskraft bis ans höchste Ziel des menschlichen Lebens. Seine Mäßigkeit ließ ihn weder Wein noch Kaffee, und beinahe nichts als Milch, Eier und Gemüse genießen. Nur beunruhigten ihn in seinen letzten Jahren bisweilen mistrauische Gedanken über die Gesinnungen Anderer gegen ihn, was zum Theil Folge seiner gelehrten Fehden und erlittenen Angriffe seyn mochte. Er starb im Genusse der

---

3) Er hatte auch neue epische Versuche gewagt: Conradin von Schwaben, Hedwig von Gleichen, Hildebold, Maria von Brabant, Wilhelm von Oranse, wovon nur der Stoff Eschilbach angehört. Mancher anderer Producte seiner Feder, wie z. B. Streitschriften, satyrischer Angriffe, romantisch-didaktischer Versuche u. dgl. kann nur hier im Allgemeinen gedacht werden. 4) Mehre Male war er mitterweile zur Bühne zurückgekehrt, um große Charaktere zu ehren, oder Gewaltthätigkeiten seinen strafenden Haß fühlen zu lassen; z. B. im Cajus Gracchus, Karl von Burgund, Arnold von Brescia, Wilhelm Tell, in Geßlers und in Brutus Tod u. a. m.

5) Später aufgefundene Briefe von Bodmer haben es gewiß gemacht, daß der Abdruck theils nach der St. Galler, theils nach zweien Hohen-Emser Handschriften besorgt werden. S. Saml. f. alt. Lit. u. Kst. herausg. von Hagen, Docen u. Büsching Bd. 1. S. 1 fgg. Vgl. Hagens u. Büsching's liter. Grundr. S. 89. (*F.*)

höchsten Achtung seiner Mitbürger, von denen die jüngern ihn oft in Schriften und mündlich „Vater Bodmer" nannten, den 2. Jan. 1783. — Wenn bisweilen als ein Zug düstern Mismuthes erzählt wird: in den letztern Jahren seines Lebens sey gerade die schönste Seite seiner freistehenden Wohnung, aus welcher man 26 Kirchthürme zählen kann, immer verschlossen gewesen, und dies mit seiner Misbilligung eines gerade unter derselben in größerm Style erbauten Hauses mit kostbaren Gartenanlagen, welche dem strengen Republikaner anstößig waren, einstimmte, so darf nicht übersehen werden, daß sein stilles Arbeits- und sein eben so stilles Wohnzimmer ihm bei jedem Aufblick die volle Ansicht eines herrlichen Vorgrundes des Zürichsees und einer weiten Alpenkette gewährten; die Westseite des Hauses hingegen ohnehin den von dorther häufig andringenden Windstürmen und Regengüssen in der Regel verschlossen seyn mußte. — Der Zürcherischen Töchterschule, der Prediger-Witwenkasse, der öffentlichen Bibliothek u. s. f. vermachte er durch sein Testament bedeutende Summen, seine Büchersamlung und Handschriften. Sein Briefwechsel mit dem philosophischen Arzte Zellweger in Trogen, einem seiner ersten Jugendfreunde, den dieser Französisch in Montagne's Manier führte, mit Sulzern in Berlin und dem Prediger Heinr. Schinz in Altstetten bei Zürich, ist reich an den seltensten Kunden, Aufschlüssen und Ansichten über die literarische Geschichte der Zeit, der letztere insbesondere über diejenige Zürichs, auch dessen wissenschaftl. u. theologische Ausbildung. (*Meyer v. Knonau.*)

Den obigen aus den besten Quellen geschöpften Nachrichten haben wir nur Einiges über den literarischen Charakter Bodmers und seine Wirksamkeit im Gebiete der Kritik und Poesie hinzuzufügen. Es darf darüber um so weniger geschwiegen werden, da, wie bei seinem Leben, so auch in unsern Tagen neben einseitigem Lobe der schärfste Tadel den Standpunkt verrückt und das Urtheil über ihn erschwert hat[1]). Wir sind weit entfernt, den Lobredner des Dichters Bodmer machen zu wollen[2]), ja wir erkennen in dem Umstande, daß derselbe, nachdem er sich auf dem Felde der Kritik und Sprachforschung unläugbares Verdienst erworben, die Sphäre verkennend, auf die sein Talent ausschließlich ihn hingewiesen hatte, auch nach dem Dichterkranze die Hand ausstreckte, das Unglück seines Lebens. Wir beklagen die Selbsttäuschung, in der er, den Funfzigen nahe, gegen das Gesetz der Natur, nach einem Preise strebte, auf den er in den frühern Tagen jugendlicher Kraft hatte Verzicht leisten müssen; wir tadeln den bittern Stolz, mit dem er die Zurechtweisung Aller von sich wies, die die wohlmeinende Absicht hegten, ihn zu enttäuschen; wir verwerfen die Früchte dieses Unmuths, jene Reihe dramatisirter Parodieen, wie Atreus und Thyest, den neuen Romeo und Odoardo Galotti (gegen Weiße und Lessing gerichtet), die eben so einen traurigen Beweis von B's poetischem Unvermögen liefern, als sie den Charakter des Dichters in ein zweideutiges Licht stellen könnten; wir wissen, wie wenig er in seinem Wilhelm von Oranse dem alten romantischen Stoffe die poetische Seite abzugewinnen verstand und wie er das reiche, phantastische Gedicht des alten Meisters zu einem kalten Verstandeswerke verarbeitete, in dem der poetische Frühling der Urschrift bis auf die letzte Blüthe abgestreift ist; ja wir gestehen zu, daß wer für Musik und das Musikalische der Sprache so wenig ein Ohr hat, wie Bodmer, zu allem Andern eher den Beruf gehabt haben könne, als zur Poesie. Von seinen Gedichten kann somit da, wo es einer Würdigung seines Verdienstes gilt, überhaupt nicht die Rede seyn. Das gerühmteste derselben, sein Noah[3]), ist fast vergessen, und von seinen übrigen mühsam ausgearbeiteten poetischen Erzeugnissen weiß höchstens der Literator zu sprechen. Aber dieser gerechte Tadel vergessener Dichterwerke sollte nicht bis zur Ungerechtigkeit gegen den Dichter getrieben werden, der in anderer Beziehung uns unvergeßlich bleiben muß. Er selbst sagt kurz vor seinem Tode in einem Briefe an Gleim[4]): „Ich riefe gern meinen Tadlern zu: Wenn ihr meine Muse nicht achten könnet, so liebet wenigstens meine Person." Wenn diese spätere Ahnung der Unzulänglichkeit seiner Bestrebungen ihm in frühern Jahren fremd war, wer trug wol mehr die Schuld davon, er oder jene unermüdlichen Lobredner, die ihn mit Weihrauchwolken betäubten? Man lese Sulzer's Briefe an Bodmer[5]) und wundere sich, daß Schmeicheleien, in denen sich hier die blinde Bewunderung erschöpft, von der ursprünglichen Bescheidenheit des Mannes noch so viel übrig lassen konnten, um nicht nur von Zeit zu Zeit an sich selbst und seinem Verdienste irre zu werden, sondern auch jedes jüngere wahrhafte Talent zu schützen und zu heben und der Zeit das Recht zu lassen, über den Werth oder Unwerth seiner Leistungen zu entscheiden, wie Bodmer es that. Derselbe, der in den Malerdiscursen unverholen erklärte: „Wenn wir so glücklich nicht sind, die Leute besser zu machen, so ist es doch gewiß, daß sie uns besser machen werden"[6]), der die tadelnde Beurtheilung seines Noah, sorglos um die Wirkung, in einem zweiten Abdrucke verbreitete, der in einem Briefe an Lange[7]) bekennt: „Ich fürchte, daß ich mit größerm Ruhme Vieles ausgelöscht und Vieles nicht unternommen hätte," und an einem andern Orte mit rührender Selbstverläugnung zu verstehen gibt, wie ihm die Schrift des jüngsten

1) Wenn Küttner (in d. Charakteren deutscher Dichter 2c. S. 221—225) und Leonhard Meister (in den Beiträgen zur Gesch. der deutsch. Sprache und Nationallkeratur Th. 2. S. 60—62) ihren Lobeserhebungen kein Ziel finden, so setzen wir einen andern verdienstvollen und sonst nicht übelwollenden neuern Literarhistoriker mit einer an Idiosynkrasie grenzenden Abneigung überall nur die Kehrseiten in dem Leben des vielfach thätigen Mannes hervorheben. S. Fr. Horn's Gesch. und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit. S. 184.

2) Der trefliche Hottinger in seinem Acroama de Jo. Jac. Bodmero (Zür. 1783) einem Meisterstücke von Beurtheilung und Darstellung, sagt S. 47 mit Recht: illud ego certissimum puto, Bodmeri critici laudes ea praedicatura esse saecula, quae poetam fortasse ignorabunt. (*H.*)

3) Schon vor dem Noah (1747) erschien Pygmalion und Elise, eine poet. Erzählung u. in demselben Jahre Lobgedichte und Elegieen; 1751: Jacob und Joseph, ein erzählendes Gedicht. Noch geringern Werth als Noah hat die Sündfluth (5 Ges. Zür. 1755). 4) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer und Geßner. Aus Gleims Nachlasse herausg. von W. Körte. Zürich 1804. S. 456. 5) In derselben Samlung. Vgl. Sulzers Gedanken v. d. Werthe der epischen Gedichte des Hrn. Bodmer. Berl. 1754. 6) Discurse der Maler. Disc. XIII. 7) S. d. angef. Saml. S. 83.

Scribenten zu große Freude mache, als daß er ihn, statt ihm zu danken, beneiden könnte, daher er Jünglinge von 20 Jahren zu seinen Freunden habe, wie denn überhaupt die Muse ein Mädchen von unsterblicher Jugend sey und sich nur für Jünglinge schicke, derselbe erklärt am Ende seiner Laufbahn (in einem Briefe an Gleim von 1780): „Ich stehe im Gerichte der Wahrheit und des Wohlwollens, und ich verabscheue den Gedanken, mich diesem Gerichtstabe zu entziehen." Möchte dann der Richterspruch immerhin streng ausgefallen seyn, hätte man nur nicht vergessen oder vergessen wollen, was B. auf dem Wege der Kritik für die bessere Einsicht und durch Ermunterung jugendlicher Geister für die Bereicherung unserer Literatur gewirkt hat! Niemand wird behaupten wollen, daß er und sein gelehrter Freund Breitinger je zum vollen Lichte der Erkentniß durchgedrungen wären; aber in allem, was sie zur Reinigung und Veredlung des Geschmacks ihrer Zeit und zur Bekantmachung vaterländischer Sprachdenkmäler unternahmen, ist die Ahnung des Bessern nicht zu verkennen. Freilich wollen ihre Bestrebungen aus dem Geiste ihrer Zeit beurtheilt seyn. Wir brauchen nur jener poetischen Spielerei eines Menantes u. A. zu gedenken, um uns B's Widerwillen gegen das Unwesen der Wortspiele, Boutrimé's, Rondeaux u. s. w., das damals an der Tagesordnung war, zu erklären. Hatte er wohl Unrecht, wenn er in diesen Formspielen nichts als Seichtigkeit und Mangel an wahrer poetischer Kraft erblickte, und eifrigst darauf drang, über der Form nicht das Wesen zu vergessen? Und wenn nun daneben von der andern Seite eitele literarische Geckerei es sich herausnahm, ein goldenes Zeitalter nach neuestem Pariser Zuschnitt in Teutschland einzuführen, dürfen wir es dem wackern Schweizer verargen, wenn er sich einem solchen Streben, ohne sich seines Ziels selbst immer deutlich bewußt zu werden, beharrlich entgegensetzte und fortbauend auf dem, was tüchtige Männer, wie Opitz, Scherz, Wachter u. A. vor ihm geleistet, das ältere teutsche Schriftenwesen wieder zu Ehren zu bringen versuchte? Von jener Ahnung des Bessern geleitet, wies er von den nach einem einseitigen Kunstgeschmacke mehr gearbeiteten, als frei erschaffenen Dichtwerken, der Franzosen auf Milton, Butler, Pope, Dante, Tasso, Petrarcha und Cervantes hin und brachte die köstlichsten Schätze vaterländischer Dichtkunst, trotz aller Widerrede der Einseitigen, aus dem Staube der Bibliotheken zur Kunde teutscher Leser. Dabei übersah er nicht, was in den Werken des klassischen Alterthums für alle Zeiten giltig ist, sah aber in ihnen nicht, wie seine beschränktern Leipziger Gegner, eine stehende Norm, von welcher abzuweichen Verbrechen sey, vielmehr war es ihm ein Ernst, das Löbliche in den Kunstbestrebungen aller Zeiten parteilos zu würdigen. Allerdings fehlte es auch hier nicht an Mißgriffen mancher Art. Oft genug ist ihm die Geringschätzung des treflichen Hans Sachs zum Vorwurfe gemacht worden; aber wir fragen, ob in jener Zeit, wo B. durch neuen Abdruck Wernike's Hans Sachs verbreitete, solche Geringschätzung auffallender sey, als die Überschätzung des wackern Nürnberger Meisters in späterer Zeit. Auch Bodmer war ein Verbreiter des halbwahren Evangeliums der Naturnachahmung, wie Göthe es nent, doch es darf dies nicht befremden, da die Unnatur, gegen die er kämpfte, ihn von selbst darauf führen mußte. Aber bemerkt zu werden verdient es, daß er bereits vor Erscheinung des Batteux, in den Discursen der Maler jenen Grundsatz mit Klarheit entwickelte. „Die Natur," heißt es im 20sten Discurs, „ist die einzige und allgemeine Lehrerin derjenigen, welche recht schreiben, malen und ätzen. Ihre Arbeiten haben das Gemeinsame, daß sie alle die Natur zum Muster ihrer Werke nehmen, sie studiren, copiren, nachahmen. Sie führet die Federn der Schreibenden, sie hilft den Malern die Farben reiben und den Bildhauern die Lineamente ziehen. Keiner von allen diesen kann etwas aussertigen, wenn er sich nicht mit ihr berathet und die Regeln seiner Kunst von ihr entlehnt. Der Scribent, der die Natur nicht getroffen hat, ist wie ein Lügner zu betrachten, und der Maler, der abweichende Copieen von derselben malt, ist ein Pfuscher." Innerhalb dieser selbstgezogenen Schranken bewegt er sich mit großer Freiheit und verkent nicht den Unterschied zwischen Wirklichkeit und poetischer Wahrheit, der ihm bei Vertheidigung des verlornen Paradieses von Milton so wesentliche Dienste leistete [8]). — Über die polemische Stellung B's gegen Gottsched und dessen Freunde gibt der vorstehende Aufsatz hinreichende Kunde [9]). Wir fügen hier in Beziehung auf die Entstehung dieses Streites nur Folgendes bei: Nach Erscheinung der Discurse der Maler trat unter dem Titel: Der Leipziger Spectateur eine ähnliche Wochenschrift zu Leipzig, und eine andere: die vernünftigen Tadlerinnen zu Halle an's Licht, beide unter Gottscheds Leitung. Bodmer und Breitinger unterwarfen diese Unternehmung, so wie den von Brockes u. A. zu Hamburg herausgegebenen Patrioten einer scharfen Kritik in dem gestäupten Leipziger Diogenes rc. 1726 und in der Anklagung des verderbten Geschmacks. Frkft u. Lpz. 1728. Der lebhafteste Kampf begann aber erst nach Erscheinung von Bodmers Übersetzung des verlornen Paradieses, als Gottsched, in französischer Ansicht befangen (in s. Versuch einer kritischen Dichtkunst und in d. Beiträgen zur kritischen Historie der teutschen Sprache), meist mit Voltaire's Gründen, gegen die Treflichkeit des britischen Dichters Zweifel erhob. Die leidenschaftliche Heftigkeit in den Streitschriften beider Parteien, die zuletzt den eigentlichen Gegenstand des Streits ganz aus dem Auge verlor, stört die Freude über die wohlthätige Wirkung eines Kampfes, in dem so Manches zur Sprache kam, was zum weiteren Nachdenken auffoderte und willkommene Vorarbeiten zu einer teutschen Kunstkritik veranlaßte. Auch B. ging oft über die Schranken hinaus, wie die Ruhigeren unter seinen Freunden selbst zugestanden, ja sein Eifer schien im Laufe des Streits und mit den Jahren zuzunehmen. Er be-

8) S. Kritische Abhandl. v. d. Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen. Zür. 1740, und Krit. Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Zür. 1741. 9) Wer sich weiter darüber unterrichten will, lese: Gottl. Schlegel's Entwurf einer Gesch. der Streitigkeiten, welche zwischen einigen Leipzigern und Schweizern über die Dichtkunst geführt worden. Königsb. 1764. Vgl. Riedels Briefe üb. d. Publicum. Jena, 1774.

trachtete sich gern als eine kriegführende Macht, die sich mit Verbündeten zum Kampfe versehen, aber auch auf friedlicherem Wege durch vermittelnde Bevollmächtigte zum Ziele zu gelangen suchen müsse. Nach Pyra's, seines getreuen Bundesgenossen, Tode (1745) schrieb er an Gleim: „Ihre Freundschaft ist mir nichts weniger als gleichgiltig, besonders, da wir so streitbar nicht sind, daß wir nicht müde würden, uns mit der Dummheit herumzuschlagen, wofern wir nicht durch tapferes Zurufen und Mitstreiten anderer Freunde des Geschmacks aufgemuntert würden. Pyra ist mitten in seinen Siegen gestorben, Liscow ist ein schlafender Löwe, Rost kämpft in der Kriegskanzlei, Hagedorn hält hinterm Berge, die Zeit wird uns darum lange, bis Sie mit Ihren Freunden den Harnisch anlegen."[10]). Seinen Freund und Landsmann Hirzel, der sich eine Zeitlang in Potsdam aufhielt, nannte er einen Gesandten der Züricher Kunstrichter zu den Brandenburgischen Musen. Mit aufmerksamer Theilnahme folgte er bis ins späteste Alter dem Entwickelungsgange der teutschen Poesie, deren freieres Einschreiten zum Theil sein Werk war. Daß er dabei nicht selten die Ansichten und Bestrebungen Späterer ganz miskante, daß er den Tag nicht ahnete, dessen Morgenröthe bereits erschienen war, darf dem alternden Manne wol verziehen werden. Aber schmerzlich ist es, ihn von dem Schauplatze seiner Kämpfe ohne die Freude eines vollkommenen Sieges scheiden zu sehen. So schreibt er in seinem 78sten Jahre nach einer 55jährigen rastlosen Thätigkeit an Gleim: „In der Blüthe meiner Jahre war die Poesie noch nicht. Dann stand sie an dem Isthmus des saturnischen Alters! Hagedorn, Gleim, Klopstock kamen, mit ihnen die silbernen Zeitpunkte; dann der Lenz einer goldenen Zeit! Diesem Lenze folgt kein Sommer. Wir fallen in eiserne Tage zurück! Freilich blitzen sanfte, lieblich starke Strahlen hervor, wie Sonnenblicke in winterlichen Tagen rc."[11]). Aber diese und ähnliche Irthümer dürfen und sollen uns nicht über das wahrhaft Verdienstvolle in B's Wirken täuschen. Wenn wir die unseligen Verirrungen Lohensteins und seiner Genossen bemitleiden, so wollen wir uns erinnern, daß er es war, der mit glücklicherm Erfolg, als vor ihm geschehen, auf das Unerquickliche in den Bestrebungen dieser Schule aufmerksam machte. Wir freuen uns des edlern Geistes, der in den Poesieen eines Opitz, Flemming, Gryphius u. A. uns entgegen tritt; aber ihm verdankte es seine Zeit, daß die beinahe Vergessenen wieder hervorgezogen wurden aus der Dunkelheit, in die sie von Hofmannswaldau und Lohenstein zurückgedrängt waren. Wir loben den wackern Wernike, der dem herrschenden Ungeschmacke kühn die Spitze zu bieten wagte; aber eben dieser Wernike ward übersehen, wenn B. ihm nicht die Anerkennung erkämpft hätte, die er verdiente. Wir erschrecken noch jetzt vor den Gefahren, mit denen die französirende Gottschedische Schule den teutschen Parnaß bedrohete und erkennen in der Hinneigung zu dem britischen Dichtergeschmacke den Anfangspunkt eines bessern Strebens; aber B. war es, der in Verbindung mit seinen gleichgesinnten Freunden jener Schule einen Damm entgegensetzte und, nicht ohne lebhaften Widerspruch der Gegner, der kräftigern gedankenreichern britischen Muse das Wort redete. Man hat in unsern Tagen mit neuem Eifer den Denkmälern altteutscher Poesie sich zugewendet und in ihnen eine reiche Fülle poetischen Lebens gefunden; aber B. war einer der ersten, der diese Schätze, die in ihnen verborgenen Schönheiten mindest ahnend, seinen teutschen Landsleuten eröffnete. Möge einmal die teutsche Kritik den wohlfeilen Tadel dessen aufgeben, was sich längst überlebt hat, und lieber bei Verdiensten verweilen, die in segensreichen Wirkungen noch fortleben![12]) (*K. Förster.*)

BODMEREI (grosse avanture) entstand zuerst in neuern Zeiten, indem man auf den Kiel des Schiffes Geld anlieh, wofür hohe Zinsen verschrieben wurden, aber in welchem Falle man nichts wieder zu bezahlen brauchte, wenn das Schiff durch die Elemente oder durch höhere Gewalt verloren ging. Dann schoß man auf ähnliche Bedingungen Geld (durch Respondentia) auf die Ladung, in einzelen Ländern auf die Fracht gegen die Gefahren der Reise vor. Auf Schiffe werden Gelder entweder zur Erbauung oder Verbesserung oder zur Wiederherstellung auf Bodmerei vorgeschossen. Die erste Art wird nur uneigentlich Bodmerei genant, und unterscheidet sich von dem Wesen der zweiten Art dadurch, daß z. B. nach dem Dänischen Seerecht der älteste Bodmereibrief, wie bei Obligationen, dem spätern in Concursfällen vorgeht. Bei der Bodmerei zur Wiederherstellung ist, weil sonst die Reise nicht geendigt werden könnte, der jüngste Bodmereibrief immer den ältern vorzusetzen. Bei Simulationen und bei Schiffsverkäufen werden oft Bodmereibriefe über den Kaufschilling ausgestellt, die aber eigentlich keine Bodmereibriefe genant werden können. Es ist rathsam, daß der Bodmereigeber (der Gläubiger) sich über die Verwendung des Geldes zu Bodmereigegenständen vergewissere, weil, wenn keine Ursache zur Verbodmung vorhanden war, der Contract ungiltig wird. Auch haftet in der Regel der Rheder nicht über den Werth des Schiffes. Die Verbodmung des Schiffes schließt die Verbodmung der Fracht in sich, in der Regel nicht der Ladung. Die Prämie in Bodmereifällen ist nicht beschränkt, muß aber etwas Reelles, nichts Imaginäres betreffen. Die Prämie muß ristornirt werden, wenn keine Gefahr eingetreten, z. B. das Schiff nicht versegelt ist. Nicht blos der Eigenthümer, sondern auch der Capitän kann zur Wiederherstellung oder zu andern Schiffsbedürfnissen Geld aufnehmen, wenn er anderweitig kein Geld bekommen kann, und selbst in dem Heimatshafen kann er den Antheil desjenigen Rheders verbodmen, der keinen Einschuß zur Ausrüstung geben will. Innerer Verderb trift nicht den Bodmereigeber. Verlüste, dem Bodmereinehmer (Schuldner) zur Last fallend, befreien ihn nicht. Die Zeit des Anfanges und des Endes der Gefahr, wo nicht durch Gesetze oder Usancen bestimt, muß bezeichnet werden. In der Regel endigt der Contract durch Bezahlung, durch Untergang oder auch durch Abandon. Tritt große Havarie ein, so verliert der Nehmer dadurch nichts, wenn nach den Gesetzen oder nach dem Contract solche zu Lasten des

10) Briefe der Schweizer rc. S. 16. 11) Ebend. S. 438.

12) Man vgl. außer den genannten Schriften Chr. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. 2. S. 811. Jördens Lexikon teutscher Dichter, B. 1. S. 119 u. f. Bd. 5. S. 756 fgg.

Gebers ist. Ist der Geber dagegen nach den Bedingungen des Contracts oder nach Gesetzen frei von großer Havarie, so muß ihm die Foderung zum Vollen bezahlt werden, falls er aus der verbodmeten Sache der Ordnung nach seine Befriedigung haben kann. Es wird als keine Novation angesehen, wenn der Bodmereigeber neben dem Bodmereibrief Wechsel nimt. In dem Fall, die Augusta betreffend, wurde von Sir William Scott die Summe, über welche abschläglich Wechsel gegeben, und welche nachmals zu Geldern geschlagen wurden, die wirklich auf Bodmerei gegeben waren, abgesprochen. Nach den englischen Gesetzen ist der Bodmereigeber frei von aller Havarie, und hat keinen Antheil an dem Geborgenen, mit Ausnahme bei ostindischen Schiffen. Wer Geld auf Bodmerei gibt, thut daher wohl, die Gesetze nachzulesen, die auf seinen Fall zur Anwendung kommen können. Die Bodmereigelder können von dem Geber nach allen Gesetzen versichert werden. (*F. J. Jacobsen.*)

BODMIN, ein Borough in der britischen Grafsch. Cornwall, nur aus einer langen Hauptstraße bestehend, worin 1 große Kirche, 1 Hospital und 450 Häuser stehen, die 1811 von 2050 Menschen bewohnt wurden. Die Hauptmanufaktur sind Serges, wozu das Garn in der Nachbarschaft gesponnen wird. Sonst hält man 1 Wochen- und 6 Jahrmärkte. Der Borough sendet 2 Deputirte zum Parliament; auf seinem Rathhause werden die Sommerassisen gehalten. Vormals gehörte sie zu den Zinnstädten von Cornwall und soll einst ein bischöflicher Sitz gewesen seyn. Die Hurlers, steinerne Monumente in der Nachbarschaft, hält man für einen Nachlaß der Druiden. (*Hassel.*)

Bodo v. György s. Zapolya.

BODOK, 1) slowakisches Dorf in der Neutraer Gespansch. in Nungern diesseit der Donau, von welchem der ganze Bodoker Proceß (Bezirk) seinen Namen hat, gehört dem Neutraer Bisthum, und ist nach Pograny eingepfarrt, hat nach Mednyanszky (im Hesperus 1819, December) 542, nach dem Neutraer bischöfl. Schematismus aber nur 456 kathol. Einw., besitzt ein vormals festes Schloß, das der gräfl. Berényischen Familie gehört und noch mit Wällen und einer Zugbrücke seit der Türkenzeit versehen ist. In dem Rákózyschen Kriege vertheidigten sich die Kaiserlichen hier tapfer, mußten sich jedoch ergeben, nachdem das Schloß angezündet war und die zahlreichen Feinde sich zum Sturme anschickten*). Der Boden ist fruchtbar. Davon verschieden ist Kis Bodok (Klein-Bodok,) ein slowakisches Kameraldorf in derselben Gespanschaft in der Nähe von Pistli, wohin es eingepfarrt ist, mit einem Weingebirge, hinlänglicher Weide, Brenn- und Bauholz, guten Wiesen, mittelmäßigem Feldbau. Der von dem erstgenannten Bodok benannte Bodoker Proceß oder Bezirk, umfaßt die ansehnlichen Ortschaften Bodok, Baina, Groß-Tapoltschan, Radosna, Ludány, Koros**). (*Rumy.*) — 2) B., Dorf im Großfürstenth. Siebenbürgen Haromszeker Stuhl, untern Zirkel Altbezirk, am Altflusse, wird zum Theil von Gränzsoldaten, zum Theil von Provinzialisten bewohnt. Ungefähr ½ St. von dem Dorfe am Fuß der Waldgebirge entspringt eine trefliche sehr ergiebige Sauerquelle, deren Wasser mit dem bekannten Selterwasser viele Ähnlichkeit hat und häufig im Lande verführt wird. (*Benigni.*)

BODONI, Giambattista, ein für die Verschönerung der Typographie rastlos thätiger Künstler, war der Sohn eines Buchdruckers zu Saluzzo in Piemont, wo er im J. 1740 geboren wurde. Schon in seinen Knabenjahren gab sich sein ausgezeichnetes technisches Talent durch Versuche im Holzschneiden kund, welche zu einstigen größern Erwartungen berechtigten und ihm selbst über die Wahl seines Berufes nicht in Zweifel ließen. Er widmete sich dem väterlichen Geschäft, fühlte aber bald, daß die Heimath seinen Bestrebungen nicht genüge. Daher ging er im J. 1758 nach Rom, wo er eine Anstellung als Setzer in der bekannten reichen Officin der Propaganda fand. Hier erwarb er sich durch eigne Anschauung und Behandlung eine Kentniß der verschiedenartigsten Typenarten, welche ihm Veranlassung zu eignen Versuchen im Schriftschneiden und Schriftgießen wurde. Diese noch mehr zu vervollkommnen, beschloß er eine Reise nach England zu machen, wo eben damals Caslon und Baskerville als die größten Meister in dieser Kunst geehrt wurden. Bereits hatte Bodoni im J. 1766, dem Todesjahre Caslon's, seine Verhältnisse in Rom aufgegeben und schickte sich in seiner Heimath zum Antritt seiner Reise an, als ihn daselbst ein heftiges Fieber niederwarf und seinen Plan für immer vereitelte. Kurz darauf wurde er zum Director der königlichen Druckerei in Parma ernant, welche der dasige Herzog, der Infant Ferdinand, errichtete. Hier war es, wo er in dem von Baskerville erregten, und durch Ibarra und Didot gesteigerten typographischen Wettkampfe als würdiger Mitbewerber und als rühmlicher Repräsentant seiner Nation auftrat. Durch sein rastloses Streben erwarb er sich nicht nur im In- und Auslande einen ausgezeichneten Ruf, sondern auch die nähere Freundschaft des Ritters Azara, damaligen spanischen Gesandten am päpstlichen Hofe, durch dessen thätige Unterstützung es ihm im J. 1790 möglich wurde, eine eigne Officin zu errichten, und dessen nachdrücklicher Verwendung und Empfehlung er es auch zunächst verdankte, daß er 1795 vom Könige von Spanien, Karl IV., zum kön. Kammerbuchdrucker mit einem Gehalt von 6000 Realen ernant wurde. Wie dankbar er diese Auszeichnung und Unterstützung erkannte, sprach er noch dann, als sie ein Opfer veränderter Zeitumstände geworden war, 1806 in der Vorrede zu seiner oratio dominica mit einer ihn ehrenden Wärme aus. Auch die neue Regirung bewies ihm, wenn schon nicht durch Unterstützungen, doch durch Ehrenbezeugungen ihre Aufmerksamkeit. Napoleon ernannte ihn zum Ritter der eisernen Krone, und der König von Neapel, Joseph, zum Ritter des Ordens beider Sicilien und später der Reunion. Seine Landsleute beeiferten sich, durch seine Aufnahme in mehre akademische Vereine, z. B. des der assiduti zu Pavia, der filopatri zu Savignano u. a. ihm ihre Anerkennung zu bezeugen; die Stadt Parma ließ im J. 1806 eine Medaille auf ihn schlagen, und auch das Ausland ehrte ihn durch eine Bewunderung und Lobpreisung, welche eine Zeit lang fast

*) S. Mednyanszky im Hesperus 1819. December. S. 562. **) Sie sind vom Freiherrn von Mednyanszky im Hesperus 1819, Dec. S. 562. 563 topographisch beschrieben.

an Enthusiasmus gränzte. Ein kräftiges und rüstiges Alter begünstigte seine ununterbrochene Thätigkeit, deren Hauptresultate erst nach seinem Tode in seinem manuale typografico erschienen, bis an sein Ende, welches am 30. Nov. 1813 im 73sten Jahre seines Lebens erfolgte. Die Officin wird von seiner Witwe fortgesetzt. Das vollständigste Verzeichniß seiner Drucke, deren Anzahl nicht so groß ist, als man nach der langen Dauer seiner typographischen Laufbahn erwarten könnte, ist seiner von Giuseppe de Lama herausgegebenen Biographie*) beigefügt, doch muß man damit die Berichtigungen verbinden, welche Renouard in seinem Catalogue de la bibliothèque d'un amateur hin und wieder gegeben hat. Seine frühern Drucke erschienen unter der Firma stamperia reale (mehre auch mit dem erdichteten Druckorte Crisopoli), wodurch man sich aber nicht verleiten lassen darf, seine eigne Officin mit jener zu verwechseln, welche sich gleich neben seiner Wohnung in demselben Gebäude befand, aber ein besonderes Etablissement war. Allerdings wurden in derselben, so lange er keine eigne Officin besaß, seine Ausgaben theils für herzogliche, theils für eigne Rechnung gedruckt, nachher aber führte er seine Unternehmungen allein und ohne ihre Beihilfe aus, so wie auch gegenseitig die spätern Drucke der herzoglichen Druckerei, z. B. der Boethius von 1798, der Äsopus von 1800 u. s. w. nichts mit seiner Officin zu schaffen hatten. Es ist hier der Ort nicht, auch nur die vorzüglichern seiner Drucke zu nennen; wir beschränken uns daher nur auf die Reihe seiner eigentlichen Prachtausgaben in Folio, in denen wenigstens Bodoni selbst seinen größten Stolz suchte. Es sind dies von den Griechen: Callimachus 1792, Longinus 1793, Theophrast's Charaktere 1794, Coluthus 1795, Tryphiodorus 1796, Homerus 1808 (3 Bände); von den Lateinern: Horatius 1791, Virgilius 1793 (2 Bände), Catullus 1794, Tacitus 1795 (3 Bände), Cornelius Nepos 1799, Sallustius 1799 (2 Bände) und außerdem noch der Thomas a Kempis 1793; von den Italiänern: Guarini's pastor fido 1793, Tasso's Aminta 1793, dessen Gerusalemme 1794 (3 Bände), Dante 1795 (3 Bände), Petrarca 1799 (2 Bände); von den Franzosen: Berni's religion vengée 1795, Rochefoucauld's maximes 1811, Fenelon's Telemach 1812 (2 Bände), J. Racine's Theater 1813 (3 Bände), la Fontaine's Fabeln 1814 (2 Bände), Boileau 1814 (2 Bände); von den Engländern: Thomson's seasons 1794. Außerdem kann man noch seine beiden polyglottischen Drucke, nämlich die epithalamia exoticis linguis reddita von 1775 und die oratio dominica von 1806, so wie sein manuale tipografico von 1818 hieher rechnen. Wirklich waren es auch diese großen und in die Augen fallenden Drucke, welche seinen Ruhm mehr als seine frühern kleinern, aber vielleicht gelungneren, auch außerhalb seines Vaterlandes verbreiteten. und zu der Mode der Prachtausgaben im größten Format Anlaß gaben, welche im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts an der Tagesordnung war, jetzt aber wieder in Vergessenheit gekommen ist.

Die Stimmen des Auslands über Bodoni's wirkliches Verdienst fangen sich schon jetzt an sehr zu theilen. Indem wir mit sorgfältiger Berücksichtigung der kundigsten derselben die Resultate unserer eignen unparteiischen Vergleichung und Beobachtung verbinden, müssen wir ihn in seinen verschiedenen Beziehungen als Schriftschneider und Schriftgießer, als Buchdrucker, als Buchfabrikant und als Kaufmann betrachten. Er hat nicht in allen diesen Beziehungen gleich viel, in einigen befremdend wenig geleistet, und man ist ohne diese Trennung in Gefahr, ihm eben sowol zu viel als zu wenig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Als Schriftschneider und Schriftgießer hat er unstreitig am meisten geleistet. Vor allem ist es seine Vielseitigkeit, in welcher er von keinem andern übertroffen wird. Es würde unbegreiflich seyn, wie ein einzelner Mann diese fast unzählbare Menge Charaktere aller Sprachen liefern konnte, wenn man nicht wüßte, daß ihn diese Arbeit unaufhörlich selbst während der Mahlzeit und während der zahlreichen Gesellschaften, die täglich in seinem Hause sich versammelten, beschäftigte. Und auch so noch erregt der Reichthum seines manuale tipografico**), welches uns die ganze Summe seiner Thätigkeit vorlegt, Erstaunen. Man findet hier ein Typenassortiment von 25 bis 30 verschiedenen Dimensionen, von denen sich einige vier bis fünfmal in Buchstaben von derselben Höhe, aber auf verschiedene Kegel geschnitten, wiederholen. Bodoni wollte, ohne sich von den angenommenen Benennungen zu entfernen, sich mit Alphabeten von allen möglichen Proportionen und Dimensionen versehen, von denen eins auf das andre folgte. 143 lateinische Alphabete, jedes mit seiner Cursiv und mit einem vollständigen Vorrath von Capitälchen führen in diesem Manuale von der kleinsten Schrift (von Bodoni Parmigianina, in Frankreich Parisienne genant) bis zur größten (in Italien Papale, in Frankreich Gros Nompareille), und zwar auf eine solche Art, daß die Steigerung von einer zur andern kaum sichtbar ist. Einige, welche an Höhe sich gleichen, sind in ihren anderweiten Proportionen verschieden. Außer diesem enthalten diese beiden Bände 17 Alphabete französische Schreibschrift (Financière), 7 Alphabete englische Schreibschrift, 34 griechische Alphabete, 11 hebräische, 37 verschiedene orientalische, zwei deutsche, 21 russische mit ihrer Cursiv, alle diese mit ihren Capitälchen, überdies 1036 verschiedene Buchdruckerstöcke und Verzierungen und drei Proben Musikdruck. Wenn auch die Druckerei der Propaganda oder die königliche Druckerei zu Paris eine zahlreichere und ununterbrochner auf einander folgende Reihe ausländischer Charaktere enthalten, so ist dies doch das allmälige Werk mehrer Jahrhunderte, während der Bodoni'sche Apparat das Werk eines einzigen Menschenlebens ist. Ungeachtet dieser großen Menge bemerkt man nirgends Eile oder Erschlaffung. Alles ist bis in seine kleinsten Details mit einer Sorgfalt, Feinheit und einem Geschmacke gearbeitet, welche die gerechteste Anerkennung verdient. Aber man gehe in dieser Anerkennung nicht zu weit und vergesse zuvörderst nicht, was

*) Vita del cavaliere Giamb. Bodoni, tipografo italiano, e catalogo cronologico delle sue edizioni. Parma, 1816, II. 4. Schon früher waren erschienen: Memorie aneddote per servire un giorno alla vita del Sig. Giovamb. Bodoni. Parma, Carmignani, 1805. 8.

**) Parma, 1818, kl. Fol. 2 Bände.

Caslon, Baskerville und Ibarra vor Bodoni geleistet hatten, und Didot, in bei weitem den meisten Fällen von ihm unabhängig, neben ihm leistete. Bodoni war kein so origineller Typenschöpfer, als man bisweilen wol geglaubt hat. In mehren seiner Typen erkent man seine Vorbilder leicht wieder, am leichtesten in seiner hebräischen, welche ihr Vaterland, Holland, nicht verleugnen kann. Andere hat er sich durch Verschönerungen und gefällige Formen mehr zu eigen gemacht, aber es ist wol kein ungerechter Vorwurf, wenn man behauptet, daß er zu viel und zu willkürlich verschönert habe. Die Belege dazu finden sich in seiner größern lateinischen Cursiv, ganz hauptsächlich aber in seiner griechischen Type, deren ursprünglichen Charakter er, Baskerville'n folgend, so verkannte, daß wir nicht begreifen, wie man bisweilen hat behaupten können, er sey dem echten Charakter derselben am nächsten gekommen. Daß derselbe Fehler auch, von mehren andern ausgezeichneten Typographen begangen worden, ändert nichts in der Sache. Ihnen allen lagen ja die schönen und treuen Garamond'schen Typen vor den Augen, deren mit paläographischer Kentniß unternommene Verschönerung weit belohnender gewesen seyn würde, wie es die Porson'schen Typen der akademischen Druckerei zu Cambridge beweisen. Bodoni's griechische Type ist zu cursiv und funkelnd, mehr pittoresk als treu, durch fremdartige Biegungen und Schnörkel entstellt und die Nebenstriche sind zu fein. Daß seine teutschen Typen völlig mislungen sind, kann ihm billigerweise nicht zum Vorwurfe gereichen. Auch in seinen Capitälchen dürfte manches Auge bei aller Anerkennung ihrer Schönheit ein zu großes Längenverhältniß finden, und daß seine kleinern Schriftsorten, so wie seine Schreibtypen tief unter denen der französischen Offizinen stehen, kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Um jedem Verdachte einer geflissentlichen Herabsezzung Bodoni's zu begegnen, wiederholen wir, daß es das G a n z e seiner Thätigkeit als Schriftschneider und Schriftgießer ist, worauf sich sein gerechter Ruf gründet, daß er im Detail den Franzosen — aber auch nur diesen — nachstehe, und daß es eine seltsame nationale Befangenheit einiger Engländer ist, wenn sie auch ihren zu sehr überschätzten B u l m e r über Bodoni zu erheben sich bemühen †).

Denselben Geschmack und dieselbe technische Sorgfalt selbst bis auf die kleinsten Details herab bewährte Bodoni auch als Buchdrucker. Über allem, was aus seiner Presse kam, vorzüglich aber über seinen Drucken in kleinerm Format ist ein Licht, eine Klarheit und Vollendung verbreitet, welche unwiderstehlich anzieht ††). Obgleich seine Druckerfarbe weniger schwarz und glänzend ist, als die in den Didot'schen Drucken, so ist doch sein Druck scharf und rein, die Anordnung der Seiten bisweilen ungemein gefällig, sein Papier in Farbe und Solidität vorzüglich. In Hinsicht der technischen Ausführung werden sein Horatius von 1791 und sein Homerus von 1808 selbst von französischen sachkundigen Richtern als seine Meisterstücke anerkant — ein Prädicat, welches wir mit Rücksicht auf den Totaleindruck vielmehr seinem wunderlieblichen Sedezdruck des Anacreon von 1791 zuzugestehen geneigt wären. Auch im höhern Prachtdrucke zeichnete er sich vortheilhaft aus. Ob er Versuche im Golddruck gemacht habe, wissen wir nicht und möchten es bezweifeln, da er kein Freund von Künsteleien und fremdartigen Verzierungen war, weßhalb er auch Kupferstiche in Büchern nicht liebte und selbst ungeachtet seines eignen großen Vorrathes von Buchdruckerstöcken sehr selten Gebrauch davon machte. Dafür liebte er aber, von jedem Drucke auch Exemplare auf besserm Papiere, bisweilen auch auf kostbaren Stoffen, abziehen zu lassen. Seine Velinpapiere sind tüchtig und gut, ob ihnen gleich die unübertrefliche Appretur fehlt, welche die französischen haben. Die bei den Italiänern so beliebten Blaupapiere aber erschienen den Ausländern mit Recht als eine zu bizarre Mode, als daß sie, kamen sie auch aus Bodoni's Offizin, Beachtung finden konnten. Desto beliebter waren, wenigstens eine Zeitlang, seine Pergamentdrucke. Als die beiden schönsten derselben werden sowol von den Franzosen als Engländern der Sedez-Anacreon von 1791 und der Folio-Callimachus von 1792 einmüthig gerühmt, auch sind die Pergamentexemplare der Quartausgabe des Anacreon von 1784 und des Aminta von Tasso (1793) sehr gelungen, dagegen aber die des Horatius von 1791 verfehlt. In lezterer ist das Pergament zu dünn, und die ganze Ausführung hat ein schwächliches und ärmliches Ansehen. In den zwei einzigen Pergamentexemplaren des Homerus von 1808 erscheint das Pergament fast zu blendend weiß, was vielleicht daher komt, weil der Text verhältnißmäßig zu wenig Raum auf der Seite einnimt. Indessen scheint Bodoni auch in diesen Drucken den französ. Offizinen nicht den Preis entrissen zu haben, wenn wir den in diesem Falle unparteiischen Engländern glauben dürfen; wenigstens wurden in der zu London 1816 gehaltenen Versteigerung der Samlung des ehemaligen Marschall Junot die Didot'schen Pergamentdrucke höher bezahlt, als die von Bodoni. Vom Tryphiodorus hat er übrigens auch einige Exemplare auf Seide drucken lassen.

Hier endet, was wir zu Bodoni's Lobe zu sagen vermochten. Gegen die übrigen Beziehungen seiner Thätigkeit läßt sich vieles einwenden, und wir berühren vielleicht seine schwächste Seite, wenn wir ihn als Buchfabrikant betrachten. Es ist sehr zu bedauern, daß er bei seinem Mangel an eigentlich gelehrter Bildung sich nicht mit Gelehrten in Verbindung setzte und ihnen die innere Besorgung seiner Ausgaben übertrug, was bei den wenigsten derselben geschehen ist. Er war ein einseitiger Prachtdrucker, und der Mehrzahl seiner Unternehmungen lag in der Regel kein höherer Zweck zum Grunde, als elegante Typenproben zu liefern. Wissenschaftlichen Werth oder eigenthümliche Ausstattungen haben sie gewöhnlich nicht, wenn man etwa den Longinus, den Horatius und den Dante ausnimt. Die Wahl seiner Texte ist nicht nur nicht vorzüglich, sondern bisweilen sogar schlecht, weßhalb er sich auch in der Vorrede zur Folioausgabe seines Petrarca von 1799 zu einer Vertheidigung genöthigt sah. Vorzüglich aber gereicht ihm die Incorrectheit selbst seiner größten Prachtdrucke, des Horatius von 1791 und des

†) *Dibdin's* bibliographical decameron II, 369. III. 483 f.
††) Indessen müssen wir davon seinen Horatius von 1793 ausnehmen, der im Druck und Papier ein sehr gewöhnliches Äußere hat.

Virgilius von 1793, deren zahlreiche Druckfehler Didot in den Vorreden seiner Stereotypausgaben aufzählte, auch in typographischer Hinsicht zum gerechten Vorwurfe. Dabei fehlte es seinen Druckunternehmungen an Zusammenhang, Plan und Mannigfaltigkeit. Ohne auf Zusammenbringung einer zusammenhängenden Suite von Werken einer gewissen Art zu denken, die doch eben den Samlern interessant gewesen seyn würde, druckte er, was ihm eben einfiel, und manchen Schriftsteller (man erinnere sich an Anacreon) wol fünf- bis sechsmal hinter einander. So druckte er keinen Pindarus, wol aber einen Tryphiodorus; keinen Ariosto oder Boccaccio, wol aber einen Guarini. Wie viel Schönes und Wichtiges hätte er nicht liefern können, während er sich mit seinen ermüdenden Wiederholungen des Callimachus abmühte. Seine 5 Ausgaben dieses Schriftstellers sind von großer Schönheit, und doch von den Samlern nicht gesucht. Sie haben Recht: man wird dieses ewigen Einerlei überdrüßig, und fühlt es nur zu sehr, daß es an einem einzigen Callimachus schon genug war. Die Didot's haben auch von einem und demselben Werke bisweilen mehre Prachtausgaben geliefert, z. B. von Boileau, Lafontaine, Racine. Aber das sind Werke, die jedermann liest und von denen jede Ausgabe ihr neues Publikum findet. Und neben diesen übertheuern Prachtdrucken lieferten die Didots doch zugleich auch kleine nicht weniger correcte Ausgaben desselben Racine, den Band zu 15 bis 20 Sous. Indem sie so allen Bedürfnissen entsprachen, trugen sie zur Verbreitung der Lektüre unter allen Klassen thätig bei. An Zwecke dieser Art kam Bodoni kein Gedanke bei; er war blos Professionist, der von der Wissenschaft dabei keine Notiz nahm und von welchem, wir können dieses Geständniß nicht zurückdrängen, auch gegenseitig die Wissenschaft Notiz zu nehmen wenig Veranlassung hat. Schon jetzt begint die Zeit, an seinen Leistungen ein strenges Gericht zu üben. Seine Ausgaben fallen täglich mehr im Preise. Die Sucht, mit welcher sie ehemals gekauft wurden, ist vorüber. Einst wurde sein Virgilius von 1793 auf Velinpapier mit 90 Zechinen bezahlt, er ist später in Frankreich für 100 Franken verkauft worden und würde jetzt nicht einmal soviel gelten. Und das darf nicht Wunder nehmen. Ein lediglich technisches Verdienst kann bei dem unaufhaltsamen Vorwärtsstreben unsrer Tage nicht lange bestehen, es wird täglich mehr übertroffen und muß dabei nothwendig desto mehr verlieren, je mehr es ihm an einem besondern innern und bleibenden Werthe mangelt. Der Ruhm der Manucci, der Giunti, der Etienne's und der Elzeviers würde nicht von langer Dauer gewesen seyn, wenn er blos auf ihren Typen und Pressen begründet wäre.

Ungern bemerken wir endlich, daß er nicht selten jener kaufmännischen Zuverlässigkeit ermangelte, welche man bei der edleren Natur des Geschäftes, welches er trieb, zu erwarten berechtigt ist. Er gab oft in seinen Katalogen und Ankündigungen die Stärke der Auflagen, selbst bei numerirten Drucken, geringer an, als sie wirklich war (s. Renouard's Katalog III. 77), machte Nachdrücke seiner Ausgaben unter demselben Datum und verkaufte sie für die Originaldrucke (z. B. Anacreon von 1785, Tasso's Aminta von 1789, Longus 1786 u. a.), und war in Haltung geschloßner Kontrakte wenig pünktlich. So ließ Renouard im Jahr 1793 für eigne Rechnung eine Ausgabe von Faernus Fabeln bei ihm drucken. Der Kontrakt besagte, daß nur 100 Exemplare für Renouard und 10 für Bodoni abgezogen werden sollten; aber Bodoni machte heimlich eine viel größere Auflage, vielleicht zu drei bis vierhundert Exemplaren, lieferte davon 100 an Renouard ab und verkaufte die übrigen zu seinem eignen Vortheil, so daß dem wahren Eigenthümer beinahe die Hälfte seiner wenigen Exemplare unverkauft liegen blieb (s. Renouard a. a. O. III. 156). Große Geschäfte machte übrigens Bodoni nicht. Er vertrieb blos seine eignen Drucke, und dabei noch wurde er von Renouard, welchem er die Verbreitung seiner Ausgaben zunächst und am meisten verdankte, und von andern ausländischen Buchhändlern sehr unterstützt. Auch findet sich nicht, daß seine Gießerei große merkantilische Geschäfte gemacht und außerhalb Parma besondern Einfluß gehabt habe. In Kopenhagen ließ man 1788 zum Druck von Birch's Ausgabe der 4 Evangelien griechische und lateinische Schriften von ihm kommen, und seine griechische Type scheint Einfluß auf die einiger teutschen Offizinen gehabt zu haben; übrigens haben seine Typenverbesserungen, da die der französischen Künstler bald die Oberhand gewannen, außerhalb Italien wenig Verbreitung gefunden, und werden vielleicht noch selbst auf dem vaterländischen Boden mit den Didot'schen einen Kampf bestehen müssen, da letztre bereits in mehre der besten italischen Offizinen einen Weg gefunden haben. (*Ebert.*)

BODONY. Diesen Namen führen mehre Dörfer in Niederungern, von welchen hier zwei in der Neograder Gespanschaft Alsó Bodony (slaw. dolnj Bodon), Nieder-Bodony, der adeligen Familie Muslay gehörig, mit slowak. Einwohnern, einer evang. Kirche u. Pfarre, und Felsö Bodony, Ober-Bodony, mit magyar. E., wegen der letzten Rákóczyschen Schlacht, die hier vorgefallen ist, zu merken sind. Bei Felsö Bodony ist noch eine Batterie in gutem Zustande zu sehen. Die Einw. nähren sich vom Feld- u. Weinbau. (*Rumy.*)

BODROG, BODROGH, beträchtlicher Fluß in Oberungern, Zempliner Gespansch., der sich bei Tokai in die Theiß ergießt. Er entspringt aus der Vereinigung der im karpatischen Gebirge entstehenden Flüsse Latorcza, Laborcz, Ondava und Topolya, über der Ortschaft Zempleny. Von da fließt er zwischen Ladnócz und Szomotor, und dann zwischen Szölöske und Sziget herab, ferner bei Borsi, Ober- und Unterberecz vorbei, läßt hierauf von einer Seite Sátoralja Ujhely, von der andern Vajda liegen, fließt bei Ardó unterhalb Sáros Patak, wo er bereits sehr breit und tief ist und viele schmackhafte Fische, namentlich Hechte und Karpfen, liefert, bespült nun das Gebiet der Ortschaften Petraho, Olaszi, Zsadány, Vámos Ujfalu, Liszka, Kisfalud, Bodrog-Keresztur, und fällt endlich bei Tokai in die Theiß, welcher fischreiche Fluß durch die Bodrog noch mehr mit

schmackhaften Fischen bereichert wird. Bei Szölöske führt über die Bodrog eine große Brücke, auf der ein Mauthamt ist. Nahe dabei ist ein großer Damm, der eine halbe Stunde bis Rakomasz geht, mit sieben Brücken versehen und sowol für Fahrende als Fußgänger mauthbar ist. (*Rumy.*)

Bodroger oder bodrogher Comitat oder Gespanschaft, ungrisch Bodrogh Vármegye, slawisch Bodrocka (spr. Bodrotzka) Stolice, lateinisch Comitatus Bodroghiensis, Gespanschaft in Niederungern diesseit der Donau, seit 1802 von neuem mit der Bácser (spr. Bátscher) Gespanschaft vereinigt, wie es schon vom J. 1721 — 47 der Fall war. Beide vereinigten Gespanschaften führen jetzt den Namen: Bács-Bodroger Gespanschaft (Comitatus Bács-Bodroghiensis) *). Hier nur einiges Spezielle von der Bodroger Gespanschaft. Den Namen Bodrog leitet man ab von den slawischen Worten wode rog (oder roh), d. i. Wasser-Horn, weil die in dieser Gespanschaft sich vereinigenden Flüsse Donau und Theiß einen spitzigen Winkel bilden **). Diesen Namen erhielt zuerst die Stadt Bodrog und dann die ganze Gespanschaft. Sie liegt zwischen der Donau und Theiß in der Nachbarschaft Slavoniens. Als sie eine abgesonderte Gespanschaft bildete, waren ihre Gränzen: gegen Osten die Bácser Gesp., gegen Westen die Temescher Gespan., gegen Norden Slavonien. Ihre Flüsse sind die Donau und Theiß. Sie hat zahlreiche Seen, worunter der Palitscher See (Palityi tó), der salziges Wasser hat, der vorzüglichste ist, Moräste und Sümpfe. Der höchste Berg derselben ist der kahle und steile Schoriner Berg, der mit Morästen umgeben ist, und neben welchem gegen Osten die Theiß vorbei fließt. Er ist so hoch, daß man von seiner Spitze die 14 Meilen entfernte königl. Freistadt Stuhlweißenburg (Nándor Fejérvár, Alba Regia) sehen kann. Seine Ausdehnung beträgt 2 Meilen. Auf demselben sind Weingärten angebaut. Ehemals war auf seinem Gipfel die Burg Tétel. Wälder fehlen dieser Gespanschaft, und die Einwohner brauchen zur Feuerung neben dem Holze Stroh und (nach tatarischer Weise) getrockneten Rindvieh-Mist. Der Boden ist besonders an Weizen und Wein fruchtbar. Die Rindviehzucht ist hier blühend und man erzeugt viel Butter und Käse. Die Fischerei ist sehr ergiebig. Auch an Wildpret ist kein Mangel. Das Klima ist wegen der Ausdünstungen der stehenden Wässer ziemlich ungesund; doch sind die Einwohner daran (die neuangekommenen Kolonisten ausgenommen) gewöhnt. Die Einwohner sind Magyaren, Raizen oder Serben, teutsche und slowakische Kolonisten. In der Bodroger Gespanschaft liegen auch die sogenannten Römer-Schanzen, die jedoch von einigen Schriftstellern den Avaren zugeschrieben werden. Sie sind mehre Meilen lang und erstrecken sich von Apatin an der Donau bis Földvár an der Theiß. Die Vorderseite derselben ist gegen Nordwest, der Rücken aber gegen jenen Winkel gekehrt, welchen die Donau und die Theiß bilden. Nach den Geschichtschreibern war in jenem Winkel, den die Schanze zuschließt, zu den Zeiten der Römer ein See, worin sie ein Schiffswerft hatten. Jetzt ist an diesem Platz eine Wiese. (*Rumy.*)

*) S. den ausführlichen Artikel Bácser (Bátscher) Gespanschaft, der in einem Supplementbande der Allgemeinen Encyklopädie zur Ergänzung des kurzen Artikels Bacz erscheinen wird.

**) Davon kann auch der Name des Flusses Bodrog in der Zempliner Gespanschaft, der durch die Vereinigung mehrer Flüsse, welche gleichfalls einen spitzigen Winkel in ihrer Vereinigung bilden, entsteht, abgeleitet werden.

Bodrog, Bodrogh, ehemals eine ansehnliche Stadt, jetzt ein Dorf in der Bács-Bodrogher Gespansch. in Niederungern diesseit der Donau. Daß diese Ortschaft ehemals bedeutend war, erhellet daraus, daß hier einst der ungrische König Ladislaus der Heilige die Osterfeiertage zubrachte, und in einem Pallast die auswärtigen Gesandten empfing *). (*Rumy.*)

Bodrogköz. So heißt ein Bezirk in der Zempliner Gespanschaft in O.-Ungern diesseit der Theiß, zwischen der Bodrog und Theiß, der bei Überschwemmungen dieser Flüsse großentheils mit Wasser bedeckt wird und Inseln und Seen bildet. (*Rumy.*)

Bodrog-Keresztúr, Marktflecken in Oberungern, diesseit der Theiß, Zempliner Gespan., an der Bodrog, s. Keresztúr. (*Rumy.*)

BODRUN, BUDRUM, eine Stadt im Sandschack Munteścha des Ejalet Anadoli. Sie erhebt sich unter 38° 16′ nördl. Br. und 44° 9′ L. in der Böschung der tiefen Bucht, die die Aussicht auf das Eiland Kos und die südlichste Spitze des Meerbusens von Karaman bis Kap Krio gewährt, hat eine von den Johanniterrittern angelegte Citatelle (1402) auf einem Felsen über der Stadt, mehre Moscheen, gegen 10,000 Einwohner und einen guten Hafen, der sowol von griechischen Kauffahrern, als osmanischen Korsaren häufig besucht wird. Hier stand einst das alte Halikarnassus mit dem berühmten Mausoleum der Königin Artemisia, der Geburtsort von Herodot und Dionysius; oberhalb der Stadt finden sich die Reste eines Amphitheaters von 280 Fuß im Durchmesser, das 30 Sitzreihen gehabt zu haben scheint. (*Beaufort's* Karamania S. 80).

(*v. Hammer* und *Hassel.*)

BODSCHA, ist nach Edrisi und Abulfeda ein Land zwischen dem Meer Kolzom (arab. Meerbusen) und Nubien. Es wird durch steile Berge, die sich längs der Seeküste erstrecken, und Gold, Silber und Smaragden enthalten (vgl. Bruce's Charte) von den Nubiern getrent. Die Einwohner sind, nach Abulfeda's Notizen, Neger, Mohammedaner, Christen und Götzendiener (vgl. Aidab. Alaki). Bei Leo Afrikanus komt das nämliche Land unter dem Namen Bugiha (Budschiha)

*) Wie Turóczi erzählt (Chronici parte II. cap. 59.). Auch Bonfin erwähnt derselben (Decade I. lib. 1.).

ter. Er berichtet, daß der König von Nubien in stetem Kriege sey mit dem Volke Bugiha, das in einer Wüste, jenseit des Nils, gegen Osten wohnt und sich bis an die Gränzen von Suakin erstreckt. Seine Sprache (meint Leo) sey mit der Chaldäischen gemischt und habe Ähnlichkeit mit der, welche zu Suakin und in Oberäthiopien, wo der Prete Gianni residirt, üblich ist [1]). Die Bugiha (fährt Leo fort), sind feige, wehrlose Menschen, die von der Milch und dem Fleische der Kameele und von Wildpret leben. Sie bekommen vom Herrn von Suakin oder vom Herrn von Dangala zuweilen Tribut. Ihnen gehörte eine große Stadt mit einem Hafen am rothen Meere, Namens Zibid, welche jährlich 200,000 Sarafinen eintrug, aber vor etwa 100 Jahren durch eine Flotte des (ägyptischen) Sultans zerstört wurde, zu Strafe, weil sie die Ladung einer nach Mekka bestimmten Karavane plünderte. Die Flüchtlinge wanderten nach Suakin und Dangala und erhielten sich durch kleine Arbeiten. In der Folge brachte der Herr von Suakin mit Hilfe einer Anzahl türkischer Flinten- und Bogenschützen diesem nackten Gesindel eine große Niederlage bei; es wurden mehr als 4000 auf dem Schlachtfeld getödtet und 1000 nach Suakin geführt, wo sie von Weibern und Kindern ermordet wurden [2]). So weit Leo. Nun fehlen Nachrichten von dieser Völkerschaft bis auf die neuesten Zeiten, welche indeß doch beweisen, daß die von Leo erwähnte Schlacht sie nicht ganz aus der Reihe der Völker getilgt habe. Bei Salt nämlich komt sie unter demselben Namen nur mit einer andern Orthographie vor. Die Boja (sagt er) gehören zu den Stämmen, welche die Habessinische Prov. Tigre im Norden begränzen. Sie bewohnen ein Gebiet zwei Tagereisen nördlich von Hamasen, im Norden der Schiho's und stehen zum Theil unter dem Einfluß des Naod von Massowah und eines christlichen Oberhaupts. Die eine Hälfte des Volks ist mohammedanisch, die andere christlich. Bruce führt sie (vgl. in Not. 1. das Anekdoton) unter dem Namen Beja [3]) an. Beja hat indeß hat indeß nach ihm auch eine umfassendere Bedeutung. „Ein in verschiedene Distrikte abgetheilter Strich Landes (sagt er I. 431) geht von Masuah längs der Seeküste nach Suakem, alsdann dreht er sich westwärts und geht in dieser Richtung mit dem Nil auf der Südseite und dem Wendezirkel auf der Nordseite fort, bis nach der Wüste Selima und den Gränzen von Libya im Westen. Dieses weitläufige Land heißt Beja. S. 134 gedenkt er des Sandes von Beja, in welchem die Einwohner der Länder von den abyssinischen Bergen nordwärts, bis da wo der Nil und Astaboras (Tacaze) zusammenfließen, genöthiget sind jährlich einmal ihre Wohnung zu verändern und in dem Sande von Beja Schutz zu suchen. Bd. III. S. 136, spricht er von der großen Wüste Beja. S. 257 übersetzt er Beja durch Nord. S. 651. bemerkt er, daß das Land Dongola auch Beja, nach der Hauptstadt von Barabra heiße. Daß übrigens nach S. 458. im 7ten Jahrhunderte unter Omars Chalifat die Araber Nubien und Beja überschwemmt haben sollen, ist nicht historisch zu erweisen. (*Hartmann.*)

1) Merkwürdig ist daher folgendes Anekdoton: Bruce's Reisegeleiter durch die Wüste (Bd. IV. S. 596.), Barbarins rc., trafen auf Ababde Araber und redeten mit ihnen „in der Sprache von Beja, die bei den Habab oder Hirten in Suakem und Masuah gebräuchlich ist" was aber Bruce zu thun verbot, und die Unterredung in arabischer Spache verlangte. 2) Obgleich die von Salt (S. 370. d. Übers.) berührte Inschrift, welche die Bezwingung des Stammes der *Boyaeitwv* wol nicht gerade hierauf sich bezieht: so bezeichnet sie doch dasselbe Volk. 3) Salt hat auch diesen Namen, s. Beja rubra.

Bodschas, s. Bogas.

BODUNGEN (Gross-Bodungen). Ein vormals schwarzburg-sondershäusisches Amt mit 5 Orten, wovon der Hauptort ein Marktflecken von 708 Einwohner mit einem Kammergute, am Bode-Fluß, 2 M. von Duderstadt liegt, und mit dem ganzen Amte durch den Statsvertrag vom 15. Jun. 1816 von Sondershausen an Preußen abgetreten worden ist. Es gehört gegenwärtig zu dem Kreise Worbis im Reg.-Bez. von Erfurt, u. hat Wollzeugfabriken und eine Pottaschsiederei. (*v. Hellbach.*)

Bodu Paru, s. Vipera viridis.

BÓDVA (spr. Bodwa) oder Boldva (spr. Boldwa), Fluß in Oberungern diesseit der Theiß, Abaujvarer, Torner und Borschoder Gespansch., entspringt auf den Jászóer Bergen, wird unter dem Marktfl. Szepsi oder Moldau durch mehre Bäche verstärkt, fließt bei Bodoló und Péder vorbei, nimt die Kanyapta auf, und tritt, nachdem sie in der Abaujvarer Gesp. einen Lauf von zwei Meilen beendigt hat, in die Torner Gespansch. In der Torner Gesp. wird die Bódva durch die Flüsse Solsva und Potrajnek verstärkt, und in der Borschoder Gespanschaft ergießt sie sich nicht weit von Miskolcz in den Sajó *). (*Rumy.*)

*) Vályi in Magyar Országnak leirása, 1. Band (Ofen 1796) S, 231. führt irrig zwei verschiedene Flüsse Bódva an.

BODVÁR, eine verfallene Burg in Oberungern diesseit der Theiß, Scharoscher Gesp., 1 M. von der Burg Sáros (spr. Scharosch) gegen Osten entfernt und zwischen waldigen Bergen gelegen, soll ein Zufluchtsort des ungr. Königs Bela gewesen seyn. (*Rumy.*)

Bodzak, s. Taurus.

BODZAU, Paß nach der Walachei im Großfürstenthum Siebenbürgen Ober-Albenser Gespanschaft. Unter den 6 Hauptpässen, welche aus Siebenbürgen nach der Walachei führen, ist dieser von Westen gegen Osten zu der letzte. Der Weg in die Walachei führt über mehre steile Gebirge, und ist sehr beschwerlich, er wird daher meistens nur von Fußgängern, Saumpferden u. Viehheerden betreten. An dem Flüßchen dieses Namens ist hier ein königl. Dreißigstamt und ein Kontumazamt befindlich. In dem Bodzauer-Theil trift man sehr viele inkrustirende Quellen an. (*Benigni.*)

BÖA (b. Strabo und Skylax), Boä (b. Ptol. u. der Tab. Peut.), Böä (b. Pausan.), lakedämonische Stadt, vom Herakliden Böos angelegt, wo jetzt Paleo Castro liegt, südöstlich von dem danach benannten Böotintischen Meerbusen, j. Golfo von Livadia (Mannert VIII. 599. fg.). (*H.*)

BÖBE, BÖBEIS. Böbe war eine kleine Stadt an der Thessalischen Meeresküste, und der See oder Sumpf Böbeis (Böbia, Böbias, näml. λιμνη, palus), der sich

von den westlichen Enden der Berge Ossa u. Pelion nach der Meeresküste zu erstreckt, hatte davon den Namen, s. Thessalien. (*H.*)

BÖBERA, eine nach dem russischen Botaniker v. Böber von Willdenow benannte Pflanzen-Gattung aus der zweiten Ordnung der 19ten Klasse, deren Charakter in dem doppelten vieltheiligen Kelch, in dem nackten Fruchtboden und in der aus büschelförmigen Borsten bestehenden Samenkrone zu suchen ist. Nach dieser Angabe fällt die Gattung mit Dysodia Cav. *W.*, Schlechtendalia *W.*, zusammen. — Die Arten sind folgende: 1) B. *chrysanthemoides* W., mit fast doppelthalb gefiederten Blättern und achttheiligen Kelchen. In Karolina, Florida und Südamerika. 2) B. *fastigiata* Humb., mit tief halb gefiederten, scharf gesägten, unten behaarten hellpunktirten Blättern, deren Spitzen oft in ein Haar übergehen und einem sechstheiligen äußern Kelch, dessen Fetzen pfriemenförmig zugespitzt sind. In Mexico (Dysodia tapetiflora *Lag.*). 3) B. *Porophyllum* Humb., mit tief halbgefiederten gezähnten Blättern, hellen Punkten in den Blattbuchten und gewimperten äußern Kelchfetzen. In Neuspanien (Pteronia Porophyllum Cav. *W.* Dysodia porophylla Cav. *Lag.*). 4) B. *Cavanillesii* *, mit gefiederten gezähnten hellpunktirten Blättern, einem äußern mit Borsten besetzten Kelch und getheilten Borsten der Samenkrone. Neu-Spanien (Willdenowia glandulosa *Cav.* Schlechtendalia *W.* Dysodia *Lag.*). 5) B. *pubescens* *, mit gefiederten linienförmigen gesägten eingeschnittenen Blättern, behaartem Stamm und stumpfen äußern Kelchfetzen. In Neu-Spanien (Aster pinnatus *Cav.*). 6) B. *subintegerrima* *, mit gefiederten linienrinnenförmigen, fast glattrandigen Blättern und behaartem Stamm. In Neu-Spanien (Dysodia *Lag.*). 7) B. *appendiculata* *, mit gefünften gefiederten eilanzetförmigen scharf gesägten Blättern und einer länglichen Drüse, die mit einem Anhang versehen ist. In Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

Böbia, Böbias, s. Böbe.

BÖBLINGEN, Stadt im Neckarkreis des Königreichs Wirtemberg, 2 M. von Stuttgart im Schönbuchwald, mit 2547 Einw.; Sitz eines Oberamts und eines Decanatamts, nebst Post. Das Schloß, das Herzog Ulrich wieder neu aufführte, wurde im J. 1818 an die Stadt verkauft und von dieser für ihre Schulanstalten eingerichtet. In dem Graben dieses Schlosses wurden Jahrhunderte lang Bären unterhalten, und es bestand dazu eine eigene Stiftung, das Bärenstift, das endlich von Herzog Karl die edlere Bestimmung zur Unterstützung armer Familien erhielt. Die Stadt gehörte den ehemaligen Pfalzgrafen von Tübingen, welche sie im J. 1344 an Wirtemberg verkauften. Am 12. Mai 1525 wurde zwischen Böblingen und Sindelfingen von Georg Truchseß das Heer der aufrührerischen Bauern geschlagen, welche 4000 Mann auf dem Platze ließen. Es befindet sich hier eine chemische Fabrik, welche ansehnliche Geschäfte macht. Außerdem zieht der Ort seine Hauptnahrung aus dem Boden: Getreide, Holz ic. (*Memminger.*)

BOËBODI, der Name der ungrischen (magyarischen) Heerführer, welche die Magyaren aus Asien nach Europa und namentlich in das heutige Ungern führten, bei dem Anonymus Belae Regis Notarius und den byzantinischen Schriftstellern, aus dem slaw. Woiwod (Heerführer, Fürst). (*Rumy.*)

Boece, s. Boethius.

BÖCKE. Der Ursprung des Zürcherischen gesellschaftlichen Vereines, welcher diesen Namen, auch einen Widder oder Bock zum Wapen führt, in den ältern Geschichtsbüchern oft die Schwertler, nach den Statuten der Gesellschaft selbst Schildner, und von ihrem Gesellschaftshause zur Schnecke auch die Gesellschaft zur Schnecke heißt, und von dem die Iris 1809. S. 148. ff. aus der Feder des Herrn geh. Raths von Ittner eine anziehende Nachricht enthält, steigt in hohes Alterthum hinauf. Daß die „Gesellen zem Snegger," von welchen die Zürcherischen Rathsacten 1386 sprechen, bereits eine abgeschlossene Gesellschaft gewesen seyen, ist nicht wahrscheinlich; aber beim Ausbruche des Krieges, welcher nach dem Tode des letzten Grafen von Toggenburg, Friedrich, die Züricher wegen der Ansprüche auf einen Theil seiner Besitzungen, zuerst mit Schwyz und Glarus, und endlich mit den übrigen Eidsgenossen entzweite, und dagegen mit Östreich und dem benachbarten teutschen Adel, seinen bisherigen Gegnern, in die genaueste Verbindung brachte, an Zügen des größten Heldenmuthes, der grausamsten Erbitterung und edler Vaterlandsliebe reich ist, erscheinen die Böcke als Vorgänger der jetzt noch bestehenden Gesellschaft. Vermuthlich war der Bürgermeister Stüßi, wie alte Nachrichten sagen, 1437 der Stifter des Vereines. In jenem sogeheißenen Zürichkriege, welcher den größern Theil des Gebietes dieser Stadt durch Brand und Raub verheerte, zeichneten sie sich durch Kühnheit und Entschlossenheit vor allen ihren Waffengenossen aus; und mögen als tapfere Vorkämpfer, in welcher von den ältern Bedeutungen man auch das Wort Bock (aries) verstehen wolle, sich diesen Namen erworben haben. Der Tod Stüßi's und mehrer der ersten Stifter, welche in verschiedenen Schlachten gefallen waren, schien ihren Muth noch zu erhöhen. Während der mehr als 2 Monate langen Belagerung Zürichs 1444, wo ungeachtet der großen Übermacht und der siegreichen Unerschrockenheit des Eidsgenössischen Heeres die Thore nicht geschlossen wurden, streiften sie, Verderben bringend, mitten durch dieses, und führten, nach dem eigenen Zeugnisse nicht nur der Zürcherschen, sondern auch der Eidsgen. Geschichtschreiber, einmal 40 Stücke Schlachtvieh, ein ander Mal 3 für die Berner bestimmte Weinfuhren mit den Begleitern in die eingeschlossene Stadt zurück, und boten jubelnd von einem Thurme den gegenüberliegenden Belagerern, denen der Wein hätte zukommen sollen, denselben an. — Der Friede versöhnte endlich die entzweiten Eidsgenossen wieder; aber die Verbündeten konnten den Böcken noch nicht vergeben. Um ihrem Zürich den Genuß des Heil bringenden Friedens nicht zu verzögern, wich der Muth und der Einfluß der Böcke ihrem Vaterlandssinne. Sie zogen auf das benachbarte Hegauische Schloß Hohenkrähen, welches sie nach Einigen kauften, oder wo sie nach Andern das Schloß- und Gesellschaftrecht an sich brachten, und unterließen es nicht, den Frieden zu suchen; aber umsonst. Endlich vernah-

men sie, der Landammann Fries von Uri habe sich vernehmen lassen, sie sollten trachten „einen Gewaltigen der Eidgenossen" in ihre Hände zu bekommen. Bald nachher, als dieser Fries auf dem Zürchersee bei Meilen vorüberfuhr, hielten plötzlich zwei leichte, von den Böcken besetzte Fahrzeuge, welche den Wink verstanden und ebenso, wie die Reise des Landammanns wol berechnet hatten, das Marktschiff an. Den Amman Fries fodern wir, sprachen sie; dem soll kein Leid geschehen. Gebt ihr ihn nicht heraus, so seyd ihr des Todes. „Lieben Gesellen," versetzte der Landammann, „es ist üch gut ze rathen; ich hab aber nit vermeint, daß die Sach mich treffen söllt. Fahrend ihr aber hin und sind redlich an mir," u. s. f. Er selbst gestand nachher, er sey nirgends besser gehalten worden, als auf Hohenkrähen. Die Versöhnung mit den Eidgenossen kam zu Stande. Diese ließen sich sogar die ihnen ungewöhnliche Bedingung gefallen, den Böcken noch eine Entschädigung von 300 Gulden zu bezahlen. Itel Reding von Schwyz, während des Krieges der Züricher erbittertester Gegner, zahlte den Abgeordneten die Summe aus; und als diese auf seine Worte: „Das ist nit oft gehört, daß wir Eidgenossen wenigen Leuten solch Geld geben müssen" — schnell erwiderten: „Reut dich das Geld, so nimm's nur wieder; uns ist die Ansprache lieber," lenkte jener freundlich ein, und sie sprachen: „Nu se laßt üs ungetratzt; was wir versprochen hand, das wellend wir halten." — Nur 16 sollen zuerst die Verbindung geschlossen, während des Krieges aber bis in die 60 sich vermehrt haben; und noch jetzt zählt die Gesellschaft 65 Glieder oder Wapenschilde. Ob diese volle Zahl, vom Frieden ausgeschlossen, auf ihrer Bergveste der Aussöhnung entgegen harrte, kann bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß nach dem mörderischen Kriege die der Bürger Zürichs auf wenige hundert Köpfe herab gesunken war. Von denjenigen Familien-Namen, welche ein sehr altes Verzeichniß als die ersten Stifter angibt, sind gegenwärtig 5 noch Glieder des Vereins, der unter seinen Samlungen Denkmäler der Achtung regirender Herren und fremder Gesandten besitzt, und immer eine bedeutende Anzahl von Regirungsgliedern und angesehenern Bürgern unter den Inhabern der Wapenschilde zählt, welche in der Regel sich vom Vater auf den Sohn oder einen Verwandten vererben [1]). (*Meyer v. Knonau.*)

BÖCKELMANN (Johann Friedrich), Prof. der Rechte in Leiden, geb. d. 22. April 1633 zu Steinfurt in der Grafschaft Bentheim, wo sein Vater Gograve (Landrichter) war. Vom Gymnasium seiner Vaterstadt kam er auf die Hochschule zu Heidelberg, wo er sich frühe auszeichnete, unter andern durch seine Doktordisputation: Disp., exhibens diversa juris themata. Heidelb. 1659. 4.; cum epist. apologet. Duisb. 1661. 4. (16½ Bogen stark), in welcher er dem Kurfürsten Karl Ludwig sehr angenehme, den Theologen aber sehr anstößige Dinge behauptete *), daher ihm der erstere noch in demselben Jahre das ordentliche Lehramt der Institutionen übertrug. Neue Beweise von dem ausgezeichneten Wohlwollen des Kurfürsten, dessen rechte Hand man ihn zu nennen pflegte, waren, daß er 1661 zum Rath und ordentlichen Hofgerichtsbeisitzer, 1665 zum ersten Rechtslehrer und Vicehofrichter, und nicht lange hernach zum Statsrathe und Vicepräsidenten des höchsten Tribunals ernant wurde. So viele rasche Beförderungen und Auszeichnungen reizten den Neid und die Verfolgungssucht der Kollegen, und bewogen ihn, 1671 einem Rufe zu einem juristischen Lehramte nach Leiden zu folgen, wo er den 22. October 1681 ehelos starb. B. war zu seiner Zeit der angesehenste Rechtsgelehrte in Heidelberg, vornämlich im Civilrechte, und seine zahlreichen Disputationen enthalten viele gründliche Erörterungen über allerlei Rechtsmaterien, besonders aus dem Civil-, Stats- und pfälzischen Rechte. Sie sind selten, aber von Jugler genau angegeben und recensirt. Sein Kompendium über die Institutionen (Compend. Institutt. Justiniani. Lugd. Bat. 1679. 12.) war ein halbes Jahrh. lang ein sehr beliebtes, oft gedrucktes Lehrbuch (am besten Amst. 1727. 8. mit des Heineccius Vorrede) **). (*Baur.*)

BÖCKH (Christian Gottfried), Diakonus in Nördlingen, geb. den 8. April 1732 in der Nähe dieser ehemaligen schwäbischen Reichsstadt, in dem Dorfe Näher-Memmingen, wo sein Vater Prediger war. Auf dem Lyceum in Nördlingen vorbereitet, ging er 1752 nach Jena, wurde 1759 Conrector in Wertheim und zugleich Pfarrer zu Waldenhausen, 1762 Rektor in der Reichsstadt Eßlingen, und 1772 Diakonus an der Hauptkirche in Nördlingen, wo er den 31. Januar 1792 starb. Böckh steht ehrenvoll in der Reihe derer, die sich um Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts verdient machten, durch Herausgabe einer Wochenschrift zum Besten der Erziehung (Stuttg. 4 Bde. 1771. 8.) und als vornehmster Bearbeiter der allgemeinen Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen (Nördl. 11 Bde. 1774 — 1786. gr. 8.), eines Werks, das sich durch gründliche Beurtheilung pädagogischer Schriften, überdachte Vorschläge, Beiträge zur Schulgeschichte und Beobachtung der Mittelstraße zwischen dem Alten und Neuen Beifall zu verschaffen wußte. Was er selbst für Kindheit und Jugend schrieb, wurde ebenfalls gern gelesen, z. B. Kinderzeitung. Nürnb. 14 Bändchen 1780—83. 8. Chronik für die Jugend. Augsb. 4. Jahrg. 1785 — 88. 8. Predigten für die Jugend. Nürnb. 2 Th. 1783. 8. Der Rathgeber junger Leute. Leipz. 2 Bde. 1791. 8. u. e. a. Überall trug er vernünftige gute Lehren vor, suchte gute Gesinnungen zu wecken, und sein Vortrag hatte etwas Herzliches und Eindringendes. Aus den angeführten Predigten und seinen Materialien zum öffentlichen Vortrag über die sonn-, fest- u. feiertäglichen Evangelien. Nördl. 6 Th. 1791 — 96. 8. (vollendet von seinem Sohne Friedr. Böckh) erhellet, daß er dem ältern kirchlichen Systeme mit Überzeugung anhing, aber die praktische Tendenz nicht

---

1) S. auch Müllers Schweizergesch. Bullinger. Stettler; u. A. m.

*) Der Kurfürst selbst hatte ihm zu erkennen gegeben, daß er von der Gewalt des Landesherrn in Kirchensachen handeln möchte. Einer von Böckelmanns Gegnern, der ihn bitter tadelte, übersetzte seinen Namen in Hircander.

**) *A. A. Pagenstecheri* Memor. Boeckelmanniana. Groening. 1690. 8. Büttinghausen Beiträge zur pfälz. Gesch. 2 Bd. 56—62. Juglers Beitr. zur jur. Biogr. 4 Bd. 274 — 301. Hugo's Lehrb. der civil. Literargesch. 255.

vernachlässigte. Von dem, was er mit besonderer Vorliebe und mehr als zwanzigjährigem Fleis für alte vaterländische Literatur sammelte und bearbeitete, ist das Meiste Manuscript geblieben, und nur Weniges davon steht in der Bragur, deren ersten Band er gemeinschaftlich mit F. D. Gräter herausgab †). (*Baur.*)

BÖCKHN eigentlich **BÖCKEN** (**Placidus**), ein berühmter katholischer Kanonist, Sohn des Joh. Kaspar von Böcken, der am 28. Mai 1733 in seinem 85sten Jahre als Hofrath und Stadtsyndikus zu Salzburg starb, nachdem er dem State als Advokat, Professor, Rath u. Richter mehr als 50 Jahre gedient hatte *). Von 9 Söhnen, die alle Ordensgeistliche wurden, machte nur Placidus sich durch Schriften bekant. Dieser war den 13. Jul. 1690 zu München geboren, trat in seinem 15. Jahre zu Salzburg in den Benediktinerorden, hörte daselbst akademische Vorlesungen, und erlernte in Rom die Praxis der Kurie. Bald nach seiner Rückkunft, im J. 1721, wurde er in Salzburg Professor des Kirchenrechts und geistlicher Rath, 1729 Prokanzler der Hochschule und 1733 Professor der Theologie. Durch seine unbesonnene theologische Hitze und Verketzerungssucht zog er sich 1741 die Ungnade des Erzbischofs Leopold zu, und wurde genöthiget, seine Ämter niederzulegen. Neun Jahre lebte er als Superior an dem Wallfahrtsorte Plain bei Salzburg, und starb in seinem Kloster den 9. Febr. 1752. Als Kanonist hatte er in seiner Kirche einen großen Ruf, und sein **Commentarius in ius canon. universum. Salisb. 1735. Vol. III. fol.** wurde noch 1776 zu Paris neu aufgelegt. Er besteht aus mehren Abhandlungen, die vorher einzeln über jedes Buch der Dekretalen erschienen waren. Die römische Kurie und der Kirchenglaube hatten an ihm eine starke Stütze **). (*Baur.*)

BÖCKINGEN, Pfarrdorf im Neckarkreise des Königr. Wirtemberg, Oberamts Heilbronn, mit 1206 evangel. Einw., gehörte früher zu dem Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Heilbronn; es ist merkwürdig wegen der hier aufgefundenen römischen Alterthümer, worunter sich ein, dem **Deo Taranunco** gewidmeter, Altar befand. Bei dem Orte befindet sich ein See, durch welchen ehemals der nun ziemlich entfernte Neckar seinen Lauf nahm. In dem See wurde 1497 ein Hecht von viertehalbhundert Pfund gefangen, der nach einem Ring, der ihm um den Hals gelegt war, 267 Jahre im See gelebt haben soll. Eine Abbildung davon befindet sich auf der Neckarbrücke zu Heilbronn. (*Memminger.*)

†) Leben von Gräter im 2. Bde. der Bragur; von Beyschlag im 2. Bde. des Rathgebers, und im 7. Hefte von Bocks Samml. von Bildnissen; bei allen dreien auch sein Porträt. Schlichtegrolls Nekrol. a. d. J. 1792. 1 Bd. 352—68. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

*) Man hat von ihm **Epigrammatum miscellaneorum decades septem. Styrae 1728. 12.**, und einige lateinische Schriften, worin er die Wilddieberei für ein Kapitalverbrechen erklärte, und die päpstliche Gewalt über alle Gebühr erhebt. Vgl. Zauner's biogr. Nachr. von salzb. Rechsgel. 69. Nachtrag 11. *Mederer* **Annales Ingolst. Vol. III. 72.** Baaders gel. Baiern 109.

) *Ziegelbauer* **Hist. ord. S. Benedicti T. III. 484. T. IV. 233. Saecularis memoria religiosor. in monest. ad S. Petrum Salisburgi 122. Zauner 86. Nachtrag 16. Baader 111. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1 Bd.

BÖCLER (**Johann Heinrich**), war zu Cronheim in Franken, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Nachdem er den ersten Jugendunterricht in den Schulen zu Heilbronn und Nürnberg erhalten hatte, besuchte er die Universitäten zu Tübingen und Strasburg, und gab in den vier obern Klassen des Gymnasiums der letztern Stadt Unterricht in der Latinität. Hier zeichnete er sich durch klassische Bildung und vorzügliches Lehrtalent so aus, daß man ihm ungeachtet seiner Jugend kurz darauf die Professur der Beredsamkeit auf der dasigen Universität übertrug und im Jahre 1640 ein Canonicat an der Kirche zu S. Thomas ertheilte. Und wirklich waren diese Belohnungen nicht unverdient; denn es ist gewiß, daß Böcler's Wirken viel zu dem Rufe beitrug, in welchem eben damals die Universität stand. Doch vermochte er den lockenden Aussichten nicht zu widerstehen, welche ihm die große Gelehrtenfreundin, die schwedische Christine, eröffnete. Im J. 1648 ging er, ihnen folgend, als Professor der Beredsamkeit nach Upsal, wo ihn jedoch seine Gewandtheit, mit welcher er sich sonst den Verhältnissen anzupassen wußte, verließ und er sich gröblichen Mishandlungen eines rohen Studentenhaufens ausgesetzt sah. Daß ihn die Königin im folgenden Jahre zum schwedischen Historiographen ernannte, konnte ihn mit dem ihm nun einmal verleideten Lande nicht wieder aussöhnen, und es war wol mehr dieser Grund, als die nachtheiligen Folgen des schwedischen Klima auf seine Gesundheit, welcher ihn bewog, um seine Entlassung zu bitten, welche ihm auch mit Beibehaltung seines Charakters und einer Besoldung von 800 Thalern bewilligt wurde. So kehrte er 1652 nach Teutschland zurück, und war in Strasburg noch so wenig vergessen, daß man ihm vielmehr mit Freuden die Professur der Geschichte ertheilte, welcher er auch bis an seinen im J. 1672 erfolgten Tod vorstand. Seine Abwesenheit hatte sein früheres Ansehen nicht untergraben; im Gegentheil stieg sein Beifall als akademischer Lehrer immer höher und seine Brauchbarkeit auch in andern Geschäften wurde von mehren Regirungen lohnend und ehrend anerkant. Der Kurfürst von Mainz ernannte ihn 1662 zu seinem Rath und bediente sich seiner in den Streitigkeiten über das Wildfangsrecht und mit der Stadt Erfurt, Kaiser Ferdinand III. erhob ihn 1663 zu derselben Würde und zugleich zu der eines Pfalzgrafen, welche letztere seiner Familie erblich zugesichert wurde, und Colbert's klugberechnete Milde gegen die ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit erstreckte sich auch auf Böcler *). Indessen ging das Verdienst dieses Gelehrten nicht über seine Zeit hinaus. Mit mannigfaltigen historischen und sprachlichen Kentnissen verband er die Gabe, das Vorhandene und Bestehende in angenehmer Form, klassischer Sprache und gefälliger, sich den Umständen accommodirender Auswahl vorzutragen; Tiefe, Gründlich-

*) *Wolfii* **conspectus supellectilis epist. p. 59.** Daß Böcler in Ludwig XIV. Namen öftere Geldgeschenke erhielt, ist gewiß, und die meisten Nachrichten besagen auch, daß er von demselben eine jährliche Pension von 2000 Livres bezog. Wir finden nicht, worauf sich die Notiz der **Biographie universelle IV, 648** stützt, daß ihm diese Pension zwar angeboten, die Annahme derselben aber vom Kaiser untersagt und er dafür durch eine kaiserliche Pension von 600 Thalern entschädigt worden sey.

tein und Geist sucht man bei ihm vergebens, obwol man ihm weder Scharfsinn noch Witz absprechen darf. In seinen historischen Werken zeigt er sich eben so wenig als eigentlichen Forscher, als in seinen philosophischen und politischen als originellen Denker. Als Lehrer der Jugend hat er indessen vorzüglich dadurch entschieden genutzt, daß er neben Matthias Bernegger durch Lehre und Beispiel zu einer Zeit unablässig auf die Nothwendigkeit klassischer Bildung hinwies, zu welcher eine solche Mahnung in Teutschland nichts weniger als überflüssig war. Von seinen Schriften, welche nur von geringem Interesse für die Wissenschaft sind, genügt die Anführung folgender: Opera in quatuor tomos tributa, cum praef. I. Alb. Fabricii. Argentor., 1712. 4. 4 Bände. Sie enthalten blos seine kleinern, meist akademischen, Schriften **). De rebus seculi XVI. Arg., 1685, 8. Historia universalis a mundo condito usque ad regnum Davidis. ib. 1680. 8. Historia universalis quatuor priorum a Christo nato seculor. Rostoch., 1695. 4. Historia belli Sueo-Danici. Holmiae, 1676. 4. De scriptoribus graecis et latinis. Arg., 1664. 8. (zuletzt in Gronovii thesauro ant. Graec. T. X.), ein eben so seichtes Buch als seine (allerdings posthume) Bibliographia historico-politico-philologico-curiosa (Germanopoli, 1677. 8.), welche Krause's großen Fleiß in der Leipziger Ausgabe von 1715 nicht verdiente. Museum. Arg., 1672. 8. Commentatio in Grotii librum I. et libri II. prima septem capita de jure belli et pacis. Arg., 1663—64. 8. Institutiones politicae. Arg., 1674. 8. Notitia S. R. imperii. Arg., 1670. 4. Comm. in Taciti annal. L. I. capita 15 priora. Arg., 1643. 4. Annotatio politica ad Taciti historiar. libros V. Arg., 1648. 4. Lectiones Polybianae ms. codicis Augustani. Arg., 1670. 4. Ausgaben des Herodianus (1642), Cornelius Nepos (1640), Vellejus (1642), Suetonius (1647), Terentius (1657) und Manilius (1655) u. m. a. ***). (*Ebert.*)

BÖCMANN (Joh. Lorenz Böckmann), geb. am 8. Mai 1741 zu Lübeck, hatte schon in früher Jugend in der Buchhandlung seines Vaters Gelegenheit, seinen Trieb zur Erlangung wissenschaftlicher Kentnisse zu befriedigen, wodurch er ganz zum Studiren hingezogen wurde. Nach seiner ersten Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bezog er 1761 die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen, welche aber, wegen seiner überwiegenden Neigung zur Mathematik und Naturlehre, mit wenig Eifer und nur in so weit betrieben wurde, als es nöthig war, um die Prüfung in seiner Vaterstadt bestehen zu können. Jedoch kam es nicht dazu; sondern der Rath und die versprochene Unterstützung seiner Lehrer in Jena, die ein vorzügliches Talent zum Vortrag seiner Lieblingswissenschaften an ihm bemerkt hatten, bestimmten ihn, nach vorhergegangener Prüfung und Vertheidigung einer Dissertation (Examen virium machinarum mechanicar. geometricum et physicum 1764.), sich zum magister philosophiae weihen zu lassen. Noch im nämlichen Jahre eröffnete ihm der Ruf zur ordentlichen Professur der Mathematik und Physik an das akademische Gymnasium zu Karlsruhe die Laufbahn auf seine ganze übrige Lebenszeit. Im J. 1769 ward er Konsistorialassessor, 1774 wirklicher Kirchenrath; 1776 erhielt er Sitz und Stimme im Konsistorium und Ehegericht, mit dem Charakter eines Hofraths, und 1798 den Charakter als geheimer Hofrath. Seit 1789 war er zugleich ephorus gymnasii. Er starb am 15. Dec. 1802. Mannigfaltig waren seine Verdienste während dieser beinahe 40jährigen Laufbahn im badischen Lande. Sein angenehmes Äußere, seine wohlklingende Sprache, sein beredter Vortrag und die Gabe, selbst schwierigere Gegenstände der Mathematik leichtfaßlich darzustellen, machten ihn zu einem vortrefflichen Lehrer. Diese Eigenschaften erwarben ihm auch die Zuneigung des fürstlichen Freundes der Wissenschaften, des Markgrafen Karl Friedrich, den er auf einigen Reisen begleiten mußte, zu dessen philosophisch-literarischen Abendunterhaltungen er häufig beigezogen wurde, und dessen Freigebigkeit für alles, was zur Erweiterung der menschlichen Kentnisse dient, Böckmann zur Anlegung eines schönen physikalischen Kabinets benutzte. Auch die übrigen Mitglieder der fürstl. Familie ließen sich die Naturlehre von B. vortragen. Zum Behuf seiner Lehrstunden auf dem Gymnasium gab er „Erste Gründe der Mechanik. Karlsruhe 1769. 8." heraus, und bearbeitete die Malerische Physik nach dem damaligen Zustand der Wissenschaft ganz neu (Böckmanns Naturlehre, oder: die gänzlich umgearbeitete Malerische Physik. Karlsruhe 1775, gr. 8.). B. machte in diesem Fache selbst mehre glückliche Entdeckungen, und ergriff mit Enthusiasmus jede fremde Erfindung, die der Menschheit Nutzen versprach. Alle seine Kentnisse suchte er zum Besten des Landes anzuwenden. Zur Vertilgung mancher irrigen Vorstellung hielt er für das gesammte Publikum jedes Standes und Geschlechts, von 1776 an mehre Jahre hindurch, öffentliche Vorlesungen über die Naturlehre, wozu er 1776 eine eigne Einladungsschrift drucken ließ. In jenem Jahre entdeckte er auch die stern- und strauchartigen Bildungen, welche feiner Staub auf einem geriebnen Elektrophor hervorbringt, und machte davon weitere Anwendungen. S. seine Abhandlung über eine ganz neue Erscheinung an den Glasbomben, nebst einer Anwendung auf gefrorne Fensterscheiben und einem Anhang von elektrischen Sternen; in dem dritten Bande der neuen philos. Abhdl. der baierischen Akad. der Wiss. und in seinen kleinen Schriften physischen Inhalts, Karlsruhe, 1789. 8. Im J. 1778 errichtete B. ein meteorologisches Institut. An 16 Orten des Landes wurden genaue Wetterbeobachtungen angestellt, und zu deren Behuf übereinstimmende Instrumente nebst der nöthigen Anweisung vertheilt. Mehre seiner Schriften geben darüber Aufschlüsse und Resultate; z. B. Wünsche und Aussichten zur Vervollkommnung der Witterungslehre. Karlsr. 1778. 8. Karlsruher meteorologische Ephemeriden vom J. 1779. Böckmann erschuf sich dazu eine

) Diese 4 Bände sind eigentlich blos neue Titelblätter zu s. Dissertatt. acad. Argent., 1701, 4. 3. Bände; und zu s. Oratt. et programm. Arg. 1712. 4. *) S. über ihn *Witteni* memoriae philos. Dec. IX. pag. 557. sq. *Struvii* acta litt. T. I. fasc. 3. p. 13. sq. fasc. 6. p. 24. Wachler Gesch. der histor. Kunst. B. 1. Abtheilung 2. Seite 869. f.

eigne Meteorographie; s. seine Schrift: Welche Fortschritte machten Mathematik und Naturlehre in den badischen Ländern. Durlach 1787. gr. 8. S. 65. Bei Gelegenheit der Beobachtung des Nordlichts von 28. Jul. 1780 machte er auf eine Veränderung, die er auf der Oberfläche des Harzelektrophors bemerkt hatte, aufmerksam. S. Lichtenbergs u. Forsters götting. Magazin, 1. Jahrg., 5tes Stck. und nouv. mémoires de l'acad. roy. des Sciences et belles-lettres à Berlin, année 1780. Histoire, p. 17. etc. Das Zutrauen seines Fürsten gab ihm Anlaß, sich thätig für die Einführung der Blitzableiter in der ganzen Markgrafschaft zu verwenden, so daß in kurzer Zeit über 100 aufgerichtet wurden, nachdem mehre Jahre vorher die Sache geprüft, und von B. zur Ausrottung der Vorurtheile des Publikums die Abhandlung: Über die Blitzableiter. Karlsruhe 1782. 8. herausgegeben worden war. Seine hypothetische Erklärung des kempelschen Schachspielers (in Posselts Mag. z. Aufklärung, Bd. 1. und in B. kleinen Schriften), hatte wenigstens Wahrscheinlichkeit für sich. Interessant sind seine Versuche über die Wirkungen der Elektrizität gegen Krankheiten; s. seine beiden Schriften: Über die Anwendung der Elektricität bei Kranken. Durlach 1786. 8. und Samlung einiger elektrischer Kuren. 1789, (beide auch in seinen kleinen Schriften. Als enthusiastischer Freund des Magnetismus eröffnete er sein Archiv für Magnetismus und Somnambulismus (2 Bde. Strasb. 1787. 1788. 8.) damit Freunden und Feinden der neuen Lehre Thatsachen zur Beurtheilung und Prüfung vorgelegt würden, um dadurch zu einer festen Theorie zu gelangen. Die in Frankreich eingeführten Telegraphen erweckten auch seine Ideen; er vereinfachte die französischen und ersann noch einige neue Methoden (s. seinen Versuch über Telegraphik und Telegraphen. Karlsruhe 1794. 8.), welche bei den östreichischen Heerführern vielen Eingang fanden, so daß nur durch die Wendung des Kriegs die Errichtung einer telegraphischen Linie zwischen Manheim und Mainz, nach seinen Vorschlägen, vereitelt ward. Böckmanns andere kleine Versuche und Entdeckungen (z. B. daß er sich schon seit 1784 zur Beobachtung der Sonne einer Bedeckung aus vier gefärbten Gläsern, die man vor das Ocularglas schrauben konnte, bediente; s. Gilberts Annalen der Physik, Bd. X. S. 360.) hier namentlich anzuzeigen, würde zu weit führen. Sie sind in Zeitschriften zerstreut, und die Überschriften von mehren findet man in Meusel und Gradmann angegeben. Was er für die Schulen des Landes wirkte, liegt dem Publikum nicht so vor Augen, und verdient daher noch eine kurze Erwähnung. Er entwarf, nebst Walz, den Plan zu einem Seminarium für Landschullehrer, den er späterhin selbst noch verbesserte, verwendete sich für die Gründung einer Realschule für Nichtstudirende; als Ephorus sorgte er für die Gehaltserhöhung der Lehrer u. s. w.*). (*F. Molter.*)

Der älteste seiner hinterlassenen Söhne war:

Böckmann (Karl Wilhelm), geb. am 1. Okt. 1773 zu Karlsruhe. Dieser zeigte von Jugend auf viele Neigung zur Mathematik und Physik, verließ jedoch im J. 1792 bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Franzosen das Gymnasium, und trat als Souslieutenant in badische Militärdienste. Im J. 1795 begleitete er seinen Vater in das östreichische Hauptquartier nach Heidelberg, um an der Errichtung einer Telegraphenlinie Theil zu nehmen. Beide, Vater und Sohn, wurden deshalb Mitglieder der telegraphischen Kommission in Manheim. Auch wurde um diese Zeit dem Sohne eine Stelle als Oberlieutenant bei dem kaiserl. Generalstabe angetragen, die er jedoch ausschlug. Als sein Vater im J. 1796 mit der fürstl. Familie nach Ansbach gereist war, versah der Sohn dessen Vorlesungen am Gymnasium zu Karlsruhe, und nach des Vaters Rückkunft begab er sich auf die Universität Erlangen, wo er in den Jahren 1797 u. 1798 die Vorlesungen Hildebrands, Mayers, Schrebers und Langsdorfs besuchte. Nach seiner Heimkehr gab ihm die Benutzung des ganz vorzüglichen physikalischen Kabinets die schönste Gelegenheit, glückliche Experimente zur Erweiterung der Physik und Chemie anzustellen. Die erste Frucht dieses Fleißes war die Schrift: Versuch über das Verhalten des Phosphorus in verschiedenen Gasarten, mit e. Vorr. v. F. Hildebrand. Erlangen 1800. 8. mit Kpf. Schon im folgenden Jahre folgte seine Übersetzung von Chaptals Abhandlung über den Bau, die Bereitung und Aufbewahrung der Weine. Karlsruhe 8. (wieder aufgelegt und vermehrt unter dem Titel: J. A. Chaptal über den Bau, die Bereitung und Aufbewahrung der Weine, und Parmentier über die Bildung, Bereitung, Aufbewahrung und Anwendung der verschiedenen Arten des Essigs. Aus d. Franz. übers. u. mit Anmerk., Zusätzen u. neuen Erfahrungen herausgegeben. Karlsruhe 1806. 8.). Nun verließ Böckmann im Jahr 1801 die Militärdienste, und ward mit dem Charakter eines Professors, als Gehilfe seines Vaters bei dem physikal. Kabinet angestellt. Weil er durch seine Schriften dem Grafen Rumford bekant geworden war, so suchte ihn dieser nach London oder München zu bringen. Allein der Tod seines Vaters änderte solche Plane, indem er dessen Unterrichtsstunden übernahm und im Sept. 1803 zum wirklichen Professor der Mathematik u. Physik an dem Karlsruher Gymnasium ernant wurde. Diese Lehrstelle veranlaßte seinen Entwurf eines Leitfadens zum Gebrauch bei Vorlesungen in der Naturlehre. Karlsruhe 1805. 8. (die 2te Aufl. unter d. Titel: Leitfaden zum Gebrauch u. s. w. ebendas. 1812. 8.), so wie den Leitfaden zum Vortrag der Anfangsgründe der angewandten Mathematik. Karlsruhe 1814. 8. Im J. 1803 erhielt er von der philosophischen Facultät zu Erlangen das Doktordiplom, und 1804 wieder zwei Anträge zum Lehrstuhl der Physik, zuerst nach Wilna, dann nach Landshut. Jedoch bestimmten ihn eine Gehaltszulage und die Hoffnung dereinst in Heidelberg angestellt zu werden, seinen

*) Selbstbiographien von J. L. Böckmann findet man in K. J. Bouginés Gedanken von den Schulen, nebst einigen biographischen Nachrichten, S. 46; in der Saml. von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst Biographien, herausg. von C. W. Bock und J. P. Moser, Heft 12. Vgl. W. F. Wucherer im Magazin von und für Baden, 1803, welcher Aufsatz auch einzeln abgedruckt worden ist; Meusel's gel. T. u. Gradmanns gel. Schweiz.

bisherigen Posten nicht zu verlassen. Im J. 1806 wurde ihm der Charakter eines Hofraths ertheilt. Als nun durch Suckow's Tod und später durch den Abgang des Prof. Fries nach Jena, das Lehrfach der physikal. Wissenschaften in Heidelberg erledigt wurde, so bewarb sich B. beidemal um diese Stelle; allein der Großherz. Karl suchte ihn in Karlsruhe zu behalten und bewilligte ihm seine Bitten, deren Realisirung aber nur erst einige Jahre vor seinem Tode erfolgen konnte. Seit dem J. 1813 war B. auch Mitglied der Sanitätskommission, nachdem er schon vorher mehre Mineralquellen des Landes hatte untersuchen müssen, davon die Resultate in seiner physikalischen Beschreibung der Gesundbrunnen und Bäder Briesbach, Petersthal und Antogast. Karlsruhe 1810. 8. mit 3 Kupf. niedergelegt sind. Einundzwanzig wissenschaftliche Vereine in und außerhalb Teutschland ehrten seine Verdienste durch die Aufnahme zu ihrem Mitglied. Aber auch fürstliche Belohnungen wurden ihm zu Theil; sein Landesherr ernannte ihn 1816 zum Ritter des Zähringer-Löwenordens und 1819 erhielt er von dem Großherzoge von Hessen die Dekoration 4ter Klasse des Verdienstordens; dann von andern Monarchen und Fürsten, welchen er durch eingesandte Abhandlungen bekant wurde, noch andre Zeichen des Andenkens. Seinen thätigen Eifer für die Wissenschaft bezeugt die bedeutende Anzahl seiner Schriften, von denen ich hier noch einige nenne: Versuche über die Erwärmung verschiedener Körper durch die Sonnenstrahlen. Eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Mit 1 Kpf. Karlsruhe 1811. 8. Diese bereits im J. 1803 ausgearbeitete Preisschrift überlieferte er hier dem Publikum sehr vervollkommnet. Gleichfalls durch neuere Versuche sehr erweitert gab er eine andre im J. 1808 gekrönte Abhandlung heraus, unter dem Titel: Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper. Eine von der holländischen Gesellschaft der Experimental-Philosophie zu Rotterdam gekrönte Preisschrift. Mit 2 Kpf. Karlsruhe 1812. 8. Sie erschien auch in der ältern Gestalt in das Holländ. übers. in **Nieuwe Verhandelingen van het Bataafsch Genootschap de proefonder-vindelijke Wijsbegeerte te Rotterdam. VI. Deel.** 1812. S. 176. zc. Von der nämlichen Gesellschaft erhielt B. 1818 den Preis für die Auflösung der Frage: Welchen Mängeln der Ableiter ist es zuzuschreiben, daß es einzele Fälle gibt, in welchen sie Gebäude oder Schiffe nicht ganz gegen die Blitze geschützt haben? Noch übersetzte er die leichtverständliche Anleitung um der Ansteckung und Verbreitung der Fieber-Epidemien durch zweckmäßigen Gebrauch der bewährtesten Mittel vorzubeugen zc. Von Karl von Gimbernat. A. d. Franz. mit Zusätzen versehen. Karlsruhe 1814. 8. Seine vielen in Zeitschriften eingerückten Abhandlungen u. Beobachtungen sind am vollständigsten in der Eichrodt'schen Nachricht zc. (s. unten) gesammelt. Wenn man Böckmann's literarische Arbeiten überblickt, so erhält man die Überzeugung, daß er, mit Umgehung aller philosophischen Theorien der neuern Schule, nur der Erfahrung huldigte, und durch geschickte Benutzung des ihm anvertrauten physikalischen Apparats, eine Menge interessanter Entdeckungen über das verborgene Wirken der Natur machte. Schade also, daß ihn ein frühzeitiger Tod, am 18. Jun. 1821, nach einer langen Krankheit, der Wissenschaft entriß. S. (seines Oheims, Joh. Frdr. Eichrodt) kurze Nachricht von dem Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit K. W. Böckmanns; in dem Bericht von dem im Lyceum zu Karlsruhe im verflossenen Schuljahre ertheilten Unterricht. Karlsruhe 1821. 8. und in den Beilagen Nr. 156 und 158 zur allgem. Zeitung v. 1821. Molters literar. Karlsruhe, bei Hartlebens statist. Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe; Meusel's G. T.; Gradmanns gel. Schwaben; Verhandlungen des großherzogl. badischen landwirthschaftlichen Vereins zu Ettlingen, 2. Heft (Pforzheim 1821. 4.) S. 89—91. *(F. Molter.)*

BÖDDIGER, ein Pfarrdorf in dem Amte Felsberg des Kreises Melsungen der kurhessischen Prov. Niederhessen; es liegt an der Embs und zählte 1820 in 58 Häus. und 1 Mühle 390 Einw. Dabei erhebt sich ein Berg zu einer Höhe von 1208 Fuß, der durch seine Basaltkegel und Säulen, die mit einer 2 bis 3 Linien dicken Schale von grauem Thone umgeben sind, sich auszeichnet; auch findet man in seiner Umgebung Chalcedon, Glimmer, Hornblende, Olivine und Zeolithen. *(Hassel.)*

BÖDEFELD, eine Freiheit im Amte Fredeburg Herzogth. Westfalen, mit einer Pfarrkirche, 63 Häus. und 629 Einw. In derselben befindet sich ein Rittersitz, Stammgut der Familie von Bödefeld; von welcher er an die von Darsch gekommen ist. Später hat die Gemeinde das Gut angekauft und unter sich vertheilt. Der große Bödefelder Wald gehört zu den bedeutendern des Landes. *(J. Suibert Seibertz.)*

BOEDGEROENS, eine Kette von mehren Eilanden im Australozeane nahe bei der Küste von Neuguinea unter 2° 25′ südl. Br. u. 153° 7′ L. *(Hassel.)*

BOEDIGHEIM, Schloß u. Dorf mit 770 Einw., im großh. badischen Bezirksamte Buchen, fast ¼ M. von der Amtsst. an der Landstraße von Heidelberg nach Würzburg, Stammhaus und grundherrl. Besitzungen des jetzt noch blühenden altadeligen Hauses der Rüden von Bödigheim. Im J. 1286 gestattete der Abt v. Amorbach dem Stammvater dieses Geschlechtes, dem Ritter Wipprecht Rüden von Rüdenau, einem wahrscheinlichen Nachkommen des Karoling. Grafen Ruodi, auf dem Berge Bodikem eine Burg zu erbauen *), von welcher Zeit an auch stets eine Linie dieses Hauses hier blühte, die sich seit dem Absterben der Rüden von Collenberg auch mit diesem letztern Beinamen bezeichnet. — Von dem alten Bergschlosse ist nur noch einiges Mauerwerk übrig, das neue Schloß im Dorfe aber in gutem Zustande. Ackerbau und Viehzucht sind sehr blühend. *(Leger.)*

BÖDIKER (Johann), Rektor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin, geb. 1641 von Ältern niedern Standes, die aber aus dem uralten edlen Geschlechte der

*) Probb. Amorbac. n. XIV., bei Gropp in hist. monast. Amorbac.

von Pflug abstammten und in Stettin berühmte Vorfahren hatten. Er besuchte 10 Jahre lang das Köllnische Gymnasium in Berlin, wurde nach Vollendung seiner akademischen Studien Prediger zu Parstein in der Mark, 1673 Konrektor und 1675 Rektor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin und starb 1695. Er schrieb: Triumphbogen, den selig Verstorbenen aufgerichtet (100 Leichenabdankungen). Koblenz 1726. 8. Bericht von Kometen; Zeitlieder; Vestibulum linguae latinae; Epigrammata juvenilia; Orationes memorabiles et lamentabiles u. a. m. Von auszeichnendem Werth, und auch jetzt noch von Sprachforschern nicht zu vernachlässigen sind seine „Grundsätze der teutschen Sprache im Reden und Schreiben, samt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Kölln an der Spree 1690. 8." eine teutsche Sprachlehre, die an Wichtigkeit des Inhalts und an Reichthum der Sachen, eben so wie an lichtvoller Darstellung und zweckmäßiger Kürze alle ihre Vorgänger übertrifft, und daher nicht nur früher 1701 und 1709 wieder neu gedruckt, sondern auch später von dem Rektor Joh. Leonh. Frisch mit mehren Veränderungen 1723 u. 29. zu Berlin aufs neue herausgegeben, u. eben das. 1746. mit vielen Zusätzen von Joh. Jak. Wippel abermals erneuert wurde. Einen ansehnlichen Vorrath von Materialien zu einem teutschen Wörterbuche hinterließ Bödiker ungedruckt *). (*Baur.*)

BOËDROMIOS (*Βοηδρόμιος*), d. i. der mit Geschrei Losstürzende; ein Beiname, worunter Apollon zu Athen verehrt, und ihm die Boëdromia gefeiert wurden, weil er den Athenäern gerathen haben soll, sich mit Geschrei auf die Feinde zu stürzen, wenn sie siegen wollten [1]). Dies soll in dem Kriege geschehen seyn, worin Xuthos den unter Erechtheus Regirung von Poseidons Sohn, Eumolpos, hart bedrängten Athenäern zu Hilfe eilte und die Feinde schlug [2]). Nach Plutarch [3]) erhielt der Gott den Beinamen und die Boëdromien wurden gefeiert, weil Theseus im Monat Boëdromion (dem dritten des Athen. Jahres, von 30 Tagen, der letzten Hälfte des August und der ersten des Septembers entsprechend) über die Amazonen gesiegt hatte, nachdem er zuvor dem Apollon geopfert. Indeß ward Apollon auch in Thebai unter diesem Beinamen verehrt, und hatte einen Tempel neben dem der Artemis Eukleia [4]). (*Rickleſs.*)

BÖHLEN (Belen), ein in das schwarzburg-rudolstädtische Amt Königssee gehöriges Pfarrdorf von 256 Häus. mit 964 Einw. Bei diesem Orte wird Schwefel gefunden, und in dieser Gegend stand an der Schwarza schon im J. 1616 ein Schwefelwerk, das nach der Zeit einging, und an dessen Stelle im J. 1688 vom Gr. Anton Günther II., ein Alaun-, Schwefel- und Vitriolwerk angelegt wurde. Schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. wurde hier Bergbau getrieben. (*v. Hellbach.*)

BÖHLER, Joh. Friedrich, (irrig Pöhler in Meusels Miscellan.) herzoglich Gothaischer Kunst- und Figurenschneider in Arnstadt; ein berühmter Bildner, der vollkommen richtig zeichnete, und Bäume, Thiere, besonders Hirsche, so wie Menschen, allein und in Gruppen, die alles, was man in der Art hat, übertreffen, in Holz schnitt. Hauptsächlich studirte er den Hirsch Tag und Nacht hindurch in Wäldern auf die Erde hingestreckt, in allen seinen Stellungen, auf der Flucht, im Trapp, im Gange, bei der Äsung, auf der Brunst, bei der Begattung, von der Geburt an, und als Spisser bis in sein hohes Alter, oder da, wo er mit 24 und 30 Enden am Geweih stolz sein Rudel führt. B. starb in seiner Geburtsstadt, die ihn erst spät durch das Ausland schätzen lernte, im J. 1784 *). (*v. Hellbach.*)

BÖHM (Jakob, geb. 1575, gest. 1624). Die Ältern dieses so denkwürdigen Theosophen, dessen Andenken auch in neuester Zeit von Philosophen und Dichtern um die Wette gefeiert worden ist (vgl. Böhmisten), waren arme, aber fromme Bauersleute zu Altseidenberg bei Görlitz in der Oberlausitz. Sie erzogen ihn in wahrer christlicher Gottesfurcht, und ließen ihn auch in der Schule etwas schreiben lernen. Dabei hütete er ihnen das Vieh, bis er in Görlitz zu einem Schuhmacher auf die Lehre kam. Schon in seiner Jugend zeigten sich Spuren einer überspannten Phantasie, indem er ein Paar Begebenheiten, die ihm höchst wahrscheinlich nur in einem lebhaften Traume vorgekommen waren, für etwas ihm wachend Wiederfahrenes hielt. Er erzählte nämlich, er habe, als er noch das Vieh hütete, auf der Landeskrone, einem zuckerhutförmigen Berge bei Görlitz, einen Eingang gefunden, und in diesem eine große Bütte mit Gelde. Er sey darüber erschrocken und davon gelaufen, ohne sich etwas zu nehmen, habe aber den Eingang hernach niemals wieder finden können. — Einst habe er in Abwesenheit seines Meisters einem fremden Manne ein Paar Schuhe verkauft. Dieser sey dann fortgegangen, aber auf der Gasse wieder stehen geblieben, und habe ihn bei seinem Taufnamen heraus gerufen, ihn freundlich bei der Hand gefaßt, ihm in die Augen gesehen und gesagt: Jakob, du bist klein, aber du wirst ein großer Mann werden. Du wirst zwar Noth und Verfolgung leiden müssen, aber sey getrost, fürchte Gott, denn er ist dir gnädig. Dieser Vorfall habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihm mehr Ernst und Besonnenheit eingeflößt. Auf seiner Wanderschaft suchte er seine Religionseinsichten durch Nachdenken, Gebet und Lesen einiger Schriften immer mehr zu berichtigen und zu erweitern. Besonders beunruhigten ihn die damaligen krypto-kalvinistischen Streitigkeiten sehr. Er hielt die Erkentniß der Wahrheit zum Heil seiner Sele für nothwendig, und doch war es ihm bei seinen geringen Kentnissen schwer,

*) Hendrich's Pandectae Brandenburg. Küster's Memorabilia Coloniens. Reichard's Hist. der teutschen Sprachkunst 286 — 293. 417 — 420. Jördens's Lex. d. Dichtk. 6. Bd. 577. Heinsius Gesch. d. Sprach-, Dicht- und Redek. 2. Abth. 85.

1) Schol. in Callim. h. in Apoll. 69; *Spanhem.* in h. l. 2) *Suid.*, *Harpocr.* und Etym. magn. Βοηδρομ. 3) Thes. 27. 4) *Paus.* IX, 17.

*) Von seiner schönen Samlung gezeichneter Hirsche in 42 Stellungen, davon das Blatt für 4 Thlr. verkauft wird, steht unter andern eine Nachricht im 3. St. der Forst- und Jagdbibliothek. 1789. Nr. 17., von ihm selbst aber eine Nachricht von seinem Landsmann, dem Maler Timme, in Meusel's Miscellaneen artist. Inhalts. X. Heft. S. 195—219.

zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Deshalb strengte er sein Nachdenken über Religion immer mehr an, und überspannte dadurch seine Einbildungskraft so sehr, daß er schon auf seiner Wanderschaft in eine Art von Entzückung gerith, in welcher er, nach seiner Aussage, mit göttlichem Lichte umfangen ward, und sieben Tage lang in göttlicher Beschaulichkeit und Freudenreich stand. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war, suchte er sich noch eifriger in einem gottseligen Leben zu befestigen.

Als er 1594 nach Görlitz zurück kam, ward er Meister, und heirathete eines Fleischhauers Tochter daselbst. Mit dieser lebte er 30 Jahre in einer friedlichen Ehe und zeugte 4 Söhne, von denen der eine ein Goldschmid ward, die andern aber Handwerke erlernten. Sie starben alle bald nach des Vaters Tode, auch die Mutter derselben starb an der Pest 2 Jahre nach J. Böhm's Tode. 1600 ward Böhm zum zweiten Male vom göttlichen Licht ergriffen, indem er durch den jählingen Anblick eines zinnernen Gefäßes in den innersten Grund der geheimen Natur eingeführt wurde. Anfänglich hielt er diese Erscheinung selbst für ein Bild der Phantasie, und suchte sich deshalb im Freien zu zerstreuen; als er aber auch hier den empfangenen Blick immer deutlicher empfand und in die innerste Natur hinein sehen konnte, schwieg er freudig still, lobte Gott und kehrte zu seinen Berufsgeschäften zurück, dachte auch wenig mehr an diese Erscheinung. Aber 1610 ward er zum dritten Male von Gott berührt und mit neuem Lichte begnadiget. Um nun diese empfangene Gnade nicht aus dem Gedächtniß zu verlieren, schrieb er 1612 das ihm Geoffenbarte für sich selbst auf, und nannte diese Schrift: Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange. Zufällig erblickte ein Edelmann, der mit Böhm bekant war, dies Manuscript bei ihm, bat sich dasselbe aus zum Durchlesen; zertheilte es aber in mehre Theile und ließ dasselbe so durch Mehre ohne Böhm's Wissen abschreiben. Dadurch ward diese Schrift bei einigen bekant und kam auch endlich dem Primarius zu Görlitz, Gregorius Richter, in die Hände. Dieser eifrige, aber höchst lieblose, Vertheidiger des Kirchenglaubens verdammte Böhm'en und dessen Schrift auf der Kanzel mit der größten Heftigkeit und verkündigte Görlitz das Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn ein solcher Irrlehrer länger in ihren Mauern geduldet würde. Der Rath foderte daher Böhm'en 1613 vor, nahm ihm seine Aurora ab, verwahrte sie auf dem Rathhause, untersagte ihm das Bücherschreiben, dem Primarius aber das Schmähen auf der Kanzel. Böhm gehorchte zwar, aber nicht ohne heftigen Kampf zwischen seinem Triebe nach höherer Erkentniß und der Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Seine Morgenröthe hielt er nun für verloren. Aber unvermuthet ward ihm eine Abschrift derselben von gelehrten Leuten zugesandt, nebst dem Ermahnen, sein Talent nicht ferner zu vergraben. Der Primarius hielt sein Wort nicht, sondern fuhr fort, auf den armen Mann zu schmähen. Indeß kam Böhm'en, wie er sich ausdrückt, der Höchste mit seinem Odem wieder zu Hilfe, und erweckte zum vierten Male das göttliche Licht in ihm. Dies alles zusammen bewog ihn, daß er 1619 aufs Neue zu schreiben anfing, sein Handwerk aus Mangel an Verlag aufgab, bis an sein Ende schrieb, und in allen 21 Schriften verfertigte [1]). In Schlesien und in der Lausitz hatte er unter den Adeligen und Gelehrten viele Freunde und große Verehrer seiner Schriften. Von diesen erhielt er von Zeit zu Zeit theils Geschenke, theils als Honorar für das Abschreiben seiner Schriften Korn und Geld zu seinem Unterhalte. Oft reiste er auch auf ihr Verlangen selbst zu ihnen, um ihnen das Eine oder das Andere in seinen Schriften mündlich zu erklären. Das letzte Jahr seines Lebens, nämlich 1624, war wieder ein unruhiges für ihn. Abraham von Frankenberg gab in demselben Böhm's Schrift: von wahrer Buße und wahrer Gelassenheit im Drucke zu Görlitz heraus. Jetzt ereiferte sich der Primarius Richter heftiger als jemals über Böhm'en, und brachte es bei dem Magistrat zu Görlitz dahin, daß dieser den armen Mann aus der Stadt verweisen ließ. Doch den folgenden Tag besann sich der Rath eines Bessern, ließ den unschuldig Verjagten wieder aufsuchen und in die Stadt zurück führen. Nun gab aber der Primarius in lateinischer Sprache einen Bogen im Druck wider Böhm'en heraus. Der Rath foderte diesen abermals vor sich, und rieth ihm, sich freiwillig aus der Stadt zu entfernen, indem der Rath befürchtete, er möchte selbst vom Kaiser oder vom Kurfürsten seinetwegen zur Verantwortung gezogen werden. Böhm konnte diesen Rath um so williger befolgen, da er eben von einigen angesehenen Männern in Dresden aufgefodert worden war, zu ihnen zu kommen. Er reiste deshalb sogleich ab, und wohnte in Dresden bei Benedikt Hinkelmann, kurfürstlichem Chymikus und Praktikus, und ward durch diesen mit einigen gelehrten und angesehenen Männern bekant. Seine Schrift von der wahren Buße erhielt in Dresden vielen Beifall, und der Primarius Richter erschien daselbst in keinem vortheilhaften Lichte. Das Examen, das er daselbst vor mehren Doktoren und zwei Professoren der Mathematik bestanden haben soll, war, wie es aus einem Briefe an D. Kobern in Görlitz hervor geht, höchst wahrscheinlich, weiter nichts als eine freundschaftliche Unterredung Böhm's mit diesen Herren auf einem Abendmahle bei dem Herrn Benedikt Hinkelmann, das vorzüglich nur um dieser Unterredung willen veranstaltet worden war [2]). Deshalb konnte man in Dresden ganz natürlich weder Acten noch Protocoll über diese Unterredung finden, als Calov und von Seckendorf daselbst nachsuchen ließen [3]). Der Kurfürst ist wahrscheinlich selbst nicht dabei zugegen gewesen, wol aber kann er ein bestimmtes Urtheil von den Examinatoren über Böhm's Grundsätze und Lehre verlangt haben, das sich diese aber nicht zu geben getrauten, weil sie Böhm'en noch nicht hinlänglich hatten verstehen können. Hierauf soll der Kurfürst Böhm'en zu sich gerufen und sich privatim mit ihm unterredet und dann gnädigst entlassen haben. Außerdem gründet sich die Nach-

1) Abraham von Frankenberg nent in Böhm's Leben in dem Verzeichniß von Böhm's Schriften auch eine vom Jüngsten Gerichte. Aber diese Schrift selbst steht in keiner Ausgabe, und ist wahrscheinlich als Manuscript verloren gegangen. 2) In Böhm's Schriften das 64. Sendschreiben. 3) Calov in der Vorr. seines Antiböhmii, und von Seckendorf in den additionib. seines Christenstats p. 969.

richt von diesem Examen auf die Aussage des Cornelius Meißner, eines Arztes zu Breslau, der dieselbe von einigen glaubwürdigen Männern gehört hat, desgleichen auf einen Briefwechsel zwischen Abraham Calov und Jacob Weller, der in Joh. Frickens gründlicher Untersuchung J. Böhm's vornehmster Irrthümer c. 1. §. 26. zu lesen ist. Böhm mochte sich, wie aus seinen Briefen von Dresden aus erhellet, von dem Beifalle, der ihm in Dresden zu Theil ward, größere Wirkungen versprechen, als es der Natur der Sache nach zu erwarten war. Zum Glück bedurfte er keines irdischen Schutzes mehr. Denn wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach Görlitz starb sein Todfeind, der Primarius Richter, und Böhm selbst folgte ihm nach 3½ Monaten nach. Seine letzten Worte waren: nun fahre ich hin ins Paradeis. Sein treuer Freund, D. Kober besorgte das Begräbniß. Aber der Mann, der im Leben kein Kind beleidigt hatte, ward auch nach seinem Tode noch verfolgt; denn weder der neue Primarius Nikolaus Thomas, noch der M. Elias Theodorus, der ihm auf dem Sterbebette das Abendmahl gereicht hatte, wollten ihm eine Leichenpredigt halten. Indeß ward Elias Theodorus vom Rathe dazu genöthigt, weil sich der Primarius für einen Patienten erklärte, als ihn der Rath zur Haltung der Predigt auffodern ließ. Theodorus fing aber die Predigt mit folgenden Worten an: Er wolle lieber einem andern 20 Meilen zu Gefallen gegangen seyn, als diese Predigt halten. Aus Schlesien ward ihm ein schönes Kreuz zugeschickt und auf sein Grab gesetzt; aber bald ward dasselbe von seinen Feinden mit Koth beworfen und zerschlagen. Abraham von Frankenberg beschreibt Böhm'en auf folgende Weise: Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleiner Statur, niedriger Stirn, erhobenen Schläfen, etwas gekrümmter Nase, grauen und fast himmelbläulich glänzenden Augen, kurzem, dünnem Barte, kleinlautender Stimme, doch aber holdseliger Rede, züchtig in Gebehrden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, und sanftmüthig von Herzen.

Seine Schriften sind wahrscheinlich einzig in ihrer Art, indem sie Vortreffliches und Gehaltloses auf tausendfältige Weise mit einander verknüpfen, und dadurch den Gebildeten bald anziehen bald zurück stoßen. Der Schlüssel zu ihrem möglichsten Verstehen und zur gerechten Beurtheilung derselben scheint mir in folgenden Grundsätzen enthalten zu seyn. Der erste ist der: Böhm ward von einem brennenden, unwiderstehlichen und heiligen Verlangen nach einer möglichst richtigen, vollständigen und lebendigen Erkentniß des göttlichen Wesens und alles Göttlichen in Christus, in der Natur und in dem Menschen zum Schreiben angetrieben, um sich das, was als etwas Unendliches und Göttliches in seiner Sele lag, auch äußerlich als etwas Objektives hinzustellen und zu entwickeln. Man sehe, wie er sich selbst darüber erklärt. „Wenn ich mich entsinne, und denke, warum ich also schreibe, und es nicht andern Scharfsinnigen stehen lasse, so finde ich, daß mein Geist in diesem Wesen, davon ich schreibe, entzündet ist; es ist ein lebendig laufend Feuer dieser Dinge in meinem Geiste. Darum, was ich mir auch sonst vornehme, so quillt doch immer das Ding oben und bin also in meinem Geiste damit gefangen, und ist mir aufgelegt, als ein Werk, das ich treiben muß. So es denn nun mein Werk ist, so will ich mirs zu einem Memorial schreiben und eben auf eine solche Art, wie ich dazu gekommen bin, und will nichts Fremdes setzen, was ich selbst nicht erfahren habe, damit ich mir nicht selbst als ein Lügner vor Gott befunden werde. — Denn ich habe ihm viel tausend Mal geflehet, wenn mein Wissen nicht zu seiner Ehre, und meinen Brüdern zur Besserung dienen sollte, möchte er dasselbe von mir nehmen, und mich nur in seiner Liebe erhalten. Aber ich befand, daß ich mit meinem Flehen das Feuer nur heftiger in mir entzündete, und in solchem Entzünden und Erkennen habe ich meine Bücher geschrieben. — Denn ich bezeuge es vor Gott und vor seinem Gerichte, vor dem Alles erscheinen und ein Jeder von seinem Thun Rechenschaft geben soll, daß ich selber nicht weiß, wie mir damit geschieht, ohne daß ich den treibenden Willen habe, weiß auch nichts, was ich schreiben soll; denn wenn ich schreibe, diktirt mirs der Geist, daß ich oft nicht weiß, ob ich nach meinem Geiste in dieser Welt bin, und mich deß hoch erfreue. — Denn wenn ich nur für das Irdische sorgte, ward mir die Pforte des Himmels in meiner Erkentniß zugeriegelt. Dann ängstigte sich meine Sele, als wäre sie vom Teufel gefangen, und der Geist ließ nicht eher nach, bis er wieder durch die todte Vernunft brach, die Thore der Finsterniß zersprengte und neues Leben und neue Kraft erhielt. — Weil ich demnach spüre, daß mein ewiges Heil darauf stehet, so will ich lassen Gott walten, meine fleischliche Vernunft gefangen nehmen, und des Geistes Triebe und Erkentniß nachstreben. Und sollte gleich mein irdischer Leib in Mangel gerathen oder gar zu Grunde gehen, so will ich nicht weiter darnach fragen. Ich will nach meinem Anschauen schreiben, und keines Menschen Autorität ansehen. Nicht sollst du es verstehen, als wäre mein alter Mensch ein lebendiger Heiliger oder ein Engel; nein Freund, er sitzt mit allen Menschen im Hause des Zornes und des Todes, und ist wie alle Menschen voller Gebrechen und Mängel" [4]).

Der zweite Grundsatz ist der: Böhm hat nicht nur den Geist des christlichen Glaubens in seiner Lauterkeit erkant und ihn in vielen Stellen auf das Lebendigste dargestellt, sondern er hat auch hier und dort als Philosoph das objektive Seyn und Wirken des göttlichen Wesens in wenigen Worten schön und tief eindringend bezeichnet. Unter unzähligen Stellen, die dies beweisen, mögen hier nur einige stehen. — „Der rechte Glaube ist der rechte Wille, der in das lebendige Wort eingeht. Denn nichts gefällt Gott, ohne was er selbst durch unsern Willen thut; denn es ist nur ein einiger Gott in dem Wesen, und Alles, was in demselben Wesen mit ihm arbeitet und wirket, das ist ein Geist mit ihm. Der wahre Glaube ist eine Macht Gottes, der in und mit ihm wirkt; er ist frei und an keine Artikel gebunden, als nur an die rechte Liebe, darin er seines Lebens Kraft und Stärke holt; er schätzt das irdische Leben nichts, auf daß er in Gott lebe und Gottes Geist in ihm sey das Wol-

4) Drei Princip. 24, 1. Br. 12, 16. Br. 2, 10. Aurora, 25, 6 — 7. 9 — 10. 50 — 51.

len und das Thun. — Aller Wille, der in seine Selbstheit eingeht, der reißt sich von Gott los; er will ein eigen Regiment seyn, aber das ist Gott zuwider, denn der ist allein Alles. Also verstehe Mensch, was dir zu thun ist; beschaue dich in dir selbst, was du bist, und ob du mit dem Willen dessen, der dich schuf, geeiniget bist. Wo nicht, so wisse, daß du ein abtrünniges, ungehorsames Kind bist, und dich selbst zu deinem Feinde gemacht hast, indem du nicht in Gottes, sondern in deinem eignen Willen wohnst. Alles, was dich kränkt und ängstiget, das ist deine Selbstheit. — Die Liebe hasset die Ichheit, darum, daß die Ichheit ein tödtlich Ding ist, und beide nicht wohl beisammen bestehen mögen; denn die Liebe besitzt den Himmel, aber die Ichheit besitzt die Welt samt ihrem Wesen. Gleich wie der Himmel die Welt beherrscht und die Ewigkeit die Zeit, also auch herrscht die Liebe über das natürliche Leben. — Gottes Wille muß ein Herr über die Vernunft werden, soll die Vernunft etwas Tüchtiges machen, daß es vor Gott bestehe. — So wir uns selbst finden und erkennen, so sehen und erkennen wir auch, was Gott ist und vermag, und daß er nicht Sünde vergibt aus Gunst, wie ein König einem das Leben schenkt, der es verbrochen hat. Nein, es heißt nicht heucheln und ein Schalk bleiben; es heißt aus Gott geboren werden, oder ewig verloren seyn. Der rechte Glaube und Wille muß es thun; der muß ernstlich in Gott eingehen, ein Geist mit ihm werden und himmlisches Wesen erlangen, sonst hilft weder Singen, Klingen noch Heucheln. Gott bedarf keines Dienstes; wir sollen uns unter einander lieben, einer dem andern dienen und dem großen Gott danken, ihn ehren, loben und anrufen. Was wir uns selbst unter einander thun, das thun wir Gott. — Gott ist in sich selbst nur Eins, als eine lautere Lauterkeit, ohne Berührung. Er bedarf nirgends eines Orts zu seiner Wohnung, sondern er ist zugleich außer und in der Welt. Ihm ist kein Ort bereitet, da er sonderlich wohne, sondern seine Offenbarung ist nur unterschiedlich. Er ist in und bei uns, und wo er in einem Leben mit seiner Liebe beweglich wird, da ist er in seiner Wirkung offenbar, ausfließend, wollend und empfindlich. Willst du wissen, wo Gott wohnet, so nimm weg Natur und Creatur, alsdann ist Gott Alles. Aus ihm entsteht Natur und Creatur, und Wollen, Können und Vermögen. Aber wir Menschen können vom Geiste Gottes in Ewigkeit nichts mehr sehen, als den Glanz der Majestät, denn seine herrliche Kraft fühlen wir in uns; sie ist unser Leben und führt uns. — Der ewige göttliche Verstand ist ein freier Wille, nicht von etwas oder durch etwas entstanden; er ist sein selbsteigner Sitz, und wohnt einzig und allein in sich selbst. Er ist ein einiger Wille und ist weder nahe noch fern, weder hoch noch niedrig, sondern er ist Alles, ob er gleich unsern Sinnen als ein Nichts erscheint" [5]).

Der dritte Grundsatz ist der: Böhm schrieb als ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung immer nur in einer religiösen Begeisterung unter der Herrschaft einer regellosen Phantasie, und nahm daher Alles auf, was sich ihm während des Schreibens von theosophischen, chymischen und alchymistischen Stoff, den er sich durch Lektüre und Umgang mit Gelehrten erworben, aber nicht recht verstanden hatte, darbot, und entstellte so durch das Fremdartige und Unzusammenhängende sowol die Form als auch den Inhalt seiner Darstellungen [6]). Der Inhalt seiner Schriften und seine Biographie beweisen zur Gnüge seinen Umgang mit gelehrten Ärzten, Advokaten und Edelleuten, und mit theosophischen, chymischen und alchymistischen Schriften, wie Böhm dies auch irgendwo selbst versichert. Wenn er aber dennoch seine Schriften blos für sein Eigenthum ausgibt und für etwas ihm vom Geiste Diktirtes, so spricht er auch hierin der Wahrheit gemäß. Denn er schrieb immer nur seine eigne Begeisterung nieder, und alles von Außen aufgenommene ward nur mit dem religiösen Stoff, der ihn begeisterte, amalgamirt und in eine dichterische Form gebracht. Man findet eine Menge rein religiöse energische Darstellungen bei ihm; aber noch mehre, die durch Hinzufügung eines fremdartigen Stoffes entstellt oder auch völlig unverständlich gemacht werden. Das Schlimmste ist, daß die mystischen Ausdrücke in verschiedenen Beziehungen, in mannigfaltigem Sinne und in unzähligen Wiederholungen vorkommen, wodurch sie sich denn oft einander geradezu widersprechen oder doch zu widersprechen scheinen. — Aus diesem Allen folgt endlich noch dieser vierte Grundsatz: das einzige Haltbare und Anziehende in Böhm's Schriften ist das Moralische, Religiöse und Dichterische, welches überall hervor tritt; aber etwas Systematisches und Zusammenhängendes ist in ihnen nicht zu suchen, und alle Bemühungen darum sind etwas Vergebliches. — Seine philosophischen Darstellungen von dem objektiven Seyn, Wirken und Schaffen Gottes enthalten nur Entwickelungen des vernünftigen speculativen Bewußtseyns darüber, ohne weitere Begründung derselben durch Beweise, und von seinen christlichen Darstellungen isolirt gedacht, möchten sie wol mit dem Spinozismus und mit der Naturphilosophie in Eins zusammen fallen. Aber er stellt Gott auch zugleich von Seiten des christlichen Glaubens auf das Vollkommenste dar, und nicht jene philosophische, sondern die christliche Darstellung enthielt seinen Religionsglauben in sich. Wenn er aber den Glauben, der in ihm wohnte, über die Schrift erhebt, so meint er damit den Glauben, der aus der Schrift in sein Gemüth bereits übergegangen, und in ihm lebendig und wirksam geworden war, und setzt nun seinen wahren und thätigen Glauben demjenigen entgegen, der sich blos an den Buchstaben der Schrift, an Formeln, Meinungen und äußere Gebräuche hält.

Böhm's sämmtliche Werke bestehen aus 21 Schriften, die folgende Titel führen. 1) Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange. 2) Von drei Principien

5) Dreif. Leb. 14, 6. 8. 9—10. Wahre Gelass. 1, 39—44. Menschwerd. 3, 1. 2—4. Bez. d. Dinge. 15, 7—9. 49—50. 2. Übers. Leben. 24. Menschwerd. 3, 3. 7. 2, 6. 16—17. Dreif. Leb. 11, 106. Theos. Fr. 1—3. Gnadenwahl. 1, 27. Kap. 2, 3. Dreif. Leb. 5, 51. Myst. Magn. 29, 1.

6) Alle chymische, alchymistische und astrologische Erklärungen bei Böhm kann man geradezu für etwas Unbrauchbares erklären, und nur die religiösen Ideen, die er im Einzelen mit einwebt, und die dichterische Form, die sie an sich tragen, geben solchen Stellen noch einiges Interesse.

nebst Anhang. 3) Vom dreifachen Leben des Menschen. 4) 40 Fragen von der Sele, nebst dem umgewandten Auge. 5) Von der Menschwerdung Jesu Christi. 6) Von 6 theosophischen Punkten. 7) Von 6 mystischen Punkten. 8) Vom irdischen und himmlischen Mysterium. 9) Der Weg zu Christo in 8 Büchern: als: a) von wahrer Buße, b) vom heiligen Gebet, c) von wahrer Gelassenheit, d) von der neuen Wiedergeburt, e) vom übersinnlichen Leben, f) von göttlicher Beschaulichkeit, g) Gespräch einer erleuchteten und unerleuchteten Sele, h) von 4 Complexionen. 10) Zwei Schutzschriften wider Balthasar Tilken. 11) Bedenken über Esaias Stiefels Büchlein und vom Irrthum der Secten Esaias Stiefels und Ezechiel Meths. 12) Schutzrede wider Gregorius Richter, nebst der schriftlichen Verantwortung an E. E. Rath zu Görlitz. 13) Unterricht von den letzten Zeiten an Paul Kaym. 14) De Signatura Rerum oder von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. 15) Von der Gnadenwahl. 16) Von Christi Testamenten. 17) Mysterium Magnum über Genesin, nebst kurzem Auszuge. 18) Betrachtung göttlicher Offenbarung. 19) Tafeln von den drei Principien göttlicher Offenbarung. 20) Erklärung der vornehmsten Punkte und Wörter in diesen Schriften. 21) 74 Theosophische Sendbriefe. — Der Weg zu Christo war das erste Buch, welches von ihm durch A. von Frankenberg zu Görlitz 1624 zum Druck befördert ward. 1634 kam die Aurora in Teutschland im Auszuge heraus, und bald folgten einige kleine Schriften in Dresden, Halberstadt, Büdingen und Berlin. Die erste Samlung ward in Amsterdam 1675. 4. durch einen gewissen Heinrich Betke heraus gegeben. Von 1635 bis 1704 erschienen in Amsterdam die sämtlichen Schriften Böhm's nach und nach sowol in hochteuscher als auch in niederteutscher Sprache in Duodez, Octav und Quart durch einen Kaufmann, Abraham Wilhelm van Beyerland. Dieser hatte eine vollständige Abschrift von Böhm's Schriften von dem Advokaten Hans Rothen von Baumgarten in Görlitz für 100 Thlr. gekauft [7]), dann sich aber auch noch mehre Kopien, nebst einigen Originalhandschriften zur Berichtigung des Textes erworben. Er übersetzte sie dann ins Niederländische und gab sie einzeln heraus. Auch ins Holländische und Französische wurden einige Schriften übersetzt, und die 40 Fragen von der Sele 1632 ins Lateinische durch Joh. Angelius Werdenhagen, weiland Profess. zu Helmstadt und fürstl. lüneburgischen Rath. Auch in England wurden Böhm's Schriften von mehren übersetzt, unter andern von William Law (London, 1765. 2. Bände, 4.). Das Mysterium Magnum kam auch in Folio daselbst heraus, und ein engländischer Arzt, John Podarge, ist als Commentator von Böhm's Schriften berühmt. Von 1650 bis 1660 gab auch des Primarius Richter zu Görlitz Sohn, als Handlungsdiener zu Thorn, Böhm's Schriften im Ausz. in 8 Theilen auf eigene Kosten heraus, und ordnete eine jede Materie unter gewisse Titel nach Art eines Registers. Dies Werk ist aber sehr rar, weil nur 100 Exemplare abgedruckt wurden. Die erste vollständige Ausgabe erschien zu Amsterdam in hochteutscher Sprache in 8. (1682), durch Joh. Georg Gichtel, in 10 Bdn. [8]). Gichtel war als speierscher Rechtsgelehrter, von manchen widrigen Schicksalen getrieben, nach Amsterdam gekommen, wo er auch bis zu seinem Ende 1710 blieb. Ein gottesfürchtiger Bürgermeister, Gichtels Freund, besorgte die Kosten zu dieser Ausgabe. Um den vorigen Abdruck der Böhmischen Schriften genauer berichtigen zu können, kaufte er alle Handschriften von Beyerlands Erben an sich, und nahm auch seinen Landsmann, Georg Christ. Fuchs, zu sich ins Haus, daß er ihm bei dem Vergleichen und Berichtigen Hilfe leisten könnte. Nachdem der Druck vollendet war, schrieb er in sein Manual geistreiche Marginalien hinzu 1715. (o. O. 2 Bde. 4.); von Joh. Otto Glusing in Altona, weniger schön als die Asterdamer von 1682, ward das Werk aufs Neue aufgelegt und die Gichtelischen Marginalien nebst mehren Verbesserungen mit abgedruckt. Als man aber 1730 (o. O. 5 Bde. 8.) das Werk zum dritten Male auflegte, rückte man die Gichtelischen Marginalien zusammen, und setzte sie jedem Kapitel als Inhaltsanzeige voran, trug auch aus Gichtels Handexemplare mehre Berichtigungen in den Text über. Besonders ist auch in dieser Ausgabe zu dem ausführlichen Berichte von J. B. Leben eine vollständige Anzeige aller Ausgaben, Übersetzungen und originalen Handschriften und Kopien von dessen Schriften hinzugefügt, so wie auch zu den theosophischen Briefen eine Zugabe für die Schüler der Weisheit aus Gichtels Memorialien von 24 Bogen beigegeben ist. (*Rätze.*)

Böhmisten, hat man die Anhänger der Theosophie Jak. Böhms genant, da seine Schriften wirklich, wie Semler [1]) sagt, ein neues Band einer besondern Gesellschaft wurden. Wie das alchymische Treiben geldbedürftiger Großen und Abenteurer, hatte auch die Begierde, von göttlichen Dingen und Naturgeheimnissen vollständigere Aufschlüsse zu erhalten, als die Bibel, der kirchliche Lehrbegriff und die Schulphilosophie gibt, seit der 2. Hälfte des 16. Jahrh. viele, besonders protestantische Ärzte, Weltleute und Theologen zu Freunden der Kabbala und der Naturphilosophie des Theophrastus Paracelsus gemacht. Aus dessen Schriften schöpfte, wie schon der gelehrteste und umsichtigste Kenner der Theosophie und Kabbalistik älterer und neuerer Zeit, Heinr. Morus [2]) dargethan hat, auch J. Böhm großentheils den

7) Diese Abschrift wäre bald verloren gegangen, indem einige Soldaten in den damaligen Kriegsunruhen den Wagen, auf dem sich dieselbe befand, geplündert hatten. Doch die Soldaten hatten das Manuscript als etwas unbrauchbares auf dem Wagen liegen lassen; und so erhielt es van Beyerland zu seiner großen Freude noch eingehändiget, nachdem er es bereits für verloren gehalten hatte.

8) Eigentlich kann man sich bei den Ausgaben von 1682, 1715 und 1730 nach den Bänden gar nicht richten, weil jede Schrift nur ihren eignen Titel hat, und also ein Jeder so viel Bände machen lassen kann, als er will. Die vor mir liegende Ausgabe von 1682 ist in 7, und die von 1730 in 9 Bde. gebunden.

1) J. S. Semler's Lebensbeschreibung, Halle 1782. II. 107 — 114. wo über Böhms Schriften mild, doch unparteiisch geurtheilt und die Besorgniß einiger Selengefahr für die, die sich daraus erbauen, abgewiesen wird. 2) Censura Philosophiae teu-

Stoff und die Terminologie seiner naturphilosophischen Dichtungen, wie denn die Ähnlichkeit des Emanatismus und Pantheismus, der den Kern seiner Offenbarungen über die Schöpfung, das allgemeine Naturleben und die Theodicee ausmacht, mit den aus alter orientalischer Philosophie entwickelten Systemen der Neuplatoniker und christlichen Gnostiker deutlich genug auf eine Befruchtung seines Geistes aus den Schriften ihrer Bewunderer und Nachtreter hinweist, die am Ende des 16ten Jahrh. in teutscher Sprache vorhanden waren. Böhms Originalität beurkundet sich daher weniger in den Lehren, die er vorträgt, als in dem seinen Schriften stark aufgedrückten Gepräge seiner Persönlichkeit. Dadurch wurde er das Orakel der Theosophen des 17ten Jahrh., da seine warme christliche Religiosität und sittliche Tendenz zu den Befriedigungen jener Wißbegierde ein edleres Interesse des Herzens gesellte, die Kraft und Fülle seiner Phantasie das von den meisten frühern und gleichzeitigen Visionärs Gegebene weit überflog, und sein ausgezeichnetes Genie, das ihm auch der nüchterne Brucker nicht abspricht [3]), verbunden mit seinem ernsten Ringen nach Wahrheit, Achtung geboten. Die wunderlichen Einfälle und mitunter abgeschmackten Resultate, durch die er in seinen Schriften Mangel an aller wissenschaftlichen Bildung verräth, waren bei der Kindheit der Kritik in seiner Zeit, die das Sonderbarste glaublich fand, für empfängliche Selen kein Hinderniß, ihn zu bewundern. So kann es denn nicht befremden, daß literarisch gebildete Edelleute, wie Abraham von Frankenberg [4]), Johann Theodor von Tschech, auch ein Schlesier, der erst Pfälzischer, dann fürstlich Briegischer Rath, endlich ein verarmter Abenteurer war, Ärzte, wie der vielgereiste Balthasar Walter [5]), Cornelius Weisner und Friedrich Krause, ja ein Professor wie Werdenhagen [6]), seine Schüler und Vertheidiger wurden. Lange müssen seine Schriften nur unter Gleichgesinnten umgegangen oder doch von den orthodoxen Theologen nicht gefährlich befunden worden seyn. Denn nach seinem Tode trat 1643 in Holland der erste Gegner [7]) seiner Meinungen auf, und viel später, nachdem die Wiederholung und Anpreisung derselben in den Schriften verhaßter, öffentlich geächteter Schwärmer, wie Christian Hoburg, Quirin Kuhlmann, Johann Roth und Friedr. Breckling [8]) wider ihn selbst den Verdacht gefährlicher Irrthümer und die von dem holländischen Kaufmann Heinrich Betke oder Beets 1675 herausgegebene Samlung seiner Schriften neuen Antheil und Widerspruch erregt hatte, brach der Federkrieg aus, der bis zum Anfange des 18ten Jahrh. für und wider Böhms Theosophie geführt wurde. Als Kämpfer für dieselbe traten, außer den genannten, drei Prediger, Joachim Betke [9]), ein Märker, Joh. Jak. Zimmermann [10]), ein Wirtemberger, und Nic. Tscheer [11]), ein Schweitzer, mit heftigen Anklagen gegen die protestantische Kirche auf. Durch Übertreibung ihrer Gebrechen und Gehässigkeit gegen den Predigerstand reizten sie die evangelischen Theologen zur Verketzerung der Böhmschen Theosophie, auf die sie sich stützten. So schrieben gegen Böhm und seine Anhänger nach Joh. Fabricius [12]), Tob. Wagners [13]) und Joh. Müllers [14]) minderbedeutenden Ausfällen Abr. Calov [15]), Erasmus Francisci [16]), Johann Christoph Holzhausen [17]), Abr. Hinkelmann [18]), Joh. Frick [19]) u. a. m. ohne irgend einen Böhmisten bekehren zu können. Denn nur mit Aufspürung der von den Lehrsätzen der kirchlichen Dogmatik abweichenden Stellen in Böhms Schriften beschäftigt,

---

tonicae s. ep. priv. ad amicum, quae respons. amplectitur ad quaest. 5. de phil. teuton. *J. Boehmio* illiusque philosophia in *Henr. Mori* Opp. omn. (philos.) Lond. 1679. f. T. I. p. 529. sq. Der Auszug daraus in *J. Wolfr. Jaegeri* Hist. eccl. Sec. XVII. Hamb. 1717. fol. II. 245—254 ist von Jägern mit harten Zusätzen begleitet. Vgl. dagegen *Henr. Mori* Opp. I. 401. II. 347. 402. sqq. 446. 467. 610. 3) *Jac. Bruckeri* Hist. crit. Philosophiae T. IV. P. I. Lps. 1743. 4. p. 699. sq. Ebendaselbst findet man p. 695 — 706. Nachrichten über Böhm's Leben und eine ziemlich gerechte Würdignng seiner Theosophie. 4) Herr auf Ludwigsdorf bei Breslau, Böhms treuester Freund und würdigster Anhänger † 1652. Er schrieb viele ascetische Traktätchen zur Erläuterung der Ideen Böhms, deutlicher und reiner als dieser, in einem milden, christlichen Sinne, doch ohne in der Theosophie Epoche zu machen. 5) Als Aufseher des chemischen Laboratoriums in Dresden ward er Böhms Freund, der ihm viele chemische und kabbalistische Begriffe verdankte. Er nannte Böhm'en zuerst Philosophus teutonicus, unter welchem Namen dieser in Holland und England bekant wurde, und betrieb sehr thätig die Verbreitung seiner Schriften. 6) Prof. der Rechte in Helmstädt, später Syndicus in Magdeburg, endlich in Holland privatisirend 1651. Seine lat. Übersetzung von Böhms 40 Fragen von der Selen Urstand rc. ist die Psychologia vera. Amstelod. 1632. 12. 7) *Dav. Gilbert* Admonitio adv. scripta Boehmiana. Ultraj. 1643. 8. Tschech schrieb dagegen eine Vertheidigung Böhms 1644, die Gilbert widerlegte. Tschechs Hauptwerk über Böhm war die Einleitung in den edeln Lilienzweig des Grundes und Erkentnisses der Schriften J. Böhm's. Amsterd. 1684. 8., eine Art Schlüssel, aber nicht deutlicher als Böhm. 8) Über diese Männer s. die ihnen gewidmeten besondern Artikel. Von ihnen und den obengenannten Böhmisten handelt Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie Th. III. c. 9. 13. 14. auch Th. II. B. XVII. c. 18—19. 9) Excidium Germaniae, Bericht, was daran Ursach, daß Teutschland zum zehnfachen Sodom worden. Amst. 1666. 12. Antichristenthum. ebend. 1679. 8. und ähnliche Libelle. 10) Orthodoxia theosophiae teuton. boehmianae contra Holzhausium et cet. auct. Jo. Matthaei Frft. a. M. 1691. 8. Später auch ein Appendix dazu gegen Francisci. 11) Er schrieb einen Schlüssel zu Böhms Werken: Einleit. zum Erkentniß des großen Geheimnisses der Gottseligkeit in einem Auszuge aller Schriften Jac. Böhms. Amsterd. 1718. 4. 12) Widerlegung Jac. Böhms. Stade. 1676. 8. 13) Propempticum theologicum de scriptis J. B. Tubing. 1679. 4. 14) Fanatischer Atheist aus Böhms Schriften 1679. 8., ein elendes Machwerk D. J. Leichners. 15) Antiboehmius. Viteb. 1684. und Lips. 1690. 4. Ein schwaches Produkt seines Alters, indem er durch Auszüge aus Böhm zeigen will, daß kein Bekenner der unveränderten Augsburgischen Konfession es mit ihm halten könne. Spener erklärt diese und die vorgenannten Schriften gegen Böhm für sehr ungenügend. Theol. Bedenken. Halle 1715. 4. III. S. 943. fg. 16) Gegenstrahl der Morgenröthe christl. und schriftmäßiger Wahrheit wider das sterngleissende Irlicht (Aurora) der Absonderung u. s. w. Nürnb. 1685. 12. 17) Anmerkungen über Böhms Aurora. Frkft. a. M. 1690. 8. und Capistrata Boehmicolarum rabula. ibid. 1692. 8. Er bereute diese Ausfälle, weil er Böhm'en nicht ganz gekant. Spener a. a. O. 911. fgg. 18) Vierzig wichtige Fragen betr. die Lehre Böhms. Hamb. 1693. 4., zur Zeit des Ansinnens der Hamb. Geistlichen, Böhm'en zu verdammen, auch Detectio fundamenti boehmiani (Untersuchung und Widerlegung der Grundlehre in B. Schriften), ebend. 1693. 4. wurde lange für das beste Buch gegen Böhm gehalten. 19) Gründliche Untersuchung J. B. vornehmster Irrthümer. Ulm, 1697. 8., hat auch Gehalt.

und nicht einmal einer gerechten Unterscheidung des Wahren und Irrigen darin, geschweige denn einer billigen Anerkennung der eigenthümlichen Gestalt, in der ihm die evangelische Wahrheit erschien, und seiner redlichen Herzensmeinung fähig, vermehrten sie blos die Erbitterung seiner Anhänger und die Zahl seiner Leser. Das geistliche Ministerium in Hamburg ging so weit, von allen seinen Kollegen eine Verdammung und Abschwörung der Irrthümer Böhms auch ohne Kentniß und Prüfung seiner Schriften zu fodern, und Spenern wurde seine Erklärung gegen ein solches Ansinnen von den Eiferern sehr verdacht [20]). Dennoch blieb er, wie viele Äußerungen in seinen Theologischen Bedenken [21]) beweisen, stets bei dem Grundsatze, das Urtheil über Böhm lieber zurückzuhalten, als ihn zu richten, ja er gestand, daß dessen Schriften Manche zur Buße und einem fleißigern Gebrauche des göttlichen Wortes erweckt hätten und nicht wenige Geistliche seiner Zeit eben so gemäßigt und schonend über ihn urtheilten. Mit auffallender Vorliebe sprach aber Gottfr. Arnold [22]) über Böhms Schriften und Freunde, wie überhaupt unter diesen Streitigkeiten sein Anhang wuchs und neue Wurzeln schlug. Fast alle Visionärs jener Zeit achteten ihn als ihren Geistesverwandten. Die Ant. Bourignon und ihr getreuer P. Poiret (s. beide Art.) gingen in ihren Offenbarungen über Paradies, Hölle und Engelwelt von Böhms Ideen aus und erkannten ihn als einen wahrhaft Inspirirten an. Noch höheres Ansehn genoß er in England, wo schon Eduard Richardson [23]) ihn bekant gemacht hatte, bei den Mystikern John Bromley, John Podarge, der ihn kommentirte, der Jeanne Leade (s. diese Art.) und der von ihr gestifteten philadelphischen Gesellschaft. Mit ihren eignen Offenbarungen vermehrt, verarbeiteten sie seine Phantasien, und gaben durch Verteutschungen ihrer Schriften, welche die Leade in Amsterdam besorgen ließ, seinen teutschen Anhängern neue Nahrung. Sein thätigster Verehrer war J. George Gichtel, der nicht nur die beste Samlung seiner Schriften herausgab, sondern auch, was der dem Separatismus abgeneigte Böhm selbst nie gewollt hatte, eine besondere Sekte [24]) stiftete, in welcher nun Böhms Schriften höher als die Bibel galten. Im 18. Jahrh. beschränkte sich bei dem Vordringen der Aufklärung, die ihn bald abgeschmackt fand, die Beschäftigung mit ihm nach und nach auf die Gichtelianer und wenige Forscher der Geschichte des menschlichen Geistes. Was Adelung [25]) und mit mehr psychologischer Prüfung Eberhard [26]) über ihn schrieben, war ganz auf Abkühlung seiner Bewunderer und Verweisung seines literarischen Nachlasses unter die Curiositäten berechnet. Doch zu neuem Ansehn half ihm die der Phantasie wieder Raum gebende Naturphilosophie der Schellingischen Schule. Ihre Jünger lasen Böhms Aurora im Anfange des 19. Jahrh. mit großem Antheil, und bahnten den Weg zu einer gerechten Würdigung seines Geistes [27]). Unvermerkt ist manche seiner Ideen in neuere philosophische und theologische Schriften übergegangen, und daß der evangelische Glaube einige theologische Ansichten Böhms, die das 17. Jahrh. für arge Ketzereien hielt, doch brauchbar finden kann, wollen Kenner der Schriften Böhms in der neuesten und geistvollesten Dogmatik entdekken [28]). (*G. E. Petri.*)

BÖHM (Andreas), Professor der Philosophie und Mathematik zu Gießen, geb. den 17. Nov. 1720 zu Darmstadt, aber erzogen zu Stuttgart, wohin sein Vater Joh. Michael, vorher in darmstädtischen Diensten, als Sekretär und Konzertmeister kam. Seit 1737 studirte er zu Marburg unter Wolf Philosophie und Mathematik, und kam von da 1744 als ordentlicher Lehrer der Logik und Metaphysik nach Gießen, womit 1746 das Lehramt der Mathematik verbunden wurde. Beide Ämter bekleidete er — seit 1768 mit dem Charakter eines Hessen-Darmstädtischen Bergraths, und seit 1778 eines wirklichen geheimen Raths beehrt —, bis er den 6. Jul.

---

20) Vgl. *Weismanni* Introd. in Memorab. eccl. hist. sacr. Stuttg. 1719. 4. T. II. p. 1231. sqq. 21) Besonders im 3. u. 4. Theile. 22) Kirchen- und Ketzerhistorie. Frkf. 1700. f. II. 629 — 652. 23) Weg zum Sabbath der Ruhe oder der Selen Fortgang in dem Weg zur Wiedergeburt. Amsterd. 1655. und seitdem oft englisch, holländisch und teutsch aufgelegt. 24) Über die Gichtelianer oder Engelsbrüder, s. den Artikel Gichtel. 25) Geschichte der menschlichen Narrheit. Lpz. 1785 — 89. 8. II. 210. fgg., vgl. Corrodi Geschichte d. Chiliasmus. Zürich o. J. 8. III. Bd. 1. S. 375. fgg. 26) Im Biographen. Halle, 1802. 8. B. 1. St. 1. S. 107. fg.

27) Jac. Böhm, ein biographischer Versuch. Pirna, 1801. 8. stellt ihn nur etwas zu hoch.

28) So stellt Schleiermacher den Glauben als eine Willensthätigkeit dar (der christl. Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche. 2. Band, p. 334, 362—364.), nimt in gewisser Hinsicht eine göttliche Causalität der Sünde an (Ebendas. p. 103 — 114.), und stellt die Sünde und das Übel nur als einen Durchgang durch die Menschheit vor (Ebendas. p. 136 u. in mehren Stellen), indem dieses und jene durch Christum wieder verschwinden soll. Dies Alles ist in Böhm's Schriften ebenfalls dichterisch und originell dargestellt. Die Darstellung des Glaubens als eine Willensthätigkeit ist bereits oben wörtlich aus dessen Schriften angeführt worden. Von der göttlichen Ursächlichkeit der Sünde heißt es: „man kann nicht sagen, daß in Gott sey Tod, oder höllisch Feuer, oder Traurigkeit; allein man weiß, daß es daraus ist worden. So muß man forschen den Quell der Ursachen, was prima Materia ist zur Bosheit, und dasselbe in Urkund Gottes sowol, als in Creaturen. Du wirst sagen: das Böse sey in der Natur und nicht in Gott. Ja, recht also! die Natur aber hat ihren Grund in Gott, nämlich nach dem ersten Princip des Vaters; denn Gott nennet sich auch einen zornigen eifrigen Gott. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob sich Gott erzörne in sich selbst, sondern im Geiste der Creatur, welche sich entzündet, alsdann brent Gott in seinem ersten Princip allda, und der Geist der Creatur leidet Pein und nicht Gott“ (drei Printzipien, K. 1, 5 — 6.). „So denn die Sele sich aus der Ewigkeit urkundet, und in dieser Zeit an Gottes Zorn angebunden ist, so mag sie hinter sich in ihrer eignen Wurzel der Ewigkeit Niemand erlösen, oder aus dem Zorne ausführen, es komme denn Einer, der die Liebe selbst sey, und werde in ihrer eignen Geburt geboren, daß er sie aus dem Zorn in die Liebe setze in sich selbst, als in Christo geschehen“ (Ebendas. K. 25, 8.). Eine Ähnlichkeit mit der Idee vom Durchgange der Sünde und des Übels durch dem Menschen findet man in folgender Stelle. „Denke doch ja Keiner, daß er Gott gleich, oder Gott selbst sey. Eine Offenbarung Gottes sind wir wol, als das Instrument seiner Harmonie; wir sind seine Pfeife, dadurch er pfeifet. Nun sind aber dreierlei Pfeifen in uns, die in der Pfeife pfeifen, als die drei Eigenschaften des Geistes, aus allen drei Principien. Wenn wird die Pfeife nun wissen, wenn Gottes Liebe, oder wenn sein Zorn pfeifen will“ (Apologie wider Esaias Stiefel. 100 — 101.)? (*Rätze.*)

1790 starb. Als öffentlicher Lehrer verband er mit großem Fleiß eine seltene Leichtigkeit und Faßlichkeit des Vortrags, und war daher eben so beliebt als nützlich. In seinen philosophischen Schriften (Logica. Frf. 1749; ed. III. auct. 1769. 8. Metaphysica. Giessae. 1753. ed. II. auct. 1767. 8.) blieb er dem Systeme seines Lehrers Wolf treu, aber in der Mathematik, und besonders in der Fortifikationswissenschaft, rückte er mit seinem Zeitalter fort, und erfand manches Neue. Beweise davon enthalten seine Anleitung zur Meßkunst auf dem Felde. Lpz. 1759; 2te verm. Ausg. Frkft. 1779. 4. mit 24 Kpf. Anleitung zur Kriegsbaukunst. 1. Th. Frkft. u. Lpz. 1776. 8. mit 24 Kpf. (ein mit vieler Belesenheit, Deutlichkeit, richtiger Beurtheilung und praktischer Einsicht geschriebenes Werk), und sein reichhaltiges Magazin für Ingenieure und Artilleristen. Gießen, 12 Bde 1777—1785. 8. mit Kupf., welches nicht blos dem eigentlichen Artilleristen, sondern jedem, dessen Beruf die Erlernung und Ausübung mathematischer Kentnisse heischt, vielfache Belehrung darbietet. Mit K. F. Schleicher gemeinschaftlich gab er eine neue militärische Zeitung (auch neue milit. Bibliothek betitelt) Marb. 1789. 4 Bdch. 8. heraus, die ebenfalls mancherlei Nützliches enthält, wie seine Beiträge zur Frankfurter Encyklopädie, zu den Nov. actis societat. scient. Erford. und den Actis philos. med. societat. Giessens. Verschiedene literarische Merkwürdigkeiten der Universitätsbibliothek in Gießen, deren Aufseher er seit 1757 war, hat er in einigen Programmen beschrieben. Die aus seinem Nachlasse erschienenen Vorlesungen über die reine Mathematik. 1. Th. Arithmetik. Frankfurt 1795. 8. hätten ungedruckt bleiben können. (*Baur.*)

BÖHME, ein kleiner Fluß in der Hannöv. Prov. Lüneburg; er entspringt mitten in der Haide bei Harber, wendet sich nach W. und vereinigt sein Wasser der Frankenfelder Mühle gegenüber mit der Weser. (*Hassel.*)

BÖHME (Johann Gottlob), Professor der Geschichte in Leipzig, geboren den 20. März 1717 zu Wurzen, wo sein Vater ein Gastwirth war. Von der Landschule zu Pforta kam er nach Leipzig, wo er sich vornehmlich unter Mascow, dessen vertrauten Umgang er genoß, zum gelehrten Historiker bildete. Erst 1751 erhielt er in Leipzig ein außerordentliches philosophisches Lehramt, und nach Jöchers Tod, 1758, das ordentliche Lehramt der Geschichte. Weil er einen Ruf als Professor des Natur- und Völkerrechts zu Utrecht ablehnte, wurde er 1766 kursächsischer Hofrath und Historiograph. Am 30. Julius 1780 starb er plötzlich, nachdem ihn auf dem Katheder der Schlag gerührt und der Sprache beraubt hatte, als er eben mit Lebhaftigkeit von des Camerarius Verdiensten sprach. Böhme war ein eben so gründlicher als scharfsinniger Forscher in der teutschen Geschichte überhaupt, besonders aber in der sächsischen und thüringischen, womit er eine gute Kentniß des teutschen Statsrechts verband. Alle seine an neuen Entdeckungen und gründlichen Erörterungen reichen, kleinen lateinischen Schriften empfehlen sich überdies durch einen geschmackvollen Vortrag und einen echtrömischen Ausdruck, den er besser in seiner Gewalt hatte, als den teutschen. Sie hätten deswegen längst verdient, in eine Samlung gebracht zu werden; nur seine reichhaltigen Untersuchungen über das ältere Literaturwesen Leipzigs (De literatura Lipsiensi opuscula academica. Lips. 1779. 8.) sind zusammengedruckt worden[1]). Von größern Schriften gab er heraus: Acta pacis Olivensis inedita. Recensuit, illustravit, tabulas publicas et observatt. adj. Vol. II. Wratisl. 1763—65. 4. und sächsisches Groschenkabinet. 1. und 2. Fach. Leipz. und Züllich. 1765—68. 8. mit vielen Münztafeln; beides Werke von anerkanntem Werthe für den Geschichtforscher. Seine Gabe, in echtrömischer Dichtersprache sich auszudrücken, beurkunden seine Carmina latina, ex edit. Eck. Lips. 1780. 8., wovon schon 1749 und 1757 ein Specimen erschien[2]). Mehre Schriften (z. B. Haltausii glossar. germ.) gab er mit lehrreichen Vorreden heraus; zu den Dresdner gel. Anzeigen und Meusels Beiträgen zur Erweiterung der Geschichtkunde lieferte er histor. Abhandlungen, und die neue Ausgabe Sleidans von am Ende wurde nach seinen Ideen und seinem Plane eingerichtet. Fast ganz aus seinen Vorlesungen entstanden sind, nach dessen eigener Versicherung[3]), Ch. Glo. Heinrichs (Prof. in Jena) Geschichte des teutschen Reichs. Riga 3 Bde. 1778—79. 8. und dessen Sächsische Geschichte. Lpz. 2 Th. 1780—82. 8. Die Hochschule, deren verdienter Lehrer Böhme war, verpflichtete er sich zu einem dankbaren Andenken dadurch, daß er derselben seine Bibliothek schenkte, die aus 6513 sehr schätzbaren, meistens historischen Werken bestand, und abgesondert auf der akademischen Bibliothek aufgestellt wurde. Für arme Studirende aus Oschatz stiftete er zwei Stipendien, und als Besitzer des Ritterguts Gohlis machte er ebenfalls mehre wohlthätige Stiftungen[4]).

Sein Bruder Johann Ehrenfried Böhme, geb. 1727 zu Oschatz, gest. 1778 als adeliger Ökonomiedirektor zu Herren-Gosserstädt in Thüringen, der sich

*) Strieder's hess. Gel. Gesch. 1. Bd. 479—488. Schlichtegroll's Nekrol. 1790. 2 Bd. 338. Allg. Ltztg. 1790. Intell. Bl. No. 99. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. — Sein Bildniß steht vor dem 67. Bd. der allg. t. Bibl.

1) Von den übrigen bemerken wir: Disp. II. de Iside, Suevis olim culta. Lips. 1749. 4. auch in Wegelin's Thes. rer. Suev. T. I. De ortu regiae dignitatis in Polonia. Ib. 1754. 4. Selecta capita ex historia Caroli V. Ib. 1757. 4. De Henrico Leone, nunquam Comite Palatino Saxoniae. Ib. 1758. 4. Epitome rerum germ. ab a. C. 1617 ad 1643, cum adnot. Ib. 1760. 8. De nationis germanicae in curia romana protectione. Ib. 1763. 4. Antiquitatum Burggraviatus Misnensis specimina II. Ib. 1770. 4. De Caroli V. Imp. erga rem evangelicam, praecipue in Saxonia, lenitate. Ib. 1779. 4. Teutsch in Weiße's Museum für die sächs. Gesch. 2. B. 1. St. De Maximiliani II. Imp. erga rem evang. indulgentia. Ib. 1779. 4. 2) Die allgemeine teutsche Bibliothek nent ihn (Bd. 45. S. 204): „den ersten lateinischen Dichter unter den Teutschen." 3) In einem Schreiben an Mensel s. dessen hist. lit. Unterhaltungen. Cob. 1818. S. 27—34. Böhme war darüber sehr ungehalten, besonders da Heinrich bei seinem Plagiat des Lehrers gar nicht gedachte und er bittet Meuseln, „bei einer künftigen Recension dies zu bemerken, und den Undankbaren zur schuldigen Achtung gegen seinen alten Lehrer zu verweisen." 4) (Eck's) Leipz. gel. Tagebuch 1780. S. 56—60. Welz gel. Sachsen 21. *Saxii* Onomast. Vol. VII. 135. Auserl. Bibl. d. neuest. t. Lit. 18. Bd. 702. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Sein Bildniß von Bause 1782. Fol. und von Bernigeroth in 8.

besonders durch seine diplomatischen Beiträge zur Untersuchung der schlesischen Rechte und Geschichte. Berlin, 2 Bde. 1771—75. 4. rühmlich bekant machte, war ebenfalls ein guter lat. Dichter, wie sein Lyricorum libellus. Vratisl. 8. 1780 zeigt [5]). (*Baur.*)

BÖHMEN, Königreich, Bestandtheil des östreichischen Kaiserreichs.

I. Historischer Überblick [1]).

(I) Die ersten Bevölkerer ohne festere Statsform. Ein celtischer, kriegerischer Stamm, die Bojer (von ihnen der Name Böheim, Böhmen, **Bojohemum, Bohemia**), lassen sich 500 Jahre vor Christ. Geb. von Westen her, als Gallische, wahrscheinlich durch Übervölkerung gedrängte Auswanderer, im waldigen, durch einen Bergwall von der Natur abgeschlossenen Böhmen nieder. Später ziehen von Süden herauf die Markomannen, welche die Römer über die Donau zurückgetrieben hatten, in's Land und drängen die Bayern nach Bayern. Neben letztern hatten auch Thüringer, Hermunduren, Quaden und andere teutsche Volksstämme nach den Grenzen zu und jenseit derselben, näher und ferner hier ihre Wohnsitze. Aber im Beginn der christlichen Zeitrechnung herrschen die Markomannen vor. Ptolemäus erwähnt ihrer festen Wohnplätze.

Im 1. Jahrh. erscheint Marbod als König eines Reichs, das sich nach Norden, Osten und Süden, gerade in den Richtungen, wo sich durch die Böhmen umschließende Gebirgskette Pässe öffnen, weit über die gegenwärtigen Landesgrenzen, doch nur auf kurze Zeit ausdehnt; gerade, wie später der Fall wieder eintrat. Die Markomannen lebten in ewigen Kriegen mit den Römern und, nachdem deren Herrschaft im 5. Jahrh. sank, mit den mancherlei Völker-Horden, welche damals Europa durchschwärmten. Als das römische Reich endlich 476 ganz die Beute der Seyren, Rugier und Heruler ward, verschwinden die Markomannen in Böhmen. Statt ihrer hausen Thüringer und Franken. — Gegen das 6. Jahrh. dringen aus dem Nordosten von Europa Stämme der nach allen Seiten sich weit verbreitenden Slaven auch bis hieher vor, und weil sie unter ihren Stammes-Verwandten die vordersten waren, welche am weitesten nach Westen vordrangen, bezeichnet sie ihre Sprache als Czechen (Tschechen), ein Name, welcher seitdem den böhmischen Slaven als Eigenname verblieben.

Von ihrem Ursprunge und ihrer Festsetzung ist mehr Sage als Geschichte vorhanden. Jene redet vom starken Samo, vom gerechten Krock, von seiner Tochter Libussa, der Gründerin Prags. — Przemisl I. erscheint im 8. Jahrh. als Gemal Libussens und erster Herzog der slavischen Böhmen in der Geschichte. Um diese Zeit war die Nation noch im Kindesalter intellectueller und politischer Ausbildung. Kein geordnetes, verfassungsmäßiges Ganzes, sondern dieses noch unter einzelen Fürsten (z. B. Kaurzimer, Saazer u. s. w.), getheilt, die jedoch eine Art Oberhoheit des Herzogs anerkant zu haben scheinen. — Unter seinem Sohne Nezamysl soll (3. März 752) auf dem Schlosse Wischerad (der ersten Residenz), vom Landtage die gleiche Vertheilung des Landes unter dem Adel beschlossen und das leibeigne Unterthans-Verhältniß, mit Frohndienst, Abgaben und andern Leistungen festgesetzt worden seyn.

Zu Anfang des 9. Jahrh. besiegt Karl der Große die Böhmen und macht sie dem fränkischen Reiche zinsbar. Nach der Theilung des letztern (817) fiel Böhmen als Lehn zum teutschen Reich. 822 erkannte es ausdrücklich die Oberlehnsherrschaft der teutschen Könige und zahlte von da an dem teutschen Reiche bis 1212 Tribut, verweigerte ihn aber auch öfters.

(II) Böhmen fängt an, sich unter christlichen Herzogen zum geschlossenen State fester auszubilden. Von Byzanz aus mußte der Strahl des Lichts und der Ordnung über Mähren nach Böhmen mit dem Christenthume dringen. Methodius und Cyrill waren seine Apostel. Borziwoi I. läßt sich taufen und begint die Reihe christlicher Herzoge 890. Mit dem Christenthum beginnen Humanität, Sprache, Wissenschaft, Kunst, engere Verbindung mit den cultivirteren christlichen Nationen, besonders mit den teutschen, Annahme ihrer Sitten und Einrichtungen, immer siegreichere Bekämpfung des Heidenthums und seiner Rohheit.

Um dieselbe Zeit ändert sich Böhmens politisches Verhältniß. Auf kurze Zeit wird es als Nebenprovinz dem mächtigen mährischen Reiche unter König Swatopluk untergeordnet. Nach dessen Tode wird Böhmen von diesem Verbande wieder frei. Dagegen schwört Bor-

5) Auserl. Bibl. d. neuest. t. Lit. 14. B. 693. Meusel a. a. O.

1) Die Quellen der böhmischen Geschichte (auch des Jesuiten Pubitschka Hauptwerk, so weit es bis 1783 heraus) findet man bis zum J. 1782 angegeben am Schlusse des 2. Theils von F. M. Pelzl's (Professor der böhmischen Literatur u. Sprachkunde [†. 1801], gab auch noch das Leben Wenzels 1788, das Leben Karls IV. 1780 und 81 heraus. Vaterländ. Blätt. 1814. N. 62.) Geschichte der Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Aus den besten Geschichtschreibern, Chroniken und gleichzeitigen Handschriften zusammen getragen. 2 Thle. 4te verm. u. fortgesetzte Auflage. Prag, Schönfeld 1817. Selbst eines der besten Bücher, dem noch beizufügen sind: Scriptores rerum Bohemicarum. Pragae 1783 Annales Bohemorum a *Gel. Dobnero* (dieser Piarist ist der Vater der kritischen Geschichte Böhmens. Er commentirte besonders Hayeks von Libocżan böhmische Chronik und berichtigte des Piaristen Victorins falsche und mangelhafte, lateinische Übersetzung) 1763—83. **Monumenta historica Bohemiae nusquam antehac edita, ab eod. Pragae, 1764—86.** Fr. Pubitschka's chronologische Geschichte von Böhmen. Prag, Calve. 1—10. Bd. 1770—1812. Paul Stransky's Stat von Böhmen. (De Republica Bojema. Lugd. Bat. 1643.) Übersetzt, berichtigt und ergänzt von Ignaz Cornova. 7 Bde. Prag, Calve 1803 (Der geschickte Stransky, ein protestantischer Böhme, erst Rathsherr in Leutmeritz, dann nach 1620 verjagt, Lehrer zu Thorn [†. 1657], schrieb die erste geschmackvolle Geschichte Böhmens, zur Zeit und in Form der Elzevirschen Republiken. Diese übersetzte geistreich und commentirte ausführlich der Jesuit Cornova, aber nicht in Jesuitischem Geiste.) K. L. v. Woltmann's Inbegriff der Geschichte Böhmens. 2 Thle. Prag 1815. Böhmens Schicksal und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Östreich und Steyermark. Von Johann Friedrich Schneller, Prof. zu Grätz. Zeitraum 1—1526. Grätz 1817. (In ganz origineller, geistvoller und lehrreicher Art.) Noch gehören hieher: Diezenhofer genealogische Tafeln der böhmischen Fürsten, Herzoge und Könige. Prag. 1805. 4. **Histoire de Bohême depuis son origine jusqu'à l'exstinction de la dynastie de Przemysl par** ***Dumont de Florgy.*** **2 Tomes. Vienne 1808—9.**

zwei dem teutschen Könige Arnulph (898) Treue und sichert ihm Tribut zu.

Die Magyaren, welche das groß-mährische Reich zerstört hatten, räumen (910) dem Herzoge Spitignew denjenigen Theil desselben ein, welcher noch heute das Markgrafthum Mähren ausmacht und so wird dieses umgekehrt eine Zubehörde Böhmens.

Wenzel I. der Heilige (925—36) verdiente durch reinen Wandel und außerordentliche Beförderung des Christenthums diesen Beinamen. Unter Boleslaw II. dem Frommen wird 972 ein eignes Bisthum zu Prag errichtet. Bisher hatte Böhmen zum Regensburger Sprengel gehört. Nun macht die Ausbreitung des Christenthums immer stärkere Fortschritte. — Die Polen, welche erst Theile ihres Reichs an Böhmen abgetreten hatten, trennen (999) Mähren von letzterm, dem es erst 1029 wieder zu Theil wird und von da für immer damit vereint blieb. — Herzog Udalrich (1013—1037) erhält für seine dem teutschen Reiche bewiesene Ergebenheit das Recht, bei der Kaiserwahl Konrads II. mitzustimmen. Hier die erste Veranlassung, daß Böhmen eine Kurstimme erhielt. — Herzog Brzetislaw I. (1037—1055) setzte das Recht der Erbfolge für den ältesten Prinzen des Hauses fest. Er suchte dadurch die Thronfolge mehr gegen Unordnungen zu schützen. Kaiser Heinrich IV. verleiht Herzog Wratislaw II. wegen der ihm geleisteten ausgezeichneten Dienste, doch nur für seine Person, die Königswürde und bestätigt die schon von seinem Bruder vollzogene Einverleibung Mährens 1086. Er ward nicht nur als König von Böhmen, sondern auch, wegen des Besitzes eines polnischen Landstrichs bis an die Oder (Schlesien) zum Könige von Polen ausgerufen. — Herzog Sobieslaw regirt 1120—1140. — Wladislaw II. erhielt von Friedrich Barbarossa für seine Anhänglichkeit (1158), eben so wie Wratislaw II. für geleistete Kriegsdienste, Königsname, Krone und Wapen, und zwar erblich für die nächsten Nachkommen.

In dieser Periode wirkt das Christenthum auf Kultur. Benediktiner fördern den Acker- und Obstbau. Die Reisen der Herzöge, Bischöfe, Äbte und Wladiken nach Rom öffneten der Kunst den Weg. — Es ordnet sich die Verfassung. Landtage werden öfters gehalten. Verträge zwischen dem Herzoge und den Großen werden errichtet und Letztern bedeutende Freiheiten gesichert. Der Bürgermeister von Prag ist schon ein mächtiger Mann. Er ist oberster Reichsverweser, wenn der Herzog oder dessen Erbe ermangelt. — Dennoch charakterisiren Familienzwiste der Herzoge, Einkerkerung, Hinrichtung ihrer nächsten Anverwandten, Brudermorde, Blutgerüste noch diesen Zeitraum und den Kampf um die Herrschaft, welchem Brzetislaw I. durch die Erbfolgeordnung zu steuern suchte. — Die böhmischen Großen sahen weder die Verbindung mit den Teutschen, noch die Abhängigkeit von den Kaisern, noch die Königswürde gern. Die jedesmaligen Herrscher sollten das Werk ihrer Schöpfung seyn und die Teutschen entfernt bleiben. Dennoch konnten sie den wohlthätigen Einfluß teutscher Kultur nicht unterdrücken. Als tapfere Krieger und wichtige kaiserl. Beistände erscheinen die böhmischen Fürsten mit ihren Mannen; aber nicht eroberungssüchtig, sondern friedliebend. Das Lehn- und Ritter- aber auch das Söldner-Wesen beginnt, damit Ackerbauer und Bergmann geschont bleiben. Bergbau und Metallarbeiten sind schon um diese Zeit ein Hauptindustriezweig. Um diese Zeit lebte der berühmte Cosmas (geb. 1045, † 1125) der erste Chronist Böhmens und sein Zeitgenosse Vincentius, Domherr zu Prag, ebenfalls berühmt durch seine Chronik, die er dem Könige Wladislaw II. und der Königin widmete.

(III) Die Könige aus Przemysl's Stamm. Unerachtet der schon Wladislaw II. verliehenen erblichen Königswürde, beginnt diese doch faktisch und ununterbrochen erst mit Przemysl III. oder Ottokar I. (1198—1230), dem sie Philipp von Hohenstaufen und auch dessen Gegenkönig Otto IV. ertheilte. Ja Kaiser Friedrich II. legte so viel Gewicht auf Ottokar's Einfluß, durch den er vorzüglich Kaiser geworden, daß er ihm (1212) auf dem Reichstage zu Basel folgende Vorrechte zusprach: 1) Befreiung von allen bisher an das Reich entrichteten Abgaben und fast völlige Dispensation zur Erscheinung auf dem Reichstage; 2) Wiedervereinigung der von Böhmen abgerissenen Lande; 3) Investitur eigner Bischöfe mit derselben Wirkung, als wäre es eine kaiserliche; 4) die Wahl des wirklichen Römerzugs mit 300 Reitern, oder seine Abkaufung mit 300 Mark Silbers. Zugleich hob er Brzetislaws I. Erbfolgeordnung auf. Von nun an blieb Böhmen dem teutschen Reiche gegenüber ein selbständigeres Königreich, ward nicht zu dessen Kreisen gerechnet, obwol es nebst der Kurfürsten- und Erzmundschenkenwürde dem Reiche zu Lehn ging. Wenzel's I. (als König, III. als Regent dieses Namens 1230—1253) Vermälung mit der Nichte des letzten Babenbergers veranlasset Böhmens Ansprüche auf Östreich und Steiermark und die darüber entstandenen Fehden; welche man noch mehr begründet hielt durch seines Sohnes Ottokars II. (1253—1278) Vermälung mit Margarethen, der Babenbergerin. 1260 wurden ihm beide Provinzen nach endlichem Frieden zu Theil und er damit von Kaiser Richard belehnt. Zugleich wußte er von Herzog Ulrich die Nachfolge in Kärnthen, Krain, Friaul und Portenau zu erwirken (1267). — Andrerseits trug er seine siegreichen Waffen bis Königsberg in Preußen, das ihm zu Ehren erbaut ward. Baiern entriß er Eger und Waldsassen. Er wird Herr eines Theils der Lausitz und Oberlehnsherr mehrer polnischer und schlesischer Fürsten und ward Mitbewerber um die Kaiserkrone, die er früher ausgeschlagen. Daher erkannte er den gewählten Rudolph von Habsburg weder an, noch wollte er von ihm jene östreichischen Herzogthümer zu Lehn empfangen. — Zwar nöthigte ihn dieser schon von 1276 an zu mehren Friedensverträgen, zur Herausgabe von Östreich und allen Ländern südlich der Donau. Aber bald rüstete er sich zur Wiedereroberung, bis die verlorne Schlacht im Marchfelde (1278) und sein Tod nicht nur alle weitere Entwürfe zur Vergrößerung seines Reichs hemmten, sondern auch auf ewig jene Besitzungen davon losrissen. Vielmehr entwickelte sich von da an das umgekehrte Verhältniß der zunehmenden Macht Östreichs und der Erwerbung der böhmischen Krone als ihrer Zubehör bis auf den heutigen Tag. — Ottokar

war der größte der böhmischen Könige aus dem slawischen Stamme. Er brach die Macht der Großen, hielt den Adel nieder und schützte die untern Stände. Er zog die Fremden ins Reich, bauete neue Städte, verbesserte Gesetze, handhabte die öffentliche Sicherheit und beförderte Unterricht und Wissenschaft. Ehrgeiz und Kriegslust verdunkeln seinen Ruhm.

Nach seinem Tode ward Böhmen unter der Regentschaft Markgrafs Otto von Brandenburg (der sich ihrer zu bemächtigen gewußt, und dessen räuberischer Eigennutz (1278—1283) auf unglaubliche Weise des Landes Schätze nach Brandenburg schleppte), zugleich den Verwüstungen der Teutschen, Ungern und Polen Preis gegeben. Mähren und Eger besetzte Rudolph von Habsburg. Glatz behielt der Bischof von Breslau. Das Volk ward gedrückt und erbittert; die Großen waren in ewigen Kämpfen. Der Kronprinz in Zittau, mehr einem Bettelknaben ähnlich, lernte nichts, hörte aber täglich 20 Messen. Überall Elend, Diebstahl, Raub, Mord, Gewalt, Hungersnoth, Seuchen und Anarchie.

Wenzel II. (IV.) (1283—1305) erhielt von Rudolph Mähren und das Egergebiet zurück, auch die Kurwürde, das Erzmundschenkenamt und die Erbverbrüderung mit Breslau bestätigt. Der Herzog von Oppeln und Beuthen bietet ihm die Oberlehnshoheit an. Der Markgraf von Meißen nimt diesen Bezirk Sachsens und die Oberlausitz vom 18jährigen Jüngling zu Lehn an. Eine Tante ernent ihn mit Einwilligung des polnischen Adels zum Erben von Krakau und Sendomir. Bald wählten ihn die Polen zum Beherrscher, und nach Arpad's Ableben die Ungern, denen er aber lieber den Sohn sandte. — Solchen Verein von Glanz und Macht wollte sein Schwager Albrecht I. nicht dulden. Als er ihm aber die erst versagte Stimme zur Kaiserwürde gab, belohnte er ihn mit der Bestätigung des zeitherigen Besitzes vom Egergebiet, der Ansprüche auf Meißen, und der Enthebung von Lehensdiensten. Bald aber erwachte wieder Albrechts Eigennutz und Ehrgeiz, dem besonders nach dem damals reichen Kuttenberg lüstete, im Bunde mit Papst Bonifacius VIII. der zwei irdische Kronen auf einem Haupte mit dem Bannfluch bestrafen zu müssen glaubte. Wenzel schlug Albrechts Angriff zurück, hemmte aber dadurch nicht die über ihn ausgesprochene Reichsacht, die auch den Sohn traf.

Wenzel III. (V.) (1305—1306), der Acht los zu werden, sieht sich genöthigt, seine Ansprüche auf Meißen an Albrecht abzutreten. Mit ihm, dem in Ollmütz Gemordeten, erlosch (1306) der Mannsstamm der Przemysl, welcher seit 722 Böhmen (seit 1029 Mähren) beherrscht und Böhmen 23 Herzoge und 7 Könige gegeben hatte.

Immer gab es noch in dieser Periode Wahlränke und Gewaltstreiche der Großen; doch bewirkten die letzten 5 Könige Anerkentniß des Erbrechts auf die Erstgeburt. Aber es blieb die Abhängigkeit von Teutschland (durch den Lehensverband) und von Rom, das nicht nur über alle geistliche Angelegenheiten, sondern auch oft in weltlichen entschied und weder Bann noch Interdikt sparte. Überhaupt viel Priestereinfluß und die Schätzung religiösen Außenwesens als das Höchste. Die Flagellanten trieben (1257) ihr Unwesen. Klöster mehren sich mit reichen Dotationen; aber auch die Bettelmönche greifen um sich. — Die höhere Geistlichkeit und die ersten von Adel bilden eine Art Reichs-, die Burggrafen eine Art Kabinetsrath. Mehre Kronämter kommen bereits vor. — Die Macht der Großen nahm zu mit dem Druck der Kleinen. — Die Münzen wurden vermehrt und verbessert; Maß und Gewicht wurden eingeführt. — Die meisten Einkünfte wurden aus den Bergwerken, besonders von Kuttenberg gezogen. — Gerichtsverfassung und Gesetze waren roh. Die Verwaltung des Rechts war verpachtet. Gerichtssporteln und Strafgelder gehörten zu den Einkünften der Könige. Die Geistlichen hatten einen eximirten Gerichtsstand, sie waren an das Tribunal in Rom gewiesen. Es fand selbst Menschenhandel Statt.

(IV) Die Wahlkönige.

Rudolph von Habsburg, Sohn Kaiser Albrechts I., der ihn mit gewaffneter Hand unterstützt, wird gewählt (1306), stirbt aber schon das Jahr darauf. Nach ihm fällt die Wahl auf Heinrich von Kärnthen, Schwager des ermordeten Wenzels. Er macht sich verhaßt, vorzüglich durch zu große Begünstigung seiner Kärnthner. Die Böhmen lehnen sich gegen ihn auf, tragen des Kaiser Heinrichs VII. Sohn, Johann von Luxemburg die Krone an, welcher Heinrich von Kärnthen verjagt und von 1311—1346 regirt. — Egerland und bald darauf die Oberlausitz werden zum Lohne für den, Ludwig dem Baier geleisteten, Beistand, ein Eigenthum Böhmens. — Dagegen hatte sich Polen nach des letzten Wenzels Tode losgerissen, welches der abenteuerliche, ritterliche Johann vergeblich wieder zu gewinnen suchte. Doch huldigten ihm (1329) fast alle schlesischen Herzoge als Vasallen. Die Grafschaft Glaz verkaufte Johann, nebst mehren Besitzungen in Schlesien und der Lausitz. Die Thronfolge für sein Haus sicherte er durch die Stände.

Diese übten auf den Landtagen große Macht. Immer noch Haß gegen die Teutschen in dieser Zeit. Die Beguarden und Beguinen treiben ihr Unwesen. Der Papst schickt gegen sie Franciskaner und Dominikaner, welche Scheiterhaufen errichten. Aber auch die Tempelritter werden verfolgt. Das Prager Bisthum wird zum selbständigen Erzbisthum erhoben und der Erzbischof erhält die ihm bis jetzt noch erhaltenen Vorrechte. Durch Johanns häufige Abwesenheiten und Ritterzüge erschlaffte das innere Regiment. Ewige Fehden der Großen, Bedrückung der Bauern, Hungersnoth und Seuchen [2]). Die oft von Johann gewaltsam erpreßten und gesteigerten Einkünfte des Landes wurden auswärts verwendet. Auch zur Schlechtmünzerei ließ er sich herab. Aber in Prag wird ein Stadtrecht begründet. Schon Spuren einer Landtafel. Überhaupt fangen sich die Städte an zu heben. Die Criminalgerichtsbarkeit wird ihnen zu Theil.

Die Bau- und Tonkunst findet Eingang (jene durch Mathias von Arras); so wie die französische und italiänische Sprache. In Realkentnissen herrschte je-

2) Eine Übersicht aller Pestseuchen, welche Böhmen vom 10—17ten Jahrh. verheerten, gibt Hesperus. Bd. XXX. Beil. 3.

doch große Unwissenheit und noch mehr Aberglaube. Der Ackerbau war im rohesten Zustande.

(V) Karl I. (IV. als Kaiser.) 1346—1378.

Durch Johann's großen, in Frankreich gebildeten Sohn erreicht Böhmen seinen höchsten Glanz, und das nicht blos durch die auf ihm als böhmischen Könige zugleich und zuerst ruhende Kaiserwürde. Verherrlichung des Vaterlandes war das Ziel seines Lebens. Er sichert durch feierlichen Vertrag mit den Ständen seinem Hause die Nachfolge in der Erstgeburt und bestimt die Fälle, wenn wieder Wahl eintrete. — Troppau und Ollmütz werden als böhmische Kronlehen erklärt. Nicht nur die Oberlausitz vereinigte er mit dem Reich; auch das Eigenthumsrecht der Niederlausitz erkaufte er. Der Besitz 6 großer Herrschaften in der Oberpfalz ward kaiserlich bestätigt. Die mitten zwischen seinen schlesischen und polnischen Lehen liegenden Herzogthümer Jauer und Schweidnitz erwarb Karl durch Heirath; eben dadurch, durch Politik, Waffen, Gewalt und Geld die Mark Brandenburg. Mit Bewilligung der Stände schloß er eine Erbverbrüderung mit Habsburg, der zu Folge die Kinder und Kindeskinder des einen Hauses in allen Ländern des andern folgen sollten, wenn hier keine ehelichen Erben vorhanden wären. Durch die Vermälung seines Sohnes Siegmund mit des Königs Ludwig von Ungern Tochter, Marie, legte er den Grund zum Statenverein von Böhmen, Ungern und Östreich. — Die Untheilbarkeit des Erbreichs ließ er beurkunden und vom Nachfolger beschwören. Dennoch vertheilte er die Regirung also: Wenzel erhielt Böhmen, Schlesien (dessen Einverleibung nebst den Herzogthümern Auschwitz und Zator zu ersterem er 1355 durch ein Statsgesetz festgestellt hatte), Oberpfalz und die teutschen Lehne und ward als Haupt des Gesamthauses erklärt. Siegmund erhielt Brandenburg mit Verpflichtung der Untrennbarkeit vom Hauptstate. Johann erhielt die beiden Lausitzen zu Lehn. Zwei Vettern Jobst und Procop erhielten Mähren als Vasallen des Hauptreichs. Der kinderlose Bruder Wenzel blieb im Besitz des erbverbrüderten Luxemburg.

Karl verschaffte zuerst Böhmen das politische Übergewicht in Mitteleuropa. Er war fromm, behauptete aber die Herrscherwürde gegen den römischen Hof. Er schützte die Kirchenrechte, hemmte aber den ungeheuern Vermögensanwachs der todten Klosterhand. Die Klöster nahmen zu und mit ihnen das Sittenverderben ihrer Bewohner. Ausgezeichnete Priester wurden angeklagt und von den Mönchen verfolgt. — Die Annahme seines für jene Zeit hellen Gesetzbuches (Constitutiones Carolinae[3]) verweigerten die Stände, weil — das Alte das Beste sey; fügten sich aber in seine Geldfoderungen. — Raubritterwesen, Fehdegeist und Faustrecht, gesteigert durch Blutsverwandtschaft, Verschwägerung und Erbrache dauerten fort. Dem Unwesen Einhalt zu thun, theilte Karl das Reich in 14 Kreise und stellte über Jeden einen Landfriedensrichter. — Die Juden schützte er. Prag erweiterte er durch die Neustadt und verlieh ihr bedeutende Vorrechte. — Überhaupt betrachtete er die Städte als Hauptstütze seiner Statskunst und stattete viele mit ansehnlichen Freiheiten aus. — Den Handel begünstigte und erweiterte er nach allen Richtungen. Er schon hatte die Idee, die Moldau mit der Donau zu verbinden. Prag handelte mit Rußland, Venedig. — Gewerbe und Landbau beförderte er und führte zuerst den Weinbau ein. — Die Statsschuld minderte, den Münzfuß verbesserte er. Die Goldbergwerke zu Eule, Karlsberg und Stein blühten, so wie die Silberbergwerke zu Kuttenberg. — Die Moldaubrücke und die Burg Karlstein verewigen seinen Namen, seinen Sinn für Bau- und Malerkunst. Einige der ersten Meister der altteutschen Schule waren seine Hofmaler und arbeiteten bereits im 14. Jahrh. in Öl. — Er stiftete nach den Vorbildern von Paris und Bologna die erste teutsche und slawische Hochschule in Prag (1348), damals für halb Europa die Sonne des wissenschaftlichen Lichts. Die Ungern, Polen, Mähren, Böhmen, Russen, Schweden und alle Teutschen trieben hier ihre Studien. Mehre böhmische Geschichtschreiber zeichneten sich unter ihnen aus. Er schrieb seine eigne Biographie.

Böhmen erfreute sich damals eines echten Nationalruhms. So viele tausend Fremde strömten herbei, hier Wissenschaft und Aufklärung zu holen. Die wichtigsten Ehrenstellen am kaiserl. Hofe und in der Reichskanzlei bekleideten Böhmen. Mehre Bisthümer außerhalb Böhmen waren von ihnen besetzt. Zu den vornehmsten Gesandtschaften wählte man sie; sie waren die Anführer im Kriege. Ein geborner Böhme zu seyn, galt für einen ausnehmenden Vorzug. Viele auswärtige Fürsten kauften sich an, um diesem Lande anzugehören. Alles strömte nach Böhmen. Daher die große damalige Bevölkerung. Man zählte 100 wol bevölkerte, mit Mauern umschlossene Städte (kaum waren damals so viel in ganz Teutschland); 300 Marktflecken, 260 Festen, 13360 Dörfer, 2033 Pfarreien.

(VI) Wenzel IV. (I. als Kaiser). 1378—1419.

Unter ihm entspinnen sich die Händel mit der Geistlichkeit und die weitern religiösen Zwiespalte, welche von den wichtigsten allgemeinen Folgen waren. Zuerst ward der Erzbischof vom Könige gehöhnt, dann sein Generalvicar Johann von Nepomuk (noch itzt der Schutzheilige aller Brücken) ersäuft und die Geistlichkeit überhaupt, so wie der Adel gemishandelt. Alle Leidenschaften brachen in ihrer Rohheit aus — der Haß der Slaven gegen den begünstigten Teutschen, wie gegen die wohlhabenden Juden, deren Tausende gemordet wurden. — Die

---

3) Von ihren 127 Paragraphen sprechen folgende 84—87 treffend den Geist der Zeit aus: „Wir wollen, daß die Würden und Ehren unsrer Barone, welche wir als den Schmuck und Ruhm unserer Krone betrachten, verbleiben nach der Sitte der Väter, nur in einigen Fällen ausgenommen. Es ist keinem Freiherrn und Edlen hinfort erlaubt, seinen Leuten oder den Leuten eines Andern die Augen auszureißen; dadurch ziehet er den Unwillen des Königs auf sich und sein Erbgut. Wenn ein Baron oder Noblee seinem Menschen (homini) oder einem andern die Nase an der Scheidewand der beiden Nasenlöcher ausreißt, so ist er und sein Gut dem König verfallen. Auch sollen die Freiherren und Edlen sich in Acht nehmen, daß sie nicht im Übermuthe und mit Verachtung des Menschenblutes irgend Jemand den Fuß oder die Hand unter den Block legen und abschlagen."

Meuterei nächster Verwandten und mehrer von Adel vergreift sich zweimal an dem Könige selbst, den treue Brüder und anhängliche Große wieder aus der Haft befreien und der nun, schlimmer als zuvor, mit Dolch, Schwert, Beil und Gift wüthet, das teutsche Reich aber so sehr vernachlässigt, daß ihn die Kurfürsten absetzen; Städte und Bürger dagegen begünstigte er vorzüglich. Die Oberpfalz und Brandenburg verlor er.

Wicklef's, des englischen Luthers, Lehren waren durch Hieronymus Faulfisch nach dem aufgeklärten Böhmen [4]) gedrungen, von ihm und Johann Huß verbreitet, welcher zugleich seine Stimme laut gegen die verderbten Sitten der Weltlichen und Geistlichen erhob und für seine Czechen gegen die begünstigten Teutschen so lange eiferte, bis diese wichen. Beide predigten laut die neue Lehre, (die sich dem Volke durch Reichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt am auffallendsten versinnlichte) und mußten dafür den Scheiterhaufen zu Costanz (1415) besteigen. Man wähnte, wie so oft später, durch Vernichtung dieser Männer auch die Fortschritte der Aufklärung zu vernichten. Aber nun beginnen erst recht die religiösen und politischen Zwiespalte.

Unter Wenzel kam 1400 die Schreibkunst so in Aufnahme, daß man in allen Farben zu schreiben wußte und die Farben- und Dinten-Kocherei nicht nur ein eignes Gewerbe, sondern auch ein Handelsgegenstand ward. Fast jedes Elbschiff lud einige Fässer schwarzer und rother Dinte fürs Ausland.

Unter Wenzel ward auch die erste große Brantweinbrennerei bei dem reichen Silberbergwerk zu Kuttenberg angelegt; und kam so durch die Bergleute der Brantwein als Bedürfniß unters Volk.

(VII) Siegmund von Luxemburg (zugleich Kaiser der Teutschen und König der Ungern) 1419—1437.

Unter dessen ganzer Regirung dauerten die religiösen Spaltungen mit Verwüstungen aller Art, mit Morden, Sengen und Brennen innerhalb und außerhalb der Gränzen fort. Die Neuerer blieben die Sieger bis kurz vor Siegmund's Ende die Ruhe hergestellt ward. Die Hussiten bekämpften die Misbräuche des Papismus und dessen nicht in der Schrift begründete Satzungen. Sie trennten sich später in Parteien. So z. B. die Calixtiner oder Utraquisten, den Genuß auch des Kelchs im Abendmahle ansprechend; die Taboriten (von der böhmischen Stadt Tabor, ihrem Hauptsitz) eine gänzliche Kirchenreformation verlangend, die sie mit Gewalt durchsetzen wollten [5]). Nachdem Jenen von der Synode zu Basel durch die Prager Compactaten (1434) der Kelch zugestanden worden, kehrten sie selbst die Waffen gegen diese und andere Fanatiker und nöthigten sie, besonders nach der großen Niederlage (30. März 1434) bei Böhmischbrod, 1436 zum Iglauer Frieden.

Aus den Taboriten gingen die böhmischen und mährischen Brüder (im strengsten Gegensatz gegen den römischen Katholicismus) und später noch so manche andre Secte in Böhmen hervor, die, wenn auch gedämpft, dennoch von Zeit zu Zeit, wie verloschne Flammen aufloderten, aber schnell, gewaltsam vom wachsamen Katholicismus unterdrückt wurden, bis des unsterblichen Joseph's II. Toleranzpatent den Christianismus über den Katholicismus setzte.

Unter den beiden letzten Luxemburgern griffen Könige selbst die Legitimität an und gaben durch Absetzungen von oben herab das Beispiel ihrer Nichtachtung, sobald sie die Macht misbraucht. — Seit Erlöschen des Przemyslschen Mannsstammes fanden Erstgeburt und Erbfolgerecht keinen nationalen Eingang mehr; wol aber das Wahlrecht. — Siegismund beschwor in seinem Krönungseide die Prager Artikel, hielt — sie aber nicht. — Auf den Landtagen sah man die entgegengesetztesten Gesinnungen und Entschlüsse; Factionen und Parteien wechselsweise siegend und unterliegend, bestochen und bestechend. Alles ward mit Eifer bedacht, nur nicht das wahre Statswohl. — Die Erzbischöfe vergaßen ihrer Würde und Pflicht, oder ihrer Bildung, oder wurden von Rom gehässig angesehen. „In der verhängnißvollen Zeit" sagt der trefliche Schneller „fehlte der böhmischen Kirche ein Haupt, welches mit weiser Strenge den wahren Geist Christi in Wort und That menschenfreundlich und parteilos bewies [6]). — Alles, auch das besser Gemeinte, trug den Stempel einer rohen, geschmacklosen, unwissenden, abergläubischen Zeit, die dem von so Manchem vergötterten Mittelalter angehörte und so schnell und so lange verfinsternd, der Morgenröthe Karl's folgte! — Das ärgste Übel von Allem war Unduldsamkeit und Anarchie. — Die Bauern, im Bedürfnißdrange nach den ihnen versagten Menschenrechten, hielten es mit den Neuerern, geriethen aber, nach beigelegten Unruhen, in ärgere Knechtschaft, als zuvor.

(VIII) Die beiden Habsburger.

Unter fortdauernden gewaltigen Parteiungen und Befehdungen der Katholiken und Utraquisten, kam mit der Kaiserwürde 1438 zugleich auch die böhmische Krone durch Wahlbegünstigung der Katholiken, wieder an das östreichische Haus. Albrecht V. (als Kaiser II.) bahnte sich, durch die Vermälung mit Siegismund's einziger Tochter, den Weg zum böhmischen und ungrischen Throne, von welchem ihn schon 1439 der Tod wieder abrief. — Nach mancherlei Factionskränken, denen die Religion als Vorwand dienen mußte, ward das Kind Ladislaus, Albrechts Nachgeborner, unter einer Regentschaft zum Könige gewählt.

(IX) Georg von Podiebrad, der eingeborne Böhme.

Aber die Factionen bekämpften sich fort, bis der große Georg von Podiebrad, Haupt der Utraquisten, die Statthalterschaft und die innere Ruhe erringt. Nach Ladislaus Tode (1457) behaupten die Stände, trotz Mathias von Ungarn und Kaiser Friedrichs Widerspruch ihr Wahlrecht und ernennen den bisherigen Statthalter zum Könige (1458—1471). Der bloße Edelmann erhielt den Vorzug vor einem Kaiser, vor zwei Königen, zwei Erzherzögen und einem Reichsfürsten. Haß des römischen Katholicismus hatte hieran so vielen Antheil, als

4) Dessen Königstochter die Gattin des britischen Herrschers geworden. 5) Andere waren die Horebiten, Picarditen und Adamiten.

6) Böhmens Schicksal S. 335.

die Scheelsucht gegen die Teutschen und Podiebrad's ausnehmende, persönliche Verdienste und Eigenschaften. Weise und großmüthig rechtfertigte er das allgemeine Vertrauen; nur den römischen Hof konnte er nicht versöhnen, der ihn in den Bann that, Verschwörungen gegen ihn heiligte, die Fürsten gegen ihn waffnete.

Auch im 15. Jahrh. waren die Stände Böhmens noch von großer Bedeutung. Sie setzen sich über Brzetislaw's Seniorat, Ottokar's Majorat und Karl's weibl. Primogenitur hinweg. Nach Albrecht's Tode übertrug der Landtag sein Wahlrecht einem Ausschuß von 13 Rittern, 3 Prager[7]) Bürgermeistern und einem Abgeordneten jeder Kreisstadt. Ein andermal entschied eine Deputation von 4 Baronen, 4 Rittern, 4 Städtern und 4 Gelehrten. Ladislaus Posthumus mußte 20 Capitulationspunkte unterzeichnen, unter andern: Bestätigung der Prager Artikel zu Gunsten der Utraquisten — freie Wahl des Erzbischofs — Bestätigung der Vorrechte aller 3 Stände, Herren, Ritter und Städte — Ausschluß der Fremden von allen Ämtern — Wahl der geheimen Räthe aus Böhmens Herren- und Ritterstande. 7—8 Familien kamen in den herrschaftlichen Besitz der Hälfte des böhm. Grundeigenthums, verwalteten die obersten Erzämter und waren zugleich Kreishauptleute. Also mit dreifacher Macht konnten sie leicht alte Vorrechte behaupten, neue durchsetzen. — Fanatismus war der Hauptcharakter dieses Jahrhunderts. Der Minorit Johannes von Capistran kam nach Böhmen und sagte: „Höret! den Ketzer muß man verbrennen, den Türken niederhauen. Ich selbst führe euch zu beidem an!“ — Durch die ewigen verwüstenden Fehden litt der Ackerbau ungemein. — Es gab schlechtes Geld, daher Theurung und Hungersnoth, bis Georg ersteres verbesserte. — Kunst und Wissenschaft lagen darnieder, mit Ausnahme theologischer Zänkereien; die Bibel aber war allgemein verbreitet.

(X) Die beiden Jagellonen. 1471—1526.

Nach Georg's Tode wird der polnische Prinz Ladislaus V. gewählt, unter dessen Regirung die Kriege, besonders mit Matthias, und die Unruhen, ja Greuel im Innern nicht aufhören. Der auf 31 Jahre zu Kuttenberg 1484 zwischen den Katholiken und Calixtinern geschlossene Religionsfriede ging wenig in That über.

Nachdem Ladislaus auch König von Ungarn geworden, setzte er gegen dieses Reich Böhmen nach, wodurch hier die Macht des Adels stieg. Eine große Judenverfolgung trat 1507 ein. — 1515 wird die Wechselheirath oder die Einleitung dazu folgenreich. Ladislaus Tochter Anna wird dem Kaiser Maximilian (eigentlich dessen Sohn Ferdinand) und sein Sohn Ludwig Maximilian's Enkelin Maria verlobt. — Dieser tritt 1516, noch minderjährig, auch als König von Ungarn die Regirung Böhmens an. 1517 schlichtet er durch den St. Wenzels-Vertrag (am Wenzeslaitage 1517) die Irrungen zwischen Adel und Bürger.

Eine Landes-, die Kuttenberger Berg- und die Prager Weinberg-Ordnung kamen unter den Jagellonen zu Stande.

Unter beiden griff die Übermacht der Stände bedeutend um sich, aus welchen, nachdem die Utraquisten die Oberhand bekommen, der geistliche Stand wegfiel und, um die Zahl der 3 Stände aufrecht zu erhalten, die Adeligen sich in zweie sonderten, Herren[8]) und Ritter. Die unter einander verbrüderten, verschwägerten und verbündeten Erzbeamten machten mit ihren Familien gemeine Sache.

Die aus Frankreich gekommenen Picarditen, sich einfach an die Bibel haltend und alle päpstliche Satzungen verwerfend, breiten sich ausnehmend aus, werden aber aufs grausamste verfolgt, den Flammen übergeben und aus dem Lande gejagt. — Nicht viel besser wurden Luther's Anhänger, die um diese Zeit hier Eingang finden, behandelt, indessen die gegenseitige Verfolgung der Utraquisten und Katholiken nicht aufhörte. — Es bestanden 164 Klöster.

Fehden, Raub, Mord und Blutrache zwischen den Rittern und Städtern war noch immer nichts Seltenes. Zwischen beiden herrschte überhaupt die größte Eifersucht. Die Adeligen wollten ausschließlich Landgutsbesitz und auch zugleich bürgerliche Gewerbe treiben; die Bürger machten Anspruch auch auf Landbesitz und die damit verknüpften Vorrechte. — Der Wenzelsvertrag glich beide etwas nachgebende Theile aus. — Der Stadtrath wird für die Bürgerlichen, das Landrecht für die Adeligen als Gerichtshof bestimt. Die Eintragung aller Gesetze in die Landtafel und deren sorgfältige Verwahrung, Abfassung aller Urkunden in der böhmischen Sprache, zur Verhütung aller Betrügerei, wird verordnet; so wie überhaupt Ladislaus um Gesetzgebung und Verbesserung der Rechtspflege die größten Verdienste hat. — Korn-, Trankund Kopfsteuer bilden sich aus. — Einen Falschmünzer ließ er verbrennen, und prägte eigenhändig in Kuttenberg Mustergroschen, um dem Übel Einhalt zu thun. Unter ihm kamen zuerst unsre Zweiguldenstücke oder Conventionsthaler auf[9]).

Bohuslaus Lobkowiz von Hassenstein, Joannes Sturnus, die beiden Sslechta, Thurzo und Dubravius[10]), Gregor Castulus u. Hieronymus Balbus ragen als Verbreiter der Wissenschaft und als Philologen hervor. Auch Wenzel Hayeck von Liboczan, Propst zu Alt-Bunzlau († 1553) mag hier noch als berühmter, wenn gleich fabelhafter, Chronist genant werden. — Die Buchdruckerkunst komt nach Böhmen[11]), findet schnellen Eingang und die Czechen sind unter allen Slaven die ersten, welche gedruckte biblische und Volksschriften aufzuweisen haben. — Leider! griffen aber auch venerische Krankheiten ausnehmend um sich.

(XI) Östreichische Beherrscher.

Nach dem Erlöschen der Jagellonen durch Ludwig's Tod in der unglücklichen Schlacht zu Mohatsch (1526) wählen die Böhmen seinen Schwager Ferdinand I.,

7) Prag war in 3 Städte getheilt.

8) Eigentlich Freiherren — denn damals gab es nur zwei einzige Grafenfamilien, die der Schlick und Guttenstein. 9) Die Grafen Schlick ließen sie in Joachimsthal prägen. Daher hießen sie Joachimsthaler, Schlickenthaler, Löwenthaler (wegen des böhmischen Wapens), zuletzt Thaler schlechtweg. 10) Bischof zu Ollmütz schrieb historia regni Bohemiae. † 1563. 11) 1475 die erste Druckerei in Prag; 1488 die zweite in der Altstadt Prag.

Erzherzog von Östreich zum Könige (1527—1564). Von nun an ist und bleibt Böhmen ein integrirender Theil der östreichischen Staten. Mit der Geschichte dieser verschmelzt sich seine eigne. — Daher hier nur noch einige kurze historische Andeutungen, in so weit sie von eigentlicher Beziehung auf Böhmens Lage, Verfassung, Verhältnisse und deren Veränderung sind.

1541 verbrannte die Landtafel als Haupturkunde des Reichs gänzlich.

Ferdinand führt, statt des Wahlrechts, 1547 in Absicht der böhmischen Staten*) wieder die Erbfolge ein, stellt das seit den Hussitenunruhen unbesetzt gewesene Erzbisthum her, legt 1556 den Grund zu einer Jesuiten-Universität, die Ferdinandische hohe Schule, und 1560 stiftete der Jesuit Hurtard Perez die Clementinische Bibliothek zu Prag. Ferdinand beschränkt die Macht der Stände und besonders der Städte, gibt dem Kammerrecht, Hof- und Lehengericht eine festere Verfassung, und gründet 1548 in Prag das Oberappellationsgericht (bisher waren die Acten zur letzten Entscheidung nach Magdeburg, Bologna rc. gesendet worden).

Matthiolus gibt, von den Ständen kräftigst unterstützt, 1561 sein böhmisches botanisches Prachtwerk heraus. Maximilian II. der weise, duldsame Vater seines Volks, (1562) verstattete den Utraquisten freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken.

Rudolph II., ein schwacher, dabei unduldsamer Regent (1576), aber großer Beförderer der Wissenschaften. Unter ihm Tycho de Brahe, Kepler und Weleslawina[12]); 1590 das erste Gymnasium zu Kommotau. — Nur gezwungen unterschrieb er (1608) den ihm von den Protestanten abverlangten, sogenannten Majestätsbrief (wodurch ihnen volle Religionsfreiheit zugesichert wurde), und suchte bald sich gegen die Übermacht der Stände und besonders der Utraquisten durch fremde Truppen zu schützen. Hierauf trugen die Stände die Krone seinem Bruder Matthias König von Ungarn an. Bald trat er demselben alle seine Reiche und Länder ab, mit dessen Regirungsantritt (1612) (er hatte den Majestätsbrief zwar bestätigt, ließ aber dennoch alle Bedrückungen der Protestanten zu) auch die religiösen und politischen Unruhen einen so ernsten Charakter annehmen, daß man 1618 die kaiserlichen Räthe aus dem Schloßfenster in Prag hinabstürzte.

Dies war das Signal zum 30jährigen Kriege, dessen erste Veranlassung der Abt von Braunau war, welcher seinen protestantischen Unterthanen die Fortsetzung eines Kirchenbaues untersagte. Wie in Prag der erste Akt dieses blutigen Schauspiels begonnen, so endete es später auch hier.

Nach Matthias Tode (1618) wollen die mit den protestantischen teutschen Fürsten verbundenen böhmischen Stände, seinen Vetter, Ferdinand (welchem Matthias schon 1617 Böhmen übergeben hatte) als allzu eifrigen Katholiken nicht zum Nachfolger und wählen Friedrich V. Kurfürsten von der Pfalz. Aber die Schlacht am weißen Berge (1620) bei Prag raubte ihm die Krone und Böhmens Ständen die bisherigen Freiheiten und alle Privilegien, welche ihnen seine Vorfahren verliehen hatten. Von da an ging Böhmens Nationalität und Selbständigkeit verloren.

Ferdinand II. (1619—1637), ein Jesuitenzögling und ganz von ihren menschenfeindlichen Maximen geleitet, wird unbeschränkter Landesherr, und der heftigste, grausamste Verfolger der Protestanten, deren Vorläufer die Utraquisten gewesen waren. 48 Häupter der Empörung werden eingezogen, 27 öffentlich hingerichtet, für 24 Mill. böhmischer Schocke[13]) protestantisches Eigenthum wird confiscirt. Die Prediger werden verjagt; 30,000 Familien müssen mit ihnen das Land verlassen, darunter allein 185 alte Geschlechter der Baronen und Ritter[14]). Kein Akatholik ward mehr geduldet, ihm keines der bürgerlichen Rechte mehr gestattet. Ferdinands Charaktre und Religionshaß nähren das Feuer des 30jährigen kirchlich-bürgerlichen Krieges, der in Böhmens Innerm furchtbar wüthete. Gustav Adolph führt die Schweden zum Schutz der Protestanten ins Land. Waldstein bekämpft ihn. Aber oft, indeß ein Drittel der Städte und Dörfer im Rauche aufging, siegten die Schweden und schon hatte Königsmark einen Theil Prag's erobert, als von eben der Stadt, woher die große Fehde ausgegangen, auch der Impuls kam, ihr durch den westphälischen Frieden (1648) ein Ende zu machen.

Die 1619 verjagten Jesuiten führte 1620 Ferdinand II. triumphirend wieder ein. Sie schlugen Böhmen unheilbare Wunden. — Er vernichtete den Rudolphischen Majestätsbrief, hob das Wahlrecht, jedoch nicht unbedingt, auf; führte unter den Ständen den geistlichen nicht allein wieder ein, sondern machte ihn von da an zum ersten[15]) und errichtete ein eignes Tribunal zur Verfolgung aller Akatholiken. — Seine Landesordnung vom 10. Mai 1627 wird seitdem Fundamentalgesetz, bestätigt jedoch die von Karl IV. festgesetzten Fälle eines wieder eintretenden Wahlrechts. — 1635 tritt er durch Vertrag und zur Beendigung des Kriegs mit Sachsen die beiden Lausitzen an dasselbe ab. In das Jahr 1636 fällt die Stiftung der Gymnasien zu Leitmeritz und Königgrätz.

Ferdinand III. (1637—1657) suchte die Liebe der Böhmen wieder zu gewinnen, nahm den Jesuiten die Universität, die von nun an die Karl-Ferdinandische heißt. 1640 (zugleich das Jahr der Stiftung des

---

*) Unter dem Kanzleiausdruck: böhmische Erbstaten versteht man noch dermalen das Königreich Böhmen, Markgrafthum Mähren und Herzogthum östreich. Schlesien. 12) Der berühmteste Bücherverleger und bewährteste vaterländische Geschichtschreiber seiner Zeit † 1599, merkwürdiger aber noch wegen seiner großen Kentniß, Berichtigung und Verbreitung der böhmischen Sprache.

13) *Londorp* Act. publ. II. p. 434. berechnet die Summe auf mehr als 53 Mill. Thaler. 14) Man muß die Greuel und ihre unpartheiische Schilderung in Woltmann's Geschichte nachlesen. II. S. 229. „Brandenburg und Sachsen, auch die Schweiz, Holland und Siebenbürgen, erfreuten sich der Blüte von Böhmens Gelehrten, Künstlern, seiner geschicktesten und arbeitsamsten Handwerker und Ackersleute. Und gleichwol erreichte Ferdinand nicht, daß in dem verödeten Lande der katholische Glaube allein herrschte: man erstaunte, als Joseph II. wieder Religionsfreiheit gab, welche Menge von unkatholischen Bauern in Böhmen sey." (S. 250.) 15) Ist noch heute der Fall in allen östreichischen Staten.

Gymnasiums zu Leitomischl) fügt er der Landesordnung Ferdinands II. Declaratorien und Novellen bei, wodurch die Verfassung ganz der in den ursprüngl. Östreichischen Landen bestandenen ähnlich gemacht wird.

Nach dem Nymweger Frieden (1679) brachen noch spät erst die Folgen von Ferdinands II. früherer Härte aus. Zur Zähmung der so sehr dem Lutherthum anhängenden Bauern hatten ihm die Jesuiten den teuflischen Rath ertheilt, ihnen 5 Tage in der Woche Frohn- (Robot) Arbeiten für ihre Herren aufzulegen und nur einen ihnen zur eignen Feldbestellung frei zu lassen. Im Czaslauer, Leitmeritzer und Pilsner Kreise empörten sie sich zu vielen Tausenden und zogen sich vor der Militär-Übermacht ins Gebirge, wo sie nur Leopolds I. Herabsetzung der Frohntage auf 3 endlich besiegen und beruhigen konnte. — Gleichzeitig fast wüthete die Pest und raffte allein in Prag 32,000 Menschen weg, die auch 1714 zugleich mit einer Viehseuche ausbrach, welche 2 Millionen Stück Hornvieh tödtete.

Von da an genoß endlich Böhmen einer langen ungestörten Ruhe; bis diese endlich durch die Preußischen Kriege (1740—1763), besonders durch den 7jährigen (in welchem Böhmen dessen Hauptschauplatz war) wieder zerstört ward [16]. Der größte Theil Schlesiens und die Grafsch. Glaz kamen an Preußen.

Wichtig für Böhmens Statskunde ist, daß Joseph I. Böhmen, zu sicherm Verbande, wieder den Kreislasten und Abgaben des teutschen Reichs unterwarf, wodurch es faktisch ein integrirender Theil desselben ward; noch wichtiger das J. 1720, wo in der bei dem Landtage ausgefertigten Accessions- und Submissionsurkunde zu Karls VI. pragmatischer Sanktion von 1713, die Erbfolgeordnung nach der Erstgeburt (auch aufs weibliche Geschlecht ausgedehnt) als Grundsatz für Böhmen wieder eingeführt ward.

Nach dem 7jährigen Kriege erfüllte Maria Theresia den Wunsch der Stände, bis gegen 40,000 M. Militär in Böhmen zur Vermehrung des Geldverkehrs zu vertheilen; dermalen ist der Stand höher (s. unten).

1765 that sie der weitern Vermehrung der Klöster im Königreiche Einhalt, mit Ausnahme der den Jugendunterricht besorgenden Piaristen und Jesuiten, bis letztere 1773 die allgemeine Aufhebung auch hier traf. Über 8 Millionen ihres Grundvermögens nahm der Hof in Besitz.

1766 suchte sie durch Verordnungen den Ackerbau zu heben und stiftete, wie fast in allen andern Provinzen, so auch hier 1769 eine Ackerbaugesellschaft, bei welcher sich, nach der Verordnung von 1773, alle Ökonomiebeamte immatrikuliren und prüfen lassen mußten. Aus ihr ging die jetzige patriotisch-ökonomische Gesellschaft unter Joseph II. hervor. — Wie nöthig dies war und wie sehr durch die Kriege der Bürger- und Bauernstand in Verfall gerathen, lehren Büsching's wöchentl. Nachrichten. 1776. No. XIV. Gegen 16 Millionen verlor das Land an Kriegsbeschädigungen — Viehseuchen richteten einen Schaden von 4 Millionen an. — Dabei wurden die Abgaben vermehrt. Die neue Fleischsteuer benahm die Lust zur Viehzucht. Der Salzpreis ward erhöht, der Handel durch Ausfuhrverbot des Getreides gesperrt, Bankrote brachen aus; der Bauer ward sehr gedrückt, dazu 1771 und 1772 Theurung, Hungersnoth und Seuchen.

1770 kostete die neu eingeführte Gewicht- u. Maßordnung dem Lande 1¼ Millionen.

1778 versammelte der Baiersche Erbfolgekrieg auf kurze Zeit feindliche Armeen in Nordosten.

Von den ausnehmend großen Wohlthaten und Verbesserungen, womit die Regirung Josephs II. seine Staten beglückte, ward in vollem Maße auch Böhmen zu Theil: „Erleichterung der Lasten des Volks und gesetzlicher Schutz desselben gegen Bedrückungen, Begünstigung des Ackerbaues, gerechtere Steuervertheilung und Bestimmung, Belebung der Industrie, besonders durch Einfuhrverbote, Beförderung der Volksbildung durch Stiftung mehrer tausend Schulen, Vermehrung der Dorfpfarrer und Aufhebung der Klöster."

Der 23jährige Krieg unter Franz I. machte auch von Seiten Böhmens viele Opfer an Menschen, Geld, Naturalien und andern Kriegslasten nöthig, und brachte auch über dies Königreich die erschütternden Folgen des Papiergeldes [17]).

II. Landbewohner und Stat im neunzehnten Jahrhundert [1]).

A. Land.

I. Lage, Gränze, Gestalt, Größe, Eintheilung.

Die mathematische Begränzung dieses Reichs fällt zwischen 29° 50′ 15″ (bei Grulich) und 34° 26′ 45″

16) Nur allein im französisch-baierschen Kriege 1740—1743 liquidirten die Böhmischen Stände über 3,300,000 Fl. Foderungen und Beschädigungen, nach dem 7jährigen Kriege über 24 Millionen.

17) Einige hier übergangene historische Momente kommen in der Folge unter ihren Hauptgegenständen vor.

1) Die neuern allgemeinen Quellen der Geographie und Statistik Böhmens (die besondern sind überall gehörigen Orts bemerkt) sind folgende: 1) Chronologisches Verzeichniß der berühmtesten Männer Böhmens von Wolaun. Prag 1777. 2a) Schaller's Topographie des Königreichs Böhmen. 17 Theile. Prag u. Wien 1785—1791. gr. 8. b) Dessen neu verfertigtes Catastrum des Königreichs Böhmen. Prag 1802—1804. c) Kurzgefaßte Beschreibung der Kreise von Böhmen. 16 Bändchen. Prag 1794. (Jedes mit einer Kreiskarte. Nur ein Auszug aus Schaller.) (Diese Schallerschen Schriften liefern zwar die vollständigsten Materialien, besonders für die Topographie, woraus alle spätere Schriftsteller geschöpft haben; aber sie sind ohne Auswahl und Kritik zu einseitig zusammengetragen. Vieles ist unrichtig und veraltet. Noch mehr fehlt.) 3a) A. v. Riegger (erst Professor der Rechte, dann böhmischer Gubernialrath, wo er Gelegenheit hatte, aus guten Quellen zu schöpfen. † 1795.) lieferte Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen. 13 Stücke. Leipzig u. Prag 1787—1791. gr. 8. Ferner b) ein Archiv der Geschichte und Statistik insbesondere von Böhmen. 3 Bände. Dresden 1792—1795. gr. 8. Mit Kupfern; und c) Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens. Leipzig u. Prag. 3 Hefte. 1795. 8. (Die Rieggerschen Schriften bleiben durch ihre Zuverlässigkeit und Gründlichkeit eine Hauptquelle.)

(hinter Eger) östl. L. von Ferro u. von 48° 33′ 53″ (bei Schlägel am Roßberg in Oberöstreich) bis 51° 2′ 39″ (bis Eugau an der Lausitz) nördl. Br. [2]). — Gebirgsketten machen fast durchaus die natürlichen Gränzen (s. Gebirge).

Der politischen Lage nach hängt es zwar in Süden mit dem Erzherzogthum Östreich und in Südosten mit dem Markgrafthum Mähren, als Zubehörden der östreichischen Monarchie zusamen, von der es selbst einen integrirenden wichtigen Theil ausmacht, wird aber in weit größerem Umfange von fremden Mächten umschlossen; in Nordosten durch Schlesien und Glatz von Preußen auf 29 Meilen, in Norden und Nordwest durch Sachsen 50 Meilen, in Südosten von Baiern 37 Meilen lang. — Seine Begränzung, gerade nach solchen Weltgegenden, bezeichnet schon seine Gestalt als verschobenes Viereck, dessen Spitzen am schärfsten nach Nordwest, weniger nach Nord-, Ost- und Süden vorspringen. — Das Areale (nach den Resultaten Davids und der trigonometrischen Landesvermessung) beträgt 956 geogr. □Meilen; die größte Länge 4° 27′ 30″ oder 42 geogr. M., die größte Breite 2° 28′ 46″ oder nahe an 37 geogr. Meilen; der Umfang 176 Meilen.

Eintheilung [3]). Das Stadtgebiet von Prag in der Mitte des Reichs, welches unter einer besondern Stadthauptmannschaft steht, wird von 16 Kreisen umschlossen, unter welchen der Ellbogner Kreis noch den Eger- und Ascher-Bezirk, als besondre Distrikte zugetheilt erhält. Sie folgen der Größe nach also:

1) der Prachiner in Südwest über 90 □M. Sitz des Kreisamts in Pisek,
2) = Budweiser an ihn gränzend, der südlichste über 79¼ □Meilen.
3) = Bunzlauer in Norden, über 78¼ □M.
4) = Pilsner in Westen über 68¼ □M.
5) = Leitmeritzer in N. = 67 —
6) = Königsgrätzer in O. = 60 —
7) = Czaslauer in S.O. = 59¼ —
8) = Chrudimer an diesen gränzend in O. über 58 □Meilen.
9) = Taborer, zwischen 2 u. 7 in O. üb. 57 □M.
10) = Ellbogner, mit Zubehör, der westlichste über 56 □M.
11) = Berauner, in der Mitte, üb. 52 □M. } Kreisamt in Prag.
12) = Kauržimer = = = d. vom 11. üb. 52 □M. } Kreisamt in Prag.
13) = Klattauer in S. W. zwischen 1 u. 4 üb. 45 □M.
14) = Bidschower in N. O. — 3 u. 6 üb. 44 □M. Kreisamt in Gitschin.
15) = Saazer in N. W. zwischen 5 u. 10 üb. 42 □M.
16) = Rakonitzer, in der Mitte über 40 □M. Kr. Amt in Schlan [4]).

II. Natürliche Beschaffenheit [5]).

A. Das Klima ist im Ganzen wegen hoher Lage und vieler Gebirge rauh, am mildesten in den geschützten

4) Meißner's historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen, mit 14 ausgemalten Kupfern. Prag 1790. 4. 5) Statswirthschaftliche Aufsätze rc. 3 Theile. Passau 1801. (Sind in besonderer Beziehung auf Böhmen geschrieben, geben eine Geschichte der Leibeigenschaft, eine Darstellung des heutigen Verhältnisses des Bauern zum Gutsherrn, der Juden in Böhmen, und zeigen Bedürfniß und Mittel, dem Privatkredit in Böhmen zu Hilfe zu kommen.) 6) Demian, Statistik von Böhmen. Wien 1804. 8. (Unzuverlässig.) 7) Müllner, Versuch einer statistischen Geographie von Böhmen. Prag 1805. (In einigen Rubriken sehr ausführlich, doch meistens nur Nomenclatur, in andern sehr mangelhaft.) 8) Polt, Handbuch der Geographie von Böhmen. Prag, Calve. 1813. (Verhältnißmäßig vollständig, kurz, gut und meistens richtig.) 9) v. Lichtenstern, Umriß einer statistischen Schilderung des Königreichs Böhmen nach seinem gegenwärtigen Zustande dargestellt. Mit 1 Karte. Wien 1812. 3te, neu bearbeitete Ausgabe. Breslau u. Leipzig 1822. (Nichts Neues enthaltend; nur ein Auszug aus des Verf. Handbuch der neuesten Geographie Oestreichs. 3 Theile. Wien 1818.) 10) Schematismus des Königreichs Böhmen auf das Jahr 1822. (Dieser, wie alle frühern geben immer das neueste und vollständigste Gerippe der Verwaltungsbehörden, der Religions-, Studien-, Wohlthätigkeitsanstalten, und der bestehenden Gewerbe.) 11) Pomfikl's vollständiger Umriß einer statistischen Topographie des Königreichs Böhmen. Herausgegeben von Kramerius. 1r Bd. 6 Hefte. Prag 1822 u. 23. ist ausnehmend weitschweifig angelegt.

Die wichtigsten und besten Landkarten Böhmens: Büsching in der VII. Aufl. V. Th. seiner Erdbeschreibung (Hamburg 1789) gibt die Übersicht der ältesten Karten bis zu seiner Zeit. Umständlichere Nachrichten von den Karten Böhmens geben auch Riegger in den Materialien, und Müllner. 1518 erschien die erste Originalkarte durch die Landstände, die Quelle aller andern bis 1568. (*Dobner* Annal. Hagec. T. II. p. 88. Sebastian Münster gab sie verkleinert in seiner Geographia Ptolemaei. Die Criginger'sche von 1568. ist die 2te. Die dritte von Paul Aventin von Ehrenfeld 1619, verbessert 1632, nachgestochen von Wussim 1665. — 1714 fing auf Ansuchen der Stände und Befehl Karls VI. Hauptmann Müller an, das Land zu vermessen, und gab 1720 seine Karte in 25 Sectionen als zweite Original-Karte des Reichs, die noch jetzt die vollständigste und die Basis aller andern ist, besonders der verbesserten und reducirten Welland'schen in 25 Blatt. 1757 gab le Rouge seine Charte chorographique in 9 Blatt nach der Müllerschen. 1789 erschien des Grafen Schmettau topographische und militärische Karte von Böhmen und Schlesien mit den Lagern des Feldzugs von 1778. und 1 Supplement in 2 Bänden den Lauf der Iser darstellend. 1807 kam eine verbesserte Ausgabe des Homann'schen Atlasses von Böhmen in 15 Blatt heraus. 1809 erschien von Bocks und Pollakhs größere (die kleinere in einem Blatt 1790.) Charte von Böhmen, in chorographisch-mineralogisch-hydraulischer und Commercial-Rücksicht. Wien in 4 Blatt — zugleich als Produkten- und Industrie-Karte früherer Zeit charakteristisch, da beide für alle Gegenden mit Zeichen bemerklich gemacht sind. 1813 topographisch-militärischer Atlas von Böhmen in 25 Sectionen. Weimar. (Aus der großen topographischen militärischen Karte von Teutschland.) 1816 Kreillichs Hand-Karte von Böhmen, Nürnberg, nach Davids astronomischen bestimmten Gränz-Punkten entworfen, daher und wegen anderer Vorzüge von Werth. (Hesperus 1814. Nr. 17. 1816. Nr. 18. 1819. Beil. 33.)

2) David Hesperus 1817. Nr. 61. 3) Eine frühere in 12 Kreisen vom J. 1714. gibt die 1720 erschienene Müllersche Karte in 25 Blättern. Maria Theresia verordnete 1751 die noch dermalen bestehende in 16 Kreise. Zu allererst theilte Karl IV. 1356 das Reich in 12. — Wladislaus IV. 1473 in 14 Kreise. 4) Überall, wo das Kreisamt nicht besonders angemerkt ist, befindet es sich im gleichnamigen Hauptort des Kreises. 5) Versuch einer allgemeinen Übersicht der Naturbeschaffenheit Böhmens. Für Freunde der Vaterlandskunde von Dlask; mit einer Höhenkarte und einer tabellarischen Übersicht der drei Hauptfluß-Gebiete Böhmens. Prag, 1822. gr. 8.

Niederungen der Hauptstadt und des Elbthales im Leitmeritzer Kreis, wo sich der Weinbau auf einen sehr kleinen Raum beschränkt. Im Riesen-Erzgebirge u. Böhmerwald ist 2 Klafter hoher Schnee nichts Seltnes, der oft bis halben April dauert [6]). — Die Witterung ist im Ganzen veränderlich. Im Mittelpunkt des Landes, zu Prag ist die mittlere Barometerhöhe 27″ 4‴ 7., die jährl. mittlere Veränderung 1″ 5$\frac{4}{11}$‴, die mittlere Wärme 7° 9 R. Als äußerste Gränzen der Temperatur wurden beobachtet 24° über u. unter 0. die gewöhnl. Frostgränze geht bis 16 unter 0. Der jährliche Niederschlag steigt nicht über 19″ ist aber oft weit geringer [7]).

B. Gebirge.

AA. Haupt-Übersicht. 1) Im westlichen Punkte des Landes stoßen bei Eger die Äste des Böhmerwaldes, des Erz- und Fichtelgebirges zusammen, bilden einen Haupt-Gebirgsknoten und zugleich eine Haupt-Wasserscheide. — Von seinen Verzweigungen gehören hieher: a) die sich als Böhmerwald südöstlich ziehende Kette, welche als Böhmisch-Östreichisches und Böhmisch-Mährisches Gränzgebirge fortsetzt [8]). b) Ein Theil davon heißt das Saarer Gebirge, zieht sich nordöstlich Iglau vorbei und verflächt sich im südlichsten Theile des Chrudimer Kreises, dadurch hier eine leichtere Verbindung zwischen Böhmen und Mähren eröffnend. Beide Züge scheiden das Elb- und Donaugebiet. — 2) Das von Eger, nordöstl. etwa 15 M. weit auslaufende Erzgebirge scheidet die Eger von der Saale und Mulde [9]). — 3) Gerade Eger gegen über, im äußersten Osten des Reichs, bilden die zusammenstoßenden Böhmischen, Glazer und Mährischen Gebirge einen zweiten Hauptknoten. Von ihm aus läuft in nordwestl. Richtung ebenfalls ungefähr 15 Meilen weit ein Rücken aus, der das Gränzgebirge zwischen Böhmen und Glaz (Glazer Gebirge), zwischen Böhmen und Schlesien (Riesengebirge) und zwischen Böhmen und Lausitz (Isergebirge) bildet, das Elb- und Odergebiet scheidend.

BB. Die einzelen Gebirge. 1) Der Böhmerwald (zum Hercynischen Wald der Alten gehörig) ist die südwestliche Gränzgebirgskette, die sich vom Fichtelberge zwischen Baiern und Böhmen, bis zum Lande ob der Ens, südöstlich herabzieht und die Wasserscheide der Moldau diesseits und des Donaugebiets jenseits macht. Er fällt an den Gränzen des Pilsner, Klattauer, Prachiner und Budweiser Kreises sanfter nach Böhmen, steiler nach Baiern ab, und dehnt sich auf dieser Gränzlinie gegen 30 Meilen aus. Er ist aber auch noch jenseit der Gränze sehr ausgebreitet und steht diesseits im ununterbrochnen Zusammenhange mit den Gebirgen, die im Innern bis in den Chrudimer Kreis östlich fortsetzen. Rauheit und Wildheit, unwegsame Sumpfstrecken, mit Nadelholz bewachsene Berge, voll steiler Felsenwände, fast nur für Glashütten benutzbar, Windbrüche und Abgründe, menschenleere Thäler, reißende Waldbäche (darunter die Quellen der Wottawa und Moldau) zeichnen dies mehr ausgedehnte als hohe Urgebirge vorzüglich im Prachiner und Budweiser Kreise aus. Die Gefilde an den Gränzen machen seine ödesten Strecken. Die sparsamen Bewohner leben hauptsächlich von der Viehzucht, eingeschlossen von Wäldern und von aller Nachbarschaft zuweilen bis 4 Meilen weit getrent. — Hier ist auch der Sitz der Freibauern.

2) Das Saarer Gebirge in Südosten zieht sich im Süden des Chrudimer, in SO. des Czaslauer und zum Theil des Taborer Kreises an der Mährischen Gränze nicht in bedeutender Höhe, aber in beträchtlicher Ausdehnung hin.

3) Das Erzgebirge zieht sich vom Fichtelgebirge an in nordöstl. Richtung fort bis in die Nähe des Elbthals. Sein Rücken scheidet die nordwestl. Gränze des Ellbogner, Saazer und eines Theils des Leitmeritzer Kreises vom Königreiche Sachsen, nach welchem es sanft und weiter verbreitet, nach Böhmen aber kürzer und steiler abfällt, vorzüglich zwischen Karlsbad und Aussig, im Saazer und Leitmeritzer Kreise, wo der Abhang oft nur 2 Meilen beträgt. Kein hohes, steiles, rauhes, sondern fast durchaus bis zu den Gipfeln bewaldetes, in seiner Form unausgezeichnetes Gebirge. Der Bergbau belebte es ehedem bedeutender als jetzt durch seine Industrie. Ihm danken die zahlreichen Städte, die man auf seinem ganzen Zuge (wie nicht leicht anderwärts in solchem Verhältniß) antrifft, ihr Entstehen: Graslitz, Fribus, Platten, Gottesgab, Abertann, Joachimsthal, Böhmisch-Wiesenthal, Kupferberg, Weipert, Presnitz, Sebastiansberg, Katharinenberg, Zünwald, Graupen. Jetzt sind andre Industriezweige zur Ernährung der starken Bevölkerung an seine Stelle getreten. Die höchsten Punkte in NW. der Schwarzwald, kleine Fichtelberg und Sonnenwirbel erreichen keine 4000′ [10]).

4) Das nicht hohe Glazer Gebirge in Osten, macht im Königsgräzer Kreise die Scheidewand gegen die Grafschaft Glaz, zieht südöstl. fort und erreicht seine größte Höhe im Grulicher-Schneeberge, auf welchem die Gränzen Böhmens, Mährens und der Grafschaft Glaz zusammenstoßen und das Mährisch-Schlesische Gebirge einen Hauptknoten an der südlichsten, äußersten Gränze des Chrudimer Kreises bildet.

5) Das Riesengebirge, die Sudeten der Neuern im engern Sinne [11]) (Slav. Krkonosky Hory), bildet im Norden des Bidczower Kreises die Gränze gegen Schlesien und macht mit dem weiter nord-

6) Man s. Hesperus 1816. Nr. 33. 7) Hesperus 1820. Nr. 17. 19. 26. 27. 1821. B. XXVIII. Nr. 14. B. XXIX. Nr. 24. Von der Wetterscheide des Georgs-Hasenbergs u. Geltsch zu beiden Seiten der Elbe, Beschreibung und Karte ebendas. 1819. Nr. 44. 8) Sie erstreckt sich noch weiter fort bis zur Donau bei Linz und setzt über dieselbe fort. 9) Einige machen aus den Bergreihen, welche das Egerland auf beiden Seiten umschließen, eine besondere Abtheilung, betrachten sie als Ausläufer des Fichtelgebirges nach Böhmen hinein und nennen sie das kleine Erzgebirge, auch das westliche Mittelgebirge.

10) Eine Karte desselben, geognostisch und bergmännisch, sehr vollständig und ziemlich treu gibt *Villefosse* de la richesse etc. Vol. II. 11) Im weitern Sinne der Neuern werden auch dessen nordöstl. und südwestl. Fortsetzungen darunter verstanden und die Alten belegten mit diesem Namen auch das Erzgebirge u. den Thüringerwald und nannten dagegen unsre heutigen Sudeten im weitern Sinne den Asciburgischen Wald.

westl. fortsetzenden Isergebirge einen gemeinschaftlichen Gränz-Urgebirgsrücken Böhmens gegen Schlesien und die Lausitz aus, welchen nur das Iserthal trent. Beide haben weder große Längenerstreckung, noch bedeutende Ausdehnung der Abhänge. — Das Isergebirge zieht an der Nordostgränze des bunzlauer Kreises hin. Seine meisten Höhen fallen zwischen 3 — 4000'. Auf der Tafelfichte, seinem höchsten Punkt, scheiden sich die Gränzen Böhmens, Schlesiens und der Lausitz, zu welcher es steil abfällt. Es ähnlicht durch seine wüsten, menschenleeren, unwegsamen Gegenden voller Windbrüche und Sümpfe sehr dem Böhmerwalde und ist wenig bekant. — Das in jedem Betracht größere und höhere Riesengebirge, setzt doch nur 4 Meilen weit (bei einer Breite von 3 — 2 und in den höchsten Punkten nur 1 Meile), nach Südwest fort; und verflächt sich hier auf einmal in so niedrige Berge und Hügel (wozu auch die Adersbacher gehören), daß dadurch zwischen ihm und dem Glazer Gebirge ein Hauptpaß für die Verbindung Böhmens und Schlesiens zwischen Trautenau und Landshut gebildet wird. — Es fällt steiler nach Schlesien, sanfter nach Böhmen ab, das Elb- und Odergebiet scheidend. Aber es erreicht unter allen Bergen Teutschlands, nördlich den Alpen, die größten Höhen (auf mehren Punkten 4000 — 5000 Par. Schuh [12]), und eine größere Bevölkerung, ein größeres Leben in Fleis und Verkehr, eine größere Leinwand- und Baumwollen-Industrie, bei so einfachen Sitten und wenigen Bedürfnissen, bei so rauhem Klima, bei so langen strengen Wintern und bei solcher Unfruchtbarkeit des Bodens, trift man wol wenig wieder in Europa an. Daher ist es auch bis auf die höchsten Punkte fast mit zerstreut liegenden Wohnungen (Bauden) bedeckt [13]).

6) Das Trappgebirge im Norden. Eine äußerst sonderbare, in dieser Form, Ausdehnung, vielfacher scharfer Absonderung im Einzelen und doch wieder Zusammendrängung im Ganzen, vielleicht nirgends anders so vorkommende Erscheinung, bietet eine Gebirgskette dar, welche das Fichtelgebirge mit dem Isergebirge verbindet, indem sie sich am südl. Fuße des Erzgebirges, parallel mit demselben, in nicht sehr beträchtlicher Höhe, durch ein weites, blühendes mit schönen Ortschaften und fruchtbaren Feldern geschmücktes Thal, hinzieht und fast aus lauter isolirten Bergen besteht, die sich mehr oder weniger der Kegelform nähern und deren letzte Glieder sich ins Königreich Sachsen hinein verlieren. In ihrem Bereiche liegen Böhmens berühmte Heilquellen, und mächtige Braunkohlenlager. Ihre zahlreichen Anwohner zeichnen sich durch Kunst und Industrie aus. — Am ausgezeichnetsten erheben sich diese Kegel im Leitmeritzer Kreise, auf welchen auch das Mittelgebirge (im Sinne der Böhmischen Geographen von Brüx bis Aussig am linken Ufer der Elbe) [14]) zu beschränken ist; seine wahre, geognostische, viel weitere Erstreckung ist oben angedeutet. Nach Bevölkerung, Fruchtbarkeit, mildem Klima, Menge und Güte der Naturprodukte ist es eine der gesegnetsten Gebirgspartien der Monarchie.

7) Der Jeschkenberg bei Reichenberg in N. des bunzlauer Kreises, erhebt sich als isolirtes Gebirge von geringem Umfange 484 Toisen hoch (Dlask) [15]).

CC. Höhen Verhältnisse [16]). Keiner der Berge Böhmens erreicht die ewige Schneegränze für die Breite dieses Königreichs. Die höchsten gehören dem Riesengebirge, Böhmerwalde und Glazer Gebirge an.

1) Riesengebirge: Brunnberg (Hoser) 783 Par. T., große Sturmhaube (David) 752 Par. T., kleine Sturmh. (Hoser) 742 Par. T., großer Kesselberg (Hoser) 728 Par. T., Spiegelberg (H.) 648 Par. T.

2) Böhmerwald: der Heidelberg (Hoser) 722 Par. T., der Kubani (Kiemann) 703 [17]) Par. T., der Dreisesselberg (Kiemann) 662 [18]) Par. T.

3) Glazergebirge: Schneeberg bei Grulich (David) 712½ Par. T.

4) Erzgebirge: Schwarzwald, bei Joachimsthal (Hoser) 645 Par. T., der kleine Fichtelberg bei Wiesenthal (Zöllner) 622 P. T., (Charpentier) 580 P. T.

5) Isergebirge: die Tafelfichte (Hoser) 591 Par. T., (Charpentier) 559 P. T., Buchberg, der keulichte [19]) (Hoser) 492 P. T.

6) Der Jeschkenberg (Hoser) 484 Par. T.

7) Trappgebirge: Donnersberg bei Milleschau erhebt sich aus einer Gruppe von 40 großen und kleinen Kegelbergen im leitmer. Kreise (Lindner) 440 Par. T. (Hoser) 416 P. T., Geltsch bei Liebeschitz (David) 350 P. T., in demselben Kreise (Hoser) 345 P. T.

DD. Geognosie. A) Hauptüberblick. Böhmen ist fast von allen Seiten mit dem höhern Urgebirge kranzförmig umschlossen. Nur zwei Hauptöffnungen unterbrechen es 1) im Norden nach der Oberlausitz zwischen dem Erz- und Riesengebirge. 2) In Südosten nach Mähren, zwischen dem hohen Gränzgebirge von Mähren, Glaz und Böhmen nordöstl., und dem westl. flachen Saarer Gränzgebirge zwischen Böhmen und Mähren. — Dann gibt es noch bei Trautenau einen schmalen Sudetenpaß. Von Süden aus breiten sich die Urgebirge im Moldaugebiet am weitesten nach dem Innern aus und füllen fast die Hälfte Süd-Böhmens aus, immer mehr abfallend, bis sie die große Mulde erreichen, welche die Flußgebiete der Elbe und Eger einnehmen, in deren Osten der neueste Sandstein, im

---

12) Der höchste Punkt, die Schneekoppe 825 Par. Toisen gehört Böhmen nicht mehr an. 13) Ein Basrelief desselben findet sich auf dem Schlosse zu Hohenelb. Hoser's Beschreibung des Riesengebirgs 2 Theile, Wien 1803. — 1804. 8., liefert die beste Beschreibung und Karte. 14) Die Fortsetzung am rechten Ufer der Elbe von Leitmeritz über Ausche und Böhmisch-Leipa in den Bunzlauer Kreis pflegt man das Teutsch-Böhmisch Gebirge zu nennen. Es zeichnen sich darin aus die beiden Pösige bei Weißwasser, der Wilsch bei Drum, der Roll bei Nimes und der Geltsch als höchster Punkt. Im Mittelgebirge ist der Donnersberg bei Milleschau der höchste Punkt. Außerdem machen sich besonders bemerklich der Hasenberg bei Libochowitz und der Georgenberg bei Raudnitz. 15) Hesperus B. XXV. Nr. 4. und 23. B. XXVII. Beil. 10. 16) Prof. Dlask gibt in seiner Naturgeschichte Böhmens (Prag 1822.) ein Verzeichniß der vornehmsten Berghöhen nebst einer Höhenkarte. 17) Nachrichten von Kubani gibt Hesperus B. XXVI. Beil. Nr. 25. 18) Der Arber und Rachel, welche auch die neuesten Geographen noch als Böhmische Berge aufführen, gehören schon zu Baiern. 19) Der höchste Basaltberg Böhmens.

Norden der Basalt mit seinen Genossen, beide mit häufigen Einlagerungen von Schwarz- und Braunkohlen vorherrschen. Zwischen dem Eger- und Moldaugebiet charakterisirt sich das Flußgebiet der Beraun als Übergangsgebirge auch mit bedeutenden Steinkohlen u. Erzlagern.

B) Nähere Bestimmung[20]). 1) Urgebirge von Iglau bis Böhmischbrod, so auch von dieser Linie westl. der ganze Budweiser, Taborer, Prachiner, Klattauer Kreis, auch östl. bis Grulich — und im größten Theil des Czaslauer Kreises —; so auch von Grulich an, das Glazer-, Riesen-, Iser- u. Erzgebirge und der Böhmerwald. — Überall Granit, noch mehr Gneis- und Glimmerschiefer[21]) vorwaltend; nur in Südosten mehr Hornblende-Gestein (Grünstein, Hornblendeschiefer) und Serpentin, der aber auch in NW. bei Tepl vorkomt. Urkalk längs der Schlesischen- und Glazergränze und in Südwesten. — Der Granit bildet auch die Unterlage des neuen Sandsteins im Rakonitzer Kreise und erhebt sich in Felsen da vorzüglich, wo dieser Kreis mit dem Pilsner und Ellbogner zusammenstößt, und zieht sich mit andern Urgebirgsarten abwechselnd bis Karlsbad, wo er wieder mächtig hervortritt. Eben so bei Joachimsthal im Erzgebirge, etwas mehr noch nordöstlich bei Reichenberg, am isolirten Jeschkenberge. — Porphyr sparsam und nur an der nördlichen Gränze des Bunzlauer's und Königgrätzer Kreises, sehr einzeln im Leitmeritzer, Saazer u. Prachiner Kr. — Syenit etwas am Erzgebirge und Böhmerwald.

2) Übergangsgebirge, zieht durch die Mitte Böhmens von der westlichsten Gränze nach Osten bis in die Prager Gegend, durch die südl. Hälfte des Pilsner und die nördliche des Rakonitzer und Berauner Kreises. Im Osten mehr Übergangskalk, zwischen Zdiz u. Prag. Hier die bedeutendsten Kalkmassen Böhmens, für welches im Ganzen der Kalk eine Seltenheit ist. Dann Grauwacke, Grünstein, Mandelstein, und Thonschiefer. Am vorherrschendsten erscheint der Grauwacken- und Kieselschiefer, letzterer in häufigen, freistehenden Felsen und Hügeln.

3) Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land. a) Sandstein, neuerer, verbreitet sich vom Fuß des Riesengebirgs südlich, vom Glazer Gebirge südwestlich über den Königgrätzer und Chrudimer Kr. bis in die Mitte Mährens, nördlich nach Sachsen hinein, westl. in den Bidczower, Bunzlauer, Leitmeritzer, Saazer, Rakonitzer, Czaslauer, bis in den Pilsner Kreis[22]), fällt etwas nach Norden, ist bedeckt mit Thon und Mergel, und greift häufig unmittelbar über das Urgebirge ein, daß er größtentheils bedeckt und das nur in einzelen Felsen durchbricht. In den nördlichen Kreisen bildet er häufig groteske, malerische Massen, besonders bei Adersbach[23]). Im Leitmeritzer Kreise legt er sich bei Kraupen und Nollendorf ans Erzgebirge und setzt dann östlich weit fort.

b) Rother Sandstein in der Landskroner Gegend des Chrudimer Kr., bei Arnau und Trautenau an den Gränzen des Bidczower und Königgrätzer Kr. und bei Böhmischbrod im Kaurzimer Kreise, auch in der Gegend, wo der Ellbogner, Saazer und Pilsner Kreis zusammen stoßen. — c) Steinkohlen aa) schwarze, im größern, südlichen Theile des Rakonitzer Kr. und im westl. Theile des Berauner Kr. bei Horzowitz, Zebrank (wichtig wegen der Kalkbrennerei zu Zdiz und der Holzfressenden Eisenwerke der Kameralherrschaft Zbirow) und in der ganzen östlichen Hälfte des Pilsner Kreises, endlich im nordöstlichsten Theile des Königgrätzer und des Bidczower Kreises. — Das ganze Steinkohlengebirge scheint sich von der Gränze des Klattauer und Pilsner Kreises bei Merklin an mitten durch Böhmen über die Prager Gegend bis zum südlichen Fuße des Riesengebirgs nach Schatzlar und Nachod hinzuziehen; eingelagert in Westböhmen zwischen dem Urgebirge in Norden, und dem Übergangsgebirge in Süden, so lange bis es in der Osthälfte Böhmens zwar freier sich ausbreitet, aber größtentheils von Mergel und neuerm Sandstein überdeckt, bis nach Mähren südlich sich hineinziehend, im Klattauer, Pilsner, Rakonitzer und Berauner Kreise von älterm Sandstein, Thon- und Kieselschiefer begleitet. Das Streichen von NO. nach SW., das Einfallen NW. — bb) Braunkohlen in unsäglicher Menge im Egerthal, im Ellbogner, Saazer und Leitmeritzer Kreise am südlichen Fuße des Erzgebirges, vorzügl. am linken Ufer der Eger von Zwodau, Falkenau, Ellbogen bis Postelberg. Von hier an wird diese Formation durch die Basalte nach Nordost gedrängt und in mehre Züge getheilt. Einer über Rothenhaus nach Oberleutensdorf. Ein zweiter über Brür, Bilin, Dur, durchs Töplitzer Thal, nach Kulm. Ein dritter nach Aussig hin. Bedeckt im Ellbogner Kreise mit viel Porzellanerde. d) Flötzkalk, so selten in Böhmen, soll sich[24]) an den Ufern der Eger von Laun bis zur Elbe lagern, und an deren rechtem Ufer von Melnik bis Leitmeritz noch oft zum Vorschein kommen. Bestimt erscheint er am linken Ufer zu Bilin, Teplitz und Mariaschein und gibt den vortrefflichsten Mauerkalk bei Braunkohlen gebrant[25]). Vermuthlich gehört dahin auch der Kalk bei Podol der Herrschaft Hermanmestez im chrudimer Kreis.

4) Trapp, d. i. Basalt (am allerhäufigsten, seltener Mandelstein und Porphyrschiefer), zieht sich vom Ellbogner und Pilsner Kreise her, durch alle nördliche Kreise Böhmens bis zum Riesengebirge, im Ganzen parallel mit dem nördlichen Urgränzgebirge, in einer Kette von isolirten Kegeln (deren Anblick einzig ist), oft auf Urgebirge aufgelagert, oft vom neuesten Sandstein überdeckt. Das letzte östliche, von allen übrigen weit getrennte Glied ist der isolirte Mandelsteinfels, der Kunetizer Berg zwischen Pardubiz und Königgräz, weit gesehen in dieser östlichen Ebne; so wie in Nordosten der Buchberg, ein isolirter Basaltfels, zugleich der höchste Basaltberg Teutschlands, mitten im Granit des Isergebirgs. — Im Leitmeritzer Kreise häufen sich zu beiden Seiten der Elbe die-

20) Hesperus 1818. Nr. 7. 21) Dieser umgibt zunächst den ganzen Egerbezirk, dem höher hinauf wieder Gneus und Granit folgen. 22) Hesperus 1812. Nr. 30. und 1818. Nr. 7. 23) S. diesen Art. in der Encyklopädie und Hesperus B. XXVII. Nr. 25. und XXIX. Beil. 19.

24) Nach *Héron de Villefosse* II. p. 66. 25) Hesperus B. XXV. Beil. 4.

se Kegel am stärksten, und nordöstlich von der Stadt Leitmeritz insbesondre der Porphyrschiefer.

5) Pseudovulkanische Gebirgsarten. In der Region des Trapp-Mittelgebirges häufige Lager von Erdschlacken und Porzellan-Jaspis, am ausgezeichnetsten am Kammerbühl bei Eger, bei Falkenau, in der Karlsbader, Teplitzer, Biliner Gegend bei Laun, Postelberg, Kaaden.

6) Aufgeschwemmtes Gebirge, häufig an den Ufern der Flüsse Eger, Elbe &c. Sand besonders vorwaltend. Auch viele Torflager auf und am Fuße des Erz-, Iser- und Riesengebirges, ganz besonders aber die mächtigen Hochmore am Böhmerwalde im Klattauer, Prachiner und Budweiser Kreise.

Nicht so mächtige, etwa nur 4 — 5′ tiefe Torflager finden sich im Czaslauer, Chrudimer, Bidschower und Bunzlauer Kreise in den Niederungen des flachen Landes [26]).

C. Abdachung und Boden.

Böhmen erscheint als ein großes Kesselthal, und ringsum von Gebirgen umgeben; selbst im Norden, wohin doch seine Hauptabdachung geht, und sich alle seine aus Westen, Südwest und Nordost kommenden Hauptflüsse vereinigen, dort die Gebirgswände durchbrechen, und das Land verlassen. Das Elbthal ist der Hauptsammelplatz sämtlicher Landesgewässer. An der sächsischen Gränze erhebt es sich nur noch 300′ über der Nordsee; bei Melnik 444′; in der Nähe seiner Quellen, bei Hohenelbe schon 1488′; indeß die Mittelhöhe der Gebirge, welche Böhmen umgeben 2 — 3000 beträgt [27]). Keineswegs ist aber das Elbthal oder die Mitte des Landes eben. Mehre niedrigere Bergreihen durchschneiden noch außer den Hauptgebirgszügen, meistens als Fortsetzungen der Gränzgebirge, das Innere in verschiednen Richtungen und verhindern die Bildung sehr großer Ebnen, die von mittlerem Umfang noch am meisten in Norden und Osten und dann in Form von Berg-Plateaus in Südwesten vorkommen. — Eine ebene schöne Fruchtfläche zieht sich von Czaslau bis Podhorzau an die Gränze des Chrudimer Kreises. Im letztern, so wie im Bunzlauer, Rakonitzer und Kaurzimer Kreise sind schöne Ebenen. — Besonders zieht sich die größte Ebene Böhmens von Neustadt an der Mettau im Königgrätzer Kreise über Königgrätz und Chrudim, südwärts bis zum Nasseberggebirge und wird nur durch den Kuneticzer Berg bei Oppatowiz unterbrochen. — Eine der fruchtbarsten kleinern Ebenen breitet sich südlich von Gitschin im Bidczower Kreise aus. — Eine kleinre Ebene bildet auch den Kessel bei Eger. Von den 950 □Meilen des Reichs stehen 777 dieser Meilen oder 7,777,000 Joch in Kultur und zwar 1) für den Feldbau dermalen über die Hälfte 381 □Meilen, 2) für den Waldbau kein volles Drittel 231 □M., 3) für den Wiesenbau 79 □M., 4) für das Weideland 61 □M., 5) für den Gartenbau 8 □M., 6) für den Weinbau kaum ¼ □M., 7) für die Fischerei in Teichen 13 □M. Wasserbau und Landwege mögen 1 □Meile einnehmen. So bleiben für Städte, Dörfer und Ansässigkeiten aller Art, Ströme, Flüsse, Bäche, Moräste, Felsen, Steinbrüche, Risse, Klüfte, Sandgruben, etwa 178 □Meilen.

An Ackerland sind der Bunzlauer und Chrudimer Kreis die reichsten mit mehr als 26 □Meilen. Ihm zunächst folgen der Czaslauer, Kaurzimer, Königgrätzer, Pilsner und Prachiner mit 25, der Rakonitzer mit 24, Taborer mit 23, Budweiser, Leitmeritzer mit 22, Bidschower mit 19, Saazer mit 18, Berauner mit 17, Klattauer mit 16 und der Ellbogner nebst Egerbezirk mit 15 □Meilen.

An Waldungen ist der Prachiner am reichsten mit 22 □Meilen, dann der Bunzlauer mit 21, der Budweiser mit 19, der Pilsner mit 18, der Berauner mit 16, der Königgrätzer und Leitmeritzer mit 15, der Chrudimer mit 13, der Czaslauer u. Taborer mit 12, der Bidschower mit 11, der Klattauer mit 10, der Rakonitzer mit 9, der Saazer mit 8, der Kaurzimer mit 7 □M. — Die westliche Hälfte Böhmens ist also die waldreichste, und gerade da, wo es an Holz fehlt, gab die Natur durch Steinkohlen reichen Ersatz.

Wiesen sind die meisten im Budweiser Kreis 11, im Prachiner 8, im Ellbogner 7, im Chrudimer besonders in der Pardubizer Gegend, Czaslauer, Leitmeritzer, Pilsner und Taborer 5, im Bunzlauer, Klattauer und Königgrätzer 4, im Berauner und Bidschower 3, im Kaurzimer und Saazer 2, und im Rakonitzer 1 □M. — Diesen Wiesenreichthum verdankt der Budweiser und Prachiner Kreis der Moldau und ihren Zuflüssen; der Chrudimer der Elbe, der Ellbogner aber der Eger.

An Weideland ist der Prachiner am reichsten mit 8 □M., der Saazer u. Budweiser mit 7, der Pilsner und Czaslauer mit 4 □M. In den übrigen ist die Vertheilung ziemlich gleich zu 2 bis 3 □Meilen.

Fruchtbarerer, an Dammerde reicherer Boden findet sich in den Niederungen des Egerlands, Saazer, Leitmeritzer, und des Chrudimer Kreises und überhaupt in mehr oder weniger größern Erstreckungen von der Elbe zu beiden Seiten zwischen Pardubitz und Leitmeritz, endlich in der Gitschiner Gegend des Bunzlauer Kreises. — In den meisten andern Gegenden durchbricht nur zu bald der Felsboden die Ackerdecke. — Der Leitmeritzer und Saazer Kreis gelten als Kornkammer fürs Böhmische und Sächsische Erzgebirge und für die Elbschiffahrt. — Der Berg Chlomek bei Melnik im Leitmeritzer Kreise ist der Scheidepunkt im nördlichen Böhmen, zwischen dem fruchtbaren Westen und den Sandthälern und Felsen in Osten, die sich in verschiedenen Verästungen durch einen großen Theil des Bunzlauer und Leitmeritzer Kreises bis nach Sachsen unter dem Namen der sächsischen Schweiz hinziehen. Der Georgenberg bei Raudnitz im Rakonitzer Kreis erhebt sich isolirt in der Mitte einer rund umher weiten ausgedehnten fruchtbaren Feldebene. Sehr fruchtbar zeigt sich der Boden in den Niederungen der schon bezeichneten ebenern Kreise, deren aber im Verhältniß zum Ganzen nicht viele sind. — Von mittler Art in dem gewellten, meist thonigen Boden des höhern Landes,

26) Vgl. Riepel's geognostische Karte v. Böhmen. Wien, 1819 und Hesperus 1819. Nr. 53. Dlask's Berghöhenkarte 1822. Kefersteins Teutschland geognostisch geolog. dargestellt. 11. Heft. Weimar 1821. Die ausführlichsten Nachrichten über die Geognosie und Oryktognosie Böhmen besonders der nördlichen Hälfte, gab Reuß in seinen verschiednen Schriften. 27) Schon Karlsbad liegt 1122′ und Eger 1307′ über der Nordsee.

oder in den Sandstrecken mit Lehm gemischt. So besonders im Pilsner Kreise, wo Mittelgebirge nach allen Richtungen mit einigen schönen Ebenen und breiten Thälern wechseln. — Unfruchtbar auf dem häufigen Felsboden mit weniger Überlage von Dammerde und weit mehr Sande. Thoniger Boden als Auflösung des vielen Urgebirges der Gränzgebirge, oder Trappmassen in der nördlichen Hälfte, waltet im Ganzen vor. — Sand- und Mergelboden, vorzüglich in der östl. Hälfte bis weit nach Norden. — Flugsand, nach allen Richtungen vom Kunetitzer Berge aus bis Königgrätz, Bohdanecz, Pryolautez, Elbeteiniz, Lissa und Brandeis in den dortigen Elb-Regionen. — Gesegneter Weizenboden macht den allerkleinsten Theil aus und im Durchschnitt kann man wenig mehr als das 4. Korn zum Ertrag annehmen.

D. Gewässer.

Die Bewässerung ist im Ganzen sparsam, am reichsten noch in Südwesten. Hier eine Menge Quellen und Bäche, zur Speisung der Moldau und der großen, vielen Teiche im Budweiser Kreise.

AA. Flüsse. 1) Die Elbe, Böhmens Hauptstrom, entspringt nahe an der Preußischen Gränzscheide, am Fuße der höchsten Gebirgskuppe des Riesengebirges, im Norden des Bidezower Kreises, geht reißend und schnell südlich nach Böhmen und sucht im großen, weit in den Chrudimer Kreis hineinspringenden, um die Ausläufer der nordöstl. Gebirge herum laufenden Bogen (dessen kürzeste Sehne nur 1¼ Breitengrade mißt) auch wieder den Ausfluß nach Norden im Leitmeritzer Kreise. — Bei Königgrätz hat sie bei 6′ 12″ Geschwindigkeit in einer Sekunde eine Seehöhe von 103 P. T., bei Tetschen an der Gränze 55. Ursprung und Ausfluß sind in gerader Linie kaum 15. M. entfernt; der Bogenlauf aber beträgt rein gegen 40, und mit allen Krümmungen nahe an 100 M. Von Hohenelbe an wird ihr Lauf ruhiger, immer aber noch mit einem Gefäll von 115 W. Kl. auf 7 Meilen; 20 Klft. von Königsgrätz bis Podiebrad; 13 von da bis Melnik, 8 von da bis zum Einfluß der Eger bei Kopist, 16 von da bis Herrenskrätschen [28]). — Erst bei Leitmeritz, einige Meilen von der Gränze, trägt sie, nach Vereinigung mit der Eger, bedeutendere Schiffslasten, von 1000 — 2000 Centn. (mit kleinern wird sie schon von Elbe-Kostelez an schiffbar), sammelt zwar alle Gewässer des Reichs, kam ihm aber bisher wenig zu statten, da sie durch ihren größtentheils unschiffbaren Lauf, nur etwa den vierten Theil desselben vom übrigen, im Ganzen wasserlosen, Areale scheidet. Aber durch den neuern Vertrag vom 23. Juni 1821 zwischen sämtlichen Mächten, deren Gebiete sie bewässert, wodurch ihre Schiffahrt regulirt, sie von Melnik an für frei erklärt, die Zwangsrechte aufgehoben, die Zölle vermindert und herabgesetzt wurden, kann sie für Böhmens Ausfuhr bedeutender werden [29]). — Sie ist wegen sanfteren Gefälles und flacheren Bettes in ihren Austretungen [30]) nicht so verheerend wie die reißende, Sand und Steine bringende Moldau. Die beiden Adlerflüßchen, die ihr aus dem Königgrätzer Kreise zufließen, tragen von Borahradek an beladene Holzflöße, vereinigen sich bald nachher und fließen bei Königgrätz in die Elbe.

2) Die Moldau entspringt am Baierischen Gränzgebirge, im Prachiner Kr. [31]). Sie durchläuft fast 2 Breitengrade und biegt anfänglich weit nach Süden, bis an Östreichs Gränze aus. Vereint bei Budweis mit der Malsch, bei Moldauthein mit der Luschnitz, bei Klingenberg mit der Wottawa, strömt sie schon schiffbeladen Dowla vorüber, wo die Sazawa und bei Königsaal die Beraun sie verstärkt, — dann mitten durch Prag, die Altstadt von der Kleinseite trennend (hier von 516 — 760 Wien. Schuh breit) — endlich sich bei Melnik in die Elbe ergießend. Bei Friedberg im südlichen Theile des Budweiser Kreises hat sie 344 Par. Toisen Seehöhe, unter der Prager Brücke 85. Von Friedberg bis Hohenfurt fällt sie um 78 Klafter, von da bis Budweis 91, von da bis Prag 100; also in 24 Meilen 269 Klafter. — Auf ihr wird viel Holz, hauptsächlich für Prags Bedürfnisse geschwemt. Von Budweis an wird die Floß- und Schiffahrt stark betrieben. Dadurch kommen viel Getreide und andre Lebensmittel, Breter etc., hauptsächlich aber Salz (aus Östreich) nach Prag.

3) Die Eger, ist der einzige bedeutende Fluß, dessen Quellen auswärts auf dem Baierschen Fichtelgebirge entspringen und nach einem östlichen Lauf von 21 Meilen durch den Egerbezirk, den Ellbogner und Saazer Kr. (2 volle Längengrade) bei Theresienstadt im Leitmeritzer Kreise der Elbe zufließt. Wo sie bei Hohenberg ins Land fließt, hat sie 217 P. Toisen Seehöhe, bei ihrem Einfluß in die Elbe 64. — 4) Die Beraun (S. IX. Th. der Encykl. S. 63.) wird jetzt benützt, von der holzreichen Herrschaft Bürglitz, dann von den Statsherrschaften Pleß und Zbirow jährlich gegen 30,000 Klaft. Holz nach Prag zu bringen. — 5) Die Iser entspringt aus den Sümpfen des Isergebirgs, in Nordost, durchfließt den ganzen Bunzlauer Kreis in südwestlicher Richtung und erreicht bei Altbunzlau die Elbe. Bei Benatek hat sie 82 P. T. Seehöhe.

BB. Teiche, sehr viele und große im NO. des Budweiser Kreises, gebildet theils vom Kostnitzer, theils von Goldbach, theils durch Kunst, wohin besonders der 3 Meilen im Umfange haltende Stankauer Teich, dann der große bewundernswürdige Damm des 5 St. im Umfange haltenden Rosenberger Teichs mit seiner 3000 Schuh langen Brücke gehört. Nebst beiden ist der Groß-Czeperkaer auf der Herrschaft Pardubiz im Chrudimer Kr. einer der größten und hält ebenfalls 5 Stunden im Umfange, und 3333 Nieder-Östreichische Metzen Fläche. — Diese Kreise und der Taborer im Süden zeichnen sich am meisten durch ihre Teiche aus, die im ganzen Königreiche, nach der Steueraufnahme, 13 □Meilen einnehmen; in der Wirklichkeit aber weit weniger, da seit Aufhebung

28) Sie nimt auf bei Jaromirz die Aupe, bei Josephsstadt die Mettau, bei Königsgrätz den Adler, bei Brandeis die Iser, bei Melnik die Moldau. 29) Über das Ausführlichere dieses Vertrags s. André's Zahlenstatistik. Tübingen, Cotta, 1823. S. 64. etc. 30) Diese finden besonders in der Ebene der Gegend von Königgrätz und Pardubitz Statt und veranlaßten Ableitungskanäle. 31) Ihren wahren Ursprung gibt ein Kärtchen ganz genau Hesperus 1818. No. 48 und eine specielle Beschreibung Nr. 69.

der Klöster, Minderung der Fasttage und fortschreitender Bevölkerung viele in Acker- oder Wieseboden verwandelt wurden.

CC. Kanäle. Die beiden fürstl. Schwarzenbergschen Holzschwemmekanäle. Der eine kleinere wird aus dem Plöckensteiner See und von mehren Bächen im Budweiser Kreise gespeist, liegt 50 Klafter höher als die Moldau und ist in kürzester Linie 2000 Klafter von derselben entfernt, aus welcher das bis dahin geschwemmte Holz auf Wagen in den 9 Meilen langen und 2 Klafter breiten Kanal geführt wird, der es in den Zwettelbach, Michelfluß und so in die Donau bringt [32]). — Der größere im südwestlichen Theile des Prachiner Kreises auf der Herrschaft Stubenbach 1798 — 1800 in Granit angelegt, etwa 1½ Meile lang, aber durch 3 gegen 3—400 Klafter lange schiefe hölzerne Riesen in seinem Niveau unterbrochen, die jedoch die Wasserverbindung mit sehr starkem Fall erhalten, deren letzter durch den Kieslingsbach in die Wottawa und von da in die Moldau führt, auf welcher dadurch gegen 35,000 Klafter Holz jährlich nach Prag geschafft werden, die außerdem größtentheils in den unzugänglichen Waldungen verfaulen müßten [33]).

Anm. Als kleinere Kanäle sind anzuführen: 1) der Ableitungskanal von der Elbe bei Potzrdmitzmy, oberhalb Königgrätz, bis in die Gegend von Oppatowitz, 2) der berühmte Bernsteinische Kanal, weiter die Elbe oberhalb Oppatowitz ableitend bis Seinin, 3) der, welcher den Adler oberhalb Chotzen mit der Luczna bei Hohenmauth und letztre wieder mit der Chrudimka bei Pardubitz verbindet.

DD. Mineralwasser. Böhmens Mineralwasser sind unter den ungemein zahlreichen der östreich. Monarchie die besuchtesten, am genauesten erforschten, am häufigsten beschriebenen, die eigenthümlich wirksamsten, daher berühmtesten, auch als europäische. Besonders hat die Natur im nordwestl. Theil des Königreichs eine große Werkstätte niedergelegt, aus welcher die an kohlensaurem und Schwefelwasserstoffgas, Alkalien und Eisen reichhaltigsten Quellen hervorströmen. — Obenan stehen Karlsbad, Teplitz, Eger und nun neuerlichst Marienbad, vier der vorzüglichsten Heilquellen Teutschlands, nahe vereint; deren eine der andern in eigenthüml. Art und Wirkung unterstützend die Hand bietet, zum Heile so vieler aus weitester Ferne kommenden Hilfe-Suchenden. — An den ersten beiden Orten sprudeln heiße Quellen. Einige werden blos getrunken, und zum Theil weit verschickt (Saidschütz, Sedlitz, Bilin, Eger); andre dienen blos zum Baden; die meisten zu beidem. — Diese Bäder bringen wenigstens jährlich 1 Million Gulden Conv. ins Land.

Hier eine Übersicht der wichtigsten: A. Bitterwasser, mit vorwaltender schwefelsaurer Bittererde. 1) Saidschütz [34]), 2) Sedlitz [35a]), 3) Steinwasser im Saazer Kreise. — B. Alkalescirende kohlensaure Wasser mit vorwaltender Kohlensäure und kohlensaurem Gas, dem Selterserwasser verwandt: 1) Bilin im Leitmeritzer Kr. noch einmal so reich an kohlensaurem Gas, wie das Selterserwasser (s. Bilin in der Encykl. B. X. S. 187.), 2) der Buchsäuerling bei Karlsbad oder Rodisforter Sauerbrunnen bei Giesshübel im Ellbogner Kreise [35b]). — C. Kohlensaure Eisenwasser, mit vorwaltenden schwefel- und salzsauren Salzen, dem Pyrmonter verwandt. 1) Franzensbad bei Eger [36]), 2) Liebwerda, auf der Herrschaft Friedland im Bunzlauer Kreise. Unter mehren Quellen waltet besonders im Stahlbrunnen kohlensaures Natron und salzsaure Bittererde vor [37]), 3) Sternberg auf der gräfl. Clonn-Martieeizischen Herrsch. Smatschna im Rakonitzer Kr. 4 Meilen von Prag [38]). — D. Alkalische Mineralwasser. Die beiden warmen: 1) zu Karlsbad im Ellbogner Kreis mit kochend heißen, hauptsächlich durch ihr Mineralalkali wirksamen Quellen; die besuchtesten unter allen böhmischen Bädern, von 2000 Personen jährlich [39]). 2) Teplitz im Leitmeritzer Kreise, mit eigenthümlichen alkalischen Eisen-Auflösungen, nach Karlsbad am meisten besucht [40]). 3) Das kalte Marienbad auf der Herrschaft Tepl im Pilsner Kreise 3 Meilen von Eger, mit vorwaltendem kohlensauren Natron, kam neuerer Zeit in großen Ruf und wird auch weit verschickt [41]). — E. Schwefelsaure eisenhaltige. Zu dieser seltnern Gattung gehört Mscheno im Rakonitzer Kreis, 1 Stunde von Budin [42]).

E. Produkte.

AA. Aus dem Mineralreiche. I. Metalle: Gold ist eine Seltenheit geworden. Silber wenig mehr aus eignen Erzen, etwas noch aus Blei geschieden; Quecksilber und Zinnober wenig; Kupfer eben so; Blei noch ergiebig; Zinn, eine Eigenthümlichkeit des Böhmisch-Sächsischen Erzgebirges, sehr in Abnahme; Eisen, das Hauptprodukt unter Böhmens Metallen; Spiesglanz, überhaupt selten, noch seltner das weiße von Przibran; Wismuth, Blende mit Galmei, Kobalt, Kupfernikel, Wasserblei, Arsenik — auch die seltnern Metalle Scheelerz, Wolfram und Uran sind vorzüglich im Erzgebirge vorgekommen, auch Titanarten an mehrern andern Orten. II. Salze. Kochsalz entbehrt Böhmen gänzlich und erhält seinen Bedarf hauptsächlich aus Östreich. Andre Salzarten werden theils als einzele Seltenheiten gefunden, theils durch die Kunst bereitet. III. Brennbare Fossilien. An Schwarz- und Braunkohlen ist Böhmen sehr reich. Auch die Torflager sind bedeutend. Graphit an mehrern Orten vorzüglich auf der Herrschaft Krumau [43]). IV. Merkwürdigere Erd- u. Steinarten. Die in fast allen Geographien aufgeführten vermeintl. vielen und vielerlei Edelsteine Böhmens schwinden zu Seltenheiten oder Fabeln herab; zu welchen letztern auch Büsching's Diamant von 45 Karat gehört. Der

32) Falsch ist die verbreitete Vorstellung, daß hier eine unmittelbare Wasserverbindung zwischen der Moldau und Donau Statt finde. 33) Hesperus 1819. Nr. 3. 6 und 10. Libussa Th. 1. 1802. S. 7. 34) Hesperus 1812. Nr. 33. 35a) Hesperus 1817 Nr. 29.

35b) Hesperus 1813. Nr. 34. 36) Ebend. 1813. Nr. 45. 1817. Nr. 29. 37) Ebend. 1813. Nr. 40. 38) Ebend. 1812. Nr. 30. 1815. Nr. 44. 39) Ebend. 1813. Nr. 76. 1817. Nr. 29. 40) Ebend. 1817. Nr. 29. 41) Ebend. 1812. Nr. 51., 1817. Nr. 44. B. XXV. Nr. 25. B. XXIX. Beil. 10. 42) Ebend. 1812. Nr. 60. 43) Ebend. 1811. Heft IV. VII. 1817. Nr. 36.

einzige, nicht nur nennenswerthe, sondern auch Böhmen in solcher Menge, Größe und Schönheit ganz eigenthümlich gewesene (denn jetzt findet sich selten noch etwas Vorzügliches) Edelstein ist eine Art Granat. (S. Pyrop: bei der Rubrik Bergbau.) — Kalcedone, Karneole, Heliotrope, Jaspise, Achate ꝛc. kommen im nördlichen Böhmen als Produkte der Mandelsteinberge (s. oben die Geognosie) theils an Ort und Stelle, theils fortgeschwemt als Geschiebe vor und beschäftigten sonst häufiger als jetzt die Steinschneider, besonders in Turnau. — Holzsteine in großen Massen, besonders im Sande des nördlichen Böhmens. Überhaupt ist Böhmen reich an mannigfaltigen Erd- und Steinarten. Die Gebirgsarten nach ihrer Verbreitung im Großen sind bereits bei der Geognosie erwähnt und verdient nur noch bemerkt zu werden, daß es an Gypslagern gänzlich fehle. Andre Merkwürdigkeiten und Seltenheiten muß man in den mineralogischen Lehrbüchern nachsuchen. Hier erwähnen wir nur kurz noch: 1) einige gemeinnützigere Mineralprodukte. a) Die zum Theil ungemein schönen und herrlich kristallisirten Feldspate und die aus ihrer Auflösung nach zersetztem Granit entstandenen Porcellanerden am Fuß des Erzgebirges, welche in mächtigen Lagern die Braunkohlengebirge der Eger überdecken und mehre Porcellan- und Steingutfabriken, besonders in der Gegend von Karlsbad, begründen. b) Die Wetzschiefer von Kundratitz bei Prag im Kaurzimer Kreise, die zum Gebrauch der Metallarbeiter in den auswärtigen Handel kommen. c) Der Trippel am weißen Berge bei Prag und der schöne Polirschiefer zu Kutschlin. — 2) Einige seltnere oder besonders schön in Böhmen vorkommende Fossilien. a) die großen, schönen kristallisirten Augite am Wolfsberge, Pilsner Kreises. b) Die großen Faserkiesel an den Ufern der Wottawa, Sasawa und Moldau[44]). c) Der Egran bei Haslau nördlich von Eger. d) Der Karpholit[45]). e) Die einzig schönen und großen Erbsensteine von Karlsbad. f) Der Albin, Bouteillenstein, Mesolith[46]), Cronstedtit[47]).

(So wie für den Naturforscher Böhmens ein mineralogisches Bild im Großen unter der Rubrik Geognosie gegeben worden: so wird der Statistiker das Genauere über Ausbeute und Benutzung des Mineralreichthums unter der Rubrik: technische Industrie, finden.)

BB. Aus dem Pflanzenreich. Es kann hier keine Flora[48]) oder auch nur eine Auszeichnung botanischer Seltenheiten erwartet werden. Was durch die Kultur hervorgebracht wird, findet seine Stelle weiter unten bei der landwirthschaftl. Industrie, wo auch von den Waldungen die Rede seyn wird. Eigenthümliches von Bedeutung, das schon von Einfluß auf die Menschenökonomie wird, hat Böhmen vor andern umliegenden Ländern kaum etwas voraus, als etwa das isländische Moos in bedeutender Menge auf dem Riesen- und Gränzgebirge zwischen der Grafschaft Glatz nicht nur als Arznei-, sondern auch als Nahrungspflanze in der Theurung beachtet[49]) ꝛc.

CC. Aus dem Thierreich. Wilde, reißende Thiere, die sonst auf dem Blaasker Gebirge im Budweiser Kreise, im Teufelsgebirge des Prachiner Kreises und anderwärts hauseten, gehören jetzt zu den Seltenheiten[50]). Eßbares Wild war sonst in größerm Überfluß; daher die großen berühmten Jagden. Noch jetzt liefern die Hasen für Handel und Gewerbe eine bedeutende Menge Bälge und der böhmische Fasan ist berühmt. Die großen Thiergärten und Fasanerien hegen das Wild; viele davon sind aber neuerer Zeit in Obstgärten umgewandelt. — Vom Biber gibt es eine ganze Kolonie in der Nähe des Rosenberger Teiches in N. O. des Budweiser Kreises. Wilde Wasservögel, Gänse und Möven finden sich in großer Menge auf den großen Teichen des Chrudimer und Budweiser Kreises. Auerhähne und Birkhühner werden in den Gränzgebirgen ziemlich häufig angetroffen. — Lachse steigen aus der Nordsee in die Elbe und aus dieser in die Moldau und Wottawa herauf. Alle der Landwirthschaft angehörigen Thiere werden weiter unten bei der landwirthschaftlichen Industrie erwähnt. — Perlen findet man in der Moldau (auch in der Wottawa) worauf eine eigne Fischerei getrieben und auch wol an den Meistbietenden verpachtet zu werden pflegt. Man findet sie bis 13 Gran schwer, vom schönsten Wasser. — Über 500 Stück sammelte man 1811[51]).

B. Bewohner.

I. Bevölkerung.

Sie betrug am Schlusse des Militärjahres 1821[52]) (ohne Militär) 3,438,457 Köpfe[53]), 1820: 3,379,341, 1819: 3,320,697 — woraus dermalen eine jährl. Progression von nahe 60,000[54]) erhellt, oder von etwa dem 56sten Theile der Gesamtbevölkerung. Im Durchschnitt kommen 3600 Menschen auf 1 □Meile. — Die stärkste Bevölkerung vertheilt sich in die nördlichsten Gränz- und Gebirgskreise des Reichs:

1) im Bunzlauer mit mehr als	345,000
2) — Leutmeritzer „ „ „	312,000
3) — Bidschower „ „ „	216,000
4) — Ellbogner „ „ „	200,000
5) — Königsgrätzer „ „	283,000
	1,356,000
dazu der östliche Chrudimer	262,000
und der südwestliche Prachiner	227,000
	1,845,000

so sind diese 7 Kreise (welche mit Ausnahme des letzten alle neben einander liegen) weit bevölkerter als die übrigen 9 und die Prager Städte (die über 82,000 zählen) zusammen genommen. Der am schwächsten bevölkertste Kreis ist der

44) Hesperus 1819. Nr. 47. 45) Ebend. Beil. 34. 46) Ebend. 1821. B. XXX. Nr. 12. 47) Ebend. B. XXIX. Nr. 1. 48) Diese begannen Schmidt mit 4 Centurien in Fol. 1797. Pohl gab die seinige 1809.

49) Hesperus 1812. Nr. 53. 50) Ebend. 1816. Nr. 35. 51) Ausführliche Nachrichten gibt Hesperus 1811 St. II—VI. und 1812. Nr. 27. 28. 29. 1813. Nr. 61. 52) Dieß endigt im Östreichischen mit dem Sept. jeden Jahres. 53) Einen Bestand, den sie schon zu Rudolphs II. Zeiten 1590 erreicht hatte. Aber die Religionsunruhen und Verfolgungen lichteten sie außerordentlich, besonders unter Ferdinand II. 54) Von 1811—14 über 30,000. Vgl. André Zahlenstatistik. 1823. S. 118.

Saazer mit 120,000 Einw. — Diese Gesamtbevölkerung ist vertheilt: in 283 Städte[55]), 275 Märkte, 11,924 Dörfer (Balbin gibt zu Ende des 16. Jahrh. 13,600 an), 533,400 Häuser[56]). — Das allgemeine Gesetz des Übergewichts des weiblichen Geschlechts ist auch hier mit der Differenz von 221,235 im J. 1820 bemerklich. — Familienhäupter oder selbständig wurden gezählt als Bauern gegen 143,600; als Gewerbtreibende über 67,000; als übrige vom Handverdienst sich nährende gegen 4800; als Beamte und Honoratioren gegen 10,000; als Adelige 2200[57]); Geistliche über 4000. — Knaben von 1 bis 14 Jahren 578,000
— — 15 — 17 — 94,000

Alles ohne Militär; wol aber waren aus diesem Bevölkerungsstande für dasselbe bestimt und vorgemerkt: 1) reguläres Militär 20,185, darunter für Fuhrwesen 2293. 2) Reserve oder Ergänzungsmannschaft 14243. 3) Landwehr 21,185 — der ausgedienten Kapitulanten waren 12636.

Müllner[58]) berechnete nach dem Stande von 1798 die Bevölkerungsverhältnisse, welche auch dermalen ziemlich gelten, also:

weibliches Geschlecht	169 :	320.
Häusler, Gärtler, Taglöhner rc.	55 :	
Bauernväter und erste Erben	21 :	
Bürger und Professionisten nebst erste Gewerbs-Nachfolger	15 :	
Geistlichkeit, Adel, Beamte, Honoratioren	1 :	[59]).

Die Bevölkerung der Landstädte steigt zwar meistens über 1000, selten aber 4—5000. Nur Reichenberg und Eger erreichen 8000. — Auffallend ist dies Mißverhältniß in Zahl und Bevölkerung der Städte in Vergleich mit Baiern, Sachsen, Schlesien, ja selbst Mähren. — Einzele Märkte und Dörfer steigen wol von 1500—2500. — Wie sehr die Industrie, trotz dem dürftigen Boden, die Bevölkerung in den Gebirgen des Nordens und Ostens zusammendränge, davon gibt der einzige Leitmeritzer Kreis ein auffallendes Beispiel. In dessen Norden sammeln sich hier auf 8 □Meilen (auf den Herrschaften Böhmisch-Kamnitz, Hainspach, Schluckenau und Rumburg) mit Inbegriff der fremden Arbeiter 100,000 Menschen.

Joseph II. gebührt das Verdienst, die Bevölkerung durch die zweckmäßigsten Maßregeln zu neuem Schwung gehoben zu haben. Er gab dem Staate eigenthümliche Vorzüge, welche vernünftige Menschen anreizten, sich in demselben niederzulassen, die Kräfte freier zu entwickeln, des Lebens froh zu werden — und sie gegen Beeinträchtigungen schützten. Er begünstigte die Ehen, erweiterte die Nahrungswege, und räumte die bisherigen Schranken weg. Er hob das Ferdinandische Religionsedikt auf und öffnete industriösen Protestanten den Eingang. Er begünstigte Einwanderer auf jede Weise.

II. Völkerstämme.

A. Die Slaven, als Urbewohner, bilden den Hauptstamm des Landes, sehen die Teutschen als begünstigte Fremdlinge an und sind ihnen im Ganzen abgeneigt. Alles Unheil im Lande schrieben sie von jeher Fremden zu, und es kam oft deßhalb zu blutigen Auftritten. Ursprünglich scheinen in dieser Nation nur zwei Stände geschieden gewesen zu seyn; Herren als Beherrscher der großen Menge, und diese selbst, oder die Knechte; und so findet man es im Wesentlichen noch heut zu Tage in allen slavischen Ländern, auch in Böhmen. Der Adel war Herr des Landes, das Leibeigene für ihn bauen mußten, und von dem er ihnen so viel zum zeitlichen Besitz verlieh, als sie zu ihrem Unterhalt bedürfen. — Das ist das Grundverhältniß, aus welchem sich so viele eigne Erscheinungen einer Nation erklären, die so viele Jahrhunderte hindurch ohne freien Bauern- und Bürgerstand und dieß bis zur neusten Zeit blieb. Erst Joseph II. hob die Leibeigenschaft auf und milderte manches andre. — Indessen werden Faulheit, Indolenz, Kriecherei, Verstocktheit, diese Charakterfolgen eines eisernen Drucks der Amtsherren und des Mangels an Freiheit und Eigenthum, nur nach Generationen ganz verschwinden können.

Die Fortschritte der sehr zurückstehenden Bildung werden durch die eigenthümliche Sprache noch mehr erschwert. — Gesanglustigkeit und Musikliebe ist den Slaven besonders eigen; so wie sie sich durch Sitten, Gebräuche und Tracht auszeichnen[60]).

B. Die Teutschen (etwa 900,000) bewohnen hauptsächlich die Gränzgegenden von Baiern, Sachsen und Preußen vom Pilsner Kreise an, durch einen großen Theil desselben, durch den Ellbogner, Saazer, Leitmeritzer, Bidschower, bis zum Königgräzer Kreise. Sie sind die Gewerbfleißigsten des Königreichs, und in jeder Rücksicht auf höherer Stufe der Kultur, als die Slaven, welche ihnen fast ihre ganze Bildung verdanken. Außer den schon an den Gränzen vorhandenen Überbleibseln teutscher Urstämme, führte das Christenthum teutsche Priester als Bedürfniß ein, denen bald mehre Ansiedler freiwillig, und teutsche Kriegsgefangene gezwungen nachfolgten. — Man erlaubte ihnen, nach ihren Rechten und Gesetzen zu leben, besonders in den hauptsächlich durch sie

55) Oder 286, wenn die Prager Städte, wie kanzleimäßig, vierfach gezählt werden. 56) 1762 1,640,000 Einwohner in 10,900 Dörfern und 263,000 Häusern. Seit 60 Jahren hat sich also die Bevölkerung mehr als verdoppelt. In Großbritannien ist dieß in 54, in Rußland in 23 Jahren der Fall. 1785 2,528,111 Selen, 1788 2,757,910, 1789 2,852,463, 1811 3,137,405. Die Geburts u. Sterbelisten von 1791 bis 1800 gibt Müllner S. 24. Hesperus gibt sie (1816 Nr. 20.) von 1762—1813 unvollständig — dann ergänzt von 1796—1802. 1817. Nr. 28. Am stärksten war die Bevölkerung unter Karl IV. Die Hussitenunruhen, der dreißigjährige Krieg und seine Folgen minderten sie außerordentlich. Ferdinand verwies nur allein in dem einzigen Jahre 1622 gegen 30,000 protestantische ansehnliche Familien aus dem Lande. Was rafften die Türken- preußischen und französischen Kriege, was die Pest zu Ende des 17. und Anfang 18. Jahrh., was Seuchen und Hungersnoth noch 1771 und 72 nicht weg! 57) In Allem mit dem weibl. Geschlecht zwischen 6—8000. 58) Müllner's statistische Geographie von Böhmen. Prag, 1805. 59) Das genauere Detail der Bevölkerung nach den Kreisen vom Jahre 1820 findet sich in André's Zahlenstatistik von 1823. Tübingen, Cotta.

60) Über letztre unter andern die Vaterländischen Blätter 1820 Nr. 44. 53. 54. Über ihre Volksbelustigungen und Feste belehrt die statistische Landeskunde Böhmens 1. Heft S. 105. Ihrer abergläubischen Sitten und Urtheile erwähnt Hesperus Nr. 15. 1818. Nr. 21. 1819.

gegründeten Städten. Sie wurden sämtlich für freie Leute erklärt, erhielten viele wichtige Gerechtsame. Der Hofstaat der Herzoge und Könige ward nach teutschen Mustern eingerichtet. Viele teutsche Rechtsansichten (namentlich des Lehnrechts) wurden angenommen. — Im 10. Jahrh. sind bereits viele Ortschaften mit Teutschen besetzt. Zu Ende desselben komt die erste teutsche Prinzessin, Hemma von Sachsen, als Gemalin Boleslaus II. nach Böhmen. Ihr Hofkaplan der Benedictiner Ditmar von Magdeburg wird erster Bischof in Prag. Im 11. Jahrh. verwies Spitignew II. sämtliche Teutsche des Landes. Sie wurden aber bald wieder zurückberufen und mehr als jemals begünstigt. — Mit Wenzel II. zu Ende des 12. Jahrh. ward die teutsche Tracht allgemein und die teutsche Sprache die Mundart der feinen, gebildeten Welt. Der Adel nahm selbst teutsche Namen an. Przemysl Ottokar II. zog im 13. Jahrh. viele Teutsche ins Land, ertheilte ihnen, besonders in den Gegenden an den östlichen Gebirgen, Wohnplätze, Freiheiten und errichtete aus ihnen seine Leibgarde, zum Schutz gegen die mißvergnügten Böhmen im Adel- und Bürgerstande. (Städte und Schlösser hatte er eingezogen und neue Steuern aufgelegt.) — Das setzten die Könige teutscher Abkunft, Johann von Luxemburg, Rudolph von Östreich und Heinrich von Kärnthen noch mehr im 14. Jahrh. fort. Handelsverbindungen, Kriegsgefangene und das Emporkommen des Bürgerstandes thaten das Ihre. Ganz vorzüglich begünstigte sie Karl IV., so daß die teutschen Lehrer an der von ihm 1348 gestifteten Prager Universität 3 Stimmen, die böhmischen aber nur eine hatten. Unter seinem Nachfolger Wenzel III. ward auf Hussen's Veranlassung das umgekehrte Verhältniß festgesetzt, was die berühmte Gelehrtenauswanderung aller teutschen Lehrer, 20,000 teutscher Studenten und die Errichtung der Universitäten Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau veranlaßte. Seitdem erhielt die Prager Hochschule nie den Glanz wieder. 1512 war sie fast ohne Schüler. — Der Haß zwischen beiden Nationen durch die Kriege zuerst entstanden, ward immer schneidender. Beim Ausbruch des Hussitenkrieges sahen sich die meisten Teutschen genöthigt, Böhmen zu verlassen. Nach hergestelltem Frieden kehrten sie zwar zurück, empfanden aber den Druck der herrschenden Utraquisten, die nur für den slavischen Nationalismus Sinn hatten. — Erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. webte der Protestantismus zwischen beiden das Einigungsband gegen den gemeinsamen Gegner in Rom. Nun waren die teutschen Protestanten willkommen und viele wanderten wieder ein. — Wenn die Entscheidungsschlacht 1620 viele wieder vertrieb; so siedelten sich dafür katholische Teutsche an, die sich vorzüglich nach dem 30jährigen Kriege recht ausbreiteten. — Nach und nach vereinigten Ehen und gleicher gesetzlicher Schutz beide Nationen immer mehr. Die vorherrschende Sprache, Tracht und eigne Sitten-charakterisiren noch jetzt die Teutsch-Böhmen.

C. Juden. Schon in den ersten Zeiten der böhmischen Geschichte kommen sie als Sklaven- und Kinderhändler vor. Ja, Dobner hat aus den Inschriften uralter Leichensteine darzuthun gesucht, daß sie schon zu den Zeiten der Markomannen im 1. Jahrh. vorhanden gewesen. Sie leisteten vom 9—12. Jahrh. wichtigen Beistand in der Heidenbekämpfung. Zum Lohn dafür nahm man die ihnen gegebene Bewilligung zu Niederlassungen und Lehranstalten zurück. Der geistliche Fanatismus und Pöbelwahn brachte in dieser Zeit 9 Verfolgungen über sie, meist wegen unerwiesener Verbrechen. Minoriten und Dominikaner veranlaßten 1267 die für sie drückendsten und strengsten, wahrhaft unchristlichen Gesetze, die sie der Herabsetzung und Verachtung Preis gaben und Erbitterung gegen sie heiligten. 1389 erging in Prag über sie abermals eine große Verfolgung. 1501 bestimmte der Landtagsschluß und Majestätsbrief, „daß sie zu ewigen Zeiten in Böhmen geduldet werden sollen." — Die 1507 gegen sie erlassenen Verordnungen wußten sie durch Geschenke zu entkräften. — Unter Ferdinand III. und Leopold I. erhielten sie große Erweiterungen ihrer Freiheiten. — Joseph II. strebte sie zu nützlichen Statsbürgern zu machen (Hofdekr. 13. Mai 1781). Er beseitigte ihre Nationalsprache und gebot die Landessprache in allen bürgerlichen und gerichtlichen Verhandlungen. Die Verordnung vom 12. und 13. Dec. 1787 bestimmte die Namen der Familien und verordnete eine Anzahl teutscher Vornamen, welche sie mit Ausschluß aller andern in Zukunft führen durften. Er errichtete eigne untere Schulen für sie, verstattete ihnen den Besuch der höhern des Stats, erweiterte ihre Nahrungszweige durch den Ackerbau, das Fuhrwesen, mehre Handwerke. Sie durften Baumeister werden, Fabriken, Manufakturen und schöne Künste treiben. Alle Kleidungsabzeichen, zu ihrer Erniedrigung erfunden, wurden abgeschafft. Unter Leopold II ward ihnen eingeräumt, die juristische Doctorwürde zu erwerben, und Rechtshändel auch der Christen zu führen. Ja sie sind Adelsfähig und mehren ist wirklich der Adel ertheilt. Doch machen sie von der ihnen eingeräumten Befugniß Ackerbau und bürgerliche Nahrungszweige zu treiben, wenig Gebrauch. Höchstens sieht man unter ihnen Juweliere, Goldarbeiter, Graveurs, am meisten noch Inhaber von Kattunfabriken. Im Gelehrtenstande treten sie zuweilen als graduirte Ärzte auf. — Ihre Zahl ist (nach den Patenten von 1789 und 1797 3 August)[61]), auf 3600 Familien festgesetzt, welche Zahl nicht überschritten werden soll. 1762 war die Selenzahl über 28000; 1811 über 50,500[62]), also ist etwa der 61ste ein Jude im Reich. Davon leben die meisten in Prag in einer eignen Judenstadt[63]), deren 9 Thore jeden Abend von der Wache gesperrt werden. Hier 9 große und mehr als 30 kleine Synagogen; dann die einzige Hauptschule, welche die Juden in den östreich. Staten besitzen. Seit 1788 wurden sie militärpflichtig gemacht[64]). — In religiöser Beziehung stehen sie unter 1 Oberrabbiner und 17 Kreisrabbinern. Nach dem Patent vom 3. August 1797 darf Niemand zum Rabbiner gewählt werden, der sich nicht mit guten

---

61) Das Hauptpatent für ihre Verhältnisse in Böhmen. 62) 1744, wo ihre gänzliche Verjagung aus Böhmen von Maria Theresia schon beschlossen war, 20,650 allein in Prag, und 30,000 in den übrigen Landesgegenden (Hesperus 1817. Nr. 18. und Beil. Nr. 3. Nr. 71. 63) Doch besitzen sie auch außer derselben Häuser. 64) Geschichte der Israeliten in Böhmen von den ältesten Zeiten an bis zum Schlusse des Jahres 1813, vom Hofrath Hermann von Hermannsdorf. Prag 1819.

Zeugnissen ausweisen kann, daß er philosophische Wissenschaften, besonders aber Naturrecht und Ethik mit gutem Erfolg gehört hat. — Wichtig für ihre künftige Bildung ist die Verordnung vom 25. Mai 1808, wonach damals keiner Rabbiner werden durfte, der sich nicht über die erfoderlichen Kentnisse zum teutschen Schulmeister ausweisen konnte und als Mann von unbescholtenen Sitten bekant war. Von 1812 an aber durfte Niemand mehr zum Rabbiner gemacht werden, der nicht auch die philosophischen Wissenschaften (Naturrecht und Ethik) auf einer teutschen östreichischen Universität mit Erfolg gehört und darüber die nöthigen Zeugnisse aufzuweisen hatte. — Noch ein anderes wichtiges Bildungsmittel ward durch ein eignes religiöses, moralisches Lesebuch (Bene Zion), auf höchsten Befehl verfaßt, und in allen Synagogen und Privathäusern eingeführt; mit der Verordnung, daß vom 1. Jan. 1813 an, Brautleute die Ehebewilligung nicht eher erhalten, als bis sie eine Prüfung aus diesem Lehrbuche in Gegenwart eines Beamten und Rabbiners bestanden und dabei bewiesen haben werden, daß sie die allgemeinen religiösen und moralischen Grundsätze und Pflichten genug kennen, um sie auch ihren Kindern wieder einprägen zu können[65]). — Handel aller Art mit Getreide, Vieh, Wolle, Leder, Geld und Papieren im Großen rc. (Prag zählt mehre ansehnliche jüdische Großhändler), vielmehr aber der Hausirhandel und Schachern im Kleinen ist ihr Hauptgeschäft. Bei allen Lieferungsgeschäften, Contrakten aller Art für den Stat, Unternehmungen für den Transport der Statseffekten, sind die Juden die ersten und thätigsten. — Die meisten der vielen Brantweinbrennereien und nicht wenige Bierbrauereien sind in ihren Händen (doch nur als Pächter, denn das Technische lassen sie gemeiniglich durch Christen betreiben) und damit ein großer moralischer und finanzieller Einfluß aufs Volk[66]). — Gewöhnlich pachten sie auch die Potaschensiedereien. — Ihr Hauptzweck ist dabei den Titel der bürgerlichen Existenz zu erhalten und der Gelderwerb mit dadurch zu erlangendem Einfluß.

D. Italiäner. Die Begünstigungen, welche Karl IV. dem Handel eröffnete, lockte eine Kolonie von ihnen nach Prag, welche ebenfalls während der Hussitenunruhen auswanderte, dann aber wieder zurückkehrte und noch heute im Handelsstande blüht.

III. Sprache.

Die herrschende ist die slavische nach eigenthümlich böhmischem Dialekt, hauptsächlich im Innern bis nahe an die Gränzen, unter den mittlern und untern Ständen, vorzüglich auf dem Lande. Indessen spricht sie auch fast Jeder aus den höhern Ständen. Sie ist die National- und Landessprache; wenn gleich im Geschäftsgange der Stellen, in der gebildeten und gelehrten Welt, die Teutsche sich behauptet[67]). — Nicht nur das Volk, sondern auch viele Gebildete hängen theils aus Patriotismus, theils wegen ihrer mancherlei Eigenthümlichkeiten und Schönheiten sehr an dieser slavischen Mundart[68]), lieben und cultiviren sie. Fast ausschließend herrscht sie im Rakonitzer, Prachiner, Czaslauer, Berauner und Kauřimer Kreise. Wegen ihrer Allgemeinheit verordnete ein eignes Hofdekret (1816 23. August[69]): daß in blos böhmischen oder auch gemischten Ortschaften nur solche Präfekte, Grammatikal- und Humanitätslehrer in Vorschlag zu bringen seyen, welche sie verstehen; daß die slavischen Schüler in böhmischen Übersetzungen und Aufsätzen geübt und bei Beförderungen zu Ämtern im Königreiche, im Fall gleicher Würdigkeit, der der böhmischen Sprache Kundige den Vorzug haben solle. — Auch werden alle Verordnungen neben der teutschen in böhmischer Sprache kund gemacht.

Die böhmische Sprache hat in ihren Zeitwörtern noch die serbische und kroatische Form und ist wahrscheinlich aus beiden Sprachen als Mischung hervorgetreten. Sie ist im Wesentlichen unverändert so geblieben, wie zur Zeit ihrer ersten Einführung. Dies beweiset das erste Buch der böhmischen Chronik von Cosmas. Nur zu Ende des 9. Jahrh. germanisirte und noch mehr latinisirte sie sich, als die ersten christlichen Lehrer nach Böhmen kamen, und es an Worten für viele neue Begriffe fehlte. Noch mehr war dieß der Fall als die Könige im 13. Jahrh.[70]) die Städte begünstigten und sie größtentheils mit teutschen Handwerkern und Künstlern besetzten. Die Böhmen verdanken die höhere Kultur ihrre Sprache und Sitten den Teutschen. — Nach Stiftung der Universität zu Prag (1348) bildeten sich Männer, welche neue Begriffe aller Art in der Muttersprache unter dem Volk verbreiteten. Karl IV. sprach selbst böhmisch und empfahl die Sprache allen Kurfürsten und seinen Söhnen zur Erlernung, obgleich alle Urkunden seiner Kanzlei teutsch oder lateinisch ausgefertigt wurden, und befahl, keinen Richter anzustellen, der nicht der böhmischen Sprache kundig wäre. — Sein Sohn Wenzel war der erste, welcher seit 1395 Urkunden auch in böhmischer Sprache ausfertigen ließ. Beliebte ausländische Werke wurden ins Böhmische übersetzt. Andreas von Duba verfaßte eine Landesordnung in böhmischer Sprache. Durch das Übergewicht, welches den Böhmen bei der Universität gesetzlich ertheilt ward und vorzüglich durch Huß ward sie vorzüglich in Aufnahme gebracht und wird ganz herrschend von den Hussitenunruhen an, besonders durch Verbreitung vieler Ausgaben böhmischer Bibeln (auf die man sich in den theologischen Streitigkeiten oft berief). Die älteste ist von 1411. Huß begründete eine bestimmtere

65) Über ihre ganze gesetzliche Verfassung belehrt Kostetzky I. S. 471 ff. Vgl. Bemerkungen über den Kulturzustand der Juden in Böhmen in der Zeitschrift Sulamith 1807. H. X. 66) Hesperus 1817. Nr. 35. 67) So war es schon einst, bis in den Hussitischen Unruhen die Teutschen selbst, und mit ihnen auch ihre Sprache fast ausgerottet wurde, und selbst nach der Vereinigung der Utraquisten mit den Protestanten im 16. Jahrh. die böhmische Sprache auf den Landtagen, in allen Statsangelegenheiten die National- und in allen literarischen und Schulgegenständen die gelehrte Sprache ward. 1615 verordnete sie Matthias als herrschend. 68) Diese Mundart wird auch noch in Mähren, in Schlesien um Troppau und von den Slowacken in Ober-Ungarn, von etwa 7 Millionen Menschen gesprochen und ist nur ausschließend der östreich. Monarchie eigen. 69) Schon Maria Theresia hatte, um für die böhmischen Kürassiere der Sprache mächtige Offiziere bilden zu können, in den Kadettenhäusern, dann später an der Wiener Universität Lehrkanzeln für die böhmische Sprache errichtet. 70) Von da an tritt schon früh die böhmische Sprache als Schriftsprache auf.

Orthographie dadurch, daß er nach den Lauten der böhm. Sprache ein eignes Alphabet einrichtete. Er und sein Freund Hieronymus von Prag verfaßten geistliche Lieder in böhm. Sprache und ließen sie öffentlich absingen. Dies ward gegen ihn ein wichtiger Anklagepunkt auf dem Costnizer Concilium. Nur lateinisch sollte gebetet und gesungen werden. Die Taboriten führten vollends durchaus die böhm. Sprache beim Gottesdienste ein. Urkunden und Schriften in derselben wurden nun immer häufiger. Da der Nationalhaß die Teutschen von allen Ämtern ausschloß, andererseits der Papst allen Verkehr mit den böhm. Ketzern untersagte; so weckte dies nur um so mehr die eigne Kraft. Man versuchte sich in böhm. Schriften aller Art. Johann v. Rockyzan las Messe in böhm. Sprache, der Adel fing an, wieder die Muttersprache der teutschen vorzuziehen, darin zu schreiben, ja drucken zu lassen. Nun erschienen eine ungeheure Menge böhmischer Bücher geistl. Inhalts. Ja seit 1495 fing man auch an, bei der Landtafel die bisher lateinisch eingetragenen Urkunden böhmisch einzuverleiben. Es erscheinen Volksromane in böhm. Sprache. Die klassischen Schriften des Alterthums, die man ins Böhm. übersetzte, gewinnen den sichtbarsten Einfluß auf Kultur der Böhmen und ihrer Muttersprache. — Mit der sich von 1520—1619 verbreitenden Buchdruckerkunst tritt das goldne Zeitalter der böhm. Sprache ein. Man lernt darin frei denken und schreiben. Sie wird bei allen Behörden Geschäftssprache. Rudolph besonders wird (1577—1612) ihr Beschützer. Alles drängt sich mit böhmischen Werken zu seinem Thron. Die Schriftsteller seiner Zeit gelten noch jetzt für klassisch. Herren und Damen vom ersten Range dichten böhmische Lieder und setzen ihren Patriotismus in Kultur der Sprache. Die Übersetzung der ganzen Bibel mit Commentar in 6 Quartbänden (1573—1593) von den mährischen Brüdern gilt in Absicht auf Orthographie und Sprachrichtigkeit für das erste klassische Werk. — Nach der Schlacht am weißen Berge 1620 veränderte sich Alles. Alle seit 1414—1635 herausgegebenen böhm. Bücher wurden der Ketzerei verdächtig, ihre Leser und Verfasser vertrieben und in der öden Zeit des 30jährigen Krieges keine neuen geschrieben. Seitdem sank das Ansehen der böhm. Sprache, bis sie in neuster Zeit wieder mehr gehoben ward, besonders von 1774 an, wo für dieselbe mehr geschehen, als 150 Jahre zuvor, und sich 200 böhm. Schriftsteller zählen lassen, welche theils Originalwerke, theils Übersetzungen lieferten. Vorzüglich hob sich auch die böhmische Poesie, deren ältestes Denkmal Hamka in der Königinhofer Handschrift auffand und Swoboda übersetzte[71]).

Begünstigend war die Errichtung eines böhmischen Theaters in Prag 1785 (eine Privatgesellschaft führt fortdauernd von Zeit zu Zeit böhmische Stücke zu wohlthätigen Zwecken auf); die Erscheinung zweier böhm. polit. Zeitungen, Tomsal und Negedly und anderer böhm. Sprachlehren, Thams Vertheidigung der böhm. Sprache und Wörterbücher, eine Menge böhm. Schriften in Prosa und Versen mit originalen Arbeiten und Übersetzungen, von Ant. Puchmaier, den beiden Negedly, Kramerius, Hoiewkowsky rc., von 1780—1808. Das Vorzüglichste ward in einer eignen 1806 begonnenen Zeitschrift von Negedly, genant Hlasatel (der Verkündiger) der bis jetzt fortdauert, niedergelegt[72]), vorzüglich in Absicht auf Kritik und Poesie. Neuerlichst (1821) eröffnete Doctor Presl die encyklopädische Zeitschrift Krock in böhm. Sprache —. Stepaneks böhmische Dramen sind beliebt.

Die teutsche Sprache herrscht in den Gränzkreisen mehr oder weniger, besonders aber in den 3 nordischen nach Sachsen zu, vor. Sie erhielt sich theils durch die ursprünglich zurückgebliebenen, von den Slaven nicht völlig verdrängten Teutschen, theils durch den steten Industrie- und Handelsverkehr mit den Nachbarn. — Hauptsächlich aber bahnte ihr das Schwert der fränkischen und sächsischen Kaiser und das durch Priester des Regensburger bischöfl. Sprengels (ehe Prag zum erzbischöfl. Sitze erhoben ward) verkündigte Christenthum den Weg. Hofsprache ward sie durch die Fürstentöchter aus Thüringen, Sachsen und Meißen, welche oft den böhmischen Thron theilten und durch den Einfluß ihrer Landsleute, so wie mehrer Prager Bischöfe später, die zugleich als Räthe, Feldherren und sogar als Ärzte den Landesfürsten nahe standen. Gesetzliches Daseyn verdankt sie dem merkwürdigen Freiheitsbriefe, den Wratislaw, von Heinrich IV. zum Könige erhoben, der teutschen Gemeinde zu Prag ertheilte. Ausbreitung erhielt sie vorzüglich durch die besonders im 12. und 13. Jahrh. in Scharen vom Rhein und der Donau nach Böhmen ziehenden Mönchsorden, die, wie eben so viele teutsche Ansiedlungen von Gelehrten, Künstlern, Handwerkern und Ackersleuten, der Statsklugheit, wie der Frömmigkeit höchst willkommen waren. — Noch fehlte das teutsche Lied und die Gesetze wurden fortwährend in slavischer Sprache promulgirt. Jenes ward ihr durch Wenzel I. zu Theil und unter den Luxemburgischen Königen wurden die Stadtrechte in teutscher Sprache abgefaßt, die nun fast überall in den Städten die slavische verdrängte. — Fast alle technische Ausdrücke, selbst bei den gewöhnlichsten Gewerben findet man aus dem Teutschen entlehnt. — Unter Johann von Luxemburg war die teutsche die Sprache des Hofes und Adels und der Bürger. — Das Übergewicht aber, was die teutsche Sprache bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. gewonnen, verlor sie wieder in den Hussitischen Unruhen und beim Untergange des Stats 1620. Fast alle Teutschen wurden ausgerottet und vertrieben. Die teutsche Sprache verlor ihre Allgemeinheit. — Schon 1615 wurde im Landtagsschlusse die teutsche Sprache völlig verboten und unter andern verordnet, daß kein des Böhmischen unkundiger Ausländer Einwohner oder Bürger des Landes werden könne, und daß erst seine Kindeskinder als Eingeborne zu betrachten seyen. — Maria Theresia ordnete zuerst den förmlichen Schulunterricht in teutscher Sprache allgemein an[73]).

IV. Industrie.

A. Landwirthschaftliche Industrie.

Böhmen galt lange in der herrschenden Meinung als

71) Hesperus 1818. Nr. 71. u. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 208. 1821.

72) Ebend. 1820. B. XXVI. Nr. 23 u. 26. 73) Zu vergleichen Dobrowsky Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur. Prag, 1792.

ein fruchtbares, besonders kornreiches Getreideland und dieß mochte wahr seyn, so lange eine geringere Bevölkerung in solchem Verhältniß zu den fruchtbaren Theilen des Landes stand, daß Überfluß der Production Statt finden konnte. — Erwägt man aber die oben geschilderte Beschaffenheit des Bodens, den so ausnehmend vorherrschenden Gebirgscharakter, und die nicht reichliche Bewässerung: so ergibt sich schon von selbst, daß die Natur Böhmen weit mehr zu einem Forst- als zu einem ackerbauenden State bestimt hatte. Die Wälder waren es auch, welche durch ihre Weide einen größern Viehstand, als dermalen und folglich eine reichlichere Bodenproduktion an Körnern begünstigten. Als aber technische und landwirthschaftliche Industrie aller Art sie theils so gelichtet, theils so gänzlich ausgerottet hatte, daß Besorgnisse über Lokal- und Holzmangel eintraten und die neueren forstwirthschaftlichen Ansichten Eingang fanden: da ward dem Vieh die Weide gesperrt und nun das auffallende Mißverhältniß der Ernährungsmittel zum erforderlichen Viehstande sichtbar. Letzterer mußte vermindert und dadurch ein abermaliges Mißverhältniß zur Getreideproduktion hervorgebracht werden. — Immer könnten indessen Industrie und Intelligenz hierin noch Vieles ausgleichen. Im Ganzen aber fehlen Beide, hauptsächlich beim Bauer, der doch zuletzt in der Körnerproduktion den Ausschlag gibt. Der slavische Bauer treibt vornemlich die landwirthschaftliche, der teutsche mehr die technische Industrie. Den Bildungskontrast beider haben wir so eben, bei den Rubriken: Völkerstämme und Sprache berührt, und werden ihn, wo von der Literatur die Rede seyn wird, noch bemerklicher machen. Der slavische Bauer ist erstaunend in der Bildung zurück. Seine Literatur ist zu arm und beschränkt an belehrenden Volksschriften, und außerdem kümmert sich fast Niemand um ihn. Die Religion des gemeinen Mannes begünstigt keine geistige Kultur. Und zur landwirthschaftlichen fehlten ihm allzulange Freiheit, Eigenthum, Vermögen und Aufmunterung. (M. s. die Rubriken: Geschichte und Verfassung.) Nur erst in neuster Zeit ist ihm ein Theil davon geworden; aber das Unterthänigkeitsverhältniß gegen den Gutsherrn, die Frohnen und vorherrschende Armuth sind mit den eigenthümlichen Nationalfehlern geblieben, und so auch die allgemeinen und bekannten Gebrechen des Ackerbaues, die überall bemerkt werden, wo Schlendrian, Unwissenheit, Rohheit und Armuth den Pflug führen und auch dabei noch mancherlei Lasten und Bedrückungen den frischen Gang hemmen. — So herrschen denn Dreifelder- und Weidewirthschaft im Allgemeinen vor. — Zwar suchten die Patente vom 5. Nov. 1768 und von 1786 die Zertheilung der Gemeindeweiden und deren Umwandlung in Acker- und Wiesenland, Aufhebung der Brache, Kunst-Futterbau und Stallfütterung zu bewirken [74]). Erstere, welche sogar bei Verlust des Eigenthums befohlen worden, geschah an nicht wenig Orten, aber meist gerade zur Vermehrung des Ackers und des erbärmlichsten Körnerbaues, also zur Verschlimmerung der Futterverhältnisse im Ganzen. Diese Zwangsgesetze bewirkten größtentheils nicht nur nichts, sondern vielmehr das Gegentheil des Beabsichtigten und schon 1797 ward von der Regirung das allgemeine Zertheilungsgesetz der Gemeindeweiden, der Militärzwecke wegen, zu Gunsten der Pferdezucht wieder beschränkt und in Böhmen (wie in Mähren und Östreich) auch auf die Schafzucht, als wichtigen Zweig der Nationalwirthschaft, dieserhalb nach dem Wunsch der Stände Rücksicht genommen. Nach einem halben Jahrh. seit die Zertheilung der Weiden anbefohlen, bestehen dennoch dermalen viele tausend Joch als solche unverändert, ja in schlechterem Zustande als damals, meistens mager und ausgebrant, da an Schatten durch Bepflanzung nicht gedacht war. — Der Unterthan im Besitz von drei Viertel des Grund und Bodens treibt die Dreifelderwirthschaft nach den Vorurtheilen des Herkommens mit zu schlechtem, zu wenigem Vieh, leidet an Futter und Dünger Mangel, läßt es an gehöriger Bearbeitung fehlen, baut nur die landesüblichen Getreidearten (Weizen und Gerste im bessern, Korn und Hafer im schlechtern Boden). Die meist an sich schlechten Wiesen werden nicht kultivirt; Kunst-Futterbau ist fast ganz vernachläßigt. — Blos der kleinere Theil der Herrschaften wirthschaftet nach bessern Grundsätzen.

1. Bodenverhältniß überhaupt. Die gesammte für die landwirthschaftliche Produktion nutzbare Bodenfläche beträgt rund 780 □M., genauer 7,784,362 Niederöstreichische Joch, davon sind in den Händen der Herren

	Herren		Unterthanen
	3,268,268 Joch,	der Unterthanen	4,516,094
1) Ackerland	942,825	— —	2,952,609
2) Waldboden	1,768,110	— —	551,701
3) Wiesen- und Gartenland	325,617	— —	624,368
4) Weideland	229,342	— —	385,218
5) Weinberge	2,284	— —	2,198

Der gesammte Geldwerth, nach dem Katasteranschlag von 1789, der jährlichen böhmischen Naturalproduktion, von diesen 7,784,362 Joch an Getreide, Heu und Holz, betrug gegen 30 Millionen Gulden Silber. Im Durchschnitt fiel hiernach auf jedes Joch, nach der Steuerschätzung desselben Jahres, Bruttoertrag im Geldwerth fast 4 Fl. (eigentlich 3 Fl. 51 Kr.) — Der Rakonitzer Kreis in der Mitte des Landes und in der Nähe der Hauptstadt ist in Absicht der benutzten Bodenfläche am allermeisten kultivirt, denn jedes Fleckchen ist hier beurbart; in welcher Rücksicht dagegen der gebirgige, sumpfige und waldige Prachiner Kreis am meisten zurücksteht.

2. Waldkultur. Die obrigkeitlichen Wälder geben jährlich 1,478,000 Klaftern weiches und 220,000 hartes; die unterthänigen 454,000 Klaftern weiches und 17,000 Klaftern hartes Holz. Der Geldwerth für diese 2,170,000 Klaftern Holz ward 1789 zu 1,590,000 Fl. Silber angeschlagen, im Durchschnitt die Klafter 43 Kr. Der Prachiner Kreis ist das Hauptholzmagazin Böhmens. Ihm zunächst kommen an Holzreichthum der Czaslauer, Bunzlauer, Königgrätzer, Chrudimer, Taborer, Budweiser, Pilsner, Leitmeritzer und Berauner. Am holzarm-

74) Maria Theresia theilte gedruckte Unterrichte aus, erklärte alle in Acker oder Wiesenland verwandelte Hutweiden auf 25 Jahre für Steuer- und Zehntfrei, setzte Prämien für Grundbesitzer aus, welche alles dieses am meisten fördern würden.

sten sind der Bidschower, Kaurimer und Saazer Kreis. Überhaupt besitzt die westliche Hälfte des Königreichs den meisten Holzreichthum. Nachdem Glashütten, Bergwerke, Eisenhütten und Fabriken, so wie der Güterschacher, welcher durch das Niederschlagen der Wälder den Kaufschilling des Ganzen herauszubringen suchte, die Wälder gelichtet; legt man sich neuerer Zeit auf gute Forstwirthschaft und kultivirt fleißig.

3. Futterbau. Wiesenbau. Der gesammte jährliche Ertrag von eigentlichen Wiesen und dazu geeigneten Weiden an Heu und Grummet beträgt 8 Millionen Centner im Verhältniß wie 3 : 4 der obrigkeitliche und unterthänige Ertrag. Denn jener beträgt 2,790,000 Centner, dieser 4,400,000 Centner, wovon der Gesammtertrag zu etwas über 3,700,000 Fl. Silber 1789 im Werth angeschlagen ward; zu 27 Kr. der Centner Heu und Grummet. Hierin liegt ein Hauptschlüssel des im Ganzen bei den Bauern sehr zurückstehenden Ackerertrags, da die Obrigkeiten zwar nur halb so viel Wiesen und Gärten wie die Unterthanen besitzen, aber 1) die besten und bestkultivirtesten, 2) im Verhältniß zum Ackerlande, wie fast 1 : 3, dagegen die Unterthanen wie fast 1 : 5. 3) noch von 124,000 Joch Teichen viele zu Wiesen benutzen, davon in Allem die Unterthanen nur 8400 Joch besitzen, 4) endlich auch das Verhältniß des Weidelandes vortheilhafter ist, da es sich bei den Obrigkeiten, wie 1:4, bei den Unterthanen wie 1 : 9 zum Ackerlande verhält. Letztere haben des Ackers viel zu viel, der Futtermittel, folglich auch des Viehs und Düngers, nach Qualität und Quantität, außerdem der Intelligenz, des Vermögens und Muths viel zu wenig, diese ungünstigen Naturverhältnisse durch künstliche Systeme abzuändern. — Aber auch bei den Obrigkeiten wird der Wiesenbau vernachläßigt und ist im Ganzen der Ertrag weit geringer, als er seyn könnte. Die Bewässerung wird wenig geübt, außer in Südwesten im Böhmerwald. An Düngung ist gar nicht zu denken, außer im Norden, wo man hiezu die Steinkohlenasche anwendet. — Das meiste Heu wird gewonnen im Budweiser, Prachiner und Königgrätzer Kreis, sodann im Chrudimer, das wenigste im Rakonitzer und Saazer Kreis.

4. Viehzucht. Wenn nicht für reichliches Futter gesorgt ist, kann der Viehstand nicht gedeihen und in der That schreitet er nicht fort, wie es ein blühender Ackerbau erfordert, sondern steht gegen frühere Zeiten zurück. a) Übersicht der Viehzucht einiger neuern Jahre, und insonderheit:

	Pferde.	Ochsen.	Kühe.	Schafe.
1793[74])	130,770	411,952	840,693	2,095,000
1805	164,161	284,197	745,007	911,657
1807	141,000	287,260	665,280	?
1810	119,029			
1811	131,588	263,000	624,000	1,020,000
1813	119,120	257,780	617,470	1,090,340
1815	115,408	239,925	586,832	958,753
1816	118,705	243,575	594,916	962,173
1817	121,505	241,547	601,384	907,637
1819		246,105	633,491	902,281
1820	133,481[75])	244,068	642,680	1,000,965
1821	134,953	240,897	644,382	1,073,712
1822	137,036	243,779	650,668	1,091,672

74) Nach Fuß.

In Allem 1 Million Schafe gleich 100,000 Stück großes Vieh gerechnet, sind von letzterem also 1,100,000 Stück vorhanden; wobei für 4,845,000 Joch Acker- und Wiesenland noch nicht einmal 1 Stück voll auf 4 Joch oder 12 Morgen komt. Selbst in den bessern Gebirgsgegenden, die doch aus dem Rindviehstand größtentheils ihre Nahrung ziehen und das flache Land mit Schmalz, Butter und Käse versorgen, ist dies nicht einmal der Fall. Es sollte aber auf 8 Morgen 1 Stück Vieh nach den Foderungen einer guten Wirthschaft gehalten werden; daher sind 500,000 zu wenig vorhanden. — Die 950,000 Joch vorhandenen Wiesen und Gärten geben nur 7,090,000 Centner Heu; es kommen noch nicht 7 Centner auf 1 Stück, das 20 Pfund auf den Tag haben soll, folglich nur auf 35 Tage Nahrung, oder aber viel weniger, oder statt Heu, Stroh erhält. Und beides ist wirklich der Fall, daher der kleine, kraftlose, wenig Milchprodukte abwerfende Rindviehschlag, von welchem nur das herrschaftliche und das Bauernvieh im Egerland eine Ausnahme macht. Würde der schlechte Heuertrag durch bessere Wiesenkultur auf das Angemessene erhöht und Kunstfutterbau zu Hilfe genommen: so könnte das vorhandene Vieh viel besser genährt und die Hälfte mehr gehalten werden. Statt dessen muß aller Fleischbedarf der Städte durch Ochsen aus Polen und der Türkei gedeckt werden.

b) Pferde. Hier hat der Militärzwecke wegen die Regirung viel gethan. Maria Theresia traf gleich nach dem siebenjährigen Kriege Anstalten zur Verbesserung der Pferdezucht; namentlich wurden für Böhmen mehre Pferdemärkte eingeführt. Joseph II. ließ zuerst edlere Pferde periodisch in die Kreise vertheilen, um den elenden kleinen Landschlag zu verdrängen. Die Remontirung der Reiterei, die Erhaltung des Armeetrains, die Sorge für die Transportmittel bewogen für diesen Zweck die Pferdezucht vorzüglich zu begünstigen; daß sogar Gesetze den Bauern die Abschaffung der Pferdebespannung untersagen, deren Beibehaltung ohnedem die Zugsrohnen und Straßendienste nothwendig machen. — 1785 führte er zuerst Prämien für die Pferdezucht ein, die noch bestehen und vortheilhaft einwirkten. Böhmen hat dazu 6 Concursorte mit 5 Prämien zu 30 Dukaten für Hengste und 12 Prämien zu 15 Duk. für Stuten. In Pardubitz (Chrudim.), Podibrad und Chlumetz Bidz.), Altbunzlau (Kaurz.), Theresienstadt (Leutmer.), Königgrätz und Josephstadt (Königgr. Kr.), Nimburg im Bunzlauer Kr., bestehen zur Verbesserung der Landpferdezucht Beschäl-Hauptstationen (in allem aber 120), wo die 600 Hengste außer der Beschälzeit aufgestellt werden. Böhmen ist unter allen östr. Beschäldepartements das stärkste und Nimburg der Hauptsitz desselben. Im Ganzen herrscht dennoch ein kleiner Pferdeschlag. Stärker, fleischiger, aber nicht von Dauer im

75) Mähren und Schlesien, fast um die Hälfte kleiner als Böhmen, hatten in diesem Jahre nicht viel weniger Pferde 131,478. Noch können etwa 224,000 Schweine und 61000 Ziegen angenommen werden.

Egerlande; schön, kräftig, dauerhaft im Saazer, Leitmeritzer und Chrudimer Kreise. — In Kladrup und Sellmiz auf der Herrschaft Pardubitz (Chrud. Kr.) befindet sich ein kaiserl. Hofgestüt für Wagenpferde, etwa auf 400 Pferde von großem neapolitanischen Schlag, woraus die Hofställe in Wien rekrutirt werden. Zu Nemoschitz auf der Herrschaft Pardubitz ist ein Militärgestüt von 200 Pferden. Privatgestüte hat 1) Fürst Trautmannsdorf zu Bischofsteinitz im Klattauer Kr. für Reit- und zu Konnowitz auf der Herrschaft Gitschin im Bidschow. Kr. für Wagenpferde. 2) Fürst Colloredo zu Opotschna. 3) Fürst Kinsky zu Falkenau im Ellbogn. Kr. 4) Fürst Schwarzenberg am Berghofe auf der Herrschaft Wittingau im Budweiser Kreise.

c) Schafe. Maria Theresia legte den Grund der Veredlung durch Anschaffung spanischer und Paduaner Heerden. Die folgenden Regenten setzten die spanische Schafzucht eifrig fort, und so hat sie in Böhmen immer mehr, besonders aber neuster Zeit, jedoch vornemlich nur bei den Herrschaften, sich verbreitet. Die veredelte Wolle allein verschafft, bei dem dermaligen Unwerth aller Produkte, noch eine landwirthschaftl. Rente [77]).

5. Ackerbau. a) Getreidebau. Aus der oben angegebenen Bodenbeschaffenheit, aus den ungünstigen Verhältnissen des Futterbaues und der Viehzucht erhellt von selbst, daß der Ackerbau nicht blühen könne und so ist es in der That. Die Josephinische Steuerregulirung von 1789 und deren Rektifikation von 1793 ermittelte von den vorhandenen 400 □Meilen oder 4 Millionen Joch Ackerland 24,350,000 niederöstr. Metzen jährlichen Brutto-Getreideertrag, nemlich: 10 Millionen Metzen Korn, 8 Millionen Metzen Hafer, 4 Millionen Metzen Gerste, und noch keine 2 Millionen Metzen Weizen, wobei sich nur über den Landesbedarf ein Überschuß an Korn und Weizen von 400,000, und an Hafer von 300,000 Metzen zeigte. — Das Verhältniß dieser Getreidearten, wo Korn und Hafer so überwiegend vorwaltet, spricht schon für keine sehr günstige Boden- und Klimabeschaffenheit. — Mittelboden und darunter vieler, eher von geringerer als höherer Qualität, waltet vor. Vielleicht ⅓ davon, besonders in den Gebirgsgegenden, ist sogenanntes Dreschland, das nach erschöpfter Kraft, 4, 5, ja 8 Jahre zur Viehweide liegen bleibt; daher viel besserer Boden in Anschlag käme, um nur dieses Deficit einer gleichmäßigen Produktion auszugleichen. Letztre erscheint nur dreifältig mit 6 Körnern aufs Joch zu 3 Metzen Flächeninhalt, wovon jede Metze 3 Körner Winter- und 3 Körner Sommerfrüchte trägt, und die dritte brach liegt. 32 Millionen Metzen Ertrag würden vierfältigen voraussetzen und 3¼ dürfte der Wahrheit im Durchschnittt am nächsten kommen. Denn die Vermehrung des Ackerbodens durch Urbarmachung des Waldbodens und Weidelands kann nur die Produktion vorübergehend erhöhen, muß sie aber in der Länge noch mehr zurücksetzen; weil das Verhältniß zu Futterbau und Viehzucht nur noch ungünstiger wird, so lange für diese beide nichts geschieht. Der Geldwerth der katastermäßig 1789 erhobenen Getreideproduktion ward zu 24¼ Million Gulden Silber [78]) angenommen.

Den meisten Weizen bauen der Rakonitzer und Kaurzimer Kreis; nach ihnen der Bunzlauer, Leitmeritzer, Pilsner, Bidschower, Saazer, und Prachiner, am wenigsten der Ellbogner und Taborer Kreis. — Das meiste Korn der Kaurzimer, Bunzlauer, Czaslauer, Prachiner und Chrudimer Kreis, nach ihnen der Rakonitzer, Leitmeritzer, Saazer, Pilsner, Budweiser und Königgrätzer, am wenigsten der Ellbogner Kreis. Die meiste Gerste der Kaurzimer, Rakonitzer und Saazer Kreis; nach ihnen der Leitmerizer, am wenigsten der Ellbogner Kreis. Den meisten Hafer baut der Königgrätzer und Chrudimer Kreis; nach ihnen der Bunzlauer, Czaslauer, Taborer und Prachiner, am wenigsten der Saazer [79]).

b) Kartoffelbau. Es würde schwer zu begreifen seyn, wie eine Volksmenge von 3¼ Millionen Menschen und ein Viehstand von $1\frac{1}{10}$ Million ernährt, die vielen Bier- und Brantweinbrennereien versorgt und noch Sachsens Erzgebirge und die Elbe durch den Handel mit Getreide versehen werden könnten, wenn nicht 1) Preußisch-Schlesien und Mähren mit Getreide aushülfen, weit mehr aber noch 2) der über alle Vorstellung in den vielen Gebirgen verbreitete Kartoffelbau den Getreidemangel in der Art ersetzte, daß in vielen Familien Wochenlang kein Brod gesehen und als ein Leckerbissen betrachtet wird. Ohne die Kartoffeln würde im Gebirge mehr als einmal Hungersnoth geherrscht haben.

c) Flachsbau. Flachs, welchem Böhmens Gebirgsboden ganz besonders zusagt, wird stark, vorzüglich in den nord- und südöstlichen Gränzgebirgen, großentheils aus russischem Leinsamen, aber auch im Pilsner Kreis, besonders in dessen nordwestlichen Gegenden, als ein Hauptprodukt des Königreichs, gebaut. Er ist von Natur aus von vorzüglicher Güte und einer eigenen Milde. Um ihn recht fein zu erhalten, läßt man ihn an vielen Orten nicht ganz reif werden, und vernachläßigt so die eigne Samenerzeugung. — Um ihn noch feiner für Batist und Brüßler Spitzen zu erhalten, ließ die Regierung 1817 eigne Leute aus den Niederlanden kommen, und 1817 auf verschiedenen Punkten die dortige Weise den Flachs zu bauen und zu behandeln öffentlich praktisch lehren. Gegen 80,000 niederöstr. Metzen Leinsamen werden ausgesäet. Die Ernte kann man auf 160,000 Centner anschlagen [80]). d) Hopfen wird in vorzüglichster Güte und Menge in den nördlichen Kreisen gewonnen und ausgeführt, von erster Qualität und am meisten im Saazer — von wenig minderm Werth im Leitmeritzer Kreis, bei Auscha, Neuschloß, Drum, sodann im Rakonitzer bei Raudnitz, im Bunzlauer, im Pilsner bei Klattau.

6. Weinbau. Im Ganzen unbedeutend. In der Elbgegend um Melnik [81]) wird seit 1348, wo Karl IV.

77) Im 18ten Jahrh. zählte man nach Stransky 1068 Schafmeister und 1875 Schafknechte.

78) Weizen der Metzen 1 Fl. 50 Kr., Korn 1 Fl. 13 Kr., Gerste 55 Kr., Hafer 36 Kr. 79) Es können in dieser gedrängten Übersicht nur die Hauptfeldfrüchte erwähnt werden. Hirse wird z. B. in den Ebenen des Rakonitzer und Leitmeritzer Kreises stark angebaut. 80) André geogr. statist. Beschr. v. Östreich. Weimar 1813. S. 140. 81) Hesperus 1819. Nr. 53.

hier Burgunder-Reben pflanzen ließ, ein rother, guter, doch nicht sehr geistiger Wein, der von den Böhmen sehr geschätzt und theuer bezahlt wird, auf etwa 2000 Niederöstreichischen Morgen gebaut, deren einer im Durchschnitt 4 Eimer und der ganze Ertrag also 8000 Niederöstreich. Eimer angenommen werden kann.

Bei Aussig zieht man noch den geschätzten weißen Czernosecker und Schreckensteiner Wein. Der Gesamtertrag ist höchstens einige 20,000 Niederöstreich. Eimer (davon die Hälfte herrschaftlich), dessen Werth 1789 etwas über 68,000 Fl. Silber angeschlagen ward; der Eimer zu 2 Fl. 37 Kr., der meiste im Leitmeritzer Kreis, dann im Bunzlauer, etwas im Kaurzimer, Rakonitzer, in den Umgebungen Prags.

7) **Obstbau.** Der Obstbau ist ausgezeichnet in den nördlichen Kreisen. Bedeutende Ausfuhr ist auf der Elbe. Die patriot. ökonomische Gesellschaft hat schon seit 1786 durch ausgesetzte Prämien dafür gewirkt und Dechant **Rösler** zu Jaromirz die erste große Baumschule gegründet. Am meisten wirkte die Regirung selbst durch Aufmunterung, Prämien und Verordnungen vom 11. Dec. 1749., 11. März 1773., 7. Aug. 1777., 4. März 1784., 13. Jun. 27. Dec. 1785. und 22. März, 23. Jul. 1787., 7. März 1789., 31. Mai 1792., 28. Okt. 1806.[82]).

8) **Geflügel.** Die Zucht der Truthüner, noch mehr aber der Gänse ist sehr bedeutend und begründet einen erheblichen Handel mit Federn.

9) **Fischerei, Seiden- und Bienenzucht.** Fischereien in den ursprünglichen 132,700 Teichen und Weihern (wovon jedoch neuerlich mehre trocken gelegt) am zahlreichsten im Budweiser Kreis, der 24,000 Joch Teiche zählt. Der gesamte Fischerei-Ertrag ward 1789 auf 15,000 Fl. Silber gering geschätzt. Die Herrschaft Pardubitz liefert allein jährlich 2000 Centn. — Die aufgehobenen Klöster und eine vernünftigere Ansicht des Fastens und bessere Bodenbenutzung hat sehr beschränkend auf diese Industrie eingewirkt. — Die Seidenindustrie ist unbedeutend. Zwar nahm seit 1749 die Maulbeerbaumkultur in Prags Festungswerken ihren Anfang, und ward von der Regirung besonders durch die Patente 1763 und 1765 begünstigt. — In den 1770ger Jahren brachte es Böhmen zum höchsten Ertrag von 40 Centn. Seide. Dann aber nahm, unerachtet der in den Schulen 1787 eingeführten Seidenbeschäftigung, diese Industrie ab. Viele Maulbeerbäume hatten früher, besonders in den Stadtwällen Prags, die Kriege verwüstet, und im Frieden wurden sie durch die Obstzucht verdrängt. Verordnungen der Regirungen 1804 und 1812 munterten wieder zur Maulbeerpflanzung und Seidenzucht auf. 1812 zählte man in Prag 2400 gute Bäume, zog 700 Pfd. Galetten oder Cocons, gewann daraus 115 Pfd. Seide, darunter die Hälfte feine (Vaterl. Blätt. 1814. N. 82.). Die Bienenzucht ist nicht ausgezeichnet. Man zählt gegen 50,000 Stöcke. **Joseph II.** ermunterte sie durch die seit 1787 Jedem, der über 18 Stöcke aufzuweisen hatte, ausgesetzte Prämie[83]).

B. Technische Industrie.

I. Der **Bergbau** war einst von großer Wichtigkeit, sehr berühmt und äußerst ergiebig. Die Hussiten-Unruhen und der 30jährige Krieg zerstörten ihn zuerst. Viele Schächte wurden verschüttet und ersäuft, und später stiegen die Kosten der Gewinnung zu hoch im Verhältniß mit der Wiederauffindung der Erze oder der Tiefe ihres Abbaues, um den Bergbau wieder zur vorigen Bedeutung zu heben.

A. **Metalle. Gold und Silber** erscheinen nur noch als bedeutende Produkte der Vorzeit. Bergreichenstein im Prachiner Kr., jetzt eine unbedeutende Bergstadt, unterhielt zur Zeit Johannes von Luxemburg 900 Goldquick-Mühlen und unter Ferdinand I. lieferte Eulschau (in demselben Kr.) jährl. 10,000 Mk. Silber in die Münze. — Der berühmte Kuttenberger Silberbergbau im Czaslauer Kr. blühte vom 13. — 15. Jahrh. Nach **Balbin** gab er in 80 Jahren 1,200,000 Mark Silber Ausbeute. — Im Budweiser Kreise lieferte Rudolphstadt 1540 bis 1574 in 34 Jahren 100,000 Mark Silber von 1770 bis 1780 noch 25,000 Mark. — Eine einzige Grube des Euler Goldbergwerks im Kaurzim. Kreis (4 Meilen von Prag) gab in einem einzigen Quartale 300,000 Böhmische Goldgulden. In Joachimsthal im Erzgebirge war der Silberbergbau zu Anfang des 16. Jahrh. so in Aufnahme, daß man 914 Zechen, 400 Schichtmeister, 800 Steiger und 8000 Bergknappen zählte, und daher König Ludwig 1520 bewogen ward, das Dörfchen Konradsgrün zur freien Bergstadt Joachimsthal zu erheben. Es gab von 1515 bis 1600 Ausbeute 1,500,000 Mark. Von hier, dann von Gottesgab und Katharinenberg wurden von 1756—1761 über 61,670 Mark Silber in die Münze nach Prag geliefert[84]).

Aber diese und andre Herrlichkeiten des Böhmischen Bergbaues nahm immer mehr ab und verschwanden zuletzt fast ganz. — **Erzgebirgische Ausbeute** in den 20 Jahren 1782 — 1801. Die Baue zu Joachimsthal, Abertann, Platten, Gottesgab, Schmiedeberg, Weipert, Klostergab, Katharinenberg, Niklasberg, Bleistadt, Graslitz, Rodau, Neudeck, Michelsberg, Heinrichsgrün, Fribus, Schlackenwald, Altsattl, Mies und Kommotau, fast sämtlich im Erzgebirge, lieferten Silber 100,000 Mark, Blei 21,000 Centn., Zinn 36,000 Centn., Kupfer 2000

82) Vaterl. Blätt. 1816. Nr. 69.

83) Vgl. 1) **André** ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen, eine seit 1811 bestehende Zeitschrift für Ökonomie u. Forstwesen, welche stets fortgesetzt wird und viele Nachrichten über Böhmens landwirthschaftliche Industrie und Forstwirthschaft liefert. 2) **Kostetzky** praktisches Handbuch der Gesetze im Landwirthschaftsfache für Kreisämter, andere politische Behörden, Grundherrschaften, obrigkeitliche Ämter, Advokaten, Justiziarien und Unterthanen im K. Böhmen, Prag 1817. 3) Der Ackerbau im Königreiche Böhmen, von **Mehler**, Dresden, 1794. 4) **Stumpf** Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthschaft Böhmens. 2 Bände. Prag 1787. 84) **Ferber** Beiträge zur Mineralgeschichte Böhmens, Berlin 1774. Nach dem Einlösungspreise von 22 Fl. 25. Kr. über 1,380,000 Fl.

Centn., Wismuth 100 Centn., Farbenkobalt 31,000 Ctn., Eisenerz 206,000 Centn., Braunstein 1000 Centn., Arsenik 2000 Centn. (dann noch Kupfervitriol 6600 Centn., Eisenvitriol 65,000 Centn., Alaun 28,000 Centn., Schwefel 19,000 Centn.). — Der dermalige Stand ist folgender: 1) Gold, gar keine oder höchst unbedeutende Ausbeute. Nur 1812 fing man Goldwäschereien (deren der Prachiner Kreis sonst in Menge zählte) wieder an der Wottawa an; treibt Versuchsbau in Bergreichenstein und etwas Stollenbau in Eule. Von letzterm war die ganze Ausbeute 1816. 4 Loth. — 2) Silber nur noch auf 2 Hauptpunkten: a) Przibram, wo aus Blei etwa 7000 Mark geschieden, und b) Joachimsthal [85]), wo gegen 1700 Mark aus eigentlichen Silbererzen noch gewonnen worden, und jetzt nur 3 Schichtmeister, 12 Steiger und 250 Mann angestellt sind. — 3) Quecksilber. Etwas zu Horzowitz, wo die im Eisensteine streichenden Zinnoberklüfte 75 pCt. Quecksilber halten. — 4) Zinn, hauptsächlich zu Graupen und Zinnwald [86]) im Leitmeritzer Kreise in granitischem Quarz, dann zu Schlackenwald [87]) im Ellbogner Kreise im neuern Granit und einigen andern Punkten des Erzgebirges, in allem 800 Centner (5000 noch unter Joseph II.), wovon über die Hälfte auf Graupen fällt, also bei weitem der Bedarf von 2000 Centner (unter andern viel zu Spiegel-Folien) nicht gedeckt wird [88]). — 5) Blei. Im Thonschiefer zu Mies etwa 11,000 Centner im Pilsner Kreise, einiges zu Bleistadt (900 Centner) [89]). Hauptausbeute gibt Przibram in Thonschiefer gegen 10,000 Centner, das aber mehr seiner Silberhaltigkeit wegen als Werkblei abgetrieben, denn auf Blei benutzt wird. Die abfallende Glätte findet wenig Absatz. — 6) Eisen. Der Bau auf Eisenerze ist im Pilsner, Berauner und zum Theil im Rakonitzer Kreise am schwunghaftesten und dürften 10 Millionen Centner Eisenerz gewonnen werden (mehr davon bei den Hüttenwerken). — 7) Braunstein, werden wenige Centner zu Platten gewonnen und finden keinen Absatz. 8) Arsenik, eben so, zu Joachimsthal. 9) Kobalt, ebendaselbst keine hundert Centner, die auf Farbe benutzt werden. 10) Wismuth, dessen Gewinnung ebendaselbst noch unbedeutender [90]).

B. Edelsteine. Pyrop, eine Böhmen eigenthüml. edle Art des Granats im Leitmeritzer Kr. am südlichen Abhange des Mittelgebirges, nach der Eger hin, besonders zwischen Laun und Leitmeritz, in einer 2 St. langen und 1 St. breiten Strecke, bei den Dörfern Meronitz, Trziblitz, Solan, hauptsächlich auf der Herrschaft Dlaschkowitz in aufgeschwemmtem Gebirge, hauptsächlich in einer Art eignem Sande vorkommend, wo er bergmännisch gewaschen wird, nachdem er durch Schächte und Wasserstollen aufgeschlossen worden. Viele werden aber auch von den Feldern aufgesucht, etwa 2 — 300 Pfund jährlich, darunter 50 Pfd. von den größten Sorten. 1817 betrug der Werth der ausgebeuteten etwa 2500 Fl. W. W. In Bilin werden sie gebohrt und geschliffen. Mit jedem Jahre nimt aber Zahl und Gewicht dieser Edelsteine ab und besonders machen sich die größern, deren weniger als 40 auf 1 Loth gehen, immer seltner [91]).

C. Brennbare Fossilien. 1. Steinkohlen. Die bedeutendsten Schwarzkohlenbaue sind 1) im Rakonitzer Kreise zu Büschtiehrad, Chrastian, Smetschna, Großlochowitz und Wottwowitz, 2) im Pilsner Kreis zu Radnitz und Liblin, 3) bei Nachod und Schatzlar im Königgrätzer Kreis. Im J. 1819 schätzte man die Gesamtausbeute nach den unvollständigen Amtstabellen auf 900,000 Niederöstreichische Centner, etwa in einem Geldwerth von 600,000 W. W. —

Die bedeutendsten Braunkohlenbaue sind 1) im Ellbogner Kreise bei Littnitz und Falkenau, 2) im Saazer und Leitmeritzer Kreise, bei Bilin, Postelberg und Neudorf, überhaupt in dem ganzen Theile von Aussig im Leitm. bis Kaaden im Saazer Kr. und gaben sämtliche Gruben 1819 eine Ausbeute von 600,000 Niederöstr. Ctr. im Geldwerth von etwa 700,000 Fl. W. W. [92]) — Erdbrände, besonders bei Büschtiehrad und Przilep, hemmen theils noch den reichlichern Ertrag der Schieferkohlen, theils mögen sie ehedem viele Braunkohlen verwüstet haben, wovon sich unverkennbare Beweise bei Karlsbad, Eger, Schlackenwald und Töplitz zeigen. — Aber auch in seinem gegenwärtigen Bestande wird dieser Bergbau die Stütze einer ausgedehnten mannigfaltigen Industrie, nicht nur 1) als Brennmittel zum Heitzen, zu Ziegel- u. Kalkbrennereien, Bierbrauereien, Brantweinbrennereien, (Bleichereien am Riesengebirge) zum Betrieb von Glashütten, Porzellan- und Steingutfabriken; für Schlosser-, Huf-, Zeug-, Waffen-, Nagel- und andre Kleinschmiede (vorzüglich zu Horzowitz), wozu indessen nur die Schwarzkohlen taugen; 2) zum Düngen der Felder und vorzüglich Wiesen hauptsächlich durch Asche verbrannter Braunkohlen [93]); sondern auch 3) als Muttergestein vieler Schwefelkiese (s. die Rubrik Metallische Industrie). — 2. Graphit wird zu Swojanow im Chrudimer Kreise und auf der Herrschaft Krumau im Budweiser Kreise, bei dem Dorfe Stuben, und zu Schwarzbach, an welchen beiden Orten er in ganz Böhmen am schönsten und mächtigsten vorkomt, gebaut und er theils roh verkauft (vom Krumauer einige tausend Centner nach Baiern) theils zu Öfen, Schmelztiegeln und Bleistiften verarbeitet. — 3. Torf, 1) im Erzgebirge (besonders bei Kallich zum Betrieb der Rothenhäuser Glashütte, von 8 — 12 Kl. Mächtigkeit, und 3000 W. Metzen Flächeninhalt [94]). — Bei Hein-

---

85) Beide, und besonders Przibram, die Hauptpunkte des Böhmischen Bergbaues. 86) Durch dies Dorf geht die Gränze zwischen Böhmen und Sachsen. An beiden Orten gewannen noch 1810. 300 Menschen für 207,000 Fl. B. Z. 87) Hier beuteten noch 1817. 335 Menschen für 80,000 Fl. W. W. aus; 1810 aber 1062 für 115,575 Fl. B. Z. 88) England producirt jährl. 50,000 Centner. 89) Beschäftigte 1810 gegen 116 Menschen, welche für 27,000 Fl. B. Z.; 1817 nur noch 85, die für 27,000 Fl. W. W. Werth producirten. 90) Kupfer erzeugt Böhmen nicht mehr, seit das Graslitzer Werk im Ellbogner Kreise eingegangen.

91) Hesperus 1818. Nr. 5. 51. 92) Man kann aber die Gesamtausbeute auf 2 Mill. Centner und höher rechnen, wodurch wenigstens 200,000 Klafter weiches Holz erspart werden. Geben die Gruben im Leitmeritzer Kr. doch allein 1 Million Centner Braunkohlen! 93) Hesperus B. XXV. Beil. 4. 94) Ebend. 1819 Nr. 26 B. XXV. N. 18.

richsgrün, Graslitz und Franzensbrunn von 6000 W. M. Areal — bei Gottesgab an Holzwerth zu fast 2 Millionen Klaftern geschätzt. — Bei Schlackenwald und Schönfeld zu 1,200,000 Klafter — bei Schmiedberg, Weipert, Preßnitz 600,000 Klafter. 2) Im Pilsner Kreis bei Tepel, Marienbad und Königwarth 2 Millionen Klafter. 3) Im Chrudimer Kr. bei Libischen (Pardub. Herrs.) 500,000 Klafter und bei Chrudim über 100,000 Klafter [95]).

Bergbauordnung. Der gesamte Bergbau und das Münzwesen steht unter der obersten Leitung der Hofkammer im Münz- und Bergwesen in Wien. Die erste Instanz in Bergwerks-Gegenständen sind die sogenannten Berggerichtlichen Substitutionen, ein Vorrecht des böhmischen (und mährischen) Adels, auf seinen Herrschaften einen Bergrichter selbst ernennen zu dürfen. — Ein solcher steht unter den Distriktual-Berggerichten, diese wieder unter den Oberbergämtern, von welchen der Zug weiter an das Gubernium [96]) oder das Appellationsgericht in Prag und zuletzt nach Wien an die Hofkammer oder oberste Justizstelle geht. — Es bestehen 2 Oberbergämter zu Joachimsthal und Przibram. Unter dem Joachimsthaler steht das Distrikt-Berggericht des Ellbogner, Saazer, Leitmeritzer Kreises und des Egerschen Bezirks; dann alle besondre Berg-, Schicht- und Waldämter und Berggerichts-Substitutionen, zu Joachimsthal, Schlackenwald, Platten, Gottesgab, Bleistadt, Preßnitz, Klostergrab, Katharinenberg. Unter dem Przibramer stehen 1) die Bergämter zu Kuttenberg, Mies, Eule, Rudolphstadt, 2) die Distriktual-Berggerichte a) des Berauner, Rakonitzer, Prachiner und Kaurzimer Kreises, zu Przibram, b) des Czaslauer, Chrudimer, Bunzlauer, Bidschower, Königgrätzer, Taborer und Budweiser Kreises, — dann ganz Mährens und Östreichisch-Schlesiens zu Kuttenberg. c) Des Pilsner und Klattauer Kreises in Mies. — Zur Unterhaltung des Joachimsthaler Bergbaues sind die dem sogenannten Aerario montano gehörige Herrschaft Joachimsthal im Ellbogner, dann die Güter Döberney im Königgrätzer und Hodkow im Czaslauer Kreise bestimt. Da aber ihr Ertrag dazu nicht hinreicht, muß der allgemeine Kameralfonds aushelfen.

Es bestehen für Böhmen folgende Bergordnungen: 1) die Wenceslaische als die älteste, wonach die Bergwerke Eigenthum des Stats und der Obrigkeit sind und von diesen nur verliehen werden können. Die Bergbaufreiheit ward außerdem Jedem zugestanden und die Bedingungen dabei festgesetzt. 2) Die Ferdinandische von 1534 und 3) die Maximilianische von 1575 sind Verträge mit den Ständen, worin diesen verschiedene Vorrechte eingeräumt wurden. 4) Die Joachimsthalsche von 1548. 5) Die Rudolphinische von 1589. 6) Die Kuttenberger Bergwerksreformation von 1604. Die 3 letzten machen noch immer die Hauptgrundlage der Berggesetzgebung aus; obgleich sie durch einzele neuere Verordnungen auf mancherlei Weise modificirt worden. — Hauptpflichten der mit dem Bergregale Beliehenen gegen den Stat sind: 1) Fortwährende Benutzung des erlangten Berglehns. 2) Bergordnungs- u. kunstmäßiger Bau der Zeche. 3) Rechnungslegung, Entrichtung der Quatember- und Fristgelder. 4) Überlassung des gewonnenen Goldes und Silbers an die Regirung um bestimmten Preis. 5) Entrichtung der Frohngebühr (Abgabe) für erzeugte Metalle und Mineralien; gewöhnl. $\frac{1}{10}$ [*]).

II. Verarbeitung der Mineralprodukte.

A. Metalle. 1) Eisen. Auf 200,000 Centner kann man wenigstens die Gesamtproduktion an Roh- u. Gußeisen rechnen; wovon vielleicht ¼ auf die Herrschaften Horzowitz und Ginetz (deren Werke in Absicht des Hochofenbaues und der Menge, Größe und Feinheit der Gußwaren den ersten Rang behaupten) im Berauner Kreise fällt, wie überhaupt in diesem und dem Pilsner Kreise das meiste und beste Eisen gewonnen und verarbeitet wird.

Der Produktionswerth dieser gesammten Hütten-, aber auch der Hammerwerke ward (1813 auf 7,400,000 Fl. B. Z.) 1817. 4 Millionen [97]) W. W. geschätzt; davon kamen fast 1,500,000 auf den Berauner und fast 400,000 Fl. auf den Saazer Kreis. Über 5000 Menschen wurden durch diese Fabrikation beschäftigt; gegen 1500 in einigen 70 Hochöfen, 1000 in 160 Eisenhämmern. — Eisenblechwaren zum Theil verzint, fertigten 1817. 360 Arbeiter für 1,175,000 Fl. W. W., davon die Hälfte allein auf der Herrschaft Rothenhaus im Saazer Kreise; 260,000 Fl. allein zu Heinrichsgrün, dann noch zu Neudek, Ottengrün und Rodau im Ellbogner Kreise; zu Rokitzan, Maierhöfen und Kuttenplan im Pilsner Kreise. — Den Produktionswerth der Arbeit von 1000 Nagelschmieden schätzte man auf 4 — 500,000 Fl.; davon die Hälfte im Berauner, ¼ auf den Saazer Kreis zu Preßnitz, Rothenhaus. — 600 Drahtzieher und einige 20 Drahtmühlen kann man vorzüglich in den nordwestlichen Kreisen, die meisten im Ellbogner annehmen. Alle mögen über 3000 Centner (davon Schönbüchel im Leitmeritzer Kreise allein über 600, Neudek im Ellbogner Kreise 400), im Werthe von 100,000 Fl. Konv., jedoch fast nur für den inländischen Bedarf, erzeugen. — 40 Sensenschmiede liefern auf den Herrschaften Rosenberg und Gratzen, zu Kapplitz und Zottwingen, Budweiser Kreises für einige 70,000 Fl. W. W. Waren. — 175 Waffen- und Wagenschmieden produciren einen Werth von 75,000 Fl.; so wie 82 Zeug- und Zirkelschmiede für 25,000 Fl. Eisengeschmeide fertigt hauptsächlich Preßnitz im Saazer Kreis für 12,000 Fl.

Ein Paar hundert Schlosser und Messerschmiede (davon allein über 100 in Prag) mögen für 50,000 Fl. Ware liefern.

Übersicht der Eisenwerke nach den Kreisen.

1) Berauner Kreis zu Althütten und Dubenetz der

95) Polytechn. Jahrbücher II. und III. Wien, 1821. 1822.
96) Bei diesem sitzen (statt des ehemal. obersten Berg- u. Münzmeisters von Böhmen) Bergräthe.

*) Hesperus 1821. B. XXXVIII. Beil. 10. 97) Fast alle diese und andre Geldangaben sind immer in niedrigster Schätzung und in der Wirklichkeit höher zu verstehen.

Herrsch. Dobrzig (*) [99]); Proskowitz, Passek und Putschin des Guts Hlubosch (*); auf den Herrschaften Horzowitz und Ginetz (*); zu Karlshütten, Popowitz, Dobrziw, Franzenthal, Hollaubkau, Straschicz (*) der Kameral-Herrschaft Zbirow [99]): Hauptpunkte der Böhmischen Eisenindustrie. 2) Budschower Kreis zu Rudolphsthal (*) auf der Herrschaft Hohenelbe, Ernstthal (*), auf der Herrschaft Starkenbach. 3) Budweiser Kreis, zu Chlumetz u. Franzenthal (*) auf der Herrsch. Chlumetz; Beneschau, Katharinenhammer, Johanneshammer u. Theresienhammer (*), auf der Herrsch. Gratzen, Zottwing, auf der Herrsch. Rosenberg. 4) Bunzlauer Kr. zu Märzdorf auf der Herrsch. Nimes, zu Engenthal, Gut Jesseney (*). 5) Czaslauer Kreis zu Hammerstadt (*) auf der Herrschaft Unterkralowitz; zu Bilek und Ransko †) (*) (hier ein vorzüglich schöner Hochofen) auf der Herrschaft Polna; zu Hedwigsthal auf der Herrschaft Ronow; zu Pelles Gut Wognomiestez (*) 6) Ellbogner Kreis zu Rodau [1]) auf der Herrsch. Heinrichsgrün (*); zu Perlsberg Gut Rokendorf, zu Dürrengrün, Gut Walchos. 7) Kaurzimer Kreis, zu Piskoczil (*) auf der Herrschaft Kammerburg. 8) Klattauer Kreis zu Grünberg auf der Herrschaft Grünberg; zu Stockau auf der Herrschaft Stockau. 9) Königgrätzer Kreis, zu Rosahütte (*) auf der Herrschaft Reichenau. 10) Leitmeritzer Kreis zu Rauschengrund auf der Herrschaft Teplitz. 11) Pilsner Kreis. Herrschaft Brenn-Poritschon (*), Gut Hals; Kraschowitz, Gut Kuniowitz; Prommenhof (*) auf der Herrschaft Kuttenplan; Reichen- und Freudenthal (*) auf der Herrschaft Mayerhöfen; Padert und Wossek (*) (gehört zu Zbirow); zu Horomislitz (*) der Stadt Pilsen gehörig, zu Deischina, zu Derowa (*), Herrschaft Radeiz; zu Kladowa und Borek (*) der Stadt Rokizan gehörig; zu Sedletz, Herrschaft Stiahlau; zu Sorghof, Herrschaft Tachau; zu Dannenweg, zu Untergramling (*), des Stifts Tepl. 12) Prachiner Kreis zu Zowieschin (*), Herrschaft Schlüsselburg. Herrsch. Rozeital (*), dem Prager Erzbisthum gehörig. 13) Rakonitzer Kreis, Alt- und Neuhütten (*) Herrschaft Pürglitz, und Neu-Joachimsthal (hier sind sehr bedeutende Werke in neuester Art begünstigt durch reiche Eisenerze und große Wälder). 14) Saazer Kreis, zu Pürstein (*), Herrschaft Klösterle, zu Christophhammer und Schmiedeberg (*), Herrschaft Presnitz; zu Kallich (*), Herrschaft Rothenhaus. 15) Taborer Kreis zu Herzmannsthal, Herrschaft Kamnitz; zu Bienenthal (*), Herrschaft Czernowitz; zu Theresienthal (*), Herrschaft Neubistritz.

Eiserne- und Blechlöffelfabriken bestehen zu Horzowitz im Berauner Kreis; zu Annathal und Neudeck, der Herrschaft Hartenberg, zu Graslitz und Schönlinde, zu Platten und Heinrichsgrün im Ellbogner Kreis. — Fabriken für lackirte Blechwaren in Rumburg im Leitmeritzer Kreis, dann zu Karlsbad, und Schönfeld im Ellbogner Kreis. Stahlarbeiten zu Karlsbad und in einer eignen, vorzüglichen Fabrik zu Nixdorf und Oberleutensdorf im Leitmeritzer Kreise. Sägeblätter und Schraubenstöcke zu Schönlinde im Leitmeritzer Kreise, zu Klösterle im Saazer Kreise. Gewehr-Schmieden auf der Herrschaft und Stadt Presnitz (wo für 23,000 Fl. Feuergewehre allein gefertigt werden), und auch zu Weipert im Saazer, dann zu Borek, im Pilsner Kreise. Krempeln und Schrobeln lieferten 1817. 30 Personen im Ellbogner Kreise im Werthe von 30,000 Fl. Näh- und Stecknadeln werden hauptsächlich in Karlsbad, in Prag, im Chrudimer Kreise zu Weipert, Wiesenthal, und in Presnitz im Saazer Kreise von 80 Personen für 20,000 Fl. Werth, am meisten in Karlsbad erzeugt.

2) Zinn. Die meisten Zinngießer sind im Ellbogner Kreise. Zinngießerware (etwa für 30,000 Fl. W. W. Werth) werden zu Karlsbad, Schönfeld und Pilsen gefertigt. Folien- und Stanniolschlägereien sind zu Graslitz und Bürgstein (wo allein für 13,000 Fl. verfertigt werden), im Leitmeritzer Kreise, dann zu Ströbl im Pilsner Kreise zum Behuf der Spiegelfabriken.

3) Gold und Silber. An Gold- und Silberdraht ward 1817 in Prag für 26,000 Fl. W. W. Werth verfertigt. Gold-, Silber- und Galanteriearbeiten wurden 1810 von 300 Personen für nahe an 200,000 Fl. B. Z. W. geliefert, 1817 von ½ Arbeitern weniger für 37,000 Fl. W. W. wovon über ¾ auf Prag, dann das Meiste auf den Ellbogner Kreis fällt. Gold- und Silberarbeiten von 130 Posamentierern können auf 50,000 Fl. W. W. geschätzt werden; die meisten im Ellbogner, Budweiser, Königgrätzer Kreis, und in Prag; einige 20 Goldschläger, Plättner, Sticker für 4000 Fl.

4) Kupfer. Die Kupferhämmer der Kaurzimer, Bidschower und Ellbogner Kreise, lieferten 1817 für einige 50,000 Fl. Ware; davon bei weitem das Meiste der Kaurzimer Kreis. — Die Kupferschmiede aller Kreise Böhmens und der Stadt Prag (hier die meisten, 25) lieferten 1817 für 100,000 Fl. Ware, davon ½ Werth allein auf den Bunzlauer Kreis fällt. Diese Produktion beschäftigte 130 Menschen. Einige 40 Arbeiter liefern in Prag für 15,000 Fl. W. W. leonische Posamentierartikel.

5) Blei, Messing u. Composition. Eine Bleiweiß- u. Mennig-Fabrik findet man zu Joachimsthal. Messingfabriken zu Graslitz im Ellbogner und zu Lustdorf auf der Herrschaft Friedland im Bunzlauer Kreise. Schnallen, Löffel und Knöpfe werden in Menge zu Peterswalde der Herrschaft Schönwald und zu Tyssa auf der Herrschaft Tetschen im Leitmeritzer Kreise verfertigt. Nur allein gegen 60 Schnallenmacher in Prag und Peterswalde liefern für 10,000 Fl. W. W. Waren. Den Werth der Metallknöpfe, welche 1810 gegen 500 Personen beschäftigten, schätzte man auf 700,000 Fl. B. Z. u. 1817 auf 200,000 Fl. W. W. bei 300 Arbeitern. 140 Spengler, Klempner und Flaschner, besonders in Prag lieferten für 45,000 Fl. W. W.; 26 Glockengießer, hauptsächlich in Prag für 15,000 Fl. Gegen 20,000 Fl. andre Waren von Composition werden von 100 Arbeitern am meisten in Prag und im Ellbogner Kreise gefertigt. Modelstecher für Kattunfabrikanten lieferten einige 70, vornämlich im Bunzlauer Kreise und in Prag für 25,000 Fl. Ware. 10 Schriftgießer in Prag für 6000 Fl.

7) Kobalt. Schmalte- und Blaufarbenwerke sind zu Graslitz, Platten und Joachimsthal im Ellbogner Kr.

---

98) Die mit diesem (*) Zeichen bemerkten haben nicht blos Hammerwerke, sondern auch Hochöfen. 99) Hesperus B. XXVII. Beil. 13. †) Ebend. 1814. Nr. 6162. 1) Ebend. 1819. Nr. 4.

und zu Christophhammer auf der Herrschaft Preßnitz im Saazer Kreise, die Fabrikation geht aber sehr zurück. 1810 beschäftigte sie noch 85 Personen; 1817 halb so viel; producirte 1810 für 240,000 Fl. B. Z. 1817 für 54,000 Fl. W. W. — 8) 270 Uhrmacher, die meisten in Prag, produciren wenigstens für 50,000 Fl. Werth.

B. Brennbare Produkte, Salze, Säuren, Farben.

Die Benutzung der die ausgebreiteten Steinkohlenflötze begleitenden Schwefelkiese (oder auch der im Thon- und Alaun-Schiefer zersetzten) zu mannigfaltigen Produkten, Schwefel, Vitriol, Alaun, vorzüglich aber Schwefelsäure, Scheidewasser und Berggrün. 1) Im Pilsner Kreise auf der Herrschaft Radnitz zu Wranowitz, Kritz und Oberstupno, auf der Herrschaft Pilsen zu Chrast, Liblin bei Swina Chotina, Kotschin und Hromitz (der Herrschaft Pleß) Elisabethenthal (der Herrschaft Manetin) Kozoged und Dreihaken auf der Herrschaft Tachau. 2) Im Rakonitzer Kreise auf der Herrschaft Bürglitz zu Lisek und Großlochowitz, Weißgrün, Schwarzthal. 3) Im Ellbogner Kr. zu Hartenberg, Littwitz, Altsattl [2]), Falkenau, Ober- und Unterkodau, Münchhof, Janessen, Sponsel, Silberbach, Döllnitz, Zwotau, Lauterbach. 4) Im Saazer Kreise zu Kommotau, Weipert, Pleil (der Herrschaft Preßnitz), Wotsch (Herrschaft Klösterle). 5) Im Chrudimer Kreise zu Lukawetz, die fürstlich Auersbergsche Fabrik, eine der allerbedeutendsten auf der Herrschaft Nassaberg. 6) Im Czaslauer Kr. zu Podhorzan. — Die Schwefelproduktion kann auf 3000 Ctn. angenommen werden; der meiste im Ellbogner (zu Littwitz u. Altsattl) und Chrudimer Kreise (zu Lukawetz) 1810 beschäftigte diese Produktion 250, 1817 kaum 100 Menschen, in einem Werth 1810 von 270,000 Fl. B. Z. 1817 von 35,000 Fl. W. W. — Eisenvitriol gegen 11,000 Centner, davon die Hälfte im Chrudimer, die andre im Ellbogner Kreise, außerdem noch 10,000 Centner Vitriolstein vorzüglich im Ellbogner und Pilsner Kreise, z. B. zu Weißgrün. Vorzüglich wird Vitriolöl zu Lukawetz im Chrudimer Kreise, zu Altsattl und Littwitz im Ellbogner Kreise und zu Liblin im Pilsner Kreise von 300 Personen für 600,000 Fl. W. W. bereitet. Alaun etwa 2000 Ctn., vorzüglich im Ellbogner und Saazer Kreise. Diese Industrie, welche 1810 noch gegen 100 Menschen beschäftigte, und für 100,000 Fl. Werth B. Z. erzeugte, beschäftigte 1817 nur noch einige 20, welche doch noch 5—6000 Centn. im Werth von 57,000 Fl. W. W. producirten und ist dermalen noch mehr gesunken. — Berggrün zu Lukawetz im Chrudimer Kreise und etwas im Leitmeritzer Kreise 1817 für 5000 Fl. W. W., wobei 50 Personen beschäftigt. Rothe Farbe, zu Lukawetz für 2000 Fl. W. W. Scheidewasser für einige 20,000 Fl. W. W. hauptsächlich zu Lukawetz, dann zu Prag und im Bunzlauer Kreise. — 2 Salpeterfabriken zu Prag. Überhaupt beschäftigt die Salpeterbereitung 100 Menschen und producirt für 25,000 Fl. W. W. Werth. — Glaubersalz wird in Karlsbad u. Marienbad, Bittersalz wird zu Libschhausen im Saazer Kreise und Magnesia in Bilin (durch Abdampfung des Sauerbrunnens und Fällung mit Bittersalzlauge, jährl. 100 Centn.) bereitet. — Bleistifte wurden für 15,000 Fl. W. W. Werth 1817 in der Fabrik zu Goldenkron, Budweiser Kreises, und etwa für 1500 Fl. zu Prag verfertigt, auch in Swojanow, Chrudimer Kreises.

2) Hier ein unerschöpflicher Reichthum von Schwefelkiesen.

C. Produkte aus Erd- und Steinarten.

1) Glas, ein Hauptprodukt Böhmens. Der undankbare, für den Feldbau nicht lohnende, weit verbreitete, rauhe Gebirgsboden, der Überfluß an Waldungen und Quarz gründeten diesen ältesten und berühmtesten aller Böhmischen Industriezweige schon im 13. Jahrh. von Venedig aus, der blühte und seine Früchte über viele Länder fast ausschließlich verbreitete, bis neuerer Zeit die überall erwachende Industrie ihm das Absatzfeld immermehr verkümmerte, nachdem er von hier aus nach Frankreich, später nach England und dem Norden verpflanzt worden war. Man kann jetzt noch einige 60 Glasfabriken rechnen (sonst das Doppelte), deren jede (nach den hohen Preisen von 1803 in der blühendsten Periode) im Durchschnitt jährlich für 30,000 Fl. rohes Glas, im Ganzen also nahe für 2 Millionen, zwar Bancozettel, aber noch wenig gegen Conv. Geld verlierend, lieferten. Die Industrie (auch mit Inbegriff des Frachtgewinns böhmischer Fuhrleute) vermehrte dies Produkt im Durchschnitt um 500— aber auch bis 1200 pCt. [3]). Dieser einzige Artikel setzte also jährlich gegen 12 Millionen in Umlauf, wozu das Ausland den größen Theil steuerte. — Von da an aber sank durch politische Veränderungen und die überall eintretenden Prohibitiv-Systeme dieser Produktionswerth u. Gewinn, so daß man ihn 1813 nur noch 8 Millionen (ungerechnet der Cours-Differenz) veranschlagen konnte, wovon das Ausland gegen 5 Millionen brachte. — Gegen 4000 Menschen beschäftigt dieser Nahrungszweig.

Übersicht der Glashütten. 1) Bidschower Kreis zu Neuwelt auf der Herrschaft Starkenbach (von ausgezeichnetem Ruf). 2) Budweiser Kreis auf den Herrschaften Chlumetz, Gratzen (hier 4 Hütten, worunter vorzügl. die gräfl. Buquoysche zu Georgswalde in Verfertigung eines schönen schwarzen Glases (Hyalith) sich auszeichnet). Kruman (zu Ernstbrunn). Platz (zu Erdreichsthal) und Wittingau zu Stichenthal. 3) Bunzlauer Kreis auf den Herrschaften Morgenstern (2 Hütten). Reichenberg (2 Hütten). Reichstadt (zu Röhrsdorf). Semil (zu Przichowitz). 4) Chrudimer Kreis auf der Herrschaft Reichenburg zu Heraletz. 5) Czaslauer Kreis 9 Hütten. 6) Ellbogner 3 H. 7) Klattauer 9 H. 8) Königgrätzer 2 H. 9) Leitmeritzer 2 H. 10) Pilsner [4]) Kreis auf der Herrsch. Tachau 4 H., sonst noch 4 H. 11) Prachiner Gut Eisenstein 3 H. Groß-Diekau 2 H. Herrschaft Stubenbach [5]) 2 H., außerdem noch 6 H. 12) Rakonitzer (5) 2 H. 13) Saazer Kr. 1 H., zu Rothhaus die einzige mit Torf betrieben. 14) Taborer 3 H. — Einige stehen dermalen still. Man kann gegen 1500 mit

3) Hauptsächlich durch Schleifen u. Schneiden. 4) In beiden Kreisen werden einige mit Steinkohlen betrieben. 5) Hesperus 1819. Nr. 3. und Beil. N. 26.

der eigentlichen Rohglasbereitung beschäftigte Personen rechnen, welche für mehr als 2 Millionen jetzt in W. W. Ware liefern. Fast ¼ dieses Werthes dürfte auf den Klattauer Kreis fallen und diesem der Czaslauer am nächsten kommen; dann der Budweiser mit ⅙, der Pilsner mit ⅛ u. s. w. — Über 500 Glasschleifer erhöhen einen kleinen Theil der Rohware im Werth, von nahe an 100,000 Fl., hauptsächlich im Bidschower, dann aber auch im Bunzlauer, Leitmeritzer und Klattauer Kreise; eben so viele Glaskugler um 35,000 Fl. hauptsächlich im Leitmeritzer Kreis; gegen 300 Glasschneider (hauptsächlich in Prag und im Leitmeritzer Kr.) [6]) auf 30,000 Fl.; über 200 Glasmaler auf 25,000 Fl. hauptsächlich im Leitmeritzer Kr.; ebendaselbst gegen 10 Kronleuchterarbeiter auf 12,000 Fl. und 13 Flaschenkellermacher auf 4000 Fl. 25 Glasformmacher auf 1500 Fl., 35 Glasbohrer u. Schraubenmacher auf 4000 Fl. In der Gegend um Haida, zu Kreibitz, Stein-Schönau, Parchen u. Langenau im Leitmeritzer Kr. ist der Hauptsitz der Glasschneider, Kugler und Maler, welche das rohe Glas in den mannigfaltigsten Formen (z. B. Kronleuchtern ꝛc.) veredeln. 125 Glasperlenmacher, vornämlich im Leitmeritzer und Bunzlauer Kreis (im letzten zu Gablenz) auf 5000 Fl.; 6 Glasknopfmacher hauptsächlich im Leitmeritzer Kreis auf 4000 Fl.; ebendaselbst und im Bunzlauer 26 Glasvergolder auf 3000 Fl. und 7 Glasspinner auf 1500 Fl. — Leichtigkeit, Dauer und Wohlfeilheit erhalten das Böhmische Glas im Werth, das nur vom schweren englischen in der Weiße übertroffen wird [7]).

Spiegel-, Schleif- und Polierwerke findet man vornämlich längs der Gränze des Pilsner und Klattauer Kreises [8]): darunter die zu Stróbl die ältesten und berühmtesten. Vornämlich liefern sie die sogenannten Judenmaße [9]) Stróbl allein jährlich 40,000 Stück. Dann auf der Herrschaft Bürgstein zu Wellnitz im Leitmeritzer Kreise und auf der fürstl. Schwarzenbergschen Herrschaft Stubenbach im Prachiner Kreise. Hier allein liefern über 100 Arbeiter für einige 70,000 Fl. W. W. Ware [10]).

2) Echte und unechte Edelsteine. Granatenschleifereien zu Podsedlitz und Trziblitz im Leitmeritzer und zu Switlau im Czaslauer Kr. Die Kunstarbeiten der Edelsteinschneider, Steinschleifer und Bohrer und Glascompositions-Fabrikanten zu Turnau, Libenau und Gablenz im Bunzlauer Kreis verdienen Beachtung. An letztern 3 Orten allein wurden 1817 für 20,000 Fl. Werth von 28 Personen und von 5 in Prag für 2000 Fl. erzeugt.

3) Porzellan- und gemeiner Thon. Steingutfabriken zu Dallwitz bei Karlsbad, Altwohlau, zu Unterkodau, Schlackenwald, Tippelsgrün, Petschau, Ellbogen (liefert eigenthümliche Reibschalen), Gießhübel und Klommer bei Putschieren im Ellbogner Kreise, zum Theil bei Steinkohlenfeuer und begünstigt durch reichliches und vortreffliches Material an Quarz und Feldspat. 133 Arbeiter lieferten hier 1817 für 112,000 Fl. Ware. 1 in Prag mit 12 Arbeitern, die für 6000 Fl. Ware (1810 180 für 183,000 Fl. B. Z.) lieferten, 1 in Teinitz auf der Herrschaft Konopischt im Berauner Kreis. Hier 10 Arbeiter und für 40,000 Fl. W. W. Produkt. 1 zu Stankau im Klattauer Kreise mit 14 Personen u. 13,000 Fl. W. W. Ausbeute. 1 im Rakonitzer Kreis 33 Arbeiter und 4832 Fl. W. W. Ertrag. 1 zu Klösterle im Saazer Kreis 21 Arbeiter und 6000 Fl. W. W. Ertrag. — Die ganze Fabrikation also producirt mit 223 Arbeitern für mehr als 180,000 Fl. W. W. Ware. Dazu komt noch für 250 Fl. W. W. gemeine Töpferarbeit von 1600 Menschen.

4) Schleifsteine. Die Schleif- und Poliersteine zu Kundratitz bei Prag, von schiefriger Grauwacke verfertigt, werden besonders von Goldarbeitern und Juwelirern gesucht.

Noch sind 24 Pulvermühlen zu bemerken.

III. Verarbeitung der Pflanzenprodukte.

1) Flachs. Er kann nach den Erdäpfeln als die zweite Hauptnährpflanze des Böhmischen Gebirges betrachtet werden. Sein Anbau, seine Zubereitung, Veredlung, Verspinnung, Verwebung, Bleichung, Färbung, Druck, Verkauf der Leinewand und die weitere Benutzung ihrer Abfälle beschäftigt viele Tausend und unter allen Kunst-Industriezweigen Böhmens die meisten Menschen und macht ihre Subsistenz in Überfülle der Bevölkerung, im rauhen Klima und bei theuer zu erkaufendem Brodbedürfniß aus dem flachen Lande, möglich. Dennoch ist sie meist kümmerlich und die Gesundheit untergrabend [11]). Besonders finden sich in den nördlichen und östlichen Gränzgebirgen mit der Leinwand-Industrie mehr als einmal 11 — 15,000 Menschen auf 1 □Meile zusammengedrängt, und man muß das Ganze als eine ungeheure, in viele tausend Hütten und wenige größere Gebäude zerstreute Fabrik betrachten, in welcher man alle nur erdenkliche Linnengattungen sowol nach dem Bedarf als nach der verschiedenen Weise so vieler Gegenden des Auslandes, nach allen Stufen der Vollkommenheit verfertigt. — Das feinste Garn in der Monarchie ward und wird noch in Böhmen zu Branna auf der Herrschaft Starkenbach im Riesengebirge, aus inländischem Flachs feiner, wie ein Menschenhaar gesponnen [12]). — Wenigstens 500,000 Menschen kann man annehmen, die sich noch vor 10 Jahren hauptsächlich von der Spinnerei für den Absatz [13]) (ohne den eignen Bedarf zu rechnen) nährten und jährlich gegen 37 Millionen Stück Garn spinnen [14]), von welchen durch 55,000 Weber (ohne die

6) Zu Haida, Kamnitz ꝛc. 7) Hesperus 1813. Nr. 51. 54. 1818. Nr. 3. 16. 8) Auf den Herrschaften und Gütern Stróbl und Waldheim, dort; Bistritz, Heiligenkreutz, Grafenried, Tauß und Teinitz, hier. Im letztern Kreise produciren allein 45 Spiegelschleifer für 70,000 Fl. W. W. 9) Einfache kommen 60 Stück in eine kleinere, und deren 12 also 720 Stück in eine größere Kiste, welche 1815. 216 Fl. W. W. kostete. 10) Hesperus 1819 Nr. 3.

11) Hesperus 1812. Nr. 26. — Graf Hazfeld erwarb sich in der Mitte des 18ten Jahrh. große Verdienste um die Emporhebung der Garn- und Leinwand-Industrie nach damaligen Ansichten, hauptsächlich durch das Garn- und Leinwand-Patent von 1750. 51. 53. 12) So fein sogar, daß ein Faden von 16,800 Böhmischer Ellen nur ¼ Loth wiegt. (Hesperus 1812. Nr. 8.). 13) Doppelt so viel dürfte noch von denen erzeugt werden, welche die Spinnerei als Nebengeschäft treiben. 14) Auf

Kattune), a) 200,000 Schock Leinwand bereitet wurden. b) 425,000 Schock als gebleichte Garne und c) gegen 40—50,000 Schock als Zwirn in den Handel kamen [14]); ohne noch das Garn zu der gezogenen Ware, zu Battist und Schleier zu rechnen. — Außerdem komt eine Menge Garn roh und noch mehr gebleicht aus Mähren und Schlesien nach Böhmen zur Verarbeitung. Im Ganzen sind aber die Garne mehr schlecht als gut, zum Theil eine Folge vernachlässigter Spinnerei und der Betrügereien in Maß und Zahl. — Böhmen gehört, nebst Sachsen, Lausitz und Preußisch-Schlesien und Westphalen, zu den teutschen Hauptländern, in welchen die Leinwandsfabrikation im Großen getrieben wird; aber in Böhmen wird mehr feine Leinwand gemacht als in Schlesien. — In Osten ist der Hauptsitz der Spinnerei und Weberei, im Norden wird die feinere Appretur vollendet und überhaupt die vorzüglichste weiße Ware in Leinwand, Zwirn u. s. w. verfertigt. — Die Herrschaften Rumburg, Schluckenau, Hainspach, Schönlinde, Georgswalde, Böhmisch-Kamnitz [16]), sind mit etwa 6 □Meilen, und gegen 12,000 Menschen auf jeder, im Norden des Leitmeritzer Kreises ein Hauptsitz der Leinwand-Industrie, die erst seit dem siebenjährigen Kriege ihren höhern Schwung nahm und Absatzauswege nach der Lausitz und Italien in allen Haupt-Sortiments dieses Artikels eröffnete. Hier verfertigt man aus gebleichten, Schlesischen und Mährischen Garnen die herrlichsten Leinwande, und in Schönlinde und dessen Umgebungen besonders die meisten und besten. — Ein anderer Hauptsitz dieser Industrie ist im Riesengebirge, um Trautenau, Arnau, Hohenelbe, Packau, Chlumetz, Brama (hier der Sitz der allerfeinsten, so wie in Hohenelbe und Starkenbach im Bidschower und Königgrätzer Kreise die größte Schleierweberei) und Starkenbach, wo aus rohem, auf der Spindel gesponnenen Lothgarn, die feinste Leinwand, auch schöner Battist gewebt wird. — Im Königgrätzer Kr. sind die meisten Leinweber, 1810 gegen 15,000, jetzt (bei der allgemeinen Stockung) 9000; auf der einzigen Herrschaft Roketnitz allein 100 Stühle [17]). Im Chrudimer Kreise sonst 8000, jetzt 4500; im Bidschower Kr. sonst 7000, jetzt 4000 [18]); im Leitmeritzer Kr. sonst 6000, jetzt 3500 [19]); im Bunzlauer Kr. sonst 5—6000, jetzt 3600. — Den Gesamtwerth der Leinwand-Erzeugung schätzte man 1817 noch auf 6 Millionen W. W., wovon über ½ auf den Königgrätzer und Leitmeritzer Kreis, beinahe ⅓ auf den Bunzlauer, ⅙ auf den Bidschower, $\frac{1}{12}$ auf den Chrudimer, $\frac{1}{18}$ auf den Taborer Kreis fiel. — Linnene Bänder in und bei Tauß im Klattauer, dann zu Schönwald im Leitmeritzer Kreise in großer Menge über 100 Ctn. von 1100 Arbeitern im Werthe von 100,000 Fl. W. W. — Feinere Niederländische Spitzen werden nicht nur in Prag verfertigt, sondern in einer kaiserlichen Lehranstalt wird der Unterricht in dieser Fabrikation Mädchen besonders aus dem Ellbogner und Saazer Kreise unentgeltlich ertheilt, um dadurch in jenen Kreisen die Vervollkommung dieser schon begründeten Industrie zu bewirken. Besondre Spitzenschulen wurden zu Großengrün, Graßlitz, Joachimsthal, Bleistadt, Friebus, Platten, Abertann, Gottesgab, Littwitz, Schlackenwald, Kupferberg im Ellbogner und zu Schmiedeberg und Preßnitz im Saazer Kreise errichtet. Auch in Hohenelbe werden Niederländer Spitzen fabricirt.

Feinere teutsche Spitzen im Menge. Die meisten werden im Ellbogner Kreis, von mehr als 12,000 Klöpplern gefertigt. Die einzige Fabrik Hirschenstand im Ellbogner Kreise beschäftigt in der ganzen Gegend umher [20]) 8—9000 Personen mit Spitzenklöppeln meist aus inländischem gebleichten Zwirn [21]) und liefert jährlich für 2—300,000 Fl. W. W. Ware. Im Saazer Kr. 3000 Klöppler [22]); im Klattauer über 1000. Im Ganzen mögen sich 20,000 Menschen von dieser Industrie nähren, nicht nur in den 3 genannten, sondern auch im Königgrätzer Kreise zu Wamberg und zu Rowensko im Bunzlauer Kreise. Ordinäre zum Schwarzfärben bestimmte von ungebleichtem Zwirn klöppelt man zu Michelsberg im Pilsner Kreise. Der Werth der gesammten Spitzenfabrikation kann geschätzt werden auf 500,000 Fl. W. W. [23]).

Zwirn wird in Böhmen für die ganze Östreichische Monarchie gewiß jährlich für 1 Million Gulden Silber gearbeitet, hauptsächlich im Norden des Leitmeritzer Kreises. Außerdem noch Zwirnfabriken zu Hohenelbe, Joachimsthal und Grulich, welche über 1000 Menschen beschäftigen. — Die Kunstweberei in gezogener Ware, besonders damascirten Tischtüchern, findet hauptsächlich in Altwarnsdorf auf der Herrschaft Rumburg im Leitmeritzer Kreise Statt, aber lange nicht zureichend für den Bedarf, der von außen gedeckt werden muß; — dann auch zu Wellnitz und Arnsdorf auf der Herrschaft Bürgstein,

der einzigen Herrschaft Marschendorf im Riesengebirge sind allein 4000 Spinner, wovon die Hälfte meistens nur Hüttenbesitzer mit wenig oder gar keinem Grundeigenthum in rauhen Gebirgen blos vom Spinnen leben. 15) Hesperus 1816. Nr. 59. 1819 Nr. 10. 16) 1799 schätzte man den einjährigen Produktionswerth dieser Gegend an Leinen und Baumwolle auf 3—4 Millionen Fl. Silber. — 1805 betrug allein die von Rumburg und Georgewalde versendete inländische Leinewand, 1,200,000, die ausländische über 1 Mill., der Handel in Baumwolle und Leinwand betrug auf der Herrschaft Rumburg allein über 3 Millionen Fl. und die Gesamtversendung der Leinwand in dieser Gegend über 5 Millionen. Diese Industrie hob sich immer mehr, sank aber nach 1809 durch den Verlust Illyriens, Italiens und den gestörten Seehandel, so daß 1810 in der ganzen Gegend nur noch für 800,000 Fl. Leinewand verfertigt und davon nur ¼ auswärts abgesetzt ward, dagegen hob sich die Baumwollen-Fabrikation destomehr, so daß blos die Herrschaft Rumburg 1810. 5000 Centner baumwollen Garn verarbeitete; der Gesamtwerth der Produktion der ganzen Gegend aber über 7 Mill. W. Bancozettel betrug (Hesperus 1812. Nr. 30. 1819. 10.). 17) Größere Leinwandfabriken zu Königinhof, Braunau, Grulich, Neustadt an der Mettau u. Kostetz. 18) Hier eine Hauptfabrik auf der Herrschaft Starkenbach, 9 auf der Herrschaft und in der Stadt Arnau, 8 auf der Herrschaft und in der Stadt Hohenelbe. 19) Hier haben auf der Herrschaft Kamnitz zu Schönlinde die Herren Römisch und Mai allein über 110 Stühle für weißgarnichte und Creas-Leinewand im Gange. In der Stadt und Herrschaft Schluckenau, besonders zu Alt-Georgswald, gegen 24 Fabrikanten, welche dies Geschäft im Großen treiben. 20) Hauptsächlich zu Fribus, Schwaderbach, Gottesgab, Joachimsthal, Neudeck, Weipert, Wiesenthal, Graßlitz, Heinrichsgrün, Platten, Kupferberg. 21) Doch auch ein Theil von gezwirntem Baumwollengarn. 22) Zu Klösterle, Presnitz, Sebastiansberg, Sonnenberg. 23) Jahrbuch des Polytech. Instituts III. S. 399.

im Bunzlauer, Königgrätzer, Bidschower, Chrudimer, Czaslauer Kreise und in Prag. In Allem liefern gegen 200 Personen für 60,000 Fl. W. W. davon die Hälfte allein der Leitmeritzer Kreis. — Zwillich- und Gradelweber gegen 140, die für 40,000 Fl. am meisten im Leitmeritzer Kreise liefern mögen. — Viele leinene Schnüre verfertigt man in Hainspach, Leitmeritzer Kreises. — Zwirnband-Fabriken zu Grulich im Königgrätzer Kreis. — Zwirnstrümpfe, Nachthauben, Handschuhe werden vorzüglich in Schönlinde, Böhmisch-Kamnitz, Preßnitz, Hainspach und Warnsdorf, im Leitmeritzer Kreise und zu Kupferberg im Ellbogner Kreise gewirkt. — Eine Wachsleinewand- und Tapetenfabrik zu Schwoyka, im Leitmeritzer und zu Reichstadt im Bunzlauer Kreise, 10 Arbeiter liefern für 10,000 Fl. W. W. Werth.

Papier. Wegen der Menge und Güte seiner Papiere zeichnet sich Böhmen aus. Über 100 Papiermühlen beschäftigen 800 Menschen. Darunter hauptsächlich die Hohenelber, dann die Hellerschen im Czaslauer Kreise, vom ersten Rang. Die meisten aber befinden sich im Ellbogner Kreise [24]). Den Produktionswerth kann man nahe auf 1 Million anschlagen, wovon der Chrudimer und Czaslauer Kreis, mit mehr als $\frac{1}{10}$ jeder, den stärksten Antheil haben; nach ihnen der Ellbogner, Klattauer, Bidschower, Bunzlauer Kreis. Von Papiermachéarbeiten gibt es zwei Fabriken zu Reichenau der Herrschaft Swigau im Bunzlauer und zu Rumburg im Leitmeritzer Kreis, dann in Prag; 30 Arbeiter liefern für 30,000 Fl. W. W.Waren. — Über 800 Menschen beschäftigen sich mit Seilerarbeiten, im Werth von 160,000 Fl. W. W. am stärksten im Bunzlauer Kreise, sonst ziemlich gleich in den Kreisen vertheilt.

2) Baumwolle. Die Verarbeitung derselben ist in den letzten Jahrzehnten mit der Leinwand-Fabrikation nicht nur gleichen Schritt gegangen, sondern hat dieselbe auch oft und bedeutend verdrängt. Überall, wo die Leinwand fabrikmäßig für den Handel gearbeitet wird, pflegen auch alle gangbaren Baumwollwaren rein oder mit Linnen-Garn rc. gemischt verfertigt zu werden, und auf ähnliche Weise, wie der Flachs, durch alle Stufen der Zubereitung, viele Hände zu beschäftigen. Man fertigt also alle Gattungen vom geringsten Cotton an bis zum feinsten Perkal und Musselin. — 1) Kattune aller Art (Kammertücher, Indiennen, Perkal, Cambriks) vorzüglich zum bunten Druck in ganzen Stücken oder in Tüchern (Schnupf- besonders aber Halstücher für Frauenzimmer rc.), mögen gegen 4000 Arbeiter für 2,200,000 Fl. W. W. Ware noch bis 1817 geliefert haben. Der Kaurzimer Kreis erscheint wegen der zu ihm gerechneten Prager Vorstadt Karolinenthal mit 4 Fabriken, am bedeutendsten mit einem Warenwerth von 800,000 Fl. Viel wird auch in Poppowitz auf der gräfl. Bucquoyschen Herrschaft gemischt gearbeitet. Im Ellbogner Kreise mögen 1200 Menschen für 600,000 Fl. Ware liefern. Asch (ganz vornämlich) Eger und Wildstein im Eger Bezirk, Graßlitz, Haßlau, Schönbach und Lichtenstatt auf der Herrschaft Schlakenwerth sind Hauptpunkte. Der Leitmeritzer und Bunzlauer Kreis mögen gleich stark arbeiten, jeder mit 8 — 900 Arbeitern (ohne die Vorarbeiten zur Garnbereitung rc.), gegen 300,000 Fl. zusammen, also wenigstens für 600,000 Fl. rohen Werth produciren. Im Bunzlauer Kreis sind die Hauptorte Böhmisch-Aicha, Gabel, Hirschberg, Jungbunzlau, Kosmanos, Münchengrätz, Johannesthal auf der Herrschaft Reichenberg, Neu-Reichstadt, Turnau. Im Leitmeritzer: Leipa, Schönlinde, Lindenau, Karbitz, die ganze Herrschaft Rumburg und Schluckenau, an vielen einzelen Orten hauptsächlich zu Georgswalde und Wernstädtel. Im Saazer Kreis liefern zu Rothenhaus und Kommotau 120 Arbeiter für 200,000 Fl. Ware. Im Chrudimer Kreise einige 90 Arbeiter zu Landskron für 100,000 Fl. — 2) Kittay arbeiten 2200 Menschen für mehr als 800,000 Fl. W. W. Der Hauptsitz im Leitmeritzer Kreise an den schon angeführten Orten, etwas auch im Bunzlauer Kreise. — 3) Barchent, 700 Arbeiter, für mehr als 800,000 Fl. W. W. Der Hauptsitz im Bunzlauer Kreis, auf welchen mehr als $\frac{1}{4}$ der Produktion fallen; etwas im Taborer und einigen andern Kreisen. 4) Manschester, 900 Personen 400,000 Fl. W. W. hauptsächlich im Leitmeritzer Kreis zu Warnsdorf, Ober- und Niedergrün, Neuforstwalde, Schönlinde, Georgenthal; etwas im Bunzlauer. 5) Wallis, Rips, Corde rc. 500 Arbeiter 250,000 Fl. W. im Leitmeritzer Kreise. 6) Piké, 250 Arbeiter 130,000 Fl. W. ebendaselbst. 7) Gingan, Battist, Bonaparte, 350 Arbeiter 150,000 Fl. W., im Leitmeritzer Kr. zu Hohenelbe im Bidschower Kreise und zu Prag.

Wenn wir noch Goldenkron und Krumau auf der Herrschaft Krumau im Budweiser Kreise; Tuppodel, auf der Herrschaft Zleb, und Kuttenberg im Czaslauer Kreise; Grulich, Königinhof und Poliz, im Königgrätzer Kreis, Kleinbubna bei Prag im Rakonitzer Kreise, Drosowitz auf der Herrschaft Königseck im Taborer Kreise bemerken; so sind alle Hauptpunkte dieser Baumwollenindustrie angegeben, die an den meisten Orten fabrikmäßig im Großen getrieben wird, wo die Baumwollenwaren in mancherlei gefärbten Mustern in einer Vollkommenheit zum Theil gedruckt werden, wodurch sie sich mit englischer Fabrikation messen können. Platten- und Walzendruck und andre neuere Maschinerie führte man ein. — Maschinenspinnereien bestehen theils für sich, theils in Verbindung mit den Fabriken zu Reichenberg, Warnsdorf, Nimburg rc., aber nur für macedonische Baumwolle. Alles feinere Garn wird fertig aus England bezogen. Außerdem werden wol noch 20,000 Handspinner und durch die Fertigung der oben bemerkten Zeuge 8 — 10,000 Weber beschäftigt, die wenigstens einen Gesamtwerth von 5 Mill. W. W. produciren. So, nach den sehr mangelhaften, offiziellen Übersichten, die auf den eignen Angaben der Fabrikanten beruhen, welche immer viel zu niedrig sind. Gut Unterrichtete schätzen, daß in Böhmen noch vor 10 Jahren, jährlich gegen 100,000 Schock Kattune gewebt worden, wonach man leicht die obige Schätzung der Rohware beurtheilen kann. Indessen ist neuerlichst diese ganze Industrie bedeutend zurückgegangen. — Nach den eben erwähnten officiellen Übersichten, werden die Druckereien mit 1200 Personen und ein Produktionswerth von 2,300,000 Fl. W. W. besonders berechnet. Außer-

24) Vaterl. Blätt. 1815. Nr. 21.

dem müssen noch 16,000 Menschen gerechnet werden, welche Strümpfe wirken, Mützen, Kappen und andre Kleidungsstücke, besonders zu Grazen, dann Wildstein und Asch im Ellbogner Kreis, zu Schönlinde, Markersdorf, Warnsdorf, Großnixdorf, Alt- und Neuehrenberg im Leitmeritzer Kreise, dem Hauptsitz dieser Fabrikation verfertigen. Die feinsten Strümpfe werden aber zu Lichtenstadt auf der Herrschaft Schlackenwerth gewirkt. Man schätzt den gesamten Produktionswerth auf 1½ Million[25]).

Bleichereien. Die Bleichereien[26]) in Garn, Zwirn und Weben von Linnen und Baumwolle sind sehr bedeutend. In der Rumburger Gegend allein 300, auf welchen jährlich besonders zu Schönlinde, das ihrer 27 zählt, (1812 noch) über 2 Millionen Stück böhmischer, mährischer und sächsischer Linnengarne, darunter die Hälfte aus Sachsen herüberkommend und dahin wieder zurückgesandt, und 500,000 Stück Zwirn gebleicht wurden; Schönlinde allein 240,000 Stück Zwirn und 92,000 Stück inländisch Garn, ausländisch 220,000, vorzüglich von Herrnhut. Man zählt 500 Hauptbleichen. Rechnet man die Hausbleichen mit; so dürften wol jährlich über 40 Mill. Stück Garn, und aus $\frac{1}{10}$ desselben noch gegen 200,000 Schock Leinwand und 100,000 Schock Kattun gebleicht werden[27]). — Einzele dieser Bleichen sind sehr beträchtlich, Neuschloß bei Arnau z. B. bleichte 1803 gleichzeitig 7000 Schock Leinwand (und 3 mal im Jahre ward abgebleicht) und Kattun. Eine große bei Reichenberg. Die allergrößte aber und nicht nur in Böhmen, sondern wahrscheinlich in der Welt ist die Errlebensche zu Landskron im Chrudimer Kreise mit 12 Bleichhütten, welche 1810 10,000 Schock Leinwand und Kattun abbleichte, und 20,000 Schock abbleichen könnte. Gleichzeitig kann sie 6—8000 Schock abbleichen, das Schock zu 60 böhm. $\frac{5}{4}$ breite Ellen[28]). Die zahlreichsten Garnbleichen sind im Leitmeritzer Kreise, wo allein tausend Menschen durch ihre Arbeit das rohe Produkt auf 650,000 Fl. W. W. erhöhen. Auch im Bunzlauer Kreise bringen ihn 100 Arbeiter auf 60,000 Fl. — Ungefähr dieselbe Werthserhöhung schaffen 900 Bleicher den rohen Leinwanden (und Kattunen) hauptsächlich im Bidschower Kreis gegen ½; im Königgrätzer Kreis fast ½; im Bunzlauer Kreis ½ u. s. w. und die gesamte Produktionswerthserhöhung durch die Bleicherei kann allerwenigstens auf 1,500,000 Fl. W. W. angenommen werden.

3) Cichorien. Mehre Cichorienfabriken, besonders zu Prag, dann zu Mochlin bei Klattau und zu Leitmeritz, in welchen einige 30 Arbeiter für 80 bis 90,000 Fl. W. W. Ware liefern; wovon ½ auf Mochlin fallen.

4) Hanf. Eine Wasserschlauchfabrik zu Eger für Feuereimer und Spritzen.

5) Fruchtessigfabrik zu Eger, zu Hostauen im Rakonitzer Kreis und zu Hohenbruck im Königgrätzer Kreise, die vielleicht für 50,000 Fl. W. W. Ware liefern.

6) Haarpuder und Stärke mögen für 25,000 Fl. von 70 Arbeitern, am meisten im Czaslauer, dann im Bunzlauer und Bidschower Kreise verfertigt werden.

7) Eine Zuckerraffinerie in Königssaal[29]). Eine Runkelrübenzucker-, Syrup- und Brantweinfabrik zu Libach auf der Herrschaft Sebus im Leitmeritzer Kreise, welche 18 Personen beschäftigte und für 20,000 Fl. producirte.

8) Holz. a) Drechslerwaren mit ziemlichem Absatz ins Ausland, werden viele auf der Herrschaft Rumburg (hier allein 60 Drehbänke) dann auch auf der Herrsch. Dux und Nixdorf im Leitmeritzer Kreise, zu Senftenberg im Königgrätzer Kreise und zu Kallich auf der Herrschaft Rothenhaus im Saazer Kreise verfertigt. Eine Drehfabrik zu Spielwaren in Oberleitersdorf im Leitmeritzer Kreise. b) Zierlichfeine Tischlerarbeiten in Carlsbad und Prag, im Werthe von 30,000 Fl. c) Der Leitmeritzer Kreis liefert außer zahlreichen Stroharbeiten, auch viele hölzerne Hutböden, die zu Schönbichel bei Rumburg häufig gewebt werden. In Böhmisch-Kamnitz und Schönlinde, dann zu Neuehrenberg bei Schluckenau werden Hüte, Tischdecken, Fenster und Siebböden von Holz gewebt. d) Instrumente, musikalische, werden hauptsächlich zu Graslitz im Ellbogner Kreise in Menge von einigen 30 Arbeitern, von eben so viel in Prag, dann noch an einigen andern Orten verfertigt, in Allem etwa für 30,000 Fl. W. W. e) Die Wagnerarbeit, davon sich die meisten in Prag, im Budweiser und Saazer Kreise befinden, schätzt man gegen 40,000 Fl.

9) Stroh. Eine Strohwarenfabrik zu Leitmeritz, wo 13 Arbeiter für 10,000 Fl. Ware produciren. Das Dreifache soll Prag liefern. Andere Stroharbeiten liefert die Industrieanstalt zu Krumau, dann Böhmisch-Kamnitz und Schönlinde; Strohdecken besonders das Dorf Schlikkowes auf der Herrschaft Gitschinowes im Bidschower Kreise.

10) Pottaschensiedereien in den Händen der Juden (durch Pacht von den Obrigkeiten, zu deren Regalien sie gehören) in allen Kreisen, beschäftigen über 600 Menschen und produciren für mehr als 500,000 Fl. W. W. am meisten im Berauner, Czaslauer, Kaurzimer, Klattauer, Pilsner, Prachiner und Taborer Kreise. Zum Behuf der Glashütten, Bleichen rc.

11) 12) Kienruß wird am meisten im Ellbogner Kreise bereitet, in Allem etwa für 5000 Fl. W. W. Pech, Theer- und Wagenschmiere ebendaselbst für einige 1000 Fl. W. W. Ersteres hauptsächlich zum Behuf der vielen Brauhäuser.

13) Die Bierbrauereien und Brantweinbrennereien[30]) sind ein um so wichtigerer Betriebsgegenstand, da Böhmen nicht zu den Weinländern gehört. Zu jenen werden Gerste, zu diesen Roggen und Kartoffeln verbraucht. Beide, am meisten aber die letztern, werden häufig an Juden verpachtet, wodurch weder das Produkt noch das Volk gewint. Die Brauereien sind häufig Gegenstand zu weit getriebener Geldspeculation,

25) 1792 producirten 5000 Arbeiter einen Werth von 1,700,000 Fl. in Conv. in Baumwollenware wovon über ½ ins Ausland abgesetzt ward, das Meiste Zeuge aller Art und nur etwa für 100,000 Fl. gewirkte Strümpfe. 26) Jede Leinwand- u. Kattundruckfabrik hat ihre eigne Bleichen. 27) Alle diese Zahlen werden in den letzten Jahren um ½ geringer angenommen werden müssen. 28) Hesperus 1816. Nr. 59. 1817. Nr. 23.

29) Hesperus B. XXVII. Nr. 8. 30) Den ersten Brantwein (wie den ersten Kaffe) brachten die Araber als eine geheime Bereitung aus Wien nach Böhmen.

die Folge ist ein schlechtes Produkt im Allgemeinen, nicht ohne schätzbare Ausnahmen. — Es fehlt an Daten, den Produktionswerth des Biers und gewöhnlichen Brantweins zu schätzen. Er ist jedoch bedeutend. — Besondre Liqueur- und Rosolio-Fabriken finden sich allein gegen 25 in Prag, eine zu Hohenbruck und eine zu Leitmeritz. Die Prager allein dürfte für 60,000 Fl. jährlich produciren.

14) Die große kaiserliche Tabakfabrik zu Sedlez im Czaslauer Kreis, welche, da der Tabak ein Regale ist, das ganze Königreich mit seinem Bedarfe versieht. In Prag ist das Hauptmagazin, aus welchem 147 theils Distrikts- theils Unterverleger für den größern Vertrieb und außerdem noch 7271 sogenannte Trafikanten für den Kleinhandel damit versehen werden *).

IV. Verarbeitung der Thierprodukte.

1. Wolle. Ordinäre Tücher- und Wollenzeuge werden in bedeutender Menge für den Bedarf der mittlern und untern Stände, weit mehr indessen von einzelen Meistern, als im Großen fabrikmäßig gefertigt; so daß nach der Flachs- und Baumwollenindustrie, die Wollverarbeitung die meisten Menschen in allen Kreisen beschäftigen dürfte. — Die Tuch- und Kasimirbereitung allein 1817 noch gegen 8000 Menschen mit einem Produktionswerth von 9—10 Millionen W. W., davon fällt fast die Hälfte auf den Bunzlauer Kreis, wo die Stadt Reichenberg [31]) und das nahe Althabendorf als der Hauptsitz des böhmischen Tuchgewerbes, für mittelfeine und geringere Ware als seit 250 Jahren gegründet und so fort bestehend, zu betrachten ist. In den letzten 10 Jahren vor 1811 wurden hier jährlich 40,000 Stück ordinäre und geringe Tücher aus 18,000 Centner ungrischer und böhmischer Wolle (letztere beide im Werth von 1½ Mill. Fl. C. G.) verarbeitet. Das übrige noch nöthige, rohe Material kann auch auf ½ Million gerechnet werden. Die Spinnerei hiezu erfodert 5400 Menschen, wenn sie immer nur allein damit beschäftigt wären; weit mehr aber, da dies nicht der Fall ist; die Weberei 600 Webstühle [32]). 900 Meister, 600 Gesellen, 200 Lehrjungen und 300 Gehülfen. 900 Menschen erfordert die Appretur und andere Arbeit, in Allem also über 8000 Menschen. Der meiste Absatz ging ins Ausland, hauptsächlich nach der Schweiz, Italien und Rußland, wohin ihn aber neuere Einfuhrverbote, besonders nach den russischen Staten gehemt haben [33]). — Neuerlichst ist hier auch die Feintuchfabrikation in 5 größern Anstalten begründet worden. 1817 zählte man noch immer über 2000 Tuchmacher und schätzte ihr Produkt gegen 5 Mill. Werth. Auch auf der Herrschaft Friedland Tuchgewerbe. — Nach dem Bunzlauer Kreise wird die Tuchmacherei am bedeutendsten im Budweiser Kreise getrieben, wo 2 Fabriken in der Stadt Budweis und zu Goldenkron auf der Herrschaft Krumau bestehen. 300 Tuchmacher lieferten in diesem Kreise 1817 noch nahe für 1 Million Waren. Am stärksten in ganz ordinärer Ware. a) im Czaslauer Kreise über 1000 Tuchmacher, 500,000 Fl. W. W. Warenwerth. In Heralez eine Fabrik. Viele Tuchmacher in Humpolez und in Przimislau auf der Herrschaft Polna. b) im Taborer Kreise 1200 Tuchmacher, 500,000 Fl. W. W. Ware. In Neuhof und Tabor Fabriken. Viele Tuchmacher in Pazau. c) im Königgrätzer Kreise 800 Tuchmacher, 500,000 W. W. W. Braunau und Reichenau. d) im Pilsner Kreise 500 Arbeiter, 700,000 Fl. W. W. Ware von etwas besserer Qualität. Fabriken zu Pilsen, Manetin, Rokiczan und Raktdörfel; viele Tuchmacher zu Pilsen und Rokiczan. — Schwächer a) im Chrudimer Kreise, 300 Arbeiter, 300,000 Fl. W. W. W., eine Fabrik zu Teutsch-Biela. b) im Leitmeritzer Kreis 400 Arbeiter, 350,000 Fl. W. W. W. Eine Hauptfabrik in Oberleutensdorf bei Dux [34]), eine andere zu Böhmisch-Leipa. c) im Prachiner Kreise 500 Arbeiter, 300,000 Fl W. W. Ware, eine Fabrik zu Horazdiowiz. d) im Ellbogner Kreise 350 Arbeiter, 200,000 Fl. W. W. Ware, zu Eger eine Fabrik. Hier und in Schlackenwald Tuchmacher. e) im Saazer Kreise 100 Arbeiter, 200,000 Fl. W. W. Ware, eine Fabrik zu Kamen; Tuchmacher zu Preßniz und Eidliz. f) im Berauner Kreise 140 Arbeiter, 100,000 Fl. W. W. Ware, g) im Klattauer Kreise 80 Arbeiter 80,000 Fl. W. W. Ware.

Wollenzeuge aller Art fertigen über 2000 Zeugmacher für 600,000 Fl. Werth, wovon die Hälfte auf den Klattauer Kreis fällt, wo zu Pollerskirchen, Neugedin, und Kauth bedeutende Fabriken bestehen, welche allein 600 Zeugmacher mit vorzüglicher Ware beschäftigen. Gemeinere arbeiten ihrer 800 im Ellbogner Kreise, besonders zu Asch, Redlwitz und Schlackenwalde für 100,000 Fl. Werth. — Der Bunzlauer, Chrudimer, Königgrätzer (Braunau) Taborer, Saazer und Leitmeritzer Kreis mögen jeder für 25,000 W. W. Ware liefern von mehr als 500 Zeugmachern. Im letztern Kreise Fabriken zu Böhmisch-Leipa und Ossegg. — Ganz grobe Arbeiten fertigt das Arbeitshaus in Prag.

Gewirkte wollene Waren werden hauptsächlich im Leitmeritzer Kreise in Dux, Oberleutensdorf, Klostergrab, Teplitz, Bilin, Bensen, Binsdorf, Böhmisch-Kamniz, Hainspach, Schluckenau und zu Braunau im Königgrätzer Kreis gefertigt. — Die Strumpfwirker zu Gratzen, Brünnel, Heilbrunn, Schweinitz und Kapliz im Budweiser Kreise, dann die Strumpfwirkerzünfte zu Wildstein und Flüssen im Ellbogner Kreise; zu Oberleutensdorf, Böhmisch-Leipa, Graupen, Kreibitz im Leitmeritzer und zu Strakonitz im Prachiner Kreise verarbeiten viele Wolle. — 1400 Strumpfstricker produciren für 250,000 Fl. Ware, davon ¼ im Prachiner Kreise; außerdem mehr oder weniger in allen übrigen Kreisen vertheilt. — Wollene Bänder zu Taus im Klattauer Kreise und zu Hainspach im Leitmeritzer Kreise von 100 Arbeitern für 50,000 Fl. W. W. — Rothe Käppchen für die Türkei arbeiten Strakonitz im Prachiner, Alt- und Neu-Ehrenberg im Leitmeritzer Kreise. — Man kann gegen 100 Tuchwalker mit einem Verdienst von 25,000 Fl., 600 Tuchscheerer mit einem Verdienst von 100,000 Fl. annehmen. — Maschinen-Woll-Spinnereien sind zu Rei-

*) Hesperus B. XXV, Beil. 2. 31) Von den 26,000 Einwohnern der 2 □Meilen großen Herrschaft gleiches Namens findet nur ⅛ seine Subsistenz im magern Boden; die andern durch Linnen- Baumwollen, hauptsächlich aber Wollengewerbe. 32) Bei der gegenwärtigen Nahrungslosigkeit fast auf die Hälfte herabgesunken. 33) Hesperus 1814. Nr. 31. 44.

34) Die erste und älteste des Königreichs seit 1715.

chenberg, Althabendorf, Neuhof im Taborer und Jakobsdorf auf der Herrschaft Lochwitz im Berauner Kreise.

Überhaupt beschäftigt die Wollindustrie in ihrem ordentlichen dermalen aber sehr gehemmten Gange einige 70,000 Menschen; darunter gegen 55,000 Spinner [35]), 11—12000 Tuchmacher, 3—4000 Wollenzeugweber, 2—3000 Strumpfstricker [36]).

2. Leder. a) Lohgerberei. 1700 Arbeiter produciren für 2 Millionen Gulden Ware in allen Kreisen; am meisten in Prag, im Leitmeritzer, Königgrätzer, Ellbogner, Budweiser, Bunzlauer, Chrudimer, Czaslauer und Pilsner Kreise. — b) Weißgerber, 800 Arbeiter, 500,000 Fl. Werth; vorzüglich im Bunzlauer, Chrudimer, Ellbogner, Klattauer, Königgrätzer und Leitmeritzer Kreis. — Besondre Fabriken für beiderlei Lederbereitung zu Lochwitz im Berauner, zu Kleinstal und Altenbuch im Bunzlauer, zu Roketnitz im Königgrätzer und zu Ellischau im Prachiner Kreise. c) Eine Juchtenfabrik zu Zebus im Leitmeritzer Kreise liefert für 25,000 Fl. Ware. d) Glanz-, gefärbtes, lakirtes Leder und Corduane etwas Weniges, etwa für 12,000 Fl. Werth im Czaslauer und Kaurzimer Kreise und in Prag. e) Handschuhfabrikanten 500, die für 150,000 Fl. Werth fabriciren. Hauptsitz Prag. f) Riemer 200, für 60,000 Fl. Werth Ware, hauptsächlich im Chrudimer Kreis. g) Sattler 200, hauptsächlich in Prag für 60,000 Fl. Werth.

3. Seide. Seidne Bänder liefern etwa 100 Handstühle der Posamentirer in Prag für 150,000 Fl. Werth. Schönwalde im Leitmeritzer und der Bidschower Kreis, jeder für 15000 Fl. Werth. Auf 80 Stühlen ebenfalls in Prag und einigen im Prachiner Kreise werden für 80,000 Fl. Werth Seidenzeuge gearbeitet; 80 Personen im Budweiser Kreise klöppeln für 6000 Fl. Werth seidne Spitzen. — Sonst war die Seidenindustrie stärker. 1792 lieferte sie für 450,000 Fl. Conv. Werth.

4. Hüte. Über 1100 Personen beschäftigten sich 1819 mit der Fertigung grober und mittlerer Hüte, hauptsächlich aus Hasenhaaren in einem Werth von 500,000 Fl. Diese Fabrikation ist durch das Königreich ziemlich gleich vertheilt. Prag aber liefert die beste Ware.

Außerdem verarbeiten über 1000 Kürschner für 300,000 Fl. Ware. 17 Leimsieder, hauptsächlich in Prag, producirten für 200,000 Fl. Werth. 170 Wachszieher für 230,000 Fl., davon die Hälfte des Werths in Prag, von 27 Arbeitern. Berlinerblau zu Neuhaus im Taborer Kreise, vorzüglich aber zu Prag für 15,000 Fl. Fischbein, ebendaselbst, eben so viel. Kämme lieferten 150 Arbeiter, vorzüglich in Prag für 25,000 Fl. Werth. Knöpfe seidne und kamelhaarne für 7000 Fl. Werth.

V. Artikel vermischter Produktion.

1. Die Färbereien für die Linnen-, Baumwollen- und Wollenfabrikate sind, bei der großen Industrie in diesen Artikeln von Erheblichkeit. Seit Jahrhunderten ist die Ponceau- und Scharlachrothe-Wollen-Ware Braunaus in Ruf, vorzüglich in der Türkei. In Reichenberg sind die meisten Tuchmacher zugleich geschickte Färber; so wie überhaupt mit den größern, besonders Kattunfabriken zugleich Färbereien verbunden sind. Man rechnet außerdem über 200 Schönfärber und gegen 600 Schwarzfärber in Böhmen, welche den Warenwerth wenigstens um 3—400,000 Fl. W. erhöhen. — Eben so und bedeutend sind die Druckereien auf Leinwand und Baumwolle, letztere ohnedem in allen eigentlichen Kattunfabriken, erstere unter andern zu Arnau und Herrmanseifen im Bidschower Kreise, zu Neustadt an der Mettau und Politz im Königgrätzer Kreise, zu Rumburg und Schönlinde Leitmeritzer Kreises. — 2. Gemischte Weberei mit Leinenwerft und Baumwollenschuß, mit Baumwollenwerft und Wollschuß wird lebhaft betrieben. Die stärkste Fabrikation der halbleinen- und halbbaumwollnen-Stoffe findet auf den Herrschaften Rumburg und Starkenbach Statt. In Königinhof u. a. O. macht man viele aus Schafwolle und Leinengarn gemischte Zeuge. — 3. Siebböden werden viele 1) aus Metalldraht verfertigt zu Kaplitz, im Budweiser Kreise; zu Schönbichel, Kamnitz, Wolfsberg, Schauhübel, Neu-Ehrenberg, im Leitmeritzer Kreise und zu Prag; 2) aus Roßhaaren zu Puchers im Budweiser Kreise; 3) aus Holz zu Neu-Ehrenberg und Rothenhaus. In Allem etwa für 25,000 Fl. Werth, womit 200 Menschen beschäftigt werden. — 4. Wolle- und Baumwolle-Spinnmaschinen werden hauptsächlich von 200 Arbeitern zu Schluckenhof bei Eger für 150,000 Fl. Werth verfertigt.

VI. Böhmische Fabrikation überhaupt.

Erst seit Joseph II. ward die neuere Fabrikation vorzüglich in Baumwolle und damit gemischten Leinenware, dann in Linnen allein, in Böhmen lebhaft, kämpfte aber trotz des ihr durchs Prohibitivsystem (1784) geschlossenen großen Markts von 10,000 und mehr □Meilen mit bedeutenden Hindernissen. Dahin gehören 1) Mangel an hinlänglichen eignen Fonds und übertriebene Zinshöhe für fremde. 2) Mangel an jener Geschicklichkeit, worin die Hauptfabrikstaaten Europa's überlegen blieben und nicht nur bessere, sondern auch wohlfeilere Ware lieferten; welchem Mangel erst in neuerer Zeit zum Theil abgeholfen ward; 3) Einschwärzen ausländischer Ware, vorzüglich an Böhmens Gränzen; 4) ein immer mehr sich häufendes und im Realwerth verlierendes Papiergeld; 5) die daraus hervorgehenden Schwankungen des Curses und täuschende Verwechslungen des Nominalwerths mit dem realen; 6) die den Credit erschütternden und das Buchvermögen mehrmals plötzlich verändernden Stats-Finanzoperationen; 7) die durch die politischen Veränderungen herbeigeführten großen und lange dauernden Stockungen des Handels über Hamburg und Spanien nach Amerika, so wie nach Italien, welche hauptsächlich dem Leinwandgewerbe höchst nachtheilig wurden. 8) Die Auflösung Polens; 9)

35) Dermalen wol nur 40,000. 36) 1786 zählte man nur 1316 Tuchmacher und 3981 Stühle. Die Wollenwaren beschäftigten 1792 ohne die Spinner über 28,000 Menschen und gaben einen Werth von nahe an 9 Mill., wovon das Meiste innerhalb der östreich. Gränzen verbraucht ward. Ordinäre Tücher waren der Hauptartikel für nahe 5 Mill., davon nur etwas über 1 Mill. auswärts, Wollzeuge nahe an 2 Mill. fast ganz für Östreichs Bedarf. Gewirkte Strümpfe nahe an 1,400,000 Fl. fast eben so, gestrickte für 350,000 Fl. ganz zum eignen Gebrauch; ordinäre Hüte für 430,000 Fl. mit weniger Ausfuhr; etwas Bänder.

das immer mehr in Rußland Fortschritte machende Prohibitivsystem; 10) der starke Absatz in der Papiergeldperiode reizte zur Fabrikation vieler aber schlechter discreditirender Ware; 11) die dadurch sich über ihr Verhältniß mehrenden Fabriken, wovon eine der andern den Markt verdarb; 12) der zu große Aufwand einiger Fabriken, durch vielen leichten Erwerb und scheinbar großen Gewinn veranlaßt. — Dennoch wurde durch das Verbot (1. November 1784) welches eine große Anzahl Artikel aus dem Auslande, durch den Handel einzuführen untersagte, die Industrie eben so sehr ermuntert als begünstigt, jene, im Lande selbst wenn auch lange Zeit theurer und schlechter, zu verfertigen. Die vielen dermalen bestehenden Fabriken Böhmens datiren von da an. In 3 Jahren von 1785—88 vermehrte sich die Zahl der Arbeitsstühle von 37,438 auf 51,935; die der in Fabriken beschäftigten Arbeiter von 86,829 auf 121,799 (1791 210,322); die der Flachs- und Wollspinner von 279,869 auf 313,842 (1791: 335,908). — Die Bancozettelperiode von etwa 1804—1811 war die scheinbar glücklichste Zeit für die böhmische Industrie. Nie ward mehr fabricirt; nie war der Absatz, besonders auch ins Ausland reißender. Aber in der Täuschung, der Nominalwerth der Zettel sey auch der reale, weil sie in den Statscassen für gleich galten — stellte man die Preise zu niedrig, reizte dadurch aber den Ausländer zu wohlfeilen Einkäufen. Bei der Realisirung in spätern Jahren fanden sich erst die ungeheuren Verluste. Viele Fabriken gingen zu Grunde, andre erschienen sehr geschwächt und nicht wenige hatten eine Reihe von Jahren umsonst gearbeitet. Dennoch werden mit wichtigern Fabrikationsgegenständen (ohne die gemeinen Handwerker in Rechnung zu bringen) über ½ der gesamten Bevölkerung (Weiber und Kinder mitgerechnet) beschäftigt. — Böhmen zählte 1812 fast 200 concedirte Fabriken und überhaupt gegen 350 größere Werkstätten, z. B. Glashütten, Hochöfen, Papiermühlen. — Im J. 1802 berechnete man den Werth aller Kunsterzeugnisse Böhmens auf 23 Millionen Gulden incl. des rohen Materials von 5—6 Millionen. — Immer war die Linnenindustrie die erste. Sie allein beschäftigte ohne die Spinner 1792 über 85,000 Menschen, stellte einen Warenwerth von fast 17 Millionen dar, davon die Hälfte außerhalb der östreich. Staten abgesetzt ward. Die weiße Leinwand war der Hauptartikel im Werth von 13 Millionen; gedruckte über 1 Million. Garne gingen über ½ Million ins Ausland. An Spitzen war über ½ Million meist zum Debit innerhalb der östreich. Staten fabricirt; Zwirn fast eben so viel und unter gleichen Verhältnissen; Schleyer für mehr als 350,000 Fl., etwa die Hälfte in die Fremde abgesetzt; die übrigen Artikel waren Leinenbänder, Strümpfe, gezogene Ware, etwas Battist und Wachsleinwand.

VII. Handel. Straßen. Maße rc.

I) Ausfuhr. A. Mineralreich. Wenn Wichtigkeit und Werth entscheiden; so steht hier oben an: 1) Das Glas. Einer der ältesten, wichtigsten und Böhmen eigenthümlichsten Handelszweige, der sich fast in alle Länder Europens und in die Welttheile jenseit der Meere verbreitet. — Sein Hauptsitz ist Hayda und Gegend im östlichen Theile des Leitmeritzer Kreises, von wo aus in und außer Europa auf den Haupthandelsplätzen Niederlagen errichtet wurden, zu deren Besorgung ein großer Theil der Bewohner Haydas und Gegend mehr im Aus- als Inland lebte, bis neuere Kriegs- und Handelsumwälzungen auch die Prohibitivsysteme, namentlich in Portugal vor der Revolution, dieses Geschäft beschränkten, das indessen immer noch durch Wohlfeilheit, innere Güte und äußere Schönheit des Produkts sich als bedeutend erhält. Hauptsächlich geht dermalen der Vertrieb nach Italien und der Türkei, jährlich etwa für 3 Mill. Fl. Conv. Der Handel mit Tafelglas ist sehr in Abnahme, der mit Hohlglas als dem Hauptartikel (1817 über 1 Million geschätzt) stockt ebenfalls. Die Zunahme der Glashütten in Nordamerika und die Fabrikation des ordinären Glases bei Steinkohlenfeuer schadete diesem Verkehr. Der meiste Absatz ist in geschliffnem und anderm raffinirten Glase. — Die Glashändler von Hayda, Kreibitz, Kamnitz, Meistersdorf, Ulrichsthal, Schelten, Parchen und Steinschönau beziehen nämlich die Glaswaren roh von den böhmischen, mährischen und östreichischen Hütten, lassen sie in mancherlei Weise, nach dem ihnen bekannten, auswärtigen Bedarf, zurichten und veredeln und schicken sie dann auswärts[37]).

2. Metallerzeugnisse. a) Guß- und Schmiedeeisen auch Eisenblech, Eisendrath 50,000 Centner etwa im Werth von 600,000 Fl. W. W. b) Etwas Blei, Spiesglas, Arsenik, Rauschgelb, Berggrün, Wismuth, Zinnober, in Allem für 50,000 Fl., Schmalte für 13,000 Fl. Werth. c) Gürtler- Klempner- Zinnwaren (3000 Fl.), Knöpfe (13,000 Fl.), Messer und Gabeln, Nadeln, Messing in Tafeln (6000 Fl.), Kupfergeschirr, mathematische und chirurgische Instrumente; in Allem 30,000 Fl. Werth.

3) Schwefel- und Salzprodukte[38]). Schwefel, Alaun, Eisenvitriol (40,000 Fl. W.), Kupfervitriol (10,000 Fl. W.), Vitriolöl auf der Elbe 1000 Centner (50,000 Fl. W.), Scheidewasser (1500 Fl.), in Allem etwa 100,000 Fl. W. W. 4) Mineralwasser für etwa 100,000 Fl. Egerwasser allein jährlich für 20,000 Fl., Arzneisalz und Magnesia 4000 Fl. 5) Steinsalz 4500 Fl. 6) Steinkohlen nach Preußen 12,000 Fl. 7) Kalk 17,000 Fl. 8) Porcelan und Thongeschirr 6000 Fl. 9) Granaten und andere Edelsteine 6000 Fl. Es könnte also die gesamte Ausfuhr von Mineralprodukten auf 8½ Mill. W. W. oder 3,400,000 Fl. Conv. G. gerechnet werden.

B. Pflanzenreich. 1. Flachs und Flachsprodukte stehen hier oben an. Obgleich gegen sonst gesunken, ist doch noch immer der Flachs-, Garn-, und Leinwandhandel von großer Bedeutung. Jeder dieser drei Zweige wird für sich von einer Menge Unternehmer betrieben. Viele mährische und sächsische Garne müssen dieser Industrie zu Hilfe kommen. 1) Leinwand. Der Hauptabsatz ging, ehe der Seehandel gestört ward, durch schlesische Vermittlung über Hamburg, Spanien, Portu-

---

37) Hesperus 1813. Nr. 51. 54. B. XXVII. Bell. 7. 38) Könnten weit mehr erzeugt werden, wenn Absatz da wäre und der hohe Ausfuhrzoll nicht den Preis zu hoch in Verhältniß der geringen Qualität der Ware stellte.

gal, hauptsächlich nach Südamerika, auch wol nach Westindien. Wegen unvollkommener Appretur, die sich jedoch später vervollkommnete, war böhmische Leinwand dahin minder beliebt, als schlesische; desto gangbarer aber in Italien und im Allgemeinen hauptsächlich wegen ihrer Wohlfeilheit beliebt. Die Besitznahme des letztern von den Franzosen und die Continentalsperre schadeten diesem wichtigen Verkehr um so mehr, als die Engländer durch wohlfeilere, mit Baumwolle gemischte Leinwand das amerikanische Bedürfniß zu befriedigen suchten, was zum Theil die Böhmen selbst nachahmten, und dadurch nun auch ihre Leinwand noch mehr in Miscredit brachten, der schon als Folge zu schlechter Ware eingetreten war, auf die man sich, bei großer Nachfrage in der wohlfeilen Bancozettelperiode geworfen hatte. Vorzüglich wurden viele Bleichen gemeinen Bauern oder Webern anvertraut, oder durch die chemische Schnellbleiche der Ware Unhaltbarkeit gegeben, das Rösten des Flachses verwahrloset, das Ellenmaß verkürzt und durch diese und andere Fehler der Credit verdorben und dieser wichtige Artikel aus dem Welthandel verdrängt. Zur Zeit, da er in seinem höchsten Flor war (vor etwa 20 Jahren) setzte man jährlich gegen 40,000 Ctr. Leinwand ins Ausland ab, etwa für 6—7 Millionen Conv. — Ganz eigenthümlich ist es Böhmen, daß eine große Menge Leinwandhändler im ganzen Gebirge zerstreut sind. — Hauptpunkte des Verkehrs sind: Landskron, Opotschna, Nachod, Politz, Braunau, Starkstadt, Königinhof, Arnau, Hohenelbe, Starkenbach, Reichenberg, vor allem aber Rumburg und Trautenau. Am letztern Orte bestehen wöchentlich große Leinwandmärkte[39]). — Es mögen dermalen für 7—8 Mill. W.W. oder 3 Mill. Conv. Leinwand, Leinenbänder und andere Waren abgesetzt werden. —

Zweige dieses Handels sind oder gehen ihm vielmehr voraus: 2) Handel mit Leinsamen, Flachs, vorzüglich aber mit Garn und Zwirn, worin äußerst bedeutende Geschäfte gemacht werden. Lein und Flachs ist für die Ausfuhr kein Objekt, desto bedeutender aber für die Einfuhr und den innern Verkehr. Garne mögen für 100,000 Fl. W. W. auswärts gehen. Weit mehr aber kommen herein. Besonders gingen gegen 500 Centner ungebleichte und ungezwirnte Lothgarne bisher ins Ausland, die aber jetzt, nach etablirter Feinspitzenfabrikation im Lande selbst verarbeitet werden. In Schönlinde sind große Wochenmärkte für Garn (die wichtigsten in ganz Böhmen), als Mittelpunkt des Verkehrs für den ganzen Leitmeritzer Kreis, das Riesengebirge, Mähren, Schlesien und Sachsen. — Ebendaselbst concurrirt der hier verfertigte Zwirn mit dem westphälischen, flanderschen und holländischen, weniger durch Qualität, als durch größere Wohlfeilheit. Die guten Bleichen, die vorhandenen Fonds, der wöchentliche Garnmarkt sind die Stützen dieser Fabrikation und die außerordentlich starke Bevölkerung befördert den Absatz. Denn außer den bedeutenden Zwirnhandlungen, welche dort die Geschäfte im Großen betreiben, tragen eine Menge kleiner Hausirer dies Produkt auf dem Rükken nach allen Weltgegenden — wenigstens ist der jährliche Absatz 300,000 Fl. W. W. — Ordinäre Spitzen 24,000 Fl. W. W. — 3) Der Papierverkehr schließt sich unmittelbar an. Das Meiste wird im Lande selbst verbraucht. Doch mögen für 50,000 Fl. W. W. auswärts gehen. So bringt die Gesamt-Flachsindustrie zur Ausfuhr 8—9 Millionen Fl. W. W.

2. Hopfen war sonst ein Hauptausfuhrartikel nach Baiern, Sachsen, Preußen, Würtemberg und in die übrigen Provinzen der östreich. Monarchie. Bis 1817 bezog Baiern, welches den böhmischen Hopfen zu seinen Lagerbieren nicht entbehren konnte, davon ⅔ seines Bedarfs im Werth von 1 Million Silber. Seitdem aber breitete sich die Hopfenkultur in Südteutschland immer mehr aus und der Absatz ließ nicht nur bedeutend nach; sondern auch wohlfeilerer englischer und nordamerikanischer ward sogar eingeführt. 10,000 Centner mögen dermalen noch hinausgehen für 400,000 Conv. oder 1 Million W. W. Werth. Doch hängt letzterer von den sehr veränderlichen Preisen ab[40]).

3. Getreide. Ein ziemlich allgemeines Vorurtheil legt Böhmen eine besondere Fruchtbarkeit und einen bedeutenden Getreidehandel bei und Herr von Liechtenstern[41]) meint, an Weizen, Roggen und Gerste habe es allein jährlich 350,000 Metzen zur Ausfuhr übrig. Allein bei näherer Beleuchtung schwinden diese Täuschungen. Die Ausfuhr ist keine Folge reinen Totalüberschusses, sondern der bloßen Örtlichkeit und also nur eine locale und dabei sehr beschränkte. 1) Baut Böhmen selbst nicht hinlänglich Getreide für den eignen Bedarf und würde ohne den außerordentlich ausgebreiteten Kartoffelbau oft Mangel leiden. 2) Hilft dem südlichen Gebirge Mähren und oft dem östlichen, besonders dem Riesengebirge Preußisch-Schlesien und das zu wohlfeilern Preisen aus. 3) Ist Böhmen ringsum von Getreidereichen und in reger Kultur fortschreitenden Ländern umgeben. Wohin also, wenn es auch Überfluß hätte? 4) Findet vielmehr Einfuhr Statt. Das war a) der Fall namentlich in den theuern Jahren 1816 und 1817, wie wir bei der Einfuhr sehen werden; b) in den letzten Jahren auf der Elbe, wo die vorliegenden nördlichern Kornkammern es wohlfeiler liefern konnten, als die Preise in Böhmen standen. — Das Wesentliche der Ausfuhr, wenn sie Statt findet, beschränkt sich daher nur auf die Elbe aus den fruchtbaren, nördlichsten Kreisen und auf die Abgabe des Bedarfs an das sächsische Erzgebirge. — Es läßt sich folglich nichts festes darüber angeben. 1817 gingen 2000 Strich Gerste für 60,000 Fl. hinaus, was den ungeheuern Preis von 30 Fl. den Strich voraussetzt[42]). 1772—1782 war der Mittelpreis 58 Kr. Conv.

4. Holz und Holzprodukte. Sehr in Abnahme. Der eigentliche Holzhandel mit geschnittenem Bau- und

39) Hesperus 1812. Nr. 36. 1817. Nr. 51. 1818. Nr. 10. 19. 71. 1819. Nr. 10.

40) So stand er Herbst 1822 nur auf 55—60 Fl. W. W. 1807 betrug die Ausfuhr noch 13000 Centner. Man sehe über die Lage des Hopfenhandels Hesperus 1819. Beil. Nr. 39. 57. Nr. 89. Bd. XXVII. Nr. 6.

41) Handb. der neusten Geographie des östreich. Kaiserstats II. Th. S. 727. (Wien 1817.)

42) Der Durchschnittspreis vom niederöstreich. Metzen (½ Strich) war 1817 im Lande ob der Ens, 20 Fl. 12 Kr. und in Galicien 8 Fl. 20 Kr. W. W. 1772—82 Mittelpreis Weizen 1 Fl. 56 Kr., Korn 1 Fl. 23 Kr. Gerste 58 Kr. Hafer 37 Kr. in Silber.

Brennholz [43]) kann nur nahe an der Nordgränze auf der Elbe geführt werden; in den letzten Jahren Ausfuhr jährlich etwa für 250,000 Fl. W. W.; bedeutend weniger aber seit der neuen Elbzolleinrichtung, welche das Schwärzen sehr erschwert. Die Regirung verstattet nur ein weit geringeres Quantum zur Ausfuhr. Die Hauptsitze dieses Handels sind Schönfeld, Oberkriebitz, Dittersbach und Johnsdorf im Norden des Leitmeritzer Kreises.

Wagner- und Tischlerarbeit für 10,000 Fl. Werth, Drechslerware 6000 Fl., Korbmacherarbeit 1000 Fl., Knoppern (3300 Metzen) 43,000 Fl., Knoppernmehl (400 M.) für 7500 Fl., Pech 10,500 Fl., Terpentin 5400 Fl., Kolophonium 1000 Fl., Kienruß 500 Fl., Birkenbesen (45,000 Stück) 2200 Fl., Kohlen 11,500 Fl., Asche 6000 Fl. — In Allem also etwa Ausfuhr 350,000 Fl. W. W.

5. Obst. Die Ausfuhr des frischen und getrockneten selbst gezogenen Obstes, besonders auf der Elbe ist im Steigen, weil es die Obstkultur selbst ist, vorzüglich in den nördlichen Kreisen. Der Werth ist sehr veränderlich, da er vom Gerathen hier und anderwärts abhängt. Kenner schätzen im Durchschnitt der letzten Zeit die jährliche Ausfuhr auf 500,000 Fl. W. W. [44]). Außerdem findet aber auch eine Wiederausfuhr von 130,000 Fl. Werth aus der Fremde eingeführter Früchte Statt; darunter Rosinen 56,000 Fl., Citronen für 44,000 Fl. W. — Außerdem Gartengewächse für 20,000 Fl., unter andern für 4000 Fl. rohe Gurken nach Sachsen. Gewürz- und Spezereiwaren. Wiederausfuhr 62,000 Fl. Werth, darunter für 26,000 Fl. Anis. Sämereien 50,000 Fl. W. Baumwolle 100,000 Fl. W. Darunter für 80,000 Fl. Baumwollenwaren nach Sachsen. Farbewaren. Wiederausfuhr 20,000 Fl. Kardendisteln 1817 400 Centner 40,000 Fl. W. (Sehr veränderlich im Preise.) Öle, 28,000 Fl., darunter für 16,000 Fl. Terpentinöl. Brantwein und Liqueure gingen, besonders erstere vor den eingetretenen hohen Getreidepreisen stark nach Baiern und Sachsen. Seitdem minderte sich der Absatz bis auf 3000 Eimer im Werthe etwa 125,000 Fl. jährlich [45]). Weine, besonders ungrische auch östreichische, Wiederausfuhr, wenigstens 100,000 Fl. Werth. Bücher, Gemälde, Landkarten, Kupferstiche 30,000 Fl. Werth. — Mit Inbegriff noch verschiedener kleinerer Artikel z. B. für 16,000 Fl. Feuerschwamm und einiger Getreideausfuhr kann man annehmen, daß Artikel aus dem Pflanzenreiche ausgeführt werden für 11,500,000 Fl. W. W.

C. Thierreich. Oben an stehen hier Wolle und Wollenprodukte. Die Wolle ist unter den rohen Naturprodukten Böhmens der bedeutendste Handelsartikel, aber fast ganz in den Händen der Juden. In den Jahren 1803—1811 [46]) führte Böhmen jährlich 5000 Centner aus; von da in zunehmender Progression, in den beiden Jahren 1810 und 1811 allein 17,000 Centner, wobei indessen auch mährische, ungrische und östreichische gewesen seyn mögen. 1812 klagte man über Absatzmangel und niedrige Preise; 60 Fl. W. W. im Durchschnitt. 10—15000 Centner lagen bei den Wollhändlern vorräthig. Dann hob er sich bis 10,000 Centner jährlich im Werthe von 2 Millionen Conv. oder 5 Mill. W. W. und fiel seit 1820 wieder auf die Hälfte. 1817 schätzte man die Ausfuhr über 7000 Centner im Werthe, nahe an 2 Mill. W. W. —. Unter den Wollenwaren stehen die Tücher und Kasimire Reichenbergs oben an, als Hauptsitz für den bedeutendsten auswärtigen Verschleuß, hauptsächlich über Botzen nach Italien und der Schweiz, mit leichter unglaublich wohlfeiler, aus der kurzen ungrischen Sommerwolle verfertigter Ware; sonst auch nach Polen, Rußland, der Türkei. Diese Wege sind durch die neuern preußischen und russischen Verbote und Zollverfügungen sehr gehemmt [47]). 1817 betrug die Ausfuhr der ordinären Tücher noch 5000 Stück im Werth von 2 Mill. Fl. W. W. Feine Tücher und andre Wollwaren auch noch gegen 300,000 Fl. W. W. Das sonst so wichtige Gewerbe der Strumpfwirkerei, das jährlich gegen 200,000 Fl. Conv. ins Land brachte, ist durch Rußlands Vorkehrungen fast ganz vernichtet.

Außerdem: Federn. Gegen 2200 Centner Bettfedern für 700,000 Fl. W. W. hauptsächlich durch jüdische Industrie. Prag der Hauptsitz dieses Handels nach Leipzig und den Hanseestädten. Leder und Lederwaren kaum für 20,000 Fl. W. (darunter hauptsächlich für 10,000 Fl. Tornister.) Fast alles wird im Lande selbst gebraucht. Wildpret 15,000 Fl. Fische, hauptsächlich nach Wien 18,000 Fl. Thierhaare 5000 Fl. Butter 10,000 Fl. Darmsaiten 8700 Fl. Borsten 3000 Fl. Hüte 3000 Fl. Kämme 6500 Fl. Seidenspitzen und Waren 3000 Fl. Honig und Wachs 3000 Fl. — Das gesammte Thierreich gibt also für etwa 8,100,000 Fl. W. W. zur Ausfuhr.

D. Vermischte Artikel. Ihre Ausfuhr kann etwa 100,000 Fl. W. W. betragen, darunter 20,000 Fl. Galanterieware und 17,000 Fl. Viktualien aller Art.

Die Gesamtausfuhr beträgt 28,200,000 Fl. W. W.

II) Einfuhr [48]).

A. Mineralreich.

1. Metalle und metallische Erzeugnisse.

1) Bleiartikel [49]).

a) altes und rohes Blei	400 Ctr.	16,000	Fl.	W.
b) Bleiweiß	300 —	28,000	—	—
c) Bleiweißzucker	350 —	80,000	—	—
d) Bleiglätte	60 —	2,500	—	—
e) Mennig	30 —	2,200	—	—
		128,700	—	—

43) Unter andern auch Eichen von der Herrschaft Pardubitz für Holland. 44) 1817 frisches Obst 27,000 Fl., gedörrtes 68,000 Fl., Nüsse 2800 Fl., Mus 12,600 Fl. 45) Nach den Schiffarthsregistern der Elbe gingen 1792 nur allein auf diesem Punkte in den 5 fahrbaren Monaten 32,000 Eimer außer Land. 46) 1805 die Preise 170—380 Fl. W. Hesperus 1812. Nr. 68.

47) Hesperus 1819. Beil. 6. 48) Auf die Preise hat der jedesmalige Curs des Papiergeldes in besondern Umständen Einfluß. Sie sind daher schwankend. Wo es thunlich war, ist daher das Gewicht mit angegeben, auch nur ungefähr. Doch werden die allgemeinen Verhältnisse hiedurch viel Licht erhalten. 49) Diese könnten alle im Lande und überhaupt viel mehr Blei (gegen 20,000 Ctr. jährl.) erzeugt werden, wenn die Regirung ihre Vorräthe nicht aufsparen wollte.

	Menge	Werth
2) Alt und rohes Zinn	800 Ctr.	180,000 Fl. W.
3) Eisen und Eisenprodukte.		
a) Eisendrath	30 —	3,400 — —
b) Eisengeschmeide	37 —	4,600 — —
c) Eisenerze	500 Fuhren	5,000 — —
d) Instrumente math. u. chirurgische		2,700 — —
e) Wollkardetschen		4,500 — —
f) Tuchscheeren		11,000 — —
		30,200 — —
4) Arsenik und Operment		18,000 Fl. W.
5) Kupfer, Kupferprodukte.		
a) Kupfer und Zinnasche		1,200 — —
b) Bergblau		2,000 — —
c) Grünspan 115 Centner		42,000 — —
		45,200 — —
6) Andere Metalle und Composition.		
a) Braunstein		1,000 Fl. W.
b) Buchdrucker-Matrizen		2,200 — —
c) Kobalt		4,000 — —
d) Altes Messing		6,500 — —
		13,700 — —

2. Salz, Säuren und ähnliche Produkte.

	Menge	Werth
a) Alaun,		13,000 Fl. W.
b) Borax		3,000 — —
c) Salmiak		12,000 — —
d) Arzneisalze	13 Ctr.	13,000 — —
e) Kleesalz	2 —	3,000 — —
f) Eisen- u. Kupfervitriol	1300 —	78,000 — —
g) Mineralwasser		7,000 — —
		129,000 — —

3. Stein- und Erdarten.

	Werth
a) Juwelen	60,000 Fl. W.
b) Kalk	60,000 — —
c) Gyps	9,000 — —
d) Kreide	25,000 — —
e) Thongeschirr	11,000 — —
f) Bimsstein	2,000 — —
g) Farbenerde	2,000 — —
h) Glasartikel (Fensterglas, vermuthl. aus Östreich u. Mähren 9000 Fl., Quarzsand und Glasscherben 2000 Fl., Brillen 1000 Fl.)	12,000 — —
i) Feuersteine	5,000 — —
k) Mauerziegel	4,000 — —
	190,000 — —

4. Steinkohlen vorzüglich aus Mähren 230,000 — —

5. Schmirgel 5,000 — —

B. Pflanzenreich.

1. Colonialwaren zum Genuß.

	Menge	Werth
a) Cacao	116 Ctr.	29,000 Fl. W.
b) Kaffee	8,600 —	2,322,000 — —
c) Gewürznelken	46 —	37,000 — —
d) Ingber	1,700 Ctr.	266,000 Fl. W.
e) Muskatenblüte	60 —	1,248,000 — —
f) Pfeffer	1300 —	274,000 — —
g) Syrup	21,000 —	2,465,000 — —
h) Zucker	18,500 —	4,750,000 — —
i) Zimt	1 —	2,200 — —
k) Thee	1 —	5,500 — —
		11,398,700 — —

2. Apothekerwaren.

	Menge	Werth
a) Aloe		2,800 Fl. W.
b) Peruv. und Copaivabalsam		2,000 — —
c) Campher	20 Ctr.	15,000 — —
d) Cassia	166 —	166,000 — —
e) Arzneihölzer	38 —	12,600 — —
f) Arzneikräuter	166 —	42,000 — —
g) Manna	23 —	3,400 — —
h) Opium	¼ —	2,300 — —
i) Nelkenöl	35 —	111,000 — —
k) Zimtöl	2¼ —	130,000 — —
l) Andre Arzneiöle	6¼ —	25,000 — —
m) Arzneirinden	10 —	14,500 — —
n) China	13 —	14,400 — —
o) Weihrauch		6,500 — —
p) Arzneisamen	12 —	22,000 — —
q) Süßholzsaft	323 —	45,000 — —
r) Arzneiwurzeln	50 —	2,000 — —
s) Meerzwiebeln	10 —	600 — —
t) Johannisbrod	400 —	27,000 — —
		644,100 — —

3. Gewürze und Leckereien.

	Menge	Werth
a) Anis und Sternanis		15,000 — —
b) Kapern	87 Ctr.	13,000 — —
c) Fenchel	175 —	21,000 — —
d) Kümmel	600 —	36,000 — —
e) Knoblauch	8 —	2,300 — —
f) Lorbeern u. Lorbeerblätter	125 —	9,000 — —
g) Saffran	26 —	387,000 — —
h) Sago	9 —	1,700 — —
		505,000 — —

4. Baumwolle, hauptsächlich Macedonische.

	Menge	Werth
	1200 Ctr.	170,000 Fl. W. [50])
Türkisch Garn	25 —	20,000 — —
		190,000 — —

5. Baumfrüchte.

	Menge	Werth
a) Kastanien	¼ Ctr.	2,100 Fl. W.
b) Pomeranzen u. Citronen	2800 —	283,000 — —
c) Citronensaft	220 —	20,000 — —

---

50) Baumwollengarn englisches, eine große Rubrik, welche unbedeutend oder gar nicht in den Zollregistern erscheint, weil fast alles eingeschwärzt wird. Da nun dennoch eine große Menge feine Baumwollenware in Böhmen gefertigt wird, wozu englisches Garn unentbehrlich ist; so darf man dessen Einfuhrwerth wol wenigstens auf 1 Mill. anschlagen. Liechtenstern (Statist. 1820. S. 300) spricht von fast 200,000 Centnern im Werth von 5 Mill., welche Anfangs dieses Jahrhunderts die Zollregister vom Etat überhaupt aufgeführt hätten. Auf Böhmen dürfte immer ¼ der Gesamt-Baumwollenfabrikation fallen, das Pfund zu 2—3 Fl. Conv. angeschlagen.

d) Citronenschalen, candirt rc.	92 Ctr.	26,000	Fl. W.
e) Datteln	81 —	2,000	— —
f) Feigen	444 —	36,000	— —
g) Juden- u. Paradiesäpfel	150 —	18,000	— —
h) Frisches u. gedörrtes Obst		3,000	— —
i) Rosinen	4000 —	394,000	— —
k) Mandeln	1300 —	286,000	— —
l) Haselnüsse	100 —	9,000	— —
		1,079,100	— —

6. Färbestoffe und Pigmente.

a) Curcume	40 Ctr.	10,000	Fl. W.
b) Galläpfel	45 —	8,000	— —
c) Gummi aller Art	450 —	126,000	— —
d) Farbhölzer	10,000 —	560,000	— —
e) Indigo	380 —	600,000	— —
f) Krapp	5000 —	335,000	— —
g) Farbkräuter	300 —	15,000	— —
h) Lakmus	100 —	2,000	— —
i) Orleans	27 —	9,500	— —
k) Safflor	126 —	20,000	— —
l) Schmack- u. Kreuzbeeren	53 —	3,700	— —
m) Waid	15 —	900	— —
		1,690,100	— —

7. Flachs.	6000 Ctr.	300,000	— —
Garn, bedeutend		11,000	— *).
8. Hanf	1600 —	268,000	— —
Seilerwaren	25 —	5,000	— —
9. Hopfen.	400 —	40,000	— —
10. Öl: a) Baumöl	5000 —	800,000	— —
b) Lein- u. Rüböl	900 —	70,000	— —

11. Getreide und andere Mehlfrüchte. Man sehe oben, was bei der Ausfuhr gesagt worden. Den Beweis lieferte unter andern das J. 1817, welches auf das eigentliche Theurungsjahr 1816 folgte. In demselben wurden eingeführt:

a) Korn [51])	290,000 Metz.	5,170,000	Fl. W.
b) Weizen	35,000 —	800,000	— —
c) Gerste	60,000 —	1,755,000	— —
d) Erbsen	2,200 —	43,000	— —
e) Hafer, Gries, Hirse	2000 —	34,000	— —
f) Mehl	14,000 Ctr.	45,000	— —
g) Kleien	3,000 Metz.	7,000	— —
h) Reis	6,200 —	500,000	— —
		8,354,000	— —

12. Getränke. a) Weine. Die Angaben der Zollregister sind so unbedeutend und so im Widerspruch mit dem auch noch so mäßigen Verbrauch der Hauptstadt, in den Wirthshäusern, der Herrschaften, so vieler Beamten, Militärs und wohlhabenden Gewerbsleute in einem weinarmen Lande, daß auch hier der allermeiste Bedarf eingeschwärzt werden muß. Ich schätze diesen Posten auf 500,000 Fl. W.

*) Diese Angabe der Zollregister ist sicher viel zu gering. Es fehlt aber an nähern Daten. Vielleicht wird man den Werth auch auf 300,000 Fl. angeben können. Eben so wird statt 6000 Centnern Flachs das Doppelte angenommen werden können. 51) Meistens aus Sachsen und Preußen.

b) Brantwein und Weingeist (wenigstens 1817)	3000 Eimer	260,000	Fl. W.
c) Essig	500 —	15,000	— —
		775,000	— —

13. Gartengewächse, Sämereien rc.

a) Unbestimmte Sämereien rc.	2300 Ctr.	273,000	Fl. W.
b) Leinsamen	5400 —	185,000	— —
c) Bäume		1,000	— —
d) Gartengewächse		10,000	— —
e) Wurzelwerk u. Cichorien	6000 —	175,000	— —
		644,000	— —

14. Holz und Holzartikel und verwandte.

a) Bau- und Brennholz		10,000	Fl. W.
b) Tischlerholz		7,000	— —
c) Holzwaren		2,000	— —
d) Kienruß	1100 Ctr.	32,500	— —
e) Kohlen	454 Fuhren	13,500	— —
f) Kork und Stöpsel	40 Ctr.	6,000	— —
g) Pech	400 —	6,500	— —
h) Spanisch-Rohr		1,000	— —
i) Weber-Rohre	125 —	11,000	— —
k) Wagenschmiere	200 —	4,000	— —

15. Papierartikel.

a) Bücher u. Landkarten rc.	200 Ctr.	20,000	Fl. W. [52])
b) Papier		6,500	— —
c) Preßspäne		2,000	— —
d) Lumpen	500 —	6,000	— —
		108,000	— —

16. Heu, Stroh, Disteln rc.

a) Heu	10,000	Fl. W.
b) Strohwaren	6,200	— —
c) Kardendisteln	14,000	— —
d) Schachtelhalm	1,000	— —
	31,200	— —

Nach den Zahlen wäre die Totaleinfuhr der Pflanzenartikel nahe an 27 Millionen; wovon aber als außerordentlich für das Theurungsjahr 1817, welches hauptsächlich die Data zu dieser Übersicht hergab, die Getreideeinfuhr mit 8 Millionen abgeschlagen werden muß; so bleiben 19 Millionen, welche durch die fehlenden oder falschen Angaben der Einfuhr der Baumwollen und Linnengarne und mancher andrer Artikel, wol auf 20 Millionen W. W. ergänzt werden können.

C. Thierreich.

1. Fische, Fisch- und andere ähnliche Artikel.

a) Fische (darunter am meisten 2200 Tonnen Heringe für 177,000 Fl.)		320,000	Fl. W.
b) Fischthran	4200 Ctr.	237,000	— —
c) Wallfischbarten	310 —	185,000	— —
d) Austern		6,000	— —
e) Hausenblasen	1 —	2,000	— —
f) Badschwamm	4 —	7,000	— —
		757,000	— —

52) Viel zu wenig.

2. Vieh [53]).

a) Pferde (Luxus-)	54,000 Stück	10,758,000 Fl. W.
b) Ochsen zum Verkehr (aus Rußland und Türkei)	1000 Stck. *)	200,000 — —
c) Kühe	2500 —	175,000 — —
d) Schweine	6000 —	332,000 — —
e) Schafe (hauptsächl. Ungrisch. Zackelvieh)	8800 —	87,000 — —
f) Verschiedenes andre		20,000 — —
		11,572,000 — —

3. Viehartikel [53]).

a) Borsten	13 Centr.	6,000 Fl. W.
b) Butter, Schmalz und Schmeer	100 —	12,000 — —
c) Inselt	14,000 —	1,730,000 — —
c) Darmsaiten	180 Bund	3,600 — —
d) Schaffüße	30 Centr.	500 — —
d) Häute (am meisten Kalbfelle 16,600 Stck. um 33,000 Fl.)		85,000 — —
e) Fleisch, frisches u. geräuchert	100 Centr.	5,000 — —
f) Wolle und Wollgarn	200 —	50,000 — —
g) Juchten	600 —	200,000 — —
h) Leder aller Art		50,000 — —
i) Leim u. Leimleder		5,000 — —
k) Roß- und Angorahaare	40 —	30,000 — —
l) Ochsenhörner-Spitzen-, Späne	500 —	20,000 — —
m) Käse	100 —	8,000 — —
n) Milchzucker		17,000 — —
		2,222,100 — —

4. Pelzwerk.

a) Felle aller Art		35,000 Fl. W.
b) Kürschnerwaren		4,000 — —
		39,000 — —

5. Insektenartikel und ähnliche.

a) Cochenille	17 Centr.	132,000 Fl. W.
b) Honig	250 —	27,000 — —
c) Wachs	325 —	66,000 — —
d) Kugellack	4 —	1,700 — —
e) Seide u. Seiden-Artikel	170 —	20,000 — —
f) Schnecken	100 —	12,000 — —
		258,700 — —

6. Einige andre.

a) Bibergeil	2000 Fl. W.
b) Bisam	1000 — —
c) Elfenbein rc.	1500 — —
d) Federn, besonders zum Schmuck	2000 — —
	6500 — —

In allem die Einfuhr aus dem Thierreiche 14,850,000 Fl. W. W.

Gesamteinfuhr	37,500,000 Fl. W. W.
ab Gesamtausfuhr	28,200,000 Fl. W. W.
Scheinbarer Nachtheil	9,300,000 Fl. W. W.

Indessen ist dieses Resultat immer trüglich, da so manche verborgene Kanäle sich der Übersicht entziehen. So bringen z. B. die fremden Kurgäste, welche jährlich Böhmens Hauptbäder besuchen, gewiß gegen 3 Millionen W. W. ins Land. — Manche Einfuhrartikel, besonders die von der Nordgränze kommen, fallen nicht allein auf Böhmen, sondern ein Theil geht durch nach Mähren und Wien, z. B. Luxuspferde; dann die Londoner u. Hamburger Artikel Zucker, Kaffee rc. — Dagegen zieht auch der sehr wichtige heimliche Kontrebandhandel, welcher längs den sehr ausgedehnten, fremdherrischen Gränzen, zum Theil förmlich organisirt, am stärksten aber, nach Sachsen zu, mit Tabak, Kolonial- u. englischen Fabrikwaren (besonders Baumwollengarn), Weinen, getrieben wird, wieder viel Geld aus dem Lande. Es ist eine Folge des angenommenen Prohibitiv-Systems, nach welchem zur Aufrechthaltung und Steigerung der inländischen Industrie vorzüglich die Einfuhr aller ausländischen Kunsterzeugnisse in der Regel ganz im Handelswege untersagt und nur gegen besondre Erlaubniß und 40 bis 60 Procent Zoll verstattet ist. Das Verbot wird so wenig geachtet, daß das ganze Land mit ausländischen, verbotnen Waren überschwemt ist und auch die erlaubten, sobald sie zu hoch verzollt sind, eingeschwärzt werden.

Obige Übersichten der Aus- und Einfuhr, die mühsam aus den Daten der Zollerhebungen zusammen gestellt wurden, gründen sich natürlich auf den öffentlichen und erlaubten Handel. — Wie sehr aber auch diese Zollerhebungen irre führen können, mögen 2 Hauptartikel der Einfuhr beweisen, welche darin gänzlich fehlen, weil sie als ärarialische Zollfrei sind:

1) Salz, hauptsächlich aus Oberöstreich gegen 250,000 Centner [54]) nur zu 2 Fl. Silber gerechnet, macht über 1 Million W. W., nach dermaligem wirklichen Preise aber wol 2 Millionen Fl. W. W. 2) Tabak, der ganze Bedarf, hauptsächlich in ungrischen Blättern. Man kann den Bedarf für Böhmen auf 50,000 Centner schätzen. Prag ist als Hauptstadt und Hauptsitz der Großhandlungen und Wechselhäuser eben so sehr als durch die geographische Lage in der Mitte des Landes an einem schiffbaren Flusse, der die Wasserverbindung der äußersten südwestlichen mit der nordwestlichsten Gränze des Reichs erhält, noch mehr aber durch die nach allen Richtungen auslaufenden zahlreichen vortreflichen Kunststraßen, der Centralpunkt des Handels im Allgemeinen und des Speditionshandels insbesondre zwischen dem Norden von Teutschland und den südlichen Staten, Östreich, Ungarn, Schweiz, Italien und Türkei [55]); obwol für die wichtig-

53) Beide Rubriken sind sprechend für den Zustand der Landwirthschaft. *) Viel zu wenig.

54) Nach amtlicher Ausschreibung wurden aber zur Verpachtung des Transports für 1820 nach Böhmen bestimt: 1,350—400 000 Centner Sudsalz aus Östreich und 50—60,000 Galizisches Steinsalz aus Mähren (Kundmachung, Wien 17 Nov. 1819). 55) Die chaussirten Straßen gehen von hier nach Wien, Linz, über Pilsen nach Regensburg, über Eger nach Sebastiansberg, Peterswalde, nach Sachsen, nach Zittau in der Oberlausitz, nach Breslau, über Iglau und Zwittau nach Brün rc.

sten Zweige, eigne Stämme an den Gränzpunkten des Nordens wurzeln, nämlich für Glas, Getreide, Hopfen, Obst, Linnen- und Baumwollenindustrie, vorzüglich im Leitmeritzer Kreise.

Prag selbst, oder doch das nahe Lieben, ist der Punkt, wo sich die Transito-Fuhren (aus Wien, Galizien, Schlesien, Mähren, Ungarn nach Sachsen oder aus Sachsen oder den nördlichen Kreisen Böhmens mit dessen zahlreichen Produkten nach Östreich, Salzburg, Tirol, Steiermark) kreuzen.

Böhmen gehört überhaupt zu denjenigen Staten des östreichischen Kaiserthums, in welchen für Herstellung der Straßen nach allen Richtungen und in den vortheilhaftesten Verbindungen das Meiste, vorzüglich in neuster Zeit, geschehen ist und das hauptsächlich durch den Patriotismus der Einwohner, von welchen die Obrigkeiten Geld gaben, die Unterthanen persönliche Dienste dazu leisteten in einem Werthe von wenigstens 24 Millionen Fl. W. W., die Klafter der seit 1779 gebauten 1,260,000 Klafter nur zu 20 Fl. W. W. angeschlagen. Man zählt dermalen 317 teutsche Meilen vollständig ausgebauter und in Unterhaltung des Stats stehende Kunststraßen [56]).

Ein andres Beförderungsmittel des Böhmischen Handels ist die Flußschiffahrt. Hier steht die Elbe oben an, besonders durch den neuen Schiffahrtsvertrag [57]) mit den diesen Strom dominirenden Mächten, wobei die Zölle regulirt und herabgesetzt wurden.

Sie ist in doppelter Rücksicht wichtig, weil sie 1) nächst der Donau (von Holland aus mittelst Rhein, Main), der zweite Hauptweg für die Kolonialwaren hauptsächlich von Hamburg aus ist, welche soweit die Elbe hinaufgehen, bis die Landfracht eintritt. 2) Ist sie für böhmische Produkte (Getreide, Obst, Hopfen, Glas, Leinewand, Vitriolöl ꝛc.) der Weg zur Ausfuhr. — Unbedeutender für den auswärtigen Großhandel ist dermalen noch die Moldau. Ihre Verbindung aber mit der Donau durch einen Kanal kam seit dem 14. Jahrh. sehr oft in Antrag, und ward in neuerer Zeit (1806) der besondre Gegenstand einer in Prag für Böhmen gestifteten hydrotechnischen Gesellschaft, welche die Flüsse des Landes genau aufnehmen, eine hydrotechnische Karte Böhmens entwerfen lassen und darauf die weitern Plane gründen wollte. Unerachtet sich beide Flüsse in kürzester Entfernung auf 5 Meilen nähern; so erreichten doch die niedrigsten Punkte des dazwischen liegenden Gebirgsrückens 1700′ über die Donau und 784′ über die Moldau, was über 300 kostbare Schleusen erfodert hätte. Daher der Sachkenner Gerstner, nach genauer Untersuchung Eisenbahnen zweckmäßiger fand. — Dieses Gutachten war das letzte Lebenszeichen einer herrlichen und für Böhmens Wohlstand einer der wichtigsten Anstalten. Man berechnete die jährliche Fracht auf diesem Weg zu 656,000 Centner. — Auswärts sind Hamburg und Leipzig, im Innern der Monarchie, Wien die Hauptpunkte für den böhmischen Handel. — Der Hausirhandel ist nicht unbedeutend. Es ist ein Erwerbszweig der armen Gebirger (Nixdorf im Leitmeritzer Kreise ein Hauptsitz). Mit kurzen Waren, Nadeln, Stahlarbeiten (zugleich das Scheerenschleif-Handwerk treibend) — oder mit Sensen, Eicheln und ähnlichen Eisenwaren, oder mit Spiegeln, leinenen oder baumwollenen Waren ziehen sie nach Sachsen und der Oberlausitz und setzen ein Namhaftes ab.

Der Umfang der böhmischen Industrie und des Handels mit ihren Produkten veranlaßte früher schon die Errichtung eines Commerz-Consesses von mehren Räthen in Prag, der unter dem Hofcommerzrath in Wien stand. Mit Aufhebung des letztern 1776 hörte auch jener auf, unter welchem 8 Landinspektoren gestanden, welche umherzureisen und ihre Berichte zu erstatten hatten. — Später ward die Fabrik- und Handelsaufsicht einem eignen Commerzienrath übertragen, der noch gegenwärtig besteht, der Landesstelle referirt, Gutachten erstattet und die unmittelbare Aufsicht führt.

Die Hauptzollegstädte sind Prag und Eger. — Untergeordnete Zollegstädte: Pilsen, Königgrätz, Böhmisch-Leipa, Reichenberg, Budweis, Neuhaus, Leitmeritz, Deutschbrod, Aussig (für die Elbfahrt), Rumburg, Karlsbad und Töplitz (für die Badegäste). Außerdem 23 Kommerzial-Gränzzollämter [58]).

Münzen, Maße und Gewichte.

Seit 1764 ward das Niederöstreichische Maß und Gewicht auch in Böhmen eingeführt, ohne jedoch im Kleinhandel gänzlich das Böhmische zu beseitigen. Letzteres ist:

A. in Absicht der Maße. 1) Beim Getreidemaß, der Strich = 4806,79 [59]) Par. oder 6336,81 Böhm. Kubik-Zoll oder rund $1\frac{1}{2}$ Niederöstr. Metzen. 2) Beim Getränke, das Faß zu 4 Eimer, der Eimer = 3090 Par. Kubikzoll oder 32 Böhmische Maß zu 4 Seidel, 1 Seidel beinahe gleich $\frac{1}{3}$ eines Niederöstr. Maßes. 1000 Böhmische Pinten sind gleich 1350 Niederöstr. Maßen, eine böhmische Pinte hält 93,9631 franz. Kubikzolle oder 123,872 Prager oder 125 Böhm. Kubikzoll. 3) Beim Ellenmaß, 16 Wiener Ellen = 21 Böhmische. Eine Böhmische hat 262,656 Par. Linien. 4) Beim Fuß, 1 Fuß 131,328 Par. Linie. 16 Böhm. Fuß, = 15 Wiener. 5) Beim Feldmaß, 2 Böhmische Strich = einem Niederöstreischen Joch von 1584 (rund 1600) □Klaftern, das aus 3 Metzen besteht = 54,571, franz. □′. Genau hält 1 Strich 900 Böhm. □Klafter oder eine Fläche von 180 Böhm. Schuhe lang und breit. B. In Absicht der Gewichte. 100 Böhmische Pfund = $91\frac{7}{8}$ Wiener, 1 Böhmischer Kubikfuß Wasser wiegt 50,2653 Pfund destillirtes Wasser, 1 Böhmischer Centner von 120 Pfd. = $110\frac{1}{4}$ Wiener [60]). C. In Absicht der Münzen. Wie in

56) 1796 nur 61. 1818 schon 231. 1737 wurden die 4 Hauptstraßen nach Leipzig, Nürnberg, Linz und Wien in den ersten Stand gesetzt, durch die Kriege wieder verwahrloset, erst 1751 chaussirt und 1756, u. 1770 25 Zwangsstraßen für Handeltreibende angewiesen (Hesperus 1817. No. 41. 1818 Beilage 15. 1819 No. 51. 59.). 57) S. diesen nebst dem neuen Zolltarif in André's Zahlenstatistik I. 1823. S. 64.

58) Schreyer Kommerz, Fabriken und Manufakturen des Königreichs Böhmen, 2 Theile, Prag 1790. — Dessen Warenkabinet, Prag 1799. 8. (für seine Zeit die erste und vollständigste Schilderung der böhmischen Industrie, in den Hauptzügen, noch jetzt geltend). 59) 4718 nach Vega. 60) Hesperus 1814. Nr. 25.

östreich; aber aus ältern Zeiten kommen noch zuweilen Rechnungsmünzen in Anwendung, z. B.

1 Schock böhmischer Groschen älterer Zeit von feinem Silber, waren einer feinen Mark gleich.

1 Böhmisches Schock hingegen hält 60 Weißgroschen oder 140 Kreuzer *).

1 Böhme = 3 Kreuzer.

C. Stat.

I. Statsverfassung [61]).

Aus der Geschichte des Landes, die oben kurz angedeutet worden, entwickelte und änderte sich die Verfassung, die auch hier, wie fast in ganz Europa aus dem Lehnswesen hervorgegangen. Ursprünglich nur Herrn und Knechte. Unter den Herren Abstufungen der Macht, bis Einer als Oberherr zwar erkant ward, dabei aber die Andern möglichst viel Freiheit zu behaupten und die Uebermacht des Einen zu beschränken suchten. Auf Grundbesitz gründete sich Alles, von Anfang an und so noch großen Theils bis auf den heutigen Tag. Die Herren theilten sich ins Land und bildeten den Adel, der über Leibeigene gebot. Die Einführung des Christenthums setzte die hohe Geistlichkeit erst neben den Adel, bald über ihn. Später bildete sich in den Städten durch Handel und Gewerbe der Bürgerstand. Die Einführung des Geschützes und der stehenden Soldaten sonderte das Militär vom Adel. Der Humanität der neuern Zeiten war es vorbehalten, aus Leibeignen einen gesetzlichen Bauernstand zu bilden. Vom Gelehrtenstande ist in Böhmen, wenigstens als gesonderte Statskorporation mit eignen Rechten, nur erst ein Anfang zu bemerken. Aus allen diesen Elementen bildete sich die Landständische Verfassung, durch welche einige Stände bevorrechtet, andre abgeschlossen oder untergeordnet wurden. Da Grundbesitz die Basis des Ganzen ist, so sey von diesem zuerst die Rede.

A. Grundbesitz, Theilung, Verhältniß, Adel, Landstände, König, Reichswürden, Wappen. — Freiheit oder Gebundenheit im Besitz machen den wichtigen Hauptunterschied; daher Güterbesitzer und Unterthanen oder Bauern mit geringen Ausnahmen.

1. Güterbesitzer überhaupt. Sie sind im freien Besitz des Grund und Bodens (Dominicale) und wichtiger Vorrechte über ihre Unterthanen, der Bauern als bedingten Besitzern des Rusticale. Hauptvorrechte derselben sind: 1) die Grundherrlichkeit aus dem Obereigenthum des Bodens hergeleitet. 2) Die Dorf- oder Grundobrigkeit, was sie jure delegato üben. 3) Die Patrimonialgerichtsbarkeit, wonach sie erste Justizinstanz sind — alles in Bezug auf ihre Unterthanen. Der Besitzstand beider bildet in Absicht jedes einzelen Güterbesitzers einen abgeschlossenen Complexus, den man, ist er von größerm Umfange, eine Herrschaft (die oft Städte und eine bedeutende Zahl Dörfer unter sich begreift) ist er von kleinerm, ein Gut nent. — Die Besitzer sind größtentheils Adelige; aber auch Geistliche, oder geistliche Corporationen, oder Stifter, oder der Stat selbst, oder städtische Kommunen oder Freisassen. — Andre Vorrechte der Besitzer sind ihre Regalien. Dahin gehören: 1) das Jagdrecht, 2) der Besitz, das Verwaltungs- oder Verpachtungsrecht eigener Mühlen aller Art, Brantwein-, Brau- und Wirthshäuser mit dem Schenkrecht. Sie können dergleichen nach Belieben anlegen und daraus Einkünfte ziehen, welche größtentheils auf dem Verzehr der Unterthanen beruhen [62]). Sie können auch mancherlei Gewerbe auf ihren Gütern andern verleihen und gestatten. Der Güterbesitzer, als Adeliger oder Grundherr ist (wie der Geistliche), von allen Herrn- und Statsdiensten und Verpflichtungen, die dem Bürger und Bauer obliegen, z. B. persönliche Arbeiten, Naturallieferungen, Vorspann, Pferdestellung an Postmeister und in Kriegszeiten ꝛc., so auch von der Militärpflichtigkeit und von Einquartirungen frei. Vielmehr steht ihm in letztrer Hinsicht die Befugniß zu, die von der Regirung verlangte, jedesmalige Rekrutenzahl, den allgemeinen Vorschriften gemäß selbst auf seinen Besitzungen auswählen und ausheben zu lassen [63]). — Als Grundobrigkeit üben die Gutsbesitzer in unterster Instanz die executive Gewalt, nach den Gesetzen und Anordnungen der Kreisämter, von welchen sie ihre Weisungen empfangen und mit denen sie in stetem Geschäftsverkehr stehen. — Sie haben die Befugniß in ihren Schutz- oder Municipalstädten die Magistratspersonen, in ihren Dörfern die Richter oder Geschwornen zu ernennen, oder zu bestätigen. Sie haben Ansprüche auf Erhaltung und Genuß adeliger Stiftungen. Auf dem freien Güterbesitz und dem Incolat beruht die Landstandschaft.

2. Freisaßen [64]), machen eine eigne Klasse von Güterbesitzern dadurch aus, daß sie in ältern Zeiten, wo der Adel noch im ausschließlichen Besitz des Bodens war, von diesem Parcellen mit freiem Besitz erwarben; ohne daß indeß letztere ferner landtäflich blieben, noch die Besitzer dadurch landständische Eigenschaften und Vorrechte erhielten. Sie bilden daher eine eigne Statsbürgerklasse; nicht nur befreit von der Patrimonialgerichtsbarkeit und dem nexus subditelae einer Obrigkeit und nur unmittelbar unter dem Landesherrn und dessen Behörden stehend, sondern in mehrer Rücksicht selbst obrigkeitliche Rechte ausübend. Ihre Gerichtsinstanz ist das königl. Landrecht. Bei der Landtafel werden eigne Grund- und Jurisdictionsbücher über diese Güter, ihre Beschaffenheit, Besitzer, darauf haftende Onera, Schulden ꝛc geführt. Durch die Verordnung 10. März 1788 erhielten diese Freisassen eine eigne Verfassung als Korporation, die in Viertel getheilt und unter sogenannten, aus ihrer Mitte gewählten, Freisassen-Aeltesten gestellt ward, mit ähnlichen Funktionen, in Betreff der ihnen untergeordneten Freisassen, als den Obrigkeiten oder den von ihnen bestellten Wirthschaftsämtern in Absicht der Unterthanen zukommen; denn

*) 1 Schock Meißnisch 70 Kr. 61) Statistische Übersicht der böhmischen Statsverfassung und Landeskultur von den ältesten Zeiten bis auf Ferdinand II., Prag 1798.

62) Nach den Bestimmungen der Hofdekrete 29. Decbr. 1785. 2. August 1787. 27. Febr. 1788. 30. Juni 1789. und 23. Sept. 1790, wodurch die großen Vorrechte zum Vortheile der Unterthanen beschränkt wurden. 63) Für die Städte hat dieselbe Befugniß der Magistrat in Absicht der Stadtbürger. 64) Zwrdy pragmatische Geschichte der böhmischen Freisassen, Prag 1804. Vaterl. Blätter, 1814. Nr. 12. 28.

sie haben auch Zinsleute, Häusler (Chalupner), die ihnen, laut Kontrakt, Unterthansdienste leisten. — Auf ihren Gründen haben sie das volle Eigenthumsrecht, können Wirthshäuser, Mühlen, Brauhäuser anlegen, das Jagd- und Fischfangsrecht ausüben. — Diese Freisassen befinden sich vornehmlich im südwestlichen Theile des Reichs: 3 Viertel im Taborer, 2 im Czaslauer, Kaurzimer und Berauner Kreis 1 im Prachiner, Klattauer und Pilsner Kreise. Außerdem einzele Höfe in noch 5 andern Kreisen [65]. — Die meisten im Czaslauer u. Taborer Kreise. Die im Klattauer Kreise sollen schon seit dem 10ten Jahrh. bestehen und als baiersche Kriegsgefangne von Brzetislaw I. dort Besitz angewiesen erhalten haben. — 1789 schätzte man ihren Besitzstand zu 160 Ansässigkeiten im damaligen Werthe von 356,000 Fl.

Die Freibauern haben ähnlichen Freibesitz der Gründe, ohne einer Obrigkeit unterthänig zu seyn, nicht aber die Verfassung der Freisassen und stehen in Absicht der Gerichtsbarkeit nicht unter dem Landrechte, sondern unter der Gerichtsbarkeit ihres Wohnorts.

3. Theilung des Besitzstandes in Böhmen nach den Hauptverschiedenheiten der Besitzer und des Besitzes.

1) Der Dominikale oder gutherrschaftliche Besitz begreift ein Areale von 326 □Meilen. Von diesen besitzen:

a) die eigentlichen Güterbesitzer oder Dominien	264	□M.
b) Zu den Klöstern- und Kirchengütern gehören	21	—
c) zu den Krongütern oder Domänen [66]	18	—
d) zu den Statsfondsgütern (aus den aufgehobenen Jesuiten- und andern Klostergüter entstanden),	16	—
e) zu weltlichen Stiftungen (als Dotation für Spitäler, Studenten)	2	—

Der gesammte Dominikalbesitz zerfällt in 1069 Realitäten; darunter 346 größere Herrschaften genant und 723 kleinere Güter. Die wenigsten und daher größten dieser Dominikalbesitzungen befinden sich im Budweiser Kreise mit 8 Herrschaften und 25 Gütern; im Chrudimer Kreise mit 14 Herrschaften und 13 Gütern und im Königgrätzer mit 20 Herrschaften und 17 Gütern. Der Leitmeritzer Kreis dagegen zählt 38 Herrschaften und 43 Güter; der Berauner 17 Herrschaften und 65 Güter; der Czaslauer 25 Herrschaften und 52 Güter; der Kaurzimer 25 Herrschaften und 60 Güter; der Prachiner 24 Herrschaften u. 82 Güter. — Diese Dominikalbesitzungen sind entweder Allode, oder Fideikommisse, Emphiteutische oder Lehen.

A) Die Alloden machen den bei weitem beträchtlichsten Besitzstand aus und geben dem Besitzer das Recht darüber nach Gefallen zu verfügen, so weit die allgemeine Verfassung nicht beschränkt, sie zu verkaufen, vertauschen, verschenken, vererben ꝛc. und dahin gehören:

AA. zwei unmittelbare Herzogthümer. 1) Reichsstadt [67]) im Bunzlauer Kreise, dem Großherzog von Toskana gehörig. 2) Krumau im Budweiser Kreis (mit 311 Ortschaften, Höfen ꝛc.), dem Fürsten von Schwarzenberg gehörig.

BB. Die Statsfonds und Stiftungsgüter.

1) dem Kameralfonds zugewiesene	19 *)
2) dem Religionsfonds zugewiesene	11 *)
3) dem Studienfonds [68]) zugewiesene	10 *)
4) a) dem weltlichen allgemeinen Stiftungsfonds zugewiesene	7 *)
b) besonders	
1) dem Militär-Invalidenfonds	3 *)
2) dem gräfl. Straklschen adeligen Stiftungsfonds	3
3) der Przichowskischen Stiftung für Witwen und Waisen [70])	1
4) dem kaiserl. Bergärar	3
5) dem Ellbogner Kreisamt	1
6) dem Egerer Burggrafenamt	

(ohne mehre kleinere Parcellen verschiedener Besitzer).

CC. Dem Obristburggrafen zugewiesene Landständische	2
DD. die Besitzungen des Großherzogs von Toskana	13
EE. dem Geistlichen Stande und den Damenstiften gehörig	111
FF. dem Herrnstande, d. i. den Herzogen, Fürsten, Grafen u. Freiherrn gehörige	486

(darunter 2 Fürsten Schwarzenberg, unter welchen Fürst Joseph wol der ansehnlichste Böhmische Güterbesitzer ist).

GG. Der Prager Universität gehörige	2
HH. dem Ritterstand gehörige	82
II. den Städten und Bürgern	387
KK. den Freisassen und Freibauern (s. oben).	

B) Fideikommißgüter.

AA. Die fürstlich Lobkowitzische Herrschaft Raudnitz (1786 zum Herzogthume erhoben) im Rackonitzer Kr. BB. Gegen 119 andre zum Theil sehr ansehnliche Herrschaften und Güter, darunter mehre den fürstl. Familien Lobkowitz, Trautmannsdorf, Dietrichstein, Kinsky, Schwarzenberg, Löwenstein, Khevenhüller, Metternich, Clary, Liechtenstein, Colloredo, Sinzendorf, Windischgrätz zugehörig.

C) Lehngüter.

AA. Böhmische Lehen, die innerhalb den Gränzen des ältern böhmischen Reichs, wozu denn auch Mäh-

---

65) Eine spezielle Übersicht der einzelen Besitzungen vom Jahre 1821 liefert Ponfikl in seinen Umrissen der statistischen Topographie Böhmens I. Buch 2. und 3. Heft, Prag 1822. Auch zu vergleichen Kostetzky I. S. 453. ꝛc. 66) Denn es ist zweifelhaft, ob es eigentliche Krongüter zur freien Disposition des Königs gebe, da Verträge mit den Ständen ihrer Veräußerung entgegen stehen. Auch werden sie alle von der Statsgüter-Administration verwaltet, sind sämtlich zum Verkauf (auf 3½ Million Gulden geschätzt) angetragen, und stehen in der Landtafel nicht als Kron- sondern als Kameralgüter, waren aber doch ursprünglich zur Dotation der Krone bestimt und erst nach der Schlacht am weißen Berge wurde die Kraft früherer Verträge annullirt.

67) Von diesem ward Napoleons Sohn der Titel (22. Juli 1818) ertheilt. 68) Hauptsächlich ehemalige Jesuitengüter. *) Sämtlich 1822 zum Verkauf geschätzt und angetragen. 70) Vaterl. Blätt. Nr. 10.

ren und Schlesien gehören, liegen, unter eigner Lehns- und landrechtlicher Gerichtsbarkeit.

Außer einer Menge hieher gehöriger kleiner Güter[71]) sind die wichtigsten die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, in Schlesien, im Besitz des Fürsten Liechtenstein. Eingetragen finden sie sich in der Hoflehntafel des Obristhoflehnrichteramts. BB. Die Böhmisch-Teutschen im, später erst Böhmen einverleibten Ellbogner Kr. und dessen Zubehörden. — Das wichtigste unter diesen meist sonst kleinen Gütern ist das unter der Zedtwitzischen Familie theilweise verliehene Gebiet von Asch. Eingetragen finden sie sich in den Büchern der teutschen Lehn-Schranne und Lehns-Hauptmannschaft bei der Appellation.

2) Der Rustikal- oder unterthänige Besitz der Bauern beträgt 455 □Meilen, mithin fast die Hälfte des ganzen Areals des Königreichs und fast ⅐ mehr als der Dominikale, aber auch meist mit viel schlechterm Boden. — Der Maßstab eines ganzen Bauernguts ist der Ertrag von 180 Fl. Es gibt ¼, halbe und ¼ Bauern. Für letztern wird gesetzlich der erkant, welcher nicht über 14 Fl. 15 Kr. gesteuert hat. Noch kleinere Besitzer heißen Chalupner, die oft auch gar nichts weiter haben, als ihre Hütte. — Als ganzes Bauerngut wird auch das angesehen, welches zur Erhaltung einer Familie hinreicht, und daher wenigstens aus 40 Niederöstr. Metzen Land bestehen muß, unter welcher Zahl auch kein Bauerngut zerstückelt werden darf. — Es gibt aber auch größere Bauerngüter. — Ein wichtiger Unterschied ist zwischen eingekauften und uneingekauften Rustikalgütern. Bei jenen hat sich der Unterthan das Nutzeigenthum in der Art erworben, daß er darüber nach Vorschrift der Gesetze, jedoch ohne Nachtheil der Grundobrigkeit (die immer Obereigenthümer bleibt), disponiren, verkaufen, vererben ꝛc. darf. Bei diesen steht dem Unterthan bloßer zeitlicher Genuß, ohne solches Dispositionsrecht zu (Patent Novbr. 1781). Im Grundbuche jeder Obrigkeit finden sich die Bauerngründe eingetragen[72]).

4. Landständische Verfassung.

1) Landstände, Landtage.

A) Landstände. Die Landstände haben die Berechtigung auf den allgemeinen, vom Könige ausgeschriebenen, Landtägen mit Sitz und Stimme zu erscheinen (wobei Incolat und die freie Ansässigkeit Hauptbedingung der Zulässigkeit ist)[73]) und sich über die Angelegenheiten des Landes, jedoch innerhalb beschränkter Gränzen zu berathen. Sie bilden 4 Klassen oder Stände: 1) den Geistlichen-, 2) Herren-, 3) Ritter-, 4) Bürgerstand.

I. Geistlicher und erster Landesstand, mit dem Rechte des Vorsitzes und erster Stimme. Der Erzbischof[74]), 3 Bischöfe und Prälaten (fast alle Vorsteher noch bestehender Klöster), insofern sie in der Landtafel eingeschriebne Güter besitzen, vertreten den gesammten geistlichen Stand. Unter den Prälaten hat der Großprior des ritterlichen Maltheserordens in Böhmen den ersten Platz. Noch nimt der Rektor magnificus der Prager Universität, als deren Repräsentant, auf der Prälatenbank Platz.

II. Zum Herrenstand gehören: 1) die Herzoge zu Krumau (Fürst Schwarzenberg) und Raudnitz (Fürst Lobkowitz). 2) Die Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, Lobkowitz, Trautmannsdorf, Palm, Paar, Auersberg, Windischgrätz, Metternich, Thurn und Taxis, Schönburg, Kinsky, Dietrichstein, Rohan, Fürstenberg, Arenberg, Löwenstein, Hohenlohe-Bartenstein, Clary u. Aldringen, Colloredo, Khevenhüller, Piccolomini, Rosenberg, Sinzendorf. 3) Viele Grafen (gegen 140) und Freiherrn (gegen 80). Der Obristburggraf ist das Haupt des Herrnstandes.

III. Zum Ritterstand gehören alle Ritter, wenn sie landtäfliche Güter besitzen und bei den Landtagen eingeführt worden sind, gegen 40. Der Oberstlandschreiber ist das Haupt des Ritterstandes.

Diese drei Klassen des Adels genießen außer den schon erwähnten und den ihnen als Güterbesitzer zustehenden Vorrechten, verschiedene Vorzüge in Behandlung von Seiten der verschiedenen Landstellen und Behörden und haben insbesondre einen privilegirten Gerichtsstand[74]). (S. Justiz.)

IV. Zum Bürgerstande gehören blos und allein die 4 königl. Städte: Prag, Budweis, Pilsen und Kuttenberg, deren Magistrate durch Deputirte den Landtag beschicken (s. die Rubrik: Städte und Bürger).

Nicht Landtafelfähiger Adel. Es gibt noch Adelige mit dem Prädikat Edle von, welche nur berechtigt sind, ein adeliges Wapen zu führen, ihr privilegirtes Forum vor den Landrechten[76]) haben und von der Rekrutirung frei bleiben, ohne der übrigen Vorrechte der drei erwähnten höhern Adelsklassen theilhaftig zu werden.

B) Landtage. Der König, der sie allein jedes Jahr ausschreibt, bringt auch nur allein (gewöhnlich durch Kommissa-

71) Ponfikl hat sie genau verzeichnet; so wie die Fideicommisse. S. auch Müllner S. 124 und 143. Letzterer hat das Verzeichniß aller herrschaftlichen Güter, Lehnschaften, Hof, Städte und Märkte mit Angaben ihrer Entfernung von Prag. 72) Eine eigne Art dieser Realunterthänigkeit entsteht, wenn Jemand durch Vertrag mit der Obrigkeit, als sogenannter Grundhold, auf lange Zeit das Nutzungsrecht eines obrigkeitlichen Grundes erhält. Man nent die zeitlichen Inhaber solcher Güter, Erbzinsleute, Erbpächter, Emphiteuten. — Der Person nach können sie ganz freie Leute seyn; es kann aber auch der umgekehrte Fall eintreten. — So gehört z. B. der größte Theil herrschaftl. Güter im Leitmeritzer, Saazer und Ellbogner Kreise durch emphiteutischen Einkauf den Unterthanen, wodurch die ohnedem durch Kunst und Industrie schon große Bevölkerung noch mehr zugenommen hat.

73) Nicht nur wirkliche Güterbesitzer, sondern auch alle, welche auf den Besitz eine Anwartschaft haben, können dabei erscheinen, wenn sie nur volljährig sind und das Incolat besitzen. 74) Er wird durch seine Würde Reichsfürst, Primas regni (d. i. erster und vornehmster Landstand), Kanzler der Prager Universität und Legatus natus in einigen auswärtigen Diöcesen und ist Haupt des geistlichen Standes. 75) Kostetzky I. S. 357. Im J. 1800 hatten 1494 adelige Familien das Incolat. 76) Landrechte heißen ursprünglich die Gesetze für den Adel, im Gegensatz der Stadtrechte

rien [77]) Propositionen und Postulate vor. Jedem Andern ist dies untersagt und wird zum Verbrechen gemacht; es sey denn, nach besonders erhaltener Bewilligung. Der Obristburggraf dirigirt den Landtag [78]). Das Resultat der Berathschlagung über die königl. Propositionen, bildet den Landtagsschluß, der den königl. Kommissarien zugefertigt wird.

Die königl. **Postulate** begreifen herkömmlich drei Gegenstände: 1) Auffoderung zur Aufrechthaltung der Religion. 2) Bestimmung des Grundsteuerbetrags (Kontribution pro militari et camerali) für das kommende Jahr. 3) Übernahme der zu Besoldungen sowol der Königlichen, als Landesbeamten bestimmten Abgaben. 4) Sehr selten Gutachten über besondre Gegenstände.

Die **Landtagsartikel** und **Sitzungen** sind eine Folge der königl. Postulate, werden gedruckt und enthalten gewöhnlich: 1) Darlegung dessen, was die Geistlichkeit im verflossenen Jahre zum Besten der Religion gethan, 2) Annahme der Steuer und andrer Zahlungsfoderungen. Allenfalls Beifügung einer oder der andern Bitte für Beförderung des allgemeinen Besten. Den Berathschlagungen wohnt der königl. Kommissarius bei. Alle Beschlüsse müssen zu Protokoll gebracht werden, welches durchs Gubernium an den König gelangt, der durch dieselbe Stelle seine Entschließung eröffnet, worauf erst die Landtagsartikel geschlossen werden können und nun erst erhält der Landtagsschluß Gesetzeskraft [79]).

C) **Die Vorrechte der Landstände** sind: 1) Wahl des Königs falls die regirende Linie ausstirbt. 2) Kein Stand des Königreichs kann vor irgend ein fremdes Gericht gezogen werden. 3) Steuerbewilligungen. Der König fodert (postulirt) jährlich nur auf dem Landtage, a) die Grundsteuer (Kontribution), b) die Naturallieferungen an Hafer, Heu und Stroh c) Außerordentliche Abgaben, welche die Stände unbedingt gewöhnlich bewilligen müssen, seltner unterthänigste Vorstellungen dagegen machen, wogegen der König jedesmal reversirt, ihre Vorrechte nicht zu beeinträchtigen (Landes-O. 1527. A. 5.). Alle auf die Steuer, das Kataster Bezug habende Geschäfte, der Ausschreibung, Vertheilung rc besorgt ein eigenes von den Ständen verordnetes Kollegium, doch nicht definitiv, sondern der höhern Entscheidung der böhmischen Hofkanzlei bei Anständen untergeordnet (Hofdekret, 26. Jan. 1781). 4) Verwaltung der ständischen Gefälle, Kassenanstalten und Stiftungen, durch einen permanenten Ausschuß, den sie aus ihrer Mitte wählen, die sonst nöthigen Beamte zu wählen [80]) und anzustellen; so wie die Lehrer bei ihren Anstalten, z. B. beim Polytechnischen Institut [81]). 5) Bewahrung und Aufsicht der Reichskleinodien, Landtafel und des Kronarchivs. 6) Ertheilung des Gutachtens über Aufnahme der Ausländer zum Incolat und Adel. 7) Das Recht, das Obereigenthum über erworbenen Grund und Boden (Herrschaften, Güter, Freihöfe), ausschließend zu besitzen und auszuüben. Daher Niemand, der nicht durch der Stände Beistimmung das Incolat- und Landstandsrecht erhalten, solche Realitäten in Böhmen besitzen kann. 8) Übersicht, Leitung und Berichtigung jener Statsschulden, welche die Stände übernommen oder garantirt haben. In dieser Eigenschaft ist der ständische Ausschuß eine königliche Behörde und besorgt, unter Aufsicht der Landesstelle, jure delegato die Leitung eines Theils der Statsfinanz- und Kreditsgeschäfte. 9) Verwaltung der Obristburggräfl. u. Gräfl. Stranskischen Stiftungsgüter. 10) Für die Landkreisärzte und Chirurgen haben sie die Vergütung ihrer Reisekosten zu bewilligen. 11) Bewahrung des Landesarchivs (Hofdekr. 26. Mai 1786, 31. Jan. 1793, 22. März 1794, 20. Jun. u. 10. Jul. 1795).

3) **Incolat. Landtafelfähigkeit.** Das Incolat begreift die Rechte eines Eingebornen, die ein Fremder förmlich erwerben muß, darunter vorzüglich die Einführung bei dem Landtage, wodurch er böhmischer, landtagsmäßiger Landmann wird und die Landtafelfähigkeit, d. i. das Recht erhält, **landtäflich**, d. i. **adelige Güter** zu besitzen; was auch seit 1790 Akatholiken gestattet ist. Doch kann dies Recht nur der ausüben, welcher sich zu einem der 4 Stände gehörig legitimirt. — Diese Landtafelfähigkeit ruht von selbst auf dem mit dem böhmischen Incolat versehenen Herrn- und Ritterstand; dann auf demjenigen Bürgerstand, welcher in solchen Städten eingeboren wohnend und hausansässig ist, die zur Landtafel privilegirt sind [82]), der Landesfürst kann sie aber auch ertheilen.

4) Die Landtafel enthält das legale Verzeichniß aller Dominikalgüter, ihrer Besitzer, ihres Werths und der darauf haftenden Lasten, nebst allen Urkunden, welche das Eigenthum oder einen Anspruch auf dasselbe begründen. Letzteres geschieht durch die sogenannte Einverleibung (Intabulation) oder Vormerkung. — Der permanente Landesausschuß besteht, auch außerhalb der kurzen Zeit des jährlichen Landtags, wieder, seit **Leopold II.** aus dem Direktor (Obristburggraf) und 8 Beisitzern aus allen 4 Ständen, welche sie aus ihrer Mitte wählen, die der König zu bestätigen hat. Ein Mitglied wird auf 6, das andre auf 3 Jahre aus jedem Stande gewählt. Sie werden aus der ständischen Kasse besoldet. Bei wichtigern Angelegenheiten wird dieser Ausschuß durch mehre Mitglieder aufs Doppelte (16) gebracht und heißt dann der **verstärkte**.

5) **Königswürde. Erbhuldigung, Krönung und Krönungseid.** Jeder neue König wird als solcher geweiht und gekrönt [83]) und hat den Krönungseid abzu-

77) Denn jetzt erscheinen die Könige selten mehr in Person, sondern statt ihrer, bei Eröffnung und Schluß des Landtags diese Kommissarien; von welchen zwei aus dem Herrenstande (der Erste ist immer einer der obersten Landesbeamten) der Dritte aus der Ritterschaft ist. 78) Derselbe hat die ganz eigne Stellung als Haupt der Stände, Repräsentant der Nation gegen den Beherrscher, als Haupt der Civilverwaltung, Repräsentant des Herrschers gegen sein Volk zu seyn, wenn gleich mehr stillschweigend in Bezug auf den Landtag. 79) Vergleiche über alles weitre Detail **Kostetzky** 1816. 80) Können jedoch nur solche wählen, welche der Obristburggraf zuvor für wahlfähig erklärt hat. 81) Auch das Theater in Prag steht unter ihrer Verwaltung.

82) Auch die Professoren und Decane der Prager Universität sind in dieser Rücksicht besonders begünstigt. Dies Incolat dehnt sich stillschweigend auf den Mährischen und Schlesischen Ritterstand aus, weil Mähren und Schlesien als Zubehörden des Königreichs betrachtet werden. 83) Die Beschreibung der Feierlichkeiten findet man unter andern in 1) **Kostetzkys** System der politischen Gesetze Böhmens, Prag 1816. I. S. 94. rc. 2) **Debrois** Urkunde über Leopolds II. Krönung, Prag gr. Fol. 1818.

legen, wonach er gelobt über die katholische Religion festiglich zu halten, die Stände bei den confirmirten und wohlhergebrachten Privilegien zu handhaben und nichts vom Königreiche zu veralieniren (Landesordnung 1627. A. 3.). Zu dem Ende wird auf einem eignen Landtage der König von einer Deputation desselben zur Krönung eingeladen. Die Stände legen den Erbhuldigungseid ab.

Vorrechte des Königs. Er allein schreibt Landtage aus, gibt Gesetze, bestellt die Landesämter, die Beamten schwören nur ihm [84]). Er verleiht die Würde des Herrn- und Ritterstandes, d. i. den Adel und die gewöhnlichen Regalien. Nach Patent 22. April 1784 wird der Anbau, Einfuhr und Verkauf des Tabaks zu den landesfürstlichen Reservaten gezählt und nach Patent 21. Dec. 1807 der Salpeter als ausschließendes Eigenthum des Regenten erklärt.

6) Oberst-Landes- und Erbämter [85]). Diese Ämter sind gerade so größtentheils beibehalten, wie sie in den Zeiten des selbständigen Königreichs gegründet wurden: 1. die obersten Landesämter sind ein Attribut des Herrn- und Ritterstandes und die damit bekleideten heißen die obersten Landesoffiziere. Der erste derselben ist der Obristburggraf [86]) als Stellvertreter des Königs, jedoch nicht auf den Landtagen, weil ihm hier die Leitung der Verhandlungen aller versammelten Stände obliegt, daher hier (wie erwähnt) besondere Kommissarien des Königs Stelle vertreten. Die Oberstlandhofmeisterwürde, als die zweite dem Range nach, vereinigt der jedesmalige Präsident des Appellationsgerichts, so wie der Landrechtspräsident, die des Obersten Landrichters. Dann noch der Oberlandmarschall und Oberstlandkämmerer. Diese und einige andre Würden sind bloße Ehrenämter oder erhalten nur am Krönungsfeste Bedeutung. — Der böhmische Oberst-Kanzler bekleidete das sechste Landesamt, war sonst der Chef der königl. böhmischen Hofkanzlei, als letzten königlichen Instanz in allen politischen Angelegenheiten und mußte daher immer dem Könige zur Seite bleiben. Er war das Organ aller königlichen Verordnungen, die er unterfertigte. Als die Könige aus dem östreichischen Hause in Wien residirten, folgte der böhmische Oberst-Kanzler mit der Kanzlei (zuerst unter Ferdinand I) dahin, behielt seinen Titel bei, wenn er gleich auch die oberste Leitung erst der Östreichischen [87]) und dann der Galizischen Angelegenheiten mit den ihm zugetheilten Hofräthen besorgte. In neuester Zeit ist der böhmische Obrist-Kanzler verschwunden, und statt dessen, ein oberster Kanzler und Minister des Innern an die Spitze der kaiserlichen Hofkanzlei gesetzt worden, welcher die politischen Angelegenheiten sämtlicher Provinzen des östreichischen Kaiserstats mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens leitet. Unter ihm stehen die Hofkanzler: 1) ein Östreichisch-Illyrischer, 2) ein Lombardisch-Venetianischer und 3) ein Böhmisch-Galizischer für Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien.

Außer diesen Landesbeamten aus dem Herrnstande, waren ursprünglich noch 5 aus dem Ritterstande. 1) Der Oberstlehnrichter (oder sonstige Hofrichter; seine Benennung zeigt dessen dermaliges Geschäft). 2) Der Oberstlandschreiber (besorgte die Einregistrirung der Urkunden, Akten und öffentlichen Verhandlungen bei der königl. Landtafel, jetzt unbesetzt). 3) Der Landesunterkämmerer (leitet die ökonomischen Angelegenheiten der königlichen Freistädte). 4) Der königl. Unterkämmerer (unter welchem sonst die für den Unterhalt der königl. Witwe bestimmten königl. Leibgedingstädte standen, deren ökonomische Angelegenheiten er auch noch jetzt besorgt, indeß die frühern anderweitigen Funktionen aufgehört haben). 5) Der Burggraf des Königgrätzer Kreises. 2. Die Erbhofämter sind 10 Hofämter, die auf dem Ältesten bestimmter Familien haften, welche bei Belehnungs- und Krönungsfeierlichkeiten auftreten [88]).

7) Reichskleinodien, Wapen, Orden.

Reichskleinodien. Krone, mit dem seidnen Häubchen, Scepter, Reichsapfel, Ring, Schwert des heiligen Wenzels, Kreuz Karls IV. mit mehren Reliquien. Zu dem Allen gehört noch ein eigner Krönungsornat.

8) Das Wapen des Königreichs ist ein silberner Löwe mit goldner Krone und doppeltem Schweife im rothen Felde seit Ottokar II. 1249.

9) Der Orden sind drei:

1) St. Wenzelsritter. Diese alte Ritterwürde ist Böhmen eigenthümlich und wird bei der Krönung mit dem Schwerte des heiligen Wenzels (des Landespatrons) vom neuen Könige einigen ums Vaterland und den Landesfürsten verdienten Personen ertheilt [89]). 2) Der heilige ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern, 1217, in Böhmen aufgenommen. 3) Der Johanniterorden, hat ein Großpriorat; zu Strakowitz Prachiner Kreis die Residenz.

B. Bürgerstand, Städte. Wie wir so eben gesehen, waren Geistlichkeit und Erbadel durch die in barbarischen Jahrhunderten erlangten Privilegien (wie fast in ganz Europa so auch) in Böhmen zu dem Hauptbesitz der Freiheit, der Vorrechte und des Reichthums, besonders aber des Bodens, und zwar fast ausschließlich gelangt. Nur mühsam und nach und nach erhielten die Bürger in den wenigen freien oder königlichen Städten

---

84) Sonst auch dem Herren-Ritterstande und der ganzen Gemeinde des Königreichs. 85) Das Umständlichere bei Kostetzky I. S. 172. 86) Diesen eigenthümlichen Titel hat nur der Landeschef von Böhmen. Die Burggrafen waren in älterer Zeit adelige Aufseher der königlichen Schlösser und andrer Vesten, besonders in militärischer Rücksicht; der über das Prager Schloß gesetzte hieß vorzugsweise der Oberste. 87) Nachdem Maria Theresia die Böhmische und Östreichische Hofkanzlei 1761 vereinigt hatte.

88) 1) Erbhofmeister die Fürsten und Grafen Kinsky. 2) Erbtruchsesse die Fürsten und Grafen Colloredo. 3) Erbmundschenken die Grafen von Czernin. 4) Erbvorschneider die Grafen von Waldstein. 5) Erbschatzmeister die Grafen v. Wrtby. 6) Erbküchenmeister die Grafen von Wratislaw v. Mitrowitz. 7) Erbsilberkämmerer die Grafen von Salm-Reiferscheid. 8) Erbpaniere des Herrenstandes die Grafen von Chorinsky, Freiherrn von Ledske. 9) Erbpanier vom Ritterstande die Worzikowsky von Kuadraticz. 10) Erbthürhüter die Freiherrn Mladota v. Solopisk. 89) Kostetzky I. 64.

(hauptsächlich durch die Könige selbst, zum Gegengewicht gegen die Übermacht des Adels) eine bürgerliche, selbständige Existenz. Die allermeisten Städte Böhmens sind noch heut zu Tage dem Adel untergeordnete Schutzstädte. — Adel und Geistlichkeit nahmen alle nur einigermaßen ehrenvolle und einträgliche Ämter gleichsam erblich in Anspruch, deshalb war für ersteren kein Sporn zu ausgezeichneter Bildung nöthig und für den bürgerlichen blieb er unnütz. Die königliche Macht, die Veränderung des Kriegswesens, die Aufnahme der Gewerbe und des Handels, welche in andern Wegen, als der Grundbesitz beim Adel, nicht nur zum Reichthum, sondern auch zur Bildung führten, schieden nach und nach den Bürgerstand als selbständig aus. Die Städte wurden mehr oder weniger als eben so viele feste Plätze, den Herren und Schlössern gegenüber, wichtig und gewannen auch dadurch, nebst ihren Bewohnern, Ansehen und Macht. — Sie machten sich um die königliche Sache verdient und erhielten mancherlei Privilegien; sogar Antheil an der Landstandschaft, so gering er auch war, wie oben gezeigt worden. — Es beruht hierauf zum Theil, Classification, Rangordnung und Verschiedenheit der Verhältnisse und Vorrechte der Städte Böhmens. Sie sind:

I) Königliche oder Landesfürstliche. Besonders erhoben die Könige Ottokar II. und Johann viele gemeine Städte zu königlichen, als Gegengewicht gegen den zu mächtigen Adel, meistens für Geldleistungen. Dadurch hob sich der Bürgerstand vornehmlich und zuerst in Prag. a) Privilegirte. Diese haben die Berechtigung zu Sitz und Stimme auf den Landtagen durch Deputirte und die Erwerbsfähigkeit landtäflicher Güter und sie mit allen dahin gehörigen Vorrechten auch wirklich zu besitzen; nicht nur als Korporation, sondern auch für jeden Eingebornen, einzelen Bürger, der ein eignes Haus besitzt und seinen beständigen Aufenthalt in der Stadt hat; laut abgeschloßnen, sogenannten St. Wenzelsvertrag zwischen Adel und Bürgern, auf dem Landtage in der Oktave des St. Wenzelsfestes 1523. Dahin gehören indessen nur die 4 Städte Prag, Pilsen, Budweis und Kuttenberg, deren Bürger aber keineswegs auf dem Landtage einzeln, wie alle mündigen Familienglieder des Adels, sondern blos durch Deputirte erscheinen dürfen, welche sämtlich nur eine Stimme haben, die der Bürgermeister von Prag vorträgt, und damit den gesammten Bürgerstand des Königreichs repräsentirt. — Ein Blick auf die frühere Rubrik B. (Bewohner I. Bevölkerung) lehrt das höchst ungleiche Verhältniß der Vertretung, die für den Bürgenstand fast zur Nullität wird, indeß der Bauernstand ihrer gänzlich ermangelt. — Im besondern Sinne sind privilegirte Städte diejenigen, welche gleich den privilegirten von der Bieraccise frei sind (die 3 Festungen Eger, Josephs- und Theresienstadt) dagegen an den Vorrechten jener keinen Theil haben. — b) Nichtprivilegirte, sind als Korporation betrachtet ebenfalls landtafelfähig und haben als Besitzer landtäflicher Güter den privilegirten Gerichtsstand bei den Landrechten; nehmen aber an den Landtagen keinen Theil und jenes Vorrecht geht auch nicht an die einzelen Bürger über [90]), dahin gehört z. B. Brür. — In Rücksicht der Verwaltung, Oberaufsicht ihrer Ökonomie ꝛc. theilen sich die königl. Städte in a) Nichtunterkammeramtliche. Dahin gehören: 1) Wellwarn unmittelbar unter dem Obristburggrafen stehend. 2) Prag, Pilsen, Budweis *), Kuttenberg *), Eger, Ellbogen, Karlsbad, Kommotau *) und die Bergstädte, welche unter dem königlichen Landesgubernium stehen. b) Unterkammeramtliche. 1) Freie, unter dem Landesunterkämmerer des Königs stehend: Aussig, Beraun, Böhmischbrod, Brür, Czaslau, Jungbunzlau, Kaaden, Kaurzim, Klattau, Kollin, Laun, Leitmeritz, Mieß *), Nimburg, Pilgram, Pisek, Rakonitz, Rokizan, Saaz *), Schüttenhofen, Tabor *), Taus, Teutschbrod *), Wodnian, Josephs- und Theresienstadt, letztere beide mit verschiedenen Vorrechten. — 2) Königliche Leibgedingstädte, zum Leibgedinge der jedesmaligen Königin bestimt, an die sie von ihren Einkünften einen bestimmten Theil (etwa 1500 Fl.) zu entrichten haben, und unter einem eignen Unterkämmerer der Königin stehend [91]). Chrudim, Hohenmauth, Jaromirz, Königgrätz, Königinhof, Melnik, Neubidschow, Politschka, Trautenau. — Nach der mir zu Gebot gestandenen Handschrift eines sonst sehr zuverlässigen Gewährsmannes hätten auch die behausten Bürger der königlichen Leibgedingstätte das Recht zum Ankauf landtäflicher Güter.

II) Herrschaftliche oder Municipalstädte u. Märkte, unter einer Privatherrschaft als Grundobrigkeit stehend, deren Gerichtsbarkeit sie auch unterstehen. Sie theilen sich in a) Schutzstädte, deren Bürger freie Leute sind, und nur der Obrigkeit ein gewisses Schutzgeld zahlen, aber von andern Gaben und der Robot frei sind. b) Unterthänige, deren Bewohner der Unterthänigkeitsverband an die Obrigkeit knüpft [92]).

Die königlichen Städte besorgen durch ihre Magistrate 1) Polizei und ökonomische Angelegenheiten. 2) Die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit. — Darnach sind die Magistrate in 3 Senate getheilt, deren einer die technischen Geschäfte und das städtische Ökonomiewesen — der Zweite die Civil-, der Dritte die Criminalgerichtsbarkeit besorgt. In Prag insbesondre wurden 1784 die verschiedenen Magistrate und Jurisdiktionen aufgehoben, und ein Hauptmagistrat angeordnet. — Die Municipalstädte haben ähnliche Einrichtungen, sind aber weit mehr in ihrem Wirkungskreise beschränkt, ihrer Obrigkeit und dem Kreisamte weit mehr untergeordnet nach dem Hofdekret 24. Mai 1808 und noch einigen früheren. — In den Stadtbüchern des Magistrats werden alle bürgerliche Besitzungen eingetragen.

Zur Ausübung der bürgerlichen Gewerbe ist das Bürgerrecht erfoderlich; zu den unbürgerlichen ein Schutzdekret.

---

90) Doch machen nach neuern Privilegien die Bürger von Saaz, Kommotau und Kaaden hierin eine Ausnahme. *) Sind zugleich Bergstädte. — Die Verzeichnisse derselben liefern: Müllner, Ponfikl und Kostezky. 91) Eine gekrönte Königin bezieht diese Einkünfte auch als Wittbum. 92) Das Verzeichniß bei Kostezky I. S. 403 und Müllner S. 117. ein besonderes S. 356. — Dann Ponfikl I. 3. S. 219.

Zu den bürgerlichen rechnet man sowol die zünftigen als freien von größerm Umfange. Jede Gewerbsverleihung begründet blos ein persönliches Recht. — Unter polizeilichen Gewerben werden solche verstanden, welche blos für Local- und erste Bedürfnisse sorgen und unter Polizeiaufsicht stehen z. B. Bäcker; unter commerzialen solche, welche schon für einen größern Wirkungskreis arbeiten und mit eigentlichem Handel verbunden sind. — Die Bürgereigenschaft ist nicht erblich wie der Adel, sondern persönlich, und muß vom Sohne jedesmal wieder besonders erworben werden. — Auch hier findet Militärpflichtigkeit Statt, nach der Bestimmung des Conscriptionssystems, dessen Begünstigungen zur Befreiung zu benützen, eine große Anzahl Gewerbs- und Häuserabtretungen und Käufe, so wie von Studirenden, von ungleichen und unzeitigen Ehen, eintraten.

C. **Die unterthänigen Bauern** (Rustikalisten)[94]) sind die zahlreichste Klasse des Reichs, ohne einen Stand mit politischem Recht zu bilden. Sie waren ursprünglich Diener, welchen die Herren (Wladiken) einen Theil ihrer weitläufigen Grundstücke unter der Bedingung der völligsten Unterwürfigkeit und Leistung der Frohndienste verliehen. Zufolge des Feudalsystems mußten sie auf das Aufgebot des Herzogs unter Anführung der Wladiken ins Feld rücken. Alle fremde Gefangene, auch viele Einheimische, wenn sie Verbrechen begangen, wurden zu leibeignen Knechten gemacht. Die Leibeigenschaft ward erblich zugleich mit harter Behandlung, um durch Furcht jede Widersetzlichkeit nieder zu halten. So lag es in dem ursprünglich slawischen Herkommen, daß die Bauern mehr wie Sachen angesehen und frühzeitig stets gedrückt wurden. Herzog Sobieslaw II. (seit 1175) suchte sie zu schützen und ihnen Rechte zu sichern. Deshalb schalten ihn die Großen den Bauernfürsten. Die Verachtung dieses Standes ging so weit, daß der Adel bei den Feuer- und Wasserproben einen der unschuldigen Unterthanen als Stellvertreter zu schicken pflegte. Die Majestas Carolina (ein Gesetzbuch, welches Karl IV. einführen wollte, aber wegen Widerspruch des Adels nicht durchsetzen konnte, obwol er nur einige wenige Beschränkungen versucht hatte) beweiset am besten die großen Vorrechte der Herren über ihre Bauern. Die hussitischen Unruhen besserten einigermaßen ihr Verhältniß. — Die aus der Fremde angesiedelten teutschen Bauern, die jetzigen sogenannten Teutsch-Böhmen in den Gränzgegenden, standen in freien und bessern Verhältnissen als die slawischen. Noch heute stehen sie im Unterthansverhältniß zum Grundbesitzer (Obrigkeit, Dominium) der Herrschaft oder des Guts, in welchem ihr bedingter emphyteutischer, aus Dienstvertrag (nexus subditelae) herrührender (rustikaler) unterthäniger Besitz liegt. — Zwar haben Leibeigenschaft[95]) und Hörigkeit aufgehört, aber der Unterthan ist schuldig den Aufträgen und Befehlen seiner Obrigkeit zu gehorchen und hat folgende Lasten, für die ihm vom Grundherrn im zeitweiligen Besitz überlassenen Grundstücke zu tragen: 1) Naturalabgaben (Zehnten, Zinsungen, Spinnschuldigkeiten ꝛc.) 2) Geldabgaben (Grundzinsen, Laudemien, Grundbuchsgebüren ꝛc.) 3) Naturaldienste (vorzüglich die Hand- und Zugfrohnen (Robot) die in Natura von ihm geleistet, oder durch Vertrag in Geld oder Grund und Boden abgelöset werden können und zum Theil sind. Außer diesen Herrendiensten ist der Bauer dem State noch zu Vorspann, Transport der Statsgüter, zu Straßenfrohnen, Übernahme der Einquartirungen und zu Rekrutirungen nach dem östreichischen Conscriptionssystem verpflichtet. — Um sich Letzterm zu entziehen, und die Begünstigung des Systems zu benutzen, entstanden eine große Anzahl Grundzerstückelungen, Stiftungen neuer Wirthschaften, Grundabtretungen. — Dagegen wurden den Unterthanen die Wege zum vollen Nutzungseigenthume seines Grundes eröffnet, daß er nun erwerben und verkaufen konnte. Er durfte sich verheirathen, seinen Aufenthalt verändern und Handwerke lernen, jedoch mit Bewilligung seiner Obrigkeit, die nicht erschwert werden darf. — Diese, in Vergleich der vorherigen Lage, außerordentlich großen Wohlthaten waren ein Werk Josephs II. seit 1781[96]). Er setzte ihnen dadurch die Krone auf, daß er den Bauernstand in besondern gesetzlichen Schutz gegen alle etwanige Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ihrer Obern nahm und deßhalb verschiedene Verordnungen und Anstalten traf, welche die ungemessene Gewalt der ersten Instanz sehr beschränkten und von den Kreisämtern aufrecht gehalten werden mußten. Er hob durch das Unterthanenpatent den 1. November 1781 die Leibeigenschaft auf, führte, statt ihrer, eine gemäßigte Unterthänigkeit ein und setzte die gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen Obrigkeiten und Unterthanen fest[97]). Statt des bisher den Bauern nur geliehenen Grundeigenthums, dessen Herr der Adel war, verstattete er die Freimachung desselben und seinen sichern Besitz als Privateigenthum[98]). Die früher ungemessenen Frohnen (eher mußte des Herrn Acker bestellt seyn, als der des Bauern) bestimmte er gerecht, verstattete ihre gesetzliche Loskaufung und ging auf den Statsgütern selbst mit dem Beispiel ihrer Abschaffung gegen einen mäßigen Geldzins voran. Den 1. Jan. 1785[99]) hob er die unentgeldlichen Waisendienste und lästigen Waisengelder auf. Das sonst sehr barbarisch geübte Strafrecht der Obrigkeiten beschränkte er bedeutend[1]). Überdem ward vom Gesetz den Unterthanen ein eigner Advokat bestellt, der ihre Rechte zu vertreten und zu vertheidigen hatte[2]). Auch ertheilte ihnen Joseph II. 1788 die Befugniß, auf ihren eignen Gründen Kalk, Mergel und Gyps graben zu dürfen. — Aber ihrer Vermehrung setzte die Verordnung vom 2. Ja-

94) Im Gegensatz von Freisassen und Freibauern. 95) Sonst waren sie Leibeigene, die bei Veräußerung des Grundes von der Herrschaft mit verkauft wurden, die nicht einmal ihren Körper als ihr Eigenthum betrachten durften.

96) Eigentlich schon seit 1770 gab er als Mitregent dem Unterthan die Freiheit, seine Gründe erblich einzukaufen. 97) Schon Maria Theresia milderte im J. 1748 deren bisheriges hartes Verhältniß. Von da an begann die erste gesetzliche Reform, welche den bisherigen Bedrückungen Einhalt that. Den 13. Aug. 1775 setzte sie den Frohndienst von 6 Tagen in der Woche auf 3 herab. 98) Sie konnten nemlich ihrem Grundherrn das Nutzeigenthum als bleibend abkaufen, von welcher Freiheit $\frac{9}{10}$ der böhmischen Bauern Gebrauch machten. 99) Bestätigt 1791. 1) Bestätigt 5. Okt. 1792. 2) Die hieher gehörigen wichtigen Verordnungen sind vom 1. Sept. 1784. 10. 13. u. 15. Jul. 1786. 10. Febr. 1. Mai und 14. Aug. 1789. 9. Mai 1790.

nuar 1782 bestimmte Schranken. — Im nördlichen Böhmen findet man unter den teutschen Bauern sehr wohlhabende, mit vorzüglichem Vieh und bessern Wohnungen, ja selbst zum Luxus sich versteigend und mit vielem Silber prangend [3]).

In der **Bildung** steht der Bauer im Ganzen noch sehr zurück, aus den allgemeinen, in vielen Ländern, hier aber noch besonders geltenden Ursachen, weil die herrschende slawische Sprache und die herrschende Religion die Zugänglichkeit teutscher Bücher und Kultur erschwert.

Eine eigne Art bloßer Realunterthänigkeit entsteht, wenn Jemand durch Vertrag mit der Obrigkeit als sogenannter **Grundhold** auf lange Zeit das Nutzungsrecht eines obrigkeitlichen Grundes erhält. Man nent die zeitlichen Inhaber solcher Güter Erbzinsleute, Erbpächter, Emphyteuten. Der Person nach können sie ganz frei seyn, es kann aber auch der umgekehrte Fall eintreten, je nachdem der Grundherr den Vertrag mit einem solchen Ansiedler auf einem Boden, der der Substanz und Nutznießung nach volles Eigenthum des Herrn ist, und von welchem er auch die (Dominikal-) Steuer zahlt, abgeschlossen wird. Solche angesiedelte Bauern nent man auch Dominikalisten [4]).

Fremden wird die Einwanderung sehr begünstigt und die Erwerbung des Statsbürgerrechts sehr erleichtert; theils durch die Bestimmung des bürgerlichen Gesetzbuchs, theils durch die Hofdekrete 4. Sept., 13. Okt. 1781, 30. Mai 1783, 9. März 1784, 3. Febr. 1792, 22. Januar 1803, 23. Nov. 1809, 22. Januar 1810.

II. Verwaltung.

Aus dem Bisherigen erhellt hinlänglich, wie sich die ursprüngliche Verfassung gebildet, aber auch sehr verändert hat, besonders seit Böhmen aufhörte, ein selbständiges Königreich zu seyn, und ein integrirender Stat des östreichischen Kaiserthums ward, am entschiedensten nach der Schlacht am weißen Berge. Alles dieses hatte großen Einfluß auf die Verwaltung, durch welche Vieles modificirt, Verbundenes getrent, Getrenntes wieder vereinigt ward. — So ist das Königreich Böhmen im politischen ursprünglichen Sinn von weit größerm Umfange, als im geographischen; da ihm in jenem noch das Markgrafthum Mähren und das östreichische Schlesien einverleibt sind [5]); wenn gleich dermalen letztre beide Provinzen unter einem besondern Gouvernement vereinigt sind, das, so wie das eigentliche Königreich Böhmen, unter den Hofstellen in Wien steht und zwar: 1) in allen finanziellen, commerziellen und Bergwerks-Gegenständen unter der allgemeinen Hofkammer und deren besondern Sectionen der Commerz-Hofcommission und der Hofkammer im Münz- und Bergwesen; 2) im Rechnungswesen unter dem General-Rechnungsdirektorium; 3) in Justizsachen unter der obersten Justizstelle in Wien; 4) in Polizei- u. Censurgegenständen unter der obersten Polizei-Censur-Hofstelle; 5) in Studiensachen unter der Studienhofcommission; 6) in reinen Militärangelegenheiten unter dem Hofkriegsrath; 7) in allen übrigen aber oder den sogenannten politischen unter der vereinigten kaiserlichen Hofkanzlei.

A. **Politische Verwaltung.** In deren Bereich gehört im Allgemeinen Alles, was nicht rein zum Justiz-, Militär-, Finanz- oder geistlichen Ressort gehört, obwol sich die Gränzen nicht genau ziehen lassen und oft auf jene Gegenstände auch von der politischen Behörde Einfluß oder Mitwirkung genommen wird.

Der **Kreisämter** [6]) sind 16 für eben so viel Kreise und sie sind, nebst der **Stadthauptmannschaft** in **Prag** die Hauptstützen der politischen Verwaltung. Jedes Kreisamt hat zum Chef einen Kreishauptmann, der allein zu entscheiden und alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen hat, wenn ihm gleich mehre Commissarien und andere Personen, z. B. ein eigner Kreisphysikus 2c. zur Unterstützung zugeordnet sind. Unter dem Kreisamte stehen alle **Dominien**, d. h. Herrschaften und Güter der Obrigkeiten mit ihren Unterthanen und deren Grundbesitz. Letztere haben in den meisten Fällen im Grundherrn ihre **erste Instanz**, dessen Stellvertreter ein von ihm ernannter und bezahlter **Beamter** [7]) zugleich dem Kreisamt wegen Gesetzmäßigkeit seines Verfahrens verantwortlich, aber auch das berichterstattende und exequirende Organ desselben bei allen Anordnungen bleibt, daher ein eigenes Amt mit Rent- Steuer- und mehren andern Beamten, mit Schreibern und Kanzlei (das sogenannte Wirthschaftsamt) bildet. Die neuere Gesetzgebung seit Joseph II. begünstigt und schützt sehr die Unterthanen und hemt so die Nachtheile, die aus der Vereinigung des Oberherrns und Richters in einer Person sonst entstehen würden. In streitigen Fällen zwischen beiden, oder unter sich, ist das Kreisamt die zweite [8]), das Landesgubernium in Prag die dritte, die königliche böhmische und galizische Hofkanzlei in Wien die vierte Instanz, von welcher noch unmittelbares Angehen an den Kaiser, in den seltensten Fällen mit abändernder Wirkung, Statt findet. — Die Kreisämter sind eben so die Organe zwischen dem Gubernium einerseits und den Magistraten der Städte und Wirthschaftsämtern andrerseits, wie es das Gubernium zwischen der Hofkanzlei und den Kreisämtern ist. Ähnliche Aufsicht und Verrichtungen, als sich beim Gubernium aufs ganze Königreich erstreckt, übt das Kreisamt in seinem Kreise.

Der **Wirthschaftsämter** politische Hauptverrichtungen bestehen in: 1) Repartirung, Erhebung und Abführung der Steuer. 2) Conscribirung (im Verein mit der Militärbehörde) der Unterthanen und des Viehstandes, Aushebung und Abführung der Rekruten. 3) Ausschreibung von Vorspann- und Transportfuhren oder Naturallieferungen für den Statsdienst. 4) Kundmachung aller kreisamtlichen Verordnungen. 5) Handhabung der Polizei. 6) Führung der Grundbücher über Besitzstand der

---

3) Charakteristisch findet man die männlichen und Nationaltrachten der Bauern aller Kreise in 40 illum. Sedezblättern bei **Pachmeyer** in Prag. 4) Vgl. **Kostetzky** praktisches Handbuch der Gesetze in Unterthanssachen 2c. im K. Böhmen. Prag 1815. 5) Es gehört mit zu denjenigen Provinzen des östreichischen Kaiserthums, welche dem teutschen Bunde zugetheilt sind.

6) Die Kreisämterverfassung ist eine ursprünglich eigenthümliche böhmische, und nach diesem Vorbilde dann in allen übrigen nicht ungrischen Erbstaten des Kaiserreichs eingeführt worden. 7) Gemeiniglich hat er auch noch die ökonomische Oberleitung. 8) Nach den Patenten vom 1. Febr. u. 7. Sept. 1781. M. s. auch die Kreisamtsinstruktion von 1783 u. 84. und das Dekret vom 27. Jan. 1800.

Unterthanen und aller dabei eintretenden Veräußerungen, Verkäufe ꝛc. 7) Verfügung in Sterbefällen, Besorgung der Schätzungen, Vormundschaften, des Waisenvermögens ꝛc.

Die Magistrate, welche die städtischen Angelegenheiten leiten, stehen in politischer Rücksicht ebenfalls unter dem Kreisamt; in solchen Städten aber, wo sie zugleich eine Justizstelle (gemeiniglich nicht nur in Civil-, sondern auch in Criminal-, in Prag auch in Mercantil- und Wechselfällen) sind, in dieser Beziehung, unter dem Appellationsgericht.

Das Landesgubernium [9]) besteht aus dem Chef (dem Obrist-Burggrafen), einem Vicepräsidenten, mehren Räthen, Sekretären und übrigem Personale, ist die oberste Landesstelle, unter welcher Kreisämter, Magistrate ꝛc. im engsten Verbande stehen.

Es ist dies die wichtigste Oberbehörde und die Are, um welche sich die Hauptverwaltung des Königreichs dreht. Sie ist das Zwischenorgan der Hofkanzlei in Wien, fast in Allem, was nicht rein militärisch, oder juridisch ist; empfängt von dort seine Aufträge, erstattet dahin seine Berichte und Gutachten [10]). Das gesamte Schul- und Studienwesen nebst den geistlichen Angelegenheiten (in so fern sie nicht rein spiritualia betreffen), hat hier einen eignen Referenten, zu welchem alle Eingaben der 4 Landesconsistorien und des bischöflichen Regensburger Vicariats in Eger (gegen 4000 jährlich) eben so wie das Sanitätswesen in der Person des Proto-Medikus. Weniger eng, in so fern sie zunächst unter andern Behörden stehen, immer aber in einem untergeordneten Verhältniß stehen noch zu demselben 1) das böhmische Oberstlehnrichteramt, als für welches alle rein (nicht streitige, juridische) Lehnsangelegenheiten gehören. 2) Das Fiscalamt oder die Kammerprocuratur, welche die Beobachtung der Gesetze zu kontroliren, die Gerechtsame der Regirung bei den Regalien [11]), Statsgütern ꝛc., ja auch die der Unterthanen gegen die Obrigkeiten [12]) zu vertreten hat. Ist zugleich Vicehofrichter und Direktor des Prager Weinbergamts (welches die Aufsicht über die Weinberge 3 Meilen um Prag und die Entscheidung bei Streitigkeiten hat). 3) Die Prager Stadthauptmannschaft und Polizei-Oberdirektion. 4) Die Landesbau-, dann die Wegdirektion. 5) Die Provinzialstatsbuchhaltung, als oberste Landesrechenbehörde. 6) Das Kameralzahlamt, welches sämtliche landesfürstliche Einnahmen und Ausgaben leitet [13]). 7. Das Taxamt. 8. Der Landesausschuß der Stände (die Erbsteuer-Hofkommission), und die Unterkammerämter der freien und Leibgedingstädte. 9) Das Bücherrevisionsamt. 10) Die Consistorien. 11) Die Schul- und Studiendirektion. 12) Die Versorgungs- und Strafanstalten. 13) Die Commerz- und Fabrikeninspektion. Unter der k. k. Hofkammer in Wien stehen dagegen: 1) Die Bancal- Tabak- Stempelgefäll- Lotto-Administration mit ihren untergeordneten im Königreiche zerstreuten Ämtern, welche auf die Entrichtung der vorgeschriebenen Zölle, Abhaltung verbotener Waren, Beobachtung der vorgeschriebenen Stempel und dafür zu leistende Zahlung, den Salz- und Tabakverkauf (als Regal), die Tranksteuer und die Lotteriegeschäfte zu wachen und alles dahin gehörige zu leiten haben. 2) Die Statsgüteradministration, welche die Oberleitung über alle Stats- und verschiedene Stiftungsgüter hat. 3) Die Postämter. 4) Die Münz- und Bergämter. (Ein Münzamt besteht in Prag, das zugleich die Prägung und Einlösung des Silbers besorgt. Von den Bergämtern siehe die Rubrik Bergbau.) — Dennoch hat auch hier die Landesstelle, oder das Präsidium allein, mehr oder weniger Einfluß.

B. Justizverwaltung [14]).

Ferdinand's II. Landesordnung von 1627 gilt nebst den Novellis declaratoriis von 1640 als Hauptlandesgesetz für die obern Stände; das allgemeine Stadtrecht für den Bürgerstand; außerdem die neuern allgemeinen Gesetzbücher, welche für alle teutsche, böhmische und galizische Erbstaten Östreichs verbindlich sind. — Eine neue Gerichtsordnung ward von Joseph II. den 1. Mai 1782 eingeführt. Er hob die bisher für den Adel bestandenen mehren Gerichtshöfe auf und stellte ihn unter einer einzigen ersten Instanz, die sogenannten Landrechte in Prag, wohin auch von Franz II. die Geistlichkeit und die Freisassen verwiesen wurden. — Eine neue Erbfolgeordnung erschien 31. Mai 1786 und im November der 1. Theil des neuen bürgerlichen Gesetzbuches, so wie den 13. Januar 1787 ein neues allgemeines Gesetzbuch über Verbrechen und ihre Bestrafung, die aber unter der gegenwärtigen Regirung durch weit vollkommnere Gesetzbücher übertroffen wurden. — Die Landrechte wurden neu organisirt 1782—1784. Sie haben die Gerichtsbarkeit über 1) den Adel; 2) die Landstände als Corporation; 3) alle geistliche Corporationen und seit 1803 auch 4) über jeden einzelen Geistlichen. 5) Über landesfürstliche Städte, Märkte und freie Ortschaften, die unter keiner Grundobrigkeit stehen und als Corporation auftreten. 6) Über den Fiskus und alle Fiscalangelegenheiten. 7) Über rein böhmische Lehnssachen [15]). — Den Landrechten ist die Landtafel als Vermerkamt (seit 1791) einverleibt. — Der Gerichtsstand für die Bürger sind die Magistrate, diese sind entweder organisirte [16]), wie bei allen königlichen

---

9) Aus der böhmischen alten Reichskanzlei, welche alle Regirungsgeschäfte in oberster Instanz besorgte, ward unter Ferdinand II. a) eine Statthalterei; unter Maria Theresia 1749 b) eine Repräsentation und Kammer für die Provincialia, Politica, Contributionalia, Militaria mixta, Cameralia (hier waren auswärtige Angelegenheiten, Justiz ꝛc. schon ausgeschieden), endlich nach dem 7jährigen Kriege c) das Landesgubernium. 10) Das Hofdekret vom 29. Mai 1784 enthält den Amtsunterricht für diese Stellen. Die Dekrete vom 9. Jul., 12. Okt. 1782, 4. Aug. 1783 und 29. Jan. 1800 enthalten Näheres über Befugniß und Wirkungskreis desselben. — 11) Unter andern liegt ihm strenge Prüfung der Verdienste derjenigen ob, welche bei der Landesstelle die Ertheilung des Adelstandes oder eine Standeserhöhung nachsuchen. 12) Zu welchem Ende bei dieser Stelle ein eigner Unterthansadvokat besteht. 13) Es theilt sich in die Kameral-, Militär-, Religions- und Studienfonds- und Wegbaukassen, bezieht alle dahin gehörigen Gelder und bestreitet alle darauf angewiesenen Ausgaben. 14) Eine kurze Übersicht der Geschichte des böhm. Rechts geben die Vaterl. Blätter 1813. Nr. 53. 54, so wie über die Jurisdictionsverhältnisse Nr. 98—100. 15) 1812 kamen bei den Landrechten 21,323 Eingaben vor, 153 Civilprozesse, 10 Concurse, 646 Verlassenschaftsabhandlungen. 1813 22,480 Eingaben, 207 Civilprozesse, 9 Concurse, 746 Verlassenschaftsabhandlungen. 16) 1812 kamen bei dieser organisirten Gerichtsbehörde erster Instanz (vermuth-

Städten, d. h. ihre Mitglieder müssen sämtlich von der Appellation geprüfte Juristen seyn, oder nicht-organisirte, wie bei den Municipalstädten [17]). Hier ist es hinreichend, wenn der Syndikus ein geprüfter Jurist ist. — Der Gerichtsstand der Bauern ist die Grundobrigkeit, da ihr die Patrimonialgerichtsbarkeit oder das sogenannte adelige Richteramt zusteht, die sie aber durch einen von der Appellation geprüften, jedoch von ihr gewählten, angestellten und bezahlten Juristen, oder einen nahe gelegenen Magistrat verwalten lassen muß, den sie nicht willkürlich wieder absetzen kann. (Hofdekret 10. August 1787). Sehr wichtige Gegenstände welche dadurch der Obsorge der Obrigkeit übertragen worden, sind: die Verlassenschafts-, Vormundschaftsangelegenheiten, das Vermögen der Waisen [18]) und alle Deposita. Solcher Ortsgerichte erster Instanz sind in Allem 1028 [19]).

Das k. k. Appellations- und Kriminalobergericht in Prag ist in allen Civil- und Criminal-Justizsachen seit 1548 die oberste Behörde, welcher untergeordnet sind: 1) das k. Landrecht; 2) in Absicht der Personen die Gerichtsbehörden derer, die weder zu einem der Stände, deren Forum das Landrecht ist, noch zum Militär gehören, also in den Städten die Magistrate (denen einigen auch die Kriminalgerichtsbarkeit übertragen ist [20]), auf dem Lande die obrigkeitlichen Justizämter; 3) in Absicht der Gegenstände, alle Wechsel-, Berg- und Lehngerichte; 4) insonderheit ist sie die Instanz für teutsch-böhmische Kronlehnangelegenheiten [21]). — Vom Appellationsgericht geht der Zug an die höchste Instanz, die oberste Justizstelle in Wien. — In Prag besteht unter Vorsitz des Bürgermeisters ein Wechsel- und Merkantilgericht [22]). Das zusammengesetzte Militärgericht s. beim Militär.

Böhmen zählt gegen 90 Advokaten und 190 Justitiarien auf dem Lande. — Kriminaluntersuchungen kamen vor: 1800—1809 943, 1810 1643, 1811 1726, 1812 2204. Darunter 1697 Diebstähle und Veruntreuungen, 138 Betrügereien und Fälschungen, 57 Todschläge, 47 Verwundungen, 46 Räubereien ꝛc., 42 öffentliche Gewaltthaten, 16 Brandlegungen, 13 Bestechungen und Misbrauch der Amtsgewalt, 1 Aufruhr.

C. Präsidial-Verwaltung.

Noch ein besonderer Verwaltungszweig ist die sogenannte Präsidialverwaltung, welche zwar auch bei dem Generalcommando und den Justiz- auch andern Kollegien Statt findet, am ausgezeichnetsten aber bei dem Obristburggrafen, als Chef des Landesguberniums. Schon dieses kann in mehre Administrationszweige, die nicht unmittelbar zu seinem Wirkungskreise gehören, Einfluß nehmen. Noch mehr kann dies in eintretenden Fällen das Präsidium (das zu dem Ende eine eigne Kanzlei hat). Aber am wichtigsten wird seine Stellung durch unmittelbare Communication mit den höhern Stellen in Wien (am meisten mit der Policei-Censur-Hofstelle) ja mit dem Monarchen selbst, und durch Anordnungen, welche geheim bleiben, oder sonst nicht vors Collegium kommen sollen und separate Geschäfte oder Personen betreffen.

D. Polizeiverwaltung.

Die Polizei des Königreichs wird von der Stadthauptmannschaft und Oberpolizeidirection zu Prag geleitet, welche unter dem Polizeiministerium zu Wien steht. Ihr ist seit Franz II. nicht blos die politische Oberleitung der Stadt Prag, mit Unterordnung des Magistrats, sondern auch die oberste Polizeileitung des ganzen Königreichs übertragen, worüber täglich dem Landeschef Bericht zu erstatten ist.

E. Finanzverwaltung.

Aus Tafel-, Kron- und Kammergütern zogen die böhmischen Fürsten in den frühesten Zeiten ihre Einkünfte. Mit dem Steigen der Bedürfnisse und Ausgaben kamen nach und nach hinzu: Steuern in Naturalien, Zehnten, vorbehaltene Regalien, und mit zunehmendem Handel, Umwandlung der Naturalsteuern in Geld. Schon im 11. Jahrh. bestand der Unterschied ordentlicher und außerordentlicher Steuern. Zu letztern gehörte in Kriegszeiten z. B. das subsidium ecclesiasticum im 13., und die Decimae ecclesiasticae, Kopf- und Vermögenssteuer im 14. Jahrh., da die Geistlichen außerdem in der Regel steuerfrei waren [23]). Zu den ordentlichen Steuern gehörten die Einkünfte der Bergwerke, Kammergüter, Zölle, Gerichtsgelder, wodurch sich Verbrecher von Strafen loskaufen konnten, Marktgelder (Art Accise), der Tribut (Contribution, Collecta). — Aber es war kein Verhältniß festgesetzt. Die Unterthanen wußten nicht, was sie zu zahlen, die Regirung nicht, worauf sie rechnen konnte. Der eingeführte Militärfuß im 15. Jahrh. nöthigte zu festerer Bestimmung und Eröffnung mehrer Abgabenquellen. Die böhmischen Stände begaben sich nach und nach ihres Vorrechts der Steuerfreiheit und gestatteten die Belegung auch ihrer Dominikalrealitäten, doch ohne eine bestimmte Abgabe für immer zuzugestehen, vielmehr mit Vorbehalt jährlicher Bewilligung des Bedarfs auf dem Landtage, mehr für außerordentliche Fälle. Die Stände selbst bestimmten daher noch bis zum 17. Jahrh. die Steuer nach Maß des Bedürfnisses, so wie die Frist, binnen welcher sie zu zahlen war. Eine Menge besonderer Abgaben fanden Statt von Mühlrädern, Schornsteinen, Goldgeschmeide, Perlen, Wein, Getreide, Viehheerden, Fischen, Wolle und die jüdische Kopfsteuer. — Eine der reichlichsten Beisteuern bewilligten die Stände

---

lich ohne Prag) vor: 651 Civilprozesse, 50 Concurse, 1430 Verlassenschaftsabhandlungen. 17) Siehe bei den Städten. 18) Hesperus 1814 Nr. 32. 33. Patent 26. Mai 1791. Hofdekret 2. Aug. 1795. 19) 1812 kamen bei denselben vor: 5930 Civilprozesse, 64 Concurse, 17,980 Verlassenschaftsabhandlungen. 20) Siehe die Rubrik Städte und Bürger. 21) 1801—6 kamen beim Apellationsgericht jährlich vor: 8561 Eingaben, 570 Civilprozesse und Urtheile, 266 Criminalprozesse und Urtheile. 1812 10,784 Eingaben, 756 Civilprozesse u. Urtheile, 158 Criminalprozesse u. Urtheile. 1813 10,634 Eingaben, 779 Civilprozesse und Urtheile, 124 Criminalprozesse u. Urtheile. 1814 10,570 Eingaben 650 Civilprocesse u. Urtheile, 107 Criminalprozesse u. Urtheile, 1395 Recurse. 1815 10,695 Eingaben, 564 Civilprozesse u. Urtheile, 102 Criminalprozesse u. Urtheile, 1233 Recurse. 22) Bei dem Prager Magistrat und Wechselgericht kamen vor: 1812 33,577 Eingaben, 498 Civilprozesse, 40 Concurse, 784 Verlassenschaftsabhandlungen. 1813 37,497 Eingaben, 778 Civilprozesse, 39 Concurse, 795 Verlassenschaftsabhh. 1814 37,500 Eingaben, 604 Civilprozesse, 35 Concurse, 941 Verlassenschaftsabhh.

23) An Johann mußten sie (1326), und an seinen Enkel Wenzel IV. (1384) $\frac{1}{10}$ ihrer Einkünfte entrichten, was bei der Domkirche zu Prag allein einige 80,000 Fl. jetzigen Geldes ausmachte.

Rudolph II. 1610 782,000 Schock Groschen und **Matthias** 1614 66,000 Schock.

I. Grundsteuer. Diese war bis zu **Marien Theresiens** Zeiten, dem Namen nach, ganz unbekant, bestand aber der Sache nach, als (Berna) Collecta, Contribution, landesfürstliche Steuer (das jetzige militare ordinarium) und ward schon im 12. Jahrh. von den Ansässigkeiten oder Huben Landes (zu 72 Strich) entrichtet. Im J. 1325 trug sie 95,000 Mark (200,000 Fl. jetzigen Geldes). Die Hube zahlte um diese Zeit 16 böhmische Groschen[24]) — jetzt etwa 3 Fl. 50 Kr. — hundert Jahre später schon 9 Fl. 45 Kr. — Den Namen **Militare ordinarium** führte sie von ihrer ursprünglichen Bestimmung. Die Stände bewilligten sie 1541 zum Unterhalt des Heeres auf 6 Jahre. Ihre Festsetzung **für immer** stieß sich an die einmal vom Hofe bestätigte Befreiung der adeligen Gründe und doch hätte man gern Bürger und Bauern erleichtert. Endlich begehrte man von den Grundherren, unbeschadet ihrer Befreiung, eine Beisteuer, und nannte sie zum Unterschied der andern das **Extraordinarium.** 1654 ward zum Behuf einer Steuerregulirung das Land nach seinen Grundstücken beschrieben und in sogenannte Ansässigkeiten vertheilt, von deren jeder im Durchschnitt 180 Fl. reiner Ertrag angenommen und davon ⅓ (60 Fl.) zum Unterhalt der Familie, ⅓ zum Wirthschaftsbetrieb und ⅓ also 60 Fl. zur Steuer bestimt ward. Dasselbe Verhältniß galt für halbe und Viertels-Ansässigkeiten und ward 1683 rektificirt. — Die Beisteuer des Adels betrug bis 1757 von jeder Ansässigkeit[25]) 15 Fl. 22½ Kr. (dann aber vom 100 reinen Ertrags (nach eigner Angabe) 29 Fl. 6 Kr. später 10 vom Hundert.) — Beide Steuern betrugen 1757 nach den damals sehr niedrigen Schätzungen 4,216,274 Fl. 38½ Kr. — Hiezu ward ferner noch das sogenannte **Camerale** als fixe Steuer zur Tilgung von Schulden bestimt, zuerst mit 1,070,480 Fl. überhaupt also feste Steuer 5,286,754 Fl., davon die Unterthanen 3,224,117 Fl.[26]). Seit 1748 ward erst durch förmlichen Vertrag mit den Ständen, nach Graf **Haugwiz** Vorschlag, eine den Nationalbedürfnissen angemessene Summe, so wie die Art ihrer Erhebung und Vertheilung aufs Land auf 10 Jahre festgesetzt, was aber durch die Bedürfnisse des Stats zur bleibenden Abgabe ward. Die Landstände übernahmen 1) einen Theil der Statsschulden, 2) einen Grundsteuerbeitrag für immer zum Militärbedarf, 3) einen Beitrag für die Kameralkasse. Man nannte dies die allgemeine Landesrektification (Patent vom 8. Jul. 1750, 27. Jul. 1754) und setzte durch dieselbe das Verfahren in Beziehung auf Bestimmung der Steuerobjekte, die Fassion, Schätzung und Subrepartition fest, ohne deshalb die Ungleichheiten zwischen Belastung der einzelen Steuerpflichtigen zu heben. Darin fand der große Unterschied Statt, daß man sich bei dem Adel und der Geistlichkeit blos mit Fassionen der Pflichtigen sub fide nobili et sacerdotali begnügte; bei den Unterthanen hingegen die Schätzung nach dem Kapitalwerthe (hauptsächlich nach den Ansässigkeiten und Kaufpreisen) erhoben wurde — ohne Berücksichtigung richtiger Messung und reinen Ertrags. — Die Subrepartition ward den Grundobrigkeiten und Magistraten überlassen. Die hieraus von selbst entstehende Steuerungleichheit nicht nur der Provinzen gegen einander, sondern auch unter den Steuerpflichtigen derselben Provinz und besonders die Begünstigung der Dominikal-, Geistlichen und Kameralbesitzungen, welche im Vergleich der Bauerngründe nur halb so viel steuerten, versuchte Joseph II. 1784 aufzuheben[27]). Nur Verschiedenheit der Fruchtbarkeit, Lage und der Größe sollten entscheiden: einerlei Maß und einerlei Preis der Produkte nach rohem oder Reinertrag festgesetzt werden. — 70 vom Hundert mit Einbegriff der Kulturkosten sollte der Unterthan zum Genuß frei behalten und 30 versteuern, nemlich: an Landesabgaben von jedem Hundert im Durchschnitt aller Kulturarten 12 Fl. 13¼ Kr. die noch übrigen 17 Fl. 46¾ Kr. sollten an die Obrigkeit zur Ausgleichung aller Ansprüche an Geld, Naturalien und Diensten, da wo sie bisher eben so viel, oder mehr vom Unterthan bezogen hatte, bezahlt werden. Wo sie weniger betrugen, durften sie nicht erhöht werden. Eben so sollte die Obrigkeit 12 Fl. 13¼ Kr. vom Hundert ihres Ertrags steuern. Böhmens kontrolirter Grundertrag belief sich auf 30,057,939 Fl. 29 Kr. Davon belief sich die Steuer nach dem angenommenen Princip auf 3,646,000 Fl.[28]). Dazu kam aber später noch die Erhöhung der Steuer um 1/7 zur Besoldung der jetzt nöthigen Steuerbeamten mit 300,579 Fl. 33 Kr. Nach dem Rectificatorium seit 1748—1757 aber hatte sie betragen 4,216,274 Fl. Joseph II. minderte sie also um 500,000 Fl. — Hauptzweck einer Steuerregulirung war außer dem schon erwähnten noch: Begünstigung des Feldbaues, Zerstörung des Feudalsystems, Schutz der Rechte der Gesellschaft, und besonders des Unterthans und seines Wohlstandes. Zum Besten der Landwirthschaft wurden alle den Verkehr mit den Produkten im Innern erschwerenden Zwischenmauthen, namentlich der ständische und Bankal-Weinaufschlag an Böhmens Gränzen und der ständische Weinaufschlag im Innern selbst, mit dem 1. Nov. 1789 aufgehoben und der daher entstehende Ausfall der Grundsteuer zugeschlagen. — Was bisher von den Häusern des Bürgerstandes, Adels und der Geistlichkeit gezahlt worden, ward durch Patent vom 1. Sept. 1788 zwar mit zur Grundsteuer geschlagen, aber dennoch nicht als Landessteuer betrachtet, da ihr ganzer Ertrag zu einem Vergütungsfonds

---

24) Deren damals weit höherer Werth daraus erhellen mag, daß ein Prager Meierhof, zu welchem außer Wiesen, Weiden und Wald, 210 Strich Äcker gehörten, 1350 um 70 Schock böhmische Groschen etwa 1120 Fl. verkauft ward, der jetzt 50,000 Fl. werth ist.
25) Viele Domänen hatten ihren Steuerantheil, da sie sich selbst taxirten, nach der Anzahl der unterthänigen Ansässigkeiten berechnet und von jeder 14 Fl. 35 Kr. entrichtet, so daß ein Landgut von 10 Ansässigkeiten, welche 600 Fl. Rustikalsteuer zahlten, nur 145 Fl. 56 Kr. an Dominikalsteuer zahlte.
26) Nach einer handschriftlichen Nachricht 3,828,373 Fl. 36 Kr., davon das Dominikale 1,148,041 Fl.

27) Verordnung vom 25. Jan., 15. April, 20. April 1785, 10. Febr. 15. Sept. 1789.
28) Nämlich von den Äckern 2,620,950 Fl. à 10 Fl. 37½ Kr. vom 100 Ertrag. Weingärten 7264 Fl. ebenso. Wiesen und Gärten 605,444 Fl. à 17 Fl. 55 Kr. Weidland 71,736 Fl. und Wald 338,069 Fl. à 21 Fl. 15 Kr., nach Abschlag des Schlagerlohns, rund oder noch kein halber Gulden im Durchschnitt aufs Joch, genau 28 Kr. So auch noch 1790. Teiche 3,696,460 Fl. Das Dominicale allein 1,251,986 Fl. 9½ Kr.

der Feuer- und Wetterschäden an Grundstücken und Häusern bestimt ward. — Alle der eigentlichen Landwirthschaft gewidmeten Gebäude (also die aller Bauern) blieben frei. Jetzt ist dies abgeändert.

Die Josephinische Steueranordnung hob Leopold II. 1790[29]) in so fern auf, daß zwar der nach der Ausmessung von 1789 erhobene Ertrag und auch die dort bestimmte Vertheilung die Basis der Steuer bleiben, dieselbe aber nach dem frühern Maßstab entrichtet werden soll; worüber die Patente von 1792 und 1793 das Nähere besagen, welche das Theresianische Provisorium wieder einführten. — Das Patent vom 23. Dec. 1817 ordnete eine neue Steuerreform und das Mailänder System als Basis an, was eine genaue ökonomische Vermessung, Mappirung und Taxirung voraussetzt, die ebenfalls den 28. Mai 1818 angeordnet ward. Bis diese Vorarbeiten vollendet sind, wurden 8. Februar 1819 wieder die Resultate der Josephinischen Grundsteuerregulirung[30]), mit einigen Modificationen der Häusersteuer, beibehalten.

Im 19. Jahrh. traten folgende Veränderungen und Erhöhung der Grundsteuer ein: 1802 ward ihre Erhöhung um 60 Proc. für das Dominikale und um 30 Proc. für das Rustikale und 1807 überhaupt um 126 Proc. angeordnet. — Zu der Grundsteuer in Gelde war bisher auch immer noch in Natura für die Militärbedürfnisse ein Beitrag in Körnern, Heu und Stroh geliefert worden. Dieser Naturalbeitrag ward nun in Geld gefodert. Und so stand die Grundsteuer 1807 also:

a) Gewöhnliche Contribution			
1) Rusticale	2,579,332 Fl.	20 Kr.	
2) Domin.	1,249,041 —	9 —	
b) Zuschuß von 126 Proc.	4,434,114 —	46 —	
c) Reluition der Naturallieferung	1,353,397 —	48 —	
	9,615,886 —	5 —	Bancozettel[31]).

1817 betrug die gesammte Grundsteuer	5,200,000 Fl. W. W.	
Die Naturalreluition wegen Theurung	12,160,000 — —	
	17,360,000 — —	[32]).

1818 verlangt Grundsteuer mit 133 Pr. Zuschlag	9,563,059 Fl.	24 Kr.	
Dazu Naturallieferungs-Reluition	12,290,233 —	46 —	
	21,853,293 —	10[33])	

Davon ab Überlastung im Verhältniß zu den übrigen Provinzen, welche Böhmen nachgewiesen

	1,531,409 —	25 —
	20,321,883 —	45 *)

29) In diesem Jahr betrug die ordentliche Grundsteuer

	4,200,000 Fl.
außerordentliche	1,070,488 —
	5,270,488 —

30) Diese findet man vollständig, genau und authentisch in André's Zahlenstatistik. Tübingen, Cotta, 1823, so wie überhaupt daselbst das Ausführlichere über Östreichs Finanzen, Steuerwesen, insonderheit auch, so weit Böhmen in Betracht komt, dargestellt ist. 31) Cours à 200 etwa 4,800,000 Fl. Conv. 32) Cours à 250 etwa 6,900,000 Fl. Conv. 33) Dito 8,750,000 Fl. Conv. *) 8,150,000 Fl. Conv.

1820 postulirte der König mit Inbegriff der Militär-Naturalbeiträge

a) Dominikalsteuer, calculirt auf 4 Proc. des Ertrags in Conv.	2,719,608 Fl.	— Kr.	
(Variante 2,742,146 Fl. 26 Kr.)			
b) Rusticalsteuer, calculirt auf 12 Proc. Ertrag 14,318,394 Fl. WW. à 250 in Conv.	5,727,357 —	36 —	
(Variante 14,437,050 Fl.)			
	8,446,965 —	36 —	

Die Häusersteuer war eine der üblichsten außerordentlichen schon im 17. Jahrh. Ein leibeigner Bauer zahlte vom Hause 10—20 böhm. Groschen, der Bürger 30—60. Der ganze Ertrag war etwa 75,000 böhmische Groschen. — Unter Joseph II. fiel die Häuser- und Gewerbesteuer zusammen und betrug bei Prag 40,000 Fl. Conv. — Seit 1820 ward die Häusersteuer als ein Zweig der Grundsteuer behandelt, neu regulirt und so erhöhet, daß sie von Prag allein, das 3500 Gebäude[34]) zählt, 140,000 Fl. Conv. jetzt (vielleicht doppelt so viel vom ganzen Königreiche) beträgt.

II. Industrial- und Gewerbssteuer. Seit 31. Dec. 1812 angeordnet[35]) bringt etwa ein 400,000 Fl. Silber. (Vorher führte diese auf Industrie, Häuser und Gewerbe gelegte Steuer den Namen Fictitium, welches nach Ansässigkeiten (11,200) hypothetisch à 60 Fl. angenommen ward und 1807 672,000 Fl. B. Z. brachte) 1817 500,000 Fl. WW.

III. Klassensteuer vom gesammten Einkommen[36]). 1807 brachte sie 400,000 Fl. B. Z., 1817 250,000 Fl. W. W. oder 100,000 Fl. Silber.

IV. Personalsteuer, eine Kopfsteuer[37]), von allen, welche das 15te Jahr erreicht, mit Ausnahme der Armen à 30 Kr. Conv. Geld. — Rechnet man von der gesammten Bevölkerung über ⅓ für Kinder beiderlei Geschlechts bis ins 15te Jahr und für Arme ab, müßte sie ungefähr tragen 1 Million Conv. — 1807, wo sie viel geringer angesetzt war, trug sie 536,000 Fl. B. Z. 1817 1 Million W. W., jetzt etwa 600,000 Fl. Conv.

V. Einkommen von den Statsgütern[38]). Sie bestehen 1) aus eigentlichen Domänen, deren Ertrag in den Kameralfonds fließt, 2) aus den Gütern der aufgehobenen Exjesuiten, deren Ertrag in den Studienfonds, 3) aus den Gütern der später aufgehobenen andern Klöster, deren Ertrag in den Religionsfonds fließt. (Einige andre kommen hier nicht in Betracht.) Jene sind sämtlich theils schon verkauft, theils noch zum Verkauf bestimt, um damit die Statsschulden zu tilgen und das Papiergeld einzulösen. Die bedeutendste dieser Herrschaften ist Pardubitz im Chrudimer Kreise, gegen 1 Million im Werth. Ihr dermaliger Gesamtwerth ist auf 6 Millionen Conv. angeschlagen und können sie 300,000

34) Wovon etwa 100 öffentliche seyn mögen. 35) Man sehe das Ausführlichere in André's Zahlenstatistik 1823. S. 175 Nr. 48. 36) Ebendaselbst S. 178. 37) Ottokar I. schrieb eine solche schon 1220 aus und belegte damit nicht nur die bisher steuerfreie Geistlichkeit zum erstenmale, sondern auch 30mal höher als die Judenschaft. 38) André's Zahlenstat. S. 183 ff. Hesperus 1823. Nr. 48.

Fl. Conv. ertragen [39]), 1788, wo sie noch alle beisammen waren, kaum 344,000 Fl. Conv.

VI. Beiträge für Militärquartiere. 1807 310,000 Fl. B. Z. 1817 720,000 Fl. W. W. 1818 nebst Militärunterstützung 1,033,810 Fl. 56 Kr. W. W. oder 400,000 Fl. Silber.

VII. Straßenbaubeiträge 1807 600,000 Fl. B. Z. 1790 124,750 Fl. Conv.

VIII. Judensteuer 1807 540,000 Fl. B. Z. 1815 288,660 Fl. W. W. 1818 220,500 Fl. W. W. circa 100,000 Fl. Silber.

IX. Tranksteuern insgesamt [40]). 1807 2,308,425 Fl. B. Z. (1790 1,350,000 Fl. Conv.)

X. Erb- und Schuldensteuern 1807 150,000 Fl. B. Z. 1817 200,000 Fl. W. W. (1790 Schuldensteuer 490,000 Fl. Erbsteuer 70,000 Fl. Erbsteuer-Äquivalent 20,000 Fl.)

Alle diese Rubriken (mit Ausnahme II. und V.) brachten 1807 zusammen 14,512,438 Fl. 13 Kr. B. Z. *)

XI. Zölle rein [41]), dermalen 500,000 Fl. Conv.

XII. Fleischkreuzer (1790) 240,000 Fl. Conv.

XIII. Salzgefäll 1787 2 Millionen. 1790 3,533,000 Fl. [42]).

XIV. Lotto 1790 110,000 Fl. Conv.

XV. Tabak 1790 900,000 Fl. Conv.

XVI. Siegel- und Stempelgefälle 1790 400,000 Fl. Conv. (seitdem weit mehr erhöhet) 1816 1,125,000 Fl. W. W.

XVII. Fiscalisaten und Taxen vielleicht jetzt 150,000 Fl. W. W.

XVIII. Post 1790 180,000 Fl. Conv.

XIX. Die Ständischen Adminiculargefälle. Dahin gehören alle den Ständen zur Verwaltung oder Verpachtung überlassene Gefälle, die unmittelbar in deren Kassen [43]) zur Bestreitung der ihnen auferlegten Statsausgaben fließen, z. B. die Erb-, Schulden- und ein Theil der Tranksteuern. — Dahin gehörten 1807:

a) Von der Grundsteuer	62,000 Fl.
b) Ertrag der Erbsteuer	148,532 —
c) Ständischer Gränz- und Weinaufschlag (noch außer der gewöhnlichen Tranksteuer) vom Wein	55,683 Fl.
d) Zum Ersatz des bis 1777 bestandenen Acciseaufschlags, vom Tranksteuerfonds	153,367 —
e) Malz-Anlage von jedem Fasse Bier 1807,	29,361 —
f) Musikimpost für Tanzmusik in den Wirthshäusern	41,646 —
Stand	490,600 —

XX. Varia 1790 665,000 Fl. Conv.

Generaleinnahme von Böhmen: 1770 und 1790 nahe an 16 Millionen.

Dermalen etwa 20 Millionen in Silber.

Sonderung der Einnahmen und ihrer Kassen. Die Statseinkünfte unterscheiden sich in a) Ständische, wohin 1) alle Haupt- und Nebensteuern gehören, die vom Grundbesitz herrühren, und von den Ständen bewilligt und repartirt werden. Diese werden monatlich aus den Kreisen abgeführt in die Prager Kasse des Kameralzahlamts (wo alle Nebenschüsse auch mehrer anderer Kassen, nach Abzug der Administrationskosten zusammenfließen), welches die Hauptausgaben des Königreichs bestreitet und den endlich bleibenden Überschuß in das Universalkameralamt nach Wien sendet, 2) die unter XX. erwähnten Schuldensteuern. — b) Die Bankalgefälle oder Zölle, Mauthen, Tranksteuer, Salzgefälle, Tabak, Stempel, mit besondern Administrationen und Kassen. — c) Kameraladministrationsgefälle oder die noch übrigen Einnahmen von der Lotterie, Post, den Statsgütern, dem Berg- und Münzregale und noch einigen andern landesfürstlichen Gefällen, ebenfalls unter besondern Administrationen und Kassen.

Über die Ausgaben nach den neusten Verhältnissen ist nichts bekant, seit Büsching einen genauern Etat vom J. 1770 gab, wonach, mit Inbegriff der auf Böhmen repartirten Statsschuldenantheilsausgaben von der Einnahme von 15 bis 16 Millionen keine 700,000 Fl. übrig blieben, welche an die Universalkasse nach Wien abgeliefert werden konnten, so viel nahm der Landesbedarf weg, und darunter am meisten das Militär.

Zollwesen. Das ganze Königreich ist mit Zollämtern umgeben, zur strengen Controle, daß keine Waren ein- und auspassiren, ohne untersucht und den Tarifen gemäß verzollt zu werden. In diesen Tarifen ist fast Alles, was im östreichischen Stat selbst zu haben ist, entweder ganz verboten oder die Einfuhr mit hohen Abgaben belegt. — Die Centralstelle dieser Gränzmauth- und andern Ämter ist das Hauptzollamt in Prag; wo für hereinkommende Waren die zweite Untersuchung Statt findet und wo alle abzusendenden anzugeben und zu vermauthen sind.—Aber bei der ausgedehnten Linie, mit welcher Böhmen an fremde Staten (Preußen, Sachsen, Baiern) gränzt, und bei den vielen Begünstigungen eines gebirgigen und waldigen Terrains, wird die Schwärzerei ausnehmend ins Große getrieben.

Einnahmen aus den Regalien. Dahin gehören als die wichtigsten: 1) Das Salz, welches aus den kais. Salinen Oberöstreichs 300,000—350,000 Ctr.) und als Steinsalz aus Galizien (40—50,000 Ctr.) nach Böhmen komt. 2) Der Tabak, der hautpsächlich aus ungrischen Blättern

39) 1789 trugen die Jesuitengüter rein 100,000 Fl. Conv. Die Religionsfondsgüter 274,000 Fl. Conv. Die Cameralherrschaften 344,000 Fl. Conv. (Vergl. André's Zahlenstatistik Beilagen XXVI—XXIX. 40) Schon im 17ten Jahrh. bestand die Biersteuer mit 4—6 Groschen vom Faß. Man schätzte den Ertrag 100.000 böhm. Groschen, woven ⅔ zum Gehalt der Hofleute und ⅓ zu Zinsen an die Gläubiger des Königs bestimt war. *) Davon floß 1) etwa ⅓ nemlich 4,509,544 Fl. 42 Kr. in die Militärkassen, 2) 2,496,708 Fl. 34 Kr. in die Kameralkassen für Besoldungen und andere Administrationskosten, 3) 2,058,362 Fl. 24 Kr. in die Bankalkassen, welche den reinen Überschuß an die Hofkammer in Wien abführten. 4) 3,863,174 Fl. 2 Kr. in die Statsschuldenkasse. 5) 1,584,628 Fl. 31 Kr. in die ständischen und andern Fondskassen. 41) Diese wurden unter dem Namen Umgeld schon im 11. Jahrh. entrichtet. Hesperus 1823. Nr. 32. 42) Ehedem 1,601,833 Fl. als die Tonne 5 Fl. 50 Kr. kostete, 1770 1,922,200 Fl. als die Tonne 7 Fl. kostete. 43) Man unterscheidet die Domestikalkasse, woraus die unmittelbaren Bedürfnisse der Stände z. B. Besoldungen ihrer Beamten, bestritten werden, und die Ärarial-Kredit-Operationskasse, woraus die Kapitalien und Interessen der übernommenen Statsschuld bezahlt werden.

in kaiserlichen Fabriken bereitet, von eignen unter der Tabaksadministration stehenden Verlegern, im ganzen Lande (mit Verbot und Ausschluß jedes andern) um bestimmte Preise verkauft wird. 3) Die Bergwerkseinnahmen sind so gesunken, daß hier wahrscheinlich ein Deficit ist und die andern Kassen vielmehr die Ausgaben zur Erhaltung der Beamten und königlichen Werke decken müssen.

F. Militärverfassung und Verwaltung.

Der Heerbann des Adels innerhalb der Gränzen war ehedem das Hauptvertheidigungsmittel des Königreichs. Ferdinand I. machte 1541 den ersten Versuch, gegen die Türkengefahr ein stehendes Heer zu organisiren, und verlangte, mit Aufhebung des Heerbanns, dazu eine feste Steuer. Indessen blieb noch lange der Gebrauch, die zum Kriegsbedarf geworbenen Scharen im Frieden wieder auseinander gehen zu lassen. Erst Leopold I. gelang es 1683 bei der abermaligen Türkengefahr die Stände zur Übernahme der für den beständigen Unterhalt eines bleibenden Heeres erfoderlichen Lasten zu bestimmen. Die zum Solde und andern Bedürfnissen desselben erfoderliche Steuer nannte man in der Folge (wie schon früher die Kriegssteuern) die außerordentliche (das Extraordinarium) in Verhältniß zur bisher üblichen. — Im J. 1744 ward beim preußischen Einfall eine bewaffnete Landmiliz errichtet. 1748 übernahm der Hof Bezahlung, Verpflegung, Montirung und Bewaffnung der Armee und repartirte auf die Provinzen, so auch auf Böhmen, die Beiträge zu den Kosten. Bis dahin war von den Bürgern und Bauern auf Märschen und in Standquartiren alles unentgeldlich gereicht worden. Von nun an waren sie zu nichts mehr als zum Obdach verbunden, wofür 1 Kr. Schlafgeld entrichtet ward. Alle übrigen Leistungen an Naturalien und Vorspann sollten vergütet werden. 1769 und 1770 führte Lascy, um ein besseres Verhältniß zwischen dem Civil und Militär, zwischen des letztern Erhaltung und den Kräften der Provinzen, zugleich mit Beförderung der Industrie zu begründen und der Militär-Willkür Schranken zu setzen, das Conscriptions- und Werbbezirkssystem auch in Böhmen ein. Joseph II. ordnete den 10. März 1770 eine Selenbeschreibung an, welche die Bevölkerungsbasis gab, nach deren Verhältniß für Böhmen 11 (dermalen nur 9) teutsche Regimenter zu Fuß und eben so viel Werbbezirke von 3—400,000 Selen [45]) bestimt wurden. Von nun an hießen sie böhmische Regimenter. Dies System ward später vervollkommnet und so z. B. 1777 auch der Viehstand (wegen Remonte und Transportmittel) conscribirt. 1781 ward zuerst das Beurlaubungs-System eingeführt. Auch wurden Einrichtungen getroffen, daß einzele Individuen wieder vom Militärdienst entlassen werden konnten. Das im December 1781 von Joseph II. erlassene Conscriptions- und Werbpatent ist, obwol es neuerlich, besonders durch Patent 25. Oct. 1804 mancherlei Modificationen erhalten, doch noch immer die Hauptgrundlage der Armeebildung und Ergänzung. Die Conscription, welche schon früher unter Theresien, nur nicht so geordnet, Statt gefunden, besteht in der jährlichen Zählung nach Klassen des Geschlechts, Alters, Standes und der Tauglichkeit zum militärischen Beruf, der in den numerirten Wohnungen befindlichen Bewohner; zugleich wird der Viehstand aufgenommen. Geistlichkeit und Adel, dann die landesfürstlichen Beamten blieben ganz, Honoratioren und ihre Söhne, Verheirathete, Studirende und manche andre Stände bedingt frei. 1782 errichtete Joseph II. für die damaligen 11 (jetzt 9) Infanterieregimenter eben so viele Erziehungshäuser für die gemeinen Soldatenkinder — eine Anstalt, die vor ihm keinem militärischen Regenten in den Sinn gekommen war. In jedem dieser Regimenter werden 48 Soldatensöhne auf Kosten des Stats mit allen leiblichen Bedürfnissen versehen und von militärischen Lehrern in den nöthigsten Kentnissen unterrichtet und besonders zu tüchtigen Unteroffizieren gebildet. 1803 ward die Kapitulation auf bestimte Dienstjahre eingeführt und der lebenslängliche Soldatendienst aufgehoben. Die Mannschaft der Infanterie ist auf 10, der Kavallerie auf 12, der Artillerie auf 14 Jahre dienstpflichtig. Die zum Militärdienst in den Conscriptionslisten Vorgemerkten, hebt für jeden bedürfenden Fall das Wirthschaftsamt auf dem Lande, der Magistrat in den Städten für die Infanterie aus. Aus der Infanterie werden die Kavalleristen und Artilleristen genommen. Letztere und die Jäger werden auch angeworben. Ihr gegenwärtiger Stand ist folgender:

1) 9 Infanterieregimenter à 3000 = 27,000 — 2 Kürassierregim. à 800 = 1600 — 1 Chevaurlegers à 1000 (dermalen in Italien) — 1 Husaren à 1200 — 1 Uhlanen à 1200 — 4 Jägerbataillons à 1000 (1 dermalen in Italien) 2 Artill. Reg. à 4000 = 8000 — 6 Compagnien Gränzkordon zusammen 4000 M. — Vom Fuhrwesen, Ingenieur-, Pionnier-, Sapeur-, Mineur-, Pontoniers-Korps etwa 6000. — NB. Alles im completen, aktiven Stand 54,000 Mann.

2) In der Regel sind aber von jedem Inf. Reg. beurlaubt 900 M. = 8100
Jägerbat. 360 — = 1440
9540

3) Reserven (seit 1808) für jedes Regiment 1500 M. = 13,500 M.

4) Landwehr (seit 1768) — — — 2 Bataill. à 1000 = 18000 M.

5) Invaliden vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts dermalen 30,000 M.

6) Pensionisten vom General bis zum Fähndrich 900.

Die Mannschaft wird aus 9 Werbbezirken recrutirt.

Wie in allen Provinzen Östreichs, so ward auch 1767 durch Lascy für Böhmen eine Montirungs-Ökonomie-Commission in Prag eingeführt, welche mit den erfoderlichen Handwerkern nicht nur für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Infanterie und Kavallerie Montirungs- und Ausrüstungsstücke, sondern auch für deren hinlänglichen Vorrath in Kriegszeiten zu sorgen hat. Für Proviant, Fourage und andere Unterhaltsbedürfnisse sorgen die Verpflegsämter aus eignen Magazinen. 1728 ward die regelmäßige Versorgung der Invaliden und die Grundlage des Invalidenhauses in

45) Davon jeder seinen eignen Kommandanten erhielt.

Prag [46]) für das böhmisch-mährische und schlesische Militär beschlossen, die Fonds dazu bestimt, 1749 von den Ständen vermehrt und 1750 ihm seine dermalige Grundverfassung gegeben, welche 1772 genauer regulirt wurde. Die Militär-Invalidenfondsgüter (Horzig, Großbarchow und Hunburg) wurden 1822 im Werth von 376,000 Fl. Conv. geschätzt, aber zum Verkauf, zur Deckung der Statsschulden bestimt. Sie tragen etwa 20,000 Fl. Auch außer dem Invalidenhause werden noch viele Invaliden versorgt.

Der im Etat erwähnte Militär-Gränzkordon von 6 Kompagnien besteht hauptsächlich gegen die Schwärzerei an den baierisch-sächsischen und preußischen Gränzen, gegen Verdächtige, Auswanderer, Deserteure. Das Landgestüt- und Remontirungs-Departement ist in Nimburg, zu Pardubitz ist das Beschäl-Departement und zu Nemoschütz ist ein Militär-Gestütsposten. Die ganze Militärverwaltung des Reichs steht unter dem k. böhmischen Generalkommando [47]), einer Behörde, deren Vorstand der kommandirende General ist und die sich ins a) militärische- b) politische- c) ökonomische (Feldkriegskommissariat) d) Verpflegs- und e) Justiz- (**Judicium delegat. militare mixtum**) [48]) Departement theilt. Das Generalkommando steht wieder unter dem Hofkriegsrathe in Wien [49]).

Als Hauptpunkte zur Vertheidigung des Reichs können angesehen werden: 1) Prag, ein wichtiger Punkt zur Aufstellung einer Hauptarmee, weil sich hier alle Straßen des Reichs vereinigen, und weil es durch mehre Werke befestigt ist. Seine Lage, im Mittelpunkt des Landes an beiden Ufern der Moldau, über welche eine sehr feste, steinerne Brücke gebaut ist, machen es zu einem vortreflichen doppelten Brückenkopf. In seinem Besitz ist man Meister seiner Operationen auf beiden Ufern, dazu ist es die Hauptstadt, der Sitz der größten und reichsten Bevölkerung. 2) Josephsstadt (sonst Pleß), eine halbe Stunde von Jaromirz auf sanfter Anhöhe, im königgrätzer Kreise, Gränzfestung gegen Glaz, von außen kaum erkennbar als fester Platz, ein regelmäßiges Oktogon, an der Mettau und Elbe, 1780 von Joseph II. angelegt. 3) Theresienstadt in demselben Jahre von ihm angelegt und 1787 vollendet, eine halbe Stunde von Leitmeritz in der Ebene, zwischen der Elbe und Eger, kann unter Wasser gesetzt werden. 4) Königgrätz, in der Ebene am Zusammenfluß des Adlers mit der Elbe, ist, im Verein mit Ollmütz, ein Stütz- und Schützpunkt für eine zwischen beiden Festungen aufgestellte Armee. Alle drei genannte starke Festungen sind Schutzwehr gegen Preußen, gegen welches sie alle aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen führende Engpässe bis an die Gränze der Grafschaft Glaz vertheidigen [50]). 5) Eger ist zwar keine erhebliche Festung, aber ein weit nach dem Fichtelgebirge und den Quellen des Mayns vorspringender fester Stützpunkt, wo sich die Straßen nach Sachsen und Baiern (Regensburg und Nürnberg) vereinigen, gleich vortheilhaft zur Offensive, wie zur Vertheidigung, denn es schützt die kleine Gränzebene zwischen dem Böhmerwald und dem Erzgebirge, und deckt einen Ausmarsch. Die 3 Hauptdefileen in Südwesten, wo der Feind über Neumarkt, Kleetsch oder Roßhaupt durch den Böhmerwald eindringen könnte, — sind durch eine Linie von Klattau bis Haid zu vertheidigen. — Die Elbe erleichtert zugleich die Operationen jeder Armee, die zu ihren beiden Seiten nach Sachsen und Preußen vorgeht und bleibt günstig für den Nachschub aller Armeebedürfnisse. — Böhmen war demnach oft der Hauptkriegsschauplatz, als natürliches Bollwerk der Monarchie gegen Angriffe von Norden, Nordwesten und Nordosten. Der 30jährige und der 7jährige Krieg waren in dieser Rücksicht am denkwürdigsten. Aber auch umgekehrt für den Angriff, wenn es jene Gegenden gilt, verschaft Böhmen einen vorzüglichen Sammelplatz, Hauptpositionen und strategische Vortheile, wie der letzte französische Krieg bewiesen. — Seine größte strategische Wichtigkeit hat es im Fall eines Krieges mit Preußen. Die Gränzgebirge sind die natürliche Vertheidigung des Landes. Nur wenige Pässe erleichtern den Eingang [51]). Aber auch das ganze Land ist von Bergen und Defileen durchschnitten; daher jeder Schritt dem Feinde streitig gemacht werden kann. Zu entscheidenden Schlachten ist wenig Gelegenheit, weil Berge, Gewässer und Wälder überall den Rückzug der geschlagnen Armee decken. Selbst mit Eroberung der Hauptstadt ist wenig gewonnen. Prag erfodert eine zu starke Besatzung, auch nur zur Deckung dortiger Magazine; außer dem wird es leicht wieder entrissen. Friedrich der Große war daher der Meinung, Böhmen sey am sichersten an der Donau zu erobern. Ähnlichen Ideen folgten die Franzosen in den neusten Kriegen [52]).

G) Religionszustand.

Die katholische Religion ist die herrschende. Die Macht und der Einfluß ihrer Geistlichkeit sind bedeutend

46) Mit 3 Filialen in Brandeis, Podiebrad und Pardubitz, auf den königl. Schlössern zur Versorgung von Stabs- u. Oberoffizieren. 47) Auch hat es seit 1797 einen militärischen Gouverneur und Generalkapitän in der Person des Erzherzogs Karl, der 1800 in der Zeit der Gefahr auffoderte, zur Vertheidigung des Reichs eine eigne Legion zu bilden, die auf Kosten der Stände und durch die thätigste Mithilfe andrer Einwohner bald zu Stande kam. 48) Weil es unter Vorsitz des kommandirenden Generals aus 2 militärischen (Auditoren) und 2 Civil-Richtern (von den Landrichtern) zusammen gesetzt ist. 49) Kostezky, System der politischen Gesetze Böhmens, das Militärfach enthaltend X. Th. Prag 1817.

50) Von dieser aus können alle jene Festungen und die Elbe umgangen werden. 51) Aus Sachsen u. Schlesien führen nur 6 für Heereszüge brauchbare Straßen nach Böhmen. Die westlichste v. Chemnitz u. Sebastiansberg an die Eger und dann über Schlan nach Prag. Die zweite über Dresden bei Budin über die Eger, und dann nach Prag. Aus der Lausitz kommen zwei, wovon die eine über Zittau und Gabel, die andere über Reichenberg führt, und die in Jungbunzlau sich vereinigen, von wo die Straße bei Brandeis über die Elbe, und dann nach Prag führt. An der nordöstlichen Gränze Böhmens geht eine Straße von Landshut über Trautenau, eine andere aus dem Glazischen über Nachod nach Jaromirz an die Elbe, von wo sie nach Königgrätz führt. Hier theilt sie sich wieder; ein Zweig derselben geht über Hohenmauth nach Mähren und Östreich, der andere über Chlumez und Nimburg nach Prag. — Diese Straßen bilden in den Gränzgebirgen lange und schwierige Engwege (Defileen), in denen kleine Abtheilungen überlegenen Corps den Durchgang längere Zeit streitig machen können. 52) Verfassung der kaiserl. königl. östreichischen Armee, dargestellt von J. Fr. Bergmayr k. k. Stabsauditor, Wien, Mösle 1821. gibt die

und war es ehedem noch weit mehr, besonders als sie Ferdinand II., nach der entscheidenden Schlacht von 1620 zur alleinherrschenden erhoben und die Protestanten verjagt hatte. Die Bischöfe und Prälaten behaupteten (und bis jetzt noch) den ersten Rang und Stand im Reiche, und die Klöster wirkten überall mächtig ein. Joseph II. glich das nachtheilige Verhältniß, das aus dem Übergewicht, aus der Trennung und aus der Unterordnung dieses Standes unter fremde Hoheit überall, so auch hier sich gebildet hatte, in ein besseres aus. 1781 hob er die Verbindung inländischer Kloster-Geistlichen mit auswärtigen Obern auf. Er wollte aus Mönchen Statsbürger machen. Päpstliche Verordnungen durften nicht mehr ohne Vorwissen und Genehmigung der Regirung angenommen und bekant gemacht werden. Den Klöstern ward die Aufnahme weiterer Novizen untersagt. Sie sowol als die Brüderschaften mußten die Verzeichnisse ihres Vermögens abliefern. — Er stellte die bischöflichen Rechte unabhängig von päpstlicher Obergewalt her. Er beförderte eine teutsche Bibelübersetzung, und schafte eine Menge Misbräuche, welche Aberglauben, Eigensinn oder absichtliche Verfinsterung nach und nach eingeführt hatten, ab. Er gab das Toleranzedikt und berechtigte die Akatholiken zum ungehinderten Privatgottesdienst in Bethäusern, zu eignen Schulen, Pfarrern und Lehrern, und stellte sie in ihren Angelegenheiten unter die Landesregirung, ohne allen Einfluß der katholischen Geistlichkeit. Nur Slawen vornehmlich benutzten die erhaltene Gewissensfreiheit, und bekannten sich nun zu einer der beiden protestantischen Konfessionen; je nachdem ihre Vorfahren Kelchner (Utraquisten — sich mehr zu Luthers Lehre hinneigend) oder Taboriten (mehr in Zwinglis Sinn) gewesen waren. — Unter ihnen waren aber auch nicht wenig Schwärmer mit schiefen Religionsbegriffen, welche wähnten, außer den nun gesetzlich erlaubten religiösen Parteien, noch in eigne Sekten sich absondern zu dürfen. Dahin gehörten z. B. die sogenannten Deisten im Chrudimer, und die Abrahamiten oder Israeliten im königgräzer Kreise, auf welche wahrscheinlich Juden Einfluß hatten. — Eine vielleicht allzuscharfe Verordnung Josephs II. vom 1. März 1783 machte dem Unwesen größtentheils ein Ende. — Bei gemischten Ehen sollen alle Kinder katholisch erzogen werden, wenn es der Vater ist; außerdem die Söhne in der Religion der Väter, die Töchter in der Religion der Mütter. — Allen Akatholiken ward die Befugniß ertheilt, Häuser und Landgüter zu kaufen, zum Bürger- und Meisterrecht, zu den akademischen Würden und zu allen Civilbedienungen ebenso zu gelangen, wie dies schon längst der Fall beim Militär gewesen war. — Das erste Beispiel größerer, katholischer Staten, die Intoleranz der römischen Kirche und alle damit verbunden gewesenen Verschlechterungen, Bedrückungen, Verfolgungen und Grausamkeiten gesetzlich zu hemmen!

Um die Wunden, welche Ferdinands II. blinder Religionseifer, durch die Verweisung so vieler Bürger aus dem Königreiche, dem letztern geschlagen hatte, zu heilen, — erfolgte den 26. Oktober 1781 die Verordnung, welche die Wiederaufnahme ausgewanderter Nichtkatholiken gestattete.

Den 30. Okt. 1781 hob Joseph alle Klöster und geistliche Orden auf, die weder Schule halten, noch Kranke pflegen, noch predigen oder Beichte hören, noch Sterbenden beistehen, oder sich sonst durch wissenschaftliche Beschäftigung auszeichnen. Im Februar 1782 waren 62 aufgehoben [53]). Ihr Vermögen aber sollte eben so, wie das Vermögen des 1773 aufgehobenen Jesuiterordens, nach der ausdrücklichen Bestimmung des Monarchen „zur Aufnahme der Religion und zum Besten des Nächsten" verwendet werden. — Die Einkünfte der aufgehobnen Klöster wurden sogleich zur Errichtung neuer Pfarren und zur Erbauung neuer Kirchen da, wo dies Noth that [54]), und zu andern die Religion fördernden Anstalten verwendet. Sogar ward aus diesem sogenannten Religionsfonds 1783 ein neues Bisthum zu Budweis errichtet (die beiden ältern, das zu Leitmeritz war schon 1655 und das zu Königgräz 1664 gestiftet). In eben dem Jahre führte er, zur Bildung der Geistlichen, die unter seines Nachfolgers Regirung wieder aufgehobenen Generalseminarien ein, von welchen alle Strahlen reinern und bessern Lichts ausgingen, das noch jetzt, mehr oder weniger, offner oder verdeckter, die katholische Geistlichkeit erleuchtet. — So wurden dem Religionsfonds 42 Herrschaften und Güter zugewiesen, welche 1788 rein gegen 274,000 Fl. abwarfen, und im Kapitalwerth nahe an 5 Millionen werth waren. Dieser Fonds genießt vom Salzverkauf eine Quote von 30,000 Fl. Ebensoviel müssen ihm die noch bestehenden geistlichen Stifte dafür zahlen, daß ihnen die eigne Administration ihrer Güter überlassen wird. Seine Gesamteinnahme beträgt über 500,000 Fl. und ebensoviel bedarf er zur Besoldung der Geistlichen und übrigen Kirchenausgaben.

Von jenen 42 Herrsch. und Gütern sind aber bis Ende 1822 die meisten verkauft, und die noch 11 übrigen ebenfalls zum Verkauf angetragen. 8 davon wurden noch zu einem Werth von 1,256,000 Fl. Conv. und ihr Ertrag zu 60,000 Fl. geschätzt.

Der katholische Säcular-Clerus besteht dermalen aus: I) Den Bischöfen. 1) Ein Erzbischof nebst dem Generalvicariat Prag mit dem Sprengel von 5 Kreisen: Berauner, Ellbogner, Kaurz., Pilsner, Rakonitzer und der Grafschaft Glaz. 2) 3 Bischöfen, A. zu Leitmeritz über 3 Kreise, Leitmeritzer, Bunzlauer u. Saazer. B. Königgräz über 4 Kreise, Königgräzer, Bidschower, Chrudimer, Czaslauer. C. Budweis über 4 Kreise, Budweiser, Klattauer, Prachiner, Taborer [55]). 3) 1 Weihbischof und 10 Prälaten. — II) Dom- und Collegiatstifter mit ihren Pröpsten, Dechanten und Domherren. Ein

neueste, vollständigste Ansicht des östreichischen Militärwesens, auch in Absicht auf Böhmen gründlich und zuverlässig.

53) Nicht nur höchst wichtig, in geistiger Rücksicht, zur Veredelung der Religion und zur Beförderung der Aufklärung und Bildung, — in statswirthschaftlicher, zur reichlichen Fundirung der bedeutenden Religions- und Schulanstalten, ohne Belästigung der producirenden und andern Statsbürger, sondern auch zu außerordentlicher Erleichterung des Landmanns, den die häufigen Samlungen der Klosterbrüder hart decimirt hatten. 54) Der Grundsatz war: Niemand soll zum Selsorger weiter als 1 Meile haben. 55) Hiemit sind zugleich die 4 Diöcesen, 1 erzbischöfliche und 3 bischöfliche bezeichnet.

Erzdomstift zu Prag, 3 Domstifte zu Leitmeritz, Königgrätz und Budweis. Die 3 Collegiatstifte [56]) zu Prag auf dem Wissehrad und bei der Schloßkapelle, dann zu Altbunzlau im Kaurz. Kreise. Mit jedem Domstift ist ein bischöfliches Consistorium verbunden. — III) 7 Propsteien, 11 Erzdechanten, 127 Dechanteien, 102 Vikariate. IV) 1072 Pfarreien, 81 Pfarradministrationen, 403 Lokalien, 41 Expposituren.

Erzbischof, Bischöfe und beide prager Pröpste ernent der Landesherr; die Domherrnstellen hängen vom Patronat oder der Wahl ab. Die Landdechante oder bischöflichen Bezirksvikarien schlägt der Bischof der Landesstelle vor. Sie sind zugleich Schuldistriktsaufseher. Um die Pfarreien und Localien wird concurrirt. Aus den Concurrenten schlägt der Bischof bei landesfürstlichen Pfründen die drei würdigsten der Landesstelle vor, welche (oder die Hofstelle) daraus einen erwählt. Bei Privatpatronatspfarreien wählt der Patron einen aus den am tauglichsten befundenen. Die bischöfliche Gerichtsbarkeit ist durch die Verordnungen 28. Okt. 1776, 19. Dec. 1781, 2. Jan. 1786, 17. Mai 1791, 24. Febr. und 10. Oct. 1800 in die gehörigen Schranken gewiesen.

Der Regular-Clerus erlitt starke Beschränkungen. Zuerst wurden unter Maria Theresia sämtliche 13. Jesuitenkollegien und 9 Residenzen aufgehoben; dann unter Joseph II. 51 Manns- und 11 Frauenklöster. Dermalen bestehen noch 75 Manns- und 6 Frauenklöster. Unter erstern sind die zahlreichsten 16 Kapuziner, 14 Franziskaner, 13 Piaristen (die sich ausschließlich dem Schulfach widmen [57]), und 10 Augustiner. Dann noch 4 Prämonstratenser, 3 Benediktiner, 3 Dominikaner, 3 Minoriten, 3 Barmherzige Brüder, 2 Cisterzienser und Serviten, 1 Kreuzherren mit dem rothen Stern [58]) und 1 Maltheser. Von den Frauenklöstern bestehen zu Prag die Elisabethinerinnen, Karmeliterinnen, Ursulinerinnen und englische Fräulein; dann die Elisabethinerinnen zu Kaden, und die Ursulinerinnen zu Kuttenberg. Die Hofverordnungen 9. Dec. 1780, 4. Nov. 1791, 4. März 1792, 2. April und 11. Sept. 1802, 15. Oct. 1803, 10. Sept. 1805, 26. Jun. 1806, 9. März 1808, 8. Febr., 14. Febr. 1811. bestimmen ihre Verhältnisse. Die Verordnung vom 2. April 1802. aber untersagt ausdrücklich das weitere Aufheben der Klöster. Die Stifter haben die besondere Verpflichtung für höhere Bildung der Jünglinge durch die nöthigen Anstalten zu sorgen.

Die Akatholiken bilden 10 Gemeinden Augsburgischer und 36 helvetischer Confession mit ebensoviel Predigern. I) Helvetische Confessionsverwandte. 1) Podiebrader Distrikt oder Seniorat mit 5 Gemeinden im Bidschower, 3 im Chrudimer, 2 im Bunzlauer und 1 im Czaslauer Kreise. 2) Prager Distrikt oder Seniorat mit 3 Gemeinden im Bunzlauer, 2 im Kaurz., 2 im Rakonitzer, 1 im Taborer und 1 im Berauner Kreise. 3) Chrudimer Distrikt oder Seniorat mit 11 Gemeinden im Chrudimer, 2 im Czaslauer und 1 im Bidschower Kreise. (In Allem etwa 45,000 Selen). — II) Augsburgische Confessionsverwandte. 1) zu Prag, 2 Pastorate und 1 Superintendent. 2) 3 Gemeinden im Czaslauer, 2 im Bidschower, 1 im Bunzlauer, 1 im Chrudimer, 1 im Leitmeritzer, 1 im Königgrätzer und 1 im Rakonitzer Kreise. (In Allem etwa 13,000 Selen). Sie stehen unter den beiderseitigen Consistorien in Wien. Die Hofverordnungen vom 13. Oct. 1781, 2. und 31. Jan., 27. Jul. 1782, 6. Nov. 1783, 29. Mai und 28. August 1786, 7. Nov. 1784, 23. Okt. 1802, 11. Sept., 20. Nov. 1806, 14. Mai 1807 enthalten die Hauptbestimmungen ihrer Verhältnisse.

H. Wohlthätigkeits-, Humanitäts- und Besserungsanstalten.

I) Schul-Stipendien. Es existiren gegen 800 Stiftungsplätze für Studenten und außerdem über 200 erst von Joseph II. bestimmte Geld-Stipendien von 30 — 120 Fl.

II) Frauenzimmer-Versorgung. Hieher gehören vorzüglich die 2 adeligen Damenstifte zu Prag, welche 1788 noch aus ihren Gütern ein reines Einkommen von 39,000 Fl. bezogen. Außerdem bestehen noch 119 Stiftungsplätze zur Versorgung andrer Mädchen, welche jährlich über 30,000 Fl. tragen [59]).

III) Spitäler und Stiftungen. In den gestifteten Landspitälern, welche über 2 Millionen Fonds besassen [60]), werden über 3200 Pfründler unterhalten. 2 Spitäler werden von den Prämonstratensern und den Kreuzherren mit dem rothen Stern unterhalten, 2 andere von den barmherzigen Brüdern und Elisabethiner-Nonnen zu Prag zur Pflege und Heilung der Kranken.

IV) Stats-Anstalten, sämtlich in Prag, 1) das allgemeine Krankenhaus, vereinigt mit einem Irrenhaus. 2) Ein Findel- und Gebärhaus. 3) Ein allgemeines Kurhaus für weibliche Gesunkene. 4) Ein allgemeines Siechenhaus. 5) Die allgemeine Armenanstalt. 6) Das neue Armenhaus. 7) Das Arbeits-, Zucht-, Spinn- u. Provincialstrafhaus.

V) Privatinstitute, sämtlich in Prag. 1) Das allgemeine, für Witwen, Waisen und Taubstumme [61]). 2) Für Blinde und Augenkranke [62]). 3) Ein Verein zur Unterstützung der Hausarmen seit 1801, erweitert 1812 [63]). Es ist dies eine der treflichsten Anstalten. Der Zweck ist: in der tauhen Jahreszeit den ärmsten Einwohnern Erwärmung und Nahrung (Rumforder Suppe) zu verschaffen, kleine Kinder zu bekleiden, und für ihren Unterricht zu sorgen, der Armuth durch unverzinsliche Darlehen an unvermögliche Handwerker vorzubeugen. 4) Das Italische Waiseninstitut oder sogenannte wälsche Spital, von italischen Kaufleuten gestiftet [64]). 5) Das Waisenhaus zu

56) Eine den Domstiften ähnliche geistliche Communität. 57) S. die Rubrik: Schulwesen. 58) Wenzel II. stiftete für diese aus Palästina vertriebenen weltlichen Ritter des Kreuzordens, das noch dermalen in Prag bestehende Kloster. Aus dem Weltlichen ward nun ein geistlicher Ritterorden. Zu Ehren ihres ersten Großmeisters Albert v. Sternberg tragen sie ein rothes Kreuz mit rothem Stern.

59) Vaterl. Blätter, 1816. No. 23. 60) Denn es ist zweifelhaft, was sie noch jetzt nach den Papiergelds-Umwälzungen besitzen. 61) Hesperus, 1813 No. 14, 1815 No. 31, 1817 No. 36, 1818 No. 59, 1819 Beil. 19, 1820 B. XXV., Beil. 8. B. XXVII. Beil. 19. B. XXIX. Beil. 1. und 19. 62) Ebend. 1816. No. 59. 63) Ebend. 1812. No. 5. Vaterl. Blät. 1812 No. 46. 64) Vaterl. Blätt. 1812 No. 61. 63.

St. Johann dem Täufer. 6) Die israelitische Krankenversorgungsanstalt. 7) Die Witwen- und Waisengesellschaften. a) Der juridischen, b) der medizinischen Fakultät, c) des prager Handels- und Gewerbstandes seit 1796 [65]), d) der Wirthschafts- und Forstbeamten, e) für Gewerbsführende Bürger seit 1803, f) der prager Tonkünstler. 8) Die Versorgungsanstalt für schuldlos verunglückte Männer, Witwen und Waisen [66]). 9) Pensionsinstitut der Schauspieler zu Prag [67]). 10) Eine 1792 gestiftete Humanitätsgesellschaft zur Rettung der Scheintodten und plötzlich zu Prag in Lebensgefahr gerathenen Menschen, zu welchem Zweck die Stadt in 14 Bezirke getheilt und hiernach schnelle Hilfe organisirt ist [68]). 11) Damenverein, zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigung und Erziehung brauchbarer Dienstmädchen im Waiseninstitut [69]). 12) Dramatischer Adelsverein zur Unterstützung der Kranken und Armenanstalten. Diese Theatervorstellungen bestehen seit 1812 und brachten bis 1819 gegen 100,000 Fl. ein [70]).

VI) Pensionsanstalt der Schullehrer, Witwen und Waisen in der Königgrätzer Diöcese [71]). (In dem unten citirten Journale sind von den meisten dieser Privatanstalten, welche der Humanitätssinn der Böhmen meistens erst neuerer Zeit ins Leben rief, ausführlichere Nachrichten gegeben).

I. Bildungsanstalten.

Früh regte sich in Böhmen der Sinn für höhere Kultur. Die Landesfürsten, der Adel, die Gelehrten und Geistlichen eiferten, besonders seit Karl IV. um die Wette, das Licht der Aufklärung und der Wissenschaft zu verbreiten, und alle Anstalten dafür tüchtig zu unterstützen. In manchen waren sie erstes Beispiel und Muster für die übrigen Provinzen des Kaiserstats. Jede Periode hatte ihre eingebornen [72]) adeligen Geschlechter und Gelehrte, welche, wie nicht leicht in einer der andern, hierin hervorragten. Viele aber gingen von hier aus, um das Licht weiter zu tragen, und vorzüglich haben zu Wien im Statsdienst die Böhmen Großes gewirkt. Mehre wichtige neuere Institute, das Polytechnische, das Conservatorium der Musik, die Kunstakademie ꝛc. rühren vom Adel allein oder von den Ständen her oder werden vornehmlich durch den Adel erhalten.

Wir finden hier einen eignen geistlichen Orden der Piaristen, der sich bei großer eigner Armuth dem Unterrichte der Jugend in Elementar- und Gymnasial-Gegenständen (als Hauptzweck seiner Stiftung), in folgenden eignen Kollegien ausschließend widmet: zu Leitomischl, seit 1640; zu Schlan seit 1658; zu Schlackenwerth seit 1666; zu Jungbunzlau seit 1688; zu Beneschau seit 1703; zu Reichenau seit 1715; zu Prag seit 1752; zu Budweis seit 1762, zu Hayda seit 1763; zu Brüx seit 1768; zu Duppau seit 1774; zu Kaden seit 1803; dann in den 2 Residenzen zu Brandeis seit 1759 und Beraun seit 1770 [72]).

1777 entstanden in Böhmen durch den Propst von Schulstein die ersten Industrie-Schulen der Monarchie, in welchen mit dem Unterricht zugleich Handarbeit so verbunden ward, daß beides mit einander wechselte [73]) 1787 zählte man schon 100 solcher Industrie-Schulen, 1811 zählte man noch 92. Fast ohne Beispiel bleibt, was Joseph II. Vorsorge auf die Schulen in Böhmen wirkte [74]). 1775 besuchten etwa 14,000 Kinder die Schulen auf dem Lande, deren Lehrer den Unterricht nur als Nebensache betrachten konnten, weil sie sich auf andre Weise ihr Brod verdienen mußten. 1785 zählte man 117,733 Schulkinder, die alle von ordentlichen geprüften und besoldeten Lehrern gebildet wurden; 1787 [75]) 2219 Schulen und 239,442 Schüler. 1789 wurden allein 79 neue Schulen errichtet und 198 neue Lehrer angestellt, 1811 zählte man 375,000 schulfähige und 285,000 schulgehende Kinder und 3410 Lehrer [76]).

Vorzüglich sorgte Joseph auch für Bildung der Lehrer [77]). — Aus einem Theile des Vermögens der aufgehobenen Klöster ward ein eigner Studienfonds unter Joseph II. errichtet, welcher nicht nur zur Bestreitung der Unterrichtsbedürfnisse und Lehrerbesoldungen, sondern auch, so wie das von Joseph II. eingeführte Schulgeld, zur Unterstützung der Schüler verwendet wurde. Nur allein 1786 wurden 12,120 Fl. unter dürftige, aber vorzüglich fähige Studirende als Stipendien vertheilt. Den Studienfonds bildeten die 20 Herrschaften und Güter der aufgehobenen Jesuiten, welche in den 1780ger Jahren jährlich über 100,000 Fl. Conv. rein abwarfen, dermalen sind davon nur noch 10 vorhanden, welche nach der Schätzung von 1810 — 1819 im Durchschnitt 700,000 Fl. Conv. werth waren und zu 5 Proc. 35,000 Fl. noch trugen, jetzt aber alle, zur Deckung der Statsschulden, zum Verkauf bestimt sind. Der Studentenstiftungsfonds, theils unter der Landesfürstlichen, theils unter der Ständischen Verwaltung stehend, und für 217 Studentenstiftungen bestimt, warf aus seinen Gütern 1788 rein ab über 30,000 Fl.; 1822 etwa nur noch 15,000; ist ebenfalls zum Verkauf bestimt. — Die ansehnlichste dieser Stiftungen ist die Strakische, die über 400,000 Fl. Kapital hat und jährlich für 14,000 Fl. Stipendien vertheilt. —

1806 erhielten die Volks- oder teutschen Schulen eine neue Einrichtung [78]). Hienach bestehen dermalen Tri-

65) Hesperus 1819 Beil. 19. 66) Ebend. 1820. B. XXVI. Beil. 23. 67) Ebend. 1816 Bel. 8. 68) Ebend. 1814 No. 11. 1817 Beil. 6. 69) Ebend. 1813 Beil. 44—81. 70) Ebend. 1819 Beil. 27. 71) Ebend. 1812. No. 71. 72) In den andern Provinzen des östreichischen Stats haben häufig Fremde das Verdienst, Neues und Besseres eingeführt, Höheres gewirkt zu haben!

72) Hesperus 1810, Heft IV. und V. Eb. 1816 No. 30. 31. 73) Schlözer Statsanzeigen XI. B. H. 40. No. 48. Von da an ward dieses Beispiel erst in andern teutschen Staten nachgeahmt. 74) Man sehe Böhm's historische Nachricht von der Entstehungsart und Verbreitung des Normalschul-Instituts, Prag, 1784, nebst spätern Fortsetzungen. 75) In diesem J. verbat Joseph II. den Handwerkern, Lehrlinge aufzunehmen, die nicht wenigstens 2 Jahre die Schule besucht hätten. 76) Hesperus, 1817 No. 14. Vaterl. Bl. 1814 No. 29. 77) Vaterl. Blätt. 1815. No. 21. 78) Politische Verf. der teutschen Schulen in den k. k. teutschen Erbstaten, Wien 1806. Die erste gesetzmäßige Schulordnung ist von 1774. Hesperus 1815 No. 56. Vaterl. Blätt. 1815 No. 73.

vial-, Haupt- und Realschulen, und eine allgemeine Musterschule.

I. Trivialschulen. Sie besorgen den Unterricht der untersten Volksklassen in den allernöthigsten Elementargegenständen, und Josephs II. Werk ist die verordnete Einrichtung, daß in allen Ortschaften, wo eine Pfarre oder eine Localie besteht, oder sonst die Gemeinde zahlreich ist, eine solche Schule eingerichtet ward. 1811 zählte man ihrer 2563.

II. Hauptschulen führen in 3 Klassen weiter und lehren — wo noch eine 4te Klasse besteht, was selten ist — den Handwerker, Künstler und Krämer, was er bedarf, bereiten auch zum Gymnasial-Unterricht vor. In Prag sind 3 und 37 im Königreiche vertheilt.

III. Realschulen für Kaufleute, Kameralisten, Ökonomen und Künstler höhrer Art sind noch immer nicht realisirt.

Außer den besondern 45 Trivial-Mädchenschulen in den größern Städten ist es Hauptbestimmung der Ursulinerinnen, Mädchen zu unterrichten, so wie die englischen Fräulein zu Prag dieselben in den Normalschulgegenständen und weiblichen Arbeiten unterrichten.

In Allem bestanden zu Anfang des 19. Jahrhunderts 2199 katholische, 36 akatholische, 21 jüdische und 372 gemischte Volksschulen, d. h. solche katholische, welche auch von akatholischen und Judenkindern besucht werden. Zusammen 2628 mit 3450 Lehrern und Gehilfen. — Seit 1818 ist auch eine eigne Lehranstalt zur Bildung der erwachsenen israelitischen Jugend in Prag errichtet.

IV. Haupt- und Musterschule ist nur Eine in Prag, zugleich zur Bildung der Lehrer bestimt.

Die nächste Aufsicht und Leitung der Trivial- und Hauptschulen haben die Pfarrer. Höhere Aufseher sind die Kreisdechante, die gemeinsam unter Consistorium und Kreisamt stehen, wovon jene das Geistige, diese das Ökonomische leiten. — Bei jedem Consistorium führt ein Schuloberaufseher das Referat über die Diöcese. Die Landesstelle (Gubernium) dirigirt das Ganze, untergeordnet der böhmischen Hofkanzlei in Wien.

1806. 27. Sept. ward ein Wiederholungsunterricht in Sonntagsschulen für Knaben und Mädchen von 13 — 15 Jahren angeordnet [79]). 1811 zählte man ihrer schon 2011.

VI. Lateinische Schulen und Gymnasien. Lange galten hier die Lehrplane der Jesuiten, bis sie Joseph II. modificirte und 1806 ihre ganze Umwandelung mit neuen Lehrbüchern erfolgte [80]). Ihrer sind in Allem 26 mit 5 — 6 Lehrcursen, 5 Lehrern und 1 Katecheten. Sie bezwecken höhere, wissenschaftliche Bildung. Jedes hat seinen Präfekt für die Disciplin und seinen Direktor, den jedesmaligen Kreishauptmann; in der Hauptstadt ein eigner. Alle Gymnasien stehen unter der Landesstelle.

VII. Universitätsstudien zu Prag, mit den gewöhnlichen 4 Abtheilungen, mit einer Menge theils gezwungener, theils freier Lehrgegenstände [81]), aber mit der eignen Einrichtung, daß auch einzele Abtheilungen noch anderwärts unter Leitung der Geistlichkeit gelehrt werden. So sind in dieser Art philosophische Lehranstalten zu Pilsen, Brüx und Leitomischl, Budweis und im Stift Hohenfurt; theologische zu Leitmeritz und Budweis, dann noch bei dem Erzbisthum in Prag und bei jedem bischöfl. Diöcesan-Seminar [82]). — Das juristisch-politische Studium ward 1810 neu auf 4 Cursus eingerichtet. — Am besten ist für den medizinischen Unterricht [83]) gesorgt. Er dauert 5 Jahre für diejenigen, welche Arzenei und höhere Chirurgie studiren. — Ein besondrer Unterricht besteht: 1) für die Civil- und Landwundärzte mit 2 — 3jährigem Cursus; 2) für künftige Apotheker ein vollständiger Cursus. — Alle Lehrstellen werden durch Concurs und dann nach Vorschlag des Direktors und der Professoren vergeben, unter Bestätigung der Landes- und Hofstelle [84]). — Jede Fakultät hat ihren Dekan und Direktor als Präses. Alle stehen unter dem Rector magnificus, der abwechselnd jährl. aus den 4 Fakultäten gewählt wird. Studiendirektoren berichten an die Landesstelle. Man zählt 1600 Sudirende und gegen 50 Professoren [85]). — Eine Thier-Arznei- und Hebammenschule, dann botanischer Garten [86]), physikalisches Museum und chemisches Laboratorium sind Zubehörden der Universität, welche in Ansehung der Menge der Lehrer und Lehrfächer eine der ersten Universitäten Östreichs und die älteste Teutschlands ist. — Eigne Professoren der Landwirthschaft bestehen in Prag und bei den 3 bischöflichen Seminarien für die Geistlichen, zu Leitmeritz, Königgräz und Budweis.

VIII. Polytechnisches Institut in Prag, die Stände stifteten und unterhielten bis jetzt eine technische Lehranstalt zu Prag zum theoretisch-praktischen Unterricht in der technischen Chemie, Mathematik und Baukunst für künftige Fabrikanten, zur Emporbringung der vaterländischen Industrie durch wissenschaftlichen Unterricht [87]).

IX. Die ständischen Landschaftsschulen und weitere Anstalten. Die Stände unterhielten seit 1659 in Prag Lehrer zum Unterricht im Reiten, Fechten und Tanzen, zunächst für arme Adelige. — Eine seit 1796, vornehmlich aus dem Adel zur Beförderung der Kunst und des Geschmacks zusammengetretene Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde stiftete zu Prag nicht nur eine öffentliche Gemäldegalerie [88]), sondern auch 1800 eine Malerakademie zum Unterricht in den zeichnen-

79) Vaterl. Blätt. 1817 No. 35. 36. 80) Hesperus 1813 No. 48. 51. 59. 1814 48. 49. 50. 1819. Beil. 23. 24. 81) Voigt Versuch einer Geschichte der Universität zu Prag 1776 und Millauers Beiträge hiezu Prag 1820. Über das physikalische Studium Hesperus 1818 No. 61. Über das chemische Laboratorium B. XXIX. No. 22. 82) Über die Bildung des Clerus. Vaterl. Blätt. 1815 No. 13. ꝛc. 83) Näheres hierüber Hesperus B. XXVII. Beil. 2. 84) Hesperus 1815 No. 56. 85) 1815 traten aus 452 Gymnasiasten aus den 26 Gymnasien, 295 Philosophen aus den Lehranstalten in Prag, Brüx, Pilsen, Budweis und Leitomischl — 147 Theologen, 60 Juristen, 5 Mediziner und Chirurgen aus der Universität. 86) Außerdem ist noch der kaiserl. botanische Garten in Prag. 87) Vaterl. Blätt. 1816 No. 3. 88) Mehre andre schätzbare, so wie die Samlungen von Kupfern, Antiken, geschnittenen Steinen, Munzen und Kunstwerken befinden sich außerdem noch in Prag. So z. B. die gräfl. Colloredo'sche Gemäldegalerie, die gräfl. Nostizschen Samlungen (Hesperus 1817 No. 70.)

den Künsten mit einem eignen Direktor, und theilt jährlich Preise unter die ausgezeichneten Schüler aus. Besonders bezweckt sie den Aufkauf der Werke lebender vaterländischer Künstler [89]). — Ein Conservatorium der Musik, 1810 von einem adeligen Privatverein in Prag gestiftet, welcher die Beförderung der Tonkunst zum besondern Zweck machte, ist eine sehr ausgedehnte und vortreffliche Bildungsschule in allen Theilen der Vocal- und Instrumentalmusik, die gewöhnlich gegen 180 Schüler zählt. Die Anlage und Neigung der Böhmen für Musik ist bekant und vermuthlich durch den katholischen Gottesdienst und die vielen Klöster geweckt und genährt, und durch die Vorliebe des Adels gepflegt worden [90]).

Eine besondre Militär-Erziehungsanstalt für Soldatenkinder der Regimenter in Prag besteht, um sie zu künftigen Offizieren zu bilden; so wie die seit 1811 gestiftete Schwimmschule in der Moldau [91]).

Die gesammten eigentlichen Civil-, Schul- u. Studienanstalten stehen unter der Hofstudien-Kommission in Wien; die verschiedenen Kulturgesellschaften aber unter dem böhmischen Gubernium.

Andre Anstalten zur Beförderung der Kultur der Künste und Wissenschaften sind: a) die Gesellschaft der Wissenschaften. Der unsterbliche Born veranlaßte unter Marien Theresiens Regierung einen Privatverein für Natur- und Vaterlandskunde, und Joseph II. erhob ihn durch den Betrieb des Obristburggrafen Fürsten Egon zu Fürstenberg zu einer öffentlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, in dieser Art die einzige des östreichischen Stats. Ihre Schriften enthalten die Beweise ihrer gelehrten Forschungen und ruhmwürdigen Leistungen (von welchen nur Theologie, Jurisprudenz und die sogenannten schönen Wissenschaften ausgeschlossen sind), vorzüglich für Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Sie gab Preisfragen auf, unter andern von 50 Dukaten für die beste physikalische Beschreibung eines böhmischen Kreises.

b) Bibliotheken, Kabinette, Sternwarten. Die öffentliche königl. Universitäts-Bibliothek zu Prag erhielt aus den aufgehobenen Klöstern einen sehr ansehnlichen Zuwachs. Sie zählt 120,000 Bände und ist reich an slawischen Manuscripten. Seit 1777 ward sie für den Gebrauch öffentlich. — Mehre Naturalienkabinette befinden sich in Prag bei den verschiedenen Gesellschaften und Lehranstalten und bei den übrigen in der Provinz.

Eine kaiserl. Sternwarte mit eignem Astronom und Adjunct in Prag. — Mehre anatomische Kabinette und Maschinen-Samlungen in Prag.

c) Ökonomisch-patriotische Gesellschaft. Böhmen hatte wie die meisten erbländischen Provinzen nach dem 7jährigen Kriege durch Marien Theresien eine Ackerbau-Gesellschaft erhalten. 1788 wandelte sie Joseph II. aus dem Feldlager von Semlin in eine ökonomisch-patriotische um, wie sie mit weit gemeinnützigerer Verfassung und Wirksamkeit noch jetzt besteht, vorzüglich durch ihre Schriften, und besonders ihre Kalender sehr gemeinnützig auf bessere Einsicht und Methode in der Landwirthschaft einwirkt.

d) Das seit 1818 begonnene böhmische vaterländische National-Museum [92]) bezweckt die Aufstellung alles Ausgezeichneten in vaterländischer Wissenschaft und Kunst und alles Merkwürdigen, was Natur und menschliche Kunst und Gewerbfleis in Böhmen hervorgebracht haben, zu möglichster Gemeinnützigmachung, Beförderung der Kultur, Wissenschaft, Industrie und Vaterlands-Kentniß. Es prangt bereits mit vielen Schätzen. 60,000 Fl. Conv. wurden zur Gründung bis 1823 durch Subscription zusammen gebracht, noch außer den besondern, ansehnlichen Beiträgen zur jährlichen Unterhaltung.

e) Das Theater in Prag verdient noch wegen seiner vorzüglichen Einrichtung und weil es unter der Leitung der Stände steht, hier einer Erwähnung.

Diese und die schon angeführten eigenthümlichen Anstalten für Kultur und Wissenschaft, wodurch sich Böhmen so vortheilhaft von andern Staten in- und außerhalb der östreichischen Monarchie unterscheidet, sind Privatschöpfungen des Adels. Sie beurkunden seinen Sinn für höhere Bildung, und er selbst hatte jederzeit ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller aufzuweisen. So steht der botanische Garten des Grafen Camal in Prag nicht nur seit vielen Jahren dem Publikum offen, sondern der Besitzer hat auch darin eine Lehranstalt für die ökonomisch-technische Botanik und für die Landwirthschaft eingerichtet, in welcher sich die meisten Botaniker Böhmens bildeten [93]). Der Fürst von Schwarzenberg unterhält zu Krummau, Budweiser Kreises, ein ökonomisches und Forstprivatinstitut [94]).

Das k. k. Bücher-Revisionsamt in Prag ist das böhmische Tribunal, das über Lehr- und Preßfreiheit nach den wiener Oberanordnungen entscheidet; denn es steht unter der obersten Polizei-Censurbehörde in Wien. Nicht das Mindeste darf im Lande gedruckt werden, kein Visitenbillet, ohne dessen Erlaubniß. Kein Händler oder Käufer bekomt ein vom Auslande sich verschriebenes Buch in seine Hände. An dieses Amt hat es zu gelangen, welches seiner Zeit entscheidet: ob und wann er es und mit welchen Beschränkungen erhalten, oder ob er es nie zu sehen bekommen werde?

Anhangsweise mögen hier noch einige Beiträge zur Geschichte der Gelehrten und Künstler Böhmens folgen.

K. Hochverdiente Männer um Böhmens wisssenschaftliche Kultur [95]).

Böhmen hatte drei Perioden höherer Kultur-Entwickelung: 1) im 14. Jahrh. unter den Luxenburgern, besonders unter Karl IV. 2) In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., besonders unter Rudolph II., und 3) nach dem 7jährigen Kriege [96]) bis auf die neueste Zeit. —

89) Hesperus B. XXVIII. No. 23. B. XXIX. No. 15. 1823 No. 106. B. XXV. No. 17. 90) Ebend. 1812 No. 26. 1818 No. 63. 1819 No. 32. 42. B. XXV. No. 3. Vaterl. Blätt. 1815 No. 69. 91) Ebend. 1811 XI. 217.

92) Hesperus B. XVIII. Beil. 2. und 1823 Mai. 93) Ebend. 1810 B. I. S. 162. 1819 Beil. 30. B. XXVII. No. 16. B. XXIX. No. 14. 94) Vaterl. Blätt. 1816 No. 51. 1817 Intell. Bl. No. 10. 95) Das Historische über Letztere ist schon angedeutet und die Quellen bemerkt worden, welche umständlicher belehren. 96) Seit 1772 bearbeiteten erst Böhmische Ge-

Aus letzterer sollen nur einige der vorzüglichsten neueren Namen derer in kurze Erinnerung gebracht werden, die sich besonders in Rücksicht auf Böhmen oder als Böhmen auszeichnender um Wissenschaft oder Kunst verdient machten [97]). Auersberg, Joseph, Graf, einer der gelehrtesten Juristen, dessen Schriften die ältere Rechts- und Statsgeschichte Böhmens beleuchten. Bolzano, der aufgeklärte Theolog und Mathematiker; von Born, ihm gebührt das vorzügliche Verdienst, den wissenschaftlichen Geist in Böhmen wieder, besonders für Natur-, Landes- und Bergbaukunde, aufgeregt, gelehrte Vereine gestiftet, dadurch vorzügliche Schriften zu Stande gebracht und praktisch für die Fortschritte der Aufklärung gearbeitet zu haben. Seine eigenen Schriften sind bekant. Beer, Lehrer an der israelitischen Hauptschule in Prag, wirkt durch seine Schriften auf einen bessern Geist seiner Nation. Bucquoy, Graf, Besitzer mehrer Herrschaften und Doktor der Philosophie, origineller, geistreicher Schriftsteller. Ich bemerke nur seine Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur, 1817. und 19. 4., und seine Ideelle Verherrlichung des empirisch erfaßten Naturlebens. 2. B. 1822. 4. Cornova, Jesuit, Professor der Geschichte. Sein Commentar über Stransky's Hauptwerk. Er schilderte den großen Böhmen Bohuslaus von Lobkowitz und zu Hassenstein. Mehr noch als durch seine Schriften, wirkte er als freisinniger Lehrer, 40 Jahre lang, auf die Bildung des größten Theils der mit ihm, und ihn überlebenden Statsmänner, Gelehrten und des Adels. David, K., Astronom, hat vorzüglich große Verdienste um die geographische Bestimmung mehrer Punkte Böhmens, zur Begründung richtigerer Karten [98]). Dobrowsky, der böhmische Adelung für slawische Literatur, durch seine Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur (Prag 1792), seine böhmische Sprachlehre, seinen Slavin, seine Novanka, sein teutsch-böhmisches Wörterbuch, seine literarische Nachrichten von einer nach Schweden und Rußland unternommenen Reise, und Institutiones linguae Slavicae. Vienn. 1822. Erxleben, Apotheker in Landskron, ausgezeichneter Chemiker und Technolog, der bei weitem das Meiste in Gutachten für die Regirung niedergelegt, Manches für Journale geschrieben, und von dessen selbständigen Schriften die Geschichte und Beschreibung der böhmischen Leinwandbleiche die vorzüglichste ist. Gerstner, Ritter von, Direktor der philosophischen Lehranstalten und des polytechnischen Instituts in Prag, durch seine Schriften in der höhern Mathematik, Mechanik und Hydraulik, klassisch [99]). Vor ihm Stepling, Tessanek, der Commentator Newtons, und der gelehrte Wydra. Hofer, Leibarzt des Erzherzogs Karl, gab die beste Beschreibung und Karte des Riesengebirgs. Hänke, allberühmter Naturforscher in Südamerika [1]). Lindacker, einer der kentnißreichsten Mineralogen, geschickter Bergmann u. Botaniker, schrieb viele einzele Abhandlungen [2]). Johann Mayer, Arzt und Naturforscher, gab von 1791 an 5 Bände Samlungen physikalischer Aufsätze heraus, und regte mit Born hauptsächlich wieder die Kultur der Naturwissenschaften aufs eifrigste an. Parizek, Direktor der teutschen Schulen, hochverdient durch seine pädagogischen Schriften und vieljähriges praktisches Wirken um bessere Begriffe, Methoden, Lehrer und Schulen [3]). Pfrogner, Abt zu Tepl. Aus seiner Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte — und Böhmens insbesondre lernt man die neuere böhmische Geschichtsliteratur kennen. Prochaska, Faustin, Dr. der Philosophie, gab die Miscellaneen der böhmischen und mährischen Literatur — (1785) seinen schönen Commentar **de secular. liberal. art. in Bohem. et Morav. fatis Ed. secund. Pragae 1788** [4]) — übersetzte die Bibel ins Böhmische und gab Dalemils [5]) Chronik heraus. Reuß, Bergrath, hochverdient durch mehre Schriften um die Mineralgeographie Böhmens, schrieb ein ausführliches Lehrbuch der Mineralogie. Stoyko, der freimüthige Kirchengeschichtschreiber [6]). Die Grafen Joachim und Kaspar Sternberg durch ihre naturhistorischen Schriften, letzterer besonders als Botaniker bekant [7]) und einer der Hauptbeförderer des böhmischen National-Museums. Ungar, Bibliothekar, erläuterte 1778. Balbins **Bohemia docta**, worin die im goldenen Zeitalter der böhmischen Literatur im 16. Jahrhundert ausgezeichnetern Männer aufgeführt werden; gab die allgemeine böhmische Bibliothek 1786 heraus. Der Piarist (Audact) Voigt machte sich als Literator und Numismatiker höchstverdient. Vor ihm wußte man auswärts fast gar nichts von Böhmischer Literatur. In den J. 1771 — 77 gab er in 4 Quartbänden seine Beschreibung Böhmischer Münzen heraus; dann die Prager gelehrten Nachrichten, die Abbildung böhmischer und mährischer Gelehrten [8]), die **Acta literaria Bohemiae et Moraviae**, 1788 erschien seine Preisschrift über den Geist der Böhmischen Gesetze in verschiedenen Zeitaltern [9]).

Das schönste Denkmal Böhmischer Gelehrsamkeit und zugleich charakteristisch für die Fächer, welche vorzugsweise

lehrte mit Eifer und vereinten Kräften die böhmische Bibliographie und Literaturgeschichte. 97) Andre kommen unten in der Literatur vor. 98) Vaterl. Blätt. 1816 No. 39. 99) Seine Schriften findet man verzeichnet in Hallaschka Geschichte der Experimental-Physik an der Prager Universität, 1818 S. 54. Ebendaselbst Tessaneks und Steplings Schriften, S. 42. 1) Hesperus B. XXV. Nr. 14. Beil. 18.

2) Hesperus 1817 No. 3. 8. Beil. 3. 3) Vaterl. Blätter, 1817 No. 7. 4) Eine echt pragmatische Geschichte von den Schicksalen der Wissenschaften und Künste in Böhmen und Mähren bis auf seine Zeit. 5) Dalemil, Domherr zu Altbunzlau, schrieb im 14ten Jahrh. eine Chronik, die bis 1314 reicht, in Reimen. 6) Geschichte der Costnitzer Kirchenversamlung, 4. Th. 1781 — 85. Synopsis histor. rel. et eccles. Christ. 1785 (eins der besten katholischen Handbücher der Kirchengeschichte). — Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte, Prag 1788 und 90. — Christl. Religions- und Kirchengeschichte, Prag 1789 — 1792. 4 Bände. — Sein Nekrolog in d. vaterl. Blätt. 1819. Chronik 38 und 39. 7) Hauptschriften des Letztern: Reise durch Tirol nach Italien, Regensburg 1806. 4. Reise in die Rhätischen Alpen, Nürnberg 1806. Botanische Wanderung in den Böhmerwald, Nürnb. 1806. — Revisio Saxifragarum Ratisb. 1811. fol. — Beschreibung einer merkwürdigen Eisen-Geode auf seiner Herrschaft Radnitz gefunden, 1816. Abhandlung über die Pflanzenkunde in Böhmen, Prag 1817 und 18. Flora der Vorwelt, 2 Hefte, Fol. mit schwarz und illuminirten Kupfern, Prag 1820 und 21. Catal. plant. ad 7. varias edit. commentar. Matthioli in Dioscoridem, Prag fol. 1821 x. 8) Die ersten beiden Theile, die beiden letzten (1777 und 78.) sind von Pelzl. 9) Starb 1787.

kultivirt worden, sind die Abhandlungen der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaft seit 1785 bis jetzt fortgehend. Sie theilen sich in ältere, neuere und neueste.

L. Künstler.

Die Künstler Böhmens stellte der Kanonikus Dlabacz in seinem Lexicon zusammen [10]). Unter den Malern steht oben an Mengs, aus Aussig gebürtig. — Unter Karl IV. bildete sich gewissermaßen eine eigene Böhmische Malerschule, aber von Ausländern. Karl Skreta war unter Leopold I. berühmt. Später zeichnete sich Norbert Grund aus. Kaspar Nelscher, Joh. Kupetzky, so wie der Kupferstecher Wenzel Hollar waren geborne Böhmen [11]). Unter den jetzt lebenden steht Bergler (obwol von Geburt ein Tiroler) oben an als origineller Zeichner in sinnreichen Skizzen, als treflicher Maler vorzüglich in Altarblättern und als vieljähriger Lehrer der Prager Zeichenschule. — Unter den Tonkünstlern sind ausgezeichnet: Dussek, Gelinek, Gyrowetz, Kotzeluch, Witassek, Wranitzky, Moscheles [12]), Wanhall [13]). — In den Gegenden von Karlsbad, Presnitz, Hohenbruk und Tabor erbt die Pflege der Musik in den Familien selbst; von hier stammen die sogenannten Prager Studenten, welche in den Bädern Teutschlands nicht selten sind. (*André.*)

Böhmer, Böhmlein, in der Ornithol., s. **Ampelis garrulus.**

BÖHMER, eine Familie, die sich vorzüglich um die Rechtswissenschaft, verdient gemacht hat. Der Stammvater derselben in dieser Beziehung war:

1) Just Henning Böhmer, geb. zu Hannover am 29. Jan. 1674, wo sein Vater Valentin B. Rechtskonsulent war. Er studirte seit 1693 die Rechte zu Jena, unter Schubart, Hartung, Flörke, Friese, Schröter, Wildvogel und Lynker, und trat 1695 in seiner Vaterstadt als Advokat auf. Indessen misfiel ihm diese Laufbahn, und so begleitete er einen jungen Mann aus Münden, als Hofmeister im J. 1697 nach Rinteln und dann nach Halle, wo er den Vorlesungen eines Thomasius und Stryck beiwohnte, und an letzterm einen großen Gönner erwarb. Im J. 1698 promovirte er daselbst als Licentiat, und hielt Vorlesungen, machte darauf mit zwei Herrn von dem Bussche mehre Reisen, und wurde dann Führer des Grafen Heinr. Georg von Waldeck. Im J. 1701 begab er sich mit demselben nach Berlin um den Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen, wodurch er mit dem königl. Ministerium daselbst bekant wurde. Am 27. Jul. 1701 wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte in Halle ernant, worauf er dort am 11. Aug. 1702 die Würde eines Doktors annahm. Am 9. Dec. 1704 wurde er auf königl. Specialbefehl dem Geheimenrath Stryck in der Juristenfakultät adjungirt, und bekam nach dessen Tode, am 24. Aug. 1711 die ordentliche Professur. Im J. 1715 wurde er Pfalzgraf, und erhielt den Titel eines Hofraths, und am 23. Mai 1719, den eines Geheimenraths. Das besondere Vertrauen, dessen er von seinem Könige Friedrich Wilhelm gewürdigt wurde, war so groß, daß er durch ein Handschreiben vom 12. Mai 1731 nach Potsdam berufen wurde, um dort sein Gutachten für die Aufnahme der Universität abzugeben. Nach abgestattetem Berichte wurde er am 25. des. M. zum Direktor der Universität und zum Viceordinarius der Juristenfakultät, nach des Kanzlers von Ludwig Tode aber, unter dem 14. Dec. 1743 zum Regirungskanzler des Herzogthums Magdeburg und zum Ordinarius der Juristenfakultät ernant. Seine Ergebenheit gegen seinen König war so groß, daß er zahllose Vocationen, wohin auch die Berufung zu einer Reichshofrathsstelle gehörte, ausschlug, und stets in Halle blieb, woselbst er am 29. August 1749 im 76sten Jahre seines Alters verstarb. — Seine Schriften zeichnen sich durch sehr gründliche historische und juristische Kentnisse, und durch großen Scharfsinn und Fleis aus, und werden stets geschätzt bleiben. Römisches und kanonisches Recht waren sein Hauptfach. Zu den geschätzten seiner Werke gehören in ersterer Hinsicht: 1) die Fortsetzung des Stryckschen **Usus modernus Pandectarum**, und zwar vom 25sten bis 38sten Buche, Halle, 1733. 4. 2) Seine **Introductio in jus Digestorum**, ein Pandektencompendium, welches 1704 zum erstenmale erschien, sehr oft aufgelegt wurde, und sich bis zum J. 1806 auf verschiedenen Universitäten, namentlich in Göttingen, als Lehrbuch erhielt. 3) Seine Ausgabe der Institutionen mit kurzen Anmerkungen, zuerst Halle 1718. 8., und mit der lateinischen Übersetzung der Paraphrase des Theophilus, und Varianten aus vorher unbenutzten Handschriften, bereichert, Halle, 1728. 4. — In letzterer Hinsicht ist vorzüglich beachtungswerth: 1) sein **Jus ecclesiasticum Protestantium**, Halle 1714 und fgg. in fünf Quartbänden; noch immer unübertroffen, wenn man gleich wünschen könnte, daß es nicht nach der Ordnung der Decretalen abgefaßt seyn möchte. — 2) Seine Ausgabe des **Corpus juris canonici** Halle 1747. 4., die bis jetzt, auch in kritischer Hinsicht, die vollendetste bleibt; — 3) die Ausgabe von **Petrus de Marca**, 1708; *Fleury* **Institutiones juris ecclesiastici**, 1724. 1733; s. **Dissertationes juris ecclesiastici**, von 1711. 1729, u. a. m. — Die zahlreichen Dissertationen, die er herausgegeben hat, sind von seinem Sohne Georg Ludwig B. unter dem Titel: **Exercitationes ad Pandectas**, in 6 Quartb., (Götting.) Leipzig 1745—51.; seine **Consultationes et decisiones**, seit 1733 von ihm selbst, und nach seinem Tode von seinem Sohne Karl August B. herausgegeben. Minder wichtig ist, was er über die Klagen und über die Referirkunst geschrieben hat. Außerdem hat man von ihm noch viele Vorreden zu Werken anderer; auch hat er zu den wöchentlichen hallischen Beiträgen manche Abhandlungen geliefert *).

10) Allgemeines historisches Künstlerlexikon für Böhmen und zum Theil auch für Mähren und Schlesien, 3 Bände, Prag 1815. 4. 11) Aegid Sadler arbeitete auch eine Zeitlang in Böhmen. 12) Hesperus 1811. VII. S. 88. 13) Vaterländische Blätter 1813. No. 80.

*) S. Niceron, teutsch von Rambach, Bd. 22. S. 299. fg., wo sich auch sein Bildniß, und eine genaue Anzeige seiner Dissertationen, Vorreden u. s. w. findet.

J. H. Böhmer verheirathete sich am 21. August 1703, mit Eleonore Rosine Stützing, aus welcher Ehe vier Söhne entsprossen sind, von denen zwei hieher gehören:

2) Johann Samuel Friedrich, sein ältester Sohn, 1770 in den Adelstand erhoben. Geboren am 19. Okt. 1704 zu Halle, studirte daselbst, wurde 1725 Doctor, 1726 Professor daselbst, darauf Hofrath, 1739 Pfalzgraf, 1744 Geheimerrath. Nach dem Tode seines Vaters kam er 1750 als erster Professor und Direktor der Universität nach Frankfurt an der Oder, wo er am 20. Mai 1772 starb. Er zeichnete sich vorzüglich im Criminalrechte aus, indem er Carpzov's Blutlehre brach und besiegte. Stets werden daher geschätzt bleiben: 1) seine Observationes ad Carpzovii praxin rerum criminalium. Frankf. a. d. O. 1759. Fol. — 2) seine Meditationes ad Constitutionem criminalem Carolinam. Halle 1770. 4. — Dagegen ist sein Criminalcompendium, welches zuerst 1732 erschien, und oft aufgelegt wurde (1774 erschien die 7te Ausgabe), fast in Vergessenheit gerathen. Außerdem hat man von ihm einige Dissertationen, die jedoch nicht gesammelt worden sind*).

3) Georg Ludewig, gleichfalls ein Sohn Just Henning's, geboren zu Halle am 18. Februar 1715, studirte zu Halle, wo er auch 1738 Doctor wurde, und Vorlesungen hielt; 1740 außerordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, 1742 ordentlicher Professor, erhielt 1744 den Titel eines Raths, 1746 eines Hofraths, 1770 eines geheimen Justizraths, ward 1774 Primarius und Ordinarius der Juristenfakultät, und starb daselbst am 17. August 1797, im 82sten Jahre. Als akademischer Lehrer und Arbeiter am Spruchkollegium hat er unendlich viel geleistet, im römischen und Lehnrechte sich vorzüglich ausgezeichnet, wiewol er auch im canonischen Rechte viel gethan hat. Von seinen Schriften sind vorzüglich zu erwähnen: 1) seine Principia iuris canonici. Göttingen 1762, oft aufgelegt; zuletzt durch Schönemann besorgt (5te Auflage); 2) sein meisterhaftes Compendium des Lehnrechts Principia iuris feudalis. zuerst Göttingen 1765, zuletzt von Bauer besorgt 1819 (8te Auflage); — 3) Observationes iuris feudalis. 1765. 4) Observationes iuris canonici. 1767. — 5) Eine große Anzahl Dissertationen; welche er, in so fern sie nicht in Nr. 3. und 4. enthalten waren, von neuem überarbeitet, und in zwei Samlungen Electa iuris civilis in drei Quartbänden 1767—78, und Electa iuris feudalis. Lemgo 1795 in zwei Quartbänden vereinigt hat. Nach seinem Tode erschienen noch: Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, gesammelt und herausgegeben von C. W. Hoppenstedt. Göttingen 1799—1801 in drei Quartbänden; und Systematis iuris civilis fragmenta, herausgegeben von seinem Schwiegersohn G. J. F. Meister. Göttingen 1799. 8., welche jedoch den früher darüber gehegten Erwartungen nicht entsprachen.

Von seinen Söhnen sind als juristische Schriftsteller zu erwähnen:

1) Johann Friedrich Eberhard, geboren 9. April 1753, noch lebender Professor d. R. zu Göttingen, wegen einiger das canonische Recht betreffenden Abhandlungen.

2) Just Ludwig Bechtold, geb. 23. Jun. 1755, gestorben als Oberappellationrath zu Celle, 20. Jan. 1821, dem wir eine trefliche Abhandlung de filio vasalli successore in feudum 1780 verdanken; und

3) Georg Wilhelm, geb. 7. Febr. 1761, noch gegenwärtig in Göttingen lebend, welcher unter andern einen Grundriß des protestantischen Kirchenrechts 1786; ein Magazin für das Kirchenrecht; ein trefliches Handbuch der Literatur des Criminalrechts 1816; eine Bearbeitung der sogenannten Magna Charta Kaisers Friedrich III. 1818, und Untersuchungen über die authentischen Ausgaben der peinlichen Gerichtsordnung Kaisers Karl V. herausgegeben hat**). (*Spangenberg.*)

Ein Bruder von J. S. F. und G. L. war Philipp Adolph Böhmer, königl. preuß. geh. Rath und Prof. der Anatomie zu Halle, wo er 1712 geboren wurde und 1789 starb; Vf. von Institutt. osteologiae (1751, wovon 1787 eine dritte Ausgabe erschien) und von Observatt. anat. 1752, 2 Fasc. Fol., wie auch vieler wichtiger Dissert., die Meusel genau verzeichnet hat. (*H.*)

Böhmer, (Georg Rudolph), Prof. zu Wittenberg, geb. 1723, starb 1803, ein fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Naturgeschichte, besonders der Botanik. Zuerst trat er mit der Flora Lipsiae indigena 1750 auf, die nach dem Rivini'schen System geordnet, einige gute Bemerkungen enthält. Späterhin beschäftigte er sich besonders mit einzelen Theilen der Physiologie der Gewächse. Indessen zeigte er sich mehr als fleißigen Samler, denn als Entdecker neuer Wahrheiten. Sein Comment. de vegetabilium celluloso contextu et de plantarum semine. Viteb. 1785. 8., seine Programme de plantarum superficie. 1770. und de nectariis florum. 1758. 1762. sind für die Zeiten, in denen sie herauskamen, gut gearbeitet. Den Charakter der Compilation trägt seine technische Geschichte der Pflanzen, Th. 1. 2. Leipz. 1794, obgleich sie, als solche, brauchbar ist. Als Literator zeigt er sich in seiner Bibliotheca scriptorum historiae naturalis, in 9 Bänden von 1785—1789. und in seinem Comm. de plantis in memoriam cultorum nominatis. 1797. (*Sprengel.*)

BÖHMERA Jacq., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Urticeen und der 21sten Linnéischen Klasse nach dem eben erwähnten Botaniker benant. Von Urtica selbst unterscheidet sich diese Gattung durch den Mangel des krugförmigen Nektariums an der vieltheiligen männlichen Blüthe und dadurch, daß die weiblichen Blüthen blos aus Schuppen bestehen. Der Same ist blos zusammengedrückt und gerändert, keinesweges aber von beerenartigen Hüllen umgeben, wie bei Urtica, oder im beerenartigen Fruchtboden eingesenkt, wie bei Procris. Vorzüglich zwischen den Wendekreisen einheimisch, kommen sie doch auch außerhalb derselben, in Nordamerika und Japan vor.

*) Vergl. Weidlich zuverlässige Nachrichten Th. II. Nr. 5. S. 58—68.

**) S. Pütter's Gelehrtengeschichte von Göttingen, und die Fortsetzung derselben von Saalfeld ec. wie auch Meusel's Lex. d. v. J. 1750 bis 1800 verst. teutschen Schriftst. 1. Bd.

I. Mit entgegengesetzten Blättern.

1) B. *cordata* Sw., mit eiförmigen, zugespitzten, gesägten Blättern, sehr langhängenden Blüthentrauben, diöcischen Blumen und strauchartigem Stamm. Jamaica. 2) B. *littoralis* Sw., mit eilanzetförmigen, gesägten Blättern, zusammengedrängten, monöcischen Blumen in den Blattachseln und vierkantigem krautartigen Stamm. St. Domingo. 3) B. *spicata* Thunb., mit eirunden lang zugespitzten gesägten glatten Blättern, in Wirbeln stehenden unterbrochenen Blüthenähren und krautartigem Stamm. In Japan. (Urtica iaponica L. suppl.) 4. B. *alienata* W., mit eiförmigen glattrandigen Blättern und in den Blattachseln gedrängten Blüthen. Zeylon. (Parietaria zeylanica L.) 5. B. *petiolaris* Humb. mit lang gestielten ablangen zugespitzten gesägten dreinervigen rauh behaarten Blättern und Blüthenähren in den Blattachseln. Quito.

II. Mit abwechselnden Blättern.

6. B. *angustifolia* Humb., mit lanzetförmigen lang zugespitzten, unmerklich gesägten dreinervigen unten behaarten Blättern und Blüthen, die in den Blattachseln in Häufchen zusammengedrängt sind. Quito. 7. B. *celtidifolia* Humb., mit eiförmig ablangen lang zugespitzten, an der Basis ungleichen scharf gesägten dreinervigen, rauh behaarten Blättern und Blüthenhäufchen in den Blattachseln. Quito. 8. B. *ballotaefolia* Humb., mit etwas herzförmigen ablangen zugespitzten dreinervigen behaarten Blättern und Blüthenhäufchen in den Blattachseln. Quito. 9. B. *bullata* Humb., mit ablangen zugespitzten scharf gesägten dreinervigen, oben blasenförmig aufgetriebenen glatten unten rauhen Blättern und Blüthenähren in den Blattachseln. Quito. 10. B. *ramiflora* Jacqu., mit lanzetförmigen zugespitzten gesägten runzligen Blättern und gedrängten doch unterschiedenen Blüthen, von denen die männlichen nur drei Antheren haben. Jamaica. (Catarus *ramiflorus* L.) 11. B. *lateriflora* Mühlb., mit eilanzetförmigen zugespitzten gesägten scharfen Blättern und Blüthenhäufchen in den Blattachseln und Seiten. Nordamerika. 12. B. *hirta* Sw., mit eiförmigen zugespitzten gesägten rauhbehaarten Blättern und Blüthen in den Blattachseln. Jamaica. 13) B. *interrupta* W., mit eirunden zugespitzten gezähnten glatten Blättern und gedrängten unterbrochenen Ähren in den Blattachseln. Ostindien. (Urtica interrupta L.) 14. B. *frutescens* Thunb., mit ablangen zugespitzten gesägten unten weiß filzigen Blättern. Japan. 15. B. *nudiflora* W., mit ablangen zugespitzten glattrandigen Blättern, unterbrochener einzeler Blüthenähre am Ende der Triebe, strauchartigem Stamm und behaarten Ästen. Caracas. 16. B. *rubescens* Jacqu., mit ablangen an beiden Enden verdünnten glattrandigen Blättern, unterbrochenen ästigen in den Blattachseln gehäuften Ähren, strauchartigem Stamm und behaarten Ästen. Teneriffa. (Urtica arborea L.) (*Sprengel.*)

Böhmer-Wald s. Böhmen.

Böhmisch-Aicha und B. Brod s. Aicha und Brad.

BÖHMISCHE BRÜDER. I. Geschichte[1]). Der Religionskrieg mit den Hussiten hatte, bei dem fortdauernden Waffenglücke derselben, eine Wendung genommen, die dem State und der Kirche gleich viel Gefahr drohte. Um so erfreulicher waren für Beide die unter den Empörern frühzeitig entstandenen Parteien und deren gegenseitige Stellung; denn damit wurde die Aussicht eröffnet, eben das, was man im offenen Kampfe zu behaupten nicht vermochte, allmälig auf dem Wege der umsichtigen Verhandlung wieder zu erlangen. Auch bewährte der Erfolg die deshalb genommenen Maßregeln. Die Calixtiner (Utraquisten), von dem Concilium zu Basel und dem teutschen Kaiser einstweilen zufrieden gestellt, fanden darin einen neuen Grund zur Erbitterung gegen die Taboriten; und bald nachher entschied für die Erstern die gänzliche Niederlage der Letztern bei Böhmischbrod, den 30. Mai 1434.

Die Taboriten galten ziemlich allgemein als die ruchlosesten Aufrührer gegen das geistliche und weltliche Regiment. Wie viel ihnen aber auch in dieser Beziehung mit Recht zur Last gelegt wurde; so geben doch selbst die Schilderungen ihrer entschiedensten Gegner deutlich genug zu erkennen, daß nicht alles an ihnen verwerflich war. Äneas Sylvius, damals Bischof von Siena, der im J. 1451 zu den Böhmen gesendet wurde, um sie über ihre Verhältnisse zur allgemeinen Kirche zu bedeuten, hielt alles für glaubwürdig, was ihm von der abscheulichen und Lebensstrafen würdigen Secte der Taboriten vorerzählt wurde; fand aber gleichwol zu Tabor, diesem Zufluchtsorte, wie er es nent, aller Ketzereien, Gottlosigkeiten und Lästerungen aus der ganzen Christenheit, ein zwar rohes und armseliges, aber keineswegs wildes, vielmehr gutwilliges Volk, dem Predigten-anhören über Alles gehe; ja in Folge mehrer Unterredungen mit ihren Lehrern rühmt er ihre Liebe zu den Wissenschaften als das einzige Gute, was diese treulosen Menschen an sich hätten[2]). Wirklich bestand die größere Anzahl aus Menschen der untersten Volksklassen, die zum Theil von redlichen und frommen Männern, zum Theil aber auch von höchst wilden und fanatischen Schwärmern in Bewegung gesetzt, und hauptsächlich durch das Waffenglück und die persönlichen Eigenschaften der Hauptanführer zusammengehalten wurden. Mit dem Untergange derselben verlor die ganze Faction ihre politische Bedeutung.

Eben damit ergab sich aber zugleich, daß doch auch eine, wiewol geringe Anzahl echter Hussiten vorhanden war, die weder aus blinder Neuerungssucht, noch zur Er-

1) Systema historico-chronologicum ecclesiarum Slavonicarum, libris IV. adornatum; opera *Adriani Regenvolscii*. Utrecht 1652. 4. (*Andreae Wengerscii* libri quatuor Slavoniae reformatae. Amst. 1679. 4.) — *Joach. Camerarii* historica narratio de Fratrum orthodoxorum ecclesiis in Bohemia, Moravia et Polonia. Heidelb. 1605. 8. — Hussiten-Krieg, durch *Zachariam Theobaldum*. Nürnberg 1621. 4. (Breslau 1750. 4.) — *Joh. Lasitii* Historiae de origine et rebus gestis Fratrum Bohemicorum liber octavus; adduntur reliquorum VII librorum argumenta. 1649. 8. — Historia persecutionum ecclesiae Bohemicae. 1648. 12. — Histoire de la guerre des Hussites et du concile de Basle, par *Jaq. Lenfant.* Amst. 1731. 2 Tom. 4. nebst dem Supplement à l'hist. de la guerre des Hussites de Mr. Lenfant par *Isaac de Beausobre.* Lausanne 1745. 4. — Christian Aug. Salig's vollständige Historie der Augsburgischen Confession und derselben Apologie. Halle 1730. 3 Bde. 4. — Joh. Gottl. Carpzov's Religionsuntersuchung der böhmischen und mährischen Brüder, vom Anbeginn ihrer Gemeinen bis auf gegenwärtige Zeiten. Lpz. 1742. 8. — Alte und neue Brüder-Historie von David Cranz. Barby 1772. 8. Vgl. *Jo. Georg. Walch* Biblioth. theolog. selecta, Tom. III. p. 262 sqq. 2) *Lenfant* Tom. II. p. 224 sqq.

reichung unlauterer Absichten unter den Feinden und Zerstörern der Kirche gelebt hatte. Diese Wenigen blieben dem Vorsatze treu, ihre Erkentniß des biblischen Christenthums durch die That zu beweisen, ein wahrhaft kirchliches Leben, frei von den Satzungen des Papismus, unter sich einzurichten, und dem gemäß der Gemeinschaft sowol mit den ungestümen Taboriten, als mit den zu willfährigen Calixtinern zu entsagen. Die Stellung der Letztern zu den Katholischen kam ihnen dabei zu Statten. Sehr bald mußten nemlich die Calixtiner inne werden, daß die römische Kirche keineswegs gewilligt sey, den ihr abgedrungenen Vertrag zu halten; ja die Auslegungen, die sie bei einigen Hauptartikeln geltend zu machen suchte, verriethen gleich anfangs eine von ihr beabsichtigte Aufhebung desselben [3]). Wenn nun dieser Umstand den Unwillen eifriger Calixtiner fortdauernd rege erhalten mußte; so durfte man allerdings eben darauf einige Hoffnung zur Förderung der guten Sache gründen.

Rokyczana und *Georg von Podiebrad* galten damals als Oberhäupter der calixtinischen Partei; jener seit dem Basler Vertrage einstweiliger Verweser des Erzbisthums zu Prag, dieser seit 1450 Gubernator des böhmischen Reichs [4]). Rokyczana insonderheit erregte die freudigsten Erwartungen durch Predigten, welche er um diese Zeit in Prag über Texte aus den Klageliedern Jeremiä, aus dem Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis, mit Anwendung auf den Zustand der Kirche, hielt. Nach seiner Ansicht sind drei Dinge, auf welchen es beruht, wenn die Kirche Christi wieder blühen solle; nemlich die heilige Schrift, das Beispiel Christi und seiner Apostel, und die Fußtapfen der ersten Kirche. Darauf müßten alle fußen, welche nach ihrem Heil trachteten, diese müßten von allen wahren Christen treulich beobachtet werden. — Voll Vertrauen wendeten sich die Freunde des schriftmäßigen Christenthums wiederholentlich an Rokyczana, und suchten ihn namentlich durch seinen Schwestersohn, *Gregorius von Rzyherz*, damals Klosterbruder in Prag, zu bewegen, daß er sich an ihre Spitze stelle, um eine gründliche Kirchenverbesserung zu bewirken. Er gab jederzeit ausweichende und abweisende Antworten; jedoch vermittelte er es, daß Georg von Podiebrad ihnen auf seinen durch den Krieg verwüsteten Gütern in der Herrschaft *Litiz*, an der schlesischen und mährischen Gränze, einen Zufluchtsort einräumte, wo sie sich anbauen und völlige Gewissensfreiheit genießen sollten [5]).

Dem gemäß begaben sich um das J. 1453 eine beträchtliche Anzahl von Prag und andern Orten in jene Herrschaft; unter ihnen *Gregorius von Krez* (Creicius), *Gregorius von Rzyherz*, *Matthias von Kunwald*, *Thomas von Przelaucz* (Przelaucius), *Elias von Krzenow* (Cherzenovius), *Procopius von Hradek*, *Johannes von Klenow* (Clenovicius) u. a. Sie hielten sich Anfangs in Ansehung des Gottesdienstes zu *Michael von Bradaczow* (Bradacius), Pfarrer im Städtchen *Zamberg*, und zu einigen andern, durch Lehre und Wandel ausgezeichneten calixtinischen Priestern, die auch manche überflüssige Zeremonien abschafften und die verfallene Kirchenzucht wieder aufrichteten. Doch eben dadurch kam es zu Mishelligkeiten in ihren Gemeinen und mit den benachbarten Geistlichen, und in Folge davon zu neuen Beschwerden bei der Prager Behörde. In dieser Bedrängniß faßten sie, auf den Rath einiger calixtinischen Geistlichen und nach reiflicher Selbstprüfung und Erwägung der obwaltenden Verhältnisse, einmüthig den Entschluß, eine *selbständige Kirchengemeinschaft* zu errichten. Sie nannten sich zuerst *Brüder vom Gesetz Christi* (Fratres legis Christi); dann, weil sie von Unwissenden für einen neuen Mönchsorden gehalten wurden, schlechtweg *Brüder*, und nachdem sich viele Gleichgesinnte in Böhmen und Mähren zu ihnen gethan hatten, *Brüder-Unität* (Unitas Fratrum, Fratres Unitatis). Durch Stimmenmehrheit erwählten sie drei Älteste, Gregorius von Rzyherz, Procopius von Hradek und Johannes von Klenow, und verbanden sich unter deren Leitung zu einer festen Kirchenzucht und Ordnung. Dies geschah im Jahre 1457 [6]).

Doch mit dem Versuche einer selbständigen Kirchengemeinschaft begann auch die Verfolgung der Brüder. Als Feinde des Papstes schienen sie allen Irthümern, und in Folge davon, allen Lastern nothwendig ausgesetzt zu seyn; weßhalb sie sowol von römischen, als calixtinischen Priestern mit Abscheu betrachtet und behandelt wurden. Georg von Podiebrad, im Mai 1458 zum Könige gewählt und gekrönt, fand es nicht gerathen, ihrer sich anzunehmen. Viele Große des Reichs waren als Mitglieder der römischen Kirche seine geheimen Feinde; die römische Geistlichkeit haßte ihn noch mehr, und an die Spitze derselben trat eben jetzt Papst *Pius* II., der ehemals ihm genau bekannte *Äneas Sylvius*, dessen Grundsätze bei der Beharrlichkeit der römischen Curie die größte Sorge erregen mußten. Unter diesen Umständen willigte der König um so eher in die Verfolgung der Brüder, da er bei seiner Krönung eidlich versprochen hatte, die Ordnung der heiligen römischen Kirche unverbrüchlich zu beobachten, und die Ketzereien in seinem Reiche auszurotten [7]). Die Brüder wurden sonach, als Ketzer und heimliche Aufrührer, welche die kaum gedämpften taboritischen Unruhen zu erneuern droheten, der bürgerlichen Rechte für unfähig erklärt, aus Städten und Dörfern vertrieben und ihrer Güter beraubt. Viele starben in den Gefängnissen an den Folgen der erlittenen Mishandlungen, viele auf den Richtplätzen als Blutzeugen der Wahrheit.

Gleichwol bewirkte die Verfolgung nur schnellere Vermehrung der Anzahl und festeres Zusammenhalten der Gleichgesinnten. Ihre Ältesten beriefen von Zeit zu Zeit die vornehmsten Brüder aus Böhmen und Mähren, und rathschlagten mit diesen in geheimen Zusammenkünften, sowol über das Benehmen gegen ihre Feinde, als über die Einrichtung ihrer Gemeinen. Vor allen Dingen erkannten sie die Nothwendigkeit, ein eignes *Lehramt* unter sich aufzurichten, und die Prediger selbst zu bestellen

3) Theobald Th. 2. S. 3—17. 4) Theobald S. 204. 229 f. 5) *Hist. persecut.* cap. XVIII. *Regenvols.* lib. I. cap. 8.

6) *Joach. Camerar.* p. 84—87. *Lasit.* lib. II. Die erneuerte Brüderunität feiert den *ersten März* als einen beliebig angenommenen Gedenktag dieser Begebenheit. 7) Theobald S. 48. 50.

und einzuweihen. Zu dem Ende wurde 1467 in dem Dorfe **Lhota** bei **Reichenau** eine Zusammenkunft gehalten, zu welcher sich 70 Personen — Priester, Edelleute, Bürger und Bauern — einfanden. Diese vereinigten sich, nach der Apostel Weise (Apgsch. 1, 15—26.) den Willen Gottes durch das Loos zu erforschen; sonderten deshalb zwanzig und aus diesen wieder neun Männer von unbescholtenem Rufe und allgemein anerkannter Einsicht und Erfahrung aus; so, daß die Letzteren zur Loosung, die andern eilf aber zur Leitung des Wahlgeschäfts bestimt wurden; und stellten es dann Gott im Gebet anheim, ob und welche er ihnen aus denselben zu Lehrern erwählen wollte. Das Loos fiel auf **Matthias von Kunwald, Thomas von Przelaucz** und **Elias von Krzenow**. Mit Freuden und Lobgesang wurden sie, als von Gott geschenkte Lehrer, angenommen [8]). Es fehlte ihnen aber zur vollgiltigen Amtsführung die **kirchliche Ordination**, und diese war, den bestehenden Rechten gemäß, nur von einem **Bischofe** zu erhalten. Da wendeten sich die Brüder an die Gemeine der **Waldenser**, welche die Bischofsweihe von der Apostel Zeiten her zu besitzen behauptete, und sendeten drei von ihren bereits ordinirten Priestern, den oben erwähnten Michael von Bradaczow, und zwei, welche aus der waldensischen und römischen Kirche zu ihnen übergetreten waren, an den Waldenser Bischof **Stephanus**, der mit seinen Glaubensgenossen im Östreichischen in stiller Verborgenheit lebte. Von diesem zu rechtmäßigen Bischöfen der Brüderkirche eingeweiht, ordinirte demnächst Michael von Bradaczow, als vorsitzender Bischof, die drei auf der Synode zu Lhota durchs Loos ernannten Lehrer zu Priestern, und aus diesen den Matthias von Kunwald zum vierten Bischof, mit allgemeiner Zustimmung. Von nun an stand die Brüderunität unter der obersten Leitung und Berathung von Bischöfen.

Wenn aber auch die kirchliche Gemeinschaft der Brüder auf solche Weise immer mehr an innerer Ordnung und Festigkeit gewann, so war es doch geradehin unmöglich, eben damit die äußern Rechte einer Kirche zu behaupten, so lange die Grundansichten der römischen Kirche galten. Nach diesen waren die Brüder abtrünnige Ketzer, gegen welche auf dem Wege Rechtens verfahren werden mußte. So geschah es gleich im J. 1468, wo der Befehl an jeden Landstand erging, die **Picarden** und **Waldenser**, so nannte man die Brüder, zu fangen und nach Willkür zu strafen [9]); und diese Verfolgung dauerte bis zu König Georg's Tode 1471. Weniger litten sie anfangs unter seinem Nachfolger **Wladislaw**; ja der offene Zwiespalt zwischen den Katholischen und Calixtinern war ihrer stillen Verbreitung förderlich. Desto heftiger verfuhren die Ketzerrichter gegen sie seit 1499; und im J. 1503 wurden ihnen auch von dem Könige alle gottesdienstliche Versamlungen untersagt, mit dem Bedeuten, innerhalb einer gewissen Zeit entweder zur katholischen Kirche oder zur calixtinischen Gemeine überzutreten [10]).

Die Brüder kannten und wollten nur zwei Mittel der Rechtfertigung gebrauchen, ihre **Lehre** und ihren **Wandel**. Jene stellten sie in mehren **Bekentniß-** und **Schutzschriften** dar [11]), unter welchen die in den Jahren 1504, 1507 und 1508 dem Könige Wladislaw übersendeten am bemerkenswerthesten sind. Mit großer Freimüthigkeit erklärten sie darin, daß sie keine Ketzer wären, weil sie keine mit der Schrift streitende Lehre hartnäckig vertheidigten. Als Ursache ihrer Trennung von der römischen Kirche gaben sie die abscheuliche Bosheit ihrer Prälaten an, welche voll Stolz und Zanksucht sich selbst unter einander gelästert und verketzert, auch das ganze Reich in die äußerste Zerrüttung versetzt hätten. Von menschlichen Kirchenordnungen beobachteten sie jene zahlreichen nicht, welche zum Irrthume, zum Umsturz des Glaubens und der Billigkeit führten, eine Ursache der Abgötterei, der falschen Hoffnung, des Aberglaubens und der Verbergung von Todsünden abgäben, die bösen Priester aber zur Ungerechtigkeit, zur Habsucht und einem gewinnsüchtigen Handel mit geistlichen Dingen verleiteten. Besonders nachdrücklich erklärten sie sich daher über das **Meßopfer**, als den Mittelpunkt des römischen Gottesdienstes. Nichts, sagten sie, glauben wir in der Lehre vom **Abendmahl**, als was der Sohn Gottes geboten hat. Wir genießen es also unter beiderlei Gestalt; aber er hat nicht befohlen, daß seinem Leibe und Blute eine besondere Verehrung erwiesen werden solle; diese sind wir blos der Substanz seines Körpers, welche zur Rechten des Vaters sitzt, schuldig. Die höchste Verehrung Gottes ist die Beobachtung seiner Gebote. Der Leib und das Blut Christi sind in diesem Sacramente blos zum Genusse, Gebrauche und Andenken bestimt. Anstatt die Apostel zur Verehrung desselben anzuweisen, hat er sie vielmehr vor Abgötterei gewarnt. Es ist aus der heiligen Schrift und aus andern Gründen gewiß, daß der Herr Christus mit seinem Leibe und Blute in der natürlichen Substanz und im persönlichen Daseyn hier nicht ist bis zum Ende der Welt; sondern daß er vielmehr an Einem Orte, zur Rechten Gottes ist. Es wird auch in der evangelischen Geschichte immer gesagt, daß er nur an Einem Orte sey. Er kann mit seinem angenommenen substantiellen Körper, mit welchem er jetzt zur Rechten Gottes sitzt, nicht vervielfältigt werden; sondern bleibt blos Einer, ganz wahrhaftig und wirklich im Himmel. Er kann von den gläubigen Selen nicht körperlich, sondern blos geistig genossen werden, wie er selbst Joh. 6, 62. 63. lehrt. Wenn er also gleich mit seinem natürlichen Leibe nicht wirklich und geistig hier ist; so ist er es doch geistig, mächtig, gesegnet und in der Kraft: und so ist er auch überall gegenwärtig, und die Wahrheit seines Leibes und Blutes kann an unendlichen Orten vermehrt werden, so wie es die Bedürfnisse seiner Gläubigen und Auserwählten erfodern.

Ohne Zweifel konnten solche Darlegungen bei Unbe-

8) *Regenv.* l. l. Hist. pers. cap. XX. 9) Aus dieser Zeit schreibt sich ihre Benennung **Grubenheimer** (Jamnici) her, weil sie sich in Höhlen und Felsklüften zu verbergen suchten. 10) *Camerar.* p. 79 sqq. **Carpzov** S. 11—19. 11) Vgl. Waldensia studio et opera *Balthas. Lydii.* Roterd. 1616. 8. — Die drei letzten und vornehmsten Glaubensbekenntnisse der böhmischen Brüder, ans Licht gestellt und mit einem historischen Vorbericht begleitet von **Joh. Christoph Köcher**. Frankfurt und Leipzig 1741. 8.

fangenen von gutem Erfolge seyn[12]); aber in das helleste Licht wurde die Sache der Brüder erst durch das zweite Rechtfertigungsmittel, durch ihren Wandel, gesetzt. Was auch die römische Geistlichkeit von dem ruchlosen Leben dieser Aufrührer und von der Arglist ihrer Führer zu erzählen wußte: es zeigte sich bei näherer Untersuchung als völlig grundloses Vorgeben. Die Brüder, weit entfernt, sich für Heilige zu halten, übten sich mit redlichem Ernste in der Heiligung; ihre Kirchenzucht war der Verfassung der ältesten Christen nachgebildet, und dieser gemäß führten ihre Lehrer das ihnen anvertrauete Amt der Schlüssel. So streng sie aber unter einander verfuhren, so duldend zeigten sie sich bei den Bedrückungen ihrer Gegner; und eben diese Duldwilligkeit sicherte sie nicht nur gegen eine gänzliche Ausrottung, sondern verschaffte ihnen auch eifrige Freunde in der Nähe und Ferne. Zu Anfange des 16. Jahrh. zählten sie schon gegen 200 Bethäuser, hatten in Böhmen und Mähren, namentlich unter den Calixtinern, viele zugethane Freunde, und darunter Gelehrte, Priester und Herren aus dem Ritterstande. Auch die im Östreichischen zerstreuten Waldenser waren größtentheils zu den Brüdern in Böhmen und Mähren übergegangen; woher es denn mit kam, daß Letztere häufig unter dem Namen der Ersteen begriffen wurden[13]).

Als nun von Wittenberg her Luthers kühner Angriff des Papismus bekant wurde, äußerten alle evangelisch gesinnte Böhmen die lebhafteste Theilnahme. Bereits im J. 1519 sendeten zwei calixtinische Lehrer zu Prag, Rosdialowin und Paduschka, Briefe an ihn, worin sie den sächsischen Huß zum unerschrockenen Bekentniß der Wahrheit auffoderten[14]); und unmittelbar nach den Briefen kam selbst ein Abgeschickter von der böhmischen Gemeine zu Luthern nach Wittenberg, welchem derselbe alle seine Schriften, und Melanchthon einen Brief mitgab. Die Brüder der Unität aber versuchten seit dem Jahre 1522 eine nähere Verbindung mit dem großen Reformatoe und seinen Gehilfen. Sie schickten mehr als Einmal Abgeordnete, welche ihn mit ihrem Lehrbegriffe bekant machten. Auch ließ er die von ihnen im J. 1532 an den Markgrafen Georg von Brandenburg ausgestellte Bekentnißschrift im folgenden Jahre unter der Aufschrift: „Rechenschaft des Glaubens, der Dienst und Cärimonien der Brüder in Böhmen und Mähren, welche von etlichen Picarden, und von etlichen Waldensee genant werden" drucken, und erklärte in der beigefügten Vorrede, daß sie zwar im Vortrage der Lehrsätze, namentlich der Abendmahlslehre, von ihm noch unterschieden wären, daß er sie abee nicht übereilen, noch zwingen wolle, nach seiner Weise zu reden. — Überhaupt standen die Brüder in liebevoller Gemeinschaft mit den Reformatoren in Teutschland und der Schweiz. Ohne an ihren besondern Streitigkeiten Theil zu nehmen, verhandelten sie, schriftlich und mündlich, mit Luther, Melanchthon, Calvin und Bucer, und erhielten von allen aufmunternde Zeugnisse[15]), ja die Reformatoren gestanden zu, daß ihre evangelischen Gemeinen an strenger und heilsamer Kirchenzucht von den Brüdern übertroffen würden, und beklagten, daß es ihnen zue Zeit unmöglich falle, Ähnliches zu bewirken.

Aber eben diese Gemeinschaft zog ihnen eine neue Verfolgung zu. Denn als im schmalkaldischen Kriege die evangelisch gesinnten Böhmen sich weigerten, gegen ihre teutschen Glaubensgenossen zu fechten, und obendrein die Brüder eines Verständnisses mit Luther wider ihren Landesherrn verdächtig schienen, wurden ihre Kirchen verschlossen, mehre Lehrer gefangen gesetzt, allen übrigen aber befohlen, zur römischen Kirche zurückzutreten, oder innerhalb 42 Tagen ihre Güter zu verkaufen, und das Land zu räumen. — So zogen im J. 1548 gegen tausend böhmische Brüder, unter Anführung ihres Bischofs, Matthias Syon, nach Polen, und da sie auch hier auf Anstiften der Geistlichkeit vertrieben wurden, nach Preußen. Dort ertheilte ihnen Herzog Albrecht, durch ein Diplom vom 19. März 1549, außer der Zusicherung ihrer kirchlichen Verfassung, gleiche bürgerliche Rechte mit den übrigen Unterthanen. Ihren Wohnsitz bekamen sie in Marienweeder, Neidenburg, Gardensee, Hohenstein, Gilgenburg, Soldau und Königsberg[16]). Inzwischen hatten sie doch auch in Polen bei ihrem Durchzuge mehre Freunde sich erworben. Die Gelegenheit dazu wae aber dadurch herbeigeführt, daß viele angesehene Polen von ihrem Aufenthalte im Auslande eine Vorliebe, vorzüglich für Luthers Lehrbegriff, aber auch füe die schweizerische Confession, zurückbrachten, und danach auf ihren Gütern, so wie in mehren Städten, gottesdienstliche Versamlungen veranlaßten. Diesen Umstand benutzten nun die Brüdee, bei ihrem regen Eifer, die evangelische Gemeinschaft in aller Stille zu erweitern, mit solchem Erfolge, daß ihre Unität innerhalb sechs Jahren gegen vierzig Gemeinen in Großpolen zählte.

Wenn aber auch die verschiedenen kirchlichen Gesellschaften, welche auf solche Weise unter den Freunden der Reformation in Polen entstanden, in ihrem Abscheu gegen die römische Kirche völlig einig waren, so lebten sie doch, wegen einzeler Artikel des Glaubens und der Kirchenzucht, eben nicht in dem besten Vernehmen mit einander; ja der Unfriede drohte noch größer zu werden, als seit dem J. 1558 auch die Partei der Unitaeier in Polen sich sammelte, und großes Aufsehen erregte.

Desto ernstlichee versuchten wohlwollende Freunde der

12) Freilich erwiederte Erasmus, dem die Brüder im Jahr 1511 ihre letzte Schutzschrift an Wladislaw mit der Bitte um ein Zeugniß überreichen ließen, mit gewohnter Umsicht: „Er habe keine Irthümer wahrgenommen; ein Zeugniß aber davon zu geben, scheine weder rathsam für ihn, noch den Brüdern nöthig zu seyn; sie möchten nur ihre Sache wie bisher in der Stille fortsetzen." Demungeachtet gab er doch den Brüdern nachher mehrmals ein Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit und Rechtschaffenheit, unter andern in seiner Vorrede zum Neuen Testament. 13) *Regenvolsc.* l. c. 14) Wenn Luther in einem Schreiben an Staupitz (opp. T. I. ep. 121) von diesen Briefen sagt: „Erasmizant miro modo tam sensu, quam stylo:" so liegt der Grund davon wol in dem Umstande, daß die Calixtiner sich bisher so nachgiebig gegen die Anmaßungen der römischen Curie bewiesen hatten, wiewol sie eben darüber die heftigsten Beschwerden führten. Auch sind es diese Hussiten (Calixtiner oder Utraquisten), über welche Luther in seiner Schrift an den teutschen Adel Vorschläge mittheilt.

15) Comenius hat diese Zeugnisse zusammengestellt in seiner weiter unten anzuzeigenden Schrift des *Lasitius* S. 151—173. 16) *Camerar.* p. 99 f. 126 f. Salig Th. II. S. 534—569.

Reformation eine Ausgleichung und Einverständniß unter den beiden protestantischen Gemeinen und den böhmischen Brüdern, wenn auch zunächst nur zur bessern Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind. Den ersten Schritt thaten die schweizerischen Confessionsverwandten, indem sie auf einer im J. 1560 zu Xians mit den Brüdern gehaltenen Synode die Kirchenordnung derselben, jedoch mit der Abänderung annahmen, daß jedem kirchlichen Kreise nicht nur ein geistlicher Senior (Superintendent), sondern auch ein weltlicher Senior vorgesetzt würde, der den geistlichen auf seinen Visitationen begleiten, die äußerlichen Angelegenheiten der Kirchen besorgen, und in den Gemeinen, besonders auf den jährlichen Provinzial-Synoden, die Klagen anhören, und die Streitigkeiten entscheiden sollte. Von der Zeit an nannten sich die Bischöfe der Brüder in Polen Seniores, und nur in Schriften an bischöfliche Kirchen unter den Protestanten bedienten sie sich des bischöflichen Namens [17].

Anders verhielt es sich mit den augsburgischen Confessionsverwandten. Den Eiferern für das reine Lutherthum war nichts anstößiger, als die Hinneigung der Brüder zu der reformirten Partei; und jemehr Jene auf haarscharfe Bestimmung der Kirchenlehre drangen, und darüber sich selbst unter einander verketzerten, die Brüder dagegen fortdauernd den evangelischen Glauben als eine Angelegenheit des Herzens und Lebens, ohne alles Schulgezänk behandelt wissen wollten: desto bestimmter war vorauszusehen, daß eine Vereinigung beider kirchlichen Gemeinen unausführbar erscheinen, und die gegenseitige Verständigung höchstens ein mehr verträgliches Nebeneinandersen herbeiführen werde.

So geschah es wirklich auf der Generalsynode zu Sendomir im J. 1570. Sämtliche Gemeinen der drei evangelischen Confessionen schickten ihre Abgeordneten, und außer diesen waren viele Deputirte des Adels zugegen, unter welchen der Woiwode von Sendomir, Zborowski, das Präsidium führte. Die Hauptpersonen unter den Theologen waren, von Seiten der Brüder Bischof Johannes Laurentius (Luthers Schüler), von Seiten der Lutheraner der Superintendent Erasmus Gliczner, und von Seiten der Reformirten der Senior Paul Gilovius. Jede der drei Parteien wollte ihr Glaubensbekentniß von den übrigen unterschrieben wissen; manche Abgeordnete schlugen aber vor, aus den drei Confessionen eine einzige zu bilden. Endlich kam der Vergleich von Sendomir (Consensus Sendomiriensis) zu Stande, der am 14. April allgemein gebilligt wurde [18]. In dieser Einigungsformel wurde nicht nur das augsburgische Glaubensbekentniß, sondern auch die Confession der böhmischen Brüder für vollkommen schriftmäßig in den Hauptartikeln erklärt, und, zur Beseitigung des unglücklichen Streits über das Abendmahl, die wahre und wesentliche Gegenwart Christi mit Melanchthons Worten angenommen, so wie sie dieser in der Repetition der augsburgischen, oder in der sogenannten sächsischen Confession vom J. 1551 ausgedrückt hatte [19]. Bei solchem gemeinschaftlichen Glaubensgrunde wollte man die Anordnung kirchlicher Einrichtungen und den Gebrauch gewohnter Zeremonien einer jeden der verbundenen Kirchen überlassen, weil daran nicht viel liege; und eben deshalb den wechselseitigen Besuch ihrer gottesdienstlichen Versamlungen, und die gemeinschaftliche Benutzung der Sacramente gestatten. In demselben Jahre wurde dieser Grundsatz auf einer Synode zu Posen wiederholt; der Vergleich erhielt demnächst aufmunternden Beifall der evangelischen Stände und vieler angesehenen Theologen in Teutschland; und mehre nachfolgende Generalsynoden hatten zum Zweck, durch nachträgliche Constitutionen das Band des Friedens immer fester zu knüpfen.

Und bei dem Allem dauerte der Friede nur kurze Zeit. Man war wol im Allgemeinen damit zufrieden, daß durch solche Verbindung die statsbürgerlichen Rechte der Protestanten gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche sicher gestellt werden könnten; wie dies auch der im J. 1572 zu Krakau in der Versamlung des Senats und Adels unterzeichnete Religionsfriede (Pax Dissidentium) bewies. Aber jede Partei wollte zugleich ihr Eigenthümliches bewahren, und nur unter dieser Bedingung Eins seyn mit der andern. So bereute die lutherische Geistlichkeit gar bald ihre bereitwillige Theilnahme; zumal, da es durch die kryptocalvinistischen Unruhen in ihrer eignen Kirche recht einleuchtend zu werden schien, wie durchaus nothwendig ein ganz genau bestimmter Lehrbegriff sey, um die Rechtgläubigkeit, und damit das Wesen der wahren Kirche aufrecht zu erhalten. Mehre protestirten daher gegen den sendomirischen Vergleich; allmälig folgten die Übrigen, und unterließen die Beschickung der gemeinschaftlichen Synoden um so bereitwilliger, je schärfer die Gränzlinie war, welche die angenommene Concordienformel zwischen den Lutheranern und Reformirten gezogen hatte [20]. Desto inniger schlossen sich die Letztern an die Brüder an, und eben dies scheint wiederum auf das Benehmen der lutherischen Geistlichkeit gegen die Brüder in Preußen von Einfluß gewesen zu seyn. Gewiß ist, daß man sie, nach Herzog Albrechts Tode, nöthigen wollte, entweder zur lutherischen Kirche überzutreten, oder das Land zu räumen. Die Meisten ergriffen das Letztere, und zogen 1574 theils nach Großpolen, theils in ihr Vaterland, nach Böhmen und besonders nach Mähren, wo sie zu Fulneck ihren Hauptsitz hatten.

Hier waren eben damals günstigere Umstände eingetreten. Der duldsame Kaiser Maximilian II. gewährte den immer zahlreicher werdenden protestantischen Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes in seinen Erblanden, was er bei seiner Gemeinschaft mit der römischen Kirche und in seiner landesherrlichen Stellung zu derselben gewähren konnte: es wurde ihnen vergönnt, in allen Kirchen ihres Patronats die Lehren und Zeremonien, so wie dieselben in dem Worte Gottes und in den Schriften der Apostel gegründet und in der augsburgischen Con-

17) *Lasit.* lib. VII. Salig a. a. O. 18) *Dan. Ernest. Jablonsky* Historia Consensus Sendomiriensis. Berlin 1731. 4. — Salig S. 735 ff.

19) „Docentur homines, in usu instituto in hac communione vere et substantialiter adesse Christum, et vere adhiberi sumentibus corpus et sanguinem Christi." 20) Salig S. 785.

fession zusammengefaßt wären, einzurichten. Wenn denn nur die Evangelischgesinnten sich selbst diese Freiheit nicht verkümmert hätten! Doch sie fuhren fort in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Einrichtungen unter einander zu streiten, und anstatt die rechtliche Begründung einer allgemeinen evangelischen Kirche zu erstreben, nahmen sie hauptsächlich darauf Bedacht, wie ihre besondere Partei erhalten und möglichst erweitert werden könnte. So beschloß die Brüderunität zur Sicherstellung ihrer Lehre und Einrichtungen auf einer Synode zu Bunzlau im J. 1584 die Anlegung eigner Schulen und Predigerseminarien, letztere zu Bunzlau, Przerow und Evanzitz in Mähren. Wirklich gewann sie eine immer bedeutender werdende Zahl von Freunden; zwar zum Verdruß lutherischer Zeloten[21]), aber freilich auch, wie aufrichtige Freunde der Unität beklagten, zum Nachtheil ihrer bisher beobachteten Kirchenzucht, bei der man sich gewöhnte, als Nebensache zu behandeln, worauf man früherhin mit großer Strenge gehalten hatte.

Bald theilten denn auch die Brüder das äußere Schicksal aller Akatholiken in Böhmen. Zwar wurde diesen im J. 1609 durch den sogenannten Majestätsbrief eine vollkommen freie Religionsübung vom Kaiser Rudolf II. zugesichert; aber schon unter seinem Nachfolger, Matthias, litten sie, bei der Nachsicht des kaiserlichen Hofes, viele Bedrückungen. Darauf gab der ihnen von zwei Prälaten unter einem scheinbaren Vorwande verweigerte Bau neuer Kirchen im J. 1618 zu einem Kriege mit ihrem Landesherrn Veranlassung, in welchem sie das traurige Glück hatten, anfänglich Sieger zu seyn. Ihre Niederlage bei Prag im J. 1620 entschied ihr Schicksal unwiderruflich. Die vornehmsten Anführer des Aufstandes wurden hingerichtet; alle Religionsübung der Protestanten in Böhmen, Mähren und Östreich mußte aufhören. In Folge davon wurden die Lehrer aus dem Lande gejagt, und das Volk, bald durch Lockungen, bald durch Drohungen, zur Theilnahme an den Kultus der römischen Kirche genöthigt. Viele hundert angesehene Familien vom Adel und Bürgerstande flüchteten nach Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Polen, Preußen, Ungarn, Siebenbürgen, ins Reich und in die Niederlande. An allen diesen Schicksalen hatten die Brüder Theil[22]).

Zu den vertriebenen Lehrern derselben gehörte Johann Amos Comenius (vgl. d. Art.) Er zog mit einem Theile seiner Gemeine im J. 1627 von Fulneck durch Schlesien nach Polen, wo er auf der Synode zu Lissa im J. 1632 zum Bischof der zerstreuten Brüder aus Böhmen und Mähren geweiht wurde, und nachmals vom J. 1648 bis an seinen Tod (15. Okt. 1671) der Unität in Polen als ältester Bischof (Senior praeses) diente. Lange Zeit nährte er die Hoffnung zur Wiederherstellung der Unität in Böhmen und Mähren mit schwärmerischer Zuversicht; so daß er selbst an Visionen glaubte, und durch deren Bekantmachung zu wirken suchte. Wie aber alle Hoffnung verschwunden war, wollte er wenigstens ihr Andenken erhalten, und auf den Fall einer künftigen Erneuerung die Gerechtsame derselben sicher stellen. Zu dem Ende gab er eine authentische Nachricht von der Verfassung der Brüder heraus, und fügte derselben eine kurzgefaßte Brüdergeschichte, nebst seinem Gutachten über eine allgemeine Kirchenverbesserung, bei; auch schrieb er einen Katechismus für seine zerstreueten Glaubensgenossen. Sodann aber besorgte er im J. 1662 die bischöfliche Weihe seines Eidams, Petrus Figulus, genant Jablonsky (von seinem Geburtsort Jablonne oder Gabel in Böhmen) für die zerstreuten Brüder in und außer Böhmen und Mähren, auf den Fall einer Wiederherstellung der Brüderkirche. Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Daniel Ernst Jablonsky (geweihet auf der Synode zu Lissa den 10. März 1699) erlebte dieselbe, und übergab, als königlich preußischer Hofprediger zu Berlin, die bischöfliche Ordination den aus Böhmen und Mähren nach Herrenhut gekommenen Brüdern (S. Art. Brüdergemeine.)

Von dem Zustande der Brüder in der Zerstreuung finden sich wenige zuverlässige Nachrichten. In Polen verbanden sie sich immer mehr mit den Reformirten, so daß im J. 1627 Daniel Mieolajevius von der schweizerischen Confession zum Senior in Polen ordinirt und von da an kein Unterschied unter den Brüdern und den Reformirten in Polen gemacht wurde. Auch die Reste derselben in Böhmen und Mähren verloren sich größtentheils unter den Mitgliedern der römischen Kirche, bewahrten jedoch zum Theil den Sinn für evangelische Gemeinschaft und stärkten sich darin, bei öffentlichen Verfolgungen und Bedrückungen, durch geheime Zusammenkünfte und Andachtsübungen. In den protestantischen Ländern entstanden hin und wieder böhmische Gemeinen, die sich entweder an die bestehenden Landeskirchen anschlossen, oder mit der erneuerten Brüderkirche in Verbindung traten, und in der Folge derselben einverleibt wurden[23]).

II. Verfassung. Wir besitzen darüber zwei umständliche Nachrichten; die eine von Johannes Lasitzky (Lasitius), einem polnischen Edelmann von der schweizerischen Confession, der seine ums J. 1570 an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen zuerst der Brüderunität, dann berichtigter im J. 1599 dem Baron Carl Scherotin in Mähren handschriftlich zustellte; die andere von der Unität selbst, so wie sie von den Vorstehern derselben auf der Generalsynode zu Zerawitz in Mähren im J. 1616 durchgesehen, und den Gemeinen zur treuen Befolgung vorgelegt wurde. Beide hat Amos Comenius herausgegeben[24]). Danach ergibt sich Folgendes:

21) Examinatio capitum doctrinae Fratrum in Bohemia et Moravia, quibus ab ecclesiis August. Confessionis dissentire eos demonstratur, auctore *Joan. Hederico*. Frkf. 1580. 8. Der Verfasser, lutherischer Prediger zu Iglau, eifert in der Vorrede besonders gegen die Bekehrungssucht der Brüder. Wo sie nur, sagt er, unsre Kirche trennen können, lassen sie es an nichts mangeln, ziehen die Herrschaften an sich, damit sie desto leichter auch das gemeine Volk ihnen beizufallen nöthigen, und unterlassen keine List, damit je länger je mehr zu ihnen gewendet und überredet werden.
22) Hist. persecut. cap. 42—105.

23) Cranz S. 99 ff. 24) *Joan. Lasitii* de ecclesiastica disciplina, moribusque et institutis Fratrum Bohemorum. Amst. 1660. 8. — Ratio disciplinae ordinisque ecclesiastici in unitate FF. Bohemorum; zuerst 1633. 8., dann wieder abgedruckt nebst andern Aufsätzen des Comenius, in der von Joh. Franz Buddeus besorgten: Historia Fratrum Bohemorum. Halle 1702. 4. — Die Gedenktage der alten Brüderkirche. Gnadau 1821. 8.

A. Unitätsordnung.

Die Unität bestand aus dem Inbegriffe aller Brüder, sie mochten in geschlossenen Gemeinen, oder zerstreut leben. Sämtliche Mitglieder erkannten sich dem weltlichen Regiment unterthan; jedoch so, daß sie dabei die Freiheit behalten wollten, nach der reinen Lehre des Evangeliums zu leben. Zur Bewahrung dieser Grundansicht diente das Lehramt, durch dessen wohlgeordnete Übung die ganze Verbindung wesentlich zusammengehalten und gefördert werden sollte. — Bekantschaft mit der heiligen Schrift und Frömmigkeit der Gesinnung und des Wandels machten zum Lehramte fähig. Zwar bildeten die Lehrer keinen abgesonderten geistlichen Stand; aber nach dem Vorgange der ältesten Kirche fand eine nähere Verbindung und Abstufung unter denselben Statt. — Die Abstufung war folgende: 1) Bischöfe oder Älteste (Episcopi, Seniores). Sie führten die Aufsicht über sämtliche Gemeinen und Kirchendiener, und wachten über die Lauterkeit der Lehre und die genaue Ausübung der Kirchenzucht. Insonderheit hatten sie den Auftrag, die Gemeinen mit tüchtigen Lehrern zu versehen, besorgten zu dem Ende die Vorbereitung und Weihe zu derselben, und übten strenge Aufsicht über ihre Amtsführung. Diese Vollmacht erhielten sie durch die Wahl sämtlicher Presbyter, deren Stimmenmehrheit zu diesem Amte ernannte, und durch die feierliche Ordination. Ihrer waren in der Regel vier bis fünf; gemeiniglich zwei in Böhmen, zwei in Mähren, und einer, zuweilen auch zwei in Polen; alle von gleicher Würde, nur daß Einer aus ihnen das Amt eines Obervorstehers (Praeses) führte, und dem gemäß ihre gemeinschaftlichen Berathungen leitete, auch, wenn es nöthig war, eine allgemeine Synode zusammenberief, und bei derselben die gute Ordnung aufrecht zu erhalten hatte. Ein jeder hatte über eine Anzahl von Gemeinen die besondere Aufsicht und erhielt sich in genauer Bekantschaft mit denselben durch jährliche Visitationen. Dabei war jeder gehalten, sich in Sachen von einiger Wichtigkeit dem Gutfinden seiner Collegen und der Mitältesten zu unterwerfen, und von ihnen Rath, Erinnerung und Zurechtweisung anzunehmen; auch stand es frei, von ihren gemeinschaftlichen Aussprüchen auf eine allgemeine Synode sich zu berufen, die in letzter Stelle entschied. 2) Mitbischöfe oder Mitälteste (Coëpiscopi, Conseniores), Gehilfen und Stellvertreter der Bischöfe, die im Auftrage derselben handelten, aber auch selbständig an ihren Berathungen Theil nahmen. Insonderheit besorgten sie die Prüfung der zur Ordination berufenen Presbyter, Diakonen und Akoluthen. Sie wurden aus den Presbytern durch Stimmenmehrheit gewählt und dienten als Pflanzschulen der Bischöfe. Einem jeden derselben gab man zwei oder drei solcher Gehilfen. 3) Presbyter (Presbyteri) für die einzelen Gemeinen; beauftragt mit der Verkündigung des Worts, und der Verwaltung des Amts der Schlüssel und der Sacramente; sonach eigentliche Pfarrer. Sie erhielten ihren Ruf lediglich von den Bischöfen, durch die sie, nach reifer Überlegung der Umstände, einer bestimmten Gemeine zugewiesen und vorgestellt, von den Ältesten der Gemeine aber, Namens derselben, als vorgesetzte Selsorger angenommen wurden. Dem Bischofe ihres Kreises hatten sie alle halbe Jahre mündliche oder schriftliche Nachricht von ihrem und der Gemeine Zustand zu geben; auch waren sie angewiesen, denselben in schwierigen Fällen zu Rathe zu ziehen und nichts ohne seine Zustimmung vorzunehmen. Ihren Unterhalt bekamen sie insgemein aus den freiwilligen Beiträgen ihrer Gemeinen; in Polen waren ihnen Grundstücke angewiesen, oder sie erhielten von dem Ortsherrn Geld oder Getreide. Auch schämten sie sich nicht, sich mit ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen, wenn ihnen von ihren Berufsgeschäften Zeit dazu übrig blieb. Die meisten Presbyter waren unverheirathet, ohne daß man ein Gesetz daraus gemacht hätte, jedoch bedurften sie der bischöflichen Zustimmung, wenn sie eine Heirath eingehen wollten. 4) Diakonen (Diaconi), Kandidaten des Pfarramts, und als solche Gehilfen der Presbyter, unter deren Leitung sie sich für die mancherlei Pfarrgeschäfte ausbildeten, auch diese, im Auftrage der Presbyter und zur Unterstützung derselben, verwalten durften. Daneben lernten sie, so weit es thunlich schien, mancherlei Handarbeiten verrichten. 5) Akoluthen (Acoluthi), Jünger im Dienste der Kirche, die eigentliche Pflanzschule zur geistlichen Bedienung derselben. Jeder Presbyter war nämlich verbunden, mehre Knaben zum Dienste der Kirche zu unterrichten und zu erziehen. Die Bewährten unter ihnen wurden auf einer Synode unter die Akoluthen aufgenommen, wobei sie gewöhnlich neue biblische Namen erhielten. Sie wurden nach einer genau vorgeschriebenen Hausordnung, zur geschickten Abwartung des künftigen Berufs vorbereitet, und hauptsächlich zu einem pünktlichen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten angehalten. Den ältern Akoluthen übertrug man bei den Hausandachten das Vorlesen aus der Schrift, auch wol Erklärungen und kurze Vorträge darüber. Unter sämtliche waren daneben manche häusliche und kirchliche Verrichtungen vertheilt; auch begleiteten sie öfters ihre Vorgesetzten bei auswärtigen Geschäften und Reisen.

Wenn auf diese Weise sämtliche Diener der Kirche als ein wohlgegliedertes Ganze sich darstellten; so erfoderte doch die Erhaltung des gegenseitigen Zusammenhangs unter ihnen eine besondere Veranstaltung. Dazu dienten die Synoden. Es gab deren besondere und allgemeine. Jene wurden bei Angelegenheiten eines einzelen Kreises, oder einer besondern Gemeine, und zur einstweiligen Abhilfe gehalten, und nur von einer geringen Anzahl von Bischöfen und Presbytern besucht; jedoch die Verhandlungen sofort zur Kentniß der abwesenden Bischöfe gebracht. Zu den allgemeinen Synoden aber, welche alle drei oder vier Jahre bestimt waren, erschienen die Kirchendiener von sämtlichen Graden, auch wol die Ortsherrschaften, besonders wenn sie in der Nähe waren. Diese Synoden sollten dazu dienen, die brüderliche Liebe und Einigkeit zu befestigen, die nöthigen Kirchendiener zu ordiniren, und den Eifer in Aufrechthaltung der Ordnung und Kirchenzucht neu zu beleben. Sie wurden an unbestimmten Orten in Mähren und Böhmen gehalten. Denn Polen schickte wegen seiner Entfernung nur Abgeordnete auf die Synoden, so wie man auch dergleichen aus Böhmen zuweilen auf die Synoden nach Polen schickte. Die Bischöfe leiteten das Ganze, und besprachen deshalb in vorläufigen Zusammenkünften die Gegenstände der Ver-

handlungen, so wie die äußeren Bedürfnisse der Synodalen. Als solche versammelten sich, mit Ausschluß der Diakonen und Akoluthen, die Presbyter in der Kirche, wählten unter sich, nach der Stimmenmehrheit, einen Präses und einen Schreiber, und verhandelten über die vom Präses zur Berathung vorgetragenen Gegenstände. Der Schreiber verzeichnete eines jeden Gutachten, und der Präses faßte demnächst Alles in eine Übersicht zusammen; worauf der einmüthige Schluß den Bischöfen und deren Gehilfen zur näheren Prüfung und Genehmigung vorgelegt wurde. Die auf diese Weise mit allgemeiner Zustimmung gefaßten Beschlüsse galten sodann als gesetzliche Anordnungen für die ganze Unität und deren Vorsteher.

B. Gemeine-Ordnung.

In jeder Gemeine bestanden drei Abtheilungen: 1) Anfänger, theils Kinder, die in der Brüderkirche geboren und erzogen waren, theils erwachsene Katechumenen aus der römischen Kirche. 2) Fortschreitende, welche durch die Confirmation in die Brüdergemeinschaft aufgenommen waren, und zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen wurden. 3) Vollkommene, welche in dem Streben nach Gottseligkeit beharreten, und in der genauen Zucht und Ordnung der Kirche einhergingen. — Aus der letzten Abtheilung wurden, nach der Größe der Gemeine, zwei bis acht Älteste (Presbyteri) gewählt, musterhafte Familienväter, welche, in Übereinstimmung mit dem Pfarrer, eine vielseitige Berathung der Gemeineglieder besorgten, und die liebevolle Verbindung zwischen denselben und dem Pfarrer zu erhalten suchten. Alle Vierteljahre besuchten sie die einzelen Familien, und forschten auf das genaueste nach der bestehenden Hausordnung; sie waren behilflich zur Förderung sowol der kirchlichen Andacht, als des bürgerlichen Verkehrs, und suchten dabei entstandene Streitigkeiten wo möglich in Güte beizulegen; sie besorgten die freiwilligen Samlungen zur Erhaltung des Kirchen- und Armenwesens, und legten der Gemeine darüber jährlich Rechnung ab; sie besuchten endlich auch die Kranken und Sterbenden, sprachen ihnen Trost ein, und brachten ihre Angelegenheiten in Ordnung. Die Wahl dieser Ältesten pflegte bei Gelegenheit der Kirchen-Visitationen, unter der Leitung des Bischofs, zu geschehen. Auf gleiche Weise wurden verständige Matronen zu Ältestinnen (Presbyterae) erwählt, welche dieselben Pflichten bei ihrem Geschlechte zu erfüllen übernahmen.

Die ganze Einrichtung der gemeinschaftlichen Andachtsübungen diente als Förderungsmittel eines gottseligen Wandels. Des Sonntags beschäftigten sich die Brüder ausschließend mit dem Gottesdienste, und gingen vier bis fünf Mal in die kirchlichen Versamlungen; außerdem feierten sie an bestimmten Tagen das Gedächtniß der vornehmsten Ereignisse aus dem Leben Christi, so wie das Gedächtniß der Apostel und einiger Märtyrer; auch hatten sie vier Mal im Jahre besondere Buß- und Bettage. Die Verkündigung des göttlichen Worts war ganz einfach, und mit steter Beziehung auf den inneren Zustand der Zuhörer. Eben so hatte man bei den geistlichen Liedern zur Absicht, die Wahrheiten der Schrift dem Gedächtniß besser einzuprägen, und sonach auch durch den Gesang zu lehren.

Alle kirchliche Handlungen, als Taufe, Aufnahme in die Gemeine, Trauung und Begräbniß wurden desgleichen zur Förderung frommer Gesinnung und gegenseitiger Liebe benutzt; insonderheit die Feier des heiligen Abendmahls. Bei dieser bestand folgende Ordnung: nach gehaltener Rücksprache mit den Ältesten kündigte der Pfarrer die Kommunion vierzehn Tage oder drei Wochen vorher an, und hielt während dieser Zeit eine Gewissensprüfung mit jedem Hausvater und dessen Hausgenossen. Unmittelbar vor der Begehung des heiligen Abendmahls wurde eine Vorbereitungsrede gehalten; darauf folgte die allgemeine Beichte und Absolution. Der Pfarrer, mit einem weißen Talar bekleidet, verlas die Einsetzungsworte; bei den Worten: „nahm Er das Brot und brach es", nahm er das Brot in die Hand, und brach es vor den Augen der Versamlung, und bei den Worten: „desselbigen gleichen nahm Er auch den Kelch", faßte er den Kelch mit der Hand, und fügte eine kurze Erklärung dieser Worte hinzu. Die Kommunikanten naheten sich nun dem Tisch, der mit einer reinen Leinwand bedeckt war; zuerst die Kirchendiener, hernach die obrigkeitlichen Personen, alsdann die Ältesten und endlich die übrige Gemeine dem Alter nach, Männer, Jünglinge, Knaben. In eben dieser Ordnung folgte auch das weibliche Geschlecht. Indem sie das geweihte Brod empfingen und genossen, pflegten sie auf die Knie zu fallen, weil ihre Vorfahren früherhin, da sie anfingen, es stehend zu genießen, um die Anbetung der Hostie zu vermeiden, sich eine heftige Verfolgung zugezogen hatten; auch fanden sie jenen Gebrauch der Andacht förderlich. Unter dem Genuß des Brods und des Kelchs pries die Gemeine den Herrn in Liedern. Zuletzt fiel die ganze Gemeine abermals auf die Knie, dem Herrn zu danken für die genossenen Wohlthaten, und wurde mit dem alttestamentlichen Segen entlassen.

Mit solchen Förderungsmitteln verbanden die Brüder eine strenge Kirchenzucht, die gegen alle, ohne Ansehn der Person, geübt wurde. Sie hatten, nach Matth. XVIII. 15, drei Stufen: 1) die Erinnerung bei Fehltritten, theils durch die Brüder und Schwestern unter einander, theils durch einen der Ältesten, oder den Pfarrer. 2) Die öffentliche Bestrafung bei nicht erfolgter Besserung, durch einstweilige Ausschließung vom Abendmahl; bei schweren Sünden zugleich durch öffentliche Abbitte an alle, denen das Ärgerniß gegeben war. 3) Die Ausschließung aus der Gemeine bei widerspenstigem Beharren in groben Lastern. Diesen Grad der Strafe konnte jedoch der Pfarrer nur nach eingeholter Entscheidung des Bischofs aussprechen. Die Vollziehung erfolgte vor versammelter Gemeine, kraft der von Christo seiner Kirche übergebnen Schlüsselgewalt; jedoch wurde den Ausgeschlossenen verstattet, vor den Kirchthüren der öffentlichen Predigt beizuwohnen, auch, bei ernstlicher Besserung, Hoffnung zur Wiederaufnahme gegeben.

Was endlich die Aufrechthaltung des Zusammenhangs zwischen der Unitäts- und Gemeineordnung anbetrifft: so dienten dazu die Kirchen-Visitationen.

Jeder Bischof war gehalten, alle Jahre sämtliche Gemeinen seines Kreises wenigstens ein Mal zu besuchen, oder durch seine Gehilfen besuchen zu lassen. Er hielt alsdann eine genaue Erkundigung nach allen Gemeine-Verhältnissen, legte die etwa entstandenen Uneinigkeiten zwischen der Gemeine und ihrer Obrigkeit, oder ihrem Pfarrer bei, und befestigte das Band der gegenseitigen Liebe durch Predigt und Feier des Abendmahls. Zugleich dienten die Visitationen dazu, um neue Pfarrer vorzustellen, die Erwählung neuer Ältesten zu leiten, und neue Kirchen einzuweihen.

Mit gutem Grunde betrachteten die Brüder diese Verfassung als einen großen Vorzug, den sie sich weder durch die Verfolgungen ihrer Feinde in der katholischen Kirche rauben ließen, noch ihren Freunden in der evangelischen Kirche zu Liebe aufopferten. Aber eben so einleuchtend ist, wie sie, bei dieser Verfassung, zur rechtlichen Anerkennung ihrer Unität als Kirche gar nicht gelangen konnten; weder in katholischen Reichen, so lange daselbst die römische Kirche herrschte, noch auch in den Ländern evangelischer Regenten, so lange es diese für gut fanden, die bischöflichen Gerechtsame selbst zu üben. Die Brüder mußten unter diesen Umständen zufrieden seyn, wenn sie geduldet wurden, und konnten sich glücklich preisen, wenn ihre gegenseitige Gesinnung ersetzte, was auf dem Wege Rechtens nicht zu erhalten stand. (*L. Schaaff.*)

Böhmische Hütte, s. Stubenbach.

BÖHMISCH-KAMNIZ, eine bedeutende Herrschaft im leutmeritzer Kreise des Königr. Böhmen, zwischen dem rechten Ufer der Elbe und der östl. Gränze des Kreises, durchschnitten von der Hauptstraße, die von Leitmeritz nach Rumburg führt, gränzt im N. mit der Herrschaft Rumburg, wie mit Sachsen; sie gehört dem Fürsten Kinsky und besteht aus den 2 Städten Kammenitz und Kreibitz, dem Markt Schönlinde und 43 Dörfern, mit 27,000 Einw. auf 3¼ □Meilen. — Der Boden ist gebirgig und nicht sehr lohnend. Die Berge bestehen aus Sandstein und Basalt, der am Herrnhausberg mit schönen, langen, mehrseitigen Säulen vorkomt. Das rauhe Klima erlaubt nur Korn- und Haferbau. Der größte Theil des Getreidebedarfs muß für die zahlreiche Bevölkerung aus dem flachen Lande bezogen werden. Zwei Drittel der Herrschaft sind mit Wald bedeckt und geben jährlich 30,000 Klaftern Holz. Der eigne Bedarf wird auch für die Fabriken und Bleichen gedeckt, und ein Theil an Bretern, Bau- und Brennholz geht noch auf der Elbe nach Sachsen, Magdeburg, Hamburg. Auch Pech von der Fichte geht ins Ausland. Die Tannen liefern das sogenannte Siebläuftholz in Menge, wie die Buchen die Holzböden. Eine außerordentliche Industrie herrscht auf dieser, wie auf den sie umgränzenden Herrschaften. Der Feldbau beschäftigt wenig Menschen, der allergrößte Theil der Einwohner nährt sich von Gewerben und Handel. Am zahlreichsten sind hier die Garnspinner, welche den Flachs vom Riesengebirge, ja von Mähren und dem sächsischen Erzgebirge verspinnen, einen großen Theil davon zu Zwirn, der ein Hauptartikel ist. Vorzüglich mit dem Abbleichen des Zwirns und Garns beschäftigen sich 130 Bleichen. Außerdem gibt es viele Leinwand- u. Baumwollenweber und Strumpfwirker. Auch wird Kattun und Manchester fabricirt. — Hier ist ein Hauptsitz der Glasschleifer, -Kugler, -Schneider, Vergolder u. Maler, welche die rohen Glaswaren der böhmischen, mährischen und östreichischen Glashütten veredeln. — Hutböden, Basthüte, Siebläufte und Siebböden von Holz, Haar, Eisen- u. Messingdraht werden ebenfalls in Menge verfertigt. Eine Folge dieser Industrie ist ein bedeutender Handel vorzüglich mit Zwirn- und Glaswaren, aber auch mit den andern erwähnten Artikeln. Daher fast in allen Ortschaften der Herrschaft mehr oder weniger bedeutende Handelshäuser, zusammen über 100, davon die meisten in Schönlinde (gegen 30), Steinschönau (18), Daubitz (14), (vgl. d. Art. Böhmen). (*André.*)

BÖHÖNYE, Marktfl. im Marczaler Bezirk der Schimegher (Somogyer) Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau, dem k. k. Kämmerer Anton v. Festetics gehörig, hat in der Ebne die besten Äcker und Waldungen und auf den ausgedehnten hohen Gebirgen sehr guten Wein. Die Einwohner sind Magyaren und bekennen sich theils zur römisch-kathol. (an der Zahl 259), theils zur reformirten Kirche. Die hiesige katholische Kirche ist ein Filial der Tapsonyer Pfarre. Die Herrschaft hat das Recht über Leben und Tod, und ein Jahrmarktsprivilegium. (*Rumy.*)

BÖK (August Friedr.), königl. wirtemb. Generalsuperintendent und Prälat zu Tübingen, geb. zu Stuttgart den 6. Oct. 1739, studirte in den Klöstern Denkendorf und Maulbronn und im theologischen Stift in Tübingen, erhielt daselbst 1767 ein philosophisches Lehramt, wurde 1800 Prälat, und starb den 21. August 1815. Außer vielen philosophischen Dissertationen, schrieb er eine Abhandlung von den Gelehrten Wirtembergs, welche sich um die Mathematik vorzüglich verdient gemacht haben. Tübing. 1767. 4. und eine, aus den besten Quellen geschöpfte, literarisch-reichhaltige, Geschichte der Universität Tübingen. Eb. 1774. 8. *). (*Baur.*)

BÖKENFÖRDE, ein sehr altes, bedeutendes Kirchdorf im Amte Ermitte Herzogthums Westfalen, welches schon im 8. Jahrhundert genant wird. Es zählt in 59 Häus. 410 Einwohner, war früher Sitz einer eigenen Freigrafschaft und zugleich Stammort der Familie von Bökenförde, welche, seitdem sie die Schängelschen Güter erheirathet, sich meist Bökenforde gnt. Schängel schrieb und dieses Gut der Familie von Wendt überließ. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BÖL (Peter), geb. zu Antwerpen 1625, und gest. das. 1680, zeichnete sich als Blumen- und Thiermaler aus. Man setzt seine Gemälde denen seiner berühmten Zeitgenossen, eines Snyers und Fyt, an die Seite; er malte in Lebensgröße, und nach der Natur; die Behandlung des Pinsels ist vortreflich, und das Kolorit wahr und kräftig. Von seinen radirten Blättern, die zu den größten Seltenheiten gehören, und die in ihrer Ausführung

*) Vgl. Gradmann's gel. Schwaben S. 49. und S. 264 seiner Geschichte der Univ. Tüb., die nun freilich durch Eisenbach's Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen (1822) in manchen Bibliotheken verdrängt werden dürfte. (*H.*)

nichts zu wünschen übrig lassen, findet man 7 Stück bei Bartsch beschrieben †). (*Weise.*)

BÖLBERGER Mineralwasser, ein kalisch-erdiges Stahlwasser bei Halle an der Saale, das nach Gren in etwa 2 Pfunden $\frac{9}{20}$ Gran salzsaure $5\frac{2}{3}$ Gr. schwefels. Bittererde, $\frac{9}{20}$ Gr. kohlens. Kalk, $\frac{1}{4}$ Gr. kohlens. Eisen und $3\frac{1}{10}$ Gran Gyps, und in 50 Unzen $7\frac{3}{4}$ Kubikz. kohlensaures Gas enthält. Man macht davon in den Kunstbadeanstalten zu Halle mit oder ohne Salzsoole ꝛc. einen mehr diätetischen, als therapeutischen Gebrauch. (*Th. Schreger.*)

Bölchen, Balon, s. Wasgau.

Bölhorst, s. Minden.

Bölken, Köken, Krippenbeißen, Koppen (Thierheilkunde), s. Koppen. (*Greve.*)

Böllingen, s. Heilbronn.

BÖMSCH (der), ein sehr zweckdienliches Werkzeug zum Raubvogelfang; s. Raubvogeljagd *). (*aus dem Winckell.*)

BÖN, eine Stadt im Bezirke Montbrison des französ. Dep. Loire; sie liegt am Lignon, worüber eine schöne Brücke führt, und an dem Fuße der Gebirge, zählt 3 Kirchen, 1 Hospital, 372 Häus. und 1220 Einw., die 1 Papiermühle unterhalten. (*Hassel.*)

BÖNHASE, Böhnhase, Bänhase, Beenhase (nach andern Formen), auch wol Bühnhase, Bünhase und Pönhase. Das Wort bezeichnet in der Handwerkssprache und in den Zunftrollen, besonders einiger Gewerke, namentlich der Schneider [1]), einen Menschen, der das Meisterrecht nicht erlangt hat, nicht zünftig ist, und dennoch Arbeit macht: ist also gleichbedeutend mit Pfuscher [2]), Störer auch mit der Nebenbedeutung von Stümperei, Untüchtigkeit. Es ist niedersächsischen Ursprungs, wie die erste Sylbe deutlich beweist, und ist in Niedersachsen auch vorzüglich im Gebrauch; wie es denn auch wol keinen Zweifel leidet, daß es von Bön, Böhn, für Boden, oberster Theil des Hauses, und von Hase hergeleitet werden muß, und also wörtlich einen furchtsamen Menschen bezeichnet, welcher sich auf den Boden flüchtet, sich auf dem Boden versteckt, um von den rechten Amtsmeistern nicht ertappt zu werden. Bünhase, Bühnhase, Pönhase sind nur obersächsische und oberteutsche Formen desselben Worts, wie denn Bühn, Büne ganz das plattteutsche Böhn, Bön, holl. Boen ist [3]); im obern Teutschlande aber das P oft für B gesetzt wird. Wachter's Herleitung des Worts von Bön (Bitte) und Hans, Gehilfe, Gesell), also wol ein Mensch, welchem die Meister auf seine Bitten verstatten, zu arbeiten, hat nichts für sich; nach Eschenburg muß indeß Richey in dem Hamburgischen Idiotikon ihm beipflichten, wenigstens hinsichtlich des zweiten Theils in der Zusammensetzung. Die Dänen sagen Bonhase und die Schweden Bönhås, Bönås [4]); und diese schwedische Form gab dem Joh. Peringskiöld in den Annotationib. in vitam Theodorici (Vita Theodorici etc. Autore Joanne Cochlaeo etc. Opera Johannis Peringskiöld. Stockh. 1699. 4. p. 358) Veranlassung an das griechische *βάναυσος* zu denken und das Wort durch artifex illiberalis zu erklären, welche Herleitung sogar Lessing's Beifall gewann; mit Recht erklären sich aber Ihre (Gloss. Suiogoth.) und Eschenburg dagegen. Die Redensart: den Böhnhasen jagen für: den Pfuschern nachstellen, spricht deutlich für die erste Herleitung; auch sagt man in einigen plattteutschen Gegenden, namentlich in Pommern: den Hasen to Bön jagen (den Hasen zu Boden jagen), welches offenbar dasselbe ist. Es wird übrigens auch das Zeitwort: Bönhasen für: in eines Andern Amt oder Gewerbe greifen, gebraucht; und nach Adelung nent man in Danzig alle unangesessenen Unbürger Bönhasen [5]). Lessing und Eschenburg irren, wenn sie behaupten: Frisch schreibe Bühnhase und leite das Wort von Bühne für Boden her; weder unter Büne, noch unter Hase und Jagen findet es sich bei Frisch; nur gelegentlich erwähnt er, so viel ich gefunden habe, und zwar bei Pfuscher und unter der Form Pönhase (vielleicht mag er gar an Pön, Peen, verpönen, verpeenen, gedacht haben) dieses Wortes [6]). (*Mohnike.*)

BÖNICKE (Christian), Professor der Geschichte in Würzburg, von armen Ältern daselbst 1745 geboren, und zum geistlichen Stande gebildet. Mehre Jahre war er Hofmeister und Kaplan, wurde nach des berühmten teutschen Geschichtschreibers M. J. Schmidt Abgange 1781 in Würzburg Professor der Reichsgeschichte, und starb d. 13. Jan. 1803. Er war ein beliebter, freimüthiger Lehrer, dem größern Publikum vortheilhaft bekant durch seinen Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg, Würzb. 2 Th. 1782 — 88. 4. *). (*Baur.*)

BÖNNIGHEIM, Städtchen im Neckarkreise des Königr. Wirtemberg, Oberamts Besigheim, 3¼ M. von Stuttgart, mit einem schönen K. Schlosse und 2046 evang. Einw. Der Ort war früher Eigenthum der Herren von Magenheim, kam von diesen an Baden, und von Baden

---

†) S. dessen Peintre Graveur T. 4. p. 201. Mehres über dessen Werke S. Descamps T. 2. p. 351.

*) S. a. d. Winckell's Handb. f. Jäger (Aufl. 2.) III. S. 259. 262. 295.

1) Auch bei den Maklern in den größern niederteutschen Handelsstädten ist das Wort sehr gebräuchlich. 2) Von pfuschen, ursprünglich auch: etwas heimlich, versteckt treiben, mit dem Begriffe der Eilfertigkeit, und darauf überhaupt: etwas verkehrt, untüchtig machen. Man denke an Pfuschen im Kartenspielen. 3) S. Frisch Teutsch-Lat. Wörterbuch unter Büne.

4) Nicht Bonås, wie bei Lessing steht. In die nordischen Sprachen ist das Wort nur aus dem Teutschen gekommen. Hieran haben Peringskiöld und Lessing nicht gedacht. 5) Auch hier springt der Grundbegriff des Worts in die Augen. Einen gewissen Volkswitz muß man wie in allen Sprachen, so auch bei vielen plattteutschen Wörtern, Redensarten und besonders Sprichwörtern ja nicht übersehen. 5) S. über das Wort: J. C. Adelung's Gramm. krit. Wörterb. der hochteutschen Mundart B. 1. unter Böhnhase und Lessing in den Kollektaneen zur Literatur mit J. J. Eschenburg's Zusätzen B. 1. Berl. 1790 S. 129 und 130. (G. E. Lessing's sämtl. Schriften Th. 15.) und vgl. auch J. C. Dähnert's plattteutsches Wörterbuch u. s. w. Stralf. 1781. 4. S. 48, und J. G. Krünitz's ökonomische Encyklopädie u. s. w. Th. 6. (Berl. 1775. gr. 8.) S. 64, wo es durch Ambulatores, Clancularii, Lepores domestici, Turbatores, Umbratiles übersetzt worden ist. Das bremisch-niedersächsische Wörterbuch habe ich nicht zur Hand.

*) Zeitung für die elegante Welt 1805. No. 87. der Biograph 4 Bd. 491.

an Mainz, unter welchem ihn mehre Familien als Lehen besaßen, woher noch die Eintheilung in das Sachsenheimer, Liebensteiner, Nipperger und Gemminger Viertel rührt. Im J. 1785 verkaufte ihn Mainz mit andern Ortschaften, aus welchen zusammen ein eigenes Oberamt gebildet wurde, an Wirtemberg. In der Kirche befinden sich mehre Grabmäler und unter anderen ein Gemälde zum Andenken an die außerordentliche Fruchtbarkeit einer Frau, welche 53 Kinder geboren haben soll und 1503 starb. Bönnigheim liegt in einer fruchtbaren, weinreichen Gegend auf den Gränzen des Zabergaus. (*Memminger.*)

BÖNTRIFT, ein kleiner Fluß in der kurhessischen Provinz Oberhessen, der auf dem Gebirge bei Rosenthal entspringt und bei Wohra in die Wohre geht. (*Hassel.*)

Böon, Böum, eine der dorischen Vierstädte, s. Doris.

Böotarchen, s. den folg. Art. Böotien.

BÖOTIEN. Unter diesem Namen geben wir die allgemeine Geographie, Ethnographie, Kultur- und politische Geschichte dieses Landes, so daß wir speciellere Auseinandersetzungen für die Artikel: Theben, Platää, Thespiä, Orchomenos, Minyer, Kadmeer, Epaminondas u. a. m versparen.

Beschaffenheit des Landes [1]). Allgemeine Ansicht. Böotien besteht aus einem von Bergen rings eingeschloßnen Thal und aus schmalen Ebenen, die außerhalb jenes Thales am Meere hinlaufen, am euböischen Meer gegen NO., am krissäischen Meer gegen SW. Jenes Thal ist durch einen schmalen Bergzug in zwei Theile getheilt. Der nördlichere ist vom Meer ganz abgeschnitten, daher sich in ihm der kopaische See sammelt, der nur unterirdisch mit dem euböischen Meer zusammenhängt; der südliche hat ebenfalls einen stehenden aber kleineren Landsee, den von Hyle, aber es strömt aus demselben auch ein Fluß, Asopos, ins Meer.

Berge und Bewässerung. Wir beginnen die Orographie Böotiens in Südosten des Landes mit dem Parnes an der attischen Gränze. An diesen reihet sich gegen Westen der Kithäron, mit dem gegen Nordwest Helikon in einiger Verbindung steht. Die wilde und rauhe Gestalt des von Fichtenwäldern bedeckten Kithäron, von denen er jetzt Elateas heißt, im Vergleich mit den sanften Umrissen des Helikon, den besonders in alter Zeit schöne Haine und frische Quellen schmückten, gab zur Allegorie von den Brüdern Kithäron und Helikon Anlaß [2]). „Den Helikon umgeben grüne Thäler von immer frischen Brunnen und anmuthigen Kaskaden belebt; und ist er auch voll Felsen, schroffer Abhänge, Klüfte, so ist doch die Gestalt des ganzen Gebirgs malerisch und anmuthig, und die Hänge desselben vor allen hellenischen Bergen fruchtbar und waldreich. In seinen Wachholdergebüschen und Fichtenwäldern nistet nach alter Erzählung weder Gifthier noch Giftpflanze, auch die Schlangen sollten durch den Genuß der Kräuter, am meisten der Andrachne, ihr Gift verlieren. Der ganze Berg ist reich an Heilkräutern, vorzüglich wuchs der Helleborus auf der Meeresseite. — Jetzt ist freilich diese Berggegend ohne Haine, voll Fichten und Steineichen, auf denen das Kermesinsekt lebt; die Gipfel nacktes Gestein, aber die unteren Hänge umkränzt noch immer eine große Zahl schöner Dörfer und Ortschaften [3])." Von den Anlagen auf dem Gebirg unten bei Thespiä. Der Helikon streckt sich von Südost nach Nordwest. An seiner inneren oder östlichen Seite zieht sich ein tiefes verschlossenes Thal hin, jenseit dessen sich andre Berge zwar minder hoch als der Helikon, aber doch steil und felsig erheben [4]). Diese Berge sind das Tilphossion bei Haliartos, und das Leibethrion auf Koroneia zu [5]). Der Helikon steht durch niedrige Fortsetzungen mit dem Berge Kirphis in Verbindung, der durch das schmale Flußthal des delphischen Flusses Pleistos allein vom Parnaß geschieden ist. Auch vom Parnaß streichen südöstliche Arme nach Böotien herein, und der Abhang Petrachos und die Spitze Thurion bei Chäronea, so wie das Laphystion zwischen Koroneia und Orchomenos, scheinen zu diesen auslaufenden Armen zu gehören [6]). Vom Parnaß erstreckt sich ferner ein Arm gegen Osten, der am Ufer des Flusses Kephisos endet; jenseits fängt ein Bergzug an, der auf der Gränze Böotiens gegen die Phokeer und opuntischen Lokrer sich hinzieht, das Hadyleion genant [7]), dessen Hügel von dem gegenüberliegenden Arm des Parnaß nur fünf Stadien abstehen, durch welche der Fluß Kephissos seinen Eintritt in Böotien nimt [8]). Dieser Berg Hadyleion streckt sich nach Osten auf die Seeküsten zu an 45 Stadien; und gegen 60 Stadien südwärts bis zum Berge Hyphanteion (oder Orkomon), auf welchem Orchomenos liegt. Die Dehnung, welche Hyphanteion mit Hadyleion verbindet, hieß Akontion [9]). Dies sind die Berge an den Nordgränzen Böotiens. Von da zieht sich an der Ostseite eine Reihe mehr oder minder unter

1) Die Notizen aus den Alten sind, besonders für die nördlichere Hälfte des Landes, in K. O. Müller's Gesch. Hellen. Stämme und Städte Bd. 1. Kap. 1 — 3. combinirt; von Reisebeschreibungen sind dort benutzt Wheler, Chandler, Beaujour, Pococke, Holland (Travels in the Ionian Isles u. s. w. K. 19. S. 394 ff.) und die Berichte von Raikes, Sibthorp, Squire in Walpole's Memoirs. Dazu füge man Clarke's Travels II, III. ch. 2 — 6, wo eine Reise von Marathon nach Theben über Tanagra, von da nach Platää und weiter nach Thespiä und auf den Helikon, dann nach Lebadea, von da nach Chäronea, Orchomenos, und von Lebadea nach Delphi erzählt wird; ferner Hobhouse's Albania Vol. I. letter 18—20, dessen Reise von Ambryssos nach Stiris, Lebadea, Chäronea, Orchomenos, Theben und über Phyle nach Athen geht; dann Dodwell's Classical and topographical tour through Greece Vol. I. S. 200. ff., welcher von Delphi über Daulis, Panopeus, Lebadea, Chäronea, Orchomenos, Thespiä, Theben, Platää nach Athen und darauf an der Küste des euböischen Meeres nach Thessalien reiste. In Hughe's Travels in Sicily, Greece and Albania ist nichts Bedeutendes über Böotien.

2) Eine solche wird einem alten mythischen Sänger Automedes zugeschrieben. S. zu Odyssee III. Eustath. S. 126. Schol. S. 98. Buttmann. Vgl. *Fabric.* Bibl. Gr. T. I. S. 12. Ein Gedicht von Hermesianax dem Kyprier gleichen Inhalts nent der falsche Plutarch de fluviis T. 14. S. 435 Hutten. 3) Aus „Orchomenos und die Minyer" S. 88., vgl. Clarke S. 96. 4) Es ist dies das Thal von Sagara, welches Clarke beschreibt; dasselbe durchzog Wheler. 5) Orch. S. 34. 6) Ebend. S. 34. 7) Ebend. S. 34. 35. 8) Wenn ich Theopomp bei Str. 9, 424. 6. richtig verbessert und ergänzt habe: *μεταξὺ τοῦ τε Παρνασσοῦ καὶ τοῦ* [*Ἡδυλείου*] *ὄρους, πενταστάδιον σχεδόν τι ἀπολειπόντων* [*τῶν*] *ἀντικρὺ ὀρῶν.* vgl. Theopomp bei Harpokr. s. v. *Ἡδύλειον.* 9) Wie ich gezeigt habe a. O. S. 39.

einander verbundner Hügel herab. Zuerst die Höhe von Kyrtones, dann der Berg Ptoon [10]); weiter Mesapion am euböischen Meer; mehr in das Land hinein Hypaton bei Glisas; Mykalettos und Teumessos bei den gleichnamigen Ortschaften [11]) (Kanethos liegt jenseits am Sunde von Chalkis und verbindet die böotischen Berge mit den euböischen) [12]); endlich Kerykion bei Tanagra und dem Ausfluß des Asopos, der allein Wasser aus dem innern Böotien unmittelbar ins Meer führt. So ist der Umkreis des Landes geschlossen, und es bleibt nur noch zu erwähnen, daß vom Helikon aus ein Bergzug südlich von Theben streicht, und zwischen dem kopaischen und hylischen See eine Hügelreihe Phönikion die Berge in SW. und NO. des Thales verbindet, und die beiden Thalebenen trent. Die höchste Spitze dieser Reihe war vielleicht das Phikion oder Sphingion [13]). Was nun die Flüsse der von diesen Bergen eingefaßten Ebenen und Thäler betrift, so trägt der Fluß Kephissos am meisten bei, die Natur des nördlichen Theils zu bestimmen. Seine Quelle ist an den nördlichsten Abhängen des Parnaß; er fließt durch Phokis, und tritt zwischen dem Parnaß und dem Hadyleion in Böotien ein, wo er die Stadtgebiete von Chäronea, Koronea und Orchomenos durchströmt. Aber im Kessel des Thales muß er sich, weil die gegenüberstehenden Höhen einen festen Damm bilden, zum See ausbreiten, der von der daran liegenden Stadt der Kopaische heißt [14]). Der Kephissos nimt außer mehren phokischen Flüßchen an der Gränze Böotiens von der linken Seite den Assos, von der rechten weiterhin den Hämon [15]) Molos und die Probatia auf [16]); seine Mündung hieß Oxeia-Kampe; in ihrer Nähe war die mit hohem Grase bewachsene Roßtrift Hippias, und die Sumpfgegend Pelekania [17]). In diese Sümpfe verliert sich auch das Flüßchen Melas, welches den Alten durch seinen Gegensatz mit dem Kephissos, jener hatte dunkles, dieser helleres Wasser, und durch sein Anschwellen um die Sommersonnenwende, merkwürdig schien. Es entspringt [18]) an den Bergen von Orchomenos, sieben Stadien von der Stadt, fließt gleich von der Quelle an voll und stark, und vereinigt dann sein Wasser in jenen Sümpfen mit dem des Kephissos, gegen welchen es östlich liegt [19]). An der Ostseite der Seen und Teiche, welche der Melas bildet, lag der Hügel Delos bei Tegyra, wo die Quellen Phoinix und Elaia waren; der genannte Hügel schließt sich an den Berg Ptoon an [20]). Außerdem nimt der Kopaische See eine große Anzahl von Bergbächen und Winterströmen auf, die von den nahen Gebirgen herabströmen. Bei Haliartos die Ströme Lophis, Holmeios und Pennessos, welcher die Aganippe auf dem Helikon zur Quelle hat; eben da ist die Epheuquelle Kissössa. Dreißig Stadien weiter fließt bei Okalea der gleichnamige Bach. In der Gegend von Alalkomenä ergießt sich der sagenberühmte Triton in den See. Am Tilphossion fließt die Tilphossa, deren Strömung einst nach dem Homeriden der erzürnte Apollon durch eine Felsenmasse zugewälzt haben soll; noch jetzt findet man in dem Thale am Helikon einen Bach, der sich plötzlich unter einem Berge verliert [21]). Wir nennen noch kürzlich Lamos vom Helikon, Herkyne bei Lebadeia, Phalaros nebst Hoplias und Koralios bei Koroneia, Leibethrias und Petra, am Leibethrion, Hippokrene auf dem Helikon, den Bach des Narkissos im Schilfthale von Thespiä, die Quelle Psamathe an der Südseite des Sees, um die Menge von Quellen zu bezeichnen, welche (das *χρηναῖον γάνος Βοιωτίας* bei Äschylos) die Dichtung um so freigebiger verherrlicht hat, je erquickender sie für den heißen Sommer in den engen Thälern waren.

Das Bassin, welches alle diese Wässer aufnimt, ist der kopaische See, der für die älteste Kulturgeschichte des Landes das wichtigste Naturmoment ist. Seine Größe ist nach Strabon 380 Stadien oder 9½ teutsche Meilen, welches Maß bei besonders hohem Stande genommen seyn muß. Denn seine Gestalt ist theils nach den Jahrszeiten, theils nach größeren Perioden sehr verschieden. Im heißen Sommer hat er jetzt ganz das Ansehn eines überaus grünen Wiesengrundes; bei Regenwetter, wenn der Südwind weht, trat er sonst weit in die Ebene der Orchomenier hinein. Nach Theophrast [22]) ereignete sich alle neun Jahre ein höheres Anschwellen, welches mit der Witterung in Böotien und Euböa in Verbindung stand, indem das Jahr des Ausgusses wärmer und nässer war und weniger Schnee hatte [23]). Bisweilen traten auch im Alterthum und in neuerer Zeit große Überschwemmungen ein, deren Schaden indessen hinlänglich durch den fetten Schlamm aufgewogen wird, mit dem der wohlthätige See die Äcker umher düngt, und die Gefilde von Orchomenos, Haliartos, Kopä zu dem gesegnetsten Getreideboden in Griechenland machte. — Das periodische Anschwellen und Austreten des Sees hängt ohne Zweifel von dem Verhältniß ab, in welchem die Quantität des Wassers, welches jährlich durch die Schlünde und Abzüge abgeführt wurde, zu der Masse stand, die das Becken des Sees fassen konnte; die außerordentlichen Überschwemmungen aber wurden wol gewöhnlich durch Verstopfungen dieser abführenden Gänge veranlaßt. Von diesen Abzügen ist nun zu reden. Man muß hier nothwendig zweierlei unterscheiden [24]). Erstens gehen unter

10) A. O. S. 24. vgl. jetzt Böckh zu Pindars Fragmenten, Parthenia 9. S. 595. 11) A. O. S. 24. Note 4. Die *Τευμησία ἀλώπηξ* kam im epischen Cyclus vor; vgl. noch Aristodems Thebaika bei Photios Lexikon S. 428. 12) Orchomenos S. 491. 13) Ebd. S. 33. 14) S. 43. 15) Plut. Demosth. 19. 16) S. 41. 46. 17) S. die Stellen Theophrast Hist. plant. 4, 11, 8. Plin. 16, 66. Dodwell I. S. 234 sagt, daß Melas (Mauropotamo oder Mauronero) an der Nordseite der Akropolis entspringe und bald in ein Charma falle, wie Strabon angebe. 18) Hauptstelle bei Plutarch Sylla 20. 19) Dies ist S. 76 wol zur Evidenz gebracht, und die Verwirrung bei Strabon 9. S. 407. gezeigt und beseitigt. 20) Plutarch Pelopidas 16.

21) Orchom. S. 47. 22) Hist. plant. 4, 11, 2.; vgl. Orchom. S. 73. 23) Theophrast de causis plant. 5, 12. 2. 24) Diesen Unterschied glaube ich Orchom. S. 53 aus Whelers Reisebericht, und Strabons, wiewol verwirrter Stelle gezeigt zu haben. Jetzt beweist Dodwell I. S. 239, obgleich es auch nicht hinlänglich klar ist, zum Theil die Richtigkeit der gegebenen Darstellung; vgl. Walpole on the Boeotian catabothra and Copaic lake p. 305. Bei einem der Katabothra, im Westen von Akräphion, fand Dodwell (1 S. 239) eine senkrechte aber unregelmä-

dem Berge Ptoon, eine Anzahl unterirdischer Schlünde durch die Kalkfelsen, welche den See vom euböischen Meere trennen. Sie gehen aus drei Buchten vom südwestlichen Theile des Sees aus, und sind sehr zahlreich, zwischen 25 — 50. Dies sind die Katabothra. Oben auf der Höhe des Berges entdeckt man eine Reihe senkrechter aber schmaler Brunnentiefen [25]), welche offenbar zur Reinigung der unterirdischen Schlünde von Schlamm gedient haben. — Zweitens sieht man jetzt, wenn man an der Küste am euböischen Meer hinreist, bei dem Dorfe Larnes mehre Stunden nordwestlich von jenen Katabothren einen bedeutenden Strom aus dem Berge (von Kyrtone) hervorbrechen, welcher das Wasser des Sees, aber nicht in der Tiefe wie die Katabothra, folglich auch nicht in einem so niedrigen Niveau, abführt. Diesen Schlund nent der Neugrieche Meletios Skriponeri, Andre Larmi, ihn bezeichnet Strabo [26]) als später entstanden, zu einer Zeit, wo der See eine große Überschwemmung drohte, er durchbricht das Gebirg (wo jetzt nach Wheler Polea), tritt in der Entfernung von 30 Stadien bei Oberlarymna wieder hervor, die Stelle heißt Anchoe (Ἀγχόη von ἀναχέω) und mündet bei Unter-Larymna in das euböische Meer. — Nun ist gewiß, daß dieser Schlund blos das Werk der Natur, und lediglich durch den Andrang des Wassers, und vielleicht durch ein Erdbeben geöffnet worden ist, da in diesen Kalkbergen voll Ritzen und Höhlen Erderschütterungen nicht selten den Stand des Meeres verändern. Solche Erschütterungen mögen auch die Katabothra geöffnet und die ogygische Zeit beendet haben, da die ganze Thalebne vom Helikon bis zum Ptoon ein großer See war. Aber wir dürfen doch die Katabothra zugleich als Menschenwerk betrachten. Erstens weil wirklich eine Nachricht von unterirdischen Gängen in dieser Gegend, die durch Öffnungen von oben Licht erhielten, sich erhalten hat [27]). Zweitens, weil Alexanders Ingenieure nicht hätten auf den Gedanken kommen können, diese Katabothra, welche damals längst verschlammt waren, zu reinigen, wenn nicht das Andenken sie geleitet hätte, daß man früher den See durch Kunst in Ordnung hielt. Wer wird so unsinnig seyn, Spalten durchs Gebirg, die blos Erderschütterungen aufgerissen und verstopft, reinigen zu wollen. Wir wissen aber, daß Krates der Kanalbauer (ταφρωρύχος) den Theil des Sees, wo die Abzüge waren, abdämmte, und durch die Reinigung derselben eine große Strecke austrocknete, wo nach der Sage die alten Städte Eleusis und das Tritonische Athen gelegen hatten; das ganze Werk zu vollenden hinderte ihn die Erschöpfung der Kräfte Böotiens [28]).

Nach diesen Voraussetzungen wagen wir folgende Geschichte des Sees zusammenzusetzen. Bemerkend, daß der See in Südwesten einen unterirdischen Abfluß habe, hatte ein altes Volk diesen Abfluß erweitert, und man trug für dessen Reinigung Sorge, so lange die Herrschaft der Minyer in diesen Gegenden dauerte; denn diesen Minyern gehörte auch Akräphia bei den Kanälen. Damals lagen Orchomenos, Athen, Eleusis, Mideia, Arne [29]) zum Theil in den Niederungen, die später der See bedeckte, zum Theil in Ebnen, die später wegen der Ausgüsse des Sees zu Niederlassungen nicht taugten. Diesen Zustand bezeichnet wol der Sagenname Leukonis [30]). Herakles, der thebanische Stadtheros, soll diese Kanäle verstopft, und dadurch den See auf die Felder der Orchomenier zurückgedrängt haben [31]). Die Wahrheit ist wol, daß, nachdem die Macht der Minyer gestürzt war, und die äolischen Böoter sich des Landes bemächtigt hatten, Niemand mehr der Kanäle achtete. Nun wächst der See, bis er sich später in einem höhern Niveau den Durchriß von Larymna öffnet. Dadurch hört zwar das Anwachsen des Sees auf, aber die überschwemmten Gegenden bleiben vom See bedeckt. Krates öffnete die unterirdischen Abzüge, und hätte ihn bald in die alten Schranken zurückgeführt. Aber das Werk ward unterbrochen, verfiel und blieb ohne dauernden Erfolg. Jetzt rinnt wol durch die Katabothra wenig Wasser ab; und überdies ist der See durch die große Menge Schlamm, die der Kephissos von den obern Gegenden herabführt, mehr und mehr versumpft. Schon im Alterthum wurden durch diese Versumpfung Seuchen veranlaßt, und jetzt ist Böotiens Luft so fieberhaft, daß Reisende selbst den Durchflug scheuen. Soll Böotien je das gesunde Klima des frühern Alterthums, und eine Strecke des schönsten Ackerfeldes wieder gewinnen, so bleibt auch jetzt kein andres Mittel übrig, als die Reinigung der Katabothra.

In Südböotien muß man für die Hydrographie zwei Strecken unterscheiden, eine nördlichere und eine südlichere. Jene hat die Abdachung gegen Norden, und besteht aus einigen Bächen, welche in den See von Hyle, Hylike Limne, fließen. Es sind dies Ismenos, welcher eine engl. Meile SO. von Theben aus der Quelle Melia [32]) entspringt und bei der Stadt vorbeifließt [33]); der Bach Dirke vor den nördlichen Thoren der Stadt [34]) Kropos, welcher bei Potniä, südlich von Theben, vorbei, und dann an der östlichen Seite der Stadt, wie es scheint, hinfließt, Schönus, der noch östlicher durch den Ort Schönos strömt, und sich dann mit den übrigen in den hylischen See ergießt. Diese Bäche sind aber im Ganzen so unbedeutend, daß der hylische See selbst alle 30 oder 31 Jahre austrocknen soll [35]). Wheler gibt ihm, durch den Schein getäuscht, einen breiten Abfluß in den Euripos, aber davon hat man keine Nachricht; auch ist nichts von einem Verbindungskanal des hylischen und kopaischen Sees mit Sicherheit bemerkt worden [36]). Zwischen dem erstern See und dem euböischen Meere liegt ein kleinerer Teich, jetzt Paralimne, im Alterthum

---

sig gebrochne Höhle, welche von oben gegen 100 Fuß in die Tiefe führt und Wasser enthält. 25) Außer Wheler sahe sie Dodwell. 26) Str. 9, 406. 27) Ps. Aristot. auscult. mirab. 103. 28) Strabo 9. S. 407. Steph. Ἀθῆναι. Diog. Laert. 4, 23. Vgl. Paus. 9, 4, 2. Ammian Marcellin 17, 7.

29) Von diesen beiden Städten s. Str. 1, 59, 6. Eudokia Violar. S. 80. 30) Steph. Byz. Κῶπαι. 31) Diod. 4, 18. Paus. 9, 38, 5. Polyän 1, 3, 5. Marmor Farnesinum bei Marini Ville Albani u. Aa. 32) Spanheim ad Callim. Del. 80. S. 435. 33) Orchom. S. 487. 34) Ebend. Auch fließt nach Dodwell 1. S. 295. ein Flüßchen Kanabari von Thespiä (Eremocastro) auf den Ismenos zu und mit ihm in die Hylike. 35) S. 81. 486. An der ersten Stelle ist der Irthum Nicanders Theriaka 887 nachgewiesen. 36) S. 43. 49.

Harma genant [37]). Die genannten Flüßchen nehmen ihren Lauf nach Norden; während dagegen der Asopos längs des Kithärons und Parnes hin beständig nach Osten fließt. Er entspringt in zwei Quellen eine viertel Meile NO. von Platää, fließt bei dieser Stadt vorbei [38]), wo der Bach Moloïs [39]), und die Quelle Gargaphia in ihn fließen. Bei der geringen östlichen Abdachung des Landes fließt er langsam und oft versumpfend, von Wiesengründen und Binsenmooren umgeben [40]). Bei Tanagra nimt er von der linken Seite den Thermodon, der bei Glisas herabkomt [41]), und den Bach Skamandros bei Eleon auf [42]); Abzugsgräben führen ihn ins Meer [43]). Es ist nöthig, hier von der Richtung und Lage der kleinen Flüsse bei Platää zu reden, weil diese, an sich sehr unbedeutend, doch durch die Lokalität der großen Perserschlacht wichtig werden. Es ist anderwärts gezeigt worden [44]), daß vom Kithäron aus ein Höhenzug sich erstreckt, der die Ebene von Platää gegen O. begränzt, und von diesen Höhen aus der Asopos mit seinen Nebenbächen gegen O., das Flüßchen Oëroë gegen W. abfließt, über welches die Straße von Platää nach Theben ging, und welches eine kleine 3 Stadien breite Landinsel gleiches Namens bildete. Damit stimt vollkommen die an Ort und Stelle mit Fleis aufgenommene Topographie der Gegend von Platää, und wenn auch die Winterströme ihren Lauf so geändert haben, daß sie nicht mehr eine Insel bilden, so kann man doch den Fluß, der sie ehemals bildete, nicht verkennen [45]). Dieser Fluß Oëroë strömt in das kirrhäische Meer, welches in dem Busen zwischen Megaris und Böotien den Namen des halkyonischen führt. In dasselbe fällt noch ein namenloser Fluß bei Thisbe und der Herakleios bei Bulis an der Gränze von Phokis, wo die See in einer Bucht, Mychos genant, ins Land tritt. Die *Αἴμυη* bei Siphae an derselben Küste scheint nur ein Ästuarium zu seyn [46]). Bei Platää komt noch die Aktäonsquelle und Bukerais, bei Theben die Strophie und Ödipodische vor.

Böotiens Stellung und Verbindung mit den umliegenden Gegenden. In einem von der Natur eben so nach außen begränzten als nach innen getheilten Lande, wo sowol das Ganze als auch die Theile eine gesonderte Eigenthümlichkeit haben und jedes für sich ist, ist es doppelt wichtig, die Verbindungen kennen zu lernen, die einen Zusammenhang mit dem Übrigen vermitteln; die Pässe, Bergwege und Straßen, auf denen religiöse Züge wie Handelsleute, Friedenskünste wie Kriegsheere wanderten. Von Attika nach Böotien kommen folgende Wege vor [47]). Die Hauptstraße komt von Athen über Önoë durch den Kithäronspaß, welcher Dryoskephalä und Treiskephalä heißt, und führt bei Eleutherä und Panakton (denn dies war die Festung in diesem Paß, von der jetzt die Gyptocastro genannten Mauern noch stehen) [48]), dann bei Hysiä und Erythrä vorbei nach Theben und dem übrigen Böotien. Diese Straße zog die pythische Theorie, wenn sie nicht durch Kriegsverhältnisse genöthigt war, zur See nach Delphi zu gehen. Man konnte den Paß auf einem ungangbaren Nebenwege umgehen [49]). Von der Hauptstraße führte ein Nebenweg, drei englische Meilen weit, am Abhange des Kithäron hin, in westlicher Richtung nach Platää [50]). Auch kann man von Attika aus über den Kithäron auf engen und steilen Wegen unmittelbar nach Platää gelangen [51]). Ferner gehen Reisende jetzt öfter bei dem attischen Castell Phyle über den Parnes nach Böotien. Für den Übergang eines Heeres waren indeß diese Bergpfade wenig geeignet, und nur der Paß von Dryoskephalä gestattete in dieser Gegend Heereszug. Außer ihm ist noch der Fahrweg zwischen der Ostseite des Parnes und dem Meere zu bemerken, welcher über Oropos, Tanagra von der Ostseite nach Böotien hereinführt, und immer ziemlich in der Ebene bleibt [52]). Mit Lokris ist Böotien verbunden durch eine alte Straße von Orchomenos nach Opus, an welcher Hyampolis liegt, und an einem Seitenwege das Heiligthum des Apollon zu Abä [53]), und ferner durch einen am euböischen Meere hinlaufenden Fahrweg. Wo am Flusse Platanios die Ebene nur etwa 60 Fuß breit ist, war sie einst mit einer Gränzmauer verschlossen; der Paß heißt Andera (Dodwell). Mit Phokis durch die Straße am Flusse Kephissos; auf dem linken Ufer desselben lag im Passe die Stadt der Parapotamier, auf einem Hügel, der vom Berge Hadyleion durch das Flüßchen Assos getrent war [54]). Parapotamioi ist schon phokisch, die erste der phokischen Städte, welche nördlich und östlich vom Parnaß liegen. Aber zu der andern Seite des Gebirgs, in das Gebiet der Delphier, führte die Straße von Chäronea über Panopeus, Daulis und bei dem Dreiwege Schiste. Zwischen Panopeus und Chäronea war die Gränze der Landschaften [55]). Diese Bergstraße, welche zwischen steilen Kalkfelsen hindurch nach dem Orakeltempel leitet, war durch die pythischen Theorien geheiligt, die sie von Böotien aus dem Heiligthum zuführte, aber auch in ältern Zeiten oft von Horden belagert, die den Kultus des dorischen Gottes nicht respektirten [56]). Endlich führte von Chäronea (über

---

37) Älian V. 3, 46. vgl. Valer. Max. 1, 8 und 9. 38) Nach Allasons Plan von Platää bei Stanhopes Topography of the battle of Plataea. 39) Von dieser siehe außer andern Etymol. 135, 34., wo für *Ἀργαφίης, Γαργαφίης* und für *Παρμένιος* wol *Ἀρμενίδης* zu schreiben ist. 40) S. 43 und 488. 41) Herod. 9, 43. Paus. 9, 19, 3. Plut. Demosth. 19. Theseus 28. 42) Mit dem Bach Glaukia und der Quelle Akidusa. Plut. *Κεφ. Ἑλλ.* 41. S. 401. 43) Die *ἔνανες*, wie es scheint, bei Thukyd. 4, 96. vgl. Plut. vom Dämon des Sokr. 11. 44) Orchom. S. 488. 45) Galls Zweifel, ob die von Stanhope aufgenommene Ebene die wahre Schlachtebne sey, ist entschieden abzuweisen. 46) Siehe darüber S. 493.

47) S. Orchomenos S. 489. und die Topographie von Attika in der Encyklopädie Th. VI. S. 215. 48) S. den Artikel Attika S. 224. 49) Thuk. 3, 24. 50) Paus. 9, 1, 3. 2, 2. Herod. 9, 51. Xenoph. Hell. 5, 4, 14. vgl. Squire bei Walpole Memoirs S. 238. 51) Barbié du Bocage bei Stanhopes Topography of Plataea S. 130. 52) S. besonders Dikäarch *Βίος Ἑλλάδος* S. 165. 166. in Creuzer's Meletem. S. 3. 53) Paus. 10, 35, 1. 4. 54) Plut. Sylla 16. 17. Paus. 10, 33, 4. Str. 424. c. 55) Orchom. S. 36. ff. 484. Die Entfernung von Daulis, Davlia und Panopeus, Ag. Blasios (beider Städte Akropolen stehen noch), die Pausanias blos auf 7 Stadien angibt, beträgt, wenn Dodwell die Trümmer beider richtig bestimt, 20 mehr. 56) Die neueren Reisenden gehen meist nicht auf diesem Wege, sondern von Livadia in einem

Lebadea, wie es scheint) ein beschwerlicher Bergweg nach Ambryssos, welches 60 Stadien davon liegt (die Trümmer sieht man noch bei Distomo), im südlichen Theile von Phokis am Berge Kirphis, und von da weiter nach Stiris (Luka Stiriote), nach Bulis und der böotischen Südwestküste hinab [57]), welchen Weg indeß Heere nur ungern einschlugen und mit großer Schwierigkeit verfolgten.

Klima und Landesnatur. Obgleich die einzelen Gegenden Böotiens unter einander sehr verschiedenartig sind, je nachdem sie an den Seen oder auf Bergen, in verschloßnen Thälern oder auf mäßigen Höhen, im Binnenlande oder an der Meeresküste liegen; so hat doch die Landschaft als Ganzes einen Gesamtcharakter, der von der Natur des attischen Bodens und Himmels wesentlich verschieden ist. Die Luft ist schwerer und dicker, die Seen erzeugen häufigen Nebel; der Frühling ist nässer, der Winter kälter und stürmischer, indem besonders Theben und Platää viel von Windstößen vom Kithäron zu leiden haben [58]). Theben liegt nach Dikäarch auf schwarzem und hügligem Boden und ist wohl bewässert, grün von Anhöhn, unter allen Städten von Hellas die reichste an Gärten; ein höchst angenehmer Sommeraufenthalt wegen der Kühle des Klimas und der Quellen, für den Winter um desto schlimmer wegen des Schmuzes, Schnees und Windes u. s. w. Der schwarze Boden der böotischen Ebenen, den die Flüsse seit alter Zeit hier von den höhern Gegenden zusammengeführt und die Seen als Bodensatz übrig gelassen, trug größere Früchte und schwerere Fruchtkörner als andere Landschaften [59]). Besonders war Böotien als Weizenland berühmt; die größte Vervielfachung des Getreidekorns in Griechenland bemerken Reisende an dem Weizen, den man auf die Moräste von Kopä säet, wenn der See sich zurückgezogen, und das Land mit der Asche von Wasserpflanzen gedüngt ist [60]). Die Melonen von Orchomenos, die Gemüse und das Obst von Theben waren ausgezeichnet [61]). Für die Ausbildung des Kriegswesens, selbst für die Gestaltung der Verfassungen waren die Roßtriften ein bedeutendes Moment, welche sich in den Ebenen von Orchomenos und Theben, die zu den größten im eigentlichen Griechenland gehören, ausdehnen [62]). Als günstiger Umstand für die Entwickelung des Kriegswesens ist zu bemerken, daß Böotiens Berge in früher Zeit Eisenbergwerke hatten, wie die gegenüber liegenden euböischen; einheimische Waffenarbeit bezeugt der böotische Schild als allgemeiner Münztypos des Landes [63]). Der kopaische See liefert große und schmackhafte Aale, die noch jetzt ihren Ruf nicht verloren haben, aber bedeutender für die geistige Kultur war das Flötenrohr, welches in den Buchten des Sees bei Haliartos und Orchomenos, besonders nach Ausgüssen wuchs und nach besondern Regeln geschnitten wurde [64]). Aus der Rispe eines Sumpfrohres wurde zu Orchomenos eine Art Linnen verfertigt [65]). In den Pflanzen des orchomenischen Melas bemerkten die Alten eine gewisse Ähnlichkeit mit der Vegetation des Nils, und es ist nicht zu läugnen, daß zwischen der Natur beider Länder Analogien bestanden, die auf ähnliche Weise auf Sinn und Gemüth wirkten und ähnliche Thätigkeiten herausfoderten.

Man vergönne uns, diesen Punkt als einen Ruhepunkt in der Beschreibung des Landes zu der Betrachtung zu benutzen, auf welche Weise diese bestimmte Natur die inwohnenden Völker anregen und bestimmen konnte. Die fruchtbarsten Flußthäler sind in Griechenland auch die ältesten Sitze von Gottesdiensten, Mythen, Statsinstituten, zum hinlänglichen Erweis, daß ein ackerbauendes Volk als Basis der hellenischen Kultur anzusehen ist. Solche Thäler sind die argivische Ebene am Inachos, die thessalische am Peneios, die böotische am Kopais. Ackerbau mußte immer eine Hauptbeschäftigung der Böoter seyn (daher auch Griechenlands Georgika aus Böotien hervorgingen) und auf die Kultur des Bodens mußte sich der Reichthum der Städte gründen. Obgleich zwischen drei Meeren gelegen und von Häfen nicht ganz entblößt (die bedeutenderen sind die Rhede von Larymna, Aulis und Siphae), liegt doch Böotien nicht so, daß die Lage zum Handel eigentlich auffoderte; es ist durch seine Weltstellung nicht nach außen, sondern mehr auf sich selbst hingewiesen. Daher komt es, daß kaum eine der größern Städte am Meere lag, und vom Seehandel Böotiens in der historischen Zeit gar nicht die Rede ist. Das ist also ein zweites aus der Lage entspringendes Moment, welches dazu beitragen mußte, dem böotischen Charakter etwas Unbewegliches, Genügsames, in sich Ruhendes zu geben. Nur Böotiens schweres Korn konnte ferner die Athletenkörper nähren, die durch ein oft einseitiges Treiben der schwerern gymnischen Übungen ausgearbeitet die Schule wurden, in der sich Myron sein Kraftideal des böotischen Herakles bildete. Der dicken Luft in den Thälern dieses Landes maßen endlich die Athener viel von dem bei, was sie böotische Derbheit und Fühllosigkeit (ἀναισθησία) nannten, und mit den Sprüchwörtern, *Βοιωτία ὗς*, *Βοιώτιον οὖς*, bezeichneten, was indessen, wie wir gestehen müssen, die ältere Zeit weniger trift als die der vorherrschenden feineren attischen Bildung. Denn nun muß man sich auch diese fruchtbaren Ebenen von den herrlichsten Gebirgen umgeben denken, deren stille Thäler, verborgne Grotten, springende Quellen, deren Schauer und Anmuth, deren gewaltige und liebliche Erscheinung die Wiege religiöser und poetischer Begeisterung wurden.

Lage der Städte und Ortschaften Böotiens. Die Lokalität der Städte eines Landes gehört zu den ältesten Quellen seiner Geschichte, indem fast jede Stadt, namentlich in Griechenland, älter als die Geschichte, selbst älter als die ausführlichere Sage ist. Und da bei den älteren Völkern eine große Coincidenz ihrer Sinnesart und Naturanlage mit den äußern Umgebungen Statt fand, die sie sich selbst instinktartig wählten: so gewährt eine genauere und eindringendere Anschauung der letztern auch eine Kentniß des erstern. Ich sage dies zur

andern Thal auf Delphi zu. 57) Orch. S. 38., vgl. die Mönchsinschrift bei Chandler Inscr. 2. N. 149. S. 83. 58) S. dafür Theophrast de ventis 32. Dikäarch S. 168., sonst Orchom. S. 31. ff. 59) Theophr. de caus. plant. 4, 9, 5. hist. plant. 8, 4, 15. 60) Orch. S. 83. 61) S. 27. 62) S. 84. 63) S. 131. 64) S. 74, 79. vgl. 491.

65) Plin. 19. 1, 2.

Rechtfertigung der Ordnung dieser geschichtlichen Darstellung, in der auf die gegebenen Naturbedingungen die Spuren und Nachrichten von menschlicher Thätigkeit folgen müssen.

Orchomenos[66]) an dem östlichen oder linken Ufer des Kephissos, wo jetzt das Dorf Skripu 7—8 engl. Meilen NO. bei N. von Lebadeia liegt[67]), oberhalb einer ausgedehnten Ebene am See Kopais, welcher zum Theil südlich davon liegt, zum Theil in einer verlaufenden Bucht östlich von Orchomenos, und zwar an dieser Stelle 3—4 engl. Meilen von der Stadt entfernt. Die Lage der berühmten Stadt wird noch durch mehre Inschriften über die Spiele am Charitenfest, die Choregen der Dionysien zu Orchomenos, durch die Trümmer des Schatzhauses des Minyas (besonders sind es die Pfosten des Eingangs mit der Oberschwelle, welche noch übrig sind) und durch die Trümmer der Burg bezeichnet. Die Burg erstreckt sich auf dem Bergrücken (Hyphanteion, Akontion) oberhalb der Stadt; eine Reihe in Felsen gehauener Stufen führt hinauf. Die urälteste Orchomenos soll unten in der Niederung am See gelegen haben, und der Überschwemmungen wegen hinaufgebaut worden seyn[68]). Indeß liegt wenigstens jenes Schatzhaus in den höhern Gegenden und eben da muß wol gleich von Anfang an die Königsburg gelegen haben, wenn auch z. B. der Charitentempel nebst den Wohnungen der Ackerbauer in den untern Gegenden lag[69]).

An Orchomenos schließen wir eine Anzahl Orte an, welche zwischen Kephissos und der östlichen Küste lagen, und wol alle von jener mächtigeren Stadt abhängig waren. Aspledon 20 Stadien von Orchomenos jenseit des Melas, wahrscheinlich gegen Osten, auf einem gegen Mittag gekehrten Hügel[70]). Tegyra an den Abhängen der Berge, die sich an das Ptoon anschließen, oberhalb der Sümpfe des Melas[71]). Hyettos weiterhin am See der alte Ort Holmones sieben Stadien davon[72]); Kyrtones, 20 Stadien von Hyettos, auf den Gränzbergen[73]) gegen Lokris. Larymna. Hier ist die obere und untere Stadt zu unterscheiden; jene lag, nach Strabon, wo der Durchbruch des Sees aus dem Berge hervortritt, diese, wo er ins Meer fällt. Von der letztern sieht man noch jetzt nicht unbedeutende Trümmer, und die Steindämme, die zwei kleine Häfen einfaßten[74]). In mythischen Zeiten gehörte vielleicht Larymna den Minyern; darauf war sie den opuntischen Lokrern unterworfen; als Theben auf dem Gipfel der Macht war, gehörte ihm die Unterstadt, als es durch die Makedonier gefallen war, wurde diese wieder lokrisch; Ol. 137. wieder böotisch; die Römer schlugen beide zu Böotien[75]). In dieser Zeit machte der Fluß Platanios die Gränze gegen die Lokrer, und Halä an der rechten Seite desselben war der letzte böotische Ort.

Kopä auf einer Landzunge an der Nordseite des Sees, 12 Stadien von Holmones, wo jetzt Topolia liegt[76]).

Akräphia (Akräphion) lag auf der Höhe des Ptoon und ist jetzt vermuthlich durch die Ruinen oberhalb Kardizza am östlichsten Ende des kopaischen Sees und nördlich vom hylischen bezeichnet[77]). 15 Stadien davon zur rechten Seite setzt Pausanias den Tempel des Apollon Ptoos; gegen den See hin lag das athamantische Gefild.

Auf der andern Seite des Kephissos liegt Chäronea an der Westseite des Kephissos, bis an welchen das Gebiet der Stadt reichte[78]), und hier an das Orchomenische, nördlich aber an die 20 Stadien entfernte phokische Landstadt Panopeus gränzte. Jetzt stehet hier das Dorf Kaprána unter den Ruinen der alten Stadt, welches vom Kephissos einen Weg von 30 Minuten, von Panopeus 2 engl. Meilen, von Lebadeia 6—8, von Orchomenos gegen 7 engl. Meilen N. bei O. entfernt ist[79]). Die Ruinen bestehen in einem Theater (Andere nennen ein Amphitheater), der Einfassung einer Quelle, einem Aquädukt, mehren Säulenstücken und ziemlich zahlreichen Inschriften, welche an der Richtigkeit der Ansetzung keinen Zweifel lassen. Die Akropolis stehet auf dem steilen Felsen eines Hügels an der Nordseite, welcher mit dem Parnaß zusammenhängt, wahrscheinlich dem Petrachos[80]). Die Ebene erstreckt sich gegen den Kephiß und Orchomenos hin in der Richtung von OSO. nach WNW., und ist gegen 2 engl. Meilen breit, 10—12 lang; sie wird durch die Felsenhügel nach der Seite der Stadt hin begränzt. Von der Schlacht des Philippos gibt noch ein hoher Tumulus auf dieser Ebene Kunde. Die Stadt selbst soll ehemals gegen Morgen gelegen, dann nach Abend hin gewandt worden seyn, und Empedokles soll den Südwind durch die Verschließung einer Bergspalte ausgeschlossen haben; welche Nachrichten freilich fabelhaft, aber doch für die Lokalität der Stadt lehrreich sind, weil wir sie aus dem Munde eines patriotischen Chäroneers, Plutarchs, haben[81]).

Lebadeia[82]) lag auf dem Wege durch Böotien nach Chäroneia und Delphi; es gränzte mit den phoki-

66) Über die Lage das angeführte Buch S. 40. 481. Vgl. Clarke S. 150, der wie andere Reisende darin irrt, daß er den Kephiß für den Melas hält. Vgl. Orch. S. 482. Dodwell S. 225, wo auch die Akropolis abgebildet ist, nebst dem Schatzhause. Hobhouse S. 268. 67) Hobhouse. Dagegen Clarke S. 135. ONO. 68) Strabo 9, 407. 416. 69) Pindar. Ol. 14. von Anfang mit Böckh's Explic. 70) Strabo S. 415. Vgl. Apollod. Fragm. S. 1124. Nach Dodwell I. S. 233 bestimmt durch einen Thurm auf einem einzelen Hügel 2½ engl. Meilen von Orchomenos. 71) Plut. Pelopid. 16. Orchom. S. 147. Fragm. Pind. ed. *Boeckh.* inc. 14. S. 629. 72) Paus. 9, 24, 3. 73) Ich glaube jetzt einzusehen, daß bei Paus. 9, 24, 4. der Tempel und Hain des Apollon bei Kyrtones das sonst Tegyra genannte Heiligthum ist, und die Felsenquelle daselbst die von Plutarch erwähnte Phönix und Eläa. 74) Raikes bei Walpole S. 301. 75) Dies geht hervor aus Vergleichung von Strabo 405 a. 406 d. Paus. 9, 23, 4. Skylax S. 52. Polyb. 20, 5, 7. Lykophr. 1146. Plutarch Sylla 26. Plin. 4, 7, 12. Mela 2, 3, 6. Solin 9 nach Salmas. Exc. Plin. S. 103. Hesych *Λαρυμνα*. 76) Strabo 9, 411. Paus. 9, 24, 1. u. Orch. S. 52. Dodwell bemerkte Ruinen auf einer östlichern Landzunge im See und sucht hier Kopä. 77) Wheler S. 567. Hawkins S. 454 in Walpole Memoirs. Dodwell II. S. 54. Proscina liegt, wie ich aus Dodwell sehe, den lokrischen Gränzen zu nahe, als daß es Akräphion seyn könnte, obgleich auch da Ruinen sich finden. 78) Plut. Sympos. 2, 6. S. 89. H. Orchom. S. 85. 79) Vgl. Clarke, Dodwell Hobhouse S. 266. mit Orchom. a. O. und S. 483. 80) S. die Ansicht bei Dodwell I. S. 221. 81) *π. πολυπραγμ.* 1. S. 129. Hatten. 82) Orchom. S. 86. 211. 483. Dodwell S. 218 und Clarke.

schen Städten Panopeus, Thrakis, Ambryssos; in Böotien mit Koroneia, Chäroneia und Orchomenos[83]). Da die Stadt jetzt noch steht, ist ihre Lage leicht bestimmbar; nur lag Alt-Lebadeia mehr in die Ebene hinab, als jetzt. Die Stadt wird von dem Flüßchen Herkyna durchschnitten, welches sich unterhalb mit dem, welches für Phalaros zu halten ist, vereinigt; der Ursprung der Herkyna ist oberhalb der Stadt an einem steilen Kalkfelsen, in welchem auch das von Squire und Clarke genau beschriebene Hieron des Trophonios liegt, vor welchem die Quellen Lethe und Mnemosyne ein Bassin bilden, dessen Wasser sich hernach mit der Herkyna vereinigt. Die Ebene, die sich von Lebadeia nach dem See hin erstreckt, ist an Produkten reich, die noch jetzt einen nicht unbedeutenden Handel begründen helfen.

Koroneia[84]) ist jetzt ein Ort Kamara[85]), am Fuß der Berge, die jetzt südwestlich vom See sich erheben, wo Meletios eine Anzahl Inschriftensteine in Kirchen vermauert fand; alle andern Ansetzungen sind falsch. Die Alten geben folgende Merkmale der Lage: 20 Stadien vom Hügel Laphystion; 40 Stadien von der Höhe des Leibethrion, das Stadtgebiet streckt sich bis an die Mündung des Kephissos. Die Stadt lag auf bergigen Höhen, den einen ebenen Platz Hermäon ausgenommen[86]). Zwischen diesen Bergen und dem See sind Engen, welche gedeckt den Zugang zu den südlichern Gegenden am See sicherten[87]). In dem Gefilde, welches sich von da gegen den See ausbreitete, dem Schlachtfelde des Agesilaos, lag am Bache Koralios der Tempel der Itonischen Pallas, das Nationalheiligthum der äolischen Böoter. Zwischen Orchomenos und Koroneia lag das Kastell Metachöon.

Von da hinab längs des Sees liegen in einer bald breitern bald schmälern Ebene auf einzelen Hügeln und Höhen, die vor der Überschwemmung sicher sind, die Flecken und Städte am See, welche mit einem gemeinsamen Namen *Κῶμαι* genant werden[88]). Dazu gehört Tilphossion auf dem gleichnamigen Berge bei der unterirdisch sich verlierenden Quelle, ein Heiligthum des Apollon mit einem alten Orakelinstitut[89]). Ferner Alalkomenä, ein offener und nicht eben großer Flecken, aber durch die Heiligkeit seines Athenentempels lange gegen jede Beleidigung geschützt. Das eigentliche Alalkomenion mit einem elfenbeinernen Bilde der Göttin lag in der Niederung; unfern davon der Eichenwald, aus dem beim Dädalenfeste der Stamm zum kolossalen Schnitzbilde geschlagen wurde. Dreißig Stadien von Alalkomenä entfernt lag Okaleä am gleichnamigen Flüßchen und in der Nähe des Sees; eben so weit davon Haliartos. Von den vorher genannten Orten sind bis jetzt keine Trümmer, Spuren, Inschriften entdeckt; aber die Lage von Haliartos hat Dodwell mit ziemlicher Sicherheit aufgefunden[91]). Er fand die Mauern einer Akropolis auf einem niedrigen und länglichen Hügel, welcher jetzt Mikrokura heißt, wo ein kleiner Fluß (Lophis mit Permessos und Olmeios vereint) in den See eintritt, der hier eine sumpfige Bucht bildet, etwa 15 engl. Meilen von Lebadeia und eben so weit von Theben. Die Burg war, obwol nicht sehr hoch gelegen, doch verhältnißmäßig sehr fest, und ein wichtiger Punkt für die Vertheidigung des Landes[92]). Onchestos[93]) lag auf haliartischem Stadtgebiet an den thebäischen Gränzen auf dem Wege von Koroneia nach Theben; das Heiligthum des Poseidon auf einer ehemals mit dem Haine des Gottes geschmückten, zu Strabons Zeiten kahlen Anhöhe, von der sich ostwärts das tenarische Feld gen Akräphia erstreckt. Die Nähe des Sees wurde den Onchestiern eben so vortheilhaft, indem sie ihnen treffliche Viehweiden verschaffte, als nachtheilig, da sie die Luft mit Fieberdünsten anfüllte. Man kann aus Pausanias berechnen, daß die Entfernung von Onchestos bis Theben etwa 50 Stadien betrug. Nun fand Dodwell[94]) zwischen Haliart und Theben, 1 Stunde 32 Minuten vom erstern, 1 Stunde 40 Min. vom letztern, nicht unbeträchtliche Ruinen an einem auslaufenden Arm des Berges Phönikion, die wir wol für Onchestos halten dürfen, obgleich sie Theben zu nahe liegen, um ganz mit Pausanias Angabe zu passen. An der Südseite des Sees bleiben nur noch die Orte Medeon, welches am Berge Phönikion lag und daher auch Phönikis hieß[95]), Hyle zwischen der Limne Kopais und Hylike, von welchem Orte Wheler muthmaßliche Trümmer sah[96]), Trophëia in derselben Gegend[97]) zu erwähnen übrig.

Thespiä. Über die Lage dieses Ortes findet sich bei den Alten so viel Auskunft. Es lag am Südende des Helikon[98]), 50 Stadien vom Kabeirion der Thebaner, welches wieder 32 Stadien von dieser Stadt auf Onchestos zu lag. Ein Dorf Eremokastri, 6 Stunden von Livadia, 4 von Theben, am Helikon gelegen, aber so, daß es eine Ebene nach Osten hin überschaut, enthält Architecturfragmente, Basreliefs und Inschriften, in denen der Name Thespiäs vorkomt. In der Ebene darunter sieht man die Fundationen mehrer Tempel und anderer Gebäude; und nicht weit davon bei Leuka werden thespische Münzen in großer Anzahl gefunden. Von Thespiä

---

83) Von Orchomenos 100 Stadien entfernt, wie man wol in der unter Dikäarchs Namen gehenden Anagraphe corrigiren muß. 84) Orchom. S. 34. 69. 483. 85) S. von Kamara Dodwell. I. S. 241, der indeß Koroneia mehr auf Haliartos zu setzt. 86) Anonym. ad Ethica Aristot. ad Nic. 3, 8. S. 46 aus Ephoros. vgl. Paus. 9, 34, 3. 87) Diod. 15, 52. Xenoph. Hell. 4, 3, 15. Paus. 9, 13, 2. 88) Photios Lexicon S. 145. *κωμήτης γείτων κῶμαι γὰρ τὰ ἄμφοδα τῆς Κωπαΐδος λίμνης τῆς Βοιωτίας. ὅθεν καὶ τὸ ἐπικωμάσαι.* 89) Homerischer Hymnus auf Apollon. 377. vgl. Ilgen und Matthiä. 90) S. Orchom. S. 70, wo noch folgende Stelle aus Suidas s. v. *ἀπειθής* hinzuzufügen ist: *Ἀλαλκομεναὶ πόλις ἐστί, καὶ ἀκοίω αὐτὴν μήτ' ἐφ'. ὑψηλοῦ κεῖσθαι καὶ ἀπειθοῦς λόφου, μήτε τειχῶν περίβολον ἔχειν.* Sie muß aus einem Historiker entnommen seyn, der eine versuchte Plünderung des Tempels erzählte. 91) Bd. I. S. 248. 92) Orch. S. 71. Ich habe Haliartos früher schon gerade so angesetzt, wie es Dodwells Beschreibung ausweist. 93) Orchom. 71. 482. 94) Dodwell 2. S. 147. 95) a. O. S. 69. 96) S. 49. 97) Nicander Theriaka 887. Strabo 9, 407. [*μεταξὺ δὲ τῶν παρα*] *κειμένων λειμώνων ἐστὶν ἥ τε τρόφεια καὶ ἡ* [*Ὕλη, ἧς*] *μέμνηται* etc. und Steph. Byz. s. v. *τρόφεια.* 98) S. Philiades bei Eust. Il. 2, 201. 41. Strabo 409. Konon 24. Dodwell S. 252, wo auch eine Abbildung der Gegend gegeben ist, ist zu vgl. mit dem Orchom. S. 482 genannten Quellen. Dodwell fand keine Inschrift mit Thespiäs Namen, aber Meletios, nur daß er unwissend *ΘΕΣΙΙΤΕΩΝ* las. Clarke zweifelt, ob Thespiä Phria sey oder Neochorio, welche Orte 1¼ und 2¼ Miles über Eremocastro am Helikon liegen; al-

stieg man den Helikon zum Musenhaine hinauf, indem man die Quelle Aganippe rechts behielt; die Hippokrene entsprang zwanzig Stadien höher, als jener Hain; die genauere Beschreibung der heiligen Gegend gibt Pausanias. Das Lokal des Musenhaines hat Clarke bei dem Kloster St. Nicolo (1 Stunde NO. von Neocorio) ich weiß nicht ob mit Recht, wiederzufinden geglaubt. Wenigstens leiten von dort aus Spuren einer alten Straße an der NOSeite des Helikon bis in die Richtung von Lebadeia.

Im Gebiete von Thespiä kennen wir folgende Orte. Askra, 40 Stadien von der Hauptstadt, rechts vom Helikon, an der mittäglichen Seite desselben [99]). Es lag nach Hesiod hoch und rauh, welches auch Eudorus bestätigt, obgleich die Umgegend auch als fruchtbar an Getreide und Gemüsen geschildert wird [1]). Zu Pausanias Zeit stand nur noch ein Thurm davon, und es wiederzufinden, ist wenig Hoffnung [2]). Keressos ein festes Bergschloß am Helikon [3]). Am Helikon lag noch der Flecken Hippotes in der Nähe von Koroneia [4]), und Leontarne mit einer gleichnamigen Quelle [5]). Leuktra lag nach Strabon auf dem Wege von Platää nach Thespiä, und aus der Geschichte der Schlacht lernen wir, daß man vom Hafen Kreusis über Leuktra nach Theben zog. Die Trümmer des Ortes, jetzt Leuka genant, liegen nur eine halbe engl. Meile von dem oben benannten Dorfe Eremokastro, auf der Straße nach Platää, und zwar drei Stunden von dieser Stadt gegen NW. entfernt [6]). Zwischen Leuktra und den Ruinen Platää's in der Mitte fand Clarke eine alte Festung und in einiger Entfernung die Gründung eines Tempels auf einer Höhe. Diese Angaben passen wol zur Lage von Eutresis, welches ein thespischer Flecken, auf der Straße von Platää, mit einem Tempel Apollons, und einer alten Befestigung war [7]). Thisbe lag nach Strabon an der Gränze von Koroneias und Thespiäs Gebiete, südlich von der Höhe des Helikon auf das Meer zu, am Abhange des Gebirgs. Es war nach Paus. zwischen zwei Gebirgen gebaut, welche eine Ebene einfassen, die nur durch einen Damm vor Überschwemmung geschützt wurde. Es scheint in der That, daß die Lokalität von Kakosi, wie sie Dodwell beschreibt [8]), damit wohl übereinstimt; das Daseyn einer alten Stadt am Orte beweisen die im altgriechischen Styl erbauten Burgmauern auf der Felsenhöhe, und die Begräbnißkammern am Fuß derselben. Kreusis oder Kreusa lag vom korinthischen Vorgeb. Olmiä 120 Stad., vom Hafen Mychos bei Bulis 90 Stad. Seefahrt; es lag Leuktra näher als Thisbe, und von der Gränze von Phokis entfernter, als derselbe Ort, indem dieser von Bulis nur 80 Stadien zu Lande entlegen war [9]). Kreusis wird als Hafenstadt von Thespiä betrachtet [10]). Der entsprechende neuere Ort ist noch nicht ausgemittelt und bestimt. Siphä oder Tipha (von τίφος) ist ein anderer Hafen dieser Küste, der ebenfalls den Thespiern gehörte [*]). Pausanias setzt ihn in die Gegend von Thisbe, so daß diese Stadt weiter in das Land hinein lag, und der Hafen zugleich, wie es scheint, etwas mehr auf Phokis hin. Ein Ort Aphormion in der Bucht von Siphae wurde in der Sage als Landeplatz der Argo gedeutet [11]). Der Hafen dieser Küste, welcher Megaris zunächst liegt, hieß Korsiä [12]). Von Ellopia wissen wir blos, daß es zum thespischen Gebiet gehörte [13]).

Platää lag nördlich von der Höhe des Kithäron, südlich von der Quelle des Asopos, von Theben 70—80 Stadien entfernt [14]). Nach Stanhope's schon oben erwähnten Aufnahmen stehen noch die Mauern der Stadt am Abhange des Gebirgs wenig unterhalb des neuen Dorfes Kokla. In die Mauern der Stadt eingeschlossen liegen am nördlichen Ende derselben die Akropolis. Eine Quelle entspringt innerhalb der Mauern, wahrscheinlich die alte Bukerais [15]). Die Schlachtebene bei Platää zu finden und zu bestimmen darf man sich nicht mühen, indem ja nach Herodots deutlicher Erzählung die Schlacht geschlagen wurde, indem die Lakedämonier von der Quelle Gargaphia, welche 20 Stadien östlich von Heräon bei Platää entspringt, nach der Stadt Platää und der Insel Oëroë, und zwar aus Furcht vor der Reiterei an den Höhen des Gebirgs hinzogen. Die Platais ist ein grünes, wohlbewässertes und daher besonders zur Viehzucht geeignetes Land.

Thebens [16]) Lage ist genau bekant, da noch jetzt ein Flecken um die alte Kadmeia herumgebaut ist, obgleich die vielfachen Zerstörungen, die das alte Verhängniß der Stadt und der störrische Sinn der Einwohner herbeiführte, wenig Reste des Alterthums übrig gelassen haben [17]). Nur von den Mauern der genannten Burg steht noch ein Theil, und manche Inschriftensteine sind in den Wänden der Kirchen umher. Theben liegt auf einer hügeligen und wellenförmigen Ebene, deren Hügel ihm wahrscheinlich den Namen gaben [18]), und welche gegen den hylischen See (der 1 Stunde 11 Minuten entfernt ist) sich ein wenig senkt. Der Umkreis der Stadt betrug 43 Stadien [19]); die Kadmeia lag nach Arrian und Pausanias Topographie der Stadt an der südlichen Gränze der Stadt; aber die Umgegend der Stadt war fast eben so mit Hei-

lein keiner von beiden Orten hat irgend begründende Kennzeichen einer alten Stadt für sich. 99) Str. 413 c. besonders *Plutarch ad Hesiod.* T. 14. S. 307 Hutten. 1) W. u. Tage 638. Str. 413 c. *Proklos ad Hesiod.* a. O. Eust. 205. — *Epigr. Hesiodi* bei Paus. Athen. I, 4 d. 2) Clarke S. 110 hält es für Sagara in dem engern Thale des Helikons, aber die Lage paßt wenig. 3) Paus. 9, 14, 1. Philargyrus ad *Virgil. Georg.* 4, 63. 4) Plut. Erotic. 4. S. 75. 5) Schol. Villois. Ilias 2, 507. Eustath. 204, 63. Tzetz. Lykophr. 645. 6) Clarke S. 89 f. 7) Strabo 9, 411 b. Steph. Byz. *Εὔτρησις.* Eust. 203. 4. zu Ilias 2, 502. 8) S. 257 ff.

9) Str. Xenoph. Hell. 6, 4, 3. 25. vgl. 5, 4, 16. 17. vgl. den Paraplus bei Paus. 9, 32, 1. 10) Livius 36, 21. *) Thukyd. 4, 76. 98. Paus. Steph. Orph. Argon. 124. vgl. Aristot. Thiergesch. 2, 13. mit Paus. 9, 32. 11) Aphrodisios der Thespier *περὶ πατρίδος* bei Steph. Byz. *Ἀφόρμιον.* 12) Über den *λιμὴν εὔτρητος (Εὐτρήσεως)* und das *τεῖχος Βοιωτῶν* in dieser Gegend bei Skylax vgl. Orchom. S. 492. 13) Steph. Byz. *Ἐλλοπία.* 14) Thukyd. 2, 5. Dikäarch S. 188. 15) Theon zu Kallim. beim Etymol. 207, 43. Fragment 17. Bentlei. 16) Vgl. Clarke S. 78 ff. Dodwell I, S. 275. 17) Dodwell I. S. 262. vgl. die Ansicht II. S. 148. Clarke S. 47. 18) Varro vom Landbau 3, 1, 6. Tebae colles, Aeoles Boeotii Vgl. Schneider S. 492. 19) Nach der Dikäarchischen Anagraphe. 60 nach der *Βίος Ἑλλάδος* S. 188. Vgl. Barthelemy Anach. Th. 3. C. 34 Not. 20.

ligthümern angefüllt, als der Raum innerhalb der Mauern. Indem wir die genauere Topographie Thebens einem andern Artikel überlassen[20]: wollen wir hier nur möglichst die Richtung der Thore bestimmen, weil diese Bestimmung für die Topographie des ganzen Böotiens von Wichtigkeit ist[21]). Das Prötidische Thor führt nach Chalkis, also gegen Osten und der Weg nach Akräphia geht links von der Straße nach Chalkis ab; darauf komt wol das Krenäische nach Norden auf die Dirke zu, dann das Neitische nach Onchestos; weiter die Pylai Hypsistai nach dem Hügel des Zeus hypsistos gegen Westen; noch weiter das Homoloische nach dem Heiligthum Homoloion; dann das Elektrische Thor, welches nach Platää führt, endlich das Ogygische oder Onkaische, durch welches der Ödipodische Weg führt, nach Eleutherä und Attika zu. Vor dem Elektrischen Thore liegt das Ismenion des Apollon, und das Herakleion nebst einem Gymnasium und Stadium, von welchem Heiligthum ein Hohlweg zur Kadmea führte[22]). Nach derselben Richtung, auf den Fluß Asopos zu, lag 10 Stadien von der Stadt, Potniai. Der Ort, von einigen für Hypothebai bei Homer gehalten, führt den Namen von den ehrwürdigen Göttinnen, die daselbst verehrt wurden, Demeter und Kora[23]). Zwischen Potniai und Theben, in einer Gegend, die vom vorbeifließenden Flusse Knopia hieß, stand ein Heiligthum des Amphiaraos, das von andern genau zu unterscheiden ist[24]). Das Kabirenheiligthum, welches vermuthlich einen kleinen Flecken bildete, haben wir oben schon im Vorbeigehn erwähnt.

Andre Orte der Thebais sind Therapnä zwischen der Hauptstadt und dem Asopos[25]), Kalydna und Ismene von unbestimmter Lage und auch kaum von sichrer Existenz[26]); Kynoskephalä auf Thespiä zu, und vielleicht mit Hyle benachbart, da beide Orte Pindars Heimat genant werden[27]), Schönus nach Anthedon hin, 50 Stadien von der Stadt; weiterhin Glisas, 7 Stadien vom Berge Teumessos, oberhalb des Aonischen Feldes[28]), Peteon, noch weiter auf Anthedon zu[29]). Bei dem Berge Teumessos, der gegen 100 Stadien von Theben, lag auch eine gleichnamige Ortschaft.

Anthedon liegt am euböischen Meer. Der Fahrweg von Theben durch flaches Land beträgt nach Dikäarch 160 Stadien, von Chalkis etwa 70 Stadien; die Überfahrt von der Rhede Anthedons nach Ägä in Euböa maß man 120 Stadien. Die Stadt lag auf dürrem Sandboden ohne Ackerland, und die Einwohner waren genöthigt, wie Dikäarch erzählt, von der See auf mancherlei Weise ihren Erwerb zu suchen. Man hält jetzt Lukisi für den Ort, der die Stelle des alten Anthedon einnimt. Etwas südlicher liegt Salganeus (jetzt Solganico), ein Hafenort, der erst nach den Perserkriegen erbaut worden ist.

Tanagra liegt von Theben 150, von Platää nach Dikäarch 200 Stadien; jener Weg ist eben und in der Fläche, dieser öde und steinig, da er am Kithäron sich hinzieht. Auf Oropos zu nach der attischen Gränze war die Gegend mit Ölbäumen und Waldungen bedeckt; der Weinbau gab dem Orte Önophyta den Namen, der durch die Schlacht bekant ist. Tanagra selbst hatte eine gesunde Lage auf hohen Hügeln von thonigem Boden, obgleich in der Nähe der reichbewässerten stiernährenden Triften am Asopos[30]). Die Ruinen von Tanagra*) liegen bei einem Orte Grimathi an sechs engl. Meilen NNW. von Oropos und drei gegen SW. von dem neuen Orte Skimitari am Ende einer Reihe Hügel, die sich nach Theben ziehen. Es sind Trümmer von Mauern, Thürmen, auch von einem Theater, und einige Fragmente von Jonischen Kapitälern. Der Seehafen Tanagra's war Delion, bei einem berühmten Heiligthum des Apollon angelegt, 5 millia passuum von der Stadt, 4 m. p. von Euböa, 10 Stadien von der Gränze des oropischen und tanagräischen Gebiets[31]). Über Oropos und den Hafen Delphinion siehe die in diesem Werk gegebene Topographie von Attika. Aulis liegt von Delion 30 Stadien auf den Euripos von Chalkis zu; die Rhede daselbst (welche ein neuer Reisender 1 Stunde und 10 Minuten von der Meerenge fand[32]) ist nur klein, aber die Bai von Vathi (*Βαθὺς λιμήν*) etwas südlicher kann eine größere Flotte fassen. Der Ort Aulis liegt auf Felsengrund, welcher in einer Halbinsel in das Meer hervortritt[33]). Ein sonst unbekannter Ort bei Aulis, Kerkas, wird als Geburtsort des alten Logographen Akusilaos genant[34]). In dieser Gegend lag einst Hyria, in mythischen Zeiten eine der angesehensten Städte der Gegend, wo ein Schatzhaus, dem des Minyas ähnlich, stand. Er hieß im böotischen Dialekt *Οὐρία*[35]). In alten Zeiten unabhängig, war es darauf zum Gebiete Thebens, nach dessen Zerstörung zum Tanagräischen geschlagen worden[36]). Auch hören wir von einer Stadt der Böoter Chalia am Euripos, die aber nur in einer Stelle Theopomps und in Inschriften vorkomt[37]). Wir

20) Der Plan von Theben, den Barbié du Bocage zu Sainte Croix examen des histor. d'Alexandre, Planche I. gibt, scheint mir ganz verfehlt. 21) Stellen bei Pauf. Äschylus VII. v. 533. Apollod. 3, 6, 6. Valcken. zu den Phönissen 1130. Heyne zu Apollod. S. 248. Orchem. S. 486. 22) Das Herakleion bei Pauf. scheint dasselbe zu seyn, wie bei Arrian 1, 8. 23) Pauf. 9, 8, 1. Xenoph. Hell. 5, 4, 51. 24) Pauf. 9, 8, 2. Strabo 9, 404 a. Vgl. die Worte bei Apollod. 3, 6, 8. *περὶ ποταμὸν Ἰσμηνὸν γείτων.* 25) Eurip. Bakchä 1041. 26) Steph. Byz. Lyk. Cass. 1209. mit Tzetzes. 27) Xenoph. Hell. 5, 4, 15. Thom. Mag. Vita Pindari. Moschos Idyll. 3, 89. 28) Spanheim zu Kall. Delos 75 S. 433. Strabo 412 b. von du Theil verbessert. 29) Str. 410 c.

30) Orchem. S. 26. *) Hawkins (bei Clarke S. 45) und Cockerell (bei Dodwell II, 156 angeführt) sprechen von ihnen. Andere erwähnen hier einen Ort Tenagra, Clarke: Nacra. 31) Herod. 6, 118. Thukyd. 4, 90. 90. Diod. 12, 69. Livius 35, 51. 32) Dodwell 2, S. 154. 33) *Wessel.* ad Antonin. Itinerar. S. 525. Vgl. Diod. 13, 47. Liv. 28, 6. 45, 27. Pauf. 9, 19, 5. Strabo. 34) Suidas *Ἀκουσίλαος.* 35) Orch. S. 99, wo noch das Fragment eines Äolischen Dichters bei Priscian S. 554 hinzuzufügen ist: *Καλλιχόρου χθονὸς Οὐρίας θυγατήρ.* S. Welcker Alkman Frgm. 129. vgl. in Creuzer's Meletem. P. 2. S. 17. S. indeß auch *Bentley.* ad Callim. fragm. 258. Museum Criticum. Cambridge Vol. I. S. 570. 36) Strabo 9, 404 d. Eustath. 200, 42. Schol. Iliad. 2, 496. Steph. *Ὑρία.* In Hyrietico Boeotiae Plin. H. N. 36, 16, 25. 37) Bei Steph. Byz. *Χαλία.* Chandler Marmora Oxon. 29, 1, 2 gibt zwei am Asopos gefundene Inschriften, wo die Stadt *Χαλεῖον* heißt, und ein Tempel des Apollon Nasiotes mit *θεωκόλοις* und *δούλοις* vorkomt.

kommen nun zur Gegend des Sundes von Chalkis, den einst die Böoter und Euböer durch Dämme so verengt hatten, daß er mit einer zwei Plethren langen Brücke verschlossen werden konnte[38]). Auf der böotischen Seite lag ein Kastell, Hermäon genant[39]), jetzt nach Meletios Karapampas. Der Ort Mykalettos lag beim gleichnamigen Hügel und zwar nördlich von der Brücke, vom Meere und dem Hermäon 16 Stadien entfernt; das mykalettische Heiligthum der Demeter stand südlich vom Sunde und also in ziemlicher Entfernung von der Stadt[40]). Zur Landschaft von Tanagra gehören noch die Orte Helos*) und Heilesion[41]), welche wol beide in den Sümpfen des Asopos lagen. — Das Stadtgebiet Tanagra's, welches außer den Niederungen am Asopos ein hügeliges aber nicht unfruchtbares Terrain, und darin eine reiche Ebene umfaßte, enthielt besonders die vier Orte, welche die Tanagräische Tetrakomie heißen: Eleon am Asopos, Mykalettos von schon bestimmter Lage, Harma vermuthlich in der Nähe des kleinen Sees[42]) und Pherai, welches wir nicht genauer kennen[43]). Die Sage macht bei Tanagra oder Oropos eine alte und früh untergegangene Stadt Graia namhaft[44]); noch später hieß, wenn Wesselings Emendation bei Xenophon die richtige ist[45]), zum Andenken des Alterthums ein Ort Γραίας ἕδος, an der Gränze des tanagräischen und thebäischen Gebiets.

Parasopier. Wir haben schon Eleon, am Flüßchen Skamandros, welches in den Asopos fallen muß, genant; in der Nähe lag Eteonos, welches seit alten Zeiten Thebanisch war[46]) und einen Demetertempel hatte[47]). Es lag an den Höhen des Kithäron und hieß später Skarphe[48]). Erythrai ist an der Straße vom Kithäronpaß auf Theben, aber südlich vom Asopos zu sehen; Hysiä liegt links an dieser Straße, wahrscheinlich da, wo jetzt das Dorf Calwi steht[49]), die Kentniß beider Orte beruht größtentheils auf der Erzählung Herodots von den Bewegungen des griechischen Heers vor der platäischen Schlacht. Über Eleutherä (Conduri) und Panakton (Gifto-chorio) im Kithäronspaß ist schon in der Topographie Attika's geredet. Skolos Trümmer lagen nach Pausanias 40 Stadien ab von dem Wege von Platää nach Theben, und zwar diesseit des Flusses[50]). Der Ort gehörte zum thebanischen Gebiet; die Gegend war rauh und bergig; Pentheus sollte hier zerrissen worden seyn. Von Tengyra wissen wir nur etwa, daß es mit Skolos benachbart war[51]).

Böotiens Völkerstämme. Wir gehen hier von der Ansicht aus, daß die Bevölkerung Griechenlands sich von jeher in Stämme gesondert hatte, die nicht blos lokale Namen einer überall gleichartigen und im Wesen nicht verschiedenen Nation, sondern wirkliche kleine Völkerindividuen waren, die durch ihre innere Eigenthümlichkeit in sich eins waren. Wir erkennen dies besonders daraus, daß wir denselben Stamm an verschiedenen Orten Griechenlands auf dieselbe Weise auftreten sehen, und namentlich aus den Kulten, die sich bei demselben Stamme immer wieder finden. Auf frühere Untersuchungen uns beziehend geben wir hier Namen und Lokal der Stämme an, welche Sage und Geschichte in Böotien nent.

Ein uraltes Volk Böotiens, Pronasten, ist ein bloßer Name[52]). Auch die Hektenen werden als ein untergegangenes Vorgeschlecht genant, und die Sage von Ogen-Ogyges an sie geknüpft[53]). Aonen und Temmiker sollen von Attika aus Böotien überzogen haben[54]), und von den letztern hat eine Ebene der Thebais den Namen. Die Hyanten werden als Einwohner der Gegend von Theben, Alalkomenä, Orchestos genant, und auch der orchomenische Berg Hyphanteion hat von ihnen den Namen, wie die phokische Stadt Hyampolis und die Spitze des Parnaß Hiampeia[55]).

Das sind verloschene und fast bedeutungslos gewordene Namen von Stämmen, die vielleicht zum Theil pelasgisch, zum Theil lelegisch waren. Vieles in Böotien beweist dieselbe Grundbevölkerung wie in Attika. Namentlich die Sage von den alten Städten Athenä und Eleusis, die der kopaische See überschwemmt haben sollte. Ein Kekrops soll sie beherrscht haben, und man zeigte noch später ein Denkmal des Kekrops zu Haliartos. Wir dürfen dies Athen als die mythische Metropole des Athenencults ansehen, der beständig um die Kopais einen seiner Hauptsitze hatte.

Die Minyer[56]). Dieser Volksstamm wohnte ursprünglich an den Gränzen Thessaliens und Makedoniens, wo die Städte Orchomenos und Minya oder Halmonia lagen, welche Namen überall wiederkehren, wo der Stamm sich niederläßt[57]). Er wird ferner in der Gegend von

38) Über die Σύρτυξ von Chalkis vgl. die Karte bei Gail's Xenophon N. 23. besonders Hawkins bei Walpole Memoirs S. 528. 39) Skylax. Livius 35, 50. 40) Thukyd. 7, 29. Paus. 9, 19, 5. *) Str. 406 d. 41) Ilias 2, 499. Str. 404 d. Vgl. Etymol. 303, 11. Εἰλέσιον mit Plin. 4, 7, 12. Eine Art Flötenrohr führt davon den Namen εἰλεσίας bei Theophrast Hist. plant. 4, 11. welche Stelle erst der Schneiderschen Ausgabe aus dem Codex Romanus zugekommen ist. 42) Ἅρμα Ἀμφιαρέων Strabon, vgl. oben. 43) Vgl. Plin. 4, 7, 12. 44) S. Raoul-Rochette histoire de l'établ. des colonies. T. I. S. 276. 45) Wessel. ad Ant. It. S. 327, corrigirt aus Polyän. 2, 1, 12. wo Ῥέας ἕδος steht, und Steph. Τανάγρα — το τῆς Θηβαΐδος καλούμενον ἕδος, bei Xenophon Hell. 5, 4, 51. wo man Γραὸς στῆθος las, wie bei Polyän, Γραίας ἕδος. 46) Die Nähe kann man abnehmen aus der Genealogie bei Eustath. 201, 21. Schol. Villois. Catal. v. 7. vgl. Orchom. S. 489. 47) Lysimachos Thebaika bei Schol. Soph. Oed. Kolon. 91. 48) Vielleicht die von Dodwell II. S. 52. beschriebenen Ruinen bei Kakosialasi in der kleinen Ebene zwischen dem Parnes und einem andern Hügelzug auf den Asopos zu; 4 St. 40 Min. von Theben, 2 St. 45 Min. von Phyle entfernt. 49) Herod. 9, 15, 25. vgl. Str. 404 d. Steph. Ὑσία. Serv. Aen. 8, 9.

50) Vgl. Herod. 9, 15. 51) Tzetzes zu Lykophr. 645. 52) Steph. Byz. s. v. Προνάσται. 53) Paus. 9, 5, 1. Lykophr. 1212. Tzetz. zu 433. Etymol. Magn. s. v. Ἐκτῆνες. 54) Str. 7, 321 b. 9. 401 c. über die Temmiker Lykophr. 644. 786. mit Tzetzes. Steph. Τεμμίξ. Nonn. Dionys. 4, 142. und über die Aonier, Lykophr. 1209. Anton. Lib. 25. Steph. Ἄονες, Βοιωτία. Schol. Stat. Theb. 1, 34. Etymol. 20, 15. Vgl. Valcken. Eur. Phön. S. 247. 55) Tzetz. Ly.. 434. Plut. Κεφ. Ἑλλην. 15. S. 386 Hutten. Steph. Byz. Ὕαντες, Schol. Apoll. Rh. 3, 1240. Eust. Dion. Per. 804. 56) Vgl. über diese jetzt noch Buttmann „über die Minyä der ältesten Zeit" in den Berliner Abhandlungen von 1821. So angenehm dem Vf. dieses das Zusammentreffen mit diesem denkenden Mythologen in manchen Stücken war: eben so wichtig und zu fernerer Forschung anspornend war ihm die Divergenz in andern. 57) S. Orchom. S. 139. 249.

Jolkos, am pagasitischen Meerbusen, angetroffen, und breitete sich nach mehren umliegenden Orten aus[58]). Er wohnt drittens in Orchomenos, wo auch eine alte Niederlassung des Stammes Holmones hieß und war im Besitze des nördlichen Theils von Böotien an beiden Seiten des Sees[59]). Seine nächsten Verwandten sind die sogenannten Aioler von Korinth, denen die Fabel von Sisyphos angehört, und die Bewohner der eleischen Landschaft Salmone[60]). Die Verbindung von Jolkos, Orchomenos und Korinth komt in unzähligen Sagen vor, die einen beständigen lebhaften Verkehr dieser drei Städte auf mannigfache Weise andeuten; auch der Argonautenzug betrifft besonders diese drei Städte. Den Minyern ist eine gewisse Ausbildung des öffentlichen Wesens nicht abzusprechen; Orchomenos blühte durch die Fruchtbarkeit der wohlbebauten Umgegend, deren Bewohner, erzählt man, den Zehnten in den Tempel der Chariten schickten*), durch Verkehr und selbst Seehandel (Minyer in Lemnos), durch alte Baukunst, die der Name des Trophonios andeutet, durch Kriegsmacht in der Umgegend. Zur Homerischen Stelle: „Wie viel Goldes sich häuft in Orchomenos etc." hat uns die Zeit den trefflichsten Commentar erhalten, nämlich unverkennbare Überreste des marmornen Schatzhauses, welches an Größe und Schönheit das der Atriden zu Mykenä weit übertroffen haben muß[61]). Das orchomenische Volk theilte sich in alter Zeit in zwei Phylen, Eteokleis und Kephisias, von denen die letztern ohne Zweifel die unterworfenen Ackerbauer waren[62]).

Die Phlegyer[63]) erscheinen oft mit den Minyern identisch, oft aber auch von ihnen getrent; sie scheinen ein Zweig des Stammes gewesen zu seyn, welcher sich speciell dem Kriege widmete, ein Kriegerstamm, wenn man so will. Sie wohnten besonders in der Gegend von Panopeus, wo sie auf eine merkwürdige Weise als Feinde des Apollinischen Kultus auftreten; das Ungeheuer Tityos selbst wird Enkel des Minyas oder Orchomenos genant. Die Helden von Hyria, namentlich Euphemos der Argonaut, gehören auch zu den Phlegyern[64]). In Thessalien bewohnen die Phlegyer das Dotische Feld und die Stadt Gyrton; sie sind aber in ihren Wohnsitzen, Thaten und selbst Genealogien ganz identisch mit den sagenhaften Lapithen[65]).

Kadmeer sind nach der gewöhnlichen Erzählung, die indeß nicht aus epischen Quellen belegt werden kann, ein Gemisch von Phönikiern mit ureinwohnenden Aonen, welches sich zu Theben gebildet habe. Dabei ist indeß zu bemerken, daß Kadmos mit seiner Gemahlin Harmonia offenbar ein Symbol ist. Und zwar ist leicht einzusehen, daß er mit dem Kabirischen Kadmilos derselbe ist, der böotische oder pelasgisch-tyrrhenische Hermes[66]). Er war auf der Burg zu Theben Paredros der Demeter. Kadmos gründet also Theben in keinem andern Sinne, als es die Kabirischen Göttinnen Demeter und Kora selbst erbauen[67]), und Zeus es der letztern als Braut am Fest der Entschleierung schenkt[68]). Der Name *Καδμεῖον* muß, wie hieraus zu schließen ist, von der Priesterschaft, dem Kultus, ausgegangen seyn, ob er gleich vollkommen Volksname wurde, so daß die thebanische Kolonie Priene in Jonien selbst auf ihren Münzen *ΚΑΔΜΗ* heißt[69]). Wenn man nun sagt, dieser Kultus sey phönikisch, so wird man wenig wahrhafte Beweise in alter Sage dafür, und dagegen viel Widersprechendes finden, wovon hier nur anzuführen ist, daß der thebanische Mythus eine alte Priesterin der Kabiren, Pelarge, namhaft macht, und also den Dienst für pelasgisch anerkent.

Indem wir hier die mythischen Schicksale und Begebenheiten der Kadmeer übergehen, wollen wir nur von den Völkerabtheilungen sprechen, welche von Theben vertrieben Böotien verließen, und in historischer Zeit als Reste der Kadmeer bestanden.

Die Gephyräer. Von ihnen reden wir ausführlicher, da die Nachrichten über sie noch nirgends vollständig verarbeitet worden sind. Wir wissen aus Herodot[70]), daß die Athener Harmodios und Aristogeiton zum Geschlecht der Gephyräer gehörten, welche nach ihrer eignen Erzählung aus Eretria kamen, nach Herodot aber Kadmeer waren, die Tanagra bewohnten, und von da durch die Böoter vertrieben, und in Athen unter gewissen Beschränkungen zu Bürgern aufgenommen wurden. Ob sie aus Tanagra oder Eretria kamen, macht hier nicht viel Unterschied, da beide Städte einander gegenüber und nur durch kurze Überfahrt getrent liegen, und sich also auch wol die Gephyräer hüben und drüben niedergelassen haben konnten. Die Gephyräer hatten nach Athen den Kultus der Demeter Achäa mitgebracht, der ihnen ohne Zweifel urväterlich war*), und von ihnen besonders, ohne Antheil der übrigen Athener, geübt wurde. Das mystische Fest der Göttin war im böotischen Damatrios um die Saatzeit**). Daß aber dieser Stamm, der in Athen eins oder mehre *γένη* bildete, früher in Tanagra gesessen, wissen wir noch durch andere Sagen[71]). Sie sollen es, einem bewaffneten Heerhaufen einen Friedensherold voraussendend, eingenommen haben[72]). Von da soll sie Demeter Achäa durch den Hall geschlagener Becken nach Attika geleitet haben. Nach Andern kamen sie gezehntet nach Delphoi, wie auch Manto bei der Eroberung von Theben dem delphischen Gotte als Zehnten überschickt worden seyn soll, und der Gott befahl ihnen, einer Kuh

58) Orchom. S. 248. 59) S. 210. 60) S. 139 u. a. O. *) Schol. Villois. ad Iliad. 9, 381. 61) Es gab der Schatzhäuser gewiß viele in dem heroischen Griechenland. Das zu Hyrias, das des Augeas zu Elis, das unter dem Delphischen Tempel sind in der Sage berühmt; alle drei soll Trophonios erbaut haben. Zu Mykenä, Amyklä, Pharsalos sind deren aufgefunden. Von Autolykos, Sohn Dädalions, dem Panopeer, (einem Heros der Phlegyer) der auch *τοιχωρύχος* ist, wie Trophonios, sagt Pherekydes bei dem Schol. Odyss. τ, 432. *ἐθησαύριζεν κλέπτα*. Vielleicht findet man auch unter den Ruinen von Panopeus ein solches Gebäude. 62) S. 183. 63) S. Orchom. S. 188. 64) S. 263. 65) S. 192 ff. 66) S. 461.

67) Eurip. Phön. 687. 68) Schol. Eur. 688 aus Euphorion. 69) Mionnet T. 3. S. 186. Vgl. Hellanikos bei Hesych. *Κάδμοι* (Sturz Hellen. S. 105. 131.) Strabo 14. 636 c. Eustath. zu Dionys. Per. 825. 70) 5, 57. 61. Nichts wesentliches sagt dagegen Plutarch de Herod. malign. 23. S. 303 Hutten. Vgl. Aristides Panathen. T. I. S. 190, nach welchen die Tanagräer von solchen vertrieben wurden, die vor den Doriern flohen. Vgl. Zonaras I. S. 430. *γεφυρεῖς*. *) Herod. 5, 61. Etymol. M. s. v. *Ἀχαΐα*. Etymol. Gud. 99, 4. von den Tanagräern. Nach Etymol. s. v. *Γέφυρα* ist dies ein Name der Stadt *Τάναγρα* oder *Γραῖα* oder *Ποιμανδρία* wegen der Brücken über Asopos. **) Plutarch de Iside 66. S. 179. 71) S. Hekat. bei Steph. *Γέφυρα*. 72) Suidas unter *δόρυ κηρυκεῖον*, wo aber verschiedene Traditionen vermischt sind.

zu folgen, gerade eben so, wie es von ihrem Ahnherrn oder Stammgotte Kadmos erzählt wird[72]).

Wenn man die gegebenen Data zusammenhält mit dem, was über die Thebageneis gesagt wird: so wird man kaum anstehen, die Gephyräer als einen Theil der letztern zu betrachten. Die Θηβαγενεῖς oder Θηβαιγενεῖς[73]) sind dem Worte nach die gebornen Thebaner, d. i. die Ureinwohner des Landes im Gegensatz der eingewanderten Böoter. Sie waren verpflichtet, zu gewissen Zeiten einen Dreifuß in den Tempel des Apollon Ismenios — als eine Art Tribut — zu bringen[74]). Es gehörte also ein Theil der Bevölkerung Thebens oder der Umgegend zu ihnen. Vielleicht war Epaminondas ein Thebagenes, der sein Geschlecht von den Sparten ableitete[76]). Aus einer Stelle des Ephoros[77]), welcher Schriftsteller übrigens eine falsche Etymologie und verwirrte Vorstellungen von den Thebageneis beibringt, sehen wir doch, daß sie an der Gränze von Attika längs des Kithäron und Euböa gegenüber wohnten, also gerade da, wohin wir auch die Gephyräer setzen mußten. Die Städtchen dieser Gegend haben alle Heiligthümer der Demeter als Haupttempel. Im Demetertempel zu Eteonos sollte Ödipus begraben liegen[78]). Zu Skolos hieß die Göttin Megalartos und Megalomazos[79]), weiterhin bei Platää liegt das Heiligthum der eleusinischen Demeter. So bewährt sich auch im Kultus der Volksstamm dieser Gegend identisch mit den Gephyräern.

Tyrrhenische Pelasger. Mit wenig Worten stellen wir die Resultate, wenn das Wort gestattet wird, anderswo geführter Untersuchungen zusammen[80]), welche sich vielleicht so am deutlichsten darstellen lassen. Vollkommen gewiß ist, daß der samothrakische Kultus mit dem alt-thebanischen identisch ist. Die kabirische Demeter und Kora (die Göttinnen von Potniä) sollen Theben gegründet haben, welche zu den Göttern von Samothrake gehören; Kadmos wurde neben ihnen als Gründer betrachtet, der in Samothrake als ein kabirischer Gott, als eine Art Hermes, verehrt wurde, und zwar wissen wir, daß diese Verehrung ursprünglich böotisch war[81]); seine göttliche Gemahlin, die Schutzgöttin Thebens, hieß Harmonia, und ihr Hochzeitgemach war auf der kadmeischen Burg; in den samothrakischen Mysterien suchte man die Geliebte des jungen Gottes. Nun fragt es sich, welches die historische Verbindung von Theben und Samothrake ist. Sie ergibt sich am einfachsten so: Die tyrrhenischen Pelasger gründeten nach Herodot die samothrakischen Weihen, indem sie von Attika aus diese Insel sowol als die benachbarten Lemnos und Imbros bevölkerten[82]). Nach Attika waren sie aber aus Böotien gekommen, welche Meinung alter Historiker vollkommene Giltigkeit erhält eben durch jene bemerkte Verwandtschaft der Kulte. Nun ist freilich die Meinung des Ephoros, daß die pelasgischen Tyrrhener ein besonderes Volk seyen, welches die Kadmeer vertrieben, Theben auf kurze Zeit besessen und dann von den Böotern vertrieben worden seyn. Allein diese Ansicht ist dadurch schon als falsch erwiesen, daß wir gesehen haben, der von den pelasgischen Tyrrhenern überbrachte Kultus sey eben der älteste und eigenthümlichste thebanische; woraus weiter folgt, daß diese tyrrhenischen Pelasger nichts als ein unter einem bestimmten Namen auftretender Zweig oder Theil der sogenannten Kadmeionen (Kadmosverehrer) oder Thebageneis (Urthebaner) sind. Mehr gehen diese tyrrhenischen Pelasger die Geschichte Böotiens nicht an.

Thraker[83].) Traditionen, welche durch ihre Übereinstimmung sich untereinander bekräftigen, erzählen, daß zu Daulis am Parnaß thrakische Fürsten (Pyreneus und Tereus) gewohnt; daß das Leibethrion von Thrakern geheiligt worden sey; daß die thrakischen Heroen, die Aloiden[84]), Askra gegründet haben; auch noch die Namen des Städtchens Thrakis bei Lebadeia, und des Geschlechts Thrakidä bei Delphi sind als Spuren zurückgeblieben: aber die deutlichsten und wichtigsten Denkmale dieses Volksstammes sind der Dionysos- und der Musendienst, von denen hernach gehandelt werden wird. Thespiä steht in direkter Sagenverbindung mit Pierien am Olympos im Süden Makedoniens; und die in beiden Gegenden wiederkehrenden Namen (Helikon, Leibethrion u. a.), so wie die gemeinsamen Götterdienste und alten Institute dieser Landschaften begründen die engste und nächste Verwandtschaft zwischen ihren alten Bewohnern. Für den, welcher irgend mythische Form von dem geschichtlichen Andenken zu unterscheiden weiß, ist diese thrakische Ansiedelung ein fester Haltungspunkt in der Mythologie Böotiens. Wie lange die Thraker hier gewohnt, muß man freilich so genau nicht fragen. Sie kommen als Verbündete der Eleusinier im Kriege gegen Athen vor; dann als Freunde des Pandion. Aber sie wohnten noch hier als äolische Böoter aus Thessalien einzogen, welche in Conflikt mit ihnen geriethen[85]). Sie erscheinen in dieser Zeit als Feinde der Thebaner, deren Stadt sie, Ephoros zu-

---

73) Michael Apostol. Sprüchw. 7, 34. vgl. Suidas. Was Lydus de mensibus S. 45 sagt, daß sie eine Art Hohepriester, Pontifices, gewesen, und auf der Brücke des Sperchius beim Pallasbilde Sacra verrichtet, ist zu verwirrt, um hier benutzt werden zu können. 74) S. Kon. ad Gregor. S. 294 Schäfer. 75) Didymus ad Pindar. Paean. 1. bei Ammonios Θηβαιοι S. 120. Ammon. Schol. Pind. P. II. 5. Vgl. Paus. 9, 10, 4. S. Orchom. S. 397. Böckh zu Pind. P. a. O. S. 338 und Fragm. Paan. 15. S. 573. 76) Paus. 8, 11, 5. 77) Die Stelle ist verbessert Orchom. S. 397. 78) Schol. Öd. Kolon. 91. 79) Eustath. 201, 16. vgl. Spanhem. Kall. Dem. 12. S. 758. 80) Orch. Beilage 1. 81) Zu dem S. 461 zusammengestellten füge ich, daß, nach Lukian Charidem C. 9. Kadmos Liebling des Hermes ist, und auf einem alten Vasengemälde bei Millin Hermes bei dem Drachenkampf des Kadmos zugegen ist.

82) Herod. 2, 51. Der beste Beleg zu Herodots Angabe ist der Hermes ithyphallikos auf den Münzen von Imbros (Mionnet I. S. 432) und Lemnos (Choiseul Gouff. Voy. pitt. I. II. pl. 16.) wo auch die höchste Bergspitze Hermäon hieß (Äschyl. Agam. 290 Schol.), da diese Inseln anerkant tyrrhenisch-pelasgisch sind, und sie Niemand für phönikisch gehalten hat. In Attika gründeten sie nach Etymol. 550, 41. den Tempel der Kolias, was damit zusammenhängt. 83) Orchom. S. 379. 84) Welche auch Thraker nach Naxos führen, Paus. 9, 22, 5. Diod. 5, 51. vgl. die Naxische Inschrift bei Villoison Mem. de l'Acad. des Inscr. T. 47. S. 313. ὅρος τεμένους τοῦ Ὤτου καὶ Ἐφιάλτου. 85) Polyän 7, 43. — Abweichend Menander bei Zenob. 4, 32. Photios I. S. 73 u. Aa. Was von dem Krieg mit den Thrakern und der Sendung nach Dodona erzählt wird, beziehen Andere auf einen Krieg mit den Pelasgern, Proklos bei Photios S. 990 Schott. Vgl. die hier sehr entstellte Erzählung bei Suidas unter μνίας δάκρυον.

folge, nach dem Epigonenkrieg erobert hatten. Und wenn Strabon sagt, daß die achäisch-äolische Kolonie aus dem Peloponnes bis nach Thrake gezogen sey, und sich dann in Aulis eingeschifft habe: so redete der Schriftsteller, aus welchem der Geograph schöpfte, sicher vom böotischen Thrakien[86]). In dieser Zeit wurden die Thraker auch, wie die genannten Pelasger, durch die unruhigen Völkerzüge aus Böotien auf das Meer und die Inseln getrieben. Sie wohnten in Anthedon und Abä; im ägäischen Meere war es besonders Naxos, wohin sie ihre Wohnsitze, Sagen, Götter verpflanzten.

Aeolische Böoter[87]). Diese hatten im südlichen Theil von Phthiotis, am pagasäischen Meerbusen, die Städte Arne, Pyrasos, Phylake und Iton bewohnt[88]). Bei Iton am Flüßchen Koralios war der Tempel der itonischen Pallas, um welchen sich die Stammgenossen amphiktyonisch zu versammeln pflegten, daher in der genealogischen Mythologie mit Recht Itonos ein Sohn Amphiktyons heißt[89]). Der Hauptort aber war Arne, welcher Name auch wol das ganze auch Aolis genannte Land[90]) zu bezeichnen gebraucht wird; deswegen wird die Arne sehr richtig Tochter des Aolos und Mutter des Böotos genannt. Dies Volk verließ nun bei dem Eindringen der thesprotischen Thessaler zum großen Theile seine Heimat; die Rückbleibenden wurden Penesten der neuen Eroberer[91]); die Auswanderer aber trugen Wohnsitze und Namen auf die Ebene am kopaischen See über. Hier entstand ein neues Arne in den Niederungen bei Koronea; ein Bach erhielt den Namen Koralios; an ihm lag Tempel und Hain der itonischen Pallas[92]), wo von nun an die Pamböotien begangen wurden. Von hier aus zog der Vollstamm um das südliche Böotien zu erobern. Der Fürst der Böoter wird Opheltas genant, mit ihm soll ein Weissager Peripoltas gekommen seyn, von dem eine angesehene Familie zu Chäronea sich ableitete, die noch in den römischen Zeiten nicht ganz ausgestorben war[93]). Die Zeit der Einwanderung wird von Thukydides und Andern auf das sechzigste Jahr nach Trojas Fall angesetzt, also zwanzig Jahre früher als die dorische Eroberung des Peloponnes. Mit dieser Angabe komt aber Homer in eine eigene Collision. Es ist nämlich auffallend, daß bei allen Erwähnungen des Krieges der Sieben und ihrer Söhne gegen Theben die Einwohner dieser Stadt stets Kadmeonen genant werden[94]), und dagegen die Bewohner derselben Gegend zur Zeit des Trojerkriegs nicht blos im Katalogos, sondern auch sonst in der Ilias immer Böotoi heißen, und unter Fürsten stehen, Peneleos, Leitos, Arkesilaos, Prothenor, Klonios, welche nach Geschlechtsangabe und Sagenverbindung offenbar jenen aus Thessalien gekommenen Aolischen Böotern angehören. Darnach wäre also die böotische Einwanderung zwischen den Epigonenkrieg und den Troischen zu setzen, die sich so nahe stehen, daß ihre Helden zum Theil dieselben sind; es ist aber leicht einzusehen, daß es ein eben so unpassendes als grundloses Verfahren wäre, sie in diese Jahre zwängen zu wollen, sondern wir müssen sagen, daß Homer besonders bei solchen Völkern, die nur der allgemeinen Nationalehre wegen in das Gedicht eingeführt worden, den gegenwärtigen und vergangenen Zustand nicht immer genau geschieden habe; während solche Gedichte, welche sich speciell auf das Land bezogen, z. B. die Thebaiden, die alte Tradition mit mehr Bestimtheit darstellten. Aber die griechischen Historiker, schon Thukydides, hatten vor Homer schon so viel Respekt, daß sie, um seine Darstellung mit andern Nachrichten zu vereinigen, eine frühe Einwanderung einer Abtheilung Böoter annehmen zu müssen glaubten, zu denen dann die vor Ilion gehörten. Pausanias muß aus demselben Grunde auf den Kadmeer Thersandros den Böoter Peneleos folgen lassen; dann schiebt er die Kadmeer Tisamenos und Autesion ein, und dann komt wieder der Böoter Damasichthon, Opheltas Sohn[95]). Auch suchten die Alten es gern so vorzustellen, daß die Einwanderung der Böoter eigentlich eine Rückkehr in ein Land wäre, das sie schon früher besessen: welches Bestreben sie öfter offenbar misleitet hat.

Die durch diese Einwanderung herbeigeführten Umwälzungen waren der Anlaß von Kolonien nach der asiatischen Küste hinüber. Und zwar nahmen Böotiens Völker an der äolischen Kolonie Antheil, welche davon selbst die böotische hieß — besonders waren die Lesbier und Tenedier Blutsfreunde derselben[96]) — aber eben so sehr an der ionischen von Athen ausgehenden. In Priene waren Kadmeer, in Erythrä Erythräer vom Asopos, in Leukonia in der Nähe Koroneer[97]), in Teos endlich orchomenische Minyer[98]).

Kulte. Wir wollen hier nicht von allen Heiligthümern und Tempeln der böotischen Städte reden, sondern nur von solchen, welche als Mittelpunkte von Mythenkreisen oder als Denkmäler geschichtlicher Ereignisse zu betrachten sind. Diese verbinden wir zunächst mit den Volkstämmen, indem sie die ältesten Zeugnisse über das geistige Leben derselben ablegen, wenn sie ihnen wirklich eigenthümlich waren und als nationales Erbe betrachtet wurden. Die Menge des Stoffs entschuldigt hier die Kürze der Behandlung und vielleicht auch eine und die andere Auslassung.

86) Str. 13, 582 b. vgl. 9, 401 c. Freret Memoir. de l'Ac. des Inscr. 19. S. 586. 87) Orchom. S. 391. 88) über Arne s. besonders Scut. Hercul. 381. 89) Hekatäos Schol. Apoll. 1. 551. Kallim. auf Dem. 75. Schol. und Spanh. — Paus. 9, 1. Armenides bei Schol. Apoll. 1, 721. 90) Vgl. Herodot 7, 176 mit Chasar bei Stephan. Ἄρνη, χώρα περὶ Θεσσαλοῦ τοῦ Αἰόλου, κεχώρηκεν τοῖς ἐν Ἄρνῃ Βοιωτοῖς. 91) Thukyd. 1, 12. Polyän 1, 12, 8, 44. Archemachos Euboika 6, 254 b. Aristot. Pol. 2, 9. Eustath. Il. 13, 933, 48. — vgl. Raoul-Rochette Hist. de l'établ. des colonies Grecques. T. 2 S. 436. 92) Vgl. Alkäos bei Strabon 411 d. über die Ergänzung der Stelle vgl. Museum criticum Vol. 1. S. 427. 93) Plut. Kimon 478 e. vgl. de sera numinis vind. 13, S. 248. — Eine seltsame Sage ist die von dem Kampf des Arkadier Lykurg mit dem Böoter Areithoos. Il. 7, 135. Pherekydes bei den Schol. Hom. Il. 7, 9. N. 55. S. 206 Sturz. Homer nent zwar den Areithoos nicht direkt einen Böoter, aber läßt doch seinen Sohn Menesthios in Arne wohnen. Und zwar wird dieser Kampf in Nestors Jugend gesetzt. Man darf aber daraus nicht etwa ein historisches Ereigniß von einer Wanderung von Böotern nach Arkadien machen.

94) Il. 4, 385. 5, 804. 23, 680. 95) Paus. 9, 5, 7. 8. 96) Orchom. S. 398. vgl. 461. Dissen zu Pindars Nem. 11, 14. 97) Orch. S. 399. 98) Noch lassen sich unter den Böotischen Volksstämmen Kreter bei Okalea und Attiker in Thespiä nachweisen, die unten gelegentlich vorkommen.

Kabirendienst zu Theben, über dessen alte Geschichte Pausanias so sehr interessante Nachrichten gibt, aus denen wir besonders hervorheben, daß es eine gesonderte Priesterschaft *Καβειραῖοι* gab, daß der Dienst einmal aus Theben wandern und jenseit der Gränze geübt werden mußte, daß eine Pelarge als alte Heroine davon vorkomt. Die kabiräische Demeter und Kora, Kadmos und Harmoni die Tochter des Ares und der Aphrodite, sind Potenzen dieses Kultus, der an der Spitze von Thebens Mythologie steht.

Dienst der Athena, uralt am kopaischen See. Die Sagenstadt Athenä im kopaischen See am Flusse Triton war der alte Mittelpunkt desselben; am Triton lag noch später das Heiligthum Alalkomenä, wovon schon Homer die Göttin Alalkomeneis nent. Der Name ist natürlich ein Kultus-Name der kräftig wehrenden Göttin (wobei man indeß nicht genöthigt ist an eine Kriegsgöttin zu denken, da Athena Alalkomene als die den bösen Einfluß des Mondes abwehrende der Athena Gorgo mit dem versteinernden Medusenhaupt entgegengesetzt werden konnte), und komt daher auch auf Ithaka [99]) und bei Mantineia vor, wo Pallas Hippis verehrt wird [1]); auch Hippobotis und Glaukopis scheinen übliche Namen der Göttin des böotischen Heiligthums gewesen zu seyn [2]). Alalkomenia heißt die Tochter des Ogyges, welcher Name den anschwellenden und überbordenden See bezeichnet [3]), und wird unter den heiligen Eidgöttinen, Praxidikä, verehrt, die in Kopfbildern angebetet wurden und Thierköpfe zum Opfer erhielten. Ferner heißt Pallas vom benachbarten Bache Tritonis: womit aber gar nicht geläugnet wird, daß *Τριτὼ* ein altböotisches Wort sey und den Kopf bedeute [4]); vielmehr nehmen wir dies mit beiden Händen auf, da es so wol mit der besondern Verehrung in Kopfidolen und durch Kopfopfer stimt, die wir eben angeführt haben. Aber das ist klar, daß die älteste Lokalisirung dieser Kultusnamen und der daran hängenden Mythen hier in Böotien zu suchen ist, und nur hier zusammen sich findet, was hernach die griechische Phantasie in die weite Welt zerstreute. Der kopaische See ist der eigentliche Ogygische und Tritonische, an welchem Athena zuerst erschienen seyn soll [5]). Aber als Kyrene in Libyen gegründet worden war, deren edelste Geschlechter ihren Ursprung von den Minyern ableiteten, zog die neue Stadt die alten Volkssagen in ihre Umgegend, und Tritonis wurde zuerst ein See bei Hesperis, dann der bekannte bei der großen Syrte genant, da ein Kultus der umwohnenden Nomaden, wenn auch im Wesen noch so verschieden, doch im äußern Anschein denen, welche Ähnlichkeit suchten, als einheimischer Pallaskult entgegen kam. Pindar scheint noch die Erfindung der Flöte, welche er mit der Tödtung der Medusa in Verbindung bringt, an den kopaischen See zu setzen, wo ja das beste Flötenrohr in Griechenland wuchs [6]). Außer den Triften am Tritonsbach hatten fast alle umliegenden Städte Heiligthümer der Göttin; sie treibt nach Kallimachos [7]) „die Rosse nach Haliartos, nach dem alten Thespiä, der Böoter Äcker durchziehend, nach Koroneia, wo ihr ein Weihrauch duftender Hain, und Altäre stehen am Flusse Kuralios." Der Kultus der Pallas Itonia am Kuralios, mit dem der Hades verbunden, ist freilich eigentlich erst von den böotischen Äolern eingesetzt; doch hat er sich wol ganz den übrigen in der Nachbarschaft assimilirt. Die Gorgonenmythen, die den Kultus der Pallas überall begleiten, kehren auch hier wieder; die Münzen von Koronea haben ein Gorgoneios als Typos [8]); und Athena, die *χρυσαιγὶς* bei Bakchylides [9]), sollte nach alter Sage die Jodama im Heiligthum durch den Kopf der Medusa versteinert haben, wodurch aber Pausanias noch nicht hinlänglich die Worte erklärt hat, welche die Priesterin, von Zeit zu Zeit Feuer auf den Altar der Jodama legend, in böotischer Sprache ausrief: Jodama lebt und verlangt Feuer. Bedeutet das Gorgoneion die facies in orbe Lunae als bösen und finstern Einfluß nächtlicher Kälte auf Saatengedeihen, und heißt ferner *Ἰὼ* im argivischen, altgriechischen Dialekt der Mond [10]); so ist Jodama die Mondbändigerin, welche zuerst unterliegt, aber doch fortlebt; ein weibliches Correlat von Perseus, dem Gorgonentödter [11]). — Als Ackergöttin nannten die Böotier die Athena Boarmia [12]), wie die Athener Budeia; Budeia und Buzyge sind in die Genealogien der Orchomenier verflochten. Der Kultus der Athena Onga oder Onka in einem Dorfe an dem onkäischen Thor von Theben [13]) ist uns fast nur dem Namen nach bekant; die Alten leiteten ihn von Phönikien oder Ägypten her; näher liegt die Verwandtschaft mit dem Kultus des arkadischen Onkeion, wo die tilphossische Demeter Erinnys verehrt wurde, deren Geburt wieder der Drache seyn soll, welchen Kadmos erschlug [14]).

Der Dienst der Kithäronischen Hera ist durch das seltsame Fest der Dädalen, über welches Plutarch geschrieben hatte, merkwürdig, das in kleineren Perioden von 7 Jahren, und einer großen von 60 wiederkehrte, und am Ende derselben durch die Verbrennung von Eichenbildern, und einem großen Holzaltar gefeiert wurde. Die Holzbilder wurden im Eichenhain von Alalkomenä geschlagen, wo man Hera und Zeus *Ἀλαλκομενεὺς* verehrte *).

---

99) Plutarch Quaestiones Graecae 43. S. 402 H. vgl. Apollodor bei Strabo 10. 457 a. Heyne Fragm. S. 4.4. 1) Paus. 8, 12, 4. Athena Alalkomeneis in einem alten Holzbilde zu Theben verehrt. Älian II. V. 12, 57. 2) Steph. Byz. *Ἀλαλκομένιον*. 3) Paus. 9, 33, 4. vgl. Dionysios *Κτίσεις* bei Suidas *Πραξιδίκη*. Dionys und Panyasis bei Steph. *Τρεμίλη*. 4) Tzetz. Lykophr. 519. 5) Euseb. N. 236. Ogygis tempore apud lacum Tritonidem virgo apparuit, quam Graeci Minervam nuncupant. vgl. Augustin Civ. Dei 18, 18. Paus. 9, 33, 5., vgl. Creuzer Symbolik neue Ausg. II. S. 705. ff. Orchom. S. 355.

6) Pyth. 12, 19., vgl. jezt Böckh's erklärenden Kommentar zur Stelle. 7) Bad der Pallas 60. 8) Die Münze wird erwähnt von Dodwell. 9) Bei Dionys. Halic. de Compos. S. 240., vgl. denselben Dichter bei Lutat. ad Stat. 7, 330. 10) Nach Eustath. zu Dionys. Perieg. S. 23. 11) Vgl. Creuzer II. S. 712, welcher zuerst in der Jodama die Bändigerin der Jo erkant hat. 12) Tzetz. Lykophr. 520. 13) Orchom. S. 121. 14) Schol. Soph. Antig. 117. Über die Onka Creuzer II. S. 699. *) Etymol. 547, 1. Euseb. 3. S. 83. Orchom. S. 222.

Trophonios von Lebadeia. Nach dem Namen der Nährgott, in seinem Kultus Zeus Trophonios oder Zeus Basileus, durch feierliche Spiele *Βασίλεια* gefeiert [15]; von den Böotern hoch geehrt, obgleich von den athenischen Komikern verspottet. Sein Heiligthum war oberhalb Lebadeia (siehe oben unter Lebadeia) und hieß *Οὐδώρα* [16], mit Hindeutung auf den *οὐδός* oder die Schwelle zur Unterwelt. Hier wurde er in einem großen Kreise verwandter und beigeordneter Gottheiten, der Trophoniaden, verehrt. Der Hauptcharakter des Dienstes ist Cerealisch; Demeter Europa, d. i. die nächtliche heißt die Amme des jungen Trophonios, der hiernach als eine Art Jakchos [17] erscheint. Seine Mitschwester ist Kora Herkyna, d. i. Oreina. Zugleich aber ist Trophonios dem arkadischen Acker-Hermes sehr ähnlich und hat mit ihm gemein, daß er ebenfalls in symbolischem Sinne als Räuber, als Schatzräuber, betrachtet wird, wie Hermes als Dieb [18]. So nent auch die Sage den Ursprung des Trophoniosdienstes arkadisch, obgleich die Person des Trophonios in die Minyeischen Genealogien eingetragen ist. Mit Asklepios hatte der Gott sowol in der Art der Bildung, als der Orakelbefragung durch Inkubation, eine gewisse Ähnlichkeit, vielleicht schloß sich alte Medizin an den Kultus [19]. Von alter Baukunst ist dies gewiß, da dem Trophonios der Bau des unterirdischen delphischen Tempels, und des orchomenischen, hyriatischen, eleischen Schatzhauses zugeschrieben wird [20].

Aristäos und Aktäon. Da der Dienst des Aktäon, so viel mir bekant, noch nirgends vollständig behandelt, und auch in Creuzers umfassendem Werk unberührt geblieben ist, so sind wir verpflichtet, ihn hier in seinem Zusammenhange darzustellen [21]. Die herrschende Tradition ist die: Aristäos, Sohn Apolls von der Kyrene, heirathete die Autonoë, Tochter Kadmos, und zeugte mit ihr den Aktäon, welcher bei Cheiron die Jagdkunst lernte, und hernach, weil er die Semele freien wollte, wie Stesichoros und Akusilaos erzählen, oder weil er die Artemis nackend sah, wie die gewöhnliche Fabel ist, von seinen funfzig Hunden am Kithäron aufgefressen wurde. Die Hunde aber suchten den Herrn und kamen so zur Höhle des Cheiron, welcher durch ein Idol des Aktäon ihre Trauer stillte [22]. Nun ist von Aristäos gewiß und anerkant, daß er ein Gott des Ackerbaues, der Viehzucht, des Oliven- und Weinbaues und der Bienenzucht ist. Er wurde verehrt am lykäischen Gebirg in Arkadien, und von da nach der parrhasischen Insel Keos hinübergebracht, wo die brisäischen Nymphen ihn, wie Melissa den Zeus, erzogen haben sollen, und wo 300 weiße Stiere als seine heilige Heerde weideten [23]. Er wurde ferner verehrt in dem Fruchtlande Theben, und in Südthessalien bei Jolkos und Pherä auf dem athamantischen Gefilde, von wo sein Dienst nach Libyen in die fruchtreichen Gefilde von Kyrene hinübergetragen wurde, wo man die Stadtheroine Kyrene seine Mutter nannte. Aber tiefer nent ihn Bakchylides Sohn des Himmels und der Erde [24] und wenn er mit andern Göttern verglichen wird, so sucht man sein Wesen durch Zeus (*ἄριστος*), durch Apollon *Νόμιος* und *Ἀγρεύς* [25] deutlich zu machen. Am häufigsten komt er vor als Erretter der Insel von Keos von der Gewalt des heißen Seirios, dessen Glut er besänftigt durch Gebete und Opfer an Zeus Ikmäos, indem er die kühlenden Passatwinde, die Etesien, herbeibeschwört [26]. Auf den Münzen von Keos, und der Stadt Karthäa daselbst, sieht man den bekränzten bärtigen Aristäoskopf, und ein großes Gestirn, den besänftigten Seirios, der auf denselben auch als Protome eines Hundes vorgestellt ist. So tritt er also in Gegensatz mit diesem Gestirn, und wenn dessen Aufgang die Hundstage herbeiführt, so läßt auch Aristäos zur Linderung der Hitze die Passatwinde wehen, welche im Zeichen des Krebses anfangend anhalten, so lange die Sonne im Löwen steht, und noch wenn sie in die Jungfrau tritt. Wenn dies feststeht, werden wir bald eine genauere Einsicht in den Mythus von Aktäon gewinnen. Denn daß auch dieser ein Gott und kein menschlicher Heros war, lehrt schon die Apollodorische Erzählung von dem Idol, wodurch Cheiron die Wuth der Hunde stillte. Auch bei Orchomenos lag ein ehernes Bild desselben an einen Felsen angefesselt, als ein Talisman der Fruchtbarkeit, welchem Leichenopfer gebracht wurden [27]. Nun gehen wir an den Pelion, wo Aristäos erzogen seyn und geweidet haben sollte. Auf der Höhe des Gebirgs lag ein Tempel des Zeus Aktäos, wohinauf in den heißesten Tagen, bei Aufgange des Hundsterns, der Priester mit den edelsten Jünglingen der Gegend stieg, gegen die Kälte des Gebirgs mit neuen zottigen Widderfellen umgürtet [28]. Den Namen Aktäos könnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit von *ἀκτή* herleiten als

15) Über diese s. Orchom. 151. Note 3, mit Berichtigung von Böckh zu Pind. Ol. 7, 154; vgl. Philemon Grammat. S. 72. Osann. 16) Plutarch. de Pyth. orac. 30, 13. S. 93 Hutten, vgl. noch de facie in orbe lunae 30. 17) Orchom. S. 155. vgl. Welker Demeter die Stifterin des Ackerbaues. Zeitschrift Heft 1. S. 122. Was den Namen des Landes Europa betrift, so bezeichnet es ursprünglich das nördliche Land, *πρὸς ζόφον ἠερόεντα*, da *εὐρωπός* s. v. a. *σκοτεινός*. Daher heißt im Hymn. Homer. auf Apollo V. 71. 111. Europa das Land nördlich vom Peloponnes. 18) Ich nehme hier keinen Anstand, meine Überzeugung von neuem auszusprechen, daß das Mährchen von dem Schatzdiebstahl wirklich auf altgriechischer Religion beruhe, was von dem Rhampsinitischen Niemand für Ägypten behaupten kann. Daß die Lokalisirung in Elis einen ältern Zeugen hat, als selbst die Rhampsinitische Erzählung an Herodot: sehe ich jezt aus dem Auszuge von Eugammons des Kyrenaers Telegonie bei Proklos, wo angeführt werden *τὰ περὶ Τροφώνιον καὶ Ἀγαμήδην καὶ Αὐγέαν*. Göttinger Bibliothek der alten Kunst Stück 1. Ined. S. 42. 19) Vgl. Curt Sprengel's Geschichte der Medizin, neue Ausg. Bd. 1. 20) Zu der Abhandl. über Trophonios Orchom. S. 150., füge die Inschrift: Arucci in finibus Lusitaniae bei Gruter Inscr. 46, 11. HERCVLI DEO INVICTO ET REIP. ARVCCITANAE PATRONO STAT. AEREAM SECVND. THEBANI TEMPLI TROPH. ARVCCITANI DD. wo indeß vielleicht für TROPH — PROTYP. zu schreiben ist. 21) Einige Grundzüge Orchomenos S. 243. 349., vgl. Böckh zu Pindar. Explicat. S. 324.

22) Apollod. 3, 4, 4. Heyne Obs. S. 229. 23) Virgil Georg. 1, 14, vgl. Servius. 24) Bei Schol. Apoll. Argon. 2, 500. 25) Pindar. Pyth. 9, 64. Athenag. deprec. 14 Schol. Apoll. 2, 500. Serv. ad Virgil. Georg. 1, 14. aus Pindar, Fragm. inc. 36. S. 635 Böckh. 26) Vgl. Valckenaer ad Herod. 5, 62. Köler ad Heracl. Pontic. Cei. 27) Paus. 9, 38, 4. 28) Dikäarch de Pelio S. 200 in Creuzer's Meletem. S. 3.

Ufergott [29]); was aber die Bedeutung des Kultus betrift, so erkent man ziemlich dieselbe wie in Aristäos, nur daß Aktäos unterliegen muß, wo Aristäos besänftiget. Denn daß die 50 Hunde die Canikulartage sind, ist nicht mehr zu bezweifeln, und ihre λύσσα bezeichnet die Gluthitze der heißesten Zeit, die alle Kühlung unbarmherzig tödtet, wenn nicht Zeus Ikmäos die Etesien sendet. Den Seirios Hund zu nennen, war mehren alten Völkern gemein. Interessant ist es aber zu betrachten, wie ganz entgegengesetzt die Aegyptier dasselbe Gestirn ansahen, das ihnen die Nilüberschwemmung ankündigte und welche verschiednen Ideenreihen sich an die gleichzeitigen Naturphänomene dieser von der Natur so scharf geschiednen Länder anknüpfen.

Dienst des Eros und Narkissos von Thespiä [30]). Die Thespier feiern dem Eros ein fünfjähriges Fest. Eros mag eins seyn mit Narkissos, dem erstarrten, im Quell versunknen Jüngling, dessen Mythus ohne Zweifel Rest einer alten wehmüthigen Naturreligion ist, die sich im bithynischen Hylas, im Hyakinthos u. A. auf ähnliche Weise kund gibt. Die Sagen von Narkissos kommen auch in Tanagra vor; Thespiä soll nach alter Tradition Bewohner aus Attika erhalten haben; so mag vielleicht auch der Eros- und Narkissoskult mit attischer Demeterreligion zusammenhängen, daher auch der attische Hymnode Pamphos den thespischen Dämon gefeiert hatte [31]).

Athamasdienst der Minyer. Wir wissen aus geschichtlicher Zeit, daß auf einem alten Geschlechte im ehemaligen Lande der thessalischen Minyer, auf den Athamantiden zu Halos, ein Fluch ruhte, durch den sie, sobald sie den heiligen Herd im Prytaneion berührten, Opfer des Gottes Zeus Laphystios (φύξιος) waren. Die Mythe von Athamas selbst, die wir leider nur in sehr verwirrter Gestalt durch die Hände der Tragiker haben, sollte durch das Verhältniß des Athamas zur Nephele (Hera) und Ino oder Themisto die Schuld angeben, wodurch das Geschlecht den Fluch auf sich geladen habe. An die Flucht der Glieder dieses Geschlechts (Phrixos, Kytissoros) in fernes Land, nach Aa, knüpfen sich eine Reihe Sagen, zu denen auch der religiöse Grund der Argonautenfabel gehört [32]).

Dionysosdienst. Es ist natürlich hier nicht unsre Absicht Rechenschaft zu geben von dem Wesen und der Bedeutung dieser Religion, wovon an andern Stellen dieses Werks gehandelt wird, sondern blos von der Beziehung desselben auf böotische Lokalität, Volksstämme, Kultus sollen hier einige Andeutungen gegeben werden. Es kann nicht gezweifelt werden, daß der thrakische Volksstamm, der von Daulis bis Thespiä wohnte, für Böotien und Süd-Griechenland der primitive Träger dieses Kultus ist; oberhalb Daulis auf den Höhen des Parnaß feierten die Thyiaden in zweijährigen Zeiträumen die Trieterica Bacchi [33]) und die Bakchische und Apollinische Feier gränzten hier so unmittelbar und gingen so ineinander über, wie der thrakische und kretisch-dorische Volkstamm; am Helikon lag das alte Nysäische Heiligthum, von dem der Gott selbst Dionysos hieß, und dessen Name zunächst mit thrakischen Völkern auf die Insel Naxos und dann überall hin übertragen wurde, wo man des Gottes Stätte und Heimat glaubte [34]). Der thrakische Dionysos war der als Kind in dem vannus (λίκνον) getragne, hernach zerfleischte und begrabne Gott, der mit ekstatischer Lust und Trauer gefeiert wurde. Erst von den Thrakern kann der Dienst nach Theben gekommen seyn. Denn daß er den Thebanern oder Kadmeern nicht eigenthümlich war, sieht man aus den Sagen, wie Pentheus hier dem Orgiasmus der Frauen zu wehren sucht, und auch aus der Art und Weise, wie Dionysos erst als Enkel des Kadmos in die Genealogie eingeschoben und nicht an die Spitze gestellt wird. Indessen muß er doch hier wieder früher gewesen seyn, als in Athen, Argos, Sikyon, weil sonst Theben nicht so vorzugsweise als Wiege des Gottes hätte anerkant werden können.

Die Museen von Thespiä dankte das Land offenbar demselben Volksstamme, da aller Kultus der Musen in der älteren Zeit sich fast auf die beiden thrakischen Länder, Pierien und Böotien am Helikon, beschränken läßt. Er ist ohne Zweifel ebenfalls aus einem begeisterten, aber einem milder aufgeregten Gemüth hervorgegangen, als der Bakchische. Eine großartige Natur von stiller Erhabenheit hat ihn genährt und gezeitigt. Aus den Umgebungen desselben treten mehre der ältesten Hymnoden hervor [35]).

Apollokultus. Wenn wir auch weder die Art und Weise, wie dieser Kultus sich über Böotien verbreitete, durch bestimmte Zeugnisse kennen und geschichtlich zu bestimmen vermögen; so liegt uns das Resultat jener Begebenheiten doch vor Augen in einer an einanderhängenden und ununterbrochnen Kette von Heiligthümern, die sich von Delphi aus längs der Gebirge über Theben hinziehen [36]). Zu dieser gehört das Thurion bei Chäroneia, das Tilphossion, das Heiligthum des Galaxios, der Orakeltempel von Eutresis, das Ismenion, Tenerion, Ptoon, der Tempel von Tegyrä, welcher sich der Geburt Apollons rühmte [37]). Diese bilden eine geschloßne Kette, deren Glieder alle einzeln durch Sage und Gebräuche auf Delphi hinweisen; nur Delion an der Ostküste mehr auf

29) Ein andrer vielleicht von Δημήτερος ἀκτή, ἄλφιτον ἀκτή. 30) Creuzer Symbolik 3. S. 536. neue Ausgabe, woraus wir uns indessen schwer die wirklich erwiesenen Resultate suchen können. 31) Orchom. S. 237. 32) Dies ist mit wenigen einfachen Worten der Inhalt der Auseinandersetzung S. 161 — 176. 33) Cicero de N. Deorum 3, 23. quintum Niso natum et Thyone, a quo Trieterides constitutae putantur. Aristoteles. Macrob. Sat. 1, 78. Diod. 4, 3. die Stelle bei Hug über den Mythus S. 39. Die Trieterika thrakisch nach Heyne zu Virg. Aen. 4, 302. Selbst die skythischen Gelonen hatten sie, Herod. 4, 108. Die Trieterika werden gefeiert alternis annis (Makrob.) παρὰ ἔτος (Paus.) im bruma (Ovid. Fasti 1, 394) pulsa bruma (Seneca Hercul. fur. 595), also wann in Athen die Anthesterien. 34) Il. 2, 508 mit den Scholien. Strabo 9, 405. Serv. Aen. 6, 806. Orchom. S. 89. 381. 35) Vgl. Heyne Opusc. Acad. T. 2. P. 308. Petersen de Musarum apud Graecos origg. in Münter's Miscell. Hafn. Th. 1. S. 79. Creuzer III. S. 279. — Zwei erhaltne Inschriften über die poetischen Agonen dieser Musen, siehe bei Böckh Staatshaushalt, Th. 2. S. 365. und bei Clarke Travels T. 2. Sekt. 3. S. 102. vgl. Böckh zu Pindars Fragm. incert. 88. S. 656. 36) S. Orchom. S. 146. Für Chäroneia ist die Inschrift bei Walpole Travels S. 565. N. 33. nachzutragen. 37) Vgl. Fragm. Pindar. No. 14. S. 629. Böckh.

Delos. Pindar sang in einem Päan, wie der Gott selbst Böotien besuchend „Land und Meer durchschritt und über den hohen Warten der Berge stand, und die Felsenhöhlen erschütterte, die Gründungen seiner Heiligthümer legend, und wie er die dreigipflichte Thalschlucht des Ptoon einnahm und den Teneros einsetzte zum tempelhütenden Weissager gleichnamig dem Gefilde" [38]). Besonders merkwürdig ist uns das Orakel an der Quelle Tilphossa, wo Teiresias Grab, und ein Denkmal des Rhadamanthys gezeigt wurde, der hier mit Herakles Mutter Alkmene zusammen gewohnt haben sollte: deutliche Spuren daß auch hier kretische Verbreiter des Apollodienstes sich niedergelassen. Davon spricht auch Homer, wo er Rhadamanthys auf phäakischen Schiffen in diese Gegenden segeln läßt, um den (von Apoll erlegten) Tityos zu schauen [39]). Die Einheit des böotischen Apollo-Kultus mit dem delphischen tritt besonders bei dem Ismenion sehr deutlich hervor. Die Daphnephorische Prozession die in der Periode der Ennaeteris wiederkehrt, ist eine Nachbildung der Pythischen nach Tempe in demselben Zeitraum [40]). Die Heiligkeit der Dreifüße ist beiden Tempeln gemein, und wenn man sich auch zu Theben in geschichtlicher Zeit mit Deutungen aus Opferflamme und Opferasche begnügte; so beweisen doch die Sagen von Tiresias und Manto das ehemalige Stattfinden einer geistigern Divination. Daß Apollo nicht zu den altthebanischen Göttern gehört, geht schon aus der Lage des Ismenischen Tempels außerhalb der Thore hervor; obgleich es nicht gerathen seyn möchte, etwa die Einführung desselben nach einer schwachen Tradition [41]) erst in die Zeiten der äolischen Wanderung zu setzen.

Heraklesdienst. Hier gilt dieselbe Vorerinnerung wie bei dem, was über Bakchos bemerkt wurde. Ja wir müssen uns hier begnügen ein Resultat aufzustellen, dessen Erweis und Ausführung der Verfasser dieser Abhandlung an einer andern Stelle zu geben verbürgt. Nämlich folgendes: Herakles in Theben ist nicht als Kadmeone anzusehen, da er nichts mit den alten Göttern und Sagen der Kadmeer zu thun hat; er ist erst von Delphi aus mit dem Kultus des Apollon nach Böotien gekommen, und seine Mythen beziehen sich mehr oder minder auf diesen Kultus; die darin ausgesprochnen Ideen sind mit einzelen Modificationen dieselben, welche dem dorischen Stamme besonders national waren. Hauptpunkte des Beweises sind die Nachbarschaft des Herakleion und Ismenion; die Daphnephorie und Tripodephorie des Heros, Rhadamanth als sein Stiefvater, die Verbindung mit Teiresias. Aber es gibt auch mehre Heldenfabeln, worin Herakles nichts als thebanischer Stadtschirmer ist, wie in der Überwindung des Erginos.

Durch diese Übersicht der Völkerstämme und hauptsächlichsten Kulte, die in Böotien Platz genommen, glauben wir eine fortlaufende Analyse der Mythen erleichtert zu haben, die aber auf andre Artikel verschoben werden muß. Hier ist nur für das Ganze zu bemerken, daß die böotische Mythologie in mehre Cyklen zerfällt, die man abgesondert halten muß. Dazu gehören die Mythen von den Minyern, die sich um den Kultus des Athamas, der Eteokleischen Chariten, des Trophonios, um die alte Macht und den Reichthum des Volksstammes drehen; die eigentlich Kadmeischen, die größtentheils religiös sind, aber zugleich das düstre Geschick der oft eroberten Stadt und der vielumhergetriebnen Einwohner zum Gegenstand haben; die damit nur äußerlich zusammenhängenden Sagen von Amphion und den andern Helden von Hyria; endlich die ganz getrennte Herakleische Sage.

Ältere Geschichte Böotiens. Sie beginnt in dunkeln Spuren nach der Einwanderung der äolischen Böoter. Mit dieser Einwanderung war zugleich gegeben die Feier eines Bundesfestes, der Pamböotien, beim Heiligthum der Itonischen Athena, und die Vereinigung aller böotischen Städte zu einem Ganzen. Denn auch Orchomenos wurde von den Einwanderern eingenommen [42]); und zuletzt Platää von ihnen bevölkert [43]). Gleich damals erkannten, wenn man der Angabe der Thebaner traut, die böotischen Völker ihre Hegemonie an. Von Tanagra mußten damals die Gephyräer sich nach Athen wenden, woraus man auf ein rasches und gewaltsames Vordringen des erobernden Volksstamms schließen kann. Ja daß Attika selbst diesem Vordringen kaum Widerstand entgegensetzen konnte, geht aus der Nachricht hervor, daß der attische Melanthos mit dem böotischen König Xanthios um die Demen Meläna und Önoë Hippothoontis stritt, von denen der letztre nicht sehr weit von Eleusis entfernt war [44]). Indessen finden wir, daß von dieser Zeit an Attika fast beständig gegen Böotien im Vortheil war. Eleutherä, noch diesseit des Kithäron, schloß sich, wie es scheint, zu derselben Zeit oder nicht lange darauf an Attika an, und der eleutheräische Dionysos ging nach der neuen Hauptstadt über; so daß bald der Kithäronspaß die Gränze gemacht zu haben scheint [45]).

Außer den Kämpfen mit den Athenern scheinen die Böoter in den älteren Zeiten keine andern auswärtigen beschäftigt zu haben, als die mit den Thessaliern, welche einmal so weit vorgedrungen waren, daß sie Keressos im Lande der Thespier belagerten [46]). Von einer Schlacht der Böoter von Chalia, Orchomenos und Theben redet eine abgerißne Notiz [47]).

Böotien, ein so gesegnetes und von blühenden Städten angefülltes Land, hätte von auswärtigen Feinden wenig befürchten dürfen, wenn die Bundesverfassung minder locker gewesen wäre, oder wenn das Bundeshaupt, Theben, nicht durch seine zu großen Ansprüche die Trennung vom Ganzen für einzele Städte wünschenswerth gemacht hätte. Ein Hauptgrund der Schwäche desselben war in der That die Losreißung Platää's. Sie trifft Ol. 65,1 [48]). Die Platäer im Streit mit Theben hatten zuerst Sparta's Hilfe erbeten, und waren von diesem an Athen gewiesen worden, die sich nun der neuen Bun-

38) Fragm. Pind. bei Böckh Parthen. 9. S. 595. aus Strabo 9, 632. c. 633. b. 39) Odyss. 7, 322. 40) Orchom. S. 220. 41) Proklos bei Photios S. 987.

42) Strabo 9, 401 d. 43) Thukyd. 3, 61. 44) Ephoros 25. S. 119. Konon 39. Meurs. Reg. Athen. 3, 10. 45) Böckh von den Dionysien in den Abhandl. der berliner Akademie 1817. S. 74. 46) Paus. 9, 14, 1. 47) Theopomp bei Steph. Χαλία. 48) Nämlich 93 Jahre vor der Zerstörung. Thukyd. 3, 68. Herod. 6, 108.

desgenossen thätig annahmen. Die zur Schlacht bereiten Völker aber brachten die Korinther durch einen Vertrag aus einander, wodurch sie die Gränze der Thebais und Plataïs bestimmten, und die Theilnahme am Bunde jedem freigestellt wurde. Aber als es doch zu einer Schlacht kam, dehnten die Athener die Gränzen der Platäer nördlich zum Asopos, östlich bis Hysiä aus, welches vermuthlich die Athener für sich nahmen. Gegen Ol. 68. griffen die Böoter mit Kleomenes von Sparta und den Chalkidiern zusammen Attika an, und eroberten Önoë und Hysiä [49]), wurden aber bald von den Athenern aufs Haupt geschlagen. Koronea, Tanagra, Thespiä hielten damals mit der Hauptstadt zusammen, die aus gemeinsamen Haß gegen Attika sich mit Ägina alliirte. In diesen Zeiten besaßen die Athener auch Panakton, welches früher böotisch gewesen war; im peloponnesischen Kriege eroberten es die Böoten, und zerstörten es nach dem Friedensschlusse im zehnten Jahre, indem sie sich auf einen alten Vertrag beriefen, wonach keins von beiden Völkern den Ort bewohnen, sondern sie die Gegend gemeinschaftlich nutzen sollten [50]). Aber noch später komt Panakton als Zankapfel vor [51]).

Auch Oropos, welches ursprünglich böotisch war [52]), mag in dem Krieg von Ol. 68 in die Hände der Athener gekommen seyn [53]), die es zur Zeit der marathonischen Schlacht [54]) und bis Ol. 92, 1. besaßen. Die Böoter hatten es Ol. 92, 1 auf kurze Zeit, und eben so Ol. 94, 3 auf einige Jahre. Zur Zeit Thrasybuls war es böotisch [55]). Die Athener stritten Ol. 103, 3 mit dem Tyrannen von Eretria, Themison, über den Besitz; die Thebaner erhielten es durch Übereinkunft als Depositum, aber behielten es für sich. 110, 3 erhielten es die Athener von Philipp. Von Ol. 115, 2 ist Oropos freie böotische Bundesstadt, und komt als solche in einer orchomenischen Inschrift vor [56]). Wir haben aus dieser Zeit eine Verfügung des *Κοινὸν Βοιωτῶν* über die Weihgeschenke im Tempel des Amphiaraos bei Oropos [57]). Eretria machte indeß noch fortwährend Ansprüche.

Indessen breiteten auch die einzelen Städte Böotiens ihre Herrschaft auf die umliegenden kleineren Orte immer weiter aus. Besonders glücklich war Theben in diesem Bestreben, welchem die parasopischen Gegenden zufielen, und in der Zeit seiner Blüthe das Land nördlich vom kopaischen See bis Larymna [58]). Thespiä kämpfte mit den Askräern und zerstörte die Vaterstadt Hesiods; die vertriebnen Einwohner flüchteten nach Orchomenos, wo daher auch nach der Sage die Gebeine des Sängers begraben lagen [59]).

Als die Perser Griechenland bedrohten, war Theben und wahrscheinlich ganz Böotien in innerlicher Zerrüttung und Unruhe. In Theben überwog (unter Attaginos Phrynons Sohn und Timegenidas), die Partei weniger tyrannischer Oligarchen [60]), welche, besonders als Tempe von den Griechen verlassen wurde, die übrige Stadt den Persern unterwarfen. Die 400 Thebaner, welche mit Leonidas in den Thermopylen standen, waren indeß aus der Gegenpartei genommen [61]). Nur Thespiä und Platää standen beharrlich auf der Seite der Lakedämonier und Athener.

Als die Gefahr des Krieges vorüber war, drohte den Thebanern von den Griechen, wenn diese die vorher beschwornen Eide wörtlich beobachtet hätten, die größte Gefahr. Die Griechen hatten geschworen, die Perserfreunde dem delphischen Gotte zu zehnten. Allein die Ansicht der Verhältnisse hatte sich geändert, seit der Sturm vorüber; und Theben war in den Verhältnissen der griechischen Republiken ein viel zu wichtiges Moment, um leichtsinnig aufgeopfert zu werden. Indeß haftete noch lange auf den Thebanern die schmachvolle Erinnerung, daß sie dem Gotte eigentlich schon verfallen wären [62]).

Dem gemäß finden wir Theben unmittelbar nach dem Perserkriege in einer unthätigen, passiven Lage; und auch für die innern Verhältnisse zu den übrigen böotischen Städten besaß es eine Zeitlang nicht den Muth und die Kraft, seine Anmaßungen durchzusetzen, bis zur Schlacht von Tanagra. Die Zeitumstände, welche es von neuem hoben, fügten sich so. Als die Lakedämonier die dorische Tetrapolis von den Phokeern mit einem Bundesheer unter Nikomedes Kleombrotos Sohn befreit hatten, fanden sie den Eingang in den Peloponnes von den Athenern schon besetzt, die ihnen mit einem Athenisch-Argivisch-Thessalisch-Jonischen Heere [63]) drohten und bald darauf die Schlacht von Tanagra lieferten. Bei dieser Schlacht kämpften die Thebaner mit [64]), indem sie dafür von den Lakedämoniern die Versicherung des erneuerten Principats über Böotien erhielten, welche zum Theil wol sogleich möglichst ins Werk gesetzt wurde. Das Heer von Tanagra erweiterte auch den Umkreis der Mauern Thebens, und nöthigte die andern Städte sich Theben wieder unterzuordnen [65]). Nachdem die spartanischen Bundesgenossen einen vollständigen Sieg erfochten hätten, zogen sie nach Hause, schlossen einen viermonatlichen Waffenstillstand und bald darauf durch Kimon Frieden [66]) mit

49) Herod. 5, 14. 50) Thukyd. 5, 42. 51) Demosth. de falsa legat. 446, 2. 52) S. über das Folgende Orchom. S. 411, wozu wir hier einiges zufügen. 53) Steph. Byz. s. v. Ὠρωπός citirt aus Hellanikos (Sturz S. 128) eine Stelle, die vielleicht auf diese Erwerbung Athens geht. 54) Herod. 6, 100. 55) Ein Athener Meröklès daselbst, Lysias gegen Philo 880, 1. 56) Orchom. S. 471. 57) Visconti sur la collection d'Elgin S. 146. 58) Paus. 9. 23, 3. Herod. 8, 135. S. oben Larymna. 59) Plutarch. Commentar ad Hesiod. Ἔργα 638. S. 307 Hutt. aus Arist. πολιτ. Ὀρχομενίων. Gastmahl der VII. Weisen 8. S. 48. Tzetz. Hesiod. S. 14. Paus. 9, 38, 3.

60) Siehe darüber Herod. 9, 15. 86, vgl. Paus. 7, 10, 1. Athen. 4. S. 148. f. Daß sie wirklich unrechtmäßige Herrscher, sagen die Thebaner bei Thukyd. 3, 62, vgl. Böckh Explicat. ad Pind. Pyth. XI. S. 340. 61) Diodor 11, 4, vgl. außer Herodot Plut. de malign. 33. Paus. 7, 20, 2., vgl. Klüg de foedere Boeotico Berolini 1721. S. 29. 62) S. Herod. 7, 132. Xenoph. Hell. 6, 3 und 5. *ὥστε δεκατευθῆναι τὸ πάλαι λεγόμενον Θηβαίους.* 63) Thuk. 1, 107. 108. Paus. 3, 11, 6.; 5, 10, 2. 64) Dies sagt ausdrücklich Paus. 1, 29, 5. 7. und Plato Alkibiades I. S. 112. c. 65) Thukyd. I. 108 erzählt hier sehr gedrängt, aber man erräth doch, daß die Böoter mitgekämpft haben bei Tanagra. Die Hauptstelle bei Diod. XI, 80. 81., vgl. Justin. 6, 3. Aus Platon Menexenos S. 242 geht hervor, daß der Vertrag mit Theben vor der Tanagräischen Schlacht war. 66) Theopomp ap. Schol. mept. Aristid. (s. Marx zu Ephoros S. 224) Plutarch Kimon 17.

den Athenern [67]), und überließen nun wieder die Thebaner ihrem eignen Schicksale. Die Athener aber waren damals so von Kraft und Muth erfüllt, daß sie schon am 62ten Tage nach der Schlacht unter Myronides aufbrachen, die Böoter in einer dreitägigen Schlacht bei Önophyta schlugen [68]), Tanagra eroberten und die Mauern zerstörten und vermuthlich durch die Uneinigkeit der Böoter unterstützt, indem sie überall die demokratischen Exulanten zurückführten, fast ganz Böotien unter ihre Gewalt brachten. Diese Thaten geschahen im vierten Jahre der achtzigsten Olympiade, die Unterjochung Böotiens aber doch wol erst 81, 1 und in den folgenden Jahren [69]). Den Athenern fielen jetzt die meisten Städte Böotiens zu; und Theben wurde, obgleich es nicht in ihre Hände kam, doch dadurch vom athenischen Interesse abhängig, daß eine demokratische Partei daselbst die Oberhand gewann [70]), die den Stat freilich sichtbar in Unordnung und Verwirrung brachte.

Die aristokratisch Gesinnten waren durch die Okkupation der Athener und das Übergewicht der Demokraten in den Städten gezwungen worden, sich unter einander zu verbinden, und hatten Orchomenos, Chäroneia und einige benachbarte Orte eingenommen. Tolmides, Tolmäos Sohn, der Athener, zog mit einem nicht unbedeutenden Heere gegen sie, eroberte Chäroneia, machte die Einwohner zu Sklaven, und ließ eine Besatzung zurück [71]). Allein ein Ausfall der verbündeten Aristokraten und ihrer Bundesgenossen aus Orchomenos, unter Sparton, traf das zurückkehrende Heer — tausend Hopliten, sehr viel Freiwillige von den edelsten Familien und Hilfstruppen — auf den Gränzmarken von Chäroneia, Koroneia und Lebadeia [72]). Die Niederlage der Athener war vollständig; Tolmidas und Kleinias, der Vater des Alkibiades, fielen; wer nicht erschlagen wurde, ergab sich; das Lösegeld der Gefangenen war die Freiheit Böotiens. Das Tropäon dieses Ol. 83, 2 erfochtnen Sieges sah man noch später vor dem Nationalheiligthum der Itonischen Pallas. Die Verbannten kehrten wieder heim; die Städte der Böoter erhielten mit der Autonomie die alte Verfassung wieder, und Theben trat von neuem an die Spitze des Bundes.

Wir benutzen diesen Ruhepunkt im Fortgang der Geschichte, um die politische Verfassung Böotiens in den Zeiten, die uns am genauesten bekant sind, darzustellen.

Verfassung. I. Bundesverfassung.

Bundesglieder. Wir müssen hier die Städte unterscheiden, welche für sich unabhängig, und nur der Gesamtheit des Bundes unterworfen waren (was meist nicht viel zu bedeuten hatte), und die, welche sich den größern Städten hatten anschließen müssen und nun zwar nicht Theile des eigentlichen Stadtgebiets waren, aber doch nicht gesondert politisch agiren konnten, *συντελεῖς* und *σύμμοροι* genant.

1) **Theben.** Zum eigentlichen Stadtgebiet gehören Potniä, Therapne, Schoinus, Elisas, und wahrscheinlich auch Peteon, Teumessos. Nun sind aber *σύμμοροι* von Theben [73]) die parasopischen Städte Hysiä (wenn dies nicht attisch war), Erythrä, Skolos, Eteonos [74]); dann Akräphia mit dem dabeiliegenden Ptoon [75]); ferner die Unterstadt von Larymna [76]) (wenn diese nicht etwa autonome Bundesstadt war), dann wahrscheinlich Hyle nebst dem Flecken Kynoskephalä; ferner Hyria [77]), obgleich es schwer ist zu sagen, welche Orte blos thebanische Flecken, nach Art der Demen Athens, und welche abgesonderte Gemeinden constituirten. Die Thebens Herrschaft unterworfenen Landschaften betragen wenigstens den dritten Theil Böotiens.

2) **Thespiä.** Der Musenhain und das Schloß Keressos lagen wol auf dem eigentlichen Weichbilde der Stadt. Thespisch war noch Leuktra (*κώμιον τῆς τῶν Θεσπιέων χώρας*) [78]) und Eutresis [79]); dann der eroberte Boden von Askra, der Hafen Siphae [80]), Thisbe an der Gränze von Koroneia nach Strabo, ferner Kreusis [81]) und wahrscheinlich auch Korsiä.

3) **Haliartos**, am See. Auf haliartischem Boden lag Onchestos, welches wol nie einen besondern Bundesstat bildete [82]), auch Okaleä und Medeon, aber Peteon kam erst nach der Zerstörung Thebens hinzu, als Haliartos auf einige Zeit eine der ersten Städte des Landes war [83]).

Alalkomenä war als Stadt zu unbedeutend, um Bundesglied zu seyn, und obgleich wir nicht finden, daß der Ort von einem andern abhängig gewesen wäre; so muß er doch Haliartos oder lieber Koroneia zugetheilt werden.

4) **Koroneia** gränzte bei Thisbe an das thespische Gebiet, bei Metachoion an das Orchomenische. Eine sehr fabelhafte Geschichte erzählt, daß der Flecken Hippotes zwischen den Koroneern und Thebäern in einer unbestimmten Zeit getheilt worden sey [84]).

5) **Lebadeia** hat zwar keine Unterthanen, soviel

67) Diodor 11, 80. 68) Thukyd. 1, 108, vgl. 4, 95. Diodor XI, 81, 82. besonders Meneren. W. 242. Diodor läßt den Myronides zweimal siegen (c. 81. 83), was aber nur Verwirrung zu seyn scheint. 69) Vgl. Böckh's scharfsinnige Disputation zu Pind. Isthm. 6. S. 532., wo nachgewiesen wird, daß dieses Gedicht in die Zeit Ol. 81, 1. ein halbes Jahr nach der Schlacht von Onophyta gehört; was Dissen eben so scharfsinnig im Einzelen durchführt. Auch zeigt Dissen zu Isthm. 1. S. 481, daß diese Ode nach den Isthmien Ol. 80, 3. vor der Schlacht von Tanagra, als Theben sich mit Sparta verbündete, gedichtet sey. 70) Aristot. Polit. 5, 3. *οἷον καὶ ἐν Θήβαις μετὰ τὴν ἐν Οἰνοφύτοις μάχην κακῶς πολιτευομένων ἡ δημοκρατία διεφθάρη.* vgl. Diod. XI, 83. 71) Thukyd. 1, 113, vgl. das Fragment bei Steph. Byz. *Χαιρώνεια* aus Theopomp, was etwa so lautet: *Ἀθηναῖοι καὶ οἱ μετ' αὐτῶν ἐπὶ τοὺς Ὀρχομενίζοντας τῶν Βοιωτῶν ἐστρατευμένοι Χαιρώνειαν εἷλον πόλιν Ὀρχομενίων.* 72) Vgl. über das Lokal Thukyd. 1, 113. Diod. 12, 6. Isokrates de biga 11. S. 352. Kor. Xenoph. Memor. 3, 5, 4. Plutarch Alkibiad. 1. Perikles 18. Agesilaos 19. Platon Alkib. 1, 112 C. Paus. 1, 27, 6. Wesseling ad Synecdemum S. 644.

73) Thukyd. 4, 93., vgl. Böckh Statshaushaltung Th. 2. S. 370. 74) Strabo 9, 409 a. 75) Paus. 9, 23, 3. Herod. 8. 135. 76) S. oben die Topographie. 77) S. ob. die Topogr. Auch der See Harma wird bei Älian 3, 45 zur Thebaïke gerechnet, obgleich der Ort Harma bei Strabo zur Tanagräa gehört. 78) Plutarch Amator. narrat. 3. S. 72. H. 79) Topogr. 80) Thuk. 4, 76. 81) Topogr. 82) Str. 412. d. vgl. Pind. Isthm. 1, 53. 83) Orchom. S. 428. 84) Plut. Amator. narr. 4. S. 75.

bekant, als das Weichbild der Stadt, aber wir wissen doch, daß es unabhängig war, und an den Pamböotien Theil nahm [85]).

6) Orchomenos. Das Land der Orchomenier reichte im persischen Kriege über den Kephissos [86]), wo Chäroneia noch im peloponnesischen Kriege von ihnen abhängig (*συντελής*), war [87]). Eine orchomenische Stadt Euämon erwähnt Theopomp [88]). Auch Tegyrä und Holmones nebst Hyettos, die alten Minyerstädte, sind dazu zu rechnen.

7) Kopai würden wir kaum als Bundesglied erkennen, wenn nicht bei der Schlacht von Delion [89]) aufgezählt würden, neben den Thebanern, Haliartiern, Koronäern, Thespiern, Tanagräern, Orchomeniern, auch die Kopäer und die andern um den See. Diese Angabe muß auch die Meinung erwecken, daß außer den genannten Städten noch andre Flecken am See damals ihr Kontingent für sich stellten, vielleicht Hyle, Onchestos und Okaleä.

8) Anthedon komt als Bundesglied in einer Inschrift aus dem orchomenischen Charitentempel vor, wo Thebäer, Orchomenier, Koroneer, Anthedonier, Thespier, Tanagräer, Oropier, Platäer neben einander stehen [90]).

9) Tanagra. Die Vierdörfer Eleon, Mykalessos, Harma, Pherä sind oben angegeben, so wie die andern Orte Delion, Aulis, Kerkas, Hermäon, Helos, Heileſion. Später war auch Hyria tanagräisch.

10) Platää behielt wol den Asopos zur Gränze gegen die Thebais, und hielt sich mit seinem kleinen Gebiete von Ol. 65 an zu Athen.

11) Oropos war in früheren Zeiten bisweilen von Theben abhängig, aber wenigstens von Olymp. 115, 2. unabhängiges Bundesglied, wie oben schon bemerkt.

12) Chalia muß in frühern Zeiten bedeutender gewesen seyn; doch komt es noch in einer spätern Inschrift als Stadt für sich mit einem Archon und Demiurgos vor [91]).

13) Eleutherä wurde sehr zeitig von Böotien losgerissen.

Bundesversammlungen. Die pamböotische Panegyris bei Koroneia war mehr ein Nationalfest mit ritterlichen Spielen, als eine politische Versamlung; und so wenig wir hören, daß in Olympia Beschlüsse für den ganzen Peloponnes, auf Mykale für die ionischen Zwölfstädte abgefaßt wurden; eben so war die pamböotische Panegyris unfähig, der politischen Thätigkeit Böotiens Einheit zu geben. Dagegen nent Thukyd. [92]) die vier Räthe (*βουλαί*) der Böoter als die höchste Behörde, an welche die Böotarchen referiren. Er nent sie auch in der einfachen Zahl zusammen *ἡ βουλή*. Da aber sonst diese vier Räthe nicht vorkommen, so bleibt ihr Wesen sehr dunkel. Sie als die Repräsentanten von vier Distrikten anzusehen, ist ganz grundlos, da einer solchen Theilung in vier Distrikte nirgens gedacht wird, und sie die Einheit der Nation geflissentlich zerstört hätte: sie können sich also nur in die Verwaltung getheilt haben, nach welchen Zweigen, wissen wir nicht [93]).

Genaueres wissen wir von den Böotarchen, welche sich zu den *Βουλαῖς* wahrscheinlich verhielten, wie die Magistrate Spartas zur Gerusie. Sie hatten eine sehr ausgebreitete executive Gewalte, mit der das Feldherrnamt verbunden war. Die Zeit der Böotarchie lief nach dem böotischen Jahre mit dem Wintersolstiz ab [94]); aber das Amt konnte erneuert werden. Pelopidas war es 11 Mal hintereinander. Längere Führung ohne Erneuerung wurde mit dem Tode bestraft. Die Zahl der Böotarchen war nach der nicht immer gleichen Anzahl am Bunde theilnehmender Städte verschieden. Bei der Schlacht von Delion waren zwölf; darunter zwei Thebaner, wovon einer die Hegemonie hatte, und zwar folgt aus dem Principate Thebens, daß dies beständig der Fall seyn mußte [95]). Dieser erste Böotarch ist wahrscheinlich derselbe, welcher *ἄρχων ἐν κοινῷ Βοιωτῶν* [96]), *ἄρχων Βοιωτοῖς* [97]), und in Bundesbeschlüssen auch blos *ἄρχων*, genant wird [98]). Daß aber Theben zwei Böotarchen stellte, gab ihm ebenfalls ein Übergewicht in der Stimmenzahl [99]). Zur Zeit der Schlacht von Leuktra gab es, weil Böotien in innerem Zwiste und der nördliche Theil in Spartanischen Händen war, nur sieben Böotarchen; bisweilen gar keine [1]).

Die Böotarchen, weil sie die einzelen Städte vertraten, und deren Truppen auch für sich besonders in der Schlacht aufstellten, wurden auch wahrscheinlich in den Volksversamlungen der Bundesstädte gewählt; obgleich wir in den spätern Zeiten finden, daß Böotien nach dem Muster der achäischen Eidgenossenschaft einen Landtag hielt (comitia praetoria), wo ein Strategos des Bundes und außer ihm noch Böotarchen gewählt wurden [2]).

Wodurch Theben das entschiedne Principat in allen Bundessachen hatte, ist nicht sogleich deutlich, da die doppelte Zahl der Böotarchen für das Ganze wenig betrug, und ungeachtet ein Thebaner an der Spitze stand, doch bei Berathschlagungen die Stimmenmehrheit entschied [3]). Indessen standen doch wahrscheinlich sowol die vier Räthe als die Böotarchen sonst unter dem Einfluß von Theben, wo sie wahrscheinlich auch ihren Sitz hatten.

85) Inschrift Orchom. S. 470. 86) Herod. 8, 34. 87) Thukyd. 4, 76. Steph. Byz. *Χαιρώνεια*. 88) Bei Steph. *Εὐαίμων*. 89) Thukyd. 4, 93. 90) Orchom. S. 472. 91) Marm. Oxon. Chandler. 29, 1. S. 67. 92) 5, 38., vgl. Klütz de foedere Boeotico S. 73.

93) Kortüm zur Geschichte Hellen. Statsverf. S. 84 nimt sie an, aber man kann kaum etwas so ganz willkürlich erfundnes lesen, als was hier von Böotien mit viel Anmaßung vorgetragen wird. Schreiber dieses hatte nur stummes Erstaunen für die neuen Dinge, die er dort gelehrt wurde. 94) Plutarch Pelop. 24. 95) Thukyd. 4, 91. Orchom. S. 404. Klütz S. 76. 80. 96) Elginische Inschrift bei Klütz S. 77. 97) Lebadeische Inschrift Orchom S. 470. 98) Orchomen. Inschrift S. 471. Dort werden *ἀφεδριατεύοντες* der andern Städte genant. Sind dies blos *οἱ ἀναθέντες τὸν τρίποδα*, oder ein Name der Behörde? 99) Thuk. 4, 91. *Παγώνδας ὁ Αἰολάδου, Βοιωταρχῶν ἐκ Θηβῶν μετ' Ἀριανθίδου τοῦ Λυσιμαχίδου.* Damit verbinde Thuk. 2, 2, wo Pythangelos und Diemporos thebanische Böotarchen sind. Eben so Epaminodas und Pelopidas, von denen dieser die Hegemonie hatte. Diodor 15, 51. Plut. Pelop. 24. wo indeß aus *Πελοπίδας δὲ πρῶτος* nach meiner Meinung nichts unmittelbar zu schließen ist) und Kap. 25. Agesil. 24. Aber Plut. Pelop. 13. kommen drei thebanische Böotarchen vor, in ganz außerordentlicher Lage. 1) Diod. 15, 52. 53. Paus. 9, 13, 3. vgl. 10, 20, 3. — Paus. 9, 15, 2. 2) Livius 42, 43. Damals zwölf, wie es scheint. 3) Paus. 9, 13.

II. Städteverfassung.

In den böotischen Städten war wie überall in Griechenland ein Rath und ein Volk, welche öfter in späteren Dekreten vorkommen. Die höchste Verwaltungsbehörde waren jährige Archonten. Platää hatte einen priesterlichen Archon, der nur am Feste der Eleutherien ein Schwert berühren und im kriegerischen Purpur einhergehen durfte [4]). Auch der chäroneische Archon trug langes Haar und einen Kranz, und durfte weder ein Schwert berühren noch in das phokische Land gehen [5]). Eben so war der Archon in Theben heilig und den Göttern geweiht; er führte die heilige Lanze [6]). So scheinen also in den böotischen Städten die Archonten die Priesterwürde früherer Könige erhalten zu haben. Getrennt von ihnen sind die Polemarchen zu Orchomenos, Thespiä, Theben [7]); hier waren sie zu Zeiten die erste Behörde der Stadt, berechtigt jeden Bürger wegen Todesverbrechen auf der Stelle festzunehmen; sie hatten ein eigenes Schatzhaus, ταμιεῖον, zu dem ein Grammateus den Schlüssel hatte. In Thespiä waren sieben Demuchen der höchste Magistrat, aus sieben alten Familien erwählt, die sich von Herakles und den Thespiaden ableiteten [8]).

Die Verfassung der Städte hatte sich ohne Zweifel größtentheils durch die Eroberung des Landes gebildet, indem die äolischen Böoter mit einigen alten Geschlechtern verbunden den Adel des Landes bildeten und die früheren Einwohner, wie die Thebageneis, zu Theten herabsetzten. Man hörte nirgends von Leibeigenschaft in Böotien; auch Sklaven können nicht so sehr zahlreich gewesen seyn, da Böotien keinen bedeutenden Handel trieb; es muß daher besonders die untre Volksklasse dem Ackerbau obgelegen haben, wie es auch aus Hesiodos Landbaugedichte erhellt. Die Thespier, nämlich die Adeligen, hielten nach Herakleides Pontikus Ackerbau und Gewerbe für unehrlich und ihrer unwürdig. In Theben wurde Niemand zu öffentlichen Würden zugelassen, der innerhalb 10 Jahren Handel und Gewerbe getrieben [9]). Man sieht, daß die Herrschaftsrechte in den Händen eines Adels waren, der, mit bedeutendem Grundbesitz versehn, ihn durch Theten, wir wissen nicht von welcher Art, bauen ließ. Das Ansehn großen Grundbesitzes wurde auch gesteigert durch die politische Bedeutung der Reiterei, welche sowol bei Festspielen der Stolz der Nation als auch im Kriege von entscheidender Kraft war, welche die Einrichtung der ἅμιπποι, hinten aufsitzender Leichtbewaffneter, noch erhöhte [10]). Die Hipparchen und Eilarcheonten kommen in Lebadeia, die letztern auch in Thespiä vor [11]). Die Ritter von Orchomenos finden wir in einer Verschwörung mit thebanischen Aristokraten, die bei einer gemeinsamen Waffenmusterung der Reiterei ausgeführt werden sollte [12]).

Eine aristokratische Tendenz hatte auch Philolaos des korinthischen Bakchiaden Gesetzgebung für Theben gegen Olymp. 13, namentlich zeigt sie das Bestreben, die Zahl der Grundbesitzer immer gleich zu erhalten. Die νόμοι θετικοί, Bestimmungsgesetze, suchten wahrscheinlich die Zahl der Kinder zu reguliren, was dadurch möglich war, daß nur eine geringe Anzahl als echt anerkannt, und wenn sie fehlte durch Adoption ersetzt werden mußte [13]). Die Kinder sehr verarmter Leute sanken zu Sklaven herab [14]). Andere Verfügungen, wie über die Bildsäulen und das Flötenspiel, verfolgen den Zweck einer einfachen und würdigen Volkserziehung [15]).

Die Thebaner nennen ihre eigne Verfassung ὀλιγαρχία ἰσόνομος, indem sie sie der tyrannischen Oligarchie entgegensetzten, welche während des Perserkriegs wenige Parteihäupter sich angemaßt hatten [16]). Im peloponnesischen Kriege wollten die Böoter nicht mit den Argeiern Bund schließen, weil deren Demokratie ihrer oligarchischen Verfassung weniger zusage, als die lakedämonische Aristokratie [17]). Erst gegen Ende des peloponnesischen Krieges muß Theben, wir wissen nicht durch welche Umstände und Veranlassungen, wenn nicht durch die allgemeinen Bewegungen der an vielen Orten die Banden der alten Statsordnung abschüttelnden Zeit, sich demokratisirt haben. In Epaminondas Zeit war die Verfassung im Wesen der athenischen nachgebildet [18]). Polybios charakterisirt den Zustand der Dinge in Theben mit wenigen Worten: „wo das niedre Volk an Gewalt und Leidenschaft gewöhnt das Ganze nach eignem Ungestüm lenkt" [19]).

Spätere Geschichte. Da wir hier in den Zusammenhang des peloponnesischen, thebanischen, phokischen und andrer allgemeingriechischer Kriege nicht eingehen können: so können nur die innern Verhältnisse des Landes in ihrem Fortgange mit wenigen Zügen angegeben werden.

Platää hatte sich so ganz vom böotischen Bunde getrennt, daß es selbst die Gränzpfeiler gegen Attika wegnehmen ließ [20]), und blieb bei der Schwäche des Bundes lange unangefeindet, da noch dazu das Andenken des großen hellenischen Sieges, und die ausdrücklichen Verordnungen des Königs Pausanias und der siegreichen Hellenen ihm Freiheit und Autonomie zusicherten. Als aber Theben wieder sein Haupt erhob, suchte es dies abgefallene Glied dem Gesammten zu vindiciren. Der Angriff der Thebaner auf Platää vor Anfang des peloponnesischen Krieges nach dem Anschlage von Eurymachos, dem Sohn des Leontiades, und im Einverständniß mit platäischen

4) Plut. Aristid. 21. 5) Plut. Quaest. Roman. 41. 6) Von Sokrates Genius 30. vgl. Inschrift bei Pococke S. 50, 13. Böckh Statshaush. 2. S. 365. Archonten von Tanagra, s. unten, von Lebadeia, Chäroneia, Orchomenos, Chaleion s. Spon Miscell. 10, 121. Melet. S. 341. Böckh Th. 2. S. 359. 374. 398. Chandler Marm. Oxon. 29, 1. 7) Plut. Demetr. 39. Xenoph. Hellen. 5, 2, 30. 4, 2, 5. In einer Inschrift von Tepolia bei Walpole Travels 35. S. 568, kommt ein Μοναγίων, γραμματίδδων, und Polemarchen vor. 8) Diod. 4, 29. 9) Aristot. Pol. 3, 5. 10) Thukyd. 5, 57. Aristot. Pol. 6, 4, 4. Harpokration, Hesych ἅμιππος. 11) Orchom. Beil. 4, 1.

12) Diodor 15, 79. 13) Aristot. 1, 9, 6. 14) Älian Var. hist. 2, 7. 15) Orchom. S. 408. vgl. noch Apostol. 18, 80. wo wunderlicher Weise erzählt wird, daß man die Selbstmörder in Theben geehrt habe. 16) Thuk. 3, 62. Paus. 9, 6, 1. Plut. de Herod. malign. 31. vgl. Aristides 2, 171 Jebb. 17) Thuk. 5, 31. 18) Den Gesetzverschlagenden wurden γραφαὶ παρανόμων intendirt, Plut. Pelop. 25. die Böotarchen wurden nach demselben vor erlooste Richter gestellt. 19) 6, 44. 20) Plutarch Aristid. 325 f.

Oligarchen gemacht, misglückte; aber die Belagerung der Stadt durch die Thebaner und Lakedämonier führte ihre Einäscherung herbei. Das Gebiet der unglücklichen Platäer wurde thebanisch [21]). Auch Thespiä wurde Ol. 89,2 von dem Bundeshaupt des Attikismos angeschuldigt und die Mauern der Stadt geschleift [22]). Bis ans Ende des peloponnesischen Kriegs hielt Böotien an Sparta, obgleich es freilich nur da, wo es den eignen Vortheil galt, thätig auftrat, und sich sonst wenig um die Angelegenheiten des gesammten Griechenlands kümmerte; eben so lange bestand die oligarchische Verfassung, und mit ihr eine ziemliche Einheit und Eintracht des Bundes, wenn auch die Demokratischgesinnten und meist Verbannten mit Athen, namentlich im achten Kriegsjahre, Plane des Verraths schmiedeten.

Aber sehr veränderte Verhältnisse traten ein, als gegen Ende des peloponnesischen Kriegs die demokratische Partei in Theben die Oberhand erhielt, und sich zu derselben Zeit, als Sparta, der feste Pol der hellenischen Aristokratie, die entgegengesetzte Richtung in Athen auf kurze Zeit vernichtete, im Stillen ein neuer und eben so gefährlicher Feind in Theben bildete [23]); daher Theben auch gleich nach der Eroberung Athens den Vertriebenen von da die Thore öffnete, und freien und ungefährdeten Aufenthalt gestattete. Jetzt war es Sparta's Interesse, den Bund mehr und mehr zu lösen, und ein Theil der böotischen Städte, namentlich Orchomenos, wurden in diesem Interesse gehalten, und durch lakedämonische Truppen vor Theben geschützt. In diesem Sinne und aus diesem Grunde kämpften Lysander und Agesilaos gegen das böotische Bundeshaupt, und im Antalkidischen Frieden wurde die gänzliche Unabhängigkeit der Mitglieder desselben zu einem der Hauptpunkte gemacht, den Agesilaos mit gewaffneter Hand durchsetzte. Auch wird die Politik der Spartaner vollkommen gerechtfertigt durch die Art, wie damals die Thebaner ihr Verhältniß zu den andern Staten ansahen. Denn ohne gänzliche Verkennung der Natur und Entstehung desselben hätte Epaminondas, ein besserer Feldherr als Politiker, es nicht der Unterthänigkeit Lakonikas unter Sparta vergleichen können. Als nun aber Pelopidas rasche und glückliche That die Kadmeer befreit hatte, gewannen die Thebaner auch wieder die Herrschaft über den schon aufgelösten Bund (Ol. 101,2.). Platää wurde Ol. 101, 4. von neuem zerstört, da es 98, 2. erneuert worden war; die Thespier wurden aus ihrer Stadt vertrieben, und nach der leuktrischen Schlacht, Ol. 103, 2., Orchomenos, weil sich dort noch immer die alte Verfassung erhalten hatte, an deren Spitze die Ritter standen, mit furchtbarer Grausamkeit zerstört [24]). Dies waren die Werke „einer freiern Volksverfassung" in Theben.

Nicht die Verfassung Thebens war es, erklärt Polybios ausdrücklich [25]), die Theben zum Gipfel der Macht auf einige Zeit emporhob: denn diese war eigentlich damals von keinem bestimmten Geiste beselt, und mehr ein Werk der Zeitumstände. Auch war es nicht sowol allgemeine Tüchtigkeit und kriegerische Gewandtheit des Volks, obgleich die Alten einig sind, den Thebanern dieser Zeit einen auf wohlgenährter Körperstärke beruhenden und durch glückliche Thaten zum Selbstvertrauen erhöhten Schlachtmuth und eine Tapferkeit zuzuschreiben, die die Übungen in den schweren Kämpfen der Gymnasien einerseits erhöht, andererseits aber auch einseitig gerichtet hatten, sondern es war die allgemeine Opposition gegen Sparta, die sich schnell von einem Punkte über Griechenland verbreitete, und das große Talent und der edle Sinn eines Charon, Pelopidas, Epaminondas, die den Zeitpunkt des durch Besetzung der Kadmeer ungeschickt verletzten Nationalgefühls mit Kraft zu ergreifen, und mit den Waffen einer neuen Taktik der alten Kriegskunst, und durch die Erfüllung der individuellen Wünsche einzeler Völker, der aristokratischen Politik in Sparta Meister zu werden wußten. Indessen muß man gestehen, daß die Unternehmungen der thebanischen Feldherren, weil sie meist negative und blos momentane Zwecke verfolgten, an Großartigkeit weder dem von althellenischen Ideen beselten Streben der Spartanischen Hegemonie, noch der kühnen Richtung der Athener auf See- und Inselherrschaft verglichen werden können. Und eben weil Thebens Anstrengungen damals weniger ein Ganzes bildeten, versank der Stat nach dem Tode jener Männer schnell wieder in Unthätigkeit und fast in Lethargie.

Die Uneinigkeit des Bundes brach wieder aus, als die Phokeer gegen Theben vordrangen, und die nördlichen Gegenden des Landes an sich zogen; sie tritt besonders stark hervor bei der Zerstörung Thebens durch Alexander, an welcher Orchomenos, Thespiä, Platää den lebhaftesten und feindseligsten Antheil nahmen. Wie unstet Böotien hernach ohne innere Bestimmungskraft von den Achäern den Ätolern, von den Ätolern den Makedoniern zufielen, schildert Polybios sehr anschaulich; vor allen zeichnete sich diese Landschaft durch Römerhaß aus, und es mußte Politik der römischen Gesandten und Feldherren seyn, den Bund durch Trennung seiner Glieder und Zerstückelung des Ganzen für sich unschädlich zu machen. In dieser Zeit treten, nachdem die Tugenden der bessern Zeiten untergegangen waren, die schlimmen Seiten des Nationalcharakters immer unverholener und rückhaltsloser hervor; von denen Dikäarch und Polybios Schilderungen geben: aufbrausende Leidenschaftlichkeit ohne Beharrlichkeit, Übermuth im Glücke, weit entfernt von selbstbeherrschender Mäßigung, ein roher Trotz mit dummer Gleichgiltigkeit gegen höhere Bildung gepaart; und um desto mehr Schmausereien und Trinkgelage, je verfallener der öffentliche und rechtliche Zustand des Stats war [26]). Es versteht sich, daß wir diese Schilderungen nicht zu vorschnell auf die Zeiten Pindars anwenden dürfen, obgleich eine Hinneigung zu den bezeichneten Lastern sehr tief in dem Nationalcharakter lag. Auch Platon klagt, daß die Gymnasien und die Eßgesellschaften bei den Böotern zur Zerrüttung des gemeinen Wesens wirkten.

21) Thukyd. 3, 69. 22) Thuk. 4, 133. 23) S. Orchomenos S. 418 ff. Klütz S. 54 ff. 24) Orchom. S. 420. 25) 3, 5, 43.

26) Vgl. noch Etymol. M. s. v. *Λέσχαι παρὰ Βοιωτοῖς τὰ κοινὰ δειπνητήρια.*

Anhang. Böotischer Kalender[27]).

Böotische Monate.	Attische.
Anfang des Jahrs mit dem Neumond nach der Wintersonnenwende.	
1. Bukatios, früher Lendon	Gamelion.
2. Hermäos	Anthesterion.
3. Prostaterios	Elaphebolion.
4. — —	Munychion.
5. — —	Thargelion.
6. — —	Skirophorion.
7. Hippodromios	Hekatombäon.
8. Panemos	Metageitnion.
9. Theiluthios	Bödromion.
10. Damatrios	Pyanepsion.
11. Alalkomenios	Mämakterion.
12. — —	Poseideon.

Anm. Die Monate sind alle nach Zeugnissen angesetzt, den Theiluthios ausgenommen. Aber wenn dieser Name einerlei ist mit *Θαλύσιος*, so kann er, da *Θαλύσια* in Kos das Erntefest war (Theokr. 7, 156) keinen andern Platz haben als den angewiesenen. Den Panemos erklärt als *Πανναμειος* Böckh Abhh. der Berliner Akad. 1818—19 S. 93. — Die Interkalation der Böoter war fortwährend die ennäterische, die durch Festprozessionen beim Ismenion geheiligt war.

Böotischer Dialekt. Von seinen Eigenthümlichkeiten handelt Böckh in der Statshauhalt. (II. S. 383.) einzele Worte gibt Maittaire S. 269. auch Bochart Canaan S. 475. vgl. Raoul-Rochette Dissertations S. 62. Es ist ein crasser Äolismus mit häufigem Gebrauch des Digammas; ungemischt brauchte ihn nur die Tanagräerin Korinna, und vielleicht einige andere Lyriker. Statt der einzelen Formen desselben setzen wir eine Tanagräische Inschrift her, welche Pouqueville abgeschrieben und die Raoul-Roch. S. 63 nicht überall recht constituirt hat: . . . . . ς αρχοντος, Ὁμολωιω τρις κη δεκατη, επεψαφιδδε Πυρραιδρος, Δαμοκλειος ελεξε· δεδοχϑη (i. e. δεδόχϑαι) τυ δαμυ Προξε[νον ειμεν κη ε]υεργεταν τας πολιος Ταναγρειων Διογενην Ιαροκλειος, [αυτ]ον κη εκγονως, κη ειμεν αυτυς γας κη Fοικιας επιπασιν (i. e. γῆς καὶ οἰκίας ἔγκτησιν) κη ασφαλειαν κη ασουλειαν κη πολεμω κη ιρανας [κατα γα]ν κη κατα ϑαλατταν, καϑαπερ κη τυς αλλυς προ[ξενος κη ευεργε]τῃς.

Über die beigegebene Karte. Sie ist zum Theil aus der dem 1. Band der Hellen. Geschichten beigegebenen herausgezogen, aber mit Benutzung von Hobhouse, Clarke, Dodwell, die mir damals noch nicht zur Hand waren, auch der bei Attika erwähnten Karte von Gell. Die Namen der mythischen Völkerstämme sind mit schwächerer Schrift hineingeschrieben, die Gebiete der Bundesstädte möglichst von einander gesondert. (*K. O. Müller.*)

27) S. *Corsini* Fasti Attici I, 14, Th. 2. S. 410. Böckh Statshaush. 2. S. 375. Orchom. S. 473. Zu dem dort Angeführten ist noch hinzuzufügen: Die chäroneischen Dedikationsinschriften haben wir in drei guten Abschriften bei Clarke II, 3. S 146, bei Raoul-Rochette Dissertations. Paris. 1821 aus Pouqueville's Papieren S. 110., und besonders vollständig bei Hughes Travels I, S. 340 nach Cockerells Abschrift. In ihnen kommen Homoloios, Theiluthios, Bukatios, Prostaterios, und Alalkomenios zweimal, vor. Homoloios auch in einer Tanagräischen Inschrift bei Raoul-Roch. S. 63. Aber wir wissen seinen Platz nicht, so wenig als des Monats Kareios in dem Decret von Chaleion bei Chandler Marm. Oxon. 29, 2. Vom Kultus der Homoloien s. Orchom. 233. 234.

BÖOTOS (*Βοιωτός*), 1. der Vater des Ogyges*), 2. der Sohn Poseidons und der Arne, des Äolos I. Tochter, und der Bruder Äolos II. Aus der Familie des Metapontios. (s. Arne.) — Vom Großvater erbte Böotos dessen Reich, und nannte die Einwohner nach sich Böoter**). — Abweichend von der Sage des Diodor, und, wie es scheint, einem Tragiker folgend, nent Hygin (F. 186) die Mutter Melanippe und den Vater Desmontes. (*Ricklefs.*)

BÖRDE bedeutet überhaupt einen gewissen Distrikt Landes, dessen Einwohner in Civil- und kirchlichen Angelegenheiten mit einander in Verbindung stehen. Im Bremischen ist, besonders auf der Geest, diese Benennung noch sehr gewöhnlich. (*Schlichthorst.*) In so fern hier von der Geest die Rede ist, (im Gegensatze des fetten Marschlandes) widerspricht diese Erklärung der von Adelung und andern, nach welcher Börde (von bären, bören, tragen) eine fruchtbare Ebene und insonderheit ein fruchtbares Getreideland bedeutet, wie dies wirklich bei der Magdeburger und Soester Börde der Fall ist. Vgl. Magdeburg und Soest. (*H.*)

BOERHAAVE (Herm.). Wenige Gelehrte haben eines so wohl gegründeten Ruhms bei der Mit- und Nachwelt genossen, als dieser Arzt, der dreißig Jahre lang das medizinische Orakel der europäischen Höfe, der Abgott seiner Zuhörer und der Gegenstand der Verehrung der ganzen literarischen Welt war. Seines Wahlspruches: Simplex veri sigillum, eingedenk, soll hier eine einfache Erzählung seines Lebens, eine eben so schlichte Darstellung seines vielfachen Wirkens und seiner Verdienste um mehre Zweige der Gelehrsamkeit folgen. Es wird sich dann zeigen, welch ein großes Muster er in jeder Beziehung war, und wie sehr sein Beispiel geeignet ist, junge Ärzte auf den einfachen Weg der Natur und der Wahrheit zu leiten und sie zu den Tugenden zu begeistern, welche die größte Zierde jedes Gelehrten und Arztes sind.

H. Boerhaave war 1668 zu Voorhout, einer Vorstadt von Leyden, geboren, wo sein Vater Kaufmann war, aber eine in seinem Stande seltene Bildung besaß. Daher gab er auch seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung und ward darin von seiner zweiten Gattin, Hermanns Stiefmutter, so treflich unterstützt, daß dieser Zeitlebens die größte Liebe und Verehrung gegen diese würdige Frau bewies. Seine Schulstudien wurden durch ein langwieriges und böses Geschwür unterbrochen, woran er sieben Jahr leiden mußte. Endlich davon durch ein Hausmittel geheilt, bereitete er sich auf die Universität vor, als sein Vater starb und eine Witwe mit neun Kindern in zerrütteten Vermögensumständen hinterließ. Von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimt, fand er jedoch in Leyden Unterstützung und legte sich mit Eifer und Erfolg auf morgenländische Sprachen, und vorzüglich auf Mathematik, welche damals als der Schlüssel aller Wissenschaften betrachtet wurde. In seinem zwanzigsten Jahre

*) Schol. in Apollon. Rh. III, 1127. **) *Diod.* IV. 69.

disputirte er unter dem Vorsitz des berühmten Gronovius über Cicero's Widerlegung des Epikurischen Systems, und erwarb sich so großen Beifall, daß ihm zur Aufmunterung eine goldne Denkmünze verehrt wurde. Zwei Jahre darauf (1690) ward er Doctor der Philosophie, und gab, um nur seine akademischen Studien fortsetzen zu können, eine Zeitlang Unterricht in der Mathematik. Auch übernahm er, in der Absicht sich seinen Unterhalt zu erwerben, sehr gern die Anfertigung des Verzeichnisses der Vossischen Bibliothek, welche die Universität Leyden angekauft hatte. Durch die Sorgfalt, womit er diese Arbeit vollendete, erwarb er sich Vandeberg's Gunst, der ihm zuredete, zu dem Studium der Arzneikunde überzugehen. Diesen Rath befolgte er und fand an Nück einen treflichen Lehrer der Anatomie; in der theoretischen Medizin hörte er Drelincourt, der indeß aus der Sylvischen Schule den Wahrheitssinn seines geistreichen Zuhörers wenig befriedigte. Mehr war dies bei Archibald Pitcarn der Fall, der, ein strenger Jatromathematiker, durch den wissenschaftlichen Zusammenhang und die gründliche Form seines Vortrags gebildete Zuhörer ungemein anzuziehen wußte. Doch weit mehr fühlte sich B. von den Alten hingerissen, unter denen Hippokrates einfache Größe ihn am meisten ansprach. Unter den Neuern führte ihn sein guter Genius, oder sein richtiges Gefühl zu dem britischen Hippokrates, Sydenham, dessen Schriften damals den sämtlichen Parteiungen in den medizinischen Schulen entgegen waren. Der Ernst, womit sich Sydenham, Locke's und Boyle's Freund und Verehrer des unsterblichen Baco von Verulam, gegen alle Anwendung der damals herrschenden Theorien auf die praktische Medizin erklärt hatte; sein einfaches Studium der Natur, seine trefliche Beobachtungsgabe, schienen dem jungen Boerhaave die nothwendigsten Eigenschaften eines guten und brauchbaren medizinischen Schriftstellers zu seyn. Von dieser Zeit an war die Richtung seines Studiums entschieden. Nicht dem Geiste der Zeit zu fröhnen, nicht den Überlieferungen der Schule, nicht den Dogmen der Lehrer zu huldigen, sondern, wo möglich, selbst die Bahn zu einer bessern und naturgemäßern Bearbeitung der Medizin zu brechen, das war fortan sein Bestreben. Die Anmaßungen der Chemie, welche, obwol sie sich kaum aus dem Wust der Goldköche, durch Libavius und Boyle, hervorgearbeitet, dennoch die ganze Medizin in ihr Gebiet ziehen wollte, diese Anmaßungen foderten ein genaues Studium dieser Kunst, und Boerhaave widmete von jetzt an einen großen Theil seiner Zeit dem angestrengtesten Studium aller Schriften, selbst aller alchymistischen, um, wo möglich, in dem Unrath ein Körnchen Wahrheit zu finden. Ja, er blieb mit diesen Schriftstellern so vertraut, daß er noch am Ende seines Lebens eine Geschichte der Alchymie schreiben wollte. Sein scharfer Blick, durch Boyle erleuchtet, sah sehr bald, wo es der Chemie fehle, und wie wenig sie Recht habe, sich die Herrschaft über die Medizin anzumaßen. Aber dieselbe Neigung, alle Versuche des menschlichen Geistes zur Erforschung der Wahrheit und alle Verirrungen desselben kennen zu lernen, herrschte bei B. auch in dem Studium der Medizin. Selten hat Jemand die Geschichte seiner Kunst so genau gekant, selten ist bei einem Gelehrten eine so umfassende Belesenheit mit gründlichem Urtheil verbunden gewesen, als bei B. Daher kam es auch, daß er Spinoza's Schriften fleißiger las, als es seine rechtgläubigen Zeitgenossen billigten. Aber ihn leitete nur das redliche Streben nach Wahrheit: von Natur zum Pyrrhonismus geneigt, fand er, daß die Skepsis, oder die gründliche Erforschung aller Lehrmeinungen, vorausgehen müsse, wenn man den Weg zum Tempel der Wahrheit sicher verfolgen wolle. So gebildet, mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, meldete er sich in Harderwyk 1693 zum Examen, und, nachdem er dieses rühmlich bestanden, disputirte er über die Nothwendigkeit, die Excremente der Kranken zu untersuchen, um sie als Zeichen des kranken Zustandes zu benutzen. Nachdem er Doctor der Medizin geworden, widmete er sich einige Jahre dem fortgesetzten Studium und der Ausübung seiner Kunst. Glücklicherweise wurden die Curatoren der Universität Leyden, nach Drelincourts Tode, aufmerksam auf Boerhaave's Talente und ausgezeichnete Kenntnisse. Sie beriefen ihn im Jahre 1701 auf den Lehrstuhl der theoretischen Medizin. Wie würdig er dieses Rufes sey, bewies er gleich durch seine Antrittsrede, worin er das Studium des Hippokrates so beredt und so dringend empfahl, daß man wol sah, man habe einem Manne diese wichtige Lehrstelle anvertraut, der sich so wenig in den engen Kreis der Zeit und der Schulen festbannte, daß er vielmehr das höchste Muster aller Ärzte sich zum Vorbilde gewählt habe, und gleich diesem, nur der Natur und der Wahrheit dienen wolle. Sein Ruf vermehrte sich durch diese trefliche Rede dergestalt, daß ihm bald darauf ein Antrag nach Gröningen zu einer Professur der Medizin gemacht wurde. Als er diesen abgelehnt, und die Curatoren dafür seine Besoldung erhöht hatten, hielt er eine Danksagungsrede vom Gebrauch der mechanischen Beweisführung in der Medizin. Man erinnere sich nämlich, daß die jatromathematische Schule damals der chemiatrischen entgegen stand und die gleichen Ansprüche auf Herrschaft machte, sie aber auf die Strenge ihrer Beweise und auf die Grundsätze von der Bewegung, als erstem Lebensprincip, und von der Nothwendigkeit, die Lebensbewegungen eben so zu berechnen als die Bewegungen der Maschinen gründete. B. konnte zwar auch nicht weiter hinaussteigen, als daß er Bewegung für das erste Princip hielt: auch war er von der Bündigkeit der Beweise und von dem mannigfachen Nutzen der mathematischen Lehrmethode so eingenommen, daß er derselben einen großen Werth in der theoretischen Medizin beilegte. Allein er wollte die Beweise weder in der praktischen Medizin gelten lassen, noch auch den Axiomen selbst eine so große Gewißheit einräumen. Ja er urtheilte in dieser Rücksicht ungefähr eben so, als Jos. Donzellini, der verständigste unter den Jatromathematikern. (de usu mathematum in medicina in Gulielmini opp. vol. 2.)

Im Jahr 1709 erhielt B., nach Hotton's Tode, auch die botanische Professur und eröffnete seine Vorträge mit einer Rede von der Einfachheit der gereinigten Medizin. Sehr stark erklärt er sich hier gegen die Lehrsätze der Cartesianer und Chemiatriker und für die Befolgung der einfachen Gesetze der Natur in Krankheiten. Man sieht also, daß sich seine Denkungsart immer mehr feststellte: nämlich, da der Schöpfer alle seine Werke nach

Zahl, Maß und Gewicht hervorgebracht habe und die ganze Natur das mathematische Werk des großen Baumeisters sey, so werde die Erforschung der Gründe, nach mathematischer Methode, zwar ungemein wichtig; aber es bleiben vor der Hand nur Versuche, die im Handeln auf keine Weise leiten können. Am sichersten gehe man, wenn man, abgesehn von der vielversprechenden Form jener Methode, die einfache Beobachtung der Natur in Krankheiten als die Hauptpflicht des Arztes ansehe. So sehr sich nun B. in dieser Rede gegen die Anwendung der Hypothesen in der Arzneikunde erklärt, so war er doch nicht frei von solcher Vorliebe für Lehrmeinungen seiner iatromathematischen Vorgänger. Daß z. B. das Blut bei seinem Eindringen in kleinere Gefäße zur Gerinnung geneigter werde, weil es sich in engere Räume dränge, war ein Grundsatz, der sogar Gelegenheit zu einer ganz irrigen Theorie der Entzündung gab, daß sie nämlich aus Verstopfung entstehe, und der gleichwol selbst Pitcarn's Lehren widersprach. Denn dieser hatte bewiesen, daß die Zweige der Gefäße zusammengenommen einen weit größern Durchmesser als die Stämme haben, und daß daher das Blut vielmehr in weitere Räume dringe, jemehr sich die dasselbe führenden Gefäße zerästeln. So wenig kann auch der hellste Geist von Irrthümern sich frei erhalten.

B. hatte nun die botanische Professur übernommen. Tausende in gleicher Lage hätten, entschuldigt durch praktische Geschäfte und die nöthigen Vorträge in der Medizin, dies Fach als Nebensache behandelt. Aber B. schien von jetzt an einzig für den botanischen Garten und für Erweiterung auch dieser Wissenschaft zu leben. Er bekannte sich zum Fruchtsystem P. Hermanns, worin Morison's Methode verbessert war, und gab in seinem **Index primus 1710** und **alter plantarum, quae in horto lugd. batavo aluntur 1720.** lehrreiche Verzeichnisse von seltenen Pflanzen, die in dem botanischen Garten gezogen waren. Da die wichtigsten Gewächse durch Kupfer erläutert sind, so hat das Werk bleibenden Werth. Unter andern sind hier von vielen Cap'schen Protaceen die einzigen Beschreibungen und Abbildungen zu finden.

Im Jahr 1714 erhielt B. die klinische Professur und die Aufsicht über das Krankenhaus, im J. 1718 endlich auch die chemische Lehrstelle, nach dem Tode Lemort's. Eilf Jahre lang hielt er nun nicht allein Vorlesungen über theoretische und praktische Medizin, über Botanik und Chemie, sondern er war auch der beschäftigtste Praktiker, der unermüdlichste Arbeiter im chemischen Laboratorium und der genaueste Aufseher des botanischen Gartens. Die Menge chemischer Versuche, die er angestellt, setzt eben so sehr in Erstaunen, als die Genauigkeit und Sorgfalt, welche ihn dabei leiteten, und die öftere Wiederholung derselben. Dadurch wurde er aber auch in Stand gesetzt, mehr Licht über die chemischen Prozesse zu verbreiten, und das Ganze der Wissenschaft sicherer zu gründen, als seine Vorgänger. Seine **Elementa chemiae vol. 1. 2. Leid. 1732. 4.** sind die einzige echte Ausbeute seiner Studien in diesem Fach: denn die **Institutiones et experimenta chemiae, vol. 1. 2. Paris. 1724. 8.** sind aus seinen Vorlesungen entstanden und ein Machwerk, welches seinen höchsten Unwillen erregte.

Bewundernswürdig ist B.'s Thätigkeit und Gründlichkeit in allen diesen Fächern: bewundernswürdig war die Gabe seines Vortrages, der sich eben so sehr durch die größte Deutlichkeit, als durch die strengste Ordnung und wissenschaftliche Gründlichkeit auszeichnete. Der vorzutragenden Gegenstände war er so vollkommen Meister, daß er nie, außer in seinen chemischen Vorlesungen, ein Heft mitbrachte. Und so sehr fesselte sein Vortrag, so groß war der Ruhm, den er dadurch erlangte, daß aus allen Ländern junge Mediziner nach Leyden strömten, daß kein Hörsaal auf der Universität groß genug war, um seine Zuhörer zu fassen, und daß es zur Empfehlung eines jungen Arztes hinreichte, wenn er Boerhaave gehört hatte.

Zum Gebrauch seiner Vorlesungen gab B. zwei Werke heraus, die, jedes in seiner Art, unsterblichen Ruhm erlangt haben, nämlich seine **Institutiones medicae 1708.** und seine **Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis 1709.** Von den erstern sind noch 1775 und von den letztern 1772 zu Wien neue Auflagen erschienen. Was die Institutionen betrift, so sind sie ein Inbegriff der theoretischen Lehrsätze in der Medizin, mit reicher Literatur ausgestattet. Den einzigen Mangel eigener anatomischen Ansicht möchte man hier und da aussetzen, und eben deswegen tadeln, daß B., zu sehr für Malpighi's Meinung von der drüsigen Structur aller, oder der meisten Theile des Körpers eingenommen, dieselbe noch 1722 in einem eignen Sendschreiben an Ruysch vertheidigte. B. Aphorismen sind das Lehrbuch der praktischen Medizin, worüber er ein ganzes Jahr las, ein Werk, welches durch Klarheit, Kürze und Bündigkeit des Vortrages, größtentheils auch durch Vermeidung der Schulhypothesen, klassisch zu nennen ist. Daß B. indeß nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen, besonders der Jatromathematiker, war, ist schon angedeutet worden, und fällt hier besonders bei der Lehre von der Entzündung auf. Die Fieberlehre ist dafür desto freier von Vorurtheilen. Manche Abschnitte, wie von langwierigen Ausschlägen und von Weiberkrankheiten, sucht man vergebens.

Die in seinen Vorlesungen nachgeschriebenen Hefte wurden häufig von seinen Zuhörern herausgegeben, worüber er oft seine Unzufriedenheit lebhaft zu erkennen gab. So entstand der **Methodus studii medici, Lond. 1719** (und oft wieder aufgelegt); so die **Praxis medica s. commentarius in Aphorismos. Patav. 1728**; so die **Praelectiones de viribus medicamentorum. 1723,** und **de morbis nervorum. Leid. 1761.** Rühmliche Ausnahmen hievon machen jedoch Haller's und Swieten's Commentare über B.'s Institutionen und dessen Aphorismen.

Seine ungemein vielseitige Thätigkeit wurde endlich 1727 durch ein langwieriges gichtisches Übel, welches mit Lähmung der Füße verbunden war, unterbrochen. Er gab daher 1729 seine Professur der Botanik und Chemie auf, und behielt blos die praktische Lehrstelle. Die akademische Rede, welche er bei dieser Gelegenheit hielt, trägt das Gepräge seines Charakters, der einfachen Größe und der bescheidenen Würde. Das Jahr darauf hielt er, als Rektor der Universität, eine denkwürdige Rede, **de honore**

medici, servitute. Er suchte nämlich zu beweisen, daß der Arzt es sich zur größten Ehre anrechnen müsse, Diener der Natur zu seyn, und daß alle Theorien der Schulen uns nicht ermächtigen, gegen die Winke der Natur zu handeln.

Boerhaavens Kränklichkeit nahm nun schnell zu. Zu einer langwierigen Engbrüstigkeit gesellte sich Herzklopfen und endlich Wassergeschwulst. Er unterlag diesen Zufällen im September 1738, als er noch nicht völlig siebzig Jahr erreicht hatte.

Es sey erlaubt, die Hauptzüge seines Charakters zu schildern. Er hinterließ seiner einzigen Tochter ein Vermögen von mehr als zwei Millionen Gulden. Dies verhältnißmäßig große Vermögen, eine Frucht seiner reichen Praxis und der Ertrag seiner Vorlesungen, hatte er durch eine Sparsamkeit zu erhalten gesucht, die leicht als Geiz ausgelegt werden konnte, wenn man auf die höchste Einfachheit seiner Lebensweise, auf seine Enthaltsamkeit von allen Gastereien und auf die Vermeidung aller unnöthigen Ausgaben achtete. Aber, kann man einen Mann geizig nennen, der mehre treffliche Werke an sich kaufte, um sie dem Untergang zu entreißen, und sie auf seine Kosten mit königlicher Pracht drucken ließ. Dies war der Fall mit Sebast. Vaillant's botanicon parisiense 1727, mit des Grafen Marsili's histoire physique de la mer 1725, mit Swammerdams Bybel der naturen 1737. So gab er den Vesalius 1725, den Luisinus 1728, den P. Alpini 1733, Bellini's Schriften 1730 und Nic. Piso's Werke 1718 heraus. Alle diese Schriften sind mit einem Aufwand gedruckt, und die zum Theil zahlreichen Kupfer so trefflich gearbeitet, daß eher das Gegentheil des Geizes sich hier verräth.

Die Krone aller Tugenden, Bescheidenheit und gerechte Würdigung fremder Verdienste, zierte Boerhaaven vorzüglich. Weder in seinen Vorlesungen noch in seinen Schriften sprach er viel von sich. Wo die Gelegenheit es mit sich brachte, äußerte er sich ganz einfach über das, was er geleistet, ohne je einen andern zu verkleinern. Ja, als er einst mit großen Anerbietungen nach Berlin gerufen wurde, um Friedrich Wilhelm I. in dessen Krankheit beizustehen, lehnte er den Antrag mit der Äußerung ab, der König habe an Fr. Hofmann einen so großen Arzt in seinem Lande, daß er selbst, B., ganz überflüssig sey. Eben so äußerte er immer die lebhafteste Verehrung gegen seine würdigen Collegen, unter denen er Albinus eine treffliche Denkrede hielt.

Ich schließe mit Hallers Worten über seinen Lehrer: „Liceat de amato praeceptore esse fusiorem, cuius eruditionem aliqui, pauci quidem, attingent, animum vix quisquam, divinum, omnium amantem, in invidos et adversarios beneficum, nemini detrahentem, eumque ipsum, a quo quotidie refutabatur, maximis sibi beneficiis obstringentem." (*Sprengel.*)

BOERHAAVIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Nyktaginen und der zweiten Linné'schen Klasse, obgleich die Zahl der Staubfäden beständig zwischen 1—4 schwankt. Eine schuppige Hülle umgibt wenige Blümchen, die trichterförmig sind und einen gefalteten Saum haben. Die Staubfäden stehen auf einem krugförmigen Nektarium, welches die nußartige Frucht umgibt.

* Krautartige.

1. B. *repens*, mit niederliegendem glatten blaugrünen Stamm, eiförmig ausgeschweiften, mit krautartigem Stachel versehenen unten graulichen Blättern, einer warzigen Blumenhülle und drei Antheren. In Ägypten. (B. vulvarifolia Poir.) 2. B. *hirsuta*, mit rundem ästigen schwach behaarten Stamm; herzeiförmigen gewimpert-ausgeschweiften unten silberweißen Blättern, dann Blüthen in Trauben, zwei Antheren und klebrigen Früchten. Westindien und Karolina. (B. diffusa und repanda W., viscosa Lag., discolor Humb., erecta Elliott., africana Lour.) 3. B. *erecta*, mit vierkantigem glatten oberwärts klebrigen Stamm, eiförmigen winkligen unten punctirten Blättern und Blüthen, in Rispentrauben, die zwei Antheren haben. Westindien. (B. paniculata Lam., virgata Humb., pulverulenta Dupuis.) 4. B. *decumbens* Vahl., mit niederliegendem runden behaarten Stamm, herzförmig rundlich-stumpfen unten bleichen Blättern, den Blüthen in schlaffen Rispen, hinfälliger Hülle und zwei Antheren. Westindien. (B. ascendens W., paniculata Rich.) 5. B. *tetrandra* Forst., mit kriechendem runden glatten Stamm, rundlichen geränderten, an der Basis verdünnten unten runzlichen gleichfärbigen Blättern, den Blüthen in Dolden und vier Antheren. Societätsinseln. 6. B. *litoralis* Humb., mit niederliegendem rundlichen sehr ästigen Stamm, herzförmig-zugespitzten, glatten gewimperten Blättern, den Blüthen in Dolden und drei Antheren. Peru. 7. B. *plumbaginea* Cav., mit aufrechtem glatten Stamm, kreisrunden zugespitzten ausgeschweiften schwach behaarten Blättern, den Blüthen-Dolden in den Blattachseln und klebrigen Früchten. Spanien.

** Strauchartige.

8. B. *patula* Domb., mit vierkantigen zottigen Zweigen, herzförmig ablangen stumpfen mit krautartigem Stachel versehenen Blättern, den Blüthen-Dolden in den Blattachseln und drei Antheren. Peru. (B. obtusifolia Lam.) 9. B. *scandens*, mit glattem kletternden Stamm, herzförmigen, ganz glatten ausgeschweiften Blättern, den Blüthendolden in den Blattachseln, borstiger Hülle, zwei Antheren, und glatten grünen Früchten. Westindien. 10. B. *excelsa* W., mit glattem, aufrechten Stamm, unterwärts herz-, oberwärts eiförmigen Blättern, den Blüthendolden in den Blattachseln, drei Antheren und glatten rothen Früchten. Südamerika. (B. tuberosa Lam. ist eine Abart.) 11. B. *arborea* Lag., mit aufrechtem Stamm, vierkantigen Zweigen, die wie die eiförmigen Blätter zottig sind, die Blüthendolden in den Blattachseln, zottiger Blumenhülle und unbestimmter Zahl von Antheren. Neuspanien. 12. B. *periplocifolia* Commers., mit glattem kletternden Stamm, eiförmigen zugespitzten glatten unten liniirten Blättern, den zottigen Blüthen in Dolden und drei Antheren. Madagascar. 13. B. *dichotoma* Vahl., mit kletterndem gabelförmig getheilten Stamm, eiförmigen stumpfen mit krautartigem Stachel versehenen unten liniirten Blättern, den glatten Blüthen in Dolden und drei Antheren. Arabien. 14. B.

angustifolia, mit linienförmig-zugespitzten Blättern, deren Vaterland unbekant ist. (*Sprengel.*)

Boerius, N., s. Boyer.

Börner in der Entomol. s. Lucanus.

BÖRNER, Vater und Söhne, durch wissenschaftliche Verdienste und Schriften rühmlichst bekannte Gelehrte. Schon im Zeitalter der Reformation war Kaspar Börner oder Borner (Bornerus) ein sehr verdienter hellsehender Theolog, und der erste, der auf der hohen Schule zu Leipzig gereinigte Religionskentnisse beförderte. Er war aus Hayn in Meißen gebürtig, besuchte in seiner Jugend Italien, lehrte 18 Jahre lang an der Thomasschule in Leipzig Mathematik, erhielt an der Hochschule daselbst 1539 ein theologisches Lehramt, und starb den 3. Mai 1547. Er schrieb libellum de stellis; Analogiam und indices in Ptolemaei Geographiam et Sabellici historiam, und machte sich nicht nur um Verbesserung der theologischen Studien überhaupt, sondern auch insbesondere um die Verfassung, Rechte und Einkünfte der Leipziger Hochschule sehr verdient. Durch seine Bemühungen kam unter andern das Pauliner- oder Dominikanerkloster an die Universität*). — Christian Friedrich Börner war den 6. November 1683 zu Dresden geboren, und ein Sohn des Hof- und Konsistorialraths Joh. Georg Börner daselbst. Er studirte seit 1701 zu Leipzig die theologischen Wissenschaften, besuchte auch einige Zeit die Hochschule zu Wittenberg und machte 1705 mit dem Professor Joh. Wilh. Berger daselbst eine Reise nach Holland und England. In Amsterdam kaufte er die schätzbare Handschrift der Briefe Pauli, die nachher unter dem Namen des Codicis Boerneriani bekant wurde. In England hielt er sich beinahe ein Jahr auf, nahm bei H. Sykes Unterricht im Arabischen, und brachte neben andern literarischen Schätzen, auch Josephi Hypomnesticon in der Handschrift mit zurück, welches J. Albr. Fabricius öffentlich bekant machte. Bald nach der Rückkehr nach Leipzig wurde er 1707 Professor der Moral, und im folgenden Jahr der griechischen Sprache, 1710 aber erhielt er ein außerordentliches, und 1713 ein ordentliches theolog. Lehramt. Seit 1711 war er zugleich Vorsteher der Universitätsbibliothek, gab ihr eine verbesserte Einrichtung, vermehrte sie zum Theil auf eigene Kosten, mit vielen wichtigen Werken, legte aber 1736 diese Stelle nieder. Zuletzt war er Kanonikus zu Meißen, Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten, Assessor des Konsistoriums und Kollegiat des großen Fürstenkollegiums, und starb den 19. Nov. 1753. Bei seinem Leben hatte Leipzig keinen gelehrtern Theologen und Wenige konnten mit ihm verglichen werden. Er ertheilte einen eben so gründlichen als faßlichen Unterricht in allen Theilen der Theologie, und war in Erklärung der biblischen Urkunden um so glücklicher, da seiner Exegese eine umfassende Kentniß des gelehrten Alterthums überhaupt, Sprachwissenschaft, Kritik und Geschichte zur sichern Grundlage dienten. Von seinem gründlichen historischen Forschungsgeiste zeugen seine mit vieler Genauigkeit verfaßten akademischen Schriften über die Regeneration der Wissenschaften in Italien im 15ten Jahrhundert; gesammelt und weiter ausgeführt, unter dem Titel: De doctis hominibus graecis, literarum graecarum in Italia instauratoribus. Lips. 1750. 8. und mehre andere historische Monographien: De ortu atque progressu philosophiae moralis. Lips. 1707. 4. De Georgio Hermonymo Spartiata. Ib. 1711. 4. De Demetrio Chalcondyla. Ib. 1711. 4. De Lutheri actis a. 1520. Ib. 1720. 4. De actis Lutheri Vormatiensibus a. 1521. Ib. 1721. 4. ꝛc. Manches noch jetzt schätzbare enthalten seine Orationes et recitationes. Ib. 1751. 8. Dissertationes sacrae. Ib. 1752. 4. Institutt. theologiae symbol. Ib. 1751. 8. Isagoge brevis ad scripturam sacram. Ib. 1753. 8. und die von ihm herausgegebenen auserlesenen Bedenken der theologischen Fakultät in Leipzig. Ebend. 1751. 4., an der Zahl 216, meistens von 1668 bis 1720 ausgefertiget. Von le Longs Bibliotheca sacra. Lips. 1709. 8. und Luthers sämtlichen Schriften. Ebend. 1728—34. 22 Th. Fol. besorgte er neue vermehrte Ausgaben, und außerdem gab er heraus: Synesii, Cyrenes Episc. *Κατάστασις* in maximam barbarorum excursionem dicta, Graece, ex Cod. MS. Biblioth. Paulinae. Lips. 1711. 8. und Basilii M. de utilitate ex graecorum scriptorum lectione capienda, ad juvenes oratio, graece. Ib. 1713. 8.*). Aus einem zweifachen Ehestande hatte er 17 Kinder; eine Tochter heirathete den Oberkonsistorialrath Teller in Berlin, und zwei Söhne sind als Schriftsteller bekant, nämlich: 1) Friedrich, geb. den 17. Jun. 1723 zu Leipzig, wo er sich seit 1739 den theologischen, seit 1744 aber zu Wittenberg den medizinischen Studien widmete. Er begab sich 1746 nach Braunschweig, und trieb daselbst und zu Wolfenbüttel die medizinische Praxis, bis er 1754 dem Rufe zu einem außerordentlichen Lehramte der Arzneiwissenschaft nach Wittenberg folgte. Wegen Kränklichkeit legte er 1759 diese Stelle nieder, begab sich nach Leipzig, und starb daselbst den 30. Jun. 1761. Er war ein Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher und anderer gelehrten Gesellschaften. Seine Lieblingswissenschaft war die medizinische Literargeschichte nach ihrem ganzen Umfange, über die er Vieles drucken ließ, das von emsigem Forscherfleiße zeugt, doch ist sein lateinischer Styl männlicher und correcter, als sein teutscher, der an seinen ehemaligen Lehrer Gottsched erinnert. Am bekanntesten sind seine Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetzt lebender Ärzte und Naturforscher. Wolfenb. 3 Bde. 1748—64; ergänzt von E. G. Baldinger 1773. 8. Noctes Guelphicae, sive opuscula argumenti medico-literarii, antehac separatim edita, nunc collecta, revisa, aucta. Rostoch. 1755. 4. De statu medicinae apud veteres Ebraeos. Vitemb. 1755. 4. Relationes de libris physico-medicis, partim antiquis, partim raris. Fasc. I. Ib. 1756. 8. Institutt. medicinae legalis. Ib. 1756.

---

*) *Adami* vitae Theologor. germ. p. 91. *Felleri* memor. Boerneri vor der erstern. Catal. MStor. Cod. Bibliothecae Paulinae. Lipsiae 1686. 12. *J. A. Ernesti* Elog. Boern. Lips. 1740. und E. F. Börners Nachr. v. Ärzten. 1. Bd. 733.

*) *Boerneri* vitae suae descriptio. Lips. 1753. 8. Elog. Boerneri in Nov. act. erud. 1754. p. 237. *Platneri* vita eiusd. in Comment. Lips. T. I. 445. Dunkels hist. krit. Nachr. 2. Bd. S. 18. Schröckh's Lebensbeschr. 2. Bd. S. 405. *Saxii* Onomast. T. VI. 63. 624. Meusel's L. d. verst. Schriftst. 1 Bd.

8.*). — 2) Christian Friedrich, geb. 16. Februar 1736 zu Leipzig, wo er die Arzneiwissenschaft studirte, seit 1760 übte und den 7. Febr. 1800 starb. Er schrieb ein mit vielem Beifalle aufgenommenes, den Kranken bestimmtes praktisches Werk von der Onanie. Leipz. (1. u. 2. Aufl. 1760—76) 3te mit Zus. und neuen Erfahrungen verm. Aufl. 2 Th. 1780. 8., das neben Tissots bekanntem Werke eine Stelle verdient. Zur ältern allg. t. Bibl. lieferte er viele Beiträge**). — Nicolaus Börner, der Sohn eines Schneiders und Schulmeisters in dem Dorfe Schmieritz in Thüringen, wo er den 27. Januar 1693 geboren war, lernte zu Frankenhausen die Apothekerkunst, studirte zu Jena die Arzneiwissenschaft, und übte sie zu Neustadt an der Orla, wo er um 1770 starb. Seine Physik. Leipz. 1735; 1741. 8. Medicus sui ipsius oder sein selbst Arzt. Ebend. 1744; 1747. 8. und sein Kinderarzt. Frft. u. Leipz. 1752. 8. waren längere Zeit beliebte Bücher †). (*Baur.*)

Börner (Immanuel Karl Heinrich), ein besonders um Schlesien verdienter Kameralist, war geb. zu Klobikau im Stifte Merseburg 10. Juli 1745 und starb als zweiter General-Landschafts-Syndikus in Breslau, 13. Apr. 1807. Sein Vater, ein Pachter, ließ ihn das Gymnasium in Merseburg besuchen und schickte ihn dann nach Leipzig. Hier studirte er von 1763—1768 aus Neigung die Kameralwissenschaften, fand aber, über sein Lieblingsfach, die Naturkunde, keinen öffentlichen Lehrer und nur auf vieles Bitten nahm ihn M. Rudolph, ein Schüler Linné's, als Privatzuhörer an. Weil aber zur Versinnlichung des Unterrichts die Naturalien mangelten, so konnte Börners Wißbegierde nicht befriedigt werden, darum verließ er Leipzig und beschäftigte sich im Vaterhause ein Jahr lang mit Kräutersammeln. Als 1769 in Berlin die Aloe und der Drachenbaum blühten, reiste auch Börner dahin, wurde Referendar bei der churmärkschen Kammer, brachte so Theorie und Praxis in Verbindung und botanisirte nebenbei fleißig. Im J. 1770 begab er sich nach Halle, studirte für sich, sammelte Vögel, besonders Insekten und schrieb über die Land- und Statswirthschaft nach ihren Grundsätzen, 2 Bände (Halle 1772. 8.) Man rieth ihm höhern Orts, als Professor der Kameralistik aufzutreten, weswegen er auch unter Klotz mit de opificiorum ignobilitate inani et noxia (Halis 1771. 4.) das Magisterdiplom erwirkte. Allein ein zu kärgliches Einkommen veranlaßte, daß er Halle mit Leipzig vertauschte und hier als Professor genannter Wissenschaft auftrat, doch ohne Gehalt. Auch konnte diesen der Ertrag seiner Schriften: Sämtliche Kameralwissenschaften nach ihren ersten Grundsätzen (Halle 1773. 8.) und: Samlungen aus der Naturgeschichte, Ökonomie-, Polizei-, Kameral- und Finanzwissenschaft (1. Th. Dresden 1774. 8.) nicht ersetzen. Er verließ daher Leipzig und ging als Hofmeister des Grafen von Manteufel nach Liefland. Unterdessen suchte der damalige schlesische Justizminister von Carmer für die neugestiftete ökonomisch-patriotische Societät in Breslau einen Secretär, und weil Börner durch seine kameralistischen Schriften dem sächsischen Minister Grafen von Hohenthal bekant worden war, brachte ihn derselbe in Vorschlag. Er trat 1775 seinen Posten mit dem Titel eines General-Landschafts-Secretärs an und zeigte als Redacteur und Mitarbeiter der ökonom. Nachrichten (Breslau 1776—1786) wie auch als Verfasser eines Natur-, Haushaltungs- und Geschichtskalenders für Schlesien auf das J. 1786, daß man den rechten Mann erkoren habe. Zwei Mitglieder der erwähnten Societät, der Direktor Zeplichel und Graf von Mattuschka, widmeten ihr Augenmerk, ersterer den Mineralien, letzterer den Pflanzen Schlesiens. Daher machte Börner das Thierreich dieser Provinz zum Hauptgegenstand seiner Muße, und er leistete in kurzer Zeit viel. Schon im Dec. 1778 enthielt seine Naturaliensamlung gegen 1100 Arten von Vögeln, Fischen und Insekten und war blos in der Rubrik der Säugthiere und Amphibien noch unvollständig. Nächst dieser Samlung verwandelte B. den botanischen Garten der ökonomischen Gesellschaft in eine Pflanzstätte in- und ausländischer Ackergräser und Küchenkräuter. Er brachte es darin in allen Klassen des Linné'schen Systems, die letzte ausgeschlossen, bis 514. Indessen löste sich mit Carmers Abgange als Großkanzler nach Berlin 1786, die ökonomisch-patriotische Gesellschaft auf, der eben erwähnte Garten wurde, als zu den Festungswerken gehörig, weggenommen und Börners Naturalienkabinet für die Liegnitzer Ritterakademie gekauft. B. behielt blos den Titel und Gehalt, lebte im Privatstande und hinterließ außer mehren handschriftlichen Aufsätzen ein literarisch-politisches Testament. Breslau 1800. 8. (*Fr. Em. Fischer.*)

BÖRNECKE, Pfarrdorf ohnweit dem Regensteine, ¼ Meilen von Blankenburg und in dem Kreisamte Blankenburg; es hatte 1812 außer einer landesherrlichen Domäne und 1 Edelhof der Familie von Blum 99 Häus. und 575 Einw., und trieb einen starken Gemüsebau, auch auf Anis. (*Hassel.*)

Boero s. Buro.

BÖRRINGE, in Schonen, einst Kloster, gestiftet 1257 für Mönche, dann 1268 in ein Nonnenkloster für Benediktinerinnen verwandelt. Nachdem es zur Zeit der Reformation eingezogen worden, hat es als Amtshof für königl. Beamte und andere Zwecke der Krone gedient; jetzt ist es Fideikommiß der gräflich Berkfriisschen Familie. Es gehören unter dieses Gut die Kirchspiele Lemmeströ und Börringe, welche, da die Kirche verfallen war, 1787 zu einer Gemeinde, Gustafs Församling (Gemeinde) mit einer Kirche an der Gränze beider Kirchspiele, vereinigt wurde; das Patronat hat der Besitzer von Börringe; die vereinigte Gemeinde zählte im J. 1810 1500 Einwohner. (*v. Schubert.*)

BÖRRY, Pfarrdorf in dem Amte der hannöverschen Provinz Kalenberg am Abhange eines Berges, zerfällt in Ober- und Niederbörry, deren jedes eine Pfarre, mit deren einer 1 Superintendentur verbunden ist, 1 Kirche und 1 Schule, beide aber 89 Häuser und 621 Einwohner haben. Flachsbau und Holzhandel sind Hauptgewerbe. (*Hassel.*)

*) Sein Leben von Baldinger, als Anhang zu Börner's Nachr. S. 193—214. Comment. Lips. de re medica. T. IX. 548. Meusel a. a. O. Sein Bildniß vor den Noct. Gualph. und den Inst. med. leg. **) Elvert's Nachr. v. Ärzten, 1. Bd. 71. (Eck's) Leipz. gel. Tageb. 1800. S. 3. Meusel a. a. O. †) Sein Leben von ihm selbst beschr. vor seinem Kinderarzte. Börner's Nachr. 1. Bd. 732—750. 2. Bd. 771. Meusel a. a. O.

BÖRSE (bourse de commerce); öffentliche Zusammenkunft der Kaufleute einer Stadt an einem bestimmten Orte, zu festgesetzten Stunden, für Handelsgeschäfte zu dem Zweck, den Wechselkurs und andere Preise an jedem Börsentag im Allgemeinen zu erklären. Über den Ursprung des Namens Börse wird gestritten; einige leiten ihn von dem Hause der Familie von der Beurse ab, worin zu Brügge die Börse gehalten ward, andere überhaupt von der Marktwechselei und ihrem Wahrzeichen: dem Geldbeutel, boursa, beurse. Wie dem sey, die Anstalt ist alt, und die Gesetzgebung darüber neu. Da die Börse keine fiskalische Einkünfte gab, also zu den einträglichen Regalien sich nicht rechnen ließ, so schwiegen die Statsrechtslehrer darüber. In die bürgerliche Rechtslehre wollte die anscheinend einseitige Preisbestimmung der Kaufleute auch nicht recht passen, und doch war sie hergebracht, überdem das Befassen mit Handelsverhältnissen bedenklich, so schwieg man darüber; und selbst das preußische Landrecht sagt nur im Vorbeigehen, die Mäkler sollen die Börse besuchen. Die Polizei sah, wo Börsen waren, wohl, daß sie dabei die Kaufleute machen lassen müsse, und wenn sie Börsen machen wollte, wo keine Kaufleute waren, daß sie damit nicht zu Stande kam. So hat v. Berg, der doch so vieles in seinem Handbuch der Polizei hat, von der Börse nichts als den Namen. In der Statswirthschaftslehre sollte am wenigsten das Börsenwesen fehlen; aber es war bei keiner ihrer Streitfragen namentlich betheiligt; so blieb es im Dunkel. B ü s c h läßt es in seiner Darstellung der Handlung unerörtert *).

Alt ist die Anstalt, dieses deutet schon ihr Name an, und das Mittelalter hat sie uns erweislich gegeben. Die Öffentlichkeit der Handelsgeschäfte, der Zusammenfluß der verschiedenartigsten Geldsorten auf den großen Märkten, und der Nutzen, den allgemeinen Preis für Geld und Waren, Schiff- und Landfracht zu wissen, die Nothwendigkeit dieser Kentniß für die Entscheidungen des Handelsrichters (Hansgrafen) auf der Stelle, werden hierauf, wie auf die gleichfalls früh erscheinenden Mäkler geführt haben. Die jetzige Gestalt der Börse hat sich aus dem Gange und den Erfodernissen des Groshandels und des kaufmännischen Briefwechsels entwickelt. Wenn sich der Verkehr eines Orts auf seine anwesende Kaufleute beschränkte, so bedürfte es der Börse gar nicht, weil man durch die Mäkler und eigene Nachfrage die Durchschnittspreise von jedem Tage wol erfahren, und von der Vergangenheit aus dem Vergleich mehrer Verrechnungen wol nachweisen könnte; wie man es wirklich thut, wenn man keine Börse hat. Aber nehmen auswärtige Kaufleute an dem Verkehr eines Ortes Theil, so würde es nicht ohne Bedenken seyn, wenn sie sich auf die bloßen Preisangaben ihrer dortigen Korrespondenten verlassen sollten, und für diese würde es oft an Zeit fehlen, die Nachrichten vor dem Postabgange zu sammeln. Alles dieses wird vermieden, wenn die Kaufleute zu einer gegebenen Stunde die Durchschnittspreise öffentlich erklären. Das Verfahren dabei pflegt desto einfacher zu seyn, je größer die Börse. Gewöhnlich läßt man dort die Kurse von einem Kaufmann machen, zu welchem man allgemeines Vertrauen hat. Sonst treten die Mäkler unter mehr oder weniger Polizeiaufsicht zusammen, ziehen die Durchschnittspreise, wozu sie gekauft und verkauft haben; und daraus wird der allgemeine Preis gebildet. Die Course werden auf der Börse angeschlagen und von den Kaufleuten in gedruckte Courszettel eingetragen, welche sodann in die Briefe an ihre Korrespondenten mit kurzen Bemerkungen, z. B. von Wechseln Paris 26 Sch. ohne Nachfrage, London 37 Sch. 4 Pf. begehrt, Wien 148 Thlr. flau eingelegt werden. Am Schluß steht das Diskonto. Den Courszetteln von Waren fügt sich der Schiffslohn, und die Versicherungsprämie bei. Diese Courszettel erleichtern aber nicht blos den Auswärtigen das sogenannte Spekuliren auf den Platz, sondern sie dienen auch zu Anhaltspunkten für richterliche Entscheidungen, wenn Vergütungen und Schadenersatz zu bestimmen ist. Sie lassen ihrer Natur nach einen Spielraum zwischen ihrer Preisanzeige und den Preisen, wozu die einzelen Geschäfte abgeschlossen worden. Es sind zwar hin und wieder Vorschriften über das Courshalten gegeben; sie dürften aber der Natur des Handels widerstreben (s. Agiotage). Eben so wenig scheint sich die Vorschrift zu empfehlen, daß die Kaufleute unter sich auf der Börse keine Geschäfte abschließen, sondern dazu Mäkler gebrauchen sollen, welche sodann in einem geschlossenen Kreise stille Umfrage zu halten pflegen. Eine andre Frage ist, wer auf der Börse Geschäfte machen darf? ohne Zweifel die sämtlichen Kaufleute des Ortes, also Niemand, welchem das Handelsrecht genommen ist, keine Banqueroutiers. Aber wer auf der Börse erscheinen darf, und nicht dahin komt, setzt sich in den Verdacht des Nichtdürfens; und so heißt in der kaufmännischen Sprache: nicht auf die Börse kommen, soviel als auf dem Banqueroute stehen. Neben den Kaufleuten dürfen und müssen die Mäkler auf die Börse kommen, um die Course zu Buch zu nehmen, wenn es auch besondere Börsenmäkler gibt. Ferner ist es der natürlichste Ort um Schiffsversicherungen und Frachten zu suchen und zu übernehmen. Überhaupt pflegt der Zutritt im Allgemeinen nicht beschränkter zu seyn, als bei jeder andern öffentlichen Zusammenkunft, und der Aufwärter über diese allgemeine Zulässigkeit zu entscheiden. Die weitere Ordnung handhaben Börsenvorsteher. Der Ort der Zusammenkunft hat mit ihr gleichen Namen. Er ist noch jetzt zu London ein freier Platz mit Säulengängen umgeben. Er war gleichfalls zu Hamburg nur mit steinernem Bollwerk und Geländer versehen, bevor unter Leitung der Altermänner (Rathsherren, woraus die Börsenalten entstanden) aus freiwilligen Beiträgen des Handelsstandes das Börsengebäude (1583) vollführt ward. Die Börsentage sind sich gleich: alle Tage mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, nur werden die jüdischen Feiertage bald berücksichtigt und bald nicht. Die Börsenstunden sind in den verschiedenen Städten verschieden bestimt, und richten sich nach der Arbeitszeit und den Posten, wenn sich die Arbeitszeit und die Posten nicht nach ihnen richten. Die Versamlung ist in der That freiwillig gezwungen.

*) E r s c h hat in seinem Handbuch der Literatur nur einen einzigen Schriftsteller darüber nachzuweisen vermocht: C i b b i n i's Untersuchungen über die Bestimmung einer Börse 2c. Wien 1818.

weil Niemand zu erscheinen befiehlt, und doch Niemand ausbleiben darf, der auswärtige Korrespondenz hat, oder die Handelsconjunkturen benutzen will. Für die erstern mag es genügen einen Handlungsdiener hinzusenden, die letztern erfodern aber die Herren selbst; und da sie großentheils von politischen Ereignissen abhängen, so ist die Börse desto besuchter, je mehr Erwartung die Umstände erregen. Man macht übrigens nicht bloß, sondern man bespricht auch die Geschäfte, wenn dieses eine sichtbare oder unsichtbare Polizei nicht verhindert, und wenn sie überhaupt auf mehr als auf die Marktlügen, mit den Griechen zu reden, oder auf falsche Briefe und Zeitungen zur Coursbestimmung (s. Agiotage) gerichtet ist, wider welche die Gerichte mit strengern Strafgesetzen zu genügen scheinen. Man könnte die Börsen die Sittengerichte der Kaufleute nennen, weil sich hier die Achtung ausspricht, worin ein Jeder steht, und die sich nach dem Erfolge beweiset, womit er arbeitet, oder zu arbeiten scheint. Wer die Börsen aber die Gerichtshöfe der Statsverwaltungen nennte, möchte auch nicht unrecht haben, da sie den Geldwerth aussprechen, worin die Statsschuldscheine für sich und zu einander stehen. Wie dem sey, die Regirungen beeifern sich den Börsen die Nachrichten mitzutheilen, welche auf den Kurs günstig einwirken können; und, wenn es sonst nicht gehindert wird, so werden auf der Börse alle Nachrichten bekant gemacht, welche auf den Kurs guten oder bösen Einfluß haben. Werden die bösen Nachrichten verheimlicht, so vergrößern sich häufig die öffentlichen Verluste noch durch die Privatverluste.

Aus allen diesen möchten sich folgende Lehren ergeben. Die Börsen sind für Wechselplätze unentbehrlich, und bleiben am besten sich selbst überlassen, so lange sie klaglos sich forttreiben. Sie bedürfen als öffentliche Zusammenkünfte der Genehmigung des Stats, aber vertragen ihrer Natur nach keine Leitung desselben. Was für sie besonders geschehn kann, beschränkt sich auf die Anordnung, daß die Posten wo möglich vor den Börsenstunden ankommen, und nach ihnen, etwa nach zweistündiger Frist, abgehen; und auf die unverzügliche Mittheilung von Handelsnachrichten. (*v. Bosse.*)

BÖRSTEL, Pfarrdorf am Hahnenmoor in dem Amte Fürstenau der hannöverischen Prov. Osnabrück, 1½ Meile von Fürstenau; es hat außer dem Kloster und den kirchlichen und Schulgebäuden nur 8 Häus. und 125 Einwohner. Das hiesige freiweltliche Stift, welches mit 1 Äbtissin, 1 Seniorin, 4 luth. und 2 kath. Fräulein besetzt ist, wurde bei der Reformation aus dem 1246 gestifteten Cisterzienser Nonnenkloster gebildet, und wurde während der westfälischen Periode 1810 aufgehoben, seit 1814 aber wieder hergestellt (*Hassel.*)

BÖSCHENSTEIN *) (Johann), ein verdienstvoller Lehrer und Restaurator der hebräischen Literatur, geboren 1472 in der schwäbischen Reichsstadt Eßlingen. Irrig haben ihn Mehre für einen gebornen Juden ausgegeben; ein gewöhnlicher Vorwurf, den man in jenem Zeitalter denjenigen machte, welche die hebräische Sprache kultivirten. Sein Vater war ein Christ aus Stain am Rhein bei Konstanz. Frühe bestimmte er sich für das Studium der Theologie, wurde zuerst vom Mose Moellin aus Weissenburg (vermuthlich einem Juden) im Hebräischen unterrichtet, verdankte aber das meiste den Schriften Reuchlins, dessen Schüler er deswegen heißt, und dem Umgange mit gelehrten Juden, die er wißbegierig aufsuchte. Er selbst fing 1498 an, in der hebräischen Sprache Privatunterricht zu geben, war seit 1505 der erste öffentliche Lehrer hebrayscher Zungen, wie er sich selbst nannte, auf der hohen Schule zu Ingolstadt, und hatte unter andern den bekannten Dr. Joh. Eck, bei dem er wohnte, zum Schüler. Von Ingolstadt kam er 1514 nach Augsburg, gab daselbst Unterricht in der hebräischen Sprache und im Rechnen, und schrieb zum Behuf seiner Lehrstunden ein sogenanntes **Elementale introductorium in hebraeas literas, teutonice et hebraice legendas. Augustae ex officina Erhardi Oeglin mense Majo Anno MDXIIII. 4.** (sein erstes Buch, 3 Bogen stark), und Ain New geordnet Rechenbüchlin mit den zyffern den angehenden schülern zu nutz. Augsb. durch Erh. öglin 1514. 4. **). Vermuthlich auf Luthers Empfehlung, der 1518 in Augsburg war, kam er in diesem Jahre als Professor der hebräischen Sprache nach Wittenberg, und schrieb zum Behuf seiner Vorlesungen eine hebräische Sprachlehre, die er dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen zueignete, unter dem Titel: **Hebraicae grammaticae institutiones. Vuittenburgii 1518. 4.** 4 Bogen; eine neue Ausgabe erschien 1521 zu Kölln in 4.; die Vorrede ist von Melanthon, der sich des Verfassers Schüler nent. Schon im Januar 1519 verließ Böschenstein, wahrscheinlich wegen geringen Gehalts, Wittenberg wieder, ging mit Melanthons Empfehlung nach Nürnberg, und besorgte noch im nämlichen Jahre in Augsburg eine Ausgabe von Kimchi's hebräischer Grammatik. Von Augsburg kam er im December 1521 als Professor der hebräischen Sprache nach Heidelberg, blieb aber, wegen der geringen Besoldung, indem er halbjährig nicht mehr als 30 Gulden bekam, nur 7 Monate daselbst, lehrte 1522 zu Antwerpen, und befand sich nicht lange nachher einige Zeit in Zürich, wo er den Reformator Zwingli im Hebräischen unterrichtete, der diese Sprache gar bald zur Auslegung des alten Testaments anwandte. Noch einmal kam er nach Nürnberg, wo er auf dem Egidier Gymnasium gelehrt haben soll, und dann wieder nach Augsburg, wo er viele Freunde und Wohlthäter hatte. Hier ließ er mehres drucken, u. a. eine Übersetzung des Gebets Salomonis ***) und des

*) Es gibt wol wenige Gelehrte, deren Name so verschieden geschrieben wird. In den Schriften seiner Zeitgenossen heißt er: Böschenstain, Wösenstein, Beschenstein, Weschenstain, Bossenstein, Büchsenstein, Paschenstain, Petschenstein, Bossosthenius, Wesentinus.

) Auf dem Titel ist ein Holzschnitt, auf welchem zwei Weibspersonen abgebildet sind, die auf einer schwarzen Tafel nach Zahlen rechnen. *) Der vollständige Titel heißt: Psalter des königlichen prophetten, Davids, geteutscht nach wahrhafftigem text der Hebraischen Zunge, nebst dem Gebete Salomonis am driten Buch der Kunig, geteutscht von Wort zu Wort, nach dem hebraischen Text, durch J. Böschenstain. Augsburg 1523. 8. Die Übersetzung des Psalters ist von Kaspar Ammon; Böschenstein, dem

königlichen Propheten Davids sieben Bußpsalmen. „Aus der hebräischen Warhait in teutsch gar nahent Wort vmb Wort vertolmetscht, mit sampt dem Gebet Isaie am 12. und Danielis 9 für die Sünd des Volks. 1536. 8½ Bogen. Von seinen letzten Schicksalen weiß man nicht viel mehr, als daß er, von einem widrigen Geschicke umhergetrieben, als Privatmann, mehre 60 Jahre alt, gestorben sey. Wenn die Vermuthung Baumgartens gegründet wäre, die derselbe in seinen Nachrichten von merkw. Büchern Bd. 3, 118. bei Gelegenheit eines Buches von Böschenstein äußert, daß unter dem Titel Introductio utilissima hebraice discere cupientibus noch 1539 zu Kölln gedruckt wurde; so hätte er sich zuletzt noch nach Kölln gewendet, und sich daselbst feierlich zur römischen Kirche bekant. Böschenstein war, nach Reuchlin, ein Hauptbeförderer des hebräischen Sprachstudiums in Teutschland, und zu seinen vielen Schülern gehören, außer den schon genannten, auch Luther, Dr Matth. Adrianus, Joh. Vögelin, A. Osiander, die Cäsare von Forchheim, Vater und Sohn rc. Melanthon nent ihn egregie doctum in hebraicis, ferner bonum virum, und was Luther von ihm gehalten, findet man in der Samlung seiner Briefe (Luth. Epp. T. I. f. 84 und 85. und fol. 102. b.). Manche ungünstige Nachrichten von ihm findet man in J. G. Olearii scrinio antiquario p 41. 42. 53 — 56, und Sebast. Münster, der ihn unter die getauften Juden zählt, sagt von ihm: qui levato multo aere a discipulis nihil docuit, vgl. *Wolf.* bibl. ebr. T. IV. 277. 840. Alle Schriften Böschenstein's sind rar, und einige höchst selten. Er ist auch Verfasser des bekannten Kirchenliedes: da Jesus an dem Kreuze stund rc, welches Vinc. Schmuck verbesserte †). Böschenstein hatte einen Sohn Abraham, der 1530 als Schulhalter in Nördlingen, bei Jobst Gutknecht in Nürnberg: Eyn kurz begriffenes Rechenbüchlein mit den Zyffern rc. in 8. drucken ließ, in dessen Vorrede er meldet, daß sein Vater auch dergleichen „in den truck mitgetevlt" habe, er aber, nachdem alle Exemplare auch der dritten Auflage sich vergriffen, dies Rechenbüchlein seinem Vater zu ewigen Gedächtniß drucken lassen ††). (*Baur.*)

Böschung, s. Mauer.

Böse, s. Gut.

BÖSE (Mag. Johann Georg), geboren zu Oschatz 1662, wurde 1690 Diaconus zu Sorau, einer dem Grafen von Promnitz gehörenden Stadt in der Niederlausitz. Als solcher reizte er den Unwillen seiner Amtsbrüder durch Verbreitung mancher von dem strengen kirchlichen Lehrbegriff abweichender Meinungen, die größtentheils im Geiste des damals viel besprochenen und hart bestrittenen Pietismus waren. Er verachtete und verwarf die Beichte, empfahl gemeinschaftliche Andachtsübungen in den Häusern, erklärte sich für die Lehre von dem tausendjährigen Reich oder den sogenannten Chiliasmus u. s. f. Was aber mehr, als jene Ansichten und Meinungen, die er mit so vielen Zeitgenossen theilte, seinen Namen bekant gemacht hat, war die von ihm zuerst mit aller Schärfe und Bestimtheit ausgesprochene Lehre, daß Gott den sündigenden Menschen einen gewissen Zeitpunkt zur Besserung festgesetzt habe, nach dessen Verlauf der verstockt Gebliebene keine Begnadigung oder Vergebung der Sünden mehr erlange. Er behauptete dieß in einer Schrift unter dem Titel: Terminus peremtorius salutis humanae, das ist, die von Gott in seinem geheimen Rath gesetzte Gnadenzeit, worin der Mensch, so er sich bekehret, kann selig werden, nach deren Verfließung aber hernach keine Frist mehr gegeben wird, aus heiliger Schrift und bewährter Theologorum Zeugniß vorgestellt. 1698. Neue Auflage 1701. Die Geistlichkeit des Sorauer Gebiets wurde dadurch bewogen, eine Vorstellung bei ihrem Landesherrn einzureichen, worin sie, unter dem Vorgeben, daß sie bei allen ihren Nachbarn in den Ruf der Irrlehre und Ketzerei gekommen sey, auf eine strenge Untersuchung der Lehre ihrer einzelen Mitglieder antrug, was, ohne ihn zu nennen, allein auf Böse abgesehn war. Er wurde darauf im Jahr 1698 einige Mal vor dem Konsistorium zu Sorau vernommen, und, nachdem man die Gutachten einiger theologischen Fakultäten eingeholt hatte, angewiesen, bei Vermeidung der Suspension Nichts dem kirchlichen Lehrbegriff entgegen zu lehren. Er schien jedoch keineswegs gesonnen, insbesondere das Dogma von der peremtorischen Frist (Terminus peremtorius) aufzugeben, starb aber nicht lange nachher am 8. Februar 1700. In seiner Krankheit versprach er seinem Kollegen, dem sorauischen Superintendenten Lucius, künftig bei dem orthodoxen Lehrbegriff zu bleiben. So viel sich aus den ihn betreffenden Nachrichten in der unten anzuführenden Schrift von Magnus urtheilen läßt, war er ein Mann von heftigem Charakter, der sich in seinem Amte oft zu einem unüberlegten Eifer hinreißen ließ. Der von ihm angeregte theologische Streit, welcher den Namen des terministischen erhielt, wurde am lebhaftesten nach seinem Tode, als sich der berühmte Rechenberg, erster Professor der Theologie zu Leipzig, in einer am 20. April 1700 gehaltenen Dissertation de gratiae revocatricis Termino, geradezu für Böse's Lehre erklärte, für welche er schon im Jahr vorher, nicht lange vor Böse's Tode, im Verein mit seinem Kollegen Johann Olearius, ein günstiges Responsum der theologischen Fakultät zu Leipzig abgegeben hatte, obgleich die theologischen Fakultäten zu Wittenberg, Rostock und selbst die zu Leipzig in einem frühern Gutachten*) diese Lehre verworfen hatten. Ein solcher Schritt

---

sie Ammon dedicirte, hat sie nur herausgegeben, und das Gebet Salomonis beigefügt. S. von diesem seltenen Buche Baumgartens Nachrichten von einer hall. Bibl. Bd. 2. 387. *Freitag* analect. lit. 723. a *Seelen* select. lit. 732. *Vogt* catal. libr. rar. und Panzer's Gesch. der augsb. Bibelausgaben. †) Ge. Serpilii hist. Untersuchung des Auctoris von dem Liede: da Jesus rc. Joh. Böschenst. Regensb. 1720. 8. ††) Vgl. Bruder's Ehrentempel der teutschen Gel. 54. Ebend. Miscell. hist. lit. 359. Köhler's Beiträge zur Ergänz. der teutsch. Lit. und Kunstg. 2 Th. 1 — 23., vgl. mit den Zusätzen in der allgemeinen Lit. Ztg. 1794. No. 129. *Mederer* Annal. ingolst. P. I. 18. 92. *Clement.* bibl. cur. T. IV. Hummel's neue Bibl. von selt. Büch. 1. Bd. 415. Strobel's Miscell. 2 Saml. 64. Mensel's hist. lit. bibl. Magaz. 1. St. 108 ff. Zapf's augsburg. Buchdruckergesch. Will und Nopitsch nürnb. Gel. Lex. Kobolt baier. Gel. Lex.

*) Dieses frühere am 8. Juli 1698 ausgestellte Gutachten war unter vorzüglicher Mitwirkung der Theologen Lehmann und Joh. Benedikt Carpzov verfaßt worden, deren bald darauf er-

des angesehnen Theologen erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und veranlaßte eine große Menge Streitschriften, so wol für, als mehr noch wider die gedachte Lehre. Am lebhaftesten stritt dagegen Rechenberg's Kollege, der berühmte Professor Ittig zu Leipzig; außerdem Edzardi zu Hamburg, Schelwig zu Danzig, von Krakewitz zu Rostock, und seit dem Jahr 1703 auch der berühmte Fecht, ebenfalls zu Rostock, viele minder ausgezeichnete Männer nicht zu erwähnen. Die theologische Fakultät zu Wittenberg war von Anfang eine Hauptgegnerin der peremtorischen Frist; alle ihre Mitglieder, Deutschmann, Hanneken, Kaspar Löscher und Johann Georg Neumann, schrieben dagegen, der letztere am eifrigsten und anhaltendsten. Wider so viele Angriffe vertheidigte sich der unermüdete Rechenberg großentheils allein in zahlreichen Flugschriften; an seiner Seite stritten fast nur anonyme, oder doch weniger bekannte Männer. Die theologische Fakultät zu Halle, bekanntlich eine Anhängerin Spener's, den viele als den Urheber des ganzen Streites betrachteten, weil er den Ausdruck Terminus peremtorius zuerst gebraucht haben sollte, war nicht geneigt, sich zur Vertheidigerin Böse's aufzuwerfen, obwol dieser sich auf ihre Zustimmung berufen und die Worte cum Censura Facultatis Theologicae Halensis auf den Titel seiner Schrift gesetzt hatte. Die lebhafteste Periode des ganzen Streites fällt in die Jahre 1700 bis 1703; zwischen Rechenberg und Ittig währte der Schriftenwechsel bis 1709 und würde vermuthlich noch länger angehalten haben, wenn Ittig nicht im folgenden Jahr 1710 gestorben wäre. Das Resultat dieses Streites ist insofern als ungünstig für Böse und Rechenberg zu betrachten, als die von ihnen verfochtene Lehre nicht in den protestantischen Lehrbegriff aufgenommen worden ist, indem die entgegenstehende Behauptung, wonach die göttliche Gnade dem Sünder bis ans Ende seines Lebens offen bleibt, von der Mehrzahl und von den angesehenern Theologen vertheidigt wurde; Mehre haben aber auch den streitigen Punkt als problematisch betrachtet, und Nichts darüber entscheiden wollen. In psychologischer und moralischer Hinsicht ist nicht zu läugnen, daß durch diese Lehre von der peremtorischen Gnadenfrist einer sündlichen Sicherheit sehr entgegengearbeitet wird, auf der andern Seite aber können, wie es die Erfahrung gelehrt hat, ängstliche Gemüther dadurch leicht zu einer gänzlichen Muthlosigkeit und selbst zur Verzweiflung geführt werden **). (*Rese.*)

Bösenmeers Archipel, s. Niedrige Inseln.

folgter Tod der leipziger theologischen Fakultät eine andere Gestalt gab. **) S. über Böse selbst: historische Beschreibung der Hochreichsgräflichen Promnitzschen Residenzstadt Sorau von Joh. Samuel Magno (Leipzig 1710. 4.) S. 276 fgg. Grosser's lausitzische Merkwürdigkeiten. Jöcher's Gel. Lexicon. Conradi's Kirchen-, Prediger- und Schulgeschichte der Herrschaften Sorau und Triebel, herausgeg. von J. G. Worbs (Sorau 1803), S. 31 ff. — Über den terministischen Streit s. Walch's Einleitung in die vornehmsten Religionsstreitigkeiten, Th. II. Kap. 5. §. 10. (Heinsiu's) unparteiische Kirchenhistorie. Zweiter Theil (Jena 1735. 4.) S. 827 — 834. *Schubert* institut. Theol. polem. Pars IV. (Jena 1758. 8.) pag. 671 fg. und mehre andre Systeme der Polemik und Kirchengeschichten des achtzehnten Jahrhunderts.

BÖSIG (Pösig), 2 isolirte Basaltberge, auf deren einem ehemals ein Schloß und Benediktiner-Kloster gestanden, in Böhmen, im Bunzlauer Kr., die in weiter Ferne sich in der Ebne auszeichnen, mit einem Pfarrdorfe gleiches Namens, zur Herrschaft Hünerwasser gehörig. (*André.*)

BÖSINGFELD, Marktflecken in dem Lippe-Detmoldischen Amte Sternberg, liegt mitten in einer Waldgegend, 1½ Meilen von Detmold, ist offen, ganz auf westfälische Art gebaut, und besitzt außer den Kirchen und Schulgebäuden 139 Häus. und 834 ref. Einw., die Akkerbau und Viehzucht zu ihrem Hauptgewerbe machen, nebenbei auch einige bürgerliche Gewerbe und Garnspinnerei treiben und 3 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BOETHIUS (Anicius Manlius Torquatus Severinus), der römische Statsmann und Philosoph. Die Erzählung von dem Leben dieses Mannes macht bei neueren Geschichtschreibern und Biographen, welche die Armuth an Nachrichten durch künstliche Kombinationen zu ersetzen suchten, eine Reihe unbegründeter Vermuthungen aus, welche zu beseitigen der Kritik um so schwerer fallen muß, jemehr eine lang erhaltene Tradition durch die sich anschließende fromme Verehrung, welche den heidnischen Philosophen zum christlichen Märtyrer werden ließ, an Giltigkeit zu gewinnen pflegt. Wir wollen die Resultate einer kritischen Untersuchung der Quellen hier in gedrängter Folge darstellen.

Den Namen Boethius finden wir auf Inschriften und bei Procopius auch nach anderer Schreibart, als: Boetius, *Βοέτιος* [1]). Die Geschlechts- und Vornamen wurden aus den Handschriften der vorhandenen Werke genommen; doch fehlt in Vielen der Name Torquatus. Ohne Grund fügte man noch den Namen Flavius bei [2]), wie man sich bei Erklärung des Namens Severinus in wunderlichen Meinungen verlor [3]). Was als Nachricht von den früheren Vorfahren des Boethius erzählt wird, kann nur als unsichere Muthmaßung gelten; doch war das Geschlecht der Anicier durch verdienstvolle Männer ausgezeichnet. Die Zeit der Geburt des Boethius läßt sich mit Wahrscheinlichkeit zwischen den Jahren 470 bis 475, nicht aber im Jahre 455 annehmen. Der Vater war Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius, welcher im Jahr 487 die Konsulwürde bekleidete [4]), so wie der Großvater wahrscheinlich der Präfektus Prätorii Flavius Boethius gewesen ist, welcher auf Befehl des Kaisers Valentianus III. im Jahre 454 hingerichtet wurde [5]). Diese Familie, deren Glieder seit längerer Zeit die ersten Stats- und Ehrenstellen inne hatten, gehörte zu den reichsten [6]) und berühmtesten jener Zeit [7]). Früh verlor Boethius durch den Tod seinen Vater [8]), und wurde der Sorge und Leitung zweier angesehener Männer (principes civitatis) anvertraut, unter welchen man Festus und Symmachus verstehen kann [9]). Der Aufenthalt, wel-

1) *Procop* de bello goth. l. 1. *Sirmond* ad Ennodium p. 30. *Hagenbuch* de diptycho brixiano p. 101. 2) *Hagenbuch* p. 85. 3) *Murmellii* Prolegom. in libr. de cons. p. 903. Bertius in der Biographie. 4) *Hagenbuch*. p. 98. 5) *Cassiodori* Chron. p. 628. edit. Francof. p. 49. edit. Lugd. Victor Tununensis ad a. 454. *Hagenbuch* p. 32. 82. 105. 6) *Ennodius* Epist. VIII. 1. p. 223. 7) p. 222. 8) Consolat. philos. II. p. 28. edid. a. 1656. 9) Vallinus zur angef. Stelle der Cons. phil. p. 31.

chen die Biographen dem Boethius in Athen, und zwar auf 18 Jahr anweisen, an sich schon bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft in Athen unwahrscheinlich, beruht auf der Fiction des im 13. Jahrh. lebenden Verfassers der untergeschobenen Schrift de disciplina scholarium, wurde aber so genau bestätigt, daß man Photius als Lehrer nannte. Boethius gelangte nie nach Athen. Dies bezeugt Theodorichs Brief bei Cassiodorus [10]). Er widmete sich zu Rom den Studien der Philosophie, Mathematik und Poesie; seine Lehrer und Vorbilder waren Plato, Aristoteles und Euklides, deren Werke er, wie die Schriften des Pythagoras, Ptolemäus, Archimedes, Nikomachus, ins Lateinische übersetzte und zum Theil kommentirte [11]). Überschwengliches Lob einer früh erworbenen ausgezeichneten Gelehrsamkeit ertheilen ihm außer Cassiodorus, auch Ennodius [12]), Procopius [13]). Boethius erhielt, wahrscheinlich vor dem 25. Jahre, das Patriciat [14]), und erwarb sich durch die seinen edeln Charakter anerkennende Achtung den frühen Zutritt zu den ersten Stellen des Stats [15]). Im Jahr 508 oder 510 war er Konsul; doch nur in diesem Jahre, nicht dreimal, wie die Meisten [16]) annehmen [17]). Daß er Magister officiorum gewesen sey, besagen nur die fabelhaften Excerpta de Constantio an Gronovs Ausg. des Ammian. Marc. p. 723, und die Überschriften einiger Handschriften; er selbst spricht unbestimt von einem Statsamte, bei dessen Übernahme er den schlechtgesinnten Decoratus zum Kollegen gehabt habe [18]). Procopius nent ihn nun als Konsul und als Princeps senatus. Leich [19]) macht ihn zum Praefectus praetorii. Der Ort seines Aufenthaltes blieb Rom. Zur Gattin soll Boethius zuerst eine Sicilianerin von ausgezeichneter Bildung, Elpis oder Helpis, gewählt haben, und diese die Verfasserin von zwei zum Lobe der Apostel Petrus und Paulus gedichteten Hymnen [20]) gewesen seyn. Ob diese Hymnen von einer Dichterin Elpis herrühren, mag dahingestellt bleiben; daß Boethius dieser als Gattin sich verbunden habe, ist bloße Erdichtung. Das Epitaphium, welches ehemals in der Peterskirche zu Rom, dann in Pavia gestanden haben soll, findet sich wenigstens (nach Tiraboschi's Zeugniß) nicht zu Pavia, und enthält weder des Boethius Namen, noch sonst eine Hindeutung auf ihn. Damit aber dieser Fabel nicht die nähere Bestimmung mangele, ließ Vallinus die sicilianische Elpis zur Tochter des Konsularen Festus werden, und Bertius gab ihr den T. Annius Placitus zum Vater, und zu Söhnen den Patricius und Hypatius, welche doch schon im Jahr 500 Konsuln, und zwar [21]) griechische Konsuln waren. Einige ließen Elpis sogar mit Boethius ins Exil wandern, obgleich die Grabschrift eines die Gattin überlebenden Ehemannes erwähnt. Wirklich ehelichte Boethius des Konsularen Symmachus Tochter Rusticiana [22]), und erzeugte mit ihr zwei Söhne Q. Aur. Anicius Symmachus und Anicius Manlius Severinus Boethius, welche als Jünglinge schon zu Konsuln ernant wurden [23]), wahrscheinlich im Jahr 522 [24]). Ohne Grund nahm Bertius hiezu das Jahr 500, in welchem Theodorich zuerst nach Rom kam. Theodorich würdigte die Gelehrsamkeit des allgemein verehrten Mannes durch auszeichnende Achtung, und schenkte ihm ein vorzügliches Vertrauen. Ob Boethius, entweder im Jahr 500 oder 522, als Theodorich seinen Sitz nach Rom verlegte, die Huldigung des Volks in einer Rede ausgesprochen und den König zur Bestätigung der Rechte des Senats und zur Ertheilung von Privilegien an die Stadt Rom vermocht habe, beruht auf einer Kombination dessen, was im Jahr 500 durch Theodorich geschah und jener Stelle der Consolatio [25]), in welcher einer Rede des B. Erwähnung geschieht. Weil aber für diese das Jahr 522 angenommen werden muß, fällt die Möglichkeit der Beziehung auf frühere Thatsachen von selbst hinweg. Die Verdienste, welche sich Boethius in seinen Ämtern und als Freund des Vaterlandes und der Freiheit bei einem offenen Vertrauen des Königs erwarb, mögen immer hoch angeschlagen werden. Er selbst erzählt in einer Sprache, welche die Wahrheit eines redlichen Bewußtseyns kund werden läßt, von dem rastlosen Eifer, mit welchem er das Recht gehandhabt, den Bedrückungen der Machthaber, und namentlich der Ungerechtigkeit des Conigastus und des Haushofmeisters Triguilla, entgegnet habe, und wie er durch unbefangenen Widerstand den geldgierigen Höflingen verhaßt geworden sey. Vielfach war seine Thätigkeit wie im Politischen, so in wissenschaftlichen Studien; selbst während des Konsulats arbeitete er den Kommentar zu Aristotelis Praedicamenta aus. Er übersetzte und erläuterte, nach seiner eigenen Angabe, alle Schriften des Aristoteles, nach Cassiodorus die Schriften des Euklides und Nicomachus; auch die Werke Platos behandelte er auf gleiche Weise, war Kenner der Mathematik, Mechanik und Musik, über welche er theoretische Werke verfaßte. Der Antheil aber, welchen er als Vertheidiger des katholischen Glaubens an den Streitigkeiten jener Zeit genommen haben soll, und daß er mit Heftigkeit und Unklugheit gegen die Arianer aufgetreten sey, was die Geschichtschreiber der Kirche bis ins Einzele verfolgen, komt weiter nicht in Rücksicht, wenn wir mit Beweisen behaupten, Boethius, von welchem wir bisher erzählten, sey niemals Christ gewesen, sondern als heidnischer Philosoph gestorben. Wir können hier nicht den Ursprung dieser Meinung oder Tradition weiter verfolgen, sondern nur angeben, daß dieselbe durch eine beigeschriebene Bemerkung in einer Handschrift der Consolatio zu Pavia für neuere Zeit scheinbare Bestätigung erhalten hatte [26]). So aber erzählt man, Boethius habe entweder, um sich vor Theodorichs Verfolgungen zu sichern, mit dem Hofe zu Konstantinopel verrätherische Verbindungen angeknüpft, oder im Verein mit dem römischen Bischof Johannes den Kaiser Justinus,

10) I, 45. 11) Cassiodor. a. a. O. 12) Epist. VIII, 1. 26. VII, 13. 13) Histor. Goth. I, 1. 14) Consol. phil. p. 28. *Ennodii* Paraenes. didasc. p. 445. 15) *Ennod.* Epist. VII, 13. 16) *Baron.* Annal. Eccles. a 522. 17) Hagenbuch a. a. O. p. 81. 18) Cons. ph. p. 56. 19) de diptychis p. 27. 20) *Jos. Mar. Thomasii* hymnarium. 21) Nach *Sirmond.* ad Ennod. VIII, 1. 22) *Procop.* hist. Goth. III, 20. 23) Consol. phil. p. 28 und Vallinus zur Stelle, wonach *Baron.* Annal. a. 526. p. 133. zu berichtigen ist. 24) *Sirmondus* a. a. O. Hagenbuch p. 83. 25) p. 28. 26) *Mabillon.* Mus. Ital. I, p. 221.

welcher bis dahin die Arianer mit Schonung behandelt hatte, im Jahre 524 vermocht, den Arianern alle Kirchen zu entziehen, worauf Theodorich ähnliche Drohungen zur Verfolgung der Katholiken erlassen und an Boethius Rache zu nehmen beschlossen habe. Würde auch zugegeben, der Philosoph Boethius sey katholischer Christ, und Verfasser der gegen die Arianer gerichteten Schriften gewesen, so könnte die Annahme eines heftigen Kezzerhasses mit den bescheidenen und milden Äußerungen am Schlusse der Schrift de persona et natura nicht vereinigt und keineswegs ein giltiger Beweis dafür aufgestellt werden, daß Boethius als Opfer der kirchlichen Verfolgung gefallen sey. Man hat aber nach innern und äußern Gründen, welche hier nicht ausführlich dargelegt werden können, den Verfasser der unter Boethius Namen vorhandenen christlichen Schriften von dem Philosophen Boethius zu unterscheiden. Dieser aber wurde allein wegen politischer Verhältnisse verurtheilt und ermordet. Er selbst nent als einzigen Grund seiner Verdammung seine wachsende Giltigkeit im State und das eifrige Bemühen, die Freiheit und das Ansehen des Senats herzustellen, wodurch er den Höflingen verhaßt und dem König verdächtig wurde. Als nämlich Albinus, ein Senator, wegen eines Majestätsverbrechens angeklagt und die Beschuldigung auf den gesammten Senat übertragen worden war, eilte Boethius nach Verona zu Theodorich, und vertheidigte mit eigener Gefahr die Schuldlosigkeit des Senats. Dies erbitterte seine Feinde, die misgünstigen Höflinge, und es traten Gaudentius, Opilio und Basilius, die ersten beiden selbst zum Exil verdammt, als Ankläger gegen Boethius auf, als habe derselbe aus Ehrgeiz sich zum Verrath seines Fürsten verleiten lassen. Dabei dienten untergeschobene Briefe, in denen von der Hoffnung, die alte römische Freiheit wieder zu gewinnen, die Rede war. Aus einer falsch verstandenen Stelle [27]) zogen Neuere einen zweiten Anklagegrund, die Beschuldigung magischer Künste. Mit dem Selbstbekentniß des B. stimt das Zeugniß des Procopius ein; alles Andre kann nur spätere Entstellung der Sache heißen, wie Paulus Diaconus [28]) und Anastasius [29]) den Befehl zur Hinrichtung d s Boethius mit der Gesandtschaft des Papstes Johannes nach Konstantinopel in ferne oder nähere Beziehung setzen, und den Grund in einer Rache wegen freundlicher Aufnahme der Gesandten zu Konstantinopel oder wegen der durch Johannes verrichteten katholischen Weihung der arianischen Kirchen nachweisen wollen. Ein durch Alter und Glaubwürdigkeit ausreichendes Zeugniß gebricht gänzlich. Boethius wurde seines Vermögens beraubt, seiner Würden entsetzt und ungehört 40 Meilen von Rom verwiesen. Man vermuthet, der Ort der Verbannung sey Ticinum (Pavia) gewesen; Einige (wie Marius im Chronicon) nennen willkürlich Mailand. Während längerer Gefangenschaft schrieb er Consolatio philosophiae; nicht aber auch die Schrift de S. Trinitate, was eine Erdichtung des Verfassers der Schrift de disciplina scholarium ausmacht. Für die Hinrichtung wird mit Wahrscheinlichkeit das Jahr 524 oder 526 angenommen [30]). Vallinus gibt nach der Sage sogar den Tag an als den 23. Okt. 525. Palmerus (im Chronicon) hingegen läßt B. wieder aus dem Exil zurückkehren und vor der Enthauptung noch ein Mal Praefectus praetorii werden. Julius Martianus berichtet von Wundern bei der Hinrichtung, die Excerpta Valesian. p. 723. von grausamer Mishandlung. Boethius soll zu Pavia beerdigt worden seyn. Mabillon nent den neuern Verfasser einer Inschrift Balth. Tachonus [31]). Kaiser Otto III. ließ ein Mausoleum mit einer vom Bischof Gerbert (nachmaligem Papst Silvester III.) verfertigten Grabschrift errichten [32]). Andere Epitaphia finden sich zu Florenz [33]). Das traurige Schicksal der bis zur Bettlerin herabgesunkenen Rusticana erzählt Procopius [34]), welcher auch von der Reue des Königs Theodorich über den Mord des Boethius spricht [35]). Sey es durch Verwechselung und Umdeutung einzeler Thatsachen, oder durch die Sucht Märtyrer zu schaffen, der heidnische Verfasser der Consolatio wurde zum christlichen Heiligen und (seit dem 8. Jahrhundert sagen Einige) zu Pavia, Brescia und a. a. O. als solcher am 23. Oktober verehrt. Um dies mit dem Inhalt jenes Werkes in Einstimmung zu bringen, wurde dasselbe, weil es keine Spur von Christlichem enthält, bald für unecht (von Glareanus), bald für unvollständig (von Bertius) gehalten; Gervaise allegorisirte die in den Buche sprechende Philosophia zum Sohne Gottes. Auf die Art der Darstellung im Vergleich der übrigen Schriften sah Niemand, obgleich der Styl, die Betrachtungsweise, die Grundsätze dahin entscheiden lassen, daß derjenige, welcher die Consolatio, die Kommentare zu Aristoteles und das Werk de Musica schrieb, nicht Verfasser der theologischen Schriften, für welche kein äußeres Zeugnis spricht, seyn könne. Diese Behauptung erwartet ihre besondere Ausführung. Unter den vorhandenen Werken nimt Consolatio philosophiae in 5 Büchern oder 42 Abschnitten die erste Stelle mit Recht ein. Boethius schrieb dies Gespräch zwischen der Philosophie und dem Verfasser in der damals, wie es scheint, beliebten Form, in welcher der prosaischen Darstellung Verse (per satyram) beigemischt sind. Kann auch die Erfindung nicht geistreich, die Darstellung nicht correct und durchaus geschmackvoll heißen, und ist der oft harten und unrömischen Sprache der Stempel späterer Verderbung aufgedrückt; so verdient doch sowol die lebhafte Begeisterung für das Höchste und die Reinheit der Gesinnung, als auch die umfassende Betrachtung der schwierigsten philosophischen Aufgaben, und der hierin erprobte Scharfsinn auszeichnende Anerkennung und Achtung. Einige der eingeschalteten Gedichte haben vorzüglichen Werth; in den prosaischen Gedanken tritt das Spitzfündige zwar oft in glänzenden Ausdrücken hervor, oft ertheilt der schwankende Begriff der Darstellung Dunkelheit, doch bewährt sich im Ganzen vielseitige Bildung und Scharfsinn [36]). Mag man daher dies Werk auch

27) p. 13. 28) Histor. XV. p. 457. 29) Biblioth. in Joanne I.

30) Procop. a. a. O. 31) Mus. ital. p. 218. 32) Poemat. a Pithoeo collect. II. p. 55. 33) Mabillon a. a. O. 34) lib. III. 35) lib. I. p. 142. 36) M. vgl. Censura Boethii de consolatione philos. (von Heyne) Gotting. 1806.

nicht mit Gaddaeus [37]) den Meisterstücken alter griechischer Philosophen zur Seite stellen, kann man es doch für das Beste seiner Zeit erklären. Das erste Buch enthält, außer der Einleitung und der Erzählung der Schicksale des Verfassers, den Trostgrund, daß Gott der Schöpfer der Welt auch mit Weisheit der Regirer sey. Im zweiten Buche stellt die Philosophie dar, wie der Mensch auch im vermeinten Unglücke dennoch viele Güter besitze, und sein wahres Glück im Unvergänglichen zu suchen habe. Auch die edle Ruhmbegierde sey nicht frei von eitelm nichtigen Streben. Das Unglück aber bringe mehr Vortheil als die Begünstigung des Glücks. Im dritten Buche wird der Grundsatz der höchsten Glückseligkeit erörtert, und diese in Gott als dem höchsten Gute nachgewiesen. Dann wird die Frage, ob Gott auch Böses thun könne, verneinend beantwortet. Das vierte Buch tröstet gegen aufsteigende Zweifel durch den Gedanken: der Gute nur ist, von oben her betrachtet, mächtig und glücklich, der Böse schwach und bestraft, ohne alle Glückseligkeit. Auch nach dem Tode trift die Bösen Strafe. Hieran schließt sich die Lehre von der Vorsehung und dem ihr dienenden Schicksale, von dem Verhältnisse der Dinge zu Beiden, und wie bei der Veränderlichkeit der Dinge Alles zum Guten und selbst der Böse zu einem im Irrthum erdachten Guten strebe, und die Vorsehung Alles zum Heile führe. Das fünfte Buch behandelt das Verhältniß des nach Gottes Wissen Nothwendigen und der Freiheit des handelnden Menschen, wo das Resultat sich ergibt: Gott als ein ewiges Wesen, sieht und weiß sowol das Nothwendigerfolgende, wie auch das durch Freiheit bestimmte Zukünftige als ein Gegenwärtiges, und das Geschehende ist an sich frei, obgleich in Beziehung auf das göttliche Wissen nothwendig, und es besteht die Freiheit neben der Nothwendigkeit. Wenn in diesen Ansichten auch eine der platonischen Schule entnommene Grundlage erkant wird, scheint doch der Gedanke von der göttlichen Vorsehung, als unbedingter Erkentniß einer ewigen Gegenwart, wodurch die Freiheit in dem einzeln Geschehenden ungetrübt und gesichert bleibt, neu aufgefaßt und mit Selbständigkeit durchgeführt. Das Christliche wird man nach der hier aufgestellten Ansicht von Boethius nicht weiter in dem Werke vermissen, noch zu grundlosen Hypothesen über die Unvollständigkeit oder Unechtheit des Buches verleitet werden, wol aber sich über den Mangel an Kritik bei den kirchengeschichtlichen Schriftstellern wundern. Keiner der unter Boethius Namen vorhandenen theologischen Schriften kann diesem, nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit, beigelegt werden. Der Aufsatz **quomodo substantiae in eo, quod sint, bonae sint, quum non sint substantialia bona**, darf nicht zu den christlich theologischen Schriften gezählt werden. Die Abhandlungen: **Quo modo trinitas unus deus ac non tres dii**, welche, meistens aus **Augustini lib. de trinitate** entnommen, die durch die Vorrede selbst widerlegte Überschrift **ad Symmachum** führt, **Utrum pater et filius ac spiritus s. de divinitate substantialiter praedicentur, De unitate et uno** werden dem Boethius nur durch den beigefügten Namen und durch späte Citate aus dem 12. Jahrhundert zugesprochen, obgleich die Darstellungsweise und Sprache und andere Gründe erweisen, daß sie, möge ihr Verfasser den Namen Boethius oder einen andern geführt haben, nicht von dem Philosophen herrühren konnten. Eben so ist **brevis fidei christianae complexio** unecht und spätern Ursprungs. Daß Boethius die Schrift **de persona et natura contra Eutychen et Nestorium** und zwar im Jahr 512 verfaßt habe, läßt sich weder in den bisher giltigen Annahmen chronologisch, noch dem Inhalt nach, noch durch irgend eine äußere Auctorität rechtfertigen. Die weitere Ausführung dieses Urtheils muß für eine besondere Darstellung bestimt werden. So kann hier auch nicht vollständig aufgestellt werden, welche philosophische Ansicht dem Boethius eigen gewesen, und in wiefern er selbst als Erläuterer des Aristoteles von seinem Vorbilde abgewichen sey. Zwar könnten wir auf Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie 3 Bd. und Andere, welche, wie Ast, daraus das Ihrige ohne eigene Einsicht in die Schriften des Boethius entlehnt haben, verweisen; allein dort findet sich Irrthum auf Irrthum gehäuft, und man muß staunen, mit welchem Mangel an Kritik bisher auch die Geschichte der Philosophie behandelt worden ist. Abgesehen davon, daß auch nach Tiedemann Boethius ein Philosoph der alexandrinischen Schule und ein Schüler des Proklus heißt, fällt, um nur eines Beispiels zu gedenken; die Angabe „Boethius habe zwischen den Accidenzien und ihren Differenzen ein Mittelding, genant substantielle Qualität, erfunden" als ganz irrig hinweg, da Boethius **in praedicam. Aristol. 1. p. 136.** weder von einem Mittelding zwischen Accidenz und Differenz spricht, noch auch unter **substantialis qualitas** etwas Anderes als wesentliche Beschaffenheit versteht, vielmehr von den Lehrsätzen des Aristoteles in Nichts abweicht. Inwiefern einzele Aussprüche des Boethius zur ersten Grundlage späterer Behauptungen der Scholastiker geworden sind, z. B. der Beweis für Gottes Daseyn in der nothwendigen Voraussetzung eines die Mannigfaltigkeit der Welt zur bestimmten Form ordnenden Wesens, kann nicht mit Gewißheit nachgewiesen werden, wie es überhaupt wünschenswerth scheint, es möchte nach einer sorgfältigen Vergleichung nicht einzeler Stellen, sondern der vollständigen Kommentare zu den Schriften des Aristoteles und Porphyrius das Abweichende und Eigenthümliche des Boethius herausgefunden werden. Unläugbar großes Verdienst erwarb sich Boethius durch die Übertragung der aristotelischen Schriften, welche aufs neue das Studium des Aristoteles anregte und verbreitete. Noch vorhanden sind die Übersetzungen der **Analytica** und der **Elenchi Sophistici**, und Kommentare zu den **Praedicamentis**, zu dem Buche **de interpretatione** in zweifacher Bearbeitung, und außer diesen ein Kommentar zu des **Porphyrius Isagoge in Aristot. Categor.** In der logischen Schrift **de differentiis topicis** wollte B., was er bei Aristoteles und Cicero gefunden hatte, zusammenfassen und weiter ausführen. Die übrigen logischen Schriften sind **Introductio ad categoricos syllogismos; de syllogismo categorico lib. II. de syllogismo hypothetico libr. II. de divisione, de definitione.** Boethius wird als der genant, welcher dem aristotelischen Organon eine eigene Theo-

37) **De scriptor. non eccles. T. I. p. 206.**

rie der hypothetischen Schlüsse beigefügt habe [38]), und mit Recht; denn in dem was Eudemus hierin geleistet hatte, erkannte er selbst (p. 606) einen sehr unvollkommenen Anfang. Die noch vorhandenen mathematischen Schriften sind de arithmetica libri II. und de Geometria libri II. Kästner urtheilt ziemlich vorschnell in der Geschichte der Mathematik erster Bd. S. 8. „Boethius ist, glaube ich, für die mittlern Zeiten der Lehrer der Mathematik gewesen. Viel und was gründliches war von ihm nicht zu lernen." Die Geometrie enthält Lehrsätze des Euklides aus dem 1 — 4. Buche übersetzt und erläutert. Kästner S. 288 sagt hiervon: „was aus dieser Geometrie konnte gelernt werden, ist leicht zu erachten; höchstens Wörter und Sätze; Beweise gar nicht. Eine Geometrie, die weder den Verstand übte, noch in der Anwendung sehr brauchbar war." Wahrscheinlich besitzen wir dieses Werk nur unvollständig. In den fünf Büchern de Musica legt B. die Lehren der pythagoreischen Schule dar. Daß die Schrift de disciplina scholarium nicht von Boethius herrühre, wurde schon früher zugestanden [39]), und als Verfasser bald Iohannes Scotus Erigena, bald Dionysius Carthusianus genant; doch Jakob Thomasius bewies [40]), Thomas Brabantinus, welcher um das Jahr 1250 lebte, sey der Verfasser. Von den übrigen uns verlornen Werken des Boethius kennen wir den Namen nach: Übersetzungen des Plato, Archimedes, Ptolemäus, Nicomachus, eine Vergleichung der platonischen und aristotelischen Philosophie, Hebdomades, über die Quadratur des Zirkels, physikal. Schriften. Man nent Boethius als Urheber der Anordnung der Wissenschaften in Trivium und Quadrivium, nach welchen sich durch Grammatik, Rhetorik, Dialektik als Trivium, durch Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie im Quadrivium zwei Ordnungen der Wissenschaften bilden. Obgleich Boethius diese Eintheilung (de arithmetica) erwähnt, scheint sie doch schon früher festgestellt gewesen zu seyn [41]). (*Hand.*)

BOETHIUS (Boece. Boyce. Boeis.) (Hector), war zu Dundalk in Irland geboren und zu Aberdeen (Aberdon) in Schottland erzogen und unterrichtet worden. Seine Studien setzte er in Paris fort, wo er in nähere Bekantschaft mit Erasmus kam. Im J. 1497 wurde er als Propst und Professor zu Aberdeen angestellt. Seine Studien waren Theologie und Geschichte. Er schrieb eine Geschichte Schottlands in 16 Büchern und reihete erdichtete Erzählungen zu einem romanhaften Ganzen, vorzüglich in den 6 ersten Büchern, so daß alsbald Warner und Gegner auftraten. So warnte schon der Bischof Duglas in seiner Geschichte von Schottland den Polydorus Vergilius vor den Irthümern des Buches, und gegen ihn schrieben Humphreed von Loyd und Buchananus. Er gab vor, seine Nachrichten aus Werken des im 11. Jahrh. lebenden Veremond und des im 13. Jahrh. bekannten Campbell geschöpft zu haben, wohin z. B. gehören, daß Caractaeus (bei Tacitus) ein schottischer König gewesen sey, daß die Silures in Schottland gehauset, daß sich Briefe schottischer Könige an Julius Cäsar vorgefunden haben. Die Darstellung verdient für jene Zeit ein auszeichnendes Lob; denn sie ist einfach und rein. Das Werk wurde 1526 zu Paris durch Badius Ascensius herausgegeben, dann mit einer Fortsetzung der Geschichte in dem 17. 18. und einem Theile des 19. Buches zu Lausanne 1574. Die weitere Folge der Geschichte bis auf Jakob lieferte Ferrerius, ziemlich abweichend von dem Verfahren des Boethius: Scotorum Historia ab illius gentis origine. Paris. 1574 1575. Man besitzt Übersetzungen ins Schottische durch Jos. Bellendem (Edinburg ohne Jahrzahl) ins Englische durch R. Holinshead (Lond. 1587) Außer diesem geschichtlichen Werke schrieb er: Historia episcoporum Aberdonensium Paris. 1522. 4. Catalogus Scotiae regum; de navigationibus; Sermones; Lecturae; Orationes; Epistolae. Ein ehrenvolles Zeugniß ertheilt ihm Paul. Jovius in Elogiis doctor. virorum. 134. p. 278. (*Hand.*)

BOETHUS, ein Bildhauer u. Erzgießer aus Karthago, wird von Plinius 34, 19 auch zu den besten Arbeitern in Silber gezählt. Er habe, ob er es gleich in Silber besser verstanden, aus Erz ein Kind verfertigt, das eine Gans erwürge. Ein vergoldetes, der Aphrodite zu Füßen sitzendes Kind dieses Künstlers im Tempel der Juno Elis wird von Pausanias (V, 17.) angeführt. Cicero (Verr. IV, 14) erwähnt eines Wassergefäßes von der Hand des Boethus, das Verres dem Pamphilus aus Lilybäum gewaltsam entrissen habe. Nikomedes v. Smyrna rühmt in zwei Epigrammen *), eine Bildsäule des Äsculapius, der als Kind vorgestellt war. Winkelmann **) sagt von diesem Künstler irrig (durch das *ἐτόρευσεν* des Pausanias verleitet), daß er in Elfenbein gearbeitet habe. Ob dieser Boethus von demjenigen verschieden sey, den Plinius früher 33, 55 neben Akragas und Mys anführt, deren Werke auf der Insel Rhodus gesehen werden, möchte schwer zu entscheiden seyn. Der Name Boethus komt auch auf einem geschnittenen Steine vor, der den Philoktetes vorstellt, wie er mit einem Taubenflügel seinem kranken Fuße Kühlung zufächelt, oder die Mücken abwehrt ***). (*J. Horner.*)

Boethus (Flavius), aus Ptolemais gebürtig, unterrichtet in der peripatetischen Philosophie durch Alexander Damascenus, Consular zu Rom. Er lebte zur Zeit des Galenus (also in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh.), welcher ihn nicht nur mehrmals erwähnt (Tom. III. p.

38) Fries Logik S. 26. 39) *Murmell.* Proleg. p. 899. 40) Dissert. n. 25. 41) Über die Ausgaben und Übersetzungen der Werke s. *Fabricii* Bibl. Lat. III. 15 und Supplement. Freitag in Beiträgen zur Geschichte der Schrift vom philosophischen Troste, vor der Übersetzung dieses Werks, Riga 1794. Degen's Literatur der teutschen Übersetzungen und Ebert's bibliographisches Lexikon. Das Leben des Boethius erzählten mit mehr oder weniger Einmischung falscher Thatsachen, Joh. Murmellius in der Ausgabe der Consolat., Julius Martianus Rota vor der Ausgabe des Glareanus, Petr. Bertius vor s. Ausgabe, *Gervaise* in Histoire de Boece Senateur Romain, à Paris 1715 2 Bände, Schröckh in der Kirchengeschichte 16. Th. S. 99. Freitag vor der genannten Übersetzung. Keiner wendete eindringende Kritik an oder zog auch nur die Quellen zur näheren Einsicht; auf fremden Glauben ward unsicher fortgebaut, und Entstellung konnte nicht fehlen.

*) *Brunck* Anal. T. II, p. 349. IX, X. **) Sämtliche Werke Bd. 3. S. 149. 372. ***) S. *Choiseul Gouffier* Voyage pittoresque de la Grèce. T. II. Pl. 16.

453. 455. 457. IV. p. 362. edit. Basil.), sondern auch auf sein Geheiß das Buch *περὶ τῶν Ἱπποκράτους καὶ Πλάτωνος δογμάτων* T. I. p. 253. schrieb. Er starb als Praefectus Palaestinae Syriae. Seiner erwähnt als lyrischer Schriftsteller Boethius in Porphyr. p. 56. Basil.

Boethus aus Tarsus, ein griechischer elegischer Dichter, dessen Strabo als des nicht rühmlichen Verfassers eines Gedichts auf die Schlacht bei Philippi gedenkt (XIV. p. 675.). Wir besitzen von ihm nur ein Epigramm auf den zur Zeit Augusts berühmten Schauspieler Pylades. Antholog. I. p. 13. Stephan. S. *Schneideri* Analecta crit. Fasc. I. p. 17.

Boethus, ein Platoniker. Photius führt von ihm an *λέξεων Πλατωνικῶν συναγωγή*, gewidmet dem Melantus und *περὶ τῶν παρὰ Πλάτωνι ἀπορουμένων λέξεων* an Athenagoras gerichtet (Biblioth. cod. CLIV und CLV.). Vielleicht ists, wie *Jonsius* de script. hist. phil. III, 15, 5. meinte, derselbe, von welchem Eusebius erzählt [1]), daß Porphyrius sein Buch *περὶ ψυχῆς* gegen ihn geschrieben habe, und dessen Hesychius unter dem A. *διὰ πάντων κριτής* und Geminus in der *Εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα* c. 14. p. 233. gedenkt. Äneas Gazäus führt ihn Theophr. p. 16. neben Plotinus, Harpokration, Amelius und Porphyrius auf.

Boethus, aus Sidon, peripatetischer Philosoph und Schüler des Andronicus von Rhodus, wie Ammonius Herm. in Aristot. Categor. und Aphrodisius de anima II. p. 154. angibt. Mit Strabo betrieb er das Studium der aristotelischen Werke (XVI. p. 757.). Holstenius [2]) und Tillemont [3]) nehmen ihn für den eben genannten Gegner des Porphyrius. Man könnte ihn für jenen Peripatetiker halten, von welchem *Philo* de mundi incorruptib. p. 502. spricht.

Boethus, ein Stoiker, dessen Meinung von den Kriterien der Wahrheit und von der Welt, als lebendem Ganzen, Diogenes von Laerte [4]) erwähnt. Derselbe Schriftsteller nent von ihm zwei Schriften *περὶ φύσεως* (148) und *περὶ εἱμαρμένης* (149.). Nach Cicero [5]) befaßte er sich mit der Erklärung der Ahnungen. *Philo* de mundi incorrupt. p. 497. T. II. Mangey stellt ihn mit Posidonius zusammen. Vielleicht gehört demselben auch zu, was *Plutarch* de placit. philos. III, 2. erzählt.

Boethus, ein Epikureer und Geometer. Seiner gedenkt Plutarchus in der Schrift vom pythischen Orakel, p. 396. D. und führt ihn im Sympos. Quaest. V. 1. p. 675. c. redend ein. Vgl. *Brucker* T. II. p. 469.

Boethus oder Boetus, ein Arzt bei Celsus V, 21., welcher mit dem Stoiker verwechselt wurde. (*Hand.*)

BOÉTIE (Etienne de la), aus Sarlat in Perigord, geb. den 1. Nov. 1530, war um 1550 bereits Rath bei den Parlement von Bordeaux, und gleichsam das Orakel desselben, starb aber schon den 18. August 1563. zu Germignat bei Bordeaux; ein frühreifer, talentvoller Kopf, Selbstdenker, Dichter in lateinischer und französischer Sprache. Er war der vertraute Freund Montaigne's, der ihn zuerst durch seine auf eine Stelle Plutarchs gegründete Abhandlung über die freiwillige Sklaverei kennen gelernt hatte, und ihn dann so lieb gewann, daß er von ihm in seinem schönen Kapitel von der Freundschaft (Essais liv. I. chap. 27, auch 25) spricht, und ihn mit freundschaftl. Übertreibung le plus grand homme de son siècle nent. Was von ihm gedruckt wurde, hat Montaigne, dem er seine Bibliothek und seine Manuskripte hinterließ, bekant gemacht. Dahin gehört sein kräftiger, in antik republikanischem Geiste geschriebener, von den Höflingen als séditieuse déclamation verschrieener, Discours de la servitude volontaire, eine kräftige Schilderung der Ursachen, welche die sklavische Unterwerfung eines Volks unter die Willkür eines Tyrannen bewirkten, zuerst gedruckt im 3. Th. der Mém. de l'état de la France sous Charles IX. p. 83., dann in den Essais de Montaigne, und 1740. mit Anmerk. von Coste in dem Supplem. aux essais de Montaigne. Ferner hat man von Boétie: La menagerie de Xénophon etc. trad. du grec. Par. 1571. 8. herausgegeben von Montaigne mit einem meisterhaften Discours sur la mort dudit Seign. de la B. Seine Vers franç. gab derselbe 1572. 8. heraus, und erst 1593 erschien von ihm in 12: Hist. description du solitaire et sauvage pays de Médoc *). (*Baur* u. *Tennemann.*)

BOETIUS. Außer Boetius Wulfinus, Bischof zu Poitiers um das Jahr 830., von welchem Vita S. Juniani Abbatis in *Mabillon* Sanctor. Ord. D. Benedicti Saec. I. und vielleicht auch die Acta translationum S. Juniani, in den Actis SS. Ord. Benedict. T. IV. auct. Mabillon. herrühren, zeichnen wir zuerst folgende zwei Gelehrte aus:

1) Boetius (M. Sebastian), geb. den 19. Jan. 1515 zu Guben in der Lausitz, wo sein Vater Bürgermeister war. Im J. 1532 bezog er die Universität zu Wittenberg und widmete sich unter Luther und Melanthon den theologischen Studien. Durch den Verlust aller väterlichen Unterstützung genöthigt, übernahm er nach 5 Jahren das Rectorat an der Schule zu Eisenach, wozu ihn Melanthon empfohlen hatte, im 22. Lebensjahre, 1536. Nach 4 Jahren übernahm er das Diaconat, gab aber auch diese Stelle auf und kehrte den 30. April 1543 nach Wittenberg, um die theologischen Studien fortzusetzen, zurück; doch schon 1544 wurde er an die Stelle seines Schwiegervaters Justus Menius als Superintendent nach Mühlhausen berufen. Hier arbeitete er mit großem Fleiße, und stritt vielfach gegen die Papisten und Wiedertäufer. Als die Bewohner von Mühlhausen, auf Veranlassung des Bürgermeisters Rhodomann, das Interim anzunehmen beschlossen hatten, ward B. sein Amt aufzugeben genöthigt, und erklärte: „wo sie entschlossen, nicht dem Worte Gottes und Christo dem Herren zu folgen, sondern Menschen, so möchte der Teufel ihr Pfarrer seyn." Im Aug. 1547 ernannte man ihn zum Diaconus zu U. L. Frauen in Halle, und nach Just. Jonas Abgang zum Superintendent. Sein Verdienst war hier groß. Er stand der Kirche mit Eifer und

1) Praepar. evang. XIV, 10. XV. 11 und 16. 2) In vita Porphyr. c. 10. p. 266. 3) In Hist. Imperator T. IV. p. 116. 4) VII. 1. 37. 54. 5) De divinat I, 8. II, 21.

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV., Wachler's Geschichte d. hist. Forsch. 1. B. 313.

Sorgsamkeit vor, trug viel zur Verbesserung und Ordnung der Schulen bei, stiftete die Marienbibliothek. Mit Martin Chemnitius und den niedersächsischen Gelehrten stritt er gegen die Lehren der Theologen zu Wittenberg*). Überhaupt galt er als einer der thätigsten und gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und wirkte das Meiste für den Übergang des Erzbischofs Sigismund zur lutherischen Kirche. Im Jahr 1566 foderte er seinen Abschied; doch glich man, um ihn zu erhalten, die streitigen Verhältnisse aus. Er übernahm, als man ihn 1567 wieder nach Mühlhausen berief, um sich Erholung zu gönnen, ein Jahr lang das frühere Amt, dann den 13. März 1568 zurückgekehrt, lebte er bis zu seinem Tode in Halle, doch ohne als Prediger wieder aufzutreten. Auf dem Sterbebette versammelte er die Prediger zu Halle und vereinigte sie zu der ersten **Formula Confessionis.** Er starb den 8. Jun. 1573 im 59sten Jahre. Sein Leben beschrieb der Rector Christoph Cäsar und Dreihaupt im Saalkreis Th. II. S. 592**). Als Schriften von ihm sind bekant: Leichpredigt auf den Erzbischof Sigismund. Mühlhausen 1566. 4. **Index Cinglianorum quorundam errorum in catechesi Wittebergensi nova comprehensorum.** 1571. 4.

2. **Boetius** (Epo), geboren als Katholik 1529 zu Rhordahuis in Friesland, wo seine Ältern Landleute waren. Seit dem 14. Lebensjahre (1543) studirte er zu Cöln, wo er im 20sten Jahre als Lehrer der Philosophie auftrat. Er wendete sich dann zur Medicin, doch ging er 1552 nach Zwoll, um am Gymnasium zu lehren. Bald aber vertauschte er diese Stelle mit einem Lehramt zu Löwen und erklärte in Vorträgen die Gedichte des Homers und Hesiodus. Hier schrieb er **Sententias Homericas** 1555. Zu gleicher Zeit betrieb er das Studium der Theologie und Jurisprudenz. Nach einer Reise durch Teutschland und Frankreich wurde er von Eustachius Chapuysius als Lehrer an das Collegium zu Nizza versetzt. Doch auch da weilte er nicht länger als ein Jahr, und ging nach Paris, wo er sich der Rechtswissenschaft ausschließlich widmete. Von Calvin freundlich zu Genf aufgenommen, und für ihn begeistert, neigte er sich zur Partei der Reformirten, kehrte aber später zu dem katholischen Glauben zurück. Bei der Forschung über die Dogmen der Theologie gerieth er in sorgfältigere Untersuchung der kirchlichen Alterthümer und schrieb **Antiquitatum Ecclesiasticarum Syntagmata IV. ad Regem Catholicum. Duaci 1578** u. **Antiq. Eccles. Syntagmata V. ad Gregorium XIII. Duaci** in demselben Jahre. Zu Toulouse ward er 1560 zum Doktor der Rechte ernant, und ging nach Löwen zurück. Doch schon 1562 ernannte man ihn bei Gründung der Universität zu Douay zum Professor der Rechte. Als **Antecessor iuris pontificii** und **Comes Palatinus** lehrte er hier 37 Jahre und starb den 15. Nov. (**XVII. Cal. Decemb.**) 1599. Zum Sinnbild wählte er sich in Bezug auf seine niedere Herkunft einen Karst mit der Umschrift: **tridens laboriosus, at beatus est.** Er hinterließ 8 Kinder, von denen ein Sohn Epo Boetius als Professor der Jurisprudenz bekant ist (gest. 1642). Von seinen Schriften verdienen, außer den obigen, genant zu werden: **De Romanae perfectaeque Jurisprudentiae fructibus genuinis. Duaci 1568. 8** in einer neuen Ausgabe von **Joh. Georg Lotter Lips. 1727. 8. Heroicarum et Ecclesiasticarum Quaestionum libri VI. Duaci 1588. 8. De iure sacro vel Principiorum iuris Pontificii libri III. Duaci 1588. 8. Commentarii novem testamentarii. Duaci 1581.** Auch gab er **Iuliani Toletani de futuro saeculo lib. III. Duaci 1564. 8.** heraus.

Außerdem mögen noch genant werden:

3. **Boetius ab Holdinga** aus Friesland. Einer der angesehensten Familien entstammt, hatte er sich durch Unterricht und ausgezeichneten Fleiß vielfache Kentnisse auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte erworben. Er zog sich in den Privatstand und seine Bibliothek zurück. Während der politischen Unruhen in den Niederlanden, ging er nach Emden, wo er nach einiger Zeit gegen das Jahr 1582 starb. Er hat geschrieben **De Frisia** und **Catalogus verborum Frisicorum, quae cum Graecis conveniunt.** S. **Suffridus Petrus de scriptoribus Frisiae.** 4. **Boetius (Anselmus)** eigentlich **de Boodt,** daher **Boetius de Boodt** genant, aus Brügge im ehemaligen Flandern, Leibarzt des Kaisers Rudolph II. Er ist bekant als Verfasser von **Gemmarum et lapidum historia. Francof. 1609. 4.** neu herausgegeben und vermehrt von **Adrian Toll. Lugd, Bat. 1636. 1647. 8.** Auch schrieb er **Isagogen in Symbola divina et humana Pontificum, Impp., Regum etc. II. Tom. ex museo Octavii de Strada,** zu welcher einen dritten Theil **Iacobus Typotius** beifügte. **Pragae 1600. fol.** (*Hand.*)

BOETIUS (Christian Friedrich), geboren zu Leipzig 1706, Sohn eines Buchhändlers, wurde von Paul Zink im Zeichnen unterrichtet, und lernte das Kupferstechen bei Albrecht Wortmann; seinem Fleiß aber verdankt er die meisten Fortschritte. Bei seinem Aufenthalt zu Dresden, als die königliche und Brühlsche Gemäldesamlung in Kupfer gestochen werden sollte, erhielt er einen Theil der Platten zur Bearbeitung, welche Stiche er mit dem Namen Boëce unterzeichnete. Während des siebenjährigen Kriegs lebte er in großer Dürftigkeit; doch gleich nach dem Frieden erhielt er vom Hofe einen Gehalt nebst freier Wohnung, wurde wirkliches Mitglied der Dresdner Akademie, und von dieser Zeit an erscheint seine Kunst bedeutsamer, wie man an den Numern sieht, die von Nr. 10 an, erst nach dem Jahr 1764 gestochen sind. Seine Manier die Fleischtinten zu punktiren ist zu loben. Er starb zu Dresden um das Jahr 1770. Sein Hauptblatt ist die berühmte Madonna nach Holbein in der Dresdner Galerie. (Mehres s. Bibl. d. sch. Wiss. Th. 28 S. 128.) (*Weise.*)

Böttcher, s. **Fassbinder.**

Böttcher (J. F.) s. **Böttger.**

Böttchers Bohrer, eine Muschel s. **Bulla Terebellum L.**

BÖTTGER (Johann Friedrich), dessen Lebensgeschichte hier nur kurz aus den über ihn und sein Schicksal von 1701 bis 1719 geführten und in dem königl. geheim. Cabinetsarchive zu Dresden noch vorhandenen Acten erzählt werden soll, ist ein merkwürdiges Beispiel, wie die Geschichte gewisser Begebenheiten, welche der nähern

*) M. s. sein Schreiben an Chemnitius in Bertrams Evangelischem Lüneburg. S. 142 die Beilagen. **) Man vgl. *J. M. Heusingeri* **prior. scholae Isenac. Rector vitae** in s. **Opuscula p. 372.**

Kentniß des Publikum's entzogen werden, und die Geschichte der daran theilnehmenden Personen bei der Leichtgläubigkeit an Stadtmährchen und bei vernachlässigter Geschichtsforschung ihrer Zeitgenossen entstellt, und so entstellt Jahrhunderte hindurch, sogar von bewährten Männern und die es mit der geschichtlichen Wahrheit redlich meinen, fortgepflanzt werden kann. Da die Geschichte seines Lebens mit der Geschichte der Erfindung des sächsischen Porzellans in Verbindung steht, so sollen noch einige Hauptereignisse seines Lebens unter dem Artikel Porzellan nachgeholt und ausführlicher erzählt werden, theils um eine Sache nicht zweimal zu erzählen, theils um eine längere Zeit, als dem Verfasser dieses Aufsatzes zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung verstattet war, zu gewinnen, und sich höhern Orts die Einsicht in vorerwähnte Acten noch einmal zu erbitten. Hier nur die Hauptsachen aus B's Geschichte actenmäßig dargestellt.

1) In den ersten Actenstücken des Kreisamtes zu Wittenberg ist sein Name verschiedentlich geschrieben, er selbst, der übrigens von richtiger Wortbuchstabirung nichts verstand, schrieb seinen Namen verschiedentlich, gemeiniglich aber Böttger oder Böttiger, und so wird er auch fast durchgängig in den letzten Actenstücken vom J. 1719 geschrieben. Als er im J. 1701 vor dem Kreisamte zu Wittenberg erscheint, wird er als ein junger Mann von 19 bis 20 Jahren beschrieben, sein eigentliches Geburtsjahr und Geburtsort ist aber nirgends bestimt.

2) In seiner späterhin eingereichten Appellation gegen Auslieferung an die, welche zu seiner Zurückfoderung von Berlin abgesandt waren, sagt er, er sey zu Schleiz im Vogtlande geboren, wo seine Mutter mit seinem Vater, Münzmeister nicht nur zu Magdeburg, sondern auch zu Schleiz, zur Zeit seiner Geburt sich aufgehalten habe. Sein Vater sey sehr zeitig gestorben und habe ihn als einen kleinen Knaben zurückgelassen; die Mutter sey mit ihm nach Magdeburg zurückgegangen, wo sie ein eigenes Haus gehabt, und in der Folge sich mit dem Conducteur und Stadtmajor Tiemann zu Magdeburg verheirathet habe [1]).

3) Herangewachsen zum reifern Alter wird er als Lehrling in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin untergebracht. Er beschäftigt sich während seiner Lehrjahre mit der hermetischen Philosophie und Goldmacherei. Seine Kameraden spotten über ihn und seine mislungenen Versuche, besonders als sie ihn einst, da er nicht zur gehörigen Zeit aus dem Laboratorium zurückkommt, aufsuchen und dort auf dem Boden (vermuthlich durch Kohlendampf) scheintodt finden. Er beschämt sie durch einige Proben seiner Kunst, und erwirbt sich in der Stadt den Ruf, daß er wirklich den philosophischen Stein gefunden habe. Er wiederholt seine Versuche in Gegenwart mehrer Großen von Hofe und besonders eines berühmten Adepten, H. von Haugwitz. Sein Lehrherr hatte ihm hiezu 15 Zweigroschenstücke gegeben, „welche er," nach seinem eignen adeptischen Style, „durch eine Tinctur zermalmte, und durch ein Pulver in Gold verwandelte, das seine tüchtige Probe hielt, sich aber damit keinen Profit machte, sondern in einzelen Stücken unter seine Bekannte und Freunde vertheilte." — Seine gerichtliche Aussage wird auch durch seine Bekannten von Berlin vor dem Kreisamte bestätiget.

4) Er entfernt sich heimlich von Berlin, und komt nach einigem Herumirren nach Wittenberg; ob er gleich behauptet, er sey absichtlich und mit Vorwissen seines Lehrherrn nach Wittenberg abgereiset, um sich hier auf der Universität einschreiben zu lassen, lateinisch zu lernen und zu studiren. Aus spätern Actenstücken sieht man, daß ihn der Prof. Kirchmeier, berühmt durch seine metallurgischen und chemischen Schriften, besonders durch die Dissertation de metamorphosi metallorum, zu sich in sein Haus nehmen wollte; denn es wurden nach seiner Verhaftung einige seiner aus Berlin mitgebrachten Sachen aus dessen Hause abgeholt [2]). Es komt ein gewisser Menzel aus Berlin nach Wittenberg mit dem Auftrage, ihn nach Berlin zurückzubringen, weil er sich aber weigert zu folgen, wendet sich Menzel an das Kreisamt mit dem Gesuche, ihn wegen einiger begangenen Veruntreuungen, wovon er die Beweise noch beizubringen verspricht, zu verhaften. Böttger vertheidigt sich, er sey mit Vorwissen seines Lehrherrn und mit guten Zeugnissen und Empfehlungen von Berlin abgegangen; Menzel will aber mit seiner Person bis zur Beibringung der Beweise seiner Denunciation haften, und so wird Böttger auf das Schloß zu seiner Verhaftung abgeführt. Unterwegs dahin äußert er gegen den Amtsactuarius Raspe, „er wisse nur zu gut, weswegen man ihn habe verhaften lassen; allein, wenn er auch an einen Baum gehangen werden sollte, er würde sein Geheimniß nicht sagen." Um der Gefahr zu entgehen, nicht nach Berlin zurückgebracht zu werden, reicht Böttger eine förmliche Appellation an den König von Polen und Kurfürst von Sachsen ein, und bittet als geborner Sachse (?) von Schleiz im Vogtlande um allerhöchsten Schutz. Unterdessen erweckt das zweideutige Betragen dieses ränkevollen Flüchtlings und die große Anzahl der sowol mit geheimen als öffentlichen Aufträgen erscheinenden Berliner und anderer Fremden in Wittenberg, den Civil- und Militärbehörden einige Besorgnisse, wovon sie Bericht einzusenden für nöthig halten. Dem Amtsactuar Raspe wird aller Umgang mit Böttgern untersagt; die Ursache, weshalb dieses geschieht, ist nirgends angezeigt. Daß er für Böttger und von Böttger eingenommen seyn mochte, läßt sich aus der mit allen Formalitäten abgefaßten Appellation vermuthen, welche, so schlecht sie auch ist, über Böttgers Verstandskräfte ging, und nur der Gedanke und das Werk des Amtsactuarius seyn konnte, ob sie gleich von Böttgern geschrieben ist, und mehre Schreibefehler und Verstöße enthält. Endlich kommt von Dresden das Decret an, welches Böttgern den königl. sächs. Schutz zusichert, und

1) Nach einer den spätern Acten beigefügten Anzeige kamen seine Mutter und sein Stiefvater, der Stadtmajor Tiemann, nach Dresden, baten um seine Entlassung, ließen sich aber mit einer Summe Geld abfertigen und kehrten ohne ihn zurück.

2) Vermuthlich mochte dieser Gelehrte in ihm, trotz der vernachlässigsten Bildung und crassesten Unwissenheit, die sich in allem, was er sprach, schrieb und unternahm, verrieth, einen guten Laboranten, der mit dem Glühfeuer umzugehen verstünde, sich versprechen.

die Verordnung enthält, ihn unter sicherer militärischer Bedeckung nach Dresden zu schicken.

5) Die ersten Tage nach seiner Ankunft in Dresden bringt er in dem Palais des damaligen Statthalters, Fürsten von Fürstenberg, zu, welchem an Böttgers großen Verheißungen am meisten gelegen war, und dem die darauf gebaute Hoffnung, aus allen Verlegenheiten der damaligen Zeitumstände gerettet zu werden, durch Nichts erschüttert werden konnte, selbst nicht durch die spätere königl. Äußerung in einem Schreiben aus Warschau: „man sehe nun wol, daß Böttger's Arcanum auf schlechtem Grunde beruhe." — Hierauf wird für ihn eine Wohnung in dem großen und schönen Hofgarten [3]) eingerichtet, wo er den Zudringlichkeiten und Verfolgungen neugieriger und verdächtiger Personen nicht ausgesetzt ist, jedoch volle Freiheit hat, in Begleitung seiner Aufseher sich öffentlich zu zeigen und mit Jedermann zu sprechen; die Oberaufsicht über seine Person und Haushaltung, die, nach den vorhandenen Verordnungen zu urtheilen, in Rücksicht der Speisen, Getränke, Bedienung u. s. w. der Haushaltung eines Mannes von hohem Stande nicht nachstand, wird einem Günstling des Fürsten v. Fürstenberg, dem Vicelehnssecretär, nachher geh. Cabinetssecretär und zuletzt geheimen Kammerrath Nehmitz anvertraut, ohne dessen Genehmigung sich ihm Niemand nähern und mit ihm sprechen durfte, doch mit ausdrücklicher Ausnahme des H. v. Tschirnhauß und Pabst's v. Ohaim, welche ihn zu jeder Zeit, an jedem Orte und ohne Beiseyn seiner Aufseher sprechen konnten; alle übrigen, die mit ihm zu thun haben, werden auf allerhöchste Verordnung eidlich verpflichtet: „daß sie alles, was sie von Böttgern wüßten, bis ins Grab verschwiegen halten, sich auch nicht unterstehen wollten, von obbemeldetem Böttiger das Arcanum auszuforschen, und wenn er ihnen solches proprio motu antragen sollte, es dennoch von ihm privatim auf keinerlei Weise anzunehmen, es sey denn auf allerhöchsten Befehl." H. v. Tschirnhauß und Pabst v. Ohaim wurden nicht vereidet; ihnen ward uneingeschränkt aller Umgang und Unterhaltung mit Böttger verstattet; endlich aber mußten auch sie auf Böttger's ausdrückliches Verlangen und vielleicht aus heimtückischen Absichten folgenden Eid leisten: „daß sie das ihnen von Böttgern anvertraute Arcanum Niemanden bekant machen wollen, außer im Todesfalle demjenigen, den man an ihre Stelle zum Aufbewahren desselben ernennen würde."

6) Ungeachtet aller Liebkosungen und nachsichtigen Behandlung misbraucht Böttger fast 4 Jahr hindurch die Geduld seines hohen Beschützers, Fürsten von Fürstenberg, und seiner Aufseher auf die strafbarste Art, ohne ernstlich an die Erfüllung seiner oft unter den heiligsten Schwüren wiederholten Versprechungen zu denken. Sie lassen sich von ihm alle Ausflüchte und Entschuldigungen, sogar offenbar erdichtete, dergleichen diejenigen waren, durch welche er seine heimliche Flucht von hier nach Ems bei Wien zu beschönigen sucht, gefallen. Er wird einst spät in der Nacht vermißt, man sucht ihn überall, findet ihn nirgends, erfährt seine heimliche und eilfertige Entfernung von hier auf dem Wege nach Böhmen, man verfolgt und erreicht ihn in Ems, bringt ihn von da zurück, macht ihm Vorwürfe; er aber glaubt mehr Recht zu haben, ihnen Vorwürfe zu machen: denn es sey gegen Abend ein unbekannter Mann an das eiserne Gitterthor des Gartens gekommen, habe ihm durch dasselbe einen Brief vom Könige aus Polen zugesteckt, und zugleich gesagt, es stünde für ihn ein Pferd zu seiner Abreise vor dem Pirnaischen Thore bereit. In dem Briefe habe ihm der König befohlen, eiligst nach Polen zu kommen, weil er in der größten Verlegenheit sey. Ohne da lange zu zögern wäre er zurückgeeilt, habe seine Tinktur, worüber er nun vergeblich so viele Jahre gearbeitet, geholt, sey mit diesem Unbekannten an das Pirnaische Thor gegangen, habe sich auf das Pferd gesetzt, und seinen Weg nach Polen über Wien genommen, weil die Schweden schon Schlesien besetzt hätten, sey bis Ems gekommen, wo die grausamen unverständigen Menschen ihn eingeholt, auf keine Vorstellung gehört, ihn gemishandelt und mit aller Gewaltthätigkeit fortgerissen, so daß er in der Angst und Eile sein Glas mit der Tinctur, wovon er für viele Millionen Gold hätte machen können, daselbst vergessen habe.

7) Man dringt nun ernstlich in ihn, daß, wenn er nicht selbst leisten wolle, was er doch so heilig versprochen habe, er sein Geheimniß schriftlich offenbaren möchte. Er verspricht es unter 36 Bedingungen, wovon die 5te und 6te nach seinen eignen Worten und Wortbuchstabirung folgende sind: 5) „das er von J. Majestet gleich nach Dargebung seines Arcani seine genzliche freyheit verlangen thue." 6) „daß J. Majest. ihn von seinem eidlichen versprechen genzlichen erledigen wolle." Man sichert ihm diese Bedingungen, so wie es seine verwegene Unbescheidenheit zu einer der 36 Bedingungen gemacht hatte, eidlich zu, und so übergibt er im Herbste 1705, nachdem der König bereits wieder nach Polen abgereiset war, von seinem alchemischen Verfahren Gold zu machen, einen weitläufigen über einen Bogen starken Aufsatz, dessen eigenhändige Urschrift in den Archivsacten noch aufbewahrt wird, voll mystischen Unsinns, doch mit so anscheinender Unbefangenheit abgefaßt, daß man fast glauben sollte, er sey seiner Sache gewiß und von der erprobten Echtheit seines sogenannten Prozesses völlig überzeugt gewesen, und habe nicht zur Absicht gehabt, seine hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten Umgebungen durch gewandte Taschenspielerei überlisten zu wollen. Er gesteht sogar bei einem Hauptsatze mit unbefangener Freimüthigkeit: H. v. Tschirnhauß habe ihm hier widersprochen. Zum Schluß nent er seinen Prozeß den sichersten, unverfälschten und besten, den nur Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus gewußt und gebraucht hätten, und (wie fein!) er überläßt seinen Vorgesetzten, denjenigen selbst zu bestimmen, der es nach diesem übergebenen Prozesse versuchen sollte, Gold zu machen. Nach deu vorhandenen Berichten hat er den ersten Versuch selbst gemacht, welcher ihm auch nach eben diesem Berichte gelang; doch wird in dem Berichte unmittelbar hinzugefügt: „der Geheim Cämmerier Starke hat jedoch gesagt, es wären bei der Untersuchung verschiedene Umstände passiret, so zu einem concertirten Betrug ziemlichen Soupçon geben, und er wolle auch Sr. Königl. Maj. deswegen weitläuftige Relation thun."

3) S. dessen Beschreibung in Iccander's Königl. Dresden S. 112. der 3ten Ausg.

„Gott helfe," schließt der Berichterstatter, „daß meine längst gethane Prophezeiung nicht wahr werde." Man muß sich wundern, daß der Fürst Statthalter und der Geh. Kammerrath Nehmitz diese Schlußworte so unverändert stehen ließen. Doch v. Tschirnhauß, der Vertraute des Königs in der Böttger'scher Sache, der nicht Ursache hatte über seinen Widerspruch zu erröthen, wird sonder allen Zweifel dem König einen vollständigen und befriedigenden Bericht über Böttger's alchemischen Aufsatz und dessen unternommene Versuchsprobe zugeschickt haben, denn kurz darauf schrieb der König aus Warschau, man sehe nun wol, daß Böttger's Arcanum auf schlechtem Grunde beruhe.

8) Bei diesem Königl. Urtheile über Böttger's geheime Wissenschaft und Kunst konnte es dem H. v. Tschirnhauß nicht schwer fallen, seinen Wunsch auszuführen und eine Fabrik zu errichten, in welcher die im Lande todt und unbrauchbar liegenden Gesteine und Erden, wie in dem Mandate, betreffend die Porzellanmanufaktur d. d. 23. Jan. 1710, gesagt wird, zu nützlichen Dingen, als Verfertigung des Porzellans, Borax u. s. w. gebraucht werden könnten. Er wollte das, was er durch das Feuer seiner Brenngläser geleistet hatte, nun fabrikmäßig durch Glüh- oder Hohöfen leisten. Es wurden daher zu Ende des J. 1705 nach den Acten von verschiedenen Orten Thonerde angefahren, und Böttger, dessen Gewandtheit er kennen gelernt hatte, mit drei andern Handarbeitern angehalten, daraus unter seiner Anweisung und Aufsicht, nach gehöriger Mischung, Knetung und Gestaltung der Erdmassen, Porzellangefäße zu brennen. Die Unternehmung gelang, doch wurde sie im J. 1706 durch die Nachricht von der Annäherung der Schweden unterbrochen, und Böttger mit den 3 andern Arbeitern auf den Königstein gebracht, damit sie und das ihnen anvertraute Geheimniß, Porzellan zu machen, den Feinden des Vaterlandes nicht in die Hände fallen möchten. Um seinen Aufenthalt in der Festung so viel als möglich nicht bekant werden zu lassen, nent man ihn in Schriften an und über ihn pseudonymisch, gemeiniglich Herr von Dreydienern oder Notus. V. Tschirnhauß erhält die uneingeschränkte Freiheit, sich trotz der Nähe der Feinde die Festung öffnen zu lassen, um durch seine Anweisung und Aufsicht die Unternehmung zu födern, besonders da Böttger seinen Widerwillen gegen die Porzellanfabrikation äußerte, und sie nur Töpfermacherei oder Tschirnhaußen's Affaire nannte, in die er sich nicht meliren wolle, um den König nicht unlustig zu machen.

9) Sobald die Schweden im Sept. 1707 Sachsen geräumt hatten, ließ man Böttgern und seine drei Mitgehülfen vom Königstein wieder nach Dresden kommen. Hier wird ihnen eine Werkstätte in der sogenannten Jungfer, einem vormaligen Lusthause auf der Venusbastei, oder jetzigen Brühl'schen Walle, angewiesen, wo sie ihre Arbeiten mit großer Thätigkeit fortsetzen, wie man nicht nur aus den anbefohlnen Fuhren Erde aus der Gegend von Meißen und Nossen, sondern auch aus den Verzeichnissen dessen, was an den hiesigen Hof und zu Geschenken an fremde Höfe, besonders den Dänischen, abgeliefert wurde, schließen muß. Schon vor dem Tode des H. v. Tschirnhauß im October 1708 war ein so großer Vorrath von Porzellangefäßen, auch einige Proben von weißem Porzellan, glasurt und unglasurt, vorhanden, daß damit die Leipziger Ostermesse im J. 1709 befahren werden und man es wagen konnte, im J. 1710 eine große Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg zu Meißen einzurichten, auch nach Michaelis 1711 eine besondre Werkstatt für das weiße Porzellan zu bauen.

10) Zwei Berichte der letzten Actenstücke vom Jan. und Febr. 1719 werfen ein ungünstiges Licht auf das Leben und den Charakter Böttgers. Der erste ist unter dem 19. Jan. 1719 von Bussius, Secret. (der damaligen Porzellancommission) eingeschickt, worin er anzeigt: „daß Böttger sich täglich dreimal im Brantweine vollsaufe und schlechte Administration treibe, daß die Porzellan-Erfindung auch gar nicht von ihm, sondern dem sel. H. v. Tschirnhauß noch herkomme, und daß dessen schriftliche Wissenschaft ihm durch den Inspektor Steinbrück zugebracht sey, und daß Böttcher sich selbst meineidig und strafbar genung gemacht habe, um auf das Schloß zu Budissin in Verwahrung gebracht zu werden, weil die sämtlichen Manufakturwerke außerdem wahrhaftig vollends eingehen und nimmermehr zum rechten Debit gebracht werden könnten, so lange Böttger dabei und in Freiheit wäre, dazumal Arbeiter vorhanden, die das Porzellan besser als er machen könnten." Diesem Berichte ist ein Inserat beigefügt, wovon der Hauptinhalt wörtlich folgender ist: „Die Briefe, welche Böttger mit dem Hofr. und Leibmedico zu Berlin und dem Kaufmanne zu Breslau, Gebrüder derer Jäckwitzer wegen Überlassung seiner vermeinten Künste für ein Stück Golds im J. 1716 und 1717 wider den gethanen körperlichen Eid gewechselt — — — — und alle Briefe, wie der von Böttgern denen Jäckwitzer'n communicirte Proceß gelaufen, auch was hinter Böttgern also sey, habe ich dem H. Geh. Rathe v. Watzdorf originaliter extradiret. — — — Hiernächst und da auch Niemand als selbst Böttger Kempen nach Berlin und jetzo den Porzellan-Becker Egebrechten in Moscowitsche Dienste zu gehen gezwungen, ferner auch selbst Mehlhorn verleitet hat, sowol in Berlin als in Wien die Composition des weißen Porzellans für eine Summe baaren Geldes zu feilem Kaufe auszubieten und darauf bereits Gelder zu anticipiren, welche Gelder auch Böttger zu sich genommen und dieserwegen Mehlhorn zu vertreten versprochen, jetzo aber sitzen läßt, und diesem sowol als Röbern darumb, weil sie mir solches offenbaret, großen Tort thut, so haben auch diese beide sowol als Egebrecht mit dem deßhalb expresse nach Dresden gesandt gehabten Deputirten, dem Baron Liberas, Groß Czarischen Obristen, auf Michaelis sich außer Dresden in Czarische Dienste zu begeben und das rothe und weiße Porzellan daselbst zu verfertigen, auch alle übrige Böttger's von sich fälschlich gerühmte Künste besser, als er selbst noch prästiret, in Moscau zu Werke zu richten, sich in Schriften vermittelst eines ordentlich hierüber in duplo ausgefertigten Contracts verbunden, welches ich hiermit zur Dienstsamen Nachricht notificiren wollen u. s. w. d. 19. Jan. 1719. Denominatus ut in litteris (Secret. Bussius)." Der zweite Bericht ist von Johann Melchior Steinbrück, ehemaligem Hauslehrer bei dem Hrn. von Tschirnhauß, von welchem die königl. Bibliothek zu Dresden eine Hand-

schrift unter dem Titel besitzt: Nachrichten von denen im Kursächs. Erzgebirge befindlichen edlen und raren Gesteinen u. s. w. von J. M. Steinbrück, Inspector der Manufactur des sächs. Porzellans ann. 1715 mense Majo zu Dresden. Dieses Manuscript, so wie eine von Böttgern unter dem 11. April 1709 eingereichte Anzeige, worin er sich rühmt, „welchergestalt er eine ganz neue Art von massiven Glasstücken zu machen wisse, aus welcher schätzbare Sachen, so aller Welt Admiration verdienen sollten — — — gearbeitet werden könnten" beweisen unläugbar, daß diese beiden durch gleiches Interesse verbundene Männer eben die v. Tschirnhauß'schen Handschriften, welche Leibnitz kurz nach seines alten Freundes Tode, wie er ihn nent, in einem Briefe an M. G. Hansch *) so sehr und mit der Bitte empfiehlt, ja zu sorgen, daß sie nicht zerstreuet würden, eigenthümlich besessen, und auf Unkosten ihres Verfassers für ihre Ruhmsucht benutzt haben (welche leider! wenn sie sich nicht etwa noch in einem Archivswinkel auffinden, durch ihre Schuld verloren gegangen sind). Man erstaunt über Böttger's Unverschämtheit, wenn man seine Prahlerei mit dem Eloge de Mr. de Tschirnhauss par M. de Fontenelle in der Hist. de l'Académie de Paris, und mit der von H. v. Tschirnhauß selbst in den Actis erudit. Lips. an. 1696 eingerückten Abhandlung de intimatione singularis novaeque emendationis artis vitriariae vergleicht. Doch hier nur so viel: Steinbrück, der damalige Inspector der Fabrik, mußte gegen seinen ehemaligen Freund, in seinem unter dem 6. Febr. 1719 eingereichten ohnmaßgeblichen Project, die Fortsetzung der königl. Fabrik betreffend, folgendes berichten: „es wolle der Sachen Nothdurft erfordern, daß die Verwaltung solcher königl. Manufaktur einem andern aufgetragen werde, weiln der jetzige Administrator derselben, Böttger, aus Privat-Absichten, wie der Augenschein gibt, dieses Werk nicht aufkommen lassen will, andere Verrichtungen aber zu decliniren sucht, unter dem Prätext, als ob außer ihm niemand capable sey dem Porzellanwesen vorzustehen, darwider jedoch eine lange Erfahrung in Meißen viel ein anderes bezeuget." Von hier an verlassen die Acten den Geschichtsforscher, um mit Bestimtheit sagen zu können, was der Erfolg dieser Anzeigen gewesen seyn mag. Doch der bald darauf erfolgte Tod Böttgers scheint die fernere Untersuchung seiner Sache unterbrochen, und ihn einer entehrenden Bestrafung, wie er zur Warnung eines jeden leichtsinnigen und gewissenlosen Mannes wol verdienet hätte, entrissen zu haben. Ist er aber, wie man nach der Behauptung der meisten Geschichtschreiber seines Lebens glauben muß, den 13. März 1719 zu Dresden gestorben, so scheint seine Entfernung von der Administration der Fabrik eine Folge der eingeschickten Beschwerden über sein pflichtvergessenes Betragen zu seyn.

Zu den Mährchen aus B.'s Leben gehört: daß er baronisirt worden sey. Er wird in den Berichten aller Behörden bis zum J. 1715 schlechtweg J. F. Böttger, und nachdem er die Administration der Porzellanfabrik ertrotzt haben mochte, in den spätern der Administrator Böttger genant. Es sind alle Verzeichnisse von Standeserhöhungen und Gnadenbezeugungen, auch die während der zwei Reichsvicariate genau durchgesehen worden, unter den vielen Namen aber ward sein Name nirgends gefunden. Dagegen läßt ein Brief von ihm an den König kurz nach seiner Rückkunft von Ems vermuthen, daß er sich selbst auf seiner heimlichen Flucht geadelt, wenigstens einen Titel beigelegt hatte, worüber der König gespottet haben mochte; die Worte dieses Briefes sind: — — „ich muß noch das Unglück haben als ein ehrgeitziger und ambitioser Kerl angesehen zu werden, welches doch meinem Naturel ziemlichen zuwider ist; daß ich aber zu verschiedemalen solches Tituls gebrauchen müssen ist aus keiner ambition oder Ehrgeitz geschehen, sondern pur allein zu cachirung meiner Perschon (sic!), dieweilen ich allezeit mit unterschieden leuten, so ich zu meiner sicherheit gebraucht, gegangen bin, als habe ich billich eines solchen tituls gebrauchen müssen, welcher einem solchen spaziergehn (von Dresden nach Krakau durch Böhmen und Östreich) könnte gleich kommen." Seine Inschrift über seiner Werkstatt auf der Venusbastey:

Es machte Gott der große Schöpfer,
Aus ein'm Goldmacher einen Töpfer.

halte ich für wahr, nicht nur, weil sie als eine Thatsache den Augen des Publikums nicht entzogen werden konnte, und von vielen erzählt wird, sondern auch, weil sie seinem spöttischen Witz, den man ihm nachsah, um ihn beim Guten zu erhalten, ganz entspricht. Wie sehr aber alles, was Böttgern betraf, geheim gehalten worden ist, und wie treu seine Umgebungen dem Eide: alles was sie von Böttgern wüßten, bis ins Grab verschwiegen zu halten, gewesen seyn müssen, sieht man daraus, daß in den Dresdner Denkwürdigkeiten von 1701 bis nach seinem Tode nicht ein Wort von Böttgern gefunden wird, da doch in denselben oft die unbedeutendsten Neuigkeiten von Monat zu Monat und von Tage zu Tage stehen. (*Thdr. Hempel.*)

BOEUF, ein kleiner Binnensee in der Grafsch. Erie des nordamerik. Stats Pensylvania: er fließt in den French River ab, und nahe bei demselben geht der Trageplatz zwischen diesem Flusse und dem Eriesee vorbei. (*Hassel.*)

BÖZBERG, ein Theil des Jura-Gebirges, im Schweiz. Canton Aargau, bei Brugg, mit einer Straße von Zürich nach Basel, und trefflicher Aussicht auf die Alpenketten. Hier erlitten im Jahr 69 n. Chr. die Helvetier, welche nach Ermordung Galba's den Vitellius nicht als Kaiser anerkennen wollten, von Alienus Cecinna eine große Niederlage, s. *Tacitus* Hist. I. c. 67 sqq., welcher den Berg mons vocetius nent. Müller Schweizgesch. B. I. C. 6. (Vgl. Alpinula, Julia.) — Ober- und Unter-Bözberg ist eine Pfarrgemeinde mit 5 Schulen und 1157 reform. sehr fleißigen, den rauhen Boden wohl benutzenden Einwohnern. (*Wirz.*)

BÖZENBURG, Boitzenburg, Marktflecken des Grafen von Arnim in dem preußischen Regirungsbezirk Potsdam, Kreis Templin, 2 Meilen von Prenzlow, am Quillow, mit einem Schlosse, bei dem ein schöner Lust- und Thiergarten und 1 Fasanerie ist, 1 Pfarrkirche, 77 Häusern und 620 Einw., die Schiffahrt und Handel mit Holz und Korn treiben. In der Nähe sind 22 Seen,

*) v. *Leibnitii* opera c. Dutens Tom. V. pag. 164.

in welchen sich unter andern Schildkröten und Teichforellen finden. (*Stein.*)

BOFFRAND (Germain), berühmter Architekt, geb. zu Nantes 1667, gest. zu Paris 1754 als Dechant der Akad. der Baukunst und erster Ingenieur der Brücken und Wege. In seinem 14ten Jahre kam er nach Paris, und widmete sich drei Jahre lang im Sommer der Baukunst, im Winter der Bildhauerei in der Schule Girardons. Dann entschied er sich gänzlich für die Baukunst, und die Freundschaft Mansard's, die er gewann, verschaffte ihm bald Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Sein Leben fiel in die Periode des sinkenden Geschmacks in Frankreich, aber er kämpfte weit öfter gegen denselben als er ihm nachgab. Sein Muster war Palladio, und wie dieser liebte er Pyramidalformen, wodurch er oft schwerfällig wurde. Seine Profile waren korrekt, seine Anordnung edel, aber er vernachlässigte die Details. Außer vielen Gebäuden in Frankreich hat er auch die Residenz zu Wirzburg und das Lustschloß Favorite bei Mainz aufgeführt. Als Schriftsteller ist er bekant durch sein Livre d'Architecture, contenant les principes généraux de cet art, et les plans, élevations et profils de quelques-uns de bâtiments faits en France et dans les pays étrangers fol. mit 70 Kupfertafeln. Par. 1745. Der erste Band enthält eine lateinisch und französisch geschriebene Abhandlung der Baukunst, auf welche er viele Regeln der Poetik anwendet; der zweite Band enthält ein früheres Werk von ihm: Description de ce qui a été pratiqué pour fondre en bronze, d'un seul jet, la figure équestre de Louis XIV. etc. Par. 1699. In seiner Jugend schrieb er einige dramatische Possen (seine Mutter war eine Schwester des Dichters Quinault), die von den italienischen Schauspielern aufgeführt wurden, und sich in der Samlung von Gherardi befinden. (*H.*)

BOFZEN, ein Pfarrdorf an der Weser, die hier die Rothminde empfängt, in dem Amte Holzminden des Braunschweigschen Weserdistricts: es hat außer den Kirchen- und Schulgebäuden 97 Häuser, 1 Sägemühle, 7 Potascheſiedereien und (1812) 791 Einw., und ist besonders seiner großen Obstplantage wegen merkwürdig. Es ist einer der ältesten Örter in den umliegenden Gegenden, und hieß in Urkunden Boveshusen, auch wol Bozen. (*Hassel.*)

BOG, Boh, Buh, heißt bei allen Slawen Gott. Anton leitet den Namen von bjegam, laufen her, wie Plato den griechischen Namen der Gottheit von Θέω. Sonne und Mond waren wahrscheinlich den Slawen wie den Griechen die ersten Götter. Man findet bei allen Slawen den uralten Glauben des Orients an ein gutes und böses Princip. Ohne Zweifel hatten sie ihn schon angenommen, ehe sie nach Europa kamen. Nur das gute Princip, den guten Gott, nannten sie anfangs Bog, den Urheber des Bösen Tschart, wie noch jetzt einige Stämme den Teufel nennen. Als man aber das böse Princip auch Gott zu nennen anfing, unterschied man das gute dadurch von ihm, daß man dieses den weißen, den Gott des Lichts, Bjel Bog, jenes den schwarzen, den Gott der Finsterniß, Tscherni Bog nannte. Aus der Idee des Gottes des Lichts bildete sich der Gott der Morgenröthe Jutrybog, der wahrscheinlich in Jüterbok verehrt wurde, und der Swantewit, das heilige Licht auf der Insel Rügen. Unter den zu Prilwitz gefundenen Alterthümern befand sich auch ein Götze mit der Inschrift Schuairtix Belbog. Dieses heißt ohne Zweifel nichts anders als Swantewit, ein guter Gott oder der gute Gott. Die Preußen verehrten einen Schweixtix; dieser Name ist aber nichts anders als der durch ihren nur halbslawischen Dialekt verstümmelte Name des Swantewit*). Der Tschernybog ward wahrscheinlich in der Oberlausitz in der Gegend von Bautzen auf einem Berge bei Meschwitz verehrt, der nach Praschowa Hora der Frage- oder Orakelberg und auch Tschernebog heißt und wo man auch noch mehre Überreste eines alten Kultus findet**). In den frühern Zeiten vereinigte ein Wesen alles Gute in sich; in der Folge bildete man aber für jede Äußerung desselben eine eigene Gottheit, deren Namen an ihrem Orte vorkommen sollen. (*Worbs.*)

Bogaert, franz. Baumeister, s. Desjardins.

BOGAN (Zacharias), geb. 1625 in Devonshire und gest. 1659, ein gelehrter Philolog und Theolog seiner Zeit. Noch jetzt verdient Bemerkung sein Homerus ἑβραΐζων, sive comparatio Homeri cum scriptoribus sacris, quoad normam loquendi: subnectitur Hesiodus ἑβραΐζων. Orf. 1658. 8. Zu der Archaeologia attica von Rous lieferte er Zusätze. Neunte Ausgabe. London 1685. 4. (*H.*)

BOGAS (oder dem Gehör nach Bodschas), das eigentlich regnicht bedeutet, wird überhaupt von gefährlichen Plätzen im Wasser, als reißenden Strömen, Brandungen rc. gebraucht und insbesondere werden die gefährlichen Plätze bei den zwei Hauptmündungen des Nils so genant. Niebuhr und Irwin versichern z. B., daß sehr oft Schiffe, welche von Alexandrien nach Rosette wollen „in dem Bogas oder dem Ausflusse des Nils" verloren gehen. Den Bogas bei Damiette schildern die Reisenden ebenfalls, doch minder, gefährlich. Bruce erklärt Bd. I. S. 85. Bogas durch schmale Einfahrt und S. 407 durch seichte Passage. Er meint hier den Bogas zwischen der Insel Dahalac und der südlichen Spitze der Insel Noora. Auch Andreossy scheint unter B. eine Fahrt zu verstehen. (*J. M. Hartmann.*)

BOGATÜ oder Bogatoi, eine jetzt wieder eingegangene Kreisstadt in dem ruß. Gouvernement Kursk, am rechten Ufer der Pena, ein vormaliges ökonomisches Kirchdorf, mit 4 hölzernen Kirchen, 165 dergleichen Wohnhäusern, 1 Schmiede, 1 Wassermühle und 1100 Einw., welche größtentheils Landwirthschaft treiben. Der wenige Handel besteht in allerlei russischen Kleinwaren und Landesprodukten. Die Stadt hat 2 Jahrmärkte. Der Boden ist ziemlich fruchtbar. In dem Kreise sind 2 Stutereien, 2 Brantwein-, 2 Ziegel- und 2 Kalkbrennereien, und in dem Dorfe Daimono-Selo wird ein großer Pferdemarkt gehalten†). (*J. C. Petri.*)

*) Anton's erste Linien eines Versuchs über die alten Slawen S. 39 f. *Helmoldi* Chronicon Slavorum l. c. 52. Alterthümer der Obotriten S. 88. *Frenzel* de diis Soraborum, *Hofm.* Script. r. lus. II. 2) Lausitzische Monatsschrift 1797. 2. Band S. 413 f.

†) Vgl. *Makinowitz* Slovar. geogr. Rossiiskago Gossudarstwo, d. h. Geograph. Wörterb. des ruß. Reichs.

BOGATZKY (Karl Heinrich von), ein Edelmann aus Jankowa in Schlesien, wo er 1690 geboren war. Von Jugend auf schwach und kränklich, und von einer frommen Mutter und Großmutter zum sogenannten Gefühlschristenthum, durch viele auf diesen Ton gestimmte Andachtsbücher, die er zu lesen bekam, hingeleitet, beschäftigte er sich mit dem Studium der Theologie, lebte zu Halle seit 1746 im Privatstande, und starb daselbst am 15. Jun. 1774. Einen großen Theil seiner Zeit widmete er der Verfertigung vieler Erbauungsschriften, eines oft gedruckten und in mehre Sprachen übersetzten güldnen Schatzkästleins der Kinder Gottes, gebundenen Seufzerlein über die Hauptstücke christlicher Lehre, eines täglichen Hausbuchs der Kinder Gottes, wovon 1771 eine vierte Ausgabe in kl. 4. erschien, einer christlichen Hausschule, Betrachtungen und Gebete über das neue Testament in 7 Theilen, Beicht- und Communionbuch, der kleine Katechismus Lutheri zu einem Gebetbuch eingerichtet, allerlei Schriften über Jesu Leben auf Erden und im Himmel u. dgl. m. In allen herrscht ein antiquirter Andachtston, und der beschränkte Ideenkreis von Buße und Gnade, Sündenelend und Auffassen des Blutes Jesu im Glauben, in welchem sich die damaligen Gefühlschristen (Pietisten) herumdrehten. In derselben alttestamentlichen, dem Ungelehrten oft unverständlichen, Bildersprache sind auch größtentheils Bogatzky's geistliche Gedichte, mit einer Vorrede von S. J. Baumgarten. Halle, 1749. 8.; Lieder mit groben Druck und Noten. Eb. 1756. 8. geschrieben, von denen doch einige in neuere Gesangbücher aufgenommen worden sind. Das Sanfte, Wohlwollende und Gutthätige, das Bogatzky in seinem Charakter hatte, verdient übrigens alle Achtung*). *(Baur.)*

BOGDA oder Bogdo-oola, ein 450 Fuß hoher Berg auf einer weiten Ebene in der Saratowschen Statthalterschaft im Asiatischen Rußland, den man 30 teutsche Meilen weit sehen kann. Den Namen hat er von den Kalmüken erhalten. Der Umfang am Fuße beträgt 1½ teutsche Meile. Nach Norden ist er durch 5 Hügel in eine Masse verwachsen, die nicht sehr steil ist; nach Osten hingegen ist er abschüssiger und nach Westen läuft eine ganze Reihe Hügel nach der Wolga hin, die nach und nach ins flache Land sich abdachen und aus festen Sandsteinen bestehen. Die Südseite ist äußerst steil und besteht aus großen Klüften und Gründen. Er enthält Alabaster und außer verschiedenen Thonarten auch Gyps und Kalkstein. Am Fuße desselben ist ein Salzsee †). Die Kalmüken haben eine große Ehrfurcht für diesen Berg und kein Reisender zieht vorbei, ohne daß er von dessen Fuß einen Stein nehmen, ihn auf den Gipfel tragen, daselbst sein Gebet verrichten und zum Zeichen seiner Verehrung ein Stück Geld oder etwas von seiner Kleidung hinlegen sollte*). *(J. C. Petri.)*

Bogdan, türk. und ungrischer Name der Moldau und einiger Fürsten s. Moldau.

BOGDAN, (Martin), aus Driesen in der Neumark gebürtig, hat sich in der Geschichte der Saugadern bekant gemacht. Er studirte nämlich in Kopenhagen, als der Streit über die Entdeckung der Saugadern zwischen Bartholinus und Rudbeck geführt wurde. Daran nahm er, als eifriger Anhänger seines Lehrers, lebhaften Antheil, und gab eine Schrift unter dem Titel: Insidiae structae Bartholini vasis lymphaticis ab Ol. Rudbeckio et detectae a Bogdano. 1654. heraus, worin er zu erweisen suchte, daß Bartholinus schon 1651, zu Ende des Jahrs, die Saugadern gesehen habe. Allein dies konnte leicht zugegeben werden, ohne daß daraus folgte, B. habe vor Rudbeck diese Gefäße als eigenthümliche gekant. Denn gesehen hatten sie schon Aselli 1622, Peiresc 1628, Wesling 1634, Pecquet 1647 und Jolyff 1650. Aber es kam darauf an, wer die Saugadern in ihrer Allgemeinheit, als eigenthümliche Gefäße, entdeckt und ihren Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Körpers, wie ihre Bedeutung entdeckt habe, und diese Ehre läßt sich dem Rudbeck nicht abstreiten. Auch sieht man aus der Schrift, die Bartholinus 1652 im Mai herausgab, wie entfernt er noch von einer genauen Kentniß dieser Gefäße war. Bogdan war späterhin Stadtarzt in Bern, und gab noch einen Tract. de recidiva morborum ex Hippocrate. Basil. 1660. 8. heraus. *(Sprengel.)*

BOGDANICH (Bogdanics, l. Bogdanitsch) (Emrich Daniel), erster Adjunkt der königl. ungrischen Sternwarte zu Ofen, gestorben am 31. Januar 1802 im kraftvollsten Alter und in der Blüthe seines Ruhms. Er war geboren zu Verőcze oder Verovitiz in Slavonien im J. 1762. Die bedrängte Lage seiner Jugend konnte seinen Geist so wenig, wie seine Neigung zur Mathematik, bei der er doch in Ungern keine Aussicht zu einer vortheilhaften Lage hatte, unterdrücken. Mit unermüdetem Eifer und mit der Lebhaftigkeit eines feurigen Geistes studirte er die mathematischen Wissenschaften, theils an der königl. ungrischen Universität (damals zu Ofen), theils nachher durch Privatfleiß, und brachte es in der Folge darin zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Im J. 1785 wurde er, als außerordentlicher Professor der Mathematik, an der königl. Akademie zu Großwardein

---

*) Bogatzky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Halle 1801. 8. (Als ein Beitrag zur Geschichte der Spenerschen theol. Schule nicht ohne Interesse, vgl. Neue allg. t. Bibl. 81. Bd. 453. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Richter's Lex. der Liederdichter.

†) Dieser See, auch Bogdinskoje Solånoje Osero genant, beträgt der Länge nach von Westen gegen Osten 2¼ M., der größten Breite nach gegen Westen etwas über ½ und gegen Osten ¼, dem Umfang nach 6 Meilen. Er ist so seicht, daß man ihn bis an die Lenden durchwaten kann. Die Sole ist sehr rein, ohne alle Bitterkeit, und selbst bei den Quellen ist kein übler Geruch zu spüren. Der Boden ist ein sandiger Schlamm, der überall mit Salzrinde belegt ist, die bis zum Herbst auf 3—4 Zoll dick wird. Es liegen aber mehre Salzlagen, durch den darüber getriebenen Wasserschlamm von einander abgesondert, über einander, die untern sind steinhart, daher die Salzbrecher hier nur das obere Salz zu nehmen pflegen. Wegen der schlechten Aufsicht und Behandlung ist das Salz, welches man aus dem See rein und weiß erhält, bei der Niederlage, wo es aufgeschüttet liegt, schon so mit Sand vermischt, daß man es kaum wieder kent. Es wird auf der Wolga weit verführt. (S. die Reisen mehrer Akademiker, z. B. Falk, Pallas, Güldenstädt, Gmelin rc. und Georgi geogr. phys. und naturhist. Beschr. des Russ. Reichs.) *) S. Pallas Reisen, Georgi geograph. phys. naturhist. Beschr. des russ. Reichs u. a. m.

angestellt. Dort wurden auch die: Formulae pro spatiis rectilineis, aut quae in haec resolvi possunt, per lineas parallelas dividendis. (Pestini 1786. 8.) von ihm bearbeitet. Die Begierde, sich mehr auszubilden, zog ihn nach Wien, wo er mehr Hülfsmittel finden konnte, seine Kentnisse in der Astronomie zu erweitern. Im J. 1796 wurde er endlich als zweiter Adjunkt an die königl. ungrische Universitäts-Sternwarte zu Ofen berufen, und nach der Ernennung des damaligen ersten Adjunkts, P. Bruno, zum Professor der höhern Mathematik an der königl. Universität im J. 1798, zum ersten Adjunkt ernant. Hier unternahm er, außer den in den Ephemeridibus astronomicis Vindobonensibus jährlich angezeigten astronomischen Beobachtungen, noch manche gelehrte Arbeiten. So hatte er eine Mechanica coelestis in la Place's Geist zu verfassen angefangen, wovon aber bei seinem Tod erst 10 Bogen fertig waren. Im December 1798 trat er die zum Behufe der geographischen Unternehmung des verdienstvollen Rittmeisters, Johann von Lipßky, vom Kaiser selbst anbefohlene und von dem Erzherzog Palatin eifrig unterstützte astronomische Reise*) an, um die Breite und Länge verschiedener Städte und Gränzorte Ungerns astronomisch zu bestimmen. Welcher Vortheil für die inländische Erdkunde aus dieser Reise erwuchs, haben theils gelehrte Blätter näher erörtert**), theils die vortreflichen Lipßkyschen Karten zur Genüge erwiesen. Schade, daß seine Krankheit ihn hinderte, noch mehre und zwar schnellere und bedeutendere Fortschritte in seinen astronomischen Bestimmungen zu machen, als er zum Behuf derselben von dem Freyherrn Joseph von Podmanitzky mit einem vortreflichen Hadleyschen Spiegel-Sextanten †), und einem von dem Grafen Franz Széckényi geliehenen genauen englischen Taschen-Chronometer versehen war. Allein vom Februar 1801 an kränkelte er beständig; im März verfiel er in einen Bluthusten, der, ungeachtet aller Sorgfalt seiner einsichtsvollen Ärzte, in eine wahre Lungenschwindsucht überging. Da er in dieser langwierigen Krankheit auf der einsamen Ofner Sternwarte hätte verschmachten müssen, nahm ihn der Pesther Buchhändler Kilian in sein Haus auf und pflegte ihn 8 Monate lang unentgeldlich.

In freien Stunden beschäftigte sich Bogdanich gern und mit glücklichem Erfolg mit der lateinischen Poesie; im Drucke erschienen nur einige Gelegenheitsgedichte. Sein vortrefliches Genie, seine gründliche Gelehrsamkeit, sein redliches, wohlwollendes Gemüth, seine ausgezeichnete, von Zartgefühl begleitete Geistesstärke, machten ihn allen Freunden schätzbar ††). (*Rumy.*)

BOGDANOWITSCH (Hippolit), geb. 23. December 1743 in Kleinrußland, in dem Flecken Perewolotschno, wo sein Vater ein obrigkeitliches Amt bekleidete. In seinem 11ten Jahre kam er nach Moskau und durch früh hervortretenden Hang zur Dichtkunst und Musik bald darauf in das Haus des Dichters Cheraskow, der ihm Freund und Lehrer ward. Durch diesen der Fürstin Daschkow bekannt, wurde er 1761 zum Aufseher über die Zöglinge der Moskowischen Universität ernant, und 2 Jahre später in die Canzlei des Gr. Panin versetzt, wo er bis 1766 blieb, und darauf als Legationssecretär den Fürsten Beloselsky nach Dresden begleitete. Dort arbeitete er ernstlich an seiner Bildung, und sammelte neben mancherlei wissenschaftlichen und Sprachkentnissen zuerst den Stoff zu dem Gedichte, das ihn später unter seinen Landsleuten verherrlichen sollte. 1768 kehrte er nach Petersburg zurück, und vollendete nun in stiller Zurückgezogenheit seine Duschenka (Psyche), welche 1775 erschien und bis jetzt 5 Auflagen erlebt hat. Nicht zu läugnen ist's, daß Lafontaine's Psyche der Duschenka als Vorbild gedient habe und als Kunstwerk vollendeter sey; aber dessen ungeachtet erhob sich die Copie wiederum über das Original: denn der Dichter schrieb sie ganz in Versen, und bewährte unverkennbar, daß ein eigenthümlicher Geist, reich an Scherz und Witz und lieblichen Bildern, ihn beseelt und vor einem auffallenden Zusammentreffen mit seinem französischen Vorgänger verwahrt habe. Der ungetheilteste Beifall ward dem Verfasser zu Theil, riß ihn aber so gewaltsam fort, daß aus allen den Arbeiten, welche später von ihm erschienen, die echte Weihe verschwunden war. Hatte er schon vor jenem Gedichte manches übersetzt (Voltaire's Zerstörung von Lissabon, St. Pierre's Abh. vom ewigen Frieden, Vertot's Geschichte der Veränderungen in der römischen Republik), einzeles redigirt (das Journal: Newinnoe Uprashdenie) und gedichtet („das doppelte Glück," dessen epische Tendenz würdig zu lösen ihm noch nicht gelang), so schrieb er nachher seine beiden Comödieen: Radost Duschenki und Slawjane" seinen Versuch: Istorit. isobrashenie Rossii T. I. Petersb. 1777. 4. — gab den Peterburgskoi Westnik und Sobessädnik heraus und dichtete unter andern Volksliedern, das bekannte einfach liebliche „Schon bin ich vierzehn Sommer alt." Im J. 1796 verließ er, als Kollegienrath pensionirt, die Residenz und starb am 6. Januar 1803 in dem Gouvernement, wo er geboren worden*). (*v. Wichmann.*)

Bogdinskoje Solänoje Osero s. Bogda.

BOGDO, eine der hochasiatischen Gebirgsketten, welche in der Mongolei streicht und zu dem Soongarischen Gebirgssysteme gehört, aber uns nach ihren wahren Strichen, nach ihrer Gestaltung und Bildung ganz unbekant ist. Nach den Charten streicht die lange Bergkette, die die Soongarei von Turfan und Kleintibet scheidet, nach SW., sie führt im O. den Namen Bogdo oder majestätisches Gebirge, im W. den von Mussart und Allak, aber sowol Anfang als Ende scheinen von Arrowsmith höchst willkürlich niedergelegt zu seyn. Ihre Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, und reichen wahrscheinlich mehr als 15,000 Fuß über das Meer. An seinem Fuße entwickeln sich der Irtisch und Pschabekan. Die Chinesen

---

*) Die darauf verwandten öffentlichen Kosten betrugen 3232 Fl. 8 Kr. **) Z. B. Zach's allg. geogr. Ephemeriden III. B. S. 107 f. 324. 411 rc. und Zach's monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. †) gekauft von dem Freihrn. Franz v. Zach in Gotha um 100 Dukaten, jetzt durch Geschenk des Freihrn. Joseph v. Podmanitzky ein Eigenthum des evangel. Lyceums zu Presburg. ††) Biographische Notizen von ihm stehen in *Horányi* Memoria nova Hungarorum scriptis editis clarorum. Vol. I. (1794) S. 506 ff., in Zach's allg. geogr. Ephemeriden III. Bd. und in Schedius Zeitschrift von und für Ungern 1802, 2. Heft S. 266—269.

*) Westnik Ewropi T. 7. S. 227 ff. T. 9. S. 5 ff. 75 ff.

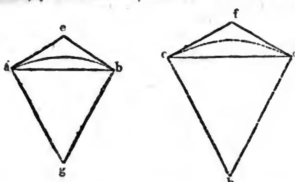
begreifen übrigens den ganzen Bergzug, den Bogdo, Mussart und Allak bilden, unter dem Namen Sineischan oder Schneegebirge; wahrscheinlich sind sie auf dem nördlichen Saume des asiatischen Hochbuckels das, was die Himalih auf dem südlichen sind. (*Hassel.*)

Bogdo Lama, s. Tibet.

Bogdoi s. Mantschu.

Bogdscha, Bocktscha s. Tenedos.

BOGEN, 1) nent man in der Geometrie einen Theil einer krummen Linie, und insbesondere des Kreises; diejenige gerade Linie aber, welche das eine Ende des Bogens mit dem überliegenden andern Ende verbindet, heißt die Sehne (Chorda). In verschiedenen Lehrsätzen der Geometrie werden die Bedingungen der Sehne und des Bogens und anderer hiemit in Verbindung stehender Linien untersucht und bestimt; so z. B. ein Kreisbogen ist jedesmal größer als seine Sehne; ein Radius (Halbmesser), welcher einen Bogen halbirt, berühret dessen Sehne senkrecht, und halbiret dieselbe; alle Winkel an der Peripherie, welche einem und demselben Bogen entsprechen, sind die Hälfte der Mittelpunktswinkel, die auf demselben Bogen sich befinden; alle Winkel, welche einem und demselben Bogen des Kreises entsprechen, sind gleich; werden die Seiten eines gleichseitigen Dreiecks durch Radien halbiret, so werden es auch die Bogen über demselben. — Kreisbogen werden gleich oder um eine gegebene Größe verschieden genant, wenn sie im ersteren Falle gleiche Sehnen, oder im andern, wenn diese Sehnen um einen gewissen aliquoten Theil in der Größe von einander abweichen. — Zwei Bogen werden ähnlich genant, z. B. ab und cd, wenn die



Winkel aeb und cfd, d. i. die Winkel der Tangenten ae und be und cf und df gleich sind; es verhält sich nämlich:

$$\angle aeb : ab = \angle cfd : cd,$$ oder

$\angle aeb$ zu Bogen ab, wie $\angle cfd$ zu Bogen cd;
auch in Hinsicht der Mittelpunkswinkel ist:

$$\angle agb : ab = \angle chd : cd,$$ oder

$\angle agb$ zu Bogen ab wie $\angle chd$ zu Bogen cd,
und man sagt daher: zwei Bogen sind ähnlich, wenn die zugehörigen Winkel am Mittelpunkte gleich sind. (*v. Schlieben.*)

Bogen, in der Baukunst wird in Lehrbogen und wirklich aufgeführten Bogen unterschieden. Ersterer bedeutet die Form oder Gestalt, nach welcher letzterer oder ein ganzes Gewölbe aufzuführen ist; und letzterer ist in dem Bauwesen nichts anders als ein Gewölbe von geringer Tiefe, oder auch der Theil eines Gewölbes. S. daher beide im Art. Gewölbe, wo auch von Bogengerüste (s. Rüstung) und Bogenrippen die Rede seyn wird. — Bogenrolle ist die besondere äußere Gestalt oder Verzierung des Schlußsteins eines Bogens, wenn diese auf seiner sichtbaren Seite einer Rolle oder Walze ähnlich gebildet ist. (*Leger.*)

Bogen, in andern Theilen d. Technologie, s. bei diesen.

Bogen, als Waffe, bei der Jagd und zum Angriff im Kriege gebraucht, gehört unstreitig zu den ältesten Werkzeugen dieser Art, und die Bogenschützen werden schon bei Moses in der frühesten Zeit (B. 1. 21, 20.) und im Hiob (16, 13. 29, 20) genant. Die Chinesen nennen Hori als Erfinder; wenn Plinius den Skythes als Erfinder nent, so ist damit nichts weiter gesagt, als daß der Bogen durch Völkerschaften, die man zu dem unbestimmten Scythien rechnete, und die sich ohne Zweifel in der Bogenkunde eben so sehr auszeichneten, als noch jetzt dort lebende Völkerschaften, nach Vorderasien und Europa gekommen ist, wie denn auch der griechische Gott der Bogenschützenkunst Apollon aus jenen Gegenden einwandert. Die Erfindung war nicht schwer zu machen, und der Zufall mußte an verschiedenen Orten darauf führen, weßhalb wir auch keine wilde Nation ohne Bogen und Pfeil finden, und eine Geschicklichkeit im Gebrauch derselben, wie wir sie vor wenigen Jahren an den Baschkiren zu bewundern in Europa Gelegenheit hatten. Wenn in Europa die kriegerischen Kureten auf Kreta, durch ihre Kriegstänze so berühmt, als Erfinder auch der Bogenschützenkunst genant werden (Diod. 5, 65); so deutet dies auf eine durch sie in Griechenland bei Kriegsangriffen bewirkte Einführung der Bogenkunst, vielleicht zu Fuß, wie er bei den Kentauren zu Pferd im Gebrauch war. In der griechischen Heroenzeit finden wir viele Pfeilschützen. Herkules war einer, und hatte die Kunst von einem Scythen erlernt; daß die ihm gewöhnliche Bewaffnung mit Keule und Fell ihm erst von späteren Dichtern gegeben wurde, hat Heinrichs gezeigt (Scut. Herc. Proleg. LXVIII. fgg.). In den Sagen von ihm wird vergifteter Pfeile gedacht. Bei Homer finden wir in Verfertigung der Bogen schon viele Verzierungskunst angewendet; die Krümmung des Bogens aus dem Gehörn des Steinbocks geschnitzt, geglättet, mit Gold beschlagen, die Senne aus Rindssehnen gedreht, den Pfeil mit Eisen beschlagen, von Rohr, befiedert. Wie man den Bogen spannte und den Pfeil abschoß, wird mit Homerischer Genauigkeit beschrieben bei Gelegenheit des berühmten Ulysses-Bogens (Od. 19, 572. 21, 11.) und in der Stelle, wo Pandaros den Menelaos trifft (Il. 4, 105.). Der scythische und kretische Bogen blieben übrigens immer berühmt; der scythische zeichnete sich durch seine Gestalt eines Halbzirkels oder Halbmondes aus; der kretische galt stets für den vorzüglichsten. Auch die Römer noch holten ihre Bogenschützen (Sagittarii) am liebsten aus Thrazien und Kreta, die auf 150 Schritte ihre Pfeile mit solcher Gewalt abschossen,

daß sie Schild und Harnisch durchdrangen. Den Römern waren die furchtbarsten Bogenschützen die Parther, deren Pfeile Spitzen mit Widerhaken hatten.

Durch eine Verbindung der Sagen von Hyperboreern, Amazonen, Scythen, Abaris, Kelten u. a. würde der Übergang zu den Germanen sich bahnen lassen (s. Radloff's Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen, Bonn 1822), und wer weiß, ob nicht dereinst fortgesetzte Untersuchungen der Alterthümer auch durch Bogen und Pfeil einiges Licht hierüber verbreiten, — wofern nämlich Bogen und Pfeil nicht verbrant sind, denn nach Tacitus (Germ. 27) wurden bei den Teutschen mit den Verstorbenen auch ihre Waffen verbrant. Ob nun aber dazu Bogen und Pfeil gehört haben, ist sehr zweifelhaft, denn Tacitus erwähnt derselben nie, sondern nur der Wurfpfeile (missilia, *Germ.* 6. *Ann.* 2, 14.), da er hergegen von den Fennen (Finnen), an deren Teutschheit er jedoch selbst einigen Zweifel hat, berichtet, daß sie ihre Pfeile, aus Mangel an Eisen, mit Knochen zuspitzen (Germ. 46.). Dagegen wenn die Scandinavischen Skalden ihre Helden preisen, rühmen sie allezeit auch deren Geschicklichkeit in der Bogenkunst. Daß die Angelsaxen und Dänen derselben in früher Zeit sehr kundig waren, leidet keinen Zweifel, sie bedienten sich derselben aber, als sie nach Britannien kamen, blos zur Jagd, und erst durch die Eroberung der Normannen kam, wie es scheint, der Bogen als Kriegswaffe in England in Gebrauch. Nach dieser Zeit aber wurden die Engländer so trefliche Bogenschützen, daß sie sich als solche vor den übrigen Nationen auszeichneten. Die einfachen Bogen verwandelten sich aber in die künstlicheren Armbrüste (s. Armbrust), welche nachher durch die Einführung des Feuergewehrs verdrängt wurden, so daß in Europa nur noch die Türkei einen ernsten Gebrauch von der Bogenkunst macht. (*H.*)

Die Bogen- und Pfeilwurfkunde, bei den Türken (Ilmol-kaws wer remi). Auf keine Waffe hielt Mohammed soviel, als auf Pfeil und Bogen; daher eine Menge von ihm überlieferter Worte, welche darauf Bezug haben, als: Reitet und schießet, aber das letzte ist besser; — keiner von euch sey im Pfeilwurf ungeübt; — wer schießt auf Gottes Wegen hat mehr Verdienst, als der einen Sklaven befreit hat; — jeder das Ziel treffende Wurf bringt um eine Stufe der Seligkeit höher; — wer den Pfeil schießt im heiligen Krieg, rettet Glied für Glied vom ewigen Feuer; — wer Köcher und Bogen zu Hand nimt, befreit sich von Armuth auf 40 Jahre; — Lernet Schießen und den Koran u. s. w. S. die weitern Überlieferungen und vorzüglichsten Gesetze des Bogenschießens im 20. Kapitel des Fasailol-dschihad, d. i. die Vortreflichkeit des heiligen Krieges, ins türkische übersetzt vom Dichter Abdoll-baki, und teutsch herherausgegeben unter dem Titel: die Posaune des heiligen Kriegs, Leipzig 1806. Dort sind auch die Namen der 5 Bogen des Propheten: Ruha, safra, beisa, sora, ketum, und der seines silberbeschlagenen Köchers Hafur angegeben. Der Schütze in Arabien war Ismail, der bei den Moslimen gebräuchliche Bogen ist der echt arabische aus Hedschas, weil der alt persische vom Propheten verworfen ward, um nichts von den Ungläubigen anzunehmen.

Die vorzüglichsten über diese Kunst erschienenen Werke sind: Kitabol kaws wet-ters, d. i. das Buch des Bogens und des Schildes (Ters, Tartsche) vom Ebi Seid Said Ben Aus Chasredschi; Kitabor-remi, d. i. das Buch des Pfeilwurfs von Ebibekr Mohammed Ben Chalef bekant unter den Namen Wekii des Dichters; Ahkomor-remi wes-seif, d. i. die Gesetze des Pfeilwurfs und des Schwertes vom Scheich Tadschheddin Ahmed Ben Osman Ibnot-türkmani, gest. im J. d. H. 744 (1343). Uliol-esbab fir-remi bin-neschab, d. i. die ersten Ursachen in dem Wurfe mit Pfeilen vom Scheich Afeddin Mohammed Ben Ebibekr bekant unter den Namen Ibn Dschemaat, gest. im J. d. H. 819 (1416). Irschadi achvan fi ahkamir reham, d. i. Anleitung der Brüder in der Bogenkunst von Ebn Ali Al Haitimi (auf der bodlejanischen Bibliothek No. 372). El-hedaijet fi ilmir-remajet, d. i. Leitung in der Pfeilwurfkunde von Mohammed Ben Ali Es-saghir Mohammed Ben Mohammed, einem berühmten Lehrer in der Schießkunst mit dem Bogen (auf der bodlejanischen Bibliothek No. 373.). Bedai wel-essrar fi hakikatir-redd, wel intissar, d. i. die Seltenheiten und Geheimnisse in der wahren Vertheidigung handelt in 12 Abschnitten vom Bogen und Schießen. Tohfetol-talab fi ilmir remajet bin-neschab, d. i. Geschenk der Begehrenden in der Kunst des Pfeilschießens von Chalil Ibn Suleiman Al-medaini (in der orientalischen Samlung zu Gotha No. 16). Tohfetol ghusat, d. i. das Geschenk der Sieger, eine Abhandlung über das Pfeilschießen und das Pferdetummeln von Hosru dem Waffenträger. Eine sehr geschätzte Abhandlung, welche, da sie sich über mehre Waffengattungen verbreitet, auch den Namen Silahschorname, d. i. das Buch des Waffenträgers führt. Et-taalim wel ilam fi remis-seham, d. i. Unterricht und Anweisung in dem Wurf mit Pfeilen von Ali Ben Kassem Es-sadi, aus Haleb für einen tscherkasischen Emir verfaßt, Rissaletol-kawosijet, d. i. die Bogen-Abhandlung von Kemaleddin Ismail aus Isfahan. Gharssol enschab firremi bin neschab, d. i. festgepflanzter Zweig in dem Wurfe mit Pfeilen vom Dschelaleddin Es-sejuti. Al-kawlot-tamm fi faslir-remi bis seham, d. i. die vollkommene Rede über die Vortreflichkeit des Wurfs in Pfeilen. Al-wasih fir-remi wen-neschab, d. i. der Offenbare in dem Wurfe mit Pfeilen in 30 Hauptstücken (auf der bodlejanischen Bibliothek No. 397). El-jassub wel-kassi wer-remi wes-seham, d. i. der Bienenweisel, der Bogen- und Pfeilschuß und die Spiele, von Hassan Ben Ahmed Al-hamadani, gest. im J. d. H. 334 (945). (*v. Hammer.*)

Bogen, in der Musik. I. Das bekannte, ursprünglich vermuthlich einem Schießbogen ähnlich gebildet gewesene, mit Pferdehaaren bespannte Werkzeug (italisch arco, französ. Archet und im Teutschen ehemals Fiedelbogen genant), durch dessen Reibung ein elastischer Körper, namentlich die Saiten der geigenartigen Instrumente, zum Tönen angeregt werden, weshalb man diese

letzten auch wol Bogeninstrumente zu nennen, und dadurch von den Saiteninstrumenten zu unterscheiden pflegt, deren Saiten auf andre Weise zum Ansprechen gebracht werden, wie z. B. die Guitarre, Harfe, Mandoline, u. a. — Ein gut gearbeiteter Bogen ist beim Spiel der Bogeninstrumente von nicht geringer Wichtigkeit. Nach der jetzt üblichen Einrichtung besteht er aus einem Stabe von hartem Holze, welcher, nach dem obern Ende zu, etwas verjüngt ausläuft, an diesem Ende selbst aber mit einem Kopfe versehen ist, in welchem das eine Ende der Haare eingeklemmt wird, indeß das andere auf ähnliche Art in dem, nahe dem unteren Ende befindlichen, sogenannten Frosche haftet, welcher selbst sich vor- und zurückschrauben läßt, um die Haare mehr oder minder stark anzuspannen. Diese werden, um die Reibung zu vermehren, bekanntlich mit Geigenharz bestrichen. Zu Violin-, Viola- und Violoncellbögen pflegt man weiße Pferdehaare, zu Violonbogen aber schwarze zu wählen, weil jene zärter, diese aber rauher und daher geschickter sind, die starken Saiten gehörig anzugreifen. Jedenfalls müssen die Haare möglichst gleichmäßig gespant, und die Spitzen derselben sämtlich, oder doch größtentheils, gegen die Spitze des Bogens zu gerichtet seyn, um dadurch den sogenannten Aufstrich dem sonst stärkeren Niederstrich etwas gleicher zu machen, indem jedes Haar, in der Richtung von der Spitze gegen die Wurzel zugefühlt, merklich rauher ist, als in der entgegengesetzten. Im übrigen hängt die Güte des Bogens von der zweckmäßigen und sorgfältigen Ausarbeitung des Stabes, und der gewählten Holzart ab, welches alles aber bei den Bogen für verschiedene Arten von Instrumenten verschieden ist, und sich nicht im Allgemeinen näher bestimmen läßt. — Außer Saiteninstrumenten, werden auch wol andere Tonwerkzeuge durch Bogen zum Ansprechen gebracht, z. B. die sogenannte Stahlharmonika oder Eisenvioline. — Auch auf Tasten-Instrumenten mit Darmsaiten, z. B. dem sogenannten Bogenflügel, vertritt die Stelle des Bogens bald ein Strang von Pferdehaaren, bald ein aus solchen Haaren gewebtes, oder damit übernähetes Band. —

Mit dem Ausdrucke Bogen bezeichnet man übrigens figürlich auch wol die Art und Weise der Bogenführung, und sagt z. B. von einem Geiger, er habe einen schönen Bogen, d. i. eine schöne Art den Bogen zu führen.

II) Bogen werden auch bei Blechinstrumenten, z. B. Horn, Trompete u. a. m. einzele längere oder kürzere Stücke Röhre genant, welche, an die Hauptröhre gesteckt werden, um sie zu verlängern oder zu verkürzen, und dadurch das ganze Instrument tiefer oder höher zu stimmen; Tonbögen, Einsatzbögen, oder auch Krummbögen.

III) In der Notenschrift hat der Bogen gar verschiedene Bedeutung. Fürs erste dient ein von einer Note zur andern, oder über oder unter mehren Noten gesetzter Bogen zum Zeichen, daß diese Töne gebunden oder geschleift vorgetragen werden sollen (s. Bewegung oder Bindung). — In der Generalbaßschrift hingegen hat ein, über eine Note gesetzter Bogen verschiedenerlei Bedeutungen, welche im Artikel Bezifferung (Bd. 9. S. 402) erwähnt sind. — Sodann gilt ein, über einen Punkt gesetzter Bogen: ⌒ bekanntlich als Ruhe- oder Fermatezeichen; über einem Taktstrich aber bedeutet dies Zeichen, daß das Stück hier ende. — Endlich zieht man auch wol einen Bogen über einzele Stellen, welche wiederholt werden sollen, z. B.

bis

(Gottfr. Weber.)

Bogenflügel oder Bogenklavier. Auch dieses Instrument ist eines der vielfältigen Erzeugnisse des Bestrebens, Tasteninstrumente mit forthaltendem Klange zu erfinden. Die Beschaffenheit dieses Tonwerkzeuges, welches Dr. Chladni, in No. 18. der Leipz. allgem. musikal. Ztg. von 1800, einen älteren Bruder seines Clavicylinders nent, beschreibe ich am füglichsten mit des genannten Schriftstellers eigenen Worten. „Bekantermaßen (so schreibt er), hat Hans Haydn in Nürnberg den ersten Bogenflügel, und nachher Hohlfeld in Berlin ein etwas verbessertes Instrument dieser Art verfertigt, welches von C. P. E. Bach in seinem Versuche, über die wahre Art Klavier zu spielen, gerühmt wird. Das Schicksal des Hohlfeldschen Bogenflügels konnte ich in Berlin, ungeachtet aller Nachfrage, nicht erfahren; vielleicht befindet sich dessen Überbleibsel in irgend einem entlegenen Winkel des Schlosses. Es wurden bei diesem Instrumente Darmsaiten vermittelst der Tasten an Räder angedrückt *), die mit Pferdehaaren überzogen, und mit Geigenharz bestrichen waren, und vermittelst eines Schwungrades und eines Fußtrittes sich umdreheten. In der Histoire de l'académie de Paris 1762. p. 192. wird ein von Gay verfertigter Bogenflügel beschrieben, und in den Machines et inventions approuvées par l'académie de Paris Tom. II. p. 155. einer von Cuisinié, und Tom. VII. p. 183 einer von le Voir, die aber unvollkommen zu seyn scheinen. Greiner in Wetzlar verfertigt ein Bogenhammerklavier, wo die Einrichtung eines Bogenflügels mit einem Pianoforte verbunden war; in dem Kramerschen Magazin der Musik 1783, S. 661 findet sich weitere Nachricht davon. Ich habe noch weiter keinen Bogenflügel angetroffen, außer einen in Königsberg, den der Prediger Wasiansky besitzt, und der Mechanikus Garbrecht gemeinschaftlich mit ihm verfertigt hatte. Das Streichen geschieht vermittelst eines in sich selbst übergehenden schmalen seidenen Bandes, das auf der äußern Oberfläche sauber mit Pferdehaaren übernähet ist, und um zwei Rollen geht, die durch ein Schwungrad und einen Fußtritt mit einer Kurbel in Umtrieb gesetzt werden. Es wäre gut, wenn zu dieser Absicht ein in sich übergehendes schmales Band von Pferdehaaren so gewebt werden könnte, daß auswendig ein Haar neben dem andern läge, ungefähr so, wie die seidnen Fäden auf einem

*) Eigentlich ist die Leier (vielle) in ihrer Art das, was ein solcher Bogenflügel ist, nur ist sie darin weit unvollkommener, daß sie einen geringen Umfang von Tönen hat, und mit einer Hand gespielt, die andere aber zum Drehen gebraucht wird, daß man auch eine Saite durch Verkürzung zu mehren Tönen gebraucht. Der kaiserliche Legations-Sekretär Hadrawa in Neapel hat, wie mir erzählt worden ist, die Leier zu vervollkommnen gesucht, und dem König darauf Unterricht gegeben.

Halbatlaß, und alle Enden der Haare sich inwendig befänden. Der Klang dieses Bogenflügels war sehr stark, und mehren zugleich gespielten Geigeninstrumenten ähnlich; am angenehmsten war er in einiger Entfernung oder in einem Nebenzimmer, wo die in der Nähe etwa zu hörenden kleinen Rauhigkeiten unmerklicher wurden. Herr Garbrecht war beschäftigt, ein neues mit einem Pianoforte, das man damit zugleich oder auch einzeln spielen konnte, verbundenes Instrument dieser Art zu bauen, er war auch bereit, dergleichen zum Verkauf zu verfertigen, um einen in Verhältniß der Güte eines solchen Instruments und der Schwierigkeiten des Baues sehr billigen Preis. Nur muß einer, der von einem solchen Instrumente gehörigen Gebrauch machen will, selbst einige Kentniß von mechanischen Arbeiten haben, um bei jeder sich zeigenden kleinen Unvollkommenheit sogleich den Grund davon ausfindig zu machen, und der Sache abzuhelfen. Herr von Mayer in Görlitz hat einen im Journale für Manufakturen und Handlung, wie auch in der Lausitzischen Monatsschrift beschriebenen Bogenflügel gebaut, zu dessen Verfertigung ich ihn, als er mich in Wittenberg wegen meines noch nicht lange vorher fertig gewordenen Euphons besuchte, aufgefodert, und ihm die erste Idee mitgetheilt habe. Die Saiten werden nicht etwa, wie bei den vorher erwähnten, an die streichende Substanz gedrückt, sondern sie liegen still, und es geht ein Rahmen, der mit mehren Strängen von Pferdehaaren, die zwischen die Saiten hindurch gehen, bespant ist, vermittelst eines Fußtrittes senkrecht auf und nieder, und durch die Tasten werden die Pferdehaare vermittelst kleiner Rollen, über die sie gehen, an die zu streichenden Saiten seitwärts angedrückt. Hiedurch wird zwar dieses gewonnen, daß die Darmsaiten weniger der Verstimmung ausgesetzt sind, als wenn sie durch den Druck mit den Tasten ausgedehnt, und wieder nachgelassen werden (obwol dieses, wie ich nachher an dem Königsbergischen Bogenflügel wahrnahm, nicht so beträchtlich ist, als ich vermuthete, besonders, wenn die Saiten diesseit der Stelle, wo sie von den Tangenten gedrückt wird, noch eine ziemliche Länge hat), hingegen kann man bei dieser Einrichtung die Töne nicht länger halten, als die Länge der Pferdehaare es zuläßt; es ist auch der Mechanismus äusserst zusammengesetzt, so daß nothwendig öfters etwas wandelbar werden, und viel Nebengeräusch hörbar seyn muß. Will man übrigens ein nicht unabgesetzt fortgehendes, sondern so wie bei dem jetzt erwähnten Instrumente, hin- und herwärts gehendes Streichen sich gefallen lassen, so schlage ich hier eine weit einfachere Einrichtung eines Bogenflügels vor. Man könnte nämlich einen Strang von einigen wenigen sehr langen Pferdehaaren über zwei Rollen gehen lassen, so daß ein Haar neben dem andern läge, und an dem einen Ende einen Fußtritt, an dem andern ein Gewicht oder eine Feder anbringen, und die Saiten an die Pferdehaare vermittelst der Tasten andrücken."

Weitere Nachrichten liefert derselbe Schriftsteller im Jahrgang 1821 derselben musik. Ztg. S. 585, bei Erwähnung einer von dem Italiäner Taccani gerühmten Verbesserung des besagten Instrumentes. „Das so eben erwähnte Instrument (sagt er a. a. O.) scheint der Beschreibung nach im Wesentlichen eben so eingerichtet zu seyn, wie der vom Mechanikus Garbrecht in Königsberg recht gut gebaute Bogenflügel, welchen ich dort beim Herrn Superintendenten Waßiansky, welcher auch an dem Bau Antheil hatte, im Jahre 1793 sahe. Das, was die Verrichtung eines Violinenbogens that, war ein in sich selbst übergehendes auf der Oberfläche mit Pferdehaaren gehörig übernähetes Band, das um zwei, vermittelst eines Fußtrittes mit einem Schwungrade in Bewegung zu setzende Rollen ging, und welchem die Darmsaiten durch Niederdrücken der Tasten genähert wurden, um von denselben gestrichen zu werden. Eine gar zu starke Biegung des Bandes ward durch dicht über demselben angebrachte Rollen verhindert. Soviel ich mich erinnere, ruhten die Saiten hinterwärts nicht auf einem einzigen Stege, sondern waren, damit sie weniger in ihren Schwingungen gehindert würden, auf mehre kurze Stege vertheilt. Herr Mechanicus Garbrecht war damals erbötig, für 180 Thlr. ein dergleichen Instrument, zu liefern."

„Schon vor langer Zeit hat man sich bestrebt, Tasteninstrumente zu bauen, wo Saiten durch irgend etwas, das die Stelle eines Violinenbogens vertritt, gestrichen werden, um fortdauernde Töne mit dem gehörigen Anwachsen und Abnehmen der Stärke zu geben. Eins der ältesten Instrumente dieser Art, war wol das von Hans Haydn in Nürnberg, wovon in Doppelmayers Nachrichten von nürnbergischen Künstlern und in Prätorii Syntagm. mus. einiges gesagt ist. Auch finden sich in den Schriften von Athanasius Kircher Vorschläge zu solchen Instrumenten, durch Abbildungen erläutert. Auch gehört hieher der von C. P. E. Bach erwähnte Bogenflügel von Hohlfeld (Posamentirer in Berlin), welcher, soviel mir bekant ist, geraume Zeit hindurch im königl. Schlosse zu Berlin stand, wie auch das Bogenhammerklavier von Greiner in Wetzlar (wo ein dergleichen Mechanismus mit einem Pianoforte verbunden war) das Orchestrino von Poulleau, und mehre andre. Bei dergleichen Instrumenten wurden die Saiten entweder gegen Räder, deren Rand glatt, oder mit Pergament überzogen und mit Colophonium bestrichen war (ungefähr so, wie bei der Leier, im Franz. vielle), oder gegen ein in sich selbst übergehendes um zwei Rollen streichendes Band gedrückt, wobei aber ein öfteres Verstimmen der Saiten wegen der lateralen Ausdehnung nicht oder kaum zu vermeiden war. Man hat also dieser Unvollkommenheit dadurch abzuhelfen gesucht, daß man Stränge von Pferdehaaren, oder auch wirkliche Violinenbogen, durch einen gemeinschaftlichen beweglichen Rahmen verbunden, zwischen den Saiten hindurch gehen ließ, und durch Niederdrücken der Tasten diese Pferdehaare oder Bogen den Saiten näherte, wobei aber der Klang nicht so lange fortdauern konnte, als man wollte, sondern nur so lange, als der hin oder herwärts gehende Strich es verstattete. Das erste Instrument dieser Art hat Herr Meyer in Görlitz, welchem ich die erste ganz rohe Idee dazu im Jahre 1790 oder 1791 gegeben hatte, nach vielen mühsamen Versuchen gebaut, und hernach sind ähnliche Instrumente, wiewol mit mancher Abänderung oder Verbesserung von Anderen gebaut worden, wie das Orchestrino von Thomas Kun-

zen und die Xenorphica von Roellig und Matthias Müller."

„Die Unbequemlichkeit, daß bei den Bauarten, wo die Saiten gegen die streichende Substanz bewegt werden, durch die laterale Ausdehnung der Ton leicht verändert wird und die Saiten oft verstimt werden, würde sich dadurch ganz abhelfen lassen, wenn man die Saiten nicht auf einen Steg des Resonanzbodens und auf einem Wirbelstock unmittelbar, sondern jede einzeln auf einer schmalen beweglichen hölzernen Leiste anbringen wollte. Diese Leisten oder Hebel könnten sodann, an einer schicklichen Stelle auf dem Stege des Resonanzbodens, auf einem spitzigen Stift gesteckt, und an dem einen Ende mit einer hölzernen Feder versehen werden, um durch Niederdrücken der Tasten vermittelst eines Fadens ein wenig aufwärts gegen das, was die Stelle des Violinenbogens vertritt, gezogen zu werden, so wie ich ähnliche Leisten (nach meinen Beiträgen zur praktischen Akustik, im dritten Abschnitte des zweiten Theils) in Verbindung mit Klangstäben zu einer Art des Klavicylinders angewendet habe."

„Ein Bogenklavier, wo Saiten auf irgend eine Art in die Quere gestrichen werden, mag übrigens eingerichtet seyn wie es wolle, so wird es doch nie so einfach seyn können, daß es einer allgemeinen Verbreitung fähig wäre und wird vielmehr nur von solchen können gehörig benutzt werden, die selbst mechanische Künstler oder Kunstverständige sind, und jeder kleinlichen Verschiebung oder anderen Unordnung abzuhelfen wissen. Man wird also den Zweck, ein Tasteninstrument mit fortdauernden Tönen und mit willkürlich zunehmender oder abnehmender Stärke des Klanges zu haben, leichter, sicherer und dauerhafter erreichen können, wenn man hiezu keine Saiten, sondern Klangstäbe anwendet, und also anstatt eines Bogenklaviers lieber einen Klavicylinder bauen will, wozu ich in meinem neuen zur Ostermesse 1821 bei Breitkopf und Härtel erschienenen Buche die erfoderliche Anleitung gegeben habe. Will man Saiten zu diesem Zwecke anwenden, so wird es am besten seyn, wenn man die nie einfach genug auszuführende Idee, diese in die Quere durch etwas einem Violinenbogen ähnliches streichen zu lassen, ganz aufgibt, und dafür lieber sich einer solchen Einrichtung bedient, wie sie von Hrn. Kaufmann zu seinem Harmonichord ist angewendet worden, wo die Saiten, vermittelst eines gehörig eingerichteten und an der gehörigen Stelle angebrachten beweglichen Ansatzes, der von einer sich umdrehenden Walze, fast so, wie die Klangstäbe bei einigen Arten des Klavicylinders gestrichen wird, zum Klingen gebracht werden."

Noch weitere Nachrichten, über einen, von einem andern Italiäner, dem **Abbate Gregorio Trenti**, neuerlichst aufgestellten Bogenflügel unter dem Namen **Violincembalo**, liefert Chladni in derselben muf. Ztg. von 1822, Sp. 164 u. f. (*Gottf. Weber.*)

Bogenführung, s. **Bogen** u. **Bogenstrich**.

Bogenhammerklavier, ein mit einem gewöhnlichen Hammerklavier oder Pianoforte verbundner Bogenflügel, s. **Bogenflügel**. (*Gottfr. Weber.*)

Bogeninstrumente, nent man in der Musik vorzugsweise diejenigen Saiteninstrumente, welche in der Regel durch Streichen mit einem Bogen zur Ansprache gebracht werden, wie die Violine und Altviole, das Violoncell und Violon, und mehre andere, minder übliche, das Baryton, die **viola d'amore**, **di gamba**, **di spala**, **pomposa**, u. a. m. — im Gegensatze von anderen, deren Saiten man durch Anschlagen, oder Zupfen ertönen macht, wie Pianoforte, Harfe, Guitarre, Laute, Zither, Mandoline und ähnliche, welche man deshalb chrustische, d. h. Schlaginstrumente nent.

§. 1. Der Name Bogeninstrument ist ein durch Zusammensetzung gebildeter, dessen wir Teutsche eigentlich nicht bedürften, indem wir ein eignes Stammwort haben, welches die ganze Klasse bezeichnet, nämlich das Wort Geigen. Dieser Name ist aber, zugleich mit den, freilich trivialeren älterteutschen Namen Fiedel und Fiedelbogen, ziemlich außer Mode gekommen; aber wenigstens Ersterer gewiß um so mehr mit Unrecht, da auch hier wieder unsere Sprache reicher erscheint als die der Nachbarvölker, indem z. B. weder Franzosen noch Italiäner einen Gattungsnamen besitzen, welcher die gesammte Klasse bezeichnet, denn das italische Wort **Viola** bezeichnet keineswegs die ganze Klasse, sondern vielmehr eine einzele Art, nämlich die Altviole, — und eben so wenig scheint das engländische Wort **fiddle** eine generische Bedeutung zu haben, und auf alle Arten der Klasse zu passen.

§. 2. Der Klang der Bogeninstrumente besitzt allerdings bei weitem nicht die Fülle und den Zauberreiz der Blasinstrumente. Er ist weder so süßschmelzend wie diese, noch so voll und kräftig durchdringend (vgl. **Blasinstrumente** §. 43), dagegen besitzen die Bogeninstrumente andere Vorzüge, welche ihnen am Ende doch den Rang vor dem Chor der Blasenden errungen haben. Einer der ersten Vorzüge liegt unter andern schon darin, daß ihr, nicht so sehr reizender, Klang eben darum auch nicht leicht Überreiz erweckt, wie solcher beim Anhören ganzer Tonstücke, von lauter Blasinstrumenten vorgetragen, am Ende gar leicht und auf ähnliche Weise entsteht, wie bei einem, aus lauter Näschereien bestehenden Gastmahle der Fall seyn würde. Fürs Andere aber ist das Tonspiel der Bogeninstrumente auch bei weitem nicht mit all den Unvollkommenheiten und Unbequemlichkeiten behaftet, welche wir bei den Blasinstrumenten gefunden; nicht zu gedenken, daß das Spielen eines Bogeninstrumentes dem Spieler auch bei weitem längere Ausdauer erlaubt, während der Bläser bei seinem Geschäfte weit früher ermüdet, und weit öfterer Zwischenräume zur Erholung bedarf, als jener. Rechnet man nun auch noch hinzu, daß die Bogeninstrumente insbesondere zu eigentlichen Begleitungsstimmen (s. **Begleitung**) in den meisten Fällen eben darum am passendsten sind, weil sie, ihres minder vorstehenden Klanges halber, die Hauptstimme entschiedener hervortreten lassen, und weniger verdunkeln, so wundert man sich wol nicht mehr, daß in unsern Orchestern das Chor der Saiteninstrumente heut zu Tage gleichsam als die Basis, als das Centrum des Tongebildes, das der Bläser aber nur, bald als Verstärkung, bald als Schmuck und Verbrämung, als einzele Lichtpunkte des Bildes, angesehen und angewendet wird.

§. 3. In unsern Orchestern ist ebendarum gleich-

sam ein für allemal ein Chor von Bogeninstrumenten eingebürgert, und zwar, von der größten zur kleinsten, oder, was dasselbe ist, von der tiefsten zur höchsten Gattung gezählt, folgende: 1) das Violon oder sogenannte Contraviolon (weil es bis in die sogenannte Contra-Octave hinabreicht), große Baßgeige, auch Contrabaß genant, italisch il Violone oder Controviolone, welches soviel wie Großgeige bedeutet [1]). Die Franzosen haben dafür kein anderes Wort als la contrebasse. 2) Das Violoncell, kleine Baßgeige, il Violoncello [2]). Es wird auch wol Bassettchen genant (s. d. Art.). 3) Die Viola, Alto-viola, auch Violetta und Viola di braccio, Bratsche oder Altviole genant (s. §. 4 u. 5.), französisch la Viole, auch bald l'Alto, bald la Taille, Quinte de Violon, oder kurzweg la Quinte (weil sie gerade eine Quinte tiefer steht als die Violine). 4) Die Violin oder Diskantgeige, il Violino [3]). Franz. le violon. — Das Nähere über diese, so wie über andere, minder übliche Bogeninstrumente, s. in den eigenen Artikeln.

§. 4. Die aufgezählten viererlei Bogeninstrumente erscheinen in unsern Orchestern in der Regel in vier verschiedene Stimmen oder Parte abgetheilt, oder mit andern Worten, es werden vier verschiedene Stimmen für Bogeninstrumente gesetzt, deren solchergestalt vierstimmig organisirtes Chor man das Quartett der Bogeninstrumente, das Bogenquartett, oft auch kurzweg das Quartett zu nennen pflegt. Dabei findet nun aber nicht, wie man wol erwarten möchte, gerade die Eintheilung Statt, daß eine Stimme den Violinen, eine der Altviole, die dritte dem Violoncell, und die vierte oder Baßstimme dem Violon übertragen wäre, sondern man hat statt dessen, aus guten Gründen, vielmehr folgende Eintheilung angenommen. Man besetzt nämlich die beiden oberen Stimmen mit Violinen, und schreibt also eine höhere oder sogenannte erste, und eine tiefere oder zweite Violinstimme; die dritte Stimme wird den sogenannten Altviolen übertragen, und den Violoncellen und Violonen zusammen die Baßstimme, welche übrigens aus den Violonen meist um eine Oktave tiefer ertönt, als aus den Violoncellen (vgl. die besondern Artikel, und den Art. Bassstimme).

§. 5. Diesemnach stellt also im Bogenquartette die erste Violinstimme gleichsam den Sopran, die zweite den Alt vor [4]), die sogenannte Altviole den Tenor, die Violoncelle und die Violone aber zusammen den Baß, weshalb diese beiden letzten denn auch mit Recht Baßgeigen heißen, indeß die sogenannte Altviole in dieser Beziehung eigentlich vielmehr Tenorviole heißen sollte. — Anders war die Anordnung des Bogenquartettes in älteren Zeiten. Man besetzte nämlich nur allein die höchste Stimme durch eine Geige kleinster Gattung, Diskantgeige (Violino), die zweite aber durch eine minder kleine, Viola, alto-viola, Altgeige. Die dritte Stimme oder den Tenor versah eine wieder etwas größere Viola, eigentliche Tenorviole, im Gegensatze von welcher die Altviole auch wol, mittels Anhängung der ebenfallsigen Verkleinerungssylbe etta, violetta genant wurde, oder auch viola di braccio, d. h. Armgeige, weil man sie beim Spielen noch bequem in den Arm (nach damaliger Mode) legen konnte, indeß die größere Gattung schon auf die Schulter gelegt werden mußte, und deshalb vermuthlich auch viola di spala, Schultergeige hieß. Vielleicht war diese größere Viola auch einerlei mit der viola di gamba, d. i. Beingeige, je nachdem man sie auch wol zwischen den Beinen zu halten pflegte. — Als man es in der Folge gerathener fand, die beiden Oberstimmen mit Violinen zu besetzen, bedurfte man nicht mehr zwei verschiedene Violen, behielt also nur eine bei, für welche denn die bisherigen Benennungen Viola und violetta, auch viola di braccio als gleichbedeutend fortkursirten, und selbst der jetzt nicht mehr passende Name Altviole beibehalten wurde. — Man hat übrigens auch noch in unserem Jahrhunderte wieder den Vorschlag gemacht, die eigentliche Tenorviole in unser Bogenquartett wieder einzuführen; ich habe schon in der Leipziger musik. Zeitung von 1803. Sp. 809 ff. die Zweckwidrigkeit dieses Vorschlages beleuchtet.

§. 6. Der Bau und die mechanische Eintheilung der Bogeninstrumente ist zu bekant, um einer eigentlichen Beschreibung zu bedürfen; wir können uns daher begnügen, hier nur die Benennungen ihrer Theile in einigem Zusammenhange zu durchlaufen. — Die wesentlichsten Bestandtheile der Bogeninstrumente sind, nächst dem Bogen selbst, folgende: der Boden oder Rükken, aus hartem, gewöhnlich Ahornholze gebildet, die Seitenwände oder sogenannten Sargen, Zargen oder Reife, von derselben Holzart. Die Decke oder die Brust, das Dach, auch Resonanzdecke, Resonanzboden, Resonanz genant, aus Fichtenholz, von den Instrumentmachern Resonanzholz genant, in welche zwei Schalllöcher geschnitten sind, welche man, wegen einer entfernten Ähnlichkeit ihrer gewöhnlichen Gestalt mit dem lateinischen Buchstaben f, F-Löcher zu nennen pflegt; an manchen Orten werden sie auch Ohren genant. — Diese drei Theile bilden den Kasten, oder den Körper, das Corpus des Instrumentes. Sie sind an einander geleimt und überdies auch an beiden Enden des Corpus inwendig zwei halbzirkelähnliche Klötze, welche die Decke mit den Zargen und dem Boden noch fester zusammenhalten helfen. Auf ähnliche Weise müssen auch die Ecken, welche die, auf beiden Seiten des Instrumentes befindlichen Ausschnitte bilden, durch dünnere Klötzchen ausgefüttert seyn, so wie auch an den Zargen sich meist eine Fütterung befindet, d. h. schwache Holzstreifchen oder Leisten neben den Rändern der Zargen angeleimt, um die Verbindung der Zargen mit Boden und Decke zu verstärken. — Ferner findet sich innerhalb

---

1) Die italische Endung in one bezeichnet nämlich eine Vergrößerung (aus Unverstand schreiben und drucken Viele statt Violone, Violono, welches aber eben so unrichtig ist, als wenn man den Violonspieler oder Violonisten Violinisten nennen wollte, wie dies auf Seite 55 des achten Bandes dieser Encyklopädie durch Druckfehler zweimal geschehen ist. 2) Die italische Endung in ello ist, im Gegentheil der Vergrößerungsendung one, eine verkleinernde: das Wort violoncello bezeichnet daher eine wieder verkleinerte Großgeige, ein Diminutiv einer Großgeige, wörtlich also gleichsam Großgeiglein. 3) Auch die Endung in ino ist eine, gleichsam ins Niedliche verkleinernde, und bildet hier ungefähr den Sinn, wie Geiglein. 4) Vgl. in Theorie d. Tonsetz. 2. Aufl. 1. Bd. S. 150 und 165.

des Corpus eine, unter der tiefsten Saite und in gleicher Richtung mit derselben laufende an die Decke festgeleimte Leiste, der Baßsteg, Baßstock, Baßträger, Träger oder Balken, Fütterungsleiste (Barrage) genant (s. Balken), unter der höchsten Saite aber, in der Nähe des Steges, ein vom Boden aufrecht an die Decke gestemmtes Stäbchen, der Stimmstock, auch die Stimme oder Sele genant (franz. l'ame). An dem untern, d. h. von der linken Hand des Spielers entfernteren Ende des Instrumentes befindet sich ein, durch die Zargen in den untern Kloß eindringender fester Zapfen, an welchen, mittels einer, über das untere Kissen oder den Kamm (sillet) hinlaufenden starken Schlinge, das Zugblatt, Zugbrett, Saitenfest oder Saitenhalter (Cordier), befestigt ist. An das obere Ende dieses letztern wird das untere der Saiten eingehängt, welche über den Rücken des, auf zwei Füßchen ruhenden Steges (ponticello, chevalet) hin, nach dem oberen Theile des Instrumentes ziehen. An diesem oberen Theile befindet sich nämlich, in den vorerwähnten obern Kloß, der sogenannte Hals eingezapft, auf welchem das nah unter den Saiten hinlaufende Griffbret angeleimt ist. Der Hals selbst trägt an seinem oberen Ende den Wirbelkasten, in welchem die sogenannten Wirbel, d. h. die walzenförmigen Zapfen laufen, mittels welcher die Saiten gespant und gestimt werden. Der kleine Wulst zwischen Griffbret und Wirbelkasten, welcher das Aufliegen der Saiten auf das Griffbret verhindert, heißt das Kissen oder auch der Sattel, welcher letzte Name jedoch zuweilen auch dem Stege beigelegt wird. Den Wirbelkasten pflegt eine, kunstgebräuchlich geschnitzte, sogenannte Schnecke oder sonstige Larve zu zieren. — Übrigens pflegen Decke und Boden am Rande herum mit einem doppelten Streifen von eingelegtem schwarzen oder anderfarbigen Holze und auch wol noch einigen andern Zügen verziert zu seyn, welches man die Einlegung, Flödel, zu nennen, und als ein Zeichen anzunehmen pflegt, daß das Instrument eine Meistergeige sey, welches wol nur den Sinn haben kann, daß der Meister, der das Instrument verfertigt, überhaupt keine Mühe daran gespart. Im Gegensatze solcher Meistergeigen, belegt man diejenigen, welchen solche Verzierung fehlt, oder auch deren Zargen die obenerwähnte Fütterung nicht an sich tragen, mit dem Tadelnamen Schachtelgeigen oder Schachteln, unter welchen man jedoch zuweilen auch sehr vorzügliche Instrumente findet.

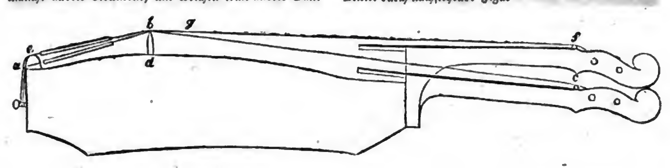
§. 7. Überhaupt ist es eigentlich bis jetzo noch ganz unerforscht, von was die Güte eines Bogeninstruments abhängt, indem unsere Kentnisse von den Naturgesetzen der Resonanz noch sehr beschränkt sind. Es scheint wol so viel gewiß, daß der Klang der Saite theils durch ein gewisses Miterzittern der Resonanzdecke, theils auch durch eine gewisse Brechung und Zurückwerfung der Schallstrahlen in der Höhlung des Corpus, verstärkt und modificirt, und die Saitenschwingungen durch den Steg zu beiden hingeleitet werden; allein die nähere Beschaffenheit solcher Miterzitterungen ist noch sehr unerforscht. Wie geht es zu, daß ein Resonanzboden, welcher, als selbstklingender Körper durchaus keinen reinen Ton zu geben geschickt wäre, die Tonschwingungen einer Saite aufnimt und vielfach verstärkt wiedergibt? — Daß ein Körper, dessen Gestaltung an sich zu gleichförmigem Vibriren ganz ungeschickt ist, doch von einer tönenden Saite angeregt, beliebige hohe und tiefe Schwingungen anzunehmen und gleichförmig wiederzugeben vermag? Wie bewegt er sich dabei sich im Ganzen und in seinen einzelen Theilchen? welche Art von Schwingungen verrichtet er? sind es Längen- oder Querschwingungen? oder welche sonst? — Wer hat uns noch jemals eine Zeichnung solcher Vibrationen eines Resonanzbodens, ihrer Richtung und Gestalt gegeben? — oder von der Bahn, oder den Bahnen, der Schallstrahlen in der Höhlung des Corpus? oder von dem Wege der Ersteren durch den Steg u. s. w? — welcher Akustiker hat es bis jetzo versucht, uns zu demonstriren, wie eine Geige gebaut seyn müsse, um möglichst vollkommenen Klang zu haben; wie lang, breit und hoch der Kasten seyn müsse, wie überhaupt geformt, wie dick von Holz oder welchem sonstigen Stoffe, mit welchen Darm- oder andern Saiten bezogen, mit wie vielen, wie großen, wo angebrachten und warum F-förmig gestalteten Schalllöchern versehen? und dgl. — Über alles dieses kennen wir keine mathematischen Gründe, sondern nur Erfahrungen, und nach diesen allein hat sich diejenige Form gebildet, welche nunmehr bereits seit Jahrhunderten wesentlich unverändert besteht, und an welcher, bis auf den heutigen Tag, noch keine wesentliche Änderung in Form und Materie anzubringen gewesen, so, daß man mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen kann, die zweckmäßigste Bauart sey durch die Erfahrung gefunden, ohne daß wir uns von der Ursache ihrer Güte mathematische Rechenschaft zu geben vermöchten. — Insbesondere ist bemerkenswerth, daß Manches, was ursprünglich nur aus mechanischem Bedürfniß und als Nothbehelf entstanden zu seyn scheint, sich als sehr wesentlich zur Schönheit des Klanges erfoderlich beurkundet. So sind z. B. der sogenannte Balken und der Stimmstock ursprünglich offenbar nur zu dem Zweck entstanden, der Resonanzdecke den, durch die Spannung der Saiten auf dieselbe fallenden heftigen Druck tragen zu helfen. Wenn man nun aber, was gar wol angeht, den Balken einer Geige herausnimt, oder der Stimmstock umfällt, so hat der Klang des Instrumentes plötzlich allen Gehalt verloren, und ist matt und elend geworden. Nun möge uns einmal ein Akustiker belehren, und nachweisen, warum es zur Vollkommenheit des Klanges gehöre, daß gerade unter der tiefsten Saite eine mit der Decke parallele Leiste befindlich sey, unter der höchsten aber ein Stock senkrecht stehen müsse? — warum gerade hier, gerade in dieser Entfernung vom Stege? — und warum nicht etwa umgekehrt dort ein Stock und hier eine Leiste u. s. w. (vgl d. Art. Balken). Von diesem Allen möchte man wol Gründe hören: aber freilich keine von dem Schlage, wie man sie mitunter zu hören bekomt, wie z. B. das sey ja natürlich, weil es zur Mittheilung, Fortpflanzung und Verbreitung der Vibrationen diene — u. dgl. Freilich lassen sich Manche mit solchem Kunstwortschalle abfertigen und nehmen selbst von empirischen Geigenmachern Brocken von angeblichen Grundsätzen für baare Münze an, welchen es nur eben am Grunde fehlt. Die Sache ist, daß wir, außer einigen einzelen Erfahrungs-

sätzen, noch nichts wissen, und im übrigen nichts besseres zu thun haben, als die Instrumente so zu bauen, wie die vor uns liegenden Vorbilder von den italischen Lautenmachern Amati Guarnerio und Stradivari, dem tiroler Stainer, den teutschen Rauch und Kloß u. A. gebaut sind, und dazu (wie in der Regel zu jeder Holzarbeit), möglichst altes, völlig ausgetrocknetes Holz zu nehmen.

§. 8. Von neueren Verbesserungen im Baue der Bogeninstrumente ist, unter den eben erwähnten Umständen, nicht viel Erhebliches zu sagen. Indeß verdient doch eine allerdings sinnreiche Idee erwähnt zu werden, welche unter andern auch der pariser Instrumentmacher Chanot an seinen, neuerlich viel gerühmten Instrumenten benutzt hat. Sie beruht auf dem bekannten Umstande, daß, wenn eine Saite oder sonstiger Körper erklingt, diejenigen andern in der Nähe befindlichen elastischen Körper, welche ihrer Beschaffenheit nach geeignet sind, ebendenselben Ton, oder einen natürlichen Beiton desselben, anzugeben, durch die Schwingungen jenes erstern angeregt werden, ziemlich vernehmlich mitzuklingen (s. Beitöne und Mitklingen), wie man dies z. B. an jedem gehörig gestimmten Pianoforte versuchen kann, wenn man bei aufgehobener Dämpfung etwa die C-Taste anschlägt, wo man denn alsbald Saiten c, g, u. a. m. mitertönen hört, und zwar sogar vorzüglich deutlich auch dann noch, wenn man die angeschlagene C-Saite wieder dämpft, wo sodann die Beitöne sogar vorzüglich deutlich vernehmbar sind. Wenn man eben so auf der g-Saite der Violine den Ton $\bar{a}$ greift und nicht allzuschwach anstreicht, so hört man deutlich die leere $\bar{a}$-Saite mitklingen, welches man unter anderem auch durch abwechselndes Berühren dieser letzteren mit dem Finger, bemerklich machen kann. Ähnliche Wirkung vernimt man, wenn man die leere g-Saite anstreicht und auf der $\bar{d}$-Saite $\bar{g}$ greift, in welchem Falle man diesen letztern Ton mitklingen hört; so wie, beim Anstreichen eben dieser g-Saite, auch die leere $\bar{d}$-Saite miterzittert (nämlich: als $\bar{d}$), mit h das $\bar{\bar{h}}$ der $\bar{d}$-Saite, mit $\bar{e}$ das $\bar{\bar{\bar{e}}}$ der $\bar{\bar{e}}$-Saite, mit dem leeren $\bar{d}$ das $\bar{\bar{a}}$ der $\bar{a}$-Saite und das $\bar{\bar{d}}$ der g-Saite, mit a das $\bar{\bar{a}}$ der $\bar{d}$-Saite, das leere $\bar{a}$ und das leere $\bar{\bar{e}}$ u. s. w.; und so klingen fast mit jedem Tone der Violine eine oder mehre andre Saiten, bald einklängig, bald in höheren Oktaven, bald auch in andern Verhältnissen mit, und es ist nicht zu läugnen, das mancher Violinton durch solche Mitklänge unter gewissen Umständen einen eigenen reizenden glockenähnlichen Klang gewint, indeß manche andere Violintöne, mit welchen keine andere Saite einklängig oder oktavirend miterzittert, merklich dumpfer klingen, wie z. B. $\overline{\text{cis}}$, $\overline{\text{as}}$, $\overline{\overline{\text{es}}}$. — Um diesem Mangel abzuhelfen soll nun das Zugblatt entweder ganz weggelassen, oder so sehr verkürzt werden, daß die Fortsetzung der, über den Rücken des Steges fortlaufenden g-Saite gerade so lang werde, als sie seyn muß um etwa $\overline{\overline{\text{cis}}}$ oder $\overline{\overline{\text{des}}}$ zu klingen, die Fortsetzung der $\bar{d}$-Saite aber $\overline{\overline{\text{as}}}$, oder $\overline{\overline{\text{gis}}}$, — die $\bar{a}$-Saite $\overline{\overline{\overline{\text{es}}}}$ oder $\overline{\overline{\overline{\text{dis}}}}$, u. s. w., so daß, beim Angeben des Tones $\overline{\text{cis}}$ oder $\overline{\text{des}}$ auf der g-Saite, die Fortsetzung derselben $\overline{\overline{\text{cis}}}$ oder $\overline{\overline{\text{des}}}$ miterklingen läßt, — beim Angeben von $\overline{\text{as}}$, die $\bar{d}$-Saite $\overline{\overline{\text{as}}}$, u. s. w., und daß also durch solches Mitklingen die angeschlagenen Töne verstärkt, klingender und den übrigen ähnlicher werden; was Alles aber freilich nur wenig merklich seyn, und jedenfalls nur in soweit zutreffen kann, als die genau abgemessene gehörige Länge unverrückt bleibt, welches aber wieder mancher Schwierigkeit und Unsicherheit ausgesetzt ist; nicht zu gedenken, daß, bei solcher Einrichtung, die Saiten sich leichter verstimmen, als bei der gemeinüblichen.

§. 9. Eine, in Ansehung des Klanges zwar nicht eigentlich wesentliche, aber dennoch sehr nützliche Verbesserung der Bogeninstrumente war die Einführung gezähnter Räder mit Schrauben ohne Ende, statt der gemeinüblichen Wirbel. Das, am Ende doch lächerliche Vorurtheil, daß solche Metallräder der Vibration des Instrumentes schaden (!!) und der noch immer nicht hinreichend wohlfeile Preis der Vorrichtung, hat die allgemeinere Aufnahme derselben bis jetzt immer vereitelt.

§. 10. Endlich stehe hier noch die Bemerkung, daß, wie ich schon in der Leipz. musik. Zeitung v. 1816. Sp. 726 erinnerte, der Klang eines Bogeninstrumentes sich auch durch zweckmäßige Stellung des Halses oft sehr verbessern läßt. Die Idee beruht auf dem bekannten Umstande, daß die Heftigkeit des auf dem Dache lastenden Druckes der Saiten, sein Erklingen gewissermaßen dämpft und hindert, wie man dies unter Anderm auch daran leicht bemerken kann, daß, wenn z. B. die $\bar{e}$-Saite einer Violine gesprungen und dadurch der Steg um einen Theil seiner Last erleichtert ist, alsdann die drei übrigen Saiten weit stärker und heller klingen, wie denn auch manche ebendarum, z. B. das Contraviolon nur mit drei Saiten beziehen, weil es mit vieren oder fünfen belastet, minder durchgreifend klingt. Nun gibt es aber ein, jederzeit leicht ausführbares Mittel, den Druck der Saiten ungemein zu vermindern, und z. B. ein Violon, indem man ihm die vierte, oder gar eine fünfte Saite auflegt, doch so einzurichten, daß diese mehren Saiten den Steg nicht nur nicht mehr belasten, als zuvor die drei thaten, sondern sogar noch weniger. Ich denke dieses Mittel durch nachstehende Figur



jedem sogleich anschaulich zu machen. Die Bürde der auf dem Steg ruhenden Saiten wird demselben und der Decke des Instruments meistens nur dann beschwerlich, wenn der Hals des Instruments zu weit rückwärts gestellt ist, etwa wie der Hals c. Allerdings wird hier durch die Spannung der, in der Richtung a, b, c über den Steg b laufenden Saite, dieser letztere sehr heftig herab in der Richtung b, d gedrückt. Man gebe aber dem Halse eine Richtung ungefähr wie b, f, und, will man noch mehr thun, so erhöhe man auch noch das sogenante Kissen des Saitenhalters, so daß durch dies alles die Saite die Lage e, b, f erhält: und man wird leicht einsehen, daß in dieser Lage die Saite ohne Vergleich weniger auf den Steg drücken wird, als zuvor, in der Lage a, b, c der Fall war. Schon der gemeine Menschenverstand sieht dies ein und die bekanntesten dynamischen Gesetze von der zusammengesetzten Bewegung bestätigen es; denn die Kraft, mit welcher die Saite a, b, c den Punkt b nach d drängt, ist zusammengesetzt aus zwei Kräften, deren Eine in der Richtung b, a, die Andre nach b, c zieht: die aus solcher Zusammenwirkung nicht paralleler Kräfte entstehende diagonale Kraft b, d ist aber bekanntlich desto geringer, je stumpfer der Winkel ist, in dem jene sich begegnen; der Druck der Saite e, b, f wird also unter sonst gleichen Umständen weit schwächer auf dem Stege lasten, als der der Saite a, b, c, weil $\text{Sin} . e, b, f > \text{Sin} . a, b, c$.

Ich spreche über diesen Punkt auch nicht ohne eigne Erfahrung, indem es mir schon mehr als einmal gelungen ist, den schlechten Ton einer Violine oder Viole dadurch merklich schärfer und stärker zu machen, daß ich dem Halse des Instruments eine Lage, wie die obenangeführte, geben ließ; und umgekehrt wird man nun auch einsehen, wie unverständig die Geigenmacher verfahren, welche fast bei jeder Reparatur eines Instruments, zumal wenn sie finden, daß das Griffbret anfängt, sich gegen die Decke zu neigen, nichts eiligers thun zu können glauben, als den Hals zurückzusetzen, wodurch die Bürde des Stegs ungeheuer vermehrt wird, statt den Hals, und mit diesem das Griffbret zu heben, und dadurch zugleich dem Steg und der Decke ihre Last zu erleichtern.

Mehre andere Vorschläge zu Verbesserungen und zum Theil beträchtlicher Umgestaltung der Bogeninstrumente, hat nach und nach die vorerwähnte Zeitung von 1803 S. 769. — 1804 S. 49. — 1808 S. 817. — 1811 S. 69 geliefert; allein auch hier vermißt man sehr jede folgerechte Ableitung aus einem ersten Princip der Resonanz, und findet dagegen häufig ganz mißverstandene Begriffe, indem bald der Schall, als lokomotive Bewegung der Luft angesehen — bald die Winkel der Zargen Reflexionswinkel genant werden u. dgl. m.

§. 11. Das Spiel der Bogeninstrumente zerfällt in zwei Hauptverrichtungen, A) die Klangerzeugung, B) die Modification der Töne. A) Die Erzeugung des Klanges geschieht wieder auf zweierlei Weise, nämlich entweder durch Streichen mit dem Bogen, coll' arco (s. Bogenstrich), oder durch Anzupfen der Saiten, pizzicato; bei welchem vorzüglich zu beobachten ist, daß man die Saiten überall ja nicht in der Richtung von dem Griffbret ab, sondern seitwärts zerre, indem sonst die gegen das Griffbret zurückfahrende Saite auf dasselbe, widrig rasselnd aufprallt. Überhaupt sollte jedes Pizzicato allemal nur piano angebracht werden. B) Die Tonhöhe wird durch Aufsetzen der Finger der linken Hand auf die Saiten bestimt, und zwar ebenfalls auf eine zweifache Weise. Die gewöhnlichste Weise beruht darauf, daß man, durch festes Aufdrücken des Fingers, einen größern oder kleinern Theil der Saite gleichsam von ihrer Länge abschneidet, so daß nur derjenige Theil vibriren und klingen kann, welcher zwischen dem Stege und dem aufdrückenden Finger liegt, welcher Ton denn natürlicherweise höher ist, als der der ganzen Saitenlänge. Außerdem wendet man aber zuweilen auch, bei nur ganz losem Anlehnen der Finger an die Saiten, das sogenannte Flageolettspiel (selbst von guten Schriftstellern auch Flaschinett genant) an, worüber die Art. Beitöne und Flageolett nachzusehen sind. Außer den bisher besprochenen Bogeninstrumenten, gibt es auch wol noch andere, auf welchen nicht Saiten, sondern andere elastische Körper durch Streichen mit einem Bogen zu Tönen gebracht werden: unter welchen die sogenannte Nagelgeige oder Stahlharmonika am bekanntesten ist. (S. diese.) (*Gottfr. Weber.*)

Bogenquartett. Mit diesem Namen bezeichnet man in der Musik I) ein für vier Bogeninstrumente gesetztes Tonstück, welches jedoch gewöhnlicher Quatuor genant zu werden pflegt. (S. d. A.) II) versteht man darunter auch die in unsern Orchestern eingebürgerten vier Bogeninstrumentalstimmen, s. Bogeninstrumente §§. 4. und 5. und den Art. Besetzung. (*Gottfr. Weber.*)

Bogenstrich. Beim Spiele der sogenannten Bogeninstrumente ist die Art und Weise, den Bogen über die Saiten zu führen, von der höchsten Wichtigkeit, und dieses Geschäft des rechten Armes in gewisser Hinsicht sogar wichtiger als das den Fingern der linken Hand übertragene Greifen der Saiten oder Töne, welches nicht viel mehr, als die Richtigkeit der Tonhöhe verbürgen kann, indeß die Art und Weise der Bogenführung dem Vortrage erst die eigentliche Sele und den größten Theil seiner Grazie einzuhauchen vermag. Die Lehre von der Bogenführung macht daher einen vorzüglich wichtigen Theil der Kunstlehre aus, und die größten Violinisten haben ihre sogenannten études oder Schulen nicht selten vorzugsweise: Schulen der Bogenführung betitelt, z. B. L'arte dell' arco des in diesem Punkte klassischen Tartini. — Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, wie zuweilen aus einem und demselben Instrumente verschiedene Geiger eine so ganz verschiedene Art von Klang entlocken, wie die Klänge einer und derselben Geige unter den Händen des Einen ein so ganz verschiedenes Gepräge (Timbre, Klangfarbe) an sich tragen, als bei dem anderen, daß man oft kaum glauben sollte, dasselbe Instrument zu hören. Es entspringt aber diese Verschiedenheit überall hauptsächlich von der verschiedenen Art und Weise, wie den Saiten der Ton durch den Bogen entlockt wird. Wir wollen daher die, bei diesem Geschäfte vorzüglich bemerkenswerthen Momente aufzählen. a) Da bekanntlich, um einen elastischen Körper durch Reiben oder Streichen in Schwingung zu versetzen, das Streichen am füglichsten in der Nähe eines seiner festen oder Ruhepunkte geschieht,

so wird z. B. auf der Violine, der Bogen in der Regel in der Entfernung von etwa zwei Fingerbreite vom sogenannten Stege angesetzt. (Bei Instrumenten größerer Gattung aber, z. B. auf der Altviole, dem Violoncell, oder Violon verhältnißmäßig weiter.) Ganz nah am Stege (sul ponticello, auf dem oder doch nahe beim Brückchen oder Stege) gestrichen, wird der Klang scharf und schneidend, weiter vom Steg ab aber (sulla mezza corda, gegen die Mitte der Saite hin) weicher und gleichsam schlaff. Im Gegensatze des sul ponticello und sulla mezza chorda, gebraucht man für das Streichen an der gewöhnlichen Stelle, das Kunstwort solito, d. h. gewöhnlich. — Genau genommen müßte die größere oder geringere Entfernung des Bogens vom Stege sich auch danach richten, ob die linke Hand in den gewöhnlichen, sogenannten ersten Applikaturen, oder ob sie in höhern Lagen spielt, indem durch Letzteres die Saiten sehr verkürzt sind, und daher auch der Zwischenraum vom Stege bis zum Bogen verhältnißmäßig verkürzt werden sollte, und umgekehrt: ein Verhältniß, was wol jeder Spieler, wenn auch vielleicht unbewußt, gewissermaßen befolgt. Insbesondere aber wird diese Beachtung beim Spiel der sogenannten Flageolettöne wichtig, indem hier die Saite in mehre Stücke getheilt erscheint, deren jedes, für sich allein erklingend, nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ u. s. w. so lang ist, als wenn die Saite gewöhnlicherweise tönt. (Vgl. d. Art. Beitöne.) — b) Da, um die Schwingungen eines elastischen Körpers durch Reiben oder Streichen zu erregen, das Streichen möglichst genau in der Richtung der zu erzielenden Schwingungen geschehen muß, so ergibt sich von selbst, daß, um reine Querschwingungen einer Saite zu erzielen, der Bogenstrich genau quer über die Saite hin geschehen muß, so daß der Bogen sich also in einem rechten Winkel über die Saite bewegt, und nicht in der Richtung der Länge der Saite dieselbe gleichsam schabt. — c) Der Bogen muß sich mit hinreichender Schnelligkeit fortbewegen und zugleich d) mit verhältnißmäßigem Drucke über die Saite streichen. Aus dem Verhältniß der größern oder geringern Schnelligkeit des Striches, zu geringerm oder stärkerm Druck, entspringen die verschiedensten Modificationen der Klangfarbe, indem ein schnell und leicht über eine Saite hinfliegender Bogenstrich einen ganz anders charakterisirten Klang erzeugt, als ein langsam und mit starkem Drucke darüber gezogener. Allemal dürfen übrigens Schnelligkeit und Druck nicht außer Verhältniß gegen einander stehen, indem ein allzulangsamer und dabei schwer drückender Strich nur kratzen, grunzen und knarren würde. — Durch allmäliges Zunehmen der Schnelligkeit und des Druckes, auch wol verbunden mit allmäliger Annäherung des Bogens an den Steg, läßt sich ein wirkungsvolles Anschwellen des Tones (crescendo) und durch das entgegengesetzte Verfahren ein Abnehmen desselben hervorbringen, so wie auch durch ein schnelles und gleichsam pulsirend oder wellenförmig abwechselndes Schwellen und Abschwellen dieser Art, ein schönes Beben (S. Bebung). — e) Es läßt sich übrigens leicht einsehen, daß, um einen starken Druck zu geben, der untere, d. h. der der rechten Faust zunächst liegende Theil des Bogens am meisten geeignet ist; indeß man sich, um die Saite nur sehr leise zu berühren, sich bequem des obern Theiles, der sogenannten Bogenspitze (punto dell' arco) bedient. Darum nent man denn auch billig jenen Theil die Stärke des Bogens (la force de l'archet), diesen aber die Schwäche (le foible). Bei denjenigen Bogeninstrumenten, welche beim Spielen in die Höhe und so gehalten werden, daß die natürliche Schwere des Bogens senkrecht auf die Saiten fällt, wie z. B. bei der Violine, ist jener Unterschied vorzüglich fühlbar, und die sehr leise Berührung der Saiten mit der Stärke des Bogens durch dessen Gewicht merklich erschwert: weit weniger bei denen, welche, wie z. B. das Violoncell, niederwärts gehalten werden. — Im Ganzen wird der Bogenstrich zum größten Theil ungefähr mit der Mitte des Bogens (mezzo dell' arco) geführt; wiewol doch auch das Spiel mit der Bogenspitze seine eigenthümlichen Vorzüge hat. — Um einen Klang lang ununterbrochen fortzuhalten, muß übrigens freilich allemal die ganze Länge des Bogens benutzt, und die erfoderliche Gleichmäßigkeit der Klangstärke durch die Kunst der Bogenführung erzielt werden; so wie überhaupt jeder Spieler sich das Vermögen erwerben muß, auch mit der Bogenspitze stark, und mit dessen Stärke schwach spielen zu können, und überhaupt alle Theile seines Bogens gegen einander abzugleichen und ins Ebenmaß zu bringen. — f) Aus dem eben Gesagten ergibt sich weiter, daß die Wirkung des Streichens von der Stärke des Bogens nach der Spitze hin, der sogenannte Herabstrich oder Niederstrich, der Natur der Sache nach eine ziemlich andere Wirkung thun muß, als der entgegengesetzte, sogenannte Aufstrich oder Hinaufstrich, indem jener mit dem stärkern Theile des Bogens anfängt, und mit dem schwächern endet; indeß der letztere sich gerade umgekehrt verhält. (Bei denen Instrumenten, welche beim Spielen herabwärts gehalten werden, wie das Violoncell u. a., gebraucht man statt Auf- und Niederstrich, lieber die Ausdrücke Hin- und Herstrich.) — Es läßt sich übrigens aus dem Erwähnten auch dieses abnehmen, daß, um einen Ton stark anzuschlagen und schwächer fortzuhalten, der Niederstrich bequemer ist, indeß das Anwachsen und Schwellen eines Klanges leichter im Aufstriche zu bewirken ist. — Allemal muß es indessen Sorge des Spielers seyn, daß er seinen Aufstrich dem Niederstriche möglichst gleich oder ähnlich zu machen lerne. — Um in der Tonschrift anzudeuten, ob eine Note im Auf- oder Niederstriche gespielt werden solle, hat man verschiedene Zeichen vorgeschlagen: bis jetzt hat aber noch keine dieser Bezeichnungsweisen allgemeine Aufnahme gefunden. — g) Eben daraus, daß der Niederstrich seiner Natur nach mit mehr Nachdruck auftritt als der Aufstrich, ergibt sich denn auch, daß zum Angeben accentuirter Töne der Niederstrich passender ist, als der Aufstrich, so wie umgekehrt dieser sich mehr für leichtere Noten eignet. Eben darum ist es denn auch gebräuchlich und gewissermaßen zur Regel geworden, die rhythmisch schwerern Noten (vgl. m. Theorie d. Tonsetzk. 2. Aufl. 1. Bd. S. 99. §. LXVI u. f.) immer mehr im Nieder- als im Aufstriche zu spielen, die leichtern aber eher in diesem als in jenem: eine Regel, welche jedoch durchaus nicht unbedingte Befolgung erheischt. Insbesondere wird von manchen Violoncellspie-

lern gerade das Gegentheil als Regel angenommen. — h) Wenn auf einem Bogeninstrumente mehre Töne nach einander angegeben werden, so geschieht dies entweder während eines und desselben Bogenstriches, oder nicht. Ersteres nent man **Schleifen**, **Ineinanderschleifen** oder **Binden** (ital. legato, franz. lié, vergl. die Art. **Bindung, Bewegung** und **legato**), letzteres aber **Stoßen** oder **Abstoßen** (staccare, zusammengezogen von distaccare, détacher, absetzen, trennen, absondern.) Diese letzte Strichart ist aber selbst wieder von verschiedener Gattung, je nachdem nämlich Hin- und Herstrich ganz unmittelbar auf einander folgen und gleichsam aneinanderhängen, oder aber zwischen jedem Striche ein kleiner Zwischenraum, gleichsam eine kleine Pause Statt findet, indem der Bogen jedesmal einen Augenblick gehoben wird und gleichsam in die Höhe springt. Jene Art des abgestoßenen Vortrags nent man **langen Bogenstrich**; das Abstoßen letzter Art aber heißt mit **springendem Bogen** spielen.

In der Tonschrift bezeichnet man die gebunden vorzutragenden Noten bekanntlich durch darüber gezogene Bogenstriche, z. B.



und zwar der Regel nach so, daß alle unter einem Bogen stehenden Noten auch mit einem Bogenstriche angegeben werden: zum Zeichen des Abstoßens hingegen setzt man über die Noten entweder Punkte, oder kurze senkrechte Striche, oder auch gar nichts.

i) Noch eine andere Art von abgestoßenem Vortrag ist das sogenannte **Pikiren** (vom italiänischen Worte piccare, franz. piquer, stechen), welches darin besteht, daß mehre nach einander folgende Töne sämtlich in einerlei Bogenstriche, nämlich alle im Aufstrich, oder auch alle im Abstrich angegeben werden, jedoch so, daß zwischem jeden derselben der Bogen einen Augenblick gehoben, jeder Klang also von dem folgenden merklich abgesetzt wird. In der Tonschrift wird dies durch Punkte über den Noten, und einen Strich über diesen Punkten, angedeutet, z. B.



Diese Strichart wird vornemlich beim Solospielen sehr scharf und kurz abstoßend angewendet; bei blos begleitenden Stimmen aber doch mehr an einanderhängend, in Stellen der Art wie folgende und ähnliche.

Im gemeinen Sprachgebrauche wird übrigens unter dem Ausdrucke staccato gewöhnlich vorzugsweise das verstanden, was, wie eben erwähnt, eigentlich piccato heißen sollte.

Unmittelbare Anleitung zu geschickter Führung des Bogens zu geben, würde den Zweck des gegenwärtigen Werkes überschreiten. Es muß daher solche Anleitung entweder aus Violin- und ähnlichen Schulen oder sogenannten Methoden, oder, noch besser, aus unmittelbarer praktischer Anleitung geschöpft werden. (*Gottfr. Weber.*)

BOGEN, ein Markt am westlichen Abhange des Bogenberges und am Flüßchen Bogen, 2 St. von Straubing, im Landgerichte Mittenfels des Königreichs Baiern, mit 166 Häus. und 870 Einw., die einen großen Theil ihrer Nahrung aus der Einkehre der vielen Wallfahrer nach dem benachbarten **Bogenberge** schöpfen. Wahrscheinlich hat das Flüßchen Bogen seinen Namen von seinem bogenförmigen Laufe. Kaiser Ludwig, der Baier, erhob diesen Ort zu einem Markte und beschenkte ihn 1341 mit ansehnlichen Freiheiten. Ein Graf Adelbert von Bogen, welchem Geschlechte der Ort anfänglich gehörte, vermachte den dritten Theil desselben an das Kloster Oberaltaich. Im J. 1719 wurde der Markt, welcher schon früher durch den Schwedenkrieg viel gelitten hatte, durch einen heftigen Brand fast bis zur Hälfte in Asche gelegt. Noch im 18. Jahrh. hat man hier Wein gebaut; aber jetzt braut man statt dessen so gutes Bier, daß es selbst nach Wien ausgeführt wird. — **Bogen (Hohen-Bogen)**, die Grafen von, von dem Orte Bogen, der ihnen gehörte, und von dem Bogenberge, worauf sie ihr Stammschloß hatten, so benant, waren ehemals sehr mächtige und gefürchtete Ritter in Baiern, stammend von den Grafen von Abensberg. Ihr Stammvater **Hartwich I.** starb im J. 1054. Seine Söhne, **Friedrich**, Schirmvogt des Bisthums Regensburg, und **Asswin**, beide kühne Krieger, wurden in kurzer Zeit so mächtig, daß alles Land vom Regen herab bis zur Ilz und vom Böhmerwalde bis zur Donau, ja Vieles selbst bis hinein nach Böhmen, ihr Eigenthum war. Um ihre Freundschaft buhlten die Herzoge von Baiern und die Markgrafen von Östreich, auch Könige und Kaiser. Friedrich und Asswin waren es, die dem Kaiser Hainrich IV. den Herzog Welf I. in Baiern 1078 bei der Belagerung von Neuburg fangen halfen. **Friedrich II.** von Bogen war es, der als Vogt von Regensburg den Landvogt Heinrichs des Stolzen von Baiern im J. 1126 an der Tafel ermordete, als dieser Landfrieden befahl; Heinrich belagerte darauf Falkenstein, das feste Bergschloß des Meuchelmörders. In einer andern Fehde, welche er mit dem Herzoge Heinrich wegen der Bischofswahl zu Regensburg führte, mußte er Urfrieden schwören, das Land meiden, und seinen Aufenthalt zu Ravensburg nehmen. **Adalbert III.** von Bogen, Burggraf in Regensburg, ein rauher und trotziger Kriegsmann, war es, der durch den Aufwand seiner beständigen Fehden erschöpft und des Geldes nie satt, seine Leute und die Klöster Ober- und Niederaltaich mit ungeheuern Abgaben drückte. Mit den Grafen von Ortenburg, Heinrich und Radpoto, wegen streitiger Gränzen, Jagd und Lehen in Fehden begriffen, wüthete er, verstärkt durch herbeigerufenes Gesindel aus Böhmen, so grausam, daß man in den ortenburgischen Gauen fast kein Vieh mehr fand und das Land vieler

Orten unbewohnt wurde. Den Greuel zu enden, gebot Kaiser Heinrich VI. Landfrieden; Adalbert wurde wegen Widerspenstigkeit in die Reichsacht erklärt und nach Apulien ins Exil verwiesen. Nach seiner Heimkehr starb er 1198 und seine schöne Witwe Ludmilla nahm Herzog Ludwig I. von Baiern zur Gemalin. Nicht minder rauh und hart als der Vater verfuhren seine Söhne Berthold III. und Adalbert IV. stets gegen ihre Nachbarn, besonders die Klöster, gegen welche einige ihrer Vorfahren so wohlthätig waren. Mit dem Tode Adalberts IV. im J. 1242 erlosch der Stamm der mächtigen Grafen von Bogen, und Herzog der Erlauchte von Baiern, Halbbruder desselben, erbte ihre gesammten Länder und Lehen. (*Eisenmann.*)

BOGENBERG, ein hoher Berg, nahe der Donau, 3 St. von Straubing, im Landgerichte Mittenfels des Königreichs Baiern, ein Vorgebirge bildend in der Bergkette, die unter dem Namen des Waldes bekant ist. Weit in die Ferne reicht die angenehme Aussicht auf der Spitze dieses Berges. Im Süden liegt die größte Hälfte Altbaierns ausgebreitet und das Auge reicht mit seinen Blicken bis an die ewig beschneiten Alpengipfel Tirols und Salzburgs; gegen Westen streift es hinauf über die weite Ebene über Straubing hin fast bis Regensburg; gegen Osten bis an die Berge in der Nähe von Passau. Im Norden erhebt sich eine Bergreihe, unersteiglich den Feinden, und sicherer Aufenthalt für den, der einmal dahin sich flüchtete. Gegen den Fluß hinab fällt der felsige Abhang des Berges, mit dünnen Gesträuchen bewachsen, steil wie eine Mauer; auch im Westen fährt er fast wie senkrecht hinab. Auf der Spitze des Berges stehet jetzt eine Kirche, die zu den berühmten Wallfahrtsörtern in Baiern gehört, und wohin zum Wunderbilde Mariens jährlich die meisten Einwohner von 156 Städten, Märkten und Dörfern wallfahrten. Öfters waren schon 6—8000 Menschen auf einmal in und um diese Kirche versammelt*). In ältern Zeiten stand auf der Spitze des Bogenberges das Schloß der Grafen von Bogen, so recht gelegen, um Feinde und Beute zu erspähen in weiter Ferne und die geraubten Schätze zu sichern. Reste dieses Raubschlosses sind gegenwärtig noch um die dortige Wallfahrtskirche zu finden. (*Eisenmann.*)

BOGENHAUSEN, Pfarrdorf im Königr. Baiern, auf dem rechten Isarufer, ¼ St. von der Haupt- und Residenzstadt München, mit dieser durch eine schöne Bogenbrücke über die Isar in Verbindung stehend, im Landgerichte München und Dekanate Oberföhring, mit 32 Häus., 195 Einw., 2 kleinen Schlössern, Neubergshausen und Stepperg, einer englischen Gartenanlage und wohleingerichteten Badeanstalt. Das Merkwürdigste dieses Dorfes, das eine Zeitlang auch Sitz eines Obergerichts über die benachbarten Ortschaften war, ist die königliche Sternwarte. Diese Warte, eine der vorzüglichsten in Europa, deren Bau erst im J. 1817 vollendet wurde, liegt außerhalb des Dorfes auf einer so wohlgelegenen Anhöhe, daß von ihr eine freie und weite Aussicht nach allen Seiten möglich ist. Nach einer trigonometrischen Bestimmung ist die Sternwarte 8″, 1 in Zeit östlicher, als der hohe Frauenthurm in München und 25″, 0 nördlicher. Es ist demnach die Polhöhe 48° 8′ 45″ und die Länge, in Zeit von Paris, 37′ 5″. Die eigentliche Sternwarte, im engern Sinne des Worts, besteht aus einem Saale, welcher im Innern 42 Fuß (baier. à 129,38 Par. Linien) lang, 20 breit und 14 Fuß hoch ist. In diesem Saale steht ein dreifüßiger Repetitionskreis in der Mitte, ein sechsfüßiges Passageninstrument auf der einen und auf der andern Seite ein dreifüßiger Meridiankreis; außer diesen zwei Uhren, von welchen eine für alle Instrumente zugleich dient. Die Einrichtung der Klappen für die Beobachtungen im Saale ist sehr zweckmäßig. Dieser nämlich enthält drei Einschnitte, für jedes Instrument einen besondern, von Mittag bis zu Mitternacht durch das Zenith. Der mittlere für den Repititionskreis ist 3 Fuß 2 Zoll breit; weil das Instrument nicht blos im Meridiane, sondern auch circummeridian, gebraucht werden muß, und das Fernrohr 7 Zoll von der verticalen Drehungsaxe absteht. Die zwei Einschnitte für das Passageninstrument und den Meridiankreis sind 14 Zolle breit. Die äußern kupfernen Klappen auf dem kupfernen Plattdache sind wie gewöhnlich; aber innerhalb der Vertäfelung des Saales sind noch zwei Klappen von Holz angebracht, von welchen jede nur wenige Fuß lang ist, und außerdem noch ein laufender Schieber mit einer so kleinen Öffnung, als man gerade zum Durchsehen nöthig hat. Man kann also während der Beobachtung die Öffnung für Wind und Sonne fast ganz verschließen, so daß die Sonnenwärme die Instrumente nicht in Unordnung bringen kann. Auf beiden Ecken des massiven Gebäudes stehen zwei Thürme mit Drehkuppeln, gerade nur so hoch, daß sie über die Dächer der Flügel reichen und also ganz freie Aussicht gestatten. Auf dem einen dieser Thürme ist das Aquatoriale angebracht, und der andere bleibt vorläufig zu allerlei Gebrauch übrig. Außer den bisher genannten großen Instrumenten sind noch mehre kleine, tragbare Instrumente und Fernröhre vorhanden — alle vom ersten Range und, die Hauptuhr aus dem v. Utzschneider'schen mechanischen Institute von Liebherr ausgenommen, aus dem optisch-mechanischen Institute des Herrn von Reichenbach. Auf die feste Aufstellung der Instrumente, die von der größten Wichtigkeit ist, ist alle erdenkliche Vorsicht verwendet. Der Hügel, auf welchem die Sternwarte ruht, besteht aus einem Thonlager, dessen Mächtigkeit 10 bis 12 Fuß beträgt; unter diesem ist fester, steiniger Boden, und bis auf letzten ist der Grund ausgegraben worden. Der Fußboden des Saales ist, zur Verhütung der Feuchtigkeit, 5 Fuß über den natürlichen Boden erhöht; der unter dem Saale deshalb hohle und 16 Fuß tiefe Raum aber ist von einem außerordentlich großen Marmorblocke dergestalt ausgefüllt, daß dieser die Außenmauern des Gebäudes nicht berührt, und man noch zwischen ihm und den Außenwänden unten herumgehen kann. Zur Austrocknung und Trockenhaltung dieser Masse sind in der Mitte 5 Fuß hohe und 3 Fuß breite Kanäle durchgewölbt, von welchen einer von Osten nach Westen, ein anderer von Süden nach Norden zieht. Auf dieser Masse ruhen die marmornen Pyramiden, jede aus einem

*) Mehres hierüber findet man in den eben so lehrreichen als unterhaltenden Donaufahrten des Hofr. und Prof. Schultes. Wien, 1819.

Stücke, und auf diesen die Instrumente und Uhren. Der hölzerne Fußboden des Saales ruht blos auf der Außenmauer und berührt das Fundament nirgends. Der Grund der zwei Thürme liegt in der nämlichen Tiefe. Sie bestehen aus achteckigen, 10 Fuß im Durchmesser haltenden und 30 Fuß hohen, ganz massiv gemauerten Pfeilern. Der Pfeiler ist dann wieder von einer Mauer, und zwar so umgeben, daß diese vom Grunde aus bis oben, überall 6 Zolle, vom Pfeiler absteht, und oben die Kuppel und den Fußboden trägt, während die Instrumente allein auf dem isolirten Pfeiler ruhen. So sind also die Instrumente in dem Saale, wie auf den Thürmen, gleich festgestellt. Die Fundamente sitzen überall auf dem festen Steinboden auf, und stehen mit den Fundamenten der äußern Mauer in gar keiner Verbindung. (Vgl. d. Zeitschrift für Astronomie u. s. w. Jan. und Febr. Heft 1817.) *(Eisenmann.)*

BOGENINDIANER, ein Stamm der Schepewyans im westlichen Binnenlande der Briten, und zwar im W. des Mackenzie, bis zu den Quellen des Unijah, ein schmuziges Volk, das den Namen von seinen 6 Fuß langen Bogen erhalten hat. Mackenzie ging durch ihr Land, das von dem großen Bergflusse bewässert und reich an Wildpret und Pelzwerk ist, welches letztre sie an die Faktoreien des Unijah verhandeln. *(Hassel.)*

Bogen-Käfer s. **Toxicum.**

Bogen-Natter s. **Coluber Natrix.**

Bogenschuss s. **Schuss.**

Bogenzirkel, Stellzirkel s. **Zirkel.**

BOGERMAN (Johann), Präsident der bekannten Dordrechter Synode, und einer der holländischen Bibelübersetzer, ward im J. 1576 im Dörfchen Oplewert in Friesland geboren. Schon frühe der Theologie gewidmet, besuchte er die damaligen Hauptsitze des reformirten Glaubens, Heidelberg und Genf. Hier lernte er den schon 80jährigen Beza kennen, mit dessen intoleranten Grundsätzen er sich durchdrang. Er legte hiervon die erste Probe ab im J. 1599, da er die Mennoniten zu Sneek (wohin er als Prediger berufen war) zur Abschwörung ihres Glaubens nöthigen wollte. Im J. 1604 ward er Prediger zu Leeuwarden, und bald ward ihm, in den Zwistigkeiten des Arminius und Gomar, ein geräumiges Feld für seinen theologischen Haß eröffnet. Natürlich eiferte er für die intolerante Sekte der Contra-Remonstranten oder Gomaristen. — Dieses heiligen Eifers wegen, den er schon im J. 1617 durch das Bewirken der Absetzung eines Remonstrentischen Predigers gezeigt hatte, ernannte der im J. 1618 zusammen berufene Dordrechter Synod ihn zu seinem Präsidenten; und größtentheils durch seinen Einfluß hatte die des Tridentinischen Conciliums würdige Verdammung der Remonstranten auf die strengste Art Statt. Zum würdigen Großinquisitor fehlte Bogermannen nur, daß er nicht in Spanien geboren war; er übersetzte und commentirte sogar Beza's Buch über das Ketzertödten. Allein bei dieser Glaubenswuth war er durchaus uneigennützig, lehnte die außerordentlich vortheilhaften Predigerstellen im Haag und zu Amsterdam ab, und widmete sich ganz der Bibelübersetzung, vorzüglich des alten Testamentes, eine Arbeit, die großentheils sein Werk ist, und in Holland wegen der Richtigkeit (nach damaligen Hülfsquellen), der Beibehaltung des orientalischen Geistes, und der reinen Sprache sehr geschätzt wird, auch noch jetzt in der reformirten und allen andern protestantischen Kirchen, außer der lutherischen, im Gebrauch ist. Seine Belohnung war das Professorat, unter dem Titel eines Professor primarius, zu Franeker (1633). Er starb im J. 1637. Unter seinen zahlreichen Schriften findet sich ein in holländischer Sprache geschriebener Spiegel der Jesuiten, Leeuw. 1608. 4. und eine Streitschrift gegen Grotius über die herrschenden Zwistigkeiten (schon vor 1614) nebst vielen andern dahin einschlagenden Controversbüchern. Natürlich ward er von beiden Parteien sehr verschieden beurtheilt*.) *(v. Kampen.)*

Bogesund s. Ulricähsm.

BOGHAS ist der türkische Name für Meerenge, und wird daher sowol von dem Bosporus als von dem Hellespont und von andern Meerengen gebraucht; auch ist es der Name eines großen Distriktes im Sandschak Kankari in der Landschaft Anatolien zwischen Boli und Tscherkesch gelegen. (Dschihannüma S. 647.) — Boghas Hissari d. i. die Schlösser der Meerenge, heißen vorzugsweise die Dardanellen, dann aber auch die Schlösser des Bosporus, sowol die in der Mitte desselben von Mohammed II. erbauet, als auch die 4 Stunden von der Mündung desselben an beiden Ufern später angelegten Kastelle. *(v. Hammer.)*

BOGHDSCHA ist der im ganzen Orient gewöhnliche Name für die Geschenke aus Shawlen, reichen Stoffen und gestickten Tüchern, welche in ein Bündel zusammengeschnürt dargebracht werden; auch heißt so eine Art viereckiger Shawle, in deren Mitte ein Blumenkorb eingewebt ist. Die Ableitung dieses Wortes ist in dem indischen Budscha zu suchen, welches der Name des den Gottheiten täglich dargebrachten Blumenopfers ist. In der Jahrszeit, wo die Blumen mangeln, breitet die Inderin einen solchen Shawl mit dem Blumenkorbe vor sich aus, um der Gottheit gleichsam die Blumen des Tuches statt der natürlichen zum Opfer zu bringen. *(v. Hammer.)*

BOGHELA, ein Distrikt in der brit. Prov. Gundwana auf Dekan, zwischen der Sone und Mahana, der reich an den Cerealien der Halbinsel und an Hornvieh und Schafen ist. Er steht unter mehren kleinen Häuptlingen, welche den Briten tributbar sind, die auch eine Garnison in der festen Hauptstadt Bandoogur (Br. 23° 50′ L. 98° 34′) halten. (Hamilton.) *(Hassel.)*

BOGISLAFF, (auch Bolislav, Boleslaw, Bogislaus, Boguslaus, Boguzlaus, Boguslauus, Boguzlavus, Bugislaff, Bugislaus, Buguzlaus, Buguzlavus, Buguzlauus, Bogesclavus, Bogezlaus, Bugslaus, Buslaff, Bogislav u. s. w.) Herzoge von Pommern. Außer Bogislaff, dem 1150 verstorbenen Fürsten in Pomerellen, gab es deren XIV unter diesem Namen. Bo-

*) S. *Brandt's* Historie der Reformatie (den ganzen zweiten Band.) *Le Clerc* Hist. der Vereenigde Nederl. II. D. bl. 441. *E. L. Vriemoets* Athenae Frisiacae. p. 284.

gislaff I. gest. 1187[1]); Bogislaff II. gest. 1219[2]); Bogislaff III. gest. 1124[3]); Bogislaff IV. gest. 1309[4]); Bogislaff V., zuletzt Herzog von Pommern jenseit der Swine, gest. 1374; Bogislaff VI., Herzog zu Wolgast, gest. 1393; Bogislaff VII., H. zu Stettin, gest. 1404; Bogislaff VIII., H. zu Stargard, gest. 1417[5]); Bogislaff IX., H. zu Stargard, gest. 1448; Bogislaff X., der Große, H. von ganz Pommern und Rügen, gest. 1523; Bogislaff XI. und XII. starben jung; Bogislaff XIII. der Ältere, der Frömmste, H. v. Wolgast, in Barth, später H. zu Stettin, gest. 1606; Bogislaff XIV., der Geselligste, H. zu Stettin und später H. von ganz Pommern und Rügen, gest. d. 10. März 1637, mit welchem der Stamm der Pommerschen Herzoge erlosch.

Wir wollen unter diesen folgende drei auszeichnen:

Bogislaff I. Nach seines Vaterbruders im J. 1151 erfolgtem Tode trat er als Hauptregent, mit seinem Bruder Casimir I., die Regirung in Slavien an. In unaufhörliche Kriege verwickelten ihn bald der Herz. von Sachsen, Heinrich der Löwe, bald die Dänen, bald die Rügier; doch war er auf der einen Seite so tapfer, daß er manchen Unfall, manche Schmach durch das Schwert abwandte, auf der andern Seite umsichtig genug, bald mit diesem bald mit jenem Fürsten sich zu verbinden, um gänzlichem Untergange zu entgehen. Vom Kaiser Friedrich Rothbart ließ er sich und seinen Bruder Casimir im Lager vor Lübeck 1181[6]) zu Reichsfürsten und Herzogen von Pommern erklären, und huldigte ihm als Vasall. Als er sich aber endlich überzeugt hatte, daß der Kaiser ihn nicht schützen konnte oder wollte, als er in den Jahren 1183—1185 vergebens alle Kraft und Macht daran gesetzt hatte, den Dänen und Rügiern zu widerstehen; so erkannte er endlich die Oberherrschaft des Königs von Dänemark an, und ward dessen treuer Vasall. Nicht lange nachher legte er die Regirung nieder; worauf er auch bald starb 1187[7]).

Bogislaff X., der Große, geboren zu Stolpe 1454[8]). Sein Vater war Erich II., Herzog zu Wolgast, seine Mutter Sophie, Tochter des Herzogs Bogislaff IX. zu Stargard. Da Markgraf Friedrich II. von Brandenburg, nach Otto III. Tode (1464), sich des Stettinschen Herzogthumes bemächtigen wollte: so war Herzog Erich II. gezwungen, sich gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wartislaff X. zum Kriege zu rüsten. Er sandte daher seine Gemalin in ihr väterliches Erbland nach Rügenwalde, wo er sie sicherer glaubte. Sophie besaß noch die bedeutenden, vom Könige Erich zu Stolpe ererbten Schätze[9]). Einige von diesen verlangte ihr Gemahl in seinen spätern Bedrängnissen vergebens von ihr, und dieses mag die erste Veranlassung zu ehelichem Zwiespalt geworden seyn. Auch meint Kantzow[10]), daß sie einen vertrauten Umgang mit Hans Massow gepflogen habe. Dem sey, wie ihm wolle[11]), — die beiden fürstlichen Ehegatten lebten in so großem Unfrieden, daß die Herzogin nicht wieder zu ihrem Gemahl zurückkehrte, sondern in Rügenwalde blieb. Ihre Söhne, Casimir und Bogislaff, hatte sie bei sich, vernachlässigte aber deren Erziehung so sehr, daß sie sich gleich den ärmsten Bürgerkindern auf den Gassen in zerrissenen Kleidern herumtrieben. Bogislaff zog durch sein freies, offenes Wesen, durch seine blühende Gestalt und seine Lebhaftigkeit die besondere Aufmerksamkeit eines wackern Ehrenmannes auf sich, des reichen Bauers, Hans Lange, aus dem nahgelegenen Dorfe Lantzke. Dieser Biedermann, dessen Name jeder

---

1) *Bugenhagii* Pomerania S. 124. *Val. ab Eickstet* Epitome A. P. S. 32. Kantzow's Pomerania Bd. I. S. 213. Mikrael's Altes Pommerland III. Buch S. 307. Nik. Klemzen vom Pommerland und dessen Fürsten Geschlecht-Beschreibung in IV. Büchern (Stralf. 1771. 4. S. 48) — geben 1188 als das Todesjahr an. Doch erhellet aus XXIII u. XXVII. Urkunde in Dreger's Codex diplom. Pom., daß er schon im J. 1187 gestorben ist, welches auch die neuern Schriftsteller angenommen haben, als Gadebusch im Grundriß d. pomm. Geschichte S. 35 und Sell in der Gesch. d. H. Pommern. I. Th. S. 177 u. a. 2) nach Kantzow I. Bd. S. 224. — Aber *Eickstet* S. 36. Mikrael III. Buch S. 311. Klemzen a. a. O. S. 48. J. J. Sell I. Th. S. 201. Cramer in seinem gr. Kirch. Chron. II. Buch S. 3 haben die Jahrszahl 1222, Bugenhagen S. 130: 1223 mit dem Zusatze: aut infra. Berücksichtigt man die folgende Anmerkung 3, so ist es wol am gerathensten, dem so zuverlässigen Kantzow zu folgen. 3) *Eickstet* a. a. O. sagt zwar: mors infantem e vita expulit; doch Bugenhagen a. a. O. nur: qui sine prole decessit. Kantzow a. a. O. erwähnt des Kindes Alter auch nicht. Ich bin aus manchen Gründen geneigt, die in Dreger's Cod. dipl. unter Nr. 57 abgedruckte Urkunde dem Bogislaff III. zuzuschreiben. 4) Klemzen allein a. a. O. S. 48 hat 1319. 5) Th. H. Gadebusch in seinen synchronistischen Tabellen zur Geschichte von Pommern. (Greifswald 1762 4.) S. 14 gibt 1415 als das Sterbejahr an. 6) *Val. ab Eickstet* Epit. A. P. S. 27. Kantzow's Pomerania I. B. S. 197. Mikrael's Altes Pommerland II. Buch S. 261. N. Klemzen vom Pommerlande S. 9. Gadebusch'ens Grundriß der pomm. Gesch. S. 32. Gebhardi's Gesch. des pomm. Reichs in der Allgem. Weltgeschichte (1793. 4.) 52. Th. S. 74 u. a. geben die Jahrszahl 1181 an; dagegen Schwartzen's Lehnshistorie S. 113. J. K. Dähnert's Hist. Einleitung in das pomm. Diploma-Wesen mittlerer (Greifswald 1766 4.) S. 16. u. a. nehmen die Jahrszahl 1182 an. 7) Nähere Auskunft über ihn geben: *Saxonis Grammatici* Hist. Dan. das XIV. Buch. — *Alb. Kranzii* Regnorum Aquilonarium, Daniae, Sueciae, Norvegiae Chronica, Francof. ad Moen. 1583. fol., Daniae Buch VI. Wandaliae Buch V. — *Helmoldi* Chronica Slavorum. Francof. ad M. 1581. fol. L. I. cap. 87. 92. Lib. II. cap. 4. 12. 13. — Ebendaselbst bei Arnold S. 124. — Kantzow's Pomerania I. Band S. 135—213. — *Bugenhagii* Pomerania S. 123. — *Val. ab Eickstet* Epit. A. P. S. 20—32. — J. J. Sell's Gesch. d. H. Pommern I. Th. S. 149—177 u. a. 8) N. v. Klemzen a. a. O. S. 53. 9) Kantzow's Pomerania II. B. S. 54. 10) Ebendas. S. 152. 11) Hätte diese Herzogin Sophie sich wirklich so hart vergangen, als sie namentlich in der Lebensgeschichte des Pomm. Herzogs Bogislaff X., in dem Greifswaldischen Intelligenz von 1756, Nr. 39—45, S. 169—172 beschuldigt wird — der großherzige Bogislaff hätte ihr sehr wol verzeihen, aber schwerlich wie Klemzen a. a. O. S. 130 sagt, viele Ehre anthun können. Nach meinem Dafürhalten urtheilen einige pomm. Geschichtschreiber viel zu streng über diese Fürstin, da überdieß Bugenhagen a. a. O. S. 174 ganz schweigt, und auch Mikrael, der doch die ältesten handschriftlichen Nachrichten benutzte, Buch III. S. 451 viel milder und schonender urtheilt. Erwägt man, daß der Herzogin Übermuth gegen ihren Gemal, ihre Nachlässigkeit gegen ihre Kinder, und die Verschwendung des großen Schatzes vom Könige Erich sie bei der gleichzeitig wie auch bei der später lebenden herzoglichen Familie verhaßt machen mußte: so werden auch Pellontier's Gründe sehr geschwächt, die er in seinem Abrégé de la vie de Bogislas X. im neunten Bande der Hist. de l'Acad. des Sciences, Année 1754. (Berlin. 1755. 4.) S. 446 anführt.

Pommer zu allen Zeiten mit Liebe und Dankgefühl nennet, kleidete nicht blos den Prinzen, sondern ermahnte und vermochte ihn zu einem anständigeren Verhalten, streute treflichen Samen in das junge Gemüth, der zum Heil Pommerns tiefe Wurzeln schlug. Auch als der Prinz nach 1474 erfolgtem Tode seines Vaters sich außer Stande sah, die Reise nach Wolgast und Barth zu unternehmen, rüstete Hans Lange ein Pferd mit allem Zubehör aus, und ritt mit dem jungen Bogislaff X. zu dem nächstgelegenen Adel, damit dieser ihn nach Barth geleite. Sein Oheim, Wartislaff X., nahm ihn gütig auf. Da nun kurz darauf sein, ihm noch allein übrig gebliebener Bruder Wartislaff starb, Herz. Wartislaff X. zu Barth aber alt und kinderlos war, Bogislaff also der Einzige seines Stammes sehr bald werden mußte: so leistete man ihm überall gern die Huldigung, Stettin ausgenommen, das erst nach einigen Jahren sich hiezu verstand. — Kaum hatte Bogislaff X. sich der Treue und Folge seines Landes versichert: so begehrte auch sofort der Kurfürst Albrecht von Brandenburg, daß der Herzog, dem Prenzlowischen Vertrage zu Folge, die Stettin'schen Lande von ihm zu Lehn nehmen sollte. Dieses aber verweigerte er unter dem Vorwande, daß der Vergleich seinem Vater nur abgedrungen sey. Krieg war die Folge davon. Bogislaff mußte zwar aus Pyritz flüchten; dagegen eroberte er auch wieder Bernstein in der Neumark. Die mecklenburgischen Herzoge traten als Vermittler auf, veranstalteten auch eine persönliche Zusammenkunft des Kurfürsten und des Herzogs, und brachten den Frieden ohne Lehnempfang[12]) zu Stande. Bogislaff verlobte sich mit der brandenburgischen Prinzessin Margaretha, die er im J. 1476 ehelichte. Herzog Wartislaff X., der mit allem diesen unzufrieden, auch dem Vertrage nicht beigetreten war, nahm 1477 durch List den wichtigen Ort Harz ein, und verleitete auch Bogislaff, des Schlosses Löcknitz sich zu bemächtigen, welches dieser vom Kurfürsten statt des Soldes für ihm im Glogauischen Kriege geleisteten Beistand begehrt hatte. Der Kurfürst konnte erst im folgenden Jahre nach seinen Landen zurückkehren, rüstete sich aber dann eifrig und begann sofort den Krieg, da gütliche Vorstellungen vergebens gewesen waren. Die Märker eroberten bald Vierraden, Bernstein, Satzig und Bahr. Bogislaff, dem die besorgten Landstände nicht gestatten wollten, in Person gegen den Feind zu rücken, wünschte nun den Frieden. Ein Waffenstillstand kam zu Stande. Als nun während desselben Wartislaff X., dieser geschworne Feind der Märker, starb: wurde um so leichter am 2. July 1479 der Friede abgeschlossen. Bogislaff scheint dem Markgrafen Albrecht die Lehnspflicht[13]) geleistet zu haben, wozu die Umstände ihn zwangen; das Land war nämlich so erschöpft, die fürstlichen Einkünfte der schlechten Verwaltung wegen so gering, daß er den Märkern schwerlich hätte widerstehen können. — Um so mehr richtete er nach erlangtem Frieden und im ruhigen Besitze aller pommerschen und rügischen Lande sein ganzes Augenmerk auf die Verbesserung seines Landes und seiner Hof- und Haushaltung, zu deren Beschleunigung das lebensgefährliche Abenteuer mit den Cößlinern[14]) im J. 1480 gewiß nicht wenig beitrug. Er sammelte treue, erfahrne und kluge Männer um sich. Den Werner von der Schulenburg[15]), der früher kurfürstlich brandenburgischer Hofmeister gewesen war — einen sehr gewandten und statsklugen Mann — ernannte er zum Landhauptmann des Landes Stettin, und benutzte besonders in Regierungs- und Cameralsachen seinen Rath. Jürgen von Kleist, einen Pommer, machte er zum Hofkanzler, und vertraute ihm vorzüglich das Justiz- und Polizeiwesen an. Dinnies von der Osten und Heinrich von Borke waren ihm sehr nützliche Räthe. Sobald es die Umstände erlaubten, wurden die Landstände zusammenberufen. Diese bewilligten ansehnliche Steuern, die verpfändeten oder veräußerten Domänen wieder einzulösen. Treulose Zöllner und Rentmeister wurden abgeschafft, und bessere Register gehalten. Die Klöster verstanden sich zu jährlichen Beiträgen an Geld und Naturallieferungen, wogegen ihnen größten Theils die lästigen Ablager erlassen wurden. Hiedurch und durch manche andre finanzielle Verbesserungen war Bogislaff bald im Stande, die Beamten und zahreiche Hofbedienten anständig und regelmäßig zu besolden, die fürstlichen Schulden zu tilgen und selbst zu außerordentlichen Ausgaben einen Fond zu bilden. Das Hofgericht und die übrigen Gerichte wurden besser bestellt. Dem Lehnwesen gab der Herzog eine festere Gestalt, und ließ dem Adel förmliche Lehnbriefe ausfertigen. Gegen die häufigen Straßenräubereien war er, oft selbst persönlich, sehr thätig, und strafte sie auf das Strengste, so daß sie in kurzem fast gänzlich aufhörten. So wuchs durch Sicherheit, Ordnung und Ruhe sehr bald das fürstliche Ansehen ungemein, und in demselben Grade regte sich ein thätigeres, inneres Leben des ganzen States. Daher nahm auch Bogislaff keinen Anstand, seinen Bundesgenossen Beistand zu leisten, namentlich seinen Schwägern, den Herzogen Balthasar und Magnus von Mecklenburg[16]) und dem Herzoge Heinrich von Lüneburg gegen ihre widerspenstigen Städte, welche auf den hanseatischen Bund trotzten.

So glücklich Bogislaff sich als Regent rühmen konnte, fast eben so unglücklich fühlte er sich als Gatte. Seine Gemahlin, Margarethe von Brandenburg, hatte seine und des ganzen Landes heiße Wünsche nicht erfüllt. Die Ehe war kinderlos. Höchst wahrscheinlich gab dieses Veranlassung zu der Abneigung des Herzogs, die, nach dem Ereignisse mit

---

12) *Pelloutier's* Abrégé de la Vie d. Bog. X. p. 456. 13) J. J. Sell's Gesch. d. H. Pommern II. Th. S. 187. — Kanzow's Pom. II. B. S. 182. — Klemzen a. a. O. S. 118. — Mikrael Alt. Pomm. III. Buch S. 458. — Schwarzen's Lehnsh. S. 623. — Gebhardi's Gesch. d. p. Reichs 52. Th. d. allg. Weltgesch. S. 151.

14) Klemzen a. a. O. S. 126. 15) Nähere Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann findet man in Mikrael's Alt. Pomm. III. Buch S. 456—59 und VI. Buch S. 526. Werner war 1477, als durch Brusenhauers List Gartz genommen ward (Kantzow II. B. S. 171—77), in pomm. Gefangenschaft gerathen. Bogislaff X. lernte ihn hiedurch näher kennen und schätzen, und zog ihn daher in seine Dienste. Auskunft über die Familie Schulenburg gibt J. F. Gauhen's Adels-Lexicon (Leipz. 1740) S. 2236. Auch stehet in Cramer's Gr. Kirch. Chron. IV. Buch S. 56 eine kleine Stammliste derselben. 16) Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg durch Sam. Buchholz. (Rostock 1753. 4.) S. 364—376.

Doktor Fritz im J. 1486[17]), so weit ging, daß der Herzog die unglückliche Fürstin nicht mehr sehen wollte, selbst dann nicht, als er, auf der Jagd 1489 von einem Hirsche gefährlich verwundet, dem Tode sehr nahe war; worüber sie bald darauf vor Gram starb. In Polen hatte sich das Gerücht von dem Tode des Herzogs verbreitet. Es schickte deßwegen der König Casimir Gesandten nach Pommern, um die beiden Lehnämter Lauenburg und Bütow wieder an die Krone zu bringen. Diese Männer waren über den treflichen Zustand des Landes und über den Glanz der prächtigen Hofhaltung des Herzogs nicht wenig verwundert. Sie gaben nicht allein gern ihr Vorhaben auf, sondern thaten im Geheimen auch Vorschläge zu einer Vermählung mit der polnischen Prinzessin Anne, welche 1491[18]) vollzogen ward.

Nachdem der Kurfürst von Brandenburg, Johann, 1486 beim Antritte seiner Regirung die Erneuerung der Erbverträge verlangt hatte, welche Bogislaff aber nicht eher ertheilen wollte, als bis ihm Vierraden, Löckenitz, Clempenow, Torgelow u. s. w. zurückgegeben wären: brachte Werner v. d. Schulenburg, durch den der Ausbruch eines Krieges nur verhindert war, nach siebenjährigen Unterhandlungen endlich (1493) den Vertrag zu Pyritz zu Stande. In demselben[19]) entsagte der Kurfürst für sich und seine Erben allen Ansprüchen an die Lehnsherrlichkeit über Pommern, und erhielt dagegen von dem Herzoge die Anwartschaft auf sämtliche pommersche und rügensche Lande ausgestellt. Zwei Tage darauf wurde auch zu Königsberg in der Neumark zwischen ihnen ein genaues Bündniß geschlossen, worin beide Häuser sich gegenseitigen Beistand wider feindliche Angriffe und innere Empörungen versprachen, und festsetzten, wie künftige Streitigkeiten zwischen ihnen in Güte oder durch rechtserfahrne Männer beigelegt werden sollten. An demselben Orte am 30. März trat der Kurfürst dem Herzoge Clempenow, Stolzenburg und Alt-Torgelow, wie auch den Distrikt zwischen der Oder und der Randow ab, wogegen der Herzog allen Ansprüchen an die Schlösser Vierraden, Löckenitz und Bernstein und an den Distrikt zwischen Prenzlow und der Randow entsagte.

Da nun Bogislaff X. so väterlich und so fürstlich für sein Land alles gut geordnet, auch seine Gemahlin ihm schon die Prinzen Casimir und Georg geboren hatte: so zeigte er den Entschluß an, nach dem gelobten Lande wallfahrten zu wollen[20]). Manche Gegenvorstellungen konnten den Herzog von diesem Vorhaben nicht abbringen. Er sprach die Landschaft zur Bestreitung standesmäßiger Reisekosten um eine ansehnliche Steuer an[21]), welche die getreuen Landstände ihrem hochverehrten Landesfürsten mit Freuden bewilligten. Nach mehr als zweijährigen Vorkehrungen reiste Bogislaff am 13. December 1496 mit 300 Pferden[22]) ab, nachdem er die allgemeine Aufsicht über sein Land dem polnischen Könige Casimir, dem Kurfürsten Johann von Brandenburg, den Herzogen Magnus und Balthasar von Mecklenburg und dem dänischen Könige Johann übertragen, und neben seiner Gemahlin den Bischof von Camin, Benedikt von Waldstein, und seinen Kanzler Jürgen von Kleist (späterhin auch Werner v. d. Schulenburg) zu Statthaltern gesetzt hatte. Seine Reise oder vielmehr sein glänzender Ritterzug ging über Nürnberg, Worms, wo er der Kaiserin, Inspruck, wo er dem Kaiser aufwartete, und über Venedig. Von hier segelte er auf einer Galeere d. 21. März 1497 nach Joppe (Jaffa) in Palästina. Auf dieser Seereise entging der Herzog nur durch seine und seiner Begleiter Tapferkeit der Gefahr, von türkischen Seeräubern gefangen zu werden. Am heiligen Grabe ward er mit mehren seiner Gefährten zum Ritter geschlagen. Auf der Rückreise besuchte er wieder Venedig, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, und begab sich auch nach Rom. Der Papst ehrte ihn auf die ausgezeichnetste Weise. Unter andern, die glänzendsten Festlichkeiten zu geschweigen, bestätigte Alexander VI. ihm die herzogliche Würde, setzte ihm den herzoglichen Hut auf, schenkte ihm ein goldnes Ritterschwert, überließ ihm die Ertheilung aller caminschen Prälaturen und Pfründen in den päpstlichen Monaten, und verbot in einer Bulle alle Appellationen an den heiligen Stuhl. Auch besuchte der Herzog wieder zu Inspruck den Kaiser, der ihm alle Privilegien bestätigte, und ihm die Freiheit ertheilte, goldne Münzen nach dem rheinischen Fuße zu schlagen[23]), und die Zölle zu Wolgast und Damgarten zu erhöhen[24]). Wohlbehalten zog er am 12. April 1498 mit feierlichem Gepränge und unter lautem Jubel bei zahllosen Freudenthränen in Stettin ein.

Des Herzogs erste Sorge war nun, seine treuen Reisegefährten nach Kräften zu belohnen, und die von ihm mitgebrachten Fremden anzustellen, unter andern den berühmten Rechtsgelehrten, Peter Ravenna, als Lehrer auf der Universität zu Greifswald[25]), den Sachsen, Johann Kitscher, als Rath und Kanzler u. s. f. Auch säumte er nicht, wie er zu Jerusalem gelobt hatte, eine Verordnung zu erlassen, wodurch in Zukunft das Schicksal der Gestrandeten und ihrer Güter in seinen Landen gemildert ward. Auf dem bald folgenden Landtage zu Stettin erregte die vorgeschlagene Erhöhung der Zölle großes Mißvergnügen, besonders bei den Städten. Stettin weigerte dem Herzoge die Erweiterung seines Schlosses, und hielt späterhin herzogliche Hofbediente in Haft. Bogislaff, hoch entrüstet, verlegte sein Hoflager nach Garz. Seine Gemahlin und Kinder schickte er nach Ueckermünde, wo erste von den Ausdünstungen eines frisch gemauerten

17) Klemzen a. a. O. S. 174. 18) Mikrael im Alt. Pomm. III. Buch S. 303 hat 1490. Man vergleiche Paul Friedeborn's Historische Beschreibung der Stadt Alten-Stettin u. s. w. (Stettin 1613. 4.) I. Buch S. 126. 19) Die Urkunde in plattteutscher Sprache steht in A. G. Schwartzen's Lehnhistorie S. 655—659. 20) Joh. Bugenhagen l. c. S. 177 sagt: Bugslaus, Christo devotus, vult ire Hierosolymam. — *Val. ab Eickstet* l. c. S. 113 führt dagegen an: cupiens experientiae causa multarum gentium cognoscere mores et instituta. — Beides ohne Zweifel vermochte den Herzog zur Wallfahrt. 21) Klemzen a. a. O. S. 145.

22) Derselbe S. 146, so wie Kantzow Pomm. II. Band S. 225, geben genau sein Gefolge an. 23) Dähnert's Landes-Urkunden I. B. S. 8. 24) Ebend. S. 10. 25) Es ward Greifswald nun das Orakel im ganzen Slavenlande, wie sehr altehrliche Biedermänner klagen mochten, die römischen Spitzfindigkeiten verdürben die alte Einfalt und untergrüben die Freiheit — aus Fr. Rühs Handbuch der Geschichte des Mittelalters. (Berlin 1816) S. 790.

Gemachs krank wurde, und (den 12. März 1503) starb. Hiedurch ward der Herzog noch aufgebrachter, und sperrte die Stadt so, daß nicht blos aller Handel stockte, sondern auch die Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten wurde. Stettin mußte sich endlich dem Willen des Herzogs unterwerfen. Im folgenden J. 1503, entstanden auch mit Stralsund wegen Erhöhung der Zölle, der Appellationen, Münzgerechtigkeiten und Einverleibungen von Lehngütern, deren Inhaber als Einwohner der Stadt daselbst gestorben waren, ernstliche Mishelligkeiten. Werner von der Schulenburg rieth, durch gütliche Unterhandlungen die Stadt zur Willfährigkeit zu bewegen. Doktor Kitscher, der Landesgewohnheiten unkundig, empfahl Strenge. Bogislaff griff zu den Waffen, und schloß von der Landseite Stralsund ein. Doch die Bürger waren zur Gegenwehr gerüstet. Der Herzog sah bald ein, daß er besser gethan haben würde, wenn er Werner's Rath befolgt hätte. Er berief daher Schulenburg, der in seinem Unmuthe nach Löckenitz (der ihm 1479 von Brandenburg verliehenen Herrschaft) gegangen war, wieder zu sich; worauf Kitscher sich heimlich und auf immer entfernte. Schulenburg leitete die Unterhandlungen mit der Stadt so weislich, daß Stralsund die Vermittelung benachbarter Hansestädte erbat, welche sich wieder an die Herzoge von Mecklenburg wandten. Am Sonntage Reminiscere 1504 kam zu Rostock der Vergleich zu Stande, der unter dem Namen: Rostocker Receß, bekant geworden ist. In demselben ward festgesetzt, daß 1) die Stadt die Lehngüter, welche sie im rechtmäßigen Besitze hätte, behalten, die verpfändeten zur Lösung stellen und künftig nicht weiter berechtigt seyn sollte, Lehngüter durch Pfand oder Kauf an sich zu bringen; daß 2) die Stralsunder von dem Zolle zu Dammgarten befreiet, aber den zu Wolgast und die übrigen zu erlegen schuldig seyn sollten; daß 3) der Magistrat in gemeinen Stadtsachen vor dem Herzoge, einzele Bürger vor dem Magistrate zu Rechte stehen, und Appellationen im letztern Falle nach Lübeck erlaubt seyn sollten; daß sie 4) die in Rügen gemachten Gefangenen losgeben, des abgenommenen Eides entledigen und den zugefügten Schaden ersetzen sollten; daß 5) sie zwar in ihrem Münzrechte ungestört verbleiben, aber schuldig seyn sollten, mit dem Herzoge auf gleichen Fuß zu schlagen, und ihren Hammer ruhen zu lassen, wenn des Herzogs Hammer ruhe; daß sie 6) dem Herzoge, wenn er in die Stadt kommen würde, Abbitte thun und eine Summe Geldes erlegen, dagegen aber 7) die Bestätigung aller ihrer Privilegien erhalten sollten [26]). — Doch wenige Jahre nachher entstanden neue Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und der Stadt Stralsund. Diese hatte nicht blos gegen den ausdrücklichen Befehl Bogislaff's den Lübeckern wider den König von Dänemark Hilfe geleistet, sondern auch dem Herzoge einige mit Korn beladene Schiffe weggenommen, und 5½ Last Heringe unter dem Vorwande angehalten, daß es nicht dem Fürsten, sondern nur den Städten zukomme, Schiffahrt und Handlung zu treiben. Da Bogislaff vergebens Zurückgabe und Genugthuung begehrt hatte, berief er die Landschaft zusammen, die ihm ihren Beistand zusagte. Der Herzog zog eine bedeutende Macht bei Greifswald zusammen, fest entschlossen, Stralsund zu züchtigen. Die Stralsunder wandten sich jetzt an Schulenburg, der es auch diesmal wieder zu einem Vergleiche (1512) brachte, in welchem der rostocker Receß bestätiget wurde, die Stadt sich Entschädigungsgelder zu zahlen verpflichtete, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit in sieben Dörfern abtrat und s. w. [27]).

Bald nachher mußte Bogislaff X. seine ganze Aufmerksamkeit auf das Haus Brandenburg lenken. Mit demselben war schon einige Zeit hindurch das gute Vernehmen in etwas gestört: seit dem J. 1513 nahm es aber immer mehr ab. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg nämlich hintertrieb die Vermählung der herzoglichen Tochter, Anne, mit dem dänischen Kronprinzen aus Furcht, daß Bogislaff zu mächtig werden würde, gestattete den Straßenräubern, die sich wieder häufiger in Pommern zeigten, in der Mark das Ablager, legte eine neue, für Pommern nachtheilige, Handelsstraße an, und wollte endlich sogar nicht zugeben, daß der Herzog auf dem Reichstage sein Sitz- und Stimmenrecht üben sollte. Vor 1518 kam man allen Widerwärtigkeiten mit Einsicht und Würde entgegen, und machte sie dadurch möglichst unschädlich. Doch dieses Jahr [28]) begann die Lebensperiode Bogislaff's, die seinen Ruhm nicht wenig verdunkelt. Es raubte ihm seine drei treuen und einsichtsvollen Räthe, Schulenburg, Kleist und Hennig Steinweer. Der schon alternde Herzog gerieth nun in üble Hände, und überließ sich, jetzt ohne alle Scheu, allen Arten von Ausschweifungen. Nichtswürdige Menschen hatten den entschiedensten Einfluß. Zucht und Ordnung verfiel wieder im Lande. Nur die Erbitterung gegen Brandenburg und die Furcht, seinem fürstlichen Ansehn etwas zu vergeben, vermochten ihn, 1521 und 1523 die Reichstage zu Worms und Nürnberg zu besuchen, damit er desto wirksamer die Streitigkeiten mit Brandenburg wegen der Erbverträge, der Mitbelehnung u. s. w. zu seinem Vortheile lenken konnte. Doch kam es nicht zum Vergleiche. Im Gegentheil rüsteten beide Theile sich nur noch ernstlicher zum Kriege, der vielleicht schon früher und sicherlich jetzt ausgebrochen wäre, wenn nicht, wie Klemzen (S. 220) sagt, beide Buhler gewesen, oder wie Pelloutier (S. 504) sich ausdrückt: que ce n'étoit pas au champ de Mars, qu'ils aimoient de prendre leurs ébats.

Gegen Luthers Lehre, die sich auch sehr schnell nach Pommern verbreitet hatte, zeigte der Herzog sich tolerant; wozu wol vorzüglich der Doktor Stoyentin und Jakob Wobeser ihn vermochten [29]). Er schickte sogar seinen Lieblingssohn, Barnim, 1518 nach Wittenberg, und ließ ihn dort zwei Jahre studiren. Nur als der Abt und die Mönche zu Belbuck sich fast öffentlich reformirten, trieb er selbst sie aus dem Kloster, und ließ die Gü-

26) Dähnert's Landesurkunden II. Band, S. 22.

27) Ebend. S. 25. 28) Im Mai 1518 vollendete Joh. Bugenhagen seine Pomerania. 29) Died. Herm. Biederstedt's Samlung aller kirchl. Verordnungen im Herzogthum Neuvorpommern u. s. w. I. Theil, S. 26 u. f. f.

ter verwalten. Er würde auch sicher den großen Unfug, den die Stralsunder während seiner letzten Reise durch das Bilderstürmen angerichtet hatten, bestraft haben, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte. Der Herzog fühlte anfänglich nur eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, die aber in kurzem so zunahm, daß er, ohne ein Krankenlager gehabt zu haben, den 30. September 1523 sanft entschlummerte nach einer beinahe 50jährigen Regirung, in einem Alter von 69 Jahren, 4 Monaten und 2 Tagen.

Er hinterließ von seiner zweiten Gemalin 2 Söhne, Georg und Barnim IX. und 2 Töchter, Anne, 1515 an den Herzog von Liegnitz, und Sophie, 1518 an den Herzog Friedrich von Holstein, nachmaligen König von Dänemark, vermählt. Zwei Söhne, Barnim und Otto, und eine Tochter, Elisabeth, starben jung. Sein Sohn, Casimir, der Liebling des Vaters und aller Unterthanen, stürzte 1518 in der Trunkenheit von der Treppe, und fand hiedurch in seinem 24sten Jahre den Tod [30]).

Unstreitig ist Bogislaff X. einer der größten Fürsten, welche Pommern beherrscht haben. Groß und schön von Körper, frei, offen und fürstlich im Äußern gegen jeden seiner Unterthanen, tapfer in Gefahren, standhaft in Widerwärtigkeiten, unverzagt zur Zeit der Noth, leutselig und gütig im Glücke, demüthig vor Gott, Prachtliebend vor Menschen, freigebig gegen treue Diener, gerecht als Richter, wachsam auf das fürstliche Ansehn, immer gesund, nur froh und heiter unter Menschen mußte es ihm, lange Jahre nur der Einzige seines Stammes, bei seinem gesunden Verstande, in der zur Aufklärung hinstrebenden Zeit nicht schwer werden, in Gemeinschaft seiner treflichen Räthe das Land zu heben und zu beglücken. Und das that er auch in nicht geringem Grade. Mit Recht nent Fr. Rühs (Handbuch der Gesch. des Mittelalters Seite 789) ihn, einen herrlichen, kühnen Fürsten und das wahre Ideal eines redlichen, ehrenfesten Pommers. Hätte er nicht seine letzten 5 — 6 Lebensjahre durch manche Unwürdigkeiten befleckt, wer dürfte ihm auch nur leise den Beinamen des Großen streitig machen [31]).

Bogislaff XIV. geboren den 1. April 1580, war der dritte Sohn Bogislaff's XIII., der mit seiner Gemalin, Clara von Lüneburg, 6 Söhne und 5 Töchter gezeugt hatte. Da nach den Erbverträgen das Land nicht in mehre Regirungen getheilt werden konnte, so erhielt Bogislaff XIV. mit seinem Bruder Georg, nach seines Vaters Tode, das Amt Rügenwalde zur Apanage. Nachdem aber seine älteren Brüder, Philipp II. 1618 und Franz I. 1620 unbeerbt gestorben waren, trat er die Regirung des Herzogthums Stettin an. Der innere Zustand des Landes war um diese Zeit nicht gut. Die landesherrlichen Einkommen waren durch Schenkungen, Verpfändungen, ertheilte Privilegien sehr geschmälert. Die Kipper oder Wipper hatten das ganze Land mit theils durchaus falscher, theils außerordentlich schlechter Münze überschwemt. Der Handel stockte daher und die nothwendigsten Lebensmittel waren zu einem hohen Preise gestiegen. Dazu zeigte sich an mehren Orten des Landes die Pest. Die geringern Klassen fühlten sich sehr gedrückt. Nicht selten waren deswegen Aufruhr und Widersetzlichkeiten. Der Adel überließ sich allen Ausschweifungen, besonders dem Trunke, und mordete sich im Zweikampfe häufig und ungescheut trotz aller Duell-Placate. In den Städten herrschten Schwelgerei aller Art, Übermuth gegen die übrigen Stände, Trotz gegen ihre Landes- und Oberherren. Nirgends war Einigkeit. Jeder Stand haßte und befeindete den andern. Selbst von den Kanzeln waren Ruhe und Würde gewichen. Die pommersche Geistlichkeit donnerte gegen den Calvinismus, zu dem sich der brandenburgische Kurfürst, Johann Sigismund, öffentlich bekant hatte. Der Krieg, der 30 Jahre daurete, war begonnen. Pommern fürchtete zwar für sich noch nichts; doch konnte niemand läugnen, daß dräuende Wolken hie und da aufstiegen. Auf der leipziger Kreisversamlung 1620 war der Schluß gefaßt, zur Vertheidigung des Kreises eine bewaffnete Macht aufzustellen. Hiezu hatten die pomm. Herzoge ihre Einwilligung so lange verschoben, bis sie erst mit ihren Landständen darüber Rücksprache gehalten haben würden.

So etwa war die Lage Pommerns, als Bogislaff XIV. die Regirung antrat. Dieser Fürst war in nicht geringem Grade ausgebildet. Von den fremden Sprachen liebte und verstand er am meisten die griechische und lateinische. Doch konnte er sich auch im Spanischen, Französischen und Italischen ausdrücken. In den J. 1604 — 5 hatte er Belgien, England, Frankreich und Italien durchreist, und 1608 u. 9 die teutschen Höfe besucht, und hiedurch einen reichen Schatz an Kentnissen und Erfahrungen gesammelt. Daneben besaß er einen äußerst liebenswürdigen Charakter und eine fast unbegränzte Herzensgüte. Nur an Selbständigkeit und Ausdauer fehlte es ihm; daher er immer zum Ausgleichen geneigt war, immer das Äußerste scheute.

Er sowol, als sein Vetter, der Herzog Philipp Julius von Wolgast, bemühten sich landesväterlich, die Stürme im Innern und von Außen zu beschwichtigen. Den Einwohnern wurden die Landesprivilegien (1622) bestätigt [32]). Ängstlich besorgt, dem Kaiser nicht zu misfallen, entzogen sie sich größtentheils den Anfoderungen der Stände des obersächsischen Kreises, versammelten aber im Mai 1623 die Landstände, um sie dem jüterbockschen Kreisschlusse gemäß zur Werbung eines Regiments Fußvolk und 800 Reiter zu bewegen, damit man in Gemeinschaft mit den andern Kreistruppen die Durchzüge fremden Kriegsvolkes zu verhindern vermöchte. Die Werbung wurde gestattet und ausgeführt, die Steuern dazu bewilligt. Doch erregte dies große Unzufriedenheit im Lande.

30) Olrichs in seinem gepriesenen Andenken der pomm. Herzoge, S. 97 weiset aus Urkunden zwei uneheliche Söhne Bogislaff's X. nach, nämlich Christoph und Joachim von Pommern. 31) Die kleinen Schriften, die eigends nur die Lebensbeschreibung oder die Wallfahrt des Herzogs enthalten, findet man in Joh. Konr. Olrichs gepriesenem Andenken der pommerschen Herzoge (Berlin) 1763. kl. 8. S. 21 u. f. f. In Vanselow's pommerschen Heldenregister steht S. 16—57 eine aus Mikrael, Kramer und Friedeborn entlehnte Biographie von ihm.

32) Dähnert's Landesurkunden I. Band, S. 453.

Man dankte daher das Kriegsvolk bald wieder ab. Nun foderte der Kaiser erhöhete Steuern. Die Bezahlung der Kammerschulden fanden unübersteigliche Hindernisse. Die Landstände drangen auf einen allgemeinen Landtag. Unter solchen Umständen starb d. 6. Februar 1625 die wolgaster Linie mit Philipp Julius aus, und Bogislaff XIV., jetzt nur noch der Einzige des pomm. Fürstenstammes, ward der Herr aller pomm. Lande. Die Schulden des Herzogthums Wolgast aber waren sehr bedeutend, und es traten deswegen gar manche Verhandlungen ein, ehe Bogislaff die Regirung dieses Landes übernahm. Über die Vereinigung der bisherigen beiden Regirungen konnte man sich nicht verständigen. Jedes Herzogthum behielt deshalb seine eigne. Den 15. Februar 1627 ward der längst vorbereitete allgemeine Landtag eröffnet. Der Hauptgegenstand der Berathungen machte die Landesvertheidigung aus. Aber die gnädigen Briefe [33]), womit der Kaiser den treuherzigen Herzog bethörte, die Rivalitäten der einzelen Stände unter sich, veranlaßten, daß dieser Landtag zu fast nichts nutzte, als daß die Schwäche der Regirung und der Mangel an Patriotismus bei den Landeseinwohnern immer offenkundiger ward. Bald rückte Wallenstein [34]) heran, den König von Dänemark in seinen Staten anzugreifen. Zahlreiche Kriegsvölker blieben in Mecklenburg, welches der Kaiser dem Friedländer geschenkt hatte. Nicht lange nachher begannen die Unterhandlungen wegen Aufnahme einer kaiserlichen Armee in Pommern unter dem Vorwande, die Seeküsten und besonders den Oderstrom zu decken. Bogislaff sträubte sich und legte sich aufs Bitten. Verrath, der den Herzog umgab, beredete ihn — er hielt sich eben zu Wolgast auf — zu einer Reise nach Franzburg, obgleich Patrioten riethen, nach dem wohlbefestigten Stettin zu gehen. Kaum war der Herzog den 1. Nov. in Franzburg angelangt, so kamen auch schon kaiserl. Offiziere dort an, und drangen ungestüm in ihn, kaiserl. Truppen in sein Land aufzunehmen. Es wurden eiligst die in Wolgast versammelten Landstände nach Franzburg eingeladen, und schon am 10. Nov. war eine Kapitulation mit dem kaiserl. Oberst von Arnim abgeschlossen oder vielmehr abgedrungen. Die Kaiserlichen rückten 30,000 Mann stark ein, und besetzten vorzüglich die Städte, Stettin, Wolgast und wenige andere ausgenommen. Obgleich die strengste Mannszucht versprochen war; so nahmen doch bald Brandschatzungen und alle Arten von Gewaltthätigkeiten überhand. Stralsund weigerte sich, Einquartirung zu nehmen. Arnim unterließ nichts, weder gütliche Vorstellungen, noch List, noch Drohungen, die Stadt zur Aufnahme kaiserl. Truppen zu bewegen. Wallenstein's große Plane erheischten wichtige Seehäfen, und da durfte Stralsund nicht fehlen. Arnim mußte ernstlich drohen, und endlich den 4. Februar 1628 die Belagerung beginnen [35]). Auf der andern Seite erfoderte das Interesse der Könige von Dänemark und Schweden, daß diese Festung nicht in des Kaisers Hände kam. Beide waren daher bemüht, durch Versprechungen baldiger und ansehnlicher Hilfe den Stralsundern Muth und Standhaftigkeit einzuflößen. Der Angriff wurde lebhaft betrieben, die Vertheidigung mit Eifer und Einsicht geführt, und Dänen und Schweden schickten Kriegsbedürfnisse und Truppen. Wallenstein, der allmächtige Kriegsheld, erschien selbst vor den Mauern der hochherzigen Stadt. Blut floß in Strömen der Stadt zum Ruhm, dem Friedländer zum Schimpf, der am 24. Juli desselben Jahres die Belagerung aufhob. Auf diesen Entschluß Wallenstein's hatte ohne Zweifel die Ankunft des Königs von Dänemark mit einer Flotte von 200 Schiffen einen großen Einfluß. Der König nahm die Insel Uesedom ein, besetzte das wolgaster Schloß, und verschanzte sich an mehren Orten in der Gegend von Wolgast. Am 22. August griffen die Kaiserlichen die Dänen an. Letztere wurden geschlagen, verließen bald darauf Wolgast und die Insel Uesedom., und kehrten auf ihren Schiffen nach Dänemark zurück.

Unter diesen Umständen war Bogislaff von allen Seiten nicht wenig bedrängt. Seinem Lande Erleichterungen zu bewirken, schickte er Abgesandte zum Kaiser und zu seinen Mitständen; obwol vergebens. Die Anfoderungen der Kaiserlichen waren ohne Ende. Die Hilfsquellen des Landes versiegten immer mehr. Der Herzog, dessen Güte überall unterstützt hatte, konnte selbst kaum mehr seinen eignen Haushalt bestreiten. Viele Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten waren auch dadurch entstanden, daß man die Stände oder Landräthe nicht immer schnell genug versammeln, daher viele Beschlüsse nicht fassen konnte, die zur Befriedigung der häufigen Foderungen der kaiserl. Obersten nöthig waren. Es wurde daher — wie schon so oft vorgeschlagen war — endlich am 22. Dec. 1628 ein Statsrath aus 1 Direktor, 6 Räthen und 8 Adjunkten verordnet, damit dieser, gemeinschaftlich mit dem Herzoge, in dringenden Fällen Verfügungen erlassen könnte.

Nachdem die Kaiserlichen die Dänen aus Pommern vertrieben hatten, schlossen sie Stralsund von neuem ein. Diese Stadt verband sich nun noch enger mit dem Könige von Schweden, und schloß am 17. Januar 1629 ein förmliches Bündniß mit ihm ab [36]). Bogislaff, welcher hoffte, daß die Kaiserlichen das Land verlassen würden, sobald Stralsund sich nur fügte, wandte sich jetzt an Gustav Adolph. Doch dieser große König konnte nur versprechen, seine Schweden aus Stralsund zu nehmen, sobald die Kaiserlichen Pommern geräumt hätten. Diese aber blieben und setzten ihre Feindseligkeiten gegen diese

33) Georg Phil. Ant. Neubur's Gesch. der Belagerung der Stadt Stralsund, Stralſ. 1772. 4. S. 181. Originalbeilagen No. 1 und 2. 34) Schreiben *Balth. Henkelius* in De Bello Gustavi Adolphi et fide Bogislai XIV. Stet. 1631. 4. S. 31. — *Joa. Freinshemius* im Panegyricus Gustavo Adolpho. 1632. 4. S. 6. — Mikrael im alten Pommerlande IV. Buch, S. 169 u. a. ihrer Zeitgenossen: Wallenstein; so behalte auch ich hier diese Schreibart — statt Waldstein — bei; obgleich mir *Jacobi Wilhelmi Imhofii* Notitia Germ. Imp. Procerum, Tubingae 1693. fol. Lib. VII. Cap. XIX. sehr wohl bekant ist.

36) Dreijährige pommersche Drangsale, Stettin 1630 und 31. 4. — Gründlicher Bericht von der Hansee-Stat Stralsund, wie 1627 die Einquartirung u. s. w. gütlich abgehandelt. Stralsund 1631. 4. — *Chr. Pylii* Jubilaeum Sundense solutae feliciter Obsidionis Wallensteinianae. Stralesund. 1728. 4. 36) Dähnert's Landesurkunden II. Band, S. 466.

Stadt fort; wodurch denn die Bedrückungen der schweren Einquartirung fortdauerten.

Gustav Adolph [37]), sobald er den polnischen Krieg beendigt hatte, beschloß nun, die vielfachen Beleidigungen des Kaisers zu rächen, und dem bedrängten, protestantischen Teutschlande zu Hilfe zu kommen. Die Besatzung von Stralsund wurde verstärkt, Rügen eingenommen [38]), und am 25. Juni 1630 landete der König selbst mit einem wenn auch nicht großen, doch auserlesenen Heere in Pommern. Die Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Torquato Conti wichen überall und eilig zurück. In wenigen Tagen stand der König vor Stettin. Es ward ihm nicht schwer, den Herzog zur Abschließung eines Bündnisses und zur Übergabe Stettin's zu bereden. Beides geschah schon den 10. Juli [39]). Im Laufe dieses Jahres eroberten die Schweden den größten Theil Pommerns. Die Kaiserlichen verheerten auf ihren Rückzügen auf die unmenschlichste Art das Land. Vor allen Städten litt in diesem Zeitraume Pasewalk am meisten [40]). Als am 16. Juni 1631 das von dem einsichtsvollen und tapfern, aber rauhen und strengen kaiserl. Obersten, Perusi, vertheidigte [41]) Greifswald sich ergab; war zwar ganz Pommern von den kaiserl. Truppen befreiet, aber bejammernswürdig war der Zustand des Landes. Inzwischen war es für jeden einzelen Hausvater so wie für das Allgemeine eine große Wohlthat, daß der König von Schweden gute Mannszucht halten ließ, die errichteten Traktaten beobachtete, und bald möglichst die meisten Truppen aus dem Lande zog. Dennoch blieb Bogislaff fortwährend in einer kummervollen Lage. Denn Gustav Adolph verlangte durch seinen Legaten, Steno Bielke, von dem verheerten, so sehr erschöpften Pommern, monatlich 40,000 Thlr. Vertheidigungskosten zu bezahlen. Hierüber entstanden weitläufige Unterhandlungen, die um so langsamer gingen und um so kostspieliger wurden, da beide Herzogthümer sich immer mehr von einander trennten, so sehr auch der Herzog sie unter einer Regirung zu vereinigen suchte. Überdies hatte Stralsund sich ganz von Pommern geschieden, und weigerte sich standhaft, vor dem Frieden mit dem Kaiser auch nur Unterhandlungen mit dem Herzoge anzuknüpfen. Vergebens waren auch die Bemühungen Bogislaff's, den König von Dännemark zu bewegen, den von ihm beim Ruden neuangelegten Zoll wieder aufzuheben, der dem pommerschen Seehandel nicht wenig hinderlich war. Überhaupt benutzte der Herzog mit seinen Landständen diese obwol bedrängte, doch ruhigere Zeit, dem Lande möglichst wieder aufzuhelfen. Den 9. Okt. 1633 schenkte er der Universität zu Greifswald das Amt Eldena, worüber er mit Genehmigung der Stände den 15. Febr. 1634 die bündige Schenkungsakte ausstellte [42]). Auf dem allgemeinen Landtage, der im August 1634 eröffnet wurde, wirkte die Landschaft die schon oft vorgeschlagene Regimentsform aus, welche der gütige Herzog gern bewilligte, da er unbeerbt war, und sein schwacher Gesundheitszustand kein langes Leben mehr hoffen ließ. In dieser Regimentsform (d. 19. Nov. publicirt [43]), wurde die evangelische Lehre Luthers als die auf immer allein herrschende von neuem festgesetzt, alle Landesprivilegien und Fundamentalsatzungen von neuem bestätigt, die Aufrechthaltung aller ordentl. Dicasterien zugesagt, und ein sogenanntes Kollegium der Regirungsräthe errichtet, welches das Oberdirektorium in allen Landessachen führen, und nach dem Tode des Herzogs fortdauern sollte.

Kaum fing das Land an, sich wieder einer festeren Ordnung zu erfreuen und sich in etwas zu erholen; so brachte der Verlust der nördlinger Schlacht dem Herzoge neue Sorgen und dem Lande neue Verwüstung. Die Kaiserlichen rückten im September 1635 wieder in Pommern ein, eroberten mehre feste Plätze, und drangen bis Wollin vor. Die Schweden drängten zwar größtentheils die Feinde wieder zurück; doch litt Pommern in diesem und dem folgenden Jahre wieder sehr. Handel und Gewerbe stockten mehr als je. Was mühsam wieder geordnet und gesammelt war, hatten feindliche Durchzüge, Plünderungen, Brand und Mord wieder zerstört. Alle Grundstücke waren übermäßig verschuldet. Kein Gläubiger empfing Zinsen. Kapitalzahlungen hatte schon vor mehren Jahren ein verordneter Indult gehemmt. Der Herzog berief deswegen den 11. Januar 1637 einen Landtag nach Wolgast, auf welchem man wegen der Zinszahlungen nach sehr gemäßigten Grundsätzen einen Landtagsabschied am 31. Januar 1637 erließ [44]).

Doch dies war des Herzogs letztes wichtige Landesgeschäft. Den 10. März 1637 tödtete ihn ein Nervenschlag. Mit seiner Gemalin, Elisabeth von Holstein, hatte er keine Kinder erzeugt. Es erlosch mit ihm der pommersche Fürstenstamm. Wegen Mangels an Geld und mancher andern Umstände ward das feierliche Leichenbegängniß Bogislaff's XIV. erst den 25. Mai 1654 begangen [45]). *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

---

37) Das schätzbarste Werk über Gustav Adolph hat der schwedische Reichshistoriograph Jonas Hallenberg in neueren Zeiten geliefert. 38) Kurzer und wahrhaftiger Bericht, welchergestalt von der stralsundischen Garnison die Insel Rügen u. s. w. occupiret und liberiret, 1630. 4. 39) Dähnert's Landesurkunden I. Bd. S. 76. 40) Laniena Pasewalcensis etc. von Thom. Bahr, Prenzlow 1705. 4. 41) (G. A. Caroc's) Nachrichten von den sogenannten perusischen Festen in Greifswald auf den 16. Juni jeden Jahres u. s. w., Greifsw. 1715. 4. — *Nic. Michaelis* Stamen Gryphicum quo Necessitas Greifswaldensis exprimitur. Gryph. (1704.) 4.

42) Gadebusch's Schwed. pomm. Statskunde II. Theil, S. 111. — Dähnert's pomm. Bibliothek V. Bd. S. 285 u. 333. — Dähnert's Landesurkunden II. Band, S. 854. Hier hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, wodurch wahrscheinlich Gadebusch in seinem Grundrisse der pommerschen Geschichte, Seite 207. zu einer Unrichtigkeit sich hat verleiten lassen. 43) Dähnert's Landesurkunden I. Band, Seite 337 — 358. 44) Dähnert's Landesurkunden I. Band, Seite 686. 45) Ausführlichere Nachrichten über die Regirung Bogislaff's XIV, findet man: in Mikrael's altem Pommerlande, S. 125. des 4. Buches bis zu Ende. — J. J. Sell's Geschichte des H. Pommern 3. Th. S. 182 — 329. — L. A. Gebhardi's Gesch. d. pomm. Reichs im 52. Th. d. allgem. Weltgeschichte S. 192 — 220. — Alle kleine Schriften, die allein ihn zum Gegenstande haben, findet man in L. W. Brüggemann's Beit. zu der ausführl. Beschr. des kgl. preuß. Herzoglh. Vor- u. Hinterpommern (Stettin 1800) S. 144. — Die kleine, gediegene Schrift von Andr. Westphal De Ducum Pomeraniae meritis in rem literariam. Gryph. 1723. 8 Bog. 4. wird füglich hier angeführt,

BOGLIO, BEUIL, Flecken in Piemont, in der Grafschaft Nizza, zwischen den Flüssen Varo und Tinea, war der Hauptort der Grafschaft Grimaldi. (*Röder.*)

BOGLION, Bollion, Bullion, Flecken im Gebiete von Triest, mit Wein- und Ölbau. (*H.*)

BOGLIPOOR, ein Distrikt in der britischen Prov. Bahar auf Hindostan. Er ist 382 □Meilen groß und hatte 1810. 2,019,900 Einw., wovon 1,559,900 Hindus, 460,000 Moslemimen war; die Landtaxe betrug 1814. 385,916, die Accise 44,559 Rupien. Der fruchtbare, von dem Bograulty, der Goggra und andern Flüssen reichlich bewässerte Boden erzeugt Reis, Weizen, Gerste, Mais, Baumwolle und besonders Indigo, wovon 7000 Mounds ausgeführt werden. Er ist seit 1765, wo ganz Bengalen und Behar in ihre Gewalt kam, britisch. Die Hauptstadt Boglipoor liegt unter 25° 13′ Br. und 104° 13′ L. an der Goga, einem kleinen Nebenflusse des Ganges, ist gut gebaut, hat mehre schöne Moskeen und Bazars, 1 großen Marktplatz Schujah Gunge, 1 moslemimisches Kollegium, 1 kath. Kirche, die ein Missionär versieht, 5000 Häus. und mehr als 30,000 Einwohner, die sich von der Baumwollweberei, andern Gewerben und dem Handel nähren. In ihrer Nähe steht bei Goganullah in einer Pagode ein dem Briten Cleveland errichtetes Denkmal (Hamilton). (*Hassel.*)

BOGMARUS. Eine zuerst von Brünnich unter dem Namen Gymnogaster (Nacktbauch) aufgestellte Fischgattung, die bei den Isländern **Vogmere** heißt. Ihre Kennzeichen:

Keine Bauch- und keine Afterflosse; die Rückenflosse vom Kopf anfangend und sich mit der Schwanzflosse vereinigend; schneidende und spitze Zähne. — Man kent nur eine Art:

1) B. *islandicus* Bl. S. tab. 101. **Gymnogaster arcticus Brünn.** Ihr über 2 Ellen langer, 7 Zoll breiter Körper ist zusammengedrückt von den Seiten, silberfarben, mit leicht abfallenden Schuppen bedeckt; die Seitenlinie besteht aus sternförmig gestreiften, stachligen Schuppen, deren Stacheln gegen den Schwanz zu, nach hinten gekrümt sind; am Bauche ist eine doppelte Reihe kleiner Erhabenheiten. — Er wohnt im Nordmeere an Island, ist selten. Sein Fleisch wird für giftig gehalten, weil der Rabe es verschmäht. Cuvier meint, Lacépède's **Regalecus** gehöre hieher. Siehe diesen Artikel. (*Lichtenstein.*)

BOGNOR, Dorf an der Küste der britischen Grafschaft Sussex des Königr. England, in neueren Zeiten durch seine warmen und kalten Seebäder, die von den Briten häufig besucht werden, bekant geworden. (*Hassel.*)

BOGODUCHOW, eine mit Wall und Graben umgebene neue Kreisstadt in der Statthalterschaft der Slobodischen Ukräne (50° 10′ nördl. Br.), 8 Meilen von Charkow, an der Merla, mit 1060 Wohnhäusern, 4 Kirchen und 7000 Einw., welche außer andern Gewerben, vorzüglich Gärtnerei, Loh- und Pelzgerberei, und Schuhmacherei treiben, auch sonst noch mancherlei Lederarbeiten liefern. Manche geben sich daneben noch mit Ackerbau und Viehzucht ab. Die Stadt hat 5 — 6 Jahrmärkte, viele Gärten und vortrefliches Rindvieh. (*J. Ch. Petri.*)

Bogomilen, s. Manichäer.

BOGORODEZ, auch **Bogorodizk**, eine jetzt wieder eingegangene Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula (53° 45′ nördl. Br.), an dem kleine Flusse Lesnaja Upperta, 7 M. von Tula und 34 von Moskau, ist mit einem Erdwall umgeben, der aber hin und wieder verfallen ist, hat 361 Wohnhäuser, einen Kaufhof mit 21 steinernen und 6 hölzernen Buden, 4 Kirchen, einen schönen Glokkenthurm mit einer englischen Uhr, einen kaiserl. steinernen Palast mit einem hübschen Lustgarten, einige Kasernen, und über 1600 Einwohner, welche zum Theil mit Leder, Talg, Wachs und Getreide handeln. In der Nähe der Stadt ist eine Grube mit vorzüglich guter Walkererde. (*J. Ch. Petri.*)

BOGORODIZKOJE, ein Kirchdorf in dem tomskischen Kreise der Statthalterschaft Tobolsk in Sibirien, mit einem wunderthätigen Marienbilde, mit welchem jährlich den 21. Mai eine Prozession nach Tomsk angestellt wird. Die hiesigen Bauern schmelzen vieles Erz in Windöfen. (*J. Ch. Petri.*)

BOGORODSK, eine neue Kreisstadt in der russ. Statthalterschaft Moskau, vor der Statthalterschaftsverfassung ein bloßes Kirchdorf (55° 45′ nördl. Br. 56° 10′ L.), am Flusse Kliasma, 7 M. von Moskau, mit 1 Kirche, 1 neuen Gerichtshause, 1 Kreisschule, 1 Salz- und Brantweinmagazine, 95 hölzernen Wohnhäusern und 600 Einw., welche Landwirthschaft und Handel mit Lebensmitteln treiben, besonders aber viele Zwiebeln und Hopfen bauen. Der umliegende Kreis ist größtentheils eben und niedrig, hat aber auch deswegen viele Moräste, welche jedoch auszutrocknen die Einwohner eifrig beflissen sind. Der Boden ist bei gehöriger Düngung ziemlich fruchtbar und trägt Roggen, Gerste, Lein, Hafer, Buchweizen, Hanf, Erbsen, wenig Weizen. An Holz, Wiesen, wilden Thieren und Wildpret ist kein Mangel. Der Kreis hat 1 Mönchs- u. 1 Nonnenkloster, 2 Töpfereien, 1 Leder-, 1 Stahl- und Eisenfabrik, 1 Vitriolhütte, 2 sehr wichtige (die Abuchowschen) Pulverwerke, 4 Papiermühlen, 1 große Fabrik der Krone für sämisches Leder, 1 Blechfabrik, 75 Seidenfabriken, 1 Fabrik für seidene Strümpfe und 1 dergleichen für seidene Spitzen *). (*J. Ch. Petri.*)

Bogoslawsk, s. Turae.

BOGOTA, 1) ein Fluß in der Provinz Cundinamarca des Freistats Columbia. Er entsteht in der Nähe der Stadt S. Fé, befruchtet das herrliche Thal, das von ihm den Namen trägt, wendet sich dann nach dem südwestlichen Gebirge, durchbricht es mit dem prächtigen Katarakte von Tequendama, und vereinigt sich sodann mit der Magdalena. Der Wasserfall von Tequendama ist wol einer der erhabensten und majestätischsten der Erde; der Fluß hat vor demselben eine Breite von 140 Fuß, sein

wo S. 57. ff. dieses letzten pommerschen Herzoges rühmlichst gedacht wird.

*) Vgl. Istoritscheskoje i topograph. Opissanie Gorodow Moskowskoi Guberniy, d. i. histor. und topograph. Beschreibung der Städte des moskauischen Gouvernements; Moskau, 1787. *Mackinowitz* Slovar geogr. Rossiskago Gossudarstwo etc. oder, geogr. Wörterb. des russ. Reichs, Moskau, 1801.

Fall beträgt gegen 570 Fuß, und da, wo er sich wieder sammelt, füllt er nur noch ein Bette von 30 bis 35 Fuß; 2) ein Fluß in der Prov. Quito des Freistats Columbia; er entspringt auf den Cordilleren, geht nach W. und vereinigt sich mit den Flüssen Santjago und S. Miguel, ehe diese den Australozean erreichen und den Hafen von Limona bilden (Alcedo). — Vgl. Sta. Fè de Bogota. (*Hassel.*)

BOGSTAD, ¼ M. von Christiania in Norwegen, ein prächtiges Schloß des norwegischen Statsministers Peder Anker, mit einer großen Gemäldesamlung und einem schönen Park. (*v. Schubert.*)

BOGUPHALUS, Bischof von Posen seit 1242, für sein Zeitalter ein gelehrter Mann, und nach dem Chronisten Kadlubek der älteste polnische Geschichtschreiber, gestorben den 9. Febr. 1253. Seine Chronik beginnt mit dem Ursprunge der Nation, reicht bis zum Jahre 1252, und wurde von Gladz. Baczko, Custos der Kirche zu Posen, bis zum J. 1271 fortgesetzt: Boguphali II. episcopi Poznaniensis, Chronicon Poloniae, cum continuatione Baczkonis*). (*Baur.*)

Bogurdlen, s. Schabacz.

Boguslav, s. Bogislav und Boleslaus.

BOGUSLAWL, Kreisstadt im Gouvernement Kiew, am Flüßchen Roß. Früher Kirchdorf und erst 1796 zum Range einer Stadt erhoben. (*v. Wichmann.*)

BOGUTSCHAR, eine kleine Kreisstadt des russ. Gouvern. Woronesch, am Einflusse des Bogutschar in den Don, mit 85 Häus. und 470 Einw., die meistens noch Landwirthschaft treiben. Seit 1803 ist hier eine Kreisschule. (*J. Ch. Petri.*)

BOHA, ein kleiner Fluß in Abyssinien, auf der Westseite des Nils; er fließt in den Nil noch ehe dieser den See Tzana durchfließt. Ein anderer Fluß dieses Namens fällt ebenfalls in den Nil auf dessen südöstlichem Laufe, wo er den westlichen Theil von Begenner und Anchare berührt (Bruce III. 643). Fast scheint es als wenn Boha und Baha Namen desselben kleinen Flusses wären (s. Bab Baha). (*Hartmann.*)

Bohadin, s. Saladin.

BOHADSCH (Joh. Baptist, auch Joh. Taufer), Naturforscher und Ökonom, studirte die Arzneiwissenschaft, war seit 1755 k. k. Kammerrath und Professor der Naturgeschichte zu Prag, und starb daselbst 1772. Durch mehre Schriften und Abhandlungen suchte er, mit Einsicht und Erfolg, die Landwirthschaft in Böhmen empor zu bringen, z. B. vom Gebrauch des Waidte in der Haushaltung (zum Viehfutter); vom Gebrauch des Atazienbaums, 2te Aufl. Prag 1761. 4. mit Kpf. u. e. a. Von bleibendem Werth und für die Naturgeschichte wichtig ist sein Werk: De quibusdam animalibus marinis eorumque proprietatibus minus notis. Dresdae 1761. 4., teutsch mit Anm. von N. G. Leske. Ebend. 1776. 4. mit 12 Kupf. Die Übersetzung hat Vorzüge vor dem Original*). (*Baur.*)

BOHAIN, Marktflecken im Bez. St. Quentin des franz. Dep. Aisne, in einer waldigen Gegend und an dem Kanale, der von hier nach le Catelet geht, hat 350 Häus. und 2155 Einw., die sich von der Zwistspinnerei und Musselinweberei nähren, und am 15. Nov. einen 3tägigen starkbesuchten Viehmarkt halten. (*Hassel.*)

Bohak, s. Aussatz.

Bohdanetz, Bohdanetsch, s. Pardubitz.

BOHEMUND (Marcus), Fürst von Tarent; dann einer der ausgezeichnetesten Anführer des ersten Kreuzzuges, und endlich Fürst von Antiochia. Er war der älteste von vier Söhnen des normannischen Beherrschers von Apulien, Robert Guiscard's, erzeugt aus dessen früherer, aber wegen vorgewandter, zu naher Blutsverwandtschaft wieder aufgelösten Ehe mit Alberaden. Sein Geburtsjahr ist nicht mit Bestimtheit anzugeben, mag aber in den Zeitraum zwischen 1052 bis 1060 fallen.

Robert Guiscard, der zuerst als ein armer abenteuernder Söldner in der Geschichte auftritt, hatte sich, zum tapfern Feldherrn und umsichtigen Statsmann veredelt, in Italien die Herrschaft über den ganzen untern Theil der Halbinsel errungen; aber sein Ehrgeiz steckte sich ein noch höheres Ziel, und selbst der Thron von Konstantinopel schien seinem Schwerte nicht unerreichbar. Mit einer furchtbaren Rüstung zu Land und Meer trat er (1081) in Epirus auf und zwang den Kaiser Alexius Komnenes zu einer Abwehr, welche diesem je länger, je weniger eine Rettung versprach. Nur innere Unruhen unter seinen Vasallen in Apulien und sein thätiger Antheil an der großen Fehde zwischen Gregor VII. und dem teutschen Heinrich IV. hemmten, indem sie ihn nach Italien zurückriefen, die Laufbahn seiner Siege. Er ließ jedoch sein Heer, mit welchem er bis in Thessalien vorgedrungen war, unter Bohemunds Anführung zurück, der diese Wahl ebensowol durch frühere ausgezeichnete Waffenthaten rechtfertigte, als dem Vertrauen seines Vaters auch jetzt durch zwei neue, gegen Alexius erfochtene, Siege entsprach und hierauf Larissa in harter Belagerung bedrängte. Nur die nämliche schlaue Politik, durch welche die Byzantiner sich zu allen Zeiten auszeichneten, und worin insonderheit Alexius sein ganzes Leben hindurch seine sicherste Waffe fand, machte ihm endlich gegen den jungen Feldherrn Luft, indem er heimlich unter dessen Baronen Mismuth und Ungehorsam zu erwecken und sie in eine Verschwörung zu verwickeln wußte, welche, obwol noch zu rechter Zeit entdeckt, zum Theil doch mit Übertritt unter des Kaisers Fahnen endete. So mußte Bohemund, bei diesem veränderten Geist seiner Truppen, alle bisher errungenen Vortheile aufgeben und seine eigne Sicherheit in einem schnellen, jedoch mit Muth und Glück bewerkstelligten Rückzuge in die Heimath suchen; aber ein tiefer unauslöschlicher Groll und das Gelübde einer furchtbaren Rache blieb in seiner Brust gegen Alexius zurück.

Ein neuer Kriegszug, welchen sein Vater (1084)

---

*) Zuerst bekant gemacht von F. W. v. Sommersberg in den Scriptt. rer. Siles. (Lips. 1729 — 1732. T. III. fol.) T. II. p. 18. sq.; einzeln zu Warschau 1752, 4. sumtu *J. A. Jablonowski*, Principis S. R. I. mit kurzen biogr. Nachr. von Boguphal von dem Grafen Saluski. Sommersberg in der Vorr. Hamberger's kurze Nachr. 2. Abth. 1637. Dunkel's hist. krit. Nachr. 1 Th. 175. Leipz. gel. Zeit. 1752. St. 84.

*) *Prochaska*, de saecularibus liberalium artium in Bohemia fatis p. 405. *Boehmer* Bibl. Scriptor. hist. nat. Register. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. Biogr. univ. T. IV.

mit noch kräftiger gesammelten Hilfsmitteln, abermals unternahm, hätte ihn wahrscheinlich zum Ziele geführt, nachdem schon ein glänzender, in drei blutigen Tagen errungener Seesieg, an welchem Bohemund seinen rühmlichen Antheil nahm, die Herrschaft über alle griechische Meere in seine Hände gegeben. Da raffte den Heldengreis, im Lager auf Cephalonia, eine ansteckende Seuche dahin (1085, Jun. 7.), welche zugleich auch seinen Sohn hart an den Rand des Grabes führte. Roberts Geist war nun aus der Unternehmung entwichen; das welsche Heer löste sich in Unordnung und gänzlicher Entmuthung auf, und kehrte endlich heim, ohne vom Feinde gedrängt zu werden. Bohemunds Wünsche und Hoffnungen wurden hiedurch aufs schmerzlichste zertrümmert; aber wäre es auch nicht, daß sein Vater ihm dereinst den Thron von Byzanz zum Erbe bestimt und darum den jüngern Bruder Roger Borsat zum Nachfolger in seinen welschen Staten ernant hätte, so wußten die unwürdigen Ränke seinee Stiefmutter Gaisa (auch Sikelgaitha benant) es nunmehr dahin zu bringen, ihn, den Erstgebornen, auch jetzt, unter so sehr veränderten Umständen, von der Erbfolge in Apulien auszuschließen und sie ihrem Sohne Roger zuzuwenden. Bohemund, krank, entfernt und von den Vasallen verlassen, vermochte nicht, diesen Schlag von sich abzuwenden; aber eben so wenig auch war er der Mann dazu, eine Unbilde von so scheeiender Aet mit gelassenem Gleichmuth zu erteagen. Er sammelte, was irgend noch Neigung behalten, sich zu seinen Fahnen und Hoffnungen zu gesellen; und wie klein dies Häuflein auch seyn mochte, stand er dennoch nicht an, mehre Jahre lang mit seinem vorgezogenen Bruder, in ungleicher, aber erbitterter Fehde, um den entrissenen Fürstenhut zu rechten (1085 bis 1089); bis endlich der gebieterische Zutritt des väterlichen Oheims, Grafen Rogers von Sicilien, und des Papstes Ueban II. einen gütlichen Vergleich vermittelte, durch welchen dem übervortheilten, außer dem Titel eines Prinzen von Tarent, der Besitz dieses und noch einiger andern Plätze in dem entlegensten Winkel Apuliens zugesprochen wurde.

Solchergestalt ausgeschlossen von der Hoffnung, sich neben dem Oheim und dem Bruder auf welschem Boden zu erheben, richtete sich immer noch sein Ehrgeiz an dem Gedanken empor, sich dafür, auf Alexius Kosten, in Epirus und Griechenland zu entschädigen. In den Tiefen seines schlauen und lauersamen, an Rath und Erfindsamkeit unerschöpflichen Gemüths lag die Kraft, sich auch mit den ungenügendsten Mitteln Bahn zu den geößten und verwegensten Anschlägen zu brechen. So lange sein Muth und sein Schwert ihm blieben, konnte ihn nicht leicht etwas bewegen, seinen Anspruch auf Herrschaft, Ehre und die reichsten Besitzthümer aufzugeben; aber eben so wenig auch war er bedenklich in den Wegen, die ihn diesem Ziel entgegenführen sollten. — So traf ihn das, durch Peter den Einsiedler wundersam hervorgerufene Ereigniß der Kreuzzüge (1095). Wenig empfänglich für den frommen Sinn oder den schwärmerischen Wahn, welche auf diesen Aufruf in der ganzen abendländischen Christenheit sich lebendig regten, berechnete Bohemund, mit kühler Leidenschaft, wieweit diese allgemeine Bewegung seinen still genährten Wünschen zu eigener Vergrößerung zu dienen vermöchte. Mit verhehlter Feeude sah er seinen Begierden hier eine neue Welt geöffnet; und wenn es gelang, den Occident gegen den Oeient zu bewaffnen, so galt es ihm gleich, ob sich der reißende Strom gegen Jerusalem und das entweihte Grab des Erlösers wälzte, oder zunächst Konstantinopel überfluthete; denn immer war er gewiß, bei der Theilung der Beute weder an Länderbesitz, noch an Schätzen, leer auszugehen. Gleichwol trat er der großen Unternehmung erst dann persönlich bei, als er sich von der reichen und genügenden Kraft-Entwickelung derselben zu jenem Ziele überzeugt, zugleich aber auch das Mittel gefunden hatte, sich den ausgezogenen Fürsten und Großen mit einer bedeutendern Heeresmacht, als sein kleines Gebiet ihm verstattet haben würde, zur Seite zu stellen. Eben stand er, mit den verbündeten Truppen seines Bruders und Rogers von Sicilien, vor der gegen sie empöeten Stadt Amalfi im Lager, wo der Anblick der täglich vorüberziehenden französischen Kreuzfahrer um so weniger verfehlen konnte, unter jenen Belagerungstruppen die ähnliche Begierde zu Annahme des Kreuzes zu erwecken, als Bohemund diesen Hang nicht nur durch hingeworfene Woete künstlich nährte, sondern auch, von der Menge zum Anführer nach dem Orient aufgefodert, endlich, wiewol mit scheinbarem Widerstreben, von einer plötzlichen Begeisterung ergriffen, seinen Purpurrock von den Schultern nahm, um ihn, zu Kreuzen zerstückelt, unter die Ritter im Heere und den erhitzten großen Haufen zu vertheilen. Zehntausend Reisige und eine Doppelzahl gemeiner Krieger waren durch diesen Zauberschlag die Seinen geworden, und seine feurigen Reden vollendeten eine Bethörung, welche plötzlich das Lager entvölkeete und seinen Bruder und Oheim nöthigte, die Belagerung mit unwilliger Sele aufzuheben.

Bald sammelte sich unter Bohemunds Kreuzbanner, was ganz Italien an den wackersten Kämpfern aufzuweisen hatte; hervorragend aber über alle in jugendlicher Schöne, in bewährter Tapferkeit, wie in hoher Ritteelichkeit und reinem Selenadel, Tankred, Maekgeaf v. Otranto, Bohemunds naher Vetter, und von diesem durch alle Künste der Schmeichelei zum freiwilligen Begleiter gewonnen. Der Obeeanführer aber, mit rastloser Thätigkeit und geoßsinnigem Daransetzen einer beschränkten Gegenwart an eine wuchernde Zukunft, betrieb die Ausrüstung seiner Scharen mit so glücklichem Erfolg, daß er bereits im Spätherbst 1096 seinen Zug durch Epirus und Macedonien gegen Konstantinopel antreten konnte, wo die übrigen Kreuzfürsten entweder schon angelangt, oder noch auf dem Wege dahin begriffen waren.

Alexius, dessen Bedeängniß durch die heranstürmenden Seldschucken Kleinasiens diesen Beistand des Abendlandes selbst in dringenden Bitten herbeigerufen hatte, wäre zufrieden gewesen, eine Hilfe von nur wenigen Tausenden wackerer Kämpen zu erlangen, deren er stets Meister geblieben wäre, statt dieses Heranfluthens aus allen Enden der Christenheit, das ihm für seinen Thron mehr bedrohlich, als hilfreich, erschien. Er glaubte, ihrem Ungestüm mit seiner gewohnten überfeinen und betrüglichen Politik Fesseln anlegen zu müssen; foderte aber dadurch nur um so mehr ihr Mistrauen, wie ihren Unwillen, auf, welche endlich durch immer neue Reizungen, zu einer Höhe

stiegen, die den gewaltsamen Ausbruch einer rohen Übermacht erwarten ließ. Da langten Bohemunds vertraute Boten im Lager der Kreuzfürsten an und foderten in seinem Namen auf, seine nahe Ankunft zu erwarten, um dann vereinigt Konstantinopel mit gewaffneter Hand zu gewinnen und den treulosen Verräther Alexius zu züchtigen. Die Versuchung war groß; der Gewinn sicher und überschwänklich; aber Gottfrieds größere Sele verwarf den Gedanken, und durch sein Ansehen ward des Apuliers Vorschlag zurückgewiesen.

Der Kaiser aber kannte seinen furchtbarsten Widersacher zu wohl, als daß er nicht insonderheit Bohemunds Absichten und Schritte aufs schärfste hätte ins Auge fassen sollen. Von Durazzo an, wo dieser den griechischen Boden betrat, umschwärmte ihn auf allen Seiten ein Heer leichter barbarischer Truppen, um im gelegenen Augenblick über ihn herzufallen, und würde ihn leicht auch bei dem Übergang über den Wardar vernichtet haben, wenn nicht Tankred das schon mislich gewordene Gefecht wieder hergestellt hätte (1097, Febr.). Auf Bohemunds gemäßigte Beschwerde wegen einer so unfreundlichen Behandlung entgegnete Alexius, ihn in der Verstellung noch überbietend, wortreiche Entschuldignngen, die jenen Vorgang lediglich einem Misverständniß anrechneten, und lud den normannischen Prinzen, als mit freundschaftlichster Ungeduld erwartet, nach Konstantinopel ein; während dieser, ihn vollkommen durchschauend, dennoch nichts zu wagen glaubte, wirklich als Gast an seinem Hofe aufzutreten. Noch mehr vielleicht überraschte er hier den Kaiser durch seine Bereitwilligkeit, denselben als Oberlehnsherrn anzuerkennen und ihm den Treueid zu leisten; — ein Schritt, wozu die übrigen Kreuzfürsten nur mit großer Mühe hatten bewegen werden können, durch den aber vermuthlich Bohemunds weiteres Gewissen sich weniger gebunden achten mochte, als seine Gefährten. Hiedurch stillten sich Alexius Besorgnisse ein wenig; aber wiewol er sich den Prinzen ebensowol durch köstliche Geschenke, als den, im voraus zugesagten Besitz von Antiochia, zu verbinden suchte, so konnte ihm doch erst der wirkliche Übergang Bohemunds und aller übrigen Kreuzfahrer über den Bosporus seine volle Ruhe wiedergeben.

Hier schloß sich nunmehr Bohemund dem großen christlichen Glaubensheere an, welches fortan auch in seiner bedeutenden Waffenmacht, aber nicht minder in seinem persönlichen Muthe, in seinem erprobten Feldherrn-Talent und in der Gewandtheit seines Geistes, so wie in seiner Weisheit im Rathe, eine werthvolle Stütze erkannte und ihn neben die Ersten und Geachtetsten unter seinen Anführern stellte. An den Wundern der Tapferkeit, welche die Kreuzfahrer zunächst in der Belagerung von Nicäa entfalteten, nahm er nicht minder Theil, als an dem unwilligen Erstaunen der übrigen Fürsten, als sie sich in der Besetzung des eroberten Platzes (1097, Jun. 30.) durch Alexius Überlistung zuvorgekommen sahen. Wenige Tage später setzte der seldschuckische Sultan, Kilidge-Arslan, Bohemunds Muth und Ausdauer in der Schlacht bei Dorylänm, welche dieser durch unvorsichtige Abtrennung vom großen Heerhaufen herbeigeführt hatte, auf eine sehr harte Probe. Auch war er wirklich dem Erliegen nahe, als endlich Gottfried mit den Seinen nahte und die schier unvermeidliche Niederlage in den glänzendsten Sieg über die Ungläub gen verwandelte, der ihnen freien Weg durch ganz Kleinasien eröffnete.

Über den Kamm des Taurus und durch die Engpässe Ciliciens unaufhaltsam vordringend, erschien (1097, Okt. 20.) das Kreuzheer, und Bohemund mit 4000 Reisigen im Vortrab desselben, im Angesicht von Antiochia, der wohlgelegensten, festesten, volkreichsten und prachtvollsten Stadt dieser Erdgegend. Gelang die Eroberung derselben; so war auch, mit ihrem eingeräumten Besitz, ein Fürstenhut zu vergeben, der des Bestrebens der Edelsten nicht unwürdig schien. Was Wunder denn, wenn auch Bohemund früher schon seine Blicke hieher gerichtet hielt, und wenn er keine Anstrengung scheute, diese Palme zu erringen. Der Abschrecknisse, sich an diesen, in der Gewalt des turkomannischen Emirs Baghi-Sian befindlichen Platz zu wagen, waren nicht wenige und nicht geringe, aber er war zugleich auch der Schlüssel zu Jerusalems Gewinn; und in dieser Betrachtung gelobten sich die Kreuzfürsten in feierlichen Eiden eine gemeinsame Ausdauer in diesem Unternehmen, das freilich, wenn auch nicht ihre, wiewol bedeutend zusammengeschmolzenen Streitkräfte, doch ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Belagerungskrieges bei weitem zu übersteigen schien. Eben darum aber verzögerte sich dieser Angriff auch bis über sieben Monate hinaus, und Antiochia's Belagerung ward durch eine Reihe der außerordentlichsten Erscheinungen und Zwischenfälle ausgezeichnet.

Alles in der Wette wirkte zusammen, den Muth und die Geduld des Kreuzheeres zu erschüttern. Die unvollkommene Umzingelung, welche den Belagerten fortwährend zu Ausfällen und geheimen Verständnissen einen sehr weiten Spielraum gestattete, die eingebrochene rauhe Jahrszeit und winterliche Regengüsse, der Mangel an Kriegszucht und die daraus folgende Verheerung der nächsten Umgegend, die Verschwendung der erbeuteten Vorräthe, der täglich fühlbarer werdende Mangel, der bald zu drückender Noth sich gestaltete und ansteckende Seuchen in seinem unmittelbaren Gefolge hatte — alles dies schien noch geringe gegen die furchtbare Kunde von dem Aufbruch eines zahllosen muselmanischen Heeres, womit der Sultan von Mosul, Korboga, von den Ufern des Tigris und Euphrat her, zum Entsatz der bedrängten Feste, im Anzuge begriffen sey, und dessen vorangeeilten Vortrab Bohemund in einem ernstlichen Gefechte nur mit großer Anstrengung zurückgewiesen hatte. Auch die Entschlossenern gaben unter so trüben Aussichten ihre Hoffnungen auf. Nicht nur Tausende vom gemeinen Haufen, sondern auch Ritter und Edle — ja sogar Peter der Einsiedler selbst, der Anstifter und Herold dieses Zuges, versuchten, durch heimliche Entfernung die Heimath wieder zu gewinnen, und mußten von Bohemund, unter verdienten Vorwürfen, wieder ins Lager zurückgeführt werden. Nachsichtiger jedoch war er bei der stillen Entfernung des griechischen Feldherrn Tatizes, welcher die Kreuzfahrer mit einem kleinen Hilfsheere bis hieher begleitet hatte, und dessen Gegenwart ihn leicht auch, zufolge der schon erprobten griechischen Hinterlist, in dem Besitze von Antiochia hätte gefährden können.

Andrerseits aber führte, nach einem höchst verderblich

geendeten Ausfall, auch die Erschöpfung der Belagerten einen Waffenstillstand herbei, der zwar bald wieder von ihnen gebrochen wurde, aber doch für Bohemund die Gelegenheit herlieh, in der Stadt mit einem armenischen Renegaten, der bei Baghi-Sian eines großen Vertrauens genoß und die Obhut über drei Mauerthürme hatte, ein geheimes Verständniß anzuknüpfen, welches ihn in den Besitz jener Thürme, und somit des Platzes, — den Verräther aber zu unermeßlichen Ehren und Belohnungen bringen sollte. So des Erfolges sicher, schlug er nunmehr den Kreuzfürsten förmlich vor, die künftige Herrschaft über Antiochia dem, der zuerst in die Stadt eindringen würde, als Belohnung zu bestimmen; und obgleich der Graf Raimund von Toulouse, ähnliche Hoffnungen bei sich nährend, heftigen Widerspruch einlegte, so ward doch jener Beschluß unmittelbar darauf bestätigt, als die gewissere Kunde einging, daß Korboga und sein Heer nur noch wenige Tagemärsche entfernt stehe. Nun zog das Kreuzheer bei hellem Tage von Antiochia ab (2. Jun.), als rücke es, mit aufgegebener Belagerung, dem feindlichen Entsatz entgegen; aber in der Stille des Abends wandte es sich wieder nach der Stadt zurück; ward, mit Bohemund an der Spitze, theils auf die Thürme, theils durch eine Mauerpforte eingelassen; und Antiochia war erobert, bevor noch die schlaftrunkne Besatzung zur Besinnung gekommen. Nur die stark verwahrte Burg, die man im ersten wilden Getümmel übersehen hatte, blieb noch in den Händen der Ungläubigen.

Kaum vier Tage später zeigte sich nun aber auch Korboga mit seiner Heeresfluth vor dem Platze; zu spät, ihn zu retten, aber immer noch viel zu schnell für die Eroberer, die sich nun Ihrerseits in diese nämlichen Ringmauern eingesperrt sahen, und ehe sie noch zu hinlänglicher Besinnung gekommen waren, sich auf diesen Angriff zu versehen. So riß denn schon in den nächsten Tagen eine Hungersnoth ein, welche binnen kurzem eine, bis dahin beispiellose Höhe erreichte, jedes Herz entmuthete und sowol die Kraft, als den Willen zu fernerem Widerstande brach. Nur Bohemund, dessen Hoffnungen mit Antiochia standen oder fielen, rang gegen die allgemeine Verzweiflung. Mit dem vollen Oberbefehl von den Fürsten während der Dauer dieser Noth bekleidet, traf er überall die kräftigsten Veranstaltungen; aber bald gedieh es dahin, daß nur ein Wunder Antiochia und das Kreuzheer schien retten zu können; und ein Wunder ward erfunden, das mit der Wiederauffindung der heiligen Lanze, womit Longinus einst des Erlösers Seite durchbohrt (vgl. den Art. Peter Barthelemy), dem eingeschlossenen Heere als ein sprechendes Unterpfand göttlicher Gnade und unmittelbaren Schutzes in gegenwärtiger Bedrängniß erschien, urplötzlich neuen Muth und Begeisterung erweckte und das stürmische Verlangen erzeugte, unmittelbar gegen den Feind geführt zu werden. Schon am nächsten Morgen (29. Jun.) kam es, hart vor den Thoren der Stadt, zu einer Schlacht; an Zahl und Streitkräften der Kämpfenden zwar sehr ungleich, aber mit einem so unermeßlichen Übergewicht der Schwärmerei und der Todesverachtung, daß sich hier das zweite wahre Wunder begab und Korboga in eine schimpfliche Flucht geworfen und über den Euphrat zurückgetrieben wurde.

Allein jetzt erst sah Bohemund sich den so schwer errungenen Besitz seines neuen Fürstenthums ernstlicher, als je zuvor, von Raimund streitig gemacht. Krankheit hatte diesen verhindert, in der Entscheidungsschlacht gegenwärtig zu seyn, aber nicht, die Übergabe der, durch den Ausgang des Kampfs erschreckten Burgbesatzung anzunehmen und seine Fahne, das Zeichen der Besitzergreifung, dort aufzupflanzen. Weder Bohemunds Beschwerden, noch wiederholte Versuche einer gütlichen Ausgleichung, vermochten, den Starrsinn des alten ländergierigen Grafen zu beugen. Nur die gewaffnete Gewalt durch Überrumpelung des Schlosses blieb dem Hintergangenen übrig; der sich von jetzt an männlich in seinem neuen, mit zahlreichen Städten, Flecken und Burgen erfüllten Gebiete zu behaupten wußte. Eben diese Sorge des Erwerbens und Erhaltens aber machte auch Bohemunds Zurückbleiben hinter dem weiterziehenden Kreuzheere nothwendig; und erst nach Jerusalems Fall und Gottfrieds Königskrönung konnt' er (Weihn. 1099) sein Gelübde durch persönliche Andacht an des Erlösers Grabe erfüllen; zugleich aber auch sein Fürstenthum aus der Hand des päpstlichen Legaten als ein Lehen des apostolischen Stuhls empfangen und solchergestalt, mit besserem Fug, sein früheres Lehnsverhältniß zu Alexius auflösen.

Nach Gottfrieds zu schnell erfolgtem Tode (1100) winkte dem Fürsten, in der Gunst seiner Freunde, für einige Augenblicke selbst die Krone von Jerusalem: allein in der nämlichen Frist war Bohemund bereits in einen Hinterhalt gefallen, der ihn, auf vier lange Jahre, zum Gefangenen des türkischen Emirs Kamschtegin machte. Antiochia fand indeß in Tankred einen trefflichen Verweser, der den Stat nicht nur von innen stützte und stärkte, sondern auch nach außen erweiterte, aber den Gefangenen nicht aus seiner Haft zu erlösen vermochte. Endlich, da Alexius seiner um einen gebotenen hohen Preis habhaft zu werden suchte, und über dies Lösegeld unter den muselmanischen Gewalthabern ein Streit entstand, entledigte sich Bohemund selbst seiner Banden, indem er dem Emir die Hälfte jenes Preises und das Bündniß aller fränkischen Fürsten Syriens gegen seine Feinde anbot. Allein unmittelbar nach seiner Befreiung (1104) wandte sich sein Glücksstern aufs neue in einer Unternehmung von ihm, die er gegen Charran versuchte. Vor den Thoren dieser Feste in eben dem Augenblick, da sie sich ihm bereits öffnen wollten, zurückgewiesen, und bei Rakka von einem turkomannischen Heere aus dem Felde geschlagen, fühlte sich Bohemund in seiner Kraft gebrochen; sah sich von Griechen und Ungläubigen aller Orten angegriffen und vermochte nur mit Mühe, sich seiner siegreichen Gegner zu erwehren.

Für Bohemunds große Entwürfe, noch mehr aber für die glühende Rache, die er gegen Alexius fortdauernd im Busen nährte, war, unter so ungünstigen Ereignissen, der Orient nicht mehr ein angemessener Schauplatz. Ihm war nur durch kräftigen Beistand aus dem Abendlande zu helfen; aber auch seine persönliche Gegenwart schien dort erfoderlich, um einen neuen Kreuzzug schnell in Bewegung zu setzen; und kühn, wie immer, stand er nicht an, sich in eine neue Laufbahn und neuen, vielversprechenden Aussichten entgegen zu werfen. So übergab er

demnach sein Fürstenthum nochmals in Tankreds treue und versuchte Hände, und sann nur darauf, wie er, unaufgehalten durch die griechische Seemacht, welche an den syrischen Küsten und überall im Mittelmeer kreuzte, Italiens Boden erreichen möchte. Er versuchte es, auf einem einzelen Schiffe schnell und heimlich durchzuschlüpfen (1104 Aug.); und es glückte, ohne daß es vielleicht der List bedurfte, einen Sarg mit sich zu führen, worin er sich als Todter barg; — einer Sage, womit die byzantinischen Geschichtschreiber diese Überfahrt ausgeschmückt haben. Gewisser ist es, daß sich nur die Furcht ihrer Landsleute in diesem und ähnlichen Mährchen abspiegelt.

Die Erscheinung eines so berühmten und geachteten Kreuzfürsten im Abendlande konnte nicht verfehlen, im Bunde mit seiner Wohlredenheit und seiner lebendigen Darstellung von der Noth des Orients und Alexius treulosem Betragen, alle Gemüther unwillig aufzuregen. Sein Aufruf, jener Noth abzuhelfen und diese Hinterlist zu strafen, fand offne Ohren und willige Herzen; und durch ganz Italien sammelten sich kühne Abenteurer zu ihm, sich zu Werkzeugen seiner Rache erbietend. So, als neuer Kreuzprediger, zog er selbst den Papst Paschalis II. in sein Interesse, der ihm, auf seinem fortgesetzten Zuge nach Frankreich, den heil. Bruno zugesellte, um auch das geltende Gewicht der Kirche in seine Wagschale zu legen. Dort kont' er auch um so ehrenvoller auftreten, da ihm der König Philipp I bereits die Hand seiner Tochter Konstanze zugesagt hatte und er nunmehr (1106, Frühling) die Vermälung vollziehen sollte. Aber auch seine kriegerische Werbung war hier von dem glänzendsten Erfolge. Neue Scharen stürzten ihm aus ganz Frankreich zu; und als er, nach zweijähriger Rüstung, sein gesammtes aufgebrachtes Heer in Apulien musterte, fand er es, in einer Zahl von 5000 Reitern und 40,000 zu Fuß, aber auch an Muth und Streitlust so erlesen, daß er es kühn mit jedem vorangegangenen vergleichen und, an die Spitze desselben gestellt, selbst den Fall von Konstantinopel und den Erwerb einer Kaiserkrone für keine zu gewagte Hoffnung halten durfte.

Frühzeitig hatte auch Alexius die ihm drohende Gefahr erkant; hatte Bohemunds schwere Anklagen vor der abendländischen Christenheit auf jede Weise zu entkräften gesucht, aber auch die ihm gegönnte mehrjährige Frist sorgfältig dazu benutzt, sich gegen den Losbruch dieses Sturmes in wehrhaften Stand zu setzen. Dennoch vermieden es seine Flotten ängstlich, sich Bohemunds Überfahrt (1108, Herbst) entgegenzusetzen; und erst unter den Mauern von Durazzo, dessen Belagerung dieser unverzögert begann, entwickelte sich ein Widerstand, den er so kräftig keineswegs berechnet hatte. Nicht nur der ganze Winter ging, unter unzähligen Unannehmlichkeiten und Entbehrnissen, fruchtlos vorüber, sondern auch der Gang der Belagerung selbst nahm im Frühling (1109) eine immer entschiedenere ungünstige Richtung; während eine Unzahl leichter Truppen der Griechen das Kreuzheer in der Ferne umschwärmte, die Flotten des Kaisers es zur See einengten und den Hunger in seine Mitte brachten. Allein wirksamer noch waren die Waffen des Trugs und der Hinterlist, in welchen Alexius von jeher sein Heil suchte und fand. Nicht nur wußte er, durch absichtlich in Bohemunds Hände gespielte Briefe, demselben die Treue seiner angesehensten Ritter verdächtig zu machen, sondern gleichzeitig auch diese durch Gold, Verheißungen und Aufdeckung von seines Gegners geheimen ehrsüchtigen Planen wirklich und mit solchem Erfolg auf seine Seite zu ziehen, daß er viele, und selbst Bohemunds jüngeren Bruder Guido, in ihren Gesinnungen wankend machte. Unmuth und Mistrauen wuchsen gegenseitig unter ihnen mit jedem Tage; die Unternehmungen im Felde versprachen immer weniger einigen Gewinn, und immerfort verließen die Streiter in Haufen das Lager, um entweder in des Kaisers Sold überzugehen oder den weiteren Weg zum heiligen Grabe zu versuchen.

So gehäuftes Misgeschick mußte endlich wol Bohemunds beharrlichen Sinn, wie sehr auch Stolz und Ehrgeiz sich dagegen sträubten, zum schnellen Frieden neigen, den seine treugebliebenen Genossen ihm gebieterisch abfoderten. Auch Alexius war besonnen genug, einen so furchtbaren Widersacher nicht bis aufs Äußerste zu treiben. Es gedieh demnach zu einer persönlichen Unterredung, die, bei der vorläufigen Bestimmung des Zerimoniells, ebensoviel Auffallendes in der Eitelkeit des Griechen, als in der Störrigkeit des Normanns darbot, endlich aber doch den Frieden zum Abschluß brachte, worin sich Bohemund nunmehr förmlich zu des Kaisers Lehns-Vasallen in Antiochia und Asien bekannte; — eine Nachgiebigkeit oder ein Bekentniß der Schwäche, die in Verwunderung setzen müßten, wenn anders der Wille zu einer treuen Erfüllung damit verbunden war. Das Heer bei Durazzo überließ er seinem eigenen Schicksal und Alexius weiterer Fürsorge; er selbst aber ging in seine welschen Staten zurück, nur noch dürstiger nach Rache und neue ungeheure Plane in der stolzen Sele brütend. Schon sammelte er frische Kriegsvölker und bereitete sich vor, nach seinen syrischen Besitzungen hinüber zu schiffen, als er — nur zu wahrscheinlich das Opfer des verzehrenden Ungestüms seiner Leidenschaft — nach sechs Monaten im frühreifen Grabe den innern Frieden fand, welchen seine unersättliche Ehrsucht ihm während seines ganzen wildbewegten Lebens versagte.

Eben dies thatenreiche Leben aber spricht auch Bohemunds genügende Charakteristik aus; so wie eine spätere treffende Vergleichung, die ihn den Ulysses des ersten Kreuzheeres nannte. Allein auch von dem äußeren so ausgezeichneten Menschen gibt uns eine Zeitgenossin, Anna Komnena, eine Schilderung, welcher das Verdienst einer hohen Lebendigkeit nicht abgesprochen werden mag. „Bohemund fand zu seiner Zeit weder unter Griechen, noch Barbaren, einen Mann, der ihm gleich gekommen wäre; aber sein furchtbarer Anblick hielt, was sein Ruf versprochen hatte. Seine riesenhafte Gestalt ragte um eine volle Kopfslänge über alle Umstehende empor, obwol er das Haupt ein wenig gebückt zu tragen pflegte. Kräftig wölbten sich Brust und Schultern und rundeten sich die Arme, und der nervige Muskelbau zeigte seine Fülle, ohne in Fett zu verschwimmen oder das von den Künstlern angenommene Ebenmaß zu überschreiten. Seine Hautfarbe war von blendender Weiße, mit zartem Wangenroth überhaucht; sein Haupthaar gelb und, gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, bis ans Ohr kurz verschnitten; sein

Kinn stets glatt geschoren. Das blaue Auge blickte kühnen Muth, nicht ohne Beimischung von einiger Wildheit, die sich auch in den Nüsteen der wohlgebildeten Nase durch vollen frischen Athemzug ankündigte und unterweilen seltsam gegen die Milde abstach, von welcher er sich den Schein zu geben suchte; so daß selbst in seinem Lächeln etwas Fremdes durchschimmerte. Stets aber war, in der Güte, wie im Zorn, seine Haltung kriegerisch und edel. Nie wußte ein Mann jede sich ihm darbietende Gelegenheit mit größerer Verschlagenheit oder kühnerer Entschlossenheit zu seinem Vortheil zu benutzen. In seinen Worten sorgfältig abgemessen, begegnet es ihm nie, daß er durch seine Antworten eine Blöße verrathen hätte." — Aber am höchsten wird ungezweifelt Bohemund von Alexius eitler Tochter gestellt, wenn sie es, als den letzten Pinselstrich, ihrem Gemälde hinzufügt: „Nur ihrem Vater allein habe Bohemund an Glück, Geistesgröße und jeder andern Naturgabe nachgestanden" (Alex. L. XIII. 404 sq.) *). (*J. C. L. Haken.*)

Bohemund II., Fürst von Antiochia, Bohemunds I. jüngerer Sohn (der ältere, Johann, starb in Apulien noch vor dem Jünglingsalter) von Konstanzen, der französischen Königstochter. In des unmündigen Erben Abwesenheit, der in Europa erzogen ward, setzte Tankred zu Antiochia seine Stellvertretung mit hoher Einsicht, mit unermüdlichem Eifer und mit einem reif entwickelten, durch eine Reihe glücklicher Erfolge belohnten Feldherrn-Talent bis zu seinem Tode fort (1112); zum Nachfolger aber in dieser Verweserschaft bestellte er seinen Schwestersohn Roger v. Salerno, dem jedoch seine Einsichten, wie seine Tugenden abgingen, und von dem der Stat geringen Vortheil hatte, bis er bei Artesia in einem Kampfe gegen die Turkomannen rühmlicher, als es sein Leben verdiente, zu Grunde ging (1119). Jetzt mußte König Balduin II. von Jerusalem den ruderlosen Stat berathen, und rettete ihn, durch den Sieg am Berge Danim (1120, Aug. 14.), aus der Hand Il-Ghazi's, Sultans von Aleppo, eines der strengsten Feinde des christlichen Namens. Endlich konnte der achtzehnjährige Prinz, in Antiochia auftretend, sein väterliches Erbe entgegennehmen (1126, Jun. 26), und berechtigte durch glänzende Naturgaben zu den versprechendsten Hoffnungen. Durch die Verbindung mit Alizen, der zweiten Tochter König Balduins, schloß er sich noch enger an das wahre Interesse beider Häuser an. Allein schon nach wenig Jahren (1130) unterlag der hochherzige Jüngling seinem furchtbaren Gegner, dem syrischen Atabek Emadeddin-Zenghi, dem er sich muthig entgegengestemt, in Ciliciens Ebenen, auf dem Schlachtfelde, von seinen Mitstreitern unrühmlich verlassen. Er hinterließ Konstanzen, seine dreijährige Tochter, als Erbin seiner Besitzungen, welche jedoch bald in Gefahr stand, ihrer rechtmäßigen Ansprüche von der eigenen Mutter beraubt zu werden, wenn nicht der Großvater Balduin Gerechtigkeit geübt und, als Vormund und Reichsverweser, ihre Erbfolge aufrecht erhalten hätte. Sie vermählte sich in der Folge mit Raimund I., Grafen von Poitou, und, nach dessen Tode (1148), einem zügellosen Leben fröhnend, wiederum (1154) mit Reinhold v. Chatillon, einem französischen Ritter ohne Rang und Namen, denen beiden dadurch die einstweilige Herrschaft über Antiochia zufiel.

Bohemund III., Fürst von Antiochia, der jüngeren Konstanze Sohn aus ihrer ersten Verbindung mit Raimund von Poitou. Seine erste Jugend fand einen wenig geeigneten Erzieher und Beschützer an dem Patriarchen Emmerich; sein Erbe einen noch untauglicheren Verweser in Reinhold von Chatillon, dessen Schritte stets von Thorheit und Übereilung geleitet wurden, und der (seit 1160) seine Unfähigkeit in einer langen Gefangenschaft unter den Ungläubigen büßte. Wenige Jahre darauf (1163) übernahm Bohemund, zum Jüngling erwachsen, die Zügel der Regirung in seine eigenen Hände. Aber den christlichen Fürsten Syriens war es nicht vergönt, in weichlicher Ruhe nur dem Genusse zu leben; und auch ihn riefen alsbald Noth und Neigung unter die Waffen, um, im Bunde mit seinen Nachbarn und Glaubensverwandten, ihre gemeinschaftlichen Gränzen gegen Nureddin, den übermächtig gewordenen Atabek von Syrien, zu verwahren. Den Kampf ohne hinreichende Vorsicht aufsuchend, wurden sie selbst noch früher von ihrem Gegner so plötzlich überrascht, daß sowol Bohemund, als der größere Theil der verbündeten Anführer, sich überwältigt und in die Gefangenschaft abgeführt sahen. Nur Amalrichs, des Königs von Jerusalem, rastloser Eile und besonnener Vorkehr dankte Antiochia in diesem kritischen Augenblick seine Rettung; so wie der gefangene Fürst, noch vor Ablauf des Jahres, seine Erledigung gegen eine so bedeutende Lösesumme, daß er, unvermögend zu ihrer Abtragung, sich persönlich nach Konstantinopel wenden mußte, um die Milde des Kaisers Manuel, seines Schwagers, in Anspruch zu nehmen. Bohemunds geringe Fähigkeiten zu einem tüchtigen Regenten scheinen den Atabek zu seiner Losgebung vorzüglich willig gemacht zu haben; und wirklich auch rechtfertigte der Fürst durch eine lange, aber schlaffe Verwaltung (bis 1201) dies Urtheil und diese Statskunst nur zu genüglich. Nur, wo Bohemund mußte, oder wo die geistige Überlegenheit eines Dritten sich ihn zum leidenden Werkzeug erkor, und auch dann stets unkräftig, zog er das Schwert; so daß es fast wunderbar scheint, wie er sich, während rings um ihn her Staten und Länder sich in wilder Bewegung umwälzten, auf einer so ausgezeichneten Stelle zu erhalten vermochte. Vermält mit Theodora, einer Nichte Manuels, hielt ihn doch eine rücksichtlose Neigung in den Fesseln Sibyllens, einer berüchtigten Buhlerin zu Antiochia; und sobald er, durch des Kaisers Tod (1180) sich den Zügel der bisherigen Scheu abgestreift fühlte, zögerte er auch nicht länger, die rechtmäßige Gemalin zu verstoßen, um Sibyllen neben sich auf den Thron zu erheben. Für diesen Frevel sprach der empörte Klerus von Antiochia das Interdikt über den fürstlichen Sünder und sein Land aus, der sich dafür durch leidenschaftliche Verfolgungen an jenem zu rächen suchte und nun auch die Vasallen und

*) F. Wilken Geschichte der Kreuzzüge. Bd. I. S. 122 — 127. 154 — 157. 174 — 226. Bd. II. S. 45. 63 — 68. 256 — 268. 305 — 355. J. C. L. Haken Gemälde der Kreuzzüge. Bd. I. S. 180 — 187. 213 — 222. 243 — 334. Bd. II. S. 69 — 73. 198 — 204. 372 — 378. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Bd. I. S. 1 — 172.

Stände gegen sich in Bewegung brachte. So ward Antiochia, in wilder innerer Fehde, ein Schauplatz des Haders, der Gewaltthätigkeit und der Verheerung, und die Ungläubigen schienen dadurch muthwillig herbeigelockt werden zu sollen, das in sich entflammte und unvertheidigte Fürstenthum zu vernichten. Bald nachher gebot eine Zeit allgemeinen Drangsals, worin das Reich Jerusalem unterging und die Herrschaft der Franken in Syrien den Schlußstein verlor, diesem Gehäder kleinlicher Leidenschaften einen Stillstand; und Saladins Stern verdunkelte neben sich, so wie jede andre Größe, so auch um so mehr diese Nebelgebilde, die nur in niederer Sumpfluft gedeihen. Nur unter demüthigenden Bedingungen bewilligte Waffenstillstände erhielten dem State das kümmerliche, oft genug bedrohete politische Leben. — Auch von Raimund II., Bohemunds jüngerem Sohne aus einer zweiten Ehe, und seinem Nachfolger (von 1201 bis 1233), läßt sich kaum etwas anderes Denkwürdiges melden, als daß ihm die Grafschaft Tripoli durch Erbschaft zufiel, und daß er in einem Gefecht am Libanon ein Auge einbüßte.

Bohemund IV., Fürst von Antiochia und Graf von Tripoli (von 1233 bis 1251), Raimunds II. Sohn und Erbe, war zweimal vermählt und Vater eines zahlreichen Geschlechts, aber sein Leben leer an Denkwürdigkeiten für die Geschichte. Auf gleiche Weise dient sein zweiter Sohn,

Bohemund V., Fürst von Antiochia und Graf von Tripoli (von 1251, starb 1275), blos, die Stammtafel seines Geschlechts zu füllen; noch aber bei seinem Leben seinem Sohne,

Bohemund VI., Fürsten von Antiochia und Grafen von Tripoli, erzeugt mit Sibyllen, einer Tochter des armenischen Fürsten Haython, Platz zu machen. In dieser Generation war endlich ebensosehr das Maß von Schwäche und Untaugsamkeit der Regenten im Innern erschöpft, als der Nothdrang der muselmanischen Übermacht von außen erdrückend geworden; und das morsche Statsgebäude zerfiel endlich in Trümmer. Zuerst ging Antiochia (schon einmal im J. 1262 von einem ägyptischen Kriegsheer, obwol ohne Erfolg, belagert), jetzt vom mamluckischen Sultan Seifeddin immer heftiger befehdet, durch gewaltsame und blutige Eroberung verloren (1268, Mai 17.). Der gedrängte Fürst zog sich nach Tripoli zurück; allein auch hier erreichte ihn (1289, April 27.) des Sultans Kelaun zernichtender Tritt; unter welchem bald darauf auch die letzte christliche Besitzung in Syrien, Tyrus, in den Staub fiel (1291, Aug.) *). (*J. C. L. Haken.*)

BOHL, Bohlius (Samuel), Orientalist und Polygraph in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. Er war geboren am 20. Mai 1611 zu Greifenberg in Hinterpommern, studirte von 1629 an zu Wittenberg und Königsberg, ging 1635 nach Stettin und 1636 nach Rostock, wo er im J. 1638 räthlicher[1]) Professor der Theologie wurde, aber schon am 10. Mai des folgenden Jahrs starb. Durch den Eifer, mit welchem er das Studium der hebräischen, chaldäischen, arabischen und syrischen Sprache sowol selber trieb und an allen denjenigen Orten, an welchen er sich aufhielt, besonders aber in Rostock, zu wecken wußte, erwarb er sich in seiner Nähe überall Ansehen, so wie seine vielen grammatischen und alttestamentlich-exegetischen größern und kleinern Schriften ihm einen bedeutenden Namen unter den Orientalisten seiner Zeit erwarben[2]). Durch die in einer seiner Dissertationen (**Dissertationes XII. pro formali significationis eruendo in explicatione Scripturae Sacrae. Rost. 1737. 4.**[3]) und etwas später in einem besondern Traktate (**Tract. contra matrimonium Comprivignorum. Rost. 1637. 4.**) dargestellte Meinung über die Unzulässigkeit der Heirathen zusammengebrachter Kinder kam er mit einem seiner Kollegen Dr. Cothmann, in einen gelehrten Streit, der unter den protestantischen Canonisten jener Zeit Aufsehen erregte und zu manchem Schriftwechsel Veranlassung gab; auch eine andere Meinung Bohl's, die, daß die Schrift so deutlich sey, daß sie von jedem Bauer verstanden werden könne (vorgetr. in der **Disp. pro regula rustica reintroducenda in explicatione S. S. Rost. 1637. 4.**), fand an Cothmann und einigen Andern Gegner. Außer den vielen von ihm in Druck gegebnen Schriften — man zählt deren zwei und zwanzig[4]), hat Bohl auch mehre in der Handschrift zurückgelassen[5]). (*Mohnike.*)

Bohle, s. Bauholz und Sägemühle. — **Bohlendach, Bohlensparren**, s. Dach. — **Bohlenschwelle**, s. Schwelle.

BOHLINGEN, Dorf und Schloß von 628 Einw. im großherzogl. bad. Bezirksamte Radolfszell an der fisch-

*) Wilken, Bd. II. und III. — Haken, Bd. II. und III. — Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Bd. I. und II. — *Hugo Plagon*, 609. sq. — *Marin. Sanut.*

1) Etwas von gel. rostockschen Sachen Jahrg. 4 (1740) S. 660. Das Patronat der rostockschen Universität ist bekanntlich theils bei dem Landesherrn, theils bei dem Magistrate der Stadt.

2) Von seinen Bemühungen, den Mängeln der hebräischen Wörterbücher abzuhelfen, sagt Eichhorn (in der Geschichte der neuern Sprachk. I. 477., womit Meyer's Gesch. d. Schrifterkl. III. 108. IV. 63 zu vergleichen): „Unter der Voraussetzung, daß jedes Stammwort eine allgemeine Bedeutung haben müsse, von der die übrigen ausflössen, und daß sich die abgeleiteten wie Gattung zum Geschlecht verhielten, bestimmte er zuerst aus Verbindung und Zusammenhang, in welchem einzele Wörter vorkamen, ihre Bedeutung, und brachte sodann die verschiedenen Bedeutungen, die er bei einem Worte antraf, auf einen allgemeinen Begriff zurück: er setzte ihn, unbekümmert, ob das angenommene Stammwort und die ihm geliehene Bedeutung in der Bibel zu finden sey, nach seiner Phantasie so ungescheut fest, als ob beides vorkäme, und erklärte daraus dunkle Wörter und Formen." Mit dieser irrigen Tendenz sind seine XIII **Dissertationes de formali significatione S. S. erudienda. Rostock. 1637**, wieder abgedruckt in dem **Thesauro theol. philologico. Roterd. 1701**, fol. geschrieben. Sonst hat man von ihm **Comment. biblico-rabbinic. in Es. VII.; Comment. in Malachiam; Analytica Paraphrasis Psalmorum**, teutsch mit s. Leben von Zach. Grape, Rostock, 1711. 8. **Analysis in Zachariam. 1711. 8.** u. a. m. (*Baur.*)

3) Eigentlich in der neunten dieser Dissertationen.

4) Herausgegeben in dem kurzen Zeitraume von 1634 bis 1639. Schöttgen möchte S. Bohl, wenn er Bochart's humanistische Kentnisse gehabt hätte, mit diesem vergleichen. 5) S. die Vorrede von Zach. Grapius vor der neuern Ausgabe

reichen Aach — schon im J. 965 unter den Vergabungen des Grafen Cuno von Öningen und seiner Gattin Richelinde an die Kirche zu Öningen genant. Es war sonst ein Flecken mit Mauern und Thoren versehen; da aber seine Einwohner im Bauernkrieg des 16. Jahrh. mit den aufrührerischen Landleuten in Verbindung standen, wurde es deren kraft des Hilzinger Abschiedes v. 5. Jul. 1525 beraubt. *(Leger.)*

BOHN (Johann), einer der gelehrtesten Ärzte des 17ten Jahrh. Zu Leipzig 1640 geboren, ward er Prof. der Medizin auf der Universität seiner Vaterstadt, und starb 1718. Als theoretischer Arzt machte er sich durch seinen **Circulus anatomico-physiologicus s. Oeconomia corporis animalis. Lips.** 1680. 4. bekant. Ein vortreffliches Werk, welches nicht blos die Entdeckungen seiner Zeit in lichtvoller Ordnung vorträgt, sondern auch einzele Gegenstände der thierischen Haushaltung gründlich aufhellt und erläutert. So ist die Lehre vom Kreislauf und von der Bewegung des Herzens in keiner frühern Schrift so gut auseinander gesetzt, als hier. Es fehlt nicht an eigenen Versuchen und neuen Beweisen für den unmittelbaren Übergang des Bluts aus den feinsten Ästen der Arterien in die Venen, so wie für die vom Herzen unabhängige Kraft der Arterien und für den Einfluß der Nerven auf die Bewegung des Herzens. Borelli's Meinung, daß während der Diastole der Herzkammern sich die Venensäcke zusammen ziehen, suchte er zu widerlegen. Auch das Hoolsche Experiment, bei getödteten Thieren durch Einblasen der Luft in die Lungen das Blut der Lungen-Vene zu röthen, wird von Bohn richtig gewürdigt. Höchst wichtig ist dies Werk ferner auch deswegen, weil hier zuerst die bündigsten Beweise gegen die chemiatrischen Grundsätze vorkommen, weil hier die Gährung bei der Verdauung und im Blut aus den triftigsten Gründen verworfen, auch die sogenannten Lebensgeister, als Flüssigkeit, weggeläugnet werden. Ein zweites sehr nützliches Werk gab Bohn **de renunciatione vulnerum** 1689 heraus, welches für den gerichtlichen Arzt wegen der gründlichen Untersuchung der Tödtlichkeit der Verletzungen von großem Werth ist. Ein ähnliches, allgemeines Werk über die gerichtliche Medizin führt den Titel: **de officio medici duplici, clinici nimirum ac forensis. Lips.** 1704. 4. *(Sprengel.)*

BOHN (M. Johann Sylvester), Senior des evangelischen Ministeriums, Professor der Theologie Augsb. Conf. und Pfarrer an der Predigerkirche zu Erfurt, war der jüngere Sohn des Seniors und Pfarrers M. Joh. Heinr. Bohn, und zu Erfurt am 29. Dec. 1712 geboren. Nachdem er hier den Grund seiner Studien in der Andreas-Schule und dem evangelischen Gymnasium gelegt hatte, begab er sich auf die Universität Leipzig und machte so gute Fortschritte, daß er schon im 18. J. seines Alters (1730) zu Erfurt die Magisterwürde annehmen konnte. Im Sept. 1734 wurde er in seiner Vaterstadt Rektor der Michaelis-Schule, im Oktober 1735 Pastor adjunctus an der Bonifacius-Kirche in Sömmerda, 1736 Diaconus daselbst, Mich. 1741 Pastor zu Elxleben, 1746 wurde er seinem Vater im Pastorat an der Andreas-Kirche zu Erfurt adjungirt, und nach dessen 1750 erfolgtem Tode wirklicher Pfarrer dieser Gemeinde. Neben der treuen Verwaltung seines Predigeramtes diente er auch den Studirenden fleißig mit philosophischen und theologischen Vorlesungen. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Nach dem Tode des D. Lozzen wurde er 1758 Senior des Ministeriums, mit welcher Würde zugleich die Ämter eines Professors der Theologie und Oberinspektors des evangelischen Gymnasiums verbunden waren, und nach dem Abgange Moschen's nach Arnstadt Pastor primarius an der Prediger-Kirche zu Anfange des J. 1759. Als Kanzelredner war er einer der vorzüglichsten, die Erfurt gehabt hat; auch durch seinen gebildeten Geschmack, seine vielseitigen Kentnisse, und seinen friedfertigen, duldsamen Charakter, zeichnete er sich rühmlich aus, und wirkte sehr wohlthätig auf seine Umgebungen. Er starb aber schon am 24. April 1762 im 49. Jahre seines Alters an der Auszehrung *).

Als Schriftsteller ist Bohn besonders deswegen zu merken, weil er in Erfurt die ersten Unterhaltungs-Zeitschriften, doch ohne sich als Redakteur öffentlich zu nennen, herausgab, die nicht nur hier, sondern auch auswärts mit vielem Beifall aufgenommen wurden, nämlich: 1) vergnügte Abendstunden, in stillen Betrachtungen über die Vorfälle in dem Reiche der Natur, Künste und Wissenschaften zugebracht. Erfurt 1748 — 50. 8. (wöchentlich 1 Stück von ½ Bogen), so wie von den folgenden: 2) Der Hagestolze. Erfurt 1751 — 52. 8. 3) Die Welt, eine Wochenschrift, 2 Theile. Erfurt 1753. 8. — Außer diesen sind seine eignen Schriften folgende: 1) **Diss. epistolica de methodo. Erf.** 1743. 4. Eine Gratulationsschrift an seinen Vater, der damals Senior geworden war. 2) Die Religion. Erfurt 1755 — 57. 8. 3 Bände. Eine Wochenschrift von sehr lehrreichem, größtentheils moralisch-religiösem Inhalte, wovon Bohn fast alleiniger Verfasser war. 3) Betrachtungen über die Reden Jesu. Erfurt 1757 — 59. 8. 4 Theile. 4) Evangelische Reden auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Erf. 1758. 8. 5) **Commentatio de vi argumenti quod ad confirmandam religionis christianae veritatem a constantia martyrum ducitur. Erford.** 1758. 4. 6) Gedächtnißrede auf D. J. Andr.

---

von Sam. Bohl's Analytica paraphrasis Psalmorum, in teutscher Sprache. Rost. 1711. 8, und Christ. Schöttgen's Altes und Neues Pommerland, Stargard 1721. S. 513 u. s. w. Beide liefern ein vollständiges Verzeichniß der Bohlschen gedruckten und ungedruckten Schriften. Aus Schöttgen ist genommen, was sich in Am. C. Banselow's gel. Pommern (Stargard 1728. 4.) S. 9. u. s. w. über Sam. Bohl findet.

*) Seine Gattin überlebte ihn beinahe 40 Jahre. Unter seinen Kindern ist besonders sein ältester Sohn, M. Joh. Heinr. Bohn, zu merken, welcher in Erfurt 1764 Professor der hebräischen Sprache bei dem evangelischen Gymnasio, dann bei der Universität 1766 außerordentl. Professor der Philosophie, und 1767 ordentl. Professor der Theologie in dem neu errichteten Collegio Profess. Theol. A. C. wurde; 1769 als Professor der orientalischen Sprachen an Tympe's Stelle nach Jena kam, aber daselbst schon 1772 starb.

Lozzen 1758. 4. 7) Commentationis qua doctrinae de miraculis historia adumbratur Specimen I. Erf. 1759 4. 8) Von den Liebesmahlen der ersten Christen. Erfurt 1762 8. 9) Nutzen göttlicher Wahrheiten aus den Evangelien durch das ganze Jahr. Erfurt 1769 — 70. 8. 2 Theile; wurde nach Bohn's Tode von seinem Sohne herausgegeben **). (*G. A Erhard.*)

Bohne, (bot.) s. Phaseolus.

BOHNE (ökon.). Der Bohnenbau faßt alle Geschäfte in sich, welche zur Erzeugung dieser Hülsenfrüchte erfoderlich sind. Da die Schmink- oder Vitsbohnen (Phaseolus) ein Gegenstand der Gärtnerei sind, die Pferde- oder Saubohnen aber größtentheils auf dem Felde erbauet werden; so weicht auch ihre Kultur weit von einander ab. Von den Pferde- oder Saubohnen werden blos die edlern Sorten, z. B. die Windsor- und Mayazanbohne zur Speise für die Menschen in den Gärten erbauet, und deswegen auch Gartenbohnen genannt; die kleinern hingegen bauet man theils der Frucht, theils des Strohes wegen auf dem Felde. Beides dienet auch als ein sehr gutes Futter fürs Vieh. — Die Bohnen verlangen einen guten, fetten, etwas feuchten Boden. In Sandboden gerathen sie nicht wohl, es wäre denn, daß er mit Humus reichlich vermischt wäre, und in Niederungen Feuchtigkeit anziehen könnte. Je fetter der Boden ist, desto besser gerathen sie. Da sie nicht leicht erfrieren, und wenn es ja geschehen sollte, doch bald wieder ausschlagen, so kann man sie so frühe als möglich — im März und April — aussäen. Unter günstigen Umständen ist es sogar vortheilhaft, die Aussaat im December zu machen. Man pflegt sie breitwürfig zu säen, doch darf die Aussaat nicht zu dicke ausgestreuet werden, weil sie sonst keinen so reichen Ertrag geben. Mit größerm Vortheil säet man sie in Reihen, 1 bis 1½ Fuß weit von einander mit dem Bohnendriller [1]), damit man sie hernach mit der Pferdehacke bearbeiten kann. Wer aber mit diesen Werkzeugen nicht versehen ist, muß sie ganz dünne säen, und sie nach dem Aufgehen mit der Handhacke bearbeiten, und wo sie zu dicht stehen, verdünnen lassen. In England werden die Bohnen als Brachfrucht in stark gedüngten Boden gesäet, in Teutschland hingegen, wo noch die Dreifelderwirthschaft herrscht, pflegt man sie als zweite Frucht ins Sommerfeld zu bringen, und deswegen auch diesen Theil desselben das Bohnenfeld zu nennen.

Die Bohnen sind 2 Krankheiten unterworfen, dem Rost- und dem Mehlthau. So lange jener nur einzele Pflanzen befällt, so lange kann der Landwirth dem Übel noch ruhig zusehen; ist es aber allgemein und scheinen sich die Pflanzen nicht wieder zu erholen, so bleibt ihm weiter nichts übrig, als das Bohnenfeld umzupflügen, und auf diese Weise die kranken Pflanzen als Dünger zu benutzen. — Das Mittel, welches man bisher gegen den Mehlthau noch am wirksamsten befunden hat, ist das Abschneiden der Pflanzentöpfe; es läßt sich aber nur bei gedrillten Bohnen, wo man sich ohne Schaden zwischen die Reihen begeben und hantbieren kann, anwenden.

Die Schmink- oder Vitsbohnen werden größtentheils in Gärten gebauet. Da sie aus einem heißen Klima herstammen, so dürfen sie nur selten vor dem Ende des Aprils und Anfange des Mais gepflanzt werden. Sie verlangen einen trockenen, nahrhaften und lockern, aber nicht frischgedüngten Boden. Die Steig- oder Stangenbohnen werden entweder in Pyramidenform oder in Wänden gezogen und deshalb auf 4 Schuh breite Beete gepflanzt. Im ersten Falle zieht man Kreislinien, von 2 Fuß im Durchmesser, auf die Beete und legt mit dem Pflanzstocke in jede Kreislinie 8 Bohnen 1½ Zoll tief, im andern Fall aber zieht man mit dem Gartenhäckchen nach der Gartenschnur 4 Grübchen von 1½ Zoll Tiefe auf die Beete, und legt die Bohnen in 6 — 8 Zoll weiter Entfernung hinein. Die größte Regelmäßigkeit wird jedoch erlangt, wenn man sich bei diesem Geschäft des Bohnenpflanzers [2]) bedient. Die Krup- oder Zwergboh-

**) Vorstehende Angaben sind theils aus seinen eignen Schriften, theils aus Urkunden der Universität und andern handschriftlichen Nachrichten geschöpft.

1) Ein Werkzeug zum regelmäßigen Pflanzen der Bohnen auf dem Felde. Es ist auf folgende Weise zusammengesetzt: zwei Karrenbäume werden vorn mit einander verbunden und auf eine Achse gelegt, an welcher an beiden Seiten Räder angebracht sind, so daß sich das Ganze wie ein Karren fortbewegen läßt. Vorn über der Achse, wo sich die Karrenbäume verengen, ist ein viereckiger Kasten gleich einem Mühlenrumpfe angebracht, in welchen die auszusäenden Bohnen geschüttet werden. Aus diesem Rumpfe fallen die Bohnen mittelst einer Vorrichtung auf die in der, auf die Achse geschobenen, Samenwalze angebrachten schlangenförmigen Vertiefungen, und aus diesen — so wie sich die Walze umdrehet, durch eine unterhalb der Walze angefügte eiserne Röhre in die Furchen des Bodens. Die Furchen aber werden von einem unter dem Samenkasten angebrachten Secheisen, welches die Form eines Eselrückens oder eines liegenden lateinischen ▷ hat, und die Stelle eines Pflugschaars vertritt, gezogen. Dieses Eisen ist etwa 3 Zoll hoch und an einer hölzernen Stange befestigt, welche unmittelbar vor der eisernen Röhre, durch welche die Bohnen fallen, steht. Die beiden Karrenbäume stehen hinten, wie bei einem Schiebkarren, so weit auseinander, daß ein Mann dazwischen treten, sie anfassen und die ganze Maschine, welche von einem Pferde gezogen wird, tragen kann; auch sind sie mit 2 Füßen versehen, auf welchen sie, wenn die Maschine still steht, ruhen können. Die Achse ist von Eisen, und zur Hälfte der Länge viereckig, zur andern Hälfte rund. Mit dem viereckigen Ende steckt sie in dem ebenfalls viereckigen Loche des linken Rades; über diese viereckige Achse wird die mit schlangenförmigen Vertiefungen ausgeschnittene Samenwalze mit ihrer viereckigen Öffnung geschoben. Die runde Hälfte der Achse läuft in der runden Öffnung des rechten Rades. Innerhalb des Samenkastens befindet sich eine Bürste, welche den hintern Theil der Walze deckt, und die vordringenden Körner, die sich zwischen die Walze und in den Einschnitt in dem Boden des Kastens zwängen wollen, abstreicht. Wird nun die Maschine in Gang gesetzt, so wird die Samenwalze mit der Achse umgedreht, die Bohnen fallen in die schlangenförmigen Vertiefungen der Samenwalze, und werden durchs Umdrehen derselben in die blecherne Röhre geführt, aus welcher sie hernach in die von dem Secheisen gemachten Furchen fallen. — Es gibt mehre Maschinen dieser Art, doch scheinen die Fellenbergische und die Burgersche ihren Zweck am besten zu erfüllen.

2) Ein Werkzeug zum Pflanzen oder Legen der Bohnen. Es besteht aus einem hölzernen 2 Zoll breiten, 1½ Zoll dicken und 4½ Fuß langen Balken, in welchem in 6 — 8 — 10 Zoll weiter Entfernung von einander 1½ Zoll lange und eines Fingers dicke Zin-

nen pflanzt man aber immer in Reihen, und braucht sie gern zur Einfassung anderer Beete, z. B. der Möhrenländer. Nach dem Aufgehen müssen sie behackt, von Unkraut gereiniget und die Steigebohnen gestängelt werden. Sind sie in Reihen gepflanzt, so steckt man auf jedes Beet 3 Reihen Stangen in 1½ Fuß weiter Entfernung ein, und zwar die mittelste Reihe in senkrechter Richtung, die beiden andern Reihen aber schräg gegen die mittelste Reihe geneigt, so daß sie sich oben kreuzen und auf diese Art Gabeln bilden, in welche abermals schwache Stangen in horizontaler Richtung eingelegt und so alle 4 Stangen in dem Berührungspunkte mit Bast oder Weidenruthen zusammengeheftet werden. Solchergestalt bilden sämtliche Stangen eines Beetes ein zusammenhängendes Ganzes, welches gegen Sturm und Wind gesichert ist. Dieses Stängeln der Bohnen muß bald nach dem Aufgehen derselben geschehen, indem die Stangen, der Erfahrung zufolge, als Frostableiter dienen und so die noch zarten Pflanzen gegen späte Fröste schützen.

Wer gute reife Samenbohnen ziehen will, der muß zu Anfange des Augusts die obersten Spitzen der Bohnenranken abkneipen; der Nahrungssaft concentrirt sich dann in den Schoten und treibt sie schneller zur Reife. Es ist rathsam, die Bohnen gleich nach Michaelis einzuernten, denn sollte bald Frost eintreten, so würden die in den Hülsen noch weichen Bohnen, welche, wenn sie auf dem Boden nachreifen und dürre werden, sowol zur Aussaat als zum Genuß brauchbar sind, gerührt und unbrauchbar werden. Die ausgezogenen Stangen muß man während des Winters unter einem Obdache aufbewahren, weil sie sonst im Freien morsch werden und von kurzer Dauer seyn würden.

---

ken, gerade wie in einen Rechen eingepaßt sind. Auf der obern Kante dieses Balkens werden 17 Zoll von beiden Enden zwei Löcher eingestemmt, in welche 3 Fuß lange Säulchen mit ihren Zarfen eingepaßt und vernagelt werden. Diese Säulchen werden nun wieder oben mit einem 2 Fuß und 3 Zoll langen auf der obern Kante abgerundeten Balken verbunden, dessen beide Enden von 3½ Zoll Länge die Handhaben des Instruments bilden, weshalb sie ganz rund und glatt geschnitzt werden müssen. Wenn man dieses Werkzeug gebrauche, so faßt man es an den Handhaben mit beiden Händen an und setzt die Zinken auf die mit der Schnur auf den frisch gegrabenen Boden gezogenen Linien, tritt hierauf mit dem Fuße auf den Balken, wodurch sich die Zinken in den Boden drücken, und die Löcher bilden, in welche man die einzelen Bohnen fallen läßt. Sobald das ganze Beet belegt ist, zieht man den Nacken des Rechens darüber und füllt auf diese Weise die Löcher mit Erde an, wodurch die Bohnen bedeckt werden. — So geht das Pflanzen der Bohnen schnell von Statten. Etwas anders ist aber das Instrument geformt, wenn man die Bohnen in Pyramiden ziehen will. Alsdann besteht es aus einer runden 2 Fuß im Durchmesser haltenden Scheibe, auf welche rings herum 6 Finger dicke und 1½ Zoll lange Zinken, in gleicher Entfernung von einander stehen. In dem Mittelpunkt der Scheibe wird ein 3 Fuß langer Stiel befestiget, der oben mit einem Handgriffe, wie der Stiel an einem Grabscheite versehen ist. Dieses Werkzeug wird eben so wie das vorhergehende gebraucht, nur mit dem Unterschiede, daß es in der Mitte auf den Beeten eingesetzt wird. Nach dem Aufgehen der Bohnen werden die Pflanzen leicht behackt und jede mit einer Stange versehen, alle 6—8 Stangen aber oben mit einer Weidenruthe zusammengebunden, so daß sie sich weder biegen, noch vom Winde umgeworfen werden können.

Unter den Steig- oder Stangenbohnen wird die kleine weiße Erbs- oder Dreschbohne (Phaseolus germanicus) häufig auf dem Felde erbaut, aber nicht gestängelt. Sie macht einen starken Handelsartikel aus und wird zur Verproviantirung der Schiffe gebraucht; daher sie in einigen Gegenden, z. B. um Erfurt herum, in großer Menge als dritte Frucht nach der Düngung gewonnen wird. Man pflegt das Land dazu schon im Herbste auseinander zu pflügen, hernach aber im Frühjahre, wenn keine Fröste mehr zu besorgen sind, wieder in schmale Beete zusammenzulegen, wobei aber die Furchen ganz schmal und nicht über 3 Zoll tief gemacht werden dürfen. Einige säen nun die Bohnen aus freier Hand ganz dünne darüber her; allein da sie auf diese Art noch immer zu dicht zu stehen kommen, so thut man besser, wenn man sie einzeln 6—8 Zoll weit auseinander hinter den Pflug allemal in die dritte Furche legen läßt, so daß die Reihen 1 Fuß weit auseinander zu stehen kommen. Sie lassen sich so weit leichter behacken und vom Unkraute reinigen, welches, bis sie zu spindeln anfangen, sorgfältig geschehen muß. Gegen das Ende des Septembers, wenn sie reif und dürre geworden sind, rauft man sie aus, und läßt sie auf dem Felde abtrocknen, bindet sie auf Bündel, fährt sie wie andere Hülsenfrüchte, damit sie nicht auslaufen, des Morgens ein, legt sie an einen luftigen Ort, z. B. über die Dreschtenne, damit sie nicht schimmeln, sondern ganz dürre werden können, und drischt sie gleich den Erbsen aus. Das Stroh ist ein herrliches Winterfutter für die Schafe.

Die Bohnen werden auf mancherlei Weise, mit und ohne Hülsen, grün und getrocknet zur Speise zubereitet und benutzt; auch pflegt man sie einzumachen und im Winter als Gemüß oder als Salat zu verspeisen. *(Putsche.)*

Bohnen, glätten, s. Poliren und Schreiner. — Bohnen, in der Pferdekunde, s. Kunden.

Bohnenbaum, s. Cytisus Laburnum.

BOHNENBERGER (Gottlieb Christoph), Pfarrer zu Altburg bei Kalw im Würtembergischen, geboren zu Neuenbürg den 4. März 1732. Er studirte in den würtembergischen Klöstern und im theologischen Stift in Tübingen, wurde 1760 Feldprediger, 1762 Pfarrer in Simozheim, kam von da 1784 nach Altburg, und starb daselbst den 29. Mai 1807. Als ein guter Mechaniker, und überhaupt als ein talentvoller Kopf, ist er rühmlich bekant, durch seine: Beschreibung einer auf eine neue sehr bequeme Art eingerichteten Elektrisirmaschine; nebst einer neuen Erfindung, die elektrischen Flaschen und Batterien betreffend. Stuttg. 1784; 1—6 Fortsetz. 1786—91. 8. m. Kpf. Beiträge zur theoretischen und praktischen Elektricitätslehre. Eb. 5 St. 1793—95. 8. m. Kpf. und seinem Beitrag zur höhern Drehkunst, oder Anleitung eine Menge schöner Kunststücke auf jeder gemeinen Drehbank zu verfertigen. Nürnb. 1799. 8. mit 14 Kpf. In den zuerst genannten Schriften hat er die Lehre von der Elektricität durch viele mühsam angestellte und sinnreich ausgedachte Versuche mit manchen neuen Beobachtungen bereichert, alle seine Schriften aber haben das Verdienst einer großen Deutlichkeit und die von ihm angegebenen

Instrumente, außer ihrer Bequemlichkeit, auch den Vorzug einer großen Wohlfeilheit. Theorie war seine Sache nicht, ungeachtet man aus seinen Angaben wol sieht, daß er sich eine recht gute Kentniß davon erworben hatte; auch würde man seine Schriften lieber lesen, wenn er sich kürzer gefaßt, und sich nicht so lange bei Kleinigkeiten oder bekannten Dingen aufgehalten hätte. Übrigens verstand er sehr gut, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und in seinem Vortrage herrschte immer Scharfsinn und Gründlichkeit. Eine gesetzliche Sanktion in Würtemberg erhielt seine Anleitung zu einer guten und zweckmäßigen Einrichtung eines Selenregisters und der Kirchenbücher. Stuttg. 1793. Fol. mit 5 Bogen Tabellen, und die Erfahrung hat Bohnenbergers Vorschläge als sehr zweckmäßig bewährt. Die Vorzüge der von ihm beschriebenen Methode sind: Vollständigkeit ohne Überfluß, Kürze, unbeschadet des Nothwendigen, Zusammenhang ohne Weitläufigkeit, und in der Erklärung volle Deutlichkeit*). (*Baur.*)

BOHNENERZ. Werner stellt dies Mineral als 7. Art unter die Gattung des Thoneisensteins, und theilt es in 2 Arten, in das schalige und dichte. Haußmann stellt es zu dem Gelbeisenstein, Anhangsweise, als Mengung von Gelbeisenstein und Thon, als körnigen, gelben Thoneisenstein; Haüy nent es **fer oxydé rubigineux globuliforme.** — Es ist stets unvollkommen kugelig, außerdem noch häufig konzentrischschalig abgesondert, die Körner meist klein und von mittlerer Größe, zuweilen kommen sie auch sehr groß vor, so ist bei Schafhausen vor kurzem eine Bohne gefunden worden, die 3568 Pfund wiegt und im dortigen Zeughause verwahrt wird. Die Farbe des Bohnenerzes ist gelblich braun, übrigens ist es matt, im Bruche eben bis erdig, weich, ziemlich spröde, das spec. Gew. = 3,142, es enthält nach Klaproth: 53,00 Eisenoxyd, 1,00 Magnesiumoxyd, 23,00 Kiesel, 6,50 Thon, 14,50 Wasser. — Auf das Bohnenerz wird ein wichtiger Bergbau getrieben und es liefert ein vortrefliches Eisen.

Geognostisch scheint es dem Jurakalk untergeordnet zu seyn, und es ist zweifelhaft, ob sich wirkliches Bohnenerz auch noch in andern Formationen findet. Es gehört zu den neuesten Gebilden der Jurakalkformation, es liegt theils auf dem Kalkstein, theils füllt es Vertiefungen in demselben aus, und komt hier stets mit einem gelblichen Thone vor. — Im Würtembergischen findet es sich besonders auf dem Herdtfelde bei Michelfeld, bei Nattheim und Oggenhausen, bei Ebingen und Truchtelfingen und Neuhausen; in der Schweiz bei Schafhausen, bei Basel, Arau, und auf mehren Punkten des französischen Jura. (*Keferstein.*)

Bohnenkaper, s. Zygophyllum.

BOHOL, BOJOL, eine der Bissayerinseln im S. O. von Zebu: zwischen 140° 54′ bis 141° 44′ östl. L. und 9° 53′ bis 10° 8′ nördl. Br., enthält etwa 158 □Meilen. Sie ist voller Gebirge und Waldungen, worunter sich der Pik Ramanuco hoch hervorhebt; ihr fruchtbarer Boden wird von verschiedenen kleinen Flüssen getränkt. Reis hat sie nicht hinlänglich, dafür die schönsten Holzarten, Wachs, Goldstaub, Perlen, vieles Vieh und Salanganennester. Die Küsten sind den Spaniern unterworfen, die das Christenthum unter den ihnen zinsbaren Einwohnern verbreitet haben; im Innern hausen unabhängige Bissayerstämme. Bohol bildet mit Zebu eine Alkaldenschaft, worin 1810 in 39 Dörfern und Ortschaften 156,702 Einw. lebten. Die spanischen Ortschaften auf Bohol sind Inabangang, Talibong, Hagna, Loboë, Malabohu und Backlugan (Walton). (*Hassel.*)

BOHRAU, 1) offener schlesischer Mediat-Marktflecken 3¼ M. SSW. von Breslau, an der Lohe, mit 2 Kirchen, 1 Schloß und 50 Häusern. Von den Einwohnern wird viel Kürschnerware verfertigt. 2) Schlesisches Dorf 1 M. von Öls mit 1 Schlosse und Vorwerk, 1 Mühle und 43 Häus. Im adeligen Stuhl der dasigen Kirche steht ein von Gips treflich bearbeitetes Denkmal, welches Friedrich II. seinem bei Prag gebliebenen Feldmarschall Schwerin fertigen ließ und dessen Verwandten dem Oberstallmeister Gr. von Schwerin schenkte. Es stellt jenen Helden vor, wie er mit der Fahne in der Hand auf dem Schlachtfelde liegt. (*Fr. Em. Fischer.*)

BOHREN, Bohrer und **Bohrmaschinen.** Man versteht unter Bohren ein Durchlochen oder Aushöhlen der Körper, mittelst derjenigen Instrumente, welche Bohrer genant werden. Die Bohrer, eiserne oder stählerne Stangen, je nach der Beschaffenheit des zu bohrenden Körpers länger oder kürzer, dicker oder dünner, mit einer scharfen stählernen Schneide von verschiedener Form, werden unter Beihilfe eines Drucks auf den zu durchbohrenden Körpern in eine umdrehende Bewegung gesetzt.

Am meisten wird Holz und Metall gebohrt. Die Holzbohrer, welche der Zimmermann, der Wagner, der Schreiner, der Drechsler, der Röhren- und Pumpenmacher, so wie jeder andere Holzarbeiter gebraucht, haben nach den verschiedenen Zwecken eine verschiedene Größe und Gestalt. Zimmermann, Röhren- und Pumpenmacher haben die größten nöthig. Der Löffelbohrer, Maulbohrer oder Hohlbohrer besteht aus einer eisernen Stange, an dem Kopfe oder Hauptende mit einer stählernen gehärteten hohlen halben schneidenden Walze, die vorn wie ein Löffel abgerundet ist. Zuweilen ist nur eine Seite der hohlen halben Walze verstählt und schneidend, und dann heißt der Bohrer ein Einschneider. Sind beide Seiten verstählt und schneidend, so wird er Zweischneider genant. Bei manchen Löffelbohrern ist die halbe hohle Walze von einerlei Breite; bei andern, wie bei dem sogenannten Spundbohrer, fängt die Schneide breit an und endigt sich schmal. Der Zweischneider ist vorn an der löffelartigen Spitze aufgeschlitzt, damit er besser angreife.

Der Schneckenbohrer, welchen man im Kleinen gern zum Vorbohren beim Annageln, im Großen zum Ausbohren hölzerner Röhren anwendet, hat schneckenoder schraubenförmig gewundene Schärfen und vorn eine schraubenartige Spitze. Er dringt schneller in das Holz ein, als ein Löffelbohrer, spaltet aber auch das Holz

*) Meusel's gel. Deutschl. Haug's gel. Würtemb. 47. Gradmann's gel. Schwaben. 51.

leichter. Eine trefliche Art neuer Schneckenbohrer sieht man seit einigen Jahren im Wirtembergischen angewendet. Diese haben, statt der gewöhnlichen keilförmigen Gewinde, scharfe parallelepipedische Doppelgewinde und ein paar Linien über dem schraubenförmigen Ende zwei scharfe Angriffsstellen. Diese Bohrer können auch das dünnste Holz nicht leicht spalten.

Alle diese Holzbohrer haben zum Drehen einen Handgriff. Die kleinen setzt man mit einer Hand, die großen (Zimmermannsbohrer, Wagnerbohrer ꝛc.) mit zwei Händen in Umdrehung.

Besonders hart, scharf und gut muß die Schneide der Metallbohrer seyn, vom kleinsten Uhrmacherbohrer an bis zum größten Kanonenbohrer. Die Schneide des Kopfes hat bald die Gestalt eines Winkels, bald die eines Kreisbogens, bald die einer dreieckigen oder viereckigen Pyramide, bald die einer geraden Linie ꝛc. Aber immer muß der Kopf merklich breiter seyn, als der auf ihn folgende Hals (die Stange), damit derselbe in dem gebohrten Loche sich nicht reibe oder klemme.

Mehre Metallarbeiter, z. B. der Uhrmacher, Mechanikus, Gold- und Silberarbeiter, Gürtler ꝛc., verrichten das Bohren mit den (kleinern) Metallbohrern auf folgende Art. Sie spannen das zu bohrende Stück in den Schraubestock, setzen die Schärfe des Bohrers auf die zu durchbohrende Stelle und das andere kegelförmig abgerundete Ende in eine Vertiefung des Eisens auf dem vor die Brust gesetzten Bohrbrete. Alsdann setzen sie den Bohrer in umdrehende Bewegung. Oder sie machen es, wenn sie von der Seite bohren wollen, so: Sie halten das mit Öl bestrichene konisch stumpfe Ende des Bohrers in die eben so gestaltete Höhlung am Schraubstocke oder eines am Werktische befestigten Blechs, während die Schneide des Bohrers an die zu durchbohrende Stelle gesetzt ist. In beiden Fällen ist die Schnur oder Darmsaite eines Drehbogens um eine Rolle geschlagen, in deren Axe der Bohrer steckt. Wird nun der Drehbogen mit der einen Hand in die auf- und niedergehende Bewegung gesetzt, so dreht sich der Bohrer abwechselnd rechts und links um seine Axe. Damit er recht horizontal bohre und nicht hin und her schlottere, so stützt man den Ellnbogen desjenigen Armes, dessen Hand das zu bohrende, oft in einen Feilkloben eingespannte Stück hält, auf das Knie, weil man doch das Bohren sitzend verrichtet. Übrigens bohrt man nicht zu schnell und zuweilen zieht man den Bohrer wieder aus dem Loche heraus, um ihn mit Fett oder Speichel etwas anzufeuchten. Perlen und Korallen bohrt man auf ähnliche Art.

Sind die Bohrer, womit man in sehr dünne Metallplatten oder in andere sehr dünne Körper Löcher bohrt, ganz dünn und fein, so dreht man sie auch wol nur mit ein Paar Fingern hin und her.

Man nent alle diese Bohrer Handmetallbohrer, weil die Hand des Arbeiters sie in Bewegung setzt. Zu diesen Handbohrern gehört auch noch der sehr bequeme und wirksame Drillbohrer, den hauptsächlich der Schlosser, der Kupferschmied, der Großuhrmacher, aber auch der Nähnadelfabrikant (zum Einbohren des Nadelöhrs), auch sonst noch mancher andere Metallarbeiter gebraucht. Bohrer von verschiedener Gestalt und Größe werden mit ihrem pyramidenförmig viereckigen Ende in eine starke eben so pyramidenförmig viereckige Hülse gesteckt, die an einer cylindrischen Stange des Bohrgestelles sich befindet. Diese Stange geht oben rechtwinkelig durch einen hölzernen mittelst Schnüre oder Riemen an die Stange gehängten glatten runden Arm. Unten zwischen dem eigentlichen Bohrer und diesem Arme enthält dieselbe Stange ein plattrundes (pomeranzenförmiges) Bleigewicht, welches die Stelle eines Schwungrades vertritt und zu gleicher Zeit einen Druck herunterwärts auf das zu bohrende Metall ausübt. Zieht man den hölzernen Arm abwechselnd auf und nieder, während man die Schärfe des Bohrers auf das zu bohrende Metall setzt, so schlingt sich die Schnur oder der Riemen abwechselnd bald links, bald rechts um die Stange, und eben dadurch dreht sich der Bohrer immer abwechselnd links und rechts um seine Axe und verrichtet so das Bohren.

Der Steinbohrer zum Bohren steinerner Röhren hat mehr die Gestalt und Wirkung eines Meisels, als die eines Bohrers. Denn er haut mehr, als daß er bohrt. Er dreht sich um seine Axe, zugleich aber wirkt der Schlag eines Hammers auf ihn. Sehr scharf muß seine Schneide seyn. Das Bohren feiner Löcher in harte Edelsteine, in Glas, Email ꝛc. ist eigentlich ein Einschleifen, Einreiben oder Einschmirgeln mit einem scharfen Pulver, z. B. mit Diamantstaub und Schmirgel. Ein sehr feiner Metallstift wird dabei zu Hilfe genommen. Der Uhrmacher bohrt auf diese Art ganz feine Zapfenlöcher in Edelsteine, worin vorzüglich die Unruhzapfen sehr kostbarer Uhren (astronomischer und geographischer Uhren) laufen, die dann eine nur äußerst geringe Reibung erleiden und nicht geschmiert zu werden brauchen.

Durch seine eigenthümliche Gestalt und Einrichtung zeichnet sich vor den übrigen Bohrern der Kniebohrer aus, womit unter andern durch den Hals der meerschaumenen und hölzernen Pfeifenköpfe ein krummes Loch gebohrt wird. Durch eine bogenförmig gekrümmte glatte messingene Röhre läßt sich eine Darmsaite mit etwas Spielraum hindurchziehen. An dem einen Ende der Darmsaite befindet sich ein kurzer eiserner Beschlag mit einer Schraubenmutter, worin der Bohrer, welcher drei in eine Spitze zusammenlaufende Schneiden hat, hineingeschoben werden kann. An dem anderen Ende der Darmsaite sitzt ein hölzerner, in der Mitte gespaltener Griff, worauf sich zum Zusammenpressen ein Ring schieben läßt. Das eine Ende der Darmsaite legt man beim Gebrauch zwischen den gespaltenen Griff, so, daß es oben noch etwas vorsteht. Man zieht dann die Darmsaite straff an und klemt den Griff durch den Ring fest.

Zur Ersparniß von Zeit und Arbeitern läßt man die Bohrer, hauptsächlich große Bohrer, nicht selten von Kräften lebloser Wesen, z. B. von Wasser, Wind oder Dämpfen in Bewegung setzen, und dann hat man Bohrmaschinen oder Bohrmühlen. Bei den meisten Maschinen dieser Art sitzt der Bohrer an einer umlaufenden Welle fest und dann wird der zu bohrende Körper ihm

allmälig immer mehr und mehr entgegengeschoben. Ein Wasserrad kann z. B. ein Stirnrad enthalten, welches in ein Getriebe greift, an dessen Welle der Bohrer gesteckt und befestigt wird. Der zu bohrende Körper wird zwischen ein Paar parallele Bäume (die Bohrbäume) festgekeilt und festgeklammert, und diese Bäume machen einen Theil der Bohrbank, des Bohrstuhls, Bohrwagens, der Bohrlade oder desjenigen schlittenartigen Theils aus, der sich in horizontaler Lage genau hin und her und dem Bohrer entgegen bewegen läßt. Meistens geschieht dies (wie bei den Holzbohrmühlen oder Röhrbohrmühlen) mittelst der von einem Getriebe fortgeschobenen gezahnten Unterfläche des Schlittens, welcher mit dem nöthigen Spielraume in Falzen oder Nuthen (einer Art Kanale) läuft. Es könnte aber genauer durch Gewichtstücke geschehen; s. **Röhrbohrmaschinen.** Bei den Flintenbohrmühlen, zum Ausbohren der Flintenläufe in Gewehrfabriken, wird der Bohrwagen mit dem Laufe gewöhnlich durch Menschenhände dem Bohrer entgegengeschoben; s. **Flintenbohrmühle** und **Gewehrfabriken.**

Mit den Bohrmaschinen zum Ausbohren großer eiserner Röhren oder Cylinder (für Dampfmaschinen, Gebläsemaschinen rc.) hat es im Ganzen dieselbe Beschaffenheit; s. **Eisenbohrmühle.** Die Kanonenbohrmaschine aber, und zwar die horizontale, ist meistens so eingerichtet, daß der Bohrer auf dem Bohrwagen der Kanone entgegengerückt und daß letztere in umdrehende Bewegung gesetzt wird. Dies hat zugleich den Vortheil, daß man sie während des Bohrens von Außen zugleich abdrehen kann, auf ähnliche Art, wie der Drechsler seine in Umschwung gesetzten Sachen dreht. Das eine Ende der Kanone wird von Hülsen oder hohlen Backen umfaßt, die an einer umlaufenden Spindel sitzen; das andere Ende ist von einer Docke so unterstützt, daß sie, um die auch von oben ein an die Decke geschraubter Ring geht, frei darin umlaufen kann; s. **Kanonenbohrmaschine** und **Stückgiesserey.**

Der Röhrmeister Peschel in Dresden gab vor mehren Jahren eine Steinbohrmaschine an, bei welcher der zu bohrende Stein mit einem Wagen auf einer schiefen Fläche herab dem Bohrer entgegen läuft, der stets von einem Hammer gegen den Stein geschlagen wird. Der Hammer sitzt an einem Schlägelarme fest, der an einer Welle beweglich ist. Letztere wird von Däumlingen einer andern dickern Welle in Thätigkeit gesetzt.

Auch zum Bohren des Zündlochs in die Kanone und in die Handschießgewehre gibt es eine eigne kleine Maschine mit einem Räderwerke. Selbst kleine Perlbohrmaschinen und Diamantbohrmaschinen hat man. (*Poppe.*)

Bohrer, Bergbohrer, s. am Ende des Bandes.

Bohrfliege, s. **Trupanea.**

Bohrkäfer, s. **Ptinus.**

Bohrmuschel. Name der Muschelgattung **Pholas** *L.* auch der **Terebratula,** s. diese.

Bohrpholade, eine Muschelart, s. **Pholas pusilla.**

Bohrwurm, s. **Teredo.**

BOHSE (**August**), als Schriftsteller unter dem Namen Talander bekant, wurde am 2. April 1661 aus guter Familie zu Halle geboren, wo sein Vater, D. Gottfried Bohse, Beisitzer des Schöppenstuhls war. Er besuchte das Hallesche Gymnasium unter dem Rector Prätorius, machte mit seinem Vater eine Reise nach Wien und bezog 1679 die Universität Leipzig, wo er sich zuerst auf die Philosophie und Beredsamkeit, dann aber unter Ittig und Andreas Mylius auf die Rechtswissenschaft legte. Während der zu Leipzig wüthenden Pest besuchte er eine Zeitlang die Universität Jena und war ein Jahr hindurch Erzieher der Kinder eines Herrn von Heßler, worauf er seine Studien zu Leipzig beendigte. 1685 begab er sich nach Hamburg, wo er drei Jahre lang vornehmen jungen Leuten Vorlesungen über die ersten Gründe des Rechts, die Redekunst und den teutschen Briefstyl hielt. Ein gleiches that er zwei Jahre lang zu Dresden und kurze Zeit zu Halle, wohin er sich auf den Wunsch seines Vaters zurückbegeben hatte. Nach dem bald darauf im April 1691 erfolgten Tode seines Vaters, ging er wieder nach Leipzig, wo besonders seine Vorlesungen über die Redekunst Beifall fanden. Ein halbes Jahr darauf wurde er Secretär des Herzogs Johann Adolph zu Sachsen-Weißenfels, der an seinem Hofe ein damals berühmtes Theater hatte. Sein Hauptgeschäft war, Singspiele für dasselbe zu verfertigen; da hiebei seine persönliche Gegenwart minder nöthig war, so gestattete ihm der Herzog den Aufenthalt auf einer nahen Universität und er hörte zu Jena nochmals ein Collegium über die gesammte Rechtswissenschaft. Nachdem er hierauf einige Zeit zu Erfurt Vorlesungen über die Rechte, die Redekunst und den Briefstyl, letztere nach seinen eigenen gedruckten Anleitungen gehalten hatte, ging er 1700 nach Jena zurück, ward dort Doktor der Rechte und las öffentlich mit vielem Beifall. Zuletzt wurde er als Professor an die Ritterakademie nach Liegnitz berufen, wo er, ohne Zweifel im vierten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, und also in hohem Alter starb. Sein Todesjahr ist nicht genau bekant; selbst Dreihaupt, der einen Stammbaum seines Geschlechts liefert[1]), schweigt darüber. Er war übrigens mit der Tochter eines Kämmerers zu Halle verheirathet. — Bohse, als Talander zu seiner Zeit viel genant, war vielleicht im Fach der schönen Redekünste der größte Vielschreiber seiner Periode, und, wie man glaubt, der erste oder doch sicher einer der ersten, welche die Schriftstellerei als ein Erwerbsmittel trieben[2]). Er lieferte eine große Menge weitschweifiger, geschmackloser Romane in einer buntscheckigen Schreibart, von denen der fleißige Koch[3]) ein und zwanzig namhaft gemacht hat, welche zwischen die J. 1685 und 1735 fallen. Lohenstein und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig scheinen seine

1) In der Beilage B. zu seiner ausführlichen Beschreibung des Saalkreises, Halle 1749—50. 2 Bde Fol. 2) Als den ersten nennen ihn unter andern die Hrn. Jördens und Franz Horn; indessen wird Everhard Guerner Happel, der 1648, also dreizehn Jahr vor Bohse, geboren war, und von dem ein Roman, der asiatische Onogambo, 1673 erschien, bereits als ein sogenannter Schriftsteller von Profession erwähnt. 3) In seinem Grundriß

Muster gewesen zu seyn, hinter denen er weit zurückblieb. Außerdem lieferte er eine Übersetzung des getreuen Schäfers von **Guarini** (Erfurt 1699. 12.) eine Einleitung zur teutschen Oratorie, mehrfache (geschmacklose) Anleitungen zum teutschen Briefschreiben, mehre vermischte Samlungen historischer Fragmente u. dgl. unter dem Titel: Historischer Weltspiegel, scherz- und ernsthafte historische Erquickstunden, und andere Schriften, welche meistens dem Ungeschmack und der Flachheit seines Zeitalters nicht übel zugesagt zu haben scheinen. Das vollständigste Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften hat, nach Dreihaupt, Dunkel und Koch, **Jördens** geliefert, obwol, wie sich aus der Vergleichung mit **Adelung** zeigt, auch hier noch verschiedene fehlen. (*Reese.*)

BOHUN, ein in der englischen Geschichte berühmter Name. Bohain, in der Picardie, 2¼ St. von Guise, ist wahrscheinlich das Stammhaus der Bohun. Humfried III. Bohun war mit Margaretha, Milos des Grafen von Hereford und Connetable von England, ältester Tochter verheirathet, und erwarb durch sie, nach der Brüder Tode, einen Theil der Erbgüter ihres großen Hauses und die erbliche Würde eines Connetable, gleichwie sein Enkel, Heinrich, gest. 1220, zu dessen Gunsten König Johann den Grafentitel von Hereford erneuerte, mit Mathilde von Mandeville, des Grafen Galfried von Essex Tochter, die Besitzungen der Mandeville erheirathete. Heinrichs Enkel, Humfried VI., starb noch vor dem Vater, Humfried V., dem Grafen von Hereford und Essex, nachdem er mit einer Tochter Wilhelms de Breos, des Herrn von Brecknock, sehr große Güter in Wallis und darunter Brecknock selbst, erheirathet, und einen Sohn, Humfried VII., erzeugt. Dieser folgte dem Großvater in Hereford und Essex, wie der Mutter in Brecknock, und ist einzig durch seinen Sohn Humfried VIII., merkwürdig geworden. Letzterer war es, welcher durch seine Widersetzlichkeit gegen Eduard I., von diesem stolzen und gewandten Fürsten, außer der Bestätigung der beiden Freiheitsbriefe, die Clausel erzwang, welche auf ewig die Nation vor allen Auflagen sichert, die nicht von dem Parlament bewilligt worden. Der König wollte ihm und dem Großmarschall, Roger Bigod, Grafen von Norfolk, die Anführung des Heeres in Guyenne übertragen. Dies verbaten sich die beiden mächtigen Grafen unter dem Vorwande, daß sie nur der Person des Königs zu folgen verbunden wären. Hierüber erfolgte ein lebhafter Streit, und in der Hitze sagte der König zu Humfried dem Connetable: **Herr Graf, so wahr Gott lebt, Ihr sollt entweder zu dem Heere gehen, oder hängen! So wahr Gott lebt, Herr König,** erwiederte Hereford, **ich will weder gehen, noch hängen!** Und sogleich reisete er ab, samt dem Marschall, und mehr denn dreißig Baronen (1297). Der Zug nach Guyenne unterblieb, desto emsiger betrieb der König die Ausrüstung des Heeres, welches Flandern vertheidigen sollte; schon waren die Truppen versammelt, da erklärten abermals Hereford und Norfolk, keiner ihrer Vorfahren habe in Flandern gedient, darum könne auch ihnen nicht zugemuthet werden, dort zu dienen, ja sie würden nicht einmal Heerschau halten, wie doch ihres Amtes. — Der König, dem es nicht entging, wie mächtig diese Grafen waren, denen der Unwille eines ganzen Volkes zur Seite stand, entließ sie ungekränkt. Er suchte aber sich mit der Kirche auszusöhnen, schmeichelte dem Primas, ernannte ihn, und unter ihm den Reginald von Grey, zum Hofmeister des Kronprinzen, der, während des Feldzugs, dem Königreiche vorstehen sollte, und ließ sich sogar herab, in Westminster, vor einer großen Versamlung von Edelleuten, sein bisheriges Betragen zu rechtfertigen. Diese Künste verhinderten für den Augenblick den Ausbruch des allgemeinen Misvergnügens, und selbst Hereford und Norfolk wagten nur eine schriftliche Vorstellung, worin sie die Beschwerden des englischen Volkes aus einander setzten, und welche dem König übergeben wurde, als er sich in Winchelsea einschiffen wollte. Die Flotte lichtete die Anker, und sogleich berief der Primas ein Parlament; auch die beiden Grafen erschienen, doch an der Spitze einer zahlreichen und auserlesenen Mannschaft. Es wurde ihnen ein Thor von London eingeräumt, und hiermit der Prinz und das Parlament in ihre Gewalt gegeben. Demungeachtet waren ihre Foderungen nur mäßig: sie verlangten die feierliche Bestätigung der beiden Freiheitsbriefe, einen Zusatz, der die Bewilligung der Auflagen einzig von dem Parlamente abhängig mache, und für sich und ihre Anhänger Verzeihung. Der Prinz von Wallis und seine Räthe bewilligten alles, und die Freiheitsbriefe wurden nach Flandern geschickt, um von dem Könige bestätigt zu werden. Drei Tage lang zögerte Eduard I., endlich, und nach einem harten Kampfe mit sich selbst, sah er sich genöthigt, die Freiheitsbriefe und die fatale Clausel zu besiegeln. Sofort hörten der Connetable und der Marschall auf, die Regirung zu beunruhigen, nur verlangten sie, als der König von dem Feldzuge heimgekehrt, daß er nochmals die Briefe bestätige, damit er nicht darin, daß er im Auslande gewesen, als sie ihm zum erstenmale zur Bestätigung vorgelegt worden, ein Mittel suche, sich von ihrer Beobachtung zu entbinden. Es zeigte sich, daß sie den König nur zu sehr durchschaueten. Er zögerte abermals so lange, als nur möglich, und als er endlich that, was man verlangte, fügte er der Bestätigung einen ausdrücklichen Vorbehalt seiner königlichen Gerechtsame bei. Dieser Vorbehalt vernichtete die ganze Bewilligung: Hereford, Norfolk und ihre Anhänger verließen das Parlament unter sehr lebhaften Äußerungen des Misvergnügens, der König wurde um die Folgen besorgt, und in einer folgenden Sitzung erzwang das Volk endlich die unumwundene, reine und unbeschränkte Bestätigung der Gesetze, die der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe geworden waren. Der König fand jedoch Mittel, sich an den Urhebern zu rächen. Hereford und Norfolk mußten ihre Erbämter in seine Hände nie-

---

einer Geschichte der Sprache und Literatur der Teutschen. Bd. II. S. 251—53. 4) S. **Dreihaupt's** ausführliche Beschreibung des Saalkreises. Bd. II. S. 593. 594. **Dunkel's** Nachrichten von verstorbenen Gelehrten Bd. I. Nr. 531. **Adelung's** Fortsetzung des Jöcher Bd. I. **Koch's** Grundriß am angef. Orte. **Eichhorn's** Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 1076. **Jördens** Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten Bd. 6. S. 579—582. Franz **Horn's** Poesie und Beredsamk. der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Bd. 2. S. 162 ff.

derlegen, und nur erst, nachdem er sich in der Schlacht bei Falkirk mit Ruhm bedeckt, nachdem er sich des Königs Tochter, Elisabeth, die seit 1299 des Grafen Johann I. von Holland und Seeland Witwe, gefreiet, konnte Humfried das Verlorne wieder erlangen. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde er mit seinem Schwager, dem unglücklichen Eduard II. in ernsthaftere Händel verwickelt, zumal, nachdem der König, zu Gunsten seines Lieblings Spenser, die Baronie Gower eingezogen, ohne die fideicommissarischen Ansprüche zu achten, welche Hereford, im Gefolge des Testaments seines mütterlichen Urgroßvaters, des Wilhelm de Breos an Gower machte. Humfried VIII. blieb endlich, im Kampfe mit den Königlichen bei Boroughbridge, den 16. März 1322. Seine beiden ältern Söhne, Johann und Humfried IX. folgten ihm, nach einander, als Grafen von Hereford und Essex; der jüngere, Wilhelm, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wurde von Eduard III zum Grafen von Nottingham ernant, mußte auch, auf des Königs Geheiß, das Erbamt eines Connetable bekleiden, weil seine Brüder in den kriegerischen Zeiten hiezu weniger geeignet. Mit Elisabeth, des Lords Ägid Badlesmer Tochter und Miterbin, erzeugte Wilhelm den einzigen Sohn, Humfried X., Grafen von Hereford, Essex und Nottingham, mit welchem das Geschlecht der Bohun im Mannsstamme erlosch (1372). Humfrieds X. älteste Tochter, Eleonore, wurde an Thomas von Woodstock, Herzog von Glocester, die andere, Maria, an Heinrich von Lancaster, Grafen von Derby, Herzog von Hereford, endlich König von England unter dem Namen Heinrich IV., verheirathet, und beide Schwestern theilten sich in das unermeßliche Erbe ihres Hauses. Zu Ende des 19. Jahrh. besaß die eine Hälfte Heinrich Stafford, Herzog von Buckingham, dessen Urgroßmutter, Anna von Woodstock, eine Tochter des Herzogs Thomas und der Eleonore Bohun gewesen, die andere Hälfte hatten die Könige aus dem Hause York an sich gezogen. Diese letzte Hälfte, überhaupt 50 Güter und Schlösser, und das Erbamt eines Connetable von England, waren der Preis, um welchen Buckingham sich an Richard III. verkaufte. Vgl. den Art. Buckingham. (*v. Stramberg.*)

BOHUS, eine schwedische Landschaft, die mit Götheborgs Län (einem Theil von Westgothland) unter dem Namen Götheborgs- und Bohus-Län eine Statthalterschaft bildet, deren Statthalter (Landshöfding) in Götheborg seinen Sitz hat. Bohus gränzt im Norden an Norwegen, im Osten an Dalsland und einen Theil von Westgothland (Elfsborgs Län), im Süden an Götheborgs Län (welches weiter südlich an Halland gränzt), im Westen an die Nordsee; von Westgothland scheidet es in Südosten und Süden der Götha-Elf (Strom). Die Länge beträgt etwa 17, die Breite bis 7 Meilen. Landeswapen ist eine Festung mit zwei Thoren, an deren einem man einen Löwen und an dem andern ein Schwert im weißen Felde erblickt. Den Namen erhielt das Land von dem alten Schlosse gleiches Namens (s. Bohus-Slott); in ältern Zeiten hieß es auch Wiken. An den Küsten erstreckt sich ein weiter Skargård, Ketten von Inseln, die theils aus Felsen, theils aus Sand und Moorerde bestehen. Durch den Frieden von Roskilde 1656 kam Bohus an Schweden, nachdem es lange unter dänischem Scepter gestanden. Der Theil von Bohus, welcher an Dalsland gränzt, ist bergig und waldig; das Land zwischen diesem Berglande und dem Meer ist eben, doch nicht ohne größere und kleinere Hügel, die oft aus nackten Felsen bestehen; Wald findet man auf dieser Ebene wenig; man kann lange Strecken reisen, ohne auch nur einen Baum zu sehen, und oft führt der Weg über kahle Felsenplatten. Indeß gibt es auch fruchtbare Felder und Wiesen mitten in den Felsengegenden. Das Land ist überall von größern und kleinern Flüssen und Bächen durchschnitten; zu den größern gehören der Krokstedts-Fluß, der Godsbrun, der einen ansehnlichen Lachsfang hat (der Lachs ist besonders fett), und vor allen der Götha-Fluß, der aber das Land nur begränzt, nicht durchschneidet. An den Küsten ist der beste Heringsfang im ganzen Reiche, der aber in den letztern Zeiten sehr abgenommen hat, großer Hering zeigt sich fast gar nicht mehr; früherhin wurden zuweilen mehr denn 100,000 Tonnen geräuchert und eingesalzen. Außer Heringen fängt man noch eine Menge anderer wohlschmeckender Nordseefische, insbesondere vom Buttengeschlecht, zumal die große Helgflundra (Hellbutte, Pleuronectes hippoglossus), auch Hummern und Austern; man treibt auch mit größern Fahrzeugen Fischerei auf hoher See, oft 20 bis 30 M. weit vom Ufer. Seit der Heringsfang abnahm, fing man an, sich auf das Sammeln des Bergmooses (lichen tartareus), das zum Färben gebraucht wird, zu legen, womit man aber in neuesten Zeiten wieder aufgehört hat, da es wenig mehr einteug; dagegen sucht man die verringerten Einnahmen durch häusliche Industrie (besonders Weben) und frugale Lebensweise zu ersetzen. Überhaupt herrscht unter den Bohusländern eine einfache und mäßige Lebensweise; sie sind ein hübscher, treuherziger, fleißiger und biederer Menschenschlag. Im J. 1800 zählte man in Bohus 92,000, im J. 1816 im ganzen Götheborgs- und Bohus-Län 127,426 Einwohner. Ackerbau und Viehzucht sind nicht unbedeutend. Der Holzhandel des Walddistriktes (Skagsbygd) und des benachbarten Dalslandes hat, seit die Thrankochereien an den Küsten verringert werden mußten, abgenommen. An mehren Orten gibt es ansehnliche Ziegeleien; daher man auch auf dem Lande nicht selten Ziegeldächer findet. Auch wird Kalk gewonnen; mehre Berge bestehen aus Schneckenlagern, insbesondere in der Gegend von Uddevalla. In den Felsgebirgen trifft man oft große perpendikuläre Höhlen; man nent sie Riesenköpfe (jättegrytor), in Beziehung auf die alte Fabel, daß einst die Einwohner ihr Getreide darin gestampft. — Viele Bohusländer fahren als Matrosen auf schwedischen und fremden Schiffen.

In kirchlicher Hinsicht gehört Bohus zu Götheborgs Stift und enthält 3 Propsteien (Contrakt): Wikorna, Norder- und Süder-Elfsyssel; in politischer Hinsicht umfaßt es 4 Vogteien, in juridischer 16 Gerichtssprengel (Härader); der Städte sind 4: Kongelf, Marstrand, Uddevalla und Strömstad. Bergwerke gibt es nicht; wol aber Eisenhütten. Bohusland stellt 1 Cavallerieregiment und 2 Compagnien Kronmatrosen. (*v. Schubert.*)

BOHUS-SLOTT, Schloß Bohus, eine ehemals sehr starke, jetzt zerstörte Festung 1¼ M. von Götheborg, auf einer Insel im Götha-Elf, da, wo dieser Fluß sich

in zwei Arme theilt, gegenüber der Stadt Kongelf im Bohusland, die früherhin gleichfalls befestigt war. Die Feste Bohus ward zuerst 1308 vom norwegischen König Håkon angelegt, damals ward sie nur aus Holz gebauet; späterhin ward sie aus Steinen aufgeführt um 1448 durch König Christian I. und 1605 durch König Christian IV.; und unter der schwedischen Regirung sehr verstärkt; im Innern der Festung befindet sich ein 50 Faden tiefer Brunnen, der ganz im harten Felsen ausgehauen ist. (*v. Schubert.*)

BOHUSCH (Georg), auch Szenitzky genant, aus einer adeligen Familie in Neusohl, Rektor des evangelischen Gymnasiums zu Käsmark in der Zipser Gespanschaft in Ungern, gestorben 1722 im 35. J. s. A. Von ihm erschien eine Descriptio Inclyti Comitatus Scepusiensis geographico-historica, in *Matthias Bel* Prodromus Hungariae antiquae et novae p. 69—124. (Fol.) mit beigefügter Karte des Zipser Comitats von Paul Kray de Rokus, und eine Oratio panegyrica Carolo VI. Imperatori sacra. 1713. Fol. Seine nicht gedruckte Geschichte der königl. Freistadt Käsmark wurde von Karl Wagner benutzt in seinen Analectis Scepusii sacri et profani*). — Sein Bruder Samuel von Bohusch, ein berühmter Jurist, verfaßte außer einem nicht gedruckten Tractat de dignitate palatinali, ein sehr schätzbares Werk über das Jus Civile Hungaricum in lateinischer Sprache, um den von dem Kaiser Karl VI. ausgesetzten Preis von 30,000 Gulden zu verdienen. Das Werk wurde von den Preisrichtern nach Verdienst gewürdigt; allein eben als es gedruckt werden sollte, starb der Verfasser und nun unterblieb der Druck. (*Rumy.*)

Boi, Boy, s. Wollenzeuge.

BOIGNY, Kirchdorf in dem Bezirke von Orleans, des franz. Loiret-Dep., 1½ Stunde nordöstlich von Orleans, und ½ St. von dem rechten Ufer der Loire, ist als der Hauptsitz des St. Lazarus-Ordens merkwürdig. Boigny wurde dem Orden 1154 vom König Ludwig VII. geschenkt, und, nach dem Verluste des heiligen Landes, der Sitz des Großmeisters, die Magistrat-Comthurey und das eigentliche Ordenshaus. Selbst nachdem der Orden dem von U. L. F. vom Berge Karmel einverleibt worden, versammelte sich das Kapitel noch immer in Boigny, bis es endlich 1694 der Bequemlichkeit wegen nach Paris verlegt wurde. (*v. Stramberg.*)

Boiladen, s. Bojar.

BOILEAU (Nicolaus, zubenamt Despreaux), einer der berühmtesten französischen Dichter, wurde am 1. Nov. 1636, nach Louis Racine auf dem Landgütchen seines Vaters zu Crosne, einem Flecken nahe bei Paris, nach den meisten Biographen zu Paris selbst, geboren. Sein Vater Gilles Boileau, war Actuar beim Pariser Parlement, ein stiller rechtschaffener und in seinem Geschäft erfahrener Mann. Er hatte noch zwei ältere Söhne, beide zu ihrer Zeit bekannte Schriftsteller, die gleich dem jüngsten viel Neigung zur Satyre verriethen; der eine, Gilles, geb. 1631, gest. 1669, war Mitglied der französischen Akademie und hat unter andern Mehres aus den Alten (Poetik des Aristoteles, des Cebes Gemälde, Diogenes Laërtius) übersetzt und ein Leben Epiktets geschrieben; der andere, Jakob, geb. 1635, gest. 1716, war Doktor der Sorbonne, Dechant und Kanonikus zu Paris, ein fruchtbarer theologischer Schriftsteller [1]), der unter andern eine Historia Flagellantium verfaßt hat (1700. 12.). Nicolaus, der jüngste und talentvollste der Brüder, wurde bis zu einem Alter von sieben oder acht Jahren im Hause seines Vaters erzogen, der indeß von seinem künftigen satyrischen Geiste nichts ahnete, indem er von ihm zu sagen pflegte, Colin sey ein guter Junge und werde von Niemand Böses reden. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er im Collegium Harcourt. Nachdem seine Studien durch eine nöthig gewordene chirurgische Operation [2]) eine Zeitlang gehemt worden waren, setzte er sie im Collegium Beauvais fort, wo er den philosophischen Cursus beendigte. Frühzeitig übte er sich im Versemachen, und sowol diese poetischen Versuche, als die außerordentliche Begierde, womit er alle französischen Gedichte und Romane verschlang, und die ihn oft Essen und Schlafen vergessen ließ, veranlaßten seinen hochbejahrten Lehrer Sevin zu der bestimmten Vorhersagung, daß er einst als Dichter Ruhm erwerben werde. Bei dieser entschiedenen Liebe zu den schönen Redekünsten konnte ihm die praktische Rechtsgelehrsamkeit, welcher er sich nach dem Wunsche seines Vaters gewidmet hatte, nicht zusagen. Zwar wurde er schon am Ende des Jahres 1656, in einem Alter von 20 Jahren, unter die Advokaten des Parlements aufgenommen, auch schienen seine Lebhaftigkeit, sein trefliches Gedächtniß, die Leichtigkeit seines Redeorgans und andere Eigenschaften ihn zum Rechtsgelehrten besonders zu eignen, aber schon der erste Prozeß, den er zu führen hatte, schreckte ihn dergestalt ab, daß er eine Laufbahn verließ, in welcher sich seine Familie seit beinahe drei Jahrhunderten ausgezeichnet hatte. Er ging darauf zum Studium der katholischen Theologie in der Sorbonne über, aber die unfruchtbare Scholastik widerstand seinem Geiste eben so sehr, als die Jurisprudenz, auch mögen Verbindungen, worin er mit dem zweiten Geschlecht stand, ihn dieser Laufbahn entfremdet haben. Bald darauf, im J. 1657, starb sein Vater, und er sahe sich jetzt, wie er selbst in seiner fünften Epistel erzählt, im Besitz eines kleinen Vermögens unabhängig und im Stande, nach eigner Neigung zu leben. Er widmete sich nun ganz der Dichtkunst. Seine ersten Gedichte von Bedeutung waren Satyren und das Misvergnügen, einen falschen Geschmack herrschen, und eine Anzahl schlechter Köpfe und sehr mittelmäßiger Poeten als Muster gepriesen und geachtet zu sehen, trug am meisten dazu bei, ihn auf diese Bahn zu führen. Indeß begnügte er sich anfangs, seine Satyren Freunden vorzulesen, und erst

*) Vgl. *Alexii Horányi* Memoria Hungarorum etc. P. I. p. 314. 315. und Nova Memoria etc. p. 509. 510. und Genersich's Merkwürdigkeiten der königl. Freistadt Käsmark. 2. Theil. (1804).

1) S. Niceron's Nachrichten Th. 22. S. 391 der teutschen Übers. *Sorel* Biblioth. franç. S. 270. *Du Pin* Bibliothèque des auteurs ecclesiast. Allgem. histor. Lexicon, Art. Boileau. 2) Er litt an Steinschmerzen. Nicht erwiesen ist die Verstümmelung, die er noch in der Wiege von einem Kalekuttischen Hahne soll erlitten haben, und welche Helvetius als Ursache des Mangels an Gefühl in seinen Schriften anführt.

nachdem im J. 1665 eine unechte und fehlerhafte Ausgabe von fünf derselben zu Rouen erschienen war, gab er sieben seiner Satyren nebst einem Gedicht an den König, Paris 1666. 12. heraus. Die meisten dieser Satyren waren in den Jahren 1663—65 geschrieben. Hatte man sich schon vorher eifrig um Abschriften derselben bemüht, so erregten sie jetzt bei ihrem Erscheinen im Druck das größte Aufsehen und den heftigsten Zorn der darin angegriffenen Schriftsteller, um so mehr, da Boileau diese alle mit ihrem vollen Namen aufgeführt hatte. Der Abbé Cotin, welchen Boileau mit dem Überfluß an Raum in seiner Kirche geneckt hatte, schrieb zuerst eine Satyre gegen ihn, welche Jacob Mignot, ein gleichfalls von B. hart angegriffener Pastetenbäcker, der bessern Verbreitung wegen, um seine Ware schlug. In spätern Zeiten traten auch Desmarets, Pradon, Bonnecorse und Boursault [3]) mit eignen Schriften gegen Boileau auf. Der kleinen gegen ihn gerichteten Gedichte gab es eine große Menge. Diese Angriffe dienten jedoch nur dazu, B.'s Ruhm zu erhöhen; sie veranlaßten ihn, im J. 1667 seine neunte Satyre zu dichten, die sich auch durch die Kunst der Anlage und die Gewandtheit des satyrischen Talents als sein Meisterstück bewährt, und worin er unter dem Vorwande, den beleidigten Autoren Genugthuung zu geben, ihnen die unbarmherzigsten Streiche versetzt [4]). Es machte ihm daher auch Vergnügen, Alles, was gegen ihn geschrieben wurde, sorgfältig zu sammeln und er theilte es gern seinen Freunden mit. Das größere, nicht betheiligte Publikum nahm seine Satyren mit Beifall auf; sie erwarben ihm Gönner und gründeten sein Glück. Einer seiner vornehmsten Beschützer war der durch strenge Tugend und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete erste Präsident des Pariser Parlements, Herr de Lamoignon, dem es besonders gefiel, daß B. neben der Sache des guten Geschmacks auch die der Moral vertheidigte, und die strengste Decenz in einer Dichtungsart bewahrte, worin man früher so viel Ausgelassenheiten zu finden gewohnt war. Zu seinen Freunden, deren Umgang er stets dem Geräusch der großen Welt vorzog, gehörten Molière, Racine, La Fontaine, Arnaud, auf dessen Beifall er am meisten stolz war, Patru, den er sich besonders zum Kunstrichter gewählt hatte, und andere ausgezeichnete Männer seiner Zeit. Nachdem er den König mehrmals und unter andern in einer 1669 gedichteten Epistel, der ersten in der Reihe seiner Briefe, gelobt hatte, ließ Ludwig XIV., dem schon seine Satyren sehr gefallen hatten, sich ihn im J. 1672 vorstellen. Er las dem Könige einen Theil seines damals noch unvollendeten komischen Gedichts, der Pult, nebst einigen andern Poesieen vor, und wußte die günstige Meinung des Königs durch gewandte Huldigung so zu erhöhen, daß ihm Ludwig auf die schmeichelhafteste Weise sogleich einen Jahrgehalt von 2000 Livres und ein Privilegium für alle seine Schriften bewilligte. Im J. 1674 erschienen seine beiden größern Gedichte, le Lutrin (Chorpult) und l'art poëtique, durch welches letzte er sich vollends zum Gesetzgeber des Geschmacks bei seiner Nation emporschwang. Im J. 1677 ernannte der Könige Racine und ihn zu seinen Historiographen, ein Amt, welches einem Satyrendichter sonst nicht leicht anvertraut wird. Er begleitete in jener Eigenschaft den König auf zwei Feldzügen, von seinen historischen Arbeiten aber ist Nichts erschienen, und die Geschichte hat dadurch vermuthlich Nichts verloren. Am 3. Juli 1684 wurde er an die Stelle des Statsraths von Bezons in die Academie françoise aufgenommen, eigentlich gegen die Gesetze derselben, welche Jeden ausschlossen, der von den Mitgliedern Nachtheiliges geredet oder geschrieben hatte, welches mit B. der Fall war [5]). Der König, sein Beschützer, bestätigte die Wahl mit vielem Vergnügen, seine Kollegen aber betrachteten ihn mit einigem Mistrauen, und er wurde fast immer überstimt, wenn er auch das Recht für sich hatte. Von der Academie des Inscriptions wurde er durch Louvois gleichfalls Mitglied, und nahm an den Geschäften derselben fleißigen Antheil bis zu Anfang des J. 1705, wo zunehmende Körperschwäche und völlige Taubheit ihn nöthigten, einen Platz unter den sogenannten Veteranen der Akademie zu suchen. Er lebte in den letzten Jahren seines Lebens bald auf dem Lande, bald in der Stadt, im Kreise einiger Freunde, entfernt vom Hofe, welchen er nach dem Tode seines Freundes Racine (1699) nur noch einmal besucht hatte, um die Befehle des Königs wegen seiner Geschichte zu empfangen. Erinnern Sie sich, sagte Ludwig XIV., daß ich Ihnen wöchentlich eine Stunde zu geben habe, wenn Sie zu mir kommen wollen. Seinen Freunden, die ihn ermunterten, an den Hof zu gehen, gab er zur Antwort: was soll ich da? Loben kann ich nicht mehr. Dies hatte er auch früher nicht immer so uneingeschränkt gethan, als derjenige vermuthen muß, der ihn nur aus seinen Gedichten beurtheilt. Er dichtete, wiewol mit abnehmender Kraft, bis gegen das Ende seines Lebens. In diese spätere Zeit fallen seine Streitigkeiten mit Perrault, dem Tadler der Alten, und mit den Jesuiten, gegen welche er seine letzte Epistel, sur l'amour de Dieu und seine letzte Satyre, sur l'equivoque, richtete, beide, zumal die erste, von ernst theologischem Inhalt und Zeugen der veränderten Richtung seines Geistes. Er unterwarf sie vor ihrer Bekanntmachung dem Urtheil der angesehensten Theologen, selbst des Kardinals von Noailles, Erzbischofs von Paris und erhielt ihren Beifall. Die Jesuiten rächten sich, indem sie seinen Ruhm verkleinerten, und besonders durch den Pater Tellier, einen königlichen Befehl auswirkten, daß jene Satyre nicht in die Samlung seiner Schriften aufgenommen werden solle. Er starb nach mehrjähriger Kränklichkeit, mit den Gesinnungen eines frommen Christen, am 13. März 1711 im 75. Jahre und hinterließ den größten Theil seines Vermögens den Armen. Boileau's sittlicher Charakter, den seine

3) Pradon schrieb namentlich le Triomphe de Pradon sur les Satyres du Sieur D. und nachher nouvelles Remarques sur tous les Ouvrages du Sieur B., Boursault eine Satyre des Satyres, Bonnecorse ein heroisches Gedicht Lutrigot (Marseille 1686. 12.) u. s. f. 4) Gegen Cotin richtete er in dieser Satyre die bekannten Verse:

Qui meprise Cotin, n'estime point son roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi.

5) Chapelain, Quinault, Saint Amant, Cotin und andere von B. verspottete Schriftsteller waren Mitglieder der Akademie.

Feinde nicht ohne einigen Anschein der Wahrheit in Schalken stellten, erscheint nach glaubwürdigern unparteiischen Berichten sehr achtungswerth. Er war ein gottesfürchtiger, gegen seine Feinde versöhnlicher, im Umgange milder und sanfter Mann von unbescholtenen Sitten, ein treuer Freund, großmüthig und billig, so daß die berühmte Sevigné von ihm sagte, er sey nur in seinen Versen grausam. Er schonte den moralischen Charakter seiner Gegner, und hatte es in seinen Satyren überhaupt weniger mit den Lastern, als mit den Thorheiten seiner Zeitgenossen, und besonders der schlechten Schriftsteller, zu thun. Er war ein Freund der Wahrheit und zeigte sich als solcher in seinen Schriften, wenn man die grundlosen und zum Theil höchst ausschweifenden Schmeicheleien [6]) gegen Ludwig XIV. abrechnet, die man billig nach dem Geiste seiner Zeit und seiner Nation, beurtheilen muß. Mit lebhafter Freude erkannte er das Gute und Trefliche an, wo er es fand, aber eben so schnell reitzte auch das Schlechte seinen Unwillen. Mit seinem Kredit diente er andern, und besonders war ihm der Anblick eines nothleidenden Gelehrten unerträglich, so daß er selbst den frechen Spötter Liniere mit Anleihen unterstützte, der oft in seiner Nachbarschaft Blasphemien sang und von dem er zu sagen pflegte, qu'il n'avoit de l'esprit que contre Dieu. Er zeigte stets Achtung gegen Religion und Sittlichkeit und war am Ende seines Lebens sehr mit sich selber zufrieden, daß er sie in seinen Gedichten nie beleidigt hatte; im Gegentheil war er oft ihr Vertheidiger gewesen. Einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit gab er dadurch, daß er die Einkünfte einer kleinen geistlichen Pfründe, die er in früherer Zeit, ohne eigentlich Geistlicher zu seyn und also unbefugter Weise, durch weibliche Verwendung erlangt und acht Jahre genossen hatte, auf die Vorstellung des Präsidenten Lamoignon zurückgab und zu vermeintlichen frommen Zwecken bestimmte [7]). Mit solchen Eigenschaften verdiente und erlangte er auch als Satyriker Achtung. Über seinen Werth als Dichter sind sehr verschiedene Urtheile ausgesprochen worden; viele haben, zumal in frühern Zeiten, ihn sehr hochgestellt, andere ihn kaum als Dichter gelten lassen. Gewiß ist es, daß er nicht den Dichtern vom ersten Range beigezählt werden kann, denn es fehlt ihm zu merklich an schöpferischer Phantasie, und man findet daher bei ihm wenig Originalität; fast immer schwebten ihm Muster vor, die er nicht selten erreicht, kaum je übertroffen hat. Auch leistete er in denjenigen Dichtungsarten, durch welche sich die Poesie selbständig von der Prosa scheidet und am weitesten von ihr entfernt, namentlich in der Lyrik, am wenigsten. Unläugbar aber hatte er diejenigen Talente, welche die Natur ihm verlieh, aufs sorgfältigste ausgebildet. Er besaß einen hellen, kräftigen Verstand, treffenden Witz, scharfen Beobachtungsgeist und diese Selenkräfte hatten mehr als die Phantasie an seinen Gedichten Antheil; wahre Gedanken mit Ordnung, Klarheit und Eleganz vorzutragen, war in der Poesie sein höchstes Bestreben. Er selbst sagt dies deutlich genug in seiner neunten Epistel. Fast unempfindlich, sagt ein neuerer teutscher Kunstrichter, für die höhern Reize der Poesie, die aus dem Innersten der Sele entspringen und zum enthusiastischen Mitgefühle hinreißen, hatte er den feinsten Takt für das Richtige und Schickliche und für die wahre Harmonie der Gedanken und des Ausdrucks. Er war also, um hier einen ältern Ausdruck anzuwenden, kein Dichter für das Herz, aber man hat ihn nicht mit Unrecht den Dichter der Vernunft genant, und er ist ein lehrreicher Dichter, so weit man dies ohne eigentliche Tiefe des Geistes seyn kann. Viele seiner Verse sind in Aller Gedächtniß, und haben die Giltigkeit von Sprichwörtern erlangt. Auf Sprache und Versbau wendete er die höchste Sorgfalt, sein Ausdruck ist durchaus rein, fast immer richtig und präcis, sein Vers leicht, fließend und harmonisch; jener gilt für klassisch, als Verskünstler hat man ihm unter den französischen Dichtern oft den ersten Rang eingeräumt, der aber doch mit größerm Recht Racinen gebühren möchte. Er vollendete seine Verse größtentheils in Gedanken, und schrieb sie erst spät nieder; überhaupt arbeitete er mit vieler Mühe, wovon man in seinen Gedichten auf den ersten Blick nichts gewahr wird. Er machte von zwei reimenden Versen den letzten zuerst, und glaubte auf diese Weise am sichersten leere und matte Verse zu vermeiden, obwol sich nicht leicht einsehen läßt, wie dieses Mittel zum Ziel führen könne. Den Alten verdankte Boileau ungemein viel. Er war unter den Dichtern seiner Zeit einer der größten Kenner und was immer daraus folgt, ein Bewunderer derselben, er ahmte sie sehr oft, obwol mit Freiheit, nach und suchte sich ihren Geist möglichst eigen zu machen. Man wunderte sich daher nicht ohne Grund, daß er bei dem bekannten Streit über den Vorzug der Alten oder Neuern, welchen Perrault durch seine Parallèle des Anciens et des Modernes veranlaßte, und an welchem fast alle damaligen französischen Schriftsteller Theil nahmen, anfangs nur mit einigen leichten Epigrammen auftrat. Der Prinz Conti sagte einst zu Racine: Schweigt Despreaux ferner, so werde ich in die Akademie gehen und auf seinen Stuhl schreiben: Du schläfst, Brutus? Er erwachte jedoch, und vertheidigte die Alten mit aller Lebhaftigkeit, obwol auf eine für uns nicht genügende Weise; er half dadurch die schöne Literatur seiner Nation vor der gänzlichen Oberflächlichkeit bewahren, zu welcher die Geringschätzung der Alten führte. Überhaupt war der Einfluß, den er besonders durch seine Satyren und am meisten durch seine Art poetique auf die Richtung des französischen Geschmacks hatte, höchst bedeutend, ja entscheidend, nicht für seine Zeit allein, sondern auch für die folgenden Jahrhunderte; aber über die wichtige Frage, ob er durch diesen Einfluß mehr genutzt oder geschadet habe, stehen die Urtheile älterer französischer und neuerer teutscher Literatoren in völligem Widerspruch. Als Boileau auftrat, sagen seine Vertheidiger, entbehrten die Franzosen noch einer Anleitung zum guten Geschmack. Das Zeitalter Ludwigs XIV. war durch große Talente heraufgeführt worden, aber zu gleicher Zeit überschwemmte eine Menge mittelmäßiger

6) In seiner ersten Epistel sagt er von dem Könige, der so viele Unglückliche machte:

L'Univers sous son regne a-t-il des malheureux? — Etwas verfehlteres läßt sich vielleicht nicht vorbringen. 7) Nämlich zur klösterlichen Ausstattung derselben Dame, welche ihm die Pfründe verschafft und die er geliebt hatte.

und schlechter Schriften den französischen Parnaß. Die Vorliebe für das Burleske erstreckte sich, zum Verderben des guten Geschmacks, auf alle Gattungen der Schreibart. Ihr zur Seite ging die Sucht für das Unnatürliche, Übertriebene und Abenteuerliche, welches durch zahlreiche Romane unterhalten wurde. Es fehlte an einem Anführer, der zwischen den Extremen hindurch den Weg zur Natur und Wahrheit zeigte. Boileau übernahm dieses Geschäft, er warf sich zum Vertheidiger des guten Geschmacks auf, er wurde Lehrer und Muster zu gleicher Zeit. Durch seine Satyren verbannte er die geschmacklosen Dichter vom Parnasse, man durfte nicht länger ungestraft schlechte Verse machen. Durch die Muster, die sein mit dem klassischen Alterthum genährter Geist aufstellte, kam man von der Vorliebe für das Burleske und Romanhaft-Abenteuerliche zurück. Gegen das letzte kämpfte er mit Erfolg in einem Gespräch, les Heros de Roman überschrieben. Unter seiner Leitung kehrte man zur Natur zurück, der gute Geschmack lebte wieder auf und die Folgen einer wohlthätigen Verfeinerung wurden in allen Theilen der Literatur sichtbar. Boileau's Einfluß erstreckte sich bis auf die Rechte; vier sarkastische Verse seiner achten Satyre (Jamais la Biche u. s.) trugen vornämlich dazu bei, daß der sogenannte Congrès, eine sehr ärgerliche und unsichere Beweisart bei Ehescheidungsklagen, beseitigt wurde. Seine Episteln verbreiteten gemeinnützige Wahrheiten, und die Wirkung seiner, von einer gesunden Vernunft, einem hellen Verstande eingegebenen Schriften war von bleibender Dauer[8]). Hienach erscheint sein Verdienst um die französische Literatur fest gegründet. Aber indem er den schlechten Geschmack bekämpfte, schloß er den guten Geschmack in allzuenge Gränzen ein, und da es ihm an Tiefe des Geistes fehlte, um das wahre Wesen der Dichtkunst zu erfassen, so suchte er in Außendingen, in einer einseitigen Verstandesherrschaft, in der rhetorischen Vollendung des Gedankens, in dem schönen Styl, das Höchste derselben. Unglücklicherweise blieben die Franzosen bei diesen Ansichten stehen und die einseitige Richtung, die elegante Nüchternheit ihrer Poesie seit der Periode Ludwigs XIV. war zum Theil Boileau's Werk. Aus diesem Grunde bezeichnen Friedrich von Schlegel[9]) und Andere seinen Einfluß auf die französische Literatur als sehr nachtheilig. Man muß aber bedenken, daß B's geistiges Wirken durch den Charakter seiner Zeit und seiner Nation bedingt wurde. Wären seine Ansichten und Werke nicht im Geiste der Nation selbst gewesen, so hätte er unmöglich einen dauernden Einfluß behaupten können. — Es bleibt noch übrig, von den vornehmsten Werken B's einzeln zu reden. Als das gelungenste derselben betrachtet man den Pult (le Lutrin) weil er am reichsten an Erfindung ist. Veranlassung zu dieser komischen Epopöie in sechs Gesängen, welche B. auf den Rath des Herrn von Lamoignon dichtete, gab die lächerliche Streitigkeit zweier Geistlichen an einer Kirche zu Paris, von denen der eine, dem andern zum Verdruß, einen ungeheuern, wurmstichigen, längst beseitigten Chorpult vor dem Sitze desselben wieder aufstellen lassen wollte. Die Idee, einen unbedeutenden, anscheinend unfruchtbaren Stoff für das komische Epos zu wählen, war vor Boileau durch den Italiäner Tassoni ausgeführt worden, dessen Gedicht la Secchia rapita Boileau, wie er an einer Stelle im vierten Gesange des Pults verräth, sehr wohl kannte. Boileau's Werk ist weniger kühn und muthwillig, aber regelmäßiger und decenter, als das italiänische; es ist sinnreich angelegt und mit gelungenen komischen Situationen und treffender Satyre ausgestattet, aber die allegorischen Personen, welche die Maschinerie bilden, sind unnöthig gehäuft, der Schluß ist zu ernst für das Ganze, und die allzu große Sorge des Dichters für eine schickliche Haltung und einen durchaus eleganten und classischen Ausdruck, schadet einigermaßen der komischen Lebendigkeit[10]). Das Gedicht bestand, als es 1674 in einer Ausgabe von B's Werken zuerst gedruckt wurde, aus vier Gesängen und erschien erst lange nachher in seiner jetzigen Gestalt. In seinem berühmten Lehrgedicht l'Art poetique, welches er 1669 zu bearbeiten anfing, ahmte er die Horazische Epistel an die Pisonen, sowol im Ton des Ganzen, als an vielen einzelen Stellen nach, aber er dehnte den Stoff weiter aus und ordnete ihn systematischer. In dem ersten der vier Gesänge gibt er allgemeine Regeln für die Dichtkunst, die aber nicht auf diese allein, sondern auf die gute Schreibart überhaupt Anwendung leiden, denn an eine Bestimmung des Begriffs und Wesens der Poesie hat er durchaus nicht gedacht. Am Schluß geht er zu einer kurzen Geschichte der französischen Dichtkunst bis auf Malherbe über. Im zweiten Gesange handelt er, zum Theil mit wenigen Worten, zum Theil etwas ausführlicher, von den einzelen Dichtungsarten, der Idylle, Elegie, Ode, dem Sonett, Epigramm, Rondeau, der Ballade, dem Madrigal, der Satyre und dem Vaudeville. Der Styl schmiegt sich möglichst den Gegenständen an. Die äsopische Fabel wird mit Stillschweigen übergangen, welches minder auffallen würde, wenn sie bei den Franzosen nicht im äußern Gewande der Poesie erschiene. Der dritte Gesang betrift das Trauerspiel, das epische Gedicht und zuletzt das Lustspiel. Vor allen Dingen werden die aristotelischen drei Einheiten empfohlen. Im vierten Gesange kommt er zu allgemeinen Vorschriften zurück, welche diesmal mehr das persönliche und das moralische Verhalten des Dichters betreffen. Er soll seine Naturanlage richtig beurtheilen, die Schmeichler meiden, sich einen aufrichtigen kritischen Freund wählen, nicht um schnöden Gewinn dichten u. s. f. Durch eine Digression wird alsdann das Lob Ludwigs XIV. herbeigeführt und der Schluß ist ganz temporell, so wie überhaupt das Individuelle der französischen Sitten, Literatur und Poesie durch das ganze

---

8) Alles dies ist weiter ausgeführt in der Schrift: l'Influence de Boileau sur la Litterature françoise, avec un Coup d'oeil rapide et un Jugement impartial sur tous les ouvrages de ce poète. Par M. M. D. C. C. R. London und Paris. 1786. gr. 8. (beurtheilt in der allg. Lit. Zeit. 1787. Nr. 222.) Die Akademie zu Nismes hatte im J. 1785 einen Preis auf die Frage gesetzt: Welchen Einfluß Boileau auf die französische Literatur gehabt habe? wodurch jene Schrift veranlaßt wurde. 9) Gesch. der alten und neuen Literatur Th. II. S. 154.

10) S. Dusch's Briefe zur Bildung des Geschmacks Th. 6. S. 225—251. Bouterweck's Gesch. der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 6. S. 102 ff.

Gedicht vorherrscht, welches daher auch bei einer Übersetzung sehr verlieren muß, doch ist es u. a. vom Grafen Ericeira ins Portugisische und vom Ritter Soame 1683 ins Engländische übersetzt worden. Die Komposition dieses Gedichts ist, wie Bouterweck bemerkt, nicht gemein, jeder Anschein von systematischer Trockenheit ist kunstreich vermieden, die Ausführung ist durchaus verständig, voll Abwechslung; Sprache und Versbau lassen wenig oder nichts zu wünschen übrig. Aber in seinen kritischen Grundsätzen und Vorschriften bleibt der Verf. überall auf der Oberfläche haften, es komt auch nicht ein Gedanke vor, der einen tiefern Blick in das Innere der Kunst verriethe. Die nüchterne Verständigkeit, die Angemessenheit der Gedanken, die Richtigkeit des Ausdrucks, die Eleganz des Styls sind ihm in der Poesie Alles. Statt in das Wesen derselben einzugehen, begnügt er sich meistens mit einer negativen Kritik, welche Fehler und Auswüchse vermeiden lehrt. — Boileau's Satyren, welche vornehmlich seinen Dichterruf gründeten, sind zwölf an der Zahl, von denen er die neun ersten bis zum J. 1667, die übrigen aber, nach einer langen Zwischenzeit, in seinen spätern Lebensjahren dichtete. Merkwürdig ist es, daß es eine Satyre gegen die Frauen war, mit welcher er auf die verlassene Bahn zurückkehrte, und nicht minder merkwürdig die ungewöhnliche Ausdehnung, welche diese Satyre erlangt hat. Bei mehren seiner Satyren, zumal den frühern, hatte B. bestimmte Vorbilder aus dem Horaz und Juvenal vor Augen[11]), bei andern ging er etwas selbständiger zu Werke, doch blieben im Allgemeinen die beiden Römer seine Muster. Dem Juvenal nähert er sich durch die Bitterkeit seiner Verse, dem Horaz gleicht er darin, daß er mehr Thorheiten, als eigentliche Laster strafte. Seine Satyren gelten in der französischen Poesie, dem Inhalt und der Sprache nach, für klassisch, doch ist sein Vorgänger, der Satyrendichter Regnier, den Boileau durch Anstand und gebildete Sprache weit übertraf, lebendiger und nicht selten reicher an komischer Kraft. Mit vorzüglichem Erfolg ging Boileau, als er der Satyre, doch nur so fern sie als eigne Dichtungsart erscheint, eine Zeitlang entsagt hatte, zur poetischen Epistel über, wozu er sich den Horaz zum Muster wählte. Sein poetisches Genie eignete ihn ganz dazu, Verstandeswahrheiten in Versen auf eine interessante und gefällige Art vorzutragen. Nur in der letzten seiner zwölf Episteln, sur l'amour de Dieu, erkent man, so wie in der letzten Satyre, kaum den Geist des Dichters wieder. Unter seinen kleinern Gedichten sind gegen 60 Epigramme, zum Theil gegen die Jesuiten, gegen Perrault, Cotin, Pradon und andere literarische Gegner gerichtet und nicht alle von gleichem Werth, nebst einer sehr kleinen Anzahl lyrischer Gedichte. Die dramatische Parodie Chapelain decoiffé, welche man in seinen Werken findet, rührt größtentheils von Furetiere her, der sie 1664 bei einer gemeinschaftlichen Mahlzeit mit Hilfe von Boileau und Racine verfertigte. — Auch als Schriftsteller in Prosa war Boileau ausgezeichnet. Die wichtigste seiner prosaischen Arbeiten ist der Traité du Sublime ou du Merveilleux dans le Discours, traduit du Grec de Longin, eine musterhafte Übersetzung, die zuerst 1674 erschien. Als B. neunzehn Jahre später sich entschloß, mit ernsten Gründen gegen Perrault, den Tadler der Alten, aufzutreten, gab er kritische Bemerkungen über einige Stellen des Longin heraus, worin er jenen, dem Anscheine nach nur gelegentlich widerlegte, und denen er in der Folge neue kritische Bemerkungen hinzufügte[12]). Außerdem findet man in den vollständigen Ausgaben seiner Werke den schon erwähnten Lucianischen Dialog: les Heros de Roman, einen Discours sur le style des Inscriptions, einige Briefe u. s. f.[13]). Seine Prosa ist, ungeachtet der Länge seiner Phrasen, klar und verständlich. Seine gesammelten Werke wurden schon bei seinem Leben oft gedruckt, insbesondere Paris 1674. 4. 1675. 12. 1683. 1694. 2 Bde. 12. 1695. 2 Bde. 12. 1701. 4. (die letzte durch B. selbst besorgte Ausgabe) Amsterdam 1701 2 Bde. 12. ebd. 1702. 2 Bde. 12. Diese Ausgaben, besonders die frühern, sind natürlicherweise unvollständig und in so fern von geringem Werth. Eine Ausgabe, welche B. kurz vor seinem Tode 1710 anfing, wurde, wie oben bemerkt, durch die Jesuiten gehemt. Unter den noch viel zahlreichern nach B's Tode erschienenen Ausgaben sind vorzüglich bemerkenswerth: die mit Erläuterungen von Cl. Brossette, einem Freunde des Dichters, Genf 1716 2 Bde. 4. (nachgedruckt Amsterdam 1717. 4 Bde. 12.) Eine prachtvolle Ausgabe mit Kupfern von Picart, Amsterdam 1718. 2 Bände in Fol. und in 4., wovon die Folio-Ausgabe ebendas. 1729 wiederholt wurde; eine saubere Ausgabe in 4 Bden 12. ebenfalls mit Kupfern von Picart, Haag 1722. eine Ausgabe von Desmaizeaux, mit Zusätzen von du Monteil, Amsterd. 1729. 4 Bde. 12. eine schöne Ausgabe von J. Bt. Souchay mit Kpfn. von Cochin, bei welcher Bolaeana von de Montchesnay hinzukamen,

11) So ahmt er in seiner ersten und sechsten Satyre die dritte des Juvenal, in der fünften die achte und in der zehnten die sechste desselben Dichters nach; die dritte ist nach Horazens achter Satyre des zweiten Buchs, die siebente nach dessen erster Satyre des zweiten Buchs gedichtet, in der achten Satyre erkent man den Geist des Persius. 12) Da Perrault in seiner schon erwähnten Parallele den Zweck hatte, die Neuern über die Alten zu erheben, so ließ er auch Boileau in einer Hinsicht die höchste Gerechtigkeit widerfahren und gestand ihm zu, daß er nicht nöthig gehabt habe, den Horaz nachzuahmen, weil er da, wo er Original sey, oft den Vorzug vor Horaz verdiene. Dann aber wird getadelt, daß B. durch das Beispiel des Römers verleitet, in seinen Satyren Jedermann offen genant und verdiente Schriftsteller mit Unrecht dem Spotte Preis gegeben habe. Der Abbé Cotin z. B. den B. so sehr herabsetzt, sey ein Mann von Gelehrsamkeit und Verdienst und keineswegs ein unbeliebter Redner gewesen. Den Dichtern Quinault und St. Amant habe B. grosses Unrecht gethan u. s. f. Er habe aber wohl gewußt, daß man sich nicht an unbedeutenden Männern allein reiben dürfe, wenn man durch Satyren Aufsehn erregen wolle. Dieser Vorwürfe ungeachtet, wurde Boileau von Perrault möglichst geschont, ja nicht einmal genant, weil letzterer ungern ihn zum Gegner haben wollte, was aber dennoch nicht zu vermeiden war. Unter den Vertheidigern der Alten gegen Perrault war Boileau einer der wichtigsten, doch bleibt er bei Einzelnheiten und Kleinigkeiten stehen, ohne den Geist der Alten im Allgemeinen recht zu erfassen. In der Folge söhnte er sich mit Perrault wieder aus. 13) Später als seine übrigen Werke sind noch erschienen: Lettres familieres de Boileau et Brossette publ. par Ciceron Rival. Lyon 1770. 3 Tom. 12. Die Originale der Briefe besitzt Renouard zu Paris.

Paris 1740. 2 Bde. 4., eine mit neuen Zusätzen vermehrte zierliche Ausgabe von St. Marc, Paris 1747. 5 Bde. 8. m. K. neu aufgelegt, obwol minder elegant, Amsterdam 1772. 8. und 12., eine recht saubere Ausgabe bei Didot dem ältern, Paris 1781. 2 Bde. 18. eine andere Paris bei Cravelet 1798. 4. mit 9 Kpfrn. u. s. f. Zum Behuf der Erziehung des Dauphins sind zu Paris bei Didot 1788 und 1789 Ausgaben in 18. und in gr. 4. (letzte nur zu 250 Exemplaren auf Vel. Papier) erschienen; desgleichen sind Boileau's Werke, sowol von Didot, als von Herhan mit Stereotypen gedruckt und bis in die neuesten Zeiten, zum Beweise der fortdauernden Theilnahme der Nation, Ausgaben derselben unternommen worden[14]). Auch in Teutschland sind B's Werke mehrmals, als Dresden 1746. 4 Bde. 8. ebd. 1767. 4 Bde. 8. und die poetischen Werke Berlin 1785. 2 Bde. 8. nachgedruckt worden. Eine sehr gerühmte lateinische Übersetzung der poetischen Werke, von Godeau, erschien zu Paris 1737. 8. In Teutschland haben fast nur Caspar Abel und F. H. von Schönberg Versuche gemacht, Gedichte von B. zu übersetzen, jener die Satyren und Episteln, Goslar 1729—32. 2 Thle., dieser den Pult, Dresden, 1753[15]). *(Rese.)*

BOINDIN (Nicolas), französischer Gelehrter, Alterthumsforscher und Lustspieldichter am Schlusse des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., der wegen seiner freigeisterischen Äußerungen sich den Verdacht des Atheismus zuzog*), geb. zu Paris 1676 und gest. ebendaselbst 1751. Aus dem Kriegerstande, in welchem er seine ersten Jahre zugebracht hatte, zog er sich, seiner schwachen Gesundheit wegen, zurück, und widmete sich ganz den Wissenschaften, wurde auch 1706 Mitglied der Akademie der Inschriften; die Aufnahme in die französische Akademie aber wurde ihm wegen des auf ihn gefallenen Verdachts der Atheisterei verweigert. Voltaire in dem Temple du goût (Oeuvres complètes de Mr. de Voltaire. Aux Deux-Ponts. Tome XIV. (1791.) p. 151.) persiflirt ihn unter dem ihm gegebenen Namen Bardou, und wirft ihm Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Rechthaberei und Geschmacklosigkeit vor**). In den Mémoires de l'Academie des Inscriptions stehen mehre schätzbare antiquarische Abhandlungen von ihm z. B. über die Namen der Römer; über die römischen Tribus; über die Form und Bauart der alten Theater; über die Masken und Theaterkleidungen der Alten, welche mit seinen theatralischen Stücken im J. 1753 zu Paris in zwei Duodezbänden wieder abgedruckt worden sind†). *(Mohnike.)*

Boineburg, s. Boyneburg.

BOIREL (Antoine), Wundarzt zu Argentau in der Normandie, geb. 1625, machte sich durch seinen, viele neue und genaue Beobachtungen enthaltenden Traité des plaies de tête. Alençon, 1677. 8. rühmlichst bekant. Sein Bruder Nicolas, Arzt in derselben Stadt, schrieb Nouvelles observ. sur la maladie vénérienne. Par. 1702; 1711. 12., die nichts Auszeichnendes haben*). *(Baur.)*

du Bois, s. Dubois.

Boisalz, s. Salzwerke.

Bois-belle, s. Henrichemont.

BOISBLANC, 1) ein Eiland am untern Ende der großen Insel in der Meerenge Detroit; der östliche Arm an dem Gestade von Canada ist breit und tief genug für die größten Schiffe, der westliche auf der Seite von Michigan weniger fahrbar, weil er voller Felsen und kleiner Werder steckt; 2) ein kleiner Binnensee zwischen dem Ober- und Holzsee auf der Gränze des nordamerikanischen und britischen Gebiets. (Morse.) *(Hassel.)*

BOIS COMMUN, Stadt im Bez. Pethiviers, Dep. Loiret mit 1170 Einw. — B. d'Amont, Dorf im Bez. S. Claude des franz. Dep. Jura, an der Obre, mit 900 Einw., ist bekant durch die Industrie in Verfertigung von Schachteln, auch hat es viele Nagelschmiede. *(Hassel.)*

BOIS-DAUPHIN, in der franz. Landschaft Maine, 1½ Stunde südwestlich von Sablé, erheirathete Theobald von Montmorency-Laval auf St. Aubin-des-Coudrais, des Theobald auf Loué und der Johanne von Maillé zweiter Sohn, samt Aulnay, mit Anna von Maimbier (um 1440). Sein ältester Sohn, Renat I., erwarb durch Heirath Precigné in Anjou, an den Gränzen von Maine und Loueille, unweit la Fleche, so wie sein Enkel, Johann, die Vicomté Bresteau an der Huiène, unterhalb la Ferté-Bernard, St. Mars, Rouperoux und St. Georges-du-Rozay, alle drei in der Election von Mans, Mougasteau, in dem Kirchspiel Ston, la Mousse, und wie es scheint, auch Teligny, an den Gränzen von Perche, unweit Montmirail, und sein Urenkel Renat II., Baif in Anjou, Tinnerelle, Mesangeres, Riverelles und Mangé. Renats II. Sohn, Urban, war der bekannte

14) S. das allgem. bibliographische Lexicon von Ebert. Erster Band unter Boileau. 15) S. über ihn und seine Schriften: Vie de Mr. Boileau par *Des Maizeaux*. Amsterdam 1712. 12. und vor einigen Ausgaben seiner Werke. Ein anderes Leben von Daunou vor der Herhanschen Stereotyp-Ausgabe. Paris 1809. 3 Bde. 8. und 12. Eloge de Mr. Despreaux par M. *de Boze* vor der Pariser Ausgabe von 1747. Tom. I. Die histor. Erläuterungen zu seinen Werken von Brossette, die Boleana und andere Zugaben seiner Werke. Mémoires de *Niceron*. Tom. 24. pag. 183—243. (teutsche Übersetzung Th. 22. S. 340—391.) *Marmontel* Poetique françoise. Tom. I. und II. an mehren Orten. *Lambert* Histoire litteraire du Regne de Louis XIV. Tom. II. pag. 472. Schröckh's Lebensbeschreibungen der Gelehrten, Bd. 2. S. 281—299 der neuen Ausg. Dusch's Briefe zur Bildung des Geschmacks. Erster und sechster Band. *D'Alembert* Histoire des Membres de l'Academie françoise. Tom. 3. *Laharpe* Lycée Bd. 6. S. 184—323. Bouterweck's Gesch. der Poesie und Beredsamkeit. 6. Bd. (Gesch. der franz. Poesie und Beredſ. 2. Bd.) S. 97—117. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. 1. Th. S. 717—720. — Die Biogr. univ. führt B. noch als einen der Verfasser des großen Werkes: Médailles sur les principaux évènemens du regne de Louis-le-Grand Par. 1723 f. an, und sagt, daß er nebst Racine zur Verbesserung des Styls in den Constitutions de la maison de St. Cyr, redigées par Mme *de Brinon* Par. 1700 beauftragt worden.

*) Testament Politique du Maréchal de Belle-Isle, p. 43. Lessing theilt in den Kollektaneen die hier in Frage kommende Stelle mit, kannte aber Boindin nicht. **) Die ganze Stelle ist bei Adelung, zum Theil auch bei Eschenburg abgedruckt. †) Vgl. Adelung's Fortsetz. und Ergänzungen zum Jöcher Art. Boindin, und Eschenburg in Lessing's Kollektaneen u. s. w. Th. 1. S. 128 u. 129 (G. E. Lessing's sämtl. Schriften Th. 15); beide berufen sich auf das Nouveau Dictionnaire historique.

*) Biogr. univ. T. V.

Marschall von Bois-Dauphin, der, nachdem er dem State mit Auszeichnung gedient, sich der Ligue anschloß, und eines ihrer wichtigsten und thätigsten Glieder wurde. In dem Treffen bei Jvry gerieth er, verwundet, in Gefangenschaft, dafür aber nahm er, bei dem Entsatze von Craon, 1592, schwere Rache an den Königlichen. Als die Hoffnung schwand, die Bourbons von dem Thron auszuschließen, wußte Urban treflich für sich zu sorgen, seine Unterwerfung theuer genug zu verkaufen. Er übergab dem König seine Festungen, Sablé und Châteaugontier, 1595, und erhielt dagegen eine starke Summe Geldes, am 5. Januar 1597 den Heiligen-Geistorden, 1599 den Marschallsstab, 1604 das Gouvernement von Anjou. Früher schon, den 29. Nov. 1593, hatte er Sablé, um 90,000 Liv., von dem Herzoge von Mayenne erkauft; diese Herrschaft, von welcher die Baronie St. Germain, die Kastellaneien Malicorne, Garlande, Vitré, mehr denn 50 Lehen und 15 Kirchspiele abhingen, wurde am 6. Januar 1602 neuerdings für ihn zu einem Marquisat, so wie Bresteau zu einer Grafschaft erhoben. Im J. 1615 führte er, als Generallieutenant, die gegen die Prinzen ausgesendete Armee; er starb zu Sablé, den 27. März 1629, und wurde in der Kirche des von ihm gestifteten Minoritenklosters zu Preigné beigesetzt. Seine Gemalin, Magdalena von Monteeler, Frau auf Bourgon, Montaudin, beide in Maine, an den Gränzen der Bretagne gelegen, Airon, Bois-au-Parc, Fontenailles, in der Baronie la Ferté-Bernard, Bargé, les Grands-Beaucamps, Pantloup, Bourgnouvel, Coulonge und Chansonnay, hatte ihm mehre Kinder geboren; nur ein Sohn, Philipp Emanuel, erreichte das Mannsalter, um schnell zu zerstören, was der Vater so mühsam erbauet. Die Güter gingen nach einander verloren (Sablé und Bois-Dauphin ließen die Gläubiger 1648 versteigern), Philipp Emanuels Enkel wurden einer vor Woerden (1672), der andere auf Candia (1669) getödtet, und das ganze Haus Bois-Dauphin beschloß Philipp Emanuels zweiter Sohn, Heinrich Maria, Bischof zu la Rochelle, † 22. Nov. 1693, eben derjenige, welcher das Bisthum von Maillezais nach la Rochelle verlegt, und wesentlich verbessert hatte. Vgl. die Art. Laval und Montmorency. (*v. Stramberg.*)

BOISGELIN, ein Kanal im franz. Dep. Rhonemündung, welcher an der Durance im Bez. Tarascon zur Bewässerung und Trockenlegung des Landes, das dieser wilde Strom jährlich überschwemt, gezogen ist; er hält 2 Meilen in der Länge. (*Hassel.*)

BOISGELIN (Jean de Dieu Raymond de Cucé), wurde am 27. Febr. 1732 zu Rennes aus einer alten Familie der Bretagne geboren, widmete sich mit Eifer den Wissenschaften und trat in den geistlichen Stand. Er wurde zuerst Grosvikar zu Pontoise, dann 1765 Bischof von Lavaux und 1770 Erzbischof von Aix. In diesem Posten that er das Möglichste zur Erhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in seiner Provinz, so wol zu jener Zeit, wo die Edikte des Kanzlers Maupeou eine große Bewegung in der Provence hervorbrachten, als später bei den ersten Zuckungen der Revolution, als das Volk die Getreidemagazine zu Aix plünderte. Er übergab selbst den erschrockenen Kaufleuten hunderttausend Franken aus seinem Privatvermögen, damit sie die Verproviantirung fortsetzten, und wirkte durch seine Pfarrer dergestalt auf das Volk, daß man das geraubte Getreide in die öffentliche Niederlage zurückbrachte. Auch hatte er als Präsident der Behörde, welche an die Stelle der vormaligen Stände der Provence trat, mehre gemeinnützige Unternehmungen eingeleitet, und unter andern zu Lambese ein Erziehungshaus für unbemittelte junge Mädchen von Stande angelegt. Die Provence verdankt ihm den Bau eines Kanals, der noch seinen Namen führt. Als Redner ward er besonders durch seine Leichenreden auf den Dauphin (1765), den König Stanislaus von Polen (1766), die Dauphine (1769), von denen beide letztere gedruckt wurden, bekant; auch predigte er bei den Exequien Ludwigs XV., wo ihn unwillkürliche Beifallsbezeugungen zweimal unterbrachen. Im J. 1776 trat er an die Stelle des Abts Voisenon in die Akademie, 1787 saß er in der Versamlung der Notabeln und 1789 in den Etats généraux. Er stimmte hier für die Trennung der drei Stände, und bemühte sich in der Folge, die Ansprüche der dissidirenden Geistlichkeit zu rechtfertigen; er schlug die Aufhebung aller Lehnsverbindlichkeiten vor, drang auf die jährliche Bewilligung der Auflagen durch die Abgeordneten, und vertheidigte die Eigenthumsrechte der Geistlichkeit, wobei er jedoch die Vertheilung besser eingerichtet haben wollte. Er wurde am 23. Nov. 1789 zum Präsidenten ernant. Im J. 1790 bestand er auf Beibehaltung der Zehnten, bot aber im Namen des Klerus ein Geschenk von 400 Millionen an. Er bestritt den Antrag, der die sämtlichen Kirchengüter zur Verfügung der gesetzgebenden Versamlung stellte, um den Werth der Assignaten damit zu verbürgen; sprach gegen den Vorschlag, ein Papiergeld zu schaffen, und als man wegen der bürgerlichen Verfassung des Klerus rathschlagte, trug er auf Zusammenberufung eines Generalconciliums an, und gab in dieser Angelegenheit eine Schrift: Exposition des principes des évêques de l'Assemblée heraus. Nach Endigung der constituirenden Versamlung ging er, da seine Stelle mit einem constitutionellen Bischof besetzt worden war, nach England, wo er zur Unterstützung einiger ausgewanderte Familien eine Übersetzung der Psalmen in französische Verse mit vorausgeschickter Abhandlung über die heilige Dichtkunst 1799 drukken ließ. 1801 kehrte er in Folge des von ihm unterzeichneten Concordats nach Frankreich zurück, hielt in der Kathedralkirche zu Paris eine Predigt über die Herstellung des katholischen Gottesdienstes, und wurde 1802 im April Erzbischof von Tours, 1803 Kardinal, desgleichen Kandidat des Erhaltungssenats und Mitglied des Nationalinstituts in der Klasse der französ. Sprache und Literatur. Er starb am 23. August 1804 zu Angervilliers bei Paris, 72 Jahr alt. Man weiß nicht, weßhalb Lalande diesen rechtgläubigen Kardinal in seinem Dictionnaire des Athées mit aufgeführt hat. Verschiedene Schriften und Reden, die er als Mitglied der constituirenden Versamlung bekant machte, sind nachher in eine Samlung gebracht worden. Außerdem ist von ihm besonders eine Übersetzung der Heroiden des Ovid (angeblich zu Philadelphia, 1786. 8., aber zu Paris erschienen.

Der Abbé Garnier gab sie heraus, es sind aber nur 12 Exemplare abgezogen worden) zu merken *). (*Rese.*)

Bois-le-Duc, s. Herzogenbusch.

BOISMONT (Nikolas Thyrel de), Mitglied der französischen Akademie und königl. französischer Hofprediger, geboren um 1715 in einem Dorfe unfern Rouen. Er wurde frühe zum geistlichen Stande bestimt, vernachlässigte aus Vergnügungssucht ernsthafte Studien, entwickelte aber in Paris, wohin er sich 1749 begab, bei anhaltender Übung, so glänzende Kanzelgaben, daß er schon 1755 mit einer Rede de la nécessité d'orner les vérités évangéliques unter den Vierzigern der französischen Akademie seinen Sitz nahm. Diese Rede ist für seine eigenen öffentlichen Kanzelvorträge bezeichnend, die mehr rednerischen Schmuck als Gründlichkeit haben, und keineswegs als Muster betrachtet werden können. Sie erschienen gesammelt, unter dem Titel: Oraisons funèbres, panégyriques et sermons, precedés d'une notice hist. et litér. et suivi de son éloge par Mr. de Rulhières. 1805. 8. Das meiste Verdienst hat sein Sermon pour l'assemblée de charité qui s'est tenue à Paris à l'occasion de l'établissement d'une maison roy. de santé en faveur des ecclesiastiques et des militaires malades. 1782. 4., weil diese Rede die Begründung einer wohlthätigen Anstalt zu Mont-Rouge zur Folge hatte. Er war auch Dichter, und soll mit Maury (1781) die Lettres secrètes sur l'état actuel de la religion et du clergé de France herausgegeben haben. Obgleich Doktor der Theologie und königl. Hofprediger, genoß er doch die Freuden der Hauptstadt in reichem Maße, und soll sogar als Crispin auf Gesellschaftstheatern geglänzt haben. Er starb zu Paris den 20. Dec. 1786 †). (*Baur.*)

BOISOT (Ludwig), Admiral von Seeland, einer der frühesten Seehelden der niederländischen Republik, nach einigen ein Seeländischer, — nach andern ein zu Brüssel geborner Edelmann. Von seinen frühern Jahren weiß man nichts, er tritt erst im zweiten Jahre nach dem Abfall der Provinzen Holland und Seeland von der spanischen Herrschaft mit Glanz auf diesen merkwürdigen Schauplatz. Nach dem Tode Balduin Eworts, Admirals von Seeland, wurde diese Würde Boisot übertragen; seine erste Verrichtung war eine Seeschlacht mit der spanischen Flotte des Don Louis de Requesens, zum Entsatz des damals belagerten Middelburgs abgeschickt, worin die Spanier unter Julian Romero zehn ihrer besten Schiffe, dreißig metallene Kanonen, 700 Mann, mit dem Oberbefehlshaber de Gleines, verloren, und worin Romero selbst nur mit Schwimmen sein Leben rettete. Requesens sah vom Lande, wie Xerxes, die Niederlage einer Flotte, von der er sich einen gewissen Sieg versprochen hatte und seine Wuth war gränzenlos, vorzüglich weil die Operation einer zweiten Flotte unter D. Sanzio d' Avila dadurch verhindert, und diese zur Rückkehr gezwungen ward. Middelburgs Übergabe war die unmittelbare Folge dieses Sieges. Im Herbst des nämlichen Jahres leitete Boisot seine tapfern Seeländer zur Hilfe des bedrängten Leydens, welches durch eine spanische Armee unter Valdes berent, auf dem Punkte stand, sich aus gänzlichem Mangel zu ergeben oder mit Sturm genommen zu werden. Nur ein Mittel gab es zur Rettung der Stadt, die Öffnung der Schleusen, und das Durchbrechen der Dämme, welches die Wellen der Nordsee bis in das Herz der Provinz Holland führen mußte. Doch sogar dieses Hilfsmittel der Verzweiflung schien wenig zu fruchten. Rheinland, worin Leyden liegt, hat einen höhern Boden, als die benachbarten Striche, die Überschwemmung erreichte also die schon aufs äußerste gebrachte Stadt nicht; und der Heldenmuth der Seeländer, deren zahlreiche Narben und verstümmelte Glieder, wie die halben Monde auf ihren Hüten, mit der Aufschrift: Lieber Türkisch als Päpstlich (Liever Turksch dan Pausch) ihren glühenden Haß gegen Rom und Spanien fürchterlich aussprachen, schien, nachdem sie sich aller spanischen Schanzen auf ihrem Wege bemächtigt hatten, durch die Natur verlassen. Vergebens bot Boisot, dessen Geschwader von platten Fahrzeugen sich über die untiefen, jetzt überschwemmten Ländereien hin arbeiten mußte, alle Kräfte auf. Leyden schien dem Untergang geweiht, bis auf den 3. Okt. 1574 bei einer Springfluth der Wind sich Nordwest wendete, und den Befreiern den Weg öfnete, indem sie die Spanier mit plötzlichem Untergang bedrohte. Diese verließen jetzt ihre Verschanzungen, sogar, nach dem Falle eines Theils der Stadtmauer, aus spanischem Schrecken die höher liegende Schanze zu Lammens, und die Flottille Boisot's kam der Stadt zu Hilfe; eine merkwürdige Errettung, welche die Holländer einer unmittelbaren Wirkung der Vorsehung zuschrieben, und die noch jährlich in Leyden gefeiert wird. Freilich war Leyden damals der Punkt, von welchem der neue Stat abhing, und ihr Entsatz war die Bedingung der freien Existenz Hollands. Nicht lang überlebte Boisot diese That; er ertrank bei einem unglücklichen Versuche, die Stadt Zierikzee zu entsetzen, den 18. Juni 1576 *). (*v. Kampen.*)

Boisot (L. Sim.), s. Boizot.

BOISROBERT (François Metel de), geb. zu Caen um das Jahr 1592, gest. zu Paris 1662, ein Geistlicher nicht von den reinsten Sitten, der sich aber in der Gesellschaft durch sein Talent launig zu erzählen geltend machte, und Richelieu's vorzügliche Gunst erwarb. Als er einst bei diesem in Ungnade gefallen war, schrieb der Arzt des Kardinals diesem: Recipe Boisrobert; und es geschah. Am merkwürdigsten ist B. dadurch, daß er Richelieu die erste Idee zur Stiftung der französischen Akademie gab, von welcher er auch eins der ersten Mitglieder wurde. Er gehörte zu den fünf Schriftstellern, die an Theaterstücken für den Kardinal arbeiteten, und er lieferte deren 18, die aber alle längst vergessen sind, so wie seine übrigen poetischen Werke, von den Episteln und

---

*) S. Notice histor. sur le Cardinal Boisgelin de Cucé par un de ses Grandvicaires (dem nachher. Kardinal de Bausset). 1804. 12. Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. 3. Ersch's gel. Frankreich.

†) Die Nachrichten bei seinen Werken von Auger und Rulhières, seinem Nachfolger in der Akademie. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. V.

*) S. Levens van Nederl. Mannen en Vrouwen, VII. D. bl. 228 — 246. und alle niederländische Geschichtschreiber.

Romanen an bis zu seiner Paraphrase der Bußpsalmen. Herausgegeben hat er den Parnasse Royal, où les immortelles actions du roi Louis XIII sont publiées par les plus célèbres poètes de son temps. Par. 1635. 4., ein dicker Band, der für die politische und literarische Geschichte jener Zeit nicht unmerkwürdig ist. (*H.*)

BOISSARD (Jean Jacques), ein emsiger Alterthumsforscher, Biograph, Bibliograph und lateinischer Dichter von guten Anlagen, ist geboren 1528 zu Besançon, wo sein Vater ein obrigkeitliches Amt verwaltete. Für seine frühere wissenschaftliche Ausbildung sorgte sein Oheim, Hugues Babel, Prof. der griech. Sprache zu Löwen; allein die strenge Zucht seiner Lehrer wurde ihm allmälich so unerträglich, daß er heimlich nach Antwerpen, und von da nach Danzig entfloh. Er trieb sich nun einige Jahre in Teutschland herum, war in Wittenberg einige Zeit Melanthons und in Leipzig des Joach. Kamerarius Schüler, in Ingolstadt aber wußte er sich bei Veit Amerbach und Phil. Appian so beliebt zu machen, daß ihn der letztere drei Jahre bei sich behielt. Von da begab er sich 1555 nach Venedig, fand in Rom an dem Kardinal Caraffa einen Mäcen, der seinem rastlosen Eifer im Studium der Denkmäler alter Kunst zu Hilfe kam. Um seine Samlungen zu vermehren, besuchte er die Inseln des Archipels, kam 1559 nach Besançon zurück, und ward Hofmeister bei einem jungen Baron von Rye, allein da er als Protestant Anfechtungen bekam, vertauschte er diese Stelle mit einer ähnlichen bei einem Baron von Clervant zu Metz. Mit einem seiner Zöglinge machte er vieljährige Reisen durch Frankreich, Teutschland und Italien, und starb zu Metz, in dem Hause des Baron von Clervant, wo er sich mit Studiren und Bücherschreiben beschäftigte, d. 30. Okt. 1602. Er brachte eine reiche Samlung von Alterthümern zusammen, beobachtete mit vieler Genauigkeit und Sorgfalt, machte über das Beobachtete gute Bemerkungen, und entwarf genaue Zeichnungen. Sein Hauptwerk ist eine noch jetzt brauchbare, mit schönen Kupfern von de Bry reichlich ausgestattete artistisch-antiquarische Topographie von Rom: Romanae urbis topographiae et antiquitatum partes VI. (oder Vol. III.) Francof. 1597—1602. fol. Ed. II. 1627, mit denselben Kupfern, aber in schwächerm Abdruck und auf geringerem Papier, daher die erste Ausgabe vorgezogen, aber selten vollständig angetroffen wird. Bei dem ersten Theile sind 7, beim zweiten 18, beim dritten 108, beim vierten 96, beim fünften 130, und beim sechsten 146 Kupf. befindlich, worauf Gebäude, Inschriften und marmorne Denkmäler aller Art abgebildet sind. Eine teutsche (unvollständige) Übersetzung, mit denselben Kupfern, erschien Frkf. 1603. Fol. Außer dieser Topographie hat man von B. folgende geschätzte und größtentheils seltene antiquarische, bio- und bibliographische Kupferwerke: Emblemata, lat. et gall. Metis (Metz) 1584. 8.; 1588. 4. verschieden davon ist: Emblemata lat. Frf. 1593. 4. mit Kpf. von de Bry. Vitae et icones sultanorum turcicorum ab Osmane ad Mahometem II. Frf. 1596. 4., auch mit teutschem Text und 47 Kpf. von de Bry. Das Original, unter dem Titel: Res Turcicae etc. Jenae 1632. 4. neu aufgelegt. Theatrum vitae humanae. Metis 1596; 1638. 4. mit Kpf. von de Bry, auch mit teutschem Text 1597. 4. (enthält Beispiele aus der biblischen, römischen und griechischen Geschichte, um das menschliche Elend zu versinnlichen). Icones et vitae virorum illustrium, doctrina et eruditione praestantiorum. Frf. 1592—99. Part. II. oder Vol. IV. mit Kpf. von de Bry; wieder aufgelegt, unter dem Titel: Bibliotheca, sive thesaurus virtutis et gloriae. Ib. 1628. 4. und endlich unter dem Titel: Bibliotheca chalcographica. Ib. 1650. sq. Part. IX oder Vol. II. 4., auch Heidelberg 1669. 4.; alle diese Ausgaben sind sehr verschieden, die letzte ist die schlechteste. Zur vollständigen Folge gehört: Boissardi disticha in icones divers. principum etc. Metis. 1587. fl. 8. Parnassus biceps, cum imagin. musarum. Frf. 1601; 1627. fol. mit Kupf. von de Bry. De divinatione et magicis praestigiis, de geniis etc. tract. posth. Oppenheim. (1615) fol. und Hanov. 1611. 4. mit Kupf. von de Bry. Pannoniae historia chronol. Frf. 1596; 1608. 4. teutsch 1607. 4. mit 14 Kupf. und einer Karte. Von seinen lateinischen Gedichten stehen die besten in den Deliciis poëtarum Gallorum; einzeln: Poemata, epigrammatum lib. III. eleg. lib. III. epistolar. lib. III. Basil. 1574. 16. auct. Metis 1589. 8. *). (*Baur.*)

BOISSAT (Pierre de), Vater und Sohn, gleiches Vornamens, beide aus Vienne in Dauphiné. Der erstere, dessen Vater (ebenfalls Pierre) unter Heinrich III. als Rechtsgelehrter und gründlicher Hellenist rühmlich bekant wurde, aber keine Schriften hinterließ, bekleidete zu Vienne ein obrigkeitliches Amt und starb 1613. Er schrieb eine Histoire des chevaliers de l'ordre de St. Jean de Jerusalem. 1612. Vol. II. 4. 1629 fol., mit Zusätzen von Baudouin und Naberat, 1643, Vol. II. fol.; die Geschichte geht bis 1571, und wurde von Baudouin vollendet. De la prouesse et reputation des anciens Allobroges. Vienne 1602. 4.; Par. 1603. 4. Le brillant de la royne. Lyon 1613. 8.; eine Genealogie des Hauses Medicis, neu gedruckt unter dem Titel: Hist. généalogique de la maison de Médicis. Ib. 1620. 8. u. e. a. — Sein Sohn, geboren zu Vienne 1603, schrieb schon in den früheren Bildungsjahren, was man ihm in Prosa dictirte, in lateinischen Versen nieder, und hieß daher Boissat-l'Esprit. Er war zuerst ein Geistlicher, dann ein Rechtsgelehrter, darauf Soldat, machte unter Lesdiguières einige Feldzüge, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten rühmlich aus, wurde Kammerherr bei dem Herzoge Gaston von Orleans, und eines der ersten Mitglieder der neuerrichteten französischen Akademie. Nach mancherlei Abenteuern spielte er zuletzt die Rolle des religiösen Schwärmers, ließ seinen Bart wachsen, machte Wallfahrten, katechisirte die Armen auf den Straßen,

---

*) *Struvii* Diss. duae de vita et scriptis Jani Jac. Boissardi. in den Observatt. Halens. T. IV. 137. *Magiri* Eponymolog. h. v. *Hanckius* de scriptor. rer. rom. 257. 391. *Baillet* jugemens T. IV. 140. *Bayle* Dict. *Crenii* animadvers. phil. Part. XVI. 43. *Schurtzfleischii* elogia 21. Mém. de Niceron T. XVIII. 303. *Freytag* analect. liter. 136. und Adpar. lit. T. I. 468. T. III. 382. *Clement* bibl. cur. T. V. 13. Biogr. univ. T. V. Ebert's bibliogr. Lex.

und starb den 28. März 1662. Seine ausgezeichneten Talente erlangten ihre Ausbildung nicht, und daher entsprachen auch die spätern Früchte der frühern Blüthe keineswegs. Mehr der Seltenheit, als des vorzüglichen innern Gehalts wegen werden seine Opera et operum fragmenta historica et poetica gesucht und geschätzt. Sie erschienen zuerst 1649 ohne Ort und Jahreszahl in Fol., aber erst 1720 kamen 150 Exemplare davon in Umlauf, die ohne Titel und Vorrede, und hier und da mangelhaft sind. Einige Ausbeute für die Zeitgeschichte geben die historischen Aufsätze, besonders der wichtigste unter denselben: Lotharinga capta (1634). Unter dem Namen Jean Baudouin schrieb er den Roman: Histoire négrépontique, contenant la vie et les amours d'Alexandre Castriot. Par. 1631. 8. und Les fables d'Esope, illustrées de discours moraux, philosophiques et politiques. 1633. 8. Seine übrigen Schriften sind unerheblich *). (*Baur.*)

BOISSEZON D'AUMONTEL, Marktflecken in dem Bez. Castres des franz. Dep. Tarn. Er liegt an der Duringue und zählt 3009 Einw., die Ratine, Molstum, Flanell und Espagnolet weben und jährlich 5000 Stück dieser Zeuge in den Handel bringen. (*Hassel.*)

BOISSIEU (**Denis Salvaing de**), lat. **Boessius**, aus dem adeligen Geschlechte Salvaing, von dem er selbst Nachricht gibt in der Généalogie de la maison des Salvaing, par Denis Salvaing, seigneur de Boissieu. Grenoble 1683. 12. Sein Vater Charles wechselte mit dem berühmten Cujaz in griechischer Sprache Briefe, von denen einige gedruckt sind, und hinterließ einige griechische Anmerkungen über den Aristophanes. Der Sohn war den 21. April 1600 zu Vienne in Dauphiné geboren, studirte zu Lyon und Paris, und erhielt zu Valence den juristischen Doktorgrad. Da ihm die Advokatur zuwider war, nahm er Kriegsdienste, erhielt eine Kompagnie, kehrte aber nach einigen Jahren zu friedlichen Beschäftigungen zurück, und verwaltete verschiedene Civilämter. Er begleitete den Marschall von Crequi nach Rom, und hielt vor Urban VIII. 1633 eine freimüthige Rede, die er, gegen den Willen des heil. Vaters, in eben dem Jahre drucken ließ. Eine diplomatische Verhandlung mit der Republik Venedig, die er zur Zufriedenheit des Kardinals Richelieu beendigte, erwarb ihm den Titel eines Statsraths. Zuletzt wurde er Präsident der Rechnungskammer von Dauphiné, und starb auf seinem Schlosse Vourey den 10. April 1683. Unter seinen Schriften sind die bekanntesten: De l'usage des fiefs et autres droits seigneriaux dans le Dauphiné. Grenoble, 1664. 8.; 1668 und 1731. fol. und Miscellanea. Lyon 1622 und 1661. 8.; Prosa und Verse, unter andern ein beachtenswerther Kommentar über Ovids Ibis. Unter dem Namen Louis Videl gab er eine vermehrte Ausgabe der gehaltvollen Hist. du chevalier Boyard. Grenoble 1651. 4. heraus *). (*Baur.*)

BOISSIEU (**Barthélemi Camille**), Arzt zu Lyon, geboren daselbst den 6. Aug. 1734, wo sein Vater ebenfalls praktischer Arzt war. Er studirte zu Montpellier u. Paris, wurde 1756 in das Kollegium der Ärzte in Lyon aufgenommen, ward als Praktiker sehr geschätzt, starb aber schon gegen das Ende des J. 1770. Rühmliche Beweise seiner Kentnisse und seines Beobachtungsgeistes enthalten die beiden, von der Akademie zu Dijon gekrönten Abhandlungen: Sur les Antiseptiques. Dijon. 1769. 8. und Sur les méthodes rafraichissantes et humectantes. Ib. 1772. 8. †) (*Baur.*). — Sein Bruder Jean Jacques de Boissieu (geb. zu Lyon 1736, gest. den 1. Mai 1810) war ein sehr geschickter Kupferstecher. Er arbeitete zwar mehre Stücke nach Ostade, Ruysdael, Berghem, und du Jardin, deren Geist er in seine treflich radirten Blätter überzutragen verstand; glänzt aber am meisten in seinen eignen Erfindungen, welche größtentheils in Landschaften und ländlichen Gegenständen bestehen. Hier wirkt die Radirnadel gleich einem Pinsel; sey es Baumschlag oder Stämme, alles ist leicht und voll Charakter; alle Härten sind durch die Hilfe der kalten Nadel gebrochen, und eine gewisse Rauheit, die er auf die Platte geschickt anzubringen wußte, befördert da, wo es nöthig ist, die malerische Wirkung. Nicht minder Werth besitzen seine radirten Studien von Figuren und Köpfen. Er bezeichnete mehrentheils seine Werke mit den Buchstaben DB. und dem Datum ihrer Composition ††). (*Weise.*)

BOISSY (**Louis de**), geb. in Auvergne 1694, gest. zu Paris 1758. Aus Armuth hatten seine Ältern ihn für den geistlichen Stand bestimt; er wählte sich aber bald eine andre Laufbahn. Er kam nach Paris. Um leben zu können, schrieb er Satyren. Da er bald merkte, daß sie ihm nur wenig Geld aber viele Feinde einbrachten, so zog er die dramatische Dichtung vor, und lieferte binnen etwa 30 Jahren gegen 40 Lustspiele. Oeuvres de Mr. de Boissy. Par. 1758. 9 Bde 12. Einige fielen durch, die meisten gefielen, etwa 6 haben sich erhalten. Ausgezeichnet wird sein l'Homme du jour ou les Dehors trompeurs als zu den besten Lustspielen des vorigen Jahrhunderts gehörig. Trauerspiele verunglückten ihm. Bei allem Fleiße war seine Lage höchst traurig, da er bei seiner Heirath nur die Neigung zu Rathe gezogen hatte, und seine Armuth vor der Welt durch äußeren Schein verbergen wollte. Einst, als jedes Nahrungsmittel fehlte, beschlossen er und seine Gattin den Hungertod zu sterben, und nur freundliche Nachbarn, zeitig genug benachrichtigt, retteten sie. Endlich hörte das Glück auf

---

*) *Nic. Chorier* de P. Boissati vita libri II. Gratianopoli 1680. 12. Hist. de l'acad. franç. de l'Abbé d'Olivet p. 57 — 64. *Niceron* Mém. T. XIII. 382. T. XX. 69. Nouv. remarques sur les oeuvr. de *Mr. Boissat* par d'Artigny in dessen Nouv. Mém. T. II. 1 — 18. Lambert's Gel. Gesch. Ludwigs XIV. S. 27. *Clement* Bibl. cur. T. V. 31. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

*) *Nic. Chorerii* de Boessii vita liber. Gratianopoli 1680. 12. *Niceron* Mém. T. XXIII. 334. Hist. de l'acad. des Inscript. T. IV. 666. edit. d'Amst. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (in Jöcher s. v. Salvaing).

†) *Carrere* Bibl. de la Méd. Elog. Dict. de la Méd. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

††) Einen großen Theil der Werke dieses Künstlers findet man in Huber und Rost's Handb. Th. 8. S. 234 angegeben. Vgl. auch das Eloge hist. par Dugas Montbel. Lyon. 1810. 8.

ihn zu verfolgen, er erhielt 1754 in der Akademie die Stelle von Destouches, und kurz darauf die Redaktion der Gazette de France und des Merkur. Leider genoß er sein Glück wie ein Verhungerter die Speisen, und verlor es darum sehr bald mit seinem Leben. An seinen Lustspielen ist weniger der Plan als das komische Detail zu loben; sie empfehlen sich durch Lebendigkeit der Sprache und Leichtigkeit des Versbaues, aber diese können den Mangel tieferer Menschenkentniß nicht ersetzen. (*H.*)

Boistlaw und Boistlawitsch, s. Serbien.

BOITET DE FRAUVILLE (Claude), Parlementsadvokat, geb. zu Orleans 1570, gest. 1625, ist durch Übersetzungen rühmlicher bekant worden, als durch seine eignen Werke. Man hat von ihm: L'Odyssée d'Homère 1619. 8. mit einem Anhang enthaltend die Geschichte der Einnahme Troja's, nach verschiedenen griechischen Dichtern, besonders dem Quintus von Smyrna, erzählt. Ferner les Dionysiaques, ou les Voyages, les Amours et les Conquêtes de Bacchus aux Indes, Par. 1625. 8., eine Übersetzung des Nonnus, die, als die einzige französische dieses Dichters, sehr gesucht wird. (*H.*)

BOITIZ, Dorf im Großfürstenth. Siebenbürgen Hunyader Gespansch. oberen Maroscher Kreis, Hostater Bezirk, gehört der Freiherrlich-Nalatzischen Familie und wird von Walachen bewohnt. Der in dieser Gegend gebaute Tabak ist von vorzüglicher Güte, und wird sehr gesucht. Hier ist auch vor einigen Jahren von dem Freiherrn Joseph von Nalatzi eine Fayence-Fabrik angelegt worden, deren Produkte sehr niedlich und dauerhaft sind, und starken Absatz haben. Ein anderes Dorf gleiches Namens liegt in der inneren Szolnoker Gespanschaft *). (*Benigni.*)

BOITZA. Diesen Namen führen drei Dörfer im Großf. Siebenbürgen: das eine liegt in der Hunyader Gespanschaft Hatzeger Kreis, Demschuscher Bezirk, hat mehre Goldgruben; das zweite ein dem Freiherrn Bornemisza gehöriges walachisches Dorf in der Zarander Gespansch. Brader Bezirk, ist der Sitz eines Bergamts, und hat noch bedeutendere Goldwerke, als das vorangeführte; das dritte ebenfalls ein walachisches Dorf in dem zum Herrmannstädter Stuhle gehörigen Filialstuhle Tallmatsch, ist die letzte Station in Siebenbürgen auf der nach der Walachei führenden Poststraße. Es befindet sich daselbst ein k. Hauptdreißigstamt, und am östlichen Ende desselben liegt das zur Vertheidigung des Engpasses gegen die Walachei bestimmte, der rothe Thurm genannte Bergschloß. (*Benigni.*)

BOITZENBURG, Stadt im Großherz. Mecklenburg-Schwerin, an der Mündung der Boitze in die Elbe, mit 285 Häus. und 2000 Einw., mit 14 Brantweinbrennereien, 2 Tabaksfabriken und 1 Zuckersiederei, 3 Schiffbauereien, 18 Schiffern und 24 Fischern. Auch ist hier ein bedeutender Elbzoll, dessen Ertrag zu 40,000 Fl. geschätzt wird. (*H.*)

Boitzenburg, in der Uckermark, s. Bötzenburg.

BOIVIN (Louis und Jean), Brüder, gelehrte Philologen und Alterthumsforscher aus Montreuil-l'Argile, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, wo ihr Vater und Großvater geachtete Advokaten waren. Louis, geboren den 20. März 1649, studirte bei den Jesuiten zu Rouen und im Kollegium du Plessis zu Paris. Er machte sich mit allen Fakultätswissenschaften bekant, bestimmte sich aber lange für keine insbesondere, versah endlich die Geschäfte eines Parlementsadvokaten, wurde 1701 ein Mitglied der Akademie der Inschriften, und starb den 22. April 1724. Die alte Chronologie beschäftigte seinen Forscherfleiß am meisten, und seine scharfsinnigen und gelehrten Untersuchungen über die Julianische Periode, über die Zeitrechnung des Dionysius von Halikarnaß, über Roms Erbauung, über die Chronologie der mythischen Geschichte, über die Hyksos, über das Ver sacrum u. e. a. (abgedruckt in den fünf ersten Bänden der Mémoir. de l'acad. des belles lettres) trugen zum Gebrauch einer freieren Kritik nicht wenig bei. Eigene Schriften hat er nicht hinterlassen, aber 30 Jahre lang beschäftigte er sich mit dem Josephus, und schrieb an den Rand seines Exemplars, desselben, welches auf der königl. Bibliothek in Paris verwahrt wird, eine Menge gelehrter Anmerkungen, in welchen er den verstümmelten Text ergänzte, die veränderte Zeitrechnung wieder herstellte, und seinen Autor mit den biblischen Urkunden und mit sich selbst verglich *). Sein Bruder Jean mit dem Zunamen de Villeneuve, gewöhnlich Boivin le cadet, geb. d. 28. März 1663 und gest. d. 29. Okt. 1726, kam schon in seinem 10. Jahre, nach beider Ältern Tode, zu seinem Bruder nach Paris, der ihn mit Strenge zu den Wissenschaften anhielt. Gewöhnlich verschloß er seinen Schüler in eine Dachkammer, mit einem ganz griechischen Homer, einem Wörterbuche und einer Sprachlehre, und ließ ihn nicht eher frei, als bis er die Zahl von Versen, darüber sie eins geworden, lateinisch oder französisch erklären konnte. Der Eingesperrte machte sich seine Einsamkeit durch einen Fleiß und eine Klugheit zu Nutze, die über seine Jahre ging, und erlangte eine sehr ausgebreitete antiquarische Gelehrsamkeit. Er wurde 1692 königlicher Bibliothekar, 1705 Mitglied der Akademie der Inschriften, das folgende Jahr Professor der griechischen Sprache am königl. Kollegium, 1721 Mitglied der franz. Akademie. Seine Zeitgenossen ehrten in ihm einen eben so gelehrten als scharfsinnigen und geschmackvollen Kenner des griechischen und römischen Alterthums, deren Erläuterung in einzelen schwierigen Punkten der Zweck seiner akademischen Abhandlungen (abgedruckt in den sieben ersten Bänden der Mémoir. de l'acad. des belles lettres) war. Er vollendete die von Thévenot unvollendet gelassene schöne Ausgabe der griechischen Mathematiker, Paris 1693. Fol., gab des Nicephori Gregorae Byzantinam historiam gr. et lat. Par. Vol. II. 1702. fol. heraus, schrieb eine Apologie d'Homere et du bouclier d'Achille. Ib. 1715. 8., in latein. Sprache das Leben P. Pithou u. Cl. de Pelletiere, Eb. 1716. 2 Bde 4., übersetzte Homers

*) Crusius führt in seinem Postlexikon beide Dörfer nicht an.

*) Eloge par Gros de Boze in der Hist. de l'acad. des Inscr. T. III. 655. teutsch in der Gesch. d. k. Akad. d. W. übers. von der Gottschedin 3 Th. 565. *Chaufepié* Dict. T. II. Mem. de Niceron T. XXI. 195. Biogr. univ. T. V. *Saxii* Onomast. T. V. 376.

Batrachomyomachie, des Sophokles König Ödipus und des Aristophanes Vögel ins Französische u. e. a. Selbst griechische Verse machte er, denen Kenner den Vorzug vor seinen französischen gaben; sie sind abgedruckt in der Samlung: Poetarum Gallorum carmina graeca et lat. Hagae Comit. 1740. 8. Mehre Gelehrte, z. B. Mabillon, rühmen die guten Dienste, die ihnen Boivin im Lesen, Erklären und Ergänzen schwerer Schriftstellen geleistet habe **). (*Baur.*)

BOIZOT, auch BOISOT (Louis Simon), Sohn des Malers und Zeichners bei der Gobelins-Manufaktur, Antoine B., war 1743 zu Paris geboren, und widmete sich der Bildhauerei mit solchem Glück, daß er schon in seinem 19. Jahre den Preis in dieser Kunst erhielt. Er ging nach Rom, und bei seiner Rückkehr erwarb ihm im J. 1778 sein Meleager eine Stelle in der Akademie. Der König hatte mehre Künstler mit Statuen berühmter Männer Frankreichs beauftragt, B. verfertigte die von Racine, welche noch jetzt in dem Institut zu sehen ist. Während der Revolution arbeitete er die Büsten des General Joubert, des aide de camp Julien, des Senators Daubenton und des Joseph Vernet. Die Marmorstatue des Miltiades sieht man noch in dem Palaste. Seine letzte und beste Arbeit sind die allegorischen Figuren an der Säule, womit die Fontaine des Platzes du Chatelet verziert ist, und als sein Meisterstück betrachtet man die vergoldete Victoria, welche dieses Denkmal krönt. Da er indeß weder die Natur noch die Antiken genug studirt hatte, so tadelt man an ihm Unrichtigkeiten in Zusammenstellungen der Figuren, und eine zu große Einförmigkeit in ihren Formen. Für die Manufaktur von Sevres verfertigte er die Modelle. Er wurde zuletzt Professor an der kaiserl. Kunstschule, und starb d. 10. März 1809. (*H.*)

BOJADOR, 1) ein Kap am atlantischen Meere da, wo sich die Gränzen Marokos im S. endigen; es liegt unter 26° 12′ 30″ nördl. Br. und 3° 18′ L. und wurde von den Portugisen lange für unumfahrbar gehalten, bis Gilianez den Weg darum fand. 2) Ein Kap auf der Westküste von Manila, das auch wol Bolinao heißt. Dabei das Dorf Bolinao in der Provinz Zambales. (*Hassel.*)

Bojanum, s. Bovianum.

BOJAR, — vom slavischen Boj der Kampf, die Schlacht, — ein Krieger, daher der Edelmann bei den Russen und Wlachen noch Bojar heißt. Bei den Bulgaren hießen sie Boiladen *). (*Worbs.*)

BOJARDO. Der Graf Matteo Maria Bojardo, Herr von Scandiano, stammte aus einer alten, mächtigen und reichen modenesischen Familie, die sich mit dem Anfange des 15. Jahrh. von Reggio nach dem Herzogthume Ferrara hinübergezogen und dem dortigen Fürstenhause der Este in eifriger Diensttreue angeschlossen hatte [1]). Seine Ältern waren Giovan Bojardo und Lucia Strozzi, eine Schwester des Dichters Tito Vespasiano Strozzi [2]). Weder das Jahr, noch der Ort seiner Geburt lassen sich bestimt ausmitteln; jedoch hat Tiraboschi [3]) es sehr wahrscheinlich gemacht, daß er auf dem Schlosse zu Scandiano um das Jahr 1434 geboren wurde, und dadurch den Mazzuchelli widerlegt, der 1430 und den Flekken Fratta bei Ferrara angibt. Der Doktor Barotti [4]) hat die Stadt Ferrara selbst zum Geburtsort des großen Dichters erheben wollen. Seine Studien machte er auf der Universität zu Ferrara, und dehnte dieselben über das ganze Gebiet der humanen Wissenschaften aus, ohne jedoch dadurch seine Bildung für das öffentliche Geschäftsleben zu vernachlässigen. Selbst einige orientalische Sprachen soll er hier erlernt haben, und von seiner gründlichen Kentniß der klassischen Literatur zeugen seine eigenen Werke. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn empfing er die doppelte Doktorwürde, in der Philosophie und in der Rechtskunde, und nicht lange darauf muß er in die Dienste des Hofes von Ferrara getreten seyn; denn schon im J. 1461 finden wir seinen Namen unter der Zahl der Dienerschaft des Herzogs Borso, und 1469 wurde er dem Kaiser Friedrich III., der über Ferrara nach Rom reiste, entgegengesandt [5]). Zwei Jahre später begleitete er seinen Herrn nach Rom, wo dieser die Investitur des Herzogthums Ferrara von dem Papste Paul II. erhielt. Borso's Nachfolger, Ercole I., ehrte und benutzte nicht minder, als sein Vorgänger, die Dienste des Grafen Bojardo. Schon im J. 1472 ward ihm der glänzende Auftrag, die herzogliche Braut Eleonora von Aragonien, eine Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, feierlich einzuholen, und wir begegnen ihm in der Folge unter dem Titel eines geheimen Kämmerers, bis er 1478 zum Statthalter von Reggio ernant wurde. Er verließ diesen Posten nach 3 Jahren auf einige Zeit, um die Kommandantur von Modena zu übernehmen, kehrte aber wieder zu ihm zurück und starb in demselben zu Reggio in der Nacht zwischen dem 20. und 21. Dec. [6]) 1494.

Er hatte sich 1472 mit Taddea Gonzaga de' Conti di Novellara verheirathet, die ihm zwei Söhne und vier Töchter gebar. Ein Sohn starb als Kind, der andre, Camillo, folgte 1499 seinem Vater nach, dessen großes Gedicht er einige Jahre vor seinem Tode zum Druck befördert hatte (Ausgabe Scandiano. s. a. 4.).

Bojardo genoß nicht selten einer freien Muße, und pflegte die Zeit, welche der Hofdienst und die Statsgeschäfte ihm zur Übung seiner Lieblingsstudien vergönnten, auf seinem Landsitze zu Scandiano hinzubringen. Eine Anekdote von seinem dortigen Aufenthalte ist so charakteristisch

**) Eloge par Gros de Boze in der Hist. de l'acad. des Inscr. T. IV. 590. teutsch in der Gesch. d. k. Akad. d. W. übersetzt v. der Gottschedin 4 Th. 480. Journal des Sav. 1739. *Clement.* Bibl. cur. T. V. 32. Mém. de Niceron T. XXVI. 356. Biogr. univ. V. *Saxii* Onomast. T. V. 410.

*) Anton's Versuch I. 85.

1) Das Haus Bojardo theilte sich in zwei Zweige, di Selvatico und di Feltrino. Aus dem letzten ist der Dichter entsprossen. 2) Tirab. Bibl. Moden. Art. Bojardo. Mazzuch. gibt zwei falsche Namen: Gasparo Bojardo und Cornelio degli Api. 3) In dem angeführten Artikel. 4) Memorie degli illustri Ferraresi. 5) Diar. Ferrar. in den Script. rer. Ital. T. 24. p. 217. 6) Tiraboschi l. c. Mazzuch. gibt den 20. Februar desselben Jahres als Bojardo's Sterbetag an. Einige lassen ihn in Ferrara sterben und ebendaselbst begraben werden. Nach Wallisnieri in der unten angeführten Schrift wurde er zu Castel Arceto in der Grafschaft Scandiano beigesetzt, nach Tiraboschi, der einer alten Chronik folgt, in der Kirche von Scandiano.

für den Dichter und sein Gedicht, daß sie mitgetheilt zu werden verdient. Bojardo sann auf einem Jagdritte, als er etwa tausend Schritt von Scandiano entfernt seyn mochte, über einen paßlichen, ausdrucksvollen Namen für seinen unbändigsten und lärmendsten Helden nach. Da fiel ihm plötzlich das Wort Rodomonte ein, und entzückt über diesen Fund, sprengte er nach Scandiano zurück, und ließ mit allen Glocken läuten, zur nicht geringen Verwunderung seiner Unterthanen, welche keinen Begriff von einem solchen Feste hatten. Andre Namen der Helden in dem Orlando innamorato, wie z. B. Gradasso, Mandricardo u. s. w. hat er, wie man sagt, von seinen Bauern entlehnt, und auch mehre Gegenden um Scandiano sollen in die Beschreibungen seines großen Rittergedichts aufgenommen worden seyn [7]).

Bojardo war ein genauer Kenner und warmer Verehrer der lateinischen und griechischen Literatur, und hat sich als Übersetzer aus beiden Sprachen und als lateinischer Dichter nicht ohne Glück versucht. Um einen Begriff von dem Umfange seiner Gelehrsamkeit und von dem Fleiße seiner Studien zu geben, liefern wir ein Verzeichniß seiner Schriften, mit Ausnahme seines großen Gedichts, von dem wir weiter unten einzeln sprechen müssen [8]).

Timone, commedia traducta de uno dialogo de Luciano, a compiacenza dell Illustr. Sign. Ercole Estense. Nach Apost. Zeno (zu Fontanini I. p. 391) zuerst gedruckt Venez. s. a. in 8. Dann Scandiano, 1500. 4. Venez. 1504. 13. 17 u. 18. 8. [9]). Diese Komödie gehört zu den ersten Versuchen der Italiäner, Lustspiele in der Volgarsprache zu schreiben. Sie ist keines Weges bloße Übersetzung, sondern freie Bearbeitung des Lucianischen Dialogs zu fünf Akten in Terza rima, und wurde für das prächtige Hoftheater des Herzogs Ercole geschrieben, auf welchem zu derselben Zeit mehre in die Volgarsprache übersetzte Komödien des Plautus und Terenz aufgeführt worden sind [10]). **Sonetti e Canzone unter dem Titel: Libri tres Amorum.** Reggio 1499. 4. Venez. 1501. 4. Bojardo's lyrisches Talent ist selbst von denen, die sein episches schmälern, anerkant worden. **Carmen Bucolicon.** Acht lateinische Eklogen in Herametern. Einzeln Regii 1500. 4. Dann in: *Crotti* Libellus Epigr. Venet. 1528. 8. und in: Bezzani's Raccolta de' più chiari poeti di Reggio. Genova 1631. **Cinque Capitoli, in terza rima.** Hinter Gir. Benivieni Commento sopra più sue canzone e sonetti de lo Amore e de la Bellezza divina. Venezia 1523, 26, 33 etc. **Apulejo dell' Asino d'oro, tradotto in Volgare.** Venezia 1516 und sechs Mal kurz auf einander wiederholt. Eine andre, vielleicht überarbeitete und verbesserte Übersetzung desselben Buches hinter den Proverbii d'Ant. Cornazzano. Ven. 1523. **Erodoto Alicarnasseo Istorico delle Guerre civili de' Greci e de' Persi tradotto di Greco in Lingua Italiana.** Venezia 1533 und noch vier Mal. **Chronicon Romanorum Imperatorum a Carolo Magno usque ad Othonem quartum. Latine circiter anno 1298 a Ricobaldo Ferrariensi, ut fertur, scriptum, post ducentos deinde annos a Comite Matth. Mar. Bojardo Ferr. in Italicam linguam conversum, sive Ricobaldo ab ipso suppositum.** Aus einer Handschrift abgedruckt im 9. Theile von Muratori's Script. rer. Ital. Als handschriftlich von ihm vorhanden werden angeführt: **Le vite degli uomini illustri scritte da Emilio Probo, e tradotte in Volgare. Pastorali;** zehn Schäfergedichte. **Il Testamento dell' Anima.** Noch werden ihm von Einigen zugeschrieben: Übersetzungen des Homer und der Cyropädie und ein Reimregister zu den Gedichten des Petrarca [11]).

Als Verfasser des Orlando innamorato gehört B. zu den größten epischen Dichtern seines Vaterlandes, aber sein Ruhm ist unverdienter Weise durch seinen geistreichen Fortsetzer, den Dichter des Orlando furioso, sowol in Italien, wie im Auslande verdunkelt worden, und sein Originalgedicht selbst ist durch unberufene Überarbeitungen, von denen eine nichts als die krasseste Parodie ist, verdrängt worden, so daß ein Abdruck desselben zu den typographischen Seltenheiten gerechnet werden muß.

Um Bojardo's epischen Charakter vollständig zu entwickeln und zu würdigen, müssen wir sein Verhältniß zu den frühern epischen Gedichten der Italiäner feststellen, wodurch ihm denn zugleich der richtige Stand neben Ariost angewiesen seyn wird [12]).

Die Fabeln aus dem Sagenkreise Karls des Großen und seiner Paladine waren schon sehr früh über die Alpen nach Italien gewandert und hatten in dem Geiste des Volkes einen Boden gefunden, der sie nährte und verbreitete, so daß sie, gemischt mit nationalen und lokalen Sagen der Italiäner, ein beliebter Gegenstand ihrer Volkspoesie wurden. Weniger einheimisch wurden die Sagen des zweiten epischen Cyklus des Mittelalters, von dem König Artus und seiner Tafelrunde, in Italien. Ein prosaisches Volksbuch, I Reali di Francia, zuerst gedruckt in Modena 1491 in Fol., gehört zu den ältesten und reinsten Umgestaltungen der transalpinischen Sage zu einem italischen Roman. Seine Abfassung wird in das Ende des 13. oder den Anfang des 14ten Jahrh. gesetzt, und Salviati sah eine Handschrift desselben, die um 1350 geschrieben war. Die poetische Behandlung dieser Sagen blieb den Volksdichtern oder Bänkelsängern überlassen, die das Publikum des Markts und Hafens mit den gereimten Erzählungen von den Helden-

7) *Castelvetro* Poetica d'Aristot. in der Esposizione. Vallisnieri in der unten citirten Schrift in der Samlung des Calogerà. T. III. *Mazzuch.* Scrittor. d'Ital. 8) Die bibliographischen Angaben sind nach Mazz. l. c. 9) Vgl. *Ebert.* Bibl. Lexic. 10) Vgl. den Artikel Bibbiena.

11) Il Filogine, eine epische Dichtung: ist dem Grafen Bojardo fälschlich zugeschrieben worden, und gehört einem gewissen Bojardi aus Parma an.

12) Wir verweisen den Leser, welcher sich vertrauter mit diesem Verhältniß zu machen wünscht, auf unsern Aufsatz über Ariost im Hermes St. XIV., und auf Fr. Wilh. Val. Schmidts geistreiche Charakteristiken der italischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen, im dritten Bande von Roland's Abenteuern. Berlin und Leipzig 1820.

thaten Rolands und andrer Paladine unterhielten [13]). Die zu solchem Behufe, oder doch in der Form und in dem Style der Bänkelsängerei verfaßten erzählenden Gedichte heißen Romanzi, und der Fabelkreis Karls des Großen lieferte den Stoff zu vier solchen Romanzi vor der Erscheinung des Morgante Maggiore und des Orlando innamorato. Sie sind: Il Buovo d'Antona, la Spagna, la Regina Anchroja, la Leandra, Dama Rovenza dal Martello. Es komt nicht darauf an, ob die Verfasser dieser Gedichte wirklich herumziehende Volksänger gewesen sind, oder ob sie sich in ihren Erzählungen nur für solche ausgeben. Sie reden den Kreis ihrer Zuhörer öfters an, brechen mitten in der Erzählung ab, um Athem zu schöpfen, und empfehlen sich der fernern Aufmerksamkeit, rathen dem Publikum, sich durch einen Schluck zu stärken, und dann wieder zu kommen u. s. w. und mischen überhaupt ihre eigene und ihrer Zuhörer Persönlichkeit in die Geschichte ihrer Helden so unbefangen ein, als hätten sie es einzig und allein mit ihrem kleinen Auditorium zu thun. Daher komt es denn auch, daß die Abschnitte ganz willkürlich und zufällig sind, und die Erzählung oft im vollen Gange unterbrochen, die dann im folgenden Abschnitte ohne viele Umstände wieder angeknüpft wird, indem es heißt: Signori, vi lasciai nel altro canto u. s. w. Häufig werden auch der Heiland oder die heilige Jungfrau um Beistand angerufen, wenn auch nur, um dem Erzähler guten Athem zu geben.

Luigi Pulci, der Verfasser des Morgante Maggiore, lebte an dem Hofe des Magnifico Lorenzo de' Medici. Dieser war ein popularer Herr; gern mischte er sich unter das Volk, theilte dessen Vergnügungen und Belustigungen und versuchte, sich den Ton, ja selbst den Dialekt der gemeinsten Klasse in seinen zum Gesange bestimmten Gedichten anzueignen. Sein Beispiel war eine Auffoderung für seine Freunde und Schützlinge, ähnliche Proben zu machen. Zu diesen gehörte Luigi Pulci, ein lockerer, witziger und ausgelassener Freigeist. Diesen vermochte Lorenzo's Mutter, Lucrezia Tornabuoni, ein romantisches Gedicht nach Art der beliebten alten Romanzi zu schreiben. Pulci verfaßte den Morgante Maggiore, eine durchgängige Parodie dieser alten Romanzi, die bis auf einzele Stellen nachgewiesen werden kann. Er ahmt darin mit Übertreibung den Ton der Gassen nach, und redet seine Zuhörer nicht etwa als seine freigeisterische Höflinge an, sondern als schlichte, rechtgläubige Leute des Volks.

Der Graf Bojardo war der erste, welcher den Ton und die Form der volksthümlichen Romanzi veredelte und erhöhte, und die ritterlichen Abenteuer von den Gassen in die Säle des glänzenden Hofes von Ferrara einführte. Er behielt zwar so viel von der äußern Einrichtung der Romanzi bei, daß er, als Erzähler, sich an ein bestimmtes Publikum wendet, um dasselbe zu unterhalten und zu ergötzen. Wir sehen den Dichter, umgeben von edeln Herren und schönen Damen, in deren Mitte der Herzog Ercole sitzt, abschnittweise die Liebesabenteuer seines Helden erzählen, und historische Zeugnisse sagen, daß er wirklich die Gesänge seines Gedichts einzeln, wie sie fertig wurden, dem genannten Herzoge vorgelesen habe [14]). Auch schon der Anfang des Gedichts zeigt uns den Dichter und sein Publikum, als Erzähler und Zuhörer [15]). Aber diese Form des Gedichts ist bei Bojardo keine nachäffende Maske, sondern sie geht aus seinem eignen Geiste in ernstlicher Absicht hervor. Pulci will durch die Nachahmung einer Erzählungsweise unterhalten, Bojardo blos durch die Erzählung selbst. Die Einmischung seiner Persönlichkeit stört auch die Darstellung des Bojardo nicht. Er hat die ganze Herrlichkeit des alten Ritterthums in sich, und was er darstellt, ist ihm nicht fremd, wie dies bei Pulci und Ariost der Fall ist. Darum durfte er den traulich behaglichen Ton der Romanzi beibehalten, ohne dadurch das alte Ritterthum in einen Gegensatz mit der modernen Subjektivität der Erzählung zu bringen. Natürlich ist dieser Ton auch, dem Kreise seiner Zuhörer und dem Geiste seiner Zeit angemessen, veredelt und verfeinert. Daher fallen die Gebete zu Anfang und zu Ende der Gesänge weg, und statt ihrer treten zuweilen einleitende Betrachtungen, vertraute Mittheilungen, Auffoderungen und andre dergleichen Digressionen ein, die Ariost so glücklich nachgeahmt hat. Das Abbrechen mitten in den verwickelten, Aufklärung verheißenden Abenteuern, in der Hitze der Schlacht, in einer bis aufs Höchste getriebenen Herausfoderung u. dgl. m. hat er, gleich den alten Volksängern nicht verschmäht, um die Neugier der Zuhörer zu spannen, und er gesteht dieses Motiv selbst ein, indem er z. B. sagt: damit euch der folgende Gesang desto mehr anziehe und ergötze, breche ich hier ab [16]). Die Gesänge, welche ohne Einleitung die abgebrochene Erzählung wieder aufnehmen, behalten die kurzen Formeln der alten Romanzi bei, z. B. ich habe euch im vorigen Gesange da verlassen, wo rc. Ihr werdet euch, wenn ihr aufmerksam gewesen seyd, erinnern u. s. w. Sehr gern aber leitet er die abgebrochene Erzählung durch eine darauf bezügliche und daran erinnernde Lehre oder Warnung, durch Betrachtungen und Folgerungen aus dem Vorhergegangenen wieder ein, und nichts wird hier öfter berührt, als die Liebe, der Hauptgegenstand des Gedichts, und somit auch der Mittelpunkt, um den die Reflexion über die Handlungen und Begebenheiten sich drehen kann.

So bequem, behaglich und heiter nun aber auch der Ton der Erzählung in dem Gedicht des Bojardo ist, so geht er doch nie in leichtsinnigen Scherz und Spott mit seinen Helden, und der Zeit, die er besingt, über. Überall ist Bojardo in Harmonie mit seinem Stoffe, überall spricht sich innige Liebe und Ehrfurcht gegen das Ritterthum, und dessen Dreieinigkeit, Tapferkeit, Liebe und Religion, in dem Orlando innamorato aus; nie maßt sich der Dichter, wie Pulci und Ariost, ein geistiges Übergewicht über das Zeitalter an, dem seine Helden angehören, und der Ton seines Gedichts ist so ernst und ehrlich, daß

13) S. *Poggii* Facetiae. Opera omnia. Basil. 1538. p. 442.

14) *Guasco* Stor. letter. di Reggio. p. 17. *Baruffaldi* de Poetis Ferrar. p. 23.

15) Signori e cavalier, che v'adunati
Per odir cose dilettose e nove,
Stati attenti, quieti, et ascoltati
La bell' historia, che'l mio canto move etc.

16) Mehre Beispiele in der angeführten Abhandlung im Hermes und bei Ginguené T. IV.

der witzige Berni es durch und durch hat parodiren können.

Schon aus dieser kurzen Charakteristik der Form des Gedichts des Grafen Bojardo geht hervor, wie viel sein Fortsetzer Ariost ihm auch in der poetischen Einkleidung zu danken hat, unvergleichlich größer aber ist die Verpflichtung des Fortsetzers gegen den Dichter des Orlando innamorato, wenn wir betrachten, was jener von diesem an unverarbeitetem Stoff erhalten hat, und wie fast alle Fäden des reichen Gewebes, das man in dem Orlando furioso so allgemein bewundert, in dem Orlando innamorato schon angesponnen und dem Ziele zugeführt worden sind. Nur den Ton der Erzählung wollte oder konnte vielmehr Ariost nicht von Bojardo entlehnen. Er stimmte einen eigenen, geistreichen und höchst unterhaltenden Ton an, der dem Geschmacke seiner Zeit und seines Hofes, aber nicht dem Geiste des Ritterthums, gemäßer war, als der des Bojardo. Er hält die Mitte zwischen eigentlicher Parodie und strengem Ernst, und weiß in behaglicher Ironie bald nach dieser, bald nach jener Seite überzuspielen, ohne sich jemals einer Richtung ganz hinzugeben. Dieses Unsichere und Unentschiedene ist sein Charakter, und ohne gerade das Ritterthum lächerlich machen zu wollen, nimt er es doch auf die leichte Achsel und überschauet es von einem modernen Standpunkte, der ihm immer eine gewisse geistige Überlegenheit über die Zeit und die Personen seines Gedichts verschaffen muß, mit denen er daher in beständiger versteckter Opposition steht, die freilich aber auch wieder nicht ernstlich genommen wird.

Was den Stoff des Orlando innamorato betrifft, so gründet sich zwar die ganze Fabel auf den Sagenkreis von Karl dem Großen und seinen Paladinen, aber die Phantasie des Dichters, von frühester Kindheit an genährt mit diesen Sagen und Mährchen, und in den glücklichsten und freiesten Verhältnissen des Lebens entwickelt und ausgebildet, vermag so ganz im Geiste des alten romantischen Ritterthums zu schaffen und das Vorhandene in sich aufzunehmen und verjüngt wiederzugeben, daß man den Bojardo wol im Ganzen den Erfinder seiner Fabel nennen darf. Sehr treffend bemerkt Fr. Wilh. Val. Schmidt in dem oben angeführten Buche: Als selbstthätiger, schaffender Geist knüpfte Bojardo an die alte Sage Alles dasjenige, was von dem Leben seiner Zeit nicht im Widerspruch schien mit jener Sagenwelt, die in seinem Gemüthe ein verjüngtes Leben erhielt. Wie zart und selten fein Kunstgefühl für jene höhere Einheit eines Gedichts, die jedes Fremdartige ausstößt, locke es auch noch so sehr, dies zeigt sich darin, daß er, obwol auf das innigste vertraut mit den Dichtungen der Griechen und Römer, keusch genug war, nichts von ihren Erfindungen in sein großes Werk einzumischen, dem nicht der Stempel des Romantischen aufgedrückt wäre; ein Gefühl, das seinen Nachfolgern, Ariosto, Tasso und Fortiguerra fehlt. Der Hauptheld des Gedichts ist Roland, in dem Bojardo das Ideal der echten, reinen Ritterlichkeit aufstellt. Die Liebe aber ist es, welche alle ritterliche Tugenden in diesem Helden bis zu ihrer höchsten Stufe steigert, und insofern auch der Mittelpunkt des ganzen Gedichts, die Grundidee, in der die Einheit und Geschlossenheit desselben zu suchen ist. Leider hat Bojardo sein Werk nicht vollendet, und Ariost hat die Grundidee desselben so ganz misverstanden, daß er, anstatt seinen Roland durch die Liebe zu verherrlichen, ihn durch sie zu einem Narren werden läßt.

Neun und siebzig Gesänge des Orlando innamorato hatte Bojardo vollendet, als der Tod ihn von seiner schönen Arbeit abrief. Sie hat zwei Fortsetzer gefunden, Nicolo degli Agostini, einen matten Reimer, der jedoch seine schwache Unwürdigkeit auch eingesteht [17]), und den berühmten Ariosto, dessen Orlando furioso den Orlando innamorato des Bojardo allmählig in Vergessenheit gebracht hat. Wie beliebt das Gedicht des Bojardo vor dem Zeitpunkte der Erscheinung des Orlando furioso und noch bis gegen das Ende des 16. Jahrh. in Italien gewesen ist, beweisen seine vielen, schnell auf einander folgenden Ausgaben. Nachher wurde der oben charakterisirte Ton des Ariosto epischer Modeton, und Bojardo schien veraltet und langweilig. Da übernahm es denn der bekannte Berni, das seiner Fabel wegen doch noch unterhaltende Gedicht des alten Grafen parodirend zu modernisiren, und die italischen Kunstrichter haben diese Parodie in den Kanon ihrer Klassiker aufgenommen, in dem sie keinen Platz für das Original finden konnten. Mehr sprachlich, jedoch auch nicht ohne Ariostischen Anflug, ist die Überarbeitung des Domenichi.

Gegenwärtig ist, Dank der italischen Kritik und dem französischen Geschmack, der ihr vom 17. Jahrh. an Gesetze gab, Bojardo's Gedicht seinem Vaterland entrissen, und wird nur, bald als Muster eines schlechten altmodigen Epos, oder als historische Merkwürdigkeit, wegen seines Verhältnisses zu dem Orlando furioso, angeführt. Dies mußte um so eher geschehn, da Ariost selbst dieses Verhältnisses mit keiner Sylbe erwähnt. Einzele Stimmen, welche die Ehre und das Verdienst des Bojardo gegen den Haufen der Modediener aufrecht zu erhalten versuchten, sind übertäubt worden, und werden auch in der neueren Zeit sehr selten. Dahin gehören Jakob Gaddi, Speroni, und mit Halbheit auch Crescimbeni und Gravina [18]). In Teutschland hat man in der neuesten Zeit angefangen, den Orlando innamorato mit Gerechtigkeit und Unbefangenheit zu würdigen, aber leider sind die Ausgaben des echten Textes so selten, daß selbst die Verehrer des Bojardo ihn größtentheils nur aus der Überarbeitung des Domenichi kennen [19]).

Ausgaben des reinen Originaltextes des Orlando innamorato: Venezia, Piero de Piasi, 19. Febr. 1486. 4. (nach Ebert die erste Ausgabe, die aber wol nicht alle 79 Gesänge enthält. Mazzuchelli gibt die

17) In der zweiten Stanze des ersten Gesanges. Il quarto, quinto e sesto libro di Orlando innamorato per Nicolo degli Agostini, zuerst Venez. 1538, dann bei mehren Ausg. des Gedichtes des Bojardo. 18) Einige hieher gehörige Stellen findet man in dem schon citirten Buche von Fr. Wilh. Val. Schmidt. *Gaddius* de Scriptor. non ecclesiasticis T. I. p. 70 (sehr heftig gegen Ariost, der geradezu ein Plagiarius genant wird. Speroni in einem Briefe an Bern. Tasso (Lettere di B. Tasso. 160) *Crescimb.* Volg. Poesia. 2. 326. *Gravina* Della Ragione poet. L. II. No. XV. p. 101. 19) Der Verfasser dieses Aufsatzes ist so glücklich gewesen, den Originaltext in Italien zu lesen.

folgende als erste Ausgabe an). — Scandiano per Pellegrino Pasquali, s. a. 4. Ein vorgesetzter Brief von Ant. Carafa ist datirt Reggio, den 18. Mai 1495. Diese Ausgabe hat Bojardo's Sohn veranstaltet. — Venezia fol. vor 1500. — Venezia 1511. 4. — Mediolani 1513. 4. — Venezia 1522. 4. — Mit Agostini's Fortsetzung: Libri tre di Orlando innamorato, con gli tre libri aggiunti da N. degli Agostini. Venezia 4. Mit mehren Jahrsangaben: 1526, 29, 31, auf dem Titel 1532. — Ebendaselbst wiederholt 1533, 35, 39, 47, 70, 72, 74, 80, 84. — In der Überarbeitung des Domenichi: Orlando innamorato, insieme coi tre libri di N. degli Agostini, riformato per L. Domenichi. Ven. Scotto. 1545. (oder 48) 4. 53, 65, 76, 88, 1611, 1676. (Ebert führt auch noch auf: 1608 und 1655, welche beide in der Dresdner Bibliothek befindlich sind). Die Ausgaben der Berni'schen Travestie s. unter Berni.

Übersetzungen. Eine vollständige teutsche Übersetzung fehlt. Eine freie prosaische Darstellung des Inhalts geben Rolands Abenteuer, herausgegeben von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Eine kurze Analyse des Inhalts gibt Ginguené im 6ten Buche des zweiten Theils seiner Histoire litt. d'Italie. Die Franzosen haben drei Übersetzungen des Orlando innamorato, von Vincent. Paris 1549 u. 50. Fol. und öfter gedruckt; von Rousset. Paris 1619. 8.; von le Sage. Paris 1717 und öfter. Spanische Übersetzung: Orlando enamorado. Alcala 1577. 4. Toledo 1581. 4.

Quellen: *Antonio Vallisnieri*, Memorie ed iscrizioni sepolcrali del Conte Matteo Maria Bojardo e della sua casa in Scandiano, im dritten Band der Raccolta d'Opuscoli scientifici e filologici, des Angelo Calogerà. Venezia 1728 — 1757. 12. *Mazzuch.* Scrittori d'Ital. T. V. *Barotti* Memorie degli illustri Ferrar. *Tiraboschi* Bibl. Modan. T. I. Artikel Bojardo. Vergleiche Ginguené in der Hist. lit. d'Ital. und in dem Artikel Bojardo in der Biogr. univers. und das oft angeführte Buch von Fr. Wilh. Val. Schmidt.

In dem Museum Mazzuchellianum [20]) findet sich eine in Bezug auf Bojardo's großes Gedicht geprägte Denkmünze, welche auf der einen Seite des Dichters Bildniß und Namen, auf der andern den Vulkan zeigt, der mit Hilfe der Venus und des Amor einen Pfeil schmiedet; dabei die Inschrift: Amor vincit omnia, und die Jahreszahl 1490. (*Wilh. Müller.*)

BOJE, BOYE, heißt überhaupt ein jedes Zeichen, das auf dem Wasser schwimmend und mit einem Tau, der Boje-Steng genant, an dem Anker gebunden ist, um zu wissen, wo derselbe liegt. So ist Tab. III. Fig. 4. gg. der Boje, und hh der Boje-Steng. Diese Bojen sind entweder von Kork und von Holz, oder werden aus einer Tonne gemacht (Kork-Block und Tonnen-Bojen) und sind, der mehrern Festigkeit wegen mit Tauen umschlungen. (*Braubach.*)

BOJE (Heinrich Christian), wurde am 19. Jul. 1744 zu Meldorp in Holstein geboren, wo sein Vater, späterhin Kirchenpropst und Hauptpastor zu St. Nicolai in Flensburg, damals Prediger war. Er studirte zu Göttingen die Rechte, wurde 1775 Stabssekretär zu Hannover, 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süderditmarschen, 1790 auch Etatsrath zu Meldorp und starb daselbst am 3. März 1806. Er hat sich durch seine Verdienste um die schöne Literatur der Teutschen, für welche er mit redlichem Eifer, ohne viel Geräusch wirkte, ein rühmliches Andenken gesichert. Zu Göttingen trat er in Verbindung mit Bürger, Hölty, den Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, Joh. Heinrich Voß, Miller und andern ausgezeichneten Köpfen, welche daselbst zu Ende des 7ten Jahrzehends im vorigen Jahrhundert einen Dichterverein bildeten. Boje war das älteste Mitglied dieses schönen Bundes und wirkte durch Rath und Beispiel bedeutend auf seine jüngern Freunde, um so mehr, da ihm als Herausgeber des ersten teutschen Musenalmanaches das Geschäft oblag, ihre poetischen Erzeugnisse ins Publikum einzuführen *). Der Musenalmanach erschien zum erstenmal für das Jahr 1770 unter Boje's und Gotter's gemeinschaftlicher Besorgung; er wurde durch den seit 1765 zu Paris herausgekommenen Almanach des Muses veranlaßt, zu dessen Nachahmung Kästner die jungen Dichter ermuntert hatte. Für die J. 1771 bis 1775 besorgte Boje, nach Gotters Abgang von Göttingen, die Herausgabe allein; späterhin übernahmen nach einander Göckingk, Bürger und Karl Reinhard dieses Geschäft, bis dieser erste Musenalmanach im J. 1804 mit seinem 35sten Jahrgange erlosch. Bekantlich hat er der Nachfolger sehr viele gehabt. Seine eigenen frühern Gedichte ließ Boje ohne seinen Namen unter dem einfachen Titel: Gedichte. Bremen und Leipzig 1770. 8. erscheinen. Es sind zum Theil Nachahmungen der Alten, besonders des Horaz. Seine spätern Gedichte gab er in den Göttingischen und Vossischen Musenalmanachen, zum Theil unter seinem Namen, zum Theil nur mit B. unterzeichnet. Nach seinem Tode wurden mehre derselben in die Iris für 1810, ein Taschenbuch von J. G. Jacobi, aufgenommen; ein anderes in das Tübinger Morgenblatt 1809 No. 165. An letzterm Orte wurde zugleich eine von Voß besorgte Ausgabe seiner Gedichte im Cottaschen Verlag angekündigt, welche bis jetzt nicht erschienen ist. An Umfang und Tiefe des poetischen Talents stand Boje mehren seiner Göttinger Freunde nach. Seine Gedichte sind meistens lyrisch und epigrammatisch; seine Epigramme haben mehr Anmuth und Lieblichkeit, als Schärfe.

Ein besonderes Verdienst um die teutsche Literatur erwarb sich Boje durch die Herausgabe des teutschen Museums, Leipzig 1776 — 1788. dreizehn Jahrgänge, jeder in 2 Bänden gr. 8. mit Kupf. und Musik. (Neues teutsches Museum 1789 — 1791), einer reichhaltigen und zu ihrer Zeit schwerlich übertroffenen Monatsschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet und theils wissenschaftliche Aufsätze, theils Werke der schönen Redekünste enthält. Die beiden ersten Jahrgänge besorgte Boje gemeinschaftlich mit Ch. K. W. Dohm, die übrigen allein. Im J. 1779 gab er die Gedichte der beiden Grafen von Stolberg zu Leip-

20) T. I. tabul. 29. No. I.

*) Bürger's merkwürdiger Briefwechsel mit Boje über des erstern berühmte Ballade: Lenore, ist abgedruckt im Tübinger Morgenblatt 1809. No. 241 — 245.

zig in 8. heraus, auch übersetzte er, zum Theil mit Joh. Heinrich Voß aus dem Englischen Richard Chandler's Reisen in Kleinasien und in Griechenland, wovon erstere Leipzig, 1776. gr. 8. letztere ebendas. 1777. gr. 8. erschienen **). *(Rese.)*

Bojeda, **Woojeda**, s. Boadscha.

BOJI, sind nach Tacitus[1]) ein ursprünglich keltisches Volk. Dies kann keinem Zweifel unterworfen seyn, da sie nicht nur in der Sprache den Kelten gleichen[2]); sondern sich auch auf ihren Zügen überall mit Kelten zusammen gesellen, welches nur bei Gleichheit der Sprache und Sitten möglich ist, und selbst in Galatien einer der dort ansässigen Stämme Tolistobojer benant wird, der mit ihnen nahe verwandt zu seyn scheint. Allein, wenn Tacitus behauptet[3]), daß sie in Zeiten, worin Gallien noch mächtiger als Germanien gewesen sey, über den Rhein gegangen und in Germanien eingedrungen sind; so hat er dafür keinen historischen Grund: denn in der Stelle des Cäsar, die ihm vorschwebt[4]), ist mit keinem Worte von den Bojern die Rede. Dieser Schriftsteller kent sie selbst nur jenseit des Rheins in Noricum[5]); und, wenn sie Livius, nach einer Sage, in alter Zeit in das cisalpinische Gallien eindringen und sich zwischen dem Padus und Apennin festsetzen läßt[6]); so sagt er damit nicht, daß sie aus Gallien vorgedrungen sind, da man die ganze Alpenkette mit dem Namen des Apennin belegte, und Strabo selbst den Brenner noch so benent[7]). Sie können also sehr wol aus Südteutschland eingedrungen, und mit andern Kelten aus Asien und Thrakien in Germanien eingewandert seyn; und sind wahrscheinlich hier eher, als in Gallien ansässig gewesen; denn Strabo spricht[8]) offenbar von späteren Zeiten. In Germanien nahmen sie, nach Mannert[9]), den ganzen Strich vom Bodensee durch Baiern, Östreich und Ungarn bis zum Peiso (Platensee) ein, und hatten zu Nachbarn im Rükken auf den Alpen die Rhäter und Vindelicier, nicht zu ihnen gehörige Völker, durch Steiermark, und einen Theil der östreichischen Berge bis in die Nähe des Platensees hin, den Bruderstamm des Taurisker, ihrer Bundesgenossen, und östlich vom Platensee andere Stammverwandte, die Skordisker, die auf ihre Macht eifersüchtig mit ihnen in Feindschaft lebten. Als das cisalpinische Gallien durch Beendigung des cisalpinischen Krieges 528—31 A. U. C. endlich römische Provinz geworden war, blieben, wie es scheint, der Bojer, die nach Cato aus 112 Stämmen bestanden[10]), keine, oder doch nur wenige, deren Namen sich verlor, in dem unterjochten Lande zurück. Nach Strabo[11]) wurden sie aus ihren Wohnsitzen vertrieben und zogen zu den Tauriskern. Möglich ist, daß sie den vorhin beschriebenen Bezirk jetzt erst einnahmen. Wahrscheinlicher jedoch, daß ein Theil von ihnen schon früher hier zugleich mit den Tauriskern und Skordiskern seßhaft geworden war, zu denen sie nur zurückkehrten. Die Macht des Volks in diesen seinen Wohnsitzen bekundet sich dadurch, daß es fähig war, den Anprall des ungeheuern Schwarms der Kimbern von seinem Gebiet abzutreiben[12]). Eifersucht auf den Umfang der Macht der Bojer, und vielleicht Misbrauch derselben verwickelte sie A. U. C. 667 in einen Krieg mit den Dakern, die östlich von der Donau ein mächtiges Reich hatten, und mit welchen die Skordisker gemeinschaftliche Sache machten. Dieser Krieg nahm einen unglücklichen Ausgang für sie, und nach Strabo wurden sie aufgerieben[13]). Wahrscheinlicher ist jedoch, daß sie sich jetzt in einzele Haufen zerstreuten. Ein Haufe derselben, der früher einen vergeblichen Angriff auf Noreja in Noricum gemacht hatte, vereinigte sich, 220,000 Mann stark, mit den Helvetiern, zog mit ihnen nach Gallien[14]), und wurde nach deren Niederlage von Cäsar in das Land der Aduer versetzt[15]), vermuthlich, um ihnen bei ihrer Gerechtigkeit, Tapferkeit und Ausdauer[16]) zur Gränzwache gegen die Arverner zu dienen. Der Haupttheil zog sich jetzt wahrscheinlich über die Donau, und errichtete in dem unbewohnten hercynischen Bergwalde auf kurze Zeit ein neues Reich, das von ihnen Bojohemum (Bojenheim) benant ward[17]). Das Land, welches sie früher inne gehabt hatten, blieb, da die Daker nicht ihr Land, sondern nur kein mächtiges Volk in ihrer Nähe gewollt hatten, geraume Zeit eine Wüste — Deserta Bojorum —, die sich vom Bodensee nordöstlich bis nach Pannonien erstreckte[18]). Nur ist nicht anzunehmen, daß dieser Landstrich völlig menschenleer ward. Vielmehr sind Spuren, daß sich noch ein Theil des Volks in diesem großen Bezirk erhalten hat[19]). Das neue Reich der Bojer im hercynischen Bergwalde stürzte der Fürst der Markmannen Marbod[20]), und vereinigte, wie es scheint, das besiegte Volk mit dem seinigen. Der Name des Volkes schwand; aber das Volk blieb, wie der Name Bojenheim[21]). *(Ricklefs.)*

BOJODURUM, im Itin. Ant. Bojodorum, und im Leben des h. Severin Boitro oder Bojotro, ein alter Ort in Noricum, der wahrscheinlich von den Bojern benant ist. Nach Ptol. II, 13, der es zu Vindelicien rechnet, lag es 33, 50. 47, 15 etwas westlich von der Ausmündung des Inn, also in der Nähe des heutigen Passau vgl. Vit. S. Severini c. 22. *(Ricklefs.)*

**) S. über ihn: Korde's Lexikon der schleswig-holsteinschen und eutinischen Schriftsteller S. 25 f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen (Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste) Bd. 8. St. 2. S. 210 — 213. Meusel's gel. Teutschland. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten Band 5. S. 765 — 769. Bd. 6. S. 582. Franz Horn's schöne Literatur Teutschlands während des 18ten Jahrhunderts Bd. 1. S. 226. —. Eine Auswahl seiner Gedichte findet man in Ramler's lyrischer Blumenlese Bd. 2 — 4 in Mathisson's lyr. Anthologie Th. 8. S. 121—158. in Haug und Weisser's epigrammatischer Anthologie Th. 5. S. 133 — 148. Th. 10. S. 179—190 u. a. m. Orten.

1) Germ. c. 28. 2) V. Pallhausen's Garibald Bel. S. 90. 3) l. c. 4) B. G. VI, 24. 5) B. G. I, 5. 6) V, 35. 7) Pfister in Schelling's Allg. Zeitschrift B. 1. H. 1. S. 25. 8) IV, 6, 8. 9) Geogr. d. Gr. u. R. Th. 3. S. 597 flg.

10) *Plin.* III, 20. 11) V, 1, 6. 12) *Strab.* VII, 2, 2. nach Poseidonios. 13) VII, 5, 2. 14) *Caes.* B. G. 1, 5. 15) l. c. c. 29. 16) *Caes.* B. G. VI, 25. 17) *Tac.* Germ. 18) *Strab.* VII, 1, 3. 18) *Strab.* VII, 1, 5. vgl. *Plin.* III, 27. 19) Vgl. die Recension von Mannert's ältester Geschichte Bojoariens in den Heidelberger Jahrbüchern 1809. H. II S. 159 flg. 20) *Strab.* VII, 1, 3.

21) Man vgl. den Art. Baiern Bd. 7. S. 134. u. Milbiller's Anm. S. 136. *(H.)*

Bojol, s. Bohol.

BOKAN, ein Hafen von Tehama oder dem südarabischen Nieder- und Küstenland, nicht weit von Zebid. Niebuhr hat ihn nicht bemerkt, aber d'Anville (Karte vom arab. Meerbusen und Beschreibung in dem Mémoire d'Egypte p. 252). (*Rommel.*)

BOKCHORIS, ägyptischer Pharao. Nach den Pharaonen, welche die Pirampden erbauten, deren Letzter Mykerinos war, folgt eine Reihe anderer, in deren Angabe Herodot und Diodor, wie in den übrigen Verzeichnissen, von einander abweichen. Des Mykerinos Nachfolger heißt bei Herodot Asychis, bei Diodor Bokchoris. Heeren vermuthet bloße Abweichung des Namens, da der eine wie der andere ein weiser Gesetzgeber genant werde. Urtheil des Bokchoris war sprüchwörtlich geworden für ein streng gerechtes Urtheil. Seine Regirung (zu Sais) wird um die Zeit angesetzt, wo die Äthiopen unter Sabako in Ägypten einfielen, um 754 v. Chr. Über die mancherlei Widersprüche in den Angaben, s. Beck's Anl. zur genauern Kentniß der allgemeinen Welt- u. Völkergeschichte 2. Ausg. Bd. 1. Th. 1. S. 718. fg. (*H.*)

Boken, s. Flachsbereitung.

Bokhara, s. Bukhara.

BOL (Mineralog.). Der Name Bol stamt aus dem griechischen Worte *βολος* (bolus ein Klumpen Erde); man belegte ehedem damit alle die sehr verschiedenen thonartigen Erden, welche als Medizin gebraucht wurden, und da sie meist mit einem Stempel versehn waren, Siegelerden hießen. Von diesen verschiedenen Erden hob Werner eine Art heraus, die er als eigene Gattung in das Talk-Geschlecht stellte; sie zeichnet sich aus: durch eine braune Farbe, die bald mehr gelb, bald mehr roth sich modificirt, seinen muschligen Bruch hat, durch den Strich glänzend wird, sehr weich, leicht zerspringbar, fettig ist, ein spec. Gew. von circa 1,9 hat; die Eigenschaft zeigt, im Wasser mit einen gewissen Knistern in ganz kleine Stücke zu zerfallen, ohne sich aufzulösen, in starker Hitze zu schmelzen, und stark an der Zunge anzuhängen. Nach einer alten Analyse von Bergmann soll er enthalten:

47,0	Kieselerde
19,0	Alaunerde
6,0	Talkerde
5,4	Kalkerde
5,4	Eisenoxyd
17,0	Wasser
99,8.	

Nach den jetzt herrschenden Grundsätzen der Klassifikation dürfte der Bol nicht mehr als eigene Gattung zu betrachten seyn, auch hat ihn schon früher Haüy unter die Thonarten als argile ocreuse rouge gesetzt; Haußmann betrachtet ihn nur als Formation der Sippschaft des Thons.

Der Bol ist besonders in der Basalt-Formation einheimisch, wo er sich in kleinen Partien in Basalt oder in Trapptuff eingemengt findet, wie in Sachsen zu Herold bei Thum, in Schlesien bei Striga und Liegnitz, bei Steinau ohnweit Hanau in Hessen, in Karlsberg bei Kassel. In Oberitalien scheint er den problematischen Trachitlagern untergeordnet zu seyn, und komt in großen Massen vor; bei Siena im Toskanischen findet sich unter der Benennung von Ochra di Siena ein Fossil, welches zur Farbe für die braunen Kupferabdrücke benutzt wird, meist für Bol gehalten wird, zu dem es aber nicht gehören dürfte.

Werner begreift unter seinem Bole auch die im Alterthume sehr berühmte Lemnische Erde, welche im Allgemeinen die oben erwähnten Eigenschaften hat; sie wurde von Klaproth analysirt, welcher folgende Bestandtheile fand:

66,00	Kieselerde
14,50	Alaunerde
8,50	Wasser
6,00	Eisenoxyd
3,50	Natron
0,35	Kalkerde
0,15	Talkerde
99	

Da diese von der oben erwähnten Analyse abweichen, so wurde von mehrern Mineralogen, wie von Karsten und Haußmann, diese Erde von dem Bol abgesondert und Sphragid genant, von *σφραγις* das Siegel, da schon in den ältesten Zeiten dieser Erde ein Siegel aufgedrückt wurde.

Wir haben eine ausführliche Beschreibung von Galen (lib. IX. de simpl. med.), der selbst nach Lemnos ging, um an Ort und Stelle dieser Erde wegen Untersuchungen anzustellen; er bemerkt hier unter andern: daß man sie *μιλτος ληµνια*, oder *γη σφραγις* nenne, d. i. Siegelerde, wegen des heiligen Siegels der Diana, welches derselben aufgedrückt würde. Mit einer fast väterlichen Ehrfurcht, sagt er, wird diese von den Priestern gewonnen, dann sein geschlemmt und besiegelt; sie wird nur aus einem Hügel gewonnen, der wie verbrant aussieht. Sie diente im Alterthume theils in der Medizin, theils den Goldschmieden, theils zum Waschen der linnenen Kleider. — Im 15. Jahrh. wurde Albacarius von Seiten der kaiserl. Gesandtschaft nach Lemnos geschickt, um nähere Erkundigung über die Lemnische Erde einzuziehn; allein er fand nur eine helle, etwas röthliche Erde (obwol sie Galen als dunkelroth beschreibt), auch nicht einen Hügel, der wie verbrant aussah; wahrscheinlich hatte man ihm gar nicht den eigentlichen Fundort gezeigt. — Ein gewisser P. Ballonius scheint glücklicher gewesen zu seyn; er bemerkt, daß nur jedesmal d. 6. Aug., nachdem von den griechischen Priestern Messe gelesen worden, die Ader der Erde eröffnet würde; den größten Theil der Erde schicke man dem türkischen Kaiser, dessen Siegel auch darauf gedrückt würde, den übrigen Theil verkaufe der Gouverneur der Insel den griechischen Kaufleuten und drücke sein Siegel darauf.

Fettbol nent Freiesleben *) ein Fossil, welches nicht unmittelbare Verwandtschaft mit dem eigentlichen Bol zu haben scheint; es ist braun, matt, im Bruche eben, fettglänzend, sehr weich, mild, nicht an der Zunge hängend, fettig; in Wasser löst sich ein flockiger Schlamm ab, das übrige zerbröckelt sich ohne Knistern, vor dem Löthrohre zerspaltet es sich. So findet man es

*) Geognostische Arbeiten. Band V. v. J. 1817. S. 186.

bei Freiberg zuweilen, als Ausfüllungsmasse der Drusen. (*Keferstein.*)

Bol, Bolar- oder Boluserden (Pharmacol. Techn.), unreine Alaun- oder Thonerden, die vormals auch arzneilich sehr geschätzt und häufig angewandt wurden, aber außer Gebrauch gekommen waren, bis neuerlich Percival den reinen weißen Bolus gegen Magensäure, und Ficinus, nach dem Vorgange El. Camerarius, gegen heftige Bauchflüsse, chronische Ruhr ɪc., aus eigener Erfahrung wieder dringend empfahl zu 5—10 Gr. mit etwas Mimosengummi und Zucker, auch und vorzüglich bei Kindern. Nach Umständen lassen sich damit Opium, Kampfer, Gewürze ɪc. verbinden, theils in Pulver, theils in Emulsionen oder Absüden. Plenk rieth außerdem vorzugsweise den Armenischen Bolus, **Argilla Bolus rubra L.**, der in 1 Unze aus 5 Drachm. 6 Gr. Kieselerde, 1 Dr. 47 Gr. reiner Alaunerde und 51¼ Gr. Eisenoxyd besteht, äußerlich als Streupulver bei Wundwerden, und bei Schwärungen des Nabels kleiner Kinder (?). Übrigens ist er ein Bestandtheil mancher Zahnpulver, und des **Pulvis ophthalmicus** *Baldingeri* *) für Augenfelle, ferner des **Pulvis erysipelatodes externus** **) und des **Lapis medicamentosus** ***) bei stark nässenden Wunden? u. s. w. — Technisch werden die Bolarerden bei der Gewinnung des Salzgeistes und Scheidewassers, auch auf englisches und preußisches Braunroth benutzt. In der Walachei und Türkei dreht und brent man aus dem rothen Bolus Tabakspfeifenköpfe u. a. Gefäße; in England fabricirt man daraus das sogenannte Jaspisporzellan. Die gelbrothen Bolusarten, wie der holzbraune Bolus von Lemnos, der, nach R. Brandes und Volkhausen, in 50 Theilen 20,508 Kieselerde, 10,500 Aluminiumoxyd, 2,500 Magniumoxyd, 0,400 Natroniumoxyd, eine Spur Calciumoxyd, 3,000 Eisen und 12,625 Wasser enthält, dienen, geschlemt und in Kugeln, Kuchen, viereckige Stangen oder Stückchen geformt, auch zu Wasserfarben, weniger zu Ölfarben, übrigens als Grund zu Vergoldungen und Versilberungen auf Holz, und bilden zugleich eine sehr gute Masse zum Abdrucken von Siegeln, Münzen ɪc. Die weißen sogenannten Siegelerden, gereinigte Boluserden in runder Kuchenform und nach ihrem Vaterlande verschiedentlich bezeichnet, gebraucht man hier und da zum Bleichen der Leinwand, zum Austilgen der Fettflecken ɪc. (*Th. Schreger.*)

BOL oder Boll (Hans), ein Maler, geb. 1534 zu Mecheln und gest. zu Amsterdam 1583. Vierzehn Jahre alt erlernte er bei einem mittelmäßigen Meister seine Kunst, reisete dann nach Teutschland, blieb zwei Jahre zu Heidelberg, und malte nach der Rückkehr in sein Vaterland Landschaften mit Wasserfarbe, auch Land- und Wasserthiere nach der Natur. Er fing an, sich mehr auf kleine Blätter zu legen, weil sie verkäuflicher waren. Seine Prospekte von Amsterdam von der Land- und Seeseite wurden sehr einträglich für ihn. Sein Meisterstück ist ein Stundenbuch in 24 Format, jetzt auf der königl. Bibliothek zu Paris; Debure hat eine sehr ausführliche Beschreibung davon geliefert. Es enthält 11 große und 41 kleine Miniaturbilder nach größeren Werken, so treu kopirt, daß man den Styl jedes Meisters wieder erkent. Unten an jedem Blatte und am Schluß jedes Kapitels sind Verzierungen von Blumen und Thieren mit bewundernswürdiger Delikatesse ausgeführt. Übrigens gibt es von ihm ein seltnes und theures Werk unter dem Titel: **Venationis, piscationis et aucupii typi, Jo. Bol depingebat, Phil. Galleus excudebat;** 47 Blätter Qu. 8. (*H.*)

Bol (Ferdinand), geb. zu Dortrecht ums J. 1600, aber seit seinem dritten Jahre mit seiner Familie zu Amsterdam lebend, wurde einer der besten Schüler Rembrandts; ja er verstand die Manier seines Meisters so täuschend nachzuahmen, daß es schwer hält, viele seiner Werke von den Rembrandtschen zu unterscheiden. Mehre seiner Bildnisse und historischen Darstellungen sind wahre Meisterstücke; zu Letztern gehört ein Gemälde, auf welchem sich eine Versamlung von Offizieren, und Bürger der Schützenkompagnie befinden; es sind 15 Personen darauf, und lauter Bildnisse. Schöne Arbeiten von ihm finden sich im Rathhause zu Amsterdam; vorzüglich wird ein Gemälde, welches er daselbst für die Admiralität fertigte, sehr gerühmt. — Bol besaß auch viel Fertigkeit in Führung der Radirnadel; die Lagen seiner Striche sind gewählter als die seines Meisters; und war er auch nicht so genial wie dieser, so sind seine Blätter doch mit vielem Geiste behandelt *). B. starb im J. 1681, nach Andern 1686. (*Weise.*)

BOLA oder Vola, Hauptstadt der Aquier, im Gebiete von Latium gelegen. Virg. Aen. 6, 776. (**H.**)

BOLABOLA, eine der Gesellschaftsinseln im Australozeane; unter 16° 27′ südl. Br. und 225° 42′ östl. L., 3 Meilen von Otaha entfernt, hält 5 Meilen im Umfange, und ist mit einem weiten Riff von Felsen und Klippen umgürtet. In der Mitte erhebt sich ein doppelter Pick, der zu einer ziemlichen Höhe hinansteigt, auf der Ostseite nackt da stehend, auf der Westseite mit reicher Vegetation geschmückt. Seinen Küstensaum bedeckt ein fruchtbarer Boden, der Brodfrucht, Kokosnüsse und die meisten Vegetabilien der Inselgruppe im Überflusse hervorbringt, aber durch den ihn umgebenden Riff führt nur ein einziger Zugang und bildet einen geräumigen sichern Hafen im W. des Eilandes, den Cooks Karte Otea Vanua nent. Die Einwohner sind Australindianer und sollen von einer Verbrecherkolonie aus Tahiti abstammen; noch jetzt sind sie die wildesten, unbengsamsten und kriegerischsten Bewohner der ganzen Gruppe, die von allen übrigen gefürchtet werden; sie tätowiren den Körper auch auf eine andre Art (nach Cook und Turnbull). (*Hassel.*)

BOLAX nannte Commerson eine Pflanzen-Gattung, welche blos auf den Gebirgen von Süd-Amerika vorkomt, und zwar zur natürlichen Familie der Umbellaten gehört, aber so viel Eigenthümlichkeit im Bau und der äußern Gestalt darbietet, daß sie als Typus des Fehlschlagens und Verschmelzens angesehn werden kann. Von dem Familien-Charakter der Dolden bleibt fast nichts

---

*) Pharm. Edinb. a *Balding.* ed. S. 368. **) Pharmac. Lipp. S. 275. ***) Pharm. Ross. S. 90.

*) In Hubers Handb. Th. 6. S. 61. ist ein großer Theil derselben beschrieben. *Descamps* T. 2. p. 280. — Die Dresdner Galerie besitzt 5 Gemälde von ihm.

übrig als die eiförmige Frucht, mit drei Rippen versehn. Übrigens ist statt der Dolde nur ein einblüthiger Stiel, ohne oder mit verkümmerter Hülle vorhanden, auch sind die Blätter nicht zusammengesetzt, sondern höchstens dreitheilig, dafür aber hat der Blattstiel an Dicke gewonnen: er übertrift an Breite und Dicke fast jedesmal das Blatt, und ist meistens mit drei Fasern durchzogen. Die ganze Pflanze ist das Bild der Verkümmerung, indem die halbe Fingerlänge das höchste Maß ihrer Ausdehnung ist. Dabei hat jeder Theil einen starken Gehalt an Harz. Folgendes sind die bekannten Arten:

1) B. *caespitosus* Spr., mit ablangen lederartigen glattrandigen unten anders gefärbten Blättern und breiten häutigen gewimperten Blattstielen, die Blüthen stehen zu zweien oder dreien in verkümmerter Dolde. Auf den höchsten Andes und auf den Falklands-Inseln. (Hydrocotyle gummifera *γ. Lam.* Azorella caespitosa und Selinum acaule *Cavan.* 2) B. *filamentosus* Spr., mit ablangen lederartigen, mit krautartigem Stachel versehenen, unten striegelichten Blättern, erweiterten lederartigen mit Borsten besetzten Blattstielen und einer borstigen Hülle auf dem Feuerlande. (Azorella filamentosa *Vahl.*). 3) B. *complicatus* Spr., mit glänzenden dreilappigen gefalteten Blättern und Blattstielen, die nur an der Basis erweitert, übrigens sehr verlängert und ganz nackt sind. Auf Magelhaens Land. 4) B. *gummifer* Spr., mit dreitheiligen zugespitzten matten flachen Blättern, etwas verdickten rundlichen Blattstielen und drei Blüthen in den Dolden. Auf den Andes, den Falklands Inseln. Hydrocotyle gummifera *Lam.* Azorella caespitosa *Vahl.* Chamitis tricuspidata *Gärtn.* Selinum microphyllum *Cav.* 5) B. *lycopodioides* Spr., mit dreitheiligen keilförmigen auf beiden Seiten behaarten, dachziegelförmig liegenden Blättern, deren oberste sternförmig stehen, und drei Blüthen in der ungestielten Dolde. Auf den Bergen Peru's. (Fragosa corymbosa *R.* et *P.*) 6) B. *pedunculatus* Spr., mit dreitheiligen zugespitzten Blättern, korkartig verdickten Blattstielen, und einblüthigen einzelen Blüthenstielen. Auf den höchsten Andes. 7) B. *prolifer* Spr., mit dreitheiligen Blättern, deren Fetzen in pfriemenförmige Stacheln übergehen und sich in die scheidenartigen Blattstiele verdicken, und einer ziemlich vollständigen selbst sprossenden Dolde. In Patagonien. (Selinum proliferum *Cav.*). 8) B. *spinosus* Spr., mit fünftheiligen Blättern, deren Fetzen lanzetförmig sind und in pfriemenförmige Dornen übergehen, mit verdickten gewimperten Blattstielen und einfacher Dolde. Auf den Andes. (Selinum spinosum *Cav.* Fragosa spinosa *R.* et *P.*). 9) B. *multifidus* Spr., mit umgekehrt eiförmigen, vielfach eingeschnittenen, gesetzten, oberwärts striegelichten Blättern, gewimperten Blattstielen und einfacher Dolde. Auf den Andes. (Fragosa multifida *R.* et *P.*). 10) B. *crenatus* Spr., mit umgekehrt eiförmigen gesetzten, auf beiden Seiten behaarten Blättern, deren Fetzen gewimpert sind, verdickten Blattstielen und einfacher Dolde. In Peru. (Fragosa crenata *R.* et *P.*). 11) B. *cladorrhizos* Spr., mit umgekehrten eiförmigen vielfach eingeschnittenen gesägten oben glänzenden Blättern, geflügelten behaarten Blattstielen, vielfach wurzelndem Stamm, einfacher Dolde und gewimperter Hülle. In Peru. (Fragosa cladorrhiza *R.* et *P.*). (*Sprengel.*)

BOLBE, ein von Thucydides erwähnter See in der makedonischen Landschaft Mygdonia. (*Ricklefs.*)

BOLBEC, Stadt in dem Bezirk le Havre des französ. Departement Niederseine. Sie liegt am gleichnamigen Flüßchen, ist ummauert, hat 3 Thore, 1 kathol. Pfarr- und 1 reformirte Konsistorialkirche, 1 Hospital, 1 ref. Waisenhaus, 663 Häus. und 4824 meistens ref. Einw. Große Industrie; Stapelplatz für die in der Umgegend gewebten Toiles cretonnes; es werden Flanelle, Ratine und wollne Decken, wollne Strümpfe, Musseline, baumwollne Taschentücher und Siamoisen gewebt, Spitzen geklöppelt, Messerwaren verfertigt, Leder gegerbt und Twist gesponnen. Der Handel mit diesen Waren ist bedeutend. Der Ort hält 4 Jahrmärkte. Er wurde 1765 ganz in die Asche gelegt. (*Hassel.*)

BOLBITINE, nach Stephanus eine Stadt Ägyptens an der bolbitischen oder bolbitinischen Mündung des Nils. Diese Mündung ist östlich von dem heutigen Raschid (Rosette), daher Sicard gar glaubt, Rosette habe ehemals Bolbitine geheißen. Den bolbitinischen Arm bezeichnet auch Andreossy als den Arm von Raschid. Nach Ptolemäus geht durch denselben unter 30° 50′ ein aus dem Flusse Agathos Dämon abgehender Arm, mit Namen Taly ins Meer. Herodot hielt die bolbitinische Mündung (so wie die Bukolische) für kein Werk der Natur, sondern für einen künstlichen Graben. (*Hartmann.*)

BOLCHOW, eine alte und ansehnliche Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Orel (53° 50′ nördl. Br.), an der Nugra und Bolchowka, mit 1788 hölzernen Häusern, 120 Krambuden, 16 Schenken, 22 Kirchen, 2 Klöstern und 8200 Einwohnern, welche, außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben, vorzüglich Produktenhandel treiben, der vorzüglich in Hanf, Hanföl, schwarzen und rothen Juften, Talg und kleinen Waren besteht. Es werden hier Juften, wollene Strümpfe und Handschuhe verfertiget; besonders gibt es viele Schuhmacher. (*J. Ch. Petri.*)

Bolco, Herzoge von Schweidnitz, s. Schweidnitz.

BOLDECKERLAND, ein Landstrich im hannoverischen Amte Gifhorn der Prov. Lüneburg, welcher mitten in der Haide belegen ist, und kein Dorf, sondern blos einige Meiereien und gute Bruchwaldung enthält, und dem Grafen von Schulenburg-Wolfsburg zugehörig; er hat adelige Freiheiten. (*Hassel.*)

Bolderaa, s. Bulleraa.

Bolderhammer, s. Kupferschmidt.

BOLDEWAN, auch BOLDUAN (Johann), namhafter Anhänger und Verbreiter der Lehre Luthers, besonders hinsichtlich Pommerns, und um so ehrenwerther, da er früher ein sehr angesehener katholischer Prälat war. Er war nämlich Abt des Klosters zu Belbuck und beschließt die Reihe der Äbte dieses sehr wichtigen Prämonstratenser-Klosters in Pommern (vgl. den Art. Belbuck). Wahrscheinlich stammte er aus Pommern; Abt zu Belbuck muß er schon vor dem J. 1517 geworden seyn *). Die Zeitgenossen rühmen ihn

*) M. s. Bugenhagen's Pomer. Ed. *J. H. Balthasar.* Gryph.

als einen gelehrten Mann und als einen tüchtigen Vorsteher seines Klosters, der besonders eifrig für die gelehrte Bildung seiner Mönche besorgt war, und dieserhalb manche treffliche Anstalten einrichtete†). Daß die Bewohner des Klosters Belbuck, nachdem Johann Bugenhagen vorangegangen war, sich der neuen Lehre zuwandten, war besonders Boldewan's Werk. Hiedurch zog er den Widerwillen Herzogs Bogislav X. und vorzüglich des Bischofs von Camin, Erasmus Manteufels, auf sich; der Herzog ließ ihn gefangen setzen, gab ihn aber bald wieder frei; indessen mußte Boldewan das Land meiden. Er zog hierauf seinem Freunde Bugenhagen nach Wittenberg nach, studirte daselbst noch eine Zeitlang und er, früher Abt des angesehensten und vielleicht reichsten Klosters in einer ganzen Provinz und einflußreicher Prälat in derselben, begnügte sich mit der Pfarre in dem kleinen sächsischen Städtchen Belzig, wo er auch vielleicht nicht lange nachher starb. (*Mohnike.*)

BOLDNÄS, ein weitläufiges Pastorat (7¼ □M.) in der schwedischen Provinz Helsingland, im J. 1815 mit 4507 Einw. In diesem Pastorat gibt es mehre finnische Dörfer und Höfe; viele dieser Finnen sind Köhler; fast keiner dieser (an 500) Finnen versteht noch finnisch (vgl. Art. Bjuråker). Die Zahl der Gebornen betrug in Boldnäs im J. 1814 103, worunter 3 uneheliche. Aus der Armenstiftung des Propstes Bergman werden auch mehre ambulatorische Schulen unterhalten. Das Pastorat hat eine alte hübsche Kirche in einer höchst reizenden Lage, und eine prächtige Pfarrwohnung am Ljusna-Elf, dessen Ufer überall sehr schön sind. In Boldnäs herrscht viel Wohlhabenheit; die Bauernhäuser gleichen Edelhöfen; es wird viel Korn gebauet; jährlich werden mehre 100 Tonnen (à 4 Scheffel) verkauft. Boldnäs hat auch ein Postcomtoir. (*v. Schubert.*)

BOLDOA Cav., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Nyktaginen und der dritten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem röhrigen corollinischen Kelch, dessen Saum vier Zähne hat, drei oder vier Staubfäden, die auf einem Ring stehen, welcher den Fruchtknoten umgibt, einem fadenförmigen Pistill, einfachem Stigma und stehen bleibendem Kelch, der die Frucht umgibt. Arten sind: 1) B. *lanceolata* Lag., mit strauchartigem klebrigen Stamm, ablangen an beiden Enden zugespitzten grau behaarten Blättern und Doldentrauben in den Blattachseln. Neuspanien. (Salpianthus arenarius Humb.) 2. B. *ovatifolia* Lag., mit strauchartigem behaarten Stamm, eiförmigen dreinervigen glattrandigen Blättern, und wenigen gestielten Blüthen in den Blattachseln. Neuspanien. 3. B. *purpurascens* Cav., mit krautartigem glatten Stamm und in Knäueln gehäuften Blüthen. Cuba. 4. B. *repens* Spr., aus krautartigem, schwach behaarten wurzelnden Stamm, herz-eiförmigen stumpfen glatten Blättern und einzelen gestielten Blüthen in den Blattachseln. Brasilien. (*Sprengel.*)

BOLDUC (Jacques), ein Kapuziner, geb. zu Paris gegen 1580, ist der Verf. mehrer theologischer Schriften, die noch jetzt um ihrer Seltsamkeiten und Paradoxien willen Interesse erregen. Man findet davon Auszüge in Wieland's Miscellaneen (Sämtl. Werke der Ausg. von Gruber Bd. 47). Diese Werke sind: 1) De ecclesia ante legem libri tres. Lyon, 1626. 8. in der 2. Ausg. Par. 1630. 4. (dann öfter aufgelegt) vermehrt mit: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus. 2) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima Sacro Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1640. 4. Daß Adam und Noah die eigentlichen Stifter des Abendmahles sind, wird auf eine so scharfsinnig-barokke Art bewiesen, daß man diesen Kapuziner für den Stifter von gewissen Schulen unserer Zeit halten möchte. (*H.*)

Boldva, s. Bodva.

BOLENTIUM, römische Ortschaft in Pannonien. Diesen Ort hat Ptolemäus, und mit ihm die Peuting. Tafel und das Itinerar. Hieros. aber nur als eine Mutatio oder Poststation 10 Mill. östlich von Serota. Sie lag etwas östlich von Verőcze oder Werowitz in dem heutigen Slavonien. (*Rumy.*)

Bolerium, s. Landsend.

Bolero, s. Fandango.

BOLESLAV I—VI., Herzoge und Könige von Polen.

Boleslaus I., (Chrobri, der Kühne) der Sohn des Miesko oder Mieczislaw und der böhmischen Prinzessin Dombrowa. Dieser hatte aus der zweiten Ehe drei Söhne, mit welchen Boleslaus nach dem Tode des Vaters 992 dessen Besitzungen theilen sollte; allein er behauptete sich im ungetheilten Besitze, leistete dem Kaiser 995 gegen die Obotriten die Heeresfolge, lernte in diesem Kriege einen Bruder des heil. Adalbert kennen, und wurde durch diesen den heil. Adalbert bei der Bekehrung der Preußen zu unterstützen bestimt, kaufte von den heidnischen Preußen den Körper des von ihnen im J. 997 erschlagenen Adalberts, zu dessen Reliquien Kaiser Otto III. im J. 1000 wallfahrtete, bei dieser Gelegenheit das Erzbisthum Gnesen und das Bisthum Krakau stiftete, auch dem Boleslaus eine Krone schenkte, welches von den neuern polnischen Schriftstellern für einen Beweis der ihm ertheilten Königswürde erklärt wird. Im J. 1002 drang er in Teutschland ein, eroberte die Lausitz und Meißen. Heinrich II. überließ ihm die Lausitz, die aber Boleslaus wieder verlor, da er durch mit Grausamkeit und schrecklichen Verheerungen geführte Kriege sich in Teutschland noch mehr zu vergrößern suchte. Doch erhielt er, als er im Frieden 1018 dem Kaiser Treue schwur, die Lausitz wieder; brach aber noch verschiedentlich diesen Frieden. Er bekriegte die Preußen, um den Tod Adalberts zu rächen, soll sie zinsbar gemacht, und die heilige Eiche zu Romove zerstört haben. Mit den Russen führte er glück-

1728. 4. S. 118. (Lib. III. cap. I.) Die Nennung eines Abts Heinrich bei dem Jahre 1518 von Steinbrück in der Gesch. der Klöster in Pommern (S. 12) kann daher nicht richtig seyn; im Mai 1518 überreichte Bugenhagen auch schon seine Pomerania dem Herzoge. S. Bugenhagen. †) Solch eine Anstalt war das Collegium Presbyterorum sive Sacerdotum zur Bildung der jungen Geistlichen, dessen Mitglied auch Bugenhagen war. Als einen vortreflichen Mann schildert dieser an der so eben citirten Stelle den Abt. Vgl. auch Kanzow's Pomerania herausgeg. v. Kosegarten B. 2. S. 337. Bugenhagen's ganzes Räsonnement über die Klöster in dem ersten Capitel des dritten Buchs verdient übrigens gelesen zu werden.

liche Kriege und erpreßte Tribut. Er starb 1025, nachdem er sich noch zuvor zum Könige hatte krönen lassen*).

Boleslaus II., der Sohn Kasimirs, geb. 1042, gelangte im 16ten J. seines Alters zu Polens Regirung. Der Schutz, den er dem böhmischen Prinzen Jaromir ertheilte, der wegen seiner Neigung zur Wollust des von ihm selbst gewählten Mönchsstandes überdrüssig, nach Polen flüchtete, verwickelte ihn in einen Krieg mit Böhmen, den er mit Glück führte, und durch einen vortheilhaften Frieden 1063 endigte. Er beschloß, die indeß vorgefallenen Streifereien der Preußen zu rächen, belagerte aber ihre Burg Grodeck vergeblich; doch entlockte er sie durch einen verstellten Rückzug ihren Wäldern, siegte 1064 an der Ossa, und zwang sie von neuem zur Unterwerfung. Den ungarischen Prinzen Bela setzte er 1065 auf Ungarns Thron, und verschaffte dessen vertriebenem Sohne, Geisa, 1072 ein Drittel des Reichs. Unter dem Vorwande, sich des wegen seiner Eroberungssucht und Grausamkeiten vertriebenen Izeslaw, Fürsten von Kiew, anzunehmen, eigentlich aber aus Vergrößerungssucht, bekriegte er Rußland 1067 bis 1070, erneuerte 1072 den Krieg, unterwarf sich Volhynien, erzwang 1075 durch Hunger die Übergabe von Kiew, überließ sich hier den Vergnügungen und der Wollust. Sein Beispiel wirkte auf sein Heer. Die Nachricht hievon und die achtjährige Abwesenheit der Männer veranlaßten die in Polen zurückgebliebenen Frauen, sich mit ihren Leibeigenen zu verheirathen, die Männer eilten zurück, züchtigten die Leibeigenen, versöhnten sich aber größtentheils mit den Frauen. Boleslaus über die, welche sein Heer verlassen hatten, höchst aufgebracht, kehrte zurück, bestrafte die Männer und ihre Frauen mit vieler Grausamkeit, die nun auch wieder in andern Fällen von seinen Beamten nachgeahmt wurde. Stanislaus Sezepowski, Bischof von Krakau, machte nun dem Boleslaus wegen seiner Grausamkeit und Wollust zuerst insgeheim Vorstellungen, that ihn, der sich zu rächen suchte, 1077 und 78 in den Bann, wurde aber, als er gerade Messe las, 1079 von Boleslaus erschlagen. Stanislaus wurde unter die Heiligen gezählt, und Boleslaus von Gregor VII. in den Bann gethan. Die Bischöfe wiegelten die Unterthanen gegen ihn auf, er glaubte sich in Lebensgefahr, flüchtete nach Ungarn, fand als Verbannter keine günstige Aufnahme, und starb 1081 in einem Kloster in Kärnthen, wo er seinen Stand erst auf dem Sterbebette entdeckte; laut andern Nachrichten verfiel er in Wahnsinn, und endigte durch Selbstmord †).

Boleslaus III., der wegen seines schiefen Mundes den Beinamen Krzvousti erhielt, der Sohn des Uladislaus Herrmann, war 1085 geboren. Er zeichnete sich früh durch Kriege gegen die Pommern und Russen aus, und theilte 1103 dem väterlichen Willen gemäß, seine Länder mit seinem natürlichen Bruder Sbigneus, der aber diesen Bol. mit Hilfe der Pommern und Böhmen verschiedentlich bekriegte; so wurde er, nachdem er besiegt worden, 1107 auf Masowien eingeschränkt; aber auch dieses verlor er nachher und wurde aus dem Reiche verwiesen. Jetzt verband er sich mit den Pommern, wurde aber 1108 von Boleslaus gefangen, der ihm das Leben schenkte. Doch suchte Sbigneus alles gegen ihn aufzureizen, bis er endlich 1116 auf Befehl des Boleslaus getödtet wurde. Durch ein Bündniß mit Ungarn wurde Bol. in einen Krieg gegen Kaiser Heinrich V. verwickelt, schlug diesen 1109 bei dem Entsatze von Glogau, nachdem er das kais. Heer durch den Abzug der Böhmen, deren Herzog Swantopol er durch Meuchelmord tödten ließ, geschwächt hatte; dennoch suchte er Frieden, kam 1110 nach Bamberg, verpflichtete sich zu einem Tribut von 500 Mark, und vermählte sich mit Adelheid, der Schwester des Kaisers; erneuerte verschiedentlich den Krieg mit Böhmen und Pommern, machte in diesem letzten Lande verschiedene Eroberungen, und durch die Gefangennehmung des Herzogs Wratislaus von Stettin zwang er ihn zur Annahme des Christenthums, welches nun der heil. Otto, den Boleslaus unterstützte, zwischen den Jahren 1125 und 28 durch ganz Pommern verbreitete. Er soll 1124 einen Zug nach Dänemark unternommen, dort beträchtliche Schätze erbeutet, die Krone aber ausgeschlagen haben. Fortdauernd kämpfte er glücklich gegen Böhmen, Ungarn und verschiedene russische Fürsten, bis Jaropolk, Herzog von Kiew, eine ihm gefährliche Verbindung der russischen Fürsten bewirkte. Boleslaus genehmigte nun den Plan des Grafen Wlosezowicz, der in Ungnade gefallen zu seyn vorgab, zu Jaropolk flüchtete, dessen Zutrauen erwarb, und ihn 1135 nach Polen entführte. Wasilkon, Jaropolks Sohn, gewann, um sich zu rächen, einen Ungar, der sich bei Boleslaus einschmeichelte, und als ihm derselbe die Befehlshaberstelle zu Wielieza gab, überlieferte er solches an Wasilkon, welcher den Herzog Jaroslaw von Halitz, einen Freund der Polen, vertrieb, und einige Einwohner von Halitz dahin bestimmte, mit der Versicherung, daß die ganze Nation für ihn zu den Waffen greifen würde, die Hilfe des Boleslaus zu suchen, der sich im Vertrauen darauf 1137 mit einem schwachen Heere näherte, von den überlegenen Russen angegriffen, und dennoch gesiegt hätte, wenn nicht während des noch unentschiedenen heftigen Gefechtes der Woiwode von Krakau mit den Seinen entwichen wäre. Mit großer Gefahr entkam Boleslaus, der außer verschiedenen Treffen 47 Schlachten geliefert, und in allen, mit Ausnahme in der letzten, gesiegt hatte, und grämte sich zu Tode (1139). Allein mit der Nachricht polnischer Schriftsteller von seinen beständigen Siegen steht die des Otto von Freisingen im Widerspruche. Nach dieser unterstützte er 1132 den Boris in seinen Ansprüchen auf Ungarn, und erlitt durch das Heer des Bela eine völlige Niederlage. Als er nun das mit Ungarn verbündete Böhmen angriff, wurde er vom Kaiser Lothar vorgeladen, demüthigte sich, zahlte den rückständig gebliebenen Tribut; theilte 1138 den Stat unter seine 4 Söhne, indem er den jüngsten Kasimir überging, und bestimmte, daß Krakau, welches bei den Theilungen beständig der älteste Sohn erhalten, mit einem Supremat verbunden seyn sollte*).

---

*) *Kadlubeck* Hist. Polon. *Dlugossius* Hist. Polon. Chronic. Dithmar. Merseb. †) *Kadlubeck* Hist. Polon. *Dlugoss.* Hist. Polon. und *Matthias de Michowia* chron. regni Pol. L.

*) *Kadlubeck* Hist. Polon. *Dlugoss.* Hist. Polon. Vita St. Ottonis. *Cromer* de orig. et reb. gest. Polon. *Otto Freysingensis* Chronicon.

Boleslaus IV., mit dem Beinamen Crispus, erhielt, da sein Vater Boleslaus III. seine Länder sterbend theilte, Masowien und Cujavien; allein ihm und seinen beiden Brüdern suchte der ältere herrschsüchtige Bruder Uladislaus ihre Länder zu entziehen, wurde aber, als er 1145 Posen einschloß, und seine Truppen sich, um zu plündern und zu verheeren, zerstreuten, bei einem Ausfalle völlig geschlagen; flüchtete, von seinen Unterthanen verlassen, zum Kaiser Konrad, der, durch Theilnahme an einem Kreuzzuge beschäftigt, sich seiner 1147 durch Gesandte annahm, aber durch die anscheinende Nachgiebigkeit des Bol. die Sache bis nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge auszusetzen bestimt wurde. Da eine abermalige Gesandtschaft nichts ausrichtete, griff Konrad zu den Waffen, wurde aber, da Boleslaus 1149 in sein Lager kam, und ihm eine beträchtliche Geldsumme verhieß, aufs neue beruhigt. Nicht so Kaiser Friedrich I., der 1159 Polen angriff, und im Friedensschlusse Schlesien für den Uladislaus abgetreten erhielt, welches auch seinen drei Söhnen, den Stammvätern der piastischen Herzoge Schlesiens, 1163 eingeräumt wurde. In dem nämlichen Jahre griff Boleslaus die heidnischen Preußen an, und brachte sie dahin, ihm Tribut und die Annahme des Christenthums zu geloben. Sie baten bei Abtragung des ersten Tributs um Erlassung der übrigen Bedingungen; Bol. gab nach, weil er einen neuen Krieg scheute, und jetzt unterblieb nicht blos der Tribut, sondern die Preußen fielen auch in Masowien und Cujavien ein. Boleslaus wagte 1167 abermals einen Feldzug, vertraute sich zu ihm geflüchteten Preußen, von welchen er zwischen Sümpfe geführt, eine Niederlage erlitt, wobei sein Bruder Heinrich umkam. Den Unwillen hierüber benutzten die Söhne des Uladislaus, die ihn wahrscheinlich entthront hätten; allein sie wurden von ihm überlistet, und durch Abtretung einiger Districte beruhigt. Die misvergnügten Polen boten 1170 seinem Bruder Kasimir, dem er Lublin überlassen hatte, den Thron an; allein er wies ihr Anerbieten großmüthig zurück, und Boleslaus selbst starb 1173†).

Boleslaus V., mit dem Beinamen, Castus, der Keusche, der Sohn Lesseck des Weißen, kam 1228 in einem Alter von 7 Jahren zur Regirung. Um die Vormundschaft stritten sich der schlesische Herzog Heinrich der Bärtige mit Konrad von Masowien. Der letzte wurde zweimal geschlagen, bekam aber den Herzog Heinrich durch Überfall gefangen, der ihm bei Wiedererlangung der Freiheit die Vormundschaft abtrat; aber die hiemit misvergnügten Polen bestimmten die Grzimislawa, die Mutter des Boleslaus, ihrem Sohne vor der gesetzmäßigen Zeit die Regirung zuzuwenden. Beide wurden nun von Konrad 1233 verhaftet, aber sie entflohen 1234 aus dem Kloster Sieziechow zu dem Herzoge von Breslau, Heinrich dem Bärtigen, der den Boleslaus wieder in den Besitz seiner Staten setzte, von dem er für die Kriegskosten Krakau und auch Sendomir und Lublin auf Lebenszeit abgetreten erhielt. Dies alles erlangte Boleslaus, da er mündig wurde, 1237 wieder; Herzog Heinrich aber blieb sein Regirungsgehilfe. Dieser starb 1238 und Konrad, der nur nach dem Besitze der Länder des Boleslaus trachtete, wurde durch dessen Bündniß mit Ungarn und Verheirathung mit Kunigunda, der Tochter des Königs Bela, davon zurückgehalten. Boleslaus aber, da er nach den damaligen Begriffen von Frömmigkeit, seine Ehe nie vollzog, erwarb sich dadurch den Beinamen des Keuschen. Polen wurde jetzt seit 1240 wiederholentlich von den Tataren verwüstet, einige polnische Große, die Widerstand wagten, geschlagen. Boleslaus betete, statt zu kämpfen, und flüchtete aus Krakau, welches nun von den Tataren verbrant wurde, nach Mähren. Die Polen, seiner überdrüßig, unterwarfen sich größtentheils dem schlesischen Herzoge Boleslaus dem Kahlen; gegen diesen aber wurde das Land durch Konrad von Masowien behauptet. Die Nation war mit ihm unzufrieden, berief daher 1243 Boleslaus den Keuschen zurück. Von diesem wurde Konrad geschlagen, der dennoch den Krieg durch Streifereien fortsetzte, und dem sich das hiedurch ermüdete Sendomir unterwarf. Er schlug das Heer des Boleslaus, der, da Konrad 1244 starb, sich noch in dem Besitze des Reichs behauptete. Bei seiner Schwäche vermochte Boleslaus nicht, die Großen zu bändigen. Bei einem neuen Einfalle der Tataren 1260 flüchtete er wieder nach Ungarn, kehrte nach dem Abzuge der Tataren zurück, und unerwartet ist jetzt der Muth, womit er 1264 die Jatwinger, ein muthiges litthauisches Volk, angriff, und theils ausrottete, theils zum Christenthume zwang, und 1267 schlug der Woiwode von Krakau die Russen bei Pietha. Boleslaus aber, der noch die Kanonisation des heil. Stanislaus bewirkte, starb 1279*). (*L. v. Baczko.*)

Boleslaus VI., Enkel des Herzogs Konrads I. von Masuren, hatte kaum die Regirung angetreten (1289), als er 1290 von Herzog Heinrich IV. von Breslau vertrieben wurde (der aber noch in dems. Jahre an Gifte starb). (*H.*)

Boleslaus, Herzog von Masovien, s. Kasimir.

Boleslaus, Großfürst von Litthauen, s. Swidrigail.

Boleslaus, Herzoge zu Breslau, Liegnitz u. s. w., s. Breslau.

Boleslaus, v. Pommern, s. Bogislaff.

BOLETOPHAGUS, Pilzkäfer. Die Pilzkäfer gehören unter die Käfer mit 5. 5. 4 Gliedern an den Tarsen, haben einen länglichen, fast viereckigen, oben gewölbten Körper, gewöhnlich von matten todten Farben und oben mit Höckern oder Dornen besetzt, und die letzten Glieder der Fühler bilden eine lange zusammengedrückte Kolbe. Es gibt nur wenige, meist kleine Arten, die theils unter der Rinde abgestorbener Bäume, theils in Baumschwämmen leben. Latreille nent diese Gattung Eledona. (*Germar.*)

Boletus, s. am Ende des Bandes.

BOLEUM, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der funfzehnten Linnéischen Klasse, die Desvaux zuerst aufgestellt und de Candolle angenommen hat. Sie steht Vella sehr nahe, unterscheidet sich aber durch den Mangel des Aufspringens der Klappen. Die einzige Art, welche man kent, ist B. *asperum* Desv., Vella aspera Pers., ein kleiner Strauch,

†) *Kadlubeck* His. Pol. *Dugloss.* Hist. Polon. *Cromer* de orig. et reb. gest. Polon. *Henelii ab Hennenfeld* annal. Siles. *Otto de S. Blasio* in appendice ad Otton. Frisingens.

*) *Dlugoss.* Hist. Pol. *Cromer* de orig. et rebus gest. Pol. *Henel. ab Hennenfeld* annal. Silesiae. *Matth. de Michowia* chron. regn. Pol.

mit schmalen rauh behaarten Blättern und weißgelblichen Blumen, der in Spanien wächst. (*Sprengel.*)

Boleyn (Anna), s. **Heinrich VIII. von England.**

Bolgaren, s. **Bulgaren.**

BOLI, der Name eines Sandschaks der Landschaft Anatoli und der gleichnamigen Hauptstadt derselben, dessen Bewohner unter den rohen Küstenvölkern des schwarzen Meeres für die cultivirtesten der Türken gelten. Dieses Sandschak gränzt nordwestlich an das schwarze Meer, östlich an das Sandschak von Kastemuni, westlich an das von Kodschak Ili, und südwestlich an das Chudawendkiar. Die Gerichtsbarkeiten sind: Uskubi, Asteni, Aflani, Boli, Alaghan, Altsche schehr, Altasch, Amasri, Ulak deresi, Onili diwan, Uluß, Owa jussi, Bauli, Benderegli, Burder, Pentschesche mbe, oder auch Sarsena genant, Bardtan, Taghan, Todurgha, Tschigha, Tschebarschembe, Hissaebgi, Dört diwan, Derkene, Dürek, Saafran, Boeli, Serai Schehabeddin, Samakow, Tarakli, Tacakli jenidsche, Kibrisdschick, Kiebel, Koger, Baldschenos, Kerede, Köldsche, Suna, Gülbaseri, Moderni, Menken, Wiran schehr, Jedi diwan, Jalanludsche, Jenidsche boli, Jürghen boli. Die Stadt, zu welcher 32 Dörfer gehören, liegt, ohne Mauern, mit vielen Bädern und Moscheen, in einer Ebene rings vom Gebirge umschlossen, auf welchem eine Art von Haselnüssen wächst, welche Fisti sündük, das ist Pistazien Haselnüsse heißen, und vorzüglich schmackhaft sind. Ein kleiner Fluß der von den Alpen von Moderni komt, geht hier vorbei und dann zwischen den Gerichtsbarkeiten Gülwaseri und Sultanögi ins Meer. In der Nähe von Boli sind zwei Quellen, deren eine versteinert, und die andere Steine auflöst. — Im J. d. H. 1079 (1668) wurde die Stadt durch Erdbeben größtentheils zerstört, sie war eine der ersten Eroberungen der Emire aus dem Hause Osman, indem sich der Gründer der Dynastie Osman derselben im Jahre d. H. 724 (1324) bemächtigte. (Dschihannüma S. 651.) (*v. Hammer.*)

BOLINA (*Bolíva*), 1) eine Nymphe, die sich, um dem Apollon zu entgehen, ins Meer stürzte, aber dennoch von ihm Unsterblichkeit erhielt. Von ihr soll benant seyn 2) das gleichnamige Landstädtchen in Achaja (Paus. 7, 23, 2.), von welchem der in den Panormus fallende Bolinäosfluß, ein Bach, den Namen hatte. Pausanias sah nur noch die Ruinen der Stadt auf dem Landwege von Rhypes nach Patrá. (*Ricklefs.*)

Bolinao, s. **Bojador.**

BOLINGBROKE, Marktflecken in der brit. Grafschaft Lincoln des Königr. England; er liegt an einem Zuflusse des Witham und hatte 1810 nur 361 Einwohner, die eine irdene Geschirrfabrik und einen Wochenmarkt unterhalten. Von diesem Orte führt das Haus S. John den Titel eines Viscounts. (*Hassel.*)

Bolingbroke, s. am Ende des Bandes.

BOLITOPHILA. Eine Gattung zweiflügeliger Insekten aus der Tipularienfamilie: mit langen borstenförmigen vorgestreckten Fühlern, deren zwei erste Glieder dikker sind; drei in einer Querreihe stehenden Punctaugen und parallel aufliegenden stumpfen Flügeln. Die Fühler so lang als der Leib oder weniger kürzer. Die Taster zurückgekrümt, vorragend, walzenförmig, viergliedrig, das erste Glied sehr kurz. Meigen hatte in seinem früheren Werke (Classification und Beschreibung der europ. zweiflügl. Insekten. Braunschw. 1804. 4.) eine Art dieser Gattung unter der Benennung Macrocera hybrida aufgeführt, die er jetzt (Systematische Beschreib. der bekannten europ. zweiflügl. Insecten I. p. 221. 2.) Bolit. fusca nent, und welche im nördlichen und südlichen Teutschland vorkomt. Eine zweite Art findet sich in der Hoffmannseggischen Samlung zu Berlin, wo auch die Gattung zuerst unterschieden ist, unter dem Namen Bolitophila cinerea, sie ist 3‴ lang (jene erste Art 2½‴) und findet sich im nördlichen Teutschland. Mehre Arten sind nicht bekant. (*Wiedemann.*)

BOLKENHAIN, eine niederschlesische Kreisstadt 10 M. von Breslau, an der wüthenden Neiße, mit 200 H. und 1320 Einw. Nach einem allgemeinen Brande 1632 wurde sie ganz neu aufgebaut und der 1646 von den Schweden zusammengeschossene Thurm der ganz gothischen Pfarrkirche St. Hedwig 1817 in der einfachsten Art wiederhergestellt. Außer dieser sind noch 2 Kirchen hier befindlich. Ackerbau, Brauerei und Weberei ernähren die Einwohner. Auf dem Gipfel des Berges, woran dies Städtchen sich lehnt, stehen die Trümmer des uralten Bolkoschlosses aus dem 13ten Jahrhundert. Der eine Flügel desselben ist erst neuerlich, weil man das Dach vernachlässigte, Ruine geworden, und der halb runde, halb polygonförmige, 70 Ellen hohe Wartthurm, der Gestalt nach weit älter als die Burg, ist nur mit Hilfe einer Leiter zugänglich, da ein Blitzstrahl die Gallerie zerstört hat, welche ihn einst mit den Schloßmauern verband. Die Aussicht von diesem Thurme ist entzükkend. (*D. Chr. Fr. Em. Fischer.*)

BOLL, Pfarrdorf im Donaukreis des Königreichs Wirtemberg, Oberamts Göppingen, am Fuße der Alp, mit 1300 evang. Einw. In frühern Zeiten befand sich hier ein Chorherrnstift, das 1463 mit dem Stift Oberhofen zu Göppingen verbunden wurde. Eine gewisse Bertha soll im J. 850 ihre Burg Landsöhr abgebrochen und davon die Kirche zu Boll gebaut haben; noch jetzt führt eine hervorragende Ecke der Alp in der Nähe den Namen Landsöhr. Im J. 1318 wurde der Ort mit andern Gütern von den Herzogen von Tek an Wirtemberg verkauft. — Nicht weit von dem Dorfe liegt das Boller Bad mit einer der gehaltreichsten Schwefelquellen des Landes, die im J. 1594 gefaßt und mit einer Badeanstalt versehen wurde. Die Gegend von Boll ist für den Naturforscher merkwürdig wegen ihrer vielen und seltenen Versteinerungen aller Art, die sich hier hauptsächlich in einem Schieferlager finden. (*Memminger.*)

Bollandisten, s. **Acta sanctorum.**

BOLLENDORF (Villa Bollana), ein großes Dorf an dem linken Ufer der Saur, in dem Kanton Echternach (Großherzogthum Luxemburg), ist wegen eines in der Nähe desselben befindlichen merkwürdigen Alterthums anzuführen. In der Gegend des Waldes, welche man Niederburg nent, findet sich nämlich ein römisches Denkmal, der Diana geheiligt, mit einer Inschrift. Mehre Schriftsteller haben dieses Denkmals erwähnt, obgleich nicht alle mit Richtigkeit*). Ein isolirtes natürliches Felsenstück

*) *Bertels* Deor. sacrificiorumque gentil. descriptio. p. 37.

war zu dem Denkmale benutzt worden. Am Fuße ist es ungeformt; die obere Hälfte aber viereckig behauen. Die Spitze des Denkmals ist verstümmelt; doch kann man noch so viel sehen, daß die eine Figur einen Menschen, die andere ein vierfüßiges Thier vorgestellt habe, welche mit zwei halbrunden und zwei viereckigen Säulchen umgeben sind. Auf der Fläche unter diesen Figuren lesen wir folgende Inschrift, die weder von Bertels noch Brower richtig gelesen wurde;

DEAE DIANAE
Q. POSTVMIVS
POTENS. V. S.

Vgl. den Art. Ardennen. (*Wyttenbach.*)

BOLLENE, eine Stadt im Bez. Orange des franz. Dep. Vaucluse am Lez, worüber eine steinerne Brücke führt, zählt 4 Kirchen, 1 Hospital, 700 Häus. und 4060 Einw., die Seidenspinnerei mit 18 Seidenmühlen und 2 Färbereien unterhalten. Die Viehzucht ist beträchtlich: der Ort ist seiner Eselzucht wegen bekant. (*Hassel.*)

BOLLSCHWEIL, Schloß und Dorf mit 490 Selen in dem großherz. bad. Bezirksamte Staufen, 1½ M. von Freiburg, Stammhaus und grundherrl. Besitzung der Freiherrn Schnewlin von Bollschweil, von deren altväterlicher Burg noch vor wenigen Jahren Trümmer und Graben vor dem Orte zu sehen waren. Dieses alte Geschlecht hatte sich nach öffentlichen Documenten schon im 11. Jahrh. in vierzehn Äste verbreitet; deren jeder sich von einer Burg im Breisgau nannte[1]). Der Ort selbst aber komt schon in einer Urkunde vom 2. April d. J. 837 unter dem Namen Puabilinis Vilare vor, in welchem Raming dem Amte Perrwanwig von St. Gallen Güter vergabte[2]). Hier erbaute auch der heil. Udalricus von Clugny gegen das Ende des 11. Jahrh. ein Frauenkloster[3]), welches der Gerald von Scherzingen im J. 1115 auf sein Allodium Selden verpflanzte[4]). (*Leger.*)

BOLLSTÄDT, Dorf im preußischen Regirungsbezirk Erfurt, Kreis Mühlhausen, mit 180 Häusern und 792 Einw., die jährlich für 10,000 Thaler Anis verkaufen. (*Stein.*)

BOLLWILLER, teutsch Bollweiler, Schloß und großes Dorf im Bez. Colmar des franz. Dep. Oberrhein. Es hat 842 Einw., die Zwistspinnerei und 1 Baumwollenzeugmanufaktur unterhalten, ist aber vorzüglich wegen seiner ausgesuchten Obstschule bekant. (*Hassel.*)

Das Schloß ist das Stammhaus der in der Kriegsgeschichte des 16ten Jahrh. hochberühmten Freiherren von Bollweiler. Rudolphs, des spanischen Feldherrn (gest. 1616), Erbtochter, Margaretha, brachte Bollweiler, Masmünster, Blumenberg (Florimont), und die große Herrschaft im Weilerthale, an ihren Gemahl, den Grafen Johann Ernst Fugger. Ludwig XIV. depossedirte die Fugger, die ihm durch Anhänglichkeit an Östreich widrig geworden, und gab Bollweiler und Masmünster dem Liefländer Reinhold von Rosen; dessen Erbtochter, Maria Sophia, die an Konrad von Rosen, den nachmaligen Marschall von Frankreich, verheirathet war, zahlte, nach langem Unterhandeln, den Fuggern 113,000 Liv., wogegen diese 1680 allem Rechte an Bollweiler und Masmünster entsagten. Im J. 1740 verwandelte Ludwig XV. die Baronie in ein Marquisat, zu Gunsten jenes Reinhard Karl von Rosen, der mit der Erbin des Hauses Grammont die großen Güter in Hochburgund erheirathet hatte. — Auch das elsassische Haus Rosen ist im Mannsstamme erloschen, noch lebt die Erbtochter, die Gemalin des bekannten Marquis von Argenson, die in erster Ehe dem unglücklichen Prinzen von Broglio angetraut war. Vor der Revolution hatte sie 400,000 Liv. Einkünfte. — Zu der Herrschaft gehörten, außer Bollweiler, Feldkirch, Bulversheim, Regisheim, Heimsbrunn und Flachsland, dann Ungersheim zu ⅓. (*v. Stramberg.*)

BOLMEN, ein 4 Meilen langer und 1 M. breiter See in der schwedischen Provinz Småland, mit der Insel Bolmsö, die ein eignes Kirchspiel bildet. Auf der Insel finden sich viele alte Grabhügel (ättebackar); denn es war hier einst die Residenz der heidnischen Fürsten Smålands. (*v. Schubert.*)

BOLOGNA, eine päpstliche Delegation seit Julius II., welcher, nach der Vertreibung des Hauses der Bentivogli, die Stadt Bologna für den Kirchenstat in Beschlag nahm (S. den Art. Bologna, Stadt.). Die Italiäner nennen das Gebiet von Bologna: il Bolognese. Es schließt sich der Lombardischen Ebene an, und wird auf der Südseite gegen das Toskanische von dem großen Apenninenkamme begränzt, der auch einen kleinern Zweig westlich nach dem Modenesischen hinstreckt. Außerdem ist das ganze Land eben und von vielen Flüssen bewässert, die vom Apennin herunterströmen und sich in den Po ergießen. Von ihnen ist der Reno der stärkste; demnächst der Panaro an der Westgränze des Bolognesischen Gebiets; kleinere Flüsse sind der Silaro, Quaderno, die Idice, Savena, Setta und Samoggia. Sie sind für den Landbau von hoher Wichtigkeit, und werden in größern und kleinern Kanälen durch die Felder geleitet, welche sie nicht selbst berühren. Die große Näße des Bodens erzeugt die Fruchtbarkeit, von der die Stadt Bologna den Beinamen die fette (la grassa) erhalten hat, aber sie bringt auch in einigen Gegenden, namentlich in den Reisfeldern, ungesunde Luft hervor. Von den mineralischen Quellen des Landes sind nur die von Bagni della Porreta und Seravalle bekant und benutzt. Die Delegation Bologna umfaßt ein Gebiet von 67½ Quadratmeilen, das gegen Norden von Ferrara, gegen Osten von Ravenna, gegen Süden von Toscana und gegen Westen von Modena begränzt wird. Die neuesten Angaben bringen die Einwohnerzahl desselben auf 280,700 Selen, die in zwei Städten, der Hauptstadt und Cento[1]), 21 Marktflecken und 371 Dörfern wohnen. Unter diesen kleinen Ortschaf-

— *Brower* Annal. Trev. Proparasc. T. I. p. 51. — *Muratori* Nov. Thes. vet. inscript. T. I. p. 36. *Bertholet* hist. du duché de Luxembourg. Tom. I. p. 430. — *Hontheim* Prodr. Hist. Trevir. T. I. p. 185. *Montfaucon* L'antiquité expliquée etc. Supplément T. I. p. 111. — Am ausführlichsten und treuesten M. F. J. Müller in seiner Schrift: Das Denkmal der Diana im Kanton Echternach.

1) *Gerbertus* in Hist. Nigr. Sylv. Liber. VI. §. IV. p. 212. conf. X. XII. 289 et pl. al. II. 2) Kolb Histor. Lex. vom Großh. Baden I, 144. 3) *Gerbertus* in H. N. S. VI. XXXII. 28. 4) *Gerbertus* H. N. S. VII. LX. 469.

1) Der Geburtsort des Malers Guercino.

ten verdienen Erwähnung: Bagni della Porreta, berühmt durch die Bäder, von denen es den Namen hat, Seravalle mit einem Salzquell, der gegen die rothe Ruhr gebraucht wird, Bazzano, Piano, Pieve, Vergato, Varignana, Medicina.

Der Feldbau ist der Hauptzweig der Nahrung und des Erwerbs im Bolognesischen, und **Reis** sein erstes Produkt, woron jährlich gegen 8000 Rubbie gewonnen werden. Der Ertrag des Weizens und der Gerste ist geringer, und die Viehzucht sehr unbedeutend, und fast ganz auf Ziegen und Schweine beschränkt. Eben so reicht das Holz nicht für den Bedarf des Landes aus. Ergiebig ist die Bienenzucht und die Flußfischerei. Von Handelskräutern, welche das Bolognesische liefert, ist **Hanf** das bedeutendste, von dem jährlich gegen 14 Millionen Pfund theils roh ausgeführt, theils im Lande verarbeitet werden. Wein und Öl sind schlecht, besser die Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst; auch Feigen, Mandeln und Kastanien gedeihen strichweise. Eigenthümliche und von dem Lande benannte Produkte sind: die Bologneser Hunde, die Bologneser Kreide (**Gesso di Bologna**), und der leuchtende Bologneser Stein, von seinem Fundorte **Pietra di Monte Paderno** genant. Außerdem liefert das Mineralreich Marmor, Gyps, Thon und Farbenerde. (*W. Müller.*)

Bologna, Hauptstadt der gleichnamigen päpstlichen Delegation, und nach Rom die erste Stadt des Kirchenstates. Ihre Geschichte steigt in das höchste Alterthum hinauf. Die Etrusker bewohnten auf der Stelle, wo Bologna steht, die Stadt **Felsina**, welche um die Zeit der Regirung des **Tarquinius Priscus** von den nach Süden vordringenden Galliern erobert und **Bononia** genant wurde. Im zweiten punischen Kriege kam sie in die Gewalt der Römer, die im Jahre der Stadt 563 eine Kolonie dahin führten und sie zu einem Municipium machten. Unter Nero's Regirung verbrannte fast die ganze Stadt, und wurde durch des Kaisers Unterstützung wieder aufgebaut. **Vitellius** ließ hier ein Amphitheater aufrichten, und einige spätere Kaiser haben sich öfters in Bononia aufgehalten. Unter **Gratian** versuchten die Bologneser, sich frei zu machen, wurden aber bald wieder unter das römische Joch gebracht. Der jüngere **Theodosius** legte den Grund zu der berühmten Universität dieser Stadt und vergrößerte und verschönerte dieselbe. In der Folge theilt Bologna das Schicksal der übrigen Städte Oberitaliens. Nachdem die **Lombarden** sich zu Herren der Stadt gemacht hatten, zwang **Pipin** ihren König **Atholf**, sie, nebst dem Exarchat von Ravenna, dem Papste abzutreten. Aber bald darauf mußte sie **Karl der Große** zum zweiten Male den Lombarden entreißen. Nach Karls Tode empörten sich die Bologneser gegen seinen Sohn **Lothar**, der sie durch Hunger zähmte und ihnen für einige Zeit die Lust benahm, sich der kaiserlichen Herrschaft zu entziehen. In den folgenden Zeiten des Wechsels und der Unruhen ward Bologna die Beute einheimischer Tyrannen und fremder Eroberer, bis es sich endlich, dem Joche entwachsen, zu einem unabhängigen, kräftigern Freistate erhob, namentlich seit dem Anfange des 12. Jahrh. Während der Parteiungen und Fehden der Guelfen und Gibellinen schloß sich Bologna meistentheils den erstern an[2]) und wuchs durch die Eroberung vieler Nachbarstädte, als Ravenna's, Modena's, Faenza's und Imola's zu einer bedeutenden Macht und einem glänzenden Wohlstande empor. Aber diese Größe und dieser Reichthum führte auch bald innere Spaltungen herbei, und der Ehrgeiz und die Herrschsucht ihrer eignen Bürger stürzte die Bolognesische Republik. Um das Jahr 1274 verwirrten und verwüsteten die Fehden der Häuser Geremei und Lambertazzi die Stadt, und die letztere Partei, verdrängt von der erstern, rief den Papst **Nicolaus III.** zu Hilfe, und gab so die erste Veranlassung zu der Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten Bologna's. Die Politik derselben schwächte die Republik durch Abziehung der verbündeten oder unterworfenen Städte, und im Jahre 1324 wagte es der päpstliche Stuhl schon, einen Legaten nach Bologna zu schicken, der zehn Jahre lang mit willkürlicher Macht herrschte, bis die Bürger ihn vertrieben, und ihre alte Freiheit wiederherzustellen versuchten. Sie übergaben nun das Ruder ihres States dem **Taddeo Pepoli**, der es zwölf Jahre lang mit Kraft und Mäßigung führte. Aber seine Söhne verkauften ihr Vaterland an den Erzbischof **Visconti** von Mailand, der die Bologneser durch einen Statthalter **Giovanni Oligio** regiren ließ. Als dieser nach dem Tode seines Oberherrn, sich zum Tyrannen von Bologna aufwerfen wollte, fand er so viel Widerstand unter den ihrer alten Freiheit noch nicht ganz uneingedenk gemachten Bürgern, daß er von seinem Vorhaben abließ und die Stadt dem päpstlichen Legaten übergab, der sie jedoch auch nicht lange behauptete und 1376 vertrieben wurde. Nachdem Bologna wieder einer kurzen Freiheit genossen hatte, fiel es in die Hände der **Bentivoglj**; diese wichen dem **Giovanni Galeazzo Visconti**, und von diesem wurde es wieder dem Papste zugewendet. Aber auch jetzt blieb die Kirche noch nicht im ungestörten Besitze von Bologna, und wiederholte Revolutionen riefen die Bentivoglj an die Spitze der Stadt. Endlich verjagte Papst **Julius II.** den letzten Tyrann Giovanni Bentivoglio aus den Mauern von Bologna, und hierauf unterwarfen sich die Bologneser freiwillig dem päpstlichen Stuhle 1513, und bewahrten dadurch viele Freiheiten und Gerechtsame, deren sie sich größtentheils noch jetzt erfreuen. Dahin gehört: daß kein festes Schloß in Bologna angelegt, und das Besitzthum der Bürger nicht in den Fiscus eingezogen werden darf. (**Bologna senza fisco e senza Citadella.**) Die Stadt hält ihren Gesandten in Rom und ernent einen Beisitzer zum höchsten päpstlichen Tribunal, der **Rota**. Auch wurde den Stadtmünzen das Wort **Libertas**, als Überschrift gelassen, nachdem die Stadt selbst keinen Anspruch mehr auf Freiheit machen wollte. Ein päpstlicher Delegat oder Legat[3]) ist an der Spitze der Regirung und Verwaltung der Stadt und ihres Gebiets, und neben ihm eine Congregation von vier Mitgliedern. Den geistlichen Angelegenheiten steht

2) Besonders kräftigen Widerstand leisteten sie gegen den Kaiser Friedrich II., dessen natürlichen Sohn **Enzo** sie in einer Schlacht nicht weit von Bologna besiegten und gefangen nahmen. Man zeigt auf dem Platz des Podesta noch jetzt den Thurm, in welchem dieser Prinz sein Leben als Gefangener beschlossen hat.
3) **Legat**, wenn diese Stelle durch einen Kardinal besetzt ist.

der Erzbischof von Bologna vor, zu dessen Sprengel sechs Bischöfe gehören. Die Justiz hat ihr eignes selbständiges Tribunal.

Die Stadt Bologna liegt in einer Ebene am Fuße des Apennins unter 44° 29′ 30″ der Breite, und 29° 1′ 15″ der Länge, und ihr Umfang wird auf sechs ital. Meilen gerechnet. Die Umgegend derselben ist fruchtbar und wasserreich; der Fluß Reno schickt einen Arm durch die Stadt, und an ihren Mauern fließt die Savena hinweg. Sie hat dreizehn Thore, von denen vier den vier Quartieren der Stadt ihren Namen geben: Porta Piera gegen Morgen, Porta Stiera gegen Mitternacht, Porta Proeula gegen Abend, und Porta Ravegnana gegen Mittag. Die Zahl ihrer Häuser wird auf 10 bis 12,000 angegeben, und die Volksmenge betrug gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an 70,000, nach der Zählung von 1816 aber nur 63,420 Einwohner, darunter ein bedeutender Adel und viele reiche Gutsbesitzer.

Man hat die Gestalt der Stadt Bologna mit einem Schiffe verglichen, und ihre größte Breite, welche sie ungefähr in der Mitte hat, komt ihrer Länge nicht gleich. In diesem Schiffe soll der hohe, schmale und schiefe Thurm degli Asinelli, der ungefähr im Mittelpunkte der Stadt sich erhebt, der Mast seyn [4]). Der Thurm Garisenda in der Nachbarschaft des eben genannten ist weniger hoch, aber schiefer [5]). Diese beiden Spitzen geben der Stadt ein seltsam eigenthümliches Ansehn, und um dieselben gruppiren sich eine Menge größerer und kleinerer Thürme und Warten; denn Bologna zählt außer seiner Kathedrale 74 Pfarrkirchen, 35 Mönchs- und 38 Nonnenklöster. Das Innere der Stadt ist, bis auf einzele prächtige und geräumige Plätze, nicht eben schön und regelmäßig. Die Straßen sind krumm und enge, die Häuser nicht sehr hoch und fast durch die ganze Stadt mit ziemlich breiten Arkaden eingefaßt, welche zwar für jede Jahreszeit bequem sind, aber den Straßenraum noch mehr einengen, und der Architektur im Wege stehen, welche durch sie beschränkt, die Vorderseiten der größern Gebäude nicht genug auszeichnen und herausheben kann.

Bologna ist der Sitz des Delegaten, eines Appellationsgerichts, eines Civiltribunals und eines Erzbischofs. Außer dem Adel und den Gutsbesitzern besteht die Einwohnerschaft größtentheils aus Manufakturisten und Fabrikanten. Die bedeutendsten Manufakturen bearbeiten Seide und Hanf. Die Bologneser weben Sammet, Taffet, krausen Flor (veli crespi), floretseidne Zeuge, weiße und graue Leinwand und Sackleinwand; sie spinnen gute Nähseide und bereiten künstliche seidne Blumen mit zierlicher Vollendung. Auch Papiermühlen, Brantweinbrennereien, Liqueurfabriken und Ölpressen verdienen Erwähnung, und die Glaswaren, besonders Flaschen, die Kristalle, die Wachsarbeiten, namentlich bunte Wachsfrüchte, die Schnitzereien in Nußbaumholz und die musikalischen Instrumente, welche Bologna liefert, sind in Italien sehr gesucht. Noch handeln die Bologneser mit ihren Steinen und ihrer Kreide, mit feiner Waschseife, Schnupftabak und Theriak, und ihre Würste (die Mortadelle di Bologna) sind weit und breit berühmt. Wein und Öl werden wenig ausgeführt, mehr die Feigen und am bedeutendsten ist der Absatz von Flachs und Hanf. Den Handel befördert ein Kanal, der von hier aus in den Po führt.

Bologna ist reich an Werken der bildenden Künste, an wissenschaftlichen Samlungen und an gelehrten und artistischen Instituten. Von Alterthümern aus den Römerzeiten zeigt man die sogenannten Bäder des Marius, und einen kleinen in eine Kirche verwandelten Isistempel. Unter den Kirchen ist die des heiligen Petronius die älteste, und durch ihre gothische Architektur ausgezeichnet [6]). Ihre Façade ist aber nicht ausgebaut und verziert, wie dies bei vielen großen Kirchen in Italien der Fall ist. In dieser Kirche ist die berühmte Mittagslinie des Cassini gezogen. Der große Platz vor derselben, auf dessen einer Seite der Palazzo Publico, ebenfalls ein sehr altes und ehrwürdiges Gebäude, steht, mißt 190 Schritte in der Länge und 150 in der Breite, und ist durch die schöne bronzene Fontäne des Giovan Bologna geschmückt, deren Hauptfigur einen mit dem Dreizack gebietenden Neptun darstellt. Die Kathedrale, S. Pietro, ist von neuer Architektur, und enthält mehre gute Gemälde aus der Bolognesischen Schule. Ihrer Kunstschätze wegen verdienen noch einige Kirchen genant zu werden: S. Bartolomeo, S. Francesco, S. Giacomo, S. Martino, i Mendicanti, S. Salvatore, mit einer Bibliothek und einem Museum, S. Domenico, S. Giovanni in Monte, S. Paolo, S. Agnese u. a. m. Aber der größte Theil der diesen Kirchen vormals angehörigen und nach Paris und Mailand entführten Gemälde, ist nach ihrer Rückgabe in den Sälen der Akademie der Künste aufgestellt worden, unter andern auch die berühmte Cäcilie von Raphael. Diese Akademie führt von ihrem Stifter, dem Papst Clemens XI., den Namen Academia Clementina, und enthält außer den zum Unterricht ihrer Zöglinge erfoderlichen Sälen, Apparaten und Samlungen, die größte und wichtigste Gemäldegallerie der Stadt, in welcher man auch die ältesten Bilder der einheimischen Meister in ihrer chronologischen Folge neben den berühmtesten Meisterwerken der spätern Bolognesischen Schule aufbewahrt findet. Unter den Privatpalästen verdienen einige wegen ihrer Gemäldegallerien besucht zu werden, namentlich die Palazzi Zambeccari, Tanaro, Ercolani und Marescalchi. Bologna hat drei Theater und ist wegen seiner guten Oper in Italien gepriesen. Auch blüht die Musik überhaupt in Bologna und wird durch Akademien und andere Institute gepflegt und gefördert. Unter den Theatern ist das neue, im Jahre 1760 erbaute, eins der größten und schönsten in Italien.

Die Universität von Bologna ist, wenn sie ihre Stiftung von Theodosius dem Jüngern herleiten darf [7]), die älteste in Europa, und war eine geraume Zeit lang die berühmteste und besuchteste der Welt, die Mater studiorum. Damals zählte sie oft gegen 6000 Studenten; gegenwärtig wird sie nicht leicht 600 aufzuweisen haben.

4) Höhe 307 Fuß, Abweichung von der Perpendikularlinie 3½ Fuß. 5) Höhe 144 Fuß, Neigung 8 Fuß 2 Zoll.

6) Ihr Bau wurde im Jahre 1390 von Meister Arduin angefangen, und ihrem Entwurfe nach wäre sie die größte Kirche der Welt geworden. 7) Vom Jahre 425.

Die Zahl ihrer Lehrer ist im Verhältniß zu dieser geringen Zahl der Lernenden sehr groß und steigt noch jetzt bis auf siebzig. Unter der Zahl der Professoren von Bologna glänzen viele berühmte Namen, vorzüglich von Rechtsgelehrten[8]). Der Mönch Gratian verfertigte zu Bologna das Decretum, Accursius die Glosse[9]), Aldrovandi ist der Stifter des großen Naturalienkabinets, Malpighi, Cassini, Scipio Ferreo, Riccioli sind als Physiker, Astronomen und Mathematiker ewige Zierden von Bologna. Unter den neuern Gelehrten, die den Namen Bologna's verherrlicht haben, verdienen die Zanotti's, der Pater Riccati, Giacomo Marescotti, Gregorio Casali Erwähnung. Als ein großer Wohlthäter der Universität und des mit ihr verbundenen Instituts (Istituto delle Scienze) ist der bekannte Graf Marsigli zu nennen, der sein ganzes Vermögen an die Samlungen und Anstalten der Universität wandte, und nie zugeben wollte, daß eine Inschrift oder eine Bildsäule seine Verdienste verewigte. Diese zu der Universität gehörigen Hilfsanstalten haben den gemeinschaftlichen Namen des Instituts, und umfassen in einem großen und prächtigen, von Tibaldi erbauten Palaste eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, eine Kunstkammer, ein Naturalienkabinet, ein physikalisches Kabinet, eine Antikensamlung, eine Modellenkammer für Marine und Kriegswissenschaft, und ein chemisches Laboratorium. Außerdem hat die Universität eine aus 150,000 Bänden und vielen wichtigen Handschriften bestehende Bibliothek, ein Medaillenkabinet und einen botanischen Garten. Neben der Universität bestehen in Bologna noch einige Akademien, unter denen die der Filarmonici die bekannteste ist. Die älteste Akademie zu Bologna gründete der Dichter Gianfiloteo Achillini im J. 1511 unter dem Namen il Viridario. Eine andere stiftete der Bolognesische Geschichtschreiber Achille Bocchi unter dem Titel Academia Bocchiana, eine typographische Gesellschaft, der wir viele correcte Drucke verdanken. Viele andere Akademien entstanden und lösten sich wieder auf. Die größtentheils wunderlichen Namen der berühmtesten sind: Academia de' Sonnuchiosi, De' Desti, De' Sitibondi oder Sizienti, Degli Oziosi, De' Storditi, De' Confusi, De' Politici, Degli Umorosi, De' Gelati etc.

Auch an Hospitälern und andern milden Stiftungen ist Bologna nicht arm, und als Gebäude zeichnet sich unter ihnen das Lombard aus.

Bologna hat dem heiligen Stuhle mehre Päpste gegeben: Honorius II., Lucius II., Innocentius IX., Gregorius XIII. und XV. Das Concilium von Trient wurde im J. 1547 wegen der in letztgenannter Stadt ausgebrochenen Pest nach Bologna verlegt, und hier mit zwei Sitzungen geschlossen.

Von den aus Bologna gebürtigen Gelehrten sind schon einige unter den Lehrern der Universität genant worden[10]). Wir fügen noch hinzu: Beroaldus, und die Dichter Achillini und Manfredi[11]). Ihre gelehrten Söhne und ihre berühmte Universität haben der Stadt Bologna einen zweiten Beinamen, la dotta, (die gelehrte) erworben, und ihren großen Münzen die Inschrift: Bononia docet[12]).

Außerhalb der Stadt ist besonders die Wallfahrtskirche S. Luca merkwürdig. Sie liegt auf einem Berge, eine Stunde von der Stadt, aus der eine bedeckte Gallerie von 640 Bogen bis an das Thor der Kirche führt. Man verehrt darin ein von dem Evangelisten Lukas eigenhändig gemaltes Bild der Madonna[13]). (*W. Müller.*)

Bolognesischer Dialekt. Er gehört zu denjenigen italiänischen Dialekten, welche am bedeutendsten von der toskanischen Schriftsprache abweichen, welches um so auffallender ist, da das Bolognesische Gebiet im Innern Italiens und an der Gränze Toskana's liegen. Fast alle Endungen sind in diesem Dialekte abgeschnitten, dem so nur der kahle Wortstamm übrig bleibt, und auch dieser verliert oft seine Vokale, so daß ein Übermaß von Konsonantenlauten eine große Härte und Schärfe der Aussprache hervorbringt. Besonders verklingen die tonlosen Partikeln fast gänzlich, z. B. pr (per) st (questo) dl volt (delle volte). — Da Dante der Bolognesischen Mundart den Vorzug vor den meisten italiänischen gibt, so scheint es, daß sie sich seit dieser Zeit sehr verändert hat. Denn gegenwärtig gehört sie zu den entstelltesten und übellautendsten von ganz Italien. Mehre Schriftsteller haben zwar versucht, diese Mundart zu bilden und zu regeln, aber auf die Sprache des Volkes können solche Versuche nicht leicht einen bedeutenden Einfluß üben. Ein Bolognesischer Maler des 17. Jahrh. Giovan Francesco Negri hat die Gerusalemme Liberata in einer parodirenden Übersetzung geliefert. (1628 in Fol. bis zum dreizehnten Gesange.) Einige Schriften in dieser Mundart haben wir ferner von dem berühmten italiänischen Bänkelsänger Giulio Cesare Croce, genant della Lira[14]). (*W. Müller.*)

Bologneser Flasche, s. Springkolben.

8) Irnerius, ein geborner Bologneser, lehrte in seiner Vaterstadt das römische Recht, gegen die Mitte des 11. Jahrh., und verbreitete den Ruhm der hohen Schule von Bologna über das Ausland. Seine Glosse erwarb ihm den Titel eines Wiederherstellers der Gesetze und einer Fackel des Rechts. Kaiser und Päpste wetteiferten von nun an, die Bolognesische Universität mit Privilegien und Freiheiten zu beschenken. Im 13. Jahrh. löste Kaiser Friedrich II., unzufrieden mit den Bolognesern, und vielleicht auch, um seine Universität zu Neapel zu heben, die Bolognesische hohe Schule auf, wurde aber durch die Ligue, welche mehre lombardische Städte gegen ihn schlossen, nach zwei Jahren genöthigt, seinen Machtspruch zurückzunehmen, und Bologna erlangte seinen alten Flor bald wieder. Auch vom Papst Clemens V. wurde die Universität von Bologna exkommunicirt, und Streitigkeiten zwischen Studenten, Professoren, Bürgern und Obrigkeiten störten nicht selten, doch nur auf kurze Zeit und ohne dauernden Nachtheil, die Ruhe der Schule. So hielt sich Bologna gegen seine neuern Nebenbuhlerinnen, Mailand, Pisa, Pavia, Siena, Florenz, Neapel u. a. m. wenigstens als Schule des Rechts, mit seinem alten Glanze und Ruhme während des 13. und bis in das 14. Jahrh. im ersten Range aufrecht. 9) Die Bolognesischen Doktoren der Rechte sind selbst auf das italiänische Volkstheater, als stehende Maske, gebracht worden.

10) Aldrovandi, Malpighi aus der Nachbarschaft von Bologna. 11) *Bumaldi* Bibl. Bonon. liefert ihr Verzeichniß. 12) Die Scheidemünzen haben die Inschrift: Libertas. 13) Die neueste Beschreibung von Bologna: Descrizione delle più rare cose di Bologna, di G. *Giotti*. Oft aufgelegt.

14) Ein Verzeichniß von Schriften im Bolognesischen Dialekte gibt Fernow im dritten Bande der Römischen Studien S. 455.

Bolognesische Malerschule. Sie gehört zu den ältesten und bedeutendsten in der italiänischen Kunstgeschichte. Schon im 12. und 13. Jahrh. finden wir die Namen Guido da Bologna, Ventura, Urso, und Bilder derselben haben sich mit den sichersten Zeichen ihres Alters und ihrer Echtheit in den Kirchen und Klöstern von Bologna erhalten und stehen jetzt größtentheils in den Sälen der Akademie der Künste. — Im 14. Jahrh. müssen besonders Oderigi d'Agubbio und sein berühmterer Zögling Franco Bolognese, der Giotto dieser Schule, genant werden. Das 15. Jahrh. ist durch Francesco Raibolini, genant il Francia, das eigentliche Blüthenalter der Bolognesischen Kunst. (S. dies. Art.) Die Schule des Francia bestand aus seinem Sohne Giacomo, seinem Vetter Giulio, Giacomo's Sohne Giambattista, und dem Lorenzo Costa. Etwas später ging aus derselben Schule Marco Palmegiani da Forli hervor. — An die Schule des Francia schließt sich die des Bartolomeo Ramenghi, genant il Bagnacavallo. Dieser Schüler Raphaels hatte an seinem Sohne Giambattista einen Nachfolger, und an Innocenzo Francucci da Imola einen würdigen Genossen. Ihr gemeinschaftlicher Schüler ist Francesco Primaticcio, auf den jedoch Giulio Romano späterhin einen mächtigen Einfluß geübt hat. — Ein Vorläufer der Caracci's ist der ältere Ercole Procaccini. — Im 16. Jahrh. wurde Bologna durch die Schule der Caracci's die Mutter der eklektisch-akademischen Kunst. An der Spitze dieser berühmten Schule steht das sogenannte Triumvirat der Caracci's: Lodovico Caracci, der Schüler vieler Meister und der Meister vieler Schüler, und seine Vettern Agostino und Annibale. Außerdem nent die Kunstgeschichte noch einige, weniger berühmte Maler dieses Namens und aus dieser Familie. Über die Verdienste, den Charakter und den Einfluß dieser Schule werden die besondern Artikel handeln. Im 17. Jahrh. blüht die Schule der Caracci's in ihren größten Schülern fort, in Domenico Zampieri, genant il Domenichino, Francesco Albani, Guido Reni, Giovanni Francesco Barbieri, genant il Guercino da Cento. Im zweiten Range stehen Simone Cantarini da Pesaro, Giovanni Lanfranco, Giacomo Cavedone, Carlo Cignani, Giuseppe Maria Crespi, genant il Spagnuolo u. A. m. — In der Folge der Zeit artet diese Schule immer mehr und mehr aus, und versinkt ganz in manierirte Schwäche. Einer ihrer letzten bekannten Sprößlinge ist Franceschini im Anfange des 18. Jahrh. Die Geschichte der Bolognesischen Malerschule ist noch nicht genügend bearbeitet. Vasari ist parteiisch gegen die Bologneser, und der fleißige Malvasia in seiner Felsina Pittrice [14]) läßt sich in seinen Apologieen wieder zu weit nach der entgegengesetzten Seite hinreißen. Somit fehlt noch ein Mittler, der die Widersprüche dieser beiden Schriftsteller gegen einander abwäge und sie zu einem Resultate zu vereinigen suche. Lanzi hat wenig geleistet. (*W. Müller.*)

Bologneser-Schuh. Dieses Maß ist durch die Schriften und Berechnungen des Riccioli, Manfredi und Cassini in Italien bekant geworden. Ein Bologneser Schuh hält 14 Zoll und $\frac{4}{10}$ Linie nach Par. Maß. Eine Ruthe hält 10 Bol. Schuh, oder 11 Schuh, 8 Zoll und 6 Linien Par. Maß. (*W. Müller.*)

Bologneser Spath, s. Baryt, strahliger.

Bologneser (Bononischer) Stein, s. Phosphor.

BOLOGNE (*Jean de*), von vielen seines Namens und Aufenthalts in Italien wegen für einen italiänischen Bildhauer gehalten, ist geboren zu Douay 1524 und gestorben im J. 1608. Er strebte Michel Angelo nach, und man findet bei ihm kräftig ausgearbeitete Muskeln und stark angedeutete Knochen, richtig, aber ohne die Feinheit in den Übergängen seines Meisters. Unter seinen Werken zeichnet sich aus der römische Krieger, der eine Sabinerin entführt, zu Florenz, ein Neptun und Jupiter zu Genua, ein Merkur zu Rom. Zu Meudon ist von seiner Hand ein Äskulap, zu Versailles eine Gruppe Amor und Psyche. Die Statue Heinrichs IV. zu Pferde auf dem Pont-Neuf zu Paris, die er anlegte, und sein Schüler Tassa vollendete, hat die Revolution zerstört. (*H.*)

Bolognese, s. Grimaldi.

BOLOGNETTI (*Francesco*), ein italiänischer Dichter aus der Periode zwischen Ariost und Tasso. Er ward im J. 1555 Mitglied des Senats der Vierzig zu Bologna, und ein Jahr darauf Gonfaloniere. In der italiänischen Literaturgeschichte hat er sich einen Namen gewonnen durch sein episches Gedicht Il Costante, welches zwar jetzt von keinem mehr gelesen wird, der es nicht lesen muß, bei seiner Erscheinung aber nicht geringes Aufsehn erregt hat. Der Verfasser soll 15 Jahre an demselben gearbeitet haben, und doch hat er nur 16 Gesänge davon zu Stande gebracht. Die ersten acht erschienen 1565 zu Venedig unter dem Titel: Il Costante, poema eroico, 8., und ihnen folgten im nächsten Jahre die andern acht zu Bologna nach. Zusammen Paris 1654. 4. — Das Gedicht gehört zu den unglücklichen Versuchen, das italiänische Epos aus der romantischen Verwirrung und Regellosigkeit des Ariost und seiner Nachahmer zur aristotelischen Einheit und Regelmäßigkeit zu führen, um in die Sprache der klassischen Akademiker einzugehen, welche die Gedichte eines Trissino, Alamanni*) und Bolognetti nicht nur dem Ariost gleichzustellen, sondern sogar über denselben zu erheben, beschränkt oder frech genug waren**). Bolognetti's Costante ist in Oktaven verfaßt und weicht darin von der Italia Liberata des Trissino ab, mit der er sonst in vielen Beziehungen verglichen werden kann. Der Held des Gedichts ist ein römischer Ritter, Ceionius Albinus, welcher den Kaiser Valerian in den unglücklichen Krieg gegen die Perser begleitet, und nachdem sein Herr gefangen worden ist, sein Leben der Befreiung desselben mit standhafter Treue widmet; daher sein Beiname il Costante. Die heidnischen Götter nehmen thätigen

14) Der vollständige Titel: Felsina Pittrice; vite de' Pittori Bolognesi etc. Bologna. 1678. II. 4.

*) Wir meinen sein Epos: L'Avarchide. Als Didaktiker steht Alamanni höher. **) Giannandrea dell' Anguillara in einem bei Tiraboschi VIII. p. III S. 103 angeführten Briefe findet mehr Kunst und Geschmack in dem Gedicht des Bolognetti, als im rasenden Roland. Marcantonio Tritonio schrieb gelehrte Dichiarazioni zu dem Costante. Bologna 1570. 4.

Antheil an den Begebenheiten des Epos. Juno ist noch immer, seit den Zeiten des guten Aneas, eifersüchtig auf die römische Macht, und sucht daher des Kaisers Befreiung zu hintertreiben; dagegen sind Mars und Venus die Patrone des standhaften Helden.

Außerdem schrieb Bolognetti: Rime. Bologna 1566. 4. La Christiana Vittoria marittima ottenuta a tempo di Pio V. Libri III. (in ottava rima) Bologna 1572. 4. S. *Mazzuch.* Scritt. *Ginguené* Hist. litt. d'Ital. V. 152 sqq. (*W. Müller.*)

BOLOGNETTI (Pomper), aus Bologna, wurde 1611 Doctor der Philosophie und Medizin, und lehrte die Theorie und Praxis der letztern in seiner Vaterstadt mit verdientem Beifalle. Rühmliche, auch jetzt noch beachtenswerthe Denkmale seines Wissens und seiner Beobachtungsgabe sind seine beiden Schriften: Consilium de praecautione; occasione mercium, ab insultibus imminentis contagii, ad senatores Bononiae sanitatis praesides. Bon. 1630. fol. und Remora senectutis. Ib. 1650. 4.*). (*Baur.*)

BOLOGNINI (Giov. Batista), der Alte, geb. zu Bologna 1612 und gest. 1689, war einer der ausgezeichnetsten Schüler des Guido Reni, und in der Folge einer der geschicktesten Geschichtsmaler. Ob er gleich der Manier seines Meisters stets folgte, so verstand er doch größere Harmonie in seine Farben zu bringen, wie man an ungefähr dreißig Kirchengemälden sieht, die sich in seiner Vaterstadt befinden, und unter denen man besonders einen heil. Ubaldus auszeichnet. — Man hat von ihm auch vier radirte Blätter, welche er nach Guido ausführte. Bartsch Peintre Graveur T. 19. p. 188. beschreibt dieselben. (*Weise.*)

BOLOGNINUS (Bononiensis) Ludwig, geboren zu Bologna 1446; ein Schüler von Alexander von Imola, Professor in Bologna und Ferrara und Auditor der Rota zu Florenz, auch Ritter, starb 1508. Er beschäftigte sich während seines Aufenthalts zu Florenz mit einer Vergleichung der dortigen berühmten Pandektenhandschrift; jedoch, so wenig er es auch selbst Wort haben will, nicht sowol mit dem Originale, als vielmehr mit den Papieren Polizians, der eine solche Vergleichung angestellt hatte, und die er nicht immer richtig entziffern konnte. Er hatte bereits von dem Papste Julius II. ein Breve über den Druck seiner Vergleichung erhalten, als sein Tod solchen verhinderte. Er vermachte seine Papiere dem Dominikanerkloster zu Bologna, jedoch unter der Bedingung, daß sie von Niemandem eingesehen werden sollten. Indessen muß schon im J. 1510 eine Abschrift derselben nach Lyon gekommen seyn; denn man findet dieselben in der Lyoner Ausgabe der Pandekten von Fradin, 1510, benutzt. Außerdem hat man von ihm einige praktische Werke, z. B. über das Intestaterbrecht u. s. w., die jedoch vergessen sind†). (*Spangenberg.*)

BOLSCHAJA REKA, oder der große Fluß (Kamtschadalisch Kikscha), ein Fluß auf der Halbinsel Kamtschatka, entspringt aus einem See, fließt gegen 30 teutsche Meilen fort und fällt in den Penschinskischen oder Ochotskischen Meerbusen. Er ist von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse fahrbar und hat sehr helles Wasser. (*J. C. Petri.*)

BOLSCHEREZK, auch BOLSCHEREZKOI OSTROG, eine kleine Stadt und Hafen auf der Westküste der Halbinsel Kamtschatka, oberhalb der Mündung des Flusses Bolschaja-Reka, auf einer durch die verschiedenen Arme dieses Flusses gebildeten kleinen Insel. Der Fluß theilt sie in 3 Theile. Sie ward 1703 angelegt und hat jetzt 60—70 meistens hölzerne, hie und da zerstreut umher liegende Häuser und etwa 350 Einwohner, außer den 100 Soldaten oder Kosaken, welche hier die Wache thun, die Wege reinigen, die Brücken ausbessern und andere nöthige Arbeiten verrichten; der größere Theil der Einwohner besteht aus Kaufleuten und Matrosen: jene handeln sowol mit russischen, als ausländischen Waren und Kleinigkeiten, die aber im Vergleich noch theurer als in Ochotsk sind, woher sie gebracht werden; diese dienen auf den Schiffen, welche von und nach Ochotsk segeln. Die hiesigen Kaufleute sind größtentheils Faktoren und Kommissionäre von andern Kaufleuten aus mehren russischen und sibirischen Städten, und ihre Hauptbeschäftigung ist, hiesiges Pelzwerk aufzukaufen und abzusenden. Das merkwürdigste in Bolscherezk ist der Hafen, in welchen die von Ochotsk kommenden Schiffe gewöhnlich einlaufen, um für Kamtschatka die nöthigen Lebensmittel und Bedürfnisse zu überbringen. Die Einfahrt in den Bolschaja-Reka ist aber sehr beschwerlich und für größere Schiffe ganz unmöglich. Auch ist die ganze Küste für die Schiffahrt äußerst gefährlich, denn nicht selten verunglücken hier Schiffe. Wegen dieser Unbequemlichkeit wird wahrscheinlich auch künftig der Peter-Paulshafen, oder ein anderer Ort für die Niederlage der Kronbedürfnisse in Kamtschatka gewählt werden. Merkwürdig ist in dieser Weltgegend die 200 Schritte von der Wohnung des Kommandanten liegende russische Kirche und neben derselben ein bedecktes Gestelle, unter welchem 3 Glocken hängen: auch findet sich eine kleine Schule hier. In der Regel komt alle Jahre im September oder Oktober ein Kronfahrzeug (selten mehre) mit Proviant und russischen Waren in dem Meerbusen Tschekawka an, das im Junius oder Julius mit Kamtschatkaschen Waren zurückgehet. Hier ist auch die Hauptregirung von ganz Kamtschatka, die unter der Kanzlei von Ochotsk steht, aber hier ihr eigenes Gebäude und Kanzlei hat*). (*J. C. Petri.*)

BOLSENA, eine kleine Stadt im Kirchenstaate, zur Delegation Viterbo gehörig, und vor Zeiten der Sitz eines Bisthums, das nach Orvieto verlegt worden ist. Sie steht auf einer Anhöhe am Ufer des von ihr benannten Sees, unfern der Stelle, welche die alte etruskische Stadt Volsinii einnahm. Auch zeigt man in der Kirche von

*) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. *Eloy* Dict. de la Med. Adelung's Zus. zum Jöcher.

†) S. *Pancirol.* de clar. leg. interpr. L. II. c. 130. *Brenmann* historia Pandectar. L. I. c. 11. L. IV. c. 2. *Tiraboschi* T. VI. P. I. p. 492. *Fantuzzi* T. II. p. 260—273.

*) S. Lessep's Reise von Kamtschatka durch Sibirien S. 28 f. Cook's letzte Reise S. 359 ff. Steller's Beschreibung von Kamtschatka. Kraschenninikoff Beschreibung des Landes Kamtschatka u. s. w.

Bolsena mehre etruskische Alterthümer, welche in der Nähe der Stadt gefunden worden sind. Die Landstraße, welche von Florenz über Siena nach Rom führt, geht durch Bolsena. (*W. Müller.*)

Bolsena, See von, Lago di Bolsena, sonst **Lacus Volsiniensis, Vulsinus und Tarquiniensis genant.** Er breitet sich zwischen felsigen und waldigen Ufern in fast runder Gestalt zu einem Umfange von acht bis neun Stunden aus. An seinem Rande liegen die Städte Bolsena und Montefiascone auf Anhöhen, von denen man ihn weit überschauen kann, und zwischen diesen beiden Städten zieht sich ein schöner alter Eichenwald längs den Ufern des Sees dahin. Er hat helles, klares Wasser und ist sehr fischreich. Aber leicht geräth er in Wallung und ist dann für kleine Fahrzeuge gefährlich. In ihm erheben sich zwei kleine waldige Inseln, von denen Plinius berichtet†), daß sie auf dem See umhergetragen würden, so fest sie auch auf ihrem Felsengrunde ruhen. Sie heißen Bizentina (Pessentinu?) und Martana. Auf der letztern ließ der Gothenkönig Theodat (Theudat) seine Gemalin Amalasuntha, die weise Tochter des großen Theoderich, im Bade erwürgen††). Diese Insel hat ihren Namen von dem kleinen Flecken Marta, oder dem dicht dabei aus dem See entspringenden Flüßchen Marta; welches die Maremmen bewässert und sich bei Torre di Corneto in das Meer ergießt. Ebendaher komt die Benennung des Sees: Lago di Marta, welche jedoch nicht sehr verbreitet ist. (*W. Müller.*)

BOLSON DE MAPIMI, eine 1800 □M. große Gebirgsgegend in Neuspanien (in Mexico), von den Apachen bewohnt. (*Stein.*)

BOLSWERD, friesisch Bolsward, eine Stadt in dem Bez. Sneek der niederländ. Prov. Friesland. Sie liegt an der Bolswerder Treckvaart, einem aus dem großen Kommunikationskanale Frieslands führenden Seitenkanale, hat 2 Kirchen, gegen 500 Häus. und 2783 Einw., welche sich mit der Weberei von Sayetten (einem dünnen friesischen Zeuge) beschäftigen und Butter- und Käsehandel treiben. Es ist der Geburtsort der beiden berühmten Künstler Schelte Adam und Boetius von Bolswert. (***Hassel.***)

BOLSWERT, 1) (Boece oder Boetius a), geb. zu Bolswerd in Friesland ums J. 1580. Von seinem Leben ist weiter nichts bekant, als daß er sich zu Antwerpen niederließ, und daselbst einen Kupferstichhandel errichtete, wozu er und sein jüngerer Bruder eine bedeutende Anzahl religiöser Darstellungen stachen. Weil er und sein Bruder oft ihre Blätter mit dem Namen Adams, oder A. Bolswert, d. i. Adams Söhne, unterzeichneten, gerieth man in den Irthum, drei Kupferstecher aus ihnen zu machen. Der Stichel, mit dem Boece alles vollendete, ist fest, und seine Manier gleicht der des C. Bloemaert; nur in seinen Arbeiten nach Rubens veränderte er seinen Styl; hier zeigen seine Arbeiten mehr Farbe und beendigte Ausführung. Wenn er auch seinem jüngern Bruder nicht vollkommen gleich kam, so erreichte er ihn doch in mehren Blättern, vorzüglich in der Auferweckung des Lazarus, und im Abendmahl, beide nach Rubens. Diese Blätter, gr. Folio, sind seine Meisterstücke. 2) Schelte oder Scheltius a B., geb. zu Bolswerd ums J. 1586, arbeitete im Wetteifer mit seinem Bruder, ja übertraf ihn. Er gehört zu den Kupferstechern aus der Schule Rubens, dessen Freundschaft er sich erwarb, und dessen Lieblingsstecher er wurde. Kein anderer aber verstand auch den Geist des Originals so treu wieder zu geben, zumal wenn er nach Rubens arbeitete. Ohne sich an den Glanz des Stichels zu binden, der oft Kälte und Trockenheit erzeugt, suchte er lieber die malerische Wirkung zu erreichen, und die Freiheit der Radirnadel nachzuahmen, was außer ihm und Vischer keinem andern so gelungen ist. Dies gab seinen Stichen Wärme und Farbe, und oft ahmen sie die Töne des Vorbildes zum Verwundern nach. Die große Wirkung seiner Stiche noch zu erhöhen, trug nicht wenig bei, daß Rubens den ersten Abdruck der Platte immer retouchirte; daher jene starken Vertiefungen unter den Augenbraunen, der Nase und dem Munde; auch in den Gewändern erblickt man bei genauer Untersuchung ein ähnliches Verfahren, denn hier zeigen sich Schraffirungen, welche der Stecher vorher nicht berechnet hatte, die aber das Charakteristische um so wahrer bezeichnen. Nächst seinen nach Rubens gestochenen Blättern wird von Kennern am meisten gesucht seine Dornenkrönung nach Van Dyk, wovon die ersten Abdrücke mit 150 Thalern bezahlt werden. Auch seine Blätter nach Jordaens werden sehr geschätzt. So groß aber B. sich in historischen Darstellungen zeigt, die als Muster zur Nachahmung für andere anempfohlen werden können, eben so verdienstlich ist er in der Behandlung der Landschaft, denn auch hier scheint er mehr Maler als Stecher, indem er in der Abwechslung alle Abstufungen genau bezeichnete, wie vorzüglich seine berühmte Landschaft der Morgen beweist. Die vorzüglichsten Blätter dieses Meisters findet man aufgezeichnet in Huber's Handb. Th. V. S. 284. (*Weise.*)

BOLTEN (John Adrian), Prediger an der Hauptkirche zu Altona, geboren 11. Sept. 1742 zu Süderstapel in der Landschaft Stapelholm im Herzogthum Schleswig. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er 1772 Diakonus zu Wöhrden im Süderdithmarschen, 1782 dritter Prediger an der Hauptkirche, Kompastor und Beisitzer des Konsistoriums zu Altona, 1791 erster Kompastor und starb den 11. August 1807. Als gelehrter und sorgfältiger Geschichtforscher hat er sich rühmlich bekant gemacht durch seine Dithmarsische Gesch. 4 Thle. Flensb. u. Lpz. 1781—88. gr. 8. (von den ältesten Zeiten bis zur Wiedervereinigung des unter mehre Landesherren getheilt gewesenen Landes unter dem Könige Christian VII.), und seine histor. Kirchennachrichten von der Stadt Altona und deren verschiedenen Religionsparteien, von der Herrschaft Pinneberg und von der Grafschaft Ranzau. Altona, 2 Th. 1790. 8., Werke, die zwar, besonders das letztere, manches Mikrologische, aber auch vieles enthalten, das von allgemeinem Interesse ist, und dunkle Partien zweckmäßig erleuchtet, in einem ordentlichen, faßlichen Styl vorgetragen. Eine große orientalische Sprachgelehrsamkeit beurkundet seine, jedem Bibelerklärer, wegen vieler eigenthümlicher Bemerkungen schätzbare Bearbeitung der neutestamentlichen Schriften unter dem Titel: Der

†) Hist. Nat. II. 95. ††) S. den Art. Amalasuntha.

Bericht des Matthäus von Jesu dem Messia, übersetzt und mit Anmerk. begleitet. Altona, 1792. gr. 8. Der Bericht des Markus rc. Eb. 1795; der Bericht des Lukas rc. Eb. 1796; der Bericht des Johannes rc. Eb. 1797. Die Geschichte der Apostel von Lukas rc. Eb. 1799. Die neutestamentlichen Briefe, nebst Johannes Offenbarung rc. Eb. 3 Th. 1800—1805. gr. 8. Ausgerüstet mit einem ungemeinen Vorrath von Kentnissen, mit Scharfsinn und Fleis, Belesenheit in den Schriften der Rabbiner, mit den verschiedenen Übersetzungen des alten und neuen Test. und fast mit allen dem Hebräischen verwandten Dialekten genau bekant, und selbständig genug, um sich selbst Bahn zu brechen, unternahm er dieses Werk, geleitet von der ohne befriedigende Gründe angenommenen Hypothese, daß alle neutestamentlichen Schriften ursprünglich aramäisch geschrieben seyn. Die Übersetzung ist nicht frei von Härten, Eigenheiten und unedlen Ausdrücken, spricht aber den Sinn oft genau, klar und deutlich aus, und der Kommentar enthält, bei vielen oft sehr gezwungenen und weitgesuchten Erklärungen, auch einen Schatz von wichtigen und treffenden neuen Erläuterungen. Viele kleine und exegetische Abhandlungen von ihm stehen in den hamburg. Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, und eine Grammatica Armenica hinterließ er druckfertig *). (*Baur.*)

BOLTIN (Iwan Nikitisch), russischer Generalmajor und Mitglied der Akademie der redenden Künste zu St. Petersburg, wurde daselbst im Juni 1735 geboren. Schon frühzeitig zum Militärstande bestimt, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung im adeligen Landkadettencorps. Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn in seinen Streitschriften oftmals zu unziemlichen Lästerungen wider seine Gegner hinriß, und ein, vornehmlich in spätern Jahren hervortretendes Streben nach sogenannter Universalität, unterstützt von einem richtigen Urtheilsvermögen, guter Sprachkentniß und einem unermüdeten Fleiße, charakterisiren diesen Mann, den glücklicherweise mehr die eigne Neigung zum Geschichtsforscher machte, denn seine Zeit, in welcher jeder gern sogleich als russischer Historienschreiber aufgetreten wäre, weil gerade die Monarchin das Geschichtsstudium zu einer ihrer liebsten Nebenbeschäftigungen gemacht hatte. — Boltin wurde durch seine Chorographie der Sareptaschen Mineralwässer (russisch, Petersb. 1782. 8.), zuerst und nicht unvortheilhaft bekant. Als 1787 Leclere's Histoire ancienne et moderne de la Russie erschienen war, schrieb B. seine „Bemerkungen zu der alten und neuen Geschichte des D. Leclerc", und, wie es hieß, ohne Absicht der öffentlichen Bekantmachung — sie wurden aber dem Fürsten Potemkin mitgetheilt, und nun auf kaiserliche Kosten gedruckt (russisch, Petersb. 1788. 2 Bände 4.). Wenn gleich Leclerc's unreifes Historienbuch in seinen Blößen darzustellen, keineswegs zu den schwierigen Aufgaben gehören dürfte, so beweisen diese Bemerkungen dennoch zur Gnüge, daß ihr Verfasser mit den russischen Geschichtsquellen sich vertraut gemacht, und oft glücklich combinirend, sie mit Scharfsinn und Fleis studirt habe; — sie erwarben ihm ferner das, freilich zufällige Verdienst, der erste gewesen zu seyn, der ältere russische Geschichte kritisch zu bearbeiten angefangen hat, und wurden endlich noch die Veranlassung zu einer (und der ersten) Fehde russischer Schriftsteller unter einander, die, abgesehen von unziemlicher Einmischung der Persönlichkeiten, einem zweiten scharfsinnigen Werke über die ältere Landesgeschichte das Daseyn gegeben hat. Der Fürst Scherbatow, Verfasser einer Geschichte des russischen Reichs, wähnte sich durch Boltins Zurechtweisung des Franzosen gewissermaßen mit beleidigt und schrieb demnach im herausfodernden Tone seinen „Brief an einen Freund, über einige offenbare und heimliche Lästerungen, welche der G. M. Boltin gegen seine Geschichte ausgestoßen" (ruff. Moskau 1789. 8.); — worauf dieser erst flüchtig (Antwort des G. M. Boltin auf den Brief des Fürsten Scherbatow, St. Petersb. 1789. 8.), dann ausführlich in seinen „kritischen Bemerkungen zu den zwei ersten Bänden der russischen Geschichte des Fürsten Scherbatow" antwortete, die öffentliche Bekantmachung dieser letztern aber nicht mehr erlebte, da er am 6. Okt. 1792 zu Petersburg starb. Auch Scherbatow ward ihrer nicht mehr ansichtig († 12. December 1790). Der gelehrte Graf Mussin Puschkin gab sie in den J. 1793 und 94 heraus (Petersb. 2 Bände 4.). Boltins hinterlassene Manuscripte, unter denen sich vorzugsweise „Auszüge aus russischen Chroniken, der Anfang zu einem slavonisch-russischen Wörterbuche, eine historische Beschreibung der Völker, Städte und Landstriche Rußlands," befanden, kaufte Katharina II. und schenkte sie dem Gr. Puschkin, der einzele handschriftliche Aufsätze des Freundes in seinen Schriften aufgenommen hat, z. B. den letztern, in seiner „historischen Untersuchung über die frühere Lage des Fürstenthums Tmutarakan", Petersb. 1794. 4. *). (*v. Wichmann.*)

BOLTON, 1) Marktfl. in der brit. Grafsch. Lancaster des Königreichs England. Er führt den Zunamen le Moor, liegt unter 53° 33′ Br. und 14° L. in einer morastigen Gegend, wird durch einen Bach in Groß- u. Kleinbolton abgetheilt, und zählte 1810. 2 Kirchen, 1 Kapelle, 9 Bethäuser der Dissenters, 1 Grammatikalschule, 1 katholische Kapelle, 1 Hospital, 1 Gesellschaftssaal mit öffentlicher Lesebibliothek, mehre wohlthätige Anstalten, 2510 Häus. und 24,119 Einw., wovon 17,070 in Großbolton, 7079 in Kleinbolton wohnten. Es bestehen hier ansehnliche Manufakturen in Fustian oder Manchester, in Musselin, Callicoes und andern baumwollnen Waren, es wird vieler Twist verfertigt, und außer 2 Wochenmärkten auch 2 Jahrmärkte gehalten. Ein eigner Kanal führt von hier nach Manchester und Bury. Überhaupt gehört Bolton jetzt zu einer der vornehmsten Fabrikstädte Englands, ob es gleich als bloßer Marktflecken im Parliamente keinen Repräsentanten hat. — 2) Ortschaft in der Grafschaft Richelieu der brit. Prov. Untercanada am See Memphemagog mit 800 Einw. — 3) Ortschaft im nordamerik. State Vermont Grafsch. Chittenden am

*) Sein Leben in s. Kirchennachr. v. Altona 1 Th. 130—139. Kordes Lex. d. schlesw. holst. Schriftst. 28. Meusel's gel. Teutschl. Sein Bildniß vor dem 4. Bde der Dithmarsischen Geschichte.

*) Vgl. *Gretsch* Isbrannija mästa is Russkich sotschinenii i perewodow w'prose. Petersb. 1812. gr. 8. S. 423. fg.

Onion mit 249 Einw. und 1 Postamte; 4) Ortschaft in der Grafsch. Worcester des nordamerik. Stats Massachusetts mit 1 Postamte und 1037 Einw. 5) Ortschaft in der Grafs. Tolland des nordamerik. Stats Connecticut mit 700 Einw. u. 1 Postamte; 6) Ortschaft in der Grafs. Warren des nordamerik. Newyork am See S. George mit 726 Einw. u. 1 Postamte. (*Hassel.*)

BOLTON, BOULTON (Edmund), ein engl. Alterthumsforscher des 17. Jahrh., von der katholischen Konfession, und Anhänger des Herzogs Georg Villiers von Buckingham. Seine antiquarischen Untersuchungen über die Geschichte und Alterthümer Großbritanniens, in einigen Schriften und Abhandlungen, sind schätzbar; sein wichtigstes Werk in dieser Beziehung ist: Nero Caesar, or Monarchy depraved. Lond. 1624. fol. mit Münzen. Er schrieb auch Elements of Armories. Lond. 1610. 4. — Einige englische Theologen dieses Namens haben sich im 17 und 18. Jahrh. durch erbauliche Schriften bekant gemacht *). (*Baur.*)

BOLTONIA, eine Pflanzen-Gattung, welche L'Heritier dem Jak. Bolton, dem Vf. der Pilz-Historie Englands, zu Ehren benannte. Sie gehört zur natürlichen Familie der Compositae, und zur zweiten Ordnung der neunzehnten Klasse. Sie steht dem Aster sehr nahe, unterscheidet sich aber dadurch, daß die Samenkrone aus fünf Borsten besteht. Es sind zwei Arten bekant, von denen die eine, B. *asteroides* mit glattrandigen Blättern, die andere B. *glastifolia* mit gesägten Blättern, beide aus Nordamerika stammen, und die letztere in unsern Gärten sehr gemein ist. (*Sprengel.*)

BOLTS (William), ein Kaufmann, in Holland um 1740 geboren, kam in seinem 14. Jahre nach England, und war 1755 während des Erdbebens in Lissabon. Bald nachher begab er sich nach Bengalen, und war lange in Diensten der englisch-ostindischen Kompagnie. Zu Calcutta bekleidete er die Stelle eines Alderman am Gerichtshofe des Maire, und hatte hier Gelegenheit, hinter die Betrügereien der Kompagnie und ihrer Bedienten zu kommen. Die freimüthige Rüge dieser Betrügereien war Ursache, daß er gefangen nach England gebracht, und in einen siebenjährigen Prozeß verwickelt wurde, der sein Vermögen von 94,000 Pfund Sterling verschlang. Die Kaiserin Maria Theresia rief ihn in ihre Dienste, und übertrug ihm die Aufsicht über die projektirten Niederlassungen in Ostindien. Er brachte sechs solche Niederlassungen an den Küsten von Malabar und Coromandel, zu Car-Nicobar und Rio de la Goa, an der südwestlichen Küste von Afrika zu Stande. Allein unter dem Kaiser Joseph II. wurde er seiner Dienste entlassen, und den 28. April 1808 starb er zu Paris in Armuth, nachdem der Krieg mit England auch seine letzten kaufmännischen Spekulationen vernichtet hatte. Mit ungemeiner Thätigkeit verband er einen durchdringenden Verstand, Kentniß vieler alten und neuen Sprachen, und umfassende Einsichten in die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Industrie. Mit großer Freimüthigkeit geschrieben, reichhaltig und vielfach belehrend sind seine (zur eigenen Vertheidigung während seines Prozesses mit der englisch-ostindischen Kompagnie abgefaßten) Considerations on India affairs; particulary respecting the present state of Bengal etc. With a map from Bengal, and an appendix. Lond. 1772. Voll. II. 4. 2. Ausg. in demselben Jahre. Französisch (von Demeunier) Mastricht, 1775. 2 Bde gr. 8. Teutsch, nach der französ. Übersetzung mit Anmerk. und Zus. (von Joh. Ep. Fr. Schulz), Leipzig, 1780. 2 Th. 8. Italiänisch, Siena 1780. 8. Der Vf. beweist unter andern durch unläugbare Thatsachen, daß bei der gegenwärtigen Verfassung Indiens die Verwaltung der Gerechtigkeit lediglich auf der Willkür der Oberbedienten der Kompagnie beruhe, und daß es unmöglich sey, daß die Opfer der Ungerechtigkeit nach England kommen können, um da Gerechtigkeit zu suchen. Das Buch machte bei seiner Erscheinung großes Aufsehen, und die Kompagnie, um ein ihrem Interesse so gefährliches Werk gleich in der Geburt zu ersticken, ließ unter der Hand alle Exemplare aufkaufen, und bestach wahrscheinlich den Buchhändler, daß er keine neue Auflage besorgte. Der französische Übersetzer war zu jener Zeit gerade in London, bekam durch einen glücklichen Zufall ein Exemplar, und übersetzte es. Seine (sehr freie und unvollständige) Übersetzung muß daher das Original ersetzen, das nicht mehr zu haben ist *). (*Baur.*)

Bolus, s. Bol.

BOLWA, ein ansehnlicher, ziemlich breiter Fluß in dem Serpeiskischen Kreise der russischen Statthalterschaft Kaluga. Nachdem er den Serpeiskischen und Schisdrinkischen Bezirk durchflossen hat, tritt er in den Brianskischen Kreis der Statthalterschaft Orel, wo er im Sommer 25 — 30 Klaftern breit und 2 Klaftern tief ist, und an 3 Stellen die Gränze macht. Auf diesem Flusse werden aus den Liudinskischen und Pessotschinskischen Eisenhütten an 15,000 Pud (à 40 Pfund) Eisen nach verschiedenen an der Desna und dem Dnepr gelegenen Orten geschaft. (*J. Ch. Petri.*)

Bolzano, s. Botzen.

BOLZEN, nent man große und dicke cylindrische eiserne Nägel, an dem einen Ende mit einem Kopfe, an dem andern gewöhnlich mit einer länglichen Öffnung zum Hineinstecken eines Splints oder auch wol mit einem Schraubengewinde zum Aufschrauben einer Mutterschraube. Man gebraucht sie oft zur Verbindung von ein paar Sachen; nicht selten aber auch, statt einer Welle, zur Umdrehung einer Scheibe, oder Rolle oder eines Hebels (wie bei den Flaschenzügen, Pumpenschwengeln rc.); zuweilen auch nur zur Unterstützung einer Sache, z. B. eines Hebels (wie bei der Heblade). (*Poppe.*)

Bolzenpresse, s. Presse. Bolzenschloss, s. Schlosser. Bolzenstichel, s. Grabstichel.

BOMARE (Jacques Christophe Valmont de), Mitglied des Nationalinstituts, ein rühmlich bekannter Naturforscher, Sohn eines Palementsadvokaten zu Rouen, wo er den 17. November 1731 geboren war. Eine frühe Neigung trieb ihn zum Studium der Natur, der Ana-

*) Biogr. britann. *Chaufepié* Dict. Biograph. univ. T. V.

*) Götig. gel. Anz. 1775. S. 1267 — 70. Meusel's fortges. Betrachtung über die neuesten historischen Schriften 3 Th. 553. Bibl. d. neuesten Liter. Lemgo 20. Bd. 189 — 203. Biogr. univ. T. V.

tomie, Pharmazie und Chemie, und als er in seinem 20. Jahre nach Paris kam, ermunterte ihn Buffon, d'Aubenton, Reaumur, Nollet u. a., diese Bahn weiter zu verfolgen. Zwölf Jahre verwendete er auf naturhistorische Reisen, sah die schönsten Kabinette Europa's, die merkwürdigsten Bergwerke und Metallfabriken, und eröffnete nach seiner Rückkunft nach Paris 1756 naturhistorische Vorlesungen, die von Zuhörern aus allen Ständen häufig besucht wurden, und sehr viel dazu beitrugen, die Liebe zu naturhistorischen Forschungen und Reisen zu verbreiten. Auf einer Reise nach Bretagne, im Jahr 1762, entdeckte er zu Chatel-Audren bei St. Brieux eine silberreiche Bleimine, die lange mit Erfolg gebaut wurde, ihm aber keinen andern Vortheil brachte, als daß die erste Grube Puits-Bomare genant wurde. Mehre gelehrte Gesellschaften zu Clermont, Caën, Rouen ꝛc. nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, der Akademie der Wissenschaften zu Paris theilte er mehre interessante Memoiren mit, und erst die Revolution unterbrach, nach einer 32jährigen Dauer, seine naturhistorischen Vorlesungen. Mannigfaltiges Ungemach traf ihn jetzt, und unter Robespierre's Tyrannei verbrannte er aus übertriebener Besorgniß seine meisten Manuscripte, darunter die Beschreibung seiner Reisen, ein Elementarwerk über die Naturgeschichte, seinen Briefwechsel mit Linné, Rousseau u. a. Nach Errichtung des Nationalinstituts wurde er Associé desselben im Fache der Mineralogie, Professor der Naturgeschichte, zuletzt Studiencensor bei dem Lycée Charlemagne, und starb den 24. August 1807 starb er. Eine weit verbreitete literarische Celebrität erlangte er durch folgende 2 nützliche Werke: **Minéralogie, ou nouvelle exposition du regne minéral. Paris. 1762. Vol. II. 1774. 8.** Teutsch, Dresd. 1769. 2 Bde 8. **Dictionnaire raisonné universel d'histoire naturelle. Paris. 1765. Vol. V. 8. Suppl. 1768. 8. augm. par l'auteur, avec plusieurs articles nouv. et un grand nombre d'additions fournies par Haller, de Leuze et Bourgeois. Yverdun, 1768. Vol. XII. 12.** öfter, z. B. Lyon, 1791. Vol. VIII. 4. oder Vol. XV. 8. und ib. 1800. Vol. XV. 8., auch ins Holländische, Dänische und zweimal ins Italiänische übersetzt; Teutsch gänzlich umgearbeitet, und zu einem neuen Werke umgebildet von F. H. W. Martini, in der von ihm seit 1774 herausgegebenen allgemeinen Geschichte der Natur, und stark benutzt in dem neuen Schauplatze der Natur, Leipzig, 1775 ff. *). (*Baur.*)

BOMARSUND, eine Meerenge zwischen Fest-Åland und der Insel Vårdö, auf dem Postwege von Stockholm, welcher hernach über mehre Inseln nach dem festen Lande auf einem Umwege nach Åbo führt; diesen Umweg zu vermeiden, miethet man zuweilen in Bomarsund Böte, mit denen man auf dem geraderen Seewege nach Åbo fährt. Bequemer und weniger kostspielig als der Postweg ist der ungefähr gleich lange directe Seeweg von Stockholm nach Åbo im Süden der großen Ålandsinsel, den Sattungainseln vorüber. (*v. Schubert.*)

*) *Boehmeri* Bibliotheca scriptor. hist. nat. P. I. Vol. I. 297. P. IV. Vol. I. 63. Ersch's gel. Frankr. Moniteur von 23. Sept. 1807., und aus diesem im Intelligenzbl. der allg. Lztg. 1807. No. 88.

BOMBAI, 1) eine der drei Präsidentschaften, unter welche die ostindische Gesellschaft ihr großes Gebiet in Ostindien vertheilt hat: es ist die dritte und kleinste derselben, besteht seit 1666, und umfaßt gegenwärtig die Eilande Bombai und Salsette in der Provinz Aurungabad, das Fort Victoria in der Prov. Bejapoor und das britische Guzurate, Gebiete, die nach Hamilton etwa 511¼ geogr. oder 10,000 engl. □Meilen mit 2½ Mill. Menschen umfassen, es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Provinz Aurungabad, Bejapoor und Khandesh, die 1818 den Maharatten abgenommen und provisorisch unter die Verwaltung des Generalgouverneurs zu Calcutta gestellt sind, mit dieser Präsidentschaft verbunden werden, womit sodann ihr Flächeninhalt auf 3302¼ geograph. oder 71,000 engl. □Meilen, die Volksmenge auf 10¼ Mill. herauf kommen dürfte. 1821 war die Vereinigung dieser Landschaften noch nicht bewerkstelligt. — Der Gouverneur von Bombai ist wie der von Madras zwar von dem Generalgouverneur von Bengalen abhängig, aber im Umfange seines Gouvernements Oberhaupt der Civil- und Militärmacht; ihm zur Seite steht ein hoher Rath von 3 Mitgliedern, ihm untergeordnet sind die Statssekretäre, die seine Minister bilden und sich in die Geschäfte getheilt haben. Die richterliche Gewalt ist, wie im Mutterlande, unabhängig: es besteht 1 Appellations- und Provinzialhof zu Bombai, und Zillahcourts oder Tribunäle zweiter Instanz auf Salsette, zu Broach, zu Kaira und Surate. Das geistliche Departement besorgt 1 Archidiakon. Die Einkünfte beliefen sich 1817 auf 11,557,030, die Ausgaben auf 22,819,580, das Defizit, welches von Calcutta gedeckt wird, auf 11,262,550 Gulden; in der Zukunft dürfte jedoch, wenn die neuen Erwerbungen auf Dekan mit der Präs. Bombai vereinigt werden, die Bilanz ziemlich hergestellt werden. Was das Defizit vorzüglich hervorbringt, ist das unverhältnißmäßig starke Heer und die Flotte, die zu der Vertheidigung dieser Länder gehalten werden müssen und ungeheure Kosten verursachen, da keine Macht auf der Erde ihre Truppen besser besoldet, als die Gesellschaft. Jenes, das Landheer, bestand 1816 aus dem Generalstabe, aus der Generalität, welche außer dem Gouverneur 1 General en Chef, 6 Generallieutenante und 9 Generalmajore zählt, aus 1 Europ. und 9 Seapoys-Infanterieregimentern, aus 1 Marinebatt., 1 Geniecorps, 1 Invalidencorps und den Kadetteninstituten, zusammen aus 20,988 Mann, wobei 660 Europ. Offiziere standen; ein Militärgericht, ein Marinerath und ein Medizinalrath gehörten zur Verwaltung. Die Marine zählte 16 bewaffnete Fahrzeuge von 24 bis 6 Kanonen, und reicht hin, um die Korsaren des persischen Golfs in Achtung zu erhalten und zu bekämpfen. Überdem sind gewöhnlich ein paar große britische Kriegsschiffe zu Bombai stationirt. Distriktualrezepturen sind auf Salsette, zu Broach, Surate und Kaira, Handelsresidenzen zu Baroda, Fort Victoria und Malwan und eine Zollverwaltung zu Mahim angeordnet. Überhaupt belief sich die Zahl der europäischen Civilbeamten in dieser Präsidentschaft 1811 auf 74, die mit ihren Bureaux an Gehal-

ten 1,742,380 Guld. zogen *). — 2) Ein Eiland an der westlichen Küste von Dekan, zur Provinz Aurungabad gehörig und nur durch einen schmalen Kanal von der größern Insel Salsette geschieden. Es hat einen Flächeninhalt von 1,97 □Meilen, 1816 mit 177,162 Einw. in 2 Städten und einigen Weilern, und wurde 1661 dem Könige Karl II. von seiner portugisischen Gemalin Katharine zugebracht, welcher es der ostindischen Gesellschaft überließ, die es jedoch erst 1665 übernehmen konnte. Das Eiland war unter der portugisischen Herrschaft, unter welche es 1630 gefallen war, eine Wüste geworden; unter der britischen gedieh es bald zu einem hohen Wohlstande, ob es gleich an sich einen unfruchtbaren Sandboden hat, und wenig mehr als Kokospalmen, Obst, Gemüse und Futter für Vieh hervorbringt, — der Handel der großen Stadt schuf es in einen Garten um. 1812 beliefen sich die Einkünfte von demselben auf 1,042,148 Bombairupien oder 968,872 Conv. Guld. — 3) Die Hauptstadt der britischen Präsidentschaft, der Sitz des Gouverneurs und der Gouvernementsbehörden, eines Appellations- und Distriktshofs, eines court of petty sessions, einer Vizeadmiralität u. s. w. Sie liegt unter 18° 56′ 40″ Br. und 90° 18′ L. auf der Südostspitze des Eilandes Bombai, und besteht theils aus dem Fort, theils aus der Pettah oder schwarzen Stadt. Das Fort bildet ein regelmäßiges Viereck, welches nach der Seeseite außerordentlich stark befestigt ist, indem man dort Werke auf Werke gethürmt hat; diese Befestigungen laufen zwar auf der Landseite auch fort und sind mit einem tiefen Graben, den man nach Gefallen überschwemmen kann, umgeben, indeß drängt sich die Stadt doch zu dicht an die Esplanade, die das Fort umgibt und sich in einem dichten Haine von Kokospalmen endigt, und hindert deren Wirksamkeit. Auf einer der Bastionen des Forts befindet sich eine große Cisterne, die während der Regenzeit mit Wasser gefüllt wird, da das Eiland gar keine Quellen besitzt; innerhalb seiner Werke stehen das alte Gouvernementhaus, die sämtlichen Gebäude der ostindischen Gesellschaft, das Seearsenal, die Magazine, die Docken zum Bau der Schiffe, die Kasernen für die Truppen und etwa 100 von Europäern und Parsen bewohnte Privathäuser. Die Pettah oder schwarze Stadt fängt gleich vor der Esplanade des Forts an und ist ebenfalls mit einer Mauer umgeben, die aber nicht dazu bestimt ist, einen Widerstand zu leisten. Sie ist wie alle indische Städte, indeß seit dem fürchterlichen Brande von 1803 weit besser aufgebaut, hat durchaus enge Straßen, aber mehre öffentliche Plätze, worunter der Green sich im Mittelpunkte der Stadt ausbreitet und mit großen und massiven Gebäuden umgeben ist; die Häuser sind meistens im portugisischen Geschmacke, der überhaupt in dieser Gegend von Hindostan herrschend geblieben ist, meistens mit hölzernen Verandahs, auf Säulen von Holze gestützt. Unter den öffentlichen Gebäuden steht der Bazar, der mit Waren aller Art gefüllt ist, oben an, dann folgt das schöne Zollhaus, das Theater u. a.; man findet Tempel aller Art, 1 Episkopale, 1 Presbyterische, 5 kath., 1 armenische Kirche, 1 Moskee, Pagoden u. Sonnentempel, 1 Synagoge, verschiedene europäische Hospitäler und Lazarethe, aber auch Thierspitäler und Schultris. Die Häuserzahl belief sich 1816 auf 20,786, die der Einw. auf 161,550, worunter 1840 Briten vom Civil, 2460 Briten vom Militär und der Marine, 11,500 Nachkommen von Portugisen und Armeniern, 800 Juden, 28,000 Moslemimen, 103,800 Hindus und 13,150 Parsen waren, welche letztre eine der angesehensten und wohlhabendsten Volksklassen ausmachen. Schon seit längerer Zeit besitzt Bombai eine literarische Gesellschaft, seit 1820 hat es auch 1 Kollegium, die Parsen, Hindus, Moslemimen und Katholiken eigne Schulen für den höhern und Elementarunterricht. Die Einwohner sind ungemein industriös: sie unterhalten Manufakturen in verschiednen baumwollnen Geweben, in Leder, Zucker, Tabak und Indigo, es finden sich unter ihnen Handwerker und Künstler von aller Art, und auf ihren Werften werden die besten und dauerhaftesten Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen gebauet; 1810 ließen die Parsen das Linienschiff Minden von 74 Kanonen, ganz aus inländischem Material konstruirt und von Inländern gebauet, vom Stapel. Der Handel ist von großem Umfange; Bombai ist der Stapelplatz für die Waren aus Dekan, Arabistan und Guzurate, vor allen die Niederlage des Pfeffers der ganzen Küste. Man zählt hier mehr als 60 große Handelshäuser, die die ausgebreitetsten Geschäfte machen, und mit ihren Kauffahrteischiffen den indischen Ozean bedecken; darunter waren 10 Europäische, 20 Hindusche, 11 Parsische, 7 Armenische und 4 Moslemimische; außerdem gibt es eine zahllose Menge von Kleinhändlern, Wechslern, Banquiers, Krämern, Trödlern, Hausirern aller Art. Der Hafen gilt für einen der besten in allen indischen Meeren: er ist sicher, bequem, vor allen Winden gesichert und der Eingang leicht; die höchste Fluth tritt 17, die gewöhnliche 14 Fuß hoch hinein. Es können die stärksten Kriegsschiffe einklariren, daher er denn auch die Station der britischen Marine geworden. Außer den Schiffen der ostindischen Gesellschaft gehören zu demselben 34 Seeschiffe mit 16,431 Tonnen und mehr als 200 Küstenfahrer. 1815 klarirten in demselben 89 Schiffe mit 41,287 Tonnen ein, 86 mit 43,885 Tonnen aus; unter den eingelaufenen waren 21 aus Bengalen, 14 aus dem persischen Golfe, 9 aus Schina, 6 von Prinz Wales Insel, 5 von der Küste Malabar, 4 von der Insel Frankreich, 4 von Bassein, 3 aus Brasilien, 3 aus Seilan, 2 aus dem arabischen Golfe, 2 von der Küste Coromandel und 1 aus Lisboa. Die Einfuhr belief sich auf 30,602,230, die Ausfuhr auf 26,724,749 Bombairupien (zu 14 gr. 9¼ Pf.). 1812 wurden für 23,566,030 Guld. Waren, worunter für 2,316,300 Guld. britische, eingeführt, und für 20,034,110 Guld., worunter für 1,730,000 Guld. britische, ausgeführt. 1818 gingen von Bombai nach den britischen Inseln 128,512, nach dem übrigen Europa 40,109, nach Amerika 42,289 und nach Schina 112,173 Ballen Baumwolle zu 300 Pf. Nach der Baumwolle sind Pfeffer und Sandelholz die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Stadt ist mit reizenden Villas und Gärten umgeben; der Gouverneur selbst wohnt regelmäßig auf seinem Landhause außer der Stadt, einem vor-

*) *Hamilton's descr. of Hindoostan and the East Ind. Gaz. article: Bombai.*

maligen Jesuiterkloster, das aber prächtig eingerichtet ist, und einen reichen, selbst mit chinesischen Fruchtbäumen besetzten Garten hat. Die Luft zu Bombai selbst ist für Europäer nicht gesund, das Wasser schlecht, daher Epidemien und Faulfieber an der Tagsordnung. Seit 1814 haben nordamerikanische Missionarien sich zu Bombai und in dessen Umgebungen angesiedelt und Bibeln und Testamente in dem Maharastradialekte ausgetheilt; 1819 genossen in ihren Schulen schon 1000 Kinder Unterricht. Außer Bombai besitzen sie mit Erlaubniß des Gouvernements Missionen zu Tannah auf Salsette und zu Mahim auf Bombai. — 4) Bombai-Hook, ein Eiland in der Mündung des Delaware, 1¼ Meilen lang, ⅔ breit, und nur durch einen schmalen Kanal von der delawarischen Grafschaft Kent, wohin es gehört, getrent. (*Hassel.*)

BOMBARD, italisch Bombardo, von dem Worte Bombare, brummen, also wörtlich übersetzt Brummer, misbräuchlich auch Pommer, war I. der Name eines jetzt nicht mehr gebräuchlichen Blasinstruments mit Tonlöchern, welches mittelst eines Oboen- oder Fagottähnlichen Mundstückes angeblasen wurde, und durch dessen spätere Ausbildung unsere Oboen und Fagotte entstanden seyn mögen. Eine Abbildung des Instrumentes, welche sich in „Martin Agrikola's Musica instrumentalis teutsch, in welcher begriffen ist, wie man" rc., vom Jahr 1542, fol. r verso, und in einer anderen Auflage vom Jahre 1545, fol. 19, findet, sieht folgendermaßen aus:

Nach Koch's mus. Lexik., S. 1161 wurden die Blätter des Mundstückes beim Anblasen nicht unmittelbar zwischen die Lippen gefaßt, sondern es wurde eine Kapsel oder Büchse mit einem Mundloche darüber geschoben, und in dieses Loch mit dem Munde geblasen.

Da es in früheren Zeiten üblich war, jede Art von Blasinstrumenten von vier- und mehrlei Kaliber anzufertigen (s. Blasinstrumente, §. 42.), so hatte man auch Bombarde von verschiedenen Größen, nämlich:

1) Bombardone, die größte Gattung, großer Baßpommer genant. Es soll, nach Koch a. a. O. über fünf Ellen hoch gewesen seyn, weshalb auch ein Fagott ähnliches Rohr erfoderlich war um es anblasen zu können. Umfang von Contra F. bis f. — Über die Namensendung in one, vgl. den Art. Bogeninstrumente, §. 3.

2) Bombardo, Baßpommmer, von C bis $\bar{c}$.

3) Bassettpommer (s. d. Art. Bassett) oder Tenorpommer, von G bis $\bar{g}$.

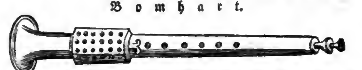
4) Eine wieder etwas kleinere Gattung hieß Nicolo, und ging von c bis $\bar{g}$.

5) Bombardo piccolo, Altpommer von g bis $\bar{\bar{d}}$.

6) Diskantpommer, Bombardino, auch Schalmei genant.

II. Unter dem Namen Bombard findet man auch auf den Orgeln ein Zungen-Register, welches den Ton des Bombard nachahmen soll, bald von 16, bald von 8 Fuß Ton; bald gedeckt, so weit dies bei einem Rohrwerke möglich ist, bald auch offen; übrigens fast immer nur im Pedal, nicht im Manual. (*Gottfr. Weber.*)

Bombart.



BOMBARDEN oder Donnerbüchsen heißen die ältesten Feuergeschütze, deren Gebrauch wir höchst wahrscheinlich den Mauren verdanken, die sich ihrer zuerst vor Algeziras und Alicante, wie auch in ihren Seetreffen bedienten. Sie waren anfangs von ungeheurer Größe und schossen 250 Pfund Steine; Karl VIII. in Frankreich führte dagegen die noch jetzt gewöhnlichen Kanonen ein. (*v. Hoyer.*)

Bombardier, s. Bomben.

Bombardier-Galiote. s. Galiote.

Bombardier-Käfer, s. Brachynus.

BOMBARDINI (Antonio), von dem man in Polens Supplementen zu dem griech. u. röm. Thesaurus Bd. 3. die im J. 1713. 8. erschienene Schrift findet: de carcere et antiquo ejus usu ad haec usque tempora deducto, stammte aus einem adeligen Geschlecht zu Padua, ward geboren 1666, erhielt in einem Alter von 25 Jahren an der Univ. zu Padua die Professur des kanonischen, dann des peinlichen und zuletzt des bürgerlichen Rechts, und starb plötzlich im J. 1726. (*H.*)

Bombasin, s. Baumwollenzeuge.

Bombast, s. Schwulst.

BOMBAX, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Malvaceen und der 16ten Linné'schen Klasse. Char. Glockenförmiger, lederartiger fünflappiger Kelch. Fünf Corollenblätter, die unten zusammen hängen. Holzige fünffächerige Kapsel: die Samen in Wolle gehüllt. Diese Wolle ist es, welche unter dem Namen Silk-Cotton in Ost- und Westindien, der gewöhnlichen Baumwolle aus Gossypium gleich, gebraucht wird. Doch führt man sie nicht aus, weil sie zu kurz zum Spinnen ist. Daher braucht man sie größtentheils zum Stopfen der Betten und Polster. Arten sind:

1) B. *gossypium*, mit fünflappigen zugespitzten unten wolligen Blättern, in Ostindien, ist dem Gossypium arboreum sehr ähnlich, und gibt eine purpurrothe Wolle (*Cavan.* diss. 5. t. 156.). 2) B. *globosum* Aubl., mit zu fünfen stehenden ausgerandeten Blättern, kugeliger Frucht und rothgelber Wolle. Wächst in Guiane (*Aubl.* 2. t. 281.). 3) B. *heptaphyllum*, mit zu sieben stehenden Blättern, unbestimmter Anzahl von Antheren und schmuzig weißer Wolle. Der Stamm ist glatt und einer der höchsten. In Ost- und Westindien. 4) B. *Ceiba*, mit zu fünfen stehenden Blättern, dornigem Stamm, unbestimmter Zahl von Antheren und grauer Wolle. In beiden Indien. Die Karaiben machen aus den ausgehöhlten Stämmen ihre Piroguen (*Cavan.* diss. 5. t. 152. f. 2.). 5) B. *Erianthos* Cav.,

mit zu sieben stehenden Blättern, dornigem Stamm und fünf einfachen aufrechten Antheren. In Brasilien (*Cavan.* diss. 5. t. 152. fol.). 6) B. *pentandrum*, mit zu sieben stehenden Blättern, einem Stamm, der im Alter die Dornen verliert, und fünf gewundenen Antheren. In beiden Indien (*Cavan.* diss. 5. t. 151.). (*Sprengel.*)

Bombe, s. Bomben.

BOMBELLES (Henri François, Graf von), franz. Generallieutenant und Kommandant der Truppen in der Grafschaft Bitsch, aus einem alten portugisischen Geschlechte abstammend, das schon zu den Zeiten der Kreuzzüge berühmt war, ward geb. den 29. Febr. 1681. Seit 1696 diente er bei den See- und seit 1701 bei den Landtruppen, und zeichnete sich während des spanischen Successionskrieges verschiedentlich aus, besonders bei Oudenarde und Malplaquet. Auch gegen die Türken in Ungarn focht er, und war 1717 bei der Belagerung von Belgrad. Im folgenden Jahre unterrichtete er, auf Befehl des Regenten, dessen Sohn, den Herzog von Chartres, in den Kriegswissenschaften, und nahm daher Veranlassung zwei mit Beifall aufgenommene, und lange gebrauchte, taktische Werke durch den Druck bekant zu machen, nämlich: Mémoires pour le service journalier de l'infanterie. Par. 1719, Vol. II. 12.; augm. 1746. 12. und Traité des évolutions militaires. Ib. 1754. 8. Ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste war es, daß er 1727 zum Gouverneur des Herzogs Louis Philipp von Orleans, damals Herzog von Chartres, eines Enkels des Regenten, ernant wurde. Im August 1734 wurde er Marechal de Camp, im Mai 1744 Generallieutenant. Er starb den 29. Juli 1760. Das Kommando zu Bitsch bekleidete er gegen 20 Jahre lang mit Ruhm*). — Einer seiner Söhne (der Marquis von Bombelles) trat, nachdem er lange als Militär gedient hatte und als Anhänger des Königs ausgewandert war, nach Verabschiedung des Condé'schen Corps in den geistlichen Stand, nachdem er sich früher zweimal verheirathet hatte, wurde 1816 erster Almosenier der Herzogin von Berri und 1819 Bischof von Amiens**). (*Baur.*)

BOMBELLI (Raphael), einer der berühmtesten Algebraisten Italiens im 16. Jahrh., dessen Algebra zu Bologna zuerst 1572 und dann 1579 in 4. erschien, und die darum merkwürdig ist, weil selbst Wallis, Euler u. A. dadurch veranlaßt wurden, B. für den Erfinder des Verfahrens auszugeben, biquadratische Gleichungen aufzulösen. Durch Andere ist jedoch erwiesen, daß Cardan und Ludovico Ferrari aus Bologna ihm hierin vorangegangen sind. Gehört ihm nun aber gleich diese Erfindung nicht; so behält sein Werk doch entschiedenen Werth durch manche wichtige Bemerkung, die er zuerst gemacht hat†). (*H*)

BOMBELLI (Sebastian), geb. zu Udine 1635, gest. nach Einigen 1685, wahrscheinlicher aber erst nach dem Jahre 1716*), ein Maler, der anfangs ein Schüler des Guercino war, nachmals aber nach Paul von Verona sich bildete, dessen Werke er so geschickt kopirte, daß man oft die Kopie von dem Original kaum unterscheiden kann. Dann übte er, mit großem Glück, allein die Bildnißmalerei aus, die ihm an vielen teutschen Höfen großen Beifall und Belohnung brachte. Schade, daß er sich eines beizenden Firnisses bediente, der zwar in der ersten Zeit eine angenehme Wirkung hervorbrachte, nachher aber das Gemälde anfraß. Dadurch hat er selbst mehre alte Gemälde, die er restauriren wollte, verdorben. (*H.*)

BOMBEN, sind eiserne Hohlkugeln, die, mit Pulver angefüllet, vermittelst einer hölzernen Zündröhre entzündet werden. Nach Robert Valturins sollen sie ihre Erfindung dem Siegmund Malatesta, Fürsten v. Rimini, um den Anfang des 16. Jahrh. verdanken; nach Strada aber von dem Abt zu St. Galen erfunden, und im niederländischen Unabhängigkeitskriege zuerst angewendet worden seyn. Damit sie nicht auf den Zünder fielen, hat man sie am Boden verstärkt. Allein, hieraus ist der doppelte Nachtheil entstanden, daß die Bomben in weniger Stükken zerspringen, weil der verstärkte Theil gewöhnlich ganz liegen bleibt; und dann, daß sie leichter aus der Richtung weichen, wenn die Verstärkung nicht genau unter dem Brandloche ist. Nur das läßt sich für diese excentrischen Bomben anführen, daß sie wegen ihrer Verstärkung am Boden geschickter sind, durch Gewölbe zu schlagen; ein Vortheil, der sich jedoch durch eine etwas vergrößerte Eisenstärke der koncentrischen Bomben ebenfalls erreichen läßt. Um richtigere und dennoch im Boden stärkere Bomben zu erhalten, läßt man sie in Frankreich oben bei dem Brandloche koncentrisch gießen, unten im Boden aber durch ein horizontales Segment verstärken.

Um die Bomben transportiren, und beim Laden in den Mörser einsetzen zu können, werden sie mit Henkeln oder Ohren versehen. Anstatt derselben haben die spanischen Bomben, bis auf die Hälfte ihrer Eisenstücke gehende Löcher, worein dazu bestimmte Knebel passen, mit denen man die Bombe anstatt der gewöhnlichen Bombenhaken fortbringt. Die Henkel oder Ohren sind jedoch aus mehrern Gründen vorzüglicher. — Weil man bei dem Eintreiben der Zündröhre nicht ohne Furcht wegen Entzündung der Pulverladung seyn darf; haben die sächsischen Bomben neben dem Brandloche ein besonderes Füllloch, ¾ Zoll weit, und nach dem Mittelpunkte der Bombe gerichtet. Durch diese wird nach Einsetzung des Zünders die Pulverladung mittelst eines Trichters eingeschüttet.

Bei dem Übernehmen der Bomben muß man zuvörderst darauf sehen, daß sie völlig rund, nicht melonenförmig, ohne Löcher, Risse und Gruben, von gutem nicht allzuspröden Eisen, und vorzüglich genau von dem vorgeschriebenen Kaliber sind. Sie müssen endlich auch das gehörige Gewicht haben, und besonders nicht zu leicht seyn, weil dies ein poröses Eisen anzeigt.

Das Bomben-Werfen geschieht mittelst des Mörsers und hat die zweifache Bestimmung: feindliche Festungswerke zu zerstören, oder die Gebäude einer Stadt anzuzünden. Um die verlangte Wirkung zu erhalten, wird

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Michaud).
**) Biogr. des Contemp. T. III.
†) S. Klügels mathem. WB. Art. Algebra S. 38 fg.
*) S. Bd. 5. der Lettere pittoriche.

eine gewisse Präzision erfodert, die von der innern und äußern Einrichtung des Mörsers, sowol, als seines Schemels, von der Beschaffenheit der Bomben, von der größern oder geringern Stärke des Pulvers, und zum Theil auch von der verschiedenen Temperatur der Atmosphäre abhängt. Hieraus folgt: daß man nie im Stande seyn wird, eine unveränderliche Regel für die Elevationswinkel und Ladungen bei der gegebenen Entfernung des Objektes fest zu setzen. Nächstdem läßt sich kaum die einfachste Rechnung auf der Batterie anwenden, denn selbst Hrn. **Hennerts** so sehr vereinfachte Auflösung des ballistischen Problems verlangt in der Praxis zu viel Zeit und Genauigkeit. Es bleibt dem praktischen Bombardier nichts weiter übrig, als nach gethanem Probewurf die erfoderliche Elevation, oder die nöthige Pulverladung durch eine ungefähre Schätzung zu bestimmen. Verfähret er dabei blos stufenweise, so wird er nach einigen Würfen die Bomben auf den zu bewerfenden Punkt bringen, wo alsdann die gehabte Ladung und Richtung beibehalten wird, wenn auch zuweilen einige Bomben zu weit oder zu kurz gehen, oder aus der vertikalen Richtungsebene fallen. Dies geschieht nämlich 1) wenn die Bomben zu viel Spielraum haben, oder auch überhaupt von ungleicher Größe sind, vorzüglich bei solchen Mörsern, deren Kammer von dem Fluge abgesetzt ist. Es müssen deshalb die Bomben nach Verschiedenheit ihrer Größe von einander abgesondert werden, so daß wenigstens die für einen Mörser auf der Batterie bestimmten in ihrem Durchmesser nur unmerklich von einander abweichen. 2) Sind die Bomben niemals von einerlei Schwere. Obgleich die größere Geschwindigkeit der leichteren Bomben durch die stärkere Kraft der größeren, den Widerstand der Luft zu überwinden, einigermaßen kompensirt wird; geht doch die erste allezeit weiter. Die Bomben werden daher vor den Werfen für jeden Mörser besonders gewogen, und alsdann die schwersten zuerst, die leichtesten aber zuletzt genommen. 3) Hat die unrichtig vertheilte Eisenstärke der Bombe sehr großen Einfluß auf die Richtung und Wurfweite. Es ist daher vorzüglich bei excentrischen Bomben durchaus nothwendig, daß ihre durch das Brandloch gehende Axe genau in der Axe des Mörsers liegt, wenn sie nicht während ihres Fluges eine unregelmäßige drehende Bewegung erhalten sollen. Bei konzentrischen Bomben findet dieser Nachtheil nicht in demselben Maße Statt. Da sie überall gleiche Eisenstärke haben, fällt ihr Schwerpunkt ziemlich mit ihrem Mittelpunkte zusammen, folglich müssen sie richtigere Würfe geben. 4) Eine unregelmäßige, vielleicht vom Roste angefressene, äußere Fläche der Bomben, kann ebenfalls durch den größeren Widerstand der Luft die Wurfweite verringern. 5) Endlich ist bei feuchter Luft die Pulverkraft geringer, und die dichtere Atmosphäre erzeugt einen größern Widerstand, als bei kühlem und trockenem Wetter. Man muß daher das Richten und Laden des Mörsers möglichst zu beschleunigen suchen; denn je größer die Anzahl der in kurzer Zeit geworfenen Bomben ist, um so weniger werden ihre Wurfweiten von einander abweichen, und man wird bei solchen Mörsern, wie die Vegaischen und die Sächsischen, wo sich die Elevation leicht und schnell geben läßt, nicht genöthigt seyn, die Ladung zu ändern, wie es bei einem, mehre Stunden dauernden Werfen durchaus nothwendig ist.

Nachdem man nun die Entfernung des Objekts geometrisch gemessen und die richtige Lage der Bettung und des Mörsers auf seinem Blocke untersucht hat, wird das Mittel folgendergestalt auf dem Mörser bestimt: man hält quer über die Mündung des auf 45° stehenden Mörsers ein Lineal waagerecht, zieht auf beiden Seiten der Mündung eine Linie und bestimt, mittelst eines großen Zirkels durch Kreuzbögen oben und unten, die Mittellinie. Durch ein Bleiloth läßt sich derselbe hinten und vorne verlängern, und auf den Block oder Mörserschemel tragen, um nach genommener Richtlinie es mit Bleistift auf der Bettung zu bemerken. Bei einigen Artillerien ist zwar die Mittellinie hinten auf den Mörser zwischen den Delphinen eingefeilet, um sie mittelst eines Bleilothes in die, auf der Brustwehr abgesteckte Richtungslinie zu bringen; allein die Bewegung der Luft, schon das unwillkürliche Zittern des Armes in einer so gezwungenen Stellung, bewegt das Bleiloth und verändert die Direktion, welche zum genauen Wurfe unentbehrlich ist. Besser wird der Mörser senkrecht aufgestellt um mittelst zweier Kegel von Messing oder Elfenbein, die man auf die Mittellinie der Mündung setzt, ihn richten zu können.

Bei der Ladung wird eine Stopine durch das Zündloch in die Kammer geschoben, und die genau abgewogene Pulvermenge eingeschüttet. Nachdem diese mit einem Bogen Papier bedeckt und auch bisweilen auf demselben ein Lager von Heu für die Bomben gemacht worden; setzt man diese ein und befestigt sie mit drei Keilen von weichem nicht ästigem Holze, als Pappel, Weide, Linde oder Eller, die unten scharf zugehen. Der Deckel der Brandröhre ist schon vorher abgenommen, die Anfeuerung aufgekratzt und die Ludelfäden sind etwas herausgezogen worden. Bei kegelförmigen Kammern, die im Fluge ausgehen, bedürfen die Mörser des Verkeilens der Bomben nicht, weil sich bei ihnen die Bombe von selbst fest in das Lager einsetzt. Hier wird blos die Ladung in die Kammer geschüttet, mit der Hand geebnet, und die Bombe darauf gesetzt, daß ihre Brandröhre so viel als möglich in der Axe des Mörsers steht. Bedient man sich eines Schlagröhrchens, so wird dieses erst nach beendigter Ladung und Richtung eingesetzt und Feuer gegeben. Das Bedecken der Mündung nach jedesmaligem Abfeuern mit dem Munddeckel verhindert, daß durch die eindringende äußere Luft keine Feuchtigkeit in der Kammer entsteht. Das Abwiegen der Ladungen muß mit der äußersten Sorgfalt geschehen. Jedes zur Ladung bestimmte Pulverfaß muß umgeschüttet, wenigstens gut durcheinander gerührt werden, damit das darin enthaltene Pulver gleichförmig wird. Die Ladungen zu dem Bombenwerfen dürfen durchaus nicht abgemessen werden; man muß sie, wo möglich, an einem sichern gegen das feindliche Feuer gedeckten Orte, abwiegen und in papiernen Patronen oder Kapseln, oder in dazu bestimmten ledernen Beuteln nach der Batterie bringen. Bei solchen Mörsern jedoch, die entweder nur unter 45 Graden gerichtet werden können, oder deren Elevation aus Mangel einer zweckmäßigen Richtschraube sich nicht ohne viel Mühe und Zeitaufwand verändern läßt, können die Wurfweiten nur durch

vergrößerte oder verkleinerte Ladungen erlangt werden und das Abwiegen derselben muß nothwendig in dem Magazine des Kessels geschehen; doch ist es auch hier vortheilhaft, die nach der Entfernung berechneten Ladungen genau abgewogen nach der Batterie bringen zu lassen, das zum Hinzusetzen bestimmte Pulver aber in halben und ganzen Unzen, in richtig bezeichneten Papierhülsen zur Hand zu haben.

Nachdem nun der Mörser mit einer bloßen Pulverladung ohne Bombe ausgeflammt d. h. abgefeuert worden, um der in der Kammer befindlichen Luft eine Temperatur zu geben, die der durch den Wurf erzeugten ähnlich ist, geschieht der Probewurf nach Verschiedenheit der Absicht unter einem Elevationswinkel von 20 oder 60 Grad, je nachdem man, im erstern Falle, blos feindliche Werke demontiren, oder im zweiten, Magazine und andere gewölbte Gebäude zerstören will. Die Ladung muß dem gemäß schon im voraus eingerichtet werden, daß man das Objekt ziemlich erreicht; denn wirft man darüber hinaus, so werden die Bomben sehr oft aus der Richtungslinie fallen, weil die Ladung zu stark ist. Muß man im Gegentheil mehr als 25°, oder weniger als 60° nehmen; so ist die Ladung zu schwach, und bei nur geringer Veränderung der Temperatur wird das Ziel gar nicht erreicht. Komt man mit dem Probewurf unter 20 oder 60 Grad bis nahe an das Objekt, so werden die Bomben nicht allein richtiger treffen, sondern man wird auch im Stande seyn, bei veränderter Temperatur sich zu helfen und durch Vergrößerung des Elevations- oder Direktionswinkels das Objekt zu erreichen, ohne daß man die Ladung zu verstärken braucht. Wird die Elevation des Mörsers nicht verändert, sondern mit der Pulverprogression geworfen; so geschieht auch der Probewurf unter demselben Grade, welches mehrentheils der 45ste ist.

Der Probewurf wird sorgfältig beobachtet, um zu sehen, wo die Bombe niederfällt, um nach diesem Punkte mit dem Mörser Linie zu nehmen. Die Differenz dieser und der zuerst gehabten Direktionslinie wird auf der Bettung hinten nach der entgegengesetzten Seite übergetragen, wodurch man die Linie der wahren vertikalen Richtungsebne erhält. Man thut hierauf mit der gehörigen Elevation einige Würfe unverändert hinter einander, wo sich denn bald zeigt, ob man nach 4 oder 6 Würfen die Elevation verändern, oder die Ladung verstärken muß? nie darf man aber von dem, bei dem zweiten Wurfe gefundenen Allignement abweichen, wenn nicht die Bomben durch einen heftigen Seitenwind zu sehr aus der Richtung getrieben werden.

Zu Bestimmung des gehörigen Elevationswinkels, und der zweckmäßigen Ladung des Mörsers für jede gegebene Wurfweite wird eine genaue Kentniß der Fluglinie der Bomben erfodert. Nun hat zwar die Erfahrung übereinstimmend mit der Theorie neuerer Meßkünstler hinreichend gelehret: daß jene keinesweges eine Parabole ist, wie Galilei behauptete, sondern daß die Schuß- und Wurfweiten der Geschütze durch den Widerstand der Luft beträchtlich verringert werden; noch keinem ist es jedoch gelungen, eine leichte, für den Gebrauch in der Batterie bequeme Berechnung der Wurfweiten, und der zugehörenden Elevationswinkel angeben zu können. Der in der Analysis noch so geübte Artillerist, wird hier nie Ruhe und Zeit genug haben, zu integriren oder die natürlichen Logarithmen in Briggsische zu verwandeln. Die größten Praktiker haben deshalb, die parabolische Theorie dennoch beibehalten, weil der Lehrsatz: daß die Wurfweiten sich wie die Sinus der doppelten Elevationswinkel verhalten, keine größeren Differenzen gibt, als der Unterschied der wirklich erreichten Wurfweiten selbst beträgt, sobald man nur den geschehenen Probewurf dabei annimt und die Berechnung des Verhältnisses darauf begründet.

Die Abweichung der Bomben von der geraden Richtung liegt theils in der Beschaffenheit des Mörsers selbst vor und bei dem Abfeuern, theils in solchen Dingen, die ihre Wirkung erst auf die Bombe äußern, während sie ihre Bahn beschreibt. Ein fehlerhaft gegossener, unrichtig gebohrter und abgedrehter Mörser kann unmöglich richtige Würfe geben; eben so wenig, als wenn der Mörser schief auf dem Schemel liegt, oder wenn die Bettung nicht völlig horizontal ist. Daß aber die innere Form des Mörsers vorzüglich großen Einfluß auf die Richtungslinie der Bomben äußert, scheint noch lange nicht genugsam beherziget worden zu seyn. Die meisten Mörser sind mit cylindrischen, oder doch mit solchen Kammern versehen, die, welches auch ihre Figur seyn möge, kleiner sind, als das Lager der Bomben, unter dessen Mittelpunkte sie stehen. Da man nun den Mörsern gewöhnlich auch einen großen Spielraum zu geben pflegt; muß durch diese beiden Umstände eine auffallende Abweichung der Bomben von der Richtungslinie erzeugt werden, die in eben dem Maße zunimt, wie sich der Elevationswinkel mehr von der Perpendiculare entfernt. Das in der Kammer entzündete Pulver nämlich, anstatt die Bomben nach der geraden Richtung zu treiben, wirkt mehr aufwärts und drückt die Bombe gegen die untere Wand des Fluges, wodurch sie eine rollende Bewegung und schiefe Richtung erhält, die sich mit der größern Entfernung des Objekts vergrößert. Auch die Bombe selbst kann durch ihre innere Beschaffenheit die Fluglinie verändern, wenn ihre Eisenstärke nicht richtig vertheilt ist, so daß die größte Dicke des Bodens nicht in der Axe liegt, wodurch ihr Schwerpunkt auf die Seite fällt; und die Bombe selbst nothwendig ihre Richtungslinie verändern muß. Wirklich haben auch bei der preußischen, sächsischen und spanischen Artillerie mit völlig koncentrischen Bomben gemachte Versuche gezeigt, daß sie vorzüglich genaue Richtung hielten. Hr. Hauptmann Rohde hält zwar den Trieb des brennenden Zünders für eine Hauptsache der Abweichung der Bomben von ihrer Richtung *); allein sorgfältig angestellte Versuche haben gezeigt, daß die Einwirkung des Zünders ganz unbedeutend ist. (*v. Hoyer.*)

Bomben in der Chemie, s. Destillir-Apparat.

Bombenbränder, s. Bränder.

Bombengiessen, s. Stückgiesserei.

Bombenhaken, sind kleine als ein S gebogene eiserne Haken, deren zwei an ein schwaches Stück Seil

*) Über die Abweichung geworfener Körper von der verticalen Richtungsebene, Berlin 1795. 4.

befestigt sind, um die Bombe bequem fortbringen und in den Mörser setzen zu können. (*v. Hoyer.*)

BOMBERG (Daniel), ein um die hebräische Typographie sehr verdienter Mann, war aus Antwerpen gebürtig. Seine nähern Lebensumstände sind völlig unbekant. Um das Jahr 1517 errichtete er zu Venedig eine ausschließend der hebräischen u. rabbinischen Literatur gewidmete Offizin, und leistete durch seine Einsicht und Thätigkeit für dieses Fach dasselbe, was neben ihm seine Mitbürger, die Manutier, für die griechische und lateinische Literatur leisteten. Die hebräische Druckerei war bisher fast einzig in den Händen der jüdischen Typographen zu Soncino, Neapel, Fano, Pesaro und Konstantinopel gewesen, deren Drucke mehr dem Bedürfnisse ihrer Glaubensgenossen, als dem der Christen, unter denen eben damals die Liebe zu diesem Zweige der Literatur erwachte, angemessen waren und daher unter letztern auch wenig Verbreitung gefunden hatten. Bomberg suchte beiden Theilen zu dienen, und erreichte bei beiden seinen Zweck, so schwierig auch bei den kirchlichen Rücksichten, welche er zu nehmen hatte, die Ausgabe war. Für die Christen waren zunächst seine eben so schönen als correkten und bequemen Handausgaben der Bibel bestimt (es sind ihrer fünf, von den Jahren 1517, 1521, 1525 — 28, 1533 und 1545, alle in Quart), welche die ersten in ihrer Art waren, und noch jetzt ebensowol von Christen als Juden eifrig gesucht werden. Den Bedürfnissen jüdischer Gelehrten suchte er durch die großen, mit einer Auswahl der besten rabbinischen Kommentaren ausgestatteten, Bibelausgaben (von 1517, 1524—25 und 1547—49, jede in vier Folianten), durch eine kostbare Ausgabe des babylonischen Talmud (1520, in zwölf Folianten) und durch den Druck mehrer andrer rabbinischer Werke zu entsprechen. Des Hebräischen, in welchem Felix Pratensis sein Lehrer gewesen war, selbst nicht unkundig, hatte er sich überdies mit mehren ausgezeichneten christlichen und jüdischen Gelehrten, unter welchen letztern vorzüglich sein Korrektor Chaja Meier ben David genant zu werden verdient, in Verbindung gesetzt, deren Hilfe ihm bei Aufsuchung guter Manuscripte und bei der Bildung seiner meist ausgezeichneten Texte sehr förderlich war. Nicht geringer ist sein technisches Verdienst. Zwar hatten die frühern jüdischen Officinen schon sehr ausgezeichnete Drucke geliefert, und die schon frühzeitig fest ausgebildete jüdische Kalligraphie ließ der eignen Erfindung keinen großen Spielraum übrig; indessen wußte er doch den hebräischen Typen, ohne Verletzung ihrer Eigenthümlichkeit und ihres ursprünglichen Charakters, auch den letzten Rest des Eckigen, welches sie in den frühen Drucken noch hatten, mit solchem Glück zu benehmen, daß seine Bildung derselben sich wol nicht mit Unrecht als die letzte Gränze betrachten läßt, wie weit man hierin gehen könne und dürfe. Auch haben ein ganzes Jahrhundert später die holländischen Typographen dies dadurch anerkant, daß sie ihre Schriften den seinigen genau nachbildeten. Sein Druck ist rein und scharf, sein Papier von einer den Typen genau angemessenen Weiße und Dichtheit, und daß er auch in der höhern typographischen Kunst Ausgezeichnetes zu leisten vermochte, zeigt sein einziger bekannter Pergamentdruck der Quartausgabe der Bibel von 1525, welcher in der Wolfenbüttler Bibliothek verwahrt wird. Doch scheint der Ertrag seiner mit so großen Kosten verknüpften Unternehmungen, wenn wir Skaliger's*) unbestimmter Äußerung Glauben beimessen dürfen, nicht der gewesen zu seyn, dessen die unermüdete Thätigkeit des wackern Künstlers wol werth gewesen wäre. Die Thätigkeit seiner Pressen hört um das Jahr 1550 auf, und wahrscheinlich fällt sein Tod in dieselbe Zeit. Er hinterließ einen Sohn gleiches Namens **), der aber das väterliche Geschäft nicht fortsetzte und als Privatmann gelebt zu haben scheint ***). (*Ebert.*)

BOMBINATOR. Unke. Die hieher gehörigen Thiere wurden bis jetzt von allen Naturforschern zu den Kröten gezählt, und selbst die bekannteste Art derselben führt im Teutschen häufig den Namen der Feuerkröte. Linné, welcher die Kröten von den Fröschen nicht unterschied, bringt sie natürlich zu seiner Gattung Rana. Wenn man indeß mehre Gattungen oder Familien dieser Gattung annehmen will (s. Batracia mutabilia ecaudata), so müssen die Unken nothwendig von den Kröten getrent, und als eine Mittelgattung zwischen ihnen und den Fröschen angesehn werden, da sie von beiden gleichviele Eigenschaften an sich haben. Ihr Maul ist zahnlos, ihr Körper ohne Kanten und Höcker, warzig, rund, gewölbt, wie bei den Kröten; dagegen fehlt ihnen die Ohrendrüse, und ihre Füße sind länger wie der Leib, auch legen sie ihre Eier nicht in Schnuren, sondern einzeln, wie dies alles sich auch bei den Fröschen verhält. Sie sind also eine wahre Mittelgattung, die sehr zu dem Zweifel wegen der Zerlegung der Linné'schen Gattung Rana in mehre berechtigt, um so mehr, da diese in der Mitte stehende Beschaffenheit in der Bildung selbst eine Mittelbeschaffenheit in der Lebensart hervorbringt, denn die Unken gehen ihren Geschäften so wol bei Tage, wie in der Nacht nach; sie springen stärker wie die Kröten, aber schwächer wie die Frösche; sie haben einen stärkern Laut wie die Kröten, wobei ihnen die Kehle anschwillt, aber einen schwächern wie die Frösche. Noch bemerke ich, daß wenigstens bei der gemeinen Unke (Bombinator igneus) sich die Pupille nicht in eine Linie, sondern in ein Dreieck zusammenziehe; ob es sich bei den andern Arten eben so verhalte, weiß ich nicht. Außer dem B. igneus und B. obstetricans zähle ich die übrigen Arten zweifelhaft zu dieser Gattung.

Bombinator horridus. Bufo horridus *Daud.* Schreckliche Unke. Ungewiß, ob es zu dieser Gattung gehöre, stelle ich dieses Thier, welches bis jetzt nur durch Daudin's unvollständige Beschreibung und Abbildung bekant ist, unter die Unken, weil ihm die Ohrendrüse zu fehlen scheint; die Hinterbeine, deren Füße freilich eher Krötenfüße zu seyn scheinen, beträchtlich länger sind, als der Leib, und jede der zahlreichen Warzen, welche den Rücken und die Glieder von Außen bedecken, mit vier bis sechs schwarzen Stachelspitzen versehen ist, und man ähnliche Spitzen auch auf den Warzen der ge-

*) Scaligerana unter dem Art. Imprimerie. **) Seiner wird in der Vorr. zur Antwerper Polyglotte gedacht, zu welcher er ein Manuscript des syrischen N. T. mittheilte. ***) Bayle unter Bomberg. *Maittaire* ann. typ. T. II. P. I. p. 140 sq.

meinen Unke findet. Diese Unke ist groß und 4 bis 5 Zoll lang; ihr Kopf ist dick, ihre Augen sind groß, vorspringend, und oben, wie die Lippen braun eingefaßt. Nach der Abbildung hat sie ein großes nacktes Trommelfell. Der Rumpf ist sehr dick, und der Bauch gewölbt; der ganze Leib oben schmuzig grün, unten grün und weißlich marmorirt; die Kehle körnig, der Bauch fast glatt, die Glieder lang und dünn, und alle Zehen gespalten.

Bombinator igneus. Rana variegata *Linn. S. N. ed.* 10. Rana bombina *Linn. S. N. ed.* 12. Rana campanisona *Laur.* Bufo igneus *Laur.* Bufo bombinus *Daud.* Bufo cornutus *Alberti M.* Feuerbauchige oder gemeine Unke, Unke, Feuerkröte, Töfer, Läutkröte, Schellenfrosch. Rösel Frösche Taf. 22. Diese Unke ist 1½ Zoll lang, und unterscheidet sich dadurch, daß die Zehen an ihren Vorderfüßen ganz frei, die an den Hinterfüßen ganz durch eine Schwimmhaut verbunden sind, und ihren elliptischen Körper oben große Warzen dicht bedecken, welche auf ihrer Mitte eine kegelförmige dunkelbraune Spitze haben, die mit einem Hof kleiner Wärzchen umgeben ist. Unten ist sie glatt, nur unter dem After bemerkt man einige Warzen. Ihre Glieder sind ziemlich schlank und die hintern länger wie der Leib. Sie kann daher recht gut hüpfen. Man bemerkt bei ihr weder Ohrendrüse noch Trommelfell. Der Stern ihrer goldgelben Augen zieht sich am Tage in ein Dreieck zusammen. Die Farbe ihres Rükkens ist olivenbraun, die der untern Theile orangegelb und blau marmorirt; man soll auch zu Zeiten einige antreffen, welche unten schwarz mit weißen Flecken, oder unten ganz gelb sind. Diese letztern, deren Daseyn indeß selbst noch zweifelhaft ist, hielt Retzius für eine eigene Art. Im Weingeist verwandelt sich das Orangegelbe in Weiß. Man findet sie in ganz Europa, die südlichsten Gegenden vielleicht allein ausgenommen. Sie hält sich immer an feuchten Örtern, am liebsten in Sümpfen und Pfützen auf, geht aber auch im Herbste ans Land, und obgleich sie aus einer austrocknenden Lache sich gewöhnlich nur bei Nacht zu einer noch Wasser haltenden begibt, so liebt sie doch die Sonnenwärme, und sonnet sich gern im Wasser oder am Ufer. Beunruhigt springt sie gleich einem Frosche ins Wasser, oder drückt sich, wenn sie nicht entfliehen kann, an den Boden, berührt zieht sie ihren Körper ganz gekrümt gegen den Rücken zurück, und gibt einen unangenehmen, doch nicht starken Geruch von sich; auch soll sie dann einen Schaum aus ihren Keulen hervortreiben, den ich jedoch nie bemerkt habe. Ihre Stimme klingt wie ein gedehntes Unk, woher sie auch ihren Namen erhalten hat. Einige Schriftsteller vergleiche sie, wenn sich mehre zusammen hören lassen, mit einem Gelächter oder Glockengeläute. Ihre Begattungszeit fällt in den Junius, doch in wärmeren Gegenden schon im Mai. Das Männchen umfaßt bei der Paarung das Weibchen vor den Schenkeln, und dieses legt seine verhältnißmäßig großen Eier haufenweise von Zeit zu Zeit, da sie dann das Männchen bei jeder Geburt befruchtet. Die Kaulquappen sind an ihrem gefurchten Schwanze und ihrer gelben Farbe leicht zu erkennen.

Bombinator maculatus. Bufo brasiliensis *Laur.* Rana brasiliensis *Gmel.* Agua *Lacep.* fleckige Unke, brasilische Kröte. *Seba* Thes. 1. t. 73. f. 1. 2. Dieses Reptil, welches wir bis jetzt blos aus der eben angeführten Abbildung kennen, wonach sie in Brasilien Aguaquaquam heißen soll, hält Daudin gewiß mit Unrecht für einerlei mit der großdrüsigen Kröte (Bufo marinus), von der es sich durch den Mangel nicht blos der großen, sondern jeder Ohrendrüse, und seine bis zur Spitze der Zehen mit einer Schwimmhaut verbundenen Hinterfüße hinlänglich unterscheidet. Die Vorderfüße haben vier ganz freie, vorn abgerundete Finger. Der Körper ist fast kreisförmig, oben mit kleinen Höckern besetzt, rostgelb und geflammt. Sie soll in Cuba zu Hause seyn.

Bombinator obstetricans. Bufo obstetricans *Laur.* Eiertragende Unke, Geburtshelfer Kröte, aschgraue Kröte. Sturm: Teutschl. Fauna. Amph. Heft. 4. Wahrscheinlich gehört dieser Batrachier zu den Unken, denn ihm fehlt nach Daudin die Ohrendrüse, und seine Hinterbeine sind länger wie der übrige Leib. Er ist nur 1½ Zoll lang, hat ein deutliches Trommelfell und hinten fünf halb verbundene Zehen. Oben ist diese Unke mit kleinen, weit von einander entfernten Wärzchen bedeckt, und grünlich grau mit schwärzlich-braunen Flecken. Eine Reihe größerer und dichter stehender Warzen läuft längs jeder Seite des Rückens. Der Unterleib ist schmuzig weiß. Man findet sie in Frankreich, der Schweiz und dem südlichen Teutschland. Nie trift man sie im Wasser an, selbst nicht zur Zeit ihrer Begattung, während dieser aber klebt das Männchen die verhältnißmäßig großen Eier, in denen man den an einem Ende eingedrückten gelben Dotter von außen sehen kann, vermittelst eines langen Stiels, den sie haben, an seine Hinterschenkel und seinen Unterleib, und schleppt sie so mit sich herum, bis es gegen die Zeit, da die Jungen auskommen, sich an die Ufer eines Wassers begibt, um sie dort abzusetzen.

Bombinator strumosus. Bufo gutturosus oder B. strumosus. *Daud.* Kropfige Unke. Diese Unke (denn das scheint sie nach der Abbildung zu seyn) hat lauter unverbundene kurze Zehen, einen mit kleinen zahlreichen an der Spitze rostfarbnen Höckern bedeckten Rükken, und eine kropfartig hervorragende Kehle. Sie ist 2½ Zoll lang; ihr Kopf dreieckig, ihre Nasenlöcher und ihre Augen hervorspringend, ihre Farbe hell bräunlich-grau, oben mit kleinen schwarzen Flecken, der Unterleib körnig. Das Vaterland ist unbekant.

Bombinator Systoma. Rana Systoma *Schneid.* Engmaulige Unke, engmauliger Frosch. Zweifelhaft stelle ich auch diesen Batrachier so wie den folgenden hieher, da er weder zu den Fröschen noch zu den Kröten zu gehören scheint. Der Kopf dieser Unke ist vom Rumpfe gar nicht zu unterscheiden, und der ganze Körper mit einer weiten glatten Haut bedeckt, welche die Kniee wie ein Sack einhüllt. (Sollte dies wol natürlich und nicht durch Aufblasen der Haut bewirkt seyn?). Die Mundesöffnung ist klein und reicht nur bis mitten unter das Auge. Das Trommelfell bedeckt ein dicker Muskel [?], welcher vom Kopfe bis zum Ellbogen läuft. Die Beine sind kurz, die Zehen kurz und dünn, und die der Hinterfüße durch eine Spur einer Schwimmhaut verbun-

den; unter ihrem Daumen liegen zwei große starke Schwielen, unter der Wurzel der Vorderfüße drei kleine Schwielen. Die Farbe ist weißlich, oben dunkelbraun marmorirt, und über die Augen läuft ein weißer Streif. Das Vaterland ist Ostindien.

Bombinator ventricosus. Rana ventricosa *Linn.* Dickbäuchige Unke oder Kröte, Kropfkröte. Sie scheint der vorigen nahe verwandt zu seyn. Ihr Leib ist mit Ausschluß des Kopfes, kreisrund, sehr bauchig, und die Seiten weit und wulstig. Drei erhabene Falten laufen der Länge nach über den Rücken, und Längsreihen von Höckern oben über den Hals. Der Kopf ist halbkreisförmig; die Augen sind groß; vor der Gurgel ragt der Brustknochen vermittelst einer großen Warze hervor. Die beiden äußersten der vier Vorderzehen sind an der Wurzel verbunden und die Zehen der Hinterfüße haben eine ganze Schwimmhaut. Eine starke Schwiele scheint eine 6te Zehe an den Hinterfüßen zu bilden. Wahrscheinlich ist Schneiders Rana acephala eben diese Unke. Diese hat einen sehr kleinen Kopf, kleines Maul, welches hinten hinab gebogen ist, und einen eiförmigen Körper. Sie ist braun und weiß gefleckt, der Vorderkopf weiß, und ein brauner Querstreif liegt zwischen den Augen. Von Bufo ventricosus, womit sie Daudin für einerlei hält, scheint sie sich durch den Mangel der Ohrendrüse zu unterscheiden. (*Merrem.*)

BOMBUS, ist bei Fabricius und Latreille die generische Benennung der haarigen Bienen oder Hummeln. Jurine braucht dafür den Namen Bremus. Linné zählte sie zur Gattung Apis. Außer ihrer ansehnlichen Größe, dem rauhhaarigen Leibe und einigen Eigenheiten im Bau des innern Mundes unterscheiden sie sich besonders noch durch die auf der Außenseite gefurchten, an der Spitze erweiterten und fast löffelförmigen Kinnbacken. — Es gibt unter ihnen, wie bei den Wespen, drei Geschlechter, nemlich außer den Männchen, die einen schlankern Körper und längere Fühler haben, und den Weibchen, welches die größten sind, noch Geschlechtslose, die kleiner sind, als die Männchen. Sämtliche Männchen und sehr wenige Arten ausgenommen, findet man bei den Hummeln, die hintersten Schienen mit einem Korbe, steifen, gekrümmten Haarfranzen und die Hinterfersen mit einem sogenannten Henkel versehen; die Fußhecheln, (Härchen an der Innenseite der Fersen) sind mehrentheils goldschimmernd, die überwinterten Hummelweibchen erscheinen schon früh im Jahre, am häufigsten auf blühenden Weiden. Später kommen die Geschlechtslosen zum Vorschein, zuletzt die Männchen erst gegen den Herbst. Die Nester der Hummeln finden sich in der Erde oder unter Steinen. Die Anlage macht im Frühjahr ein einzeles Weib. Nachher vergrößert sich, zuerst durch die ausgekommenen Geschlechtslosen, die Familie. Es findet sich in jedem Neste eine unbestimmte Zahl von 50 bis 100 und 200 Bewohnern, unter ihnen mehre Weibchen. Die Zellen, das Gewebe der Larven, sind von verschiedener Größe, länglich runder Gestalt, ziemlich unregelmäßig gehäuft, in Stockwerke vertheilt, im Innern sowol als außerhalb mit Moos bekleidet und von einer Hülle aus wachsähnlicher Masse umgeben. Ähnliche Masse liegt hin und wieder den Zellen dicht an und dort finden die jüngern Maden so Schutz als Nahrung. Zellen von ähnlichem Material enthalten einen dünnflüssigen Honig. Dergleichen wird auch in den von den ausgekommenen Insekten verlassenen Zellen angetroffen. Die Larven sind dick, weiß, ohne Füße, die Puppen gebildet, wie das vollkommene Insekt, nur ebenfalls weiß und weich, die Gliedmaßen mit einer zarten Haut umkleidet. Es gibt Hummeln, denen, wie schon gesagt, Schienkorb und Fersenhenkel fehlen. Es sind deren zwar nur wenige, doch können sie nicht anders als in einer eigenen Abtheilung aufgestellt werden. Dahin gehören B. rupestris und campestris *Fabr.*, vestalis *R.* u. s. w. Die übrigen Arten machen die bei weitem größte Abtheilung aus. Sie sind ein- oder mehrfarbig, oft mit gelben Binden geziert. Am auffallendsten ändert die Färbung des Rückenschildes und die Spitze des Hinterleibes ab. Sie lassen sich hiernach verschiedentlich in Unterabtheilungen bringen, obgleich auch hiebei mehr oder weniger Schwierigkeiten nicht zu vermeiden sind. Die gewöhnlichsten einheimischen Arten sind Bomb. terrestris *F.* (Apis terr. *Linn.*) schwarz mit gelben Binden sowol vorn am Rückenschild als am Hinterleib und weißer Hinterleibsspitze; und Bomb. lapidaris *F.* (Apis lapidaris *Linn.*) schwarz mit rothem After und helldurchsichtigen Flügeln, dessen Männchen der Bomb. arbustorum *F.* ist. (*Kluge.*)

BOMBYCIA. Name einer von Jacob Hübner neu errichteten Schmetterlingsgattung [1]). Der Name ist von dem bekannten Worte *Βομβυξ*, die Seidenraupe, genommen, wegen der zu großen Ähnlichkeit mit diesem für jenes bekannte Insekt und deren verwandte Arten schon als Gattungsname verbrauchten Worte aber nicht wol anwendbar. Daher denn Ochsenheimer in seinem bekannten Werke [2]) eben dieser Gattung den Namen Tethea gegeben hat. Sie ist aus den sogenannten Eulen (Genus Phal. noctua *Linn.*) gesondert und enthält den größten Theil der gewässerten Eulen (Familie T.) des Wiener systematischen Verzeichnisses z. B. Phal. noct. *Or.* Fabr. desgleichen Phal. noct. *Flavicornis* Linn. u. a. [3]). (*Zincken gen. Sommer.*)

Bombycilla und Bombyciphora, s. Ampelis.

BOMBYLIA. Eine von Jacob Hübner so benannte Schmetterlingsgattung [1]). Diese Gattung begreift die bartleibigen Schwärmer, Fam. E. des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend (S. 43) einen Theil der Sphinges legitimae abd. barbato *Linn.* [2]) z. B. Sph. Stellatarum *Linn.*, Sph. fuciformis *Linn.* u. a. Fabricius hat dieser Gattung in seinem Systema Glossatorum [3]) den Namen Sesia gege-

1) S. dessen: Tentamen determinationis digestionis atque denominationis singularum stirpium Lepidopterorum, peritis ad inspiciendum et diiudicandum communicatum, auf einem Quartblatte abgedruckter Versuch eines Schmetterlingssystems. 2) Die Schmetterlinge von Europa IV. S. 64. 3) S. Hübner's Samlung europ. Schmetterl. Noctuae Tab. 43. fig. 210. Noct. *Or.* ebendaselbst fig. 208. Noct. *flavicornis*.

1) S. Tentamen determinationis digestionis atque denominationis singularum stirpium Lepidopterorum, peritis ad inspiciendum et diiudicandum communicatum a *Jac. Hubner*. (Ein auf einem Quartblatte abgedruckter Versuch einer systemat. Eintheilung der Schmetterl.) 2) Systema naturae ed. XII. T. I. P. II. pag. 803. 3) Illiger Magazin für Insectenkunde VI.

ben, indessen kann weder dieser Name noch der Name Bombylia Statt finden, da den ersten Fabricius früher selbst und nach ihm Laspeyres [4]) und mehre andere an die Gattung der eigentlich sogenannten glasflügeligen Schwärmer (die Familie F. des Wiener systemat. Verzeichnisses) vergeben haben, und der letztere schon von Linné, Fabricius u. a. für eine Fliegengattung (Genus Bombylius) verbraucht ist. Daher hat denn auch Ochsenheimer [5]) den von Scopoli [6]) für diese Gattung vorgeschlagenen Namen Macroglossum als Hauptname beibehalten [7]). (*Zincken gen. Sommer.*)

BOMBYLIUS. Eine schon von Linné aufgeführte Gattung zweiflügeliger Insecten, die an Arten sehr zahlreich ist und folgende Kennzeichen hat: Fühler vorgestreckt, genähert dreigliedrig: erstes Glied walzenförmig, zweites becherförmig, drittes verlängert, zusammengedrückt. Rüssel vorstehend, wagrecht, länger als der Kopf. Leib wollig. Flügel ausgebreitet. Auf dem Scheitel drei Punctaugen, die Augen bei den Männchen dichter zusammenliegend, bei den Weibchen weit von einander abstehend. Die fast völlige Behaarung des ganzen Körpers macht diese Fliegen weit dicker aussehend, als sie wirklich sind und deshalb scheinen die dünnen Beine im Misverhältnisse zu seyn mit dem Körper. Die Schwinger stehen unbedeckt. Der Rüssel erreicht bei manchen fast die Länge des ganzen Körpers. Die Grundfarbe der allermeisten Arten ist schwarz, bei manchen ins Schimmelgrünliche ziehend. Die Behaarung ist bei den meisten gelblich, bei einigen schwarz z. B. B. fulvo-notatus *Wiedem.* [1]), einer großen Art vom Cap, deren Hinterleib mit einer Längsreihe goldgelber Haarflecken bezeichnet ist. B. analis und discoideus *Fabr.* sind nach Wiedemann [2]) nur Männchen und Weibchen derselben Art vom Cap, am Hinterleibe auch schwarz behaart, nur am After weiß. B. lateralis *F.* schwarz behaart mit einer weißen Strieme an jeder Seite des Rückenschildes und einer weißen Binde des Hinterleibs; vom Cap. B. ater *F.* schwarz behaart am Hinterleibe fast silberweiß gefleckt, eine kleine Art aus Südteutschland. Merkwürdig ist noch B. planicornis *F.* wegen der ungewöhnlich stark zusammengedrückten Fühler und großgefleckten Flügel; aus Südteutschland. Fabricius hat unter seinen Bombyliis mehre Arten, die zu eigenen Gattungen gehören: namentlich muß sein B. griseus zur Gattung Ploas, sein B. cupreus zu Meigen's Gattung Toxophora [3]), sein B. oblongus zur Gattung Amictus [4]) und sein B. compressus zur Gattung Thlipsomyza [5]). Sowol der äußere Anstand, als auch die Verschiedenheit des Flügeladerverlaufs geben die Gattungsverschiedenheit dieser letztern Arten hinlänglich zu erkennen. Die Zahl der echten außereuropäischen Arten ist bei Wiedemann 29; die der europäischen bei Meigen 47. Fabricius hingegen hat nur 28 wahre Bombylios. (*Wiedemann.*)

BOMBYX, 1) als Gattungsname in der Naturgeschichte der Insekten. Linné hatte nur eine Abtheilung seiner Gattung Phalaena durch den Zusatz Bombyx als Familie von den übrigen Phalänen unterschieden. Fabricius in seiner Entomologia systematica (Tom. III. pars I. pag. 407.) war der erste Systematiker, welcher diese Familie zu einer selbständigen Gattung erhob, in welche er auch die Linneische Familie Phalaena Attacus mit aufnahm, und so diese beiden Familien, mit Ausschluß einiger wenigen Arten, unter dem gemeinschaftlichen Namen Bombyx als eigne Gattung verband. Diesem Beispiel folgten einige andere Systematiker, z. B. Schrank in seiner Fauna Boica in Bd. II. Th. 1. S. 243 u. f. Gleich darauf aber, und schon in der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes des eben gedachten Werkes (S. 150) ging Schrank noch weiter und beschränkte die Gattung Bombyx auf die beiden Arten Bombyx mori und Bombyx versicolora *Linn.*, wie er denn überhaupt seine früher gebildete Gattung Bombyx hier in mehre verschiedene mit eignen Namen belegte Gattungen zertheilt. Die von Schrank angegebenen Gattungskennzeichen sind folgende: Zweireihig gekämmte Fühler, die Reihen gegen einander gerollt, eine undeutliche Zunge, zwei zottige Taster, die Flügel in der Ruhe schwach, abhängend und nicht geschlossen. Die Raupe ganz nackt, nach vorn stark verjüngt und mit kleinem Kopfe. Einige gute Abbildungen von Bombyx versicolora findet man in Rösel's Insektenbelustigungen Th. 3. Taf. 39. Fig. 3. (ein Weib). Naturforscher 14tes Stück Taf. 3. Fig. 1—5. (Eyer, Raupe, Puppe und männlicher Spinner). — Esper Schmetterlinge. Th. 3. Taf. 23. Fig. 1—5.

2) Zuname einer Unterabtheilung oder Familie der Gattung Phalaena des Linné (Phalaena Bombyx). Linné entlehnte diesen Namen von der bekannten Seidenraupe, bombyx, weil die meisten Raupen der diese Familie bildenden Arten, wie jene zu ihrer Verwandlung ein ähnliches Gespinst, obgleich von wenigerer auch gröberer Seide verfertigen. Als allgemeine Familien-Merkmale gibt Linné an: alae incumbentes, aufliegende oder sich deckende Flügel, d. h. solche, wo die Oberflügel die Unterflügel bedecken, und antennae pectinatae, gekämmte Fühler; scheidet dann aber diese Abtheilung wieder in 4 kleinere Familien, von welchen er folgende Kennzeichen angibt: a) Elingues alis reversis: ohne sichtbare Rollzunge mit umgeschlagenen Flügeln, d. i. solchen, wo der Vorderrand der Unterflügel unter den Oberflügeln hervorsteht und um den Vorderrand der letztern umgeschlagen ist, z. B. Phal. Bomb. quercifolia *Linn.* [1]). Auch rechnet Linné hieher die eigentliche Seidenraupe Phal. Bomb. mori [2]). b) Elingues alis deflexis: ohne sichtbare Rollzunge mit abhängend anhängenden Flügeln, z. B. Phal. Bomb. Caja [3]). c) Spirilingues dorso laevi: mit einer Rollzunge und glattem Brustrücken, z. B. Phal. Bomb. aulica [4]). d) Spi-

S. 288. 4) Sesiae Europaeae iconibus et descriptionibus illustratae auctore *Jac. Henr. Laspeyres.* Berolini 1801. gr. 4. 5) Die Schmetterl. von Europa IV. S. 41. 6) Introductio ad hist. natural. Pragae 1777. pag. 414. 7) S. Rösel's Insectenbelustigungen. 1. Classis 1 papil. noct. Tab. 8. Sph. stellatarum. J. Hübner's Samml. europ. Schmetterl. Sphinges Tab. 9. fig. 56. (Sph. fuciformis *Linn.*) Sph. Bombyliformis.

1) Dipt. exot. I. 161. 2. 2) l. c. 160. 1. 3) S. *Wiedemann* Dipt. exot. I. 178. 1. 4) *Wied.* l. c. 175. 5) *Wied.* l. c. 176 und Nova Dipt. genera 12.

1) Esper Schmetterl. III. S. 56. Taf. 6. Fig. 3—7. 2) Esper a. a. O. S. 118. Taf. 24. 3) Esper a. a. O. S. 162. Taf. 30. 4) Esper a. a. O. S. 328. Taf. 65. Fig.

rilingnes dorso cristato: mit einer Rollzunge und einem erhaubten oder behüschelten Brustrücken, z. B. Phal. Bomb. camelina[5]). Mehr hierüber s. unter Phalaena.

3) Der Seidenspinner, die Seidenraupe, der Seidenwurm, Phalaena Bombyx mori *Linn.* Dasjenige Insekt aus der Klasse der Schmetterlinge oder Insekten mit bestäubten Flügeln (Lepidoptera *Linn.* Glossata *Fabr.*), welches Tausenden von Menschen Reichthum, Hunderttausenden Unterhalt und Millionen Kleidung und Putz gewährt, ja den größten Theil der bewohnten Erde mit der von seiner Larve erzeugten Seide versieht. Linné entlehnte von ihm den Familiennamen für eine Unterabtheilung seiner Gattung Phalaena — Phalaena Bombyx und zeichnete in dieser unsern Seidenspinner durch den zugesetzten Artnamen mori vor seinen Verwandten aus, weil die Raupe desselben auf dem Maulbeerbaume lebt. Ob diese nun gleich die Blätter mehrer Arten des morus frißt, vielleicht mit allen Arten dieser Pflanzengattung vorlieb nimt, so scheint doch der weiße Maulbeerbaum, morus alba *Linn.*, ihre ursprünglich angewiesene Nahrung zu seyn, sie bei dieser am besten zu gedeihen und auch die zarteste und reichlichste Seide zu liefern. Das Vaterland ist das mittlere Asien, gegen China zu, doch ist, so viel man weiß, auch in diesen Gegenden, wie in Europa, die künstliche Erziehung gebräuchlich und nicht minder, wie bei uns, nothwendig, indem des günstigern Klimas unerachtet das Insekt im Freien doch zu mannigfaltigen Gefahren ausgesetzt und der Gewinn an Seide dadurch zu schwankend und ungewiß werden würde. So viel in naturgeschichtlicher Hinsicht. Das Weitere s. unter Seide, Seidenraupe[6]). (*Zincken genant Sommer*)

Bomesines, s. Baumwollen- u. Kattunmanufakturen.

BOMHOLTE, eine Bauerschaft in dem Kreise Wiedenbrück des preuß. Regirungsbezirks Minden. Sie liegt in einer öden Sandheide, die doch schönen Flachs hervorbringt, 1¼ Meilen von Rittberg, hat 1 sonst dem Fürsten von Kaunitz zuständiges Schloß, die Holte, 122 Häuser und 882 Einwohner, die 1 Jahrmarkt halten, vorzüglich aber sich von der Garnspinnerei nähren. Das hiesige starke und äußerst feine Garn ist in der ganzen Gegend berühmt. (*Hassel.*)

Bomilkar, s. Hamilkar u. Jugurtha.

BOMMA, ein Eiland in der Mündung des Zaire zwischen den afrik. Reichen N'Goya und Kongo; es hat Eisenminen. (*Hassel.*)

BOMMEL, eine Stadt im Bez. Thiel der niederl. Prov. Geldern (51° 48′ 51″ Br. und 22° 34′ 50″ L.) auf dem Bommeler Waard, ein todter gewerbloser Ort mit 500 Häus. und 2905 Einw. Der Bommeler Waard ist ein Werder, welcher von der Maas und Waal gebildet wird. Bei den Römern hieß derselbe Insula Batavorum. Er ist überall mit Deichen umgeben, worüber ein eigner Deichgrave die Aufsicht führt. (*Hassel.*)

BOMMENE oder NEUBOMMENEDE, ein Fort auf der Insel Schouwen des Bez. Zierickzee in der niederländ. Prov. Zeeland. Dabei ein Dorf, welches auf der Stelle stehen soll, wo in der Mitte des 16. Jahrh. die alte Stadt Bommene von der Schelde weggerissen ist. (*Hassel.*)

Bomonici, s. Diamastigosis.

BOMPOKA, ein kleines im indischen Oceane unter 8° 18′ N. Br. und 111° 17′ L. belegenes Eiland, zu der Gruppe der Nikobaren gehörig, nur ¾ Meilen im Umfange und als ein überall bewaldeter Berg aus den Fluthen aufsteigend. (*Hassel.*)

BOMST (poln. Babimost), Kreisstadt in dem preuß. Reg. Bez. von Posen; an der faulen Obra mit 3 Pfarrkirchen, 262 Häus. und mit Einschluß von 260 Juden 1650 Einw., die sich mit Tuchfabr., Schuhmacherei, Obst- und Weinbau beschäftigen. Der davon benannte Kreis mit 30,000 Einw. liefert viel Hopfen. (*H.*)

Bon, le. s. Lebon.

BON DE ST. HILAIRE (François Xavier), geboren zu Montpellier 1678, gestorben zu Narbonne 1761, Parlementspräsident zu Montpellier, Mitglied der Pariser Academie des Inscr. etc. und der Kön. Gesellsch. zu London, war von dem regsten Interesse für die Wissenschaften beseelt, und sein umfassender Geist beschäftigte sich gleichmäßig mit Rechtswissenschaft, Philosophie, Naturkunde, schöner Literatur und Kunst. Sein Reichthum begünstigte seine Samlungen, und man sagt, daß die Samlung von antiken Münzen, geschnittenen Steinen und Handschriften, welche Don Karlos, König von Neapel und Sicilien, und nachmals von Spanien, auf einer Durchreise durch Montpellier, bei ihm, seinem Wirthe, sah, dessen Eifer in Nachgrabungen zu Herculanum sehr befeuert habe. In seinen 6 letzten Lebensjahren lebte B. entfernt von öffentlichen Geschäften bei seiner Tochter, der Gräfin von Urban, nur mit seinen Studien und gelehrtem Briefwechsel beschäftigt. Man hat von ihm Abhandlungen über antiquarische (Rec. de l'ac. d. inscr. T. XII. XIV. XVI. part. hist.), physikalische (Mém. de l'Ac. d. sc. 1807) und naturhistorische Gegenstände. Das meiste Aufsehen erregte seine Dissertation sur l'araignée, Par. 1710. 12., die in mehre Sprachen, und selbst in die Chinesische von dem P. Pareminer übersetzt, und auch von dem chinesischen Kaiser mit vielem Interesse gelesen worden ist. Sie soll

---

6. 7. 5) Esper a. a. O. S. 360. Taf. 70. S. Linnei Syst. nat. edit. XII. Holmiae 1766. Tom. I. pag. 809.

6) Bombyx (Bombylius, auch Ser) der Seidenwurm, ward schon bei Aristoteles (hist. anim. 5, 19.) ziemlich richtig beschrieben (vgl. *Plin.* H. N. 11, 21. s. 26—28); Pausanias gibt ihn für eine Spinne aus, doppelt so groß als ein Käfer, die ihr Gespinst an die Bäume hänge (6, 26.); Dionysius (Perieg. 725) läßt sie blumige Felder überspinnen. Der Handelsweg, den das Gespinst dieses Wurmes mit Karavanen von Serern (China) hernahmen, war sehr früh eröffnet (*Plin.* 36, 14. s. 41. *Amm. Marc.* 14. u. 23. Pandect. 1, 58.), aber man hatte nur fabelhafte Gerüchte davon. Genauere Nachricht kam nach Europa unter dem Kaiser Justinian (*Procop.* Goth. 2. *Zonar.* Ann. 3.), da zwei Mönche Eier von Seidenwürmern und die serische Behandlung der Seide nach Konstantinopel brachten. (Voß zu Virg. Ge. 2, 121. Bd. I. S. 315.) (*H.*) — Eine gedrängte Nachricht über dieses Insect, sowol in naturgeschichtlicher als geschichtlich technologischer Hinsicht, mit einer ziemlich vollständigen Angabe der Schriftsteller und der Abbildung des Insektes als Schmetterling, Raupe und Puppe und des Gespinstes findet man in Esper Schmetterlinge u. s. w. Erlang. 1782. 3r Thl. S. 118 Taf. 24. Fig. 1—8. Desgleichen hat uns Marcellus Malpighius in seiner Dissertatio epistolica de Bombyce. Londini 1669. 4. eine treffliche physiologisch-anatomische Abhandlung mit schönen Kupfern geliefert.

diesem sogar eine größere Meinung von der europäischen Industrie beigebracht haben, als alles, was er vorher gekant habe. B. hatte nämlich Versuche angestellt, ob aus dem Gespinst der Spinnen sich nicht seidene Zeuge verfertigen ließen, und diese Versuche gaben allerdings das gewünschte Resultat. Er ließ aus solchem Gespinst eine Weste verfertigen, welche der König erhielt; ein paar Strümpfe übersendete er der acad. des sciences u. s. w. Der Gewinn war indeß nur scheinbar, denn zu einem Pfunde solchen Zeuges braucht man 55,000 Spinnen, während zu einem Pfunde Seide nur 3000 Seidenwürmer gehören, welche, von Vegetabilien sich nährend, leichter zu erhalten sind, als die fleischfressenden Spinnen, die nicht einmal todte Insekten fressen. B. mußte Knaben halten, welche Fliegen auf Honigtellern fingen und in dem Spinnzimmer damit umher gingen, wobei es bemerkenswerth war, daß keine andere Spinne sich herunter ließ, als gerade die, wo der Knabe mit dem Teller stand. Übrigens erfuhr man späterhin, daß Wilde von Paraguay die Fabrikazion solcher Zeuge aus Spinnenfaden kannten. **Voyages de Don Felix d'Azara dans l'Amerique septentr. T. 1. p. 212.** (*H.*)

Bon Senior Aben Jachia, s. **Schachspiel.**

Bona, in der Jurispr., s. Güter und Vermögen.

BONA, bei den Franzosen **Bonne**, bei den Arabern **Blaid el Aneb**, eine Seestadt in der algierischen Prov. Konstantina. Sie liegt unter 36° 32′ Br. und 25° 19′ L. und ist wie ein Amphitheater an einem Hügel, auf dem ein Kastell steht, erbauet, hat etwa 4000 Einw., worunter sehr viele Juden, und einen Hafen, woraus Handel und Fischerei getrieben wird; die Ausfuhr beträgt im Durchschnitte jährlich 10,000 Centr. Wolle, 5000 Ct. Wachs, 50,000 Stück Ochsenhäute und 100,000 Scheffel Weizen. Die nahen Korallenbänke geben Gelegenheit zu einer einträglichen Fischerei. Die afrikanische Gesellschaft in Frankreich besaß hier vormals eine Faktorei, die 1789 für 280,606 Gulden ausführte; sie hat seit 1805, wo die Briten die Franzosen von diesen Küsten vertreiben ließen, aufgehört, und jetzt besteht keine europäische Faktorei weiter, doch wird der Hafen häufig von europ. Kauffahrern besucht, und die Korallenbänke sind beständig mit italischen Fischernachen angefüllt. 1816 fiel auf denselben das bekannte Blutbad vor, welches die Briten nachher durch das Bombardement von Algier und die Zerstörung der algierischen Armada rächten. Bona wurde zuerst von den Spaniern nach der Eroberung von Tunis besetzt, aber bald wieder verlassen. ¼ Meile von dieser Stadt stand das alte Hippo, welches auf einer Landzunge zwischen zwei Meereseinschnitten gebaut war; Überreste seiner Mauern und einige Cisternen sind alles, was von dieser großen Stadt auf uns gekommen ist (nach **Blaquiere** u. a.). (***Hassel.***)

BONA (Giovan), Kardinal, ein durch Schriften und Charakter ausgezeichneter und berühmter Mann, geb. d. 12. Oktober 1609 zu Mondovi in Piemont, ein Abkömmling der adeligen Familie Bonne-Lesdiguières in Dauphiné. Weil sein Vater, der zeitlebens Kriegsdienste that, ein naher Verwandter des Connetable Lesdiguières war, so wünschte er aus seinem Sohne einen Soldaten zu machen, und gab ihm eine ganz soldatische Erziehung. Allein der schöne und wohlgebildete Jüngling fand an dem zerstreuenden Weltleben durchaus kein Gefallen, sondern begab sich schon in seinem 15. Jahre nahe bei Pignerol in ein Kloster, welches der Kongregation der reformirten Cistercienser zugehörte. In Rom widmete er sich mit eben so viel Eifer als Erfolg den Studien, wurde nachher Prior zu Asti, dann Abt eines Klosters zu Mondovi und 1651 General seines Ordens. Als die Zeit dieser Würde verflossen war, lehrte er, wie schon vorher, zu Mondovi die Theologie. Seine oft bezeugte Abneigung vor den höchsten kirchlichen Würden und andern Statsgeschäften, zu welchen ihn Papst Alexander VII. zu erheben und zu brauchen gedachte, war nicht Verstellung, sondern gründete sich auf Temperament und den Hang zum einsamen Studiren. Indessen bekleidete er doch in Rom einige Zeit ansehnliche Ämter, ward Consultator der Kongregation vom Index, auch Qualifikator der Inquisition, 1669 Kardinal, und starb zu Rom den 25. Okt. 1674. Bona stand bei seinen Zeitgenossen in hoher und verdienter Achtung, wegen seiner ungeheuchelten Frömmigkeit nicht nur, sondern auch als Beförderer der wissenschaftlichen Kultur überhaupt, und als moralischer, mystischer, liturgischer und historischer Schriftsteller insbesondere. Er machte sich um die Ausgaben vieler lateinischen und griechischen Kirchenväter, um das **Spicilegium** des Dachery, die **Acta Sanctorum** u. a. durch mitgetheilte Beiträge verdient, und die aus seinem Nachlasse gedruckten **Epistolae selectae**, in der neuesten Ausgabe der Samlung seiner Werke (herausgegeben vom Kardinal Passionei), enthalten die rühmlichsten Beweise seiner gelehrten und gefälligen Thätigkeit. Unter seinen eigenen Schriften sind die historischen und kritischen Erläuterungen der Liturgie die wichtigsten, und auch von den Protestanten geschätzt: **de divina Psalmodia tractatus historicus, symbolicus, asceticus. Romae 1663. 4. Colon. 1677. 8. opt. ed. Par. 1663. 4.**, ein Werk, in dessen äußerer Form er dem Boethius nachahmte; und die mühsamen und gelehrten **Rerum liturgicarum lib. II. Rom. 1675. cum disq. de azymo et fermentato. Par. 1676. 8.** Wenn er sich auch hier und da zu weit in geheime Deutungen einläßt, so prüft und erklärt er doch im Ganzen die Liturgien gründlicher und unparteiischer, als man hätte erwarten sollen, und mischt manches freie Urtheil ein. Mit einer Schriftstellern ungewöhnlichen Selbstverläugnung munterte er selbst den gelehrten Mabillon auf, gegen die **libros rer. lit.** zu schreiben. In seinen mystischen und moralischen Schriften ist er überhaupt ein Lobredner und Beförderer jener stillen und praktischen Privatreligion, welcher man von jeher diesen Namen beigelegt hatte, befleißigt sich eines faßlichen und verständlichen Vortrags, mischt aber doch auch manches ein, was nur unfruchtbare Grübelei, Gefühle und Phantasie befriedigt. Nach seiner Behauptung ist der mystische Weg theils ein thätiger, bei dem es auf unsern Willen ankomt, aber am göttlichen Beistande nicht fehlen darf; theils ein leidender, da die Sele von Gott fortgerissen und verschlungen wird. Ein kräftig und gedrängt geschriebenes moralisches Buch ist seine **Manuductio ad coelum. Par. 1664. 12.** oft, zweimal Französisch (von Lambert 1681 und vom Abbé Goujet 1728), und Teutsch, Nürnb. 1702. 8. mit Kpf. We-

gen des einfachen und salbungsvollen Vortrags mit des Thomas von Kempis berühmtem Buche de imitatione Christi zu vergleichen ist Bona's mehr aufs Allgemeine gehende Schrift de principiis vitae christianae. Par. 1673; oft und zweimal Französisch, vom Präsidenten Cousin 1693 und vom Abbé Goujet 1728, mit dem Leben des Verfassers. Eine eigentliche Anweisung zur mystischen Theologie enthält seine Via compendii ad Deum per motus anagogicos et orationes jaculatorias. Colon. 1671. 12. öfter und auch ins Franz. übersetzt. Die genannten, und mehre solcher Schriften findet man in seinen öfters zusammen gedruckten Opp. omn. Par. 1678. 8. Antwerp. 1723. und 1739. fol. am besten Taurini 1747—1753. Vol. IV. fol. mit seinem Leben*). (*Baur.*)

BONAA, ein Eiland in der östlichen See zur Gruppe der Amboinen gehörig (146° 56′ L. und 3° 58′ südl. Br.), hat 5 Meilen im Umfange und wird durch einen schmalen Sund in 2 Hälften getheilt. Es war von jeher ein Schlupfwinkel der Schmuggler und Seeräuber; seine Einw. sind Malaien. Jetzt halten die Niederländer daselbst einen Militärposten, und haben alle Nelkenbäume ausgerottet. (*Hassel.*)

BONAC (Jean Louis d'Usson, Marquis von), königl. franz. Statsrath und Generallieutenant der Landschaft Foix, entsprossen aus einem sehr alten Geschlechte in der Provinz Donezan, das seinen Namen von der Baronie d'Usson ableitete, deren Besitzer 1235 unter die Oberherrschaft der Grafen von Foix, und später der Könige von Navarra kamen. Er war 1673 geboren, ging 1696 unter die königl. Mousquetairs, und diente in den drei folgenden Jahren in Dänemark und Holland. Ludwig XIV. sandte ihn, weil er für die diplomatische Laufbahn viele Talente verrieth, 1700 an die Höfe nach Wolfenbüttel und Hanover, und im folgenden Jahre an Karl XII. nach Schweden. Er begleitete diesen König auf seinen Feldzügen nach Polen, kam daselbst 1707 zu dem Könige Stanislaus Lesczinski als außerordentlicher französischer Gesandter, und kehrte erst 1710 nach Frankreich zurück. Schon im folgenden Jahre sandte ihn Ludwig XIV. an den spanischen Hof, um den König Philipp V. zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen mit Großbritannien zu bewegen, welches ihm nach Besiegung großer Schwierigkeiten gelang, und 1717 reiste er von da als französischer Gesandter nach Konstantinopel, wo er 9 Jahre lang bei der Pforte in hohem Ansehen stand. Unter andern bewog er den Großherrn, die erste feierliche Gesandtschaft an den Hof von Versailles zu schicken, und eine Gränzstreitigkeit zwischen der Pforte und Rußland wußte er, als berufener Vermittler zwischen beiden Mächten, so geschickt beizulegen, daß ihn der Sultan Achmet III. mit Geschenken überhäufte, und der Czar Peter der Große mit dem St. Annenorden beehrte. Seit 1727 war er französischer Gesandter in der Schweiz, kam von da krank nach Paris zurück, und starb daselbst den 1. September 1738. Nicht nur als geschickter Diplomatiker, sondern auch als Freund der Gelehrsamkeit und als ein Mann von rechtlicher Denkungsart genoß er die Achtung seiner Zeitgenossen †). (*Baur.*)

BONACCIOLI (Alfonso), aus Ferrara, gestorben 1581. Hofämter verhinderten ihn nicht, ernste Studien zu treiben. Seine italische Übersetzung von Strabo's Geographie wird noch heut' zu Tage wegen ihrer Genauigkeit und ihrer Eleganz geschätzt. Auch übersetzte er ins Italische Pausanias Beschreibung Griechenlands, sowie *Mart. Capella* de nuptiis philologiae et Mercurii *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Bonacorsi, s. Buonacorsi, auch andere mit Bona zusammengesetzte Namen, s. unter Buona.

BONACOSSUS oder Buonacossa (Herkules), Professor der Arzeneiwissenschaft zu Bologna, vorher praktischer Arzt zu Ferrara, aus einer Familie abstammend, die ehemals zu Mantua in großem Ansehen stand, starb 1578. Bemerkenswerth sind seine, auf die Lehrsätze der griechischen Ärzte hinweisenden, und zur Erläuterung derselben dienenden Schriften: De humorum exuperantium signis, ac serapiis medicamentisque purgatoriis opportunis, liber; accesserunt quoque varia auxilia experimento comprobata ad varias aegritudines profligandas. Bonon. 1553. 4. De affectu quem latini tormina appellant, ac de ejusdem curandi ratione juxta Graecorum dogmata. Ib. 1552. 4. De curatione pleuritidis, ex Hippocratis, Galeni, Aëtii, Alexandri Tralliani, Pauli Aeginetae, Philothei monumentis deprompta. Ib. 1553. 4. Ein jüngerer Herkules Bonacossus aus Ferrara, durch einige dramatische Arbeiten bekant, starb 1691 †). (*Baur.*)

BONA DEA, d. i. die gute Göttin, ein geheimnißvolles, und eben daher vieldeutiges Götterwesen des alten Italiens, das mit der im Innern der Erde waltenden Ceres (χθονία) im Begriff und Wesen eins zu seyn scheint. Auch Macrobius [1]) nimt sie für die Erde nach Labeo, der dies aus den mysteriösen Gebräuchen ihres Festes, die uralt waren, und höchst ehrwürdig geachtet wurden [2]), zu beweisen suchte. Sie heißt nach ihm in den heiligen Büchern Bona, die Gute, weil von ihr alle Nahrung komt, Fauna, weil sie die Bedürfnisse aller Lebenden fördert (favet), Ops, weil nur durch ihre Hilfe (ope) das Leben besteht, und Fatua von fando (Reden), weil die Kinder nicht eher Rede bekommen, als bis sie die Erde berühren. Andere nahmen sie nach ihm für einerlei mit der Juno, Proserpina, Hekate, Semele und Medea. Auch die Maja, die Gemalin Vulkans, die man als solche auch Majesta hieß, deren Fest man am 1. Mai feierte, nannte man bona Dea. Als Ops machte man sie zur Gemalin des Saturnus [3]), und

---

*) *Lucae Bertolotti* Vita Joh. Bonae. Astae 1677. 8. Mém. de Niceron T. III. 37. *Chaufepié* Dict. T. II. *Du Pin* biblioth. eccles. T. XVIII. 20. *Fabroni* vitae Italor. doctrina excell. Vol. XIII. 1. Schröckh's Kirchengeschichte 24. Th. 235. 28. Th. 81. 4. Th. seit der Reformat. 101. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wissens. 1. Th. 471.

†) (Ranft's) genealog. hist. Archivarius 48 Th. 655. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (v. A. de Beauchamp).

*) Vgl. *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova, 1811. Tomo XXIX. p. 244.

†) Kestner's medizin. gel. Lex. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Biogr. univ. T. V.

1) Sat. I, 12. 2) *Cic.* de harusp. resp. 19. 3) *Macrob.* Sat. I, 7.

als Fauna zur Gemalin des Faunus, legte ihr als solcher, wie ihrem Gemal, die Gabe zu weissagen bei, und nannte sie in dieser Rücksicht vorzüglich Fatua [4]). Zur Erklärung der Festgebräuche erzählte man: Faunus habe seine Gemalin, weil sie im Genuß des Weines ausgeschweift, mit einem Myrthenstabe bis zum Tode gezüchtigt; daher werde der Wein, den man bei der Feier der Göttin hinstelle, verdeckt [5]). Nach Macrobius [6]) erzählte man: sie sey die Tochter des Faunus gewesen, die auf diese Weise von ihm gezüchtigt worden, weil sie nach des Weines Genuß sich in seinen Willen nicht fügen wollte, bis er sie, in eine Schlange verwandelt, beschlichen habe; deßhalb dürfe in dem Tempel der bona Dea kein Myrthenzweig seyn, der Honigwein, den man hineinbringe, werde Milch genant, und Schlangen wären in dem Tempel weder furchtbar, noch furchtsam. Nach Varro war sie so schamhaft, daß sie nie ihr Gemach verließ, keinen Mann sah, und von keinem gesehn ward. Deshalb sey auch jedem männlichen Wesen der Zutritt zur Feier versagt. Wirklich mußten, während das Fest im Hause des höchsten Beamten gefeiert, und von zwei Vestalinnen das Opfer — eine trächtige Sau als Verwüsterin der Erdfrüchte [7]) — dargebracht ward, alle Mannspersonen, die durch den Glauben abgeschreckt wurden: sie verlören das Gesicht, wenn sie der Feier zusähen, sogar der Eigenthümer des Hauses, und alle männliche Thiere sich entfernen, oder die Gemälde, welche Mannspersonen oder männliche Thiere vorstellten, nahm man während der Feier ab, und bedeckte sie [8]). Das Versamlungszimmer ward Opertum [9]) und die Sacra wurden opertanea genant [10]). Bei der mangelhaften Kunde von den Gebräuchen der Feier läßt sich nicht wohl entscheiden: ob mehr von den Gebräuchen der Ethonien oder der Thesmophorien in dieselbe aufgenommen sey. So viel aber scheint gewiß, daß die Feier für Römerinnen modifieirt ward, um ihnen Keuschheit und Nüchternheit heilig zu machen. Gleichwol entartete der Sinn des Festes bei größerer Frivolität der Sitten, und unter der Larve des Geheimnisses gab es dabei verliebte Zusammenkünfte [11]), wie die Geschichte des berüchtigten Clodius beweis [12]). Die Vestalin Claudia weihete der bona Dea einen Tempel auf dem Aventin, den Augusts Gemalin, die Livia, erneuete. (*Ricklefs.*)

BONAFIDE (Francesco), ein italischer Botaniker, gegen das Ende des 15. Jahrh. geboren. Er übte die Arzneiwissenschaft zu Rom und Padua, und lehrte daselbst seit 1533 die Botanik. Für das Studium derselben war die Anlegung eines botanischen Gartens, die er mit ungemeinem Eifer betrieb und 1540 zu Stande brachte, von so großem und ausgebreitetem Nutzen, daß sie als Epoche machend betrachtet werden kann. Bonafide, der erste Vorsteher dieses Gartens, legte 1547 wegen Alters und Blindheit diese Stelle nieder. Geschrieben hat er blos eine Abhandlung de cura pleuritidis per venaesectionem 1533. 4. *). (*Baur.*)

BONAIRE, ein Eiland im karaibischen Meere, zu den kleinen Antillen und als eine Dependenz von Curaçao den Niederländern gehörig. Es liegt 33 Seemeilen WNW. von Orchilla, 21 von dem Festlande, ist 8 Meilen lang, 3 breit, und besitzt auf der Südwestküste einen guten Hafen, wobei die Niederländer ein Fort errichtet haben. Es sind hier keine Plantagen; einige indianische Familien bauen Mais, Kartoffeln und Bataten und halten Rindvieh und Ziegen, woran ein Überfluß ist. Auf der südlichen Küste findet sich eine Salzlache, woraus die Niederländer große Quantitäten abschlämmen. (*Hassel.*)

BONAMI (François), Rektor der Universität zu Nantes, geb. daselbst d. 10. Mai 1710, Abkömmling einer Patrizier-Familie zu Florenz, von der ein Zweig sich im Anfange des 16. Jahrh. zu Nantes niederließ. In Montpellier und Paris studirte er die Arzneiwissenschaft, erhielt 1735 in seiner Vaterstadt die Doktorwürde, und trug von der Zeit an durch unentgeldliche botanische Vorlesungen, die er bis an seinen Tod fortsetzte, viel zur Ausbreitung naturhistorischer Kentnisse bei. Eine gereifte Frucht seiner botanischen Exkursionen ist der Prodromus florae nannetensis. Nantes 1782. 12., verbunden mit den 1785 erschienenen Addendis, worin er beinahe 60 vorher in Frankreich unbekannte Arten beschreibt. Er war auch einer von den Stiftern der Ackerbaugesellschaft von Bretagne, der ersten in Frankreich; mehre gelehrte Gesellschaften (zu Paris, Angers, Rochelle rc.) zählten ihn unter ihre Mitglieder, und einem auf Madagaskar entdeckten Pflanzengeschlechte legte ein französischer Naturforscher den Namen Bonamia bei. (S. folg. Artikel). Die Arzneiwissenschaft übte er mit großer Uneigennützigkeit, und starb 1786 im Genuß einer allgemeinen Verehrung. Ein botanischer Garten, den er 1735 auf eigene Kosten anlegte, wurde während der Revolution gänzlich zerstört †). (*Baur.*)

BONAMIA, eine Pflanzen-Gattung in Madagaskar, die Aubert du Petit-Thouars dem vorerwähnten Fr. Bonami zu Ehren benannte. Die Gattung steht Cordia sehr nahe und gehört also in die natürliche Familie der Convolvuleen. Char. fünftheiliger Kelch, röhrige fünflappige Corolle, fünf vorstehende Staubfäden, ein zweitheiliges Pistill, welches länger als die Corolle ist, und eine zweifächerige Kapsel, mit zwei mit fleischiger Hülle umgebenen Samen in jedem Fach. Die Gattung Ehretia steht so nahe, daß man beide füglich vereinigen kann. Die einzige Art: B. *madagascarensis* ist in Auberts Hist. des végétaux des îles australes d'Afr. t. 5. abgebildet. (*Sprengel.*)

BONAMY (Pierre Nicolas), ein gelehrter Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 1694 zu Louvres en

4) *Lact.* I, 21. 5) l. c. 6) *Sat.* I, 12. 7) *Macrob.* Sat. I, 12. 8) *Senec.* Ep. 97; *Juven.* Sat. 6. 339. sq.; *Cic.* de harusp. resp. 18, 19. 9) *Cic.* Parad. 4. 10) *Plin.* X, 56. 11) *Ovid.* Ars am. III, 683. sq. 12) *Suet.* Caes. *Cic.* ad Att. I, 12 und 13.

*) Biogr. univ. T. V.
†) Ersch gel. Frankr. Biogr. univ. T. V.

Parisis, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Unterbibliothekar der Abtei St. Victor zu Paris, 1727 Mitglied der Akademie der Inschriften, zuletzt Geschichtschreiber und Bibliothekar der Stadt Paris, wo er den 8. Julius 1770 starb. Sein ganzes stilles Leben war literarisch-antiquarischen und bibliographischen Forschungen gewidmet, und kein Theil der alten Literatur blieb ihm unbekannt. Er hatte nicht nur die besten Schriftsteller der Griechen und Römer studirt, sondern auch die hebräische, italische und spanische Sprache waren ihm genau bekant. Die Resultate seiner Forschungen theilte er den Gelehrten in einer großen Anzahl von Abhandlungen mit, die in den Memoiren der Akademie der Inschriften abgedruckt sind, als: Du rapport de la magie avec la théologie payenne; Vie de Demetrius de Phalère; Sentimens des anciens philosophes sur la pluralité des mondes; sur la bibliothèque d'Alexandrie; Déscription de la ville d'Alexandrie; sur la vie d'Empedocles; sur l'origine des loix des douce tables; sur l'historien Timagenes; sur l'état du royaume de France pendant le regne de Charles le Chauve; sur le titre très-chrétien, u. v. a. Vorzüglich schätzt man unter seinen Arbeiten diejenigen, welche die ältesten Denkmäler der französischen Sprache und die Topographie der Stadt Paris, die niemand so genau kannte als er, erläutern; alle aber zeugen von vielseitiger Belesenheit, scharfsinniger Kritik, und empfehlen sich auch durch eine einfache korrekte Diktion. Seit dem Mai 1749 besorgte er die Redaktion des Journal de Verdun, und bewies in dieser, wie in jeder Beziehung, seine Achtung für Religion und gute Sitten *). (*Baur.*)

BONANNI, Buonanni (Filippo), Jesuit, ein vielwissender Natur- und Kunstforscher, Archäolog und Numismatiker, geb. zu Rom d. 11. Jan. 1638. Frühe schon hatte er viel Freude am Zeichnen, studirte im Kollegium seiner Vaterstadt die Humaniora; trat daselbst 1654 in den Jesuiterorden, und fing nun an die höhern Disciplinen, besonders die Mathematik zu treiben. Nachdem er zu Orvieto und Ancona und an andern Orten die Jugend unterrichtet, und seine Mußestunden naturhistorischen Untersuchungen gewidmet hatte, wurde er 1676 zum Custode des Archivs im Profeßhause in Rom bestellt, erhielt 1698 die Aufsicht über das berühmte Kirchersche Museum, dessen Aufnahme und bessere Einrichtung er sich sehr angelegen seyn ließ, und starb den 30. März 1725. Seine schriftstellerische Thätigkeit war groß und verdienstlich, und steht deswegen im ehrenden Andenken, vornehmlich durch folgende schätzbare Werke: Ricreazione dell' occhio e della mente nell' osservation Chiocciolі. Rom. 1681. 4. mit 112 Kpf.; vom Verf. ins Lateinische übersetzt und vermehrt: Recreatio mentis et oculi. Ib. 1684. 4. mit 140 Kpf., auf denen 540 Figuren befindlich sind. Das Werk enthält mikroskopische Beobachtungen, wie die Observationes circa viventia quae in rebus non viventibus reperiuntur, cum micrographia curiosa s. rerum minutissimarum observatt. ope microscopii. Rom. 1691. 4. mit 72 Kupf. Templi Vaticani historia, Ib. 1696. und 1700. fol. mit Kpf., enthält die innern Verzierungen der Kirche. Museum Kircherianum, jam pridem incoeptum, nuper restitutum, auct. et descr. a Bonanni. Ib. 1709. fol. mit 176 Kpf. *). Gabinetto armonico pieno d'istromenti sonori. Ib. 1722. 4. mit 136 Kpf.; eine neue Auflage, mit einer beigefügten französischen Übersetzung, erschien unter dem Titel: Descrizione degl' istromenti armonici d'ogni genere, rived. corr. et accresc. dall' Abbate G. Ceruti. Ib. 1776. 4. m. 143 Kpf. Der Beschreibung der Instrumente selbst sind in 13 Kapiteln verschiedene Abhandlungen vorgesetzt, s. Walther's mus. Lex. und Forkel's Lit. d. Mus. 84. Historia summor. pontif. a tempore Martini V. ad a. 1699 per numismata. Rom. 1699. Vol. II. fol. Numismata summor. pontif. templi Vaticani fabricam indicantia cum explanatt. Ib. 1696; 1715 fol. mit Kpf. Ordinum religiosorum catal. eorumque indumenta in iconib. expressa, lat. et ital. Ib. 1706 — 1710. Vol. III. 4. mit Kpf. Dazu gehört: Ordinum equestr. et militantium catal. Ib. 1711. 4. mit Kpf.; ein schätzbares Werk, wegen der Kupfer und der genauen Darstellung der Kostume. Verschiedene Schriften hinterließ er handschriftlich **). (*Baur.*)

BONANNO, auch Annabon, Annaboa, Annobon (1° 25′ südl. Br. 23° 25′ L.), eine, zu den Guinea- oder Linieninseln gehörige, von den Portugiesen am Neujahrstage 1473 entdeckte Insel, welche sich in Gestalt eines großen Berges aus den Wellen empor hebt. Sie ist ganz von Felsen umgeben, daher die schwierige Landung, 6 □M. groß, gebirgig, aber außerordentlich fruchtbar an Palmen, Tamarinden, Citronen, Feigen und Bananas, wasserreich und sehr gesund. Von Thieren findet man nur Ziegen und Ratten, welche letzte oft großen Schaden anrichten. Die Insel, welche 1778 an Spanien abgetreten wurde, aber noch immer portugisische Besatzung hält, hat nur ein Städtchen von 100 leicht von Binsen gebauten Häusern nebst Kirche, und dabei eine Rhede. Die 500 Einw. sind ein Gemisch von Portugisen und Negern, die ein verdorbenes Portugisisch sprechen. (*Stein.*)

Bonan-Trygiale und **Bonanus**, s. **Xanthornus**.

Bonanza, s. **Sevilla**.

Bonaparte Napoleon und dessen Familie, s. **Napoleon**.

Bonapartea R. et P. s. **Acanthospora**.

BONAPARTE'S ARCHIPEL, eine zahlreiche Inselgruppe auf der NW. Küste des Australcontinents zwi-

*) Eloge hist. etc. par *le Beau*, in der Hist. de l'acad. roy. des Inscript. T. XXXVIII. 224—234. Ein anderes El. hist. im Journal de Verdun, Aout 1770 von Ameilhon, dem Verf. des biogr. Art. über Bonamy in 5 Bde. der Biogr. univ. Nouv. Dict. hist. Die Abhandlungen Bonamy's verzeichnete Adelung in den Zusätzen zum Jöcher, Meusel in der Bibl. hist. Register, am vollständigsten Saxe in seinem Onomast. lit. Vol. VI. 408 — 412.

*) Von der neuen 1773 — 82 erschienenen Ausgabe dieses Werks s. den Art. Battara im 8. Th. dieser Encyklopädie. **) Giornale de' letterati d'Italia T. XXXVII. 361 — 388. Mém. de Trevoux. Nov. 1725. p. 2064. Mém. de Niceron T. XXX. 22. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. II. 2329. *Haller* bibl. bot. T. I. 648. Biogr. univ. T. VI. s. v. Buonanni. Ebert's bibliogr. Lex. s. v. Bonanni.

schen 13° 15 bis 14° 17′ 50″ südl. Br. und 141 bis 143° östl. L., die schon Dampier entdeckte und nachher Baudin, Peron und Freycinet näher untersuchten. Der ganze Archipel besteht aus 3 Abtheilungen: der nördlichen, worunter die Eilande Cassini, Laplace, Monge, Dupleix und Mollien, der mitlern, worunter die Eilande Corvisart, Tournefort, Berthier, Suffren, Tell und Forbin, und der südlichen oder der Arcolegruppe, wozu die größern Eilande Bernoulli, Desaix, Buffon, Colbert gehören. Größere und kleinere eingerechnet, enthält derselbe mehr als 1000 Eilande, und bietet in seinem Zusammenhange den seltsamsten und wildesten Anblick dar. Von allen Seiten erheben sich unter den abweichendsten Gestalten öde Landstrecken aus dem Meere; einige gleichen riesenhaften alten Grabhügeln, andre kleinen Sandhaufen, die von den Fluten des Meeres bespült werden; einige sind durch große Strecken von Riffen mit einander in Verbindung gesetzt, andre durch große Sandbänke unzugänglich gemacht; im Hintergrunde zeigt sich die Küste des de Witt-Landes, eben so zerrissen, so nackt, so öde, als die vorliegenden Inseln, auf welchen man nicht eine Spur von Vegetation gewahr wird, über welche ein glühender immer heiterer Horizont schwebt und die ein fast immer schweigendes ruhiges Meer umgibt. Man sieht in dieser schauerlichen Einöde nichts anders, als zahlreiche Scharen von Sturmvögeln, Möwen, Seeschwalben, Staaren, Tölpel und Seeraben; ganze Züge von Fischen wälzen sich im Meere herab, und gewaltige Wasserschlangen durchfurchen mit Blitzes Schnelligkeit die Wellen. Doch haben eben diese Sandhaufen im Meere ein Produkt, was den Menschen aus fernen Gegenden hieher zieht; alle sind mit einer zahllosen Menge von Schalthieren, Mollusken, Schildkröten bedeckt. Da darunter auch die Holothurie, die den in Schina so geschätzten Tripon liefert, sich findet, so begeben sich jährlich kleine Flotten von Malaien hieher, um beladen mit dieser kostbaren Waare in ihre Häfen zurückzukehren (nach Peron und Freycinet). (*Hassel.*)

BONAPARTE'S GOLF, ein großer Meerbusen an der Küste Napoleon auf dem Australkontinente. Er hat einen Umfang von 120, eine Tiefe von 40 geogr. Meilen; seine Hintergründe bilden Sandbänke, die ihn verstopfen. Auf der Westseite liegt Champagnys Hafen, einer der schönsten und sichersten auf dem ganzen Australkontinente und so geräumig, daß er eine zahlreiche Flotte fassen kann. Vor seinem Eingange liegt das Eiland Lagrange. Seine Gestade fassen hohe und dichte Wälder ein, und wahrscheinlich findet sich darauf, wie aus den vielen Feuern sich vermuthen ließ, eine zahlreiche Bevölkerung von Eingebornen. Vor der Bai liegt der Archipel Leoben, in der Mitte seiner Öffnung der Archipel Berthier; die Halbinsel Cambacérès trent ihn im O. von dem Josephinebusen, der ungleich kleiner ist. (*Hassel.*)

BONARELLI DELLA ROVERE (Guidobaldo), stamt aus einer edlen Familie von Ancona, und wurde zu Urbino d. 25. Dec. 1563 geboren. Sein Vater, Graf Pietro Bonarelli, stand in hoher Gunst bei dem Herzoge Guidobaldo II. della Rovere, und gab seinem Sohne den Namen dieses Herrn, um ihn dadurch dessen besonderem Schutze zu empfehlen. Der Knabe zeigte schon früh ausgezeichnete Anlagen, und vertheidigte in seinem zwölften Jahre eine philosophische Thesis. Um seine in der Vaterstadt begonnenen Studien zu vollenden, begab sich Bonarelli nach Frankreich, und machte in Pont à Mousson einen theologischen Cursus. Alsdann ging er nach Paris, wo seine jugendliche Gelehrsamkeit solches Aufsehn erregte, daß das Kollegium der Sorbonne nicht anstand, dem 19jährigen einen philosophischen Lehrstuhl anzubieten. Sehnsucht nach seinem Vaterlande hielt den Jüngling ab, ihn anzunehmen. Bald nach seiner Rückkehr verlor Bonarelli seinen Vater, und schloß sich nun 5 Jahre lang dem Herzoge Alfonso von Ferrara an, der ihn mit Glück in mehren öffentlichen Geschäften gebrauchte. Alfonso's Tod bewog ihn, in die Dienste des Herzogs Cesare von Modena zu treten, für den er einige Gesandtschaftsreisen machte, unter andern nach Frankreich zu König Heinrich IV. Sein Leben theilte sich zwischen Statsgeschäften und wissenschaftlicher Muße, ohne jemals die Pflicht der Neigung, oder diese jener, ganz aufzuopfern. Er war einer von den Stiftern der Academia degli Intrepidi zu Ferrara, in welcher er den Namen l'Aggiunto annahm. Nachdem die Gicht ihn Jahrelang gequält hatte, endigte ein hitziges Fieber, das ihn auf der Reise nach Rom befiel, wohin der Kardinal von Este ihn berufen hatte, sein Leben zu Fano, am 8. Jan. 1608. — Er ist Verfasser des dramatischen Schäfergedichts Filli di Sciro, welches die italischen Kunstrichter in ihrer Rangordnung gleich hinter den Aminta und den Pastor fido stellen. Die Intrepidi führten dieses Stück mit großem Pomp auf dem Teatro S. Lorenzo auf, und beförderten dadurch die glänzende Aufnahme desselben im Publikum. Aber dem schnellen Effekt schlich die Kritik bald nach, und Bonarelli mußte seine Arbeit, und namentlich die Rolle seiner doppelt verliebten Celia, in mehren akademischen Reden vertheidigen *). (*Wilh. Müller.*)

Bonarelli della Rovere (Prospero), ein Bruder des vorigen, wurde gegen 1588 geboren und bildete sich zu Ferrara unter der Leitung seines älteren gelehrten Bruders. Er diente mehren Fürsten, die er für seine Familie, deren Glücksumstände sehr zerrüttet waren, zu gewinnen suchte, zwar mit Ehren, aber ohne seinen eigentlichen Zweck zu erreichen. Besonders viel galt er am Hofe des Herzogs Ferdinand von Toscana, dessen vertrauter Kammerherr er war. Er dichtete mehre Opern für Florenz und Wien, und erhielt für eine derselben von dem Erzherzoge Leopold dessen mit Brillanten besetztes Porträt nebst einem eigenhändigen Sonett. Im J. 1624 gründete er zu Ancona die Academia de' Caliginosi, zu deren beständigem Präsident er erwählt wurde, und auch bei den Intrepidi zu Ferrara stand er in hohen Ehren. Er starb zu Ancona, den 9. März 1659 über siebzig Jahre alt.

---

*) Filli di Sciro, favola pastorale. Ferrara 1607. 4. (mit Bildern). In demselben Jahre ebendaselbst in 12. Dann öfter, besonders nett bei Elzevir. Amsterdam 1678. 12. mit Bildern von Leclerc. Discorsi in difesa del doppio amor della sua Celia. Ancona 1612. 4. Dann bei vielen Ausgaben des Stücks. Ein Leben Bonarelli's schrieb Francesco Ronconi, welches in der Ausgabe Mantua 1703. 12. befindlich ist. *Lorenzo Crasso* Elogio di Bonarelli in den Elogj d'uomini letterati etc. Vgl. Erythräus in der Pinac. imag. illustr. Mazzuchelli und Ginguené in der Biogr. univ.

Schriften: Il Solimano. Tragedia. Venez. 1619 und 1624. 4. Firenze 1620. 4. und öfter. Dieses Trauerspiel ist Bonarelli's Hauptwerk und wird zu den besten italischen Dramen gerechnet. Es befindet sich auch in Maffei's Teatro Ital. Imeneo, opera teotragicomica pastorale. Bol. 1641. 8. Fidalma, regi-pastorale. Bol. 1642. 8. 1649. 4. Drei Komödien in Prosa: Gli Abbaglj felici. Macerata. 1642. 1646. 12. I fuggitivi amanti. Ebend. in demf. J. Lo Spedale. Ebend. 1646. 12. La Pazia d'Orlando. Opera recitat. Ven. 1635. 12. Il Medoro incoronato. Tragedia, s. l. et a. 8. u. Roma 1645. 8. Melodrammi da rappresentarsi in Musica (6 an der Zahl) s. l. et a. Dann Rom. 1645. 8. und Ancona 1647. 4. Bellezze di Filli. Lettera poetica. Ancona 1628. 4. Delle Fortune d'Erosmando e Floridalba. Bol. 1642. 4. Lettere in varj generi con alcune discorsi intorno al primo libro degli Annali di Tacito. Bol. 1636. 4. Fir. 1641. 4. Einige kleinere lyrische Gedichte, zerstreut in verschiedenen Samlungen. Mazzuch., Ginguené in der Biogr. univ. (*Wilh. Müller.*)

Bonarelli della Rovere (Pietro), war der älteste Sohn des Prospero, der es sich angelegen seyn ließ, dem Knaben eine vielseitige wissenschaftliche Bildung zu geben. Pietro vollendete seine Studien in Rom, und fand dort an dem Kardinal Barberini, dem Neffen des Papstes, einen Beschützer und Gönner. Im J. 1640 begleitete er den damaligen außerordentlichen Legaten, nachherigen Kardinal, Mazarini, auf einer Reise nach Frankreich. Die Familie Bonarelli gründete große Hoffnungen auf diese Reise, welche aber getäuscht wurden. Nach seines Vaters Tode stand Pietro der Academia de' Caliginosi vor und starb den 13. Febr. 1669.

Seine Schriften sind: Poesie drammatiche. Enthalten: La Ninfa ritrosa. Favola pastor. Il Cefalo e l'Procri. Melodr. per intermezzi. Il Valore. Melodr. allegor. La Proserpina. Melodr. La Debora. Melodr. sacro. Ancona 1651. 4. L'Olmiro. Regi-pastorale. Roma 1655. 12. Ebend. 1657. 12. Poesie liriche. Ancona 1651. 4. Discorsi Academici. Roma 1658. 12. Einige ungedruckte Dramen. — Mazzuch. Ginguené in der Biogr. univ. (*Wilh. Müller.*)

BONARPSHED, eine weite Ebene im südlichen Schonen, welche insbesondere in neuern Zeiten durch häufige Lager von Truppencorps sehr bekant geworden ist. (*v. Schubert.*)

BONASONI (Giulio), auch bekant unter dem Namen Giulio Bolognese, Maler, Zeichner und Kupferstecher zu Bologna, lernte die Kunst bei Lorenzo Sabbatini, und wählte sich im Kupferstechen den Mark Antonio zum Muster. Da man weder sein Geburts- noch Sterbejahr kent, so ist man genöthigt, sich nach seinen Kupferstichen zu richten, woven der älteste mit dem Jahr 1531, und der letzte mit dem Jahr 1574 bezeichnet ist; er ist also wahrscheinlich ums Jahr 1510 geboren, und gestorben 1580. Ehe Bonasoni zur Kupferstecherkunst überging, muß er seine Kunst als Maler und Zeichner gründlich studirt haben, denn alle seine Kupferstiche sind in der Behandlung gleich, und in der Zeichnung der ersten und letzten ist kein Unterschied zu finden, nur findet man sie in der Folge mit etwas mehr Sorgfalt beendet. Aber indem man mehre Figuren in seinen Kompositionen bewundert, entdeckt man auch, daß er alle Umgebungen, Landschaften und Hintergründe nachlässig behandelte; sie waren ihm nur Nebensache, und dienten blos die Figuren heraus zu heben. Ein Beweis hievon ist sein sterbender Christus am Kreuz; hier ist die Figur mit dem möglichsten Fleiße ausgeführt, und sogar Mark Antonio übertroffen, indeß alle Nebensachen die gewöhnlichen Mängel haben. — Wenn auch viele Kupferstecher seiner Zeit mit dem Stichel besser umzugehen wußten, so besitzt er doch den Vorzug, daß er im eigentlichen Sinne des Worts Maler und Kupferstecher war, indem er mehre Werke nach seiner eignen Erfindung stach. In den Copieen nach andern Meistern brachte er mehre bedeutende Veränderungen an, und schuf sie auf diese Art aufs neue um. Diese Kupferstiche bezeichnete er mit den Worten J. Bonasoni imitando pinxit et caelavit. Unter seinen Blättern sind viele auch darum merkwürdig, weil sie uns verlorene Werke von Künstlern aufbewahren, die von keinem andern Kupferstecher gestochen wurden. Die älteste Herausgabe der Kupferstiche dieses Meisters ist von Malvasia, sie enthält aber nur zwei Drittheile der Arbeit; die übrige Zugabe sind Blätter von Künstlern ohne Namen, die er dazu rechnete. Das Verzeichniß von Heinecke, Diction. des Artistes ist größtentheils vollständiger. Ausführlicher s. *Bartsch* Peintre Graveur T. 15. p. 103. hier werden 354 Blätter beschrieben. (*Weise.*)

BONATEA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, welche Willdenow dem Professor Bonato in Padua zu Ehren benannte. Sie steht der Orchis sehr nahe, ist aber dadurch verschieden, daß das Fruchtsäulchen zu beiden Seiten geflügelt ist. Obgleich vielleicht mehr kap'sche Orchideen hieher gehören, so ist doch Orchis speciosa *Thunb.* die einzige bis jetzt sicher bekannte Art: B. *speciosa* W. auf dem Kap. Abgebildet in *Jacqu.* hort. schönbr. 4. t. 451. (*Sprengel.*)

BONATI (Teodoro), gestorben den 2. Januar 1820 in seiner Vaterstadt Ferrara, in einem Alter von 95 Jahren *). Er war Ritter des goldenen Sporns, der eisernen Krone und der Ehrenlegion, und bekleidete das Ehrenamt eines Oberaufsehers über die Gewässer und Straßen, so wie eine Professur an der Wasserbauschule in Ferrara. Man betrachtet ihn als einen der größten und verdientesten neuern italischen Wasserbaukünstler, da er tiefe hydrotechnische Kentnisse mit einer ungewöhnlich langen, bewährten Erfahrung verband. Eine Reihefolge lehrreicher Versuche wurde von ihm zur Prüfung oder Widerlegung mehrer Vorgänger in der Wissenschaft als namentlich Gennetė, Ganneti u. A. m. angestellt, von denen er in den Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften Rechenschaft gibt, die wie z. B. das k. k. italische Institut und die Società Italiana delle Scienze ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder rechneten. Diese Versuche führten ihn auf die Verbesserung mehrer hydrometrischen Werkzeuge, ja selbst auf die Erfindung eines eignen Asta ritrometrica **) genant. Zur nähern Würdigung

*) Biblioteca Italiana. Milano 1821. Tomo XXI. p. 444.
**) Biblioteca Italiana. Milano 1816. Tomo I. p. 366.

seiner hydrotechnischen Leistungen verweisen wir auf des Grafen Mengotti treffliche Schrift betitelt Saggio sull' Acque correnti. Milano 1810 — 13. 3 Quartbände. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONAU, Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, ¼ Meilen südlich von Teuchern und 1¼ M. nordwestlich von Zeitz, mit 82 Einw. Dieses Dorf war Gellerts Lieblingsaufenthalt, wo er oft lebte und viel arbeitete. Die Reise dahin beschreibt er sehr heiter in seinen Briefen. In einem lieblichen Thale zwischen Bonau und Schelkau sieht man noch ein verfallnes Hüttchen, Gellertsruhe genant, und in dem Rittergutsgebäude ist noch jetzt Gellerts Stube gleichsam ein heiliger Ort. (*Stein.*)

BONAVENTURA, 1) St. B., span. Bahia de Buenaventura 4° n. B., Meerbusen und guter Hafen in der Provinz Popayan des spanischen Vicekönigreichs Neugranada in Südamerika. — 2) Missionsort in der Provinz Neucalifornien in Neuspanien in Nordamerika, mit 950 Einw. (*Stein.*)

BONAVENTURA, ein Eiland im Lorenzbusen, zum Distr. Gaspe der brit. Prov. Untercanada gehörig. Eigentlich ein nackter $\frac{1}{10}$ Meilen von der Küste entfernter Felsen, worauf jedoch im Sommer ein starker Fischfang getrieben wird. (*Hassel.*)

Bonaventura, d. Heil., s. Fidenza.

BONAVITI, Bonavidius, auch Benavides und Benavidius (Marco Mantuano), ein berühmter Rechtsgelehrter aus Padua, wo er 1489 geboren seyn soll. Seine Familie stamt aus Mantua, daher er sich Mantua und Mantuano nannte, unter welchen Namen ihn einige Literatoren aufführen. Sechzig Jahre lang lehrte er in Padua die Rechte, erhielt dreimal die Ritterwürde (1545 vom Kaiser Karl V., 1561 von Ferdinand I. und 1564 von Pius IV.), und starb den 2. April 1582. Die wichtigsten unter seinen vielen Schriften sind: Operetta nova, utile e dilectevole de l'heremita in V giornate. Milano, Scinzenzeler, 1523. 8. selten, noch seltener aber ist die Ausgabe Venezia, Rusconi, 1521. 8. Dialogus de concilio. Venet. 1541. 4. (Die Entscheidungen der Concilien erhebt er über die päpstlichen in Sachen des Glaubens und allgemeiner kirchlichen Konstitutionen). Epitome virorum illustrium, qui vel scripserunt, vel jurisprudentiam docuerunt in scholis, ordine alphabet. etc. Patav. 1553. 8. wieder abgedruckt bei Guid. Panzirolli de claris legum interpretibus cura C. G. Hoffmanni. Lips. 1721. 4. Illustrium jureconsultorum imagines. Romae 1566. fol. mit 24 Kupf., schön und selten. Observationes legales. Ven. 1545. 8. Milleloquii juris centuria. Patav. 1561. 4. Polymathia, libri XII. Ven. 1558. 8. Consilia etc. *). (*Baur.*)

BONAVILLA (Aquilino), gestorben zu Mailand im Juli 1820, verwendete den mühsamsten Fleis auf die Zusammentragung eines Wörterbuches, worin er an 15,000 Wörter erläuterte, die ihren Ursprung aus dem Griechischen haben und deren man sich, unter mancherlei veränderter Form, in den Wissenschaften, den Künsten und dem Umgang bedient. Der Titel seines Werkes ist: Dizionario etimologico di tutti i vocaboli usati nelle scienze, arti e mestieri che traggono origine dal Greco, compilato da *Bonavilla* coll' assistenza del professore di lingua greca Ab. D. Marco Aurelio *Marchi*. Dedicato a S. A. I. R. l'Archiduca Rainieri d'Austria, Vicerè del Regno Lombardo-Veneto. Milano 1819 — 21. 8. *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONAVISTA, 1) ein beträchtliches Eiland im atlantischen Ozeane unter 16° 17′ nördl. Br. und 354° 40′ L., zu den portugisischen Cabo Verde-Inseln gehörig. Sie ist 1450 von den Portugisen entdeckt, die ihr den Namen gegeben haben, ob sie gleich nach Porter nichts weniger als einen freundlichen Eindruck gewährt, vielmehr zerrissen und öde erscheint. Sie liegt fast in der Mitte der Gruppe, und besteht aus einer Fläche, die sich in der Mitte zu Bergen erhebt, und hat etwa 600 Einwohner, schwarze Portugisen, die sich von ihren Ziegen, das einzige Hausthier, mehr aber noch von Schildkröten und Fischen nähren. Baumwolle wächst wild, aber ihr Anbau wird vernachlässigt, eben so Indigo und mehre Tropenfrüchte. Das Eiland hat wenig Wasser und blos 2 Rheden, die englische, wo Schiffe, die 4 bis 13 Fuß Wasser brauchen, sicher ankern können, und die portugisische, welche nicht geräumig ist, aber den Vortheil hat, daß sie dem einzigen Dorfe der Insel näher liegt. 2) eine große Bai auf der Ostküste von Neufundland zwischen den Vorgebirgen Freels und Bonavista. An derselben liegen die Baien und Häfen Indian, Trinity, Loggerhead, Freshwater, Bloody, Newman und Borrowhaven mit Clodesund, aus welchen ein reicher Stockfischfang getrieben wird; in derselben die Eilande Stinking, Greenspound, Outer Gooseberry und Inner Gooseberry. (*Hassel.*)

BONBETOC, eine der Landschaften, worein die große afrikanische Insel Madagascar getheilt ist. Sie liegt auf der westlichen Küste, und ist noch sehr unbekant. Zu Ende vorigen Jahrh. wurde sie von einer Königin beherrscht. Die in dieser Landschaft belegne Bai S. Augustin wird zuweilen von französischen und britischen Kauffahrern aus Mauritius und Bourbon besucht (Fressange). (*Hassel.*)

BONCERF (Pierre François), geb. um 1745 zu Chasaulx in der Franche-Comté, kam, nachdem er früher Advokat beim Parlement zu Besançon gewesen, in Turgots Bureaux. Mit Genehmigung dieses Ministers ließ er im J. 1776 unter dem Namen Francalen eine kleine Schrift über die Nachtheile der Lehnsabgaben (les inconveniens des droits féodaux) drucken, die auf Befehl des Parlements verbrant, nur um so berühmter, um so häufiger aufgelegt und in an-

*) *Ant. Riccoboni* orat. in obitum ej. Patavii. 1582. 4. *Panzirollus* de clar. leg. interpret. 278. *Papadopoli* hist. gymnas. Patav. 256. *Freytag* analect. lit. 81. *Clement* bibl. cur. T. III. 121.

*) Über die vier ersten bis zum Buchstaben P gehenden Bände dieser verdienstlichen Samlung finden sich einige Bemerkungen in der Biblioteca italiana. Milano. XVI. p. 420, XVIII. p. 268 und XXIII. p. 116.

drei Sprachen übersetzt wurde und den Dekreten der constituirenden Versamlung vom 4. Aug. 1789 zur Grundlage diente. (Die erste Ausgabe mit einer Vorrede über die Schicksale dieser Schrift und mit Voltaires Briefen über dieselbe ist von 1791). Als Turgot aus dem Ministerium trat, zog sich B. nach dem Thale von Auge in die Normandie zurück und beschäftigte sich mit Austrocknung der dasigen Sümpfe, ohne jedoch weit damit kommen zu können. Später wurde er Secretär des Herzogs von Orleans. Als Municipalbeamter bei der Pariser Gemeinde setzte er am 11. Okt. 1790 das Civiltribunal in demselben Local ein, in welchem das Parlement seine Schrift verurtheilt hatte. Zur Schreckenszeit wurde er wegen seiner frühern Verhältnisse mit dem Herzoge von Orleans vor das Revolutionstribunal gezogen, und entging dem Tode nur durch die Mehrheit Einer Stimme. Diese neue Verfolgung hatte ihn so gedrückt, daß er zu Anfang des J. 1794 starb. — Außer der obgedachten Schrift und einer andern über die Austrocknung der erwähnten Sümpfe, die seine Aufnahme in die landwirthschaftl. Gesellschaft in Paris zur Folge hatte, lieferte er noch 1) eine 1744 gekrönte Antwort auf die Frage der Akademie zu Chalons sur Marne: quelles sont les causes les plus ordinaires de l'émigration des gens de la campagne vers les grandes villes, et quels seroient les moyens d'y remédier. 2) de la nécessité et des moyens d'occuper avantageusement tous les ouvriers auf Befehl der Nat. Versaml. 1789. 8. von neuem gedruckt. 3) Moyens pour éteindre et méthode pour liquider les droits féodaux 1790. 8. 4) Réponse à quelques calomnies 1791. 8. 5) la plus importante et la plus pressante affaire, ou la nécessité et les moyens de restaurer l'Agriculture et le Commerce 1791. 8. 6) De l'aliénabilité et de l'aliénation du Domaine 1790. 8. *). (*H.*)

Bonchamp, Graf, s. Vendeekrieg.

BONCIARIO (Marco Antonio), ein italischer Literator; Sohn eines armen Schusters, geb. zu Antria im Gebiete von Perugia 1545. Die Armuth seiner Ältern und eine Krankheit, die ihm im 14. Jahre die Hände und allmälig auch die Füße lähmte, hinderte ihn nicht, seine unwiderstehliche Neigung zu wissenschaftlicher Erkentniß zu befriedigen. Unterstützt von dem Kardinal Fulvius Corneo, studirte er in Rom unter Muret, und wurde 1577 Direktor des Seminariums zu Perugia. Die Hochschulen zu Bologna und Pisa trugen ihm Lehrstühle an, und der Kardinal Borromäus Erzbischof von Mailand, wünschte ihn zum Aufseher über die Ambrosianische Bibliothek zu bekommen, ungeachtet er seit 1590 blind war, und die Lähmung seiner Glieder zuletzt so weit ging, daß er an Händen und Füßen nicht einmal den Unterschied zwischen einem warmen und kalten Wasser fühlte. Indessen fuhr er fort, durch mündlichen Unterricht u. Schriften sich nützlich zu machen, bis er d. 9. Jan. 1616 starb. Für sein Zeitalter war er ein guter Humanist, eleganter Lateiner und eifriger Pfleger der wissenschaftlichen Kultur. Es erregt Verwunderung, wie er, lahm und blind, so viele Schriften diktiren und auf den Styl so viel Fleiß verwenden konnte. Außer mehren andern schrieb er: Grammatica latinae linguae. Perusiae 1593. 8. oft; ein vielgebrauchtes Lehrbuch in den italischen Schulen. Seraphidos libri III. aliaque pia poemata. Ib. 1606. 12. Epistolae in XII. libros divisae. Ib. 1603. 8. öfter. Er beschreibt darin unter andern die Methode, nach der er seinen Vater, der in einem Alter von 47 Jahren in den Jesuiterorden trat, im Lateinischen unterrichtete. Idyllia et selectarum epistolarum centuria nova, cum decuriis duabus. Ib. 1607. 12. Opuscula decem varii argumenti. Ib. 1607. 12. Estaticus, sive de ludicra poesi, dial. prima pars, in tres libell. distrib. Acced. ejusdem apologia pro poemate ludicro. Ib. 1607; 1615. 8. Triumphus augustus, sive de Sanctis Perusiae translatis, libri IV. Ib. 1610. 12. Seine Gedichte findet man auch in den Carminibus illustr. poetarum Italorum. Florent. 1719. 8. T. II. p. 393. *). (*Baur.*)

Bonconia, s. Oppenheim.

BOND, eine Grafschaft in dem nordamerikanischen State Illinois, in dem westlichen Theile des Stats, doch ziemlich im Mittelpunkte desselben, wird von der Karkassia bewässert, und hatte 1818. 1382 Einw., worunter viele Teutsche, und zum Hauptorte Independence. In derselben blühet jetzt die junge Hauptstadt des Stats Vandalia auf. (*Hassel.*)

BONDELON, eine der 5 Provinzen des Siamischen Reichs in Hinterindien, zwischen Ligor und Tringano; zu ihr gehört die durch einen breiten Kanal vom Festlande getrennte fruchtbare Insel Tantalam. Sie hat Reis, Pfeffer, Bauholz und Elephantenzähne zur Ausfuhr, wird meistens von Malaien bewohnt, die hier einen eignen unabhängigen Stat gebildet hatten, und hat zur Hauptstadt Bandelon, die an einem kleinen Flusse liegt (Loubere). (*Hassel.*)

BONDEN, eine hohe Klippe an der Küste des nördlichsten Theils der Provinz Ångermanland, Pastorat Nordmaling, 2 M. nordöstlich im Meer, 6 M. von Umeå in Westerbotten, ein Merkzeichen für Seefahrende. Nur an einer Stelle ist sie zugänglich. Unter andern Seevögeln, die sich hier aufhalten, findet man auch die seltene Alca Torda. (*v. Schubert.*)

Bondi, s. Waetschin.

BONDI (Simon), geb. am 16. Mai 1774, starb am 19. Dec. 1816 zu Dresden im 42. Jahre seines Lebens. Im 15. Jahre seines Alters bezog er die jüdische Akademie zu Mainz und verwandte hier vier Jahre auf das Studium des Thalmud. In das älterliche Haus zu Dresden zurückgekehrt, betrieb er häufig das Studium der Bibelexegese und das Studium der Philosophie. In den letzten Jahren seines Lebens war er Vorsteher der israelitischen Gemeinde. Den Kennern der orientalischen Literatur machte er sich bekant durch das mit seinem Bruder Mordechai Bondi herausgegebene אור אסתר oder Beleuchtung der im Thalmud von Babylon und Jerusalem; in den Targumim und Midraschim vorkommenden

*) Biogr. univ. T. V.

*) *Aug. Oldini* Athenaeum Augustum. Perus. 1678. 4. p. 225. *Freytag* adpar. liter. T. I. 413. *Clement* bibl. cur. T. V. 61. Mém. de Niceron. T. XXXII. 161. *Bayle* Dict. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené).

fremden besonders lateinischen Wörter. Dessau 1812. (Von seinem Bruder ist nur die Vorrede und die in teutscher Sprache abgefaßte Worterklärung). Auch arbeitete er an einer Darstellung des reinen Mosaismus oder einer Philosophie des echten Judenthums, konnte aber diese Arbeit nicht vollenden *). (*Hartmann.*)

BONDIOLI (Pier-Antonio). Seine Vaterstadt Corfu, wo er 1765 zur Welt kam, bot ihm so wenig als sein eigenes Vermögen die Mittel dar, gelehrte Studien zu treiben. Um sich ihnen zu widmen, begab er sich nach Padua ins Collegio greco. Im J. 1789 erlangte er auf der dortigen Universität die medizinische Doktorwürde. Nach dem Sturze der Republik Venedig ward ihm die Professur der Arzneimittellehre in Bologna und später die der medizinischen Klinik in Padua zu Theil. Im Besitze des Ordens der eisernen Krone stand er im Begriffe beim Collegio dei Dotti zu Bologna Sitz und Stimme zu nehmen als er daselbst im September 1808 starb. Beim Antritt seines ersten Lehramts schrieb er **Sopra l'esperienza ed il metodo da seguirsi nelle ricerche di materia medica. Bologna 1804**; beim Antritt des zweiten **Della Istituzione medica più atta a formar veri medici. Bologna 1807 in 4.** Außerdem hat man von ihm in den Abhandlungen der **Società italiana**, zu deren XL. er gehörte, **Sopra le aurore boreali** (Memorie. Tomo IX. p. 422.) gleichsam ein Nachtrag zu einem früher von ihm im Brugnatellischen Journal abgedruckten Aufsatze über das Nordlicht, dem die Ehre widerfuhr von Volta mit Noten begleitet zu werden, und **Ricerche sopra le forme particolari delle malattie universali** (Tomo XII. p. 256). Schüler von Caldani vertheidigte er auch **l'esistenza della vaginale comune del Testicolo** in einem gedruckten Briefe gegen Giraldi und in einem ebenfalls gedruckten **Esame anatomico** gegen Calome †).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONDU, ein Königreich in der afrikanischen Landschaft Senegambien. Es breitet sich zwischen 4° 40′ bis 7° 55′ östl. L. und 11° 25′ bis 15° 40′ nördl. Br. aus, gränzt im NW. mit Foutatoro, im N. mit dem Senegal, im NO. mit Kajaaga, im O. mit Bambuk und Satadur, im SO. mit Dentilla, im S. mit der Gambia, im W. mit Wulli, und bildet beinahe einen länglichen Bogen, hoch gelegen, und von dem Faleme, welcher dem Senegal zugeht, und dem Nerico und Nioleoba, Zuflüssen der Gambia, bewässert. Den größten Theil des Landes bedecken Wälder; der Boden ist meistens Gebirgsboden und stark eisenhaltig; das Wasser selten und nur in einer beträchtlichen Tiefe zu finden, doch gibt es strichweise gute Quellen und schöne Weideplätze. Die Niederungen sind ungemein fruchtbar und erzeugen Baumwolle, Mais, Indigo, Hirse, deren Stroh man hier zum Rothfärben des Leders anwendet, Flaschenkürbisse und Melonen; die brennenden Sonnenstrahlen berauben in der heißen Jahreszeit fast alle Bäume des Laubes, nur der Bani behält solches. Tabak von vorzüglicher Güte wird am Faleme gebauet. Wilde Thiere und Wildpret, von letztrem besonders Hirsche und wilde Ochsen, sind häufig; Hornvieh sieht man wenig, noch seltener Pferde und Esel. Der W. hat Eisen, der O. Gold. Die Einwohner sind Fulas, ein häßlicher Menschenschlag, der sich zum Islam bekent, aber nicht so fanatisch und intolerant, wie ihre übrigen Stammverwandten; sie setzen das blindeste Vertrauen in ihre Grigris oder Amulete, sind von sanftem ruhigen Charakter und nehmen den Fremden mit freundlicher Güte auf, aber arm und ohne große Kunstfertigkeiten; ihre gewebten Zeuge stehen den Arbeiten der andern Foulas nach, doch haben sie es in dem Bau ihrer Häuser weiter gebracht, und ihre Hütten sind weitläufig und bequem eingerichtet. Ihr Handel beruhet auf Sklaven, Gold, Elfenbein, Tabak, baumwollnen Zeugen und roher Baumwolle, wofür sie Hirse, Waffen, Hornvieh, Pulver und Salz einhandeln; letztres erhalten sie aus Gedumah. Die Krone ist nicht erblich, bleibt aber doch stets in einer Dynastie, die Wahl fällt gewöhnlich auf den Bruder. Nach Mungo Park ist er selbst, ungeachtet seine Unterthanen sämtlich Moslemimen sind, ein Fetischanbeter; er hat 10 bis 12 Weiber. Die Regirungsform ist ganz despotisch. Die Kriege werden meistens geführt, um Sklaven zu machen; die Söhne des Königs befehligen die verschiednen Abtheilungen des Heers; das Feuergewehr ist selten, der Bogen vertritt dessen Stelle. Die Residenz des Königs ist Fattacondah, ein großer Negerort im O. des Faleme, wo er und seine Familie in einem mit Erdwällen umgebnen Fort wohnt. Mungo Park war der erste Weiße, der dies Land betreten hat (nach Mungo Park und Mollien). (*Hassel.*)

BONDUR (47° 52′ L. 37° 39′ nördl. Br.), kleine Stadt an einem gleichnamigen bittern See in Natolien, Paschalik Konieh, in den Gebirgen des Taurus, (*H.*)

BONER (**Ulrich**), war aus einer zu Bern verbürgerten Familie entsprossen, von welcher sich in dem Verzeichnisse des dortigen großen Rathes vom Ende des 13. Jahrh. bis ins Reformationszeitalter Mitglieder finden. Er trat in den Dominikanerorden, und es sind von 1324 bis 1349 in vielen Urkunden Spuren von der öffentlichen Thätigkeit des in mancherlei Angelegenheiten erfahrenen und gebrauchten Mannes vorhanden. Die Jahre seiner Geburt und seines Todes sind noch nicht ausgemittelt. Durch die Beneckesche Ausgabe des „Edelsteines gedichtet von Bonerius, Berlin 1816,“ aufmerksam gemacht, bemerkte der Schultheiß Graf von Mülinen zu Bern die große Übereinstimmung der Sprache mit derjenigen, welche damals in den teutschen Gegenden der Schweiz gebraucht wurde, und zog daraus die Vermuthung, der Dominikaner Ulrich möchte der Verfasser seyn; eine Ansicht, welche auch dadurch unterstützt wird, daß der Verfasser in einigen Handschriften ein Ritter Gottes genant wird. Der Stoff der Fabeln oder Beispiele, deren Zahl in den verschiedenen Handschriften und Ausgaben von 51 bis auf 100 geht, ist meistens aus dem Ano-

*) Vgl. Simon Bondi's Rückblick auf dessen Leben; von Mordechai Bondi, im 1. Heft des ersten Bandes der von Dr. Heinemann herausgegebenen Zeitschrift: Jedidja, S. 117. ff.

†) Vgl. *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1811. Tomo XXX. p. 98.

nymus des Nevelet (Romulus), Äsop und Avianus genommen. Der Verfasser gibt sich nur als Übersezzer an

„Und der es zu Dewtsch bracht
„Von Latein, des muß Iwer gedacht," u. s. f.

Die älteste Ausgabe, Bamberg 1461. kl. Fol., von welcher nur noch ein Exemplar bekant ist, würde demnach zu den seltensten Incunabeln gehören. Sie enthält 85 Fabeln. Der Strasburgische Professor Scherz gab von 1704 bis 1710 in 11 akademischen Dissertationen 51 derselben heraus. Die Bambergische Ausgabe war so unbekant geworden, daß, als Bodmer und Breitinger 1757, Zürich 8. aus den züricherschen Handschriften 93 oder 94 unter dem Titel: „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" erscheinen ließen, und denselben noch 12 Erzählungen aus den gesta Romanorum der züricherschen Stiftsbibliothek beifügten, sie außer der Scherzischen keine andere kannten. Für den Verfasser hielten sie, wie vor ihnen Gottsched, einen von Riedenburg (andere Lesarten haben Rindenberg und Rinkenberg), dem die Fabeln zugeeignet oder wie das Lied sagt „zu lieb getiht" waren, und den Bodmer für den Burggrafen von Riedenburg hält, von welchem sich einige Strophen in der Ausgabe der Manessischen Samlung befinden. Die Eschenburgische Ausgabe, Berlin 1810. 8. hatte, wie schon Lessing, den Zweck, die Samlung den Freunden der neuern teutschen Sprache genießbarer zu machen; die Beneckesche, Berlin 1816. 8. hielt sich wieder an die ältern Ausgaben und diejenigen Handschriften, die der Herausgeber benutzen konnte. Er liefert 100 Fabeln und äußerte bereits die Vermuthung, der Verfasser möchte der nordwestl. Schweiz angehören. Doch würden die angeführten Schweizerausdrücke „Ziger, Flühe" ebensowol auf die östliche Schweiz schließen lassen. Wirklich ist die Sprache neuer als diejenige der Dichter der Manessischen Samlung, jedem Schweizer beinahe ganz verständlich, und hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen, in welcher noch heut zu Tage nicht selten poetische Autodidakten aus der untern Volksklasse sich ausdrücken. Ganz teutsche, der Schweizersprache fremde Wendungen könnten zwar leicht neue Zweifel über die Heimath des Verfassers erregen, fallen aber vielleicht auf Rechnung der sehr abweichenden Handschriften, welche nicht selten aus dem Gedächtnisse mögen verfaßt worden seyn und sich willkürliche Zusätze erlauben; oder sie haben in der Bekantschaft des Verfassers mit teutschen Mundarten ihren Grund. — Unter den Handschriften verdient die Zürchersche, welche Lessing vielleicht allzu entscheidend Autographon des Verfassers, oder doch wenigstens zunächst aus demselben hergenommen glaubt, vorzügliche Aufmerksamkeit. Auch die Strasburgische und mehre andere sind bemerkenswerth *). (*Meyer v. Knonau.*)

Der Name „Edelstein," unter dem die Boner'sche Samlung von Fabeln und Erzählungen meist vorkomt, rührt von dem Dichter selbst her, der in der Einleitung sagt:

Dies Büchlein mag der Edelstein
wol heißen, da es in ihm treit
Beispiel mancher Klugheit.

Boner ist nicht blos Übersetzer; er hat die Originale, denen er nacherzählt, sich angeeignet und weder der Einkleidung noch der Lehre fehlt es an Eigenthümlichkeit. Der Ton seiner Erzählung ist der Ton treuherziger Einfalt; die Epimythien seiner Originale sind, nicht ohne sententiöse Kraft, erweitert und den Sitten seiner Zeit angepaßt. Die große Anzahl der noch vorhandenen Handschriften — wir kennen deren bis jetzt siebzehn **) — und der frühe Abdruck derselben, alsbald nach Erfindung der Buchdruckerkunst, mögen den Beifall bezeugen, mit dem die Samlung gleich anfangs aufgenommen worden und der nicht befremden darf, da die Entstehung derselben in jene Zeit fällt, wo die poetisch-heitere Ansicht des Lebens, wie wir sie in den frühern Minnesängern finden, sich allmälig in ernsterer Betrachtung zu verlieren anfing. Zu denen, die in späterer Zeit auf den vergessenen Dichter wieder aufmerksam machten, gehört auch Gellert. Die Eschenburgsche Ausgabe gibt einen in Sprache und Rechtschreibung veränderten Text. Dagegen ist die Benecke'sche ein Muster kritischer Behandlung und durch das beigefügte Glossar für den Sprachforscher von zweifachem Werthe **). (*Förster.*)

BONET DE LATES †), aus der Provence, Arzt (medicus Provincialis) und Erfinder eines astronomischen Ringes, welcher die Höhe der Sonne und der Sterne, die Stunden bei Tag und Nacht und dgl. mehr anzeigte. Er gab von dieser seiner Erfindung Nachricht in einer, Alexander VI. gewidmeten Schrift, welche den Titel hat: De annuli astronomici utilitate. Sie erschien: Paris 1506 und wurde öfters wieder gedruckt, z. B. Marpurgi per J. Dryandrum 1537. 4. und 1557. Wegen seines Lateins bat er im folgenden Distichon um Entschuldigung: Parce, precor, rudibus quae sunt errata Latino; Lex Hebraea mihi est, lingua latina minus. In Rom genoß der Verf. sehr große Achtung, wie Pomis bemerkt. (*J. M. Hartmann.*)

BONET (Joh. Paul), aus Arragonien gebürtig, lebte zur Zeit Karls II., und wird von dem berühmten spanischen Gelehrten Majans in dem Specimen bibliothecae Majansianae als Erfinder der Kunst der Taubstummen-Sprache genant, die man wol allerdings Spanien verdankt, als deren Erfinder aber sonst der Benediktiner Peter Ponce aus dem 16. Jahrh. genant wird. Dieser hat jedoch nicht darüber geschrieben, und so ist

*) S. über diese Fabeln oder Beispiele vornehmlich Lessing's Beiträge zur Geschichte und Literat. I. 1—42. XXI. 1—43. — *J. J. Oberlin.* Bonerii Gemma, Argent. 1782. 4. — Panzer's Annalen 48; insbesondere: lit. Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie durch Fr. H. von der Hagen und Joh. Gust. Büsching. — Lex. teutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens I. 161. V. 769 u. VI. 582 und den Vorbericht der Beneckeschen Ausgabe.

*) Den in Hagen's und Büsching's liter. Grundriß S. 381 genannten 14 Handschriften müssen noch drei beigefügt werden; eine zu Heidelberg, wo schon früher drei, und zwei zu München, vorher in Ulm und Regensburg.

**) Vgl. Docen's Rez. in d. Wiener Jahrb. B. 15. 1821.

†) *Basnage* hist. d. I. T. IX. p. 856. nent ihn Bonis de Lates. In der pariser Ausgabe vom J. 1511 (worin seine Abhandlung mit der Schrift de Sphaera des Johannes de Sacrobosco abgedruckt ist) heißt er Bonus Latensis.

Bonets Werk das erste in dieser Art. Sein selten gewordenes Werk führt den Titel: **Reduccion de las letras, y artes para enseñar a hablar a los mudos.** Madrid 1620. 4. m. K. *(H.)*

BONET (Theoph.), 1620 zu Genf, in einer Familie geboren, die viele Ärzte geliefert, ward Leibarzt des Duc de Longueville, Herrn von Neufchatel, und starb 1689. Er ist als verständiger und nützlicher Samler berühmt. Besonders wichtig sind seine **Medicina septentrionalis collatitia. Genev. 1685.** in zwei starken Folianten, und sein **Sepulcretum s. anatomia practica. Genev. 1679.** gleichfalls in zwei Folianten, worin man die anatomisch-pathologischen Beobachtungen seiner Vorgänger findet. Morgagni und Andere haben diesen Werken einen bleibenden Ruhm verschafft, und wissenschaftliche Ärzte können derselben nicht entbehren. *(Sprengel.)*

BONFADIO (Jacopo), ein talentvoller Humanist und Geschichtschreiber, der Sohn eines Hufschmidts aus dem kleinen Orte Gazano am Garda-See, geb. um 1500. Unterstützt von einigen Gönnern seiner frühreifenden Talente, studirte er zu Verona und Padua, und ging dann nach Rom, wo er drei Jahre bei dem Kardinal Bari Sekretärsdienste versah. Nach dem Tode desselben war er kürzere Zeit in derselben Eigenschaft bei dem Kardinal Ghinucci, und lebte dann mehre Jahre bestimmungslos an verschiedenen Orten, bis ihm 1545 die Republik Genua den Lehrstuhl der Philosophie übergab, und ihn bald darauf zu ihrem Geschichtschreiber ernannte, mit dem Auftrage, die von Foglietta angefangenen Jahrbücher von Genua fortzusetzen. Ungetheilten Beifall fanden seine Vorlesungen über des Aristoteles Organon, Moral und Politik, aber gegen alles Erwarten gerieth er in eine peinliche Untersuchung, und wurde (nach Mazzuchelli den 19. Julius 1550, nach Thuan wahrscheinlicher 1560) enthauptet. Die Ursache dieses harten Looses ist oft untersucht, aber nicht ganz befriedigend aufgeklärt worden. Nach einigen soll er eines widernatürlichen fleischlichen Vergehens, welches die Gesetze mit dem Tode bestrafen, überführt worden seyn. Andere sagen, er sey in den Verdacht der Ketzerei und Zauberei gerathen, auch habe er wichtige Geheimnisse der Republik, deren Archive ihm geöffnet wurden, verrathen wollen. Wahrscheinlich zog er sich durch die freimüthigen Äußerungen in seinen Vorlesungen und in seinen Jahrbüchern den Haß der Großen zu, und gab ihnen, der unnatürlichen Wollust durch Zeugen überwiesen, Gelegenheit, ihm den Feuertod zuzuerkennen, der nur auf vielfache mächtige Verwendung in eine Enthauptung verwandelt wurde *). In Prosa und Versen hinterließ er einige Denkmale seines Geistes, die ihn als Schriftsteller ehrenvoll auszeichnen. Besonders gebührt ihm in Hinsicht auf historische Diction, Freimüthigkeit, geistvolle und treffende Charakteristik, eine der ersten Stellen unter den Geschichtschreibern seines Zeitalters, wenn es gleich nicht zu verkennen ist, daß er zuweilen die Farben allzugrell auftrug, und das innere Leben und die Handlungsgeschichte der Republik, deren Schicksale er von 1528 bis 1550 beschrieb, zu berücksichtigen vernachlässigte. Sein Hauptwerk sind: **Annalium Genuensium lib. V. nunc primum in lucem editi a Bartol. Paschetti. Papiae 1586. 4.** sehr selten und theuer; kastrirt im Thesaur. antiquit. Ital. T. I. P. II. p. 1327; am besten Opere raccolte da Ant. Sambuca. Brescia 1746 oder 1758. Vol. II. 8. Italisch von B. Paschetti, Genua 1586. 4.; hinter Serdonatis Übers. des Foglieta. Das. 1597. Fol. Im Briefstyl war Bonfadio, nach dem Urtheile italischer Kritiker, einzig und unnachahmlich, daher wurden auch seine Briefe seit 1544 sehr oft gedruckt, am besten: **Lettere famigliari con altri suoi componimenti in prosa ed in verso e colla vita dell' autore, scritta dal Sig. conte G. Mazzuchelli. Brescia 1746. 8.** Seine Übersetzung der Rede Cicero's für den Milo (besonders gedruckt, Vened. 1554. 8.) wird von den Italiänern beinahe dem Original gleich geachtet, und seine lateinischen Gedichte (in den **Deliciis poetar. Italor. Vol. I. 479.**) zeichnen sich durch reine Sprache, und eine gewisse Sanftheit mit kühnen Bildern verwebt, aus. Seine italischen Reime nent Crescimbeni reizend und angenehm **). *(Baur.)*

BONFINI, eigentlich **de Bonfinis (Antonio)**, ein gelehrter Humanist und Geschichtschreiber, geb. im Dec. 1427 zu Ascoli in der Anconischen Mark. Er studirte in seinem Vaterlande unter dem damals berühmten Henoc von Ascoli, lehrte darauf zu Recanati Humaniora und war mehre Jahre Rektor des Kollegiums daselbst. Seinem gelehrten Fleiße verdankte man die Übersetzung mehrer griechischen, und die Erklärung einiger römischen Schriftsteller, durch deren Bekantmachung er so berühmt wurde, daß ihn der genialisch-kriegerische König von Ungern Matthias Corvinus, der sich gern von italischen Gelehrten umgeben sah, 1485 an seinen Hof einlud. Er überreichte dem Könige und seiner zweiten Gemalin, der neapolitanischen Prinzessin Beatrix, bei der ersten Audienz verschiedene seiner Schriften, und empfahl sich dadurch so sehr, daß er mit einem ansehnlichen Gehalt in Dienste genommen und beauftragt wurde, die Geschichte von Ungern zu beschreiben. Matthias starb 1490, aber sein Nachfolger Wladislaus hegte gegen den Italiäner dieselben wohlwollenden Gesinnungen, der seine ungerische Geschichte bis 1495 fortsetzte, und 1502 starb. Allzufreigebig legte man ihm den Ehrennamen des ungerischen Livius bei, weil er von dem römischen Geschichtschreiber die Eintheilung in Dekaden, die Einmischung von Reden und die äußere Gestaltung borgte. Aber sein Werk über die ungerische Geschichte ist mit rednerischem Schmuck überladen, und weder in reiner Latinität noch mit der nöthigen historischen Kritik geschrieben, sondern größtentheils nur eine rhetorische Ausführung dessen, was vor ihm M. Jo. de Thurocz in seiner **Chronica Hungarorum** ganz

*) Dieser Meinung ist der zeitverwandte Thuan, und Tiraboschi ((Storia della letter. ital. T. VII. P. II. Lib. III. Cap. I.) hat sie zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben.

**) Mazzuchelli s. oben, und dessen Lettere in cui si tratta della patria di J. B. Bresc. 1748. 4. vgl. Nove acta erudit. 1752. p. 225. *Polotti* lettera contenente le notizie di J. B. ib. 1759. 8. *Bayle* Dict. *Papadopoli* hist. Gymnas. Patavini T. II. 57. Cardin. *Quirinus* in Literatura Brixiana. P. II. 204. *Clement* bibl. cur. T. V. 63. H. Gräse in Woltmann's Gesch. und Politik 1803. Bd. 2, 246—264. Wachler's Gesch. d. histor. Forsch. 1. Bd. 139. Biogr. univ. T. V.

schlicht und im einfachen Chronikenstil erzählt hatte, ohne das Fabelhafte abzusondern, und mit Beimischung vieles Fremden, mit der ungerischen Geschichte kaum in entfernter Beziehung stehenden. Indessen trug sein Werk doch dazu bei, den Sinn für das Studium und die Untersuchung der Nationalgeschichte zu wecken, auch gereicht es dem Verfasser zur Ehre, daß er nicht blos die Größe seines Wohlthäters, des Königs Matthias, in historischen Lobreden gepriesen, sondern auch dessen Schwächen freimüthig aufgedeckt, und über diese Periode viele glaubwürdige Nachrichten mitgetheilt hat. Zuerst gab Martin Brenner, ein Siebenbürger, 1543 nach einer unvollkommenen Abschrift nur 30 Bücher von dem Werke heraus, Sambucus aber fand die übrigen 15, und edirte das ganze Werk weit korrekter 1568 zu Basel in Fol. Die beste Ausgabe ist: **A. Bonfinii rerum hungaricarum decades libris XLV. comprehensae ab origine gentis ad a. 1495. Edit. VII. Access. index rer. locupl., rec. et praefat. est C. A. Bel. Lips. 1771. fol.** Des Bonfini **Symposion Beatricis, sive dialogi tres de pudicitia conjugali et virginitate. Basil. 1572** und **1621. 8.** kam in den römischen Index libror. prohib. Von seinen Bearbeitungen der Alten ist, außer einer lateinischen Übersetzung des Herodianus, zu bemerken: **Fl. Philostrati Lemnii lib. II. de vitis sophistarum, Ant. Bonfin. interprete, ex aedibus Schurerianis. 1516. 4.**; ungenau, aber selten, und deswegen gesucht. **Hermogenis libri de arte rhet. et Aphthonii sophistae progymnasmata, Ant. Bonfin. interprete. Lugd. 1538. In Horatium Fl. commentarii. Romae s. a. 4.** *). (*Baur.*)

BONFRERE (Jacques), Jesuit, geboren zu Dinant im Lüttichschen 1573, trat 1592 in den Orden, lehrte zu Douay die Philosophie, Theologie und die hebräische Sprache, und starb zu Tournoy den 9. März 1643. Unter den Bibelerklärern seiner Zeit und seiner Kirche zeichnete er sich ehrenvoll aus, obgleich in seinen Kommentaren über alttestamentliche Bücher ein Mangel an Kritik und umfassender Sprachkunde unverkennbar ist. Er sammelte meistens mit guter Auswahl die besten Erklärungen, und schickte seinen exegetischen Kommentaren allgemeine Einleitungen voraus, in denen er sich über die Beschaffenheit des Originaltextes, die alten Übersetzungen u. dgl. weitläuftig, aber ohne freie Ansicht, und blos nach dem herkömmlichen dogmatischen System, erklärte. Bemerkenswerth ist der Gebrauch, den er besonders von der Septuaginta machte, wenn gleich die Weitschweifigkeit beschwerlich ist, mit welcher er seine Bemerkungen vorträgt: **Pentateuchus Moysis commentario illustrat. Antverp. 1625. fol. Comment. in Josuam, Judices et Ruth. Paris. 1631. fol. Comment. in (quatuor) libros regum et paralipomenon. Tornaci 1643 fol. Praeloquia in totam script. sacr. Antv. 1625. fol.** Verdienstlich ist seine Arbeit über ***Eusebii* et *Hieronymi* Onomasticon urbium et locorum s. scripturae; gr. et lat., auct. et illustratum a J. Bonfrerio, cum animadv. Jo. Clerici. Amstel. 1707. fol.**; die Anmerkungen auch in ***Menochii* Comment. s. script. T. II. append. 151. (Venet. 1722. fol.)** *). (*Baur.*)

BONGARS (Jacques), geb. zu Orleans 1554 in protestantischer Familie, humanistisch trefflich unterrichtet in Straßburg und später 1576 Zuhörer des großen Rechtsgelehrten Cujas in Bourges, trat frühzeitig in die Dienste K. Heinrichs IV., als derselbe K. von Navarra war, und war an 30 Jahre sein Geschäftsträger bei vielen teutschen Höfen, ausgezeichnet durch vielumfassende Kentnisse, Scharfblick und Gewandtheit in Verhandlungen, gefällige Sitten und, was mehr besagt, durch nie verläugnete Züchtigkeit und Rechtlichkeit der Gesinnung, er starb zu Paris d. 1⁄2 Jun. 1612. Er war ein vielwissender, geistreicher Philolog, wie die von ihm besorgte krit. Ausgabe des Justinus (Paris 1581. 8.) darthut und blieb unter allen Zerstreuungen des Hof- und Geschäftslebens den Studien treu, stand mit den geachtetsten Gelehrten, besonders auch mit Js. Casaubon und Joach. Camerarius in enger Verbindung und wurde von allen, die wahres Verdienst zu würdigen wußten, in Ehren gehalten. Auf Bereicherung seiner Büchersamlung verwendete er große Summen und sie enthielt bedeutende Schätze, zum Theil aus Kirchenbibliotheken, welche während der Religionskriege in Frankreich zerstreut worden waren; auch Cujas handschriftlichen Nachlaß hatte er erworben. Mehres aus seinem Vorrathe soll mit dem Heidelbergischen Bücherschatze in die Vaticansche Bibliothek gekommen seyn; das meiste ist der öffentlichen Bibliothek in Bern einverleibt und in Sinner's Katalog verzeichnet; unter andern befindet sich daselbst das Tagebuch über seine Reise nach Konstantinopel 1585 und eine reiche Samlung geschichtlicher Nachrichten und Bemerkungen, Ungern, Böhmen, teutsche Höfe und ihre Statsverhältnisse, und den Jülichschen Erbfolgestreit betreffend; auch Anmerkungen und Kollationen zu römischen Klassikern, zu Paulus Diak. rc. — Seine Schriften sind: **Scriptores rerum hungaricarum. Frankf. 1600. F.**, aufgenommen in die Schwandtner'sche Samlung. **Gesta Dei per Francos s. Orientalium expeditionum et regni Francorum Hierosolymitani historia a variis sed illius aevi scriptoribus litteris mandata.** Hanau 1611. 2. F.; ein versprochener 3. B. ist nicht erschienen. Diese Samlung ist noch immer unentbehrlich. — Briefe von 1589 bis 1598, theils politischen, theils literärischen Inhaltes, jene an Fürsten und Statsmänner, diese an Camerarius gerichtet, in reiner, kunstloser lateinischer Sprache, ergiebig für geschichtliche Forschung und die Freisinnigkeit und geistige Reife des seltenen Mannes hinreichend beurkundend: Epistolae (herausgegeben und mit einigen Nachrichten über B. begleitet von dem Leid-

*) *D. W. Molleri* Diss. de A. Bonfinio. Altd. 1698. 4. *Vossius* de hist. lat. 591. *Magiri* Eponymol. voc. *Bayle* Dict. *Cave* scriptor. eccles. T. II. 221. *Czwittingeri* Specim. Hungariae literatae 80. Windisch ungar. Magaz. 1. Th. 2. St. Nov. Acta erudit. 1771. April. 166. *Georg. Jerem. Paneri* Adversaria de scriptoribus rerum Hungaricarum et Transilvan. Viennae 1774. p. 79. sqq. Biogr. univ. T. V. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 162. Schröckh's Kirchengesch. 30 Th. 342.

*) *Buddei* Isag. 1245. 1248. 1484. *le Clerc* bibl. choisie T. XIII. 1. *Simon* hist. crit. 53. *Dupin* bibl. des aut. eccles. T. XVII. 132. *Foppens* bibl. belg. T. I. 502. *Clement* bibl. cur. T. V. 70. *Paquot* Mém. T. XI. 1. Biogr. univ. T. V.

ner Theologen F. Spanheims), Leiden 1647. 12.; unvollständiger Straßb. 1660. 12.; lat. und französisch von Brianville, Paris 1668, 1680, 1694. 2. 12, vermehrt und mit 34 ungedr. französ. Briefen ausgestattet Paris (Haag) 1695. 2. 12. Extraits de quelques poesies. Lausanne 1759. 8., Auszüge aus französischen Gedichten des 12. 13. und 14. Jahrh., herausgegeben von Sinner *). (*Wachler.*)

Bongarus, s. Bungarus.

BONGHIR, ein Distrikt auf Dekan in des Nizam Prov. Hyderabad. Er heißt in der Sanscrit Banaghiri, der Waldbezirk, liegt zwischen 17 bis 18° Br. und wird nur von dem kleinen Flusse Muosy bewässert, ist aber besser angebauet und bevölkert, als einer der übrigen Distrikte von Hyderabad. Die Hauptstadt Bonghir liegt unter 17° 28′ Br. und 96° 28′ L. in einer äußerst fruchtbaren Ebene (Hamilton). (*Hassel.*)

BONGIOVANNI, Lat. Bonjoannes (Antonio), ein italischer Philolog und Literator, geb. 1712 zu Perrarolo im Veronesischen. Zu Padua, wo er die lateinische, griechische und hebräische Sprache, die Theologie, das civil- und kanonische Recht studirte, erhielt er in den letzten Wissenschaften die Doktorwürde. Er begab sich darauf nach Venedig, und bearbeitete gemeinschaftlich mit dem gelehrten A. M. Zanetti, dem Aufseher der Markusbibliothek, die Katalogen über die griechischen, lateinischen und italischen Handschriften derselben: Graeca D. Marci bibliotheca codicum manuscriptorum per titulos digesta. Ven. 1740. fol. Latina et italica D. Marci bibl. cod. mscpt. Ib. 1741. fol. Nach Vollendung dieser verdienstlichen Arbeit widmete B. seinen Fleiß der Herausgabe folgender Werke: Graeca scholia scriptoris anonymi in Homeri Iliados lib. I. ex vetusto cod. bibl. Venet. A. Bonjoannes eruit, lat. interpret. est, notisque illustr. Venet. 1740. 4. *Leontii*, monachi Hierosol., quaedam ad historiam eccles. spectantia, e graeco versa etc. in Mansi nova collect. SS. Concil. et Decret. Luccae 1752. fol. Tom. VI. *Libanii* sophistae orationes XVII. nunc primum ed., lat. vertit, notisque illustr. Venet. 1754. 4. *Theodoreti* opuscula duo nunc primum ex Cod. Ms. bibliothecae Vindobon. vulgata. Ib. 1759. 4. B's Todesjahr ist unbekant †). (*Baur.*)

Bongo, s. Bunwut.

Boni auf Celebes, s. Bony.

BONI (Onufrio), Ritter des toscanischen St. Stephanordens, Komthur des St. Josephsordens, geboren zu Cortona den 16. Mai 1743, stammte aus einem Patrizier-Geschlecht, das mit ihm erloschen ist. Nach vierjährigem Aufenthalt auf der Universität zu Pisa, schickte ihn der Großherzog Peter Leopold nach Rom, um sich dem Studium der schönen Künste zu widmen, wozu er vorzügliche Anlagen besaß. Der Großherzog Ferdinand III. ernannte ihn zum Oberaufseher über alle öffentliche Baue, ein gleich ehrenvolles und schwieriges Amt, das er mit Auszeichnung verwaltete. Er verband mit der eigentlichen Technik der Kunst, eine umfassende Gelehrsamkeit, eine höchst scharfsinnige Kunstkritik und eine blühende Darstellungsgabe. Von den hier gerühmten Eigenschaften zeugen sein Elogio del Caval. Pompeo Girolamo Batoni. Roma 1787. 8., wo er mit tiefer Sachkentniß diesen Künstler mit Mengs vergleicht, und sein Elogio dell' Abate Don Luigi Lanzi tratto delle sue opere. Firenze 1810. in 4. und Pisa 1816. in 12. Dies ist eine der vorzüglichsten Biographien, deren die daran so reiche italische Literatur sich rühmen darf. Er war Lanzi's vieljähriger innigster Freund und Verehrer, hatte seine sämtliche Schriften aufs gründlichste studirt und ließ ihm, wie die Inschrift sagt: ex stipe amicorum et haeredis et sua ein schönes Monument in der Kirche zu S. Croce in Florenz 1811 errichten. Früher hatte er Buonarotti siegreich gegen die Angriffe des Freart-Chambray vertheidigt *). In einer Schrift: Sopra le antichità di Giannuti 1810 behauptet er, daß diese unweit der toskanischen Küste liegende Insel das Dianum der Alten sey und die Überreste des Königs Mausolus nicht, wie man bisher geglaubt hat, in Ägypten ruhen, sondern in einem neuerlich auf dieser Insel entdeckten Tempel. B. starb am Schlagflusse den 3. April 1818. **). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONIFACIO (S.), Stadt im Bez. Vico des französischen Dep. Corsica. Sie liegt unter 41° 25′ Br. und 26° 47′ L. auf der Südspitze der Insel an der Meerenge, die Sardinien und Corsica trent und von ihr den Namen führt, ist stark befestigt, im Innern wie alle corsischen Städte eng zusammengebauet und schmuzig, mit einer Menge Kirchen angefüllt, und zählt etwa 750 Häus. und 3187 Einwohner. Der Hafen ist zwar bequem und sicher, aber sein Zugang beschwerlich; er wird jährlich nur von wenigen Schiffen besucht, die Öl, Früchte, vorzüglich aber Korallen laden. Die Korallenfischerei beschäftigt sehr viele Fischer und macht den vornehmsten Nahrungszweig der Einw. aus. Es ist hier der Sitz eines Handelsgerichts. (*Hassel.*)

BONIFACIO ist der Name mehrer italischen Gelehrten des 16. und 17. Jahrh., unter denen Giovanni und sein Neffe Baldassarre die merkwürdigsten sind. Der erste, geb. zu Rovigo im Venezianischen d. 6. Sept. 1547 aus einer adeligen Familie, studirte zu Padua die Rechte, diente seinem Vaterlande mit seinen Kentnissen in verschiedenen Ämtern, lebte lange zu Treviso, u. starb zu Padua den 23. Juni 1635. Durch frühes Studium der Alten gebildet, zeichnete er sich in seinen Ämtern durch männliche Beredsamkeit, und als Gelehrter durch vielsei-

*) Vgl. *Bayle* Dict. s. h. v.

†) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. II. *Saxii* Onomast. Vol. VII. p. 1. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené). Von seinem Libanius s. die Nov. acta erud. 1756. Febr. p. 49—57.

*) S. Idea della perfezione della Pittura di M. Rolando Freart, tradotta dal francese da Antonio Maria Salvini, e pubblicata per la prima volta dal Canonico Domenico Moreni, con una dissertazione apologetica in fine di Michelangelo Buonarotti scritta dal sign. Onofrio Boni, Firenze 1809 und Riflessioni sopra Michelangiolo Buonarotti in risposta a quanto ne scrisse Rolando Freart Sig. de Chambray nell' opera Idée de la perfection de la peinture etc. Firenze. **) Vgl. Elogium Onuphrii Bonii cum eius corpore conditum in porticu aedis M. Virginis ab Angelo salutatae quae Florentiae est. Auctore Jo. Baptista Zannonio, R. antiquitatum interprete. Florentiae MDCCCXVIII. 4.

tige Kentnisse aus, weswegen ihn auch die Akademien zu Treviso, Venedig, Padua und Verona zu ihrem Mitgliede aufnahmen. Eine Bereicherung der historischen Literatur ist seine gründliche, durch Vollständigkeit und Tiefe der Untersuchung und durch lichtvolle Anordnung und Verarbeitung mannigfaltiger Materien hervorstechende, Geschichte von Treviso: Storia Trivigiana divisa in libri XII. Treviso 1591. 4. Ed. II. Venez. 1744. 4. mit vielen Zusätzen und Verbesserungen aus dem Nachlasse des Verfassers, und mit einer Fortsetzung von 1591, wo er anfangs endete, bis 1623, nebst seinem Leben von Stellio Mastraeca. Von Beobachtungsgeist und Scharfsinn zeugt sein Werk über die Geberdensprache: L'arte de' Cenni, con la quale formandosi favella visibile, si tratta della muta eloquenza. Vicenza. 1616. 4. Im ersten Theile lehrte der Verfasser die Kunst, sich durch Geberden auszudrücken, und im zweiten Theile zeigt er den Nutzen der Gebehrdensprache. Ferner schrieb er: De epitaphiis componendis. Rovig. 1629. 4. L'arti liberali e mecaniche come sieno state dagli animali irrazionali agli uomini dimostrate. Ib. 1624. 4. La republica delle api, con la quale si dimostra il modo di ben formare un nuovo governo democratico. Ib. 1627. 4. Componimenti poetici. Ib. 1625. 4.; auch juristische Abhandlungen, z. B. de furtis, über die venezianischen Gesetze, Kommentare, und manches andere, das die Schwächen des Alters verräth und vergessen ist*). — Sein Neffe Baldassarre, aus Rovigo abstammend, war den 5. Jan. 1586 zu Crema im Venezianischen geboren. Schon im 13. Jahre besuchte er die Hochschule zu Padua, wurde im 18. daselbst Doktor der Rechte, und fing an über die Institutionen Vorlesungen zu halten. Als Secretär des päpstlichen Nuncius Borgia kam er nach Teutschland, bekleidete nach seiner Rückkunft im Venezianischen mehre geistliche Würden, ward 1637 Direktor eines neugestifteten Kollegiums für edle Venezianer zu Padua, 1653 Bischof von Capo d'Istria, und starb daselbst 1659. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller in Prosa und Versen, in lateinischer und italischer Sprache, und hinterließ mehr als 20 Werke im Manuscript. Von den gedruckten möchten die wichtigsten seyn: Discorso dell' immortalità dell' anima. Venez. 1621. 4. Amata, tragedia. Ib. 1622. 8. (Crescimbeni zählt diese Tragödie zu den besten jener Zeit, und der Verfasser vertheidigte sich gegen unbillige Kritiken in seinen Lettere poetiche. Ib. 1622. 4.). Elogia Contarena. Ib. 1623. 4. (Lobreden auf 30 ausgezeichnete Männer der Familie Contarini, abgedruckt bei Fr. Contarini's Werke: De rebus et bello inter Etruscos et Senenses gesto, dessen Herausgeber Bonifacio war). Caroli Sigonii judicium de historicis, qui res romanas scripserunt, etc., accesserunt de iisdem scriptoribus excerpta a Balth. Bonifacio. Ib. 1627; Helmst. 1647. 4. Historia ludicra, opus ex omni disciplinarum genere selectum et jucunda eruditione refertum. Ib. 1652. 4. vermehrt, Brüssel 1656 mit dem Leben des Vf. Panegyrici sacri. Ven. 1657. 4. Vita Bonifacii a Bonifacio, jurisconsulti et assessoris. Ib. 1629. 4. (das Leben des Vaters, vom Sohne beschrieben). Praelectiones et civilium institutionum epitome. Ib. 1632. 4. mit seiner, auch in verschiedenen andern Samlungen abgedruckten Abhandlung de archivis. Briefe, Reden, Abhandlungen rc. Er war ein Drilling, und von seinen zwei Brüdern (alle drei wurden Kaspar, Melchior und Balthaser, nach den sogenannten heil. 3 Königen, getauft), ist Kaspar als Dichter bekant**). (*Baur.*)

*) *Baillet* Jugements T. II. 63. *Papadopoli* hist. gymnas. Patav. T. II. 129. *Clement* bibl. cur. T. V. 76. *Frehers* theatr. P. II. 1072. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené).

**) Ein Verzeichniß aller s. Schriften gibt er selbst im letzten Kap. seiner Hist. ludicrae. Von seinem Leben s. ebendas. und *Konigii* Bibl. vet. et nov. voc. *Fabricii* hist. bibl. P. V. 498. *Papadopoli* l. c. 139. *Clement* l. c. 72. Mém. de Niceron T. XVI. 366. XX. 101. Neuer Büchersal, 52ste Öffnung 266 — 282. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené).

BONIFACIUS I—IX. römische Päpste.

Bonifacius I., römischer Bischof vom Jahre 419 bis 422. Seine Wahl war zwiespältig, denn wiewol die größere Zahl der Geistlichen sich ihm zugewandt hatte, so war doch Symmachus, zur Zeit kaiserlicher Statthalter zu Rom, auf dessen Betrieb ein Archidiacon Eulalius zur Bischofswürde der römischen Kirche war erhoben worden, beim Kaiser Honorius (damals zu Ravenna) mächtig genug, um von diesem einen Befehl zu Bonifacius Entfernung aus Rom auszuwirken. Des letztern Anhänger aber erließen an den Kaiser eine Vorstellung über des Bonifacius gesetzliche und beinahe einstimmige Wahl, die jenen bewog, den Streit in genauere Untersuchung zu ziehen. Bevor indeß diese begann, bewog den Kaiser des Eulalius Ungehorsam und Stolz, ihn des Amtes zu entsetzen und Bonifacius zum rechtmäßigen Bischof Roms zu ernennen [1]). Diese Entscheidung der streitigen Wahl ist nicht unwichtig; denn daß der Kaiser den Stuhl zu Rom mit Bonifacius neu besetzt hatte, ist nachmals öfters in Anregung gebracht worden und hatte mannigfaltigen Zwist veranlaßt [2]). Die nähere Folge dieses Zwiespaltes in der Bischofswahl aber war ein Gesetz des Kaisers, nach welchem hinfort bei streitigen Wahlen keiner der Gewählten zur Würde gelangen, sondern Volk und Geistlichkeit einen dritten zum Bischof bestimmen sollten [3]). So mild und nachgiebig sonst dieses Papstes Charakter geschildert wird, so fest und standhaft hielt er doch an dem Rechte und Herkommen, welches seiner Kirche unter seinen Vorgängern im Amte zugebracht worden war. Es war in früherer Zeit der röm. Kirche bereits die Oberaufsicht über die Bischöfe Illyriens zugestanden worden, welche jetzt der morgenländische Kaiser Theodosius II., durch einen Streit über die Besetzung des Bischofsstuhls zu Patrá veranlaßt, der hohen Kirche zu Konstantinopel zuzuwenden suchte. Der Bischof der letztern Kirche berief schon ein Concilium, um die von Bonifacius bereits genehmigte Ordination des neuen Bischofs einer neuen Prüfung zu unterwerfen, als Bonifacius durch sein ernstes und drohendes Wort die Bischöfe Macedoniens, Achaja's, Thessaliens, Daciens und vom Epirus vermochte, das berufene Concilium we-

1) *Baronii* Annal. eccles. an. 419, wo des Symmachus Brief und die kaiserl. Befehle stehen. *Platina* vita Bonifacii I. Muratori Gesch. von Italien B. 3. S. 71. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. I. p. 116. 2) Z. B. in dem Streit zwischen Heinrich IV. und Gregorius VII. 3) Concil. General. T. II.

der zu besuchen, noch dessen Aussprüchen zu folgen. In diesen Briefen hob Bonifacius den röm. Bischofssitz über alle andern der christl. Kirche empor und keiner widersprach ihm [4]). In seinem letzten Lebensjahre gab er noch dem Streit der Gallischen Bischöfe zu Arles und Vienne über die Metropolitanwürde durch Widerspruch der Anordnung seines Vorgängers, des Papsts Zosimus, eine Wendung, die eben so von seiner Klugheit und Gerechtigkeit zeugt, als sie der röm. Kirche heilsam war. Er starb gegen Ende des J. 422. [5]).

Bonifacius II., römischer Bischof vom J. 530 bis 532. Der abermalige Zwiespalt in der Papstwahl, — denn von einem Theile der Geistlichkeit war Dioscorus zum Papst ernant worden [6]), —rechtfertigte eines Theils Theoderichs d. Gr. Einmischung in die früheren Wahlen, regte aber auch den Wunsch an, der Bestechung und Geldgier der Geistlichkeit, die sich bisher bei jeder neuen Wahl gezeigt, strengere Regel und Ordnung entgegenzustellen. Der Senat aber und der Papst gingen zur Auffindung des Mittels gegen die ärgerlichen Wahlstreitigkeiten auf sehr verschiedenen Wegen aus. Jener meinte durch strengere Gesetze gegen Bestechung, Stimmenkauf und andere schändliche Wahlkünste das übel heilen zu können und der Gothenkönig Athalrich bestätigte nachmals diese wohlgemeinten Verordnungen [7]); der Papst dagegen fand für die Ruhe, Freiheit und unabhängige Erhebung der Kirche heilsamer, daß die Papstwahl auf dem päpstlichen Stuhle erblich werde und jeder Papst selbst seinen Nachfolger ernenne; und in einer Kirchenversamlung zu Rom gelang es ihm auch in der That, dieses Gesetz von den versammelten Bischöfen genehmigt und beschworen zu sehen [8]). Indessen mislang doch sein erster Versuch in der Ernennung des Diakonus Vigilius zu seinem Nachfolger in solcher Art, daß Bonifacius sein eigenes Gesetz für ein Majestätsverbrechen erklärte und die darüber abgefaßte Bulle öffentlich verbrannte [9]). Eben so wenig glückte ihm sein Versuch, den schon früher angesponnenen und jetzt durch den vom Patriarchen von Konstantinopel seines Amts entsetzten Metropolitan von Larissa neu angeregten Streit wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit über die Bischöfe Illyriens für die röm. Kirche zu günstiger Entscheidung zu bringen [10]). Dagegen kamen ihm die von den Vandalen-Königen in Afrika hart bedrängten katholischen Bischöfe [11]) von selbst mit dem Anerbieten der Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft mit dem röm. Stuhle entgegen, welches Bonifacius mit einem freudigen Briefe aufnahm [12]), für die Erweiterung der Gewalt der römischen Kirche ein wichtigrs Ereigniß! Bonifacius starb am 17. Oktober 532.

Bonifacius III., am 19. Febr. 607 zum Papst erwählt, starb schon im November des nämlichen Jahres. So kurz diese Zeit seines Papstthums, so merkwürdig sind diese wenigen Monate doch dadurch geworden, daß Bonifacius, sich früher schon als Gesandter Gregorius des Gr. am griechischen Hofe die Gunst des Kaisers Phocas erwerbend und deshalb von diesem auch bei seiner Papstwahl unterstützt, von seinem kaiserlichen Gönner das förmliche Recht zuertheilt erhielt, ausschließlich den Namen eines „allgemeinen Bischofs der Christenheit“ zu führen. Zwar gestehen selbst eifrig-katholische Kirchenlehrer zu, daß nur des Kaisers Haß und Kränkungssucht gegen den Patriarchen Cyriacus von Konstantinopel den nächsten Anlaß zu jener Anerkennung gegeben habe und es ist der Name zwar auch nie bei den Bischöfen von Rom in Gebrauch gekommen; aber die röm. Kirche und ihr Bischof stiegen auch durch diesen Schritt eine Stufe weiter zu der Höhe hinauf, auf der sie einst stehen sollten. Wenn also Gregorius der Gr. jenen Titel auch wirklich verdamt und in der That der röm. Bischof nichts neues erhalten hatte, so war damit doch offenbar dem aufsteigenden Gebäude der Hierarchie eine neue Säule untergesetzt [13]).

Bonifacius IV., hielt den päpstlichen Stuhl vom J. 608 bis 615 besetzt, würde aber seinen Namen kaum nennenswerth gemacht haben, wenn ihm nicht Kaiser Phokas auf seine Bitten das Pantheon eingeräumt und die Freude gewährt hätte, an die Stelle der alten Götter des Heidenthums die Bilder der Mutter Gottes und christlicher Heiligen zu setzen [14]). Er starb im Mai 615.

Bonifacius V., hatte den römischen Stuhl vom J. 619 bis 625 inne. Außer seinen Briefen an den König Edwin und dessen Gemalin, in denen er die Annahme und weitere Verbreitung des Christenthums zu befördern suchte, ist nichts von besonderer Wichtigkeit von ihm bekant [15]). Man führt von ihm noch einige Kirchengesetze an [16]). Er starb im Okt. 625.

Bonifacius VI., bestieg den päpstlichen Stuhl im J. 896, nachdem er wegen seines ärgerlichen Lebenswandels schon zweier Ämter entsetzt war, und behielt ihn nur 15 oder 26 Tage, da er noch im nämlichen Jahre starb [17]).

Bonifacius VII., ein höchst lasterhafter Mensch und deshalb von Einigen nicht einmal unter die Zahl der Päpste aufgenommen. Zuvor Kardinaldiaconus wurde er durch den grausamen Crescentius, den er bei der Ermordung des Papsts Benedikt VI. unterstützt hatte, auf den

---

4) Bower's Historie der röm. Päpste B. II. p. 50 — 53.
5) Muratori Gesch. von Italien Th. III. S. 80. *Baronius* Annal. an. 423. *Anastas.* Bibl. ap. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. p. 39. gibt nur dürftige Nachricht.
6) *Anastasii* Biblioth. vita Bonifacii in *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. pag. 49. *Platina.* 7) Man findet die Verordnungen in *Cassiodori* epist. L. IX. ep. 15. 8) *Platina. Anastas.* de Bonif. 9) *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. I. p. 127. *Anastasii* Biblioth. vita Bonifacii II. 10) Rehr Gesch. des Papstthums Th. 1. S. 130. 11) S. Gibbon Gesch. des Verfalls und Untergangs des röm. Reichs übers. v. Beck B. 9. S. 8—9. *Victor* Vitensis de persecutione Vandal. l. V. 12) Der Brief steht in Concil. General. T. IV.

13) *Platina.* Chron. abbat. Ursperg. p. 114. „Phocas fecit Romam matrem ecclesiarum.“ *Lorenz* Examen decreti Phocae de primatu patriarchae Constantinop. Strasb. 1787. *Anastasii* Biblioth. vita Bonifacii III. ap. *Muratori* scriptt. rer. Ital. T. III. P. I. p. 135.
14) *Anastasius* in vita Bonif. IV. *Paulus Diaconus* L. IV. c. 37. *Platina.*
15) Die Briefe stehen in *Beda* historia eccles. L. II. 16) *Anastasius* in vita Bonif. V. und *Platina.*
17) *Muratori* scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. p. 317—318.

römischen Stuhl erhoben. Nach einem Monat schon von der toskanischen Partei vertrieben, entfloh er mit dem gestohlenen Kirchenschatze der St. Peterskirche nach Konstantinopel. Nach des Kaisers Otto II. Tod kehrte er zurück, ward von seiner Partei wieder auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ließ seinen Gegner, den Papst Johannes XIV. gefangen nehmen und ermorden, starb aber bald darauf im Jahre 985[18]).

Bonifacius VIII., aus Anagni gebürtig, von dem berühmten Geschlechte der Cajetani abstammend, zuvor Kardinalpriester unter dem Namen Benedikt Cajetan und bei den Päpsten Martin IV. und Nicolaus IV. wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben in hoher Gunst und Achtung, bestieg den päpstlichen Stuhl am 23. Dec. 1294. Es stimmen alle Schriftsteller seiner Zeit, selbst die, welche seinem System nicht huldigen mochten, in der Anerkennung seiner Klugheit, seiner Gelehrsamkeit in kirchlichen und geistlichen Dingen und seines Feuereifers für die Sache der röm. Kirche überein, und in den neun Jahren seiner päpstlichen Herrschaft bewies er hinlänglich, daß er an Festigkeit des Willens und Kraft der Gesinnung Gregorius VII. und Innocenz III. nicht nachstand[19]), wenn er auch keineswegs mit dem klaren Blick ins Leben sah und seine Zeit so gut verstand, als die genannten Päpste. Das Hauptziel alles seines Strebens, in welchem alle seine Handlungen gewissermaßen zusammenlaufen, war: den unter seinen nächsten Vorgängern entwürdigten und sinkenden römischen Stuhl wiederum zu dem Gipfel des Glanzes und der Macht zu erheben, auf dem er ihn unter seinen Vorbildern Gregorius und Innocenz so erhaben stehen sah. Dieser Gedanke aber, in der Reinheit und Stärke der Überzeugung aufgefaßt, in welcher er ohne Widerrede in Bonifacius Seele entstanden war, und beurtheilt nach der Zeit und in den Verhältnissen und Begebenheiten, die mit Nothwendigkeit erfolgten, mag eben so leicht in eines solchen Mannes Geist seine Rechtfertigung finden, als es zu begreifen ist, wie der Irthum, in welchem Bonifacius über den neuaufstrebenden freiern Geist seiner Zeit stand, und die Täuschung über die Erscheinungen, die nothwendig aus diesem Geist hervorgingen, die wilde Leidenschaftlichkeit, den zügellosen Zorn und den ganzen Sturm seiner Seele hervorbrachten, der ihn blind über die Erfodernisse der Zeit und ohne festes System im Kampfe gegen die Erscheinungen der Zeit bleiben ließ. — Schon im ersten Jahre seiner Herrschaft that Bonifacius in der Art, wie er den um die Krone Siciliens streitenden Königen, Jakob von Arragonien (dem Gerechten) und Karl II. von Sicilien, die Bedingungen des Friedens (8. Jun. 1295) vorschrieb, wie er die über diesen Frieden ergrimmten Sicilianer zu schrecken und seinen Geboten Gehorsam zu verschaffen suchte, wie er die neue Königswahl Friedrich II. verdammte und wie er Corsica und Sardinien, als den päpstlichen Stuhl zugehörige und verlehnbare Königreiche an Jakob von Arragonien verschenkte, seine Gesinnung und Überzeugung, wie das Ziel seines Strebens kund[20]). Dieses Streben schien glücklich zu gelingen und das Gelingen zu weiteren Schritten aufzufodern. Der zaghafte König Erich VI. von Dänemark, der den Erzbischof von Lund, Jens Grand, ins Gefängniß geworfen, weil er ihn als Theilnehmer am Morde seines Vater ansah und deshalb vom Papst mit ganz Dänemark in Bann und Interdikt gethan, ließ sich von Bonifacius willig mit einer so ungeheuern Geldsumme bestrafen und so demüthigend behandeln und zu so erniedrigenden Erklärungen gegen den heiligen Vater herabwürdigen[21]), daß es wunderbar gewesen wäre, wenn Bonifacius nicht weiter hätte gehen wollen. Aber er ging auch weiter! Im teutschen Reiche war zu selbiger Zeit Streit um die Königskrone. Adolf von Nassau war von einigen Reichsfürsten des Thrones entsetzt und Albrecht von Östreich durch Arglist und Bestechung der Fürsten auf denselben erhoben worden. Um sich die Krone zu sichern, schien dem Letztern auch der Papst für 16,000 Mark Silber wol feil zu seyn. Albrecht irrte; denn Bonifacius ging nach höhern Dingen aus; er geizte nicht nach Geld, wol aber nach dem Vorrechte, daß es ihm, dem obersten Herrn der christlichen Welt, nach Gottes Verordnung zustehe, „die Person eines gewählten römischen Königs zu prüfen, über ihre Tauglichkeit oder Unfähigkeit zu entscheiden, sie zu krönen und zum römischen Könige zu ernennen“[22]). Dieses Recht an dem neuen Könige geltend zu machen, lud ihn der Papst innerhalb einer Frist von sechs Monden vor seinen Richterstuhl nach Rom. Albrecht stand wol allerdings in andern Verhältnissen gegen seinen Gegner, als Heinrich IV. gegen Gregorius VII., und der Geist der Zeit hatte im Ablaufe von zwei Jahrhunderten wirksamere Waffen gegen den heil. Stuhl herbeigebracht. Albrecht aber war verhaßt im Reiche, befeindet und bekämpft von den Fürsten und es gibt Gemüther, die in Glück und Macht so hart und unbiegsam, als in Unglück und Gefahr zaghaft und furchtsam werden. Darum mag es immer noch ungewiß bleiben, wie weit Albrecht gegen des Bonifacius starken Geist bestanden haben würde, wäre die ganze Kraft dieses Geistes nicht durch Philipp den Schönen, König von Frankreich, abgeleitet worden[23]). Auch gegen diesen Fürsten trat Bonifacius mit einem Geiste voll von dem Gedanken päpstlicher Macht und Herrschaft auf. Schon die Aufnahme und Beehrung der von Bonifacius mit ausgelas-

18) *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. p. 333. *Platina*. Bowers Gesch. der Päpste. Bd. VI. S. 322—325. Schlossers Weltgeschichte 2r Th. S. 286. (wo er fälschlich Bonifacius VIII. genant ist).

19) „Seit Gregorius VII. hatte kein Papst höheres Gefühl seiner Würde“ sagt von ihm Johann von Müller Allgem. Geschichte 2r B. S. 318.

20) Vgl. Giannone Gesch. des Königr. Neapel B. III. S. 143—151. *Mariana* historiae de rebus Hispan. L. XIV. c. 17. *Raynaldus* Contin. Annal. Baron. an. 1295—1296. Sismondi Gesch. der ital. Freistaten B. 4. S. 207—212. 21) *Baronii* Annal. Eccles. an. 1295. no. 50; an. 1299. no. 9. 22) So spricht Bonifacius in einem Briefe an die teutschen Fürsten: „Nos, ad quos jus et auctoritas examinandi personam in Regem Romanum electam pro tempore, eiusque inunctio, consecratio, coronatio, manus impositio, nec non denuntiatio, seu reputatio idoneitatis personae vel formae, et nominatio regia, seu ratione indignitatis personae vel formae reprobatio pertinere noscuntur.“ *Baronii* Annal. Eccles. an. 1301. 23) S. Art. Albrecht in Encyclop. d. Wiss. und Künste Th. II. S. 390.

sener Leidenschaftlichkeit entsetzten und vertriebenen Kardinäle aus dem Hause Colonna, deren Beschützer der Papst mit dem Bann bedrohte, hatte diesen sehr befremdet [24]). Um so lieber nahm er die Klagen des Grafen Guido (Veit) von Flandern über des Königs von Frankreich arglistige Einmischung in seinen Streit mit Gent [25]) an dem heiligen Stuhle an; denn er bekam somit zugleich den ersten Anlaß in die Kriegshändel zwischen Philipp und Eduard I. von England einzugreifen. Der Papst ging dabei mit wohlgemessenem Schritte zu Werke. Er vermittelte zuerst einen Waffenstillstand zwischen beiden Königen und die Könige hörten auf Bonifacius Stimme. Um aber den Krieg zu erschweren, und die Geistlichen, welche Philipp bis dahin hart und willkürlich besteuerte, gegen weltliche Eingriffe in geistliches und kirchliches Eigenthum sicher zu stellen, erließ der Papst die berühmte Bulle Clericis Laicos am 20. Okt. 1296, worin er Beiden, Königen und Geistlichen, zugleich verbot, hinfort von geistlichem Güte Abgaben und Steuern zu fordern und zu geben [26]). Der König setzte dieser Bulle nicht blos ein Manifest entgegen, nach welchem die Geistlichkeit des Landes weder Geld noch sonstige Kostbarkeiten aus dem Reiche nach Rom führen lassen durfte, sondern er nahm die Bulle auch selbst mit einer Verhöhnung und Geringschätzung auf, die wol schwer zu ertragen war [27]). Bonifacius ertrug sie; ja er zeigte gegen den König eine Mäßigung und Gelassenheit, die gegen Philipps Sprache in der That zu verwundern ist. Und nicht blos dieses; er bewies sich dem Könige überall so gefällig, z. B. in der Heiligsprechung Ludwigs IX. (Philipps Großvaters) [28]) und, wie es scheint, sogar in dem Gedanken, die Kaiserkrone der teutschen Könige auf des Königs Bruder, Karl von Valois, zu übertragen, daß Philipp nicht umhin konnte, den von Bonifacius vermittelten Waffenstillstand (1298) abermals anzunehmen, doch mit der Bedingung, daß die Vermittlung nicht Bonifacius der Papst, sondern Bonifacius der Privatmann übernehmen dürfe [29]). Die Art aber, wie Philipp die Friedensvermittelung des Papstes aufnahm (der Graf von Artois zerriß die päpstliche Bulle in des Königs Gegenwart und warf sie in das Feuer), der Übermuth, mit dem er allen Mahnungen des Papstes begegnete, mit dem er die Geistlichen auch ferner beschatzte, einen Bischof sogar gefangen hielt, die Verbindung Philipps mit dem teutschen Könige Albrecht gegen den Papst und der sichtbare Eifer, den er überall aufbot, um diesen zu kränken: dies alles riß den Papst aus seiner bisherigen Besonnenheit zu einer Leidenschaftlichkeit, die ihm vor der Welt wol gerechtfertigt erscheinen mochte. In ihm selbst hatte sie sich gerechtfertigt durch die Überzeugung des Rechts, welche die Geschichte des päpstlichen Stuhls in Bonifacius Geist erzeugt haben mochte. Der Papst sandte den Archidiaconus Jacob de Normandis, einen heftigen Sprecher, an den König, um die Loslassung des gefangenen Bischofs von Pamiers zu fodern, zugleich aber auch dem Könige eine Reihe von Klagen und Beschwerden vorzulegen, die dieser durch seine Eingriffe in kirchliches Gut veranlaßt hatte [30]). Außerdem, aber — und dies war gewiß der den König am meisten erbitternde Schritt — ließ er eine Synode zur Abhelfung aller Beschwerden und Klagen der Geistlichen gegen den König und zur Reformation der Regentschaft Frankreichs ausschreiben und dem Könige gebieten, persönlich zu erscheinen. Von dem an folgte ein Schlag auf den andern. Philipp ließ sich in seinem, auch in seiner Form merkwürdigen Parlement seine völlige Unabhängigkeit auch in Beziehung auf die Geistlichkeit des Landes zusichern; die Geistlichen, anfangs schüchtern, fügten sich. Der Papst bestritt, widerrief und drohte. Dem entgegen bewies der König dem heil. Vater eine Schnödigkeit und Verachtung, auf die unmöglich etwas anderes als der Bannfluch erfolgen konnte [31]). Jetzt aber schien es dem Papste nothwendig, sich mit dem römischen Könige Albrecht auszusöhnen, und ihn für sich zu gewinnen. Er trug ihm die Krone Frankreichs an, denn er schien nun schon alles auf Philipps Sturz vom Throne berechnet zu haben; er munterte zu gleicher Zeit auch den König von England und den Grafen von Flandern zur eifrigen Fortsetzung des Kriegs auf, den er früher so gern beendigt gesehen hätte. Die Art, wie Albrecht sich dem Papste mit einemmale geschmeidig fügte, die demuthsvolle Nachgiebigkeit, die, in seinem Charakter nicht im mindesten begründet, er jetzt dem heil. Stuhle bewies, zeugen dafür, daß Albrecht in des Papsts Gedanken eingegangen war [32]). Während aber Philipp, von diesen Schritten des Papstes wol unterrichtet, in einer neuen Versamlung der Stände des Reichs durch die Entscheidung der Frage über die Rechtmäßigkeit von Bonifacius Papstwahl die Sache auf den Punkt zu stellen suchte, von welchem aus für die Stände kein Rückschritt mehr möglich war, hatte er auch schon den verwegenen Wilhelm von Nogaret nach Italien gesandt, um sich, mit den erbitterten Colonnen verbunden, der Person des Papstes zu bemächtigen. Nogaret, der sich „wie ein echter Raubritter“ in Anagni einschlich, ließ den Papst in seinem Palaste überfallen, auf die gemeinste Weise mishandeln und aller seiner Schätze berauben. Diesem rohen Soldatengeist gegenüber muß die Würde und Haltung, die Bonifacius bei den abscheulichsten Auftritten fest behauptete, nothwendig für ihn gewinnen. Der Greis unterlag jedoch dem Kummer und Gram. Aus den Händen des gedungenen Raubgesindels von den Bewohnern Anagnis befreit, ging er nach Rom, wo ihn aber auch selbst der ungemeine Jubel des Volks nicht zu trösten vermochte über die Gräuel, die an ihm begangen waren. Er starb 33 Tage nach seiner Befreiung, am 11. Oct. 1303 [33]).

24) Muratori Gesch. v. Ital. Th. 8. S. 233 ff. 25) Rapin Gesch. v. England. Th. 2. S. 422—423. 26) *Hume history of England*, Vol III. p. 71. 27) *Baronii* Annal. eccles. an. 1296 Nr. 24. 28) *Baronii* Annal. eccles. an. 1297 Nr. 58. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. I. p. 671. 29) Rapin Th 2. S. 429.

30) *Baronii* Annal. eccles. an. 1301 Nr. 30. *Bernardi Guidonis* vita Bonifacii VIII. in *Muratori* S. R. I. T. III. P. I. p. 671. Nach Guido's Bericht sollen diese Briefe des Papstes öffentlich verbrant worden seyn. 31) *Bernardi Guidonis* vita Bonifacii VIII. *Platina*. 32) *Bern. Guidonis* vita Bonif. *Corneri* Chron. ap. *Eccard.* P. II. p. 953. 33) Über die Geschichte dieses Papstes ist überhaupt nachzulesen: *Raynaldi* Annal. ecclesiastici T. XIV. an. 1294—1303. *Jacobus Cardinalis* de electione et coronatione Bonifacii

Bonifacius IX. aus Neapel gebürtig, hieß vorher Petrus Thomacelli und war Cardinal-Presbyter. Im J. 1389 wurde er nach Urbans VI. Tod von der römischen Partei der Cardinäle zum Papst erwählt; denn es war die Zeit des großen Zwiespalts der Kirche, in welchem ihm als Gegenpapst Benedict XIII. zu Avignon gegenüber stand. Wenige Monate nach seiner Wahl begann das Jubeljahr 1390; denn nach Urbans VI. Verordnung sollte das große Jubiläum in diesem Jahre gefeiert werden. Rom füllte sich dieses ganze Jahr mit Fremdlingen aus allen den Ländern, die Bonifacius als rechtmäßigen Papst anerkannten, und dadurch vorzüglich gewann Bonifacius die Zuneigung der geldgierigen Römer; denn auch nach Ablauf des Jubeljahrs, da die Fremdlinge nicht mehr nach Rom selbst pilgerten, zog der Papst durch Ablaßkrämer ungeheure Summen nach Rom. Dieser Ablaßhandel, vom Papst als Großhändler und von Geistlichen und Mönchen als Krämer betrieben, führte zu den gemeinsten Künsten und Betrügereien, ja selbst zu Prellereien an dem heil. Vater[34]). Solche und andere Misbräuche und Gebrechen im ganzen Kirchenwesen, durch den Zwiespalt der Kirche noch heilloser und jammervoller geworden, weckten den Wunsch in den Gemüthern der Menschen lebendiger auf, die zerrissene Kirche wieder in Einem Papste vereint und mit sich selbst versöhnt zu sehen. Es geschahen von allen Seiten Vorschläge. Der König Karl VI. von Frankreich trat als Vermittler auf[35]); auch König Wenzel mischte sich in den Streit der Päpste ein, und doch griff keiner dem Übel an die Wurzel. König Karl ließ sogar geschehen, daß nach Clemens VII. Tod (1394) Benedict XIII. in Avignon als Gegenpapst gewählt wurde. Um dieselbige Zeit aber bekam Bonifacius auch gegen Rom eine bedenkliche Stellung. Die ungebundene Herrschaft, die der Papst über die Stadt sich angemaßt und willkürlich ausübte, empörte das Volk in dem Maße, daß es ihn in seinem Palast belagerte, bis König Ladislaus von Neapel, dankbar, daß Bonifacius ihn einige Jahre zuvor von Urbans VI. Bannfluch freigesprochen und auf den Thron gesetzt hatte, mit bewaffneter Hilfe herbeieilte und dem Papst Friede verschaffte, wiewol nur auf kurze Zeit, da der Druck der päpstlichen Herrschaft immer neuen Aufruhr nach sich zog[36]). Dies bewog den Papst, Rom zu verlassen und seinen Sitz in Perugia und Assisi zu nehmen, wo er bis zum J. 1399 blieb. Da trieb die Römer die Erinnerung an die Geldsummen, die im Jubeljahre 1390 nach Rom geflossen waren, den Papst zu der (vom Papst Bonifacius VIII.) anbefohlenen Feier des Jubeljahres 1400 nach Rom zurückzurufen und ihm in Beziehung auf die Oberherrschaft der Stadt alles zu bewilligen, was er nur irgend forderte. Dadurch gelangte Bonifacius in Rom, wie im ganzen Kirchenstat, zu einer Höhe unumschränkter Gewalt, wie sie noch keiner seiner Vorgänger besessen hatte[37]). Seine Gegner vertrieb er aus der Stadt; Rom wurde stark befestigt; der Papst war Allein-Gebieter; die Römer aber vergaßen gerne in dem Jubel der Zeit, im Tumulte der fremden Pilgrime und unter angehäuften Reichthümern den Verlust des freien Regiments. Selbst aus Frankreich zogen große Scharen nach Rom hin. Und doch sättigte alles dieses des Papstes große Geldgier noch keineswegs. Er trieb die Simonie ohne Scham und auf die gemeinste Weise; die Annaten, wenn auch nicht seine Erfindung, wurden durch ihn doch wenigstens zur Abgesordnung[38]). Zur Herstellung des Kirchenfriedens, von ihm und seinem Gegner oft versprochen, von keinem redlich gewünscht, von den Königen oft versucht und doch von keinem mit wahrem Ernste und mit Kraft betrieben, kam es selbst noch bis zu seinem Tode nicht. Er starb am 1sten Okt. 1404[39]). *(Voigt.)*

BONIFACIUS, Erzbischof von Mainz, der Apostel der Teutschen, war aus angelsächsischem Stamm, aber aus einem angesehenen Geschlechte Winfried, und zu Kirton (Cridiodunum) in Devonshire um das J. 670 oder nach andern 683 geboren. Schon in früher Jugend wurde er den Mönchen des Klosters Exeester zum Unterricht übergeben. Hier machte er nicht nur gute Fortschritte in Kentnissen, nach Art der damaligen Zeit, sondern gewann auch eine Vorliebe für den geistlichen Stand, und beides bewog ihn, sich in das Kloster Nuitzell zu begeben, dessen Mönche in einem besondern Rufe der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit standen. Er trat hierauf selbst in den Benedictiner-Orden, und wurde um das J. 700 zum Priester geweiht. Bald kam er durch seine Gelehrsamkeit in solches Ansehen, daß ihn nach einer Kirchenversamlung der König von England als Gesandten an den Erzbischof von Kanterbury schickte, um diesem die Beschlüsse jener Versamlung bekant zu machen. Weil er aber einen lebhaften innern Beruf fühlte, das Christenthum unter den heidnischen Völkern bekant zu machen, so dachte er dabei vorzüglich an die noch heidnischen Bewohner von Teutschland, zu denen er sich besonders deshalb hingezogen fühlte, weil seine eignen Vorfahren diesem Lande entsprossen waren. Daher ging er zuerst 716[1]) nach Friesland, wo ihn sein Landsmann, Willibrod, der vor ihm in gleicher Absicht dahin gegangen und Erzbischof von Utrecht geworden war, sehr freundschaftlich empfing, ihm auch zu

VIII. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. I. et II. p. 435. *Ciacconii* vita Bonifacii VIII. *Villani* Histor. Florent. L. VIII. *Platina* vita Bonifacii VIII. *Du Puy* histoire du different entre le Pape Boniface VIII. et Philippe le Bel, roi de France. Paris. 1655. *Joh. Rubei* Bonifacius VIII. e familia Cajetanorum principum romanus pontifex, Romae 1652. *Simon Vigor* Acta inter Bonifacium VIII, Benedictum XI, Clementem V., Pontiff. Roman. et Philippum Pulchrum, regem christianissimum. 1614. *Baillet* histoire de demelés du Pape Boniface VIII. avec Philippe le Bel, roi de France. Paris 1718. Bowers Historie der Päpste B. VIII. S. 232. Rehms Gesch. des Papstthums B. II. S. 252. Luzens allgem. Gesch. der Völker und Staten des MA. 2te Abth. S. 423. 34) Man muß vor allem den *Theoderic. a Niem* de schismate L. II. lesen, um den Schmutz der Zeit in diesem Punkte recht kennen zu lernen. 35) *Juvenal. Ursinus* vita Caroli VI. 36) Muratori Gesch. v. Italien T. IX. S. 77.

37) Lindenblatts Annalen S. 127. 38) *Theod. a Niem.* de schismate L. II. 39) Vgl. über diesen Papst: *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. p. 830. *Raynaldi* Annal. eccles. an. 1390—1404. *Theodor. a Niem* de schismate L. II. *Platina* vita Bonifacii IX. *Baluzii* vitae Paparum Avenion. T. I. Bowers Gesch. der Päpste B. IX. S. 3. Sismondi Gesch. der ital. Freistaten. Th. 7. Cap. 55 ff.

1) Nicht 704, wie Serrarius u. a. gegen *Wilibaldi* vita S. Bonifacii angeben.

einem Gespräche mit dem Friesischen König Ratbod behülflich war, welchen Winfried ermahnte, von der Verfolgung der Christen abzulassen, und die Verbreitung des Christenthums unter seinem Volke zu erlauben. Allein der Krieg, in welchen Ratbod damals mit Karl Martell verwickelt war, und die rohe Gesinnung der Friesen, störten den Erfolg seiner Bemühungen, und so begab er sich 717 wieder nach England. Hier sollte er zwar an des verstorbenen Abt Wigberts Stelle zum Abt des Klosters Nutzell erwählt werden; er verweigerte aber diese Würde, weil er damit umging, neue Reisen unter die Heiden zu unternehmen. Im Winter 718 reiste er hierauf wirklich zum andernmale aus England ab, und begab sich zuerst, mit einem Empfehlungsschreiben von Wilibrod versehen, nach Rom, wo er vom Papst Gregor II. Vollmacht erhielt, als päpstlicher Legat das Christenthum unter den Heiden auszubreiten. In dieser Absicht reiste er nun im Frühjahr 719 durch die Lombardei und Baiern, nach Thüringen. Hier war er zwar nicht der erste Lehrer des Christenthums, denn schon um 685 war der heil. Kilian auch in diesen Gegenden gewesen, und das Christenthum war von seiner Zeit her noch nicht ganz erloschen; aber es war nur sehr wenig verbreitet, und auch da, wo man es kannte, sehr ausgeartet, und mit dem Heidenthume vermischt; man hatte, wie es scheint, noch gar keine eigentlichen Kirchen, und es gab selbst Priester, die neben dem Gott der Christen noch den heidnischen Götzen opferten, und dabei das schändlichste Leben führten. Winfried hatte daher eine große Reformation vor sich. Sein erster Aufenthalt in Thüringen war jedoch nur von kurzer Dauer, denn noch im Laufe des J. 719 begab er sich wieder nach Friesland. Hier war der König Ratbod inzwischen gestorben, und Winfried trug nun unter dem Schutze der Franken nicht wenig dazu bei, das Christenthum unter den Friesen auszubreiten. Der Erzbischof Wilibrod wollte ihn deswegen schon damals zum Bischof ernennen, aber er schlug diese Würde aus, und berief sich auf die Vorschrift des Papstes, nach welcher er nur als päpstlicher Abgeordneter die christliche Religion predigen sollte. Aus Friesland begab er sich nach Hessen, wo er 723 zu Amöneburg eine Kirche baute und viele tausend Hessen taufte. Hierauf berichtete er den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen dem Papst Gregor II. und reiste auf dessen Verlangen noch 723 zum andernmale nach Rom, wo ihn der Papst zum Bischof ordinirte, ohne ihm jedoch einen bestimmten Bezirk anzuweisen, und seinen Namen Winfried in Bonifacius veränderte[2]). Er kehrte nun mit neuen Empfehlungsschreiben des Papstes nach Teutschland zurück, erhielt auch von dem fränkischen Herzog Karl Martell einen Schutzbrief und begab sich mit demselben zunächst nach Hessen, wo er sein Bekehrungswerk fortsetzte, und viele Götzenbilder zerstörte. Hierauf ging er nach Thüringen, wo er sich am längsten aufhielt, und den Götzendienst immer mehr ausrottete, zugleich aber auch die Priester, welche sich seinen strengern Anordnungen nicht unterwerfen wollten, absetzte, in den Bann that, und andere an ihre Stelle herbeirief[3]). Während seines Aufenthalts in Thüringen mußte er sich oft sehr kümmerlich behelfen, aber er ertrug gern Mangel und Noth, um nur nicht das Christenthum wieder in seinen vorigen Verfall gerathen zu sehen. Die erste christliche Kirche in Thüringen gründete er 724 bei Altenberga, einem Dorfe zwischen Georgenthal und Friedrichsroda. Sie wurde dem heil. Johannes geweiht, und auf dem Platze, wo sie vormals stand, erhebt sich jetzt als Denkmal ein Kandelaber, eben so schön gedacht, als ausgeführt, der aber leider auch schon Spuren vom schädlichen Einflusse der Witterung zeigt. Da diese Kirche für die Menge der Neubekehrten zu klein war, so erbaute er 727 eine Kirche des heil. Michael an dem Flusse Ohra, wo jetzt Ohrdruff liegt, und verband damit ein Kloster, das er mit Mönchen besetzte. Um dieselbe Zeit wurde auch zu der Marien- oder Domkirche zu Erfurt der Grund gelegt, welcher 731 die Kirchen zu Greußen, Gebesee und Tretenburg folgten, so wie nach und nach mehre Klöster gestiftet wurden. Zu seiner Unterstützung ließ Bonifacius seit 724 mehre Gehilfen aus England kommen. Unter andern begaben sich damals auch einige Frauen und Jungfrauen aus England nach Teutschland, die treulich mit an der Heidenbekehrung halfen, und von denen einige nachher Abtissinnen in verschiedenen Klöstern geworden sind. Mit dem Christenthum kamen damals auch die ersten Spuren wissenschaftlicher Aufklärung nach Thüringen. Nach dem Tode Papst Gregor II. schickte Bonifacius 731 einen Gesandten an dessen Nachfolger Gregor III., welcher ihm zur Belohnung seiner bisherigen Verdienste die erzbischöfliche Würde ertheilte, und das Pallium übersandte, doch ebenfalls ohne ihm eine bestimmte Diöcese anzuweisen. Um dieselbe Zeit erbaute Bonifacius auch die Kirche Petri und Pauli zu Fritzlar, und die Michaeliskirche zu Amöneburg. Um das J. 733 begab er sich nach Baiern, wo ein berühmter Lehrer, Arnulf, dem Bonifacius in seinen Lehren sehr zuwider war, und sich dem römischen Stuhle nicht unterwerfen wollte, weshalb ihn dieser für einen Ketzer erklärte und in den Bann that. Da sich inzwischen die Zahl der Neubekehrten ansehnlich vermehrte, so fand er für nöthig, das Land in gewisse bischöfliche Diöcesen einzutheilen, und reiste 738 zum dritten Mal nach Rom, um mit Papst Gregor III. deswegen persönlich zu sprechen. Dieser ertheilte ihm die Vollmacht, Bisthümer in Teutschland anzulegen, nur unter der Bedingung, keinen unbedeutenden Ort zum Sitz eines Bisthums zu wählen; und Bonifacius gründete nun nach seiner Rückkehr nach Teutschland zuerst die Bisthümer Würzburg, Erfurt und Buraburg, wovon aber Erfurt nachher mit

2) Doch vermuthet man auch, daß letzteres schon bei seiner ersten Anwesenheit in Rom geschehen sey. 3) Ungegründet ist es, daß Bonifacius mit einem Kriegsheere nach Thüringen gekommen sey, und als die Thüringer bei seiner Annäherung in die Tretenburg geflohen waren, diese mit seiner Mannschaft eingeschlossen, dann die Vornehmsten zu einem Gespräche herausgefodert, und durch das Versprechen des Beistandes gegen die Ungern zur Annahme des christlichen Glaubens bewogen habe; und doch haben viele, selbst gute Schriftsteller, z. B. die Verfasser der Magdeburgischen Centurien, Matth. Dresser u. a. kein Bedenken getragen, diese Fabel dem alten Chronicon Isenacense nachzuschreiben. Gerade das zeichnet vielmehr den Bonifacius vor so vielen andern Heidenbekehrern aus, daß alles, was er that, von ihm nur aus reinem christlichen Eifer, durch die Kraft des lebendigen Wortes, ohne Nebenabsichten und gewaltsame Mittel ausgeführt wurde.

dem Tode des ersten Bischofs Adelar (755) schon wieder einging, und so wie Buraburg mit seiner Diöcese unmittelbar dem Erzstift Mainz unterworfen wurde. Die Bestätigung dieser Bisthümer erbat er 741 von dem Papste, und gründete um dieselbe Zeit auch das Bisthum Eichstädt. So theilte er auch Baiern in vier Diöcesen, und setzte Bischöfe zu Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau ein; behauptete auf den Fränkischen Kirchenversamlungen das Ansehen des Papstes, so wie das seinige, und ernannte sogar 742 in Frankreich drei Erzbischöfe, welche Papst Zacharias auch bestätigte. So stiftete er auch 744 das nachher so berühmte Kloster Fulda. Endlich wurde Bonifacius 745 an die Stelle des abgesetzten Bischofs Gerwilieb von Mainz [4]) erwählt, und mit ihm Mainz zu einem erzbischöflichen Sitz erhoben. In dieser Würde salbte und krönte er 752 Pipin zum König der Franken. Da aber das Christenthum unter den Friesen nach dem Tode des Erzbischofs Wilibrod von Utrecht in Verfall zu kommen drohte, so beschloß Bonifacius eine neue Reise nach Friesland zu unternehmen, ernannte aber zuvor 753 mit Bewilligung einer deshalb veranstalteten Synode, seinen bisherigen getreuen Mitarbeiter Lullus zu seinem Statthalter (Coadjutor) im Erzstifte Mainz. Ob er damals an Wilibrods Stelle das Erzbisthum Utrecht übernommen habe, wie einige vorgeben, ist ungewiß. Unter den Friesen bekehrte er abermals durch seine Predigten viele zum Christenthume; als er aber an einem Flusse, die Bome genant, nahe bei Doccum, hatte Zelte aufschlagen lassen, um die Neubekehrten zu taufen; wurde er von den heidnischen Friesen überfallen. Die Jünglinge, welche bei ihm waren, setzten sich zur Wehre, als aber Bonifacius nebst einigen andern Priestern aus dem Zelte heraustrat, um wo möglich durch Zureden das Blutvergießen abzuwenden, wurde er, nebst seinen Gehilfen Adelar, Eoban u. a. m. erschlagen, am 9. (nach andern, 5.) Jun. 755. Nachher wurden jedoch die Heiden zurückgetrieben, und der Leichnam des Bonifacius von den Seinigen zuerst nach Utrecht, dann nach Fulda gebracht, und dort in dem von ihm gestifteten Kloster begraben. Er selbst wurde nachher unter die Heiligen versetzt. Der oben erwähnte Lullus wurde im Erzstift Mainz sein Nachfolger.

Seit Bonifacius war und blieb das Christenthum dauerhaft und allgemein über den größten Theil von Teutschland (ausgenommen, was davon den Sachsen und Slaven unterworfen war) verbreitet, und mit Recht verdient er daher den Beinamen eines Apostels der Teutschen. Nur Unkunde oder die härteste Ungerechtigkeit kann ihm bei seinen großen Unternehmungen, denen er nicht nur das ruhige Leben in seiner Heimath, sondern endlich sogar sein Leben opferte, Herrschsucht oder andere eigennützige Absichten schuld geben. Zwar macht ihm Sagittarius den Vorwurf, er habe in Teutschland, und besonders in Thüringen, nicht sowol das Christenthum, als vielmehr das Papstthum und zwar auf Kosten des wahren Christenthums eingeführt; allein wenn man bedenkt, das damals in den Abendlanden kein anderes Christenthum bekant war, als das Papstthum, daß die christlichen Priester, welche sich dem Papstthume nicht unterwerfen wollten, in Teutschland auch das Christenthum selbst in den tiefsten Verfall hatten kommen lassen, daß in der päpstlichen Hierarchie das einzige Mittel lag, um in einem so barbarischen Zeitalter die Ordnung in der Kirche zu erhalten, und daß in dieser Hierarchie damals auch noch nicht die ungeheuern Misbräuche eingerissen waren, die ihr nachher so gerechten Haß zuzogen: so verliert jener Vorwurf ganz seine Bedeutung. Wenn aber in der Folge die Abhängigkeit Teutschlands von den Päpsten, so wie insbesondere die Abhängigkeit Erfurts von dem Erzstift Mainz, so mancherlei Unglück herbeiführte, so darf man deswegen nicht auf Bonifacius zürnen, der von diesem Erfolg gewiß nicht die entfernteste Ahnung haben konnte. Betrachten wir ihn nach dem, was er leisten wollte, was er zu seiner Zeit leisten konnte, und was er für sie nach diesem Verhältnisse wirklich geleistet hat, so ist es ausgemacht, daß kein Mensch den Namen eines wahrhaft großen Mannes mit mehrem Rechte führt, als er. Was man bei so vielen Heidenbekehrern der spätern Zeiten vergebens sucht, warmer und reiner Eifer für das Christenthum, ohne Verfolgungssucht und Schwärmerei, ausgebreitete Gelehrsamkeit, unerschütterliche Beharrlichkeit und unermüdete Thätigkeit, die feinste Politik im Umgange mit den Großen, ohne dem Recht, der Wahrheit und der Würde seines Amtes das geringste aufzuopfern, das alles findet sich bei Bonifacius vereint. Mit der Einführung des Christenthums verdanken ihm manche Gegenden Teutschlands auch eine bessere Kultur des Bodens, und viele der Klöster und Kirchen, die er gründete, wuchsen in der Folge zu Dörfern und Städten heran.

Bonifacius hat, nach dem Zeugniß der Alten, mehre Schriften hinterlassen, von welchen uns vorzüglich genant werden: 1) Pro rebus ecclesiae liber I. 2) De fidei unitate lib. I. 3) Instituta Synodalia XXXVI. 4) De suis in Germania rebus, ad Ethelaldum Regem, lib. I. 5) De sua fide, doctrina et religione lib. I. 6) Contra haereticos lib. I., wenn nicht dieses Buch, wie man vermuthet, mit dem vorigen oder dem ersten einerlei ist. 7) Vita S. Livini. 8) Sermones VI. Diese Schriften sind zum Theil nur noch in Handschriften zu finden, und daher sehr wenig bekant. Wichtiger als sie, sind: 9) Epistolae S. Bonifacii Martyris, nunc primum e Caes. Mai. Viennensi Bibliotheca luce notisque donatae, per *Nic. Serarrium.* Mogunt. 1605. 4. ibid. 1629. 4. — ordine chronologico dispos. not. et var. lectt. illustratae a *Steph. Alex. Würdtwein.* Mog. 1789. 4. Diese letzte Ausgabe ist von dem gelehrten Herausgeber nach einer alten Handschrift auf Pergament, aus dem 9. Jahrh., welche sich in der Dombibliothek zu Mainz befand, ansehnlich vermehrt und berichtigt worden. Die Briefe des Bonifacius haben für die politische, so wie für die Kirchen- und Kulturgeschichte seiner Zeit ein

---

4) Der Bischof Gerold von Mainz war 753 in Thüringen in einer Schlacht geblieben. Sein Nachfolger Gerwilieb setzte den Krieg fort, und tödete den Mörder seines Vorgängers. Wegen dieser Blutschuld mußte er seinem Bisthum entsagen, erhielt aber nachher eine Pfarrei auf dem Lande, die er bis an sein Ende mit Ehren verwaltete.

hohes Interesse, und sind dem Geschichtsforscher fast unentbehrlich [5]). (*G. A. Erhard.*)

BONIFAZIO, Maler, geb. zu Verona (nicht, wie Vasari, Ridolfi und Zannetti angeben, zu Venedig) 1491 und gest. 1553, suchte Giorgione's Kraft, Palma's Zartheit und Tizians Kolorit zu vereinigen. Seine Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel im herzogl. Palast zu Venedig wird von Lanzi sehr gerühmt. Ein reiches Gemälde von ihm, die Erweckung des Lazarus, besitzt das französische Museum; seine berühmten Triumphe nach Petrarcha sind jetzt in England. Er verstand sich sehr gut auf die Linear-Perspektive, vernachlässigte aber die Beobachtung des Costume, gefällt sich zuweilen in nicht ganz edlen Ideen, hebt die Figuren des zweiten Ranges zu bedeutend hervor, und wiederholt sich öfters. — Zu seinem Nachtheil ist er indeß oft mit Bonifacio Bembo aus Cremona verwechselt worden, der um 1461 lebte. (*H.*)

BONIFAZSTIFT, ein luther. Mannsstift im Umfange der hannöverischen Stadt Hameln der Provinz Kalenberg. Sein Ursprung reicht in die Zeiten K. Karls des Großen, wo sein Stifter Bernhard von Büren gelebt haben soll: nach Rhetmeyer (Chronik S. 1774) hat ein Graf Bernhard von Eberstein die dazu gehörige Münsterkirche zu Quernhameln gegründet, und Papst Leo III. im J. 812 eingeweihet. Es ist im 16. Jahrh. säcularisirt; sein Kapitel besteht jetzt aus 1 Propste, 1 Dechanten, 6 Kapitularen, 8 Major- und 9 Minorpräbenden. Es besitzt mehre Güter, Meierhöfe, Zehnten und Zinsen, hat die Landstandschaft und die bürgerliche Gerichtsbarkeit über die Stiftsbehörigen. (*Hassel.*)

BONIN, eine Inselgruppe, die erst kürlich in die Erdbeschreibung eingeführt ist. Sie liegt zwischen Japan und den Marianen von 158 bis 165° L. und 23° 30′ bis 30° 3′ nördl. Br., ist von Japan, deren Bewohner ihr auch den Namen Bonin — Inseln ohne Menschen — beigelegt haben, 72 Meilen entfernt, und besteht aus 10 größern und 79 geringern Eilanden, jene, worunter besonders Nord- und Südeiland die beträchtlichsten sind, haben gegenwärtig Einw., die von Nifon eingewandert sind, und zwar nicht unter japanischer Hoheit stehen, aber doch allein mit dem Mutterland verkehren. Auf dem Nordeiland sind 2 Dörfer, das große Dorf und Omula, letzteres mit einem den Geistern geweihten Tempel. Die Inseln haben ein sehr gemäßigtes Klima und sind, wo es Ebenen gibt — der größere Theil ist felsig, und alle erheben sich hoch über das Meer — stark bewaldet: man findet den Eisenbaum, die Arekapalme, das Sandelholz, den Kampherbaum, einen Baum mit glänzenden gleichsam gefirnißten Blättern und mehre in Japan und den umher belegenen Eilanden einheimische Bäume und Gewächse; die Japanesen bauen Reis, Roggen, Hülsen- und Gartenfrüchte, treiben Jagd und Fischerei und gewinnen eine große Menge von Wachs. Die 10 größern Inseln mögen zusammen 89 □Meilen halten; die kleinern stehen meist als nackte Felsen da. 1675 sollen sie den Japanesen zuerst bekant geworden seyn*), und ein Kaufmann aus Fisen, der sie zufällig aufgefunden, ein Patent zu ihrer Besetzung erhalten haben, doch waren sie bis Ende des 18ten Jahrh. von den Japanesen nicht in Besitz genommen. Übrigens sind einige der dazu gehörigen Eilande schon von einigen Seefahrern gesehen, die ihnen auch Namen gegeben haben: so finden wir auf spanischen Charten Malabriga und Guadalpa im O. der beiden Bonin, Grampus, Volcano, Lobos, Lothos-Felsen, Todos los Santos und Antonio, auf britischen Diapointment, Sulphus Island mit 1 Vulkane, S. Alessandro und S. Agostino, die alle zu dieser Gruppe gehören (Remusat im Journ. de Sav. 1817. in der N. Allg. Geogr. Eph. IV. S. 3. u. f.) (*Hassel.*)

Bonitarii, s. Güter.

Bonitas, s. Justitia.

Bonites, s. Scomber.

BONITIREN, Bonitirung, Bonitirer. Unter Bonitiren versteht man die Beurtheilung eines gegebenen Bodens und seiner verschiedenen Eigenschaften, um darnach den Grad oder die Klasse, die er im Verhältniß zu einem andern einnimt, anzeigen, und darauf seine Taxation oder Werthsbestimmung gründen zu können. Man theilte zu dem Ende schon früh und fast überall, wo Ackerbau getrieben wird, den Ackerboden, dessen Bonitirung wir zuerst betrachten wollen, in verschiedene Klassen oder Arten ab, wobei man seine in die Sinne fallenden Eigenschaften, besonders aber seine Ertragsfähigkeit zum Grunde legte.

Eine sehr gewöhnliche und natürliche Eintheilung des Bodens ist die in guten, mittlern und schlechten. Allein sie ist äußerst unbefriedigend und unvollkommen, da es unmöglich ist, in diese drei Klassen alle die unendlich verschiedenen Bodengattungen, die es gibt, zu bringen und da man bis jetzt noch nicht die untrüglichen Merkmale eines in jeder Hinsicht guten Bodens genau bestimt hat, sondern einen sehr relativen Begriff damit verbindet, indem man in mancher Gegend den schon gut nent, der in einer andern kaum mittler heißt†). — Eine andere Eintheilung, die in fetten, magern, schweren, lockern, leichten Boden ist noch weniger befriedigend, da sie ebenfalls nicht fest begründet und umfassend genug ist, der Willkür des Bonitirers zu freies Spiel läßt, und noch undeutlicher das Werthsverhältniß der verschiedenen Bodenarten zu einander angibt. — In manchen Gegenden wird der Boden nach der Vermehrung der Einsaat bei dem landesüblichen Feldsysteme klassifiziert, und man sagt, es sey Boden zum 3ten, 4ten, 5ten, 6ten 2c. Korn, wobei man bald das Einsaatskorn abzieht, bald dabei läßt. Diese Klassification ist eine der unsichersten, weil sie zu wenig auf die Grundbeschaffenheit des Bodens Rücksicht nimt, sondern fast lediglich von seinem Dünger- und Kulturzustande abhängt. Daraus entspringt aber der

---

5) Vom Leben des heil. Bonifacius handeln unter andern *Wilibaldi* vita S. Bonifacii, bei des Serrarius oben angeführter Ausgabe seiner Briefe; Cyr. Spangenberg, Bonifacius, oder Kirchen-Historia. Schmalk. 1603. 4. *J. Ch. Boehmer* Diss. II. de Bonifacio. Helmst. 1720. 4. u. a.; die historischen Lexica, und fast alle Schriftsteller der teutschen Kirchengeschichte, so wie besonders alle Geschichtschreiber von Mainz und Thüringen.

*) Kämpfer schon spricht von der Entdeckung einer Insel Bune (Bunesima) im J. 1675. (Scheuchzer's franz. Übers. Th. I. S. 65.)

†) S. Thaer's rationelle Landwirthschaft I. 39.

große Nachtheil, daß, wenn zum Behuf einer gleichmäßigen Grundsteuer die Grundstücke eines Landes abgeschätzt werden sollen, der thätige, fleißige Landwirth leicht schwerer belastet wird, als der schlechte Wirth, dessen Felder nur durch Vernachläßigung minder tragbar, als die von jenem sind. — Noch in andern Gegenden werden die Felder nach den Kuh- oder Schafweiden, die sie, dreisch liegend, geben können, mit einander verglichen, und dieses Verfahren kann, mit Einsicht angewandt, zu ziemlich richtigen Resultaten führen.

Eine der gebräuchlichsten und noch am festesten begründeten Klassifiecirungsarten des Bodens ist indessen die nach den Früchten, welche er bei der Dreifelderwirthschaft, die man hier als allgemeines Ackersystem annimt, getragen hat und der angenommenen Meinung nach mit dem größten Vortheil tragen kann. Hiebei nimt man 4 Hauptklassen an; nämlich: 1) Weizenboden; 2) Gerstenboden; 3) Haferboden; 4) dreijährigen Roggenboden, und jeder der 3 ersten Klassen gibt man wieder 2 Unterabtheilungen, so daß also im Ganzen 7 Klassen entstehen.

Weizenboden nent man den, welcher Weizen mit mehr Sicherheit, als Roggen trägt. Starker W. B. ist der, welcher reich genug ist, um in der Dreifelderwirthschaft nach einer gehörigen Düngung in 6 Jahren 2 ergiebige Weizenernten nach reiner Brache geben zu können. Schwacher W. B. hingegen ist der, welcher zu 2 Weizenernten nach einer Düngung in 6 Jahren nicht kräftig genug ist; aber doch nach frischer Düngung Weizen mit mehr Vortheil, als Roggen trägt.

Unter Gerstboden versteht man den, welcher vom Roggen einen höhern und sichern Ertrag erwarten läßt, als vom Weizen; für die Gerste aber ganz vorzüglich geeignet ist. Starker G. B. ist der, welcher nach einer Düngung in sechs Jahren 2 mal Gerste mit Vortheil tragen kann. Schwacher G. B. hingegen ist der, welcher nur als 2te Frucht nach der Düngung eine ergiebige Gerstenernte erwarten läßt, als 4te Frucht nach dem Dünger aber blos Hafer, und den oft nur kümmerlich tragen kann.

Haferboden wird der genant, welcher in der Dreifelderwirthschaft mit reiner Brache bei einer neunjährigen Düngung, die man ihm nach den angenommenen Grundsätzen meistens nur zukommen läßt, blos Hafer, nicht Gerste nach dem Wintergetreide mit Vortheil trägt. Starker H. B. ist der, welcher bei einer neunjährigen Düngung jedesmal nach dem Wintergetreide, also 3mal im ganzen Umlaufe Hafer tragen kann. Schwacher H. B. hingegen der, von welchem man in derselben Zeit und bei derselben Düngung nur zweimal nach dem Wintergetreide noch eine Haferernte erwarten kann, und den man nach der 3ten Wintergetreideernte 2 Jahre hintereinander Brache liegen läßt.

Oft macht man hier noch eine 3te Unterabtheilung, und diese faßt solchen Boden in sich, welcher nur nach dem auf die frische Düngung folgenden Wintergetreide Hafer tragen kann, nach den andern beiden Wintergetreideernten in dem neunjährigen Umlaufe aber jedesmal 2 Jahre hintereinander Brache liegen bleiben muß.

Dreijähriger Roggenboden ist der, welcher alle 3 Jahre nur einmal kärglich Roggen, sonst gar kein ander Getreide tragen kann. Bisweilen wird ihm eine 12jährige Halbdüngung zugemessen, oft aber auch nur zugemuthet, aus der Ruhe zweier Jahre seine ärmlichen Ernten zur Reife zu bringen. Dann und wann rechnet man noch sechs- und neunjähriges Roggenland, das nur alle 6 oder 9 Jahre einmal dürftig Roggen trägt, und dann 5 oder 8 Jahre ruht; zu diesen Klassen; aber dieses Land ist meistens so schlecht, daß man es ganz aus der Liste des Ackerlandes ausstreichen sollte *).

Bei Bestimmung dieser Klassen hat man zwar blos auf die Ertragsfähigkeit des Bodens Rücksicht genommen; allein da man diese immer auf die in die Sinne fallenden Eigenschaften der Bodenarten zurückführen mußte, ward es auch nöthig, jede derselben ökonomisch und physisch zugleich zu charakterisiren. Und deßhalb ist es auch die Pflicht des Bonitirers, wenn er darnach ein Landgut bonitiren will, daß er sich genau mit ihren physischen und ökonomischen Eigenschaften bekant mache. Aber wenn er dies auch noch so sorgfältig gethan hat, wird es ihm dennoch oft schwer, zu bestimmen, in welche von jenen Klassen er den vor sich habenden Boden setzen soll, da sich dieselben nicht durch scharfbegränzte Abschnitte von einander trennen lassen, sondern stufenweis in einander übergehen. In einem solchen Falle hilft man sich damit, daß man sagt: der Boden gehört zum Theil in diese, zum Theil zu jener Klasse, und auf solche Aussprüche muß dann der Taxator gebührend Rücksicht nehmen.

Überhaupt läßt diese Klassifiecirungsart des Bodens, so gut sie auch in mehrer Hinsicht ist, doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Ein Hauptfehler derselben ist, daß sie nur ein Ackersystem, das dreifeldrige mit reiner Brache, beständig ins Auge faßt, und daher in Gegenden, wo dasselbe nicht gebräuchlich, oder durch eine höhere Kultur verdrängt ist, ihren Maßstab verliert. Auch nimt sie, da die Ertragsfähigkeit des Bodens, worauf sie hauptsächlich beruht, durch die schlechtere oder bessere Kultur oft schnell verändert werden kann, auf diese zu viel Rücksicht. Dadurch entsteht aber auch bei ihr der schon früher gerügte Nachtheil, daß, im Fall nach ihr ein Land zum Behuf einer gleichmäßigen Grundsteuer abgeschätzt werden soll, der fleißige Landwirth gegen den schlechten auf von Natur gleich gutem Boden leicht zu kurz kommen kann. Ein Nachtheil, der zwar durch die Geschicklichkeit, Rechtlichkeit und genaue Bekanntschaft des Bonitirers mit den Ortsverhältnissen, wo nicht ganz vermieden, doch sehr gemildert werden kann, aber bei einer vollkommenen, nur auf seinen physischen Eigenschaften beruhenden Klassification des Bodens, die durch die Einwirkungen der Kultur wenigstens keine schnellen Veränderungen erleiden könnte, gar nicht zu befürchten seyn sollte. Eine solche Klassification, wonach man jeder Bodenart nach deutlichen und untrüglichen Kennzeichen ohne große und weitläufige Untersuchungen, womit der Bonitirer bei der Schnelligkeit, mit welcher er sein Geschäft betreiben muß, sich nicht befassen kann, ihre wahre Stelle im Verhältniß

*) Das Nähere über diese Bodenarten s. Thaer's rationelle Landwirthschaft I. 40. Dessen Werthschätzung des Bodens in den Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft II. 390.

zu einer andern und ihren wirklichen Werth anweisen könnte, wäre daher höchst wünschenswerth, und wir dürfen auch vielleicht mit der Zeit durch die Bemühungen mehrer thätiger, wissenschaftlicher Landwirthe eine solche zu erhalten hoffen, so viele Schwierigkeiten auch damit verbunden sind, da eine Menge Dinge dabei berücksichtiget werden müssen. (S. d. Art. Boden.)

Da es aber zur Zeit noch an einer solchen vollkommenen Klassificirung der Bodenarten fehlt, muß sich der Bonitirer mit der bis jetzt bekannten begnügen, und sich so viel ökonomische, chemische und physikalische Kentnisse zu erwerben suchen, als erfoderlich sind, um auch bei dieser, trotz ihrer Unvollkommenheit, der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen. Er muß sich genau mit der Agronomie und allen Wirthschaftsverhältnissen bekant machen; sich, ehe er in einer ihm bisher unbekannten Gegend sein Geschäft begint, sorgfältig nach den Ortsverhältnissen, durch die manches bedingt wird, erkundigen; ferner, ehe er zur Bonitirung eines Feldes schreitet, den bisherigen Dünger- und Kulturzustand desselben erwägen, um nicht seiner natürlichen Beschaffenheit das zuzuschreiben, was eigentlich diesem zukomt, und überhaupt noch auf alle Nebenumstände, besonders aber auf die in die Sinne fallenden Eigenschaften des Bodens, aus denen man gemeiniglich ziemlich richtig auf seine Ertragsfähigkeit schließen kann, aufs genauste Acht haben. Die wichtigsten dieser Eigenschaften sind außer der Consistenz oder Bindigkeit des Bodens und den allgemeinen durch den Pflanzenwuchs sich darlegenden Merkmalen seiner Fruchtbarkeit, noch die bei dem Artikel „Boden" unter 1—15 aufgeführten äußern Ursachen, die den Bodenwerth abändern können.

Was das Bonitirungsgeschäft selbst anbetrifft, so muß dasselbe mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit geschehen. Das beste Verfahren dabei dürfte wol folgendes seyn: Nachdem der Bonitirer sich mit dem allgemeinen Charakter der ganzen Gegend bekant gemacht hat, schreitet er zur Beurtheilung der einzelen Felder, oder auch gleich der ganzen Feldmarken, wenn sie einem Besitzer gehören, und in ihren einzelen Theilen nicht zu auffallend von einander unterschieden sind. Um dies gehörig thun zu können, übergeht er dieselben entweder nach der Richtung der Ackerbeete, oder nach zuvor abgesteckten 5—15 Fuß von einander entfernten Parallellinien, und untersucht ihre Beschaffenheit und alle Umstände, die auf ihre Ertragsfähigkeit Einfluß haben können, genau. Findet er irgend eine Veränderung in der Beschaffenheit, so zeichnet er sich dieselbe in seinem Protocolle an, und ist die Stelle, welche sich in ihren Eigenschaften von den übrigen auffallend unterscheidet, von einigem Belang, so mißt er sie aus, um berechnen zu können, wie groß ihr Einfluß auf den Werth des Ganzen sey. Deshalb muß er wo möglich immer zwei Kettenzieher, so wie einen Mann mit einem Spaten zu den nöthigen Nachgrabungen bei sich haben. Hat er sich auf diese Weise eine vollkommene Kentniß von der Beschaffenheit der vor sich habenden Äcker erworben, dann muß er die Nachrichten, welche er von den Besitzern und ihren Nachbarn über den bisherigen Ertrag, Dünger- und Kulturzustand derselben erhalten kann, damit vergleichen, und durch diese Vergleichung auszumitteln suchen, in welche Klasse er diesen oder jenen Boden nach der landesüblichen oder vorgeschriebenen Klassificirungsweise zu setzen habe. Sein Urtheil in dieser Hinsicht theilt er dann nebst allen seinen Bemerkungen dem Taxator mit, welcher sich danach zu richten hat. Besorgt er, wie es meistens der Fall ist, die Taxation selbst, dann wird dieses Geschäft sehr erleichtert.

Daß zu einer vollkommenen Bonitirung eine genaue Vermessung der Felder nöthig sey, versteht sich von selbst. Wenn nun der Bonitirer auf der davon vorhandenen Vermessungskarte, die zu diesem Behuf ziemlich groß seyn muß, alle vorkommenden Veränderungen der Ackerkrume, des Untergrundes ꝛc., die Vertiefungen, Abhänge u. dgl. sich anmerkt und dann durch verschiedene Farbengebung oder andere bestimmte Zeichen kenntlich macht, so entsteht eine Flurkarte, die nicht nur für den Agronomen, sondern auch für den praktischen Landwirth höchst wichtig und interessant werden kann.

Die Bonitirung der Wiesen ist fast noch weniger begründet und auch noch schwieriger, wie die des Ackerlandes, weil man dabei zu wenig Stützpunkte hat, und sie zu großen und schnellen Veränderungen unterworfen sind. Auch sie theilt man häufig in 3 Klassen, gute, mittlere und schlechte, ein, die aber zu ihrer richtigen Würdigung bei weitem nicht hinreichen. Dies erkennend, hat man auch noch andere Klassificationen angenommen, worunter die nach ihrem Ertrage am häufigsten im Gebrauche und wol auch am richtigsten ist. Hiebei nimt man 5—6 Klassen an, in deren erste die Wiesen zu stehen kommen, die jährlich 2400 Pfund gutes Heu und Grummet, auch wol noch darüber vom magdeb. Morgen geben; in die letzte aber die gestellt werden, die nur 800 Pfund oder ganz schlechtes dürres Futter geben. Auch theilt man die Wiesen noch in Thalwiesen, Höhewiesen, Feldwiesen, quellige und moorige Wiesen ein, wobei man ihre Lage berücksichtiget und von dieser auf ihre Ertragsfähigkeit schließt.

Der Bonitirer mag nun von diesen Klassificationsarten wählen, welche er will, so muß er, um den vor sich habenden Wiesen die richtige Stelle anweisen zu können, vorzüglich auf solche Punkte merken: 1) auf ihre Lage: ob sie nämlich hoch oder tief, zwischen fruchtbaren oder unfruchtbaren Umgebungen liegen. Die tiefgelegenen und die von fruchtbaren Feldern umgebenen sind in der Regel die bessern; 2) ob sie trocken, feucht oder naß sind. Die feuchten sind die bessern. Ist eine Wiese zu trocken, so muß er sehen, ob sie ohne große Kosten bewässert und dadurch zu einem höhern Ertrage gebracht werden kann. Ist sie zu naß, dann muß er untersuchen, ob die übermäßige Feuchtigkeit mit leichter Mühe abzuwenden sey. Durch beides, durch Entwässerung und Bewässerung, wird der Werth einer Wiese oft schnell verändert. 3) Ob sie pfleglich behandelt und gehörig gedüngt sind, oder ob, wenn sie einen schlechten Ertrag geben, dieser von ihrer natürlichen Beschaffenheit, oder vernachlässigter Kultur und Aufsicht abhängt. 4) Ob, im Fall sie Wässerungswiesen sind, die Bewässerung gut angelegt ist, und nach richtigen Grundsätzen geschieht, was von großer Wichtigkeit ist, da unzweckmäßiges Wässern oft mehr Schaden, als Nutzen bringt.

5) Ob sie vieles und gutes oder vieles und schlechtes Heu liefern, und die darauf wachsenden Gräser und Kräuter gut und gedeihlich sind. Eine Wiese, die wenig und gutes Futter gibt, ist oft mehr werth, als eine andere, die ungleich mehr, aber schlechtes liefert. 6) Ob sie gehörig Luft und Sonne haben, oder ob sie in engen, dumpfigen Winkeln, von Wäldern und Bergen, weithin beschattet, liegen, wodurch die Güte des Futters sehr vermindert wird. 7) Ob sie einen sichern Ertrag geben, oder ob derselbe durch Überschwemmungen, Wassergüsse ꝛc. sehr gefährdet ist. 8) Ob sie Lasten unterworfen sind, Wege, Übertriften, Behutung im Frühjahr und Herbste ꝛc. leiden müssen, oder nicht. 9) Ob sie weit vom Wirthschaftshofe entfernt sind und gute oder schlechte Wege dahin führen. — Nimt der Bonitirer auf alles dies gehörig Rücksicht, und vergleicht er damit die historischen Angaben, welche er über den bisherigen Ertrag der Wiesen erhalten kann, dann wird es ihm durch einige Übung leicht werden, ihren wahren Werth zu bestimmen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich von selbst, was allenfalls noch über das Bonitiren der beständigen Weiden, die im privativen Zustande wol nur noch in einzelen besondern Fällen von der steigenden Kultur nicht verdrängt werden, zu erinnern wäre. Der Bonitirer muß sich mit den Eigenschaften einer guten Weide bekant machen und nach den zum Bonitiren der Wiesen und des Ackerlandes gegebenen Regeln ihr gegenseitiges Werthsverhältniß auszumitteln suchen*). (*Schweitzer.*)

Bonjak, s. Polowzen.

BONJOUR, BONJOURS (Guillaume), ein Augustinermönch aus Toulouse, geb. 1670. Er kam 1695, auf Veranlassung des Kardinals Noris, nach Rom, und wurde von Clemens XI. unter andern bei der Prüfung des Gregorianischen Kalenders gebraucht. Seine Musestunden waren dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet, und 1710 ging er als Missionar nach China, wo er im Februar 1714 starb. Der Kaiser Kanghi gebrauchte ihn als einen geschickten Mathematiker, um mit einigen andern jesuitischen Missionarien, eine Karte seines Reiches aufzunehmen. In der koptischen Sprache besaß er umfassende Kentnisse, und la Croze, Renaudot, Montfaucon, Cuper u. a. erwähnen seiner in dieser Hinsicht mit vielem Lobe; aber seine koptische Sprachlehre und Wörterbuch, koptisch-arabischer Psalter ꝛc., werden nur handschriftlich in der Bibliothek der Augustiner in Rom verwahrt. Gedruckt hat man von ihm: Exercitatio in monumenta coptica, seu Aegyptiaca bibliothecae Vaticanae. Rom. 1699. 4. Selectae in s. script. dissertatt., apud Montem Faliscum. ib. 1705. 4. Calendarium romanum, chronologorum causa constructum. ib. 1701. 4. u. e. a.*). (*Baur.*)

*) Sehr gute Bemerkungen und Nachweisungen über das Bonitiren und besonders über die Abschätzung der Wiesen und Weiden findet man im 3ten Theile von Meyer's Werke über die Gemeinheitstheilung, der auch unter dem besondern Titel: Grundsätze und Anleitung zum Bonitiren, Celle 1805 erschienen ist. — Das Bonitiren des Holzbodens wird unter der Forsttaxation mit begriffen.

†) Elogio scritto da *G. Gimma*, in den Elogj academici della società degli Spensierati. Nap. 1703. 4. P. II. 339. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

BONKIRCHEN, Kirchdorf im Amte Brilon, der preuß. Prov. Westphalen, mit 41 Feuerstellen und 376 Einw., die sich theils vom Ackerbau, theils als Schmiede, von dem in dieser Gegend sehr starken Eisenhütten- und Hammerwerkbetriebe nähren. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BONN (lat. Bonna), Stadt im preuß. Regirungsbezirke Köln, seit dem 13ten Jahrh. bis 1794 die Residenz der Kurfürsten von Köln, gegenwärtig der Sitz einer Universität, eines Gymnasiums, eines Oberbergamts und einiger Unterverwaltungsbehörden, liegt unter dem 50° 44′ 5″ N. B. und dem 27° 24′ 30″ O. L. auf einer sanft aufsteigenden Höhe am linken Rheinufer in einer höchst fruchtbaren Ebene. Sie bildet fast ein gleichseltiges Viereck, dessen 3 Seiten aber nur noch mit Mauern umgeben sind. Jede Seite ist im Durchschnitte 700 Metres lang. Bonn zählt 6 Thore, 5 große schöne öffentl. Plätze, 50 Straßen und Gassen, 1109 Privatwohnhäuser, worunter einige ausgezeichnet schön und sämtliche von Stein sind, 8 Kirchen mit Einschluß der Kapellen und Synagoge, 29 Gebäude für andere öffentl. Stats- u. Gemeindezwecke, 9 Fabriken, Mühlen und Magazine und 191 Ställe, Scheunen und Schoppen. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1820 mit Ausschluß des Militärs, der Studirenden und der Bewohner von Drausdorf und Rheindorf 9907, mit Einschluß derselben 11938 für die ganze Oberbürgermeisterei Bonn. Unter obigen 9907 befanden sich 8987 Katholiken, 465 Evangelische und 455 Juden. Die Stadt treibt weder großen Handel noch bedeutenden Ackerbau. Vor der französ. Revolution nährten sich die Einwohner von dem glänzenden kurfürstl. Hofe und dem vielen hier ansässigen reichen Adel, nach Vertreibung desselben riß Armuth und Elend hier ein und die einzelen großen Fabriken, die das französ. Continentalsystem entstehen ließ, waren nur ephemere Erscheinungen und verschwanden mit dem Falle des franz. Reiches. Außer einer Fabrik, die 230—250 Menschen mit Baumwolle-Spinnen, Weben und Färben beschäftigt, hat Bonn eine Schwefelsäurefabrik, die große Lieferungen hat, eine Musikstecherei, Druckerei und lythographische Anstalt, eine Ölseifenfabrik und eine irdene Pfeifenfabrik. Alle übrigen Zweige der Industrie sind sehr vernachläßigt, und unter den Gewerben sind nur die vorhanden, die für die täglichen Bedürfnisse sorgen. Der Handel beschäftigt kaum 7 Schiffer, die mit ihren 12 Fahrzeugen (meistens nur von mittlerer Größe) ungefähr nur 330 Lasten à 4000 Pfund transportiren. In der Stadt zählt man nur 6 Großhändler. Der zur Feldmark der Stadt gehörige Grundbesitz beträgt 4066 Morgen, wovon 3588 auf Ackerland, 226 auf Gäeten und Weinberge, die übrigen auf Wiesen, Weide und Busch kommen. Das Verwaltungswesen ist gegenwärtig sehr verwickelt und erwartet täglich eine neue Organisation. Seit 1820 ist ein neues Steuersystem eingeführt. Die Communalschulden, größtentheils aus den Zeiten des franz. Krieges, sind sehr bedeutend, sie betragen für die Stadt: 123482 Thlr. 6 gr. 8 pf., für das Land: 66327 Thlr. 7 pf. Das Armenwesen theilt sich in die Wohlthätigkeitscommission und in den Armenverein; erstere verwaltet die 8 milden Stiftungen mit einem Capitalvermögen von 124769 Thlr. 12 Stüb. bergisch, wovon freilich in letzter Zeit ein Theil verloren gegangen ist, ein anderer aber hat entbehrt werden müs-

sen, die andere bestreitet aus monatlichen willkürlichen Beiträgen der Bewohner Bonns und andern außerordentlichen Beiträgen alles, was zur Pflege der Armen und Kranken und der Erziehung der unbemittelten Jugend nothwendig ist. Nach einer öffentlich abgelegten Rechnung betrug die Einnahme des J. 1820: 7932 Thlr. 8¼ Stbr. die Ausgabe aber 7922 Thlr. 51 Stbr. — Vergleicht man dieses mit andern Städten gleichen Ranges, so ergibt sich hieraus ein sprechender Beweis für den edlen Charakter der Bewohner von Bonn.

Bonn besitzt eine Universität, ein Gymnasium, 5 Elementarschulen, 2 wissenschaftliche Vereine, 3 Buchhändler und einige Leihbibliotheken.

I. Die Universität wurde am 18. Okt. 1818 vom Könige Friedrich Wilhelm gestiftet, heißt die preußische Rheinuniversität und bestand 1822 aus 33 ordentlichen, 7 außerordentlichen Professoren und eben so viel Privatdocenten. Im Sommersemester 1822 zählte man 626 Studenten, worunter 80 kath. Theol., 58 evang. Theol. 249 Juristen, 147 Mediziner, 23 Kameralisten, 69 Philosophen und Philologen. Sowol das Bonner als das schöne Poppelsdorfer Schloß nebst Garten rc. dienen theils zu Hörsälen, theils zu andern akademischen Anstalten und wissenschaftlichen Zwecken. Im großen Bonner Schlosse befinden sich: a) die Bibliothek, ganz neu durch Ankauf, Überweisung, Beiträge und Geschenke gestiftet. Fast alle Fächer sind reichlich besetzt, am glänzendsten aber ist die orientalische Bibl. bestellt. Sie zählt gegenwärtig über 50,000 Bände. b) Das akademische Museum für Kunst und Alterthümer enthielt 15 Statuen, einige Torsen, 23 Büsten und eine große Anzahl von Basreliefs, sämtlich aus Paris und von Gyps geformt. Ferner eine Münzsamlung, wovon die meisten Stücke in hiesiger Gegend gefunden worden sind. c) die klinischen Anstalten, nämlich: das Hospital und chirurgische Klinikum und die Accouchiranstalt. Das Hospital ist theils stationär, theils Poliklinikum. Das Hospitalklinikum besitzt 30 vollständig ausgestattete Betten. Das chirurgische Klinikum theilt sich in das chirurgische, ophthalmiatrische und Poliklinikum. Es ist reichlich mit den nöthigsten Hospitaleffekten versehen, besonders mit Betten, Instrumenten, Bandagen rc., die Zahl der Pflege-Genießenden beträgt, im Durchschnitte gerechnet, stets einige 20. Im Poliklinikum dürfte die Anzahl jährlich wol 5—600 Personen betragen. — Die praktische Anstalt für Geburtshilfe ist seit Nov. 1819 im Gange und enthält 28 volle eingerichtete Betten, von denen öfters 15—16 besetzt sind. Sie nimt auch Leidende auf, die mit sogenannten Weiberkrankheiten behaftet sind. d) das anatomische Institut. Nach dem neuern Plane wird es ein eigenes abgesondertes Locale im ehemaligen Hofgarten erhalten. Die Menge Leichname (im Wintersemester 18²⁰⁄₂₁ wurden 60 eingeschickt) macht es möglich, daß die Anatomie und Operationslehre vollständig gegeben werden kann. Das damit verbundene Museum mußte ebenfalls ganz neu gebildet werden, es enthält aber gegen 1000 Stück, worunter einige sehr merkwürdige. e) Das physikalische Kabinet enthält neben den vorläufig zum Dociren nothwendigen, auch einige sehr kostbare und merkwürdige Stücke. f) 17 Hörsäle, die sämtlich sehr schön, geräumig und hell sind. In den kleinsten finden 50—60, in den größten wol über 250—300 Zuhörer bequemen Raum. Einige Fächer haben ihre eigenen, ihnen ausschließend gehörenden Auditorien. — Außer diesen enthält das Schloß zu Bonn noch: eine große und kleine Aula, das Museum der rheinisch-westphäl. Alterthümer, den Senatssaal und die Gerichts- und Secretariatszimmer, die Wohnung des außerord. Regirungsbevollmächtigten, die Wohnungen für den Castellan, Pedelle, Carcerwächter und andere Aufseher, das Carcer, den Fechtsaal, 2 Reitbahnen, die evangelische Kirche, mehre Räume für Brennmaterialien, Utensilien, Geräthe und 6 Hofräume.

Im Poppelsdorfer Schlosse, welches ganz der Naturkunde im weitesten Sinne gewidmet ist, befinden sich: a) Das naturhistorische Museum. Es umfaßt in 15 zusammenhängenden Sälen: aa) eine Mineraliensamlung, die 1821 über 13557 Nummern enthielt; sie theilt sich in 2 gesonderte systematische vollständige Samlungen, wovon eine zum Vorzeigen bei den Vorlesungen, die andere, Prachtstücke enthaltend, zur Beförderung des Selbststudiums dient. Jede zerfällt in eine oryktognostische und eine geognostische Reihe. bb) Aus einer Pflanzensamlung. Diese umfaßt ein Herbarium von 3116 getrockneten Pflanzen, eine Samlung von Schwämmen in Wachs gebildet und einige ausländische Sämereien und Früchte. cc) aus der zoologischen und zootomischen Samlung in 7 Sälen und theilweise in Schränken aufgestellt, enthielt 1822 über 12400 Exemplare, nämlich: 158 Säugethiere, 855 Vögel, 170 Fische, 244 Reptilien, 7980 Insecten, 142 Krebse und Spinnen, 1178 Mollusken, 30 Strahlthiere, 75 Eingeweidewürmer und Annularien, 126 Zoophyten, 2511 Conchylien. Die zootomische Samlung enthält 623 Präparate. dd) Aus der Samlung für die Naturgeschichte der Vorwelt. Sie enthält 587 Exemplare. b) Die chemischen Anstalten, als: ein Laboratorium, ein Saal für die Aufnahme der chemischen Präparate und technologischen Samlungen. Einige sehr kunstreiche Apparate zieren diese Samlung. c) Die Bibliothek der Akademie der Naturforscher. Sie ist über 6000 Bände stark und gemäß dem alten Rechte ging sie mit dem Präsidenten derselben aus Erlangen 1819 nach Bonn über. — Der das Poppelsdorfer Schloß von SW. gegen NO. umgebende mit einem breiten bewegten Wassergraben eingeschlossene, 20 Morgen Landes enthaltende Raum ist seit 1818 in einen botanischen Garten umgewandelt, und enthält gegenwärtig (1822) zwischen 5—6000 Pflanzen-Species, worunter sehr seltene, besonders aus der Reihe der Succulenten. Die Gewächshäuser sind sehr zweckmäßig eingerichtet. — Am Dorfe Poppelsdorf befindet sich das landwirthschaftliche Institut, dessen Zweck ist, theils durch anschauliche Erläuterungen die Vorträge über die Landwirthschaft klarer zu machen, theils durch Versuche mit Akklimatisirung fremder nützlicher Getreidearten und anderer landwirthschaftl. Gewächse, theils durch Kreuzungen verschiedener Thierracen das Feld dieser Wissenschaft zu erweitern. Es sind hiezu 120 Morgen Landes angewiesen und die dazu nöthigen Gebäude erst vor kurzem eingerichtet worden.

II. Das Gymnasium. Dieses entstand aus dem

zur Zeit der französischen Herrschaft hier gestifteten Lyceum. Es besteht aus einem Director und einigen Ober- und Unterlehrern. Die Lehrgegenstände sind: Religion, historische, geographische, mathematische, physikalische Wissenschaften, teutsche, griechische und lateinische Sprache, Kalligraphie, Zeichnen und Gesang.

III. Der öffentlichen Elementarschulen sind 3 für Knaben, worunter eine für die evangel. Gemeinde, und seit 1819 eine für die Mädchen. — Es besteht auch eine Sonntagsschule, die der Armenverein erhält und die von Erwachsenen besucht wird, die schon im Dienste sind.

IV. Die zwei gelehrten Vereine sind: a) die Akademie der Naturforscher, die auch die Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische heißt. Sie gehört zu den ältesten Akademien für Medizin und wurde schon 1652 zu Schweinfurth gestiftet. Ihre Werke sind von 1670—1722 in 40 Bänden in 4. erschienen; wozu 10 neue Bände in 4. kamen von 1728—1751. Die neuesten Verhandlungen von 1819 weckten das Andenken wieder an die fast vergessene Academia naturae curiosorum. b) Die Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, gestiftet 1818 zu Bonn. Sie besteht aus ordentlichen, Ehren-, associirten und auswärtigen Mitgliedern und theilt sich in 2 Sectionen, für die der Naturwissenschaft und die der Medizin.

Der von Bonn benannte Landkreis liegt größtentheils auf dem linken Rheinufer, ist von W. gegen O. flach und offen, von O. gegen S. und W. aber mit Hügeln und dem Siebengebirge umgeben. Bei Mehlem öffnet sich das schöne fruchtbare, bei Alfter wol 1½ St. breite Rheinthal, das gegen W. vom sogenannten Vorgebirge begränzt wird, wo Dorf an Dorf sich reihet. Außer diesem Thale, und dem kleinen am rechten Rheinufer gelegenen Theile ist das Übrige des ganzen Kreises sehr bergig. Diese Gebirge enthalten unter aufgeschwemmtem Grand und Sand große Braunkohlenflötze mit Schwefelkiesen, und erlauben eine sehr einträgliche Alaunfabrikation sowol zu Friesdorf als bei Pützgen. Der Rhein, die Sieg und 5 Bäche bewässern hinreichend den Kreis, auch 2 mineral. Quellen zu Godesberg und Roisdorf sind nicht unbekant und werden besucht. Die große von S. nach N. den Kreis durchschneidende Landstraße von Koblenz nach Köln erzeugt Lebhaftigkeit und befördert den Verkehr, weniger jene, die am rechten Rheinufer sich über Königswinter hinzieht, oder jene, die nach Frankfurt über Siegsburg ihren Weg nimt.

An Bewohnern enthielt der Kreis am Schluß d. J. 1820: 26,998. Hievon waren 26475 Katholiken, 39 evangel. Religion und 430 Juden.

Der ganze Kreis enthält (ohne den Stadtkreis Bonn) 8 Bürgermeistereien mit 58 Gemeinden oder 74 Ortschaften. Hierin finden sich: 5206 Wohnhäuser für Privaten, 59 Fabriken, Mühlen, Privatmagazine, 7925 Ställe, Scheunen und Schoppen, 65 Kirchen, Kapellen, Synagogen, 34 für Stats- u. Gemeindezwecke bestimmte Gebäude.

Der ganze Kreis enthält 40080 Morgen Ackerland. Man kann im Durchschnitte jährlich rechnen von Korn das 15te, von Gerste das 18te, von Weizen das 13te, von Hafer das 24ste Korn. Einige Dörfer in der Nähe der Stadt haben einen sehr einträglichen Gemüsebau, z. B. Poppelsdorf, das seine Produkte selbst bis Köln versendet. An Wiesen ist Mangel.

Weinbau beschäftigt einige Dörfer, doch nicht als Haupt-, sondern als Nebensache.

Sämtliche Anhöhen des Kreises sind mit Laubhölzern oder Sträuchern bewachsen. Der Ackerbau verhält sich zur Forstwirthschaft fast wie 4 : 3, denn man rechnet 29694 Morgen Wald oder Busch. Die Jagd gehört jeder Gemeinde in ihrer Bahn, doch darf sie kein Einzeler derselben ausüben, sondern sie wird zum Besten des Kommunalvermögens auf eine Reihe von Jahren an den Meistbietenden verpachtet. Geschlossene Bauernhöfe, oder mit Servituten und Gerechtigkeiten belegte Güter kent man nicht. Alles ist ins Unendliche theilbar; dadurch ist hier zwar große Bevölkerung, aber auch große Noth entstanden. Der Preis des Ackerlandes steht im Misverhältnisse zum wahren ökonomischen Werthe desselben. Die Viehzucht ist nur Nebenbeschäftigung. Die große Konsumtion der Stadt Bonn, die verhältnißmäßige Übervölkerung der Gegend, die Leichtigkeit des Transports vermittelst des Rheins in weitere Gegenden, die Geschäftigkeit mancher Speculanten rc. bewirken, daß der Marktpreis hier stets ein sehr hoher ist, wobei die Produzenten immer gut bestehen können.

Geschichte der Stadt. Wahrscheinlich gehörte Bonn mit zu jenen 50 Castellen, die der kühne Drusus am Rhein erbauen ließ, und deren Namen uns kein bekannter Geschichtschreiber nent. Beim Tacitus, Ptolemäus, Ammianus Marcellinus, im Itinerario des Antoninus und in der Tabula Theodosiana findet man übrigens schon den Namen Bonn. Arndt leitet das Wort vom celtischen Buhn, Wuhn, Wum (ein mit fruchtbaren Angern, Wiesen und Wassern gesegneter Ort) her. Hier stand einst die berühmte ara Ubiorum, an der Sigismund, Segests Sohn, Priester war, und hier empörten sich die I. und XX. Legion und zwangen die Agrippina mit dem jungen Caligula zur Flucht nach Trier, als der strenge Legat Munatius Planeus hier erschien. Im Aufruhr des Civilis erlitt hier die I. Legion eine so große Niederlage, daß Tacitus sagt: cumulatae corporibus fossae. Von hier aus ging der unglückliche Kampf gegen den edlen Otho, als der wollüstige Vitellius von der I. Legion zu Köln zum Kaiser ausgerufen wurde. Im 2ten Jahrh. bei den barbarischen Verheerungen und in den Kriegen mit den Teutschen litt zur Zeit Trajan's, Hadrian's und Antonin's Bonn und die Umgegend sehr; nicht minder im 3ten Jahrh. bei Aurelians und Probus Zeiten. Im 4ten Jahrh. wurde es vom Grunde aus zerstört, als Silanus sich 355 in Köln zum römischen Kaiser aufwarf, doch Julian und Valentinian stellten es wieder her. Um dieselbe Zeit fand auch die Lehre des Christenthums durch die Bemühungen eines Maternus, Eucherius, Valerius, Agritius Eingang und verbreitete sich. Bei der großen Völkerwanderung nahm Attila im 5ten Jahrh. seinen verheerenden Rückzug nach der Schlacht von Chalons über Bonn, und in dem Kampfe des Frankenkönigs Childerich mit dem römischen Feldherrn Ägidius ward Bonn mehre Male sehr hart mitgenommen. Von 509 an gehorchte es fränkischen Königen, von 511 an aber gehörte es zu Austrasien. Als in den letzten Jahren seines Lebens Pipin ge-

gen den untreuen Herzog Waifar von Aquitanien Krieg führte, kam Wittekind, der Sachsen Heerführer, über den Rhein, und verheerte mit Feuer und Schwert die ganze Bonner Gegend. Kaum hatte sie sich erholt, als 882 und 892 die Scharen der räuberischen Normannen, die schon 845 und 851 bedeutende Verwüstungen angerichtet hatten, über Bonn einbrachen und solches von Grund aus zerstörten. Hier schloß der teutsche König Heinrich I. 926 erst mit Karl dem Einfältigen und dann mit dessen Nachfolger Rudolph 935 den feierlichen Vertrag, wodurch das Herzogth. Lothringen wieder an das teutsche Reich kam. In Kirchensachen ward hier 942 die große Synode gehalten, wobei 22 Bischöfe aus Teutschland und Lothringen nebst vielen Prälaten ꝛc. erschienen. In der großen Fehde zwischen dem Pfalzgrafen Heinrich dem Wüthenden und dem Erzbisch. von Köln Hanno II. von 1056—1060 war Bonn das Theater dieses verwüstenden Krieges. Gleiche Verwüstung brachte jener 10 Jahre lange, von 1197—1207 dauernde Streit um die Krone Teutschlands zwischen Philipp von Schwaben und Otto Heinrichs des Löwen Sohn, übers Land, da Köln Otto's, Bonn Philipps Sache anhingen. Die Streitigkeiten der Erzbischöfe von Köln mit der Stadt Köln veranlaßten erstere, ihren Sitz in Bonn zu nehmen. Zum Schutz und Trutz gegen die Kölner ließ daher Konrad von Hochstedten, der Gründer des berühmten Kölner Doms, Bonn 1240 mit Stadtmauern umgeben, auch ertheilte er der Stadt viele Freiheiten und Vorrechte. Doch erst Engelbert II., der 1273 Rudolph zu Aachen gekrönt hatte, machte Bonn zur beständigen churfürstl. Residenz. Um jene Zeit war auch Bonn der Hansa und dem rheinischen Bunde beigetreten. Traurig war das Schicksal von Bonn, als es sich in den Streit zwischen Friedrich von Östreich und Ludwig von Baiern (von 1314—1322) verwickelt sah; denn Bonn hielt es mit Friedrich, Köln aber mit Ludwig. Ersterer sowol als der nachherige Kaiser Karl IV. waren selbst in Bonn gekrönt. Karl ertheilte zwar nachher der Stadt manche Rechte, aber der Verlust derselben blieb immer groß, da Ludwig's Macht weit größer war. — Besonders verheerend war die zweijährige Fehde zwischen dem Erzbischof Friedrich III. und den Kölnern von 1375—1377; aber höchst unglücklich wurde das Land, als 1542 die neue Religionslehre sich hier zu verbreiten anfing, Gewalt und Unruhe an die Tagesordnung kamen, und selbst 1584—1589 ein schrecklicher Krieg mit dem zur neuen Lehre übergegangenen Kurf. Gebhard ausbrach. Auch im 30jährigen Kriege litt die Umgegend sehr durch den schwedischen General Baudisin, besonders das rechte Rheinufer. In dem Kriege zwischen Teutschland und Frankreich wehrten sich 1673 die Franzosen sehr tapfer gegen die Holländer, Spanier und Östreicher, die Bonn belagerten, wodurch der Stadt großer Schaden zugefügt wurde, 1689 beschossen es die Brandenburger, legten es größtentheils in Asche, und der große Kurfürst Friedrich Wilhelm konnte es erst nach einer Belagerung von 11 Wochen einnehmen. Im spanischen Successionskriege belagerten es 1703 die Holländer unter dem Kommando des General Cohorn und unter der Oberleitung des Herz. von Marlborough und eroberten es, nachdem es sehr hart mitgenommen worden war. Kurfürst Joseph Clemens ließ daher 1717 die Festungswerke an der SO.- und S.-Seite schleifen, und an deren Stelle ein prächtiges Schloß aufführen, wovon aber 1777 der schönste Theil wieder in Flammen aufging. Es stellte aber dasselbe der Kurfürst Maximilian Friedrich wieder her und zwar so, wie es gegenwärtig steht. 1786 ward die Universität vom Kurfürsten Max Franz eingeweihet; doch ging sie bald wieder in den politischen Unruhen zu Grunde, die von Frankreich aus über Bonn bis 1814 ihre Herrschaft übten. *(Strahl.)*

BONNAC, Dorf im Bez. S. Flour des franz. Dep. Cantal; es liegt am Arcueil und zählt 752 Einw., zum Theil Leineweber. Die bekannten Spießglanzgruben in seiner Nähe sind aufgelassen. *(Hassel.)*

Bonnaire, (Aloysia de), s. Barclaja.

BONNATERRE (**Joseph Pierre**), ein französischer Abbé aus St. Geniez im Depart. Aveyron, durch seine naturhistorischen Arbeiten rühmlich bekant. Nachdem er sich in seinem Geburtslande zum geistlichen Stande vorbereitet hatte, kam er in seinem 26. Jahre nach Paris, nahm an der Ausgabe von Fenelons Werken Theil, welche die französische Geistlichkeit damals besorgte, und fand an Raynal einen ermunternden Freund. Da er viele naturhistorische Kentnisse gesammelt hatte, so ward er Mitarbeiter an der großen **Encyclopédie méthodique**, und arbeitete für dieselbe mit sorgfältiger Benutzung neuer Beobachtungen, das **Tableau encyclopédique et méthodique des trois règnes de la nature**, aus mehren Bänden bestehend, unter den Titeln: **Ornithologie, Ichthyologie, Cétologie, Erpétologie, Insectologie etc.**, welche in den Jahren 1788—1792 erschienen, mit Kupf. in gr. 4. Der Terrorismus vertrieb ihn um diese Zeit aus Paris, aber als die Ruhe wiederkehrte, wurde er Professor der Naturgeschichte an der Centralschule zu St. Geniez, legte daselbst ein naturhistorisches Kabinet und einen botanischen Garten an, schrieb eine **Notice hist. sur le Sauvage de l'Aveyron**, 1800. 8. und starb den 20sten September 1804 in seinem 57sten Jahre*). *(Baur.)*

BONNAYA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Personaten und der zweiten Linné'schen Klasse, welche Link zuerst (plant. select. hort. Berol. t. 11.) nach dem französischen Geschäftsträger, Bonnay, benannte. Sie steht der Gratiola am nächsten, ist aber unterschieden durch den Mangel an fehlschlagenden Staubfäden, durch aufrecht stehende, nicht umgekehrte Corolle und durch schmale linienförmige Kapsel, mit freiem linienförmigem Kuchen, da Gratiola eine eiförmige Kapsel hat, deren Scheidewand den Klappen parallel ist. Mehre ostindische Arten Gratiola gehören zu dieser Gattung.

I. Mit gesägten oder gekerbten Blättern.

1. B. *brachiata* Linn., mit aufrechtem ästigen Stamm, ablangen, den Stengel umfassenden, scharfgesägten geaderten Blättern und lang gestielten Blüthentrauben in den Blattachseln. In Bengalen und Manila. (**Ruellia antipoda** *L.* **Gratiola serrata** *Roxb.* **race-**

*) Ersch's gel. Frankr. Allg. Litztg. 1805. Intell. Bl. Nr. 49. (aus dem Moniteur). Biogr. univ. T. V.

mosa *Roth?* 2. B. *veronicaefolia* *, mit niederliegendem Stamm, dessen Gelenke wurzeln, mit ablangen, scharfgesägten Blättern, deren Sägezähne lang zugespitzt sind, die untern Blätter sind gestielt, die obern, wie die Blüthentrauben, ungestielt. Ostindien. (Gratiola veronicaefolia *Retz.*) 3. B. *ruellioides* *, mit niederliegendem oben dreitheiligen Stamm, gestielten, ablangen scharf gesägten Blättern und ungestielten Blüthentrauben. Java. (Gratiola ruellioides *Colsm.*) 4. B. *ciliata* *, mit aufrechtem ästigen Stamm, mit ablangen lanzetförmigen gesägten Blättern, deren Sägezähne gegrannt sind, und wenig Blüthen in den Trauben. Java. (Gratiola ciliata *Colsm.*) 5. B. *marginata* *, mit kriechendem Stamm, ablangen Blättern, deren Rand knorpelig und gesägt ist und vielblüthigen Trauben am Ende der Triebe. Ostindien. (Gratiola marginata *Colsm.*) 6. B. *oppositifolia* *, mit aufrechtem Stamm, lanzetförmigen scharfgesägten Blättern, und den Blüthenstielen, so lang als die Blätter und diesen gegenüber stehend, sich niederbeugend, wenn sie Früchte tragen. Ostindien. (Gratiola oppositifolia *Retz.*) 7. B. *pulegifolia* *, mit fadenförmigem Stamm, ablangen gesägten nervenlosen Blättern und entgegenstehenden Blüthenstielen in den Blattachseln. Ostindien. (Gratiola pulegifolia *Vahl.*) 8. B. *grandiflora* *, mit niederliegendem Stamm, gesägten nicht geaderten Blättern, deren untere spathelförmig, die obern lanzetförmig sind, die Blüthenstiele in den Blattachseln, so lang als die Blätter. Ostindien. (Gratiola grandiflora *Retz.*) 9. B. *alata* *, mit eiförmigen gestielten gezähnt gesägten Blättern, den Blüthentrauben am Ende der Triebe und geflügelten Kelchen. Molukken. (Gratiola alata *Roxb.*) 10. B. *reptans* *, mit kriechendem Stamm, rundlich ablangen gesägten Blättern und Blüthentrauben am Ende der Triebe. Molukken. (Gratiola reptans *Roxb.*) 11. B. *origanifolia* *, mit niederliegendem vierkantigen Stamm, gestielten eirunden gekerbten Blättern und ungestielten Blüthen in den Blattachseln. Ostindien. Guinea. (Gratiola origanifolia *Vahl.*) 12. B. *cordifolia* *, mit einfachem niedergestreckten Stamm, fast herzförmigen gekerbten gestielten Blättern, den Blüthenstielen in den Blattachseln, welche sich zurückschlagen, wenn sie Früchte bringen. Ostindien. (Gratiola cordifolia *Vahl.*)

II. Mit glattrandigen Blättern.

13. Gr. *tenuifolia* *, mit fadenförmigem gegliederten Stamm, linienförmigen glattrandigen Blättern und abwechselnd in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen. Zeilan. (Gratiola tenuifolia *Colsm.*) 14. Gr. *verbenaefolia* *, mit aufrechtem gabelförmig getheilten Stamm, lanzetförmigen glattrandigen Blättern und Blüthen in Trauben. Ostindien. (Gratiola verbenaefolia *Colsm.* racemosa *Roxb.*) (*Sprengel.*)

BONNDORF, 1) Grafschaft, ein Bestandtheil des Großherzogthums Baden, wegen welcher dessen Beherrscher einen links springenden Hirsch von natürlicher Farbe im großen Statswapen führt. Einstens hatte sie ihren eigenen Adel, nach dessen Absterben sie nach und nach durch das 15te und 16te Jahrh. hin die Edeln von Wollfurth, die von Falkenstein, die Grafen von Rechberg, von Lupfen und die Herren von Meersberg besaßen, von welchen letztern sie rücksichtlich ihrer Bestandtheile im J. 1609, von den Grafen von Pappenheim aber rücksichtlich der hoheitlichen Rechte im J. 1612 durch Kauf an die Abtei St. Blasien kam. (Vgl. St. Blasien.) 2) Marktfl. und Schloß mit einem Posthause an der Straße von Freiburg über den Schwarzwald in die Schweiz, ungefähr 6 t. M. von ersterm entlegen, ehemals der Hauptsitz der Grafschaft dieses Namens, jetzt im Seekreise des Großhztk. Baden, der Sitz eines Bezirkamtes, wozu die Dörfer Achdorf, Aichen, Aselfingen, Berau, Bettmaringen, Birkendorf, Blumegg, Boll, Brenden, Brumadern, Buggenried, Bulgenbach, Detzeln, Dillendorf, Ebnet, Eschach Ewattingen, Faulenfürst, Fützen, Grafenhausen, Grimmetshofen, Gündelwangen, Hürrlingen, Kränkingen, Lausheim, Münchingen, Opferdingen, Schönenbach, Schwarzhalden, Seewangen, Uhlingen, Wellendingen und Wittlakofen, nebst den ihnen zugetheilten Weilern und Höfen, und ungefähr 10800 Selen gehören. Zur Gemeinde des Fleckens werden 910 E. w. gerechnet und die Musselinstickerei auf der Trommel ist hier ein bedeutender Erwerbszweig. (*Leger.*)

BONNE, eine weite Bai an der Südküste der brit. Insel Neufundland, worin die Eilande Saddle, Crooked und Great Island belegen sind. (*Hassel.*)

BONNEFOI, Ennemond de, (Enimundus Bonefidius) wurde am 20. Okt. 1536 zu Chabunil, einem Dorfe im ehemaligen Herzogthume Valentinois in Frankreich, geboren. Schon im Sommer 1563 war er Professor der Rechte zu Valence, ein College und Freund von Cujas, der außerordentlich viel von ihm hielt, und öffentlich*) von ihm sagte, er wünsche sich, falls er sterben sollte, keinen andern zum Nachfolger, als ihn. Die Pariser Bluthochzeit veranlaßte auch ihn, auszuwandern, und so begab er sich auf Hotman's Anrathen, nach Genf, wo er im 38. Jahre seines Alters am 8. Febr. 1574 verstarb, kurz nachdem er sein Jus orientale herausgegeben, und ein Exemplar desselben an Cujas übersandt hatte. Dieses Werk, welches vollständig betitelt ist: Juris Orientalis libri III. digesti ac notis illustrati, et nunc primum in lucem editi graece cum latina interpretatione. Parisiis ap. Henr. Stephanum. 1573. 8. enthält eine Samlung der Gesetze der griechischen Kaiser, von Heraclius (Saec. VII) bis Michael Paläologus (Saec. XIII) im ersten Buche, Sanctiones Archiepiscoporum et Patriarcharum Constantinopolis im zweiten, und Responsa, Epistolae et Sententiae aliorum Patriarcharum, sacrorumque patrum, im dritten Buche. Charondas Le Caron hat das erste Buch seiner Ausgabe des Corpus iuris 1575 griechisch und lateinisch einverleibt, unter der Rubrik: Imperatoriae constitutiones, und so ist es in den spätern Ausgaben, seit jener Zeit, entweder in beiden, oder doch in lateinischer Sprache, wiederum mit abgedruckt; offenbar unzweckmäßig, da diese Verordnungen späterer griechischer Kaiser keineswegs in das Corpus iuris Romani aufzunehmen waren. Alle drei Bücher sind darauf in *Leunclavii* Jus Graeco-Romanum, jedoch, unter Auflösung ihrer Form aufgenommen; dadurch ist jedoch der Besitz der ersten Ausgabe

*) Observat. et Emend. II. 20.

keineswegs überflüssig gemacht, weil der Text der letztern häufig von dem der erstern abweicht. — Übrigens wurde Bonnefoi für einen gelehrten Mann gehalten; er verstand sogar hebräisch, und war auch in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren*). (*Spangenberg.*)

BONNEFONS (Jean), geb. zu Clermont in Auvergne 1554 und gest. 1614, studirte die Rechte, machte sich aber als lateinischer Dichter berühmt, und erwarb sich dadurch auch die Gunst des Präsidenten Achilles von Harlay, der ihm zur Stelle eines Lieutenantgeneral des Amtes Bar-sur-Seine verhalf. Am meisten hat man ihn mit Catull verglichen. Seine erotischen Gedichte erschienen unter dem Titel: Pancharis (die ganz Reizende); so nannte er die Geliebte seiner Phantasie. Die erste Ausgabe davon erschien Par. 1587. 8. Die vollständigste Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte ist die von Amsterdam 1767. 12. unter dem Titel: **Joannis Bonefonii patris, Arverni, opera omnia.** Seine Pancharis findet man auch den Gedichten des Theodor Beza, Muret und Johannes Sekundus beigefügt. — Die unter dem Titel **Basia** von ihm erschienenen Gedichte sind nichts anders als seine Pancharis. — Sein Sohn Johann, der ihm in seiner Stelle folgte, war auch lateinischer Dichter, reichte aber nicht an den Vater. (*H.*)

BONNER (Edmund), ein englischer Prälat, aus Hamley in Worcestershire gebürtig, der sich unter den Regirungen der Könige Heinrichs VIII. und Eduard VI. so wie der Königinnen Maria und Elisabeth als thätiger Geschäftsmann, insonderheit aber als Verfolger der Protestanten, auszeichnete. Nachdem er seine Studien zu Oxford vollendet, dort auch Doktor des canonischen und Baccalaureus des Civil-Rechts geworden war, wurde er vom Kardinal Wolsey zu mehren Geschäften gebraucht und mit vielen Pfründen beschenkt. Nach dem Tode des Kardinals wußte er sich bei dem Könige Heinrich in Gunst zu setzen, wurde ein eifriger Beförderer seiner Kirchen-Reformen und Vertheidiger seiner Scheidung von Katharinen, und übernahm mehre Sendungen an die Höfe zu Rom, Wien und Kopenhagen. So überbrachte er auch (1533) dem damals in Marseille befindlichen Papste Klemens VII. des Königs Appellation vom Papste an ein künftiges allgemeines Koncilium gegen seine Excommunication und benahm sich dabei mit Ungestüm. Eines ähnlichen Verfahrens wegen wurde er 1538 aus Frankreich zurückberufen und zum Bischof von Hereford, bald darauf aber zum Bischof von London ernant (1539). Bei Heinrichs Tode (1547) war er Gesandter an dem Hofe Karls V., und bis dahin hatte er sich als Beförderer der kirchlichen Reformen gezeigt; sein späteres Benehmen unter Eduard VI. und der folgenden Regirung beweist aber, daß er der katholischen Kirche getreu blieb. Er verweigerte den Eid gegen den Papst und protestirte gegen die neue Liturgie; doch brachte ihn damals noch eine Gefangenschaft von einigen Monaten auf andere Gedanken, bald aber gerieth er in den Verdacht, in Geheim gegen die Reformation zu wirken. Um ihn zu prüfen, übertrug ihm der geheime Rath eine Predigt über gewisse mit der Reformation zusammenhängende Artikel (1549); er bestand die Prüfung nicht, wurde seines Bisthums verlustig erklärt und gefänglich eingezogen. Auch blieb er im Gefängnisse, bis die Königin Maria ihn (1553) erlösete, und ihn wiederum in sein Bisthum einsetzte. Von jetzt an ging sein Streben nur dahin, die Reformation bis auf die Wurzel auszurotten; wüthig verfolgte er, als thätiges Werkzeug Gardiner's, alle Anhänger derselben; außer andern, die Gefängniß und Tortur erlitten, soll er 200 dem Flammentode geopfert haben. Unter der Regirung der Königin Elisabeth blieb er zwar anfangs einige Monate in Ruhe; da er aber den Supremat-Eid verweigerte (1559), wurde er von neuem seines Bisthums und seiner Freiheit verlustig; ein Schicksal, das er mit Ergebung trug. Er starb im Gefängnisse am 5. Sept. 1569. — Als gelehrter Theolog galt er eben nicht viel; doch hat man von ihm einige polemische und andere Pastoralschriften über Zeitmaterien, die längst ihren Werth verloren haben. (*H.*)

BONNET (St.), ist der Name mehrer Orte in Frankreich. Wir bemerken hier nur:

S. Bonnet le Chateau, Stadt im Bez. Montbrison des franz. Dep. Loire. Sie liegt auf einer Anhöhe, hat 1 zerstörtes Schloß, 3 Kirchen, 1 Hospital, 404 Häus. und 1506 Einw., die sich außer dem Landbau von der Verfertigung kurzer Waren, besonders Messer, Scheren und Beschläge nähren. (*Hassel.*)

BONNET. Die Familie Bonnet ist sowol durch ihre Schicksale, als auch durch mehre gelehrte Männer, die daraus hervorgingen, besonders berühmt. Ihre ursprüngliche Heimath ist Frankreich, und sie gehörte zu den alten und ansehnlichen Geschlechtern desselben. Als indeß in dem Jahrhundert der Reformation in Frankreich der Protestantismus sich mächtig regte, und darauf 1572 die schreckliche Bartholomäusnacht folgte, sahen sich mehre Mitglieder der Bonnetschen Familie, die dem Protestantismus anhingen, gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen. Ein Zweig derselben kam nach Genf, woron der berühmte Philosoph und Naturforscher Karl Bonnet (s. d. Art.) abstammte. Andere von der Familie begaben sich nach England und Teutschland. Von den letztern lebte im Anfange des 17. Jahrh. Hans Barthels Bonnet in Hamburg, als sein Bruder, der in England wohnte, ihn bei sich zu haben wünschte. Indem er nun zur See, und zwar über Amsterdam, dahin zu reisen in Begriff war, wurde das Schiff durch einen Sturm genöthigt, in Naarden einzulaufen, wo er sich zu bleiben entschloß. Sein Betragen, seine Thätigkeit und eine Heirath verschafften ihm bald bei seinen neuen Stadtgenossen ein besonderes Ansehen; er erstieg alle dortigen Ehrenstellen und zuletzt die eines präsidirenden Bürgermeisters, auf welchem Posten er noch in seinem Alter, da die Franzosen 1672 die Stadt auffoderten, derselben durch Vermittlung eines ehrenvollen Vertrags sehr nützlich wurde. Sein ältester Sohn, Bartholomäus Bonnet, hinterließ 7 Söhne. Der fünfte von diesen, Timon Bonnet, hatte wiederum 4 Söhne; von welchen der zweite und der vierte sich dem Studium der Theologie wid-

*) S. *Thuan.* Histor. Lib. LX. ad ann. 1574; *Teissier* Eloges des hommes savans. T. I. p. 456 (Ausg. 1683.), Jugler Beitr. zur juristischen Biographie. Band III. S. 338, vgl. Spangenberg Cujas u. s. Zeitgenossen. S. 213.

meten. Der zweite hieß **Paulus Bonnet**, und war zuletzt Prediger zu Rotterdam, auch theologischer Schriftsteller; der vierte **Gisbert Bonnet** geb. 1723 gehörte zu den berühmtesten und angesehensten holländischen Gottesgelehrten von der reformirten Kirche im 18ten Jahrh. Er war erst Prediger zu Amersfort, Rotterdam und im Haag, dann von 1761 bis 1805 Professor der Theologie zu Utrecht. Schon da er noch zu Utrecht studirte, zeigte er eine vorzügliche Gelehrsamkeit durch einige öffentliche Disputationen, und nachher als Professor durch verschiedene akademische Reden, die zum Theil bei Gelegenheit der Niederlegung des akademischen Rektorats von ihm gehalten wurden, und durch andere wissenschaftliche Schriften, so wie er sich auch als Prediger auf der Kanzel und durch gedruckte Predigten rühmlichst auszeichnete. Eine seiner akademischen Reden, wozu ihm Voltaire's **Traité sur la tolérance** Anlaß gab, und welche **de tolerantia circa religionem, in vitium et noxam vertente** handelt, wurde von einem gröninger Advokaten Goodricke durch eine Gegenschrift angefochten, wogegen Bonnet eine noch lesenswerthe Abhandlung über die kirchliche Toleranz, Utrecht 1770, folgen ließ. Außerdem gehört zu seinen gelehrten Schriften vorzüglich eine Erklärung des Prediger Salomo, die wiederholt aufgelegt wurde, und ein Kommentar über den Brief an die Hebräer in 10 Theilen. Als Professor fand er einen sehr großen Beifall und hatte viele Schüler, unter welchen sich mehre jetzige Prediger und Professoren befinden, die in Holland zu den ausgezeichnetsten gehören, z. B. ein Clarisse, van der Roest u. a. Sein vorzüglichstes Verdienst, weswegen er in der Gelehrtengeschichte seines Vaterlandes immer Aufmerksamkeit verdienen wird, war sein Einfluß auf das holländische Predigtwesen. Er war der erste, der darauf in neuerer Zeit entscheidend wirkte, sowol durch seine theoretische Anweisung, als auch durch sein Muster. In seinen jüngern Jahren übte er sich, der Vorurtheile dagegen nicht achtend, in der Redekunst unter der Anleitung des berühmten Schauspielers Pünt, und übertraf im Verfolg darin alle seine Zeitgenossen. Gedruckte Predigten lieferte er 4 Samlungen: **Leerredenen, Utrecht** 1774, (1782 die 3. Ausgabe) 1776, 1788 und 1792. Auf diese Weise legte er den ersten Grund zu einer Verbesserung der Predigtmethode in Holland, die bis zu seiner Zeit äußerst mangelhaft war. Aus seiner Schule gingen die jetzigen besten holländischen Prediger von der reformirten Kirche hervor; auch ein Rist und van der Palm traten in seine Fußstapfen. Noch in spätern Jahren gerieth er in einen öffentlichen gelehrten Streit mit Paulus van Hemert, über das Ansehen der Vernunft in der Religion, worüber einige Schriften zwischen ihnen gewechselt wurden. Er starb zu Utrecht 1805, am 3. Februar.

(*J. Ch. H. Gittermann.*)

BONNET (Karl), einer der fruchtbarsten Schriftsteller in der Naturlehre des 18. Jahrh., war 1720 zu Genf geboren, und hatte sich, wegen schweren Gehörs, schon in früher Jugend mit einsamen Studien beschäftigt, unter denen ihn, durch das Lesen von Réaumure's, Plüche's und Swammerdam's Schriften gereizt, die Naturgeschichte am meisten anzog. Obgleich für die Rechtswissenschaft bestimt, hatte die Begattung der Blattläuse doch mehr Interesse für den zwanzigjährigen Jüngling, als die Pandekten. Auch machte er damals schon so wichtige Entdeckungen über die Fortpflanzung jener Thiere, daß Trembley ihn durch Lob und Reaumure durch das Diplom eines Korrespondenten der Pariser Akademie der Wissenschaften zu mehren Fortschritten aufmunterten. Lebhaft und unermüdet strebte er von nun an weiter. Die Wiedererzeugung der Würmer des süßen Wassers, das Athmen der Insekten, die Haushaltung des Bandwurms waren die Gegenstände, die ihn zunächst beschäftigten, und worüber er so wichtige Beobachtungen anstellte, daß die Londoner Societät der Wissenschaften ihn im 22. Jahr seines Alters zu ihrem Mitgliede ernannte. Indeß hatte er das Studium der Rechte keinesweges vernachlässigt; im Gegentheil wurden seine erworbenen Kentnisse in diesem Fache für die Fakultät ein Beweggrund, ihm 1743 die juristische Doktorwürde zu ertheilen. Aber von dieser Zeit an überließ er sich ganz seiner Lieblingsneigung. Bald gab er seinen **Traité d'insectologie. Paris. 1745** heraus, ein Werk, welches den großen Beifall, womit es aufgenommen wurde, dem philosophischen Anstrich und den allgemeinen teleologischen Ansichten verdankte. Bonnet's Philosophie war die Philosophie des Zeitalters; kein System von abstrakten Wahrheiten aus den ersten Gründen des Denkens abgeleitet, sondern eine populäre, aus Erfahrungen abgeleitete Kette von allgemeinen Sätzen, welche zwar meist bündig zusammenhingen und praktische Anwendung gestatteten, aber denen es doch an Gründlichkeit oder an einem leitenden Princip fehlte; wenn nicht ein solches in den Aussprüchen der Offenbarung angenommen werden darf. In der That fand der von Jugend auf kränkliche Bonnet, durch seine oft zu weit getriebenen Anstrengungen noch mehr geschwächt, bald Ursache sich nach Trostgründen gegen ein sieches Leben umzusehen, und er fand diese in der christlichen Religion, welcher er von nun an von Herzen ergeben war, und sie auf seine Weise mit der Philosophie zu verbinden suchte. Da seine Augen vorzüglich durch mikroskopische Beobachtungen zu sehr gelitten hatten; so wandte er sich zu Untersuchungen, die weniger angreifend für das edelste aller Organe waren. Dies waren Beobachtungen über den Nutzen der Blätter, über ihre Ausdünstung und Einsaugung, worin er Hales Forschungen zu erweitern suchte. So erhielten wir eines der vorzüglichsten Werke in der Physik der Gewächse: **Recherches sur l'usage des feuilles. Leid. 1754.**, wozu der Verf. späterhin mehre Zusätze machte, mit welchen es zusammen von Borkh übersetzt und von Gatterer zu Ulm 1803. herausgegeben ist. Seit jener Zeit bemerkt man bei Bonnet einen vorherrschenden Hang, seinen Ideen über die Natur und ihren Urheber, über die Stufenleiter der Wesen und über die Fähigkeiten der thierischen und menschlichen Selen mehr Zusammenhang und Klarheit zu geben. Die von ihm sogenannte Mechanik der Begriffe über die Sinne war es, was ihn am meisten beschäftigte. Er legte die Resultate seiner Forschungen in dem **Essai de psychologie ou considérations sur les operations de l'ame. 1760.** (übers. und mit Anmerk. begleitet von C. W. Dohm, Lemgo 1773.) vor, und bemühte sich besonders, den anscheinenden Wider-

spruch zwischen der menschlichen Freiheit und Gottes Vorherfehung, den Grundsätzen seiner (der reformirten) Kirche gemäß zu lösen, indem er die Freiheit auf die Bestimmbarkeit durch moralische Gründe beschränkte, die Hauptklippen aber, woran diese Untersuchung scheitert, unberührt ließ; nämlich die Zustände des Menschen, wo er zwar frei scheint, aber dennoch nicht frei denkt und handelt: den Zustand der Leidenschaft, des Wahnsinns, des Nachtwandels und des thierischen Magnetismus; so wie die Handlungen der Thiere, die, nach der gewöhnlichen Meinung, darin auf blindem Triebe beruhen sollen und doch sehr oft Überlegung, freien Entschluß, ja selbst sittliche Beweggründe verrathen. Leichter zu entschuldigen ist der Mangel an seiner anatomischen Kentniß des Selen-Organs bei Bonnet, zumal da sein Zeitalter noch nicht weit genug in diesem wichtigen Fache menschlicher Kentnisse vorgeschritten war. Daher nun, und weil er nicht frei von eigenen, zum Theil seltsamen, Hypothesen war, machte auch sein **Essai analytique sur les facultés de l'ame.** 1760. (übers. und mit Zusätzen von Ch. G. Schütz, Bremen 1770.) nicht das Glück, was er wahrscheinlich erwartet hatte. Denn, wenn er die vorherbestimmte Harmonie der Sele und des Körpers als Axiom annahm, wenn er die Aufmerksamkeit als die Mutter des Genies betrachtete, wenn er in der Mitte des Gehirns einen kleinen unzerstörbaren Körper annahm, der alle Eindrücke der Sinne empfange und zu Gedanken und Urtheilen verarbeite, um nach dem Tode ewig fortzuleben; so waren das alles Sätze, welche unserer Denkungsart wenigstens nicht zusagen. Dazu kam, daß er das Werk einen analytischen Versuch nannte, da, wie auch Sulzer bemerkte, es vielmehr den Namen eines synthetischen verdiente. Denn, um die allmälige Entwikkelung der Selenkräfte darzuthun, schuf er in Gedanken eine Bildsäule, die nach und nach zu beleben sey und an welcher er nun die fortschreitende Entwickelung der Fähigkeiten zu beobachten suchte.

Zwei Jahre später (1762) gab Bonnet seine **Considérations sur les corps organisés** heraus, ein Werk, welches eine Art Epoche gemacht hat, weil darin die verschiedenen Zeugungs-Theorien untersucht und die Präformation der Keime mit vielen Scheingründen unterstützt wird. Haller's Beobachtungen über das bebrütete Ei hatten diese Untersuchungen veranlaßt. Aber die wichtigsten Erscheinungen der Mißgeburten, des Fehlschlagens, der Bastard-Erzeugung, welche der Präformation am meisten widersprechen, läßt B. unerörtert, oder nimt sie, sehr folgewidrig, als vorgebildet an. Von der Berliner Akademie ward gleichwol dies Werk ausnehmend gepriesen, und in Frankreich verboten; beides Auszeichnungen, die uns unverdient erscheinen. Auch ward das Verbot bald aufgehoben, weil man nur gefährliche Grundsätze in dem Buche vermuthet, nicht gefunden hatte.

Bald folgte eines seiner vorzüglichsten Werke: **Contemplations de la nature 1764.** Diese allgemeinen Betrachtungen über die Natur sind für ein großes Publikum berechnet. Daher sind sie faßlich und sehr angenehm geschrieben, enthalten zwar keine neue Thatsachen, stellen aber die ganze Schöpfung in Zusammenhang dar, und weisen die wunderbare und herrliche Harmonie aller Theile des Ganzen trefflich nach. In Teutschland wurde die Übersetzung von Titius so stark gelesen, daß sie viermal neu aufgelegt werden mußte.

Unterdessen hatte Bonnets Gesundheit, besonders sein Sehvermögen, so sehr gelitten, daß er sich zu Beobachtungen ganz unfähig fühlte, und durch die immer sichtbarer werdende Abnahme seiner Kräfte bewogen, wandte er sich ganz zu den Betrachtungen über die Fortdauer nach dem Tode. In seinen **Idées sur l'état futur des êtres vivans, ou Palingénésie philosophique,** sucht er zuvörderst die Fortdauer der denkenden Substanz überhaupt darzuthun, und, weil hier die Gegengründe gleiche Stärke zu haben scheinen, so muß die Offenbarung entscheiden, deren Möglichkeit und Wirklichkeit er zu erweisen und den Werth der Wunder zu rechtfertigen sucht. Der Hauptvorzug dieser Apologie des Christenthums ist innige Wärme, rührende Beredsamkeit und das Gepräge echt frommer Gesinnungen. Lavater ward durch dies Werk so hingerissen, daß er den letzten Theil desselben, nämlich jene Apologie des Christenthums unter dem Titel: Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum 1769 übersetzte, und die Unvorsichtigkeit beging, sie dem berühmten Moses Mendelssohn zuzueignen und diesen ruhigen Denker in der Zueignungsschrift aufzufodern, daß er entweder die in diesem Werke enthaltenen Beweise für die Wahrheit des Christenthums widerlegen, oder selbst ein Christ werden möge. Mendelssohn, überzeugt, daß ein Philosoph bei seinen Grundsätzen beharren könne, ohne zu Streitigkeiten mit denen, die sie angreifen, verbunden zu seyn, äußerte in seiner Antwort seine Empfindlichkeit, und Bonnet, weit entfernt in Lavaters Anmaßungen einzustimmen, versicherte darauf dem Berliner Philosophen, daß er keinen Theil an der Zudringlichkeit Lavaters habe.

So floß Bonnet's Leben ruhig unter Forschungen, Beobachtungen und schriftstellerischen Arbeiten hin. Durch Streitigkeiten ward es nur ein einziges Mal gestört, als Sigorgne seinen analytischen Versuch und die Palingenesie angegriffen hatte. Der Vorwurf, als habe B. Leibnizens Ideen benutzt, war indeß nicht ungerecht, und B. hätte denselben, ohne sich in seiner Gemüthsruhe stören zu lassen, wol ertragen können. Aber desto öfter ward seine stille Thätigkeit durch eigene Kränklichkeit und durch die fast beständige Unpäßlichkeit seiner geliebten Gattin, einer gebornen la Rive, unterbrochen. Desto mehr Freunde und Belohnung verschaffte ihm die Erziehung und Bildung seines nachmals berühmten Neffen, Horaz Benedikt de Saussure, der auch Zeitlebens der dankbarste Verehrer seines Oheims blieb. Der schwächliche Körper des letztern unterlag endlich den Angriffen eines unheilbaren Übels, der Brustwassersucht, woran er nach vielen Leiden im Mai 1793 starb. Er hinterließ den Ruhm eines praktischen Philosophen, eines redlichen Naturforschers, eines liebenswürdigen Menschen und eines würdigen Gelehrten *). *(Sprengel.)*

*) Man vergleiche Carus Gesch. d. Psychologie S. 642. fgg. Buhle und Tennemann Gesch. der Philosophie. Über die

Von den in Frankreich zurückgebliebenen Gelehrten dieses Namens bemerken wir noch:

BONNET (Pierre), Arzt der Herzogin von Burgund, geboren zu Paris 1638, gest. zu Versailles 1708, Neffe des Abbé Bourdelot, der ihm seine Bibliothek vermachte wofern er seinen Namen annehmen würde. Er nannte sich daher nach des Oheims Tode Bonnet-Bourdelot. Beide arbeiteten lange an einer Geschichte der schönen Künste, besonders der Musik und Tanzkunst. Ihre Samlungen brachte, nach Pierre's Tode — sein Bruder Jacques Bonnet in Ordnung, und gab heraus: Histoire de la musique et de ses effets, depuis son origine jusqu'à présent. Par. 1715. 12. Amst. 1725. 2 Bde. 12. Haag 1743. 2 Bde. Diese letzten Ausgaben sind vermehrt durch die Comparaison de musiques française et italienne von Le Cerf de la Vieville. Histoire générale de la danse sacrée et profane; ses progrès et ses revolutions depuis son origine jusqu'à présent. Par. 1723. 12. Beiden Werken fehlt es an Tiefe der Untersuchung. (*H.*)

BONNETIA, eine von Swartz nach dem berühmten Genfer Naturforscher genannte Pflanzen-Gattung, aus der natürlichen Familie der Melieen und der dreizehnten Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger Kelch und Corolle: zahlreiche kaum verwachsene Staubfäden, drei- bis vierfächerige Kapsel mit zahlreichen Samen. 1) B. *racemosa* Sw. mit entgegengesetzten ablang lanzetförmigen Blättern und Blüthentrauben in den Blattachseln. Ein Strauch auf den caraibischen Inseln. (Marila racemosa *W.*). 2) B. *meridionalis* Sw., mit wechselsweise stehenden eiförmigen Blättern und der Blüthentraube am Ende der Triebe. In Gujana. (Mahurea palustris *Aubl.*). (*Sprengel.*)

BONNETABLE, Stadt im Bez. Mamers des franz. Dep. Sarthe (48° 11′ Br. und 18° 5′ L.), an der Dive und der Heerstraße von Tours nach Rouen; ein schlecht gebaueter Ort, dem die Reisenden sonst nur den Beinamen Malletable beilegten, hat 783 Häuser und 4508 Einw., deren Hauptnahrung, die Etaminweberei, in neuern Zeiten sehr in Abnahme gekommen ist; der Kornhandel und die 6 Jahrmärkte sind gegenwärtig neben der Landwirthschaft die vornehmsten Nahrungsquellen. Die Stadt hat auch dadurch sehr verloren, daß die Hauptstraße nach Paris über Ferte Bernard gezogen ist. (*Hassel.*)

BONNEVAL, Stadt im Bezirk Chateaudun des Dep. Eure-Loir, (48° 10′ Br. und 19° 5′ L.) unweit der Ozannemündung in den Loir, der bei der Stadt einen Werder bildet, war vormals ein fester, wegen seiner Lage wichtiger Ort, dessen Festungswerke jetzt in Promenaden verwandelt sind, hat 1 Vorstadt, 3 Kirchen, 1 Hospital, 359 Häus. und 1718 Einw., die sich von der Baumwollspinnerei und Lederbereitung nähren. Auf dem St. Gillesmarkte am 1. Sept. wird ein starker Umsatz, besonders an Vieh, gemacht. (*Hassel.*)

BONNEVAL (Claude Alexander, Graf von), k. k. Generalfeldzeugmeister, zuletzt Pascha von zwei Roßschweifen, war aus einer sehr angesehenen adeligen Familie in der französischen Landschaft Limousin entsprossen, und den 14. Juli 1675 zu Paris geboren. Sein Geschlecht verdankte einen Theil seines Glanzes der Verwandtschaft mit dem regirenden Hause Bourbon, denn seine Urgroßmutter war eine Schwester Heinrichs IV. Er wurde bei den Jesuiten erzogen, bestimmte sich aber frühe für den Militärdienst, wurde 1691 Schiffsfähndrich, und diente verschiedene Jahre auf der königl. Flotte. Eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ein durchdringender Scharfsinn, ein ungemäßigter Ehrgeiz und ein regelloser Hang zum sinnlichen Wohlleben zeichneten ihn schon damals aus. Durch eine sogenannte Ehrensache veranlaßt, verließ er den Seedienst, und kaufte 1698 eine Lieutenantsstelle bei der französischen Garde. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt er die Erlaubniß ein Regiment zu werben, und diente bis 1705 in Italien unter Catinat, Villeroy und Vendome. Der italische Himmel nährte seinen Hang zur Wollust, und da seine ärgerlichen Ausschweifungen, seine freien Reden und Spöttereien über die Religion, und die Brandschatzungen, die er von Bürgern und Bauern erpreßte, der Frau von Maintenon zu Ohren kamen, welche damals den ganzen französischen Hof regirte, so wurde er 1704 bei der großen Militärpromotion übergangen, auf die er nach der bewiesenen Tapferkeit und nach seinem Range mit Zuversicht gerechnet hatte. Dies erbitterte ihn so sehr, daß er die ärgsten Schmähungen gegen den Kriegsminister Chamillart und den ganzen Hof ausstieß. Da um diese Zeit mehre Obersten gefangen gesetzt wurden, und er dasselbe Schicksal befürchten mußte, so floh er über die Gränze und schrieb von da um seinen Abschied. Der König war darüber so aufgebracht, daß er seine Güter einzog und ihn als einen Meineidigen seiner Würden und selbst des Lebens verlustig erklärte. Jetzt wandte sich Bonneval an den kaiserlichen Generalissimus, den Prinzen Eugen von Savoyen, der einen persönlichen Haß gegen Frankreich hegte, und erhielt durch diesen, unterm 5. April 1706, die Anstellung als kaiserlicher Generalmajor. Eugen bewies dem Grafen, als einem Manne von Kopf und Talenten, ausgezeichnetes Wohlwollen, nahm ihn sogleich mit nach Italien, und hatte an ihm einen treuen Gehilfen bei seinen kühnen, durch den glänzendsten Erfolg gekrönten, Unternehmungen gegen Turin, und bei mehren Siegen über die Franzosen. Im folgenden Jahre diente er unter dem Prinzen Eugen in Provence und Dauphiné, und 1708 erhielt er das Kommando über die Truppen, welche gegen den Papst Klemens XI. zu Felde zogen. Er fiel im Juni in den Kirchenstat ein, nahm Commachio und andere Orte im Herzogthum Ferrara in Besitz, ließ überall die kaiserl. Wapen anschlagen und die päpstlichen abreißen, und zwang den heiligen Vater zu einem sehr harten Vergleich. Er wohnte darauf 1709 dem Feldzuge in Savoyen und Dauphiné bei, war 1710 bei dem Prinzen Eugen in Flandern, und nahm auch Antheil an den Unternehmungen der beiden folgenden Feldzüge, so wie an den Unterhandlungen zu Rastadt, wo am 7. März 1714 der Friede unterzeichnet wurde. Schon im folgenden Jahre brach ein neuer Krieg zwischen Östreich und der ottomanischen Pforte aus, und Bonneval, der indessen

Hypothese von der Erschütterung der Gehirnfibern findet sich die vorzüglichste Prüfung bei Maaß in dem Werke über die Einbildungskraft. (*H.*)

Generallieutenant geworden war, zog abermals mit dem Prinzen Eugen zu Felde. Durch seine Unerschrockenheit, und den Widerstand, den sein Regiment einem überlegenen Heerhaufen der Janitscharen entgegen setzte, hatte er einen ruhmvollen Antheil an dem Siege bei Peterwardein, den 5. August 1716. Umringt durch ein feindliches Corps von 200 Mann, fiel er vom Pferde, und ward für todt gehalten, als ihn die Liebe seiner Soldaten rettete; sie suchten ihn unter den Todten und trugen ihn auf ihren Achseln im Triumph in das Lager zurück. Als Antheil der Beute des geschlagenen Feindes fiel ihm das Zelt des Janitscharenaga's, nebst einer beträchtlichen Kasse zu, ein Umstand, der seinem immer zerrütteten Vermögen wieder aufhalf. Auch bei der Belagerung und Eroberung der türkischen Hauptfestung Belgrad (den 6. August 1717), welche den Vergleich zu Passarowitz (den 21. Juli 1718) zur Folge hatte, bewies er eine ruhmvolle Thätigkeit, und sein Antheil an der Beute ward abermals auf 50,000 Thaler geschätzt. Mit Ehrenstellen und Gütern versorgt, und zum Hofkriegsrath erhoben, stand er in Wien in großem Ansehen, und war rühmlich bemüht, verfolgte Verdienste zu beschützen. Unter andern nahm er sich des aus Frankreich verbannten Dichters J. B. Rousseau und mehrer unbillig gekränkten Offiziere an, und unterstützte sie. Der Wiener Hof sandte ihn 1723 in die kaiserlichen Niederlande, damit er dem alten Feldmarschall, Grafen von Vehlen, im Kommando beistehen sollte, nachdem er vor seiner Abreise zum Generalfeldzeugmeister ernant worden war. Sein unruhiger Geist, der Mangel an Delikatesse bei seinen Liebesabenteuern, und besonders seine, kein Verhältniß schonenden, freien und satyrischen Reden, hatten ihm schon einige Zeit vorher allmälig die Gewogenheit und das Zutrauen seines großen Wohlthäters, des Prinzen Eugen, entzogen, und da er in Brüssel die nämliche Rolle zu spielen fortfuhr, wie in Wien, so verwickelte er sich bald in weitaussehende Verdrießlichkeiten. Er entzweite sich mit dem Unterstatthalter der kaiserlichen Niederlande, dem Marquis de Prie, und da er in der Hitze des Wortwechsels die Nation nicht schonte, bei der er eine Freistätte gefunden hatte, und selbst gegen den Prinzen Eugen sich spottende Äußerungen erlaubte, so erklärte ihn dieser seines fernern Schutzes unwürdig, und überließ ihn seinem Schicksale. Er verfiel in einen Prozeß, und da der Hofkriegsrath sein Betragen für ein Statsverbrechen erklärte, so wurde er aller seiner militärischen Würden entsetzt, und auf die Festung Spielberg in Mähren auf ein Jahr in Verhaft gebracht. Er erhielt seine Freiheit an eben dem Tage wieder (den 13. Januar 1726), an welchem sein Widersacher, der Marquis de Prie, in Brüssel starb. Statt sich vor dem Hofkriegsrathe in Wien zu stellen, wie ihm befohlen war, flüchtete er sich nach Venedig, und begab sich von da nach Konstantinopel, weil er voraus sah, daß die Türken ihre Waffen gegen Ungarn wenden würden, und seine Sele von Rachsucht gegen Östreich entglühte. Da der Ruf seiner Thaten vor ihm herging, so wurde er in Konstantinopel sehr ehrenvoll aufgenommen, und da er sich im Islam unterrichten und beschneiden ließ, bei welcher Gelegenheit er den Namen Achmet Pascha erhielt *), so fand auch seine Anstellung keine Schwierigkeit. In einer feierlichen Audienz ward er dem Großherrn vorgestellt, der ihn, mit einem Einkommen von fast 12,000 Rthlrn. jährlich, zum Pascha von zwei Roßschweifen erklärte. Die Statthalterschaft einer Provinz, nach welcher ihn verlangte, erhielt er aber nicht; dagegen wurde er 1732 zum Kumbaradsji Baschi ernant, d. h. zum Chef der Bombardiere, eines kleinen Corps, das mit dem Artilleriecorps in Verbindung steht. Er verbesserte das Artilleriewesen in mehr als einer Hinsicht, und gab sich viele Mühe, europäische Kriegsdisciplin bei den Türken einzuführen. Diese Neuerung reizte aber die abergläubischen Muselmänner zum Murren, denn sie wähnten den Fluch des Propheten auf sich zu laden, wenn sie von der Kriegszucht ihrer Väter abwichen **). Diese Thorheit verhinderte die allgemeine Verbesserung der militärischen Verfassung, die Bonneval einführen wollte. Er entwarf auf höheren Befehl den Plan zu einem Feldzuge gegen die Russen, allein ein Kommando erhielt er nicht, vielmehr wurde er immer mehr von öffentlichen Geschäften entfernt, und im Okt. 1738 erhielt er sogar Befehl, Konstantinopel zu verlassen, und seinen Aufenthalt zu Kastemone in Asien zu nehmen. Nach einem Jahre kam er wieder zurück; da er aber weder seine Einsichten noch seinen Ehrgeiz, wie er wünschte, geltend zu machen vermochte, so blieb ihm fast nichts übrig, als in seinem Harem, den er, um auch hier als ein echter Moslemin zu erscheinen, auf einen respektabeln Fuß gesetzt hatte, sich über den Verdruß vereitelter Hoffnungen zu trösten. Von innerer Unruhe getrieben, beschäftigte ihn einst der Gedanke, heimlich Konstantinopel zu verlassen, nach Rom zu entfliehen, und in Frankreich Dienste zu suchen, allein der Tod vereitelte diesen letzten abenteuerlichen Plan. Er starb in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1747, gehaßt und verachtet selbst von den Anhängern der muselmännischen Religion. Indessen wurde ihm doch, auf höhere Veranstaltung, aus dem feinsten weißen Marmor, zu Pera ein prächtiges Denkmal errichtet, mit der Inschrift: „der weltberühmte Achmet Pascha verließ, um den Islam anzunehmen, sein väterliches Erbe. Er hatte sich unter den Seinigen einen Ruf erworben, hier erwarb er Herrlichkeit und Unsterblichkeit. Er war ein Weiser des Jahrhunderts, der Hoheit und Niedrigkeit aus Erfahrung kannte. Er unterschied Gutes und Böses, Schönheit und Häßlichkeit. Überzeugt von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, wählte er den glücklichsten Augenblick in die Ewigkeit überzugehen, und trank den Kelch des Todes in der Geburtsnacht des

*) Nach einigen neuern Nachrichten sollen ihm die Türken die Beschneidung erlassen haben, und gegen seine Neigung zum Weintrinken sehr nachsichtig gewesen seyn. *(H.)*

**) Friedrich II. sagt in der Histoire de mon temps, Introd. chap. I.: *Bonneval*, ce fameux aventurier, n'était pas dépourvu de talens; il proposa au grand-visir de former l'artillerie sur le pied européen, de discipliner les Janissaires, et d'introduire de l'ordre dans cette multitude innombrable de troupes, qui ne combat qu' en confusion. Ce projet pouvoit devenir dangereux pour les voisins; mais il fut rejeté comme contraire à l'alcoran, dans lequel Mahomet recommande surtout de ne jamais toucher aux anciennes coutumes.

erhabenen Propheten. Das war der glückliche Zeitpunkt, den er wählte, sich der göttlichen Barmherzigkeit zu übergeben, und die Erde mit dem Himmel zu vertauschen. Bonneval Achmet Pascha finde im Paradiese seine Ruhe. Den 12. des Monden Rebbi-Ewel im 1160sten Jahre der Hedschra." Als Nachfolger in seiner Ehrenstelle hinterließ er einen jungen Mann, der in Mailand geboren war, und den er als Knaben mit nach Konstantinopel genommen und feierlich adoptirt hatte. Er war anfangs unter dem Namen eines Grafen de la Tour bekant, ließ sich aber nachher Solyman nennen. Bonneval besaß viel Genie, mancherlei Kentnisse und einen unerschütterlichen Muth, aber auch einen bittern und beißenden Witz, und viel Seltsames in Sitten, Lebensweise und Geschmack. Ohne feste Grundsätze folgte er den Eingebungen seiner Leidenschaften, war ehrgeizig und wollüstig, mitleidig und wohlthätig aus Temperament, unversöhnlich im Hasse, frech und trotzig, spottsüchtig und unbesonnen im Reden selbst über die Großen, die oft die Zielscheibe seiner Sarkasmen waren. Wie ernstlich es mit seiner Religionsveränderung gemeint gewesen sey, erhellet daraus, daß er nach seinem Übertritte zum Islamismus, wenn davon die Rede war, zu sagen pflegte: er habe seine Nachtmütze mit einem Turban vertauscht. Unter seinem Namen hat man sehr einseitig und parteiisch zu seinen Gunsten geschriebene Mémoires du comte de Bonneval. à la Haye. Ed. II. 1738; 1741. 12. Nouveaux mémoires. ib. 1737. Vol. IV. 12; beide zusammen, beste Ausgabe, Londres (Lausanne) 1740 — 1755. Vol. V. 12. Gegen diese Memoiren, die an mehren Orten teutsch erschienen, macht die Critique ou analyse des Mém. du comte de Bonneval. Amst. 1738. 8. verschiedene gegründete Erinnerungen ***). (*Baur.*)

BONNEVILLE, Städtchen in Savoyen, in Unter-Faussigni, an der Arve, in einer schönen Ebene, am Fuß des hohen Bergs Mole; ist neugebaut, hat ein zerstörtes Bergschloß, kleines Gymnasium, und ungefähr 1000 Einwohner. (*Röder.*)

BONNIER D'ARCO (Ange), Präsident der Rechnungskammer von Montpellier, ein Amt, das auch sein Vater Ant. Samuel verwaltete, von dem man einen Discours sur la manière de lever les tailles en Languedoc, 1746. 8. hat. Die Revolution fand an dem Sohne einen thätigen Beförderer, der durch eine Menge (an sich unerheblicher) Flugschriften republikanische Gesinnungen unter dem Volke zu verbreiten strebte. Er war ein Mitglied der gesetzgebenden Versamlung und des Konventes, und stimmte in dem letztern für die Hinrichtung Ludwigs XVI. mit den Worten: „Um des Wohls der Republik und um der Natur des Verbrechens willen." Sonst erlangte er im Laufe der Revolution keinen Ruf, bis ihn das Direktorium im September 1797 mit Treilhard nach Lille sandte, um mit dem Lord Malmesbury wegen des Friedens zu unterhandeln. Die Konferenzen nahmen aber ein schnelles Ende, und Bonnier kam im November dieses Jahrs mit Roberjot und Treilhard als bevollmächtigter Minister der französischen Republik nach Rastadt, als daselbst unter Preußens und Östreichs Mitwirkung, ein Kongreß zur Abschließung des Friedens zwischen Frankreich und dem teutschen Reiche eröffnet wurde. Da Treilhard ins Direktorium abberufen wurde, kam Jean de Bry an seine Stelle, und Bonnier war nun das Haupt der Gesandtschaft. Über seine Arroganz und Vernachlässigung konventioneller Höflichkeit wurde damals viel geklagt, und die Unterhandlungen führten auch hier nicht zu dem gewünschten Resultat. Die französischen Gesandten verließen, um nach Strasburg zurückzukehren, am Abend des 28. Aprils 1799 mit kurmainzischen Pässen Rastadt, wurden aber unweit dieser Stadt meuterisch überfallen, ermordet und aller ihre Papiere beraubt. Bonnier und Roberjot hatten den Todesstreich empfangen, Jean de Bry aber rettete, wiewol schwer verwundet, sein Leben. In Frankreich war man sehr geneigt, diesen Gesandtenmord dem Wiener Hofe zur Last zu legen, besonders da die Thäter entweder wirkliche oder verkleidete Szeller Husaren waren; die schreckliche That ist aber, trotz der von Östreich veranstalteten strengen Untersuchung, nicht aufgeklärt worden. — Bonnier war Liebhaber und Kenner der alten Literatur, und Besitzer einer trefflichen Bibliothek, ganz in rothen Saffian gebunden. Er kaufte aus allen Auctionen die seltensten und theuersten Werke, öfters 2 und 3 Exemplare von einem Werke, um aus denselben durch Ausmerzung fehlerhafter und beschmutzter Blätter und Bogen, ein ganz makelloses Exemplar zusammenzusetzen. Außer seinen politischen Flugschriften schrieb er auch, ohne sich zu nennen, Recherches hist. et politiques sur Malte. 1798. 8. *). (*Baur.*)

BONNIEUX, Stadt im Bez. Apt des franz. Dep. Vaucluse, am Flusse des Gebirgs Leberon, enthält 600 Häus. und 2405 Einw. (*Hassel.*)

BONNIVARD (Franz von), einer der kräftigen und unerschütterlichen Charaktere, deren die Geschichte der Begründung der genferschen Unabhängigkeit mehre aufweiset. Er war geb. 1496, und stammte aus einer an-

***) Merkwürdiges Leben des Grafen von Bonnev. Hamburg 1737. 8. Leben und Begebenheiten des Gr. v. B. mit Anmerk. Frankf. und Leipzig 1738. 4 Th. 8. (Rankts) genealog. hist. Nachr. 112 Th. 299 — 335. Journal encyclop. 1773, teutsch in der Lebensbeschr. merkw. Pers. Breslau 1774. S. 327 — 331. Mém. du Baron de Tott sur les Turcs. Amst. 1784. Vol. IV. 8. öfter, auch teutsch, Elbing. 1785. 3 Th. 8. Enthält hier und da erhebliche Notizen über Bonneval, so wie die 1790 zu Kopenhagen erschienene Schrift von Niebuhr: Det türkiske riges politiske og militaire Forfatning. (C. F. Möller's) Biographien der Abenteurer. Gießen 1805. 8. S. 169—252. Baur's Lebensgem. 4 Bd. 488 — 524. Ebend. Gallerie hist. Gem. 1. Th. 63 — 68. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. von seinem ganzen Geschlechte, das seinen Namen von dem in Limousin gelegenen Schlosse Bonneval hat, s. die Fortsetzung des allgem. hist. Lex. Leipzig 1740 Fol.

*) *Roederer* im Journal de Paris, an. 7. Nr. 234. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Reichard's moderne Biographien 1. Th. 159. Revolutionsalmanach von 1800. S. 244. ff. Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft verübten Meuchelmord. 1799. 8. von Egger's Briefe über die Auflösung des Rastadter Kongresses, den Gesandtenmord und den Wiederausbruch des Krieges 1799. Braunschw. 2 Th. 1809. 8. Auch als 7. u. 8. Bd. seiner Reisen. Geheime Gesch. der Rastädter Friedensunterhandlungen, nebst den wichtigsten Urkunden. Germanien (Zürich) 1799. 6 Thle. 8.

gesehenen savoyschen Familie. Sein Vater war Herr zu Lunes. Schon vor ihm hatten Einige von seinem Stamme das Priorat zu St. Viktor in Genf bekleidet, und er selbst erhielt es durch die Entsagung seines Oheims Amadeus um das Jahr 1513. Die von dem Bischof Johann versuchte Abtretung seines Gebietes an den Herzog von Savoyen, welche Leo X. begünstigte, das Kardinalscollegium aber bei der großen Widersetzlichkeit der Genfer nicht unbedingt genehmigen wollte, hatte große Spannungen zwischen dem Bischof und den Genfern verursacht. Jener hatte einen genferschen Bürger, Joh. Pecolat, wegen eines bittern Scherzes, welchem man noch gefährlichere Absichten unterschob, gefangen setzen und die härteste Tortur ausstehen lassen. Man wirkte von dem Erzbischofe zu Vienne einen Befehl an den Bischof zu Pecolats Vortheil aus; aber niemand wagte es, diesen dem Bischof zu übergeben. Der feurige Propst B., voll Enthusiasmus für die Sache Genfs, und ebenso eingenommen gegen den Bischof, nahm es auf sich, diesem die Freiheit auszuwirken 1516, bewerkstelligte selbst die Zustellung des zu diesem Zwecke erlangten erzbischöflichen Auftrages, zog sich aber dadurch die Abneigung des Bischofs sowol als des Herzogs von Savoyen zu; und als der letztere ihn selbst darüber zur Rede stellte, rechtfertigte er sich mit kühner Unerschrockenheit. Bald nachher waren zwei junge Genfer zu Turin angehalten und nach Pignerol geführt worden, wo der Bischof sich aufhielt. Man suchte von ihnen durch die Folter das Geständniß einer Verschwörung zu erpressen, in welcher auch B. verwickelt seyn sollte. Dieser machte eben eine Reise nach Rom und hatte die Verhafteten einem Advokaten empfohlen; aber ein Brief, denn er ihnen durch den Kerkermeister hatte zustellen wollen, war durch diesen verrathen worden. Die Unglücklichen wurden unter den Betheuerungen ihrer Unschuld hingerichtet, geviertheilt, ihre Köpfe und ein solches Viertheil eingesalzen, um nach Genf gesandt zu werden. Bald nachher traf B. auf der Rückreise wieder zu Turin ein. Er sollte verhaftet werden; aber auf seine zahlreichen Freunde vertrauend, trotzte er dem Bischofe, ging 8 Tage lang öffentlich in der Stadt umher, ließ vermuthen, er wolle noch einen längern Aufenthalt machen, täuschte dadurch seine Beobachter und entwich heimlich nach Genf. Bald darauf wurden die Köpfe und Glieder jener Hingerichteten an einem frühen Morgen diesseits der Arvebrücke an einem Nußbaume neben einem weißen Kreuze und der Inschrift befestigt: „dies sind hier die Verräther von Genf." Noch mehr stieg die Erbitterung. Die Genfer schlossen sich an Freyburg an, und der mit dem nämlichen Eifer erfüllte Abt zu St. Viktor erhielt auch das Bürgerrecht zu Freyburg. Als der Herzog, der es umsonst versucht hatte, ihn dieses Bürgerrecht wieder aufgeben zu machen, 1519 nach Genf kam, entfernte sich B. Durch zwei falsche Freunde, Franz Champion, Herren von Vaubrun, und den Abt Brisset von Montheron, verrathen, wurde er im Waatlande aufgehoben. Der Herzog ließ ihn zuerst nach Gex, dann auf das Schloß Grolée bringen, wo er zwei Jahre lang gefangen blieb. Sein Priorat wurde seinem Verräther, dem Abte von Montheron, gegeben. Nach desselben Tod erhielt dasselbe ein Florentiner, Leonh. Tournebonne. B. benutzte 1528 dessen Abwesenheit, und brachte es dahin, daß er vom Bischof Peter de la Beaume wieder eingesetzt wurde. Aber er erlangte dadurch nur die Einkünfte, welche im genferschen Gebiete lagen; diejenigen aus dem Savoyschen, insbesondere das Schloß Cartigni, mußte er mit Gewalt an sich bringen. Dieses letztere wurde nachher zu wiederholten Malen verloren und wieder gewonnen. Er trat nun seine Ansprüche auf die Einkünfte aus dem Savoyschen dem Hospitale zu Genf ab, und die Stadt wies ihm dafür einen Gehalt an. Die Berner fingen an, sich stärker der Genfer anzunehmen als die Freyburger, da jene die Genfer ermunterten, der Reformation beizutreten, die Freyburger aber sie zu verlassen drohten, wenn sie dies thun würden. Als die neuen Ansichten immer mehr Beifall fanden, fragte man B., der im Rufe eines verständigen und rechtschaffenen Mannes stand, den ungebundenen Geist des Zeitalters überhaupt und der Genfer insbesondere kannte, was er von der Verbesserung des Glaubens und des Clerus denke. „Von zweien Eins"; war seine Antwort. „Wollt ihr immer euch den Ausschweifungen überlassen, wie jetzt, so wird es euch nicht befremden, wenn die Andern es auch thun. Wollt ihr aber den Clerus verbessern, so werdet ihr zuerst ihm den Weg dazu weisen." Noch andere Winke, die er den Genfern gab, beförderten das neue System. Die Gegner Genfs hatten die Exkommunikations-Patente, welche sie vom Erzbischofe zu Vienne gegen die Genfer auswirkten, anschlagen lassen. Als B., welcher die genferschen Abgeordneten nach Bern begleitete, sie auf der Reise zu lesen Lust bekam und jene ihm sagten, er solle sich davor hüten, denn so wie er sie lese, sey er excommunicirt, versetzte er scherzend: „Habet ihr Unrecht gethan, so seyd ihr schon von Gott gebannt; hat aber der Erzbischof Unrecht, so wird euch Papst Berchthold (der Reformator Haller zu Bern) lossprechen." — Um seine alte kranke Mutter in Seyssel 1530 zu besuchen, erhielt er vom Herzoge sicheres Geleit. Von hier begab er sich nach Milden, wo ein Landtag gehalten wurde. Als er von dort sich nach Lausanne begeben wollte, wurde er auf der Berghöhe, von Rosey, der eine natürliche Tochter des Herzogs Philibert geheirathet hatte, und d'Eyries, einem unechten Sohne des Herzogs von Beaufort, zwei verdorbenen Miethlingen angegriffen, ungeachtet seines Widerstandes von ihnen und ihren Begleitern beraubt und gefangen auf das Schloß Chillon im Genfersee geführt. Der Herzog soll zwar keinen Befehl zu seiner Aufhebung gegeben haben, ließ ihn aber, ungeachtet der Verwendung Berns und Freyburgs, dennoch nicht los, weil er wußte, daß er großer Unternehmungen fähig sey. Zwei Jahre lang behandelte man ihn weniger hart, doch ohne daß er verhört wurde. Als der Herzog selbst nach Chillon kam, ließ er ihn in einen Felsenkeller bringen, der tiefer liegt, als die Oberfläche des Sees. Hier blieb er, bis 1536 die Berner das Waatland eroberten. Er begab sich nach Genf, bekannte sich zu den Grundsätzen der Reformatoren, rieth aber immer, bei Einführung derselben in dem Gebiete der Stadt, die Belehrung raschen Maßregeln vorzuziehen. 1537 übergab er sein Priorat dem Hospital, erhielt dafür das Bürgerrecht, und als man sich nicht sogleich einverstehen konnte, unter bernerischer Vermittelung von 5. Febr. 1538

die Summe von 800 Thalern, ein Jahrgehalt von 140 Thalern und die Wohnung des vormaligen Großvicars mit anständigem Hausgeräthe. — Zwei Mal verheirathete er sich, blieb aber ohne Kinder. In seinem letzten Willen setzte er die Stadt zum Erben ein, unter der Bedingung, daß sein Nachlaß für das damals errichtete Kollegium verwandt würde. Er starb der angenommenen Meinung zufolge, um das Ende des J. 1570. Doch vorher erscheint der Name des rüstigen Mannes noch oft in den Rathsregistern. So wurde er den 16. Juni 1545 zum Arreste und zur Abbitte verurtheilt, weil er eine Magistratsperson injurirt hatte. Zu wiederholten Malen gedenken diese Register dagegen auf eine ehrenvolle Weise seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er besaß eine damals in jener Gegend nicht gewöhnliche Bildung. Den 31. Okt. 1542 erhielt er vom Magistrate den Auftrag, eine Chronik der Stadt zu bearbeiten. Die eigenhändige Handschrift ist noch auf der Stadtbibliothek vorhanden; diese Chronik behandelt in 4 Büchern die Geschichte Genfs bis 1530, mit Gründlichkeit, in einem kunstlosen, aber nicht unangenehmen Style. Ebenfalls handschriftlich sind auf der Bibliothek noch eine andere Genfer-Chronik und Materialien zu seinen geschichtlichen Arbeiten von ihm vorhanden. Ein Beschluß des Rathes vom 24. Okt. 1549 trug ihm auf, auch die Stadt und die Umgegend zu schildern, zufolge dessen sein Werk eine genaue Beschreibung der vormaligen Klöster, Schlösser, Vorstädte und andre Verhältnisse der Stadt enthält. Am 11. Jul. 1543 wurde ihm erlaubt, eine Ballade auf die alte und neue Devise Genfs drucken zu lassen. Schon 1551 verordnete er: seine Bibliothek solle nach seinem Tode zum Anfang einer öffentlichen Büchersamlung dienen. Die Incunabeln werden daselbst in einem besondern Schranke aufbewahrt. Unterm 29. August 1558 sagen die Rathsakten, er habe für erhaltene Unterstützungen gedankt, und sich empfohlen **pour avoir soin de lui dans son extrême vieillesse:** was als eine Vorsorge für die Zukunft angesehen werden muß, wenn anders die Angaben über seine Geburt richtig sind. Er schrieb auch noch ein Buch über den genferschen Adel. Byron hat den Gefangenen zu Chillon, doch nicht ganz glücklich, besungen *). (*Meyer v. Knonau.*)

BONNUS (**Hermann**), Superintendent in Lübeck, geb. 1504 zu Quackebrügge im Osnabrückschen, war in Wittenberg Luthers fleißiger Zuhörer, und seit 1525 Verbreiter des Protestantismus in Greifswald, Kopenhagen, Stralsund u. a. O. Das Rektorat in Lübeck wurde ihm 1530 übertragen, schon im folgenden Jahre wurde er daselbst Superintendent, und starb als solcher den 12. Febr. 1548. Die Beförderung der Reformation lag ihm sehr am Herzen, und er schrieb zu diesem Behuf viel und vielerlei, das Geistlichen und Laien nützlich war, auch beriefen ihn 1532 die Osnabrücker mit Bewilligung ihres Bischofs zu sich, um die Reformation bei ihnen einzuführen. Viele lateinische Gedichte übersetzte er nach den gereinigten Religionsbegriffen ins Teutsche, und gab in niederteutscher Sprache ein Gesangbuch heraus unter dem Titel: M. H. Bonns, Superattendentens tho Lübeck, geistlike Gesenge un Lider. Gedruckt dorch Joh. Ballhorn 1545. Unter seine eigene Arbeiten gehört das bekannte Passionslied: Ach, wir armen Sünder 2c. Sein **Chronicon Lubecense**, in hochteutscher und niedersächsischer Sprache, hat Just. Gobler ins Lateinische übersetzt, und er selbst verfertigte eine oft gedruckte, aber in allen Ausgaben seltene, lateinische Übersetzung von der Chronika durch Magistrum Joh. Carion fleißig zusammengetragen. Wittenberg 1532. 4. *). (*Baur.*)

BONONCINI, 1) Giovanni Maria, ein Musiker aus Modena gebürtig, gab im J. 1673 heraus **il Musico pratico** (übers. Stuttg. 1701. 4.), ein Werk, das manche nützliche Vorschriften und Beispiele enthält, aber den Bedürfnissen unserer Zeit nicht mehr entspricht. Berühmter als der Vater wurden seine beiden Söhne. — 2) Giovanni, geb. zu Bologna, ein Nebenbuhler des großen Händel. Er hatte seine dem Kaiser Leopold gewidmeten **Duetti da Camera** zu Bologna 1691 herausgegeben, im J. 1694 zwei Opern zu Rom, dann in Wien mehre Opern und Oratorien für den kaiserl. Hof und die Kapelle gesetzt, und stand im J. 1720 zu Rom als dramatischer Komponist in großem Ansehn; als man zu London unter Georg I. auf die Idee kam, eine königl. Akademie der Musik zu stiften, zu welchem Behuf auch die drei damals berühmtesten Komponisten nach London berufen wurden, Bononcini v. Rom, Attilio Ariosti von Berlin, und Händel, der schon damals in England lebte. Für Bononcini und Händel bildeten sich zwei Parteien, welche mit so großer Erbitterung wie die Häuser York und Lancaster gegen einander stritten bis 1727, in welchem Jahre B. in der Oper Astyanax seine letzte Arbeit für die Londner Bühne, und die beste, die er hier verfertigt hatte, lieferte. Unter allen den Werken, die er zu London verfertigte, zeichnete man am meisten aus seine **Cantate e Duetti** 1721. Er lebte nachher im Hause des Herzogs von Marlborough, und machte mit seinen Werken beträchtlichen Gewinn. Ein ihm vorgeworfenes Plagiat verminderte späterhin sein Ansehn, und er verließ England im J. 1733, lebte hierauf einige Jahre in Paris, wo er für die königl. Kapelle Messen und Motetten setzte, und wurde 1748 nach Wien berufen, um die Musik zur Feier des Friedensschlusses von Aix la Chapelle zu setzen. Von da ging er nach Venedig, wo er in hohem Alter starb. — 3) Antonio, sein Bruder, wurde besonders berühmt durch die Oper **Camilla regina da' Volsci**, die er für den Wiener Hof um das Jahr 1697 gesetzt hatte. Man sagt, daß er an den Kompositionen seines Bruders keinen geringen Antheil gehabt habe. Antonio war zugleich ein ausgezeichneter Violoncellist. (*H.*)

BONONIA, 1) in Italien, s. **Bologna**; 2) ein Ort in Niederpannonien, nach den Angaben des Itin.

---

*) Der 1812 herausgekommene 5te Band der **Biographie universelle** erwähnt dieses merkwürdigen Mannes nicht.

*) S. von dieser oft gedruckten Übers. *Meusel* Bibl. hist. Vol. I. P. I. 177. P. II. 325. und Strobel's Miscell. 6. Th. 141 ff. —. Des Bonnus Leben hat C. H. Starck ausführlich beschrieben; es macht den 1. Th. von dessen Lebensbeschreibungen der Lübeckischen Superintendenten aus. Lüb. u. Leipz. 1710. 8. Vergl. auch dessen Lübeckische Kirchenhist. und Richters Lex. der Liederdichter.

Ant., der Not. Imp. und des *Amm. Marc.* XXI, 9. wahrscheinlich einerlei mit Milata, s. diesen Art. 3) Ein Städtchen in Dacia Ripensis, nach dem Itin. Ant. Standquartier einer Abtheilung Reiterei, 18 Millien von Ratiaria h. z. T. Bodon unweit Widdin. (*Ricklefs.*)

Bononischer Stein, s. Phosphor.

Bonosus, 1) Bischof von Sardika, s. Jungfrau Maria. 2) Bonosus, Quintus, s. Probus.

BONPLANDIA. Um den berühmten Begleiter Humboldts, Amatus Bonpland zu ehren, nannte Cavanilles zuerst eine Pflanze so, welche Willdenow späterhin mit dem Namen Caldasia belegte, und die unter diesem Namen aufgeführt werden wird. Später nannte Willdenow den Baum, der die echte Angustura liefert, dergestalt. Diese Gattung, *Bonplandia* W. (Cusparia *Humb.*) gränzt an Quassia, gehört zur Familie der Ochneen und in die fünfte Linné'sche Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter, die an der Basis zusammenhängen. Zehn schuppenförmige Nektardrüsen. Gespornte Antheren. Fünf zweiklappige einsamige Kapseln. Die einzige bekannte Art: B. *trifoliata* W. hat gedritte ablange glattrandige punktirte wohlriechende Blätter, einen über 60 Fuß hohen Stamm und weiße Blüthen in Trauben. Sie wächst in Neu-Andalusien. Abgebildet ist sie in Humbold's pl. aequinoct. t. 97. und Hayne's Arzeneipflanzen, T. 18. (*Sprengel.*)

BONSECOURS, 1) Herrschaft in der Grafschaft Richelieu der brit. Prov. Untercanada. 2) Herrschaft in der Grafsch. Buckingham der brit. Prov. Untercanada, auf dem Süduser des St. Lorenz mit 1392 Einw. 3) Eine Herrschaft in der Grafschaft Devon der britischen Provinz Untercanada am südlichen St. Lorenz mit 910 Einwohnern. (*Hassel.*)

BONSTETTEN, reform. Pfarrdorf im Oberamte Knonau des schweiz. Kantons Zürich mit 590 Einw.; bei demselben lag das Stammschloß des berühmten Geschlechtes der von Bonstetten; es blühet zu Bern, wo ein Zweig desselben 1468 das Bürgerrecht erhielt, in Zürich erlosch diese Familie 1606. (*Wirz.*)

BONTAIN, Stadt in dem Königreich Makassar auf Celebes, den Niederländern gehörig, (südl. Br. 5° 33′ L. 137° 21′) an einer Bai, die guten Ankergrund hat, und durch ein kleines mit Palisaden versehenes Fort vertheidigt wird. Die Niederländer handeln hier vorzüglich Sklaven, Sapanholz und Schildpatt ein. Viktualien sind überflüssig vorhanden, so auch Holz und gutes Wasser (Carteret, Wilcocke). (*Hassel.*)

BONTEKOE (Cornel.), war 1647 zu Alkmaar geboren, wo sein Vater Decker, wegen des Schildes vor seinem Hause, als Gastwirth, den Namen Bontekoe (bunte Kuh) erhalten hatte. Cornelius, zuerst bei einem Barbier in der Lehre, bekam Geschmack an der Medizin, den er durch Besuch der Vorlesungen Sylvius de le Boë zu befriedigen suchte. Dabei studirte er die modische Philosophie des Cartesius, die er aber, entblößt von allen Vorkentnissen, schwerlich verstand. Seine Dreistigkeit, halb verstandene Sätze, als eigene Erfindungen vorzutragen, erregte ihm so viele Feinde in Holland, daß er, ohne die höchste Würde in der Arzneikunde erlangt zu haben, sein Vaterland verließ und sich nach Hamburg wandte. Theodorus von Craanen, ein eifriger Cartesianer, scheint ihn dem großen Kurfürsten von Brandenburg empfohlen zu haben. Genug, er ward Prof. in Frankfurt an der Oder, und suchte nun die holländische Praxis zu befördern. Die holländische Praxis aber nenne ich die durch Bestechung gewinnsüchtiger Kaufleute erzeugte Methode, alle oder doch die meisten Krankheiten, als entstanden aus Verdickung der Säfte (aus einem Morast im Pankreas, sagte Bontekoe) herzuleiten. Gegen solche allgemeine Ursache ward nun von den durch die Kaufleute gewonnenen Ärzten nichts anderes verordnet, als Thee, und zwar in solchem Überfluß, daß täglich 59 Tassen kaum hinreichen, um den Morast im Pankreas wegzuschwemmen. So groß war die Verblendung der guten Brandenburger zu jener Zeit, daß Bontekoe's Abhandlung vom menschlichen Leben (Budissin, 1685) großes Aufsehn erregte, und fleißig gelesen wurde. Auch den Tabak, dessen Rauchen damals erst anfing Mode zu werden, nahm er zu Gunsten der holländischen Kaufleute so sehr in seinen Schutz, daß er diesen Rauch als das beste Mittel anpries, den Kreislauf des Bluts zu unterhalten. Bontekoe starb, ein Opfer seiner verkehrten Denkart, an den Folgen eines unglücklichen Falls im J. 1685, da er sich nicht wollte zu Ader lassen. (*Sprengel.*)

BONTIUS, der Name mehrer berühmter holländischer Ärzte, ausgezeichnet durch Beobachtungsgeist, Gelehrsamkeit und besonders durch Kentniß der alten Literatur. Gerard, zu Ryßwik 1538 geboren, lehrte die Arzneiwissenschaft auf der Hochschule zu Leiden, und starb daselbst den 15. Sept. 1599. Die Araber verlassend, schöpfte er vornehmlich aus den Quellen der alten Literatur, und empfahl das Studium der griechischen Ärzte, deren gelehrter Kenner er war. Der berühmte botanische Garten zu Leiden dankt ihm zum Theil seine Entstehung und seinen Flor. Die bekannten und viel gebrauchten Pilulae tartareae Bontii, deren Komposition lange ein Geheimniß war, sollen von ihm, nach Andern von seinem Sohne Reinerus herrühren *). Er hinterließ drei Söhne, die rühmlich in seine Fußstapfen traten, nämlich: Johann, praktischer Arzt in Rotterdam; Reinerus, geboren zu Leiden 1576, Professor der Physik daselbst und Leibarzt des Prinzen von Nassau, gestorben 1623 **); und Jakob Bontius, der berühmteste dieses Geschlechts. (*Baur.*)

BONTIUS (Jak.), aus Leiden gebürtig, ward Arzt der ostindischen Kompagnie, und lebte mehre Jahre in Batavia, wo er die Krankheiten der Bewohner und die natürlichen Erzeugnisse kennen lernte, die erstern meisterhaft beschrieb, die letztern aber mittelmäßig abbilden ließ. Nach seiner Rückkehr übergab er dem Wilh. Piso seine Handschriften und Zeichnungen, und dieser machte sie unter dem Titel: Historia naturalis et medica Indiae orientalis. Amst. 1658. fol. bekant. Das Werk über die indischen Krankheiten, welches große Vorzüge vor dem naturhistorischen hat, ist einzeln unter dem Titel: de

*) *Adami* vitae medicor. german. 163. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. **) *Dan. Heinsii* orat. in ej. funere abgedruckt in *Heinsii* oratt. Lugd. B. 1627. p. 115.

medicina Indorum. Amst. 1658. 12., später auch mit *P. Alpini* de medicina Aegyptiorum LB. 1718 zusammen erschienen. — Nach ihm benant ist die Pflanzengattung Bontia, aus der natürlichen Familie der Viticeen und der zweiten Ordnung der vierzehnten Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch. Zweilippige Corolle, die Oberlippe ausgerandet, die Unterlippe dreitheilig. Das Stigma zweilappig. Zweifächerige Steinfrucht, mit getheilten viersamigen Fächern. Wir kennen nur eine Art dieser Gattung. B. *daphnoides*, ein Strauch auf den antillischen Inseln, mit lanzetförmigen abwechselnd stehenden Blättern und einblumigen Blüthenstielen. Abgebildet in *Dillen.* eltham. t. 49. f. 57. (*Sprengel.*)

BONTZIDA, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen Dobokaer Gespanschaft unterm Zirkel Szeker Bezirk, in einer romantischen Ebene am Samosch-Flusse, 3 St. von Klausenburg; der königliche Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Banffi, hat hier ein schönes Lustschloß mit sehenswürdigen Gartenanlagen, und eine vorzügliche Stuterei. (*Benigni.*)

BONUS EVENTUS, der glückliche Erfolg, als Genius gedacht und dargestellt auf Münzen als nackte Jünglingsfigur, Blumen, Kornähren und Weintrauben in der Hand, vor einem Altar, auf welchem ein Opferfeuer lodert *). Von den alten Künstlern hatten ihn Praxiteles und Euphranor, letzterer mit einer Patera in der Rechten, und mit Ähren und Mohn in der Linken gebildet **). Diese Darstellung diente den Gemmenschneidern zum Muster ***). Er scheint das personificirte fruchtbare Gedeihen der Feldfrüchte und der auf römischen Boden verpflanzte und modificirte Triptolemos der Griechen zu seyn †). (*Ricklefs.*)

BONVICINO (Alessandro), genant il Moretto, Maler, geboren zu Rovate 1514, gestorben zu Brescia 1564, war eine Zeitlang Schüler Tizians, bildete sich aber nachmals hauptsächlich nach Rafaels Muster. Er zeichnete sich als Bildniß- und Historienmaler aus. Gemeinschaftlich mit Romanini arbeitete er in Kirchen und Palästen zu Brescia [1]). Ein sehr schönes Bild von ihm, von großem Charakter, mit stark hervortretenden Figuren, Magdalena zu den Füßen des Heilands, ist zu Venedig, auf dem Chor des Hospitals della Pietà [2]). (*H.*)

BONVICINO (Benedetto), gestorben zu Turin den 15. Jan. 1812. im 71. Jahre seines Alters als Professor der Klinik und Akademiker. Während der Vereinigung Piemonts mit Frankreich war er Abgeordneter des Departements der Stura im gesetzgebenden Körper. Er gehört zu den Gelehrten, die in der Anwendung der Wissenschaften auf das Leben ihren Ruhm suchen. Die von ihm eröffneten Vorlesungen haben zuerst in Piemont die Liebe zur neuern Scheidekunst geweckt. Überhaupt verdankt man der praktischen Tendenz seiner Studien seit 1778 zahlreiche Schriften medizinischen, chemischen, pharmaceutischen und naturhistorischen Inhalts, von denen wir nur folgende beispielweise anführen: 1) Pensieri sulla cura della Epizootia. Turino 1795. 8. 2) Viste economiche e politiche sopra la coltura dei prodotti del regno minerale in Piemonte (in Mem. dell' Accad. di Torino), 3) Delle cagioni recenti della minor produzione in bozzoli ed in sete nel Piemonte (in Mem. della Società centrale d'Agricoltura di Torino), 4) Elementi di chimica farmaceutica edistoria naturale e preparazione de' remedj. Torino 1810. 2 vol. in 8.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONVOULOIR, eine Gruppe von Felsenriffen und kleinen Inseln im Australozeane, die zu der Gruppe der Louisiade gehören und von Dentrecasteaux 1793 gesehen, aber nicht besucht sind. Sie liegen zwischen dem Eilande S. Aignan und den Inseln Dentrecasteaux unter 10° 30′ südl. Br. und 167° 15′ L. und scheinen bewohnt zu seyn. Die Seefahrer begegneten bei denselben Kanots mit Australnegern, die aber scheu vor ihnen flohen und keine Begierde nach den ihnen gezeigten Eisenwaren blikken ließen (Dentrecasteaux). (*Hassel.*)

BONYHA, teutsch Bachnen, walachisch Bakna, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, Kükülöer Gespanschaft obern Zirkel Kunden Bezirk, ein weitläufiges walachisches Dorf, in dessen Nähe sich eine beträchtliche und vorzügliche, der gräflichen Familie Bethlen gehörige Stuterei befindet. (*Benigni.*)

BONY, 1) ein Königreich auf der Insel Celebes, welches sich zwischen den Flüssen Tsienrana und Salinico um den Busen von Bony hinzieht. Es ist das mächtigste der Insel; die Einwohner Buggiesen vom Stamme Tobogir und sämtlich Moslemimen, die sich durch ihre Kunstfertigkeiten und durch ihren Handel auszeichnen. Ihr Sultan, ein ganz unabhängiger Fürst, kann nach van dem Bosche wol mit 70,000 Mann im Felde erscheinen; ihm sind die meisten der kleinen Malaienstaaten auf der Westküste und die ganze östliche Halbinsel von Celebes tributär. Er selbst ist ein Erbfürst, der von den Orang Piton oder 7 Erbräthen bestätigt wird. Stavorinus liefert uns einen Abriß der Geschichte dieses Königreichs, nach welcher der 1713 auf den Thron gekommene Fürst der 16. Regent der Bonyschen Königsdynastie war. 2) Die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs auf der Ostküste der südlichen Halbinsel von Celebes mit 1 Palaste des Sultans, den die Briten 1814 in die Asche gelegt hatten, und einem Hafen, der Gold, Reis, Sago, Cassia, Tripang, Schildpatt und Perlen, so wie gestreifte und farbige Kattune, Gold-, Silber- und Eisenwaren, die hier verfertigt werden, in den Handel bringt. 3) Ein Meerbusen, der sich zwischen den beiden südlichen Landzungen oder vielmehr Halbinseln von Celebes tief in die Insel drängt und den größten Fluß derselben, die Tsienrana, aufnimt. Da an demselben die Niederlassungen der Niederländer liegen, so ist er noch am meisten bekant. Die Buggiesen nennen ihn Sewa, die Europäer gewöhnlich die Bai der Buggiesen (der East India Gaz., Forrest, Stavorinus). (*Hassel.*)

BONZANIGO (Giuseppe), gestorben als königl. sardinischer Hofbildhauer zu Turin am 18. December

---

*) *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1562 ss. **) Plin. 34, 19, 16 und 36, 4, 5 ff. ***) Vgl. Hirt mytholog. Bilderbuch. Heft 2. S. 106. †) Vgl. Böttigers griech. Vasengemälde 2. S. 212 ff.

1) S. Ridolphi I. 245. 2) Fiorillo II. 37.

1820 *). Durch vierzigjährige Übung hatte er in der Kunst Holz und Elfenbein zu schnitzen, die Meisterschaft erreicht, in Betracht dessen seine Landsleute ihn als das Haupt einer eigenen Kunstschule dieser Art ansehen. Er lieferte die zierlichsten Arbeiten, deren Zartheit und Vollendung man bewundert. Bei den größern eigenen Kompositionen ist indessen, nach dem Urtheil der Kenner, hin und wieder mehr Geschicklichkeit in der Ausführung sichtbar als Geschmack in der nicht selten überladenen Anordnung. Aus seiner vielbesuchten Werkstätte haben sich seine Bildnereien über ganz Europa verbreitet, da er nicht nur sehr wohlfeile Preise stellte, sondern es auch verstand, die Zeitereignisse zu benutzen **) und den mannigfaltigen Wünschen der Freunde seiner Kunst zu huldigen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BONZEN, ist der Name, welchen die Europäer den Priestern der Religion des Fo im Allgemeinen gegeben haben, obgleich sie eigentlich nur in Japan diesen Namen führen. Bei den Siamesen heißen sie Talapoinen, bei den Tatarn Lamas, bei den Chinesen Ho-Shang. Mehres s. bei der Schilderung dieser Völker und unter Fo. (*H.*)

*) Biblioteca Italiana. Milano 1821. Tomo XXI p. 448.

**) *Millin* Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice et à Gênes. Paris 1816. Tom. I.

Nachträge.

BOHRER, Bergbohrer, s. Brunnengraben und Erdbohrer. (Vergl. vorläufig außer andern F. Garnier's gekrönte Preisschrift über die Anwendung des Bergbohrers zur Aufsuchung von Brunnenquellen u. s. w. — Aus dem Franz. mit Zusätzen von Joh. Waldauf v. Waldenstein. Wien, Beck 1823. gr. 8. mit 19 Steindr.)

BOLETUS, ist eine Schwammgattung, deren eigenthümliche Schlauchschicht röhrig und die Röhren unterschieden, aber zusammenhängend sind. Die Gattung Fistulina unterscheidet Fries durch freie, anfangs geschlossene Röhren, und Polyporus durch poröse Schlauchschicht, die mit dem Hut von gleicher Substanz ist.

I. Mit der Gardine. (Cortinarii et Dermici *Fries.*) 1. B. *luteus*, mit braunrothem klebrigen Hut, gelben Röhren und festem mit einem Ring umgebenen Strunk. In fichtenen Waldungen, selten (Fl. dan. 1135.). Er hat einen säuerlichen Geschmack, ist aber verdächtig. 2. B. *granulatus*, mit braunrothem klebrigen Hut, gelben angewachsenen großen Röhren und scharfpunktirtem Strunk. In Wäldern. 3. B. *bovinus*, mit braungelbem etwas klebrigen Hut, gelbröthlichen Röhren und glattem Strunk. In Fichtenwäldern sehr gemein. Dieser Schwamm ist eßbar, wenn man die Röhren und den Strunk wegnimt und jüngere Exemplare aussucht. In manchen Gegenden leben arme Leute im Herbste fast davon. 4. B. *piperatus* Bull., mit glattem, rothgelben Hut, rostfarbenen angewachsenen Röhren und glattem Strunk, der inwendig dunkelgelb ist. Er hat einen sehr scharfen Geschmack und komt in Wäldern vor. 5. B. *variegatus* Sw., mit schmuzig gelbem Hut, der mit büschelförmigen Haaren bedeckt ist, kleinen rostfarbenen Röhren und glattem Stamm. In Fichtenwäldern. 6. B. *subtomentosus*, mit polsterförmigem trockenen etwas filzigen Hut, großen gelben winkligen Röhren, und glattem festen Strunk. In Waldungen sehr gemein, daher er auch bei Bulliard und Sowerby B. communis heißt. Er ist auch eßbar. 7. B. *luridus*, mit polsterartigem olivenfarbenen etwas filzigen Hut, der späterhin klebrig und rußfarben wird, mit gelben Röhren und rothem netzförmig geaderten Strunk. Dies ist ein giftiger Schwamm. 8. B. *edulis*, mit polsterartigem glatten kastanienbraunen trockenen Hut, dessen Fleisch weißlich, die Röhren hellgelb und der Strunk angeschwollen braunroth und netzförmig geadert ist. Dieser Schwamm findet sich überall in Wäldern, sein Geschmack ist angenehm, fast wie Haselnüsse. Man kann ihn roh, mit Pfeffer, Essig und Öl als Sallat essen, oder man bratet ihn mit Butter, Salz, Brotrinden und Sardellen. Auch recht angenehme Brühen macht man davon. 9. B. *scaber*, mit polsterartigem glatten gelbrothen Hut, weißen Röhren und schuppigem Strunk. Auch dieser ist sehr gemein und eßbar.

II. Ohne Gardine. (Hyporrhodii und Leucospori *Fries.*) 10. B. *felleus*, mit weichem glatten Hut, weißen Röhren und olivengrünem netzförmig geaderten Strunk. Er schmeckt bitter und wächst in Waldungen. 11. B. *cyanescens*, mit etwas filzigem strohgelben Hut, weißlichem Fleisch und Röhren und bauchigem etwas zottigen Strunk. Das weißliche Fleisch wird gleich blau, wenn man es bricht. Darum ist er verdächtig. Er komt in Wäldern vor.

Boletus Laricis nannte Jacquin (Misc. 2. p. 164.) den Agaricus der Alten. Da aber diese Art eine mit dem Hut gleichartige Schlauchschicht hat, so hat Fries sie getrent und mit der Gattung Polyporus, als P. officinalis *Fr.* vereinigt. (*Sprengel.*)

BOLINGBROKE (Heinrich St. John, Lord Viscount), wurde im Jahr 1672 zu Battersea in der Grafschaft Surrey, aus einem sehr alten angesehenen und begüterten Geschlecht geboren. Sein Vater war Heinrich Lord Viscount St. John, seine Mutter Maria, eine Tochter des Grafen Robert Rich von Warwick. Die Natur hatte ihn nicht weniger begünstigt, als das Glück. Er war wohlgebaut, besaß eine vortheilhafte Gesichtsbildung und einen einnehmenden Anstand, ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes und ein erstaunliches Gedächtniß. Seine ausgezeichneten Talente wurden schon in der Schule zu Eaton und auf der Universität zu Oxford, wo er das Collegium der Christkirche besuchte, bewundert; anstatt aber sie sorgfältig zu benutzen, überließ er sich lange Zeit den Ausschweifungen einer ungezügelten Sinnlichkeit, unterhielt eine berüchtigte Buhlerin, trank unmäßig Wein und schien mit Vorsatz nach dem schlechtesten Rufe zu streben. Erst in einem Alter von etwa 28 Jahren beschränkte er diese Lebensart, und heirathete im J. 1700 die Tochter des Baronet Winhescombe, Francisca, eine Dame von reizender Gestalt und gebildetem Geist und mehr als 40,000 Pf. Sterling Vermögen, die jedoch 1718 ohne Kinder starb, nachdem er schon früher sich von ihr getrent hatte. In demselben J. 1700 begann er seine öffentliche Laufbahn, indem er bald nach seiner Heirath Mitglied des Unterhauses für den Burgflecken Wotton-Basset in Wiltshire wurde, welche Stelle auch sein Vater einigemal bekleidet hatte. Die Nation war in die Parteien der Whigs und Torys getrent, welche letztere, obwol eigentlich Royalisten, sich in allen Dingen dem Hofe widersetzten und die Wiedereinführung des Hauses Stuart in England begünstigten. Die Whigs befanden sich im Besitz aller Statsämter; der junge St. John war unter ihnen erzogen, seine Freunde und alle seine Verbindungen waren auf dieser Seite. Allein die Tory's hatten seit einiger Zeit in der Nation immer mehr Freunde gewonnen, und fingen an, ihren Gegnern immer nachdrücklicher die Spitze zu bieten. Auch St. John

trat zu dieser Partei über und schloß sich genauer an Robert Harley, nachherigen Grafen von Oxford an, der seit 1700 Sprecher des Unterhauses und ein sehr eifriger Tory war. Als Parlamentsredner erregte er bald große Aufmerksamkeit. Der Geschmack der Nation, müde der frühern Übertreibungen, war in jener Zeit zum Natürlichen und Einfachen zurückgekehrt; einfach und ohne rednerischen Schmuck waren auch die damaligen Parlamentsreden. St. John bediente sich einer kunstreichen, geschmücktern und glänzendern Art des Vortrags; seine Beredsamkeit mag oft mehr schimmernd als gründlich gewesen seyn, aber sein Auftreten als Redner hatte, nach dem Zeugniß aller, etwas Hinreißendes und fast Unwiderstehliches[1]). Sein Ansehn und sein Einfluß stiegen daher in kurzer Zeit so hoch, daß ihm der Weg ins Ministerium gebahnt wurde. Er wurde am 10. April 1704 Kriegs- und Marinesecretär, nachdem Harley kurz zuvor zum Statssecretär erhoben war. Während seiner Verwaltung errangen die Briten unter dem Herzog von Marlborough, welcher das Haupt und die Sele der Whigpartei war, die glänzenden Siege von Höchstedt (oder Blenheim) und Ramillies. St. John unterstützte die Unternehmungen des Herzogs eine Zeitlang aufs Nachdrücklichste, aber er konnte nicht der Freund eines Mannes bleiben, der seiner Überzeugung nach gegen das Interesse der Nation handelte, und wirkte ihm daher zuletzt aus allen Kräften entgegen. Indessen drang der Herzog im Verein mit dem Großschatzmeister Godolphin, seinem Schwiegersohne, im Jahr 1708 so ernstlich und unter so günstigen Umständen auf die Entfernung der Torys aus dem Statsrathe, daß die Königin (Anna) sowol Harley als St. John ihrer Stellen entlassen mußte. Den letztern ersetzte der berühmte Robert Walpole, und beide waren fortan beständige Feinde. Da die Whigs hiermit von Neuem die entschiedene Übermacht erhalten hatten, so wurde St. John auch 1708 nicht für das damalige neue Parlament gewählt. Er lebte nun zwei Jahre lang von öffentlichen Geschäften entfernt, in einer ganz den Studien gewidmeten Muße, obwol fortwährend das Vertrauen der Königin genießend, und pflegte diese Zeit später als den besten Theil seines Lebens zu betrachten. Dieser Lage entzog ihn das J. 1710, in welchem mit dem Herzog von Marlborough die Whigpartei am Hofe unterlag, das Parlament entlassen und das Ministerium aufgelöst wurde. Harley, bald darauf Graf von Oxford, trat als Lord-Schatzmeister an die Spitze des neuen Ministeriums, St. John wurde Statssecretär und bald nachher zum neuen Parlament erwählt. Hier begint die Periode seiner höchsten politischen Wirksamkeit, zugleich aber eine Laufbahn voll zahlloser Schwierigkeiten, denen er mit einem seltenen Grade von Genie und Thätigkeit begegnete. Es galt hier, sich unter den steten Angriffen einer mächtigen Gegenpartei auf seinem Posten zu behaupten, und die Zwecke seiner eignen Partei zu fördern. Das Hauptziel der Königin war, ihrem Bruder, dem sogenannten Prätendenten[2]) die ihm bereits abgesprochene Nachfolge auf dem britischen Throne zu verschaffen; die Tory's, mit denen sich die Königin endlich, ihrem wahren Interesse gemäß, verbunden hatte, wollten, wenigstens zum Theil, dasselbe; vor allen Dingen aber den Frieden. Dieses letztere Ziel wurde erreicht; der Statssecretär besiegte alle Hindernisse, welche ihm die Gegenpartei im Innern, die Unentschlossenheit der Königin, der Neid seiner Collegen im Ministerio und die Politik der auswärtigen Bundesgenossen in den Weg stellten, und brachte den durch verwickelte Unterhandlungen so schwierigen Frieden von Utrecht am 11. April 1713 zu Stande. Die Bedingungen dieses Friedens waren aber, zum Theil durch Harley's Schuld, den Erwartungen der Nation nicht gemäß, was dem Statssecretär in der Folge zum größten Nachtheil gereichte. Während der Unterhandlungen war er im Juli 1712 zum Baron St. John Lidyard Tregoze und zum Viscount Bolingbroke ernant worden, unter welchem Namen ihn die spätere Zeit kent, auch wurde er in dem nämlichen Jahre zum Lord-Lieutenant der Grafschaft Essex erhoben. Zu Paris, wohin er 1712 als Gesandter ging, wurde er von Ludwig XIV. und den Franzosen mit Enthusiasmus aufgenommen. Indessen verstärkten sich die Whigs nach dem Frieden aufs Neue und setzten den Kampf mit der herrschenden Partei aus allen Kräften fort. Schon war, gegen die geheimen Wünsche der Königin, die Verbannung ihres Bruders aus Frankreich und der Übergang ihrer Krone auf das Haus Hannover als Grundlage des Friedens aufgestellt worden, jetzt foderten die Whigs von ihr noch die Ächtung ihres Bruders und setzten sie, ungeachtet ihres Widerstandes, obwol mit einiger Milderung der Form, durch. Die Torys wurden durch Uneinigkeit gehindert, ihre Vortheile zu benutzen; im Ministerium herrschte zwischen Bolingbroke und Oxford, der jenen um seinen Einfluß und seine Talente beneidete, unversöhnliche Feindschaft. Vergebens suchte die kranke, durch diese Zwistigkeiten tief beunruhigte Königin beide zu versöhnen. Endlich behielt Bolingbroke die Oberhand und Oxford, der sich fest für die Erbfolge des Hauses Hannover erklärt hatte, wurde am 27. Juli 1714 entlassen, aber wenig Tage darauf, am 1. August starb die Königin. Ihr Tod veränderte alles, Georg I. bestieg den Thron und die Whigs gelangten mit mehr Übergewicht, denn noch jemals, ans Ruder des Stats. B's Fall war jetzt entschieden, er durfte von allen seiner Partei am wenigsten auf die Gnade der Gegner rechnen; indessen erwartete er standhaft die Ankunft des Königs. Vier Wochen nach derselben wurden ihm die Siegel abgefodert, und er begab sich anfangs aufs Land, als aber seine Lage immer bedenklicher wurde und man im Begriff war, ihn des Hochverraths anzuklagen, flüchtete er Ende März 1715, als Bedienter verkleidet, nach Frankreich. Nach dieser Flucht, die man als Eingeständniß der Schuld ansah, wurde seine Anklage von Robert Walpole mit dem größten Eifer betrieben, und es wurden ihm sechs verschiedene Punkte zur Last gelegt. Man erkannte ihn am 10. Sept. 1715 des Hochverraths schuldig, und beraubte ihn seiner Titel und Besitzungen. Bis dahin hatte B. mit dem Prätendenten, der nach seiner Verweisung aus Frankreich in dem nahen Lothringen lebte, und mit einem neuen Einfall in England umging, nicht in Ver-

1) S. Hegewisch Geschichte der engl. Parlamentsberedsamkeit (Altona 1804) S. 163 ff. 2) Der Sohn Jacobs II., gewöhnlich der Chevalier St. Georg oder kurz der Ritter genant.

bindung treten wollen. Jetzt aber, da seine Sache in England verloren schien und das Gefühl der Rache ihn entflammte, begab er sich zu demselben nach Commercy und übernahm bei ihm das nämliche Amt des Siegelbewahrers oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, welches er früher in England bekleidet hatte. Es geschah jedoch, nach B's eignem Geständniß, ungern und mit trüben Gefühlen; denn gleich die erste Unterredung mit dem Prätendenten hatte ihn überzeugt, daß weder von seiner Persönlichkeit, noch von der übrigen Lage der Dinge ein günstiger Ausgang zu hoffen sey. Er ging indeß doch nach Paris, um die Angelegenheiten seines neuen Herrn bei dem französischen Hofe zu betreiben, und wo möglich dessen Beistand zu erhalten. Es war aber, wie er selbst gesteht, eine harte Zumuthung an eine von dem Kriege noch ganz erschöpfte Nation, den Frieden von Neuem zu brechen, und mit dem Tode Ludwigs XIV., der allein noch des Prätendenten Freund gewesen war, hatte vollends jede Hoffnung aufgehört. Während der kurzen und unglücklichen Expedition des Prätendenten nach Schottland war B. in Frankreich geblieben, um sowol an der Küste, als bei Hofe das Nöthige für ihn zu besorgen. Gleich nach seiner Rückkehr ließ der Prätendent ihm die Siegel abfodern, und die gesammte Partei desselben (die sogenannten Jacobiten) erhob gegen ihn ein eben so lautes Geschrei, als früher die Whigs in England. So auch von dieser Seite verstoßen, reifte um so schneller in ihm der Entschluß, sich mit der jetzigen Regirung seines Vaterlandes auszusöhnen und bald wurde ihm der Weg dazu geebnet. Der englische Gesandte in Frankreich, Graf von Stair, hatte schon früher von seinem Hofe die Befugniß erhalten, mit ihm zu unterhandeln, aber so lange B. dem Prätendenten diente, keinen Gebrauch davon machen wollen. Jetzt ließ er ihm im Namen des Königs Vorschläge thun, und Bolingbroke, der sich, von seinen Hilfsquellen abgeschnitten, in dürftiger Lage befand, nahm die angebotene Verzeihung mit Freuden an, gestand seinen begangenen Irthum ein und entsagte dem Prätendenten für immer, wiewol er einzele Personen als Anhänger desselben zu verrathen und alle seine Geheimnisse zu entdecken sich weigerte. Dies geschah 1716, aber durch die Gegenbemühungen seiner Feinde verzögerte sich die Ausfertigung seines Gnadenbriefes und seine Rückkehr nach England noch um mehre Jahre, und bis zur Auflösung des damaligen, ihm durchaus feindseligen Parlaments. Unterdessen starb seine Gemalin in England. Er heirathete darauf eine Verwandte der Frau von Maintenon, die Witwe eines Marquis de la Vilette, eine junge Dame von ausgezeichneten Eigenschaften und einem sehr großen, obwol mit einem schweren Prozeß belasteten Vermögen, die ihm so ganz unentbehrlich wurde, daß er bei ihrem 1750 erfolgten Tode durch keine Philosophie getröstet werden konnte. Mit dieser Gemalin lebte er theils zu Paris, theils zu La Source, einem reizenden Landsitze unweit Orleans, ein der Philosophie und Geselligkeit gewidmetes Leben. Schon während seines Ministeriums war er als Schriftsteller in Zeitschriften aufgetreten, um die Meinung der Nation nach seinem Wunsche zu lenken. Während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb er unter andern 1716 seine Betrachtungen über Verbannung (**Reflections upon Exile**) eine **Consolatio philosophica** in Seneca's Geist, und 1717 seine geheimen Memoiren über die Angelegenheiten Englands in den J. 1710 bis 1716, eine Vertheidigung seines gesamten politischen Verhaltens, in Form eines an den Ritter Wyndham gerichteten Briefes, welche am meisten zu seiner damaligen Begnadigung beitrug, aber erst nach seinem Tode 1753 in der Originalsprache, 1754 in einer französischen und 1755 in einer teutschen Übersetzung erschien. Als er endlich im J. 1723 die königliche Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland erhalten hatte, bedurfte es neuer Verwendungen, um auch den Besitz seiner Güter wieder zu erlangen, und als ihm auch dieses durch die Bemühungen seiner Gemalin, welche deshalb 1724 selbst bei Hofe erschien, gelungen war, blieb er doch fortwährend seiner Pairschaft verlustig, und somit von der Theilnahme an den Sitzungen des Oberhauses ausgeschlossen. Er versuchte nun zwar, auf einem neu erkauften Landsitze zu Dawley, nahe bei Uxbridge in Middlessex, an der Seite seiner Gemalin, in stiller Zurückgezogenheit sich selber zu leben [3]), aber sein ehrgeiziger Charakter ertrug diese Entfernung von dem politischen Schauplatze nicht. Er war einmal für weitumfassende Geschäfte geboren, und konnte in der Dunkelheit nicht gedeihen. Um den Gebrauch aller seiner Rechte wieder zu erlangen, richtete er an das Unterhaus eine Bittschrift, welche heftige Debatten veranlaßte. Sein alter Gegner, Walpole, der jetzt am Ruder des States saß, sprach öffentlich für seinen Antrag; er konnte dies um so leichter, da ein geheimer Cabinetsbeschluß vorhanden war, wonach B. nie wieder Antheil an den Geschäften erhalten sollte. Bolingbroke ließ sich aber durch den Schein nicht täuschen. Ohne Rücksicht auf die Verbindlichkeit, die er wegen seiner Begnadigung gegen das Ministerium hatte, trat er zur Opposition über, an deren Spitze Pulteney, ein persönlicher Gegner Walpole's, stand; und da ihm für seine Partei öffentlich zu reden versagt war, so kämpfte er für dieselbe in zahlreichen gedruckten Aufsätzen und kleinen Schriften. Mehre derselben erschienen einzeln und wurden später in der 2ten Ausgabe seiner Werke gesammelt; andere Aufsätze, in Briefform, ließ er in dem **Craftsman** (Handwerker), eine Wochenschrift, einrücken, die noch begieriger als selbst der Zuschauer gelesen wurde und worin B's Beiträge vor allen andern das Publikum anzogen. Zehn Jahre lang (seit 1726) hatte er diesen politischen Kampf mit aller Anstrengung fortgesetzt, als er endlich ermüdete. Er hatte sich überzeugt, daß die Thür des Oberhauses unwiderruflich für ihn verschlossen sey; er war von den Freunden, auf welche er am Meisten baute, verlassen worden; Pulteney's eigennützige Absichten hatten ihn von diesem getrent und er war selbst mit seinen alten Parteigenossen, den Torys, zerfallen, weil sie ihre Sache als hoffnungslos aufgaben, was B. für tadelnswerthe Schwachheit hielt. Zum Rückzuge entschlossen, sammelte er seine Kräfte zu einem letzten Schlage, und schrieb seine **Dissertation upon parties**, die meisterhafteste unter seinen politischen Schriften, welche

3) Pope, ein großer Verehrer und Bewunderer Bolingbroke's, schildert sein Leben in dieser bald wieder aufgegebenen philosophischen Zurückgezogenheit, in einem Briefe an Swift.

mit der größten Begierde gelesen wurde. Darauf verließ er 1736 England mit einem Herzen voll Verachtung gegen seine ehemaligen Freunde, voll Unwillen und Mitleid gegen sein Vaterland, und begab sich nach Frankreich in die Nähe von Fontainebleau, um dort in der Zurückgezogenheit vom Parteikampfe sich selbst und den Studien zu leben, welches ihm auch, da das Alter die Leidenschaften mildert, besser denn früher gelungen zu seyn scheint. Eine Frucht dieser Zurückgezogenheit waren seine bekannten Letters on the study and use of History, welche London 1752 ebd. 1770. Basel 1788 auch in B's sämtlichen Werken gedruckt, und zweimal ins Teutsche übersetzt sind[4]). Sie enthalten nur dem kleinern Theile nach, was der Titel ankündigt, allgemeine Betrachtungen über die Geschichte; hauptsächlich beschäftigt sich der Verf. damit, die Glaubwürdigkeit der ältern biblisch-jüdischen Geschichte zu bestreiten, den Vorzug der römischen Geschichtschreiber vor den griechischen zu erweisen und einen kurzen Abriß der neuern Geschichte zu geben[5]). Was in dieser Schrift am meisten Aufsehen machte, waren seine außerordentlich freien Äußerungen über die Bücher des alten Testaments, indem er sogar den Pentateuch mit den Begebenheiten des Don Quixotte verglich. Am 20. April 1742 starb sein Vater im neunzigsten Lebensjahre[6]), worauf B. im folgenden Monat nach England kam und als ältester Sohn die Güter und Würden seines Vaters in Besitz nahm. Hierauf ging er noch einmal nach Paris, brachte seine Angelegenheiten daselbst in Ordnung, besuchte die Bäder zu Aachen und kehrte endlich im Oktober 1743 nach England zurück, welches er nicht wieder verließ. Er verlebte seine letzten Jahre auf seinem väterlichen Schlosse Battersea, wo er eine überaus kostbare Bibliothek[7]) besaß, im Umgang mit seiner Gemalin und einigen gelehrten Freunden. Auch im hohen Alter nahm er noch lebendigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten und schrieb auf Veranlassung der damaligen Umstände seine vortrefliche „Idee eines patriotischen Königs" und nach dem Aachener Frieden seine „Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Nation," besonders in Rücksicht auf ihre Auflagen und Schulden, die Ursachen und Folgen derselben — an deren Vollendung ihn der Tod hinderte. Er starb zu Battersea nach einer langen und schmerzhaften Krankheit am Ende des J. 1751[8]), und blieb seinen Grundsätzen bis zum letzten Augenblick treu, indem er keinen Geistlichen vor sich ließ und sich ein ganz einfaches Leichenbegängniß anordnete. Da er keine Kinder hinterließ, so gingen seine Titel auf einen Seitenverwandten über.

Es ist nicht leicht, den Charakter eines Mannes zu zeichnen, über den selbst stimmfähige Männer unter seinen Zeitgenossen die widersprechendsten Urtheile fällten. Er ist eben so enthusiastisch geliebt und bewundert, als bitter gehaßt und verfolgt worden. Seine Talente für den geselligen Umgang, die Anmuth seines Geistes und seiner Sitten müssen außerordentlich gewesen seyn. Er war als Geschäftsmann überaus thätig, von raschem Entschluß und ausdauernd. Vermöge seines durchdringenden Scharfblicks verrichtete er alle Geschäfte sehr schnell und beinahe spielend, und behielt mitten im größten Drange derselben noch Zeit übrig, die er dem Vergnügen widmete. Er liebte die Wissenschaften, so wie den Umgang mit Gelehrten, und besaß selbst eine für seinen Stand ungewöhnliche Gelehrsamkeit; insbesondere verstand er, neben mehren neuern, die alten Sprachen und las die Geschichtschreiber der Alten mit Vorliebe. Schon in seiner frühern Jugend wurde durch die Verkehrtheit seines Erziehers, der ihn unter andern die 119 Predigten des Doctor Morton über den 119ten Psalm durchzulesen zwang, sein Widerwillen gegen die Religion begründet. Seine vermeinte Philosophie war zu schwach, um die Heftigkeit seiner Leidenschaften zu besiegen, und ein zügelloser Ehrgeiz, mit Herrschsucht, gehässiger Erbitterung und unversöhnlicher Feindschaft gegen die im Wege Stehenden verbrüdert, leitete seine Handlungen, befleckte seinen Charakter und verbitterte sein Leben. Nach einer kurzen Periode der Gunst in den J. 1710 bis 1714, verließ das Glück seine politische Laufbahn für immer, und sein Name würde glänzender auf die Nachwelt übergegangen seyn, hätte er unmittelbar nach dem mit patriotischer Anstrengung errungenen Utrechter Frieden zu wirken aufgehört. Von der Heftigkeit seines Charakters zeugt die Ermordung des Marquis von Guiskard[9]). Der nämliche Ehrgeiz, der ihn zu politischer Wirksamkeit trieb, erfüllte ihn auch als Schriftsteller. Er betrat das Feld der Wissenschaft mit einer völligen Verachtung alles dessen, was vor ihm als ausgemacht wahr galt, und schien Alles für Unrecht zu halten, um sein Talent in der Verbesserung zeigen zu können. In dem Fache des Wissens, dem er sich widmete, wollte er auch den ersten Rang behaupten. Als ein Studiengenosse Dryden's hatte er in seiner Jugend die Dichtkunst geliebt und nicht ohne Beifall Verse gemacht, aber er entsagte diesem Geschäfte gänzlich, sobald er sich überzeugt hatte, daß er die ersten Dichter seiner Nation nicht erreichen werde. Ausgezeichnet sind seine politischen Schriften. Als praktischer Statsmann war er speculativen Täuschungen weniger ausgesetzt, und die Gewißheit, streng beurtheilt und angefeindet zu werden, machte, daß er Alles zur Begründung seiner Ansichten aufbot. Indeß ist, nach dem Urtheil Hugo Blair's[10]) und anderer, in allen seinen Schriften die Form besser als der Inhalt. Seine Schreibart ist unregelmäßig, lebendig, voll ungestümer Kraft, einem mächtigen Strome vergleichbar. Er hat einen Überfluß an Metaphern, Bildern und Beispielen. Letztere weiß er so geschickt zu wenden, daß man

---

4) Zuerst aber schlecht, von Ch. Gli. Bergmann, Leipz. 1758. 2 Bde. gr. 8. dann besser von Ch. F. Rdf. Vetterlein. Lpz. 1794. 2 Bde. 8. 5) S. *Meusel* Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 11. 6) Er war ein bekannter Whig und erhielt daher im J. 1716 die Pairswürde, die sein Sohn verloren hatte, indem er zum Baron von Battersea und Viscount St. John ernant wurde, da er vorher nur Ritter gewesen war. 7) Sie soll den Werth von 40000 Pfd. Sterl. gehabt haben. 8) Nach der wahrscheinlichsten Angabe den 15. Nov. alten oder 25. Nov. neuern Styls, nach andern im December.

9) Dieser Marquis war im J. 1711 in den Verdacht eines verbotenen Briefwechsels gekommen und sollte im Expeditionszimmer des damaligen Statssecretärs St. John verhört werden, wo er mit einem Federmesser nach dem Lord Oxford stieß. St. John rannte ihm zweimal den Degen durch den Leib, so daß er nach wenigen Tagen im Gefängniß Newgate starb. 10) In seinen bekannten Vorlesungen. Vgl. Hegewisch am angef. Orte.

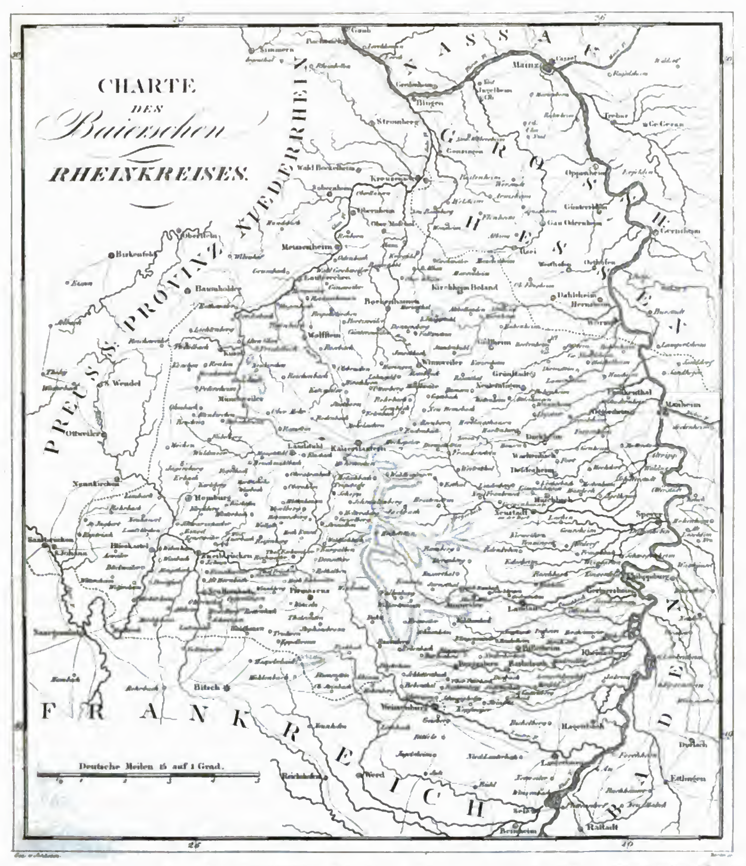
es nur durch große Aufmerksamkeit erkent, wenn er sie unrichtig gebraucht. Mit seinen Bildern und Metaphern weiß er die Einbildungskraft so zu täuschen, daß man entscheidende Gründe vernommen zu haben glaubt, und erst beim wiederholten Lesen und Nachdenken bemerkt, daß es nur blendende Bilder sind. Zahlreiche Sentenzen und Maximen erhöhen das Schimmernde seiner Schreibart, und scheinen bald Lichtstrahlen, von der Sonne der Wahrheit ausgegangen, bald Pfeile, die den rechten Punkt getroffen haben. In der That aber sind es oft nur Meteore, oder er hat das Ziel vorher verrückt. Er redet die Sprache der Unfehlbarkeit, streitet fast immer und widerlegt seine Gegner in einem stolzen verachtenden Tone — Folgen der Erbitterung, worin er, nach dem Mislingen aller Plane seines Ehrgeizes, seine Schriften hervorbrachte. Die politischen athmen einen einseitigen Parteigeist, und in den sogenannten philosophischen ist er im hohen Grade irreligiös und sophistisch. Seine Meinungen über die Religion, die erst nach seinem Tode bei dem Erscheinen seiner sämtlichen Werke allgemein bekant wurden, erregten damals große Aufmerksamkeit. Nach Baumgartens Urtheil übertraf Bolingbroke, zwar nicht an Stärke und Schärfe der vorgebrachten Gründe, aber durch den weiten Umfang und die Kühnheit seiner Angriffe alle frühern Bestreiter der Religion. Er leugnete die historische Glaubwürdigkeit der Bücher des alten Testaments, behauptete, daß ihr Inhalt zum größten Theil der Weisheit, Macht und andern Eigenschaften eines vollkommensten Wesens widerspreche und daß es Gotteslästerung sey, zu sagen, sie seyen von Gott eingegeben. Das neue Testament enthalte ein doppeltes Evangelium, das Evangelium Christi, welches von dem Gesetz der Natur und der platonischen Theologie nicht verschieden sey, und das Evangelium Pauli, welches ungereimte und gotteslästerliche Lehren vortrage. Die Wahrheit der christlichen Religion sey unerweislich und eine Offenbarung, wegen der Zulänglichkeit des Naturgesetzes, überflüssig. In der christlichen Moral tadelte er besonders das Verbot der Vielweiberei und der willkürlichen Ehescheidung, als der Bevölkerung nachtheilig[11]). Selbst die Lehren der natürlichen Religion wurden von ihm größtentheils verworfen. Zwar bekannte er einen allmächtigen und allweisen Gott, aber Gott sittliche Eigenschaften beilegen oder von Nachahmung Gottes zu reden, erklärte er für Verkehrtheit. Die Vorsehung Gottes erstrecke sich nur auf ganze Völker und Gesellschaften, nicht auf die Schicksale und Handlungen einzeler Menschen. Der Mensch sey nur Körper, sterbe im Tode ganz und alle künftige Vergeltung sey eitler Wahn[12]). Bei diesen Behauptungen verwickelte er sich in eine Menge Widersprüche, und erlaubte sich, neben den ärgsten Spöttereien, offenbare Verdrehungen und Unwahrheiten. — Seine Werke wurden bei seinem Leben nicht gesammelt. Er vermachte seinem Freunde, dem schottischen Dichter Mallet, nebst seiner vortreflichen Bibliothek, auch seine Handschriften, mit der Erlaubniß, sie herauszugeben. Dieser ließ sie 1754 zu London in fünf prachtvollen Bänden gr. 4. erscheinen und die philosophischen Werke auch in fünf Bänden gr. 8. Es standen sogleich zahlreiche Bestreiter seiner irreligiösen Meinungen in England auf, unter ihnen Leland, Young, Clayton, Warburton, Hervey u. a.; eben so wurde er in Teutschland von Mehren widerlegt[13]). Auch geschahen Schritte zur Unterdrückung seiner Werke, und sie wurden von der großen Jury zu Westminster als der Religion, den Sitten, dem Stat und der öffentlichen Ruhe gefährlich verworfen. Eine andere Ausgabe unter dem Titel: Philosophical and political Works erschien London 1769 11 Bände. 8. eine neuere (B's Works with his Life by Goldsmith) London 1809. 8 Bände 8. Auch sind erschienen: Letters and Correspondance of Bolingbroke by Gilb. Parke. London 1798. 2 Bde. 4. oder 4 Bde. 8[14]). *(Rese.)*

---

11) Dagegen schrieb Prémontval sein Werk: la Monogamie 1757. 3 Bde. 8.

12) S. Baumgarten's Nachrr. von merkwürd. Büchern. St. 63. S. 260 ff. Leland's Abriß der vornehmsten deistischen Schriftsteller. (aus dem Engl. 1755) Bd. 2. S. 188 ff. Trinius Freidenkerlexicon. S. 104—112. 13) S. Trinius Freidenkerlexicon S. 108 ff. 14) S. außer B's eignen Werken: The life of Bolingbroke. London 1770. 8. und andere biograph. Quellen, verzeichnet in Lawez Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare. 1. Th. 4. Bd. 1. Abth. S. 167. dazu noch Biogr. univ. T. V. Ferner die Schriftsteller über die Regirungsepoche der Königin Anna, Georgs I. und II. Vgl. deren Artikel, so wie die Art. Marlborough, Walpole und andere teutsche Biographieen B's unter andern in den merkwürd. Nachrichten von dem Leben berühmter Stats- und Premierminister. Gotha 1765 (sehr ungenügend) und in Bambergers Anekdoten von den berühmtesten großbritann. Gelehrten des 18. Jahrh. 2. Bd. S. 412—471.

Ende des eilften Bandes.


CHARTE DES Baierschen RHEINKREISES.
PREUSS. PROVINZ NIEDERRHEIN
NASSAU
FRANKREICH
Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad.
Mainz
Bingen
Oppenheim
Kirchheim Boland
Worms
Frankenthal
Mannheim
Dürkheim
Neustadt
Speyer
Landau
Germersheim
Philippsburg
Kaiserslautern
Landstuhl
Homburg
Zweibrücken
Pirmasens
Bitsch
Weissenburg
Birkenfeld
Baumholder
St. Wendel
Ottweiler
Neunkirchen
Durlach
Ettlingen
Rastadt

NEUE GEOGRAPHIE



Zur allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch & Gruber.


30
Rostock
Neu Bukow
Tessin
Sulze
Ribnitz
Marlow
Damgard
Schlawe
Pollnow
Bublitz
Baldenburg
RUMMELSBURG
RÜGENWALDE
Stolpe
STOLPESCHER KR.
LAUENBURG
LAUENBURG
Leba
Bütow
Berend





Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Zwölfter Theil

mit Kupfern und Charten.

BOOCHANPOOR — BREZOW.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1824.

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Zwölfter Theil.

BOOCHANPOOR — BREZOW.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Zwölften Theile der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Anhaltische Laender (Charte von den Herzogthümern Dessau, Bernburg und Köthen) . . . . Neue Geographie.

Auge (zu diesem Artikel mit einer besondern gedruckten Erklärung) . . . . Naturwissenschaften.

Boehmen (speciellere Charte als die in Vereinigung mit Mähren und Oesterr. Schlesien bereits gelieferte) . . Neue Geographie.

Braunschweig (das Herzogthum) . . . . Neue Geographie.

Bremen (Gebiet der freien Stadt) . . . . Neue Geographie.

Für Zehn Quart-Platten zu rechnen.

Das Supplement-Kupferheft zu den Buchstaben *A* und *B*, welches unmittelbar nach dem 13ten Theile, welcher *B* beschliesst, erscheinen wird, enthält unter andern:

Böotien (von K. O. Müller neu gezeichnet).
Bukowina (neu aufgenommen.)
Brockensansichten (nach neuen Originalzeichnungen).
Brittanien (Alt- und Neu-) in 4 à 5 Charten.
Bosnien.
Bessarabien, und viele andere mehr.

Circa 20 à 24 Platten.

BOOCHANPOOR, Hauptstadt des Distr. Khandesh auf Dekan, zu des Maha Raja Sindiah Besitzungen gehörig. Sie liegt unter 21° 19′ Br. und 93° 52′ L. in einem fruchtbaren Thale am Tapti, nimt einen Raum von ¾ Meilen ein, ist ummauert und besitzt eine ansehnliche Volksmenge, die sich mit Weberei und andern Gewerben und mit Handel beschäftiget. In dieser Stadt hat der oberste Mufti der moslemischen Sekte Borah den Sitz. In der Nähe liegt der große Garten und Palast Laul Baugh (Hamilton). (*Hassel.*)

Boog, in der Schiffahrtskunde **Bogen**, **Krümmung**, s. **Bratspill** und **Heck**.

BOOM, Marktfl. in dem Niederländ. Bezirk und Prov. Antwerpen; er liegt am rechten Ufer der Rupel, der Mündung des Brüsseler Kanals gegenüber, und zählt 1 Kirche, 550 Häuser und 3931 Einw., die 2 Salzraffinerien, 1 Sämischgerberei, 1 Töpferei, 1 Fajance- und 2 Stärkefabriken und gegen 50 Ziegeleien unterhalten. Der Jahrmarkt, welcher am 15. August begint und 10 Tage dauert, wird stark besucht. (*Hassel.*)

BOONA (*Boῶra*), ein sicherer, durch ein Kastell auf einer Landspitze geschützter Hafen mit gutem Ankergrunde an der Küste des Pontos, 90 Stadien von Kotyora *). (*Ricklefs.*)

BOONDEE, **Bundy**, eine Rajaschaft in der Hindostanischen Prov. Ajmeere, von Sindiahs State, Jeypoor, Odeypoor und Kotah umgeben, nur 116¼ □Meile groß, und von einem Raja beherrscht, der ein Radsbute aus dem Stamme Chohan und Geschlechte Stara ist und 6 Lack Rupien Einkünfte zieht, aber seit 1818 an die Briten Tribut zahlt. Seine Unterthanen sind meistens Dschaten. Die gleichnamige Hauptstadt liegt unter 25° 28′ Br. und 93° 4′ L. am Abhange einer Hügelkette, an welche sich der Residenzpalast lehnt; sie gilt für einen der vornehmsten Pässe zum obern Hindostan, ist aber wenig bekant (Hamilton, Malcolm). Das Boondee- oder Bundygebirge, ein Ast der mittlern hindostanischen Gebirge, erstreckt sich tief in Gundwana. (*Hassel.*)

BOONE, eine Grafschaft im nordamerik. State Kentucky, im W. und N. von dem Ohio, im Osten an Grant, im S. und SW. an Gallatin gränzend. Sie hatte 1820. 6542 Einw., worunter 1296 Sklaven und 19 freie Farbige waren, und wird außer dem Ohio noch vom Bigbone bewässert. Der Hauptort ist Burlington. (*Hassel.*)

*) *Arr.* Peripl. p. 17; Peripl. Anon. p. 11.

BOONEN, 1) **Arnold**, Maler, geb. den 16. Dec. 1669 zu Dortrecht, gest. das. d. 2. Okt. 1729, war anfangs ein Schüler von Arnold Verbuis, dann von Gottfried Schalken, auf dessen Rath er seit seinem zwanzigsten Jahre blos die Natur studirte. Schon fünf Jahre darauf, wo er eine Reise nach Teutschland machte, und an die Höfe des Kurfürsten von Mainz und des Landgrafen von Hessen-Darmstadt eingeladen wurde, hatte er durch mehre mit großem Fleiß ausgeführte Kabinetstücke und Bildnisse seinen Ruf begründet, den er jedoch zu erhöhen stets bemüht war. Für sein Meisterstück wird die Darstellung der Münzdirektoren seiner Vaterstadt gehalten. Unter seinen Bildnissen zeichnet man aus Friedrich I. König von Preußen, den Czaar Peter, die Czaarin, Marlborough, van Huysum, der ihn mit einem prächtigen Blumenstück bezahlte. Einen Mann bei Kerzenlicht lesend, in Schalkens Manier, die man in allen seinen Kabinetstücken findet, besitzt von ihm das Museum Napoleon. Van Halen, van Gunst, Verkolie, Houbraken haben nach ihm gestochen. Zu seinen vorzüglichsten Schülern gehören Cornelius Troost und der kleine van Dyk. — 2) **Kaspar**, sein Bruder und Schüler, geboren zu Dortrecht 1677 und gest. 1729, reichte zwar nicht an seinen Bruder, war jedoch ein glücklicher Bildnißmaler. Zu Rotterdam hat er seine meisten Bildnisse gemalt. (*H.*)

BOOPIS **Juss.**, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Calycereen Richards und der neunzehnten Linné'schen Klasse. **Char.** Sieben- bis achttheilige Blüthenhülle. Gleichförmige Blüthchen. Der Kelch mit kurzen Fetzen. Die Corolle glockenförmig. Der Same, vom Kelche gekrönt, enthält den Embryo, mit dem Würzelchen nach oben gerichtet, gegen die Regel der **Compositarum**. Eine einzige Art ist bekant: **Boopis** ***anthemoides*** **Juss.**, mit kammförmig halbgefiederten Blättern. In Buenos Ayres. Abgebildet in **Annal. du mus.** 2. t. 58. f. 2. und **Mémor. du mus.** 6. t. 11. (*Sprengel.*)

BOOPS, bei **Plinius** **Box**, eine Fischgattung, welche Cuvier von **Sparus** trent, und mit diesem Namen belegt, der einer Art dieser seiner Gattung theils als generischer, theils als Trivial-Name schon bei frühern Systematikern und den alten Ichthyologen zukomt, s. **Sparus**. (*Lichtenstein.*)

BOOS, Flecken mit Schloß, Hauptort einer davon benannten Standesherrschaft im Illerkreise des Königreichs

Baiern, die außer jenem Flecken mit 860 Einw. noch 3 Dörfer begreift. (*H.*)

Booschaner, s. Buschwaner.

Booshater. s. Utica.

BOOSKAJ (l. Botschkay) de Kis Maria (Stephan), aus einem angesehenen edlen, dem Bathorischen Fürstenhause verwandten Geschlechte geboren 1556. Er war einer der zwölf Räthe, welche Christoph Bathori seinem Sohne Sigmund bei dessen Erwählung zum Fürsten beigab, und leitete als Gesandter in Prag 1595 die Anerkennung Sigmunds zum Fürsten ein, beförderte die zweite Erwählung Sigmunds zum Fürsten (1598) und übernahm, um die Aussöhnung mit Kaiser Rudolph II. zu bewirken, eine wiederholte Gesandtschaft nach Prag, trat aber, erbittert über Sigmunds Wankelmuth, der den Vergleich wieder brach, da er kaum geschlossen war, und dadurch die Verhaftung seiner Gesandten verursachte, zur kaiserlichen Partei über, und wurde deswegen auf Stephan Csakis Betrieb geächtet. Ungeachtet er aber dem Scheine nach auf seinen Gütern ruhig lebte, unterhielt er doch fortwährend Einverständnisse mit den über Bastas strenge Landesverwaltung und die Zügellosigkeit seiner Soldanten höchst misvergnügten Siebenbürgern. Als aber nach der Schlacht bei Lippa in den erbeuteten Kleidern Gabriel Bethlens dessen ganze Korrespondenz mit Booskaj gefunden worden, mußte dieser die Maske abziehen. Die Unterdrückung der Protestanten beider Konfessionen in Ungarn war die Ursache, welche er anführte, seinen Abfall vom Kaiser zu beschönigen, und dadurch verstärkte er auch ungemein die Zahl seiner Anhänger, indem fast der ganze protestantische Adel zu ihm übertrat. Auch ertheilte die Pforte den Paschen von Belgrad, Temeswar, und Ofen den Auftrag, ihn kräftigst zu unterstützen. Der kaiserliche Feldherr Basta, der Anfangs den Misvergnügten mit Glück begegnete, und Booskajen selbst in einem hartnäckigen Treffen geschlagen hatte, mußte, geschwächt durch die starke Desertion seiner Soldaten, welche ihn des ausgebliebenen Soldes wegen haufenweise verließen, sich nach Oberungarn zurück ziehen, und Booskaj benutzte dieses günstige Verhältniß, sich eines großen Theils des von Vertheidigern entblößten Ungarns zu bemächtigen. Er hielt zu Szerents (17. April 1605) eine Versamlung seiner Anhänger, auf welcher er sich zum Fürsten von Ungarn erklären, und für die augsburgischen und helvetischen Konfessionsverwandten völlig gleiche Rechte mit den Römischkatholischen festsetzen ließ. Er zog nun nach Siebenbürgen, bemächtigte sich mit leichter Mühe des von den Kaiserlichen ganz verlassenen Landes, und ließ sich von den Ständen am 15. August 1605 zu Medias huldigen. Sigmund Rakozi, Booskajs Nachfolger, wurde zum Statthalter von Siebenbürgen ernant, der Fürst selbst zog zur Fortsetzung des Krieges nach Ungarn. Die Fortschritte seiner Waffen waren reißend, er bemächtigte sich bald des ganzen Landes bis gegen Presburg, mit Ausnahme weniger festen Plätze, und streifte bis nach Mähren und Östreich, wobei seine Truppen sowol, als die mit ihm verbündeten Türken an den Einwohnern die unmenschlichsten Grausamkeiten verübten. Als Booskaj am 30. November 1605 mit seinem Heere auf dem Rakoscher Felde bei Pest gelagert war, begrüßte ihn der Großvesier auf Befehl des Sultans als König von Ungarn, übergab ihm Krone, Scepter, Schwert und Fahne, und ermahnte ihn, des Hauses Östreich unversöhnlicher Feind zu bleiben, wofür er ihm einen zehnjährigen Tributsnachlaß und die kräftigste Unterstützung von Seiten der Pforte versprach, des Königstitels bediente sich jedoch Booskaj nie. Rudolph II., der bei dem großen Anhange Booskajs in Ungarn und der bedeutenden Hilfe, welche diesem die Pforte leistete, ihn durch die Gewalt der Waffen nicht zu bezwingen vermochte, bediente sich der Vermittlung Stephan Illieshazis um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Schon im November 1605 begannen die Unterhandlungen, aber lange kam es wegen der überspannten Foderungen Booskajs zu keinem Abschluß, bis endlich Illieshazi den Erzherzog Mathias, welcher das Friedensgeschäft leitete, ermahnte, alle Foderungen Booskajs für sich und seine Nachkommen ohne Schwierigkeiten zuzugestehen, weil er ohnehin ohne Leibeserben, und von der Wassersucht bereits angegriffen, die Früchte seines Ehrgeizes nicht lange genießen würde. So kam endlich am 23. Juni 1606 der sogenannte Wiener Friede, oder der ungarische Religionsfriede zu Stande. Den Anhängern der augsburgischen und helvetischen Konfession wurde gleiche Religionsfreiheit mit den Katholiken zugestanden. Erzherzog Mathias wurde Gouverneur von Ungarn; Booskajs Schenkungen und Privilegien sollten als giltig angesehen werden, er selbst wurde in den Reichsfürstenstand erhoben, erhielt für sich und seine Erben Siebenbürgen, die ungarischen Gespanschaften Mittel-Szolnok, Bihar, Arad, Zarand, Kraszna, Marmaroß, Beregh, Ugots, den Distrikt Kövár, nebst den Schlössern Szathmar und Tokaj, und den Titel: Transsilvaniae et partium regni Hungariae Princeps. Nach seinem Tode sollte das ganze Land an den Kaiser zurück fallen. Booskaj kehrte nach Siebenbürgen zurück, festen Vorsatzes, nun das Erworbene in Frieden zu genießen, aber schon am 29. December 1606 ereilte ihn zu Kaschau der Tod. Er selbst hatte schon bei Anbeginn seiner Krankheit seinen Kanzler Csatai im Verdacht, von ihm Gift erhalten zu haben, und ließ ihn deswegen in enge Verwahrung bringen. Nach dem Tode des Fürsten wurde Csatai von der Leibwache aus seinem Gefängnisse gerissen und in Stücke zerhauen. Booskajs Leiche wurde nach Siebenbürgen gebracht, und in Weißenburg feierlich beigesetzt. (*Benigni.*)

BOOSNAH, Stadt in dem Distrikt Jessore der britischen Prov. Bengalen, bekant durch ihre schönen baumwollnen Gewebe, besonders Bastas, womit sie einen ansehnlichen Handel treibt; sie liegt unter 23° 31′ Br. am Burashee. (*Hassel.*)

BOOT, ist ein jedes kleine Fahrzeug, das Segel und Ruder führt und sich bei einem Seeschiffe befindet. Daher: Bootsmann, ein Deck- oder Unteroffizier auf einem Schiffe, dem vorzüglich alles, was zur Takelage gehört, obliegt. Auch hat er auf die Stauung der Güter zu achten, wo sie nicht, wie in den meisten größern Häfen, von eigenen Kunstverständigen (Stauern) besorgt wird. Unter seiner Aufsicht sind z. B. alle diejenigen, welche das Takelwerk besorgen, die Segel manövriren, die Spillen winden u. s. w. Auf Kauffahrern findet

man selten mehr als einen Bootsmann, auf Kriegsschiffen hat er mehre Gehilfen, die Bootsmannsmaten heißen. (*Braubach.*)

BOOT (Arnold), zu Goreum in Holland 1606 geboren, war praktischer Arzt zu London, Dublin und lebte endlich in Paris dem Studium des Grundtextes des alten Testaments. Er starb 1653. Wir haben eine einzige Schrift von ihm: observationes medicae de affectibus a veteribus omissis. Lond. 1649., welche auch mit Borelli's histor. et obs. med. phys. Lips. 1696. 8. zusammen gedruckt ist. Das Buch ist merkwürdig, weil darin die erste Beschreibung der Rhachitis, unter dem Namen tabes pictava vorkomt. (*Sprengel.*)

Bootan und Booton, s. Bu–.

BOOTH (Barton), einer der größten englándischen Schauspieler, und auch als Schriftsteller nicht ohne Verdienst. Er stammte aus einer alten, ursprünglich in der Grafschaft Lancaster ansässigen Familie, und sein Vater, John Booth, war ein naher Verwandter des Grafen von Warrington. Obgleich dessen Vermögensumstände keinesweges glänzend waren, so sparte er doch keine Kosten, seinem talentvollen dritten Sohne Barton (geb. 1681), eine gute Erziehung und Bildung geben zu lassen, und schon in seinem neunten Jahre schickte er ihn auf die Westminsterschule. Hier gewann Barton durch seinen lebhaften Geist und durch seinen unermüdlichen Fleis die besondere Gunst des Dr. Busby, der als gelehrter Schulmann und als Plagosus berühmt ist. Die lateinische Poesie wurde sein Lieblingsstudium, und er übte sich mit Glück, die schönsten Stellen der alten Dichter zu deklamiren, unterstützt durch eine klangreiche Stimme und einen angebornen Anstand in den Bewegungen, so, daß seine Neigung und sein Beruf zum Schauspieler sich schon in diesen Rezitazionen des Gymnasiasten erkennen ließen. Busby, von seiner Jugend her ein Liebhaber des Schauspiels, scheint den Hang des jungen Barton genährt zu haben, anstatt ihn, als strenger Lehrer, davon abzulenken. Aus Busby's Aufsicht und Leitung trat Barton in die des Dr. Knipe, unter dem er seine Schulstudien vollendete. Der allgemeine Beifall, welchen Barton einst bei der Aufführung der Andria des Terenz, durch die man, nach bekannter Sitte, eine Schulfeierlichkeit verherrlichte, einerntete, scheint über das Schicksal seines Lebens entschieden zu haben. Er spielte die Rolle des Pamphilus mit solcher Anmuth und solchem Ausdrucke, daß alle Zuschauer von ihm hingerissen wurden, und durch laute Beifallbezeugungen den Funken des künstlerischen Ehrgeizes in der Brust des Schülers weckten. Sein Vater hatte ihn für die Kanzel bestimt, Barton wählte die Bühne, und verließ um die Zeit, als er die Universität beziehen sollte, um den Befehl seines Vaters nicht abzuwarten, heimlich die Westminsterschule, und floh, ohne bestimmten Plan und ohne feste Aussicht, nach London. Er war damals etwa 18 Jahre alt, und wurde von einem gewissen Ashbury, Direktor der dubliner Bühne, der auf Werbung nach London gereist war, mit offenen Armen aufgenommen und als Schauspieler engagirt. So kam er 1698 nach Irland. In Dublin trat er mit Beifall auf in der Rolle des Oroonoko, in der gleichnamigen Tragödie von Hawksworth, und sein Ruf als tragischer Schauspieler wuchs so schnell, daß er schon gegen Ende des Jahrhunderts, nachdem er die Bühnen Irlands der Reihe nach mit immer steigendem Beifalle betreten hatte, den Plan zu fassen wagte, in der Hauptstadt seines Vaterlandes seine Talente zu erproben. Seine Gönner und Freunde beförderten und erleichterten seine Versetzung nach London, und ihre Empfehlungen machten ihn zuerst mit Betterton, dem damaligen Heros der englándischen Bühne, bekant, der sich sogleich seines jungen Schützlings auf das eifrigste und liebevollste annahm. Im J. 1701 erschien Booth zum ersten Male auf der londoner Bühne, in der Rolle des Maximus in Rochesters Valentinian, und seine Aufnahme konnte die ehrgeizigsten Erwartungen überbieten. In der Folge glänzte er besonders als Cato in dem Trauerspiele von Addison, zu dessen Erfolg sein meisterhaftes Spiel nicht wenig beigetragen zu haben scheint. Betterton blieb bis zu seinem Tode (1710) ein väterlicher Freund und Rathgeber des Mannes, der seinen Ruhm zu verdunkeln anfing, und Booth ehrte dankbar seinen großen Vorgänger, als Lehrer und Muster, auch nachdem die Stimme des Publikums diesen kaum noch für seinen Nebenbuhler anerkennen mochte. Die Gunst des Statssekretärs, Lord Bolingbroke, verschafte in der Folge dem Barton Booth ein Privilegium von der Königin Anna, welches ihm in Verein mit Wilks, Cibber und Dogget die Verwaltung des neuen Theaters übergab. Diese Stellung sicherte ihm ein reichliches Einkommen, welches seine zweite Frau so gut zu vertheilen und zu berechnen verstand, daß Booth ein beträchtliches Vermögen sammeln konnte, obgleich er viele Ausgaben aus Liberalität oder Gastfreiheit zu machen pflegte, die ihn, bei schlechterer Ökonomie, leicht hätten zu Grunde richten können. Er hatte sich 1704 mit der Tochter eines Sir William Barkham aus Norfolk verheirathet, die nach einigen Jahren starb; 1719 verehelichte er sich zum zweiten Male, mit der schönen und geistreichen Miß Hester, welche als ein Muster ihres Geschlechts gepriesen wird, und mit der er bis zu seinem Tode in der glücklichsten Eintracht lebte. Im J. 1727 ergriff ihn ein hitziges Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte, und seit dieser Zeit hat er nie das völlige Gefühl einer rüstigen Gesundheit wieder gewonnen. Er kränkelte mit längern und kürzern Zwischenräumen von halbem Wohlseyn, in denen er auch, jedoch selten, die Bühne betrat, bis zu seinem Sterbetage, den 15. Jan. 1733. — Booth glänzte namentlich in der Tragödie, und gehörte, nach den Zeugnissen seiner Zeitgenossen, zu den gebildetsten Schauspielern seines Vaterlandes. Seine glücklichen Anlagen hatte ein ununterbrochenes Studium befestigt und erhöht, und ein durch gelehrte Erziehung gewonnener Geschmack leitete seine theatralischen Bestrebungen. Eine schöne Charakteristik seines Spiels gibt Aaron Hill in der Zeitschrift: The Prompter (auch abgedruckt bei Cibber und in Chetwood's History of the Stage). Seinen persönlichen Charakter preist man als liebenswürdig, munter, arglos und gutherzig, und so erscheint er in seinem von ihm selbst verfaßten Testament. London Magazine 1733. Er hinterließ, außer einigen kleineren englándischen und lateinischen Gedichten ein Theaterstük:

The Death of Dido. 1716. (*Cibber's* Lives etc. B. IV. p. 178 ff. *Bakers* Biogr. Dramat. I. B.). (*W. Müller.*)

BOOTES — (der Bärenhüter) — ein schönes Sternbild des nördlichen Himmels zwischen dem 10. und 55. Grade nördl. Abw., und dem 200. und 232. der ger. Aufst. zwischen den Jagdhunden, der Jungfrau, der Schlange und der nördlichen Krone. — In Bode's Sternkatalog sind in seinem Bilde 419 Sterne aufgeführt, worunter einer von der ersten Größe, der hell, doch rothgelb glänzende Arktur ist, d. h. der Bärenhüter, wegen der Nachbarschaft des großen und kleinen Bären. Im Teutschen hat man dem ganzen Sternbild diese Benennung gegeben; Bootes bedeutet eigentlich den Ochsentreiber. — Übrigens trifft man noch darin 6 Sterne 3ter und 11 Sterne 4ter Größe an. Von diesen heißt einer, mitten auf seinem Körper stehend, Micar; ein anderer an seinem Stabe Alkalurops (welches Wort nichts anders, als das griechische καλαυροψ, mit vorgesetztem arab. Artikel ist, welches den Hirtenstab bedeutet); die nördlichsten Sterne dieses Bildes bleiben immer über unserm Horizont; aber überhaupt ist uns das ganze Bild den größten Theil des Jahrs hindurch, bald am Morgen- bald am Abendhimmel sichtbar. — Ikarus, der Ochsenhirt, vom Bachus im Weinbau unterrichtet, gab von seinem Weine einst einigen Schäfern zu trinken, die berauscht ihn todt schlugen. In einen Brunnen geworfen entdeckte ihn sein treuer Hund, der diesen Ort nicht verlassen wollte, seiner Tochter Erigone, die sich darüber todt grämte, und mit ihrem Vater Ikarus, dem Ochsenhirten (βοώτης), ingleichen seinem Hunde (d. kleinen Hunde) in dem Bilde der Jungfrau unter die Sterne versetzt ward. — Dies ist die mythische Bedeutung dieses Sternbildes. (*Fritsch.*)

Bootshake, sonst Teufelsklaue genant, s. Strombus chiragra L.

BOPAUL, eine Rajaschaft in der hindost. Prov. Malwah, deren südlichen Theil sie ausmacht und von Sindiahs State, Allahabad, Khandesch und Gundwana umgeben ist. Ihr Flächeninhalt beträgt gegenwärtig, nachdem das Land in den neuesten Zeiten auf Kosten von Holkar und Sindiah bedeutend vergrößert ist, gegen 320 □Meilen, die Volksmenge 650,000 Einw. Das Land ist stark gebirgig, und wird von der Nerbudda und deren Zuflüssen bewässert, hat auch die Quelle der Betwa, und ist reich an Reiße, Baumwolle, Indigo, Holz und Vieh. Der Raja ist ein Patan oder Afghan; seine Familie wanderte zu Aurengzebs Zeiten in diese Gegenden mit einer Kolonie dieses Volks ein, und wurde von dem Kaiser damit belehnt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machten die Maharatten ihn zinsbar; da er aber von ihrer Sache sich lossagte und dem Schutze der Briten unterwarf, so vergrößerten diese 1818 seine Besitzungen mit verschiedenen Maharattengebieten, und befreieten ihn von allem Tribut; doch ist er verbunden, den Briten 600 Reiter und 400 Infanteristen als Auxiliartruppen zu stellen. Man schätzt seine Einkünfte auf 15 Lacks. Seine gleichnamige Residenz liegt unter 23° 17′ Br. und 95° 5′ L. an der Betwa, die in ihrer Nähe aus einem geringen Binnensee zum Vorschein komt. Sie ist von ziemlichem Umfange, ummauert, und hat 1 Felsenkastell und 1 Vorstadt, treibt auch Gewerbe und Handel. Die Berge in der Nachbarschaft waren die ursprünglichen Sitze der furchtbaren Pindaries, die sich in der Folge über ganz Malwah verbreiteten (Hamilton, Hunter). (*Hassel.*)

BOPHIN, ein Eiland im atlantischen Ozeane, zur britischen Grafschafe Mayo des Königr. Ireland gehörig. Es enthält 1200 Acres Land, und hatte sonst eine Abtei, die der Sage nach vom Märtyrer Colman († 1674) gestiftet seyn soll. (*Hassel.*)

BOPFINGEN, Stadt im Jaxtkr. des Königreichs Wirtemberg, im Oberamte Neresheim, an der westlichen Gränze des Rieß, in einem Thale gelegen, welches die Eger durchfließt, mit der sich in der Nähe der Stadt die Sechtach vereinigt. Sie ist der Sitz eines Unterames, und enthält in 224 Häus. 1414 größtentheils evangelische Einwohner. Unter den Gebäuden findet sich kein ausgezeichnetes. Ihre Flurmarkung enthält 273 Tagwerke Wiesen, 594 Morgen Äcker und 592 Morgen Waldungen (Nördlinger Maß). Außer der Nahrung, welche die Landwirthschaft gewährt, sind die Rothgerberei, Zeugmacherei, Lodweberei die wichtigsten Gewerbe. Der Handel beschränkt sich auf Detailgeschäfte. In der Nähe der Stadt erhebt sich der durch seine Höhe ausgezeichnete Ipfberg (im gemeinen Leben der Ripf genant), dessen einem eingestürzten Vulkane gleichende Spitze eine herrliche Aussicht über das ganze Rieß und in das westliche Franken gewährt. — Bopfingen war ehemals eine der unmittelbaren Städte des Reichs und hatte auf dem Reichstage auf der schwäbischen Städtebank die 37ste und auf den Kreistagen die 27ste Stelle. Ihr Matricularanschlag war 24 Fl. Zu einem Kammerziele gab sie 17 Rthlr. 14½ Xr. Ihr Gebiet war unbedeutend. Die Regirung war in den Händen eines aus den Bürgern gewählten Magistrats; ein rechtsgelehrter Syndicus besorgte die Kanzleigeschäfte. Da sich eine die Bürgerschaft dem Magistrate gegen über vertretende Repräsentation nie hinreichend ausgebildet hatte, so kam das Stadtwesen, besonders im Laufe des 18. Jahrh., in großen Verfall; es entspann sich ein verderblicher Rechtsstreit zwischen dem Rathe und den Bürgern, und während die Nachbarstädte Giengen und Aalen ihr Ökonomiewesen zur trefflichsten Blüthe brachten, häufte sich hier eine große Schuldenlast, welche durch die neuern, mit dem Anfange des französischen Revolutionskrieges für Schwaben beginnenden Drangsale immer drückender wurde, und noch immer sehr nachtheilig auf den Wohlstand der Einwohner wirkt. — Von den frühern Schicksalen von Bopfingen hat die Geschichte keine Kunde. Auch ist nicht bekant, wann sie zur Reichsfreiheit gelangte, in deren Besitz sie jedoch erweislich seit dem Anfange des 13. Jahrh. war. Der Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation von 1803 theilte sie dem damaligen Kurfürsten von Baiern als Entschädigung zu; durch den Statsvertrag vom 18. Mai 1810 aber wurde sie von Baiern an Wirtemberg abgetreten. Das Wapen der Stadt ist ein schwarzer Adler im silbernen Felde. (*Pahl.*)

BOPPARD, in der Römerzeit Baudobriga und der Sitz eines Praefectus militum balistariorum, liegt am linken Rheinufer, 4 St. oberhalb Koblenz, in einer anmuthigen und fruchtbaren Einsenkung. Die Stadt,

düster und winklich gebauet, zählt etwa 2840 Menschen, die vom Weinbau, Kleinhandel und von Handwerken (10 Rothgerbereien, eine Pfeifenfabrik, nachdem die übrigen mit der französischen Mauth eingegangen sind) leben, und ist der Hauptort einer Bürgermeisterei von 5112 Selen und eines Friedensgerichts, wie vormals eines wichtigen Trierschen Amtes, welches, ohne die ihm einverleibten kleinern Ämter Melnisch und Oberwesel, 41 Ortschaften umfaßte. Daß der h. Kunibert sie, samt den übrigen Erbgütern seines Hauses, Rhense, Zeltingen rc., seiner Kirche zugewendet habe, wie kölnische Schriftsteller wollen, ist zu bezweifeln, vielmehr scheint Boppard, als eines der wenigen römischen Municipien [1]), welche den Einfall der Barbaren überlebten, stets dem Kammergute der fränkischen Könige geblieben zu seyn. Mehre derselben, auch der spätern Kaiser, haben den hiesigen Königshof [2]) bewohnt, und vorzüglich die Hohenstaufen scheinen sich hier gefallen zu haben. Hier war es, auf einem Fürstentage, 1234, daß ungetreue Rathgeber den jungen König Heinrich [3]) auffoderten, den Kaiser Friedrich II., seinen Vater, des Reiches zu entsetzen, ein Rath, dessen willige Befolgung den Untergang des Hauses, für den verblendeten Prinzen langwierige Gefangenschaft und gewaltsamen Tod herbeiführte.

Klosterstiftungen hauptsächlich hatten den Umfang des einst sehr ausgedehnten Kammergutes Boppard [4]) ungemein verengt, um so leichter mochten die Bürger, nach dem Vorgange anderer, sich der Reichsunmittelbarkeit anmaßen. Bereits im J. 1252 war die Stadt zu solcher Bedeutung gelangt, daß selbst das mächtige Köln es nicht verschmähete, mit ihr sich wegen der wechselseitigen Rechtsverhältnisse reisender Kölner oder Bopparder zu vertragen. Späterhin wird sie als eine derjenigen genant, welche den Bund der rheinischen Städte begründen halfen. Weniger die steigende Wichtigkeit Boppards, als vielmehr der enge Verein, in welchen die Stadt 1301 mit den unruhigen Koblenzern getreten, scheint die Trierschen Erzbischöfe auf sie aufmerksam gemacht zu haben. Der statskluge Balduin ließ sich zuerst von seinem Bruder, dem Kaiser Heinrich VII. die Verwaltung der Stadt, dann die dasige Judensteuer übertragen (1309). Drei Jahre später verpfändete ihm Heinrich Boppard und Oberwesel für 12,000 Pf. Heller (Romæ in Miliciis, 15. Kal. Augusti 1312); Balduin mußte jedoch Gewalt und List anwenden, um sein Pfandrecht geltend zu machen, und wurde erst im J. 1327 von Rittern, Schöffen und Bürgern zu Boppard als ihr Oberherr anerkant [5]). Balduins Nachfolger, zufrieden, das wichtige Pfand vor fremden Händen zu bewahren, begnügten sich mit einer zweifelhaften und folgenlosen Herrschaft, die nicht selten durch das Bestreben der Bürger, die verlorne Unmittelbarkeit wieder zu gewinnen, unterbrochen wurde. Als endlich Kurfürst Johann (von Baden) Anstalten traf, die ehemalige Reichsstadt vollends in eine Landstadt umzuwandeln, als er die Freilassung eines widerrechtlich niedergeworfenen Trierschen Handelsherrn, die Schleifung der neuen Werke, welche den Leinenpfad beherrschten, Verzichtung auf das angemaßte Recht, die vorbeifahrenden Schiffe zu untersuchen, verlangte, da äußerte sich in offener Empörung der lange verhaltene Grimm der Bopparder. Zuerst versuchten sie, das kurfürstliche Zollhaus, mit weniger Mannschaft unter Emmerich von Nassau besetzt, durch Ueberfall zu gewinnen, und als dieses misglückt, unternehmen sie die förmliche Belagerung; zugleich werden die bisherigen Vorsteher abgesetzt, die Festungswerke verstärkt, fremde Völker in Sold genommen. Umsonst sucht der Kurfürst die Verirrten zu beruhigen, die selbst des Bannstrahls nicht achten, er sieht sich genöthigt, den schwäbischen Bund zu Hilfe zu rufen, und als dieser sie nur zögernd und spärlich leistet, erzwingt Johann von seinem kleinen State eine, seitdem nicht mehr erreichte Kraftäußerung. Am Tage der 10,000 Märtyrer (22. Jun.) 1497 erscheint er mit mehr denn 10,000 Mann vor Boppard; alle Zugänge werden sogleich besetzt, und sein Hauptquartier nimt der Kurfürst in der Abtei Marienberg, die, auf bedeutender Höhe gelegen, Stadt und Landschaft beherrscht. Zu spät werden die Bopparder des Fehlers gewahr, den sie in Ansehung Marienbergs begangen; sie meinen, die Feinde durch einen raschen Angriff von demselben zu verdrängen, und büßen schmerzlich das vergebliche Unternehmen. Bald ist die Stadt durch eine Reihe von Schanzen eingeschlossen, von allen Seiten, hauptsächlich von dem rechten Ufer aus, wird sie durch das grobe Geschütz geängstigt. Zwölf Tage hatte die Belagerung gedauert, da erklären die Söldner, die, aus Abgang anderer Lebensmittel, sich zeither nur von Brod und Wein genährt, sie werden die Stadt übergeben. Dieses zu verhüten, dringt der vernünftigere Theil der Bürgerschaft nun selbst auf Unterhandlung, und unter des Pfalzgrafen Johann und Bertrams von Nesselrode Vermittelung komt der Vergleich zu Stande. Vermöge desselben mußte alles auf den vorigen Stand zurückgebracht, der Stadt geworbenes Volk entlassen, der Rheinkrahnen samt den angebauten Werken abgebrochen werden, und Johann hielt, unter mehrer Fürsten und vieler Edeln Begleitung, seinen feierlichen Einzug, empfing auch, nachdem er in der Stiftskirche die erste Messe gehört, die seit dem Interdikt in Boppard gelesen worden, den neuen Huldigungseid der Bürger. Er fand auch in den wenigen noch übrigen Jahren seines Lebens keine Ursache, die an ihnen erwiesene Milde zu bereuen; sie blieben seine getreuen und folgsamen Unterthanen. Unter Johann's nächstem Nachfolger, in dem Bauernkriege, und selbst noch in den letzten Zeiten des trierschen Kurstates, erneuerten sich die Unruhen, daher Boppard immer mit besonderer Umsicht behandelt werden mußte und seine eigenthümliche Verfassung, und besonders neben dem Stadtrath einen Ritterrath und Ritterbürgermeister [6]) beibehielt. Noch wirklich unterscheidet

---

1) Ob solches, als Kastell, von Drusus begründet worden, oder nicht, ist wol gleichgiltig. 2) An dem nördlichsten Ende der Stadt, in der sogenannten Niedersburg gelegen. Seit dem J. 1497 Ruine, ist er gegenwärtig großentheils in Gärten umgeschaffen. 3) Heinrich VII. nent er sich in einer Bestätigungsurkunde für Marienberg, von 1224. 4) Daher hieß noch im spätesten Mittelalter die ganze Umgebung das Reich von Boppard. Bekannter, nicht weitläufiger, sind die Reiche von Aachen und Nimwegen. 5) Als solcher verpachtet er im J. 1335 das Umgeld auf 2 Jahre für 713 Pf. Heller jährlich.

6) Diese letztere Einrichtung, die sich in vielen Städten der Trierschen und Mainzischen Diöcese, in dem Mittelalter sogar in

sich der Bopparder durch ein gewisses reichsstädtisches Wesen von seinen Nachbarn, am auffallendsten von dem durch einen Hof gebildeten Koblenzer, und dem an militärische Formen gewöhnten St. Goarer.

In der Verschreibung von 1312 hatte Heinrich VII. dem Reiche ausdrücklich den Rheinzoll als einen der ältesten und einträglichsten, der noch dazu erst von Rudolph von Habsburg erhöhet werden, vorbehalten [7]; Ludwig der Baier, der seine Krone großentheils dem Kurfürsten Balduin verdankte, übertrug diesem nun aus schuldiger Erkentlichkeit den Bopparder Zoll, samt dem Galscheider Gerichte und erhöhete dafür die Pfandsumme von 12,000 Pf. Heller, oder 4000 Mark auf 26,000 Mark Silber (Dec. 1314), welche Summe späterhin auf 50,000 und unter Karl IV. (1377) auf 60,000 Mark Silber stieg. Demungeachtet sind die Kurfürsten niemals zu dem vollen Genusse dieses Zolls gelangt; die vor ihnen daran berechtigt gewesen, wie Katzenellenbogen (nachmals Hessen), die Bayer von Boppard (an deren Stelle nachher das Domkapitel trat), Westerburg, nachmals die von der Leyen u. a. m. erhielten sich in ihrem Besitze, ja Kurfürst Otto (v. Ziegenhayn) ließ es geschehen, daß Kaiser Siegmund den Albrecht von Hohenlohe noch im J. 1423 mit einem Turnoß hieselbst begnadigte, der bis auf die neuesten Zeiten erhoben wurde. Hiedurch wird es erklärbar, daß der ganze wichtige Zoll, in soweit ihn der Kurfürst von Trier besaß, nach einem 10jährigen Durchschnitte, jährlich nur reine 4855 Thlr. ertrug.

Das Christenthum scheint in Boppard frühzeitig Eingang gefunden zu haben; wie die Legende will, wäre daselbst bereits im J. 169 eine heftige Verfolgung ausgebrochen, und das Blut einer großen Zahl heldenmüthiger Bekenner geflossen. Bei der Pfarrkirche zu St. Severus, welche Kaiser Otto III. 991 an das St. Martinsstift zu Worms vergabte, bestand in frühern Zeiten ein kleines, oder sogenanntes Halbstift; neben ihr hat sich, als Gymnasialkirche, die Carmeliterkirche erhalten. In letzterer hatten die meisten adeligen Familien der Nachbarschaft ihre Grabstätten, und sie war auch wegen ihrer Glasmalereien merkwürdig. Diese sind jedoch seit einigen Jahren verkauft, und sollen künftig die in Muska zu erbauende Schloßkapelle zieren. Das Franziskanerkloster ist, gleichwie das Nonnenklösterlein zu St. Martin, außerhalb der Mauern, in eine bürgerliche Wohnung umgeschaffen. Das ehemalige adelige Frauenkloster, Benedictinerordens, Marienberg, auch das hohe Kloster genannt, liegt unmittelbar neben der Stadt, auf einer Höhe. Es wurde von der Ritter- und Bürgerschaft von Boppard, an der Stelle der vormaligen Kapelle Marienbodenburg gestiftet, im J. 1123 von Kaiser Heinrich V. bestätigt, und von Friedrich II. ansehnlich beschenkt. Seine glänzendste Periode hatte das Kloster von 1437—1515; in letzterm Jahre lebten auf Marienberg noch 93 Nonnen, und sie hatten Colonien ausgeschickt, um in Cumd, Dierstein, Lobenfeld, Schönau, St. Walburg zu Eichstädt, St. Irmina zu Trier, Walsdorf und Eisleben, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Die 17te und letzte Abtissin (bis 1437 wurde das Kloster von Meisterinnen regirt), eine von Mauderoda, aus Thüringen, erwählt 1780, erlebte die Aufhebung der Klöster. Marienberg wurde im J. 1803 für 9500 Fr. verkauft, und die Gebäude dienen seitdem einer der interessantesten Anstalten des Landes, einer Baumwollenmanufaktur, welche über 100 Menschen beschäftigt.

Nicht minder reich, denn an Kirchen, war Boppard an adeligen Familien, Ministerialen des hiesigen Königshofs, deren Burghäuser zum Theile noch von ihren Nachkommen besessen werden. Vorzüglich bemerkenswerth sind die Geschlechter derer von Boppard, späterhin, nach einem benachbarten Schlosse, von Schöneck genant, und der Bayer von Boppard. Volmer I. von Boppard lebte 1105, seine Söhne Arnold und Konrad von Boppard, auch von Schöneck genant, wurden um das J. 1131 die Stifter des adeligen Prämonstratenser-Nonnenklosters Marienrode. Ihre Nachkommen, welche auch die Vogtei des Pedernacher Klosters erwarben, wurden durch den Besitz der Burgen Schöneck, Weissenberg, Olbrück, Büresheim und Kampenich, den Erzbischöfen von Trier selbst gefährlich, welche doch endlich Mittel fanden, die übermüthigen Vasallen zu Grunde zu richten. Die Hauptlinie erlosch mit Georg v. S., zu Ende des 15. Jahrh., ein Nebenast aber, welcher sich durch den Beinamen Hürth unterschied, und das Erbmarschallamt des Herzogthums Jülich, dann im Jülichischen Ringsheim, Sürsch, Kreuzberg, Pesch, Klentzhof, Lobenich, Eschweiler, Dürrweiß, Ershoven, besaß, erst im J. 1615 mit Emmerich Hürth von Schöneck. Die Bayer von Boppard, eines Stammes mit den Bayern von Liebenstein und Sternberg, und vor andern ein mächtiges und reiches Geschlecht, wurden durch eine Doppelheirath im 14ten Jahrh. nach Lothringen verpflanzt, wo sie Chateau-Brehain, Tontrou, Laonay, Latour, auch Lössenich, Castell und Malberg, in der Eifel, erwarben. Theodorich Bayer von Boppard war Bischof zu Worms von 1349—1365, und Kaiser Karls IV. Kanzler, nachher aber von 1365—1383, Bischof zu Metz, und einer der ausgezeichnetsten Prälaten der Christenheit. Konrad B. war ebenfalls Bischof zu Metz, von 1416—1457. Georg Freiherr Bayer von Boppard, blieb vor Ofen, im J. 1598, als lothringischer Oberster und der letzte Mann seines Geschlechtes, und wurde von seinem Schwager, dem von Kriechingen, beerbt. (*v. Stramberg.*)

BOPYRUS. Eine von Latreille aufgestellte Crustaceengattung aus Cuvier's Ordnung Isopoda, an der man keine Antennen, keine Augen, noch Freßwerkzeuge unterscheiden kann. Ihr Körper ist oval, hinten schmal zulaufend, fast nur hautartig, sehr glatt; die Füße sind sehr klein, eingebogen; unter ihnen sitzen kleine häutige Blättchen, deren zwei letzte sich mehr verlängern; der Untertheil des Schwanzes ist mit zwei Reihen kleiner behaarter Blättchen besetzt, das Ende ohne Anhänge. Sie leben unter dem äußern Rande des Schildes von Palaemon Squilla, wo sie als kleine linsenförmige Tuberkeln erscheinen. (*Lichtenstein.*)

Dörfern fand, beweiset, daß sich hier Adel und Bürgerstand nicht so scharf abgesondert, nicht so feindlich gegenüberstanden, wie anderwärts, und deutet auf eine dem übrigen Europa fremde historische Entwickelung. 7) Es hafteten jedoch bereits bedeutende Lasten darauf; selbst Rudolph I. verschrieb 1282 dem Grafen Eberhard I. von Katzenellenbogen 12,000 Mark köln. Pfennige auf diesen Zoll.

BOR, BORRI (lat. Borrius u. Borraeus) (Pieter Kristiaanszoon), ein Geschichtforscher aus Utrecht, Sohn eines Apothekers daselbst, geboren 1559. Von Jugend auf beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die vaterländische Geschichte, war Notar des Rentmeisters von Nordholland, erhielt 1622 den Charakter eines Historiographen der Generalstaten und starb zu Harlem den 16. März 1635. Seinem unermüdeten, vieljährigen Forscherfleiße verdankt man die genaueste, reichhaltigste und vollständigste Samlung von Materialien zu einer Geschichte der niederländischen Unruhen, zu deren Behuf ihm, nach einem Beschlusse der Generalstaten vom 4. Febr. 1602, alle Archive geöffnet werden mußten. Mehr als Materialiensamlung ist aber sein Werk nicht, das in Ansehung der Anordnung, des Vortrags und der Sprache viel zu wünschen übrig läßt: **Oorsprong, begin ende verfolg der nederlandsche Oorlogen (1559—1619)**; zuerst Leiden 1595; vollständig 1621—1640. 8 Bde. Fol.; neue, mit Originalurkunden u. Kpf. verm. Auflage, Amsterd. 1679. 4 Bde. Fol. Ein Auszug in holländischen Reimen, der zu Leiden 1617. 4. erschien, hat wenig Werth, und zwei dramatische Versuche von Bor sind ebenfalls vergessen. Außerdem hat man von ihm: **Belegeringe en beschryvinge van s'Hertogenbosch.** Haag 1630. 4. und eine unbefriedigende Fortsetzung der von seinem Oheim Wilhelm van Zuylen van Uievelt (gest. 1608) übersetzten Chronik von Carion: Arnheim 1629; Amst. 1632 Fol. Die Römer und Griechen kannte Bor nur aus Übersetzungen, und außer seiner Muttersprache verstand er nur die französische*). (*Baur.*)

BORA, eine Provinz der Habessinischen Landschaft Tigre, östlich von Abergale an der Gränze von Begemder, nach Ludolf. Salt, welcher öfters dieser Provinz namentlich gedenkt, erwähnt (S. 314 der Übersetzung) der hohen Gebirge von Salowa und Bora. (*Hartmann.*)

Bora, Kathar. v., s. Luther.

BORACIT. (Mineralog.) Magnesie borate Haüy; Borate of Magnesia. Schon vor langer Zeit erregten die meist cubischen Kristalle aus dem Gipse bei Lüneburg Aufmerksamkeit, und waren unter dem Namen Würfelstein oder cubischer Quarz bekant; Westrumb analysirte diese 1788 und nannte das Fossil Sedativsauren Bitter- und Kalkerdespath. Werner gab ihm den Namen Boracit und setzte ihn zuerst in das Halithgeschlecht, dann in das Kalkgeschlecht. 1791 fand Haüy die merkwürdigen elektrischen Eigenschaften desselben. Mohs setzt das Fossil unter dem Namen: oktaedrischer Boracit unter die Ordnung der Gemmen, Breithaupt nent es tetraedrischen Schörl. — Der Boracit komt nur kristallisirt vor; seine Kristallformen gehören dem Würfel- oder isometrischen Kristallisationssysteme zu, am häufigsten erscheint der Würfel, aber selten vollkommen, meist an den Ecken und Kanten abgestumpft, nächstdem das Granatdodekaëder, und das Tetraëder mit 3seitig zugespitzten Ecken. Die Farbe ist meist grau, der Bruch unvollkommen muschlig in das Unebene; er ist übrigens meist durchscheinend und halb hart im hohen Grade, das sp. Gew. = 2,911. Vor dem Löthrohre schmelzt er für sich unter Aufbrausen zum gelblichen Email, durchs Erwärmen wird er stark und auf merkwürdige Art elektrisch.

Westrumb fand bei seiner Analysis:

68,00	Boraxsäure
13,50	Talkerde
11,00	Kalkerde
1,00	Thonerde
2,00	Kieselerde
0,75	Eisenoxyd
96,25.	

Später fand Vauquelin in den reinsten Kristallen gar keine Kalkerde, so daß, wenn man die Spuren von Kalk-, Thon- und Kieselerde als zufällige Bestandtheile ansieht,

83,4	Boraxsäure
16,6	Talkerde
100.	

als wesentliche Bestandtheile verbleiben; nach der neuesten Analyse von Stromeyer, besteht er aus:

67,	Boraxsäure
33,	Talkerde
100.	

Der Boracit fand sich bisher allein im Kalkberge bei Lüneburg in dem dasigen Gipse, aber nur in einer Lage desselben, von geringer Ausdehnung; diese war so ausgebrochen, daß kaum noch etwas davon an Ort und Stelle zu erhalten war, und das Fossil sehr selten wurde; doch hat man neuerlich wieder davon gefunden; jüngst hat man es auch, unter gleichen Verhältnissen, im Holsteinischen am Segeberge getroffen. Über die geognostischen Verhältnisse dieses Gipses herrschen noch verschiedene Meinungen, da man ihn theils zu der Formation des Alpenkalkes, theils zu einer relativ sehr jungen Formation rechnet. (*Keferstein.*)

BORACIUM (Boron), Borium, Bore, nennen Gay-Lussac und Thenard das von ihnen 1808 entdeckte brennbare Radical der Boraxsäure, worauf Davy nach einigen galvanischen Versuchen schon früher geschlossen hatte. Dieser und Döbereiner halten es für eine metallische Substanz. Es komt immer nur als Boraxsäure vor, und wird aus dieser verglasten Säure, nachdem man ihr Pulver mit gleichviel zerschnittenem Kalin in einer mit dem pneumatischen Apparat verbundenen Röhre aus Eisen, Kupfer, Platin oder Glas einige Minuten lang roth geglüht, die Masse mit sehr verdünnter Salzsäure ausgekocht, mit Wasser ausgewaschen und bei gelinder Wärme getrocknet hat, als eine dunkelgrünlichbraune, undurchsichtige, zerreibliche, geruchlose und geschmacklose Substanz dargestellt, welche Glas nicht ritzt, ein Nichtleiter der Elektricität ist, in der heftigsten Weißglühhitze sich weder schmelzen noch verdampfen läßt, aber, bei Luftausschluß derselben ausgesetzt, nachher schnell in Vitriolöl niedersinkt. Mit etwas Kohle vermischt soll sich Boron nach Döbereiner vortheilhaft auch darstellen lassen, was indeß Pleischl vergebens versuchte, wenn man ein Gemenge feinen Boraxpulvers und des 10ten Theils an Gewicht Lampenrußes in einem Flintenlaufe 2

*) *Paro* index batavicus p. 256. *Foppens* bibl. belg. T. II. 956. *G. Burmanni* Traiect. erud. 30. *Saxii* onomast. Vol. IV. 74. Biogr. univ. T. V. (von Depping). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 770.

Stunden lang weißglüht zu einer grauschwärzen compakten Masse, welche gepulvert und mit heißem Wasser, zuletzt aber mit Salzsäure abgewaschen, grünlichschwarz wird. Das Mischungsgewicht des Borons ist nach Berzelius 75,275, oder 560—580. Es oxydirt sich in der Luft und in Sauerstoffgas erst bei 300° C., verbrent dann dort mit röthlichem, hier mit glänzendem Lichte immer unter lebhaftem Funkensprühen, und wird zu sublimirter Boraxsäure, und zu Boronoxyd, das als ein schwarzer mit verglaster Boraxsäure überzogener Körper im Rückstande bleibt, und durch wiederholtes Abwaschen und Entzünden ebenfalls sich in Boraxsäure verwandelt. Boracium zersetzt in der Siedhitze nicht das Wasser, wol aber das Vitriolöl, und in der Kälte die nur etwas concentrirte Salpetersäure; zerlegt in der Glühhitze das kohlen- schwefel- und schwefligsaure Natron, das salpeter- und salpetrigsaure Kali — zum Theil mit Feuerentwickelung — unter Abscheidung von Kohle oder von Gas, von Schwefel, und unter Bildung eines boraxsauren Salzes. I. Boronoxyd, eine schwarze Substanz, die beim unvollkommenen Verbrennen des Boracium zum Vorschein komt, zum Verbrennen mehr Hitze, als dieses braucht, und nach Davy aus 75 Boracium und 25 Sauerstoff besteht. Gay-Lussac's Peroxyd des Borium diente Thenard zu der wichtigen Entdeckung der hyperoxydirten Säuren, und seitdem auch des oxygenirten Wassers (s. Annal. d. Chemie, Jul. 1818). II. Boraxsäure, s. unten. III. Boronwasserstoffgas erhält man, nach seinem Entdecker Davy, durch Einbringen des Boronkalin in Wasser oder nach L. Gmelin durch Auflösung des Boroneisens in Salzsäure, als ein sehr leichtes, wie Stinkasant riechendes Gas, das wenig Boron in sich aufgelöst enthält, unter denselben Bedingungen, wie Wasserstoffgas, mit Sauerstoffgas oder Luft gemengt, mit röthlich gelber, bei langsamen Verbrennen mit grüngesäumter gelber Flamme und starker Verpuffung verbrent, und mit salpetriger Salpetersäure und feuchtem Chloringas dicke weiße Nebel bildet. — Übrigens verbindet sich das Boracium mit Phosphor, Schwefel, Schwefelsäure, Fluoricum, Kalin, Kalien und mit Eisen, s. diese Artikel. (*Th. Schreger.*)

BORAH, Stadt in dem Distr. Chandorree der Prov. Malwah, zu Sindiahs Stat gehörig. Sie liegt nur 1½ Meile von Seronge, und ist deßhalb merkwürdig, weil hier die Sekte der Borahs den Ursprung genommen hat. Diese moslemische Sekte weicht in manchen Stücken vom Islam ab, und ist über das ganze westliche Dekan verbreitet, wo ihre Bekenner meistens sich mit dem Karavanenhandel abgeben: ihr oberster Mufti residirt jetzt zu Boochanpoor (s. oben). (*Hassel.*)

BORANG, ein Eiland im Reiche Palembang auf Sumatra. Es liegt in dem Flusse Palembang, 8 Meilen von seiner Mündung, ist stark befestigt und jetzt von den Niederländern besetzt, die dadurch über Stadt und Hafen von Palembang gebieten. (*Hassel.*)

BORAGO, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asperifolien, welche Jussieu nach dieser Gattung die Boraginen nent. Char. Radförmige Corolle, deren Röhre mit ausgerandeten Gewölbchen geschützt ist. Lanzetförmige Antheren. Vier Nüsse. — Arten sind: 1. B. *orientalis*, mit herzförmigen Blättern am untern Theile des Stamms, linienförmigen Fetzen des Saums, die zurückgerollt und an der Spitze rauh behaart sind. Um Konstantinopel. 2. B. *cretica*, mit herzförmigen Blättern am untern Theil des Stamms, und linienförmigen zurückgerollten ganz glatten Fetzen des Saums. Auf Candia und in Griechenland. 3. B. *officinalis*, mit umgekehrt eiförmigen an der Basis verdünnten Blättern und eiförmigen zugespitzten platten Saumfetzen. Im südlichen Europa wild. Dies ist der Boretsch der Küchen, dessen Blätter zum Salat genommen werden *). 4. B. *crassifolia* Vent. mit lanzetförmigen zugespitzten fleischigen Blättern und ungleichen lanzetförmigen platten Scheibenfetzen. In Persien. 5. B. *longifolia* Desf. mit linien-lanzetförmigen Blättern, und eiförmigen platten Scheibenfetzen. Bei Algier. 6. B. *laxiflora* Horn. mit ablangen Blättern, abstehenden Blüthenstielen und stumpflichen aufgerichteten eiförmigen Scheibenfetzen. Corsica. (*Sprengel.*)

Borak, **Alborak**, s. **Muhammed**.

BORAS, eine Stadt in Westgothland, Statthalterschaft (Län) Elfsborg, im J. 1815 mit 1947 Einw.; die Häuser sind von Holz; doch die schöne Kirche auf einer Anhöhe am Markt und das Rathhaus sind steinerne Gebäude. Die Stadt liegt unter 57° 30′ Polhöhe, 7 M. von Götheborg und 45 M. von Stockholm entfernt, in einer waldigen und bergigen Gegend am Wiska-Fluß. König Gustav Adolph gründete sie 1619; Stadtprivilegien erhielt sie 1622. Hier (und in Ulricahamn) sind viele der westgothischen Landhändler, die von Ystad bis zu den Lappmarken mit ihren Waren umherziehen und Luxus und Unsittlichkeit verbreiten, Bürger; eigentlich sollten sie nur Landeserzeugnisse aufkaufen und verführen; dadurch, daß sie Kredit geben, schaden sie sich und Anderen; sie wohnen meist auf dem Lande; sie lassen auch solche, die nicht Bürger sind, in ihrem Auftrage reisen; doch steht dieses Handelsrecht nur gewissen Kreisen zu; die Ertheilung dieses Rechtes ward ursprünglich durch den schwachen Kornbau dieser wenig fruchtbaren Gegenden, der sich jetzt aber gehoben hat, veranlaßt. — Die Einw. der Stadt zeichnen sich durch die mühsamste Bearbeitung ihrer magern Ländereien aus; durch Sprengung der Felsen und Abzapfen der Sümpfe haben sie schon viel Land urbar gemacht; auch herrscht unter ihnen große Gastfreiheit und viel Sinn fürs Gemeinnützige; die Armenanstalten sind vortrefflich, durch Vermächtnisse und Zusammenschüsse. Die Stadt hat eine Schule mit 2 Klassen und 2 Lehrern (Rector und Collega). 1681 und 1727 ward

---

*) Von dieser ursprünglich in der Levante und im Süden von Europa heimischen, bei uns in Gärten cultivirten Pflanze ist das etwas Salpeter bei sich führende Kraut officinell, und wurde schon von Boerhave gegen Seitenstechen u. a. Krankheiten mit innerlicher Hitze, so wie gegen Hypochondrie und Melancholie empfohlen, und zwar vorzugsweise der frisch ausgepreßte Saft. — Das destillirte Wasser davon hat, wie mehre andere dergleichen, die Eigenschaft, den ätzenden Quecksilbersublimat in mildes salzsaures Quecksilber zu verwandeln, und dient zur Basis mancher Arzneimixturen. Die frische Wurzel färbt die Guajaktinctur blau, die trockene nicht mehr. Aus den himmelblauen Blumen, welche gern von den Bienen besucht werden, läßt sich mit Weingeist eine schönblaue Lackfarbe ziehen. (*Th. Schreger.*)

die Stadt durch Feuersbrünste fast ganz zerstört, doch bald wieder aufgebauet. In Borås findet man 2 Tabaksfabriken; auch gibt es 4 Färbereien; 4 mal jährlich wird Markt gehalten. Unweit der Stadt liegt die Åsbro-Quelle, die vortrefliches Wasser hat und einst vermuthlich Opferquelle war. Ein nicht wenig besuchter Sauerbrunnen befindet sich $\frac{1}{16}$ M. westlich von der Stadt; er ward bereits um 1730 entdeckt, hat indeß nicht viel Mineralgehalt. (*v. Schubert.*)

BORASSUS, eine Palmenart aus der natürlichen Gruppe der Coryzheen, und der 22sten Linné'schen Klasse. Die männlichen Blüthen haben einen dreiblättrigen Kelch, die Corolle ist röhrig, mit dreitheiliger Platte. Sechs Staubfäden. Die weibliche Blume hat einen acht- bis neunblättrigen geschuppten Kelch, keine Corolle, acht in einen Cylinder verwachsene Staubfäden und kein Pistill. Dreifächerige dreisamige Steinfrucht. Die einzige genau bestimmte Art ist B. *flabelliformis*, die Weinpalme, auch **Lontarus domestica** bei Rumph. Sie wächst in Ostindien und auf den Molukken. Sie hat einen ziemlich dicken Stamm, mit fächerförmigen Blättern und den Blüthen in Kätzchen. Bekant ist diese Palme wegen des weinigen Safts, den man aus den Blüthenkolben zieht, und aus dem man in Java Syrup und Zucker (Jagara) kocht. Die Blätter braucht man auf der malabarischen Küste, um darauf zu schreiben. (*Sprengel.*)

BORAX, borax cruda, komt in Tibet, Japan, China, Persien 2c. unter dem Namen Tinkal (Tincar, Pounxa, Borech, Chrysocolla, Swagah 2c.) theils als festes Mineral, theils in dem Gewässer des Sees Nobal der tibetanischen Provinz Sembul aufgelöst vor. Der rohe persische und tibetanische, in fettigen, mit Mergel vermengten, grünlichen Massen von fettigem Geruch, die ihn theils als rechtwinklige, gelbgrünliche, undurchsichtige Rhomben mit scharfen Endspitzen enthalten, wird, so wie der chinesische in weißen oder weißgrauen Erdklumpen in Elephantenhäute 2c. eingenäht, nach Europa gebracht und (sonst in Venedig) jetzt in Frankreich, Dänemark und Holland von seinen erdigen Theilen gereinigt (s. Ferber's Beitr. zur Mineralgesch. versch. Länder. Mitau 1778. I. S. 334 2c.). Um dem gemeinen im Handel gebräuchlichen Borax die fette Materie zu nehmen, die ihn viel minder auflöslich macht und, sich regelmäßig zu krystallisiren, hindert, soll man nach Robiquet und Marchand dessen Krystalle wiederholt waschen, bis das Wasser ziemlich rein erscheint, dann in 24 Theilen mit salzsaurem Kalk geschärften Wassers auflösen, die Flüssigkeit filtriren, bis zu 18—20° concentriren, und endlich in Kübeln von Holz oder Blei langsam abkühlen und krystallisiren lassen. — Jakob in Marseille hat ihn neuerlich aus Boraxsäure künstlich dargestellt. Der raffinirte Borax, B. veneta s. depurata besteht aus ganz hellen, glänzenden, halbdurchsichtigen, großen, harten, farblosen, sechsseitigen, an der Luft langsam und nur oberflächlich weiß beschlagenden Säulenkrystallen von bitterlich-kalischem Geschmack, die an einander gerieben oder geschlagen leuchten, sich bei 50° R. in 24 mal so viel warmen Wasser ganz und bald auflösen, in gelinder Hitze schon in ihrem eignen, allmälig verdunstenden Wasser zergehen, den Veilchensaft grün färben, im Feuer sich wie Alaun verhalten, und durch gelindes Glühen in einen leichten, schwammigen, spröden und mürben Körper, in gebrannten oder calcinirten Borax, B. usta, sich verwandeln lassen. Mit einer Auflösung von Mimosengummi bildet der Borax eine voluminöse Gallerte, die zu einer glasartigen Masse austrocknet: denn das Gummi verhält sich wie eine Säure gegen das basische Boraxsalz, weil, wenn man dieser Verbindung eine Säure zusetzt, das Gummi unverändert wieder hervortritt. — Nach Wetzlar wird die Harnsäure von der Boraxauflösung außerordentlich leicht aufgelöst, weshalb man vermittelst der letztern erstere sehr einfach und leicht aus den Excrementen der Vögel 2c. ausziehen kann. — Mit Alaun verfälschter Borax schmeckt stiptisch, färbt den Veilchensaft roth, schmilzt schwer, und verglast sich im Feuer. Auch schlägt zerflossenes Weinsteinsalz aus der Auflösung die Alaunerde nieder. Oder man sättige Borax, in destill. Wasser aufgelöst, ganz mit Salzsäure, und fälle daraus durch zugetröpfelte salzs. Barytsolution die Schwefelsäure des Alauns als unauflöslichen Schwerspath. Das ihm zugesetzte Steinsalz oder salzs. Natron schmeckt vor, knistert im Feuer, und Vitriolöl entwickelt daraus den safranähnlichen Geruch der Salzsäure. — Wenige Tropfen salpeters. Silbersolution schlagen aus der Boraxauflösung Hornsilber nieder. — Das Boraxglas erhält man durch Schmelzen des Salzes unter der Muffel in mäßiger Glühhitze ganz wasserfrei, als eine krystallhelle spröde Glasmasse, die herb, etwas kalisch schmeckt, nicht ätzend ist, schwach kalisch auf blaue Pflanzenfarben reagirt, an der Luft durch Anziehen von Wasser undurchsichtig, in der Glühhitze leicht vollkommen flüssig wird, und alle Erden mit sich in Fluß bringt. Mit Wasser bildet es wieder, wie der gebrannte Borax, krystallisirten Borax in durchscheinenden, unregelmäßig 6seitigen, mit 3 Flächen unregelmäßig zugespitzten Säulen von 1,740 sp. Gewicht, die an der Luft nur oberflächlich verwittern, sich in 12 kalten und in 4 kochenden Wassers auflösen, im Feuer unter Verlust ihres Wassers zu calcinirtem Borax sich aufblähen, und endlich zum Boraxglase zusammenfließen. Der krystallisirte Borax ist basisch boraxsaures Natron, und besteht aus 17,8, oder nach L. Gmelin 1 Mischungsthl. Natron, 35,6 od. 1 Mthl. Boraxsäure und 46,6 oder 9 Mthl. Wasser. Er verbindet sich mit Zircon- Glycin- u. a. Erden und Salzen. — Wenn z. B. nach L. Gmelin eine Mischung von Borax- und Bittersalzauflösung ruhig hingestellt wird, so bilden sich freiwillig 2 Doppelsalze, die aus Borax und schwefelsaurer Bittererde in zwei verschiedenen Verhältnissen bestehen. — Arzneilich gebraucht man den Borax wegen seiner specifischen Wirkung auf den Uterus in Pulver innerlich zu 4, 6 u. m. Granen mit Zucker 2c. bei stockendem oder sparsamen Monatsblutflusse zumal vollblütiger Weiber, und zur Beförderung wahrer Geburtswehen bei Unthätigkeit des Uterus, in Chinadecoct bei Faulfiebern, mit Salbeiabsud bei Zehrfiebern, mit Honig und einem Brustsyrup gegen Würgen und Erbrechen von zähem Schleim im Schlunde 2c.; bei Säuglingen wirkt er zu 1—3 Gran Säure tilgend. — Wetzlar und Wurzer schlagen ihn, wegen seiner Kräfte die Harnsäure sehr leicht aufzulösen, als Lithontripticum

gegen Stein und Gries vor. — Äußerlich dient 1 Dr. davon mit Rosenhonig bei Mundschwämmchen und gegen schmerzhafte Hämorrhoidalknoten, ½ Dr. in 1 Unze destill. Wassers aufgelöst gegen leichte Hornhautflecke, gegen hartnäckige Lichtscheu bei Augenentzündungen. Auch räth man ihn gegen Hautflecken, Muttermäler, Excrescenzen ꝛc., und mit Rosenwasser, Benzoëtinctur ꝛc. als ein Cosmeticum an, bei Sommersprossen ꝛc. — Technisch wird der Borax vornehmlich zum Zusammenschweißen und Löthen der Metalle, zu deren Reinigung mit Kohlenstaub vorzugsweise das Boraxglas, zum Probiren der Erze, zur Basis der meisten gefärbten Schmelze, als Fluß zu Emails, zu zarten weißen Schmelzen und Kunstedelsteinen, zum weißen Krystallglas, zum Manizer Fluß und Pierre de Stras, zu weißen u. a. Glasuren auf Kupfer, Eisenblech, Töpfergeschirr, zum Einbrennen des Goldes und mancher Farben auf Glas und Porzellan, zu einem schönen Grün auch auf Chagrin, zur Erhellung der rothen Saffianfarbe, in Weingeist aufgelöst zu farbigen Kunstfeuern ꝛc. benutzt, so wie zur künstlichen Darstellung der Boraxsäure. Endlich nach Gay-Lussac ist er eines der besten Mittel, hanfene, leinene und baumwollene Zeuge, unbeschadet ihrer Eigenschaften unverbrennlich zu machen. S. über Borax überhaupt Engström in Crell's n. Entdeck. in d. Ch. I. S. 84. 85. — Trommsdorff in dessen Journ. d. Pharm. I. 2. S. 155. Robiquet und Marchand i. Trommsd. neuem Journ. d. Pharm. III. 1. u. vgl. den Art. Boraxsäure. (*Th. Schreger.*)

Boraxglas, s. Borax und Boraxsäure.

BORAXSÄURE. I. Mineralogisch. Die natürliche Boraxsäure findet sich auf der Insel Vulcano in einer Felsenhöhle, woraus heiße Quellen entspringen; sie überzieht die Decke und Wände der Höhle in ziemlich mächtigen, oft mehre Zoll starken Lagen. Diese Lagen selbst bestehen aus kleinen einzelen sehr lose unter einander zusammenhangenden Blättchen von Boraxsäure, die ganz rein ist; sie sind weiß, haben einen eigenthümlichen Perlmutterglanz, erscheinen mehr oder weniger durchsichtig, fühlen sich sanft und fettig an und hängen sich leicht an die Finger. Über Feuer zergehen sie zuerst und schmelzen leicht zu einer Glasperle, die sich in Wasser auflöst. Auch in Alcohol lösen sie sich leicht auf, und die Auflösung brent mit einer schönen zeisiggrünen Farbe. Erst ganz neuerlich ist diese Mineralsubstanz entdeckt worden.

Hievon ist der, schon früher bekannte Sassolin verschieden, ebenfalls eine Boraxsäure, die aber durch fremde Beimischungen etwas verunreiniget erscheint. Er findet sich am Rande der heißen Quellen (Lagoni) bei Sasso im Florentinischen, in losen, schuppigen, perlmutterartig glänzenden Theilen, theils in krystallinischen Körnern, rindenförmig, getropft und dann von unebenem Bruche, wachsartig schimmernd oder matt, wenig durchscheinend, weiß und gelb, sehr weich bis ins Zerreibliche. Er enthält nach Klaproth:

86 Boraxsäure
11 schwefelsaures Magnesium mit etwas Eisen
3 schwefelsauren Kalk
100.

Reiner findet man die Boraxsäure in einigen Seen von Toskana, besonders bei Cherkajo; dieses Wasser liefert 2 Proc. Boraxsäure, die grauschuppig ist, und etwas bitter schmeckt. Gegenwärtig hat man angefangen, diese in größern Quantitäten zu gewinnen und in Handel zu bringen.

Die natürliche, Natron haltende Boraxsäure, ist unter dem Namen von Tinkal bekant; der Hauptfundort davon ist ein See in Tibet, der ungefähr 15 Tagereisen nördlich von Teshou-Lombou liegt, 18 französ. Meilen im Umfange hat und von allen Seiten durch hohes Gebirge eingeschlossen wird. Sein Wasser ist grünlich, spielt auf der Oberfläche mit Regenbogenfarben, wenn es von der Sonne beschienen wird, und zeigt beim Aneinanderschlagen der Wellen eine Art von Blitz. Der Tinkal findet sich hier im Grunde des Sees krystallisirt, aus welchem man ihn in großen Stücken herauszieht, trocknet und zerschlägt. Ungeachtet seit undenklichen Zeiten sehr viel Borax aus diesem See gewonnen worden, bemerkt man doch bis jetzt, da er sich immer wieder von Neuem erzeugt, keine Verminderung desselben; der schönste soll der seyn, den man am Ufer findet. Dieser natürliche Borax ist grünlich oder röthlich gefärbt, und auf diesen hat die Luft keine Einwirkung. Er erscheint in 6seitigen Prismen vollkommen oder an den Endkanten abgestumpft und an den Enden zugeschärft, auch wol als 8seitiges Prisma oder Octaeder, sonst auch in ungeformten Stücken. Er ist im Bruche muschlig, wachsartig glänzend, halbdurchsichtig, in Wasser auflöslich, anfangs süßlich, dann laugenhaft brennend schmeckend, vor dem Löthrohre blähet er sich stark auf und schmilzt zur Glaskugel, die nach einiger Zeit an der Luft zerfällt. Das sp. Gewicht = 1,569. Er enthält nach Klaproth:

37,0 Boraxsäure
14,5 Natron
47,0 Wasser
98,5

Dieser tibetanische ist es, der bis in die neuesten Zeiten allein in Europa verbraucht wurde; er dient zur Bereitung des raffinirten Borax, der als Flußmittel bei verschiedenen metallurgischen Arbeiten, besonders zum Löthen angewendet wird. Auch in Südamerika findet er sich und dient unter dem Namen von Quemason als Flußmittel beim Kupferschmelzprozeß. In China ist der Borax seit sehr alten Zeiten in Gebrauch; ein chinesischer Schriftsteller des 10. Jahrh. meldet, daß der Borax anstatt des Salpeters und Arseniks als Fluß beim Schmelzen und Reinigen der Metalle zu brauchen sey; nach einem andern Schriftsteller aus dem 13. Jahrh. können einige Pflanzen den Borax auflösen, aber aus dieser Auflösung kann er weit schöner und in größerer Menge wieder entstehen, wenn man zu derselben etwas Arsenik zusetzt, und dann auf das Feuer bringt. (*Keferstein.*)

II. Chemisch. — Boraxsäure (Boronsäure, Sedativsalz, narkotisches Vitriolsalz), acidum boracicum, acide borique oder boracique (sal sedativum Hombergii), ward zufällig von Becher gefunden, aber erst 1702 durch Homberg unter dem Namen: sal volatile vitrioli narcoticum bekannter. Sie komt im freien Zustande natürlich vor zu Sasso, als Sassolin; auch

ward sie von Höfer 1778 im Wasser der toskanischen Seen Cherkajo und Castel nuovo, so wie an den Ufern derselben in trockener Gestalt entdeckt, nach Klaproth bestehend aus 86 Boraxsäure, 11 schwefels. eisenhaltigen Mangan und 3 Gips. Das Wasser liefert beim Abdunsten 2 Proc. Säure, die nach Robiquet von grauem schuppigen Ansehen, etwas bitterm Geschmack ist, ein kalisches schwefelh. Salz, verschiedene erdige Substanzen, und etwas Kupferoxyd enthält. Heiße Boraxsäurequellen liegen auch im Toskana'schen Thale von Monte rerboli *). Tennant fand die Säure in einer Felsenhöhle auf der Insel Vulcano in einzelen krystallinischen, perlmutterglänzenden, weißen, mehr oder weniger durchsichtigen Blättchen, nach Stromeyer, mit nur wenigem schichtweise eingemengten Schwefel, in zersetzter Lava. Mit Salzbasen verbunden komt sie vor im Boracit, Tinkal, Datolith und Botryolith, in grönländischem u. a. Turmalin, wo sie an das Lithon gebunden ist, im Axinit, im trigonalen Schörl, Dioptas, Sphen, Kyanith, nach Breithaupt auch im Helvin, worin sie aber A. Vogel nicht fand; ob im Wolfram, Anatas u. a. ist noch unentschieden. — Künstlich läßt sie sich darstellen aus einer Auflösung von Borax (1) in sied. Wasser (3), die nach dem Filtriren so lange mit Schwefel- oder Salpeter- oder Salzsäure versetzt wird, bis die Flüssigkeit Lackmus röthet; beim Erkalten schießt, so wie durch ferneres Abdampfen und Abkühlen der Flüssigkeit, die Säure in Krystallen daraus an, als Boraxsäurehydrat oder krystallisirte Boraxsäure (s. unten), die in einem hessischen oder Platintiegel geschmolzen, bis sie ruhig fließt, dann ausgegossen, als verglaste Boraxsäure in wohlverstopften Gläsern aufbewahrt wird.

Sie ist eine farblose, durchsichtige, sehr harte und spröde, geruchlose, schwach säuerlich, etwas bitter schmeckende, nicht ätzende Glasmasse von 1,823 spec. und 273, 275, oder 760—780 Mischungsgewicht. Sie röthet Lackmus sehr schwach, und färbt, noch unrein, Curcuma und Rhabarber braun gelb, ja fast braun, und wenn eine andere Mineralsäure zugesetzt wird, roth, gleich den Kalien wirkt sie auch auf rothen Kohlaufguß und auf Veilchensaft, das Waugelb färbt sie röthlich. Sie schmilzt in der Rothglühhitze, ist aber ganz feuerbeständig, und besteht nach Berzelius aus 16,82 Boron und 75,18 Sauerstoff, nach L. Gmelin aber aus 74,4 Boron und 25,6 Sauerstoff, oder 1 Massentheil von jenem und 2 von diesem. Angefeuchtet wird sie nach Davy schwach durch die Voltasäule, nach Gay-Lussac und Thenard in der Hitze durch Kalin mit, durch Natrin ohne Feuerentwickelung, ferner in der Weißglühhitze durch Eisen, aber weder durch Kohle noch durch Phosphor mit Baryt in der Rothglühhitze zersetzt. Desfosses hat neuerlich aus dieser Säure und aus Flußspath, Schwefelsäure und Alcohol einen Flußboraxäther bereitet.

Die krystallisirte Säure erscheint in weißen, schuppenartigen, biegsamen, seidenglänzenden, zäh fettig anzufühlenden, luft- und feuerbeständigen, kaum merklich säuerlichen 6seitigen Blättchen, die bei Verunreinigung mit Schwefelsäure viel größer ausfallen, sich nicht ganz in Weingeist auflösen, und in Wasser aufgelöst durch Barytwasser getrübt werden. Das richtigste Prüfungsmittel ihrer Reinheit bleibt indeß das essigsaure Blei. Nach Davy haben sie 1,479—96, nach dem Glühen aber 1,808 spec. Gewicht, lösen sich in 34 kalten, und in 13 sied. Wassers auf, verlieren in der Hitze unter Aufschäumen ihr Wasser, mit dem zugleich ein Theil der Säure entweicht, und enthalten nach Berzelius 56 Säure auf 44 Wasser. Übrigens ist die Boraxsäure mittelst Wärme in der Solution von Oxyjodine löslich, ohne damit beim Erkalten Krystalle zu bilden. Die beim Abdunsten erhaltene weiße, feste Substanz ist schwerer zersetzbar, als die Oxyjodine selbst. Ferner löst sie sich in mehren stärkern Säuren, z. B. in der Schwefelsäure und in Ölen auf. Ein Gemisch aus Boraxsäure und aus Weingeist, so wie aus ihr und aus Schwefel brent mit einer schöngrünen Flamme. Auch hat sie, nach Zeise, das Eigene, in einer gewissen Menge zu einer Auflösung von flußsaur. Kali, Natron oder Ammonium gesetzt, welche das Lackmus röthet, erst eine neutrale, dann nach zugesetzter mehrer Boraxsäure eine kalisch, und bei noch mehrem Säurezusatz eine wieder sauer reagirende Verbindung zu bilden. Mithin geben hier zwei Körper, deren jeder für sich sauer reagirt, eine kalische Zusammensetzung.

Mit den salzfähigen Basen, zu welchen sie weniger Anziehung, als die Kohlensäure, hat (außer daß sie in der Glühhitze alle flüchtige Säuren austreibt), werden von ihr die boraxsauren Salze gebildet, zu deren Neutralisirung indeß erst 3 Mischungsgewichte Säure auf 1 Kali, mit Ausnahme des Ammonium, nöthig zu seyn scheinen. Diese Salze lassen sich meist zu einem durchsichtigen Glase schmelzen, welches verschiedene Metalloxyde mit verschiedener Farbe aufnimt, sind, außer das boraxs. Kali, Natron und Ammonium, alle in Wasser schwerauflöslich, färben, mit Schwefelsäure und Weingeist erhitzt, die Weingeistflamme grün, und werden in der Glühhitze weder durch Kohle noch durch Phosphor zersetzt. 1) Boraxsaures Kali, ein durch Calcination des Salpeters mit Boraxsäure entstandenes weißes, mit Kali übersättigt, in luftbeständigen vierseitigen Prismen krystallisirendes Salz, das in der Hitze, wie der Borax verändert wird. 2) Bs. Natron: a) basisches (s. Borax); b) saures (neutrales) krystallisirt aus der mit Boraxsäure ganz gesättigten Boraxauflösung mit Wasser in Tafeln, schmeckt kühlend, wie Salpeter, und reagirt nicht kalisch auf Pflanzenfarben, schmilzt im Feuer unter Aufschäumen und Verlust von Wasser mit etwas Säure zu einem klaren Glase. Das Salz enthält nach L. Gmelin dreimal so viel Boronsäure, als der Borax. 3) Bs. Ammonium schießt aus der gesättigten Auflösung der Säure in verdünntem wäßrigen Ammonium beim Erkalten in Prismen, Säulen und Tafeln an, ist erst geschmacklos, dann brennend bitterlich, luftbeständig, beschlägt nur etwas auf der Oberfläche, reagirt kalisch, löst sich in Wasser und Alcohol auf, und soll nach Lassone in der Glühhitze, ohne Verlust seines Ammonium, zu einem graulichen, durchsichtigen Glase schmelzen. Indeß entweicht schon durch Erhitzen aus seiner wäßrigen

*) S. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Pharm. 1822, III. 1. S. 73 ff. Taf. I. Fig. 1.

Auflösung alles Ammonium; eine starke Auflösung davon in Wasser, womit man vegetabilische Zeuge zu wiederholten Malen tränkt, macht nach Gay-Lussac diese unverbrennlich; a) mit überwiegender Basis enthält es krystallisirt, nach Berzelius, 30,32 Ammon., 37,95 Säure und 31,73 Wasser; b) mit überwiegender Säure aber nach L. Gmelin, 5,9 oder 1 Mthl. Ammon., 63,4 oder 3 Mthle. Säure und 30,1 oder 10 Mthle. Wasser. 4) Bs. Lithion: a) neutrales, nach Berzelius, eine gummiartige, völlig durchsichtige Masse, die in feuchter Luft Wasser anzieht, und sich in Wasser leicht auflöst; b) saures in theils 3seitigen Piramyden, theils körnigen Krystallen, die leichter auflöslich, als Boraxsäure, sind, im Feuer unter Aufblähen ihr Wasser verlieren, nachher zu Glas schmelzen, und sich übrigens, wie Borax, verhalten. Durch zugesetzte Essigsäure wird aus der Auflösung dieses Salzes sogleich Boraxsäure gefället; 5) Bs. Baryt: a) neutraler, ein graues, durchsichtiges, in der Glühhitze schmelzbares Glas, das auf Pflanzenfarbe schwach kalisch wirkt, und beim Vermischen von Borax mit einem liquiden Barytsalze, und durch Schmelzen des erhaltenen, wohl ausgewaschenen Niederschlags sich bildet. Es enthält nach Berzelius 55,8 Säure und 44,2 Basis, stellt sich, aus einer wäßrigen Auflösung gefället, in weißen, voluminösen, stark gewässerten Flocken dar, und löst sich in einigen 100 Theilen kalten Wassers auf; die in der Hitze bereitete Auflösung läßt beim Erkalten einen Theil des Salzes als weißes Pulver fallen, welches fast eben so auflöslich ist im Wasser, wie der schwefels. Kalk, und nach L. Gmelin aus 5,387 Boronsäure und 6,534 Baryt besteht; b) saurer ward von Berzelius erhalten durch Fällen des salzsaur. Baryts mittelst seines bs. Ammoniums mit überwiegender Basis, und besteht aus 41,3 Baryt auf 58,07 Säure, enthält also fast die doppelte Menge Boraxsäure; 6) Bs. Strontium, nach Hope ein weißes, den Veilchensaft grünfärbendes, in 130 koch. Wassers auflösliches Pulver; 7) Bs. Kalk (Kalkborax), ein im Wasser sehr schwer auflösliches, und daher bei der Mischung auf dem nassen Wege als Staub niederfallendes Salz, das, in vielem Wasser aufgelöst, durch Verdampfen strauchähnliche Flocken gibt. Weingeist brent über ihm mit grünlicher Flamme ab. In der Glühhitze fließt er zu einer undurchsichtigen Glasmasse; 8) Bs. Bittererde, in der Natur als Boracit, s. oben; wenn man Bittererde mit Boraxsäure und Wasser behandelt, so fallen aus der verdunstenden Flüssigkeit kleine unregelmäßige Krystalle nieder, vielleicht ein saures Salz, das in der Glühhitze zu einem durchsichtigen Glase fließt. Papier, in dessen heiße starke Auflösung getunkt, brent nach dem Trocknen mit dunkelgrüner Flamme; 9) Bs. Alaunerde, ein weißes, unauflösliches Pulver von herbem Geschmack, das sich durch Doppelaffinität mit Borax bildet, und in der Glühhitze zu einem glasartigen Körper fließt; 10) Bs. Kieselerde, eine durchsichtige Glasmasse durch Zusammenschmelzen in der Glühhitze erhalten; 11) Bs. Yttererde, nach Gadolin zu einem weißen Schmelz verschmolzen, auch als Salz in wäßriger Form durch Mischen des Boraxes mit einem Yttererdesalz darzustellen. 12) Bs. Quecksilberoxydul, ein gelblichweißer Niederschlag von Borax mit salpetersaurem Quecksilberoxydul gebildet; mit salzs. Quecksilberoxyd erzeugt Borax einen rothen Niederschlag (wol bloßes Oxyd). 13) Bs. Kupferoxyd, ein aus aufgelöstem schwefels. Kupferoxyd durch Borax gefälltes blaßgrünes, in Wasser wenig auflösliches Pulver, das sich zu einem dunkelrothen Glase schmelzen läßt. Grünes Kupferoxyd, mit trockner Säure geschmolzen, gibt ein grünliches Glas. 14) bs. Eisenoxydul, ein blaßgelbes unauflösliches Pulver, welches vom Borax aus aufgelöstem schwefels. Eisenoxydul niedergeschlagen wird, und vorm Löthrohre zu einer Glaskugel schmilzt. 15) Bs. Zinnoxydul in kleinen krystallinischen Körnern, die in einer Auflösung des Zinns mit Hilfe der Siedhitze in Boraxsäure sich bilden, und durch Glühen zu einer grauen Schlacke fließen. 16) Bs. Bleioxyd, ein weißes, zu einem farblosen Glase schmelzbares Pulver, das man beim Vermischen des Boraxes mit einem Bleisalze in wäßriger Form erhält. Auch Bleioxyd und Boraxsäure schmelzen zu Glase, das desto gelblicher ist, je mehr das Blei beträgt. 17) Bs. Zinkoxyd, ein, beim Vermischen des schwefels. Zinkoxyds mit Borax in flüssiger Form, niederfallendes weißes, unauflösliches Pulver, welches im Feuer gelb wird, und sich verschlackt. 18) Bs. Cadmium, aus seiner neutralen schwefels. Kadmiumauflösung durch Borax gefället, ist es in Wasser kaum auflöslich, und enthält, geglüht, nach Stromeyer, 72,1153 Oxyd und 27,8847 Säure. 19) Bs. Wismuthoxyd, ein weißes, unauflösliches Pulver. 20) Bs. Nickeloxyd, ein blaß apfelgrünes, in Wasser unauflösliches, in Schwefel- Salz- und Salpetersäure auflösliches Pulver, das vom Borax aus aufgelöstem Nickelsalz gefället wird. Boraxsäure schmilzt mit dem Nickeloxyd zu einem hyacinthfarbenen Glase zusammen; auf das Metall wirkt sie nicht. 21) Bs. Kobaltoxyd, ein röthlichweißes in Wasser kaum lösliches Pulver, durch Doppelaffinität gebildet, das in der Hitze zu einem dunkelblauen Glase schmilzt. 22) Bs. Arsenik, ein, nach Reuß, aus gleichviel Säure und weißem Arsenik zusammengeschmolzenes Gemisch, das im Wasser auflöslich ist.

Die Boraxsäure dient vor dem Löthrohre zur Verglasung mehrer Mineralien, um daraus auf ihre Natur zu schließen, vorzüglich aber zur Entdeckung der Phosphorsäure. Schwierig und trüglich ist die Methode, durch sie das Kalin- und Natrinoxyd aufzufinden. Sicherer wird sie zu Arsenikproben angewendet (s. Arsenik).

Als Arzneimittel gebrauchte man sie sonst mehr in allerlei asthenischen Fiebern, bei Krämpfen, Zuckungen, allgemeiner Schwäche, Fallsucht, Manie 2c. zu 3 Gran bis zu 1 Drachme.

Technisch gibt sie in Alcohol aufgelöst, nach Davy, einen dauerhaften Boraxfirniß; (s. übrigens Borax; vergl. v. Crell in s. chem. Ann. 1809. 11. — Gay-Lussac und Thenard in Gilbert's Ann. der Ph. XXX. S. 363 ff. — Davy ebendas. XXXV. S. 440 ff. und bei Schweigger II. S. 48 ff. — Meißner in Trommsdorffs n. Journ. d. Pharm. I. 2. S. 460 ff. — L. Gmelin bei Schweigger XV. S. 245 ff. — Berzelius ebendas. XXVII. S. 130 ff. — Allgem. nord. Annal. d. Chemie 2c. von A. Nic. Scherer. Petersburg 1819. I.) (*Th. Schreger.*)

Boraxsalmiak, s. Salzsäure.

Boraxweinstein. s. Weinsteinsäure.

BORBA, Villa in der portug. Prov. Alentejo, Correiçao de Villaviçosa, mit Mauern, 774 Häus., 2740 Einw., einem alten Kastell, 2 Pfarrkirchen, 3 Klöstern, Hospital, Armenhaus, Freimarkt. (*Stein.*)

Borberek, s. Alviacz.

BORBONIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der 17ten Linné'schen Klasse, welche Linné, nach Plumiers Vorgang, dem Herzog Gaston von Orleans, aus dem Hause Bourbon, dem Beschützer Morisons und Gründer eines botanischen Gartens in Blois, zu Ehren nannte. Char. fünftheiliger Kelch, mit steifen Spitzen an den Zähnen. Der Kiel gespalten. Das Stigma ausgerandet. Ablange Hülse mit dorniger Spitze und wenigen Samen. Die folgenden Arten wachsen alle am Kap.

1. B. *ericaefolia*, mit linienförmigen zugespitzten Enden, zottigen Blättern und den Blüthen in Knöpfchen. 2. B. *trinervia*, mit lanzetförmigen, dreinervigen glattrandigen Blättern. 3. B. *lanceolata*, mit lanzetförmigen vielnervigen glattrandigen Blättern. 4. B. *perfoliata* Thunb., mit glattrandigen netzförmig geaderten Blättern, die den Stengel umfassen. 5. B. *alata* W., mit unmerklich herzförmigen vielnervigen gezähnelten mit krautartigem Stachel versehenen Blättern und geflügelten Zweigen. 6. B. *ciliata* W., mit herzförmigen stumpfen, den Stamm umfassenden vielnervigen glattrandigen gewimperten Blättern. 7. B. *ruscifolia* Ker., mit herzförmigen zugespitzten gewimperten Blättern, glatten Kelchen und Corollen und eiförmigem an den Seiten zurückgeschlagenen Wimpel. 8. B. *cordata*, mit herzförmigen vielnervigen platten glattrandigen Blättern, zottigen Kelchen und Corollen und umgekehrt herzförmigem Wimpel. 9. B. *crenata*, mit herzförmigen vielnervigen gezähnelten Blättern. 10. B. *undulata* Thunb., mit wellenförmig gebogenen Blättern, die den Stamm umfassen und an der Spitze mit einem krautartigen zurückgeschlagenen Stachel versehen sind. (*Sprengel.*)

BORBORIANER auch Borboriten (*Βορβορῖται*) genant, eine gnostische Ketzerpartei der ersten Jahrhunderte, deren die Kirchenväter Irenäus (Advers. Gnostic. Lib. I. cap. 33 sq.*)) Epiphanius (Panar. s. Advers. LXXX Haeres. Lib. I. Tom. 11. Haeres. 26.), Philastrius (De Haeresib. Haeres. 26.), Augustinus (De Haeresib. cap. VI.) und Theodoret (De omnib. Haeres. Lib. I. Haeres. 13.) gedenken; sicher sind beide Benennungen aber nur Schimpfnamen, mit welchen eine, oder, wie es wol keinen Zweifel leidet, mehre der hinsichtlich ihrer Lehren, Grundsätze und der Lebensweise ihrer Anhänger unter einander verwandten gnostischen Parteien belegt wurden, wie denn diese Benennungen auf den sittlichen Unflath (βόρβορος, Schlamm, Koth, Unflath) deuten, in welchem diese Ketzer nach den einstimmigen Nachrichten sich herumwälzten; Epiphanius, Philastrius und Augustinus geben diese Namen auch ganz bestimt für Schimpfnamen aus**); der erstgenannte dieser Schriftsteller bezieht indeß das, was er von den Borborianern sagt, größtentheils auf die Gnostiker überhaupt, von welchen er, übersehend, daß dieses Wort eine allgemeine Benennung ist, irrig, fast durchgehends als von einer abgesonderten Secte spricht, wie auch schon Rößler (Biblioth. der Kirchenväter Th. 6. S. 81.) ganz richtig bemerkt hat. Am umständlichsten über diese Borborianer handelt Epiphanius, dessen Bericht über sie, jedoch mit der so eben genannten Ausdehnung, mehre Blätter einnimt (Ed. Colon. 1682. fol. T. I. p. 82—102), und er spricht von ihnen als ein Augenzeuge, denn er sagt, daß er mit Mehren von dieser Ketzerpartei vormals bekant gewesen sey, daß er ihre Bücher gelesen und nur mit Mühe vor den Schlingen der Verführung, welche ihm, namentlich auch durch Weiber von dieser Secte, gelegt worden seyen, sich habe sichern können. Hinsichtlich der Lehren dieser Borborianer sagt er unter andern, daß sie die Materie der Zeugung, wie denn diese überhaupt in manchen gnostischen Systemen eine wichtige Rolle spielt, für den Sitz der Sele hielten; acht Himmel, jeden mit einem eigenen Fürsten an der Spitze annähmen, und von Christus behaupteten, daß er nur einen Scheinkörper gehabt habe; neben den Schriften des alten und neuen Testaments hätten sie noch manche andere Bücher, Fragen der Maria, Offenbarungen Adam's, Bücher Seth's und andere. Was Epiphanius von den unmoralischen Grundsätzen und von den schändlichen Dingen erzählt, welche diese Borborianer, Männer und Weiber, und selbst die Priester (Leviten, sagt er, hießen sie) theils überhaupt, theils bei ihren Zusammenkünften begingen, ist von der Art, daß es allen Glauben übersteigt und hier nicht genauer bezeichnet werden mag. Übrigens behauptet er, und Augustinus, der sich ihm überhaupt sehr anschließt, stimt ihm hierin bei, daß diese Secte von der der Nicolaiten ausgegangen sey (vergl. Haeres. 25. cap. 2. Nicol.) oder doch mit dieser zusammenhänge, und erwähnt ferner, daß die Borborianer auch Koddianer (*Κοδδιανοί*, von dem syrischen Worte kodda, *παροψὶς*, *τρύβλιον*, Nebenschüssel, weil Niemand mit ihnen zusammen essen könne), in Ägypten aber Stratiotiker (*Στρατιωτικοί*) und Phibioniten (*Φιβιωνῖται*), sonst aber auch noch Zakchäer (*Ζακχαῖοι*) und Barbeliten (*Βαρβηλῖται*, von der Barbelo [m. s. dies. Art.] nach Theodoret, Barbelioten) genant würden. In der Resp. ad Epist. Acacii et Pauli vor dem Panario und in dem kurzen Index vor dem 2ten Th. des ersten Buchs (S. 53 der oben ang. Ausg.) werden von Epiphanius die Mitglieder dieser Secte auch Secundianer (*Σεκουνδιανοί****)) und an der letztern Stelle auch Sokratiten

*) Irenäus spricht an dieser Stelle allerdings von dieser Secte, gebraucht indeß den Namen Borborianer nicht; eher läßt sich aus dem, was er sagt, auf die Benennung Barbeliten schließen. Dies zur Berichtigung Rößler's in der Bibl. der Kirchenv. Th. 1. S. 299.

) Daher auch die Übersetzung des Namens durch Coenosi, Lutulenti. *) An andern Stellen seines Buchs werden von eben diesem Schriftsteller die Secundianer wieder als eine besondere Secte aufgeführt, ja es wird ihnen ein eigener Abschnitt (Haeres. 32 S. 208 ff. der oben citirten Ausg.) gewidmet, so daß ich geneigt seyn möchte, das Wort dort, wo es als Benennung der Borborianer steht, wegzustreichen. An der ersten

(*Σωκρατῖται*) genant); und wenn er Haeres. 25. cap. 2. von Mitgliedern einer gnostischen Secte spricht, welche Levitiker (*Λευιτικοί*) genant würden, so dachte er sicher auch an diese Borborianer. Der letzte Name erklärt sich aus der Benennung, welche die Priester dieser Secte führten. Ob diese verschiedenen Namen eine und dieselbe Partei bezeichneten, ist nicht auszumachen, so wie es überhaupt eine vergebliche, wirklich auch der Mühe nicht werthe Arbeit seyn würde, alle Theile der alten Häresiologie aufhellen zu wollen. Daß aber, wie diese und andere Namen alter gnostischer Parteien längst untergegangen waren, in verschiedenen Jahrhunderten und nicht blos in denen des Mittelalters, manche ihrer Lehrmeinungen wieder aufgewärmt worden sind, und daß auch spätere Ketzerparteien ähnliche unsittliche Dinge getrieben haben, wie die alten Häresiologen von den Borborianern und andern Gnostikern erzählen, wissen die Kenner der Kirchengeschichte. Hier mag nur noch bemerkt werden, daß eine Mennotische Partei des 16ten und 17ten Jahrh. in Holland, die Waterländer, welche von ihren Gegnern einen ähnlichen Spottnamen, den der Dreckwagen erhielten, zuweilen auch Borborianer oder Borboriten genant worden sind****). (*Mohnike.*)

BORBORUS. So nante Meigen†) eine von Latreille††) unter der Benennung Sphaerocera früher aufgeführte Fliegengattung, die Fallén†††) Copromyza nent, wozu die Fabricische Calobata subsultans gehört. S. Sphaerocera. (*Wiedemann.*)

BORCHHORST, Borchorst, auch Borghorst, gräflich Bentheim-Steinfurther Marktfl., Amt Steinfurt, Reg. Bez. von Münster mit 1100 Einw., die unter andern Leinweberei treiben. (*H.*)

Borchloen, s. Looz.

BORCHOLTEN, Borcholdus (Johann von), Professor der Rechte zu Helmstädt, geboren den 5. April 1535 zu Lüneburg, wo sein Vater, Statius v. Borcholten, Senator war. Auf dem Johanneum seiner Vaterstadt gut vorbereitet, ging er in seinem 21. Jahre nach Wittenberg, und verband, unter Melanchthon und Wesenbeck, mit dem Studium der Rechtswissenschaft ein eifriges Streben nach einer gründlichen philologischen Gelehrsamkeit. Der Ruf des berühmten Jac. Cujaz führte ihn nach Toulouse, wo er dessen Hörsaal fünf Jahre besuchte, worauf er noch fünf Jahre in andern französischen Städten unter wissenschaftlichen Beschäftigungen verweilte. Sogleich nach seiner Rückkunft kam er 1566 als Professor der Rechte und Syndikus nach Rostock; ein schwieriger Posten bei der damaligen heftigen Entzweiung zwischen Magistrat und Bürgerschaft, die aber Borcholten mit kluger Mäßigung, zur Zufriedenheit beider Parteien, beizulegen wußte*). Als öffentlicher Lehrer trug er zum wachsenden Flor der Hochschule viel bei, und das war Ursache, daß ihn der Herzog Julius von Braunschweig 1576 zum ersten Rechtslehrer auf die neugestiftete Hochschule zu Helmstädt berief. Auch hier stand er in hohem Ansehn, und sein prächtig gebautes Haus glich einer kleinen Hofhaltung, indem die meisten dort studirenden fürstlichen und andern Standespersonen in demselben eine Wohnung fanden. Viele Regirungen und Städte bedienten sich seines Rathes; von Rostock bezog er in dieser Hinsicht einen lebenslänglichen Gehalt, aber die überhäuften Geschäfte zerstörten seine Kräfte vor der Zeit, denn er starb den 9. October 1593. Borcholten zeichnete sich unter den Rechtsgelehrten seiner Zeit vorzüglich dadurch aus, daß er mit tiefen und umfassenden Einsichten in seine Fakultätswissenschaft eine gründliche philologische Gelehrsamkeit verband; besonders liebte er die griechische Literatur, empfahl ihr Studium aufs angelegentlichste, und rühmte die wichtigen Dienste, die sie ihm bei Erörterung der schwersten Rechtsmaterien geleistet habe, wovon man in seinen Schriften schätzbare Beweise findet. Bei seiner großen amtlichen Thätigkeit, war er zugleich ein eben so fruchtbarer als geschätzter Schriftsteller, besonders im Civilrechte, und sein Kommentar über die Institutionen, der 16mal aufgelegt wurde, war gelehrter, als man damals in Teutschland gewöhnlich schrieb: In quatuor Institutionum iuris civilis libros commentaria. Helmst. 1590. 4.; in Paris, Löwen und Genf öfters nachgedruckt. Ferner schrieb er: Commentaria in consuetudines Feudorum. Helmst. 1581. 4.; ed. IV. Wittenb. 1608. 8. Commentaria in tit. D. de verborum obligationibus. Helmst. 1595. 4. Wittenb. 1613. 8. Disputationes. Helmst. 1597. Vol. II. 4. Consilia sive responsa iuris. Ib. 1600. Vol. II. Fol. u. a. m., was bei Lipenius und Jugler nachzusehen ist. Manches ließ er nur auf wiederholtes dringendes Bitten seiner Bekannten drucken, denn bei seinen ausgezeichneten Verdiensten blieb er immer bescheiden, wohlwollend, menschenfreundlich, und bediente sich gern seines Einflusses bei Fürsten und Städten zur Empfehlung des Verdienstes, und zum Wohlthun überhaupt**). Er hinterließ einen Sohn, Statius, der den 1. März 1569 zu Rostock geboren wurde, seit 1596 in Helmstädt ein juristisches Lehramt bekleidete, aber nach wenig Jahren in die Justizkanzlei zu Celle kam und zuletzt Kanzler der Grubenhagischen Regirung war. Er hat mehre Schriften seines Vaters, und auch einige eigene (unerhebliche) herausgegeben***). (*Baur.*)

---

der beiden oben genannten Stellen wenigstens, an welcher es in einer und derselben Periode zweimal vorkomt, ist es das erstemal sicher zu vertilgen. ****) Ein freilich nur kurzer, jedoch die Hauptsachen zusammenfassender Auszug aus Epiphanius Darstellung der Eigenthümlichkeiten der alten Borborianer findet sich bei Rößler im angef. Buche S. 80 ff. S. 84 steht auch der Bericht des Augustinus über ihre Lehre.

†) Illiger's Magaz. f. Insectenkunde II. 276. 89. ††) In seiner Hist. nat. des Crustac. et des Insect. XIV. 394. †††) Specim. entom. novam Diptera disponendi methodum exhibens. Lundae 1810. 4. p. 19.

*) S. Rudloffs Handb. der mecklenb. Gesch. 3. Bd. 1. Abth. 188—196. 198. 201 u. Plagemann's Handb. d. mecklenb. Gesch. 162 ff. **) *J. Caselii Επιτάφιος* J. Borcholdo perscriptus. Helmst. 1594. 4.; steht auch in Schelhorn's Amoenit. lit. Vol. II. 437—468. *Adami* vitae ICtor. germ. 46. Etwas von gel. Rost. Sachen 1737. S. 462. *Meieri* Monum. Julia 78. *Bacmeisteri* Megapol. lit. in Westphalens Monum. rer. germ. Vol. III. p. 1354. Jugler's Beitr. zur jur. Biogr. 2. Bd. 287. Du Roi Biographien der helmst. Rechtslehrer in Hagemann's u. Günther's Archiv für die Rechtsgel. 2. Bd. 124. Krey Andenken an die Rost. Gel. 4. St. 40. ***) *Meieri* Monum. Jul. 110. Büttner's Genealogie der vorn.

BORCHWARD (Ernst Sam. Jakob), aus Berlin, geb. 1717, war fürstl. Brandenb. Hofrath und Anspach-Baireuth. geh. Legationsrath, auch Resident zu Berlin, und hatte sein Tusculanum, wie er es nannte, eine Meile von Beeskow in der NLausitz. Er starb 1776. Er unterhielt mit Gellert einen freundschaftlichen Briefwechsel, den der Kirchenrath Bamberger zu Berlin 1780 edirt hat, neue Auflage 1781. Auch dichtete er geistliche Lieder †). *(J. Dn. Schulze.)*

BORD hat in den meisten Fällen mit Rand einerlei Bedeutung. So sagt man nicht blos Bord des Schiffs, sondern auch Bord eines Herdes, Bord einer Pfanne, Bord der Münze, u. s. w., daher: Bord- oder Randbleche, solche, woraus der Rand der Salzpfannen und anderer großen Pfannen verfertigt wird. — Bordhaken sind eiserne Haken, welche um den Rand der Salzpfannen herumgehen und zum Halten derselben dienen. — Bordzangen nent man auf Salzwerken starke hölzerne oder eiserne Haken (oder Klammern), womit man den verbogenen Rand der Salzpfannen wieder gerade biegt. *(Poppe.)*

BORDA (Bordah), oder mit dem Artikel Al-borda, heißt auf arabisch ein Kleid oder Mantel aus gestreiftem Zeuge; vorzugsweise aber ist unter diesem Namen der Mantel des Propheten und ein danach verfertigtes arabisches Gedicht merkwürdig. Den Mantel, welchen Mohammed dem Dichter Kab Ben Sohair im 9. J. d. H. schenkte, den der Chalife Moawia von der Familie des Dichters nach dem Gewichte um Gold kaufte, der von der Familie Ommia auf die Familie Abbas, dann auf die der Fatimiten und nach der Eroberung Ägyptens auf die der osmanischen Sultane kam, ist noch heute ein Kleinod im Schatze zu Konstantinopel, wo derselbe jährlich am 15. des Fastenmondes von dem Sultan in Begleitung des ganzen Hofstaates feierlich besucht und verehrt, und das Wasser, worin ein Zipfel desselben getauchet werden, als Reliquie vertheilet wird. Das Gedicht Al-borda, worin sich alle Reime auf m endigen, eines der berühmtesten des ganzen Orientes, ist eine Kaside von 162 Doppelversen zum Lobe des Propheten verfaßt, vom Scheich Schereffeddin Ebi Abdollah Ben Said Al-bossiri (gest. im J. d. H. 694 n. Chr. 1294). Die berühmtesten Kommentatoren derselben sind der Scheich Ali Ben Mohammed Ben Al-bostami Mossanifek (gest. im J. d. H. 871 n. Chr. 1466); der Scheich Mohajeddin Mohammed Ben Mustafa berühmt unter dem Namen Scheichsade (gest. im J. d. H. 951 n. Chr. 1544) der Mola Abdollah Ben Jakub Al-fenari (gest. i. J. d. H. 946 n. Chr. 1539), Schereffeddin Ali Al-jesdi (gest. im J. d. H. 850 n. Chr. 1446), Dschemaleddin Abdollah Ben Jussuf Ibn Hescham (gest. im J. d. H. 762 n. Chr. 1360), Kemaleddin Hossein Al-chowereßmi (gest. im J. d. H. 840 n. Chr. 1436), der Scheich Seineddin Chaled Ben Abdollah Al-ebheri, der seinen Commentar im J. d. H. 930 n. Chr. 1523 verfaßte; Dschelaleddin Mohammed Ben Mohammed Ben Ahmed Almodschelli (gest. im J. d. H. 864 n. Chr. 1459), Chaireddin Chisr Ben Omar Al-adusi (gest. im J. d. H. 948 n. Chr. 1541), Seineddin Abul-mosafer Taher Ben Hassen bekant unter dem Namen Ibn Habib (gest. im J. d. H. 808 n. Chr. 1405), und viele andere. Eine nicht minder große Schar verfertigte hiezu Tachmiss d. i. fünfzeilige Strophen, deren fünfter Vers der Borda angehört, die vier vorhergehenden aber eine Erläuterung desselben sind. Solche Tachmiss verfaßten Ebu Abdollah Mohammed Ben Ahmed Ben Mersuk (gest. im J. d. H. 781 n. Chr. 1379), Ahmed Ben Mustafa berühmt unter dem Namen Lali arabisch und türkisch (gest. im J. d. H. 1001 n. Chr. 1592); Suleiman Ben Ali Al-karamani (gest. im J. d. H. 924 n. Chr. 1518), Ebul Faßl Ahmed Ben Eibibekr Al-nteraschi (gest. im J. d. H. 872 n. Chr. 1467); Abdollah Ben Mohammed berühmt unter dem Namen Kutschuk Mahmud sade (gest. im J. d. H. 1042 n. Chr. 1632) und eine Menge anderer. Den arabischen Text mit der lateinischen Übersetzung hat Uri herausgegeben. *(v. Hammer.)*

BORDA (Jean Charles), französischer Schiffskapitän, berühmt als Mathematiker und besonders durch seine Verdienste um das französische Seewesen, stammte aus einer seit alten Zeiten im Militärstande wohlbekannten Familie ab, und war den 4. Mai 1733 zu Dax, einem Städtchen am Adourflusse im Departement Landes, geboren. Er studirte bei den Barnabiten an seinem Geburtsorte und bei den Jesuiten zu la Fleche. Die Mathematik beschäftigte ihn am meisten, und er machte in derselben so ungemeine Fortschritte, daß er schon 1756 zum Associé der Akademie der Wissenschaften in Paris ernant wurde, nachdem er derselben ein Mémoire sur le mouvement des projectiles vorgelesen hatte. Er war inzwischen in Miliärdienste getreten, wohnte 1757 als Adjutant des Marschalls von Maillebois einem Feldzuge in Teutschland bei, kam dann nach Paris zurück, und trat, seiner Neigung entsprechender, in den Seedienst. Von der Zeit an richtete er seine Aufmerksamkeit und den anhaltendsten Fleiß auf alles, was Schiffahrt und deren Verbesserung in ihrem weitesten Umfange betraf, und theilte seine Beobachtungen und Entdeckungen der Akademie in einer Reihe gehaltvoller Memoiren mit. In den J. 1771 und 1772 machte er auf Befehl der Regirung, als Chef d'Escadre von der kön. Marine oder als königl. Schiffslieutenant, mit Verdun de la Crenne und Pingré, eine gelehrte Seereise nach den verschiedenen Küsten von Europa, Afrika und Guinea zur Erweiterung der Erd- und Schiffahrtskunde, überhaupt, besonders aber zur Erprobung gewisser Instrumente bei Bestimmung der Länge und Breite. Die Resultate dieser Reise machten die genannten drei gelehrten Reisenden gemeinschaftlich unter dem Titel bekant: Voyage fait par ordre du roi, en 1771 et 1772 en diverses parties de l'Europe et de l'Amérique, pour vérifier l'utilité de plusieurs méthodes et instrumens servant à determiner la latitude et la longitude de tant du vaisseau que des côtes, isles et écueils qu'on reconnait, suivi de recherches pour rectifier les cartes hydrographiques. 1778. Vol. II. 4. Einer an-

Lüneb. Patricier-Geschlechter, in der Vorr. Jugler 247 u. du Rot 90. beide a. a. O.

†) Von seinen geistl. Liedern s. Heerwagen Literaturgesch. der evangel. Kirchenlieder S. 297 u. Richter Biograph. Lexikon der geistl. Liederdichter S. 25. Sein Leben hat J. G. Hoppe beschrieben. Salzwedel 1777. 8.

dern Reise, die er 1776 unternahm, verdankt man seine schöne Karte der canarischen Inseln und der Küsten von Afrika. Zum Generalmajor bei den Seetruppen ernant, wohnte er 1777 u. 78 unter dem Grafen d'Estaing dem amerikanischen Kriege bei, und die glücklichen Resultate, welche daraus hervorgingen, waren zum Theil seinen tiefen Einsichten in das Seewesen zuzuschreiben. Bei der Rückkehr von einer Fahrt nach Martinique, als Chef des Kriegsschiffes Solitaire von 72 Kanonen, fiel er 1782, nach der tapfersten Gegenwehr in die Hände der Engländer, die ihn mit Achtung behandelten, und auf sein Ehrenwort entließen. Seine Gesundheit hatte zwar unter den vielen und anhaltenden Unruhen und Beschwerden sehr gelitten, indessen fuhr er doch unermüdet fort, für die Wissenschaften und sein Vaterland thätig zu seyn, bis eine Brustwassersucht den 20. Febr. 1799 seinem Leben zu Paris ein Ende machte. Er war zuletzt Divisionschef im Ministerium der Marine und Mitglied des Nationalinstituts. Borda's Genie umfaßte das ganze Gebiet der physischen, mathematischen und nautischen Wissenschaften mit ungemeinem Scharfsinn, und blieb nirgend bei dem Bekannten stehen, sondern suchte überall neue Bahnen zu öffnen, die schneller und sicherer zum Ziele führten. Überall ging er mit wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit im Beobachten und Vergleichen zu Werke, und kam auf Resultate, welche der Kenner mit Beifall beehrte, und die Anwendung als zweckmäßig erprobte. Eine große Menge trefflicher Abhandlungen, sagt einer seiner kundigen Biographen, in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften und des Nationalinstituts zeugen von der Tiefe seiner wissenschaftlichen Kentnisse und von der Erhabenheit seines Talents; mehre Nationalanstalten von dem Umfange seiner verdienstlichen Bemühungen. Er ist der Stifter der französischen Schiffsbauschule; ein König unterzeichnete die Reglements, ein Minister hatte die Ehre, für den Urheber des Entwurfs angesehen zu werden, aber Borda hatte Reglement und Entwurf verfertigt. Ihm verdankt die französische Marine den gleichen Lauf ihrer Schiffe, denn nach seinen Planen wurde eine gleichförmige Bauart eingeführt; ein unermeßlicher Vortheil, der bei Angriffs- u. Vertheidigungsmanövren große Einheit und Kraft gewährt. Er ist der Erfinder eines astronomischen Instruments von einem sehr kleinen Halbmesser, der das Maß der Winkel weit genauer angibt, als man von Instrumenten von einem weit größern Halbmesser erwarten konnte*). Man hat sich desselben zur Messung der Mittagslinie bedient. Auch ist er der Erfinder der Maßstäbe zu derselben Operation, bei denen er durch Vereinigung der dazu gebrauchten Metalle dem Einflusse der Atmosphäre vorbeugte. Noch rührt von ihm das neue System der Maße und Gewichte her; ein Gegenstand, mit dem er sich schon lange beschäftigt hatte, als die konstituirende Versamlung ihn in Betrachtung zog. Als Inspector des Schiffbaues brachte Borda bei demselben die Eulerschen Grundsätze zur Verbesserung der Verhältnisse der einzelen Theile des Schiffes in Anwendung, 1778 führte er in der Astronomie und bei der Marine Tobias Mayers Spiegelkreise mit Verbesserungen ein, und 1792 erfand er Instrumente und Methoden, die Länge des Pendels, mit einer bisher unbekannten Genauigkeit, zu beobachten, und metallene Instrumente zur Messung der Basen, welche die wahre Länge des Meridians geben sollten. Auf die Gelehrten, mit welchen er in Verbindung stand, hatte er vielen Einfluß, aber nie misbrauchte er denselben und sein Übergewicht; vielmehr ehrte er jedes Verdienst, war wohlwollend und dienstfertig, im Umgange unterhaltend, und deswegen, so wie wegen der Mannigfaltigkeit seiner Kentnisse und seiner erheiternden Scherze, überall gern gesehen, geliebt und geachtet**). Aus seinem Nachlasse edirte Delambre: Tables trigonométriques, décimales etc., ou tables des logarithmes, des sinus, sécantes et tangentes, suivant la division du quart et du cercle en cent degrés. Paris an IX. (1801.) 4. ***). *(Baur.)*

BORDAZAR DE ARTAGU (Antonio), ein gelehrter spanischer Buchdrucker, geboren im November 1671 zu Artagu in Valencia, von Ältern, welche dieselbe Beschäftigung trieben. In Unwissenheit erwachsen, wurde er später sein eigener Lehrer, besonders in der lateinischen Sprache und Mathematik, und schrieb eine Ortografia española. Valencia 1728; verm. 1730. 8., einen oft gedruckten Auszug aus derselben, und eine Ortografia latina. Ib. 1730. 8., die den Beifall der Kenner erhielten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Buchdruckerei, die bedeutendste zu Valencia, und suchte es durch eine Zuschrift an den König (Plantificacion de la imprenta de el Rezo sagrado. Val. 1732. Fol.) dahin zu bringen, daß die zum kirchlichen Gebrauche dienenden Bücher, welche man vom Auslande kommen ließ, im Königreiche gedruckt wurden. Aber die Mönche von Eskorial, welche den Alleinhandel mit solchen Büchern hatten, vereitelten seine Plane, und seine Idea de una academia mathematica. Val. 1740. 4., die er zu Valencia realisiren wollte, ging ebenfalls nicht ins Leben über. Zuletzt beschäftigte ihn eine Topographie des Königreichs Valencia; aber, immer unglücklich in seinen Unternehmungen, starb er, vor Vollendung derselben, im November 1744. „Bordazar," sagt sein Freund Mayans y Siscar, besaß ungemein viel Genie, ein sehr richtiges Urtheil, eine seltene Rechtschaffenheit, einen nicht zu

*) S. seine Description et usage du cercle de réflexion. 1787. 4. Schon der berühmte Astronom Tob. Mayer hatte diese Idee und theilte sie den Gelehrten in einer Abhandlung mit, die 1767 in London gedruckt wurde. Das von Borda erfundene Instrument wird von allen verständigen Seefahrern gebraucht, und ist von erprobtem Nutzen.

) Einer seiner Lobredner (le Fèvre Gineau, Mitglied des Nationalinstituts) sagt in dieser Hinsicht von ihm: „Borda avoit une grande variété de connoissances, et une grande étendue d'esprit. Il voyoit dans leurs rapports, les objets les plus éloignés les uns des autres. Il n'y avoit pas de conversation où il ne jetât un mot saillant; pas de discussion où il n'apportât la lumière. La société de Borda étoit douce et aimable. Il avoit dans le caractère cette gaieté franche et naïve, qui n'appartient qu'aux ames pures et aux esprits droits." *) Bougainville, Borda's Nachfolger im Längenbureau, hielt ihm eine Leichenrede; Dupont de Nemours, la Croix, le Fèvre Gineau und Röderer (im Journal de Paris an VII. Nr. 154) ließen Lobreden auf ihn drucken, und Mascheroni besang seinen Tod in einem lateinischen Gedichte. S. auch Allg. Litztg. Intellbl. 1801. Nr. 41. Nouv. dict. Biogr. univ. T. V. (von Biot und Rössel). Ersch's gel. Frankr. Baur's Gallerie hist. Gem. 4. Th. 508.

ermüdenden Eifer für nützliche Unternehmungen, eine große Geschicklichkeit in seiner Kunst, einen heiteren Sinn in gesellschaftlichen Unterhaltungen, und als Gelehrter einen angenehmen Vortrag." Handschriftlich hinterließ er eine spanische Sprachlehre und ein Wörterbuch dieser Sprache und der Künste, mathematische Erholungen, chronologische und astronomische Tafeln u. a. m. Gedruckt wurde außer den schon genannten Schriften: **Verdadero Resumen, romance heroico. Valenc. 1731. 4. Ascendencia genealogica de Don Carlos de Barbon. Ib. fol. Reduccion de monedas antiguas i corientes de toda Europa. Ib. 1736. 4. Calendario perpetuo. Ib. fol.** Anonyme Zeitschriften u. a. m. *). (*Baur.*)

BORDE, oft auch de Laborde (**Jean Benjamin de la**), ein Franzose, der sich durch eine vielseitige literarische und artistische Industrie merkwürdig und verdient gemacht hat. Er war den 5. September 1734 zu Paris von sehr wohlhabenden Ältern geboren, von denen er die Neigung zu einem frohen Genusse des Lebens und die Liebe zu den Künsten erbte. Viele Jahre stand er als erster Kammerdiener und Aufseher des Louvre in Diensten Ludwigs XV., und genoß dessen besondere Gunst. Nach dem Tode des Monarchen erhielt er eine Generalpächterstelle, und theilte seine Zeit zwischen den Pflichten seines Amtes und den Beschäftigungen mit der Literatur und den Künsten, bis die Revolution sein Glück zertrümmerte und ihn zum Gegenstande der Verfolgung machte. Vergebens flüchtete er sich, um unbemerkt zu bleiben, nach der Normandie; er ward entdeckt, gefangen nach Paris gebracht und daselbst den 22. Julius 1794 guillotinirt. Mit Muth und Entschlossenheit hatte er der Entscheidung seines Schicksals entgegen gesehn; als ihm einer von Robespierre's Trabanten bei der Gefangennehmung, von Mitleiden ergriffen, die Möglichkeit der Flucht bemerklich machte, sprach er: „Nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, und darum auch nichts zu fürchten." Ohne eine tiefgehende wissenschaftliche Bildung, verband er mit einem gebildeten Geschmacke einen reichen Schatz mannigfaltiger Kentnisse, die er gemeinnützig zu machen suchte †), und sein Vermögen setzte ihn in den Stand, mehre kostbare Werke ans Licht zu befördern, von denen wir folgende als die bemerkenswerthesten auszeichnen: **Essai sur la musique ancienne et moderne. Vol. IV. Paris, chez Eugène Onfroy, 1780. 4.**; ein reichhaltiges Werk, das, nach seiner Versicherung, „die Resultate einer dreißigjährigen Lektüre und die Frucht der Auszüge enthält, die er sich aus Büchern gemacht hatte." Ein beträchtlicher Theil desselben hat aber den Abbé Roussier zum Verfasser, besonders was, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, über die musikalische Theorie der Griechen gesagt ist ††). Ein Anhang zu diesem Werke sind die **Mémoires sur les proportions musicales, le genre énarmonique des Grecs et celui des modernes. Par. 1781. 4.** Dieser Anhang wurde durch eine kleine Schrift (**Errata de l'essai sur la musique**) veranlaßt, die von einer Dame geschrieben seyn soll, um den vom Verf. getadelten J. J. Rousseau zu rächen *). Ein unvollendetes Werk ist sein **Essai sur l'histoire chronol. de plus de 80 peuples de l'antiquité, composé pour l'éducation de Msgr. le Dauphin. T. I. Par. 1788; T. II.** unter dem Titel: **Abrégé chronol. des principaux faits arrivés depuis la naissance d'Henoch, l'an du monde 622, jusqu'à la naissance de Jesus Christ. Ib. 1789. gr. 4.** Von diesem Werke, das aus 8—10 Bden bestehen sollte, gibt es Exemplare auf Velinpapier (bei Didot), auch eines auf Pergament. Zu den Prachtwerken gehört die von ihm unternommene, und von Mehren fortgesetzte **Description générale et particulière de la France. Paris, Lamy, 1781—1796. Vol. XII. gr. Fol.**, die auch unter dem Titel: **Voyages pittoresques de la France** bekant ist. Das Ganze besteht aus 6 Lieferungen Text, 78 Lieferungen Kupfer, und die Lieferungen 52 und 60 zweimal, es ist aber unvollendet, und die frühern Lieferungen haben Vorzüge vor den spätern. Beifall erhielt und verdiente seine **Histoire abrégée de la mer de Sud, composée pour l'éducation de Mr. le Dauphin. Par. 1791. Vol. III. 8.**, mit sehr genauen Karten. Man findet darin eine Analyse der meisten Reisen in dieses Meer, von Gomeville, der im 15ten Jahrh. bis auf Riou, der 1789 Schiffbruch litt, nebst Vorschlägen, die Seereisen nach China abzukürzen. Verdienstliche Unternehmungen sind ferner die anonym erschienenen **Mémoires hist. sur Raoul de Coucy, avec un recueil de ses chansons en vieux langage, et la traduction de l'ancienne musique. Par. 1781. Vol. II. 18.** mit Kupf. auch in kl. 8. auf holländ. Postpap. und ein Exemplar auf Pergament; und die **Tableaux topographiques, géographiques, historiques, pittoresques, physiques, littéraires et moraux de la Suisse. 1780—88. Vol. IV. Fol. nouv. ed. Vol. XIII. 4.**; die mineralogische Reise, welche das Werk

*) *Maiansii* Specimen biblioth. hispan. p. 148. Adelung's Zus. zum Jöcher. Biograph. univ. T. V.

†) Voltaire, mit dem er einen vielfachen Verkehr hatte, machte zu seinem Bildnisse die Verse:

Avec tous les talents le destin l'a fait naître;
Il fait tous les plaisirs de la Société;
Il est né pour la liberté;
Mais il aima bien mieux son maître.

††) Dieses kostbare, in Teutschland ziemlich seltene Werk, ist mit vielen Kupfern und Vignetten geschmückt, die nach den besten Meistern gestochen sind, und bei jedem der 3 letzten Bände befinden sich 59 Seiten in Kupfer gestochene Musik. Der erste Band enthält, in der ersten Abtheilung, nach einer kurzen Geschichte der Musik überhaupt, die Beschaffenheit derselben bei den Juden, Ägyptern, Griechen, Römern, Chinesen, Ungarn, Persern, Arabern, Gaulen rc. In der zweiten Abtheilung werden alle nur mögliche Instrumente beschrieben, die jemals gebraucht wurden, nebst ihrer Geschichte. Um das Alter verschiedener Instrumente darzuthun, hat der Verf. ganze merkwürdige Gemälde aus verflossenen Jahrhunderten stechen lassen, auf denen eins oder das andere dieser Instrumente vorkomt. Der zweite Band enthält den wissenschaftlichen Theil der Musik, den Unterricht vom Ton, Intervallen, Melodie, Harmonie rc., nebst einer Samlung von Compositionen großer Meister aus dem 16. u. 17. Jahrh. Im dritten Bande findet man nach alphabet. Ordnung, Nachrichten von Dichtern, Tonkünstlern und musikalischen Schriftstellern, aus Griechenland, Rom, Italien und Frankreich, auch einige aus Teutschland, England und Spanien. Der vierte Theil ist ganz den lyrischen Dichtern Frankreichs gewidmet. Jedem Abschnitte ist, statt einer Vignette, das Bildniß eines berühmten Mannes beigefügt, von dem in diesem Abschnitte geredet wird. Die vollständige Angabe des Inhalts aller 4 Bände gibt Reichardt im 2. Stück seines Kunstmagazins S. 80 und Forkel in seiner Literatur der Musik S. 28. *) Journal encyclop. Juillet 1781 p. 282—299.

eröffnet, ist von dem berühmten Mineralogen Besson, der historische und politische Theil größtentheils von dem Baron von Zurlauben, die Kupfer lieferte la Borde, dessen schön gedruckte Lettres sur la Suisse, par un voyageur françois en 1781. Par. 1783. Vol. II. 8. Ebel für ein höchst fehlerhaftes Werk erklärt. Bemerkenswerth sind ferner seine Histoire de Marion de Lorme, wieder abgedr. bei den Lettres de Ninon de Lenclos. 1806. Vol. III. 18., die Relation de plusieurs voyages aux côtes d'Afrique etc. tirée des papiers de Mr. Saugnier; avec une carte. Par. 1791; 1799. 8. (letztere Ausgabe mit einer Nachr. von la Borde's Leben und Schriften); ferner die Pièces du procès de Henr. de Tallerand, comte de Chalais, décapité en 1626. Par. 1781. 12., die auch den Titel haben: Recueil de pièces intéressantes pour servir à l'hist. des règnes de Louis XIII et de Louis XIV.; eine schöne Ausgabe der historischen Romane des 15. und 16. Jahrh. in 13 Bden in 12. (bei Didot), der Peintures antiques de Sante Bartoli, Übersetzungen von Swinburne's Reisen nach beiden Sizilien (Vol. V. 1785. 8.), und nach Spanien (1787. 8.) u. e. a. Er zeichnete auch mehre sehr schöne Karten für den Dauphin, Sohn Ludwigs XVI., und als Komponist verfertigte er für die Pariser Theater binnen 30 Jahren eine Menge Arbeiten*), die hinlänglich bewiesen, wie sehr er es in seiner Gewalt hatte, sich eben so leicht den Beifall seines Publikums zu erhalten, als zu erwerben. Eine, wegen der Kupfer von J. M. Moreau, noch immer gesuchte geschmackvolle Samlung, ist die Choix des chansons mises en musique par de la Borde. Par. 1773. Vol. IV. gr. 8. u. 4.**). (*Baur.*)

Von andern Franzosen, die den Namen la Borde führten, bemerken wir kürzlich noch:

Borde (Jean Baptiste de la), Erfinder des elektrischen Klaviers. Er war ein Jesuit, nach Aufhebung seines Ordens in Frankreich, Prediger in Nivernais, wo er 1777 starb. Von seiner Erfindung gibt er Nachricht in der Schrift: Le clavecin électrique, avec une nouvelle théorie du mechanisme et des phénomènes de l'électricité. Par. 1761. 12. Enthält zuerst zwei (vorher im Journal de sçavans. August und October 1759 abgedruckte) Briefe, worin die Erfindung und Beschaffenheit des erwähnten Instruments beschrieben wird, und dann die Entwickelung eines Systems der Elektrizität. Das elektrische Klavier wird durch elektrische Materie, wie etwa die Orgel durch den Wind klingend gemacht†). — Jean Joseph de la Borde, zu Jaca in Spanien geboren, war kön. franz. Hofbanquier, machte von seinen großen Reichthümern den edelmüthigsten Gebrauch, besonders zur Beförderung der Künste, und starb, als Opfer der Revolution, den 18. April 1794 im 68. Jahre. Zwei von seinen Söhnen, die sich mit la Peyrouse einschifften, verloren ihr Leben in einem Schiffbruche zu Port des Français; ein dritter, François Louis Joseph de la Borde de Merwille, war Deputirter der konstituirenden Versamlung, Verfasser eines Vorschlags zur Anlegung einer öffentlichen Bank, der 1789 auf Befehl der Nationalversamlung gedruckt wurde, und starb 1801 in London; ein vierter ist Verfasser der Voyages pittoresques d'Espagne und einiger anderer Schriften. — Von einer Madame Adelaide de la Borde hat man Divers poëmes imités de l'anglais. 1785. 18.*). (*Baur.*)

BORDEAUX, Bourdeaux, die Hauptstadt des franz. Dep. Gironde und eines Bezirks, der auf 77,04 □Meilen in 18 Kantonen Audence, Belin, Blanquefort, Bordeaux (6), la Brede, Cadillac, Carbonblanc, Castelnau de Medoc, Creon, Pessac, Podensac, St. André de Cubsac und la Tête de Buch 153 Gemeinden und 222,268 Einw. enthält. — Diese große Stadt breitet sich in einer weiten Ebene unter 44° 50′ 14″ Br. und 17° 5′ 46″ L. am linken Ufer der Garonne, in Gestalt eines halben Mondes aus; die Garonne, deren Mündung 94 Meile entfernt ist, mißt bei der Stadt 3600 Fuß und trägt die größten Handelsschiffe bis an ihre Kaien. Alte, starke Mauern mit Thürmen umgeben die Stadt, die keine regelmäßige Befestigung und blos 2 Forts Haa und St. Louis zu ihrer Vertheidigung hat; das von Vauban angelegte Chateau Trompette ist seit 1785 demolirt. 19 Thore, wovon 12 nach dem Wasser gehen, führen aus den Mauern, die auf der Landseite ringsum mit Vorstädten, worunter Chartrons und St. Seurin die vornehmsten, und mit Gartenhäusern umkreiset sind. Das Innere der Stadt beurkundet, daß sie nicht in neuern Zeiten angelegt sey; die Straßen sind enge, krumm und zum Theil nicht sonderlich gepflastert, die 6 Plätze haben keinen angemessenen Umfang, und blos der Königsplatz und die Kaien sind mit massiven und geschmackvollen Häusern besetzt, auch findet man in den Vorstädten meistens moderne und geräumige Gebäude, die seit dem Ende des amerikanischen Kriegs entstanden sind. Der schönste Theil der Stadt ist das Quartier chapeau rouge, das auf der einen Seite an den Kai, auf der andern an den mit Bäumen besetzten Cours St. Seurin stößt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der königliche Palast, welcher seit 1810 von Napoleon aufgeführt ist, der alte Palast der Herzoge von Guienne, den in der Folge das Parlament eingenommen hatte, das alte Stadthaus, das schöne Börsengebäude, das Hotel des Fermes, das Theater, ein äußerst geschmackvolles Gebäude, dessen Façade mit einer imponirenden Kolonnade und mit Statuen geschmückt ist; unter den Kirchen, deren man 46 kath. und 1 ref. Konsistorialkirche zählt, steht die Kathedralkirche, ein sehr altes

*) Die Titel seiner in Musik gesetzten Operetten sind: Gilles, garçon peintre 1758; les bons amis 1760; Annette et Lubin 1762; Ismene et Ismenias 1763; l'Anneau perdu et retrouvé 1764; le boulanger ou les amours de Gonesse 1765; Thetis et Pelée 1765; Zénis et Almarie 1765; le marin ou le rival imprévu 1765; la chercheuse d'esprit 1765; Amphion; la meunière de Gantilli, wurde auch auf teutschen Theatern unter dem Titel, die Müllerin, gegeben; Alix et Alexis; le dormeur éveillé; la Cinquantaine; Amadis; Adèle de Ponthieu 1772 mit Berton gemeinschaftlich in Musik gesetzt; le chat perdu; le revenant; la Mandragore; le coup de fusil; Fanny; Candide; le rossignol; Collette et Mathurin; le billet de mariage; Jeannot et Colin 1780; le projet. **) Pensées et maximes de J. B. de la Borde, préc. d'une notice hist. sur la vie et les ouvrages de ce litérateur. Ed. II. 1802. 12. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot). Ersch's gel. Frankr. Gerber's Lex. d. Tonkünstl. s. v. Laborde.

†) Ausführlich beschrieben in Forkel's Literatur der Musik. 264. *) Biogr. univ. T. V. (von Beuchot).

gothisches Gebäude oben an; die übrigen haben während der Revolution ungemein gelitten; auch besteht hier eine Konsistorialsynagoge der Juden; unter den milden Stiftungen sind 4 Hospitäler, 4 Kranken-, 2 Waisenhäuser und 1 Taubstummeninstitut. Die Zahl der Häuser mag sich auf 7900, die der Einwohner 1823 auf 100,000, worunter 1500 Juden, belaufen (1802 wurden 112,844, 1806. 92,374, 1816. 90,917 und 1820. 98,425 gezählt). Bordeaux ist der Sitz des Präfekten und der Departementalautoritäten, des Stabs der 11ten Militärdivision, die die Dep. Landes, Gironde und Niederpyrenäen unter sich hat, der 16. Forstkonservation, wozu die Dep. Gironde, Dordogne, Lot und Lot Garonne gehören, eines königl. Gerichtshofs, an welchen die Berufungen von den Tribunälen der Dep. Gironde, Charente und Dordogne gehen, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts und eines Erzbischofs, dessen Suffragane die Bischöfe von Poitiers, la Rochelle, Angouleme sind und zu dessen Diöcese das Dep. Gironde mit 450 Pfarreien gehört; es ist der Sitz einer Akademie, die aus der 1441 gestifteten Universität entstanden ist, aber jetzt nur 1 theolog. Fakultät mit 1 Rektor und 3 Professoren besitzt; es hat 1 königl. Kollegium mit 10 Lehrern; mehre Secondär- und Elementarschulen; 1 Handels- u. 1 Schiffahrtsschule; 1 Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, 1 medizinische Gesellschaft, 1 Ackerbaugesellschaft, 1 öffentliche Bibliothek von 55,000 Bänden; 1 Gemäldegalerie und 1 botanischen Garten. Zu den Vergnügungen der Einwohner gehören das Theater, das Vauxhall, die öffentlichen Spaziergänge, der Cours de St. Seurin, der Cours de Chartrons und die Allee von Tourny. Man findet alle Arten von Handwerkern; unter den Fabriken zeichnen sich aus die Zuckerraffinerien, vor 1793 36 bis 40, 1809, als Nemnich da war, nur noch 9, 1818 wieder 14, die gegen 80,000 bis 90,000 Centner liefern, die Tabaksfabriken, 50 an der Zahl mit 500 Arb., die gegen 23,000 Centn. Blätter verarbeiten, die 5 Glashütten, die fast alle Bouteillen liefern, 8 Taudrehereien, welche 6 bis 700 Arb. beschäftigen, und 40 Schiffswerfte, worauf jährlich 20 bis 25 Schiffe von 200 bis 600 Tonnen und außerdem viele Barken und geringere Fahrzeuge aufgezimmert werden; das Holz dazu wird aus den benachbarten Departementen, das Kupfer von den Fabriken zu Romilles und Toulouse bezogen, das Tau- und Eisenwerk zu Bordeaux selbst verfertigt, doch nimt man dazu meistens nordischen Hanf und Theer. Hier werden die besten Kaper in ganz Frankreich gebauet. Die Küperei ist ein sehr beträchtlicher Zweig des Erwerbs; es werden alle Arbeiten von Faßwerk gemacht, auch die Korkschneiderei ist ungemein wichtig, da so vieler Wein auf Bouteillen versendet wird; vor allen aber die Weinzubereitung; nirgends sind wol die Weinkünste höher getrieben, als zu Bordeaux. Die Weinlager befinden sich sämtlich in der Vorstadt Chartrons, die ihren Namen von einer vormaligen kleinen Karthause erhalten hat, sich am Hafen hin ausdehnt und ein volles Sechstel aller Bewohner, so wie deren geschmackvollste Privathäuser faßt. Man brennt vielen Brantwein, verfertigt die berühmten Liqueurs von Bordeaux, vorzüglich Anisette, wovon in guten Jahren wol 400,000 Bouteillen ausgehen, brauet Essig aus weißem Weine, bereitet Drusenasche, Weingeist, feine Mehle, die auf der großen Garonnemühle von 24 Gängen gemahlen werden, und Faiance, webt wollne Zeuge und klöppelt Spitzen. Berühmt sind auch die Konfituren, die von dieser Stadt den Namen Bordeauxer Früchte führen. Überhaupt herrschte von jeher in Bordeaux eine besondre Regsamkeit, die auf alles spekulirte, was nur irgend Gewinn schaffen konnte. Der Handel ist, obgleich das nicht mehr, was er vor der Revolution war, doch von ungemeiner Wichtigkeit; Seeschiffe können, da die Fluth 12 Fuß hoch in den Hafen steigt, bis an ihre Kaien gelangen; 1806 klarirten 1629 Schiffe mit 151,295 Tonnen ein, 1999 mit 179,950 Tonnen aus, 1808 liefen 942, 1812 1077 und 1818 1713 Schiffe ein. Die Stadt besitzt für sich 283 bis 300 Schiffe, womit sie den Westindien- und Neufundlandhandel betreibt. Die vornehmsten Gegenstände der Ausfuhr sind Wein und Brantwein, wovon jährlich 100,000 Pipen Wein und 20,000 Pipen Brantwein versendet werden, Papier, besonders Spielkartenpapier, Pflaumen, Harz, Pech, Terpentin und Kolonialprodukte; jährlich gehen von hier 30 bis 40 Schiffe nach Westindien, 8 bis 10 nach Bourbon und Afrika, eben so viele nach Nordamerika, die übrigen auf den Stockfischfang nach Neufundland, nach dem Norden und den britischen Reichen. Auch mit Spanien und Portugal steht Bordeaux im direkten Verkehre. Der Wechselhandel mit London, Hamburg, Amsterdam, Antwerpen und Paris ist äußerst bedeutend. Überhaupt kann man den Werth der Ausfuhr, wie vor der Revolution, wol auf 50, den der Einfuhr auf 40 Mill. Gulden berechnen; kein Handelsplatz in Frankreich, selbst Marseille nicht, kann in dieser Hinsicht mit Bordeaux eine Parallele aushalten; der ganze Südwesten von Frankreich und ein großer Theil des Nordwesten zollt ihm seine Produkte. Die beiden jährlichen Messen im März und Oktober befördern vorzüglich den Weinumsatz. Das Ländchen **Bordelois**, worin sich Bordeaux ausbreitet, ist nur 5½ Meilen lang, 2 breit, der Boden sandig, aber höchst kultivirt, die Hügel überall mit Reben bepflanzt. — Bordeaux existirte schon zu der Römer Zeit unter dem Namen **Burdigala**; im 5. Jahrhunderte bemächtigten sich seiner die Westgothen, im siebenten litt es durch die Plünderungslust der Normänner. Im Mittelalter wurde es die Residenz der Herzoge von Guienne und theilte die Schicksale dieses Landes. Hieher führte der schwarze Prinz seinen königl. Gefangnen nach der Schlacht bei Poitiers, und erhob es zur Hauptstadt aller engländischen Provinzen auf dem Vestlande, seit welcher Zeit es sich ungemein vergrößerte und seinen Wohlstand gründete. In den ersten Zeiten der Revolution war es der Hauptsitz der Girondisten, wofür die Schreckensmänner es hart züchtigten. 1814 war es die erste Stadt Frankreichs, die sich am 12. März für die Sache der Bourbone erklärte. In seinen Mauern ist außer andern Schriftstellern der bekannte lateinische Dichter Ausonius 393 geboren. Man sieht hier noch mehre römische Alterthümer, besonders die **porte basse**, die Überreste eines Amphitheaters, einen schönen Brunnen, den schon Auson besang u. a.

Bordeauxweine. Unter diesem Namen versteht man im Handel nicht blos die Weine, die an der Ga-

ronne, sondern auch die Cahors, und die Bergeracweine, die dem Lot angehören. Die Bordeauxweine sind sowol roth als weiß. Die rothen werden in Medocs, Graves, Palus und Côtes eingetheilt. Die Medocweine wachsen zwischen dem Ozeane; sie zerfallen in 4 Klassen, zu deren erster Lafite, Latour, Chateau Margaud und Hautbrion, zur zweiten Margaux, St. Julien und Pouillac gehören; beide werden fast ganz von den Briten aufgekauft. Die dritte Klasse zählt sehr viele Eigenthümer, die bessern davon gehen nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Braunschweig, die geringern nach Holland. Die vierte Klasse umfaßt alles Bauerngut, womit sich fast allein Holland versorgt. Die rothen Gravesweine, die auf steinigem Boden wachsen, und wenige Göhr (seve), aber viele Blume (bouquet) haben, variiren ebenfalls in 4 Klassen: der St. Emilion von Libourne ist darunter der geschätzteste. Sie gehen meistens nach dem Norden. Die Palus wachsen am rechten Ufer der Garonne auf schwerem fetten Boden; sie sind von starker dunkler Farbe, und vieler Kraft, und gehen nach dem Norden, vorzüglich aber nach den Kolonien als Kargasongut. Der beste darunter ist der Montferran. Die rothen Côtes wachsen an der Garonne auf mehr oder weniger sich erhebendem Boden; sie sind niedriger von Qualität, als die Palus, und gehen fast ganz nach Hamburg und dem Norden. Die weißen Bordeauxweine sind in Ansehung ihrer Quantität, Wichtigkeit und Ausfuhr viel geringer als die rothen; sie werden in Klassen und Côtes, dann in alte und neue unterschieden. Die schwersten liefern die Kirchspiele Barsac, Preignac, Sauternes und Baumes, die niedrigsten Sorten sind die von Blaye, Cubsac, Tronsac und Bourg; etwas höher im Preise stehen die vins entre deux mers, die zwischen der Dordogne und Garonne wachsen. Die schweren dicken Weine von Cahors führen in Teutschland gemeiniglich den Namen Pontac, aber der eigentliche Pontac wächst auf einem kleinen Distrikte um die Stadt Pontac, ist dunkel von Farbe, pikant von Geschmack, von sanftem Feuer und lieblichem Veilchengeruche; er komt blos in den königlichen Keller. Der Bergerac wächst an der Dordogne; er ist jung süß, verliert aber mit dem Alter seinen Zucker. Noch bringt man auf den Markt zu Bordeaux Hermitage, Gaillac, Clairac, Picardan, Lunel, Frontignan und überhaupt alle Languedocweine, die nicht Cette versendet (nach Nemnichs Originalbeiträgen 1. S. 158 — 162). Bordeaux allein versendet fast so viele Weine, als das ganze übrige Frankreich in das Ausland; 1801 gab der Minister die Ausfuhr der Bordeauxweine auf 8,065,024, die der übrigen franz. Weine auf 9,179,143 Gulden an, und 1818 Chaptal die Ausfuhr von jenen auf 14,370,618, von diesen auf 15,685,319 Gulden an, allein unter letztrer Berechnung waren auch der Brantwein und die Liqueure eingerechnet. Nach Nemnich soll das Departement der Gironde 800,000 Orhofte oder 200,000 Tonneaux Wein am Werthe 19,305,000 Guld. erzeugen. Die besten Brantweine liefert Languedoc, wo die meisten Weine wegen ihrer geringen und schlechten Qualität nicht versendbar sind, und die Stadt Marmande nach Bordeaux, auch komt einiger Cognac in den Handel. (*Hassel.*)

BORDELL, abgeleitet von **Borda**, **Bordellum**, was überhaupt ein kleines, schlechtes Haus bedeutet, und später, weil meistens nur Huren solche Häuser bewohnten, für Hurenhaus genommen wurde *), komt auch, insonderheit früher, unter verschiednen andern Namen vor, wie Frauenhäuser, arme Töchterhäuser, Freihäuser, Muhmenhäuser, Hurenhäuser, offenbare Häuser, s. **Frauenhäuser** und **Hure**. (*Mittermaier.*)

BORDENAVE (**Toussaint**), zu Paris 1728 geboren, ward Professor der Physiologie bei dem Collége de St. Côme und starb 1794. Er war ein trefflicher praktischer Wundarzt und ein nützlicher Schriftsteller. Bekant sind seine **Remarques sur l'insensibilité de quelques parties** 1756, worin er Hallers Lehre von der Reizbarkeit und der Beschränkung derselben auf die muskulösen Organe zu bestätigen suchte. Auch sein **Essai sur la physiologie. Paris. 1764. 12.** war eine Zeitlang ungemein beliebt. (*Sprengel.*)

BORDENTOWN, Marktflecken in der Grafschaft Burlington des nordamer. Stats Neujersey; er liegt am Delaware, wo diesem Strome der Croßwick zufließt, und enthält 3 Kirchen, 1 Stadthaus, 1 Markthaus, 1 Postamt, 1 Akademie und etwa 150 Häus., deren Einw. sich vom Gewerbe und Handel nähren und Wochenmärkte halten. (*Hassel.*)

BORDES (**Charles**), geb. zu Lyon, 1731, gest. 1781, Mitglied der Akademie zu Lyon, ist der Verfasser zweier Werke, die man bei ihrem Erscheinen Voltairen zuschrieb, des **Tableau philosophique du genre humain depuis l'origine du monde jusqu' à Constantin** 1767 und des **Catechumène** 1768, welches noch in demselben Jahr unter dem Titel des **Voyageur catechumène**, und drei Jahre darauf unter dem Titel des **Secret de l'église trahi** herauskam. Außerdem erschienen von ihm **Le Songe de Platon** (als Anhang an dem letztgenannten Werke), **la Papesse Jeanne**, Gedicht in 10 Gesängen 1777 fg. und **Parapilla**, ein etwas schlüpfriges Gedicht 1784, nachher mehrmals gedruckt. Seine **Oeuvres** Lyon 1783. 4 Bde. 8. enthalten jene Werke nicht mit, sondern Schauspiele, Sprichwörter und vermischte Gedichte. (*H.*)

BORDESHOLM, 1) Amt in Holstein, 3¼ Q.M. groß, mit (1803) 5414 Einw. 2) ein Ort in diesem Amte, 2 Meilen von Kiel und Neumünster an einem See. Wohnung des Amtmanns und Amtschreibers, hat 1 Kirche und einige Erbpachtsstellen. Bekant ist der Ort durch das 1332 von Neumünster hieher verlegte Augustinermönchskloster. Als dieses nach der Reformation 1566 ganz aufgehoben wurde, entstand aus dessen Besitzungen das ebengenannte Amt, und hier wurde eine Fürstenschule errichtet, welche nach mancherlei widrigen Schicksalen, besonders im 30jährigen Kriege, 1665 aufhörte, indem Herzog Christian Albrecht die Klostereinkünfte der von seinem Vater schon beschlossenen, von ihm wirklich gestifteten Universität Kiel anwies †). —

*) S. Dufresne zu Joinville S. 63.

†) *H. Muhlii* **historia coenobii Bordish. Kil. 1714. 4.** auch

In der hiesigen Kirche sind merkwürdig das Grabmal der Herzogin Anna, Gemalin des nachherigen Königs von Dänemark Friedrichs I. und die von dem jetzt regirenden Fürsten von Lübeck seinen Ältern gesetzten Sarkophage mit Inschriften von J. H. Voß. Ehemals befand sich auch in dieser Kirche der 1666 in den Schleswiger Dom gebrachte künstlich geschnitzte Altar ††). (*Dörfer.*)

BORDEU (Theoph. de), ein Schriftsteller, der durch eigenthümliche Ideen und eigenen Gang derselben in dem Gebiete der theoretischen Medizin nicht allein großes Aufsehen erregte, sondern auch eine eigene Schule bildete, welche sich rühmte, allein im Besitz der Wahrheit zu seyn. Bordeu war 1722 zu Iseste in Bearn geboren, ward Aufseher der Mineralwasser zu Auch und Pau, Barèges und Bagnères, und starb 1776. Seine erste berühmte Schrift sind die Recherches sur la position des glandes et sur leur action. Paris. 1751. Daß die Drüsen ihr eigenes Leben und einen hohen Grad von Gefühl haben, vermöge dessen sie sich das Zuträgliche aneignen und das Schädliche abstoßen, diese Idee, der offenbar das Stahl'sche System zum Grunde lag, ward von ihm auf die Absonderungen und andere Geschäfte des Körpers angewandt; auch die Stahl'sche Lehre vom Ton dergestalt ausgedehnt, daß er diesen Ton als die Grundkraft des Zellgewebes ansah. In seinen Recherches sur le tissu muqueux et sur l'organe cellulaire. Paris. 1766. stellte er eine Hypothese über den Bau des Zellgewebes auf, welche, ganz willkürlich, auf gar keinen Beobachtungen beruht. Die ursprünglichen Fasern des Zellgewebes nämlich seyen von Nervenfäden scheidenartig umgeben und ohne Gefäße. Um sie her gerinne die Gallerte durch Kälte. Da die Kraft der Gefäße im Zellgewebe verloren gehe, so trete die abwechselnde Erschlaffung und Zusammenziehung der Zellen an ihre Stelle, welche, durch den Ton bewirkt, auch zwischen den einzelen Zellen einen gewissen Antagonismus zulasse. Man sieht wol, daß Bordeu die organische Kraft des Zellgewebes geahnt, aber daß er sich durch Stahls Ton verleiten lassen, die Gesetze jener Kraft und ihr Verhältniß zu den höhern Kräften zu vernachlässigen. In einem andern Werk, welches er mit seinem Bruder Franz, Arzt zu Barèges, gemeinschaftlich herausgab: Recherches sur les maladies chroniques. 1775. kommen manche Andeutungen hellerer Einsichten, über das von chemischen Veränderungen unabhängige Leben, über die thierische und belebte Natur der Ansteckungsstoffe vor. Aber dem Ganzen fehlt es an organischem Zusammenhang. Sehr berühmt sind ferner seine Recherches sur le pouls par rapport aux crises. 1768 geworden. Solano de Luque's Grundsätze über die Bedeutung der verschiedenen Abänderungen des Pulsschlages, brachten Bordeu auf den Gedanken, daß jedes Organ, wegen eigenen Lebens, auch eigenthümlich auf den Puls wirke. Um aber dies zu untersuchen, müsse man mit vier Fingern an beiden Handwurzeln die pulsirende Speichen-Arterien berühren, offenbar eine Erneuerung und Verfeinerung der chinesischen Pulskünstelei. Dann fühle man den Eindruck, den das Leiden jedes einzelen Organs auf die Arterie mache. Wie er den Körper in zwei seitliche Hälften theilt, deren Scheidewand die weiße Linie ist, so nimt er, um die Pulse zu unterscheiden, auch eine obere und untere Hälfte des Körpers an, welche durch den Zwerchmuskel geschieden sind. Der obere Puls, oder der, welcher das Leiden der obern Organe anzeigt, schlage gewöhnlich zweimal an; der untere Puls sey meist aussetzend. Dann wurde der kritische Puls von ihm genauer bestimt. Bordeu erhielt mit dieser neuen Pulslehre vielen Beifall; am deutlichsten findet man sie in *Welsch* medicina ex pulsu. Viennae 1770. 8. vorgetragen. Doch hat sich die Erfahrung nicht dafür erklärt. (*Sprengel.*)

in seinen *Diss. hist. theol.* — Diplomatarium in *Westphalen* Mon. ined. Ih. ††) Schlesw. Kunstbeitr. 12.

Bordiren, s. Verbrämen.

Bordoe, s. Färöer.

Bordone, s. Scaliger.

Bordoni (Faustina) s. Hasse.

Borduen und Bordun, s. Baryton und Orgel-Register.

BORDUR, der Name eines Sees in dem Sandschak Hamid, in welchem sich auch die Seen von Egerder und Hamid befinden. An den Ufern des ersten liegen die Örter Karaagadsch und Gülhissar *). Vor Alters hieß der See Ascanias **). (*v. Hammer.*)

Borea, s. Jaspis.

Boreadä, Söhne des Boreas, Zetes und Kalais, s. Boreas.

BOREAS, (von ברץ niederreißen, sich gewaltsam verbreiten) bei Hesiod λαιψηροκέλευθος, d. i. stürmisch im Anlauf) der Nordwind, bei den Römern Aquilo, nach Hesiodos [1]) ein Sohn des Astraios und der Eos (des Sternenhimmels und der Morgenluft), Bruder des Hesperos, Zephyros und Notos, in Thrakien, d. i. im Nordlande einheimisch [2]). Bestimmter gibt ihm Kallimachos [3]) eine Höhle im thrakischen Hämos zum Wohnsitz, so wie andere ihm denselben am Meerbusen Salmydessos anweisen [4]). Dadurch, daß die Tochter des Königs Erechtheus Orithyia, wie es scheint, durch einen Sturm in den Ilissos geworfen ward, und ertrank, verflocht man ihn in die Geschichte von Athen und erzählte: er habe dieselbe, als sie am Fluß Ilissos Reigen anführte — nach Akusilaos [5]) geschah es bei einem Festaufzug von der Akropolis — geraubt und nach Thrakien entführt, und mit ihr die berühmten Söhne, Kalais und Zetes, und die Gemalin des Phineus, Kleopatra, erzeugt [6]). Wegen dieser Verschwägerung entstand bei ihm eine wohlwollende Gesinnung gegen die Athenäer, und auf ihre Bitte versenkte er einen Theil von Xerxes Flotte, als dieser sie bedrohete [7]). Zur Dankbarkeit dafür hatte er zu Athen eine Kapelle. Da er einmal als Mädchenräuber aufgetreten war; so spann man das leicht weiter aus, und machte ihn nun zu einem gewaltigen Mädchenjäger. Auch die Tochter des Arkturos Chloris raubte er sich, und die Pitys, die ihm den Pan vorzog, schmetterte er gegen

*) Dschihannüma 641. **) S. *Renells* Illustrations.

1) Theog. 379 ff. 2) Voß zu Virg. Georg. IV, 463 u. 517. 3) H. in Del. 63 ff. 4) *Spanhem.* in *Callim.* l. c. 5) Schol. in Od. XIV, 533. 6) *Apoll. Rh.* I, 211, Schol. in h. l., *Apollod.* III, 15, 2; *Plut.* Phaed.; *Ovid.* Metam. VI, 678. 7) *Herod.* VII, 189.

einen Stein, daß sie starb, worauf die Gäa sie in eine Fichte verwandelte [8]). Mit den Stuten des Erichthonios erzeugte er, wahrscheinlich in Hengstgestalt, 12 Füllen [9]), und in gleicher Gestalt mit der Erinnys des Ares Viergespann, Athon, Plegios, Konabos und Phobos [10]); mit der Harpyie Aëllopus den Hengst Xanthos und die Stute Podarge, die er dem Erechtheus für die entführte Tochter schenkte [11]). Voß will [12]), daß die Sagen durch den Glauben der Alten an Windempfängnisse der Rosse entstanden sind. Wahrscheinlich aber wollte man dadurch nur die Schnelligkeit der erwähnten Rosse andeuten. Außerdem macht man Boreas zum Vater der Töchter Apis, Loxo, Hekaerge [13]), Chione, Chthonia [14]), Hyrpake, und der Söhne Butes, Lykurgos [15]) und des Hämos [16]). — So wohlwollend, als er gegen die Athenäer gesinnt war, bezeugte er sich auch gegen die Megalopoliter, und zerschmetterte, als sie von den Spartanern belagert wurden, die Sturmmaschinen der Feinde, wofür ihm in Megalopolis jährlich ein Fest gefeiert ward [17]). Pausanias [18]) beschreibt ihn mit Schlangenfüßen, vermuthlich, weil man ihn für einen Sohn des Typhon hielt [19]), Apollonios der Rhodier läßt [20]), ihn als den Bringer fruchtbaren Regens deutend, auf seinen Flügeln goldene Tropfen liegen, und einen langen Schweif seines Gewandes, das den Staub aufregt, ihm nachwehen. Auf dem Kasten des Kypselos erschien er zuerst, vermuthlich, weil nicht Raum war, ihn anders, als in der Luft schwebend, anzubringen, die Orithyia entführend, beflügelt [21]). Von nun an bildete man auch die Boreaden beflügelt [22]), die man früher, wie es scheint, gleichfalls nicht beflügelt kannte [23]). In dem Relief am Windthurm des Andronikos Kyrrhestes zu Athen erscheint Boreas als ein mächtiger Dämon, an Stirn, Haarwuchs und Bart dem Zeus ähnelnd, mit einer Tritonsmuschel, das hohle Gesause des Windes anzudeuten. Die Fußbekleidung, die kurze Jacke mit Ärmeln über der Tunika, und der lange faltenreiche Mantel darüber, kündigen ihn als den winterlichen Stürmer an [24]). (*Ricklefs.*)

BOREK, diesen Namen führen 20 Ortschaften in Böhmen im Berauner, Bidschower, Chrudimer, Czaslauer, Bunzlauer, Kaurzimer, Klattauer, Pilsner, Saazer und Taborer Kreise; und mehre andere in Oberschlesien, in der Prov. Posen und Westpreußen. (*H.*)

BOREL (**Petr.**), aus Languedoc, 1620 geboren, ward französischer Leibarzt, und starb 1678. Wir haben von ihm: **Historiarum et observationum physico-medicarum centurias 4. Paris. 1656**, die zwar manche seltene und nützliche, aber auch viel abergläubische Beobachtungen enthalten. Für den Alterthumsforscher sind seine **Antiquités de la ville de Castres en Albigeois 1649**, und für den Sprachforscher sein **Trésor des recherches et antiquités gauloises. 1655** interessant. (*Sprengel.*)

BORELLI (**Joh. Alfons**), einer der denkendsten Köpfe unter den theoretischen Ärzten aller Zeiten, der Gründer einer neuen Schule, der Entdecker wichtiger Wahrheiten, verdient vorzüglich in einem encyclopädischen Werk ehrenvolle Erwähnung. Er war zu Neapel 1608 geboren, und ging, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen nach Florenz, wo damals Galilei's wohlthätiges Licht die bessern Köpfe erhellte, die sich zu einer gelehrten Gesellschaft (**accademia del cimento**), der ersten in ihrer Art, die 1657 gestiftet wurde, verbanden. Hier ward Benedikt Castelli, der Apologet Galilei's, der Lehrer Borelli's. Die eifrige Vorliebe für Mathematik und Physik brachte Borelli mit; sie ward durch Galilei's große Entdeckungen und durch den Geist, der in jener Akademie lebte, noch mehr befeuert. Auch ehrte man das rühmliche Streben Borelli's bald durch Aufnahme in die Gesellschaft, und der Großherzog von Toscana durch die Verleihung einer Professur. Borelli stand jedoch diesem Amte nicht lange vor: schon 1668 verließ er Toscana, um erst nach Messina und dann nach Rom zu gehen. Mit seinem Abgang lösete sich die Gesellschaft auf. Borelli fand in Rom an der Königin Christine eine große Gönnerin, zwischen deren Umgang und den Andachtsübungen in dem geistlichen Orden, worein er getreten war, er die Zeit seiner letzten Lebensjahre theilte. Er starb 1679. Christine war auch die Veranlassung, daß Borelli sein unsterbliches Werk: **de motu animalium. Rom. 1680. 1681. 4.** herausgab. Dies Buch wird seinen Werth behalten, so lange noch Wissenschaft geschätzt wird und so lange es noch eine Theorie der Medizin gibt. Auch ward dies Werk noch nach funfzig Jahren so verehrt, daß P. Chirac in seinem Testamente 30,000 Livres Legat aussetzte, wovon in Montpellier zwei Professoren, der eine für vergleichende Anatomie, der andere für Borelli's Methode besoldet werden sollten. (*Fontenelle* **éloge de Mr. Chirac in Hist. de l'acad. de Paris. 1732. p. 129.**) Borelli's Hauptverdienst besteht darin, daß er die Gesetze der Mechanik zuerst auf eine ungemein klare Weise auf die Muskel-Bewegung anwandte, indem er die Knochen als Hebel betrachtet, die von den Muskeln bewegt werden und deren Stützpunkt im Gelenk ist. Wie die Natur mit nicht zu berechnendem Aufwande an Kraft die Muskeln dem Stützpunkte genähert habe, um die Unförmlichkeit zu verhüten, welche aus der entfernten Anlage der Muskeln, als bewegender Kräfte, am andern Ende des Hebels, entstanden seyn würde; wie ein zweiter Verlust an Kraft aus der schiefen Anlage der Muskeln entstehe; dies alles zeigte er auf einleuchtende Weise, und wie dergestalt eine höhere Kraft des Lebens zugestehn, welche allen diesen Hindernissen gewachsen ist und alle diese Verluste ersetzt. Höchst interessant sind die Anwendungen, die der große Geist von dieser Theorie auf den Mechanismus der Bewegungen aller Thierklassen, des Fluges der Vögel und der Insekten, des Schwimmens der Fische und des Kriechens der Reptilien und der Würmer macht. In dieser geistreichen Arbeit fand Borelli nur in Barthez einen seiner würdigen Nachfolger. Die Kraft des Herzens, welches er mit Stenonis

8) *Constant. Lasp.* II. 9) Il. XX, 223. 10) *Quint. Smyrn.* VIII, 243. 11) *Nonn.* Dionys. XXXVII, 155. 12) Zu *Virg.* Georg. III, 266 fl. 13) *Callim.* H. in Del. 292. 14) Schol. in Apoll. Rh. I, 212. 15) *Diod.* V, 50. 16) *Steph. Byz.* 17) *Paus.* VIII, 27. 18) V, 19. 19) Vgl. *Val. Flacc.* IV, 428. 20) II, 221. 21) Voß Mythol. Briefe I, 35. 22) *Orph.* Arg. 219; *Pind.* Ol. Pyth. IV, 325; *Theogn.* 715. 23) Schol. in *Pind.* Ol. IV, 31. 24) Hirt Mythol. Bilderb. Heft 2. S. 143.

zuerst als ein rein muskulöses Organ darstellte, berechnete er nach dem Widerstande, den dieser Muskel angehängten Gewichten leiste, ohne zu zerreißen. Da dieser Versuch sich nun mit dem Herzen nicht anstellen ließ, so half sich Borelli damit, daß er das Herz mit den Kau- und Schläfenmuskeln verglich, und daraus schloß, das Herz könne eine Last von 3000 Pfund tragen; so groß sey also auch seine Kraft. Ein Trugschluß, der aus der Verwechselung des Zusammenhangs mit der lebendigen Kraft entstand, der aber von Borelli's Nachfolgern nicht eingesehen wurde; denn auch Keill, Robinson und Tabor stellten gleiche Berechnungen an. Aber Borelli schlug noch den Widerstand an, den der Antrieb des Bluts vom Herzen aus in den kleinern Arterien erleide. Diesen nahm er willkürlich 60 Mal größer an, als die Kraft des Herzens, und setzte also diese gleich 180,000 Pfund. Nun bleibt aber das Aufsteigen des Bluts in den Venen übrig, worauf das Herz keine Kraft äußert. Um diese Erscheinung zu erklären, nahm Borelli seine Zuflucht zu der Theorie der Haarröhrchen. So wenig zureichend uns diese Erklärung erscheint; so wichtig war Borelli's Ahnung der Ursache, warum manche Venen der Klappen entbehren. Es sind nämlich solche, in denen durch beständig auf- und absteigende Bewegung das Blut vor der Verderbniß geschützt wird. Die nähern Ursachen der Muskel-Bewegung setzte Borelli in den Einfluß des Nervensaftes und in das Anschwellen der Muskelfasern, wodurch die Gestalt derselben geändert wird: eine Idee, welche Joh. Bernoulli höchst scharfsinnig erweiterte (*Bernoulli* opp. 1. p. 114.). Obgleich Borelli in diesem allen zu weit ging und der Mechanik mehr, als billig ist, einräumte; so muß man doch seinem Verdienst, die Mathematik auf die Theorie der Bewegungen der Thiere angewendet zu haben, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. (*Sprengel.*)

Borelos, s. Brulos.

Boren Galla (die östlichen Galla), s. Galläer.

BORERAY, 1) ein Eiland, zu der Gruppe der Hebriden der scotischen Grafschaft Inverneß gehörig. Es liegt unter 57° 43′ Br. und 10° 16′ L. im N. W. von North Uist, zu welcher größern Insel es gehört, ist nur $\frac{3}{16}$ Meilen lang, $\frac{1}{10}$ M. breit, hat einen ergiebigen Boden und etwa 90 Einw., die sich von einem kleinen Ackerbau, Viehzucht, Fisch- und Vogelfange und der Kelpbrennerei nähren; 2) ein Eiland oder vielmehr eine Felsenklippe, die $\frac{1}{4}$ Meile im Umfange hat und $\frac{3}{4}$ Meilen im N. von St. Kilda, der westlichsten und entferntesten aller Hebriden der scotischen Grafsch. Inverneß gelegen ist; es hat keine andern Bewohner, als eine unermeßliche Zahl von Seevögeln und Robben. (*Hassel.*)

Boretsch, s. Borago.

BOREUS, nent Latreille eine Insekten-Gattung aus der Ordnung der Neuropteren. Ihre Kennzeichen sind: körperlange vielgliedrige Fühler, der Kopf in einen langen Schnabel verlängert, das Männchen mit kurzen Flügeln, das Weibchen flügellos und mit einem Legestachel versehen. Die einzige bekannte bei uns einheimische Art: *Boreus hyemalis* Latr. Panorpa hyemalis Linn. Fabr. wird im Winter auf dem Schnee kriechend gefangen. (*Germar.*)

BORGÅ, eine Stapelstadt in Finnland (die aber nur Handel nach der Ostsee treiben darf; deshalb weitere Seereisen unter der Firma von Helsingfors unternommen werden), 5$\frac{1}{2}$ M. von Helsingfors entfernt, mit 2223 Einwohnern (im J. 1815), worunter 1 Grosseur, 14 kleinere Kaufleute (außer 3 Griechischen), 18 Beamte, 3 Ärzte rc. Die Stadt bildet nebst mehren eingepfarrten Dörfern und den Filialgemeinden Askola und Puckila, und der Kapellgemeinde Borgnäs, ein Pastorat (7 Meilen lang und 3 Meilen breit) mit etwa 10,000 Selen, meist Finnen; die übrigen sind Schweden. Die Stadt ist Siz des Bischofs und des Konsistoriums von Borgo-Stift; sie hat 1 schwedische Kirche; den schönen steinernen Dom, wo für die Stadt- und die Landgemeinde Borgå hinter einander besonderer Gottesdienst gehalten wird; daneben steht eine kleine hölzerne finnische Kirche; die Einwohner der Stadt sind meist Schweden; die Filiale haben ihre eigenen Kirchen; die Geistlichkeit des Pastorats besteht außer dem Pastor (dem Dompropst) aus 5 Kapellänen, wovon 2 in Borgå wohnen; der Borgåfluß, an welchem die Stadt höchst anmuthig liegt, theilt das Pastorat in 2 Hälften: die westliche gehört zu Nyland's (Tavastehus), die östliche zu Kymmenegårds (Heinola) Län. Eine schöne Lage hat der 1799 auf der Anhöhe Näsebacken, auf der Nyländischen Seite angelegte Kirchhof. Auf der entgegengesetzten Seite, der Kymmenegårdschen, unweit der Dompropstei, erhebt sich eine bewaldete Anhöhe, Borgbacken genant, wo einst eine Burg stand, die wahrscheinlich der Stadt den Namen gab; Wälle und Gräben sind noch sichtbar; man hat von hier eine herrliche Aussicht über Stadt, Fluß und Umgend. Die Stadt ist sehr alt; Karl IX. erneuerte ihre Privilegien 1602 und 1607. Sie liegt 1 (schwed.) Meile vom Meere entfernt; der Hafen, $\frac{1}{4}$ M. von der Stadt, liegt zwischen Svinoe und Pepol, ein eigentliches Werft existirt nicht. Der Handel wird hauptsächlich mit Holzwaren, Mehl, Butter rc. getrieben, hat aber abgenommen (im J. 1794, noch 24 Kaufleute); auch die 1784 eingerichtete Zuckerfabrik ist aufgegeben worden. Die bei weitem meisten Häuser sind von Holz; das Rathhaus liegt am Markt, der einen mäßigen Umfang hat. Ein Gesundbrunnen (entdeckt und approbirt 1752) liegt außerhalb der Stadt. Drei Mal jährlich wird Jahrmarkt gehalten. Die kleine Stadt hat auch ein Schauspielhaus, welches ein Privatmann erbauet hat, wo aber, dem Gesetze gemäß, weil ein Gymnasium sich am Ort befindet, nur während der Schulferien (von einer wandernden Truppe) gespielt werden darf. Bei Borgå gedeihen noch Äpfel, Birnen und Kirschen; die Polhöhe beträgt 62° 23′.— In dem steinernen Gymnasialgebäude hält das Konsistorium seine Sessionen; der Bischof hat keine Residenz, wohl aber ein (wenig einträgliches) Gut Strömsberg, in einer malerischen Lage am Borgåfluß, eine kleine teutsche Meile von der Stadt; die übrigen Einkünfte dieser schwach gelohnten Bischofsstelle bestehen in einem geringen festen Gehalt und dem Ertrage dreier Präbendepastorate Perno, Mentzelä und Sibbo, zu deren Verwaltung der Bischof Vicepastoren hält. Am Stifts-Gymnasium, welches, in 2 Klassen, von etwa 70 Gymnasiasten besucht wird, lehren 6 Lektoren und 1 Adjunkt; sie haben Kornlohn; der älteste

Lektor auch eine Präbendepfarre; außer den Lehrzimmern und den Zimmern des Konsistoriums findet man im Gymnasiumgebäude einen schönen Festivitätssaal mit herrlicher Aussicht, der im Sommer auch zum Unterricht benutzt wird; im Gebäude sind auch die Bibliothek des Gymnasiums von 3000 Bänden und die weniger bedeutenden Mineralien-, Insekten-, Gemmen- und Münzsamlungen aufgestellt; zur Unterhaltung des Gymnasiumgebäudes ist das Gut Anäs angeschlagen. Auch eine Stadtschule, Pädagogium genant, besteht, mit 2 (schlecht besoldeten) Lehrern und 30 bis 40 Schülern in einem eigenen hölzernen Schulhause. Der Bischof ist Ephorus und Inspektor des Gymnasiums; der Dompropst, Inspektor des Pädagogiums. Eine Druckerei hat Borgå noch nicht, wiewol oft darauf angetragen worden; die nächsten (auch noch nicht lange bestehenden) Druckereien sind die zu Helsingfors und die zu Wiborg. Eine Bibelgesellschaft besteht. — Die Zahl der Gebornen betrug im J. 1819 in der Stadt 68, worunter 12 uneheliche, in sämtlicher Landgemeinde des Pastorats Borgå 265, worunter 15 uneheliche; die Zahl der Todesfälle in der Stadt 81, auf dem Lande 192. — In der Stadt haben häufig Feuersbrünste, Seuchen und andere Kriegsdrangsale gewüthet. (*v. Schubert.*)

Borgå-Stift, das zweite Finnische Bisthum, gegenwärtig aus den Landschaften Karelen und Savolax und fast ganz Nyland und Tavastland oder den Län Heinola (Kymmenegård), Wiborg, Kuopio (Savolax und Karelens Län), dem größten Theil von Tavastehus- und einem Theil von Wasa-Län bestehend, mit 558,168 Einwohnern (Åbo-Stift hat nur 527,789) im J. 1815; man findet hier die Städte: Borgo, Helsingfors, Lovisa, Kuopio, Fredrikshamn, Wiborg, Nyslott, Sordavala, Kexholm, Wilmanstrand, die ersteren 4 in Neu-, die übrigen in Alt-Finnland. (Unter den Gebornen war im J. 1817 auf dem Lande jedes 19te [im J. 1818 jedes 18te], in den Städten jedes 6te [1818 jedes 7te] Kind unehelich; von den ehelichen Kindern starb im J. 1818 jedes 5te, von unehelichen Kindern jedes 3te Kind). In Alt-Finnland wohnen viele Griechen, zumal in den Städten, und gibt es mehre griechische Gemeinden. Das Konsistorium des Stifts hat seinen Sitz in der Stiftsstadt Borgå (s. Borgå). Bis zur Vereinigung von Alt-Finnland mit Borgå-Stift gab es in Alt-Finnland Konsistorien zu Wiborg und Fredrikshamn, an deren Spitze aber nur ein Dompropst, kein Bischof stand und die jetzt aufgehoben worden. Altstift Borgå enthielt 10 Propsteien, 51 Mutterkirchen, 38 Kapellen, 2 Bruksgemeinden, 1 Residenzgemeinde (in der Landshöfdingresidenz Heinola, ohne Stadtrechte) und einige Bethäuser; Neustift Borgå aber 6 Propsteien, 35 Mutterkirchen, 11 Kapellen, 1 teutsche Gemeinde in Wiborg. — An Lehranstalten findet man im Stift: 2 Gymnasien zu Borgå (s. Borgå) und Wiborg, 3 Trivialschulen zu Helsingfors, Kuopio und Lovisa, 4 Kreisschulen zu Fredrikshamn, Nyslott, Kexholm und Sordavala, 2 Pädagogien zu Borgå (s. Borgå) und Heinola; 4 Elementarschulen zu Wiborg (2), Wilmanstrand und Fredrikshamn, 5 Töchterschulen zu Wiborg (eine obere und eine niedere), Fredrikshamn, Nyslott und Kexholm. (*v. Schubert.*)

BORGARUCCI, **Borgarutius** (**Prosper**), ein italiänischer Arzt des 16. Jahrh., bekant durch einige anatomische und andere medizinische Werke, die vielen Beifall fanden und verdienten. Da sein anatomisches Lehrbuch (**Della contemplazione anatomica sopra tutte le parti del corpo umano. Ven. 1564. 8.**) in allen italiänischen Schulen als Vorlesebuch gebraucht wurde, so übersetzte er es nach einigen Jahren ins Lateinische, und bereicherte es mit den Beobachtungen, die er als Lehrer der Anatomie zu Padua gemacht hatte. In seinem **Trattato de peste. Ven. 1565. 8.** behauptete er, daß jeder die wahre Art die Pest zu heilen erlernen, und sich vor derselben verwahren könne. In seinem **Methodus de morbo gallico. Pad. 1566; Ven. 1567**, empfiehlt er schon Merkurial-Einreibungen, jedoch mit einigen Einschränkungen, damit die Mannheit nicht verloren gehe. Im J. 1567 machte er eine Reise nach Frankreich, und erhielt daselbst den Titel eines königlichen Arztes; aber das Manuscript der **Chirurgia magna** des Vesalius, das er zu Paris entdeckt zu haben glaubte, und das er 1568 zu Venedig in 8. drucken ließ (wieder abgedruckt in der Leidenschen Ausgabe der Vesalschen Schriften) ist unecht, und des großen Zergliederers ganz unwürdig *). Ein Zeitgenosse von Prosper ist B o r g a r u c c i o B o r g a r u c c i, vermuthlich ebenfalls ein Arzt. Außer einigen medizinischen Schriften hat man von ihm eine vermehrte Ausgabe von Leand. Albertis **Descrizione d'Italia. Ven. 1581. 4.**, von Fabrini's italiänischer Übersetzung der Briefe des Cicero **ad familiares. eb. 1582. fol.** und von Aluno's **Fabbrica del mondo. eb. 1584. fol.** **). (*Baur.*)

Borgas, s. **Borghas**.

BORGENTREICH, Stadt in dem Kreise Warburg des preuß. Reg. Bez. Minden. Sie liegt an einem Bache, 1¼ Meile von Warburg, ist ummauert, hat 3 Thore, 1 Marktplatz, schlecht oder gar nicht gepflasterte, enge und winkelige Straßen, 1 Kirche, 1 Schule mit 2 Lehrern, 1 Synagoge, 1 Hospital, 1 Armenhaus, 1 Rathhaus, 1 Brauhaus, 1 Vorwerk der Domäne Hardehausen, 2 Edelhöfe, 1 Postexpedition, 243 Häuser, von westfälischer Bauart, 19 Scheunen, und 1820. 1605 kathol. Einw., worunter gegen 90 Juden. Die Nahrung beruhet auf dem Ackerbau, auf Viehzucht, Brauerei, einiger Leinweberei, bürgerlichen Gewerben, die 1810. 95 Krämer und Handwerker betrieben, und auf 4 Jahrmärkten. Borgentreich ist eine alte Pertinenz des Hochstifts Paderborn. (*Hassel.*)

BORGESYSSEL, eine Landschaft im südlichen Theil von Christianiastift (Bisthum) in Norwegen. Hier ist der berühmte Wasserfall S a r p e f o r s bei Haslund. Das Land ist sehr fruchtbar. (*v. Schubert.*)

BORGHAS, aus dem griechischen *Πυργος* (Thurm) verstümmelt, der Name mehrer Örter in der europäischen und asiatischen Türkei. Der bekannteste derselben ist Tschatal Borghas, d. i. G a b e l t h u r m, die 4te Station auf dem Wege von Konstantinopel nach Adrinopel. Sultan

---

*) *Bayle* Dict. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Biogr. univ. T. V. M e t z g e r's Literärgesch. d. Med. 203. **) *Mazzuchelli* l. c. A d e l u n g s Zus. zum Jöcher.

Murad I. erhielt es im J. d. H. 774 (1372) durch friedliche Übergabe. Atik Mohammed Pascha erbauete hier Moscheen, Schule und Armenküche. Durch Feuersbrünste sind diese herrlichen, vom Architekten Sinan aufgeführten Gebäude größtentheils verwüstet; auch das Karawanserai und die Brücke sind von derselben Meisterhand und demselben Stifter Atik oder Sokalli Mohammed Pascha, dem Großwesir dreier Sultane (Sultan S., Sultan Selim's II. und Sultan Murad III.), unter der Regirung des Ersten im J. d. H. 943 (1536) vollendet (Ewlia III. und Hadschi Chalfas Rumeli). — Borghas heißt auch der vier Stunden von Konstantinopel und in gleicher Entfernung von den Ufern des Bosporus und des schwarzen Meeres gelegene Flecken, wo der Mittelpunkt der großen Wasserleitungen ist, von denen Konstantinopel mit Wasser versehen wird; endlich heißt auch Borghas der große Flecken in der Bucht von Sisepolis am Ufer des schwarzen Meeres auf der südlichen Seite des Hämus. (*v. Hammer.*)

BORGHESE, römisches Fürstenhaus, stamt aus Siena her, wo seine Ahnherren einen bedeutenden Rang behaupteten. Namentlich erwarb sich Augustin B., als Anführer seiner Mitbürger in einem ihrer zahllosen Kriege mit den Florentinern, den Titel eines Vaters des Vaterlandes. Marc Anton, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, verließ seine Vaterstadt, um in Rom als Consistorial-Advokat zu practiziren. Das Glück begünstigte ihn dergestalt, daß er für seinen Erstgebornen, Horaz, die Stelle eines Kammer-Auditors um 70,000 Zechinen erkaufen konnte. Der junge Mann starb, nachdem er nur kurze Zeit sein Amt bekleidet hatte. Clemens VIII. erbarmte sich des tief betrübten Vaters, und verlieh die erledigte, von Rechtswegen der apostolischen Kammer heimgefallene Stelle dem zweiten Sohne, Camill. Der neue Auditor fand bald Gelegenheit, seine übrigens nicht eben ausgezeichneten Talente geltend zu machen: und namentlich wurde er in Spanien gebraucht, um für den Kaiser von Philipp II. eine kräftige Türkenhilfe zu erwirken. Dem günstigen Ausgange dieser Sendung verdankte Camill den Cardinalshut, und das Conclave, das sich nach Leo XI. Tode versammelt hatte, erwählte ihn, der nur 53 Jahre zählte, unter dem Namen Paul V., zum Papste (16. Mai 1605). Paul V., der als Papst in jeder Hinsicht einen eigenen Artikel verdient, interessirt uns hier nur, in so fern er für die Größe seines Hauses wirkte, und man muß gestehen, daß er hierin nicht saumselig gewesen. Seinen ältesten Bruder, Franz, ernannte er zum Befehlshaber der Galeeren, den jüngern, Johann Baptist, zum Gonfaloniere und Oberfeldherrn der Kirche, mit welcher Stelle zugleich die Bewehrung der Engelsburg verbunden war, seiner Schwester Sohn, den Scipio Cafarelli[1]), dessen Leitung er die Geschäfte meist überließ, zum Cardinal. Mit ganz besonderer Sorgfalt aber war Paul V. bemüht, das Glück seines Neffen, Marc Anton Borghese, des einzigen Sohnes von Johann Baptist, zu begründen. Er verheirathete ihn mit Camilla Orsina, des Herzogs von Bracciano Tochter, verlieh ihm die eingezogenen Güter der unglücklichen Familie Cenci, benutzte seinen Einfluß an dem spanischen Hofe, um dem geliebten Nepoten das Fürstenthum Sulmona, in dem diesseitigen Abruzzo, samt der Grandezza zu verschaffen — kurz, er überschüttete ihn mit Reichthum aller Art. Marc Anton, der auch noch den Cardinal Cafarelli beerbte, und dem es geglückt war, für seinen einzigen Sohn, Paul, eine der reichsten Erbinnen Italiens, die Prinzessin Olympia Aldobrandina, zu freien, starb im J. 1658. Seine ausgebreiteten Besitzungen fielen, da Paul schon zwölf Jahre früher das Zeitliche gesegnet hatte, an Johann Baptist II., den ältesten von Pauls Söhnen. Johann Baptist II., unter den römischen Baronen der reichste, nachdem er auch die mütterliche Erbschaft (unter andern auch das bedeutende Fürstenthum Rossano in dem diesseitigen Calabrien) angetreten, erzeugte mit Eleonore Buoncompagna, des Herzogs von Sora Tochter, drei Söhne und eine Tochter: der Söhne jüngster, Scipio, starb zu Padua, 26 Jahre alt — der mittlere, Paul, Clericus der apostolischen Kammer und der erste römische Borghese, der sich seit Paul V., dem geistlichen Stande widmete, starb ebenfalls vor der Zeit — der älteste, Marc Anton III., geb. 1660, starb 1729, nachdem er durch seine Heirath mit Flaminia Spinola, des Fürsten Karl von S. Angelo, und der Violanta Spinola, aus dem Hause des Fürsten von Tassaro, Tochter, seinem Geschlechte neue Erwerbungen gesichert hatte. Marc Anton III. wurde ein Vater von acht Kindern, von denen uns nur Franz Scipio, geb. 1697, Cardinal 1729, dann Camill Anton Franz Joseph Balthasar, der Majoratsherr, interessiren. Letzterer war mit Theresia Agnes Colonna, des Fürsten von Palliano Tochter, verheirathet, und erzeugte mit ihr acht Kinder. Der älteste Sohn, Marc Anton IV. Franz, geb. 16. Sept. 1730, großherzogl. toscanischer Oberstallmeister, folgte seinem Vater als Fürst von Rossano und Sulmona, 16. Sept. 1763, beendigte im J. 1769 den beinahe hundertjährigen Prozeß mit den Pamfili's, wegen der Erbschaft des Hauses Aldobrandini[2]), wurde 1798 Mitglied des Senats der ephemeren römischen Republik und starb im April 1800. Sein ältester Sohn, Camill Philipp Ludwig, geb. 1775, vermälte sich am 6. Novembrr 1803 mit Maria Pauline Bonaparte, des französischen Generals Le Clerc Witwe, erhielt am 10. Februar 1805 das große Band der Ehrenlegion, am 27. März 1805 das französische Bürgerrecht, und am 30. März 1806, gemeinschaftlich mit seiner Gemalin, das Herzogthum Guastalla, welches er jedoch bereits am 24. Mai 1806, unter Vorbehaltung des Titels, gegen eine

1) Scipio Cafarelli, gewöhnlich der Cardinal Borghese genant, ist der Erbauer der Villa Borghese, vor der Porta Pinciana, und der erste Samler der dort so lange verwahrten Schätze.

2) Die hiedurch erworbenen Güter fielen jedoch, nach den Familiengesetzen, an seines Vaters Bruder, Paul Borghese, der auch Titel und Wapen von Aldobrandini annahm. Da dieses einziger Sohn, der Fürst Paul Aldobrandini, kinderlos im J. 1802 starb, so folgte ihm Johann Baptist Franz B., geb. 1733, Marc Antons IV. jüngerer Bruder, und diesem, der unverheirathet blieb, Franz B., Marc Antons IV. jüngerer Sohn, der heutige Fürst Aldobrandini.

Abfindungssumme von 4,800000 Franken [3]), an das Königreich Italien abtreten mußte. Am 13. Februar 1808 wurde er, als Titular einer Großwürde des französischen Reichs, Generalgouverneur von Piemont, mit dem Prädikat kaiserliche Hoheit, auch im J. 1809 Oberkommandant der 27. und 28. Militärdivision; als solcher führte er im J. 1814 den Oberbefehl über die dort gesammelte Reservearmee von Italien, bis der Wechsel der Dinge in Frankreich seinem öffentlichen Leben ein Ende machte. Früher schon war er eines Schatzes verlustig geworden, der in mancher Hinsicht seines Gleichen in Europa nicht hatte; er war nämlich gezwungen worden, die Samlungen der Villa Borghese an seinen Schwager, den Kaiser Napoleon, zu verkaufen. Was dieser dafür gegeben, ist nicht bekant, wahrscheinlich weil er meist in Inscriptionen auf das große Buch bezahlte, die der Fürst, weise genug, auf der Stelle veräußerte; die Sage spricht von zehn Millionen Franken [4]). Da der Fürst Camill kinderlos ist, so wird ihm sein Bruder, Franz, geb. 1776, bekant unter dem Namen Fürst Aldobrandini, succediren; derselbe ist mit einer Herzogin von la Rochefoucault verheirathet, und Vater mehrer Kinder.

Die Besitzungen des Hauses sind ungemein ansehnlich: außer den Fürstenthümern Rossano und Sulmona werden als solche bezeichnet, im Patrimonio di S. Pietro, la Turchina, Pian d'Arcinone, Morlupo, mit Morolo, Stabbia, Fogliano und Paterno, Inviolati, Porcarreccina, mit S. Nicola, Sta. Maria in Aquaviva und Santa Croce, Castel Campanile — in Sabina: das Fürstenthum Lamentana, Palombara, mit Crctoni, Castel Chiodato, S. Angelo, Stazzano und Monticelli, Cinquina, Il Forno mit S. Eusebio und Marco Simone, endlich Monte Flavio, mit Civitella, Porcilil, S. Polo, Cane morito, Vivaro, Valle in fredda und Scarpa — in Campagna di Roma: la Rustica, Rocca Cenci, mit Pantano, Pratico mit dem Campo Ascolano, Carocèto, mit Campo del fico und Tofelli, Montefortino, Torrecchia, Norma, Monte Dragone [5]), mit Monte Portio, Computo und der Villa Taverna, zu Frascati u. s. w.

Im J. 1792 wurden die Einkünfte der Primogenitur zu 100,000 Zechinen berechnet. Von den Kunstschätzen, die sie damals besaß, war bereits früher die Rede: ein anderer Familienschatz bestand in den Diamanten, die kaum ein König in der Menge, von der Kostbarkeit, aufweisen konnte.

Das Wapen des Hauses Borghese ist ein von Gold und Blau quergetheilter Schild, im goldnen Felde mit einem schwarzen einfachen Adler, im blauen Felde mit einem goldnen Drachen. (*v. Stramberg.*)

BORGHETTO, Flecken in der Deleg. Mailand des lombardisch-venetianischen Reichs, am Mincio, wo 1796 die Franzosen unter Bonaparte über die Östreicher siegten. Auch führen diesen Namen mehre andere Flecken in Italien. (*Röder.*)

BORGHINI (Vincenzo), Benedictiner, aus einer adeligen Familie zu Florenz den 29. Oct. 1515 geboren, trat schon vor seinem 16ten Jahre in den Orden, und wurde wegen seiner Sprach- und philosophischen Kentnisse bald hervorgezogen, zu verschiedenen Geschäften gebraucht, und zum Prior eines Klosters in Florenz ernant. Das Erzbisthum Pisa, welches ihm der Großherzog Franz übertragen wollte, schlug er aus, und blieb ein vielfach verdienter, allgemein verehrter Vorsteher des Hospitals St. Maria zu Florenz, bis er den 15. Aug. 1580 starb. Er stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit (Tasso, der ihn über seine Arbeiten zu Rathe zog, Vettori, Varchi, Valori, Torelli, Salviati) in freundschaftlicher Verbindung, und war selbst einer der geachtetsten Gelehrten, ein geschmackvoller Kenner des Alterthums, und um Erläuterung der Vergangenheit von Florenz, auch um Vervollkommnung der toskanischen Sprache, vielfach verdient. In der letztern Beziehung gab er die ältesten Erzählungen in italiänischer Prose, mit veränderter Rechtschreibung, unter der Aufschrift Libro di novelle, di bel parlar gentile. Fir. 1572. 4. heraus, auch ist er allein Verfasser der Annotazioni e discorsi sopra alcuni luoghi del Decamerone di G. Boccaccio fatte da' deputati del Granduca sopra la correzione di esso Boccaccio. Ib. 1574. 4. Als geschmackvoller Kunstkenner war er so geachtet, daß die geschicktesten Maler und Baumeister in Florenz ihre Zeichnungen und Risse seiner Prüfung unterwarfen, daß viele Gebäude in Florenz nach seinen eignen Rissen gebaut wurden, und der Großherzog Cosmus ihn zum Vicepräsidenten der berühmten Akademie del Disegno ernannte. Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht seine Lettere, abgedruckt in der Prose Fiorentine T. IV., in Bottari's Raccolta di lettere sulla pittura u. a. O. Schätzbare Erläuterungen über florentinische Familien enthält sein Discorso intorno al modo di fare gli alberi delle famiglie nobili Fiorentine. Fir. 1602. 4., und wegen der schönen Sprache nicht nur, sondern auch wegen mancher gründlichen Erörterungen über die Alterthümer von Rom und Florenz werden geschätzt seine Discorsi, recati a luce da' deputati per suo testamento. Fir. Vol. II. 1584. 4. m. Kpf.; nachlässig nachgedr. Ib. 1755. Vol. II. 4., besser Milano 1808. Vol. IV. 8. zu der großen Samlung der Classici italiani in 250 Bden gehörig*). — Vincenzo's Zeitgenosse und Bekannter ist Raffaele Borghini zu Florenz, Verfasser einiger Komödien und eines sehr geschätzten Werks unter dem Titel: Il Riposo, in cui si tratta della pittura e della scultura, de' più illustri professori antichi e moderni. Fir. 1584. 4. riform. da Ant. Mar. Biscioni. Ib. 1730. 4., beste Ausgabe mit reichhaltigen Anmerkungen von Bottari. In der Ausgabe Siena 1783. Vol. III. 8. fehlen Register

3) Statt des baaren Geldes wurden meist Realitäten gegeben, unter andern die Creuznacher Salinen. 4) Einschließlich der reichen Cisterzienserabtei Lucedio, in Montferat, die der Fürst vor einigen Jahren um anderthalb Mill. Franken verkauft hat. 5) Aus einem der Fenster von Monte Dragone übersieht man das ganze dazu gehörige Gebiet, welches dem Besitzer jährlich 60,000 Scudi Einkünfte abwirft.

*) Vita scritta da lui medesimo, in den Osservazioni sopra i sigilli antichi, da *D. M. Manni.* T. III. 80—90. Fir. 1740. 4. *Ziegelbauer* hist. lit. ord. S. Bened. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. *Freitag* analect. lit. 144. *Clement.* bibl. cur. T. V. 101. Biogr. univ. T. V.

und Anmerkungen. In der erwähnten Samlung der Classici italiani erschien das Werk Milan. 1807. Vol. III. 8. **). — Maria Selvaggia Borghini, zu Pisa den 7. Febr. 1654 geboren, war Ehrendame bei der Großherzogin Victoria von Toscana, Mitglied vieler italiänischen gelehrten Gesellschaften, und starb den 22. Febr. 1711 unverheirathet. In Samlungen findet man viele Gedichte von ihr; aus ihrem Nachlasse gedruckt wurden Opere di Tertulliano tradotti. Rom. 1756. 4., worin sich 18 moralische Schriften des Tertullian befinden †). (*Baur.*)

BORGHOLM, ein altes königliches Schloß auf der schwedischen Insel Öland; es war einst sehr bedeutend; unter König Birger Månsson zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts, war es in gutem Stande; 1361 eroberte es der dänische König Waldemar; doch kam es mit Öland wieder an Schweden; auf dem Schlosse starb 1467 der unruhige Erzbischof Jöns Bengtsson Oxenstjerna, der Öland und Borgholm vom König Karl Knutson zu Lehn bekommen hatte; 1456 kam es in die Hände der Dänen, ward aber 1510 vom Reichsvorsteher Swante Sture erobert und fiel an die Krone Schweden zurück. Karl X. wohnte hier, bevor er König wurde; er fing an es neu aufzubauen, doch ohne es zu vollenden. Jährlich wird hier Markt gehalten. Neben dem Schlosse liegt die Domäne Bergholm. Auch ist hier ein guter Hafen Bergehamn und das Postcontoir für die Insel. Bei dem Hafen und Flecken Borghamn ward 1816 die Anlegung einer Seestadt beschlossen; den Ansiedlern wurde auf 10 Jahre Steuerfreiheit bewilligt, und die neue Stadt, welche Borgholm heißen soll, unter Landgericht und Landpolizei gestellt, bis sie groß genug seyn wird, um einen eignen Magistrat erhalten zu können; eine Landstrecke wurde ihr als Stadtland zugetheilt; das königl. Reglement für die neue Stadt erschien unterm 29. Oct. 1817; bisher hatte Öland keine Stadt. Auch ward 1817 die Anlegung einer Arbeits- nnd Corrections-Anstalt zu Borgholm beschlossen. (*v. Schubert.*)

BORGHOLZ, eine Stadt in dem Kreise Warburg des Preuß. Reg. Bez. Minden. Sie liegt an der Bewer, 2½ Meilen von Warburg, hat verfallene Mauern, 3 Thore, 1 Marktplatz, enge schmuzige Straßen voller Mistpfützen und nur zum kleinern Theile gepflastert, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Synagoge, 1 Rathhaus, 1 Edelhof, 1 Armenhaus, 169 nach westfälischer Art gebauete Häuser, worunter 1 massives, 73 mit Ziegeln, 20 mit Schiefer, der Rest mit Stroh und Schindeln gedeckt sind, 31 wüste Stellen, 6 Scheunen und Packhäuser und 1820 1169 kathol. Einwohner, worunter 77 Juden und 131 Gewerbetreibende. Die Nahrung fließt aus Ackerbau, Viehzucht, Essigbrauerei, Brantweinbrennerei und Handwerken: es werden 4 Jahrmärkte gehalten und sind 5 Mahl-, 2 Ölmühlen, 1 Ziegelei, 1 Kalkofen vorhanden. (*Hassel.*)

BORGHOLZHAUSEN, Stadt in dem Kreise Halle des Preuß. Reg. Bez. Minden. Sie liegt in einer waldigen holzreichen Gegend, 5¼ M. von Minden und ½ M. von Halle, ist ummauert, hat 4 Thore, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Rathhaus, 146 nach westfälischem Geschmacke gebaute Häuser, wovon 139 mit Ziegeln gedeckt sind, 10 Scheunen, 64 Brunnen und 1820 1093 lutherische Einw., die Ackerbau, Viehzucht, Brantweinbrennerei, einige Gewerbe, 1810 mit 99 Krämern und Handwerkern, Leinweberei und Garnspinnerei, auch 3 Jahrmärkte unterhalten. Im Leinenhandel setzte man sonst 7000, im Garnhandel 7000 Rthlr. um, allein dieser Erwerbszweig ist so blühend nicht mehr. Überhaupt hat der Ort, da auch keine Poststraße durchführt, Mangel an Nahrung. Der Hanf und Flachs seiner Feldmark ist gut. Es sind hier 6 Judenfamilien, aus 47 Personen bestehend, ansässig. Die Stadt machte sonst mit 12 Bauerschaften und 2 Edelhöfen eine Vogtei des Amtes Ravensberg der gleichn. Grafschaft aus. (*Hassel.*)

BORGIA, eine adelige Familie aus dem Königreich Valencia in Spanien, von der mehre Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Barone und Ritter abstammen, die zum Theil achtungswerthe Verdienste besaßen, während einige andere unter die größten moralischen Ungeheuer gezählt werden müssen, die jemals eine öffentliche Rolle gespielt haben. Der erste dieses Namens, der bekant wurde, war Dominikus, nach Andern Johann Borgia, der Vater folgender drei Kinder: 1) Alfons, der 1455 unter dem Namen Calixt III. (s. dies. Artikel) Papst wurde, und bei seinem Tode 1455 einen natürlichen Sohn hinterließ, Franz Borgia, der 1511 als Kardinal starb. 2) Katharina zeugte mit Johann del Milla, einem Bürger zu Valenzia, einen Sohn Johann Ludwig, der 1456 Kardinal wurde, und 1507 starb. 3) Isabella, die ältere Schwester, heirathete einen entfernten Verwandten, Gottfried Borgia, und gebar ihm unter andern folgende drei Kinder: a) Peter Ludwig, den Calixt III. zum Gouverneur von Rom und Statthalter des Kirchenstats erhob. b) Roderich, der unter dem Namen Alexander VI. Papst wurde (s. im 3. Th. dieser Encykl. S. 35.). c) Johanna, die mit Peter Wilhelm Lanzal, Herrn von Villalonga und Baron von Castelnou vier Söhne zeugte, die Alexander VI. adoptirte; zwei davon, Johann und Peter Ludwig, waren Kardinäle. Alexander VI. selbst war, noch als Kardinal, Vater von 5 unehelichen Kindern, einer Tochter und vier Söhnen, erzeugt mit einer berüchtigten Buhlerin Julia Farnese, Schwester des nachmaligen Papsts Paul III. Die Tochter Lucretia, eine Person von dem schändlichsten Charakter, war zuerst mit Johann Sforza, Fürsten von Pesaro, vermält. Als dieser sie verließ, heirathete sie 1498 des Königs Alfons II. von Neapel natürlichen Sohn, Alfons von Aragonien, Fürsten v. Salerno und Herzog von Bisaglia, und nach der Ermordung desselben (durch ihren eignen Bruder Cäsar) 1501 Alfons von Este, nachmaligen Herzog von Ferrara; sie starb 1520, gerühmt von Dichtern und Literatoren wegen der Belohnungen, die sie von ihr erhielten, aber mit Recht verabscheut wegen ihrer unnatürlichen Ausschweifungen und Laster. Unter Alexanders VI. unehelichen Söhnen ist der zweite der berüchtigte

**) *Mazzuchelli* u. Biogr. univ. l. c. †) *Mazzuchelli* u. Biogr. univ. l. c.

Borgia (Cäsar), Kardinal und nachher Herzog von Valentinois, in dessen Diensten Machiavelli die Grundsätze seines Buchs vom Fürsten kennen lernte. Beide, Vater und Sohn, waren die ärgsten Ungeheuer, deren Schandthaten immer größer erscheinen, jemehr die Geschichte ihrer Zeit durch neue Nachrichten und neue Untersuchungen aufgeklärt wird. Es wird nicht leicht ein Laster genant werden können, das sie nicht, und zwar nicht einmal, sondern wiederholt begangen hätten. Besonders waren Mordthaten, Vergiftungen, Räubereien ihre täglichen Beschäftigungen, so daß man in Rom öffentlich sagte, die Zeiten der Neronen und Domitiane seyen wieder gekommen [1]). Der Sohn übertraf den Vater an Bosheit und Schandthaten; aber der Vater bezeigte wenigstens über jedes Bubenstück desselben die größte Freude. Cäsar Borgia war ekelhaft und häßlich gebildet, besonders durch gewisse Geschwüre, die wahrscheinlich von seinen Ausschweifungen entstanden waren; überdies machte ihn seine Dreistigkeit verhaßt, so daß ihn Jedermann verabscheute; aber seine Herzhaftigkeit, sein lebhafter Geist, seine Grausamkeit und Verschlagenheit, bahnten ihm durch Beihilfe seines Vaters den Weg zu den höchsten Ehrenstufen. Er wurde von diesem schon in früher Jugend zum geistlichen Stande bestimt, und er verschaffte ihm, da Cäsar noch zu Pisa die Rechte studirte, das Bisthum Pampelona, 1493 aber (ein Jahr nach seiner eignen Erhebung auf den päpstlichen Thron), ertheilte er ihm die Kardinalswürde. Als Cäsar aber 1497 seinen ältern Bruder Johann, Herzog von Candia und Benevent, theils aus Eifersucht wegen ihrer schönen Schwester Lucretia, mit welcher beide Brüder, so wie auch der Vater selbst, in Unzucht lebten, hatte ermorden lassen, so legte er 1498 die ihm lästige Kardinalswürde nieder, und begab sich als päpstlicher Prinz mit besondern Aufträgen an den Hof Ludwigs XII. nach Frankreich. Dieser König beschenkte ihn mit der Stadt Valence in Dauphiné nebst Ländereien von ansehnlichem Ertrag, und gab ihm davon den Titel eines Herzogs von Valentinois, der Papst selbst aber verschaffte ihm nach und nach die Titel und Länder verschiedener Herzogthümer in Italien. Der Übermuth dieses Emporkömmlings ging nun so weit, daß er eine neapolitanische Prinzessin zur Gemalin begehrte, die ihn aber standhaft ausschlug, worauf er sich 1499 mit einer Tochter Alans von Albret, Bruders des Königs von Navarra und Verwandtin des Königs von Frankreich, vermälte. Die Pracht, die er bei dieser Gelegenheit und sonst zeigte, war außerordentlich. Alles dieses Geld war theils durch Erpressungen des römischen Volks, theils durch Plünderungen der Reichen, die er umbringen ließ (niemand, der Geld hatte, war seines Lebens sicher), zusammen gebracht. Am schlimmsten hatten es die kleinen italiänischen Staten, die er ohne alle Ursache anfiel, eroberte und unterjochte, um sich, wo möglich, zum Herrn von ganz Italien zu machen. Die Fürsten, die sich ihm ergaben, oder ihm in die Hände fielen, wurden gegen Treu und Glauben, heimlich oder öffentlich, umgebracht. Es wäre unmöglich, alle Schandthaten dieses Bösewichts zu erzählen. Nur eine von Tausenden: Ein venetianischer General war mit einer jungen schönen Dame aus einem andern italiänischen State verlobt. Diese reiste mit einem starken Gefolge durch eine Stadt des Herzogs Borgia, der, als er sie sahe, sich in sie verliebte, ihre Begleiter niederhauen ließ, und sie selbst auf die schändlichste Art misbrauchte. Gegen die Venetianer, die deshalb Genugthuung begehrten, leugnete er die That, und gab vor, sie sey von Straßenräubern entführt worden. So trieb es Borgia, bis endlich mit dem Tode seines Vaters [2]) die empörenden Gewaltthaten des Verbrechers kräftigern Widerstand fanden. Zwar plünderte er den Schatz seines Vaters, besetzte den vatikanischen Palast mit 12000 Mann, befestigte die Engelsburg, und suchte die Kardinäle zu einer ihm günstigen Papstwahl zu zwingen. Allein alle seine Feinde ergriffen gegen ihn die Waffen, ein ehrsüchtiger und kriegerischer Papst (Julius II.) plünderte den Sohn Alexanders VI., und vermehrte mit den Besitzungen desselben die Kirchengüter. Er verlor zugleich alles, was ihm in Frankreich geschenkt ward, und sah sich genöthigt, heimlich nach Neapel zu flüchten. Von da ward er gefangen nach Spanien gebracht, und auf das Schloß la Mota de Medina gesetzt. Er entwischte nach einer zweijährigen Haft aus dem Gefängnisse und begab sich zu seinem Schwager, dem Könige von Navarra, der ihn gut aufnahm, und bei dem er so lange blieb, bis er in einem Kriege, den der König von Navarra führte, in einem Treffen, worin er sehr tapfer focht, von einem Wurfspieße durchbohrt wurde, wovon er sogleich todt zur Erde fiel. Dies geschah den 12. März 1507. Bei aller seiner moralischen Verdorbenheit liebte und beschützte er die Wissenschaften, machte selbst Verse, war im Kriege tapfer und so beredt, daß er selbst diejenigen zu täuschen wußte, die seine Ränke kannten und sich davor in Acht nahmen [3]). Er hinterließ nur eine

---

1) Von beiden, Vater und Sohn, sagt Guicciardini (Istoria d'Italia. Venet. 1610. 4. Lib. I. p. 5.) kurz und treffend: „Costumi oscenissimi, non sincerità, non vergogna, non verità, non fede, non religione, avaritia insatiabile, ambitione immoderata, crudeltà più che barbara et ardentissima cupidità di esaltare in qualunque modo i figliuoli.“ Einzele Thatsachen, als Belege dazu, erzählt Alexanders Ceremonienmeister Burcard in seinem Diario Alex. VI. zuerst von Leibnitz, vollständig aber herausgegeben von Eccard, in Corp. hist. med. aevi T. II. p. 2017.

2) Die Umstände von Alexanders plötzlichem Tode, welcher den 18. August 1503 erfolgte, werden verschieden, gewöhnlich also erzählt: Borgia hatte durch seinen Aufwand die geraubten Schätze verschwendet. Sein Vater machte daher 12 neue Kardinäle, die diese Stelle theuer bezahlen mußten. Damit noch nicht zufrieden, bat sie der Papst sämtlich auf ein Landgut, wo sie mit vergiftetem Weine hingerichtet werden sollten, damit er sich ihres ganzen Vermögens bemächtigen könnte. Unglücklicher Weise wurde dem Papst und Borgia bei ihrer Ankunft in Abwesenheit des Mundschenken, der um die Sache wußte, von diesem vergifteten Weine zu trinken gegeben. Der Papst starb wenige Tage darauf; aber Borgia überwand durch seine gute Natur und die Arzneien, das Gift. Man sehe, was die vornehmsten Schriftsteller hierüber sagen, nämlich: *Guicciardini* l. c. lib. VI. p. 549. sq., der Kardinal Bembus in seiner Hist. Venet. lib. VI. 218. Peter Martyr in Opera epist. Ep. 265. p. 152. Amstel. 1670. fol. Raphael von Volaterra Commentarior. urbanor. lib. XXII. p. 826. Allen diesen Schriftstellern, welche von einer Vergiftung reden, widerspricht *Raynaldus* ad an. 1503. n. XI. p. 540 sq. vgl. Schröckh's Kirchengesch. 32 Th. 435. 3) *Tommaso Tommasi* vita di Ce-

Tochter, aber seine Brüder pflanzten das Geschlecht fort, und von einem derselben stamt ab:

Borgia (Franz), Grand von Spanien, Herzog von Candia und dritter General des Jesuiterordens, geboren den 20. Oct. 1510 zu Candia, einer Stadt im Königreich Valenzia, ein Sohn des Johann Borgia, dritten Herzogs von Candia, von dessen erster Gemalin Johanna von Aragonien. Diese frömmelnde Mutter flößte ihm frühe eine Neigung zu Andachtsübungen und einen so überwiegenden Hang zum Klosterleben ein, daß seine Verwandten Mühe hatten, ihn davon abwendig zu machen und zu bestimmen, sich 1528 an den Hof Karls V. zu begeben. Dieser bewies dem bescheidenen jungen Manne viel Wohlwollen, und noch mehr dessen Gemalin Isabelle, die ein Ehebündniß zwischen ihm und einer Portugisin von hoher Abkunft, Eleonora de Castro, stiftete. Er bekleidete an Karls Hofe, der ihn zum Marquis von Lombay und zum Ritter von St. Jakob ernannte, angesehene Bedienungen, wurde 1540 Vicekönig von Catalonien, und bewies seinen frommen Eifer durch Errichtung von Schulen, und seine Vorliebe für die Jesuiten durch Stiftung eines Collegiums zu Candia, welches in der Folge den Namen einer Universität erhielt. Als seine Gemalin gestorben war, die ihm acht Kinder hinterließ, trat er selbst 1548 in den Jesuiterorden, und nach Lainez Tode wurde er 1565 dritter General desselben. Er hatte nichts von dem hohen Geiste seines Vorgängers, und schien sich gleichsam durch seine strengen Büßungen desto mehr demüthigen zu wollen, je tiefer er herabgestiegen war. Täglich pflegte er sich, zu Ehren des leidenden Erlösers, so lange zu geißeln, bis Blut von ihm floß. Sein Gebet nahm beinahe kein Ende, täglich beichtete er zweimal, siebenmal bezeigte er täglich der geweihten Hostie seine Verehrung, und eben so oft richtete er sie gegen die sieben Blutvergießungen des Erlösers. Indessen versäumte er nicht, als General für das Gedeihen und die Ausbreitung des Ordens nach bestem Wissen zu sorgen, und das Meisterstück von Klugheit und Gesellschaftsverfassung, wozu seine beiden Vorgänger (Ignaz, der Stifter des Ordens, und Lainez) den Grund gelegt hatten, der Vollendung näher zu bringen. Er gründete zu Rom ein Noviciat, vermehrte und ordnete die Missionen, verbesserte die Lehrmethode, und seine Schuld war es nicht, wenn schon jetzt über die Hab- und Herrschsucht mehrer Ordensglieder Klagen erhoben wurden. Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er am liebsten eine eigentliche Armuth unter seinen Ordensgenossen eingeführt. Um die christlichen Fürsten zu bewegen, den Fortschritten der Türken Einhalt zu thun, mußte Borgia, auf Befehl Papst Pius V., den Kardinal von Alessandria an die Höfe von Frankreich, Spanien und Portugal begleiten. Er kam krank nach Rom zurück und starb daselbst in der Nacht zum 1. Oct. 1572, nachdem er den Kardinalshut und mehre geistliche Würden, die man ihm wiederholt angetragen, ausgeschlagen hatte. Da ihm nach seinem Tode Wunder zugeschrieben wurden, so wurde er 1625 unter die Heiligen versetzt. Er hat in spanischer Sprache viele ascetische Bücher geschrieben, die der Jesuit Alfons Deza ins Lateinische übersetzte [4]). Unter seinen Söhnen war der älteste, Karl Borgia, Herzog von Candia, Marquis von Lombay und von Philipp II. zum Vicekönig von Portugal ernant. Er brachte durch seine Gemalin Margarethe von Centellos die Grafschaft Oliva, nebst andern in Catalonien gelegenen Gütern, an sein Haus. Der zweite Sohn, Johann Borgia, geboren 1533, war Graf v. Majaldo und Ficallo im Königreich Neapel, Gesandter in Portugal und am Hofe des Kaisers Maximilian, und Statsrath König Philipps III. von Spanien. Er schrieb ein Buch von Emblemen unter dem Titel: **Empreses morales**, das er, mit einer Dedikation an den spanischen Monarchen, 1581 in 4. drucken ließ. Unter seinen Söhnen ist zu bemerken:

Borgia, öfter **Borja (Franz)**, der jüngere, des vorigen Enkel, Fürst von Squillace im Königreich Neapel und Graf von Majaldo. Er war zu Neapel geboren, lebte als Kammerherr am spanischen Hofe, und kam 1614 als Vicekönig nach Peru. Durch seine Talente und persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften trug er viel zur Civilisation dieser schönen Provinz bei, und gab 1618 seinen Namen der Stadt Borja oder Borgia, der Hauptstadt der Provinz Maynas, die er der spanischen Krone erwarb. Nach dem Tode Philipps III. 1621 kam er nach Spanien zurück, widmete seine Muße den Wissenschaften und der Dichtkunst, und starb im hohen Alter den 26. Sept. 1658. Mit seiner Gemalin, einer Tochter des Peter Borgia, dritten Fürsten von Squillace, hatte er das Fürstenthum Squillace und die Grafschaft Simari bekommen. Nic. Antonius zählt ihn in seiner **Bibliotheca hispana** unter die vorzüglichsten lyrischen Dichter seiner Nation, und nent ihn **suavis, urbanus, facilisque in paucis poeta, ut a lyricorum principatu non longe constiterit.** Mehre Gelehrte seiner Zeit, die sich seines Schutzes und seiner Unterstützung zu erfreuen hatten, nannten ihn den Fürsten unter den spanischen Dichtern. Diese übertriebenen Lobsprüche rechtfertigen aber seine hinterlassenen Werke nicht: **Obras en verso. Madrid 1639; Antw. 1654** und **1663. 4. Napoles recuperata por el rey Don Alonzo. Zaragoza 1651. 4.**, ein episches oder vielmehr historisches Gedicht, an dem aber Velasquez in seinem **Origine de la poesie castillane** nichts zu loben weiß. Zur Ehre gereicht es diesem Dichter, daß er den Schwulst und die Unnatur seiner poetischen Vorgänger und Zeitgenossen vermied, und nach dem Beispiele der Alten, die er kannte und liebte, zur einfachen Natur zu-

---

sare Borgia, detto poi il Duce Valentino, in Montechiaro. 1670. 4. franz. unter dem Titel: Mém. pour servir à l'hist. de la vie de Ces. Borgia. Amst. 1739. 12. *A. Gordon* vie du pape Alexandre VI. et de son fils, Cés. Borg. trad. de l'Angl. T. I. 3—19. *Burcardi* Diar. p. 2159. *Anselme* hist. geneal. T. V. 521. Leben des Cäsar Borgia. Berl. 1782. 8.

4) *A. Schotti* de vita Fr. Borgiae. Romae 1596. 4. *Ribadeneyra* Vida del P. Franc. de Borgia, in las Obras de Ribadeneyra. Madr. 1605. fol. T. I., lateinisch ab *Andr. Schotto*. Accesserunt nunc primum Opuscula Fr. Borgiae. Antw. 1598. 8. *V. Cepari* Ristretto della vita di Fr. Borgia. Roma 1624. 8. Abrégé de la vie de *St. Fr.* de Borgia. Paris 1671. 12. *Alegambe* biblioth. script. soc. Jesu. p. 116. Acta Sanct. Oct. T. V. d. X. N. 16. Döderlein's theol. Biblioth. 4. Bd. 504. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 3. B. 588.

rückkehrte. Von Thomas de Kempis hat er einige Abhandlungen ins Spanische übersetzt [5]). Ein Abkömmling von ihm ist:

Borgia (Alexander), Erzbischof von Fermo und des heiligen römischen Reichs Fürst, geboren zu Velletri, der alten Hauptstadt der Volsker, wenige Meilen von Rom, den 6. November 1682. Er erhielt in Rom eine wissenschaftliche Bildung, und nachdem er in der Sapienza Doctor geworden war, kam er 1706 als Generalauditor zu dem päpstlichen Nunzius Bussi nach Köln, und verwaltete, als dieser 1712 Kardinal geworden war, die Geschäfte eines Internunzius daselbst. Im folgenden Jahre kam er nach Rom zurück, und ward Gouverneur von Assisi, 1716 Bischof von Nocera, 1724 Erzbischof von Fermo, und starb daselbst den 14. Februar 1764. Er war ein sehr geachteter Prälat, dessen Gelehrsamkeit und Amtseifer die Zeitgenossen hochschätzten, und der als Schriftsteller vortheilhaft bekant wurde durch seine Istoria della Chiesa e Città di Velletri. Nocera 1723. 4. Vita Benedicti XIII. Pontif. rom. Romae 1741. 4. Omelie. Fermo. Vol. III. 1749—59. 4. u. e. a. Viele geistliche Gebäude hat er verschönert oder neu aufgeführt, und durch eine antiquarische Samlung, die er zu Velletri stiftete, hat er den ersten Grund zu dem berühmten Museum Borgia gelegt. Sein Bruder Fabrizius, geboren zu Velletri 1689, gestorben als Bischof zu Ferentino und päpstlicher Hausprälat 1754, hat einige theologische Schriften drucken lassen [6]). Eine Neffe dieser beiden war:

Borgia (Stephan), Kardinal, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, sein vortrefliches Museum von Alterthümern und seinen edeln, liebenswürdigen Charakter. Er war den 3. December 1731 zu Velletri, wo sein Vater als Patrizier lebte, geboren, und bei seinem Onkel Alexander zu Fermo erzogen. Die antiquarische Samlung desselben flößte ihm frühe Liebe zu den Alterthümern und Achtung für die klassische Vorwelt ein, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. In Rom studirte er daneben mit Eifer Kirchengeschichte und kanonisches Recht, und wurde nach einigen minder bedeutenden Ämtern von dem wissenschaftliebenden Papst Benedict XIV. 1759 zum Gouverneur von Benevent ernant, wo er einige glückliche Jahre verlebte, und sich durch seine weise Administration allgemeine Achtung erwarb. Auf einer Reise durch die vornehmsten italiänischen Städte machte er mit den Berühmtesten seiner Zeitgenossen Bekanntschaft, und nachdem er seit 1764 in Rom einige wichtige Prälaturen verwaltet hatte, ernannte ihn Clemens XIV. 1770 zum Sekretär der Propaganda, ein Amt, in welchem er, da alle Missionen in Europa, Asien und Afrika unter seinem Befehle standen, für eine zweckmäßigere Verbreitung des Christianismus und der ihn begleitenden Kultur im Orient verständige Sorge trug. Zugleich benutzte er jede Gelegenheit, die ihm dieses Amt in reichem Maße darbot, zu Bereicherung der antiquarischen Familiensamlung zu Velletri, die dadurch, daß sie allen von ihm mit vieler Huld behandelten reisenden Gelehrten zum Gebrauche offen stand, zur Kentniß des Orients sehr wirksam wurde. Er gründete in dieser Absicht einen Gelehrtenverein, der unter dem Namen der Akademie der Volsker bekant ist, und dessen Vorsteher er war. Sehr verdient machte er sich auch um die Druckerei und Bibliothek der Propaganda. Er ließ auf eigne Kosten etrurische Typen verfertigen, und sorgte dafür, daß die treflichen Mittel, welche die reiche Officin der Propaganda darbot, auch benutzt wurden. Unter seiner thätigen Mitwirkung wurden aus dem Schutte ägyptischer Klöster bedeutende Fragmente der thebaischen Bibelversion, einige Bücher der Zabier und sehr viele ägyptische Alterthümer gerettet. Er war auch Consultor der Congregation für den römischen Index der verbotenen Bücher und der ehemals so schrecklichen Inquisition, zweier zu seiner Zeit mehr auf den Glauben und die Sitten der katholischen Geistlichkeit, als auf die Ketzereien der Nichtkatholiken aufmerksamen Anstalten und auch in diesen Ämtern erwarb er sich Verdienste. Allein sein liberaler Umgang mit protestantischen Gelehrten und Künstlern, seine freien Urtheile und seine erklärte Abneigung gegen Jesuiten und Jesuitismus waren Ursache, daß ihn Papst Pius VI. nicht nach Verdienst schätzte, und erst 1789 zum Kardinal erhob. Er führte auch jetzt noch einige Zeit das Sekretariat der Propaganda fort, war dann ordentliches Mitglied derselben, so wie mehrer andern Kollegien und Gesellschaften, aber zu einem wichtigen Statsamte mochte ihn Pius um so weniger zuziehen, da er in den Streitigkeiten mit Frankreich die gewaltsamen Maßregeln, zu denen die Kurie hinneigte, freimüthig und unumwunden tadelte. Erst da die Revolution immer weitere Fortschritte machte und die Gefahr drohender wurde, übertrug ihm der Papst nebst zwei andern Kardinälen, die Dictatur von Rom. Nicht lange hernach (im Febr. 1798) wurde die römische Republik proclamirt, und nach der Deportation des Papstes mußte auch Borgia, wie andere Kardinäle, das römische Gebiet verlassen. Seiner Güter beraubt, lebte er zwei Jahre lang in einem Mönchskloster zu Padua von einer dänischen Pension von jährlich 800 Thalern, und kam dann nach Rom zurück, wo ihn Pius VII. zum Präsidenten eines ökonomischen Conseils und zum Rektor des römischen Collegiums ernannte. Berufen den Papst zur Kaiserkrönung nach Paris zu begleiten, kam er krank in Lyon an, und starb daselbst den 23. November 1804. Wenige Männer wurden so allgemein verehrt, und waren dieser Verehrung so würdig, als Borgia. Er blieb sich unter allen Umständen gleich, war sanft und liebenswürdig, human gegen alle, zuweilen jovialisch, aber immer mit Würde, fern von allem Stolz und im höchsten Grade dienstfertig. Sein Haus in Rom war der Vereinigungspunkt für die Gelehrten und Künstler aller Nationen, denen er ihre Studien auf alle Art erleichterte. Er stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens und des Auslandes in Briefwechsel und unterstützte mit seltener Liberalität wissenschaftliche Unternehmungen. Ein besonderes Vergnügen fand er darin, sein reiches Museum zu Velletri, das sein Stolz und seine Freude war, recht gemeinnützig zu machen, und diejeni-

5) *Antonius* und *Velasquez* l. c. Biogr. univ. T. V. (von Villenave.) 6) Von beiden s. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. III. voc. Von Alexander insbesondere *Catalani* de ecclesia Firmana. Fermo 1782. Bernoulli's Zusätze zu den neuesten Reisebeschr. von Italien. 2. Bd. 387.

gen Gelehrten und Künstler zu unterstützen, welche einzelne Theile davon beschreiben wollten. Zoega, Münter, Adler, Georgi, Fra Paolino u. a. haben dieses, besonders für das Religionswesen aller Zeiten und Völker wichtige Museum, mit fruchtbarem Gewinne für Wissenschaft und Kunst benutzt [7]). Von des Kardinals eigener vielseitigen gelehrten Bildung legen seine Schriften ein ehrenvolles Zeugniß ab. Die wichtigsten sind: Monumento di Giovanni XVI. sommo pontifice illustrato. Rom. 1750. 8. Breve istoria dell' antica città di Tadino, nell' Umbria. Ib. 1751. 8. Memorie istoriche della pontificia città di Benevento dal secolo VIII. al secolo XVIII. Ib. 1763. Vol. III. 4., ein sehr reichhaltiges gelehrtes Werk, das Borgia's Ansehen als Historiker und Alterthumsforscher begründete, daher ihn Spittler „als den besten aller neuern kurialistischen Schriftsteller nicht nur über Benevent, sondern auch über Entstehung des Kirchenstats überhaupt" charakterisirt. Mit feiner polemischer Discretion, und mit vorzüglicher Rücksicht auf die, Roms Ansprüche begründende Urkunde K. Heinrichs I., abgefaßt ist seine Breve istoria del dominio temporale della sede apostolica nelle due Sicilie, descritta in tre libri. Rom. 1798. 4., eine Schrift, welcher aber der neapolitanische Hof erhebliche Einwendungen entgegensetzte [8]). *(Baur.)*

BORGNE, eine Bai des mexikanischen Golfs, die man höchst uneigentlich einen See nent: sie liegt zwischen den beiden nordamerik. Staten Alabama und Louissiana, ist etwa 10 Meilen lang, 3 breit, und empfängt den Pearl und den Ausfluß des See Pont Chartrain. Ihre Mündung gegen den Golf ist ziemlich breit; vor derselben liegen jedoch verschiedene kleine Eilande, als Cat, S. Marys, S. Joseph, Malheureux u. a. *(Hassel.)*

BORGO 1) in Finland, s. oben Borgå; 2) Dorf im Großfürstth. Siebenbürgen, Dobokaer Gesp. unteren Kreis Borgoer Bezirk. Dieses große walachische Dorf, welches nur eine, beinahe drei Stunden lange Gasse bildet, und von mehr als 500 Familien bewohnt wird, bestehet eigentlich aus sieben kleinern Dörfern, und gehörte vormals der gräflich Bethlenischen Familie, wurde aber im J. 1784 dem zweiten Walachen Gränzregimente einverleibt, von welchem hier der Oberstlieutenant sein Standquartier hat. Durch dieses Dorf führt eine neu angelegte vortrefliche Post- und Handelsstraße nach der Bukowina. In der Nähe des Dorfs wird eine Thonerde von vorzüglicher Feinheit und Güte gegraben, und die daraus verfertigten Tabakspfeifen werden häufig gesucht und versendet. *(Benigni.)* 3) Borgo (Flecken) heißen in Italien viele Städtchen, einige blos unter diesem einfachen, andere mit Beinamen, wie Borgo di Ales, in der piemontesischen Prov. Vercelli, mit 2500 E.; B. di Angelo, s. Valette. Borgo forte am Po, mit Castelle, in der Deleg. Mantua des lombardisch-venetian. Reichs mit 2000 E.; B. Manero am Gogna in der sardinisch-mailändischen Prov. Novara, eine gut gebaute Stadt mit 1 Collegiatkirche, 1 Hosp. und 5000 E.; Borgo S. Dalmazzo, am Gesso in der piemont. Prov. Cuneo, mit 2800 E.; B. S. Domino, ein ehemals befestigtes Städtchen, mit einem Bischofsitze, 4 Pfarrkirchen und einigen Klöstern im State Pallavicino in Parma, mit 5000 E.; B. S. Sepolcro, im Gebiete von Florenz, Sitz eines Bisthums mit 3 Pfarrkirchen, mehren Klöstern und 3300 Einw. B. di Sesia, an der Sesia und im Val di Sesia im Sard. Antheile von Mailand, mit einer Kollegiatkirche und einem Hospitale; unter den 5000 Einw. beschäftigen sich viele mit Seidezwirnen und Handel; B. di Val Sugana, oder Borchen, Marktfl. im Tyroler Kr. Trient, mit 2200 Einw. *(Röder.)*

Borgondio. s. Burgundio.

BORGUND, ein Pastorat im Norwegischen Stift Bergen, berühmt durch seine einträglichen Fischereien, vielleicht die ansehnlichsten in ganz Norwegen. *(v. Schubert.)*

Borhan eddin, s. am Ende des Bandes.

BORHASSIRA בור הסירה (Cisterne Sira), ein Ort im südlichen Palästina (2 Sam. 3, 26); nach Josephus *) lag eine Stadt *βησιρα*, also wol בית סירה, etwa 20 Stadien von Hebron, welches mit Borhassira einerlei seyn möchte. *(A. G. Hoffmann.)*

BORICH (spr. Boritsch), BORIS (spr. Borisch), jüngerer Sohn des ungrischen Königs Colomann von seiner zweiten Gemalin, der russischen Predslawa, die aber der eifersüchtige König wegen Verdachts des Ehebruchs in ihrer Schwangerschaft verstieß und nach ihrer Heimath zurücksandte (1112), wo sie den unglücklichen Prinzen gebar, und (1116) als Nonne starb. Dennoch erwarb sich der junge Borich die Zuneigung seines Halbbruders, des erblosen Stephan II., der ihm die Tochter des polnischen Fürsten Boleslaw Krummaul zur Gemalin bestimmte, und ihn zum Obergespan des Zipser Comitates erhob (1120). Bald ernannte Stephan seinen Halbbruder zum Fürsten von Halits und Peremysl, welches letztere Fürstenthum der König als Leibgedinge der Gemalin Borichs, Judith, verschrieb (1127). — Die Vorliebe des Königs für den Prinzen machte die Großen besorgt. Sie erschraken, als der König den Borich zu seinem Nachfolger bestimmte, und von den Großen deshalb einen Eid forderte. Zuletzt gab der König, der deshalb sogar in Lebensgefahr gerieth, der allgemeinen Abneigung gegen Borich nach, und der blinde Bela II. folgte ihm (1131). Borich aber, von einigen Großen und seinem Schwiegervater unterstützt, wagte es, sein Erbrecht zu behaupten. Seine Partei vergrößerte sich durch die Strenge der Kö-

---

7) Dieses berühmte Museum hat der König von Neapel angekauft und mit dem kön. borbonischen Museum vereinigen lassen. S. Gazetta di Milano vom 22. u. 24. Febr. 1822 u. Kunstblatt (zum Morgenblatt) 1822. Nr. 36. Beschrieben ist dieses Museum unter andern von Heeren in Böttiger's Amalthea 1. Th. 311 ff. 8) *Paulini de St. Bartholomaeo* vitae synopsis Steph. Borgiae. Rom. 1805. 4. ein Auszug daraus im Mag. encyclop. T. LXVII und LXVIII. Notizie int. il Sgn. Card. Borgia im Giorn. dell' ital. Let. (Pad. 1805) T. VIII. S. 64—93. mit vollständ. Verz. seiner Schriften. Münter in der dänischen Minerva, December 1804; auch besonders abgedr. Kopenh. 1805. 8. Teutsch von Kordes im neuen allgem. Journ. für Lit. u. Kunst. 1805. St. 15. Henke zur neuesten Gesch. d. Relig. 2. Beitrag. 1806. 8. *Mazzuchelli* Scritt. d'ital. Vol. II. P. III. voc. Baur's Lebensgemälde 6. Bd. 300—314. Biogr. univ. T. V. (von Pillet.)

*) Antiquitt. Jud. VII, 1. §. 5.

nigin Helena, und Borich schritt mit einem starken russisch-polnischen Heere vor, bis die ungrischen Magnaten mit den polnischen Großen und russischen Bojaren durch Unterredung dem Blutbade zuvorkamen, und durch Erklärung der unehelichen Geburt des Prinzen den Feind zum Rückzug bewogen (1132). Schon im folgenden Jahre brach B. mit seinem Schwiegervater wieder in Ungarn ein, war aber in seinem Versuche unglücklich, und die Entscheidung des Kaisers Lothar benahm ihm alle Hoffnungen (1135). Selbst in Halics konnte sich B. nicht behaupten, und seine Bemühungen um Beistand in Böhmen und Östreich hatten keinen günstigern Erfolg (1146). Als König Ludwig VII. von Frankreich mit seinem Heere durch Ungarn nach dem gelobten Lande zog, schloß sich B. seinem Gefolge an, ward aber verrathen, und nur die Großmuth des Königs rettete ihn (1147). Er entwich nach Griechenland und diente bei dem Heere Manuels gegen sein Vaterland, ohne den Ungern großen Schaden zufügen zu können. Zuletzt starb er in der Verbannung, und seine einzige Tochter Anna ward in der Folge mit einem serbischen Fürsten vermält†). Nach Otto von Freisingen büßte B. durch einen über den unglücklichen Ausgang des Feldzugs misvergnügten Cumaner das Leben ein††). *(Joh. Genersich.)*

BORIE, eigentlich **BEAURIEU** (**Egid Valentin Felix, Freiherr von**), erzherzoglich östreichischer Reichstagsgesandter zu Regensburg, aus einer adeligen Familie im Lüttichschen abstammend, und zu Stockach im Vorderöstreichischen, wo sein Vater als Landvogt der Grafschaft Nellenburg lebte, den 8. November 1719 geboren. Er studirte zu Marburg, Ingolstadt und Würzburg, praktizirte einige Zeit am Kammergericht zu Wetzlar, wo sein Vater seit 1729 Assessor war, wurde 1739 Hof- u. Regierungsrath zu Würzburg, und 1743 geheimer Referendar. So lange er dieses Amt verwaltete, wendete er vorzügliche Sorgfalt auf Verbesserung der Landeskultur und des Fabrikwesens, besonders der Wollen- und Leinenmanufakturen, und auf das Würzburgische Zucht- u. Arbeitshaus. Verdrießlichkeiten mit dem Domkapitel wegen der Sedisvacanz bewogen ihn 1754, die Würzburgischen Dienste zu verlassen, und den Ruf als kaiserl. Reichshofrath in Wien anzunehmen. In dieser Stelle erlangte er durch seinen beharrlichen Fleis und seine ausgezeichneten Talente einen vorzüglichen Ruf, und erhielt deswegen die einträglichere Stelle eines Reichsreferendars. Diese verschaffte ihm freien Zutritt zum Kaiser Franz I., wodurch er auch der Kaiserin Maria Theresia bekant wurde, die ihm so großes Vertrauen schenkte, daß sie ihn in ihre unmittelbaren Dienste zog, und zum östreichischen Statsrath ernannte. Bei der deutschen Königswahl Josephs II. 1764 wurde ihm, als dritten kurböhmischen Wahlbotschafter, die geheime Instruktion vom Hofe anvertraut, und da er zur schleunigen Beendigung der Wahlkapitulation vorzüglich beitrug, so erhielt er bei seiner Rückkunft von Frankfurt das Kommandeurkreuz des königl. ungarischen St. Stephansordens, und ward wirklicher kaiserl. geheimer Rath. Seit 1770 bekleidete er zu Regensburg die erzherzoglich-östreichische Direktorial-Gesandtschaftsstelle, führte daneben noch die fürstlichen Stimmen von Bamberg, Würzburg, Fulda, Dietrichstein und Thurn und Taxis, und starb den 29. März 1793 plötzlich an einem Schlagflusse in der Augustinerkirche in Regensburg, in der er auch begraben liegt. Er war einer der größten Publicisten seiner Zeit, und aus seiner Feder sind unglaublich viele, in das teutsche Statsrecht und die Reichsverfassung einschlagende Aufsätze geflossen, die jedoch nicht alle gedruckt sind. Am meisten beschäftigte er sich mit dem, was in die Reichsjustiz einschlägt, daher auch seine Vorschläge, die Visitation und die Beförderung des Justizwesens betreffend. Regensb. 1772 Fol., der Nachtrag dazu 1773; seine Beiträge zum kammergerichtlichen Justizwesen. Eb. 10 Stücke. 1787—1792. 4. u. v. a. seine Kentnisse und seinen patriotischen Eifer rühmlich beurkunden. Bei den wichtigsten Reichstagsverhandlungen war sein Antheil entscheidend. Als Besitzer der Güter Neuhaus und Thurnhof war er der wohlwollendste Gutsherr, der Künstler und Handwerker freigebig unterstützte, und sich um Verbesserung des Schulwesens und der Landeskultur sehr verdient machte*). *(Baur.)*

BORISLAWITZ, Marktfl. im Koseler Kreise des Reg. Bez. Oppeln, 2 M. von Kosel, erst im letzten Viertel des vor. Jahrh. angelegt, mit 96 Einw. Ein gleichnamiges Dorf in demselben Kreise mit 2 Vorwerken zählt deren 144. *(H.)*

BORISPOL, Flecken in dem Perejaslaw'schen Kr. der Kiew'schen Statthalterschaft in Rußland, 6 M. von Perejaslawl. Nach diesem Orte heißt der Koadjutor der Kiew'schen Metropolie, Bischof von Perejaslawl und Borispol. *(J. C. Petri.)*

BORISSOGLEBSK (57° 39′ N.Br. und 57° 9′ östl. L.), 1) Stadt in der russischen Statthalterschaft Jaroslawl, am rechten Ufer, oder der sogenannten Bergseite der Wolga, der Stadt Romanow auf dem jenseitigen Ufer gegenüber, mit 435 meistens hölzernen Häus., mehren Magazinen und Buden, 2 Kirchen und 2350 Einw., die theils von Fischerei, Handwerken und besonders Schmiedearbeiten leben, theils einen starken Kram- und Produktenhandel treiben, der sich auf 60—70000 Rubel jährlich beläuft. Sie verfertigen vorzüglich gute eiserne Kessel. Auf dem Pfingstmarkt finden sich die benachbarten Bauern mit Korn und mancherlei Handarbeiten ein. Der Umkreis ist meistens eben und nur gegen die Wolga hin bergig, der Boden sandig und thonig. Man säet Sommer- und Winterfrüchte, deren Ertrag aber selten

---

†) Engel's Geschichte des ungrischen Reichs. Th. I. S. 218—250. ††) Gebhardt's Gesch. des Reiches Hungarn und der damit verbundenen Staten. Th. I. S. 518.

*) Lebensgesch. desselb. von seinem Neffen v. Fahnenberg. Wetzlar 1795. 8. Ebend. Literatur des Reichskammerger. 1. B. Schlichtegroll's Nekrol. a. d. J. 1793. 2. Bd. 305—314. Deduktionsbibliothek 4. Th. 2177. Weidlich's biogr. Nachr. 3. u. 4. Th. Nachtr. 46. Pütter's Lit. d. Statsr. 2. Th. 163. 4. Th. (von Klüber) S. 339. 354. 357 und 58. Oberthür's Taschenb. für die Gesch. Frankenlands 1795. S. 28—33. Würzb. gel. Zeit. 1796. S. 822—826. Bülow's Annalen d. teutsch. Reichs 1. Heft 56 f. Koppen's Lex. d. jur. Schriftst. 1. Bd. 59 u. 405. Ebend. jur. Alm. a. d. J. 1794. 404—410. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. Baader's gel. Baiern. 1. Bd.

über das Vierfache steigt †). 2) Stadt (59° 50′ d. Br.), liegt in der russischen Statthalterschaft Tambow, an der Worona und den Choper, 53 M. von Tambow, 91 M. von Moscau und 201 M. von Petersburg, mit 418 meistens hölzernen Häusern, 37 Buden, 2 Kirchen und ungefähr 2800 Einw., welche größtentheils ländliche Gewerbe treiben; auch ist hier eine ansehnliche Brantweinbrennerei. Von Osten und Süden ist die Stadt mit Steppen und von den übrigen Seiten mit Wald umgeben. Über ihren Ursprung sind die Meinungen verschieden; einige lassen sie unter dem Zar Alexei Michaelowitsch, andere von Peter dem Großen erbauet werden. Sie hatte ehemals eine hölzerne Befestigung mit 5 Thürmen, welche aber jetzt verfallen ist. — Der umliegende Kreis ist meistens eben, der Boden schwarz. Die Getreidearten (Roggen, Hirse, Mohn, Erbsen, Hafer, Buchweizen) tragen 7—8fältig. An Holz ist Mangel, an Wiesen und Ackerland hingegen fehlt es nicht. Außer den Russen wohnen in derselben auch gegen 2000 Tscherkassier; diese treiben Ackerbau und Viehzucht und verführen das überflüssige Getreide in die Stanizen (Dörfer) der don'schen Kosaken; das Vieh aber verkaufen sie auf den Jahrmärkten den aus Moskau und Kolomna kommenden Kaufleuten, welche es noch den Sommer hindurch auf den umliegenden Steppen weiden lassen und es erst im Herbst nach Moskau und Petersburg treiben. In der Kleidung und Lebensart gleichen die Einwohner so ziemlich ihren Nachbarn, den Donschen Kosaken ††). (*J. C. Petri.*)

BORISSOW (Boryszow), eine kleine Kreisstadt an der Beresina in dem russischen Gouvernement Minsk, mit 83 Häus., 1 Kirche, 1 Kreisschule, einem neuen gutgebauten Gerichtshause und 390 Einw. — Ein anderer kleinerer Ort gleiches Namens liegt in dem Mosaiskischen Kr. der Moskauschen Statthalterschaft, an der Quelle der in die Okka fallenden Protwa. Das Merkwürdigste in demselben ist ein von Boris Godunow aus Steinen und weißen Ziegeln erbautes Schloß mit 6 Thürmen, wovon jedoch eine Mauer und ein Thurm eingefallen sind. Von drei Seiten ist der Ort mit einem tiefen Graben umgeben, und an der vierten fließt die Protwa. Das ganze Gebiet besteht aus 5 Dörfern, worunter auch das nahe bei dem Flecken von der Mosaiskischen Seite her gelegene Kirchdorf Borissow mit einer hölzernen Kirche ist. Hier wird jährlich im November ein Jahrmarkt gehalten, auf welchem die Kaufleute von Wereja, Borarsk und Mosaisk kommen*). (*J. C. Petri.*)

BORJA, 1) Ciudade in der span. Provinz Aragon und Hauptort des Corregimiento de Borja (16° L. 41° 50′ B.) am Huelcha, mit 1 Citadelle, 3 Pfarrkirchen, 4 Klöstern, 1 Hospital und 3200 Einw., die den besten Flachs in Aragon, auch Wein bauen, und damit, so wie mit feiner Wolle und den vorzüglichen Feuersteinen der Gegend handeln. (*Stein.*) 2) Borja di St. Francesco, die Hauptstadt der Provinz Mainas, welche jetzt zu dem Freistate Columbia gehört. Sie liegt unter dem 4° 28′ S. Br. und 301° 6′ L. an der Pastaza, die dem Marañon zugeht; hat mehre Kirchen und Klöster und 9000 Einw. (Sie hat ihren Namen von Fr. Borgia (Borja) dem jüngern f. oben Borgia.) (*Hassel.*)

BORK, adeliges Geschlecht in Hinterpommern. Eine alte Sage leitet solches von den wendischen Fürsten des Landes an der Rega her, und der große, zusammenhängende Landstrich, den die Borken von jeher in der dasigen Gegend besaßen, gibt dieser Sage ein vorzügliches Gewicht. Man weiß auch, daß sie lange ihre Unabhängigkeit, zugleich mit dem Heidenthume gegen die pommerschen Großfürsten vertheidigten, und daß diese ihre endliche Unterwerfung durch manche Begünstigung erkaufen mußten. Daher blieben der Borken Güter, nach wie vor, freies Eigenthum, und selbst nachdem Kaiser Friedrich I., in dem Lager vor Lübek, 1181, die pommerschen Fürsten Bogislaus I. und Casimir I. zu des Heil. Röm. Reichs Herzogen erklärt hatte, und die neuen Herzoge hierauf von ihren Landsassen die Huldigung einnahmen, erhielt dieses Geschlecht seine uralte Gerechtigkeit und die Befreiung von dem Lehnseide, welche es auch so lange behauptete, bis es endlich, zur Zeit des Herzogs Johann Friedrich, sich genöthigt sah, gleich den übrigen Edelleuten, den Lehnseid abzulegen. — Ein Wolf Bork soll im J. 1114 den Einwohnern von Labes die Stadtgerechtigkeit verliehen haben. Im J. 1441 ertheilte Erich, König von Dänemark, und Herzog in Pommern, den Borken die Anwartschaft auf die Güter der Vidanten, wozu selbst ein Theil der Stadt Regenwalde gehörte: der wirkliche Anfall erfolgte 1447. Das Geschlecht theilt sich in zwei Hauptlinien, in die Regenwald-Strahmehlische, und in die Labes-Wangerinische.

Zu der erstern gehören die Borken von Regenwalde, Stramehl, Stargord, Döberitz, Molstow, Zozenow, und in Preußen. Von dieser Linie lebten um das J. 1243. Wolf, Herzog Barnims I. Marschall und Landvogt zu Greifenberg, ingleichen Reichard, der bei gedachtem Herzoge in besondern Gnaden gestanden. Ein Bork, den wir nicht zu nennen vermögen, der aber Wulwesberg, jetzt Stramehl, besaß, verleiht samt seinen Söhnen, Johann und Jakob, 1288 der Stadt Regenwalde das Greifswaldische, d. h. Lübische Recht. Claus war 1346 des Herzogs Bogislaus Rath, und Erasmus versah 1420 bei dem Herzog Bogislaus IX. des Kanzlers Stelle. Henning und Hans begleiteten 1496 den Herzog Bogislaus X. auf der Reise nach Jerusalem. Anton, Fürstl. preußischer Großhofmeister und Hauptmann zu Brandenburg, befehligte die Flotte, welche Herzog Albrecht 1535 den Lübeckern, oder vielmehr dem entthronten und mishandelten Christian II., gegen König Christian III. von Dänemark zu Hilfe schickte; er half die Seeschlacht bei Bornholm schlagen, und trug wesentlich zu der hartnäckigen Vertheidigung von Kopenhagen bei. Seine Nachkommen erwarben in Preußen die Güter Babzins, wozu 12 Ortschaften gehören, und Tolksdorf, in dem Amte Rastenburg, Garbnicken, im Amte Tapiau, Gottschalksdorf, Amt Riesenburg, Perkuicken, Amt Labiau, Quittai-

†) S. *Malinowitz* Slovar geograf. Rossiiskago Gossudarstwo, d. i. geogr. Wörterb. des russ. Reichs. ††) Vgl. das vorher genannte Werk und Pallas Reisen, nebst Georgi geograph. physikal. und naturhist. Beschreib. des russ. Reichs.

*) S. Istor. i topogr. opisanie gorodow Moskowskoi Gubern. ischudjami, d. i. hist. u. topogr. Beschreibung der Städte des Moskauschen Gouvernements, Moskwa 1787 und Malinowitz geogr. Wörterb. des russ. Reichs.

nen, Amt Preußisch-Holland. Einer derselben, Achatz, war 1660 Hauptmann zu Preußisch-Holland. Georg aber, der zu Anfang des 17ten Jahrh. als Obermarschall von Preußen lebte, gehört nicht zu dieser preußischen Speciallinie; er besaß Melstow und Zozenow [1]), dann das Gut Crienke auf Usedom. Von ihm stammen ab: Matz, des letzten Herzogs von Pommern Oberkämmerer und Hauptmann zu Friedrichswalde, gest. 1642; Ernst Heinrich, auf Regenwalde, Stramehl, Zezenow und Fahrenbach (ohne Zweifel ist Burg-Farrenbach bei Nürnberg gemeint), der 1667 zu Baireuth, als Ober-Hofmarschall, geheimer Raths-Director und Kammerpräsident gestorben. Georg Friedrich, auf Crienke, kön. schwed. Hofgerichtspräsident in Pommern, und Assessor des Tribunals zu Wismar, dessen Sohn, Paul Wedig, Oberjägermeister in Pommern und Rügen, Erbherr auf Crienke und Altwigshagen, im Anklamschen Kreise, mit einer Tochter des schwedischen Feldmarschalls Rhenskiöld vermält war, und 1700 das Zeitliche gesegnete. Am merkwürdigsten ist jedoch, in der neuern Zeit, das Haus Döberitz geworden. Adrian, einer seiner Ahnherren, Kammergerichtsassessor zu Speier, hat sein Andenken durch eine vierfache Stiftung verewigt. Die erste, vom 18. Jul. 1604, widmet ein bedeutendes Capital, zum Besten der Prediger der Regenwaldischen Synode. Ihre Witwen, studirende oder nicht studirende Söhne, Töchter, wenn sie heirathen und gebrechliche Kinder, haben die Zinsen davon zu genießen. Die Stiftung wurde 1664, 1689 und 1711, von Adrians Nachkommen erweitert, und war im J. 1804 zu 5450 Thlr. angewachsen. Die zweite Stiftung ist vom 10. Mai 1613; aus den Zinsen von 600 Gulden, die sich im J. 1804 bis zu 5250 Thlr. vermehrt hatten, sollen die Criminalprozesse armer Borkscher Unterthanen geführt werden. Die dritte, vom 1. Jan. 1614, weiset 400 Gulden, im J. 1804 bereits 1975 Thlr., zum Besten der Armuth auf den Borkschen Gütern an. Die vierte Stiftung, vom 1. Jan. 1615, beträgt 500 Gulden, 3225 Thlr. im J. 1804; aus den Zinsen sollen fremde, reisende Arme, als exulirende und vertriebene Prediger, Schuldiener, Handwerksleute, gebrechliche, abgebrannte und unvermögende Personen, ein Almosen in Gelde, oder Speise, Kleider und Schuhe, erhalten. Andreas Adrian, des vorigen Enkel, kursächsischer Obristhofmeister, und dessen Gemalin, Friederike Elisabeth von Ziegesar, fügten am $\frac{4}{14}$. Mai 1689 eine fünfte Stiftung hinzu. Von 200 Gulden, 1450 Thlr. im J. 1804, sollen die Witwen und Waisen der Prediger der Regenwaldischen Synode die Zinsen beziehen. — Adrian Bernhard, geb. zu Döberitz, 21. Jul. 1668, wohnte den Feldzügen der Preußen in den Niederlanden bei, ging, nach dem Utrechter Frieden, als zweiter Gesandter an den Wiener Hof, wo er sich des großen Eugen Achtung gewann, ward von Friedrich Wilhelm I. zum Generalmajor ernant, auch 1713 Commandant, dann Gouverneur von Stettin. In dem Feldzuge von 1715 erwarb er sich besondern Ruhm, vorzüglich bei der Landung auf Rügen, welche den Fall von Stralsund entschied; er half auch, die Capitulation dieser wichtigen Festung abschließen. Im J. 1717 wurde er Dompropst zu Havelberg, bald darauf Generallieutenant und des schwarzen Adlerordens Ritter, dann 1728, an des von Ilgen Stelle, Statsminister, mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher brachte er, 1732, den wichtigen Vergleich mit dem Fürsten von Nassau-Dietz, über die Oranische Erbschaft zu Stande. Im J. 1733 wurde er General der Infanterie, und 1737 Feldmarschall. Er befand sich bereits sehr krank und schwach, als Friedrich Wilhelm I. die Welt verließ, erholte sich jedoch wieder, nachdem der neue König ihn am 24. Jul. 1740, persönlich besuchte, und, mit seinem ganzen Hause, in den Grafenstand erhoben hatte, so, daß er noch eine Sendung an den König von England übernehmen konnte. Er starb endlich am 25. Mai 1741, gleich verdient um den Stat und um sein Haus, welchem letztern er die Güter Pomellen und Ladentin, in dem Randow'schen Kreise Pommerns, dann das prächtige Lassehna in dem Fürstenthum Cammin erworben, auch das schöne Schloß in Stargord erbaut hatte. Sein jüngster Sohn, der Generalmajor Heinrich Adrian Graf von Bork, Oberhofmeister und Erzieher des Prinzen von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelms II., hat sich noch außerdem als ökonomischer Schriftsteller, dann als Samler einer eben so zahlreichen als auserlesenen Bibliothek bekant gemacht; letztere enthielt, außer vielen andern Merkwürdigkeiten, was vielleicht niegends weiter in der Welt zu finden, den ganzen Büchervorrath des sinnreichen und unüberwindlichen Ritters von Mancha.

Die Hauptlinie zu Labes-Wangerin, wozu die Häuser Schönenwalde, Pansin und Falkenburg gehören, wurde von Claus, des Erasmus Sohne, gegründet. Clausens Enkel, Heinrich, der schwarze Ritter genant, erwarb Falkenburg, Stadt und Schloß [2]), so lange derer von Wedel gewesen, auch Pansin, die Burg, in dem Saziger Kreise, welche er, samt Barsewitz und Gollin, von dem Johanniterorden [3]) zu Lehen empfing. Wolf, Hofmarschall zu Stettin, brachte 1545 die Stadt Zachan, in dem Saziger Kreise, von dem nämlichen Orden käuflich, doch als ein Mannlehen, an sich. Der allzu früh verstorbene Minister, Caspar Wilhelm von B., einer der ausgezeichnetsten Statsmänner seiner Zeit, geb. 30. August 1704, gest. 1747, gehört ebenfalls unter die Nachkommen des schwarzen Ritters [4]).

Welcher Linie die unglückliche Sidonia von Bork angehörte, können wir nicht sagen: ihre Geschichte ist kürzlich diese. Sidonia, schön, reich und stolz, glaubte, nur ein Fürst sey würdig, sie zum Ehebette zu führen. Es gelang ihr auch, nachdem schon mancher Freier abgewiesen worden, die Liebe eines pommerschen Prinzen zu ge-

---

1) In dem Borkschen Kreise von Hinterpommern, in welchem Kreise überhaupt alle die Güter zu suchen sind, von denen nicht ausdrücklich das Gegentheil gesagt wird.

2) Bekanntlich eines der wichtigsten Güter der Neumark, wozu an 15,000 Morgen Holz gehören. 3) Nicht St. Johanniterorden, wie man seit Kurzem in Berlin schreibt. Niemandem ist es noch eingefallen, ein St. Benedictiner, St. Bernhardiner, St. Augustiner, St. Hieronymiter zu seyn. 4) Des Ministers schätzbare Samlung von Handschriften, die pommersche Geschichte betreffend, befindet sich in Falkenburg. Die von ihm ausgearbeitete Übersetzung des Lucan, in gebundener Rede, erschien nach seinem Tode zu Halle 1749. G.

winnen; davon wollten aber die fürstlichen Ältern nichts wissen, vielmehr wurde der Prinz gezwungen, sich eine standesmäßige Gemalin antrauen zu lassen. Die verschmähete Sidonia wurde Klosterfrau zu Marienfließ, ihren Gram wußte sie zu meistern, an seine Stelle trat in ihrem Gemüthe der Durst nach Rache. Sie machte mit vorgeblichen Schwarzkünstlerinnen Bekantschaft, und suchte, von ihnen unterrichtet, dem ganzen Stamme der pommerschen Herzoge ein Ende, alle Ehen in dem zahlreichen Hause unfruchtbar zu machen. Es fügte sich, daß alle seine Prinzen, von denen eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erwarten stand, kinderlos verstarben. Verschiedene der Zauberei verdächtige Personen wurden eingezogen, einhellig gestanden sie ihren Umgang mit der Sidonia. Nach der Praxis der Hexengerichte mußte diese ebenfalls in Verhaft genommen werden. Sie bekannte, und man versprach ihr das Leben, wenn sie die Bezauberung aufheben wolle. Sie erklärte, dies sey unmöglich, indem sie das Zaubermittel in den Fluß geworfen hätte. Darauf wurde sie, im 80sten Jahre ihres Alters, zu Stettin 1620 enthauptet, und ihr Leichnam verbrant. Vorher hatte Herzog Bogislaus XIV. sie durch seinen Hofmaler abkonterfeien lassen; das Bildniß wird sich wahrscheinlich noch in Stargord befinden. Auch der 1618 verstorbene Herzog Philipp II. soll durch der Sidonia Zauberkünste um das Leben gekommen seyn.

Im J. 1714 bekleideten 36 Borken Hof- oder Kriegsdienste.

Der Borksche Kreis, unter dem, vor der neuen Eintheilung, die sämtlichen Stammbesitzungen des Geschlechts begriffen waren, enthielt im J. 1798 drei Städte, Labes, Regenwalde und Wangerin, 52 Dörfer, 78 Vorwerke, 10 Meiereien, 3042 Menschen und 593 Häuser in den Städten, 1273 Feuerstellen und 7676 Menschen auf dem platten Lande, 17 Mutter-, 24 Filialkirchen, dann $374\frac{1}{4}$ steuerbare Landhufen. Es gab eine Zeit, daß alles dieses Borkisches Eigenthum war, bis auf die wenigen Gutsantheile, die andern Geschlechtern, die v. Lockstedt, v. Meseritz u. s. w. zu Afterlehen gereicht wurden. Die Borken hatten nämlich zehn adelige Lehenleute, weshalb sie auch zu den pommerschen Schloß- und Burggesessenen gerechnet werden. Sie führen im Wapen zwei über einander gesetzte rothe Wölfe im goldnen Felde, und unterscheiden sich dadurch von den Borken zu Brallentin in dem Pyritzscher Kreise. Letztere, die von Alters her derer von Wedel Vasallen waren, führen im silbernen Schilde ein halbes Hirschgeweih von sechs Enden, und fünf in einem halben Kranze über einander gestellte rothe Rosen. Die Gosczynski in Polen, die ihren Namen von dem Gute Goscyce unweit Krakau und Iwanowice, entlehnen, sollen mit den Borken zu Regenwalde von einerlei Herkunft seyn [5]). (*v. Stramberg.*)

Borke, s. **Rinde** und **Schorf**. **Borkenkäfer**, s. **Bostrichus**.

BORKELO, eine kleine Stadt im Bez. Zütphen der niederländischen Provinz Geldern. Sie ist der Hauptort einer Herrlichkeit, die zuletzt dem Hause Flemming gehörte, liegt an der Borkel und zählt in 200 Häus. 916 Einw. (*Hassel.*)

BORKEN, 1) Stadt in dem Landgerichte und Kreise Homberg der kurhess. Prov. Niederhessen. Sie liegt am Olmsbache, $4\frac{1}{2}$ M. von Hersfeld, ist ganz offen, hat aber 2 Thore, 1 Marktplatz, gepflasterte Straßen, 1 Kirche, 1 Knaben- und 1 Mädchenschule, 1 Hospital, 1 Rathhaus, 2 Edelhöfe, 163 Häus. und 1156 ref. Einw., worunter 56 Juden und 62 Gewerbetreibende, die 4 Jahrmärkte halten, aber sich vorzüglich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen. — Borken hat ein hohes Alterthum: schon 1373 wurde es unter den Städten genant, die dem Kurfürsten von Sachsen huldigten. Aber es wurde im 30jährigen Kriege ganz zerstört und noch liegt der bessere Theil des Orts wüste. Er war sonst der Sitz eines weitläufigen Amts, das bei der neuen Organisation des Kurstats eingezogen und unter andere Ämter vertheilt ist. (*Hassel.*) 2) an der Aa in der Salm-Salmischen Standesherrschaft, Kreisstadt im Reg. Bez. von Münster mit 2170 Einw., die sich zum Theil von Tuch-, Rasch- und Leinweberei nähren. (*H.*)

BORKHAUSEN (**Moritz Balthasar**), Großherzoglich Hessischer Kammerrath zu Darmstadt, geboren zu Gießen 1760. Er widmete sich auf der Hochschule seiner Vaterstadt dem Studium der Rechte, folgte aber daneben seiner überwiegenden Neigung zu naturhistorischen Forschungen, und beschäftigte sich, unter widrigen Umständen und nur von wenigen Hilfsmitteln unterstützt, besonders mit Botanik, Zoologie, Physik und Mineralogie. Mehre Jahre praktizirte er in einer Amtsstube in Oberhessen, war bis 1788 Hofmeister bei dem geh. Tribunalsrath Höpfner in Darmstadt, und vollendete unter der Leitung des rühmlichst bekannten Naturforschers Scriba, Kirchenraths zu Arheilige bei Darmstadt, seine wissenschaftliche Ausbildung. Erst 1793, da ihn das Ausland wegen seiner Schriften schon mit Achtung nannte, wurde er in Darmstadt Assessor bei der Landes-Ökonomie-Deputation, kam 1796 in gleicher Eigenschaft zum Oberforstkolleginm, wurde 1800 Kammerrath bei demselben Kollegium, hielt daneben Privatvorlesungen über Forstbotanik und Forsttechnologie, und starb den 30. November 1806. Achtungswerth als Mensch in den engern Verhältnissen des Lebens, war Borkhausen in ganz Deutschland rühmlich bekant als Naturforscher, indem er in seinen Schriften das Bekannte nicht nur in guter Ordnung wiederholte, sondern auch manches wichtige Neue und Eigene vortrug. Besonders rühmten seine Bekannten, außer der bewundernswürdigen Stärke seines Gedächtnisses, den Scharfsinn, womit er, eben so leicht als glücklich, jedes Charakteristische der Naturkörper auffaßte. Schon sein erstes Werk: Naturgeschichte der europ. Schmetterlinge, nach systematischer Ordnung. Frkft. a. M. 5 Th. 1788—1794. 8., zeichnete sich durch den außerordentlichen Fleiß beim Beobachten, verbunden mit der dazu gehörigen Sachkentniß, durch einen Reichthum der Arten, Bündigkeit der Beschreibungen und Berichtigung der Synonymen so vortheilhaft aus, daß es ihm einen ehrenvollen Rang unter den teutschen Entomologen erwarb. Sein Versuch einer Erklärung der zoologischen Terminologie Eb. 1790. 8.

5) Vgl. Additamenta u. Anmerkungen bei dem Stammbaum des uralten adeligen Geschlechts der Hrn. Borken. Berlin, gedr. in der Kön. Preuß. Hofbuchdruckerei. 4. Bog. 5.

entspricht vollkommen der Absicht, der Verwirrung in der Verschiedenheit der Ausdrücke abzuhelfen, und zur Selbstbelehrung für Forstbediente empfehlenswerth ist sein Versuch einer forstbotanischen Beschreibung der in den Hessen-Darmstädtischen Landen im Freien wachsenden Holzarten. Eb. 1791. 8. Brauchbar für Anfänger ist sein botanisches Wörterbuch. Gießen 1797, 2 Bde.; mit Zusätzen und Berichtigungen bis auf die neueste Zeit, verm. v. G. F. Dietrich, 1816. 8.; seine teutsche Fauna. Frft. a. M. 1. Th. 1797. 8., so wie sein Handbuch der Forstbotanik und Forsttechnologie. Gießen, 2. Th. 1800. 8. Neues findet man zwar in diesen Schriften wenig, aber der Verfasser hat doch die Versuche, Erfahrungen und Bemerkungen älterer und neuerer Naturforscher sorgfältig gesammelt, gehörig gewürdigt, geprüft und berichtigt. Ein sehr verdienstliches, nach einem gut angelegten Plane unternommenes Werk ist die von ihm, in Verbindung mit einigen andern Naturforschern, herausgegebene teutsche Ornithologie, in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen. Darmst. 1800 ff. 16 Hefte gr. Fol. Er selbst hinterließ eine schöne Samlung meistens selbst bearbeiteter ausgestopfter Vögel, die bei weitem den größten Theil teutscher Vögel enthält. Mit Fr. J. von Günderode fing er 1804 an, die Pflaumen mit ausgemalten Kupfertafeln herauszugeben. Sein **Tentamen dispositionis plantarum Germaniae seminiferarum, secundum novam methodum, a staminorum situ et proportione. Darmst.** 1792; 1809. 8. scheint wenig beachtet worden zu seyn. In der Frankfurter Encyklopädie bearbeitete er den ersten Theil fast ganz allein, und viele neue Beobachtungen theilte er in Scriba's Beiträgen zur Inseltengeschichte; im ersten Bande von Römers neuem Magazin für die Botanik aber reichhaltige Beiträge zur teutschen Flora mit. Seine Recensionen in der Jenaischen allg. Lit. Zeit. sind mit M. B—hs— unterzeichnet*). *(Baur.)*

BORKUM, eine ostfriesische Insel, zum Amte Pewsum gehörend, mit einer Kirche, etwa 175 Häus. und 400 Einw. reformirter Religion. Sie liegt von dem nächsten Theil des festen Landes ungefähr 3 Meilen entfernt, gegen Norden an der Nordsee und südlich vor dem Ausfluß der Ems, die sich bei derselben in zwei Strömungen theilt, welche die Ost- und West-Ems genant werden, und die Insel gegen Osten und Westen einschließen. Doch geht mitten durch diese zur Zeit der Fluth auch das Wasser, wodurch die Insel in zwei Theile getheilt wird, in das sogenannte Ost- und Westland. Jeder Theil ist an den Seiten gegen die See mit Dünen umgeben, in welchen sich viele Kaninchen aufhalten. Das Ganze ist nach Camps Charte von Ostfriesland ½ □M. groß, wahrscheinlich aber noch etwas größer; wenigstens ist Borkum unter den ostfriesischen Inseln die größte. Auf dem Ostlande stehen nur 5 Häuser; die andern befinden sich auf dem Westlande, wo auch die Kirche und ein Thurm befindlich ist, der, um den Schiffern zum Leuchtthurm zu dienen, im J. 1576 auf Kosten der Stadt Emden erbauet wurde[1]). Dieser Thurm steht nach Camp[2]) auf 24° 18′ 49″ L. und 53° 35′ 55″ Br.; nach Krayenhoff[3]) aber auf 24° 20′ 12″ L. und 53° 35′ 20″ Br. Außerdem unterhielt die Stadt Emden unter der vormaligen preußischen Regirung für die Schiffahrt, seit 1779, daselbst eine sogenannte Feuerbake, auf welcher in jeder Nacht 2000 Pfund Steinkohlen verbrant wurden. Seit der hannöverschen Besitznahme von Ostfriesland unterhält die Regirung auf dem Thurm eine zweckmäßige Laterne, mit parabolischen Reflectoren. Der Boden besteht aus Seesand, Kleierde und mooriger Erde. Die Einwohner treiben Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht; sie säen Rocken, Gerste, Haber und selbst Bohnen, und halten Pferde, Kühe und Schafe. Die meisten aber leben von der Seefahrt, und fahren als Schiffer und Matrosen auf ostfriesischen und holländischen Schiffen.

Die Insel Borkum war in alter Zeit viel größer, so daß sie sich wahrscheinlich ostwärts bis nahe an das feste Land, und auch west- und nordostwärts viel weiter erstreckte. Nach und nach wurde sie indeß kleiner, und zerriß endlich, wahrscheinlich in einer großen Wasserfluth im J. 1170[4]) in mehre kleine Inseln, von welchen jetzt ihr eigener Rest und die benachbarte Insel Juist noch übrig ist. Es läßt sich denken, daß durch diese Katastrophe der Boden der Insel eine große Veränderung erlitten habe; doch ist ohne Zweifel der dortige Kleiboden schon uralt. Auch entstand damals erst die jetzige östliche Ausströmung der Ems, die Ost-Ems genant, da vorher nur die jetzige West-Ems, als der einzige Ausfluß zwischen Borkum und dem jetzigen Gröningerlande vorhanden war.

Die Insel Borkum war schon den Alten bekant unter dem Namen *Βυρχανις* u. Burchania[5]). Die Insel hatte zur Zeit der Römer unstreitig noch ihre alte Größe, doch auch schon ihren jetzigen Namen. Die Bedeutung desselben ist indeß dunkel. Man schreibt ihn Borkum, spricht aber Börkum; vielleicht sagte man zur Römerzeit birghum, dies hieße in der altfriesischen Sprache eine bergige Gegend[6]). Aus Tacitus **Annal. II. 24.** erhellet zugleich, daß zur Zeit der Römer die Küste des Chaukenlandes, wozu damals Borkum gehörte, sehr hoch und bergig gewesen sey. *(J. Ch. H. Gittermann.)*

BORLACE, Borlase (William), Mitglied der kön. Gesellschaft in London, geboren den 2. Febr. 1696 zu Pondeen in Cornwallis. Er studiete zu Oxford, erhielt 1722

*) Jen. allg. Lit. Zeit. Intell. 1807. Nr. 9. (Beckers) Nationalzeit. 1807. S. 85. Die Biograph. 6. Bd. 531. Strieder's hess. Gel. Gesch. 18. Bd. 62—65.

1) *Harkenroht* Oostfriesche Oorsprongkel. Groning. 1731. p. 471. 2) Freese's Erläuterung der Campschen Charte rc. S. 18. 3) Ostfriesische Monatsschrift, 1817. April. S. 27. 4) *G. Outhofs* Verhael van alle hooge Watervloeden. Emden 1720. p. 265—275. 5) *Strabo* Geogr. Lib. VII. und *Plin.* Histor. natur. IV. 13. Der erstere erzählt, daß der römische Feldherr Drusus sie (etwa 10 Jahr vor Chr. Geb.) mit Gewalt eingenommen habe. Und Plinius bemerkt: Tres et viginti inde insulae Romanorum armis cognitae. Earum nobilissimae, Burchania, Fabaria nostris dicta, a frugis similitudine sponte provenientis. Das Gewächs, den (wälschen) Bohnen ähnlich, werden die sogenannten Pferdebohnen gewesen seyn, die wenigstens auf der Insel Borkum, sowol nach Maßgabe des Klima's, als auch des daselbst noch jetzt vorhandenen Kleibodens, wol wild wachsen konnten. 6) Wiarda's Altfries. Wörterbuch rc. S. 54.

die Pfarre Ludgvan in Cornwallis, wozu 1732 noch die Vicarie zu St. Just kam, wurde 1750 in die kön. Gesellschaft aufgenommen, und starb den 31. August 1772. Der Reichthum der Grafschaft Cornwallis an Alterthümern, an Fossilien, Mineralien und Metallen, weckte seinen Forschungsgeist, und diesem dankt man folgende gehaltreiche Werke: Antiquities, historical and monumental, of the county of Cornwall, with a vocabulary of the cornu-british language. Oxf. 1754; Ed. II. augm. Lond. 1769. fol. mit 36 Kupf. und einer Karte. The natural history of Cornwall, the air, climate, waters etc. Oxf. 1758. fol. mit 28 Kpf. und einer Karte. Da er dem ashmotischen Museum zu Oxford seine in beiden Werken beschriebenen Fossilien und Alterthümer zum Geschenke machte, so beehrte ihn die Hochschule daselbst 1766 mit der Würde eines Doctors der Rechte. Viele Abhandlungen, Beobachtungen und Briefe ließ er von 1750 bis 1772 in den Transactions philos. Bd. 48 bis 62 abdrucken*). (*Baur.*)

BORLACH, irrig Borlacher (Joh. Gottfried), kön. polnischer und kursächs. Bergrath und Direktor der Salzwerke zu Kösen bei Naumburg, geb. zu Dresden den 24. Mai 1687. Er lernte das Tischler-, oder, wie Andere behaupten, das Müllerhandwerk, legte sich aber daneben mit großem Fleiße auf Mathematik, Mechanik und Zeichnenkunst und sammelte auf seinen Reisen durch Holland, England, Polen, Ungarn und Siebenbürgen mannigfaltige Kentnisse, die er zum Besten seines Vaterlandes anwendete. Ausgezeichnete Verdienste erwarb er sich um Verbesserung des Maschinenwesens bei dem sächsischen Berg- und Salinenbau, und die Salzwerke in Polen setzte er in einen so blühenden Zustand, daß dieselben, da sie vorher um 140,000 Thaler verpachtet waren, nunmehr auf 350,000 Thaler genutzt werden konnten. Er verfertigte auch über dieselben sehr prächtige Karten. In Sachsen verbesserte er besonders die Salzwerke zu Artern und Kösen, und entdeckte 1762 das zu Dürrenberg. Sehr vortheilhafte Einrichtungen traf er in Ansehung der Kanneraßbleichen und der Weberstühle zu damastenen Zeugen, und von mehren gelehrten Gesellschaften erhielt er Preise wegen scharfsinniger Aufsätze über Gegenstände der Mechanik. Die Direktion der Salzwerke zu Kösen, die ihm zur Belohnung seiner Verdienste übertragen worden war, behielt er bis an seinen Tod, welcher den 4. Jul. 1768 erfolgte. Er hat Verschiedenes drucken lassen, z. B. das Perpetuum mobile eines gewissen Johann Ernst Elias Offyrus betreffend, von dem Strieder in der hess. Gel. Gesch. Bd. 10. S. 150—174 Nachricht gibt. Die meisten seiner Schriften blieben Manuscripte, z. B. ein ausführliches, wahrscheinlich unvollendetes Werk über die Akustik, und sehr schätzbare Briefe, die er mit den berühmtesten Mathematikern in Teutschland wechselte und die viele wichtige Entdeckungen und Nachrichten enthielten, besonders das Maschinenwesen beim Bergbau betreffend†). (*Baur.*)

*) Biograph. britan. Adelung's Zus. zum Jöcher. Biogr. univ. T. V.

†) Jenaische Zeitung von gel. Sachen. 1768. S. 552—54. J. W. Heun's Vorrede zu William Browerigg's Kunst, Kochensalz zuzubereiten. Lpz. 1776. 8. S. XXIV—XXVI. Römer's Staatsrecht u. Statist. v. Sachsen. 2. Th. 684. Hennicke's Beiträge zum Jöcher'schen Gel. Lex. 1. St. 59.

Borlase, s. Borlace.

BORMES, Marktflecken in dem Bez. Toulon des franz. Dep. Var; er liegt unweit dem Meere, an dem sich eine schlechte Rhede befindet, und hat 1 altes Schloß und 1316 Einwohner, die doch einige Fischerei treiben. (*Hassel.*)

BORMIDA, Fluß im Fürstenth. Piemont, der bei Bormida entspringt, und nach einem Laufe von 20¾ M. unweit Alessandria in den Tanaro fällt. (*Röder.*)

Bormio, s. Worms.

BORMISKOS, nach Steph. Byz. der Ort in der makedonischen Landschaft Mygdonia, wo Euripides an den Folgen eines Hundsbisses starb, nach Thucyd. IV. 103. der ihn Bromiskos nent, am See Bolbe gelegen. Wahrscheinlich entstand aus den Trümmern dieses Ortes das spätere Arethusa. (*Ricklefs.*)

Born, s. Brunnen; Bornfahrt u. Bornmeister, s. Salzwerke.

BORN, der Name einiger rühmlich bekannten sächsischen Rechtsgelehrten, deren Geschlecht aus Pommern abstamt, wo es schon im 14. Jahrh. den Adel hatte. Veit Born, aus diesem Geschlechte, war Offizier in schwedischen Diensten, und starb in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in dem Dorfe Eutritzsch bei Leipzig, wo er sich angekauft hatte. Sein Enkel, Valentin, war Kaiser Ferdinand I. geheimer Secretär, stand bei demselben in großer Gnade, und erhielt von ihm die Erneuerung seines Adels. Einige seiner Nachkommen dienten bei der kaiserl. Armee, bis auf Johann Born, der in Leipzig den 7. Jul. 1600 geboren war, und daselbst den 4. August 1660 als Professor der Rechte und Decemvir der Hochschule starb. Man hat nur einige Dissertationen von ihm [1]). Unter seinen vielen Kindern, von welchen Friedrich Reichshofrath und Heinrich Prokonsul in Leipzig war, ist Jakob unter den Gelehrten am bekanntesten. Er war den 24. Jul. 1638 in Leipzig geboren, und nachdem er hier, in Jena und Strasburg den akademischen Cursus vollendet hatte, erhielt er 1663 in seiner Vaterstadt den juristischen Doktortitel und bald darauf auch verschiedene Ämter im Senat, Consistorium und Oberhofgericht und bei der Hochschule, deren geschätzter Lehrer er war, bis er 1695 als wirklicher geheimer Rath nach Dresden berufen wurde, und zwar mit Beibehaltung seiner bisherigen Ämter, die ihn oft nach Leipzig riefen. Der Hof gebrauchte ihn bei mehren wichtigen Statsverhandlungen, sandte ihn zweimal an den teutschen Kaiserhof, und überall entsprach er dem Vertrauen, das man auf seine Einsichten, seine Klugheit und Rechtlichkeit setzte. Überhaupt galt er zu seiner Zeit für den größten Rechtsgelehrten in Sachsen, und seine Decisionen wurden den Gesetzen gleich geachtet. Zur Verbesserung des gerichtlichen Prozesses in seinem Vaterlande trug er viel bei, an der Leipziger Wechselordnung, die 1682 gedruckt erschien, hat er großen Antheil, und einige ansehnliche

1) (*Hier. Kronmayeri*) Progr. acad. in eius funere. Lips. 1660. 4.

Stiftungen bei der Hochschule in Leipzig erhalten ihm ein ehrenvolles Andenken. Seine Schriften bestehen in Dissertationen, die 1705 zu Leipzig in 4., mit einem Register der vornehmsten Sachen, zusammen gedruckt worden sind. Die bekannteste unter denselben ist die Diss. de jure in re, actiones reales producente. Lips. 1662. 4., gegen Heinrich Hahns Diss. de jure rerum, et juris in re speciebus. Born hält das Eigenthum für das einzige dingliche Recht, woraus alle Realklagen entständen. Er starb den 12. Jun. 1709 am Stein und hinterließ einen Sohn, Johann Franz, der 1732 als Prokonsul in Leipzig und Canonikus zu Merseburg starb [2]). Unter seinen Nachkommen ist vorzüglich zu bemerken Jakob Heinrich, Kanzler des Domstifts zu Meißen, kurfürstl. sächsischer wirklicher Appellationsrath, des Oberhofgerichts und Schöppenstuhls in Leipzig Beisitzer, und der Stadt Leipzig ältester Bürgermeister. Sein Vater war der um Sachsen vielfach verdiente Jakob Born der jüngere, königl. polnischer und kursächs. Vicekanzler, des Oberhofgerichts und Schöppenstuhls Beisitzer, und ältester Bürgermeister in Leipzig. Der Sohn war den 2. Januar 1717 in Leipzig geboren, vollendete daselbst seine akademischen Studien, erhielt 1739 die juristische Doktorwürde, wurde in eben dem Jahre Rathsherr, erlangte nun allmälig die angezeigten Ämter, und starb den 3. Dec. 1775 zu Dresden, wo er sich als Abgeordneter auf dem Landtage befand. Er war ein gründlicher Gelehrter, der wol nur durch seine Ämter verhindert wurde, sich größern literarischen Ruhm zu erwerben. In jüngern Jahren gab er mehre interessante, mit Beifall aufgenommene Schriften heraus, als die Dissertationen De sortitione magistratuum Atticorum, contra Pythagoreos defensa. Lips. 1734. 4. De Delphino Atheniensium tribunali. Ib. 1735. 4. De antestatione in jus vocantium apud Romanos. Ib. 1737. 4. und De poenis libertorum ingratorum apud Romanos. Ib. 1738. 4. Ferner De jure stapulae et nundinarum civitatis Lipsiae, dissertt. binae. Ib. Ed. II. auct. 1739. 4. Teutsch mit Anm. von J. A. Heinholdt. Eb. 1741. 4. Da ein Ungenannter (der Domänenrath Christoph Cellarius zu Magdeburg) dagegen eine historische Nachricht von dem Stapelrecht der Stadt Magdeburg. Magdeb. 1741. 4. herausgab, so schrieb Born eine Abhandlung von dem Stapelrecht der Stadt Magdeb. Leipz. 1742. 4. [3]) Zu bemerken sind noch Borns Animadversiones in J. Schwarzii Disquis. accdemicam: Utrum iure culpandus sit Tribonianus, quod in componendis pandectis ethnicorum hominum scripta compilaverit. Lips. 1737. 4. und sein Antheil an den Actis Eruditorum [4]).

Als Philosoph der Kantischen Schule und als Philolog hat sich Verdienste erworben Friedrich Gottlob Born, vermuthlich von der Familie der vorigen, geboren in Leipzig 1743. Er war daselbst von 1785 bis 1802 außerordentlicher Professor der Philosophie, und kam von da als Schloßprediger des Baron von Uckermann nach Weesenstein bei Pirna. Da es sein Amt erlaubte, hielt er sich viel in Dresden auf und starb den 8. December 1807. Als die Kantische Philosophie sich zu verbreiten anfing, war er einer der ersten und eifrigsten Anhänger derselben, gab mit J. H. Abicht ein Neues philosophisches Magazin, zur Erläuterung des Kantischen Systems. Lpz. 1789—91. 2 Bde. 8. heraus, nachdem er vorher geschrieben hatte: Versuch über die ersten Gründe der Sinnenlehre. Ebend. 1788. 8. und Versuch über die ursprüngliche Grundlage des menschlichen Denkens und die davon abhangenden Schranken unserer Erkentniß. Eb. 1791. 8.; und, um auch den Ausländern die neue Philosophie bekant zu machen, gab er sich die Mühe, nicht allein Reinholds Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, sondern auch Kants eigene Schriften, mit vieler Sorgfalt, Genauigkeit und in echt römischer Sprache zu übersetzen: J. Kantii opera ad philosophiam criticam. Lips. Vol. IV. 1796—98. 8. [5]). Auch Adelungs teutsche Sprachlehre (Leipz. 1789. 8.) und Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte übersetzte er (Leipz. 1797. 8.) in gutes Latein, gab des Anakreon und der Sappho Gedichte (Leipz. 1789. 8.) mit einem unbefriedigenden Commentarius perpetuus heraus, verbesserte Kirschii cornu copiae (Leipz. 1790. 8.) gab einen Nomenclator graecus, seu Lexicon manuale linguae graecae. Ib. 1798; mit einem neuen Titelblatte 1817. 8., eine neue Ausgabe von Bruders Institutt. historiae philosophicae mit Verbesserungen und einer (sehr mangelhaften) Fortsetzung. (Leipz. 1790. 8.) heraus, u. e. a. [6]). *(Baur.)*

Born (Ignatz Edler von), des heil. röm. Reichs Ritter, Herr auf Altzedlitsch, Inchau rc., kais. kön. wirkl. Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen in Wien. Er war den 26. December 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen von sehr wohlhabenden Ältern geboren, die er aber schon in den ersten Jahren der Kindheit verlor. Die Elementarkentnisse erlernte er in Hermannstadt und nachdem er vom 11. bis 17. Jahr in Wien Humaniora und Philosophie studirt hatte, trat er in die Gesellschaft Jesu, verließ sie aber nach 16 Monaten wieder, und begab sich auf die hohe Schule zu Prag, wo er juristische Vorlesungen hörte. Nach Vollendung des akademischen Cursus bereiste er Teutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich, und als er wieder in sein Vaterland zurück gekommen war, weihte er sich ausschließend dem

---

2) Vom Vater sehe: Jak. Born's letztes Ehrengedächtn. Leipz. 1709. Fol. *Jac. Henr. Born* Elogium Jac. Born. Lips. 1759. 8. Jugler's Beiträge zur jur. Biogr. 4. Bd. 1. St. 36—47. 3) Ausführliche Nachr. von diesem Streite findet man in der Berlin. Bibl. Bd. 3. S. 12—32. und in (Nettelbladts) Beiträgen zur jurist. Gel. Historie. 1. Bd. 609—633. 4) Weidlich's zuv. Nachr. von jetztleb. Rechtsgel. 6. Th. 246—257. *Saxii* Onomast. P. VI. 519. Adelung zum Jöcher, Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

5) Der erste Band enthält eine Übersetzung der Kritik der reinen Vernunft; der 2te begreift die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die Anfangsgründe der Metaphysik der Natur, die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, und die Religion innerhalb der Gränzen der blosen Vernunft; der 3te die Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft; und der 4te, außer einigen kleinern Aufsätzen, die Metaphysik der Sitten, d. i. die metaphysischen Anfangsgründe der Rechts- und Tugendlehre. 6) Meusel's gel. Deutschl. Haymann Dresdens Schriftsteller. 253.

Studium der Mineralogie, Naturlehre und der Bergwerkswissenschaften, wurde 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte in Prag, und unternahm in eben diesem Jahre eine mineralogische Reise nach Niederungarn, Siebenbürgen, Temeswarer Banat und Krain. Die scharfsinnigen Resultate dieser Reise enthalten seine an den berühmten Mineralogen J. J. Ferber geschriebenen und von diesem herausgegebenen reichhaltigen Briefe über mineralogische Gegenstände. Frankfurt und Leipzig 1774. 8. mit Kupfern, die von R. E. Raspe (London 1777. 8.) ins Englische, 1778 zu Venedig ins Italiänische, und von Monnet (Paris 1780. 8.) mit einigen Anmerkungen ins Französische übersetzt wurden. Bald nach der Rückkehr von seiner Reise erhielt er die Stelle eines Bergraths, allein eine chronische Krankheit, die er sich bei dem Befahren einer Grube in den ungarischen Bergstädten zugezogen hatte, nöthigte ihn, diese Stelle niederzulegen, und sich auf sein Landgut Altzedlitsch zu begeben, wo er vier Jahre lang von einer zärtlichen Gattin gepflegt, vergebens die Wiederkehr seiner Gesundheit hoffte, denn von der Zeit an litt er bis an seinen Tod an chronischen Schmerzen, Bleikolik und zuletzt an Lähmung der Füße. Aber die Thätigkeit seines Geistes wurde dadurch so wenig gehemt, daß er sich vielmehr eine ehrenvolle Stelle unter den größten Mineralogen und Metallurgen seines Zeitalters in und außer Teutschland erwarb. Nachdem er des Jesuiten Nic. Poda Beschreibung der bei dem Bergbau zu Schemnitz in Niederungarn errichteten Maschinen (Prag 1771. 8. mit 35 Vignetten) herausgegeben hatte, erschien sein nach Cronstedt geordnetes, viele neue Mineralien enthaltendes Lithophylacium Bornianum s. index fossilium, quae collegit, in classes et ordines digessit Ign. de B. Pragae 1772—75. Vol. II. 8. mit Kpf., und schon damals rechneten es sich die Akademien zu Stockholm, Siena, Padua und London zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Obgleich Naturforschung immer seine Hauptbeschäftigung blieb, so nahm er doch auch an andern literarischen Unternehmungen lebhaften Antheil, und förderte ihr Gedeihen. Die (von F. M. Pelzel und Andern herausgegebenen) Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler, nebst kurzen Nachrichten von ihrem Leben und Werken. Prag, 4 Thle. 1773—1782. 8., die Acta literaria Bohemiae et Moraviae, und die Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte. Prag. 6 Thle. 1775—1784. 8. würden vielleicht ohne ihn nicht vorhanden seyn. Die letztere Gesellschaft dankte ihm ihre Stiftung, und er bereicherte die Schriften derselben, deren Herausgeber er war, mit vielen gehaltvollen Aufsätzen. Eine Folge dieser ausgezeichneten Verdienste war es, daß ihn die Kaiserin Maria Theresia 1776 nach Wien berief, um das k. k. Naturalienkabinet neu zu ordnen. Er entsprach nicht nur diesem Befehle, sondern erwarb sich zugleich ein neues Verdienst um die Naturkunde durch Herausgabe des Index rerum naturalium Musei Caesar. Vindob. P. I. Testacea. Viennae 1778. 8., neu gedruckt und aufs prächtigste ausgestattet unter dem Titel: Testacea Musei Caesar. Vindob., quae jussu Mariae Theresiae disposuit et descr. Ign. a Born. Ib. 1780. gr. Fol. mit 18 illum. Kupf. und vielen Vignetten (Pr. 36 Thlr.); ein Werk, das zu den vorzüglichsten in der Konchyliologie gehört, besonders wegen der völlig naturgetreuen, sehr fein und genau illuminirten Abbildungen von solchen Arten oder Abänderungen, die vorher entweder gar nicht, oder nicht richtig abgebildet waren [1]). Die Kaiserin ernannte ihn 1779 zum wirklichen Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Bergwerkswesen, und da er jetzt seinen beständigen Aufenthalt in Wien hatte, so sammelte er auch hier die verdienstvollsten Männer um sich, und benutzte unter andern seine freimaurerischen Verbindungen zu wissenschaftlichen Zwecken durch Herausgabe eines Journals für Freimaurer, das nie in den Buchhandel kam, und durch die unter seiner wirksamsten Theilnahme erschienenen physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde [2]) in Wien. Wien, 2 Jahrg. oder 7 Quartale 1783—91. 8. Durch alle Welttheile aber erscholl seines Namens Ruhm als Verbesserer der Amalgamation, oder des Anquickens der edlern Metalle haltendern Mineralien, die er 1784, nach Besiegung zahlloser Schwierigkeiten und nach einer Menge gelungener Versuche, glücklich zu Stande brachte. Wegen dieser Erfindung gebührt ihm zugleich eine Stelle unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts. Ausnehmend beträchtliche Holzersparung, die dadurch bewirkte Möglichkeit, Bergwerke in Gegenden zu treiben, in welchen sie sonst des Holzmangels wegen unbearbeitet bleiben müßten, und Schonung des Lebens und der Gesundheit vieler Menschen durch Einführung einer weit gesündern Arbeit als die von Bleirauch begleitete, sind anerkannte wichtige Vorzüge der Bornschen Amalgamationsmethode, wenn man auch die Vermehrung der Masse edler Metalle, die Ersparung des Bleies etc. nicht in Anschlag bringen wollte. Er selbst beschrieb seine Methode in der, auf Befehl des Kaisers Joseph II. herausgegebenen, jedem Kenner und Freunde des Berg- und Münzwesens wichtigen Schrift: Über das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeise. Wien 1786. gr. 4. mit 21 Kpf. Französisch eb. 1788. 8. mit 21 Kpf. unter dem Titel: Méthode d'extraire les métaux parfaits des minerais et autres substances métalliques, par le mercure, womit zu verbinden sind die Lettres de Mr. Rubin de Celis à MMrr. Duhamel et de Born, avec une réponse de Mr. de Born sur l'amalgamation des métaux en Allemagne. 1789. 8. Der Kaiser, welcher die neue Amalgamationsmethode, die anfangs vielen Widerspruch fand, in allen seinen Erbstaten einführte, und die sich von da nach Sachsen, Böhmen, Schweden und bis nach Mexiko verbreitete, bewilligte dem Erfinder auf 10 Jahre den dritten Theil der

---

1) Man vgl. die Beurtheilungen dieses Werks in den Comment. Lips. Vol. XIV. p. 508 sq. in Beckmann's ökon. phys. Bibl. 10. Bd. 284. 11. Bd. 83. u. in Schröter's Liter. 1. Bd. 36. Der Letztere rügt mancherlei Fehler an dem Werke. Die Fortsetzung unterblieb, weil Kaiser Joseph II. demselben die nöthige Unterstützung entzog. 2) Der Maurer-Loge zur Eintracht, die Born gestiftet hatte. Es war eigentlich eine gelehrte Gesellschaft, an der die meisten Schriftsteller u. Literaturfreunde der Kaiserstadt Theil nahmen. Einiges von Born's freimaurerischer Wirksamkeit erzählt Bretschneider in Meusel's hist. u. lit. Unterhaltungen S. 20 f.

Summe, welche durch diese Einrichtung an den Kosten der gewöhnlichen Schmelzarbeit erspart wurde, und auf die 10 folgenden Jahre die Zinsen von eben diesem dritten Theile der ersparten Summe [3]). Ein neues Verdienst erwarb sich Born durch die mit dem Berghauptmann von Trebra gemeinschaftlich besorgte Herausgabe des wichtigen Werks: Bergbaukunde. Leipz. 2 Bde. 1789. gr. 4. [4]) und durch die Bearbeitung des Catalogue méthodique et raisonné de la collection des Fossiles de Mademoiselle Eleonore de Raab. Vienne, 1790. Vol. II. 8. m. Kpf., teutsch unter des Vfs. Aufsicht, 1790. 8., der in der Mineralogie zu den klassischen Arbeiten gezählt wird [5]). An der Vollendung mehrer andern Erfindungen und literarischen Arbeiten [6]) hinderte ihn seine anhaltende Kränklichkeit und die empfindlichsten Körperschmerzen, die er mit bewundernswürdiger Geduld ertrug, bis der Tod, am 24. Julius 1791, sein Leben endigte. Da er sein ganzes Vermögen und alle seine Einkünfte auf wissenschaftliche Versuche und literarische Bedürfnisse und zu wohlthätigen Zwecken verwendete, denn er war ein Menschenfreund in Wort und That, so hinterließ er den Seinigen nichts als den Ruhm seines Namens. An Geisteskraft und angebornem allgemeinen Talente war er unter den Männern seines Zeitalters einer der größten, und die Wirkungen, die sein thätiger Geist auf die Wissenschaften und auf seine Mitmenschen hatte, sichern seinem Namen die ehrenvollste Unsterblichkeit. Außer seinem Hauptfache, der Mineralogie, in der er Epoche machte, besaß er auch in den meisten übrigen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kentnisse, und mit Leichtigkeit schrieb und sprach er die bekanntesten europäischen Sprachen. Zur Erweckung einer hellen Denkungsart in Östreich, zur Entkräftung des Fanatismus, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Fleißes überhaupt, trug er unendlich viel bei; nicht sowol durch gedruckte Schriften, als durch persönlichen Umgang und durch literarische Gesellschaften. Sein Haus war gleichsam der Sammelplatz aller derer, die auf Kultur Anspruch machten, und selten kamen Fremde von Bedeutung, selbst fürstliche Personen, nach Wien, die nicht seine Bekanntschaft gesucht hätten. Er wußte Allen Alles zu seyn, und eine nie versiegende Quelle von Heiterkeit, Witz und guter Laune, verbunden mit einer großen Mannigfaltigkeit von Kentnissen, machten seine Gespräche eben so lehrreich als unterhaltend. Wie sehr er es in seiner Gewalt hatte, gegen Thorheit, Aberglauben und Fanatismus die Geisel der Satyre zu schwingen, zeigt eine, ohne sein Vorwissen und ohne seinen Namen gedruckte Erzählung: die Statsperücke. Wien 1772. 8.; und die nach seinem Plane und unter seiner Mitwirkung von drei teutschen Gelehrten verfertigte Monachologie [7]), eine der beißendsten Satyren, die seit Hussens und Erasmus Zeiten auf die Mönche gedichtet worden sind, worin mit unnachahmlich treffendem Spott, und in der schönsten klassischen Sprache, alle Ausdrücke der Naturforscher zur Schilderung der Mönche und Nonnen angewendet worden sind. Seine wissenschaftlichen Verbindungen waren die ausgebreitetsten, da ihn die meisten gelehrten Gesellschaften in Europa unter ihre Mitglieder zählten, und mit eigener Aufopferung bediente er sich seines Einflusses als ein wahrer Mäcen, um dem Verdienste Anerkennung und Belohnung zu verschaffen [8]). (*Baur.*)

3) Die Vortreflichkeit der von Born'schen Amalgamationsmethode ist von den sachkundigsten Mineralogen anerkant u. bewiesen worden, wie aus folgenden beiden, von dem Oberbergrath J. J. Ferber herausgegebenen Schriften erhellet: Ist es vortheilhafter, die silberhaltigen Erze und Schmelzhüttenprodukte anzuquicken, als sie zu verschmelzen? Beantwortet von einigen zu Glashütte bei Schemnitz in Niederungern im Sommer und Herbst 1786 versammelten Berg- und Schmelzwesensverständigen (Charpentier, d'Elhujar, Ferber, Hawkins, Henkel, von Trebra u. Weber). Leipz. u. Wien 1787. 8. Nachricht von dem Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Kupfersteine und Speisen in Ungarn und Böhmen, nach eigenen Bemerkungen im J. 1786 entworfen. Berlin 1787. 8. Beide Schriften enthalten sehr interessante Nachrichten von den Fortschritten und der immer größern Vervollkommnung der von Born'schen Erfindung. Vgl. allg. t. Bibl. 73. Bd. S. 20—62. Bd. 82. S. 164—173 und Klaproth's (mit F. Wolf herausgegebenes) Chemisches Wörterbuch. Berl. 1807. 8. 4) Von ihm befinden sich darin folgende 2 Abhandlungen: Tyrolischer Silber- und Kupferschmelzprozeß, Bd. 1. Über das Verschmelzen der Bleierze in Flammöfen zu Bleiberg in Kärnthen, Bd. 2. Auch zu Crell's chemischen Annalen lieferte er mehre Beiträge. 5) Dieser Catalog enthält nämlich nicht blos ein trocknes Namensverzeichniß einer zahlreichen Menge Mineralprodukte, sondern vielmehr eine mit großer Gelehrsamkeit und ungemeinem Scharfsinn abgefaßte ziemlich vollständige Mineralogie, die, bei der gewählten Anordnung der Gegenstände, bei der Reichhaltigkeit und zum Theil Seltenheit derselben, und bei ihrer sehr gut ausgeführten Bestimmung nach den chemischen Bestandtheilen, verbunden mit den äußern Kennzeichen, sich sowol an Neuheit als an Interesse aufs vortheilhafteste auszeichnet. S. Allg. t. Bibl. 110. Bd. 159—167. Born hatte dieses Verzeichniß einer der reichsten mineralogischen Privatsamlungen schon mehre Jahre vor seiner öffentlichen Bekanntmachung ausgearbeitet, damals aber nur 70 Exemplare abdrucken lassen, die er an seine Freunde vertheilte. 6) Er beschäftigte sich unter andern mit einer Erfindung, durch chemische Mittel in wenig Stunden das Wachs zu bleichen, und noch mit einer andern, nämlich bei den Salzsiedereien wenigstens die Hälfte des dabei gewöhnlichen nöthigen Holzes zu ersparen. An wissenschaftlichen Aufsätzen ließ er unvollendet eine Mineralogie und ein historisches Werk: Fasti Leopoldini, eine Regirungsgeschichte des Kaisers Leopold II. in klassischem Latein.

7) Der vollständige Titel derselben ist: Joannis Physiophili specimen Monachologiae, methodo Linnaeana, tabulis tribus aeneis illustratum, cum adnexis thesibus e Pansophia P. P. P. Fast, Magistri chori et rectoris ecclesiae metropolitanae Viennensis ad S. Stephanum, quas praeside A. R. P. *Capistrano e Mulo Antonii* Lectore Theologiae ordinario, hora IV. post prandium in vestibulo refectorii conventus defendent, P. *Tiburtius a vulnere Thereniae* et P. *Theodatus a stigmatibus Francisci* Fratres conventualium minorum. Augustae Vindelicorum. Sumtibus P. Aloysii Merz, concionatoris ecclesiae cathedralis. 1783. gr. 4. 6 Bog. u. 3 Kpftaf. Teutsch: Neueste Naturgesch. des Mönchthums &c. In Östreich auf Kosten der Exmönche, im Jahre des Lichts 1783. 8. 4 B. u. 3 Kpfrt. Das Original vermehrt unter dem Titel: Jo. Physiophili Opuscula. Continent Monachologiam, accusationem Physiophili, defensionem Physiophili, anatomiam monachi. Aug. Vind. 1784. 9 Bog. 8. Original u. Übersetzung mehrmals nachgedruckt. Englisch, Lond. 1784. 8. Frei ins Franz. übers. v. Broussonet: Essai sur l'hist. nat. de quelques espèces de moines, 1784, 1790, 1798. 8. Auszüge aus dem Original liefert die Allgem. t. Bibl. 56. Bd. S. 600—615. 86. Bd. S. 602—605. 8) De Lucas gel. Östr. 1. Bd. 1. St. 40—46. Horanyi I. S. 318—20. Fabeleins Briefe im histor. Portef. St. 6. S. 672 ff. Nicolai's Reisen 3. Bd. 338. (Pelzel's) östreich. Biographien 4. Bd. Wien 1792. 8. Schlichtegroll's Nekrol. 1791. Bd. 2. S. 219—249. Baur's Gallerie hist. Gem. 3. Bd. S. 143—149. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Teutschen 171—177. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Biogr. univ. T. V. — Borns Bildniß, einzeln von Adam, ferner vor Voigt's Act. lit. Vol. I. und vor Kempelen's Mechanismus der menschl. Sprache.

BORNA, Amt im Leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, liegt an der Pleiße, Wyhra und Eyla, enthält 5 Städte und 31 Dörfer, zählt gegen 23,000 Einw. und baut besonders viel Medizinalkräuter. Die Stadt Borna an der Wyhra (352 Häus. 2400 Einw.) ist Sitz des Justizamtes und einer Superintendentur und liefrrt Wollzeuge, Töpfer- und Schuhware. In der dasigen Katharinenkirche ward 1654 von berühmtrn Theologen ein Colloquium in Religionssachen gehalten. (*Engelhardt.*)

BORNEO, 1) eine der größten, aber auch zugleich eine der unbekanntesten Inseln der Erde, indem blos ihre Küste, und diese noch lange nicht hinlänglich bekant, und in das Innere noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen ist. Borneo ist von den Portugisen in die Geographie eingeführt, die 1530 sie zuerst besucht und ihr den Namen gegeben haben. Bei den Eingebornen heißt sie Baruni. Sie breitet sich im indischen Ozean vom 125° 30′ bis 138° östl. L. und vom 5° 50′ S. Br. bis 7° 10′ N. Br. aus: der Äquator durchschneidet sie fast in der Mitte. Im NO. sieht man das Meer von Mindoro und Suluh, im O. die Straße von Makassar, die Borneo von Celebes scheidet, im Süden das Meer von Java oder Sunda, im SW. die Straße von Koremata, die Billiton von ihr scheidet, im W. und NW. das Meer von Schina. Die Länge beträgt 165, die Breite 135, der Flächeninhalt nach Crawfurd 9893 geogr. Meilen. Die Gestalt würde fast ganz rund seyn, wenn nicht im NO. ein Horn sich gegen die Suluhgruppe streckte; die Küste ist wenig zerrissen, die weiteste Bai im S. die von Banjermassing; das Innere wahrscheinlich ein großer Gebirgswald, aber noch gar nicht erforscht; es scheint, daß die Insel von einer doppelten Gebirgsreihe durchschnitten sey, wovon die eine von N. nach SO., die andre von N. nach SW. streicht, und daß zwischen beiden weite Hochebenen, zum Theil mit Seen und Morästen angefüllt, sich befinden. Dahin versetzt man einen großen See Kienie Balluh, aus welchem einige der größern Flüsse den Ursprung nehmen. Lebende Vulkane sind nicht mehr vorhanden, wol aber mehre ausgebrannte; die Küsten sind 8 bis 10 Meilen landeinwärts morastig. Unter den Flüssen hat der Banjermassing die stärkste Wasserfülle; man kent aber blos seine Mündung, so wie die des Passir, des Barsche, des Samprla, der Succadana, der Lawa und des Borneo. Obgleich die Insel untrr dem lothrechten Stral der Sonne liegt, so ist das Klima doch gemäßigter, als man es erwarten kann. Die Regenzeit herrscht auf der Westküste vom Nov. bis Mai, der Thermometer wechselt von 20 bis 30° Reaumur, die Erde leidet häufige Erschütterungen; die Gegenden an der Küste sind höchst ungesund. Borneo hat sehr vielfache und äußerst schätzbare Produkte: was es davon in den Handel bringt, ist Gold, das vorzüglich im Bergdistrikte Montradak zwischen den Flüssen Sambas und Pontianak in 70 Minen, sonst aber auch auf der Ostküste gegraben wird. Crawfurd rechnet, daß die Minen von Montradak jährlich 88,362, ganz Bornro aber 140,000 Unzen oder ¼ von dem, was aus den Brrgwerken von ganz Amerika gewonnen wird, ausbeuten; dann Pfeffer, 6 bis 8000 Ctr., und Diamanten, wovon die echten sich blos auf der Süd- und Westküste, die schönsten in Landak finden*). Sonst sind Borneosche Handelsartikel Salanganennester, Kampher, Benzoe, Damar (eine Art Harz), Bliang (ein schweres dauerhaftes Holz), Rotangs (Stuhlrohr), Wachs, Sago und Elfenbein. Daß sich übrigens auf dirser großen Insel die meisten und edelsten Gewächse der Tropenzone finden, läßt sich erwarten: es erzeugt Reis, süße Pataten, Betel, Zimt, Ingwer, Bambusrohr, Baumwolle, Nelken, Muskatnüsse, mehre Arten von Agrumen und Palmen, vor allen die Kokospalme, die schönsten Tischler- und Farbehölzer, es ernährt den Elephanten, den Königstiger, den Büffel, den Orangutang, dessen eigentliches Vaterland Borneo ist, den Gibbon, den Wasserhirsch (eine Art des cervus axis), den Hirscheber, die Seekuh und eine unendliche Menge des schönsten Gefieders; das Meer ist reich an Fischen, der Strand an Schildkröten, Austern, Perlenmuscheln; der Seidenwurm, die Biene sind einheimisch, und fast alle Arten von Metallen (mit Ausnahme des Silbers) und vielerlei schätzbare Mineralien vorhanden. Die Einw., deren vielleicht nicht mehr als 3 Mill. auf der Insel zerstreut seyn mögen, gehören zu 4 verschiedenen Völkerstämmen: 1) den Malaien, das herrschende Volk und die gebildetsten, thätigsten aller Bewohner, aber unter allen Malaienstämmen zugleich die grausamsten, barbarischsten und habsüchtigsten. Sie wohnen meistens in Häusern, die auf Pfählen stehen, treiben Ackerbau auf Reis, wofür sich ihr Sumpfland vorzüglich eignet, auch Mais und Hirse, Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt, und bekennen sich theils zum Islam, theils habrn sie ihre altväterliche Religion beibehalten. Unter denselben findet man geschickte Weber, Eisen- und Goldarbeiter, Korbflechter, Töpfer u. s. w. Wie bei allen Malaien ist das Lehnssystem unter ihnen vorherrschend, und sie theilen sich in Fürsten, Adel und Volk. 2) Die Dayaks, die Bewohner des Innern, ein Volk, das ebenfalls zu dem Malairnstamm gehört, aber noch nicht zu der Civilisation der übrigen Stämme übergetreten ist. Sie wohnen in den Klüften der Berge, auf Bäumen: ihr Charakter ist so wild, als die sie umgebende Natur; sie haben alle Tugenden, aber auch alle Fehler der Naturvölker. Sie leben ganz unabhängig in einem nur losen gesellschaftlichen Verbande. Ihre Religion ist unbekant; nur einige sind zum Islam übergetreten. Man hält sie nicht mit Unrecht für Anthropophagen. Zu ihren Stämmen gehören die eigentlichen Dayaks, die keine andern Künste des Friedens, als das Diamantengraben kennen, und sich von dem Ertrage der Jagd und von den Früchten des Waldes nähren, ihre Dolche aber mit dem Safte eines Baums, der wahrscheinlich der Bohon Upas ist, vergiften; die Biadschuer an den Küsten, die vorzüglich Fischerei treiben; die Tedongs auf der Nordwestküste, welches gefürchtete Seeräubrr sind, und die Harafor n, ebenfalls im Innern, dunkelfarbig und durch die Länge der Ohren sich auszeichnend; 3) den Schinesen, wol 200,000 Köpfe, die den Bergbau auf Gold übernommen

*) Der Raia von Mattan, einer der Herrscher auf Borneo, besitzt nach Crawfurd einen der größten Diamanten, die es gibt: er ist noch roh, wiegt 367, und würde, geschliffen, etwa 183¾, mithin 46¾ Karat mehr als der Pitt wiegen, und 2,693,780 Gulden werth seyn.

haben, aber eigentlich nicht als ansässige Einwohner zu betrachten sind, indem sie nach einem gewissen Zeitraum, wenn sie etwas erworben haben, nach ihrem Vaterlande zurückkehren, doch immer durch neue Ankömmlinge ersetzt werden, und 4) den Papuas, wol das Stammvolk des Innern, aber nur noch in den unwegsamsten wildesten Gegenden anzutreffen und auf der untersten Stufe der Kultur stehend. Unter diesen Völkern haben blos die civilisirten Malaien eigene Reiche auf der Insel gestiftet, worunter gegenwärtig die von Banjermassing, Succadana, Sambas, Borneo, die mächtigsten sind; die Nordostküste steht unter dem Sultan von Sulub, auf der Ostküste ist das Reich Passir das bedeutendste; sonst theilen sich mehr als 100 verschiedene Häuptlinge, die theils unabhängig, theils einem oder dem andern der vorgedachten Reiche tributbar sind, in die Küsten, und das Innere wird von den wilden Dayaks und Papuas eingenommen. Die Niederländer, die einzigen, die außer den Chinesen und den Malaien des Archipels mit Borneo verkehren, besitzen das Fort Pontianak und einige geringere, und haben sich meistens von den Fürsten des Landes das Pfeffermonopol ausbedungen: 1787 kosteten ihnen ihre Komtoire 64,498, ihr Gewinn und Einkünfte betrugen dagegen nur 16,472 holl. Guld. (*Beckmann* voy. to the Island of Borneo. Lond. 1788. 8. *Sonnerat* voy. aux Indes orientales und Raffles Nachrichten von Borneo in den N. Allg. Geogr. Eph. I. S. 378 u. f.) — 2) Ein Königreich auf der gleichn. Insel, deren größerer Theil vormals demselben unterthan gewesen ist. Es ist jetzt auf die Nordwestküste beschränkt, doch gehört sein Beherrscher noch immer unter die mächtigsten Fürsten der Insel. Die Regirung ist völlig despotisch: das Oberhaupt des Stats wird Sang de Patuan, der zweite nach ihm Sultan genant: 15 Pandscherars machen den hohen Adel aus, und diese haben sich so ziemlich in das Land getheilt. Die Religion ist der Islam. — 3) Die Hauptstadt des vorgedachten Königreichs. Sie liegt auf der Nordwestküste unter 4° 56′ N. Br. und 132° 18′ L. und zwar an der Mündung des Flusses Borneo, der für Kanoes weit hinauf schiffbar ist und nur einen engen, durch eine Sandbank verstopften Eingang hat. Der Ort soll an 3000 Häus. haben; er treibt einen ausgebreiteten Handel, besonders mit den Chinesen aus Hiameh, die hier Rotangs, Damar, Bliang, Schildpatt und Kampher laden, und mit den Malaien des Archipels. Die Briten, die hier eine Faktorei hatten, haben solche längst aufgegeben, und die Niederländer senden selten ein Schiff hieher. Die in der Stadt ansässigen Chinesen besitzen in der Nähe große Pfefferplantagen und unterhalten Schiffbau (Elmore. Forrest). — 4) Ein Fluß, der aus den östlichen Gebirgen zum Vorschein kommt, das Reich Borneo bewässert, und sich bei der Hauptstadt in das chinesische Meer wirft. Sein oberer Lauf ist ganz unbekant. (*Hassel.*)

BORNHEIMER BERG, auch BERGEN, Amt in der kurhess. Prov. Hanau, zwischen dem Main und der Nidda, enthielt 1817 in 1 Stadt, 2 Marktflecken und 10 Dörfern, 1302 Häus. und 7397 Einw. Der gleichn. Marktfl. ist zugleich Amtssitz, liegt auf seiner Anhöhe, hat 1 luther., 1 ref. Kirche, 1 Vorwerk, 245 Häus. und nebst dem Hofe Erkheim 1338 Einw., die guten Wein bauen und 4 Märkte halten. Bei diesem Orte wurden 1759 die Alliirten von den Franzosen geschlagen. (*Hassel.*)

BORNHEM, ein großes Dorf in dem Bez. Mecheln der niederländ. Prov. Antwerpen unweit der Schelde. Es hat 3563 Einw. und unterhält viele Ölmühlen, 5 Brantweinbrennereien, 3 Essigbrauereien, 1 Fayencefabrik und gemeine Töpfereien. (*Hassel.*)

BORNHÖVED, Kirchdorf in Holstein im Amte Segeberg an einem See zwischen Segeberg und Preetz. Es ist auf mancherlei Weise in der Landesgeschichte berühmt. Die Kirche, vom Bischof Gerold zu Oldenburg um 1140 erbauet, ist eine der ältesten im Lande. Auf der Ebene vor dem Dorfe versammelten sich in ältern Zeiten der schleswig-holsteinische Adel und die Landstände (wenigstens noch 1459). In dieser Gegend fiel 1227 22. Jul. eine merkwürdige Schlacht zwischen den Holsteinern unter ihrem Grafen Adolph IV. und den Dänen unter dem Könige Waldemar II. vor, wodurch der erste den sichern Besitz von Holstein und seiner Erblande, die Ditmarser ihre Freiheit und die Stadt Lübeck ihre Reichsunmittelbarkeit, Hamburg aber, so wie ein Theil von Holstein, mehre Klöster, Kirchen und andere geistliche Stiftungen erhielt. 1813 7. Dec. fand bei und in dem Dorfe bei dem Rückzuge der Dänen von Oldesloh nach Rendsburg zwischen ihnen und den Schweden ein Gefecht Statt. (*Dörfer.*)

BORNHOLM, dänische, zu Seeland als Amtspropstei gehörige Insel in der Ostsee, östlich von Seeland und südlich der schwedischen Prov. Schonen, (30° 21′ bis 32° 48′ östl. L. und 50° 1′ bis 50° 20′ N. Br.) 50 □M. groß, mit ungefähr 19,000 Einw. in einigen kleinen Städtchen und 900 Höfen. (Büsching gibt außer 5 namentlich aufgeführten Städtchen 100 Dörfer mit 16 Landkirchen an, die Insel hat Steinkohlen, Sand- und Mühlsteine, Thon; der Ackerbau liefert Roggen, Gerste, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs und etwas Holz; die Viehzucht ist bedeutend; außer 8400 Pferden werden an 19,000 Stück Rindvieh, gegen 10,000 Schafe, 23,000 Schweine und viel Federvieh gehalten. Die Fischerei beschäftigt über 500 Böte, die Schiffahrt 60 Schiffe. Sie hat indessen nur einige kleine Häfen. Nebengewerbe sind Wollweberei und Uhrmacherei. — Die königlichen Einkünfte werden mit Inbegriff der Zölle zu 50,000 Thaler angegeben. (*H.*)

BORNHOVEN, ein Kloster am Rheine, im Herzogthum Nassau. Ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes, das sich hier in einer Kapelle befand, und wozu schon im 15. Jahrh. und vielleicht noch früher sehr zahlreich gewallfahrtet wurde, gab die Veranlassung zu dessen Erbauung. Die Kapuziner in Wellmich, einem nicht weit entfernten Städtchen, wünschten sich hier niederlassen zu dürfen. Auf die vom Kurfürst Johann Hugo von Trier dazu erhaltene Erlaubniß zogen sie, nachdem sie manche Hindernisse bei ihrem Unternehmen besiegt hatten, 1679 nach Bornhoven, zuerst in des Meßners Haus, und 1684 in das vollendete neue Kloster. Dieses bestand bis in die neuern Zeiten, wo es aufgehoben, und sein Gebäude zu den Nassauischen Statsdomänen geschlagen wurde. Die Wallfahrten nach dem Gnadenbilde aber dauern länger als das Kloster. (*C. D. Vogel.*)

BORNOS, Villa in der spanischen Prov. Sevilla, Tesoreria de Xerez, am Guadalete, mit 2800 Einw., einem alten Kastell, 1 Kirche und 1 Kapelle. Die Gegend hat viele Ölbäume. (*Stein.*)

BORNSTÄDT, 1) kön. Dorf und Gut im preuß. Reg. Bez. Potsdam, osthavelländischem Kr. unweit Potsdam, mit 281 Einw., die vorzüglich Bierbrauerei u. Brantweinbrennerei treiben. (*Stein.*). — 2) kön. Dorf u. Kammergut im preuß. Reg. B. Merseburg, Kr. Sangerhausen, mit 520 H., 1 Mutterkirche und den Ruinen des alten Schlosses gleiches Namens. Die Einw. treiben vorzüglich Bierbrauerei. (*H.*)

BORNSTEDT, von, oder **BORNSTÄDT**, ein aus dem Mansfeldischen stammendes und besonders in der Neumark ausgebreitetes Geschlecht, dessen Mitglieder sich zum Theil durch Kriegsthaten bekant gemacht haben. Thomas Friedrich von B., kursächsischer Generallieutenant und Inhaber des Leibcürassierregiments, geb. 1655, gest. zu Dresden 1697, hatte sich in den Feldzügen gegen die Türken in Ungarn 1695—96 durch glückliche Treffen ausgezeichnet. Bernhard Heinrich von B. (gest. 1752), kommandirte in der berühmten Schlacht bei Hohenfriedberg oder Striegau (1745) einen Theil der preussischen Reiterei. Andere preußische Feldherren dieses Namens findet man in König's Lexicon aufgeführt*). (*Rese.*)

Borna, s. Burna.

BORNUM, 1) ein Pfarrdorf im Kreisgericht Königslutter des Braunschw. Elmdistrikts an der Magdeburger Kunststraße, ½ Meilen von Königslutter, hat 1 landesherrliche Domäne, die vormals ein Außenhof des Klosters Amelunxborn war, 85 Feuerstellen und 481 Einw. Auf der Feldmark am Abhange des Elms sieht man mehre Erdfälle. 2) Pfarrdorf an der Nette im Kreisgericht Seesen des Braunschw. Harzdistrikts, 1½ M. von Seesen mit 66 Häus. und 371 Einw. Der Rhodener Teich, vormals einer der größten des Herzogthums, ist jetzt größtentheils eingepoldert. Vormals war hier der Sitz eines Freigerichts. (*Hassel.*)

BORNUMHAUSEN, Pfarrdorf an der Schildau und am nördlichen Abhange des Schildbergs, in dem Kreisgerichte Seesen des braunschweigischen Harzdistrikts, nur ¼ Meile von der Amtsstadt. Es hat 68 Häus. und 580 Einw. Die hiesige Domäne war bis auf die neuesten Zeiten ein Tafelgut der Abtei Gandersheim, welches derselben vom Kaiser Otto I. geschenkt und bis 1701 von der Familie von Steinberg zu Lehn getragen wurde. Auf der Feldmark erntet man guten Kopfkohl und findet sich weißer Sand für die Porzellanfabriken. (*Hassel.*)

BOROBODO, die Ruinen einer alten Stadt in der Provinz Kadu der niederländischen Insel Java. Sie liegen im W. vom Dorfe Bodschong da, wo sich die Flüsse Elo und Praga vereinigen; unter denselben ist besonders ein noch ziemlich gut erhaltner Buddhatempel, der etwa um das Jahr 1319 erbauet seyn soll, wegen seines Umfangs, seiner kühnen Anlage und seiner Inschriften sehenswürdig (nach Raffles und Thorn). (*Hassel.*)

BOROCTRA, Gau Westfalens im Norden der Lippe, das Flußgebiet der Stever begreifend, wo

*) S. Gauhen's Adelslexicon und Ebend. Heldenlexicon Art. Bornstädt. — (König's) biogr. Lexicon der preuß. Helden und Militärpersonen. Bd. 1. S. 184—190.

die Borkenberge an ihn zu erinnern scheinen, und also von den Gauen Dreni, Südergau, (Sutracha) Scopingen (die andern Seiten liegen noch im Dunkeln), umschlossen. Falke [1]) versetzte ihn im unkritischen Herumtappen in das Herzogthum Berg, aber ohne allen Grund, da nach einer Urkunde Ludwig des Teutschen von 865 [2]) die Gauen Boroctra und Dreine mit einander gränzten, so daß Selihem [3]) in dem einen, Storlheim [4]) in dem andern lag. Der erstere Ort muß dem Boroctra angehört haben, weil er an einer der Quellen der Stever liegt und die Gränze sonst ganz unnatürlich gezogen gewesen seyn würde. Der größte Theil der als Zubehörung dieses Gau's in den Urkunden genannten Ortschaften ist noch unerforscht, am besten hat Niesert [5]) darüber gesprochen. Ob dieser Gau auf einen brukterischen Stamm hinweist, oder der Sitz eines eigenen Bundes der Boroktuarier war, kann man unerörtert lassen. In den letzten Tagen des teutschen Reichs umfaßten den Boden dieses Gau's die Münsterschen Ämter Dülmen, Werne und der südlichste Theil von Horstmar; nach den gegenwärtigen Gränzen, das standesheerliche Gebiet des Herzogs von Croy und ein kleiner Theil des fürstl. Salm-Horstmarschen, so wie der südwestl. Strich des Fürstenthums Münster, oder: der südliche Theil des Kreises Koesfeld, und der westliche des Kreises Lüdinghausen im Regirungsbezirk Münster der preußischen Provinz Westfalen [6]). (*Delius.*)

BORODINO, Kirchdorf im Moshaiskischen Kreise des Gouv. Moskau, an der Kolotscha, berühmt durch die folgenreiche Schlacht gegen die Franzosen unter Napoleon, am 24. 25. 26. August a. St. 1812. (*v. Wichmann.*)

Das Nähere über die wichtige Schlacht bei Borodino am 7. Sept. n. St. 1812 ist folgendes:

Die russische Hauptarmee, auch nach dem Eintreffen der vom General Miloradowitsch herbeigeführten Verstärkungen kaum 100,000 Mann stark*), zu welchen 15,000

1) Tradit. Corbej. 318. 2) *Schaten* ann. Paderb. I. 157. (1. Ausg.; I. S. 106 der zweiten). 3) Selm bei Olphen. 4) Stockene bei Werne. 5) Mallinckrodt neuestes Magazin der Geogr. — Westfalens 1. B. 2. H. S. 131. 6) S. Karte von Westfalen.

*) Eintheilung derselben: zweites Corps G. Baggohufwudt, 4te und 17te Infanteriedivision, eine Kavalleriebrigade; drittes Corps G. Tutschkof I., 1te Grenadier-, 3te Infanteriedivision, eine Kavalleriebrigade; viertes Corps G. Ostermann, 11te und 23ste Infanteriedivision, eine Kavalleriebrigade; fünftes Corps G. Lawrow, 1te Garde-Infanteriedivision, 1te Reservedivision, leichte Garde-Kavalleriediv.; sechstes Corps G. Dochtorof, 7te und 24ste Infanteriedivision, eine Kavalleriebrigade; erstes Kavalleriecorps G. Uwarow; zweites Kavalleriecorps G. Korf; drittes Kavalleriecorps G. Pahlen, Kosaken unter dem Hettman Platow. Diese Truppen bildeten bei der ersten Eintheilung in zwei Westarmeen, die erste unter G. Barklai de Tolly. — Siebentes Corps G. Rajefsky, 12te und 26ste Infanteriedivision; achtes Corps G. Borasdin, 2te Gardeinfanterie-, 2te Reserve- u. 27ste Infanteriedivision, 2te Kuirassierdivision; viertes Kavalleriecorps G. Wassiltschikof. Diese Truppen bildeten die zweite Westarmee unter G. Bagration. Die benannten Abtheilungen mochten beim Ausbruch der Feindseligkeiten etwa 133,000 Mann betragen haben, waren aber durch den bedeutenden Verlust in so vielen Gefechten und Treffen auf fortgesetztem Rückzuge, so wie durch die fast allgemeine Desertion der Polen, dermaßen geschwächt, daß sie nach höchst zuverlässigen Angaben, mit Einschluß der 17,000 Rekruten, welche G. Milorado-

mit Lanzen bewaffnete Bauern (die Moskwaer Miliz) stießen, war am 2. September im Lager bei Borodino angekommen. Man hatte diese Stellung ausgewählt, um in ihr zur Deckung von Moskau eine allgemeine Schlacht anzunehmen, welche eben so sehr in den Wünschen der Armee lag, als von der Stimme der Nation wider alle militärische Rücksicht gefodert wurde.

Der steil abfallende rechte Thalrand der Kologha, welche in verschiedenen Krümmungen aber nordwestlicher Hauptrichtung der Moskwa zufließt, bildete bis nahe beim Dorfe Borodino (am linken Ufer der Kologha gelegen) den rechten Flügel der Stellung. Sie verließ dann links rückwärts gebogen das Ufer, und lief hinter dem Dorfe Seminskoe (etwa 1500 Schritt südöstlich von Borodino) weg, bis an die dichten Waldungen (etwa 1500 Schritt südöstlich von Seminskoe), welche sich zu beiden Seiten der alten Straße von Smolensk nach Moskau finden. Das Terrain auf diesem Theile des Schlachtfeldes ist ziemlich eben, nur von unbeträchtlichen Erhöhungen und Schluchten unterbrochen. Man hatte begonnen die Stellung zu verschanzen, namentlich waren mehre Werke auf dem rechten Flügel bis zum Dorfe Gorka (1000 Schritt nordöstlich von Borodino) vollendet, welche nicht näher zu bezeichnen sind, da sie keinen Einfluß auf den Gang der Schlacht hatten. Vor dem Mittelpunkte befand sich auf beherrschenden Höhen (800 Schritt östlich von Borodino, 1000 Schritt südlich Gorka) eine größere Redoute, von den Russen Schanze von Rajefski genant; drei andre weniger bedeutende waren unmittelbar von Seminskoe so wie 800 und 1000 Schritt südöstlich dieses Dorfs erbaut (Schanzen von Bagration genant). Um dem linken Flügel mehr Stärke zu geben, hatte man noch ein Werk, weit vor die gewählte Schlachtlinie 500 Schritt südwestlich vom Dorfe Chewarino, 1100 Schritt südwestlich Seminskoe gelegen) vorgeschoben und zugleich zur Aufnahme der Arriergarde bestimt.

Zur Vertheidigung dieser Stellung besetzte das 2te und 4te Corps, unter den General Miloradowitsch gestellt, das Terrain auf dem rechten Flügel bis Gorka; das 6te Corps als Centrum betrachtet, stand mit dem rechten Flügel einige hundert Schritt hinter diesem Dorfe, mit dem linken hinter der Schanze von Rajefsky; vom linken Flügel unter Fürst Bagration, war das 7te Corps hinter genannter Schanze bis an Seminskoe, das 8te von da ab bis an den Saum der schon erwähnten Wälder aufgestellt. Das 3te und 5te Corps nebst der Kavallerie bildeten unter Großfürst Konstantin die Reserve, General Barklai führte den Befehl über alle zur ersten Westarmee gehörende Truppen.

Am 5. September ward die russische Arriergarde vom Feinde bei dem Kollotzkischen Kloster vertrieben und lebhaft bis gegen die Redoute von Chewarino gedrängt, wohin das 8te Corps zu ihrer Aufnahme rückte. Die französische Vorhut von der Kavallerie unter Murat und der 5ten Division unterstützt, entwickelte sich ihnen gegenüber, und eben so trafen das 5te Armeecorps rechts, das 4te links dieser Truppenmasse ein; Napoleon, der sich bei der Avantgarde befand, erkannte die Wichtigkeit des Besitzes jener Redoute und befahl sie zu nehmen. Die 5te Division machte einen Angriff darauf, welcher abgeschlagen und mit nicht günstigerem Erfolge wiederholt wurde. Die 2te Division, von Abtheilungen des 5ten Armeecorps unterstützt, zog sich darauf durch die dortigen Gebüsche in die linke Flanke der Russen; während des heftigen Gefechts, das sich hier engagirte, versuchte die 5te Division einen neuen Sturm, der, wenn auch mit großem Verluste, gelang. Die Redoute blieb nun in den Händen der Franzosen, die 2te Division suchte zwar noch weiter vorzudringen, ward aber von den Russen zurückgewiesen, von denen das Ordenskuirassierregiment zwei Bataillone niederhieb und fünf Kanonen eroberte.

Da sich auf diese Weise die Absicht Napoleons auf den linken Flügel der russischen Stellung ausgesprochen hatte, so wurde das 3te Corps dahin abgesendet und links von dem 8ten in den Waldungen zu beiden Seiten der alten Straße aufgestellt. Die Miliz von Moskau erhielt ihre Stellung noch hinter demselben auf einer freien Höhe, und leistete hier die einzigen Dienste, deren sie fähig war: dem Feinde vom weiten eine Truppenmasse zu zeigen, welche ihm die Reserve scheinen und von zu dreistem Vordringen in der linken Flanke der Armee abhalten mußte.

Der 6. September verging unter Vorbereitungen zur Schlacht, welche von Napoleon so angeordnet wurden.

Der linke Flügel unter dem Vicekönig von Italien von dem 4ten Armeecorps der 1sten und 3ten Division (vom 1sten A. C.) und dem 3ten Kavalleriecorps gebildet, stellte sich gegen Borodino auf; weiter links — also gegen den ganzen feindlichen rechten Flügel — wurden nur kleinere Beobachtungsabtheilungen vorgeschoben, und einige leichte Verschanzungen aufgeführt, von der Hauptmasse aber eine Batterie von sechzig Geschützen etablirt.

Im Centrum rückte M. Davoust mit der 2ten, 4ten und 5ten Division bis Chewarino vor dem linken Flügel bei diesem Dorfe; hinter ihm standen vorläufig das 1ste, 2te und 4te Kavalleriecorps, und hinter diesen das

---

witsch bei Ghjat zur Armee brachte, die Stärke von 100,000 M. noch nicht erreichten.

Französische Armee: Garden, eine Division alte Garde, zwei Divisionen junge Garde, die Weichsellegion (4 Regimenter Infanterie), drei Kavalleriebrigaden. Erstes Armeecorps Marschall Davoust, 1ste Division Morand, 2te Friant, 3te Gerard, 4te Desaix, 5te Compans, zwei Kavalleriebrigaden. Drittes Armeecorps M. Ney, 10te Division Ledru, 11te Razout, 25ste Marchand; zwei Kavalleriebrigaden. Viertes Armeecorps Vicekönig von Italien, italiänische Garde, 13te Division Delzons, 14te Broussier, 15te Pino; zwei Kavalleriebrigaden. Fünftes Armeecorps Prinz Poniatowsky, 16te Division Zayonczeck, 17te Dombrowsky, 18te Kniarzewicz; zwei Kavalleriebrigaden. Achtes Armeecorps M. Junot, 23ste Division Thareau, 24ste Ochs; eine Kavalleriebrigade. Erstes Kavalleriecorps G. Nansouty, 2tes G. Montbrun, 3tes G. Grouchy, 4tes G. Latour Maubourg. Diese Truppen werden bei dem Beginn des Kriegs nicht unter 200,000 M. Infanterie, 40,000 M. Kavallerie betragen haben, ihre effektive Stärke auf dem Schlachtfelde von Borodino genau auszumitteln, möchte unmöglich seyn: Eine ungefähre mit Benutzung aller Hilfsmittel angelegte Berechnung ergibt etwas über 100,000 Mann Infanterie, etwa 28,000 M. Kavallerie, wo jedoch die bei Mohilow zurückgebliebene Division Dombrowsky (vom 5ten Armeecorps) und die Division Pino (vom 4ten Armeecorps), welche erst am Abende auf dem Schlachtfelde eintraf, schon abgerechnet sind.

3te Armeecorps unter Ney, dessen Befehlen für die Schlacht auch das 8te Armeecorps untergeordnet und etwas links rückwärts das 3te aufgestellt ward; die Garden blieben links des 8ten Armeecorps beim Dorfe Waloniewa (2000 Schritt südwestlich von Borodino) in Reserve stehen. Bei Chewarino wurden ebenfalls zwei große Batterien jede von 60 Geschützen etablirt. — Auf dem rechten Flügel stand das 5te Armeecorps etwa 1000 Schritt hinter Jelnia (2300 Schritt südlich von Chewarino) an der alten Straße nach Moskau.

Am 7. September früh sechs Uhr gab die rechts von Chewarino stehende große französische Batterie durch ihr Feuer des Signal zur Schlacht.

Auf dem äußersten rechten Flügel rückte das 5te Armeecorps um den Wald von Jelnia herum, auf die alte Straße von Moskau und gegen die Stellung des 3ten russischen Corps. Marschall Davoust ließ die 2te Division bei Chewarino stehen, die 5te gerade gegen die linke Flügel-Redoute der Russen (1000 Schritt südöstlich Seminskoe), die 4te in deren linke Seite vorrücken, ihnen folgte eine halbe Stunde später das 3te Armeecorps mit der anfänglichen Bestimmung diese Angriffe zu unterstützen, und diesem das 8te Armeecorps. Das 1ste Kavalleriecorps cotoyirte diese Bewegung rechts, das 4te links; das 2te wurde noch weiter links gegen Seminskoe vorgeschoben, um die große Lücke auszufüllen, welche sich hier zwischen dem Centrum und linken Flügel fand. Die Garden rückten bis zu der am 5ten eroberten Schanze, wo Napoleon sein Hauptquartier nahm, ihre Kavallerie ging etwas weiter bis links von Chewarino vor. Auf dem linken Flügel wurde General Ornano mit einer Abtheilung leichter Kavallerie etwa 1000 Schritt links seitwärts Borodino vorgeschoben und die 13te Division zum Angriff dieses Dorfes in Bewegung gesetzt, während sich die übrigen Truppen anschickten, oberhalb Borodino die Kologha zu überschreiten und gegen die Schanze von Rajefski und das 7te russische Corps vorzugehen.

Das 5te Armeecorps traf, ohne bedeutenden Widerstand gefunden zu haben, der Stellung des Generals Tutschkow gegenüber ein, und begann gegen dieselbe eine Kanonade, welcher nach einigen Stunden ein unmittelbarer von den Russen abgeschlagner Angriff folgte; bis um Mittag ward hier das Gefecht nur durch Tirailleurs und Geschütz fortgesetzt, ohne einen entscheidenden Charakter anzunehmen.

Um 6½ Uhr erreichte im Centrum die 5te Division ihre Bestimmung, und kam sogleich mit Truppen des 8ten russischen Corps ins Gefecht, die Redoute ward aufs heftigste beschossen und beworfen. Nach Verlauf einer Stunde wurde sie angegriffen und erstürmt; zwar führte Fürst Bagration sogleich frische Truppen vor, und der Erfolg wechselte besonders bei mehren Kavallerieangriffen, welche rasch auf einander folgten, indeß blieb doch das Werk den Franzosen. Die Spitze des 3ten Armeecorps war jetzt herangekommen und rückte hier in die Schlachtlinie, während sich die 4te und 5te Division links gegen die andre näher bei Seminskoe gelegne Redoute wendeten. Die Russen machten noch mehre Versuche, das verlorne Werk wieder zu nehmen, welches nur durch die Standhaftigkeit der würtembergischen Infanterie (25te Division) behauptet wurde; auch die Kavallerie kämpfte fortwährend mit Erbitterung und mit abwechselndem Erfolge, und es war bei einem dieser Angriffe, wo sich Murat zu Fuß in die mehrerwähnte Redoute retten mußte.

Marschall Davoust hatte indeß auch die andre Redoute (800 Schritt südöstlich von Seminskoe) erobert und wieder verloren, die 11te Division (vom 3ten Armeecorps), die ihm zur Unterstützung gesendet ward, nahm sie gegen Mittag wieder, und der Marschall wendete sich nun noch weiter links gegen das Dorf Seminskoe selbst und das dahinter aufgestellte 7te russische Corps, welches während dem schon mehre Angriffe der französischen Reiterei ausgehalten hatte. Er wurde dabei von der bisher in Reserve gehaltenen 2ten Division unterstützt, welche Napoleon selbst gegen genanntes Dorf vorschickte; dasselbe ward nebst der davor gelegenen Schanze genommen und die drei Divisionen des 1sten Armeecorps entwickelten sich darauf jenseits. Eine zahlreiche Artillerie, welche sogleich hier und weiter rechts bei den schon früher eroberten Redouten auf die gewonnenen Punkte gebracht wurde, machte den Russen ihre Wiedereroberung fast unmöglich, veranlaßte hauptsächlich den bedeutenden Verlust, den sie in dieser Schlacht litten, und wirkte zugleich gegen den linken Flügel des im Gefecht mit dem Vicekönig stehenden 7ten russischen Corps. Das 8te war jetzt bereits als aufgelöst zu betrachten und nach einem mehrstündigen heftigen Kampfe aller Waffen kaum noch zu dessen Erneuerung fähig; Fürst Bagration, die Divisionsgenerale Prinz von Mecklenburg und Graf Woronzof waren wie fast alle Regimentskommandeure verwundet und außer Gefecht gesetzt. Schon etwas früher hatte man die russische Garde-Infanterie nach diesem schwerbedrohten Punkte gezogen, wo sie seitwärts des 7ten Corps aufgestellt, namentlich dem Vordringen der französischen Reiterei ein Ziel setzte und das Gefecht wenigstens zum Stehen brachte. Auch die auf dem rechten Flügel ganz disponible gebliebenen 2ten und 4ten Corps waren (mit Hinterlassung ihrer Jägerregimenter in den Verschanzungen) herbeigerufen, und zur Unterstützung des 7ten Corps verwendet worden, zu dessen Kampfe gegen die Truppen des Vicekönigs wir jetzt übergehen.

Die 13te Division hatte am Morgen das russische Garde-Jägerregiment aus Borodino vertrieben und dasselbe mit einer Brigade über die Kologha gegen Gorka zu verfolgt, wo diese von der 7ten russischen Division mit Verlust wieder über das Wasser zurückgeworfen ward. Die 1ste französische Division überschritt dasselbe gleich nachher etwas oberhalb Borodino und stand nebst der 3ten, welche ihr bald folgte, längere Zeit im heftigen Gefecht gegen den linken Flügel des 6ten und rechten des 7ten russischen Corps; sie unternahm dann Angriffe gegen die Schanze von Rajefski, von denen sich bei den Widersprüchen der beiderseitigen Angaben nur der endliche Erfolg angeben läßt. Das Werk verblieb den Russen, deren 7tes Corps dabei aber fast in denselben Zustand der Auflösung kam, in welchen beinahe gleichzeitig das 8te versetzt wurde; der französische Brigadegeneral Bonami war in diesen Gefechten gefangen, der Chef des Generalstabes der ersten Westarmee General Jermalof verwundet. Der Chef der Artillerie, General Kutaisof, ge-

tödtet worden. Um diese Zeit war das 2te und 4te Corps vom rechten Flügel eingetroffen, und wurde jenes hinter der Schanze von Rajefski und den in ungeordneten Massen dabei stehenden Truppen, die sie wiedergenommen, dieses links davon in den Lücken aufgestellt, welche durch das allmälige Zusammenschmelzen des 7ten und 8ten Corps entstanden waren; beide geriethen sogleich in das heftigste Geschützfeuer, das 4te Corps hatte außerdem noch eine Menge Kavallerieangriffe vom französischen Centrum her abzuweisen.

Es war fast der Mittag herangekommen, als der Vicekönig zu einem entscheidenden Schlage entschlossen, die 14te Division über die Kologha zog und nebst 5 Bataillonen der 3ten Division gegen die Schanze von Rajefski vorschickte; gleichzeitig ließ Murat das 2te Kavalleriecorps (das bis dahin in seiner oben angegebenen Stellung nur durch Kanonenfeuer gelitten hatte) mit der Weisung vorrücken, sich immer links zu ziehen, um die Erstürmung jenes Werks begünstigen zu können. Die französischen Kuirassiere machten mehre glückliche Attaken und sahen sich endlich im Rücken der Schanze, in welche sie zwar eindrangen, aber sogleich mit großem Verlust wieder herausgeworfen wurden; indeß war in diesem Augenblicke die Angriffskolonne der Infanterie herangekommen und bemächtigte sich der Schanze, die nun auch von den Franzosen gehalten wurde. Der Vicekönig zog alle disponible Truppen seines Corps herbei, und setzte das Gefecht hauptsächlich durch Geschützfeuer u. Kavallerieangriffe fort, deren endliches Resultat war, daß die ihm gegenüberstehende russische Linie eine rückwärts gelegene Stellung nahm, den rechten Flügel noch immer an Gorka gelehnt.

Im Centrum der Franzosen und gegen den rechten Flügel hin, wo auch das 8te Armeecorps in die Linie getreten war, führte vorzüglich ihr zahlreiches Geschütz den Kampf fort, zum großen Nachtheil der Russen, welche entweder vereinzelte und deshalb erfolglose Versuche machten, die verlornen Punkte wieder zu nehmen, oder sich auch in dichten Massen Stundenlang dem verheerendsten Feuer aussetzten, ohne etwas zu unternehmen. Auf dem äußersten rechten Flügel konnte Fürst Poniatowski gegen die indeß verstärkten Feinde nichts wesentliches erwirken, sie verließen ihre Stellung am Nachmittage, als die Lage der Schlacht ihnen eine rückgängige Bewegung empfahl, ohne bedeutenden Verlust.

Das Gefecht hatte schon auf der ganzen Schlachtlinie einen für die Russen sehr ungünstigen Charakter erhalten, als der Fürst Kutusow den Versuch machte, die Fortschritte des Feindes durch eine Diversion gegen dessen linken Flügel aufzuhalten. Sechstausend Pferde unter General Uwarow gingen unterhalb Borodino über die Kologha und warfen die Kavallerie des Grafen Ornano nach kurzem Gefecht zurück; indeß die 13te Division, welche während des ganzen Tags in und bei Borodino den französischen linken Flügel deckte, wies alle Angriffe jener Reiterei standhaft ab, die sich darauf wieder über die Kologha zurückzog.

So war der Abend herangekommen und die russische Armee, unglaublich geschwächt (ein Augenzeuge berechnet ihre Stärke mit Ausschluß der Milizen noch zu etwa 50,000 Mann unter den Waffen) und zum Theil ganz aufgelöst, trat den Rückzug gegen Majaisk an, fast gar nicht vom Feinde gedrängt, da ihre Reiterei, welche weniger gelitten, die Bewegung deckte. Unbegreiflich wird es immer bleiben, daß Napoleon seine so theuer erkauften Vortheile nicht benutzte, sondern auf halbem Wege stehen blieb. Seine Garden — beinahe 30,000 Mann — waren noch ganz intakt, und konnten gegen den ermatteten Feind, der gar keine frischen Truppen mehr hatte, einen großen Schlag führen, welcher auf den fernern Gang des Kriegs entscheidenden Einfluß haben mußte; welches immer der Grund dieser Unthätigkeit gewesen seyn mag, gewiß ist's, daß man russischer Seits einen so entscheidenden Schlag erwartete oder vielmehr befürchtete.

Der Verlust auf beiden Seiten war ungeheuer. Die französische Armee zählte einige und zwanzig todte und verwundete Generale, und soll an 30,000 Mann außer Gefecht gesetzt gehabt haben; bei den Russen waren ebenfalls eine bedeutende Anzahl höherer Anführer getödtet oder verwundet; ihr Verlust an Kombattanten ist schon erwähnt, wobei nur zu bemerken, daß in den nächsten Tagen mehre Tausend Abgekommene sich wieder bei der Armee einfanden. (*Schulz.*)

Boroër, s. Kaffern.

BOROHRATEK (Boruhradek), Marktflecken im Königgrätzer Kr. des Königr. Böhmen, am Adler, mit 1 Schl. und 126 H. (*H.*)

Boron, s. Boracium.

Boron-Eisen, s. Eisen.

BORONIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rutaceen und der achten Linné'schen Klasse. Smith suchte durch diesen Namen das Andenken seines treuen Gehilfen Boroni, zu verewigen, welcher, da Smith ihn dem Dr. Sibthorp auf dessen Reise durch Griechenland, überlassen hatte, in Athen, an den Folgen eines unglücklichen Falles, starb. Char. der Gattung: viertheiliger Kelch: vierblätterige Corolle. Kranzförmiges Nektarium. Acht behaarte, gekrümmte Staubfäden tragen die Antheren auf besondern Nebenstielchen unter der Spitze, vier zusammengewachsene Kapseln.

1) B. *pilosa* Labill., mit ungepaart gefiederten linien-lanzetförmigen haarigen Blättern und einzelen Blumen in den Blattachseln. Das nördliche Neu-Holland. 2) B. *tetrandra* Labill., mit ungepaart gefiederten spathelförmigen glatten Blättern und abwechselnd fehlschlagenden Staubfäden. Nördliches Neu-Holland. 3) B. *pilonema* Labill., mit ablangen glattrandigen Blättern, einblüthigen Stielen und glatten Staubfäden. Nördliches Neu-Holland. 4) B. *pinnata* Sm. mit ungepaart-gefiederten linienförmigen Blättern, gabelförmig getheilten Blüthenstielen und drüsigen Staubfäden. Neu-Holland. (*Sprengel.*)

Boronkali und Boronkalin, s. Kali und Kalin.

Boronoxyd, s. Boracium.

Boronplatin, s. Platin.

Boronwasserstoffgas, s. Boracium.

Bororos, s. Mosambik.

BOROS, Freßkäfer, nent Herbst (Naturs. der Ins. 7. B.) eine Käfergattung aus der Familie der Tenebrioniten, mit langgestrecktem schmalen, mäßig gewölb-

ten Körpern; kurzen, spitzwärts verdickten und breitgedrückten Fühlern und fadenförmigen Tastern. Die zwei bis jetzt bekannten, im nördlichen Europa einheimischen Arten sind: *Boros corticalis* Gyllenh. (Boros elongatus Herbst. Hypophloeus Boros Fabr. Helops Schneideri Panzer) und *Boros thoracicus* Gyll. (Trogosita thoracica Fabric. Herbst) die unter der Rinde abgestorbener Bäume gefunden werden. (*Germar.*)

Borosda, s. Terek.

BOROTOLA, Barantola, ein Wort, das im Tibet und der Mongolei den ebnen grauen, mit Salze geschwängerten Steppenboden des Hochlandes bedeutet. Auf Arrowsmiths Charte führt ein Binnensee und ein sich darein ergießender Fluß in der Mongolei diesen Namen. (*Hassel.*)

BOROUGHBRIDGE, ein Burgflecken im Westriding der britischen Grafschaft York in England: er liegt am Ure, über welchen Fluß eine Brücke führt, und zählt 747 Einwohner, die 2 Repräsentanten zum Parlamente senden und viele Eisenwaren verfertigen. In der Mitte des Orts steht ein 12 Fuß hoher Obelisk. Bei demselben fiel 1322 ein blutiges Treffen zwischen der rothen und weißen Rose vor, worin Graf Lancaster in die Hände K. Eduards II. fiel. (*Hassel.*)

BOROWITSCHI (Borowizy), eine neue, lebhafte und wohlhabende Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Nowgorod (58° 16′ Br. und 50° 50′ L.), an der Msta und der großen moskauschen Heerstraße, in einer größtentheils bergigen und von Wäldern umgebenen Gegend, 27 M. von Nowgorod, 65 von Moskau und 51 von St. Petersburg, mit 700 meistens hölzernen Häusern (außer den steinernen öffentl. Gebäuden), 1 Kaufhof mit 70 Buden und 50 Niederlagen, einigen Kronmagazinen, 1 Hospital, 1 Stadt- und Kreisschule, 1 Kloster, 3 Kirchen und mit etwa 3700 Einw., welche Landwirthschaft, Produkten- und Kramhandel, auch etwas Schiffahrt treiben. Wegen der vielen Klippen und Wasserfälle in dem Flusse Msta ist hier ein Lootsencomtoir. Der Ertrag des ganzen Handels beläuft sich weit über 100,000 Rubel. Es werden 3 Jahrmärkte gehalten: auch fehlt es nicht an den nöthigen Handwerken. In der Stadt sind 3 Ziegeleien. Der Boden der Umgegend, so wie beinahe des ganzen Kreises ist thonig und kiesig. Der Kreis hat 141 kleine Seen und 73 Flüsse, unter denen die Msta der wichtigste ist. An Manufakturen und Fabriken enthält der Kreis: 3 Lederfabriken, 3 Sägemühlen, 3 Brantweinbrennereien, 26 Kornmühlen, mehre Stampf- und Windmühlen, einige Töpfereien, Kalkbrennereien und 2 Strumpfmanufakturen *). (*J. Ch. Petri.*)

BOROWOI, Dorf im usmanschen Kr. der russischen Statthalterschaft Tambow, mit einen wichtigen Eisenwerke, einer Salpetersiederei und Brantweinbrennerei. (*J. Ch. Petri.*)

BOROWSK, eine sehr gewerbsame Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Kaluga an der Protwa (55° 14′ Br. 53° 50′ L.), 13¼ M. von Moskau und 12 M. von Kaluga. Sie hat einen Wall, 730 Häuser (worunter aber nur 10 steinerne), 125 Krambuden, 10 Kirchen, an 6000 Einw., einige Segeltuchmanufakturen, mehre Gerbereien, Talgschmelzereien, Seifensiedereien, Ziegeleien, Malzdarren u. s. w., und treibt starken Kram- und Produktenhandel, besonders mit Zwiebeln und Knoblauch; auch ist hier ein großes Kronbrantweinmagazin, 1 Lazareth und 2 Armenhäuser. Die hiesigen Leinwand- und Segeltuchfabriken haben 70 Stühle, welche jährlich gegen 1500 Stücke, das Stück von 50 Arschinen, liefern, die nach St. Petersburg verkauft werden. Auf den Malzdarren werden an 5000 Tschetwert (à 3 Scheffel) Roggen- und Gerstenmalz gedörrt, welche zum Theil verkauft werden. Jährlich werden 2 Jahrmärkte gehalten. Übrigens handeln die hiesigen russischen Kaufleute mit mehren aus St. Petersburg, Moskau und andern Städten verschriebenen Seidenwaren, Tüchern, Kattunen, Nankin, Kumatsch (eine Art rothes baumwollenes Zeug), vorzüglich aber mit glatter und gestreifter Leinwand, Glas, Zucker, auch mit Honig, Wachs, Früchten, Leder, Seife, Lichtern u. a. m.; ¼ M. von der Stadt liegt das sehr schön gebaute Mönchskloster des Borowskischen Wunderthäters Paphnutius, das er 1477 stiftete und wo er auch starb, daher hier seine Reliquien in einem kostbaren Sarge aufbewahrt werden. Die dasige Kleiderkammer hat viele reiche, mit edeln Steinen und Perlen besetzte Gewänder, so wie auch goldene mit Steinen besetzte Gefäße von sehr hohem Werthe. Zu diesem Kloster gehören 2 ansehnliche Sloboden, in welchen die ehemaligen Klosterbedienten, 800 an der Zahl, wohnten. Die 11,000 Bauern, welche sonst zu diesem Kloster gehörten, stehen jetzt unter der Aufsicht des Ökonomie-Direktors, und der Archimandrit mit den Mönchen erhalten vom State einen ihnen bestimmten Gehalt †). (*J. Ch. Petri.*)

BOROWSKY (Georg Heinrich), Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaft zu Frankfurt an der Oder, war den 26. Juli 1746 zu Königsberg geboren, wo er auch das Fridericianum und die akademischen Hörsäle besuchte, und Theologie, später aber die physischen und ökonomischen Wissenschaften studirte. Der Wunsch, in den letztern weitere Fortschritte zu machen, war Ursache, daß er 1775, nachdem er ein Jahr lang Lehrer der Naturgeschichte an dem Ritterkollegium zu Brandenburg gewesen war, nach Berlin ging, und zwei Jahre lang den Unterricht Blochs, Martini's, Gleditsch's, Gerhard's, Bode's und anderer Naturforscher und Ökonomen genoß. Er kam nun als Lehrer der Naturgeschichte an das von Bahrdt gestiftete Philanthropin zu Heidesheim im Leiningschen, allein die mislichen Umstände dieses Instituts bewogen ihn, seine Stelle bald wieder niederzulegen, und die vornehmsten Gegenden Teutschlands zu besuchen. Im Mai 1779 kam er nach Frankfurt an der Oder, wo er eine königliche Professur der Naturgeschichte (die erste, welche auf einer preußischen Universität errichtet wurde) erhielt, 1789 das Lehramt der Ökonomie

*) Vgl. Pallas Reisen, B. 2. Prosstrannoje Semleopissanie Rossiiskago Gossudarstwa, d. i. ausführliche Erdbeschr. des russ. Reichs, St. Petersb. 1787. Heym alphab. Wörterb. des russ. Reichs, Göttingen, 1796. Georgi geogr. phys. naturhist. Beschr. des russ. Reichs und Makinowitz geograph. Wörterb. des russ. Reichs.

†) Vgl. Georgi, Pallas, Makinowitz, Falk rc.

und Kameralwissenschaften übernahm, und den 26. Juli 1801 starb. In den Fächern, die er lehrte, war er auch ein nützlicher Schriftsteller, am bekanntesten durch folgende Werke, die jedoch wenig Eigenthümliches enthalten, und mehr als nützliche Kompilationen zu betrachten sind. Systematische Tabellen über die allgemeine und besondere Naturgeschichte Berl. 1775. 2 Th. 8. Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs (fortges. von J. F. W. Herbst). Berl. und Stralf. 1780 — 89. 8. 10 Bde. mit 454 illum. Kupfern, die wegen ihrer Schönheit und Genauigkeit dem Werke zur besondern Empfehlung gereichen. Abriß einer Naturgeschichte des Elementarreichs. Mannh. 1779. 8. (eigentlich ein Lehrbuch der physikalischen Erdbeschreibung). Abriß des praktischen Kameral- und Finanzwesens, nach den Grundsätzen, Landesverfassungen und Landesgesetzen in den königl. preußischen Landen. Berl. 1793; 2te verb. Aufl. in 2 Bden. 1799. 8. (ein sehr brauchbares Handbuch für Kameralbediente, nach damals bestehenden Einrichtungen). Als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Greeden begründete er eine theoretische und praktische Lehranstalt für Landwirthe der höhern Klasse, die Beifall verdiente, da er selbst schätzbare landwirthschaftliche Kentnisse besaß *). (*Baur.*)

BORREBY, eine Domäne, jetzt militärischer Amtshof (Boställe) in Schonen, einst dem Erzbischof in Lund gehörig, mit einem Pastorate von 1134 Selen. Der Kirchthurm war in alten Zeiten befestigt, wovon man noch Spuren sieht. (*v. Schubert.*)

Borrelisten, s. Wiedertäufer.

BORRERA, nent Acharius eine Flechte mit knorpligem gefetzten Thallus, dessen Fetzen gewimpert und meist unten gerint sind. Die Apotheeien sind schüsselförmig, und werden zum Theil vom Thallus gebildet. Es gehören zu dieser Gattung: Lichen ciliaris *L.*, tenellus *Scop.*, furfuraceus, leucomelas, chrysophthalmus und einige ausländische. — Acharius benannte diese Gattung nach Wilh. Borrer, der mit Turner zusammen an der britischen Lichenographie arbeitete, wovon aber bisher nichts erschienen ist. Meyer gab einer Pflanzen-Gattung aus den Rubiaceen, und der vierten Linné'schen Klasse denselben Namen:

Borreria. Sie steht nahe bei Spermacoce und Diodia, unterscheidet sich aber durch eine zweitheilige Kapsel, deren Scheidewände unvollständig sind und aus den eingebogenen Rändern der Klappen bestehn, die Samen stehen einzeln und sind mit der innern Basis befestigt, da bei Spermacoce sich die Kapsel nicht theilt, das eine Fach geschlossen bleibt und das andere sich öffnet. Arten sind: 1) B. *suaveolens* Meyer., mit strauchartigem, aufrechten Stamm, linienförmigen zugespitzten glatten Blättern, den Blüthen in kugeligen Knöpfchen und viertheiligen Kelchen. In Essequebo. Abgebildet in *Meyer* fl. essequeb. t. 1. 2) B. *verticillata* M., mit strauchartigem Stamm, schmalen ablangen stumpflichen Blättern, den Blüthen in kugeligen Knopfen und Wirbeln, und zweitheiligen Kelchen. Westindien. (Spermacoce verticillata *W.*). 3) B. *stricta* M., mit krautartigem straffen Stamm, lanzetförmigen an der Basis verdünnten Blättern, den Blüthen in kugeligen Knöpfen und Wirbeln, und zweitheiligen Kelchen. (Spermacoce stricta *L.*?). 4) B. *parviflora* M., mit krautartigem ästigen Stamm, viereckigen Zweigen, ablangen zugespitzten Blättern, den Blüthen in Wirbeln und viertheiligen Kelchen. In St. Domingo. 5) B. *umbellata*, mit krautartigem ästigem Stamm, lanzetförmigen zugespitzten venösen Blättern, borstigen Blattansätzen, den Blüthen in Dolden, und viertheiligen Kelchen. In Brasilien. (*Sprengel.*)

BORRI, BORRO (Cristofero), Jesuit aus Mailand, von adeliger Abkunft, trat 1601 in den Orden, ging als Missionär nach Ostindien, und war einer der ersten, die nach Cochinchina kamen, wo er fünf Jahre zubrachte. Nach seiner Rückkunft lehrte er die Mathematik zu Coimbra und Lissabon, trat zuletzt (unter dem Namen Don Onofrio) in den Eistereienserorden, und starb zu Rom den 24. Mai 1632. Durch ihn erhielt man in Europa die ersten Nachrichten von Cochinchina, die er in folgendem Werke mittheilte: Relazione della nuova missione delli PP. della compagnia di Giesu al regno della Cocincina. Rom. 1631. 8. Seine übrigen Schriften sind unerheblich *). (*Baur.*)

BORRI, BORRO, lat. Burrus, Burrhus (Giovanni Francesco), ein berüchtigter Schwärmer, Prophet und Alchemist, der Cagliostro seiner Zeit, aus einer altadeligen Familie entsprossen, die er von Afranius Burrhus, dem Erzieher des Kaisers Nero, ableiten wollte. Er war den 4. Mai 16$\frac{2}{7}$ zu Mailand geboren, wo sein Vater Branda Borro ein geschätzter Arzt war, der den 18ten August 1660 starb, und eine Schrift de re medica hinterließ [1]). Nachdem er seinen Lehrkursus bei den Jesuiten in Rom vollendet hatte, widmete er sich dem Dienste des römischen Hofes, und studirte daneben aus Neigung Medizin und Chemie, oder vielmehr Alchemie. Eine Zeit lang lebte er sehr ausschweifend, veränderte aber 1654 plötzlich seine Lebensart, gab Offenbarungen vor, und behauptete: er sey von Gott berufen, die katholische Religion über den ganzen Erdboden zu verbreiten, und die Menschen in eine Heerde zu vereinigen, die unter der Obhut des Papstes stände. Zu diesem Behufe habe ihm der Erzengel Michael vom Himmel ein Schwert überbracht, auf welchem die sieben Wesen abgebildet seyen. Da er, als ein frommer, begeisterter Schwärmer [2]) bald Anhänger fand, so errichtete er eine geheime Gesellschaft, die seine Absichten unterstützen sollte. Diese Gesellschaft, welche sechs Grade hatte, ward bald so zahlreich, daß sie die Aufmerksam-

---

* Goldbeck's liter. Nachr. v. Preußen 1. Bd. 145. 2 Bd. 123. Meusel's gel. Teutschl.

*) Franz. von Ant. de la Croix, Lille, 1631. 12. Holländ. von Jac. Julius Löwen, 1632. 8. Lat. von Joh. Bucelleno, Wien, 1633. 8. Teutsch im 6. Bde. der besten und neuesten Reisebeschr. Berlin 1765. 8. und im 11. Th. von Sprengels neuen Beitr. zur Länder- und Völkerk. S. 27—110. *Argellati* Bibl. Mediolan. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Adelungs Zus. zum Jöcher. Biogr. univ. T. V.

1) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. 2) Nach seiner Versicherung konnte er die Selen seiner Brüder sehen, umgeben mit Strahlen von verschiedenen Farben; und ihren Schutzgeist sah er auf ihrer Stirne schwebend, wie einen Lichtstrahl.

keit der Inquisition auf sich zog, welche von einigen sonderbaren Begriffen, die Borri über die Jungfrau Maria äußerte, Gelegenheit nahm, ihn zu verfolgen. Er entfloh nach Mailand, fand da abermals einen großen Anhang, und entwickelte hier allmälig einen Plan, der auf nichts geringeres ging, als auf die gewaltsame Stiftung einer neuen Religion und Statsverfassung, die er auf den Trümmern der alten zu gründen hoffte, und die er das Reich Gottes nannte, welches in den nächsten zwanzig Jahren seinen Anfang nehmen, und dessen Oberhaupt er seyn würde. Bei aller Vorsicht, die er anwendete, entdeckte die Inquisition dennoch seine Absichten, verurtheilte vier seiner Anhänger zum lebenslänglichen Gefängnisse, und ließ ihn selbst 1661 in Rom und Mailand im Bildnisse verbrennen, da er sich durch die Flucht nach Teutschland gerettet hatte. Mit vieler Gewandtheit wußte der schlaue Betrüger sich an mehren Höfen Zutritt zu verschaffen, unterrichtete die Fürsten in der Alchemie, ließ sich von ihnen reichlich beschenken, und erwiederte ihre Freigebigkeit durch ein Glas von seinem Götterwasser, das er ihnen verehrte. Das größte Aufsehen als Wunderdoktor, denn von Stiftung einer neuen Kirche war jetzt nicht mehr die Rede, machte er in Straßburg [3]) und Amsterdam, wo er eine sehr glänzende Rolle spielte. Er hatte eine zahlreiche Dienerschaft, prächtige Equipage, fuhr mit 6 Pferden, ließ sich Excellenz nennen, und machte großen Aufwand. Aus fernen Gegenden strömten Kranke herbei, und selbst aus Paris ließen sich Personen von hohem Stande in Tragsesseln zu ihm bringen, um durch ihn ihre Genesung zu erlangen. Er mußte aber doch im December 1666 heimlich entweichen, und erst jetzt wurde der Betrug offenbar, denn er nahm große Summen an Geld und Diamanten, die ihm anvertraut waren, mit, und begab sich nach Hamburg, wo er die Königin Christine von Schweden, die sich damals daselbst aufhielt, in der Alchemie und den geheimen Wissenschaften unterrichtete. Da das Laboriren, statt die ersehnten Schätze hervorzurufen, die Kasse der Königin erschöpfte, so wandte sich Borri nach Kopenhagen, und wußte den schwachen König Friedrich III. der, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, ein großer Verehrer der Alchemie war, so einzunehmen, daß er ihn gänzlich beherrschte. Sogar eine Anweisung setzte er für den König auf, wie Dänemark zu regiren sey [4]). Als dieser aber, nachdem ihn der schlaue Betrüger zur Verschwendung von Millionen verleitet hatte, den 9. Febr. 1670 starb, mußte Borri abermals sich durch die Flucht retten, weil ihn die Großen des Reichs haßten, und ihm den Untergang gedroht hatten. Er beschloß nunmehr sein Heil in Konstantinopel zu versuchen, wurde aber den 18. April 1670 in Mähren verhaftet, und als verdächtig nach Wien gebracht. Hier wollte er dem Kaiser Leopold I. seltene Geheimnisse, besonders wider das Gift, entdecken, und einige Regimenter auf eigene Kosten zum Dienste des Kaisers werben und unterhalten. Er fand aber keinen Glauben, sondern wurde vielmehr, auf die Vorstellung des päpstlichen Nuncius in Wien, an den Papst ausgeliefert, und unter einer Bedeckung von 30 Mann nach Rom gebracht, jedoch unter der Bedingung, daß er nicht am Leben gestraft werden sollte. Er kam in die Gefängnisse der Inquisition, mußte 1672 unter großem Gepränge seine Ketzereien öffentl. abschwören, ohne jedoch seine Freiheit wieder zu erhalten. Da der französische Gesandte am römischen Hofe, Herzog d'Estrées, in einer verzweifelten Krankheit bei Borri Hilfe suchte, und bald darauf wieder genas, so wurde er in eine leidlichere Haft auf die Engelsburg gebracht, und hier starb er, wie später Cagliostro, den 10. August 1695. In seiner Gefangenschaft soll er die Schrift De vini generatione in acetum, decisio experimentalis (in der Galleria di Minerva, T. II. 25.) geschrieben haben [5]). (*Baur.*)

Borri, Borrius, s. oben Bor.

BORRIANA, Burriana (16° 48′ L. 29° 51′ B.), Villa in der spanischen Provinz Valencia, Govierno de Castello, an der Mündung des Mijares in die See, mit 6300 Einw., die viel Hanf, Wein und Öl bauen, und eine Alpargatesfabrik haben. (*Stein.*)

BORRICHIUS (Olaus), oder vielmehr Olaf Claudii, war geboren den 7. April 1626 (nach Paul Vin-

---

3) Der französische Resident daselbst, Johann Frischmann, schrieb ihm zu Ehren, ein Monumentum in laudem gentis Burrhorum, Calend. Jan. MDCLX Francisco Josepho Burrho medico italico structum. Argent. 1660. 4. Joh. Kasp. Bernegger, Stadtsekretär zu Straßburg, begleitete die von Borri verfaßte Historia gentis Burrhorum. Argent. 1660. 4. mit einer Vorrede, worin er dem Verfasser die größten Lobsprüche beilegt. Diese Historia (nicht Notitia, wie sie gewöhnlich angeführt wird), ist wieder abgedruckt in *H. A. Groschuffii* Nova libror. rarior. collectione. Halae 1709. 8. Fasc. I. 243. cfr. Fasc. IV. 377. 4) Istruzioni politiche date al rè di Danimarca. Cologne (eigentlich Genève) 1681. 12. Es sind ganz gewöhnliche und bekannte politische Grundsätze, durch Beispiele und Betrachtungen erläutert; wieder abgedruckt in La chiave del Gabinetto del Cavagliere G. Fr. Borri, col favor della quale si vedono varie lettere scientifiche, chimiche, e curiosissime, e molti segreti bellissimi. Col. (Gen.) 1681. 12.; ein seltenes, von den Liebhabern geheimer Weisheit gesuchtes Buch, das ohne Borri's Vorwissen gedruckt wurde. S. davon die Acta Erud. v. J. 1682. Daß Borri bei aller seiner Charlatanerie, in der Arzneiwissenschaft mehr als bloßer Empiriker gewesen sey, und besonders gute anatomische Kentnisse besessen habe, beweisen seine Epistolae duae: 1) de cerebri ortu et usu medico; 2) de artificio oculorum humores restituendi, ad Th. Bartholinum. Hafn. 1669. 4. Bei seinen Untersuchungen über die chemischen Bestandtheile des Gehirns hatte er entdeckt, daß der vierte Theil aus Fett oder einer Wallrathähnlichen Masse bestehe, welches durch neuere Versuche bestätigt worden ist. Bartholin begleitete diese Epistolae mit einer Zuschrift an den König, worin er den Verfasser derselben ungemein rühmt. Vgl. Journal des Sav. Sept. 1669. und Sprengels Gesch. d. Arzneik. 4. Th. 227. 5) Kurzer Lebenslauf des Herrn Burri, abgefaßt in einer Missive aus Rom am 17. Jun. 1662. 4. Relatio fidei, actionum ac vitae Burrhianae, d. i. eine Erzählung des Glaubens, Thaten und Leben Burrhi, bei der Historia de tribus huius seculi famosis impostoribus etc. 1670. 8. *Struvii* Acta literaria. T. II. Fascic. I. 19—31. Journal des Sav. 1683. T. XI. 261. Le vite ed il processo del Borri befindet sich am Ende der Ambasciate di Romolo a Romani, Brüssel, 1676. 12. *Bayle* Dict. De *Bruys* hist. des papes. Vol. V. 353. *Argelati* Scriptor. Mediolanens. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. *Carrere* Biblioth. de la Méd. *Eloy* Dict. de la Méd. *Schelhorn* amoenitat. liter. T. V. 141—163. Berlin. Monatsschr. 1787. Oct. 346—350. (Adelungs) Gesch. der menschlichen Narrheit 1. Th. 77—113. Biogr. univ. T. V. (von Delaulnaye).

dings Grabinschrift, nicht, wie den eigenen Irrthum Moller Cimbr. illustr. III. p. 56 verbessert, den 26. April) zu Borch einem Dorfe im Stifte Ripen in Nordjütland, wo sein Vater, gleichen Namens, Olaf Claudii, Prediger war. Er nahm, wie sein Bruder, von seinem Geburtsort den Namen Borrichius an, nannte sich auch Ripensis. Den ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause und durch die Lehrer der Schulen zu Kolding und Ripen, vorzüglich durch den Rektor Meier. Im J. 1644 bezog er die Universität zu Kopenhagen und widmete sich den Studien der klassischen Literatur und Philosophie, vorzüglich aber unter Olaf Worm und Thomas Bartholinus der Arzneikunde und Chemie. Seine erste Schrift war gegen den Aberglauben der Amulete und Abraxas: De Cabala caracterali. Hafn. 1649. 12. Im J. 1650 übernahm er das Amt eines sechsten Lehrers an der Schule zu Kopenhagen und erwarb sich bald ausgezeichneten Beifall, so daß ihm durch den Bischof Kasp. Erasm. Brochmann und den Kanzler Thomäus (oder Seested) eine Chorherrnstelle zu Lunden verliehen wurde. Einen Antrag als Rektor nach Herlow zu gehen, schlug er 1654, um sich der Arzneiwissenschaft widmen und eine Reise unternehmen zu können, aus; doch wurde er von der Reise durch die damals in Kopenhagen wüthende Pest abgehalten und als praktischer Arzt thätig zu seyn, genöthigt. Im Begriff abzureisen erhielt er den Ruf als Erzieher der Kinder des Statsministers Gerstorph. Fünf Jahre lebte er in dessen Hause und arbeitete zugleich in dessen chemischem Laboratorium [1]). Während der Belagerung der Stadt 1658 und 1659 führte er die Akademiker als tapferer Vertheidiger an [2]). Der König Friedrich II. ernannte ihn den 12. Jul. 1660 zum ordentlichen Professor der Philosophie und Poesie und zum außerordentlichen der Botanik und Chemie. Er vertheidigte beim Antritt de lexicorum latinorum ieiunitate Diatriben cum Auctariis Botanicis et Chemicis den 27. Okt. 1660. In demselben Jahre aber trat er eine Reise durch Holland an. Zu Leiden verweilte er ein Jahr, theils wegen des Studiums der Arzneikunde, theils im Umgang mit Joh. Fr. Gronov und andern Gelehrten. Unterdessen starb der Minister Gerstorph und dessen Söhne wurden B. zur Leitung übergeben. Mit denselben reiste er 1663 durch die Niederlande, nach England und Frankreich, überall das Merkwürdige der Natur und Kunst mit großer Sorgfamkeit aufsuchend und für seine Studien benutzend [3]). In Paris lebte er zwei Jahre, gekant und geehrt von den Gelehrten jener Zeit. Nachdem ihn seine Pfleglinge verlassen hatten, setzte er allein seine Reise durch Frankreich, wo er die Chemiker aufsuchte, fort, erwarb sich in Angers die medizin. Doktorwürde, und ging nach Italien. Die Bibliotheken in Mailand und Rom, die Alterthümer und Kunstschätze, so wie die freundliche Aufnahme von den ausgezeichnetsten Männern, die Würdigung seiner vielfachen Gelehrsamkeit durch Leo Allatius, Athan. Kircher und andere Gelehrte in Rom, die Achtung der Königin Christine, welche sich von ihm in der Chemie belehren ließ, fesselten ihn so sehr, daß er ungern im Jahr 1666 Rom verließ. Er kehrte durch Teutschland und die Niederlande nach Kopenhagen zurück, um dort die verliehene vierfache Professur zu verwalten. Später wurde er auch ordentlicher Professor der Medizin, und las zu gleicher Zeit über theoretische und praktische Arzneikunde, über Botanik und Chemie, über Metallurgie und Sprachkunde, mit vorzüglichem Beifall. Er ward bald Leibarzt des Königs, 1681 Universitätsbibliothekar, 1686 Beisitzer des höchsten Gerichts und 1689 erhielt er den Titel eines königl. Kanzleiraths. Zwölf Jahre war er Decan der philosophischen Fakultät und zwei Mal Rektor. Er versichert selbst, daß er nicht geheirathet habe, um in den Studien nicht gestört zu werden. Sein großes Vermögen bestimmte er zu öffentlichen Stiftungen. Er gründete mit 26,300 Thlr. das von ihm benannte Collegium Medicum, wo 16 Studirende aus allen Fakultäten freie Wohnung und Unterstützung erhielten [4]). Auch die Schule in Ripen erhielt eine ansehnliche Unterstützung. Er starb nach einer unglücklichen Operation des Steinschnitts den 3. Okt. 1690, 64 Jahre alt, wegen seiner umfassenden Kenntnisse hoch geehrt, und wegen seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit allgemein geliebt. Er wurde in der Marienkirche begraben und der nach dem Tode von ihm genommene Stein, mit einer Inschrift versehen, in dem Collegium aufbewahrt. Seine medizinische Gelehrsamkeit und praktische Fertigkeit wird von Bartholinus [5]) und Andern bewundert. In der Botanik lehrte er vorzüglich den Nutzen und die Anwendung inländischer Pflanzen [6]), und machte die Erfindung Pflanzen aus der Asche wieder hervorzurufen [7]). In der Chemie, wo er sich Peter Severinus zum Muster gewählt hatte [8]), verfolgte er die damalige Experimentierkunst mit großem Eifer und man glaubte ihn sowol im Besitz des Steins der Weisen als auch in der Goldmacherei so geschickt, daß er sein Vermögen dadurch gewonnen haben sollte [9]). Die zur Chemie gehörigen Schriften sind: de ortu et progressu chemiae. Hafn. 1668, wodurch er mit Conring in einen Streit gerieth, und daher schrieb: Hermetis, Aegyptiorum, et chemicorum sapientia vindicata. Hafn. 1674. Conspectus scriptorum chemic. illustr. 1697. 4. Über diese Schriften, s. *Molleri* Cimbria literata T. III. p. 66. Elementa Chemiae universae hinterließ er im Manuscript. Zur Metallurgie gehört Docimastice Metallica, Hafn. 1677. 4. teutsch: metallische Probierkunst übersetzt von Gregor. Kuß, Kopenh. 1680. 8. De lapidum generatione in macrocosmo et microcosmo in Actis med. Hafn. T. V. 1680 und wiederholt in *Bonet* Medicina Septentr. Collatitia T. I. p. 748 und durch Lanzoni. Ferrar. 1687. 12. Medizinische Gegenstände behandelte er in Programmen, welche enthalten sind in Dissertat. Aca-

1) S. *Bartholinus* in Epistol. p. 415. 424. f. 2) *Conring.* Apologetic. p. 442. und er selbst in *Hermetis*, Aegypt. et chemicorum sapientia vindic. II. 8. p. 447. 3) Epistola ad Bartholin in dessen Epist. 92. p. 516.

4) Acta Eruditor 1694. Ian. p. 33. *Alb. Thurac* Idea hist. lit. Dan. I. 5. p. 118. 5) De medicina Danorum Diss. II. p. 40. 6) De usu plantarum indigenarum in medicina. Hafn. 1688. 1690. teutsch von Jos. Reese, Hamb. 1696. 7) *Bartholin.* in Vol. I. Act. Med. Hafn. Obs. 42. p. 78. *Jo. Lud. Hannemanni* Phoenix botanicus 18. 8) Epistola vor diss. de ortu etc. 9) *Hannemann* Ovum Hermeto-Paracelsicum j. 225. *Crenii* Animadv. philol. VII. p. 137.

demic. II. Vol. Hafn. 1714. 8. Zur Botanik lieferte er Bemerkungen in den Actis Medicor. Hafniens. Vol. I—V. Den Arzt Ant. Deusing in Gröningen, welcher anmaßend gegen die berühmtesten Männer aufgetreten war, züchtigte er unter dem Namen Benedikt Blottesandæus (bloße Wahrheit) in einer französischen Schrift, welche den Beifall aller Betheiligten auf sich zog: *Deusingius* Heautontimorumenos, Hambg. 1661. 4. Seine philologische Studien betrafen den lateinischen Sprachgebrauch und die Geschichte der lateinischen Sprache. Zuerst behandelte er den allgemeinen Unterschied der Sprachen auf eine für jene Zeit neue und scharfsinnige Weise, mit viel Belesenheit und Umsicht Diss. de causis diversitatis linguarum Hafn. 1675. 4. Jenae 1704. 8. Quedlinb. 1704. 8. Über die lateinische Sprache verbreitete er sich in: Cogitationes de variis linguae latinae aetatibus et scripto G. I. *Vossii* de vitiis sermonis. Hafn. 1675. 4. Cotheni 1691. 4. vorzüglich zur Vertheidigung der von Vossius bezweifelten Wörter und Phrasen. Cellarius schrieb hierüber s. Curas de barbarismis et idiotismis lat. sermonis. posteriores. Cizae 1680, wogegen Borrichius sich vertheidigte: De Curis posterioribus Cellarii. Hafn. 1682. 4. und vollständiger: Analecta ad suas de L. L. cogitationes. Hafn. 1683. Den in aller Freundschaft geführten Streit setzte Andreas Borrichius fort im: Appendix ad Cellarii curas post. recognitas. Hafn. 1687. 12. Über das Ganze s. *Walchii* hist. crit. lat. ling. p. 249. I. Einen Anhang zu den Analectis machte die Abhandl. aus: de quantitate penultimae denominativorum in *inus* et verbalium in *icis* desinentium, welche schon 1682 besonders erschienen war. Geringfügig ist: Conspectus praestantiorum scriptorum Latinae linguae. Hafn. 1679. 1682. Doch nützlich waren die prosodischen Schriften Parnassus in nuce. Hafn. 1654 und 1668. 4. Lingua Pharmacopoeorum, sive de accurata vocabulorum in Pharmacopoliis usitatorum pronuntiatione. Hafn. 1670. 4. Schätzbare Übersichten gab er in Dissert. VII. de poetis Hafn. 1676 — 81. und Francf. 1683 und in Diss. compendiaria de antiqua urbis Romae facie. Hafn. 1687. 4. auch in *Graevii* Thesaur. Antiq. T. IV. Seine Gedichte sammelte Rostgard in Deliciis poet. Danor. T. II. Er selbst erzählte sein Leben bis zum Jahr 1689; diese Selbstbiographie finden wir in dem Conspectus Script. Chemicor. und in Rostgard's angeführtem Werke. Das Vollständigste über ihn gibt *Joh. Molleri* Cimbria illustrata T. III. p. 56 f. — Sein Bruder, Claudius, war seit 1646 Prediger in Schonen und zeichnete sich als Dichter aus. S. Rostgard a. a. O. T. II. p. 414. (*Hand.*)

Borrichius (Andreas), häufig verwechselt mit seinem Verwandten Olaf Claudii, welcher sich Olaus Borrichius nannte. Er war geboren zu Romsdal in Norwegen, lebte zu Kopenhagen und vertauschte seinen Geschlechtsnamen, Andreas Ivari, mit dem angenommenen seines Verwandten. Er verwaltete später das Rektoramt an der Kathedralschule zu Drontheim (Nidrosia). Den von Olaf B. begonnenen Streit gegen Cellarius setzte er fort in Appendix ad Cellarii curas posteriores. Hafn. 1687. 8. neu aufgelegt als Observationes singulares circa Latinam linguam. Francf. 1694. 12. und Jenae 1700. 12. Noch schrieb er: Vindiciae latinitatis purioris etc. Hafn. 1706. 8. gegen Cellarius Erwiederung, und zeigte den Mangel der Lexica an 2420 Wörtern aus den Buchstaben P. R. S. De persico imperio et recta numerandarum 70 Danielis hebdomadum ratione. Hafn. 1688. 8. De cursu studiorum. (*Hand.*)

BORRIOL (16° 47′ L. 39° 57′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Peñiscola, mit 2340 Einw., die jährlich 200,000 Arroben Algarrobas ernten, und zum Theil vom Fuhrwesen sich nähren. (*Stein.*)

Borro, s. Borri.

BORROMEI, italiänisches Haus, das, freilich ohne allen historischen Grund, seinen Ursprung von den römischen Aniciern herleitet. Gewiß ist, daß zu Anfang des 14. Jahrh. eine reichbegüterte Familie Borromeo in Toscana, zu San Miniato, ansässig war. Als S. Miniato 1370 von den Florentinern erobert, seiner Freiheit beraubt wurde, da entwich Philipp B., mit seiner Hausfrau Talda (einer Schwester jener Beatrix von Tenda, welche, als des Facino Cane Witwe, von dem Herzog Philipp Maria Visconti geehelichet wurde), und mit seinen fünf Kindern, Borromäus, Alexander, Andreas, Johann, Margaretha, nach Mailand. Borromäus erwarb das dasige Bürgerrecht, wurde der Vertraute des Herzogs Johann Galeazzo, dann Vormund über dessen Kinder; die Dienste, die er, als solcher, dem State geleistet, belohnte der Herzog Johann Maria 1403 mit dem Val di Taro, und dem Kastell Arguato, unweit Gavi. Borromäus wurde der Ahnherr einer zahlreichen Nachkommenschaft, die uns nicht weiter interessirt, nur daß die gelehrte Paduanerin, Blanca Borromea († 1577), dazu gehören mag. Alexander starb, wie es scheint, kinderlos, Andreas mit Hinterlassung einer einzigen Tochter. Johann blieb unverheirathet. Der Gnade des Herzogs Philipp Maria, der sein Oheim geworden, verdankte er großen Reichthum; diesen beschloß er dem Sohne seiner Schwester Margaretha, die an den Paduaner Jakotin Vitalliano verheirathet war, dem Vitalian Vitalliano zuzuwenden. Er nahm ihn an Kindesstatt an, und der Herzog erlaubte 1416 dem jungen Manne, fortan der Borromäer Namen und Wapen zu führen. Vitalian wurde späterhin des Herzogs Schatzmeister und Günstling, und von ihm mit Gnaden überschüttet; so erhielt er 1437 Casteletto, an dem Tesino, welche Herrschaft mehrmals an eine Linie der Visconti zurück fiel, Palestro, in Vigevanasco, unweit Vercelli, 1439 Arona, bald darauf Camairago, in dem Gebiete von Lodi. Nicht minder wichtig waren die Erwerbungen, die Vitalian durch Kauf gemacht, und allgemach wurde beinahe das gesammte Ufer des Lago Maggiore, der größte Theil der alten Grafschaft Anghiera, sein Eigenthum. Arona selbst wurde 1445 für ihn zu einer Grafschaft erhoben. Dem Auslande machte sich Vitalian durch die prachtvolle Bewirthung des Königs Alfons von Aragonien bekant. Nach des Herzogs Philipp Maria Tode war er einer der vier Senatoren, welchen die Ausübung der höchsten Gewalt übertragen worden, und der wankende Stat wurde geraume Zeit durch Vitalians Schätze aufrecht erhalten,

endlich durch einen Volkstumult aus der Stadt vertrieben, starb er auf einem seiner Schlösser, an der gewöhnlichen, doch in unsern Tagen minder gefährlichen, Krankheit gefallener Machthaber, den 4. Okt. 1449. Vitalians Enkel, Johann, Graf von Arona und Anghiera, des Herzogs Getraz Maria Sforza Rath, eben so ausgezeichnet durch seltene Geistesgaben, als durch seltene Rechtlichkeit, gab, zum ersten Male, den Schweizern die Lehre, daß sie nicht unüberwindlich wären (bei Domo d'Ossola 1487); das Andenken dieser That zu erhalten, vermehete der Herzog das Borromäische Wapen durch ein neues Feld — roth, mit einem goldenen Zaume. Johanns letzte Lebensjahre wurden durch Ludwig Sforza's Kunstgriffe verbittert; der Tyran veruneinigte ihn mit seinem Bruder, Vitalian B., und beredete diesen, daß er der Justina B. Sohn, Ludwig Visconti, an Kindesstatt annahm. Nachdem Sforza das Haus Borromeo also geschwächt, konnte er mit den Brüdern nach Laune verfahren. Johann starb 1495. Gilbert I. als Erstgeborner, der Haupterbe der väterlichen Besitzungen, mußte, wie sein Vater, den Haß des Herzogs empfinden, der ihm sogar Anghiera, Arona und Vogogna entriß, alles jedoch zurück gab, als er sich selbst von den Franzosen bedroht sah. Gilberts Gemalin, Magdalena, war die Tochter des Cavalier Frigio, den die Sage als den Sohn eines Markgrafen von Brandenburg bezeichnet. Von Gilberts Enkeln dienten zwei, beide Franz genant, mit Ruhm unter Karls V. Heeren, zwei andere, Gilbert II., von allen der älteste, und Julius Cäsar I., stifteten jeder eine besondere Linie. Gilbert II. brachte seine meiste Lebenszeit, in Ruhe und Andacht, auf dem Schlosse Arona hin, und nahm, nach einander, drei Frauen: die erste, Margaretha von Medicis, eine Schwester Jakobs, des berühmten Feldherrn, und des Johann Angelus, nachmaligen Papstes Pius IV., wurde die Mutter zweier Söhne. Der jüngere, der heilige Karl Borromäus, war der Stolz und die Zierde seines Hauses (s. folg. Artikel). Der ältere, Friedrich II., wurde von Papst Pius IV., seinem Oheim, zum Anführer der päpstlichen Truppen ernant, mit dem Fürstenthum Oria, in Terra d'Otranto, beschenkt, und mit Virginia della Rovere, des Herzogs von Urbino Tochter, die ihm ihre Rechte an Camerino zubrachte, verheirathet. Er starb 1563, ohne Nachkommenschaft; das Allodialvermögen, namentlich das Fürstenthum Oria, fiel an seinen Bruder, den H. Karl, das Stammgut an seinen Oheim Julius Cäsar, den jüngern von Friedrichs I. Söhnen. — Julius Cäsar I. war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimt, und auf die Familienpfründen angewiesen. Er entsagte ihnen zu Gunsten seines Neffen, des H. Karls, diente dem Kaiser, in den teutschen Kriegen, und erhielt, als ein vorzüglich geschickter Ingenieur, die Oberaufsicht über alle mailändische Festungen. Margaretha Trivulza, die Erbin von Formigara, in dem Cremonesischen, gebar ihm zwei Söhne. Friedrich, der jüngere, trat in des H. Karls Fußtapfen, studirte in dem Borromäischen Kollegium, welches dieser in Pavia gegründet, erhielt die Abtei Prarolo, in dem Gebiete von Vercelli, am 18. Dec. 1587 die Kardinalswürde, im J. 1595 das Erzbisthum Mailand. Als Erzbischof stiftete er das **Collegium Ambrosianum** in Mailand, das am 6. Dec. 1609 mit besonderm Pompe eröffnet wurde, dabei die Ambrosianische Bibliothek, die allein hinreichen würde, sein Andenken unsterblich zu machen, und ein Alumnat. Friedrich starb, nachdem er 36 Jahre lang der Kirche eine Zierde, seinem Erzstifte ein treuer Hirt gewesen, den 21. Sept. 1631, alt 77 Jahre; seine Schriften: **Sacra colloquia, Principum favor, Divinae laudes, Sermones Synodales, de Episcopo concionante, Meditamenta literaria, de Christianae mentis jucunditate, de sacris nostrorum temporum Oratoribus, de vera et occulta Sanctitate, de Moribus B. Virginis** u. s. w., füllen 10 Druckbände. Renat I., des Kardinals älterer Bruder, Graf von Arona, Herr von Anghiera, Origgio, Formigara, war mit Ersilia Farnese, des Herzogs Octavio von Parma natürlicher Tochter verheirathet: Renats Söhne, Karl I. und Julius Cäsar II., hatten beide Nachkommenschaft. Der jüngere, Julius Cäsar II., wurde 1638, als Oberster, vor Vercelli getödtet, nachdem ihm seine Gemalin, Johanna Cesi, des Herzogs Andreas von Ariano und Ceri Tochter, zwölf Kinder geboren. Johann, der älteste von acht Söhnen, Graf von Arona, Markgraf (diesen Titel erwirkte der Kardinal Friedrich im J. 1623) von Anghiera, vertheidigte, als ein Jüngling von 20 Jahren, im J. 1636 Anghiera mit seltener Unerschrockenheit gegen den französischen Marschall von Crequi, erhielt, nach des Vaters Tode, dessen Regiment, endlich das Amt eines General-Armeekommissär für Mailand und Piemont. Auch den Wissenschaften war Johann nicht fremd, daher die Akademie dei Faticosi ihn zu ihrem ersten Vorsteher wählte. Er starb 1660, es beerbte ihn sein Bruder, Anton Renat; denn Friedrich, der diesem in Jahren vorging, hatte, gleich Karl Maria und Andreas, den geistlichen Stand erwählt, und starb 1673, als Kardinal und Statssecretär der römischen Kirche. Anton Renat, Herzog von Ceri, im Patrimonio di S. Pietro, starb Kinderlos, den 7. Oct. 1686, und Paul Aemil, der jüngste der Brüder, der noch am Leben war, vereinigte hierdurch die sämtlichen Besitzungen seiner Linie. Durch dessen Tod im Februar 1690, fielen Arona, Lesa, Intra, Canobbio, Veghezzo, Vogogno, Omegna, Lavena — ein zusammenhängender Landstrich um den Lago Maggiore, mit mehr denn 170 Ortschaften — ferner Palestro, Camairago, Formigara, Guardasona, in dem Parmesanischen, an den Grafen Karl II. B., von der ältern Linie.

Dieser Ahnherr Karl I., war Vater von drei Söhnen. Gilbert, der mittlere, wurde von Papst Innocenz X. 1654 zum Kardinal ernant, und starb 1672; Vitalian, des Königs von Spanien geheimer Rath und Großmeister der Artillerie, bekleidete zugleich das Amt eines kaiserl. Kommissärs in Italien, und starb unverehelicht, den 17. Okt. 1690. Renat II. endlich, der älteste von Karls I. Söhnen, Gem. Julia, des Grafen Bartholomäus Arese T., starb d. 1. Mai 1685. Ihm, und seinem Bruder Vitalian, verdanken die Borromäischen Inseln, Isola bella und Isola madre, ihre Schönheiten. Renats II. jüngerer Sohn, Gilbert, **Protonotarius apostolicus** 1692, Kardinal, Patriarch von Antiochia, endlich Bischof zu Novara, ist der gelehrten Welt durch seine Verdienste um die Ambrosianische Bibliothek bekant. Der

Kardinals älterer Bruder Karl II., Grande von Spanien, des goldnen Vließes Ritter, kaiserl. Kommissär in Italien und Vicekönig von Neapel, nahm nach einander zwei Frauen aus päpstlichen Familien; die eine, Johanna Odescalchi, war des Papstes Innocens XI. Nichte, die andere eine Barberini. Aus der ersten Ehe war Johann Benedikt, geb. d. 1. Jul. 1679, der mit zwei Frauen drei Söhne zeugte, von denen jedoch die Geschichte ihrer Zeit keine Kunde nimt. Der jetzige Graf soll in den östreichischen Fürstenstand erhoben worden seyn, ohne jedoch von dieser Würde Gebrauch zu machen *). Wie ausgedehnt und wichtig die Besitzungen des Hauses sind, haben wir schon früher angedeutet. Hierhin gehören besonders der größte Theil der alten Grafschaft Anghiera — die Bezirke von Arona und Lesa, die Decanate Canobbio, Omegna, S. Martino und S. Maurizio, Intra, samt dem Thal Intrasca, das Land Vergante, die Borromäischen Inseln, die Gerichtsbarkeit Vogogna, die Thäler Formazza und Veghezzo, das Geleite und die Fischerei in einem große Theile des Lago Maggiore, Anghiera selbst, Lavena, Olgiate, Traverdona und Arcisate, alle fünf auf der östreichischen Seite des Sees gelegen — Linate, unweit Mailand, Gambarara und S. Angelo, in Lumellina, Castellazo, in dem Alexandrinischen, Palestro, Robecco, in Pavese, Cesola, in dem Mantüanischen, Guardasona, Camairago, Formigara, Grassignano, im Patrimonio di S. Pietro, S. Ilaria, Bojone el Bosco, Mestre, La Ronche, Origgio, Cornatedo, Piscaria, und viele andere Güter in Toscana, in dem Paduanischen, Cremonesischen, Cremasco, Bolognesischen, Veronesischen, Pimentinischen, Mantuanischen und Genuesischen. Sogar auf Elba waren die Borromei einst begütert. Zu Anfang des 17. Jahrh. besaßen sie nicht weniger als 202 Güter, daß sie demnach nur aus ihren Unterthanen ein ziemliches Kriegsheer aufbringen konnten. Die Güter in Toscana allein ertrugen damals 50,000 Scudi. In Arona lag in frühern Zeiten, eine Besatzung von Haustruppen, wie dieses der Lehenbrief des Herzogs Philipp Maria, vom J. 1439, ausdrücklich erlaubte. *(v. Stramberg.)*

BORROMEO (Karl), der Heilige, geb. auf dem Schlosse zu Arona, den 2. Okt. 1538, verrieth von früher Jugend an, durch seinen Geschmack an frommer Beschäftigung, noch mehr durch sein ernstes, in sich gekehrtes Wesen, den Beruf zum geistlichen Stande. Treffliche Lehrer bildeten das empfängliche Gemüth, und als Karl mit dem Antritte des 12. Jahres, zum Kleriker geweihet wurde, und zugleich von seiner Familienpfründe, von der Bediktinerabtei zu den H. H. Gratinian und Felin, in Arona (seit 1427 Kommende), Besitz nahm, war er nicht allein ein Wunder von Gelehrsamkeit, sondern auch dergestalt von apostolischem Geiste durchdrungen, daß er, der Knabe, durchaus nicht zuließ, daß der Ertrag der Abtei, wie bisher, in die Hauskasse floß; die Gelder mußten zurückgelegt, und für die Bedürfnisse der Armuth verwendet werden. Er traf auch sogleich Anstalten, um die etwas verwilderten Mönche zu ihrer Regel zurückzuführen. Mit 16 Jahren bezog Karl die Universität Pavia, die Rechte unter dem berühmten Alciato, den des Schülers Dankbarkeit nachmals zum Kardinalat beförderte, zu erlernen. Noch waren seine Studien nicht vollendet, als der Kardinal von Medicis ihm eine zweite Abtei, und ein bedeutendes Priorat zuwandte, und der Tod ihm den Vater entriß. Er mußte sich, in bedenklichen Zeitläuften, den Angelegenheiten der verwaiseten Familie unterziehen, und der gewandteste Geschäftsmann hätte hierin nicht mehr Umsicht an Tag legen können. Als diese Pflicht erfüllt war, nahm Karl 1559 in Pavia den Doktorhut, und verließ eine Stadt, die er gleich sehr durch Wandel und Wissen erbauet. Eben bestieg sein Oheim, der Kardinal von Medicis, unter dem Namen Pius IV. den päpstlichen Thron; Karl wurde von ihm zum Protonotarius, zum Referendarius utriusque signaturae, den 31. Jan. 1560 zum Kardinal, Tit. St. Praxedis, acht Tage später den 8. Februar, zum Erzbischof von Mailand ernant. Daneben mußte der 22jährige Jüngling noch eine ungleich drückendere Last übernehmen; alle Angelegenheiten der Kirche und des Kirchenstats gingen durch seine Hände, und fanden sichtlich Gedeihen.

Als Karls einziger Bruder, der Majoratsherr, starb, riethen ihm Freunde und Verwandte, selbst Pius IV., seine geistliche Würden aufzugeben und zu heirathen. Er betrachtete diese Rathschläge als eine Versuchung, und empfing, statt aller Antwort, aus den Händen des Kardinals Cesi, in der Kirche von St. Maria Maggiore, die Priesterweihe. Der Papst konnte nicht umhin, das Verdienst des ungehorsamen Neffen durch neue Auszeichnungen zu ehren, und verlieh ihm nun das Erzpriesterthum von St. Maria Maggiore, die Würde eines Groß-Pönitentiarius, verschiedene Legationen, das Protectorat über mehre geistliche und Ritterorden, z. B. den der Humiliaten, den Franziscanerorden u. s. w. Mittlerweile war des Kardinals ganze Aufmerksamkeit auf die berühmte Kirchenversamlung zu Trident gerichtet; an die Abfassung des von ihr herausgegebenen Katechismus hat er selbst

---

*) Zu der Familie gehört noch:

Antonio Maria Graf Borromeo, geb. den 12. Aug. 1724 gestorben zu Padua den 23. Januar 1813. Schon seine jugendlichen Arbeiten zeugten von einer gewissen Meisterschaft im schriftlichen Ausdrucke. Mit gleicher Gewandtheit und Eleganz schrieb er Italiänisch und in der paduanischen Volkssprache. Es galt ihm gleich eine Novelle in Prosa aufzusetzen oder in Stanzen, Episteln oder Sonette zu dichten. Die zahlreichen Gaben seiner Muse sind entweder einzeln erschienen oder in Samlungen zerstreuet. Die besten stehen im Giornale dell' italiana Letteratura. Tomo XXXV. p. 332. wieder abgedruckt. Ein bleibenderes Verdienst hat er sich um die Geschichte der italiänischen Literatur durch Anlegung einer Samlung von italiänischen Novellatori erworben, die er nicht ohne bedeutende Kosten und vielfache Bemühungen zu einem solchen hohen Grade von Vollständigkeit brachte. Diese in ihrer Art einzige Reihefolge ist Italien nicht erhalten worden; denn schon 1817 ward sie von zwei englischen Buchhändlern, die sie gekauft hatten, in London versteigert (*Brunet.* Manuel du libraire. 3. édition. Paris. 1820. I. p. 256.). Als ein sehr wichtiger Beitrag zu diesem Zweige der italiänischen Bibliographie und Literargeschichte ist das vom verstorbenen Besitzer verfertigte Verzeichniß über seine Samlung anzusehen. Die erste Auflage, die zu Bassano 1794 herauskam, führt den Titel: Notizie de' Novellieri italiani posseduti dal Conte Anton-Maria Borromeo gentiluomo padovano con alcune novelle inedite; die zweite heißt: Catalogo de' Novellieri italiani posseduti dal Conte Anton-Maria Borromeo gentiluomo padovano, edizione seconda con aggiunte, ed una novella inedita. und erschien zu Bassano 1805 ebenfalls in groß Oktav. *(Graf Henckel von Donnersmarck.)*

Hand gelegt, und der endlich erfolgte Schluß des Conciliums war ganz vorzüglich das Werk seiner Ausdauer, und seiner apostolischen Bemühungen. Schon vorher hatte er, um durch Beispiel zu lehren, sein Haus nach den Vorschriften des Conciliums eingerichtet. Auch war er schon damals Willens, in seiner Diöcese zu residiren, er mußte jedoch auf diesen Wunsch verzichten; alles was er erhalten konnte, war die Entlastung von Regirungsgeschäften, wogegen er sich desto eifriger den Angelegenheiten der Kirche widmete, und die Erlaubniß, als päpstlicher Legat a latere für ganz Italien, Mailand im Sept. 1563 besuchen zu dürfen.

Karl wurde mit Jubel von den Mailändern empfangen, und erkannte ohne Mühe, wie sehr das Volk, welches seit 80 Jahren seinen Erzbischof nicht gesehen hatte, seiner bedurfte; er beschloß, ihm fortan gänzlich anzugehören, ein Entschluß, den er jedoch erst nach des Papstes Pius IV. Tode (1565) zur Ausführung bringen konnte. Karl fand seinen Sprengel in einem schwer zu beschreibenden Zustande von Unordnung und Verwilderung. Sein erstes Werk, nachdem er vorher auf alle Beneficien, außer dem Erzbisthum, verzichtet, war die Bekantmachung der Verordnungen des Conciliums, und sodann besuchte er persönlich den weiten Umfang seines Erzstiftes. Aller Orten verkündigte er das Wort Gottes, sein Eifer entzündete die Herzen, seine Beredsamkeit ergriff die Gemüther, sein Beispiel, seine Sanftmuth, überwand die Hartnäckigsten, und allgemach bildete sich um den frommen Oberhirten eine neue und auserwählte Kirche, die mehr und mehr befestigt ward: durch sechs Provincial-Concilien und eilf Synoden, denen Karl in Person vorstand, durch seine treffliche Anstalten für die Bildung angehender, oder die Vervollkommnung wirklicher Geistlichen — hierhin gehört das Collegium Borromaeum zu Pavia, welches Karl, samt der anstoßenden Kirche zum h. Majolus, der Leitung der Kleriker von Somasca übergab, das Seminarium in Mailand, das Collegium Helveticum daselbst, worin eine bestimmte Zahl junger Schweizer für den Priesterstand gebildet wurde, die ungemein nützliche Kongregation der Oblaten des h. Ambrosius — durch seine Sorgfalt für die Erziehung der Jugend überhaupt — er zuerst entdeckte, wie wichtig in dieser Hinsicht das Institut der Ursulinerinnen, die er deshalb von Brescia nach Mailand verpflanzte, werden konnte; auch stiftete er die Jesuiten-Kollegien zu Mailand und Arona — durch seine Bemühungen um die Vervollkommnung und Verbreitung bestehender, oder um die Gründung nützlicher Orden — was er mit den Humiliaten versucht, ist bekant, die Statuten des Barnabitenordens wurden durch den H. Karl geprüft und revidirt, für die Angelicanerinnen entwarf er die Regel, die nachmals von Urban VIII. gutgeheißen worden; von seinen zahllosen Stiftungen wollen wir nur noch die zwei Kapucinessenklöster in Mailand erwähnen — vor allem aber durch des Erzbischofs strenges, apostolisches, heiliges Leben. Doch hatte er auch Zeitlebens mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Seine Bemühungen um den entarteten Humiliatenorden sollten ihm durch eines Meuchelmörders Hand vergolten werden; die schreckliche Pest, welche sich in den ersten Tagen des Augusts 1576 in Mailand äußerte, und binnen sechs Monaten 20,000 Menschen tödtete, mußte ein Gemüth, wie das seine, tief verwunden, wenn sie ihm gleich Gelegenheit gab, alle die Tugenden zu entwickeln, zu denen allein die erhabenste Religiosität begeistern kann — damals geschah es, daß er, um den unglaublichen Aufwand für die Verpflegung von so vielen tausend Unglücklichen zu bestreiten, das ererbte Fürstenthum Oria, wozu auch Francavilla und Casalnuovo gehören, um 100,000 Goldgülden an den Genueser Imperiali verkaufte. Als er später gegen die nächtlichen Unordnungen, Tanzgesellschaften, Mummereien, Komödien eiferte, glaubte der Statthalter hierin einen Eingriff in seine Gerechtsame zu finden. Es kam zu sehr ernsthaften Streitigkeiten, in deren Gefolge Arona mit Gewalt eingenommen, und der erzbischöfliche Palast mit Wachen umstellt wurde. Zuletzt siegte die Standhaftigkeit des Nachfolgers des h. Ambrosius, und sein Benehmen wurde in Madrid, wie in Rom, gutgeheißen. Im J. 1582 besuchte Karl nochmals die Hauptstadt der christlichen Welt, und sodann unternahm er die äußerst mühsame Reise zu den Graubündnern, deren abgelegenste Thäler und steilste Gebirge seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen, daher er auch beständig Steigeisen an den Füßen trug.

Es nahete jedoch das Ziel seines Lebens. Die sichtliche Abnahme seiner Kräfte, Folge unglaublicher Anstrengungen, Entbehrungen und Kasteiungen, beunruhigte alle, die in ihm den Vater verehrten, ihm selbst erschien sie als Vorbote eines bessern Lebens. Zum letzten Male begab er sich nach dem Heiligthume auf dem Berge Varallo, in dem Sesiathale, wo er so oft Trost gefunden und Stärke, um sich, durch verdoppelte Andacht und Bußübungen, zum Tode zu bereiten. Als das Fieber sich mit erneuerter Heftigkeit einstellte, ließ er sich nach Mailand zurück bringen, mit den h. Sacramenten versehen, auf ein härenes Kleid und Asche legen, und so starb der größte Bischof der neuern Zeit, den 3. Nov. 1584, im 47. Jahre seines Alters. Papst Klemens VIII. verwandelte 1601 das Todtenamt, welches alljährlich für die Sele des Verstorbenen in der Kirche des großen Hospitals zu Mailand gehalten wurde, in ein Amt vom heil. Geiste; seine Heiligsprechung folgte am 1. Nov. 1610. Der 4. Nov. ist der Gedächtnißtag des H. Karl Borromäus, dessen wohlerhaltner Leichnam zu Mailand auf dem Altar einer unterirdischen Kapelle genau unter der Hauptkuppel des Doms ruhet.

Die Werke des H. Karls sind in 5 Bänden in Folio gedruckt; die ambrosianische Bibliothek bewahrt zwölf Bände Dispositionen zu den Predigten, die der Heilige selbst vorgetragen hat. Des Monuments, welches ihm von der Familie errichtet worden, ist bei Arona gedacht. (*v. Stramberg.*)

Borromäische Inseln. Unter diesem gemeinschaftlichen Namen faßt man drei im Lago Maggiore gelegene kleine Inseln zusammen, welche seit Jahrhunderten im Besitz der gräflichen Familie der Borromei sind. Vorzugsweise begreift man darunter auch wol nur die durch ihre reizenden Gärten und Lusthäuser berühmten beiden Inseln, Isola madre und Isola bella, und schließt die Fischerinsel davon aus. Sie liegen alle drei vor dem nordwestlichen Busen des Sees, welchen der

Fluß Toccia durch seinen Ausfluß bildet, und welcher sich von Mergozzo, wo er in einer schmalen Bucht endigt [1]), bis zwischen Palanzo und Cambino ausstreckt, wo er sich mit dem Hauptbette des Sees vereinigt. In der Gegend dieses Zusammenflusses liegen die drei Inseln in einem Kreise, eine von der andern ungefähr eine halbe Stunde entfernt [2]).

Isola madre, auch Isola S. Vittore genant, liegt am nördlichen Ufer des Sees, welches hier die Erdspitze von Palanzo bildet, und etwas weiter vom Lande entfernt, als die beiden andern nach dem südwestlichen Ufer hin gelegenen Inseln. Sie erhebt sich wie ein grünes Lustgebüsch aus dem Schoße des Wassers, und da die Bäume, von denen sie bedeckt ist, größtentheils immer grün sind, so bietet sie auch im Winter ein Bild des Frühlings dar. Auf der Südseite steigen sieben amphitheatralische Terrassen empor, auf deren Höhe ein weitläufiges, einfach gebautes Lustschloß steht. Eine große, mit Reben bewachsene Laube bildet den Eingang zur Insel. Das Klima und die Vegetation dieser Insel scheinen einem südlicheren Himmel anzugehören, und überraschen den aus den Alpen kommenden Reisenden auf das Wunderbarste. Aloe, Zypresse, Lorbeer und Taxus wachsen hier in üppiger Fülle, und die Orangenbäume werden im Winter nicht bedeckt, was doch auf der Isola bella geschehen muß. Die Fasanerie dieser Insel ist beträchtlich.

Isola bella, die berühmteste und prächtigste der drei borromäischen Inseln. Auf der Nordwestseite der Insel liegt der Sommerpalast der Besitzer und daneben einige Fischerwohnungen. Die zahlreichen Gebäude des Palastes sind ohne Ordnung zusammengestellt, auch größtentheils unvollendet [3]), und verfallen allmälig mit ihrem Glanze. Die Grotte terrene, eine Reihe grottenförmiger Säle im Erdgeschoß, die mit bunten Kieselsteinchen in abwechselnden Feldern belegt sind, laden durch ihre Kühlung ein, aber ihre kunstreichen Wasserwerke sind fast alle versiegt. Den südlichen Theil der Insel, welcher dem Ufer am nächsten liegt, bedecken auf der einen Seite Pomeranzen- und Zitronen-Wälder, überragt von einem etwas höher liegenden Lorbeergebüsch, das sich mit Zypressen, Rosen, Jasminen, Myrthen und andern Bäumen und Gesträuchen des Südens vermischt; und dazwischen schlingen sich die Reben des Weinstocks von Stamm zu Stamm und schmücken die Zweige mit ihren Laubgehängen. Auf der andern Seite thürmen sich zehn Terrassen über einander auf, und geben der Insel das Ansehn einer großen Pirampde, deren Spitze ein kolossales Einhorn, das Wapen der Borromei, bekrönt [4]). Die Mauern dieser Terrassen sind mit Spalieren von Zitronen-, Orangen- und Granat-Bäumen bekleidet, und auf den Absätzen mit Marmorstatuen und andern Bildwerken, besonders aber mit Vasen voll der schönsten Blumen, geschmückt. Die Aussicht auf der obersten Terrasse, welche mehr als 100 Fuß über dem See erhaben ist, beherrscht den größten Theil des Lago Maggiore und wird im Norden durch die weißen Gletscher der Alpen begränzt. In dem Pflaster der Terrassen sind viele Rinnen angebracht, welche das Regenwasser aufnehmen, und es in eine unten befindliche Cisterne leiten, die es nach allen Theilen der Insel durch Kanäle und Schleusen verbreitet, und die zahlreichen Wasserwerke des Gartens versorgt. Auch auf dieser Insel findet sich eine große Menge Fasanen.

Die Isola superiore, oder Isola de'Pescatori, liegt nordwestlich über Isola bella, mit deren Pracht ihre einfachen und ärmlichen Fischerwohnungen einen starken Kontrast bilden. Sie hat nur 10 Minuten im Umfange, aber doch eine Bevölkerung von ungefähr 200 Menschen, die sich theils vom Fischfang, theils vom Ackerbau auf dem nahen Festlande ernähren. Die beiden andern borromäischen Inseln sind in die Kirche der Isola superiore eingepfarrt.

Diese drei Inseln waren nackte Felsen, bis die Grafen Vitaliano und Renato Borromeo im Jahre 1671 anfingen, sie mit fruchtbarer Erde bedecken zu lassen, und die Gründer der wunderbarsten Gartenbaue wurden, welche Italien aufzuweisen hat. Das Andenken dieser beiden Brüder verewigen zwei Inschriften auf der Isola bella. (*Wilh. Müller.*)

BORROMINI (Francesco), geb. 1599 zu Bissone im Mailändischen, gest. 1667, war der Sohn eines Architekten. In seinem 9. Jahre sendete ihn sein Vater nach Mailand, und dann nach Rom, um die Bildhauerei zu erlernen. Sein Verwandter, der geachtete Baukünstler Maderno, nahm ihn in seine Schule auf, und ließ ihm Unterricht in der Geometrie ertheilen. B. trieb nun zugleich die Baukunst, die Bildhauerei und die Malerei, und ein recht gutes Gemälde von ihm sieht man in der, nachmals von ihm erbauten, Chiesa-Nuova der Väter des Oratoriums. Bernini war sein Mitschüler, und beide wurden nach Maderno's Tode im J. 1629 Nebenbuhler, nicht zum Vortheil des reinen Geschmacks, denn Borromini, um sich neu und originell zu zeigen, verfiel in das Phantastische und Bizarre, und verfolgte zum Theil ganz widersinnige Erfindungen mit dem beharrlichsten Eigensinn. Mit dem Namen borrominesco bezeichnete man daher einen Geschmack an ausschweifenden Einfällen. Nichts desto weniger fand er großen Beifall, ja man fand in seinen Verkünstelungen wol gar etwas Sinnreiches, wie z. B. in seiner neuen Säulenordnung im Oratorio der Chiesa-Nuova, wo krumme und gerade Linien auf die seltsamste Weise mit einander verbunden sind. Die Anzahl der von ihm selbst aufgeführten und nach seinen Rissen verfertigten Gebäude ist sehr groß. Für das beste seiner Werke erklärt man die Façade der Kirche der heil. Agnes an der Piazza Navona in Rom. Papst Urban VIII. ernannte ihn zum Ritter des Sporns, der König von Spanien zum Ritter des h. Jakob, allein weder solche Auszeichnungen, noch sein bedeutender Ruf konnten die Eifersucht des leidenschaftlichen Mannes gegen Bernini beschwichtigen, und über dem Streben der Erste zu heißen, verfiel er in Hypochondrie

---

1) Diese kleine Bucht wird auch mit einem eigenen Namen Lago di Mergozzo genant. 2) Isola madre ist etwas weiter von Isola bella entfernt, als diese von der Isola de' Pescatori. 3) Eine Abbildung der Isola bella, nach der im Plane gebliebenen Vollendung liefern die Keßlerschen Reisen. B. 1. S. 256. 4) Der alte Keyßler vergleicht diese Terrassen recht anschaulich mit einem Aufsatze, in welchem die Konfituren auf die Tafel gebracht zu werden pflegen.

und Wahnsinn, in welchem er sich selbst mit seinem Degen durchstieß. Im J. 1727 erschien Fr. Borromini opus architectonicum opera Seb. Giannini. Rom. fol. (*H.*)

BORROWDALE, ein Dorf in der britischen Grafschaft Cumberland des Königr. England mit 319 Einw. Es liegt in einer der traurigsten Gegenden, aber hier öffnen sich die merkwürdigen Reißbleigruben, wo dies Halbmetall am bestrn auf der ganzen Erde gefunden wird. Es ist davon ein so großer Vorrath vorhanden, daß die Gruben nur von Zeit zu Zeit ausgebracht werden. (*Hassel.*)

BORROWSTOWNESS, im gemeinen Leben nur Boness, ein Marktfl. in der brit. Grafsch. Linlithgow des Königr. Scotland; er liegt am Forth, der hier ¼ Meile Breite hat, ist unregelmäßig zusammengebaurt mit krummen, engen Straßen, und zählt etwa 2200 Einw., die Salzraffinerien, Salmiak- und Vitriolbrennereien unterhalten, irdenes Geschirr verfertigen, Schiffe bauen, in den nahen Kolonien arbeiten, und 2 Wochen- und 1 Jahrmarkt halten. Der Hafen ist einer der besten am ganzen Forth; die Fluth steigt 16 bis 18 Fuß in demselben herauf, allein der Handel hat sich seit der Eröffnung des Clyde- und Forthkanals ganz weggezogen. Noch 1794 gehörten 17 Briggs und 8 Sloops zu demselben, jetzt kaum die Hälfte, worunter 5 Wallfischjäger. Jährlich werden nur noch 10,000 Tonnen Kohlen und Salz versendet. Es ist hier 1 Zollhaus. (*Hassel.*)

Borsdorf (und Borsdorfer Äpfel), s. Porschdorf.

BORSINSKISCHER Salzsee. Er liegt im Nertschinskischen Kreise des großen Irkutzkischen Gouvernements in Sibirien, 1¼ M. vom Borsaflusse. Nach Pallas beträgt sein Umfang 1 teutsche Meile, die Länge aber ½ M. Der größte Theil desselben ist trocken und flach, und die Vertiefung war beständig mit einer 1½—2 Zoll dicken Rinde des reinsten Glaubersalzes bedeckt, welches beim Läutern in schöne und große Krystalle aufschießt und nur eine geringe Beimischung von Stauberde und Küchensalz hat, welches letztere sich auf der Oberfläche des erstern krystallisirt. Das gewonnene Salz wird von gemietheten Russen und Tungusen nach Nertschinsk und in die Silberhütten verführt. (*J. Ch. Petri.*)

BORSIPPA, babylonische Stadt am Euphrat, mit einer großen Linnenfabrik. Nach Strabo war sie dem Apollon und der Artemis geweiht, d. h. doch wol Gottheiten, welche der Grieche durch diese von den seinigen erklärte. Wenn derselbe Geograph hinzufügt, es habe daselbst eine eigenthümliche Priesterklasse aus dem Orden der Chaldäer sich befunden, so kann dies alles auf die Vermuthung führen, daß hier eine Art von indischem Priesterinstitut gewesen sey, und man wird geneigt an Shiva und Parwadi zu denken. Als sonstige Merkwürdigkeit wird angeführt, daß man hier eßbare Fledermäuse gefangen habe. (*H.*)

BORSKISCHE Festung. Sie steht seit 1736 auf der Samarischen Linie im Orenburgischen Gouvernement in Rußland, 46 teutsche Meilen von Orenburg, am Ufer der Samara; auf der andern Seite umgibt dieselbe eine Niederung. Den Namen Borski hat sie von einem ½ M. davon liegenden, aus Fichten, Linden, Eichen, Birken 2c. bestehenden Gehölze (das im Russischen Bor heißt), dergleichen bei keiner einzigen Gränzfestung in Rußland ist. Die Besatzung besteht aus einer Dragoner-Kompagnie, einigen alten Kosaken und 50 Russen und Tataren. Sie hat 1 Kirche und 250 Wohnhäuser. Da diese Festung an der rechten Seite der Samara, die übrigen aber alle am linken Ufer liegen, und die, welche nach oder von Orenburg kommen, diesen Fluß passiren müssen; so halten die hiesigen Kosaken im Sommer eine Fähre und im Winter eine Brücke über denselben. In den waldigen Umgegenden gibt es viele Elenthiere, welche die Einw. im März häufig erlegen [*]. (*J. Ch. Petri.*)

BORSMONOSTRA. Eine noch vorhandene Cisterzienser Abtei in Ungarn, ¼ Meile nördlich von Günß, auch Kloster (Klastrom), so wie ehemals Marienberg (Mons Mariae) genant. Sie wurde im J. 1195 von dem Grafen Dominikus Bann, als er das Kreuz genommen und die Wallfahrt zu dem Grabe des Erlösers angelobt hatte, gestiftet. Mit Einwilligung seines Sohnes und seiner Gattin, und mit Genehmigung des Königs, vergab er an dieselbe 300 Mark Silber zum Baue, 100 Ochsen, 50 Kühe, 1000 Schafe, 10 Knechte, und 8 Dörfer. Graf Bors, des Stifters Verwandter, vermehrte im J. 1233 die Besitzungen der Abtei mit seinen Gütern so beträchtlich, daß sie nur schlechthin Bors-Kloster (Bors Monostra) genant wurde. Nach mancherlei Schicksalen kam sie endlich im J. 1680, als ein Geschenk des Grafen und nachmaligen Fürsten Paul Esterhazy, an die Lilienfelder Abtei in Niederöstreich, wurde mit derselben im J. 1789 aufgehoben, aber im folgenden Jahre wieder hergestellt [†]. (*Gamauf.*)

BORSNA, kleine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Tschernigow, an dem in die Desna fallenden Borsa. Sie ist erst im Werden begriffen, treibt geringen Handel und legt sich daher größtentheils noch auf ländliche Gewerbe. (*J. Ch. Petri.*)

BORSTE (seta), nent man in der Kunstsprache der Botanik eine haarförmige steife Spitze, welche über der Oberhaut oder über dem Rande des Organs verlängert ist. Genauer schränkt Palisot-Beauvais bei den Gräsern diesen Begriff so ein, daß er die Verlängerung der Nerven so nent; dagegen Granne (arista) eine haarförmige Spitze ist, welche unmittelbar am Rande oder am Ende festsitzt. Nach dieser Beschränkung hat Bromus Grannen, Triticum, Hordeum und Secale aber Borsten. (*Sprengel.*)

Borsten von Schweinen 2c. enthalten als Hauptbestandtheil eine eigene, dem trocknen geronnenen Eiweißstoff ähnliche, gelbliche oder bräunliche, verschiedentlich durchscheinende, harte, elastische, in der Wärme sich erweichende Hornsubstanz (s. Haare und Hornsubstanz). Vermöge ihrer äußerst wenigen Feuchtigkeit trocknen sie, vom Körper abgesondert, oder an todten Kör-

---

*) S. Pallas, Gmelins und anderer Akademiker Reisen.

†) S. Feßlers Geschichte der Ungern. 2. Th. S. 330.; *Heimb* de ortu et progressu Abbatiae ad S. Gotthardum (Viennae 1764. fol.); Paintners Rede in Zirz; *Katona*. Hist. Reg. Hung. Tom. IV. S. 442.

pern, bald aus, und durch ihre Fettigkeit werden sie vor der Nässe geschützt; darin liegt der Grund ihrer lange dauernden Unverweslichkeit. Durch Destillation geben sie ein brenzliches Öl, eine ammonial. Flüssigkeit, ein benzoësaures Salz, und kohlenartigen Rückstand. Mit Ätzkalk während des Löschens digerirt, und dann getrocknet, werden sie sehr spröde und zerbrechlich. Von den Dämpfen der rauchenden Salpetersäure werden sie bald zerfressen und aufgelöst. Eine Drachme davon gab Achard 55 Gran einer gelblichen, salzig schmeckenden Asche, die kein freies Kali, keine Spur in Wasser löslicher Salze (Jordan), sondern nach Achard, außer Eisen, phosphorsauren, Kalk enthielt, davon die Borsten, gleich den Haaren, einen überflüssigen Theil aus dem Körper führen. (*Th. Schreger.*)

Borsten zu Bürsten und Borstenpinsel, s. Bürstenmacher.

BORSTENDORF, königl. sächs. Dorf im erzgeb. Amte Augustusburg, liefert viel Holzwaaren, wie Schaufeln, Mulden rc. und viel tausend jener Kindergeigen und Pfeifen, die auf allen sächs. Jahrmärkten feil gehalten werden. (*Engelhardt.*)

Borstenfäule d. Schweine, s. Bräune.

BORSZEK, Sauerbrunnen im Großfürstenthum Siebenbürgen Tschiker Stuhl, obern Zirkel, Gyergyörbezirk. Dieser seines trefflichen Wassers wegen mit Recht im In- und Auslande berühmte Gesundbrunnen, quillt in einem romantischen engen Gebirgsthale ungefähr 12 St. von dem Dorfe Dittro gegen die moldauische Gränze hervor. Ein wesentlicher Vorzug dieses Sauerwassers liegt darin, daß es weit verführt, und lange Zeit aufbewahrt, sehr wenig von seiner ursprünglichen Kraft verliert, wenn nur die Flaschen gehörig verschlossen sind. Ein Apothekerpfund dieses Sauerwassers enthält nach der damit vorgenommenen chemischen Analyse über 30 Kubikzoll kohlensaures Gas, an festen Bestandtheilen aber 16 Gran meist Soda nebst etwas in Salzsäure aufgelöstem Eisen. Mit Wein vermischt gibt es ein sehr angenehm schmeckendes kühlendes und gesundes Getränk. Eine eigene privilegirte Gesellschaft besorgt die Versendung dieses Sauerwassers ins Ausland. (*Benigni.*)

BORT, eine Stadt am Chavanour im Bezirk Ussel des franz. Dep. Corrèze, sie hat 2 Kirchen, 274 Häuser und 1792 Einw., die sich besonders von der Handschuhmacherei nähren. Hier ist der Dichter Marmontel († 1799) geboren. (*Hassel.*)

BORTEN werden nicht blos goldene und silberne Tressen genant, welche zur Besetzung von Kleidungsstücken, Decken, Vorhängen und allerlei Zeugen dienen, sondern man versteht auch alle starke, glatte und geblümte Bänder darunter, welche der Bortenwirker macht. Dieser, auch Bortenmacher, Bandfabrikant, Posamentirer, fertigt dergleichen seidene, floretseidene, baumwollene, wollene und leinene Bänder, wie auch Schnüren, Litzen, Franzen und ähnlicher Ware auf eigenen Weberstühlen. Da jetzt aber die vornehmsten Sorten von Bändern und Schnüren, namentlich der seidenen, in eignen Bandfabriken, gewöhnlich mittelst eigner Maschinen (Band- und Schnurmühlen) verfertigt werden, so ist das Handwerk des Posamentirers ziemlich unbedeutend geworden. Die meisten Posamentirer handeln nur noch mit Bändern und Schnüren, welche sie aus den Fabriken erhielten. Die Artikel Weben, Weberstühle, Webemaschine und Schnurmühlen erklären die Verfahrungsarten, wie jene Waren verfertigt werden; s. auch Bandfabriken (unter Band) und Weberstühle. (*Poppe.*)

BORTFELD, Pfarrdorf in dem Kreisgerichte Betmar des braunschw. Distrikts Wolfenbüttel; es hat 92 Häuser und 654 Einwohner, und ist wegen einer eignen Art von Rüben, die seine Feldmark hervorbringt, bekant. (*Hassel.*)

Borthari, s. Bructeri.

BORTSCHALO, der mittelste Distrikt des georgischen Armeniens oder Somchetiens, dicht an der Linken des Kur, welcher ungefähr 2000 Familien enthält, die sich der türkischen oder lateinischen Sprache im türkis. Dialekt bedienen, s. Somchetien. (*Rommel.*)

Boructuari, s. Bructeri.

Borum, s. Elis.

BORUSKI, ein sarmatisches Volk, das Ptolemäus in das nördliche Sarmatien an die Ripäischen Berge und also in Gegenden setzt, von denen er nicht so gute Nachrichten, als von der preußischen Küste hatte. Hier kannte er die Galindä, Sudeni und Slavoni, welche wir in den alten preußischen Chroniken in den Galinden, Sudauern und Schalaunen, und selbst in der preußischen Landtafel wieder finden. Da sich diese Kentniß des Ptolemäus wahrscheinlich auf den Bernsteinhandel und auf die Reisen, die von der Donau aus an die preußische Küste gethan wurden, gründete, so sind seine Boruski, wenn er auch ihre Sitze nicht genau genug wußte, doch ein wirkliches, nicht fabelhaftes Volk, das wir wol als die Stammväter der heutigen Preußen annehmen können. (*Worbs.*)

Borya Labill. s. Baumgartenia.

BORYA Willd., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Jasmineen und der 22sten Linné'schen Klasse. Char. Vierblättriger corollinischer Kelch, zwei, auch mehr Staubfäden. Einsamige Beere. Willdenow benannte diese Gattung nach dem berühmten Reisenden und Naturforscher, Bory S. Vincent. Michaux nannte sie Adelia und Poiret Forestiera.

1) B. *cassinoides* W., mit ablangen, lederartigen, stumpfen gestielten am Rande zurückgerollten, unten netzförmig geaderten glatten Blättern. Auf den Antillen. 2) B. *porulosa* W., mit ablang lanzettförmigen, stumpfen, ungestielten lederartigen, unten punktirten Blättern. In Florida. 3) B. *ligustrina* W., mit ei-lanzettförmigen, zugespitzten, ungestielten häutigen Blättern. Nordamerika. 4) B. *acuminata* W., mit ei-lanzetförmigen, an beiden Enden verdünnten gestielten fein gesägten häutigen Blättern. Nordamerika. 5) B. *distichophylla* Nutt., mit lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen, am Rande scharfen ungestielten Blättern, die in zwei Zeilen stehn. Tennessee. 6) B. *nitida* W., mit ablangen, zugespitzten gesägten glänzenden Blättern. Nordamerika. 7) B. *retusa* W., mit umgekehrt eiförmigen ausgerandeten, mit krautartigem

Stachel versehenen bläulich grünen Blättern, und dornigen Zweigen. Nordamerika. (*Sprengel.*)

Borysthenes Fluß, s. **Dniepr.**

BORYSTHENES, König der Scythen, Vater des Thoas, zu dem Iphigenia gebracht ward *). (*Ricklefs.*)

Borzen, Borczen, s. **Biliner Stein.**

BORZONE, 1) Luciano, Maler, geb. in Genua 1590, war zuerst ein Schüler des Bertolotto, seines Oheims, nachmals des Cesare Corte, der ihn im Anfange Kupferstiche nach den größten Meistern kopiren ließ und zum sorgfältigen Studium der Anatomie anhielt. Dieß verschaffte seinen nachmaligen Werken die Wahrheit, wodurch sie sich auszeichneten; und dieses geschah sehr bald. Großen Beifall erwarb er sich zuerst durch seinen Diogenes. Carlo Doria, der eben eine Gemäldesamlung anlegte, ließ ihn zu diesem Behuf nach Mailand reisen, wo er die Bildnisse des Gouverneurs und des Herzogs Octavio Piccolomini malte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt malte er mehre Altarblätter. Wahrheit der Natur, glückliche Komposizion, Einfachheit in den Stellungen und Falten, lieblicher Farbenton vereinigen sich in seinen Werken. Unter seinen Bildnissen zeichnen sich hauptsächlich aus das des Dichters Chiabrera, welches Papst Urban **VIII.** in seiner Gallerie aufstellen ließ, des Kardinals Odescalchi, nachmals Innocenz **XI.**, und des Tomaso da Trebbiano, eines Kapuziners, der, über hundert Jahre alt, im Geruch der Heiligkeit starb (gestochen von Michel Lasne zu Paris). Unter seinen historischen Gemälden zeichnet man den heil. Hieronymus aus, welches Chiabrera in einem eignen Gedichte besang, und Guido Reni so bewunderte, daß er sich um des Künstlers Freundschaft bewarb. Als er in der Kirche der Familie Lomellino eine Geburt des Heilandes malte, hatte er das Unglück vom Gerüst herabzustürzen, und starb an diesem Fall im J. 1645. Dieses Gemälde wurde von seinen Söhnen sehr glücklich vollendet. Diese Söhne waren — 2) Giovanni Battista und 3) Carlo, von denen der erste sehr jung, der andre während der Pest im J. 1657 starb. Beide arbeiteten völlig im Charakter ihres Vaters. Der jüngste — 4) Francesco, geb. 1625, zeichnete sich in Landschaften und Seestücken aus. Er kam in die Dienste Ludwigs **XIV.**, für den er vieles in den Zimmern des Louvre malte. Für die sogenannten Bäder der Königin malte er in Öl neun große Landschaften, die sich ungemein auszeichnen. Felsen und Baumschlag sind in der Manier des Salvator Rosa, seine Wasser sind durchscheinend und klar, seine Luft und Luftperspektive sind mit eben so viel Einsicht als Wahrheit behandelt. Er starb zu Genua 1679. Coëlmans hat nach ihm gestochen. (*H.*)

BOS (Zool.). Eine Gattung aus der Ordnung der Wiederkäuer. Meistentheils ist sie gehörnt, die Hörner sind hohl, im Allgemeinen auf entsprechenden, gleichfalls hohlen und mit den Stirnhöhlen im Zusammenhange stehenden Verlängerungen des Stirnbeins aufsitzend, halbmondförmig, mehr oder weniger nach der Seite, dann nach vorn oder nach oben gewandt und zugespitzt. Der Körper ist gedrungen, der Hals kurz, die Füße sind kurz und stark, der Kopf breit. An der untern Fläche des Halses ist die Haut dick, schlaff herabhängend; der Schwanz in einer längern oder kürzern Strecke immer an seinem untern Ende mit einem Büschel herabhängender Haare versehen. Diese Gattung ist sehr allgemein über Europa, Asien, Afrika und Amerika verbreitet, komt aber nicht in Australasien vor.

Die vorzüglichsten Arten sind folgende:

1. *Bos taurus.* **B. taurus domesticus** *L.* Der Ochs. (Gehört der alten Welt an, ist aber seit der Entdeckung von Amerika auch in diesem Lande bedeutend vervielfältigt und in großer Menge wieder wild geworden.)

Das Hauptmerkmal dieser Art ist ein fast gerader Quervorsprung, der die rechtwinklige Stirn von dem Hinterhaupte scheidet. Er bietet in Hinsicht auf Größe, Gestalt und Farbe des ganzen Körpers, Größe, Richtung, selbst Anwesenheit der Hörner, eine sehr beträchtliche Menge von Varietäten dar. Die auffallendste Varietät bilden die Zebu's oder Buckelochsen. Allgemein komt ihnen eine mehr oder weniger beträchtliche, durch Anhäufung von Fett gebildete Erhabenheit in der Schultergegend zu, die gewöhnlich einfach, bisweilen doppelt ist, indem sich eine vordere größere und eine hintere kleinere findet. Diese Varietät ist in Ostindien, Madagaskar, der Ostküste von Afrika sehr allgemein, und bietet besonders bedeutende Verschiedenheiten in Hinsicht auf Größe des ganzen Körpers und Beschaffenheit der Hörner dar. Die größten haben die Größe eines gewöhnlichen Ochsen, die kleinsten sind kaum größer als eine Ziege oder Schwein. Mehre haben gar keine Hörner, andere blos kleine, keinen Stirnzapfen entsprechende, daher wie die Ohren bewegliche Hörnchen. Sie sind weit schneller als die gewöhnlichen Ochsen, und werden daher in ihrem Vaterlande selbst zu schnellen Reisen gebraucht. Alle angegebenen Bedingungen sind besonders in so fern interessant, als durch sie diese Thiere wirklich als eine Übergangsbildung von der Ochsen- zur Kameelgattung erscheinen.

Die übrigen Racenverschiedenheiten sind entweder in Hinsicht auf die Thiergeschichte überhaupt, oder die Landwirthschaft insbesondere wichtig, und werden daher unter diesen Artikeln zweckmäßiger als hier abgehandelt. Sie begatten sich mit den gewöhnlichen Ochsen und nach einigen Generationen verschwindet der Buckel.

Der Ochs wird um das Ende, die Kuh in der Mitte des zweiten Jahres fortpflanzungsfähig. Die Brunstzeit findet vorzüglich im Frühjahr und im Anfange des Sommers Statt, die Trächtigkeit dauert neun Monate.

2. *Bos urus.* **Bos taurus ferus** *L.* Auerochs. Nächst dem Elephanten und Rhinoceros das größte Landsäugethier. Er wurde lange und wird zum Theil noch jetzt für den Stammvater des Ochsen gehalten, allein er unterscheidet sich von ihm durch zu viele wichtige Merkmale, als daß diese Annahme statthaft wäre. Vorzüglich finden sich diese am Kopfe. Die Stirn ist nicht wie beim Ochsen platt, sondern gewölbt. Eben so ist sie verhältnißmäßig weit breiter. Der Quervorsprung findet sich zwar, liegt aber nicht zwischen den Hörnern, sondern einige Zolle weiter nach hinten. Der Ochs hat nur dreizehn, der Auerochs dagegen vierzehn Rippenpaare. Die Gliedmaßen sind verhältnißmäßig höher. Am Kopfe und

*) *Ant. Lib.* 27.

Halse finden sich vornehmlich beim Männchen sehr lange, starke, an der Wurzel wollige Haare, die unten eine Art von Bart bilden.

Die Farbe des Auerochsen ist braun, die Hörner sind nach vorn und oben, bisweilen nach unten gewendet. Er ist furchtbar wild, und kann nie gezähmt werden. Seine Stimme ist mehr ein Grunzen als ein Brüllen.

Diese Art war früherhin über das ganze mittlere Europa verbreitet, ist aber jetzt nur auf die Karpathen, den Kaukasus und die dichtesten Wälder von Litthauen beschränkt und wahrscheinlich ihrem Untergange nahe.

3. *Bos bison L.* B. americanus *Gm.* Wilder amerikanischer Ochs. Er steht dem Auerochsen sehr nahe und ist vielleicht eine Art mit ihm. Er unterscheidet sich von ihm durch etwas geringere Größe, ansehnlichere Höhe des Widerristes, Schwäche des Hintertheils, Kürze des Kopfes und Schwanzes. Wie er, hat er aber an Kopf und Hals eine wollige Mähne. Eben so komt er durch die Stimme mit ihm überein. Die Farbe ist schwärzlich. Er lebt in dem südlichen Theile von Nordamerika.

4. *Bos bubalus.* Der Büffel und 5. *Bos arnee.* Der Arni. Beide gehören wahrscheinlich zu derselben Art, und unterscheiden sich von einander nur durch die Größe des Körpers und der Hörner insbesondere, wodurch der Arni den Büffel bedeutend übertrifft.

Der Büffel hat einen dickern Kopf als der Ochs, eine weit stärkere gewölbte Stirn, breiteres Maul, nach hinten und oben gerichtete, vorn mit einem deutlichen Längenvorsprunge versehene Hörner, ist sehr kahl, im Allgemeinen schwarzbraun. Er ist ungefähr von der Größe des Ochsen. Sein Vaterland ist Ostindien; jetzt ist er durch das ganze südliche Asien, einen Theil von Afrika, Ungarn, Griechenland und Italien verbreitet. Er liebt besonders sumpfige Gegenden.

Außer den oben angegebenen Merkmalen unterscheidet sich der Arni vom Büffel durch schwarze Farbe der Haare.

6. *Bos caffer.* Der afrikanische Büffel. Ist eine eigene, durchaus von dem gewöhnlichen Büffel verschiedene Art, die sich vorzüglich durch die Anordnung der Hörner unterscheidet. Diese sind sehr groß, nach der Seite und unten, nur an der Spitze nach oben gerichtet, an der Grundfläche sehr breit, so daß sie die Stirn bedecken und hier nur eine schmale Rinne zwischen sich lassen. Er ist ansehnlich groß, bis 8 Fuß lang und 5 Fuß hoch. Sein Haar ist graubraun und hart. Er ist äußerst wild und bewohnt das südliche Afrika, wo aber außer ihm auch der asiatische, gemeine Büffel, vorzüglich bei den Hottentotten, vorkomt.

7. *Bos grunniens.* Der Ochs oder Büffel mit dem Pferdeschweif. Der Yak. Er hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem gemeinen Büffel, so daß Pallas beide für dieselbe Art hielt. Vorzüglich unterscheidet er sich von ihm durch weit stärkere Behaartheit des ganzen Körpers, so daß der vordere Theil des Stammes und die obern Gegenden der Gliedmaßen mit Haaren von der Länge eines Fußes bedeckt sind, besonders aber des Schwanzes. Die Rübe von diesem ist nur an der Grundfläche sichtbar und die geraden, seidenartigen Schwanzhaare bilden einen zwei bis 5 Fuß langen Schweif der viel stärker als beim Pferde ist. Gewöhnlich ist der Körper schwarz, der Schweif dagegen ganz oder wenigstens größtentheils weiß. Die Schweife dieser Art dienen in Asien, eben so auch in der Türkei als Standarten und sind die fälschlich sogenannten Roßschweife. Mehren Varietäten fehlen die Hörner und dieser Umstand, in Verbindung mit der Bildung des Schwanzes, stellet diese Art als Übergangsbildung zu den Pferden dar. Gegen die Ansicht, daß er mit dem Büffel zu derselben Art gehöre, spricht der Umstand, daß er vierzehn, der Büffel aber nur dreizehn Rippenpaare hat. Er hat die Größe einer gewöhnlichen Kuh. Seine Stimme hat Ähnlichkeit mit der des Schweines. Sein Vaterland ist Tibet, wo er noch in den höchsten Gebirgen wild lebt.

8. *Bos moschatus.* Bisamochse. Von den übrigen Ochsen unterscheidet sich dieser vorzüglich durch die Gestalt des Antlitzes, das nicht breit, sondern länglich und gewölbt ist, wodurch er mit den Schafen einige Ähnlichkeit erhält. Die Stirn ist sehr hoch, die schwarzen platten breiten Hörner berühren sich an der Grundfläche, wo sie von langen Haaren umgeben sind. Der Schwanz ist sehr kurz und ganz in den Haaren des Hintertheiles des Körpers verborgen. Der Körper ist mit einer doppelten Art von Haaren, einer dicken, langen Wolle und geraden, feinen, längern Borsten bedeckt. Die Farbe ist röthlich braun, die Größe die einer Kuh von zwei Jahren.

Aller dieser Umstände wegen hat das Thier fast mehr Ähnlichkeit mit einem starken Schafe, als einem Ochsen und ist, so fern es als eine Mittelbildung angesehen werden kann, von Blainville zu einer eignen Gattung (Ovibos) erhoben worden. Indessen machen die Zebu's fast auf ähnliche Weise den Übergang zu den Kameelen, der Yak zu den Pferden, und es scheint also, bis man den innern Bau des Bisamochsen kent, zweckmäßiger, ihn nicht von der Gattung Bos zu trennen. Seinen Namen führt er von dem, bei ihm besonders starken, hauptsächlich den alten Männchen zukommenden Moschusgeruch, der vorzüglich von der Vorhautschmiere herrührt, aber auch das ganze Fleisch durchdringt. Er lebt nördlicher als der amerikanische Ochs, in den nördlichsten Theilen von Nordamerika, in der Gegend der Hudsonsbai, Californien u. s. w.

Die fossilen Knochen dieser Gattung lassen sich höchst wahrscheinlich auf drei Arten zurückführen, die eben so wahrscheinlich dreien der noch jetzt lebenden entsprechen. Diese sind 1) der gewöhnliche Ochs; 2) der Auerochs; 3) der Bisamochs. Nur die der ersten Art bieten einen bemerkenswerthen Unterschied in so fern dar, als die Schädel bedeutend größer als die der jetzt lebenden Ochsen sind, so daß es also scheint, als wäre die Stammrace untergegangen. (*Meckel.*)

Bos: Dieser bei Plinius, Gesner und andern Alten vorkommende Name bezeichnet eine Art der Fischgattung Raja, wahrscheinlich Oxyrhynchus major *Rondel.* oder Raja oxyrhynchus *L.* (*Lichtenstein.*)

Bos auch Bosch, Boss oder Boschi (Jeronimus), geb. zu Herzogenbusch um die Mitte des 15. Jahrh., einer der ersten Ölmaler, der sich aber von seinen Zeitgenossen darin unterscheidet, daß er in einer weniger harten

Manier arbeitete, die Gewänder in einem bessern Geschmack ordnete, und das Scharfe und Eckige in seinen Falten vermied. In allen seinen Darstellungen zeigte er einen wunderlichen Hang zum Abenteuerlichen und Schrecklichen; es sind schauderhafte und entsetzliche Träume; die Martern der Verdammten in der Hölle, und Ähnliches. Diese Bildungen mit Geist und Leben ausgeführt, gewannen noch mehr durch ein gut gehaltenes Colorit. Der Grund seiner Leinwand ist weiß; auf diese trug er seine Farben nur einmal auf, wußte sie aber so schimmernd anzubringen, daß sie eine vortrefliche Wirkung hervorbrachten. Seine Malereien sind in den Niederlanden, in Italien, Spanien und Teutschland zerstreut; Descamps*) beschreibt mehre derselben; einen noch ausführlichern Bericht gibt Fiorillo**) darüber. (*Weise.*)

Bos (Johann Ludewig van der), ein vorzüglicher Blumen- und Früchtemaler zu Ende des 15. Jahrh., von dessen Lebensumständen nichts bekant ist. Die Darstellungen dieses Meisters sind sehr vollendet, die Farben lebendig und rein; überall streitet die Kunst mit der Natur; die Thautropfen auf seinen Blumen sind täuschend nachgeahmt, und die kleinen Insekten, die er anbrachte, können nur durch das Vergrößerungsglas gesehen werden. (*Weise.*)

Bos, Bosius (Lambert), Professor der griechischen Sprache zu Franeker, geb. 23. Nov. 1670 zu Workum in Westfriesland, wo sein Vater Rector war. Er studirte auf der Hochschule zu Franeker, wurde daselbst 1697 außerordentlicher, 1704 ordentlicher Professor der griechischen Sprache und starb den 6. Jan. 1717. Er war ein gelehrter und scharfsichtiger Kenner der griechischen Sprache und Literatur, gründlich und unermüdet im Forschen, eben so stark in der biblischen als in der profanen Kritik, dabei bescheiden, wahrhaft fromm und von liebenswürdigen Sitten. Fabricius nent ihn in der Biblioth. gr.: virum paucis comparandum, et cum magno literarum detrimento extinctum," und Tib. Hemsterhuis rühmt seine „excellentem graecarum literarum cognitionem egregiis ingenii monumentis immortalitati consecratam." Die Wahrheit dieser rühmlichen Äußerung bestätigen seine, noch immer vielfach brauchbaren Schriften: Thomae Magistri dictionum atticarum eclogae, cum notis. Franeq. 1698. 8., beste Ausgabe cura J. St. Bernard. Lugd. Bat. 1757. 8. Exercitatt. philologicae ad loca nonnulla novi foederis. Franeq. 1700; auct. 1713. 8. Observatt. miscellaneae ad loca quaedam novi Test. Ib. 1707; Leovard. 1731. 8. (Beide Schriften enthalten schätzbare Erläuterungen der Schreibart des neuen Test. aus den griech. Profanscribenten). Ellipses graecae. Franeq. 1702. 12., ein klassisches, für das Studium der griechischen Sprache unentbehrliches, oft gedrucktes, und von mehren Gelehrten (Schöttgen, Bernhold, Leisner, Schwebel) vermehrtes und verbessertes Buch: cum priorum editorum suisque observatt. ed. *G. H. Schäfer.* Lips. 1808. 8., nachgedruckt Oxon., ex typogr. Clarendon. 1813. 8. enthält auch *Weiske* de pleonas. und *Hermann* de ellipsi et pleonasmo. Eben so beliebt wurde sein, in der Kürze sehr reichhaltiges, vollständiges aus den besten Quellen geschöpftes; nur die Zeitalter und den historischen Gang nicht genugsam berücksichtigendes Lehrbuch der griechischen Alterthümer: Antiquitatum graecarum, praecipue Atticarum, descriptio brevis. Fran. 1714. 12. sehr oft: testimonia e fontibus et quasdam observatt. adjecit *J. F. Leisner.* Lips. 1749; ed. nov. auct. et emend. (cura *Schoenknecht*) 1767; ed. nov. auct. et emend. cura *J. K. Zeune.* ib. 1787. 8. Französ. von La Grange. Paris 1769. 12. Animadversiones ad scriptor. quosdam graec.; accedit specimen animadv. latinar. Fran. 1715. 8. Regulae praecipuae accentuum etc. Amst. 1715. 8. Seine Ausgabe der alexandrinischen Übersetzung des alten Testaments (Vetus Test. ex versione LXX. interpretum cum variis lection. etc. Fran. 1709. 4.) empfiehlt sich durch den großen Vorrath von Varianten, die vornehmlich aus der Alexandrinischen Handschrift geschöpft, und in der Kürze zu einer leichten Übersicht zusammen gestellt sind*). (*Baur.*)

Bos, du, s. Dubos.

BOSA, (40° 19′ d. Br. 26° 27′ d. L.) eine alte Stadt auf der Westküste der Insel Sardinien am gleichnamigen Flusse. Sitz eines Bischofs, mit 3 Klöstern, Hafen und Castell. Die Einwohner, 5000, treiben vorzüglich Korallenfischerei und Weinhandel. (*H.*)

BOSAU, kön. Kammergut im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kreis Zeiz, ¼ St. östlich von Zeiz, auf einem Berge, der eine trefliche Aussicht über einen Theil des schönen Elsterthals, bis Leipzig und Halle gewährt. Die Ökonomie und trefliche Schäferei trugen ums J. 1800 jährlich 2000 Thlr. ein. Beachtenswerth sind die schönen Obstbaumpflanzungen, die der Pachter Heising mit unermüdetem Eifer um den Berg herum angelegt hat. Dieses Gut war ehemals eine Benedictinerabtei, und verdankt ihren Ursprung einer Kapelle, die der erste merseburgische Bischof, Boso (vorher Provisor der Kirche zu Zeiz), erbaute, von dem auch das neben der Kapelle vom naumburgischen Bischof Dietrich 1114 bis 1122 erbaut, und mit Mönchen aus dem Kloster Calw im Würtembergischen besetzte Benedictinerkloster den Namen erhielt. Papst Innocenz bestätigte das Kloster 1248 und Papst Alexander 1256. In diesem Kloster lebte der gelehrte Mönch, Paul Lang, dem man eine Chronik der Bischöfe zu Zeiz und mehre Lebensbeschreibungen aus den J. 968—1515 verdankt. Die Aufhebung des Klosters scheint 1573 unter dem Kurfürsten August von Sachsen Statt gefunden zu haben. Die Mönche verließen das Kloster nach und nach, und die ansehnliche Bibliothek wurde der zu Schulpforte einverleibt †). (*Stein.*)

Bosburun, s. Modania.

BOSC (Pierre Thomines du), reformirter Prediger zu Rotterdam, der Sohn eines Advocaten beim Par-

*) Th. 1. S. 19. **) Siehe dessen Gesch. der Malerei in Teutschl. Th. 2. S. 333.

*) *Ant. Schultens* oratio fun. in obit. L. B. Franeq. 1718. fol. *Vrimoet* Athenae Frisiac. 1723. *Chaufepié* Dict. T. II. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 225. *Saxii* Onomast. P. V. 504. *Hoogstraten's* allgemeen Woordenboek.

†) Vgl. *J. G. Leukfeld* Chronologia abbatum bosaugiensium etc. Herausg. von J. M. Schamelhl. Naumburg 1731. 4. und Codex diplomaticus das Kloster Bosau betreffend, in der 3ten Samlung von D. Götzen's Merkwürdigkeiten S. 233.

lement zu Rouen, war zu Bayeux den 21. Febr. 1623 geboren. Er studirte zu Montauban und Saumur, wurde schon in seinem 23sten Jahre Prediger zu Caen in der Normandie, begab sich 1685, als die Aufhebung des Edicts von Nantes ihn zur Auswanderung zwang, nach Holland, und starb als Prediger zu Rotterdam den 2. Jan. 1692. Als Kanzelredner ward er, nach äußern Vorzügen und innerm Gehalt, für einen der ersten und größten unter seinen Zeitgenossen in Frankreich gehalten, und seine gedruckten Predigten (Sermons Rotterd. 1692 und 1701. Vol. IV. 8..) rechtfertigen das allgemeine Lob, welches ihm beigelegt wurde, wenn gleich Wahl, Ausführung und Sprache hin und wieder einige Verbesserung zulassen. Selbst am Hofe des bigotten Ludwig XIV., wo er öfters die Rechte seiner gehaßten und verfolgten Glaubensgenossen mit Würde und großem Nachdruck vertheidigte, wußte er sich Achtung zu verschaffen, konnte aber freilich nicht verhindern, daß am Ende der Fanatismus siegte und die gerechte Sache unterlag*). (*Baur.*)

BOSC D'ANTIC (Paul), kön. Leibarzt zu Paris, Korrespondent der Akademie der Wissenschaften daselbst, Mitglied der Akademie zu Dijon, Clermont-Ferrand, Turin, und der Gesellschaft der Künste zu London. Er war 1726 zu Pierre-Sepude in Languedoc aus einer alten protestantischen, aber eben deshalb herabgekommenen Familie geboren, und widmete sich, wie sein Vater und Großvater, dem Studium der Arzneiwissenschaft. Nachdem er seinen Cursus zu Montpellier vollendet hatte, nahm er zu Harderwyk die Doktorwürde an, und ging dann nach Paris, wo Nollet in der Physik und Reaumur in den Naturwissenschaften die Lehrer des eben so talentvollen, als emsigen jungen Mannes waren. Auch mit der Chemie beschäftigte er sich fleißig; und Reaumur lenkte seine Neigung besonders auf die Künste, wobei das Feuer der Grund ist, und führte ihn dadurch auf eine Bahn, wo er mehr seinem Vaterlande als sich selbst nützlich wurde. Nachdem er die Spiegelglasmanufactur zu St. Gobin durch seine Rathschläge wieder in Aufnahme gebracht, und seine Kennerschaft in diesem Fache auch durch einige Abhandlungen außer Zweifel gesetzt hatte, legte er selbst 1758 zu Rouelle und Servier und später in den Gebirgen von Auvergne, drei Glashütten an, die große Vortheile versprachen, aber durch die Schuld der theilnehmenden Unternehmer bald wieder zu Grunde gingen. Indessen erwarb er sich um das Glashüttenwesen anerkannte große Verdienste, und erhob diesen Nahrungszweig zu dem Grade der Vollkommenheit, auf dem er sich jetzt befindet. Vollgiltige Beweise davon und von seinen seltenen Kentnissen in der Chemie überhaupt, enthalten unter andern zwei 1758 der Akademie der Wissenschaften zu Paris überreichte Abhandlungen, die im vierten Bande ihrer Memoiren abgedruckt sind; in der einen beantwortet er die Frage, woher es komme, daß in dem Glase Blasen angetroffen werden, und in der andern handelt er von den Blasen und Höhlen in den Metallen, wenn es zu heiß gegossen wird. Er erwarb sich dadurch die Ehre, Korrespondent der Akademie zu werden, und 1760 erkannte dieselbe seiner Abhandlung über die Mittel, die Glasmacherkunst in Frankreich zu verbessern, den Preis zu, das Ministerium aber sandte ihn nach England, um die dortigen Feuerarbeiten kennen zu lernen. Seine Untersuchungen über diesen Gegenstand wurden nicht öffentlich bekant, aber nach seiner Rückkunft gab er wieder mehre physikalische Abhandlungen heraus, die als eine wahre Bereicherung der Literatur dieses Faches anzusehen sind. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: Oeuvres contenant plusieurs mémoires sur l'art de la verrerie, sur la fayencerie, la poterie, l'art des forges, la minéralogie, l'électricité et sur la médécine. Vol. II. 1780. 12. Er selbst hatte, nachdem seine frühern Unternehmungen gescheitert waren, allen mercantilischen Spekulationen entsagt, trieb zu Paris mit Erfolg die medizinische Praxis und starb daselbst im Juli 1784. Zwei seiner Söhne haben sich als Naturforscher und Chemiker rühmlich bekant gemacht*). (*Baur.*)

BOSCAN-ALMOGAVER (Juan), stammte aus einer alten patrizischen Familie in Barcelona ab, und wurde gegen Ende des 15. Jahrh., wenigstens vor 1500 in dieser Stadt geboren. Seine Ältern gehörten nicht, wie einige Schriftsteller angeben, zu dem eigentlichen katalonischen Adel, aber sie genossen als Patrizier gleichen Ranges und gleicher Rechte mit diesem. Boscan empfing, als der Sohn begüterter und angesehener Ältern, eine liberale Erziehung, und widmete sich, ohne ein Gewerbstudium verfolgen zu müssen, allen literarischen Beschäftigungen, zu denen sein Geschmack ihn hinzog. Seine vielseitige Bildung vollendete er durch Reisen, und auch im Kriegsdienste soll er sich in seiner Jugend, wenn auch nur auf kurze Zeit, versucht haben. Über die Richtung und Dauer seiner Reisen fehlen uns Nachrichten, jedoch ist zu vermuthen, daß er Italien schon damals kennen lernte und auf das Studium der italiänischen Sprache und Poesie durch den Aufenthalt in diesem Lande zuerst hingelenkt wurde. Indessen zeigen sich in Boscan's ersten poetischen Versuchen durchaus keine Spuren eines Einflusses der italiänischen Poesie auf den Geist und die Form der castilianischen, und der junge Dichter hält sich treu und bescheiden in dem Tone der alten Lieder seines Vaterlandes, wie er namentlich seit Juan de Mena auf dem spanischen Parnasse herrschend geworden war. Von seinen Reisen in sein Vaterland zurückgekehrt, schloß Boscan sich eine Zeit lang dem Hofe Karls V. an, und wir finden ihn 1526 zu Granada unter dem kaiserlichen Gefolge. Hier war es, wo er mit dem venetianischen Gesandten Andrea Navagero, einem gelehrten und fein gebildeten Italiäner, ein vertrautes Freundschaftsbündniß anknüpfte, welches für ihn, und durch ihn für die spanische Poesie so wichtig und einflußreich geworden ist. Navagero führte den talentvollen und

*) La vie de P. du Bosc, enrichie de lettres, harangues, dissertations et autres pièces import. (par *P. le Gendre.*) Rotterd. 1694; avec des augment. 1716. 8. *Bayle* Dict. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 8. Bd. 635.

*) Gmelin's Gesch. der Chemie, das Register beim letzten Band. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Von seinen noch lebenden Söhnen s. Ersch's gel. Frankr. Bd. 4. u. 5.

nach Belehrung begierigen Spanier in die italiänische und lateinische Poesie ein, welche diesem zwar nicht neu und fremd war, aber doch noch nicht lebendig zu seinem Geiste gesprochen hatte. Dem Italiäner gelang es, die nationalen Vorurtheile, welche den Geschmack Boscan's noch befangen hielten, durch das Licht zu zerstreuen, welches er ihm aus den Meisterwerken des Dante und Petrarca aufgehen ließ, und nun erschien ihm seine vaterländische Poesie steifer und eintöniger, als sie einem Spanier erscheinen konnte, der sie nicht durch das Mittel des italiänischen vergleichenden Kunsturtheils betrachtete. Boscan fühlte sich auch bald berufen, der Reformator der lyrischen Poesie in Spanien zu werden und zu versuchen, wie weit die castilianische Sprache im Stande sey, sich der Eleganz und Korrektheit der antiken und italiänischen Dichtkunst zu nähern. Mit wahrem Heldenmuthe ging er an sein Werk, und trat zuerst mit Sonnetten in petrarchischem Style unter das erstaunte Publikum, das sogleich Partei für und gegen den Neuerer nahm. Natürlich stand die Masse der Leser gegen die fremde Kunst Boscan's, aber dieser, ein feiner Weltmann, hatte es auch weniger auf diese Masse angelegt, als auf die vornehme Welt, in welcher er bald Beifall und Anhang fand. Die Form des Sonetts war allerdings längst vor Boscan in der spanischen Poesie bekant, aber er ist der erste, welcher diese Form in dem ihr entsprechenden Geiste behandelt hat, und in diesem Sinne hat man ihn den Vater des spanischen Sonetts nennen können. Eine zweite Versart, welche er in die spanische Poesie einführte, ist die Terzine, deren er sich namentlich in Episteln und Elegien mit Glück bediente. Ein Irrthum grober Art ist es, daß man ihn auch zum Erfinder der sogenannten **Versos de arte mayor** gemacht hat, die bis in das 13. Jahrh. hinein verfolgt werden können, so wie auch die Octavas keineswegs erst durch Boscan's Reformation in Spanien einheimisch geworden sind. Die Gegner der neuen Schule, welche bald an dem gefühlvollen Garcilaso de la Vega einen eifrigen und glücklichen Jünger gewann, warfen ihr Verweichlichung des alten kräftigen Nationalstyls durch die weibisch-zierliche Manier der Italiäner vor, und fanden schon im Klange der castilianischen assonirenden Verse und der leicht fließenden Coplas mehr poetischen Geist, als in der kunstreichen Prosa der neuen Metra und Reime. An der Spitze dieser Verfechter der Ehre des alten Parnasses steht Castillejo, und Boscan hat uns selbst in der Zuschrift des zweiten Buchs seiner Gedichte an die Herzogin von Soma mit der Geschichte seiner Reformation und des Widerspruchs, den sie erregte, bekant gemacht. Boscan ließ sich aber durch das Geschrei seiner Gegner nicht irre machen, obgleich er ihre Einreden wol prüfte, und seine Partei vermehrte sich in kurzer Zeit so bedeutend, daß sie die herrschende wurde, wenn auch nicht in dem Volke, doch in dem Kreise der feinern Gesellschaft.

Von Boscan's Lebensumständen ist wenig Bedeutendes bekant. Er hatte sich ziemlich früh verheirathet und brachte den größten Theil seines Lebens, nachdem er sich von dem Hofe zurückgezogen hatte, in seiner Vaterstadt Barcellona, und in deren Nachbarschaft auf dem Lande zu. Er war in dem Hause der schon damals mächtigen und glänzenden Alba's wohl gelitten und eine Zeitlang sogar Oberhofmeister (ayo) des jungen Don Fernando de Alba: eine seltsame Schickung, daß der zarte Dichter an der Erziehung eines blutdürstigen Wütherichs Theil haben mußte! Sein Todesjahr ist nicht genau zu bestimmen, jedoch weiß man, daß er vor 1544 gestorben ist, nachdem er die letzten Jahre in ruhiger Einsamkeit den Musen und der Freundschaft gewidmet hatte.

Boscan hat zwar die Samlung seiner Gedichte selbst besorgt, aber sie sind erst nach seinem Tode gedruckt worden, vereinigt mit denen seines Freundes Garcilaso de la Vega, wie er es angeordnet hatte. Sie führen den Titel: **Las Obras de Boscan y algunas de Garcilasso de la Vega. Leon 1549. 12.** *). Wiederholt **Lisboa 1543. 4. Venez. 1553. 8. Amberes 1569. 8. ib. 1597. 16.** Sie zerfallen in vier Bücher. Das erste enthält seine Jugendgedichte in altem spanischen Nationalstyle, welche Boscan, nach eigenem Geständniß, unterdrückt haben würde, wenn nicht sein Freund Garcilaso de la Vega für die artigen Kinder eine Fürbitte gethan hätte. Das zweite Buch umfaßt Canzonen und Sonette in italiänischem Style, namentlich dem Petrarchischen nachgebildet, nur daß der spanische Charakter sich durch stärkere Lichter und Schatten in der Malerei der Leidenschaft bemerklich macht. Das dritte Buch liefert eine paraphrasirende Übersetzung des Gedichts von der Liebe Hero's und Leander's, das den Namen des Musäus trägt, in reimlosen Jamben, den **versi sciolti** der Italiäner. Daran schließen sich ein paar poetische Episteln und ein sogenanntes Kapitel (**Capitolo**) in Terzinen. Das Kapitel ist eine Nachahmung der petrarchischen Gedichte unter diesem Titel, und die Episteln vereinigen horazischen und tibullischen Charakter. Eine allegorische Beschreibung des Reichs der Liebe, in welchem Venus, Amor und andere dahin gehörige Wesen eine feierliche Versamlung halten, schließt die Samlung der poetischen Werke Boscan's. Dieses Gedicht hat den Titel **Octava rima**, von der Versart, in der es gemacht ist, und zeichnet sich durch glänzende Malerei aus.

In der Beurtheilung der Verdienste Boscan's um die Poesie seiner Nation komt es sehr auf den Standpunkt an, den wir für die Betrachtung derselben wählen. Die Bahn, welche die spanische Poesie nach ihm eingeschlagen hat, ist durch seinen kühnen Vorgang geöffnet und geebnet worden, und es ist nicht zu leugnen, daß auf dieser Bahn viel Schönes in allen Gattungen der Dichtkunst erreicht worden ist. Aber man kann dennoch fragen, ob nicht die einfache, gerade und breite Bahn des alten Nationalgeschmacks, ohne Boscan's Reformation, sicherer und leichter zu dem Ziele der Vollendung geführt haben würde, wenn man die Vollendung nicht von fremden Mustern entlehnt hätte, sondern sie aus den nationalen Anlagen sich frei und rein hätte entwickeln lassen. Wenn man Boscan den ersten klassischen Dichter der Spanier nent, so wird dadurch zugleich angedeutet, daß er der erste war, welcher die klassische Ausbildung der spanischen

*) Nicolas Antonio führt als älteste Ausgabe eine zu Medina gedruckte von 1544 an, von der ich sonst keine bibliographische Spur finde.

Dichtkunst fremden Klassikern absehen wollte. Man rühmt mit Recht an seinen Versen die Eleganz und Korrektheit des Styls, die Grazie der Empfindung, den edlen Ausdruck der Gedanken, die glückliche Mischung des Starken und Zarten in den Farben seiner Gemälde; aber das höchste Lob, zu dem seine Beurtheiler sich erheben können, bleibt doch immer, daß er in mehren Sonetten und Canzoñen den Petrarcha erreicht habe, also das Lob eines Nachahmers. Vielleicht hätte er mehr geleistet, wenn er dem Tone treu geblieben wäre, welchen er, freilich nicht voll und rein, in seinen Jugendgedichten anschlägt. Velasquez führt ein von Boscan übersetztes Trauerspiel des Euripides an, ohne den Titel des Stücks zu nennen. Außerdem hat er den Cortegiano des Castiglione bearbeitet*). (*Wilhelm Müller.*)

BOSCASTEL, BOTEREAUX, Marktfl. in der brit. Grafsch. Cornwall des Königr. England; er liegt am Bristoler Kanale, versendet Schiefer aus dem nahen Schieferbruche und hält 1 Wochenmarkt. (*Hassel.*)

BOSCH (Jeronymo de), ausgezeichneter holländischer Gelehrter, und berühmt als ein lateinischer Dichter der neuesten Zeit. Er war geboren zu Amsterdam 1740 am 23. März, der Sohn eines dortigen Apothekers und Enkel eines erfahrnen Arztes. In seiner Jugend besuchte er das Athenäum seiner Vaterstadt, und widmete sich auf demselben, unter der Anleitung des Prof. Peter Burmann II. mit großem Fleiß der alten lateinischen Literatur, und insbesondere den lateinischen Dichtern, die ihn zugleich schon früh zu eignen poetischen Arbeiten in ihrer Sprache reizten. Diese seine literarische Laufbahn wurde im Verfolg dadurch abgebrochen, daß er nach dem Willen seines Großvaters 1760 Apotheker werden mußte. Doch setzte er nebenher das Studium der Alten fort, und richtete zugleich unter Wyttenbach's Anleitung seine Aufmerksamkeit auf die griechische Sprache und Literatur, worin er sich ebenfalls nicht gemeine Kenntnisse erwarb. Aus Achtung für seine Gelehrsamkeit und Talente, und um seine Liebe für die Wissenschaften zu begünstigen, ertheilte ihm die Regirung der Stadt Amsterdam 1773 den einträglichen Posten des ersten Stadt-Secretärs, worauf er seine Apotheke verkaufte. Nebenher hatte er nun Zeit genug, auch fehlte es ihm hiedurch nicht an Mitteln, um sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Die Gegenstände seiner gelehrten Forschungen und Arbeiten waren verschiedentlich, insbesondere die neuere Geschichte seines Vaterlandes, die kritische Philosophie, Ästhetik und auch noch die Chemie; seine vorzüglichste Beschäftigung aber blieb das Studium der alten Literatur und die lateinische Poesie, auch nahm er an mehren gelehrten Gesellschaften, selbst an einer für den Ackerbau, thätigen Antheil. Als Schriftsteller verfertigte er eine Preisschrift „über die Erfodernisse einer guten Lobrede," in lateinischer Sprache; dann eine holländische Preisschrift „über die Regeln der Dichtkunst," Haarlem 1783, und noch eine ähnliche „über die Schönheiten der Homerischen Ilias," 1784. Sein gelehrtes Hauptwerk, womit er sich über 25 Jahre beschäftigte, war die griechische Anthologie (Anthologia graeca, c. vers. lat. Grotii. Ultraj. 1794 etc.) die er mit seinen Anmerkungen, von 1794 bis 1810, nach und nach herausgab, und deren Werth sowol durch die holländischen, als auch durch französische und teutsche Zeitschriften nach Verdienst anerkant wurde. Eine Samlung seiner lateinischen Gedichte erschien 1803, und ein Anhang zu denselben 1808. So wie seine lateinische Prosa sich durch eine zierliche, echt römische Diktion auszeichnet, so herrscht auch in seinen lateinischen Gedichten überall die reinste Latinität. Mehre derselben fanden nicht nur holländische, sondern auch teutsche und französische Übersetzer. De Bosch gilt in Holland für den ersten lateinischen Dichter seiner Nation, und als der Wiederhersteller der lateinischen Dichtkunst in Holland, nach den Zeiten des Douza, Heinsius, Johannes Secundus und Grotius. Auch waren seine lateinischen Studien, Schriften und Poesien nicht ohne einen besondern Einfluß für sein Vaterland, und dienten eben so sehr zur Verbesserung des Geschmacks seiner Landsleute, als sie zugleich den Sinn für das klassische Alterthum, der auch in Holland abzunehmen schien, wieder weckten. Er stand in einem lebhaften literarischen Verkehr mit seinen gelehrten Landesgenossen Ruhnkenius, Wyttenbach, van Heusde, u. a., so wie er auch mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten, unter andern mit Heyne und Jakobs, Briefwechsel führte. In seinem Vaterlande wurden seine gelehrten Verdienste dadurch geehrt, daß man ihn 1798 zum Kurator der Leidener Universität ernannte, in welcher Beziehung er nichts unterließ, um den alten Flor derselben zu erhalten und zu vermehren. Nachher erhielt er den holländischen Verdienst-, wie auch den Unions-Orden des Königs Ludwig Napoleon. Unter diesem war er zugleich, in Auftrag desselben einer der Stifter des königlichen Instituts der Wissenschaften und Künste zu Amsterdam, und eins der ersten Mitglieder desselben in der dritten Klasse. Obgleich seine politische Denkungsart liberal war, so nahm er doch, abweichend von dem Benehmen anderer holländischen Gelehrten, an den Statsangelegenheiten seines durch Parteisucht und den Wechsel der Dinge damals stark bewegten Vaterlandes keinen unmittelbaren Antheil. Doch besang er, aus Theilnahme seines Herzens und durch seine Gutmüthigkeit, womit er das Beste erwartete, Bonaparte's Lob, im Jahr 1801, in einem zu Utrecht besonders erschienenen Gedicht: **Laudes Bonapartii et Elegia ad Galliam.** Er lebte unverheirathet. Sein größtes Vergnügen, außer der Beschäftigung mit den Wissenschaften selbst, war seine Bibliothek, die er nach und nach sammelte, und die im Fach der alten Literatur zu den ersten in Europa gehörte. Er besaß darin die schönsten Ausgaben, und außerdem eine große Menge anderer, wichtiger auch seltener Werke aus mehren Fächern, und zugleich alle sehr schön gebunden, woran er ebenfalls ein besonderes Wohlgefallen fand. Es ist zu bedauern, daß nach seinem Tode diese schätzbare Samlung, welcher an Schönheit und Kostbarkeit, zumal in der klassischen Literatur, vielleicht noch keine Privatbibliothek gleich kam,

---

*) Über Boscan's Leben und Schriften s. außer dem Artikel Boscan bei Nicolas Antonio, Velasquez und Dieze's Anmerkungen dazu, Sedano im achten Bande des Parnaso Español und Bouterwek Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 3. B. S. 161 ff.

durch einen öffentlichen Verkauf vereinzelt wurde, doch ungeachtet der ungünstigen Zeitumstände für hohe Preise*). De Bosch starb 1811 am 1. Juni. Er war ein Mann von einem sanften Charakter, aufrichtig, offen und friedliebend, ein treuer Freund und zugleich ein zarter Verehrer des Christenthums, insbesondere der praktischen Lehren desselben. Sein Freund und Lehrling, der Professor D. J. van Lennep, hielt auf ihn eine geeignete Lobrede, in einer öffentlichen Versamlung der dritten Klasse des kön. Instituts zu Amsterdam, am 13. November 1817, die unter dem Titel Memoria Hieron. de Bosch, gedruckt ist. Sodann hat van Lennep den 5. und letzten Band der von Bosch herausgegebenen griechischen Anthologie, Utrecht 1822, geliefert.
(*J. Ch. H. Gittermann.*)

Bosh, Boschi (Jeron.) s. Bos.

BOSCHIAVO, Poschlav, Pusclav, ein großer und wohlgebauter Flecken, Hauptort eines Hochgerichts im Gotteshausbunde des helvetischen Cantons Bündten mit starkem Transito. (*H.*)

BOSCHINI (Marco), Maler, Kupferstecher und Dichter aus Venedig, der um die Mitte des 17. Jahrh. lebte. Die öffentlichen Gebäude und Kirchen seiner Vaterstadt enthalten viele Gemälde von ihm, die Aussichten von Kandia†) und des Archipelagus††) hat er in Kupfer gestochen. Sein Werk La carta del navegar pittoresco 1658. 4. beschreibt in einem gereimten Dialog zwischen einem Senator und Kunstliebhaber die Kunst Venedigs. Zur Kunstgeschichte seiner Vaterstadt lieferte er noch Le Miniere della pittura, compendiosa informazione non solamente delle pitture publiche di Venezia, ma delle isole circonvicine (1664. 12. 1674. 12. sehr vermehrt 1720. 2 Bde. Fol.), wovon seine Giojelli pittoreschi (1676. 12.) ein Auszug sind. (*H.*)

BOSCIA nannte Poiret eine Pflanzengattung, welche Persoon schon Podoria genant hatte. Thunberg aber hatte jenen Namen einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und aus der vierten Linné'schen Klasse gegeben, deren Charakter in dem vierzähnigen Kelch, der vierblättrigen Corolle, der vierfächerigen Kapsel und drei Pistillen besteht. Die einzige bekannte Art, B. *undulata* Thunb., ist ein klafterhohes Bäumchen am Kap, mit elliptischen glattrandigen wellenförmig gebogenen Blättern, fadenförmigen Blattstielen und kleinen graulichen Blumen in Rispen. (*Sprengel.*)

BOSCO 1) Flecken im sardinischen Antheile von Mailand zwischen der Orba und Scrivia, mit einer Collegiatkirche und einem prächtigen Dominikanerkloster, dessen reich verzierte Kirche das Grabmal des hier gebornen Papstes Pius V. enthält. Der Flecken hat 2700 Einw. 2) Großes Dorf am Vesuv in der Nähe von Neapel mit 11,000 Einw. und 4 Pfarrkirchen. Auch liegt der Marktflecken Bosco reale mit 3500 Einw. in der Provinz Neapel. (*Röder.*)

BOSCOVICH (Roger Joseph), ein berühmter Mathematiker und Astronom des vorigen Jahrh., wurde geboren zu Ragusa den 18. Mai 1711 und trat 1725 zu Rom in den Jesuiterorden. Hier legte er sich mit so vielem Eifer auf Philosophie und Mathematik, daß man ihn, noch ehe er den Cursus seiner Studien vollendet hatte, zum Professor dieser beiden Wissenschaften am Collegio romano ernannte. Die Mannigfaltigkeit seiner Kentnisse, die glänzenden Eigenschaften seines Geistes, die Festigkeit seiner Grundsätze erwarben ihm die Zuneigung und Achtung Aller, die ihn kannten. Auch fehlte es nicht an vielfachen Beweisen des Vertrauens, welches man allgemein in ihn setzte. Die päpstliche Regirung beauftragte ihn mit der Aufsicht über die Reparatur der Peterskirche, deren Kuppel einzustürzen drohte, und ernannte ihn zum Mitglied der Commission, welche die Mittel zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe prüfen sollte. Da die Republik Lucca mit Toscana in Gränzstreitigkeiten gerieth, so wählte sie Boscovichen zum Vertheidiger ihrer Ansprüche und sandte ihn zu dem Ende als Deputirten nach Wien an den Kaiser von Östreich. Nach Beendigung dieses Geschäfts durchreiste Boscovich mehre Länder Europa's. — Schon im J. 1736 hatte er eine Dissertation de maculis solaribus drucken lassen, worin er zum ersten Male die geometrische Auflösung der astronomischen Aufgabe vorträgt: den Äquator eines Planeten aus 3 Beobachtungen eines Fleckens zu bestimmen. In den folgenden Jahren gab er mehre andere astronomische Abhandlungen heraus, z. B. Nova methodus adhibendi phasium observationes in eclipsibus lunaribus, Romae 1744. 4.; de lunae atmosphaera ib. 1753. Endlich ließ er im J. 1758 einen Abriß des Newton'schen Systems unter dem Titel: Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virium in natura existentium zu Wien in 4. erscheinen, welches Werk nachher mehrmals (Venedig 1762, Wien 1764) aufgelegt wurde. Dieses Buch fand vielen Beifall und ist in spätern Schriften über denselben Gegenstand häufig benutzt worden. — Die kön. Societät zu London, deren Mitglied Boscovich war, hatte ihn gewählt, um den zweiten Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe im J. 1769 in Californien zu beobachten, aber die Aufhebung seines Ordens zu jener Zeit hinderte ihn, den ehrenvollen Auftrag anzunehmen; statt dessen folgte er dem Rufe des Herzogs von Toscana zu einer Professur an der Universität zu Pavia. Im J. 1773 wurde er nach Paris berufen und erhielt die Stelle als Director der Optik bei der Marine mit 8000 Livres Gehalt. Vorzüglich legte er sich nun auf die Theorie der achromatischen Fernröhre und gab opera pertinentia ad opticam et astronomiam maxima ex parte, et omnia hucusque inedita, Bassano b. Remondini 1785. 5 Bde. 4. heraus. Außer den erwähnten Untersuchungen über die Fernröhre sind in diesem Werke noch mehre andere optische, astronomische und auch einige die Trigonometrie und höhere Geometrie betreffende Abhandlungen enthalten. — Mancherlei Unannehmlichkeiten, wozu vorzüglich die unaufhörlichen Anfeindungen d'Alembert's, dieses unversöhnlichen

*) Er selbst gab heraus: Brevis descriptio bibliothecae Hier. de Bosch, quatenus in ea graeci et latini scriptores asservantur. Ultraj. 1809. 8. (*H.*)

†) Il regno tutto di Candia delineato a parte ed intagliato. (61 Blätter.) Ven. 1651, Sehr selten. ††) L'Arcipelago con tutte le isole, scogli, secche e bassi fondi, colla dichiarazione. Ven. 1658. 4. 48 Blätter.

Jesuitenfeindes *), gehören mögen, bewogen Boscovich sein Amt niederzulegen, und sich nach Mailand zurückzuziehen, wo ihn der Kaiser mit der Messung eines Meridiangrades in der Lombardei beauftragte.

Boscovich genoß an seinem neuen Aufenthaltsorte alle, seinen Talenten und seinem Charakter gebührende Hochachtung und starb dort den 12. Febr. 1787.— Außer den schon oben angeführten Abhandlungen und vielen andern, welche man in den Mémoires des savans étrangers, in den philosophical Transactions etc. findet, hat er mehre andre Werke verfaßt, worunter die vorzüglichsten folgende sind: 1) Elementa universae matheseos. Romae 1754. 3 Voll. in 8. 2) De lentibus et telescopiis dioptricis. Romae 1755. in 4. (teutsch übersetzt von K. S. (Karl Scherfer) Wien 1765. gr. 8. 3) Dissertatio physica de lumine. Wien 1766. in 8. 4) Dissertationes quinque ad dioptricam pertinentes. Vindobonae 1767. in 4. 5) De literaria expeditione per pontificiam ditionem ad dimetiendos duos meridiani gradus a P. P. Maire et Boscovich. Romae 1755 in 4., wovon 1770 zu Paris eine französische Übersetzung mit Zusätzen des Vf. erschien. Das lateinische Original enthält eine gute Charte des Kirchenstats in 3 Blättern, wovon die französische Übersetzung nur eine schlechte Reduktion gibt. Man findet diese Charte oft einzeln. Die erwähnte Gradmessung wurde unter Benedikt XIV. im J. 1750 auf Befehl des Kardinals Valenti ausgeführt. 6) Journal d'un voyage de Constantinople en Pologne en 1762. Paris 1772. 12. (Auch ital. 2te Ausg. Bassano 1784. teutsch Leipzig 1779. in 12.).

Boscovich, der viel Geschmack und Dichtertalent besaß, gab in den Jahren 1755 und 1760 das lateinische Gedicht: Philosophiae a Benedicto Stay Ragusino versibus traditae libri VI. Romae 2 voll. in 8. heraus, und begleitete es mit gelehrten Anmerkungen. Er selbst verfaßte ein schönes lateinisches Gedicht über die Sonnen- und Mondfinsternisse in 5 Gesängen unter dem Titel: De solis ac lunae defectibus. London 1764. in 4., eine zweite Ausgabe in 6 Gesängen erschien zu Rom 1767 in 8., nach welcher 1779 und 1784 zu Paris in 4. eine französische Übersetzung des Werks vom Abbé de Barruel begleitet von dem lateinischen Texte und Zusätzen des Vf. gemacht ist. Man bewundert an diesem Werke den blühenden Styl des Dichters und das ungewöhnliche Talent, mit welchem er Dinge, die zu den strengen Wissenschaften gehören, poetisch zu behandeln gewußt hat. Dies Werk und mehre andere kleinere lateinische Gedichte voller Anmuth und leichter Bewegung sichern unserm Boscovich einen ehrenvollen Platz unter den neuern lateinischen Dichtern. Besonderes Lob verdient es, daß er bei aller Begeisterung des Dichters sich doch keine Übertreibung zu Schulden kommen läßt. In der Unterhaltung war Boscovich eben so liebenswürdig als belehrend. Eine Lobschrift auf ihn, die Lalande zum Verfasser hat, findet man in dem Journal des savans. Février 1792. (*Gartz.*)

BOSE, Bosius, eine bürgerliche [1]) Familie, die seit dem 17. Jahrh. in Sachsen, besonders in Leipzig blühte, und rühmliche Denkmale ihrer nützlichen Wirksamkeit hinterließ. Der erste dieses Geschlechts, der bekant wurde, war Kaspar Bose, der als Senator und Bauherr in Leipzig 1650 in einem Alter von 73 Jahren starb. Er hinterließ drei Söhne, nämlich: 1) Gottfried Christian, Archidiakonus an der Thomaskirche in Leipzig, wo er den 18. Febr. 1619 geboren war, und den 13. April 1671 starb. Er habilitirte sich 1638 mit einer Disputation de pluvia; schrieb einige theologische Dissertationen, und stiftete nebst seiner Gattin das noch bestehende Bose'sche Legat für einen Theologie studirenden leipz. Prediger- oder Schullehrerssohn [2]).— 2) Joh. Andreas, der berühmteste unter den drei Brüdern, geb. zu Leipzig den 17. Jan. 1626. Kaum 15 Jahre alt, wurde er Baccalaureus der Philosophie, besuchte dann die Hochschulen zu Wittenberg und Strasburg, und benutzte vornehmlich Böclers Unterricht am letzten Orte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er Adjunkt der philosophischen Fakultät, ging aber schon 1656 als Professor der Geschichte nach Jena, und starb daselbst den 29. April 1674. Unter seinem Rektorate wurde 1661 der unvernünftige Pennalismus (die despotische Herrschaft der ältern Studenten über Neuangekommene) abgeschafft, und durch Reichs- und Landesgesetze verboten. Seine schöne und zahlreiche Bibliothek macht einen Theil der Jenaischen Universitätsbibliothek aus. Er war ein gelehrter Kenner der Griechen und Römer, verstand die französische, italiänische, spanische und englische Sprache, und in seiner Schule erhielten viele, für den Statsdienst bestimmte, nachmals berühmte Männer, ihre Bildung. Nach Conrings Vorgange hielt er viel besuchte Vorlesungen über Statistik, und schrieb eine Introductio generalis in notitiam rerum publicarum orbis universi. Accedunt Dissertationes de statu Europae (1661); Jenae, cura G. Schubarti. 1676. 4. Ferner: Hispaniae, ducatus Mediolanensis et regni Neapolitani notitia, e museo J. A. Schmidtii. Helmst. 1702. 4. Discur-

*) D'Alembert's Haß gegen die Jesuiten möchte nicht ganz von persönlicher Rachsucht frei seyn, wenigstens ist dies Lalande's Meinung, dem zu Folge eine strenge Beurtheilung der französischen Encyklopädie im Journal de Trévoux vorzüglich d'Alembert gegen die Jesuiten aufgebracht haben soll. Lalande urtheilt über d'Alembert u. Boscovich so: *Le P. Boscovich* ne faisoit pas autant de calcul intégral que d'Alembert, mais il avoit bien autant d'esprit s. *Montuola* Hist. des mathematiques, nouv. édit. T. IV. p. 188.

1) Von dem adeligen Geschlechte Bose, einem der ältesten in Teutschland, das aus Baiern abstammen soll, und sich in Meissen, Vogtland und Franken ausbreitete, s. *Ditmari* chron. Merseb. König's Adelshist. Bd. 3. S. 139—159 und das allg. hist. Lexikon, Leipz. 1730 Bd. 1 u. 5. s. v. — Johann Bose oder Boso, ein gelehrter Edelmann aus Baiern, war anfangs Benediktiner zu St. Emeran in Regensburg, dann Kaiser Otto's des Großen Kapellan, seit dem Jahr 968 erster Bischof zu Merseburg, starb 970. Noch ehe ihm der Kaiser das Bisthum verlieh, soll er von demselben ein Lehn zu Zeiz bekommen haben. In der Nähe dieser Stadt erbaute er ein Dorf und nannte es nach seinem Namen Bose. Dieses Dorf ging auf seine Brüder und Verwandte über, welche das Geschlecht fortpflanzten. 2) J. U. Mayers Leichenpred. auf dens. nebst dem Lebenslauf und (*Fr. Rappolti*) Progr. fun. Lips. 1671. 4. *Götzii* Elogia Theolog. germ. Lub. 1709. 8. p. 398 sqq.

sus acad. de imperio Turcico. Jenae 1662. 4.; Ed. III. Lips. 1686. 8. als Anhang zu *Drechsleri* Chron. Saracen. et Turcicum. Schediasma de comparanda notitia scriptor. ecclesiast. Jen. 1673. 4. und in *Grenii* Tractatt. var. de eruditione comparanda. Lugd. Bat. 1699. 4. Introductio in notitiam scriptor. ecclesiast. Kil. 1704. 8. Jen. 1723. 8. und andere Dissertationen, welche Walch mit des Verfassers Leben zusammen drucken ließ; von den Dissertationen findet man auch 2 in *Graevii* Thes. antiq. rom. T. V. Seine philologische Gelehrsamkeit beurkundet vornehmlich sein *Cornelius Nepos* cum notis ampliss. ex diversis codd. emendatus. Lips. 1657; Jenae 1675. 8. mit einem öfters wieder abgedruckten Index locupletissimus omnium vocabulorum. Nach Böcler und Lambin hat Bose das meiste Verdienst um den Text dieses Autors. Zu bemerken sind außerdem seine Ausgaben von *Taciti* vita Agricolae cum comment. Boxhorn. Jen. 1664. 8. und *Petronii* Satyricon puritate donatum, e mscrpt. J. A. Bosii. Jen. 1701. 8. [3]). — 3) Paul war zu Leipzig den 15. Jun. 1630 geboren, studirte daselbst und in Altdorf, Wittenberg und Straßburg, und starb den 2. Jan. 1694 als Archidiakonus an der Kreuzkirche in Dresden. Von ihm ist das Lied: Nun sich der Tag geendet hat rc., auch ließ er Leichenabdankungen rc. drucken [4]).

Bose (Kaspar und Georg Heinrich), Brüder, aus dem Geschlechte der vorigen abstammend. Beide waren Kaufleute und Rathsherren in Leipzig, verschönerten diese Stadt durch neue Gebäude und schöne Gartenanlagen, und starben 1700, jener am 21. April, dieser am 28. Jul. Kaspar Bose legte den sogenannten Großbosischen Garten vor dem grimmaischen Thore, dieser den Kleinboseschen vor dem Barfußpförtchen an, welcher jetzt der Enoch Richtersche heißt. Unter den Kunstgärten Leipzigs ist der Großbosesche der älteste, an dessen Einrichtung der Braunschweigische Architekt Sturm, von dem eine neue Säulenordnung den Namen führt, einigen Antheil hatte. Dieser Garten war mit prächtigen Statuen geschmückt, und besaß einen großen Reichthum an seltenen Gewächsen. Mit dem Garten war auch ein ansehnliches Naturalienkabinet, eine reichhaltige Garten- und Herbarienbibliothek, und eine Rüst- und Zeugkammer verbunden [5]). Auch Georg Heinrich legte eine Gemäldesamlung an, beförderte die Herausgabe von Sturms Werken, und leitete, als Vorsteher des Hospitals zu St. Georgen oder des Zucht- und Waisenhauses, nicht allein den neuen Bau dieses Gebäudes, sondern entwarf auch den Plan dazu. Er war überhaupt ein um Leipzig vielfach verdienter Mann [6]). — In anderer Hinsicht bemerkenswerth aus diesem Geschlechte sind:

Bose (Adam Heinrich und Christoph Dietrich), Brüder, Söhne von Christoph Dietrich Böse auf Frankleben, Mölbis und Nickern, der 1708 als königl. polnischer und kursächsischer wirkl. geh. Rath und Statsminister in einem Alter von 80 Jahren starb, nachdem er viele auswärtige Gesandtschaften verwaltet hatte [7]). Adam Heinrich, der vierte unter sechs Brüdern, wurde den 3. März 1667 auf dem Boseschen Stammgute Frankleben bei Merseburg geboren, und diente seit 1688 bei dem sächsischen Heere. Schon 1694 war er Major und 1702 Oberster eines neuerrichteten Regiments. In dem nordischen Kriege gegen Karl XII. und am Rhein that er seiner Pflicht Genüge, und 1713 zwang er als kommandirender General die Festung Stettin zur Übergabe. Im J. 1716 kommandirte er in Polen, schlug die Conföderirten und nöthigte sie zum Frieden. Seit 1723 war er Gouverneur der Stadt und Festung Wittenberg, und 1745 mußte er Dresden an Friedrich II. von Preußen mit Kapitulation übergeben. Er ging nach Wittenberg zurück, und starb den 21. Mai 1749, in seinem 83. Jahre auf seinen Gütern, ohne Kinder zu hinterlassen, nachdem er 28 Feldzügen in Ungarn, Polen, Italien, Brabant und am Rhein beigewohnt hatte. Er war sehr religiös, streng im Dienste, aber wohlwollend, und darum von den Soldaten geliebt [8]). Sein älterer Bruder Christoph Dietrich widmete sich dem Statsdienste, und war 1697 bevollmächtigter sächsischer Minister auf dem Friedenskongreß zu Ryßwick, wo er das Direktorium der evangelischen Stände führte, und sich besonders der präjudicirlichen Klausel des vierten Artikels nachdrücklich widersetzte. Nach seiner Rückkunft übernahm er wichtige Gesandtschaften in Dänemark, Schweden und England, wurde dann wirklicher geh. Rath, zog sich aber mehrmals die Ungnade seines Hofes zu, kam auf den Königstein, und starb den 23. Nov. 1741 als Gefangener auf der Festung Pleißenburg. Er war ein einsichtsvoller, gelehrter Mann, und selbst der hebräischen Sprache kundig. Von seinen beiden jüngern Brüdern starb Wolf Dietrich 1734 als königl. und kursächsischer Appellations- und fürstl. Merseburgischer geh. Rath, und Gottlieb Siegmund 1723 als königl. und kursächs. Oberstlieutenant, beide ohne Erben [9]). — Karl Gottfried Bose, Erbherr auf Boden und Naundorf, königl. und kursächs. Hof- und Appellationsrath, ließ in der er-

---

3) *Wittenii* Memor. Philosophor. Dec. IX. p. 572. *P. Homfeld* Orat. fun. in obitum ej. Jenae 1674. 4. *Freheri* Theatr. P. IV. 1557. *Fabricii* histor. Biblioth. P. V. 230. *Zeumeri* Vitae Profess. Jenens. Stolle Hist. d. Gelehrs. 723. *Saxii* Onomast. T. V. 585. 4) *Pipping* Memor. Theolog. Dec. V. 561.

5) Gründliche Vorstellung des sehenswürdigen George (?) Boseschen Gartens in Leipzig, von J. A. Corvinus in Augsburg. 9 Bl. in qu. Fol. *P. Amman* Hortus Bosianus, quoad exotica solum descriptus. Lips. 1686. 4. mit Kupf. E. Peiner Hortulanus, der Bosische Garten, oder ein Verzeichniß der sowol ausländ. als einh. Bäume, Stauden und Kräuter, so in demselben jetzt zu finden. Halle 1690; 4te Ausg. Leipz. 1723. 8. *F. A. Wehmann* Hortulanus, hortus Casp. Bosii. Ib. 1723. 8. J. E. Probst Hortulanus, Verzeichniß der in- und ausländ. Bäume rc. des K. Bosischen Gartens. Leipz. 1738. 8. mit Kupf. — In diesem Garten blühten mehrmals amerikanische Aloen, z. B. 1700 eine mit 5138 Blüthen, auf die eine Denkmünze geprägt ward; s. Daßdorfs numismatisch-histor. Leitfaden zur Übersicht der sächs. Geschichte. Dresden 1801. S. 121. 6) Dolz Versuch einer Gesch. Leipzigs 362 ff. Hasche Magazin d. sächs. Geschichte 5 Th. 235.

7) Ausführlich handelt von ihm das allg. hist. Lex. Leipzig 1730. 1. B. s. v. 8) (Ranfts) genealog. hist. Nachr. 136 Th. 316—347. 9) (Ranfts) genealog. histor. Nachr. 34 Th. 933.

sten Hälfte des 18. Jahrh. mehre erbauliche Schriften drucken [10]). — Ein Sohn Karl Friedrich Bose's, kursächs. Oberaufsehers der Saalflöße und Ritterschaftsdirektors des Freiburgischen Distrikts, war Karl Ernst, geb. den 26. Dec. 1720 zu Branderode im Weißenfelsischen. Er studirte zu Jena, trat 1745 in preußische Dienste, wurde 1760 Hauptmann, zuletzt 1787 Generalmajor, und starb 1790 zu Rastenburg. In den Schlachten bei Kesselsdorf (in sächsischen Diensten), Prag, Kay, Kunersdorf, Kollin und Zorndorf zeichnete er sich rühmlich aus, und 1778 verlieh ihm Friedrich II. den Verdienstorden, wegen seines im baierischen Erbfolgekriege, in der Affaire bei Weiskirch, bewiesenen Muthes [11]). — In wissenschaftlicher Hinsicht bemerken wir noch aus dem Boseschen Geschlechte

Bose (Georg Matthias), Professor der Physik zu Wittenberg, geb. den 22. Sept. 1710 zu Leipzig, wo sein Vater, Georg Heinrich, einer der angesehensten Kaufleute war. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt studirte er höhere Mathematik, Naturkunde und Arzneikunst, erhielt 1727 die Magisterwürde, las mit Beifall mathematische und physikalische Kollegien, wurde Beisitzer der philosophischen Fakultät und ging 1738 als Professor der Physik nach Wittenberg. Hier erwarben ihm seine wissenschaftlichen Bemühungen und Verdienste ausgezeichnete Achtung, allein die Drangsale, welche der 7jährige Krieg über Wittenberg brachte, zerstörten sein Glück und verkürzten sein Leben. In dem Bombardement vom 13. Okt. 1760 verlor er sein ganzes Eigenthum, und den 17. September 1761 starb er zu Magdeburg, wohin ihn die Preußen als Geisel mitgenommen hatten. Er war ein Kenner vieler alter und neuer Sprachen, als Mathematiker und Physiker vom In- und Auslande geschätzt, selbst von der pariser Akademie der Wissenschaften zum Korrespondenten angenommen, und von den Gelehrten in schweren Fällen öfters zum Schiedsrichter aufgefodert, besonders über Gegenstände der Elektricität, um die er sich durch glückliche Versuche und Beobachtungen sehr verdient machte [12]). Beweise davon enthalten vornehmlich seine Tentamina electrica, in Academiis regiis, Londinensi et Parisiensi, primum habita, omni studio repetita, et novis accessionibus locupletata. Viteb. P. I. 1744; P. II. tandem aliquando Hydraulicae, Chymiae et vegetabilibus utilia. 1747. 4. Er schrieb auch ein Gedicht über die Elektricität (die Elektricität mit poetischer Feder entworfen. Witt. 1744. 4.), und übersetzte es selbst in französische Verse unter dem Titel: L'électricité, son origine et ses progrès, poëme en deux livres, traduit de l'allemand par Mr. l'Abbé Joseph Anton de C***. Leipz. 1754. 12.; in eben dieser Sprache schrieb er: Recherches sur la cause et sur la véritable théorie de l'électricité. Witt. 1745. 4. und in englischer: On the electricity of glass that has been exposed to strong fires, abgedruckt in den Philos. Transactions N. 492. Mehre seiner Schriften und Abhandlungen beziehen sich auf Gegenstände der Astronomie, z. B.: In eclypsin terrae diei 13 Maii 1733 commentatio. Lips. 1733. 4. Meteora heliaca, sive de maculis in sole deprehensis. Ib. 1744. 4. Observatt. astronom., quas ex praescripto Acad. Scient. Reg. Paris. habuit Wittenbergae, in den Actis erud. a. 1753. p. 466 — 480 u. a. m. Auch die von ihm herausgegebenen Otia Witenbergensia critico-physic. Viteb. 1739. 4. enthalten viel Lehrreiches [13]). Er hinterließ einen Sohn, Adolph Julian, der 1742 zu Wittenberg geboren wurde, und daselbst am 1. Sept. 1770 als außerordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft starb. Bemerkenswerth sind seine Abhandlungen: De motu humorum in plantis vernali tempore vividiore. Lips. 1764. 4. De disquirendo charactere plantarum essentiali singulari. Ib. 1765. 4. und De differentia fibrae in corporibus trium naturae regnorum. Viteb. 1768. 4. Beiträge lieferte er zu Blackwells Kräuterbuch und zu den Comment. Lips. de rebus in scient. nat. etc. [14]). — Joh. Jakob Bose, Oberhofgerichtsadvokat in Leipzig, hatte einen Sohn, ebenfalls Joh. Jakob, der 1713 in Leipzig geboren war, und daselbst am 28. Mai 1775 als Archidiakonus an der Thomaskirche starb. In jüngern Jahren ließ er mehre akademische Schriften exegetischen Inhalts drucken [15]). — Der letzte männliche Nachkomme des boseschen Geschlechts, und ein Bruder des zuletzt genannten Johann Jakob war

Bose (Ernst Gottlob), Professor der Anatomie und Chirurgie in Leipzig, wo er den 30. April 1723 geboren war. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt, in den Schulen Walthers, Platners, Hebenstreits, Ludwigs u. a. Nachdem er 1748 die medizinische Doktorwürde angenommen hatte, widmete er sich vornehmlich der Botanik, erhielt 1755 ein außerordentliches Lehramt derselben, wurde 1763 Professor der Physiologie, 1773 aber der Anatomie und Chirurgie. Er starb am 22. Sept. 1788 als beständiger Dechant der medizinischen Fakultät. Achtungswerth als einsichtsvoller und menschenfreundlicher Berather der leidenden Menschheit, verdiente er auch den Beifall der Gelehrten als ein guter Kenner der Pflanzen und der übrigen Theile der Arzneiwissenschaft. Unter seinen zahlreichen kleinen Schrif-

---

10) Adelungs Zus. z. Jöcher. Unschuld. Nachrichten 1727, 1730. 11) Lexikon preußischer Militärpersonen 1 Th. 191.

12) Einen Hang zum Sonderbaren und etwas Eitelkeit hat man ihm wol nicht mit Unrecht zur Last gelegt. So sandte er z. B. seine latein. die Elektricität betr. Schriften mit einem italiänisch geschriebenen Briefe — an den Mufti, von dessen Sekretär er auch eine Antwort erhielt. Man sehe von dieser Korrespondenz die Erl. gel. Zeit. 1755. S. 377 — 79. Seinen Briefwechsel mit dem römischen Hofe rühmte er in öffentlichen Schriften auf eine Art, die heftige Streitigkeiten zwischen ihm und der theologischen Fakultät in Wittenberg veranlaßten. Man sehe: der theologischen Fakultät zu Wittenberg gründliche und aktenmäßige Ablehnung der wider dieselbe zeither ausgestreueten Unwahrheiten. Wittenb. 1752. 4.

13) Börners Nachr. von jetztl. Ärzten, das Register zum 3 Bde. *Crusii* Mem. Bosii. (Viteb. 1761.) Comment. Lips. de rebus in med. etc. Vol. X. P. II. Acta erudit. a. 1761. p. 514. Erlang. gel. Zeit. 1761. Beitr. S. 805. Wittenb. Wochenblatt 1769. Adelungs Zusätze zum Jöcher. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 1 Bd. (sehr fehlerhaft und unvollständig). *Saxii* Onomast. Vol. VI. 539. Biogr. univ. T. V. 14) Progr. fun. Adelung und Meusel a. a. O. 15) (Strodtmanns) neues gel. Europa 14 Th. 497. Adelung und Meusel.

ten, meistens Dissertationen und Programmen, sind die wichtigsten: De nodis plantarum. Lips. 1747. 4. De radicum in plantis ortu et directione. Ib. 1754. 4. De secretione humorum in plantis. Ib. 1754. 4. Decas librorum anatomicorum variorum. Ib. 1761. 4. Historia cordis villosi. Ib. 1771. 4. De munimentis viscerum. Ib. 1774. 4. Adversaria de apostomatibus. Ib. 1775. 4. De generatione hybrida. Ib. 1777. 4. De febre λοιμικῇ graecis epidemica. Ib. 1778. 8. De Scytharum νόσῳ θηλείᾳ ad illustr. locum Herodoti. Ib. 1778. 4. De lacte aberrante. Ib. 1782. 4. De remediis ambiguis et suspectis. Ib. 1784. 4. De contagii natura. Ib. 1786. 4. De phantasia laesa, gravium morborum matre. Ib. 1788. 4. Mehre seiner Abhandlungen hat J. C. T. Schlegel in seiner Collectione opusculor. select. ad medicinam forensem spectantium wieder abdrucken lassen [16]). (*Baur.*)

Bose, — Talander, — s. Bohse.

BOSEA. So benannte Linné, Kaspar Bose zu Ehren (s. diesen) eine Pflanzengattung. Sie gehört zu der natürlichen Familie der Chenopodeen und zur 22sten Linné'schen Klasse. Die männliche Blume hat einen fünftheiligen Kelch, keine Corolle und fünf Staubfäden. Die weibliche besteht aus fünf oder sechs geschuppten Blättchen und hat drei Stigmen. Die Blüthe hinterläßt eine Steinfrucht. — 1) B. *Yervamora*, mit eiförmigen glattrandigen Blättern. Auf den canarischen Inseln. 2) B. *cannabina* Lour., mit lanzetförmigen gesägten Blättern. In Cochinchina. (*Sprengel.*)

Bosdscha, der türk. Name der Insel Tenedos, s. Tenedos.

BOSDSCHETAGH ist der Name eines Gebirgs in Kurdistan im Sandschak Malaskerd, das von Osten gegen Westen streicht *). (*v. Hammer.*)

BOSENSTEIN, Bosonstein, ein merkwürdiges, jetzt verwüstetes Bergschloß, mit einer ehemaligen Herrschaft, 1 St. von Kappel unter Rodeck im badischen Bezirksamte Achern, im Kappeler Thale auf einem rauhen Berge mit tiefen Felsengräben umringt. Es wird seinem Ursprunge nach für ein Römisches Kastell gegen die Einfälle der Alemannen gehalten, auf welchem sich im 5. Jahrh. ein edler Alemanne niedergelassen, und vom Stein genant haben soll. Als die Ungern unter Kaiser Konrad I. in Alemannien wütheten, wurde das Schloß Bosenstein zerstört, worauf der alte Stamm der vom Stein erlosch, und die Herrschaft dem Reiche anheim fiel, mit welcher hernach K. Otto I. einen seiner Tapfern belehnte, der von den Bosonen vom Stein herstammte. Dieser baute im J. 960 das von den Ungern verwüstete Bosenstein wieder auf, und stiftete das neue Haus der Herren von Bosenstein, das im blühenden Zustande mit mehren hohen Häusern verwandt, die mit vielen Vorrechten begabte Herrschaft bis in den Anfang des 15. Jahrh. besaß. Im J. 1405 trat aber Johann von Bosenstein wegen feindseliger Behandlung das Schloß gegen eine Summe Geldes an andere Edelleute ab, worauf Schloß und Herrschaft zertheilt, von mehren Herren besessen wurde, während welcher Zeit es im Bauernkriege im J. 1525 von den Kappler und Saßbacher Bauern zerstört wurde. Hierauf brachte Eberhard von Sickingen die Herrschaft wieder zusammen, und verkaufte sie im J. 1640 an einen von Lützelburg. Von diesem kam sie im folgenden Jahre ebenfalls durch Kauf an die Herren von Bosenstein zurück, bei denen sie auch bis zu Ludwig Friedrich verblieb, dessen Tod im J. 1773 dem Mannsstamme der von Bosenstein ein Ende machte, und die neueste Auflösung der Herrschaft in ihre Bestandtheile zur Folge hatte *). (*Leger.*)

BOSHAM, Dorf in der brit. Grafschaft Sussex des Kön. England an einem Seearme mit 1 alten gothischen Kirche und 1709 Einw.; einst, ehe die See sich zurückgezogen, ein wichtiger Seeplatz und Hafen, wo Swen mit der dänischen Flotte 1049 landete, um England zu erobern. (*Hassel.*)

BOSIO, lat. Bosius (Giacomo), Sekretär und Agent des Malteserordens, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Er war nach der gewöhnlichen Meinung aus Mailand, wahrscheinlich aber aus Chivas in Piemont gebürtig, und lebte unter Gregor XIII. in Rom. Hier sammelte er mit vielem Fleiß und nicht ohne Kritik die Materialien zu einer Geschichte des Malteserordens, aus der in der Folge, als der zuverlässigsten Quelle, häufig geschöpft wurde, ob sich gleich das Werk weder durch Komposition noch Darstellung auszeichnet: Dell' istoria della sacra religione ed militia di San Giovanni Gierosolimitano (bis 1571). Rom. 1594 — 1602. Vol. III. fol. Ib. 1630 u. 1678, und Napoli 1684. Vol. III. fol. Eine Fortsetzung davon, den Zeitraum von 1571 bis 1688 umfassend, lieferte Bartol. del Pozzo in seiner Historia della relig. milit. di S. Giov. etc. Verona, 1703 — 1715, Vol. II. 4. Vorher hatte Bosio drucken lassen: La corona del Cavaliere Gierosolimitano. Rom. 1588. 4. und Statuti della sagra religione gierosolimitana. Ib. 1589; 1597. 4. Sein Todesjahr ist unbekant †). — Ein Neffe von ihm, und Nachfolger in dem Amte eines Sekretärs des Malteserordens war Antonio Bosio, gestorben 1629. Er besaß viele archäologische Kentnisse, und wendete sie zur Untersuchung und Beschreibung der römischen Katakomben an, in welchen er die letzten Jahre seines Lebens, nicht immer angemessen der schauerlichen Heiligkeit eines solchen Aufenthalts, zubrachte. Sein Werk, das erste in seiner Art, erschien erst nach des Verfassers Tode, mit Zusätzen von Giov. Severano, unter dem Titel: Roma sotterranea, nella quale si tratta de' sacri cimeterj di Roma, del sito, forma ed uso antico di così, de' cubicoli oratorii, immagini ieroglifici, iscrizioni ed epitaffi. Rom. 1632. fol. m. Kpf., nachgedruckt ib. 1650. 4. Lateinisch mit vielen Zusätzen: Roma sub-

16) Börner a. a. O. 3. Bd. 574. 608. Baldingers Ergänz. dessen 13. Weiz gel. Sachsen 26. (Eck) Leipz. gel. Tageb. 1788. S. 62. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

*) Dschihannuma S. 426.

*) Vgl. Kolb's hist. Lex. von Baden I, 146.

†) *Freytag* Anal. lit. 145. *Saxii* Onom. T. IV. 571. Biogr. univ. T. V. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 440.

terranea novissima, in qua post Bosium et alios antiqua Christianorum coemeteria etc. illustrantur. Romae 1651. Vol. II.; Colon. 1659. fol. mit Kupf. Als Supplement zu Bosio sind zu betrachten *Mar. Ant. Boldetti* Osservazioni sopra i cimeterj de' SS. martiri ed antichi Christiani di Roma. Rom. 1720. Vol. II. fol. mit Kpf. Vergl. auch den Artikel Bottari. Von Bosio hat man auch eine Historia passionis Caeciliae, Valeriani, Tiburtii et Maximi Martyrum. Romae 1600. 4. ††). (*Baur.*)

BOSKOWITZ, gräfl. Dietrichsteinische Herrschaft in Mähren, im nördlichen Theile des Brünner Kr., mit 24 Dörfern, 1136 Häus. und 9000 Einw., einer Alaun- und Glashütte. Die Stadt gleiches Namens zählt 338 Häuser, 3600 Einw., hat ein neues Schloß (Ruinen eines älteren stehen noch), Pfarre und ansehnliche Judengemeinde von 300 Familien. (*André.*)

BOSKUNTSCHAK, ein 4 M. langer und gegen 2 M. breiter Salzsee im russ. Gouv. Astrachan, 2½ M. von der Achtuba, einem parallel laufenden Seitenarme der Wolga. Es setzt sich in demselben nicht nur sehr vieles, sondern auch gutes Küchensalz an, das aber von den Bewohnern noch nicht gehörig benutzt wird. (*J. Ch. Petri.*)

BOSNA (Bosnien), Ejalet und das westliche Gränzland der europäischen Türkei, hat seinen Namen vom Fluß Bosna, der es in der Mitte durchfließt [1]), liegt 33° 31′ — 33° 50′ östl. L. 42° 44′ — 45° 17′ nördl. Br. gränzt im Norden an Slavonien, zum Theil durch die Unna und Save getrent, im Osten an Servien, im Süden an Dalmatien und Primorien (d. i. die Seeküste zwischen der Narenta und Czettina), im Westen an Croatien, und hat einen Flächenraum von 839¼ Quadratmeilen. Das Land ist gebirgig, oder mit einzelen Bergen und Hügeln bedeckt, die sich zu weitern oder engern Thälern öffnen; eigentliche Ebenen findet man nicht. Die Gebirge sind Zweige der aus dem östreichischen Stat sich hineinziehenden dinarischen und julischen Alpen. Die dinarische Kette auf der südlichen Gränze hat über 6000 Fuß hohe Gipfel; ihre untern Stufen sind oft nackt, die mittlern mit Laub- und Nadelholz und fetten Weiden bedeckt; das Hochgebirge besteht aus meistens kahlen oder doch nur sparsam mit wildem Rosmarin, Thymian und andern Gesträuchen bewachsenen Felsen, in denen man zahlreiche Klüfte, Abgründe und Höhlen findet. Die Hauptkette führt die Namen: Uilazza Kossa, Czernagora, Veliki, Radacza, Iwan Planina, Nissova-gora, Baba und Torda-Planina, und von ihm trennen sich in senkrechter Richtung 3 andre, die nach der Save abfallen, und die 4 Hauptflußgebiete des Landes bilden. Der Rücken zwischen der Unna und dem Verbas heißt Lissina, und seine höchste Kuppe oberhalb Kluez Kraguliévacha; der zwischen dem Verbas und der Bosna Radovna, Oporzi, Lipila und Kesnina, und seine höchste Kuppe bei Travnik Wlassich; wo sich der Gebirgszug zwischen der Bosna und Drinna vom Hauptrücken trent, führt er den Namen Namem, dann Kapita, zuletzt Ville-Glave. Zwischen der Drinna und Morava erhebt sich ein Kamm, der im Nordwesten von Novibazar sich in 2 Zweige theilt, deren östlicher unter den Namen Bmerno, Tolies, Bauksnik, Potumir und Saliеze die westliche Morawa und unter den Benennungen Csenerno Scheliana und Kopauneg den Ibar, so wie der westliche unter den Namen Vaselinovoda, Subar und Slatibor die Drina begleitet. Im Osten des Hauptgebirgs sieht man in Hersek die Liubussa, den Vrabach und Rosselma; auch der Karatag oder Montenegro erscheint an der Gränze. Der **Hauptfluß** des Landes, die Save, nimt an der Gränze die Unna, und dann den Verbas, die Okrina, Bosna, Drinna auf, tritt häufig über ihre niedrigen Ufer, und verbreitet daher Moräste, unter denen der im Westen von Bogurdlen liegende Schirma der beträchtlichste ist. Außer diesen fließen hier die Morava mit dem Ibar, und die Moraka oder Bojana mit der Narenta. Die größten **Landseen** sind Mostarska Blato bei Mostar, Kuschko Blato im Gebirge und Katana bei Jaiсza. Das **Klima** ist milde und gemäßigt; doch fällt im Winter noch Schnee, und auf den Bergen herrscht eine schneidende Kälte. Regengüsse und Wolkenbrüche sind häufig, und unterbrechen die brennende Sonnenhitze. Schon im März, in milden Jahren sogar im Januar blüht der Häselstrauch, um die Hälfte des April das Obst, Anfangs Mai die Wintergerste und der Roggen, im Anfang Juni die Reben; daher erntet man im Anfange Juli das Korn und im August die Trauben. Der Borra oder Nordostwind ist kalt und trocken; den Zugo oder Südwestwind halten die Alpen vom größern Theile des Landes ab.

Nur längs der Drinna und im Sandschak Novibazar ist der Boden sehr fruchtbar, in den übrigen Gegenden eignet er sich mehr für die Viehzucht, als den Ackerbau. Dieser liefert meistens Weizen und Gerste, wenig Roggen und Mais; doch wird in diesem Lande wenig Brot gebacken; und das Korn meistens als Mamaliga (Kuchen) genossen. In großer Menge baut man Hülsenfrüchte, Flachs und Tabak bei Zwornik und Novibazar. Es gibt ganze Wälder von Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Nußbäumen. Kastanien- und Maulbeerbäume finden sich überall; mit den Kastanien füttert man die Schweine; von den Pflaumen wird der Brantwein Slivaviсza gebrant und meistens im Lande verbraucht; aus den Birnen wird der honigsüße Saft Pekmes gekocht. Der Wein ist feurig und stark, muß aber wegen der schlechten Behandlung meistens jung getrunken werden. Die Waldungen bestehen meistens aus Eichen, Buchen, Fichten, Tannen und Linden, liefern gutes Bau-, Schiff- und Brennholz, Pech, Theer und Galläpfel, und enthalten auch Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Bären, Wölfe, Luchse und Füchse. Die Pferdezucht ist ganz vernachlässigt; die besten fallen im Bezirk Kliucs und in Glamocs, und sind stark und im Stande, große Lasten zu tragen. Das Rindvieh wird in solcher Menge gezo-

††) *König* Biblioth. vet. et nov. h. v. *Clement* bibl. cur. T. V. 110. *Saxe* l. c. 575. Wachler l. c. 435. Biogr. univ.

1) Er entspringt 3 Meilen südl. von Bosna Sarai auf dem Berge Smetin beim Flecken Trania, ¼ M. von den Quellen der Narenta, nimt rechts die Migliaсza, Szabina, Krivaia, Buccoviza und Spreсza mit der Turia und Jalla, links die Miлna, Foiniсza, Zeсperniсza, Laschwa, Lischnja und Ussora auf, und fällt nach einem Laufe von 30 M. bei der Iukatscher Schanze in die Save.

gen, daß das Schlachtvieh einen Hauptausfuhrartikel bildet. Büffel sind Hausthiere im Sandschak Novibasar. Die Schafe haben zum Theil aufwärtsstehende, schraubenartig gewundene Hörner; die Wolle wird für die feinste der levantischen Sorten gehalten. Ziegen sind überall, und ganze Heerden Schweine von 100 bis 1000 Stück gehen über die Gränze. Die Hühner- und Kalekutenzucht ist stark; Fische sind im Überfluß; die Bienenzucht liefert viel Honig, aber schlechtes Wachs. Die Gebirge sollen Gold enthalten; 1½ Meile von Travnik auf dem Weg nach Skobje sieht man noch die Halden des Goldbergwerks Zlatnizza (in der Landessprache s. v. a. Gold) in einem großen Wald unweit der verfallenen Festung Torigan. Vernachlässigte Silberminen sind bei Sreberniza an der Drinna, bei Kruppa an der Unna und bei Kamengrad unweit des Verbas. Die Eisenminen unweit Bosnaserai bei den Franciskanerklöstern Foinicza, Suttiska, Kressovo und an andern Orten werden von Zigeunern bearbeitet, welche Hufeisen, Nägel, Thürschlösser, Eisenplatten rc. liefern. Bei dem Kloster Kressovo befinden sich unbenutzte Quecksilberminen; eine Bleimine ist unweit Zwornik eröffnet. Man hat Quader- und Mühlsteinbrüche, Marmor, Alabaster, Steinkohlen und Salzquellen; doch holt man alles Salz aus der Walachei. Der Heilquellen sind viele vorhanden; die berühmtesten sind die warmen Bäder von Novibasar und Budimir an der Mizlezka, und der Sauerbrunnen von Lepenicza oder Kiselint, von dem jährlich einige 1000 Flaschen nach Dalmatien gehen.

Die Zahl der Einwohner wird gewöhnlich zu 850,000 Selen angegeben. Sie bestehen aus Bosniaken [2]) zwischen dem Verbas und der Drinna; Serben im Sandschak Novibasar und auf der Ostseite der Drinna; Kroaten zwischen der Unna und dem Verbas; Morlachen und Montenegrinern im Sandschak Hersek; Türken in allen Städten und ausschließlich im Distr. Kliucs; Armeniern, Griechen und Juden. Der größere Theil derselben besteht aus griechischen Christen; ein Theil der Bosniaken rc. sind Katholiken, deren Zahl man zu 77,000 angibt; die Türken und viele Bosniaken sind Muhammedaner. Der Kunstfleis liefert Leder, grobes Tuch, wollne Decken und Zeuge; eine Kugelgießerei ist in Kamengrad, eine Salpetersiederei in Jaicza, Pulvermühlen in Bihacs, Ostrovacs und Banjaluka; Gewehre, Klingen und andre Eisenwaren werden in Bosna Seraj, Sepcie, Banjaluka, Mostar rc. verfertigt. Zur Ausfuhr kommen: Schafwolle, Ziegenhaare, Wildhäute, Rauchwaren, Holz und Holzwaren, Tabakspfeifen, Honig und Wachs, Färberwaren, Speck, Talg, Seife, Saffian und andres Leder, Papuschen, Sattler- und Riemerwaren, wollne Decken, türkische Kleidungsstücke, Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen, Schweine, Truthühner, gedörrte Fische, Sauerbrunnen rc.; zur Einfuhr Leinwand, Tuch, Kasimir, seidne Zeuge, Baumwollwaren, Posamentir-, Stahl-, Zinn-, Blei-, Kupfer-, Eisen- und Glaswaren, Spiegel, Flachs, Papier, Quecksilber, Arsenik, Salz, Alaun, Brasilienholz, Zucker, Kaffee, Gewürze, Indigo, Vitriol, Medizinalwaren, Schießgewehre, Pulver. Die Haupthandelsplätze sind: Bosna Seraj, Zwornik, Banjaluka, Mostar, Dervent und Berbis, die auch einen beträchtlichen Durchgangshandel mit macedonischer Baumwolle, rother Seide, Mockakaffee, Olivenöl, Reis, Safran, Cubeben, Feigen, Auripigment und Häuten treiben. Der Haupthandelsweg geht nach den östreichischen Rasteelen an der Gränze, und über Kostainicza, Brod und Altgradisca, zuweilen auch nach Spalatro und Zara. Die Straßen sind schlecht und meistens nur zu Pferde zu passiren.

Das Land machte anfangs einen Theil des slavonischen Reichs aus, und ward 1127 Ungarn unterworfen. Hierauf machte 1359 der servische König Stephan sich dasselbe unterthänig; nach dessen Tode ward es wieder frei, und der Ban Twarko nahm 1370 den Königstitel an. Von 1401 ward es den Türken zinsbar, und seit 1463 eine türkische Provinz. Sie bildet jetzt eines der 4 Ejalets des türkischen Europa, an dessen Spitze ein Pascha von 3 Roßschweifen steht, der seinen Sitz zu Trawnik hat. Demselben sind 8 Sandschakbege oder Paschas von 2 Roßschweifen untergeordnet, von denen 3 zu Trawnik bei dem Pascha sind, und keine besondern Sandschakate verwalten, und die übrigen zu Banjaluka, Zwornik, Srebernik, Novibasar und Trebinie wohnen. Das Land hat, wie die übrige europäische Türkei, seine Siamets und Timars. An der Spitze jeder Gerichtsbarkeit steht der Kadi, die erste richterliche Person, der auch die Bosniaken und übrigen Nichtmuhammedaner untergeordnet sind, die gewöhnlich auch ihre Dorfschulzen haben, so daß selten ein Prozeß an den Kadi gelangt. Auch hat die griechische Geistlichkeit einen großen Einfluß. Die Einkünfte des Landes werden zu 5 — 6 Millionen Piaster (zu 8 — 16 Groschen) berechnet, wovon kaum 2 Millionen nach Konstantinopel gesandt werden. Sie bestehen in dem Karadsch, den die Türken von jedem männlichen Christen vom 7ten Jahre fodern, und der 3 — 12 Piaster beträgt, in Grund-, Haus-, Gewerb- und Handelssteuern, Zöllen und Strafgeldern.

Das Land wird in Ober- und Niederbosnien getheilt; jenes heißt bisweilen auch die Herzegovina oder das Herzogthum St. Saba, und hat den Namen von dem Fürsten Stephanus, dem Kaiser Friedrich III. im J. 1440 den Titel eines Herzogs beilegte. Nach Hadschi Chalfa sind hier 8 Sandschakate: Bosna, Hersek, Isvornik, Klis, Possega, Rohissa, Kirka und Rahovieza. Im Jahre 1790, also ohne Novibasar, waren hier 22 Städte, 24 Festungen, 45 Marktflecken, 19 Schlösser, 3 Franciskaner- und 3 Minoritenklöster, 6 Residenzen, 19 verlassene Klöster, 374 griechische und 32

---

2) Sie sind ein slavischer Volksstamm von untersetztem Körperbau, theils Muhammedaner, theils griechische oder katholische Christen. Sie sind kühn, tapfer, ruhm- und blutgierig in der Schlacht, zu Hause aber ruhig, still und bedürfnißlos. Sie tragen, um sich geschwind auf das Pferd zu werfen und behend im Gehen zu seyn, enge und kurze Kleider, um die Schultern Wolfs- und Katzenhäute, einige auch Adlersflügel, auf den Köpfen Kalpaks und Wolfsmützen oder Zierathen in Gestalt eines Vogelflügels. Ihr Hauptgeschäft besteht im Feldbau, in der Viehzucht, in dem durch Karavanen betriebenen Handel und in Handarbeiten.

katholische Kirchspiele. Die Hauptstadt ist Bosna Seraj [3]). (*Stein.*)

BOSNA SERAJ, SERAVEJO (36° 15′ 59″ L. 43° 31′ 10″ B.), Hauptstadt des türkischen Ejalet Bosna, an der Melaska oder Migliazza, über die eine steinerne Brücke führt, und die nicht weit davon in die Bosna fällt, ist offen, hat 15,000 größtentheils elende Häuser und 65,000 Einw., worunter 3000 Katholiken, 900 Griechen, viele Juden rc.; auch liegen gewöhnlich 10,000 Janitscharen da. Die mit alten dicken Mauern, Thürmen und Basteien umgebene Citadelle liegt auf der Ostseite in einiger Entfernung von der Stadt, und hat 80 Kanonen. Auch sind hier ein vom Sultan Muhammed II. erbautes Serai, wovon die Stadt den Beinamen führt, 100 große und kleine Moscheen, worunter die Moschee Choßrevbeg mit einer Glockenuhr, christliche Kirchen, 3 Minoritenhäuser und eine Residenz derselben, mehre Medresses und Bäder, 2 Bazars rc. Die Einwohner liefern Lanzen, Dolche, Säbel, Gewehre, Eisen- und Kupfergeschirr, Tuch, baumwollne Zeuge, Säcke von Roßhaaren zum Einpacken von Reis, Baumwolle rc., Leder, Papuschen rc. und treiben einen lebhaften Handel, da hier der Stapelplatz für die ganze Provinz und zugleich ein bedeutender Karawanenhandel nach Thessalonich und Janina ist. Die Einkünfte von der Stadt bezieht die Mutter des regirenden Sultan. Die Gegend ist gebirgig und kalt, da im Osten 2 hohe Berge aufsteigen, und die Stadt am Abhange der dinarischen Alpen liegt; doch gerathen Wein und Obst gut. Im Westen zieht sich bis zur Bosna eine Ebene hin, in der das Serajevskobad liegt. (*Stein.*). — Die Stadt wurde 1270 unter dem Namen Varch Bosna gegründet, 1415 von den Türken zerstört, und 1697 von den k. k. Truppen in Brand gesteckt. Im J. 1416 verloren die Ungern in der Nähe der Stadt eine Schlacht. (*Rumy.*)

Bosniaken und **Bosnien**, s. Bosna.

BOSO, BOSON, König von Provence oder von Arles, Stifter dieser kurz dauernden Monarchie, die von einigen Geschichtschreibern auch das Cisjuranische Königreich Burgund (**Burgundia Cisjurana**) genant wird. Er war ein Sohn Buvo's, Grafen von Ardenne, und wurde von dem Könige Karl dem Kahlen, der seine Schwester Richilde nach dem Tode seiner ersten Gemalin 871 heirathete, zu hohen Würden befördert. Mehre Jahre verwaltete er die Provence, die Grafschaft Vienne und andere Gebiete, und 876 erhob ihn sein Schwager zum Herzog der Lombardie. Nach dem Tode desselben (den 6. Okt. 878) stand er in Frankreich in großem Ansehen, und begleitete den Papst Johann VIII., als derselbe Ludwig den Stammler zu Troyes zum Kaiser gekrönt hatte, nach Pavia, der ihn dafür aus Dankbarkeit an Sohnesstatt annahm. So groß sein Ansehen und seine Macht, und so glanzvoll seine Bedienungen waren, so genügte es doch weder seiner Herrschsucht noch seinem Ehrgeize; er wollte König seyn, ein Wunsch, in welchem ihn seine eben so ehrsüchtige Gemalin Irmengard, eine Tochter Kaiser Ludwigs II., noch mehr bestärkte. Um seine Absicht zu erreichen, benutzte er nicht nur die Unruhen nach dem Tode Ludwigs des Stammlers, sondern auch den Einfluß seines geistlichen Pflegevaters, Papst Johanns VIII., und der Klerisei von Provence. Die burgundischen Stände, von ihm gewonnen, versammelten sich den 15. Oktober 879 zu Mantala unfern St. Pierre d'Albigni an einem Orte, der seitdem den Namen Bourg Evescal behalten hat [1]). Die Bischöfe eröffneten die Versamlung mit bittern Klagen über den Verfall des burgundischen Reichs, der blos daher komme, weil seit dem Tode des Kaisers Ludwig niemand mit patriotischem Eifer für das Wohl desselben gesorgt hätte. Das sicherste Mittel, der Unordnung und dem Verfalle zu steuern, sey ein eigener König, und hiezu sey niemand tauglicher als Herzog Boso. Er wurde daher schriftlich ersucht, die königl. Würde zu übernehmen. Boso ließ sich zwar nicht lange bitten, doch verlangte er, daß vor völliger Entscheidung der Sache drei Bettage gehalten würden, um der göttlichen Einwirkung desto gewisser zu seyn. Nach dieser Zeremonie wurde er einstimmig zum Könige gewählt, und zu Lyon gekrönt. In einem noch vorhandenen Schreiben versprach er, als ein guter Regent für das Gemeinwohl zu sorgen, auch unterschrieb er eine Kapitulation [2]). Sein Reich begriff die Franche Comté, die Gebiete von Chalons und Maçon in Bourgogne, Vienne und Lyon, den südlichen Theil von Languedoc von Viviers bis nach Agde und die Provence. Arles war die Residenz, und das Reich wird daher auch das Arelatensische genant. Die übrigen karolingischen Könige zogen zwar gegen Boso, wegen grober Übertretung des ihnen geschwornen Eides der Treue, mit vereinigter Macht zu Felde, und trieben ihn so in die Enge, daß er in unzugänglichen Gebirgen seine Zuflucht suchen mußte. Seine Gemalin Irmengard vertheidigte die Stadt Vienne aber so standhaft, und der Papst nahm sich seines Pflegesohns so nachdrücklich an [3]), daß dieser von den westfränkischen Königen, welche mit den Normännern schon genug be-

3) Charten: J. Riedl Charte von Servien, Bosnien und dem größten Theile von Illyrien, nach bisher noch unbenutzten Aufnahmen bearbeitet als Fortsetzung der Charte des Herrn v. Lipszky, Wien, 1810. 4 Bl. — Mx. Schimek Charte des Königreichs Bosnien und der Herzegowina samt den angränzenden Provinzen, nach den militärischen Landcharten des Prinzen Eugen und der Grafen Khevenhüller, Marsigli und Pallavicini; herausg. von Fr. Ant. Schrämbl. Wien 1788. 2 Bl. — Bücher: J. Ch. v. Engel Geschichte von Servien und Bosnien, nebst einer Fortsetzung der Denkmäler ungrischer Geschichte und der historischen Literatur der ungrischen Nebenländer. (3ter Theil der Geschichte des ungrischen Reichs von v. Engel). Halle 1801. 4. — Mx. Schimek politische Geschichte des Königreichs Bosnien und Rama vom Jahre 867 bis 1741. Wien 1787. 8. mit Kpf. — Kurze geographisch-statistische Beschreibung des Königreichs Bosnien. Wien 1789. 8. — Beiträge zur topographischen und statistischen Kenntniß von Bosnien; aus dem Tagebuche eines Reisenden; in den neuen allgemeinen geographischen Ephemeriden Bd. II. S. 38. ff.

1) Irrig nennen die meisten Geschichtschreiber das Schloß Mantala oder Mantaille zwischen Vienne und Valence als den Versamlungsort. S. *Grillet* dictionnaire hist. de la Savoie T. III. p. 302 und 450. 2) Der Bibliothekar Chr. Ludw. Scheidt zu Hannover hat einen Versuch gemacht, Boso's Usurpation zu vertheidigen, in einem in den Hannövr. nützlichen Samlungen v. J. 1758. S. 136. ff. abgedruckten Aufsatze: Ungrund des Vorgebens, daß Boso durch unerlaubte Mittel sich die königliche Würde erworben habe. 3) Er schrieb an Karln den Dicken: Boso-

schäftigt waren, nicht weiter beunruhiget wurde. Boso's Usurpation gab den andern Herzogen ein schlimmes Beispiel, indem auch diese sich in ihren Bezirken unabhängig zu machen suchten, und dadurch dem Throne der Erben Karls des Großen den ersten Stoß versetzten. Ohne ferner beunruhigt zu werden, regirte Boso bis an seinen Tod, den 11. Jan. 888, worauf sein Leichnam in der St. Moritzkirche zu Vienne beigesetzt wurde, wo sich sein Grabmal bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Irmengard zwei Kinder, einen Sohn Ludwig, der ihm ohne Widerspruch in der Regirung des angemaßten Reichs nachfolgte, und eine Tochter Ingelberga, Gemalin Wilhelms I. Grafen von Auvergne, Marquis von Maçon rc. [4]). (*Baur.*)

Bosor, s. Bezer.

BOSPORUS (von βους und πορος) oder Bosphorus (von βους und φερω), bedeutet Ochsenfuhrt, und diesen Namen führen zwei Meerengen, die zur Unterscheidung nach den anwohnenden Völkern benant wurden, 1) der thrazische und 2) der cimmerische (kimmerische) Bosporus. Den Namen leitet die Dichtung der Griechen bei dem ersten auf die Io zurück, die ihn, als sie in eine Kuh verwandelt worden, durchschwamm *).

I. Thrazischer Bosporus heißt jetzt der Kanal von Konstantinopel, auf türkisch Boghas, und ist die Meerenge zwischen Europa und Asien, welche das schwarze Meer mit dem von Marmora verbindet, bei Konstantinopel beginnt, und bei den Felsen, welche ehemals die symplegadischen hießen, aufhört, an 20 italiänische Miglien in der Länge und an den engsten Stellen nicht mehr als 500 Schritte in der Breite hat. Er entstand nach aller Wahrscheinlichkeit und schon nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller mittelst eines vulkanischen Durchbruches des schwarzen Meeres, wovon die Spuren an der Mündung desselben sichtbar sind. Er macht 7 Krümmungen, welche eben so viele Strömungen und Gegenströmungen erzeugen. An den engsten Stellen desselben, nämlich in der Mitte und 4 Stunden innerhalb der Mündung, sind feste Schlösser erbaut, welche man auch, wiewol uneigentlich, die Dardanellen des schwarzen Meeres (zum Gegensatze von denen des Hellesponts) zu nennen pflegt. Die in der Mitte, wo Darius mit seinem Heere aus Asien nach Europa zog, wie Xerxes bei Sestos und Abydos, heißen Rumili hißar und Anatoli hißar, d. i. das europäische und asiatische Schloß, beide von Mohammed II., jenes noch vor der Eroberung von Konstantinopel, dieses bald hernach erbauet. Die an der obern Enge gelegenen und später erbaueten Schlösser heißen Rumili Kawak und Anatoli-Kawak, auf der Hälfte der Entfernung derselben vom Meere sind auf beiden Seiten des Kanals die von Tott angelegten Batterien und an der Mündung selbst die beiden Schlösser Rumili fanari und Anatoli fanari, von dem auf jedem befindlichen Leuchtthurme so genant. Auf der europäischen Seite liegen die Dörfer und Flecken: Beschiktasch (auf der Stelle des alten Jasonium), Ortakoi (Archius), Kurutschescheme (bei den Byzantinern Vicus Michaelis), das Vorgebirge Akindiburum, wo die Strömung am stärksten (μεγα ῥευμα), Bebek (Chelae), Rumili hißar (Promontorium Hermaeum), Baltaliman (portus mulierum), Stenia (sinus Leosthenius), Tarabia (Charmacia), Bujukdere (Obathycolpos), Rumili Kawak (an der Stelle des alten Serapium), Bujukliman, bei den Batterien Tott's (sinus myrleanus, wo Phinius und die Harpyien hausten). Die Felsen vor den beiden Schlössern Fanar von der Mündung sind die Symplegaden, dann folgt auf der asiatischen Seite von der Mündung herunter das Vorgebirge Filburun (promontorium coracium), Anatoli Kawak (auf der Stelle des Hieron der 12 Götter). Der Riesenberg (joris taghi), wo der Tempel des Jupiter Urius stand. Die Bucht von Begkos (Sinus Amycus), Kandlidsche, Anatoli hißar, Kandilli (von wo die herrlichste Aussicht in die beiden Meere). Beglerbeg baghdscheßi (d. i. der Garten des Fürsten der Fürsten), und endlich Istavros unmittelbar vor Skutari (Chrysopolis). Die älteste Beschreibung des Bosporus lieferte Dionysius von Byzanz, nach ihm und aus Selbstansicht die beiden Franzosen Gilles und Chevalier, der Italiäner Sestini, der Teutsche Löwenklau, die Armenier Momars, Carboniano und Ingigian (Description du Bospore par le Docteur Ingigian Paris 1813. Das neueste Werk von Andreossy erschien im J. 1818. Voyage à l'embouchure de la mer noire ou essai sur le Bosphore p. le Comte Andreossy). (*v. Hammer.*)

Bosporus Cimmerius. Unter diesem Namen verstand man die Meerenge von Zabache, bei den Russen noch Wosporskoi genant, welche die Krimm, das jetzige Gouvernement Taurien, von der Insel Taman und von dem ganzen Küstenland des asowischen Meers, dem alten Sitz der Mäoten trent. Diese Meerenge war nebst dem Tanais oder Don der Gränzpunkt von Asien und Europa [1]). Sie hatte, wie noch jetzt die Krimm, ihren Namen von den Kimmeriern, einem Urvolk (Gomer bei Mose), das vor seiner Vertreibung durch die Skythen ganz besonders auf der taurischen Halbinsel herrschte, und von denen die Taurier, vermuthlich Bergbewohner (von Taw der Berg) abgeleitet werden [2]). Der Name Bosporus, bezeichnet hier, wie bei der thrazischen Meerenge, einen

---

nem, gloriosum principem, *per adoptionis gratiam*, filium meum effeci . . . quapropter, contenti termino regni vestri, pacem et quietem habere studete: quia modo et deinceps excommunicamus omnes, qui contra praedictum filium nostrum insurgere tentaverint.

4) Annal. Bertin. ad an. 876. 878. 879. *Aimon.* lib. I. V. 427. *Baronii* annal. eccles. T. X. ad a. 878. n. 33. Concil. Mantalense ap. Paradin. lib. I. p. 105. 109 et *Sirmond* T. I. concil. Gall. p. 496. cfr. *Mabillon* de re diplomat. lib. IV. p. 297. *Pagi* crit. in Baron. T. III. ad a. 879. n. 6. 7. ad a. 887. n. 9. *Sigebert* an. 880. Contin. annal. Fuldens. *Freher* und *Hermann. Contract.* ad an. 887. *Anselme* hist. geneal. p. 58. Meusels Gesch. von Frankreich 1. Bd. Register. Schmidts und Heinrichs Gesch. von Teutschl. Register. Biogr. univ. T. V. (von Pillet).

*) Vgl. B. Cimmerius.

1) *Strabo* lib. VII. 2) Gatterer, Heeren und Adelung im Mithridates.

asiatisch-hellenischen Kulturweg (des Ackerbaus), nur daß der cimmerische, den Jo die Tochter des Inachus nach dem thrazischen durchschwamm, dem Gang der Tradition und der Lage nach älter zu seyn scheint[3]). Die größte Breite des cimmerischen Bosporus betrug nach Strabo beim südlichen Eingang 70 Stadien, der engste Raum 20 Stadien, 2500 Schritte nach Plinius[4]). Als im J. 1008 der russische Fürst Glieb den Bosporus auf dem Eise von Tmutarakan (auf Taman) bis nach Kertsch an der europäischen Seite, da, wo ehemals die Stadt Pantikapäum, auch Bosporus genant[5]), lag, ausmessen ließ, fand er 14,000 Saschinen, das heißt 22 russische Werste und 375 Klaftern Breite[6]). Schon zu den Zeiten der Scythen fror diese Meerenge zu und erleichterte den Handel der Scythen nach der Abassischen Küste (Indike oder Sindike bei Herodot). Auch lieferte nach Strabo die Reiterei des Mithridates auf der nämlichen Stelle der Meerenge eine Schlacht, wo im Sommer vorher ein Seetreffen Statt gefunden hatte. Jetzt ist das Klima hier milder, und das zurückgehende Meer bewirkt auch hier, wie anderwärts, eine größere Breite der Meerenge. Auch kann das allgemeine Lob Strabo's[7]) von den herrlichen Häfen und Ankerplätzen dieser Küste, so wie der ganzen Krimm nicht mehr, seit der Entstehung neuer Korallenbänke, allenthalben noch Platz finden.

Um diese Meerenge herum finden wir ein Reich der Bosporaner, welches die Aufmerksamkeit der Forscher verdient.

Nachdem das alte Volk der Kimmerier, welches in den ältesten Zeiten vom schwarzen Meer bis Jonien streifte[8]) durch die Scythen vertrieben, sich nach Kleinasien und Europa in zwei Hälften zerstreute (hier die Kimbern), mußten auch die scythischen Sieger den seit dem 8ten Jahrh. n. Chr. in mannigfaltigen Kolonien sich am schwarzen Meere ausbreitenden kleinasiatischen Griechen weichen. Die Griechen, unter denen sich eine Dynastie der Archäanactidä erhob[9]), errichteten den bosporischen Stat, dessen Gebiet zuweilen alle mäotische Völker bis zum Tanais umfaßte und seinen Hauptsitz auf der europäischen Küste des Bosporus in der neuerbauten Stadt Pantikapäum (auch Bosporus genant) hatte, da wo jetzt Kertsch liegt. Gegenüber errichteten die bosporanischen Könige Phanagoria auf der Insel Taman (jetzt Phanagori). Zwanzig Stadien südlich von Pantikapäum lag Myrmecium, und 40 Stadien darunter Parthenium, welcher Ort mit dem gegenüber an der asiatischen Gränze liegenden Achilleum, 20 Stadien Breite der Meerenge gab[10]). Dieser bosporanische Stat ward bald ein ausgezeichneter Sitz des Handels und der Kultur. Aus Pantikapäum kamen Sclaven, Pelze, Häute und Wachs nach Athen. Fischfang und Weinbau gab innern Verkehr, und reiche Getreidefelder von Pantikapäum bis zur südlichen Gränze Theodosia (unweit Kaffa), da wo die Wohnungen der Taurier, Ureinwohner aus der Zeit der Kimmerier, in schwachen Überresten begannen, machten endlich den ganzen Bosporus zur Kornkammer der Griechen. Die bosporanischen Könige bekamen dafür griechische Matrosen und Soldaten und schlugen die abassischen Piraten (Achäer, Heniochen, Zygen) aus den Winkeln des schwarzen Meeres. Bald nach Alexanders Tode war die bosporanische Flotte die mächtigste auf dem schwarzen Meere[11]). Schon zu den Zeiten der Kimmerier, die (nach Ritter) den alten asiatischen Buddhadienst mitgebracht hatten, waren Riesengräber, große Erdhügel, Grabmäler verstorbener Helden, hier gewöhnlich. Sie haben sich zu allen Zeiten hier besonders erhalten (wenn sie gleich nachher über alle scythisch-germanische Gegenden sich verbreiteten). Satyros, ein gewöhnlicher Ehrenname bosporanischer Könige[12]), errichtete ein solches Monument auf der Insel Taman[13]), welches noch jetzt bei Phanagori sichtbar ist. Ein anderer bosporanischer König Leukon II., welcher die Ehre hatte, Bürger von Athen zu seyn, errichtete drei Säulen, eine zu Athen, eine zu Pantikapäum und eine an der asiatischen Gränze seines Stats[14]). Die Bosporaner hatten sich gegen die nächsten scythischen Steppenbewohner durch eine Landabgabe, eine Art von grundzinslichem Tribut, erhalten. Als sie diesen Tribut zurückzogen, drangen die Nomaden wieder vor. Parisades, der letzte bosporanische König, trat seine Souveränität an den großen Pontischen König Mithradates ab[15]). Da zog der alte Scythe Scilurus mit allen seinen Söhnen den Kürzern. Der Sohn des Mithradates ward ein von den Römern abhängiger Fürst, so wie alle seine Nachfolger bis zur Zeit Valentinians. Aber der römische Name hielt doch bis dahin die Barbaren ab; bis endlich der Bosporus (dessen klassischer Boden auch jetzt mehr Schätzung verdiente) die allgemeinen Schicksale der ganzen Halbinsel theilte (Vergl. Krimm).

Die Geschichte der bosporanischen Könige, welche mehre Jahrhunderte vor und nach Chr. Geb. umfaßt, würde ganz dunkel seyn, wenn nicht einige Stellen des Diodor, Strabo, Polyän, der griechischen Redner, und des Konstantinus Porphyrogenneta Münzen und Inschriften an den Küsten des schwarzen Meeres zu Hilfe gekommen wären. Aus dieser noch unversiegten Quelle schöpften de Boze (in den Mémoires de l'Academie des Inscriptions. Tom. VI.), Vaillant (in Achaemenid. Imperium), Souciet (Histoire chronol. des Rois du Bosphore), Cary besonders (Histoire des Rois de Thrace et du Bospore), der das vollständigste Verzeichniß lieferte, Frölich (regum veterum numismata), Ekhel (doctrina numor.

3) Ritter Vorhalle der europäischen Völkergeschichte. 4) IV. 24. vergl. zu Strabo, Gosselin, Par. 1812. 5) *Plinius* IV. 24. 6) Siehe die historische Untersuchung der Lage des alten Fürstenthums Tmutarakan vom Grafen Alexis Mussin Puschkin 1794 und Götting. gel. Anz. von dems. Jahr, so wie das Schreiben des russ. Statsraths v. Olenin über den 1792 auf der Insel Taman gefundenen, jene Messung angebenden Stein, nebst den Götting. gel. Anz. 1807. Stück 27. 7) lib. XI. 8) *Strabo* lib. XI. 9) *Diodor. Sicul.* lib. XII. 10) Die Erklärung dieser Orter gibt Pallas in der südl. Reise von Rußland und Clarke.

11) *Diodor.* lib. XX. 12) Vergl. *Koeler* sur le monument de Comosarye und *Guthrie* tour through the Tauriden p. 35. 13) *Strabo* lib. VII. 14) Die nähern Gränzbestimmungen dieses Stats finden sich späterhin bei Constantinus Porphyrogenneta. 15) *Strabo* lib. VII. *Appiani* Mithridat. c. 64.

T. II. p. 360), Visconti (Iconographie grecque P. II.), Pallas (in seinen Reisen durch das südliche Rußland), Köler (in seiner Dissertation sur le monument de la reine Comosarye, so wie in den Actis acad. Petrop. I—XIV. und in seiner neuesten Schrift Medailles grecques 1822), Leon de Waxel (Recueil des antiquités trouvées sur les bords de la mer noir. Berl. 1803), Clarke (Travels Vol. II.), Raoul-Rochette (Antiquités grecques du Bosphore Cimmerien. 1822, mit dem Anhang des Herrn von Stemkovsky), P. v. Köppen in den Wiener Jahrbüchern B. 20. Abth. 3., und im Intelligenzblatt über die russischen Münzsamlungen, unter denen die des Generals von Suchtelen für die Petersburg. Akademie vor kurzem angeschafft worden ist[16]. Die Geschichte der bosporanischen Könige, welche viele zur Aufklärung des Alterthums charakteristische Züge enthält, begint mit den Kolonien der Milesier und anderer Griechen, die man für Milesier hielt, an den Küsten des Bosporus zur Zeit des Xerxes, und nach Diodors Berechnung[17] wenigstens mit dem Jahre 480 vor Chr. Geb. Die ältesten Häuptlinge, welche 42 Jahre bis auf Spartokus regirten, hießen Archäanactidä (alte Fürsten), in welchem allgemeinern Namen man eine Dynastie jenes Archyanax von Mitylene hat finden wollen, der zur Zeit des Pisistratus von den Trümmern Troja's eine Stadt, Sigeum, baute und dann von den Athenern und Lesbiern vertrieben, weiter, man weiß nicht wohin, zog[18]. Der Name König wird diesen Häuptlingen schon früh gegeben, sie hießen aber auch zuweilen Ethnarchen, ein Ausdruck, der besonders zur Zeit Augusts dem Asander vor Erhaltung der königlichen Würde beigelegt wird, und noch früher Archonten, welches auf eine republikanische Verfassung hindeutet. Wo die griechischen Redner sie Tyrannen nennen, welches im Griechischen keine so zurückstoßende Bedeutung hat, als bei uns, da war noch eine besondere Opposition im Hintergrunde[19]. Denn diese Fürsten wurden von den Athenern wegen ihres Getreides und ihrer Kornvergünstigungen oft mehr geehrt, als es einigen Volksrednern lieb war. Folgende Fürsten kommen nach Stellen der Alten und auf Münzen nach dem Untergang der Archäanactiden vor (Diodor nent den Spartokus einen Nachfolger derselben):

1. Spartokus I. (nach Münzen, nicht Spartakus) 442—433 vor Ch. G. Stifter der zweiten bosporanischen Dynastie.

2. Seleukus 434—429.

3. Spartokus II. 429—411. Vater des Satyrus genant.

4. Satyrus I. 411—392. Er erlaubte den Athenern vor allen andern Griechen den Getreidekauf (Isokrates). Nachdem er bei der Belagerung von Theodosia (Kaffa), wo die Gränze der Taurier anfing, gestorben war, setzten ihm seine Unterthanen ein Denkmal am Bosporus (Strabo).

5. Leukon I., sein Sohn, 392—353. Er eroberte Theodosia, eine Stadt, die von den Milesiern oder andern Griechen, angelegt war (Strabo), ungeachtet eine alte Nachricht (bei Ulpian) ihren Namen einer Schwester oder Tochter des Leukon zuschreibt. Durch seine Kornvergünstigungen an die Athener erwarb er sich das Bürgerrecht und drei Statüen, wovon eine an den Bosporus gesetzt wurde. Polyän erzählt von ihm Folgendes. Leukon erhielt in einem Kriege mit den Herakleoten (den von Heraklea abstammenden Chersoniten an der Südwestküste der taurischen Halbinsel[20]) Anzeige von der Verrätherei einiger seiner Flottenanführer (die Marine war die Hauptstärke der Bosporaner). Unter dem Vorwand sie gegen Verläumdung zu sichern, rief er sie zurück, und brachte es dahin, daß sie die Anstellung ihrer Nachfolger noch als eine Wohlthat ansahen. Erst nach geendigtem Kriege trat er mit den heimlich gesammelten Beweisen ihrer Schuld hervor und bestrafte sie. Ein anderes Mal, als eine Verschwörung gegen ihn im Werke war, borgte er von den angesehensten Bürgern unter dem Vorwand, mit ihnen in einer feindlichen Stadt einen feindlichen Schatz zu erkämpfen. Nachdem sie ganz ihr Interesse mit dem seinigen verknüpft hatten, entdeckte er ihnen seine Gefahr, und nöthigte sie dadurch, gemeinschaftlich den innern Feind zu bekämpfen, der auch besiegt wurde. Seine Nachfolger heißen bei Älian Leukonier, vermuthlich weil diese Ableitung besonders ehrenvoll war.

6. Spartokus III., ältester Sohn des Leukon, 353—349.

7. 8. 9. Pärisades I., Satyrus II. und Gorgippus 349—311, auch noch Söhne und Erben des Leukon, die zur Zeit Alexanders des Großen lebten, ohne seine Eifersucht zu reizen. Vermuthlich regirten sie alle drei in verschiedenen Bezirken. Alle 3 Brüder erhielten von den Athenern, die sich in der Getreidenoth an sie gewandt hatten, eherne Statüen auf den Vorschlag des Demosthenes, welcher dafür von Dinarchus gescholten wird, so wie er die Könige Tyrannen nennt. Satyrus, der vermuthlich an die asiatische Küste gegen die Mäoten (Mäten) und Sinder schweifte, unterlag einer Königin Targatao. Von Pärisades, der den Stamm fortsetzte, erzählt Polyän: Er hielt sich 3 verschiedene Kleider, ein Stats- und Feldkleid, wenn er in seiner ganzen Würde die Truppen in Schlachtordnung stellte, ein anderes im Felde von geringerer Art, das nur seine Feldobern kannten, und ein drittes Niemanden bekanntes, wenn er die Flucht ergreifen mußte. Seine Verdienste beweiset die ihm zu Theil gewordene Vergötterung (Strabo).

10. 11. 12. Satyrus III., Eumelus und Prytanis. So hießen die drei uneinigen Söhne des göttlichen Pärisades. Nachdem zuerst der unzufriedene Eumelus gegen seinen ältern Bruder Satyrus 20,000 Scythen und noch mehr Thrazier unter dem Könige Ariopharnes zusammengebracht hatte, trieb ihn Satyrus in eine Festung, vor der er aber tödtlich verwundet wurde (der Pfeil traf anfangs nur eine Handmuskel). Dies geschah 311 vor Ch. G., 9 Monate nach seines Vaters Tod. Nun sammelte Prytanis des Satyrus Truppen, wurde aber

16) Vgl. auch C. Ritter's Vorhalle der europ. Menschheit. 2. Abschn. über die Denkmäler am Pontus. 17) Lib. XII. 18) *Strabo* lib. XI. 19) Strabo sagt ausdrücklich (lib. VII.), daß ihnen der Name Tyrannen nicht gebühre, indem die meisten gerecht regirt hätten.

20) S. den Art. Cherronesus.

von Eumelus besiegt und zum Verzicht gezwungen; als er wieder aufstand, hingerichtet[21]). Eumelus, Alleinregent, 311—307, beachte diese Thaten durch eine sanfte Regirung in Vergessenheit. Er befehdete die an der abassischen Küste wohnenden Seeräuber (Achäer, Heniocher, Zygen u. s. w., und beförderte die alte Stadt Pantikapäum, das alte **Bosporus**[22]), die Mutter, und nach Strabo das Haupt der bosporanischen Städte[23]), von nun an die Residenz, wohlhabend durch Fischhandel und die Niederlage des Korns, Pelzwerks, der Häute, des Wachses, der Sclaven, welche die Griechen hier bezogen. Eumelus starb unter den Rädern seines Wagens, als er sich in sein Schwert verwickelte, und er, wie sein Bruder Satyrus, erfüllte dadurch eine Weissagung. Eumelus war vor einem tragbaren Hause gewarnt worden, Satyrus sollte sich vor einer Maus in Acht nehmen (Anspielung auf die doppelte Bedeutung von μυς).

14. **Spartokus IV.**, Sohn des Eumelus, 307—288. Hier ist eine Lücke, welche sich aus den verlornen Büchern Diodors nur ergänzen ließ. Aus **Lucian**[24]) und **Polyän**[25]) hat man folgende Könige bis auf Päeisades II. ergänzt[26]).

14. **Leukanor**, verrätherisch ermordet.

15. **Eubiotus**, sein unechter Bruder, und

16. **Satyrus III.**

17. **Gorgippus**, Erbauer von Gorgippia (Osann) und merkwürdig als Vater jener Königin Komosarye, welche als Gemalin Pärisades II. ein noch vorhandenes Denkmal setzte, aus welchem man sieht, daß die bospor. Könige damals Archonten hinsichtlich ihres States hießen, Theodosia erobert, die Sinder und Mäoten an der asiatischen Küste bezwungen hatten[27]).

18. **Spartokus V.**, Vater des Pärisades II. Unter ihm näherte sich der b. Stat einer Krisis. Derselbe lag auf altem Boden der Scythen. Diese erhielten seit lange eine jährliche Abgabe, welche sie erhöht wissen wollten. Als der Scythenkönig Skilurus, welcher seinen 50 oder 80 Söhnen vor seinem Tode jenen symbolischen Bündel von Pfeilen übergab (Plutarch), immer mehr vordrang, konnten sich die bosporanischen Könige der Barbaren nicht mehr ohne auswärtige Stütze erwehren. Spartokus Nachfolger

19. **Pärisades II.**, übergab seine Herrschaft dem großen Mithradates, der aus diesem Lande nun 200 Talente Silbers und 180,000 Medimnen Getreides jährlich zog, und die Scythen mit ihren 80,000 verbündeten Rhoxolanen aus der ganzen Krimm vertrieb[28]).

20. **Mithradates** der Große[29]) regirte von 115 bis 63 vor Ch. G. Er gab die Regirung des Bosporus seinem Sohne

21. **Machares**, der sich 14 Jahre hier hielt. Als er aber im Interesse seines Landes sich mit dem römischen Feldherrn Lucullus einließ, und sein erzürnter Vater gegen ihn mit Heeresmacht anrückte, tödtete er sich selbst[30]). Es folgte nun ein anderer Sohn des Mithradates

22. **Pharnakes**, 63—48 vor Ch. G. Nachdem er den Untergang seines Vaters befördert hatte, dessen Reste Pompejus zu Sinope in seiner pontischen Residenz beisetzen ließ (daher der von den Einwohnern und selbst von Suworow unter Thränen und Kniebeugung verehrte **Tumulus** unweit Kertsch dem alten Pantikapäum nur ein Kenotaphium seyn mag), erhielt er von dem römischen Feldherrn die Regirung des Bosporus mit Ausnahme der gefreiten Stadt Phanagoria. Als er aber von den Römern abfallend den Pontus bekriegte und seinen Schwiegersohn Asander als Statthalter hinterließ, verlor er durch diesen Krone und Leben.

23. **Asander I.** 48—14 vor Ch. G. Anfangs Archon und Ethnarch (Volksregirer), dann König durch Augustus; als dieser einen gewissen Scribonius als Kriegsbefehlshaber in den Bosporus sandte, tödtete sich der ehrgeizige und noch rüstige 90jährige Greis durch Hunger[31]).

24. **Scribonius** 14—13. Dieser Usurpator nannte sich einen Abkömmling des Mithradates, vermuthlich als Gemal der Dynamis, der Witwe des Asander, der Tochter des Pharnakes, und Enkelin des Mithradates. Aber die Bosporaner standen wider ihn auf und erschlugen ihn zur selbigen Zeit, als Agrippa in Syrien gegen ihn einen König von Pontus sandte. Dieser war

25. **Polemo I.**, der Sohn eines Rhetor Zenon (12 vor Ch. G. —) der nun durch Agrippa den Bosporanern aufgedrungen, und der auch vom August, ungeachtet er auf der Seite des Antonius gestanden hatte, bestätigt wurde. Polemo heirathete die schon ziemlich bejahrte Dynamis; aber Erben erhielt er nur von seiner zweiten Gemalin Pythodoris, welche nach ihm die Herrschaft im Pontus fortsetzte. Er starb in einem Krieg mit den benachbarten Aspurgern oder Aspurgitanern, in denen man Bewohner der alten Asaburg zu erkennen glaubt, zwischen Phanagoria und Gorgippia, in einem **Asia** genannten Landstrich, den sich Mithradates zinsbar gemacht hatte. Die folgenden Besieger dieses Volks nannten sich **Aspurger**, woraus man eine neue Dynastie hat erkennen wollen.

26 und 27. **Rheskuporis I.** und sein Bruder **Kotys I.**, der Aspurger. Gewöhnlich nent man als Nachfolger des Polemo den **Sauromates I.** Da aber dieser ein Sohn des Rheskuporis und von königlicher Herkunft genant wird[32]), so geht wol der Vater oder der Oheim voran, sie mögen nun von der thrazischen Dynastie seyn, wie die nachfolgenden Namen[33]) und das nähere Verhältniß zum römischen Reich, so wie das alte Band zwischen Thrazien und dem bosporanischen Stat zu beweisen scheinen, oder von einer einheimischen Familie. Auf jeden Fall stand dies neue Geschlecht bei den bestän-

21) *Diodor.* lib. XX. 22) *Plin.* IV. 12. 23) Vgl. auch *Ammian. Marcell.* XII. 8. 24) Toxaris. 25) Stratagem. 8. 55. 26) S. *Osann* Marmor. Elgin. 1823. III. 27) *Koeler* Monument de la Reine Comosarye. 28) *Appiani* Mithridatica, *Strabo, Justin.* 29) Den Münzen nach richtiger **Mithradates** als **Mithridates**. *Clarke* Travels Vol. II. p. 107.

30) *Appian.* Nach **Dion** und **Orosius** soll ihn der Vater haben hinrichten lassen. 31) Von diesem Asander muß wol die gegen die Taurier gerichtete Landwehr hergeleitet werden, deren **Strabo** erwähnt und die 360 Stadien in die Länge hatte (lib. VII). Sie reicht vom asowschen Meer nach Kaffa oder Theodosia hin. Vergl. *Clarke* Travels Vol. II. p. 140. 32) S. *Raoul-Rochette.* 33) **Kotys Rhoemetalkes.** Dagegen der Name Sauromates auf eine Sarmatische Dynastie deutet.

digen Eingriffen der römischen Kaiser anfangs nur auf schwachen Füßen. Nach Rheskuporis und seinem Bruder Kotys, zur Zeit Augusts, erscheint

28. Sauromates I. (Aspurgus), wirklicher König mit allen Insignien, als Klient des Kaisers Tiberius mit dem Beinamen Tiberius Julius, auch nannte er sich schmeichlerisch φιλοκαισαρα und φιλορωμαιον. Nach ihm erscheint seine Witwe Gepypyris [34]) vermuthlich als Vormünderin

29. Rheskuporis II. (I.). Auf seinen Münzen findet man nach einer nun einreißenden Sitte auf der einen Seite den Kopf des Kaisers (Tiberius hier noch) auf der andern den seinigen.

30. Polemo II., 38—42 nach Ch. G., ein Sohn Polemo's I., vom tollen Caligula eingesetzt. Vier Jahre nachher gab ihm Claudius, dießmal vernünftig und von den Alten gelobt (Dion), einen Theil Ciliciens, und setzte einen Abkömmling des Mithradates wieder auf den bosporanischen Thron, von dem man nicht weiß, ob er nicht zur Familie des Rheskuporis gehört, wie seines Bruders Kotys Name zu beweisen scheint. Er hieß

31. Mithradates II., 42—49., beunruhigte aber die benachbarten Völker, ohne die Römer darum zu fragen, und ward abgesetzt.

32. Kotys II. (I.), dessen Bruder, 49—83, zur Zeit Nero's. Er blieb den Römern auch nicht treu, sondern wehrte sich, behauptete sich aber auch bei den Unruhen des römischen Reiches [35]).

33. Rheskuporis III. (II.), ein Zeitgenosse Domitians, in dessen Gesellschaft er auf Münzen erscheint.

34. Sauromates II. Er schickte dem Kaiser Trajan eine demüthige Gesandtschaft, zur Zeit als Plinius Statthalter in Bithynien war.

35. Kotys III. (II.) gest. 132 n. Ch. G. Hadrian setzte ihn ein. Aus der Art wie Arrian in seinem Periplus dem Kaiser seinen Tod meldet, sieht man, daß Unruhen bevorstanden, und daß der römische Kaiser sich gänzlich als Lehnsherr dieser Könige ansah.

36. Rhoemetalkes 132—164 n. Ch. G. Von ihm sagt Capitolin in dem Leben des Kaisers Antonin: Rhoemetalcem in regnum Bosporanum, audito inter ipsum et curatorem (vermuthlich Eupatorem) negotio, remisit. Er hatte also Ansprüche, die der Kaiser anerkannte. Vielleicht war Eupator sein Bruder, und er erhielt das Vorrecht.

37. Eupator, 164 n. Ch. G. Antonin setzte ihn ein, ihm sandte er Tribut (Lucian). Auf einer Goldmünze desselben findet man das Haupt Marc Aurels und Luc. Verus. Vermuthlich ist er der bosporanische König, von dem der zu den Zeiten Marc Aurel's lebende Philostratus im Leben der Sophisten erzählt, daß er aus Liebe zur griechischen Literatur Jonien und die Sophisten in Smyrna besucht, wo ihm nur der Sophist Polemo keine Aufwartung machen wollte. Er mußte sich selbst zu diesem Besuch bequemen, und ward von Polemo so eingenommen, daß er ihn noch beschenkte.

38. Sauromates III.

39. Rheskuporis IV. (III.), beide Zeitgenossen Caracalla's und Alexander Severus.

40. Kotys IV. (III), Zeitgenosse Marc Aurels.

41. Ininthimevus, der länger regirte, als man bisher angenommen, 235—239 n. Ch. G. [36]).

42. Rheskuporis V. (IV.) 239 bis ungefähr 265 n. Ch. G. Bisher ließ man auf diesen Teiranes folgen. Aber der Entdeckung Leon de Wazel zu Folge erscheint noch vorher

43. Sauromates IV. (III.), zu den Zeiten Tacitus, Florian's und Probus, 276 n. Ch. G. Er kann aber nicht der erste der drei Sauromaten seyn, von dem Constantin Porphyrog. [37]) ausdrücklich sagt, daß er zu der Zeit Diocletians gegen Rom, Lazita und die Chersoniten Krieg geführt habe (seit 284 n. Ch. G.) Es folgt daher

44. Teiranes, der ungefähr 2 bis 3 Jahre regirte.

45. Thothorses, dessen Regirung den Münzen nach fast 25 Jahre umfaßt, also bis in die Mitte der Regirung Diocletians reicht, dessen Bild mit dem seinigen zusammen steht. Um diese Zeit trat

46. Sauromates V. (IV.) nach Constant. Porphyr. auf, Sohn eines Rheskuporis; er mag nun mit Thothorses eine Person seyn, oder beide mögen zugleich regirt haben; obgleich auch er bis zum Abgang Diocletians seit 302—305 n. Ch. G. kurze Zeit allein regirt haben kann. Dieser, vereint mit Sarmaten vom mäotischen See, drang in Lazita ein und bis zum Halys; bis Diocletian den Constans gegen ihn sandte, der sich mit den Chersoniten verband, welche Pantikapäum (Bosporus) durch List einnahmen, während Sauromates abwesend war. Hiedurch, und da auch sein Harem in des Feindes Hände fiel, ward er genöthigt, mit den Römern Frieden zu machen. (Die Römer herrschten durch Uneinigkeit, die sie unter Nachbarvölker säeten.) Die Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt, und die Chersoniten von den Römern geehrt und beschenkt; um die Zeit kam Constans und Constantin der Große zur Regirung; Sauromates aber muß in Gefangenschaft gerathen seyn. Es folgt zwar nach einigen Münzen

47. Rhademeadis [38]) oder Rhadampsis [39]), von 311—319. Aber Constantin Porphyrogenneta läßt dagegen (nach einigen Jahren)

48. Sauromates VI. (V.) auftreten, einen Enkel des vorigen, der seine Gefangenschaft zu rächen zu den Zeiten Constantins des Großen aufstand (seit 306 n. Ch. G. bis etwa 320, wo Rheskuporis auftritt). Dieser wollte sich an den Chersoniten rächen, wurde aber bei Capha geschlagen, und mußte einen Vertrag, der sein Gebiet verringerte, beschwören. Hierauf erscheint zuletzt auf Münzen

49. Rheskuporis VI. (V.), etwa von 320 bis 344 n. Ch. G., noch Zeitgenosse Constantins des Großen; statt dessen Const. Porphyrogenneta einige Jahre nach dem Vertrag von Capha

---

34) Nicht Pepypyris wie Eckhel und Visconti glaubten. 35) *Taciti* Annal. XII. 10.

36) S. v. Köppen a. a. O. 37) De administrando Imperio cap. 53. wo statt Eriseeronas Rheskuporis zu lesen ist. 38) Nach Stemkovsky. 39) Nach *Koeler* Medailles Grecques 1822.

50. Sauromates VII. (VI.), bei ihm der dritte, der aufstand, erscheinen läßt (vielleicht kannte er den Rheskuporis unter diesem Namen), der die Katastrophe seines Reiches beförderte. Er wollte die alte Gränze wieder erobern. Er war groß und stark; sein Gegner Pharnacus, der Anführer der Chersoniten, klein aber listig, erlegte ihn in einem Zweikampf im Angesicht beider Heere. (Sie hatten sich so gestellt, daß jeder sein Heer im Gesicht hatte; als der Kampf begann, hörte Sauromates das feindliche Heer A! A! schreien, erschrack und erhielt beim Umkehren eine tödtliche Wunde im Nacken.) Der Bosporus wurde von den Chersoniten abhängig, und um einen großen Theil seines Gebiets verringert. Die Könige hören auf, sowol auf Münzen, als in der Geschichte. Constantin nent zwar noch einen Asander; aber der Versuch seines Sohnes, eines Schwiegersohns des Pharnaus, in Cherronesus durch Einführung seiner Landsleute eine Revolution zu bewirken, und das alte Reich dadurch zu erobern, mislang (s. den Art. Cherronesus). Hierauf drangen die Barbaren (Alanen, Hunnen, Gothen) ein. Phanagoria ward im 6ten Jahrh. zerstört. — Zwar erhielt Pantikapäum noch vom Kaiser Justinian neue Mauern (Procopius). Aber alsdann folgten die erobernden Chazaren. — Merkwürdig ist, daß die bosporanischen Könige einer eignen Ära oder Zeitrechnung sich bedienten, welche nach den bisherigen Entdeckungen mit dem Jahre 297 vor Ch. G. oder 457 der Erbauung Rom's beginnt, und zur Zeit Constantins des Großen aufhört [40]). (*Rommel.*)

Bosquet, Bosket, s. Gartenkunst.

BOSQUET (François de), Bischof von Montpellier, geboren zu Narbonne den 28. Mai 1605. Er studirte zu Toulouse die Rechte, und da ihn der Kanzler Seguier als einen talentvollen jungen Mann kennen lernte, so beförderte er ihn zum Generalprokurator des Parlements von Rouen, zum Intendanten von Guienne, dann von Languedoc, und verschaffte ihm den Titel eines Statsraths. Freiwillig legte er 1650 seine Ämter nieder, trat in den geistlichen Stand, wurde Bischof von Lodeve, machte eine Gesandtschaftsreise nach Rom, wurde 1657 Bischof von Montpellier, und starb den 24. Juni 1676, wegen seiner sittlichen Vorzüge allgemein verehrt*). Auch in der gelehrten Welt hat er sich ein rühmliches Andenken gestiftet. Die kirchlichen Alterthümer waren der vornehmste Gegenstand seiner Studien, und er brachte zur Bearbeitung derselben einen freien Blick, eine richtige Beurtheilung und einen gebildeten Geschmack, aber nicht den kritischen Scharfsinn und das umfassende Quellenstudium, das überall auf befriedigende Resultate führt. Schätzbar als erster Versuch, und wegen der schönen römischen Sprache, bleibt seine Geschichte der französischen Kirche: Ecclesiae Gallicanae historiarum lib. I. a primo evangelio usque ad Constantinum M. Par. 1633. 8. Ed. II. in 4 Büchern, ib. 1636. 4. und seine Geschichte der französischen Päpste: Pontificum romanorum, qui e Gallia oriundi in ea sederunt, historia, ab anno 1305 ad annum 1394. ex mscpt. codd. nunc primum edita et notis illustr. Par. 1632. 8.; eine sehr fehlerhafte Ausgabe, daher Baluze eine correctere, um die Hälfte vermehrte veranstaltete, ib. 1693. Vol. II. 4. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir, als die vorzüglichsten: Mich. Pselli synopsis legum, gr. cum lat. vers. et notis. Par. 1632. 8., wieder abgedruckt in G. Meermanni novo thesauro juris. T. I. p. 37—86. Innocentii III. epistolarum lib. IV. cum notis. Tolos. 1635 fol.; aus Bosquets hinterlassenen Manuscripten besorgte Baluze 1682 eine neue vermehrte Ausgabe: Specimen iconis historicae cardinalis Mazarini. Par. 1660. 4.†) (*Baur.*)

BOSSCHA (Hermann), ein ausgezeichneter holländischer Gelehrter im Fache der alten Literatur und Geschichte und einer der besten lateinischen Dichter der neuesten Zeit, geb. zu Leeuwarden den 18. März 1755. Sein Vater Peter Bosscha war Sekretär bei dem Gerichtshofe der Provinz Friesland. Den ersten gelehrten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt. Schon im 15. Jahr reif zum akademischen Studium, begab er sich doch erst auf das Gymnasium zu Deventer, und dann auf die Universität Franeker, wo er mit dem Studium der alten Literatur das der Rechtsgelehrsamkeit verband. Kaum 20 Jahre alt wurde er Rector der lateinischen Schule zu Franeker, und schrieb bei dieser Gelegenheit eine Rede: de causis praecipuis, quae historiam veterem incertam reddiderint et obscuram, worin sehr treffende, tief geschöpfte Bemerkungen über die alten Geschichtschreiber enthalten sind. Hierauf wurde er 1780 Rektor der Schule zu Deventer, und eröffnete daselbst seine Laufbahn mit einer Rede: de muneris scholastici dignitate et primariis, quas idem postulat, virtutibus. Hier erhielt er indeß im J. 1787, da er zu der Partei der Patrioten gehörte und seine Denkungsart nicht verhehlte, seine Entlassung, und lebte ungefähr zwei Jahre dienstlos. Doch berief man ihn 1789 zum Lehrer an das Gymnasium zu Harderwyk unter dem Titel eines Prorectors; einen Ruf von dort zum Professor nach Lingen lehnte er ab, empfing aber dagegen von dem akademischen Senat zu Harderwyk Ehrenhalber das Doktorat der Rechte, und wurde daselbst 1795 Professor der Geschichte, Alterthümer, Beredsamkeit und griechischen Literatur. Im J. 1798 berief ihn die republikanische Regirung seines Vaterlandes zum Chef des ersten Büreaus bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts; er lehnte aber, da das stille Leben des Gelehrten ihm angenehmer war, diesen Antrag ab. Dagegen ging er 1804 als Professor der Geschichte und Alterthümer nach Gröningen, welche Stelle er antrat mit einer schönen Rede: De Batavorum ingenio, cum ad morum humanitatem, tum ad doctrinae elegantiam, et mature et eximie composito. Im J. 1804 endlich wurde er Rektor der lateinischen Schule zu Amsterdam,

40) *Ekkel* doctrina numor. vet. P. I. Vol. II. p. 381.

*) Auf seinem Grabmal stehen die Worte: Gregem vero et exemplo sedulo pavit, largus erga pauperes, sibi parcissimus, omnibus benignus etc.

†) *Bayle* Dict. Journal des Sav. Aout 1676. p. 227—231. Mém. de *Niceron*. T. XII. 168. *Koenig* bibl. vet. et nov. voc. *Clement*. bibl. cur. T. V. 120. Biogr. univ. T. V. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 608. *Saxii* onomast. Tom. IV. 388.

wo er viele gleichdenkende Freunde hatte, und noch in dem nämlichen Jahre Professor der Geschichte des Mittelalters und seines Vaterlandes an dem dortigen Athenäum. Außerdem war er von Zeit zu Zeit Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften in seinem Vaterlande geworden, und wurde zuletzt auch Mitglied des königlich holländischen Instituts der Wissenschaften zu Amsterdam. Von seinen lateinischen Gedichten, die ein wirklich poetisches Talent beurkunden und in echtem Latein abgefaßt sind, erschien 1786 eine Samlung unter dem Titel *Musa Daventriaca*. Dann gab er 1802 ein ausführliches Gedicht über den Frieden von Amiens unter dem Titel: *Pax Ambianensis*, heraus, welches er zu Harderwyk im akademischen Hörsaal öffentlich recitirte, und das darauf zu Paris bei Didot neu gedruckt wurde. Er zeigte sich darin als ein scharfer und weitsehender Politiker, fand es aber doch in der Folge gerathener, mit seinen politischen Ansichten an sich zu halten. Im J. 1788 lieferte er eine holländische Übersetzung von Blair's Vorlesungen über die Redekunst und schöne Literatur, mit geschmackvollen Anmerkungen. Dann übersetzte er in Verbindung mit Wassenbergh von 1789 bis 1809 Plutarchs Lebensbeschreibungen in mehren Bänden, und schrieb 1794 ein sehr brauchbares philologisches Handbuch der Mythologie, Alterthümer und Geschichte, unter dem Titel: *Bibliotheca classica*. Auch übersetzte er mit besonderm Vergnügen Denon's großes Werk über Ägypten und Schillers Abfall der Niederlande. Noch besang er 1814 in einem lateinischen Gedicht an den niederländischen König Wilhelm I. die Wiederherstellung seines Vaterlandes, und schrieb zugleich in holländischer Sprache eine Geschichte der letzten holländischen Statsumwälzung im J. 1813, von welcher, obgleich sie den Kenner nicht ganz befriedigt, auch eine teutsche Übersetzung erschienen ist. Er starb 1819 am 12. August. Groß war sein Eifer für das gründliche Studium der Alten, zu dessen Beförderung er in seinem Vaterlande mit Fleis und Erfolg wirksam war, und ausgezeichnet seine Bekantschaft mit der lateinischen und griechischen Sprache. Er war ein Mann von einem anspruchlosen, doch festen Charakter, voll Enthusiasmus für die Freiheit seines Vaterlandes und innig religiös.

(J. Ch. H. Gittermann.)

Bosschaert, s. Wilibrod.

BOSSE (Abraham), geb. zu Tours 1611, gest. das. 1678, ist achtungswerth als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller über die Kunst. Er liebte die Darstellungen in Callot's Manier, und war so fleißig, daß er gegen 800 Blätter geliefert hat. Dabei kam ihm seine eigne Manier, mit der Radirnadel in harten Firniß zu arbeiten, ohne mit dem Grabstichel nachzuhelfen, sehr zu statten, und seine Blätter erhielten dadurch Feinheit und einen guten Ton. Er war der Erste, der bei der Akademie als Professor der Perspektive angestellt wurde, und seine tiefen Kentnisse in der Geometrie schafften hier vielen Nutzen, so wie auch seine Schriften über Perspektive und Architektur. Auch seine Schriften über die Kunst verdienten den Beifall, den sie fanden, seine Sentiments sur la distinction de diverses manières de peinture, dessein, gravure et des Originaux d'avec leurs Copies (Par. 1649), sein Peintre converti aux précises et universelles règles de son art. (Par. 1667.) Vorzüglich schätzte man seinen Traité de diverses manières de graver en taille douce (Par. 1645. 1701), nachmals vermehrt und verbessert herausgegeben von Cochin (1758). Von seinen Stichen zu Guidonis Brossaei icones posthumae, s. Reliquiae historiae plantarum sind nur 24 Abzüge gemacht. Mit Nicolas Robert und Louis Chatillon gemeinschaftlich arbeitete er an dem kostbaren Recueil d'estampes pour servir à l'histoire des plantes, executé par l'ordre de Louis XIV. 3 Bde. Fol. — Seine Neckereien gegen den damals allmächtigen Lebrun hatten zur Folge, daß er in der Liste der Mitglieder der Akademie gestrichen wurde, worauf er sich in seine Heimath zurückzog.

(H.)

BOSSECK (Benjamin Gottlieb), Senior des Schöppenstuhls in Leipzig, geboren den 3. Nov. 1676 in dem Dorfe Gautzsch bei Leipzig, wo sein Vater und Großvater Prediger waren. Er studirte in Leipzig die Rechte, machte als Führer junger Edelleute große Reisen durch die bekanntesten europäischen Reiche, kam 1709 nach Leipzig zurück, erhielt daselbst 1713 die sogenannte Supernumerarstelle im Schöppenstuhle, wurde 1740 Senior, und starb im Febr. 1758. Ohne sich zu nennen schrieb er: Schauplatz des Krieges in Italien, oder accurate Beschreibung der Lombardei. Lpz. 1702. 8. mit Kupf., lieferte mehre Aufsätze zu den Actis eruditorum, und verfertigte mehr als 200 Bogen an dem Allgemeinen historischen Lexikon der ersten Ausgabe und dem Supplement desselben. Connor's Beschreibung des Königreichs Polen übersetzte er aus dem Englischen (Lpz. 1700. 8.) und Leti's Leben Sixtus V. aus dem Ital. (Ebend. 1706 8.)*). — Er hinterließ 2 Söhne: Heinrich Otto (geb. in Leipzig 1726, gest. das. 1776, als praktischer Arzt) und Johann Gottlieb, geb. in Leipzig, den 3. April 1718. Dieser studirte daselbst die theologischen Wissenschaften, wurde 1745 außerordentlicher Professor der hebräischen Sprache, und starb den 7. Jun. 1798. Durch seinen mehr als 50jährigen Unterricht in den orientalischen Sprachen machte er sich um die Hochschule sehr verdient, und war dabei ein seltenes Muster der Frömmigkeit, altteutschen Redlichkeit, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit. Seine wenigen Schriften betreffen hauptsächlich die orientalische Literatur**).

(Baur.)

BOSSERVILLE, Dörfchen, und einer der schönsten Punkte in der reizenden Umgebung von Nancy, schenkte Herzog Karl IV. von Lothringen 1666 den Karthäusern, die bisher St. Anne, das Gut des unglücklichen, als Schwarzkünstler hingerichteten Melchior de la Vallée, bewohnt hatten. Es erhob sich hierauf, über den Ruinen des Dorfes Bosserville, eine der prachtvollsten Karthausen, an welcher Gérard von Epinal, und Cäsar Bagard ihre Kunst vorzüglich an den Tag gelegt haben. In der Kirche fand Karl IV. (gest. 1675), nachdem er bis zum Mai 1717 in der Kirche des Kapuzinerklosters zu Ehrenbreitstein beigesetzt gewesen, endlich seine Ruhe-

---

*) Zedler's Universallex. 4. Suppl. Bd. S. 203. Hennike's Beiträge zum Jöcherschen Gel. Lex. 1. St. 62. **) (Eck's) Leipz. gel. Tageb. 1798. S. 69—72. Allg. Litztg. 1798. Intell. Bl. S. 924. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

stätte, gleichwie sein Sohn, der Prinz von Vaudémont. Die Revolution verwandelte die Karthause mit ihren weitläufigen Zubehörungen in ein Landgut, um welches sich bereits ein neues Dörfchen gebildet hat. (*v. Stramberg.*)

BOSSI, Bosso, lat. Bossius, Bossus, eine adelige Familie aus Mailand, die im 15., 16. und 17. Jahrh. eine ansehnliche Reihe von Männern zählte, welche bürgerliche und geistliche Ämter bekleideten, und zugleich als Schriftsteller auftraten. Der Zeitfolge nach möchten hier nur folgende zu erwähnen seyn:

Bossi (Matteo), zu Verona 1428 geboren, studirte zu Mailand, trat 1451 in die Congregation der regulirten Chorherren von St. Johann vom Lateran, und war einer der berühmtesten Kanzelredner seiner Zeit. Lorenzo von Medicis, der so viele geistvolle und gelehrte Männer um sich her sammelte, wählte ihn zu seinem Beichtvater und nahm ihn in seine platonische Akademie auf. Dadurch kam er mit Angelo Poliziano, Johann Pic von Mirandula und andern berühmten Gelehrten in vertraute Bekantschaft, und nahm an ihren Bemühungen einen ehrenvollen Antheil. Fünfmal war er Visitator, zweimal Generalprokurator in Rom, besorgte in seiner Congregation die wichtigsten Angelegenheiten, und starb 1502 zu Padua. Als Philosoph, Redner und Literator sind seine Verdienste anerkant, und unter seinen Schriften schätzt man vorzüglich die Briefe, deren vollständige Samlung den Titel hat: Recuperationes Fesulanae [1]). Bonon. 1493. Vol. II. (in einem Bande) fol. und in eben dem Jahre auch in 4. Familiares et secundae Mth. Bossi epistolae. Mantuae 1498. fol. Tertia pars epistolarum. Ven. 1502. 4. Am seltensten ist der tertia pars, und auch in der Samlung seiner Werke (Bossi Opp. Bonon. 1627. fol.) nicht zu finden. Außer diesen Briefen schrieb er: De veris ac salutaribus animi gaudiis dialogus. Flor. 1491. 4., einen neuen Abdruck besorgte Mabillon in dem Museum Italicum p. 173; ins Italiänische übers. von A. Pallavicini. Lugano 1755. De instituendo sapientia animo. Bonon. 1495. 4.[2])

Bossi (Donato), zu Mailand den 5. März 1436 geboren, war daselbst seit seinem 20. Jahre Notar und Prokurator, und starb ums Jahr 1500. Er ist Verfasser der bekannten Chronica Bossiana, die den Titel hat: Gestorum dictorumque memorabilium et temporum ac conditionum et mutationum humanarum ab orbis initio usque ad nostra tempora (1492); historia episcoporum et archiepiscoporum Mediolanensium desinens in Guidone Antonio Arcimbaldo (1489). Mediolan. 1492. fol. mit einem roth gedruckten Stammbaum der Visconti, der aber oft fehlt. Die Geschichte dieser Familie nicht nur, sondern überhaupt die mailändische, dankt Bossi's prüfendem Fleis und seiner Sorgfalt in Erforschung der Wahrheit mannigfache Aufklärungen. Der Styl ist bei vielen Härten einfach und angemessen [3]).

Bossi (Girolamo), zu Pavia 1588 geboren, lehrte 14 Jahre zu Mailand die Beredsamkeit, folgte 1629 einem Rufe als Lehrer der alten Literatur nach Pavia, war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und ist als gelehrter Alterthumsforscher in rühmlichem Andenken geblieben durch seine Abhandlungen: De toga romana. Pav. 1614. 4., Amst. 1671. 12. Isiacus s. de sistro. Mediol. 1612—22. 4. De senatorum lato clavo observationes novantiquae. Pav. 1618. Ianotatius, sive de strena commentarius. Mediol. 1624; 1628. 8. sämtlich wieder abgedruckt in Sallengre's Nov. thesaur. antiquit. rom. T. II. p. 1305—1448. Lesenswerth sind seine Epistolae, wovon er 3 Samlungen (1613, 1620 und 1623. 8.) herausgab, ferner: Encomiasticon, in quo mixtim sylvae, acclamationes et epigrammata etc. Mediol. 1620. 4. Diss. acad. de amore philologiae. Ib. 1627. 4. u. a. m.[4]).

Bossi (Giovanni Angelo), ein Barnabit aus Mailand, um die Mitte des 17. Jahrh., bekleidete in seinem Orden mehre Ehrenstellen, wurde endlich General desselben und starb als Assistent in Rom 1665. Unter seinen Schriften sind die bekanntesten: De effectibus contractus matrimonii. Ven. 1643. fol., verm. mit dem Tract. de peculiari effectu contr. matr. und mit dem Tract. posth. de effectu contr. matr. Lugd. 1655; 1658; 1662; 1667. Vol. III. fol. und Moralia varia ad usum utriusque fori. Lugd. 1649—51. Vol. III. fol. — Ein anderer Barnabit aus Mailand, Paolo Bossi, lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., hielt sich lange in Bologna auf, und war als Kanzelredner berühmt [5]). (*Baur.*)

Bossi (Ginseppe), geb. zu Mailand 1777, gest. ebend. im Dec. 1815 [1]). Nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Rom kehrte er in seine Vaterstadt zurück, erhielt einen der von der damaligen cisalpinischen Republik für Malerei ausgesetzten Preise, und verwaltete mit umsichtiger Thätigkeit das ihm übertragene Sekretariat der wieder auflebenden Kunstakademie. Bei derselben als Professor angestellt, eröffnete er späterhin eine eigene Scuola di principj generali dell' arte di disegno e delle grande teorie della composizione [2]). Er besaß eine bedeutende Samlung seltener Werke, worunter namentlich eine beinahe vollständige Reihefolge aller Ausgaben des Dante [3]), merkwürdige Handschriften, z. B.

1) Bossi wählte diesen Titel, weil er damals Director des Canonikats des heil. Bartholomäus zu Fiesole unfern Florenz war. Außer dem ersten Theil seiner Briefe enthält diese Samlung auch verschiedene Abhandlungen, z. B. de tolerandis adversis; de gerendo magistratu; 7 öffentliche Reden u. a. m. 2) Sein Leben vor seinen Werken von Bern. Brusco. Bonon. 1627. fol. *Fabric.* bibl. lat. med. T. I. 721. *Maffei* degli Scritt. Veronese p. 93. *Mém. de Niceron* T. XXVIII. 228.

3) *Vossius* de hist. lat. p. 559. *Fabricius* l. c. T. II. 174. Wachler's Gesch d. hist. Forsch. 1. Bd. 109. 4) *Ghilini* teatro d'uomini letterati. *Goetzii* Memorab. Biblioth. Dresdens. T. III. Syllog. IV. 356. *Clement* bibl. cur. T. V. 125. *Saxii* Onomast. Vol. IV. 220. 5) Von diesen, und allen bisher genannten, so wie vielen andern dieses Namens s. *Argelati* Biblioth. scriptor. Mediolan. und *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia; auch Jöcher's Gel. Lex. s. v. Bossi, und Adelung's Zusätze zu dems. s. v. Bosso. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené) s. v. Bosso.

1) Biblioteca italiana. Milano 1816. II. p. 143. 2) Almanaco e Guida di Milano per l'anno bisestile 1816. (Sonzogno) p. 83. 3) Sie ist nach seinem Tode von dem gelehrten Advokaten und Bibliomanen Francesco Reina zu Mailand gekauft worden.

von Fortiguerri, Pietro della Francesca, Lomazzo, da Vinci, kostbare Alterthümer, Gemälde, Kupferstiche und Handzeichnungen, selbst von Rafael und Leonardo da Vinci [4]). Wenige Maler mögen mehr Gelehrsamkeit mit tiefern Einsichten in das Wesen der bildenden Künste und gründlichern Kenntnissen der Geschichte der Kunst gepaart haben, keiner aber hat mehr Zeit, mehr unverdrossenen Fleis auf das eigentliche Studium der Verlassenschaft Leonardo's da Vinci verwendet. Was von den im Speisezimmer der Dominikaner im Kloster S. Maria delle Grazie befindlichen Abendmahl des Herrn noch zu retten war, wurde auf seine amtliche Veranlassung vor dem völligen Untergang gesichert. Auch fertigte er nach höhern Orts erhaltenem Auftrag eine tief durchdachte Copie dieses weltberühmten Wandgemäldes [5]). Das dabei beobachtete echt künstlerische Verfahren ist von ihm selbst in einem Prachtwerke: Del Cenacolo di Leonardo da Vinci, libri IV. Milano (Stamperia reale 1810. groß Fol. m. K.) beschrieben; welches ihm das Ritterkreuz des Ordens der eisernen Krone und die Ehrenmitgliedschaft des italiänischen Instituto reale di scienze, lettere ed arti, so wie mehrer auswärtigen Kunstvereine verschaffte. Es sichert ihm den Ruhm eines eben so gelehrten als denkenden und geschickten Künstlers. Zur nähern Würdigung desselben und seiner eigenen Kunstleistungen verweisen wir auf die Urtheile von Verri [6]), Millin [7]), Friedrich Müller [8]) und Göthe [9]). Einen andern Beweis seiner gelehrten Kunstkenntnisse liefert seine Theilnahme an der zur großen Samlung der Classici italiani gehörenden Ausgabe von Vasari's Vite de' più eccellenti architetti, pittori e scultori. Milano 1807.

(*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

BOSSIAEA. So benannte Ventenat eine Pflanzengattung nach dem Botaniker Boissieu-Lamartiniere, der Lapeyrouse auf seiner Expedition begleitete. Die Gattung gehört zur natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und zur siebenzehnten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem zweilippigen, von Bracteen unterstützten Kelch, in zweiblätterigem Kiel und in einer vielsamigen an beiden Rändern verdickten Hülse. — Arten sind: 1. B. *scolopendrium* R. Br., mit platten linienförmigen blattlosen Zweigen, deren Zähne Blüthen tragen, aufrechtem Stamm, geschuppten Bracteen, die so lang sind als der Blüthenstiel, ungefranztem Kiel und ganz glatten Kelchen. Neuholland. (Platylobium scolopendrium *Vent.*) 2. B. *rufa* R. Br., mit platten linienförmigen blattlosen Zweigen, deren Zähne Blüthen tragen, gefranztem Kiel und hinfälligen entfernt stehenden Bracteen. Neuholland. 3. B. *heterophylla* Vent., mit zusammen gedrückten blattreichen Zweigen, umgekehrt eiförmigen und linienförmigen Blättern und vielfächeriger Hülse, deren Scheidewände schwammig sind. Neuholland. (Platylobium ovatum und lanceolatum *Andr.*) 4. B. *linophylla* R. Br., mit zusammen gedrückten blattreichen Zweigen, linienförmigen, am Rande zurückgeschlagenen Blättern und einfächeriger Hülse. Neuholland. 5. B. *prostrata* R. Br., mit fadenförmigen blattreichen Zweigen, niederliegendem Stamm, ovalen glatten Blättern, Blattansätzen, die kürzer als der Blattstiel sind, und einfächeriger Hülse. Neuholland. 6. B. *cinerea* R. Br., mit runden blattreichen Zweigen, aufrechtem sehr ästigen Stamm, eirund-lanzetförmigen unten behaarten Blättern, die am Rande zurückgeschlagen sind. Diemens-Land. 7. B. *microphylla* Sm., mit runden blattreichen in Dornen übergehenden Zweigen und umgekehrt herzförmigen Blättern. Neuholland. (Platylobium microphyllum *Linn.*)

(*Sprengel.*)

BOSSINEY, Burgflecken in der brit. Grafschaft Cornwall des Königr. England; ein unbedeutender Ort, am bristoler Kanale, der zum Kirchspiel Tintagell gehört, aber mit demselben nur 793 Einw. zählt. Er sendet 2 Deputirte zum Parlament, und war im Alterthum der Sitz des Herzogs von Cornwall. (*Hassel.*)

Bossiren, s. Poussiren.

BOSSU, französischer Seekapitän und Ritter des St. Ludwigsordens, aus Baigneux les Juifs, in der Diöcese von Autun. Er machte seit 1750 drei Reisen nach Louisiana, untersuchte das Innere des Landes, und lernte die wilden Nationen kennen, die am Missisippi wohnen. Die Nachrichten, die er von seinen Reisen bekant machte (obgleich manchmal fabelhaft und nicht hinreichend beglaubigt), gehören zu den besten, die wir von Louisiana haben, und sind auch in nautischer und merkantilischer Hinsicht beachtenswerth: Nouveaux voyages aux Indes occidentales de 1751 — 1762. Par. 1768. Vol. II. 12. Amst. 1769. Vol. II. 8. *) und Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale en 1770 et 1771. Amst. et Par. 1777. 8. **) (*Baur.*)

Bossu, s. Lebossu.

BOSSUET (Jacques Benigne), Bischof zu Meaux und königlicher französischer Statsrath, aus einer im burgundischen Parlement angesehenen Familie entsprossen, und den 27. September 1627 zu Dijon geboren, als der fünfte Sohn unter zehn Kindern eines Vaters, der als erster Parlementsrath zu Metz starb. Seine ersten Lehrer waren Jesuiten, und da er, die Spiele der Jugend verschmähend, sich am liebsten mit Büchern beschäftigte, so

4) *A. L. Millin* Voyage dans le Milanais. Paris 1817. I. p. 128. *F. Fusi* Bibliografia ad Elenco ragionato delle opere contenute nella collezione de' Classici italiani. Milano 1814. p. 79 u. 91. 5) Diese treffliche Nachbildung zierte einige Zeit die Villa Belgiojoso in Mailand und ist jetzt, unsers Wissens, in Brera aufgestellt. Bekantlich ward sie auf öffentliche Kosten von Giacomo Raffaelli in Mosaik gesetzt. Dieses Steinbild ist, seines colossalen Umfanges ungeachtet, von Mailand nach Wien in die k. k. Samlung in Belvedere gebracht worden. S. Jahrbücher der Literatur. Wien 1819. VIII. A. B. S. 40. 6) *C. Verri* Osserv. sul vol. intitolato: del Cenacolo di Leon. da Vinci, libri quattro di G. Bossi. Mil. 1812. 8. 7) a. a. O. I. p. 237 Nota. 8) Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1816. December. 9) Über Kunst und Alterthum. Drittes Heft. Stuttgart 1817. 114—188.

*) Teutsch, Frankf. 1771. 2 Th. 8. Verb. Ausg. Helmst. 1776. 2 Th. 8. Holländ. Amst. 1769. 8. Engl. von J. Reinh. Forster: Travels etc. To which is added by the translator, a systematic catalogue of all the known plants of english North-America. Lond. 1771. Vol. II. 8. **) Teutsch im 2. Th. von Fabri's Samlung von Stadt-, Land- u. Reisebeschr. Halle 1786. 8. Stuck's Verzeichniß von Land- und Reisebeschr. 39. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. V. *Meusel* Bibl. hist. Vol. III. P. I. 305.

nannten ihn seine Mitschüler Bos suetus aratro. Eine lateinische Bibel, die ihm zufällig in die Hände fiel, war für ihn schon damals die anziehendste Lektüre. Kaum acht Jahre alt, erhielt er die Tonsur, im dreizehnten zu Metz ein Kanonikat. Im Kollegium von Navarra zu Paris, welches er seit seinem funfzehnten Jahre besuchte, erwarb er sich eine vertraute Bekantschaft mit dem klassischen Alterthum überhaupt und der griechischen Literatur insbesondere, studirte daneben die damals neueste cartesische Philosophie, am meisten aber Theologie, biblische Exegese und Kirchenväter, besonders Augustinus. Der letztere blieb unter den ältern Theologen zeitlebens sein Lieblingsautor; er wußte ihn auswendig, führte ihn unaufhörlich an, fand in ihm, wie er sagte, die Antwort auf alles, und trug ihn immer auf seinen Reisen bei sich. Bei einer öffentlichen philosophischen Disputation, in seinem 16ten Jahre, zeichnete er sich aufs rühmlichste aus, und schon in diesem frühen Alter hielt er, vor einer glänzenden Versamlung von Gelehrten und Statsmännern, nach einer ganz kurzen Vorbereitung, durch eine Wette dazu aufgefodert, über einen ihm aufgegebenen Gegenstand Nachts um 11 Uhr eine Predigt, die allgemein bewundert wurde, und von welcher der in Wortspielen unerschöpfliche Voiture sagte, er habe nie weder so früh noch so spät predigen gehört. In seinem 21sten Jahre war er Baccalaureus der Theologie, widmete dann zwei Jahre zu Metz in stiller Abgezogenheit der Fortsetzung seiner Studien, und wurde darauf in Paris zuerst Licentiat, in seinem 25sten Jahre aber Doctor der Theologie. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war abermals Metz, wo er durch Wort und Beispiel erbaute, und unter andern vor der Königin Mutter (Anna von Östreich), die auf seine Rednergaben aufmerksam gemacht worden war, den Auftrag erhielt, für die Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz Sorge zu tragen. Diese Angelegenheit nöthigte ihn mehrmals nach Paris zu kommen, wo er 1659 während der Fastenzeit mit großem Beifall predigte. Er mußte nun auch vor dem Hofe auftreten, wo die Königin Mutter ihm auszeichnende Achtung bewies, und 1662 predigte er zum erstenmale vor Ludwig XIV. Er übertraf die hochgespannte Erwartung so sehr, daß der König Bossuet's Vater schreiben ließ, er wünsche ihm Glück zu einem solchen Sohne, und daß er dem letztern 1669 das Bisthum Condom übertrug, besonders da er durch die Bekehrung des berühmten Marschalls Türenne, für den er seine Exposition de la foi catholique schrieb, eine glänzende Eroberung für die katholische Kirche gemacht hatte. Die päpstliche Bestätigung seiner Bischofswürde verzog sich zufällig beinahe ein Jahr, und da er eben sein Amt als Bischof antreten wollte, wurde er 1670 zum Lehrer des Dauphin ernant. Er lebte am Hofe ganz einfach, zwar sehr geachtet, aber ohne Einfluß, und nur darauf bedacht, die Sele seines Zöglings mit allen den Kentnissen zu schmücken, welche er für tauglich hielt, einen einsichtsvollen und gerechten Monarchen aus ihm zu bilden. Um ungestört seinem Berufe leben zu können, legte er sein Amt als Bischof nieder, wodurch er eine jährliche Einnahme von 40,000 Livres einbüßte; eine Priors-Präbende, die ihm der König dafür ertheilte, gewährte nur einen geringen Ersatz, und sein Gehalt als Prinzenlehrer war auch nicht bedeutend, besonders da er auch, mit seltener Uneigennützigkeit, seine Pfründen zu Metz aufgegeben hatte. Die französische Akademie nahm ihn 1672 zu ihrem Mitgliede auf, und als sein Lehramt bei dem Dauphin zu Ende ging, wurde er 1680 erster Almosenier der Dauphine, und ein Jahr darauf übertrug ihm der König das Bisthum von Meaux. Von neuem und mit einem nicht zu ermüdenden Eifer widmete er sich nunmehr dem Dienste und der Vertheidigung seiner Kirche. Er spielte eine Hauptrolle bei der Versamlung der katholischen Geistlichkeit, die der König 1682 zusammenberufen hatte, um die sogenannten Regale gegen zwei Bischöfe und den Papst um so besser behaupten zu können. Auf dieser Versamlung wurden unter andern jene berühmten vier Artikel festgesetzt, denen zufolge die Fürsten in weltlichen Dingen schlechterdings unter keiner geistlichen Macht stehen: Artikel, auf die sich noch in unsern Tagen der Kaiser Napoleon in seinen Streitigkeiten mit Pius VII. berief. Am Ende des Jahres 1695 wurde Bossuet von der Hochschule zu Paris zum Bewahrer ihrer Privilegien (Conservateur de ses priviléges) ernant; der König ertheilte ihm im Juni 1697 die Würde eines Statsraths, und im Oktober desselben Jahres übertrug er ihm das Amt eines ersten Almoseniers bei der Herzogin von Burgund. An den Grausamkeiten, die bei dem Widerrufe des Edikts von Nantes gegen die Protestanten verübt wurden, hatte Bossuet keinen Antheil, vielmehr erhob er sich gegen die gewaltthätigen Maßregeln des berüchtigten Ministers Louvois; desto thätiger hingegen war er bei der Versamlung der Geistlichkeit zu St. Germain en Laye, im Juni 1700, wo einige neuere Schriften der Jansenisten, und die lose Moral einiger Jesuiten censurirt wurden. Am liebsten verweilte er bei herannahendem Alter in seiner Diöcese, wo er, der Welt und des Ruhms satt, „zu den Füßen seiner heiligen Vorfahren begraben zu werden wünschte." Die Aufsicht auf das Priesterseminar seines Sprengels, die Visitationsreisen und alles, was in seinem Amte vorfiel, besorgte er mit nie zu ermüdender Thätigkeit. Öfters bestieg er noch die Kanzel, um dem Landvolke dieselbe Religion zu predigen, die so lange durch seinen Mund die Fürsten und Großen der Erde erschreckt hatte, und selbst zu Kinderlehren, besonders für die Armen, ließ sich der große Bischof herab. Dabei stand seine Thür jedem Unglücklichen offen, der Unterricht, Trost oder Hilfe suchte. Unter solchen Beschäftigungen näherte er sich dem Tode, welcher zu Paris am 12. April 1704, im 77sten Jahre seines Alters, erfolgte. Sein Leichnam wurde in der Kathedralkirche zu Meaux beigesetzt. Da er sich um ökonomische Angelegenheiten wenig bekümmerte, überhaupt mit dem Gelde nicht gut umzugehen wußte, und seine Leute sich diese Ungeschicklichkeit wol zu Nutze machten, so hinterließ er 18,000 Livres Schulden.

Unter der hohen Geistlichkeit Frankreichs befinden sich seit Jahrhunderten nur sehr wenige, die mit Bossuet verglichen werden können, sowol in Hinsicht auf den Verein seltener Talente und gelehrter Kentnisse und deren Anwendung zum Ruhm seiner Kirche, als in Hinsicht auf den ausgebreiteten, noch immer fortdauernden Einfluß, den er sich dadurch verschaffte. Sein lebhafter Geist faßte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und sein außeror-

dentliches Gedächtniß bewahrte alles aufs treuste, was er ihm anvertraute. Die Gelehrsamkeit, welche ihn auszeichnete, war kein unfruchtbares Wissen, sondern alles, was er vortrug, belebte der feinste Geschmack, ein glänzender Witz und eine hinreißende Beredsamkeit, und niemand übte mit mehr Erfolg die Kunst, sich beliebt zu machen und zu glänzen, Mitwerber an Ruhm zu verdunkeln, sich ein hohes Ansehn zu verschaffen, und Zeiten und Umstände meisterhaft zu benutzen, als er. Seiner Muttersprache war er ganz mächtig, und Verstand, Kraft, Klarheit und Würde, so wie Angemessenheit des Ausdruckes findet man überall in seinen Schriften. Als Kanzelredner konnte ihm nur Bourdaloue, der aber nach ihm auftrat, den ersten Rang streitig machen, und er ist mit diesem der Urheber des bessern Kanzelgeschmacks in Frankreich. Ohne nach Regeln und Muster zu fragen, schuf er sich eine neue Sprache und Manier, vereinigte neue Dialektik mit erhabener Beredsamkeit, Majestät mit Simplicität, sprach immer mit Kraft und dem Gefühl seiner Würde, oft im Tone eines Propheten, und wußte den glücklichsten Gebrauch von der Bibel zu machen. Ohne das Erhabene zu suchen, entdeckte und fand er es, machte die Zuhörer mit ihrem eigenen Herzen bekant und offenbarte ihnen das Innerste ihrer Gedanken. Am glänzendsten entfaltete sich sein großes Talent in Leichenreden, worin ihm niemand gleich kam. Alle, die er gehalten hat, tragen das Gepräge der starken und erhabenen Sele, aus der sie hervorströmten, und mehr noch, als in seinen andern Predigten, erhebt er den Ton, und berührt die Gränzen des poetischen Ausdrucks. Der Affect ist aber doch zuweilen mehr studirt und angenommen, als natürlich und aufrichtig; der Styl manchmal matt und incorrect, und die Wahl der Gegenstände nicht immer glücklich; auch verdient es gerechten Tadel, daß er sein Ansehen und seine Beredsamkeit nicht gebrauchte, um die Verführer des Königs zurückzudrängen, und Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu verhüten. Von vielen seiner Predigten entwarf er blos kurze Dispositionen, indem er sich begnügte, seinen Gegenstand reiflich zu durchdenken. Selbst diejenigen Predigten, welche man gedruckt von ihm hat, sind mehr Skizzen eines großen Meisters, als vollendete Gemälde [1]).

Ein ähnlicher rednerischer Schwung, Kraft, Fülle und Rhythmus, wie die Kanzelreden, zeichnen auch Bossuets Abriß der Weltgeschichte bis auf die Zeiten Karls des Großen aus [2]). Er schrieb dieses berühmte Werk zunächst für den Dauphin, den er öfters darin anredet, um ihm Achtung für das Höchste und Heiligste einzuflößen, und den Glauben an eine göttliche Weltregirung in seinem Gemüthe zu befestigen. Indem er die Geschichte der Religion und Kirche zur Hauptsache macht, und alles auf sie zurückzuführen sucht, wird er zwar dem echten Geiste, und den wahren Triebfedern der Begebenheiten öfters untreu, aber überall ist doch die Meisterhand sichtbar, die mit großer Kunst eine Reihe voller und kräftiger Gemälde dem Auge des Lesers vorbeiführt. Besonders bewundert man in dieser großen Skizze den weitaussehenden und tiefdenkenden Geist, der, ohne sich mit unbedeutenden Nebensachen abzugeben, die Gesetzgeber und die Eroberer, die Könige und die Völker, die Laster und die Tugenden der Menschen mit einem einzigen Blick übersieht und beurtheilt, und die alles verschlingende Zeit, die Hand Gottes über den Thronen, und die Königreiche, die wie ihre Beherrscher sterben, mit starkem und raschem Pinsel zeichnet. — Der aus Bossuets Nachlaß erschienene Abriß der französischen Geschichte entbehrt zwar der kritischen Genauigkeit, empfiehlt sich dagegen durch den leichten und angenehmen Erzählungston, und durch manches freimüthige Urtheil über die Großen und ihre Bestrebungen [3]).

Als streng-consequenter dogmatischer Theolog, kluger Polemiker und Controversist war Bossuet das Orakel seiner Kirche und im Genuß des höchsten Ansehens. Immer befand er sich im Handgemenge mit den Ungläubigen und sogenannten Ketzern, bald trotzte er den einen

1) Man hat viele Ausgaben von seinen Predigten, besonders von den Leichenreden, einzeln, in Samlungen, und bei seinen Werken. Die vorzüglichsten sind: Sermons et oraisons funèbres. Par. 1772—1808. Vol. XIX. 12.; die 9 ersten Bände auch 8. Recueil des oraisons fun. Ib. 1689. 12.; die neuesten Ausgaben dieser oft gedruckten Samlung von dem Abte Lequeux, mit einer histoire abrégée de la vie et de la mort des personnes qu'elles concernent. Par. 1762. 12. u. ib. 1805. 8. mit einem Commentar von Bourlet de Vauxcelles; auch: Oraisons fun. de Bossuet et de Flechier. Ib. 1802. Vol. IV. 12. Teutsch: Gesammelte Predigten übers. von Wurz. Speier 15 Th. 1784. 8. Trauerreden. Wien 1763. Jülich. 1764. 8. — Ueber Bossuet, als geistlichen Redner, sind vorzüglich zu bemerken die Urtheile Voltaire's im Siecle de Louis XIV. Maurys in den Principes d'éloquence. Par. 1804. und Laharpe's in seinem Cours de littérature. 2) Discours sur l'histoire universelle depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charles Magne. Par. 1681. 4. ib. 1682. 12. Ed. V. revue par l'auteur. Ib. 1703. 8.; die erste Ausgabe ist die gesuchteste. Unter der Menge nachfolgender Ausgaben sind die geschätztesten die 3 vom ältern Didot auf Velinpapier: Par. 1784. 4. (240 Exempl.); 1786. Vol. II. 8. (350 Exempl.); 1784. Vol. IV. 18. (450 Exempl.); sämtliche Theile der Collection des auteurs classiques, pour l'éducation du Dauphin. Ins Lat. übersetzt von dem Abte Parthenay. Par. 1718. 12. Italiänisch von dem Grafen Bergano. Modena 1712., und von einem Carmelitermönch (unter dem angenommenen Namen Selvaggio Canturani). Vened. 1712. u. 1742. 8. Unter dem Namen Jean de la Barre hat man eine öfters gedruckte, sehr mittelmäßige, Fortsetzung des Bossuetschen Werks; zuerst Amsterd. 1704. 12.; eine andre, eben so geringhaltige, von Gin 1802. Vol. II. 12. Aus Bossuets ungedrucktem Nachlasse erschien 1805 eine Fortsetzung seines Werks von 810 bis 1661. in 2 Theilen 12. oder 18. stereotyp.; es ist aber eine bloße Materialien-Samlung. Das meiste Verdienst um Bossuets Geschichtwerk erwarb sich der teutsche Uebersetzer und Fortsetzer desselben, der Kanzler Joh. Andr. Cramer, dessen Arbeit den Titel hat: Bossuets Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt; übers. und verm. von J. A. Cramer, mit 7 Fortsetzungen desselben. Leipz. 1748. (neue Aufl. 1757.) — 1786 in 8. Bd. 8. Nur der erste Band enthält Bossuets Arbeit; die folgenden Bände enthalten (von Karln dem Großen bis auf das Jahr 1532.) zuerst einen chronologischen Abriß der Weltgeschichte, und dann Abhandlungen über wichtige Punkte der Kirchengeschichte, mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit, gründlich und lehrreich, nur zu wortreich vorgetragen. Am schätzbarsten sind die Auszüge aus den Werken fast ganz vergessener und ungebührlich vernachlässigter Scholastiker. 3) *Abrégé* de l'histoire de France. Paris 1707. 12.; ib. 1747. 4. u. Vol. IV. 12. Dieser Abriß ist ebenfalls für den Dauphin geschrieben, endigt aber mit der Regirung Karls IX. im Jahr 1674.

bald den andern, suchte beide zurückzutreiben, und die Kirche wider diesen doppelten Feind mit seinem Schilde zu bedecken. Selbst in Werken der Beredsamkeit verließ ihn seine kriegerische Neigung nicht, und bisweilen vergaß er, daß er Redner war, um sich seiner Lust am theologischen Zweikampfe zu überlassen. Bei einer tiefen theologischen Gelehrsamkeit standen ihm die glänzendsten Gaben zu Gebote, um den Meinungen seiner Kirche das blendende Ansehen der Wahrheit zu geben. Dialektische Kunst, ein überschauender und durchdringender Blick und eine hinreißende Beredsamkeit setzten ihn in den Stand, die Lehren seiner Kirche so vorzutragen, daß sie sich von der Wahrheit schwer unterscheiden lassen. Mit seltener Einsicht und Gewandtheit wußte er die kleinsten Vortheile über seinen Gegner aufzufassen, und sein feuriger bildender Geist belebte sie so sehr, daß sie unter seinen Händen wichtig zu werden schienen. In seinen richtigen und unrichtigen Lehren war seine Beredsamkeit beinahe gleich erhaben; sie war mächtig und unüberwindlich, wenn sie die Wahrheit beschützte, und gefährlich, wenn sie den Irrthum vertheidigte. Sie wurde um so gefährlicher, je redlicher und aufrichtiger er mit den Menschen umzugehen schien. Überall hatte es das Ansehen, als ob er nur aus Menschenliebe und reinem Eifer, das Wohl Aller zu befördern, das Wort führe. Er würde zur Vertheidigung des Katholicismus gegen die Protestanten Wunder gethan haben, wenn die Argumente, womit er gegen sie focht, immer so bündig und beweisend wären, als sein Stil glänzend, und seine Geschicklichkeit, die Sache der päpstlichen Kirche immer aufs beste einzukleiden, auszeichnend ist. Vielen war es aber nicht möglich, durch so vielen und blendenden Glanz hindurch zu dringen, und die verborgenen Schwächen, den künstlich verhüllten Sophisten, den Redner, der Wortgepränge statt der Gründe gibt, den ehrgeizigen, herrschbegierigen Prälaten mitten unter dem Scheine ehrwürdiger Sitten und edler Absichten zu entdecken. Der gute Katholik, der sich in Glaubenssachen mit Verleugnung des menschlichen Verstandes dem allgemeinen Urtheile der Kirche unterwirft, die Schande und die Ruchlosigkeit der Ketzer bei den Protestanten findet, spricht sich in allen seinen Werken aus. Die protestantischen Kirchen ließ er gar nicht als eigentliche Kirchen gelten, denn das Ansehen der Tradition hielt er für durchaus nothwendig, um eine Kirche zu konstituiren, und ohne dasselbe konnte er sich gar keine Einheit, Festigkeit und Gleichförmigkeit als möglich denken. Nicht mit Unrecht hat man ihn daher einen Hoftheologen genant, der mit seltener Gewandtheit und mit dem geschmeidigsten Charakter sich nach den Umständen richtete. So verschonte er zum Beispiel die Jansenisten, so verschrien sie auch in seiner Kirche waren, weil er ihre vorzüglichern Schriftsteller schätzte, und ihnen manches von seiner Bildung zu danken hatte. Er schrieb für die kirchlichen Rechte seines Königs und der französischen Kirche wider den Papst; für diesen aber wider die sogenannten Ketzer. Scharfsinnige Gelehrte, die er eine Zeitlang gelobt und geschätzt hatte, griff er als Irrgläubige an, sobald sie mit einiger Freiheit den von ihm vorgeschriebenen Weg verließen. Seine polemische Gemüthsstimmung wuchs mit den Jahren; er betrachtete sich immer mehr als Zionswächter, der für die ganze katholische Kirche in dem Riß stehen zu müssen glaubte, und sich als wie von Gott dazu berufen betrachtete, um jede Abweichung von der reinen Lehre zu rügen, und jeden Neuerer, und die feinern als die gefährlichern zuerst, zu bekämpfen. Die Zahl seiner hieher gehörigen Schriften ist aber viel zu groß, als daß sie alle angeführt werden könnten, daher wir uns mit einer summarischen Anzeige der wichtigsten hier begnügen müssen.

Zuerst schrieb Bossuet gegen den reformirten Prediger Paul Ferri, der einen Katechismus herausgab, worin unter andern behauptet wurde: man habe zwar vor der Reformation in der katholischen Kirche selig werden können, dies sey aber seitdem nicht mehr der Fall. Bossuet bemerkte dagegen, daß die Reformation unnöthig gewesen sey, weil man, nach dem Geständnisse seines Gegners, vor derselben in der katholischen Kirche habe selig werden können, und suchte dann zu beweisen, daß dies bei der Reformation nicht möglich sey, weil sie eine Trennung von der wahren Kirche gestiftet habe. Zugleich warf er seinem Gegner vor, daß er den Katholiken Irrthümer aufbürde, die sie verabscheuen, z. B. als ob sie Christo bei der Erlösung Gehilfen an die Seite setzten, und den Papst allein für das Oberhaupt der Kirche hielten [4]). Viel Lorbeern waren bei dieser Controverse nicht zu ernten, da Ferri, der auf seinem Todbette selbst noch katholisch wurde, seine Konfession ziemlich ungeschickt vertheidigte. Um aber überhaupt den Protestanten zu zeigen, daß ihnen ein kurzer und leichter Rückweg zur katholischen Kirche eröffnet sey, wenn sie nur ihre wahre Beschaffenheit und ihren wahren Lehrbegriff nicht nach den Meinungen ihrer Lehrer, sondern nach der Wahrheit beurtheilen wollten, schrieb Bossuet eine Darstellung des katholischen Lehrbegriffs [5]), die eine außerordentliche Auf-

---

4) Réfutation du catechisme de *Paul Ferry*. Metz 1655. 4. Par. 1729. 12. 5) Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse, sehr oft und in sehr veränderter Gestalt, zuerst nur in geschriebenen Kopien, wo das Buch nur wenige Artikel begriff, dann als Mscpt. für Vertraute gedruckt, und darauf 1671 zu Paris in 12. beide Ausgaben äußerst selten, von der letztern höchstens noch 4 Exemplare. Um dem Buche desto mehr Ansehn und Beifall zu verschaffen, wurde ihm die Approbation des Erzbischofs von Rheims und 9 anderer Bischöfe vorgesetzt. Bossuet ließ es überdies von der Sorbonne censiren, allein diese behauptete, daß es in vielen Stellen der wahren Lehre der katholischen Kirche entgegen sey, und geändert werden müsse. Bossuet sorgte daher für die Unterdrückung der ersten Ausgabe, änderte die Stellen, welche die Sorbonne bemerkt hatte, und gab das Buch in dieser veränderten Gestalt Antwerp. 1680 heraus. Dieser Ausgabe sind viele Zeugnisse verschiedener Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe beigedruckt, nebst einem Breve Papst Innocenz XI., worin er dem Buche seinen Beifall ertheilt hat. Hierauf folgte eine große Anzahl neuer Auflagen, 1686 schon die 12te in Paris, und Uebersetzungen: Englisch, Par. 1672. u. 1675.; Irländisch, Rom 1675.; Ital. von Nazari, Rom 1678.; Holländ. Antw. 1678.; Teutsch, Strasburg 1680., und noch 1823 zu Luzern unter dem Titel: Darstellung der Lehre der kathol. Kirche 2c. gr. 8. Die neueste Originalausgabe besorgte der Abbé Lequeux mit Anmerkungen und der lateinischen Übersetzung des Abts Fleury, Par. 1761. 8. Lateinisch ex interpret. Cl. Fleurii. Ed. IV. Colon. 1787. 8. Die Arglist, mit welcher das Buch geschrieben ist, hat Wake in der Einleitung zu seiner Exposition of the doctrine of the church of England scharfsinnig und mit überzeugender Deutlichkeit gezeigt. Andere Widerlegungen sind von Nou-

merksamkeit erregte, und wirklich nicht wenige, zum Theil angesehene Proselyten machte. Man lernte aus diesem berühmten, durch die feinste und gefälligste Darstellung ausgezeichneten Buche, gleichsam eine ganz neue katholische Religion kennen, und mußte glauben, wenn der Verfasser sie richtig darstellte, daß nicht nur die Reformatoren in ihren Vorwürfen gegen diese Religion, sondern auch die Väter der tridentinischen Kirchenversamlung in ihren Lehrentscheidungen, als gänzlich verblendete Leute gesprochen und mit Schatten gekämpft hätten. Viele eifrige Katholiken waren daher mit dem Verfasser unzufrieden und schrieben gegen ihn, und seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten würde an einem, nicht in so ersprießlicher Absicht geschriebenen Buche, höheren Ortes nicht ungeahndet geblieben seyn.

Als Vertheidiger der königlichen Gewalt wider die römische Curie schrieb Bossuet auf der obenerwähnten Versamlung der katholischen Geistlichkeit 1682, die erst lange nach seinem Tode gedruckte Hauptschrift [6]), die aber damals nicht in Frankreich erscheinen durfte; auch hatte er vielen Antheil an den sechzehn Bekehrungsmethoden, welche die Geistlichkeit ebenfalls 1682 bekant machte [7]). Einen guten Gebrauch von diesen Bekehrungsmethoden [8]) machte Bossuet in dem Religionsgespräche mit Jean Claude [9]), dem gelehrtesten unter den französisch-reformirten Theologen. Man disputirte fünf Stunden lang, vorzüglich über die Lehre von der Kirche; Claude vertheidigte zwar seine Sache mit viel Gewandtheit und Scharfsinn, aber der Ausgang war der gewöhnliche, kein Theil überzeugte den andern, und jeder schrieb sich den Sieg zu. Bemerkenswerth ist der von Bossuet um diese Zeit herausgegebene Katechismus von Meaux [10]), worin er mehr als andere die Schulmeinungen von Dogmen unterscheidet, und der dem Catéchisme de l'empire français zur Grundlage diente. In der Absicht, die Protestanten zur Rückkehr in den Schoß der Kirche gleichsam zu nöthigen, wenigstens ihnen die Verwerflichkeit ihrer Lehre recht nahe zu legen, schrieb Bossuet seine berühmteste Controversschrift, seine Geschichte der Abweichungen der protestantischen Kirchen untereinander [11]); ein Werk, das von Seiten des Stils, der Darstellung und Anordnung unverkennbare Verdienste hat. Die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift gab dem Bischofe ein protestantischer Schriftsteller, de la Bastide, der ihm Veränderlichkeit in der Lehre vorgeworfen hatte. Dagegen suchte Bossuet aus der Unbeständigkeit der protestantischen Lehrer, und aus den häufigen Veränderungen, die ihre Kirche und ihre Lehren erlitten haben, die Falschheit der von Luthern gestifteten Kirche, hingegen aus der immerwährenden Beständigkeit der römischen Kirche ihre Wahrheit und ihren göttlichen Ursprung zu beweisen. Man konnte die Betriebsamkeit, Fehler, Blößen, Widersprüche, Lächerlichkeiten und Ungereimtheiten an den Reformatoren zu entdecken, und ihnen keine Schwäche zu verzeihen, nicht weiter treiben, als es Bossuet in diesem Werke that. Überall suchte er unedle Veranlassungen und Beförderungsmittel der Reformation in den verschiedenen Ländern auszuspähen, und was ihm an Wahrheit mangelte, ersetzte er durch eine schimmernde Beredsamkeit und Kunstgriffe, die sich aber in der Geschichte leichter aufdecken lassen, als unter den Spinngeweben theologischer Systeme. Luther besonders erschien ihm im nachtheiligsten Lichte, und daß er sich in seinem Glauben nicht gleich blieb, daß Melanchthon von ihm abweicht und oft so zweideutig lehrt und handelt, wird schon als Zeichen der Verwerflichkeit des Protestantismus betrachtet. Daß in den Lehrsätzen der katholischen Kirche gleichfalls solche Veränderungen und Widersprüche eingetreten seyen, leugnet Bossuet durchaus, gesteht dagegen, daß sein Buch eine Parteischrift sey; er könne aber nicht den Neutralen, den Gleichgiltigen spie-

---

gier, de la Bastide, Jurieu, Brueys, Basnage, Spanheim u. A. Man sehe viel Interessantes über dieses Buch und seine Literaturgesch. in der Haagischen Biblioth. des sciences T. XVIII. 20. Biblioth. critique par Mr. de Sanjore (R. Simon) T. IV. 299. *Walchii* Bibliotheca theol. sel. T. II. 323. Eine Darstellung des Inh. gibt Schröckh in der christl. Kircheng. seit der Reform. Bd. 7. S. 269—280. 6) Defensio declarationis celeberrimae quam de potestate ecclesiastica sanxit clerus gallicanus anno 1682, ex speciali jussu Ludovici Magni scripta et elaborata. Luxemb. (Genev.) 1730. Vol. II. 4. Moguntiaci 1788. Vol. II. 4. (unter dem Haupttitel: Collectio praestantiorum operum jus canon. illustrantium. Vol. XI et XII.) Franz. mit dem lat. Original zur Seite von G. E. Buffard (Paris) 1735. Vol. II. 4.; avec des notes (par l'abbé le Roy) Ib. 1745. Vol. III. 4.; 1774. Vol. II. 4. Die Sachwalter des römischen Stuhls haben vergebens noch in unsern Tagen die Echtheit des Buchs verdächtig machen, und dem Bischof von Meaux insbesondere die Autorschaft streitig machen wollen. S. die Abhandlung: De auctore libri, cui titulus: Defensio etc. im 2. Bde. der Jura s. sedis rom. in SS. literis fundata. Colon. Agripp. 1797. 4. 7) Mémoires concernant les différentes méthodes, dont on peut se servir très-utilement pour la conversion de ceux, qui font profession de la religion prétendue réformée. 1682. Vgl. Semlers Kirchengesch. 3. Bd. 574. 8) „Sie gingen, sagt Henke (Kirchengesch. 4. Bd. 130) alle darauf hinaus, daß man suchen sollte, die Protestanten mit Freundlichkeit zu gewinnen, mit scheinbaren Gründen sie irre zu machen, ihnen die Einheit der katholischen Kirche, die Vielheit der abgesonderten Parteien, und die größere Sicherheit des Wegs zur Seligkeit, den jene anweiset, vorzustellen, vornehmlich auch, nach Bossuets Weise, ihnen die nahe Übereinkunft ihrer mit der katholischen, durch das Mittel der Sonderung wesentlicher und unwesentlicher Dinge, einleuchtend zu machen." 9) Die Geschichte dieses Religionsgesprächs ist von Bossuet und Claude beschrieben worden. Die Schrift des erstern hat den Titel: Conférence avec *Mr. Claude* sur la matière de l'église. Par. 1682; 1687; 1727. 12. Claude schrieb dagegen: Reponse au livre de *Mr. de Meaux* intitulé conférence etc. Quévilly. 1683. 12. Vergl. Schröckh's Kirchengesch. 7. Bd. 356 f.

10) Catéchisme du diocèse de Meaux. Par. 1687. 12. öfter; teutsch: Katechismus für Kinder, von H. Braun. Münch. 1775. 8. Vgl. *Wiest* introd. in hist. literar. theol. Ingolst. 1794. 8. und Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 2 Th. 275. 11) Histoire des variations des églises protestantes. Par. 1688. Vol. II. 4; 1689. Vol. IV. 12. Die genaueste Ausgabe, seitdem sehr oft in Frankreich und Holland; dazu gehören sechs Avertissements aux protestants, 1689—91. als dritter Band der Quartausgabe, und Défense de l'hist. des var. contre la réponse de Mr. Basnage. Par. 1691. 12. Neueste Ausgabe des ganzen Werks (von den Abbés Lequeux und le Roi) Par. 1770. Vol. V. 12. Ital. Padua 1733. Vol. IV. 12. Lat. Viennae 1755. Vol. II. 8. Teutsch Passau 1769. 8. Von den verschiedenen Ausgaben und Gegenschr. s. *Walchii* Bibl. theol. T. II. 330. sq. Vgl. Nouvelles de la republique des lettres, a. 1688. Sept. 941. sq. Nov. 1251 sq. (von Bayle) und Schröckh a. a. O. 349 ff. — Merkwürdig sind die Aeußerungen der Biogr. univ. (T. V. p. 232.) über Bossuets Werk. Gibbon's Bekehrung zum katholischen Glauben soll durch dieses Buch bewirkt worden seyn.

len, oder verhehlen, was alle Welt wisse, und worauf er stolz sey, daß er der katholischen Kirche angehöre, und eben so gut als jeder Andere den Entscheidungen der Kirche sich unterwerfen müsse.

Von einer keineswegs rühmlichen Seite zeigte sich Bossuet in den quietistischen Streitigkeiten, zu welchen die Mystikerin Jeanne Marie Bouvieres de la Mothe Guyon Veranlassung gab, welche Seelenruhe, Vernichtung der Geisteskräfte, uneigennützige reine Liebe predigte, und einen Haufen von Quietisten um sich sammelte. Bossuet unternahm es, sie zu widerlegen, zerfiel aber darüber mit dem allgemein verehrten Erzbischof Fenelon von Cambray, der die Guyon und besonders ihren Satz: man müsse Gott ohne die mindeste Rücksicht auf Hoffnung einiger Belohnung lieben, vertheidigte. Beide wechselten eine Menge von Streitschriften, unter denen Bossuets Relation vom Quietismus und Fenelons Antwort die traurigsten Denkmäler einer Entzweiung zwischen zwei großen Männern sind. Jede dieser Schriften war in ihrer Art ein Meisterstück, aber der Streit selbst wurde aus einem dogmatischen mehr ein persönlicher über Thatsachen, Proceduren und vertrauliche Eröffnungen. Der Papst sollte endlich entscheiden, und Ludwig XIV., bei dem sich Bossuet entschuldigte, die Irrthümer seines Gegners nicht früher angezeigt zu haben, betrieb es auf eine unrühmliche Weise, daß die Entscheidung gegen Fenelon ausfalle. Innocenz XII. verdammte 1699 drei und zwanzig Sätze aus Fenelons Buche über das innere Leben (Explication des maximes des saints sur la vie intérieure) als irrig, ohne jedoch den Namen des Urhebers zu nennen. Aber den ehrenvollsten Sieg trug doch Fenelon davon. Er beschämte seinen Gegner durch edle Unterwerfung unter die römische Entscheidung, welche er seiner Gemeine von der Kanzel, und seiner Diöces durch einen Hirtenbrief bekannt machte. Man schätzte ihn seitdem desto mehr, und selbst Protestanten bewiesen ihm ihre Hochachtung [12].

Außer den bisher genannten, richtete Bossuet noch viele andere Bücher [13]) auf das Ziel der Zurückbringung der Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche, und mit dem am hannöverischen Hofe vielgeltenden Abt von Loccum Gerh. Walter Molanus unterhandelte er wegen einer Vereinigung der Protestanten und Katholiken. Der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig war schon katholisch geworden, und der erste Kurfürst von Hannover, Ernst August, wünschte wenigstens eine Vereinigung der beiden Konfessionen, ob er sich gleich wegen der, damals zwar noch entfernten, Aussicht auf den englischen Thron nicht entschließen konnte, dem Beispiele Johann Friedrichs zu folgen. Der damalige Bischof von Wienerisch-Neustadt, Christoph Rojas de Spinola, und der Abt Molanus unterhandelten in diesem Sinne 7 Monate lang, und das Resultat ihrer Konferenzen war die Schrift: Regulae circa christianorum omnium ecclesiasticam reunionem, deren Verfasser Molanus gewesen zu seyn scheint [14]). Der katholische Bischof zog nun Bossuet über diese Angelegenheit zu Rathe, und dieser ließ sich mit Einwilligung seines Königs in dieselbe ein. Vermittlerin des Briefwechsels war die Äbtissin von Maubuisson, eine Schwester der Herzogin Sophie von Hannover. Mit schlauer Kunst wußte Bossuet nicht nur den schwachen Molanus zu weiterem Nachgeben zu führen, als ein protestantischer Geistlicher sich führen lassen durfte, sondern sogar der berühmte Leibnitz, der sich in die Sache mischte, ward zu einer weitgehenden Neigung für die katholische Lehre geleitet [15]). Bald aber entblößte er mit vieler Freimüthigkeit in seinen Aufsätzen über diese Verhandlung die sophistischen Rednerkünste, mit welchen Bossuet die fromme Einfalt zu fangen wußte, und gab im Laufe des Briefwechsels immer weniger nach, daher Bossuet demselben ein Ende machte, wol einsehend, daß er seine Absicht doch nicht erreichen würde. Mit Feuereifer erhob er sich aber gegen des gelehrten Richard Simons Übersetzung des neuen Testaments, nachdem er schon vorher gegen dessen Histoire critique de l'ancien testament das Verdammungsurtheil ausgesprochen hatte.

---

12) Über diesen Streit werden die Artikel Fenelon, Guyon und Quietismus nachzusehen seyn. Die vielen darüber gewechselten Streitschriften sind angeführt in d'*Argentré* Collectio judiciorum de novis erroribus T. III. P. II. 402 sq. und in *Walchii* Bibl. theol. Vol. II. 1012 sqq. Ausführlich und ziemlich unparteiisch erzählt die Geschichte dieses Streits der Benediktiner Toussaints du Plessis in seiner Histoire de l'église de Meaux. Livr. V. Tom. I. 485 — u. 523. am besten Bausset in seiner gehaltvollen Histoire de Fenelon. Par. 1808; ed. II. 1809. Vol. III. 8. teutsch von Mich. Feder. Würzb. 1811. 3 Th. 8. Vgl. die Hall. allg. Litztg. 1812. Dec. No. 301. „Fenelon, sagt der Recensent, übertrieb zwar das Wahre in seiner Lehrmeinung; er verlor sich in Spitzfindigkeiten; er ging über die Linie hinaus, innerhalb welcher ein gesetzter Theologe sich hält; aber wer möchte nicht lieber so mit Fenelon irren, als so mit Bossuet Recht haben?" Der letztere vergaß sich in unedelmüthigem Benehmen so sehr, daß er, um nur seinen Gegner zu erdrücken, unter dem Titel: Relation du Quiétisme, Auszüge aus einer Denkschrift von Fenelon an die Maintenon, in welcher er wie in zutraulichen Mittheilungen unter Freunden offener als in Schriften für das Publikum sprach, und Bruchstücke aus Handschriften der Guyon, die sie noch bei ganz reinen Verhältnissen dem Bischofe anvertraut hatte, drucken ließ, und diesen Aufsätzen noch einen spöttischen Vorbericht gab, in welchem er unter andern mit Rücksicht auf diejenigen, welche urtheilten, daß bei Bossuet etwas Neid gegen Fenelon mitwirke, höhnisch fragte: „was denn wol an des Erzbischofs neuester Schrift zu beneiden sey?" Vgl. Henke Kirchengesch. 4. Th. 189 — 193. Schröckh a. a. O. 465 — 471. Stäudlin a. a. O. 1. Th. 486 — 500. Auch Weismann (Hist. eccles. sec. XVII. 550 sq.) hat Fenelons Unschuld klar erwiesen.

13) Traité de la communion sous les deux espèces. Par. 1682. 12. Engl. 1683. 12. Teutsch v. Fr. Siegel. Bamb. 1780. 8. Explication de quelques difficultés sur les prières de la Messe. Par. 1689 und 1731. 12. Sur l'adoration de la croix. Ib. 1692 u. 1726. 12.

14) Abgedruckt in den Oeuvres posth. de Messire Bossuet. Amst. (Par.) 1753. 4. T. I. 3. Vgl. ebendas. *Molani* cogitationes privatae de methodo reunionis ecclesiae Protestantium cum ecclesia rom. cathol. p. 37 und andere Aufsätze des Molanus u. Gegenschriften Bossuets. S. auch Schlegel's Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 1. Bd. 909 ff. und Baumgartens Nachrichten v. merkw. Büchern 6. Bd. 453, 7. Bd. 144. Schröckh a. a. O. 103. Henke a. a. O. 550.

15) Man sehe Leibnitzens Darstellung der christl. Lehre, welche ganz katholisch, wenn auch eben gemäßigt ist, von welcher „man aber durchaus nicht wissen dürfe, daß der Verfasser nicht zur römischen Kirche gehöre;" erschien aus der, zu Hannover verwahrten Handschrift (auf welcher man L. systema theol. beigeschrieben hatte) durch Emmery. Par. 1819 und darauf: Leibnitzens System der Theologie, Lat. und ins Teutsche übers. v. A. Räß und Nik. Weis, mit einer ausführlichen, Leibnitzen und seine Verhältnisse schildernden Vorr. v. L. Doller. Mainz. 1820. 8. Vgl. Waters Gesch. d. christl. Kirche. Braunschw. 1823. 8. S. 369.

Im Grunde aber wußte er diesem um biblische Kritik und Kirchengeschichte hochverdienten Gelehrten nicht viel mehr entgegen zu setzen, als den Stolz eines Oberpriesters, Luftstreiche, Beweisgründe, die erst des Beweises bedurften, Beschuldigungen des Pelagianismus, des Socinianismus und der Empörung wider den katholischen Glauben [16]). Auch mit Hugo Grotius hatte Bossuet eine theologische Fehde, und selbst einen schon gestorbenen Kardinal, Spondrata, Abt von St. Gallen, gab er bei dem Papste wegen einer nach seinem Tode erschienenen Schrift an, weil er den Knoten der Prädestination zu lösen versuchte, was ihm zur Vermessenheit gedeutet ward. Die Wachsamkeit des Bischofs ging aber dem Papste und den Kardinälen gar zu weit, und fand wenig Gehör.

Alle diese, und viele andere Schriften Bossuets: biblische Erklärungen, moralische und dogmatische Abhandlungen, Pastoralschriften, Instruktionen, ascetische Bücher, Briefe u. dgl. sind mehrmals gesammelt, und zum Theil erst lange nach seinem Tode gedruckt worden. Eine gute, aber bei weitem nicht vollständige Ausgabe ist; Oeuvres de Bossuet. Par. 1743 — 1753. Vol. XX. 4. Die 3 letzten Bände enthalten die Oeuvres posthumes, und erschienen 1753; besorgt wurde diese Ausgabe von dem Abbé Perau und dem Exoratorier Ch. Fr. le Roi; nachgedruckt Liége, 1766. Vol. XXII. 8. Der Benediktiner Dom Deforis unternahm 1772 die Herausgabe einer neuen, vollständigen Ausgabe der Oeuvr. de Boss., die aus 36 Quartbänden bestehen sollte, von der aber (1772 — 1788) nur 19 erschienen, als der Ausbruch der Revolution die weitere Herausgabe hemmte. Diese 19 Bände enthalten vieles, was vorher ungedruckt war, und können in dieser Hinsicht mit der Ausgabe von Perau und le Roi verbunden werden. Die neueste vollständige Ausgabe ist: Oeuvres avec l'hist. de Bossuet par Mr. de Bausset. Versailles 1819. Vol. XXXXVI. 8. auf ord. und Velinpapier. Endlich sind noch zu bemerken: Oeuvres choisies (par de Sauvigny) Nimes 1785 — 1790. Vol. X. 8. Pensées de B., ou choix de ce qu'il y a de plus édifiant, de plus éloquent, de plus sublime dans les écrits de cet orateur sur la religion et la morale. Bouillon. 1778. 12. Opuscules de B. Par. 1751. Vol. V. 12. l'Esprist de B. Bouill. 1771. 12. u. m. a. [17]). *(Baur.)*

BOSSUET (Jacques Bénigne), Bischof von Troyes, ein Neffe des Vorigen. Als Licentiat der Theologie hielt er sich mit seinem Lehrer, dem Abbé Phélipeaux, in Rom auf, und war daselbst der eifrigste und leidenschaftlichste Agent seines Onkels in dem unrühmlichen Bemühen, von dem römischen Hofe ein Verdammungsurtheil über Fenelons Explication des maximes des Saints zu erlangen *). Nach der Rückkehr in sein Vaterland erhielt er die Abtei St. Lucien von Beauvais, und 1716 das Bisthum Troyes, welches er 1742 niederlegte, und den 12. Juli 1743 zu Paris in seinem 82. Lebensjahre starb. Er hat viele Werke aus dem Nachlasse seines Oheims zum Druck befördert, und selbst mehreres geschrieben, die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit betreffend, das hier übergangen werden kann **). *(Baur.)*

BOSSUT, Dorf im Bezirk Mons der niederländischen Provinz Hennegau, nur 1¼ Meile von der Provinzialhauptstadt. Hier wurden am 4. Nov. 1792 die Östreicher von den Franzosen besiegt. *(Hassel.)*

BOSSUT (Charles), Mitglied des Nationalinstituts zu Paris, studirte die theologischen Wissenschaften und nahm den Titel eines Abbé an. Bald machte er sich als Mathematiker rühmlich bekant, und wurde königl. Professor der Mathematik zu Mezieres und Examinator der Zöglinge des Militärcorps, wie auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, des Instituts zu Bologna, der königl. Gesellschaft zu Lyon, und der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Die Revolution zerstörte die Institute, denen er seine Talente widmete, und versetzte ihn in eine traurige Lage. Als Ruhe und Ordnung wiederkehrten, wurde er Professor der Centralschulen, und Mitglied der ersten Klasse des Nationalinstituts in der Abtheilung der Geometrie. Zuletzt erhielt er den Orden der Ehrenlegion, und fuhr fort nützlich zu seyn, bis ihn der Tod im Januar 1814 abrief. Unter den französischen Mathematikern seiner Zeit war er einer

---

16) Oeuvr. posth. de Bossuet. T. II. p. 1. Simon's Vertheidigung in der Biblioth. critique T. IV. lettre XXXV — LII. p. 303 — 554. Semler's Kirchengesch. 2. Bd. 561. Schröckh a. a. O. 179. 17) Oraison fun. de Boss. par le père de la Rue. Par. 1704. 4.; 1728. 12. Eloge im Journal des Savans a. 1704. p. 816. und in den Mém. de Trevoux. a. 1704. p. 1067. Discours prononcé dans l'acad. franç. le 2. aout 1704. par l'abbé de Polignac und Discours pron. le même jour par l'abbé de Loisy in den Recueils de l'acad. Eloge par d'Alembert in der Hist. des membres de l'acad. fr. T. I. 133. T. II. 221. teutsch Lobreden von d'Alemb. Tübing. 1783. S. 132 — 172. *Toussaint du Plessis* hist. de l'église de Meaux. T. I. 469. Vie de B. par Burigny. Bruxell. (Par.) 1761. 12. Mém. de Niceron T. II. 248. T. X. 92., teutsch im 3. Th. 199. *Du Pin* Biblioth. des aut. ecclesiast. T. XVIII. 158 — 176. *Papillon* Bibl. des aut. de Bourgogne. T. I. 62 — 72. *Clement* bibl. cur. T. V. 129. Schröckh's Lebensbeschr. ber. Gel. 2. Th. 316 — 328. *A. Maffei* l'immagine del vescovo, rappresentata nelle virtù di monsig. Boss. Rom. 1705. fol. Eloge hist. de Boss. par Talbert. Par. et Dijon. 1772. 8. Eloge de Boss. par Hérisson. Par. 1811. 8. (beide sind Preisschriften). Notice hist. sur les ayeux de Boss. par Girault. Auxonne. 1803. 8. Die angeführten Werke von Baumgarten, Semler, Stäudlin, Henke, Schröckh, Bouterweck's Gesch. der Poesie und Beredsf. 6. Bd. 263, Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 699., die Biogr. univ. T. V. 225 — 246. (von Barante dem Sohn, mit viel liter. Genauigkeit, aber nicht unparteiisch); vor allen bisher genannten aber Histoire de Boss. par X. L. F. de Bausset. Versailles 1814 Vol. IV. 8., vergl. Hall. allg. Ltg. 1815. No. 110 — 112., wiewol auch Bausset mehr Lobredner als unparteiischer Biograph ist. Die oft wiederholte Erzählung, daß Bossuet noch als Kanonikus zu Metz mit dem Fräulein des Vieur de Mauléon viele Jahre in heimlicher Ehe gelebt und zwei Töchter erzeugt habe, erklärt Bausset für ein unsinniges Mährchen. Die entgegengesetzte Behauptung findet man in den Mémoires anecdotes de la cour et du clergé de France par J. H. Denis, ci-devant Secrétaire de Mr. l'évêque de Meaux. (Londres 1712.) p. 108. (Jordan) Hist. d'un voyage fait en 1733. p. 202. *d'Argens* hist. de l'esprit. hum. T. I. 129. Schröckh's Lebensb. 2. Th. 319.

*) Sein Briefwechsel über diesen Gegenstand, mit seinem Onkel, macht den 13 — 15. Band der Oeuv. des letztern in der Quartausgabe aus. **) Es ist angezeigt in dem Dictionn. des livres jansénistes; vgl. Biograph. univ. T. V. p. 246 und 47.

der berühmtesten, und auch vom Auslande hochgeachtetsten. Er bearbeitete in Schriften und Abhandlungen alle Theile der Mathematik, und erwarb sich besonders ausgezeichnete Verdienste um die Experimental-Hydrodynamik. Ausgerüstet mit allen Talenten eines Denkers, Geometers, Physikers und Beobachters, und von Gelehrten und Großen durch einen besondern Fonds unterstützt, unternahm er es, mit einem beträchtlichen Aufwande alle zur Prüfung der Theorie erfoderlichen Versuche und Beobachtungen anzustellen, den Gesetzen der Natur nachzuspüren, nicht ihr welche vorzuschreiben, nicht hypothetische, sondern wirkliche Hydrodynamik zu lehren, und hiedurch dieser Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst zu leisten. Außer vielen Abhandlungen in den Schriften der Akademien, deren Mitglied er war, hat man von ihm: **Traité élémentaire de mécanique et de dynamique. Charleville 1763. 8. Recherches sur la construction la plus avantageuse des digues; ouvr. couronné** (mit einer Abhandlung von Vialet) **par l'acad. de Toulouse 1762. Par. 1764. 4.; n. ed. 1786. 4.** Teutsch: über die beste Konstruktion der Deiche, von C. Kröncke. Frankf. a. M. 1798. 4. mit 7 Kupf. **Cours de mathématiques 1771.**; öfter, neueste Ausgabe **Par. 1800 — 1808. Vol. III. 8. Traité élément. d'Hydrodynamique 1771. Vol. II. 8.** öfter, umgearbeitet: **Traité théoret. et expérimental d'Hydrodyn. Par. an 4. (1796), 8. Vol. II.** mit Kpf. Italiänisch von J. Gratognini. Pavia, 1786. 8. teutsch, mit Anm. und Zus. von K. Ch. Langsdorf. Frkft. a. M. 1792. 2 Bde. 8. mit Kpf. **Nouvelles experiences sur la resistance des fluides par MM. d'Alembert, le Marquis de Condorcet et l'Abbé Bossut** (von letzterem verfaßt). **1777. 8. Traités de calcul différentiel et de calcul intégral. Par. an. 6 (1798). Vol. II. 8.** mit Kpf. **Essai sur l'histoire générale des mathématiques. 1802.**; ed. II. Par. 1810. Vol. II. 8. Englisch, London 1803. 8. Ital. von Mozzoni, mit Anmerk. von Fontana. Mailand 1803. 3 Th. 8. Teutsch mit Anm. und Zus. von N. Th. Reimer. Hamb. 1804. 2 Th. 8. Es ist keine vollständige Geschichte der Mathematik, wie die des Montucla, sondern die Absicht des Verfassers ging dahin, in jedem Theile der Mathematik die Gründe anzugeben, und die vornehmsten aus diesen fließenden Folgerungen durch alle Epochen des Weltalters historisch zu betrachten. Die teutsche Bearbeitung hat große Vorzüge vor dem Original, von dem die neue allgem. d. Bibl. Bd. 103. S. 338 — 358. einen Auszug liefert. Am ausführlichsten handelt Bossut von Pascal, dessen **Oeuvres compl.** er 1779 in 5 Bden. 8. herausgab, und dem er 1781 einen **Discours sur la vie et les ouvr. de Pascal. la Haye** (Paris) folgen ließ, wieder abgedruckt bei den (von Renouard herausgegebenen) **Pensées de Pascal. 1804. Vol. II. 18.** *). *(Baur.)*

Bostagh, s. Bergi.

BOSTAN, BOSTANDSCHI, BOSTANDSCHI BASCHI. Bostan ist der türkische und serbische Name der Melonen, so wie des Melonen-Gartens selbst; Bostandschi sind hienach eigentlich Melonen-Gärtner. Die Bostandschi aber, die sich im Serai des Großherrn befinden, sind nicht sowol Gärtner, als Garten- und Ruderknechte des Sultans, dessen Barke sie bedienen. Ihr Aufseher ist der Bostandschi-Baschi, der das Steuerruder dieser Barke führt. Ihre ehemals bis an 3000 Mann gesteigerte Zahl beträgt jetzt noch an 600. Dieser Baschi hat nicht nur den Garten des Serai, sondern auch alle am Kanal gelegene kaiserl. Paläste und Belustigungsörter unter seiner Aufsicht. Unrichtig führt man die Bostandschi als ein militärisches Corps auf, wiewol sie den Sultan, mit Zurücklassung der nöthigen Mannschaft zur Bewachung des Serai und der Gärten, ins Feld begleiten. Außer diesen Bostandschi in Konstantinopel gibt es davon eine Abtheilung zu Adrianopel unter einem besondern Bostandschi. In Konstantinopel selbst sind deren dreißig — die Chassekis, Innersten, — die Vollstrecker der Blutbefehle des Sultans, den sie immer bei öffentlichen Aufzügen begleiten. Ihr Sold ist dem der Janitscharen gleich, ihre Uniform genauer bestimt als bei andern Hofbedienten und Milizen; sie tragen alle rothe Oberkleider, und rothe cylindrische, senkrecht in die Höhe steigende, und dann auf die Schultern fallende Mützen, unterscheiden sich aber durch ihre Gürtel in 9 Klassen nach Alter und Dienststufen *). *(H.)*

BOSTON, 1) ein Borough in dem Distrikt Holland der brit. Grafsch. Lincoln des Königreichs England. Er liegt unter 53° 10′ Br. und 17° 59′ L. am Witham, der sich 1 Meile von der Stadt in den Wash mündet, ist gut gebauet, gepflastert und erleuchtet, hat 1 ansehnliche Kirche mit einem 286 Fuß hohen Thurme, der den Seefahrern weithin zum Merkmale dient, 5 Bethäuser der Dissenters, 5 Freischulen, worin in einer nach Lancasters, in einer andern nach Bells Methode unterrichtet wird, 1 gutgebautes Theater, 2 öffentliche Lesesäle, 1 Hospital, 1252 meistens steinerne Häuser und 1810. 8113 Einw. Handel und Schiffahrt sind die Hauptnahrungszweige; die Mündung des Witham bildet einen sichern und bequemen Hafen, dessen Eingang nur durch die Boston und Lyandeeps gefährlich gemacht wird. Der Ort verkehrt hauptsächlich mit der Ostsee, woher Hanf, Theer und Holz geholt wird. Es werden 4 Jahrmärkte gehalten; die beiden Wochenmärkte sind überflüssig mit allen Arten von Viktualien versehen. Die Fischerei ist von großem Umfange; besonders werden viele Garneelen gefangen, und blos die Ausfuhr von Garneelen nach London hat wol in einem Jahre 10,000 Gulden betragen. Boston, das 2 Deputirte in das Parlament sendet, galt schon im Mittelalter für einen erheblichen Handelsplatz; die Hanse besaß hier 1 Faktorei, und der Ort stand in direkten Handelsverbindungen mit Antwerpen, Brügge, Ypern und Calais; es war reich an Klöstern und frommen Stiftungen, die bei der Reformation sämtlich eingingen, und wovon blos die große dem Märtyrer Botolph geweihete Kirche, sonst eine Klosterkirche, der Überrest ist. Seit 1804 trägt der Witham eine eiserne Brücke. *(Hassel.)*

2) B. die Hauptstadt des nordamerik. Stats Massachusetts. Sie liegt unter 42° 23′ 28″ Br. und 306°

*) Ersch's gel. Frankr. Ebert's bibliogr. Lex.

*) Vgl. v. Hammer: d. osman. Reichs Statsverf. u. Statsverwalt. 2r Th.

30′ L. in der Tiefe des Bostonhafen, der einen Theil der Massachusettsbai bildet, und unter mehren sie beherrschenden Hügeln, Bunkershill, Breedshill, Beaconhill und Dorchesterhill, auf einer Halbinsel, und bildet die Figur eines Dreiecks, dessen breite Seite dem Lande zugekehrt ist. Boston ist eine der ältesten Städte in der Union, und ist daher lange nicht so regelmäßig gebauet, wie diejenigen, die spätern Zeiten ihren Ursprung verdanken; ihre 97 Straßen sind meistens enge und krumm, von 36 Gäßchen oder Tweeten, 26 Gängen und 18 Höfen durchschnitten und verbunden; unter denselben zeichnet sich vorzüglich die 800 Fuß lange, 60 breite State-Street aus; der öffentlichen Plätze sind wenige, und darunter blos der Mall von größerm Umfange. Ein großer Theil der Stadt liegt niedrig, doch erhebt sich gegen die Mitte der Boden, und auf dieser Höhe hat man auch die vornehmsten Gebäude errichtet; das Ganze zerfällt in 3 Theile: Norderende, Süderende und Westboston, die unter 12 Quartiere vertheilt sind. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Statenhaus, 173 Fuß lang, das eine Kuppel trägt, die 50 Fuß in Durchmesser hat, das Rathhaus, 3 Markthäuser, das Gefängniß, das allgemeine Gesellschaftshaus, die Konzerthalle, und das seit 1817 aufgeführte Centralmagazin, ein schönes 4 Stockwerke hohes Gebäude, das 54 Warenlager faßt und über welchem eine geschmackvolle Sternwarte erbauet ist; der Kirchen sind 28, worunter 11 für die Kongregationalisten, 4 für die Episkopalen, 4 für die Baptisten, 2 für die Methodisten, 3 für die Universalisten, 1 für die Katholiken, 1 für die Quäker, die Neujerusalemskirche und die Matrosenkapelle, einige darunter sind geschmackvoll, die meisten Kirchen mit Thürmen geziert; an wohlthätigen Anstalten findet man ein allgemeines Hospital seit 1818, 1 Waisenhaus und 1 Armenhaus. Die Zahl der Häuser, die größtentheils aus Backsteinen erbauet sind, belief sich 1820 auf 4082, die der Einw. auf 43,298, 1810 erst auf 33,250, worunter 1683 Gewerbetreibende, 104 Schiffskapitäne, 98 Schiffseigenthümer, 4 Lootsen, 11 Lichterschiffer und 667 Kauf- und Handelsleute waren, 1800 auf 24,937 und 1790 auf 18,038. Boston ist der Sitz des Gouverneurs, der Gesetzgebung, und aller Centralbehörden des Stats und der Grafschaft; es besitzt 2 Akademien, 7 Frei- und eine Menge anderer Schulen, 1 Stadtbibliothek mit 6000 bis 7000 Bänden, 1 Athenäum mit einer Büchersamlung von 18,000 Bänden, verschiedene gelehrte Gesellschaften, als die amerik. Ges. der Künste und Wissenschaften seit 1780 mit einer Büchersamlung von 2500 Bänden, die Massachusetts medizinische Gesch., die Ackerbauges., die Ges. zur Beförderung der Geschichtskunde seit 1791 mit einer Bibliothek von 3000 Bdn, und die Linnéische Ges., verschiedene religiöse Vereine, wie die Propaganda und die Bibelges., und noch mehre menschenfreundliche Vereine, worunter die Massachusetts Mildthätigkeitsges., die Mildthätigkeitsg. der Bostoner bischöfl. Kirche, die Mildthätigkeitsges. der Kongregationalisten, und der Scoten und Iren, die Ges. für die verunglückten oder verarmten Seeleute, die Feuersocietät, die Handwerkersocietät, die Societät zur Unterstützung armer hilfsbedürftiger Einwanderer, die Bostoner Societät zur Unterstützung armer Kranken und anderer. Die Manufakturen beschäftigen sich vorzüglich mit der Verarbeitung von Eisen, Leder, Papier und Glas, und in diesen Zweigen des Kunstfleißes hat man es auch zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht; es gibt 10 Brennereien, 2 Brauereien, 8 Zuckersiedereien, einige Seilerbahnen, man verfertigt Hüte, Segeltuch, Karten, Seife, Talglichter (auch von Spermaceti) und Asche, und betreibt einen beträchtlichen Schiffbau. Doch ist es nicht der Kunstfleis, der den Wohlstand von Boston gegründet hat, sondern vielmehr der Handel, für welchen die Stadt ungemein bequem liegt, wie sie denn von jeher einen bedeutenden Antheil an dem auswärtigen Verkehr der Union genommen hat; ihr Hafen ist einer der besten von Nordamerika, hat hinlängliche Tiefe für die größten Schiffe, kann über 500 derselben fassen und ist zu allen Zeiten des Jahrs zugänglich, doch sein Eingang so schmal, daß nur 2 Schiffe auf einmal einlaufen können. Seine Vertheidigung übernehmen die Forts Independence und Warren. Zu demselben gehörten 1815 nicht weniger als 143,400 Tonnen. An demselben sieht man mehre Kaien, worunter der lange Werft 1743 Fuß weit in die Bucht ausläuft. 1795 klarirten ohne 1200 Küstenfahrer 725, 1798. 538, 1810. 1024 Seeschiffe ein, 1795. 607, 1797. 412 und 1810. 921 Schiffe aus. Von Handelsanstalten bestehen 1 Handelskollegium, 5 Banken, verschiedene Assekuranzgesellschaften und mehre Schauanstalten für einheimische Produkte, als Potasche, Tabak, Leinen, Kalk und Nägel, auch sind hier 1 Hauptpostamt und 1 Zollamt; eine Schnellpost führt nach Newyork. Es werden Wochen- und Jahrmärkte gehalten; jene sind recht gut versorgt, indeß ist Boston nichts weniger, als ein wohlfeiler Ort und selbst theurer, als in Altengland; durch den Middlesexkanal hat es eine Verbindung mit dem Merrimak und den zu diesem Strome gehörigen Landschaften, die 1503 Fuß lange, 42 breite und auf 75 Ständern ruhende Charlesbrücke verbindet die Stadt mit Charlestown, die 3433 Fuß lange, und auf 180 Pfeilern ruhende Westbostonbrücke mit Cambridgehaven, durch Cragiesbrücke mit Cambridge selbst und seit 1818 ist auch über die Westseite der Bai eine neue Brücke und Damm vorgerichtet. Zu Boston findet man 13 Buchhandlungen und 26 Druckereien, worin 18 Zeitungen und Tageblätter erscheinen. — Boston ist die älteste Ortschaft in Massachusetts und seit 1630 auf der Halbinsel Shawmut angelegt; sie hat viel durch Feuersbrünste gelitten; 1773 brach hier die Revolution aus, 1798 zeigte sich zuerst das gelbe Fieber. In ihren Mauern wurde der große Franklin geboren, dem auf einem nach ihm benannten Platze ein prächtiges Denkmal errichtet ist. Zu Boston gehören 15 kleine Eilande, die im Hafen von Boston belegen sind, und worunter wir nur Kasteel Gevernor, worauf die beiden Forts Warren und Independence belegen sind, und Lighthouse, worauf der Leuchtthurm von Boston steht, bemerken (*Shaw* description of Boston. Boston 1817. 12. und the Americ. Gazetteer). (*Hassel.*)

Bostra, s. Bozra.

BOSTRICHTHYS. Eine Fischgattung, welche Lacépède unter dem Namen Bostrichus aufgestellt hat, welcher Name aber von Duméril mit Recht in den

obigen verwandelt wurde, weil schon früher eine Insektengattung mit letzterm Namen belegt war. Man kent sie nur aus chinesischen Zeichnungen, welche das pariser Museum besitzt. Lacépède stellte sie unter die Knochenfische mit vollständigen Kiemen, welche das zweite Flossenpaar unter den Brustflossen haben, und bestimmte ihren Charakter so: ein verlängerter, aalartiger Körper; zwei Rückenflossen, von denen die zweite von der Schwanzflosse getrent ist; zwei Bartfäden an der obern Kinnlade; die Augen ziemlich groß. — Er hat zwei Arten: 1) B. *sinensis.* Braun, mit lanzetförmigem Schwanze. 2) B. *maculatus.* Kleine grüne Flecke über den ganzen Körper.

Von dieser trent Duméril eine andere Gattung **Bostrychoides** oder vielmehr **Bostrichthoides**, die er ebenfalls nur aus jenen chinesischen Zeichnungen kent, weil sich hier nur eine Rückenflosse, die mit der Schwanzflosse nicht vereinigt ist, vorfindet. Die einzige Art: 1) B. *oculatus*, hat eine lange, dicke Afterflosse, eine eben solche Rückenflosse, und einen grünen Fleck, umringt von einem rothen Kreise, an beiden Seiten des Schwanzes. (*Lichtenstein.*)

BOSTRICHUS (Borkenkäfer, Buchdruckerkäfer, Rindenkäfer, Holzwurm, Fichtenkrebs). Diese Käfergattung, deren Arten vorzüglich im Schwarzholze leben, ist durch die ungeheuern Verwüstungen, die sie bisweilen darin angerichtet, allgemein bekant, und hat eine Menge Aufsätze und Schriften veranlaßt *). Aus den bisherigen Beobachtungen über die Naturgeschichte der Borkenkäfer ergibt sich, daß die Larven derselben unter der Rinde der Nadelholzbäume leben, dort in schlangenförmigen Röhren sich weiter fressen und verpuppen. Der Käfer bohrt sich nach der Verwandlung heraus, und wird dann in den Nadelholzwäldern theils herumfliegend, theils an den Stämmen sitzend angetroffen. Die von ihm angefallenen Bäume trocknen aus, und ganze Waldstrecken gehen auf diese Weise zu Grunde. Doch scheint, nach Raschkens und anderer Beobachtungen, diese sogenannte Wurmtrockniß mehr eine besondere Krankheit der Bäume, als eine Folge der Verwüstungen des Käfers zu seyn, indem derselbe nur kranke aber keine gesunden Stämme angeht, und da, wo eine solche Krankheit eintritt, Gelegenheit zu ungewöhnlicher Vermehrung findet.

Die systematischen Kennzeichen der von Fabricius errichteten Gattung Bostrichus sind: viergliedrige Tarsen, kurze neun oder zehngliedrige, in einen Knopf endigende Fühler, und ein walziger, kleiner Körper. Linné rechnete sie unter Dermestes, Degeer unter Ips, Latreille trug den Namen Bostrichus auf Apate über (s. Apate) und begreift die eigentlichen Borkenkäfer jetzt unter Scolytus, und Fabricius hat in seinen neuern Schriften, die Gattung noch verschieden gespalten, und mehre besondere Gattungen daraus errichtet. Man kann die Borkenkäfer auf nachstehende Weise abtheilen:

A. der Fühlerknopf scheibenförmig, die Deckschilde hinten senkrecht abgeplattet oder ausgehöhlt und mit stachlichen Zähnen besetzt. (*Tomicus* Latr. *Bostrichus* Fabr. Syst. Eleut.). 1) *B. typographus:* pechbraun, gelblich behaart, die Deckschilde tief punktirt gestreift, an der Spitze rundlich ausgehöhlt, der Rand der Höhlung an jedem Deckschilde mit sechs Zähnen besetzt. Vorzüglich an Kiefern. Bechstein beschreibt ihn als Bostr. pinastri. 2) *B. octodentatus:* pechbraun, gelblich behaart, die Deckschilde punktirt gestreift, an der Spitze rundlich ausgehöhlt, der Rand oder Höhlung an jedem Deckschilde mit vier Zähnen besetzt. Nur halb so groß, als der Vorige. Vorzüglich an Tannen. — B. Fühlerknopf scheibenförmig, die Deckschilde hinten gewölbt. (*Hylesinus* Fabr. Latr.). 3) *B. ater:* langgestreckt, walzenförmig, schwarz, unbehaart, die Fühler rostroth, Rüssel und Stirn mit einem Längskiele versehen. An Kiefern und Tannen. — C. Fühlerknopf eiförmig, geringelt, die Deckschilde hinten gewölbt. (*Hylesinus* Fabr. *Hylurgus* Latr.). 4) *B. piniperda:* pechbraun, kurz behaart, Fühler und Tarsen rostroth, die Deckschilde fein punktirt gestreift, die Zwischenräume runzlich punktirt, das Halsschild fein gepunktet. Ändert mit licht braunen Deckschilden ab, bisweilen durchaus rothgelb. Zumal an Pinus sylvestris. — D. Fühlerknopf langgestreckt, zusammengedrückt, einfach; Deckschilde hinten senkrecht abgeplattet und gezahnt, der Körper sehr langgestreckt. (*Platypus* Herbst. Latr.). 5) *B. cylindricus:* pechbraun, gelblich behaart, Fühler und Beine rothbraun, Deckschilde punktirt, gerieft, hinten am abgestutzten Rande gezähnelt. An Eichen. — E. Fühlerknopf lang, sehr zusammengedrückt, einfach. Deckschilde hinten abgeschnitten und flach aufliegend. (*Scolytus* Latr. Oliv. *Eccoptogaster* Herbst). 6) *B. Scolytus:* schwarz, glänzend, Fühler und Tarsen rostroth, das Halsschild fein punktirt, die Deckschilde röthlich, punktirt gestreift, mit fein punktirten Zwischenräumen. Hauptsächlich an Birken und Rüstern. — F. Fühlerknopf aus drei linienförmigen langen Blättern zusammengesetzt. (*Phloiotribus* Latr.). 7) *B. Oleae:* schwarz, grau behaart, Beine braun, Fühler roth, Deckschilde gestreift. An Olivenbäumen. (*Germar.*)

BOSTRYCHIA. So benannte Fries eine Art von Pilzen, die bisher zur Nemaspora Pers. gerechnet worden. Er unterschied die neue Gattung durch kugelige Behälter, aus denen der gallertartige Gehalt in Cirrhen ausschwitzt. B. *chrysosperma* komt unter der Rinde schwarzer Pappeln vor, hat ein kegeliges Behältniß und goldgelbe Cirrhen. (Nemaspora chrysosperma Pers. obs. mycol. t. 5. f. 8.). B. *leucosperma* ist auf abgestorbenen Zweigen, hat platt gedrückte Behälter und weiße Cirrhen. (*Sprengel.*)

Bostrychoides, Bostrichthoides, s. Bostrichthys.

*) Von diesen mögen nur folgende ausgezeichnet werden: Gleditsch systematische Einleitung in die neuere Forstwissenschaft. Berlin 1775. Gmelin Abhandlung über die Wurmtrockniß. Leipzig 1787. v. Trebra in den Schriften der berl. Gesellsch. naturf. Fr. 4r Bd. v. Linker der besorgte Forstmann. Weimar 1798. Sinke Naturgeschichte der schädlichen Nadelholzinsekten. Weimar 1798. Bauer Unterricht für den Forstmann, zur Verhütung d. Waldverheer. d. Ins. Erlangen 1801. Schmid Versuche über die Ins. Gotha 1803. Bechstein und Scharfenberg vollst. Naturg. d. Forstins. Leipz. 1804. im 1. Bde. Bechstein Forstinsektologie. Gotha 1818. Raschke in d. Schrift. u. Verhandl. der kön. sächs. ökon. Gesellsch. von 1820.

BOSUC, der Name eines Sandschaks in der Statthalterschaft Siwas von 16 großen Lehen (Siamet) und 731 kleinen (Timar). Dieses Sandschak liegt südöstlich von Tschurum und umfaßt die Gerichtsbarkeiten: Aktagh, Emlak, Budak, Usi, Boghaslajan, Suleimanli, Sighir, Surkun, Kemuk, Tschübük, Kisil, Kodschlar, Husseinowa, Chan-dschedid. (Dschihannuma S. 626.). (*v. Hammer.*)

BOSWELL (James), Esquire, ein bekannter schottischer Schriftsteller, ältester Sohn von Alex. Boswell, Lord Auchinleck, geb. zu Edinburg den 29. Okt. 1740. Auf den Hochschulen seiner Vaterstadt, zu Glasgow und Utrecht widmete er sich dem Rechtsstudium, machte in London mit den angesehensten Männern Bekantschaft, und bereiste in den Jahren 1763—66 Teutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich, mit offenem Sinne für alles, was einen beobachtenden Reisenden anziehen kann. In Ferney lernte er Voltaire'n, in Neufchatel Rousseau'n kennen, und auf Corsika wohnte er mehre Wochen bei dem berühmten General Paoli. Nach der Rückkehr in sein schottisches Vaterland erwarb er sich als Rechtsanwald viele Achtung, ließ sich 1785 in London nieder, und starb daselbst den 19. Mai 1795. Boswell war ein fein gebildeter Weltmann von mannigfaltigen Kentnissen, gutem Geschmack und edlem Charakter, ein vertrauter Freund vieler gelehrten Männer, besonders Johnsons, den er zuerst 1763 kennen lernte, eine Bekantschaft, die er zu den glücklichsten Ereignissen seines Lebens rechnete. Ein schönes Denkmal dieser freundschaftlichen Verbindung ist Boswells Life of Sam. Johnson. Lond. 1787; 1791. Vol. II. 4.; 1799; 1811. Vol. IV. 8.; teutsch, nach der 2ten engl. Ausgabe übers. (von Dorothea Margar. Liebeskind). Königsb. 1797. 1. Th. 8.; ein Werk, das, nach dem Zeugnisse englischer Kritiker, ein treues Gemälde von Meisterhand entworfen, darstellt, das aber Nicht-Engländer für eine zu weit ausgesponnene, und mit einem kleinlichen, nur für die Bewunderer Johnsons anziehenden, Detail überladene Erzählung halten. Außer diesem Werke, und einigen publicistischen Abhandlungen, dankt man ihm interessante Beiträge zur näheren Kentniß von Corsika und der Hebriden, in folgenden 2 Reisebeschreibungen: An account of Corsica; the journal of a tour to that island; and memoirs of Pascal Paoli. Glasgow 1768; Lond. 1768. 8. Ed. III. ib. 1769. 8. Teutsch, nach der 2ten Ausg. (von E. A. Klausing), Leipz. 1768; verb. 1769. 8. ein Auszug (von H. A. Mertens). Augsb. 1769. 8. zweimal franz. von J. P. S. Dubois, à la Haye 1769. 8. und von Seigneux de Correvon. Londres (Lausanne) 1769. Vol. II. 12., auch italiänisch und holländisch. Journal of a tour to the Hebrides with (Sam.) Johnson. Lond. 1774; Dublin 1785. 8. mit Kpf. teutsch (von L. A. Wittenberg). Lübeck 1787. 8. Bei mannigfaltigen lehrreichen, nur nicht immer unparteiischen, Nachrichten, enthalten diese beiden angenehm geschriebenen Werke, doch auch viel Geringfügiges und Unerhebliches, das durch einen verschwendeten Wortaufwand noch beschwerlicher wird. Für London hatte Boswell so viel Vorliebe, daß er es das irdische Elysium nannte *). (*Baur.*)

BOSWELLIA. So benannte Colebrook eine Gattung ostindischer Bäume nach einem Joh. Boswell, der 1736 eine Diss. de Ambra in Leyden herausgab. Die Gattung gehört zur natürlichen Familie der Terebinthaceen und zur zehnten Linne'schen Klasse, die nahe an Amyris, Schinus und Bursera gränzt, aber durch folgenden Charakter sich auszeichnet. Fünfzähniger Kelch. Fünfblättrige Corolle. Gekerbtes drüsiges Nektarium; ein Pistill mit dreilappigem Stigma. Dreifächerige Kapsel; in jedem Fach ein geflügelter Same.— B. *serrata* Roxb. oder *turifera* Colebr. ist die einzige bekannte Art, welche in Ostindien und auf den Inseln des persischen Meerbusens wächst. Es ist ein Baum, den Ebereschen ähnlich, mit gefiederten gekerbten Blättern und den Blüthen in Trauben. Er liefert den indischen Weihrauch. Dadurch wird die Nachricht im Theophrast (hist. 9, 4.) erläutert, der den Weihrauchbaum, nach einigen Berichten, mit dem Mastixbaum vergleicht, und ausdrücklich sagt, er wachse auf den Inseln des persischen Meerbusens und jenseit Sardis, also in Karmanien. Hier und auf jenen Inseln fanden auch Nearchus (*Strabo* 16, p. 387.) Evemerus (*Diod.* 5, 42.) Marco Polo (travels by Marsden p. 728.) und Chardin (voy. en Perse 4, p. 28.) den Weihrauchbaum. Übrigens muß hievon der arabische und afrikanische Weihrauch noch unterschieden werden. Jener kam aus Kattabamie (*Strabo* 16, p. 393.), dieser aus der östlichen Küste vom Vorgebirge des Pytholaos an bis zum südlichen Horn (Kap Guardafui. Peripl. mar. erythr. p. 9. 10.). Wahrscheinlich komt dieser von einer Amyris, und, wie Lamarck meint (enc. 2. p. 626.), von Am. Kafal Forsk. (*Sprengel.*)

BOSWORTH, Marktfl. in der brit. Graffsch. Leicester des Kön. England; er erhebt sich auf einer Anhöhe, und enthält 1 ansehnliche Kirche, 120 Häuser und 791 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Hier wurde auf dem ½ Meilen entfernten Redmorefelde 1485 die berühmte Schlacht geliefert, die Richard III. Thron und Leben kostete und dem Hause Tudor die englische Krone gab. (*Hassel.*)

BOSZNI, Stadt in der Beglerbegschaft Diffgul der iranischen Provinz Khusistan. Sie liegt am Dudscheil oder kleinen Tigr, hat ein festes Schloß und ist wegen Verfertigung der wollnen Zeuge Gof bekant. (*Hassel.*)

Bota, s. Bezer.

BOTALLI (Leonh.), aus Piemont gebürtig, ward Leibarzt des Königs Heinrich III. von Frankreich; doch weiß man sein Geburts- und Todesjahr nicht. Er machte sich durch Einführung des Aderlasses, als eines Hauptmittels die Kochung zu befördern, berühmt. Dies that er in der Schrift: de sanguinis missione, von van Hoorne zu Leyden 1660 herausgegeben. Nicht blos in hitzigen, sondern selbst in langwierigen Krankheiten hielt B. den Aderlaß für sehr wichtig, um der Verderb-

*) Reuß gel. England. Biogr. univ. T. V. (von Suard). *Meusel* Bibl. hist. Vol. X. P. I. 153.

niß des Bluts abzuhelfen. Ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Lebensart zapfte Botalli in allen Krankheiten bis zur Ohnmacht Blut weg, und es ist diese verkehrte Methode ein giltiger Beweis für die wohlthätige Wirksamkeit der Natur troß aller schlechten Behandlung der Ärzte. Das Buch erregte großes Aufsehn; nicht blos Bonav. Granger schrieb dagegen: de cautionibus in sanguinis missione adhibendis. Paris. 1578, sondern die pariser Fakultät verdammte diese Methode als höchst keßerisch und verderblich. Dagegen schrieb Georg Caspius (ad indoctam Grangerii animadversionem responsio, Basil. 1579) und Pasquier (lettres 2, 29.) für Botalli, und diese Methode war noch zu Moliere's Zeiten so sehr in Frankreich in Gebrauch, daß seine Spottreden: Vivat novus doctor, qui tam bene parlat, mille annis et manget et bibat, et seignet et tuat, sehr an ihrer Zeit waren. Aber Botalli erwarb sich wahres Verdienst durch seine Untersuchungen über die Natur der Schußwunden, welche Vigo und Ferri als Giftwunden angesehn und behandelt hatten. Botalli zeigte mit Maggi, daß diese Wunden blos als Quetschwunden zu behandeln seyen. (de sclopetar. vulneribus in Opp. ed. Hoorn. 1660.). (*Sprengel.*)

Botanik, s. Pflanzenkunde.

BOTANYBAI, eine der bekanntesten und geräumigsten Baien an der Ostküste des Australkontinents in der brit. Prov. Sidney. Sie liegt unter 33° 35′ südl. Br., hat zwischen den Vorgebirgen Bank und Solander einen leichten Eingang, ist so breit, daß sie die ganze britische Flotte fassen könnte, wenn es ihr nicht an gehöriger Tiefe fehlte, und nimt die beiden Flüsse Cooke und S. George auf. Cook war es, der 1770 diese Bai zuerst entdeckte und die Umgegend so anmuthig schilderte, daß die britische Regirung sich entschloß, hier eine Kolonie zu gründen, und zu deren Anlegung die sämtlichen Verbrecher im Reiche bestimmte; Botanybai sollte das britische Siberien werden, aber man fand bald, daß die Bai zu keinem Hafen tauglich war und verlegte nun die Kolonie höher nach N. hinauf an den Port Jackson, wo die neue Stadt Sidney sich erhoben hat. Doch ist der Name Botanybai der Schrecken für alle Verbrecher Englands geblieben! (*Hassel.*)

BOTANYBAIZUCKER, eine schneeweiße, trockne Masse, die in einem flüssigen Zustande von einem noch unbekannten Gewächs auf Botanybai austropft. Von der Manna unterscheidet sie sich hinreichend durch ihren Geschmack, und von dem gewöhnlichen Rohrzucker, nach Thomson, durch bedeutendere Auflöslichkeit in Alkohol, aus welchem sie beim Erkalten in, den aus der Manna erhaltenen, beinahe ähnlichen Kristallen anschießt *). (*Th. Schreger.*)

BOTANY ISLAND, ein Eiland im Australozeane im S. von Neucaledonia unter 22° 26′ südl. Br. und 185° 50′ L., erst in neuern Zeiten entdeckt. Es ist flach, sandig und hält kaum ½ Meile im Durchmesser, ist aber durchaus mit hohen Bäumen besetzt; man findet Fichten, die 60 bis 100 Fuß Höhe haben und 20 Zoll dick sind,

*) S. A System of chimistry etc.; by *Th. Thomson*, 5. Edit. Lond. 1817. 8. IV. 1 Kap. Nr. 2.

den Etoabaum von Tahiti und andre Forstbäume; viele zum Theile noch gar nicht beschriebene Vögel beleben den Wald, und das Meer ist reich an Fischen und zahllosen Wasserschlangen. (*Hassel.*)

BOTÃO, Villa der portugisischen Provinz Beira, Correiçao de Coimbra, mit 208 Häusern, 1200 Einw., die Halbwollenzeuge und Etamin weben. (*Stein.*)

BOTARGUM, eingesalzener und geräucherter Fischrogen, welcher von den Griechen als Fastenspeise genossen wird, und dessen häufigem Genuß man den Aussaß zuschreibt, der bei den Griechen viel häufiger ist als bei den unter ihnen lebenden Türken *). (*Schnurrer.*)

BOTAS, nent man in Spanien die aus Bockfellen gemachten Schläuche, deren man sich bedient, um den Wein auf Mauleseln und Saumrossen zu verführen. Er hält sich darin sehr gut, indem diese Botas die Verflüchtigung der wässerigen Bestandtheile gestatten †). (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

Botaurus, s. Ardea stellaris, A. Nycticorax und A. minuta.

BOTAYA, nannte Loureiro eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Menispermeen und der fünften Linné'schen Klasse, die sehr nahe mit Cissampelos verwandt ist. Doch unterscheidet sie sich durch fünfkerbigen Kelch, fünf fleischige Corollenblätter, fünf Staubfäden auf der Basis der Corollenblätter eingefügt und einsamige Beere. Die einzige bekannte Art: B. *africana* Lour., ist ein Schlingstrauch mit herzförmigen gelappten filzigen Blättern und röthlichen Blüthen in Trauben. Sie komt aus Zanguebar, und die Wurzel wird unter dem Namen Pareira brava als ein kräftiges auflösendes Mittel gebraucht. (*Sprengel.*)

Botding, s. Ding.

Botenwein, Botwein, s. Bodenwein.

BOTENWESEN (Bothenwesen). Ursprünglich und lange, nachdem Teutschland nicht blos mehr aus Gemeinen freier Bauern bestand, die zusammen markten und tagten, auch auf solchen Markt- und Landtagen [1]) einander beschickten, hießen die Gesandten Boten, und den vornehmsten unter ihnen ist bis auf den heutigen Tag der Name Botschafter geblieben. Aus dieser alterthümlichen Beschickung der Märkte scheint das Botenwesen der Handelsstädte zu stammen. Zuverlässige Männer, reitende Boten, auch Rittmeister [2]) genant, besorgten zu bestimmten Zeiten die obrigkeitlichen Briefschaften, die Handelsbriefe und die Geldsendungen zwischen den Städten, oder sie thaten Postdienste als noch keine Posten,

*) S. Savary's Briefe über Griechenland, 7. Brief.

†) S. *Van Mons* sur la perméabilité à l'eau des vessies et autres membranes animales in Annales générales des sciences physiques. Bruxelles 1819. I. p. 79.

1) Vgl. v. Bosse's Darstellung des statswirthschaftl. Zustandes in den teutschen Bundesstaten. S. 20. und Östreichs Handel in ältern Zeiten von Kurz. S. 4. 2) Lehmann's Chronik von Speier 618, zween Rittmeister hat der Rath jährlich erwählt (1429), die man in Rathsgeschäften und Schickungen auf Reichsstätt- und andere Tage gebraucht — und so sie wieder heimkommen, daß sie an dem nächsten Tage darnach, so der Rath sizt, ihre Bothschaft vermelden, und über die Kosten, so lange sie ausgewesen, Rechnung thun.

und die Straßen unsicher waren. Da die Geschäfte sich vermehrten, und die Unsicherheit der Wege sich verminderte, ward das städtische Botenwesen bloßes Postwesen, die Boten, gewöhnlich schwerbepackte Fußgänger standen unter einem Botenmeister, und die ganze Anstalt, das Botenamt, gab der Kämmerei guten Ertrag. Es scheint aber daraus kein ausschließliches Kämmereirecht und kein Zwangswesen gemacht, sondern die Einrichtung eines Botenwesens freies Gewerbe geblieben zu seyn, wie z. B. die Metzger häufig es trieben, bis die Posten hinzukamen und ins Stats- u. Lehnrecht traten. Die Posten geriethen mit dem städtischen Botenwesen in Streit, weil sie sich wegen ihres Ursprungs aus der Statshoheit, wegen ihres Statsdienstes zur Versendung der Sachen des States, und wegen der Statsgewähr für das ihnen anvertraute Eigenthum der Bürger ein ausschließliches Zwangsrecht für alles das beilegten, womit sie zu thun hatten. Das städtische Botenwesen machte sich dagegen als Gemeineanstalt geltend und bei den Reichsstädten konnte vollends über sein Recht neben den landesherrlichen Posten wider die Reichspost kein Zweifel seyn; doch gab es endlose Rechtsweiterungen, am meisten mit der Stadt Nürnberg [3]). Beide Anstalten blieben auch neben einander bestehen, oder es kam zu keiner allgemeinen teutschen Postanstalt, aber beide Anstalten hemmten sich und unterdrückten in ihrem Gebiet das Botenwesen als bürgerliches Gewerbe soviel sie konnten. Selbst die kais. Wahlkapitulation bestimmte Art 29. §. 3, den gemeinen Land- und Reichsstädtischen Boten soll unterwegs und zwischen den Orten, wo aus und hin ein Bote seine Kommission hat, die Mitbringung und Samlung der Briefe, Wechselung der Pferde und Aufnehmung der Personen und Pakete nicht zugelassen seyn. Hiedurch ward also das landesherrliche und reichsstädtische Recht des Botenwesens neben den Reichsposten anerkant, aber beschränkt; das sogen. Nebenpostiren verboten. Des Botenwesens als freien Gewerbes war nicht ausdrücklich erwähnt, und nach der gemeinen Rechtslehre konnte es in den einzelen Landen zur Vervollkommnung des Postwesens beschränkt werden, nur bemerkt Runde in seinem teutschen Recht §. 138. beiläufig, eine Ertragsvermehrung sey noch keine Vervollkommnung der Posten. Die Verordnungen gingen weiter als die Rechtslehre. Der Argwohn des heimlichen Briefumtragens hat in manchen Landen das Verbot bei Karrenstrafe veranlaßt, daß kein verschlossenes Schreiben über die Gränze eingebracht werden darf; gewöhnlich ist indeß nur verboten, daß Niemand Briefe und Päckchen sammeln und aus deren Beförderung ein Gewerbe machen darf. Wie streng oder milde das Postrecht geübt wird, so muß es doch dem Botenwesen einen großen Spielraum lassen; es kann sich dasselbe nur zwischen den Ortschaften aneignen, wo der Verkehr lebhaft genug ist, um einen geordneten Botengang zu beschäftigen und zu belohnen; ihn weiter auszudehnen, alle Ortschaften des Landes wöchentlich begehen zu lassen, würde unnütz und eine Verschwendung seyn, welche von keiner Postverwaltung zu befürchten ist. Da nun das allgemeine Recht eintritt, wo das besondere aufhört; so muß das Botenwesen außerhalb der Poststraßen freies Gewerbe seyn, es muß also hier das Sammeln von Briefen und Päckchen zur Beförderung erlaubt seyn, wenn unterwegs auch die Poststraße berührt wird, und es wird nicht gefodert werden können, die Sachen auf der nächsten Post abzugeben, ohne das ganze Land in Postbannkreise abzutheilen. Auf der Poststraße, selbst von einem Postorte zum andern kann man Niemanden wehren, seine eigene Sachen durch einen eigenen Boten zu versenden, und es scheint auch erfolglos, keine Bestellung von mehren durch Einen Boten zu dulden. Der Grund von diesem Verbote könnte neben Verhinderung des Postgeldverlustes seyn, durch das Anhalten der Boten, die Nachsicht ihrer Briefschaften, und durch weitere Nachfrage den geheimen Briefträgereien leichter auf die Spur zu kommen. Läßt sich indeß das Botensenden überhaupt nicht verbieten, so wird eben der geheime Bote am wenigsten wider das Verbot des Tragens von mehren Briefen fehlen, und es wird eher seine Entdeckung erschweren als erleichtern, wenn die aufsehende Behörde nicht wirksamere Mittel hat, woran es ihr jedoch nicht fehlt. Das Verbot ferner, daß die Frachtfuhren Handpäckchen befördern dürfen, hat keinen andern Grund als die Vermehrung des Postertrags, und wirkt als Besteurung für die Absender, Empfänger und Fuhrleute. Durch dieses und alle Zwangsmittel der Postanstalt wider den Verkehr behindert sie ihren Zweck, die Erleichterung des Verkehrs. Als die vollkommenere Anstalt nimt sie durch ihre eigene Kraft die unvollkommenere, das Botenwesen in ihrem Gebiete in sich auf, und Niemand versendet das Mindeste durch Boten, wenn es die Post zuverlässiger, schneller und wohlfeiler besorgt; thut sie das nicht, so scheint es nicht rechtsbegründet zu seyn, daß sie sich zu dem aufdringt, was sie nicht zu leisten vermag; und es scheint nicht wirthlich zu seyn, daß sie dem Verkehr die bessere Hilfe entzieht, und dem Gewerbe des Botenwesens ohne Ersatz schadet. Im Königreiche Wirtemberg ist unterm 2. Jun. 1817 die Freiheit des Botenwesens wieder hergestellt, und wenn sie auch nicht Grundsatz, wenn vielmehr die Beschränkung des Botenwesens im Hoheitsrechte über das Postwesen gegründet wäre, so würde sie doch in Rücksicht auf ihren Ertrag für die Post nur wenigen Werth haben, und der vielen Plackereien nicht werth seyn, wozu sie Anlaß gibt. Der Ausfall dieses Ertrages möchte sich schwerlich in irgend einer Hauptpostrechnung bemerklich machen [4]). (*v. Bosse.*)

Boterais, s. Boutrays.

Botereux, s. Boscastel.

BOTERO (Giovanni), lat. **Joh. Boterus**, mit dem Zunamen **Benisius**, weil er 1540 zu Bena im Piemontesischen geboren war. Er trat in den Jesuiterorden, verließ ihn aber 1581 wieder, ehe er die Gelübde abgelegt hatte, und wurde Sekretär des Kardinals Karl Borromäo, Erzbischofs von Mailand. Nach dem Tode desselben (1584) sandte ihn der Herzog von Savoyen in of-

3) Lachner, Geschichtserzählung des Nürnberger Botenwesens. Beleuchtung und Widerlegung der Geschichtserzählung.

4) Vgl. Beleuchtung der patriotischen Wünsche das Postwesen in Teutschland betr. 1814 (von dem Freiherrn Imhof von Spiegelberg) S. 87 ff. und die Hauptschrift über „das Postwesen in Teutschland von Klüber."

fentlichen Angelegenheiten nach Paris; von da zurückgekommen, unternahm er, auf Befehl der Kongregation de propaganda fide, eine lange Reise, um Nachrichten über den Zustand der christlichen Religion in verschiedenen Ländern zu sammeln. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen rief ihn 1599 an seinen Hof nach Turin, übertrug ihm den Unterricht seiner Kinder, und sandte ihn mit denselben nach Spanien, wo er über die Verwaltung dieses Reichs zu Rathe gezogen wurde. Zuletzt war er Abt zu St. Michel de la Chiusa in Piemont, und starb zu Turin den 27. Juni 1617. Als ein Mann von Kopf und Talenten, als Kenner der Geschichte und Philosophie, als denkender Beobachter und forschender Gelehrter hatte B. die günstigen Verhältnisse, in welchen er lebte, benutzt, um sich mit der politischen Verfassung und Statskunst vieler Länder eine vertraute Bekantschaft zu erwerben, und er ist als einer der ersten Bearbeiter der später sogenannten Statistik allgemein und sehr rühmlich bekant geworden durch sein reichhaltiges, mit großem Fleiß und richtigem Urtheil verfaßtes Werk von den Statskräften der europäischen Reiche *), worin er von Land und Volk, Nationalreichthum, Einkünften, Verfassung und Verwaltung, Macht und Statsinteresse viele neue Nachrichten mittheilte, die für diplomatische Geschäftsmänner und das gesammte kosmopolitische Publikum von entschiedener Wichtigkeit waren, daher das Werk allgemein als Handbuch gebraucht wurde. Eben so berühmt und verbreitet wurde sein Werk über die Regirungskunst **), worin er zuerst als Gegner des Machiavelli auftrat und bewies, daß in der Regirungskunst das Ehrenvolle nie vom Nützlichen getrent ist, und daß das Ungerechte niemals vortheilhaft seyn kann. Im Stil den Boccaccio nachahmend, ist sein Vortrag im Ganzen klar, natürlich und leicht. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir noch die Vite de' principi christiani. Torino 1601. 4., ein Lehrgedicht in 6 Gesängen (la Primavera. Tor. 1609; Mil. 1611. 8.), ein kleines lateinisches Gedicht unter dem Titel: Otium honoratum, und eine Samlung von Briefen, die er im Namen des Kardinals Borromäus geschrieben hatte, Paris 1586. 12. ***). *(Baur.)*

BOTETOURT, eine Grafsch. in dem nordamerik. State Virginia. Sie gehört zum westlichen Virginia, stößt im NO. an Rockbridge, im O. an Bedford, im S. an Franklin, im SW. an Montgomery, im W. an Giles, im NW. an Monroe und zählte 1820 13,589 Einw., worunter 2318 Sklaven. Ihre Oberfläche ist mit Gebirgen bedeckt, wovon die blauen Berge im O., die Alleghanen in SW. ziehen, hat aber auch fruchtbare Thäler, die der Roanoke, und die Arme des James, der Catabaw u. a. tränken; noch ist ein großer Theil mit Wald bedeckt. Ihr Eisen wird auf 6 Hochöfen verschmolzen und auf mehren Hammern verarbeitet. Die Yellow Springs öffnen sich im SO. Der Hauptort heißt Fincastle. *(Hassel.)*

Bothereins, s. Boutrays.

BOTH (Johann und Andreas), zwei ausgezeichnete niederländische Maler, geboren zu Utrecht um 1610. Sie lernten die Anfangsgründe ihrer Kunst erst bei ihrem Vater, der ein Glasmaler war, und dann bei Abraham Bloemaart. Johann wurde ein Landschaftsmaler und suchte sich nach Claude Lorrain zu bilden, welches ihm besonders gelang; sein Bruder hingegen war vorzüglich geschickt, um Thiere und Bildnisse zu malen, wobei er der Manier Bamboccio's folgte. Man findet zu Rom und Venedig, wo beide Brüder sich eine Zeit lang aufhielten, viele ihrer Stücke bei Kunstkennern und Kunsthändlern. Die meisten dieser Stücke sind groß, und auf vielen sieht man durch Bäume auf Bergen die aufgehende Sonne, wie sie über die Felder strahlt, die mit dem Thau des Morgens bedeckt zu seyn scheinen, indem alles, was in der Entfernung liegt, sich im Schatten zeigt. Die Abtheilungen des Tages lassen sich auf ihren Gemälden deutlich unterscheiden. Man sieht in der Morgenstunde die Felder mit einem blauen Flor bedeckt; des Mittags die Gegenstände in ein helleres Licht gestellt, und des Abends die Felder und Bäume in eine safranfarbige Gluth getaucht. Das Brüderpaar ging erst nach Frankreich, und lebte dann viele Jahre zusammen in Italien in der schönsten Harmonie und Freundschaft. Sie waren einander in ihrer Kunst sehr behilflich und vereinigten nicht selten ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Arbeiten, so, daß Johann die Landschaften und Andreas die Figuren auf denselben malte. Sie wußten dabei ihre beiderseitigen Talente und ihre Kunst so zu verbinden, daß auf ihren Gemälden keine Verschiedenheit der Hand zu bemerken war. Andreas indeß hatte das Unglück, im J. 1650, da er in einer finstern Nacht nach Hause ging, zu Venedig zu ertrinken. Sein Bruder Johann war trostlos über diesen

---

*) Le relazioni (universali) di G. Botero, divise in quattro parti (einen 5ten Theil hat B. ebenfalls ausgearbeitet, er ist aber nie gedruckt worden, und befindet sich handschriftlich unter den Manuscripten der Bibliothek zu Turin); con le figure e due copiosissime tavole, Rom. 1592. 4. sehr verm. ib. 1595. 4. Venez. 1596. 4. Rom. 1597. 4. (dem Titel zufolge verm., aber bloßer Abdruck der röm. Ausgabe 1595.) Brescia 1598. 4. Venez. 1600; 1605; 1607; 1608; 1640. 4.; verm. mit des Verf. Schriften Dei capitani illustri, dell' eccellenza degli antichi capitani, delle cause della grandezza delle città. ib. 1662. 4. Torino, 1601. 4. (eine castrirte Ausgabe). Lateinisch zuerst von Wilh. di Brecy's, unter dem Titel: Mundus imperiorum totius fere mundi. Colon. 1613. 8.; umgearbeitet und mit Zus. verm. von Just. Reifenberg, unter dem Titel: Politia regia, etc. Marpurgi 1620. 4.; dieselbe Übersetzung (edente R. G. Lunde). Helmst. 1670. 4. unter dem Titel: Relationes de praecipuis rebus publicis. Es wird auch eine lat. Übers. unter dem Titel angeführt: Amphitheatridion, sive parvum theatrum mundi; ex Ital., cum mappis. Colon. 1597. 4.; Lubecae 1600. 4. Von diesem Werke kommen auch einzele Stücke unter besondern Titeln vor, z. B. De regno Galliae, bei der Schrift: Respublica s. status regni Galliae diversorum auctorum. Lugd. Bat. 1626. 24; ferner Descriptio Poloniae bei der Schrift Respublica Poloniae etc. Lugd. Bat. 1627 und Amst. 1624. 24. etc. Vgl. Osservazioni di Girol. Brusoni sopra le relaz. univ. del Botero. Venez. 1659. 4.

**) Delle ragione di stato lib. X. con tre libri delle cause della grandezza delle città. Venez. 1589; 1598. 8.; seitdem oft, in die meisten lebenden Sprachen übersetzt, in die französische zweimal von G. Chappuis (Raison et gouvernement d'état. Par. 1599. 8. u. 12.) und von Pierre de Deymier (Maximes d'état militaires et pol. Par. 1606. 12.); lat. v. G. Draudius. Strasb. 1602. 8.

***) *Morери* und *Bayle* Dict. Mém. de Niceron T. XXXIV. 305. *Mazzuchelli* Scrittor. d'Ital. *Napione* Piemontesi illustri. Biogr. univ. T. V. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 415. Meusel's Lit. d. Statist. 1. Nachtr. 1.

Verlust, kehrte nach Utrecht zurück, und beschloß daselbst, wo ihm sonst seine Kunst sehr einträglich wurde, in kurzer Zeit seine irdische Laufbahn. Von beiden Brüdern erhielt und verdiente übrigens Johann den meisten Ruf, den auch die Zeit bewährte. Sowol durch die Schönheit seiner Kunstwerke, als auch durch seinen Aufenthalt in Rom und Venedig erhielt er den besondern Namen Both aus Italien. Eins seiner Stücke, das für sein schönstes gehalten wurde, nannte man sein Testament, als besonderes Denkmal seiner Kunst und seines Ruhms. Es zeichnete sich durch Klarheit, Reinheit, Ausführlichkeit und Natur vor allen andern aus. Es war 6 Fuß hoch, und stellte die Fabel von Argus und Merkurius vor, deren Bilder ziemlich groß, brav gemalt und gezeichnet waren. Sodann war die ganze Landschaft helle, das Grün von frischer Farbe und weniger gedörrt oder verfärbt, als auf einigen seiner andern Stücke. Vielleicht ist dieses Gemälde, das sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts in einer Samlung im Haag befand, noch jetzt in den Niederlanden vorhanden. Ein anderes schönes Stück von Johann Both, das eine Landschaft mit einem Trupp beladener Esel vorstellt, kostete bei einem öffentlichen Verkauf des Johann Braamkamp zu Amsterdam im J. 1771 die Summe von 450 Gulden, und noch 2 andere Stücke desselben, die Morgen- und die Abendstunde, 1100 Gulden. Zwei Stücke von Andreas Both, von welchen das eine einen fechtenden Bauer und das andre eine Gesellschaft von Kartenspielern darstellt, wurde 1740 bei einem öffentlichen Verkauf für 70 Gulden veräußert, und noch ein anderes von ihm, einen Marketender vorstellend, wurde 1744 zu Amsterdam für 245 Gulden (holländisch) verkauft *). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BOTHEÅ, ein Pastorat in der schwedischen Provinz Ångermanland, in der reizenden und fruchtbaren Ebene, durch welche der Ångerman strömt (auch Bergdistrikte gehören zum Pastorat). Das Pastorat enthält 5 Kirchen, die Mutterkirche Botheå, die Filialkirche Styrnäs, Öfver-Lånäs und Sånga (mit einer einst berühmten, jetzt verschütteten Wunderquelle, zu welcher man zahlreich wallfahrtete; durch Zusammenfluß der Pilgrimme soll die uralte Kirche erbaut worden seyn), und die Bruks (Hättan)-Kirche Gålsjö; sämtliche 5 Gemeinden zählen nur etwa 2000 Einw. Botheå hat auf der Seite nach dem Pastorat Sidensjö zu, viele Sennhütten. Viele Bauern fahren aber auch als Schiffer für die Kaufleute der Stadt Hernösand; Bauersöhne und Knechte als Matrosen; auf ihren Seereisen treiben sie Handel; für inländische Produkte kaufen sie Tabak, Salz, Zucker, Kaffee, Kattun rc.; es herrscht viel Luxus. In der alten, vor etwa 10 Jahren erneuerten Kirche Botheå findet man an Altar und Kanzel schöne Bildhauerarbeiten eines einfachen Ångermanlandischen Bauern Dalquist. ¼ Meile von der Kirche Botheå liegt der Hof Sundby mit einem merkwürdigen alten Grabhügel (ättehåg), wie man deren mehre in Ångermanland trifft. (*v. Schubert.*)

BOTHENHEILINGEN, eine sonst zum schwarzburg-sondershausischen Amte Ebeleben gehöriges, durch den Statsvertrag v. 15. Jun. 1816 aber an Preußen abgetretenes Dorf, das im J. 1673 durch ein angebliches Wunder bekant wurde, indem am 28. Jul., früh 4 Uhr in einem Hause daselbst auf dem Lehm-Estrich, in der Stube vor einer Bettstelle, vor der Stube, auf den Treppen, und unten im Hause Blut hervorgetreten, und fortgeflossen seyn soll, wo Niemand vorher dergleichen gesehen, und worüber 8 Personen gerichtlich vernommen, auch darauf die Geistlichkeit in der ganzen Herrschaft befehligt worden, auf den bald darauf folgenden Bußtag dieses Blutzeichen dem Volke gehörig vorzustellen, und dasselbe zur wahren Buße zu erwecken. Auch erschien von dem Geistlichen desselben Orts eine eigene kleine Schrift darüber, die nachher Olear in das **S.R. Thuring. II. Th.** S. 1—5 aufnahm. (*v. Hellbach.*)

BOTHMER, Kirchdorf in der Amtsvogtei Essel der hannöverschen Prov. Lüneburg, da, wo die Leine der Aller zuströmt, ¼ M. von Hudemühlen, hat 1 Edelhof, das Stammgut der gleichn. adeligen Familie, 30 Häus. und 258 Einw. (*Hassel.*)

BOTHNIEN, BOTTEN, West- und Ostbothnien, eine ehemals Schweden allein zugehörige, seit der russischen Besitznahme von Finnland zwischen jenem und diesem Reiche getheilte Landschaft, s. West- und Ostbothnien. Der davon benannte Bothnische Meerbusen bildet den nördlichen Theil der Ostsee, der Schweden und Finnland im Norden der Alands-Inseln scheidet, ist 80 M. lang und 25—32 M. breit, und hat eine Tiefe von 10—55 Klafter. Bei der Einfahrt, in der Gegend der Alands-Inseln hat er unzählige Klippen, welche man dort Scheeren nent, welche die Schiffahrt äußerst gefährlich machen. Dabei entstehen nicht selten beim Steigen und Fallen des Wassers, wie im finnischen Meerbusen, so heftige Strömungen, daß alle Aufmerksamkeit und Kunstgriffe des erfahrensten Seemanns vergeblich sind, wenn zumal Dunkelheit einbricht. Das Wasser des Meerbusens hat eine geringe Salzigkeit, daher er auch fast alle Jahre zufriert und, zumal bei harten Wintern, haltbares Eis hat. Seine Fische sind die der Ostsee und des finnischen Busens; die Schiffahrt auf demselben ist aber nicht sehr lebhaft *). (*J. Ch. Petri.*)

BOTHRIOCEPHALUS [1]), Grubenkopf, Bandwurm. Eine Gattung der Binnenwürmer (Eingeweidewürmer), aus der Familie der Nestelwürmer) (Cestoidea), die ehedem mit den Kettenwürmern oder Tänien vereinigt, durch Zeder zuerst von diesen gesondert und Rhytelminthus Runzelwurm, sodann Rhytis genant, von Rudolphi aber mit obigem Namen belegt, zugleich richtiger und genauer bestimt und mit vielen Arten vermehrt ward. Zeder nahm die, durch Rudolphi früher von den Tänien getrennte und stets gesondert gehaltene, Gattung Tricuspidaria oder Triaenophorus noch hinzu, worin ihm neuerlich Leuckart [2])

*) Nach *A. Houbrakens* Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders etc. Amst. 1719. II. Deel. p. 114. und andern holländischen Nachrichten.

*) Ausführlichere Nachrichten von ihm findet man in Rühs Finnland.

1) Der Name dieser Gattung wird von Oken und Lamarck unrichtig Botryocephalus geschrieben, was Traubenkopf heißen würde. 2) S. Dessen zoologische Bruchstücke (Helmstädt 1819 in 4. mit 2 Kupfertafeln), welche eine sehr gute, durch

gefolgt ist, indem derselbe außerdem noch die Gattungen Tetrarhynchus und Gymnorhynchus Rud. damit verband.

Die Kennzeichen der Gattung Bothriocephalus Rudolphis lassen sich folgendermaßen bestimmen:

Der Körper flachgedrückt, bandförmig, gegliedert; der Kopf mit 2, seltener mit 4 leicht eingedrückten Gruben, meist unbewehrt, selten mit einzelen Haken oder mit 4 mit Haken besetzten Fühlern (Rüsseln), nie mit vollkommenem dichtem Hakenkranz. — Bei der allerdings bedeutenden, in dieser Gattung herrschenden Verschiedenheit der Bildungen sind die Kopfgruben (bothria s. foveae) das Hauptmerkmal, wodurch diese Binnenwürmer von den Kettenwürmern, welche Saugmündungen (oscula suctoria) haben, unterschieden werden. Jene Gruben sind, wie der Name andeutet, nur blinde, meist leicht eingedrückte, Sauggruben; während die oscula der Tänien in Nahrungsgefäße übergehende Mündungen oder Mäuler sind. Es ist freilich schwer, diesen Unterschied immer wirklich wahrzunehmen; meist aber kommen noch Nebenverhältnisse hinzu, welche entscheidend werden. Theils sind nämlich bei den Bothriocephalen meist nur 2 Kopfgruben da, während die Tänien stets 4 Saugmündungen haben; theils sind die Gruben länglich, bisweilen sehr länglich oder gar schlitzförmig; bei Einigen bilden sie sogar großentheils freie, in ihrer Gestalt sehr veränderliche Blättchen, wodurch der Kopf das Ansehen einer Blume bekomt; auch haben mehre die Grube nicht in der Richtung der beiden Flächen des Körpers, sondern am Seitenrande; welche Verhältnisse sämtlich sich nicht an den Saugmündungen der Kettenwürmer vorfinden. Der übrigens verschieden gestaltete, oft sehr längliche Kopf der Grubenköpfe ist allermeist ganz unbewehrt und zugleich ohne Rüssel oder Keule; nur wenige haben vorn einige gabelige Haken daran oder 4 lange, dünne, überall mit Haken besetzte Fühler (auch Rüssel genant). An diese letztern schließen sich die Tetrarhynchen sehr nahe an. Eine Art Mundöffnung glaubten Bremser und Leuckart bei einigen Arten vorn am Kopfe gesehen zu haben, es ist aber solche noch sehr zweifelhaft. Der Körper ist bandförmig, länglich, bisweilen enorm lang, dem der Tänien sehr ähnlich; es entwickeln sich auch die hintern Glieder meist zuerst, nach ihnen die vordern, und es werden neue Glieder von vorn her ausgebildet. Indessen scheinen bei Einigen alle Glieder fast gleichzeitig ausgebildet zu werden. Die reifen Glieder sind auch zwitterhaft und jedes derselben enthält weibliche und männliche Genitalien; jedoch sind die letztern nur aus den Ruthen erkant. Die Eihälter sind knaulförmig, laubförmig, oder dendritisch u. s. w., sie liegen meist gerade in der Mitte der Glieder. Die Geschlechtsöffnungen befinden sich bei manchen Arten, so wie bei allen Tänien, am Seitenrande und zwar, wie dort, entweder immer an demselben Rande, oder unbestimt alternirend, bald an dem einen bald an dem anderen; bei mehren aber sind diese Öffnungen sämtlich auf einer und derselben Fläche der Glieder, wodurch eine Bauch- und Rückenfläche unterscheidbar wird, welche Anordnung auch bei der Gattung Ligula, aber bei keiner Taenia Statt findet. Die Ruthen sieht man bisweilen in Gestalt kleiner Zäpfchen oder Fäden aus den Geschlechtsmündungen hervorragen. — Die Figur und Größe der Glieder ist eben so mannigfaltig nach Verschiedenheit der Arten und der Strecke des Körpers, wie bei den Kettenwürmern. Die vordere Strecke des Körpers läuft oft sehr dünn zu, die Glieder sind hier gewöhnlich auch am kürzesten. Die vorderste gliederlose Strecke wird Hals genant, und bei der Bestimmung der Arten berücksichtigt; allein es fehlt der Hals selbst individuell, und verschwindet vielleicht durch die fortschreitende Ausbildung neuer Glieder. Das letzte Glied des Körpers ist, wenn nicht schon Glieder abgesetzt worden, immer abgerundet. Die Anatomie der Grubenköpfe zeigt, wie die anderer Cestoidea, weder Nahrungskanal noch Leibhöhle. Der ganze Körper ist mit einem Parenchym gefüllt, in welchem man nur die Genitalien und etwa zwei, in der Nähe der Seitenränder des Körpers hinlaufende Nahrungsgefäße unterscheidet.

Diese Binnenwürmer leben hauptsächlich im Darmkanal, selten in der Bauchhöhle oder andern Theilen der Fische; einige kommen auch in Wasservögeln, eine Art im Menschen vor. Außerdem sind noch bei keinem Säugthiere, noch bei Amphibien, welche gefunden worden.— Ihre Bewegungen bestehen in Streckungen, Zusammenziehungen und Windungen, wobei oft die Form des Kopfs und der Glieder gar sehr verändert wird. Sie saugen sich mit den Kopfgruben wie die Tänien mit den Saugmündungen fest. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eier, indem die reifen, trächtigen Glieder zerreißen, die Eihälter herausfallen und bersten. Die Eier sind meist klein, rundlich, elliptisch oder eirund ohne sichtbaren Unterschied äußerer und innerer Hülle. So sonderbare Gestalten, z. B. so sehr langgeschwänzte Eier, wie ich bei einigen Tänien und auch beim Monostomum verrucosum gefunden, sind hier noch nicht wahrgenommen worden. — Rudolphi zählt in der Synopsis Entozoorum 34 Arten Grubenköpfe, von denen aber 10 unbestimt und zweifelhaft sind. Ich habe Gelegenheit gefunden, die Zahl der bekannten Arten noch mit 2 neuen zu vermehren. Die Verschiedenheit in der Bildung der Bothriocephalen ist zum Theil sehr groß, so daß man leicht mehre Gattungen aus denselben bilden könnte, dergleichen auch Rudolphi durch die, von ihm aufgestellten Unterabtheilungen oder Untergattungen Dibothrius, Tetrabothrius, Onchobothrius und Rhynchobothrius, welche wir hier beibehalten werden, vorläufig angedeutet hat.

Erste Untergattung. Dibothrius. Grubenköpfe, welche am Kopfe nur 2 Gruben und vorn weder einzele Haken, noch Fühler oder Rüssel haben. Hieher gehören die mehrsten bekannten Arten, z. B.

Bothriocephalus latus Bremsers und Rudolphi's — Taenia lata Linné's, Pallas's, Bloch's, Batsch's und Rudolphi's, T. grisea Pallas's, T. membranacea Batsch's, T. vulgaris Gmelin's, Halysis lata und membranacea Zeder's sind sämtlich

treffliche Abbildungen erläuterte Monographie der Gattung Bothriocephalus enthalten.

Synonymen dieser Art, welche im Teutschen gewöhnlich breiter oder breitgliederiger Bandwurm, im Französischen le Ténia, Ténia à anneaux courts, à épine, Englisch the broad Tape-worm genant, in der Volkssprache aber überall nicht genau von dem Kettenwurm des Menschen (Taenia Solium) unterschieden wird. — Bremser war der erste, der diese berüchtigte und zu sehr gefürchtete Wurmart von den Kettenwürmern sonderte, und nach genauer Beobachtung des Kopfs hieher stellte [3]). Jedoch sah schon Bonnet den Kopf dieses Bandwurms und bildete ihn (in *Rozier's* Observations sur la physique. Paris 1777. tom. IX.) gut ab, nachdem er früher (in den Mémoires de mathem. et physiqu. de l'Acad. roy. Par. 1750. tom. I.) nur einen unbewaffneten Kopf der Taenia Solium dafür ausgegeben hatte. — Der Kopf ist länglich, mit 2 sehr schmalen linienförmigen Gruben, welche am Seitenrande stehen. Der Hals fehlt oder ist sehr kurz. Die Glieder der vordern, sehr dünnen und schmalen Strecke sind runzelartig, die übrigen größtentheils kurz, breit viereckig, die hintersten länglich. Die Eihälter in der Mitte der Glieder; die Geschlechtsöffnungen eben da, alle auf derselben Fläche des Körpers.

Dieser Grubenkopf lebt im dünnen Gedärm des Menschen, welcher allein unter den Mammalien eine Art dieser Gattung beherbergt. Aber das Vorkommen des Wurms ist, wie das der Filaria medinensis, merkwürdiger Weise, nur auf gewisse Länder beschränkt. Er findet sich gewöhnlich in Rußland, Polen, der Schweiz und in einigen Gegenden Frankreichs; in andern europäischen Ländern, wo dagegen die Taenia Solium herrscht, komt er höchst selten und fast nur bei solchen Personen vor, welche in den erstgenannten Ländern lebten und von da ihn, oder die Anlage zu seiner Entwickelung mitbrachten. Bei Russen, Schweizern u.A. zeigt er sich bisweilen viele Jahre, nachdem sie ihr und des Wurms Vaterland verlassen haben. Andeerseits bekommen ihn z. B. Teutsche, wenn sie sich längere Zeit in Rußland aufhalten.

Der Bothriocephalus latus übertrifft nebst einigen Kettenwürmern alle übrigen Thiere, wenigstens verhältnißmäßig, wo nicht absolut, an Länge des Körpers. Goeze sah einen, der nicht einmal vollständig und dennoch 60 und ½ Elle lang war. Boerhaave versichert sogar einem Russen einen 300 Ellen langen abgetrieben zu haben. Exemplare von 20 Fuß Länge und darüber sind gewöhnlich. Dabei beträgt die größte Breite 6 Linien bis 1 Zoll. — Die Farbe ist weiß oder lichtgrau, wird aber im Spiritus nach einiger Zeit fast immer braun. Bei jüngern Exemplaren sind alle Glieder weniger deutlich und ganz junge sind unstreitig völlig ungegliedert, wie dies auch bei allen von mir beobachteten jüngsten Tänien der Fall war, und für die gegliederten Nestelwürmer wahrscheinlich allgemeines Gesetz ist. An der Stellung der leicht sichtbaren, zumal vermöge ihres erhöhten Randes in die Augen fallenden Geschlechts-Öffnungen kann man schon die abgegangenen Glieder und Gliedeestrecken dieses Bothriocephalus sehr leicht von denen der Taenia Solium unterscheiden, und so sich vor einem Irrthum hüten, den unkundige Ärzte nicht selten begehen, indem sie breitgliederige Stücke der Taenia Solium für solche der Taenia lata Linn. erklären. — Die Eihälter oder Ovarien (welche an den Stücken, die ich Rudolphi's Güte verdanke, wenn diese gegen das Licht gehalten werden, sehr gut mit bloßen Augen zu sehen sind), sind laubförmig oder einigermaßen dendritisch. Gerade im Mittelpunkt derselben liegt die Geschlechtsöffnung, welche zufällig und abnorm zu zweien, neben oder auch hinter einander stehenden, oder gar zu vieren in ganzen Gliederstrecken vervielfältigt vorkomt. Die Eier sind eiförmig-elliptisch, inwendig körnig. Die Ruthen ragen zuweilen in Gestalt kleiner konischer Zäpfchen hervor. Wie bei andern gegliederten Cestoideis, so werden die trächtigen, reifen Glieder einzeln oder in ganzen Strecken (hier gewöhnlich auf die letzte Art) abgesetzt. Sie bersten dann zum Theil in der Mitte und bekommen da durch Herausfallen der Eihälter ein Loch, oder es theilt sich auch wol eine ganze Reihe zusammenhängender Glieder in zwei Streifen. Man findet in Bremsers Werke alle berührten Bildungsverhältnisse und Theile des Bothr. latus, zumal auch den Kopf, sehr genau und schön abgebildet. In einigen ältern Abbildungen wird der Kopf breit und maulartig eingeschnitten, fast wie ein Vogelschnabel, dargestellt, indem man das gespaltene Hinterende einer Gliederstrecke irrig für den Kopf nahm [4]).

Der breite Bandwurm kann, wie der Kettenwurm, im Menschen vorhanden seyn, ohne demselben erhebliche, ja ohne ihm die geringsten Beschwerden zu verursachen. Es ist dann unnöthig etwas gegen ihn zu thun, und unverantwortlich ist es, den ganzen gesunden Beherberger eines solchen Wuems durch angreifende Arzneien krank zu machen, wie bei der sonst herrschenden irrigen Ansicht, daß die Nestelwürmer schlechterdings schädlich seyn müßten, nicht selten geschehen ist. Allein unter Umständen, zumal bei sehr schwächlicher und reizbarer Konstitution des Körpers werden durch diesen, wie durch andere Darmwürmer mancherlei Beschwerden und Zufälle von zum Theil sehr sonderbarer Art veranlaßt, welche die Entfernung desselben nöthig machen. Die zahlreichen und verschiedenen Mittel und Kurmethoden, welche, da die gewöhnlichen Wurmmittel hier oft nicht ausreichen, besonders gegen den Bothriocephalus und die Taenia des Menschen (auf den Unterschied beider Würmer ward nämlich gewöhnlich keine Rücksicht genommen) empfohlen und angewendet worden, sind in Bremsers Schrift, auf die wir hier verweisen müssen, sehr ausführlich und vollständig abgehandelt. Ein Hauptbestandtheil mehrer jener Mittel, namentlich des Nufferschen, welches nebst dem Herrenschwandschen früher in großem Rufe stand, ist die Farnkrautwurzel, die auch bis auf den heutigen Tag sich gegen den breiten Bandwurm ganz vorzüglich bewährt hat. Nicht minder wirksam hat sich seit Rudolphi's

3) S. Bremser über lebende Würmer im lebenden Menschen. Wien 1819.

4) Zu den ältesten Darstellungen des Bothrioc. latus gehört die, von den Helminthologen nicht citirte Abbildung, welche auf der letzten Tafel von *Mouffeti* Theatrum insectorum von einem kopflosen Stücke dieses Wurms gegeben ist.

und Bremser's Empfehlung und nach des letztern Verordnung das Oleum empyreumaticum Chaberti gegen beiderlei Nestelwürmer erwiesen. Von den englischen Ärzten wird hauptsächlich das Terpentinöl mit sehr gutem Erfolg zu gleichem Zweck benutzt. Außerdem sind ganz neuerlich noch so manche andere theils neue, theils nur wieder ans Licht gezogene Mittel gegen die Taenia oder den Bothriocephalus empfohlen werden, z. B. die Brayera anthelminthica Kunth., ein kleines strauchartiges Gewächs aus der Familie der Rosaceen, welches in Abyssinien einheimisch ist, und da längst wider den Bandwurm (ob Taenia oder Bothriocephalus?) im Gebrauch seyn soll [5]), ferner Blausäure nach Omodei's Vorschrift bereitet; zuckerreiche Früchte, in Menge genossen; sehr süße Weine, zumal Pedro Ximenes (eine Flasche schnell hintereinander getrunken), ferner Olivenöl [6]); sogar Pferdemilch u. a. m. Es ist gut, bei der Anwendung der anthelminthica mit abführenden Mitteln abzuwechseln und die Kur überhaupt eine Zeitlang fortzusetzen oder solche zu wiederholen, theils weil der Wurm nicht immer gleich und zumal nicht immer gleich vollständig abgeht, theils weil mehre Bandwürmer vorhanden seyn können, auch der angehäufte Darmschleim weggeschafft, und die Disposition zur Erzeugung neuer Würmer möglichst beseitigt werden muß. — Das Kopfende wird, da es leicht abreißt, an dem abgegangenen Bandwurme oft nicht mehr gefunden, woraus aber keineswegs nothwendig folgt, daß dasselbe im Körper zurückgeblieben sey und noch lebe. Gesetzt aber auch, daß ein lebendes Vorderende eines großen abgegangenen Wurms im Körper zurückgeblieben ist, so wird dieses doch, dafern es nur kurz ist, schwerlich lange dauern und wahrscheinlich nicht mehre Glieder entwickeln als schon Gliederanlagen vorhanden waren.

Noch gehören zu den Bothriocephalis dibothriis:

Bothriocephalus dendriticus Nitzsch. Kopf eirund, mit einer schmalen gleichbreiten furchenartigen Grube an jedem Seitenrande; der Hals kurz; die vordersten Glieder sehr kurz, die folgenden quadratförmig, kürzer als breit; die letzten länger als breit; die ausgebildeten Eierhälter schön dendritisch, in der Mitte der Glieder. — Ich fand 8 Exemplare dieses Grubenkopfs im März des Jahres 1817 im Darmkanal einer Wintermöve (Larus tridactylus), dann noch im Mai desselben Jahres ein einzeles junges Exemplar in einem Larus ridibundus unter Taeniis und Ligulis. Die mehresten, vermuthlich unvollständigen Individuen waren 5 bis 6, eines aber 18 Zoll par. Maß lang, und in der größten Breite wol 3 Linien breit. — Der Kopf eirund oder länglich-rund, die schmale tiefe Grube an jedem Seitenrande hinten rundlich geschlossen, ganz nach vorn laufend, und da mit der Grube der andern Seite sich völlig verbindend, so daß der Kopf gleichsam ein, zu beiden Seiten hingehendes Maul und zwei scharfe Lippen von gleicher Erstreckung bekommt. Der Hals ungefähr 2 bis 3 Mal so lang als der Kopf. Die vordersten Glieder sehr kurz, etwas trapezisch, die folgenden allmälig länger und quadratförmig; nach und nach überwiegt der Längendurchmesser den Querdurchmesser. Die Eierhälter fangen etwa mit dem hundertsten Gliede an deutlich zu werden; sie haben zuerst die Form eines unregelmäßigen Querstrichs oder zweier kleinen, durch eine Grundmauer verbundenen Thürmchen, bilden aber auf den reifern Gliedern eine schöne dendritische Figur; im Leben sind sie (die Ovarien) opak weiß, im Spiritus werden sie nach einiger Zeit schwarz. Die Eier sind rundlich elliptisch, ohne Unterschied einer äußern und innern Hülle, inwendig körnig.

Bothriocephalus claviceps Rud. Leuckart. Kopf länglich, fast viereckig, vorn stumpf abgerundet; eine längliche schwache Grube an jedem Seitenrande; der Hals fehlt; die vordern Glieder kurz, die mittlern länglich, die übrigen quadratförmig, der hintere Rand aufgetrieben; die sackförmigen Eierhälter in der Mitte der Glieder, die Geschlechtsmündungen am Seitenrande. Im Gedärm des gemeinen Aals ziemlich gemein, mehre Zoll bis 4 Fuß lang; abgebildet bei Goeze t. 35 f. 6 — 8. und Leuckart t. II. fig. 28.

Bothriocephalus proboscideus Rud. Leuckart. t. I. f. 14. Kopf länglich, vorn stumpf und mit seitlich hervorstehenden Randecken, auf jeder Fläche eine längliche, hinten abgerundete Grube, mit hinten und an den Seiten losem Rande; der Hals fehlt; die Glieder sehr kurz, auf den Flächen eine schwache Längsfurche. — Gemein im Lachs, zumal in den pylorischen Blinddärmen. Ist mehrmals, aber meist schlecht abgebildet, gut bei Leuckart.

Bothriocephalus Rectangulum Rud. Leuckart. t. II. f. 22 — 25. Kopf sehr veränderlich, die Gruben auf den Flächen, tief, rundlich; der Hals fehlt; die vordern Glieder kurz, die folgenden allmälig größer, die letzten fast vollkommen quadratförmig; die Geschlechtsöffnungen auf der einen Fläche. — Im Gedärm des Cyprinus Barbus, 8 bis 12 Linien lang, 1 Linie breit.

Bothriocephalus punctatus Rud. Leuck. t. I. f. 16. t. II. f. 40. Kopf veränderlich, meist länglich oder lang, dicklich; die Gruben ziemlich tief, so lang wie der Kopf, auf den Flächen hinten spitz zulaufend, vorn breiter und flächer; der Hals fehlt; die vordersten Glieder lang, die folgenden kurz, die letzten ziemlich quadratförmig; die Geschlechtsmündungen auf der Fläche der Glieder. Im Gedärm verschiedener Seefische, besonders der Schollen (Pleuronectes) auch in Cottus Scorpius u. A. Länge bis 2 Fuß, Breite 1¼ Linie.

Bothriocephalus crassiceps Rud. (B. Pilula Leuck. t. II. f. 26.). Kopf groß kugelförmig; die Gruben tief, länglich, im Leben groß, im Tode sehr klein; kein Hals; die Glieder ungleich, kurz, mit hervorstehenden hintern Ecken. — Diese durch die Kopfform besonders ausgezeichnete Art fand Rudolphi im Duodenum des Gadus Merluccius, bis 2 Zoll lang und 1 Linie breit, weiß mit bräunlichen Ovarien.

Bothriocephalus nodosus und *solidus* Rud. Leuck. Kopf kurz, breit, stumpf-dreieckig, wie vorderstes Glied (angeblich mit einer, durch eine Längsrippe getheilten Grube auf jeder Fläche); Körper lanzetförmig, bei jüngern

5) S. Bulletin de la Société philomatique de Paris. 1822. Octobre p. 154. 6) Bulletin de la Société médicale de Paris. Octobre 1822. p. 174. Man soll alle Viertelstunden ein halbes Glas voll (demi-verre) nehmen, bis der Wurm abgegangen; das Mittel habe nie fehl geschlagen.

mit einer Längsfurche auf den Flächen; ohne Hals; Glieder alle sehr kurz, die Geschlechtsmündungen auf der einen Fläche. — Diese der Gattung nach, meines Erachtens, noch zweifelhafte Art findet sich im nicht völlig entwickelten Zustande (als Taenia solida oder Bothrios solidus auctorum) in der Bauchhöhle des gemeinen Stichlings (Gasterosteus aculeatus), siedelt aber, indem dieser kleine Fisch von Wasservögeln gefressen wird, in den Darmkanal der letzten über und wird nun, indem nun erst sich seine Genitalien ausbilden, zum Bothrioc. nodosus Rud. Dieses merkwürdige, bei der Gattung Ligula wieder vorkommende Verhältniß halte ich für völlig erwiesen; denn erstlich ist zwischen dem B. solidus, welcher in Stichlingen, und B. nodosus, welcher in Wasservögeln gefunden wird, schlechterdings kein Unterschied außer in Hinsicht der Genitalien; zweitens hat Abilgaard direkt beobachtet, daß Enten, die mit Stichlingen gefüttert wurden, den B. solidus sich aneigneten und solchen zum Darmschmarozer bekamen [7]); drittens habe ich in einem Colymbus rubricollis (Podiceps rubric. Temminck.) den sogenannten B. solidus und B. nodosus in verschiedenen Graden der Ausbildung beisammen gefunden, und den Übergang jenes in diesen ganz deutlich gesehen. — Die Individuen, welche sich in dem genannten Lappentaucher in großer Menge vorfanden (es war der Darmkanal fast damit ausgestopft), waren 1½ bis 2 Zoll und etwas darüber lang und in der breitesten Strecke etwa 3 Linien breit; meist rein weiß, einige graulich. Der Kopf abgerundet-dreieckig, ganz wie vorderstes Glied und an allen Exemplaren ohne die mindeste Spur von Gruben!! — Die gesammte Gliederzahl betrug 67 oder 68; bei Manchen waren einige Gliederabtheilungen unvollendet oder 2 Glieder hie und da in der einen Hälfte völlig verschmolzen (wie dies auch bei andern gegliederten Cestoideen nicht selten vorkomt). Die knaulförmigen, schwarzbraunen Eihälter fingen etwa auf dem achten, neunten oder zehnten Gliede an und folgten dann bis zu Ende. Die Geschlechtsmündungen waren nur bei zwei Individuen, wo die conisch-cylindrischen Ruthen aus denselben hervorragten, recht deutlich; sie liegen auf der einen Körperfläche in der Mitte der Glieder. Die Eihälter ließen sich leicht aus dem Parenchym lösen; die Eier in geringer Anzahl, schwarzbraun, inwendig mit einigen großen Körnern gefüllt, von elliptischer Gestalt. Nachdem ich Brantwein auf diese Eier gegossen, bekamen sie augenblicklich auf der einen Seite eine merklich ausgehöhlte, bald größere, bald kleinere Vertiefung, so daß sie zum Theil nur wie Hälften aussahen. Durch diese sonderbare Erscheinung ist Rudolphi [8]) getäuscht und verleitet worden ein Zerspringen dieser Eier in zwei Hälften anzunehmen, was nach meinen genauesten Untersuchungen durchaus nicht Statt findet. — Außer dem Stichling ist dieser Wurm nur im Nahrungskanal fischfressender Thiere, in welche er offenbar aus verzehrten Stichlingen kam, gefunden worden, nämlich unentwickelt als B. solidus z. B. in Cottus Scorpius, Salmo Salar und Phoca vitulina, meist entwickelt als B. nodosus, in Colymbus cristatus, rubricollis, Eudytes septentrionalis, Uria Troile, Mergus albellus, Merganser, Serrator, Sterna Hirundo, und Ardea cinerea. — Die in diesen Vögeln gefundenen ausgebildeten Exemplare waren zum Theil viel länger als die oben beschriebenen, nämlich 3 bis 6 Zoll, ja bis 1 Fuß lang. Abgebildet von Bloch (Abhandl. von der Erzeug. d. Eingeweidew. t. I. f. 9.) und Abilgaard (Schrift. d. naturf. Ges. zu Kopenhag. I. 1. t. V. f. 1 u. 2.).

Bothriocephalus Semiligula, Nitzsch. — Kopf dreieckig, wie vorderstes Glied, mit einer schmalen linienlanzetförmigen Grube auf jeder Fläche; ohne Hals; Körper nur in der vordersten Strecke kurz gegliedert, in der hintern ohne alle Gliederung; die Eihälter meist knaulförmig, im Mittelstrich. — Ich fand von dieser seltsamen, unbeschriebenen Art im April des Jahres 1822 ein einziges Exemplar im Darmkanal des Colymbus rubricollis (Podiceps rubric. Temm.). Dieser Wurm stellt eine seltsame Vereinigung der Gattungen Bothriocephalus und Ligula dar, indem die vordere, gegliederte Strecke in Bildung mit der ersten, die hintere mit der letzten Gattung auf das Vollkommenste übereinstimmt. Er ist 10 Zoll paris. M. lang, vorn 3 bis 4 Linien, in der hintern, ungegliederten Strecke 2, endlich nur 1½ Linie breit. Die Gliederstrecke ist etwa 2 Zoll lang und macht den Übergang zur gliederlosen, hintern, größesten Strecke durch zwei Glieder, welche in der Mitte zusammenfließen, indem da ihre Theilungslinie fehlt. Die Kopfgruben erstrecken sich noch ins zweite Glied, insofern man den Kopf als das erste betrachtet. Die Ovarien nehmen die Mittellinie des Körpers in einer langen, schon in der Gliederstrecke anfangenden und bis zu Ende des Wurms fortgehenden Reihe ein; sie sind von dunkler, schwärzlicher Farbe. Die Geschlechtsöffnungen befinden sich alle auf derselben Fläche des Körpers, und sind in der gliederlosen Strecke, zumal wegen ihres erhöhten Randes, sehr deutlich. Die Ruthen waren nicht sichtbar.

Wir übergehen die noch zu dieser Untergattung gehörigen B. plicatus R. (truncatus Leuck.) B. infundibuliformis, B. rugosus. B. microcephalus (sagittatus Leuck.) B. fragilis und B. granularis.

Zweite Untergattung: *Tetrabothrius* Rud. Grubenköpfe, welche am Kopfe vier Gruben (2 auf jeder Fläche), und weder einzele Haken noch Fühler haben. Z. B.

Bothriocephalus macrocephalus Rud. Leuck. t. 1. f. 12. (Taenia Immerina Abilgaard.). Kopf fast kubisch, groß; die 2 Gruben jeder Kopffläche dicht zusammenstoßend und mit losen Rändern; die Seitenränder des Kopfs sehr hervorragend und vorn einen Lappen über jeder Grube bildend; der Hals meist sehr kurz; die vordern Glieder sehr kurz, die übrigen glocken- oder quadratförmig. Im Darmkanal der Seetaucher (Eudytes Illig.), bisweilen in ungeheurer Anzahl; einige Zoll lang, hinten 1½ Linie breit. An einem jungen Individuum aus Eudytes septentrionalis sah ich den Hals ziemlich lang; vielleicht ist B. cylindraceus Rud., wie Leuckart vermuthet, nur ein solches.

Bothriocephalus Flos, Leuckart t. I. f. 8 — 11.

7) S. Schriften der naturf. Gesch. zu Kopenhagen. I. 1. p. 52. 8) S. Hist. natur. Entozoorum. III. p. 56.

t. II. f. 39. (B. auriculatus Rud.). Die 4 Kopfgruben bilden eben so viele große abstehende Blätter; Hals kurz; die vordersten Glieder ganz kurz, die folgenden quadratförmig, die letzten lang. — Im Darm der Torpedo marmorata und des Squalus Galeus, glaucus und Squatina von 1 Linie bis zu 1½ Fuß Länge. Eine, wie die folgende, wegen der ausgezeichneten blumenartigen Kopfform sehr merkwürdige Art. Der Kopf wird fast ganz durch die 4 sehr zarten durchsichtigen Blätter, welche zugleich die Gruben enthalten oder darstellen, dabei verschiedene Gestalten annehmen (sich kräuseln, zusammenfalten u. s. w.) konstituirt. Leuckart fand hier die Geschlechtsmündungen der Glieder alle an einem und demselben Seitenrande; aus denselben ragten lange, dünne Ruthen hervor.

Bothriocephalus Echeneis, Leuckart t. I. f. 4 — 7. t. II. f. 38. — B. tumidulus Rud. Kopf mit 4, große, freie, abstehende, höchst veränderliche Lappen bilden den Gruben, deren Fläche mit einer Längsrippe und 2 Reihen Querrippen bezeichnet ist. — Im Gedärm der Raja Pastinaca und Torpedo ocellata, klein, nur einige Linien lang. Die Grubenlappen des Kopfs nehmen die sonderbarsten Gestalten an, höhlen sich, wenden sich um, theilen sich wieder, so daß 8 Lappen entstehen u. s. w. Der Hals lang, die Glieder verschieden, die letzten meist länger als breit.

Dritte Untergattung: *Onchobothrius* Rud. Grubenköpfe, deren Kopf 4 Sauggruben und vorn einige gabelige Haken, aber keine hakige Fühler hat.

Bothriocephalus coronatus Rud. (bifurcatus Leuck. t. I. f. 3.). Die 4 Kopfgruben länglich oval, auf hinten freien Lappen, jede vorn mit 2 gabeligen Haken; Hals lang; die ersten Glieder runzelartig, die folgenden fast quadratförmig, die letzten länger als breit. In Haifischen und Rochen. — B. uncinatus Rud. ist vielleicht nicht verschieden.

Bothriocephalus verticillatus Rud. Leuckart t. II. f. 41. Kopf klein; vor den 4 Sauggruben Gabelhaken (ob 8, oder 4 doppelte?); ohne Hals; die Glieder am Hinterrande gezähnelt. Im Gedärme des Squalus Galeus, 3 bis 4 Zoll lang. Sehr ausgezeichnet durch den zahnig oder lappig getheilten Hinterrand der Glieder.

Vierte Untergattung: *Rynchobothrius* Rud. Grubenköpfe, deren Kopf vier Sauggruben und vorn vier, überall mit rückwärts gekehrten, einfachen Haken besetzte, Fühler oder Rüssel hat.

Die Arten dieser ausgezeichneten Untergattung sind noch nicht gehörig bestimt. Sie unterscheiden sich von den Tetrarhynchis Rud. nur durch den gegliederten Körper.

Bothriocephalus corollatus Rud. (Entoz. III. t. IX. f. 12.). Kopf flachgedrückt, die Gruben oval auf ziemlich freien Blättchen; die 4 Fühler sehr lang, vierkantig; Hals kurz; Glieder länglich; Geschlechtsmündungen unbestimt alternirend am Seitenrande der Glieder. Im Darm der Rochen und Haifische. — B. planiceps Leuckart (t. I. f. 2.) ist vielleicht dieselbe Art. (*Nitzsch.*)

Bothschafter, s. Gesandter.

BOTHWELL, Dorf und Kirchspiel von 3745 Einwohnern, am Clyde in der brit. Grafsch. Lanark des Königr. Scotland. Die Kirche ist eines der ältesten Gebäude dieses Reichs; von dem vormaligen weitläufigen Schlosse stehen blos noch Ruinen. 1659 fiel hier ein blutiges Treffen zwischen dem Herzoge von Monmouth und den scotischen Covenanters vor, worin die letzten völlig besiegt wurden. (*Hassel.*)

Bothwell, Graf s. Maria Stuart.

BOTIN (Anders oder Andreas von), ein rühmlich bekannter schwedischer Geschichtschreiber, aus Småland gebürtig, und 1724 geboren. Er war königl. schwedischer Kammerherr, Ritter des königl. Nordsternordens und Mitglied sowol der schwedischen als auch der königl. Wissenschafts- und der königl. schönen Wissenschaften Akademien, und starb zu Stockholm den 22. Sept. 1790. In der Geschichte der schwedischen National-Literatur des 18. Jahrh. wird sein Name immer mit Auszeichnung genant werden. Ausgerüstet mit gelehrten Kentnissen mannigfacher Art, mit Genie und nicht gemeinen Talenten der Darstellung und Entwicklung seiner Ideen, schrieb er zuerst ein klassis. Werk Om svenska Hemman. Stockh. 1755. Vol. II. 4.; neuer Abdruck 1798, (ein versprochener dritter Band ist nicht erschienen), worin er über die Natur und Beschaffenheit des Landeigenthums, als Grundlage der ganzen Statswirthschaft, und besonders der Kammer- und Finanzeinrichtungen in Schweden, vortreffliche Resultate bekant machte. Dann unternahm er es, eine Übersicht der schwedischen Geschichte nach ihren Hauptmomenten zu entwerfen, in der Absicht, einen edlern und bessern Geist in dieselbe zu bringen, als es seinen Vorgängern gelungen war. So entstand seine Utkast til Svenska Folkers Historia. Stockh. I — VI. Tidehvarf vet 1757—1764. 8., wovon jedes Bändchen eine Periode der Geschichte enthält bis 1520; teutsch: Geschichte der schwedischen Nation im Grundriß, von H. L. C. Backmeister. Riga und Leipz. 2 Thle. 1767. 8. Weit entfernt, bloße Biographien der schwedischen Beherrscher zu liefern, hat vielmehr Botin sein Hauptaugenmerk auf eine Darstellung und Entwickelung der statistischen Veränderungen *) gerichtet. In diesem Stücke nicht nur, sondern überhaupt in Ansehung der freien Ansichten, geistreichen Andeutungen und des rühmlichen Strebens, der heimatlichen Geschichte einen Kunstcharakter zu geben und sie in den Kreis einer gemischten Lesewelt einzuführen, läßt er alle früheren Bearbeiter der schwedischen Geschichte weit hinter sich zurück. Allein, durch französische Muster verführt, hat er die edle Einfalt des historischen Stils einem rhetorischen Glanz aufgeopfert. Mühsam abgemessene Perioden, ein affektirter ängstlicher Witz, französische Wendungen, unaufhörliche Antithesen, die bald

*) Jede Periode hat daher folgende 10 Abschnitte: 1) von der Periode überhaupt, 2) von den Königen, die darin regirten, 3) von dem Zustande des schwedischen Volks, 4) von der Religion und Hierarchie, 5) von der Regirungsform, 6) von den Gesetzen, Gerichten und der Rechtspflege, 7) von dem Kammerwesen, der Statsökonomie, Handlung, dem Berg- und Münzwesen, 8) von den Wissenschaften und Gelehrten, 9) von der Lebens- und Denkungsart, die in dieser Periode herrschte, 10) von großen und merkwürdigen Männern derselben.

die genaueste Beziehung auf einander haben, bald einen unmerklichen Unterschied ausdrücken sollen, sind das Charakteristische seiner Schreibart. Auch fehlt es oft an strenger Kritik, tieferem Quellenstudium, unbefangener Prüfung, und gerechter Würdigung der Personen und Sachen. Sehr oft geht er von allen seinen Vorgängern, besonders von Dalin, ab, allein die Beweise für die abweichende Vorstellung bringt er nirgends bei, und gegen alles, was Dänisch ist, deklamirt er so sichtbar parteiisch, daß schon der bloße Ton dem Leser das Zutrauen zur Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers entziehen muß. In einer zweiten Auflage dieses Werks, von dem 1789 und 1792 2 Bde. erschienen, werden zwar Zeugnisse und Belege beigebracht, auch ist der Stil verbessert, allein diese Ausgabe geht nur bis auf das Geschlecht der Folkunger, und ist nicht fortgesetzt worden. Außer diesem Werke hat man von Botin **Anmärkninger vid Dalin's Historia. Stockh. 1771. 8. Jaemförelse emellan Mynts och Wärars Wärda i Swerige uti förskilda Tidewhart**, und mehre Biographien ohne auszeichnenden Werth**). (*Baur.*)

Botocuden, s. Brasilien.

BOTOL TABAGO SIMA, ein Eiland im Australozeane unter 141° 40′ L. und 21° 50′ nördl. Br. im SW. der Modschikosimahgruppe der Likeios, und im SO. von Taiwan. Es ist von Dampier besucht und von Peyrouse und Broughton gesehen, hat etwa 3 bis 4 M. im Umfange, ragt hoch über dem Meere hervor, und wird von einem harmlosen gastfreundlichen Völkchen bewohnt, das wahrscheinlich mit denen der Bashee-Inseln von gleicher Abstammung ist. Dabei liegt Klein Botol Tabago Sima und weiterhin der Felsen Vele Rete. Einige Seefahrer rechnen diese Eilande zu den Bashee-Inseln. (*Hassel.*)

BOTON, DE, nicht Botin (**Abraham Ben Moses**), blühte im Anfange des 17. Jahrh., daher ihn Imman. Aboab in der Nomologie, S. 311 als seinen Zeitgenossen anführt. Gegen das Ende seines Lebens nannte er sich Chaja Abraham. Er schrieb 1) einen trefflichen Commentar über Maimonides Mischna Tora oder Jad chasaka, in zwei Theilen *). 2) Einen Band Consultationen לחם רב betitelt; enthält Antworten auf 203 Anfragen; Smyrna 420 (Chr. 1660) Fol. Der Herausgeber ist R. Abraham Ben Aaron de Boton, Enkel des Verfassers. R. Chajim Benbenista citirt einen zweiten Band, der aber nie im Druck erschienen. — Ein R. Abraham Ben Jakob de Boton, ein Zeitgenosse des R. Aaron Ben Chajim Ben Abraham, wird in dessen Anfragen und Antworten Theil 1. Seite 110. 150. und Theil II. S. 8. angeführt und von ihm eine Approbation eines Responsi des letztgenannten abgedruckt. (*J. M. Hartmann.*)

Botoczani, s. Bottuschan.

Botoreus, s. Boutrayo.

BOTRIL (**Moses**), einer von den fünf Commentatoren des dem Patriarchen Abraham zugeschriebenen ס׳ יצירה *). Wolf (B. H. III. p. 742) ist nicht abgeneigt anzunehmen; daß der Arzt Moses Botaril, der Übersetzer der Schrift עין משפט (Konstantinopel ohne Jahresangabe 28 S. 8), welche der Vorrede zufolge einen Christen Michael (Nostradamus?) zum Verfasser haben soll, mit diesem Commentator eine und dieselbe Person sey. (*J. M. Hartmann.*)

BOTRYCERAS, nannte Willdenow eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen und der vierten Linné'schen Klasse, deren Charakter von Nestler (Berl. Mag. 5. S. 806.) entwickelt, es noch zweifelhaft läßt, ob man diese Gattung nicht mit **Persoonia** *Sm.* oder **Cenarrhenes** *Labill.* verbinden kann. Die Frucht ist nicht genau bekant, die Nektardrüsen werden nicht erwähnt. Das übrige stimt mit den beiden genannten Gattungen überein. Die einzige bekannte Art: B. *laurinum* W. stammt aus französischen Gärten: es ist ein Bäumchen mit lederartigen gesägten Blättern und gedrängter Rispe. Man glaubt daß es aus Neu-Holland stamme. (*Sprengel.*)

BOTRYCHIUM, Sw., ist eine Gattung Pteroiden, welche zu der Abtheilung der Stachyopteriden gehören. Diese Gattung zeichnet sich durch zusammengesetzte Ähren aus, deren kugelige Früchte in die Quere aufspringen. **Ophioglossum** unterscheidet sich durch einfache Ähren. — Arten sind: 1) **B.** *Lunaria* Sw., mit halbgefiedertem Wedel und entweder glattrandigen oder gekerbten und eingeschnittenen Fetzen, wodurch sie in **B. rutaceum** *W.* übergeht. Es wächst auf trockenen Anhöhen und treibt aus der Wurzelknolle senkrecht nach oben die junge Brut. Da die Blattfetzen gewöhnlich halbmondförmig sind, so hat daher die Pflanze den Namen **Lunaria**, Mondraute. 2) **B.** *matricarioides* W., mit nacktem Schaft, doppelt gefiedertem dreitheiligen Wedel aus der Wurzel und ablangen stumpfen gezähntem Blättern. Wächst in Hainen des nördlichen Europa. 3) **B.** *fumarioides* W., mit nacktem Schaft, doppelt gefiedertem dreitheiligen Wedel aus der Wurzel und halbmondförmigen gekerbten Blättern. Karolina. 4) **B.** *obliquum* W., mit zweimal gedrittem Wedel aus dem Schaft, ungleich herzförmigen ablang lanzetförmigen gesägten Blättern. Pensylvanien. 5) **B.** *ternatum* Sw., mit dreifach getheiltem

---

**) *Strandts* Lefvernesbeskrifning (in Kong. Witterh. Hist. och Antiq. Acad. Handlingar. Vol. VI. 453—469.) *Zibets* Inträdestal hällit uti Svenska academien, d. X. Dec. 1790. Stockh. 1791. gr. 4. Rühs Gesch. v. Schweden (Fortsetzung der allg. Welthist. 63. Th.), 1. Th. Seite XVIII. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 1034. Biogr. univ. T. V. Reichhaltige Beurtheilungen seiner schwedischen Gesch., nach der teutschen Übers., in der allgem. d. Bibl. 9. Bd. 1. St. 174—186 (vermuthlich von Schlözer) und Götting. gel. Anz. 1778. S. 266—271.

*) Unter dem Titel לחם משנה, gedr. Venedig 366 (Chr. 1606) bei Dan. Sancti 239. S. Fol. mit einer Vorrede des R. Jos. Ben R. Juda, B. R. Sam. B. R. Jos. de Rubis; ferner Amsterdam 463 (Chr. 1703) bei Jos. Athias 48 und 52 S. Fol. Wolf (B. H. IV. 755.) sagt der 3te und 4te Theil dieser Schrift sey wieder aufgelegt worden: Amsterdam 474 (Chr. 1714.) Fol. bei Sal. Proops. Ich verstehe nicht was diese Bemerkung sagen soll.

*) Vgl. die Mantuanische Ausgabe der gedachten Schrift; and Athanas. Kircher Oedip. Aegypt. T. II. die Abhandl. von der Kabbala. Über das, was in dem gedachten Kommentare S. 28 f. über die Trinität gesagt wird, vgl. Joh. Steudner jüdische ABC-Schule S. 29.

doppelt gefiederten Wedel aus dem Schaft und halb gefiederten an der inneren Seite gesägten Blättern. Japan. (Osmunda ternata *Thunb.*) 6) B. *dissectum* Mühl., mit dreitheiligem doppelt halb gefiederten Wedel aus dem Schaft, dessen Fetzen linienförmig zweitheilig und zweizähnig sind. Pensylvanien. 7) B. *virginicum* Sw., mit dreitheiligem doppelt halb gefiederten Wedel mitten aus dem Schaft, halbgefiederten eingeschnittnen Blättern und stumpfen dreizähnigen Fetzen. Nordamerika. (Osmunda virginica *L.*) 8) B. *cicutarium* Sw., mit doppelt gefiedertem Wedel aus dem Schaft, halbgefiederten stumpfen eingeschnittenen feingesägten Blättern, die obersten aber sind zugespitzt und laufen herab. S. Domingo. (Osmunda cicutaria *Lam.*) 9) B. *zeylanicum* Sw., mit dreitheiligem halbgefiederten Wedel aus dem Schaft, lanzetförmigen zugespitzten ausgeschweiften Fetzen und zusammengedrängter Ähre. Zeilan. (Osmunda zeylanica *L.*) Die jungen Triebe werden auf Zeylan wie Spargel gegessen. 10) B. *australe* R. Br., mit gedrittem Wedel, doppelt gefiederten Blättern, zusammenfließenden eingeschnittenen Blättchen. Neuholland. (*Sprengel.*)

Botryites, s. Cadmia.

Botryocephalus, s. Bothriocephalus.

Botryolith, s. Datholith.

BOTRYS, eine Stadt in Phönikien*) auf der Tab. Peut. Botrus, 12 Mill. nördlich von Byblos, nach Ptol. V, 15. unter 67, 30: 35, 40. Sie war nach Strab. l. c. ein fester Ort der räuberischen Bergbewohner des Libanon. Nach Malala II. p. 229. hatte sie einen Hafen. Bei Skylax p. 42. komt sie wahrscheinlich unter dem Namen Teros vor. (*Ricklefs.*)

BOTRYTIS nannte Persoon einen Staubfadenpilz, der sonst zum schwankenden Mucor oder Schimmel gezählt worden. Seine genauere Bestimmung ist: ein aufrechtes ästiges Stämmchen, mit gestielten Sporulen, welche in einer kleinen Traube oder in Wirbeln sich ansetzen. Neuerdings rechnet Persoon (mycolog. europ. I. p. 32—38.) auch Cladobotryum *Nees*, Virgaria und Stachylidium *Linn.* dazu. Daß die Sporulen bisweilen mit einer Scheidewand vorkommen, sieht man an der Botrytis didyma *Kunz.* Es wachsen diese Pilze auf faulenden Pflanzen und abgestorbenen Zweigen. (*Sprengel.*)

BOTT (Jean de), französischer Architekt, geb. 1670, begab sich nach Widerrufung des Edicts von Nantes — denn er war Protestant — nach Holland, wo er durch Wilhelm von Oranien Gelegenheit erhielt, seine Talente zu zeigen. Friedrich I., König von Preußen, berief ihn nach Berlin, zu dessen Verschönerung er nicht wenig gethan hat. Nach seinen Rissen ward das Zeughaus und der königliche Palast, so wie der Säulengang des Schlosses zu Potsdam erbaut. Unter Friedrich Wilhelm I. führte er die Festungswerke von Wesel auf, ein merkwürdiges Werk der Kriegsbaukunst. Er war im Preußischen Dienste bis zum Generalmajor aufgestiegen, ging aber im J. 1728 in sächsische Dienste über, und wurde als General der Infanterie angestellt. Im J. 1745 starb er zu Dresden. (*H.*)

*) *Strab.* XVI, 2, 18. *Plin.* V, 17. *Polyb.* V, 68.

BOTTALLA (Giovanni Maria), Maler, geb. zu Savona 1613, gest. 1644 zu Mailand. Als Jüngling begab er sich nach Rom, wo er so glücklich war, in den Kardinälen Giulio Sacchetti und Barberini Gönner zu finden. Der Erste brachte ihn in die Schule des Pietro da Cortona, in welcher er bald so bedeutende Fortschritte machte, daß der Meister ihm den Beinamen des kleinen Rafael (Rafaellino) gab, den er dann lebenslänglich behielt. Das erste Werk, womit er seinen Ruf begründete, die Versöhnung Jakobs mit Esau, sieht man jetzt in der Galerie des Kapitols. Nachher verfertigte er zu Neapel mehre große Freskogemälde. Ein unglückliches Liebesabenteuer trieb ihn von da nach Genua, wo man Deukalion und Pyrrha von ihm sieht. Da ihm hier die Luft nicht zusagte, wollte er sich in die Lombardei begeben, starb aber unterwegs. Neue und edle Erfindung, Richtigkeit der Zeichnung, Reiz der Farben und die angenehmen Wirkungen eines milden Helldunkels zeichnen seine Darstellungen aus. Zu Genua hat man treffliche Handzeichnungen von ihm. (*H.*)

BOTTANI, Giuseppe, geb. zu Cremona 1717, gest. 1784, und dessen jüngerer Bruder Giovanni, Maler. Fiorillo, welcher Giuseppe's Schüler war, hat von demselben doch nur sparsame Nachrichten. „Er lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunst zu Florenz, ging 1740 nach Rom, und blieb eine Zeit lang in der Schule des Pompeo Batoni. Gegen das Jahr 1760 hatte er sich schon einen so ausgezeichneten Namen erworben, daß man ihn nach Batoni für den besten Maler in Rom hielt; er eröffnete auch eine Schule zu Trinità da Monti, und sah sich mit vielen Zöglingen umgeben. Er hatte schon mehre Altarblätter für verschiedene italiänische, vorzüglich römische Kirchen, unter andern ein Bild, welches die Geschichte der heil. Anna darstellt, und in der Kirche des heil. Andreas delle Fratte aufbewahrt wird, verfertigt, als er im J. 1769 den Ruf als Direktor der Akademie von Mantua erhielt." Ihm folgte nach seinem Tode in dieser Stelle sein Bruder. Für eins der vorzüglichsten Gemälde Giuseppe's hält man einen h. Paulus zu Mailand. (*H.*)

BOTTARI (Giovanni Gaetano), ein gelehrter römischer Prälat, Literator und Archäolog, geb. zu Florenz 15. Jan. 1689. Von dem gelehrten Biscioni und später von Salvini in das Studium der alten Literatur eingeweiht, widmete er daneben seinen Fleiß der Philosophie, Theologie und Mathematik, und erhielt 1716 in seiner Vaterstadt die theologische Doctorwürde, und eine Examinatorsstelle bei der Hochschule daselbst. Die Akademie della Crusca, seine literarische Thätigkeit und vielseitigen Kenntnisse ehrend, übertrug ihm die Besorgung einer neuen Ausgabe ihres Wörterbuchs, das er, in Verbindung mit einigen andern Sprachgelehrten, völlig umarbeitete und neu herausgab: Vocabolario degli academici della Crusca. Flor. Vol. IV. 1729—1735. 4. Der Großherzog von Toskana hatte ihm die Aufsicht über die großherzogliche Druckerei übergeben, und unter seiner Leitung erschienen in Kurzem mehre bedeutende wissenschaftliche Werke. Seit 1730 lebte er in Rom, wo Clemens XII. ihm ein Kanonikat und den Lehrstuhl der Kirchengeschichte und der polemischen Theologie an der Sapienza übergab, und ihn bald darauf zum Prälaten erhob. Um die Schiff-

barmachung der Tiber zu untersuchen, unternahm er mit Manfredi sehr mühsame Nivellationen, und wurde darauf Custos der vatikanischen Bibliothek. Auch die folgenden Päpste erkannten und ehrten seine Verdienste, und hätten ihn zu höhern Würden befördert, wenn er nicht freiwillig die stille Beschäftigung mit den Wissenschaften einem glänzendern Stande vorgezogen hätte. So erreichte er ein Alter von 86 Jahren und starb in Rom den 3. Jun. 1775, betrauert von den vornehmsten italiänischen Akademien, deren Mitglied er war. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war groß, ausgebreitet und verdienstlich, und die Gelehrten aller Länder ehrten die nützlichen Dienste, die er den Wissenschaften leistete, nicht nur durch eigene Schriften, sondern vielleicht noch mehr durch die Herausgabe sehr vieler bekanmter wissenschaftlicher Werke, die er mit Erläuterungen, Anmerkungen und gelehrten Vorreden versah. Von seinen eigenen Arbeiten sind die bemerkenswerthesten: Lezioni tre sopra il tremoto. Rom. 1733; 1748. 8., auch in der Raccolta Calog. T. VIII. Del Museo Capitolino, tomo primo contenente imagini di uomini illustri. Rom. 1714; der 2te Theil lateinisch: Musei Capitolini Tom. II. Augustorum et Augustarum hermas continens cum observatt. Ib. 1750. fol., neue Ausgabe: Museum Capitolinum etc. Ib. 1750—1783. Vol. IV. fol. m. Kpf. Sculture e pitture sacre estratte da cimiterj di Roma. Ib. Vol. III. 1737—1753. fol.; zur Grundlage diente ihm das Werk des Bosio, s. diesen Artikel. Lezioni due sopra il Boccaccio, in Mannis Istor. di Decamerone di Boccaccio. Lezioni due in difesa di Tito Livio che narra vari prodigi nella sua storia, in den Memorie della società Columb. Vol. I. p. 97 sq. Dialoghi sopra le tre arti del disegno. Luc. 1754. 4. Flor. 1770. 8. (5 Gespräche zwischen G. P. Bellori und C. Marotta; sie handeln größtentheils von den, für die Künstler sowol als für die Kunst, daraus entspringenden Unannehmlichkeiten und Beschränkungen, daß ein großer Theil derjenigen, für welche die erstern arbeiten, mit den letztern unbekant, und zugleich voller Eigendünkel, Eigensinn und Eigennutz sind. — Mit erläuternden Anmerkungen, Zusätzen und Verbesserungen gab er heraus: B. Averani Dissertatt. Flor. 1716. Vol. III. fol. Opere di Gal. Galilei. Ib. 1718. Vol. III. 4. Carmina illustrium poetarum italorum. Ib. 1719—24. Vol. X. 8. Th. Dempsteri de Etruria regali lib. VIII., cur. Th. Coke. Ib. 1723. 4. Opera di Torq. Tasso colle controverse sopra la Gerusalemme liberata. Ib. 1724. Vol. VI. fol. Le novelle di Fr. Sachetti. Ib. 1724. 8., mit dessen Leben. L'Ercolano, dialogo di M. B. Varchi. Ib. 1730. Pad. 1744. 8., mit dessen Leben. Antiquissimi Virgiliani codicis fragmenta et picturae ex Vatic. biblioth. ad priscas imaginum formas a P. Sarrite Bartoli incisae. Rom. 1741. fol., ein sehr gelehrtes Werk s. Journ. des Sav. 1742. p. 238. Lettere di F. Guitton d'Arezzo, con le note. Rom. 1745. 4. Descrizione di palazzo apostolico vaticano, opera postuma di A. Taia, revista ed accresciuta. Ib. 1750. 12. Raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architettura scritte da' più celebri professori che in dette arti fiorirono dal secolo XV al XVII. Ib. 1754—59. Vol. III. 4. (enthält auch drei Briefe von ihm, und mehre an ihn.) Vite de' più eccel. pittori, scultori e architetti scritte da G. Vasari, corrette da molti errori e illustr. con note. Ib. 1759. Vol. III. 4. mit neuen Zusätzen von T. Gentil, Livorno und Flor. 1767—72. 7 Bde. 4. (Der eigentlichen Lebensbeschreibungen sind überhaupt 223 und der Abbildungen 154). Vite de' pittori, scult. et archit. che hanno lavorato in Roma, morti dal 1641 sino al 1673 da G. Passeri. Ib. 1772. 4. Teutsch von J. A. Lehninger. Dresden 1786. 8. u. m. a. †). *(Baur.)*

Botten, s. Distomum hepaticum.

BOTTENAU, Thalgemeinde in der Ortenau im großherzogl. badischen Bezirksamte Oberkirch, wegen der Produktion ihres guten Weines bekannt. *(Leger.)*

BOTTENDORF, Amtsdorf des Grafen von Einsiedel, im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Querfurt, 1 St. nördlich von Wiehe, am linken Ufer der Unstrut, mit 176 Häus., 889 Einw., einer kön. Schäferei und Kleebau. Hier ist der Sitz eines Bergamtes der gräflich einsiedelschen Familie, der die Betreibung des Bergbaues im Amte Wendelstein überlassen ist. Manche Gegenden des Amtes sind nämlich reichhaltig an Kupferschiefer, der in Flötzgebirgen sich findet, aber wenig benutzt wird, weil jetzt die meisten Gruben ersoffen sind und ohne Feuermaschinen nicht gelöst werden können. Das Gebläse zu den 3 Schmelzöfen der hiesigen Kupferschmelzhütte auf dem rechten Ufer der Unstrut wird durch einen aus der Unstrut abgeleiteten Kanal in Bewegung gesetzt. Sonst hielt der Centner hiesiges Schwarzkupfer 6—12 Loth Silber; allein die in spätern Jahren geförderten Kupferschiefer waren kaum schmelzwürdig, weil man wegen der überhand genommenen Wasser in den Hauptschachten, die man durch gewöhnliche Hebezeuge nicht mehr gewältigen konnte, nicht weiter in die Teufe zu fahren vermochte; daher ist seit mehren Jahren weder das Bergwerk befahren, noch die Schmelzhütte zu diesem Behufe gebraucht worden. *(Stein.)*

BOTTIÄA auch Bottiaeis und Bottia, eine Landschaft im äußersten Süden von Makedonien, nordöstlich über der Landschaft Pieria, mit welcher sie gewöhnlich zusammen gerechnet wird. Die Umgränzung geben die Alten nicht an. Wahrscheinlich schied sie der Erigon von Paraxin. *(Ricklefs.)*

BOTTIÄI, ein ursprünglich thrakisches Volk, das zuerst an der Westseite des Meerbusens von Therma saß und nach seiner Vertreibung durch die Makedonier sich nördlich über Chalkedon niederließ *). Ihre Städte waren Skolos **) und Spartolos ***) nördlich von Olynthos, die aber früh untergingen. *(Ricklefs.)*

Bottich, Bütte, s. Fassbinder.

BOTTINGEN, ein kleiner Ort im Großherzogthum Baden, Bez. Amt Emmendingen, der seines hohen Alterthums wegen merkwürdig ist, indem er unter dem Namen Bodinchova schon in einem Schenkungsbriefe

---

†) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. III. voc. Saxii Onomast. Vol. VI. 680. Adelung's Zus. zum Jöcher. Biogr. univ. T. V. (von Ginguené.)

*) *Herod.* VII, 123. VIII, 127. *Thucyd.* II, 90. **) Id. V, 13. ***) Id. II. 79.

Ebo's und seiner Gemalin Odalsinde für das Kloster St. Gallen vom J. 670 vorkomt †). (*Leger.*)

BOTTUSCHAN, BOTOCZANI, Stadt in der türkischen Moldau, nach Galacz und Roman der beträchtlichste Ort derselben, hat eine hohe und gesunde Lage und über 1000 Häuser. Der beträchtliche und lebhafte Handel dieses Orts, meistens durch betriebsame Armenier und Juden getrieben, erstreckt sich bis Leipzig und Brody, und besteht in Colonial-, sächsischen Manufaktur-, russischen Pelzwaren, Wachs und Tabak. (*Rumy.*)

BOTWAR, Grossbotwar, Stadt im Neckarkreise des Königr. Würtemberg, Oberamts Marbach, 4 M. von Stuttgart, in einem schönen weinreichen Thale, an dem Flüßchen Botwar, mit 2443 evang. Einw., Sitz eines Kameralamts und vormals auch Sitz eines eignen Oberamts. Die Stadt gehörte früher den Herren von Lichtenberg, welche sie 1357 an Würtemberg verkauften. Die Stammburg Lichtenberg liegt in der Nähe von Botwar über schönen Weinbergen, welche einen der besten Weine des Landes liefern. Nicht weit von der Stadt liegt Kleinbotwar, ein Kniestettisches Pfarrdorf mit dem Schlosse Schaubeck auf der Höhe. Auch hier wächst einer der geschätztesten Landweine. (*Memminger.*)

BOTYS. In der Insektenkunde. Eine neue von Latreille gebildete, aus der Gattung Phalaena Linnei und zwar aus dessen Familie der Spannenmesser, Phalaena geometra, und der Zünsler Phalaena pyralis, gesonderte Gattung *). — Latreille gibt folgende Gattungsmerkmale an. Die Raupe sechszehnfüßig. Die Flügel sind dreieckig und bilden in der Ruhe mit dem Körper des Insektes ein fast wagerechtes Dreieck. Vier vorstehende Taster und eine sichtbare Zunge. Die von ihm aufgeführten Arten sind: Phalaena geometra purpuraria *Linn.*, Phal. geom. potamogata *Linn.*, Phal. geom. nymphaeata *Linn.*, Phal. geom. stratiota *Linn.*, Phal. geom. lemnata *Linn.*, Phal. geom. urticata *Linn.*, Phal. pyral. verticalis, forficalis et farinalis *Linn.* Die Phal. geom. purpuraria *Linn.* ist jedoch ein wahrer Spannenmesser mit einer zehnfüßigen Raupe und kann mithin auf keinen Fall hieher gehören. — Schrank **) hat diese Gattung Nymphula genant, setzt jedoch nur die beiden Arten Phal. geom. potamogata und nymphaeata in solche hinein. Daß übrigens die Phal. geom. potamogata, nymphaeata, stratiota, lemnata und urticata *Linn.* nicht zu den Spannenmessern, wohin Linné sie ordnete, gehören konnten, erkannten schon die hellsehenden Verfasser des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend und versetzten sie daher ihrer Zeit mit mehrem Recht zu den Zünslern (Phal. pyralis *Linn.* †). (*Zincken genant Sommer.*)

---

†) Kolb. hist. Lex. v. Baden I. 147.

*) S. *Latreille* genera crustaceorum et insectorum. T. IV. p. 228. Genus 618. **) Fauna Boica T. II. 2. p. 162. ***) Vgl. systemat. Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend, herausg. von einigen Lehrern am k. k. Theresianum. Wien 1776. Fol. S. 121. Anm. Einige gute Abbildungen von den Arten der Gattung Botys s. in Rösel Insektenbelustigungen T. I. Cl. papil. noct. 4. Tab. 14. fig. 1—8. Phal. geom. urticata *Linn.* Jac. Hübner Saml. europ. Schmetterl. Pyralides. Tab. 13. fig. 82. (Phal. geom. nymphaeata *Linn.*) Pyral. potamogalis. — Hübn. fig 85. (Phal. geom. potamogata *Linn.*) Pyral. nymphaealis *Hüb.*

Botzen, s. Bozzen.

BOTZEN, Kreis in der östreichischen Grafschaft Tirol (Kreis an der Etsch, sonst Vintschgau und Burgrafthum), liegt in der Mitte des Landes, begränzt im Norden vom Unter-Innthaler, gegen Nordosten vom Pusterthaler, gegen Süd- und Südwesten vom Trienter, gegen Westen und Nordwesten vom Ober-Innthaler Kreise; er wird in 23 Gerichtsbez. getheilt und enthält auf 65 □M. 3 Städte, 3 Marktflecken, 310 Dörfer, 12,094 Häuser mit 99,782 Einw., welche der Mehrzahl nach Teutsche sind. Außer den Teutschen wohnen, besonders im südlichern Theile, viele Italiäner, deren Sprache hier schon sehr gewöhnlich zu werden anfängt. Dieser Kreis ist, wie alle Theile Tirols, Alpenland, das hier, an der westlichen Gränze in dem Ortles, dessen beeisete Spitze sich 14,416 Par. Fuß über dem Meere erhebt, seine größte Höhe erreicht. Der Hauptfluß des Kreises ist die Etsch (Athesis, Adige). Sie entspringt aus dem Rescher See, nimt bei Meran den Passeyer und weiter südlich den Faltschauer Fluß auf, verbindet sich, südlich von Botzen, mit dem gleichfalls ansehnlichen am Brenner entspringenden Eisack- oder Eisachfluß und wird 2 Stunden unter Botzen schiffbar. Die Nebenflüsse der Eisack sind: der Grödenbach und der Talfer. Diese Flüsse bilden und bewässern die fruchtbarsten Thäler, das Eisack- und Etschthal, den größten Theil des Vintschgau und mehre Nebenthäler: das Passeyer, Ulten-, Grödenthal u. a. Diese Thäler haben eine sehr reiche Vegetation. Man erbauet Getreide aller Art, Flachs, Hanf und vorzüglich guten Wein. Das Weingewächs um Meran (Küchelberger) und um Botzen (Leitacher) wird besonders geschätzt. Die Kultur der edlern Obstarten in den Weingebirgen, die Obstbaumzucht überhaupt ist von Wichtigkeit. Die Gegend von Meran und Botzen liefert dem Auslande eine große Menge Obst, frisch und gedörrt, und das letztere vorzüglich die sogenannten Botzner Käse in eigenen zierlichen Formen. Die Viehzucht ist bedeutend; auch die Seidenwürmerzucht beschäftigt viele Hände und man gewinnt in den südlichen Theilen des Kreises viele Seide von vorzüglicher Güte. Im Vintschgau brechen an verschiedenen Orten Kupfererze, und es sind noch Spuren vorhanden, daß in frühern Zeiten hier der Bergbau stark betrieben wurde. Zu den übrigen Gewerben gehören: die Seidenspinnerei, Lederbereitung und Lederwarenfabrikation, Leinwand- und Baumwollenweberei, das Spitzenklöppeln und das Schnitzen hölzerner Bilder, womit sich im Grödenthale über 1600 Einwohner beschäftigen und mit diesen Waren einen ausgebreiteten Handel treiben.

Botzen (Bolzano) *), Kreisstadt im gleichnamigen Kreise, oder im Kreise an der Etsch, in der östreichischen Grafschaft Tirol, 46° 47′ 30″ Br., 29° 48′ L., am Zusammenflusse der Talfer und des Eisack. Sie ist wahrscheinlich an die Stelle der römischen Castelle Drusomagus, Pons et Turris Drusi und Praesidium Tiberii von den Ostgothen erbauet worden und noch jetzt ein wichtiger Handelsplatz. Schon im 13. Jahrh. nahmen die be-

---

*) Im Alterthum Bolzenum, das nach *Paulus Diac.* (V, 36.) schon im 6. Jahrh. als Veste unter baierschen Grafen stand.

rühmten Messen ihren Anfang, wozu die bequeme Handelsstraße aus Italien nach Teutschland die Gelegenheit gab. In neuern Zeiten hat zwar der Verkehr von seinem ehemaligen großen Flor, besonders mit der Abnahme des venetianischen Handels, verloren; aber immer werden die Botzner 4 Messen von Teutschen, Schweizern und Italiänern häufig besucht, die hier ansehnliche Geschäfte in baumwollenen, wollenen, seidenen, linnenen, mit Nürnberger-, Spezerei-, Stahl- und andern Waren machen. Botzen ist auch der Stapelplatz des ganzen Handels, welcher zwischen Teutschland und Italien über Tirol getrieben wird. Die Stadt wurde im Kriege 1809 mit stürmender Hand erobert und sehr verwüstet, ist aber neu und gut wieder aufgebauet. Die Straßen und Plätze der Stadt sind uneben und enge. Die Häuser haben von außen und innen schon viel Italiänisches, z. B. häufige Balkons, weniger Fenster als die teutschen Städte und auf dem Dache mehrentheils Altane. Sie hat 1 Schloß, 1 Kollegiatstift, 1 Franciscaner- und 1 Kapuzinerkloster, 1 Gymnasium, 1 Rath- und Kaufhaus; ist der Sitz eines Kreisamtes, eines Criminal- und besondern Handelsgerichts. Auch findet man hier bedeutende Manufakturen in Seidenzeugen, Strümpfen, auch Seidenspinnereien. Der Wein- und Obstbau ist ein Hauptnahrungszweig von Botzen. Das Gebiet der Stadt ist ganz mit Reben bedeckt. Die umliegenden Ortschaften sind reichlich damit versehen und liefern ihre Moste und Weine meist an die Botzner Weinhändler. (*Haan.*)

Bonan Sima, s. Bien Son.

BOUC, kleines Felseneiland an der Mündung des Kanals von Martigues in das mittelländische Meer, zum Bez. Aix des franz. Dep. Rhonemündung gehörig. Auf demselben steht unter 43° 23′ 31″ Br. und 22° 32′ L. ein hoher befestigter Thurm, worin das im See Barre gewonnene Salz niedergelegt wird, bei einem kleinen Hafen, worin die Schiffe zuweilen bei Stürmen eine Zuflucht suchen. (*Hassel.*)

Boucanier, s. Flibustier.

BOUCHAIN, Stadt im Bezirk Douay im franz. Dep. Norden (50° 17′ Br. und 20° 58′ L.), an der Schelde, gilt für eine Festung vom vierten Rang, wird in die Ober- und Unterstadt abgetheilt, wovon jene auf einer Anhöhe steht, diese aber durch Schleusen inundirt werden kann, zählt aber in beiden nur 130 Häus. und 1102 Einw., die 1 Salzsiederei unterhalten. Bouchain war vormals der Hauptort des Ländchens Ostavan; die Franzosen nahmen die Festung 1676 und behielten sie im Frieden von Nimwegen. 1711 eroberten sie die Verbündeten, gaben sie aber im Frieden von Utrecht zurück. 1793 und 1794 war sie Zeuge von mehren blutigen Gefechten. (*Hassel.*)

BOUCHARD (Amaulry), (**Almaricus Bouchardus**), dessen Geburts- und Todesjahr unbekant ist, war Präsident zu Saintes, nachher Maitre des Requetes, und endlich Kanzler des Königreichs Navarra. Wir verdanken ihm die Editio princeps der Institutionen des Gajus, und der receptae sententiae des Paulus, nach der westgothischen Bearbeitung; erschienen zu Paris 1525, apud Petrum Vidovaeum, impensis Conradi Reschi 4., indessen hat er, nach der Vorrede des Verlegers, wenig für die Ausgabe gethan*). (*Spangenberg.*)

BOUCHARDON (Edmé), ein ruhmwürdiger französischer Bildhauer und Baumeister, ward geboren zu Chaumont 1698, und starb 1762 zu Paris. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, der ebenfalls Bildhauer und Baumeister war, und den eben so talentvollen als eifrig fleißigen Sohn zärtlich liebte; nachher begab er sich nach Paris in die Schule des jüngern Coustou. Bald erhielt er den ersten Preis, und ging als kön. Pensionär nach Rom, wo er nicht nur die schönsten Überreste alter Kunst zeichnete, sondern auch Rafael und Dominichino zu seinen Studien machte. Unter mehren Büsten, die er hier verfertigte, zeichnen sich die von Klemens XII. und der Kardinäle Polignac und Rohan aus. Er sollte das Grabmal Clemens XI. ausführen, ward aber nach Paris zurück berufen, wo er Anwärtschaft auf eine Stelle in der Akademie erhielt, in die er jedoch erst 1744 aufgenommen wurde. Unter seinen ersten Pariser Arbeiten zeichnen sich aus: der einen Bären bändigende Athlet, welche Gruppe lange Zeit in dem Garten von Grosbois stand, und ein Theil der Figuren an der Fontaine zu Versailles. Vorzüglicher als seine Statüen auf dem Chor der Kirche St. Sulpice ist daselbst die weibliche Figur am Grabmal der Herzogin von Lauraguais. Zu seinen vortreflichsten Werken gehört der Brunnen in der Straße Grenelle, welcher ganz sein Werk ist. Ein nicht minder berühmtes Werk von ihm ist die Ritterstatue Ludwigs XV., deren völlige Ausführung nach seinem Entwurf er jedoch nicht erlebte. B. war ein genauer und großer Zeichner, wie alle seine Werke bezeugen, aber auch im Kleinen die Zeichnungen, die er für Mariette zu dessen Werk über die geschnittenen Steine verfertigte. Caylus schrieb die Biographie Bouchardons Par. 1762, Dandré Bardon gab Anekdoten über seinen Tod heraus, 1764. Ihm bleibt der Ruhm, zur Zeit Ludwigs XV. den edlen Stil seiner Kunst erhalten zu haben. (*H.*)

BOUCHAUD (Matthieu Antoine), geboren zu Paris am 16. April 1719; wurde daselbst 1747 Doct. der Rechte, 1774 Professor des Völkerrechts; 1785 Staatsrath, und war auch Mitglied der Academie des Inscriptions. Er wurde abgesetzt, weil er, zum Ärgerniß der Geistlichkeit, zu d'Alembert's Encyclopädie die Artikel Concile, Decrèt de Gratien, Decrétales und Fausses Decrétales ausgearbeitet hatte. Während der Revolution erhielt er seine Stelle als Lehrer des Völkerrechts wieder, und ward Mitglied des Instituts. Er starb zu Paris am 2. Febr. 1804. Seine Schriften sind: 1) Quaestio triplex, de lege *Celebrandis*, de paragrapho *Duorum fratrum*, de Codice Alarici regis. Paris 1792. 8. 2) Essais historiques sur les lois, traduits de l'anglais. Paris 1766. 12. 3) Traité de l'impôt du vingtième sur les successions et de l'impôt sur les marchandises chez les Romains. Paris 1766. wieder abgedruckt 1772. 4) Théorie des traités de commerce entre les nations, 1777. 5) Recherches sur la police des Romains, concernant les grands chemins,

---

*) S. *Prosp. Marchand* Dict. hist. T. I. p. 120. Hugo civilist. Magaz. Bd. II. S. 252.

les rues et les marches. Par. 1784; wieder aufgelegt 1800. 8. 6) Commentaire sur la loi des douze tables. Par. 1787. 4., sehr vermehrt 1803 in zwei Quartbänden. Endlich mehre Abhandlungen in den Mémoires de l'Institut, z. B. über das Breviarium des Königs Alarich, über das Edict des Prätors u. s. w, wie auch Übersetzungen englischer und italiänischer Dichterwerke. Wenn gleich Bouchaud der einzige war, der während der Revolution das römische Recht und dessen Geschichte mit Liebe bearbeitete, so sind doch alle diese Arbeiten nichts weniger als gut gerathen. Sein Hauptwerk über die zwölf Tafeln ist lediglich aus teutschen Schriftstellern compilirt, und enthält nicht eine einzige eigene Idee †). (*Spangenberg.*)

BOUCHE (Honoré), Doktor der Theologie und Propst zu St. Jacques les Barême in der Diöces Senes, geboren zu Aix 1598 aus einer alten Familie, die aus Toskana abstammte, gestorben an seinem Geburtsorte den 25. März 1671. Außer wenigen unerheblichen Schriften und lateinischen Gedichten schrieb er: La chorographie ou description de la Provence, et l'histoire chronologique du même pays. Aix 1664. Vol. II. fol. mit später herausgekommenen Additions et corrections, die aber bei vielen Exemplaren fehlen und mit einem neuen Titel: Paris 1736. Dieses Werk enthält die Resultate vieljähriger gelehrter und sorgfältiger Forschungen und literarischer Reisen, mitgetheilt ohne Geschmack und Kritik und mit Einmischung vieler fremdartigen Dinge, besonders im historischen Theile, aber doch im Ganzen schätzbar, und unter den ältern Beschreibungen französischer Provinzen, vielleicht die beste. — Von seinem Bruder Balthazar, Profurator der Stände von Provence, hat man eine gehaltvolle publicistische Untersuchung unter dem Titel: la Provence considérée comme pays d'état *). — Charles François Bouche war Advokat beim Parlement zu Aix, kam 1789 als Deputirter der Ständeversamlung nach Paris, war 1791 Präsident der Jakobiner, verband sich dann mit den Feuillants, und starb 1794 als Mitglied des Kassationstribunals. Die Freiheit der Neger und die Vereinigung von Avignon mit Frankreich waren die Gegenstände, für die er in der Revolutionsperiode am thätigsten wirkte. Als geschmackvollen und gelehrten Forscher kent man ihn aus seinem Essai sur l'histoire de Provence, suivi d'une notice des Provençaux célèbres. Marseille 1785. Vol. II. 4., die Notice auch besonders, welche viel Trefliches, vornehmlich in Beziehung auf Geschichte der poetischen Literatur, enthält. Er schrieb auch ein Droit public de la Provence sur la contribution aux impositions. Aix et Par. Ed. II. 1788. 8., hatte Antheil an Cl. Fr. Achards, für Sprach- und Literaturkunde wichtigem Dict. de la Provence et du comté Venaissin. Par. 1785. Vol. IV. 4. und hinterließ handschriftlich eine Geschichte von Marseille **). (*Baur.*)

BOUCHER (Bucherus) (Jean), Dr. der Theol. zu Paris aus einer adeligen Familie um 1550 geboren, studirte bei den Jesuiten und lehrte darauf zu Rheims Humaniora und Philosophie. Von da kam er 1575 nach Paris zurück, und war daselbst nach einander Rector der Hochschule, Prior der Sorbonne, Doctor und Prediger von St. Benedict. Im Widerspruche mit seiner Bestimmung, in einer vielbewegten Zeit Frieden und Eintracht zu befördern, predigte er Zwietracht und Streit, und war einer der heftigsten Beförderer der Ligue mit dem Munde und mit der Feder. Die erste Versamlung der Ligisten wurde 1585 in seiner Wohnung gehalten, und von dem Tage an war er ihr eifrigster Apostel. Er ließ den 2. Sept. 1587 in seiner Kirche die Sturmglocke läuten, predigte gegen Heinrich III. mit fanatischer Wuth, und schrieb, außer vielen andern Flugschriften unter seinem eigenen Namen das berüchtigte Buch: De justa Henrici III. abdicatione e Francorum regno, libri quatuor. Paris. 1589. 8. †), die gröbste Satyre, oder vielmehr das ruchloseste Pasquill, das wider Heinrich III. erschienen ist. Daß Boucher an der Ermordung dieses Königs durch Jacques Clement Antheil hatte, ist nicht unwahrscheinlich, wenigstens verkündigte er diese That von seiner Kanzel an demselben Tage, da sie verübt ward, und pries sie als verdienstlich. Auch gegen den Nachfolger des ermordeten Königs, den edelmüthigen und humanen Heinrich IV. gab er 9 Predigten ††) heraus, ob sich gleich der König zur katholischen Religion bekant hatte, indem er vorgab, die Bekehrung sey bloße Verstellung, und die Absolution ungiltig. Diese Predigten wurden sogleich nach dem Einzuge Heinrichs IV. in Paris durch den Scharfrichter verbrant, und Boucher, um der verdienten Bestrafung zu entgehen, flüchtete nach Flandern, wo er zu Tournay ein Canonikat erhielt, und zuletzt Archidiakonus an der Kathedralkirche wurde. Auch hier fuhr er fort mit fanatischer Wuth zu reden und zu schreiben †††) und nur der Gnade des guten Heinrichs IV.

---

†) *Saxii* Onomast. T. VIII. p. 291 und Notice historique sur la vie et les ouvrages de Mr. Bauchaud par *M. Dacier* in *Millin* Magasin encyclopédique. Avril 1805. p. 318—332. auch Biogr. univ. T. V.

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. *Clement* Bibl. cur. T. V. 143. Adelung's Zus. zum Jöcher.

**) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

†) Es gibt auch eine Ausgabe ohne den Namen des Verfassers von demselben Jahre, und ein Nachdruck erschien 1590 zu Lyon, in welchem die Ordnung der Kapitel verändert ist. Man s. von diesem berüchtigten Buche die Satyre Menippée T. II. p. 49 u. 332. *Bulaei* hist. universitatis Paris. T. VI. 949. *Lenglet du Fresnoy* Catalogue T. XII. 204. Maximes du vieux de la montagne vaticane p. 10 sqq. Supplement aux Mém. de Condé. P. IV. 56. 109 u. 115. (Götz) Merkwürdigkeiten der Dresdner Bibl. 1. Th. 306. *Clement* bibl. cur. T. V. 145. (Anquetil) Esprit de la Ligue p. XXIX. *Fevret de Fontette* Bibl. hist. de la France T. II. 318. T. IV. 401. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VIII. P. I. 97. ††) Sermons de la simulée conversion, et nullité de la pretendue absolution de Henri de Bourbon, prince de Bearn, à S. Denys en France, le dimanche 25. Juillet 1593 sur le sujet de l'evangile du mesme jour. Attendite a falsis prophetis etc. Matth. 7. prononcés en l'église S. Mercy à Paris, depuis le premier jour d'Aoust prochainement suivant jusques au neuvième dudit mois (Par. 1593.) 8. Douay 1594. 8. S. *Lenglet* T. XII. 228. *d'Artigny* nouv. Mém. T. I. 465. *Clement* T. V. 144. *Fevret de Fontette* T. II. 350. †††) Z. B. Apologie pour Jean Chastel et pour les pères de Jesus (unter dem angenommenen Namen *François de*

hatte er es zu danken, daß er 1644 oder 46 zu Tournay eines natürlichen Todes starb. Denn als er einst nach Frankreich zurückkam, und der Generalprokurator ihm den Prozeß machen wollte, befahl der König ihn in Freiheit zu setzen mit den Worten: „Ich hätte nicht Wälder genug in meinem Reiche, wenn ich für alle diejenigen Galgen errichten lassen wollte, die gegen mich geschrieben haben; ich will alles vergessen und verzeihen*). (*Baur.*)

BOUCHER (Franz), geb. zu Paris 1704. Er lernte die Malerei bei le Moine, und wurde in der Folge der Künstler, welcher einen höchst verderblichen Einfluß auf die französische Malerei erhielt, indem er seine Kunst benutzte, auf die Sinne der Pariser zu wirken. Er erhielt daher schon in seinem 19ten Jahre einen Preis von der Akademie, mußte aber doch aus eignen Mitteln nach Italien reisen, wohin ihn Karl Vanloo begleitete. — Sein Aufenthalt in Rom währte nur 18 Monate, und seine Studien daselbst bestanden in einigen Kopien im niederländischen Geschmack. Seine erste Arbeit nach seiner Rückkehr zu Paris war ein Saal, in welchem er Liebesgötter in schlüpfrigen Stellungen darstellte; diese Arbeit wurde mit vielem Beifall aufgenommen, und die Akademie nahm ihn sogar zu ihrem Mitgliede auf. Nachdem er in diesem Geschmack auch Zeichnungen für die Tapetenfabrik zu Beauvais verfertigt hatte, die den Enthusiasmus für ihn noch mehr erhoben, erhielt er den Beinamen der Maler der Grazien. Vom König geschätzt, und von der Pompadour begünstigt, deren Boudoirs er mit Schäferscenen verzierte, bekleidete er fast alle Würden der Akademie, und erhielt nach Vanloo's Tode die Stelle als erster Hofmaler des Königs, in welchem Posten er im J. 1770 starb. Treffend charakterisirte Bouchers Styl und Werke Diderot†). „Ich weiß nicht," sagt er, was ich von diesem Manne sagen soll. Herabgewürdigter Geschmack in Farbe, in Composition, in Charakteren, im Ausdruck, ist bei ihm Schritt vor Schritt auf sein Sittenverderbniß gefolgt. Und was sollte auch dieser Künstler auf seine Leinwand bringen? Was anders, als was er in seiner Einbildungskraft hat? Und was kann ein Mann in seiner Einbildungskraft haben, der sein Leben mit den Metzen von der niedrigsten Klasse verlebt? — Ich fordre sie auf, auf einer Flur einen einzigen Grashalm seiner Landschaften zu finden; und dann eine solche Verwirrung von einem auf die andern gehäuften, so wenig an ihrer rechten Stelle stehenden, so wenig zusammenstimmenden Gegenständen, daß seine Arbeiten weniger Gemälde eines Verständigen, als Träumereien eines Wahnsinnigen sind. — Unter der Menge von Männer- und Weibergestalten, die er gemalt, findet man nicht viere für's Basrelief, noch weniger für die Statue taugliche Charaktere. Es sind zu viele Mienen, kleine Mienen, zu viele Ziererei für eine strenge Kunst darin. Er zeige sich mir nackt, wie er will, ich sehe immer Schminke, Schönpflästerchen und allen Firlefanz des Putztisches an ihnen. — In seinen Landschaften herrscht ein Grau und eine Einförmigkeit des Tons, daß man seine Leinwand in der Entfernung von zwei Fuß für einen Rasen, oder ein viereckiges Petersilienbeet halten sollte" u. s. w. (*Weise.*)

Boucher d'Argis, Vater und Sohn, französische Rechtsgelehrte, als Schriftsteller rühmlich bekant. Antoine Gaspard, der Vater, war 1708 zu Paris geboren, wo sein Vater Parlamentsadvokat war. Der Sohn wählte die nämliche Laufbahn, wurde 1753 Rath bei der Regirung zu Dombes, dann beim Chatelet zu Paris, und starb daselbst um 1780. Über viel und vielerlei Rechtsmaterien schrieb er mit Einsicht Abhandlungen zum Theil einzeln, zum Theil in Journalen abgedruckt, die wegen mancher historischen Aufklärungen schätzbar bleiben. Von mehren juristischen Werken besorgte er neue verbesserte Ausgaben, z. B. von Ferrières Dictionnaire de droit, Bretonnier's Recueil des principales questions de droit, Fleuri's Institution au droit ecclesiastique u. a. m. Zu der ältern französischen Encyclopädie lieferte er vom dritten Bande an die in das Fach der Rechtsgelehrsamkeit einschlagenden Artikel, und in der neuesten Ausgabe des Moréri sind von ihm die Artikel von berühmten Advokaten*). — Sein Sohn A... J... Boucher d'Argis, geb. zu Paris 1750, war anfangs Advokat, seit 1772 Rath beim Chatelet, und starb den 23. Jun. 1794 unter der Guillotine im freimüthigen Kampfe gegen Usurpation und Tyrannei, und als Vertheidiger des Rechts gegen Orleans, Mirabeau, Marat u. A. eines rühmlichen Andenkens werth. Auch von ihm hat man mehre juristische Schriften: Observations sur les loix criminelles de France. 1781. 8. La bienfaisance de l'ordre judiciaire. 1788. 8., ein Recueil d'ordonnances in 18 Thlen. in 32. u. e. a.**). (*Baur.*)

Bouches du Rhône, s. Rhone-Mündungen.

BOUCHET (Jean), Prokurator zu Poitiers, wo er 1476 geboren war, und vermuthlich 1555 starb. Als fleißiger Geschichtforscher und als Dichter hat er sich bei seinen Zeitgenossen achtungswerth und beliebt gemacht, und ist es auch der Nachwelt geblieben. Seine Untersuchungen über einen Theil der ältern französischen Geschichte zeugen (die grundlose Ableitung der Franzosen von den Trojanern und andere fabelhafte Voraussetzungen abgerechnet) von Sorgfalt in Erforschung der Wahrheit und bedachtsamer Benutzung der vorhandenen Urkunden und Denkmäler, und der Vortrag empfiehlt sich durch treuherzige Einfalt und Freimüthigkeit. Den meisten Werth haben in dieser Hinsicht seine Annales d'Aquitaine, faits et gestes des rois de France et d'Angleterre. Poitiers 1524. fol.; beste und vollständigste Ausgabe, vermehrt von J. Mourin, ib. 1644. fol.; weit unbefriedigender, öfters fabelhaft und ohne eigene Prüfung Andern nacherzählt, sind seine Anciennes et modernes généalogies des rois de France et mesmement du

---

Verone) 1595. 8. nachgedruckt 1610, lateinisch unter dem Titel: Jesuita Sicarius. Lugd. 1611. 8. Vie de Henry de Valois, avec le martyre de Jacques Clement. Troyes s. a. 8. Le mystère d'infidélité, commencé par Judas Iscarioth etc. (unter dem Namen *Pompée de Ribemont*). Châlons 1614. 8. u. m. a. *) *Bayle* Dict. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Tabarand u. Villenave). Flögel's Gesch. d. kom. Lit. 2. Bd. 512. †) Versuche über die Malerei übers. von Cramer Th. 1. S. 220.

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Ersch gel. Frankr. *Meusel* bibl. hist. das Register beim 11. Bde. **) Biogr. univ. u. Ersch.

roi Pharamond avec leurs epitaphes et effigies, et plusieurs autres opuscules. Ib. 1527. 8. öft; mit Holzschnitten, Paris 1536. 16; ib. 1636. 12. Für den Geschichtforscher nicht ohne Interesse sind seine Histoire et chronique de Clotaire I., roy de France et de sainte Radegonde, son épouse, fondatrice du monastère de St. Croix à Poitiers. Poit. 1524. 4., und sein kräftig warmer Panegyrique du chevalier sans reproche, contenant les gestes de Louis de la Trimoille, Amiral de Guyenne. Poit. 1527. 4. und in der Hist. de Charles VIII. par G. de Jaligny, p. 168. — Seine poetischen Erzeugnisse, die zur Zeit ihrer Erscheinung viel Aufsehn machten, weil sie manche Ungebühr mit gelungener Satyre züchtigten, werden jetzt zwar nicht mehr gelesen, sind aber in literarischer, typographischer und bibliographischer Hinsicht noch immer wichtig, und es verdienen daher auch hier die wichtigsten eine Anzeige, wobei zu bemerken ist, daß sie fast alle anonym, unter der Bezeichnung du traverseur des voies périlleuses, erschienen: Les renards traversant les périlleuses voyes des folles fiances du monde, composés par Seb. Brandt. Paris s. a. (1500) kl. Fol. goth. m. Holzschnitten. Der Buchdrucker Vérard ließ blos des Absatzes wegen den Namen S. Brandt auf den Titel setzen, weil dessen Alopekiomachia. de spectaculo conflictuque vulpium. Argent. 1498. 4., viel Aufsehen machte. Bouchet satyrisirt über alles, besonders über Mönche und das weibliche Geschlecht. L'amoureux transy sans espoir. Par. s. a. 4.; 1507. 4., goth.; eine Fortsetzung davon ist: Angoisses et remèdes d'amour du traverseur en son adolescence. Poitiers, 1536. 4. öfter. La déploration de l'église militante sur les persecutions en 1510 et 11. Par. 1512. 8. goth. (daß Bouchet dem alten Glauben anhing, äußert er hier u. a. a. O.). Opuscules, öfters, beste Ausgabe Poitiers 1526. 4. goth. (bemerkenswerth ist besonders in dieser Samlung das auch sonst gedruckte originelle Gedicht: le capelet des princes). Les triumphes de la noble et amoureuse dame et l'art de honestement aymer. Par. 1535. fol. goth. oft, Louvain 1563. 8. (die noble dame ist die Sele, welche den Körper beherrscht). Epitres morales et familières. Poit. 1545. fol. (gehört zu den Lehrgedichten, und ist wegen vieler historischen Erläuterungen schätzbar). Sottie à huit personnages; c'est à sçavoir: le monde abuz, sot dissolu, sot glorieux etc. Par. s. a. 8. goth. 38 Blätter (vielleicht nicht von ihm). Le nouveau monde avec l'estrif. (Moralité à 14 personnag.) Par. s. a. 8. goth. 102 Blätter u. a. m.*) — Nicht zu verwechseln ist er mit

Bouchet (Jean du), aus Auvergne, war Ritter des kön. Ordens, kön. Rath und Haushofmeister, und starb 1684 in seinem 85. Jahre. Mit seltner Genauigkeit und beharrlichem Fleiß studirte er alte Urkunden und Denkmäler, und erläuterte aus denselben die alte französische Geschichte, besonders die Genealogie Karl Martels und anderer berühmten Familien in mehren Schriften: La veritable origine de la seconde et troisième lignées de la maison de France. Par. 1646; 1661. fol. Histoire généalogique de la maison de Courtenay. Ib. 1661. fol. Preuves de l'hist. généal. de la maison de Coligny. Ib. 1662. fol. Table généal. des comtes d'Auvergne. 1665. fol. Table généal. et hist. des anciens comtes de la Marche seigneurs d'Aubusson. Par. 1682. fol. Für sein Zeitalter schrieb Bouchet, bei aller Trockenheit seines Stoffes, nicht schlecht†). — Von Guillaume Bouchet, Sieur de Brocourt, geb. zu Poitiers 1526, gest. um 1606, hat man eine oft gedruckte und von Vielen geplünderte Samlung prosaischer Erzählungen und Anekdoten: Les Sérées (Soirées) de Guil. Bouchet; beste Ausgabe Rouen 1634. Vol. III. 8.††) — René Bouchet, Sieur d'Ambillou, aus Poitiers im 16. Jahrh., übertraf, wie Goujet behauptet, als Dichter seine meisten Zeitgenossen. Seine Gedichte wurden gesammelt und erschienen zu Paris bei Rob. Estienne, 1609 in 6 Octavbänden†††). *(Baur.)*

Boucquet, s. Bouquet.

BOUDARD (Jean Baptiste). Sein entschiedener Hang zu den schönen Künsten veranlaßte seinen bei der Münze zu Paris angestellten Vater, ihn nach Rom zu schicken, wo er zehn Jahre verweilte. Nach vollendeten Studien begab er sich nach Venedig, um von Rosalba Carriera die Pastellmalerei zu erlernen. Später legte er sich auf die Bildhauerkunst und ward Hofbildhauer in Parma. Unter den Bildsäulen des herzoglichen Gartens sind mehre von ihm, auch hat er bedeutende Arbeiten zu St. Domenico in Bologna geliefert. Die parmesanische Akademie der Künste, deren Mitglied er war, ließ ihn in der Kirche zu Sola, wo er 1778 im 58. Jahre seines Alters an der Wassersucht starb, ein Denkmal errichten, dessen Inschrift von dem berühmten Pater Paciaudi herrührt. Von seinen Kindern, die ebenfalls Künstler sind, finden sich Nachrichten in dem Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1819. Tomo LII. p. 153. Erst neuerlich hat der Sohn das geschätzte Werk des Vaters: Iconologie tirée de divers auteurs, ouvrage utile aux gens de lettres, aux poetes, aux artistes et généralement à tous les amateurs des beaux arts. Parme et Par. 1759. 3 Bde. Fol., wieder in den Buchhandel gebracht. Da die Erklärung der Kupfer auch in italiänischer Sprache geliefert ist, so lautet der zweite Titel: Iconologia tirata da' vari autori antichi. Brunet im Manuel du Libraire. 3. édition. Paris 1820. I. S. 263 erwähnt einer Ausgabe Vienne 1766. 3 tomes 8. Bd. IV. Nr. 6245 führt er das Werk unter dem unrichtigen Titel „Iconographia" nochmals auf. *(Graf Henckel von Donnersmarck.)*

BOUDEUSE, la, ein Eiland im Australozeane, im Westen der Admiralitätsgruppe unter 1° 28′ S. Br. u. 162° 12′ L.; klein, aber bewohnt. Es ist 1768 von Bougainville entdeckt und von Dentrecasteaux 1793 wie-

---

*) *Bayle* Dict. Mém. de Niceron T. XXVII. 1 sq. *Clement.* bibl. cur. T. V. 146. *Goujet* Biblioth. franç. T. XI. 242. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Weiß.) *Meusel* bibl. hist. Regist. *Saxii* Onomast. T. III. 113 u. 598. Ebert's bibliograph. Lexicon. Wachler's Geschichte der histor. Forsch. 1. Bd. 337.

†) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. *Meusel* l. c. Wachler 1. Bd. 2. Abth. 507. ††) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. †††) Bibl. du Theatre. Vol. I. 432. Biogr. univ.

der gefunden, aber von keinem der beiden Seefahrer besucht. (*Hassel.*)

BOUDEVILLIERS, ein Dorf in dem schweizerischen Kanton Neuenburg. Es gehörte zu den Besitzungen des Hauses Valangin, eines jüngern Zweiges des Hauses Neuchatel. Johann und Dietrich (Thierry) von Valangin weigerten sich, ihrem Vetter Rudolph oder Rollin V. Grafen von Neuchatel den gewöhnlichen Huldigungseid zu leisten und erklärten sich zu Lehnsträgern des Bischofs zu Basel. Rudolph befehdete sie, schlug sie 1295 bei Coffrane, wo beide gefangen wurden, und zwang sie, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Für die Kriegskosten traten sie ihm Boudevilliers ab [1]), das als eigne Mairie der Grafschaft Neuchatel einverleibt ward. Erst unter der Regierung des Fürsten Alexander Berthier ist sie mit der Mairie Valangin vereiniget worden. Während ihrer Selbständigkeit begriff sie: 1. das Dorf Boudevilliers selbst. Obgleich der Boden für den besten im Val de Rüz gilt, so rechnet man seine Einwohner nicht zu den wohlhabenden, weil durch frühere unordentliche Wirthschaft sie jetzt mehrentheils nur Pächter der Ländereien sind, die ihnen ehemals eigenthümlich gehörten [2]). Die reformirte Kirche ist ein Filial von der Pfarrkirche des Flecken Valangin. 2. la Jonchère, ein wohlhabendes, hübsches, gut gelegenes Dörfchen. 3. Malvilliers auch Jerusalem oder Chez les Billes genant, ein Weiler von wenigen Häusern, am Fuße des Gebirges. Die häufigen Quellen und kleinen Bäche, die in der Umgegend entspringen, bilden hin und wieder einen sumpfigen Grund, der mit dazu beiträgt, die Wege schlecht zu machen [3]). In neuern Zeiten sind sie namentlich durch den Bau der Kunststraße, die von der Hauptstadt nach la Chaux de Fonds führt, sehr verbessert. Alle drei genannte Ortschaften, welche nach den neuesten Zählungen an 500 Menschen in etwa 100 Häusern besaßen, leben vom Ackerbau. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BOUDEWYNS (Anton Franz), Landschaftmaler, muthmaßlich zu Brüssel, man weiß nicht, in welchem Jahre geboren, und im J. 1700 gestorben. Das angenehme Kolorit seiner schönen Landschaften, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er geschickt zusammensetzte, das Charakteristische der Bäume, und die Annehmlichkeit der Vorgründe, in denen er eine Menge Pflanzen anbrachte, machten sie von den Liebhabern sehr gesucht, ließen aber den Künstler nichts desto weniger arm. Seine Landschaften sind größtentheils mit Figuren und Thieren von Franz Bout staffirt; beide Künstler lebten in der größten Freundschaft, und Boudewyns malte wiederum öfters seinem Freunde zu seinen Gesellschaftsstücken die Hintergründe. — Während seines Aufenthalts zu Paris arbeitete Boudewyns unter Vandermeulen, für den er auch einen großen Theil seiner treflichen Werke mit einer geistreichen Nadel in Kupfer ätzte. (Descamps Th. 4. S. 25.) (*Weise.*)

BOUDOT (Jean), Vater und Sohn, französische Buchdrucker, durch wissenschaftliche Kentnisse rühmlich ausgezeichnet. Der Vater war königlicher und akademischer Buchdrucker zu Paris, und starb daselbst 1706. Außer mehren ascetischen und moralischen Schriften gab er ein Dictionnaire latin-français 1704. 8. heraus, das lange Zeit in den meisten französischen Schulen gebraucht und sehr oft gedruckt wurde. Sein Sohn, ebenfalls Jean und königlicher und akademischer Buchdrucker zu Paris, geb. den 9. Oktober 1685, gest. den 10. März 1754, besaß sehr ausgebreitete bibliographische Kentnisse, daher die von ihm herausgegebenen Catalogues raisonnés (vorzüglich der de Mr. de Boze. Par. 1745. fol.) sehr geschätzt werden. Ein Bruder von ihm war

Boudot (Pierre Jean), Abbé, königl. Censor und einer von den Aufsehern der kön. Bibliothek, geboren zu Paris 1689, gestorben daselbst den 6. September 1771. Er stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verkehr, und genoß ihre Achtung als ein ungemein genauer und sorgfältiger Literator, Bibliograph und Geschichtforscher. Daß ihm dieses ehrende Zeugniß mit Recht gebührte, beweisen die von ihm herausgegebenen reichhaltigen Literaturwerke: Catalogue des livres imprimés de la bibliotheque du roi. Par. 1739—1742. Vol. III. fol. (ohne Namen, gemeinschaftlich mit dem Abbé Sallier), Catal. de la bibl. du grand conseil. Ib. 1739. 8. (ebenfalls ohne Namen), Cat. des livres du comte de Pontchartrain. 1747. 8. Cat. des liv. de Mr. Gluc de St. Port. 1749. 8. Bibliothèque du théatre français. Dresde (Paris) 1768. Vol. III. 8. (gemeinschaftlich mit L. F. C. Marin), und die durch d'Argenson, Marquis de Paulmy, veranstalteten, von Boudot aber redigirten und von A. G. Constant d'Orville herausgegebenen Mélanges tirés d'une grande bibliothèque. Par. 1779—1788. Vol. LXX. 8. Von seiner tiefen Kentniß der französischen Geschichte zeugen sein Essai histor. sur l'Aquitaine. 1753. 8. (nur 32 Seiten) und das Examen des objections faites à l'abrégé chronol. de l'hist. de France (par Hénault). Par. 1764. 8. Daß aber er, nicht Henault, der eigentliche Verfasser des Abrégé chron. sey, möchte nicht bewiesen werden können, und blos darauf zu beschränken seyn, daß Boudot den Präsidenten Henault bei diesem Werke unterstützte *). (*Baur.*)

BOUDRY, eine Chatellenie im südwestlichen Theile des Fürstenthums und Kantons Neuchatel in der Schweiz. Sie liegt zwischen dem Neuchateller See und den Mairien Colombine, Rochefort, Bevaix und Cortaillods auf dem südlichen Abhange des Jura und bietet die klimatischen Abstufungen dar, die in dem Artikel Bevaix angedeutet sind. Die reich bewässerte Ebene, ein Theil der

---

1) Recueil historique des Droits etc. accordés aux Bourgeois de *Valangin.* Verrières-Suisses 1790 4. p. 199. 2) (*Samuel de Chambrier*) Description topographique de la Mairie de Valangin, Neuchâtel MDCCXCV p. 10. 11. 3) *Boquillon* Mémoire sur l'amélioration et l'entrétien des chemins dans la Principauté de Neuchâtel et Valangin. Neuch. 1804. p. 94—97. 102.

*) Was für die zuerst angeführte Meinung zeugt, sagt Augnis in der Biogr. univ. T. V. s. v. Boudot; das wider erörtert Walckenaer ebend. T. XX. s. v. Hénault. Vgl. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 149. Nouv. Dict. hist. Ersch's gel. Frankr.

sogenannten pleine d'Areuse, hat die fruchtbarsten Auen aufzuweisen; höher gedeihen der eigentliche Ackerbau, die Obstzucht und die vielen Weinberge, die mit die besten rothen Weine im Lande liefern; noch höher ist die dicht bewaldete Montagne de Boudry. Die Gewässer sind außer dem neuenburger See, die äußerst fischreiche Reuse mit einer Brücke in der Stadt Boudry und seit 1812 einer zweiten zwischen les Isles und Grand-Champ; le Dérocheux, le Bied, la Tuillerie, le Ruisseau de Sagne, vier kleine Bäche, von welchen der erste die Gränze mit der Mairie Cortaillods bildet, und mehre andere Quellen, wovon eine zur Zeit des Erdbebens zu Lissabon im J. 1755 plötzlich zu fließen aufhörte, später jedoch mit erneuerter Kraft, aber getrübt aus dem Felsen hervorquoll[1]). Zu den mineralogischen Eigenthümlichkeiten gehören die bei Trois-Rods von Jägern im J. 1768 entdeckte ansehnliche Tropfsteinhöhle und die Lager von weichem, mürben Sandstein (Molasse, Grès tendre), der mit Mergel wechselt. In diesen in der Grafschaft seltenen Sandsteingebilden streichen dünne Schichten von Gips. Dieser letzte bricht entweder als grauer derber Gips (Plâtre) in mächtigern Adern oder als schöner Strahlgips von minderer Mächtigkeit[2]) zu Tage. Die Einwohner, gegen 1750 an der Zahl in 221 Häusern, ernähren sich vom Land- und Weinbau, der Fischerei und den Arbeiten in den Kattundruckereien. In der Chatellenie, deren Umfang auf 1¼ □Lieue angenommen werden kann, sind bemerkenswerth: 1. Boudry, eine kleine Stadt an der in der Nähe erst kürzlich mit Pappeln besetzten Landstraße, die von Neuenburg nach Yverdon führt, mit einer Pfarrkirche und einer Brücke über die Reuse. Diese Brücke, verbunden mit der Lage des Städtchens auf einer Anhöhe, machte den Ort in alten Zeiten zu einem wichtigen Paß: darum ward er schon 1343 befestiget und dessen Einwohner wurden mittelst einer Urkunde vom 12. Sept. desselben J. zu freien Leuten erklärt, jedoch mit der Verpflichtung, ihren Wohnsitz zu vertheidigen und denselben nicht ohne besondere Erlaubniß zu verlassen. Die Nachkommen dieser freien Leute bilden die nicht zahlreiche Bürgerschaft von Boudry, einer der vier Bourgeoisies des Fürstenthums. Sie besorgt ihre Angelegenheiten durch einen Rath, an dessen Spitze zwei Bürgermeister stehen oder in ihren Generalversamlungen. Vom Bache Bieds bis zum Waldstrom la Tuillerie erhebt sie einen Zoll von allen fremden Gütern und erhielt bis zu der im J. 1812 erfolgten Ablösung von dem Dorfe Cortaillods eine Naturalabgabe, unter dem Namen l'émine de la porte, für die demselben obliegende Miterhaltung der Reusebrücke und der Stadtthore[3]). Erst 1526 gestatteten die Schweizerkantone, welche damals das Land besetzt hatten, den Bürgern, auch auf dem linken Ufer der Reuse Häuser zu bauen, wodurch der neuere und kleinere Theil der Stadt entstand. Auch befindet sich daselbst eine dem Herrn Bovet und Comp. gehörende Kattundruckerei, die erste Neuchateller, in welcher der von den Engländern erfundene Cylinderdruck versucht worden. Die Stadt hat zwei Jahrmärkte; sie gibt ihren Namen einem der fünf Colloquien der Neuchateller reformirten Geistlichkeit. Noch im J. 1532 waren die Einwohner eifrige Katholiken, vier Jahre später, 1536 nahmen sie die Reformation an[4]). Boudry ist der Sitz der Chatellenie, d. i. eines aus 14 Mitgliedern bestehenden Gerichtshofs, der unter dem Vorsitz des vom Fürsten ernannten Chatelain die Civil- und Kriminalgerichtsbarkeit ausübt. Das alte Schloß dient nur noch zum Gefängnisse. — In Boudry ist der in der französischen Statsumwälzung so bekant gewordene, von Charlotte Corday am 14. Juli 1793 ermordete Jean Paul Marat im J. 1744 geboren. Dafür zählt es unter seinen Bürgern den schweizerischen Handelsconsul zu Bordeaux, Herrn Verdonnet, der seine letzte Anwesenheit in seiner Vaterstadt (1819) durch die Errichtung einer Schule des gegenseitigen Unterrichts und die Hergabe eines Fonds zur nächtlichen Straßenbeleuchtung bezeichnete[5]). — 2. La Plaine des Esserts[6]), historisch wichtig, weil seit Jahrhunderten auf derselben die Huldigungsfeierlichkeit in diesem Theile des Landes Statt findet. — 3. La Fabrique des Isles, fünf Minuten von der Stadt entfernt. Diese Kattundruckerei hat seit 1809 eine chemische Bleichanstalt. — 4. La Fabrique de Grand-Champ, ebenfalls eine Indiennenmanufaktur, mit welcher der verstorbene Besitzer Louis Bovet-Bonhôte 1807 eine Kupferstecherei (attelier de gravures) verband, zum Stiche und zur Ausbesserung der bei dem Cylinderdrucke erfoderlichen Kupferplatten[7]). — 5. Pontareuse (Pont à Reuse). Hier stand ehemals eine alte Kirche, von der Bôle und Rochefort Tochterkirchen waren[8]). Jetzt sind nur noch einige wenige Häuser vorhanden, auf welche die im Artikel Bevaix erwähnte altrömische Straße Vy de l'Estraz stößt[9]). Wahrscheinlich führte unter den Römern hier eine Brücke über die Reuse. — 6. Trois-Rods, ein Weiler mit einem schönen herrschaftlichen Gute in einer treflichen Lage. Der leichte Boden trägt Reben, deren weißer Wein zu den vorzüglichsten Gewächsen gerechnet wird. Nach der Reuse zu fehlt es an leichten Verbindungen mit den benachbarten Ortschaften[10]). — 7. Bôle, ein reformirtes Pfarrdorf mit 320 Einw. und 50 Häus. Es bildet eine eigene Gemeinde (Communauté). Sein Entstehen verdankt es wahrscheinlich der von Yverdon (Ebrodunum) nach Rauragien führenden römischen Straße (via dextra). Erst 1654 wurde es der Sitz eines Kirchspiels, zu

1) „Une source, qui, près de Boudry, se jette dans la Reuse fut suspenduë et sortit ensuite du rocher en plus grande abondance et trouble le 1. Nov. 1755.“ *E. Bertrand* Mém. hist. et phys. sur les tremblemens de terre. (à la Haye 1757.) p. 109. 2) J. J. Ferber Mineralog. u. metallurg. Bemerkungen in Neuchatel u. s. w. angestellt. Berl. 1789. S. 25. — Gipse fibreux (Gypsum striatum) *E. Bertrand* Dictionnaire universel des Fossiles. Avignon MDCCLXIII. p. 290. — „On ne peut en voir de plus beau que celui de Boudry.“ *F. J. Durand* Statistique — de la Suisse. Lausanne 1795. II. p. 58. 3) *Matthey-Doret* Description top. et écon. de la mairie de Cortaillods. Neuch. 1817. p. 26.

4) *A. Ruchat* Hist. de la Réformation de la Suisse. (Genève MDCCXXVIII) Tom. IV. p. 107. 174. wo auch die Gesch. der Reformation in Bôle erzählt wird. 5) Messager boiteux de Neuchatel 1820, 1810. 6) Pet. v. Hohenthal (von Ludwig) Preuß. Neuburg (Teutschenthal 1708), S. 426. 7) *Matthey-Doret* l. c. p. 40. note. 8) (*de Sandoz-Rollin*) Essai statistique sur le Canton de Neuchâtel. (Zurich 1818.) p. 87. 9) *Boquillon* l. c. p. 78. 10) *Boquillon* l. c. p. 88.

welchem mehre Ortschaften der Mairien Colombier und Rochefort gehören. In der 1780 neu und geräumiger aufgebaueten Pfarrkirche siehet man das Grabmal des schottischen Hauses von Wemys aus schwarzem Marmor. Die Einwohner treiben hauptsächlich Acker- und Weinbau, den sie durch Benutzung einiger nahen Mergelgruben und in neuern Zeiten durch die Einführung von Merinos [11]) verbessert haben. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BOUFFLERS ist der Name eines der edelsten und ältesten Geschlechter Frankreichs, von dessen Mitgliedern sich viele als Krieger auszeichneten. Aus dem 16. Jahrh. werden vorzüglich zwei Brüder genant: Louis de B. der sich durch ungewöhnliche Körperkraft und Behendigkeit auszeichnete, aber bereits bei der Belagerung von Pont sur Yonne von einer Armbrust getroffen, 1553 im 19. Jahre starb, und Adrian de B., der von Heinrich III. für seine Treue zum Grand-Bailli von Beauvais ernant wurde, von den Ligisten aber seine Häuser und Ländereien zerstört sah. Dieser letztere, der auch **Considérations sur les ouvrages du créateur** und **mélanges histor.** (1608) schrieb, und am 28. Okt. 1622, 90 Jahr alt starb, war der Ältervater des berühmten Vertheidigers von Lille, des Marschall Louis Franç. Duc de B., früher als Chevalier de B. bekant. Dieser Krieger, geb. am 10. Jan. 1644, nahm als Zögling von Condé, Turenne, Créqui, Luxembourg und Catinat, Theil an deren Thaten. Verwundet in den Gefechten von Woerden (1672) und Ensheim (1674), wo er zum Siege beitrug, nahm er 1688 Kaiserslautern, Kreuznach und Oppenheim, und trug 1690 zum Gewinne der Schlacht von Fleury bei, und nachmals (1691) bei der Belagerung von Mons verwundet, bombardirte er Lüttich, nahm 1693 Furnes, und warf sich, unterdessen zum Marschall von Frankreich ernant, 1695 nach Namur, das er erst nach viermaligem Sturme übergab. Die Verbündeten behielten ihn als Gefangenen zurück, unter nichtigem Vorwande, aber in der Absicht, Friedensunterhandlungen durch ihn einzuleiten, die dann auch den Frieden von Ryswik (1697) herbeiführten. Im J. 1698 befehligte er das von Ludwig XIV. zur Belehrung seines Enkels, des Herzogs von Burgund, angeordnete Lager von Compiegne, 1702 die flandrische Armee unter demselben Herzoge, trieb die Feinde bis Nimwegen und siegte im Juni bei Ekeren. Im J. 1708 übernahm er bei dem Vorrücken des Feindes die Vertheidigung von Lille, das der Prinz Eugen am 12. August zu belagern anfing. Schon am 22. waren die Laufgräben eröffnet; ehe aber Eugen den Sturm unternahm, that er dem Marschall den Vorschlag zur Übergabe auf ihm gefällige Bedingungen. Aber erst, nachdem die Laufgräben zwei Monate lang geöffnet und über funfzehn für ihn vortheilhafte Gefechte vorgefallen waren, kapitulirte der Marschall auf wiederholte Befehle des Königs, für die Stadt am 25. Oct. und zog sich in die Citadelle zurück. Erschöpft von Anstrengungen und Wachen, und fast ohne Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse, verbarg er einen kön. Befehl, sich zu ergeben, noch einige Tage, und auf eine neue ehrenvolle Auffoderung dazu vom Prinzen Eugen antwortete er: „Nichts drängt mich, erlauben Sie mir, mich, so lange ich kann, zu vertheidigen; es bleiben mir noch Werke genug übrig, um die Achtung des Mannes, den ich aufs Höchste verehre, zu verdienen." Eugen, der dies selbst in seinem Leben erzählt, fügt hinzu: „Am 8. Dec. 1708 sendete mir Boufflers alle Artikel, die ich unterzeichnen sollte, und ich that es unbeschränkt." Durch diese Vertheidigung erwarb er sich die Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich und die Anwartschaft auf das Gouvernement von Flandern für seinen damals zehnjährigen Sohn. Vermöge seines Alters und Ruhmes konnte er jetzt Anspruch auf Ruhe machen; aber schon im folgenden Jahre nahm er — wiewol von der Gicht ergriffen — wiederum Theil an dem Feldzuge in Flandern, und zwar unter dem, der Anciennetät nach jüngern Marschall von Villars, der vergebens in ihn drang, den Oberbefehl zu übernehmen, so daß diesem nur das Compliment übrig blieb, Louis François und Lille zur Parole zu wählen. Bei der Niederlage von Malplaquet (1709, wo die Sieger 30,000, die Besiegten 8000 Mann (?) verloren) veranstaltete B. seinen Rückzug so meisterhaft, daß er weder Kanonen, noch Gefangene verlor und über 30 feindliche Fahnen zurückbrachte. — Nicht lange nach seiner Rückkehr starb der Marschall zu Fontainebleau am 22. Aug. 1711 im 68. J. s. A., mehr verehrt wegen seiner Bravheit und Tugenden (Bescheidenheit und Geradheit), als wegen seines Genies.

Sein nachgeborner Sohn, Jos. Marie, Duc de B., der Erbe seiner Tapferkeit und Tugenden, geb. 1706, erhielt bei dem Tode seines ältern Bruders, die Anwartschaft auf das Gouvernement von Flandern, wurde bereits 1720 Oberst, im 20. Jahre Herzog und Pair, und im 34. Marechal de camp, diente alssolcher in Baiern und Böhmen, befand sich 1742 mit dem Marschall Belleisle vor Prag und wohnte dem mißlichen Rückzuge aus Böhmen bei; zeichnete sich 1743 in der unglücklichen Schlacht bei Dettingen aus, und leistete Hilfe bei der Wegnahme von Menin und Ypern. (In 16 Stunden nahm er das Fort Knoke.) Als Generallieutenant befand er sich bei den Schlachten von Fontenay und Rocour, und begab sich 1747 mit einer Hilfsmacht nach Genua zum Schutze der Republik gegen die Truppen des Kaisers und des Königs von Sardinien. Auch drängte er die Feinde von dort zurück; aber die auf seine Unternehmung verwendete Thätigkeit hatte sein Blut erhitzt; er starb am 2. Jul. 1747 an den Blattern; gleich bedauert von den Franzosen und Genuesern, die ihn in das Register ihrer Adeligen eintrugen und ihm in der Kirche, wo er begraben wurde, ein marmornes Denkmal setzten *). (*H.*)

Boufflers (Stanislaus, Marquis von), noch bekannter als Chevalier de Boufflers, einer der beliebtesten französischen Dichter in der leichtern Gattung, wurde zu Luneville im J. 1737 geboren. Seine Mutter, die durch Geist und Grazie ausgezeichnete Marquise von Boufflers (gest. 1787), lebte als Favorite des Königs Stanislaus von Polen an dem dortigen Hofe, und trug viel dazu bei, ihn zu einem der heitersten und ange-

11) Messager boiteux de Neuchâtel 1805.

*) Außer frühern Nachrichten in andern biogr. Samlungen ist über diese B. zu vergleichen die Biogr. univ. T. V.

nehmsten in Europa zu machen. Ihr Sohn hatte den Abbé Parquet, einen unterrichteten Mann, zum Lehrer. Man hatte ihn für den geistlichen Stand bestimt, und seine Geburt gab ihm Ansprüche auf die höhern geistlichen Würden; aber er dachte aufrichtig genug, einer Laufbahn zu entsagen, für welche er, wegen seines lebhaften Hanges zu den Vergnügungen, nicht geeignet war. Indessen wurde er Malteserritter. Als Husarenkapitän machte er einige Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit, und wurde sodann auf Betrieb des Marschall Castries militärischer Befehlshaber der afrikanischen Colonien Senegal und Goree, wo er nur kurze Zeit blieb, aber doch manche wohlthätige Anordnung machte. Den übrigen glücklichern Theil seines Lebens bis zum Ausbruch der Revolution, widmete er im Kreise reizender Frauen und schöner Geister seines Vaterlandes den Vergnügungen, gesucht am Hofe und in der Hauptstadt, und nebenbei den leichtern Musen huldigend, wodurch er schon früh die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet hatte. Seine anmuthige Erzählung in Prose, la Reine de Golconde (1761. 8.), wurde von Sedaine zu einer sehr beliebten Oper (Aline, Königin von Golconda) umgearbeitet und von Monsigny komponirt, auch von Bürger ins Teutsche übertragen. Seine Poesies et Pièces fugitives diverses wurden nach mehren frühern Ausgaben, vollständiger zu Paris 1782 gr. 8. gedruckt, und in eben dem Jahre seine Oeuvres zu London in 18., auch später 1786, 1792, 1795 jedesmal in 12. Sie enthalten Lieder, Fabeln, Epigramme, Impromtu's, Gelegenheitsstücke, einige Erzählungen, auch Reiseberichte, in Briefen mit Versen untermischt, und Übersetzungen aus Horaz, Martial, Ariost u. a. Die Anmuth und Grazie der Mutter schien sich auch auf die Erzeugnisse des Sohnes vererbt zu haben, die von seinen Landsleuten mit Vorliebe aufgenommen wurden. Sie bahnten ihm, kurz vor der Revolution, den Weg zur Akademie, und er hielt am 29. Dec. 1788 seine Antrittsrede in derselben. Im folgenden Jahre wählte ihn der Adel zu Nancy, wo er die Würde eines Grand-Bailli besaß, zu seinen Abgeordneten in der Ständeversamlung (États généraux). Um auf der politischen Rednerbühne zu glänzen, waren andere Kentnisse und eine kräftigere Rednergabe erforderlich, als Boufflers besaß; indeß unterstützte er, aus Liebe zum allgemeinem Besten, wiewol mit Mäßigung, gern freisinnige Vorschläge. Insbesondere verdankte man ihm im J. 1791 das Gesetz, welches den Erfindern das Eigenthum ihrer Erfindungen sichert, und ihnen ein Patent bewilliget*), so wie ein anderes, betreffend die Aufmunterung nützlicher Künste. Im Verein mit Malouet gründete er den sogenannten Club des impartiaux. Zwei Husaren, die vom Volke verfolgt wurden, rettete er das Leben. Nach dem 10. August 1792 verließ er Frankreich, und begab sich in die Mark Brandenburg, wo er an dem Prinzen Heinrich von Preußen einen Beschützer fand, durch welchen er auch Mitglied der Berliner Akademie wurde. Doch soll er sich in seinem Verhältniß zu dem Prinzen nicht immer glücklich gefühlt haben. Der König Friedrich Wilhelm verlieh ihm eine ausgedehnte Besitzung in dem neuerworbenen Polen, um dort eine Kolonie von ausgewanderten Franzosen anzulegen, was aber, der veränderten politischen Umstände wegen, unterblieb. Unter Bonaparte's Consulat, kehrte er, nach erhaltener Erlaubniß, im April 1800, in sein Vaterland zurück, wo er eine neue, vollständigere, mit vielen ungedruckten Stücken bereicherte Ausgabe seiner Werke (Paris An XI.) veranstaltete. Unerwartet war es, daß er sich durch eine Schrift über die Willensfreiheit (libre Arbitre) auf dem Felde der Philosophie zeigte; er macht hier mehr den Referenten verschiedener Meinungen, als den entscheidenden Urtheiler. Im J. 1804 wurde er in das Nationalinstitut aufgenommen, und in den beiden folgenden Jahren hielt er Lobreden auf den Marschall von Beauvau, seinen Oheim, und den Abt Barthelemy, von denen besonders die erste durch Geist, Philosophie und Gefühl zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gehört. Daß der Graf Sabran, den er als seinen angenommenen Sohn betrachtete und liebte — er hatte in spätern Jahren eine Gräfin Sabran geheirathet — im J. 1813 auf Befehl des Kaisers nach Vincennes gebracht wurde, wirkte nachtheilig auf sein hohes Alter. Er starb am 18. Januar 1815 und wurde neben dem Abt Delille begraben. In eben dem J. 1815 erschien zu Paris eine Samlung seiner Werke, 8 Bde. 12., die manches enthält, was seinen Ruhm nicht vermehrt. Boufflers war ein geschmeidiger Weltmann, doch wohlwollend und frei von gehässigen Leidenschaften. Man hat sein Bild in folgenden Worten gegeben: Abbé libertin, militaire philosophe, diplomate chansonnier, émigré patriote, républicain courtisan**). (*Rese.*)

BOUGAINVILLE, de. Berühmter als der ältere Bruder Jean Pierre (geb. 1722, gest. 1763), der an Freret's Stelle Secretär der Akad. der Inschriften und schönen Literatur wurde†), ist sein Bruder Louis Antoine, der als Graf und Senator zu Paris verstorbene bekannte Seereisende, dessen Name in geographischen Werken ewig dauern wird. Geb. (11. Nov.) 1729 zu Paris studirte er auf dasiger Universität mit Auszeichnung, insonderheit die alten Sprachen und die mathematischen

*) Er hat über diesen Gegenstand eine Schrift 1791. 8. herausgegeben. S. Ersch's gel. Frankr. 1. Bd.

**) S. Biographie nouv. des contemporains. Tom. III. p. 335—338. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik. S. 726. Ersch's gel. Frankreich.

†) Er wurde in diese Akademie aufgenommen nach Einsendung einer Preisschrift: quels étoient les droits des Métropoles grecques sur leurs colonies? (1745) und lieferte später in deren Memoiren mehre Abhandl. insonderheit über Hanno's Periplus, worüber jedoch Gosselin später ein neues System aufstellte. Als Sekretär der Akademie besorgte er den 18—25. Theil ihrer Memoiren. Außerdem lieferte er, wiewol immer kränklich und insonderheit mit Brustbeschwerden kämpfend, eine Übersetzung von Polignac's Antilucrez 1749, die mehrmals aufgelegt wurde, eine Parallèle de l'expédition d'Alexandre dans les Indes avec la conquête des mêmes contrées par Thomas Koulikan, 1752. 8. und gab mit einer, ein besonderes Werk ausmachenden Vorrede, *Freret's* Défense de la Chronologie 1758 4. heraus. Auch lieferte er eine neue Vorrede zu (Carte's) Rôles gascons, normands et françois conservés dans les archives de la Tour de Londres 1740. 2 Vols fol. und war von Ludwig XV. mit der Erläuterung der Denkmünzen seiner Regirungszeit beauftragt. — Auch rühmt man ein von ihm hinterlassenes Trauerspiel: der Tod Philipp's (Vaters Alexanders des Großen), als in einem Style geschrieben, der den besten tragischen Dichtern Ehre machen würde.

Wissenschaften. Bestimt jedoch zur praktischen Rechtsgelahrtheit, ließ er sich diese angelegen seyn, und wurde Parlementsadvokat, ohne jedoch seine Lieblingsstudien aufzugeben. Nebenher dem Militärstande geneigt, ließ er sich unter die sogenannten schwarzen Musketiere aufnehmen, und gab vierzehn Tage darauf seinen Traité du calcul intégral p. s. de suite à l'analyse des infiniment petits du Mq. de l'Hopital (Paris 1752. 2 Vol. 4.) heraus. Im folgenden Jahre 1753 (man wird hier nicht einen mannigfaltigen Lebenswechsel verkennen) ging er in das Provinzialbataillon der Picardie über, und wurde im J. 1754 Adjutant des Befehlshabers des Lagers von Sarre-Louis, L. v. Chevert, aber noch in dem Winter desselben Jahres ging er als Gesandtschaftssekretär nach London, wo er, bei seinem kurzen Aufenthalte, als Mitglied der kön. Societät der Wiss. aufgenommen wurde. Im Sept. 1755, zu Chevert zurückgekehrt, trat er von neuem seinen vorigen Dienst im Lager von Richemont an, und setzte ihn im Lager von Metz fort. — Im J. 1756 wurde er Adjutant des mit der Vertheidigung von Canada beauftragten Mq. de Montcalm, als Dragonercapitän. Im folgenden Winter drang er, an der Spitze eines auserlesenen Detaschements, durch undurchdringliche Wälder und über Schnee und Eis, bis an den See Saint Sacrement vor, und verbrannte hier eine englische Flotille unter dem schützenden Fort. Am 6. Jun. 1758 mit einem Corps von 5000 Franzosen von einer englischen Armee von 24,000 Mann hart verfolgt, hielt er sich gegen diese so kräftig, daß sie sich nach einem Verluste von 6000 Mann zurückziehen mußte; er selbst, durch sein Beispiel überall vorleuchtend, wurde dabei verwundet. — Allem Anscheine nach jedoch zu weiterer Vertheidigung unvermögend, beauftragte ihn die Kolonie (Canada), in Frankreich um Unterstützung nachzusuchen. Bei seiner Rückkehr im Jan. 1759 als Oberster und Ludwigsritter wurde er vom Mq. v. Montcalm zum Befehlshaber der Grenadiere und Volontairs ernant und zur Deckung des Rückzugs der franz. Armee nach Quebek gebraucht. Die Schlacht am 10. Sept. 1759, in welcher Montcalm seinen Tod fand, entschied über das Schicksal der Kolonie und unsers Kriegers in diesen fernen Gegenden. Zurückgekehrt nach Europa, fand er einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit in den Kriegen Europa's. Im J. 1761 bei der teutschen Armee als Adjutant von Choiseul-Stainville angestellt, zeichnete er sich so aus, daß ihn der König mit zwei Vierpfündern beschenkte, die er auf seinem Landsitze in der Normandie aufstellte. Der nachherige Friede führte andere Gegenstände seiner Thätigkeit herbei. Durch seine Reisen aus und nach Canada mit den Handelsleuten zu St. Malo bekant, durch deren Capereien schon die Dugai-Touin und J. Bart sich gebildet hatten, wußte er sie leicht zu überzeugen, wie vortheilhaft ihnen eine Niederlassung auf den Malouinen werden könnte. B. übernahm die Ausführung unter Genehmigung des Königs, der ihn zum Schiffskapitän mit der Erlaubniß zu dieser Niederlassung ernannte. So segelte er 1763 mit seiner kleinen Flotte ab. Indessen beschwerten sich darüber die Spanier, und die Inseln wurden an diese Macht zurückgegeben, gegen Entschädigung der auf die Expedition verwendeten Kosten. Jetzt aber unternahm B. mit der Fregatte Boudeuse und dem Flütschiffe Etoile von St. Malo aus seine Entdeckungsreise um die Welt, deren Beschreibung seinen Namen als Seefahrer unsterblich gemacht hat. Zu Montevideo gerade zu dem interessanten Zeitpunkte der Vertreibung der Jesuiten angekommen, ging er von dort durch die Magelhanische Meerenge in das Südmeer, als der erste Franzose, der diese Fahrt wagte; fand hier den gefährlichen Archipel, landete dann auf Taiti, entdeckte die Schifferinseln, fand die von Quiros früher, und später von Cook besuchten neuen Hebriden, und segelte dann nach Westen; aus Mangel an Lebensmitteln aber und durch Besorgnisse vor zu großen Gefahren bewogen, wendete er sich nach dem Norden, um den nördlichen Theil von Neuguinea zu untersuchen, und gelangte endlich nach einer gefährlichen Fahrt von 14 Tagen an das östliche Vorgebirge (Cap de Delivrance), setzte von dort aus seine Fahrt nördlich fort in die nach ihm genannte Meerenge, und kam dann an den Hafen Pralin am Ende von Neuirland. Von hier aus nach der Nordküste von Neuguinea segelnd, entdeckte er eine große Menge von Inseln. Endlich kam er nach den Molukken, landete im Hafen Cajeli auf der Insel Buru und begab sich von dort nach Batavia, von hier aber nach Frankreich, wo er am 16. März 1769 zu St. Malo ankam. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Beschreibung seiner Voyage autour du monde, die zu Paris 1771 in einem Quartbande und 1772 in 2 Octavbänden mit Kupfern herauskam und in mehre Sprachen übersetzt ist. — Hier ist sein Charakter der Natur nach geschildert; man erkent in ihm den unerschrockenen und heitern Seemann, der seine Schiffmannschaft immer bei guter Laune zu erhalten wußte. Er hatte auf seiner Reise nur 7 Mann verloren, und hatte sich leicht die Freundschaft der Wilden zu verschaffen gewußt. — Mit dieser Reise ging jedoch seine Thätigkeit noch nicht zu Ende. In dem amerikanischen Kriege befehligte er auf ausgezeichnete Weise mehre Linienschiffe. Im J. 1799 zum Chef d'Escadre und bald darauf zum Marechal de Camp bei der Landarmee befördert, schien er geeignet, die Unruhen auf der Brester Flotte beschwichtigen zu können; doch gelang ihm dies bei der damaligen Stimmung nicht; und da auch ein neuer Entwurf zu einer Reise nach dem Pole vom Ministerium verworfen wurde, zog er sich nach vierzigjährigen Diensten zurück, und widmete sich wissenschaftlichen Studien. Im J. 1796 zum Mitgliede des Nat. Instituts für die geographische Abtheilung und später zum Mitglied des Längenbüreau's erwählt, nahm er thätigen Antheil an den Arbeiten dieser Gesellschaften. — Senator ward er bei der ersten Stiftung des Senats. — Er starb am 31. Aug. 1811. Heiterkeit war ein auszeichnender Charakterzug des Weltumseglers; sein Wuchs ging über das Mittelmäßige, seine Haltung war edel, seine Gesundheit fest. Immer dienstfertig war er wol zuweilen verschwenderisch, so daß ein Onkel von ihm mit Recht sagte: er sey ihm ein theurer Neffe. — Er hinterließ 3 in verschiedenen Statsdiensten angestellte Söhne. — Commerson, der ihn auf seiner Entdekkungsreise begleitete, benannte nach ihm eine Pflanze; die nach ihm genannten Inseln und Straßen s. im folg. Art. *). (*H.*)

*) Vgl. Biogr. univ. T. V.

BOUGAINVILLE, 1) ein großes Eiland im Australozeane, zur Salomonsgruppe gehörig und durch einen schmalen Kanal von Bouka getrent. Sie erstreckt sich von 172° 31′ 15″ bis 173° 25′ 15″ L. und von 5° 31′ 30″ bis 6° 55′ n. Br.; ihre Westseite ist ausgeschweift und gewährt den Anblick eines sehr gebirgigen Landes; einige Berge scheinen sich zu einer bedeutenden Höhe zu erheben. Die nördliche Spitze nannte Bougainville, der sie 1768 umfuhr, Kap Avery. Das Eiland ist durchaus bewaldet; die Küsten stark bewohnt, wie man aus den Pflanzungen und Feuern schließen konnte; indeß landete Bougainville hier so wenig, als daß er mit den Bewohnern in Verkehr getreten wäre. 2) Eine Straße, die sich zwischen der Insel Bougainville und Shortlands Neugeorgia durchzieht, und die ihren Namen von dem Seefahrer trägt, der sie zuerst befuhr. 3) Bougainvilles gefährlicher Archipel s. gefährlicher Archipel. (*Hassel.*)

BOUGEANT (Guill. Hyacinthe), unter uns vorzüglich durch seine von Rambach übersetzte Geschichte des 30jährigen Kriegs und des darauf erfolgten westphälischen Friedens bekant, — geb. zu Quimper am 4. Nov. 1690, wurde sehr zeitig Jesuit und Lehrer in ihren Kollegien. Im J. 1729 nach Paris versetzt, lieferte er ein scherzhaftes Werkchen: **Amusement philosoph. sur le langage des bêtes**, das in mehre Sprachen übersetzt wurde, ihm aber eine Verweisung zuzog und zu einer Art von Widerruf nöthigte *). Aber bald darauf lieferte er seine **Histoire du Traité de Westphalie** (1744. 2 V. 4. 4 V. 12.) nach den Memoiren von d'Avaux, eines der franz. Bevollmächtigten, nachdem er schon früher (1727) seine **Histoire des guerres et des négociations qui précédèrent le Traité de Westph.** 4. (2 V. 12.) herausgegeben hatte, die 1751 zusammen in 6 Duodezbänden wieder aufgelegt (und dann 1758 — 60 ins Teutsche übersetzt) wurden. Bei manchen Fehlern der Einzelheiten gilt es in Frankreich für eines der besten historischen Erzeugnisse der Jesuiten. Außerdem schrieb er mehre polemische Schriften, unter andern auch in der Streitigkeit der Bulle **Unigenitus** und andere Schriften, die nicht mehr nennenswerth sind, und einige Lustspiele für Schüler, die von Talent zeugen. Er starb zu Paris am 7. Juni 1743 **). (*H.*)

Bougie, s. **Kerze**.

BOUGINÉ (Karl Joseph), geboren zu Pforzheim am 22. März 1735, wurde nach vollendeten Studien auf dem Pädagogium daselbst, dann auf dem Gymnasium illustre zu Karlsruhe und auf der Universität Tübingen, im J. 1756 als Stadtvikarius in Pforzheim angestellt, trat zwei Jahre darauf als Lehrer der dritten Klasse am Karlsruher Gymnasium ein, und rückte als solcher allmälig bis in die oberste Klasse. Im J. 1773 erhielt er den Charakter eines Kirchenassessors und 1780 als wirklicher Kirchenrath Sitz und Stimme im Konsistorium und Ehegericht. 1790 ward er **Rector gymnasii** mit Dispensation von dem Klassenunterricht und Übernahme mehrer Vorlesungen bei den Exemten. Im J. 1793 ernannte man ihn zum Professor der Theologie. Er starb am 29. Mai 1797. Seine vorzüglichen Kentnisse in den alten Sprachen und seine sanfte Gemüthsart machten ihn zu einem guten Lehrer. Schriften: **Seyboldi phraseologia lat. vermehrt und verbessert, Tubingae 1762. 8. — Adagia**, mit Erklärungen. **Ib. eod.** — Eine lat. Übersetzung von *Gesneri* **chrestomathia graeca. Carolsr.** 1773. 8. — Mehre Programme. — Sein Hauptwerk bleibt das Handbuch der allgemeinen Literargeschichte nach Heumann's Grundriß. Zürich 1789 — 1792. 5 Bde. gr. 8., wozu sein Sohn (gegenwärtig großherzogl. badischer Legationsrath in Wien) in den J. 1800 und 1802, den 6ten oder Suppl. Band in zwei Theilen, aus seines Vaters handschriftlichem Nachlasse, mit eigenen Zusätzen herausgab. Den vorzüglichsten Theil des Werks machen die Biographien der Gelehrten und die Verzeichnisse ihrer Schriften, mit untergesetzten Nachweisungen der Quellen, aus denen B. geschöpft hatte, und in denen man weitere Belehrung suchen kann. In der Auswahl und Prüfung folgte er seinen individuellen Ansichten, wie es jedem Schriftsteller erlaubt seyn muß. Minder ausführlich ist die Geschichte der Gelehrsamkeit und der einzelen Wissenschaften ausgearbeitet; übrigens würde der Vf. bei seinem unermüdeten Fleiße und Streben nach Vollkommenheit auch hier mehr geleistet haben, wenn er die erst späterhin durch den Verein mehrer teutschen Gelehrten gegebenen, und nur auf diesem Wege möglichen Aufklärungen in der Geschichte der Wissenschaften selbst hätte benutzen können. Das Werk, wie es ist, bleibt immerhin ein nützliches und verdienstliches Repertorium nicht allein für solche, denen die vielen vom Vf. gebrauchten Hilfsmittel nicht zu Gebote stehen, sondern selbst für den Gelehrten, weil er hier zusammengestellt findet, was er sonst aus vielen Büchern selbst sammeln müßte *). (*F. Molter.*)

BOUGUER (Pierre), ein berühmter Mathematiker und Physiker, geboren den 16. Februar 1698 zu Croisic in Niederbretagne, wo sein Vater Jean Professor der Hydrographie war, von dem man einen geschätzten **Traité de navigation.** 1699, 1706. 4. hat. Der Sohn studirte im Jesuiterkollegium zu Vannes, und erwarb sich unter seines Vaters Leitung so viel mathematische Kentnisse, daß er nach dem Tode desselben schon im Jünglingsalter dessen Lehramt zu übernehmen für würdig erklärt wurde. Größern Ruhm erlangte er, als er binnen wenigen Jahren drei Mal bei der pariser Akademie den ausgesetzten Preis für folgende gründliche und scharfsinnige Abhandlungen erhielt: **De la mâture des vaisseaux. Par. 1727. 4. Méthode d'observer sur mer la hauteur des astres. Ib. 1729. 4. Manière d'observer en mer la declinaison de la boussole. Ib. 1731. 4.** Auch sein **Essai d'optique sur la gradation de la lumière. Par. 1729. 12. (ed. posthume et augm.,**

*) Fr. Née de la Rochelle besorgte davon 1803 eine neue Ausgabe mit einer Lebensbeschreibung des Vf., nebst einer Kritik des Werkchens und dem Widerrufe. **) Vgl. Biogr. univ. T. V.

*) Vgl. seine Selbstbiographien in seinen Gedanken von den Schulen, nebst einigen biographischen Nachrichten für die Jubelfeier der (Karlsruher) Fürstenschule. Durlach 1787. S. 52; in Bock's und Moser's Saml. v. Bildnissen Gelehrter und Künstler, 8. Heft, und in seinem Handbuch d. Lit. Gesch. Bd. 3. S. 674 und Suppl. Bd. Thl. 1. S. 407.

publiée par la Caille. Ib. 1760. 4. mit Kpf.), enthält viel Neues und Durchdachtes, daher verlieh ihm 1731 die genannte Akademie die Stelle eines Associé Géometre, und 1735 sandte ihn dieselbe mit Godin und de la Condamine nach Peru, um in der Nähe des Aquators den Meridiangrad zu messen und die Gestalt der Erde zu bestimmen. Bouguer war die Sele der ganzen Expedition, und außer dem eigentlichen Objekte derselben beschäftigte er sich mit vielen verwandten Untersuchungen über Gegenstände der Astronomie, Physik, Geographie und Naturgeschichte, durch die er sich um die Wissenschaften vielseitig verdient machte. Erst nach zehn Jahren kam er, nach Erduldung zahlloser Beschwerden, wieder in sein Vaterland zurück, und schrieb seine Théorie de la figure de la terre. Par. 1749. 4. ein für Physiker und Astronomen wichtiges Werk und ein vollkommenes Muster in der Kunst zu beobachten. Seine letzten Lebensjahre trübten eine literarische Fehde mit seinem gelehrten Reisegefährten de la Condamine, den er ohne hinreichenden Grund beschuldigte, daß er sich das Verdienst der gemachten Entdeckungen allein oder doch hauptsächlich zueigne. Immer in seine Spekulationen vertieft, besaß er wenig gesellige Tugenden, war mistrauisch und eigenliebig, und sein unbiegsamer Sinn so wie sein Mangel an Menschenkentniß machten ihm nicht nur vielen Verdruß, sondern beschleunigten wahrscheinlich auch seinen Tod, der am 16. August 1758 zu Paris erfolgte. Mehre Akademien, unter andern die königl. Societät zu London, zählten ihn unter ihre Mitglieder, und er verdiente diese Auszeichnung wegen der anerkannten großen Verdienste, die er sich um Nautik, Astronomie, Geometrie und die physischen Wissenschaften überhaupt erwarb. Unter die Entdeckungen und Beobachtungen, die ihm besonders eigen sind, gehören: die Versuche über die Verlängerung und Verkürzung der Metalle, die durch die Wärme und Kälte verursacht wird; seine Beobachtungen über die Strahlenbrechungen, die er wegen der erstaunlichen Höhe der Berge in Amerika aus den Beobachtungen selbst herleiten konnte; das besondere Phänomen der plötzlichen Veränderung in der Strahlenbrechung, wenn man den Stern oder die Sonne unter dem Horizonte sehen kann; die Gesetze von der Abnahme der Dichtigkeit der Luft bei verschiedenen Höhen; die Bestimmung der Irrthümer, welche Piloten in der Schätzung des Wegs begehen können u. a. m. Im Jahr 1748 erfand er den Heliometer (Sonnenmesser), ein Werkzeug, das, an ein Fernrohr angebracht, dazu dienen kann, den scheinbaren Durchmesser der Sonne (oder des Mondes) zu messen. Außer den schon angeführten Schriften schrieb er: Traité du navire, de sa construction et de ses mouvements. Par. 1746. 4. mit Kpf. Entretiens sur la cause de l'inclinaison des orbites des planètes. Ib. 1748. 4. Nouveau traité de navigation et de pilotage. Ib 1753. 4.; revu et abrégé par la Caille, 1761. 8.; ed. III. augm. par de la Lande. 1792. 8. mit Kpf. De la manoeuvre des vaisseaux, ou traité de mécanique et de dynamique. Par. 1757. 4. mit Kpf. Er hatte auch Antheil an den Observations faites par ordre de l'acad. Par. 1757. 8. gemeinschaftlich mit Pingré, Camus und Cassini wegen Messung eines Meridiangrades, arbeitete fleißig an dem Journal des Savans, dessen Herausgeber er vom 27. Sept. 1752 bis 25. Jun. 1755 war, und viele astronom. Beobachtungen und mathemat. Abhandlungen von ihm stehen in den Mém. de l'acad. de Paris *). *(Baur.)*

BOUHIER, lat. Buherius (Jean), Präsident des Parlements zu Dijon, wo er den 16. März 1673 geboren war, Abkömmling einer Familie, die seit 1312 die ersten Ehrenämter im Parlemente von Burgund bekleidet hatte. Seine Neigung zu den Sprachen und Wissenschaften äußerte sich sehr früh, und nach Vollendung seiner Schulstudien widmete er, bevor er den Rechtskursus begann, zwei Jahre dem Studium der Griechen, und erlernte zu gleicher Zeit die hebräische, italiänische und spanische Sprache. Nachdem er die berühmtesten Rechtslehrer zu Paris und Orleans gehört hatte, wurde er 1692 Parlementsrath in seiner Vaterstadt und 1704 Präsident, und blieb es bis an seinen Tod, welcher den 17. März 1746 erfolgte. Er gehörte unter die seltenen Rechtsgelehrten und Geschäftsmänner, die mit einer mühsamen Untersuchung der Gesetze und ausgebreiteten amtlichen Wirksamkeit einen rastlosthätigen, vielseitigen wissenschaftlichen Forschungsgeist verbinden. Außer der Rechtsgelehrsamkeit beschäftigte er sich zeitlebens mit der Philologie, Kritik, alten und neuen Sprachen, alter und neuer Geschichte, Literarhistorie, mit Übersetzung aus den Alten, mit Beredsamkeit und Dichtkunst, und war in allen diesen Fächern ein geachteter Schriftsteller, dem es weniger an Gelehrsamkeit als an Geschmack fehlte, daher seine geistreiche Gattin zuweilen zu ihm sagte: „Bleib du beim Denken und überlaß mir das Schreiben." Unter den Alten schätzte er vorzüglich den Herodot, über den er viele gelehrte Abhandlungen schrieb [1]), und von dem er eine kritische Ausgabe besorgt hätte, wenn ihm nicht Gronov zuvorgekommen wäre. Von seinen Übersetzungen aus den Alten verdient vorzüglich: Petronius vom bürgerlichen Kriege [2]) und Cicero's tuskulanische Untersuchungen [3]), letztere gemeinschaftlich mit Olivet, bemerkt zu werden. Anerkannten Werth haben ferner seine (durch eine Menge Druckfehler verunstaltete) Explication de quelques marbres antiques. Aix 1733. 4. m. Kpf.; eine Abhandlung de priscis Graecorum ac Latinorum litteris (worin er zu beweisen sucht, daß die griechischen Buchstaben noch vor Cadmus von den Pelasgern nach Griechenland gebracht worden seyen), in Montfaucon Palaeographia graeca, seine Beiträge zu Maffei's Gal-

*) Hist. de l'acad. roy. des sciences. Par. 1763. Relation de la conversion et de la mort de Mr. Bouguer, par le P. Laberthonie, dominicain. Par. 1784. 21. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Biot). Hoff's Biograph. 1. Bd. 53—57.

1) Recherches et Dissertations sur Hérodote. 1746. 4. herausgegeben von Oudin, mit dem Leben des Verfassers. 2) Poëme de Pétrone sur la guerre civile entre César et Pompée avec deux epitres d'Ovide et le pervigilium Veneris. Le tout trad. en vers franç. avec des remarques et des conjectures sur le poëme, intitulé Pervig. Ven. Amst. 1736. gr. 4. Das aus Handschriften verbesserte Original steht der Übersetzung zur Seite; die Anmerkungen zeugen von Belesenheit und sind gründlich. 3) Tusculanes traduites par Mess. Bouhier et d'Olivet, avec des remarques. Par. Vol. III. 1737. 12.; Amst. 1739. 8. Par. 1796. Vol. II. 12.

liae Antiq. sel. p. 161, zu Muratori's Nov. thes. T. I. 146. sq., und viele andere antiquarische, numismatische, histor. literarische u. a. Aufsätze, die im Journal de Trevoux, im Mercure, Schelhorns Amoenitat. lit., der Biblioth. raisonnée, Bibl. italique, u. v. a. O. abgedruckt sind. Auch die Memoiren der Akademie der Inschriften, deren Mitglied er seit 1727 war, bereicherte er mit schätzbaren Beiträgen, und unter seinen juristischen Schriften verdient als die vorzüglichste bemerkt zu werden: Coutumes générales du duché de Bourgogne, avec des observatt. nouv. et la vie des précédents commentateurs. 1742. Vol. II. fol.; neu gedruckt und herausg. von Joly de Béry 1787 unter dem Titel: Oeuvres de jurisprudence de Bouhier. Vol. II. fol., wovon aber die versprochene Fortsetzung nicht erschienen ist. Endlich bemerken wir noch seine Vie de Mich. de Montaigne. Londr. 1741. 4., auch bei den Essais de Mont. (Londr. vielmehr Trévoux 1739. 12.) und in dem Recueil d'Eloges de quelques auteurs franç. Dijon 1741. 8. Die von seinen Vorfahren gesammelte ansehnliche Bibliothek vermehrte er beständig, und machte sie gemeinnützig, und der König befahl 1722, daß man ihm von allen im Louvre gedruckten Büchern ein Exemplar zusenden sollte. Von der hohen Achtung, in der er bei seinen Zeitgenossen stand, zeugt unter andern dies, daß ihm 1725 eine Gesellschaft von Buchhändlern eine Ausgabe des Montaigne dedicirte, und daß diese Dedikation, außer dem Namen des Präsidenten, blos die Worte enthält: Sapienti sat est. In der Akademie war Voltaire sein Nachfolger *). *(Baur.)*

BOUHOURS, Lat. Buhursius (Dominique), Jesuit, geb. zu Paris 1628, trat in seinem 16. Jahre in den Orden, lehrte zu Paris Humaniora und zu Tours Rhetorik, war dann Erzieher der Prinzen von Longueville, und später des Marquis von Seignelay, des Sohnes Colbert's, und starb zu Paris den 27. Mai 1702. Er war für sein Zeitalter ein achtungswerther Gelehrter, der sich um Verbesserung der französischen Sprache und des Geschmacks Verdienste erwarb. In der letzten Beziehung hat besonders seine oft gedruckte Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit. Par. 1684. 4.; 1771. 12.; teutsch, Altenb. 1747. 8. viel Gutes gestiftet, und selbst Voltaire empfiehlt sie der Jugend zur Bildung des Geschmacks *). Manches Kleinliche und Unerhebliche, aber auch viel Beachtenswerthes enthalten seine Doutes sur la langue française, proposés à MM. de l'académie, par un gentilhomme de province. 1674. 12. Nouvelles remarques sur la langue franç. 1675. 4. Suites des rem. 1692. 12. Seine Kritiken und seine für einen Geistlichen ziemlich freie Lebensweise, zogen ihm zwar viele Verunglimpfungen zu, er fand aber doch auch Vertheidiger, die seine Kentnisse und seinen Charakter in Schutz nahmen. Unter seinen historischen Schriften sind die besten: Histoire de Pierre d'Aubusson, grand-maître de Rhodes. Par. 1676. 4., öfter, avec une préface et des additions de Mr. l'abbé de Billy, 1806. 4. auch ins Englische und Teutsche übersetzt, und die jetzt seltene Relation de la sortie d'Espagne de P. Everard Nitard, Jesuite, confesseur de la reine, en Espagnol et en François. Par. 1669. 12; die schlechtesten, seine Vies de S. Ignace. Par. 1679. 4. u. 12. und de S. François Xavier. Ib. 1682. 4. und 12., worin er den erstern mit Cäsar und den andern mit Alexander verglich, und keine Partei befriedigte. Seine Pensées ingénieuses des anciens et des modernes. Par. 1689. 12. und Pens. ing. des pères de l'église. Ib. 1700. 12. sind mittelmäßige Kompilationen, und seine französische Übersetzung des neuen Testaments (Le nouv. Test., trad. en franç. selon la Vulgate. Vol. II. 1697 — 1703. 12.) fand und verdiente keinen Beifall, ob er gleich dieser letzten literarischen Beschäftigung, an der auch die Jesuiten le Tellier und Bernier Antheil hatten, einen 15jährigen Fleis widmete. Richard Simon machte ihm, dem Übersetzer, den Vorwurf „d'y faire parler les Evangelistes à la Rabatine." Bouhours übrige Schriften können, als unerheblich, hier übergangen werden. In allen ist der Stil rein und angenehm. *(Baur.)*

BOUILLART (Jacques), Benediktiner der Congregation von St. Maur, geb. 1669 auf der Insel Meulan in der Diöces von Chartres, legte 1687 zu Meaux das Ordensgelübde ab, und starb den 11. Dec. 1726 in dem Kloster St. Germain des Prés zu Paris. Man hat von diesem frommen Ordensmanne eine mit Fleis und Einsicht besorgte Ausgabe von Usuardi *) martyrologium. Paris. 1718. 4., und eine reichlich ausgestattete, wegen sorgfältiger Untersuchungen schätzbare Histoire de l'abbaye de St. Germain des Prez. Par. 1724. fol. m. Kpf. **). *(Baur.)*

BOUILLAUD, Boulliau, Bouilleaud, lat. Bullialdus (Israel), ein gelehrter Mathematiker, Theolog und Geschichtforscher, geb. 1605 zu Loudun, von reformirten Ältern, trat in seinem 21. Jahre zur katholischen Kirche über, und wurde im 25. Priester. Als Agent des Königs Kasimir von Polen machte er Reisen durch Ita-

4) *Fr. Oudini* Commentar. de vita et script. Joh. Buherii. Par. (1746). 8., ausgez. in der Leipz. gel. Zeit. 1747. S. 731. *Papillon* biblioth. des auteurs de Bourgogne T. I. 78 — 93. *d'Alembert* hist. des membres de l'Acad. franç. *Saxii* Onom. T. VI. 118. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot). Adelungs Zusätze zum Jöcher, wo von mehren dieses Namens die Rede ist; sehr ausführlich.

*) Dieses Buch besteht aus 4 Gesprächen, in denen gezeigt wird, daß die Gedanken in den Werken des Witzes einen dem Stoffe angemessenen Grad von Wahrheit haben, und nobles sans enflure, agréables sans affétérie, delicates sans raffinement und nettes, claires et intelligibles seyn sollen. S. die Acta Erudit. 1689. p. 109. Eine Widerlegung dessen, was der Verfasser in diesem Buche den italiänischen Dichtern zur Last legte, gab Giov. Gius. Orsi unter dem Titel heraus: Considerazioni sopra un famoso libro francese, intitolato: Manière etc. Bolog. 1690; 1735. Vol. II. 4. — In einer andern oft gedruckten Schrift (Entretiens d'Ariste et d'Eugène. 1671. 4.) hat Bouhours die oft mit Recht gerügte Frage aufgeworfen: „Si un Allemand peut être un bel esprit?" Er selbst wendete oft mehr Sorgfalt auf Worte als auf Sachen, daher ein französischer Kritiker von ihm sagte: „qu'il ne manquoit au père Bouhours pour écrire parfaitement, que de savoir penser."

*) Usuard war ein Mönch im Kloster St. Germain des Prés, der auf Befehl König Karls des Kahlen ein Märtyrerbuch schrieb, und vor 877 starb. **) Tassin's Gel. Gesch. d. Congr. v. St. Maur 2 Bde. 131. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

lien, Teutschland, Polen und nach der Levante, unterhielt mit den Gelehrten dieser Länder einen ununterbrochenen Briefwechsel, und starb in der Abtei St. Victor zu Paris den 25. Nov. 1694. Mit großer Bescheidenheit verband er ausgebreitete gelehrte Kentnisse, und ungemeine literarische Thätigkeit, wovon nicht nur seine gedruckten Schriften zeugen, sondern auch sein handschriftlicher Briefwechsel in der königl. Bibliothek zu Paris. Seine meisten Schriften haben Mathematik und besonders Astronomie zum Gegenstande, enthalten zwar manches tiefgedachte Neue, aber auch viel Unrichtiges, besonders im Widerspruche gegen den scharfsinnigeren Kepler *). Schätzbar ist sein wissenschaftlich geordneter Katalog der Bibliothek des Präsidenten de Thou (Catal. bibliothecae Thuanae. Par. 1679. Vol. II. 8.), in dessen Haus er längere Zeit zubrachte, und den er auch nach Holland begleitete, als derselbe daselbst Gesandter war. Als Gegner päpstl. Anmaßungen schrieb er Pro ecclesiis Lusitanicis ad clerum gallicanum lib. II. Argyropolis (Argentorati) 1656. 8.; Helmst. 1700, cum praefat. Cypriani; eine gründliche Schutzschrift für die verwaisten Kirchen in Portugal, die das heilige Officium verdammte **). (*Baur.*)

BOUILLE, la, ein Marktfl. im Bez. Rouen des franz. Dep. Niederseine an der Seine, unweit des Waldes la Londe; er zählt 94 Häuser und 940 Einw., die Tücher in der Façon d'Elbeuf und baumwollne Zeuge weben. Von hier fahren täglich dreimal Marktschiffe nach Rouen. (*Hassel.*)

BOUILLÉ (François Claude Amour, Marquis von), dieser in der neuesten Geschichte ausgezeichnete Krieger wurde am 9. Nov. 1739 auf dem Schlosse Cluzel in Auvergne geboren, wo seine aus der Landschaft Maine herstammende Familie seit dem Anfange des 12. Jahrh. sich ansässig gemacht hatte. Nach dem frühen Tode seiner Ältern wurde er unter Aufsicht seines Oheims Nikolas de Bouillé, der erster Almosenier Ludwigs XV., Bischof von Autun und Statsrath war, im Kollegium Ludwigs des Großen zu Paris von den Jesuiten erzogen. Vierzehn Jahr alt trat er in Kriegsdienste, anfangs bei dem Regiment Rohan-Rochefort, dann bei den schwarzen Musketieren, und im Alter von 16 Jahren erhielt er eine Kompagnie im Dragonerregiment la Feronnays, mit welchem er 1758 zur Armee in Teutschland stieß und hier dem 7jährigen Kriege beiwohnte. Er zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten ungemein aus, unter andern in der Schlacht bei Bergen am 13. April 1659, bei Langensalza im Febr. 1761, und vornemlich in dem Treffen bei Grünberg am 21. März 1761, wo er mit seiner Avantgarde von Dragonern ein feindliches Corps unter dem damaligen Erbprinzen von Braunschweig warf, eilf Kanonen und neunzehn Fahnen oder Standarten eroberte, und alle bisherigen Fortschritte des Feindes hemmte. Er hatte die Ehre, die eroberten Fahnen dem Könige zu überbringen und Ludwig XV. überhäufte ihn mit Lobsprüchen, ernannte ihn zum Obersten und versprach ihm das erste erledigte Regiment [1]). Nach seiner Rückkehr, während er vorerst noch beim Regimente la Feronnays diente, griff er mit 500 Mann die Nachhut des Generals Luckner bei Eimbeck an, bemächtigte sich dieser Stadt und machte viele Gefangne. Am 13. Nov. 1761 wurde er bei Quedlinburg durch einen Säbelhieb über den Kopf verwundet, vom Pferde geworfen und gefangen, aber nach wenig Monaten ausgewechselt, worauf er das Infanterieregiment Vastan erhielt, welches bis zum Frieden seinen Namen führte. Im J. 1768 wurde er zum Gouverneur der Insel Guadeloupe ernant, wohin sein Regiment, welches nun Verin hieß, zur Besatzung abging. Er verwaltete diesen Posten bis zum J. 1771 mit solcher Einsicht, daß er bei der Annäherung des Krieges mit England, im J. 1777, als Generalgouverneur von Martinique und St. Lucie nach Amerika geschickt wurde, mit der Vollmacht, beim Ausbruche der Feindseligkeiten auch den Oberbefehl über die andern Inseln unter dem Winde zu übernehmen. Zu gleicher Zeit wurde er zum Marechal de Camp befördert. Beim wirklichen Ausbruche des Krieges 1778 nahm er gleich anfangs die Insel Dominica weg, ehe sich die Engländer daselbst recht in Vertheidigungsstand setzen konnten, machte die Besatzung von 500 Mann kriegsgefangen und eroberte daselbst 164 Kanonen und 24 Mörser. Die Einnahme dieser, durch ihre Lage zwischen Martinique und Guadeloupe sehr wichtigen Insel, geschah am Tage des Vollmonds im Sept. (7. Sept. 1778), der als einer der gefährlichsten für die Schiffahrt betrachtet wird. Bei dem unglücklichen Angriff des Grafen d'Estaing auf St. Lucie, welches die Engländer besetzt hatten, sammelte und rettete Bouillé die Trümmer der unvorsichtig blosgestellten Armee (Dec. 1778); d'Estaing ersetzte jenen Verlust durch die Eroberung von St. Vincent und Grenada und verließ darauf am 20. Juli 1779 die Antillen, um den Amerikanern auf dem Festlande beizustehen. Eifersüchtig auf Bouillés Ruf nahm er ihm den größten Theil seiner Truppen, alle zu Martinique befindliche Munition, so wie alles Geld und ließ ihm nicht ein einziges Schiff zum Schutz der französischen Inseln zurück. So von allen Vertheidigungsmitteln entblößt und blos auf seinen Muth angewiesen, blieb Bouillé dennoch vom Feinde unangegriffen, bis die Ankunft des Grafen de Guichen mit einem Geschwader ihn aus dieser kritischen Lage riß. Er führte nun wieder angriffsweise Krieg, und beunruhigte den Feind durch verschiedene Unternehmungen, die nicht immer gelangen. Sehr edel benahm sich Bouillé gegen die Mannschaft zweier am 12. Okt. 1780 an den Küsten von Martinique gescheiterter englischer Fregatten, die er kleidete, mit Gelde versah und großmüthig

---

*) Zu bemerken sind: Astronomia philolaica. Par. 1645. fol. Astronomiae philolaicae fundamenta explicata. Ib. 1657. 4. und Opus novum ad arithmeticam infinitorum. Ib. 1682. fol.; und unter seinen übrigen Schriften die Ausgabe von *Ptolemaei* tract. de judicandi facultate et animi principatu. Gr. et lat. Par. 1667. 4. *Manilii* Astronomicon. Gr. et lat. Argent. 1665. 4. *Theonis Smyrnaei* mathematica. Gr. et lat. Par. 1644. 4. und *Michaelis Ducae* histor. byzantin. Gr. et lat. Ib. 1649. fol. **) *Vossius* de scient. mathem. 30. *Perrault* hommes illust. T. II. 159. *Du Pin* bibl. des aut. eccles. T. XVIII. 105. *Vigneul de Marville* mélanges d'hist. et de lit. T. III. 214. *Fabricii* hist. bibl. P. VI. 524. *Freytag* anal. lit. 168. Niceron, 2 Thle. 1545 Biogr. univ. T. V. (von Delambre).

1) Gleichwol wird Bouillés Name in den damals bekant gemachten franz. Armeeberichten nicht genant. S. Beiträge zur neuern Stats- und Kriegsgeschichte Bd. XIV. S. 573—74.

dem englischen Admiral zurücksandte. Am 5. Mai 1781 kam der Admiral de Grasse mit einer bedeutenden Macht zu Martinique an, wo er aber nur kurze Zeit verweilen durfte, weil er nach dem Festlande Nordamerika's bestimt war. Bouillé benutzte diese kurze Frist zur Eroberung der Insel Tabago, wo er am 30. Mai mit 4000 Mann landete, und die Feinde, welche sich ins Innere zurückgezogen hatten, am 2. Juni sich zu ergeben nöthigte. Ihre Anzahl betrug 900 Mann, mit denen sich viele bewaffnete Neger vereinigt hatten und man fand in den befestigten Plätzen der Insel 59 Kanonen. Sie verblieb den Franzosen im Frieden von 1783. Nach Grasse's Abfahrt (5. Juli) behielt Bouillé zur Vertheidigung der Antillen 10,000 Mann nebst 3 Fregatten und einigen Korvetten. Immer darauf bedacht, dem Feinde Abbruch zu thun glaubte er die Sicherheit des Gouverneurs von St. Eustach, welche Insel der Admiral Rodney im Februar 1781 den Holländern genommen hatte, benutzen zu müssen. In der größten Stille schiffte er am 15. November 1781 zu Martinique 1200 Mann auf 3 Fregatten, einer Korvette und einigen bewaffneten Fahrzeugen ein und kam nach einer schwierigen Fahrt am 25. Nov. vor St. Eustach an. Die Ausschiffung, welche in der folgenden Nacht geschah, war noch unglücklicher; mehre Schaluppen, worunter die des Anführers Bouillé selber, wurden gegen die Felsen geworfen und man konnte kaum 400 M. ans Land bringen. Sich zurückzuziehen war unmöglich. Bouillé ging auf den Feind los und kam am folgenden Morgen um 6 Uhr vor den Kasernen an, wo die englische Besatzung ihre Übungen machte. Diese, getäuscht durch die Uniform der irländischen Jäger von Dillon, welche die französische Avantgarde bildeten, ließ sich völlig überraschen, der General Cockburn, Gouverneur der Insel, wurde gefangen, die Franzosen drangen zugleich mit der Besatzung in das Fort ein und nöthigten sie, die Waffen zu strecken, wobei die Engländer bedeutenden, jene aber fast gar keinen Verlust erlitten. So gelang es Bouillé mit 400 Mann die wichtige Insel zu erobern. Außer der 700 Mann starken Besatzung fielen 68 Kanonen, 4 Fahnen und 6 Handelsschiffe in seine Hände, auch wurden wenige Tage nachher die Insel Saba und St. Martin eingenommen. Bouillé verherrlichte diesen glänzenden Sieg noch durch die uneigennützige Großmuth, womit er den Holländern 2 Millionen zurückgab, welche ihnen der Admiral Rodney genommen hatte und die als Lohn des Siegers betrachtet werden konnten; nicht minder stellte er dem Gouverneur Cockburn auf dessen Reklamation 274,000 Franken zurück. Während dieser Unternehmung war der Admiral Grasse mit 30 Linienschiffen und neuen Truppen zu Martinique wieder angekommen. Er und Bouillé beschlossen gemeinschaftlich die Insel St. Christoph anzugreifen. Bouillé schiffte am 5. Jan. 1782. 6000 Mann ein, landete zu St. Christoph am 11. und berennte am 13. die für unüberwindlich gehaltene Festung Brimstone-Hill, das Gibraltar der Antillen, wohin sich die Engländer bei seiner Ankunft, 1500 Mann stark, zurückgezogen hatten. Kaum hatte die Belagerung am 17. Januar angefangen, als der englische Admiral Hood, der mit 20 Linienschiffen und einigen Landungstruppen angelangt war, die Verbindung zwischen der französischen Armee und Flotte abschnitt. Bouillé blieb ganz sich selbst überlassen. Der Feind versuchte am 28. Januar ihn durch eine Landung zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen und auf einem andern Punkte Hilfe in die Festung zu werfen; beide Absichten wurden vereitelt. Bouillé setzte die Belagerung im Angesicht der englischen Flotte mit Eifer fort und nöthigte die Festung am 12. Februar, 28 Tage nach eröffneten Laufgräben, zur Übergabe, wobei die noch 1100 Mann starke Besatzung gefangen und 173 Kanonen erobert wurden. Die Insel Nevis wurde am 22. Febr. in die Kapitulation von St. Christoph eingeschlossen und die Insel Montserrat ebenfalls genommen. Bouillé erhielt zur Belohnung dieser ausgezeichneten Thaten den Generallieutenants-Rang. Die Höfe von Paris und Madrit hatten den Angriff von Jamaica beschlossen, und übertrugen dem Marquis Bouillé den Oberbefehl der zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen. Er schiffte deshalb zu Ende des März 1782 10,000 Mann auf der Flotte des Admirals de Grasse ein, die sich zu St. Domingo mit einer gleichen Zahl spanischer Truppen und der spanischen Flotte vereinigen sollten. Er wäre aber lieber mit diesen 20,000 Mann und den 47 Schiffen, welche die Seemacht beider Nationen bildeten, nach England gesegelt, um dort zu landen und Plymouth anzugreifen. Doch der 12. April 1782, an welchem Rodney die französische Flotte vernichtete, zerstörte diese Plane. Bouillé begab sich hierauf nach Frankreich, immer noch mit dem Gedanken an eine Landung in England beschäftigt, aber die französische Regirung hatte damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Belagerung von Gibraltar gerichtet. Auf den Antillen ereignete sich in diesem Kriege weiter nichts Bedeutendes. Nach dem Frieden von 1783 hatte Bouillé Theil an der Ordenspromotion, welche der König in demselben Jahre vornahm und erhielt als eigenthümliche Auszeichnung zwei englische Kanonen, um sie im Schlosse Orly, nahe bei Paris, aufzustellen. Auch wollte der König die Schulden bezahlen, die er in seinem Dienst während des Krieges gemacht hatte, was aber B. mit uneigennützigem Sinne verbat. Im J. 1784 begab er sich nach England, und empfing hier die ehrenvollsten Beweise der Achtung und Erkentlichkeit, die sein Betragen während des Kriegs in der Nation erweckt hatte; der Londner Handelsstand verehrte ihm einen kostbaren Degen. In eben dem Jahre besuchte er Holland und Teutschland. Späterhin ernannte ihn der König zum Mitgliede der beiden Versamlungen der Notabeln, welche 1787 und 1788 zusammen berufen wurden. Er zeigte sich eifrig besorgt für das öffentliche Wohl und geneigt zu Opfern, welche das Reich aus seiner Krise retten konnten, doch mit Ausnahme solcher, die ihm mit den Grundgesetzen der Monarchie im Widerspruch schienen. 1787 wurde er zweiter und 1789 erster Befehlshaber in den drei Bisthümern, bald auch im Elsaß, in Lothringen und in der Franche Comté [2]) und 1790 General en Chef der Armee von der

2) Das letztere Kommando erhielt er, um die Plane des Königs desto besser unterstützen zu können, der eine Zeitlang die Absicht hatte, von Paris nach Besançon in der Franche Comté zu ziehen, später aber sich für Montmedy entschied.

Maas, Saar und Mosel. Durch seine Festigkeit erhielt er in den damaligen Zeiten des Aufruhrs und der Verwirrung, um sich her Ordnung und Disciplin. Er stillte den Aufstand der Garnison von Metz und den weit gefährlichern Aufruhr der drei Regimenter zu Nancy, welches er am 31. August 1790 mit einer verhältnißmäßig schwachen Macht eroberte, und wo er die Rebellen mit Strenge züchtigte. Durch dieses kräftige Einschreiten wurde die gänzliche Auflösung der Armee und ein Bürgerkrieg verhindert, die Nationalversamlung votirte ihm ihren Dank und der König schrieb ihm, daß er am 31. August Frankreich gerettet und sich ein ewiges Recht auf seine Achtung und Freundschaft erworben habe. Auch bot ihm der König den Marschallsstab an, den er ausschlug, um ihn nicht einem Siege über seine Mitbürger zu verdanken. Seine Stellung als Befehlshaber einer bedeutenden Kriegsmacht an den Gränzen des Reichs, und seine Ergebenheit gegen den König machten ihn zu einer Hauptstütze desselben und Ludwig XVI. wendete sich deshalb an ihn, als er im Okt. 1790 den Beschluß, aus Paris zu fliehen, gefaßt hatte. B. ging mit voller Ergebenheit in die Absichten des Königs ein [3]), und schickte am Ende des J. 1790 seinen 21jährigen Sohn Ludwig nach Paris, welcher mit dem schwedischen Grafen Fersen das Nähere über diesen Schritt, anfangs mündlich und später schriftlich, verabredete [4]). Nach dem Wunsche des Königs versammelte B. zu Montmedy, wohin Ludwig XVI. sich begeben wollte, 12 Bataillone und 23 Eskadrons, auf welche man sich noch verlassen zu können glaubte und stellte an mehren Orten, welche der König auf dem Wege dahin zu passiren hatte, Abtheilungen der Reiterei zu seiner Bedeckung auf. Bekantlich wurde Ludwig XVI., welcher am 20. Juni 1791 gegen Mitternacht Paris verlassen hatte, in der folgenden Nacht zu Varennes angehalten. Auf die Nachricht hievon eilte B., welcher zu Stenay, neun starke Lieues von Varennes, den König erwartete, mit dem Dragonerregiment Royal Allemand [5]) zu seiner Rettung herbei, kam aber zu spät, und entfloh, da er alles verloren sah, noch an demselben Tage (22. Juni) in die östreichischen Niederlande. Von Luxemburg richtete er am 26. Juni ein Schreiben an die Nationalversamlung, worin er, um die Wuth des Volks von dem Könige und seiner Familie abzulenken, sich selbst als den Urheber seiner Flucht darstellte. Man schien in diese Vorstellung einzugehen, indem man die Flucht des Königs eine Entführung nannte. Zufolge eines Dekrets der Nationalversamlung vom 15. Juli 1791 wurde dem Marquis von Bouillé, so wie den mit ihm entflohenen Generalen [6]) und Offizieren von dem Gerichtshofe zu Orleans der Prozeß gemacht und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Er hielt sich deshalb zu Luxemburg nicht für sicher und begab sich nach Koblenz zu den Brüdern des Königs, denen er 670,000 Livres übergab, welche von der Million [7]), die ihm der König zu den Anstalten seiner Flucht überschickt hatte, übrig waren. Von Koblenz ging er mit einer Vollmacht des Grafen von Provence, Bruders des Königs, nach Pillnitz, um mit dem Kaiser Leopold und dem Könige von Preußen über die Lage des Königs und die Angelegenheiten Frankreichs zu berathschlagen (Aug. 1791). In demselben Jahre noch trat er in die Dienste des Königs Gustav III. von Schweden, um unter dessen unmittelbarem Oberbefehl ein Corps von 32,000 Schweden und Russen anzuführen, welches in der Normandie zur Befreiung Ludwigs XVI. landen sollte. Die Ermordung Gustavs am 29. März 1792 verhinderte die Ausführung dieses Plans und löste seine Verbindung mit Schweden. Er wurde zum König von Preußen nach Magdeburg berufen, der ihm das Kommando über 6000 Mann Hessendarmstädtischer und Mainzischer Truppen bestimmte, deren Stellung jedoch unterblieb, weil sich wegen der Besoldung Schwierigkeiten erhoben. Er diente hierauf während des Feldzugs von 1792 bei dem Corps des Prinzen von Condé, der ihm sehr gewogen war. Im folgenden Jahre zog ihn der Herzog von York, welcher die Engländer und Holländer in den Niederlanden befehligte, in seine Umgebung, um sich seines Rathes zu bedienen; er empfand aber hier die Wirkungen der Eifersucht, welche ein fremder General in einem Heer jederzeit erregt. Er versagte sich dem Antrage, welchen ihm die französischen Prinzen am 8. Oktober 1793 machten, den Oberbefehl in der Vendée zu übernehmen, und ließ sich in England nieder, wo ihn die Regirung in Angelegenheiten der westindischen Kolonien oft zu Rathe zog. Ein Vorschlag, ihm die oberste Civil- und Militärgewalt in dem französischen Antheil von St. Domingo zu übertragen (1796) kam nicht zur Ausführung, weil seine Festigkeit und Rechtschaffenheit nicht Jedermann angenehm war. In der Zurückgezogenheit von Geschäften und bei zunehmenden Körperschwächen schrieb er seine **Mémoires sur la Revolution françoise**, zuerst englisch gedruckt London 1797. 8., französisch nach dem Orig. Manuscript Paris 1801. 2 Vols. 12. und ganz kürzlich von neuem gedruckt in der **Collection des Mémoires relatifs à la Révolution françoise**, Paris 1822. gr. 8. Sie sind auch ins Teutsche übersetzt Hamb. 1798. gr. 8. und verbreiten, in der einfachen Sprache des Wahrheitliebenden Mannes, viel Licht über die Begebenheiten jener Epoche und den Antheil, welchen ihr Verfasser daran nahm. B. starb zu London am 14. November 1800, 61 Jahr alt, an den Folgen einer Lähmung und hinterließ einige Söhne, von denen der eine, Ludwig, französischer Generallieutenant und erblindet ist [8]). *(Rese.)*

---

3) Irrigerweise wurde Bouillé früher oft für den Anstifter der Flucht des Königs gehalten, seitdem aber ist bekant, daß der gewesene Minister, Baron von Breteuil, durch Agoult, Bischof von Pamiers, den ersten Vorschlag dazu machen ließ. 4) S. des jüngern Bouillé Mémoire sur le départ de Louis XVI., zum ersten Mal gedruckt in der Collection des Mémoires relatifs à la Revolution de France. 5) Dies Regiment übertraf alle seine andern Truppen an unerschütterlicher Treue gegen den König. 6) Es waren die Marechaux de Camp d'Hoffelize, Klinglin und Heymann.

7) Eigentlich 993,000 Livres in Assignaten. 8) S. Biographie nouvelle des Contemporains Tom. III. (Paris 1821) pag. 343—353, Nouv. Dictionn. histor. — Collection des Mémoires relatifs à la Revolution françoise (deren 11te Lieferung (Paris 1823) Mémoires sur l'Affaire de Varennes von dem jüngern Bouillé, den Grafen Raigecourt, Damas, Valory u. a. enthält, und andere Quellen der franz. Revolutionsgeschichte, so wie Bouillés eigne Schrift.

BOUILLET (Jean), ein einsichtsvoller französischer Arzt, geb. zu Servian unfern Béziers den 6. März (oder 14. Mai) 1690, Sohn eines Landmannes. Er studirte zu Montpellier, und trieb die medizinische Praxis zu Béziers von 1715 bis an seinen Tod, der den 13. Aug. 1777 erfolgte. Er war Korrespondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris, in deren Schriften man mehre Abhandlungen von ihm findet; Mitglied der königl. Societät zu Montpellier und der Akademie der Wissenschaften zu Bordeaux, die zwei Abhandlungen von ihm (Sur la cause de la multiplication des ferments. 1719. 8. und Sur la cause de la pesanteur. 1720. 12.) den Preis zuerkannte; und (gemeinschaftlich mit Herrn von Mairan) Stifter einer Akademie zu Béziers, bei der er über 50 Jahre lang das Amt eines Sekretärs verwaltete, und deren erste Memoiren er 1736 herausgab, nebst einem Recueil de lettres, mémoires et autres pièces pour servir à l'hist. de l'acad. des sciences et belles lett. de Béziers. Bez. 1736. 4. Außerdem schrieb er: Elémens de la médecine pratique, tirés des écrits d'Hippocrate, et de quelques autres médecins anciens et modernes. Bez. Vol. II. 1744. 4. Mémoires sur l'huile de pétrole et les eaux minérales de Gabian. Ib. 1752. 4. Observations relatives à l'anasarque. Ib. 1765. 4. (gemeinschaftlich mit seinem Sohne Jean Henri Nikolas, Arzt zu Montpellier, geboren 1729), mehre Artikel im 6. Bde. der d'Alembert-Diderotschen Encyklopädie u. e. a. Alles, was er schrieb, beurkundet den geübten Beobachter und erfahrnen Praktiker. Auch als Geometer und Astronom erwarb er sich Verdienste, und machte unter andern 1772 über die Immersion des Saturn eine seltene Beobachtung *). (*Baur.*)

Bouillon, Fleischbrühe, und Bouillon-Tafeln, s. Fleisch.

BOUILLON, eine Stadt in dem Bez. Neufchateau der niederländ. Prov. Luxemburg (49° 45′ Br. und 22° 55′ L.), an der Semois und einem schwer zugänglichen Felsen, auf dessen Spitze sich das Schloß erhebt, hat 2 Kirchen, 1 Hospital, 450 Häus. und 2537 Einw., die sich von der Landwirthschaft und bürgerlichen Gewerben nähren, auch Jahrmärkte halten. — Bouillon war vormals der Hauptort eines Fürstenthums, welches zu den Zeiten der Kreuzzüge mit Niederlothringen vereinigt war. Als Gottfried von Bouillon im J. 1096 auszog, um die heilige Stadt den Händen der Ungläubigen zu entreißen, versetzte er sein Erbe Bouillon für 1500 Mark Silber dem Hochstifte Lüttich, das auch, da der Herzog im Oriente starb und die Wiedereinlösung nicht erfolgte, im ruhigen Besitze blieb. 1483 erhielt die Familie der Grafen von der Mark das Ländchen, aber Karl V. gab es 1529 dem Hochstifte zurück. In der Mitte des 17. Jahrh. reklamirte es zwar das Haus la Tour d'Auvergne, welches von den Grafen von der Mark abstammte, ließ sich jedoch 1641 mit 150,000 brabanter Guld. abfinden. Im Kriege von 1672 eroberte Ludwig XIV. das Land, und gab es als französisches Lehn dem Hause la Tour d'Auvergne zurück, welches bis 1791 es auch behielt; in diesem Jahre aber wurde es mit der Republik Frankreich vereinigt und in die Depart. der Forste und Ardennen vertheilt. Das Haus la Tour d'Auvergne starb 1812 aus; der wiener Kongreß sprach es, als Frankreich das Land im 2. pariser Frieden abgetreten hatte, unter den verschiednen Erbkompetenten dem Fürsten Charles Alain Gabriel von Rohan Guemenée zu, welcher es als teutscher Standesherr unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande als Großherzogs von Luxemburg besitzen sollte. Dieser verkaufte es indeß 1821 an die Niederlande, worauf es ganz mit Luxemburg vereinigt ist. Es liegt an der Semois, ist etwa 7 □Meilen groß, voller Berge und Waldungen, und enthielt in 1 Stadt und 21 sonstigen Ortschaften gegen 16,000 Einw. (*Hassel.*)

BOUILLON (Gottfried von, auch Godefroy, Joffroy, Godofredus, Goffredus), Herzog von Niederlothringen, der angesehenste und berühmteste Anführer des ersten Kreuzzuges zur Eroberung des heil. Grabes. Als solcher bildet er auch die Hauptfigur in Torquato Tasso's unsterblicher Epopöe, der Gierusalema liberata; und in der That tritt hier der seltene Fall ein, daß der Dichter nur treu die Geschichte befragen durfte, um seinen Helden in Gesinnung und Thaten so, wie er seiner bedurfte, auszustatten.

Gottfried, in der Reihe der Herzoge von Niederlothringen seines Namens der Sechste, war der Dritte unter den vier Söhnen Eustachius II., Grafen von Boulogne, und im Jahr 1061 geboren. Seinen Beinamen erhielt er von dem Stammschlosse seiner Mutter, Ida von Bouillon, deren Lobes die Zeitgeschichte voll ist, und die nach ihrem Tode auch zur Heiligen erklärt wurde. Als Nachgeborner seines Hauses schien Gottfried nicht bestimt, einen ausgezeichneten Rang unter seinen Zeitgenossen einzunehmen; allein die seltenen Eigenschaften seines ritterlichen Geistes und trefflichen Herzens gewannen ihm schon frühzeitig die Zuneigung seines mütterlichen Oheims, Gottfried's mit dem Höcker, in dem Maße, daß dieser ihn, in Ermangelung eigener Söhne, sich ankindete und zu seinem Erben einsetzte. Nach dessen Tode (1076) fand indeß der Kaiser Heinrich IV. es um so angemessener, Gottfrieds Ansprüche nur auf die Allodial-Besitzungen des Erblassers zu beschränken, als sich hier die erwünschte Gelegenheit darbot, seinen eignen Sohn Konrad mit dem Herzogthum Niederlothringen zu belehnen. Der 15jährige Jüngling mußte sich der Übermacht beugen; aber sein großmüthiger Sinn gewann es sich sogar ab, seinem Bedränger seine Dienste im Felde auf teutscher, wie auf welscher Erde, mit einem Eifer und einer Tapferkeit zu widmen, die ihn bald jedes, auch des größten Lohnes würdig machen sollten. Daß er aber gleichwol nicht gesonnen sey, jedes ihm zugefügte Unrecht unmännlich zu dulden, bewies er, indem er, beeinträchtigt in dem Reste seiner Besitzungen durch den Grafen Albrecht von Namur, diesen nach Sitte der damaligen Zeit, in einem gerichtlichen, obwol höchst ungleichen Zweikampf, selbst nachdem bereits sein eigenes Schwert ihm in der Faust zersprungen, entwaffnete, ohne weiter das Leben des Besiegten zu gefährden.

*) *Carrere* bibl. de la Méd. *Eloy* Dict. de la Méd. Gruner's Almanach für Ärzte und Nichtärzte a. d. J. 1783. Adelungs Zus. zum Jöcher. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. V. (von Chaussier und Adelon).

Kaum noch zum Jüngling aufgeblüht, hatte dem jungen Helden sein schon bewährter Muth den Vorzug zugetheilt, dem kaiserlichen Heere in der blutigen Schlacht an der Elster, wo Heinrichs Krone von dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben angetastet wurde, die große Reichsfahne vorzutragen. Er selbst traf im wilden Getümmel den Empörer mit der Spitze seines Paniers zum Tode; denn wenige Tage nachher starb Rudolph zu Merseburg, und dadurch noch mehr, als durch die zweifelhaft gebliebne Schlacht, ward die Fehde zu Heinrichs Vortheil entschieden. Allein selbst nach einem so wichtigen Dienste säumte des Kaisers Dankbarkeit noch sieben Jahre, bevor er sich entschließen konnte, gegen die wackre Stütze seines Thrones Gerechtigkeit zu üben, und erst als sein Sohn Konrad von den Teutschen zum römischen König angenommen worden und dem zufolge sein bisher besessenes Reichslehn aufgeben mußte, gefiel es Heinrich (1087) Gottfried in das volle Erbe von Lothringen einzusetzen.

Läßt es sich gleich nicht als historische Thatsache erweisen, daß Gottfried bei der Bestürmung Roms (1083) der erste auf dem Mauerbruche gewesen, so ist es dennoch sehr wohl denkbar, daß die Reue, die Waffen gegen das Oberhaupt der Kirche getragen zu haben, verbunden mit einer überstandenen harten Krankheit, ein Gelübde in ihm zur Reise brachte, welches seine ungeheuchelte Gottesfurcht schon früher zum vorherrschenden Gedanken seiner Sele gemacht hatte. Des Erlösers Grab zu besuchen, aber auch es aus den Händen der Ungläubigen mit gewaffneter Macht zu befreien: — dazu sollte fortan sein Leben allein gewidmet seyn; und auch auf die Freuden der Ehe verzichtete er, um sich desto ausschließlicher jenem großen Berufe zu widmen.

War demnach irgend ein Herz in der Christenheit aus wahrem ungeheuchelten Eifer fähig, der Auffoderung, welche in diesem nämlichen Zeitverlauf (1095) von Peter dem Einsiedler und dem Papst Urban II. ausging, tiefen Eindruck zu gestatten; so mußte vor Allen Gottfried von dem Rufe zu den Waffen gegen die Bedränger des christlichen Namens tief ergriffen werden. Freudig nahm er das Kreuz, beseitigte großmüthig eine siegreiche Fehde gegen den Bischof von Verdün; verpfändete oder veräußerte alle seine, ihm eigenthümliche Habe, und selbst seine Stammburg Bouillon, um die bedeutenden Kosten der standesmäßigen Ausrüstung zu diesem heiligen Zuge zu gewinnen. Nicht nur seine beiden Brüder, Eustach und Balduin, gesellten sich, durch ihn ermuntert, ihm zu, während nur der älteste derselben, Wilhelm IV., zum Troste der alten Ältern daheim blieb, sondern auch aus dem westlichen Teutschland, wie aus Frankreich, sammelte sich, von einer mehr oder minder reinen Begeisterung getrieben, eine bedeutende Anzahl der edelsten Ritter unter seine Kreuzesfahne. Beiden Nationen gehörte er durch seine Abstammung an; ihrer Beider Sprachen war er mächtig; und so mußte sein Ansehen um so gewisser bei ihnen vorwalten, wäre er ihnen nicht auch durch seinen hohen Rang, durch seinen glänzenden Ruf als Krieger, und durch die strahlenden Tugenden seines Charakters in gleichem Maße werth geworden.

Gottfrieds Theilnahme an dem heiligen Zuge verlieh demselben vornemlich die Würde und den festen Bestand, deren derselbe zur Möglichkeit seines Gelingens bedurfte. Schon vor ihm waren zahlreiche, aber ungeregelte Scharen losen Gesindels dem Orient entgegen gestürmt, aber als Opfer ihrer greuelvollen Ausschweifungen gefallen, ohne noch, dem größten Theile nach, einen Glaubensfeind gesehen zu haben. Erst Gottfrieds Heer verdiente durch die Zahl seiner Reisigen, die den Kern desselben bildeten, durch die Güte seiner Ausrüstung und durch die strenge Lagerzucht, die es beobachtete, diesen Namen, und fand, als es (am 15. August 1096) von den Ufern der Maas aufbrach, mittenhin durch Teutschland, Ungarn und Bulgarien, ungehinderte Bahn bis unter die Mauern von Konstantinopel, wo es rastete, um hier die Vereinigung mit anderweitigen Abtheilungen der Kreuzfahrer, welche aus der Normandie, Frankreich, der Provence und den welschen Staten in verschiedenen Richtungen herbeifluteten, zu erwarten.

Obgleich aber der griechische Kaiser, Alexius Komnenes, selbst durch seine dringenden Bitten um gewaffneten Beistand gegen den seldschuckischen Sultan von Nicäa, Kilidge-Arslan, der ihn nahe an seiner Hauptstadt bedrängte, das Abendland gegen den Orient aufgeboten hatte, so erwachten doch sein Mistrauen und seine Furcht, als er nunmehr wahrnahm, in welcher Anzahl diese herannahenden freiwilligen Streiter sein Gebiet überdeckten und zunächst unter seinen Augen ihren Sammelpunkt aufschlugen. Mit der Arglist der Schwäche suchte er entweder jene einzelen Abtheilungen auf ihrem Wege aufzureiben, oder sich der Person ihrer Anführer zu bemächtigen, oder, da ihm beides nur theilweise gelang, sie durch einen ihm geleisteten Treueid in seine Vasallen zu verwandeln, und solchergestalt ihr drohendes Schwert in der Scheide zu fesseln, oder auch wol, als Oberlehnsherr, von ihren künftigen Eroberungen auf feindlichem Boden den alleinigen Gewinn zu ziehen.

Auch Gottfried erfuhr die Wirkungen dieser überfeinen Politik, die bald ihn durch Schmeicheleien und glatten Wortprunk zu bethören, bald durch hinterlistig gebrauchte Künste der Aushungerung oder des heimtückischen Überfalls in offner Waffenmacht ihm Fallstricke zu legen versuchte, anstatt sich offen und gerade an seinen Edelmuth zu wenden. Der Kreuzfürst war aber gleich unzugänglich für das Eine, wie für das Andere, und behauptete sich selbst mit dem Schwert in der Hand gegen die Anmaßungen des Byzantiners so ernst und so kräftig, daß auch Alexius sich gezwungen sah, ihn zu achten, und sich zu versöhnenden Schritten zu bequemen. Gottfried, der des ehrsüchtigen Normannen Bohemunds Vorschlag, sich Konstantinopels zu bemächtigen und der Plünderung preis zu geben, mit dem verdienten Unwillen zurückgewiesen hatte, gab nunmehr der Überredung dieses nämlichen, schnell seine Entwürfe ändernden Schlaukopfs und den Gründen der übrigen Kreuzfürsten nach, welche es ihm klar machten, daß das große Ziel, um dessen Erreichung es seiner frommen Sele allein zu thun sey — Jerusalems Eroberung — nimmer erreicht, ja, Asiens Boden nicht einmal betreten werden könne, wofern nicht Alexius die Hand dazu biete. Der Treueid ward abgeleitet, indem Alexius den Herzog feierlich zu seinem Sohne adoptirte und sein Reich dem Schutze seines Arms übertrug. Auch

die übrigen Heerführer leisteten noch eine ähnliche Huldigung; und Alerius, nunmehr beruhigt, beeilte sich, diese furchtbaren Gäste, reichlich beschenkt, mit seinen Fahrzeugen über die Meerenge zu setzen.

Einerlei Zweck, aber nicht immer einerlei Sinn und Meinung, vereinigte die Kreuzfürsten, welche die zahlreichen, aus so verschiedenartigen Nationen bestehenden Heeresabtheilungen befehligten. In ihrem Rath herrschte eine republikanische Verfassung, worin jeder Einzele in dem Maße, als Macht, Reichthum, Tapferkeit oder geistiges Übergewicht ihn dazu berechtigten, sich geltend machte. Dennoch war es die stille Würde und Milde des Charakters, der unzweifelhafte fromme Sinn, das unwandelbare Gefühl für das Rechte und Schickliche, die lauterste Uneigennützigkeit der Absichten, das erprobte kriegerische Talent und die nüchterne Besonnenheit der Rathschläge, wodurch sich Gottfried sehr bald ein so entscheidendes Übergewicht errang, daß er, gleichwie aus stillschweigender Übereinkunft, für den Ersten in ihrem Kreise galt, dessen Stimme von ihnen stets mit Achtung vernommen, wenn auch nicht immer befolgt ward, und die dennoch, wenn es galt, den Ausschlag gab. Seine Weisheit eben so sehr, als sein starker Arm, bahnten dem Heere durch tausend Mühsal und Gefahr den Weg zu des Erlösers Grabe, und mit glücklicher Gleichstellung hat ihn eine spätere Stimme den Agamemnon des Kreuzheeres genant.

Einer Heeresmacht, wie die Kreuzfahrer, auf Asiens Boden angelangt, gegen den Sultan Kilidge-Arslan entwickelten, vermochte dieser nicht im offenen Felde zu widerstehen: allein er überließ es den festen Mauern seiner Hauptstadt Nicäa, die Kraft derselben in fruchtlosem Angriff zu brechen, während er selbst sich mit einer bedeutenden Macht in der Nähe hielt, um im gelegenen Augenblick über die Belagerer herzufallen. Doch die Tapferkeit und Beharrlichkeit der Letztern täuschte seine Berechnungen. Er sah sich selbst zurückgeschlagen; und Nicäa, die Greuel eines in seinem Erfolge nicht mehr zweifelhaften Sturmes fürchtend, ergab sich in Alerius Hände, dessen Hinterlist sich hier auf Kosten seiner Verbündeten zu bereichern verstand. Gottfrieds Tapferkeit hatte indeß einen wesentlichen Antheil an dem Ausgange dieses Kampfes genommen. Überall den Seinen mit dem Glanze seines Schwertes vorleuchtend, ermuthigte er auch die Säumigen und Trägen; und als einst ein riesenhafter Türke sich wiederholt auf der Mauer blicken ließ, um seine Gegner sowol durch Spottreden, als durch Geschoß, schmerzlich zu verwunden, während die Pfeile derselben kraftlos an seiner Rüstung zurückprallten, war es endlich des Herzogs eigene nervige Hand, welche den Prahler durch einen Bolzen von seiner mächtigen Armbrust zu Boden streckte.

Sicherer schien dem Sultan das Verderben des Kreuzheeres gelingen zu wollen, als er, bald nachher, eine Abtheilung desselben, die sich, unter Bohemunds Führung, zu sorglos von den Übrigen abgetrent hatte, in dem engen Thale von Dorylaum überfiel und durch das Übergewicht seiner leichten Reiterei schier aufs Äußerste brachte. Da aber war es Gottfried, der, von der Gefahr der Seinigen unterrichtet, mit dem frischen Heeresreste im gelegensten Augenblick auf den Kampfplatz herbeieilte und dem Gefechte einen Ausschlag gab, welcher in Kilidge-Arslans vollständigster Niederlage und Zerstreuung endigte. Nunmehr lag ganz Klein-Asien, bis zu den Gränzen Syriens, wehrlos vor den Kreuzfahrern offen, und sie durchzogen diese weiten Gefilde, fast ohne irgend einen andern Widerstand zu finden, als den ihnen der glühende Himmel und die weiten wasserlosen Bergebenen des inneren Landes bereiteten. Leicht jedoch wären sie hier, zu Antiochetta, durch einen Unfall in tiefe Trauer gesetzt worden, der unmittelbar Gottfrieds Leben bedrohte. Denn im Begriff, auf einem angestellten Jagen einem um Hilfe rufenden Franken Beistand zu leisten, sah der Herzog sich selbst von einem gewaltigen Bären angefallen und fast in seinen Tatzen erdrückt, bevor er demselben den Fang mit seinem Schwerte zu geben vermochte. Als aber die Wunde nicht sofort tödtlich geworden, entstand ein wüthender Kampf mit dem Ungethüm, dessen Ausgang immer zweifelhafter ward, bis endlich ein herbeigeeilter Ritter zu Hilfe kam und den hartverwundeten und der Ohnmacht nahen Helden durch Erlegung der Bestie befreite. Es bedurfte nun eines längern Verzuges in dieser Gegend, bevor sich Gottfried von seiner Erschöpfung wieder erholte.

Endlich brach das Heer von neuem auf, um seine zwar schon vielfach geschwundenen Kräfte gegen Antiochia, das festeste Bollwerk Vorder-Asiens, zu versuchen, welches nicht umgangen werden durfte, wenn der Weg nach Jerusalem für eröffnet gelten sollte. Acht Monate hindurch scheiterte indeß die Belagerungskunst der Kreuzfahrer an dem entschlossenen und gutgeleiteten Widerstande der zahlreichen türkischen Besatzung und an den mannigfachen Erschwernissen, welche das feindliche Schwert, der Hunger und die aufgelöste Lagerzucht herbeiführten, ohne jedoch den Muth und die Beharrlichkeit ihrer Häupter zu ermüden oder den harten Glückswechseln im täglichen Handgemenge zu weichen. Gottfried, stets der Besonnenste, wie der Schlagfertigste unter ihnen, leitete ebensowol die Verhandlungen mit den Abgesandten des ägyptischen Sultans, welche hier eingetroffen waren, um sich mit den Franken, deren Annäherung sie fürchteten, in gütlicher Weise zu einigen, als sein Schwert sich vor den Riß stellte, wenn die Belagerten, im kühnen Ausfall, die Seinen bedrängten. Ritterliche Thaten geschahen hier im wüthenden Handgemenge, wie sie kaum von den fabelhaften Paladinen der Tafelrunde gemeldet werden, und die uns den höchsten Begriff von der Körperkraft, wie von dem unverzagten Muthe Gottfrieds und seiner Gefährten geben.

In dem Artikel „Bohemund" ist berichtet worden, wie Antiochia zuletzt durch ein, von diesem Prinzen in dem Platze angesponnenes heimliches Verständniß in die Gewalt des Kreuzheeres gekommen; wie aber dieses auch bereits, nach wenig Tagen des Besitzes, sich vor dem heranfluthenden großen Entsatzheere der Türken, unter Anführung des Fürsten Korboga von Mosul, seinerseits in der Feste aufs engste eingeschlossen und durch Schwert und Hunger fast zur Verzweiflung gebracht gesehen. Nur die wenigen starken Selen, die, wie jener Bohemund, jede letzte Kraft an die Erreichung ihrer ehrgeizi-

gen Absichten streckten, oder wie Gottfried, im gläubig-frommen Vertrauen auf den göttlichen Beistand in diesem heiligen Kampfe beharrten, vermochten sich in dieser schrecklichen Lage aufrecht zu halten. In der stündlich höher steigenden Noth des Hungers war es allmälig so weit gediehen, daß Gottfried sein Brod allein nur noch mit seinem Freunde, Heinrich von Hache, und noch einem teutschen Ritter theilte, die ohne ihn Hungers gestorben seyn würden; aber eben diese Großmuth führte, nur um so früher, ihn selbst so weit, daß er endlich kein Pferd und auch kein Geld mehr behielt, ein anderes zu kaufen. Dennoch, als schon die Häupter berathschlagten, ob man nicht heimlich den Platz verlassen, und den gemeinen Haufen seinem Schicksale dahingeben solle, war, was sie zu einer bessern Besinnung brachte, vornehmlich Gottfrieds großmüthige und mit einem feierlichen Eide bekräftigte Erklärung, Antiochia nicht lebendig zu räumen oder überhaupt den heiligen Zug, bis zu seiner Vollendung, jemals aufzugeben.

Der Artikel „Peter Barthelemy" wird eine ausführliche Darstellung geben, wie dieser verzweifelte Zustand des Kreuzheeres durch das vermeinte Wunder der aufgefundenen heiligen Lanze einen wahrhaft wundervollen Wechsel erfuhr und binnen wenig Tagen die Hartbedrängten in einer kühn angebotenen und heldenmüthig durchgefochtenen Schlacht vor den Mauern von Antiochia zu Siegern über Korboga und seine zahllosen Scharen machte. Auf g e l i e h e n e m Rosse führte Gottfried an diesem Tage die Seinigen in's Treffen und befehligte auf dem linken Flügel; wie immer waren seine Thaten seines Namens würdig und halfen wesentlich zur Erringung eines Sieges, der den Feind vernichtete, den Besitz Antiochiens sicherte und zum Angriff auf Jerusalem selbst die Bahn brach.

Doch die ausgestandenen geistigen und leiblichen Drangsale würden einen Zeitraum der Ruhe und Erholung gefordert haben, wenn nicht auch eine, in ihrem Gefolge nur zu natürliche Seuche, welche jetzt in dem Kreuzheere um sich griff, diese unthätige Frist geboten hätte. Viele der Edelsten wurden ein Opfer dieser pestartigen Krankheit; auch Gottfrieds vertrautester Freund, Heinrich von Hache, ward durch sie seinem Herzen schmerzlich entrissen. Aber dies edle Herz bedurfte und verdiente Liebe; und bald fand es einen genügenden Ersatz, als Tankred, Prinz von Salerno, das vollkommenste Abbild jeder ritterlichen Tugend und Ehre, sich fortan dem Herzoge näher anschloß und mit rührender Treue sich dieser neuen Freundschaft hingab, die nicht minder großherzig von Gottfried erwiedert wurde.

Während man vor Antiochia kämpfte, hatte Balduin, des Herzogs jüngerer Bruder, durch Mittel, die seinem Charakter zu keiner Lobrede dienen, sich das Fürstenthum Edessa jenseit des Euphrats gewonnen; und Gottfried, um ihn in diesem Besitzthum fester zu gründen, benutzte die Waffenruhe dieses Winters (von 1098 bis 1099) zu glücklichen Streifzügen gegen den Sultan von Haleb und andere Gränznachbarn; bis endlich der mühsam geschlichtete Zwiespalt in den eigennützigen Entwürfen der Kreuzfürsten den längst ersehnten Aufbruch nach Palästina (im Januar 1099) gestattete. Nur geringen Widerstand vermochten einige Plätze an der syrischen Küste entgegenzusetzen. Endlich betrat man die Gränze des heiligen Landes, und von den Höhen von Naplusa herab schimmerten den begeisterten Kreuzscharen zuerst die stolzen Kuppeln und Minarete Jerusalems entgegen, Aller Herzen mit neuem Verlangen erfüllend, diese geweihte Stätte den Sarazenen, welche sie durch ihre Gegenwart besudelten, zu entwinden. Aber auch Jerusalem, durch seine Lage auf schroffen Felsenabhängen, durch seine zwiefach hinter einander aufgethürmten Mauern, durch eine zahlreiche muselmannische Besatzung und durch jede erdenkliche kriegerische Vorbereitung schon seit Jahren her fast unüberwindlich geworden, bot nunmehr, am Ziele selbst, eine Aufgabe zu lösen dar, der die Kreuzfahrer, welche sich an Zahl kaum noch den zu Belagernden vergleichen konnten, schwerlich gewachsen schienen. Allein dergleichen Berechnungen der Klugheit verschwanden vor dem ungestümen Glaubenseifer der Ersteren, und schon am fünften Tage ihrer Erscheinung wagten sie einen raschen stürmenden Anlauf, in welchem sie sich der Vormauer bemächtigten und auch die innere Hauptmauer erstiegen haben würden, wenn es ihnen nicht an Sturmleitern und jeder andern Geräthschaft gemangelt hätte. Man mußte sich demnach zu einer förmlichen Belagerung — in deren Gefolge aber auch zu allen Drangsalen entschließen, welche mit diesem weitaussehenden Unternehmen unter einem so drückend heißen Himmel und in einem ebensowol von Natur unfruchtbaren, als durch Feindeshand vollends verödeten Lande unausweichlich verbunden waren. In der That auch erschöpfte diese Belagerung in ihrer 35tägigen Dauer alles, was Muth, Geduld und Ausharren unter den abschreckendsten Hindernissen zu leisten vermögen. Selbst als endlich Alles zu dem entscheidenden Hauptsturme vorbereitet und auch jede religiöse Kraft aufgeboten worden, diesen letzten Streich zu führen, stand es, unter Strömen vergossenen Blutes und noch am zweiten Tage des erbitterten Kampfes, auf zweifelhafter Wage, wohin der Ausschlag sich wenden werde. Gottfried, der mit seinen Scharen den Standpunkt auf dem Kalvarienberge eingenommen, und auf dessen künstlich an die Mauern des Platzes heranbewegtem hohen Belagerungsthurme die Hoffnung des Erfolgs vornehmlich beruhte, kämpft überall unter den Vordersten. Endlich gelingt es, die Fallbrücke des Thurms auf die Mauerzinne niederzulassen; voran stürmt der Herzog — ihm nach sein Bruder Eustach und die gesamte tapfere Besatzung des Thurms; sie fassen Fuß auf der Mauer und werfen jeden Widerstand vor sich nieder. Andere Helden haben gleichzeitig sich auf das Stephansthor geworfen, welches nunmehr Gottfried ihnen von innen entriegelt, und herein fluthen, die Mauern von allen Seiten überklimmend, die siegestrunkenen Christenscharen und wälzen sich von Gasse zu Gasse; „Gott will es haben!" ertönt jubelnd das gewohnte Feldgeschrei durch die Lüfte; das Kreuz triumphirt und Jerusalem ist endlich gewonnen! (15. Jul. 1099.)

Aber blutiger und gräuelvoller, im wahnsüchtigen Menschenmetzeln zur vermeinten Ehre und Rache des Erlösers, war von diesen entzügelten Schwärmern auch nie ein Sieg gefeiert worden. Die Leichen der Erschlagenen

thürmten sich überall zu hohen Hügeln auf; und von Omar's Moschee, wohin die Flüchtlinge sich sammleten, und wo ihrer zehntausend geschlachtet wurden, rieselte das Blut in die Vorhöfe strömend hernieder, daß die herzlosen Mörder bis an die Knöchel darin wateten. Kein Geschlecht, kein Alter entging dem Schwerte; Säuglinge wurden im Schooße der Mütter erwürgt oder mit eiserner Faust gegen das Gemäuer geschmettert. Eine rasende Mordlust hatte jedes menschliche Gefühl erstickt und selbst die edlern Gemüther sich selbst entfremdet.

Aber dieser Zustand war zu unnatürlich, um nicht, in der plötzlichen Erinnerung, daß es des Erlösers Grab sey, das man gesucht und erstritten, eine eben so plötzliche Umwandlung der Gefühle zu finden. Gottfried, mit dem Beispiel seiner Frömmigkeit voranleuchtend, entzieht sich zuerst seinen von Raub und Mord noch nicht gesättigten Gefährten und wendet sich, nur von Wenigen gefolgt, unbewaffnet, im wollenen Büßerhemde und barfuß, zur Kirche des heiligen Grabes, sich reuevoll vor Gott zu demüthigen und in stummer Andacht sich seines erfüllten Gelübdes zu erfreuen. Dies Vorbild findet augenblickliche und allgemeine Nachfolge im Heere. Mit niedergelegten Waffen, mit gereinigten Händen und Kleidern, unter Seufzern und Thränen, ordnet es sich in eine feierliche Prozession zur Auferstehungskirche und überredet sich, entsündigt und als verdienstliches Werkzeug der Verherrlichung seines Namens, vor Gott zu stehen!

Jerusalem war in christlichen Händen, aber nun bedurfte es auch eines geeigneten Oberhauptes, den neuen Stat und seine Heiligthümer der Christenheit zu bewahren. Diese Wahl, als das dringendste Geschäft nächst der Siegesfeier, fiel den anwesenden Kreuzfürsten anheim; und nur aus ihrem Mittel konnte sie geschehen. Sie neigte sich fast einstimmig (23. Jul.) auf Herzog Gottfried, als den Würdigsten; unter dem Beifallsjauchzen des gesamten Heeres ward er zum König von Jerusalem ausgerufen. Nicht das ehrenvolle Amt, aber diesen stolzen Titel wies seine Bescheidenheit standhaft zurück, indem er sich begnügte, sich, selbst in öffentlichen Urkunden „Baron und Schutzherr Jerusalems und des heiligen Grabes" zu nennen. Ebensowol lehnte er auch die Salbung, wie die dargebotene goldne Krone ab, unter der ungeheuchelten Betheurung: „Daß er nie mit dieser Krone in einer Stadt sich schmücken werde, wo der König der Könige nur eine Dornenkrone getragen."

Aber unverweilt sollte auch Gottfried den übernommenen hohen Beruf gegen ein zahlloses ägyptisches Heer erfüllen, welches Jerusalem zu entsetzen, nur um wenige Tage zu spät, durch die Wüste im Anzuge begriffen war. Schnell und mit hoher Glaubensfreudigkeit zog das noch beisammen gebliebene kleine Kreuzheer den Sarazenen bis Askalon entgegen. So ungleich auch die beiderseitigen Streitkräfte seyn mochten, so ward hier doch durch fränkischen Heldenmuth und schwärmerisch-fromme Hingabe schnell und mit geringem Verluste ein ausgezeichneter Sieg erfochten (12. August), der nicht nur für den Augenblick Jerusalem rettete, sondern auch das Übergewicht der christlichen Waffen hier auf lange Zeit hinaus begründete. Nur Askalon, die nächste und unfehlbarste Frucht dieses glorreichen Tages, entging dem neuen Herrscher durch den unwürdigen Neid des Grafen von Toulouse, der in allen Großthaten dieses Kreuzzuges durch Habgier und Ränkesucht überall die gehässigste Rolle spielt.

Bald eilte nunmehr auch der größere Theil der Kreuzfürsten und ihrer Begleiter, von einem lang unterdrückten Heimweh getrieben, nach dem so rühmlich erfüllten Gelübde, wiederum dem Abendlande zu; und der zurückbleibende Gottfried, auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl seiner Getreuen beschränkt, hatte nun die vielfach schwierige Aufgabe zu lösen, seinen kleinen Stat von innen, wie von außen, auszubilden. Alles mußte gleichsam neu erschaffen werden, wenn es in seinen kirchlichen und weltlichen Einrichtungen den gewohnten Formen der Heimath entsprechen sollte. Wo bisher die despotische Willkür geherrscht, sollte sich ein Feudalstat in reinster Gestalt entwickeln; Lehne waren zu vertheilen, die Heersfolge zu ordnen, die organischen Gesetze des States dem eigenthümlichen Boden Palästina's und den neuen Verhältnissen anzupassen. Man erstaunt, wenn man sieht, wie der Regent binnen weniger, als einem Jahre, nicht nur die Angelegenheiten des neuen Klerus, unter den ungeheuersten Anmaßungen desselben, mit weiser Mäßigung beseitigt, sondern auch aus dem Besten, was die damalige Legislatur des Occidents darzubieten vermag, ein Gesetzbuch — die Assisen von Jerusalem, oder die Briefe des heiligen Grabes — zusammen tragen läßt, das in alle Verhältnisse des politischen und bürgerlichen Lebens eingreift, daneben aber auch die Zeit gewint, den Anbau des Landes zu fördern, den Umfang dieses kleinen States möglichst von den mancherlei Resten muselmanischer Herrschaft in festen Städten und Schlössern zu reinigen und Zusammenhang in seine Besitzungen zu bringen, oder sich die arabischen Emire zinsbar zu machen. Des fränkischen Fürsten Tapferkeit, die sich überall erprobte, zwang ihnen eben so große Scheu und Bewunderung ab, als sie sich durch seine hohe Tugend, durch seine schlichte Einfalt und Entfernung von allem eitlen Prunk zur Ehrfurcht und zum Vertrauen hingezogen fühlten.

Eben kehrte der Fürst von einer kriegerischen Unternehmung, die sein Gebiet gegen die Seite von Damaskus hin gesichert hatte, zurück, als er, auf größere Unternehmungen sinnend, aber den Einwirkungen des ungünstigen Klima's erliegend, in Jaffa erkrankte und kaum noch Jerusalem zu erreichen vermochte. Fünf Wochen kämpfte die starke Natur gegen das zunehmende Übel: dann aber hauchte der edle Mann, in der Blüthe eines erst vierzigjährigen Alters, seine große Sele aus (18. Jul. 1100) — an seines Erlösers Grabe, wie es stets in seinen Wünschen gewesen.

Reiner, gottergebener und von großartigerer Gesinnung, als Gottfried von Bouillon, stellt sich uns kein Charakter in der ganzen Zeitfolge der Kreuzzüge dar. Er theilte die Vorurtheile und Schwachheiten seiner Zeitgenossen: aber all' ihre ritterlichen Tugenden und Alles, was den Namen eines Kreuzfahrers ehrwürdig machen kann, vereinigt sich in ihm, als dem Mittelpunkt der großen welthistorischen Erscheinung der Kreuzzüge*). (*J. C. L. Haken.*)

*) S. Fr. Wilken's Geschichte der Kreuzzüge. Erster und

Außer diesem berühmten Gottfried von Bouillon führen diesen Namen noch folgende bemerkenswerthe Männer:

I. Bouillon (Robert de la Marck, Marschall von), Graf von Braine und Maulevrier, Herr von Sedan &c., einziger Sohn Roberts de la Marck, Marschalls von Frankreich unter Franz I., gestorben 1537. Der Sohn hieß in der Jugend Herr von Fleuranges, dann Marschall de la Marck, und endlich Marschall von Bouillon. Unter Heinrich II., der ihm 1547 den Marschallsstab gab, kämpfte er muthvoll gegen die Feinde seines Königs, nahm 1552 das Schloß zu Bouillon ein, welches die Kaiserlichen lange Zeit inne gehabt hatten, gerieth im folgenden Jahre in die Gefangenschaft der Spanier und starb im Februar 1556.

II. Bouillon (Henri de la Tour d'Auvergne, Herzog von), Fürst von Sedan, Jametz und Raucourt, Vicomte von Turenne, Castillon und Lanquais, Graf von Montfort und Negrepelisse &c., gewöhnlich der Marschall von Bouillon genant, wurde den 28. Sept. 1555 zu Joze in Auvergne geboren. Schon 1573 erhielt er eine Kompagnie, die er zur Belagerung von Rochelle führte, und diente mit Auszeichnung unter Karl IX. und Heinrich III. Er nahm 1575 die reformirte Lehre an, ward eine Hauptstütze des Königs Heinrich von Navarra, und eroberte für denselben 1580 in Languedoc viele Städte. Als er sich im folgenden Jahre in die, vom Herzoge von Parma belagerte Stadt Cambrai werfen wollte, wurde er verwundet und gefangen genommen, und erhielt erst nach 3 Jahren für ein Lösegeld von 35,000 Thaler, seine Freiheit wieder. Der König von Navarra gebrauchte ihn darauf in Guienne, und als derselbe 1590 unter dem Namen Heinrich IV. den französischen Thron bestiegen hatte, ernannte er ihn zu seinem ersten Kammerherrn, und 1592 zum Marschall von Frankreich. An allen kriegerischen Unternehmungen dieses Königs hatte er einen ehrenvollen Antheil, und auf verschiedenen Gesandtschaften in England und bei einigen protestantischen Fürsten Teutschlands, beförderte er das Interesse seines Herrn mit kluger Thätigkeit. Unter andern schloß er im Namen desselben, am 26. Mai 1596, mit der Königin Elisabeth von England ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß. Dennoch entging er dem Verdachte nicht, die Partei des Marschalls von Biron genommen zu haben. Der König befahl ihm, sich zu rechtfertigen, er begab sich aber nach der Pfalz, und blieb daselbst, bis er sich mit dem Könige ausgesöhnt hatte. Nach dem Tode desselben stand er bei der Regentin in hohem Ansehn, die ihn 1612 an den englischen Hof sandte, um demselben die Heirath Ludwigs XIII. mit der Infantin von Spanien bekant zu machen. Er starb den 25. März 1623 zu Sedan im Bekentnisse des reformirten Glaubens. Heinrich IV. war der Stifter seiner Ehe mit Charlotte de la Marck, souveräner Fürstin von Sedan, die 1594 starb. Ein Sohn, den er mit ihr zeugte, starb frühzeitig, aber er blieb im Besitz von Sedan. Zum zweitenmal heirathete er Elisabeth von Nassau, eine Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien und der Charlotte von Bourbon. Diese hohen Verbindungen, seine Tapferkeit, militärischen Talente und seine Gesandtschaften erhoben ihn zu einem der angesehensten Männer im State. Maria von Medicis, Heinrichs IV. Gemalin, fürchtete und schonte ihn, und bedurfte oft seines Beistandes. Er zog sich aber zuletzt von Statsgeschäften zurück, und fand sein Vergnügen an der Verschönerung und Befestigung der Stadt Sedan, wo er eine Akademie errichtet hatte, die von jungen französischen und teutschen reformirten Edelleuten zahlreich besucht wurde. Er besaß eine ansehnliche Bibliothek, und ob er gleich ohne wissenschaftliche Bildung aufgewachsen war, so liebte er dennoch die Gelehrten und suchte ihren Umgang. Viel Denkwürdiges über die Ereignisse in Frankreich in den Jahren 1560 bis 1586, enthalten die von ihm 1609 geschriebenen und von Paul le Franc (unvollständig) herausgegebenen: Mémoires de Henry de la Tour d'Auvergne, souverain duc de Bouillon. Par. 1666. 12. Von seiner zweiten Gemalin hatte er zwei Söhne, unter denen der große Türenne (s. diesen Art.) der jüngere war*). Der ältere ist

III. Bouillon (Frederic Maurice de la Tour d'Auvergne, Herzog von), Fürst von Sedan, Jametz und Raucourt &c., geboren zu Sedan den 22. October 1605. Er diente zuerst in Holland, unter seinem Onkel, dem Prinzen von Oranien, und entwickelte bald militärische Talente, die ihm Ehre machten. Er half 1629 Bois le Duc und 1632 Mastricht belagern, und hatte wesentlichen Antheil an dem glücklichen Erfolg dieser Unternehmungen. Als Gouverneur von Mastricht vertheidigte er 1634 diesen Ort gegen die spanischen und kaiserl. Völker mit vieler Tapferkeit, zwang sie die Belagerung aufzuheben, und erhielt darauf vom Könige von Frankreich bei der Armee in Flandern das Kommando über die Kavallerie. Bei der Belagerung von Breda 1637 kommandirte er einen Theil der holländischen Truppen; und nahm in eben dem Jahre die katholische Religion an. Ganz Frankreich war damals aufgebracht über den Kardinal Richelieu, der mit eisernem Scepter herrschte, und Bouillon, der sich auf die Seite der Unzufriedenen schlug, focht den 6. Jul. 1641 in der Schlacht bei Sedan auf kaiserlicher Seite, trat aber gleich darauf wieder in französische Dienste, und wurde von Ludwig XIII. zum Generallieutenant über die in Italien stehende Armee ernant. Da er aber in den Verdacht fiel, an der Verschwörung des Cinq-Mars gegen den Kardinal Richelieu Theil zu haben, so wurde er verhaftet, und erhielt seine Freiheit erst dann wieder, als er in die Stadt Sedan königliche Besatzung aufgenommen hatte. Von neuem mit dem Hofe entzweit, verließ er 1644 Frankreich, ging nach Italien und kommandirte die päpstlichen Truppen. Er kam 1650 in sein Vaterland zurück, war die Sele der Fronde, versöhnte sich aber im folgenden Jahre mit dem Könige, trat ihm das Fürstenthum Sedan ab, und empfing dafür die Herzogthümer Albret und Chateau-Thierri, die Grafschaften

zweiter Theil und J. C. L. Haken Gemälde der Kreuzzüge. Erster und zweiter Theil.

*) Histoire de Henri de la Tour d'Auvergne, duc de Bouillon, où l'on trouve ce qui s'est passé de plus remarquable sous les regnes de François II., Charles IX., Henri III. et Henri IV. et les premières années du regne de Louis XIII. par *J. de Marsollier*. Par. 1719. 4. Amst. (Par.) 1726. Vol. III. 12., ein sehr reichhaltiges und freimüthiges Werk.

Auvergne und Evreux, und mehre andere Distrikte. Er starb den 9. Aug. 1652 zu Pontoise, mit dem wohlbegründeten Ruhme eines einsichtvollen und tapfern Mannes**). Er hatte sich 1634 mit Eleonore Katharine Febronie von Bergh verheirathet, mit welcher er 5 Söhne und 5 Töchter zeugte. Unter den Söhnen sind am bekanntesten: Godefroi Maurice de la Tour, Herzog von Bouillon, Großkanzler von Frankreich, gestorben 1721 im 82. Jahr; Frederic Maurice, Generallieutenant, gestorben 1707 im 66. Jahr, und

IV. Bouillon (Emanuel Teodose de la Tour, Kardinal von), Dekan des heil. Kollegiums, Grand-Aumonier von Frankreich, Bischof von Ostia und Velletri, Abt und General des Ordens von Clugny rc., geboren zu Turenne den 24. August 1643. Seine Geburt und seine Talente bahnten ihm den Weg zu den genannten und andern Würden, und schon 1669 verschaffte ihm Ludwig XIV. auf die Vorsprache seines Oheims, des großen Turenne, den Kardinalshut. Er verscherzte aber in spätern Jahren die Gunst des Königs durch seine Anmaßlichkeit, seinen Stolz und eine beleidigende Freimüthigkeit. Daher verlor er seine meisten Würden und Einkünfte in Frankreich, wurde verbant, und starb in Rom den 2. März 1715.†). (*Baur.*)

BOUIN, Eiland auf der Nordwestspitze des Dep. Vendée an der Bai von Bourganeuf, aber nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrent. Sie ist 1 □Meile groß, ist ganz von Eindeichung entstanden und wird von 4 großen Kanälen durchschnitten, deren Ausgänge aber sehr versandet sind. Blos der Kanal Grandchamp, der sich fast durch die Mitte der Insel zieht, ist für Barken von 30 bis 40 Tonnen noch fahrbar. Das Eiland hat nur einzele Meierhöfe und liefert Getreide, Salz und Vieh. (*Hassel.*)

Boujeiah, s. Bugia.

BOUKA, auch Lord Ansons Insel, ein Eiland im Australozean, zur Salomonsgruppe gehörig. Sie ist, wenn sie mit Ansons Insel einerlei ist, 1767 von Carteret zuerst gesehen, und unter 5° 32′ S. Br. und 172° 16′ 30″ L. niedergelegt, und 1768 von Bougainville besucht; beide fanden sie ansehnlich über das Meer erhaben und vom Strande bis zu ihrem Mittelpunkte bewaldet; überall hoben sich Kokospalmen hervor. Die Einwohner waren Australneger von mittlerer Statur und dunkler Farbe, das Haar dick und kraus, wie das der Papuas; der Kopf breit, Gesicht und Nase flach, der Mund groß, die Lippen dünn, das Kinn hervortretend. Sie gehen durchaus nackend, haben den Körper bemalt, die Ohren durchstochen und Zähne, die durch Betel roth gefärbt waren. Aber diese misgestalteten Neger entwickelten eine Lebhaftigkeit und Thätigkeit, die die Seefahrer in Erstaunen sezte: nichts erregte ihre Verwunderung mehr, als der Schall der europäischen Musik. Sie sind wild, kühn und kriegerisch: daher unter einander und mit den benachbarten Eilanden in steter Fehde. Die Angriffswaffen bestehen aus Keulen, Bogen, Pfeilen und Lanzen, die sie mit Geschicklichkeit zu führen wissen; ihre Kanoes sind leicht und geschmackvoll gebaut; man sah einige, die 40 bis 50 Mann faßten. Sie tauschten mit Begierde Eisen und Tuch ein. (*Hassel.*)

BOULAINVILLIERS (Henry, Comte de), aus einer alten Familie in der Picardie, geb. den 11. Okt. 1658, legte sich hauptsächlich auf das Studium der vaterländischen Geschichte, in welchem ihn vorzüglich der Ursprung der alten Einrichtungen und alten Familien interessirte; er besaß viel Gelehrsamkeit, Witz und einen Hang zum Paradoxen. So betrachtete er das Feudalwesen als ein Meisterstück des menschlichen Geistes, und die Zeiten des Mittelalters, eben dieser Einrichtung wegen, als das goldne Zeitalter der Freiheit. Für Mohammed und die von ihm gestiftete Religion hatte er beinahe dieselbe Vorliebe, als für die Feudalverfassung. Die Astrologie und alle sogenannte geheimen Wissenschaften hatten ebenfalls sein besonderes Interesse auf sich gezogen. In der Auction der Bibliothek des Jariel de Forge, welche hauptsächlich aus der des Boulainvilliers entstanden war, fand man mehr als 2000 Bände über die hermetische Philosophie und die geheimen Wissenschaften. Er hat mehre Werke für sich und seine Familie ausgearbeitet, welche zum Theil nach Abschriften, die er gern verstattete, gedruckt worden sind. Die meisten Schriften sind historisch und politisch, und mehre davon sind noch ungedruckt. Zu den politischen gehören die Mémoires présentés au Duc d'Orléans, Régent de France, contenant les moyens de rendre ce royaume très puissant et d'augmenter considérablement les revenus du roi et du peuple. à la Haye 1727. 12. 2 Vol. Mémoire pour la noblesse de France contre les ducs et pairs. Amsterdam 1732. 8. Die historischen sind: Histoire de l'ancien gouvernement de France, avec quatorze lettres historiques sur les parlements, ou états généraux. à la Haye 1727. 8. 3 Vol. Die Briefe sind besonders abgedruckt: Londres (Rouen) 1753. 12. 3 Part. Etat de la France, geschöpft aus den Berichten der Intendanten, Londres 1727. fol. 3 Bde. Londres (Rouen) 1737. 12. 6 Vol. Londres 1752, 12. 8 Vol. Ein Theil davon besonders abgedruckt unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'histoire de France. à la Haye (Paris) 1733. 12. 3 Vol. Histoire de la pairie de France et du parlement de Paris. Londres 1753. 12. 2 Vol. Abrégé de l'histoire universelle. La vie de Mahomet. Londres et Amst. 1730. 2. Ed. 1731, auch in das Teutsche übersetzt. Histoire des Arabes. Amst. (Paris) 1731. 12. 2 Vol. Auch über Spinoza's

**) Man sehe die zum Theil aus seinen Papieren herausgegebenen Mémoires de la vie de Fr. Maur. de la Tour d'Auvergne, duc de Bouillon; avec quelques particularités de la vie et des moeurs de Henri de la Tour d'Auv., vicomte de Turenne (par *J. de Langlade*, Baron de Saumiers) Amst. 1691; Par. 1692. 12., verbunden mit Mém. de F. M. de la Tour, prince de Sedan. Amst. 1731. 12. †) (Kanft's) Lebensgesch. aller Kardinäle 1. Th. 201—211. Über seine Streitigkeiten mit dem französ. Hofe s. man: Affaire du Card. de Bouillon etc. in der Hist. de la détention du Card. de Retz (1755. 12.) p. 154 sqq. und am Ende des Buchs: Tradition des faits etc. (1752. 12.) ferner die Apologie du Card. de Bouillon. Cologn. (Amst.) 1706. 12. und Recueil des lettres concern. le Card. de B. s. l. et a. 4. — Von der ganzen Familie Bouillon s. m. *Anselme* hist. gen. T. VII.; die Fortsetzung des allg. hist. Lex. s. v. Marck und la Tour, das Nouv. Dict. hist. und die Biogr. univ. T. V. s. v. Bouillon.

Philosophie hat er ein populäres Werk geschrieben, welches den Zweck vorspiegelt, die Lehrsätze desselben von Gott als der einzigen Substanz faßlicher darzustellen, und dadurch eine Widerlegung derselben, welche er seines Alters halber nicht selbst unternehmen könne, zu veranlassen, aber wahrscheinlich den Spinozismus ausbreiten sollte. Dazu hat die Schrift auch viel beigetragen. Sie circulirte erst handschriftlich unter dem Titel: Essai de metaphysique dans les principes de B. de Sp. Aufgenommen wurde sie unter die Widerlegungsschriften von Fenelon und Lamy, welche zu Brüssel 1731. 12. erschienen, auch den Doutes sur la religion. Londres 1767. 12. unter dem Titel: analyse theologipolitique de Spinosa angehängt. (*Tennemann.*)

BOULANGER, Boulenger, lat. Bulengerus (Jules César), Jesuit, geb. zu Loudun in Poitou 1558, Sohn des gelehrten Grammatikers Pierre Boulanger aus Troyes in Champagne, der als Prof. der Theol. zu Pisa 1598 starb, und einige für ihr Zeitalter brauchbare grammatikalische Schriften hinterließ. Jules Cesar trat 1582 in den Jesuiterorden, verließ ihn nach 12 Jahren mit Bewilligung seiner Obern, lehrte zu Paris, Toulouse und Pisa, wurde nach 20 Jahren abermals Jesuit und starb zu Cahors den 3. August 1628. Auch er erwarb sich Verdienste um das Studium der alten Literatur, durch viele antiquarische Abhandlungen, die zuerst einzeln erschienen, dann aber größtentheils in *Graevii* thesaur. antiquit. rom. und in *Gronov.* thesaur. antiq. graecar. wieder abgedruckt wurden, auch gesammelt unter dem Titel: Opusculorum philologicorum Systema. Lugd. Vol. II. 1621. fol. Sie handeln de sortibus, de auguriis et auspiciis, de ominibus, de prodigiis, de terrae motu et fulminibus; de tributis et vectigalibus populi romani; de circo ludisque circensibus, de conviviis veterum; de oraculis et vatibus; de pictura plastica et statuaria; de spoliis bellicis etc. Eine Art Statistik des römischen Reichs, aber ohne die nöthige Kritik, die überhaupt bei allen seinen Arbeiten vermißt wird, enthält die seltenste seiner Schriften: De imperatore et imperio romano lib. XII. Par. 1614. 4.; Lugd. 1618. fol. Nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist seine, den Zeitraum von 1560 — 1612 umfassende, keineswegs unparteiische Historiarum sui temporis lib. XIII. Lugd. 1619. fol. *). (*Baur.*)

BOULANGER (Johann), 1) Kupferstecher geb. zu Troyes, in der Provinz Champagne um 1613. Ungeachtet er nicht zu den Meistern erster Klasse gehört, so werden seine Werke doch sehr geschätzt, indem er richtig zeichnete, und sich im Stechen seine eigne Manier bildete. Er suchte die Fleischtinten durch Punkte mit dem Grabstichel auszudrücken, verfehlte aber die malerische Wirkung dadurch, daß er die übrige Umgebung mit kräftigen Strichen behandelte. Seine Bildnisse, und die Marienköpfe nach seinen Zeichnungen stehen im Werth. Er starb zu Paris im hohen Alter. 2) Gleichnamiger Maler aus Troyes, vermuthlich Verwandter des Vorigen, bildete sich in der Schule des Guido Reni zu einem geschickten Künstler, und ließ sich dann zu Modena nieder, wo er Hofmaler des Herzogs wurde. Sowol in Kirchen, als in den Palästen des Herzogs verfertigte er Werke in Öl und Fresco. Der Stil dieses Künstlers ist leicht und geistreich, aber nicht groß; Licht u. Schatten sind gut vertheilt, und wenn sein Colorit auch keine große Verschiedenheit der Tinten zeigt, so ist es doch angenehm behandelt. Seine Gemälde vom kleinern Umfang werden sehr geschätzt. Er starb im J. 1660 im 54. Jahre *). (*Weise.*)

BOULANGER (Nicolas Antoine), Aufseher der Straßen, Brücken und Dämme, ein berüchtigter Bestreiter des Christenthums, der Sohn eines Kaufmanns zu Paris, wo er 1722 geboren war. Er besuchte, ohne viel zu lernen, bis ins 17. Jahr, das Kollegium von Beauvais, legte sich dann mit besserem Erfolg auf Mathematik und Baukunst, kam nach einigen Jahren als Ingenieur zur Armee, und erhielt bald eine Anstellung beim Straßen- und Brückenbau. In Champagne, Bourgogne und Lothringen insbesondere war er Gehilfe bei Ausführung der großen Anlagen von Heerstraßen, Brücken und Dämmen, durch welche Ludwig XV. ganz Frankreich in Zusammenhang brachte. Diese Beschäftigungen leiteten ihn auf geologische Untersuchungen und allerlei seltsame Hypothesen über die ursprüngliche Beschaffenheit des Erdkörpers, und diese auf noch seltsamere Meinungen über den Ursprung der verschiedenen Religionsbegriffe, Sitten und Gebräuche. Jetzt erst fing er an die Sprachen der Griechen und Römer und der alten Hebräer mit Eifer zu studiren, und baute auf diese keineswegs gründlichen Kentnisse ein ganz unhaltbares System, nach welchem er alle ehemaligen und noch herrschenden Meinungen und Gebräuche, und besonders den Aberglauben in Religions- und bürgerlichen Sachen auf einige allgemeine Gründe und ursprüngliche Veranlassungen zurückführte, und sie daraus begreiflich zu machen wähnte. Nach seiner Behauptung hatte die Sündfluth, die er als eine allgemeine Überschwemmung ansah, nicht nur den physischen Zustand der Erde verwüstet, sondern auch die übrig gebliebenen Menschen selbst in vier Jahrhunderte durch dauernde Melancholie und schreckenvolle Beängstigung versetzt. Aus dieser Angst über die Sündfluth, als einem höchsten Grundsatz, und aus einer romanhaften Zusammenstellung von wahren und erdichteten historischen Nachrichten und Umständen, suchte er die unglücklichen Folgen der ältesten Religionsbegriffe und ihren schädlichen Einfluß auf Aberglauben, Despotismus, Priesterherrschaft und andere Übel, durch alle Jahrhunderte, zu beweisen und begreiflich zu machen. Es fehlte ihm weder an Belesenheit noch an Witz, um seinen Hypothesen einigen Schein zu geben; man würde ihm aber zu viel aufbürden, wenn man ihn nach den Schriften beurtheilen woll-

*) *Molleri* Diss. de Bulengero. Altdorf. 1691. 4. *Alegambe* biblioth. scriptor. J. S. *Magiri* Eponymolog. voc. *Bulengerus*. *Hanckius* de script. rer. rom. 281. 401. *Baillet* jugemens T. III. 55. *Freytag* adpar. lit. T. III. 291. *Clement* bibl. cur. T. V. 402. *Saxii* Onomast. T. IV. 86.

*) Füeßli's Künstl. Lex. S. 101. und Fiorillo's Gesch. der zeichn. Künste, Th. 2. S. 596. Huber und Rost's Handb. f. Künstl. Th. 7. S. 161.

te, die seinen Namen führen. Er stand in Verbindung mit mehren sogenannten Philosophen, die an dem Umsturz alles positiven Glaubens arbeiteten, nahm ihre Meinungen an, und erst nachdem er am 16. Sept. 1759 zu Paris gestorben war, erschienen unter seinem Namen die Schriften, in welchen die erwähnten und andere sehr irreligiöse Meinungen enthalten sind. Es ist aber erwiesen, daß er an mehren dieser Schriften wenig oder gar keinen Antheil hatte. Zuerst erschien, vom Baron von Holbach herausgegeben, und wahrscheinlich von Boulanger selbst verfaßt: l'Antiquité devoilée par les usages; ou examen critique des principales opinions, cérémonies et institutions religieuses et politiques des différens peuples de la terre. Amsterd. 1766. 4. u. III. Vol. 12. teutsch mit Anmerkungen verm. (und dem Leben des Verf.) von J. C. Dähnert. Greifsw. 1767. 4. Schon früher war ein Theil dieses Werks besonders unter der Aufschrift gedruckt worden: Recherches sur l'origine du despotisme oriental. Genève 1761. 1766. 12. teutsch, ohne Angabe des Druckorts 1794. 8. In beiden Schriften stellt Boulanger alle positiven Religionen als auf Betrug und Aberglauben gegründet dar, leitet den Despotismus von den ältesten theokratischen Religionsbegriffen her, und sucht alles, was sich in der Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten an als innern sittlichen Krafttrieb ankündigt, auf ein Schreckenssystem zurückzuführen, das in der Sündfluth seinen Grund hat. Das Ansehen von gelehrtem Reichthum, kaltblütiger Prüfung und einer gewissen Klarheit, Leichtigkeit und Übereinstimmung der Gedanken, verschaffte diesem Erzeugnisse wüster Belesenheit und ausgelassener willkürlicher Deutungskunst, einige Zeit vielen Beifall. Die Lieblingsgrille von der Sündfluth verfolgt er in einer 1765 erschienenen Dissertation sur Elie et Enoch, worin er die Geschichte von Henoch für eine Legende erklärt, die sich in andern Gestalten bei mehren Völkern finde, und in dem Examen critique de la vie et des ouvrages de St. Paul, avec une dissertation sur St. Pierre. Londres 1770. 8., dessen Verfasser er aber wahrscheinlich nicht ist, obgleich sein Name auf dem Titel steht, wird Paulus für den eigentlichen Urheber des Lehrgebäudes der Christen, und für einen dreisten und glücklichen Lügner erklärt, der seinen Ruhm blos der Verblendung und Übertäubung leichtgläubiger Menschen zu danken habe. Die gröbsten Schmähungen gegen die Sittenlehre des Christenthums und ihre Wirkungen enthält: le christianisme dévoilé, ou examen des principes et des effets de la religion chrétienne. Londres 1767. 8., ein verrufenes Buch, das wahrscheinlich den Baron von Holbach zum Verfasser hatte. Noch weniger Antheil hatte Boulanger an der Histoire critique de la vie de Jesus Christ, ou analyse raisonnée des evangiles. 1770, worin diese Geschichte wie ein morgenländischer Roman behandelt wird, der blos der wunderglaubigen Unwissenheit gefallen könne. Unbedeutend sind eine von ihm herrührende Dissertation sur Esope, und eine Histoire d'Alexandre, und unter seinen zur d'Alembert-Diderotschen Encyklopädie gelieferten Artikeln Corvée, Guèbres, Déluge, Economie politique, und Langue hébraïque enthält der letzte das meiste neue. Bei den Oeuvres complètes de Boulanger. Par. 1792. Vol. VIII. 8. Amst. (Par.) 1794. Vol. VI. 8. findet man, statt einer unparteiischen Biographie, eine pomphafte Lobrede auf den Verfasser †). (*Baur.*)

BOULAY, teutsch **BOLCHEN**, eine Stadt im Bez. Metz des franz. Dep. Mosel. Sie liegt am Kaltenbache, hat 1 Schloß, 1 Kirche, 1 Synagoge, 260 Häus. und 2521 Einw., die Gerbereien und Hanfweberei unterhalten und wöchentlich Korn- und Gemüsemärkte, sonst aber 3 Jahrmärkte halten. Man zieht um die Stadt her viele Kirschen und wälsche Nüsse. (*Hassel.*)

BOULAY, lat. Bulaeus (César Egasse du), Syndikus der Universität Paris, in dem Dorfe St. Ellier in Nieder-Maine im Anfange des 17. Jahrhunderts geboren, lehrte im Kollegium von Navarra zu Paris Humaniora und Rhetorik, war Rektor, Syndikus und Historiograph der Universität, und starb den 16. Okt. 1678. Sein Hauptwerk ist eine aus Urkunden geschöpfte, reichhaltige und genaue, doch mehr Materialien zu einer Geschichte enthaltende, als den Namen einer eigentlichen wohlgeordneten historischen Komposition verdienende Historia universitatis Parisiensis. Par. 1665 — 1673. Vol. VI. fol. Sie umfaßt den Zeitraum von 800 — 1600, und es gehören dazu auch noch folgende von du Boulay herausgegebene Erläuterungsschriften: De patronis quatuor nationum universitatis. Par. 1662. 8. De decanatu nationis gallicae. Ib. 1662. 8. Remarques sur la dignité, le rang etc. du recteur de l'université. Ib. 1668. 4. Receuil des priviléges de l'université. Ib. 1674. 4. Fondation de l'université. Ib. 1675. 4. Als ein Auszug aus allen diesen Schriften ist zu betrachten, Creviers Hist. de l'univ. de Paris. Par. 1761. Vol. VII. 12. brauchbar für ihr Zeitalter waren du Boulays Speculum eloquentiae, 1658. 12. und sein Trésor des antiquités romaines, où sont contenues et décrites par ordre toutes les cérémonies des romains. Par. 1650. fol. mit Kpf., eigentlich eine Übersetzung von Rosin. Auch unter den bessern lateinischen Dichtern verdient er eine Stelle *). — Edmond du Boulay, genant Clermont, Waffenherold der Herzoge von Lothringen, gestorben um 1560, schrieb viel in Prosa und Versen, meistens über historische Gegenstände, war aber weder ein guter Dichter noch Historiker; doch liefern seine Schriften zur Geschichte von Lothringen brauchbare Materialien **). (*Baur.*)

BOULÉE (Etienne Louis), geb. 1718 zu Paris und gest. das. 1795, ein Architekt von Erfindungsgeist u. Geschmack. Als er auftrat, herrschte noch ganz der Ungeschmack seiner Zeit, der sich in wunderlichen Formen

---

†) Sein Leben (von Diderot) bei l'Ant. dev. Anhang zu den ersten 12 Bden d. allg. d. Bibl. 2. Abth. 843. Ernesti's n. theol. Bibl. 6. Bd. 643. Gatterer's hist. Bibl. 3. Bd. 219. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 310. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd, 2. Abth. 469. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

*) *Bayle* Diction. *Baillet* jugemens T. II. 51. *Clement* bibl. cur. T. V. 401. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.
**) *Calmet* bibl. des écrivains de Lorraine. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

gefiel; B. strebte nach den edlen Formen des Alterthums. Das zuerst von ihm aufgeführte Hotel Brunoy in den Elyseischen Feldern, einfach in seinen Massen, reich und doch gefällig verziert, macht Epoche in der Geschichte der französischen Baukunst. Denselben Geist und Geschmack zeigten immer mehr seine nachfolgenden zahlreichen Baue, Schlösser, Wohn- und Landhäuser; seinen reichen Erfindungsgeist aber erkent man erst ganz durch die von ihm entworfenen Plane, deren Herausgabe sein Neffe und Schüler Benard übernommen hat. Alle seine Plane sind sinnreich, groß und edel gedacht, und alle seine Gebäude haben den Charakter, der sich für ihre Bestimmung paßt. Er war ein trefflicher Zeichner, nicht blos architektonischer, sondern auch Figurenzeichner, dennoch sind alle Figuren, die er anbrachte, von dem jüngeren Moreau, seinem innigen Freund, entworfen. Früher war er Architekt des Königs und Mitglied der Akademie gewesen, im Dec. 1795 wurde er Mitglied des National-Instituts. Zu seinen Schülern gehören Chalgrin, Brognard, Durand, Gisors und der ältere Durême, die in seinem Sinn und Geiste fortwirken. (*H.*)

Boulen, Boleyn, s. Heinrich VIII. v. England.

BOULLANGER (Andreas), Augustiner unter dem Namen der kleine Pater Andres bekant, aus einer angesehenen pariser Familie stammend, und gestorben zu Paris 1657, erwarb sich einen bedeutenden Ruf durch seine eigenthümliche Manier zu predigen, in der er über ein halbes Jahrhundert gefiel. Er mischte, um die Aufmerksamkeit rege zu erhalten, Schwänke ein, und viele Wortspiele und Plaisanterien, die in der Gesellschaft heimisch geworden sind, sollen sich von ihm herschreiben. So verglich er einst vier Kirchenväter mit den vier Kartenkönigen. Der H. Augustin war Coeur-König wegen seiner großen Milde; der H. Ambrosius Trefle-König, wegen der Blumen seiner Beredsamkeit; der H. Hieronymus Pique-König, wegen seines stachelnden Stils; der H. Gregorius Carreau-König, weil es ihm an Erhebung fehlt. Die Königin Mutter und der große Condé ergötzten sich sehr an seiner Manier, und dies trug noch mehr bei, sie in die Mode zu bringen. Von Seiten seines Charakters und Lebens war er sehr achtungswerth. Gedruckt ist von ihm blos eine mittelmäßige Leichenrede; seine Handschriften aber bewahrt das Margarethen-Kloster in der Vorstadt St. Germain. (*H.*)

BOULLIER (David Renaud), reformirter Prediger in London, aus Auvergne gebürtig, und den 24. März 1699 zu Utrecht geboren, wohin seine Ältern nach Aufhebung des Edikts von Nantes geflohen waren. Nachdem er lange Zeit das Amt eines reformirten Predigers in Amsterdam bekleidet hatte, kam er in derselben Eigenschaft nach London, und starb daselbst den 23. Dec. 1759. Ein kentnißreicher Gottesgelehrter und eifriger Vertheidiger des positiven Glaubens in vielen Schriften, in denen aber der Vortrag dunkel und weitschweifig ist. Auszeichnung verdienen: Essai philosophique sur l'ame des bêtes. Amst. 1737. Vol. II. 12. Observationes miscellaneae in librum Jobi. Ib. 1758. 8. Pièces philosophiques et litéraires. Ib. 1759. Vol. II. 12. *). (*Baur.*)

Boulliau, s. Bouilland.

BOULLONGNE oder Boulogne, 1) Ludwig, geb. 1609, gest. 1674, stammte aus einer angesehenen Familie in der Picardie. Durch seine Geschicklichkeit erhielt er den Rang eines königlichen Hofmalers und Professors der Akademie. Durch die drei schönen Gemälde, welche sich in der Notre Dame Kirche zu Paris befinden, in denen man das Großartige der italiänischen Schule erblickt, und durch sein Deckengemälde in dem Gebäude des Schatzmeisters der Fabriken, gründete er sich einen bleibenden Ruhm. Jene drei Gemälde in Notre Dame, und noch einige andre sind von ihm radirt. — 2) Bon, zu Paris geb. 1649, und gest. 1717, der Sohn des Vorigen, bildete sich nach seinem Vater, und reiste dann, von Colbert unterstützt, nach Italien. Während seines 5jährigen Aufenthalts in Rom, studirte er die vorzüglichsten Meister, und wählte bei seiner Rückkehr durch die Lombardei hauptsächlich den Guido und Dominichino zu seinem Hauptstudium. Nach seiner Ankunft zu Paris im J. 1677 wurde er Mitglied der Maleracademie, und in der Folge Professor. Durch seinen biegsamen und gefälligen Charakter erwarb er sich die Gunst des le Brun, der ihn als Mitarbeiter bei der Treppe zu Versailles gebrauchte. Im J. 1702 erhielt er den Auftrag, die Kapelle des H. Hieronymus zu malen; in dieser Arbeit auf nassem Kalk, wo er ungebunden sich seinem eignen Genie überlassen konnte, entwickelten sich seine Talente in großen Kompositionen. Diese Arbeit und die Malereien in der Kapelle des Heil. Ambrosius, befestigten seinen Ruhm. Da er sich nach dem Zeitgeschmack zu richten wußte, konnte es ihm an Aufträgen nicht fehlen, aber die überhäuften Arbeiten schadeten seiner Kunst, denn er gewöhnte sich an eine flüchtige Manier, und wurde endlich gar Manierist. Seine Malereien von großem Umfang zieren die Schlösser zu Versailles, Trianon, und die Menagerie. Seine Zeichnung in den frühern Werken ist gut, die Komposition vollständig geordnet, das Kolorit meisterhaft, sowol in den historischen Darstellungen als Bildnissen, die Beleuchtung ist klug vertheilt, die Partien sind groß und die Schatten kräftig. Zu diesen Vorzügen gesellte sich noch das eigne Talent, die Manieren andrer Meister auf das täuschendste nachzuahmen, wodurch er selbst die größten Meister seiner Zeit hinterging. Mehre Blätter hat er auf eine geistreiche Art selbst radirt, das Verzeichniß von den nach seinen Gemälden gestochnen Blättern s. bei Heineke Dict. des Artistes. — 3) Geneviève und Madelaine, zwei Schwestern von Bon; die erste geb. 1645 und gest. 1708, die andere geb. 1646 und gest. 1710. Beide zeichneten sich als geschickte Malerinnen aus, und wurden im J. 1665 in die Maleracademie aufgenommen. Außer der Geschichtsmalerei, worin sie viel Talent zeigten, malten sie auch Blumen und Früchte, und führten mit ihrem Vater geschmackvolle Dekora-

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Adelungs Zus. z. Jöcher.

tionen aus. — 4) Ludwig, der jüngere Bruder von Bon, geb. 1654 zu Paris, machte so reißende Fortschritte in der Kunst, daß er in seinem 18. Jahre den großen Preis bei der Akademie erwarb, welcher ihm den Vortheil gewährte, auf königl. Kosten nach Rom zu reisen, wo er nicht nur die Werke Rafaels mit allem Eifer studirte, sondern auch die Schule von Athen und das Abendmahl in der Größe der Originale kopirte. Diese Kopien wurden nach Paris geschickt, um Tapeten danach zu wirken. Nach 5jährigem Aufenthalte, nachdem er vorher die andern italiänischen Schulen besucht hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo seine Arbeiten vielen Beifall erhielten, und er Mitglied der königl. Akademie wurde. Er lebte mit seinem Bruder in der größten Eintracht, und sie hatten nur einen Willen; und ob gleich einer den andern in der Kunst zu übertreffen suchte, so war doch alle kleinliche Eifersucht ihnen fremd; ihre Zuneigung zu einander ging so weit, daß sie alles gemeinschaftlich theilten, und ihre Gewissenhaftigkeit ließ bei zweifelhaften Fällen das Loos entscheiden. Dieses zarte Verhältniß währte so lange, bis sich sein Bruder verheirathete; aber auch gegen seine Schüler beobachtete er eine gleiche Milde, und wußte durch sein Benehmen sich die allgemeine Liebe zu erwerben. Durch zwei Gemälde für die Kirche Notre Dame, die er in den Jahren 1686 und 1695 verfertigte, gründete er seinen Ruhm so sehr, daß er mit Aufträgen überhäuft wurde. — Unter allen trefflichen Arbeiten seines Pinsels, stehen die sechs Gemälde auf nassem Kalk aus dem Leben des H. Augustin, welche er für die Kapelle gleiches Namens verfertigte, oben an; sie sind sowol in Einfachheit der Anordnung, als technischer Behandlung, Meisterwerke. Man wählte ihn daher auch zur Ausschmückung der königl. Schlösser, und nachdem er im J. 1721 von der Akademie die Direktorwürde erhalten, gab ihm der König nicht nur in seiner Nähe eine Wohnung und Pension, sondern er erhielt auch im J. 1722 den Orden des Heil. Michaels, und im J. 1725 wurde er in den Adelstand erhoben, und zum königl. Hofmaler ernant. Er starb 1733. — In seinen Werken auf nassem Kalk herrscht eine große Leichtigkeit. Sein früheres Studium setzte ihn in Stand, seine Ideen zu vervielfältigen, welche er mit einem leichten und kräftigen Pinsel ausführte. Richtig in der Zeichnung, wahr im Ausdruck, im Kolorit angenehm, und in der Beleuchtung verständig, verdient er mit Recht, neben den ersten Malern Frankreichs zu stehen. Man hat von seiner Hand acht radirte Blätter; unter den Kupferstechern, die nach ihm arbeiteten, verdient Drevet besonders bemerkt zu werden *). (*Weise.*)

BOULOGNE, 1) Stadt und Distriktshauptort im franz. Dep. Pas de Calais (50° 43′ 33″ Br. und 19° 16′ 33″ L.) an der Mündung des Küstenflusses Lianne in das Meer, 36 Meilen von Paris, breitet sich auf und unter dem Hügel Mont Lambert längs dem Flusse aus, ist mit Festungswerken umgeben, aus welchen 5 Thore führen, und gilt für eine Festung vom dritten Range. Die Oberstadt, mit Mauern und Wällen umgeben, krönt den Mont Lambert, ist gut gebauet und enthält zwei große Plätze, auf deren jedem ein Springbrunnen steht, die sie und die Unterstadt mit gutem Wasser versorgen: von den Wällen erblickt man die Küsten des etwa 2½ Meilen entfernten Englands, die Unterstadt am Flusse Lianne, bildet ein Dreieck, hat breite gut gepflasterte und gerade Straßen, aber nicht so elegante Gebäude, wie die Oberstadt, wofür sie der Sitz der Gewerbe und des Handels ist. In beiden Theilen stehen 6 Kirchen, 1 Hospital und 1600 Häus., worin nach dem Alm. roy. von 1821. 16,607 Einw. gezählt werden. Die Stadt ist der Sitz einer Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, hat 1 Kollegium, das aber nicht zu dem Range eines königl. erhoben ist, 1 Navigationsschule, mehre Elementarschulen, 1 öffentl. Bibliothek, 1 Börse, 1 Handelskammer, 1 Handelsgericht und 1 Postamt. Die Einwohner unterhalten 3 Zuckersiedereien, 1 Tuchmanufaktur, Leinweberei und Töpferei, aber was sie vorzüglich nährt, ist ihre Fischerei und ihr Handel mit Seefischen, Tuch, Fajance, Brantwein, Fischernetzen und Steinkohlen. Boulogne ist einer von den französischen Seeplätzen, der sich mit der Härings- und Makrelenfischerei beschäftigen; 1799 wurden 5164, 1819 6024 Last Häringe eingebracht und von hier durch Frankreich vertrieben. Der Handel mit England ist nicht unbedeutend; besonders gehen dahin Champagner und Bourgognerweine. Der Hafen der Stadt war sonst einer der besten an der ganzen Küste, ist jetzt gewaltig versandet; eine Mulje, die 1739 vorgerichtet wurde, gab ihm zwar auf eine Zeitlang die gehörige Tiefe wieder, indeß hat der Sand dermaßen wieder zugenommen, daß Handelsschiffe nur mit der Fluth einklariren, Kriegsschiffe aber 1 Meile von der Stadt auf der Rhede St. Jean ankern müssen. Doch gehen von hier beständig Paketboote nach Dover, die bei günstigem Winde nur 2 bis 3 Stunden zur Überfahrt brauchen. Die Stadt hält am 22. Juli einen 8, am 11. Nov. einen 15tägigen Jahrmarkt, worauf beträchtliche Warenumsätze gemacht werden. Die angenehme und gesunde Lage der Stadt und die Nähe der Insel zieht immer eine Menge Briten hieher, deren in Friedenszeiten gewöhnlich gegen 8000 Individuen sich hier aufhalten. Auf der Heerstraße nach Calais, 2 Stunden von der Stadt, öffnet sich eine unter dem Namen Fontaine de Fer bekannte Heilquelle *). — Boulogne ist eine alte Stadt; wenn es auch nicht der Portus Icius ist, woraus Julius Cäsar seine Legionen nach Britannia führte (Henry in seinem essai hist. et topogr. du Boulonnais 1809 hält Wissant zwischen Calais und Ambleteuse, und Poultier Montreuil für den Ort, wo dieser Hafen lag), so wurden doch von hieraus die meisten Unternehmungen gegen die Briten begonnen; noch 1805 wollte von hieraus Napoleon seine Rache nach England übertragen, und schon stand eine furchtbare Flotte mit 150,000 Mann Landungstruppen bereit, als der östreichische Krieg den Plan auf immer zerstörte. Boulogne führte unter den Römern den Namen **Bononia oceanensis**;

*) Argensville, und Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste.

*) Sie gehört zu den kalisch-salinischen Stahlwassern (s. Observ. annal. sur les eaux martial. froides de Boulogne etc. par *Souquet* et *Bethencourt*. à Par. 1787. 8. und Hufeland's neueste Annal. der franz. A. K. I. S. 394 rc. (*Th. Schreger.*)

es stand hier ein Leuchtthurm, der mehre Jahrhunderte hindurch den Namen **Turris ordans** führte. Er wurde von den Normannen zertrümmert, als diese 888 die Stadt überfallen und zerstört hatten. Im J. 1550 wurde hier Friede zwischen England und Frankreich geschlossen. — Der Distrikt, wovon sie der Hauptort ist, enthält auf 18,³⁶ □Meilen in 6 Kantonen 100 Gemeinden, und 76,023 Einw. — 2) B. kleine Stadt im Bez. St. Gaudens, des franz. Depart. Obergaronne, zwischen Gemone und Gesse, hat mit dem Kirchsp. 1618 Einw., die 13 Gerbereien unterhalten. (*Hassel.*)

Boulogne (**Balduin, Graf von**), s. **Balduin I.** König von Jerusalem.

BOULOGNE (**Eustachius III. Graf von**), der ältere Bruder des berühmteren Gottfried von Bouillon, und Sohn Eustachius II., dem er auch in der Regirung der Grafschaft folgte. Gottfrieds Beispiel und Ermunterung bewog sowol ihn, als den jüngern Bruder Balduin, das Kreuz zu nehmen und sich demselben in der ersten großen Unternehmung zur Befreiung des heiligen Grabes anzuschließen (1096). Von dieser Zeit an erscheint er unter den Häuptern dieses Zuges mit rühmlicher Auszeichnung und ohne daß ihn irgend ein Tadel von selbstsüchtigen Entwürfen und unritterlichen Thaten trifft, wovon nur wenige derselben sich völlig rein zu erhalten wußten. Gleich seinem Bruder Gottfried, meinte er es treu und fromm mit seinem Gelübde; und wir finden ihn überall im Gefolge jenes Heerführers, ohne sich irgendwo vorzudrängen, genant, wo Preiswürdiges zu berathen oder zu vollbringen war. Als er, einer der Ersten, die ihren Fuß siegreich in Jerusalem setzten, jenem Gelübde nunmehr genügt zu haben glaubte, und Jerusalems Königskrone seinem edlen Bruder Gottfried zutheilen geholfen, widerstand er dem Verlangen nicht, sein ihm theuer gebliebenes Geburtsland wieder aufzusuchen, und dort die Ansprüche seines Hauses (denn auch Balduin blieb im Orient) in seiner Person zu bewahren. In der Erbfolge der väterlichen und brüderlichen Verlassenschaft offenbarte er fortdauernd die Milde seines Charakters. Erst als Balduin, Gottfrieds Erbe auf dem Throne von Jerusalem, nach 18jähriger Regirung (1118) kinderlos hinschied, finden wir Eustach aufs neue in der Geschichte seiner Zeit genant. Balduins Nachfolger konnte, nach dem Buchstaben des Reichsgesetzes, keinen Augenblick zweifelhaft seyn, da sich dieser sein Bruder noch am Leben befand. Allein dieser Erbe weilte im fernen Occident, während die Wohlfahrt des Landes nicht zu gestatten schien, seine vielleicht noch lange hinausgesetzte Ankunft zu erwarten. Balduin selbst hatte, als seine Getreuen ihn, kurz vor seinem Hintritt, wegen der Thronfolge befragten, zwar Eustachs Namen, als des Würdigsten, bestimt ausgesprochen, aber zugleich auch gezweifelt, ob dieser, der jetzt schon 60 Jahre zählte, der erledigten Krone auch begehren werde, und in solchem Falle seine Stimme für seinen Vetter Balduin von Bourg, den damaligen Beherrscher von Edessa, oder irgend einen andern, wackern Ritter, abgegeben.

Die versammelten Großen des heiligen Landes vereinigten sich auch wirklich, der Dringlichkeit der Umstände wegen, für die Wahl Balduins; doch ehe dieser Entschluß noch gefaßt worden, waren bereits einige Barone nach Europa abgegangen, den Grafen von Boulogne zur Empfangnahme seines königl. Erbes im Orient einzuladen. Eustach, zur Ergebung in ihre dringenden Wünsche weniger wol bestimt durch Gründe des Ehrgeizes, als der unverminderten Frömmigkeit und des regegemachten Pflichtgefühls, für die Sache der Christenheit zu handeln, machte sich alsbald mit ihnen auf den Weg. Schon war er in Apulien angelangt, als ihn die zuverlässige Kunde von der in der Zwischenzeit erfolgten Erwählung und Krönung seines Vetters Balduin erreichte. Vergeblich foderten seine entbrannten Begleiter ihn auf, nur um so mehr zu eilen und sein Näherrecht zu behaupten. „Da sey Gott für," gab er ihnen zur Antwort — „daß ich mich dem aussetzte, den Boden, wo Christus gewandelt und meine Brüder geherrscht haben, mit Christen- und Bruderblut zu tränken!" Sofort auch sammelte er seine Dienerschaft um sich her und kehrte, ohne Reue, in seine verlassene Grafschaft und zu der, mit tausend lieb gewonnenen Gewohnheiten ihn vertraulich ansprechenden Heimath zurück *). (*J. C. L. Haken.*)

BOULOU (le), Marktflecken im Bez. Ceret des franz. Dep. Ostpyrenäen am Tech mit 127 Häus. und 480 Einw. Die Wälder der Umgegend bestehen fast ganz aus Korkeichen, und das Zubereiten des Pantoffelholzes macht auch die vornehmste Nahrung der Einwohner aus. (*Hassel.*)

BOULTON (**Mathew**). Dieser berühmte Mechaniker geb. 1728 und gest. im Aug. 1809, war der Sohn wohlhabender Ältern, zu Birmingham, die dort eine Manufaktur von Stahlwaren besaßen. — Nach dem Tode seines Vaters (1749) machte er sich durch neue Erfindungen in Stahlarbeiten bekant, und legte sehr bald zu Soho bei Birmingham eine große Fabrik für Stahlarbeiten an, die ganz England mit Vasen, Leuchtern rc. versorgte. Im J. 1767 errichtete er mit dem Mechaniker Watt eine Dampfmaschine, durch die Dreiviertheile der Feuerung erspart wurden, und dann so viel Beifall fand, daß er eine Fabrik für dieselbe anlegte. Im J. 1788 wendete er die Dampfmaschine mit Glück auf die Münzkunst an, und verfertigte eine Mühle, die 4 besondere Maschinen treibt, deren jede 70 bis 90 Stück Münzen, blos mit Hilfe eines Kindes, prägt. Für die Sierra Leone und die ostindische Kompagnie lieferte sie viel kupferne und silberne Münzen. Auch sendete B. die nöthigen Gegenstände zu zwei Münzstätten nach St. Petersburg, nachdem er schon früher von Paul I. nach Überschickung seltener Produkte seiner Fabrik ein Danksagungsschreiben mit einer herrlichen Samlung sibirischer Mineralien und neuer Münzen und Medaillen Rußlands erhalten hatte. — Auch errichteten B. und Watt zu Smethwick eine Gießerei für das zu den Dampfmaschinen nöthige Eisenwerk. Seine letzte Erfindung war die verbesserte Whitehurstische Maschine, Wasser und andere Flüssigkeiten in die Höhe zu treiben. — Von seiner wohlthätigen Wirksamkeit zeugt auch der Umstand, daß seine Leiche von 600 Fabrikarbeitern zu Grabe

*) Fr. Wilken Geschichte der Kreuzzüge. Erster und zweiter Theil. J. C. L. Haken Gemälde der Kreuzzüge. Erster und zweiter Theil.

begleitet wurde. — Er war Mitglied der kön. Gesellschaft zu London und mehrer andrer †). (*H.*)

BOUNTY, eine Gruppe von 13 kleinen Inseln im Australozeane in SO. von Neuseeland unter 197° L. und 147° 30′ Br.; von Bligh auf seinem Schiffe Bounty entdeckt, aber nicht untersucht. (*Hassel.*)

Bouquenon, Bockenheim, s. Saar-Union.

BOUQUET, BOUCQUET (Martin), Benediktiner von St. Maur, geboren zu Amiens, den 6. August 1685 von Ältern, die wegen ihrer strengen Rechtlichkeit in Achtung standen. Er legte 1706 in der Abtei St. Faron zu Meaux die Gelübde ab, wurde Bibliothekar in der Abtei St. Germain des Près, und starb den 6. April 1754 in dem Kloster Blancsmarteaux zu Paris, wo er die letzten 19 Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Alle Mußestunden dieses gelehrten Ordensmannes waren literarischen und historischen Forschungen gewidmet, und er erwarb sich anerkannte Verdienste um die Literatur, zuerst als Gehilfe Montfaucons bei seinen vielseitigen literarischen Samlungen, und durch einen mehrjährigen Fleis, den er auf Bearbeitung des Josephus wendete, wovon er aber seinen gesammelten Apparat dem gelehrten Sigebert Havercamp überließ, der ihn bei seiner Ausgabe dieses Geschichtschreibers (Amst. 1726. Vol. II. fol.) benutzte. Am längsten beschäftigte ihn die Herausgabe der, seinen Namen führenden, **Rerum gallicarum et francicarum scriptores: Recueil des historiens des Gaules et de la France.** Par. 1738—1818. Vol. XVII. fol. Schon Colbert hatte 1676 den Plan zu einer Samlung der Geschichtschreiber von Gallien und Frankreich entworfen, er gedieh aber erst unter dem Kanzler d'Aguesseau zur Reife, und die Ausführung wurde 1723 dem Dom Martin übertragen. Er besorgte aber nur den Druck der ersten 8 Bände; der 9. und 10. ist von J. B. Haudiquier (gest. 1775) und von seinem Bruder Charl. Haudiquier; der 11. von Poirier und Precieur; der 12. und 13. von Clement und Brial, und die folgenden besorgte Brial allein. Der letzte Band geht aber erst bis zum Jahr 1226. Diese reichhaltige, für die französische Geschichte höchst wichtige Samlung begint mit Auszügen aus den griechischen und römischen Schriftstellern in Beziehung auf Gallien, und liefert, nach der Regirungszeit der Könige, Urkunden, Briefe, Gesetze, Chroniken, Auszüge aus den Akten der Kirchenversamlungen rc., zwar mit unverkennbarer Genauigkeit, aber nicht überall mit der nöthigen kritischen Sorgfalt. Jeder Band ist mit einer lateinischen und französischen historisch-kritischen Vorrede versehen, und mit einem sehr nützlichen chronologischen Verzeichniß *). — Ein Neffe von ihm war Pierre Bouquet, Advokat zu Paris, und Bibliothekar der Stadt für die Handschriften, gestorben den 2. April 1781; ein Mann von Kentnissen und Forschungsgeist, wie sein Droit public de France, éclairci par les monumens de l'antiquité. Par. 1756. 4. beweist, wovon aber nur ein Theil erschien. Ohne sich zu nennen schrieb er Lettres provinciales ou examen impartial de l'origine, de la constitution et des revolutions de la monarchie franç. Haye 1772. 8. und Mémoire hist. sur la Topographie de Paris. 1772. 4. **). (*Baur.*)

Bouquier, s. Abukir.

Bourb Jolof, s. Burb Joloffs.

BOURBON, das Haus oder die Dynastie der Bourbonischen Mächte, welche nach dem Princip der Legitimität in Frankreich, Spanien, beiden Sicilien und künftig wieder in Parma, einstweilen in Lucca, regirt, ist ein Zweig des alten Stammes der Capetinger. Der Stammvater des jüngeren Hauses Bourbon, Robert, Graf von Clermont war der zweite, mit Beatrix, der Erbin von Bourbon, um das J. 1272, vermälte Sohn Ludwigs IX., des Heiligen, Königs von Frankreich, des achten Abkömlings von Hugo Capet in gerader Linie. Die Geschichte des älteren Hauses Bourbon, des Stammhauses der Beatrix, läßt sich nicht weiter als bis auf die Zeiten Königs Karl des Einfältigen († 929) zurückführen, wo die Urkunden des Klosters Clugny, durch die Schenkungen, welche von den Herrn von Bourbonnais an dieses Kloster gemacht wurden, das erste Licht über jenes ältere Haus verbreiten. Als der erste in der Reihe der Herren von Bourbonnais wird dort um das J. 923 ein gewisser Adhemar genant, dessen Nachkommen den Namen Archibald (Archambeau) führten. Mit dem siebenten dieses Namens starb im J. 1187 der Mannstamm aus. Ihm folgte seine Erbtochter Mahaut, die in zweiter Ehe mit Gui de Dampierre, Herrn von St. Just und St. Dizier, der 1215 starb, einen Sohn Archibald VIII. erzeugte, der von der Mutter den Namen und das Wapen der Barone von Bourbon annahm. Sein Sohn Archibald IX. begleitete den heil. Ludwig auf seinem Kreuzzuge nach Ägypten, wo er seinen Tod fand, und hinterließ zwei Töchter: Mahaud u. Agnes, wovon die jüngere, nach dem Tode der älteren die Erbtochter, sich mit Jean de Bourgogne, Grafen v. Charolais verheirathete, und die Mutter der Beatrix, Gemalin von Robert, dem jüngern Sohne Ludwigs IX., ward, dem sie Bourbonnais (eine Landschaft, die jetzt beinahe das ganze Departement Allier begreift), Charolais (eine ehemalige Grafschaft, die in dem jetzigen Bezirke von Charolles, Stadt im Departement Saone und Loire, lag) und St. Just (ehemalige Herrschaft, jetzt ein Marktflecken im Dep. Aveiron) zubrachte. Ihr Sohn Ludwig I., der 1341 starb, hieß von der Stadt Bourbon l'Archambaud, welche seitdem den Titel einer herzogl. Pairie führte, zu der die Erbgüter seiner Mutter gehörten, Duc de Bourbon und ist der Erste dieses Namens in der Geschichte. Die Söhne Ludwigs I., und Roberts Enkel, Peter I. († 1356) und Jakob von Bourbon, Graf v. la Marche (eine Grafschaft, welche jetzt Theile der Departements Creuse und Obervienne bildet) gründeten zwei Linien. Die ältere, welche den Titel: Ducs de Bour-

†) Vgl. Dampfmaschinen und Münzkunst.

*) Ausführliche Nachricht von diesem Werke findet man in den Act. Erud. 1739. p. 568—576. in der Relat. de libris nov. Fasc. II. 408. F. III. 126. F. VIII. 425 und in Meusel's Bibl. hist. Vol. VI. P. II. 270—364, wo der Inhalt der ersten 13 Bde. angegeben ist. Vom Vf. s. Tassin's Gelehrtengesch. von St. Maur 2. Bd. 465—473. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 108.

**) Biogr. univ. Ersch's gel. Frankr.

bon führte, erlosch mit dem berühmten Connetable Charles de Bourbon, als dieser im J. 1527 bei der Erstürmung von Rom blieb. So wurde Jakob v. Bourbon, Comte de la Marche, der Stammvater des jetzt regirenden königl. französischen Hauses. Er starb im J. 1362. Sein Enkel Ludwig nannte sich Graf v. Vendôme (jetzt die Hauptstadt eines Bezirks im Departement Loir und Cher, sonst der Provinz Vendomois). Er starb 1446. Der Urenkel dieses Ludwig, Charles, welcher sich Duc de Vendôme nannte und 1537 starb, hinterließ zwei Söhne. Der ältere Antoine vermälte sich mit Jeanne d'Albret, Erbin des Königreichs Navarra, und starb 1562; der jüngere Louis I. wurde der Stifter des Hauses Condé (von einer kleinen Herrschaft dieses Namens, die durch Heirath ihm zufiel), das sich unter seinen Enkeln in die Zweige Condé und Conty theilte. Der letztere, gestiftet von Armand Prince de Conty (ehemals ein Fürstenthum, jetzt Kanton und Stadt im Dep. Somme) der 1666 starb, erlosch mit Louis François Joseph de Bourbon, Prince de Conty, Pair von Frankreich, welcher den 13. März 1814 starb. Doch verlieh Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen desselben, den Herren von Hattonville und von Remonville, im Nov. 1815 die Befugniß, den Namen und das Wapen von Bourbon-Conty zu führen. Der erstere, vom Prinzen Louis II. (st. 1686) gestiftete ältere Zweig der Condéschen Hauptlinie des Hauses Bourbon, wird erlöschen mit dem einzigen noch lebenden Abkömling desselben, Louis Henri Joseph Duc de Bourbon, welcher nach dem Vorgange seines Groß- und seines Urgroßvaters, sich blos Duc de Bourbon, nicht Prince de Condé nent. Er ist geboren 1756, ein Sohn des 1818 zu Paris verstorbenen Prinzen Louis Joseph de Condé, und Bruder der Prinzessin Louise de Condé, welche im Dec. 1816 die Vorsteherin der Schwesterschaft in dem zu einem Kloster umgeschaffenen Tempelthurm zu Paris wurde. Sein einziger Sohn war der 1804 zu Vincennes erschossene Prinz Louis Antoine Henri Duc d'Enghien.

Der Sohn von Antoine de Vendôme und Jeanne d'Albret, Heinrich IV. wurde König von Navarra 1572, und der erste König von Frankreich, aus dem Hause Bourbon, im J. 1589. Er ist der Stifter der regirenden drei bourbonischen Häuser und des Hauses Orleans. Denn seine Enkel: Louis XIV. und Philipp I. (geb. 1640, gest. 1701, Vater des Regenten), theilten das regirende Haus in den königl. Ast und in den Ast des Hauses Orleans (von dem Herzogthume und der Pairie Orleans, welche dieses Haus bis 1739 besaß). Jener theilte sich durch die Enkel Ludwigs XIV., Louis Duc de Bourgogne (Vater Ludwigs XV., starb 1712) und Philippe d'Anjou (seit 1701 Philipp V. König von Spanien, st. 1746), in das königliche Haus Frankreich, und in das königl. Haus Spanien. Philipps V., Königs von Spanien, Söhne zweiter Ehe mit Elisabeth von Parma, Karl III. König von Spanien, und Philipp Herzog von Parma und Piacenza (st. 1756) stifteten, jener durch seinen zweiten Sohn Ferdinand (jetzt Ferdinand I.) das königl. Haus Bourbon in beiden Sicilien, seit 1735 eine Secundogenitur des königl. Hauses Spanien, und dieser das künftig wieder in Parma regirende Haus Bourbon. Es hat nämlich, in Folge des Vertrags zwischen Östreich und Spanien zu Paris, 10. Juni 1817, die Infantin Marie Luise für ihren Sohn, D. Carlos, den Urenkel des Infanten Philipps, des ersten Herzogs von Parma (seit 1748) aus dem spanisch-bourbonischen Hause, und für dessen männliche Nachkommen den Besitz von Parma und Piacenza, nach dem Tode der jetzigen Besitzerin, der Erzherzogin Marie Luise, zugesichert erhalten, und bis dahin das Herzogthum Lucca als Entschädigung angenommen.

Die Schicksale des Hauses Bourbon in der neuesten Zeit gehören in die Specialgeschichte Frankreichs, Spaniens, Neapels und Parmas. Wir fassen sie hier nur in einem Überblick zusammen. Die französische Revolution stürzte das Haus Bourbon von seinen Thronen, in Frankreich und Navarra 1792 bis 1814; hierauf durch Napoleons Vergrößerungsplane, in Spanien von 1808 bis 1814, in Neapel von 1806—15, während dieser Zeit behauptete sich der span. Bourbonide Ferdinand IV. durch Englands Beistand auf dem Throne von Sicilien; in Parma von 1801 bis auf den im J. 1817 festgesetzten Rückfall. Dagegen regirte durch Napoleons Bestimmung ein spanischer Bourbon, der Infant und ehemalige Erbprinz von Parma, D. Ludwig als König in Etrurien von 1801 bis 1803, hierauf dessen unmündiger Sohn D. Carlos, unter der Regentschaft seiner Mutter, der Infantin Luise bis zum 10. Dec. 1807. In der Zwischenzeit fanden die übrigen Mitglieder des Hauses Bourbon, die nicht in Frankreich Leben oder Freiheit verloren hatten, in Rußland, dann in England, Spanien und Sicilien, der Exkönig von Spanien, Karl IV. aber und die königl. etrurische Familie in dem kaiserlich französischen Reiche, zu Rom, einen Zufluchtsort.

Nach Napoleons Fall im J. 1814, versöhnte sich das Schicksal mit einem Geschlechte, dessen Geschichte mit der des ganzen Europa eng verkettet ist. Man nent dies die durch den pariser Frieden am 30. Mai 1814 bewirkte erste, und die durch die Einnahme von Paris, am 9. Julius 1815 factisch erneuerte, oder zweite Restauration des Hauses Bourbon in Frankreich, in der Person Ludwigs XVIII., des 35. Königs aus dem Geschlechte Capets und des siebenten Königs aus dem Hause Bourbon in Frankreich. Mit ihm und nach ihm kehrten zurück: 1) die Prinzen der königl. Familie: Charles, Comte d'Artois, jetzt Monsieur, und dessen Söhne: Louis Duc d'Angoulême; vermält mit Ludwigs XVI. Tochter Marie Therese Charlotte, Madame, und Charles-Ferdinand, Duc de Berry (s. dies. Art.); 2) das Haus Orleans, in der Person des ersten Prinzen vom Geblüte, Louis Philippe Duc d' Orleans (Sohn des 1793 guillotinirten Philippe Egalité, s. d. A.), welcher mit seiner Familie im April 1817 nach Paris zurückkehrte; 3) die Glieder der Condé'schen Häuser: Bourbon-Condé und Bourbon-Conty.— Eben so kehrte der span. Bourbon, Ferdinand VII., mit seinen Brüdern, aus Valençay in Frankreich, im J. 1814 nach Spanien zurück, während seine Ältern und die königl. Etrurische Familie in Rom blieben. Letztere nahm erst im Nov. 1817 ihren Sitz in Lucca, das zu einem Herzogthum erhoben, ihr in Folge der Beschlüsse des wiener Kongresses, von Östreich, als einstweilige Ent-

schädigung wegen Parma, übergeben ward. Ferdinands VII. Oheim, König **Ferdinand IV.** (seit 1816, Ferdinand I., König von beiden Sicilien), kehrte nebst seiner Familie von Palermo, wo er seit 1806 regirt hatte, in Folge von Mürat's Besiegung durch die Östreicher, d. 17. Jun. 1815 nach Neapel zurück *). *(Hasse.)*

Hier mag noch eine genealogische Tabelle des Hauses Bourbon folgen:

Ludwig IX. König von Frankreich aus Capets Geschlecht † 1270

- K. Philipp III. † 1285
  - K. Philipp IV. † 1314
    - K. Ludwig X. † 1316 ohne Erben.
    - K. Philipp V. † 1321 ohne Erben.
    - K. Karl IV. † 1328 ohne Erben.
  - Karl v. Valois † 1325
    - K. Philipp VI. † 1350
      - K. Johann † 1348
        - Karl V. † 1380.
          - K. Karl VI. † 1422
            - K. Karl VII. † 1461
              - K. Ludwig XI. † 1483
                - K. Karl VIII. † 1497 ohne Erben.
          - Ludwig von Orleans † 1407
            - Karl v. Orleans † 1465
              - K. Ludwig XII. † 1515 ohne Söhne.
            - Johann von Angouleme † 1467
              - Karl † 1496
                - K. Franz I. † 1547
                  - K. Heinrich II. † 1559.
                    - K. Franz II. † 1560 ohne Erben.
                    - K. Karl IX. † 1574 ohne Erben.
                    - K. Heinrich III. † 1589 ohne Erben.
- Robert Graf von Clermont † 1317
  - Ludwig Herzog von Bourbon † 1341
    - Peter H. v. Bourbon † 1356
      - Ludwig II. † 1416
        - Johann I. † 1434
          - Karl I. † 1456
            - Johann II. † 1483
              - Susanne Erbin v. Bourbon † 1521.
          - Ludwig v. Montpensier † 1473
            - Gilbert † 1496
              - Karl II. † 1527 ohne Erben.
    - Jakob, Graf de la Marche † 1362
      - Johann † 1393
        - Jakob II. † 1438
          - Eleonore, Erbin v. la Marche.
        - Ludwig Graf v. Vendome † 1446
          - Johann † 1477.
            - Franz † 1495
              - Karl Herzog † 1537.
                - Anton, Herzog von Vendome, König von Navarra † 1562
                  - Heinrich IV. Erbe von Frankreich † 1610.
                - Ludwig, Prinz von Condé, Stammvater des Hauses Condé und Conty.
            - Ludwig von Roche Sur Yon Stammvater des Hauses Montpensier.

(Hassel.)

BOURBON, Insel im indischen Ocean auf der Ostseite von Afrika, die zu den Mascarenhas gehört. Sie wurde 1502 von den Portugisen entdeckt, die ihr den Namen Mascarenha beilegten und diesen auf die sämtlichen um sie her belegnen Eilande übertrugen, doch nahmen sie solche nicht in Besitz. Dies that ein Jahrhundert später der Agent der französisch-ostindischen Gesellschaft zu Madagascar, er gründete eine Niederlassung daselbst 1642, und 1649 legte der französische Gouverneur zu Madagascar de Flacourt, zu Ehren der regirenden Dynastie der Insel den Namen Bourbon bei. Während der Revolution mußte sie solchen mit **Réunion**, dann mit dem von **Napoléon** vertauschen; 1811 nahmen sie die Briten, gaben sie jedoch im Frieden von Paris 1814 zurück. — Bourbon liegt zwischen 72° 58′ bis 73° 42′ östl. L. und 20° 55′ bis 21° 39′ südl. Br., etwa 20 Meilen im W. von Mauritius und zwischen dieser Insel und Madagaskar, ist beinahe zirkelrund und hat einen Umfang von 36, einen Flächeninhalt von 112 □Meilen. Auf allen Seiten erhebt sie sich vom Gestade ab jählings zu einer ansehnlichen Höhe, indem Hügel auf Hügel gethürmt, nach und nach aufsteigen, die scheinbar getrennt, doch unter einander verbunden sind; in einiger Entfernung gleicht sie einem großen abgestumpften Kegel, dessen Wölbung hie und da durch schmale und tiefe Thäler, jähe Abgründe, wenige hervorstürzende Bäche, und vormals durch dicke undurchdringliche Wälder durchschnitten ist, welche letztre die Kultur aber völlig vernichtet hat. Der Gipfel ist durch 3 Einschnitte in eben so viele Spitzen getheilt, die den Namen Salasses führen, und wovon die höchste nach Prior mit 9600 Fuß absoluter Höhe unzugangbar ist. Überreste eines unterirdischen Feuers findet man auf der ganzen Insel; der eigentliche Vulkan aber, der von Zeit zu Zeit Rauch und Flamme ausstößt, aber doch keine tiefen Lavaströme ausschüttet und noch keine großen Verwüstungen angerichtet hat, ist keine Spitze der Salasses, sondern

*) Über die ältere Geschichte des Hauses Bourbon ist das Hauptwerk: *Desormaux:* Histoire des Bourbons, aus welcher sich ein Auszug in der Histoire du Bourbonnais et des Bourbons, qui l'ont possedé, par Ms. de *Coiffier Demoret*, Membre de la chambre des Deputés de 1818 (II. T. 8. Paris 1815), befindet. Der statistisch-geographische Theil dieses Werks, hat vielen Werth; auch der historische, da er die Geschichte der Landschaft Bourbonnois enthält, worüber bis jetzt noch nichts erschienen war. Der Vf. hat dabei die ihm mitgetheilten Samlungen des damaligen Bibliothekars von Moulins, Herrn Desmorillon benutzt, ohne sie jedoch, so wenig als die übrigen von ihm genannten Quellen seiner Geschichte, kritisch zu würdigen. Vgl. Heeren in d. Gött. G. A. 151. 1819. Eine ausführliche Geschlechtstafel am Ende des 1. Bandes gibt über die Genealogie des Hauses Bourbon eine deutliche Übersicht.

liegt auf der Südseite, nur 2½ Meilen von dem Gestade. Der Boden in den Umgebungen der Küste und an den Terrassen des Gebirgs, wo man, um Land für den Anbau zu gewinnen, die Wälder ausgerottet hat, ist, wie in allen Gegenden, die ein unteriedisches Treibhaus besitzen, üppig; da sie jedoch einen großen Berg bildet, so führen die Regen, die die Gipfel anziehen, gegen ihre Niederungen die leichtern Bestandtheile des Bodens, die aus der animalischen und vegetabilischen Zerstörung sich erzeugen, so daß der Gipfel als nackter öder Felsen da steht, während der Küstensaum und die niedern Thäler alle fruchtbaren Theile der Insel sammeln. Doch findet man auf den mittlern Terrassen, die Wasser haben, vorzügliches Erdreich. Einen Fluß hat übrigens Bourbon gar nicht, und die Bäche und Quellen, die es tränken, führen nicht immer reichliches Wasser; der d'Abord ist darunter der beträchtlichste. Das Klima ist unvergleichlich schön, die Hitze wird durch die Seeluft merklich gemildert, aber die Orkane, die zu gewissen Zeiten an ihren Küsten wüthen, sind furchtbar, Erderschütterungen häufig. Die Produkte, die das Land hervorbringt, sind meistens exotisch: als Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kaffee, Gewürznelken, Muskatnüsse, Bataten, Kakao, Zucker, Pfeffer, Baumwolle und Indigo, so wie die europäischen Hausthiere; einheimisch waren vor Ankunft der Europäer blos Ebenholz, Palmen, Sago, Kampher, Agrumen; der Strand hat Schildkröten, Korallen, Seemuscheln und Ambra, das Meer wimmelt von Fischen und die Berge enthalten einige Mineralien, die man jedoch nicht benutzt. Die Zahl der Einw. mag sich gegenwärtig wol auf 85,000 bis 90,000 Individuen belaufen; 1811 wurden 80,346 gezählt, worunter 16,400 Weiße von französischer Sprache und Abkunft und katholischer Religion, 3496 freie Farbige und 60,450 Negersklaven; der milde Himmelsstrich, die überflüssigen Lebensmittel, ihr ruhiger Genuß und die kostbaren Handelsgegenstände, die die Insel hervorbringt, machen, daß ihre Zahl sich schnell vermehrt. Die Nahrungszweige beruhen auf Acker- und Plantagenbau; der Kaffeebau bildet den Hauptgegenstand des Plantagenbaues; in jedem Viertel trifft man eigen dazu angewiesene Flecken. Aber diese Staude hat hier zwei gefährliche Feinde: die Ameise und die Schnecke, die man bis jetzt umsonst zu vertilgen versucht hat. Die Kultur der Gewürznelke steht wegen ihres Umfangs der des Kaffee am nächsten, ist aber sehr prekär, und man hat Jahre gehabt, wo 300,000, andre, wo kaum 1000 Pfd. geerntet worden sind; das Produkt ist auch lange so gut nicht, als das, was der mütterliche Boden erzeugt. Baumwolle war vormals das Hauptprodukt, doch die häufige Dürre und die durch Insekten angerichteten Verheerungen der Pflanze haben ihren Anbau mehr eingeschränkt. Der Muskatennußbaum ist völlig ausgeartet, und die Nüsse, die man hier gewinnt, haben das Aroma der ostindischen bei weitem nicht; noch weniger der Zimmt, dessen Rinde nur wenigen Geschmack hat, und der Pfeffer. Weizen und Mais werden zur Ausfuhr und Konsumtion, Kassave und Yams für die Sklaven gebauet. Die Gärten sind mit Orangen, Bananen, Pisang, Kokospalmen, Granatäpfeln, Ananas, Melonen und Himbeeren angefüllt; der Wiesen und Weiden aber so wenige, daß man nur einiges Hornvieh und Ziegen halten kann, den Fleischbedarf aber fast ganz aus Madagascar beziehen muß. Dafür entschädigen die Fische und Schalthiere, wovon das Meer wimmelt, einigermaßen. Im Durchschnitte erntet man jährlich 185,000 Ctr. Weizen, wovon etwa ⅓ auf der Insel verbraucht, das übrige ausgeführt wird, 25,000 Ctr. Mais, 2000 Ctr. Erbsen oder Kalawansos, und 2800 Ctr. Kartoffeln, die zur Konsumtion dienen, und 73,200 Ctr. Kaffee, 1800 Ctr. Gewürznelken, 30 Ctr. Muskatennüsse und 2400 Ctr. Baumwolle, wovon fast alles in das Ausland geht. Was der Insel fehlt, ist vorzüglich ein guter Hafen; sie hat blos zwei gegen die Wuth der Winde und Orkane schlecht geschützte Rheden, und daher nur eine unbedeutende eigene Schiffahrt; der Überfluß ihrer Erzeugnisse geht größtentheils nach Frankreich, woher sie auch ihren Bedarf an Manufakten, Eisen, Salz, Ölen und Weinen empfängt. Doch steht sie jetzt im unmittelbaren Verkehr mit Madagascar, Mauritius, welches sonst den größten Theil ihres Weizens nahm, und mit einigen ostindischen Häfen. Sie ist in 9 Kirchspiele getheilt; St. Denis ihre Hauptstadt, hier und zu Port S. Paul die beiden Rheden. An der Spitze des Gouvernements, dem auch die Niederlassung auf Madagascar untergeordnet ist, steht der Gouverneur, der zugleich Kommandant der Truppen ist, und eine nach französischem Vorbilde eingerichtete Verwaltungskommission unter sich hat; die Gerichte bestehen aus 1 königl. Gerichtshofe, 1 Tribunal der ersten Instanz und so vielen Friedensgerichten, als es Kirchspiele gibt. Die Einkünfte werden auf 260,000 Gulden, nach Bory St. Vincent auf 230,000 Piaster geschätzt; sie fließen aus dem Kopfgelde der Neger, aus dem Enregistrement, aus Auflagen auf Luxusartikel und Arak, und aus den Zöllen. Das Militär bestand 1811 aus 4193 M., worunter 576 Linientruppen, jetzt das Bat. Bourbon, 417 Kreolenschützen, 900 Bürgergarden und 2300 kreolische Milizen (**an account of the conquest of the island of Bourbon etc., by an Officer. Lond. 1811. 8.** Prior's Reise in das indische Meer nach der Weim. Übers. 1819, und der **Alm. roy. 1821**). (*Hassel.*)

BOURBON (Karl III. Herzog von), Connetable von Frankreich, war am 27. Februar 1489 geboren, der zweite Sohn Gilbert's von Bourbon, Grafen von Montpensier, Vicekönigs von Neapel (gestorben zu Puzzuolo den 5. Okt. 1496), und Clara's von Gonzaga. Sein Großvater war Ludwig der gute, Graf zu Montpensier, Clermont und Sancerre (gest. um 1482), sein Ältervater Johann der erste, Herzog von Bourbon, ein Nachkomme Königs Ludwigs des Heiligen, der 1415 in der Schlacht von Azincourt gefangen, in England 1434 starb und durch seine beiden Söhne Karl den ersten und Ludwig die beiden Linien der Herzoge von Bourbon und der Grafen von Montpensier stiftete. Als zweiter Sohn der jüngern Linie hatte Karl, der nachherige Connetable, in seiner frühern Jugend wenig Aussichten auf Macht und Größe. Diese erweiterten sich jedoch, als sein älterer Bruder Ludwig, Graf von Montpensier, im Jahr 1501 auf dem Zuge der Franzosen gegen Neapel starb. Außer dem väterlichen Erbe durfte er jetzt auch, vermöge des

salischen Gesetzes, welches, wie bekant, das weibliche Geschlecht von der Erbfolge ausschließt, auf das reiche Besitzthum der Hauptlinie rechnen; denn der damalige Herzog von Bourbon, Peter der zweite, ein Sohn Karls des Ersten und Enkel Johanns des Ersten (s. oben) hatte von seiner Gemalin Anna, Tochter Königs Ludwig XI. von Frankreich [1]) nur eine Tochter, Susanna, am Leben behalten, welche überdies von der Natur vernachlässigt und kränklich war. Um so größer aber war die Liebe des Vaters zu ihr und er bewirkte es bei dem Könige Ludwig XII., der, selbst ohne männliche Erben, den Schmerz des Vaters zu würdigen wußte, daß mit Beseitigung der bestehenden Familienverträge und vermittelst eines Patents, seine Tochter zur Erbin der Herzogthümer Bourbon und Auvergne, so wie der Grafschaft Clermont erklärt wurde, ein ungerechtes Gesetz, dessen Registrirung auch das Parlement anfangs verweigerte. Zugleich versprach Peter den Herzog von Alençon, zweiten Prinzen von Geblüt, zum Eidam anzunehmen. So schien für Karl von Montpensier, der noch allzujung war, um seine Rechte zu behaupten, jede Hoffnung verschwunden. Er war indeß, nach damaliger Sitte, von Kindheit an mit größter Sorgfalt zum Krieger gebildet worden. Frühzeitig kündigte sich in ihm der einstige Held an, und dies blieb nicht unbemerkt, als er seine Verwandten, die herzogl. bourbonische Familie, auf ihrem prächtigen Lustschlosse la Chaussiere in der Nähe ihrer Hauptstadt Moulins besuchte. Bald darauf starb Peter von Bourbon am 10. Oct. 1503, und nun machte seine Witwe, Anna von Frankreich, Schwierigkeiten, das dem Herzog von Alençon von ihrem Manne gegebene Wort zu erfüllen [2]). Müde des Verzugs ließ er sich zuletzt mit der für diesen Fall festgesetzten Summe von 100,000 Franken abfinden; bald darauf machte Karl von Montpensier vor dem obersten Gerichtshofe seine Rechte geltend, ohne daß Anna sich irgend widersetzte, die Bourbonische Erbschaft wurde ihm zugesprochen und um alle Streitigkeiten zu beseitigen, heirathete er die Prinzessin Susanne. Die Folge wird zeigen, daß ungeachtet des Anscheins gänzlicher Ausgleichung, diese Erbschaft dennoch sein Unglück herbeiführte. Er war jetzt durch dieselbe der reichste Fürst in Frankreich geworden, selbst den König nicht ausgeschlossen, der nach Abzug der Kosten für den Hofstat und die Truppen, weniger übrig behielt. Zu Moulins, der Hauptstadt des Herzogthums Bourbon, umgab er sich mit einem bisher nicht erblickten Glanze und versammelte um sich die Vornehmen des Landes. Auch machte er in Begleitung seiner Schwiegermutter eine Reise in die entferntern Theile seines Erbes und gewann sich durch seinen edeln Anstand, seine Freundlichkeit und Milde die Herzen. Einige Jahre waren so auf die angenehmste Weise verschwunden, als Ludwig XII. im Jahr 1507 einen Kriegszug gegen Genua machte. Karl von Bourbon begleitete ihn und legte in diesem glücklichen Feldzuge den Grund zu seinem nachherigen Ruhme. Er übertraf alle andere Großen an Wißbegierde und an Eifer sich auszuzeichnen. La Tremouille, la Palisse, Bayard und andere ausgezeichnete Feldherrn wurden seine Freunde und Lehrer in der Kriegskunst. Im Jahr 1509 zog er mit dem Heer des Königs gegen die Venetianer und entschied durch seine Tapferkeit großentheils den Sieg bei Agnadello (14. Mai). Das ganze Heer erkannte sein Verdienst, aber Ludwig XII., der seinen Neffen, den Herzog von Nemours, Gaston de Foix, lieber verherrlicht gesehen hätte, bewies ihm Kälte. Er blieb sogar einige Jahre vom Kriegsschauplatz entfernt, während die Franzosen unter den Marschällen von Chaumont und Trivulze, und später unter Gaston de Foix den Kampf gegen die Venetianer und den Papst Julius II. fortsetzten (1510—1512). Erst im Jahr 1512, nachdem Gaston bei Ravenna gefallen war, entschloß sich der König, ihn gegen die Spanier zu senden, welche das mit Frankreich verbündete Königreich Navarra erobert hatten. Als Prinz von Geblüt wollte er nicht unter dem Herzog von Longueville, dem Gouverneur des Landes, dienen und der König war, um den Streit zu endigen, genöthigt, seinem Thronerben, dem damals 18jährigen Grafen von Angouleme, nachherigem König Franz I. den Oberbefehl zu übertragen. Karl von Bourbon diente unter ihm und war derjenige, welcher in diesem unglücklichen Feldzuge die meiste Ehre erwarb. Der König gab ihm hierauf das Gouvernement von Languedoc. Den Oberbefehl für den nächsten Feldzug in Italien (1513) lehnte er ab, weil er die dazu bestimmte Armee nicht stark genug hielt, und der unglückliche Ausgang der Unternehmungen des Marschalls von Tremouille rechtfertigte seine Weigerung; Frankreich sah sich bald darauf von England, dem Kaiser und den Schweizern angegriffen. Es kam darauf an, das Herzogthum Burgund (Bourgogne) gegen die letztern zu vertheidigen. Karl von Bourbon wurde dahin gesandt, und la Tremouille, der vorher hier befehligte, unterwarf sich ihm ohne Murren. Karls Erscheinen begeisterte Alles, Hohe und Niedere, wetteiferten seine Befehle zu erfüllen und nach wenig Monaten war die offene, von einem vorhergegangenen Einfall der Feinde noch bestürzte Provinz im wehrhaften Zustande. Ludwig XII., der in den letzten Zeiten Karls Verdienst ganz erkant hatte, starb am 1sten Januar 1515, und der junge feurige Herzog von Angouleme bestieg als Franz I. den Thron. Eine seiner ersten Handlungen war, den jetzt 26jährigen Karl von Bourbon zum Connetable von Frankreich zu erheben. Wenn, wie man glaubt, der König schon damals keine persönliche Neigung für ihn empfand, so huldigte er durch diese Erhebung großsinnig dem Verdienst. Karl begleitete den König zur Salbung nach Rheims und widmete sich dann eifrig seinem Beruf; er bemühte sich im Verein mit la Tremouille, Bayard, Chabannes (vorher la Palisse), Ludwig d'Ars und andern Heerführern, den kriegerischen Geist der Nation herzustellen und zu erhöhen. Seine Reglements sind noch vorhanden, und durch Klarheit und Bestimtheit ausgezeichnet. Er hielt mit Strenge auf deren

---

1) Bekant unter dem Namen Anna von Frankreich und hiedurch zu unterscheiden von der gleichzeitigen Anna von Bretagne, welche nach einander Gemalin zweier Könige von Frankreich, Karl VIII. und Ludwigs XII. war.

2) Karl von Alençon stand allerdings dem nachherigen Connetable von Bourbon weit nach. Er heirathete in der Folge Margarethen von Valois, Schwester Königs Franz des Ersten und starb vor Kummer über den durch ihn herbeigeführten Verlust der Schlacht bei Pavia, am 21. April 1525.

Besoldung und wurde von seinen Soldaten bald mehr als der Feind gefürchtet. Franz I. zog 1515 mit 60,000 Mann, von acht verwandten Prinzen, vier Marschällen und dem ganzen Adel Frankreichs begleitet, nach Italien, um Mailand dem Maximilian Sforza zu entreißen, der den Kaiser, den König von Spanien, den Papst und die Schweizer zu Bundesgenossen hatte. Der Connetable führte den Vortrab. Die Alpenpässe waren von den Schweizern besetzt, die Franzosen bahnten sich daher einen neuen Weg durch das Thal Barzelonetta und erschienen so unerwartet in Italien, daß der spanische General Prosper Colonna zu Villa franca an der Mittagstafel aufgehoben wurde. Franz I., welcher die bisher unbesiegten Schweizer fürchtete, suchte sie durch Unterhandlungen und Geldsummen zu entfernen, und sein Zweck schien eben erreicht, als Matthias Schreiner, päpstlicher Legat, Kardinal und Bischof von Sitten, ein unversöhnlicher Feind der Franzosen, seine Landsleute durch die Macht seiner Beredsamkeit umstimmte, und sie zu einem plötzlichen Angriff des französischen Lagers bei Marignano bewog. Der Connetable voll Mistrauen gegen die Schweitzer, hatte ungeachtet des friedlichen Anscheins, keine Maßregel der Vorsicht und Wachsamkeit unterlassen. Die Anrückenden fanden ihre Gegner zum Kampfe bereit (13. Sept.) Die Schlacht begann und ward mit größter Hartnäckigkeit fortgeführt. Ein Theil des französischen Fußvolks wurde geschlagen und das Geschütz der Franzosen abwechselnd genommen und wieder erobert. Der Connetable hieb mit der Cavallerie ein, wurde umringt, vom Pferde gestürzt, und nur durch zwölf seiner ritterlichen Freunde und Vasallen, welche einen Wall um ihn bildeten, gerettet. Sein jüngster und jetzt einziger Bruder, der Herzog von Chatelleraut, ward getödtet. Man kämpfte bis in die Nacht und ruhte endlich aus Ermattung, ohne von beiden Seiten das Schlachtfeld zu verlassen. Am folgenden Morgen begann der Kampf mit neuer Heftigkeit. Auch jetzt erlitten die Franzosen große Unfälle. Die sogenannten schwarzen Banden (teutsche Hilfsvölker mit schwarzen Fahnen) auf dem rechten Flügel, und der linke Flügel wurden geschlagen. Dort stellte der Connetable mit seiner Gensd'armerie und hier der venetianische Feldherr Alviano die Schlacht wieder her. Franz I. stritt siegreich im Mitteltreffen. Die Schweizer sahen sich endlich überwunden, aber von einem doppelt stärkern Feinde, der sie auf ihrem Rückzuge nicht zu verfolgen wagte. Indeß war der Ruf ihrer Unbesiegbarkeit dahin. Franz I. empfing den Ritterschlag durch Bayard, den Ritter sonder Furcht und Tadel, und Bourbon wurde für Frankreichs größten Feldherrn anerkant. Doch war er keiner von denen, die alles mit den Waffen allein erzwingen wollen. Das feste Schloß von Mailand brachte er durch Bestechung des Commandanten, Johann von Gonzaga, in seine Gewalt. Die Stadt wurde, obwol das Heer für einige vor der Schlacht treulos ermordete Soldaten gewaltthätige Rache foderte, nur an Geld gestraft, denn der Connetable wollte selbst durch eine anscheinend gerechte Veranlassung die Disciplin nicht erschüttern lassen. Der König hielt seinen triumphirenden Einzug, besprach sich zu Bologna mit dem Papst und ging nach Frankreich zurück (Jan. 1516), der Connetable blieb mit 7 oder 8000 Mann als Generallieutenant zu Mailand. In diesem Posten beförderte er aus allen Kräften die Wiederaufnahme der durch zwanzigjährige Kriege und Umwälzungen erschöpften Lombardei; sein Palast stand jedem Unterthan zu jeder Zeit offen. Noch lange aber war dem unglücklichen Lande keine Ruhe beschieden. Kaiser Maximilian I. rückte mit einer starken Macht zur Wiedereroberung desselben heran. Der Connetable war in großer Verlegenheit, weil die Schweizer, auf deren Hilfe er sich am meisten verlassen mußte, nicht erschienen. An der Spitze des venetianischen Heeres wußte er den Kaiser so lange zu beschäftigen, bis die Festungswerke von Mailand hergestellt und die Magazine gefüllt waren. Jetzt langte ein Theil der Schweizer an, aber sie wollten nicht gegen ihre Landsleute im Dienst des Kaisers fechten und der Connetable mußte sie zuletzt entlassen. Die Gefahr für Mailand wurde dringend, der Kaiser foderte die Stadt drohend zur Übergabe auf. Zum Glück für Bourbon wurden eben jetzt die unbezahlten Schweizer im Dienst des Kaisers schwierig, der Kaiser entwich heimlich aus dem Lager und bald löste sich der größte Theil des verlassenen Heeres auf. Mailand war gerettet und der Connetable hatte den Ruhm, eine neue Besitzung behauptet zu haben, welche die Franzosen noch gegen keinen Angriff zu vertheidigen vermocht hatten. Schon dachte Karl von Bourbon an die oft versuchte Eroberung Neapels, als der König ihn unerwartet zurückrief und seinen bisherigen Unterfeldherrn (Lieutenant) Lautrec an seine Stelle setzte. Daß die Niederlegung dieses Postens nicht, wie viele französische Schriftsteller behaupten, freiwillig, sondern gezwungen geschah, bezeugt Bourbon's Secretär und Biograph Morillac. Diese Zurückberufung leitet die letzte und merkwürdigste Epoche in Bourbons Leben ein und es ist hier Zeit, eines Verhältnisses zu erwähnen, welches lange schon auf sein Schicksal eingewirkt hatte. Die verwitwete Herzogin von Angouleme, Luise von Savoyen, Mutter Königs Franz I., damals (1516) etwa 40 Jahr alt und dreizehn Jahr älter als der Connetable, aber mit noch wohlerhaltenen Reizen, üppig, herrschsüchtig, listig und von großem Einfluß auf den König ihren Sohn, hegte für jenen eine Leidenschaft, welche er nicht erwiedern mochte. Um dies Verhältniß noch schwieriger zu machen, war Luise, nach der Gemalin des Connetable, die nächste Erbin der Güter des Bourbon'schen Hauptstammes, sobald nach Ludwig XII. früherer Festsetzung die weibliche Erbfolge in diesem Hause für giltig erkant wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog, um ihre Neigung zu seinem Vortheil zu benutzen, eine Zeitlang günstige Gesinnungen für sie geheuchelt hat. Ihr Einfluß auf den König und nicht Bourbons Kriegerthaten allein, hatten ihm den Rang des Connetable verschafft, und jetzt hatte sie auf seine Zurückberufung hingearbeitet, um ihn zu gleicher Zeit wiederzusehn und ihm ihre Macht fühlen zu lassen, vielleicht ihn dadurch ihren Wünschen geneigt zu machen. Der Stolz des Connetable vereitelte diese Erwartung. Ohne sich am Hofe des Königs zu verweilen, eilte er nach Moulins zu seiner Familie. Nun ging die Königin mit ihrer Partei, wozu besonders der Kanzler du Prat, einer der schlechtesten Menschen, der Admiral Bonnivet und der Marschall von Chatillon, ein Neider Bourbons, gehörten, weiter. Der

Connetable hatte zur Rettung Mailands aus seinem eignen Vermögen große Summen hergeschossen. Man verweigerte ihm die Rückzahlung und nahm ihm zugleich, angeblich wegen gänzlicher Erschöpfung der Statskassen, die bedeutenden Gehalte, die er von seinen Würden und Ämtern bezog[3]). Der Herzog beobachtete ein stolzes Schweigen, nur seine Schwiegermutter, Anna von Frankreich, führte über diese Ungerechtigkeit laute Beschwerden, so daß man sie mit Zusagen beruhigte, die nicht gehalten wurden. Als der Herzog von seiner schwächlichen Gemalin einen Sohn erhielt, bat er den König zum Taufzeugen und bewirthete ihn zu Moulins länger als vierzehn Tage mit solcher Pracht, daß der König zuletzt seine Eifersucht nicht verbergen konnte. Des Herzogs Freude über seinen Leben war nicht von Dauer; sowol dieser erste Sohn, Franz genant, als die Zwillinge, welche ihm seine Gemalin noch gebar, welkten schnell dahin, und die tief gebeugte Mutter folgte ihnen bald nach, zu Chatelleraut am 28. April 1521, nachdem sie ihren Gemal in einem Testamente nochmals zum Erben ihrer väterlichen Güter erklärt hatte. Obwol es bei dem gegründeten Recht des Connetable dieser Erklärung nicht einmal bedurfte, so wurde seine Lage durch diesen Todesfall doch sehr mißlich, denn die Mutter des Königs hatte nun freie Hand, ihre Ansprüche geltend zu machen, und so wenig sie auch das Recht für sich hatte, so gefährlich war sie durch ihre Stellung als erste Frau des Königreichs. Durch eine Heirath mit ihr hätte Bourbon den Sturm beschwören können, diese Wendung der Sache wurde ohne Zweifel von Luisen sehnlich gewünscht, und man glaubt allgemein, daß von ihrer Seite darauf hindeutende Schritte geschahen, obwol die Schriftsteller in der Angabe der Umstände nicht übereinstimmen[4]). Allein der Connetable, dessen Charakter nichts weniger, als eine Zurücksetzung ertrug, war durch die erlittenen Kränkungen zu gereizt, um auch nur eine schonende Rücksicht zu nehmen und wies die Annäherung mit Verachtung von sich. Abneigung gegen eine zweite Ehe lag hiebei nicht zum Grunde, denn er bewarb sich zu gleicher Zeit um die Hand der Prinzessin Renata, zweiten Tochter Ludwigs XII. von Anna von Bretagne, deren ältere Schwester Claudia mit Franz I. vermählt war. Die Folgen seiner Weigerung waren, wie sie bei einem Weibe von gewöhnlicher Art seyn mußten. Ein förmlicher Prozeß wegen der bourbonischen Erbschaft wurde am 11. August 1521 bei dem Parlement gegen den Herzog eingeleitet. Der König und seine Mutter auf der einen, der Herzog und seine Schwiegermutter auf der andern Seite, erschienen selbst vor den Schranken. Letztere zog durch die Standhaftigkeit, womit sie die Rechte ihres Schwiegersohnes vertheidigte, aller Augen auf sich. Als Tochter Königs Ludwig XI. war sie durch das salische Gesetz von dem französischen Throne ausgeschlossen worden, um so mehr wollte sie dieses Gesetz, jetzt da es zum Besten ihres Eidams sprach, aufrecht erhalten wissen. Der ganze Prozeß war von der höchsten Wichtigkeit, denn es handelte sich um den Besitz von drei Herzogthümern, Bourbon, Auvergne und Chatelleraut, und noch eine Menge größerer und kleinerer Besitzungen. Auch war die Theilnahme durch ganz Frankreich allgemein und die Namen der Sachwalter sind auf die Nachwelt gekommen, so schlecht es um die gerichtliche Beredsamkeit überhaupt und wol auch um die ihrige bestellt war. Für die Herzogin sprach Poyet, für den Connetable Montholon, beide gelangten in der Folge zu hohen Statsämtern. Der Generaladvocat Lizet trat zwischen beide mit der Behauptung, daß der König allein der wahre Erbe des Hauses Bourbon sey. Dies war so ziemlich im Sinne der Herzogin von Angouleme, der es nicht sowol um den Besitz der Güter, als darum zu thun war, daß sie dem Connetable genommen würden. Das Parlement gerieth hier, wo die ersten Personen des Stats und der König selbst Partei nahmen, in eine sehr kritische Lage und es scheint nicht, daß das Pflichtgefühl über die äußern Einflüsse gesiegt habe. Die zahlreichen Besitzungen des Hauses Bourbon waren nicht alle unter gleichen Verhältnissen und zu einer Zeit erworben worden, und wurden daher auch einzeln in Anspruch genommen. Die Grafschaft la Marche und die Herrschaft Montaige, welche Ludwig XI. als Raub von dem unglücklichen Herzog von Nemours an sich gerissen und seinem Schwiegersohn, Peter von Bourbon, geschenkt hatte, wurden sogleich dem Könige zuerkant, die andern Bourbon'schen Länder aber vorläufig mit Sequester belegt. Anna von Frankreich, die Schwiegermutter des Connetable, starb aus Schmerz über den Tod ihrer Tochter, ihrer Enkel und diesen neuen Unfall am 14. Nov. 1522, und in der Sele des Connetable selbst wurde durch dieses Übermaß von Unrecht ein entscheidender Entschluß zur Reife gebracht. Er hatte im J. 1521, wo die Eifersucht zwischen Franz I. und Karl, dem neu erwählten teutschen Kaiser, die Kriegsflamme heftiger denn je entzündete, zum letzten Male für Frankreich gekämpft. Noch voll Schmerz über den Tod der Seinigen warb er damals in seinem ausgedehnten Gebiet 6000 Mann zu Fuß und 800 Lanzen und führte sie zum französischen Heer in den Niederlanden. Hier wartete seiner eine neue Kränkung; der König entzog ihm die Anführung der Vorhut, die ihm als Connetable gehörte, und gab sie dem Herzog von Alençon. Nur mit Mühe konnten ihn seine Vertrauten bewegen, beim Heer zu bleiben und oft wiederholte er in seinem Unmuth die Worte, welche einst ein Edelmann auf die Frage, ob Etwas seine Treue zu erschüttern vermöge, zur Antwort gegeben hatte: „Nicht drei Königreiche, wol aber eine Beschimpfung." Die Eroberung von Bouchain und Hesdin in diesem wenig glücklichen Feldzuge war der letzte Dienst, den er Frankreich leistete, denn im folgenden Jahre 1522 blieb er in der Zurückgezogenheit zu Moulins, ohne Antheil am Kriege, der besonders in Italien für die Franzosen unglücklich geführt wurde. Die Nachricht von der Unterdrückung des Connetable hatte die besondere Aufmerksamkeit Karls V. erregt. Durch eine niederländische Gräfin von Roeux, eine Freundin des Herzogs, erfuhr er zuerst, daß derselbe zum Abfall reif sey. Er schickte den Sohn dieser Gräfin, einen Herrn von Beauvain, als Unter-

3) Als Connetable 24,000 Livres, als Chambrier von Frankreich 14,000, als Gouverneur von Languedoc eben so viel, nach Pasquier's Recherches sur la France.
4) Nach einigen nicht allzu wahrscheinlichen Berichten hat der König selbst seine Mutter dem Connetable angetragen.

händler an ihn ab und dieser brachte ein heimliches Bündniß*) zwischen dem Herzog und den beiden Gegnern Frankreichs, Karl V. und Heinrich VIII. von England zu Stande (1523), welches die gänzliche Vernichtung und Theilung der französischen Monarchie bezweckte. Karl V. versprach dem Herzog seine Schwester Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, mit einer Mitgift von 200,000 Thalern und 20,000 Thalern jährlicher Renten zur Ehe und erklärte sie für die Erbin seiner Länder, wenn er und sein Bruder, der nachmalige Kaiser Ferdinand, ohne männliche Erben bleiben sollten. Dagegen vermachte der Herzog ihr seine Herrschaft Beaujolais von 20,000 Thaler jährlichem Ertrag zum Witwensitz. Karl sollte von den Pyrenäen her und Heinrich VIII. in der Picardie zu gleicher Zeit angreifen und der Connetable mit 6000 Mann im Innern Frankreichs ihre Unternehmungen unterstützen. Die Ausführung dieses Plans sollte geschehen, wenn Franz I., der sich eben damals zur Wiedereroberung Mailands anschickte, mit dem französischen Heer jenseit der Alpen seyn würde. Da Franz I., um seine Siege nicht mit dem Connetable zu theilen, eben damals ihn als Generallieutenant des Königreichs zurückzulassen beabsichtigte, so schien der Untergang Frankreichs sicher. Indeß erhielt der König noch zu rechter Zeit Winke über diese geheimen Anschläge und beschloß nun, den Herzog mit nach Italien zu nehmen. Er besuchte ihn auch zu Moulins, wo er sich krank befand, und theilte ihm die laufenden Gerüchte mit, der Herzog aber wußte durch anscheinende Offenheit und Versicherungen seiner Treue den König zu beruhigen, so daß dieser, gegen den Rath seiner Minister, ihn in Freiheit ließ. Er versprach, sich bei dem Heer des Königs einzustellen, so bald es seine Gesundheit gestattete. Wirklich brach er auch nach Lyon auf, wo Franz I., der klüglich den Zug nach Italien bis nach seiner Ankunft verschob, ihn erwartete, unterwegs aber wußte er den vom Könige als Aufseher bei ihm angestellten Herrn von Warty zu hintergehen und entfloh nach Chantelle, einer Festung an den Gränzen von Bourbonnais und Auvergne, wo er Anstalten zur Vertheidigung machte. Der König, der an seinem Verrath nicht länger zweifeln konnte, gab dem Marschall von Chabannes und dem Bastard von Savoyen Befehl, ihn mit 4 Kompagnien Gensd'armerie aufzusuchen und todt oder lebendig herbeizuschaffen. Klüglich ergriff der Herzog den Ausweg, sich nicht in der Mitte von Frankreich einschließen zu lassen, er entfernte sich von Chantelle in Begleitung eines gewissen Pomperant, der, von Franz I. verfolgt, ihm gänzlich ergeben war, und entkam unter großen Gefahren durch die Gebirge von Auvergne, Gevaudan und Dauphiné, über den Rhone nach St. Claude in der damals spanischen Franche Comté. Außer dem Leben hatte er nur einige Kostbarkeiten gerettet und einigen seiner Leute gelang es, ihn zu erreichen. Seine Besitzungen waren verloren und er brachte seinen Bundesgenossen keinen andern Beistand, als den seiner Person. Aber diese war wichtig genug, um in Franz I. die bängsten Besorgnisse und schmerzliche Bereuung seines Verfahrens zu wecken. Er schickte einen Abgeordneten, Imbaut, an den seinen Nachstellungen entgangenen Herzog, der ihn durch das Versprechen angenblicklicher Zurückgabe aller seiner Besitzungen, voller Befriedigung aller Foderungen und der Amnestie für alle Mitverschwornen zur Rückkehr bewegen sollte, aber jenem erlaubte sein Mistrauen nicht, das Anerbieten zu benutzen. Der Gesandte foderte hierauf das Connetable-Schwert und den St. Michaelisorden zurück. Jenes, erwiederte der Herzog, hat mir der König auf dem Marsche nach Valenciennes (wo Alençon die Vorhut führte) genommen; diesen wird man unter meinem Kopfkissen zu Chantelle finden. Franz I. that sein Möglichstes, um den Folgen einer Verschwörung, deren Umfang er noch nicht kannte, vorzubeugen. Um nöthigenfalls in der Nähe zu seyn, entsagte er dem Vorsatz, selbst nach Italien zu gehen und überließ dem Admiral Bonnivet, einem Günstling seiner Mutter, den Oberbefehl über das Heer, wobei ihn der tapfere Bayard unterstützen sollte. Er besetzte alle dem Connetable angehörende feste Plätze, und ließ alle Edle, auf welche einiger Verdacht des Einverständnisses fiel, gefangen nehmen. Der Graf von St. Vallier, ein Vertrauter Bourbons und Mitwissender seines Plans, von dessen Ausführung er jedoch abgerathen hatte, wurde zum Tode verurtheilt. So gelang es, diesen Abfall wenigstens für die innern Verhältnisse Frankreichs unschädlich zu machen, so nachtheilig er auch, wie die Folge zeigen wird, von außen her auf das Reich wirkte. Der Herzog hatte sich von Besançon in der Franche Comté, durch einen Theil Teutschlands, über Mantua und Piacenza, zum Kaiser nach Genua begeben. Da der Ausgang seiner Verschwörung den Erwartungen des Kaisers so wenig gemäß war, so unterblieb vorerst die genaue Erfüllung des Tractats und insbesondere die Heirath Bourbons mit der Königin von Portugal; übrigens wußte der Kaiser sein Misvergnügen zu verbergen und er machte den Herzog vorläufig zu seinem Generallieutenant in Italien. Neben ihm befehligte Lannoi, der Vicekönig von Neapel, das kaiserliche Heer. Bonnivet, welcher am Ende des Jahrs 1523 durch seine Übermacht einen Theil des mailändischen Gebiets erobert hatte, mußte im Frühling des folgenden Jahrs 1524 vor Bourbon nach Frankreich zurückweichen. Auf diesem Rückzuge fiel der tapfere Bayard tödtlich verwundet in die Hände seiner Feinde, der noch sterbend dem Connetable seinen Abfall zu Gewissen führte. (S. den Art. Bayard.) Nach der Vertreibung der Franzosen aus Italien dachte man nun von Neuem ernstlich darauf, Franz I. in seinem Lande anzugreifen. Auch die Theilungsplane wurden erneuert und zwar sollte der Connetable mit seinen frühern Besitzungen die Provence und Dauphiné unter dem Titel eines Königreichs vereinigen. Man rechnete noch immer auf den Beistand eines Theils von Frankreich selber, und in dieser Absicht wollte der Connetable nach Lyon vordringen, wo er in der Nähe seiner Freunde und Unterthanen gewesen wäre. Aber der Kaiser, der einen französischen Hafen zu besitzen wünschte, bestand auf der Belagerung von Marseille und Bourbon mußte gegen seine Überzeugung hierin nachgeben. Überdies blieb ein Theil des kaiserlichen Heeres unter Lannoi in Italien zurück und Bourbon rückte nur mit einer schwachen Macht von 16 bis 18,000 Mann in Frankreich ein

*) Welches, so viel man weiß, nicht schriftlich, sondern nur mündlich abgeschlossen wurde.

(Juni 1524), begleitet von dem kaiserlichen Feldherren, Marquis von Pescara, sonst bekant unter dem Namen Avalos (s. diesen Art.), der gerade nicht die freundlichsten Gesinnungen gegen ihn zeigte. Marseille wurde von dem Connetable mit gewohnter Tapferkeit und Ausdauer angegriffen, aber von der Besatzung und den Einwohnern selber auf das Rühmlichste und Entschlossenste vertheidigt. Franz I. gewann Zeit, unter den Mauern von Avignon ein starkes Heer zu versammeln, bei dessen Ausbruch der Connetable sich mit großem Verlust nach Italien zurückziehen mußte (Sept. 1524), ohne bei seinen Landsleuten Unterstützung oder einen Anhang gefunden zu haben. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, beschloß Franz I. von Neuem die Eroberung von Mailand und drang so rasch nach Italien vor, daß er mit der weichenden kaiserlichen Armee zugleich ankam. Karl von Bourbon, welcher sich mit dem zurückgebliebenen Lannoi vereinigt hatte, mußte Mailand den Franzosen überlassen; seine Armee setzte sich bei Lodi, der König aber, anstatt sie von dort zu vertreiben, belagerte auf den Rath Bonnivets die Stadt Pavia (Ende Oct.), welche von dem berühmten Feldherrn Anton de Leva heldenmüthig vertheidigt wurde. Auf die Gewißheit, daß die Stadt sich lange halten werde, baute der Connetable seinen Plan, die Lombardei zu retten. Er begab sich verkleidet nach Turin, wo er von dem Herzog Karl von Savoyen mit baarem Gelde und Kostbarkeiten unterstützt wurde und eilte sodann nach Teutschland, um Truppen anzuwerben. Ein gleiches that der tapfere teutsche Feldherr, Georg von Frundsberg, der zu diesem Zweck seine Herrschaft Mindelheim versetzte. Binnen weniger als drei Monaten kehrte Bourbon an der Spitze von 13,000 Kriegern nach Italien zurück. Pavia vertheidigte sich noch immer, bedurfte aber schleuniger Hilfe. Die kaiserliche Armee war jetzt 22,000 Mann stark, theils ausgeruhte, theils ganz frische Truppen. Das französische Heer, durch den Feldzug, den harten Winter und mehre abgeschickte Haufen geschwächt, war nicht viel zahlreicher und abgemattet. Nach längern Vorbereitungen griff das kaiserliche Heer — Teutsche, Italiäner und Spanier unter Bourbon, Lannoi und Pescara — unterstützt von der Besatzung Pavia's unter Anton de Leva, am 24. Februar 1525 das feste Lager der Franzosen an und errang einen fast beispiellosen Sieg. In dieser Schlacht wurden **zwei** Könige (Franz I. und Heinrich von Navarra) gefangen genommen und drei Marschälle Frankreichs, Chabannes, la Tremouille und Lautrec[6]) verloren, nebst dem Oberfeldherrn Bonnivet und einer Menge der tapfersten Anführer, wie Ludwig d'Ars, Clermont d'Amboise, der Bastard von Savoyen u. a. das Leben. Von dem französischen Heere entkamen kaum einige Tausende, und von den Anführern fast nur Franz von Alencon (s. die Note 2.). Pescara, de Leva und der Marquis von Guat hatten zu diesem Siege viel beigetragen. Der Connetable hatte an der Spitze der teutschen Truppen dem Gefecht den letzten Ausschlag gegeben. Sein Begleiter Pomperant erkannte Franz I., welcher umringt und verwundet, sich zu Fuß mit Mühe gegen die Wuth einiger spanischen Soldaten vertheidigte, und rettete sein Leben. Doch wollte sich Franz I. nicht dem Connetable ergeben und der Vicekönig Lannoi empfing kniend seinen Degen. Bourbon sahe dem Schauspiel in bescheidener Entfernung zu, und wurde noch an diesem Abend dem Könige vorgestellt, der ihn, den Umständen gemäß, mit gütiger Miene empfing. Die Lage der Dinge schien jetzt für ihn günstiger, als er sie je hätte erwarten können, und doch blieb er noch weit von der Wiederherstellung seines Glükkes entfernt. Obgleich Frankreich durch den Verlust seiner Armee wehrlos war, so dachten die kaiserlichen Feldherren doch nicht daran, es mit Gewalt zu nehmen, vielmehr hörten die Feindseligkeiten von beiden Seiten auf. Unter den Bedingungen, welche Karl V. dem gefangenen König vorlegte, war allerdings auch die, die Provence und Dauphiné an den Connetable abzutreten, um in Verein mit seinen frühern Besitzungen ein unabhängiges Königreich für ihn zu bilden, allein die Entschlossenheit, womit der König sich der Theilung seines Reiches widersetzte, machte, daß man von dieser Bedingung abließ. Im Verlauf der Unterhandlungen that der König, der nicht lange vorher durch den Tod seiner Gemalin Claudia Witwer geworden war, selbst den Vorschlag, die Königin Eleonore, Schwester des Kaisers, zu heirathen. Da Karl V. dies annehmlich fand, und auch Eleonore mehr Neigung für den König, als für seinen verbannten Unterthan blicken ließ, so mußte der Connetable, nach dem Wunsch und Antrag des Kaisers, dem Recht, welches er durch eine förmliche Verlobung mit der Königin erlangt hatte, entsagen. Zur Entschädigung dafür erhielt er vom Kaiser die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, welches der bisherige Herzog Franz Sforza wegen einer Verschwörung gegen den Kaiser verlieren sollte, und die Oberbefehlshaberstelle in Italien. Der Connetable hatte sich gegen Ende des J. 1525 nach Spanien begeben, um bei den Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem gefangenen König von Frankreich seinen Vortheil wahrzunehmen. Er wurde vom Kaiser mit besondern Ehrenbezeigungen empfangen; an den Großen seines Hofes aber fand der sich seines Werthes bewußte, unabhängige Mann Feinde und Widersacher. Zum Theil war es gewiß auch strenges Ehr- und Pflichtgefühl, was die Spanier so allgemein gegen ihn einnahm, und Gesinnungen solcher Art bewirkten die Antwort des Marquis von Villano an den Kaiser: „Alles Meinige ist zwar zu Ew. Maj. Diensten; aber wenn der Herzog in meinem Hause wohnen soll, so werde ich es wie einen angesteckten Ort verbrennen, so bald er es verlassen hat." Nicht ungern mochte daher der Herzog zu Anfang des J. 1526 nach Italien zurückkehren, wo seine Gegenwart dringend nöthig war. Ein Fürstenbund hatte sich daselbst gegen den Kaiser gebildet und ein starkes Heer von venetianischen und päpstlichen Truppen unter dem Herzog von Urbino rückte heran, um Mailand von den Kaiserlichen zu befreien. Die Mailänder selbst hatten das Joch der letztern abzuschütteln versucht, waren aber unterlegen. Ihr Herzog Franz Sforza wurde in der Citadelle von Mailand von Anton de Leva und dem Marquis von Guat, welche nach Pescara's frühem Tode das kaiserliche Heer befehligten, belagert, und die zügellosen unbezahlten Truppen übten in der unterjochten Stadt

6) Dieser letztere starb an seinen Wunden nach der Schlacht.

Monate lang alle Gräuel, welche sonst kürzere Zeit eine Erstürmung zu begleiten pflegen. Unter diesen Umständen war des Herzogs Landung zu Genua für das Heer wie für die Bürger von Mailand gleich erfreulich. Er erschien und versprach die Leiden der letztern, welche in Trauerkleidern vor ihm auftraten, und um Abhilfe oder einen schnellen Tod flehten, zu endigen, aber er vermochte selbst nicht die Wuth der ungezügelten Soldaten zu bezwingen und die Verzweiflung nahm in Mailand so überhand, daß der Selbstmord verboten werden mußte. Indessen trieb der Connetable den unkriegerischen Herzog von Urbino zurück, eroberte die Festung von Mailand, entließ den gefangenen Herzog und betrachtete sich nun als Gebieter der Lombardei. Doch war seine Lage mit einem schwachen aufgelösten Heer in einem erschöpften Lande, ohne Geld, ohne Vorräthe, zahlreichen Feinden gegenüber, beneidet und gehaßt von den kaiserlichen Generalen selbst, überaus mißlich. Er wendete sich an Frundsberg, der reich durch erbeutete Schätze in seiner Heimath lebte, und einen Sohn unter Bourbon's Truppen hatte. Dem alten versuchten Kriegsobersten war es leicht, eine starke Mannschaft in Teutschland zusammenzubringen; es bedurfte nur eines Thalers an Handgeld für Jeden. Frundsberg eilte, des Winters ungeachtet, nach Italien und Bourbon zog ihm nach Piacenza entgegen, nachdem er, um sein unruhiges, schwieriges Heer zu befriedigen, den Mailändern durch die Noth gezwungen, den letzten Rest ihrer Habe genommen hatte. Bald sah er sich mit Frundsberg an der Spitze von 20,000 Mann. Alles war an diesem zusammengebrachten Haufen verschieden, Sprache, Sitten, Religion; nur Bourbon's Ansehen und die Aussicht auf Beute hielt sie zusammen. Regelmäßigen Sold konnte der Feldherr nicht zahlen, aber reiche Beute verhieß er, und die rohen Scharen erklärten sich bereit, ihm bis in die Hölle zu folgen. Ende Februars 1527 brach er nach Rom auf, dem Ziel seiner Wünsche. Der Weg über die Eisbedeckten Apenninen war weit und schwierig; Unzufriedenheit bemächtigte sich von Neuem der unbezahlten Truppen. Im Bolognesischen empörten sich die Teutschen und leicht machten die Spanier gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Der Connetable mußte entfliehen, einer seiner Edelleute wurde ermordet und sein Zelt geplündert, so daß er nur sein Streitroß, eine Rüstung und einen Mantel behielt. Der Herzog von Ferrara, einziger Bundesgenoß des Kaisers in Italien, verschaffte ihm etwas Geld und es gelang ihm, nochmals die Soldaten zu befriedigen, mit denen er auf die vertraulichste Weise umging, jede Gefahr und jedes Elend theilend. Der Papst Clemens VII., erschreckt durch die Annäherung des furchtbaren Bourbon, hatte sich dadurch zu schützen gesucht, daß er mit dem Vicekönig Lannoi einen Waffenstillstand abschloß. Im Vertrauen auf denselben vernachlässigte er die Vertheidigungsmaßregeln, während der unaufhaltsame Bourbon Alles anwendete, um ihn sicher zu machen und Lannoi zu täuschen. Erst als es zu spät war und selbst der gegen Bourbon und sein Heer geschleuderte Bannstrahl den Vordringenden nicht aufhielt, erkannte der Papst seinen Irrthum. In wilder dringender Hast bereitete man sich zur Vertheidigung, als Bourbon am Abend des 5. Mai 1527 vor Rom erschien. Vom Mangel an Lebensmitteln bedrängt und von einem feindlichen Heere verfolgt, durfte er keine Zeit verlieren. Er suchte die allgemeine Bestürzung zu benutzen und ließ den Papst um den freien Durchzug nach Neapel ersuchen, aber dieser wurde verweigert, und das kaiserliche Lager gerieth in Wuth. Am 6. Mai in der Frühe begann Bourbon unter Begünstigung eines Nebels den Sturm. Eben im Begriff auf einer Leiter die Mauer zu ersteigen, wurde er durch einen Flintenschuß in den Graben zurückgestürzt[7]). Sterbend bat er den Hauptmann Jonas, ihn mit seinem Mantel zu bedecken, damit sein Tod verborgen bleibe[8]). Er wurde erst bekant, als die Verschanzungen überstiegen waren und verwandelte den Siegesrausch der Krieger in furchtbare Rachgier, worin Rom auf unmenschliche Weise verheert wurde. Als das kaiserliche Heer späterhin von Rom nach Neapel aufbrach, nahm es den Leichnam Bourbons, um ihn vor Mishandlungen des römischen Volks zu sichern, mit sich nach Gaeta, wo er in der Capelle der Festung beigesetzt wurde. Hier ist er in der Folge den Reisenden gezeigt worden. Karl V. ließ dem Connetable ein Denkmal errichten, welches aber nach der Tridentinischen Kirchenversamlung zerstört worden ist[9]). Bourbon starb, ohne sein Glück in Frankreich wieder aufgerichtet zu haben. Zwar war in dem Frieden zu Madrit zwischen Karl V. und Franz I. (14. Jan. 1526) festgesetzt worden, daß Franz sechs Wochen nach seiner Befreiung, den Connetable so wie alle Theilnehmer seines Aufstandes in alle ihre Besitzungen wieder einsetzen, sie für jeden durch die Beschlagnahme ihrer Güter entstandenen Nachtheil entschädigen, und die Verhafteten in Freiheit setzen solle, auch wurde dem Connetable sein Recht auf die Provence zu künftiger Entscheidung vorbehalten. Allein Franz erfüllte nach erhaltener Freiheit die Bedingungen des Friedens nicht, und es entstand zwischen ihm und dem Kaiser ein neuer Krieg, der erst nach Bourbon's Tode 1529 durch den Frieden zu Cambrai geendigt wurde. In diesem Frieden mußte sich Franz verpflichten, das Andenken des vom Parlement verurtheilten Connetable in Ehren herzustellen, seine confiscirten Besitzungen den nächsten Erben zu übergeben und seine Anhänger zu entschädigen. Aber auch diesmal wurde die Zusage schlecht gehalten und nur ein kleiner Theil der Güter gelangte an Ludwig von Bourbon, Prinzen von la Roche sur Yon. Da der Kaiser so das Andenken des Connetable im Tode ehrte, der französische Hof hingegen sich seines Untergangs freute und sogar den Pöbel von Paris veranlaßte, die Thüren seines Palastes, als des eines Verräthers, gelb zu bemalen, so ist das Vorgeben oder die Vermuthung Einiger, der Connetable habe am Ende seines Lebens im geheimen Einverständniß mit Franz gehandelt und für ihn das Königreich Neapel erobern wol-

---

7) Er fiel, fast allen Berichten zufolge, von der Hand eines Priesters, der zum erstenmale ein Gewehr abschoß. Nach der Erzählung des bekannten Benvenuto Cellini hat er, oder einer seiner Freunde den Connetable getödtet. S. Göthe's Werke 15. Band. (Tübingen 1818) S. 99. 100.

8) Er hatte sich an diesem Tage weiß gekleidet, um als Anführer kentlich zu seyn.

9) So versichert wenigstens das nouveau Dictionnaire historique von Chaudon und Delandine. 8e Edit. (Lyon 1804) Tom. II. p. 461. Geschah es etwa, weil Bourbon im päpstlichen Banne verstarb?

len, an sich nicht wahrscheinlich. Dagegen ist es nicht zu leugnen, daß Bourbon, dessen Truppen der Kaiser nicht bezahlen konnte oder wollte, zuletzt den Krieg gewissermaßen auf eigne Rechnung führte. Wer kann sagen, wohin ihn bei längerm glücklichen Erfolg sein Ehrgeiz geführt haben würde? Wenn Bourbon sein Interesse von dem des Kaisers trennen wollte, so konnte Karl V., der damals ganz Italien gegen sich hatte, ihn nicht hindern. — — — Bourbon's Charakter, seine Geistesgröße, Heldenkraft, Ruhmbegierde und Prachtliebe ergeben sich aus dem bisher Gesagten zu deutlich, um noch besonders davon zu reden. Von Gestalt war er groß und wohlgebaut, und seine Züge sprachen Stolz, Muth und Festigkeit des Charakters aus. Er war im Umgang leutselig und herablassend, doch lag in seiner Gemüthsart ein Ernst, der ihn von vielen seiner Zeitgenossen und insbesondere von Franz I. selbst unterschied und der Grund seiner Größe wurde. Nach einem gleichzeitigen Schriftsteller (Beaucaire) soll er außer seiner Gemalin nie ein Weib geliebt haben. Dies ist aber wol mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen, denn Bourbon, dessen eheliche Kinder, wie oben bemerkt, ihn nicht überlebten, hinterließ eine natürliche Tochter, welche Bertrand de Salmart, Herr von Ressis heirathete[10]). (*Rese.*)

BOURBON-LANCI (L'ANCY), in den Itinerarien **Aquae Nisineii, aquae Borvonis**, im Mittelalter **Burbo Anselli**, in der Revolutionsperiode **Bellevue-les-Bains** (wirklich ist die Aussicht von dem Schloßberge unvergleichlich), Städtchen des franzöſ. Saone- und Loire-Departements, 1 Stunde von der Loire (46° 37′8″ Br. u. 20° 43′ 29″ L.), verdankt Namen und Ursprung seinen warmen Bädern, die schon den Galliern bekant, und von den Römern auf das fleißigste benutzt wurden. Unter Letztern scheint der Ort sogar bedeutend gewesen zu seyn, wie Umfang und Wichtigkeit der Ruinen — keine Stadt in Burgund, das einzige Autin ausgenommen, hat dergleichen aufzuweisen — bezeugen. Im 12. Jahrh. wurden die Heilquellen häufig von Fremden besucht; Chasseneuz, der unter Franz I. schrieb, weiß sie nicht genug zu preisen. In den Religionskriegen geriethen sie in Vergessenheit; wahrscheinlich wurde damals das Marmorbad, einer der herrlichsten Überreste der Römerzeit, durch Feuer und Überschwemmungen vernichtet. Vom J. 1580 an wurde an Wiederherstellung der Bäder gearbeitet, und dabei, unter dem Schutte oder in den Canälen, manches Meisterwerk alter Kunst, Münzen ohne Zahl, einige Stücke Mosaik zu Tage gefördert. Der Quellen, deren Temperatur von 30 zu 46 Grad steigt, sind sieben. Das Wasser ist geruch- und geschmacklos, mit Kochsalz und absorbirender Erde geschwängert, und wird sowol zum Trinken, als zum Baden häufig und mit Erfolg gebraucht. Unter den Bädern ist jetzt das Königsbad das merkwürdigste; es ist ein Oval, beinahe in der Gestalt des Amphitheaters zu Nimes, von ungeheuern Quadern erbauet, und hält 27 Klafter im Umfange. Bei dem Armenbade besteht ein 1697 gestiftetes Hospital, worin arme Kurgäste in allen Dingen freies Unterkommen finden*). Das Städtchen zählt 2300 Einw. in 390 Häuſ., und enthielt vordem ein kleines Collegiatstift zu U. L. Frauen, 1488 von Guido von Salins, Herrn von la Nocle, gestiftet, und dadurch merkwürdig, daß ein Urtheil von 1656 den Marquis von la Nocle, einen Hugenotten, in dem Rechte die Pfründen zu vergeben, beschützet, drei Pfarrkirchen, zwei Priorate und drei Klöster. Der Felsen über der Vorstadt St. Léger trug ehedem eine gewaltige Feste, die 1775 mit unsäglicher Mühe niedergelegt worden. Diese Feste war der Sitz mächtiger Freiherren, denen beinahe der ganze **Pagus Burbunensis**, auch ein großer Landstrich jenseit der Loire, gehorchte. Aymard, Sire von Bourbon, stiftete 921 die Abtei, späterhin Priorat, Souvigny, in der Landschaft Bourbonnais jenseit der Loire, woselbst nachmals die Herren von Bourbon l'Archambaud ihre Ruhestätte wählten. Seiner Söhne ältester, Anselm I. (Ancel, daher Bourbon-Lanci) folgte dem Vater in dem Besitze der Stammburg, während der jüngere, Archibald, der Ahnherr der Sires von Bourbon-l'Archambaud wurde. Anselms I. Nachkommen kent die Geschichte nur aus Klosterstiftungen. So gründeten sie 977 das Priorat Paray-le-Fratry in der Landschaft Bourbonnais jenseit der Loire, 1030 das Priorat St. Nazaire zu Bourbon-Lanci (Anselm III.), 1132 Wichard und Wilhelm die Cisterzienserabtei Septfons, jenseit der Loire, welche eine Ordnung, strenger als die von la Trappe, berühmt gemacht hat, die Priorate Amanzy zu Bourbon-Lanci, und Isangy zu St. Agnan. Diese Stiftungen, noch mehr aber die beständig fortgesetzten Theilungen, denn die längst erloschenen Barone von Montmor, Classy, Montperroux, la Boulaye und Vitry, waren die Nachkommen abgefundener Brüder, brachten das Haus dermaßen herunter, daß wir nicht einmal wissen, wie und wann solches geendet hat. Im J. 1215 besaß Mathilde von Courtenay, Gräfin von Ne-

10) S. *Marillac* Histoire du Connetable de Bourbon. *Belcarii* (Beaucaire) Comment. rer. gall. *de Bellay* Mém. *Thuanus. Guicciardini. Jovius. Mezeray. Daniel* Hist. de France. *Pasquier* Recherches sur la France. *Brantome* Memoires. *Imhof* Geneal. Gall. Die Geschichtschreiber Kaiser Karls V. und Franz I. von Frankreich, insbesondere *Gaillard* Hist. de François I. Allgem. histor. Lexicon (Basel 1742.) 2. Th. Allgem. Weltgeschichte 38. Theil. Woltmann's Geschichte und Politik. Jahrg. 1800. St. 9. 10. (das Leben Karl's von Bourbon von Hrn. Prof. Buchholz enthaltend). Die Hist. secrète du Conn. de Bourbon par *Baudot de Juilli* (zuerst 1696) ist romanhaft. Vgl. die Artikel Franz I., Karl V., Anna von Frankreich, Avalos, Bayard, Gaston de Foix, Frundsberg, de Leva u. m. und über die histor. Quellen *Meusel* bibl. histor.

*) Von den sieben Quellen ist nur eine einzige kalt; eine derselben, le grand puits genant, hat beständig 50 Grad Wärme und wallt immerwährend auf, der Quell la Reine ist weniger warm, geruchlos und hell. Nach Jacquemont enthalten 10 Litres von diesem Mineralwasser: 0,51775 L. Gas, welches aus kohlens. Gas, Sauerstoffgas und Stickgas besteht; der 17,210 Grammen schwere Rückstand enthält folgende Salze: 14,691 salzs. Natron mit weniger salzs. Bittererde, 0,480 schwefels. Natron, 0,590 kohlens. Kalk, 0,108 Eisenoxyd, 0,420 Kieselerde, 0,693 Kohlensäure vom Eisenoxyde und Verlust. — Nach Enrillier kann man diese Quellen sowol zum Trinken, als zum Baden gebrauchen; sie sollen Verstopfungen der Eingeweide, hartnäckige Wechselfieber, Leucorrhoen, gallige und krampfige Koliken, Magenschmerzen, chronische Rheumatismen, Gicht und Neuralgieen heben (vgl. Nouv. journ. de médec., chir., pharm. etc. red. par MM. *Béclard*, *Chomel* etc. T. I. à Par. 1818. Nr. 5.) (*Th. Schreger.*)

vers, Auxerre und Tonnerre, Heriberts IV. von Donzy geschiedene Gemalin, im J. 1259 Odo, Graf von Nevers, auch die Baronie B. L., als ein Lehen der Grafen von Chalon. Späterhin gedieh solche an die Herren von Semur-en-Brionnais; Johanna, Simons von Semur einzige Tochter, war an Johann I. von Chateauvilain verheirathet, dem sie Semur, Bourbon-L., Luzy in Nivernais, Til-sur-Arroux bei Luzy, und Uchon bei Montcenis, zubrachte. Ihr zweiter Sohn, Guido von Chateauvilain, erhielt in der Theilung die mütterlichen Güter, und wurde der Ahnherr der Nebenlinie von Luzy, welche, nachdem sie zum Theile noch die Hauptlinie beerbt, mit Johann II. von Ch. 1361, zu Grabe getragen wurde. Ihn beerbte seiner Tante, Marie von Ch., Enkel, Guidobald von Mello, Herr von Epoisses, welcher 1369 von Herzog Philipp von Burgund die Lehne über Bourbon-L. empfing. Da Guidobald kinderlos, so verfügte er über B., Uchon und Epoisses, zu Gunsten seiner an den Marschall von Burgund, Wilhelm von la Tremouille, Herrn von Antigny, bei Arnay-le-Duc, verheiratheten Nichte, Marie von Mello. Wilhelm, den der Durst nach Thaten in die Ebene von Nicopolis geführt, starb in türkischer Gefangenschaft zu Brussa 1357. Seine Enkelin Claudia von la Tremouille, Frau auf Antigny und Bourbon-L., wurde 1434 an den Seneschall von Burgund, Karl von Vergy auf Autrey Vaugrenant, Fouvans, Champlitte verheirathet, und starb 1438. Ihrer Enkelin Margaretha von Vergy Gemal, Wilhelm IV. von Vergy, ist der bedeutendste Mann, den dieses große Haus (**Preux de Vergy**, sagt das Sprichwort) hervorgebracht. Er besaß Champlitte, Autrey, Fouvans, Rigney, Montenot in Hochburgund, Champuant in der Waadt, auch, von wegen seiner Gemalin, Bourbon-L. Bei Murten und Nancy focht er an des kühnen Karls Seite, und unbekümmert um das, was er in den beiden Burgunden verlor, diente er der verlassenen Herzogin Marie in den Niederlanden. Als er sich in das von den Franzosen hart bedrängte Arras werfen wollte, gerieth er in feindliche Gefangenschaft. Die Herzogin schien ihn zu vergessen, während Ludwig XI. alles anwendete, sich einen Diener von solcher Wichtigkeit zu gewinnen. Er gab ihm Vergy, das uralte Stammschloß bei Nuys, und St. Dizier in der Champagne. Solchem Reiz konnte Wilhelm nicht widerstehen, er trat in Ludwigs Dienste, und hat nicht wenig beigetragen, diesem die beiden Burgunde zu unterwerfen. Späterhin als dem klugen König der unerfahrne Karl VIII. folgte, da erkannte Wilhelm, wie thöricht er gethan, daß er sich und sein Vaterland dem eisernen Scepter der Valesen unterworfen. Er ergriff des Erzherzogs Maximilian Partei, nachdem er vorher, um den Rücken frei zu haben, Bourbon-Lanci an den Herzog Peter von Bourbon um 36,000 Livr. verkauft (1488). So wurden die beiden Bourbons neuerdings, doch nur auf kurze Zeit, unter einer Herrschaft vereinigt. Als das confiscirte Eigenthum des Connetable von Bourbon, nach Jahren, seinen Erben zurückgegeben wurde, blieb B. L. den kön. Domänen. Im J. 1718 wurde die Baronie, wiederkäuflich, an einen Legendre de St. Aubin, endlich 1771, tauschweise, an den Präsidenten des Galois de la Tour, veräußert. Sie hatte ausgezeichnete Rechte, einen starken Lehenhof, das Begnadigungsrecht, der Besitzer konnte adeln, beerbte die Bastarde u. s. w., in frühern Zeiten bildeten die Vasallen der Baronie eine Art von Parlement, **les grands jours**, von welchen nur an das Parlement zu Dijon appellirt werden konnte. Diese **grands jours** verwandelten sich 1544 in ein kön. Amt, dem Range nach das 7te der Provinz Burgund, worunter das ganze Ländchen, in allem 19 Kirchspiele, gehörte. (*v. Stramberg.*)

BOURBON-L'ARCHAMBAULT, Stadt im Bez. Moulins des franz. Dep. Allier (46° 35′ 22″ Br. und 20° 43′ 29″ L.) an der Barge in einem engen, tiefen Thale, das mit steilen Hügeln umgeben ist, ein finsterer, schmuziger, schlecht gebauter Ort, dessen Häuser längs den Hügeln, oder im Tiefthale hinlaufen, hat 2 Kirchen, 3 Kapellen, 2 Hospitäler, gegen 400 Häus. und 2845 Einw., die sich von der Leinen-, Etamin- und Droguetweberei nähren und Jahrmärkte halten. Die hier hervorsprudelnden Heilquellen werden sowol zum Baden als zum Trinken gebraucht; sie haben zwischen 30 bis 40° Reaumur Wärme, sind aber gegenwärtig, wie die von Bourbon-l'Ancy außer Mode, und werden blos von der Umgegend besucht*). In den den Ort umgebenden Hügeln findet man unechte Diamanten. Bourbon l'Archambault, das während der Revolution seinen Namen in Bourges les Bains verwandeln mußte, ist der Stammort der heutigen kön. franz. Dynastie, hatte sonst ein festes Schloß, das jetzt in Trümmern liegt, und führte den Titel einer herzoglichen Pairie. (*Hassel.*)

BOURBONNAIS, Provinz des alten Frankreich, seit der Revolution ungefähr das heutige Allier-Depart., gränzt nördlich mit Nivernais und Berry, südlich mit Auvergne, östlich mit Niederburgund und Forez, westlich mit Berry. Sie enthält etwa 404 □Lieues Flächenraum, worauf im J. 1789 über 282,000 Menschen lebten. Das Land wird von der Loire, dem tückischen Allier, dem Cher, Oeil und Avron, und der Besvre gewässert, und ist meist eben und fruchtbar, nur daß sich einige Gebirge im Osten erheben. Die Temperatur ist im Allgemeinen gemäßigt, kühl, doch nicht unfreundlich, an den Gränzen des Auvergnischen Hochlandes, wo Ungewitter und Hagelschauer nicht selten sind, vorzüglich mild in der Umgebung von Moulins. Haupterzeugnisse: Getreide — es wird mehr Roggen als Weizen, mehr Hafer als Gerste erbauet, im Ganzen bleibt ungefähr ein Drittel der Ernte zur Ausfuhr übrig, hin und wieder behilft man sich mit Gerstenbrod — Wein, meist weiß und von mittelmäßiger Qualität — fast alle Hügel sind mit Reben bedeckt — Holz — 32,200 Hektaren domänirte, 90,000 Hektaren Privatwaldungen liefern das Materiale zu einem bedeutenden Holzhandel — Hanf, Obst, Mastvieh, wie denn die vielen, mit Sorgfalt behandelten Wiesen der Viehzucht ungemein förderlich sind. Geflügel, Wildpret, Fische — die Teichfischerei ist ungemein bedeutend — Eisen — 7 Eisenwerke, mit einer Produktion von 40,000 Centnern — Braunkohlen, die großentheils nach Paris verschifft werden, geringer Marmor, Granit, unechte Dia-

*) Sie gehören zu den salinisch-schwefligen Stahlwassern (s. *Briaude's Obs. sur les eaux min. de Bourbon l'Arch. Paris* 1788.)

manten in der Nähe von Bourbon-l'Archambaud, Mineralwässer, zu Bourbon-l'Archambaud, Bardou, Neris, Vichy, Saint-Pardoux, la Trauliere u. s. w. — Die Einwohner sind ein gutes mildes Völklein, dem Vergnügen vorzüglich zugethan, geistreich, aber lässig, was vielleicht Folge des Zustandes von Lähmung, in welchem sich das innere Frankreich seit der Mitte des 17ten Jahrh. befand. — Die Landschaft hatte keinen eigenen Bischof, ein Beweis, daß sie nach und nach zusammen gebracht worden, aber 3 Abteien, 23 Priorate, 7 Stiftskirchen, 18 Manns- und 12 Frauenklöster. In Justizangelegenheiten wurde sie durch den Groß-Seneschall und das Présidial regirt; unter dem Seneschall standen, außer dem Amte Moulins, die 19 Castellaneien, als erste Instanzgerichte. Die Appellationen gingen an das Parlement zu Paris; die Provinz hatte ihr eigenes Landrecht, welches Anna von Frankreich, die Witwe Peters von Bourbon-Beaujeu, im J. 1520 zusammen tragen ließ. Sämtliche Justizstellen hatte der Prinz von Condé, als Apanagebesitzer von Bourbonnais, zu vergeben; die Justizbeamten waren aber demungeachtet königliche Beamte. In Ansehung des Finanzwesens gehörte der größte Theil des Landes unter die Generalität von Moulins, nur ein kleiner Theil unter die Generalität von Bourges. Der Generalgouverneur, unter dessen Bereich alle Militärangelegenheiten gehörten, war zugleich Groß-Seneschall, gewöhnlich auch Gouverneur von Moulins und Bourbon-l'Archambaud, und kostete dem Lande jährlich 35,000 L. Moulins war die Hauptstadt von Bourbonnais. (*v. Stramberg.*) — B. war in ältern Zeiten ein Eigenthum der Herzoge von Bourbon, deren Ahnherr Robert Graf von Clermont es von seiner Mutter ererbt hatte. Peters II. Erbtochter Susanne brachte es 1505 ihrem Cousin Karl III., Grafen von Montpensier zu, der 1527 vor Rom erschossen wurde, ohne Erben nachzulassen. Das Land hätte nun zwar an die Sekundogenitur des Hauses Bourbon, an die Grafen de la Marche fallen sollen, aber die Krone zog es ein*). (*Hassel.*)

BOURBONNE LES BAINS, Stadt in dem Bez. Langres des franz. Dep. Obermarne (47° 54′ Br. und 23° 20′ L.), an der Apance, enthält 1 Kirche, 1 Hospital, 1 Ursulinernonnenkloster, 472 Häus. und 3329 Einw., die sich vorzüglich von ihren Heilquellen nähren, und 5 besuchte Kram- und Viehmärkte halten. Die hier hervorsprudelnden Quellen, wovon die Stadt den Namen trägt, sind schwefeliger Natur und zum Theil so heiß, daß ein Mensch nur ein paar Sekunden die Hände darin halten kann; sie müssen vor dem Trinken jedesmal abgekühlt werden, und stehen in so großem Rufe, daß die Regirung für die kranken Militärs ein eigenes prächtiges Badehaus und Hospital errichten lassen. Die Hauptquelle, die Fontaine, hält auf der Oberfläche 43° Reaumur, andere Quellen wechseln von 30 bis 40° †). Man findet hier alle Bequemlichkeit zum Baden, und jährlich empfängt die Stadt 1500 bis 2500 Gäste aus allen Gegenden Frankreichs, die von diesen Quellen Heilung gegen Nervenschwäche und Lähmungen erwarten. — Bourbonne les Bains ist das alte Vervona. Die Römer kannten die Heilquellen unter dem Namen Aquae borvonis. 1785, als man die Bäder des Militärhospitals ausbesserte, stieß man auf einen Römeraquädukt, der aus den Zeiten der Vespasiane herrührt. (*Hassel.*)

Als der Erbauer der alten Burg, von der noch einige Trümmer zu sehen, wird ein König von Austrasien genant. Im 13. Jahrh. erscheinen die Choiseul, denen schon früher die ganze Gegend unterthänig, als Besitzer von B.; wahrscheinlich hat Johann I. von Choiseul solches mit Alix von Aigremont erheirathet. Seine Enkelin, Isabelle, brachte B. und Aigremont an die Vergy, und dieser Enkelin, Johanna von Vergy, Frau auf Mirebeau und Charni, an die Beaufremont. Antonie von Beaufremont, Frau auf Charni, Mirebeau und Aigremont, war an Anton von Luxenburg-Ligny verheirathet, und erzeugte mit ihm zwei Töchter. Claudia, die ältere, starb kinderlos, die andere, Philiberte von Luxenburg, wurde des Fürsten von Oranien, Johann's IV. von Chalon zweite Gemalin, erhielt auch durch das Testament ihres Sohnes, des letzten Mannes des Namens von Chalon, die lebenslängliche Nutznießung seiner sämtlichen Güter. Hierin wurde sie aber durch die Vormünder ihres Enkels, Renats von Nassau, gestört, auch genöthigt, sich mit ihnen, 1531, auf eine höchst nachtheilige Weise zu vergleichen. Voll Unwillen hierüber, errichtete sie nun ihrerseits ein Testament, wodurch sie Charni und Mirebeau dem Hause Chabot, die souveräne Baronie Aigremont, mit allem Zubehör, dem Sohne ihres Stiefbruders, Anton II. von Luxenburg-Ligny, zuwandte. Margarethe Charlotte von Luxenburg, die letzte Tochter des Kaiserhauses, starb im November 1680. Von ihrem zweiten Gemal, Karl Heinrich von Clermont-Tonnerre, hinterließ sie eine Tochter, welche an den weltberühmten Bucklichten, den Marschall von Montmorenci-Bouteville, nachher Luxenburg, verheirathet wurde, und diesem das ganze Vermögen ihres Hauses zubrachte. So gelangte Aigremont, welches von nun an ein Fürstenthum heißt, vermuthlich um die ihm anklebende Souveränetät auszudrücken, an die Montmorenci. Bourbonne war jedoch früher bereits unmittelbar geworden, und wurde durch einen königlichen Maire regirt, neben welchem die Montmorenci jedoch, bis auf die Zeiten der Revolution, manche Rechte auszuüben hatten. (*v. Stramberg.*)

BOURBON-VENDÉE, die Hauptstadt des franz. Dep. Vendée, und eines Bezirks, der auf 34^{36} □M. in 8 Cantonen Bourbon-Vendée, les Essarts, S. Fulgent, les Herbiers, Montaigu, Mortagne, Poire und Roche-Servière 73 Gemeinden und 65,171 Einw. zählt. Sie liegt am Yon und hieß vor der Revolution la Roche sur Yon; da sie aber nach der Beruhigung der Vendée zum Hauptorte des Departements erwählt wurde, so erlaubte ihr der Kaiser seinen Namen anzunehmen, und wies zur Aufbauung öffentlicher Gebäude, Promenaden

---

*) Vgl. Bourbon und Bourbon-l'Archambault.

†) Nach der neuesten chemischen Analyse von Athenas (in dem Recueil des mém. de méd. chir. et pharm. mil. réd. par Fournier Pescay T. XII. (1822) S. 1—60) findet sich in diesem Wasser: Kohlens. Gas 0,26000 Grammen, kohlens. Eisen 0,03125, schwefels. Magnesia 0,35775, schwefels. Kalk 1,00750, hydrochlors. Magnesia 0,13925, hydrochlors. Kalk 0,81075, hydrochlors. Natrum 4,76325, Verlust 0,02650 Gr. im Litre.

u. s. w. 3 Mill. Fr. an, die 1815 verbaut seyn sollten. Durch diese Unterstützung ist nun eine niedliche, regelmäßige und gut gebaute Stadt entstanden, die der Sitz des Präfekten und der Departementalautoritäten ist, 1 Kirche, 1 Secondärschule, und 1818 498 Häus. und 2741 Einw. hatte. Den Namen Ville Napoleon hat sie nunmehr mit Bourbon Vendée vertauscht. Vormals stand hier ein außerordentlich festes Schloß, das der Verräther Blondeau 1369 den Briten überlieferte; es ist in spätern Zeiten geschleift. (*Hassel.*)

BOURBOURG, Stadt in dem Bez. Dunkerque des franz. Dep. Norden. Sie liegt unter 50° 55′ Br. und 19° 20′ L. in einer morastigen Gegend am Kanale Colme, der sie mit Calais, S. Omer, Dunkerque, Gravelines in Verbindung setzt, ist offen und zählt 260 Häus. und 2006 Einw., die 1 Tabaksfabrik und 2 Jahrmärkte unterhalten. (*Hassel.*)

BOURCET (Pierre Joseph de), französischer Generallieutenant, geb. 1700 zu Usseaux, einem Flecken im Thal Pragelas. In seinem 18. Jahre kam er zur Armee, bei welcher er sich durch seine Talente zum Generallieutenant emporschwang. Er diente 1733 und 1741 in Italien, war im siebenjährigen Kriege seit 1757 Anführer der Artillerie und des Geniecorps, wurde vom Hofe öfters über den Plan der Feldzüge zu Rathe gezogen, erhielt das Ludwigskreuz und 1762 das Kommando in der Dauphiné und starb 1780 zu Grenoble. Man hat von ihm eine musterhaft genaue topographische Karte von Ober-Dauphiné in 9 großen Blättern, und aus seinem Nachlasse erschienen (zwar fragmentarische, aber anspruchlos mit Wahrheitsliebe und Einsicht geschriebene) **Mémoires hist. de la guerre, que les François ont soutenue en Allemagne de 1757 jusqu'en 1762.** Par. 1792. Vol. III. 8. (der 3. Theil von Devaux) und **Mémoires militaires sur les frontières de la France.** Berl. 1802. 8. *). (*Baur.*)

BOURCHENU (Jean Pierre Moret de), Marquis von Valbonnais, ein Sohn des Pierre de Bourchenu, Dechanten des Parlements von Dauphiné, war den 23. Jun. 1651 zu Grenoble geboren. Er studirte bei den Vätern vom Oratorium, machte schon nach zurückgelegtem 14. Jahre unter kluger Leitung, und von lebhafter Wißbegierde getrieben, Reisen nach Italien, Holland und England, und fing erst 1672 nach seiner Rückkunft an, in Paris die Rechte zu studiren, und sich mit der Praxis der Gerichtshöfe bekant zu machen. Bereichert mit vielen Kentnissen kam er nach Grenoble zurück, wo ihm sein Vater 1677 die Stelle eines Raths beim Parlement abtrat. Nicht lange nachher wurde er Oberpräsident der Rechnungskammer von Dauphiné, und 1696 erhielt er den Charakter eines Statsraths. Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris nahm ihn 1728 unter ihre Mitglieder auf, und den 2. März 1730 starb er unverheirathet. Als ein einsichtsvoller, thätiger und patriotischer Diener des Stats, und als ein Mann von hervorstechenden Talenten, vielfachen gelehrten Kentnissen, einer fruchtbaren Einbildungs- und ungemeinen Gedächtnißkraft, der z. B. den Horaz auswendig wußte, jede Gesellschaft durch seine geistreiche Unterhaltung belebte, und gern mit Gelehrten umging, genoß er einer allgemeinen Hochachtung. Obgleich seit seinem 50. Jahre blind, wurde er nie müde, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen, und besonders war die Geschichte seines Vaterlandes der Gegenstand seiner Forschungen. Die Resultate davon findet man in seinen **Mémoires pour servir à l'histoire de Dauphiné, sous les Dauphins de la Tour-du-Pin.** Par. 1711. fol., völlig umgearbeitet und sehr vermehrt, unter dem Titel: **Histoire de Dauphiné et des princes qui ont porté le nom de Dauphin, particulièrement de ceux de la troisième race descendus de la Tour-du-Pin.** Genev. 1722. Vol. II. fol. Dieses schon durch Sprache und Anordnung sich empfehlende, und mit mehr als 500 zum Theil sehr wichtigen Urkunden und diplomatischen Belegen aufs reichlichste ausgestattete Geschichtswerk umfaßt die gesammte Regirungs- und Verfassungsgeschichte der Dauphiné bis zum J. 1349, da Humbert II. das Land an König Philipp VI. von Frankreich abtrat, und gibt ein treues Bild von dem französischen Mittelalter überhaupt, so wie vom Hof- und Ritterleben, der Rechts- und Finanzverwaltung, und den Sitten, Gesetzen und Gewohnheiten insbesondere. Auch findet man viele vorher unbekannte genealogische Nachrichten von berühmten Familien, und Aufklärungen über die Geschichte der Kreuzzüge, der Avignonschen Päpste und der angränzenden Länder. Einen dritten Band dieser Geschichte und ein **Nobiliaire du Dauphiné** hinterließ der Verfasser handschriftlich; an der zweiten Auflage soll Ant. Lancelot Antheil haben. Die von Bourchenu verfaßte **Histoire abrégée de la donation du Dauphiné, avec la chronologie des princes qui ont porté le nom de Dauphin,** ist abgedruckt im Recueil de pièces intéressantes (Genev. et Par. 1769. 12.) p. 237 sq., und verschiedene historische und archäologische Abhandlungen von ihm findet man in den Mém. de Trevoux 1715 und 1716, in Muratori's Nov. thes. inscr. Vol. I. und eine in der Mém. de l'acad. des Inscr. Vol. VII. p. 257. Von seinem ansehnlichen Vermögen machte er zum Besten der leidenden Menschheit einen wohlthätigen Gebrauch, und es gibt in Grenoble kein Hospital oder Kloster, das er nicht in seinem Testament bedacht hätte *). (*Baur.*)

BOURDALOUE (Louis), kön. franz. Hofprediger, geb. den 20. Aug. 1632 zu Bourges, aus einer geachteten Familie der Stadt. In seinem 16. J. wurde er Mitglied der Gesellschaft Jesu, und lehrte in den Schulen des Ordens Humaniora, Rhetorik, Philosophie und Theologie. Da seine Obern bei ihm ungemeine Rednertalente entdeckten, so bestimmten sie ihn ausschließend für die Kanzel, auf der er alle verdunkelte, die zugleich neben ihm auftraten, Bossuet allein ausgenommen. Seit 1669 pre-

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

*) Eloge par *Gros de Boze* in der Hist. de l'acad. des inscr. T. IV. 67, und in der Bibl. franç. T. XV. 349. teutsch in der Gesch. der kön. Akad. d. Wiss. von der Gottschedin übers. 4. Th. 552. Leipz. gel. Zeit. 1731. S. 809. ff. Mém. de Niceron T. XIX. p. 41, in der teutschen Übers. 15. Th. S. Saxii Onomast. Moll. VI. 175. *Meusel* bibl. hist. Vol. X. P. I. 29 sqq. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 128. 1. Abth. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. [illegible]

digte er in Paris, und stand seitdem am Hofe Ludwigs XIV., als der erste Kanzelredner seiner Zeit in hohem Ansehen, beschränkte sich aber auf die Pflichten seines Amts, und erbaute nicht nur durch seine salbungsvollen Predigten, sondern auch durch sein frommes Beispiel. Je größer sein Ansehen war, desto mehr hütete er sich, einen unbedachtsamen Schritt zu thun. Auch empfahlen ihn seine Bescheidenheit, Redlichkeit, Sanftmuth und andere gesellschaftliche Tugenden im Umgang. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes sandte ihn der Hof 1686 nach Languedoc, um die Neubekehrten im Glauben zu befestigen und Andere in den Schoos der Kirche zurückzuführen, und auch diesen schwierigen Auftrag vollzog er, ohne die heiligen Rechte der Menschheit zu verletzen. Menschen aus allen Ständen wählten ihn zu ihrem Selsorger und Gewissensrath, und auch den Niedrigsten weihte er mit der größten Bereitwilligkeit und Aufopferung seine Dienste, besuchte Gefängnisse und Spitäler, unterstützte die Armen, und tröstete die Kranken und Sterbenden, bis er, im Genuß einer allgemeinen Verehrung den 13. Mai 1704 zu Paris starb, nachdem er noch Tags zuvor die Messe gelesen hatte. Bourdaloue behauptet bis auf unsere Tage den Ruhm eines großen Kanzelredners, und nicht unbillig steht er an der Spitze der geistlichen Redner Frankreichs als Muster einer starken und eindrucksvollen Beredsamkeit. Seine Art des Vortrags ist von der Art des Vortrags seiner Vorgänger ganz unterschieden, seine Sprache ist neu, edel, kräftig und einfach. Er hat zwar von Bossuet gelernt, aber ihn in manchen Rücksichten übertroffen; er ist weniger rednerisch und feurig als dieser, aber seine Vorträge sind vollendeter und kunstmäßiger, überzeugender und gründlicher. Unverkennbar ist sein Genie, sein fruchtbarer Verstand und seine vorzügliche Gabe, die Glaubenslehren seiner Kirche von ihrer praktischen Seite vorzustellen und durch die geheimnißvollsten Spekulationen hindurch den Weg zu den Herzen seiner Zuhörer zu finden. Besonders stark war er in moralischen Vorträgen, und durch die Klarheit und Bestimmtheit, die in ihnen herrscht, durch die treffenden Sittengemälde, die er entwirft, durch seine tiefe Kentniß und Empfindung von der Religion, reißt er oft unwillkürlich mit fort. Man nannte ihn „den König der Prediger, und den Prediger der Könige." Da er mehr darauf ausging, zu überzeugen als zu rühren, so wird er zuweilen durch eine schematische Zergliederung und die häufige Anführung der Kirchenväter beschwerlich, und wenn er predigte, „daß man die Maria nicht nur als allmächtige und allbarmherzige Beschützerin in allen Nöthen betrachten und anrufen dürfe, sondern auch müsse"*), so redete er völlig die Sprache seines Ordens. Überhaupt ist es bei ihm vorzüglich fühlbar, wie er das, was ihm an Freiheit zu denken abging, durch Beredsamkeit zu ersetzen suchte, und wie er oft die einfachsten Wahrheiten, die unmittelbar Geist und Herz angesprochen haben würden, vorbeiging, um nicht wider die Meinungen seiner Kirche anzustoßen. Die beste und vollständigste Ausgabe von Bourdaloues Werken verdankt man dem Jesuiten Fr. Bretonneau: Sermons. Paris, imprimerie royale, 1707—1734. Vol. XVI. 8. und ib. Vol. XVIII. 12.**); seitdem öfters zu Rouen, Toulouse und Amsterdam, einzeln und im Ganzen. Neueste Ausgabe: Oeuvres de Bourd. Versailles. 1812—13. 16. Vol. 8. u. Sermons inédits de B. publ. par Sicard. Par. 1812. 8. u. 12. Esprit de B. (par l'abbé de la Porte). Ib. 1762. 12. Teutsch: Sämtliche Predigten. Prag 1760—68. 14 Bde. 8. Gedanken über Gegenstände der Religion u. Sittenlehre. Augsb. 1773. 3 Thle. 8. Bourd. Geist, aus dessen Werken gezogen. Ebend. 1785. 8. Gewählte Predigten. Eb. 4 Th. 1787. 8. †) (*Baur.*)

Bourdeaux, Stadt, s. Bordeaux.

BOURDEAUX, Marktflecken im Bez. Die des franz. Dep. Drome am Roubion mit 1156 Einw., die Serges und Ratine weben. Geburtsort des berühmten Casaubon. (*Hassel.*)

BOURDEILLE, Stadt im Bez. Perigueux des Dep. Dordogne, an der Dronne, hat 1 Schloß, 1 Kirche, 443 Häus. und 1617 Einw., die Serge-, Etamin- und Cadisweberei und Strumpfwirkerei unterhalten und auf ihren 4 Jahrmärkten einigen Verkehr treiben. (*Hassel.*)

Bourdeiller, s. Brantôme und Montresor.

BOURDELOT (Peter Michon), ein berühmter Beförderer der Cartesianischen Philosophie im 17. Jahrh. Er war zu Sens 1610 geboren, begleitete den Prinzen Condé auf seinen Feldzügen, und errichtete 1643 im Palast des Prinzen eine gelehrte Gesellschaft. 1651 ging er auf Salmasius Vorschlag nach Stockholm, um der Königin Christine medizinischen Rath zu ertheilen, und nach seiner Rückkehr stiftete er eine Cartesianische Akademie, deren Mitglieder sich wöchentlich einmal versammelten, um über die Grundsätze dieser Philosophie zu disputiren. Bis an Bourdelot's Tod 1685 bestand diese Akademie, deren Verhandlungen Gallois unter dem Titel: Conversations de l'académie de Mr. l'abbé Bourdelot. Paris 1675 herausgab, und Blegny übersetzt in seinen Zodiacus medico-gallicus aufnahm. (*Sprengel.*)

BOURDIN (Gilles), geb. zu Paris 1517, gest. 1570, der sich in seinem 28. Jahre durch einen griechisch geschriebenen Kommentar des Thesmophoriazusen des Aristophanes, welcher in der Küsterschen Ausgabe dieses Komikers abgedruckt ist, als Gelehrten rühmlich bewährte, hat sich unter vier Königen — von Franz I. bis Karl IX. — auch eben so als Stats- wie Geschäftsmann ausgezeichnet, war nach einander Lieutenantgeneral im Wasser- und

---

*) S. s. Sermons sur les Mystères T. II. p. 228. und mehre seiner Festpredigten.

**) Die Eintheilung der Octavausgabe als der vorzüglichern ist folgende: I. Deux Advents prêchés devant le roi, 1 Vol. II. Carême. 3 Vol. III. Mystères. 2 Vol. IV. Fêtes des saints, vêtures, professions, oraisons fun. 2 Vol. V. Exhortations et instructions chrétiennes. 2 Vol. VI. Retraite spirituelle. 1 Vol. VII. Pensées. 2 Vol. Das letzte sind Fragmente aus Predigten, die der Verfasser unvollendet gelassen und nicht gehalten hat. Die Ausgabe in 12. hat dieselbe Eintheilung mit dem Unterschied, daß Carême aus 4 Vol. u. Pensées aus 3 Vol. besteht. †) La vie du P. Bourd. (par la Dame *de Pringy*) Par. 1705. 4. Eloge de B. in den Mém. de Trévoux a. 1704. Aout p. 1410—25. ed. de Paris. Dict. portatif des prédicateurs fr. Lyon 1757. 8. Lambert's gel. Gesch. der Regirung Ludwig's XIV. 1. Th. 275. Schröckh's Lebensbeschr. ber. Gel. 2. Th. 310. Ebend. Kirchengesch. seit der Ref. 7. Th. 244. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Gallais).

Forstdepartement, General-Advokat im pariser Parlement, und zuletzt Procureurgeneral. Bei den Sitzungen sah er stets schläfrig aus; nahm er aber das Wort, so hörte man, daß er die Sachen aufs genaueste gefaßt hatte. Als Schriftsteller zeichnete er sich noch aus durch seinen lateinischen Kommentar über das Edikt von 1539: Aegidii Bordini paraphrasis in constitutiones regias anno 1539 editas. Die beste Ausgabe dieses Kommentars, der sich in den meisten Samlungen der Ordonnanzen findet, ist die Pariser von 1628; Fontanon hat ihn ins Französische übersetzt. (*H.*)

BOURDON (Sebastian), geb. zu Montpellier 1616, kam in seiner Jugend nach Paris, und lernte bei einem mittelmäßigen Maler. Schon in seinem 14. Jahre ging er nach Bordeaux, malte auf einem benachbarten Schlosse eine Decke auf nassen Kalk, und begab sich dann nach Toulouse, wo er, von der Noth gedrungen, Soldat wurde. Aber selbst in diesem Stande konnte sein Eifer für die Kunst nicht erkalten; sein Kapitän bewunderte seine Talente, und gab ihm vor der Zeit den Abschied, und so kam er im 18ten Jahre nach Italien, wo er bei seinem Landsmann Claude Lorrain und Andrea Sacchi eine freundliche Aufnahme fand. Aber Händel, in die er gerieth, verkürzten seinen Aufenthalt in Rom, und nachdem er sich kurze Zeit in Venedig aufgehalten hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er für die Notre Dame Kirche das bewundrungswürdige Gemälde, die Kreuzigung des heiligen Petrus verfertigte. — Die Unruhen in Frankreich hinderten ihn in seinen Beschäftigungen, und er entschloß sich nach Schweden zu reisen, wo ihn die Königin Christine zu ihrem Hofmaler ernannte. Als aber die Königin ihrem Throne entsagte, und die katholische Religion angenommen hatte, kehrte Bourdon nach Paris zurück, wo er die beiden vortrefflichen Werke den todten Christus, und die Ehebrecherin ausführte. Im J. 1663 malte er das vortreffliche Werk, die Galerie im Palast Bretonvilliers, und zeigte sich noch in andern Darstellungen als großen Meister. Er starb zu Paris als erster Rektor der Akademie im J. 1671.— Bourdon zeigte viel Genie in der Komposition, war aber mehr guter Kolorist als strenger Zeichner; seine Hände und Füße sind nachlässig behandelt. Den Pinsel verstand er leicht zu führen, war aber unbestimt in seiner Manier, und scheint bald Tizian, Poussin oder Castiglione zum Muster gewählt zu haben. Er versuchte sich in jeder Gattung der Malerei mit vielem Glück. Nicht minder geschickt verstand er mit der Radirnadel umzugehen, und lieferte eine bedeutende Anzahl geistreich radirter Blätter (d'Argensville übers. Th. 4. S. 123 und *Abregé* de la Vie des Peintres. T. I. p. 454). (*Weise.*)

BOURETTE (Charlotte), geb. Renyer, zuerst an den Limonadier Curé, dann an den Limonadier Bourette verheirathet, geb. zu Paris 1714, gest. das. 1784, war bekant unter dem Namen der Muse limonadière, und diesen führt auch eine Samlung ihrer Gedichte als Titel (1755. 2 Bde. 12.). Auf dem Kaffeehause, welches sie hielt; versammelten sich mehre schöne Geister, und sie selbst ergriff jede Gelegenheit Couplets zu machen, und richtete ihre Verse sowol an berühmte Personen als an ihren Wasserträger und ihre Wäscherin. Öfters erhielt sie dafür Geschenke, von dem preußischen Gesandten ein goldnes Etui, von Voltaire eine Porzelantasse; Dorat gab ihr Verse zurück. Im J. 1779 erschien von ihr noch ein Lustspiel in einem Akt: La Coquette punie. (*H.*)

BOURG, Flecken, heißen (wie in Italien Borgo) viele Städtchen, einige blos unter diesem einfachen Namen, andere mit Beinamen. Bourg, ohne Beinamen, ist eine Stadt im Bezirk Blaye des franz. Dep. Gironde, am rechten Ufer der Dordogne, der Landspitze Bec d'Ambez, wo die Dordogne in die Garonne geht und beide Flüsse als Gironde weiter strömen, gegenüber, zählt 440 Häuser und 2704 Einw., die sich mit Weinbau und Weinhandel beschäftigen.— Unter den Städtchen Bourg mit Beinamen zeichnen wir aus: Bourg St. Andeol, Stadt im Bez. Privas des franz. Dep. Ardeche (44° 24′ Br. und 22° 40′ L.), am rechten Ufer des Rhone in einer angenehmen Gegend, mit 625 Häus. und 3964 Einw., welche sich mit Wein-, Seiden- und Obstbau beschäftigen und ihre Produkte den Rhone herabführen. — Bourg d'Argental, Stadt im Bezirk St. Etienne des franz. Dep. Loire, am Fuße des Pilat, da, wo der Riolet der Diaune zugeht; sie zählt in ihren Mauern 3 Kirchen und Kapellen, 1 Hospital, 172 Häus. und 1356 Einw. — Bourg en Bresse, die Hauptstadt des franz. Depart. Ain und eines Bezirks von 31 □Meilen, welcher in den 10 Kantonen Bagi le Chatel, Bourg, Cereriat, Coligny, Montrevel, Pont d'Ain, Pont de Vaux, Pont de Veyle, Treffort und S. Trivier 119 Gemeinden und 111,972 Einw. enthält. — Bourg liegt unter 46° 12′ 26″ Br. und 22° 53′ 27″ L. an der Reyssouce, welcher der durch die Stadt strömende Bach Cone zufließt, 53¼ Meilen von Paris, ist ummauert und hat 2 Vorstädte Jura und Maçon, das Innere finster, häßlich, die Straßen krumm und enge; außer der Pfarrkirche Notre Dame besitzt sie noch 11 Kirchen, 5 Kapellen, 1 Präfekturpalast, 1 Rathhaus, 1 Hospital, 608 Häuser und 7417 Einw. Sie ist der Sitz des Präfekten und der Departementalautoritäten, einer Societé d'émulation und einer medizinischen Gesellschaft, und hat 1 Kollegium mit 1 Direktor, 7 Professoren und 2 Meistern, 3 Elementarschulen, 1 öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden, 1 naturhistorisches und 1 chemisches Kabinet. Fabriken sind, wenn man die 8 Gerbereien und 1 Baumwollspinnerei nicht dahin rechnen will, nicht vorhanden; der Handel besteht blos in Krämerei, doch hält sie 9 Kram- und 1 Pferdemarkt. — Bourg ist eine alte Stadt, deren Ursprung in die graue Vorzeit hinaufreicht; sie hat ihre Aufnahme den Grafen von Savoyen zu danken, wovon mehre während der Zeit, daß sie im Besitz von Bresse waren, deren Hauptstadt sie wurde, in ihren Mauern residirten. In der Umgegend findet man viele römische Alterthümer; in den Umgebungen der schönen Kirche von Brou hat eine alte Stadt gestanden. Auch ist sie der Geburtsort des Astronomen Lalande († 1813), des Mathematikers Jean Marende, des Rechtsgelehrten Antoine Favre, des Humanisten Claude Gaspard Bachet, des Missionars François Piquet; dem General Joubert, der im Departemente geboren war, hat Napoleon 1805 zu Bourg ein Denkmal errichten lassen.— Bourg d'Oy-

sans, Marktfl. im Bezirk Grenoble des franz. Depart. Isere, an der Romanche, mit 2383 Einw., die Hanfweberei unterhalten und zum Theil im Winter als Hausirer in die benachbarten Gegenden wandern, den Sommer aber in ihrer Heimath zubringen und das Land bauen. Der Ort hält am 24. December einen dreitägigen besuchten Jahrmarkt. Von hier führt eine neue Straße aus Frankreich über das Gebirge nach Italien. Eine Heilquelle, die hier hervorsprudelt, wird nicht benutzt. — Bourg la Reine, Marktfl. im Bez. Sceaux des franz. Depart. Seine; er hat 198 Häuser, 749 Einw., mehre Erziehungshäuser und 1 Fajanzefabrik. Hier starb Florian. Während der Schreckenszeit mußte er seinen Namen in Bourg d'Egalité verwandeln.— Bourg le Roi, Stadt im Bez. Mamers, Dep. Sarthe, am Rosay, mit 450 Einw. (*Hassel.*)

BOURG (Anne du), geistlicher Parlementsrath zu Paris, ein Mann von edler Geburt, aber noch preiswürdiger durch seine Sitten, Rechtschaffenheit und Kentnisse, geb. 1521 zu Riom und Auvergne. Sein Oheim, Antoine du Bourg, war Kanzler von Frankreich unter Franz I., sein Vater, Etienne du Bourg, Herr von Seillour und Malauzat. Als der vierte Sohn seiner Ältern wurde er dem geistlichen Stande bestimt, erhielt die Priesterweihe und lehrte zu Orleans die Rechte mit einem Beifalle, der sich auf seine Einsichten und Gelehrsamkeit gründete. Von Orleans kam er 1557 als geistlicher Parlementsrath nach Paris, zeichnete sich auch hier ehrenvoll aus, kam aber in den Verdacht einer Anhänglichkeit an den Protestantismus, da er die strengen Maßregeln zur Unterdrückung desselben misbilligte. Als der König Heinrich II. 1559 einer Sitzung des Parlements beiwohnte, um die Gesinnungen der Räthe in Absicht auf die Protestanten zu erforschen, sagte du Bourg mit edler Freimüthigkeit im Beiseyn des Monarchen: „Alle Tage werden in Frankreich gesetzlich verdammte Laster, Gotteslästerung, Meineid, Ehebruch ꝛc. begangen, aber weder mit Feuer, noch mit Schwert und Galgen bestraft. Dagegen verfolgt und bestraft man die Protestanten, die kein Verbrechen begangen haben. Sie, die ihrem Oberherrn nur Gutes von Gott erflehen, können doch nicht des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig seyn; man kann ihnen auch nicht zur Last legen, daß sie die Gesetze übertreten, und die Provinzen zum Abfalle verleiten. Ihr ganzes Vergehen besteht darin, daß sie die Anmaßlichkeiten des wankenden römischen Stuhls mit der Fackel der heil. Schrift beleuchten, und auf eine heilsame Reformation dringen." Diese freimüthige Rede brachte den eben so schwachen als lasterhaften König so sehr auf, daß er den Redner in die Bastille bringen, und ihm, als einem geheimen Protestanten, den Prozeß machen ließ. Der Erzbischof von Paris erklärte ihn für einen Ketzer, nahm ihm die priesterliche Würde, und übergab ihn dem weltlichen Arm zur Bestrafung. Der Verurtheilte protestirte nachdrücklich gegen diese Ungerechtigkeit: da aber alle seine Rechtsausflüchte verworfen wurden, so übergab er dem Parlement eine Schrift, worin er sich öffentlich zur Lehre der Protestanten bekannte, wider den Papst freimüthig zeugte, und sich bereit erklärte, in dem protestantischen Glauben zu leben und zu sterben *). Der unvermuthete Tod des Königs verzögerte den Prozeß, und der Pfalzgraf Friedrich gab sich viele Mühe, den Unschuldigen zu retten, dem er die Kanzlerwürde auf seiner Hochschule zu Heidelberg zugedacht haben soll. Da aber der Parlementspräsident Meinard, ein wüthender Eiferer gegen die Protestanten, um diese Zeit ermordet wurde, und man den Verhafteten der Mitwissenschaft beschuldigte, so verurtheilte ihn das höchste Tribunal 3 Tage darauf zum Tode. Dieses Urtheil wurde am 23. Dec. 1559 auf dem Greveplatz vollzogen; der unschuldig Verurtheilte starb am Galgen, und sein Leichnam wurde verbrant. Mit Entschlossenheit ging er dem Tode entgegen, hielt eine Rede an das Volk, betheuerte, daß er nicht als ein Missethäter, sondern um des Evangeliums willen sterbe, verzieh seinen Richtern, und sprach zuletzt noch, nachdem er sich selbst entkleidet hatte: „Mein Gott, verlaß mich nicht, damit ich dich nicht verlasse." Seine Hinrichtung fand um so mehr Misbilligung, da er allgemein in dem Rufe eines untadelhaften Mannes stand, und aus seiner Asche erwuchs, nach Thuans Ausdrucke, eine unglückliche Ernte von Verschwörungen und Empörungen. Die Protestanten verehrten ihn als einen Märtyrer. Er hat einige, nicht erhebliche, Schriften hinterlassen **). (*Baur.*)

BOURGANEUF, eine Bezirksstadt im Dep. Creuse, deren Bezirk auf 17¼ □Meilen in 4 Kantonen Benevent, Bourganeuf, Pontarion und Royerre 49 Gemeinden und 33,000 Einw. zählt. Sie liegt am Thorion, und hat 280 Häus., 1959 Einw. und 1 Papiermühle. Man zeigt einen Thurm und türkisches Bad, welches ein seit 1482 sich hier aufgehaltener osmanischer Prinz Zizim angelegt hat. (*Hassel.*)

BOURGELAT (Claude), Stifter der Thierarzneischulen in Frankreich, dort zugleich als Schöpfer der Thierarzneikunde betrachtet, ist aus Lyon gebürtig. Er war anfangs Rechtsanwalt, gab aber dies Geschäft auf, als er die Erfahrung machte, daß er eine ungerechte Sache als eine gerechte vertheidigt hatte, ließ sich unter die Muskétairs zu Paris aufnehmen, nahm Unterricht bei dem besten Reitmeister der Hauptstadt, und wurde dann zum Vorsteher des Reitinstituts zu Lyon ernant. Durch das

---

*) In den Mémoires de Condé T. I. p. 7. wird zwar behauptet, du Bourg habe seine angeblichen Irrthümer abgeschworen, allein aus den Prozeßakten selbst (ibid. p. 209. sq.) erhellet klar das Gegentheil. De Thuan sagt, du Bourg habe zuerst ein etwas zweideutiges, dann aber ein Glaubensbekentniß übergeben, ganz übereinstimmend mit dem Lehrbegriff der Genfer Theologen.

**) La vraye histoire, contenant l'inique jugement et fausse procedure faite contre le fidele serviteur de Dieu A. du Bourg, in den Mém. de Condé T. I. 217 — 304. vgl. ib. p. 2 — 8 und 68 — 125. Hist. des cinq rois p. 73 sq. Burc. Matthaei (Wesenbecii) Oratio de S. Martyre Jesu Christi, Anna Burgio in den Declamationibus Ph. Melanchthonis. T. VII. p. 530. Servestae 1586. 8. *Matth. Wesenbecii* narratio aucta et emend. in dessen Exempl. Jurisprudentiae. Lips. 1585. 8. p. 168 — 224. Mémoires de Castelnau T. I. 4 sq. und 352 sq. Thuan. lib. XXII. p. 451. lib. XXIII. p. 466. *Sleidanus* de statu rel. et reip. *Spondan.* ad a. 1559. *Beza* hist. des églis. de *Fr. Ribier* lettres et mémoires d'estat etc. Blois. 1666. Vol. II. fol. Meusel's Gesch. v. Frankr. 3 Th. 628. ff. Biogr. univ. T. V. (von Salaberry).

Studium der Schriften über Pferdekentniß mit den vielen Irrthümern derselben bekant, faßte er den Plan, die Behandlung derselben umzuschaffen. Von Buteau und andern ihm befreundeten Chirurgen unterstützt, beschäftigte er sich eifrig mit der Zerlegung von Pferden und andern Hausthieren und studirte selbst Medizin. Bald erhielt er dann (1761) durch seinen Freund Bertin, damaligen Intendanten zu Lyon und nachherigen Polizeilieutnant und Generalkontroleur der Finanzen, die Berechtigung, zu Lyon eine Thierarzneischule, die erste in Europa, anzulegen, die am 1. Jun. 1762 eröffnet wurde und im Jahr 1764, den Namen einer königl. Schule erhielt. In Kurzem wurde sie so berühmt, daß auch Ausländer sie besuchten, und bei den nach einigen Jahren in mehren Provinzen eingetretenen Epizootieen wurden B's Schüler überall hin verlangt. Die Kosten dafür hatte er großentheils selbst zu bestreiten (die königl. Unterstützung reichte kaum hin zur Miethe der Gebäude und Werkstätten); und er würde sie nicht haben bestreiten können, hätte er nicht, auf Verwendung seines schon genannten Freundes Bertin, die einträgliche Stelle eines Generalkommissärs der Stutereien erhalten. — Er starb am 3. Jan. 1779, 67 Jahre alt. — Seine durch tiefe Forschungen ausgezeichneten Schriften empfehlen sich auch durch Klarheit und Eleganz, die er als Advokat sich eigen gemacht. Sie sind 1) namenlos herausgegeben: **Nouveau Newcastle, ou Traité de Cavallerie** (Laus. 1747. 12., nachher von neuem zu Paris und Lyon) keinesweges eine bloße Übersetzung eines frühern englischen in ungeheurem Folio gedruckten weitschweifigen Werkes. Daher auch ins Englische übersetzt und mit außerordentl. typograph. Luxus gedruckt. 2) **Elémens d'Hippiatrique, ou nouv. principes sur la connoiss. et sur la Méd. des chevaux** (Lyon 1750—53. 3 V.8.), ein aus eigener Erfahrung geschöpftes, wiewol nicht vollkommenes Werk, das ihm jedoch die Aufnahme in die Akademien der Wiss. zu Paris und Berlin verschaffte. 3) Die Art. über die Thierarzneikunde und die Reitkunst in der d'Alembert-Diderotschen Encyklopädie, großentheils neue und — trotz der kleinlichen Kritik von Ronden d. ä. — vortreffliche Arbeiten. 4) **Anatomie comparée du cheval, du boeuf et du mouton.** mit 2 Abh. über die Unmöglichkeit des Vomirens der Pferde und den Mechanismus des Wiederkäuens. 5) Ließ er unter dem Titel der **Elémens de l'art vétér.** (Paris 2 Vol. 1769. 1776. 8.) verschiedene einzele Abhandlungen über seine Wissenschaft drucken, die als sein Hauptwerk betrachtet werden und in mehre Sprachen übersetzt sind; der 3te, seinen Zöglingen nur handschriftlich mitgetheilte Band über die Stutereien wurde erst von Huzard 1803 und 1808, bekant gemacht. 6) **Mémoire sur les maladies contag. du Bétail** (P. 1775. 4.). 7) **Réglement pour les écoles vétér. de France** (P. 1777. 8.). Andere Abhandlungen sind erst nach seinem Tode in dem Alm. vétérinaire (1790 — 95) und andern Journalen abgedruckt. — Sein Briefwechsel war sehr ausgedehnt; man findet darin unter andern einen Brief an Friedrich den Großen über die Vorzüglichkeit des Trotts vor dem Galopp bei Kavallerieangriffen, einen andern an Voltaire auf dessen Veranlassung über den Steinschnitt an einem Pferde, und an Bonnet über die Maulesel u. s. w. *). (*H.*)

BOURGEOIS (Louise), eine der ersten Hebammen ihrer Zeit, lebte am Hofe Heinrichs IV., deren Gemalin, Marie von Medicis, sie in ihren Geburten beistand, und gab: **Instructions à ma fille.** Paris. 1642 und **Observations sur la sterilité, perte de fruit, fécondité, accouchemens et maladies des femmes,** in drei Büchern, (zuletzt 1644) und andere Schriften heraus †). (*Sprengel.*)

BOURGES, die Hauptstadt des franz. Dep. Cher und des gleichn. Bezirks, der 44,¹¹ □Meilen enthält und in den 10 Kantonen les Aix d'Arguillon, Bourges, Bougy, Charost, Graçay, Levet, Lury, Mehun, Menetou Salon und Vierçon, 121 Gemeinden und 89,454 Einw. zählt. — Bourges liegt unter 47° 4′ 59″ Br. und 19° 56′ 15″ L. in der Gabel des Evre und Auron auf einer Anhöhe, die sich sanft nach beiden Flüssen herabzieht, 37 Meilen von Paris entfernt; sie ist mit dicken Mauern, die 80 Thürme tragen, und aus welchen 8 Thore führen, umgeben, im Innern altfränkisch gebauet mit krummen, engen und winkeligen Straßen, und wird in die Alt- und Neustadt abgetheilt, die zusammen in vier Quartiere Ourbonnoux, Auron, St. Sulpice und St. Privé zerfallen. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: ein altes Schloß, die alte Residenz der Herzoge von Berry, 1 stattliches Rathhaus, die Kathedrale, ein ansehnliches gothisches Gebäude mit einer Krypta, vor derselben ein großer öffentlicher Platz, das große vormalige Jesuiterkollegium, 22 andre Kirchen, worunter 16 Pfarrkirchen, 4 Hospitäler, 2 Waisen- und 4 Armenhäuser; unter ihren 3768 Häus. sind mehre ansehnliche und im guten Geschmacke gebaurte, aber die meisten zeugen von ihrem Ursprunge im Mittelalter. Die Zahl der Einw. gibt der Alm. roy. von 1821 auf 18,200 an. Bourges ist der Sitz des Präfekten und der Departementalbehörden, des Stabes der 21. Militärdivision, die die Dep. Cher, Indre, Allier, Creuse, Nièvre und Obervienne umfaßt, der 9. Forstconservation, worunter die Dep. Allier, Cher, Indre und Nièvre stehen, eines Handelsgerichts und eines Erzbischofs, der die Bischöfe von Clermont, S. Flour und Limoges zu Suffraganen hat und dessen Diözese sich über die Dep. Cher und Indre erstreckt; sie besitzt 1 Akademie, die aber noch keine Fakultäten hat, wie denn die alte 1463 gestiftete Universität seit der Revolution, die sie zerstörte, nicht wieder hat aufblühen können; das königl. Kollegium ist außer dem Rektor, den beiden Inspektoren und den übrigen Beamten mit 10 Professoren besetzt; es gibt 2 Secondärschulen, verschiedene Elementarschulen, eine öffentl. Bibliothek von 30,000 Bänden und 1 Ackerbaugesellschaft. Der Kunstfleis ist nicht bedeutend; außer Tuch- und Wollenzeugweberei ist 1 Salpetersiederei vorhanden; der Handel besteht fast blos in Krämerei; Korn, Wein, Vieh, Wolle, Hanf und Tuch wird indeß von hier aus versendet. Jährlich

*) Vgl. *F. L. Grognier* not. hist. et rais. sur C. Bourgelat Lyon 1805. 8. und daraus Biogr. univ. T. V.

†) Biogr. univ. T. V.

werden 9 Jahrmärkte gehalten. Die Umgegend ist morastig; die Firminsquelle oder Fontaine de Fer, sprudelt in der Nähe der Stadt hervor, man bedient sich ihrer zum Trinken, da sie vielen stahlhaltigen Stoff enthält. — Bourges ist ein sehr alter Ort; sie hieß anfangs Avaricum von dem Flusse Avara, dem jetzigen Evre, nachher Biturigä von ihren Bewohnern; Julius Cäsar nahm sie mit Sturm, und machte sie zu einem der haltbarsten Plätze im westlichen Gallien. Im Mittelalter machte sie die Hauptstadt der Provinz Berry aus. Sie ist der Geburtsort des berühmten Kanzelredners Bourdaloue, welcher 1704 zu Paris starb. (*Hassel.*)

Bourges les Bains, s. Bourbon - l'Archambault.

BOURGET, ein ansehnlicher Flecken der Savoyischen Provinz Chambery, an einem gleichnamigen 7 ital. Meilen langen und 3 Meilen breiten See, der gute Fische liefert und in den Rhone geht. Der Flecken, der ungefähr 1200 Einw. zählt, hat einen Eisenhammer und eine Fajancefabrik. (*Röder* und *H.*)

BOURGNEUF, Stadt im Bezirk Paimboeuf des franz. Dep. Niederloire, am Gestade des Ozeans, dem Eilande Noirmoutiers gegenüber, zählt 482 Häus., 2040 Einw., und hat einen kleinen Hafen, woraus Fischerei und Handel getrieben wird; die Kaufleute rüsten Schiffe nach Westindien und Neufoundland aus. An der Küste besteht ein starker Austernfang; diese Thiere werden hier gemästet, und durch Fischposten nach Paris gesendet. In der Umgegend findet man 8000 bis 10,000 kleine Salzlachen, woraus jährlich eine große Menge Baisalz — jährlich 15,000 bis 20,000 Etnr. — abgeschlemmt und von der Sonne kristallisirt wird. Die Salzproduktion war indeß früherhin weit erheblicher. (*Hassel.*)

Bourgogne, s. Burgund.

BOURGOIN, Stadt in Bez. la Tour du Pin des franz. Dep. Isere. Sie liegt an der Bourbre, und enthält 3 Kirchen, 430 Häus. und 3620 Einw., welche 1 Indiennemanufaktur und Packleineweberei unterhalten, auch mit Wolle und feinem Mehle handeln. Es werden Kram- und Viehmärkte gehalten. Die Moräste der Umgegend hat man in neuern Zeiten in Wiesen verwandelt. (*Hassel.*)

BOURGOING (**François**), mit dem Zunamen d'Agnan, von einer väterlichen Besitzung, war zu Nevers geboren und Kanonikus daselbst. Aus Neigung zum Protestantismus begab er sich nach Genf, erhielt daselbst 1545 eine Predigerstelle, und 1556 das Bürgerrecht. In der Folge bekleidete er ein Kirchenamt in Troyes, wo er wahrscheinlich starb. Man hat von ihm eine Übersetzung der sämtlichen Schriften des Josephus, von der fast zu derselben Zeit zwei Ausgaben zu Lyon in Fol., eine bei Jean Temporal, und die andere bei den Erben des Jac. Giunti erschienen. Allein Jean de la Val verbesserte sie nach dem griechischen Original und gab sie lat. und franz. 1570 zu Paris heraus. Außerdem schrieb er: Paraphrase ou briefve explication sur le catechisme. Lyon 1564. 16. und Histoire ecclesiastique. Genev. Vol. II. 1560 — 63. fol. größtentheils ein Auszug aus den Centuriis Magdeburg., der bis auf Theodosius den Großen geht*). — Ein anderer François Bourgoing, aus derselben Familie, geboren zu Paris den 18. März 1585, war dritter General der Kongregation des Oratoriums, für die Ausbreitung derselben und die Wiederherstellung einer strengen Kirchendisciplin rastlos thätig, und starb den 28. Oktober 1662. Er war der treueste Gehilfe des Kardinals Bérulle (s. diesen Artikel), der Mitherausgeber seiner Werke (Oeuvres du Card. de Bérulle. Par. 1644. fol. gemeinschaftlich mit dem Pater Gibieuf) und Verfasser vieler und vielgebrauchter Pastoral- und asketischer Schriften: Ratio studiorum. Par. 1645. 12. Lignum crucis. Ib. 1630. 12. Veritates et sublimes excellentiae verbi incarnati. Antw. 1630. Vol. II. 8. von ihm selbst vermehrt, ins Franz. übersetzt, und bei seinem Leben ungefähr 30 Mal neu aufgelegt; Homélies chrétiennes sur les evangelies. Par. 1642. 8. Homélies des Saints sur le martyrologe romain. 1651. Vol. III. 8. u. m. a. Seine lateinischen Schriften haben, in Ansehung des Styls, große Vorzüge vor den französischen**). (*Baur.*)

BOURGOING, **Bourgoigne**, **Bourgogne**, **Burgund**, lat. **Burgundius** (**Nicolas**), ein berühmter Rechtsgelehrter aus Enghien im Hennegau, wo er den 29. September 1586 geboren wurde, Sohn eines Raths Heinrichs von Bourbon, nachmaligen Königs von Frankreich. Auf der Hochschule zu Löwen durch ein eifriges Studium der Rechte vorbereitet, trieb er zu Gent die Advokatur mit solchem Erfolg, daß ihn der Kurfürst Maximilian von Baiern 1627 zum ersten Rechtslehrer nach Ingolstadt rief, zu seinem Rath und Historiographen ernannte, und der Kaiser Ferdinand ihm die Würde eines Comes Palatinus ertheilte. Bis 1639 lehrte er den baierischen Kodex mit großem Ruhme, ging dann wieder nach Flandern zurück, wurde ein Mitglied des großen Raths von Brabant, und starb 1646. Als Rechtsgelehrter stand Bourgoing bei seinen Zeitgenossen und noch lange nach seinem Tode in einem hohen, wohlbegründeten Ansehen; er wurde oft in Gerichtshöfen citirt, seine Aussprüche hatten in den Niederlanden großes Gewicht, und dienten als Norm bei gerichtlichen Entscheidungen. Deswegen wurden auch seine Schriften: Ad consuetudines Flandriae, aliarumque gentium; De evictionibus liber practicus et theoreticus; Commentarius de duobus reis, sive de obligatis in solidum etc., öfters gedruckt, und auch in eine Samlung gebracht: Burgundii Opp. omnia, quae de jure fecit. Bruxell. 1674; 1700 (wahrscheinlich nur ein neuer Titel) 4. Größer noch ist sein Verdienst und bleibender sein Ruhm als pragmatischen Geschichtschreibers der niederländischen Unruhen (Historia Belgica ab anno 1558 ad a. 1567. Ingolst. 1629. 4. ib. 1633. 8. Halae, cum praefat. N. H. Gundlingii, 1708. 4. †) und der Ge-

---

*) La bibliotheque de Verdier, Lyon 1585. fol p. 3'6. *Senebier* hist. lit. de Geneve T. II. 64. Hennicke's Beiträge zur Ergänz. d. Jöch. Gel. Lex. 3. St. 28. **) Biogr. univ. T. V. von Tabaraud, sehr ausführlich. — Bossuet hielt dem P. Bourgoing die Leichenrede, die man im 16. Th. der Sermons des erstern abgedruckt findet.

†) Diese gelehrte Vorrede ist wieder abgedruckt in Gundlings Observatt. sel. ad rem lit spect. T. II. 205 — 228.

schichte Ludwigs des Baiers (Historia Bavarica, sive Ludovicus IV. imperator, ac ejus vita et res gestae, ab anno 1313 ad a. 1347. Ingolst. 1636. 4., auch in eben dem Jahre in den Niederlanden, ferner Amst. 1645. 4. und cum praef. J. C. Boehmeri. Helmst. 1705. 4. ††). In der niederländischen Geschichte neigt er sich zwar auf die spanische Seite, auch ist seine baierische Geschichte keineswegs fehlerfrei, und der Styl zu rhetorisirend; in beiden aber ist ein sorgfältiges Quellenstudium, Genauigkeit und Treue in der Darstellung, und eine treffende Charakteristik der handelnden Personen unverkennbar, auch gereicht dem Verfasser die freimüthige Entwickelung der Verhältnisse Ludwigs zum römischen Stuhle zur Ehre. Daß er auch als Rhetor und lateinischer Dichter sich eines Ehrenplatzes werth gemacht habe, beweisen seine Exercitationes rhetoricae septem. Leovan. 1615. 8. und seine Poemata; Heroicorum lib. I, Elegiarum lib. V. et Silvarum II. Antw. 1621. 12. †††). (*Baur.*)

BOURGOING (Jean François, Baron v.), der bekannte Diplomat neuer Zeit, geb. zu Nevers 1748 aus einer alten (obenerwähnten) Familie von Nivernois, machte sich schon auf der Militärschule zu Paris durch Fleis und leichte Arbeitsamkeit bemerklich. Der Stifter und Direktor dieser Anstalt Pâris Duverney, der die Idee hatte, einige seiner Zöglinge auf die diplomatische Laufbahn zu leiten, sandte ihn deshalb nach Strasburg, wo er von 1764 an vorzüglich bei Schöpflin hörte. Im J. 1767 wurde er, nachdem er als Offizier bei dem Regiment Auvergne angestellt worden, der Gesandtschaft am Reichstage zu Regensburg als Gehilfe beigegeben; und da der Minister Urlaub genommen hatte, der Gesandtschafts-Sekretär aber zu höhern Geschäften berufen wurde, übernahm er, 19 Jahr alt, den Briefwechsel mit dem Ministerium auf eine so talentvolle Weise, daß weitere Beförderung ihm nicht entgehen zu können schien. Da er aber gegen einen Befehl Choiseul's, dessen Vollziehung seinen Grundsätzen widerstrebte, Vorstellungen machte, wurde er (1770) zu seinem Regimente zurückgeschickt. Hier blieb er 7 Jahre, neuen Studien sich widmend. Endlich (1777) bat sich ihn der damalige Gesandte in Spanien, Hr. v. Montmorin, zu seinem Gesandtschafts-Sekretär aus, zu einer Zeit, da es bei einem neuen Principal-Minister darauf ankam, wie dieser über die wichtige Streitigkeit der englisch-nordamerik. Kolonien mit dem Mutterlande dächte. Die Sendung hatte einen glücklichen Erfolg. Spanien ergriff mit Frankreich die Sache der Unabhängigkeit der vereinigten Staten, und im J. 1783 verließ der französische Gesandte (Montmorin) Madrid, die Geschäfte B. als Geschäftsträger überlassend, bis zur Ankunft des neuen Gesandten Duc de la Vauguyon im Mai 1785. Zu Ende dieses Jahres kehrte B. mit Urlaub nach Frankreich zurück, heirathete dort 1786 und wurde 1787 zum bevollmächtigten Minister in Niedersachsen ernant. Als solcher unterzeichnete er 1789 einen Handelstraktat mit Hamburg. Im Jun. 1790 wurde er nach Paris zurückberufen, weil man ihn zum Gesandten in Spanien ernant hatte; doch trat er diesen Posten erst, nachdem er im Jun. 1791 nochmals nach Hamburg zurückgekehrt war, im Januar 1792 an. Die neue französische Regirung gab bald ihre freundschaftlichen Verhältnisse mit Spanien auf; doch blieb B. noch in Madrid, bemüht, den Krieg zu verzögern, der auch erst im März 1793 nach seiner Abreise nach Paris begann. Hier blieb er jedoch nicht lange; dem Gesetze vom 31. Mai zufolge, das alle Adelige aus der Hauptstadt verbannte, begab er sich nach Nevers, wo seine Mitbürger ihn in ihre Municipalität aufnahmen, so wie sie ihn 15 Jahre später einstimmig zum Mitgliede des Erhaltungssenats ernannten. Nach der Zurücknahme des obengedachten Gesetzes kam B. nach Paris zurück, und wurde zu Anfange des J. 1795 nach Figueras geschickt, um an den Friedensunterhandlungen mit Spanien Theil zu nehmen. — Ohne Amt unter dem Direktorium, beschäftigte er sich mit historischen Arbeiten, bis ihm der 18te Brumaire von neuen die Laufbahn des Statsmannes eröffnete. Jetzt zum bevollmächtigten Minister in Dänemark ernant, reisete er im März 1800 nach Hamburg, wo er fünf Monate mit wichtigen Unterhandlungen zubrachte. In Kopenhagen blieb er jedoch nur ein Jahr, und ging von dort in gleicher Eigenschaft nach Stockholm. Hier hielt er, bei seiner Antrittsaudienz am 29. Sept. 1801 eine Rede, in welcher einige Ausdrücke die Rückkehr des monarchischen Systems in Frankreich anzukündigen schienen, die ihm, als zu voreilig, von dem Oberkonsul Bonaparte Vorwürfe zuzogen. Doch blieb er auf seinem Posten bis 1803, wo er nach Paris zurückkehrte. Hier erwartete ihn eine völlige Ungnade und eine neue Unterbrechung seiner diplom. Laufbahn. Erst im J. 1807 wurde er wieder in Thätigkeit gesetzt, auf Veranlassung seines Sohnes, der sich in der Schlacht von Austerlitz ausgezeichnet hatte; er wurde zum bevollmächtigten Minister bei dem Könige von Sachsen ernant. Aber auch hier fand er manche Unannehmlichkeiten, und starb daselbst am 20. Juli 1811 im 67. Jahre s. Alters, nach 44jährigen Statsdiensten.

Es vereinigten sich in ihm die Talente eines gewandten Unterhändlers, die Kentnisse eines vollendeten Publicisten, die Liebenswürdigkeit eines Weltmanns und die Würde eines Statsmanns mit Herzensgüte und offenem Charakter. Die diplomatische Laufbahn hatte seine Loyalität und seinen Eifer für Gerechtigkeit nicht verändert. Immer sprach er bei den Mächtigen für den Schwachen; daher erwarb er sich stets mehr Achtung als Gunst, und fiel selbst mehrmals in Ungnade. Von Napoleon erhielt er jedoch, nachdem er schon unter der königl. Regirung

††) Häberlin sucht in der Vorrede zum 3. Bde. seiner Geschichte Teutschlands zu beweisen, daß nicht Bourgoing, sondern der Jesuit Andr. Brunner der eigentliche Verfasser der Geschichte Ludwigs sey; wahrscheinlich hat aber der Jesuit nur die Materialien dazu geliefert. Der Kurfürst Maximilian beschenkte den Bourgoing für dieses Werk noch vor dessen Vollendung mit einer goldenen Kette; kaum aber war es zu Ingolstadt gedruckt, so ließ er alle Exemplare in Beschlag nehmen und nach München in Verwahrung bringen. Eines davon kam heimlich nach den Niederlanden, wo sogleich der neue Abdruck veranstaltet wurde.

†††) *Magiri* Eponymol. voc. Burgundus. *Freheri* Theatr. T. II. 1054. *Foppens* bibl. belg. T. II. 902. *Clement* bibl. cur. T. V. 430. *Paquot* Mém. T. I. 385. *Saxii* Onomast. T. IV. 253. Jugler's Beitr. zur jur. Biogr. 3 Th. 364. Kobolt's baier. Gel. Lex. voc. Burgundius. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 765.

Ritter des St. Lazarus- und Ludwigsordens gewesen, bei der Ehrenlegion den Grad eines Kommandeurs, vom Könige von Schweden den Nordsternorden. Als Schriftsteller erhielt er Anerkennung durch die Aufnahme in das französ. Nationalinstitut (als correspondirender Associé) in die Akademie von Stockholm und Kopenhagen. — Unter seinen Schriften zeichnet sich vorzüglich sein **nouveau Voyage en Espagne ou Tableau de l'état actuel de cette monarchie** (1789. 3 V. 8. 2. Edit. 1797. 3 V.) aus, das 1803 als dritte Ausgabe unter dem Titel eines **Tableau de l'Espagne moderne** (3 V. mit e. Atlas) und 1807 vermehrt unter demselben Titel erschien. Das Werk wurde nach der ersten Ausgabe teutsch übers. v. A. C. Kaiser, Jena 1789—90. 2 B., wozu nach der neuen Ausgabe v. 1797 ein 3r B. Zusätze v. Ch. A. Fischer Ebend. 1800. und nach d. Ausg. v. 1803 u. 1807. ein 4. B., 1808 neue Zusätze lieferte. Auch seine Mém. hist. et phil. sur Pie VI. et sur son Pontificat (1798. 2 Vol. 12. 2 Ed. cont. jusqu' à la mort de Pie VI.) ist ins Teutsche übs. v. Hrn. Can. Meyer in Hamb. (1800. gr. 8.). Er selbst übersetzte, nachdem er schon früher (1777) Basedow's Agathokrator u. Batschens Botanik für Damen aus dem Teutschen ins Französ. übergetragen hatte, Archenholz'ens Gesch. der Flibustier und Hegewisch'ens Gesch. Karls d. Großen aus dem Teutschen (1804, 1805) u. lieferte mit Hrn. de Musset die mehrmals aufgelegte **Correspondance d'un jeune Militaire, ou Mém. du Chev. de Lusigny et Hortense de St. Just.** Außerdem schrieb er noch mehre kleine Werke, Beiträge zur Biogr. univers. so wie zu andern Samlungen, und gab des Duc de Chatelet Reise in Portugal (1808) und Voltaire's Korrespondenz mit dem Card. Bernis heraus. Auch hinterließ er seiner Familie mehre Handschriften. — Zwei seiner Söhne dienten in den letzten Kriegen*). *(H.)*

BOURGUET (Ludwig), war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns von Nimes, der nach der Aufhebung des Edikts von Nantes mit seiner Familie in die Schweiz entfloh, sich zuerst in Genf, dann zu Lausanne, und nachher von 1687 bis 1701 in Zürich aufhielt. Ludwig wurde den 23. April 1678 zu Nimes geboren. Schon als Kind zeigte er ein außerordentliches Gedächtniß. Deutlich erinnerte er sich des großen Kometen von 1680, und im Alter von 3 Jahren wußte er die meisten geschichtlichen Gegenstände des alten und neuen Test. anzugeben. 1686 wurde er nach Zürich geschickt, um die teutsche Sprache zu lernen. Er besuchte die dortigen Schulen und theilte später, während sein Vater sich in dieser Stadt aufhielt, seine Zeit zwischen den Handlungsgeschäften und dem Besuche des Gymnasiums. Mit großer Beflissenheit lernte er die alten Sprachen, und die Alterthumskunde wurde sein Lieblingsstudium. 1697 begleitete er seinen Vater auf einer Handlungsreise nach Italien, besuchte die Bibliotheken und Samlungen zu Mailand, Verona und Venedig, machte schon damals Bekantschaft mit dem Alterthumsforscher Bianchi, und nahm zu Bozen, wo er sich einige Zeit aufhielt, bei einem Juden Unterricht in der hebräischen Sprache. Seinen Vater, der 1700 Zürich verlassen und sich nach Bern hinbegeben hatte, begleitete er 1701 wieder nach Italien und hörte zu Verona bei einem jüdischen Gelehrten die Erklärung der Mischna. Zu Venedig wurde er durch eine hinterlistige Betäubung eingeschläfert und bestohlen, kehrte mit seinem Vater nach Bern zurück und verheirathete sich dort im folgenden Jahre mit einer französischen Glaubensgenossin, Sus. Jourdan, deren Ältern sich zu Neuchatel niedergelassen hatten, wo auch er 1704 seinen Aufenthalt nahm. In den Jahren 1702, 1703, 1705, 1707 und 1708 machte er neue Reisen durch Italien, und hielt sich von 1711 bis 1715 mit seiner Gattin zu Venedig auf, wo er vorzüglich ägyptische, chaldäische und chinesische Alterthümer studirte. Auch kaufte er viele noch ungedruckte Schriften der Rabbinen, welche nachher mit Ungers rabb. Bibliothek in Wolfs hebr. Bibl. erschienen. Auf den frühern Reisen hatte er griechische und römische Münzen gesammelt, und zu Bern und Genf wieder verkauft. Auf den folgenden sammelte er orientalische und slavische Bücher. Er hatte 1704 den Entschluß gefaßt, eine kritische Geschichte vom Ursprung der Buchstaben zu bearbeiten [1]), und zu diesem Zwecke seltene Bücher, Handschriften, Medaillen und Alphabete gesammelt. 1708 hatte er zu Rom mit den vorzüglichsten Alterthumsforschern nähere Bekantschaft geschlossen, sogar aus der Buchdruckerei und den Samlungen der Propaganda viele Alphabete erhalten und dagegen für sie dasjenige der Brachmanen in Ordnung gebracht, auch nachher zu Neuenburg die chinesische Sprache zu studiren begonnen. Doch als Montfaucons Paläographie 1709 erschien, gab er den 1704 gefaßten Entschluß wieder auf, weil, wie er nachher in der biblioth. Italique, XVIII. Band, sagte, er in diesem Buche schon das meiste von demjenigen fand, was er zu bearbeiten gedacht hatte. — Mitlerweile hatte er sich auch auf das Studium der Naturwissenschaft gelegt. 1709 bereisete er zu diesem Zwecke den Jura, 1710 mit Zannichelli die Vicentinischen und Veronesischen, und 1715 die Bolognesischen Berge, und machte dabei bedeutende Samlungen von Versteinerungen, andern Fossilien und viele erhebliche Beobachtungen. 1715 gab er seine Abhandlung über die figurirten Steine, **dissert. sur les pierres figurées**, heraus, worin er die Ansichten des luzernischen Doktors Lang bestritt. 1717 machte er einen Versuch, den Lehrstuhl des Rechtes zu Lausanne zu erhalten, und schrieb zu diesem Zwecke zwei Abhandlungen: **Idée de l'histoire et du droit naturel**, und **de vero atque genuino juris naturalis studii usu** [2]); gab aber seine Bewerbung wieder auf. Von 1728 bis 1734 war er Herausgeber der **Biblioth. Italique**, 18 V. in 8, und blieb immer der vorzüglichste Mitarbeiter. In derselben wurden viele italiänische Schriften angezeigt und beurtheilt, und sie diente andern ähnlichen kritischen Schriften als Muster. Sie erschien unter seiner Leitung von 1728 bis 1734 in Genf. 1731 nahm ihn die berlinische Societät der Wissenschaften, und 1733 die Akademie zu Cortona, mit Anerkennung seiner Verdienste um die etruskischen Alterthümer, zum Mitglied auf. Er hatte in Untersuchungen über das alte etruskische Alphabet die Über-

*) Vgl. Biogr. des Contemp. T. III. und Biogr. univ. T. V.

1) Der Plan steht abgedruckt in der Histoire critique de la republique des lettres II. 300. 2) Diese Abh. ist abgedruckt in Altmanns Tempe helvetica, III. 9. *(Gr. H. v. D.)*

einstimmung desselben mit den ältern griechischen Buchstaben nachgewiesen [3]). Weniger glücklich war er in der Erklärung etruskischer Inschriften [4]). Aber er hatte das Verdienst, den Weg zu bahnen, was ihm auch Lanzi zugesteht. 1731 war er zu der neu errichteten Stelle eines Professors der Philosophie und Mathematik in Neuenburg von dem Rathe daselbst ernant worden [5]). Er starb unvermuthet am 31. Dec. 1742. Ungeachtet seiner zarten Gesundheit war er immer sehr thätig. Er unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel mit französischen, engländischen, holländischen, teutschen und italiänischen Gelehrten, bis nach Malabar und Batavia. Unter seinen Korrespondenten war auch Leibnitz, welcher ihn achtete. Von seinen Schriften sind die berühmtesten die **Lettres philosophiques sur la formation des sels et des cristaux, et sur la generation et le mecanisme organique des plantes et des animaux, à l'occasion de la pierre belemnite et de la pierre lenticulaire; avec un mémoire sur la théorie de la terre; Amst. 1729.** und 1762. 12. Diese Schrift besteht aus vier Briefen, und der Verfasser gibt sie nur für den Vorbericht eines größern Werks, welches nachfolgen sollte. Er zeigt darin viel Gelehrsamkeit, widerlegt damals beliebte Systeme eines Burnet, Whiston, Woodwart über die Materie, die Bildung und Erzeugung der Dinge, überläßt sich aber selbst gewagten Hypothesen. Z. B. seit der Sündfluth nehme das Central-Feuer zu, und der Erdball werde unvermeidlich durch dieses innere Feuer zerstört werden. Mit Einsicht hingegen sucht er zu zeigen, Mallebranche's System vom unendlichen Drucke des Äthers, Leibnitzens zusammenstimmende Bewegungen und Newtons Anziehung seyen das nämliche Prinzip unter verschiedenen Namen. Er spricht sich klar über verschiedene philosophische und naturwissenschaftliche Sätze aus, welche andere seither sich aneigneten und in Systemen entwickelten. — **Traité des pétrifications, Paris 1742.** 4. mit 60 Kupfertafeln und 441 Figuren; neue Ausgabe, Paris 1778. Dieses Werk, an welchem P. Cartier Theil hatte, war von Bourguet Reaumurn zugeeignet. Seine übrigen Schriften sind zerstreut in der **Tempe helvetica**, dem **Journal helvét.** oder **Mercure Suisse, Mém. de l'acad. des sciences de Paris.** — Seine Kentnisse waren vielseitig; er erhob sich über manche Vorurtheile seiner Zeit, insbesondere wo natürlichen Erscheinungen, deren Gründe nicht sogleich erkant werden konnten, geheimnißvolle Ursachen gegeben oder Wunderzeichen, u. dgl. daraus gefolgert werden sollten. Doch auch er vermochte es nicht, sich über jede Befangenheit oder Lieblingsansicht des Zeitalters zu erheben. So suchte auch er bei den Chinesen Geheimnisse und bestrebte sich, ihre älteste Geschichte mit den hebräischen Alterthümern zu vereinigen. Seine Schriften geben Leu Lexicon, Meister Helv. ber. Männer, II. 305 ff. Sein Bildniß in Pfenninger's Helvetiens berühmte Männer II. 306. 2. A. (*Meyer v. Knonau.*)

Zu Vermehrung seines philologischen Apparats benutzte Bourguet selbst die damals eifrig betriebene Verbreitung des Christenthums. In dieser Hinsicht umfaßte er mit gleicher Aufmerksamkeit die diessfallsigen Bemühungen der Missionarien in Grönland, in China, in Indien, die Herrenhuther und Callenberg's Bekehrungsversuche der Juden [6]). Selbst seine Religiosität mochte den Reiz dieser literarischen Verbindungen erhöhen. Sichtbar war sie in seiner Duldsamkeit, in reichen Wohlthaten, in Vorschlägen zum Nutzen seiner Nebenmenschen [7]), mit einem Wort, in seinem ganzen Wandel. Man erblickt sie selbst in seinem Bestreben die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt mit den Worten der heiligen Schrift in Übereinstimmung zu bringen; freilich selbst bei Dingen [8]), wo es nicht ohne Schwierigkeiten mancherlei Art geschehen kann. Diesen frommen Charakter trug auch seine Philosophie und man hat ihn nicht unpassend im **Journal helvetique 1738. Juin** p. 574 einen christlichen Weltweisen genant. Stets sanft und schonend im Urtheil hegte er dennoch einen entschiedenen Widerwillen gegen die Lehren des Spinoza. Dafür gefielen ihm die leibnitzischen Ansichten. Obgleich er dieselben nicht überall theilte, so übernahm er dessen ungeachtet die Vertheidigung dieses Systems [9]).

3) *Lanzi* Saggio di Lingua Etrusca e di altre antiche d'Italie per servire alla storia de' popoli, delle lingue e delle belle arti. Roma MDCCLXXXIX. I. p. 10, 12, 13, 28, 47, 48, 198, 200. II. p. 659, 746. *Christ. Gerh. Sucke* Commentatio de recentissimis conatibus monumenta etrusca explicandi. Lipsiae 1737. 4. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

4) Verleitet durch die Ansicht, daß zur Kentniß des Etruskischen das Altgriechische oder Phönizische hinreiche, wagte er sich an die Erklärung der Eugubinischen Tafeln, auf denen er, mit Berücksichtigung des Dion. Hal. 1, 26., nur Klagelieder der vielfach geprüften Pelasger fand, während Buonarotti darauf Völkerverträge, Maffei Gränzurkunden, und Lanzi Ritualien lasen. (*M. v. K.*) — Lettre sur l'alphabet étrusque in Bibl. italique Tome XVIII. p. 1—62. Übersetzt in Dissertazione dell' Accademia Etrusca di Cortona. Roma 1735 in 4. I. p. 1—23. — Litanies pelasges des anciens habitans de l'Italie in Bibl. ital. XIV. p. 1—52. — Lettres sur deux prétendues inscriptions étrusques in Bibl. ital. III. p. 174—204. Diese beiden letzten Piecen sind in *Annibale degli Olivieri* Spiegazione di alcuni monumenti degli antichi Pelasgi, trasportata del francese, con alcune osservazioni sopra i medesimi. Pesaro 1735. 4. übersetzt. Die Olivierische Kritik hat Bourguet im Mercure Suisse 1737. Nov. p. 51 beantwortet. Tiraboschi in der Storia della letteratura italiana Roma 1782. 4. I. p. 32. zählt diese verschiedenen Bourguetschen Versuche zu dem damals erwachten „Entusiasmo etrusco." (*Gr. H. v. D.*)

5) S. seine Antrittsrede Diss. de fatis Philosophiae inde ab ejus natalibus usque ad nostra tempora in Tempe helvetica. I. p. 129. (*Gr. H. v. D.*)

6) Lettre au P. Bouvet, missionnaire à Pecking. Journal helv. 1734. Mars.) *Leibnitz* Opera omnia V. p. 489. — Relation des progrès du Christianisme dans les Indes. Journ. helv. Juillet. 1734. — Lettre sur les églises des prosélytes Indiens. Mercure Suisse 1736 Sept. p. 33—49. Ibid. 1739. Octobre p. 89. *Schellhorn* Amoen. hist. eccles. et litt. II. p. 710—754. — Relation de la colonie de Herrenhout et sur les missions du Groenland et de la Côte de Coromandel. Mercure Suisse 1735. Sept. p. 49. — Lettres sur quelques missions de la communauté de Herrenhout. Ibid. 1737. Mai p. 106—122. — Lettre sur la conversion des Juifs. Ibid. 1736. Juillet p. 41—63. — Lettre sur le progrès de la conversion des Juifs et sur les Missions protestantes de Tranguebar et de Madras. Ibid. 1740. Avril. — Lettres sur la conversion des Eglises du Comté de Northampton dans la Nouvelle-Angleterre. Ibid. Novbre. 7) Lettres sur les Noyés im Journal helvétique. 8) Lettres sur la Jonction de l'Amérique avec l'Asie. Mercure Suisse 1735 p. 67—97; 1736. Février p. 53—62., wo zur Unterstützung der Bibel behauptet wird, daß eine Asien mit Amerika verbindende Erdzunge zwischen 48° 50' und 51° Grad nördlicher Breite entdeckt werden würde. 9) Lettre im Mercure Suisse 1737. Janvier p. 201—106. Lettre à la défense de M. de Leibnitz Ibid. 1737. Déc. p. 96.

überhaupt gehörten philosophische Erörterungen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Auch in der Natur suchte er Beweise für die geoffenbarte Religion und sah dabei stets die Verherrlichung des Schöpfers mit als einen Hauptzweck an. Dies war eine Schwäche oder vielmehr die Huldigung, die er dem frömmelnden Geiste seiner Zeit und seinen persönlichen Verhältnissen darbrachte. Daß er übrigens auf richtigem Wege sich befand, davon zeugen seine wiederholten Ermahnungen, Versuche anzustellen um mit der Fackel der Erfahrung in das Heiligthum zu dringen, statt unhaltbaren Hypothesen sich hinzugeben. Er empfiehlt das Studium der vergleichenden Naturgeschichte und namentlich das der vergleichenden Anatomie. Er verstand meisterhaft die Kunst einzele Erscheinungen als die Phosphorescenz des Flußspaths [10]), die Kristallisation [11]), die Stalaktiten, die Fortpflanzung des Lichts, die Samenthierchen, den angeblichen Blut- und Steinregen und andere dergleichen von den Alten für Wunder gehaltene Phänomene [12]), wahrzunehmen, sie nach ihren Ursachen und in ihren Wirkungen zu verfolgen. Diesen getrennten Beobachtungen schließt sich die versuchte systematische Übersicht aller damals bekannten Fossilien an [13]). Sie mußte den Verfasser zu den Fragen der höhern Physik führen, deren Erörterung seine **Lettres philosophiques sur la formation des sels etc.** gewidmet sind. Dieses Werk, wovon *Dryander* im **Catalogus bibliothecae historico-naturalis J. Banks. Londini** 1798. I. p. 205. eine zweite Auflage Amsterdam 1762. 8. aufführt, ist reich an eigenthümlichen Ansichten und fruchtbaren Wahrheiten, die man bei spätern Schriftstellern oft benutzt oder gar als eigene Ideen mit veränderten Benennungen vorgetragen findet. Es empfiehlt sich auch durch die Gründlichkeit, mit der es die Vorgänger prüft, bestreitet, nicht selten widerlegt. In Briefen an seinen Freund J. J. Scheuchzer, dem er im **Mercure Suisse 1734 Janvier p. 102.** ein Denkmal setzte, erklärt Bourguet die Belemniten [14]) für Zähne eines großen Seefisches, die Nummuliten für Deckel der Ammonshörner. Er liefert darin ferner die Geschichte des **Oniscus (Cloporte)**, und entwickelt ein System über die Entstehung der Körper, das mit den Worten **développement und mécanisme organique** bezeichnet, gleich verwandt ist mit der Evolutionstheorie als mit der Lehre der allmäligen Ausbildung (**Epigenesis**). Von den Pflanzen und Thieren sagt er unter andern: **„L'on peut comparer, sans craindre de se tromper, les Corps des Plantes et des Animaux, à des Mobiles dont le mouvement est Isochrone; parce que le Volume est aux premiers, ce que l'Espace parcouru est aux derniers. Ainsi la Théorie des Isochrones pourra leur être appliquée."** Das dem Werke angehängte **Mémoire sur la Théorie de la Terre** sichert dem Verfasser eine Stelle unter den Begründern der wissenschaftlichen Erdkunde. Diese Abhandlung, die Frucht langjähriger Studien und der Vorläufer einer umfassendern Arbeit, konnte nur durch die wiederholte Untersuchung der Fossilien entstehen, da die Überreste untergegangener Welten allein die Wissenschaft der Erde bedingen. Auf einen im **Journal helvétique 1740. Sept.** abgedruckten Brief **Sur les pétrifications des petits Crabes de mer sur la Côte de Coromandel**, worin des Paters Martini wunderliche Vorstellung von diesem Versteinerungsprozeß berichtigt wird, folgten die **Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des Pétrifications dans les quatre parties du monde. A la Haye 1742. in 4.** und unter dem veränderten Titel **Traité des Pétrifications. Paris 1742. 4.** Haller in seiner Bibliothek der Schweizer-Geschichte I. No. 1827 erwähnt auch eine der Seitenzahl nach vermehrte Pariser Ausgabe vom Jahre 1778 in 4., ohne jedoch zu erinnern, daß zwei Stücke aus der ersten in Schröter's neuen Literatur der Naturgeschichte I. S. 355 übersetzt stehen. Die 60 Kupfertafeln sind allerdings etwas grob, doch, sie für bloße schlechte Nachstiche der Scheuchzerischen zu erklären, wie dies in Leonhard's mineral. Taschenbuche 1813. S. 7. geschieht, heißt vergessen, daß

Vier **Lettres sur la Philosophie de M. le Baron de Leibnitz.** Ebendas. 1738. Mai p. 393. Juillet p. 15. Déc. p. 521. 1739. Août p. 49. — *Leibnitzii* **Opera omnia I. p. 468. II. p. 324—338. V. p. 14, 21, 490, 497, 504. VI. p. 202—220.** — *Cochius* **in Nouv. Mém. de l'acad. de Berlin 1773. p. 325.** 10) **Sur une pierre de Berne qui est une espèce de Phosphore** in der **Histoire de l'Académie royale des Sciences. Année MDCCXXIV. p. 58.** In der Encyclopädie IV. S. 48. **Androdamas** sind die Beweise beigebracht, daß diese **pierre de Berne** Flußspath war. Steffens bemerkt (Handbuch der Oryktognosie II. S. 195) als etwas Besondres, daß die Phosphorescenz schon J. F. Henckel bekant gewesen sey. Dessen angezogene kleine mineralogische Schriften sind aber erst 1744, mithin zwanzig Jahre später als Bourguet's Abhandlung erschienen. 11) Seine diesfallsige Verdienste werden in Leonhard's miner. Taschenbuche 1814. S. 288 anerkant. Brochant sagt im **Dict. des sc. natur. XI. p. 432** beim Wort **Cristallisation**, man könne Linné als den Gründer der Kristallographie ansehen. Linné's Abhandlung **Crystallorum generatio** erschien zu Upsala 1747, während Bourguet schon 1723 über die Bildung (**formation**) der Krystalle ausführlich geschrieben hatte. Siehe auch Bourguet **de Crystallorum generatione** ein Brief an Scheuchzer in **Act. Acad. N. Curios. 1730. IV. Append. p. 7—46.** 12) **Lettre à l'occasion des recherches physiques et géométriques de M. Jean Bernoulli sur la propagation de la lumière** in **Mercure Suisse 1737. Avril p. 33. Juin p. 55. Lettre sur les Vers séminaux** in **Bibl. italique IX. p. 209.** *Valisneri.* **Istoria della generazione dell' uomo e degli animali. Venezia 1721. in 4. p. 9.** — **Discours sur les phénomènes que les anciens regardoient comme miraculeux** in **Mercure Suisse 1735. Janv. p. 100**, wo sogar schon chemische Erklärungen mancher dieser Erscheinungen versucht werden. 13) **Scala fossilium in** *Valisneri* **Opere. Venezia 1732. Tomo II. p. 413.** und vermehrt unter der Aufschrift: **„Lettre à Mr. Valisneri sur la gradation et l'échelle des Fossiles"** in der **Bibliothèque Italique II. p. 99.**

14) **„De toutes les opinions la plus dénuée de fondement est celle qui considère la Belemnite comme dent d'un poisson marin. Il est étonnant que Mr. Bourguet qui a fort bien observé les Vermiculites et quelquefois des coquilles parasites attachées à la Belemnite, ait pu l'adopter." Mémoires de la Soc. d. sc. phys. de Lausanne I. p. 54.** Bei diesem Tadel vergaß der Graf G. Razoumowski Bourguets Worte in dem **Traité des Pétrifications 2. partie p. 89. „L'auteur a abandonné la pensée qu'il avoit, que les Belemnites étaient des dents de quelque grand poisson de mer."** Wer sich überzeugen will, wie ungewiß die Naturforscher über den eigentlichen Ursprung der Belemniten sind, den verweisen wir auf *C. Bertrand* **Dictionnaire universel des Fossiles. Avignon MDCCLXIII. p. 75., Dictionnaire des Sciences naturelles. Strasbourg 1816. Tome IV. p. 282.,** *F. A. Catullo* **Osservazioni sopra i monti che circoscrivano il distretto di Belluno. Verona 1818. p. 113.** und J. F. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. 9. Ausg. 1814. S. 748.

von den darauf befindlichen 441 Abbildungen gar manche im Scheuchzer fehlt. Das Buch gehört noch immer zu den vorzüglichen und gesuchten Hilfsmitteln zur Petrefaktenkunde und bildet auch neben Lang und Scheuchzer einen wichtigen Beitrag zur Kentniß der in der Schweiz entdeckten Versteinerungen. Die darin befindlichen lesenswerthen allgemeinen Betrachtungen beziehen sich vorzüglich auf den Ursprung der Steine, die Unhaltbarkeit der von Newton behaupteten Vermehrung des Umfangs der Erde, auf den Unterschied einer Petrefaktensamlung ad oculos und einer ad scientiam, endlich auf das Weltmeer, das eine neue Welt mit eigenthümlichen Gesetzen dem Forschersinn der Erdbewohner darbietet. Ein paar Aufsätze sind von einem Freunde Bourguet's Namens Cartier. (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

BOURIGNON (Antoinette), eine mystische Schwärmerin und Prophetin, Tochter eines italiänischen Kaufmanns, der sich zu Lille oder Ryssel in Flandern niedergelassen hatte, wo sie den 13. Januar 1616 geboren war. Sie kam so häßlich und ungestaltet zur Welt, daß man damit umging, sie als eine Misgeburt einzuschläfern; desto vortheilhafter entwickelten sich ihre nicht gemeinen geistigen Fähigkeiten, aber auch zugleich ein Hang zu frommer Schwärmerei. Da sich mit den Jahren ihre Gestalt vortheilhaft änderte, und ihr Vater ein ansehnliches Vermögen besaß, so fanden sich bald mehre Freier ein, die sie aber abwies, denn schon damals hatte sie Gesichte und Erscheinungen, wurde hoher göttlicher Offenbarungen gewürdiget, und hörte eine Stimme, die ihr zurief: „Verlaß alles Irdische, mache dich von der Liebe zu den Kreaturen los, entsage dir selbst." Überzeugt, daß sie berufen sey, den ursprünglichen Geist des Evangeliums wieder herzustellen, der sich unter den Zänkereien der Sekten gänzlich verloren hätte, floh sie allen Umgang, legte sich die härtesten Büßungen auf, und verwirrte sich durch ihre mystischen Lesereien immer mehr. Da man sie in ihrem 20sten Jahre zu einer ehelichen Verbindung zwingen wollte, so entfloh sie in der Verkleidung eines Einsiedlers, und hielt sich einige Zeit zu Dornik und Mecheln auf. Nach mancherlei Abenteuern, in die sich die schwärmerische Prophetin verwickelte, ließ sie sich doch endlich bewegen, zu ihren Ältern zurückzukehren. Nunmehr lief sie den ganzen Tag in den Kirchen umher, kommunizirte jede Woche dreimal, besuchte die Kranken, brachte die übrige Zeit mit Beten zu, und schlief jede Nacht in einem Sarge. Durch eine göttliche Offenbarung aufgefodert, verließ sie 1640 abermals das älterliche Haus, kam nach Mons, und erhielt von dem Erzbischof die Erlaubniß, sich mit einigen ihrer Anhängerinnen in dem Dorfe Blatton anzusideln. Da aber diese Erlaubniß zurückgenommen wurde, durchstreifte sie einige Zeit das Land, und kam dann wieder nach Ryssel zurück. Hier übernahm sie 1653 die Aufsicht über eine Mädchenschule und ein Waisenhaus, brachte aber durch ihre Schwärmereien alles in eine solche Verwirrung, daß die Polizei dem Unwesen ein Ende machen mußte. Durch den Tod ihrer Ältern Besitzerin eines ansehnlichen Vermögens, verließ sie 1662 Ryssel von neuem, durchzog Flandern, Brabant und Holland, und kam 1667 nach Amsterdam, wo sie durch ihre Schriften und begeisterten Reden, durch Andachten, fromme Grimassen, Teufelsbeschwörungen und Offenbarungen, Aufsehen und Proselyten machte. Sie hatte häufige Unterredungen mit Gott, worin ihr unter andern offenbart ward, daß alle Predigten, geistlichen Unterredungen, andächtige Bücher und aller äußere Gottesdienst nichts als unnützes Gepränge, Eitelkeit und Zeitverlust seyen, daß die letzten Zeiten herannaheten, in welchen Gott die ganze christliche Kirche durch die bereits angefangenen Plagen ausrotten, und die Juden bekehren werde, und daß Christus alsdann in Person erscheinen und allein auf der Erde regiren werde. Sektirer aller Art, Propheten und Zauberer schlossen sich an sie an, allein da sie sich mit ihren Anhängern auch in Politik zu mischen schien, so fand sie sich veranlaßt, um einem Verhaftbefehl zu entgehen, heimlich zu entweichen. Sie begab sich 1671 nach Holstein, und von da nach Nordstrand, einer schleswigschen Insel, die sie von einem ihrer treuesten Anhänger, Christian Bartholomäus von Cordt, einem Presbyter des Oratoriums zu Mecheln, geerbt hatte. Hier legte sie, zur Verbreitung ihrer Meinungen, eine eigene Druckerei an, und hielt Leute, die ihre Schriften sogleich ins Teutsche übersetzen und ausbreiten mußten. Aus Nordstrand verbannt, trieb sie ihr Wesen in Schleswig, Husum und Tönningen, bekam viele Anhänger, aber auch eine starke Opposition an mehren lutherischen Predigern, die ihre Irrlehren in Schriften bekämpften, und auf ihre Entfernung drangen *). In Hamburg, wo sie sich 15. Monate aufhielt, machte sie eine wichtige Eroberung an Pierre Poiret, einem berühmten cartesianischen Philosophen und mystischen Abenteurer, vorher Prediger zu Anweiler im Zweibrückischen, der aus schwärmerischer Anhänglichkeit an die Prophetin, sich von seiner Gattin trennte, weil er glaubte, hier den Befehl Jesu, alles zu verlassen und ehelos zu seyn, um des Himmelreichs willen, in seiner Strenge ausüben zu müssen. Aus Hamburg vertrieben, und auch in Holstein nicht länger geduldet, vielmehr als eine Irlehrerin angeklagt, welche eine neue Sekte zu stiften suche, verbotene Zusammenkünfte halte, und ärgerliche fanatische Bücher verbreite; wandte sie sich im Junius 1677 nach Ostfriesland, zu dem Baron von Lutzburg, einem ihrer Verehrer, wo sie sehr gut aufgenommen wurde. Der Baron übergab ihr die Aufsicht über ein von seinen Vorfahren gestiftetes Hospital; da sie aber in hohem Grade aufgeblasen, herrisch und widerwärtig war, und sich mit niemand vertragen konnte, so sah sie sich nach 2 Jahren genöthiget, ihren Wanderstab weiter zu setzen. Sie wandte sich nun nach Westfriesland, erkrankte in Franecker, und starb daselbst den 30. Oktober 1680. Es ist schwer, oder vielmehr unmöglich, aus ihren zahlreichen Schriften einen zusammenhängenden Religionsbegriff herauszubringen, da sie sich am liebsten in einem mystischen Helldunkel gefällt, und ohne Ordnung und richtige Schlußfolge plötzlich von

*) Man sehe G. H. Burchardi Anmerkungen über die Irrthümer in A. B. Schriften, 1674. und Ebendess. Erzählung, was mit der Schwärmerin A. B. vorgegangen rc. 1677. Sebast. Niemanns Bedenken in Burchardi's Anmerk. S. 209. der theol. Fakultät in Kiel Bedenken rc. in Dessen Erzählung rc. Vergl. Krafft's Husumsche Kirchenhist. S. 187. und *Scultetí* innocent. theologor. Hamb. p. 181.

einem Gegenstande auf den andern übergeht. Alles, was sie vorträgt, ist, nach ihrer Versicherung, aus unmittelbarer göttlicher Inspiration geschrieben, und daher erklärt sie ihre Schriften für eben so verbindlich und untrüglich, als die Bibel. Aber das göttliche Licht, das sie erleuchtet, überzeugt nicht durch vernünftige Gründe, sondern weckt nur dunkle Gefühle. Nach ihrer Behauptung besteht die christliche Religion nicht in Erkentniß und Ausübung, sondern in einer gewissen innern Empfindung und Bewegung des Gemüths. Sich selbst hielt sie für die wahre Mutter der Gläubigen; und ihr höchster Grundsatz, auf den sie immer wieder zurückkomt, ist: die wahre Kirche Christi sey ausgestorben, es müsse eine gänzliche Reformation unter den Christen vorgehen, und alle äußern Kirchengebräuche müssen aufhören. Der Gebrauch der Vernunft sey der Gottseligkeit schädlich, und man müsse die h. Schrift nicht nach gewissen Auslegungsregeln erklären, sondern man lerne sie durch eine bloße innere Stimme verstehen. Vor dem Falle habe der Mensch einen himmlischen durchsichtigen Körper gehabt, der ohne Speise und Trank habe leben können; nachher habe er erst einen groben, irdischen und sterblichen Körper bekommen, der durch Speise und Trank ernährt werden müsse. Christus habe vor Erschaffung der Welt schon einen himmlischen Körper gehabt, und darin Gott Genugthuung geleistet; nachher aber, weil diese Genugthuung bei der wachsenden Verschlimmerung der Menschen nicht mehr hinlänglich gewesen sey, habe er auch einen irdischen angenommen und in demselben genug gethan. Unter den göttlichen Personen finde kein Unterschied Statt, und die drei Personen wären nur als Eigenschaften und Offenbarungen Gottes anzusehen. — Unverkennbar ist es, daß sie einen großen Theil ihrer Behauptungen aus den Schriften mystischer Lehrer geschöpft hatte. Die Zahl derer, welche ihr mit Enthusiasmus anhingen, war nicht klein; ihre fertige Zunge, das Feuer ihrer Rede und ihre unerschöpfliche Phantasie verschafften ihr selbst bei Gelehrten Beifall. Der gelehrte Naturkundiger Joh. Swammerdam war ihr demüthiger Verehrer, und schrieb in seinen letzten Jahren nichts ohne ihre Einwilligung. Sie verlangte von ihren Anhängern blinden unbedingten Glauben, und jeder Enthusiasmus, der ihr nicht allein huldigte, reizte ihren Unwillen. Überhaupt war sie heftig, wild, stolz und roh und von Seiten des Charakters weiß man wenig Gutes von ihr zu sagen. Gegen ihre Untergebene war sie hart, bis zur Grausamkeit, eben so gegen Arme und Schuldner, weil sie ihren Reichthum blos zur Ehre Gottes, das hieß, für ihre Schmeichler und Bewunderer, sparte und verbrauchte. Ihrer ursprünglich französisch geschriebenen, größtentheils aber auch ins Holländische, Englische und Teutsche übersetzten Schriften, in denen ein leichter Styl und eine hinreißende Beredsamkeit unverkennbar ist, sind sehr viele, als: **L'appel de Dieu et le refus des hommes 1640. La dernière miséricorde de Dieu. La lumière née en ténèbres. Le tombeau de la fausse théologie. Le nouveau ciel et la nouvelle terre. La sainte visière etc.**; gesammelt v. Poiret: **Oeuvres. Amst. 1679—84. Vol. XX. 8.; ib. 1717. Vol. XX. 8.** †) (*Baur.*)

Bourlet de Vauxcelles, s. Vauxcelles.

Bourlon, s. Sierra Leona.

BOURMONT, Stadt in dem Bez. Chaumont des franz. Dep. Obermarne. Sie steht unter 48° 10′ Br. u. 23° 13′ L. auf einem steilen Berge, unter welchem sich die Maas windet, hat 220 Häus. und 1097 Einw., die Eisen- und Stahlwaren verfertigen, Jahrmärkte halten, und mit Korn, Weinen und Holz handeln. (*Hassel.*)

BOURNE, Marktfl. in der brit. Grafsch. Lincoln des Kön. England, an der Quelle Boune Well Head, hat 1581 Einw., ansehnliche Gerbereien und hält 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte. Von einer vormaligen Abtei und Schlosse sieht man kaum Überreste. (*Hassel.*)

Bournonite, s. Blei und Spiesglanz-Bleierz.

BOURRE, Dorf im Bez. Blois des franz. Dep. Loir Cher; es liegt am Cher und zählt über 600 Einw., die sich meistens vom Steinbrechen in den nahen Steinbrüchen nähren. Diese gehören zu den beträchtlichsten in Frankreich, der Stein ist von blendender Weiße und verliert nichts durch die Witterung; daher man ihn vorzüglich zum Häuserbau verwendet. Vor der Revolution gingen jährlich 80,000 bis 90,000 Stück in die benachbarten Gegenden. (*Hassel.*)

BOURRIT (**Marcus Theodor**), geb. 1739, gest. den 7. Oct. 1819 zu Genf, war, weil der wenig bedeutende Bordier mit ihm nicht verglichen werden kann, der erste malerische Beschreiber der Alpen. Sein angebornes Kunsttalent erwarb ihm in seinen frühen Jahren durch seine Schmelzmalereien einen verdienten Ruf. Aber das sitzende Leben behagte ihm nicht. Eine kleine Bergreise, die er 1761 machte, gab seinem Geiste eine neue Richtung. Die Kette des Montblanc, welche nur noch unter dem Namen der **montagnes maudites** bekant war, und ihre Umgebungen zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und von nun an beschäftigte ihn nur der Gedanke, sie zu schildern und sich dadurch Ruhm zu erwerben. Seine Kentniß der Musik und eine sehr schöne Stimme hatten ihm um dieselbe Zeit die Vorsängerstelle an der Domkirche verschafft. Zwischen diese und seine Vorliebe für die Gebirge war nun seine Zeit getheilt. 1773 gab er die **description des glaciers de la Savoye** heraus. Er erfand eine neue, anschaulichere Art von Darstellung, eine Art Tuschmanier, welche die Wirkungen des Lichtes auf die Felsen und Eismassen besser als jede bisherige gab. Er arbeitete auch

†) Der Inhalt dieser Oeuv. ist zu finden in den **Act. Erud. 1686. p. 9—17**, und ein zahlreiches Verzeichniß der Schriften, die von ihr handeln, findet man in *Molleri* **Cimbria lit. T. II. p. 85 sqq.** vgl. Walch's **Biblioth. theol. T. II. 40 sq.** und *Bayle* **Dict.** gegen den sie Poiret vertheidigt in **Bibl. myst. §. 84—86.** Hauptquelle für diese und die Folgenden war der Bourignon Autobiographie: **Le vie intérieure-extérieure de B. par elle-même. Amst. 1683. Vol. II. 8.** vollendet von Poiret, der auch ihre Schwärmereien in eine kunstmäßige Form brachte, in dem großen Werk: **l'Oeconomie divine ou Systeme universel. Amst. 1686. Vol. VII. 8.** nachher auch Lateinisch, Holländisch und Teutsch. Vgl. von demselben auch einen Aufsatz in den **Nouvelles de la rep. de lettres 1685. p. 422.** Spener's theol. Bedenken und Arnold's Kirchen- u. Ketz. Hist. 3. Th. Kap. 16. Walch's Rel. Streit. außer der luth. Kirche, 4. Bd. 891. Baumgarten's Gesch. d. Religionspart. S. 1108. (Adelung's) Gesch. d. menschl. Narrh. 5. Bd. 245—391. (Corrodi's) Gesch. des Chiliasmus 2. Th. 1. B. 422. Henke's Gesch. d. christl. Kirche 4. Th. 184.

mit der Radirnadel und dem Grabstichel; und in seinen Werken sind sowol die Beschreibung, als die meisten Kupfertafeln von seiner Hand. Der König von Sardinien, dem er 1775 eine Beschreibung der Ansichten des Montblanc vorgelegt hatte, beschenkte ihn. Von Büffon wurde er 1781 zu Paris mit Auszeichnung empfangen und Ludwig XVI., der die Zueignung der **Alpes Pennines et Rhétiennes**, Genève 1781, 2 Vol. 8., welche nur über Wallis neue Nachrichten liefern und von Werth sind, die übrigen schweizerischen Gegenden hingegen flüchtig und nicht ohne Fehler behandeln, angenommen hatte, wies ihm ein Jahrgehalt von 600 Liv. auf seine Privatschatulle an. Im J. 1785 erschien **nouvelle description des glaciers de Savoye**, eigentlich nur eine neue Auflage der frühern Werke, welche er Büffon zueignete. — Die häufigen Besuche und Anfragen von Reisenden, welche bei ihm Anleitung suchten, bewogen ihn, 1791 sein „**itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni**" herauszugeben. 1803 folgte die „**description des cols ou passages des Alpes**, 2 Vol." In dem letzten „**itinéraire de Genève, des glaciers de Chamouni, du Valais et du Canton de Vaud**" herrscht noch dieselbe Lebendigkeit, welche seine frühern Schriften auszeichnet. Seine Werke wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Saussüre äußerte sich über seine Verdienste mit Achtung, und gibt der Genauigkeit, mit welcher seine Zeichnungen verfertigt sind, das größte Lob. Mehr als 50 Jahre nach einander hatte Bourrit seine Reisen fortgesetzt, als er das Chamounithal, dessen Einwohner ihn als einen Wohlthäter verehrten, zum letzten Male besuchte. Nun begann er die Schwächen des Alters zu fühlen. Das Gehen wurde ihm schwer. Die drei letzten Jahre seines Lebens brachte er auf dem Lande zu, beinahe immer an einem Fenster sitzend, aus welchem er einer freien Aussicht auf die geliebten Alpen genoß. Nie verließ ihn sein heiterer Sinn, und bis an sein Ende waren seine Bergreisen, die Gefahren, die er ausgestanden, und die berühmten Personen, die ihn besucht hatten, seine Lieblingsunterhaltung. An seinem Todestage stand er bei Anbruch des Tages auf, um nach seiner Gewohnheit die Morgenröthe zu betrachten. Aber er erblickte sie nicht mehr. Seine Augen schlossen sich, ohne daß nur ein Zeichen des nahen Todes vorher gegangen wäre. — Bei einem sehr beschränkten Vermögen war er wohlthätig. Er war von starkem Körperbau, unerschrocken, gutmüthig, streng in seinen Sitten und von gewissenhafter Frömmigkeit. (*Meyer v. Knonau.*)

BOURSAULT (Edmé oder Edmund), wurde zu Mussi l'Evêque, einem Städtchen in Bourgogne, Anfang Octobers 1638 geboren. Er stammte aus guter und ziemlich begüterter Familie, aber sein Vater, der in der Jugend Soldat gewesen war und einen Hang zum unordentlichen Leben hatte, wendete nichts an seinen Unterricht, so daß B. kein Latein lernte und nur seinen burgundischen Provinzialdialect (Patois) redete, als er 1651 nach Paris kam. Bei guten Anlagen und regem Eifer aber bemächtigte er sich in kurzem der reinen französischen Schreibart, so daß er mit Glück als Schriftsteller auftreten konnte. Selbst Ludwig XIV. schätzte ihn wegen seiner, auf den Wunsch des Herzogs von Montausier verfaßten Schrift: **de la véritable étude des Souverains** Paris 1671. 12. und würde ihn zum Unterlehrer des Dauphins ernant haben, wenn ihm das Lateinische nicht fremd gewesen wäre. Er wurde indeß Secretär der Herzogin von Angouleme, Witwe eines natürlichen Sohnes Königs Karls IX. von Frankreich. Man vermochte ihn eine Zeitung in Versen für den Hof zu schreiben, welche er von Woche zu Woche fortsetzte und welche dem Könige so gefiel, daß er dem Verfasser ein Jahrgehalt von 2000 Livres und den Tisch bei Hofe gab. Als er aber einst in diese Zeitung einen den Kapuzinern anstößigen Schwank*) aufnahm, wußte der Beichtvater der Königin, ein spanischer Franziskaner, zu bewirken, daß Boursault in die Bastille geschickt werden sollte. Der Kanzler Seguier, dem die Ausführung des Befehls übertragen war, ließ dem Dichter Zeit, einen Brief in Versen an den Prinzen von Condé, seinen Gönner, zu schreiben, und auf dessen Fürsprache nahm der König den Verhaftsbefehl zurück, aber die Zeitung ward gehemmt und das Jahrgeld verloren. Späterhin durfte er eine ähnliche monatlich erscheinende Zeitung unter dem Titel **la Muse enjouée** schreiben, welche besonders zur Belustigung des Dauphins bestimt war. Aber auch diese ward wegen eines Ausfalls auf den König Wilhelm von England, den der Hof Behuf des Friedens zu schonen wünschte, unterdrückt, wobei ihm jedoch Ludwig XIV. andeuten ließ, daß er aus Statsgründen handle und ihm persönlich nicht übel wolle. Zuletzt wurde B. Steuereinnehmer zu Montluçon und hier ward er in einem Alter von 63 Jahren und bis dahin im vollen Besitz seiner Geistes- und Körperkräfte am 15. Sept. 1701 durch eine achttägige heftige Krankheit weggerafft. Zu den wichtigsten Ereignissen seines literarischen Lebens gehören noch seine Zwistigkeiten mit Moliere und Boileau. Den ersten griff Boursault in einer Komödie, **le portrait du peintre**, wiewol nicht aus freiem Antriebe, sondern auf fremde Veranlassung an, worauf Boileau, um seinen Freund zu rächen, in seiner siebenten Satire ihn als einen **froid rimeur** in Gesellschaft der Colletet und Titreville aufführte. Boursault antwortete durch ein Lustspiel in einem Aufzuge, **la Satyre des Satyres**, dessen Aufführung Boileau zu hindern wußte; doch ward es gedruckt und sein Verfasser äußerte sich in der Vorrede über die Unziemlichkeit Boileau's, Leute von Talent und Verdienst namentlich an den Pranger zu stellen, so eindringlich, daß Boileau gestand, er bereue, Boursault angegriffen zu haben. Als Boursault in der Folge zu Montluçon erfuhr, Boileau sey in den benachbarten Bädern von Bourbonne und wegen Verzögerung der Kur in Geldverlegenheit, eilte er zu ihm und bot ihm seine Dienste und seine Börse an. Beide wurden von jetzt an (1685) aufrichtige Freunde und Boursault's Name verschwand bei der nächsten Auflage aus Boileau's Satiren. Überhaupt erwarb sich Boursault durch seine Talente und die Anmuth seiner Sitten die Achtung und Freundschaft der besten Köpfe seiner Zeit. Pe-

*) Ein Kapuzinerkloster ließ bei einer berühmten Stickerin einen heiligen Franziskus sticken. Als während der Arbeit einer der Mönche zu derselben kam und dort einschlief, stickte die muthwillige Künstlerin den Bart des lebenden Mönchs an das Kinn des todten Heiligen.

ter Corneille nannte ihn Sohn, und Thomas Corneille wünschte, daß er sich um die Aufnahme in die Akademie bewerben möchte. Als Boursault fragte, was die Akademie mit einem Unwissenden anfangen solle, der weder lateinisch noch griechisch verstehe, erwiederte er: Es ist hier nicht von einer lateinischen oder griechischen, sondern von einer französischen Akademie die Rede und wer weiß das Französische besser als Sie? — Boursault versuchte sich besonders in dramatischen Arbeiten, die einen höchst ungleichen Erfolg hatten. Einige machten ungemeines Glück, wie die Comédie sans titre, welche mehr als achtzigmal hinter einander gegeben werden mußte und das 1671 aufgeführte Trauerspiel Germanicus. Andere misfielen sogleich, wie das Trauerspiel Marie Stuart und das Lustspiel Phaeton. Die beiden Lustspiele Esope à la cour und Esope à la ville haben sich lange auf der Bühne erhalten und werden vielleicht noch jetzt hier und da gegeben. Neben der leichten Versification hat hiezu wahrscheinlich der auf der Bühne ungewöhnliche Umstand beigetragen, daß Äsop in beiden Stücken eine Anzahl längerer und kürzerer Fabeln vorträgt; denn diese Stücke sind nach Anlage und Ausführung ziemlich schwach und mehr ernst moralisch als komisch. Nach mehren ältern Samlungen dieser dramatischen Arbeiten, als Paris 1694. 12. Eb. 1701. 12. Amsterdam 1721. 2 Bde. 12., erschien eine vermehrte und vollständige Ausgabe seines Théatre Paris 1725. 3 Bde. 12., wiederholt 1748. Hierin findet man unter mehren noch die Lustspiele: le medécin volant (zuerst 1661), le mort vivant (zuerst 1662), le portrait du peintre (zuerst 1663), les cadenats (von 1663), les frères jumeaux ou les menteurs qui ne mentent point (von 1664), les yeux de Philis, changés en astres, Pastorale (1665); les mots à la mode (1694). Ferner schrieb Boursault einige zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommene Romane, als Artemise et Poliante, Paris 1670. 12., le Marquis de Chavigny, Eb. 1670. 12., le Prince de Condé, Nouvelle historique, Eb. 1675. 12. 3. Ausg. 1681. Ne pas croire ce que l'on voit. 2 Thle. Paris 12. Der letztere, welcher anonym erschien, wurde zuerst für eine Arbeit Scarron's gehalten. Noch hat man von Boursault zwei Briefsamlungen, die Lettres de respect, d'obligation et d'amour, Paris 1666. 12. und die Nouvelles lettres. Paris 1697. 12., auch später wiederholt. Den letztern sind Fabeln, Epigramme, Erzählungen, Bonmots u. dgl. m. angehängt, die jetzt wenig mehr beachtet werden, insbesondere fehlt den Fabeln die reizende Naivetät des La Fontaine und die elegante Kürze des Phädrus. Geschätzter bleibt die erste Briefsamlung wegen der darin aufgenommenen ungemein anziehenden Briefe eines jungen, sehr gebildeten und liebenswürdigen Mädchens, welches Boursault liebte und das um seinetwillen von den Ältern in ein Kloster gesperrt, sich frühzeitig zu Tode grämte. Die unglückliche Briefstellerin ist nur unter ihrem Vornamen Babet bekant und ihre Briefe sind auch in Teutschland mehrmals ganz oder theilweise nachgedruckt worden. Man bedauert, daß B. den größten Theil dieser anmuthigen Briefe hat verloren gehen lassen. Die seinigen finden geringern Beifall. Übrigens war B. in der Folge verheirathet und hinterließ zwei Söhne, deren einer ein Theatinermönch und beliebter Prediger, der andere Hauptmann von der Infanterie wurde, nebst einer Tochter, welche den Schleier nahm†). *(Rese.)*

BOURTANGECHANS, ein Fort im Bez. Winschooten der niederländ. Prov. Gröningen in dem gleichnamigen Moore, hat starke Außenwerke und vertheidigt die durch den Moor führende Heerstraße gegen die Ems. Dabei ein Dorf mit 224 Einw. *(Hassel.)*

BOURTH, Marktfl. im Bez. Evreux des französ. Dep. Eure, am Iton, hat 410 Häus., 1640 Einw. und nährt sich vom Eisengewerbe, indem hier 1 Hohofen, 1 Eisenhammer und 1 Eisengießerei im Betriebe stehen und viele Stecknadeln verfertigt werden. *(Hassel.)*

BOUSMARD (A. de), als einer der neuern Schriftsteller über Festungsbau und Festungskrieg nicht unrühmlich bekant, theilte in der Revolution das Schicksal so vieler seiner Landsleute, aus dem Dienste des Vaterlandes in fremde zu treten, in diesen gegen seine Landsleute zu kämpfen und seinen Tod zu finden. Zur Zeit der Versamlung der Etats généraux Capitän im Ingenieurcorps, wurde er von dem Adel der Baillage Bar le Duc zum Deputirten ernant, war anfangs, doch mit Mäßigung den Grundsätzen der Revolution geneigt, und sprach damals die Meinung aus, daß man die Gegner derselben frei ziehen lassen möchte, da an ihnen nicht viel zu verlieren sey. Im J. 1791 sprach er in der konstituirenden Versamlung für die Überlassung der Kriegs- und Friedenserklärung an den König und über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit. Nachher wieder in Dienst getreten, und der Besatzung von Verdun beigegeben, unterzeichnete er die Übergabe dieser Festung an Preußen und trat in dessen Dienste. Bei der Belagerung von Danzig im J. 1807, bei welcher er das Ingenieurwesen leitete, wurde er am 21. Mai 60 Jahre alt von einer französischen Kugel getödtet. — Als Bewunderer Vauban's vertheidigte er diesen gegen die im J. 1786 von Loclos (dem Verf. der Maisons danger. aufgestellte Behauptung, daß Vauban 1400 Mill. Franken an unnütze und schädliche Festungswerke verwendet. Von seinem Hauptwerke: Essai gén. de fortification et d'attaque et défense des places (Vol. 1—3. Berlin 1797—99, Vol. 4. 1803), sind die ersten 3 Thle. fast nur eine weitere Entwickelung von Cormontaigne's Grundsätzen, der 4te aber, auch unter dem besondern Titel eines Traité des tentatives à faire pour perfectionner les fortifications, stellte mehre neue, weiterer Prüfung werthe Gedanken auf. — Früher lieferte er (1788) auch eine Abhandlung über Vervielfältigung von Holzpflanzungen ohne Schaden für den Ackerbau, die von der kön. Gesellschaft zu Metz gekrönt wurde*). *(H.)*

BOUSSAC, Bezirksstadt im Dep. Creuse an der Mündung des Verron in die kleine Creuse und auf dem Gipfel eines hohen Felsens, wohin nur ein für Karren fahrbarer Weg führt. Sie ist ummauert, besitzt ein Schloß, 86 Häus. und 588 Einw., und ist so unbedeutend, daß

---

†) S. Théatre de Boursault. Vorrede. Niceron's Mémoires. Tom. 14. p. 363 ff. (Teutsche Übers. Th. 11. S. 56—72.) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

*) Vgl. Biogr. univ. T. V. Biogr. des Contemp. T. III.

nicht einmal das Bezirkstribunal hier seinen Sitz finden konnte, das nach Chambon verlegt werden mußte. Der Bezirk 17⁷⁷ □M. groß, umfaßt in den 4 Kantonen Boussac, Chambon, Chatelus und Jarnage 57 Gemeinden und 32,839 Einw. (*Hassel.*)

BOUSSAY SUR SEVRE, Marktfl. im Bez. Nantes des franz. Dep. Niederloire, liegt an der Sevre, hat 2000 Einw. und nährt sich von der Zwillich- und Flanellweberei. (*Hassel.*)

Boussole, f. Kompass und Messtisch.

BOUTEILLIER (auch Boutillier, Bouteiller, Buticularius, Butillarius) (Jean), Parlementsrath zu Paris. Sein Geburts- und Sterbejahr ist unbekant, doch muß er noch um 1402 gelebt haben, denn sein Testament ist vom 16. Sept. dieses Jahrs datirt. Man hat von ihm ein gar merkwürdiges Buch, welches er Summa ruralis (Somme rurale) nannte; vielleicht, weil er es während der Gerichtsferien auf dem Lande ausgearbeitet hatte; denn es beschränkt sich keineswegs auf Landwirthschaftsrecht, sondern umfaßt vielmehr das ganze bürgerliche und peinliche Recht, wie solches damals in Frankreich üblich war, so wie den Prozeß. In zwei Büchern enthält es systematisch geordnet, die französischen Ordonnanzen und Landrechte, ferner römisches und canonisches Recht, so wie endlich den Gerichtsgebrauch, und zwar in Form eines Auszugs oder einer Summa, wodurch sich der Titel erklärt. Vorzüglich wichtig ist es für die französischen Rechtsalterthümer; von Cujas wurde es deshalb liber optimus genant, und auch Monnac und Charondas le Caron hielten es sehr hoch; letzterer empfahl es durch das Distichon:

Quae tibi det Codex, quae dant Digesta, quod usus;
Ruralis paucis haec tibi Summa dabit.

Die erste Ausgabe erschien mit gothischen Lettern, ohne Jahrzahl in Quart, pour la veuve Jehan Trepperel et Jehann Jehannot; vielleicht dieselbe, welche von Duverdier (Bibl. française) als zu Paris bei Philipp Lenoir gedruckt, erwähnt wird; — dann mit Anmerkungen von Charondas le Caron, und einer Vorrede von Denys Godefroy, Paris 1603, 1611, 1612. 4. Lyon 1621. Auch hat man eine holländische Übersetzung unter dem Titel: *Jan Botelgier* Somme ruyral sprekende van allen regten. s. l. et a.*). (*Spangenberg.*)

BOUTELOVA nannte Lagasca eine Grasgattung nach Claud. Boutelou, Prof. der Botanik zu Alicante. Diese Gattung läßt sich mit Atheropogon verbinden; f. diesen Artikel. (*Sprengel.*)

BOUTEROUE (Claude), ein gelehrter Alterthumsforscher aus Paris, wurde daselbst 1654 Rath beim Münzhofe und starb um 1680. Als gelehrter Numismatiker lebt er in dem gehaltvollen, aber jetzt seltenen und nur die erste Dynastie der franz. Könige umfassenden Werke: Recherches curieuses des monnoyes de France depuis le commencement de la Monarchie. T. I. avec des observations, des preuves et les figures des monnoyes. Par. 1666. fol., die versprochene Fortsetzung in 3 Bänden ist nicht erschienen †). (*Baur.*)

Bouthrais, f. Boutrays.

Boutiche, f. Abutitsch.

Boutillier, f. Bouteillier.

Bouton, Insel, f. Buton.

BOUTONNE, Fluß in dem franz. Dep. der beiden Sevres, wo er unweit Chef Boutonne der Erde entquillt, sich nach SW. in das Dep. Niedercharente wendet und unweit St. Jean d'Angely die Charente erreicht. (*Hassel.*)

BOUTRAYS, Bouthrais, Boutterais, Boterais (Raoul), am bekanntesten unter seinem lateinischen Namen Rodolphus Bothereius oder Botoreus. Er war zu Chateau-Duc im Gouvernement von Orleannois an der Loire um 1552 geboren, advocirte in seiner Vaterstadt, wurde zuletzt Advokat beim großen Rath in Paris, und starb 1630. Ausgerüstet mit einem hellen Blick, richtigem Urtheile und Wahrheitsliebe, beschrieb er in guter Ordnung, aber in sehr mittelmäßiger Latinität, mehre Ereignisse seiner Zeit in einigen Schriften, die für den historischen Forscher nicht ohne Interesse sind: De rebus in Gallia et toto pene orbe gestis, ab anno 1594 ad annum 1610, commentariorum libri XVI. Par. 1610. Vol. II. 8. und vom 3. Theil in eben dem Jahr 24 Seiten; auch unter dem Titel: Historiopolitographia sive opus historico-politicum duorum praeclarissimorum huius aetatis historicorum, R. Botorei, nec non Petr. Matthaei, in quo res toto pene orbe etc. Francof. 1610. 4. Henrici magni vita; acced. Henrici m. vitae breviarium ex gallico Pet. Matthieu. Par. 1611. 8. Ludovici XIII. quadrimestre itinerarium. Par. 1621. 8. Lutetia. 1611. 8. Aurelia 1615. 8. Castellodunum 1628., drei lateinische Gedichte zu Ehren der Städte Paris, Orleans und Chateau-Duc. Urbis gentisque Carnutum historia. Par. 1624. 8., ebenfalls zum Theil in Versen. Lobreden ꝛc. *). (*Baur.*)

BOUVARDIA nannte Salisbury †) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der vierten Linnéschen Klasse, welche sonst zur Houstonia gezogen, sich aber von dieser durch folgenden Charakter unterscheidet. Vierblättriger Kelch, mit Zähnen zwischen den Blättern. Röhrige Corolle mit eingeschlossenen Antheren. Geränderte Samen in zweikörnigen Kapseln. — Arten sind: 1. B. *linearis* Humb., mit runden behaarten Zweigen, linienförmigen am Rande zurückgerollten unten grauhaarigen Blättern, die zu dreien stehen, und der Kelch sehr viel kürzer als die Corolle. Mexico. 2. B. *angustifo-*

*) S. *Duverdier* biblioth. française, *Camus* lettres sur la profession d'Avocat. T. II. (1805) p. 65. *Fournel* hist. des Avocats. T. I. p. 339. *Dupin* notices historiques, critiques et bibliographiques sur plusiers livres de jurisprudence française. (1820) p. 58—61.

†) Journal des Sav. 1666. Jul. Biblioth. de Richelet par le Clerc. 38. *Banduri* biblioth. nummar. 71. *Clement* bibl. cur. T. V. 167.

*) *Bayle* Dict. s. v. Botereius. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1105. Mém. de Niceron T. XXXVII. p. 8. *Saxii* Onomast. P. V. 549. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 632.

†) Wahrscheinlich nach dem Leibarzte Ludwigs XIII. von Frankreich, K. Bouvard (geb. 1572, gest. 1658), der auch Oberaufseher des botanischen Gartens zu Paris war und seinem Monarchen stark mit Klystiren und Aderlassen zusetzte. (*H.*)

lia Humb., mit runden glatten Zweigen, lanzetförmigen am Rande zurückgerollten unten schwach behaarten Blättern, die zu dreien stehen, und der Kelch viel kürzer als die Corolle. Mexiko. 3. B. *hirtella* Humb., mit runden rauh behaarten Zweigen, lanzetförmigen rauh behaarten Blättern, den Blüthen in Doldentrauben und den Kelchen viel kürzer als die Corolle. Mexico. 4. B. *Jacquini* Humb., mit dreikantigen, schwach behaarten Zweigen, ablangen Blättern, die unten auch schwach behaart sind und zu dreien stehen, den Blüthen in Doldentrauben und den Kelchen viel kürzer als die Corolle. Mexiko. (Ixora americana *Jacqu.* Houstonia coccinea *Andr.*) 5. B. *obovata* Humb., mit vierkantigen gestreiften Zweigen, umgekehrt eiförmigen glatten am Rande etwas gesägten Blättern, die zu vieren stehen und den Blüthen in Doldentrauben. Mexiko. 6. B. *triflora* Humb., mit runden glatten Zweigen, entgegenstehenden eilanzetförmigen schwach behaarten Blättern und drei Blüthen auf einem Stiel. Mexico. 7. B. *longiflora* Humb., mit viereckigen glatten Zweigen, entgegenstehenden ablangen an der Basis verdünnten Blättern, und einzeln sitzenden ungestielten Blüthen. Mexico. (Aeginetia longiflora *Cav.*) (*Sprengel.*)

BOUVART (Michel Philippe), ein berühmter praktischer Arzt zu Paris, Sohn eines Arztes zu Chartres, wo er den 11. Januar 1717 geboren war. Er studirte zu Paris, erhielt zu Rheims die Doctorwürde, übte die Arzneikunst den größten Theil seines Lebens zu Paris, und starb daselbst den 19. Januar 1787. Als praktischer Arzt hatte er, trotz seiner rauhen und kaustischen Gemüthsart, den größten Ruf, und, seine Kenntnisse ehrend, nahm ihn die Akademie der Wissenschaften schon 1743 unter ihre Mitglieder auf, auch war er 11 Jahre lang Professor der Medizin am kön. Collegium. Mit andern Ärzten lebte er in vielfachen Streitigkeiten, und seine (nicht erheblichen) Schriften sind alle polemischer Art. Er schrieb contre les naissances prétendues tardives, eine Abhandlung vom Nutzen der Fieberrinde im trockenen kalten Brande, vom Gebrauch der Belladonna wider Krebsschäden, gegen die Inoculation u. s. a. Die anonym erschienene Schrift: De recondita febrium intermittentium, tum remittentium natura lib. II. Amst. 1759. 8. ist ein Auszug aus seinen Vorlesungen, die er im kön. Collegium hielt. So viel Vertrauen Arme und Reiche auf seine medicinische Kunst setzten, so mistrauisch war er selbst gegen alle Arzneimittel, und in seiner eigenen letzten Krankheit enthielt er sich alles Gebrauchs derselben*). (*Baur.*)

BOUVET (Joachim), ein französischer Jesuit aus Mans, ging 1685 als Missionar nach China, und war einer der ersten Begründer der französischen Mission in Pekin. Der Kaiser Kanghi wies ihm und dem Pater Gerbillon eine Wohnung in seinem Palaste an, ließ sich von ihnen in der Mathematik unterrichten, und sandte Bouvet 1697 nach Frankreich zurück, um noch mehr Missionarien nach China abzuholen, mit 49 Bänden chinesischer Werke, als Geschenk für Ludwig XIV., der sie in der kön. Bibliothek verwahren ließ. Bouvet kam 1699 mit 10 neuen Missionarien nach China zurück, half mehre Jahre, auf Befehl des Kaisers Kanghi, an einer Karte des chinesischen Reichs arbeiten, und starb zu Pekin den 28. Jun. 1732, ungefähr 70 Jahre alt. Man hat von ihm einige das chinesische Reich betreffende, schätzbare Schriften und Abhandlungen: L'état présent de la Chine, en figures gravées par P. Giffart sur les desseins apportés au roi (Louis XIV) par Bouvet. Par. 1697 fol., mit 43 gemalten Kupfern, beschreibt zugleich eine Reise von Pekin nach Canton; im Auszuge in der von Prevot herausgegebenen Hist. gen. de voyages T. V. l'ortrait historique de l'empereur de la Chine (Kanghi), presenté au roi (de France). Ib. 1697. 12. à la Haye 1699. 8. Einiges andere von ihm steht in den Lettres édifiantes, in den Mém. de Trévoux, in du Halde's Descript. de la Chine, und zwei Briefe von ihm über die Philosophie der Chinesen an Leibnitz findet man in dem Récueil de div. pièces sur la philosophie des Chinois par C. Kortholt. Hamb. 1734. 8.*). (*Baur.*)

BOUVIGNES, Stadt im Bez. Dinant der niederländ. Provinz Namur, am linken Ufer der Maas Dinant gegenüber, war vormals befestigt und zählt 1 Kirche, 3 Klostergebäude mit Kirchen, 115 Häus. und 540 Einw., die sich von der Landwirthschaft nähren. In der Nähe stehen 3 Hochofen, 2 Eisenhammer, 7 Frischfeuer und 1 Zainhammer. (*Hassel.*)

Bouxwiller, s. Buchsweiler.

Bova, Vanillensorte, s. Vanille.

BOVA, kleine Stadt in Neapel, im untersten Theil der Provinz Calabria oltra, am Flusse Bova, hat an 4000 Einw., ein Bisthum und 4 Pfarrkirchen. Sie führt den Titel einer Grafschaft. (*Roeder.*)

Bovadilla, s. Bobadilla.

BOVENDEN, ein Marktflecken und Amtssitz in der hannöv. Prov. Göttingen. Er liegt an der Weende, ¼ M. von Göttingen, hat 1 Landgut des Landgrafen von Hessen-Rothenburg, 2 andere Güter, 1 Kirche, worauf 1 ref. Metropoliant haftet, 1 Knaben- und 1 Mädchenschule, 1 Armenhaus, 208 ziemlich gut gebaute Häus. und 1385 Einw., worunter 65 Juden und eine Menge Handwerker. Der Ort war sonst nahrhaft und trieb einen beträchtlichen Schmuggelverkehr mit Lizentwaren nach Göttingen, welcher jetzt freilich aufgehört hat: noch unterhält er Handel mit Garn und Trödelwaren, hat guten Straßenverkehr und hält 5 Jahrmärkte. — Bovenden gehörte mit dem dazu gehörigen Amte zu der vormaligen Herrschaft Plesse, deren Dynasten Vasallen des Hauses Braunschweig waren. Als 1571 der letzte Graf Dieterich ohne Erben verstarb und H. Erich II. von Kalenberg damals abwesend war, nahm Hessenkassel einen Theil der Herrschaft und namentlich Amt Bovenden als eröffnetes Lehn in Besitz, doch mit Widerspruche des Hauses Braunschweig, das deshalb einen Prozeß bei dem Reichskam-

*) Eloge par Condorcet und eine andere par Guenet 1787. *Eloy* Dict. de la Med. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Chaussier und Adelon.) Ersch's gel. Frankr.

*) Biogr. univ. T. V. (von Grosier u. Abel Remusat.) Adelungs Zus. z. Jöcher. — Von Bouvet's hinterl. Manuscripten, einem chinesischen Wörterbuche und mehren Abhandlungen über diese Sprache s. die Gazette de France vom 21. Dec. 1811.

mergerichte anhängig machte. Jedoch erhielt sich Hessenkassel im Besitze, nur blieb die Heerstraße, die durch Bovenden führt und der sogenannte Burgsitz dem Braunschweigschen Hause, auch unterließ dieses nie bei dem Antritte einer neuen Regirung die gewöhnlichen Notifikationspatente zu Bovenden und den dazu gehörigen Ortschaften anschlagen zu lassen †). 1815 trat endlich Hessen dieses Amt, das zu den Rothenburger Reservatämtern bisher gehört hatte, an Hannover ab und übernahm die Entschädigung des Landgrafen (s. **Kurhessen**). Es liegt im N. von Göttingen im fruchtbaren Leinethal, ist $\frac{44}{100}$ □M. groß, hat eine wellenförmige Oberfläche, im O. den Hessenwald mit den merkwürdigen Ruinen der Plesse, einen fetten tragbaren für Ackerbau und Viehzucht äußerst günstigen Boden, und enthielt 1812 in 1 Marktflecken, 6 Dörfern und 1 Weiler 628 Häus. und 3770 meistens reformirte Einw., worunter sich jedoch 332 Lutheraner, 31 Katholiken und 65 Juden befanden. An Vieh wurden 444 Pferde, 111 Füllen, 1263 Stück Rindvieh, 2424 Schafe, 239 Ziegen, 1340 Schweine und 180 Bienenstöcke gezählt. Er hat starke Waldung, guten Absatz an Holze nach Göttingen, Flachsbau, Garnspinnerei und Leineweberei. (*Hassel.*)

BOVES, Stadt in der piemontes. Prov. Cuneo, mit dem Titel einer Grafschaft, hat an 7000 Einw. In der Nähe findet man Eisengruben, schwarzen Marmor und die Überreste einer Römerstraße. (*Röder.*)

BOVEY TRACCY, Marktfl. in der brit. Grafsch. Devon des Königr. England mit 1385 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Hier schlug 1646 Fairfax die Royalisten. (*Hassel.*)

BOVIANUM (Strabo *Βοΐανον*, Ptolem. *Βουΐανον*), alte Hauptstadt der Pentrer, eines Stammes der Samniter (**Liv. 9, 31.**), in den Kriegen der Römer mit diesen oft genant als Platz von hoher Wichtigkeit. Die Römer belagerten es vergeblich im J. 441 **a. u. c.** (**Liv. 9, 28.**), nahmen es aber ein 443; die Beute war äußerst reich (**Liv. 9, 31***). Aufs Neue wurde Bovianum 456 nach einer nahe dabei gelieferten Schlacht und 465 nach dem großen Doppelsiege, den Papirius Cursor der jüngere und Sp. Carvilius erfochten, von den Römern angegriffen (**Liv. 10, 12. 41.**) In späterer Zeit (**lege Julia**) wurde eine Soldatenkolonie nach dem, wie es scheint, nicht ganz wüste gelegenen Orte, geführt (*Frontin.* **de colon. in** *Goes.* **rei agrar. scr. p. 103**); und bei Plinius (**H. N. 3, 11.**) wird das alte Bovianum und das neue (**cognomine Undecumanorum**, d. i. Soldaten von **Legio XI.**) erwähnt, woraus der Irrthum Strabo's (**L. V. 250. Cas.**), der es unter ganz verlassenen Orten aufführt, zu berichtigen ist. Noch besteht **Bojano****). (*W. Wachsmuth.*)

BOVIDIAL. Ein Hafen des schwarzen Meeres an der abassischen Küste über den Busen Koldos, an der alten Küste der Kerketen des Strabo. Ptolemäus setzt auch hier den **sinus tercetes** hin. (*Rommel.*)

BOVILLAE, auch Bovilla (*Frontin.* **de colon. p. 103 in** *Goes.* **agr.**), ein altlatinischer Ort am Fuße des **mons Albanus**, 10,000 Schritte von Rom, doch weder in der alten Zeit noch bei Plinius (3, 9.) als Bundesstadt genant, und wie es scheint von früh an eben so unbedeutend, als es nach den verächtlichen Äußerungen des Propertius (4, 1, 33.) und Florus (1, 12.) später war, obgleich Sylla eine Soldatencolonie dahin gesandt hatte (*Frontin.* p. 103). Seine Lage nicht fern von der **via Appia** hat veranlaßt, daß er so oft erwähnt wird, z. B. bei Clodius Ermordung und im Tacitus. Vgl. **Cluver. Ital. ant. II, 917—21.** (*W. Wachsmuth.*)

BOVINES, Dorf in dem Bez. Lille des franz. Dep. Norden, an der Marque, zählt 300 Einw., und ist in den Annalen der Geschichte durch den Sieg merkwürdig, den K. Philipp August 1214 über K. Otto IV. von Teutschland und dessen Verbündete erfocht. (*Hassel.*)

BOVINO, Stadt in der Provinz Capitanata des Kön. Neapel mit 3500 Einw. und einem Bischof. Hier wurden im J. 1734 die Spanier von den Östreichern besiegt. (*Röder.*)

BOVISTA nannte Persoon einen Bauchpilz, den man sonst zu **Lycoperdon** gezogen, der sich aber durch glattes unregelmäßig reißendes Peridium unterscheidet. Diese Gattung, besonders die bleifarbene Art (**B. *plumbea*** **Pers.**) ist auf Feldern und Wiesen sehr gemein. Vgl. **Lycoperdon.** (*Sprengel.*)

BOWAL, ein Landstrich im Distr. Dacca Jelalpoor der brit. Provinz Bengalen. Er ist seit 1787 durch eine Hungersnoth entvölkert und die wilden Thiere haben dergestalt überhand genommen, daß für jetzt an keine Kultur weiter zu denken ist. Hier sieht man den Florikan (**otis houbara**) in großer Menge. (Hamilton.) (*Hassel.*)

BOWANG, BEWAN, Stadt auf der im Meere von Mindoro oder Suluh belegnen Insel Suluh. Sie liegt auf deren NW. Seite, ist die Residenz des Sultans und zählt 6000 Einw., hat aber keinen Hafen, sondern eine bloße Rhede, wo die Schiffe nur während der südwestlichen Mussuhns hinlänglichen Schutz gegen die Winde finden. Der Ort treibt ansehnlichen Handel. (*Hassel.*)

BOWDOIN, 1) eine Ortschaft in der Grafschaft Lincoln des nordamerik. Stats Maine, am Kennebek mit 1 Postamte und 1649 meistens baptistischen Einw.; 2) **Bowdoinham** in eben der Grafsch. mit 1412 Einw. und 1 Postamte. (*Hassel.*)

BOWER (**Archibald**), ein Proselyt von sehr zweideutigem Charakter, geb. zu Dundee in Schottland 1686. Er kam in seinem 16. Jahre in das schottische Collegium zu Douai, und von da nach Rom, trat in den Jesuitenorden, und legte 1722 zu Florenz die letzten Gelübde ab. Mehre Jahre war er öffentlicher Lehrer der Rhetorik, Geschichte und Philosophie an den Schulen zu

---

†) S. *Scheid* **ad Moserum p. 300.**

*) Dahin gehört die Nachricht bei Diodor (**Vol. IX. p. 65 ed. Bip.**), die Römer hätten gesiegt bei dem sogenannten *Ἰταλίον*. Schwerlich ist hier etwas anders gemeint als **Bovianum**, und aus dem alten Gebrauche von *ἰταλός* (**vitulus**) für **bos** läßt sich ein Doppelname vermuthen. Sicher ist wenigstens die Lesart *Τάλιον* zurückzuweisen.

**) Kleine Stadt in Neapel in der Provinz Sanio oder Molise, im Lande diesseits des Biferno, enthielt vor dem Erdbeben 1805, fünf Pfarrkirchen, 2500 Einw. und ein Bisthum. Sie lag am Berge Matese, von welchem den 26. Jul. 1805 ein Theil einstürzte, wodurch viele Einwohner umkamen und die Stadt größtentheils zerstört wurde. (*Röder.*)

Rom, Fermo und Macerata, auch an dem letzten Orte Rath der Inquisition. Aus Ursachen, die von seinen Gegnern ganz anders angegeben werden, als von ihm selbst, sah er sich veranlaßt, 1726 Italien heimlich zu verlassen und nach England zu entfliehen, wo er zur reformirten Kirche überging. In den Jahren 1730 bis 1734 gab er unter dem Titel Historia literaria, ein recensirendes Journal heraus, und war darauf Mitarbeiter an der großen engl. allgem. Welthistorie (an universal history. Lond. seit 1730 Fol.), die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, teutsch unter Aufsicht S. J. Baumgartens, Halle, seit 1744. 4. Bower hat zu diesem Werke die ganze römische Geschichte geliefert. Man beschuldigte ihn, daß er um 1744 abermals mit den Jesuiten in Verbindung getreten sey, und sich von neuem mit ihnen entzweit habe. Einen thätigen Beschützer fand er an Lord Lyttleton, der ihm die Stelle eines Bibliothekars bei der Königin Karoline verschaffte, und ihm auszeichnendes Wohlwollen bewies, bis er den 6. Sept. 1766 starb. Sein literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf sein, seit 1748 zuerst erschienenes, umfassendes Werk über die Geschichte der römischen Päpste: History of the Popes. Lond. Ed. III. 1750. Vol. VII. 4. teutsch von Friedr. Eberh. und Joh. Jak. Rambach. Magdeb. 1751—1780. 10 Theile 4., wovon der letzte auch unter dem Titel: Joh. Jak. Rambachs Geschichte der röm. Päpste seit der Reformation bis auf die jetzigen Zeiten. Magdeb. 1779—80 in 2 Bden. 4., besonders gedruckt wurde, da Bower die neuere Geschichte der Päpste sehr dürftig und kurz abgehandelt hatte. Bei jedem Papste werden seine Lebensumstände, Wahl, Thaten, Streitigkeiten, Charakter, Anstalten, Schriften und die merkwürdigsten Bullen, in guter Auswahl, aber in einem ziemlich schwerfälligen Style vorgetragen. Nach seiner Versicherung hatte Bower dieses Werk schon in Rom zu schreiben angefangen, und bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts fortgesetzt, in der Absicht, das Ansehn des Papstes zu unterstützen, und von Jahrhundert zu Jahrhundert zu zeigen, daß man an dessen Gewalt nie gezweifelt habe. Durch das Lesen der Schriften der Apostel und Kirchenlehrer sey er aber von der Nichtigkeit des Papstthums überzeugt und veranlaßt worden, nach England zu gehen und der dortigen Kirche beizutreten. Diese Versicherungen fanden aber schon darum wenig Glauben, weil er nicht aus den Quellen geschöpft, sondern, besonders in den ersten fünf Jahrhunderten, beinahe blos den Tillemont (Mémoires pour servir à l'hist. eccles. des six premiers siècles) ausgeschrieben habe*). Dazu kam noch der Vorwurf, daß er ein geheimer Emissär der Jesuiten sey, der mit ihrer Erlaubniß die Rolle des Proselyten spiele, um ihre Zwecke zu befördern; dahingegen die Jesuiten selbst ihn einen Lügner schalten, der nie zu ihrem Orden, ja nicht einmal zur katholischen Kirche gehört habe**). Bower vertheidigte sich zwar gegen die ihm, mit vieler Wahrscheinlichkeit gemachten, Vorwürfe, aber keineswegs auf eine so befriedigende Art, daß nicht sein moralischer Charakter in einem sehr zweideutigen Lichte erschienen wäre, besonders da er den auf ihm lastenden Argwohn nicht einmal durch das, nach englischen Gesetzen sehr leichte Mittel, sich durch einen Eid zu reinigen, von sich abzulehnen suchte. Seine Geschichte ist überhaupt nicht so aufgeklärt, daß man ihn für schuldlos halten könnte†). (*Baur.*)

BOWES, Marktfl. im Nordriding der brit. Grafsch. York des Königreichs England; er besteht aus einer einzigen Straße, hat 773 Einw. und hält 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. Hier war einst eine Station der Römer. (*Hassel.*)

BOWIHA. Auf der Reise von Sire nach Addergey kam Bruce an den Fluß Bowiha, welcher noch heller ist und stärker fließt, als der Angueah. Der kleinere Angari fließt in den Bowiha, welcher überhaupt zu den größern Flüssen Habessiniens gehört. Ein kleines Dorf dieses Namens, nicht weit vom See Tzana gelegen, komt bei eben demselben vor. (*Hartmann.*)

Bow Islands, s. la Harpe.

BOWLES (William), ein Irländer, der als Bergrath in königl. spanischen Diensten stand und 1780 starb. Man hat von ihm ein auf sorgfältige Beobachtungen und genaue Untersuchungen gegründetes, die mineralogische und physische Erdkunde Spaniens erläuterndes Werk unter dem Titel: Introduccion a la historia natural y a la geografia fisica del reyno de España. Madrid. 1775; Ed. III. corregida, ib. 1789. 4. Franz. von dem Vicomte de Flavigny, Paris 1776. 8. Eine mit vielen Zusätzen und wesentlichen Verbesserungen reichlich ausgestattete italiänische Übersetzung hat den Titel: Introduzione alla storia naturale ed alla geografia fisica di Spagna, pubblicata e commentata dal Cavaliere Don G. N. d'Azara, e dopo la II. ediz. spagnola più arrichita di note; tradotta di Franc. Milizia. Parma, Bodoni 1783. II. 4. und Vol. II. 8. Einen Auszug aus Bowles Werke findet man auch in John Talbot Dillons travels through Spain. Lond. 1780. 4., verm. in der teutschen Übersetzung dieser Reisen von Engelbrecht. Leipz. 1782. 2 Th. 8. Der königl. Societät in London übergab Bowles eine Abhandlung über die teutschen und spanischen Bergwerke, und in spanischer Sprache schrieb er eine Geschichte der spanischen Heuschrecken, Madrid 1781. Ruiz und Pavon, Verfasser der Flora von Peru, gaben einem Pflanzengeschlechte den Namen Bowlesia*). (*Baur.*)

---

*) Man sehe hierüber, außer andern, in der brit. Bibl. Bd. 4. S. 333 ff. angeführten Streitschriften die Schrift: Bower and Tillemont compared. Lond. 1750. 8. **) Am empfindlichsten wurde Bower angegriffen in Six letters from A—d B—r (Archibald Bower) to Father Sheldon, provincial of the Jesuits in England, illustrated with several remarkable Facts. Lond. 1756. 8. Von dieser und andern Streitschriften s. Baumgarten's Nachr. v. merkwürd. Büchern 10. Bd. 452, u. brit. Bibl. 4. Bd. 262. 466. Bower schrieb dagegen: Affidavit in Answer to the false accusation brought against him by Papists. Lond. 1756. 8. S. Baumgarten a. a. O. 453; vgl. auch seine Vertheid. vor s. Gesch. der Päpste B. V—X. der Übers. †) Sein Leben von ihm selbst in seinen Streitschriften und vor seiner Gesch. d. Päpste. Unpart. Kirchenhist. (von Schröckh) 3. Th. 283. Catal. Bibliothecae Musei brit. T. I. voc. *Saxii* Onomast. T. VII. 26. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 1. Th. 337. 2. Th. 147. Schlegel's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 1. Bd. 946. Biogr. univ. T. V. Von s. Papstgesch. s. die Nova acta erudit. 1751. Sept. P. I. 481—495.

*) *Semperii* Ensayo de una biblioth. española. T. I. 223—

BOWLESIA nannten Ruiz und Pavon nach dem (eben angeführten) Irländer W. Bowles, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Umbellaten und der fünften Linné'schen Klasse, die mit Hydrocotyle und Bolax verwandt ist, sich aber auszeichnet durch eine kaum dreistrahlige Dolde, eine eiförmige behaarte Frucht, die solide und kaum winklich und deren Naht gerint ist. — Arten sind: 1. B. *palmata* R. et P., ganz scharf behaart, mit handförmig getheilten sternförmig behaarten Blättern, deren Lappen eingeschnitten sind, und niederliegendem Stamm. Auf Hügeln in Peru. 2. B. *incana* R. et P., mit nierenförmigen gelappten gekerbten graufilzigen Blättern und Gabeln aus den Blattachseln. Auf Hügeln in Peru. 3. B. *lobata* R. et P., mit gelappten, unten abgestutzten nervigen rauh behaarten Blättern, deren Lappen glattrandig und mit krautartigem Stachel versehen sind. Auf Bergen in Peru. 4. B. *geniculata* Spr., ganz glatt, mit runden gekerbten unten keilförmigen Blättern und vielstrahligen Dolden. Neuseeland. (Peucedanum geniculatum *Forst.*) (*Sprengel.*)

BOWLINGGREEN*), 1) der Hauptort der Grafschaft Carolina im nordamerik. State Virginia mit 1 Postamte; 2) der Hauptort der Grafsch. Warren im nordamerik. State Kentucky mit 155 Einw. und 1 Bank; 3) eine Ortschaft in der Grafsch. Licking des nordamerik. Stats Ohio. (*Hassel.*)

BOWYER (William), ein gelehrter Buchdrucker in London, wo er den 17. December 1699 geboren war, Sohn eines ebenfalls rühmlich bekannten Buchdruckers gleiches Vornamens, aus dessen Pressen viele gehaltvolle Werke hervorgingen, und der 1737 im 74. Lebensjahre starb. Der Sohn studirte seit 1716 im Johanniskollegium zu Cambridge, und schloß schon damals eine enge Freundschaft mit dem berühmten Markland und Will. Clarke. Erst 1722 verließ er Cambridge, arbeitete nun in der Druckerei seines Vaters, und besorgte mit demselben den Druck verschiedener wissenschaftlichen Werke, die er zum Theil mit gelehrten Vorreden versah. Er wurde 1729 Buchdrucker des Unterhauses und 1736 der antiquarischen Societät, die ihn in eben dem Jahre unter ihre Mitglieder aufnahm. Er selbst stiftete mit dem Dr. Birch die Gesellschaft zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit, wurde 1761 Verleger und Drucker der kön. Societät der Wissenschaften, und genoß der Freundschaft fünf auf einander folgender Präsidenten derselben. Auch das Oberhaus trug ihm bald darauf den Druck seiner Parlementslisten und Tagebücher auf. Er starb den 18. Nov. 1778, auch wegen seines edeln Charakters allgemein verehrt. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch war er der vorzüglichste und gelehrteste Buchdrucker in England, und viele herrliche Werke und Ausgaben der besten Schriftsteller hat man seiner Presse zu verdanken, z. B. Selden's Werke in 3 Foliobänden 1726; die Übersetzung Cäsars von dem Obersten Bladen, die er mit treflichen Anmerkungen begleitete, unterzeichnet Typogr.; das Werk Küsters de vero usu verborum mediorum, 1750 und 1773. 12. ebenfalls mit schätzbaren Zusätzen; eine neue mit einer Menge Wörter vermehrte Ausgabe von Schrevels griechischem Wörterbuche u. v. a. Eine sehr günstige Aufnahme fand sein Novum test. graec., ad fidem graecorum solum Codicum Mscr. nunc primum expressum, adstipulante J. J. Wetstenio, nova interpunctione saepius illustr. etc. 1763. Vol. II. 12.; die dabei befindlichen Conjekturen vermehrt und besonders abgedruckt: Critical conjectures and obss. on the N. T. collected from various authors. 1772. 8.; Ed. III. much enlarged. (herausgegeben von dem gelehrten Buchdrucker und Buchhändler Nichols, Bowyer's Lehrlinge, nachherigem Genossen und Nachfolger) Lond. 1782. 4. teutsch: Conjekturen über das n. Test., nach der 2. Ausg. übers. und mit Zus. und Bericht. bereichert von J. C. F. Schulz. Leipz. 1774. 2 Th. 8. Diese Sammlung enthält viele sehr schätzbare Stücke zur kritischen Erläuterung und Verbesserung, woraus der emsige Bibelforscher manche dienliche Anweisung und Belehrung ziehen kann. Überhaupt zeugt alles, was Bowyer schrieb, von einer gründlichen klassischen Gelehrsamkeit. Von jeher war er gewohnt, bei seiner Lectüre Anmerkungen, Vergleichungen und Berichtigungen zu sammeln und beizuschreiben. Den größten literarischen Fleiß dieser Art wandte er auf Leighs Critica sacra, und du Gard's Lexicon graeci Test. alphabeticum; von beiden hinterließ er ein sehr berichtigtes und verbessertes Exemplar. Ohne sich zu nennen schrieb er: The origin of printing in two essays. Lond. 1774; verm. 1776; seine letzte Schrift aber war eine neue Auflage von Bentley's Abhandlung über die Briefe des Phalaris mit gelehrten Anmerkungen*). (*Baur.*)

Box, s. Boops.

Boxa, s. Enarea und Habesch.

BOXBERG, Stadt und Schloß dem Fürsten von Leiningen unter bad. Landeshoheit zuständig, im ehemaligen Tubergaue Ostfrankens an der Umpfer, 1½ t. M. von der Tauber, 10 bis 11 M. von Heidelberg, jenseit des Odenwaldes, am Anfange des an Getreide, Wein- und Wiesengründen reichen und schönen Frankenlandes, mit einer Posthalterei an der Hauptstraße nach Nürnberg, vormals die Hauptstadt eines kurpfälz. Oberamtes, jetzt im Main- und Tauberkreise Badens der Sitz eines großherzogl. Bezirksamtes, wozu die Städtchen Ballenberg und Krautheim, die Flecken Assumstadt, Schweigern, Windischbusch und an 30 Dörfer nebst mehren Weilern und Höfen und 16,427 Einw. gehören. Boxberg selbst nebst dem dabei gelegenen Dorfe Wölchingen, das von jeher nur Eine Gemeinde damit ausmachte, hat 998 Einw. 174 Häus., 3 Mühlen, 4 Schulen und 3 Kirchen, wovon die ehemalige Hauptkirche zu Wölchingen auf einer Anhöhe in Gestalt eines Kreuzes erbaut, als ein prächtiges

---

229. Götting. gel. Anz. 1777. Zugabe 545. u. Jahrg. 1784 S. 934. Biogr. univ. T. V. (von du Petit Thouars).

*) Seiner eigentlichen Bedeutung nach ein grüner, mit Rasen bewachsener Kegelplatz, doch auch von andern Rasenplätzen gebraucht.

*) Biographical and literary anecdotes of W. Bowyer, by John Nichols. Lond. 1782. 4. Bamberger's Anekdoten von den berühmtesten großbrit. Gel. 1. Bd. 37—65 (ist eigentl. eine Übers. des Werks von Nichols in veränderter Ordnung). Goth. gel. Zeit. 1783 S. 436. Biogr. brit., Biogr. univ. T. V. Adelungs Zusätze zum Jöcher.

Denkmal altteutscher Architektur merkwürdig ist. — Die Stadt hat ihren Namen von der über ihr auf einem hohen und steilen Felsen liegenden, zum Theil noch wohl erhaltenen, ehemals festen Burg, an dessen Fuß sonst das Dorf Wüstenhofen und der Weiler Wanshofen lag, die beide in dem heutigen Boxberg verschwunden sind. Die Burg soll, einer handschriftlichen Chronik zufolge, von einem gewissen Eybocko, einem geheimen Rath Herzogs Konrad I. von Franken [1]), herrühren, der diese Gegend im J. 916 von dem Herzoge für sich und seine Nachkommen zu Lehen erhalten und zu seinem Wohnsitze Eybocksburg, das nachmalige Schloß Boxberg erbaut habe. Auch soll sich nach derselben Chronik Kaiser Heinrich IV. als er von seinem Sohne auf Anstiften des Papstes verfolgt wurde, auf diesem entlegenen Schlosse des Odenwaldes eine Zeitlang aufgehalten haben. — Von dem alten Herrenstamme der Dynasten von Boxberg, die vermuthlich von jenem Eybocko herkommen, hat man nach Hanselmann [2]) die ersten Nachrichten aus der Mitte des 11. Jahrh., wo eine Tochter dieses Hauses an den Grafen Siegfried, den Stammhalter des Hauses Hohenlohe, vermält war. Doch urkundlich zeigen sich die Namen der Herren von Bocksberg besonders in den Konraden, Krafto u. a. a. vom J. 1144 bis 1313 [3]). Aus diesen Urkunden erhellt auch, daß der Stamm in vier Hauptzweige: von Krautheim, von Bocksberg, von Klingenfels und von Lar getheilt, und mit dem Hause Hohenlohe oftmals verschwägert war, unter welchen auch der Besitz des Schlosses und der dazu gehörigen Ortschaften abwechselte, bis endlich nach der im J. 1313 erfolgten Erlöschung des Boxbergischen Mannsstammes Schloß und Flecken Bocksberg durch die Edeln von Rosenberg erworben wurden, die es dem Pfalzgrafen Kurfürsten Ruprecht I. im J. 1381 zu Lehen auftrugen [4]). Allein im 15. Jahrh. störten die Rosenberger von diesem ihrem Schlosse Boxberg und ihren übrigen Schlössern aus, die öffentliche Sicherheit so sehr, daß kein Reisender mehr in diese Gegenden ohne Gefahr der Beraubung und Mishandlung kommen konnte. Da sie auch die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Geistlichen und den Adel verübten, ja endlich sogar die Boten zwangen, Briefe und Befehle zu verschlingen, welche sie ihnen von den Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, und von dem Bischofe von Würzburg, deren Lande insgesamt durch sie beunruhigt wurden, wegen Abstellung dieses Unfugs überliefern sollten [5]), so ließen diese Fürsten ihre Raubschlösser berennen. Boxberg wurde durch den tapfern kurpfälz. Feldhauptmann Luz Schott nach einer drei Wochen langen Belagerung auf den grünen Donnerstag, 19. April 1470 erstürmt [6]), und Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz (der Sieghafte) vereinigte um 1472 Boxberg nebst der dazu gehörigen Herrschaft als ein nach Kriegsrecht erworbenes Eigenthum mit den übrigen pfälz. Kurlanden. Doch sein Nachfolger, Kurfürst Philipp der Aufrichtige, ließ sich durch Vermittelung des Kurf. von Brandenburg und des Bischofs von Bamberg bewegen, sie den Rosenbergern im J. 1477 wieder zurückzugeben. Allein dieses kriegerische Geschlecht brachte noch manches Unheil über diesen einsamen Felsen, bis sich endlich Melchior von Rosenberg im Geiste seiner Ahnherrn mit Franz von Sickingen verband, sich des Schlosses Bocksberg durch List bemächtigte, und die damals zur Beschützung des Landfriedens vereinigten schwäbischen Bundesgenossen so lange reizte, bis sie mit Heeresmacht vor Boxberg zogen, die Burg erstürmten, von Grund aus zerstörten und die Herrschaft darüber im J. 1523 dem Kurfürsten Ludwig dem Friedfertigen von der Pfalz gegen eine Summe von 5000 Fl. übergaben. — Kaiser Karl V., einem Albert von Rosenberg wegen seiner Tapferkeit sehr gewogen, Friedrich II. von der Pfalz aber wegen des Schmalkaldischen Bündnisses feind, ließ Boxberg durch einen von Buren wegnehmen, und setzte gedachten Albert im J. 1547 wieder in dessen Besitz, der auch sogleich die Burg wieder aufbaute. Der Kurfürst aber konnte trotz aller Bemühungen nicht wieder zum Besitze Boxbergs gelangen, bis sich endlich sein Nachfolger Friedrich III. von seinem Schwiegersohne dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen bestimmen ließ, Albrechten von Rosenberg alle Ansprüche hierauf um 27,000 Fl. abzukaufen, und ihn noch überdies mit einigen Dörfern zu belehnen; worauf denn Boxberg im J. 1561 dem Kurfürsten wieder geräumt wurde [7]). Im 30jährigen Kriege wurde es noch einmal von Tilly 1621 in Besitz genommen; im pfälzisch-orleanischen Erbfolgekriege blieb es gänzlich verschont, wurde aber nebst dem ganzen Oberamte wegen der Folge dieses Krieges 1691 an Würzburg verpfändet, und erst im J. 1740 wieder eingelöst [8]), von welcher Zeit an es auch bis zu den Statsveränderungen unserer Zeit bei der Pfalz verblieben war. *(Leger.)*

Boxen, s. Faustkampf.

BOXHOLM am Svartå in Ostgothland (Kirchspiel Ekeby), ein ansehnliches Eisenhütten- und Manufakturwerk, wo vielerlei Eisen- und Stahlwaren verfertigt werden. Hier ist auch ein Edelhof und ein Postcomtoir. *(v. Schubert.)*

BOXHORN (Marcus Zuerius), eigentlich Marcus Zuerius genant, den 2. September 1612 zu Bergen op Zoom, wo sein Vater Jakob Zuerius Prediger war, geboren. Des Vaters im 6ten Jahre beraubt, erhielt er Privatunterricht durch Richard Lubbäus und durch seinen Großvater mütterlicher Seite, den Prediger Heinrich Boxhorn (eigentlich Bockorinck nach Foppens S. 843) zu Breda, von welchem er den Namen

1) Chronica MS. der Kurpfälz. Städt und Flecken Ursprung und altes Herkommen p. m. 64. 2) Diplomatischer Beweis von des Hauses Hohenlohe Landeshoheit, Ursprung 2c. Anhang §. LVIII. 3) Beweise bei Crollius Abhandlung von den Grafen von Veldenz in act. acad. Palat. II. p. 285 sqq. bei Widder in Beschreib. des Kurfthms Pfalz II, 44 ff. 4) Beweise bei Crollius und Widder a. d. a. O. und in Itin. liter. in act. acad. Palat. II. 53 sqq. 5) *Matthias Kemnatensis* in vita Friderici victor. MS. p. 187. Stellen bei Kremer in Geschichte Kurf. Friedrichs I. von der Pfalz. 5. Bch. §. III. not. 1. Vgl. *Trithem.* in Chron. Hirsaug. ad ann. 1469 in edit. ex MS. San. Gall. 6) Poeta Weinspergensis in der Reimchronik S. 551. *Matthias Kemnatensis* a. a. O. Stellen bei Kremer a. a. O. not. 3 u. 4. Die Umstände dieser Begebenheiten und die interessanten Personen, die dabei auftreten, veranlaßten das beliebte pfälz. Nationalschauspiel: der Sturm von Boxberg (von Jac. Maier 1778. N. A. 1785.) 7) Alle Beweise bis hieher siehe in Itin. literar. in act. acad. Palat. II. 56 sqq. 8) Faber's Statskanzlei P. IV, 88, 90; P. VI, 97, 99.

Boxhorn annahm. Als die Stadt Breda den 6. Jun. 1625 von Spinola eingenommen und zerstört wurde, floh Boxhorn mit seinen Enkeln (die Mutter war gestorben) nach Leiden. Hier besuchte Marcus Z. schon im 13. Jahre die akademischen Vorlesungen und wurde 2 Jahre früher, als die Gesetze es erlaubten, unter die Zahl der Studirenden aufgenommen. In der Philosophie war sein Lehrer Franco Burgersdicius, in der klassischen Literatur Dan. Heinsius und Jos. Vossius. Schon im J. 1629 erschienen Poemata praesertim de victoria Silvaducis. Mit dem Studium der Philologie verband er das theologische unter Kerckhoven, doch gab er dies später wieder auf und widmete sich allein der Geschichte und alten Literatur, 1630 erschien von ihm Granatarum encomium, Amst. 1631. 4. Ein bedeutenderes, seine nicht gewöhnlichen Kentnisse bewährendes Werk war die Ausgabe der Scriptores Historiae Augustae, welche in 4 Bänden Lugd. B. 1632 erschien, und vorzüglich Salmasius Beifall auf sich zog, obgleich er später selbst die Arbeit für unbedeutend und seiner unwürdig erklärte. (Salmasii Epist. in Boxhorn. Apologia pro comment. ad Agricolam Taciti.) Noch 1632 übertrug man dem 20jährigen Jüngling die Professur der Beredsamkeit zu Leiden, welche er den 6. Sept. antrat. Sein Ruf als Lehrer der Geschichte und Philologie verbreitete sich bald und zog selbst aus dem Auslande viele Schüler herbei. Einen durch Oxenstierna erhaltenen Antrag, nach Schweden zu gehen, lehnte er ab, wie er 1634 in Dortrecht als Rector das Gymnasium zu verwalten ablehnte, und dafür von den Curatoren der Akademie entschädigt wurde. Er ward an Cunäus Stelle Vorsteher des Collegii oratorum, und trat dieses Amt mit der Rede de majestate eloquentiae Romanae, Lugd. B. 1635 an. Die von ihm stets in lateinischer Sprache gehaltenen Vorträge betreffen Rhetorik, Politik und die Erklärung lateinischer Schriftsteller; vorzüglich geschätzt wurden die Vorlesungen über Tacitus, mit welchem er sich bis zu seinem Tode beschäftigte. Im J. 1640 ward er nach Foppens Angabe Professor Institutionum iuris und 1648 als Nachfolger von Gerhard Johann Vossius Professor der Geschichte, doch scheint richtiger, daß er, wie Basel erzählt, nach Daniel Heinsius Abgang 1655 in die Professur der Geschichte und Politik eintrat. Seine öffentlichen, meist über geschichtliche Gegenstände gehaltenen Disputationen erhielten durch seine reine Diction und seine Dialektik so allgemeinen Beifall, daß kein Auditorium groß genug gefunden wurde, die Zuhörer zu fassen. Er wurde gewöhnlich Marcus Cicero genant. Rastlos war sein Fleiß, aber eben so groß das Bemühen um Ausbildung der ihm mit ganzer Seele verbundenen Schüler. Man ehrte durch vielfache Auszeichnung die Reinheit seiner Gesinnung, welche ihm auch die Freundschaft fast aller Gelehrten seiner Zeit erwarb. Nur mit Salmasius gerieth er in offenen Streit. Als Denkspruch hatte er sich gewählt: Quantum est quod scimus. Die Zahl seiner Schriften, welche theils in Ausgaben alter Schriftsteller, theils in historischen und politischen Untersuchungen bestehen, wuchs hoch an*). Boxhorn starb nach einer langen und, wie erzählt wird, durch unmäßiges Tabakrauchen herbeigeführten Krankheit den 3. Oct. 1663 im 41. Jahre. Sein Leben schrieb Jacob Basel 1659. Das beste obgleich nicht vollständige Verzeichniß seiner Schriften gibt Joh. Franc. Foppens in Bibliotheca belgica p. 841. (*Hand.*)

BOXTEL, Marktfl. in dem Bez. Herzogenbusch der niederl. Prov. Nordbrabant. Er liegt an der Dommel, die hier schiffbar wird, und an der Heerstraße von Herzogenbusch nach Eindhofen (51° 35′ 20″ Br. und 22° 29′ 15″ L.) gehört dem Hause Hornes und zählt in 470 Häus. 2940 Einw. Hier fiel 1794 ein blutiges Gefecht zwischen der französischen Nordarmee und dem Herzoge von York zum Nachtheil des letztern vor. (*Hassel.*)

Dieser bedeutende Flecken, eine sogenannte Freiheit, war der Hauptort des Ländchens Oosterwyck, einer Unterabtheilung der brabantischen Meierei Herzogenbusch, und einer alten Freiherrschaft, wozu außer Boxtel, 9 Dörfer gehörten. Gerhard von B. lebte 1173. Eine Erbtochter brachte die Herrschaft an Reinhard von Cuyck auf Herpen. Reinhard's Enkel, Wilhelm II., auf Boxtel, Oyen, Hamont, Achel, Lille, Stapelen, Eelde, war des Bisthums Utrecht Castellan zu Horst, und erheirathete mit Kunigunde van Diepenheim die Grafschaft Dalhem und Diepenheim, in dem Quartier Twenthe des Landes Overyssel, verkaufte jedoch 1336 beides um 2000 Livr. an den Bischof zu Utrecht, Johann von Diest. Seine Tochter Maria war in zweiter Ehe an Dietrich von Meerhem verheirathet, mit dessen Bewilligung sie 1361 Oyen an die Herzogin von Geldern verkaufte. Boxtel selbst hinterließ sie ihrem Sohne, Wilhelm von Meerhem, der auch 1420 von dem Herzog Johann IV. von Brabant mit der Herrlichkeit Liempde begnadigt wurde. Wilhelms Tochter, Isabelle, nahm nach einander drei Männer; ihrem Sohne zweiter Ehe, Heinrich von Ranst, der von des Vaters wegen die Herrlichkeit Kessel, in dem Quartier Maasland der Meierei Herzogenbusch besaß, wurden Boxtel und Liempde zu Theil.

*) Von ihnen können hier nur die vorzüglichsten erwähnt werden. Es erschienen mit Anmerkungen und Commentaren Scriptores hist. Aug. LB. 1632. 12. Poetae Satyrici minores LB. 1632. 8. Jul. Caesar. LB. 1634. fol. Justinus. Amst. 1638. 12. Commentar. in vitam Agricolae Taciti LB. 1642. 12. Taciti Opera. Amst. 1643. 12. Plinii Paneg. 1632. Epistolae 1648. Plautus. LB. 1645. Catonis Disticha. LB. 1635. 8. Animadv. in Suetonium. LB. 1632. Für Geschichte: Theatrum sive descriptio Comitatus et urbium Hollandiae. Amst. 1632. 4. Diss. de Trapezitis, vulgo Longobardis qui in foederato Belgio funebres mensas exercent. LB. 1640. 8. Nederlandtsche Historie. Leyden 1644. Historia universalis sacra et profana. LB. 1650. Diss. de typographicae artis inventione: LB. 1640, wodurch er mit Malinkrot in Streit gerieth. Quaestiones Romanae in quibus caussae antiquorum rituum explicantur. LB. 1637, auch in *Graevii* Thesaur. Vol. V. Originum Gallicarum liber. Amst. 1654, worin er den teutschen Ursprung der Gallier in der Sprache nachwies. Nach Aufforderung der Königin Christine von Schweden schrieb er: Grammatica Regia. Holmiae 1635. LB. 1650. Außerdem mehre politische Zeitschriften, vorzüglich: Institutionum s. disquisitionum politicar. libri II. Hagae 1655. LB. 1657, die wegen ihrer Freimüthigkeit vielfachen Widerspruch fanden. Seine Reden erschienen gesammelt Amst. 1652. Ideae orationum LB. 1657 durch J. G. Kessel. Vermehrt u. verbessert veranstaltete er neue Ausgaben von *Reygersbergen* Chronjick van Zeelandt 1644. 4. und *Veldenaer* Chronjick van Hollandt 1650. 4. Die Briefe erschienen gesammelt Amst. 1662. 12, und mit s. Gedichten Frankf. Leipz. 1679. 12.

Heinrich, der 1472 das Clarissenkloster, St. Elisabethenthal, in Bortel erbauet, wurde auch 1493 der Gründer des dasigen Kollegiatstiftes, in dessen Kirche (längst nur eine einfache Pfarrkirche), noch heute sein kunstreiches Grabmal zu sehen ist. Er starb den 12. Mai 1497. Seine älteste Tochter, oder Nichte, Adriane von Ranst, † 1538, war an Johann von Horn, Herrn zu Baucignies, Hupi und Angest, verheirathet; hiedurch kamen Bortel, Kessel, Mortsel, Eegem, Lupthage, Cantierode, Vreemde, an ihren Sohn, Philipp II. von Horn, dessen Nachkommenschaft alle übrige Linien seines hochberühmten Hauses überlebte. Der letzte Horn, Maximiel Emanuel, des H. R. R. Erbobristjägermeister und Fürst von Hornes und Over-Ysche, Graf von Baueignies, Houtekerke und Bailleul, Freiherr von Bortel, Lokeren, Lesdain und St. Martin, Herr zu Piermont, Lestrem und Estrelles, starb den 12. Januar 1763. Seine älteste Tochter, Maria Theresia Josepha, war an den Fürsten Philipp Joseph von Salm Kyrburg verheirathet, und durch sie kam die ganze reiche Erbschaft, auch die mütterliche Herrschaft Melsbroeck, in der Meierei Campenhout des brabantischen Quartiers Brüssel, an das salmische Haus. — Bortel war ursprünglich ein Reichslehen, dessen Besitzer 1440 von Herzog Philipp II. von Burgund gezwungen wurden, sich der brabantischen Lehensherrlichkeit zu unterwerfen. Im J. 1646 machte das teutsche Reich einen Versuch, seine verlornen Rechte wieder zu gewinnen. *(v. Stramberg.)*

BOYD (Hugo), geb. 1746 in der irländischen Grafsch. Antrim, ist weniger berühmt geworden, als er es zu seyn verdiente. Mit lebhaftem Geiste und feuriger Einbildungskraft, bewundernswürdigem Gedächtnisse und hinreißender Beredsamkeit ausgestattet, Eigenschaften, die ihm das Studium ersetzten, stürzte er sich in das Weltleben und verschwendete sein geringes Erbtheil. Zum Glück fand er eine reiche Frau, und benutzte seine Freiheit, in öffentlichen Blättern, unter den Namen von Whig und Freeholder gegen das Ministerium zu schreiben. Dieses entfernte ihn 1781 nach Indien, durch die Ernennung zum Secretär des Lord Macartney, Gouverneurs von Madras. Im folgenden Jahre, nach der Eroberung von Trincomale, zum Gesandten an den König von Candy auf Ceylon ernant, um diesen zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit den Briten zu bewegen, — eine mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte, ohne Erfolg gebliebene Reise — wurde er bei der Rückkehr von den Franzosen zum Gefangenen gemacht und nach Bourbon gebracht, bald jedoch auf sein Ehrenwort nach Madras entlassen. Hier wurde er vom Lord Macartney zum Hafenkapitän ernant, und schrieb den Madras-Courier, worin sich von ihm eine Menge historischer, politischer und literarischer Aufsätze befinden, die ihm einen Platz unter den ausgezeichnetsten Schriftstellern anweisen, so daß viele ihm sogar die Briefe von Junius zugeschrieben haben. Im J. 1794 nach Europa zurückgekehrt, starb er bald darauf in Irland im 49. J. s. A. — Lawr. Dundas Campbell gab 1801 eine Samlung seiner auch die Reise nach Ceylon enthaltenden Werke (miscellaneous Works) mit einer Biographie des Vf. heraus*). *(H.)*

*) Vgl. außer der Biogr. univ. T. V. und der Biogr. d. Contemp. vorzüglich diese Biographie von Campbell, der Boyd's Ansprüche auf die Briefe von Junius vertheidigt. Der Vf. seiner Biographie in der B. des Contemp., der mit ihm 2 Jahre zu Madras in vertraulicher Bekantschaft lebte, versichert, er habe B. von diesen Briefen immer mit väterlicher Liebe sprechen und sie alle von ihm auswendig hersagen hören, was doch wol, bei seinem außerordentlichen Gedächtnisse, das ihn in Stand setzte, zwei bis dreistündige Reden zu behalten und den Homer auswendig herzusagen, seine Autorschaft der Briefe von Junius nicht beweisen würde; auch will es dieser Biograph nicht mit Gewißheit behaupten. *(H.)*

BOYDELL (John), geb. zu Dorrington in Shropshire 1719, widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, eines Landmessers, ging aber in seinem 21sten Jahre nach London, um bei Toms die Kupferstecherkunst zu erlernen. Bei dem großen Eifer, womit er diese trieb, und da er sich noch besonders im Zeichnen übte, übertraf er bald seinen Lehrer, und kaufte diesem das siebente Lehrjahr ab. Das erste Werk, welches er herausgab, besteht in sechs kleinen Landschaften, Boydells Brückenbuch genant, weil er in jedem Blatt eine Brücke angebracht hatte. Nachdem er viele Ansichten von London und der umliegenden Gegend herausgegeben, auch verdienstliche Werke nach Berghem, Rose, Castiglione u. a. gestochen, die ihn als einen geschickten Künstler bekant machten, gab er endlich eine Samlung aller seiner Blätter heraus, die er für 5 Guineen verkaufte. Diese Spekulation legte den Grund zu seinem ungeheuern Vermögen, das er aber auch wieder als Mittel anwendete, die Kupferstecher und Maler zu unterstützen. Wenn er sich auf diese Weise bemühte, die Kupferstecherkunst seines Vaterlandes mehr zu erheben, so suchte er auch die Maler zu diesem rühmlichen Eifer zu entflammen. Zu diesem Ende gab er die berühmte Gallerie des Shakspeare heraus, ein Unternehmen, wozu ein Kapital von 300,000 Thalern gehörte*). Wenn gleich Boydell durch dieses patriotische Unternehmen, welches seine Nation sehr unterstützte, und durch andere Geschäfte, unstreitig der reichste Kunsthändler in Europa wurde, so sah er sich doch durch die Zeitumstände, welche seinen Geschäften so vielen Abbruch thaten, genöthigt, im J. 1804 eine Kunstlotterie zu veranstalten, worin die Gallerie des Shakspeare zum großen Loose bestimt wurde. Dieser thätige Mann, allgemein geachtet, starb als Alderman der Stadt London im J. 1805 und sein Neffe Joshia Boydell wurde sein einziger Erbe, der nicht allein seinem Oheim in der Würde eines Aldermans folgte, sondern sich auch als verdienstlicher Maler und Kupferstecher bekant machte. Viele gestochne Blätter von diesem Meister findet man in Huber und Rost's Handbuch für Künstl. angegeben Th. 9. S. 222. *(Weise.)*

Boye im Seewesen, s. Boie.

BOYER [1]), Boherius, Boërius, (Nicolaus), wurde am 2. Mai 1469 zu Montpellier geboren. Er studirte zu Bourges, wurde daselbst Licentiat der Rechte, hielt Vorlesungen, und erhielt 1512 die Stelle eines öffentli-

*) Die Veranlassung dieses Unternehmens findet man ausführlicher beschrieben in Fiorillo's Geschichte der Malerei in England. S. 648.

1) So wird er in dem Druckprivilegium zu seiner Ausgabe der Lombarda genant; nicht Bouerry, wie es in Hugo's Rechts- und Literärgeschichte. Ausg. II. §. 175. heißt.

chen Lehrers. Aber schon ein Jahr vorher war er Commissaire du Roi in der Provence, wie aus seiner Vorrede zu seiner Ausgabe der Lombarda erhellet, und zugleich Conseiller du grand Conseil du Roi. Nachmals wurde er Parlementspräsident zu Bordeaux, und starb daselbst am 10. Jun. 1539. Er hat manches herausgegeben, z. B. einen Kommentar über das Landrecht von Bourges (consuetudines Biturigum) [2]), welcher oft aufgedruckt ist, Consilien, Entscheidungen des Parlements zu Bordeaux [3]) u. s. w.; sein Hauptverdienst bleibt jedoch, daß er zugleich mit der Lombarda, die erste Ausgabe des Julianischen Novellenauszugs, wiewol ohne daß er den Verfasser kannte oder nannte, und nicht in der ursprünglichen Form, sondern nach den gewöhnlichen neun Kollationen abgetheilt, besorgte. Der Titel dieser Editio princeps ist: Leges Longobardorum seu capitulare divi ac sacratissimi Caroli magni imperatoris et Franciae regis, ac novellae constitutiones domini Justiniani imperatoris cum praefatiuncula et annotationes in ipsas leges et constitutiones Novellas per clarissimum et spectabilem virum dominum *nicolaum boherii* J. U. interpretem, sacri regalis consistorii ordinarium consiliarium (vez an sint allegabiles ad causarum decisionem et ligent omnes aut solum lombardos) editis nusquam impressae. Cum privilegio regio. Ohne Druckort und Jahr; dem Format nach klein Quart, der Bogenlage nach Oktav, und mit gothischer Schrift gedruckt. Das Privilegium des Königs Ludwig ist zu Blois, am 3. Jun. 1512. datirt; als Verleger wird in demselben genant: Simon Vincent in Lyon. Bis Fol. 100 geht die Lombarda; dann folgt von Fol. 101—160: Julian, mit der Überschrift: In nomine domini incipit liber Justiniani novellarum imperatoris translatus de graeco in latinum per illustrem virum eloquentissimum Constant. civitatis civem. Ein späterer, Venedig 1537. 8. erschienener Abdr., enth. nur die Lombarda [4]). (*Spangenberg.*)

BOYER (Abel), aus Castres in Oberlanguedoc, geb. 1664, verließ Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes, wählte Genf, dann Franecker, seit 1689 aber England zum Orte seines Aufenthalts, und starb zu Chelsea den 16. Nov. 1729. Sein Dictionnaire anglais-français et français-angl. à la Haye. 1702. Vol. II. 4. und seine Grammaire française et angl. waren lange Zeit sehr beliebte, und eben deswegen sehr oft neu gedruckte Bücher, die letztere mit Verbesserungen von Miège und Flint. Von dem Dictionnaire hat man auch einen Auszug in 2 Oktavbänden, der mehr als 20 Auflagen erlebte, und die neuesten Ausgaben des größern Werks erschienen Londres 1796, Rouen 1802, und Paris 1808, alle Vol. II. 4. Sein Compagnon anglais-français, ou recueil de sentences, pensées, bon-mots, en angl. et en franç. erschien 1707. 8. und von 1710 bis 1729 gab er monatlich in englischer Sprache ein politisches Journal heraus, das gern gelesen wurde, übersetzte den Telemach ins Englische u. a. m. Noch jetzt brauchbar sind seine History of K. William III. London 1703. 8. u. History of the life and reign of Q. Anne. Ib. 1722. fol. *). (*Baur.*)

BOYER (Jean Bapt. Nic.), ein durch Schriften über Epidemien ausgezeichneter Arzt, wurde am 5. Aug. 1693 zu Marseille geboren. Anfangs zum Handel bestimt, machte er mehre Reisen nach der Levante, dann studirte er die Arzneikunde zu Montpellier und wurde 1717 Doktor derselben nach Vertheidigung einer Abhandlung über die Inoculation, die er in Konstantinopel hatte vollziehen sehen. Dann wurde er zuerst praktischer Arzt zu Toulon, später zu Paris; bei der in Marseille ausgebrochnen Pest zeigte er als einer der sechs vom Regenten dahin gesendeten Ärzte vielen Eifer (auch durch seine Refutation des anciennes opinions touchant la peste), wurde vom Könige pensionirt und zum Arzte des Garde-Regiments ernant. Von jetzt an war er vorzüglich thätig bei epidemischen Krankheiten, in Feldlagern und vielen andern Bezirken, so daß er mit dreifacher Besoldung, vielen Ämtern und mit dem Adelsdiplome belohnt wurde. Schon seit 1728 von der medizinischen Fakultät zu Paris als Doktor aufgenommen, wurde er deren Decan in den Jahren 1756, 57, 58 und 59 und besorgte damals jene neue Ausgabe des Codex medicamentarius (1758. 4.) †). (*H.*)

BOYLE, 1) Marktfl. am gleichn. Flusse in der brit. Grafsch. Roscommon des Kön. Irland mit 4000 Einwohnern, die sich besonders mit der Leinweberei beschäftigen und große Leinenmärkte halten. Über den Fluß führen zwei Brücken, auf deren einer die Statue K. Wilhelms III. steht. Es ist hier 1 Kavalleriekaserne. 2) Ortschaft in der Grafsch. Ontario des nordamerik. States Newyork am Genesee mit 2860 Einw. (*Hassel.*)

BOYLE (Richard), bekant unter dem Namen des großen Grafen von Cork, einer der ausgezeichnetsten engländischen Statsmänner des 17. Jahrh., war der jüngste Sohn des Esquire Roger Boyle und wurde den 3. Okt. 1566 zu Canterbury geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in der Schule seines Geburtsorts empfangen hatte, bezog er die Universität Cambridge und studirte die Rechte in dem dortigen Bennet College, worauf er sich nach London begab, um sich in der Geschäftsführung im Temple zu üben. Aber obgleich er in seinen Studien glückliche Fortschritte machte und nicht ohne Aufmunterung und Unterstützung in der Hauptstadt blieb, so überredete ihn doch sein reger, nach schnelleren und glänzenderen Erfolgen trachtender Geist, England zu verlassen und in der Fremde eine offenere Bahn für seine Talente

---

2) Lugd. 1508. 8. — 1529. 12. Paris. 1531. 8. Französ. 1543. 4. Mit mehren andern: Paris. 1529. f. Francof. 1575. f. ed. *D. Gothofredi.* Ibid. 1598. f. 3) Decisiones Burdigalenses. Lugd. 1544, 1567, 1579, 1603, 1612. f. Französ. Paris 1611. 4. 4) S. Vita Boërii per *Jo. Alesmium* in *Leickher* vitae clariss. ictor. p. 1—27. *De la Thaumassière* histoire de Berry. L. I. c. 58. v. Savigny, Gösch en, Eichhorn Zeitschr. für geschichtl. Rechtswissenschaft. Bd. III, S. 155.

*) *Boyle* Dict. edit. de M. des Maizeaux T. I. 310. Bibl. raisonnée T. III. P. II. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V.

†) Außer den hier genannten Schriften hat man von ihm 1) Relation hist. de la Peste de Marseille. Col. 1721. 2) Méthode indiquée contre la maladie epid. qui vient de regner à Beauvais. 1750. (50 S.) 4. 3) Méth. à suivre, dans le trait. de différ. maladies épid. qui regnent le plus ordin. dans la généralité de Paris (Paris 1761. 62. 12. Narbonne 1761. 12.), die ihm die Aufnahme in die königl. Soc. zu London als Associé erwarb. Vgl. Biogr. univ. T. V.

zu suchen. Er setzte 1588 nach Irland über und ließ sich zu Dublin nieder, wo er bald durch die Verbindung mit der Tochter eines reichen und angesehnen Hauses, Johanna Apsley von Limmerik, sein Glück gründete. Das erste Kindbett raubte ihm seine Gattin, die ihm einen todten Sohn geboren hatte, und durch ihren Tod wurde Richard Boyle Besitzer eines Vermögens, das ihm an 500 Pfund jährliche Einkünfte trug und größtentheils aus Ländereien und anderen Grundstücken in Irland bestand. Durch eine geschickte Verwaltung dieser seiner Güter und eine gute häusliche Ökonomie vermehrte er sein Vermögen von Jahr zu Jahr und machte mehre neue bedeutende Ankäufe in der Grafschaft Munster. Der Neid einiger hohen Statsdiener, die ihm den ruhigen Genuß eines so leicht erworbenen Glücks nicht gönnten, wußte ihn bei der Königin Elisabeth verdächtig zu machen, als sey er heimlich der katholischen Religion zugethan und unterhalte einen Briefwechsel mit dem spanischen Hofe. Boyle schiffte sich alsbald nach London ein, um sich persönlich zu rechtfertigen, aber während seiner Abwesenheit brachen Empörungen in der Grafschaft Munster aus, welche seine Güter und Schlösser mit Feuer und Schwert heimsuchten und ihm einen großen Theil seines Vermögens raubten. Er erbot sich, dem Grafen Essex, der die Expedition nach Irland kommandirte, zu folgen, um gegen die Rebellen zu dienen, aber das Haupt seiner Neider und Feinde, der Ritter Henry Wallop, Schatzmeister von Irland, vermochte die Königin durch wiederholte Anklagen gegen Boyle, daß sie ihn verhaften und in ein enges Gefängniß setzen ließ. Boyle wurde bald darauf vor der Königin selbst vernommen, und es gelang ihm, sich so zu vertheidigen, daß Elisabeth ihn nicht nur freisprechen ließ, sondern ihm ihre Gnade durch Zulassung zum Handkuß an den Tag legte und seinen Ankläger aller seiner Würden entsetzte. Noch mehr, sie schickte ihn nach Irland zurück, als Sekretär des Gouvernements der Grafschaft Munster, welchem Posten er mit Treue und Eifer vorstand. Der Gouverneur der Provinz, Ritter George Carey, gewann ihn auch besonders lieb und suchte ihn zu heben, indem er ihn mit Siegsbotschaften und andern wichtigen Aufträgen nach London schickte, um ihn bei Hofe nicht in Vergessenheit kommen zu lassen. In dieser Zeit kaufte Boyle die großen Besitzungen des Ritters Walter Raleigh in der Grafschaft Munster und verheirathete sich bald darauf zum zweiten Male mit Elisabeth, der einzigen Tochter des Ritters Fenton, Statssekretäts von Irland. Im J. 1606 wurde Boyle von dem Könige Jakob I. zum Geheimerath für die Grafschaft Munster und nicht lange nachher zum geheimen Statsrath des Königreichs Irland ernant. Im J. 1616 erlangte er die Pairwürde, unter dem Titel Lord Boyle, Baron von Younghall, und ungefähr vier Jahre später die Titel eines Viscount von Dungarvan und Grafen v. Cork. Sein Ansehn und der Kreis seiner Statsgeschäfte vergrößerte sich noch unter der Regirung Karls I., der ihn und selbst seine unerwachsenen Söhne mit Ehren und Titeln überhäufte. Im J. 1629 empfing er die Würde eines Lordrichters von Irland, und 1631 wurde er Schatzmeister dieses Königreichs, mit dem besondern Privilegium der Erblichkeit dieses hohen Postens in seiner Familie. Bei dem Ausbruche der großen Irländischen Rebellion zeigte sich Boyle als einen eifrigen und treuen Anhänger der königlichen Sache: er bewaffnete alle seine Unterthanen und setzte seine Söhne als Kommandanten über seine festen Schlösser und über die Truppen seiner Herrschaften; daher auch die Provinz Munster, welche er zu vertheidigen übernommen hatte, die letzte war, welche die Rebellen anzugreifen wagten (s. Roger Boyle). Er starb d. 16. Sept. 1643 und wurde in der Kirche zu Younghall begraben. Die Verehrung und die Liebe seiner Zeitgenossen haben dem Grafen Boyle den Beinamen des Großen gegeben, und er verdiente ihn durch Charakterstärke, Edelmuth, Gerechtigkeit, Thätigkeit, Klugheit und Treue als Statsmann und durch die Würde und Reinheit seines Privatlebens. Seine zweite Gemalin gebar ihm 7 Söhne und 8 Töchter. Von seinen Söhnen erreichten fünf ihr mündiges Alter und drei derselben wurden noch bei des Vaters Lebzeiten zur Pairwürde erhoben *). Er hinterließ Memoiren über sein langes und reichhaltiges Leben, unter dem Titel: True Remembrances, aus welchen Budgell in seinen Memoiren über die Familie der Boyles Auszüge geliefert hat. Budgell's Memoirs of the Life and character of the late Earl of Orrery and of the family of Boyle etc. London 1731. (32?) 37. Seine State-Letters etc. gab John Boyle heraus; s. d. Art. (Peerage of Engl., Chaufepié etc.) (*W. Müller.*)

BOYLE (Roger), Baron von Broghill und nachher Graf von Orrery, fünfter Sohn des Grafen Richard von Cork und älterer Bruder des berühmten Philosophen Robert Boyle, wurde d. 25. April 1621 auf dem Schlosse Lismore in Irland geboren und schon in seinem 7ten Jahre zu der Würde eines Barons von Broghill erhoben. Er empfing eine seinem Stande angemessene Erziehung in dem Gymnasium von Dublin, wo er sich eben so sehr durch seine Talente, wie durch seinen Fleiß unter seinen Mitschülern auszeichnete, und studirte hierauf eine kurze Zeit in Oxford. Im J. 1636 schickte ihn sein Vater in Gesellschaft eines ältern Bruders, des Lords Kynalmeaky, auf Reisen. Er besuchte Frankreich und Italien und kehrte hierauf nach England zurück, wo er sich 1641, nach dem Wunsche seines Vaters, mit einer Tochter des Herzogs von Suffolk verheirathete. Bald darauf brachen die Unruhen in Irland aus, welche die edlen Grundeigenthümer nöthigten, die Waffen zur Vertheidigung des Ihrigen zu ergreifen. Der alte Graf von Cork übertrug in dieser stürmischen Zeit seinen Söhnen die Beschützung der Familiengüter in Irland, und Roger setzte mit seiner Neuvermählten nach dieser Insel über, um das Kommando über die Besatzung des Schlosses Lismore, seiner väterlichen Stammveste, zu übernehmen. Er vertheidigte nicht nur den ihm anvertrauten Platz, sondern

*) Die Genealogie des Boyleschen Geschlechts findet man in der Britannischen Biographie, Baumgartens Übersetzung Bd. 1. S. 547. Anm. A., und die vollständige Angabe der Kinder des Grafen Cork ebendas. S. 591. Anm. R. Berühmt wurden von seinen Söhnen vorzüglich Roger und Robert S. diese. (*H.*)

kam auch mit seinen Truppen den von den Rebellen bedrängten Nachbarn oft zu Hilfe, und entwickelte überhaupt in dieser schwierigen Stellung ausgezeichnete Klugheit und Entschlossenheit. So hielt er sich in Irland bis zu Karls I. Tode, nach dem er freilich die Sache aufgeben mußte, für die er bisher gekämpft hatte. Jetzt zog er sich nach England zurück und lebte dort eine Zeitlang auf einem Landsitze seiner Familie in einsamer, aber nicht unthätiger Stille. Er knüpfte Verbindungen mit den Anhängern des Hauses Stuart an, und als seine Plane reif waren, bereitete er sich zu einer Reise, angeblich nach dem Kontinent, wohin die Bäder von Spa, wie er sagte, ihn zögen. Seine Absicht war aber, nach Irland zu gehen und dort für Karl II. zu werben. Sein Vorhaben wurde dem Statsrathe durch seine aufgefangenen Briefe verrathen, und Boyle sollte eben verhaftet und in Anklagestand versetzt werden, als Cromwell dieses Verfahren durch seine mächtige Autorität hintertrieb. Der schlaue Emporkömmling trug Bedenken, einen so angesehenen und beliebten Mann öffentlich als Statsverräther zu strafen, hoffte durch eine großmüthige Handlung ihn für seine Partei zu gewinnen, und er täuschte sich in seiner Erwartung nicht. Boyle war kaum in London angekommen, um von da sich nach Irland zu begeben, als Cromwell, mit dem er in keiner persönlichen Bekantschaft stand, ihn mit seinem Besuche überraschte. Cromwell war kurz und offen; er zeigte ihm die aufgefangenen Briefe und ließ ihm die Wahl, sich in Anklagestand versetzt zu sehen oder mit ihm nach Irland überzusetzen und gegen die dortigen Rebellen zu kämpfen. Das unumwundene Vertrauen, welches in diesem Vorschlage lag, gewann den bestürzten Baron, dem keine Bedenkzeit gegönnt wurde, sich zu entscheiden. Er ergab sich also der Partei der Republikaner ohne Hinterhalt und meldete seinen Abfall an Karl II., mit allen Umständen, die ihn herbeigeführt hatten, und dieser beschränkte sich in seiner Antwort darauf, ihm zu empfehlen, sich in glücklichern und weniger gefährlichen Lagen seiner Pflicht gegen das Haus Stuart zu erinnern. Boyle ging nun nach Irland und wirkte mit Eifer und Erfolg für die Sache, zu der er sich geschlagen hatte, und sein Beispiel gewann der Cromwell'schen Partei viele und bedeutende Anhänger, besonders unter dem Adel der Insel. Auch im Felde zeigte er sich tapfer und geschickt, namentlich in dem Gefecht bei Maceroom, und trug nicht wenig zu der schnellen und günstigen Beilegung der irländischen Unruhen bei.

Nachdem Cromwell Protektor geworden war, zog er den Baron Broghill oft in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe, ohne daß derselbe einem bestimmten Posten in seinem Dienste vorstand, und dieser verleugnete als Rathgeber weder seinen geraden Charakter, noch seine neue Pflicht. Man will wissen, daß er es versucht habe, die alte Verfassung von England auf friedlichem Wege dadurch wieder herzustellen, daß Karl II. Cromwell's Tochter heirathete und mit ihr den Thron bestiege. Aber Cromwell fürchtete nicht ohne Grund, daß die Stuarts trotz einer solchen Verbindung ihm den Tod Karls I. nie vergeben würden, und so scheiterte Boyle's Plan. Ireton, der vertraute Günstling des Protektors, ein Feind Boyle's, wirkte, so lange er lebte, dem Einflusse desselben entgegen, aber nach Ireton's Tode kam Boyle wieder in den ganzen Besitz seines Ansehns bei dem Protektor, der sich seiner in vielen bedeutenden Geschäften bediente. Auch hielt Boyle's Einsicht und Charakterstärke den Usurpator von manchen gehässigen Maßregeln zurück, unter andern von der Decimation der königl. Partei, welches er selbst dem Protektor als den größten Dienst anrechnete, den er ihm jemals geleistet habe.

Nach Cromwells Tode ließ er es sich Anfangs angelegen seyn, dessen Sohn Richard zu halten, da er aber die gänzliche Unfähigkeit desselben, den hohen Stand seines Vaters zu behaupten, bald erkennen mußte, so gab er ihn auf und glaubte sich nun von jeder Verbindlichkeit gegen die republikanische Partei gelöst. Er ging daher wieder nach Irland und arbeitete dort mit Charles Coote für Karls II. Restauration; aber Monk in England kam ihren Planen zuvor. Karl II. verkannte dennoch die Dienste nicht, welche Boyle ihm in Irland geleistet hatte, und ernannte ihn 1660 zum Grafen von Orrery und zu einem Lord-Richter (Lord-Justice) von Irland. Seine Weisheit und Mäßigung in der Verwaltung dieses wichtigen Amtes unterdrückte den nahen Ausbruch neuer Unruhen auf der Insel. Obgleich den Protestanten geneigt, war er doch tolerant nach beiden Seiten hin, und hatte daher nur die Fanatiker beider Parteien gegen sich. Trotz den Verläumdungen seiner zahlreichen Gegner hielt er sich fortwährend in der Gunst des Königs, der ihn 1665 nach England kommen ließ, um ihm das dem Grafen Clarendon abgenommene Siegel zu übergeben. Aber Boyle lehnte diese hohe Ehre von sich ab, indem er seine Kränklichkeit, eine erhebliche Gicht, das alte Familienübel der Boyles, vorschützte, und benutzte seinen Einfluß auf den König, um ihn mit seinem Bruder, dem Herzoge von York auszusöhnen, der sich für den Grafen Clarendon so lebhaft interessirt hatte, daß er dadurch in des Königs Ungnade gefallen war. Nach seiner Rückkehr zu seinem Posten in Irland fand Boyle einen schwierigen Stand. Die Franzosen wiegelten die unruhigen Irländer durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel auf, und der Herzog von Beaufort, welcher die französische Flotte befehligte, bedrohte die Insel mit einer Landung. Der eifersüchtige Haß des Herzogs von Ormond, damals Lord-Lieutenant von Irland, eines alten Freundes des Grafen von Orrery, der aber zu ehrgeizig war, um die Gunst und den Einfluß des neben ihm stehenden Lord-Richters bei dem Könige zu ertragen, kreuzte oft die weisen Maßregeln desselben und brach endlich in einen öffentlichen Streit aus. Der Herzog von Ormond klagte Boyle des Hochverraths an, und obgleich dieser sich auch von dem Scheine jedes Verbrechens selbst in den Augen des Königs reinigte, so zog er sich doch nach diesem Vorfalle von seinem Posten zurück und diente jetzt nur dem Könige, der ihm seine Gunst und sein Vertrauen fortwährend schenkte, als Rathgeber in einzelen Angelegenheiten, wenn dieser sich bewogen fühlte, ihn dazu einzuladen. Von jetzt an lebte er abwechselnd in Irland und England und widmete seine Muße poetischen Arbeiten; namentlich schrieb er mehre Tragödien, die größtentheils mit Beifall aufgenommen und auf die Bühne gebracht wurden. Jedoch würde sein poetischer Ruf seinen Namen wol nicht lange

erhalten haben, wenn er nicht durch die Verdienste und den Rang des Statsmannes unterstützt worden wäre. Er starb den 16. Okt. 1679 an der Gicht, die ihn schon Jahre lang gequält hatte.

Der öffentliche Charakter Boyle's erscheint in dem Verlaufe seines wechselvollen Lebens immer gleich; die Umstände nöthigten ihn zwar, seine Partei einmal zu verlassen und sie nachher wieder zu ergreifen, aber er war in dem Dienste seines Königs, wie als Anhänger des Protektors, thätig, wahrhaft, offen, mäßig und muthig. Eben so soll nach den Zeugnissen seiner Zeitgenossen sein Privatcharakter eine liebenswürdige Mischung von Offenheit und Klugheit gewesen seyn, und seine angeborene Mäßigkeit machte ihn sparsam, ohne daß er deswegen aus Geiz seiner Würde oder seiner christlichen Pflicht gegen die Armen vergessen hätte.

Von seinen Schriften ist Vieles ungedruckt geblieben, unter andern ein Gedicht an Karl II., der Traum überschrieben *). (*W. Müller.*)

BOYLE (Robert). Im demselben Jahre (1626) geboren, wo der große Kanzler Bacon von Verulam starb, schien Boyle von der Vorsehung bestimt zu seyn, der Nachfolger jenes unsterblichen Geistes zu werden, und die Bahn, welche dieser gebrochen, mehr zu ebnen, die Wahrheiten, welche Bacon geahnt, zu entdecken und die Irrthümer völlig zu widerlegen, welche sich mit Bacon's Philosophie nicht vertrugen. Er war der 7te Sohn, und das 14te Kind Richard Boyle's und erhielt eine sorgfältige, seinem hohen Stande wie seinem Reichthum angemessene Erziehung. Im Eton-Kollege bei Windsor erhielt er 4 Jahrelang Unterricht, und in seinem zwölften Jahre ließ ihn der Vater nach Genf gehen, um dort unter den Augen eines redlichen und kentnißreichen Mannes, Marcombes, seine Bildung zu vollenden. Nach einigen Jahren brachen die Unruhen in Großbritannien unter Karl I. aus. Während derselben starb Robert's Vater 1643, und er kehrte, da seine Wechsel ausgeblieben, auf fremden Kredit in sein unglückliches Vaterland zurück. Der 17jährige Jüngling folgte dem Rathe seiner ältern Schwester, Lady Ranelagh, sich nicht vom Strudel der Parteiungen fortreißen zu lassen, sondern, wie er angefangen, den Studien und der Einsamkeit zu leben. Dazu bot ihm das Vermächtniß seines Vaters die beste Gelegenheit dar; denn sein Erbtheil war ein großes Landgut, Stalbridge, von dessen Ertrag er um so anständiger leben konnte, da seine Schwester, nun Witwe geworden, ihr bedeutendes Vermögen zu seinen Einkünften schlug und von dieser Zeit an beständig bei ihm lebte. Sie wohnten aber bald auf den Gütern, bald in Oxford (wo er sich ohne Unterbrechung 14 Jahre lang aufhielt), bald in Cambridge, bald (und am längsten) in London, besonders seitdem er Präsident der königl. Societät der Wissenschaften geworden. Sein höchst einförmiges Leben war ganz den Wissenschaften, der Religion, der Wohlthätigkeit und dem Umgang mit Gelehrten und denkenden Männern gewidmet. Schon von seinem 18ten Jahr schreibt sich die Bekantschaft mit einem gewissen Samuel Hartlib her, der, ein geborner Elbinger, in London lebte, und unter mehren Planen zur Beförderung der Wissenschaften, auch den eines unsichtbaren Kollegiums, einer geheimen Gesellschaft entworfen hatte, deren Mitglieder, unabhängig von Politik und Religion, abgesehn von Stand und Ämtern, sich als Brüder betrachten und gemeinschaftlich das Reich der Wissenschaften, nach Bacon's Ideen, zu erweitern suchen wollten. Ein anderer Teutscher, Theod. Haak, aus der Pfalz gebürtig, und der große Baukünstler, Christoph Wren, traten hinzu und verbanden die York'sche Bauloge, deren angelsächsische Constitution vom König Adelstan im 10. Jahrhundert entworfen war, mit dieser Gesellschaft, die aus lauter echten Freunden des Vaterlandes, des Königs, der Religion und Wissenschaft bestand, und während aller politischen Unruhen, während der ganzen Cromwell'schen Usurpation, sich im Verborgenen versammelten und einander zu belehren und zu erbauen suchte. Die Namen Wallis, Willis, Wren, Wilkins, Glisson, Goddard, Merret, Bethurst und Ward sind Bürgen, daß die trefflichsten Gelehrten der damaligen Zeit zu diesem geheimen Vereine gehörten. In dieser Gesellschaft bildete sich der junge Boyle. Drei Jahre (von 1645—1648) hielt die Gesellschaft ihre Versamlungen in London, in Goddard's Hause. Als Cromwell immer mächtiger wurde, und die Schotten den unglücklichen Karl I. verrathen hatten, zogen einige Mitglieder der Gesellschaft, unter ihnen auch Boyle, nach Oxford. In diesem stillen und alterthümlichen Sitze der Musen drohten ihnen keine Kundschafter; hier war Boyle's Haus der Versamlungsort, und das Asyl der von den politischen Unruhen bedrängten Gelehrten. In dieser Wohnung lebten unter andern Rob. Hooke, der große Experimentator, Rad. Bathurst und der gelehrte Thom. Barlow, nachmals Bischof von Lincoln. Boyle und seine edle Schwester tauschten gegen die Wohlthaten, womit sie diese Gelehrten überhäuften, hellere Einsichten und gründliche Kentnisse ein. Die seitdem so genannte Natur-Philosophie (natural philosophy), die Religion und die Vaterlandsliebe vereinigte diese Männer, und das Reich der Wissenschaften erfreute sich des neuen Gedeihens und der reichsten Erweiterung. Auch war der Reiz dieses Lebens für Boyle so groß, daß die glänzendsten Anerbietungen ihn nicht vermochten, seine Einsamkeit zu verlassen. Denn nach Wiederherstellung der Stuarts wurde ihm von Karl II. ein Bisthum und fünf Jahre später (1665) die sehr einträgliche Stelle eines Provost's des Eton-College's angeboten; allein zu der Abneigung vor dem öffentlichen Leben kam bei ihm noch seine Gewissenhaftigkeit, die ihn ver-

*) Seine Schauspiele sind zuerst einzeln gedruckt worden: Mustapha. 1676. fol. Henry the fifth. 1668. fol. The Black Prince. 1669. fol. Tryphon. 1672. fol. Herod. 1694. fol. Altemira. 1702. 4. Diese Stücke sind sämtlich Tragödien. Mr. Anthony 1690. 4. und Guzman 1693. 4., Komödien. Sie stehen alle, mit Ausnahme des Mr. Anthony, in der Samlung seiner Werke, welche 1739 in 2 Oktavbänden erschienen ist. Außerdem ist von ihm gedruckt erschienen: Parthenisse. Ein Roman. London 1665 und 1677. 3 Bände. Einige einzele Abhandlungen über Kriegs- und Statswesen, und mehre Gelegenheitsgedichte. Ein vollständiges Verzeichniß der Titel liefert die Biogr. brit. vgl. Cibber's Lives cet. T. II. 182 ff. Catal. of Royal and Noble Authors. T. II. p. 296 ff. Biogr. Dram. Art. Roger Boyle. *Chaufepié* Dict. *Wood's* Athen. Oxon. *Budgell* Memoirs of the family of Boyle.

hinderte, in den geistlichen Stand zu treten. Von demselben Jahre (1660) an, gab Boyle fast jedes Jahr Beobachtungen, Betrachtungen und Versuche physikalischen und moralisch-religiösen Inhalts heraus. Die letztern, sehr gut gemeint und mit einer Fülle theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, sind vergessen, weil sie sich in dem engen Kreise einer finstern und strengen Altgläubigkeit bewegen; aber seine physikalischen Schriften haben seinen Anspruch an Unsterblichkeit begründet, obwol sie oft so wortreich sind, daß man sagt, Swift habe seine religiösen Betrachtungen über den Besenstiel (on a broomstick) zur Verspottung des allerdings breiten und wortreichen Styls unsers Boyle geschrieben. Gewisser ist, daß Butler eine Satyre auf Boyle unter dem Titel hinterließ: „Charleton's Betrachtungen beim Fühlen des Pulses eines Hundes in Gresham College." Dem sey, wie ihm wolle, Boyle's Untersuchungen und Betrachtungen haben ein wohlthätiges Licht angezündet, welches den Naturwissenschaften großen Vortheil gebracht hat.

Sein frühestes Werk waren die neuen Versuche über die Elasticität der Luft, welche 1660 erschienen. Diese bis dahin unbekannte Eigenschaft der Luft, die Bedingung, unter welcher sie besteht, der Verlust derselben beim Übergang in die organischen Körper und besonders die Veränderungen derselben beim Athmen, waren die Gegenstände, welche B. erläuterte oder andeutete. Seine Freunde, Bathurst und Henshaw setzten die Versuche über das Athmen fort, und schrieben dem Salpeter (Lebensluft) der Atmosphäre den größten Antheil an der Erhaltung des Lebens durch das Athmen zu. Im folgenden Jahr erschienen gewisse physiologische Versuche von B., worin besonders die eigentliche Philosophie der Physik vorgetragen und nach Bacon's Grundsatz alle verborgene Qualitäten weggeläugnet werden. Indessen, so wenig Boyle sich geneigt zeigte, der Cartesischen Vorstellungsart zu huldigen; so ward doch der Einfluß dieser Philosophie darin sichtbar, daß er aus der Gestalt und Bewegung der angenommenen kleinsten Theile alle sinnliche Eigenschaften erklären wollte. Wirklich verkannte man Bacon's Lehren in England so sehr, daß fast alle, auch die besten, Naturforscher von jetzt an die Formen der Urstoffe nach ihrer Phantasie fest stellten und darauf ihre Theorien gründeten. Diesen Misbrauch findet man unter andern in Grew's, eines ganz vorzüglichen Beobachters, Anatomie der Pflanzen. Aber ein besonderes Verdienst erwarb sich Boyle durch den ersten Versuch den flüssigen und festen Zustand der Körper zu erklären; noch mehr durch seinen 1661 erschienenen „Sceptical chymist." Diese merkwürdige Schrift ist eben so sehr gegen die chemischen Theorien seiner Zeitgenossen, als gegen die Elementar-Theorie der Alten gerichtet. Wie nämlich die altgläubigen Theoretiker die vier Elemente des Empedokles, Feuer, Luft, Wasser und Erde in allen Dingen fanden, so hatten die Chemiker Salz, Schwefel und Quecksilber seit Paracelsus als die Urstoffe der Dinge angegeben. Boyle zeigt nun, daß der Weg, auf dem man geglaubt diese Elemente zu erforschen, nämlich durch das Feuer, ein falscher sey, daß dieses die Mischung der Urstoffe und ihre Verhältnisse völlig ändere. Man könne sich also keineswegs auf die Ergebnisse solcher chemischen Versuche verlassen; auch seyen jene drei Elemente nicht in allen Körpern; außer ihnen gebe es noch wenigstens Wasser und Erde, die man nicht übersehen dürfe. Von der Veränderlichkeit der Urstoffe, von dem Übergange der nähern Bestandtheile in die Mischung organischer Körper findet man hier die trefflichsten Bemerkungen, und überall den vorherrschenden Grundsatz, daß die chemischen Urstoffe nicht die Ursache der Eigenschaften der Körper seyen. Am eifrigsten streitet er nun gegen die Mode-Thorheit seiner Zeit, aus der Säure oder dem Laugensalz alle Eigenschaften und Wirkungen der Körper herzuleiten. In der That ist dieser „Sceptical chymist" nicht blos für seine, sondern für jede folgende Zeit geschrieben. Die trefflichen Ideen wurden von Boerhave und Fr. Hofmann nur benutzt und weiter ausgeführt, um der Herrschaft des chemiatrischen Systems ein Ende zu machen. Zwei Jahre darauf (1663) gab er seine Betrachtungen über den Nutzen der Versuche in der Natur-Philosophie und seine Untersuchungen über die Farben heraus. In den letztern bemerkt man ebenfalls die Neigung zum Cartesischen System; denn die weiße Farbe rührt nach ihm von der spiegelähnlichen Oberfläche her, wodurch das Licht in die Augen des Beschauers zurück geworfen wird.

Um dieselbe Zeit machte ein Wunderthäter, Valentin Greatrakes, dessen Name auch anders geschrieben wird, viel Aufsehn. Er heilte nämlich alle Krankheiten durch bloße Berührung, und ein Arzt, Stubbe, hatte in seinem „Miraculous conformist" alles aufgeboten, um diesen Wunderarzt in die Klasse der wunderthätigen Männer der heiligen Überlieferung zu setzen, auch den allgemein verehrten Vorsteher der königl. Societät, Rob. Boyle, durch eine Zueignungsschrift für diese neuen Mirakel zu gewinnen. Dieser aber antwortete unter dem 9. März 1666 sehr umständlich, und suchte mit Waffen der Religion und Vernunft diese Wunderkuren zu bekämpfen (*Birch's* life of R. Boyle, p. 157—178.). Später hatte Greatrake Gelegenheit gefunden, Boyle zum Zeugen seiner Kuren zu machen, und berief sich in einer eigenen Schrift (A short account of M. Greatrakes) auf diesen gefeierten Gelehrten als Augenzeugen. Allein man findet nicht, daß B. sich darauf eingelassen, ihn zu widerlegen oder zu vertheidigen. Ihm war es wichtiger, sich mit den ersten Gründen der Naturlehre, ganz unabhängig von allen äußern Einflüssen, zu beschäftigen. Außer den hydrostatischen Paradoxen, worin die Flucht des Leeren trefflich widerlegt wird, gab B. 1668 seine Erklärung des Ursprungs der Formen und Qualitäten heraus, worin die Grundsätze der Cartesischen Philosophie von der Form der Urstoffe und ihrer Gestalt, als nothwendigen Gründen der Eigenschaften weiter ausgeführt werden. In höherem Geiste geschrieben ist seine Abhandlung über die kosmischen Qualitäten (1670). Hier findet man die ersten Andeutungen und Vermuthungen über die unwägbaren Stoffe, als die allgemeinsten Agenten der Natur, als die Ursachen endemischer u. epidemischer Krankheiten. Diese kosmischen Einflüsse hält er für wichtiger, als alle Formen der kleinsten Körperchen. Im J. 1672 erschien seine Hypothese über die Edelsteine, daß sie metallischen Ursprungs seyen; zwei Jahre darauf seine Untersuchung der salzigen

Beschaffenheit des Meerwassers, und eine andere Abhandlung über die verborgenen Eigenschaften der Luft, wo die unbekannten Ausflüsse der Körper als die Gründe der Sympathie und Antipathie angegeben werden, und 1686 seine freie Untersuchung über den Begriff der Natur; aber vorzüglich interessant ist seine 1688 gedruckte Abhandlung über die Endursache der Dinge, worin die hellesten Ansichten über den Unterschied der Endursachen und über die Nachtheile der Vernachlässigung dieses Unterschiedes vorkommen. Hier werden die kosmischen Endursachen, welche sich auf Erhaltung des Ganzen beziehn, von den animalischen unterschieden, welche die Erhaltung des Thierreichs angehen. Diesen aber untergeordnet sind die menschlichen Endursachen, welche der Mensch erdenkt, wenn er auf sich und auf seinen Nutzen die Erscheinungen in der Natur bezieht. Das letzte Werk was er herausgab, Medicina hydrostatica 1690, verdient die geringste Auszeichnung, da eine bloße Speculation über das specifische Gewicht der Arzneien ihre Wirkungen erklären soll. Höchst interessant sind mehre Abhandlungen von ihm in den philosophischen Transactionen, besonders über den luftleeren Raum (N. 62.) und über die Transfusion des Bluts (N. 22).

Eine ganz andere und nicht minder rühmliche Thätigkeit war seine religiöse. Für die Ausbreitung des Christenthums arbeitete er mit so großem Eifer und so seltener Freigebigkeit, daß ihn die Regirung 1662 zum Vorsteher der Missions-Anstalten in Nord-Amerika ernannte. Unter mehren theologischen Abhandlungen führen wir hier nur seine Betrachtungen über den Stil der heiligen Schrift an, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Er unterstützte mit Freigebigkeit die Übersetzung der vier Evangelien ins Malayische, und Pococke's arabische Übersetzung von Grotius Werk über die Wahrheit der christlichen Religion. Endlich hinterließ er ein Vermächtniß, worin ein Legat für Geistliche ausgesetzt wurde, die acht Predigten das Jahr hindurch zur Vertheidigung des Christenthums halten würden. Schätzbarer noch als dies, macht ihn seine praktische Religion. Er war der bescheidenste Gelehrte, der gefälligste Freund seiner Freunde, Verwandten und Bekannten, der unermüdetste Wohlthäter der Armen, der eifrigste Anhänger der Verfassung seines Vaterlandes, der redlichste Vasall seiner Könige. Er starb, wie er gelebt, sanft und ruhig gegen Ende des Jahrs 1691.

Man hat mehre Samlungen seiner Schriften. Die Lateinische zu Genf 1671 hat er nie anerkant. Daher ist zu loben, daß man 1744 eine vollständige Ausgabe in fünf Folio-Bänden veranstaltet hat*). (*Sprengel.*)

BOYLE (Charles), Graf von Orrery, der zweite Sohn des Grafen Roger Boyle, 1676 zu Chelsea in Middlesex geboren. Schon in seinem 15ten Jahre bezog er die Universität Orford, die er mit großem Lobe verließ, um sich den Statsgeschäften zu widmen, welche ihn jedoch nie ganz von seinen Lieblingsstudien, der Sprache und Literatur des griechischen und römischen Alterthums, abziehen konnten. Im J. 1700 wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Huntington erwählt und gerieth darüber in Streit mit einem andern Kandidaten, Mr. Wortley, der sich bemühte, Boyle's Wahl als illegitim darzustellen. Dieser Streit endigte mit einem Duell, in welchem Boyle zwar Sieger blieb, aber bedeutende Wunden empfing. Durch den Tod seines ältern Bruders, des Grafen Lionel, welcher 1703 ohne Kinder starb, gingen der Titel und die Würde eines Grafen von Orrery auf ihn über, und bald darauf gab die Königin (Anna) ihm ein Regiment und 1705 den Distelorden. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Lady Elisabeth Cecil, einer Tochter des Grafen von Exeter, und von jetzt an brachte fast jedes Jahr ihm eine neue Würde oder eine neue Gunst der Königin. Er wurde zum General-Major befördert und trat in den geheimen Rath (Privy Council) seiner Monarchin, die ihn bald darauf als Gesandten an die Generalstaten von Flandern und Brabant nach Brüssel schickte, wo er während des Traktats von Utrecht einen schweren Stand hatte, sich aber durch Energie und Klugheit in Ansehn zu erhalten wußte, auch nachdem es entschieden war, daß Brabant dem Kaiser wieder zufiele.

Von seinem Gesandtschaftsposten abberufen, ernannte die Königin ihn zum Pär von England, unter dem Titel Lord Boyle, Baron of Marston in Somersetshire. Auch nach Georgs I. Thronbesteigung erhielt sich Boyle in der Gunst des königl. Hauses. Georg ernannte ihn zum Lord-Kammerherrn, Lord-Lieutenant und Custos rotulorum von der Grafschaft Somerset. Aber sein häufiges Votiren gegen die Minister brachte ihn bald um alle seine Ämter und Ehrenstellen, und er entfernte sich vom Hofe, nachdem er dem Könige offen und freimüthig die Gründe dieses Schrittes in einem Briefe entwickelt hatte. Der König reiste bald darauf nach Hanover, und somit blieb Boyle's Brief ohne Erfolg. In der Verschwörung des Jahres 1722 wurde er, als der Theilnahme daran verdächtig, verhaftet und in den Tower gesetzt. Diese Gefangenschaft zog ihm eine heftige Krankheit zu, und würde seinen Tod herbeigeführt haben, wenn die Untersuchung nicht beschleunigt und er in Folge derselben sogleich frei gesprochen und losgelassen worden wäre. Er blieb auch nachher im Hause der Pärs auf der Seite der Opposition, und obgleich er nicht mehr so viel, wie vorher, gegen die Minister sprach, so gab er doch seine liberale Meinung in mehren Schriften unumwunden zu erkennen. Er starb nach einer kurzen Krankheit den 21. August 1731.

In der literarischen Welt hat er sich als Herausgeber des Phalaris (Phalaridis Agrigentinorum tyranni Epistolae. Oxon. 1695. 8.) bekant gemacht, wodurch er in den für die gesammte Alterthumskunde so wichtigen und fruchtreichen Streit mit Bentley verwickelt wurde (s. diesen Artikel). Außerdem schrieb er ein Lustspiel: As you find it, welches in der Samlung von Roger Boyle's Schauspielen abgedruckt ist, und mehre kleinere Schriften in Prosa und Versen *). (*W. Müller*)

*) Über sein Leben ist außer der Leichenrede, die Bischof Burnet ihm gehalten und 1692 drucken lassen, Birch's life of R. Boyle. Lond. 1744. und die Biographia britannica, vol. 2. p. 493—516. nachzulesen.

*) Biogr. Brit. *Wood*, Athen. Oxon. Royal and Noble Authors; *Budgell's* Memoirs etc.

BOYLE (John), Graf von Cork und Orrery, einziger Sohn und Erbe des Charles Boyle und der Elisabeth Cecil, wurde den 2. Jan. 1706 geb. Seine Erziehung und sein erster Unterricht wurde dem als Gehilfe Pope's in der Übersetzung der Odyssee bekannten Mr. Fenton anvertraut, bei dem er die Anfangsgründe der alten Sprachen erlernte, die er nachher auf der Westminster-Schule und in dem Christ-Church-Kollegium zu Oxford, neben den Studien, zu denen sein Beruf zum Statsmanne ihn verpflichtete, mit Liebe und Eifer trieb. Schon zu Oxford machte er poetische Versuche, die mit Beifall aufgenommen wurden, und es scheint, daß Mr. Fenton ihn noch früher durch Bekantmachung mit den besten engländischen Dichtern zu eignen poetischen Übungen veranlaßt habe. Als ein zärtlicher Sohn wollte John sich mit seinem Vater bei dessen Verhaftung in den Tower einschließen lassen, aber man wies ihn zurück. Im J. 1728 verheirathete er sich mit Lady Hamilton, der jüngsten Tochter des Grafen George von Orkney, welche Verbindung zu einer Zwistigkeit mit seinem Vater Veranlassung gab, in welcher John sich eben so tadellos als Gatte, wie als Sohn, zeigte; daher kam auch bald eine Versöhnung zwischen Vater, Sohn und Schwiegertochter zu Stande, und die ganze Familie lebte bis zu des alten Grafen Tode in der glücklichsten Eintracht. Leider hatte aber jene alte Zwistigkeit dennoch eine traurige Folge für den Erben des Grafen Charles. Denn dieser hatte in seinem Testamente, das er noch in seiner feindlichen Gesinnung gegen John gemacht hatte, der Universität Oxford seine große kostbare Bibliothek legirt und auch durch andre Vermächtnisse sein Vermögen zersplittert, und der Tod überraschte ihn, ehe er dieses Testament wieder aufgehoben hatte. Der wackre Sohn übernahm die Schulden seines Vaters, die nicht unbedeutend gewesen seyn mögen, und weit entfernt Einspruch gegen seine Vermächtnisse zu thun, wurde er der gewissenhafteste Vollstrecker seines letzten Willens. Aber seine Gesundheit unterlag dem Schmerze und Mismuthe, und er begab sich nach Bath, um seinen Körper und Geist wieder zu stärken und zu beruhigen. Nach seiner Genesung nahm er den Platz seines Vaters im Hause der Päers ein, und zeichnete sich als Redner der Opposition aus, namentlich in den Verhandlungen über die Mutiny-Bill. Doch zog er sich, so oft er konnte, gern von dem öffentlichen Leben zurück und suchte Erholung in dem Kreise seiner Freunde oder in der Muse der ländlichen Einsamkeit. Er lebte auch oft in Irland und nahm daher nur sehr unregelmäßig an den Verhandlungen des Parlaments Theil. Im J. 1732 begab er sich auf längere Zeit nach Irland, um seine Vermögensumstände, die durch schlechte und treulose Verwaltung seiner Güter sehr zerrüttet worden waren, in Ordnung zu bringen. Er lebte zumeist in Cork, wo er im August dieses Jahres seine Gattin verlor, deren trefflichen Charakter er in seinen Anmerkungen zu Plinius Briefen verewigt hat.

Während seines Aufenthalts in Irland hatte Boyle die Bekantschaft des berühmten Swift gemacht, dessen Freundschaft auch die von Pope nach sich zog; und die Briefe Swift's geben uns manche interessante Nachricht und Bemerkung über Boyle's Leben und Charakter. Im J. 1733 kehrte er nach England zurück und lebte auf seinem Landsitze bei Marston, den er durch manche Bauten und Gartenanlagen vergrößerte und verschönerte. Hier fing er auch an, wieder eine Bibliothek zu gründen, und studirte in dieser ländlichen Zurückgezogenheit die alten Klassiker, denen er seit seinen Schuljahren nie untreu geworden war. Im J. 1734 machte er eine Reise nach Frankreich und nach einem kurzen Aufenthalte in Irland, ließ er sich in Westminster nieder, um die Erziehung und Bildung seines Sohnes, der die Westminster-Schule besuchte, selbst zu leiten. Im J. 1738 verheirathete er sich in Irland zum zweiten Male, mit Mrs. Hamilton, der einzigen Tochter John Hamilton's, einer durch Schönheit und Charakter ausgezeichneten Dame, und lebte hierauf fast immer in Westminster, bis sein ältester Sohn die Universität Oxford bezog, und sein jüngerer unter guter Aufsicht in die Westminsterschule eingetreten war. Während dieser Zeit war Boyle von der Universität Oxford zum Doktor der Rechte ernant worden und die königliche gelehrte Gesellschaft hatte ihn schon früher zu ihrem Mitgliede erwählt. Die Jahre 1746 bis 1750 verlebte er mit wenigen Unterbrechungen in häuslicher Ruhe und gelehrter Muse auf seinem irländischen Landsitze Caledon, den er, wie den in Somerset gelegenen, mit Geschmack erweiterte und ausschmückte. In dieser Zeit übersetzte er die Briefe des Plinius und schrieb die Bemerkungen über das Leben und die Werke seines Freundes Swift, welche ihm harten Tadel von vielen Seiten zuzogen, da man es ihm zum Vorwurfe machte, die Schwächen eines vertrauten Freundes aufgedeckt zu haben. — Durch den Tod Richards, Grafen von Burlington und Cork, welcher ohne männliche Nachkommen im J. 1753 starb, trat John Boyle in dessen Titel und Würden ein, und bald nach dieser Standeserhöhung machte er mit seiner Familie eine Reise nach Italien, deren Beschreibung nach des Verfassers Tode herausgegeben worden ist. Der Tod seiner zweiten Gemalin im J. 1758 und der seines ältesten Sohnes Charles im darauf folgenden, schlugen ihm tiefe Wunden. Er verlebte seine letzten 3 Jahren theils in Westminster, theils auf seinem Landsitze in Somersetshire, einsam, kränklich, aber immer fleißig in den Studien der alten Literatur, bis das erbliche Gichtübel ihn am 16. Nov. 1762 tödtete.

Seine Schriften sind, außer mehren einzeln gedruckten Abhandlungen und Gelegenheitsgedichten:

The first Ode of the first Book of Horace. London 1741. fol. Pyrrha, an imitation of the fifth Ode of the first Book of Horace. Ebend. 1741. fol. Letters of Pliny the younger translated with Observations and Essay on Pliny's Life. London. 1750. II. 4. und öfter wieder aufgelegt. Remarks on the Life and Writings of Dr. Swift. London 1750. 8. Memoirs of the Life of Robert Cary, Earl of Monmouth. London 1759. 8. Von diesem Werke ist er nur Ordner und Herausgeber. Letters from Italy written in the years 1754 and 1755. London 1774. 8. Herausgeber ist John Duncombe. Mehre Aufsätze von ihm finden sich in den Zeitschriften The World und The Connoisseur und einige seiner Briefe in den Samlungen derer von

Swift. Noch gehören ihm einige Übersetzungen in dem nach Brumoy bearbeiteten Theater der Griechen, welches Miß Lennox herausgegeben hat.

John Boyle ist auch Herausgeber der Briefe seines Urgroßvaters, des großen Grafen Richard von Cork (State Letters of Richard Boyle etc. to which are prefixed *Morrice's* Memoirs of that Statesman. London 1742.) und der schon erwähnten Samlung der dramatischen Werke seines Großvaters Roger Boyle v. Jahre 1739 (s. d. Art.) *). (*W. Müller.*)

Boyleau, s. Boileau.

BOYM (Michael), ein polnischer Jesuit, wurde 1643 als Missionär nach Indien und China gesandt, kam von da 1652 nach Lissabon, reiste 1656 von neuem nach China, und starb daselbst 1659. Man hat von ihm einige nicht unerhebliche Beiträge zur Kentniß von China und der Sprache und Literatur der Chinesen. Zuerst gab er eine chinesische Flora heraus, in der jedem natürlichen Körper der chinesische Name in den einheimischen Zeichen beigefügt ist: **Flora Sinensis, flores fructusque porrigens, in qua vocabula Sinensium botanica. Viennae. 1656. fol.**, nur 75 Seiten mit 23 (sehr unvollkommenen) Kupfern; ins Französische übersetzt, und mit andern Nachrichten über China von Boym wieder abgedruckt in Thevenots **Relation de divers voyages curieux etc.** Par. 1696. fol. **Tom. I. P. II.** Aus Boyms Papieren gab Andreas Cleyer von Kassel eine von ersterm ins Lateinische übersetzte chinesische Schrift vom Puls, und allerlei Nachrichten, die medizinische Praxis in China betreffend, heraus: **Specimen medicinae Sinicae sive opuscula medica ad mentem Sinensium; cum fig. aen. et lign. ed. Cleyer. Francof.** 1682. 4. Einen chinesischen Katechismus und ein kleines Wörterbuch, das aus dem chinesischen Lexikon der alten Charaktere, Hue-ven, gezogen war, beide ebenfalls von Boym, findet man in Kirchers **China illustrata**, und Einiges in Riccioli's **Geographia reformata** †). (*Baur.*)

BOYNE, 1) Fluß in Irland. Er komt in Queens County zum Vorscheine, geht bei Trim und Cavan vorbei, und mündet sich ¼ Meilen von Drogheda in den irischen Kanal. An seinen Ufern fiel 1690 die berühmte Schlacht zwischen Wilhelm III. und den Anhängern Jakobs II. vor, die für letztern den Verlust von Irland nach sich zog. — 2) Stadt im Bezirk Pithiviers des franz. Dep. Loiret; sie zählt 408 Häuser und 1938 Einwohner, die sich fast allein von der Landwirthschaft nähren und guten Wein und Safran bauen. (*Hassel.*)

BOYNEBURG (Boineburg, Boimeneburg, Bomeneburg, Bemmelburg), ein jetzt verfallenes Schloß in Niederhessen, an der thüringischen Gränze, unweit der von Kassel nach Eisenach führenden Landstraße, auf einem Bergrücken, wird für das höchstgelegene und älteste hessische Bergschloß gehalten; ja, die vaterländischen Geschichtschreiber lassen hier schon zu den Römerzeiten ein Kastell existiren. — So viel ist gewiß, daß im Jahre 723, Bonifacius von hier aus seine Lehre verbreitete, und auf dem, einige Stunden davon entlegenen, dem Götzen Stuffo geweihten Berge, nachdem dessen Dienst zerstört war, zu Ehren der Mutter Gottes eine Kapelle erbaute. Dieser, wie mehre mit Kapellen versehene Berge, führt den Namen Hülfenberg. An der Ruine des Schloßbergs stehen jetzt noch im Walde einige große, sogenannte Bonifaciussteine, angeblich als Zeichen der Zehentfreiheit, welche die Neubekehrten als ein Privilegium von dieser, schon in den frühesten Zeiten aufgelegten geistlichen Abgabe, von ihrem Bekehrer erhielten. — Die Geschichte erwähnt dieses Schlosses erst ungefähr um das J. 1142, wo der Abt Markart von Fulda es ein Reichsschloß (**castellum regium Bemmelburg**) nent, dessen Mauern so verfallen waren, daß er Geld sammelte, um dieses Schloß wieder zur Vertheidigung des Reichs in Stand setzen zu lassen. Es war ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrichs Barbarossa, der schon 1156 Urkunden daher datirte, 1168 daselbst einen Reichstag hielt, um den Streit zwischen Heinrich dem Löwen und den sächsischen Großen beizulegen, und 1188 zu Ehren der Mutter Gottes und des obersten Apostel St. Peter eine Kapelle daselbst erbaute, und sie mit Gütern, die er vom Landgrafen Ludwig von Thüringen erkaufte, reich dotirte. — Den darüber vom Kaiser ausgestellten Stiftungsbrief ließ sich Ludwig von Boyneburg, Herr zu Lengsfeld, Altenburg, Barchfeld, Schildeck und Crainberg rc. als damaliger Vormundschaftsregent von Hessen, auf dem Reichstage zu Köln vom Kaiser Max 1505 erneuern. — Die Überreste dieser Kapelle sind noch sichtbar. — Im J. 1278, wo Kaiser Rudolf die Reichsstadt Mühlhausen an den Landgrafen Albrecht von Thüringen für 2600 Mark Silber versetzte, um ihn von der Gegenpartei des Königs Ottokar zu der seinigen zu ziehen, wurde demselben auch das Reichsschloß Bomeneburg als ein Versatz gegen 400 Mark Silber versprochen, wenn der Landgraf ihm mit Kriegsvölkern zu Hilfe eilen würde. Doch, da Ottokar gleich darauf von Rudolf besiegt und in der Schlacht auf dem Marchfelde getödtet wurde, so scheint dieser Plan nicht ausgeführt worden zu seyn. Kaiser Adolf, der so viele Reichslehne, theils verkaufte, theils verschenkte, um sich auf dem wankenden Throne fest zu halten, übergab am folgenden Tage nach seiner Wahl zu Frankfurt, am 11. Mai 1292 das Reichsschloß Boimeneburg und die Reichsstadt Eschwege, als ein Reichslehen dem ersten Landgrafen von Hessen, Heinrich, das Kind genant, „damit er als ein Reichsfürst angesehen und in den Reichsversamlungen Platz nehmen könnte."— Von dem Erzbischof Gerhard von Mainz und dem Herzoge Albrecht von Sachsen wurden sogenannte Willebriefe an den Landgrafen ertheilt unter demselben Datum und Jahr. — Die Reichsministerialien von Boyneburg waren mit der Erniedrigung ihres Heerschildes wahrscheinlich nicht zufrieden; denn nach den teutschen Gesetzen konnte der Kaiser die **ministeriales regni** ohne ihren Willen und ihre Zustimmung nicht erniedrigen, d. h.

---

*) Biogr. Brit. und die übrigen schon bei den vorigen Boyles citirten Quellen für diese Familie, über die im Jöcher, Adelung, Bouginé und andern compilirten Lexicis eine große Verwirrung herrscht.

†) Ephemer. nat. curios. Dec. II. ann. IV. app. Eichhorns Gesch. d. neuern Sprachkunde 1. Abth. 67. 68. Biogr. univ. T. V. (von Abel Remusat).

in die Hand eines Layenfürsten geben, „sonst können sie das Lehngut als ihr Eigenthum ansehen." Dieses thaten sie auch ohne Zweifel, denn die Landgrafen von Hessen kamen weder in den Besitz dieses Schlosses, noch nahmen die Eigenthümer in den ersten Zeiten des hessischen Reichsfürstenstandes einen hessischen Lehnbrief darüber an. Es scheint sogar, daß ihnen durch ein **Mannengericht** ihr Recht zugesichert wurde; denn sonst hätte Landgraf Heinrich der Eiserne von Hessen, der mit den Brüdern Konrad, Hermann und Heimbrod von Boyneburg [1]) nach einer langjährigen Fehde Friede machte, wobei diese versprechen mußten, „daß sie hinfür ihm und seinem Sohn Otto, wie auch seinen Landen keinen Schaden thun, sondern aller derer Feind seyn sollten, deren sie es von gedachten Landgrafen und ihren Erben geheißen werden," (1360) gewiß die Lehnbarkeit des Schlosses Boyneburg in Anspruch genommen. — In dem Kriege zwischen Landgraf Hermann von Hessen und Landgrafen Balthasar von Thüringen wurden die mit ihm verbundenen Ritter Heimbrod und sein Sohn Hermann, wie auch Hermann, des seligen Heinrichs Sohn, alle von Boyneburg, vom Landgrafen von Thüringen gefangen. Sie schlossen daher 1391 mit demselben einen Vergleich ab, worin sie dem Landgrafen versprachen, ihren Theil an dem Schloß Boyneburg zu allen Zeiten zu öffnen, in Kriegszeiten eine landgräfliche Besatzung darin aufzunehmen und zu unterhalten, ihm selbst aber in allen Fehden „mit so viel Gleven zu Hilfe zu kommen" ausgenommen gegen den Landgrafen von Hessen und ihre Vettern, die von Boyneburg genant Hohenstein, welche an diesem Kriege keinen Theil genommen hatten.

Im J. 1430 errichteten Hermann der Ältere, der Mittlere und der Jüngere von Boyneburg, als die Ältesten der drei Hauptlinien, mit ihren Brüdern und Söhnen nach damaliger Sitte einen Burgfrieden, worin sie sich zum Trutz und Schutz gegen ihre Feinde verbanden und erklärten, gemeinschaftlich ihre Fehden auszuführen, keine aber anzufangen mit dem Erzbischof von Mainz, dem Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen von Meißen und den Herzögen an der Leine, „indem sie ihnen zu schwer seyen." Auch wurde darin bestimt, daß ihre Besitzungen unveräußerlich seyn sollten.

Zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen und den drei Linien kam endlich im J. 1460 ein Vergleich zu Stande, worin letztere das Schloß Boyneburg mit allen seinen Freiheiten und Zubehör an Gerichten, Dörfern, Leuten, Gütern, Gülden, Renten, Zinsen, Holz, Feld, Wildbahnen, Äckern, Wiesen, Weiden, Fischereien, welche von ihren Voráltern auf sie gekommen wären, als ein Erblehen vom Landgrafen annahmen und den ersten Lehnbrief darauf erhielten.

Das Schloß scheint keine äußerliche Zerstörung erlitten zu haben, sondern, da es in dem letzten Jahrhundert nur mit einem Burgvogt und einer Besatzung belegt wurde, nach und nach verfallen zu seyn, bis es seit 1660 ganz unbewohnbar wurde [2]).

Diese mediat gewordene Herrschaft hatte, bis zu den neuesten Zeiten, folgende Bestandtheile: die Hälfte der Stadt Waldkappel, die Marktflecken Reichensachsen, Wichmannshausen und Bischhausen; die Dörfer Hoheneiche, Kirchhosbach, Thurnhosbach, Langenhayn, Ober- und Niederdünzbach, Ottmannshausen, Rechtsbach, Gestädt, Neuenroda, Matzeroda, Grandenborn, Rittmannshausen, Röhrda, Netra und die Hälfte von Frieda; die Freihöfe Datterpfeife, Hambach, Vogelsburg, Hermuthshausen und Laudenbach; auch gehörten dazu noch die Güter in der Stadt Eschwege, nämlich das sogenannte Reichsvorwerk. Die Herrschaft nahm ungefähr einen Flächenraum von 2½ □Meilen ein, worauf man 8264 Selen zählte. Früher war diese Herrschaft noch bedeutender, indem unter andern die Stadt Sontra und das sogenannte Rinkgau mit den Dörfern Unhausen, Nesselröden, Breitzbach, Markershausen und Berlichsgruben dazu gehörten, welches aber die adelige Familie **Treusch** genant **Butlar** zum Brandenfels seit 1389 von Heinrich von Boyneburg genant Hohenstein käuflich als ein Lehen erhielt, welcher Lehnsverband aber jetzt nicht mehr existirt. Auch die Dörfer Lüterbach und Lüstenfeld, die zuletzt die Herren **von Capellan** besaßen, gehörten mit zu dem Schloß Boyneburg. — Als im J. 1791 der Letzte des Hohensteiner Stammes, mit dem Oberhofmarschall Reichsfreiherrn **Karl von Boyneburg** ausstarb, zog der Kurfürst von Hessen, Wilhelm I., den dritten Theil der Herrschaft ein. — Im J. 1803 verkaufte der Reichsfreiherr Alois von Bömmelberg, Herr zu **Gehmen**, **Rösfeld** und **Eroldsheim** seinen dritten Theil an denselben Kurfürsten, und nur den letzten dritten Theil besitzen noch die Freiherren von Boyneburg zu Stadtfeld. —

Das **Wapen** der Herrschaft oder der Reichsburgmannschaft war ein herzförmiges Schild, worin auf einem dreifachen Hügel ein heraldisch geformter dreiästiger Zweig sich erhob. Zwei Thürme zierten das Schild [3]). (*A. Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Boyneburg, (**Bemmelberg**, **Boemmelburg**, ehemals **Boimeneburg**, **Bomeneburg**), eine alte theils reichsfreiherrliche, theils gräfliche Familie, deren Stammsitz das vorerwähnte Schloß war, von wo sie sich in Thüringen, Franken, Schwaben, Westphalen und in den Niederlanden mit Gütern ausgebreitet hat. Ihre Abstammung leitet man von den sächsischen Grafen von Northeim und Bomeneberg her, und nent den Brudersohn von dem letzten Grafen Siegfried, **Hermann von Bomeneburg**, welcher Erbe sämtlicher Bomelburgischen Besitzungen war, als Stifter dieses Dynasten-Geschlechts.

1) Hier und anderwärts ist der folgende Artikel über die Familie zu vergleichen. (*H.*)

2) Am grünen Donnerstage wird noch alljährlich eine Spende von Speck und Brod an die Armen aus den zum Schloß Boyneburg gehörigen Ortschaften durch einen Pfarrer aus Datterroda, der seine Besoldung als Capellan dieses Schlosses noch bis jetzt erhält, nach einer Predigt ausgetheilt.

3) Ausführlichere Nachrichten hierüber findet man in **Spangenberg's** Leben des heiligen Bonifacius, *Schannat* hist. fuld. in prob. n. LXXIII. p. 189. *Scheid* orig. guelf. T. III. 463. T. IV. p. 527. **Kuchenbeckers** Hess. Erbämter S. 4. und 35. **Wenk's** Hess. Geschichte T. II. p. 478. *Helmold.* annal. Bam. 134. Chronicon abb. Stad. l. c. *Falke* cod. trad. corb. l. c. 144. *Gudenus* Syll. dipl. I. p. 606.

Seine Glieder zogen von den damaligen Amtstiteln, comes und advocatus, den letztern vor, und wurden später Reichsministerialen, als sie wahrscheinlich ihr eigenthümliches Schloß dem Kaiser und Reiche zu Lehn auftrugen, um Schutz gegen Heinrich den Löwen zu suchen. Scheid[1]) stellt obiges in Abrede, weil er, in seiner genealogischen Untersuchung über den letzten Grafen Siegfried, weder Bruder noch sonstige Seitenverwandte vorfand, sich auf das Chronog. Saxo. beruft und Falke in seinen Tradit. Corvey. Lügen zeiht. Doch ist dieses neuerdings hinlänglich dahin berichtigt, daß, wenn gleich auch Siegfried weder Kinder hinterließ, noch einen andern Nachfolger in seinen Besitzungen hatte, er doch Brüder und Seitenverwandte hinterließ[2]). — Diese Abstammung von Hermann von Bomeneburg wird noch höchst wahrscheinlich dadurch, daß Graf Siegfried in seiner Stiftungsurkunde des St. Blasienklosters zu Northeim, mehre in solchen Dörfern gelegene Güter schenkt (1142), welche von den ältesten bis in die neuesten Zeiten als Boyneburgische Dörfer in Urkunden vorkommen. — Auch unterschreibt ein Almarus de Boimeneburg unter der Klasse der Grafen und nicht unter der der Ministerialen diese Urkunde[3]). Man hielt ihn für einen Sohn des vorhergenannten Hermann's und für den Fortpflanzer des Boyneburgischen Geschlechts, dessen Sohn wieder Almarus II. genant und als Advocatus mit seines Vaters Bruder Heinericus, 46 Jahre später, mehre kaiserliche Urkunden, unter andern die vom Kaiser Friedrich I., die Stiftung der Capellanei zum Schloß Boyneburg betreffend (1188) als Zeuge unterschreibt.

Zu Anfange des 13. Jahrh. breiteten sich seine Nachkommen in mehre Seitenäste aus, wovon einige nach dem Besitz ihrer Schlösser Sontra, Netra, Hornsberg, Wildeck, oder wegen anderer Verhältnisse, als Cratz und Hohenstein, den eigentlichen Familiennamen öfters in jene verwandelten und mehr oder weniger, von dem alten Gebrauch machten. So nent sich Heinrich um das J. 1262 Advocatus de Sontra, nach der Stadt und dem Schlosse gleiches Namens, 2 Stunden von dem Schloß Boyneburg entfernt. Er und seine Nachkommen waren die wahrscheinlichen Besitzer des jetzigen Amtes, weil sie in den dazu gehörigen Dörfern viele Schenkungen an die benachbarten Klöster machten. Ihr Schild blieb ganz das alte Stammwapen. — Um das J. 1476 starb mit Heinrich, Prior des Augustinerklosters zu Eschwege, diese Linie aus; ihre Güter fielen an die Boyneburgische Familie, aber die Stadt und Advocatur hatten die Landgrafen von Hessen schon früher durch Kauf in Besitz bekommen, wahrscheinlich zu Anfange des 14. Jahrh. — Eben so nahm Conrad um das J. 1277 den Namen von der Burg Netra an, die am Fuße des Schlosses Boyneburg lag. Mit Andreas starb auch diese Linie 1588 aus, und die Güter fielen an den Hauptstamm zurück; das Wapen blieb auch dasselbe. Desgleichen wird Heimbrod, schon 1329 gestorben, ein Vaters Bruder von Conrad und Ludwig von Boyneburg, in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Korenbach von Hornsberg, einem jetzt ganz zertrümmerten Schloß im Fuldaischen, genant, und war hiemit der Stifter des ausgestorbenen Geschlechts gleiches Namens.

Schon um das J. 1192 hatte der Theil, welcher den Boyneburgischen Stammnamen behalten, sich in den weißen und schwarzen Stamm gesondert, wo Bodo I. wahrscheinlich Stifter der weißen und Heinrich I. der schwarzen Fahne Stifter war, weil ihre Namen unter den spätern Nachkommen als Inhaber dieser zwei Fahnen, beständig fortgeführt werden. — Ob die schwarze oder die weiße den ältern Bruder bezeichnet, ist bis jetzt noch unentschieden. Beide halten sich für den ältesten, obgleich die weiße im alleinigen Besitz des Schlosses Boyneburg blieb. — Mit Bodo I. Enkeln Bodo III., Bodo IV. und Heinrich I., entstanden um das J. 1270 die drei Hauptzweige der weißen Fahne, nämlich: die weiße Linie vom ältesten Bruder Bodo I., die junge oder mittlere vom zweiten Bruder Bodo IV. und die jüngste oder die Hohensteinische von Heinrich I., dem Stiefbruder der beiden Bodo's, welche sämtlich bis zu Anfange dieses Jahrhunderts sich erhalten hatten. — Der weiße, von Bodo II. herkommende Stamm, der noch jetzt in Hessen und Thüringen blüht, besitzt in ersterm ein Drittel der alten Boyneburgischen Stammgüter, die zum Schloß Boyneburg gehören, und in letzterm seit 1454 das Schloß und Gericht Städtfeld, mit Hörßel, Deubach, Rangen und Schnepfenhof unweit Eisenach. — Der junge, von Bodo IV. herrührende Stamm, der auch in Schwaben sich ausbreitete, erlosch mit dem Reichsfreiherrn Alois von Bommelberg in männlicher Nachkommenschaft. Durch die ehemaligen Reichsganschaften Gehmen, Mässeld und Eroldsheim wird sie zu den Standesherren in Preußen und Würtemberg gezählt. Sie besaß und besitzt, nebst einem Drittheil an dem Schloß und der Herrschaft Boyneburg, bei der ehemaligen fränkischen Ritterschaft das Schloß und Gericht Lüder, bei der schwäbischen die Herrschaften und Schlösser Hohenburg, Bissingen, Hohenstein, Bückingen, Beuren, Oberringingen und Oberkirchberg; im Hannöverschen das Gericht Bonnefort; in Thüringen das Gericht Männerstadt und das Stollbergisch versetzte Amt Wolfsburg. Der jüngste, oder der Hohensteinische, Stamm erhielt wahrscheinlich seinen Beinamen von der Mutter Heinrichs I., Adelheid, Gräfin von Hohenstein, zweiten Gemalin von Bodo II., seines Vaters. — Heinrich war Schutzvogt des Reichsstifts Cyriaci in Eschwege. Seine Nachkommen erhielten sehr ansehnliche Besitzungen in den Niederlanden, unter andern die Herrschaft Überlingen, wovon seit dem 15. Jahrh. eine Linie das Erbburggrafenamt von Nimwegen bis zu ihrem Aussterben führte und mit unter den brabantischen Herrenstand gezählt wurde. Dieser, in so vielen Nebenzweigen blühende Stamm starb 1792 mit dem Reichsfreiherrn Karl, fürstl. hessischen Oberhofmarschall und Großkreuz des goldnen Löwenordens, aus, dessen Besitzungen theils an die Allodialerben, theils aber, was den dritten Theil an der Herrschaft Boyneburg betrifft, zum großen Nachtheil der Agnaten vom Lehnshofe widerrechtlich eingezogen wurde. — Die weitern Besitzungen waren die, zur rheinischen Reichsritter-

---

1) In seinen Orig. guelf. l. c. P. IV. p. 532.
2) Wigand Corveische Geschichte 1. 2. Abth. S. 50.
3) Scheid orig. guelf. T. IV. p. 526.

schaft gehörige, Hohensteinische Burg nebst Zubehörungen, und in Hessen die Schlösser und Gerichte Elberberg und Elbersdorf. Nur noch ein Nebenzweig dieses Stammes, der aber den Beinamen Hohenstein nicht mehr führt, und anstatt Boyneburg den alten Namen Bömmelburg behalten hat, ist im Fürstenthum Corvey mit dem Rittergut Meygadessen, vom Abt Hermann, einem Bruder des Stifters, seit 1498 ansässig.

Die aus der schwarzen Fahne (1344) entsprossenen Brüder Konrad der ältere, Heimrod, Konrad der jüngere, Hermann und Heinrich führten nach dem Schlosse Wildeck den Beinamen, welches das Stift Fulda ihnen ganz, und Stadt Bueg und Amt Gerstungen zur Hälfte versetzt hatte. Ihre eigenthümlichen Besitzungen waren die dazwischenliegenden Dorfschaften und Höfe Busenroda, Dippach, Herleshausen, Rasdorf, Unterhof, Steinhausen, und die Burggüter Hausbreitenbach und Kleinen-See, welches das Boyneburgische Gericht genant wurde; ingleichen Wildeck, das jetzige Jagdschloß und der Sommeraufenthalt des Landgrafen von Hessen-Rothenburg, und wozu noch Lehne und Zinsen aus etlichen zwanzig Dörfern gehörten. — Das Schloß Wildeck wurde am Ende desselben Jahrh. wieder eingelöset, doch behielten sie die Burgmannschaft und die dazu gehörigen Güter.

Als das Amt Gerstungen von Fulda an den Landgeafen von Thüringen 1402 mit der Pfandschaft verkauft wurde, versetzte der Landgraf bald darauf die andere Hälfte an sie, und so besaßen sie es bis zu Anfang des 16. Jahrh. als Erbamtmänner. Nach der Einlösung blieben ihnen ebenfalls ihre Burggüter daselbst. Mit Heinrich und Otto schied sich die schwarze Fahne 1480 in zwei Hauptabtheilungen. Heineich erhielt die Pfandschaft Gerstungen. Seine Nachkommen, die durch Verheirathungen zum Besitz der zur fränkischen Reichsritterschaft gehörigen Schlösser Tasta und Burghaun, und der sächsischen Schlösser Feldeck und Neuenhof gekommen waren, starben mit dem Reichsfreiherrn Johann Christoph 1714 aus. Die Lehngüter fielen an die jüngere von Otto gestiftete Hauptabtheilung. Dieser Otto hatte zu seinem Antheil Wildeck und das sogenannte Boyneburgsche Gericht bekommen. Seine Söhne, Hermann und Ludwig, sonderten sich in zwei Hauptlinien, in der Hermannischen wurde die erloschene Grafenwürde durch den Kaiser Leopold 1696 erneuert, aber schon 1716 starb sie in der Hinsicht mit dem Grafen Philipp Wilhelm aus, daß, außer den Prärogativen und Wapen, von dem Titel kein Gebrauch gemacht wurde. Die Ludwigische, die sich späterhin in acht Nebenzweige ausbreitete, blüht jetzt nur noch in zwei Ästen. Die ansehnlichen Besitzungen, die sie theils besaß, theils noch besitzt, mögen ihre weitere Verzweigungen veranlaßt haben. Ihr Hauptort war und ist die ehemalige reichsritterschaftliche Herrschaft Stadt Lengsfeld (4000 Einw. ½ □Meilen) jetzt zum Großherzogthum Sachsen-Weimar gehörig. Ahee daran gränzenden Herrschaften wurden allmälig von ihnen verkauft, nämlich Crainberg im J. 1525 an den Grafen von Beichlingen, Waldenburg 1589 an die Herzöge von Sachsen-Weimar, und die Erbvogtei Barchfeld 1712 an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Philippsthal.

Außer diesem Complex von 2½ □Meilen besaß diese Linie folgende reichsritterschaftlichen Dörfer und Rittergüter, nämlich den dritten Theil der Herrschaft Buchenau, die Dörfer Borsa, Dipperts, Kämmerzell, Lieblos, Weissenbrunn, Eichenhausen, Kälberau, und die ehemalige kaiserliche Burg in Gelnhausen, im Fuldaischen die Hälfte der Stadt und des Amts Brückenau, nebst dem Schlosse Schildeck, und im Altenburgischen das Schloß Hartsmansdorf; sie besitzt aber noch in Hessen das Schloß Altenburg an der Edder, Felsburg nebst einigen dabei liegenden Dörfern und Lehnschaften; im Großherzogthum Sachsen-Weimar und Eisenach Herda zur Hälfte, Frankenhain u. Birks; im Königreiche Baiern Huslar, im Königreiche der Niederlande Schändele; und im Waldeckischen eine beträchtliche Anzahl Activlehen, Zinsen und Zehnten.

Das Wapen der gesamten Familie und aller verwandten Nebenstämme besteht in einem vierfach getheilten Schilde, wo auf dem Helme sich zwei Büffelshörner erheben. Die Farbe bezeichnete die Verschiedenheit der Stämme, nämlich: die zur weißen Fahne gehörige Linie, Silber und schwarz in schrägem Wechsel; die jüngere Linie, schwarz und Silber, und die Hohensteiner, blau und Silber, und der davon abstammende Nebenzweig im Corveischen, blau und Gold. Die schwarze Fahne behielt in allen ihren Zweigen schwarz und Silber, nur bei den Standeserneuerungen wurden die Helme bis zu dreien vermehrt, und das Stammwapen erhob sich auf der Brust eines doppelten gekrönten, Silber und schwarz getheilten Reichsadlers[5]).

(*A. Frhr. v. Boyneburg–Lengsfeld.*)

Boyneburg, Kurt von, der kleine Hesse genant, stand als Feldherr Kaiser Karls V., der ihn in den Freiherrnstand erhob, in großem Ansehen. In der Schlacht bei Pavia 1525 bewies er so viel Tapferkeit und Kriegskentniß, daß ihm der berühmte Ritter Fronsberg im folgenden Jahre unter sehr bedenklichen Umständen seine Befehlshaberschaft übergab, die er wegen des bösen Willens

---

5) An diese Geschichte des Schlosses und der Familie Boyneburg schließt sich in der Handschrift eine in der Mitte des 13ten Jahrh. beginnende Reihe von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Mitglieder dieser Familie. Die hier aufgeführten sind: Heinrich III., IV. und Reinhard, Äbte zu Hersfeld im 13. und 14. Jahrh.; Ravan, aus der Linie Hohenstein, Hofmeister des Landgrafen Ludwigs I. von Hessen; Reinhard aus der Familie Bischhausen, geh. Rath des Landgr. Heinrichs v. Hessen; Hermann, Abt zu Corvey (1480—1504); Ludwig, Herr zu Lengsfeld, Landhofmeister u. Vormundschaftsregent von Hessen (gest. 1536); Georg, ältester Sohn des vorhergehenden, geh. Rath der Landgrafen Philipp und Wilhelm IV. von Hessen; Sigismund aus der Familie zu Stadtfeld, Statthalter zu Cassel (gest. 1550); Urban, von der Linie Lengsfeld, geheimer Rath und Stellvertreter des Landgrafen Wilhelms in der Regirung während dessen Abwesenheit; dann der berühmte Statsmann und Schriftsteller Joh. Christian und dessen Sohn Philipp Wilhelm; und zuletzt noch Karl aus dem Hohensteinschen Stamme, der in der Schlacht von Höchstädt 1704 den französ. Marschall de Tallard gefangen nahm, nebst zwei Brüdern desselben, die sich ebenfalls im Kriege auszeichneten. (Die meisten derselben werden anderwärts ihre Stelle finden, wie bei Corvey und Hersfeld und bei den Landgrafen von Hessen, mit deren Geschichte die ihrige zusammenhängt. Dagegen scheinen, außer Kurt, der in der gedachten Reihe nicht vorkomt, auch Johann Christian und Philipp Wilhelm, hier eine Stelle zu verdienen. (*H.*)

der Truppen und seiner eignen Kränklichkeit nicht mehr führen wollte. Boyneburg eroberte 1527 die Stadt Rom mit Sturm, belagerte Clemens VII. in der Engelsburg, und nöthigte ihn zu einer für die Sieger vortheilhaften Kapitulation. Da die Zahlung der dem Kriegsvolke bedungenen drei Tonnen Goldes nicht erfolgen wollte, suchte der biedere Feldherr edelmüthig die aufgebrachten Lanzenknechte einigermaßen aus seinem eignen Vermögen zu befriedigen, um rohe Frevel zu verhüten. Im J. 1528 beschützte er Neapel gegen die Franzosen, verfolgte sie bei ihrem Abzuge, und nahm ihnen große Beute ab. Auch der Belagerung von Florenz wohnte er 1532 bei, und 1534 war er des Pfalzgrafen Philipp Kriegsoberster, während seiner Statthalterschaft in Würtemberg. In dem Türkenkriege 1542 übergab ihm das teutsche Reich die Anführung der Fußvölker, an deren Spitze er den Feinden viele Plätze wieder abnahm. Im schmalkaldischen Kriege diente er dem Kaiser, und nahm unter andern das feste Bergschloß Mansfeld weg. Nach dem Treffen von St. Quentin 1557 begab er sich wahrscheinlich auf seine Güter in Schwaben, und starb daselbst. Gleichzeitig mit ihm, und noch mehr im 17ten Jahrh., besonders im 30jährigen Kriege, und auch während des spanischen Successionskriegs seit 1702 machten sich mehre dieses Geschlechts durch Tapferkeit und Einsicht rühmlich bekant, die hier übergangen werden müssen. *(Baur.)*

Boyneburg (Johann Christian von[6]**)**, Herr zu Breitenbach und Dippach, von der Linie zu Lengsfeld, geboren zu Eisenach 1622 (12. April) war ein Sohn des herzogl. sächs. Geheimenraths und Oberhofmarschalls Johann Berteld und Barbara von Buttlar. Seine Gelehrsamkeit verdankt er den Akademien Jena, Marburg und Helmstädt, dem Umgange und Briefwechsel mit den größten Gelehrten damaliger Zeit, den öffentlichen hohen Statswürden, die er bekleidete, und den Gesandtschaftsposten, durch die sein Ruf aufs Höchste stieg. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn begab er sich an die Höfe von Eisenach und Braubach — 1642 — wo er 1644 in seinem 23. Jahre vom Landgrafen Johann von Hessen nach Stockholm zur Königin Christine von Schweden geschickt wurde, um die hessischen Successionsangelegenheiten zu besorgen — daß nämlich Schweden dem Ausspruche Kaiser Ferdinands, nach welchem Oberhessen bei Darmstadt bleiben solle, beitreten möge. — Obgleich die Königin ihn für seine Person auszeichnete und durch eine Heirath mit einer ihrer Damen zu fesseln suchte, erreichte er dennoch bei ihr den Zweck seiner Sendung nicht; daher verließ er Schweden nach einem zweijährigen Aufenthalt und zog 1646 sich auf seine Güter zurück, um den Wissenschaften zu leben. Die landgräflichen Brüder, Johann und Georg von Hessen, beriefen ihn aber wieder zu sich, und ernannten ihn zu ihrem Geheimenrathe. Darauf sandte man ihn zu gütlicher, selbst vom kaiserlichen Hofe gewünschter Beilegung der oben bemerkten Angelegenheit mit der Landgräfin von Hessen-Cassel 1646 nach Cassel. Wirklich brachte Johann Christian endlich einen Vergleich zu Stande, worin die Gewissensfreiheit der Lutheraner in Oberhessen, Katzenellnbogen und Schmalkalden vorzüglich ausbedungen war. Landgraf Georg aber, der nicht gern Marburg verlieren wollte und seinen Antheil an Oberhessen für den unfruchtbarsten hielt, ratifizirte den Vertrag nicht, vornehmlich weil sich das Kriegsglück auf die ligistische Seite neigte, ja er gab unter dem Vorwande, daß Johann Christian seine Instruktion übertreten habe, ihm sogar Hausarrest 1648. — Im J. 1649 schlichtete er die Streitigkeiten, die zwischen dem Landgrafen Georg zu Darmstadt und Johann zu Braubach der Theilung wegen entstanden waren. So war er 1650 die Haupttriebfeder, daß die Streitigkeiten zwischen Kurmainz und den vielen, zum Theil mächtigen Nachbarn, den Fürsten von der Pfalz, von beiden Hessen, Sachsen, Nassau und Würzburg zum Vortheile des Erzstifts beigelegt wurden. — Nach Abschluß dieses Vergleichs bekam er von den Höfen von Schweden, Sachsen-Gotha und Ostfriesland den ehrenvollen Ruf als Geheimeraths-Präsident, schlug aber diese Stelle bei jedem dieser Höfe aus, und begab sich in die Dienste des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, wo er mit den Statsgeschäften und den Intriguen der Höfe bekant, 1656 aus Klugheit und guter Absicht zur kathol. Kirche überging. Als Oberhofmarschall und erster Minister leitete er hier alle wichtigen Geschäfte des europäischen Stats und stand mit Johann Philipp in der Mitte, zwischen Katholiken und Protestanten, im Geistlichen[7]), so zwischen österreich-ligistischen und französisch-schwedischen Interessen im Weltlichen, mäßigte und hielt beide Parteien im Gleichgewicht. In seinem 33. Jahre war sein erstes wichtiges Geschäft, daß er 1653 auf dem Reichstage zu Augsburg die von Ferdinand III. gewünschte Wahl seines Sohnes Leopold zum römischen König so unterstützte, daß sie vollzogen wurde. Ferdinand III. schlug ihn zum Ritter des heiligen römischen Reichs, ernannte ihn zum Constantien-Ritter der St. militia christiana, und erneuerte und bestätigte die ehemalige Dynastenwürde seines Geschlechts[8]). Auch ward ihm und seiner Familie das große Comitiv gegeben, welches damals nur noch fürstliche Häuser besaßen. — Seine Gesandtschaft nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. nach München bezweckte, daß Baiern, welches von Frankreich zu Ansprüchen auf die Kaiserkrone aufgemuntert wurde, darauf verzichten möchte (1657). — Eben so glückt' es ihm bei der Kaiserwahl zu Frankfurt 1658 den spanischen Gesandten zum Verzicht seines Herrn auf die Kaiserkrone zu stim-

6) Dieser und der folgende Artikel sind zum Theil aus zwei andern Beiträgen von Hrn. Dec. Baur und Hrn. Dr. H. A. Erhard in Erfurt mit Anmerkungen versehen. *(U.)*

7) Im J. 1660 wurden von Mainz aus so nachgiebige Vorschläge zur Religionsvereinigung gemacht, wie sie bisher nicht Statt gefunden, s. *Gruberi* commerc. lit. Leibnitzii T. I. p. 411 sqq. und mit beigefügter Beurtheilung in Moser's patr. Arch. V. S. 277 ff. (auch sind darüber Semler's Kgsch. III. 345 und Schröckh's Kgsch. s. d. Ref. VII. 95 zu vergleichen.) Wahrscheinlich hatte auch die vom Kurfürsten 1662 veranstaltete teutsche Bibel Beziehung darauf s. Panzer's Gesch. der kathol. Bibelübers. S. 167. 8) In dem Diplom ward ausdrücklich seiner Verdienste in Angelegenheiten der Reichsgeschäfte gedacht, seiner treuen Beharrlichkeit bei der Wahl Leopolds und seiner ersprießlichen ministeriellen Rathschläge, „wozu er wegen seiner von Gott begabten Qualitäten gezogen worden, und die zu seinem und der Seinigen unsterblichen Ruhm und Lobe gereichen würden.“

men. Nur seine Überredungskunst und die Darstellung der Plane Frankreichs zu Teutschlands Untergange, vereinigte alle Stimmen der Fürsten zur Wahl des 18jährigen Leopolds.

Der Kurfürst Johann Philipp glaubte die Dienste eines solchen Statsmannes, der seine Talente blos zum Wohle Teutschlands verwandte, nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihn zum Reichsvicekanzler ernannte. Dies hätte, sollte man glauben, vorzüglich dem jungen Kaiser angenehm seyn müssen, welcher wußte, daß er seine Wahl ihm zu verdanken hatte. Der jugendliche unerfahrne Leopold aber, welcher sich ganz von seinem jesuitischen Kabinet leiten ließ, versagte dieser kurfürstlichen Ernennung die Bestätigung, ob ihm gleich — nach der Wahlcapitulation — das Recht der Weigerung als Kaiser nicht zustand. Der Kurfürst ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern drang um so mehr darauf, da er keinen Eingriff in sein Reichskanzleramt leiden dürfe und der Vater des Kaisers, Ferdinand III., mit der dem Statsmanne früher ertheilten Exspectanz auf diese Stelle wohl zufrieden war. Leopold beharrte aber auf seiner Weigerung, auf Antrieb seines Principalministers des Fürsten Portia (1659), dessen italiänische Politik mit der unsers Statsmannes nicht übereinstimmte, doch wurde dieser, wegen seiner persönlichen Verhältnisse zu Mazarin und Lionne als Gesandter bei dem pyrenäischen Friedensschlusse gebraucht.

Johann Christian zog alle damals berühmte Männer Teutschlands, als einen Leibnitz, Pufendorf, Conring, Förster und andere mehr, in Mainzische Dienste. Der Adel, unter welchem sich einige Fanatiker, Obscuranten, misvergnügte Höflinge und unruhige Domherren befanden, an deren Spitze der ehrsüchtige Philipp Ludwig von Reifenberg stand, hielt sich dadurch zurückgesetzt und streute aufgebracht Misvergnügen unter dem Volk aus, erfand Mährchen und Anecdoten und zog sogar des Kurfürsten Bruder, Philipp Erwin von Schönborn in das Complot, der sich dadurch für zurückgesetzt hielt, daß Johann Christian als erster Minister die Würden und Gnadengehalte zu vergeben hatte; ein Vorrecht, auf welches nur er glaubte Anspruch machen zu dürfen. Durch dergleichen Schleichwege brachen sie es endlich dahin, daß der Kurfürst die, dem Johann Christian schon versprochene Gesandtschaft nach Frankreich Reifenbergen übertrug. Dieser Zurücksetzung wegen beklagte sich Johann Christian bei dem französischen ersten Minister, Comte de Lionne, und warnte ihn vor der hinterlistigen Tücke des ihm vorgezogenen Stellvertreters. Dies alles erbitterte den Kurfürsten so, daß er ihn verhaften, und auf die Festung Königstein setzen ließ [9]). Auch wurde der Kurfürst auf Johann Christians Ansehen und seine persönliche Gunst bei dem Kaiser und dem Könige von Frankreich sogar neidisch, und misvergnügt darüber, daß er oft nach eignem Gutdünken und wider seinen Willen wichtige Angelegenheiten besorgte. Daher hatte man schon lange in Wien, Paris und bei dem Kurfürsten die von ihm gehegte gute Meinung zu schwächen und sein Ansehen zu untergraben gesucht, wozu der Fürst Portia, und der Comte de Lionne, die er beide früher beleidigt hatte, das ihrige beitrugen. Dennoch wurde der Kurfürst auf die Schlingen aufmerksam, die man ihm legen wollte, und der, wegen einer Menge von Verbrechen angeklagte, zu lebenslänglichem Arrest verurtheilte Minister Reifenberg nahm nach fünf Monaten denselben Platz ein, welchen Johann Christian so eben verlassen hatte, weil man bei Untersuchung der Papiere des Letztern nicht das Geringste vorfand, was die Anklage unterstützt hätte, wol aber Beweise, daß der Kurfürst selbst ihn zu allen Geschäften autorisirt hatte (1665). — Joh. Christ. schlug die Wiederanstellung in seinen vorherigen Posten aus, lebte zu Mainz als Privatmann blos den Wissenschaften und theilte seinen Rath nur in wichtigen Reichsgeschäften dem Kurfürsten mit, dessen Neffe, Melchior Friedrich von Schönborn, durch die Liebe zu Joh. Christ. Tochter schon lange den Kurfürsten, den Oheim, den Vater und Schwiegervater versöhnt hätte. — Als Geheimerath des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz und des Kurfürsten zu Trier, war Joh. Christ. verbunden, auch diesen in den schwierigen Statsgeschäften, die jener wegen Polen und dieser wegen Frankreich zu betreiben hatte, zu rathen und zu helfen. Deswegen schlug er auf dem Reichstage zu Warschau, Philipp Wilhelm von der Pfalz zum König vor und wahrscheinlich hätte seine gehaltvolle lateinische Rede die Wahl bewirkt, wäre Philipp Wilhelm selbst seines Alters wegen nicht abgeneigt worden, diese Würde anzunehmen [10]).

Johann Christian starb einige Jahre darauf am 8. Dec. 1672 zu Mainz an einem Schlagflusse, und liegt daselbst in der St. Mauritiuskapelle begraben. Er hinterließ einen seiner würdigen Sohn (s. folg. Art.) und zwei Töchter, welche die Stammmütter ausgezeichneter edler Familien wie Schönborn, Stadion und Elz waren. Seine hinterlassenen lateinischen Dissertationen und andere, meistens in lateinischer Sprache abgefaßte, Schriften sind, außer einer in teutscher Sprache geschriebenen Auslegung der goldnen Bulle und einigen in Regensburg herausgekommenen Briefen über die Reichsangelegenheiten, meistentheils Manuscripte geblieben oder, wie sein starker Briefwechsel, erst lange nach seinem Tode theilweise edirt worden [11]).

9) Pufendorf führt über diesen Gegenstand noch Folgendes an: „Johann Christian handelte als Minister ganz allein, wie er glaubte Gott, dem State, dem Vaterlande und dem Kurfürsten gefällig zu seyn, ohne sich auf die speciellen Ansichten des Kurfürsten einzulassen, der nach ängstlichen Ansichten die Geschäfte geführt haben wollte. — Deswegen nent ihn Boyneburg bei seinen Freunden oft einen Schwachkopf oder einen furchtsamen Hasen. — Im Ganzen genommen war auch der Kurfürst so wenig von sich eingenommen, daß er das Lob immer von sich abwies und die Antwort gab: „was soll ich armer Westerwälder Edelmann zu verrichten vermögen? Ist was Gutes gethan worden, so hat es Gott gethan, und ich bin nur ein geringes Werkzeug gewesen."

10) Leibnitz hatte ihm dabei durch eine Schrift unter dem Namen Georg Micovius vorgearbeitet. 11) Da sein großes Werk „de usu errorum in republica, libri quinque" nicht herausgekommen, so dürfte es vielleicht nicht ganz uninteressant seyn, hier wenigstens den Inhalt anzuführen, welchen er in einem Briefe an Prüschenk beschreibt. „Das ganze Werk, womit ich mich befasse, soll in fünf Büchern die gewöhnlichen Mängel der Statsverfassungen darstellen. Das erste Buch wird von den Gebrechen handeln, die gewöhnlicherweise vorkommen und durch eine allgemeine Statsverbesserung verdrängt werden müssen. Das zweite

Sein starker Briefwechsel, den er mit den vorzüglichsten Gelehrten Europa's unterhielt, brachte ihn auf den Gedanken, ein Commercium litterarium zu errichten, das aber, weil ihn der Tod übereilte, nicht zu Stande kam; und erst jetzt ist es gelungen, durch eine Gesellschaft für alte teutsche Geschichtskunde Boyneburgs Idee in Ausübung zu bringen, wie in dem zu diesem Zweck herauskommenden Archive selbst angeführt wird. — Ein großer Theil seiner Briefe befindet sich im Original zu Coburg in der Zollmannischen, zu Hamburg in der Wolfischen und zu Weimar in der Hofbibliothek, in Abschrift aber zu Jena. — Die im Druck herausgekommenen Briefe sind folgende: 1) Ep. Boyneburgii ad Dietericum Prof. Giess. ex autogr. ed. R. M. Meelführer. Narnb. 1703. 12. 2) Excerpta ex epistolis J. Ch. Boyneburg et Zach. Prüschenk a Lindenhoven in B. G. Struvii Act. lit. Fasc. III. Jen. 1705. 8. 3) Commercii epistolici Leibnitziani tomus prodromus, qui totus est Boineburgicus ed. Joh. Dan. Gruber. Han. et Gotting. 1715. T. I. et II. 8. Alle diese Briefe zerfallen größtentheils in drei Hauptabschnitte. Der erste und reichhaltigste verbreitet sich über die wichtigsten Capitel des Statsrechts und der Statsverhältnisse der europäischen Mächte gegen einander; der zweite betrift Literaturgeschichte, und der dritte umfaßt Religionsstreitigkeiten[12]).

Boyneburg (Philipp Wilhelm von), geboren zu Mainz 1656 (21. Nov.) gestorben 1717 (23. Febr.) war der einzig am Leben gebliebene Sohn des vorhergehenden Johann Christian. Seine Pathen waren der Kurfürst Johann Philipp von Mainz, der Kurfürst Philipp Wilhelm von der Pfalz, und der Landgraf Wilhelm von Hessen. Er wurde zum geistlichen Stande bestimt und erhielt Präbenden zu Mainz, Trier, Speier und Würzburg, wie auch andere Kanonikate. Seine Erziehung wurde Leibnitzen anvertraut, um ihn zum wissenschaftlichen Statsmanne zu bilden. Er besuchte am 16. Jul. 1670 schon mit ihm die Universität Strasburg und 1672, nach vollendeten Studien, bereisete er mit demselben Frankreich, Italien, die Schweiz und Teutschland, um sich an den königlichen und fürstlichen Höfen, wo man längere Zeit verweilte, Kentniß der gegenseitigen Interessen der Kabinette zu erwerben. Der Kurfürst von Mainz gebrauchte ihn, wie seinen Vater, zu den wichtigsten Statsgeschäften. Als Gesandten schickte er ihn zuerst nach Wien an den Kaiser Leopold, der ihm so gewogen wurde, daß er ihn 1680 zum Reichshofrathe und zu seinem Kämmerer ernannte, und ihn nun selbst als Gesandten im Reiche brauchte. Nach dem Ableben des Kurfürsten Johann Georgs IV. von Sachsen sandte ihn der Kaiser nach Dresden, um mit des erstern Nachfolger, Friedrich August, dem nachherigen Könige von Polen, ein Bündniß abzuschließen, welches 1694 glücklich zu Stande kam. Im J. 1696 ward er von Mainz zum Reichsvicekanzler ernant, aber diese Stelle ward ihm eben so wenig wie seinem Vater zu Theil, indem das östreichische Kabinet, troß der persönlichen Zuneigung des Kaisers, unmöglich das Ruder der Reichsgeschäfte von einem Manne führen lassen mochte, der einer andern Politik und andern Grundsätzen huldigte, als damals an der Tagesordnung waren. — Dies waren auch die Ursachen, warum alle damaligen, unter den tapfersten Helden und erfahrensten Feldherrn geführten Kriege Östreichs bei den folgenden Friedensschlüssen nicht den Vortheil brachten, welchen man von so vielen erfochtenen Siegen zu erwarten berechtigt war. Eben diese engherzige Politik des östreichischen Kabinets war Schuld, daß Spanien der Oberherrschaft einer andern Dynastie, als der der Habsburger anheim fiel. — Philipp Wilhelm, der nach des Kaisers Wunsche freiwillig resignirte, wurde von ihm mit der Würde eines wirklichen Geheimenraths bekleidet und zugleich als Plenipotentiarius nach Frankfurt geschickt, „um des Reiches Beste zu wahren," — eine Stelle, die er auch unter den Kaisern Joseph I. und Karl VI. behielt. Überdies erneuerte der Kaiser in ihm die altgräfliche Würde seines Geschlechts, die von einer Linie zur andern, so lange der Name Boyneburg existirte, forterben sollte, damit sie nicht, wie früher, wieder erlösche. Er war es, der 1699 gegen den Willen der französischen und italiänischen Partei, die Vermälung des römischen Königs Joseph I. mit Wilhelminen Amalien, Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, durchsetzte, um die Ruhe Teutschlands zu sichern[13]).

Als auf ihn die Wahl zum Coadjutor des Kurfürsten von Mainz sich neigte, suchte er dieselbe auf Lothar, Franz von Schönborn, den Bruder seines Schwagers zu leiten, welcher auch darauf 1695 gewählt wurde. — Dafür soll er sich die Statthalterschaft von Erfurt mit unumschränkter Gewalt gegen ein Donativ von 100,000 Fl. vorbehalten haben, um seine für sein Zeitalter zu hohen Regirungsideen auszuführen, welches in Erfurt ohne Schwierigkeit und leichter als in Mainz geschehen konnte, wo das Domkapitel gewöhnlich die Ausführung jeder Neuerung verhinderte. — Auch erhielt er, nach dem Tode

---

Buch soll sich mit dem freien Handel, das dritte mit der Religion und Kirchengeschichte befassen, wobei auf literarischen Geschäftsstyl, auf akademische Vorlesungen, auf Bildung mittelst alter Sprachen, und zunächst auf gottesfürchtigere, frömmere Erziehung der Jugend Rücksicht genommen werden wird. Das vierte Buch wird die Gesetzgebung abhandeln. Hierin sollen die Mittel zur bessern Organisation der Gerichtshöfe und was in politisch-statsrechtlicher Hinsicht damit in Verbindung steht, angegeben werden, welche Ausführung wol unendlich weitläufig werden dürfte. Das fünfte Buch endlich soll Anmerkungen und Auszüge umfassen, die sich zunächst auf Krieg und Frieden erstrecken und, in gegenwärtigem Weltlaufe vorkommen. Das, was an ihnen recht ist, soll gelobt, das Tadelnswürdige getadelt werden, damit aus Zusammenhaltung beider das richtige Resultat geschöpft werden könne. 12) Weitere Nachweisungen über ihn geben außer den obigen Briefsamlungen und den Lex. von Zedler und Buddeus: *Pufendorf* de rebus gestis Caroli Gustav. L. IV. §. XLV. Ejusd. Rerum Brand. L. VII. §. XXXVII. Lib. X. §. LXXXIX. *Burgold* Disc. ad instrum. P. p. 1. Disc. XXI. m. III. Ejusd. De peregrini germ. polit. p. 147. *Oldenburg.* Thes. rer. publ. T. IV. p. 746 et 748. *Paulini* Annales isenacens. p. 232. *Gudenus* Codex diplomat. t. IV. p. 9839. *Meyeri* Acta west. T. IV. lib. 28. p. 481. *Struvii* Collect. Mscr. Fasc. 101. p. 1164. Strieder's hess. Gel. Gesch. 1. Bd. u. a. m.

13) Das Gastmahl, welches er deswegen zu Frankfurt am Vermählungstage gab, dauerte drei Tage und war für die ganze Stadt bestimt, indem während der Tafelzeit aus einem doppelten Adler rother und weißer Wein für das Volk sprang und besonders dazu geprägtes Geld unter dasselbe geworfen wurde.

des Statthalters von Erfurt, Philipp Faust von Stromberg (starb 1702), dessen Stelle. In wie weit er das Problem einer glücklichen 14jährigen Regirung lösete, darüber wollen wir das Urtheil eines Mannes anführen, welcher beinahe hundert Jahre nach seinem Tode sein Leben theilweise beschrieb. „Philipp Wilhelm," sagt Dominikus (s. Note 15), „fand bei seiner Herkunft eine nahrungslose, durch Auflagen und Accise verarmte Stadt, voll von Brandstätten und unbewohnten Häusern, Unterthanen ohne Vorliebe für Verfassung des Stats, ohne Beschäftigung, ganz verschuldet, ein zerrissenes Polizeiwesen, einen Stadtrath ohne Ansehen, Gerichte ohne Justizpflege, eine Regirung ohne öffentliche Anstalten, eine Kammer ohne Regulativ, eine Universität ohne Studenten, eine christliche Religion ohne Duldung! — Er hatte also Stoff genug, worüber er seine umfassende Thätigkeit ausdehnen konnte. Er ging von Verbesserung des Stats auf die Beglückung der Unterthanen über, jedes Jahr seiner Regirung enthält Plane für ein Jahrhundert![14])." Graf Stadion, welcher vorzüglich seinen politischen Charakter beschreibt, drückt sich folgendermaßen aus: „Der große Geist eines wahren Statsmannes zeigt sich auch in der Verwaltung eines kleinen Landes; von dem, was er hier gethan hat, schließt man auf das, was er in einem größern Wirkungskreise hätte leisten können. — Verfolgt man Philipp Wilhelm in diesem Geschäfte, so zeigt sich als der erste Hauptzug seines öffentlichen Charakters eine weitumfassende Thätigkeit."

Kurz vor seinem Tode wurde er von Kaiser Karl VI. nach Altranstädt geschickt, um mit Karl XII. König von Schweden vor seinem Abzuge die Religionsbeschwerden in Schlesien in Ordnung zu bringen. Karl XII. schätzte ihn so sehr, daß, als man ihn über die Etikette befragte, die man gegen Boyneburg, der nicht eigentlich als Gesandter an den König geschickt war, beobachten sollte, er sagte: „Dem Manne könne man nicht Ehre genug erzeigen" und pries den Kurfürsten von Mainz glücklich, der solch einen Minister habe.

Seine hinterlassenen Papiere und Memoires über seine frühern Geschäfte in den wichtigsten Gesandtschaften am kaiserlichen Hofe, und seinen langjährigen Aufenthalt daselbst, so wie an den sächsischen Höfen und bei Karl XII. von Schweden, liegen im Archive zu Heubach bei seinen Erben, den Grafen von Schönborn, und sind bis jetzt für die Geschichte der damaligen, höchst interessanten Zeit ganz verloren[15]). (*Freihr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

14) Seit 1705 war er Rektor der Universität, für die er insonderheit durch Vermehrung der Bibliothek und durch die Stiftung einer neuen Professur des Statsrechts und der Geschichte auch noch zuletzt in seinem Testamente sorgte. — Die von seinem Vater ererbte und von ihm sehr vermehrte Bibliothek aus allen Fächern des Wissens, diente der Universitätsbibliothek zu Erfurt zu einer neuen Grundlage; vielen Büchern sind Bemerkungen des Vaters beigeschrieben. 15) Weitere Nachrichten über ihn liefern folgende Schriften: Motschmann's Erford. lit. 4. Saml. u. 2. Forts. Commercii epistol. Leibnitz. ed. Feder. Hannov. 1805. (Graf F. v. Stadion in) Moser's patr. Archiv. III. B. 1. St. S. 180. Erfurt nach seinen geographisch-physisch-statistisch-politischen und geschichtlichen Verhältnissen von Dominikus. Gotha 1793. S. 463. Arnold Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten rc. Gotha 1802.

BOYSE (Samuel), geb. 1708, der Sohn des auch als geistlichen Schriftstellers bekannten Joseph Boyse, eines angesehenen Non-Konformistenpriesters zu Dublin[1]). Als er ungefähr das 18. Jahr erreicht hatte, schickte sein Vater ihn nach der Universität Glasgow, wo er sich zu dem geistlichen Stande bilden sollte. Gleich im ersten Jahr aber verliebte er sich in die Tochter eines Kaufmanns, Miß Atchenson, und heirathete sie, ehe er noch seine Studien vollendet und sein 20. Jahr zurückgelegt hatte. Er gerieth nun bald in die drückendste Dürftigkeit, die ihn nöthigte, mit seiner Frau nach Dublin zu reisen und sich dort seinem erzürnten Vater in die Arme zu werfen, der auch sein Mögliches that, um den verirrten Sohn zu einer geregelten Thätigkeit und Lebensart zurückzuführen; aber seine Unterstützung, wie sein guter Rath scheiterten an dem Leichtsinn des Sohns und an dem veränderungslustigen Temperament der Schwiegertochter. Der Vater starb in solcher Dürftigkeit, daß die Gemeinde die Kosten seines Begräbnisses zusammenschießen mußte. Nach dessen Tode ging Boyse nach Edinburg, wo seine Gedichte ihm einige Freunde und Gönner erwarben. Aber es fehlte ihm an Charakter und geselliger Tugend, um sich in der feinern Welt geltend zu machen und von seinem Rufe als Dichter bleibenden Vortheil zu ziehen. Im J. 1731 gab er zu Edinburg die erste Samlung seiner Gedichte heraus, welche glänzenden Beifall und Aufmunterung fanden. Sie sind der, wegen ihrer Schönheit berühmten Gräfin von Eglington gewidmet, die gern eine Patronin geistreicher Männer machte und auch für Boyse viel gethan haben soll. Nach dem Tode der Viscounteß von Stormont feierte Boyse das Andenken dieser gelehrten Dame durch eine Elegie, **The Tears of the Muses**, welche ihm die Gunst der reichen und mächtigen Verwandten der Verstorbenen erwarb, die auch Lord Stormont durch ein sehr bedeutendes Geschenk an den Dichter bezeugte. Die Gräfin Eglington und derselbe Lord Stormont bemühten sich auch, den in die niedrigste Gesellschaft und in dunkle Einsamkeit versunkenen Dichter zu einer höhern Sphäre zu erheben und empfahlen ihn mehren angesehenen Familien in Edinburg, unter andern der Herzogin von Gordon, die sich seiner auf das eifrigste annahm und nahe daran war, ihm eine einträgliche Stelle zu verschaffen. Aber Boyse war schon so träge und indolent geworden, daß ein Regen ihn abhielt, den Empfehlungsbrief abzugeben, der ihm die Anstellung verschafft haben würde. — Nicht lange dauerte es, so hatte sein gemeines und stumpfes Wesen fast alle Freunde und Gönner von ihm gescheucht und er versank nun in das tiefste Elend. Seine Gläubiger trieben ihn aus Edinburg, und er beschloß sein Glück in London zu versuchen, wohin die Herzogin von Gordon, die seine poetischen Talente doch noch nicht aufgab, wenn auch der Mensch in ihm nicht mehr zu retten schien, ihn mit Empfehlungsbriefen versah, namentlich an Pope und an den Lordkanzler Sir Peter King. Den Brief an Pope übergab Boyse nicht, weil er den Dichter beim er-

1) Starb daselbst 1728. Seine Schriften sind: Some remarkable Passages in the Life and Death of Edm. Trench. London 1693. 8. Works 1728. II, fol. Predigten und Streitschriften enthaltend.

sten Besuche nicht zu Hause fand, aber die Empfehlung an den Lordkanzler verschaffte ihm die ehrenvollste Aufnahme in dessen Hause, die er jedoch auch bald wieder verscherzte. Er schrieb mehre Gedichte während seines Aufenthalts in London, aber es fehlte diesen Kindern seiner Muse an Patronen, um sie in die Welt einzuführen, und die meisten theilten das Schicksal ihres Verfassers, der in einem schmuzigen Winkel der Stadt sein Leben von den milden Gaben seiner und seines Vaters Freunde fristete. Sein Elend stieg endlich bis auf das Äußerste, und im J. 1740 saß er, wie von giltigen Zeugen berichtet wird, ohne Rock und Hemde, in ein Bettuch gewikkelt, auf seinem Lager. Man denke sich dazu seine Lebensgefährtin, deren Laster mit ihren Reizen nicht abgenommen hatten, beide sich gegenseitig mit Vorwürfen verfolgend, und man wird nicht leicht etwas zu dem Bilde der jämmerlichsten Verworfenheit hinzufügen können, in welche ein Mann von Geist durch Leichtsinn und Charakterlosigkeit zu versinken vermag. Einige Verse, die er für Journale schrieb, retteten ihn vom Hungertode, und so brachte er sechs Wochen hin, bis ein mitleidiger Unbekannter ihn mit Kleidern versah und ihn wieder in den Stand setzte, seine Freunde und Gönner heimzusuchen, deren Geduld er schon lange durch Bettelbriefe erschöpft hatte. Sein Aufzug wurde aber am Ende so abenteuerlich und unanständig, daß man die Häuser vor ihm schließen mußte. — Eine Zeitlang lebte er hierauf zu Reading in Berkshire, wo er für einen Buchhändler eine historische Übersicht der Begebenheiten in Europa von 1739 bis 1745 ausarbeitete und dadurch sein tägliches Brod gewann. Während dieses Aufenthalts in Reading im J. 1745 starb seine Frau, über deren Tod er gar seltsame und Geisteszerrüttung bezeugende Beweise der Betrübniß an den Tag legte. Da er nicht Geld genug hatte, um sich ein Trauerkleid zu kaufen, so ließ er seinen Schoßhund, dem er ein schwarzes Band um den Hals knüpfte, für sich trauern, und wenn er getrunken hatte, unterhielt er sich mit der Verstorbenen so lebhaft, als ob sie bei ihm säße. — Nach seiner Rückkehr von Reading soll er in London ein ordentlicheres und anständigeres Leben geführt haben, als bisher, wozu vielleicht eine zweite Heirath mit einem zwar armen, aber wahrscheinlich für ihn geeigneten Weibe das Meiste beigetragen haben mag; und sein durch frühe Ausschweifungen zerrütteter Körper machte ihn auch allmälig unfähig, seinen Leidenschaften zu fröhnen. Er übersetzte für einen Buchhändler Fenelon's Abhandlung über das Daseyn Gottes; und sein eigenes Gedicht, The Deity, erwarb ihm den Beifall der geistreichsten Männer seiner Zeit: eines Fielding, Harvey und Pope. Aber der Ruf des Buchhändlers, der nur unbedeutende Schriftchen zu verlegen pflegte, schadete der allgemeinen Verbreitung und Anerkennung dieses Gedichts. — In Kränklichkeit, Reue, Gewissensbissen und Rückfällen in die alten Laster, in beständigem Kampfe des Willens mit dem Fleische, schleppte Boyse sein Leben bis zum J. 1749 hin. Er starb in einem ärmlichen Winkel bei Shoe Lane, und ein alter Bekannter sammelte eine Kollekte zu den Kosten seiner Beerdigung. Von der Gemüthsstimmung seiner letzten Jahre zeugt eins seiner Gedichte, the Recantation. — Er war ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben. Außer seinem poetischen Talent, das in ihm die Früchte nicht tragen konnte, die es der Welt schuldig war, zeigte er Anlagen zur Musik und Malerei, und wie leicht ihm jede schriftstellerische Arbeit wurde, gibt sein oben erwähntes historisches Werk zu erkennen. Wunderbar erscheint sein religiöses Gefühl, eine unvertilgbare Spur seiner ersten Erziehung im väterlichen Hause, mitten in dem Wust und Schlamm seines verworfenen Lebens. Seine Gedichte sind von sehr ungleichem Werthe, und die besten können doch die Zerrüttung ihres Verfassers, wenigstens in ihrer Form nicht ganz verleugnen[2]).

Nicht alle Gedichte von Boyse sind in der Samlung vereinigt, welche einige Jahre nach seinem Tode zu London in zwei Bänden erschienen ist[3]). Die meisten sind in englischen Journalen, namentlich in dem Gentleman's Magazine, zerstreut, mit der Unterschrift Alceus und dem Buchstaben Y.[4]). (*Wilh. Müller.*)

BOYSEN, der Name einiger gelehrten Theologen, aus Holstein abstammend. Peter Adolph war den 5. Nov. 1690 zu Aschersleben geboren, wo sein Vater Levin Bürgermeister war, studirte zu Wittenberg die Rechte, zu Halle die Theologie, wurde 1716 Pastor in seiner Vaterstadt, 1718 Rektor an der Domschule zu Halberstadt, 1723 daselbst Pastor, 1731 zugleich Konsistorialrath und starb den 12. Jan. 1743. Er war einer der ersten, der die klassischen lateinischen Schriftsteller auf eine bessere Art mit teutschen Noten herausgab, und zeigte sich auch in mehren andern Schriften und Abhandlungen als gelehrten Philologen und Theologen, z. B. Dissertat. de Atheismi falso suspectis. Ed. II. Witeb. 1717. 4. Historia Mich. Serveti. Ib. 1712. 4. Eclogae archaeologicae ad difficile Pauli iter Act. 26, 9. Halae 1713. 4. Philosophumena Synesii Cyrenensis. Ib. 1714. 4. Diss. de Apostasiae merito et falso suspectis. Ib. 1714. 4. Commentat. de legione fulminatrice M. Aurelii Antonini imp. Halberst. 1719. 4. u. m. a. Von der Acerra philologica gab er T. I—VI., und von der neuen Bibliothek Th. 31—40 heraus; in der letztern haben die meisten Artikel von theologischen Büchern und Sachen ihn zum Verfasser[1]). — Sein Sohn, Friedrich Eberhard, war den 7. April 1720 zu Halberstadt geboren. Er kam in seinem 16. Jahre auf das Stadtgymnasium in Magdeburg, und von da auf die Hochschule nach Halle, wo er sich unter

---

2) Seine Schriften sind: Poems to which are subjoined a translation of the Tablature of Cebes and a Letter upon Liberty. Edinburgh 1731. 8. The Tears of the Muses. Ebend. 1731. Albions Triumph. Lond. 1743. Eine Ode auf den Sieg bei Dettingen. Fenelon's Demonstration of the being of a God. Lond. 1746. (?) An historical Review of the Transactions of Europe from the commencement of the War with Spain in 1739 to the Insurrection in Scotland in 1745. Lond. 1747. 2 Bde. 8. Mehre Erzählungen in *Ogle's* Old Poets Canterbury Tales, welche er nach Chaucer modernisirt hat. The Olive. Eine Ode in Spenser's Manier, an Sir Robert Walpole gerichtet. The Deity, a Poem. Lond. 1748. (?) 3. Aufl. 1752. 8. 3) Sie sind nicht sehr in Umlauf gekommen und jetzt so selten, daß wir ihren Titel und die Jahrzahl ihrer Erscheinung in unsern Quellen nicht aufgefunden haben. 4) Biogr. brit. *Cibber's* Lives of the Poets. Bd. V. S. 160 ff.

1) Götten's gel. Europa 1. Th. 453. Moser's Lex. von jetztl. Theol. 95. Catal. Bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1105. *Saxii* Onomast. T. VI. 180.

Christ. Benj. Michaelis Leitung, bei dem er wohnte, umfassende orientalische Sprachkentnisse erwarb, und vielen Fleiß auf das Studium der Rabbiner und des Talmud wendete. Von Halle kam er als Hofmeister nach Osterburg in der Mark, und von da 1741 als Konrektor nach Seehausen, einer kleinen Landstadt in der Mark, 1742 aber als Prediger an der Johanniskirche nach Magdeburg. Nachdem er dieses Amt bis 1760 bekleidet hatte, ging er als Oberhofprediger, Konsistorialrath und Inspektor des fürstlichen Gymnasiums nach Quedlinburg, und starb daselbst den 4. Jun. 1800. Er besaß viele theologische, philologische, historische, pädagogische und andere gemeinnützige Kentnisse, durch die er in seinen Ämtern und als Schriftsteller mannigfaltig nützlich wurde, wiewol er, besonders in der Theologie, mit den Aufklärungen seines Zeitalters nicht fortschritt, und sich durch Stolz, Rechthaberei und Eigendünkel in manche gelehrte Fehde verwickelte, z. B. mit Nicolai, als Herausgeber der allg. teutsch. Bibliothek, wegen seines, keineswegs zweckmäßigen, mit unnützer Polemik, Etymologien, und unfruchtbarer Kritik angefüllten, vollständigen und pragmatischen Auszugs aus der allgemeinen Welthistorie. 10 Bde., die alte Hist. enthaltend, Halle 1767—1772. 8. Nicht ohne Interesse für den Geschichtforscher sind dagegen seine: Anmerkungen zu der Geschichte des Magdeburgischen Stapelrechts und Niederlage. Magdeb. 1748. 4. Erläuterung des Magdeb. Schöppenchronicons. Frft. 1760. 4. Monumenta inedita rerum germ., praecipue Magdeburgicar. et Halberstadiens. T. I. Lips. 1761. 4. und sein Allgemeines hist. Magazin. 6 Stücke. Halle 1767—70. 8., welches letztere Abhandlungen, vermischte Anmerkungen, Anekdoten, Urkunden ꝛc. und darunter viel Gutes und Brauchbares, besonders für die teutsche Specialgeschichte enthält. Nicht ohne Beifall blieben seine verdienstlichen exegetischen Arbeiten zur Erläuterung der biblischen Urkunden: Beiträge zu einem richtigen System der hebr. Philologie. Leipz. und Chemn. 3 Thle. 1762. 8. Kritische Erläuterungen des Grundtextes heil. Schrift A. T. Halle 10 Thle. 1760—64. 8. und krit. Erl. des Grundtextes h. Schr. N. T. aus der syrischen Übers. Quedlinb. 3 St. 1762. 8. Ein besonderes Verdienst aber erwarb er sich durch seine teutsche Übersetzung des Koran, mit gründlichen und gelehrten Anmerkungen, die zum Verstehen desselben nicht wenig beitragen: Der Koran, oder das Gesetz der Muselmänner durch Muhammed; nebst einigen feierlichen koranischen Gebeten, unmittelbar aus dem Arab. übers., mit Anmerk. und einem Register versehen. Halle 1773; 2. verb. Aufl. 1775. 8.[2]). In jüngern Jahren war er ein sehr beliebter Prediger, und seine gedruckten homiletischen Arbeiten unterschieden sich von vielen ähnlichen Schriften durch erbauliche Deutlichkeit, Ordnung und andere gute Eigenschaften, z. B. seine praktische Erklärung des Briefes Pauli an die Kolosser. Quedlinb. 3 Thle. 1766—81. 4. Mit dem Konsistorialrath Hermes gab er 1787 das neue verbesserte Quedlinburg. Gesangbuch heraus, und zuletzt ließ er noch seine eigene Lebensbeschreibung Quedlinb. 2 Th. 1795. 8. drucken, die aber nur bis 1760 geht, und bei viel kleinlichem Detail, Abschweifungen und Beweisen von großer Selbstgefälligkeit und Eigenlob, doch auch manche gute praktische Bemerkung enthält[3]). — Jasper (nicht Jakob) Boysen, geboren zu Spandett, Amts Hadersleben, den 17. Aug. 1753, wo sein Vater Andreas Prediger und Propst war. Er studirte zu Kiel, wurde 1780 Diakonus zu St. Johannis auf Föhr, 1790 Pastor zu Althadersleben, dann zu Witzwort im Holsteinischen, 1798 aber erhielt er neben dem Hauptpastorate an der Friedrichsberger Kirche zu Schleswig die Propstei Hütten, und 1804 ebendaselbst die Hauptpredigerstelle am Dom mit der Propstei Gottorf, nebst Sitz und Stimme im Gottorfschen Oberkonsistorium. Wegen geschwächter Gesundheit vertauschte er diese Ämter 1817 mit dem Hauptpastorate zu Borsfleth, erhielt jetzt, nachdem er schon früher Ritter des Danebrog-Ordens geworden war, die Würde eines Konsistorialraths, und starb zu Altona den 26. Jul. 1818. Ein Mann von hellem Geiste, und ein thätiger Beförderer alles Guten, Herausgeber (gemeinschaftlich mit seinem Bruder Dieterich) der Beiträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. Altona 1797. 2 Bde. 8., die zwar zunächst auf Holstein und Schleswig Rücksicht nehmen, aber auch viel allgemein Brauchbares aus dem ganzen Gebiete des Predigt-, Kirchen- und Schulwesens enthalten. Sein Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Alt. 1797. 8. ist sehr zweckmäßig, und was er gegen Harms Thesen[4]) schrieb, beurkundet einen hellen Geist. In den Schleswig-Holst. Prov. Ber. 1791. Hft. 3. u. 1793. H. 1. 3. 6. steht von ihm eine Beschreibung der Insel Föhr; anderes aber in Hadersleвsk Maanedskrivt til almeennyttige Kundskabers Udbredelse (1793—94. 8.), deren Mitherausgeber er war[5]). (*Baur.*)

BOYVE, von. Eine Neuenburgische Familie, aus welcher Anton zur Zeit der Kirchenverbesserung von Gex sich nach Neuenburg begab, den Reformator Farel unterstützte und das Bürgerrecht erhielt. Neben mehren Andern, welche in Statsbedienungen und kirchlichen Anstellungen sich daselbst bekant machten, verdienen vorzugsweise herausgehoben zu werden: Jonas, Pfarrer zu Fontaines, welcher 1739 im 85. Jahre seines Alters starb. Er hatte sich mit ausgebreiteten Forschungen über die vaterländische Geschichte beschäftigt, deren Ergebnisse in mehren Handschriften aufbehalten wurden. Die wichtigsten davon sind: Annales historiques du comté de Neuchâtel et Valangin. 3 vol. fol. Diese Jahrbücher, für welche der fleißige Verfasser alle öffentlichen Documenten Samlungen des Landes benutzte, enthalten zahlreiche Urkunden, gehen bis auf 1707, und liefern seltenere Aufschlüsse über die neuere Geschichte des Fürstenthums. Sein Neffe, Franz, hat sie umgearbeitet, vermehrt, und eine Fortsetzung bis 1722 ist vermuthlich die Arbeit des letztern. — Dict. historique, étymologique et cri-

---

2) Man sehe die Recens. dieser Übers. in Michaelis orient. Bibl. 8. Th. 30—98.

3) Vgl. die Recensionen dieser Lebensbeschr. in der Neuen allg. t. Bibl. Bd. 23. S. 218—225. Bd. 26. S. 76. Allg. Lit. Zeit. 1798. Jan. Nr. 28. S. 217—221. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Sein Bildniß bei seiner Lebensbeschr. 4) Hall. Lit. Zeit. 1818. Apr. Nr. 101. S. 803. 5) Korde's Lex. d. Schlesw. Holst. Schriftst. 31. Hall. Lit. Zeit. 1819. Febr. Nr. 46. S. 367.

tique. Es enthält Erklärungen veralteter Ausdrücke älterer Chroniken, schweizerischer Münzen, Gewichte und Maße. — Dict. des antiquit. Suisses. — Dict. monétaire; liefert wichtige Nachrichten über die Münzgeschichte, und wurde von dem Kanzler Boyve, seinem Großneffen, durchgesehen und verbessert*). — Jakob Franz, des Vorhergehenden Neffe, welcher sich dem Studium der Rechte widmete, 30 Jahre lang zu Bern die Advokatur ausübte, mit derselben aber die nämlichen historischen Forschungen verband, welche sein Oheim betrieben hatte. Er theilte der Bernerschen Regirung seine Bemerkungen und Erläuterungen der Waatländischen Gesetze mit. Aus denselben entstanden seine: Définitions ou explications des termes du droit, consacrés à la pratique du pays de Vaud. Berne 1750. 12., sehr verbessert und vervollständigt Lausanne 1766. 12. — Remarques sur les lois et statuts du pays de Vaud. Neuchat. 1756 und 1776. 2 Vol. 4. Das Werk enthält eine Geschichte des Waatländischen bürgerlichen und Lehnrechts und ist die Frucht gründlicher Untersuchungen und einer 30jährigen Praxis. 1754 kehrte er in sein Vaterland zurück, legte dem Könige von Preußen ein système complet du droit féodal et regalien adapté à l'usage du Pays de Vaud et de la Princip. de Neuch. et Valang. vor, erhielt 1755 zur Belohnung die Meierei von Bevair, legte dieselbe 1770 nieder und starb zu Ende des J. 1771. Sein Examen d'un candidat pour la charge de Justicier etc. Neufchâtel 1757 ist, von der katechetischen Form abgesehen, noch jetzt den Beamten Neufchatels brauchbar. Auch von ihm sind mehre kleine Arbeiten und Handschriften übrig**). — Sein einziger Sohn, Hieronymus Emanuel, geb. 1731, bekleidete seit 1767 die Stelle eines Statsrathes und fürstlichen Kanzlers. Um zu beweisen, daß das Fürstenthum Neuenburg durch seine Lage, Bündnisse und andere Verhältnisse zur Schweiz gehöre, immer ein Theil derselben gewesen sey, und um dadurch seinem Vaterlande den Genuß der aus dem 1777 zwischen den Schweizern und Frankreich geschlossenen Bündnisse hervorgehenden Vortheile zu verschaffen, gab er 1778 recherches sur l'indigénat helvet. de la principauté de Neuchat. et Valang. Neuchât. 8. heraus, in welchem ein Auszug aus dem dict. monét. seines Großoheims, Jonas, enthalten ist, den er selbst noch vermehrt hatte. Das Werk enthält auch Auszüge aus der Chronique des chanoines de Neuchâtel. Er starb 1810†). (*Meyer v. Knonau.*)

BOZE (Claude Gros de), ein gelehrter Archäolog und Numismatiker, lat. Claudius Groseus Bosius, war den 28. Jan. 1680 zu Lyon geboren, studirte zu Paris die Rechte, und wurde schon in seinem 18. Jahre daselbst Parlementsadvokat. Der Umgang mit Vaillart, Oudinot, dem Pater Hardouin und andern Alterthumsforschern war für seine Neigung zu ähnlichen Forschungen entscheidend. Er verließ die Advokatur, wurde 1705 Eleve und Pensionär der Akademie der Inschriften, und schon im folgenden Jahre beständiger Secretär derselben. Nach dem Tode des Erzbischofs Fenelon nahm ihn 1715 die französische Akademie unter ihre Mitglieder auf, und 1719 wurde er Direktor des königl. Medaillenkabinets, auch war er ein Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Maler und Bildhauerkunst. Das Secretariat der Akad. der Inschriften legte er 1742 nieder und den 10. Sept. 1753 erfolgte sein Tod. Boze hat sich durch seine gelehrten und gründlichen, scharfsinnig und geschmackvoll vorgetragenen antiquarisch-numismatischen Forschungen um die Aufklärung der alten Geschichte vielfach verdient gemacht; besonders wurde durch ihn die Kentniß und der historische Gebrauch der Münzen griechischer Könige und Städte beträchtlich gefördert. Überhaupt zog er in den Kreis seiner Untersuchung alle Denkmäler des griechischen Alterthums, und die Resultate seiner Forschungen sind meistens ungemein treffend, leicht und natürlich. Das meiste von dem, was er erforschte, ist in den zahlreichen Abhandlungen niedergelegt, die er in den Mémoires de l'acad. des inscript. abdrucken ließ, unter welchen vorzüglich die Diss. sur les rois du Bosphore Cimmerien, Vol. VI. p. 549. und die Histoire du l'empereur Tetricus, éclaircie par les médailles. Vol. XXVI. 504. zu bemerken sind. Unter den einzelen Schriften und Abhandlungen sind zu erwähnen: Traité hist. du Jubilé des juifs. 1702. 12. Diss. sur le Janus des anciens et sur la déesse Santé. 1705, 12. Démétrius Soter, ou le retablissement de la famille roy. sur le trône de Syrie. 1745. 12. Le livre jaune, contenant quelques conversations sur les logomachies ou disputas de mots. Bâle 1748. 8. auf gelbem Papier abgedruckt und selten, u. e. a. Von den Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand. 1702. fol. besorgte er 1723 eine sehr vermehrte und bis zum Tode des Königs fortgesetzte Ausgabe, auch hatte er Antheil an der Histoire metallique de Louis XV. und verfertigte über das königl. Medaillenkabinet, dem sein eigenes reichhaltiges Kabinet einverleibt wurde, und das überhaupt durch ihn viele Vermehrungen enthielt, einen vollständigen Katalog. Er ist der Herausgeber der ersten 15 Bände der Mémoires de l'acad. des inscriptions et belles lettres, Paris 1717 sq. 4. und der daraus besonders abgedruckten Histoire de l'acad. roy., avec les éloges des académiciens. Ib. 1740. Vol. III. 12. Die darin enthaltenen, größtentheils von ihm herrührenden Eloges, empfehlen sich durch Einfachheit und einen geschmackvollen Vortrag. An dem Journal des Savants war er ein fleißiger Mitarbeiter. Einen großen Reichthum literarischer Seltenheiten enthält der Catalogue des livres du cabinet de Mr. de Boze (redigé par Boudot et publié par G. Martin). Par. 1745. fol. von dem nur wenige Exemplare (Einige sagen 20) gedruckt wurden; vollständiger ab.r ist der zu Paris 1754. 8. gedruckte Auctionskatalog*). (*Baur.*)

*) Vergl. v. Haller's Bibl. d. Schweizergesch. IV. N. 5. 102. 953. 954. *J. B. Boyve* rech. sur l'Indigenat helv. préf. IV. u. S. 185. Note 2. **) s. Journ. helv. 1739. Juill. 63. 1740. Mars 259. 1747. Mars 273. v. Haller's B. d. Schw. Gesch. IV. N. 954. 955. VI. N. 1900. 1966, 70, 82, 85. 2085—86. (Bei mehren Nrn. wird ihm irrig der Vorname Jean beigelegt.) Dess. Conseils p. former une Bibl. hist. de la Suisse, p. 93. 97. *Boyve* rech. s. l'Indig. préf. V. †) Auch unterstützte er alle Werke zur nähern Kunde der Schweiz, namentlich das Dict. géogr. hist. et polit. de la Suisse. Neufch. 1775. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

*) Eloge de Mr. Boze par Bougainville in den Mém. de

BOŻEGOW (Boziewog, Bozkow), sonst Altberg, böhmische Herrschaft und Markt, mit Schloß, Pfarre, Glashütte, im Taborer Kreise, 2 St. von Pilgram. (*André.*)

BOZKATH בָּצְקַת (vicus elatior nach dem Arab. بصقة) war eine Ortschaft in der Ebene des Stammes Juda (Jos. 15, 39. 2 Kön. 22, 1.); auch Josephus gedenkt ihrer *) unter dem Namen *Βοσκεθ*. (*A. G. Hofmann.*)

BOZRA בָּצְרָה (fester, unzugänglicher Platz) das *Βόσορα*, Bostra der Griechen und Römer und das بصرى der Araber, liegt nach Eusebius [1]) 24 römische Meilen von Edreï und ist nach Abulfeda [2]) und J. L. Burckhardt [3]) die Hauptstadt der Provinz Hauran oder Auranitis, unter dem 60° L. und 32° 15′ nördl. Br. In dem A. T. wird sie öfters erwähnt und zwar als Hauptstadt der Edomiter [4]), nur Jer. 48, 26 als eine moabitische Stadt. Dies hat Veranlassung gegeben, 2 Ortschaften des Namens Bozra anzunehmen, eins in Idumäa, das andere in Moab; da aber der Besitz einzeler Städte zwischen den kleinen Völkern wechselte [5]), so ist jene Stelle des Jeremias für eine Verschiedenheit durchaus nicht beweisend [6]). Man hat sich demnach mit Gesenius [7]) die Sache so zu denken. Bostra lag nicht in dem alten ursprünglichen Gebiete der Edomiter, sondern nördlich vom ammonitischen Gebiete in der Landschaft Auranitis; später breiteten sich die Edomiter weiter aus und machten Bozra zu ihrer Hauptstadt. Nicht verwechseln darf man damit Beesterah (Jos. 21, 27), welches die Vulgate Bosra, die LXX *Βόσορα* übersetzen und Reland daher [8]) mit Bozra combiniren will. Eben so wenig ist es für Bezer zu halten, eine Leviten- und Freistadt im Stamme Ruben (5 Mos. 4, 43), wie unter andern Calmet [9]) gethan hat [10]).

Unter den römischen Kaisern hatte die Stadt das Recht, Münzen zu schlagen; bekant sind deren von Antonin bis Decius [11]). Sie bezeichnen Bostra als römische Colonie, welche dem Damascius zufolge [12]) erst unter Alexander Severus angelegt war [13]); doch hatte schon Trajan eine Legion dorthin verlegt, auch die Stadt ausgeschmückt. Kaiser Philipp, welcher dort geboren war, erbaute in dem Bezirk der Stadt Philippopolis und machte sie zur Metropolis [14]). Auf dem Avers der Münzen steht gewöhnlich das Bildniß und der Name des Kaisers; den Revers dagegen ziert meistentheils das Bild der Astarte oder des Jupiter Ammon mit dem Namen der Stadt. Christliche Erzbischöfe hatten lange Zeit ihren Sitz in Bostra, und standen unter den Patriarchen von Jerusalem oder Antiochien; dem Erzbischofe zu Bostra aber waren die syrisch-arabischen Christen untergeben in 20 Bisthümern. Mehre dieser wichtigen Geistlichen sind in den Akten der Synoden zu Nicea, Ephesus und Chalcedon genant [15]); besonders war aber Bostra für die Nestorianer einer der wichtigsten kirchlichen Sitze [16]). Auch in den Zeiten der Kreuzzüge finden wir den Ort erwähnt [17]); jetzt ist es der letzte bewohnte Ort des südöstlichen Endes von Hauran und ist darin mit Einschluß seiner Ruinen die größeste Stadt, denn ihr Umfang beträgt etwa ½ Stunden. Die Hauptgebäude findet man in der Richtung von O. nach der Mitte der Stadt zu, die größeste Länge des Ortes ist von O. nach W., und die Bauart ist der ähnlich, welche sonst in alten Städten von Hauran bemerkt wird. Ein Flüßchen nahr el ghazel, welches d'Anville's Charte nahe bei Bostra setzt, findet sich dort nicht, wol aber ein Wady ghazel in der Richtung nach Ammân. Der Ort selbst ist etwa noch von 12—15 Familien bewohnt; von Weinbergen ist keine Spur, kaum ein Baum ist in der Nähe.

Die Ruinen der Stadt beschreibt Burckhardt [18]) ausführlich; unter den Gebäuden zeichnet sich aus eine Moschee aus den ältesten Zeiten des Islams, für deren Erbauer man Omar el Khattab hält. Eine Reihe Säulen, wahrscheinlich aus christlichen Tempeln entnommen, schmückt dieselbe, und an den Wänden sind viele cufische Inschriften. Die vornehmste Ruine aber sind die Überbleibsel eines Tempels zur Seite einer langen, durch die ganze Stadt laufenden, Straße, wovon jedoch

---

l'acad. des inscr. Vol. XXV. 259—278. Hist. lit. de Lyon, avec une biblioth. des auteurs Lyonnais (von dem Pater Colonia) p. 828. Beiträge zur Hist. d. Gelahrth. 2. Th. 21—39. *Banduri* biblioth. numaria 182. *Saxii* Onomast. T. VI. 17—21. *Clement* bibl. cur. T. V. 171. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot). Wachler's Gesch. d. histor. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 43.

*) Antiquitt. Jud. X, V.

1) Onomast. u. d. W. *Βοσόρ*. 2) Tabula Syriae ed. *Köhler*. p. 99. vgl. die Stelle des Moschtarek in den Additam. von Köhler. 3) Travels in Syria and the holy Land. Lond. 1822. p. 104. 4) 1 Mos. 36, 33. Jes. 34, 6. 63, 1. Amos 1, 12. Jer. 49, 13. 22. 5) So erscheint ja auch Petra, Idumäas Hauptsitz, Jes. 16, 1. in den Händen der Moabiter. 6) J. L. Burckhardt sagt zwar (a. a. O. S. 41.), Bostra ist nicht zu verwechseln mit Bosra (Bozra) in Hauran; allein diese Behauptung hat er nicht bewiesen, vielmehr erhellt aus dem Zusatze: „beide Orte werden in den Büchern Mosis erwähnt," daß er sich nur dunkel aus der Bibel zweier Bozras erinnerte, nicht etwa aber aus eigner Ansicht oder in Hauran eingezogenen Nachrichten diese Bestimmung gegeben hat. Denn im Pentateuch komt Bozra nur 1 Mos. 36, 33. vor; übrigens scheint Burckhardt selbst in seinen spätern Reiseberichten seine Ansicht geändert zu haben, nachdem er die alte und berühmte Stadt Bostra im peträischen Arabien besucht hatte. Er erwähnt nämlich nicht einmal da (a. a. O. S. 226—36.), wo er eine ausführliche Beschreibung von dieser Stadt liefert, etwas von einem zweiten Bostra; dann aber finden wir auf seinen beiden Charten Map to accompany the travels of J. L. Burckhardt in Syria and the holy Land und Map of the Haouran and adjoining districts) nur Einen Ort, welcher mit beiden Namen Bozra und Bostra zugleich verzeichnet ist. 7) Commentar zum Jesaias 2. Th. S. 912. vgl. auch Calmet Bibl. Wörterb. u. d. W. Bozra.

8) Palaest. p. 666. ed. Traj. 9) U. d. W. Bozra. 10) Vgl. die Art. Beesterah und Bezer. 11) Vgl. *T. E. Mionet* description de médailles antiques Grecques et Romaines. T. V. p. 579—85. Bis auf Caracalla herab hatte sie Eckhel (Doctrin. numm. vett. T. III. p. 500 sq.) schon angegeben. 12) Ap. *Phot.* cod. 242. 13) Bellay in den Mémoires de l'Acad. T. XXX. S. 307. Eckhel a. a. O. S. 500. 14) *Georg. Cedreni* Chronicon p. 211. ed. Basil. 1566. und *Joh. Zonarae* Annal. T. II. p. 229. ed. Basil. 1557. fol. 15) *Reland* Palaest. 666. ed. Traj. hat sie zusammengestellt. 16) *Assemani* Bibl. Orient. T. III. P. II. p. 595 u. 730. 17) *Sanutus* p. 893. Bostrum primae Arabiae metropolis hodie vulgari appellatione Bussereth dicitur. 18) a. a. O. S. 227 ff.

nur die hintere Mauer vollkommen erhalten ist; in der Fronte stehen 4 große corinthische Säulen, an Schönheit nur von denen des Sonnentempels zu Palmyra übertroffen, 6 Spannen im Durchmesser und etwas mehr als 45 Fuß hoch. Unweit davon ist ein fast ganz unbeschädigter Triumphbogen, bestehend aus einem hohen Centralbogen und 2 niedrigen Seitenbögen. Auf allen Ruinen und an vielen Gebäuden finden sich zahlreiche lateinische, griechische und andere Inschriften, unter denen sich eine besonders schöne Cufische auszeichnet. Südlich von der Stadt liegt ein festes Kastell, wahrscheinlich in den Kreuzzügen von den Saracenen angelegt; obgleich es in ganz Hauran die beste Stütze gegen die räuberischen Beduinen ist, so hat man es doch sehr vernachlässigt und die Besatzung bestand bei Burckhardts Besuche des Ortes nur aus 6 Moggrebinern. An dem westlichen Thore der Stadt sind Wasserquellen und ein wenig nördlich davon findet sich der kleine Bach Dschehir. Zwischen den Stadtwällen, in einiger Entfernung nördlich vom Dschehir, stand die berühmte Moschee El Mebrak[19]). (*A.G.Hoffmann.*)

BOZZA (Bernardo), geb. zu Montselice den 25. Dec. 1734. In Italien kent jedermann sein Werk betitelt: Il celebre altitonante Co. Bacacco. Es erschien zum ersten Mal in Lucca 1762 und zum sechsten Mal in Venedig 1809 in 4. Es ist eigentlich eine Spottschrift auf die Redner seiner Zeit, deren Hauptfehler mit großer Kunst und in einer so wunderlichen Manier zu einem Ganzen in der Form einer Lobrede vereinigt werden, daß man für diesen Stil eine eigene Benennung — istile bacuccario — erfunden hat. Nur ein Mann von ausgezeichneten Talenten und ausgebreiteten Kentnissen konnte ein so originelles Werk schreiben. Beides besaß Bozza, der, aus einer Patrizierfamilie stammend, nicht ohne Glück die höhern Ämter seiner Vaterstadt eine Zeitlang verwaltete und erst wenige Jahre nach dem Tode seiner Frau die Priesterweihe empfing. In seiner Jugend von unerschöpflich froher Laune und im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, starb er d. 29. April 1817 unter dem Drucke der Armuth und in einer düstern Geistesstimmung. Er hinterließ handschriftlich mehre der oben genanten ähnliche Satyren, die man in *da Rio's* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1817. Tomo XLV. p. 314. aufgeführt findet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Bozzen, s. Botzen.

BOZZOLO, kleines Fürstenthum in Italien, zwischen Mantua, Parma und dem lombardisch-venetianischen Reich, zwischen dem Oglio und Po, besteht nur aus der kleinen Stadt Bozzolo und etlichen Dörfern, und macht mit Sabionetta ein Ganzes aus. Beide Fürstenthümer sind Theile von Guastalla, mit dem sie gleiche Schicksale hatten, auch mit diesem verbunden an die Herzogin von Parma, Maria Louise, im wiener Kongreß kamen. — Der Hauptort Bozzolo ist eine kleine gut gebaute Stadt mit Schloß, an der Tramona unweit des Oglio, mit 4500 Einw., die sich mit Seidenspinnerei u. Weberei beschäftigen. (*Röder.*)

19) Über den Ursprung des Namens siehe Burckhardt a. a. O. S. 235.

BRA, ein auf einem Hügel gelegenes Städtchen der piemontesischen Provinz Alba, welches eine Bevölkerung von 10,000 Einw. hat und sich vorzüglich durch Seidenbau nährt. Es ist der Geburtsort des Dichters und Arztes Operti. Man hält Bra für das alte ligurische Barderate. (*W. Müller.*)

Brà (Piazza del) oder il Brà, s. Verona.

BRA (Henr. de), zu Dockum in Westfriesland 1555 geboren, hatte in Wien und Basel studirt und große Reisen durch Italien und Frankreich unternommen. Er übte die Arzneikunst in seiner Vaterstadt, dann in Zütphen und Kempen aus, und machte sich besonders durch Beschreibung einer für neu gehaltenen Krankheit bekant, welche am Ende des 16. Jahrh. an den Küsten der Nordsee herrschte und mit dem holländischen Namen: de loopende Varen bezeichnet wurde. Die wesentlichen Zufälle der Krankheit bestanden in heftigen herumziehenden Gliederschmerzen, worauf böse Geschwüre folgten, in welchen man dieselben Würmer bemerkt haben wollte, die im Urin und Stuhlgang vorgekommen seyn sollten. Alberti (scorbuti historia, Viteb. 1594.) und Mollenbrock (de varis, Lips. 1664.) hielten das Übel für scorbutisch. Bra's Beobachtungen stehen in *Foresti* observ. lib. 19. (*Sprengel.*)

Braache und Braake, s. Brache und Brack.

BRABANT, 1) (allgemeine historische und statistische Übersicht) Herzogthum in den Niederlanden, unter den 18 Provinzen derselben die bedeutendste und volkreichste, so wie dem Range nach vormals und auch jetzt die erste, — machte zu den Zeiten, wo Julius Cäsar in diese Gegenden drang, einen Theil von Niederteutschland aus; seine Einwohner waren ein Mischlingsvolk von Kelten und Germanen, das sich in mehre Stämme unterschied, worunter die Menapier, die zwischen Rhein, Maas und Mosel wohnten*), die mächtigsten und kriegerischten waren. Nach ihrer Unterjochung machte Brabant eine Zubehörung der Römerprovinz Belgica, eine der 17, worin Gallia getheilt war, aus; im 5. Jahrh. kam es unter die Herrschaft der Franken, im 7. wurde es dem damals sich abscheidenden Austrasien zugetheilt (s. d. folgenden Art.). Als im 9. Jahrh. die Seigneurs sich zu Landesherrn erhoben, blieb es bei Lothringen, mit welchem es an Teutschland fiel. 1186 wurde Heinrich I., Graf von Löwen und Sprößling der alten Lothringischen Fürsten, von dem teutschen Kaiser Friedrich dem Rothbart zum ersten Herzoge von Brabant erhoben, und 1349 erhielt das Land durch die brabantische goldne Bulle Karls IV. den befreieten Gerichtsstand. Heinrichs I. Stamm, wovon ein Sprößling Heinrich das Kind nach Teutschland überging und die dort blühenden hessischen Häuser stiftete, starb in der Schwertseite, 1355 mit Johann III. aus; seine Erbtochter Johanne vermachte bei ihrem Tode 1406 Brabant und Limburg ihrem Großneffen Anton von Burgund, von dessen Sohne Philipp sie 1430 Philipp der Gute erbte, dessen Enkelin Maria sie 1477 mit allen burgundischen Ländern Max von Östreich zubrachte. Brabant hatte damals äußerst wichtige Vorrechte, die den Ständen durch eine Handveste, die den Namen Jo-

*) *Caesar.* lib. IV. cap. 2 et 9.

yeuse Entrée führte, weil die Herzoge sie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwuren, zugesichert waren; das Volk glaubte diese und seine Freiheiten gekränkt, als Philipp II. durch das Edikt von 1564 die Uniformität der Religion aussprach, und brach in offenen Aufruhr aus, als Alba 1567 mit einem Heere zu dessen Durchsetzung anlangte. Indeß gelang es blos den nördlichen Provinzen, das verhaßte Joch 1581 abzuwerfen; Brabant und die südlichen Provinzen blieben den Spaniern, nur mußten diese in der Folge 1648 den nördlichen Saum von Brabant an die vereinigten Provinzen abtreten, das unter dem Namen der Generalitätslande eine wahre Domäne der Union wurde. Nach dem Aussterben der spanisch-östreichischen Linie kam Brabant mit den übrigen südlichen Provinzen der Niederlande 1714 an die teutsche Linie, die bis 1794 in dem Besitz blieb, aber im Frieden zu Campo Formio 1797 solche an Frankreich abtreten mußte, das in der Folge auch die Generalitätslande und ganz Holland eindepartementirte. Der pariser Friede von 1814 stellte jedoch die Niederlande wieder her und vereinigte die südlichen mit den nördlichen Provinzen in einem Diademe. Brabant selbst zerfällt jetzt in 3 Provinzen: 1) Nordbrabant — 77,^{88} □M. mit 305,000 Einw., das vormalige Stats- oder batavische Brabant. 2) Südbrabant, 66,^{24} □M. mit 448,000 Einw., das östreichische Brabant, doch mit Einschlusse der darin belegnen Hennegauer, Flandrer und Lütticher Enklave, und 3) Antwerpen, 47,^{68} □M.] mit 298,000 Einw., die Herrsch. Antwerpen und Mecheln (s. diese Artikel). Das Wapen des Herzogthums ist ein goldner Löwe in Schwarz. (*Hassel.*) — 2) **Brabant, Bracbant, Brachbant** (brachbatensis pagus als Gau in der mittlern Geographie). Ein Gau Austrasiens, dann (Nieder-) Lothringens. Im Norden bildete die Schelde seine Gränze, Gent lag unmittelbar auf derselben [1]), und der Gentgau [2]) und weiter östlich der Waasgau [3]) stießen hier an, bis zur Einmündung der Rupel, und an dieser herauf, wo der Riengau lag (in welchen Antwerpen gesetzt wird [4]) und Bouchout), bis etwa, wo Dyle und Neethe durch ihre Vereinigung diesem Strom den Namen gaben. Dann in Osten auf der Gränze der Gebiete dieser letztgenannten Wasser (das der Neethen gehört dem Riengau). Mecheln war Brabant angehörig. Nach Überschreitung der Demmer (Löwen gehört zu Brabant, Halen und S. Tron zu Hasbanien) auf der Gränze des Gebietes derselben, der Gette und der Dyle fort. Im Süden um die Quellen der letztern auf der Trennungslinie der Wasser zwischen Maas und Sambre, so daß die Abtei Gemblours (deren Andenken durch den Chronisten Sigebert erhalten wird) mit Lobbes zum Comacensis pagus, die auch benachbarte Nivelles aber noch zu Brabant gezählt wird. Dann folgt die Gränze dem Theilungspunkt der Wasser, die zur Senne oder zur Haine (wo nun der Hennegau benachbart wird), fließen, und ferner dem Scheldegebiet, indem die Quellen der Dender innerhalb dieses Gaues fallen. Rebecque, bei Enghien, nämlich und Leuse werden als brabantische Orte genant, Bergen (Mons) im Hennegau bewahrt die alte Angehörung noch jetzt auf. Damit zur Schelde, welche westlich ebenfalls die Gränze dieses Gaues macht, wie sie früher Austrasien und Neustrien schied, und später Lothars Erbtheil von Westfranken; hier schloß sich vielleicht der Gau Fanomartis (Famars) gewisser Ostrebant, weiter die Gaue von Dornik und Cortrik [5]), vielleicht auch zwischen Schelde und Lys der Listrigau an; schwerlich ging der Gau Brabant über die alte Reichsscheidung der Schelde herüber. Dieser Kreis begriff also, nach der Eintheilung unter den burgundisch-östreichischen Herrschern den südöstlichen Theil Flanderns, den größten Theil des südlichen Brabants und den nördlichsten Theil Hennegaus; nach der jetzigen aber, Theile der niederländischen Provinzen Antwerpen, Ostflandern, Hennegau und fast ganz Südbrabant.

Aus den Nachrichten von der Theilung Lothringens 870 (*Bouquet* VII. 110 vgl. 6. 414.) wissen wir, daß in Bracbanto vier Grafschaften sich befanden, und dieser Reichskreis damals in Karls des Kahlen Loos fiel; später ging er mit dem Rest auf Teutschland über. Darauf erschienen zuerst ein comes bratuspantium (997), dann ein brachbatensis patriae comes et advocatus 1086, alle aus dem Hause der Grafen von Löwen, welche das Territorialgebiet von Brabant vereinigt haben, und sodann, als Graf Gottfried 1107 das Herzogthum Niederlothringen von Heinrich V. erworben, wurde auch dem herzogl. Titel von Lothringen, zur leichtern Unterscheidung von den Herzogen Oberlothringens aus dem elsassis. Grafenhause, der von Brabant erst einzeln, seit 1241 beständig hinzu-

---

1) Monasterium quod dicitur Ganda, quod situm est in pago Brachbatensi, — ubi S. Bavo quiescit. Urk. Ludwig des Frommen 819. *Miraeus* Op. I. 19. Dieses S. Bavo's Kloster wurde von Karl V. niedergerissen, um an dessen Stelle seine neue Citadelle (Zwing-Gent) zu erbauen, und der Konvent an die Johanniskirche übersetzt, welche 1560 die Kathedrale des neuerrichteten Bisthums Gent werden mußte, und ging so ganz unter. Dagegen lag das bis zur Revolution in fürstlichem Glanze bestandene Peterskloster nicht in Brabant; monasterium Blandinium, quod est situm in pago Gandensi super fluvium Scaldis. Ludwig der Fr. 815. Miräus a. a. O. I. 131., Otto II. aber in einer Urkunde für dasselbe von 977. monast. Blandinium — in pago Curtracinse vel Listrigaugense super Scaldum. *Kluit.* hist. com. Holland. T. 2. p. 1. S. 49. Die Lage dieses Klosters wird noch näher bezeichnet: monasterium iuxta fluenta skaldi in castro Gandavo, quod blandinium vocitavit, Urk. des Markysus Arnulf (von Flandern) 939 das. S. 19. coenobium Blandinium intra Scaldim et Legiam 941. bei *Vredius* hist. com. fland. prod. S. 381. und noch anderwärts. Wenn also auch Ludwig der Fr. oder Otto II. sich geirrt hat, immer geht aus diesen Angaben hervor, daß die Gränze der vier Gaue Kortrik, Listrigau, Brabant und Gentgau am Zusammenfluß der Schelde, Lys und der andern kleinen Wasser Gents zusammenstieß. Zu vermuthen ist, daß Otto II. Angabe irrig sey, weil der Gentgau gewiß seinen Namen nicht von einem außerhalb liegenden Orte genommen haben wird. Das östliche Scheldenufer gehört zur Diöces von Cambrai, das westliche zu Tournai, welches sich auch nördlich bis zum Utrechter Sprengel herum zog. Für den unbekannten Listrigau bleibt dann nur die Gegend zwischen Schelde und Lys übrig, von letzterer mag sie auch benant seyn. 2) Auch vom Gentgau sind wenige Nachrichten übrig, da aber ein Theil Gents, wenigstens zu Ludwigs des Fr. Zeiten zu ihm gehörte, so muß er von der Stadt an sich herab erstreckt haben. Außer dieser Urkunde haben wir noch andere (z. B. 694 Miräus I. 27) welche beweisen, daß der Reichskreis älter ist, als die Grafschaft, welche Otto I. zu Gent stiftete, oder neu einrichtete. Chronik S. Bavos bei Kluit a. a. O. S. 23. 3) In pago etiam Gania super fluvio Skalda villam Temsica (Tempst) Urk. 939. Kluit S. 21. Waasmünster noch westlicher. 4) Testament S. Willibord (739) bei Miräus I. 11. 5) S. Anm. 1.

gesetzt, bis endlich der Herzogstitel von Brabant allein übrig blieb 6) (Karte von Lothringen). (*Delius.*)

BRABECK (Friedrich Moritz Freiherr, nachher Graf von), ein in mehr als einer Hinsicht ausgezeichneter Zeitgenosse, wurde am 4. Aug. 1728 zu Brabeck im Amte Fredeburg, Herzogthums Westfalen, geboren. Von seinen Ältern zum geistlichen Stande bestimt, hatte er sich diesem gewidmet und nahm, mit Ablehnung sehr ehrenvoller Anträge der Kaiserin Maria Theresia, welche ihn als Zögling der Theresianischen Akademie in Wien kennen gelernt hatte, Domherrenstellen zu Hildesheim und Paderborn an. Stets durch den zarten Sinn bewegt, durch den er später ganz Teutschland als geschmackvoller Kenner und Beschützer von Wissenschaft und Kunst bekant wurde, benutzte er seine Einkünfte zu Reisen für die Ausbildung seines Geistes. Er kehrte zuletzt aus Italien, wo er sich am längsten aufgehalten hatte, über Wien nach Hildesheim zurück; nachdem er vorher, aus Auftrag der Kaiserin Maria Theresia, die Wahl ihres Sohnes, des kölnischen Kurfürsten Maximilian Franz, zum Bischof von Münster zu Stande gebracht hatte. — Als im J. 1785 ein Coadjutor des Fürstbischofs von Hildesheim gewählt werden sollte, erklärte sich ein großer Theil der Domherren für Brabeck. Da er aber, so schmeichelhaft die Aussicht auf den Fürstenstuhl auch für ihn seyn mochte, jede Intrigue, die ihn dazu hätte führen können, verschmähte, so wurde er nicht gewählt und da zu gleicher Zeit der kinderlose Tod des Stammherrn seiner Familie eintrat, so wurde er dadurch veranlaßt, den geistlichen Stand mit päpstlicher Dispensation zu verlassen und sich zu verheirathen. — Seitdem lebte er in stiller Abgeschiedenheit mit seiner Familie auf Söder; bis er im J. 1799 auf eine ihm sehr unerwartete Weise wieder ins öffentliche Leben gezogen wurde. Es herrschten nämlich schon seit langer Zeit mannigfaltige, landesherrliche Irrungen im Hildesheimischen, für deren Abstellung Brabeck bereits früher (1776) als damaliger Deputirter des Domkapitels geeifert hatte; diese Irrungen sollten durch den ausgeschriebenen Landtag beseitiget werden. Er hielt es daher als Landstand für Pflicht, seine früher geäußerten Ansichten wiederholt zu entwickeln und er that dies in einem eigenen, an seine Mitstände gerichteten Votum (No. 3. seiner unten gedachten Schriften) mit dem Feuer, welches ein lebhaftes Gefühl für Recht und Billigkeit hervorbringt. Dieser so wohlgemeinte Schritt wurde ihm zum Verbrechen gemacht; einzele Stellen seiner Bemerkungen wurden gemisdeutet, er selbst vor Gericht als Verbrecher der beleidigten Majestät angeklagt und in vielfachen Druckschriften vor dem Publikum als ein Revolutionär gebrandmarkt. Vor dem Publikum führte er seine Vertheidigung selbst, in einer eigenen Schrift (No. 4), vor Gericht vertheidigte ihn Häberlin, worauf dann endlich auch dieser merkwürdige Prozeß, der damals so viele Federn beschäftigte, zu seinen Gunsten entschieden wurde.

Von diesem Augenblicke an blieb Brabecks Ruhe ungestört, die er ganz dem Genusse der Kunst und dem Bestreben, ihr auch in Teutschland mehr Ausbreitung zu verschaffen, widmete. Die nächste Gelegenheit dazu gab ihm seine eigene, ausgezeichnet vortreffliche, in ganz Teutschland berühmte Gemäldegalerie, die er mit einem seltenen Aufwande von Geschmack und Kosten gesammelt und die ihn schon früher zu dem Plane bewogen hatte, die geschicktesten Kupferstecher Teutschlands auf einem Punkte zu vereinigen und durch ihre Arbeiten, nach den besten Gemälden dieser Galerie sowol, als anderer berühmter Samlungen, einen bedeutenden Kunsthandel zu errichten, der ohne Rücksicht auf Gewinn, nur den Zweck haben sollte, den guten Geschmack im Vaterlande zu verbreiten. Diese Idee war auch verwirklicht und die Anstalt, um ihr destomehr Ausdehnung zu geben, im J. 1795 nach Dessau verlegt worden, wo sie, nachdem der Herzog und mehre Privatleute beträchtliche Fonds dazu hergegeben hatten, sich seitdem unter dem Namen der chalcographischen Gesellschaft zu einem Institut erhob, welches sich durch seine vielen vortrefflichen Erzeugnisse *) in der Kunstgeschichte Teutschlands sehr glänzend ausgezeichnet hat. — Später ging zwar diese Schöpfung Brabecks in den Stürmen der vielbewegten Zeit wieder unter und selbst die schöne Galerie wurde ihm in den letzten Jahren seines Lebens feil; aber was jene einmal gewirkt, das blieb doch dem Vaterlande und auch die Galerie wurde diesem dadurch erhalten, daß sich kein Käufer fand, sie ihrem Werthe nach, unter dem sie der Eigenthümer nicht verkaufen wollte, zu bezahlen. Brabeck starb am 8. Jan. 1814, und mit ihm erlosch seine Familie. Seine Schriften sind: 1) Nachrichten an das katholische Publikum Teutschlands, den katholischen Religionsunterricht in dem Philanthropin zu Dessau betreffend, Hildesheim 1777. 8. — 2) Vues sur l'état des arts en Allemagne et sur l'institut établi à Dessau. Ohne Druckort 1796. 4. — 3) Einige Bemerkungen, dem gesamten Corps der hildesheimischen Ritterschaft in ihrer Versamlung am 20. April 1799 zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt. Mehrmals gedruckt; besonders bei Häberlin in seiner Schrift: über das dem Freiherrn v. Brabeck angeschuldigte Verbrechen der beleidigten Majestät, Braunschweig, 1800. 8. Beilage L. — 4) Le Baron de Brabeck au public; im Oktober 1799. 8. Teutsch mit einer Vorrede des Übersetzers 1800. 8. — Sein Bildniß steht vor: Söder par J. J. Roland. fol. übers. v. Horstig, Leipz. 1799. Fol. (*J. Suibert Seibertz.*)

BRABEIUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen und der vierten Linné'schen Klasse. Char. Polygamische Blüthen. Regelmäßig viertheiliger corollinischer Kelch, auf dessen Mitte die Antheren eingefügt sind und hervor stehen, auch noch vier unfruchtbare Staubfäden und eine Scheide, die unterhalb den Fruchtknoten umfaßt, gehören, wie die filzige saftleere Steinfrucht, zum Charakter. Die einzige bekannte Art: Br. *stellatum* Thunb. wächst am Kap, und ist

6) Z. B. Ego Henricus Dux Lotharingiae qui et Brabantiae — elegi. 1198 bei Olenschlager Erläuterung der güld. Bulle. Urk. S. 30. Gebhardi Gesch. der erbl. Reichsstände. Th. 2. S. 127 ff.

*) Vgl. Joh. Suibert Seibertz westfälische Beiträge zur teutschen Geschichte, Darmstadt, 1819—1823. B. 1. S. 87 und 165. B. 2. S. 278.

ein Baum mit lanzetförmigen im Wirbel stehenden Blättern und weißen Blüthentrauben in den Blattachseln (*Breyn.* cont. t. 1.). — *Brabyla* capensis L. mant. ist der frühere Name von Brabeium stellatum, welches Linné nicht genau beobachtet hatte. (*Sprengel.*)

BRABEUTA, Brabeutes, hieß der Kampfrichter bei den gymnischen Spielen der Griechen, insofern er den Preis austheilte (von *βραβεῖον*, Belohnung). S. Kampfspiele. Die Vorsitzenden in den gelehrten Kampfspielen auf Universitäten nannten sich daher auch Brabeutä, insofern sie nach Beendigung des Streites dem Bewerber um eine akademische Würde, der als Sieger vorausgesetzt wird, diese ertheilten. (*H.*)

Brabyla, s. Brabeium.

BRACCI (Domin. Augustin), Abbé, Mitglied der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, geb. zu Florenz 1717, bearbeitete von Jugend auf mit Leidenschaft die Alterthumskunde. Von 1756 an beschäftigte er sich mit seinem Werke: **Commentaria de antiquis sculptoribus qui sua nomina inciderunt in gemmis et cameis, cum pluribus monumentis antiquitatis ineditis** und war eben im J. 1768 im Begriff, es zu Rom herauszugeben, als Umstände ihn nöthigten, diese Stadt zu verlassen. Unterdessen gab er zu Lucca eine interessante **Dissertazione sopra un clipeo votivo spettante alla famiglia Ardaburia trovato a. 1769 nelle vicinanze d'Orbitello** (1781. 4.) heraus. Erst später gelangte er zur Herausgabe der obigen Kommentarien (Florenz 1r Th. 1784. 2r Th. 1786. Fol.). Doch fand man in dem Werke mehr Gelehrsamkeit als Kritik und oft zu gewagte Behauptungen. Merkwürdig sind beide Werke in Hinsicht auf Winckelmann dadurch, daß Br. sich, wegen einiger zweideutigen Ausdrücke, die W. sich gegen ihn in der Beschreibung der geschnittenen Steine der Stoschischen Samlung erlaubt hatte, durch harte Ausdrücke rächte und W. als **Filosofo di gran nome ma non troppo esperto antiquario**, ja selbst als **testa ridicola** charakterisirte. — Er starb zu Florenz gegen das Ende des J. 1792 *). (*H.*)

BRACCIANO, eine kleine Ortschaft im Kirchenstate, in der Delegation Viterbo, gibt einem dem Hause Odescalchi zugehörigen Herzogthume und einem großen See seinen Namen. Dieser See (Lago di Bracciano) ist, wie mehre andre in den etruscischen und römischen Ebenen, vulkanischen Ursprungs und hat sein Bett in dem eingestürzten Krater eines ausgebrannten Berges. Die Römer nannten ihn **Lacus Sabatinus** [1]), **Sabatius** [2]), **Sabatus** [3]), von einer alten etruscischen Stadt Sabate [4]) und leiteten sein klares aber nicht sehr gesundes Wasser, die **Aqua Sabatina** (auch **Cimina**, **Aurelia** und **Septimiana** genant [5]), wahrscheinlich unter Kaiser Aurelian's Regirung, nach der Stadt. Papst Paul V. besserte diese Wasserleitung aus und verband sie mit der **Aqua Alsia** (**Alsietina**), und von ihm heißen die vereinigten jetzt **Aqua Paula**. (*W. Müller.*)

*) Biogr. univ. T. V.

1) *Frontin.* de Aquaed. 71. 2) *Sil.* Ital. VIII. 492. 3) *Strabo* L. V. p. 226. 4) Tabul. Peuting., Festus. 5) Vielleicht besondre Gänge der Aqua Sabatina.

Bracciolini Poggio und Jac. s. Poggio.

BRACCIOLINI (Francesco), ein italiänischer Dichter, aus Pistoja gebürtig, lebte zwischen 1566 und 1645 [1]), und war ein Günstling des Maffeo Barberini, nachmaligen Papstes Urban's VIII., der ihm, mit Bezug auf das Wapen des Hauses Barberini, den Beinamen degli Api (ab Apibus) gab. Br. hatte mit seinem nachherigen Gönner, den eine gleiche Liebe zu den schönen Künsten und namentlich zu der Poesie an ihn fesselte, die ersten Studien gemacht und ihn späterhin auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich als Sekretär begleitet. Nach Klemens VIII. Tode verließ Br. den Dienst seines Jugendfreundes, dessen Beförderung zum Kardinal er vergebens bis zu dieser Periode erwartet zu haben schien, um sich selbst befördert zu sehen. Er zog sich nun nach Pistoja zurück, wo er einen großen Theil seiner Gedichte schrieb. Die Erhebung seines Mäcenas zum Papste im J. 1622 bewog ihn jedoch, sich nach Rom zu begeben und wieder in das öffentliche Leben zurückzukehren. Er überreichte dem Papste ein Gedicht in 23 Gesängen zur Feier seiner Erwählung (**L'Elettione di Urbano Papa.** s. l. et a. [Rom 1628.] 4.) und wurde von diesem mit Ehren und Gütern überhäuft. Zu dem Hofstate des Papstes selbst gehörte er jedoch nicht, sondern war von diesem dem Kardinal von S. Onofrio, seinem Bruder, überlassen worden. Nach Urbans VIII. Tode 1644 verließ er Rom und starb bald darauf in seiner Vaterstadt. Er hat eine große Anzahl der verschiedenartigsten poetischen Werke hinterlassen, von denen jedoch nur drei hier auf Erwähnung Anspruch machen können. Seine Tragödien, Komödien, Satyren, historischen Heldengedichte u. s. w. sind selbst in seinem Vaterlande vergessen und zum Theil auch noch ungedruckt. Sein christliches Epos **La Croce racquistata** (Parigi 1605. 12. Venez. 1611. 4. Piac. 1613. 4. Firenze. 1618) in 35 Gesängen ist eine kalte Nachahmung der **Gerusalemme liberata**, wurde jedoch in den ersten zwanzig Jahren nach seiner Erscheinung mit Enthusiasmus gelesen und gepriesen. Es behandelt die Legende von der Wiedereroberung des heiligen Kreuzes durch den griechischen Kaiser Heraklius [2]). — Als Verfasser der komischen Epopöie **Lo Scherno degli Dei**, ist er ein Nebenbuhler des berühmteren Tassoni, mit dem er um die Ehre, der Schöpfer des neuen burlesken Heldengedichts zu seyn, streitet. Bracciolini's Werk wurde wirklich schon im J. 1618 zu Florenz gedruckt [3]); aber es ist bekant, daß Tassoni's **Secchia rapita** 1616 bereits vollendet war, obgleich sie erst 1622 zu Paris durch Marino dem Druck übergeben werden konnte. Auch an poetischem Werth und komischer Kraft steht Br. Verspottung der heidnischen Götter (der Titel des Gedichts spricht seinen Inhalt und seine Tendenz hinlänglich aus), tief unter der Epopöie des Tassoni, obgleich viele Kritiker Italiens jenes Gedicht lange Zeit als erstes Muster der burlesken Gattung aufgestellt und mit der **Secchia rapita** zum Nachtheil der letztern verglichen haben [4]). —

1) Nach andern Angaben starb er 1646. 2) S. Bouterweck B. 2. S. 383 ff. 3) Wiederholt 1627, 1628 und öfter. 4) Z. B. Mazzuchelli in den Scritt. d'Ital. Vgl. Bouterweck B. II. S. 334 335.

Br. Schäferdrama: L'amoroso Sdegno (Venez. 1597. Milano in demselben Jahre. 12. Venez. 1598. 12. und öfter) wurde ebenfalls gleich nach seiner Erscheinung durch freundliche Kritiker überschätzt und in eine Klasse mit dem Aminta und dem Pastor fido gestellt; aber die Nachwelt hat es etwas herabgerückt. Es fehlt dieser Favola pastorale, wie allen Arbeiten des Br., keinesweges an Geschmack, Korrektheit, darstellendem Talent und selbst nicht an Phantasie, aber es geht ihr lebendige Originalität ab, und ihre vorzüglichsten Schönheiten sind Nachklänge aus den Dramen des Guarini und des Castelletti (Amarilli) [5]. *(W. Müller.)*

BRACHE, wird derjenige Theil des Ackerfeldes genant, welcher ein ganzes Jahr hindurch unbegattet liegen bleibt und durch öfteres Beackern zur künftigen Saat vorbereitet wird. Bei der Dreifelderwirthschaft macht die Brache den dritten Theil des gesammten Artlandes oder Ackerfeldes aus. In den ältern Zeiten ließ man dasselbe von der Ernte der Sommerfrucht an bis zum Sommer unbestellt liegen, und benutzte es während dieser ganzen Zeit blos zur Viehweide. Im Juni aber pflegte man es umzubrechen und zur künftigen Einsaat vorzubereiten; diese Arbeit nannte man das Brachen (Brechen) und der Monat erhielt davon den Namen Brachmonat. Von dieser fehlerhaften Behandlung hat man hernach auch fälschlich jedes zur Weide liegende Land Brache oder Brachland genant. Nimt man aber das Wort in seinem wahren, eigenthümlichen und ursprünglichen Sinne, so heißt brachen, einen Acker, ohne ihn zu besäen, durch wiederholtes Pflügen zur künftigen Saat vorbereiten.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine sorgfältige Bearbeitung der Brache zu einer reichen Körnerproduktion ungemein viel beiträgt, nicht weil — wie man vormals glaubte — der Acker durch eine längere und unausgesetzte Anstrengung, wie das Arbeitsvieh ermüdet wird und zur Samlung neuer Kräfte der Ruhe bedarf; eine irrige, längst durch die Erfahrung widerlegte Meinung, sondern weil die zur Ernährung der Pflanzen wesentlich nothwendigen atmosphärischen Stoffe während einer sorgfältigen Brachebearbeitung sich am besten mit dem Boden mischen. Denn daß diese durch keine Düngung ersetzt werden können, lehret die Vergleichung der Körnerfrüchte, welche auf gebrachtem Boden erbauet worden, mit denen, welche auf ganz reinen und reichlich gedüngten Feldern wachsen. Jene sind immer schwerer und mehlreicher als diese. Die atmosphärischen Stoffe aber sind unvermögend in den Boden zu dringen und sich mit ihm auf das innigste zu verbinden, wenn er nicht gehörig aufgelockert, zermalmt und der Wärme und dem Sonnenlichte ausgesetzt wird. Je öfter daher die Brache bearbeitet wird, desto mehr komt dem Boden die befruchtende Einwirkung der Atmosphäre zu Statten. Außerdem aber gewähret die Brache auch noch den Nutzen, daß der Boden durch die wiederholte Bearbeitung locker, klar und zum tiefen Eindringen der Wurzeln geschickt gemacht, wie auch mit dem Dünger und andern auf ihn gebrachten Besserungsmitteln genau und innig vermischt wird, welches seine Kraft bedeutend erhöhet. Endlich wird auch durch das mehrmalige Ackern der Brache das Unkraut, welches sich unter dem Getreide unglaublich vermehrt und dem Boden die besten Kräfte entzieht, kräftig zerstört, indem die in der Tiefe schlummernden Samen der Oberfläche näher und durch Einwirkung der Luft und Sonne zum Keimen gebracht, nach ihrer Entwickelung aber wieder untergepflügt werden, da sie denn durch ihre Verwesung selbst die Fruchtbarkeit des Bodens vermehren.

Soll aber die Brache diese Vortheile gewähren, so muß sie mit Sorgfalt mehrmals bearbeitet werden. Zu dieser Bearbeitung gehöret das Reißen oder Stürzen, das Wenden, Rühren und Saatackern. — Das Reißen der Brache sollte eigentlich nach der Ernte, oder im Herbst, wenn die Falge vollendet ist, geschehen; geschieht aber est erst im folgenden Frühjahre. Allein dies hat oft den Nachtheil, daß der Boden den Einflüssen der Atmosphäre verschlossen bleibt, dahingegen wenn er noch im Herbst geöffnet wird und während des Winters in der rauhen Furche liegen bleibt, mit dem befruchtendsten Stoffe gesättiget wird. Geschieht das Stürzen gleich nach der Ernte oder im Frühjahre, so muß es seicht geschehen, bei der zweiten Fahre läßt man dann den Pflug tiefer greifen, und bei der dritten wird der Acker nach seiner vollen Tiefe gepflügt. Auf diese Weise wird jede Erdschicht von der Atmosphäre befruchtet. Ist das Stürzen im Herbst geschehen, so werden die Furchen im Frühjahre mit der Egge geebnet und dann bestimt das hervorgesproßte Unkraut die Zeit, wenn die Wendefahre vorgenommen werden muß. Zwischen jeder Fahre oder Pflugart muß immer eine längere oder kürzere Zeit verfließen, je nachdem der Boden schneller oder langsamer befruchtet wird. In dichtem trägen Boden geht die Befruchtung langsamer, in lockerm hingegen und beim Wechsel von Feuchtigkeit und Wärme geschwinder von Statten. — Nach der Wendefurche folgt das Rühren, welches jedoch in lockerm Boden nicht allemal nöthig ist. Man verrichtet es mit dem Rührhaken, womit das Unkraut am besten zerstört wird, zumal wenn es in die Quere geschehen kann. Die ganze Bracharbeit schließt die Saatfurche, welche dem Acker wieder zur vollen Tiefe gegeben wird. — So sehr alle diese Arbeiten die Fruchtbarkeit der Brache befördern, so wird dieselbe doch noch mehr durch die Düngung erhöhet. Indessen sind die wenigsten Wirthschaften in der Düngerproduktion so weit vorgeschritten, daß sie die Brache durchaus bedüngen könnten; die mehresten sind zufrieden, wenn sie nur die Hälfte derselben mit Dünger überfahren können. In regelmäßigen Wirthschaften, wo dieses System befolgt wird, komt man dann mit der Bedüngung der Felder in 6 Jahren herum.

So groß indessen die Vortheile sind, welche die Brache dem Getreidebau gewähret, so schien doch vielen ein großer Schaden für die Landwirthschaft sowol als für den Stat daraus zu erwachsen, daß der dritte Theil des arthbaren Feldes unbenutzt liegen bliebe, und man schloß

5) S. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VI. p. 445. S. außer den schon citirten Werken von Ginguené und Bouterweck: *J. Nicius* Erythr. Pinac. III. Imag. Illustr. Lorenzo Crasso Elog. d'uom. letter. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. *Tiraboschi* Stor. della Letter. Ital. T. VIII. p. 328 und a. a. O. *Simondi* de la Littérat. du Midi de l'Europe T. 2. P. 2.

aus der Ähnlichkeit des Ackerbaues mit dem Gartenbau auf die Möglichkeit, das Ackerland eben so wie das Gartenland alljährlich mit Früchten zu begatten. Und da die Versuche, welche man zuerst mit Hülsenfrüchten machte, über alle Erwartung geriethen, so versuchte man es auch mit andern Früchten, als Hanf, Lein, Raps und Rübsen, Möhren und dgl.; und da man, um mehr Vieh halten zu können, einen größern Futterbedarf zu gewinnen suchte, so fing man auch an, Klee und andere Futterpflanzen, als Kohlrüben, Kartoffeln, Runkeln und dergleichen Hackfrüchte in der Brache zu bauen. Der glückliche Erfolg dieser Versuche machte, daß man nun den Glauben an die Nothwendigkeit der Brache aufgab, und den Bau dieser Früchte ganz in das Brachfeld verlegte. Seitdem unterscheidet man nun reine und gesömmerte Brache. Unter jener versteht man nämlich das Feld, welches ein ganzes Jahr unbegattet liegen bleibt, und nur mit dem Pfluge bearbeitet wird; unter gesömmerter Brache aber ein Brachfeld, welches mit Hülsen- und Hackfrüchten, Futterkräutern und andern Pflanzen begattet wird.

Über die Abschaffung der Brache ist viel gestritten worden; es hängt aber alles von Klima und Lokalitäten ab. In Gegenden, welche die Natur mit einem reichen fetten Boden ausgestattet hat, gereicht die reine Brache offenbar der Landwirthschaft und dem State zum Schaden; so wie sie dagegen magern Gegenden von großem Nutzen ist. Ihrer Abschaffung stehen hie und da die auf den Feldern haftenden Servituten, insonderheit die Huthweide und Triftgerechtigkeit entgegen. (*Putsche.*)

Bracher, Brachvogel, s. Numenius.

BRACHIONUS. Dieser zuerst von Hill gebrauchte und von Pallas zur Bezeichnung der Afterpolypen oder Vorticellen angewendete Name wird jetzt, nach O. Fr. Müllers Vorgang, allgemein einer Gattung mikroskopischer, gewöhnlich zu den Infusorien gerechneter Thierchen gegeben, deren Charakter folgender ist: der Körper frei, vorn mit rotirenden, auf einer einfachen oder doppelten ausstreckbaren Röhre stehenden Wimpern, oben oder ringsum von einer durchsichtigen, starren, meist schildartigen Schale bedeckt, hinten mit einem dünnern, über die Schale meist hinausragendem geringelten Schwanze (der jedoch einigen zu fehlen scheint). — Die ganze Gestalt der Brachionen (die man auch Schildthierchen oder Schildräderthierchen nennen kann) wenigstens der geschwänzten, ist gewissen Crustaceen aus der Familie der Kiemenfüße, besonders den Gattungen Apus und Cyclops, überaus ähnlich, welche Ähnlichkeit noch durch ein Paar meist sehr deutlicher Kiefer, durch die gewöhnlich doppelten Spitzen oder Anhängsel des Schwanzes, so wie durch die Eier, die diese Thierchen am Hinterende des Schildes oder am Anfange des Schwanzes (gleich der Gattung Cyclops) an sich tragen, verstärkt wird. Indeß ist aus ihren anderweiten Verhältnissen, zumal aus dem Mangel aller articulirten Bewegungsorgane, und der großen Contractilität des Rumpfs leicht abzunehmen, daß sie keine Krustenthiere sind, sondern zu derjenigen der drei großen, von mir angenommenen, Thiergruppen gehören, welche den Linné'schen Vermibus entspricht. Die Brachionen sind offenbar sehr nahe Verwandte der eigentlichen Räderthiere (Furcularia Lamarck.), als welche nicht nur das Räderwerk, sondern auch ein unverkennbares Analogon jenes Kieferpaares und dabei Rumpf und Schwanz von ganz ähnlichen Verhältnissen haben. Die Brachionen können daher füglich als beschalte Räderthiere so wie die Räderthiere als schalenlose Brachionen bezeichnet werden. — Daß Thiergattungen, die Mund, Kiefer, abgesonderten Nahrungskanal und wahrscheinlich Geschlechtsorgane besitzen, und sich durch Eier oder Früchte fortpflanzen, auf einer höhern Stufe als die meisten Infusionsthiere stehen, leidet keinen Zweifel; allein, da die Infusorien einmal nur ein interimistisch aus den kleinsten Thieren gebildeter Haufe sind, und jene Gattungen in andre Abtheilungen der Feuchtthiere oder insbesondre der Zoophyten auch nicht völlig passen, so darf der von Müller ihnen angewiesene Platz einstweilen denselben gelassen werden. Lamarck stellt sie zur Polypenfamilie, diese Familie ist aber selbst durch keine bestimmte Gränze von der der Infusionsthiere geschieden und die Brachionen sind vollkommener organisirt als viele Polypinen.

Die Schildthierchen leben im Meere und in süßen Gewässern, vorzüglich in stehenden Sümpfen und Gräben. Sie schwimmen munter, jedoch nicht sehr schnell, umher, indem sie ihre Räderorgane häufig spielen lassen und dadurch ähnliche kleine Strudel hervorbringen als die Furkularien und Vorticellen, ohne daß hiebei an eine „Zauberkraft," wie Einige wollen, zu denken ist. Die beiden kleinen Kiefer, welche immer etwas rückwärts gestellt und weit hinter den Räderorganen befindlich sind, zeigen ebenfalls eine lebhafte Bewegung, indem sie bald vorgeschoben, bald zurückgezogen, bald gespreizt, bald zusammengelegt werden; bei einigen Arten erscheinen sie sehr opak oder dunkel gefärbt und in der unveränderlichen bestimmten Figur glatter, kurzer, spitzer, eingekrümmter Haken; bei andern sind sie, so wie bei den Räderthierchen, von blasser Farbe, stumpf, wie es scheint, weich und minder deutlich. Zwischen ihnen scheint die Mundöffnung zu seyn, jedoch bin ich bei der verwirrenden Transparenz und Farbenlosigkeit fast aller Theile dieser Thiere immer darüber in einiger Ungewißheit geblieben, ob diese Kiefer wirklich am Munde sitzen und sich nur in den Schlund zurückziehen oder ob sie eigentlich dem Schlunde oder Nahrungskanale angehören. — Die Schale oder das Schild ist von verschiedener Gestalt und macht die Arten leicht kenntlich. Oft ist sie rundlich oder eirundlich und hinten wie vorn, oder wenigstens vorn ausgeschnitten, und wol da gezackt oder gezähnt; der vordere Rand des Schildes wird aber nur dann deutlich sichtbar wenn der rotirende Apparat zurückgezogen ist. Bei manchen Arten ist die Schale (wie die der Krustenthiergattung Cypris) in zwei paarige gleichgeformte Klappen getheilt. Da, wo sie ungetheilt ist, bedeckt sie entweder nur den Rücken, oder sie schließt den Rumpf des Thiers von allen Seiten ein, ist aber auch im letzten Falle oft, wie immer im ersten, schildförmig. — Die Brachionen pflanzen sich sehr sichtlich durch Eier oder Früchte fort. Man sieht gewöhnlich einige, meist nur wenige, rundliche oder elliptische Eier von beträchtlicher Größe schon in ihrem Leibe; diese Eier treten dann einzeln oder

auch in größerer Anzahl aus einer hintern Öffnung hervor und bleiben nun äußerlich am Ende des Rumpfs oder Anfang des Schwanzes eine Zeitlang hängen, während sie größer werden und der Embryo sich in ihnen entwickelt; dieser wird dann durch die Eihüllen mit seinen Bewegungen leicht sichtbar, und hängt wol, nachdem er die Hüllen verlassen hat, noch als Junges an der Mutter. Es ist also ganz ausgemacht, daß diese, den Brachionen äußerlich anhängenden eiförmigen Körper wirklich Eier oder Junge sind, was Lamarck aus unstatthaften Gründen bezweifelt. Die jungen Brachionen haben den Schwanz noch sehr klein oder gar nicht, und unterscheiden sich auch sonst mehr oder weniger von den alten. Auch scheint der Schwanz nach O. Fr. Müllers Beobachtungen zuweilen verloren zu gehen und reproducirt zu werden, weswegen es zweifelhaft ist, ob die angeblich schwanzlosen Arten es immer und in der Regel sind. Es sind über 20 Arten dieser Gattung beschrieben und abgebildet worden; diese Zahl dürfte aber leicht mit vielen vermehrt werden können. Wir führen nur einige, welche Müller in seinem Werke über die Infusionsthiere abgebildet hat, hier als Beispiele auf.

I. Brachionen mit ungetheilter Schale: hieher gehören z. B. Brach. urceolaris Müller (Animal. infusor. t. 50. f. 15—21.) Schale ganz einhüllend, doch schildförmig eirund, vorn mit 6 Zähnen, hinten mit kleinerem Ausschnitt; der Schwanz so lang als das Schild, geringelt, am Ende mit zwei kurzen Spitzen. Diese in unsern Sümpfen und Gräben vorkommende und von vielen Autoren beschriebene Art, ist eine der größesten und gemeinsten und vorzüglich zu Untersuchungen über die Fortpflanzung dieser Gattung geeignet. Ich habe, wie O. Fr. Müller, bei derselben mehrmals die Bewegung der Embryonen in den großen Eiern und die gebornen Jungen gesehen. Brach. Patella, Müller (Infus. t. 48. f. 15—19.) die Schale eiförmig, ein bloßes Rückenschild bildend, vorn und hinten bogenartig ausgeschnitten; der Schwanz viel kürzer als der Rumpf, hinten zweispitzig. Gemein im süßen Wasser auch des Winters.— Brach. Patina, Müller (Infus. t. 48. f. 6—10.) Schale fast kreisrund, nur den Rücken schildartig deckend; Schwanz stumpf, ohne Anhängsel, ragt kaum über den Rand der Schale hervor. Auch in unsern Gräben und Sümpfen. Brach. striatus Müll. (Inf. t. 47. f. 1—3.) Schale fast eiförmig, der Seitenrand nach unten gebogen, oben der Länge nach gestreift, vorn mit 6 Zähnen; der Schwanz fehlt. Im Meere an den Dänischen Küsten.

II. Brachionen mit zweiklappiger Schale. Hieher gehören z. B. Brach. mucronatus Müll. (Inf. t. 49. f. 8. 9.) Schalklappen länglich, oben gewölbt, jede vorn und hinten durch Ausschweifung zweizahnig; Schwanz sehr kurz mit zwei langen Endspitzen. In Sümpfen — Brach. dentatus Müll. (Inf. t. 49. f. 10. 11.) Schalklappen länglich, gebogen, an beiden Enden ausgeschweift, Schwanz sehr kurz mit 2 langen, am Ende wieder getheilten Spitzen. Fand sich um Meerlinsen. (*Nitzsch.*)

BRACHIOPODA, Armfüßler. Eine von Cuvier zuerst unterschiedene, sehr ausgezeichnete Familie der Mantelthiere oder Mollusken, welche folgende charakteristische Verhältnisse hat: Der Kopf fehlt; statt der Füße zwei fleischige, mit vielen Fäden besetzte, immer spiralförmig einrollbare Arme, zwischen deren Ursprung die Mundöffnung ist; der Mantel besteht aus zwei Lappen, an deren Saum die Kiemen in Gestalt kleiner Blättchen sitzen. Sie haben zwei gleichartige Herzen, welche das Blut in aortische Blutgefäßstämme senden, einen zurückgebogenen von der Leber umgebenen Nahrungskanal und seitlichen After. Ihre Nerven und Geschlechtsorgane sind noch nicht bekant. Alle hieher gehörigen Mantelthiere sind mit einer zweiklappigen Schale bekleidet, welche entweder unmittelbar mit der einen Klappe, oder mittelst eines fleischigen Stiels an Felsen oder andern Körpern des Meeres festsitzt. Zu dieser Familie gehören nur die Gattungen Lingula, Terebratula und Orbicula, von denen blos die zweite reich an Arten ist (s. d. Art.: Lingula, Orbicula, Terebratula). (*Nitzsch.*)

Brach-Jahr, s. **Sabbaths-Jahr.**

Brachkäfer, s. **Melolontha.**

Brachlerche, Brachpieper, s. **Anthus campestris.**

Brachmann, s. am Ende des Bandes.

Brachsen, Brassen, s. **Cyprinus.**

BRACHT. Unter den Dörfern dieses Namens in den preußisch-westphäl. und Rhein-Prov. zeichnet sich durch große Leinwandmanuf. und Bleichen das Pfarrdorf in der Prov. Jülich-Kleve-Berg, Kreis Kempen, unweit Krevelt aus (nach Hassel mit 1850, nach Stein mit 1990, nach Krug und Mützel nur mit 725 Einwohnern). (*H.*)

Brachvogel, Bracher, s. **Numenius.**

BRACHYCARPEA, nent De Candolle eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Schoten-Pflanzen und der 15ten Linné'schen Klasse. Char. Zwillingsschötchen mit bauchigen Klappen, einsamigen Fächern und sehr schmaler Scheidewand, welche im Bau mit Heliophila, in der Frucht aber mit Vesicaria oder Coronopus Ähnlichkeit hat. Die einzige bekannte Art Br. *varians* Cand., von Linné Heliophila flava genant, wächst am Kap, und ist ein kleiner Strauch, mit Polygala zu vergleichen, mit linienförmigen glatten Blättern, und gelben oder röthlichen Blumen. (*Sprengel.*)

BRACHYCERUS. Kurzhornkäfer. Eine Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites), die sich durch einen kurzen, dicken, viereckigen Rüssel, sehr kurze, dicke, ungebrochene Fühler, dicken plumpen Körper mit zusammengewachsenen Deckschilden, ohne Schildchen und Flügel und lange, plumpe Beine auszeichnet. Man kent gegen dreißig Arten, von denen die meisten in Afrika, einige auch im südlichen Europa und in Ostindien einheimisch sind, wo sie unter Steinen und auf der Erde umherkriechend angetroffen werden. (*Germar.*)

BRACHYELYTRUM nannte Palisot-Beauvois ein Gras aus Nordamerika, welches Michaux Dilepyrum aristosum, Mühlenberg aber Mühlenbergia erecta genant hatte. Der sehr kleine und ungleiche Kelch, die langgegrannte Corolle und ein keulenförmiges Rudiment der zweiten Corolle schienen hinlänglicher Grund zur Auf-

stellung dieser neuen Gattung zu seyn. Vergleicht man aber, ohne gerade den abweichenden Habitus mehr gelten zu lassen, als sich gebührt, diese Charaktere mit einigen Agrostis-Arten als A. Spica Venti, Billardierii RB. u. s. f., welche Palisot-Beauvois Apera, Trinius Anemagrostis und Lachnagrostis nent, so fällt Brachyelytrum mit ihnen zusammen: daher ich dies Gras als Agrostis erecta in dem Syst. veget. aufführe. (*Sprengel.*)

BRACHYGLOTTIS nannte J. R. Forster eine Pflanzen-Gattung aus Neu-Seeland, welche zu der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Klasse gehört und sich von Cineraria durch federige Samenkrone unterscheiden sollte. Indessen ist die Zeichnung in den Charact. gener. t. 46. fehlerhaft, wie sich aus der eigenen Untersuchung der beiden Forsterschen Arten: Br. repanda und rotundifolia, ergibt. Die Samenkrone ist blos behaart und die Haare sind nur etwas scharf, wie bei vielen Arten Cineraria und Senecio: daher Georg Forster auch mit Recht (flor. Ins. austr. p. 56.) jene Gattung unterdrückte und sie zur Cineraria zog. (*Sprengel.*)

BRACHYLOBUS nannten Allioni und Desvaux die Arten von Sisymbrium, welche sich durch kurze, fast eiförmige niedergebeugte Schoten auszeichnen, wozu Sis. sylvestre, terrestre Sm., amphibium und pyrenaicum gehören. De Candolle hat sie zu seinem Nasturtium gezogen. (*Sprengel.*)

BRACHYLOGUS. Unter diesem Namen besitzen wir ein Compendium des römischen Rechts, welches, wie es scheint, den eigentlichen Titel Corpus legum hatte, und dessen Verfasser unbekant ist. Über das Alter desselben waren früher höchst widersprechende Ansichten im Gange. Einer der Herausgeber, Senkenberg setzt den Brachylogus unter Justinian oder doch wenig später; Saxe*) dagegen war der Meinung, daß er ein untergeschobenes Werk des 16. Jahrh., und zwar von der Hand des Johann Apel**) sey. Aus einem in dem Werkchen angeführten Lombardischen Gesetze von Ludwig dem Frommen ergibt sich aber, daß dasselbe nicht älter als Ludwig der Fromme, aus der Fassung des Inhalts und der Sprache dagegen, so wie aus den vorhandenen Handschriften, daß es nicht jünger, als das 12. Jahrh. seyn kann, und diesem müßte es daher am wahrscheinlichsten zugeschrieben werden. Gleichfalls ergibt sich aber auch aus jenem Allegate, daß es höchst wahrscheinlich in dem Lombardischen Italien verfaßt worden ist. Die Form desselben betreffend, so ist es in einigen Handschriften, in Bücher (vier) und Titel abgetheilt, in andern dagegen gar nicht; der Inhalt ist in dogmatischer Hinsicht unbedeutend, in historischer sehr bedeutend, weil das Werk der Glossatorenschule unmittelbar vorangeht, und mithin die gar nicht verächtliche Stufe bezeichnet, auf welcher damals, wenigstens bei einzelen, die Kunde des römischen Rechts stand. Der Plan des Werks ist auf ein System des römischen Rechts berechnet, welches sich im Ganzen dem Institutionensystem anschließt. Als Quellen sind die Justinianischen Rechtsbücher, vorzüglich die der Anordnung zum Grunde liegenden Institutionen, sodann die Pandekten, mit Ausnahme des Infortiatum, des Codex, und die Novellen, jedoch nach Julian's Auszuge, gebraucht. Handschriften des Brachylogus befinden sich in der Universitätsbibliothek zu Königsberg, zu Wien, Breslau und in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom; an Ausgaben sind wir ziemlich reich, wiewol viele höchst interpolirt sind, und keine einzige als kritisch genau, und dem Bedürfnisse entsprechend, zu betrachten ist. Echte Ausgaben sind folgende: 1) als Editio princeps, unter dem Titel Corpus legum, hinter den Institutionen. Lugd. ap. Sennetonios 1549. fol. — 2) unter dem Titel: Enchiridion juris instar imperialium Institutionum, cum praef. *Jo. Boniati.* Heidelberg. excud. Joh. Major. 1570. 8. Aus den Justinianischen Rechtsbüchern willkürlich interpolirte Ausgaben sind: 1) hinter den Institutionen. Lugd. 1562. 1567. fol. von Pratejus: 2) unter dem Titel: Institutionum sive elementorum juris civilis enucleati libri IV.; cura *Nic. Reusneri.* Francof. ex offic. Bassaei. 1585. Octav; 3) Brachylogus. Ed. *Senckenberg.* Francof. et Lips. 1743. 4. — Der Name Brachylogus kömt zuerst in einer Ausgabe; Lugd. ap. Roy et Lud. Pesnot. 1553. Octav vor, welche jedoch nur ein Abdruck der Sennetonschen von 1549 zu seyn scheint; diese Ausgabe ist von Nelis. Lovan. typ. academ. 1761. 12. wieder abgedruckt***). (*Spangenberg.*)

BRACHYNUS. Kurzkäfer, Bombardirkäfer. Eine von Weber (Observat. entomol. Kiel. 1801. pag. 22.) aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici), die von allen spätern Entomologen angenommen wurde. Ihre Kenzeichen sind: fadenförmige Taster und Fühler, schmales herzförmiges Halsschild, ausgerandete Vorderschienen, dreieckige an der Spitze gerad abgestutzte Deckschilde, die weit kürzer als der Hinterleib sind, und ein dicker, fast länglich viereckiger Hinterleib. Sie sind theils geflügelt, theils ungeflügelt, die letzteren bringt Bonelli unter eine besondere Gattung (Aptinus). Man trift die hieher gehörigen Arten, deren man gegen 20 kent, fast stets unter Steinen, und sie besitzen die merkwürdige Eigenschaft, daß sie aus dem After einen scharf riechenden Dunst mit Detonation herauszuspritzen vermögen, wodurch sie ihre Feinde, wenn sie von hinten angegriffen werden, zurückscheuchen (Versuche über diesen Dunst, welcher die Haut schwärzt, in den Annal. du Mus. d'hist. natur. à Par. XVIII. 70.). In Europa ist vorzüglich einheimisch und fast überall häufig: *Brachynus crepitans* Auct. gelbroth, das dritte und vierte Fühlerglied, Hinterbrust und Hinterleib schwärzlich, die Deckschilde fein gefurcht, grünlichblau. Vier Linien lang. (*Germar.*)

Brachyci und Makroci, s. Schatten.

BRACHYOPA. Eine von Meigen (System. Beschreibung europ. Zweiflügl. 3. Bd. S. 260.) aufgestellte Fliegen-Gattung aus der Familie der Schwebe-

---

*) Onomasticon. T. II. p. 537. *Püttmann* Miscellan. Cap. 7. Allgem. Lit. Anz. Leipz. 1798. S. 1217 fgg. **) Er war 1486 Kanzler in Königsberg, und starb 1536 in Nürnberg. Saxe's Meinung beruhte darauf, daß Apel's Isagoge per dialogum in IV libros Institut. Lovan. 1551 mit dem Brachylogus zusammengedruckt war.

***) S. v. Savigny Gesch. des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. II. S. 238 — 256. Bd. III. S. 669.

fliegen (Syrphici), deren Arten bisher von den Schriftstellern unter Musca, Rhingia und Oscinis beschrieben worden waren. Ihre Kennzeichen sind: Fühler auf einem Höcker der Stirn sitzend, vorstehend, nickend, dreigliedrig, das dritte Glied linsenförmig mit haariger Rückenborste; Untergesicht eingedrückt, unten verlängert, gestutzt; Flügel flach parallel aufliegend, doppelt so lang als der Hinterleib. Man trift die vollkommenen Insekten auf Blumen, kent aber die ersten Stände noch nicht. Meigen beschreibt sechs europäische Arten, unter denen die bekanntesten: 1. B. *conica*. (Musca conica *Panz.* Fn. 60. 20. Rhingia testacea *Fall.* Syrph. 34. 4.) Hinterleib rostgelb, mit schwarzen Einschnitten, Flügel ungefleckt. Fast vier Linien lang. 2. B. *oleae* (Oscinis oleae *Fabr.* Syst. Antl. 215. 3.) Halsschild grauschwarz, Hinterleib rothgelb, mit drei schwarzen Flecken an jeder Seite. Beinahe drei Linien. In Italien, wo sie die Oliven zerstört. (*Germar.*)

Brachypterus, s. Cateretes.

BRACHYRHINUS nent Latreille die Abtheilung der Rüsselkäfer mit dickem, kurzen Rüssel, deren gebrochene Fühler nahe am Ende des Rüssels stehen. (*Germar.*)

BRACHYPODIUM nannte Palisot-Beauvois die Arten Festuca und Triticum, deren Ährchen kurz gestielt sind. Es ist aber dieser Umstand zu unwichtig, um ihn als Gattungscharakter aufzustellen: daher Trinius und ich diese Gattung nicht annehmen. (*Sprengel.*)

BRACHYSEMA R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der zehnten Linné'schen Klasse. Sie steht dem Gompholobium, Oxylobium und Platylobium nahe, ist aber durch sehr kurzen Wimpel und durch Segel unterschieden, welche mit dem Kiel gleiche Länge haben. Die Hülse ist bauchig und vielsamig. Die einzige bekannte Art: Br. *latifolium* R. Br. komt aus Neuholland. (Bot. regist. t. 118.) (*Sprengel.*)

BRACHYSTEMON *Michaux.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten, und der ersten Ordnung der vierzehnten Linné'schen Klasse. Char. fünfzähniger Kelch. Oberlippe der Corolle ungetheilt, Unterlippe dreilappig: sehr kurze eingeschlossene Staubfäden. Die Gattung gränzt an Thymus und Satureia, und ist durch die Kürze der Staubfäden von letzterer, von erster aber durch die unbehaarte Mündung des Kelches unterschieden. Pursh nimt nicht auf die Kürze der Fäden Rücksicht, sondern rechnet diese Gattung zu Pycnanthemum, welches sich durch hervorstehende Staubfäden und eine vielblätterige gemeinschaftliche Hülle auszeichnet. Darin folgen ihm Nuttall und R. Brown, und zwar mit Recht, weil Michaux selbst durch Brachystemon virginicus sich widerspricht, da dies durch längere Staubfäden sich an Pycnanthemum schließt. (*Sprengel.*)

BRACHYSTOMA nent Meigen (System. Beschreib. europ. Zweifl. 3. B. S. 12.) eine Fliegengattung aus der Familie der Schnepfenfliegen (Empides). Ihre Kennzeichen sind: Fühler vorgestreckt, dreigliedrig, das erste Glied walzenförmig, das zweite becherförmig, das dritte kegelförmig, mit sehr langer Endborste; Rüssel vorstehend, senkrecht, so lang als der Kopf; Flügel parallel aufliegend. Meigen beschreibt zwei im südlichen Europa einheimische Arten: 1. B. *longicorne*. Schwarz, Beine braun, Schenkel und Schwinger gelb. 2½ Linie. 2. B. *vesiculosum* (Baccha vesiculosa *Fabr.*). Schwarz, mit rostgelben Beinen; Flügel glasartig. 2½ Linien. (*Germar.*)

BRACHYURA. Eine Abtheilung der Klasse der Crustaceen, die aus der Ordnung Malacostraca und der Unterordnung Decapoda diejenigen begreift, deren Schwanz kürzer als der Leib und im ruhenden Zustande unter demselben in einer Vertiefung der Brust aufgenommen ist. Man nent sie im Teutschen Krabben, zum Unterschied der langschwänzigen oder eigentlichen Krebse. Wegen des übrigen Baues s. d. Art. Crustacea. Die Gattungen dieser Abtheilungen werden in verschiedene Familien vertheilt, unter welchen wir sie mit ihren künstlichen Charakteren nennen wollen.

I. Pelagii (oder Navigatores *Cuv.*) Krabben mit Schwimmfüßen.

1. Gattung. Matuta. Alle Füße sind Schwimmfüße: nur die hintern sind es. 2. G. Orithyia. Der Schild mehr lang als breit: der Schild mehr breit als lang. 3. G. Podophthalmus. Die Augenstiele sehr lang, in einer Rinne des vordern Schildrandes liegend. 4. G. Portunus, der vordere Schildrand halbkreisförmig, gezähnelt, die Augenstiele kurz.

Keine Schwimmfüße: II. Littorales oder Arcuati *Cuv.* Der Schild mehr breit, als lang, vorn gerundet. Die Hand der Scheren kammartig zusammengedrückt. 1. G. Calappa. An beiden hintern Winkeln des Schildes eine Wölbung. 2. G. Hepatus. Der Rand des Schildes fein gezähnelt. Kein Kamm an den Scheren. 3. G. Cancer. Der Schild hinten enger, abgestutzt.

III. Quadrilatera *Cuv.* Der Schild beinahe viereckig oder herzförmig, die etwas verlängerte Stirn abschüssig oder niedergebogen. Die Stirn fast den ganzen vordern Schildrand einnehmend, die Augen an den äußern Winkeln. — 1. G. Plagusia. Auf der obern Seite der Stirn zwei parallele Furchen für die mittlern Antennen. 2. G. Grapsus. Keine solchen Furchen, die mittlern Antennen unter dem vordern Stirnrand. 3. G. Ocypoda (mit mehren Nebengattungen). Die Stirn nur die Mitte des vordern Schildrandes einnehmend, die Augen sich genähert.

IV. Orbicularia *Cuv.* Der Schild zirkelförmig oder elliptisch. 1. G. Corystes. Die äußern Antennen lang hervorstehend, gefiedert. 2. G. Mycteris. Die Augen nicht in Höhlen. 3. G. Leucosia. Der Schild wie kugelig, die mittlern Antennen in kleinen Höhlen. 4. G. Pinnotheres. Der Schild rund, klein, weich, fast häutig.

V. Triangularia *Cuv.* Ein eiförmiger oder rhomboidalischer Schild, der sich nach vorn allmälig verschmälernd, mehr oder weniger in eine Spitze ausläuft. 1. G. Maja (Inachus). Der Schild hinten zugerundet und breit, die Füße verhältnißmäßig stark. 2. G. Macropus. Die Füße sehr lang und sehr dünn. 3. G. Parthenope. Der Schild sehr rauh und körnig, die Scheren sehr verlängert. 4. G. Lithodes. Die hintersten Füße viel kleiner und unter dem Schilde fast versteckt.

VI. Notopoda *Cuv.* Einige Hinterfüße nach oben gerichtet, entweder in ein scharfes Häkchen auslaufend 1. Dromia; dies Häkchen ist doppelt, 2. Dorippe; dies

Häkchen ist einfach; oder in der Form von Schwimmfüßen: 3. Ranina. (*Lichtenstein.*)

BRACK, Braak, Brak, bezeichnet das Untaugliche in seiner Art, gleichstehend mit dem niedersächsischen Wrack (der Schiffe); daher Braaken, Bracken, das Absondern des Untauglichen und die davon abgeleiteten Wörter: Brackschaf, Brackvieh u. a. m., die hier keiner Erörterung bedürfen, da davon das Nähere bei der Schafzucht vorkommen muß. — Vom Bracken (Brechen) des Flachses wird bei der Flachsbereitung die Rede seyn. (*H.*)

Bracke und Brackenjagd, s. Jagdhund.

BRACKE, Lippe-Detmoldisches Amt an der Bega und Ilse, mitten in der Grafschaft Lippe. Es hat sehr schöne Waldungen, worunter die Lemgoer Mark, und gute Viehweiden, aber meistens einen steinigen, zum Getreidebau wenig geschickten Boden, der dafür vorzüglichen Flachs liefert; auch besitzt es gute Töpfererde, daher gutes irdenes Geschirr verfertiget wird. Garnspinnerei, Ackerbau und Viehzucht sind die übrigen Beschäftigungen der 8400 Einw. (1807. 8231), die in 1 Stadt (Lemgo), 12 Bauerschaften, 1 Schlosse, 9 adeligen und 3 eremten Gütern wohnen. Der Amtssitz ist auf dem Schlosse des Pfarrdorfs Bracke an der Bega (Br. 53° 20′ 5″ L. 26° 6′ 36″), das 99 Häus. und 812 Einw. zählt. (*Hassel.*)

BRACKEN, County im nordamer. State Kentucky, im warmen Ohiothale, wird vom Johnstone und Bracken bewässert und hatte 1820. 5280 Einw., worunter 676 Sklaven und 44 freie Farbige. Der Hauptort ist Augusta. (*Hassel.*)

BRACKENBERG, Amt (von 12,963 Kalenb. Morgen) in der hannöv. Provinz Göttingen, an der Werra, enthielt 1812 in 4 Dörfern und 1 Weiler 151 Häus. und 1112 Einw. Der Amtssitz ist auf der Domäne Brackenberg. (*Hassel.*)

BRACKENHEIM (Brakenhaim), Stadt im Neckarkreise des Königreichs Würtemberg in dem weinreichen Zabergau, 4 M. von Stuttgart mit einem alten Schlosse und 3359 evang. Einw., Sitz eines Oberamts, Dekanatamts und Cameralamts. Die Stadt gehörte ehemals den Herren von Magenheim, von welchen sie zur Hälfte durch Heirath an die Grafen von Hohenberg kam. Diese verkauften ihren Theil im J. 1321 an Würtemberg und im J. 1367 überließen die Herren von Magenheim die andere Hälfte an dasselbe. Die Stadt besitzt ein reiches 1487 gestiftetes Hospital. (*Memminger.*)

BRACKENRIDGE, Grafs. im nordamer. State Kentucky, die sich im Ohiothale ausbreitet und vom Sinking und Blackford, die in ihrem Umfange dem Ohio zufallen, bewässert wird. Sie hatte 1820. 7185 Einw., worunter 1265 Sklaven und 1 freier Farbiger, und zum Hauptorte Hardensburg. (*Hassel.*)

BRACKLEY, ein Borough in der brit. Shire Northamton des Königr. England; ein alter Ort, der 2 Deputirte zum Parl. sendet, und 2 Kirchen, 1 Freischule, 1 Hospital, 306 Häus. und 1580 Einw. zählt, die 1 Wochen- und 4 Jahrmärkte halten und besonders mit Wolle handeln. (*Hassel.*)

Brackvieh, s. Brack.

BRACKWEDE, Pfarrdorf im Kreise Bielefeld des preuß. Reg. Bez. Minden, unweit der Lutter, mit 159 Häus. und 1122 Einw., die eine starke Garnspinnerei und Leinweberei unterhalten. An der Lutter steht 1 Kupferhammer, der mit 4 Arb. belegt ist und jährlich für etwa 28,000 Guld. Waren liefert. Die Brackweder Butter gilt für die beste in ganz Westphalen, auch ist die Bienenzucht ansehnlich. (*Hassel.*)

Braclaw, s. Brazlaw.

Bracomagus, s. Brumath.

BRACON, eine Hymenopterengattung, den Ichneumonen in Gestalt und Lebensweise zunächst verwandt und außer einigen Eigenheiten in der Form einzeler Theile durch die im Mittelfelde der Vorderflügel fehlende Außenzelle verschieden. Die Weibchen gehören zu denen, welche einen langen Legestachel haben, sie bedienen sich dessen, um ihre Eier in die Körper von Insektenlarven zu legen. Die außereuropäischen Arten, deren es sehr viele gibt, sind mehrentheils groß und mit Farben schön geschmückt, die einheimischen sind fast ohne Ausnahme klein. Ausgezeichnet unter ihnen durch lebhafte Färbung und von mäßiger Größe ist der längst bekannte Br. denigrator *Fabr.* (Ichneumon denigr. *Linn.*) Er ist schwarz mit rothem Hinterleib, schwarzen Flügeln mit weißem durchsichtigen Mondflecke. (*Klug.*)

BRACTEE heißt in der Botanik ein entweder anders gefärbtes oder anders als die Stammblätter gebildetes Blatt, welches in der Nähe der Blüthe ist. Das gemeinste und deutlichste Beispiel ist bei den Linden. Die Natur hat in den Bracteen offenbar den Übergang zur Bildung der farbigen Blüthen angedeutet. Denn bei Melampyrum unter andern finden wir die Bracteen um so schöner gefärbt, je weniger ausgebildet die Blüthen sind. Ja bei den Amentaceen und Aponogeton vertritt die Bractee die Stelle aller Blüthenhüllen. (*Sprengel.*)

Bracteaten, s. Blech- und Hohlmünzen.

BRACTON (Henry), gebürtig aus Devonshire, bildete sich auf der Universität zu Oxford, wurde Doctor d. Rechte daselbst, und unter König Heinrich III. Assisenrichter (1244). Er lebte noch um 1240 zu London, und war einer der ersten, welcher durch seine Schriften das Common-Law ausbildete, so wie er auch noch gegenwärtig als Gewährsmann in den englischen Gerichtshöfen allegirt wird. Sein Werk: de legibus et consuetudinibus regni Angliae, ist zu London 1569 Fol. und 1640. 4. gedruckt*). (*Spangenberg.*)

BRADANUS, Gränzfluß Apuliens und Lucaniens, gegenw. Bradano in der heutigen Puglia, bei der Stadt Monte Peloso, der aus den Gebirgen zwischen Genusium und Metapontum in den Tarentinischen Meerbusen floß †). (*Sickler.*)

BRADFIELD, 1) Fabrikort im Westriding der britischen Shire York des Königr. England. Er liegt mitten in Morästen und hat 4354 Einw., die sich meistens

*) In dem Prozesse gegen König Karl I. wurde es von dem Parlemente gemisbraucht, um sich das Recht, ihn zu verurtheilen, anzumaßen, da doch seine Meinung dahin zu gehen scheint, daß das Urtheil über Regenten nur Gott zukomme. (Nach Suard in der Biogr. univ. T. V.) (*H.*)

†) *Appian.* B. C. L. 5. *Alberti* Desc. 227.

von Fabriken und Handel nähren; 2) Marktfl. in der brit. Shire Esser in England mit 613 Einw., die 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt halten. (*Hassel.*)

BBADFORD, 1) Marktfl. am Avon in der brit. Shire Wilts des Kön. England; er ist enge und winkelig zusammengebaut, hat aber einige gute Gebäude, 1 Kirche, 1 Freischule für 65 Knaben, 1 Armenhaus, 1288 Häus. und 9435 Einw., die 2 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Bradford ist der Stapelplatz der englischen Feintuchmanufaktur: jährlich werden 10 bis 12,000 Stück, jedes 20 bis 30 Yards haltend, gewebt. Die bedeutendste der hiesigen Manufakturen ist die von Jones. — 2) ein Marktflecken im Westriding der brit. Shire York des Kön. England, er liegt an einem Zuflusse des Aire, und steht durch einen ½ Meilen langen Kanal mit dem Leeds- und Liverpoolkanale in unmittelbarer Verbindung, hat 2 Kirchen, 5 Bethäuser der Dissenters, 1368 Häus. und 7767 Einw., die 2 Wochen- und verschiedene Jahrmärkte halten. Es ist ein Stapelplatz von Bombazet und Plains, die hier und in der Umgegend verfertigt werden, und wofür eine große Halle errichtet ist. Auch fabrizirt man Kratzen, lederne Tabaksdosen, verschiedene Eisenwaren und Scheidewasser. Um die Stadt her stehen viel Eisenhochöfen, Hammer und Schmieden; auch sind verschiedene Steinkohlenminen, Pflasterstein- und Schieferbrüche eröffnet, mit deren Erzeugnissen ein lebhafter Handel getrieben wird. Der Kanal, der den Ort mit dem Leeds- und Liverpoolkanale und durch diesen mit allen Theilen des Reichs in Verbindung gesetzt, hat 81 Fuß Weite und 5 Schleusen; er ist 1774 vollendet. Unter den vielen umherliegenden Landhäusern ist Little Horton der Wohnort des Mathematikers Abraham Sharp, und Bierley Hall der Wohnort des Botanikers Richard Richardson, merkwürdig. — 3) eine Grafschaft im nordamer. State Pensylvania, von Newyork, Susquehannah, Luzerne, Lycoming und Tioga umgeben, 1820 mit 11,554 Einw. und vom Ostarme der Susquehannah, die sich hier mit der Tioga vereinigt, dem Wysaukin, Wyalusing und anderen Flüssen bewässert, aber noch immer eine große Wildniß, worin erst wenige Punkte der Kultur gewonnen sind; der Hauptort heißt Meansville. — 4) Ortschaft am Merrimak in der Grafschaft Esser des nordamer. Stats Massachusetts, hat 1 stark besuchte Akademie, 1 Postamt und 1369 Einw., die Schiffe bauen und viele lederne Schuhe verfertigen. — 5) Ortschaft in der Grafsch. Hillsborough des nordamer. Stats Neuhampshire mit 1034 Einw. — 6) eine Ortschaft in der Grafsch. Orange des nordamer. Stats Vermont am Connecticut mit 1 Postamte und 1392 Einw., die vielen Ahornzucker bereiten. (*Hassel.*)

BRADLEY, 1) Hüttenort in der brit. Grafschaft Stafford des Kön. England; er liegt unterhalb Bilston am Birmingham- und Staffordkanale und ist bekant durch Wilkinsons große Eisenwerke, welche wöchentlich gegen 200 Tonnen Fabrikeisen liefern. Unweit dem Orte brannte ein unterminirter Steinkohlenflötz, zu welchem die Luft freien Zutritt hat, schon seit 30 Jahren und war 1806 aller angewendeten Mühe ungeachtet, noch nicht gelöscht: gegen 5 Acres mochten damals schon verkalkt seyn (Nemnichs Reise S. 333. 334). — 2) Bradleyferry, Dorf und Postamt im Distr. Marion des nordamer. Stats Südkarolina. (*Hassel.*)

BRADLEY (James), einer der größten Astronomen der neuern Zeit, geb. zu Sherborne in Glocestershire im J. 1692. Nachdem er sich auf einer lateinischen Schule zu Northleach für die Universität vorbereitet hatte, ging er im J. 1710 nach Oxford und wurde dort in das Baliol-Collegium aufgenommen. Hier erhielt er in den Jahren 1714 und 1716 die gewöhnlichen akademischen Grade und wurde, da er sich auf Betrieb seiner Freunde den theologischen Studien widmete, im J. 1719 zum Diakonus und Priester ordinirt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Bischof von Hereford zu seinem Kaplan und gleich darauf zum Vicar von Bridstow in Herefordshire. Bald nachher verschaffte ihm Molyneux, dessen Freundschaft er sich erworben hatte, das Rektorat*) von Landewy Welfry in Pembrokeshire, eine Sinecure. Er sahe sich demnach im geistlichen Stande, der in England bekanntlich zu den höchsten Ehrenämtern führen kann, eine glänzende Laufbahn eröffnet; allein seine Vorliebe für die mathematischen und astronomischen Studien gab ihm eine andere Richtung. Vorzüglich unterstützte und ermunterte ihn hiezu sein Onkel, James Pound, der selbst durch gute astronomische und andere Naturbeobachtungen bekant war und sich damals zu Wanstead in der Grafschaft Esser aufhielt, wo unser Bradley Curate war. Hier begann B. die Beobachtungen, welche ihn nachmals so berühmt machten, und gewann sich die Freundschaft des Lordkanzlers Macclesfield, Newton's, Halley's und anderer Mitglieder der kön. Societät, in welche Gesellschaft er kurz darauf aufgenommen wurde. — Als im J. 1721 der savilianische Professor der Astronomie zu Oxford Dr. John Keil starb, wurde er zu dessen Nachfolger und zum Kollegen Halley's, welcher Prof. der Geometrie derselben Stiftung war, ernant, und beschloß nun, sich ganz der Astronomie zu widmen und seinen geistlichen Pfründen zu entsagen. Bald belohnte sich ihm dieser Entschluß durch zwei der wichtigsten Entdeckungen, welche die neuere Astronomie aufzuweisen hat, nämlich die Entdeckung der Abirrung des Lichts und der Nutation der Erdaxe (s. die Art. **Fixsterne, Licht** und **Nutation.**) Erstere machte er im J. 1727 bekant. Er hatte nämlich, wie dies besonders zu seiner Zeit mehre Astronomen thaten, eine Parallaxe der Fixsterne zu finden gesucht. Es war natürlich, daß man bei der ungeheuern Ortsveränderung, vermöge welcher die Erde alle 6 Monate an zwei, um ungefähr 42 Millionen Meilen von einander entfernte Punkte komt, sich zu einer solchen Hofnung berechtigt glaubte, nachdem durch Erfindung der Fernröhre weit genauere Beobachtungen als vorher möglich geworden waren. Auch hatte man wirklich kleine Verschiedenheiten in der Lage der Fixsterne wahrgenommen, die aber meistens gar nicht so waren, als man sie erwartete, und mit den Fehlern der Beobachtung vermengt wurden, bis Bradley entdeckte, daß

*) Es ist vielleicht nicht unnöthig, den Leser zu erinnern, daß in England die Stelle eines Rectors, wie die eines Vicars, eigentlich eine Pfarrstelle ist, deren Functionen jedoch häufig nicht von den eigentlichen Inhabern, sondern von Curates derselben besorgt werden.

jeder Fixstern jährlich eine kleine Ellipse durchlief und auf den glücklichen Gedanken kam, die Bewegung des Lichts mit der Bewegung der Erde nach den Gesetzen der Zusammensetzung der Bewegungen zu combiniren. — Den im J. 1737 erschienenen Kometen beobachtete Bradley sorgfältig und ließ seine Beobachtungen in die Philosoph. Transact. einrücken. Um diese Zeit entschloß sich Halley, der außer seinem schon erwähnten Amte in Oxford auch das Amt eines königlichen Astronomen auf der Sternwarte zu Greenwich bekleidete, letzteres zu Gunsten Bradley's niederzulegen, starb aber, noch ehe er seinen Entschluß ausgeführt hatte. Jedoch erhielt Bradley auf Lord Macclesfield's Verwendung die ihm zugedachte Stelle im Anfang des J. 1741 und wurde zugleich von der Universität Oxford mit dem theologischen Doktordiplome beehrt. Jetzt war Bradley ganz in der Sphäre, die seinen Neigungen und Talenten am meisten entsprach und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, seine Lieblingswissenschaft weiter auszubilden. Seiner mit musterhafter Genauigkeit angestellten Beobachtungen sind fast unzählige. Im J. 1747 zeigte er der königlichen Societät zuerst seine wichtige Entdeckung einer Nutation der Erdaxe, verursacht durch die veränderliche Einwirkung der Attraction des Mondes und der Sonne an, und ließ darauf eine Abhandlung hierüber in die philosoph. Transactions einrücken, wofür er die jährliche Preismedaille der Societät erhielt. Obgleich er schon bisher treffliche von Geo. Graham verfertigte Instrumente zu seinen Beobachtungen gebraucht hatte, so genügten doch diese noch nicht ganz seinen hohen Ansprüchen auf Genauigkeit. Er empfahl daher diese Angelegenheit der Aufmerksamkeit der königlichen Societät und erhielt durch Mitwirkung derselben im J. 1748 vom Könige Georg II. die Summe von 1000 Pf. Sterl. zur Verbesserung des Greenwicher astronomischen Apparats, woran er nun mit Grahams und John Birds Hilfe unablässig arbeitete, bis sein Observatorium mit Instrumenten versehen war, die den sich immer höher steigernden Anforderungen seiner Zeit entsprachen. 13 Foliobände voll Beobachtungen, die er im Manuscripte hinterließ, sind größtentheils die Frucht seiner mit diesen Instrumenten vorgenommenen astronomischen Arbeiten. — Im J. 1748 wurde Bradley zum auswärtigen Mitgliede der kön. Akademie der Wissenschaften zu Paris erwählt. 3 Jahre nachher wurde ihm als Theologen bei eintretender Vacanz die nach englischer Sitte mit seinem jetzigen Amte nicht unvereinbare einträgliche Pfarrstelle zu Greenwich angetragen. Er war aber zu gewissenhaft, um neue Pflichten, denen er bei seinen andern heterogenen Arbeiten nicht völlig genügen zu können glaubte, zu übernehmen, und lehnte deshalb den Antrag ab. Als indessen der König von seiner edlen Uneigennützigkeit hörte, ertheilte er ihm eine jährliche Pension von 250 Pf. St., die seitdem immer dem jedesmaligen königlichen Astronomen verblieben ist. In noch glänzenderem Lichte erscheint Bradleys Uneigennützigkeit, wenn folgende ziemlich verbreitete Anekdote wahr ist. Die Königin von England soll nämlich bei einem Besuche der Sternwarte sich nach dem Einkommen B's erkundigt und als sie dasselbe zu gering fand, geäußert haben, sie werde für Verbesserung seiner Stelle sorgen. Zu ihrem Erstaunen bat sie aber Bradley, dies nicht zu thun, „damit nicht," wie er hinzusetzte, „die Stelle ihrer pecuniären Vortheile wegen einst einem Nichtastronomen zu Theil werde." Eine Besorgniß, die nicht ungegründet erscheint, wenn man sich an die Menge von Sinecuren in England erinnert. — Im J. 1747 wurde Bradley zum Mitgliede der königl. Akademie zu Berlin, im J. 1754 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Petersburg und 1757 zum Mitgliede der Akademie zu Bologna erwählt. Bis etwa 2 Jahre vor seinem Tode setzte B. mit unermüdlichem Eifer seine Arbeiten fort, dann aber fingen seine Geisteskräfte, wahrscheinlich wegen zu großer Anstrengung, an abzunehmen und er wurde von der Furcht gequält, seinen Verstand zu verlieren, oder doch kindisch zu werden. Wiewol ihm dies Unglück nicht widerfuhr, so wurde doch sein Körper immer schwächer und er wurde gegen Ende des Juny 1762 von einer Nierenentzündung befallen, die seinem thätigen und ruhmvollen Leben am 13. Juli zu Chalford in der Grafschaft Gloucester ein Ende machte. Er wurde zu Mitchin Hampton in derselben Provinz beerdigt. Aus seiner im J. 1744 geschlossenen Ehe überlebte ihn nur eine Tochter. — Bradley war von Charakter ein sehr ruhiger, bescheidener Mann, der, so sehr er auch das Talent besaß, seine Gedanken deutlich und angenehm auszudrücken, doch nur dann sprach, wenn er es für unumgänglich nöthig hielt. Auch hatte er eben so wenig Neigung zu schreiben als zu sprechen, daher er nur Weniges hat drucken lassen. Er besaß so geringes Selbstvertrauen, daß er, aus Furcht seinem einmal erworbenen Ansehen zu schaden, manche von seinen Werken unterdrückte, die wol des Druckes werth gewesen wären. Seine schon erwähnten 13 Bände Beobachtungen wurden nach seinem Tode von den Erben weggenommen, und erst als die Regirung letztern mit einem Prozesse drohete, an Lord North überliefert, der sie der Universität Oxford, deren Kanzler er war, unter der Bedingung sie drucken zu lassen im J. 1776 übergab. Nachdem man wieder 15 Jahre lang vergeblich auf Erfüllung dieser Bedingung gehofft hatte, machte endlich das Londoner Längen-Büreau nachdrückliche Vorstellungen bei dem Vicekanzler der Universität und erhielt darauf nach ziemlich geraumer Zeit im Mai 1792 die Nachricht, daß zum Drucke geschritten werden solle. Doch kam erst, der häufigen Kränklichkeit des Herausgebers, D. Hornsby, halber, 1798 der erste Band in sehr splendider Form heraus unter dem Titel: **Astronomical observations made at the royal observatory at Greenwich from the year 1750 to the year 1762. Oxon. fol.** Diesem ist im J. 1805 der zweite Band gefolgt. — Auf Bradley's Beobachtungen gründen sich fast alle neuern astronomischen Tafeln. — Die in den **Philosoph. Transact.** enthaltenen Aufsätze B's sind folgende: **1) Observations on the comet of 1723. Vol. 33. p. 41. 2) The longitude of Lisbon and of the fort of New-York from Wanstead and London determined by the eclipse of the first satellite of Jupiter. Vol. 34. p. 85. 3) An account of a new discovered motion of the fixed stars Vol. 35. p. 637. 4) On the going of clocks with isochronal pendulums. Vol. 38. p. 302. 5) Observations on the comet of 1736. Vol. 40. p. 111. 6) On the apparent motion**

of the fixed stars. Vol. 45. p. 1. 7) On the occultation of Venus by the moon the 15. of April 1751. Vol. 46. p. 201. 8) On the Comet of 1757. Vol. 50. p. 408. 9) Directions for using the common micrometer. Vol. 62. p. 46. (*Gartz.*)

Bradley (Richard), Professor in Cambridge (gest. 1732) ist ein angesehener botanischer Schriftsteller. Sein new improvement of planting and gardening. Lond. 1717 hat sich einen gewissen klassischen Ruf erworben, weil hier die ersten Beweise für die Befruchtung durch Pollen, also für die männliche Function der Antheren vorkommen. Auch suchte er manche andere Gegenstände der Physiologie der Pflanzen aufzuhellen, wie den Rückgang der Säfte. Wichtig ist auch seine Historia plantarum succulentarum dec. 1—5. Lond. 1716—1727. 4., welche sehr schöne Kupfer zahlreicher Fettpflanzen enthält*). (*Sprengel.*)

BRADLEIA, eine nach Rich. Bradley genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikokken, und der 21. Linné'schen Klasse. Char. Sechsblättrige oder sechstheilige kelchartige Corolle bei beiden Geschlechtern. Drei verwachsene Staubfäden. Sechs Stigmen. Sechsfächerige Kapsel. 1. Br. *zeylanica* Gärtn., mit herzförmigen ablangen glatten Blättern und wenigblüthigen Blüthenstielen in den Blattachseln. Auf Zeylan. 2. Br. *sinica* Gärtn., mit lanzetförmigen Blättern, und einzeln stehenden Blüthenstielen in den Blattachseln. In China. 3. Br. *philippica* Cav., mit lanzetförmigen Blättern und gedrängten Blüthenstielen in den Blattachseln, auch behaarten Zweigen. Auf den Philippinen. 4. Br. *Glochidion* Gärtn. (Glochidion ramiflorum *Forst.*) mit ablangen zugespitzten Blättern, glatten Zweigen und Blüthenrispen in den Blattachseln. Auf den Inseln der Südsee. (*Sprengel.*)

BRADORE HARBOUR, ein Fischerhafen an der Südküste von Labrador, bei welchem man in die Straße Belle Isle einfährt und vor welchem die Isles of Ledge und im S. die Eilande Quarqualeau und Isle au Bois liegen. (*Hassel.*)

BRADSBERG, ein norwegisches Amt in den Bisthümern Christiania und Christiansand, aus den Vogteien Ober- und Nieder-Tellemarken nebst Bamle und der Grafschaft Laurvig bestehend. (*v. Schubert.*)

BRADSHAW (John), geb. 1586, aus einer alten Familie in Derbyshire abstammend, war Präsident des hohen Gerichtshofes, welcher Karl I. den Proceß machte, und verurtheilte diesen König zur Enthauptung auf dem Schaffot. Br. wurde nachher Parlementspräsident, und man bewilligte ihm als solchem eine Garde zu seiner Sicherheit, Wohnung in Westminster, eine Summe von 5000 Pfunden und beträchtliche Domänen. Dies alles aber genoß er nur kurze Zeit; über sein nachheriges Schicksal sind jedoch die Meinungen getheilt. Nach Einigen zog er sich vom Parlement zurück, starb in der Dunkelheit den 31. Okt. 1659; und Karl II. ließ seinen, so wie Cromwell's und Iretons, Leichnam ausgraben und zu Tyburn hängen; Andere sagen, daß er sich und sein Vermögen in die Kolonien gerettet habe, und auf Jamaika will man seine, im Tone des eifrigsten Demagogen abgefaßte, Grabschrift gesehen haben. S. Gentleman's Magazine LIV. 834. (*H.*)

*) Auch hat er noch mehre andere Werke über Gegenstände der Naturgeschichte, der Arzneimittellehre, die Pest von Marseille, die Ökonomie der Alten, die Schafzucht ꝛc. geschrieben. (*H.*)

BRADYBATUS, eine von mir (Insect. spec. nov. p. 306.) aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites) mit gebrocheren Fühlern gebildet. Ihre Kennzeichen sind: ein walzenförmiger Körper, mäßig lange Fühler mit eiförmiger Kolbe und sechsgliedriger Schnur, langer dünner Rüssel mit gerader Fühlerrinne, breite, am Ende abgestutzte Schienen, von denen die vordern mit einem kleinen Seitenzahn bewaffnet sind und kuglige Augen. Es sind bis jetzt nur 2—3 in Teutschland einheimische sehr kleine Arten bekant. (*Germar.*)

BRADYPUS, (Zoologie, Säugthiere.) Ignavus *Gesner*. Tardigradus *Brisson*. Faulthier. Eine Säugthiergattung aus der Ordnung Edentata, die mit einigen andern, namentlich Choloepus und Megatherium, eine eigene Abtheilung derselben bildet, für die man in Ermangelung eines Bessern, den einmal angenommenen Namen Tardigrada behalten kann. Choloepus ist kürzlich von Illiger (Prodromus system. Mammal. et Avium Berol. 1811. p. 108.) von Bradypus durch den bisher nur als Art von diesem angenommenen Unau (Bradypus didactylus) getrent worden, während der neueste gründliche Systematiker Desmarest (Mammalogie. Paris 1820. T. II. p. 364.) ganz gegen die jetzige Art vorzüglich der neuern französischen Naturforscher der alten Methode getreu bleibt, was aus Gründen, die ich in der Beschreibung der Ordnung Tardigrada angeben werde, keineswegs zu billigen ist.

Deshalb betrachte ich hier nur die dreizehigen oder eigentlichen Faulthiere.

Die Hauptmerkmale des allgemeinen Gebildes sind: 1) ansehnliche Länge des Halses; 2) rundliche, menschenähnliche Gestalt des kleinen mit sehr kurzen Ohren, weit abstehenden Augen und am Ende der Schnauze befindlichen Nasenlöchern versehenen Kopfes; 3) Mangel des Schwanzes; 4) bedeutend größere Länge der vordern Gliedmaßen als der hintern. Vorn und hinten hat er drei Zehen, die bis an die sehr stark gebogene Wurzel durch die Haut verbunden sind. Wie bei allen Tardigraden fehlen die Schneidezähne; auf jeder Seite aber hat er einen spitzen, pyramidenförmigen Eckzahn, oben vier, unten drei rundliche einfache Backzähne. Am Brustkasten befinden sich zwei Brüste, After- und Zeugungsöffnung sind fast zu einer Kloake verschmolzen. Das Haar ist lang, sehr trocken, dicht, graubraun, mit weiß untermengt. Auf dem Rücken finden sich oft Flecken von verschiedenen Farben, von denen es noch ungewiß ist, ob sie Art, Alter, oder individuelle Verschiedenheiten bezeichnen. Illiger und Desmarest halten den Aï à dos brulé von Sonnini für bloße Spielart von Bradypus tridactylus, doch wäre es wol möglich, daß er wie manche andere angebliche Varietäten eine eigene Art bilden müsse. Er hat zwar die, den Ai vom Unau im Allgemeinen unterscheidenden Merkmale, so z. B. außer den äußern Kennzeichen, den Mangel einer Öffnung im innern Oberarmsnerven, welche dagegen dem Unau, und stark entwickelt, zukomt; außerdem aber

wenigstens im Skelet manches Eigenthümliche, was sich kaum für blos individuell halten läßt. Außer der Bildung des Schulterblattes weicht besonders die Zahl der Halswirbel ab, sofern sich bei dem gewöhnlichen Aï neun, bei dem im Pariser Museum vorhandenen Skelet des Aï à dos brulé nur acht finden, die so genau in einander greifen, daß keiner zu fehlen scheint. Hienach dürfte diese Art, wenn jene Bildungen beständig wären, um so mehr für selbständig und eine Choloepus zuführende Übergangsbildung, wo sich nur sieben Halswirbel finden, anzusehen seyn, als der Schädel von Choloepus und dem Aï mit verbranntem Rücken manche gemeinsame, beide vom gemeinen Aï unterscheidende Merkmale zeigt. Fernere Beleuchtungen müssen hierüber bestimmtere Auskunft geben.

Diese Thiere leben im südlichen Amerika auf Bäumen, deren Blätter ihre Nahrung ausmachen. Sie sind äußerst langsam, wenn gleich die Berichte neuerer Reisenden die frühern Angaben über diesen Punkt etwas bezweifeln lassen. Das Weibchen wirft nur ein, ziemlich großes schon behaartes, Junges. Ihre Lebenstenacität ist, wie Versuche mit vom Körper getrennten Theilen beweisen, sehr groß, ein desto interessanterer Umstand, als sie sich dadurch den im Bau mit ihnen verwandten Amphibien nähern. (*F. Meckel.*)

BRÄKER (Ulrich), mehr noch unter dem Namen „des armen Mannes im Toggenburg" bekant, war zu Wattwyl im schweizerischen Canton St. Gallen den 22. Dec. 1735 geb. Seine Kindheit und erste Jugend brachte er in Dürftigkeit zu. Ein vorgeblicher Freund seines Vaters, der ihm sein Glück im Auslande zu machen verhieß, brachte ihn nach Schafhausen zu einem preußischen Werboffizier. Er kam nach Berlin, wohnte der Eröffnung des siebenjährigen Krieges und der Schlacht bei Lowositz bei, entfloh, kehrte in sein Vaterland zurück, verband sich mit einem haushälterischen Weibe, legte sich auf die Baumwollenweberei und hob sich durch Fleis, Thätigkeit, kluges Benehmen und strenge Rechtlichkeit aus äußerst dürftigen Verhältnissen zu einem glücklichen Wohlstande. Ohne mehr als die ersten Anfangsgründe eines Jugendunterrichtes genossen zu haben, arbeitete er sich auf einen Standpunkt heller Ansichten empor, die ihm die Achtung seiner Landsleute und des gebildeten Publikums erwarb. Seine Tage waren der Arbeit, ein großer Theil der Nächte dem Lesen guter Bücher, wovon er sich viele verschaffte, gewidmet. Seine Lebensgeschichte, welche zuerst im schweizerischen Museum, dann herausgegeben von H. Füßli, Zürich 1789 erschienen ist, wenn schon Einiges darin beweist, daß es dem jugendlichen Reisenden und Beobachter an den nöthigsten Vorkentnissen gebrach, und manches lange nachher aus dem Gedächtniße geschrieben wurde, dennoch durch eine lebendige Darstellung der Verhältnisse unter den untersten Volksklassen, ihres Treibens, häufiger Züge gesunden Menschenverstandes, tugendhafter und selbst der feinsten Gefühle sehr anziehend, und gerade durch die entgegengesetzten Extreme lehrreich. Sein Tagebuch, Zürich 1792, beleuchtet sein Leben und zeugt von der Entwickelung seines Verstandes. Er starb 1797. (*Meyer v. Knonau.*)

Brämse oder Brämszange, s. Hufschmied.

Bränder, s. Zünder.

BRÄTZ (Bracs, Broyce), Stadt in dem Meseritzer Kreise der Prov. Posen, mit 200 Häus. und 1200 Einw., worunter über 500 Juden. Wollenmanuf. machen das Hauptgewerbe des Ortes. (*H.*)

BRÄUNE (Angina, von angere, ersticken, weil der Kranke der Erstickung nahe ist, und wie erdrosselt (braunroth) aussieht, daher vielleicht auch der teutsche Name Bräune — griechisch *Κυναγχη* von *κυων* Hund und *αγχειν* ersticken, weil die Kranken den Mund offen haben und die Zunge wie die Hunde bewegen). —

Unter dem Namen Bräune sollte nur ein entzündliches Leiden der innerhalb des Halses sich befindenden Organe, sowol derjenigen, welche dem Schlucken, als derjenigen, welche dem Athemholen dienen, verstanden werden; daher die Benennungen angina pectoris Brustbräune (eine Herzkrankheit), angina parotidea Bräune der Ohrendrüsen, Mumps, so wie angina bronchialis (Bronchitis) Bräune der Luftröhrenäste, nicht passend sind, theils weil die befallenen Theile nicht innerhalb des Halses liegen, wie bei der Bronchitis und der angina pectoris, wo außerdem auch kein entzündliches Leiden zu Grunde liegt, theils weil sie, wie die Ohrendrüsen, weder dem Schlucken noch dem Athemholen vorstehen. —

Alle Unterscheidung zwischen Angina und Cynanche, wie die Abtheilungen in Cynanche und Paracynanche, sind zwecklos; nur der Unterschied, ob die Organe des Schluckens oder die des Athemholens ergriffen sind, begründet zwei Hauptgattungen von Bräune: 1) Die Bräune der Organe des Schluckens (angina gutturalis), und 2) die Bräune der Organe des Athemholens (angina ductus aërei). Die erste ist im Allgemeinen, weil das Athemholen in der Regel nicht sehr erschwert ist, weniger gefährlich, als die letzte; auch ist, wenigstens bei einigen Arten derselben, die Diagnose, da die leidenden Theile nicht so völlig dem Auge entzogen sind, leichter und sicherer; dagegen ist bei der letzten Gattung, wofern sie nicht mit erster zugleich Statt findet, das Schlucken ungehindert. Eine dritte Gattung wäre die Bräune des Kehldeckels (angina epiglottidea), eines Organs, das dem Schlucken wie dem Athemholen dient; sie ist, in so fern das Schlucken und das Athemholen in gleich hohem Grade erschwert ist, wodurch sich diese seltene Bräune zu erkennen gibt, und zur Untersuchung in die Tiefe des Halses auffodert, eine gefahrvolle Krankheit (S. Croup). Alles was Entzündung verursacht, kann auch Bräune veranlassen; sie herrscht wie die meisten topischen Entzündungen epidemisch, und ist an sich nicht ansteckend. — Die Prognose der Bräune hängt hauptsächlich von der Wichtigkeit des befallenen Organs und von dem Grade der Entzündung ab. — Jede der beiden ersten Hauptgattungen umfaßt mehre Arten von Bräunen, die nach dem primitiv und am hervorstechendsten ergriffenen Theil bestimt und benent werden. —

a) Die Mandelbräune (angina tonsillaris, antiaditis) Entzündung der Mandeln des hängenden Gau-

mens, und des Zäpfchens (uvulae), mit Fieber entzündlicher Art, was jedoch, da hauptsächlich nur drüsige Theile entzündet sind, selten so heftig als bei andern anginosen Leiden sich darstellt. Die Diagnose ergibt die Untersuchung des innern weitgeöffneten Mundes, wobei die Wurzel der Zunge niedergedrückt wird. Anfangs und in minderem Grade der Krankheit ist gewöhnlich nur die Mandel einer Seite roth, geschwollen und mit kleinen weißen erhabenen Flecken, wahrscheinlich die entzündeten Mündungen der Ausführungsgänge besetzt. Im fernern Verlauf verläßt die Entzündung diese Mandel und wirft sich auf die der andern Seite. Ein andermal sind vom Anfang an die Mandeln beider Seiten zugleich entzündet, und schwellen dermaßen an, daß, indem sie nach vorn an einander stoßen, das Schlucken und das Athemholen äußerst erschwert wird, so daß bei sehr Reizbaren schon der Versuch zum Schlucken Convulsionen zu veranlassen vermag. Das Sprechen ist sehr erschwert, das Fieber bedeutend, und das Gesicht rothbraun. Meistens fühlt der Kranke Schmerz in einem oder dem andern Ohre, nach der Mündung der Eustachischen Trompete zu, was aber keineswegs für ein günstiges Zeichen zu nehmen ist, es beweist die Ausbreitung der Entzündung auch nach oben und hinten. Zuweilen ist eine Seite, auch wol der ganze Hals oder nur einzele Drüsen geschwollen und der äußere Druck empfindlich. Ist die Entzündung nicht sehr heftig, so sondern die entzündeten Theile vielen zähen Schleim ab, steigt aber die Entzündung zu einem sehr hohen Grade, so sind, wie bei jeder heftigen Entzündung einer absondernden Fläche, die leidenden Theile mehr trokken, und der Kranke hat das unangenehme Gefühl, als wäre ihm der innere Hals steif. Meistens entscheidet sich die Bräune durch kritische Aussonderungen, besonders durch kritischen Schweiß. Zuweilen bildet sich in den entzündeten Theilen ein Absceß, der sich gewöhnlich von selbst öffnet, und dann schnelle Erleichterung aller Zufälle und sehr bald volle Besserung herbeiführt. — Die Mandelbräune verläuft in der Regel glücklich ohne drohende Lebensgefahr; sie ist die gewöhnliche Begleiterin des Scharlachfiebers und dann hängt die Gefahr derselben von dem Charakter des Scharlachs ab. — Zuweilen bleiben indeß durch besondere Anlagen (skrophulöse) oder unangemessene Behandlung, namentlich durch zu früh angewandte zusammenziehende Gurgelwasser, die Mandeln vergrößert und verhärtet, was zwar in den meisten Fällen keinem Mittel weicht, aber durchaus nicht bösartig ist, und ganz unpassend scirrhös genant wird; auch kann dieser Überfluß der Mandeln ohne alle Folgen weggeschnitten werden.

Ist die Entzündung und das Fieber mit seinen Zufällen bedeutend, und der Kranke jung und kräftig, so ist anfangs ein allgemeiner Aderlaß angezeigt, und nachher örtliches Blutentziehen mittelst Blutigel am Halse. Bei einem sehr hohen Grade der Krankheit ist mit Erfolg die ranina oder die sublingualis zu öffnen. Innerlich kühlende Abführungen, namentlich die Manna und die Tamarinden; ein Vesikator im Nacken, erweichende besänftigende Gurgelwasser von einer Abkochung von Feigen mit Wasser, auch solche Einsprützungen in den Hals; lauwarme Halbbäder u. dgl. und entzündungswidrige Diät. Weicht bei diesem Verfahren nach einigen Tagen das Übel nicht, ohne daß gerade die Entzündung und das Fieber zugenommen haben (denn in diesem Falle muß das Blutausleeren wiederholt werden), so ist die Bildung eines Abscesses zu vermuthen; man lege dann erweichende Breiumschläge um den Hals, und befördere das Aufkommen des Abscesses durch Einspritzungen, oder öffne ihn mit dem Bistouri oder dem Pharyngotom. — Von dem Skarificiren der Mandeln haben wir nie große Wirkung gesehen, einigemal schien es, als wären die Beschwerden schlimmer danach geworden. — Um den Mandeln und dem Zäpfchen, die vermöge ihres lockern Gewebes nach gehobener Krankheit nicht selten noch geschwollen und erschlafft erscheinen, wieder Tonus zu geben, sind stärkende, zusammenziehende Gurgelmittel, namentlich der Rothwein geeignet; bleiben aber die Mandeln verhärtet und vergrößert, so kann man, wenn nichts helfen will, den Überfluß unbedenklich wegschneiden. Das Abbinden ist langwierig und lästig für den Kranken und den Arzt. — Das jugendliche Alter ist der Mandelbräune mehr unterworfen als das reifere. Manche haben große Anlage oft von Bräune befallen zu werden; das Zweckmäßigste dagegen ist, den entblößten Hals an die Luft zu gewöhnen und ihn oft mit kaltem Wasser zu waschen. Gewöhnlich verliert sich diese Disposition zur Bräune mit den reifern Jahren von selbst. Nicht selten liegen Skropheln zum Grunde, die ihre eigenthümliche Behandlung erfodern. —

Die faulige Bräune (angina gangraenosa, angina putrida, engl. the putrid sore-throat). Ein in unserer Gegend äußerst seltenes Übel; sie ist nur als bösartige höchst gefährliche Modifikation des Scharlachfiebers zu betrachten, und wird, wie der Name andeutet, als Faulfieber behandelt, mit besonderer Rücksicht auf die vom Brand bedroheten Theile des Halses. —

b) Die Rachenbräune (angina pharingea). Entzündung des Rachens (Pharingitis). Der hintere sichtbare Theil des Rachens erscheint sehr roth angeschwollen, und mit weißen Flecken besetzt. Der Kranke hat starkes Fieber, heftige Hals- und Ohrenschmerzen und eine heisere Stimme. Das Niederschlucken ist sehr erschwert, und fast unmöglich, wenn der Obertheil des Schlundes mit entzündet ist; die genommenen Nahrungsmittel werden dann durch die Nasenlöcher wieder ausgeworfen; äußerer Druck auf die untere Halsgegend, so wie das Klopfen mit einem Finger in den Nacken ist empfindlich. Der Kranke speiet zähen Schleim aus, und fühlt ein stetes Streben sich zu räuspern, woran ihn aber der Schmerz im Halse verhindert. Das Athemholen ist zwar frei, dennoch ist diese Bräune eine heftigere und bedenklichere Krankheit als die Mandelbräune, theils weil die Entzündung hier in mehr muskulösen Theilen ihren Sitz hat, theils auch, weil in dem seltnern Falle, daß Verdickung und Verhärtung zurückbleiben, dieses für den Kranken bei weitem mislicher, und nicht wie bei den Mandeln mit dem Messer zu vertilgen ist. — Die Behandlung ist dieselbe wie bei der Mandelbräune, außer daß, statt der Blutigel am Halse, blutige Schröpfköpfe mit der englischen Schröpfmaschine in den Nacken gesetzt, dem Zwecke besser entsprechen, und daß, wenn durch zurückgebliebene Verdickung, und Verhärtung der Durchgang

der Nahrung durch den Rachen gehindert seyn sollte, dem unglücklichen Kranken, mittelst einer eingelegten biegsamen Röhre nährende Flüssigkeiten beigebracht, und außerdem stärkend nährende Klystire und Bäder, von Milch u. dgl. angewandt werden müssen. —

c) Bräune des Schlundes, Entzündung des Schlundes (angina oesophagea, oesophagitis). Eine seltene, aber sehr gefahrvolle Krankheit, worüber wir wenig gute Beobachtungen besitzen. Wäre etwa die Angina inflammatoria Boerhaavii auf Oesophagitis zu deuten? — Bei den meisten Schriftstellern komt das Übel als Dysphagie, schweres Schlingen vor. Allein Dysphagie findet häufig Statt ohne Ösophagitis. Krankhafte Entstellungen und daher rührende Verengung des Schlundes, Lähmung der Schlundmuskeln, krampfhafte Zusammenziehung derselben, eine angeschwollene auf den Schlund drückende Drüse, Anevrisma der Aorta, krankhafter Zustand der Wirbelbeine (s. Buckel), fremde Körper, als Knochensplitter, Stecknadeln u. dgl. im Schlunde, verursachen Dysphagie, ohne daß (primäre) Entzündung des Schlundes vorhanden ist. — Unter Angina oesophagea sollte aber nur die primäre, oder idiopathische Entzündung zum Unterschied von der durch fremde Körper u. s. w. veranlaßten konsekutiven oder symptomatischen Entzündung des Schlundes verstanden werden. — Diese idiopathische Entzündung des Schlundes, von der die damit verbundene Dysphagie ein Symptom ist, ist nicht so leicht zu erkennen, da die entzündeten Theile dem Auge gänzlich entzogen sind. — Der Kranke hat sehr heftiges Fieber, heftige Schmerzen und eine Hitze an irgend einer Stelle längs des Laufs des Ösophagus, von der Mitte des Halses bis zum 9. Rückenwirbel. Feste Nahrung gehet anfangs schwer durch, weiter hinunter kann sie über den Sitz des Übels nicht hinwegkommen, und wird, nachdem sie kurze Zeit im Schlunde war, durch den Mund wieder ausgeworfen. Ist der Schlund in der Nähe des Magenmundes entzündet, so geht das Schlucken gut von Statten, bis die Nahrung an die entzündete Stelle gelangt ist, wo sie aufgehalten wird, einen heftigen Schmerz an dieser Stelle verursacht, welcher oft dem Zwischenraum der Schulterblätter entspricht, und dann mit Massen zähen Schleims ausgeworfen wird. Während des Niederschluckens hat der Kranke eine eigenthümliche Empfindung, als wolle der Bissen eine andere Richtung nehmen, als die nach dem Kanal der Speiseröhre zu; auch reibt sich der Kranke längs des Halses, und macht alle Arten von Bewegungen, um das Niederschlingen zu bewirken; feste Nahrung überwindet dann zuweilen mit einem gewissen Geräusch das Hinderniß, und der Kranke hat einige Augenblicke Ruhe, allein bald wird jeder Bissen mit heftigem krampfhaften Husten wieder ausgeworfen. Obgleich von brennendem Durst gequält, meidet der Kranke dennoch zu trinken, so erschwert und schmerzhaft ist das Schlucken; dabei häufiges Aufstoßen, was, wenn es leicht von Statten geht, erleichtert, sonst aber große Beängstigung macht. Manchmal fühlt der Kranke kurzdauernde Besserung, ein andermal hat er kaum einige Augenblicke Ruhe; er magert zusehends ab, und wird von Tage zu Tage schwächer. Zu Zeiten ist die Diagnose so zweifelhaft, daß, um die Natur des Hindernisses zu erforschen, eine Sonde oder Kerze in den Speisekanal eingebracht werden muß. Das mit der idiopathischen Ösophagitis verbundene Fieber ist äußerst heftig, und tödtet den Kranken gewöhnlich in Zeit von einigen Tagen. Geht die Entzündung in einen chronischen Zustand über, so kann das Übel Jahrelang dauern; das Gewebe des Ösophagus wird dann nach und nach entstellt, die innere Membran wird dicker, geht in skirrhöse Verhärtung oder Vereiterung über, der Durchmesser der Speiseröhre verengt sich, der Durchgang der Nahrungsmittel wird immer schwieriger, endlich werden selbst die mildesten Getränke wieder ausgeworfen, und so großes Verlangen der Kranke auch nach Nahrung hat, so ist ihm doch unmöglich, diesem zu willfahren; daher schreckliche Abmagerung und allmäliger Tod unter großen Qualen und Erschöpfung, wobei bis zum letzten Augenblick die Geisteskräfte ungestört bleiben. — Indessen gibt es auch seltene Beispiele, daß solche Kranke bei flüssiger und milder Nahrung im Genuß einer guten Gesundheit lange Zeit fort leben konnten. Ein höchst merkwürdiger Fall der Art, wo der Kranke ausschließlich nur mit einer einfachen Abkochung von gelben Wurzeln, sich eine Reihe von Jahren hindurch bei Gesundheit und Kräften erhielt und sogar fetter als vor der Krankheit ward, aber einige Versuche seine Nahrung zu verändern, jedes Mal mit heftigen Schmerzen büßen mußte, findet sich im Journal complementaire Tom. VIII. p. 370. — Die Angina oesophagea erfodert große allgemeine Blutentleerungen und blutige Schröpfköpfe im Nacken längs des Laufs des Ösophagus, dann ein großes Spanischfliegenpflaster auf diese Stelle, eröffnende Klystire, lauwarme Halbbäder, und dreiste Quecksilbereinreibungen, selbst bis zur Salivation. Innere Heilmittel sind wegen des so erschwerten schmerzhaften Schluckens nicht anwendbar. Ist durch krankhafte Entstellung des Gewebes des Ösophagus Dysphagie zurückgeblieben, so suche man den Kranken auf oben erwähnte Weise zu erhalten.

Die zweite Hauptgattung von Bräune, Bräune der Luftwege (ang. ductus aërei) befaßt ebenfalls mehre Arten: als die ang. laryngea und ang. trachealis (s. Croup). *(Detmold.)*

Bräune der Schweine, bösartige (Thierheilkunde). Eine sehr wichtige Epizootie, die man bisher durchaus, oder doch nur mit einigen einzelen Ausnahmen, falsch beurtheilt hat. Erst im J. 1818 hat hierüber der zu früh für die Wissenschaft verstorbene, schlesische Kreisphysikus, Dr. Legner, Licht aufgesteckt (s. Kausch's Memorabilien Bd. 2. 1818). Zwar hatte man schon hie und da früher einen Verdacht auf Milzbrand in der bösartigen Bräune, Legner hat indeß in zwei Jahrgängen dieser Epizootie in mehren Dörfern den entschiedenen Beweis geführt, daß die bösartige ansteckende Bräune der Schweine, welche so jähling ihre Kranken dahin rafft, nichts anders als der Milzbrand ist, wenn gleich die Schweine auch noch Halsentzündungen außerdem haben können, die nicht milzbrandartig sind. Bösartigkeit, schneller Tod und Contagium werden hier immer, wo sie sich finden, auch hinweggesehen von den eigentlichen Zeichen des Milzbrandes,

als Geschwulsten, gelbes Wasser, Anthraeen, schnelle Fäulniß u. d., entscheiden. Dieses Übel wurde daher schon früher, gleich dem Milzbrande, unter die Sommerseuchen gezählt, obgleich beide in seltneren Fällen auch im Winter vorkommen können; denn alles scheint die milzbrandartigen Übel zu erzeugen, was Wasserstoffgas auf eine demselben eigenthümliche Art zu entwickeln und auf diesem Wege das specifike Contagium zu bilden im Stande ist.

Bekantlich hat Chabert und nach ihm andere schon in der Borstenfäule *) (la Soye, le soyon, le piquet) den milzbrandigen Anthrax der Schweine anerkant, zwischen diesem und jenem der Bräune scheint nur ein Modifications-Unterschied des Contagiums Statt zu finden. Vorzüglich empfiehlt er das Messer und noch mehr das Brenneisen für den Karbunkel. Den letzten tödtet er durch Ziehung einer Brandlinie rings um den Anthrax herum, welchen er nachher zu exstirpiren sucht. Dieses möchte wol auch das beste Mittel in der Bräune seyn, insofern es der Umfang des ergriffenen Ortes zuläßt, der freilich in der Borstenfäule kleiner ist und nur einen Grund von einem Dutzend von Borsten zu betreffen pflegt. Dann sollte aber doch, soviel als möglich, dem brandigen Blute in der Zellhaut Ausgang verschafft und durch flüchtige antigangraenosa äußerlich (wie Terpentinöl) eingewirkt werden. Ich anticipire hier einiges für die Behandlung, welches ich in der Folge nicht zu wiederholen brauche. Der Milzbrand, der Charbon der Franzosen, bildet sich bei jeder Thiergattung in eigenthümlicher Form aus, beim Menschen erzeugt er die schwarze Blatter, doch zuweilen auch nicht, wie schon aus Bertins in Amerika gemachten Erfahrungen bei den Sklaven hervorgeht. Beim Rinde ergreift er vorzüglich als Anthrax die Lungen, u. s. w. Beim Schweine, auch sehr häufig beim Rinde, wirft er sich vorzüglich auf die Halsgegend, erzeugt dort Geschwulst, dunkelfarbiges, gestreiftes Fleisch in der Gegend, woran schon für den Sachkundigen, bei der Begleitung des schnellen Todes und des fast augenblicklichen Überganges von der Ansteckung zum Ausbruche der Krankheit (welches besonders zu den Eigenthümlichkeiten des Milzbrandes zu rechnen ist) das Daseyn des milzbrandigen Anthrax nicht zu verkennen ist. Wer wird sich wundern, daß man dieses Übel nach seinem Sitze, wobei so oft das Schlingen gefährdet wird, auch wol gar Erstickung hinzutreten mag, und bei Knoten am Halse unter die Kategorie der Bräune gesetzt hat! Nach Legner helfen auch hier nur große, kecke, leider wol nie hinreichend wiederholte Aderlässe und häufiges oft wiederholtes Schwemmen im kalten Wasser. Beides mag wol auch hier sowol präservativ als kurativ gelten. Einige Worte über diese beiden Mittel, denen ich auch noch das Lederstecken oder das Haarseil, noch besser vielleicht die äußere Anwendung der Kristwurzel beifügen möchte, darf ich hier nicht übergehen.

Man hat eine sehr irrige Ansicht, wenn man die Aderlässe auch hier als entzündungswidriges Mittel so wirksam zu seyn glaubt. Dieses ist gar nicht der Fall, denn der durch das Contagium in hohem Grade unterdrückte Oxydationsproceß (welche Unterdrückung das

*) Diese Seuche unterscheidet sich bei ihrer Bösartigkeit nur durch Modifikation des Contagiums, welches hier einen besondern, beschränkteren Ort am Halse wählt, oder vielleicht gar nur durch Zufälligkeiten, von der Bräune. Beide gehören zur Familie der Anthraxkrankheiten oder zum sogenannten Milzbrande. Das Karakteristische dieser Seuche soll auf Seiten der Borsten liegen; jedoch ist immer noch die Frage: ob nicht auch andere gelindere Krankheiten des Halses eine ähnliche Veränderung der Borsten hervorbringen können? Die Zeichen des Milzbrandes gehören um so mehr auch hier ganz besonders zur sichern Diagnostik. Die Borsten an der Stelle des Anthrax (Brandblatter) am Halse (ein Dutzend und mehr) sind struppig, gerade stehend, hart, stärker als die andern und von fahler Farbe. So bilden sie zusammen ein Büschelchen. Bei ihrer Anziehung zeigt das Thier Schmerzen. Chabert, dem wir folgen, und dem auch noch vor Kurzem das Dictionnaire des sciences médicales in diesem Art. gefolgt ist, behauptet, die Stelle dieses Büschelchens sey meistens vertieft und schwarz bei Schweinen von weißen Borsten, und von fahler Farbe bei Schweinen von schwarzen Borsten. Jenes Büschelchen soll in einer gemeinschaftlichen Wurzel, von der Größe einer Bohne, sich befinden. Dies wäre denn also der Kern. Die Umgebung desselben soll vertrocknet und abgestorben seyn. Es findet sich dieses in der Gegend der Mandeln auf einer oder auf beiden Seiten. Das Vertrocknen derselben möchte wol noch mehrer Erfahrungen bedürfen. Hiebei darf man die Bemerkung nicht übergehen, daß wir hier ein sehr ähnliches Bild der schwarzen Blatter des Menschen vor uns haben. An der mit letzterer verbundenen Umgebungsentzündung wird es doch wol auch nicht fehlen! Das Allgemeinleiden bezeichnet sich anfänglich durch Durst, Mangel an Freßlust, Knirschen mit den Zähnen und Traurigkeit. Später tritt Unempfindlichkeit bis auf die leidende Stelle, Mangel an Kraft sich aufrecht zu erhalten, Taubheit, Fieber, Hitze, brennendes Maul, Speichelfluß, Flankenbewegung hinzu. Die Augen sind roth, die untere Kinnlade bewegt sich konvulsivisch. Bei stattfindender Verstopfung erfolgt der Tod in 24 Stunden; bei eintretendem Durchfall soll er mit großer Abmagerung erst mit 7 oder 9 Tagen, unter Konvulsionen, eintreten. Ob dies aber wol durch hinlängliche Erfahrung bestätiget seyn mag? Ein so später Tod ist bei Anthraxkrankheiten immer etwas seltenes! Man möchte nach der letzten Chabertischen Bemerkung versucht werden Laxirmittel vorzuschlagen. Ob vielleicht das Veratrum album seinen Kredit sich an der Borstenfäule, die man sogern mit der Bräune für identisch nimt, erworben haben mag? Chabert erklärt dieses Übel, welches seuchenartig ist, für ansteckend, ja für übergehend auf Menschen und Thiere, wodurch auch die Polizeivorkehrung bei der Bräune nothwendig wird. Es erscheint bei großer Hitze, ungesundem (vermuthlich verdorbenen) Futter und unreiner, durch Düngeranhäufung verdorbenen Stallluft; Sumpfluft der feuchten Niederungen mag wol hier gar sehr im Spiele seyn. — Die Sektion zeigt Brand in der Halsgegend, röthliches Wasser in den Gehirnhöhlen (besonders bei frühem Tode), das Muskelfleisch hat ein verdorbenes Ansehen.— Im gedachten Dictionnaire oder vielmehr in dem mir vorliegenden Abdruck von L. B. Guersent desselben, unter dem Titel: Essai sur les épizooties Paris 1815 wird die Behandlung, vermuthlich mit Absicht, sehr verkürzt und abgeändert folgendermaßen angegeben. Man soll die Geschwulst (la tumeur) exstirpiren, und wenn das darunter befindliche Fleisch gangränös ist, dasselbe mit dem rothglühenden Brenneisen verbrennen, oder auch wol vorher mit Schwefel bestreuen, damit sich dieser bei der Operation entzünde. Dem Thiere soll man weinige oder gesäuerte Abkochungen von bittern und gewürzhaften Kräutern eingießen, und gesäuertes, und mit Salpeter (!) versetztes Wasser zum Saufen geben. Von diesen Mitteln soll Chabert stets den besten Erfolg gesehen haben. Die frühzeitige Anwendung des glühenden Eisens kann wol nicht genug empfohlen werden. Chabert schickte sie in seiner Urschrift mittelst eines rothglühenden Messers durch eine tiefeinschneidende runde Brandlinie der Operation der Exstirpation voraus. Da ich hierüber keine eigne Erfahrung habe, so füge ich diesem weiter nichts hinzu.

schwarze, aufgelösete Blut hinlänglich nachweiset), erzeugt hier eine Turgescenz der Blutmasse, die einen Stillestand des Umlaufes bei ihrer säurungslosen Reizunfähigkeit bewirkt und somit einen schnellen Tod herbeiführt dem nur durch gewaltsame Verminderung jener erdrückenden Turgescenz begegnet werden kann. Nur auf diesem Wege kann die Möglichkeit der Herstellung der Oxydation des noch übrigen Blutvorrathes, zur Fortsetzung des Lebens, zu Stande gebracht werden. Von Entzündlichkeit ist also hier in keiner Beziehung die Rede. Das kalte Wasser beim Schwemmen und Begießen, stundenlang unter Fortsetzung nach kurzen Intervallen, beim Milzbrande angewendet, hat, seitdem ich es in meinen Originalbemerkungen über Rindviehsterben, nebst Bekantmachung eines kostenlosen Heilverfahrens im Milzbrande. 1790 empfohlen, seinen Kredit auf eine sehr entschiedene Art bewährt. Nur daß man es nicht immer stark und anhaltend genug anwendet und wegen des Mangels an Wasser, besonders präservativ, nicht hinlänglich anwenden kann! In dieser selten gewordenen Schrift werden auch die großen Wirkungen des Aderlassens praktisch in dieser Seuche nachgewiesen. Leider nur, daß hier so oft mors ante luem eintritt, Krankwerden und Krepiren ist nicht selten fast eins! In Fällen, wo indeß ein Zeitraum zum Einwirken in der so genannten Bräune der Schweine Statt findet, hat außer obigen Heilmitteln sich auch mannigfaltig die weiße Nießwurzel, Rad. helleb. alb., Veratrum alb. L. innerlich gegeben, empfohlen. Obgleich ich keine Erfahrung über sie besitze, will ich sie doch hier nicht übergehen. Ihre Gabe bestimt Busch in seinem System der Thierheilkunde 3r B. S. 213 auf 20 bis 30 Gr. in Milch oder Buttermilch gegeben. Andere geben zwei Quentchen der Wurzel in einem Quart Molken abgekocht, einem starken Schweine. Auch Veith empfiehlt sie im zweiten Theile seiner trefflichen Veterinärkunde. Zur Begründung der Vollgiltigkeit der Beweise Legners über seine Behauptung der Identität der sogenannten Bräune der Schweine mit dem Milzbrande finde ich mich verpflichtet, hier nachstehendes aus dem angeführten Aufsatze in den Memorabilien noch zu bemerken. Im J. 1814 herrschte die Seuche im Militschtrachenbergschen Kreise in Schlesien im Sommer im Dorfe Gungwitz (Gontkowitz); ein Leinweber, dessen Schwein an der Seuche erkrankte, tödtete dasselbe, und das Fleisch, wurde von ihm, nach hinweggeschnittenem Kühlbraten (Vordertheil des Halses), welcher blaustreifig aussah, in drei nahe gelegenen Dörfern verkauft. Dieses Schwein hatte Knoten am Halse. Mehre, die von diesem Fleische gekauft hatten, gaben die Suppe dieses Fleisches ihren Schweinen und sie krepirten darauf, meist binnen 12 bis 18 Stunden. So waren an 12 Stück Schweine offenbar ein Opfer der Ansteckung geworden; sie hatten angeschwollenen Hals, Flankenschlagen, die Därme waren brandig, die Milz flüssig, manche Stücke hatten auch kleine Geschwülste. Jedermann erkannte das Übel für die gewöhnliche, bösartige Bräune der Schweine, und erst bei derselben Epizootie des Jahres 1816, wo dieses Übel in demselben Kreise wieder in ein paar Dörfern herrschte, gelangte Legner zu der Überzeugung, daß er in allen diesen Fällen nichts anders als den Milzbrand vor sich gehabt habe, welcher bei den Schweinen vorzüglich sich auf den Hals zu werfen pflegt und der dann auch durch die Schweine wie durch die Rinder, erzeugt wird. Das letztere glaubt L. nach mehren Fällen, wo gar keine Ansteckung Statt finden konnte, mit Gewißheit behaupten zu können. Jene Überzeugung nöthigten ihm zuletzt noch anderweite Zeichen des Milzbrandes, Beulen an den Füßen u. dgl. ab. Offenbar war es klar, daß diese beiden Epizootien der Bräune, nicht mehr und nicht weniger als eine anthracische Seuche, ein Milzbrand waren. Eines der kranken Schweine kam durch, dem man präservativ die Ader geöffnet hatte. Bei einem war der Schlund armsdick aufgetrieben. Von der oben berührten Suppe krepirte auch ein Hund. Bemerkenswerth ist es, daß zu Zeiten diese Seuche sich nur mit blauen und rothen Flecken am Bauche, ohne andere Anzeigen, kund gibt. Zwar hat man die Identität zwischen diesen angeführten Krankheiten auch schon anderwärts ausgesprochen, sie wurde aber, leider, noch immer zu sehr übersehen.

Die polizeilichen Maßnehmungen, welche hier eintreten, sind eben dieselben, welche der Milzbrand erfodert. Die todten Schweine sind mithin tief zu vergraben; denn schon der oben angeführte Fall, daß ein Hund von der genossenen Suppe krepirt ist, beweiset den Übergang des Contagiums sogar auf andere Thiergattungen. Legner erzählt zwar nicht, daß die Menschen, welche das Fleisch genossen haben, davon erkrankt sind, und man möchte daraus schließen, daß die Suppe, welche vielleicht mit mehr Contagium geschwängert ist als das Fleisch, das Letzte vom Ansteckungsstoffe befreiet habe. Demungeachtet ist der Fleischverkauf von solchen Schweinen streng zu verbieten; denn auch das milzbrandige Rindfleisch wird häufig ohne Nachtheil genossen, obgleich seine Ansteckbarkeit durch tausendfältige Erfahrung genug begründet ist. Alle übrigen Thiergattungen sind in jeder Beziehung vor der Ansteckung von der Bräune der Schweine gehörig sicher zu stellen. Hiedurch tritt für die Medicinalpolizei eine neue, bisher gar sehr übersehene Einschränkung ein. *(R. Rath D. Kausch.)*

BRÄUNLINGEN, Stadt an der Brege auf der Baar mit 1390 Einw., zum Großh. Badischen Bezirksamte Häfingen gehörig; nach dem Stiftungsbriefe der Bräunlinger Pfarre schon im 8. Jahrh. bewohnt, und von K. Karl dem Großen der Abtei Reichenau geschenkt; in der Folge an Fürstenberg und von diesem im J. 1305 durch Kauf an Östreich gekommen, von welchem es, mit Municipalrechten begabt, zu einem Stande des Breisgaues erhoben wurde. Merkwürdig sind hier die Alterthümer: der Hochaltar in der Pfarrkirche vor 800 Jahren errichtet; die Inschrift an einem der Stadtthore aus lateinischen Anfangsbuchstaben bestehend, welche nach Kolb [1]) auf eine Erbauung der Stadt oder Erhebung zu einer Stadt im J. 1203 hindeutet. Auch fand man hier im J. 1725 Spuren eines röm. Bauwerks, und sah

1) Kolb hist. Lex. von Baden I. 149—150.

noch im Anfange des 18. Jahrh. Trümmer einer alten Burg [2]). (*Leger.*)

Bräutigam, s. Braut.

BRAGA. BRAGUR. Braga, Brage, und in der ältesten Form Bragi, ist nach der Asalehre der Sohn des Gottes Odin und der Frigga, und unter den Asen selbst, wie die jüngere Edda sagt, der Vortrefflichste an Weisheit, Beredsamkeit und Erfindung neuer Worte. Daher komt auch sein Name, der mit Sprache (the Brage, s'Brage) offenbar zusammenhängt. Die Dichtung, daß auf seiner Zunge Zauberrunen eingegraben sind, erklärt sich hieraus von selbst. Er ist zugleich Framsmidur Bragar, Urheber der Dichtkunst und selbst der vortrefflichste Dichter, und von ihm hat auch die Dichtkunst den Namen Bragur, womit man jedoch auch wieder das Vortrefflichste in jeder Art bezeichnet. Es ist daher falsch, wenn in der Kenningar (Resenii Edda Bogen Cc, 1.) unter Odins Söhnen neben Braga auch Asabragur aufgeführt wird, denn Bragur ist kein Eigenname, sondern ein abgeleiteter Begriff, welcher bezeichnet Lied, Dichtkunst, und dann das Treffliche, so daß Asa-Bragur den Trefflichsten der Asen bedeutet, worunter nicht Braga, sondern Thor verstanden wird.

Dieser Gott der Dichtkunst wird nun aber nicht, wie Apollon, als ein Jüngling, sondern als ein Mann mit langem Barte vorgestellt, und heißt deshalb auch der langbärtige Gott. Sein ehrwürdiges Antlitz schon verkündet die erfahrne Weisheit; seine Gemalin Iduna aber (s. diese) ist die Göttin der ewigen Jugend und Unsterblichkeit, und so deuten beide gemeinschaftlich an, welche Begriffe man von der Poesie und ihren Wirkungen hatte. Andere Verrichtungen Braga's deuten eben darauf hin. Er ist es, der mit dem Götterboten Hermode in Walhalla die Geister der erschlagenen Helden empfängt. Nach Gräters Meinung geschah es, weil er hier den Sprecher der Götter vorstellte, in deren Namen dem ankommenden Helden den Frieden Walhalla's entbot, und ihn zum Mahle der Götter einlud. Könnte es sich nicht auch auf das unsterbliche Fortleben der Helden im Liede beziehen? Dann hinge diese Idee wol auch zusammen mit der Gewohnheit, bei dem Leichenbegängnisse der Könige und Jarle deren Nachfolgern ein Trinkhorn darzubringen, Braga-Full (bragavoll, Braga's Becher) genant, welches sie nach Ablegung ihres Gelübdes ausleerten, und nun erst den erledigten Thron bestiegen. Suhm sagt, dies sey ein Sinnbild des Wunsches gewesen, daß der Nachfolger wohl reden und das sagen möchte, was dem Ohr und dem Herzen des Volkes angenehm wäre; dann aber sey dies Trinkhorn auch gebracht worden, weil man sich durch Erfüllung großer Heldengelübde des unsterblichen Lobes der Dichter versichert hielt. Außerdem wurde aber auch bei Opfermahlzeiten der Bragabecher zum Andenken der in der Schlacht gefallenen Helden geleert *). — Sonstige Symbole Braga's sind nicht bekant, und von der Harfe, welche neuere Dichter ihm beigeben, dürfte sich in den Skandischen Quellen schwerlich eine Spur finden. Daß die ganze Schilderung von Braga, wie sie z. B. in Klopstocks Oden sich findet, durchaus Erfindung des neueren Dichters ist, hat Gräter schon längst gezeigt. S. dessen Abhandlung: Braga und Hermode in Bragur Bd. 4. S. 3—50. (*H.*)

BRAGA (9° 36′ L. 41° 33′ n. B.), Hauptstadt der portug. Provinz Entre Douro e Minho, auf einer Anhöhe am Fluß Este, nicht weit vom Fluß Cavado, hat Mauern und Thürme, 1 Vorstadt, 8 Thore, 1 festes Kastell, 7 öffentliche Plätze mit Springbrunnen, 1 Kathedrale im gothischen Stil, 6 Pfarrkirchen, 8 Klöster, worunter vor der Stadt das Kloster des heiligen Fruetuoso mit einem Gnadenbilde, 1 Hospital, 1 Armenhaus, breite, offene, aber unregelmäßige Straßen, 4064 kleine, unansehnliche Häuser von alter Bauart und 18,048 Einwohner. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, der zugleich über die Stadt die weltliche Gerichtsbarkeit besitzt, Primas von Portugal ist, es auch in Spanien zu seyn behauptet, und 100,000 Crusaden Einkünfte hat, ein reiches Domkapitel, ein erzbischöfliches Seminar und 1 Kollegium. Die Einwohner haben Wachsbleichen, Talglichtgießereien, Messer- und Nagelschmieden, Feuergewehrfabrik, Leinweberei, Strickerei, Hutmacherei, jährlich 2 Viehmärkte und alle 14 Tage Victualienmärkte. Merkwürdig sind die Trümmern großer Gebäude, Wasserleitungen, Amphitheater und unweit der Stadt auf einem Hügel das prächtige Sanctuario do bom Jesus do Monte. Der Correiçao de Braga in der Mitte der Provinz hat 1 Cidade, 101 Kirchspiele, 13,111 Feuerstellen und an 65,000 Einwohner. (*Stein.*)

BRAGADINO (Marcus Anton), ein venetianischer Nobile und Senator, geboren um 1525, war Gouverneur der festen Seestadt Famagusta auf Cypern, als die Türken unter der Regirung Selims II. im J. 1570 die Eroberung dieser Insel unternahmen. Nächst Nicosia war Famagusta der bedeutendste Platz auf derselben. Jenes wurde von dem türkischen Hauptanführer Mustapha zuerst angegriffen und am 9. Sept. 1570 mit Sturm erobert, die Besatzung und ein großer Theil der Einwohner wurde niedergehauen, die übrigen zu Sklaven gemacht. Die Beute der Türken war so außerordentlich reich, daß mehr als 60,000 Freiwillige in Hoffnung eines ähnlichen Gewinns dem türkischen Heer auf Cypern zuströmten. Mustapha rückte hierauf von Nicosia gegen Famagusta, fand aber diese Festung so stark, daß er den ernstlichen Angriff derselben bis ins nächste Jahr verschob, wo er im April die Belagerung mit beinahe 200,000 Mann eröffnete. Bragadino hatte sich auf diesen Kampf möglichst vorbereitet. Seine Besatzung bestand aus 2500 Italiänern, eben so viel Cypriern und 200 albanischen Reitern, lauter entschlossene Krieger, unter den Befehlen des Astor

2) Vgl. geogr. Lex. von Schwaben I. 814.

*) In England, besonders in Lancastershire, ist noch ein gewisser crematischer Trank von Malz, Wasser, Honig und Gewürz im Gebrauch, den man Bragget nent; ein Name, der sich sehr wahrscheinlich von der ehemaligen Verehrung Braga's herschreibt, zumal da auch in denjenigen Gegenden am Don und am schwarzen Meere, durch welche unsre eingewanderten Voraltern gekommen sind, der gewöhnliche Trank der Kosaken und Tataren noch heut zu Tage den Namen Braga führt. Gräter S. 41 fg.

Baglioni, der seiner Untergebenen würdig war [1]). Der Angriff, wie die Vertheidigung, geschahen mit unglaublicher Heftigkeit und Ausdauer. Binnen kurzer Zeit verloren die Türken 30,000 M. und ihr Verlust während der ganzen Belagerung soll 80,000 Streiter betragen haben. In der Festung, welche zugleich durch ein furchtbares Kanonenfeuer von der Land- und Seeseite und durch Minen angegriffen wurde, nahmen selbst die Weiber, Kinder und Greise unerschrocken Theil an der Vertheidigung. Schon im Anfang des Jahrs war es dem Bischof der Stadt, Hieronymus Ragazzoni, gelungen durch die feindlichen Wachtschiffe nach Candia und von da nach Venedig zu entkommen, wo er nicht abließ, bei dem Senat Hilfe für die Belagerten nachzusuchen. Bald kündigten Briefe von Bragadino und Baglioni die äußerste Gefahr der Stadt an. Mit Ruhe hatte jener, im Vorgefühl seines Schicksals, seine noch unmündigen Söhne dem Senat empfohlen, seine Verwanden ließen vor demselben nur ihre Thränen sprechen, während Baglioni's Gemalin, Ginevra Salviati, heftig von Natur und durch die Gefahr ihres Mannes aufs Äußerste gereizt, dem Senat mit harten Worten seine Langsamkeit vorwarf und nicht eher ruhte, bis eine Expedition zur Hilfe der Stadt wirklich abging, die sich aber unterwegs verspätete und ihren Zweck verfehlte. Lange galt indeß, wie ein Geschichtschreiber (Gratian) sagt, den Belagerten die Hoffnung des Beistandes statt des Beistandes selbst. Ende Juli aber war die Besatzung durch ununterbrochene Anstrengung bei Tag und Nacht aufs Höchste erschöpft und bis auf wenige hundert Gesunde zusammengeschmolzen, die Festungswerke meist zerstört, der Pulvervorrath bis auf einige Fässer verbraucht, alle Lebensmittel, selbst die Lastthiere, Hunde und Katzen, verzehrt. Nun endlich gab Bragadino den bisher nicht beachteten Bitten der Einwohner Gehör und schickte am 31. Juli 1571 zwei Abgeordnete in das türkische Lager, welche anscheinend wohl aufgenommen wurden und einen ehrenvollen Vertrag zu Stande brachten, wonach die Besatzung freien Abzug nach Candia erhielt. Um die Christen noch sicherer zu machen, sendete ihnen Mustapha Geschenke an Lebensmitteln in die Stadt. Am folgenden Tage begab sich Bragadino mit Baglioni, Tiepolo und andern Edeln, nebst etwa 200 Soldaten ins türkische Lager um die Übergabe zu vollziehen. Mustapha empfing sie in seinem Zelt anscheinend sehr gütig, ließ sie niedersetzen und lobte ihre Tapferkeit. Schon wollten die Christen sich entfernen, als jener den Bragadin erinnerte, ihm die in der Stadt befindlichen türkischen Gefangenen zu übersenden. Kaum hatte Bragadin erwiedert, daß keine Gefangenen vorhanden wären, als jener wüthend aufsprang, und unter der Beschuldigung, die Gefangenen während des Waffenstillstandes ermordet zu haben [2]), die Christen ergreifen, vor das Zelt schleppen und vor seinen Augen niederhauen ließ. Nur Bragadin wurde zu größern Martern aufbewahrt. Nachdem man ihm dreimal den Degen an die Gurgel gesetzt hatte, ohne daß er die mindeste Furcht zeigte, ließ Mustapha ihm Nase und Ohren abschneiden und ihn mit Eisen an den Füßen in den tiefsten Kerker werfen. Aus diesem zogen ihn die Henker wiederum und zwangen ihn, Körbe voll Erde zur Ausbesserung der Festungswerke herbeizutragen und so oft er dem Mustapha begegnete, die Erde zu küssen. Dann wurde er zu neuer Marter auf die Schiffe gebracht und um ihn in seiner Verunstaltung der ganzen Flotte zu zeigen, an die Spitze des Mastes festgebunden. Endlich ließ ihn der Barbar auf den Markt zurückschleppen, bei den Füßen aufhenken und ihm lebendig die Haut abziehen, wobei Bragadino unter Vorwürfen gegen seine ehrlosen Henker standhaft und ohne Seufzer den Geist aufgab. Noch war die Wuth des Barbaren nicht gesättigt, er ließ die Haut zubereiten, mit Heu ausstopfen und führte sie oben ans Schiff gebunden, an den Küsten Syriens und Ägyptens zur Schau. Nach beendigtem Zuge kam sie ins Zeughaus nach Konstantinopel, wurde in der Folge von Bragadino's Bruder gekauft und von den Söhnen im Jahr 1596 in der St. Johannis- und Paulskirche zu Venedig unter einem Denkmal bestattet, dessen Inschrift in Misson's Reisen zu lesen ist. Diese Inschrift setzt Bragadino's Tod auf den 18. August 1571, sein Alter auf 46 Jahr. Die Kunde von den Greueln auf Famagusta entflammte die Besatzung der vereinigten christlichen Flotte, welche eben damals unter dem Oberbefehl des Don Juan d'Austria gegen die Türken kreuzte und trug viel zu dem glänzenden Seesieg bei Lepanto bei, der 30,000 Türken das Leben kostete [3]). *(Rese.)*

BRAGANTIA Vandell., eine zweifelhafte Pflanzen-Gattung aus Brasilien, die einen zweilappigen äußern, einen fünfklappigen innern Kelch, eine röhrige Corolle, vier oder fünf vorstehende Staubfäden und zwei Stigmen haben soll. Die Blüthen stehen auf einem gemeinschaftlichen, mit Spreublättern besetzten Fruchtboden, und sind von wirbelförmig stehenden lanzetförmigen Hüllblättern eingeschlossen. Vandelli's Beschreibung verdient Berichtigung. — Bragantia *Lour.*, ist eine ebenfalls noch näher zu bestimmende Pflanzen-Gattung, die wahrscheinlich zu den Aroiden gehört und von Loureiro dem Prinzen Johann von Braganza, Präses der Akademie zu Lissabon, gewidmet worden. Sie hat einen röhrigen zehnfurchigen corollinischen Kelch, mit dreilappigem Saum, sechs Antheren, den Fruchtsäulchen eingegraben und eine vierfächerige vielsamige Schote. Br. *racemosa* Lour. ist ein Strauch mit wechselsweise stehenden lanzetförmigen Blättern und braunrothen Blumentrauben, welcher auf Bergen in Cochinchina wächst. *(Sprengel.)*

Bragnäs, s. Drammen.

BRAGANÇA (11° 9′ L. 41° 47′ n. Br.), Hauptstadt der portug. Prov. Traz os Montes, in einer ange-

1) Vgl den Art. Baglioni. Wenn dort gesagt wird, Baglioni habe 3000 Türken getödtet, so ist dies von einem einzelen Gefecht, nicht von der Dauer der ganzen Belagerung zu verstehen. 2) Die Wahrheit dieser Beschuldigung muß man wol sehr bezweifeln, Gratian nent sie impudentissimam calumniam, de Thou drückt sich weniger günstig für die Belagerten aus. Die Türken brachen schon damals leicht ihre Verträge, wie jetzt.

3) S. *Gratian* de Bello Cyprio im dritten Buch. Ricaut's ottoman. Pforte 1. Th. Allgem. Weltgesch. 7r Th. S. 632 fgg. Reinhard's Gesch. des Königr. Cypern 2r Th. 5. Buch. Le Bret's Statsgesch. von Venedig. Misson's Reisen in Italien, teutsch übers. (Leipzig 1701) Th 1. S. 265. Vgl. *Meusel.* Biblioth. hist. Vol II. P. I. pag. 97 — 105.

nehmen Ebene, am Fervença, einem Nebenfluß des Sabor. Sie besteht aus einer nur mit Palisaden eingefaßten Cidade und der ummauerten Villa; beide haben 1006 Häuser, an 5000 Einwohner, 1 altes Kastell, 2 Pfarrkirchen, 3 Klöster, 1 Hospital, 1 Armenhaus mit Kirche und 1 Ritterakademie. Die Einwohner haben Seidenbau, Taft- und Sammetfabriken und 40 Zwirnmühlen. Die Stadt ist der Hauptort eines Herzogthums und das Stammhaus der Könige von Portugal seit 1640 (vgl. Portugal). Auf dem nahen Berge Cacabcal liegt das Fort S. Joao de Deos. Die Correiçao di Braganҫa im Nordosten der Provinz und an der spanischen Gränze hat 1 Cidade, 10 Villas, 274 Kirchspiele, 21,937 Feuerstellen und 85,000 Einwohner. (*Stein.*)

BRAHE, kleiner Fluß in Westpreußen, der hinter Konitz aus dem Czwargenaitzee See entspringt, ist von Polnisch Krone ab schiffbar gemacht und fließt Bromberg vorbei bei Fordon in die Weichsel. (*v. Baczko.*)

BRAHE (Tycho, dänisch Tyge), dieser berühmte Astronom wurde zu Knudsteup in Schonen den 14. Dec. 1546 geb. und starb zu Prag d. 24. Okt. 1601. Seine Ältern, Otto Brahe, Herr zu Knudsteup, und Berte Bilde, stammten beide von altadeligen dänischen Familien ab. Wider den Willen derselben wurde Tycho von seines Vaters kinderlosem Bruder Jürgen Brahe in sein Haus genommen und den Wissenschaften gewidmet. Bei diesem brachte er von seinem 7. bis 13. Lebensjahre zu und befliß sich hauptsächlich der lateinischen Sprache zur Vorbereitung auf das Studium der Rechte. Im J. 1559 schickte ihn sein Oheim nach Kopenhagen, um Rhetorik und Weltweisheit zu studiren. Der tiefe Eindruck, den daselbst die Beobachtung einer den 21. Aug. 1560 eingetretenen großen Sonnenfinsterniß auf ihn machte, ließ schon damals seinen Sinn für merkwürdige Naturerscheinungen und die Anlagen zu seinem nachherigen so unbegränzten Eifer für die Himmelskunde vermuthen. Auf Kosten des Oheims setzte er von 1562 an seine Studien zu Leipzig fort, hörte zwar nur juristische Vorlesungen, benutzte aber jede Freistunde am Tage und selbst ganze Nächte zur Erweiterung seiner Sternenkunde, und verwendete, wider Wissen und Willen seines ihn begleitenden Hofmeisters, das Geld, womit ihn der Oheim reichlich unterstützte, meist zur Anschaffung von astronomischen Schriften und Instrumenten. Der Tod seines bisherigen Wohlthäters nöthigte ihn 1565 zur Rückkehr ins Vaterland; doch reisete er, weil er sich von seinen Verwandten um seiner Lieblingswissenschaft willen gering geschätzt sah, sehr bald wieder nach Teutschland, stellte zu Rostock, Wittenberg und Augsburg astronomische Beobachtungen an und verband damit das Studium der Chemie. Nach seiner zweiten Rückkehr nach Dänemark fand er an seinem mütterlichen Oheim Steen Bilde einen neuen Gönner, welcher ihm zu Heeritzwad unweit Knudsteup auf seine Kosten eine Sternwarte einrichten ließ. Hier entdeckte er d. 11. Nov. 1572 in dem Himmelszeichen der Cassiopeja einen neuen Stern, gerieth darüber in Erstaunen, machte jedermann darauf aufmerksam, und schrieb seine Bemerkungen über die Gestalt, Farbe, Größe des Sternes, nieder. Dieses erregte zuerst die Aufmerksamkeit vieler Freunde der Wissenschaften und auch des damaligen Königs Friedrich II., auf dessen Zureden er sich entschloß, astronomische Vorlesungen in Kopenhagen zu halten. Er hatte sich inzwischen mit Christine, eines Bauern Tochter aus seinem Geburtsorte, verheirathet und dadurch, von fast allen seinen Verwandten und andern Edelleuten, die ihn ohnehin schon wegen seiner Beschäftigungen mit der Astronomie geringschätzten, einen Haß zugezogen, der auf sein nachheriges Schicksal den schlimmsten Einfluß hatte. Über Kassel, Frankfurt, Basel, Venedig reisete er 1575 nach Regensburg, sah hier die Kaiserkrönung Rudolphs und kehrte, bereichert mit vielen Kenntnissen und Werkzeugen für sein Lieblingsfach, nach Dänemark zurück. Der König, der ihn schon vorher achtete, wurde jetzt, hauptsächlich durch die warme Anempfehlung des Landgrafen Wilhelms IV. von Hessenkassel, mit welchem Tycho acht Tage lang astronomische Beobachtungen angestellt hatte, im vollen Sinne des Wortes sein und seiner Wissenschaft Gönner. Um ihn von seinem Vorsatze, sich in Basel nieder zu lassen, abzuhalten, bewilligte ihm der König nicht nur einen Jahrgehalt von 2000 Thlr. aus dem Oeresundischen Zolle, sondern beschenkte ihn auch auf Lebenszeit mit der im Oeresund zwischen Seeland und Schonen liegenden schönen und fruchtbaren Insel Hveen, schoß, zur Erbauung eines prächtigen Schlosses auf derselben, bedeutende Summen her, und vermehrte seine Freigebigkeit gegen ihn nachher noch mit einem einträglichen Lehne in Norwegen und einem Kanonikate in Roeskilde. Die Insel war wie für Tychos Zweck geschaffen. Mitten auf derselben wurde das Schloß gebaut, das er, mit Rücksicht auf dessen Bestimmung, Uranien-Burg nannte, mit einer Sternwarte und einer Destillirwerkstätte für 16 Destillirösen versah, und auf dessen innere und äußere Einrichtung (Umgebungen, Gewölbe und unterirdische Gänge rc.), unermeßliche Kosten verwendet wurden. Unter einer Menge anderer Seltenheiten befand sich in diesem Schlosse auch die nach Tychos Vorschrift verfertigte messingene große Himmelskugel, die man noch lange nach Tychos Tode in Kopenhagen aufbewahrte, bis sie im J. 1728 ein Opfer der daselbst ausgebrochenen großen Feuersbrunst wurde. Etwa 70 Schritte von Uranienburg wurde ein Lusthaus in Gestalt eines Sternes gebaut, gleichfalls mit einem Observatorium, mit unterirdischen Gängen und mehren Wohnungen für die bei Tycho sich aufhaltenden Studenten versehn; er nannte es Sternenburg. Gegen 200 Schritte weiter erhielten die Meister, die ihm seine astronomischen und andern Instrumenten verfertigten und die er meist aus dem Auslande kommen ließ, ihre Wohnungen. Eine Wassermühle wurde von ihm so künstlich eingerichtet, daß dieselbe zugleich zu einer Papier-, Korn-, Stampf-, Schleif- und Polirmühle dienen konnte. Theils zum Behufe der Mühle, theils um sie mit Fischen zu besetzen, wurden 60 kleinere und größere Teiche ausgegraben. Selbst eine Buchdruckerei erhielt die Insel. — Auf diesem reizenden Eilande verlebte T. Br. im Kreise seiner glücklichen Familie, umgeben von vielen jungen Leuten, die er für seine Wissenschaft bildete, unermüdet beschäftigt, dem großen Ziele einer möglich genauen Kenntniß der Wunder des Himmels und der Anwendung dieser Kentnisse zum Heile der Menschheit, immer näher zu

kommen, eine Reihe von 21 Jahren; und es trug nicht wenig zu seiner Ermunterung bei, daß er während dieser Zeit von Grafen und Fürsten, von Königen und Königinnen, von den berühmtesten Gelehrten des In- und des Auslandes abwechselnd die ehrenvollsten Besuche erhielt; indem damals kein bedeutender Mann nach Dänemark reisete oder in Dänemark lebte, der es nicht sich selbst schuldig zu seyn glaubte, das schöne Hveen, das herrliche Uranienburg, und dessen merkwürdigen, erfindungsreichen Schöpfer T. Br. zu sehen. Aber bald verdunkelte sich der Horizont seines Schicksals. Schon seine Heirath hatte ihm Feinde zugezogen; sein stets zunehmender Ruhm erregte gegen ihn Neid und Misgunst. Den größten seiner Gönner, K. Friedrich II., hatte er durch den Tod verloren. Dessen Nachfolger, Christian IV., durch seine Jugend und den ihn vorgesetzten Reichsrath sehr beschränkt, ersetzte ihm jenen Verlust nur schlecht. Auch machte T. Br., viel zu sehr in seine Wissenschaften vertieft, sich Unterlassungsfehler schuldig, die von Übelgesinnten leicht zu seinem Nachtheile gemisbraucht werden konnten. Einer der Reichsräthe, der es nie sehr wohl mit ihm gemeint zu haben scheint, der übrigens verdienstvolle Walkendorf, glaubte sich, erschreckt durch einen Anfall von einem von Tychos großen Hunden auf Hveen, von dem Herrn derselben verächtlich behandelt zu sehen; dafür rächte er sich dadurch, daß er von Stund an T. Br. und dessen Wissenschaft dem jungen Könige verdächtig machte und die schweren Kosten, die er dem State verursachte, als unnütze Verschwendung darstellte. Jetzt verlor T. einen Beweis der königl. Freigebigkeit nach dem andern. Was ihm von Friedrich II. lebenslänglich zugesagt und selbst unter Christian IV. durch dessen Reichsrath bestätiget worden war, wurde ihm unter allerlei Vorwänden entzogen. An Fortsetzung seiner kostspieligen Unternehmungen auf Hveen war nicht mehr zu denken. Zuletzt sah er sich genöthigt, sein geliebtes Uranienburg, ja selbst Kopenhagen und ganz Dänemark, nachdem man ihm alle astronomische Beschäftigungen verboten hatte und er und seine Freunde sogar persönlichen Kränkungen ausgesetzt gewesen waren, mit Allem, was für ihn einen Werth hatte, und was sich fortbringen ließ, zu verlassen. So stürzte denn sein großes, weit aussehendes Werk zusammen. Daß dem Könige manche persönliche Mishandlungen, die T. Br. zu erdulden hatte, unbekant blieben, ist sehr glaublich; dem Vorgeben aber, daß wider Wissen und Willen des Königs T. Br. fast alle seine Einkünfte verlor, und, gleich einem Flüchtlinge, Dänemark verließ, widerspricht ein merkwürdiger Brief des Königs unter dem 8. Okt. 1597 an T. Br. nach Rostock, der voll bitterer Vorwürfe war und der, als Antwort auf T. Br. bescheidenes Schreiben an den König, für einen Mann von T. Br. feinem und zartem Gefühle höchst empfindlich seyn mußte [1]).

Noch ein volles Jahr hielt sich T. Br. theils in Rostock, theils bei dem Grafen Rantzow in Wandsbeck auf, hoffend, man werde in seinem Vaterlande zur Besinnung kommen und ihn unter annehmlichen Bedingungen zurückrufen. Vergebens! Er nahm endlich das großmüthige Anerbieten K. Rudolphs II. an und ging (über Wittenberg und Dresden) nach Prag, wo ihm der Kaiser einen Jahrsgehalt von 3000 Dukaten aussetzte, ein ansehnliches Lehn versprach und das Schloß Benach schenkte. Hier wurde auf des Kaisers Kosten eine Sternwarte, nebst einem Laboratorium zu den chemischen Arbeiten angelegt, und alles so eingerichtet, daß T. Br., nachdem er seine Familie, die er in Wittenberg zurück gelassen hatte, und seine Instrumente aus Dänemark, nach und nach dahin hatte bringen lassen, in diesem Benach sein zweites Uranienburg erkannte. Nach 2 Jahren fand er aber dieses Schloß zu seinem Zwecke nicht ganz dienlich und er zog es vor, erst in einem Garten des Kaisers zu Prag, und kurz nachher in einem vom Kaiser für 22,000 Thlr. ihm gekauften und zu seinen Geschäften besonders eingerichteten Hause daselbst, seine Wohnung aufzuschlagen. Kaum war er aber darin eingerichtet, so ward schon allen seinen Unternehmungen ihr Ziel gesetzt. Bei einem Gastmahle des Grafen Rosenberg ließ sich T. Br. aus übertriebenem und allzuzartem Anstandsgefühle dazu verleiten, der Natur seines Körpers Gewalt anzuthun. Dadurch zog er sich eine höchst schmerzhafte Krankheit zu, welche am 11. Tage nachher sein Leben endigte. Der Kaiser ließ seinen Leichnam auf die prachtvollste Weise begraben und versorgte seine zahlreiche Familie mit echt kaiserlicher Huld. Durch den berühmten Astronomen Johann Kepler, der schon vorher von dem Kaiser nach Prag berufen worden war, um T. Br. bei seinen Arbeiten zu unterstützen, wurde dessen Werk noch eine Zeitlang in Prag fortgesetzt; auf Hveen hingegen verloren sich bald nach seinem Weggange allmälig alle seine kostbaren Einrichtungen; seine astronomischen Werkzeuge wurden zerstreut; von dem reizenden Uranienburg zeigt man jetzt nur noch den Platz, wo es stand, und wenig unbedeutende Überreste. Als Gelehrter hatte T. Br. das Verdienst, daß er, obgleich nicht selbst ganz frei von dem Glauben an die Bedeutung merkwürdiger Naturerscheinungen von zukünftigen Weltbegebenheiten und an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen, gleichwol die gröbsten Vorurtheile und Irrthümer dieser Art glücklich bekämpfte und verdrängte. Die Wissenschaft der Astronomie, die bis zu seiner Zeit einem wenig bebauten Felde glich, erhob er zu einem Grade der Zuverlässigkeit, des weiten Umfanges und zugleich der Nutzbarkeit für den Menschen, den sie vor ihm nicht erreicht hatte und über welchen hinaus nach ihm nur wenige sie geführt haben. Im J. 1582 erfand er das System von dem Stande der Erde und der Planeten, das noch jetzt seinen Namen führt. Im J. 1586 bestimmte er den Meridian des Planeten Mars, dessen Richtigkeit von einigen bezweifelt, von

---

1) Möge Walkendorf, wie sich vermuthen läßt, den Brief entworfen haben; schon die Billigung und Unterschrift desselben macht des Königs Selbständigkeit oder Achtung für Verdienst und Wissenschaft keine Ehre. Und mögen die darin enthaltenen Beschuldigungen — deren größeste die Vernachlässigung der Unterhaltung von verschiedenen Kirchengebäuden war, die ihm als Gutsbesitzer, Lehnsherr und Kanonikus oblag — nicht ohne allen Grund gewesen seyn; einem T. Br. durfte man schon kleine Fehler um größerer Tugenden willen nachsehen, und für den König würde es rühmlicher gewesen seyn, jene auf eine glimpflichere Art, als durch Widerrufung einmal gegebener Zusagen, zu bestrafen.

andern vertheidigt wird. Ihm verdankte Kepler hauptsächlich seine Bildung, und durch diesen wurde Newton auf die Bahn geführt, die er nachher mit so großem Ruhme fortwandelte; so, daß es nicht zu viel ist, wenn man behauptet: ohne T. Br. würde es schwerlich einen Kepler, schwerlich einen Newton gegeben haben und die ganze Wissenschaft der Astronomie, bei deren Anbauung er zwischen dem unhaltbaren Systeme der Alten und dem gegründeteren des Copernicus einen seinem Zeitalter angemessenen Mittelweg einschlug, würde ohne ihn vielleicht noch lange nicht die geworden seyn, die sie gegenwärtig ist [2]). Außerdem besaß er auch seltene Kentnisse in der Arzneikunst und Chemie. In allen diesen Wissenschaften war er meist sein eigner Lehrer gewesen, so, wie er sich auch die meisten seiner Instrumente nach seiner eignen Erfindung selbst verfertigte oder von andern verfertigen ließ. Wie weit er es in der lateinischen Sprache gebracht hat, zeigen nicht nur mehre seiner hinterlassenen Schriften und Briefe, sondern auch eine Menge von lateinischen Denksprüchen, Inschriften und Gedichte, die er bei vielen Gelegenheiten mit großer Leichtigkeit verfertigte.

Als Mensch spricht fast alles, was man von ihm weiß, sehr zu seinem Vortheile. Schon seine Gesichtszüge auf der Abbildung, welche Philander v. d. Weißtritz (so nante sich der Herausgeber, ein vormaliger Kopenhagener Buchhändler Mengel) der Lebensbeschreibung von ihm vorgesetzt hat, nehmen für ihn ein und verrathen den selbst- und tiefdenkenden, aber auch den geraden, offenen und ehrlichen Mann. So wie seine Heirath zum Beweise dienen kann, daß er echten Menschenwerth nicht blos an sogenannten Geburtsadel knüpfte; so betrachtete er auch die Gelehrsamkeit selbst und den bloßen Titel eines Gelehrten nicht als unzertrennlich verbunden [3]). Ein stilles, häusliches, den Wissenschaften gewidmetes Leben galt ihm mehr, als alle lärmende Vergnügungen und das Geräusch der großen Welt. Von seinen 6 Kindern widmete er, ganz im Widerspruche mit den Vorurtheilen das Adels seiner Zeit, die beiden Söhne den Wissenschaften, die vier Töchter der Spindel und der Nadel. Als Arzt half er einer Menge von Kranken mit eben so großer Bereitwilligkeit, als Uneigennützigkeit. Erweckte sein etwas geringschätziges Betragen gegen die Priester, seine wenige Theilnahme am Kultus, seine mangelhafte Sorgfalt für die Kirchen, deren Patron er war, die Meinung, daß er kein warmer und aufrichtiger Verehrer der Religion war, so ist soviel gewiß: der ungeläuterte und illiberale Religionsglaube seiner Zeit und das blos ceremonielle Kirchenwesen that seinem hellen Geiste und warmen Herzen kein Genüge; er wünschte den damaligen protestantischen Theologen mehr echtprotestantischen Sinn; der Exorcismus bei der heil. Taufe war ihm anstößig und dessen eigenmächtige Auslassung gehörte — ob man ihm gleich bald genug darin nachfolgte — mit zu den bestimmten Vorwürfen, die ihm bei seiner Vertreibung aus Dänemark gemacht wurden. Daß er aber dem allen ungeachtet ein sehr herzlicher und thätiger Verehrer der Religion war, das beweist sein ganzer Lebenswandel; das bezeugt die tiefe Ehrfurcht, womit er immer von Gott und Jesu redete; dafür spricht insonderheit die Art, wie er seine Lieblingswissenschaft, die Himmelskunde, stets auf des Himmels Schöpfer bezog und keinen andern letzten Zweck derselben anerkannte, als die Lobpreisung und Verherrlichung der Gottheit. In religiöser, wie in jeder andern, Hinsicht hatte und befolgte er mit unwandelbarer Treue den schönen Wahlspruch: „potius esse, quam haberi;" „lieber seyn, als scheinen [4])." (*v. Gehren.*)

Brahe (Per, d. h. Peter). Mit T. Br. ohne Zweifel aus derselben Familie, jedoch von verschiedenen Zweigen, deren Einer in Dänemark, der Andere in Schweden noch bis in die neueste Zeit gegrünt hat [*]), wurde Per Brahe zu Riddoholm in Schweden, einem der Braheschen Familie gehörigen Gute, den 18. Febr. 1602 geboren. Abraham Person Brahe, Graf zu Wisingsborg u. s. w., und Elsa, geb. Freyin von Gyllenstjerna, waren die Ältern desselben. Mit seinem auf einem andern Braheschen Landgute, zu Bogesund in Schweden, den 12. Sept. 1680 erfolgten Tode starb dieser Brahesche Familienzweig aus; zwar hatte Per Br. aus seiner ersten Ehe, mit Christine Katharine geb. Stenbock, 2 Söhne und 2 Töchter, aber alle starben früh; die älteste Tochter, Elsa Beata, nachdem sie kaum 4 Jahre mit Adolph Johann, Pfalzgrafen am Rhein, verheirathet gewesen war, bereits den 7. Sept. 1653 kinderlos. Per Br. langes Leben fiel in den für den schwedischen Stat, im Ganzen genommen, recht glücklichen Zeitpunkt, welcher die Regirungen Gustaf Adolphs, der Christine, Karls X. u. Karls XI. umfaßte, und an dem Meisten, was in dieser Zeit zum steigenden Flor des Reiches, zur Beförderung der Bergwerke, des Handels und des Seewesens, zur Ver-

2) De la Lande nent ihn den größten Sternkundigen, der je gelebt hat, auf dessen Beobachtungen Kepler alle seine Meinungen, Tafeln und Entdeckungen gründete. Bailly nent ihn sogar einen Verbesserer des Kopernikus, der das Verzeichniß der Fixsterne vervollständigte, die Grundlinien zur Theorie des Mondes entwarf, die Wirkung der Strahlenbrechungen zuerst bestimmte, die Elemente zur Theorie der Kometen aufstellte u. s. w. 3) Als ihm einst unter vielen andern jungen Studirenden, die ihm aus weiter Ferne zugeschickt wurden, auch der Sohn des Prof. Viktorin Schönfeld aus Marburg als Schüler angetragen und zu dessen Empfehlung geschrieben wurde: er sey bereits Magister der freien Künste;" so nahm er ihn zwar an, bemerkte jedoch in seiner Antwort: „ob er Magister der freien Künste geworden, oder nicht? das ist mir gleichgültig. Ich wünsche mehr, daß er ein solcher wäre, als daß er so heiße. Da jenes schwer ist, so würde sich der junge Mann schicklicher einen Lehrling der freyen Künste nennen."

4) S. *S. Brahei* vita aut. *P. Gassendi.* Haag. 1655. Lebensbeschreibung des Tycho von Brahe, aus d. Dänischen, von Philander von der Weißtritz, 1. u. 2. Th. Kopenh. u. Leipz. 1756. m. Kupf. *Holbergs* Danmarks Historie. *Mallings* store Handlinger. Wandall's Lebensbeschreibung der zu Jägerspriis durch Denksteine verewigten Männer. B. 2. Wachler's Handb. d. Gesch. d. liter. Kultur. 2. Hälfte, Marburg 1805. S. 959 rc. *Munthe* Faedrenelandets Historie.

*) Die schwedischen Familienzweige der Brahes betreffende Nachrichten findet man in *Jak. Oernewinge* Genealogia Brahaea, Stockholm, 1647. und Imagines illustr. Familiae Brahese. Wisingborg, 1673. Auch *Suene Wetter* de laudibus insulae Wisingianae etc. Daß die Familie der Brahes in Kaiser Karl dem Großen einen ihrer Ahnherrn erkenne, hat der erstgenannte Verf. behauptet, aber nicht bewiesen; auch ist ihm in dieser Behauptung kein anderer schwed. Schriftsteller gefolgt.

vollkommnung der Statskentniß, der Kriegskunst und der Wissenschaften geschah, hatte er als Reichsdrost, als Glied der vormundschaftlichen Regirung, als General-Gouverneur, als Kommandant der schwed. Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, beträchtlichen Theil. Den Grund zu seinen nicht gemeinen Kentnissen, z. B. in der hebräischen und in verschiedenen lebenden Sprachen, in der Rechtsgelehrsamkeit, der Größenlehre, der Geschichts- und Alterthumskunde, hatte er in jüngern Jahren auf den Hochschulen zu Upsala, Gießen, Bonn, Straßburg und Padua gelegt; so wie er sich späterhin während einer sechsjährigen Reise durch ganz Teutschland, England, Holland, Frankreich und Italien tiefe Einsichten in die Statswissenschaften erwarb. Von den letzten insonderheit machte er zwei Mal als Glied der vormundschaftlichen Regirung, und zwar erst unter der Königin Christine (seit 1641), und dann unter des K. Karls XI. (v. 1660 an) Minderjährigkeit, einen so guten Gebrauch, als es die nicht unbeschränkte Macht des Reichsraths, besonders zu Karls Zeit, und die Nothwendigkeit für ihn, an den Unternehmungen der schwedischen Armee während der damaligen Kriege in Teutschland thätigen Theil zu nehmen, nur immerhin verstattete. — Wie groß das Vertrauen war, dessen ihn schon sein erster Regent, K. Gustav Adolph, würdigte, das erhellet schon aus dem Umstand, daß er dieses muthvollen Königs vornehmster Begleiter war, als dessen Leben kurz hinter einander wiederholt der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt war; denn sowol am 23. Mai, als am 7. Aug. 1627, den beiden Tagen, wo der König durch polnische Musketenkugeln hart verwundet wurde, war ihm Brahe jedes Mal zur Seite; und bei dem ersten Vorfalle hatte es der König allein der Geistesgegenwart und Geschicklichkeit Br. zu verdanken, daß das Boot, worin er von der Danziger Schanze her den feinlichen Schuß erhielt, noch zeitig genug weggerudert, und so den fernern Schüssen der selbst bis in die See nachreitenden Polen entzogen wurde. — In nicht geringerem Grade scheint ihn die Königin Christine ihrer Achtung und ihres Vertrauens werth gefunden zu haben. Dieses beweist sowol die vor ihrer Thronentsagung von ihr ihm zugedachte Würde eines Herzogs: welche er jedoch, so wenig er sonst gegen äußere Vorzüge der Geburt und des Standes gleichgiltig war, aus Bescheidenheit ablehnte; sondern es folgt selbst aus dem Eifer und Nachdrucke, womit er sich 1654 ihrem Entschlusse, die Regirung über Schweden niederzulegen, in einer Sprache und auf eine Weise widersetzte, worin ihm nicht leicht ein anderer Schwede gleich kam. Erst nachdem er seine ganze Überredungsgabe, sie auf andere Gedanken zu bringen, vergebens aufgeboten, nachdem er sie an ihr, mittelst eines feierlichen Eides, mit dem Volke geknüpftes Band, „das, wie er sagte, heiliger, und so lange nicht beide Theile einwilligten, unauflöslicher sey, als das Band der Ehe"**) ohne Erfolg erinnert, nachdem er sich sogar geweigert hatte, bei der dieserhalb veranstalteten Feierlichkeit ihr, zufolge ihrer Befehls, die Krone vom Haupte zu nehmen und sie sich dadurch genöthigt sah, diese Handlung selbst zu verrichten, erst da ließ er sich dazu bewegen, aus der Reihe der übrigen Reichsräthe hervorzutreten und der Königin die Krone aus ihrer Hand abzunehmen. Von seiner militärischen Gewandtheit und Tapferkeit, die er schon in früheren Jahren in Teutschland bewiesen hatte, legte er 1657, als ihm das Kommando über die ganze schwedische Kriegsmacht während des Krieges zwischen Schweden und Dänemark übertragen wurde, bei allen Gelegenheiten, besonders in den Gefechten bei Baadtstadt, Laholm und Genewed in Schonen, neue sprechende Proben ab. Was ihm aber unstreitig die gerechtesten Ansprüche auf ein Dank- und ehrenvolles Andenken der Nachwelt gibt, das sind die ausgezeichneten Verdienste, welche er sich 1637 ff. als Generalgouverneur von Finnland, Österbotn und Åland, 1650 f. als Sawolaxer Lehnsherr, und seit 1663 als Erbherr der Grafschaft Wisingsborg in so vielen Hinsichten erwarb. In der ersten Eigenschaft führte er eine in Finnland bisher ganz vernachlässigte Polizei ein, stellte die äußerst verfallene Kirchenzucht wieder her, vertheilte zu dem Ende die übergroßen Kirchspiele in mehre kleinere, die leichter zu übersehen waren und sorgte für die Erbauung mehrer Kirchen. Die Städte Åbo und Wiburg wurden von ihm erweitert und verschönert, die Stadt Helsingfors neu angelegt. Åbo erhielt, unter andern, einen Stadtgraben, ein neues Schloß und eine hohe Schule, welcher er selbst als Kanzler vorstand. Durch seine Vermittelung wurden die Städte Helsingfors, Björneborg, Nykarleby und Ulno mit Trivial-, Tawastehuus, Nyslott und Kexholm mit kleinern, oder sogenannten Umgangsschulen, und Wiborg mit einem Gymnasium versehen. Das Zollwesen kam durch ihn auf einen sichern Fuß, es wurde ein regelmäßiger Postenlauf eingerichtet, Ordnung und ein folgerichtiges, der Regirung und dem Volke gleich vortheilhaftes Verfahren zeigte sich bald in allen Zweigen der Statsverwaltung. Kurz, für Finnland ging eine neue Schöpfung hervor und man hatte sie hauptsächlich Per Brahes klugen und unverdrossenen Bemühungen zu verdanken. — Ähnlichen Samen des Guten und Nützlichen streute er in dem Sawolaxer Lehne aus, nachdem die K. Christine das Schloß Cajanaborg, nebst den Kirchspielen Cajana, Cupio und Idensalmi in eine Baronie verwandelt und ihn damit beschenkt hatte. Hier wurden von ihm die Städte Cajana, Christinestadt und Brahestadt angelegt und die schon von Karl IX. angefangenen Festungswerke und Gebäude des Cajanaborger Schlosses vollendet. — Als ihm im J. 1663, nach dem Tode des Grafen Magnus Brahe, die Grafschaft Wisingsborg zufiel, so eröffnete sich auch hier seinem Sinn und Eifer für mancherlei Verbesserungen ein weites Feld der Wirksamkeit. Die Stadt Brahegrenne wurde von ihm neu angelegt; zu Wisingsöe stiftete er eine gelehrte Schule; zum Unterhalte der Lehrer und Schüler daselbst bestimmte er aus seinen eignen Mitteln beträchtliche Summen; er brachte eine ansehnliche Bibliothek zusammen, schaffte viele mathematische Instrumente an, errichtete eine Buchdrukkerei — alles zum Besten jenes Gymnasiums. — Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein solcher Mann sich auch persönlich durch liebenswürdige Eigenschaften auszeichnen mußte. Gleichzeitige Schriftsteller rühmen eine

**) Johannes Peringskjolds handschriftliche Nachrichten von der Braheschen Familie in schwedischer Sprache.

gewisse Milde und Freundlichkeit an ihm, die ihn der freiwilligen Verehrung eines jeden, mit dem er Umgang pflog, theilhaftig machte. Seine Misverständnisse mit dem Gr. Axel Oxenstjerna betrafen Nebendinge; in allen, das Statswohl betreffenden, Hauptangelegenheiten waren beide Männer einig. Brahe arbeitete lieber, als er ruhete; er war unverdrossen in seinen Dienstgeschäften; die Mußestunden widmete er seiner Familie und den Wissenschaften. Diese liebte er bis in sein höchstes Alter und er hinterließ als Früchte dieser Liebe nicht nur die zur Beförderung der wissenschaftlichen Kultur abzweckenden, bereits angeführten vielen Schulanstalten, sondern auch die erste Grundlage zu einem neuen Gesetzbuche für ganz Schweden, dessen Vollendung jedoch erst einem spätern Zeitalter vorbehalten blieb. Mit einer einfachen und sparsamen Lebensart da, wo er sie ohne Verletzung des Anstandes führen konnte, wußte er einen seinem Stande angemessenen Aufwand zu vereinigen, sobald Zeiten und Umstände solchen erfoderten. — Zu den fünf bei seinem Leben auf ihn geschlagenen Ehrenmedaillen, deren Schlözer erwähnt, komt seit dem J. 1809 noch eine sechste, durch welche, in Verbindung mit einer von Nordin ihm zu Ehren gehaltenen Denkrede, die königl. schwed. Akademie der schönen Wissenschaften sein Andenken erneuern ließ ***). (*v. Gehren.*)

BRAHESTAD, eine Stapelstadt in der Finnischen Provinz Österbotten, unter 64° 43′ Polhöhe, 69 Meilen von Åbo, am bothnischen Meerbusen, ward auf Veranlassung des ebengenannten Reichsdrosten Grafen Pehr (Peter) Brahe 1649 angelegt und seit 1791 mit dem Stapelrecht ausgestattet. Der Markt liegt am Hafen, in welchen aber nur halbbeladene Schiffe einlaufen können; größere Schiffe mit voller Ladung müssen ½ bis ¼ M. vom Markte vor Anker gehen. Die Stadt treibt Handel mit Bretern, Theer, Pech, Butter, Talg, unbereiteten Häuten und Leder, etwas Lachs und anderen Fischarten; sie hat beträchtlichen Fischfang. Im J. 1790 zählte sie 763, im J. 1805. 1169 Einwohner, worunter 27 Kaufleute. Im J. 1805 besaß sie 9 größere und kleinere Schiffe von 747 schweren Lasten; die Schiffe fahren theils auf Stockholm, theils nach entfernteren ausländischen Häfen. (*v. Schubert.*)

BRAHILOW, Braila, türkisch Ibraila, eine große befestigte türkische Stadt in dem Fürstenthum Walachei, in der sogenannten kleinen Walachei, an der Mündung des Flusses Sereth in die Donau, mit einem guten Donauhafen, einer starken Citadelle und 30,000 Einwohnern. (*Rumy.*)

Brahim, s. Ibrahim.

Brahm, Brehm, s. Brahma und Parabrahma.

***) S. A. L. Schlözer's Schwedische Biographie. Leipz. 1768. Th. 2. S. 397—416, nebst einem bis 426 gehenden Anhange, enthaltend Nachrichten von den Stammvätern d. Braheschen Familie bis in die Mitte des 13. Jahrh., und der, wegen Hochverrathes 1756 zu Stockholm geschehenen Enthauptung des Grafen Erich Brahe. Vgl. mit *C. G. Nordin's* Minnen öfwer namnkunniga svenska Män. Stockholm 1818. Sednare Bandet. S. 304—336. Wo Schl. und N. von einander abweichen, da ist der Vf. des obigen Aufsatzes dem Schweden gefolgt.

BRAHMA (Birmah) wird als die eine, und gewöhnlich die erste, Person der Dreieinigkeit (Trimurti) in der indischen Religionslehre genant. Die beiden andern Personen sind Wischnu und Shiva. Gemeiniglich wird Brahma als Weltschöpfer, Wischnu als Welterhalter, und Shiva als Weltzerstörer vorgestellt, wobei es jedoch an mancherlei Abweichungen so wenig fehlt, als an Erklärungsversuchen, warum diese drei als Einheit vorgestellt worden. Sie sind Dreieinheit, sagt man, weil sie ihrer Natur und ganzen Wirksamkeit nach ein unzertrennliches Ganzes sind, woraus sich alles entwickelt, woraus alles besteht, und zu seiner Zeit verändert wird; sie sind das Symbol der schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kraft, und zwar namentlich Brahma Symbol der Erde, Wischnu des Wassers, Shiva des Feuers; Brahma reitet deshalb auf einem Schwan, weil die Erde auf dem Wasser schwimt, Wischnu liegt auf dem Blatt einer Seeblume, Shiva hat den Blitzstrahl in seiner Hand. Ihre Charaktere, Eigenschaften und Wirkungen zusammen, stellen mithin die unendliche Gottheit erkennbar vor. Im Upnek'hat (I, 304.) heißt es: „Atma[1]) webte sich aus Einschlag und Faden der drei Eigenschaften, Hervorbringung, Erhaltung und Zerstörung, ein Gewebe, zog dies über sich selbst, und hat sich unter demselben verdeckt und verborgen; alle Erzeugungen der Welt sind aus diesen drei Eigenschaften gewebt, und Atma hat sie zu seinem Schleier gemacht." Man kann, was Herder über diese Dreieinigkeit sagte, als Kommentar zu dieser Erklärung betrachten. „Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft, sagt er[2]), war die Grundlage dieses Systems, das sich eben so sehr der sinnlichen Anschauung, als der tieferen Forschung, empfiehlt. An die Prinzipien der Perser von Licht und Finsterniß, an die Systeme anderer Nationen von thätigen und leidenden Kräften der Natur konnte allerdings viel Wahres und Gutes geknüpft werden: ich zweifle aber, ob Eins derselben dieser Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Überschauung gleich sey. Jede Blume lehrt uns dies System, und was jene lehrten, bestätigen die Blumen des Himmels, Sonnensysteme, Milchstraßen, als Theile des Universum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Punkte ihrer großen und kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Brahma, ward bei den Indiern bald in Schatten gedrängt, und um den lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht, (denn wie wenig wissen wir von der Schöpfung!) indeß Wischnu und Shiva, der durchdringende Erhalter und der Zerstörer der Dinge, sich in den Thron der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poem des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der Natur weiterhin gliedern. Fruchtbarkeit zerstört die Blume; und doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte; was sie zerstöret, erhält die Schöpfung." Gewiß des Geistes des sinnigsten Brahmanen würdig; nur ist die Frage: ob dies die ursprüng-

1) Sele der Selen, unser Athem. 2) Werke zur Philos. u. Geschichte. Bd. I. S. 42.

liche Lehre war, oder spätere Umbildung der dem Mythus und dem Dogma nachfolgenden Philosophie. Diese Frage ist um so nöthiger, je größeres Gewicht man seit einiger Zeit auf Enthüllung der indischen Urwelt, wol schwerlich mit Unrecht, gelegt hat. Geht man aber hiebei mit vorgefaßten Meinungen, mit irgend einer Nebenabsicht zu Werke, und verfährt dabei anders als nach den Regeln, die eine gesunde Kritik bei andern ähnlichen Untersuchungen vorgeschrieben hat; so dürfte es, wie mir wenigstens scheint, schwerlich gelingen, die Wahrheit, um die es doch allein zu thun ist, zu entdecken. Im vorliegenden Falle haben Viele gerade so verfahren, wie der thun würde, der die griechischen Mythen etwa aus Platon erklären wollte; er wird uns viel Schönes geben, nur nicht das Ursprüngliche. Es sey darum ein Versuch gewagt, das Ursprüngliche nachzuweisen, welches man zuverlässig nicht in der Philosophie, sondern in der Sage aufzusuchen hat.

Die Entstehung Brahma's, so wie der Trimurti überhaupt, wird sehr verschieden angegeben. In den 18 von einander abweichenden Schöpfungsgeschichten, welche man in Indien antrift, wird bald Brahma, bald Wischnu, bald Shiva als der Urgeist oder das Urwesen genant, bald aber wird ein anderes über sie gesetzt, insgemei Brahm, Brehm, Parabrahma, der Selbständige, der ewige Eine, und von diesem werden dann die Personen der Trimurti abgeleitet, als die drei ersten erzeugten Götter. Die Art ihrer Hervorbringung wird wieder eben so verschieden angegeben. Bald heißt es, daß der Allmächtige sie mittelst der Bhavani hervorbrachte (s. diese), welche sie gebar entweder als Zwillingsbrüder, oder zuerst Wischnu, oder zuerst Shiva, und aus dem Erstgebornen gingen dann jedesmal die zwei andern Personen der Trimurti hervor. Wo sie als Shiva's Gemalin genant wird, und Shiva als Urgeist, da ist es derselbe Fall. Bald aber sind diese drei Götterwesen auch die unmittelbaren Hervorbringungen des einen ewigen Urwesens, jedoch wieder mit den Abweichungen, daß bald Wischnu, bald Shiva, bald Brahma die erste und vorzüglichste Hervorbringung ist, und der eigentliche Weltschöpfer wird. Von den Angaben, in denen Brahma als solcher erscheint, verdienen nun die beiden folgenden vorzügliche Aufmerksamkeit.

In Menu's Gesetzbuch heißt es: Einst war alles Finsterniß, das All wie in Schlaf versenkt. Der Einige verscheuchte das Dunkel. Er, den sich der Geist blos denken kann, dessen Wesen nicht für äußere Sinnenwerkzeuge ist, er, der keine sichtbaren Theile hat, der von Ewigkeit ist, er selbst die Sele aller Wesen, den kein Wesen begreifen kann, ging glänzend hervor in eigener Person. Als er verschiedene Wesen aus seiner eigenen göttlichen Substanz hervorbringen wollte, schuf er zuerst mit einem Gedanken die Wasser und legte in dieses des Lichtes Samen, der zu einem Ei zusammenschoß, glänzend wie Gold, flammend wie Sonnenlicht. In diesem Ei [3]) lebte er selbst als Brahma, Ahnherr des Weltalls. Ein Jahr lang saß der Göttliche unthätig in dem Ei, das er dann theilte durch seines Geistes Sinnen. Aus den getheilten Stücken bildete sich der Himmel oben, die Erde unten, in der Mitte der Äther, die acht Gegenden (in welche man den Himmel eintheilt), und das ewige Wasserhaus. Darauf zog er aus seinem Selbst den Geist hervor, und aus dem Geiste das innere Bewußtseyn, das ein Warner und Regirer ist; zuerst die große Sele (Weltsele), dann alle Lebensgestalten mit den drei Eigenschaften und die fünf Sinne, die Werkzeuge der Wahrnehmung. Da er die kleinsten Theile der sechs unermeßlich wirksamen Wesen (des Bewußtseyns und der fünf Sinne) mit dem Ausfluß seines Wesens durchdrungen hatte, bildete er alle andere Dinge, die mächtig wirkenden Grundstoffe, die unvergängliche Ursache alles Seyns. Aus diesen sieben Kräften (der großen Sele, dem innern Bewußtseyn und den fünf Sinnlichkeiten) geht alles hervor.

Bei Polier [4]) wird folgender Bericht erstattet: „Im Anfang ruhte das All mit Wasser bedeckt im Schoos des Ewigen. Birmah, auf einer Lotosblume ruhend und über dem flüssigen Abgrunde schwimmend, erblickte mit den Augen seiner vier Köpfe nichts als eine unermeßliche Wasserfläche, und da er die Welt von Dunkel umhüllt sah, ergriff ihn Erstaunen; er betrachtete sich selbst, und rief aus: Wer hat mich hervorgebracht? Woher komme ich? Was bin ich? Hundert göttliche Jahre beachte er auf seiner Blume, in diesem Staunen zu, kummervoll, weil er auch durch diese lange Betrachtung nichts enträthselte. Als er in diesen Kummer versunken war, sagte eine Stimme, die durch das Unermeßliche wiedertönte, ihm ins Ohr: Birmah, richte dich mit Gebet an Bhagavat [5])! Sogleich setzte sich Birmah auf seiner Lotosblume in eine nachdenkende Stellung, und überließ sich dem tiefsten Sinnen über die Kraft und die Eigenschaften des Allmächtigen. In diesem Zustand erblickte er Bhagavat unter einer männlichen Gestalt mit tausend Köpfen; er begann ihn zu preisen, und seine Gebete wurden erhört. Das unsichtbare Wesen offenbarte sich, zerstreute das Dunkel, und eröffnete dem Birmah das Schauspiel der Gestalten seines Wesens, in denen Birmah alle unendliche Mannigfaltigkeit der Welt; wie in einen tiefen Schlaf versenkt, bemerkte. Versenke dich in Betrachtung, gebot der Allmächtige, und wenn du durch Andacht und Buße zur Kentniß meiner Allwissenheit gelangt bist, so will ich dir die Kraft zu schaffen geben, du sollst die Welt und das in meinem Schooße ruhende Leben entwickeln. Nach hundert göttlichen Jahren der Andacht rüstete der Ewige ihn mit Kraft, und er schuf. Nachdem er die 15 Regionen hervorgebracht hatte, welche den vernünftigen und beselten Wesen zum Aufenthalte dienen sollten, schuf er diese Wesen selbst, und zuerst Lomus, jenen berühmten Muni, der sein Daseyn nur den Übungen der Andacht weihen wollte, und sich an einen einsamen Ort begab, wo er noch lebt, und bis zur Auflösung des jetzigen Systems der Dinge leben wird. Da Birmah sah, daß durch ihn die Welt nicht würde bevölkert wer-

3) Das Weltei, Brahmanda, nach Anq. du Perron orbis mundi.

4) Mythologie des Indous. I. 163.

5) Bald Beiname der höchsten Gottheit, bald des Wischnu, bald des Krischna, einer Inkarnation Wischnu's, bald des Shiva.

den, schuf er neun Rischis. Auch mit diesem schlug es ihm aus demselben Grunde fehl. Deshalb zeugte er mit Sarbutti, seiner Gemalin, hundert Söhne, deren ältester, Dateh, hundert Töchter bekam. Da aber diese aus lauter Deiotas (Götterwesen, welche die Sourgs, die himmlischen Regionen bewohnen) und Daints oder Riesen (Bewohner der Patals, der Regionen der Unterwelt) bestanden, und also auch diese Generation den Zweck, Mirtlok oder die Erde zu bevölkern, nicht erfüllte, so schuf er einen Sohn aus seinem Munde, den er Brehman (Brahman, Bramine) nannte. Diesem übergab er die vier Vedas, die er aus seinen vier Münden bekant machte, mit dem Befehl, sie den Deiotas und Menschen zu lehren. Brehman, um seinem erhabenen Amte genug zu thun, weihte sich ganz dem betrachtenden und einsamen Leben. Nachher aber klagte er seinem Vater, daß der Schrecken vor den wilden Thieren, welche die Wälder erfüllten, ihn hindere, seinem Befehl ganz zu genügen, und da schuf Birmah aus seinem rechten Arm einen zweiten Sohn, den er Kättris[6]) nannte, rüstete ihn mit Kraft und Waffen aus, und gab ihm ein Weib, Namens Schaterany, die er aus seinem linken Arme schuf. Kättris, Tag und Nacht nur für seines Bruders Sicherheit besorgt, merkte bald, daß ihm Zeit mangele, sich Nahrung zu verschaffen, und beklagte sich ebenfalls. Da schuf Brahma aus seinem rechten Schenkel einen dritten Sohn, Namens Bais[7]), welcher Ackerbau, Handwerke und Handel treiben sollte, und aus dem linken schuf er ihm ein Weib, Basany. Auch Bais beklagte sich, er könne nicht alles bestehen, und Brahma schuf aus seinem rechten Fuße den Suder[8]) aus dem linken Suderany, damit sie der übrigen Diener wären. Mit diesen vier Söhnen, welche die Erde bevölkern, beschloß er seine Schöpfung."

Nach diesen Schöpfungsgeschichten erscheint Brahma 1) als Weltschöpfer, 2) als Urheber des Menschengeschlechts, 3) als Stammvater der vier indischen Kasten und 4) als göttlicher Gesetzgeber und Religionsstifter. Aus diesen vier verschiedenen Gesichtspunkten muß er also betrachtet, überall aber das Spätere von dem, was den Verhältnissen der Natur gemäß für Ursprüngliches gelten kann, abgesondert werden. Erweislich Späteres ist aber alles, was eine schon ausgebildete Philosophie, Religion und Ascetik voraussetzt, die in der Zeit des Brahmaismus noch nicht vorhanden seyn konnten, und alles angebliche Wissen über Dinge, von denen der Mensch nichts wissen kann. Ursprüngliches liegt in dem, was der Mensch aus Erfahrung wissen, und was in der Sage sich fortpflanzen konnte, was aber mit den Resultaten der Geologie und dem natürlichen Gange der Menschengeschichte übereinstimmen muß, ohne daß deshalb nöthig wäre, eine höhere Weisheit für die Kindesmenschen der Urwelt anzunehmen.

Diesemnach wird von den Kosmogonien, in denen Brahma als Weltschöpfer vorkomt, alles wegfallen, was sich auf einen Monotheismus, der nur das Resultat einer sehr feinen Spekulation, und auf eine Anthropologie bezieht, die nur die Frucht einer langen Beobachtung seyn kann. Aus der Kosmogonie in Menu's Gesetzbuch bleibt also lediglich übrig das Wasser als Primordialfluidum und das Weltei, und zwar dieses Letzte, weil die Vorstellung davon ganz kindlich ist. Die bloße Ansicht des Weltalls, welches sich als ein Oval darstellt, führte darauf, die Bemerkung, daß aus einem Ei alles organische Leben sich entwickelt, hielt sie fest, und sie wurde späterhin künstlich genug ausgebildet. Alles, was sich hierauf bezieht, ist jedoch bloße Dichtung der Phantasie; der Mensch kann davon so wenig wissen, als von dem Schöpfungsakte überhaupt. Ganz anders aber verhält es sich mit der Bildung der Erde aus Wasser. Diese konnte der Mensch erfahren, und zweierlei muß hier wol auffallen, erstens: daß, wie abweichend die indischen Kosmogonien in allen übrigen Punkten sind, sie doch alle in diesem einzigen übereinstimmen, und dann, daß den indischen Mythus die Resultate der Geologie bestätigen. Diesen zufolge war der höchste Berggipfel das erste bewohnbare Land, das eine Insel bilden mußte, worauf dann andere Berggipfel ebenfalls als Inseln hervortraten, nachher eine Bergebene entstand, und bei immer größerer Verminderung des Wassers Berg und Thal und Ebene[9]). Kann dies nun nicht geleugnet werden, so müssen wir in dem Götterberge des indischen Mythus, Meru, sonst Himalaja, Himala genant, dem Imaus der Griechen, der, nach dem Mythus, den Mittelpunkt der Welt ausmacht, mit sieben Meeren umgeben und von sieben Inseln umringt ist, dem Sitze der Götter, von dem vier Ströme nach vier Weltgegenden auslaufen, in diesem Götterberge müssen wir, weil er das höchste Gebirg der Welt ist, die Wiege des Menschengeschlechts und in ihr die Geburtsstätte Brahma's und seiner Religion anerkennen. Daß Brahma nicht vor dem Menschengeschlecht dagewesen, braucht man doch wol nicht zu beweisen? So fragen wir denn also, wie kam dies Menschengeschlecht auf Brahma? Ich denke, daß wir die älteste Geographie, die so eben in dem Himala nachgewiesen worden, bei der Beantwortung nicht entbehren können, denn wir müssen uns in die Umgebung und Vorstellungsweise des Urstammes der Menschen hineindenken.

Wenig fehlt, so überschauten jene Menschen den ganzen Schauplatz der noch engbegrenzten Erde und stellten sich dieselbe vor, wie er in ihre Sinne fiel. Zwei Gegenstände der nächsten Umgebung mußten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich anziehen, die ruhende, feste Erde und die ewig bewegte Wasserwelt, beide stets verändert und verändernd. Zur Idee einer Naturphilosophie erhoben sie sich dadurch gewiß nicht, wol aber regte das, was sie mit treuem Sinne beobachtend aufnahmen, die Phantasie auf, welche die Wundererscheinungen, die man vor sich hatte, auf ihre Weise in Wundersagen darstellte. Man weiß, daß ihre Weise hauptsächlich im Anthropomorphisiren besteht, und daß diese einen Haupttheil dessen ausmacht, was man Dichtung nent. Dichtung steht daher

6) Kschetria, auch Radsja-putra, Königssöhne, die Kriegerkaste. S. Creuzer Symb. n. A. I. 572. 7) Vaisya, Gewerbe treibende Kaste. 8) Schudra, dienende Kaste.

9) Man lese was Kanngießer in der Alterthumswissenschaft hierüber trefflich zusammengestellt hat.

am Eingange aller Natur- und Menschengeschichte und Philosophie, und wir haben nichts anderes auch hier zu erwarten als Wahrheit unter dem Schleier der Dichtung. Die Wahrheit ist der Bericht von der Schöpfung, wie man sie sah. Man sah die Erde sich aus Wasser hervorbilden und eine unendliche Zeugungskraft entwickeln. Diese Erde war Brahma, nichts anderes als die Materie, der Grundstoff, nach Fra Paolino Brehi bei den Ägyptern. Vorher war sie im Dunkel gewesen, hatte im Weltei geruht: wie hätte es anders seyn können? Bis hieher sagt der Mythus nichts, als: es gab einen Urstoff, und der bildete sich zu diesem Ganzen aus, welches wir sehen, so wie wir es sehen, aus dem Wasser hervor. Man kann fragen, woher man denn von dieser Bildung aus Wasser wußte? — Man sah sie. Wo bisher Wasser gestanden hatte, da zog es sich allmälig zurück, eine neue Schöpfung trat aber schon vorher hervor, eine Wasserpflanze, die wunderbare Lotosblume, welche mit Aufgang der Sonne aus dem Wasser auf-, und mit Niedergang der Sonne in das Wasser niedertaucht; dann trat zuerst ein Sumpf hervor, und bald entwickelte sich hier organisches Leben. Der sinnige Betrachter sah hier Wunder vor sich. Von Entstehung des Bodens, worauf der Mensch lebte, war er nicht selbst Zeuge gewesen; seine eigne Entstehung war ihm in tiefe Nacht des Geheimnisses eingehüllt: hier sah er Schöpfung. Nichts konnte ihm merkwürdiger seyn als die Lotospflanze, deren Entstehen für ihn das Geheimniß alles Entstehens in sich schloß. Mit diesem Bilde beschäftigte sich daher die Phantasie auf die vielfachste Weise. Bald ruht Brahma auf einer Lotosblume, bald wird Wischnu dargestellt mit einem Lotosnabel, — die Schöpfung also in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Schöpfer, — bald heißt seine Gemalin als Göttin der Natur die Herrscherin des Lotos, andere Gottheiten sitzen darauf, oder tragen sie in den Händen und betrachten sie tiefsinnend [10]). — Nun entstand immer mehr Land und Boden, eine gar wichtige Erscheinung für das sich immer mehrende Geschlecht. Man sehe jene Mythen auch in dieser Hinsicht an; wie sehr sticht die Aufmerksamkeit darauf hervor! Wie ist Wischnu darauf bedacht, dem Gott des Meeres Raum abzugewinnen! So weit sein Pfeil fliegt, tritt das Land hervor, und die Küste, wo sich das Meer noch in seiner Herrschaft behauptet, verflucht er [11]).

Dies wäre also Brahma der Weltschöpfer; er ist nun aber auch der Urheber des Menschengeschlechts. Zwischen jenem Urstoff und seiner Ausbildung und der Schöpfung des Menschen ist eine große Kluft — für den Verstand, leicht aber überfliegt sie die Phantasie, die alles Werden an den Begriff der Zeugung knüpft, und von der Analogie zwischen Menschen und Natur so leicht zur Personifikation fortschreitet. Brahma ist daher selbst ein Menschenwesen, und er brachte Menschen hervor, entweder indem er sie auf eine wundervolle Weise aus sich entspringen ließ, oder wirklich erzeugte. Genug, der Erste Mensch ist sein Sohn; womit der Mythus eben nichts anders sagt, als: er ist ein Erdgeborner, ein aus der Erde Entsprungener, ein Autochthon, ein Adam. Mit ihm war aller nachfolgenden Genealogie der Weg gebahnt; der Mythus der bis hieher so naturphilosophisch war, als er — seyn konnte, lenkt nun in das Historische ein, und wenn gleich hier die Sage schwankt, so bleibt das Resultat doch stets dasselbe. Von seinem Sohn oder Enkel Menu geht alles aus, eine Reihe von Erzvätern folgt, die Herren der erschaffenen Wesen, und dann die Erzeuger des Menschengeschlechts [12]) und wenn das, was von jenem gesagt wird, den ursprünglichen Stand der Unschuld darstellen soll, so liegt in dem, was wir von diesen hören, offenbar die Geschichte der Bildung der Gesellschaft. Es entsteht Unterschied der Stände, eine Regirung fehlt nicht, und wer kann verkennen, daß in der indischen Sage der Grund der Verwandlung der patriarchalischen Regirung in eine Theokratie oder Hierarchie gar nicht undeutlich angegeben ist? Der Grund ist gelegt zu den nachfolgenden Priesterinstituten, die im Orient den Namen ihres Gottes führen, und nun begreift sich leicht, warum Brahma der erste Gesetzgeber, der Erfinder der Künste genant wird, und ihm keine andere Gemalin gegeben werden konnte, als Sarassuadi, die Göttin der Wissenschaften. Nur die Vedas, in denen er den Menschen die göttlichen Gesetze offenbart, könnten Anstoß verursachen, denn wird in dieser Zeit wol schon von — Literatur die Rede seyn können? Daran könnte schwerlich ein Anderer glauben, als wer an die Entstehung der Kasten aus Brahma's Haupt, Arm, Bauch und Fuß im vollen Ernste glaubte, ohne die kaum einer Deutung bedürfende Allegorie darin zu sehen. Wenn bei Brahma die Rede von den Vedas ist, so darf man an die Vedas, wie sie vorhanden sind, so wenig denken, als an die Kasten, wie sie noch vorhanden sind. Aber an was denn sonst? — Es komt hier an auf die Entstehung der Religion und des States, und wir wollen sehen, was uns der indische Mythus hierüber verräth.

Der Mensch ist von Natur zur Religion bestimt, denn er muß an ein Übersinnliches glauben, und kann seine Abhängigkeit von diesem nicht leugnen. Viel früher, als ihm eine Vernunfterkentniß davon werden kann, weist ihn das Gefühl darauf hin. Hofnung und Furcht, Bewunderung und Liebe, Schrecken und Dankbarkeit, wirken gleich mächtig auf ihn, seinen Geist auf unbekannte höhere Mächte zu richten, die bald wohlthätig und erfreuend, bald übelthätig und niederschlagend auf ihn wirken, und von denen alle Schicksale seines Lebens abhängen. Diese Mächte zu kennen, sein Verhältniß zu ihnen zu erfahren, sie sich geneigt zu machen, daß sie Glück verleihen und Unglück abwenden, ihnen zu danken, wenn sie wohlthätig waren, ihre Gunst wieder zu erlangen, wenn sie verloren schien: dies mußte, zumal in einem mit tausend Gefahren umringten Daseyn, in einem

10) Die treffendste Darstellung nach Moore the Hindoo Pantheon, s. d. Creuzer Abbild. Taf. XXIV. Wischnu ruht im Meer auf der Weltschlange, Lotos um ihn her, und aus seinem Lotosnabel geht in einem Lotoskelche Brahma hervor, nach der Darstellung im Bagavadam. 11) Sonnerat I. 140.

12) Vgl. mit dem Obigen von Polier den Bericht in Kap. 1. von Menu's Gesetzbuch.

Zustande großer Hilflosigkeit, ein höchst dringendes Bedürfniß werden. Wie nun aber dieses befriedigen? — Die jüngeren Geschlechter wendeten sich an die Ältesten, die hier als Muni's bezeichnet werden, als die Lehrer des Menschengeschlechts, die regirenden Väter (Patriarchen), die durch ihr Alter ehrwürdig, durch Erfahrung weise waren. Sie wußten so vieles von den Tagen, die vergangen waren, hatten noch von denen gehört, die der Schöpfung am nächsten gelebt; wenn sie nichts wußten, wer sollte etwas wissen? Sie gaben die Belehrung, wie sie konnten, und ihr Ansehn mußte dadurch noch höher steigen; stieg aber aufs Höchste, da man sie als Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu betrachten anfing. Die unausbleibliche Folge von dem Bisherigen war, daß man in jeder Gefahr und Noth an sie sich wendete, Rath und Hilfe von ihnen foderte. Unvermeidlich wurde dadurch ihr Standpunkt zu dem übrigen Geschlecht noch mehr verändert als vorher; der Gedanke, mit der Autorität der Gottheit für das Wohl der Menschen zu wirken, war ihnen aufgedrungen, und so wirkten sie denn durch göttliches Gebot, gegen welches zu freveln der Mensch sich scheute, denn er zitterte vor der Macht, die im Donner ihm zürnte, in Erdbeben und Fluthen ihn vertilgte. Die beglückenden Folgen blieben nicht aus, und je mehr die Mittler zwischen Gott und Menschen ihre Brüder liebten, desto angelegener mußte es ihnen seyn, das so beglückend angefangene Werk nicht unvollendet zu lassen. Was in ihrem eignen Leben nicht zu erreichen war, ließ von den nachfolgenden Geschlechtern sich hoffen, wenn das Werk nur fortgesetzt wurde. Fortgesetzt aber mußte es werden; und da der Vater, was er begann, am liebsten durch den Sohn fortsetzt, in dem er fortlebt, so theilte der Vater dem Sohne seine Gedanken, Plane und Erfahrungen, alle Wissenschaft, die er erlangt, alle Künste, die er sich eigen gemacht, mit. Die Söhne dieser Patriarchen wurden also erzogen zu dem, was die Väter gewesen waren, und so pflanzte sich das Amt jener Vermittlung in den vor allen ausgezeichneten Familien der Patriarchen fort, und hiemit war der Grund gelegt zu dem Priesterinstitut, und zu der Organisation der Gesellschaft, worin der Priesterstand den Vorrang behauptet.

Man denke sich aber den Priester der Urwelt nicht nach den Verfassungen unserer Welt. An jene Priester wurden ganz andere Anfoderungen gemacht, und sie hatten ganz Anderes zu leisten und zu thun. Von ihnen erwartete man Hilfe im physischen Leiden, Rettung in Gefahr und Noth, Belehrung in zweifelhaften Fällen, Bestimmung über eine ungewisse Zukunft u. s. w. Der Priester dagegen benutzte sein Ansehn, um den gesitteten Zustand immer mehr zu sichern, nicht etwa dadurch, daß er unterrichtete, sondern durch Verkündigung göttlicher Gebote, Einführung von Opfern, Anordnung von Ceremonien, Auferlegung von Strafen, Bußen und Reinigungen. Alles dieses machte ihm allerlei Kentnisse nöthig, legte ihm selbst die Beobachtung gewisser Gebräuche auf, regte seinen Geist vielfältig an, und es war natürlich, daß er in der Kultur voranschreiten, auf Entdeckungen und Erfindungen geleitet werden mußte, die den übrigen fremd geblieben waren. Der Priester wurde Beförderer der Kultur, Erfinder der Wissenschaften und Künste, die man sich nur alle nicht größer denken muß, als sie seyn konnten. Sie wurden aber erbliches Eigenthum des Priesterstandes, pflanzten sich fort durch das Wort, und der Ertrag mehrte sich von Zeit zu Zeit.

Was nun der Mythus von Menu, den Muni's, Rischi's, von Brahman u. s. w. berichtet, ist es etwas anderes als diese Geschichte der Brahmanen, d. i. der Nachkommen Brahma's? Eben diese Brahmanen sind nun aber als erbliche Priester-Patriarchen Brahma selbst, der die Vedas (gottesdienstliche Ceremonien und Gesetze) bekant macht, der, so oft er sterben mag, doch immer wieder da und stets derselbe ist. Was von Lomus, dem berühmten Muni, dem Erstgebornen Brahma's, welcher noch lebt, gesagt wird, ist nur eine Variante von jenem; die Sache hat ihre Richtigkeit in jedem Fall. Merkwürdig ist bei dem Mythus, daß die Erzeuger des Menschengeschlechts allen jenen Wesen entgegengesetzt werden, und dies deutet wenigstens auf den Gegensatz zweier Stände, eines regirenden und eines regirten, und dieser letzte wird stets von der göttlichen Abstammung, bald mehr bald weniger, entfernt. Wir finden also Kinder Gottes und Kinder der Menschen. Vor den Menschen gab es nur Deiotas oder Daints, Götterwesen oder Riesen, welche beide auch als gute und böse Dämonen, des Himmels und der Unterwelt, genant und dem Menschengeschlecht entgegengesetzt werden. Die Deiotas sind die Priester, die Menschen das Volk; wer sind aber die Riesen? Um dies zu entdecken, muß man auf die Auswanderungen Rücksicht nehmen, welche erfolgen mußten, sobald die Vermehrung des Geschlechts Verweilen auf unzulänglichem Raume nicht länger gestattete. Sie enthalten das zweite Kapitel aus der Geschichte der Menschheit, und wir wollen sehen, was der Mythus hierüber sagt.

Der Auswanderer mußte es der Natur der Sache nach zwei Arten geben, solche, die der Richtung der Bergzüge folgten, und solche, die in die Thäler und Ebenen hinabstiegen, und hier der Richtung der Ströme folgten. Aus der verschiedenen Lebensart beider bildete sich ein charakteristischer Unterschied zwischen ihnen, der von wichtigen Folgen war: Jagd wurde die Hauptbeschäftigung des Bewohners der Bergwälder, Viehzucht und Pflanzung derer, welche die Ebenen bevölkerten, und die entweder als Nomaden umherzogen, oder Ansiedler wurden. Diese verschiedenen Lebensarten brachten bei den einen ein Eroberungsrecht, bei den andern ein Eigenthumsrecht hervor, wodurch beide feindselig einander gegenüber treten mußten. Jene ältesten Bewohner der Bergwälder führten ein Leben, wie es Homer (Od. 9, 122.) bei den Kyklopen schildert:

> Dort ist weder Gesetz noch öffentliche Versamlung,
> Sondern sie wohnen all' auf den Häuptern hoher Gebirge
> In gehöhleten Felsen, und jeder richtet nach Willkür.

Nur eins vereinigte sie, der von der Noth gebotene Angriff auf die Thalansiedler, welcher gemeinschaftlich geschehen mußte, und wobei der Stärkste, der Tapferste, der Kühnste, der Anführer wurde. Die Bergvölker wurden Räuber und Krieger, die Bewohner der Ebenen

mußten sich ihretwegen zu Schutz und Trutz mit einem Wall umgeben, welcher die erste Grundlage nachmaliger Städte war. Diese Bergvölker, kühne Jäger, tapfere Krieger, trotzige Räuber, sind die *Riesen* der Urwelt, und es leuchtet von selbst ein, warum sie als Riesen erscheinen, und zugleich für böse Dämonen gehalten werden mußten. Mit dem Zusammenstoß dieser beiden Arten von Auswanderern mußte sich die ganze bisherige Gestalt der Dinge verändern. Der Mythus stellt diesen Zusammenstoß als einen Kampf zwischen *Göttern* und *Riesen* vor. Mit Recht, denn die Götter sind die Priester, die Riesen die aus Jägern erwachsenen Krieger. Auf Seite der Priester standen Pflanzer und Hirten, unterwürfig den Priestern als Stiftern von Kolonien. Der Kampf war also ein Kampf um *Theokratie* und *Despotismus*.

Während die Priester in Kolonien nach allen Seiten hin sich ausbreiteten, breiten sich auch die erobernden Krieger aus, und begegnen jenen überall, mit einerlei Zweck, aber sehr verschiedenem Interesse. Die Früchte, welche die Priester für ihre wohlthätigen Bemühungen einernteten, wollten die Eroberer an sich reißen, das Glück, welches jene sich selbst bereitet hatten, wollten sie genießen. In der mythischen Sprache heißt dies: *die Riesen wollten Götter seyn*, und die Völker zwingen, sie dafür anzuerkennen. Die Götter wurden oft durch sie vertrieben, und mußten fliehen; anderwärts ging es den Riesen so. Nachdem beide Parteien sich lange genug bekämpft hatten, kamen sie zu der Einsicht, daß eine Vereinigung ihr größerer Vortheil sey. Aus dieser Vereinigung der Oberhäupter der Priesterinstitute und der Kriegerstämme ist jene Abtheilung der Stände, die man mit einem portugisischen Worte *Kasten* benant hat — der indische Name ist *Giadi* — entstanden. Priester- und Kriegerkaste bleiben überall die ersten und obersten. Wo die Priesterkaste das Übergewicht hat, ist die Regirung in den Händen des Oberpriesters; wo die Kriegerkaste übermächtig ist, da wird der König aus ihr genommen, jedoch von dem Oberpriester geweiht, und die Priester bilden sein Statskollegium, seinen Divan. So bildeten sich die orientalischen Staten, zuverläßig nicht durch einen gesellschaftlichen Vertrag; denn wo solch eine Kasten-Einrichtung entstand, da konnte das Volk nichts anderes als der unterworfene Theil seyn.

Man sieht, der Mythus geht hier fort bis zur Entstehung von Völkern und Staten, und leitet von Brahma zuletzt die *indische Statsverfassung* ab, in welcher nun jeder seines Gleichen erzeugt. Vorher gab es sehr verschiedenartige *Stämme*, und da wollte das Menschengeschlecht, d. i. das Volk, nicht gedeihen; jetzt, nach Vereinigung jener Stämme, wird die Erde *bevölkert*. Gewiß der Mythus ist sehr konsequent.

Dieser letzte Theil des Mythus konnte nun aber auf keinen Fall eher entstehen, als bis die indische Statsverfassung selbst entstanden war. Konnte dies wol in der Brahmaischen Periode geschehen? Ich glaube nicht, und zwar darum nicht, weil die Geschichte Wischnu's sich zu genau an die von Brahma anschließt, und in ihrem Anfange noch keine Spur von einer Statsverfassung zeigt. Es ist nöthig, dies wenigstens anzudeuten, weil die Geschichte der Brahmaischen Periode dadurch noch mehr Licht erhält.

Wischnu's Geschichte ist enthalten in seinen neun *Avatars, Inkarnationen*, d. i. Verwandlungen in verschiedene Gestalten und Menschwerdungen, in denen eine fortschreitende Bildung der Erde und des Menschengeschlechts nicht zu verkennen ist. Der Mythus von Wischnu begint mit vier großen Katastrophen der Erde, welche zu der indischen Lehre von den vier Weltaltern (Yog) wol die erste Veranlassung dürften gegeben haben. Daß solche Katastrophen, wo das Wasser über das feste Land siegte und dann gleichsam eine neue Schöpfung hervorging, wirklich erfolgt sind, erhebt die Geologie über allen Zweifel. Die vierte Katastrophe erscheint hier als die letzte, und sie mußte die letzte seyn, wenn *Majer's* Vermuthung nicht ganz ohne Grund ist, daß in dem, was im Maha-Bharata darüber berichtet wird, das Faktum von dem Ursprung der Rotation der Erde verborgen liege. Wie dem nun sey, so ist wol so viel gewiß, daß, wenn es irgend eine Zeit gab, wo der Gott *des Wassers* seine Herrschaft in den Gemüthern befestigen konnte, es die Zeit solcher ungeheuern Revolutionen war, wo die furchtbar hereinbrausenden Fluthen das *feste Land verschlangen* und nur die höchsten Gebirge von dem unvermeidlichen Tode retteten. *Wischnu* nun war ein eben solches Symbol der Wasserwelt, wie Brahma der festen Masse: was Wunder, wenn Wischnu jetzt den Brahma verdrängte, wie das Wasser das Land, und der Wischnudienst sich siegend erhob. Bei der ersten Inkarnation wird gleich gesagt, zu der Zeit, *als Brahma sich zur Ruhe* begeben, habe der Riese und Dämon Hajagriva die Vedas geraubt, und sey damit auf das Meer geflohen, Wischnu habe den Riesen getödtet und das heilige Licht und Recht wieder hergestellt. Wer zweifelt daran, daß hier Wischnu, der Gott des Wassers, ein Priesterinstitut bedeute, wie Brahma früher? Offenbar aber erscheint das Wischnu-Institut nur als eine Fortsetzung des alten Brahma-Institutes, denn es bringt die von einem *Riesen* geraubten *Vedas* zurück. Da auch hier an *geschriebene* Vedas nicht zu denken ist, so kann dies blos heißen, er stellt gegen die übermächtig gewordenen Riesen das Priesterregiment wieder her. Der Kampf mit den Riesen hört aber darum keineswegs auf, vielmehr dauert er durch alle Inkarnationen hindurch fort, und entbrannte erst recht heftig bei der vierten, wo die Riesen, „betrogen von den Göttern um den *Trank der Unsterblichkeit*, über die ganze Erde sich verbreiteten, die Menschen zwangen, keinen der Götter mehr zu verehren, und die schrecklichsten Grausamkeiten begingen, um selbst göttlich verehrt zu werden." Daß diesen Riesen ihres Vorsatzes Ausführung nur zu gut gelang, dazu fehlen uns sogar die historischen Belege nicht, denn wir haben noch eine Menge Genealogien der ältesten Rajahs oder Könige, die aus den Familien der *Sonnen-* und *Mondkinder* abstammten. Darum gab es nun aber auch keine Statsverfassung, in welcher die Einrichtung der Kasten schon festgesetzt gewesen wäre. Erst die achte Inkarnation könnte darauf hindeuten, indem von dieser erzählt wird, Wischnu habe die Könige, die sich Söhne

der Sonne nannten, bezwungen, und deren Reiche den Brahmanen gegeben.

Vor dieser Inkarnation hatte sich aber noch etwas sehr Wichtiges ereignet, dessen wir gedenken müssen. Die sechste Inkarnation gibt davon Kunde. Wischnu erscheint als Rama, Held in Menschengestalt, um den Riesenkönig Rawana zu bekämpfen, der ein Anhänger Shiva's war, erst mit diesem gemeinschaftlich regirte, nachher aber von ihm abfiel, und sich selbst anbeten ließ. — Da tritt denn auf einmal die dritte Person jener Dreieinigkeit auf den Schauplatz, der Gott des Feuers, und Shivaiten und Wischnuiten sind mit einander — im Kampfe. Der Kampf war gefährlich genug, denn dieser Feuergott (späterhin erst auch Sonnengott) kam wirklich mit dem Feuer und mit dem, was man nur nach dem Gebrauch des Feuers haben kann, mit — geschmiedeten Waffen. Gaben ihm die Waffen ein entschiedenes Übergewicht im Kampfe, so machten das Feuer selbst und die Schmiedekunst seinen Einfluß auf die Kultur überwiegend, denn man bedenke nur, wie viel hievon beim Landbau, bei allen Gewerben und Künsten abhängig ist. Wer auch vor dem furchtbaren Feuergotte zitterte, lernte doch auch bald den wohlthätigen anerkennen. Seinem Einflusse ist nun aber alles das zuzuschreiben, was endlich festen Bestand gab; wer mit Feuer und Schwert siegen konnte, dem konnte auch die Kasteneinrichtung gelingen, welche vor der Periode des Shivaismus schwerlich Statt fand. Wie dem nun sey, so ist gewiß, daß Wischnuismus und Shivaismus sich anfangs gegenseitig bekämpften. Der Kampf glich sich auf verschiedene Weise aus. Die strengen Wischnuiten nahmen Wischnu, die strengen Shivaiten Shiva als den höchsten Gott, woraus es sich erklärt, wie so häufig von Wischnu und Shiva ganz dasselbe behauptet werden konnte. Noch bis auf diesen Tag stehen beide Parteien sich, oft feindselig, gegenüber. Anderwärts scheint ein gütlicher Vergleich Statt gefunden zu haben, welchem nachmals die Philosophie noch zu Hilfe kam, die durch Naturbeobachtung fand, daß beide Gottheiten wesentlich zusammen gehörten, und es bildete sich die, aller orientalischen Naturphilosophie zum Grunde liegende, Lehre von den zwei Naturprinzipien der Wärme und Feuchte. — Nur Brahma blieb noch übrig, und es fragt sich, was jetzt aus diesem wurde?

Allerdings stand er jetzt, als Gott und als Priesterinstitut, sehr im Hintergrunde, und der Mythus verschweigt es nicht, daß er durch den Wischnuismus und Shivaismus verdrängt wurde. Die Verschiedenheit in der Sage rührt nur daher, daß auch hier Wischnuiten und Shivaiten ausschließlich von ihrem höchsten Gott erzählen, in der Hauptsache bleibt die Begebenheit dieselbe, und gibt dasselbe Resultat. Entweder Shiva schlug den Brahma, weil er im Hochmuth sich über sie erheben wollte, ein Haupt ab, oder Wischnu demüthigte ihn, er muß Buße thun, bezeugt Reue, erhält darum Begnadigung, aber verliert seine Tempel und die Verehrung in denselben. Das einzige Zeichen ehemaliger Verehrung, welches ihm bleibt, ist, daß die Brahmanen alle Morgen zu ihm beten, und ihm zu Ehren die Ceremonie Sandivane verrichten, welche darin besteht, daß sie bei Aufgang der Sonne Wasser mit der hohlen Hand schöpfen, es zu verschiedenen Malen vor und hinter sich ausgießen, und dabei den Brahma anrufen. Diese Ceremonie ist so einfach, daß man vermuthen möchte, sie sey die dem ursprünglichen Brahmadienst eigenthümliche, und es habe bei demselben weder Tempel noch Tempeldienst gegeben, weshalb er blos in Vergessenheit hätte gerathen können. Bewähren sich indeß die Berichte, die man aus der Pagode auf der Insel Scheringam[13]) anführt, daß man in früherer Zeit Brahma Tempel und Tempeldienst hatte, so muß man annehmen, daß der Brahmakultus sich bis in die Periode des Shivaismus erhalten habe, vor welcher gar keine Tempel angenommen werden können. War dies der Fall, so gingen die Brahma-Institute durch eine politisch-religiöse Revolution unter — mythisch: Brahma verlor sein Haupt — eine Annahme, bei der nur die einzige Bedenklichkeit aufsteigt, wie es denn habe geschehen können, daß die Priesterinstitute Wischnu's und Shiva's, wenn sie es waren, die den Brahma und Brahmaismus verdrängten, gleichwol Brahma's Namen dadurch verewigten, daß sie sich Brahmanen nannten? Hätten sie jetzt erst den Namen annehmen sollen, so würde es wahrscheinlich nicht geschehen seyn: aber sie behielten ihn blos, denn sie waren vom Anfang an Brahmanen gewesen. Aus Brahma-Instituten waren die Wischnu- und Shiva-Institute hervorgegangen, und wer mit der Art und Weise, wie in der Urwelt die Priester Kolonien anlegten, nicht unbekant ist, der weiß, wie dies zuging. Fortbildung der Sprache, verändertes Lokale, neue Lebensarten, Gewohnheiten und Sitten, wichtige Ereignisse, die man erlebte, größerer Reichthum an Erfahrungen und die größere Entwickelung des menschlichen Geistes selbst, machten den Priesterinstituten der Kolonien ein gänzliches Verharren bei dem Ursprünglichen unmöglich; entfremdete dies aber diese Institute von einander, so blieb doch immer noch ein Bindungsmittel in der gleichmäßigen Organisation. Daß die Wischnuiten auf den Grund des Brahmaismus nur fortbauten, ist klar, und als sie die mächtigere Partei geworden waren, knüpfte sich doch immer noch an Brahma's Namen die Ehrwürdigkeit des Alters an. Wollte nun aber das Brahmaische Urinstitut gegen die mächtigeren Sekten Rechte alter Gewohnheit zu geltend machen, — Brahma's Hochmuth, — so behaupteten diese ihre Selbständigkeit, die Brahma-Institute unterlagen den mächtigeren Gegnern, und so konnte Brahma nur noch fortleben in den Brahmanen, und diesen Wischnu die eroberten Reiche der Sonnen- und Mondkinder geben, d. h. die theokratische Regirung in ihnen einführen.

Merkwürdig ist der Bericht, welchen Polier hierüber von dem Brahmanen Ramchund erhielt[14]), der Fall Birmahs sey dadurch veranlaßt worden, daß er einen Theil seiner Schöpfung unterschlagen und sich habe zueignen wollen. Nachdem alle drei Deiotas den Reum zu ihrer gemeinschaftlichen Residenz bestimt hatten[15]), merkten sie den Betrug, und Birmah mußte den Raub zurückgeben. Nichts destoweniger hielt er sich als Offen-

---

13) Wahl Ostindien. II. 557. 1171 f. 14) I. 171—190.
15) Wie sich künftig zeigen wird, auf dem Meru.

barer der Vedas für weit erhaben über Wischnu und Shiva, aber seine Anmaßungen und sein Stolz misfielen dem höchsten Wesen, und er ward in den tiefsten Abgrund gestürzt. Nach langer Buße desselben sagte der Ewige zu ihm, Stolz sey das einzige Verbrechen, welches er nie verzeihe, noch habe er dies auch nicht abgebüßt, es sey jedoch ein Weg für ihn übrig, seine Gnade wieder zu erwerben, durch vier Wiedergeburten auf der Erde. Daher vier Inkarnationen Brahma's, in jedem Weltalter eine. Der Unsichtbare sagte ihm noch, daß Wischnu sein sichtbarer Repräsentant sey, „die ihn verehren, sind meine Verehrer; also mußt du auch ihn verehren; in den vier Inkarnationen, zu welchen ich dich verurtheile, sollst du die Geschichte von Wischnu's Inkarnationen schreiben, und dadurch soll dir dein Verbrechen erlassen werden." Diesemnach erschien Brahma in dem ersten Weltalter als der Rabe Kagbossun, und wurde nicht blos als Verfasser des Markondai Puram (den Krieg der Bhavani mit den Riesen erzählend), sondern auch durch die Klugheit und Erfahrung berühmt, die er bei einer ungeheuern Lebensdauer erwarb, die ihn in den Stand setzte, über alle Begebenheiten Auskunft zu geben. In dem zweiten Weltalter ward Brahma in dem unglückseligen Stamme der verabscheuten Parias oder Tschandalás geboren, und erschien als Valmik (Valmiki), führte anfangs ein ruchloses Leben, ward aber bekehrt, und bald darauf durch göttliche Erleuchtung das Orakel seiner Gegend. Er konnte dunkle Stellen der Vedas erklären, über zweifelhafte entscheiden. Eingedenk seines schriftstellerischen Berufs schrieb er die sechs ersten Inkarnationen Wischnu's, von denen er Augenzeuge gewesen, und durch Eingebung die siebente, das große epische Gedicht von Rama's Thaten (Ramajana). In dem dritten Weltalter ward er auf wundervolle Weise geboren als Bayas (Vyasa), und erfüllte seinen Beruf durch Abfassung des Mahabarat, Bhagavat und anderer Werke, die ihm den Ruf eines Propheten und Muni erwarben. In dem vierten Weltalter erschien er unter dem Namen des Kaldas, und da er anfangs sehr unwissend war, so erregte es großes Erstaunen, als er die genaue Lage der Stadt Adjudhia (Aud, eine der durch ihren Götterdienst berühmten sieben Städte), welche der Rajah Bikkermajit (Wikramaditya), wieder aufbauen wollte, bestimt angab, worauf sie an ihrer jetzigen Stelle erbaut wurde. Kaldas kam bei dem Rajah in großes Ansehen und vermehrte dies noch dadurch, daß er im Stande war, Walkmiks seitdem zerstreute und entstellte Werke wieder zusammen zu bringen und in ihrer Integrität herzustellen. Er wurde von den Hindu als der erste der vierzehn Brahmanen betrachtet, die sich unter Bickermajits Regirung in allen abstrakten Wissenschaften auszeichneten.

Kann wol eine Sage deutlicher aussprechen, wie Brahma als Gottheit — als Priesterinstitut — unterging, und in den Brahmanen fortlebte? Es ist wol so wenig unwichtig, daß hier der Parias, als daß anderwärts der Sonnen- und Mondkinder gedacht wird, denn beides weiset uns auf politische Revolutionen und religiöse Umänderungen hin, welche Statt gefunden haben müssen, wenn erfolgen sollte, was unleugbar erfolgt ist, und zeigt, daß noch bei weitem nicht alles hier in seinen historischen Zusammenhang gebracht ist. Völlig klar aber ist, wodurch sich Brahma erhielt, und wie. Er erhielt sich durch die alten Sagen aus der Urwelt, an die man doch alles Spätere anknüpfen mußte, also nicht sowol durch die Vedas, als wie es der Natur der Sache gemäß ist, durch die Purana's und profanen Gedichte, welche das mythische System enthalten, wie jene die philosophischen, die doch gewiß jenen erst folgen konnten. Die vorzüglichsten Purana's und ihre angeblichen Verfasser, Brahmanen der ältern Zeit, werden hier genant, die Aufbewahrer und Samler dessen, was den Volksglauben ausmachte. Deutlich genug auch wird gesagt, wie sie die alten Sagen aufbewahrten. Kaldas, Kaldes, Kalidas, der Dichter der Sakontala, thut für sie, deren Gedichte sich mündlich fortgepflanzt hatten, eben das, was Lykurg für die Rhapsodien Homers, und man sieht nun wol, daß, um hier auf den Grund zu kommen, eben die Untersuchungen angestellt werden müßten, welche Wolf in Ansehung der Homerischen Gedichte angestellt hat. Es handelt sich um die Beschaffenheit der Brahmanenschulen, das Alter der Schreibekunst, den Anfang der Literatur, und eine höhere Kritik für das Frühere und Spätere; Untersuchungen, die man in Beziehung auf Indien noch keinesweges als geschlossen betrachten kann.

War nun aber Brahma verdrängt, wie kam es, daß man ihn gleichwol zur ersten Person der Dreieinigkeit erhob? Aus allem Bisherigen geht hervor, daß die Idee einer Dreieinigkeit nicht vom Anfang her in Indien gewesen seyn kann, sondern erst später entstanden seyn muß. Die Zeit, wann sie entstand, läßt sich freilich nicht bestimmen, wol aber die Zeit, worin sie natürlicher und vernünftiger Weise ganz allein entstehen konnte, und dies war doch gewiß keine andere, als die, wo der Geist der Philosophie sich zu regen angefangen hatte, welcher allezeit sich zuerst an Erklärungen und Deutungen eines früher vorhandenen mythischen Systems geübt hat. War dies einmal geschehen, so wurde Festsetzung von Dogmen nöthig, und in diesen finden wir den Versuch, den Volksglauben nicht blos in Zusammenhang, sondern auch, so viel nur irgend möglich, mit Verstand und Vernunft in Einstimmung zu bringen. Hatte man den Synkretismus schon bei Wischnu und Shiva versucht, so war nur noch ein Schritt zum Ziele. Die Vorstellungen von diesen drei Wesen,

Brahma = Erde, Grundsubstanz des Seyns = Weltschöpfer,
Wischnu = Wasser, Prinzip der Ernährung = Welterhalter
Shiva = Feuer, Prinzip der Verwandlungen, theils erhaltend, theils zerstörend = Erhaltender Zerstörer

mußten nun darauf führen, daß diese drei Wesen nothwendig und wesentlich zusammen gehörten; daher also das Dogma: diese Drei sind Eins; ein Dogma, das für den auf den Mythus beruhenden Volksglauben höchst vortheilhaft war, und von dem zugleich alle indische

Naturphilosophie ausging[16]). Nach dieser sind diese dreieinigen Deiotas Symbole der drei Eigenschaften des Einen Urwesens — worüber nun in den Vedas nicht nur Vieles, sondern auch auf vielerlei Weise, philosophirt wird[17]), bis man in dem Identitäts- oder Unifikationssystem den Gipfel der Spekulationen erstiegen hat. Die Vedas sind in ihrer Philosophie so wenig einstimmig mit einander, daß sich im Gegentheil mehre einander ganz entgegengesetzte Systeme darin nachweisen lassen. Wie dies geschehen konnte, wird der Art. **Brahmanen** zeigen.

Außer der Philosophie gab zu Umbildungen des alten Mythus und Bereicherung desselben mit neuen Dichtungen nichts so viel Veranlassung als die bildende Kunst, die dem Betrachter derselben in den uralten Grottentempeln der Hindu Bewunderung abnöthigt. Noch ist über deren Alter so wenig entschieden als über das Alter der indischen Literatur: so viel ist aber doch gewiß nicht zu leugnen, daß die ganze indische Tempelskulptur vor der Shiva-Periode nicht entstanden seyn könne, denn alle Skulptur in Stein setzt Werkzeuge aus Metall, und also Metallarbeiter und Gebrauch des Feuers voraus. Aus diesem Grunde nun dürfte man behutsam seyn müssen, aus der Symbolik dieser Tempelskulptur Beweise für das Ursprüngliche führen zu wollen; aller Wahrscheinlichkeit nach gingen hier Philosophie und Bildnerei Hand in Hand. Man wird sonach leicht urtheilen können, was man von der bildlichen Darstellung Brahma's zu urtheilen habe. Er wird gewöhnlich dargestellt auf einer Lotosblume sizzend, oder auf dem Schwane Hamsa reitend, mit 4 Köpfen und vier Armen. In der einen Hand hält er einen Rosenkranz, in der andern eine kupferne Trinkschale, in der dritten Palmblätter, in der vierten einen Griffel, um auf jene zu schreiben. Die vier Köpfe sollen andeuten, daß er die vier Vedas geoffenbart habe, sein Schreiben dasselbe. Also dasselbe Symbol zweimal? Fra Paolino und Anquetil du Perron deuten beide, dem Urbegriff Brahma's gemäß, die vier Köpfe auf die vier Weltgegenden. So fiele freilich die mündliche Offenbarung weg, aber die bedenklichere schriftliche bleibt. Ein glücklicher Zufall hat indeß dafür gesorgt, daß niemand glauben möge, die Vedas seyen wirklich in der Brahma-Periode schon geschrieben worden, denn jenes kupferne Gefäß ist dasselbe Wassergefäß, welches diejenigen Brahmanen, die als Büßende blos vom Almosen leben, ganz allein mit sich nehmen, und deutet also auf eine Ascetik hin, wie man sie doch wol schwerlich in der so frühen Zeit des reinen Brahmaismus voraussetzen wird. Sollte man dies doch, so bleibt immer noch der Rosenkranz als Gegenbeweis übrig. Dieses ist der Betkranz Rudráksham genant, wonach man die Namen Shiva's, der außer vielen andern auch den des Rudra führt, betend abzählt, wie die Brahmanen zu thun pflegen. Wenn nun dieses Symbol offenbar der Shivaperiode angehört, so brauchen auch die Vedas nicht vor derselben entstanden zu seyn, um ihm beigelegt zu werden, ihm, dem Repräsentanten der Brahmanen, deren Abzeichen er auch trägt. Ja dieser Brahma, der Repräsentant der Brahmanen, durfte die Vedas nicht blos schreiben, sondern auch vier Köpfe haben, weil man vier Vedas nun wirklich hatte; wobei jedoch vorausgesetzt wird, daß der vierte, Atharvan, auch schon anerkant gewesen sey, denn er ist bekantlich späteren Ursprungs[18]). — Übrigens findet sich in andern Darstellungen von ihm noch andres symbolisches Beiwerk, welches gewiß Berücksichtigung verdient, vor allem aber die, woher die Darstellung selbst stamt. (*Gruber.*)

Bruhmaismus, s. am Ende des Bandes.

BRAHMANEN, **Braminen**, **Brachmanen** bei den Griechen und Römern, bilden bei den Hindu die erste und vornehmste Kaste, den in gewissen Geschlechtern erblichen Priester- und Gelehrtenstand, deren von Brahma abgeleiteten Ursprung der vorige Artikel gezeigt hat. Aus uralter Zeit muß es allerdings noch herrühren, daß ihre Kaste und nicht die Kriegerkaste, aus welcher die Rajahs (Radschas, Könige) entsprungen sind, den ersten Rang in der Gesellschaft behauptet; der Brahman Padmanaba berichtete auch dem ehrlichen Roger, daß, wenn der Adderavana-Vedam (Addara b. Wilkins, Adorbo b. Andern, also der echte Atharvan) noch vorhanden wäre, die Brahmanen nach weltlicher Macht und hohem Ansehn mehr als die Könige selbst seyn würden. Hat es sich nun aber gleich gefügt, daß sie die weltliche Macht verloren haben, und ist ihnen geboten, die Könige zu ehren und ihnen zu dienen, so haben sie sich doch so viel Ansehn und Vorrechte erhalten als möglich; der König muß auch sie ehren, und darf keinen mit Todesstrafe belegen, ja nicht einmal zum Zorne reizen, selbst in der äußersten Noth ihr Vermögen nicht einziehen, und von einem solchen, der die Vedas versteht, sogar bei der Gefahr Hungers zu sterben, doch keine Abgabe verlangen. Ist dagegen ein Brahman in Bedrängniß, so kann er sich ohne Weiteres des Vermögens seines Sudra bedienen, und von jedem Sudra überhaupt jeden Dienst verlangen. Menu's Gesetzbuch enthält darüber die detaillirtesten Verordnungen, von denen man aber statt aller übrigen nur die Eine (Kap. 9. 317 fgg. S. 368) anzuführen braucht: „Ein Bramin, er sey gelehrt oder unwissend, ist eine mächtige Gottheit. — Wenn er sich auch mit niedrigen Beschäftigungen abgibt, muß man ihn doch unablässig verehren, denn er ist etwas überschwenglich Göttliches. Ein Kriegsmann, welcher bei jeder Gelegenheit seinen Arm gewaltthätig wider die Priesterkaste aufhebt, soll vom Priester selbst gezüchtiget werden, weil der Krieger ursprünglich vom Braminen herstamt. Aus Wasser entsprang Feuer; vom Priester der Krieger; aus Stein das Eisen: ihre alldurchdringende Kraft ist ohne Wirkung an den Orten, aus

16) Wer statt der kleinen Proben, die gleich im Eingange hievon gegeben sind, Ausführlicheres hierüber verlangt, der lese nur im Oupnek' hat Brahme 22, I, 100 fgg. und das, was Anquetil hierüber nachträglich beigebracht hat S. 409 fgg. Er hat dann freilich immer nur einen kleinen Theil, allein es wird ihm doch einleuchten, daß es sich damit genau verhalte, wie mit unsrer Dogmatik bei den verschiedenen Religionsparteien und oft bei derselben Partei. 17) Das Wie wird der deutlich erkennen, welcher die Kosmogonie im Mahabarata achtsam mit den übrigen vergleicht. Ich verweise hier besonders auf das von Anquetil Mitgetheilte. Oupnek' hat I, XIII. fgg.

18) Colebrooke in Asiat. Res. Bd. 8.

denen jedes derselben herkam. Die Kriegerkaste kann nie ohne die der Priester glücklich seyn, und die Priesterkaste kann sich nie ohne die Krieger erheben: beide Klassen werden durch herzliche Vereinigung in dieser und in der nächsten Welt erhaben." Man sieht aus dieser Stelle, welche die im vorigen Artikel aufgestellte Ansicht vielfach bestätigt, wer die Gesetze gegeben hat. Auf solche Weise wird Brahma selbst noch verehrt, denn Brahma war ja das Priesterinstitut der Brahmanen. Von der Bildung und Beschaffenheit dieses Priesterinstitutes, scheint mir, gehe man am zweckmäßigsten aus, um hier alles so zu zeigen, wie es war und wurde.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Priester der Urwelt etwas Anderes war, als bei uns. Der Priester der Urwelt wurde in seinem Stande und für denselben geboren, und gehörte durch Geburt einem Orden an, der seine eigenthümliche Organisation hatte, durch welche die Klassenabtheilung und die Verrichtung der verschiedenen Geschäfte bestimt war. Ein Lehrinstitut war dieser Orden zunächst für die Priester, die für ihre Geschäfte erzogen und unterrichtet werden mußten. Die Lehrgegenstände waren der verschiedensten Art, weil an den Priester, als einen Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, Anfoderungen der verschiedensten Art gemacht wurden. An Anpflanzung und Landbau war die Religion zuerst angeknüpft, und daß die Priester der Urwelt deren kundig seyn mußten, beweisen die vielen Götter, die in der Urwelt auf allen Punkten erscheinen, Pflanzung und Landbau lehren, und dadurch den Grund zur Kultur legen; diese Götter sind Priester-Kolonien. Die hierauf gerichtete Aufmerksamkeit lenkte die Beobachtung auf Witterung, Auf- und Untergang der Gestirne, Bahn der Sonne und des Mondes, periodische Wechsel der Jahreszeiten, Berechnung der Monate und des Jahres, und mit dem Studium der Astronomie begann die Einrichtung des Kalenders, der eine höchst wichtige Angelegenheit war, und die Chronologie. Durch Beobachtung des Einflusses, welchen die Gestirne auf die Erde haben, je nachdem Sonne und Mond in diesem oder jenem Sternbild stehen, wurde der Einfluß der Priester selbst bedeutender, denn die Anwendung davon auf Prophetenkunst war höchst natürlich. Diese Kunst aber wurde auch in andern Fällen von dem Priester verlangt, überall wo in zweifelhaften Lagen Ungewißheit über den Ausgang quälte, wodurch denn die Orakel, Weissagungen, Traumdeutung u. s. w. entstanden. Da man auch in physischen Leiden Hilfe bei dem Priester suchte, so mußte auch die Heilkunst ein Gegenstand seines Studiums werden, und wenn man freilich anfangs nur Wunderkuren verrichten konnte, so führte dies doch auch mit der Zeit zu Beobachtung der Heilkräfte der Natur, zu den ersten Kentnissen in Chemie und Physik, und zu diätetischen Verordnungen, die als Religions-Angelegenheit ausgeübt wurden. Daß alles, was zu dem religiösen Ceremoniendienst gehörte, gelernt werden mußte, versteht sich von selbst. Dazu gehörte, außer der Verrichtung der Opfer selbst, Gesang, der in der alten Welt stets verbunden ist nicht blos mit Musik, sondern auch mit mimischem Tanz. Die heiligen Gesänge mußten auswendig gelernt und eingeübt werden, und dadurch wurden die Priesterschulen die ältesten Schulen der Poesie, die, so lange man noch keine Schreibkunst hatte, um so nothwendiger war, weil alles rhythmisch Abgefaßte sich dem Gedächtniß tiefer einprägt. Rhythmisch wurden aber selbst die Gesetze abgefaßt, und da die Priester entweder selbst Regenten, oder doch der Regenten geborne Räthe waren, so mußte alles, was zur Rechtslehre, Gesetzgebung, Landesverfassung und Polizei gehört, ebenfalls Gegenstand ihrer Forschung und ihres Unterrichts seyn. Seitdem endlich der Kultus Tempel, Geräthschaften und Symbole erfoderte, gehörten auch Baukunst, mechanische und bildende Künste zu den Lehrgegenständen der Priester. Wie es scheint, hat die bildende Kunst zur Erfindung der Schreibekunst veranlaßt, und seitdem die Priester diese erfunden hatten, begann Literatur. Woraus besteht nun diese Literatur? Sie enthält alle bisher genannten Gegenstände; man schrieb zuerst nieder, was bisher blos dem Gedächtniß war anvertraut worden. Zweierlei kam hinzu, Aufbewahrung der alten Geschichte in Gedichten, und seitdem der Geist der Philosophie erweckt war, auch philosophische Spekulation. Man sieht, wie die Priesterklasse zum Gelehrtenstand werden, und daß in diesem Stande selbst wieder Klassen entstehen mußten, denn nicht jeder konnte alles umfassen, sondern wurde entweder dahin gewiesen, wo man seine Talente am besten benutzen konnte, oder er folgte seiner Neigung. Dies Letzte geschah wol von jedem, der sich zum Schriftsteller berufen fühlte.

Auch die indische Literatur enthält Schriften über alle diese Gegenstände. Am wichtigsten darunter sind die Vedas und Puranas. Diese letzten sind Gedichte von großem Umfang, enthaltend die alte Geschichte von der Schöpfung an, gegründet auf Tradizion, von verschiedenen Verfassern zu verschiedener Zeit gearbeitet, gesammelt, überarbeitet und zu einem Ganzen zusammen geordnet, welches natürlicher Weise eine nicht unbedeutende Anzahl von kleineren Ganzen enthalten muß. Daß auch die Vedas im Einzelen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, von verschiedenen Verfassern entstanden, dann gesammelt und geordnet worden sind, unterliegt seit Colebrooke's Untersuchung hierüber [1]) keinen Zweifel. Jeder dieser Vedas besteht nun aber aus zwei Theilen, aus Mantras oder heiligen Gesängen, Hymnen und Anrufungen, welche in jedem Veda unter dem gemeinsamen Namen Sanhitá befaßt werden, und aus Bráhmanas, welche moralische Vorschriften und Untersuchungen über theologische Gegenstände enthalten. Der beweisende Theil der Theologie heißt Vedanta, und ist in verschiedene einzele Stücke eingetheilt, Upanishaden genant. Die Auszüge, die wir von den Brahmanas im Upnek'hat [2]) besitzen, sprechen es durch Form und Inhalt deutlich aus, wann und auf welche Weise die Aufsätze dieser Samlungen entstanden sind.

1) On the Vedas, or sacred Writings of the Hindus in Bd. 8. der Asiat. Researches S. 377 — 497. Man sehe nur die Resultate S. 488 fgg. 2) Upnek'hat ist blos der Persische Dialekt für Upanishad.

Nirgend ist es darauf abgesehen, irgend ein System ausschließlich durchzuführen, und wer daher das Ganze als Eins betrachten wollte, der würde unaufhörlich auf Widersprüche stoßen und von dem Verfasser nicht zum günstigsten urtheilen können. Die Samlung enthält aber die Aufsätze vieler Verfasser, die von einander unabhängig, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten lebten, und von denen jeder auf seine Weise forschte. Dies geschah, als es möglich war, daß der Geist der Philosophie unter den Brahmanen erwacht seyn, und es Philosophen unter ihnen geben konnte. Ihre Spekulazionen fanden Beifall, und man ward begierig, die Weisheit aus ihrem Munde zu vernehmen. Hatte der Ruf von einem sich verbreitet, so zogen Andere zu ihm hin, und er theilte seine Lehren mit, oder man untersuchte gemeinschaftlich. Nach der Art des monologischen oder dialogischen Vortrags schrieb man dann auch die Lehrsätze oder die Untersuchung nieder, und da dies an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von Anhängern verschiedener Religionsparteien geschah, so konnte es an Verschiedenheit der Meinungen auch hier so wenig fehlen als irgendwo. Wie verschieden nun aber Ansichten und Meinungen seyn mochten, diese Aufsätze wurden alle gesammelt, und bezeugen, welch ein Geist der freien philosophischen Untersuchung geherrscht haben müsse. Nach allen Richtungen hin verbreitet er sich, um die Wahrheit zu entdecken. Auch zu einer All-Einheitslehre gelangt er, wie sie feiner und künstlicher nirgend ist ausgebildet worden: es fehlt aber viel, daß sie allein oder auf einerlei Weise hier vorgetragen wäre.

Welche Ansichten und Meinungen nun aber der philosophische Theil der Vedas auch enthalten möge, so ist gewiß, daß sie sämtlich von dem Volksglauben abwichen. Anfangs dachte man vielleicht wenig hieran; denn die Literatur konnte sich nicht über den Kreis der Priesterinstitute hinaus erstrecken; als man aber darauf aufmerksam ward, sah man auch die Nothwendigkeit ein, Behutsamkeit in der Mittheilung zu beobachten, und so wurden die Vedas ein — Priestergeheimniß. Nur der Brahman darf sie lesen, die Kriegerkaste darf dem Lesen und Erklären blos zuhören, und — so schreibt Polier an Banks — „nie habe ich bemerkt, daß sie die beiden niedrigsten Volksklassen der Erklärung dieser heiligen Bücher zuhören ließen [3])." Derjenige Brahman, der einem nicht dazu Berechtigten aus den Vedas vorläse, wird nebst seiner ganzen Nachkommenschaft aus der ersten in die unterste Kaste verstoßen; dem Sudra aber, der die Vedas zu lesen wagte, soll die Obrigkeit siedendes bitteres Öl in den Mund gießen lassen, und hätte er dem Vorlesen zugehorcht, so soll ihm das heiße bittere Öl in die Ohren gegossen, und Wachs und Zinn unter einander geschmolzen ihm in die Ohren gestopft werden. Aus dem Umstande, daß auch hier die Kättris die allein Bevorrechteten sind, darf man wol mit Sicherheit schließen, daß diese ganze Einrichtung getroffen wurde, als das weltliche Regiment in den Händen der aus der Kriegerkaste stammenden Rajahs war, und also in der Zwischenzeit von der Samlung der Vedas bis zur Samlung von Menus Gesetzbuche, denn in diesem ist das Verhältniß zwischen beiden Kasten schon so ausgeglichen, wie es nachher blieb. Wenn jetzt der Priester an weltlicher Macht verloren hatte, so verlor er doch nicht an Ansehn und Einfluß, denn er rettete seinem Institut die Würde der Göttlichkeit; die Brahmanen blieben der unantastbare Brahma.

Die Vorrechte, welche ihre Kaste jetzt erhielt, bestanden darin: die Vedas zu lesen und zu erklären, die Opfer zu veranstalten, in religiösen Ceremonien zu unterrichten, und im Fall der Armuth Almosen zu fodern. Diese Vorrechte scheinen geringfügig, sind es aber nicht. Ist einer berechtigt Almosen zu fodern, dem es niemand verweigern darf, so ist wenigstens für jeden Fall sein Unterhalt gesichert, und ein Bettler, der gewissermaßen als ein Gott bittet, kann nicht in Verachtung sinken. Das Hauptvorrecht bleibt jedoch, daß der Brahman nur die, zu göttlicher Offenbarung erhobenen, Vedas lesen und erklären darf, denn dies gibt ihm Gewalt selbst über die Könige, und brachte ganz offenbar die Gesetzgebung in ihre Hände. Wie sehr sie sich derselben zu ihrem Vortheil bedienten, erhellt schon aus dem Obigen; sie wußten aber auch noch ganz besondre Vortheile für sich aus dem bloßen Verstehen der Vedas zu gewinnen, wovon wir hier nur Eine Probe geben wollen. „Wenn ein Priester — heißt es in Menu's Gesetzbuch XI. 262. — den ganzen Rischveda (den ersten in der Samlung) im Gedächtniß behalten könnte, so würde er schuldlos seyn, wenn er auch die Einwohner der drei Welten umgebracht, und Speise aus den unreinsten Händen gegessen hätte. — Wenn er die Mantras und Brahmanas der Vedas mit den Upanishaden dreimal wiederholt, so wird er völlig von aller möglichen Befleckung gereinigt werden." Die Beschäftigung mit den Vedas mußte daher des Brahmanen Hauptbeschäftigung werden, und bei der Organisazion, die man jetzt für die Kaste einführte, nahm sie auch sein ganzes Leben in Anspruch.

Dieses Brahmanenleben ist in vier Perioden eingetheilt, in deren jeder der Brahman in einen neuen Stand eintritt. Der Sohn eines Brahmanen lebt bis zu seinem 7ten Jahre im älterlichen Hause, gehört zwar der Brahmanenkaste an, hat aber noch keine Rechte derselben. Diese gibt ihm erst die Weihung, welche er im 7ten Jahr erhält, und die ihn zum Wiedergebornen macht. Diese Weihung geschieht, indem ihm unter Opfern und vielen Ceremonien die Schnur oder der Brahmanengürtel [4]) angelegt, das Haupthaar bis auf den Haarschopf auf dem Wirbel, Kudumi oder Kurumbi genant, abgeschoren, und das Zeichen der Gottheit auf die Stirn gemalt wird. Nun tritt der Brahman in den Stand des Brahmassari, des Schülers oder Novizen, welcher bis zu seinem zwölften Jahre dauert. Diese Zeit bringt er nicht im väterlichen Hause zu, sondern bei ei-

3) S. hierüber in meiner Ausgabe von Wielands sämtlichen Werken Bd. 43. S. 469 fgg.

4) Gewöhnlich Zennaar genant, bei Paolino Pagnapavada, bei Roger Dsandhem. Sie besteht aus 108 in einander geschlungenen Fäden, und zieht sich von der linken Schulter unter dem rechten Arme hinweg, wo sie mit drei Knoten befestigt wird. Menus Gesetzb. II. 37. fgg. Ayeen Akberi II. 510.

nem fremden älteren Brahmanen, dem er als seinem Meister Gehorsam schuldig ist. Die ganze Zeit über soll er ein Antilopen-, Tannhirsch- oder Ziegenfell als Mantel tragen, muß vom Almosen leben, auf bloßer Erde oder einer Strohdecke schlafen, in Reinlichkeit, Enthaltsamkeit, Dienstfertigkeit sich üben, die heiligen Gebräuche erlernen, vor allem aber aufs eifrigste die Vedas lesen. Hat er nun während dieser Lehrjahre die Zufriedenheit seines Lehrers sich erworben, so wird er in seinem zwölften Jahre zum *Grahi*, *Grahista*, d. i. Verlobten, Ehemanne, und tritt in den *Hausvaterstand*, worin ihm obliegt, jeden Morgen sich zu waschen, täglich der Gottheit das Blumenopfer zu bringen und gewisse Gebete herzusagen, das göttliche Zeichen auf Stirn, Brust und Arme zu malen, vor dem Götterbilde Weihrauch anzuzünden, Reis zu opfern, und davon als ein Almosen auch den Raben einen Theil zu geben, bei Strafe des Ausschlusses aus der Kaste jedes berauschenden Getränkes, des Knoblauchs, der Rettige, Zwiebeln, Eier, Fische und des Fleisches sich zu enthalten, am Abend Gebete, Waschung und Opfer zu wiederholen, und täglich mit den Vedas sich zu beschäftigen. Bei allem diesem kann er Handel, Garten- und Landbau treiben. Diejenigen, welche zu dem höheren Priesterthum bestimt sind, werden 1) aus den angesehensten Familien erwählt, 2) dürfen nie heirathen, 3) kein körperliches Gebrechen haben, 4) werden 12 Jahre lang im Tempel unterrichtet, dessen Bezirk sie nicht überschreiten dürfen, 5) verpflichten sich durch einen Eid, die religiösen Geheimnisse nicht zu verrathen, 6) müssen ein 5jähriges Schweigen beobachten, 7) sind im Übrigen ganz der Regel der Brahmassari unterworfen. Nach vollbrachter Studienzeit werden sie wirkliche *Priester* oder *Lehrer*. Diese Lehrer heißen *Guru*, wenn sie die Wissenschaften vortragen, und *Asharya*, wenn sie über die Mantras Unterricht ertheilen. Nur die, welche die Geheimnisse der Religion lehren und lernen, sind zum Geheimhalten verpflichtet, und darüber wird auch nie anders als innerhalb der Tempel Unterricht ertheilt. Die übrigen Wissenschaften, Grammatik, Astronomie, Mythologie, Philosophie, die religiöse Volkslehre u. s. w. werden außerhalb der Tempel in Gärten, Hainen und sonstigen Brahmanen-Bezirken gelehrt, und in diesen Brahmaneuschulen, *Kalari* genant, finden sich oft mehre Hunderte von Schülern ein.

Außer diesen beiden Ständen werden nun aber auch noch genant der Stand des *Vanaprasta* und des *Bhikshu* oder *Sanyasi*. — *Vanaprasta* ist ein Einsiedler, und Fra Paolino erkent in ihnen die *Samanäer* (wonach die *Schamanen* genant sind), denn ihre Regel heiße *Yamam* (ruhige Betrachtung), die dieser Regel sich unterwerfenden heißen *Yamanäer*, woraus Samanäer gemacht worden. Wer sich in diesen Stand begibt, was von dem 40. bis zum 50. Jahre geschehen kann, der verläßt die Stadt, nimt nur sein kupfernes Wassergefäß und seinen Stab mit, ist ohne alle Kleidung außer einer Bedeckung der Schamtheile, und sucht in einem Wald oder sonst einem einsamen Orte sich eine Wohnung. Seine Gattin kann er mit sich nehmen, doch muß er abgesondert von ihr wohnen, und sie darf ihm nie mehr Gattin seyn. Auf Gebirgen und in Wäldern leben deren viele in der Nähe bei einander. Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln, Obst, selbstgepflanztem Gemüse und Wasser; ihr Lager ist die bloße Erde, und selbst im Regen und Winter bedeckt sie nichts als das Dach, unter dem sie wohnen. Sie baden sich nicht, wie die übrigen Brahmanen, sondern gehen schmuzig einher, bemalen sich jedoch Stirn, Brust und Arme mit den Zeichen ihres Gottes, die Shivaiten mit ≡ [5]), die Wischnuiten mit ||| O. Ihre Regel legt ihnen auf, stets die Wahrheit zu reden und vor Augen zu haben, nie, selbst nicht zufällig oder unwillkürlich, auch nur das kleinste Thier zu tödten, in der größten Noth nichts zu entwenden, die größte Enthaltsamkeit zu beobachten, nach dem Tode der Frau keine zweite zu nehmen, die *innere* Reinheit zu erhalten, inneren Frieden zu erstreben, stets mit Betrachtung der Gottheit und der Buße sich zu beschäftigen, und gewisse Gebete herzusagen. Auch Personen aus den drei übrigen Kasten können in diesen Stand eintreten, jedoch müssen sie abgesondert von den Brahmanen dieses Standes leben. Diese verharren, wenn ihr mühseliges Leben so lange dauert, 22 Jahre lang in diesem Stande, der vielen nur eine Vorbereitung auf einen Stand noch höherer Vollkommenheit ist. Hat der Vanaprasta sein 72stes Jahr erreicht, so kann er zu seinem verlassenen Eigenthum zurückkehren, und wird unter den Seinigen sehr geehrt; derjenige aber, welchem entweder ein religiöser Drang oder Sucht bewundert zu werden, diese Rückkehr nicht gestattet, wird nun *Bhikshu*, d. i. Almosen Flehender, oder *Sanyasi*, d. i. ein solcher, der *alles* verlassen hat. Mit besondern Feierlichkeiten wird ein solcher zu diesem Stande eingeweiht, und der Haarbüschel ihm abgeschniteen, wodurch eigentlich angedeutet wird, nun habe er alles verlassen, denn er verläßt damit Stand und Amt des Priesters. Mit einem Stück gelblichen gewebten Zeugs, welches er fortan stets selbst waschen muß, wird er unter Gebeten umkleidet, dann gibt ihm der Guru das geweihte kupferne Wassergefäß Kamadalam in die eine, und einen Stab, *Dandam* genant, der 7 natürliche Knoten haben muß [6]), in die andre Hand. Die Shivaiten umhängen die Schultern meist, wie einst Shiva als Krieger, noch mit einem Tigerfell, womit sie sich decken und worauf sie schlafen. Fortan betteln sie nun von Thür zu Thür, manche ohne dabei ein Wort zu sagen. Wohin einer komt, da werfen sich die Anwesenden vor ihm nieder. Einige leben in irgend einem Tempel wie stumm und unbeweglich, und diese erhalten von den Brahmanen Reis, Früchte und Gemüse. Nie schneiden sie sich die Nägel ab, die bei manchen daher um die Hand herum wachsen; Bart und Haare scheeren sich manche; mit keinem Öl salben sie sich, tragen kein heiliges Zeichen an der Stirn. Täglich nur waschen sie den Körper dreimal, und bestreichen dann Stirn und Brust mit Kuhmistasche. Ihre Betrachtung darf auf nichts Irdisches gerichtet seyn, sondern allein

---

5) Einige deuten jedoch dies Zeichen auf Wischnu, wie er bei der Schöpfung auf dem Wasser schwamm, Andre auf die Dreieinigkeit. 6) Symbol der 7 *Maha Iruthi*, heiligen Betrachter, die 7 Planeten.

auf den Einigen Gott, dem sie angehören; so — fügt Fra Paolino hinzu — sagen wenigstens die Brahmanen. Ihre Regel verpflichtet sie, stets zu besiegen ihre sechs Feinde, Gelüsten, Zorn, Habsucht, Hochmuth, Rache und alle Begierden. Wenn sie sterben, so weint niemand um sie, denn ihr Weg geht gerade zum Himmel ohne weitere Seelenwanderung. Sitzend mit gebogenen Füßen und Händen werden sie begraben, und das Grab rings um sie her mit Salz angefüllt. Den Kopf des Todten zerschlägt man mit einer Kokosnuß, und theilt an die Umstehenden Stückchen der Hirnschale als Reliquien aus. Ein Sannyassi, der seinen Stand verläßt oder gegen dessen Regeln sündigt, wird seiner Würde beraubt, mit Infamie belegt und aus dem Lande vertrieben. So geschah es einem im J. 1782, der mit einer Andächtigen — nicht andächtig gewesen war [7]).

In Menu's Gesetzbuch wird ausdrücklich gesagt: „der Schüler, der Ehemann, der Eremit und der Sanjassi, stammen, ob sie gleich in vier Ständen sind, von verheiratheten Hausvätern, und jeder von diesen Ständen oder nur etliche derselben, wenn sie ein Brahman einen nach dem andern bekleidet und die Vorschriften dafür erfüllt, führen ihn in die höchste Wohnung; aber unter allen diesen kann man den Hausvater, welcher die Verfügungen des Sruti und Smriti beobachtet, den vorzüglichsten nennen, weil er die drei andern Stände unterhält." Diesem Stande gehören nun aber gleichwol die eigentlichen Priester nicht an, da sie zum ehelosen Leben verpflichtet sind, zu welchem auch, wenigstens einem nicht unbedeutenden Mythus zufolge, der Brahman überhaupt bestimt gewesen seyn soll (*Polier* Myth. d. Ind. I. 169.). Am Ende aber rettete nur der Priesterstand die Ehre des Cölibats, und vielleicht nicht einmal der ganze Priesterstand, denn in diesem gibt es wieder verschiedene Abtheilungen. Der Oberpriester, der die Aufsicht über den öffentlichen Gottesdienst führt, und ohne dessen Befehl nie ein Opfer veranstaltet wird, heißt Sarvaveda; alle Brahmanen, die je ein öffentliches Opfer dargebracht, heißen Eburandiri, die, welche bei dem großen Opferfeste Yaga zugegen gewesen sind, Yagiamana oder Yashda. Guru nent man die Lehrer der Moral und anderer philosophischer Wissenschaften; die, welche darin unterrichten, wie man in den Tempeln und bei feierlichen Gelegenheiten beten soll, Shotria; die, welche zu den Mantras Anleitung geben, Aciarya; die, welche sich mit der Astronomie beschäftigen, Grahashastri; die Astrologen, welche eine besondre Klasse ausmachen, Giodishyashastri. Die zum eigentlichen Priesterstande Gehörigen haben noch viele Vorrechte aus alter Zeit. Obgleich der König allein als Herr und Eigenthümer aller Grundstücke des Landes betrachtet wird, so sind doch nächst den Königen auch die Tempel als Eigenthümer zu betrachten, denn überall herrscht noch in Indien der Glaube, daß die zu den Tempeln gehörigen Grundstücke den Göttern zugehören [8]). Alle Religionsangelegenheiten werden blos von den Brahmanen, unter dem Vorsitze des Sarvaveda, in der Yoga (Versamlung) entschieden, deren Ausspruch als untrüglich gilt. Die Gerichtsbarkeit dieser Yoga ist von weitem Umfang, denn alle Vorfälle, die nur auf die entfernteste Art mit der Religion in Verbindung stehen, werden vor diesen Richterstuhl gezogen [9]). In Kriminalsachen entscheidet zwar der König, es sind aber allezeit bei der Untersuchung auch einige Brahmanen zugegen. Noch sind sie Rathgeber der Könige, wenn gleich nicht nothwendig seine Minister; sie haben jedoch öfters dieses, wie andere öffentliche Ämter und Ehrenstellen. Ja es gibt noch Gegenden, wo sie regiren. Die Könige zu Edapalli auf der Küste Ma-

---

7) Der Widersprüche in allem diesem sind fast so viele, als es Beschreibungen von Reisen durch Indien gibt; ich bin daher lediglich dem Systema Brahmanicum des Fr. Paullinus a S. Bartolomaeo gefolgt, weil dieser aus echten Quellen schöpfte. Aber auch Fra Paolino bleibt sich selbst nicht gleich, und was er hier als Stände (instituta Brahmanum, omnibus sectis et familiis communia) dargestellt hatte, das nent er in seiner Reise nach Ostindien (Berl. 1798. S. 295) philosophische Sekten, und sagt: „Diese Philosophen sind eigentlich keine Priester, gehören auch nicht zum Geschlechte der Brahmanen, welche sich zwar in alle diese vier Institute ebenfalls aufnehmen lassen, aber mit den Gymnosophisten, Samanen, Yoguis, die nie mit ihnen essen, ihre Pagoden und Tempel besuchen, ganz und gar nichts gemein haben. Die letzteren machen ebenfalls vier verschiedene Klassen unter sich aus. Sie bestehen nämlich aus Einsiedlern, aus solchen Mitgliedern, die in Gemeinschaft leben, liegende Gründe besitzen, aus Mendikanten oder eigentlich sogenannten Gymnosophisten, und aus Sanyasis, die alles, sogar ihre eigenen Weiber im Stich lassen, und nackend umherlaufen. Alle diese Philosophen, die man aber, wie gesagt, mit den Brahmanen ja nicht verwechseln muß, legen sich Bußübungen auf, welche beinahe unglaublich scheinen. Ich selbst sah einen dieser Menschen, an dessen Vorhaut eine schwere Kette hing; ein anderer hatte seinen Kopf bis über den Hals in einen eisernen Käfig gesteckt; ein dritter hatte seinen Arm so lange ans Feuer gehalten, bis er völlig ausgedorrt war. Die Abkömmlinge dieser Philosophen haben sich bis in die Tatarei ausgebreitet, wo man eine große Menge derselben antrifft. Außer den vorbenannten gibt es noch eine Menge andere Sekten in Indien, wie z. B. die Pandaras oder Phallophoren der Alten, welche heutiges Tags unter dem Namen der Lingamisten bekant sind; ferner die Kabirs, Taders, Paramanghas u. a. Sehr unrichtig werden diese Leute Fakirs genant, denn dieses Wort ist nicht einmal indischen Ursprungs, sondern schreibt sich entweder aus dem Arabischen oder dem Persischen her." Das im Text angegebene muß aber als das Richtigere angenommen werden, weil es mit den Angaben in Menu's Gesetzbuch Kap. VI. übereinstimt. Was hier Verwirrung veranlaßt hat, ist ohne Zweifel der Umstand, daß auch Personen aus der zweiten und dritten Kaste ähnliche Institute errichtet, und ähnliche Lebensarten erwählt haben. Nach dem Syst. Brahm. werden die Waldeinsiedler oder Waldmönche aus den andern Kasten Prásniguer genant, leben mit den Yawandern nicht zusammen, und wählen sich ein Oberhaupt aus ihrer eignen Kaste. Nachahmer des vierten Standes gibt es sogar aus der Kaste der Sudras; ihr eigentlicher Name ist Tader, gewöhnlich aber werden sie Fakire und Yoguls genant, und von ihnen sind wol die meisten Übertreibungen zu erwarten. Daß jedoch die Brahmanen hiezu die erste Veranlassung gegeben haben, erhellet aus Menu's Gesetzb. Hier wird (VI. 22 fg.) schon für den Vanaprasta vorgeschrieben: Er rutsche entweder hin und her auf der Erde, oder stehe einen ganzen Tag lang auf den Zehen, oder erhalte sich bald sitzend bald stehend in beständiger Bewegung. Zur heißen Jahreszeit setze er sich so, daß fünf Feuer auf ihn wirken, viere, die rings um ihn lodern und die Sonne von oben. Zur Regenzeit muß er da, wo die Wolken die vollsten Ströme auf ihn herabgießen, ganz unbedeckt, auch sogar ohne einen Mantel stehen. Wenn die Kälte eingetreten ist, muß er nasse Kleider tragen, und so muß er nach und nach die Strenge seiner Andachtsübungen vermehren. Man vergleiche noch im Glossar von Jones Sanyassi. 8) Paullinus Reise S. 309. 9) Das. S. 311.

labar, zu Parus und Araceri sind Brahmanen [10]). Auch die Heilkunde ist noch zum großen Theil religiöse Angelegenheit [11]).

Man sieht hieraus, daß sich das alte Priesterinstitut mit nur wenigen Veränderungen erhalten hat bis auf die jetzige Zeit [12]). Es würde sich daher kaum begreifen lassen, wie Sonnerat auf den Gedanken gekommen, daß die Brahmanen nicht von den alten Brachmanen abstammen sollten, wenn er nicht seinen Grund hinzugefügt hätte. „Wenn man — sagt er I. 163. — die heil. Bücher der Indier nachschlägt, findet man, daß sich die Brahmanen erst seit der Epoche, da Wischnu unter dem Namen Rama seine Lehre in Indien predigte, über dieses Land verbreitet haben. Folglich müssen wir die Lamas, die Bonzen des Foe, die Bonzen von Siam, Tunkin und Kochinchina, die Talapoins aus Pegu und Ava, die Priester von Ceylon, Ägypten und Griechenland nur als Nachfolger der alten Brachmanen oder ihrer Schüler ansehen: und ich glaube, daß nur die einzigen Sanjasi die wahren Abstämmlinge der Brachmanen seyen." Dies kann sehr richtig seyn, ohne daß jene Behauptung daraus folgt, denn es gibt nur einen Unterschied zwischen früheren und späteren Brahmanen. Daß ein solcher Unterschied entstehen mußte als der Wischnuismus und Shivaismus sich verbreiteten, ist natürlich, und es hat die höchste Wahrscheinlichkeit, daß er mit der Rama-Periode (Wischnu's Inkarnazion als Rama) entstand, denn es gab nun Wischnubhakter und Shivabhakter, Wischnu- und Shiva-Verehrer: aber blieben denn nichts desto weniger die Priester beider Religionsparteien nicht Brahmanen? Blieben nicht die Priesterinstitute bei beiden ganz dieselben? Und setzt dies Neue nicht nothwendig einen Zusammenhang mit dem Alten voraus? Hierüber wird der Artikel Brahmaismus die nöthigen Erläuterungen mittheilen, woraus auch erhellen wird, daß die Sanjassi zwar wol die echten alten Brahmanen seyn und einen Monotheismus haben konnten, daß jedoch jene Sanjassi und jener Monotheismus den späteren nicht glichen. In Wischnu- und Shiva-Instituten entwickelte sich aber daraus jene Spekulazion, wie sie die Vedas enthalten, und wir sie hauptsächlich aus dem Upnek'hat kennen, und nach der Samlung der Vedas konnte das Brahmanen-Institut erst die angegebene Organisazion nach vier Ständen und eigenen Ordensregeln für jeden erhalten. Das Datum für Entstehung der späteren Brahmanen, die aber die ältesten sind, welche wir kennen, läßt sich also nur in diese frühe Zeit setzen, woraus denn folgt, daß die Brachmanen, von denen Griechen und Römer sprechen, und die Brahmanen, von denen wir wissen, ganz dieselben sind.

Die Zeit, in welcher die Aufsätze der Vedas geschrieben wurden, muß eine Zeit des regsten, freiesten Strebens der Geister gewesen seyn, und man kann sie gewiß mit Recht für das goldene Zeitalter der Wissenschaften in Indien erklären. Dies änderte sich, als jene Aufsätze gesammelt, zur Richtschnur des Glaubens und der Lehre waren erhoben worden, und das Studium derselben das ganze Leben des Brahmanen in Anspruch nahm. Indeß trat doch nicht etwa ein plötzlicher Geistesstillstand ein, und man muß zuverlässig mehre Perioden bis zur Zeit des Verfalls der Wissenschaften unterscheiden. In allen von den Upanishaden unabhängigen konnte man ungehindert fortschreiten und schritt gewiß auch fort, aber selbst in denen, die von den Vedas abhängig wurden, namentlich in Gotteslehre und Moral, trat nicht sogleich eine Beschränkung ein. Die Veranlassung zu weiterem Forschen war für denkende Geister gar zu nahe gelegt, theils durch den Gegensatz zwischen Priester- und Volksreligion, theils durch die neben einander bestehenden Religionsparteien und ihre verschiedenen Meinungen, theils durch Verschiedenheit der Meinungen in den Vedas selbst. Daraus entsprangen verschiedene philosophische Systeme und religiöse Sekten, die man ungehindert ließ, bis der jüngere Buddha frei genug war, auch die Politik anzutasten und die ganze Kasteneinrichtung zu verwerfen. Man weiß, daß die Buddhisten zu einer ungemein großen Anzahl anwuchsen, daß man sie vertilgen zu müssen glaubte, und daß der Kampf mit ihrer Vertreibung aus Indien endigte. Vielleicht daß Erfahrungen solcher Art Beschränkung der Lehrfreiheit und Maßregeln gegen Neuerungen herbeiführten, gewiß ist, daß der lange Zeitraum von Buddha (nach Jones 1014, nach Andern doch 683 v. Chr.) bis zu Vertreibung der Buddhisten (im 1. Jahrh. n. Chr.) eine immer größere Abnahme des freien Geistesstrebens zeigt. Von nun an finden sich die Kommentare und Erklärungen der Vedas ein, eine Art von scholastischem Zeitalter. Ein beinah ängstliches Hüten des Alten zeigt sich, und führt am Ende zu abergläubischem Stumpfsinn, der alles Heil in das Außerwesentliche setzt. Es gilt nun das bloße Lesen der Vedas, auch ohne sie zu verstehen; die beiden ersten Vedas werden vorwärts und rückwärts gelesen, es werden zu diesem Zwecke besondre Abschriften gemacht, es wird Wichtigkeit auf die Art des Lesens gelegt, und dem bloßen Aussprechen gewisser Worte eine mystische Kraft zugeschrieben; dem vielleicht größten Theile der Brahmanen bleibt nichts als ihr Ceremoniendienst und Beobachtung der zahllosen Verordnungen für fast alle Tritte und Schritte. Kein Wunder, wenn nun im dritten und vierten Stande des Brahmanen die Schwärmerei bis zu einem fast unbegreiflichen Grade stieg.

Die griechischen Nachrichten hievon beginnen mit dem Einbruch Alexanders in Indien, und was Strabo [13]) und Arrian aus des Megasthenes verlornem Werke anführen, beweist, daß schon damals alles bis auf diesen Punkt gebracht war. Die Griechen betrachteten die Brahmanen aus dem Gesichtspunkte der Philosophen oder Sophisten, und zuweilen werden sie im Allgemeinen Gymnosophisten, die nackten Weisen, genant (Cic. Tusc. 5, 27.). Schon Megasthenes aber unterschied genauer. Zuerst nent er offenbar zwei verschiedene Religionsparteien. Die Bergbewohnenden Sophisten mit dem Dionysoskultus sind Schivaiten, die in den Ebenen wohnenden mit dem Herakleskultus (Rama) Wischnuiten. Außer diesen nent er nun noch als zwei verschiedene Arten die Brachmanen und die Germanen (bei

10) Paullinus Reise 298. 11) Upnek'hat II. 468. 12) Vgl. *Paullini* Syst. Brahm. S. 222.

13) B. 15. S. 712 fgg.

Andern Sarmanen, die Samanäer). Was er von der Erziehung der Brachmanen sagt, stimt mit dem überein, was wir von dem Stande des Brahmassari und Grahasta wissen, nur daß hier der Hausvaterstand und der Gelehrtenstand nicht unterschieden werden. In der Klasse der Germanen unterscheidet er wieder die Hylobier, in denen die Waldeinsiedler so wenig zu verkennen sind, als in den Jatrikern (Ärzten) die Sanjassi, die nur von den sogenannten Fakirn nicht genau genug unterschieden sind. Die ganze schwärmerische Ascetik ist hier schon beschrieben, und was aus Nearch angeführt wird, zeigt die Brachmanen in ihrer Statswürde. Die Gymnosophisten gehören also lediglich dem 3. Brahmanen-Stande an; diejenigen, welche Schüler um sich haben, sind solche Waldeinsiedler wie Duschmanta in der Sakontala. Die Griechen irrten darin, daß sie den Namen der Gymnosophisten zur allgemeinen Benennung wählten. Nachrichten bei den Alten, welche verglichen zu werden verdienen, findet man außerdem bei Ptolemäus, Arrian, Diodor, Plutarch, Apulejus, Plinius, Porphyrius, Clemens Alexandrinus, Ammianus Marcellinus, zuletzt Palladius (aus dem 5. Jahrh.) **de gentibus Indiae et Brachmanibus. Lond. 1668.**

Die Neuern haben oft nicht genauer unterschieden als die Alten, und noch wird ohne Zweifel vieles zu allgemein angenommen, was nur einer Religionspartei zukomt; daher so manche anscheinende Widersprüche der Berichterstatter, die aus Nord- und aus Süd-Indien, von der Küste Koromandel und der Küste Malabar wol schwerlich ganz dasselbe berichten können. Auch religiöse Sekten und philosophische Parteien und Schulen hat man noch nicht genau unterschieden. So weit bewährtere Nachrichten bis jetzt reichen, kann man unterscheiden.

Religionsparteien: 1) Wischnuva, Wischnuiten, mit den Sekten a) des Mádhava, welche im Wischnu das wahre höchste Wesen verehrt; die Anhänger nennen sich Tatwawadi, die Wahrheitliebenden; b) des Rámana, die in Wischnu eine hermaphroditische Natur und die Vereinigung beider Principien, des männlichen thätigen und des weiblichen leidenden, annimt; 2) Seivia, Shivaiten; 3) Smarta, d. i. die Forschenden. So nent sich eine von Sankra Atsjaria [14]) gestiftete, nicht große Partei, welche Wischnu und Shiva für identisch erklären. 4) Tschektea, die Schaktisten, Verehrer der Göttin Schakti, d. i. der Natur, als der Hervorbringerin von Erde, Wasser und Feuer, Brahma, Wischnu und Shiva. Sie verwerfen die Vedas.

Philosophische Parteien: 1) Sarvagnia, Anhänger keiner Sekte, erklären zwar Gott für das höchste Wesen, leugnen aber der Welt Schöpfung und Erhaltung durch Gott. Sie sind vermuthlich dieselben, welche Roger Sahrwacka nent, und von denen er sagt, daß sie die Unsterblichkeit leugneten, und das Gute um des Lobes willen thäten. 2) Paschanda, Paschandisten, eine atheistische Partei. Auch sie leugnet die Unsterblichkeit, und Roger sagt, daß sie wenig auf Moralität halte; ihr Prinzip sey Genuß. Als ein besondrer Grundsatz von ihnen wird angeführt, daß sie die Ehe zwischen den nächsten Blutsverwandten und Fremden für gleich halten. — Nach dem Jesuiten Coeur-Doux wären die gelehrten Brahmanen überhaupt getheilt in zwei Systeme über die Welt und ihren Urheber [15]), in das System 3) der Douitam, wonach es einen einzigen, ewigen, unendlichen Gott, aber neben ihm eine Welt gibt, und 4) der Adouitam, wonach es außer Gott nichts gibt, und alles, was die Sinne wahrnehmen, bloße Täuschung ist. Wir finden übrigens 9 verschiedene philosophische Schulen angegeben, und die Schriften genant, worauf sich jede derselben gründet [16]). (*Gruber.*)

BRAHU (Brahooik), 1) ein großes Gebirge in Beludschistan, das indeß diesen Namen nicht im Inlande führt, sondern von Pottinger erhalten hat. Es entwickelt sich aus den Gebirgen Afghanistans, die vom Hindukusch absteigen, unter 84° 40′ L. und 29° 50′ Br., läuft anfangs nach SO. und steigt dann ganz südlich bis zum Kap Mowari oder Mouze herab, wo es sich unter 25° Br. und 84° 32′ L. unter das Meer taucht. In seiner ganzen Länge macht es die Vorposten des Hochplateau von Beludschistan und thürmt seine höchsten Spitzen, die ewigen Schnee tragen, mithin eine absolute Höhe von 10,000 bis 12,000′ erreichen müssen, vor der Prov. Cutch Gundawa auf, aber auch schon in ihrem südlichen Ende bei Kap Mowari ist die Kette sehr hoch; sie stößt nach O. nur einen kleinen Ast, den Jungar, im SW. einen andern, der das Karmsir von Makran von dem Hochplateau scheidet, aus, aber im NW. bildet sie ein äußerst verwickeltes Konglomerat von Bergen, die sich über Kelat und Jhalawan verbreiten und steil gegen die anstoßende Wüste abfallen (Pottinger). — 2) Brahu oder Brahus, ein Beludschenstamm, die sich im Äußern ebensowol als in ihrem Idiome, dem Brahueki, von den eigentlichen Beludschen unterscheiden; statt der schlanken Gestalt, des länglichen Gesichts und der erhobnen Züge der Beludschen haben sie kurze dicke Beine, runde Gesichter, und eine flache Physiognomie; viele braune Haare und Bart. An Stärke, Thätigkeit und Abhärtung übertreffen wenige Völker die Brahus; sie sind gleich gewöhnt an die Kälte als an die Hitze der Gebirge. In der Landwirthschaft und häuslichen Beschäftigungen sind sie fleißig und arbeitsam; Korn, Käse und Ghi, die sie von ihren Heerden ziehen, einige grobe Zeuge, Teppiche und Filze, die ihre Weiber verfertigen, bringen sie in den auswärtigen Handel. Ihre Oberhäupter stehen in Ansehn und üben eine weit größere Gewalt in den verschiednen Stämmen und Khails aus, als die der Beludschen. In Hinsicht der Religion sind sie wie die Beludschen, sunnitische Moslem. Unter den 52 Stämmen, die Pottinger aufzählt, sind die Mingale, die 15,000, und die Sarawani, die 10,000 wehrhafte Männer zählen, die stärksten: überhaupt sollen sie 106,760 Krieger oder

---

14) Nach Roger (offene Thür zum verborgenen Heidenthum), Fra Paolino nent den Guru Ciangra als Stifter.

15) *Oupnek'hat* I. 418 fgg. 16) Ayeen Akberi II. 406 Vgl. Jones in Bd. 1. der Asiat. Res. und *Langlès* Catalogue des mscr. de la Bibl. imp. p. 78 fgg.

640,760 Individuen stark seyn (Vgl. d. Artikel Beludschen). (*Hassel.*)

BRAIDALBIN, ein wüster bergiger und waldiger Bezirk in der brit. Grafschaft Perth in Scotland, 6½ M. lang, 6½ M. breit, mit vielen Seen und reißenden Bergströmen angefüllt, die Gebirge reich an Kupfer und Blei, ihre Außenseite an Viehweide. Er kömt häufig in den scotischen Sagen und Gesängen vor. (*Hassel.*)

Braila, s. Brahilow.

BRAINE, 1) Stadt in dem Distrikt Soissons des franz. Dep. Aisne; sie liegt in einer angenehmen Ebene an der Vesle und zählt 354 Häuser und 1291 Einw. Geburtsort des Geschichtschreibers Gaillard. 2) Braine l'Aleu oder Braine la Leud, Stadt an der Straße von Nivelles nach Brüssel in dem Bez. Nivelles der niederländ. Provinz Südbrabant; sie hat 2 Kirchen, 450 Häuser und 2771 Einw., die Baumwollspinnerei, Wollenweberei, Gerbereien, Stärkefabr. und Salzraffinerien, und im nahen Weiler Sarmoulie 1 Glashütte unterhalten. Bei der Schlacht von Waterloo lehnte sich Wellingtons rechter Flügel an die Stadt. 3) Braine le Chateau, Dorf und Schloß mit 1315 Einw. im Bez. Nivelles der niederländ. Provinz Südbrabant. 4) Braine le Comte (Br. 50° 36″ 43″ L. 21° 48′ 25″), Stadt in dem Bez. Mons der niederländ. Prov. Hennegau. Sie liegt an einem Zuflusse der Senne, war vormals befestigt und enthält 3 Kirchen, 500 Häuser und 3331 Einw., die sehr feines Garn für die Spitzenmanufaktur zu Brüssel liefern. Es war einst der Hauptort einer Baronie, zu welcher außerdem 11 Dörfer gehörten. Man zeigt hier die Überreste eines Thurms, dessen Erbauung die Sage dem Feldherrn der Sennonen, dem Brennus, zuschreibt. (*Hassel.*)

BRAINERD, Hauptort der Grafschaft Hamilton des nordamerik. Stats Tennessee an der Mündung des Chickanaugh in den Tennesee, nur mit 40 Häus. und 1 Postamte, aber deshalb merkwürdig, weil hier die vornehmste Missionsanstalt der Nordamerikaner zur Civilisirung der Cherokesen errichtet ist. (*Hassel.*)

BRAINTREE, 1) Marktfl. in der brit. Grafschaft Essex des Königr. England mit 430 Häus. und 2298 Einw., die Wollenweberei und Strohflechterei betreiben und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. — 2) Ortschaft in der Grafschaft Orange des nordamerik. Stats Vermont mit 850 Einw. — 3) Ortschaft in der Grafschaft Norfolk des nordamerik. Stats Massachusetts; sie liegt an einer Bai unter dem Pendyberge, hat 1351 Einwohner, die viel grobe Schuhe verfertigen und Granitbrüche besitzen, und ist besonders deshalb merkwürdig, weil hier John Adams geboren ist. (*Hassel.*)

BRAITHWAITE, begleitete den britischen Generalkonsul im Marokkanischen State nach Marokko, und war Augenzeuge der in den Jahren 1727 und 28 daselbst unter dem Kaiser Muley Ismael ausgebrochenen Revolution. Die Geschichte derselben gab er zu London 1729 heraus, und sie fand um so mehr Beifall, da sie sehr interessante Berichte über den physischen, politischen und moralischen Zustand des Marokkanischen Reichs enthält. Sie wurde deshalb auch ins Holländische (Haag 1729), Teutsche (1730) und Französische übersetzt (Amst. 1731). (*H.*)

BRAKE, Flecken an der Weser im Herzogth. Oldenburg, Sitz eines dem Landgericht in Ovelgönne untergeordneten Amtsgerichts, ist in dem nahen evangelisch-lutherischen Kirchdorfe Hammelwarden eingepfarrt, seit einigen Jahren merklich angebauet und vergrößert und zählt 96 Häus. und 930—40 Einw., die sich vom Handel, der Schiffahrt und dem Schiffbau und mehren damit verwandten Gewerben nähren; besonders macht den Ort der Umstand nahrhaft, daß die größern Schiffe, welche die Weser hinauf nicht weiter kommen können, hier liegen bleiben und ihre Waren in kleinere Schiffe und aus denselben überladen. (*Hollmann.*)

BRAKEL, Kreisstadt in dem Regirungsbezirk Minden der preußischen Provinz Westphalen, an der Brucht, ist ummauert, hat 4 Thore, 1 Vorstadt Brede, 1 öffentlichen Platz, den Markt, enge, winkelige und krumme Straßen, 1 Pfarrkirche, 1 zum Aussterben bestimmtes Kapuzinerkloster, 1 Kapelle, 1 Synagoge, 1 Hospital, 1 Armenstiftung, 1 Bürgerschule mit 2 Lehrern, 1 Töchterschule, 1 altes massives Rathhaus, 1 Brauhaus, 1 Rittergut, 380 Häus. von westphälischer Bauart und 2533 Einw., worunter 80 Juden. Die Einw. ziehen ihre Nahrung aus dem Ackerbau, der Viehzucht, der Brauerei mit 5 Pfannen, der Brantweinbrennerei und Essigbrauerei: unter den 142 Gewerbetreibenden fanden sich 1802 18 Leinweber, 2 Drellweber und 4 Tabakspinner, auch wurden 1 Glashütte, 1 Ziegelbrennerei und 1 Sägemühle betrieben und 4 Jahrmärkte gehalten. Bei der Stadt quillt ein Mineralbrunnen von gleichem Gehalte, wie der Driburger, aber von minderer Reichhaltigkeit hervor, weshalb er auch nicht benutzt wird. — Der Kreis ist 6¼ □Meile groß und zählte 1820. 21,135 Einw. in 3100 Wohnhäusern. Er machte sonst eine eigene Dynastie aus, deren Hauptort Brakel war. Durch Heirath kamen Stadt und Herrschaft, welche erstere im Mittelalter zu den Hansestädten gehörte, an die Ebersteine, die sie mit Hünenburg den Asseburgen verpfändeten. Als indeß die Familie der Ebersteine 1408 erlosch, zog das Hochstift Paderborn Brakel als heimgefallenes Lehn ein; und mit dem Hochstifte kam es an Preußen. (*Hassel.*)

BRAKEL (Johann v.), dieser berühmte holländische Seeheld geb. 1618 und in dem Alter von 22 Jahren in Dienste getreten, zeichnete sich durch besondere Unerschrockenheit und Geistesgegenwart aus. Nachdem er an der viertägigen Schlacht der Holländer gegen die Engländer im J. 1666 (11. — 14. Jun.) Theil genommen und sich in der folgenden Schlacht am 4. Aug. ausgezeichnet hatte, erhielt er den Befehl über ein Kriegsschiff bei der zum Angriffe auf die englische Marine bei Chatam bestimmten Eskadre. Hier gab er neue Beweise seines Muthes. Um den Holländern das Einlaufen in die Themse zu verwehren, hatten sie mehre Schiffe versenkt und den Zugang durch eine eiserne Kette gesperrt. Diese wurde aber, während er eine englische Fregatte angriff und nahm, von einigen Matrosen gesprengt. Für diese That in dieser den Engländern sehr nachtheiligen Schlacht erhielt Br. von den Ständen Hollands, außer der ge-

nommenen Fregatte, eine goldene Kette und 50,000 Gulden für sich und seine Schiffsmannschaft. — Später zeichnete er sich von neuem in mehren Gefechten aus, am meisten aber in der Seeschlacht gegen die Engländer und Franzosen im J. 1672. Gleich zu Anfange derselben richtete er seinen Lauf gegen Montaigu's Admiralschiff, und ließ sich durch die volle Lage, die dieses und andre englische Schiffe von allen Seiten ihm gaben, und ihm viele Mannschaft raubten, so wenig stören, daß er vielmehr, ohne ein Schuß zu thun, unaufhaltsam gegen das Admiralsschiff steuerte und es eroberte. Jetzt entstand ein mörderisches Gefecht und eben wollten die Engländer sich ergeben, als sie bedeutende Verstärkung erhielten. Jetzt griffen die Engländer ihrerseits an, und bemächtigten sich des Verdecks des Brakelschen Schiffes — mußten aber Bret für Bret erfechten. Indessen war das Schiff durch die Schüsse so durchbohrt, daß es zu sinken drohte. In diesem Augenblicke nun erhielt Brakel Hilfe von seinen Landsleuten, die sein Schiff befreiten und Montaigu's Schiff in Brand steckten. — So zeichnete sich Br. noch in mehren Gefechten aus. Nach dem Frieden kreuzte er gegen die Barbaresken, als ihn der im J. 1690 ausgebrochene Krieg gegen Frankreich von neuem zur Vertheidigung des Vaterlandes rief; in der ersten Schlacht aber verlor Br. sein Leben, und wurde zu Rotterdam begraben *). *(H.)*

Braken, s. Brack.

BRAKENBURG (Regner), geb. zu Harlem 1649, lernte die Malerei bei Heinr. Mommers und Leonhard Schendel; malte in Brauwers und Ostades Manier, und erreichte in letzterer einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit. Wie seine Lebensweise, so sind auch seine sinnreich erfundenen Darstellungen voll heitern Lebens. In seinen Conversationsstücken und Bauerngesellschaften erblickt man eine treue Nachahmung der Natur, das Kolorit ist kräftig und wahr, und die ausführliche Behandlung seines Pinsels erstreckt sich bis auf die unbedeutendsten Gegenstände. Sein Aufenthalt war in Friesland, wo er auch starb. Descamps †) beschreibt mehre seiner Gemälde. *(Weise.)*

Brakenheim, s. Brackenheim.

BRALINE, schlesischer Marktfl. 2 M. OSO. von Wartenberg mit 2 kath. Kirchen, 1 Hospital, 193 Häus. und 860 Einw. In der Nähe liegt ein gleichnamiges Dorf. *(C. F. E. Fischer.)*

BRAMA. Eine Gattung von Seefischen, deren zuerst Ray unter diesem Namen erwähnt, und welche nachmals von Bloch in diesem Begriff wieder in das System aufgenommen wurde. Die frühern Systematiker hatten die vornehmste Art der Gattung Sparus zugeordnet, mit welcher sie auch nahe Verwandschaft hat; doch erinnern auch viele ihrer Kennzeichen an die Gattung Scomber, und sie hält zwischen beiden gleichsam das Mittel. — Ihre Kennzeichen sind folgende: der Kopf sehr abschüssig und hoch, die Mundöffnung aufwärts gerichtet; die Kiemendeckel groß, die Rückenflosse einfach, fast bis an den Schwanz verlängert, und nur an dem vordern Theil, welcher höher ist, von starren, unbiegsamen Strahlen gestützt; die Afterflosse ihr ganz ähnlich gebildet, und ebenfalls bis beinahe an den Schwanz auslaufend; die Schwanzflosse scheerenförmig. Ihre Hauptspecies ist: 1) B. *Raji*, Sparus Raii L. Gm. Brama marina Ray Synops. Pisc. Sparus Castaneola Lacep. La Castagniole der franzos. Schriftst. Sehr gemein im mittelländischen Meere, seltner an den Küsten des nördlichen Europa; wird 2 — 3 Fuß lang; beliebt wegen seines schmackhaften Fleisches. Die übrigen sind: 2) B. *Melampus*. n. Br. Atropus (sic!) Bl. syst. tab. 23. Die Bauchflossen schwarz, 9 Zoll lang; aus dem indischen Meere. 3) B. *Parrae* Bl. syst. bleibt eine zweifelhafte Art. *(Lichtenstein.)*

Brama, Brassen, s. Cyprinus.

Bramah's hydromechanische Presse, s. Hydromechanische Presse; und Ebendess. rollende Papierform zur Verfertigung der Papierbogen ohne Ende, s. Papierfabriken.

BRAMANTE (Lazzari) [1]), gewöhnlich Bramante oder Bramante d'Urbino genant, einer der größten italiänischen Architekten, wurde zu Castel Durante, oder, nach Andern, zu Fermignano, im Herzogthum Urbino 1444 von armen, aber ehrbaren Ältern geboren. Schon als Kind legte er sich auf das Zeichnen und Malen und bildete sich in der Folge nach den Werken des Fra Bartolomeo von Urbino, genant Fra Carnevale [2]), und des Agostino di Bramantino von Mailand [3]) in diesen Künsten aus. Aber bald wurden seine Neigung und sein Talent für die Baukunst vorherrschend, besonders seitdem er auf einer Reise durch die Lombardei Gelegenheit gefunden hatte, den Dom von Mailand zu sehen und zu studiren. Er soll auch schon hier und in Pavia einige architektonische Zeichnungen geliefert haben, namentlich zu der Kathedrale von Pavia; und in Mailand gibt man ihm Theil an dem Baue der Kirche S. Maria delle Grazie und der des S. Satyro [4]). Aufgemuntert durch einige ihm befreundete Künstler begab sich Br. von Mailand nach Rom, wo er anfangs in S. Giovanni Laterano einige nicht mehr vorhandene Gemälde ausführte. Die architektonischen Alterthümer Roms

*) Biogr. univ. T. V.

†) Th. 3. S. 253.

1) Auch der Vorname Donato wird angegeben. Donato, cognominato Bramante nent ihn Cesare Cesariano im Kommentar z. Vitruv. 2) Sein Familienname ist Corradini. 3) Nach Milizia T. I. p. 177. soll Agostino di Bramantino nicht Bramante's von Urbino, sondern des mailändischen Bramante Lehrer gewesen seyn. 4) Die Nachricht, daß Bramante bis zu dem Sturze Ludovico Sforza's (il Moro), also bis 1499, in Mailand gearbeitet habe, läßt sich nicht wol mit den sicherern Angaben seiner langen Studien und seiner vielen vorvatikanischen Werke in Rom vereinigen, und es ist wahrscheinlicher, daß Bramante von Rom aus, und nachdem er sich dort zum Architekten ausgebildet, von Ludovico Sforza ein oder das andre Mal nach Mailand berufen worden sey, um von diesem über seine Bauten zu Rathe gezogen zu werden. Über Bramante's Arbeiten in der Lombardei und namentlich in Mailand und Pavia, s. besonders Cesare Cesariano in mehren Stellen seines Kommentars zum Vitruv. *Lomazzo* Idea del Tempio p. 16. *Morelli* Notiz. d'Opere di disegno etc. p. 167. n. 72. Manches Bauwerk in Mailand wird dem Bramante Lazzari aus Verwechselung mit dem Bramantino oder dem Bramante von Mailand (s. die Anm. zu Ende d. Art.) zugeschrieben.

und Neapels wurden von dieser Zeit an die ausschließlichen Gegenstände seiner Messungen und Zeichnungen und machten es ihm immer sicherer und klarer, daß die Baukunst sein eigentlicher, ihm von der Natur angewiesener Beruf sey. Der Kardinal Oliviero Caraffa war der erste, welcher seine hohen Talente erkannte und ihnen in Rom ein Feld würdiger Thätigkeit eröffnete. Er trug ihm den Bau des Klosters della Pace auf, Br's erste architektonische Arbeit in Rom, die er in einem bis zur Trockenheit einfachen Style ausführte. Großartiger und edler sind seine folgenden Werke, die er theils für den Papst Alexander VI., der ihn zum Unterarchitekten ernant hatte, theils für Privatpersonen in Rom aufbauete, namentlich was er an der Fontana di Trastevere, an der alten Fontäne des Petersplatzes [5]), dem Palazzo della Cancelleria und in der Kirche S. Lorenzo e Damaso gearbeitet hat, so wie der Palast Giraud auf dem Platze S. Giacomo Scosciacavallo. Diese Paläste, wie auch das Kloster della Pace, sind von Travertin aufgeführt, und vereinigen in ihrem Style einfache Hoheit und heitere Schönheit ohne Schmuck und Zierlichkeit. Nur ein durch Bernini'sche Überladung verwöhntes Auge kann ihnen Trockenheit vorwerfen. Auch stieg der Ruf des Br durch diese Werke so hoch, daß der Papst Julius II. ihn zum Ausführer der großen Ideen ersah, welchen Rom und die Welt die vatikanischen Prachtbaue, die Peterskirche und ihre Umgebungen, verdanken. Zwar haben die Päpste und die Architekten, denen die Vollendung der Plane jener großen Vorgänger anheim fiel, mancherlei an denselben verkleinert, verstellt und verkünstelt; aber Br's Verdienste leuchten in der vielfach veränderten Ausführung der von ihm zuerst und in ihrer Ganzheit entworfenen Bauwerke um so glänzender hervor, da wir aus seinen Zeichnungen und Modellen wenigstens zu erkennen im Stande sind, was er gewollt hat, und wie wenig die folgenden Jahrhunderte bis zu dem matten und gezierten Bernini in die großartige Idee seiner Plane einzudringen vermochten. Die erste große Arbeit, welche Br. als Architekt des Papstes Julius ausführte, war die Ausfüllung des Platzes zwischen dem alten vatikanischen Palaste und Belvedere durch einen Hof (Cortile) in der Gestalt eines langen Vierecks, welches 400 Schritte in der Länge maß und mit einer majestätisch gewölbten Nische schloß. Dieser Nische gegenüber, also an der gegen den alten Palast gelehnten Vorderwand des Cortile erhoben sich amphitheatralisch aufsteigende (jetzt nicht mehr vorhandene) Treppen, und zwei Reihen Säulengänge liefen über einander an den beiden Seitenpalästen des Platzes, der unterste in dorischer, der oberste in jonischer Ordnung, dahin. Mit unermüdlichem Fleiße beschleunigte Br. diese Bauten, um der Eile des Papstes zu genügen, und er soll oft ganze Nächte hindurch haben arbeiten lassen, ohne jemals von dem Bauplatze zu weichen. Freilich mag diese Eile der Dauerhaftigkeit der Gebäude nicht sehr zuträglich gewesen seyn, aber gewiß ist es auch, daß die nachfolgenden vatikanischen Architekten mehr an ihnen zerstört haben, als der Zahn der Zeit. Namentlich ließ Sixtus V., bei der Verlegung der vatikanischen Bibliothek, den großen Hof des Bramante zerstücken; und durch diese und andre Ansätze von neuen Gebäuden wurde er in zwei kleine Höfe mit einem dazwischen liegenden Garten, der die Aussicht nach der Nische des Hintergrundes verdeckt, umgewandelt; und wir müssen uns jetzt, um einen Überblick des alten Cortile zu gewinnen, mit der Zeichnung desselben begnügen [6]). Außerdem bauete Br. im Vatikan die berühmten Treppen in den drei vornehmsten architektonischen Ordnungen, und erwarb sich durch Alles, was er entwarf und ausführte, den Beifall und die Gunst des mit Geld und Ehren zur Belohnung der Künste freigebigen Julius, der seinen Architekten zum Kanzleisiegler (Officio del Piombo) ernannte, wofür dieser sich sogleich durch die sinnreiche Erfindung einer neuen Siegelpresse dankbar erwies. Auch begleitete er seinen Herrn 1504 nach Bologna, als er diese Stadt mit dem Kirchenstaate vereinigte, und diente ihm in dem Kriege von Mirandola als Ingenieur.

5) Sie ist nicht mehr vorhanden und hat den beiden Fontänen des Bernini weichen müssen.

Nicht lange nachher begann der Bau der neuen Peterskirche. Schon Papst Nicolaus V. hatte den Plan gefaßt, die alte baufällig werdende Basilica di S. Pietro durch einen größeren Tempel zu ersetzen, und den Entwurf desselben von der Hand des Rosellini dem Baumeister Alberti übergeben. Aber sein Tod hemmte die kaum begonnene Unternehmung, und die folgenden Päpste bis auf Julius II. ließen sich die Fortsetzung dieses Baues nicht sehr angelegen seyn. Julius begnügte sich nicht mit der Ausführung des alten Planes; er wollte einen Tempel für die ganze Christenheit erbauen, der an Größe, Pracht und Würde alle Denkmäler der alten und neuen Architektur übertreffen sollte. Die berühmtesten Baukünstler Italiens wurden aufgefodert, Plane zu diesem Riesenwerke zu liefern, und Bramante's Entwürfe [7]) trugen den Preis über seine Mitbewerber davon. Er gab der Kirche die Form eines lateinischen Kreuzes mit drei Schiffen, und an jeder Ecke ihrer Façade sollte ein hoher Thurm stehen, in der Mitte aber eine Rotunda sich über den ganzen Bau, als dessen Krone, erheben. In dieser Rotunda wollte er das Pantheon wiederholen, eine Idee, in welche späterhin Michel Angelo einging, welcher überhaupt Manches von dem eingeerntet hat, was Br. ausgesäet hatte [8]). Auch dieser Bau wurde mit großer Eile von dem Papste betrieben, welcher den Grundstein desselben den 18. April 1506 mit eigener Hand legte, an der Stelle, auf welcher der Pfeiler der S. Veronica steht. Mit unglaublicher Schnelligkeit stiegen die vier ungeheuern Pfeiler, welche die Last der Kuppel tragen sollten [9]), empor, und die äußern Mauern wurden eben so

6) In einem sehr seltenen Kupferblatte von Wan Schoel, das sich unter andern in der Bibliothek der Fürsten Corsini zu Rom befindet. 7) Er verfertigte deren mehre, aus denen der Papst selbst einen auswählte. 8) Bramante's Plan der Peterskirche können wir durch *Bonanni's* Hist. Templi Vat. und aus einigen unter Julius II. und Leo X. geprägten Denkmünzen, welche die Façade derselben darstellen, am vollständigsten kennen lernen. 9) Man hat diese Schnelligkeit oft getadelt und ihr das Senken der Bogen, welche die Pfeiler tragen, zugeschrieben. Aber es ist auch bekant, daß Bernini durch die Anlegung seiner unterirdischen Altäre die Fundamente derselben geschwächt hat. Bra-

rüstig aufgeführt und erreichten bis zu dem Tode des Papstes (1513) und des Architekten (1514) die Höhe der Korniſche.

Von Br's übrigen architektonischen Werken verdienen noch erwähnt zu werden: ein angefangener Palast in der Strada Giulia nahe bei S. Biagio; ein kleiner Tempel im Klosterhofe von S. Pietro in Montorio, welcher den Mittelpunkt einer kreisförmigen Kolonnade bilden sollte; der Palast des Raphael, welcher bei dem Bau der Kolonnade vor der Peterskirche niedergerissen worden ist; der unvollendete Palazzo dell' Imperiale für die Herzogin Eleonora von Urbino; eine kleine Kirche in einfachem Style vor den Thoren von Todi, welche sich durch ihre Kuppel, die ein Modell der Peterskuppel seyn soll, berühmt gemacht hat. Auch die Kuppel der Kirche S. Maria di Loretto in Rom ist von Br. zuerst entworfen worden, und Sansovino hat sie nach einem etwas veränderten Plane ausführen lassen. Einiges, meist Unvollendetes, an der Kirche des Heiligthums zu Loretto, ist ebenfalls Bramante's Werk.

Alles, was Br. erfunden und vollendet hat, trägt das Gepräge eines freien, großartigen Geistes. Der Styl seiner Gebäude ist einfach, edel und nähert sich bald mehr einer heitern Hoheit, bald imponirt er durch eine stolze Erhabenheit, je nachdem der Charakter der Werke eins oder das andre mit sich bringt. Obgleich Br. die Denkmäler der antiken Baukunst mit besonderer Vorliebe studirt und aus ihnen seinen Geschmack gebildet und seinen Geist bereichert hatte, so verleugnet er doch in keinem seiner Werke seinen eigenthümlichen Charakter und ist weit entfernt, als Nachahmer der Alten, die Foderungen des modernen Lebens aus den Augen zu setzen.

Br. führte zu Rom ein glänzendes Leben und war von den Höchsten und Edelsten seiner Zeitgenossen geliebt und geehrt. Seine Bestattung in der Peterskirche war ein Trauerfest für ganz Rom, und der gesammte päpstliche Hofstat und alle in Rom anwesenden Künstler folgten in feierlichem Zuge seiner Leiche. Sein persönlicher Charakter wird als lebhaft, heiter und verbindlich geschildert, und stets ließ er es sich angelegen seyn, junge Talente zu leiten und zu unterstützen. Mit Raphael lebte er in vertrauten Verhältnissen und wurde dessen Lehrer in der Architektur, wofür ihn sein dankbarer Schüler in der Person des Archimedes in der Schule von Athen porträtirt hat. Nach einer unverbürgten Nachricht [10]) soll Br. dem Raphael in der Ausführung einiger Gemälde in den Stanzen geholfen haben, jedoch wahrscheinlich nur in einer flüchtigen Künstlerlaune. Frühere Gemälde Br's haben sich im Mailändischen erhalten, sowol Arbeiten a Tempera, wie auch al Fresco, in einem Style, welcher sich dem des Mantegna nähert [11]). Aber nicht allein auf die bildenden Künste beschränkte sich die reiche Genialität Br's, er hatte auch ein schönes Talent zum Improvisiren, und hat mehre geschriebene Gedichte hinterlassen, welche zum Theil in der Raccolta Milanese von 1756 abgedruckt sind [12]). Mehre von seinen kleineren Arbeiten in Versen und Prosa finden sich handschriftlich auf der Ambros. Bibliothek zu Mailand [13]). (*W. Müller.*)

BRAMANTINO. Diesen Namen führen zwei mailändische Künstler, welche häufig, theils unter einander, theils mit einem oder dem andern Bramante, verwechselt und vermischt werden. Überhaupt finden sich viele Widersprüche und Irrthümer in den verschiedenen Angaben über das Leben und die Werke der Bramante's und der Bramantino's, welche noch eine genügende Aufklärung erwarten [1]). Der älteste Bramantino ist:

Agostino di Bramantino aus der mailändischen Familie dieses Namens, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebte und unter Papst Nicolaus V. in einigen Zimmern des vatikanischen Palastes malte. Seine Arbeiten sind aber unter Julius II., als Raphael den Auftrag erhielt, den Vatikan mit seinen Wandgemälden zu schmücken, fast alle übertüncht worden. Jedoch ließ Raphael vorher die Bildnisse berühmter Männer aus den Gemälden des Bramantino kopiren, und diese Kopien kamen nach Raphaels Tode in die Hände des Giulio Romano, welcher die Samlung des Paulus Jovius mit ihnen bereicherte. Auch von Bramantino's Gemälden in Mailand hat sich nur Weniges erhalten und dieses Wenige ist unsicheres Eigenthum und wird von andern dem jüngern Bramantino zugeschrieben. In der Architektur scheint er sich auf Zeichnungen beschränkt zu haben, indem er die alten Denkmäler dieser Kunst zu seiner Erholung maß und auf Papier brachte. Milizia [2]) macht ihn zum Baumeister der Kirche S. Satiro in Mailand, verwechselt ihn aber in dieser Angabe gewiß mit dem jüngern Bramantino, der, als Bramante's von Urbino Schüler, diesen Bau wol größtentheils nach seines Meisters Zeichnungen ausführte. Lomazzo [3]) endlich setzt denselben um hundert Jahre vor und macht ihn zu einem Schüler des jüngern Bramantino.

Der jüngere Bramantino heißt eigentlich Bartolomeo Suardi (Suardo) und soll den Beinamen Bramantino von seinem Lehrer Bramante d'Urbino erhalten haben. Er soll mehre Baue in Mailand nach den Zeichnungen seines Meisters ausgeführt haben, und auch in der Malerei erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. Als

---

mante und Michel Angelo hatten vergebens gewarnt, diese Pfeiler anzurühren. 10) S. *Lanzi* Stor. pitt. II. p. 399. 11) *Lanzi* l. c. 12) *Quadrio* Storia e Rag. d'ogni Poesia. T. I. p. 162. *Mazzuchelli. Tiraboschi* Storia d. Lett. Ital. T. VI. part. II. p. 388. 13) S. außer den schon angeführten Quellen: *Vasari* und *Milizia* Mem. degli Archit. Terza Ediz. di Parma. T. I. p. 182 ff.— Außer Bramante Lazzari führen noch zwei italiänische Künstler von geringerem Rufe den Namen Bramante. 1) Bramante (Pietro Giovanni), auch Tedesco genant, verfertigte um das Jahr 1367, mehre Statuen von Marmor für die Kirche S. Reparata zu Florenz. *Baldinucci* Sec. 2. p. 80. 2) Bramante, ein mailändischer Maler aus der Mitte des 15. Jahrh., welcher in seiner Vaterstadt und zu Rom gearbeitet hat. Er wird von Bottari mit dem Bramantino (Bartolomeo Suardo) verwechselt. S. *Bottari* Giunta T. I. p. 35. T. III. p. 28. *Scanelli* L. II. c. 19. Nach *Milizia* T. I. p. 177. war er auch ein guter Architekt.

1) Man vergleiche z. B. nur die Artikel Bramante und Bramantino in Füeßli's Künstlerlexikon und seinen Nachträgen. Klarer und sicherer ist Fiorillo: Geschichte der Malerei. B. II. S. 389 ff. 2) T. I. p. 176. 3) Idea del Tempio. Vgl. Trattato della Pittura. Den rohen Wirrwarr aller Widersprüche über die Bramantino's findet man in den Nachträgen zum Künstlerlexikon, im Artikel Suardi.

Schüler Bramante's kann er nicht unter Nicolaus V. in Rom gemalt haben, und es ist daher ein Irrthum oder eine Verwechselung, die sich durch die Angaben des Lomazzo wol entschuldigen läßt, wenn ihm die oben erwähnten Gemälde im Vatikan zugeschrieben werden. In Mailand haben sich einige Wandgemälde von ihm in Kirchen und Klöstern erhalten, z. B. in S. Eustorgio und S. Sepolcro; aber auch diese Werke sind noch nicht so genau geprüft worden, daß entschieden werden könnte, ob nicht auch der ältere Bramantino Ansprüche auf sie machen dürfte. Noch soll der jüngere Bramantino viele Zeichnungen von architektonischen Alterthümern der Lombardei mit einer Beschreibung und ein Werkchen über die Perspektive hinterlassen haben [4]). (*W. Müller.*)

BRAMAPUTRA, BURREMPUTER (Sohn des Brama), einer der mächtigsten Ströme Asias, dessen Quelle und Lauf aber noch nichts weniger als erforscht ist. Wahrscheinlich kömt derselbe im westlichen Großtibet unter 31° 27′ Br. und 101° 15′ L. aus dem kleinen See Soinchi, den Turner Mansororé nent, zum Vorscheine; er führt in Tibet den Namen Tsampu, oder großer Strom. Von seiner Quelle wendet er sich anfangs nach W. und macht dann eine Beugung nach SW., worauf er nach SO. geht, den Sanki, welcher von N. her aus dem See Lie herströmt, aufnimt, bei Tischu Lumbu vorbeifließt, den bedeutenden See Palte im S. liegen läßt, die von Lassa herausströmende Tama empfängt, und sich immer südöstlich strömend auf Danlarkeng richtet, wo er den Konkpui an sich zieht. Hier etwa unter 28° 20′ Br. und 113° L. verlieren wir ihn aus den Augen; wahrscheinlich ist es eine Alpenwand, die ihn zurückwirft und ihn nach S. zu gehen zwingt, aber noch hat kein Reisender seinen weitern Lauf gezeichnet, keine Charte ihn niederzulegen gewagt. Wir finden ihn erst in Assam wieder, durch das er sich mit südwestlicher Richtung fortwälzt, im W. von Noghurdera Bengalen erreicht, und in diesem Lande mit mehr südlichem Laufe zum Golf von Bengalen eilt, in welchen er durch die Mündung Megna seine ungeheure Wassermasse ausschüttet, nachdem er schon vorher durch verschiedne Kanäle sich mit dem Ganges verbunden hat. Schon als Tsampu ist er in Tibet schiffbar, aber noch fehlen alle Nachrichten, wie weit er befahren wird, auch ist es noch nichts weniger als ausgemacht, ob der Tsampu Tibets und der Bramaputra Assams ein und der nämliche Strom sind, wenn schon Anquetil und Rennel sich dafür entschieden haben, wogegen Danville und Dalrymple erstern für den Quellenfluß des Irawaddy ansehen. Als Bramaputra ist er, soviel man weiß, durch ganz Assam schiffbar, und Chevalier sahe noch bei Burar 135 M. von seiner Mündung auf demselben große Fahrzeuge. Ist er der Tsampu Tibets, so ist er gewiß einer der längsten Ströme der Erde und zwischen 410 bis 420 Meilen lang, auch hat er eine weit größere Wassermasse als der Ganges und gießt sie ebenfalls am Ende Aprils in das Bengalische Thalland, wo er überdem verschiedne ansehnliche Zuflüsse, wie die Surmah hat, aus. (*Hassel.*)

BRAMBANAN, Dorf auf der Insel Java, in den Besitzungen des Kaisers und Sultans an der Heerstraße von Samarang nach Dschiokjacarta und zwar in der Provinz Materam belegen. Es ist bekant wegen seiner Alterthümer, besonders der Trümmer der sogenannten Tausend-Tempel, einer viereckigen Gruppe von Gebäuden, wovon jede Seite 250 Schritte mißt; sie hat in der Mitte einen großen Tempel, den viele geringere umgeben und worin man noch verschiedene Götzenbilder und Statuen sieht. Raffles glaubt, daß diese Tempel zu Ende des 13. Jahrhunderts von Hindus von der Küste Koromandel, die damals auf Java sehr zahlreich waren, erbaut wurden. (*Hassel.*)

BRAMBER, Borough in der brit. Shire Sussex am schiffbaren Adar; er hat das Recht, 2 Dep. in das Parlament zu senden, besteht aber nur aus 20 Häus. mit 95 Einw. (*Hassel.*)

BRAMER (Benjamin), ein geschickter hessischer Mathematiker und Architekt, geb. zu Felsberg 1588. Er trug durch seine Schriften viel dazu bei, mathematische Kentnisse in Teutschland zu verbreiten, unter Anderem auch dadurch, daß er die Erfindungen seines noch berühmteren Lehrers und Schwagers Jobst Burgi oder Justus Byrgius (s. diesen), bei welchem er sich auch eine Zeitlang in Prag aufhielt, vervollkommnete und beschrieb. Im J. 1612 ernannte ihn der Landgraf Moritz von Hessen zum Baumeister in Marburg. Späterhin wurde er Rent- und Baumeister zu Ziegenhayn. Sein Todesjahr (wahrscheinlich 1649 oder 1650) ist nicht genau bekant, sondern nur gewiß, daß er 1648 noch lebte *). (*Gartz.*)

BRAMER (Leonhard), Maler, geb. zu Delft 1596. Schon in seinem 18. Jahre verließ er sein Vaterland, begab sich nach Frankreich, und einige Zeit darauf nach Rom; hier studirte er die großen Meisterwerke, und zeigte sich bald in eignen Schöpfungen, welche man mit Beifall aufnahm. Dieselbe Anerkennung erhielten seine Arbeiten bei seiner Rückkehr nach Delft. Aber er

---

4) S. Vasari und die Anmerkungen zu der Sieneser Ausgabe der Vite etc. von *Pagave*. *Lomazzo* l. c. *Lanzi* Stor. Pitt. IV. 180. *Milizia* l. c. Vgl. Füeßli's Künstlerlex. Nachträge s. v. Guardi und Fiorillo l. c.

*) Seine Schriften findet man am vollständigsten verzeichnet in Strieder's Grundlage zu einer hess. Gelehrten- u. Schriftstellergesch. B. 1. Die wichtigsten darunter sind: 1) Apollonius Cattus oder geometrischer Wegweiser. Dies Werk besteht aus 3 Theilen, wovon der erste die Anfangsgründe von den Kegelschnitten (der Verf. sagt: „die allerlieb- und sinnreichsten conischen Sectionen") und allerlei Mittel sie zu verzeichnen enthält, und zu Kassel 1634 in 4. erschienen ist. Der zweite Theil erschien ebendaselbst 1646 in 4.; er handelt de sectione cylindri und lehrt „allerhand Sonnenuhren, so seltsam wie sie immer wollen, auf einen Cylinder zu schneiden und aufzureißen." Der dritte Theil enthält den „Anhang eines Berichts von M. Jobsten Burgi geometrischem Triangularinstrument zu gar leicht und kurzen und doch gewissen Land- und Feldmessen u. s. w." Kassel 1648. In diesem Buche schreibt er die Erfindung der Logarithmen Burgi'n zu. — Von dem ersten Theile erschien schon 1645 eine zweite Auflage, das ganze Werk wurde 1684 neu aufgelegt und heißt in dieser Auflage Apollonius Cattus oder Kern der ganzen Geometrie. 2) B. Brameri kurzer Bericht zu seinem semicirculo, damit in allen Triangeln in einer Observation nicht allein die drei latera, sondern auch die drei Winkel zu finden u. s. w. Augsburg 1651 in 4. mit vielen Kupfern.

begnügte sich von jetzt an, mehrentheils kleine Staffeleigemälde zu verfertigen, welche in Nachtstücken, Feuersbrünsten, Höhlen oder mit Fackeln beleuchteten Gewölben bestehen, die mit kleinen geistreichen Figuren belebt sind. Da sein Kolorit sehr kräftig ist, so hält man ihn für einen Schüler Rembrandts. Er besaß noch das besondere Talent, goldne, bronzene und marmorne Vasen auf das Täuschendste nach der Natur zu malen. Unter seine vorzüglichsten Werke zählt man eine Geburt und Auferstehung Christi; die Verläugnung des Petrus, und eine Auferweckung des Lazarus. Das Jahr seines Todes ist unbekant, aber er starb in seiner Vaterstadt. (Descamps T. 1. p. 416.). (*Weise.*)

BRAMPTON, 1) Marktfl. in der brit. Grafschaft Cumberland des Königr. England; er liegt am Irting, hat 1 Hospital und 2043 Einw. und wird von Camden für das alte Bremetunacum gehalten, wo die Römer eine Station hatten. Er hält 2 Wochen- und 2 Jahrmärkte. 2) Marktfl. in der Grafschaft Derby des Königr. England, mit 2260 Einw., die meistens ihre Nahrung von den nahen Eisenwerken haben. (*Hassel.*)

BRAMPUR, Brampor. Dieser einst in den geogr. Wörterbüchern als eine Handelsstadt aufgeführte Ort im State der Mahratten ist jetzt zu einem elenden Dorfe herabgesunken. (*H.*)

BRAMSCHE, 1) Pfarrdorf an der Aa, in der Vogtei Thuine der hanöv. niedern Grafschaft Lingen mit dem Edelhofe Sück, 30 Häus. und 212 kathol. Einw. — 2) Marktfl. an der Hase (Br. 52° 27′ 43″ L. 25° 0′ 20″) in dem Amte Vörden der hanöv. Provinz Osnabrück; 176 Häus., 1306 Einw.; starke Leinen- und Wollenzeugweberei, Leinenlegge, Leinen- u. Wollenhandel; 3 besuchte Jahrmärkte. (*Hassel.*)

Bramsegel etc., s. Segel.

BRAMSTEDT, 1) Flecken an der Bramau im A. Segeberg in Holstein, zwischen Hamburg (6 M.) und Neumünster (2¼ M.), (Polhöhe nach Niebuhr 53° 55′ 49″) mit ungefähr 100 Feuerstellen, 797 Einw., deren Hauptnahrung der Ackerbau ist. Poststation, Apotheke, Rolandssäule; 1681, 1761 und 1809 wurden in dieser Gegend mineralische Quellen bekant *). Ein adeliges Gut in der Nähe des Fleckens, ursprünglich Stedingshof genant, führt jetzt denselben Namen. (*Dörfer.*) — 2) Kirchdorf im Herzoglich Bremischen Amte Hagen, merkwürdig wegen des Alters der dort zuerst gegründeten Kirche, und der Weitläufigkeit des vormals dazu gehörigen Sprengels. Sie ist die einzige Landkirche im Herzogthum Bremen, deren außer den Stadtkirchen und den Klosterkirchen auf dem Lande schon ums J. 1110 gedacht wird, und ihr Sprengel erstreckte sich so weit, daß darin jetzt, nach mehrer Anbauung des Landes, 9 zum Theil ansehnliche Kirchspiele gezählt werden †). Doch zählt dies Kirchspiel noch jetzt gegen 600 Feuerstellen, in denen über 3000 Menschen wohnen. (*Schlichthorst.*)

*) C. H. Pfaff und J. F. Süersen über die Mineralquellen bei Bramstedt 1810. 8.

†) S. meine Beiträge zur — Geschichte der Herzogth. Bremen und Verden B. II. S. 237 fgg.

BRAMWALD, eine nicht unbeträchtliche Hügelkette, die sich in der hanöv. Prov. Göttingen längs der Weser hinzieht, gut bewaldet ist und reiche Sandsteinbrüche besitzt; unter demselben im Amte Münden und hart an der Weser die Glashütte Bramwalde, ½ Meilen von Bursfelde, die jährlich für 10,000 Guld. grünes Fenster- und Hohlglas liefert. (*Hassel.*)

Brancacci und Brancas, s. am Ende des Bandes.

Branchiae, Branchien, s. Kiemen.

BRANCHIOGASTRA, Bauchkiemen. Eine Crustaceenordnung bei Latreille, die diejenigen Malacostraca in sich faßt, deren Kopf vom übrigen Körper geschieden ist, deren Kiemen äußerlich liegen, und die mehr als zehn Füße haben. Sie hat zwei Familien: 1) Squillares, wo die Augen gestielt und das erste Körpersegment größer ist. Sie ist gleichbedeutend mit Cuvier's Ordnung Stomapoda, welche die Gattungen Squilla und Erichthus in sich faßt, deren letzte sich durch die Verlängerung des Schildes über die Basis der letzten Füße ohne Schwimmplatten von der ersten unterscheidet. Latreille stellt hieher noch die Gattung Mysis, die man mit Cuvier besser zu den Macrouren zählt. 2) Gammarini, wo die Augen ungestielt sind, der Körper aus einer Reihe beinahe gleicher Abschnitte besteht. Sie ist gleichbedeutend mit Cuviers Ordnung Amphipoda und umfaßt die Gattungen Phronyma (nur 2 sehr kurze Antennen), Gamarus (das obere Antennenpaar länger), Thalitrus (das untere länger in gewöhnlicher Form), Corophium (das untere länger in Form von Füßen). Die Gattungen Caprella und Cyamus, die Latreille noch hieher zieht, stehen nach Cuvier besser in der Ordnung Isopoda. Das weitere Allgemeine über diese Bauchkiemer, s. unter Crustacea, und das Besondre unter den einzelen Gattungen, unter denen man auch die unterzuordnenden neuern Gattungen von Leach finden wird. (*Lichtenstein.*)

BRANCHIOPODA, Kiemenfuß. Eine von Lamarck mit diesem Namen belegte Crustaceengattung aus der Ordnung der Entomostraca, und zwar derjenigen Abtheilung derselben, wo sich kein Schild vorfindet und der Kopf vom Rumpfe unterschieden ist. Das hier bezeichnete Thier lebt im Wasser, erreicht die Länge von 1—2 Zoll, und die Dicke eines Strohhalms, und zeigt dem ersten flüchtigen Blick die Form eines wenige Tage alten Fischchens mit gabelförmigem Schwanze. Der Körper ist aus 11 Ringen zusammengesetzt, die einige wechselseitige Annäherung und Entfernung zulassen, an jedem Ringe sitzt ein paar Füße, die aus drei blattförmigen, in einander eingelenkten Gliedern zusammengesetzt sind (nur das vorderste Paar ist zweigliedrig), jedes Blättchen, ungefähr von ovaler Form, ist an seinen Rändern mit feinen Haaren besetzt, die unter sehr starker Vergrößerung nochmals gefiedert erscheinen, und aller Wahrscheinlichkeit nach als Athmungsorgane anzusprechen sind; auf der Fläche sind diese Blättchen fein gefaltet. An diesen eigentlichen Körper schließt sich der aus 9 Ringen zusammengesetzte dünnere Schwanz an, an dessen Ende sich zwei schmale, gefiederte Blättchen ansetzen. Vorn geht der Körper durch eine kleine Verengerung in den Kopf über, der zuerst auf zwei langen Stielen die zusammengesetzten Augen nach jeder Seite hin trägt, deren schwarze Oberfläche aus ei-

ner unzählbaren Menge Facetten besteht. An der Basis der Augenstiele sind die fadenförmigen Antennen eingesetzt; außer welchen mehr nach der Mitte und auf der obern Fläche des Kopfs beim Männchen auch zwei Antennen sich finden, die, der bloßen Fühlfäden-Struktur sich nähernd, aus einem einzigen biegsamen Röhrchen bestehen. Nach vorn endigt sich der Kopf in zwei Hörner, die mit ihren vordern Spitzen etwas gegen einander gekrümt sind, und die das männliche Thier immer nach der Unterseite des Körpers zu und zurückgebogen trägt; beim weiblichen sind sie viel kleiner, einfacher und sitzen an den vordern Seiten des Kopfs, jedes nach vorn und außen divergirend. Diese Hörner sollen zum Anfassen der Nahrung dienen. Wegen der weitern Schilderung des Baues dieser Thierchen müssen wir auf Schäffer (der fischförmige Kiefenfuß 1754) verweisen. Die Art, von der das Gesagte gilt, heißt: Br. *stagnalis* Lam. Cancer stagnalis Lin. Apus pisciformis Schäff. — Dies Thier ist fleisch- oder purpurroth, auch orangegelb, es lebt in Pfützen und Chausseegraben in Teutschland, Frankreich, England; es schwimmt schnell durch Hilfe des Schwanzes und der kiementragenden Füße, auf dem Rücken. Branchiopoda nent Cuvier die Ordnung Entomostraca, s. diesen Artikel und Crustacea. (*Lichtenstein.*)

BRANCHIOSTEGA (membrana), Kiemenhaut. So heißt die unter den Kiemen ausgespannte, von mehren Knochenstralen, die man als den Rippen höherer Thiere analog betrachtet, getragene Membran bei Fischen vorzüglich. Ihr Zweck ist die Unterstützung der Kiemen. Das Weitere s. unter dem Art. Fisch. (*Lichtenstein.*)

BRANCHIOSTEGI. Unter diesem Namen begreifen einige Naturforscher diejenige Abtheilung der Fische mit knorplichem Skelett, deren Kiemen entweder mit einer Kiemenhaut oder einem Kiemendeckel oder beiden zugleich bedeckt sind. Diese Abtheilung umfaßt die vollkommenern Bildungen unter den Knorpelfischen, die sich den Knochenfischen mehr nähern, als ihre andere Unterabtheilung die Chondropterygii, indem auch ihr Skelett, die Gattung Acipenser etwa ausgenommen, schon die fibröse Bildung eigentlicher Knochen annimt, obwol eine eigentliche Verknöcherung nur sehr spät Statt findet. Sie faßt 5 Duméril'sche Familien unter sich: die Schismopnoei, Eleutheropomi, Plecopteri, Aphyostomi und Osteodermi. Unter diesen Artikeln findet man das Nähere. (*Lichtenstein.*)

BRANCHOS, 1) der Sohn des Milesiers Smikros, der ein Abkömling des Delphiers Machäreus seyn sollte, der des Achilleus Sohn Neoptolemos ermordet hatte*), ein berühmter Wahrsager; daher soll ihn die Mutter von Apollon selbst durch die Kehle empfangen — woher der Name von βρόγχος, βράγχος Kehle —, Apollon ihn, weil er schön war, geliebt, geküßt, und die Kunst der Weissagung gelehrt haben, worauf er bei Didyma, im Gebiet von Milet, Orakel gab, und Stifter des berühmten Orakels der Branchiden ward**). Der Sinn dieses Mythus scheint kein anderer zu seyn, als der: daß der Stifter dieses Orakels im Göttertempel zu Milet unterwiesen ward. 2) Nach Orph. Arg. 150. der angebliche Vater des Argonauten Erginos war. (*Ricklefs.*)

*) *Strab.* IX, 3, 9. **) Con. 33; Luct. ad Stat. Theb. III, 478 u. VIII, 198; *Strab.* l. c.; *Paus.* VIII, 2.

BRANCKER oder BRANKER (Thomas), ein englischer Geistlicher, geb. 1636 in Devonshire, ein Freund von Collins und Pell, zeichnete sich durch mathematische und chemische Kentnisse aus. Seine Schriften sind: 1) Doctrinae sphaericae adumbratio. Oxoniae 1662. 2) An Introduction to Algebra. London 1668, eine Übers. der Algebra des Teutschen Rahn (Rhonius), welche Pell mit mehren wichtigen, besonders die unbestimmte Analytik betreffenden Zusätzen vermehrt hat. Br. starb 1676 als Rector (Pfarrer) zu Macclesfield. Irrig hält ihn Montucla für einen Teutschen. (*Gartz.*)

BRANCO DE MALAMBO, eine Stadt in der Prov. Magdalena des Freistats Columbia; sie liegt N. Br. 11° 40′ L. 302° 4′ an der Magdalena, ist gut bevölkert und treibt mit den Landesprodukten einen bedeutenden Handel. (*Hassel.*)

BRAND. Brand, Feuer (Feuersbrunst), und die damit zusammenhangenden Art. Brandassecuranz (Brandversicherung) u. a. m. s. Feuer; u. vgl. nachher Brandschatzung und Brandstiftung. — Aus der Geschütz- und Feuerwerkerkunst so wie aus der Lagerkunst gehören hieher folgende Artikel: Brander, Brandschiff, s. unten. — Brandgasse, s. Lager. — Brandkitt wird in der Kunstfeuerwerkerei häufig gebraucht, verbrennliche Dinge, Holz, Papier u. dgl. gegen das Anzünden und Verbrennen zu schützen. Zu dem Einsetzen der Bombenzünder, Verkitten der Füllöcher 2c. bedient man sich einer Mischung von 2 Pf. klaren Hammerschlag, 1½ Pf. f. Eisenfeilspäne, 1 Pf. gestoßenem ungelöscht. Kalk, ¼ Pf. gesiebt. Ziegelmehl und 1 Pf. grob. Roggenmehl, welche mit Leimwasser (4 Loth Pergamentleim auf ½ Pinte Wasser) verdünnt, als Kleister angewendet wird. Ein mit diesem Kleister bestrichenes Stück Holz in das Feuer gelegt, widersteht der Wirkung desselben lange Zeit, so daß es beinahe als unverbrennlich anzusehen ist. — Brandkugeln sind entweder aus grobem Sacktuch verfertiget, mit Brandzeug angefüllt und mit einem eisernen Gerippe überzogen, oder wol auch gewöhnlich Bomben, die 3 bis 5 Brandlöcher haben. Weil die erstere Gattung, die Karkassen heißet, wegen ihrer geringen Festigkeit nur mit schwachen Ladungen in kleinen Distanzen geworfen werden kann, auch durch steinerne Gebäude, Magazine 2c. nicht zu dringen vermag; hat man bei der sächsischen, englischen, russischen und spanischen Artillerie seit 1760 die eisernen Brandbomben eingeführt, deren man sich eben so, wie der Bomben bedient. Ihr Feuer ist äußerst lebhaft, weil es sich nicht ausbreiten kann, sondern beständig mit desto größerer Heftigkeit durch die Öffnungen der Kugel herausbrennen muß. Nur wenn das zu Brandkugeln angewendete Eisen sehr spröde, der Satz aber sehr stark oder nicht derb genug zusammengeschlagen ist, zerspringen wol bisweilen einige; doch geschieht es nicht häufig. Die Brandkugel wird mit irgend einem lebhaft brennenden Satze ausgestopft, indem man den Setzer heftig durch das mittlere Loch hineinstößt, damit sich der Zeug überall fest an die Seitenwände anleget. Man bohret hierauf mit einem starken Hohl-

bohrer durch die Brandlöcher bis etwa auf die Hälfte des Durchmessers in den Satz, um die daraus entstehenden Öffnungen mit Anfeurungszeug aus 1½ Pf. Mehlpulver, 1 Pf. Salpeter, ¼ Pf. Schwefel, mit Stopinen abwechselnd, auszuschlagen, so daß von letzteren aus jedem Brandloche ein Stückchen heraushängt, das zusammengelegt und mit einer aufgeleimten runden Scheibe geöltes Papier bedeckt wird.

Hat man die Brandkugel mit geschmolzenem Zeug gefüllt, so wird durch jedes Brandloch ein rundes Holz mit Leinöl bestrichen, in den noch warmen Satz gestoßen, und bis zum Erkalten darin gelassen, um nachher den Anfeurungszeug in die Öffnungen schlagen zu können.

Sätze zu den Brandkugeln:

	Preußische.	Österreichische.	Französische,	Englische.	Russische.	Sächsische.
	℔	℔	℔	℔	℔	℔
Salpeter	—	6	4	4½	2½	1
Schwefel	—	7	10	3	—	—
Mehlpulver	5	—	4	—	12	2½
Wachs	—	—	—	—	½	—
Antimonium		2	1½	½	—	—
Pech	15	—	—	—	7½	3
Harz oder Kolophonium	—	1	—	5½	½	2
Kornpulver	35	½	3	8	12	12½
Talg	1½	—	—	mit Leinöl	1	—
Hanfwerg	1	½	—	geknetet	½	½

Wenn die Brandkugeln für Haubitzen bestimt, besonders für solche mit kegelförmigen Kammern, ist es vortheilhaft, sie in einen hohl ausgedreheten Spiegel einzusetzen, um ihnen dadurch eine genauere Schußlinie zu verschaffen. Dieses geschieht mit heißem Pech, das man in die Aushöhlung des Spiegels gießt, und die Brandbombe hinein drückt, nachher aber sie mit einem an beiden Seiten offenen Säckchen von Drell überziehet. Die Kartusche gleich an den Spiegel zu befestigen, wie bei den Russen, erleichtert zwar das Laden, ist aber der Erhaltung der Kartusche nachtheilig; die — selbst in einem blechernen Cylinder — auf dem Marsche krumm wird und ihre richtige Form verliert, so daß sie nachher nicht mehr in die Kammer paßt.

Bald nach Einführung der Mörser — aus denen man anfangs blos steinerne Kugeln zu werfen wußte — war man darauf bedacht: Kunstfeuer in die belagerten Städte zu schleudern, und erfand zu dem Ende mancherlei Gattungen Brandkugeln, die in dem großen niederländischen Unabhängigkeitskriege häufig gebraucht wurden. Nach des Robert Bulturii Zeugniß (de re militari) soll man die Erfindung hohler Kugeln, mit Brandzeuge und Pulver angefüllt, einem Fürsten von Rimini Sigismund Malatesta verdanken, der Abt von St. Gallen aber sie um die Mitte des 16. Jahrh. häufig angewendet haben. Wirklich lehren alle zu Anfang des 17. Jahrh. erschienene Feuerwerks- und Artilleriebücher ihre Verfertigung auf mancherlei Weise. (*v. Hoyer.*) — **Brandraketen**, s. **Raketen** und **Congreve**. — **Brandröhren**, s. **Zünder**. — **Brandstopinen**, s. **Stopinen** und **Zündlichter**. — **Brandtuch** dient zum Anzünden feindlicher Faschinenwerke und Verschanzungen. Es sind 3 Fuß lange Stücke sehr grobe Leinwand oder Barras, die man mit folgender Mischung taufet, indem 2 Mann zu beiden Seiten des Kessels, worin der Satz zerlassen, sie mit eisernen Gabeln hineintauchen.

I. Nach Morla.		II. Nach Müller.	
18 ℔	Pech	14 ℔	Pech
9 —	Harz	7 —	Harz
4 —	Talg	2 —	Talg
1 —	Leinöl	7 —	Schwefel
1 —	Terpentinöl	1 —	Theer

Die 2 Fuß 8 Zoll breiten Tücher werden doppelt in einem Rahmen von trocknem kiefern Holze, mit starkem Bindfaden festgenähet oder mit ausgeglühetem Drahte darauf gebunden. An mehren Orten in das Tuch gestochene Löcher dienen: Zündlichter hinein zu stecken, damit das mit Schwefel- und Mehlpulver eingepuderte Tuch überall zugleich Feuer fängt. Die meiste Anwendung findet dieses Kunstfeuer bei den Brandern oder Feuerschiffen: sowol um die Entzündung schneller über das Tau- und Segelwerk zu verbreiten; als bei dem Auffliegen des Schiffes brennend umher geschleudert, die benachbarten Schiffe in Brand zu stecken. (*v. Hoyer.*) — **Brandwache**, s. **Lager**. **Brandzieher**, s. **Zünder**.

Brand. In der Jagd-Kunstsprache wird durch diesen Ausdruck bezeichnet: I. Ein schwarzbraun gefärbter Fleck, welchen man während der Brunstzeit des Edel- und Dammwildes am Unterleibe des Hirsches dicht vor und an dem Pinsel wahrnimt. Dieser Fleck ist gegen das Ende der Brunstzeit merklich größer und tiefer, schwarzbraun, zuletzt fast ganz schwarz. Er entsteht und enthält die ihm eigene Farbe durch die an dem Pinsel und auf dem bezeichneten Flecke hängenbleibende Samenfeuchtigkeit, welche, wie sich aus ihren Wirkungen ergibt, höchst ätzend seyn muß. Der Jäger deutet

II. durch die Redensart: Das Gewehr hat Brand, an, daß diejenige Erscheinung, bei welcher an der Körperstelle des mit Feuergewehr erlegten Wildes, welche von dem in Kugel- oder Schrotform zur scharfen Ladung verwendeten Blei durchdrungen ward, das Wildpret (das Fleisch- und Muskelgebilde) nicht in seiner natürlichen Farbe, sondern von geronnenem Schweiß (Blut) stark durchzogen, rothblau, blauschwarz und grüngelblich sich darstellt, in der Beschaffenheit des Gewehrlaufes ihren Grund habe. Richtiger würde man sagen: das Gewehr verursacht Brand; oder — weil man bis jetzt mit der Bestimmung der Grundursache des Phänomens an sich eben so wenig, wie mit dem Anlaß zu den verschiedenen Abstufungen, welche hinsichtlich des Brandgrades, unter ganz gleichen Verhältnissen, Statt finden, aufs Reine ist — besser noch: die Stelle (die verletzte am Wildpret) ist brandig — im chirurgischen Sinne des Wortes: brandig — denn eben dadurch beurkundet sich die fragliche Erscheinung, welche gleich ihrer natürlichen Folge — dem beschleunigten Erkranken und früheren Verenden (Sterben) des verwundeten Wildes — schon seit lange in der Jägerwelt offenkundig ist. Die Schwierig-

keit des Erklärens derselben aus physikalischen oder physiologischen Gründen liegt, nach des Vfs. Dafürhalten, und nach dessen, seit 40 Jahren mit möglichster Sorgfalt, vielfältig angestellten Untersuchungen und gemachten Beobachtungen, in Folgendem: a) Die durch den Schuß verletzte Stelle erscheint in Folge einer Verwundung eines Thieres mit einem Windgewehre, mag der Lauf desselben aus Eisen, oder aus Messing bestehen, gleich nach der Fällung niemals brandig. b) Dies ist auch nicht immer der Fall, wenn die Erlegung eines wilden oder zahmen Thieres mit Feuergewehr — des Vfs. Erfahrung beschränkt sich hier auf Gewehre mit eisernen Läufen — bewirkt wird; ja, unter vielen von einem und demselben Meister mit gleicher Sorgfalt und in jeder Rücksicht untadelhaft verfertigten Büchsen und Flinten verursachen manche gar keinen, oder doch kaum merklichen Brand, ohne daß sie darum weniger schnell tödten (wenn sonst die Wunde absolut tödtlich ist), wie andere, die in minderem oder höherem Grade — denn hierin finden vielfache und regellose Abstufungen Statt — Brand bewirken. In den meisten Fällen jedoch, wo die erstgedachte Alternative eintritt, erkrankt das nicht absolut tödtlich verwundete Thier weniger bald, als bei dem Eintritt der letztern, wo dann der Krankheitsgrad mit dem höhern oder niederern Grade des auf der verwundeten Stelle verursachten Brandes im Verhältnisse zu stehen pflegt. c) Wunden, die mit aus Büchsen abgeschossenen Kugeln verursacht werden, stellen sich in der Regel brandig dar; und zwar wie es scheint, aus dem Grunde, weil die Büchsenkugel auf der ganzen Bahn, die sie durcheilt, sich um die eigene Achse drehend sich bewegt. Diese Bewegung um die eigene Achse ist um so schneller, je stärker der Drall in der Sele des Rohres (Laufes) ist. In wie fern die Stärke des Dralls auf die Verstärkung des Brandes einwirken könne und müsse, das wird begreiflich aus der mehren Zerreißung der Körpergebilde, welche die Kugel, fortwährend um ihre Achse sich drehend, durchdringt. Verstärkung des Brandes bewirkt nächstdem — jedoch nur bei der Büchse — die mehre Ausfüllung des Kalibers mit der Kugel selbst; und zwar desto heftiger, je weniger stark und je poröser das Pflaster ist, welches die Kugel umschließt. Auch das scheint zur Verstärkung des Brandes beizutragen, wenn das Kaliber des Laufes von der Schwanzschraube an bis zum 5ten Theil seiner Länge um ein Weniges erweitert ist, d. h. in der Kunstsprache: wenn die Kugel (auf dem letzten Fünftheil der Laufslänge) Fall hat. d) Wunden, beigebracht durch Kugelschüsse aus Flintenröhren, sind selten stark brandig; mehr jedoch, wenn mit einer, vorzüglich aber wenn mit zwei Rollkugeln (solche, die die Sele des Laufes nicht ausfüllen, auch nicht eingefuttert sind) geladen worden war; weniger, nach der Ladung mit der Paßkugel (solche, welche von gleichem Kaliber mit der Sele des Laufes ist); noch weniger wenn eine Paßkugel eingepflastert ward; wieder in beiden vorerwähnten Fällen weniger, wenn das Flintenrohr kugelgleich gearbeitet war, dann aber doch verhältnißmäßig mehr, je nachdem die Kugel auf einem größern oder geringern Theil der Laufslänge, stärkern oder mindern Fall hatte; am allerwenigsten in allen unter c. und d. erwähnten Fällen, wenn das Rohr überall, vorzüglich gegen die Mündung hin, besonders stark von Eisen ist; je schwächer hingegen die Röhre von Eisen waren, mit welchen der Vf. Untersuchungen anzustellen Gelegenheit hatte, desto brandiger stellten sich die mittelst solcher schwachen Röhre beigebrachten Wunden dar. e) Was unter d. von den verschiedenen Brandgraden bei Verwundungen mit Roll-, wie mit Paßkugeln gesagt worden, gilt auch für die Schrotladung im Allgemeinen; jedoch bekennet der Vf., daß die Resultate seiner Untersuchungen hier bei weitem weniger übereinstimmend ausfielen, als in sämtlichen unter c. und d. erörterten Fällen — öfters sogar ganz sich widersprechend. Auch ereignet es sich bei Schrotverwundungen oft, daß genaue Beobachtung ganz unmöglich wird. f) Bei Büchsenkugel-Verwundungen hat der Vf., wenn die Wunde sich brandig zeigte, jederzeit wahrgenommen, daß sie es am Anschuß (an der Stelle, wo sie eindrang) am stärksten war; daß der Brand desto mehr sich minderte, je weiter die Kugel von jener Stelle sich entfernte, am schwächsten aber am Ausschuß (da wo sie aus dem Thierkörper wieder hinaus drang) war. Nicht so augenscheinlich ergab sich dies bei Flintenkugel-Verwundungen — was aus dem oben unter d. Erörterten erklärlich ist*). g) Des Vfs. Beobachtungen zu Folge, hat die mehre oder mindere Schußweite, auf die Verminderung oder Vermehrung des Brandes keinen — wenigstens keinen wesentlichen — Einfluß. Eben so wenig hat der Vf. jemals wahrnehmen können, daß das Brandige in der Anschußwunde an einem Körpertheile des erlegten Wildes — insofern dies nur ein mit Wildprets- (Fleisch-) oder Muskelgebilden überlegter ist — in verstärkter Maße wahrnehmbar werde, gegen andere Körpertheile. Er fand vielmehr, daß bei Verwundungen mit einer und derselben Büchse beigebracht, der Brand auf der Anschußstelle, mochte sie auf dem Halse, auf dem Blatte, in der Flanke, auf der Keule, oder auf dem Stich**) sich befinden, jederzeit denselben Grad der Stärke zeigte. Über die Grundursache zu der Erscheinung hat sich bis gegen das Ende des 18ten Jahrh. Mancherlei — meist Albernes, theils Sündliches — durch Tradition fortgepflanzt. Selbst der sonst so wackere Doebel†) hat sich, hinsichtlich der Vorschrift zum Verfahren, durch welches ein Rohr dahin gebracht werden soll, Brand zu erwirken, wol sehr übereilt, wenn er bei der Empfehlung der jungen Schlange und der Blindschleiche — woron eine oder die andere in das geladene Rohr gesteckt, dann das Zündloch, ingleichen die Mündung fest verschlossen, nach 24 Stunden aber diese, wie jenes geöffnet und das im Laufe erstickte Thier in die Luft geschossen werden soll — zu jenem Behuf hinzusetzt: „das kann ich versichern, daß das probat ist." — Seit einiger Zeit hat man über die Grundursache des Brandes in den Schußwunden viel nachgedacht, auch

---

*) Daß bei der obigen Wahrnehmung nur von den stärkern Wildarten — Edel-, Dam- und Sau-Wild — die Rede seyn kann, versteht sich ohne Weiteres. **) Winckell's Handb. für Jäger. Aufl. 2. 1. S. 88. †) S. dessen Jägerpraktik (Aufl. 3. Leipz. (b. Heinsius) III. S. 123.

manche Hypothese mit mehr oder weniger Scharfsinn darüber aufgestellt, diese auch wol gegen Andersmeinende mit Leidenschaftlichkeit verfochten††). Bei dem allen scheint es dem Vf., als wären uns in den unten angeführten Abhandlungen, zwar mitunter bedeutende Fingerzeige gegeben, jedoch sey man der Sache noch nicht auf den Grund gekommen; dies möchte auch schwerlich Jemand gelingen, der nicht im ganzen großen Gebiete der Naturkunde überall auf das genaueste bekant, mit der Technologie der Feuergewehre, von der Rohrschmiede an, bis zur vollendetsten Herstellung des Ganzen innigst vertraut, zugleich aber auch in der praktischen Jagdkunde hinlänglich bewandert ist.

Nur dunkle Muthmaßung ist es auch, wenn der Vf. selbst äußert: Die Grundursache des Brandes, von welchem hier die Rede ist, scheine in der Reibung (Friktion) und in der durch selbige, wie durch die Entzündung des Pulvers erwirkt werdende Erhitzung des Bleies nicht nur, sondern auch des eisernen Rohres zu liegen; mitwirkende Ursachen dürften in der Elektricität, auch wol in dem Magnetismus, vielleicht sogar im Galvanismus aufzufinden seyn; bei alle dem möge aber der Chemismus eine bedeutende Nebenrolle, wo nicht die Hauptrolle spielen. Auf diese Muthmaßung haben den Vf. seine oben unter a. bis g. mitgetheilten Beobachtungen geführt. Es würde ihn freuen, wenn selbige von einem künftigen kentnißreichern Forscher einiger Beachtung nicht unwerth befunden würden. — III. Noch eine weidmännische Redensart ist die: auf den Brand laden. Man bezeichnet damit das Wiederladen eines Gewehres nach einem gethanen Schuß, bevor das Rohr erkaltet ist.

IV. Noch mag hier folgender Art. seine Stelle finden: Brandader wird von den Jägern die dicke Vene (Blutader) genant, die in der Keule der stärkern (größern) Haarwildarten unfern des Schlosses sich hinzieht, und beim Ausbrechen des erlegten Wildes von manchen Jägern — vorzüglich dann, wenn dasselbe durch einen nicht absolut tödtlichen Schuß verwundet, mit dem Schweißhunde gehetzt werden mußte — durch einen Stich mit der Spitze des Nickfängers geöffnet wird, um den Schweiß (Blut) ausströmen zu lassen. Man will behaupten, das Keulenwildpret gewinne durch diese Operation am Ansehen, halte sich auch länger als außerdem gegen den Eintritt der Fäulniß. Dem Vf. fehlt es an genugsamer Erfahrung, um über den Grund oder Ungrund dieses Vorgebens bestimt entscheiden zu dürfen. *(a. d. Winckell.)*

Brand (in med. chir. Hinsicht) ist in einem Theile des belebten Organismus ausgebrochen, wenn die Lebensthätigkeitsäußerung und ihre innern Bedingungen bis zum Erlöschen tief gesunken oder wirklich schon vernichtet sind. Um die beiden Hauptperioden dieser Krankheit genauer zu unterscheiden, nent man jene Periode, in welcher die Lebensäußerungen noch nicht ganz vernichtet sind, heißen Brand, Gangraena, und diese Periode kalten Brand, Sphacelus. Mannigfach verschieden sind zwar die Erklärungen des Wesens dieser krankhaften Veränderung, welche man seit Hippokrates bis in die neuesten Zeiten, dem verschiedenen Stande der Ausbildung der Physiologie und Pathologie gemäß, aufgestellt hat, doch stimmen die meisten Schriftsteller mit der oben aufgestellten Meinung über die innern Lebensverhältnisse bei den verschiedenen Perioden des Brandes überein. Schon Galen spricht sich auf diese Weise darüber aus und mehre der ältern Schriftsteller unter den Neuern, namentlich Bernstein, Langenbeck, Chelius folgen ihm. Doch haben auch einige Ärzte (am bestimmtesten Naumann) den höchsten Grad der Entzündung, welcher dem Sinken der Kraftäußerungen vorausgeht, heißen und das gänzliche Absterben eines Theiles, kalten Brand genant; oder wie Thomson eine eigne gangränöse Entzündung angenommen, welche dem Brande vorausgehen soll. Allein bei dieser Annahme fehlt das Mittelglied, der Zustand, in welchem die Lebensthätigkeitsäußerungen schon gesunken, aber noch nicht ganz vernichtet sind; auch ist es deswegen nicht zweckmäßig, den höchsten Grad der Entzündung mit einem eignen Namen zu bezeichnen, da in der Natur der Krankheit eine wesentliche Veränderung noch nicht vorgegangen ist und der Heilplan auch im Ganzen derselbe bleibt, nur mit noch mehr Kraft zu verfolgen ist. — Einige Schriftsteller nennen den Brand, welcher nur die Haut, oder doch oberflächlich liegende Theile zerstört, Gangraena, und den tiefer eindringenden Sphacelus. (Delpech, Richerand, Boyer in ihren bekannten Handbüchern der Chirurgie.) Über die innersten Verhältnisse des Organismus, welche das Hervortreten des Brandes bedingen, und die verschiedenen Modifikationen desselben bewirken, herrscht noch viel Dunkelheit, und dieses hemt auch das Auffinden einer ganz naturgemäßen Eintheilung. Alle bis jetzt aufgestellten Anordnungen der verschiedenen Arten dieser Krankheit beziehen sich daher auf ihre Entwickelungsweise, gewisse Eigenthümlichkeiten in dem Verlaufe, zufällige Erscheinungen und äußere Ursachen. Hieher gehören folgende Eintheilungen, die allgemeineren Beifall erhalten haben. 1) Brand, welcher auf eine Entzündung folgt, 2) Brand, welchem kein entzündlicher Zustand vorausgegangen ist. Diese Eintheilung ist mit einer zweckmäßigen Ordnung der Unterabtheilungen die nützlichste für die Praxis, und wir werden sie daher vorzüglich beachten. — Acuter Br., der einen schnellen, chronischer Br., der einen langsamen Verlauf hat. Jener entsteht gewöhnlich mit, dieser ohne Entzündung. — Idiopathischer Br., wenn derselbe durch örtlich einwirkende Ursachen entstanden ist; constitutioneller Br., wenn er die Folge eines krankhaften Zustandes ist. — 1. Feuchter Brand, gangraena humida, exulceratio gangraenosa, verschwärende Auflaugung, wenn die brandigen Theile mit viel Flüssigkeiten durchdrungen sind, eine beträchtliche Quantität von schlechtem Eiter und brandiger Jauche sich ergießt; dieses ist gewöhnlich der Fall bei dem Brande,

††) S. — um in obiger Beziehung nur des Bessern zu erwähnen — die Annalen der Forst- und Jagdkunde, 1815. Bd. II. (IV.) Heft. 2. Die Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern, herausgeg. v. Meyer. Jahrg. IV. 1816. Heft 4. S. 23 ff. C. F. Dietzel's Fragmente für Jagdliebhaber 1821. Heft. S. 125 ff. u. 130 ff. Endlich der Gewehrkenner, v. Dr. J. W. Roux, 1821. §. 93.

welcher nach Entzündungen entsteht. 2. Trockner Brand, es sondert sich keine Brandjauche ab, die Theile werden nicht saftvoller, sondern schrumpfen und trocknen nach und nach zusammen, sie werden aschgrau, schwarz, oder nehmen eine todtenblasse, weiße Farbe an; Quesnay beschreibt den Brand von dieser Farbe als eine eigene Art (a. m. a. O. S. 377.) Der trockne Brand tritt gemeiniglich ohne, oder doch ohne heftige Entzündung ein und sein Verlauf wird daher unter der zweiten Hauptabtheilung beschrieben werden. Die Eintheilung in feuchten und trocknen Brand ist übrigens nicht sehr wichtig, nur die Form, in welcher einige Heilmittel anzuwenden sind, kann durch dieselbe modificirt werden. — O'Halloran und Kirkland beschreiben den trocknen Brand unter dem Namen **Sphacelus**, und Thomson nimt die idiopathische, chronische, trockne Gangrän für eine Art, und stellt den **Sphacelus**, welcher derselben folgt, dem **Sphacelus**, welchem eine acute Entzündung vorausgeht, gegenüber. In dieser Bedeutung genommen, hat jener Unterschied allerdings Wichtigkeit, allein die Bezeichnung ist für jenen krankhaften Zustand nicht gut gewählt, weil trocknem Brand auch Entzündung vorausgehen kann. — Unter Gangrän und **Sphacelus** versteht man nur den Brand, welcher die weichen Theile befällt; den Brand der Knochen nent man gemeiniglich nur **Necrosis**.

Nach dieser, wie es mir scheint zum leichtern Verstehen der Schriftsteller nothwendigen Auseinandersetzung der verschiedenen Bedeutung, in welcher jene Kunstausdrücke genommen werden, gehen wir fort zur genauern Beschreibung der Arten des Brandes.

I. Von dem Brande, welcher durch Entzündungen herbeigeführt wird. Die erste Periode des Brandes, der heiße Brand, Gangrän, **Gangraena** oder **Mortificatio incipiens**, gibt sich durch folgende Symptome zu erkennen: Schmerz und Hitze mindern sich, die Farbe der Entzündungsgeschwulst wird dunkelblau und braunroth und verbreitet sich mehr über die benachbarten Theile. Die Geschwulst wird weich, gibt dem Drucke leicht nach, dehnt sich mehr aus, und wird nicht selten in dem Umfange ödematös. Die Oberhaut trent sich von der **Cutis**, es bilden sich Blasen (Brandblasen), die eine gelbliche oder röthliche Flüssigkeit enthalten, der Fieberzustand ändert seinen Charakter und geht in einen Fieberzustand mit Schwäche der Lebensthätigkeitsäußerung, später in ein nervöses oder nervös-fauliges Fieber über. Der Puls wird klein, schwach, die Kräfte sinken im Allgemeinen, die Zunge wird weiß oder weißgelblich belegt, die Wärme der Haut wird brennend, die Unruhe hält an, es gesellt sich aber noch Niedergeschlagenheit, Traurigkeit, Muthlosigkeit hinzu. — In diesem Zustande, in welchem die Lebensthätigkeit zwar schon bedeutend gesunken, aber doch noch nicht ganz erloschen ist, kann man noch hoffen, das ergriffene Glied, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil zu erhalten, indem man die Lebensthätigkeit zu erheben, und eine active Entzündung herbeizuführen sucht. Bei diesem glücklichen Ausgange wird der leidende Theil wieder wärmer, die dunkle Röthe vermindert sich allmälig und geht in ein lichtes Roth über, die Geschwulst wird gespannter, der Kranke empfindet wieder stechende Schmerzen in der Geschwulst und bisweilen endigt sich dann noch die Entzündung mit guter Eiterung, ohne daß Sphacelus erfolgt. Öfter aber geschieht es, daß einige kleinere Theile des von der Gangrän ergriffenen Gebildes durch den Sphacelus verloren gehen, der größere Theil aber nach mäßiger Eiterung erhalten wird. Wird aber dieser erwünschte Zweck nicht erreicht, so folgt die zweite Periode jener Krankheit, der eigentliche Brand, der kalte Brand, **Sphacelus**, **Mortificatio**. Die Äußerung der Lebensthätigkeit und auch die innern Bedingungen derselben erlöschen in der ganzen Entzündungsgeschwulst, oder in einem Theile derselben. Das sphacelöse Gebilde wird gefühllos, behält nur so viel Wärme als ihm von den benachbarten Organen mitgetheilt wird, die Farbe wird dunkelblau, roth, aschgrau, schwarz, oder leichenartig weiß. Die Gewebe der festen Theile werden mürbe, leichter zerreißbar, colliquesciren, die Flüssigkeiten, welche in einer der Fäulniß sich nähernden Mischung ausgeschieden werden, oder Luft, die sich zu entwickeln begint, vermehren die Geschwulst (emphysematischer Brand). Öffnet sich die Geschwulst von selbst, oder wird sie durch Einschnitte geöffnet, so ergießt sich eine übelriechende, braun oder blaurothe, bisweilen ätzende Jauche, der ganze Theil verbreitet einen übeln, dem Brande eigenen Geruch. Diese Erscheinungen bezeichnen den feuchten kalten Brand, **Sphacelus humidus**, wie er gewöhnlich nach Entzündungen folgt. Die Zeichen des trocknen kalten Brandes, welcher nach Entzündungen mit schwacher Reaction oder ohne Entzündung eintritt, werde ich unten in der zweiten Abtheilung beschreiben. — Das Fieber richtet sich nach der größern oder geringern Theilnahme des ganzen Organismus an dem örtlichen Leiden, und geht entweder als gelinderes Fieber mit allgemeinem Schwächezustand fort, oder nimt den nervösen oder nervös-fauligen Charakter an. In diesem Zustande ist ein vierfacher Ausgang möglich: 1. das Organ, welches vom Sphacelus ergriffen wird, ist zur Fortdauer des Lebens so nothwendig, daß es den allgemeinen Tod bald nach sich zieht; 2) das Fieber steigt schnell zu einem hohen Grade und führt den Tod herbei; 3) der Brand verbreitet sich weiter und erschöpft die Kräfte; 4) der Brand steht still, das Sphacelöse wird abgesondert, das Fieber mäßigt sich und Genesung erfolgt. Dieser glückliche Ausgang ist um so mehr zu hoffen, je mehr sich der Brand nur auf die Haut beschränkt und von edeln, zur Fortdauer des Lebens unumgänglich erfoderlichen, Organen entfernt ist. — Die Heilkraft der Natur tritt nun selbst als Beschützerin des Lebens des Organismus hervor, indem sie das Abgestorbene vom Lebenden trennt, und die Vernarbung der eiternden Fläche bis an die Gränze des Lebenden herbeiführt. —

Hat nämlich die Wirkung der innern Ursache, von welcher der Brand die Folge war, nachgelassen oder der örtliche Reiz sich gemindert; so steht der Brand still, er bleibt beschränkt auf die Theile, welche zu dieser Zeit sphacelös sind, ist noch Entzündung in den benachbarten Theilen, so hält sie sich im mäßigen Grad und verstärkt sich nur so weit, als nöthig ist, um eine gesunde Eiterung zu bewirken; hat der Brand alle früher schon entzündeten Theile ergriffen, so entsteht nach einiger Zeit an

der Gränze des Lebenden eine neue, aber nicht mehr von jenen verderblichen Ursachen bedingte Entzündung, die sich durch einen Streif von lebhaft rother Farbe zu erkennen gibt und die Gränzlinie zwischen dem Todten und Lebenden bezeichnet. Diese neue Entzündung geht im günstigen Fall in eine mäßige gute Eiterung über, unter welcher sich auf der Fläche des Lebenden Fleischwärzchen, gute Granulationen bilden, das Abgestorbene wird allmälig ganz losgetrent, abgestoßen, und läßt sich in größern oder kleinern Stücken wegnehmen. Denn die Massen, welche durch den Brand zerstört und durch den oben angegebenen Prozeß abgestoßen werden, sind von sehr verschiedener Größe, bisweilen werden nur kleine Stücken abgesondert, bisweilen dringt aber der Brand durch alle Gewebe eines Gliedes hindurch und es stirbt dasselbe bis auf den Knochen ab. Man sollte glauben, daß bei diesem Vorgange aus den großen Gefäßstämmen, die nothwendig getrent werden müssen, heftige, ja tödtliche Blutungen eintreten würden. Allein dieses ist nicht immer der Fall, denn auch hier tritt die heilende und schützende Kraft der Natur ein. Es lehrt die Erfahrung, daß die großen Gefäßstämme seltener und später als andere Theile, von dem kalten Brande ergriffen werden; dadurch gewint die adhäsive Entzündung, welche in den Enden der Gefäßstämme an der Gränze des Lebenden sich entwickelt hat, Zeit, um die Gefäßwände mit einander zu vereinigen, wie dieses Jones [1]) rücksichtlich der Verschließung der größeren Gefäßstämme im Allgemeinen so schön beschrieben und durch Versuche in Beziehung auf die durchschnittenen und unterbundenen Arterien erläutert hat. Eine Ansicht, welche auch andere Wundärzte der Natur gemäß gefunden haben. (Thomson, Langenbeck. M. vgl. auch meine Versuche, die ich in der Samlung einiger Abhandl. über die Pulsadergeschwülste, Zürich 1822, S. 121., beschrieben habe.) Ehemals folgte man Petit's Meinung, daß die Verschließung der großen Gefäßstämme nur durch einen Blutpfropf erfolge, welchen er und andere Wundärzte (Quesnay und O'Halloran) in denselben gefunden haben, andere aber vermißten. Diese Verschiedenheit des Befundes in den Leichnamen und die darauf gegründeten verschiedenen Meinungen, waren aber lediglich in der Periode des Prozesses begründet, zu welcher man die Untersuchung vorgenommen hat. Denn die oben erwähnten Versuche beweisen, daß in der ersten Periode des Verschließungsprozesses sich allerdings ein Blutpfropf bildet (gleichsam eine interimistische Verschließung), welcher aber, so wie die adhäsive Entzündung ihren Zweck erreicht und die Verschließung der Gefäßenden bewirkt hat, wieder aufgelöst wird, so daß man das Gefäß ein Stück weit in eine bandartige Masse verwandelt, oder die Wände desselben nur an dem äußersten Ende mit einander verwachsen findet.

Bisher haben wir die Erscheinungen des Brandes bei einer geschlossenen Entzündungsgeschwulst betrachtet, befällt der Brand Wunden oder Geschwüre, so ist zwar der Verlauf dem Wesentlichen nach gleich, allein es zeigen sich doch einige eigenthümliche Erscheinungen. Die Wundflächen werden livid, bläulich roth, mit einem dunkelröthlichen oder schmuzig gelblichen Schleim bedeckt, es sondert sich eine übel riechende röthliche Jauche ab; waren sie schon in der Periode der Eiterung, so wird, wie auch bei den Geschwüren, der Eiter schlecht, dünn, verwandelt sich in eine Brandjauche. Ist diese Periode in den Sphacelus übergegangen, so erlischt das Leben, einzele Stücke des Zellstoffes, der Haut und dann auch, wenn der kalte Brand weiter um sich greift, der übrigen Gewebe, und es dauert dieses Absterben so lange fort, bis dem Brande Einhalt gethan wird und sich der oben beschriebene Prozeß, der zur Abstoßung und zur Erzeugung guten Eiters und guter Granulation geeignete Entzündungszustand, eintritt.

Als eigene Arten des Brandes, der nach Entzündungen entsteht, sind zu betrachten:

1. Der Brand der Fußzehe, den Pott zuerst genauer beschrieben hat, eine Art des Fußzehebrands alter Leute, der schwarze Fleck an den Füßen (**Melasma, gangraena senilis.**) Es zeigt sich gewöhnlich ein aschgrauer oder schwarzer Fleck, anfänglich an der Fußzehe, die Oberhaut löset sich ab, die Haut erscheint zuerst dunkelroth, wird nach und nach bläulich roth, endlich schwarz. Geschwulst fehlt ganz, oder ist doch nur unbeträchtlich. Vor dem Eintritte dieses Brandes spürt der Kranke bisweilen eine unangenehme Empfindung in den Schenkeln oder Füßen und einen prickelnden Schmerz an der Stelle, wo sich der Brand entwickelt, während des Verlaufes sind die Schmerzen nur gering oder fehlen ganz. Der Theil stirbt unter diesen Zufällen ab, ohne daß eine heftige Entzündung vorausgeht, aber ganz ohne entzündlichen Zustand scheint dieser Brand doch nicht einzutreten, es gehört derselbe zu den Fällen, in welchen die entzündliche Reaction wegen Mangels an Kraft nur schwach ist und von denen ich sogleich sprechen werde. Verbreitet sich der Brand weiter, so schwellen die Gebilde im Umfange des Todten auf, es zeigen sich schwarze Flecken, die Haut wird etwas geröthet, worauf dann die Zufälle, wie bei dem ersten Eintreten des Brandes aufeinander folgen. Gemeiniglich fängt die Krankheit an der innern Seite oder dem ersten Gliede einer der kleinen Zehen an und verbreitet sich von einer Zehe auf die andere, dann sofort über den Fuß und zu dem Schenkel. In den meisten Fällen macht diese Krankheit nur langsame Fortschritte, steht einige Zeit ganz still und bricht dann von Neuem hervor; so kann sie Jahre lang dauern.

2) Die bösartige Pustel oder Blatter (**Pustula maligna**); diese Krankheit begint mit einer schwarzen Blatter, die an verschiedenen Theilen des Körpers entstehen kann, und welche sich in einen mit einem weißen Rand umgebenen Brandschorf verwandelt, der sich schnell nach allen Richtungen verbreitet. Im Umkreise erhebt sich eine ödematöse Geschwulst, die bisweilen einen beträchtlichen Umfang einnimt. Absonderung des Brandigen durch die Kräfte der Natur erfolgt selten, denn das nervös-faulige Fieber, Folge eines tief eingreifenden Leidens des ganzen Organismus, tödtet bisweilen schon den zweiten oder dritten Tag nach dem Ausbruche der Krankheit. Je zahlreicher jene Pusteln hervorkommen und je

---

1) Jones Abhandl. über den Prozeß, den die Natur einschlägt, Blutungen aus zerschnittenen Arterien zu stillen, a. d. E. v. Spangenberg. 1813.

näher an edeln Organen, desto schneller erfolgt der Tod. — Lassus[2]) und Larrey[3]) haben diese Krankheit gut beschrieben. Die sibirische Brandbeule, die blaue Blatter, welche in Esthland endemisch herrscht[4]), und die schwarze Blatter, welche nach der Ansteckung von Vieh, welches von dem Milzbrande ergriffen ist, entsteht[5]), sind höchst wahrscheinlich dem Wesentlichen nach gleiche Krankheiten.

3) **Hospitalbrand**, Gangraena nosocomialis, pourriture d'hopital, ein Brand, der sich gemeiniglich in überfüllten oder ungesund liegenden Spitälern zu Wunden gesellt oder durch Ansteckung mitgetheilt wird. Es hat diese Art des Brandes einen ganz eigenthümlichen Verlauf und zeichnet sich besonders durch den weißlichen Schleim aus, der bei dem Ausbruche der Krankheit die Wundflächen bedeckt, und ferner durch die schnelle Verwandlung der eigenthümlichen Gewebe aller Gebilde in eine pulpöse, grau weißliche Masse. Der Verlauf ist im Allgemeinen folgender: Der Kranke empfindet vermehrte Schmerzen in der Wunde, die Ränder entzünden sich, die Eiterung nimt ab, wird schlecht, serös jauchig. Die Oberfläche der Wunde wird mit einem weißlichen Schleime bedeckt, der sich in eine weiße graue halbdurchsichtige Membran verwandelt, die mit den tiefer liegenden Geweben des kranken Gliedes fest zusammen hängt und sich nicht lostrennen läßt. Die Wundränder schwellen ödematös oder emphysematös an, und werden immer schmerzhafter, sie werfen sich um und werden schwarz. Es ergießt sich ein aschgrauer, klebriger, sehr übelriechender Eiter. Bisweilen verbreitet sich der Brand, besonders in dem Zellstoffe, dann entstehen zwischen den Muskeln, welche noch verschont sind, tiefe Höhlen, doch bleiben diese Gebilde beim Fortschreiten der Krankheit nicht ganz frei und zuweilen werden alle Theile bis auf den Knochen und endlich auch dieser zerstört. Schon während des Verlaufes der Krankheit gehen einzele brandige Stücken von dunkelrother Farbe und weicher Consistenz ab. Schmerzen, Blutungen und sehr reichliche Eiterung erschöpfen die Kranken, welche überdies an großer Unruhe, Angst, Schmerzen in der Magengegend, Neigung zum Erbrechen, Appetitlosigkeit, Verstopfung und Fieber leiden, welches endlich einen nervösen oder nervös-fauligen Charakter annimt.

Des **Brandes vom Durchliegen** (Decubitus), von **Erfrierung**, der **Kriebelkrankheit** (Necrosis ustilaginosa), und von **Verbrennung**, wird unter den besondern Artikeln über diese krankhaften Zustände gedacht werden.

Gangrän und Sphacelus können in Folge der beiden Hauptäußerungen der Entzündungen, der **activen**, sthenischen sowol, als der **passiven**, atonischen, asthenischen, eintreten. Neigt sich eine active Entzündung zur Gangrän hin, so steigen Hitze und Schmerz immer höher, jene wird brennend, dieser heftig spannend, stechend, die Geschwulst nimt zu, wird stark gespant, prall, hart, trocken, die Farbe wird sehr dunkelroth. Es zeigt sich gar kein Stillstand, keine Neigung zur Zertheilung oder zur Eiterung. Zugleich vermehrt sich auch das Allgemeinleiden, das Fieber wird heftiger, Unruhe und Angst erreichen einen hohen Grad. Dieses ist der Zustand, den einige Schriftsteller (Naumann, Raimann[6]) u. s. w.) **heißen Brand**, Gangrän nennen, welcher oben, wie ich schon bemerkte, nur als der höchste Grad der Entzündung angesehen werden kann, in welchem sie auf dem Wendepunkt zum Übergang in den Zustand, welchen wir Gangrän, Mortificatio incipiens genant haben, oder in Zertheilung, oder in Eiterung. Nicht immer tritt aber jener lebhafte Grad der Entzündung hervor, ehe Brand erfolgt. Bei Menschen, die durch Ausschweifungen, Krankheit, Blutverlust oder Alter geschwächt sind, deren Constitution durch Dyscrasie zerrüttet ist, wird ein geringerer Grad der Entzündung schon relativ zu stark seyn und das Leben in einem Theile vernichten können. Dieses scheint auch öfters der Fall zu seyn, wenn der Brand durch Druck herbeigeführt wird, die Stockung des Nerven- und Bluteinflusses läßt eine kräftige Reaction zu Stande kommen. Manche Schädlichkeiten sind von der Art, daß sie eine Entmischung leicht herbeiführen (z. B. Contagien), andere wirken so heftig ein, daß sie schnell tödten und die Periode der höchsten Steigerung der Entzündung kaum bemerkbar vorüber eilt (z. B. Verbrennungen).

Wenn die **Gangrän auf eine passive asthenische Entzündung** folgt, so fehlen auch jene stürmischen Entzündungszufälle, es mangelt hiezu die erfoderliche hinlänglich kräftige Reaction. Der Theil wird allmälig blauroth, livid, die Geschwulst sinkt ein, die Wärme vermindert sich, der Kranke hat weniger Empfindung in demselben, vielmehr ein Gefühl von Taubheit, in Wunden und Geschwüren nimt der Eiter die schon mehrmal bemerkte jauchige Beschaffenheit an und den weißfarbigen Überzug. Wird durch den kräftiger reizenden Heilplan nicht wieder mehr Thätigkeit in die kranken Gebilde gebracht, so tritt der Sphacelus ein. So sehen wir unter andern die Gangrän bei und nach Nervenfiebern, beim Scorbut, dem Morbus maculosus haemorrhagicus, atonischer Gicht, von starken Quetschungen, Zerreißungen und Ergießungen von Blut, Lymphe und Ausscheidungsstoffen, unterdrückter Reinigung[7]). Hieher gehört auch der von **Jeanroi** beschriebene Brand[8]) und de la **Peyronie**'s periodischer Brand vom zu reichlichen Genuß des Weines[9]).

II. **Von dem Brande, welcher nicht in Folge einer Entzündung erscheint.** Es fehlt hier das Stadium, welches man (Neumann u. s. w.) heißen Brand genant hat und es tritt sogleich die Gangrän in dem von uns angenommenen Sinn ein. Die Äußerung der Lebensthätigkeit wird ohne Reaction, schnell oder langsam, partiell vernichtet. Einige Schriftsteller sind zwar der Meinung, daß wahrscheinlich eine, wenn gleich

---

2) Patholog. chirurg. T. I. Par. 1809. 3) Mém. de chirurg. milit. T. I. p. 52. 4) *Rinne* de pustula livida, morbo Esthoniae endemico. Dorpat. 1809. **Erdmann** über die blaue Blatter, in der Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, herausg. von den Prof. der chir. med. Akad. zu Dresden. II. Bd. S. 44. 5) **Kausch** in Hufeland's Journ. der prakt. Heilk. B. 33. **Lohmeier** ebendas. B. 46. M. s. den Art. **Milzbrand**.

6) Handb. der spec. medic. Pathol. u. Therapie. 2. Aufl. 182[illegible]. S. 275. 7) *Schroeter* Collect. med. T. 5. S. 238. 8) Sur une espèce particulière de gangr. in der Hist. de l'Acad. roy. de Sc. 9) **Quesnay** S. 376.

schwache und kurz dauernde Entzündung dem Sphacelus jedesmal vorausgehe (Thomson, Langenbeck); allein warum sollte nicht ein plötzliches oder langsames Sinken und endlich ein Verlöschen der zur Äußerung der Lebensthätigkeit erfoderlichen Bedingungen erfolgen können, auch ohne daß eine Gegenwirkung der Heilkraft der Natur oder der Bildungsthätigkeit in Entzündung hervorzutreten vermöge? So sinkt ja bei jungen erschöpften Menschen und bei abgelebten Greisen die Lebensthätigkeit endlich im Allgemeinen so weit, daß ohne Wahrnehmung eines entzündlichen Zustandes der Tod erfolgt, so können durch Quetschungen und Zerreißungen so viele Gefäße und Nervenäste vernichtet werden, daß die hinlängliche Ernährung eines Theiles gar nicht mehr erfolgen kann; auf ähnliche Weise können wol auch manche Gifte wirken und eine so schnelle Zersetzung der Mischung (als der einen Bedingung zur Äußerung des Lebens) bewirken, daß das Leben rasch vernichtet wird. Es gehört hieher auch der Zustand, den man Putrescenz genant hat[10]). Nur hüte man sich, den entzündlichen Zustand, welcher im Umfange des gangränösen oder sphacelösen Theiles neu entsteht, auf den brandigen Theil selbst auszudehnen.

Wo aber die Gangrän auf diese Art ausbricht, da zeigen sich folgende Zufälle: der Kranke hat bisweilen einige Zeit vorher ein Gefühl von Ameisenkriechen und von Schwere in dem Theile, welcher ergriffen wird, Gefühl und Wärme mindern sich allmälig oder gehen plötzlich verloren, der Kranke bemerkt Taubheit an dem kranken Theil, dieser wird blaßer, es entstehen schwarze Flecken auf demselben, oder ist es ein von der Haut entblößter Theil, so wird er ganz misfarbig und es erfolgt nach und nach oder schnell das vollständige Absterben, der Sphacelus, kalte Brand, desselben. Nun wird die Haut ganz misfarbig, aschgrau, schwarz oder leichenartig weiß. Im Anfang hat das kranke Gebilde noch die ihm gewöhnlich zukommende Weichheit und Fülle von Säften, bald trocknet dasselbe aber zusammen, schrumpft ein, wird ganz lederartig und hart.

Der Sphacelus ist von dem örtlichen Scheintod (*Asphyxia localis*) zu unterscheiden. In diesem Zustande fehlt auch der Puls, das Gefühl, die Wärme, und das Vermögen zur Bewegung, allein es sind noch immer alle innern Bedingungen zur Äußerung des Lebens vorhanden, die beim Sphacelus schon vernichtet sind, und es treten in der Nähe des Theils nicht die Erscheinungen der Selbsthilfe der Natur ein, durch welche sie das Abgestorbene abzustoßen sucht, ohne daß sich jener krankhafte Zustand weiter verbreitet. (Richerand und Boyer haben in ihren bekannten Handbüchern der Wundarzneikunst, auf die gehörige Beachtung des Unterschiedes dieser beiden Krankheiten zuerst aufmerksam gemacht. M. s. auch den Art. Scheintod.)

Das Wesen des Brandes besteht in einer örtlichen Verminderung und dem endlichen Erlöschen der innern Bedingungen des Lebens; die innern Verhältnisse und Störungen, durch welche dieser Zustand herbeigeführt wird, sind aber nach den veranlassenden Ursachen sehr verschieden und schwer ganz zu ergründen:

1. Bei dem Brande nach Entzündungen ist durch die absolut oder relativ zu dem Kräftezustand des Kranken zu heftige Aufregung das Wechselverhältniß des Nerven- und Gefäßsystem-Einflusses auf den leidenden Theil erschöpft worden. Die Erschöpfung scheint hier von den Nerven auszugehen, Aufhören des Schmerzes, Verlust des Gefühls, Minderung und Erlöschen der Wärmeerzeugung sind die ersten Symptome des Brandes, die mit dem Nervenleben so genau zusammenhängen. Überzeugt bin ich aber auch, daß zur Entwickelung dieser Krankheit primäre oder secundäre krankhafte Mischungen der affizirten Gebilde vorzüglich viel beitragen. Daher disponiren zum Brand und zu Entzündungen, die leicht in Brand übergehen (z. B. Karbunkel): der Genuß sehr nahrhafter, fetter Fleischspeisen, die Gewürze, viele stark geistige Getränke, weichliche Lebensart, Ausschweifungen, schlechte verdorbene Luft und Nahrungsmittel (Hospitalbrand). Daher führen manche Gifte so unaufhaltsam den Brand herbei.

Veranlassende Ursachen sind alle Einwirkungen, welche eine Entzündung zu einem absolut oder relativ zu hohen Grad steigern können. Diese örtlich wirkenden Schädlichkeiten können aber in einem in dem Organismus schon ausgebildeten krankhaften Zustand gegründet seyn, oder von außen her eindringen. Zu jenen constitutionellen Leiden gehören die metastatischen Entzündungen von Pocken, Scharlachfiebern, typhösen Fiebern, gastrischen Krankheiten (eine häufige Ursache des Brandes), und mehre Dyscrasien, vorzüglich Gicht und Scorbut. — Zu den Ursachen, welche von außen einwirken, gehören scharfe, ätzende, giftige Substanzen, der Biß giftiger Thiere, z. B. der Brillen- und Klapperschlange, alles was sehr beträchtliche Verletzungen, Quetschungen und Zerreißungen bewirken kann, daher die Schußwunden, Verbrennungen, Erfrierungen. Wenn man die Entzündungen mit stark reizenden Mitteln behandelt oder nicht bei Zeiten und hinlänglich kräftig antiphlogistisch verfährt, so kann durch Schuld des Heilverfahrens eine einfache Entzündung zum Brand gesteigert werden. Manche Arten der Entzündungen sind aber so sehr dazu geneigt, in Brand überzugehen, daß man ihn kaum ganz verhüten kann. Dahin gehören der Karbunkel, die bösartige Pustel, die Entzündung, welche durch das Contagium des Hospitalbrandes oder durch Ergießung excrementitieller Stoffe erregt worden ist.

Zum Brand ohne vorgängige lebhafte Reaction sind die Entzündungen vorzüglich geneigt, welche beim Scorbut, dem *Morbus haemorrhagicus*, dem Faulfieber, der Pest, der Wassersucht entstehen, alle sogenannte bösartige Entzündungen. Ferner die Entzündungen von zu festem Verbande und vom Durchliegen.

Die bösartige Pustel entsteht wol am häufigsten durch ein Contagium, welches sich in Thieren entwickelt, die vom Milzbrande befallen sind. Doch ist es wol möglich, daß sich eine ähnliche Krankheit auch in dem Menschen ohne Ansteckung entwickeln kann, wie dieses bei

---

10) Z. B. Putrescenz der Gebärmutter, Boer Abhandl. und Versuche zur Begründung einer neuen und naturgemäßen Geburtshilfe. 2. Aufl. S. 182. Jörg Schriften zur Beförderung der Kentniß des Weibes. II. Bd. 1818. S. 1.)

der in **Esthland endemischen blauen Blatter** der Fall zu seyn scheint.

Der **Hospitalbrand** entwickelt sich bei den Verwundeten, welche sich unter ungünstigen Umständen in Spitälern oder Gefängnissen befinden, wenn diese eine ungesunde Lage haben, die Luft in denselben verdorben ist, viele Menschen zusammengedrängt werden, die gehörige Reinlichkeit vernachlässigt wird, auch wol früher schon schlechte Nahrungsmittel genossen wurden. Unter solchen Einflüssen bildet sich in den Wunden ein Contagium, welches dieselbe Krankheit in andern Verwundeten hervorbringen kann. Verbandstücke oder Instrumente, die mit der Jauche aus den brandigen Geschwüren verunreinigt sind, auch selbst Verbandstücke, die einer mit dem Contagio erfüllten Luft einige Zeit ausgesetzt waren, sollen die Krankheit fortpflanzen können. Die Ansteckungsfähigkeit wird durch eine eigene Körperconstitution erhöht oder vermindert. Körperschwäche, Fieber, Leiden der Verdauungsorgane, traurige Gemüthsstimmung, begünstigen die Ansteckung, entgegengesetzte Verhältnisse können sie verhüten.

Der **Brand an den Fußzehen**, den **Pott** zuerst genau beschrieben hat, komt häufiger bei Männern als bei Frauen vor, Gichtkranke, kachektische Menschen, die weichlich und im Genuß stark nahrhafter Speisen und geistiger Getränke unmäßig leben und Greise, sind demselben vorzüglich ausgesetzt. Man hat diese Krankheit Gangraena senilis genant, sie befällt aber nicht allein Greise, sondern auch junge, geschwächte Menschen.

2. **Der Brand, welcher nicht in Folge einer Entzündung eintritt**, erscheint am häufigsten bei Greisen. (Es kann demnach die Gangraena senilis unter den Zufällen der Entzündung und ohne dieselben sich entwikkeln.) Verknöcherung der Arterien kann wol eine Bedingung zur Erzeugung dieses Brandes seyn, allein es scheint doch auch das Sinken der Nerventhätigkeit noch dazu nöthig zu seyn, um das Absterben zu bewirken, denn man findet öfters beträchtliche Verknöcherungen der Arterien ohne Brand. Die Verschließung vieler kleiner Gefäßäste, dann aber vorzüglich das Unvermögen der Lebensthätigkeit sich in den entferntern Gränzbildungen noch thätig zu äußern, sind wol die Hauptursache des Erlöschens des Lebens in den von den Centralorganen fernen Theilen. So schließen sich ja schon früher die Ernährungsgefäße der Zähne, auch die Kiefer werden dürftig ernährt, die Zahnzellen schwinden und die Zähne fallen aus.

Es kann aber der Brand ohne Entzündung auch entstehen, nach Quetschungen des Rückenmarkes, der Zerreißung großer Gefäß- und Nervenstämme oder dem starken Druck auf dieselben, sehr ausgebreiteten Quetschungen und Zermalmungen von Gefäß- und Nervenästen, starker Einwirkung concentrirter Säuren, ätzenden scharfen Giften, beträchtlichen Schußwunden.

Es gibt kein Gewebe, welches nicht brandig werden könnte, manche derselben gehen aber öfter und leichter, andere seltener in Brand über. Am häufigsten entsteht der Brand in der Cutis und dem Zellstoff (als Erysipelas gangraenosum, auch bei tiefer gehender Entzündung tritt der Hautbrand früher und nicht selten allein hervor), dann folgen die Schleimhäute (z. B. Angina gangraenosa), die Geschlechtstheile; nach Verletzungen die Sehnenscheiden, Synovialhäute und Finger. Länger widerstehen dem Brande die serösen Häute, die Speicheldrüsen, Leber, Milz, Saugaderdrüsen, das Herz, die Lungen, das Hirn (gemeiniglich tritt bei heftigen Entzündungen der drei zuletzt genannten Organe der Tod früher ein, als es zum Brande kommen kann), vorzüglich lang widerstehen dem Brande Arterien und Nerven.

Der Brand gehört zu den gefährlichsten Krankheiten, die das Leben des ganzen Organismus oder doch eines Theils desselben zu vernichten drohen. Bei dem Zustande, den wir heißen Brand, Gangrän genant haben, ist noch nicht alle Hoffnung verloren, selbst das Ganze, oder doch den größten Theil des ergriffenen Gebildes zu erhalten. Beim Sphacelus oder kalten Brande ist dieses aber immer verloren und man muß nur trachten, dem Brande so bald als möglich Gränzen zu setzen und das Leben des Kranken zu erhalten. Die Größe der Gefahr hängt von der Wichtigkeit des Organes ab, welches selbst ergriffen ist oder in dessen Nähe der Brand sich verbreitet, und von der Tiefe, in welcher er die Gewebe zerstöret. Ist das von dem Brande ergriffene Organ wichtig, zur Fortdauer des Lebens nothwendig, so kann der Brand schnell tödtlich werden. Minder gefährlich ist der Brand, wenn er einen Theil der Gliedmaßen und nur die Haut befällt, als wenn er im Umfange der Brust-, Unterleibs- oder Hirnhöhle seinen Sitz aufschlägt und bis zu den Muskeln dringt. In diesem Falle geht ein Theil der Gliedmaßen gemeiniglich ganz verloren. Besserung erfolgt unter dem plötzlichen oder langsamen Nachlassen des Allgemeinleidens, verbunden mit Verbesserung des örtlichen Übels, so wie oben die Rückbildung der Gangrän zu einer mäßigen Entzündung und die Abstoßung des sphacelösen Theils beschrieben worden ist.

Der Brand, welcher von constitutionellen Krankheiten, Dyscrasien u. dgl. ausgeht (constitutioneller Brand), ist unter übrigens gleichen Umständen gefährlicher, als derjenige, welcher durch örtliche Einwirkung hervorgebracht worden ist; diesem setzt die Natur schneller Gränzen. Es ist um so mehr Hoffnung zur Erhaltung des Lebens und selbst des Gliedes, je leichter die Ursachen des Brandes zu entfernen sind und je früher man zweckmäßig einwirken kann. Übrigens richtet sich die Vorhersage nach der Körperbeschaffenheit des Kranken, ob diese im Allgemeinen gesund oder durch Kakochymien und Dyscrasien schon schwankend geworden ist, ferner nach dem Grad und dem Charakter des Fiebers; je leichter, je weniger complicirt dieses ist, desto besser ist die Vorhersagung. Außer Gefahr ist der Kranke erst dann, wenn das Brandige ganz abgesondert ist und das Fieber sich beträchtlich gemäßigt hat.

Die **Heilmethode** richtet sich nach der Art, dem Grade und den Ursachen der Krankheit, ihren Complicationen und dem Fieber, welches sich hinzugesellt, oder schon vorausgegangen ist. — Bei einer jeden Art des Brandes bleibt es Hauptregel, die Ursachen sorgfältig zu erforschen und seyen es örtliche oder konstitutionelle, sie so schnell als möglich zu entfernen, oder zu mäßigen, wobei man das zu berücksichtigen hat, was oben über die

Ursachen des Brandes gesagt worden ist. — Nent man den höchsten Grad der Entzündung oder überhaupt den Wendepunkt der Entzündung, auf welchem sie in Brand, nach unserer Bestimmung, überzugehen droht, Brand (Naumann, Raimann u. A.), oder gangränöse Entzündung (wie Thomson), dann ist allerdings der antiphlogistische Heilplan nach dem Grade der Entzündung durchaus erfoderlich und die rein vegetabilische Diät, wie sie Thomson so gut vorschreibt, gewiß ganz vorzüglich wirksam. Dieses ist die Periode der Entzündung, wo der Arzt durch zweckmäßiges Einwirken den Brand verhüten und das Leben des Kranken in manchen Fällen retten kann. Der Arzt muß schon beim Eintritt einer Entzündung alle Verhältnisse genau erwägen, er muß wissen, welche Arten der Entzündung, bei welchen Constitutionen und nach welchen Ursachen sie leicht in Brand übergehen und demnach bald alles auf das sorgfältigste entfernen und vermeiden, was reizen und die Entzündung steigern kann oder (bei den sogenannten atonischen, asthenischen Entzündungen) den schwächenden Heilplan in Zeiten mäßigen, auf den Gebrauch von Mittelsalzen und vegetabilischen Säuern beschränken, ja selbst eine gelind reizende Heilmethode wenigstens örtlich einschlagen.

Ist aber wirklich schon die erste Periode des Brandes, Gangrän, in dem oben angegebenen Sinn, oder heißer Brand eingetreten, dann müssen die Indicationen auf die Einsicht gegründet werden, daß die innern Bedingungen des Lebens in dem kranken Theil beträchtlich geschwächt sind, dem Erlöschen entgegengehen und auch die vital-chemische Mischung zur Auflösung sich hinneige. — Man hat vor Allem die vielleicht (besonders bei dem konstitutionellen Brand wol meistens) noch fortdauernd wirkenden Ursachen zu berücksichtigen. Vorzüglich unterlasse man nie, die Verhältnisse der Unterleibsorgane genau zu untersuchen, denn man wird nicht selten in gastrischen Leiden die Ursachen oder wenigstens eine Complication des Brandes finden. Zeigen sich Symptome gastrischer Unreinigkeiten, so muß man sie, so wie es die Kraft des Kranken und die Indikation gestatten, durch Brechmittel oder gelinde Abführungsmittel wegschaffen. Setzt man den Gebrauch der Letzteren nur nicht zu lange fort, so hat man sich vor ihrer schwächenden Eigenschaft nicht zu fürchten. Der nun weiter nöthige reizende, stärkende Heilplan wird um so besser wirken, wenn man den Zustand der Organe verbessert hat, durch welche sie einwirken sollen. Bei der Anwendung dieser Heilmethode vergesse man aber nicht, welche Heilmittel während der Periode der Entzündung angewendet worden sind. Ist kurz zuvor noch der schwächende antiphlogistische Heilplan in seinem ganzen Umfange angewendet worden, so würde man das Leben vernichten, wenn man sogleich die kräftigsten Reizmittel wollte folgen lassen, man fange daher mit den gelindern an und steige allmälig. Hatte die vorausgegangene atonische, passive Entzündung schon reizende Heilmittel erfodert, so nützt der Wechsel mit ähnlichen Arzneien und die Steigerung in der Kraft, nicht selten ist es aber auch hier zweckmäßig, mit den gelindesten Reizmitteln anzufangen, damit man das schwache Leben nicht ganz vernichte, sondern allmälig wieder steigere. — Auch muß man sich daran erinnern, daß man in jenem ersten Fall noch nahe am Wendepunkt des höchsten Grades der Entzündung steht und daß durch zu reizende Behandlung leicht wieder ein ähnlicher Zustand in den benachbarten Theilen herbeigeführt werden kann. Was nun die Auswahl der Mittel anbetrifft, so passen die gelind bittern, aromatischen Mittel vorzüglich, Auflösungen von bittern Extrakten in aromatischen Wassern mit versüßten Säuren, zum Getränke Wasser mit Wein oder dem Elixir acido Halleri. — Die Chinarinde ist von einigen Schriftstellern als ein specifisches Mittel bei dem Brande erhoben, von andern (Quesnay, Sharp, Thomson) als ganz unnütz verworfen worden. Die Wahrheit liegt gewiß auch hier in der Mitte und Boyer hat die Anzeige für den Chinagebrauch am richtigsten aufgefaßt, wenn er sagt: „Die China hat keinen unmittelbaren Einfluß auf die Ursachen des Brandes, kann aber als kräftig tonisches Mittel die Fortschritte desselben hemmen und das Abstoßen des Todten unterstützen; fast unentbehrlich ist sie dann, wenn beim Brande von innern Ursachen und wenn nach vorausgegangener heftiger Entzündung ein Zustand beträchtlicher Schwäche eingetreten ist." Die Diät muß dem Heilplane entsprechen, doch ist nach meiner Erfahrung auch für diesen Zustand die vegetabilische Kost, mäßiger Genuß der Pflanzen, der Mineralsäuren und des Weines mit Wasser, zweckmäßiger als reichliche Fleischnahrung; gute, kräftige Fleischbrühen, Eier u. dgl. nehme ich aus, diese sind sehr zuträglich.

Zum örtlichen Gebrauch sind warme Kataplasmen und Fomentationen von aromatischen Kräutern mit Kampher, Kampherspiritus oder ätherischen Ölen anzuwenden. Auf Wunden und Geschwüre, die in Gangrän übergegangen sind, legt man zunächst Plumaceaux, die mit aromatischen und geistigen Salben bestrichen sind, wozu man das Unguent. Basilic. mit Pulv. oder Tinct. Myrrh. Tinct. Aloes, Kampher, Roßmarin oder Terpentinöl wählen kann; ist der Theil weniger empfindlich, so kann man jetzt schon das Ol. Terebinth. ohne Zusatz anwenden, darüber legt man die obengenannten Kataplasmen oder Fomentationen. Mit diesen Mitteln fährt man so lange fort, bis sich die Eiterung gebessert, und der schmuzige Überzug verloren hat. Bei manchen Arten von Entzündungen, von denen die Erfahrung gelehrt hat, daß sie leicht in Brand übergehen, z. B. bei den Karbunkeln, oder wenn die Geschwulst mit einer beträchtlichen Quantität stockender Säfte angefüllt ist, die Neigung zur Entmischung haben, wie dieses bei dem constitutionellen Brand, z. B. vom Scorbute häufig vorkomt, sind schon in dieser Periode Einschnitte, Scarificationen, nothwendig.

Dieselbe Heilmethode ist mit der oben schon bemerkten Modifikation auch bei der Gangrän nach passiver oder asthenischer Entzündung anzuwenden.

Ist die Gangrän in den Sphacelus, den kalten Brand übergegangen, dann treten folgende Heilanzeigen ein: 1. Beachtung des constitutionellen Verhältnisses des Organismus im Allgemeinen, der noch fortwirkenden Ursachen, Complicationen und des Fiebers; 2. Absonderung des Abgestorbenen durch Erregung einer mäßigen Entzündung und Eiterung in dem Lebenden; 3. Erhaltung des noch lebenden Theiles des kranken Gebildes. Was die Erfüllung der ersten Indication anbetrifft,

so geht die Berücksichtigung der Dyscrasie und constitutionellen Krankheiten fort, wie bei der Gangrän. Das Fieber ist mit Schwäche der Lebensthätigkeitsäußerungen verbunden, nimt öfters den nervösen oder nervös-fauligen Charakter an. Daher sind hier die Aufgüsse von Rad. Valer., Rad. und Flor. Arnicae, Rad. Serpentariae, mit versüßten Säuren, Kampher, Moschus, die Mineralsäuren und mäßiger Genuß des Weines, bei großer Unruhe und Reizbarkeit, oder bedeutender Schwäche der Constitution, Opium, angezeigt. Später in Verbindung mit Cascarilla, Calam. aromatic., Cort. Hippocast., Rad. Caryophyllat. und ähnlichen Mitteln. White und Lentin empfehlen eine Verbindung aus 8 Gr. Moschus und 5 Gr. flüchtigem Bernsteinsalz, alle 3 Stunden.

Um der zweiten Heilanzeige zu genügen, muß man die verschiedenen Fälle beachten: 1. Der Sphacelus hat eine geschlossene Entzündungsgeschwulst befallen und es zeigt sich im Umfange der Geschwulst noch keine Spur der Sonderung des Todten von dem Lebenden, dann sind Einschnitte bis an die Gränze des Lebenden zu machen und die Mittel aufzulegen, die ich sogleich für den zweiten Fall nennen werde. 2ter Fall. Der Brand hat eine geöffnete Geschwulst, Wunde oder Geschwüre befallen. Kann man vermuthen, daß der Brand tief eindringt, oder daß sich in der Tiefe Jauche gesammelt habe, so sind auch hier sogleich Einschnitte zu machen, im entgegengesetzten Falle ist dieses nicht nöthig, sondern man legt sogleich Fomentationen von Decocten und Aufgüsse adstringirender und aromatischer Kräuter auf; von diesen werden folgende vorzüglich empfohlen: Cot. Hippocast., Salic. Quercus (Hahnemann), Rad. Caryoph., Calam. aromat., Arnicae (Kausch), Hb. Salviae, Rorismarin., Rutae, Scordii, Essig, Wein, Weingeist, Myrrhe, Aloe, Kampher, Salmiak, Kohlenpulver (Ruß), in Form eines Kataplasma's mit Leinsamenbrei (Samuel Cooper), Kataplasmen, aus denen sich kohlenstoffsaures Gas entwikkelt (Dobson), nämlich aus Malz, Hafermehl und Hefen, Wein- und Bierhefen, ein Brei aus Honig, Mehl und Wasser (Himly), Laugensalze, Kreide, Kalk mit Vitriolsäure und Wasser. Ist der Brand tief eingedrungen, so befeuchtet man die Plumaceau mit Terpentinöl. Bei dem feuchten Brand wendet man jene Mittel so viel möglich in trockner, bei dem trocknen in flüssiger Form an. — Ist der Zustand gemischt, ein Theil der Haut brandig, ein anderer Theil in Eiterung übergegangen, der Umfang der Geschwulst sehr schmerzhaft, so wird nur der brandige Theil mit den obenangeführten Mitteln bedeckt und über die ganze Geschwulst ein Kataplasma von erweichenden Kräutern gelegt. Entstehen auf der Haut in der Nähe des Brandes Excoriationen von der scharfen Jauche, so werden sie mit einer Auflösung von Bleizucker, einem Liniment aus Kalkwasser und lindernden Salben bedeckt.

Zeigt sich nun in der Gränze des sphacelirten Theiles ein rother Streifen als Merkmal der neu erwachenden Entzündung im Lebenden und fängt das Todte an sich abzusondern, so komt sehr viel darauf an, diese neue Entzündung gehörig zu leiten, sie nicht zu sehr zu steigern, aber auch nicht zu tief sinken zu lassen. Mit den stärker reizenden Mitteln, wie z. B. dem Terpentinöle muß man vorsichtig seyn, sie können heftige Schmerzen verursachen und die Entzündung zu sehr steigern. Man befeuchte oder bestreiche die Plumaceau, welche man zwischen die Gränzen des Lebenden und Todten im Umfange und im Grunde des brandigen Theiles bringt, mit den gelinder reizenden Mitteln; wird der Theil sehr empfindlich, so sind lindernde Mittel anzuwenden, Kataplasmen aus Mohnköpfen, Hb. Hyosciami, Cicutae und erweichenden Kräutern; Decocte von Leinsamenmehl mit Essig, geschabte Mohrrüben, Runkelrüben und frische Schierlingsblätter zu einem Brei gequetscht; lindernde fette Öle und Salben. Es kann dieser neue Entzündungsprozeß so hoch gesteigert werden, daß selbst ein antiphlogistisches Verfahren von neuem nothwendig wird. Doch ist dasselbe meistens nur im gelindern Grade anzuwenden, Mittelsalze, Abführungsmittel, vegetabilische Säuren und Nahrungsmittel, erweichende Umschläge und Vermeidung alles Reizenden reicht gewöhnlich hin, denn man muß sich auch hüten, diese Entzündung durch zu schwächendes Verfahren zum Sphacelus hinabzuführen.

So wie sich einzele Stücke des Brandigen loslösen, so werden sie weggenommen, so wie es möglich und rathsam ist mit dem Messer oder mit der Schere. Ist ein ganzes Glied vom Sphacelus ergriffen, dann wird nach Zerstörung aller weichen Theile die Durchsägung des Knochens, oder die Amputation nöthig. Viel ist darüber gestritten worden, ob man in diesem Falle jederzeit warten müsse, bis der Brand von selbst still steht und sich der rothe Streif als Gränzlinie des sphacelösen Theiles gebildet hat, oder ob man sogleich amputiren müsse, so bald ein Theil eines Gliedes bis auf den Knochen brandig geworden ist. Die Erfahrung und die vorzüglichsten Schriftsteller neuerer Zeit (Guthrie, Hennen, Larrey, Lawrence, Hutchinson und Langenbeck) haben aber nun gegen die Meinung von Pott, Kirkland, Meckel, Schreiner und Richter dahin entschieden, daß man sogleich amputiren müsse, sobald der Brand auf beträchtliche Verletzungen eines Gliedes gefolgt ist. Anders verhält es sich aber bei dem Brande, der durch allgemeinen krankhaften Zustand, Verbrennungen oder Erfrierungen herbeigeführt worden ist, in diesen Fällen muß man warten, bis der Brand still steht, und der rothe Streif die Gränze des Lebenden bezeichnet. Denn ist das gastrische Leiden, oder die Dyscrasie irgend einer Art, welche den Brand verursachte, nicht wenigstens beträchtlich gemäßigt, so ist der Kranke der Gefahr ausgesetzt, daß die Amputationsfläche wieder brandig werde und der Brand sich weiter verbreite.

Die Fläche des Lebenden, von welcher sich das Sphacelöse abgesondert hat, ist bisweilen sehr empfindlich, und man muß dieselbe dann mit lindernden Mitteln, mit lauer Milch, einer Abkochung des Leinsamenmehles mit etwas Essig, Emplastr. noricum, oder Unguent Altheae bedecken.

Besondere Heilmethoden erfordern folgende Arten des Brandes. 1. Der Brand an den Fußzehen, Melasma; Pott empfiehlt örtlich aromatische Umschläge und innerlich Opium, des Morgens und des Abends 2 Gran oder täglich 3 Gran. Auch andere Wundärzte (Kirkland,

Dease, Carron, Le Cat, Schmalz) haben Opium mit Nutzen angewendet; einige Schriftsteller wollen nicht viel Gutes von der Anwendung desselben gesehen haben. (Brambilla, Hunczowsky sagt, man habe Opium in Frankreich ohne Erfolg angewendet). Der Brand an den Fußzehen alter Leute hängt freilich oft von Ursachen ab, welche kein Heilmittel beseitigen kann und hierin mag wol die Verschiedenheit des Urtheils über den Nutzen des Opiums gegründet seyn, welches mir nach Umständen in Verbindung mit bittern und aromatischen Arzneien immer noch in solchen Fällen die besten Dienste geleistet hat. — Wird die Gränze des Lebenden schmerzhaft, so mache man Umschläge von lauer Milch. Scarificationen sind nicht anzuwenden, das brandige Glied ist erst dann abzunehmen, wenn der Brand stille steht.

2. Die bösartige Pustel, der Brandschorf muß eingeschnitten werden; dann wendet man Ätzmittel, vorzüglich Mineralsäuren, die Vitriol- oder Salzsäure, Butyr. antimonii, oder auch das Glüheisen an. Zum innern Gebrauch sind reizend-stärkende Mittel indicirt.

3. Hospitalbrand, die meisten Wundärzte, welche diese Krankheiten selbst zu beobachten Gelegenheit hatten, stimmen vorzüglich für den Gebrauch der Mineralsäuren, nämlich den Vitriol (Schneider), Salz (Kieser), oder Salpetersäure (Riberi), und ich kann ihnen eignen Beobachtungen zu Folge vollkommen beistimmen, ich wendete die beiden zuerst genannten Säuren an und es erfolgte in den meisten Fällen Genesung. Ferner empfiehlt man Weinessig, Terpentinöl und die obengenannten tonischen und aromatischen Mittel in Pulverform, Chinapulver und Spir. terebinth. schichtenweise aufgetragen, bei tieferem Eindringen Salmiak (Dussaussoy). Umschläge mit Kampher und Opium; ist der faulige Geruch sehr heftig, Kohlenpulver mit China und Kampher und dabei die Wunden den Dämpfen des salpetersauren Gases auszusetzen. Wo es aber nöthig wird, noch stärker einzuwirken, das salpetersaure Quecksilber, den Höllenstein und das Glüheisen (Delpech), welches aber doch nur dann anwendbar seyn dürfte, wenn sich der Brand über keine sehr beträchtliche Fläche verbreitet und weder beträchtliche Gefäßstämme, noch Flechsen in der Nähe liegen.

Zum innerlichen Gebrauche sind die obengenannten Mineralsäuren ebenfalls vorzüglich zu empfehlen, daneben die tonischen, aromatischen Mittel. Man hat auch das Waschen des ganzen Körpers mit Weinessig und Klystieren aus einem Decocte der China mit Kampher gerühmt (Larrey). Volpi hat die Assa foetida innerlich bis zu zehn Drachmen des Tages mit günstigem Erfolge gegeben. Blasenpflaster darf man nicht anwenden, weil die wunden Stellen leicht wieder brandig werden. Die Amputation ist nicht eher vorzunehmen, bis der Brand still steht. Sind die Flächen des Lebenden, nachdem das Sphacelöse abgefallen ist, sehr empfindlich oder schmerzen heftig, wird die Entzündung im Umfang des Brandigen zu lebhaft, so muß man Umschläge von erweichenden und schmerzstillenden Kräutern auflegen. Nicht allein zur Verhütung des Ausbruches dieser gefährlichen Krankheit, sondern auch zur Kur sind folgende diätetische Vorschriften zu beachten: Reinigung der Luft, Reinlichkeit überhaupt, vorzüglich rücksichtlich der Verbandstücke, weitläufiges Auseinanderlegen der Kranken, gesunde, nahrhafte Speisen, mäßiger Genuß des Weines, Berücksichtigung der Verdauungsorgane, Ausleerung der gastrischen Unreinigkeiten und gelind bittere aromatische Mittel, um die Verdauungsthätigkeit in gehöriger Energie zu erhalten[11]). (*Seiler.*)

Brandfieber Kersting's (Thierheilkunde). Kersting fand bei vielen Pferden, welche im Frühjahre oder Spätherbste auf nassen schlechten Weiden graseten, dicke geschwollene Beine und wäßrige Geschwülste an mehren Theilen des Körpers. Die Thiere hatten Fieber, standen traurig mit gesträubten Haaren und ließen vom Fressen ab. Auf der Schleimhaut der Nase fanden sich bei denselben anfangs kleine dunkelrothe Flecke, die in der Folge sich vergrößerten und zusammenliefen. Die Geschwülste ließen sich im Anfange bei richtiger Behandlung zertheilen, und die Krankheit hob sich. Zu Zeiten aber ging sie in den feuchten Brand über; es fielen alsdann große Massen Haut bis zum Zellengewebe herunter aus, und wenn es dann der Natur an Kraft fehlte, dem Brande Gränzen zu setzen, so krepirten die Thiere. — Stärkende, der Fäulniß widerstehende Mittel zeigten sich in dieser Krankheit am wirksamsten. K. gab innerlich China- und Weidenrinde, Kampher, Wein u. s. w. und ließ äußerlich die Geschwülste anfangs mit einem Decoct von zertheilenden Kräutern mit Salmiak bähen, sobald sich aber auf denselben Blasen zeigten, und ganze Löcher einfielen, mit stark reizenden Mitteln verbinden.

Brandfleck, trockener Brand, brandiger Satteldruck, Melas (Thierheilkunde). Heißt ein vom Sattel- oder Gepäckdruck entstandene, abgestorbene brandige Stelle in der Haut eines Pferdes, Maulthiers oder Esels. Ein solcher Brandfleck findet sich meistens auf den Rippen, da wo der Sattel die meisten Berührungspunkte hat; auch zu Zeiten auf den Widerrist, endlich auch da, wo die Gurte liegen, wenn nämlich diese geflickt sind. Er ist von sehr verschiedener Größe, oft bis zu einem Fuße und noch mehr in der Breite. Seine Härte gleicht der

11) Einige Schriften über den Brand, welche vorzügliche Beachtung verdienen und auf welche ich mich in obiger Abhandlung zum Theil bezogen habe, sind: *Quesnay* traité de la Gangrène. Paris 1749; in d. Teutsche übers. Berl. u. Strasb. 1786. Kirkland's Abh. von den Brandschäden, aus dem Engl. v. Huth. Nürnb. 1761. C. White's Bemerk. über den Brand, a. d. E. Hannov. 1793. C. G. Neumann's Abhandl. von dem Brande, in den Abh. der Joseph. Akad. zu Wien. II. Bd. Himly's Abh. vom Brande. Göttingen 1800. *Hébreard* art. Gangrène in dem Dict. des sc. médic. Vol. 17. Thomson über Entzündung a. d. Engl. v. Krukenberg. Halle 1820. II. B. Langenbeck über d. Brand in der Nosolog. u. Therap. d. chirurg. Krankheiten. II. Bd. Gött. 1823. S. 679. Pott's Bemerk. über den kalten Brand an den Fußzehen; in dessen sämmtl. chir. Werken. Berl. 1787. B. 2. S. 533. — Über den Hospitalbrand: *Pouteau* oeuvres posthumes. T. 3. 1783. *Dussaussoy* Diss. et observ. sur la gangr. des hôpitaux. Lyon 1787. *Johnstone* de gangr. contag. nosocom. Edinburg 1808. Brugmann's und Delpech über den Hospitalbrand a. d. F. v. Kieser. Jena 1816. Gerson über den Hospitalbr. Hamb. 1817. Brüninghausen über den Hospitalbr. in Hufelands Journ. der prakt. Heilk. B. L. St. 1. Nr. 4. *Hoenemann* de sphacelo nosocomiali. Wirceb. 1807. *Bauer* observ. de gangraena nosocomiali. Lips. 1820. *Riberi* sulla cancrena contagiosa e nosocomiale. Torino 1820.

einer alten Schuhsohle, besonders wenn der Druck oder die Reibung durch die ganze Dicke der Haut gewirkt hat. So weit seine Gränzen sich erstrecken, ist die Haut ganz abgestorben und als ein fremder Körper anzusehen. Man muß ihn daher zu entfernen trachten, und bedient sich zu dem Ende erweichender Salben oder Fette, womit man den Rand des Brandflecks täglich einschmiert; dabei muß man ihn mit den Fingern aufzulockern suchen, oder mit dem Messer täglich etwas lösen, wo man ihn nachher mit einem Haken, jedoch mit Vorsicht, ganz herunter reißt, und die Wunde zu heilen sucht. Wolstein gibt den Rath, man solle den Brandfleck, um ihn geschwind zu entfernen, mit einem Punktireisen so lange brennen, bis das Thier Schmerz ausdrücke, wodurch sich die unter dem Fleck befindlichen Theile entzündeten, und denselben abtrennten. Sehr oft entzünden sich diese Theile von selbst, und die Natur sucht sich des fremden Körpers zu entledigen; es bildet sich dann gewöhnlich eine große Menge jauchigen Eiters unter dem Fleck, und wird diesem dann nicht bald Luft gemacht, so frißt er immer mehr und mehr unter sich (denn durch den Brandfleck kann er nicht dringen), macht die Rippen cariös, bohrt sich einen Weg durch die Intercostalmuskeln, und fällt so in die Brusthöhle. In diesem Falle muß das Thier krepiren.

Es muß hier nach der Verschiedenheit des Falles zu Werke gegangen werden. Oft findet das Messer bald in Scarificationen (einzelen Einschnitten), bald auf andere Art Anwendung. Hiedurch wird das Tiefereinfressen des Brandes verhütet. Bei stinkendem Geruche sind auch oft antiseptische Mittel, Decocte der Arnika mit Kampher oder Terpentinöl, mittelst leinener Tücher übergeschlagen, erfoderlich. Sie müssen mit arabischem Gummi oder etwas dergleichen eine größere Konsistenz erhalten. Einstreuungen von antiseptischen Pulvern mit Brantwein übergossen, sind hier auch sehr oft anwendbar neben jenen Decocten. Öfterer Verband des Tages ist Hauptsache. Alle Fäulniß schafft man auf diese Art in Kurzem weg, worauf das neue Fleisch unter dem antiseptischen Verbande wuchernd hervor granulirt. (*Greve.*)

Brand (Rost) des Getreides und verschiedener Grasarten, **uredo (ustilago)**, eine ganze Sippschaft von Schmarozerpilzen, die aus den sich bildenden Samen der Cerealien rc. ihre Nahrung ziehen und diese desorganisiren*).

Wir kennen folgende Arten des Brandes: 1) Schmier-Korn-, Kaul-, Stein-, Faul-Weizen-, weicher oder geschlossener Brand (Kornfraß, Kornfäule), Uredo sitophila, Carie. Er komt an einem und demselben Stocke unter gesunden Ähren, und an derselben Ähre unter guten Körnern mit großen kugelförmigen, schwarzbraunen Sporen innerhalb der Fruchthülle der verschiedenen Weizenarten, am häufigsten im gemeinen, hauptsächlich Sommer-Weizen, auch in den Früchten des Dinkels vor, und zeigt sich schon beim Schossen dieser Getreidearten, ehe die Ähre noch aus der Scheide hervorgetreten ist. Der Fruchtknoten nämlich nimt schon beim Hervortreten der Ähre, die erst mattgrün, mehr ins Blaue spielt, und struppig aussieht, weit früher vertrocknet, und schon völlig gereift scheint, wenn die übrigen erst gelb zu werden anfangen, die Gestalt eines ausgebildeten Samenkorns an, das fast so groß wie ein reifes, doch etwas kürzer, unförmlicher; gegen die Narbe ein wenig zugespitzt ist, und anfangs schwärzlichgrün, später bräunlich, und dann mehr oder weniger schwarz wird. Jünger enthält es eine schwarzbraune, etwas feuchte und schmierige, hier und da, besonders gegen den Grund weißliche Masse, älter aber ein trocknes, schwarzbraunes Pulver von eignem, höchst widrigem Geruch. Diese Substanz besteht, unterm Mikroskop betrachtet, aus theils durchsichtigen, theils etwas getrübten Körnern, welche wieder kleinere in sich schließen, und verhält sich ganz so, wie die übrigen Staubpilze. Fourcroy und Vauquelin fanden darin ein scharfes Öl, faulen Kleber, Kohlenstoff, Phosphorsäure, ein ammonialisch-bittererdiges Phosphat, und Kalkphosphat, aber kein Stärkmehl. Übrigens nimt Chantran eine eigne Säure darin an, Brandweizensäure.

Dieser nicht nur den Fruchtertrag sehr vermindernde, sondern auch nach der Ernte beim Dreschen die gesunden Körner verunreinigende und mit einem narkotisch scharfen Princip vergiftende Brand- oder Staubpilz, wovon das Mehl missfarbig und übelriechend wird, entwickelt sich nur auf solchen Weizen-Fruchtknoten, die schon gewissermaßen zersetzt sind, deren Samen also nicht zur völligen Reife kamen, oder auf feuchten, dumpfigen Schuttböden sich erhitzt, und im Innern eine chemische Veränderung erlitten haben. Die aus diesen unvollkommenen Samen erzeugten Pflanzen sind zwar anfangs den aus gutem Samen entstandenen gleich; doch beim Beginn der Fruchtbildung zeigt sich deutlich Mangel an Vegetationskraft; die neue Frucht erscheint krank, oft normwidrig gebildet, und die geringste ungünstige Einwirkung von Feuchtigkeit, Wärme, Elektricität rc., welche sonst die Fortbildung des jungen gesunden Kornes keineswegs hindert, veranlaßt in der kranken Frucht faulige Zersetzung, wodurch sogleich der Staubpilz sich entwickelt, der die Zerstörung vollendet. Ja es können selbst bei Pflanzen, die aus ganz guten Samen hervorgingen, unpassender Boden, d. i. sehr trockner, rauher, hitziger, magerer Kalk-, Thon- u. Sandboden, (zu tiefes Pflügen bei der Saatfurche in eisenschüssigem Acker rc.), übermäßige, zumal Schafdüngung mit beigemengtem brandigen Weizenstroh unter feindlichen atmosphärischen Einflüssen, vorzüglich von Kälte und Trockniß, die anfangs gesunde Production des Samenkorns stören, und so die Erzeugung des Brandes veranlassen.

Dem Erscheinen des Brandes läßt sich noch am sichersten nach und nach dadurch vorbeugen, daß man, unter vorzüglicher Berücksichtigung eines schicklichen und guten, mit Rindvieh- und Schweinemist (nicht mit Schaf- oder Pferdemist) gedüngten Weizenlandes, zur Aussaat ganz reifen, d. h. hornig gewordenen Weizen, und zwar den Vorsprung davon wähle, oder seinen gemischten Samen, um den schlechten Körnern darunter mehr Vegeta-

*) Er hat seinen Grund weder im Mehlkbau noch in einem Insekt, sondern nach Einigen in einem eigenthümlichen Ansteckungsstoffe, den anhaltender Regen mit abwechselnden Sonnenblikken vor der Körnerbildung erzeugen, und dessen materielles Element: Kohle mit Hydrothionsäure seyn soll.

tionskraft zu geben, vor der Aussaat einkalke, d. i. mit einer Mist- und Kalklauge durchaus gut befeuchte, oder noch besser das Samengetreide 24 Stunden in einer Lauge von Urate, d. i. einem jüngst von Donat aus bloßem Urin und andern Mistjauchen zuerst bereiteten Düngpulver und etwas Holzasche einweiche, um zugleich Mäuse, Maulwürfe u. a. Ungeziefer davon abzuhalten. Auch reinigt das Beizen mit einer Kochsalzlauge (1 Theil Kochsalz auf 80 Wasser), oder mit verdünnter natürlicher Salzsole meist die Saatkörner vom anhängenden Brandstaube, oder zersetzt den Brand völlig; außerdem hüte man sich, frisches Brandweizenstroh zugleich mit dem verrotteten Dünger auf das künftige Weizenfeld zu bringen. Der einmal in einem Felde einheimische Brand ist kaum ganz zu vertilgen.

2) Kappenbrand (Spelzenbrand), Uredo glumarum, eine fast eben so schädliche Pilzart mit großen kugelrunden oder länglichen pomeranzengelben Sporen, die an den innern untern Theilen der Kelch- und Blumenspelzen (Kappen) des gemeinen Weizens, des Dinkels und mehrer Bromusarten entweder gleich nach der Blüthezeit, oder etwas später, wenn die Körner sich schon völlig entwickelt haben, zum Vorschein komt. Dergleichen brandige Ähren sind aufgeschwollen, struppig, weit dunkler, mehr blaugrün von Farbe, und die Kelchspelzen, bei innen vollkommen ausgebildetem Pilze, mit vielen hellgelbrothen Punkten besäet. Die Grannen eines solchen Grannenweizens spreizen sich fächerförmig nach auswärts. Am Grunde der aus einander gefalteten Kelch- und Blumenspelzen, auch bis gegen die Mitte derselben sieht man anfangs kleine, blaßgelbe, erhabene Punkte, die, im kurzen auf der Oberfläche berstend, einen pomeranzengelben Staub, der, stark vergrößert runde oder länglichrunde, röthlichgelbe, halbdurchscheinende Körner &c., wie beim Schmierbrande, darstellt, zwischen Samenkorn und Blumenspelze, und zwischen diese und die Kelchspelze ausschütten. Das früher gesunde Samenkorn verbleicht davon, schrumpft ein, und sein Inhalt vertrocknet. Da dieser Brand, nach Schmidt, nur auf tiefen und feucht liegenden Äckern voll Unkraut vorkomt, so dürfte außer den beim Schmierbrande schon angegebenen Ursachen, hauptsächlich zu große Feuchtigkeit denselben veranlassen, somit auch dessen Erscheinen durch das Säen des Getreides auf einem passenden Boden bei nicht anhaltend nasser Witterung am sichersten verhütet werden.

3) Flugbrand (Brand, Staubbrand, Ruß, Rußbrand, Nagelbrand), Uredo segetum, U. carbo, Ustilago segetum, Reticularia segetum, Charbon, Nielle, Fuligine, Volpe, Nigella etc., ein bekannter Pilz mit kleinen, kugelrunden, dunkelschwarzen Sporen, der dem Körnerertrag nicht wenig Eintrag thut, wenn er gleich auf dem Acker schon verstäubt, und beim Dreschen die Samen nicht verunreiniget. Er entwickelt sich entweder schon in der Blüthezeit der Getreidearten, welche auf steinigem, sehr trocknen und humusarmen Boden wachsen, z. B. des Weizens, der Gerste, des Hafers, Mais, der Hirse u. a. wildwachsenden Gräser, oder später während der anfangenden Ausbildung des Samenkorns. Dieses füllt sich dann mit einem kienrußähnlichen Staube; später zerreißt die Samenhülle, der Brandstaub verbreitet sich in den Blüthentheilen, zerstört diese nebst den Samen nach und nach ganz, und verstäubt endlich meist nur bis auf einen kleinen Überrest an der nackten Spindel der Ähre. Weil davon beim Weizen die Stelle, wo die Körner aus den Spelzen hervortreten, ganz besonders geschwärzt ist, so heißt hiervon diese Krankheit vorzugsweise Nagelbrand. Die Spelzen der Gerste widerstehen länger der Zerstörung. Unter dem Mikroskop stellt diese Pilzart trocken, schwarze undurchsichtige, mit Wasser benetzt aber graue durchscheinende Kügelchen dar. Wenn man dergleichen brandige Ähren zwischen Papier legt, so zeigt sich, daß von den Pilzen, nachdem sie das ganze Samenkorn zerstört, und sich über das Papier ausgebreitet haben, dreimal mehr, als auf der Ähre, sich finden. — Chemisch untersucht, gibt der Brandstaub ein brandiges Öl, fixe und flüchtige Salze, Schwefel und Kohle. Schon beim Dreschen des Brandweizens ist das Schwefelwasserstoffgas zu riechen. — Der weitern Ausbreitung dieses Pilzes läßt sich nur durch ganz reifes und reines Saatgetreide, und durch zweckmäßige Beschaffenheit des Saatbodens möglichst vorbeugen; (vgl. mein Handbuch der Pflanzenkrankheiten, Lpz. 1796. 8. d. Art. Brand. — Willdenow in d. Beitr. zur Naturkunde &c., von J. Weber und Mohr, Kiel 1805. 8. I. 9. J. K. Schmidt's allgemeine ökonomisch-technische Flora &c. Jena 1820. mit illum. Kpfrn. 8. I. 1. — Schmidt's Naturgesch. der i. d. Landwirthsch. schädlichen Pilze. S. 44. — Schnee's landwirthschaftl. Zeitung, 1815. Mon. August, S. 300. &c., Kober und Pohl in Pohls Arch. d. teutschen Landwirthsch. Lpz. 1819. 8. März No. 6. — Büchner im A. Anzeig. der Teutschen 1822. No. 65 &c. und E. Kerst Ebendas. No. 295.). (*Th. Schreger.*)

Mit Brand sind auch mehre zoologische, besonders ornithologische Namen zusammengesetzt wie Brandente, Br.-Eule, Br.-Falke, Br.-Fink, Br.-Gans und Br.-Kautz, die unter ihrem generischen Namen zu suchen sind. — Brandfuchs und Brandschimmel s. unter Fuchs, Schimmel und Pferd. — Brandschiefer, s. unten. — Aus der Technologie gehören hieher: Brandsohle und Br.-Sohlleder, s. Lohgerberei und Schuster; Brandstein, s. Ziegel.

BRAND (Adam), königl. preußischer Hof- u. Kommerzienrath, zu Lübeck geboren, kam schon im Jünglingsalter in Handlungsgeschäften nach Moskau, und begleitete von da 1692 den Holländer Eberh. Ysbrand Ides auf seiner Gesandtschaftsreise nach China, wo er sich viele Mühe gab, die persische, tatarische und chinesische Sprache zu erlernen. Nach seiner Rückkehr trieb er in Lübeck Handlungsgeschäfte, wurde 1697 von den Russen zu einer zweiten chinesischen Reise aufgefodert, zog es aber vor, als Kommerzienrath an den berliner Hof zu gehen. König Friedrich I. von Preußen übertrug ihm eine Gesandtschaft an den persischen Hof, allein als er eben 1713 dahin abreisen wollte, starb der Monarch und die Reise unterblieb. Seine übrige Lebenszeit brachte Brand in Königsberg zu. Was er auf seiner Reise (etwas flüchtig) gesehen und beobachtet hatte, erzählt er einfach und aufrichtig, mit Beimischung mancher unbedeutenden Dinge in der Beschreibung seiner großen chinesi-

schen Reise rc. Frankf. 1697. 8.; Hamb. 1698. 12.; vermehrt Berl. 1712.; Lübeck 1723; 1734. 8. Holländ. Ypel, 1699. 8. Franz. abgekürzt und mit Zus. Amst. 1699. 8. Engl. in der Collection of voyages. Lond. 1704. fol. Vol. II. abgekürzt in *Leibnitzii* Novissimis Sinicis. 1697. 8. †). (*Baur.*)

BRAND VON TZAERSTEDTE, diese Familie, welche wahrscheinlich aus dem Hildesheimischen Städtchen Sarstedt herstammte, kömt 1351 und 1376 unter den Patriziergeschlechtern der Stadt Lüneburg vor *). Hier interessirt uns nur Brand von Tzaerstedte, welcher 1436 Lüneburgischer Rathmann wurde, und 1451 starb. Man hat von ihm eine handschriftliche Ausgabe des Sachsenspiegels mit der alten Glosse, und dem Richtsteige, mit Verbesserungen und Zusätzen zu der Glosse und Marginalnoten, deren Vorrede um deswillen wichtig ist, weil sie über den Verfasser der Glosse und des Richtsteigs eine oft übersehene Auskunft gibt. Handschriften dieser Ausgabe befinden sich in Lüneburg, und (vormals in Helmstädt, jetzt) in Wolfenbüttel. Die merkwürdige Vorrede ist aus der Lüneburger Handschrift abgedruckt, in meinen Beiträgen zu den teutschen Rechten. S. 109 fgg. **). Irrigerweise ***) wird ihm der sogenannte Slötel (Schlüssel) zum Landrecht beigelegt. (*Spangenberg.*)

BRAND (Wilhelm von), aus einem alten Adelsgeschlechte, ein Sohn des brandenburgischen geheimen Raths, neumärkischen Kanzlers und Direktors der Amtskammer zu Cüstrin, Christian von Brand, war am 29. Sept. 1644 geboren. Er studirte zu Joachimsthal und zu Frankfurt an der Oder, reiste 1664 mit seinem Bruder, dem brandenburgischen Gesandten, nach England, und trat 1665 als Kornet in die kurfürstlichen Dienste während des Kriegs mit dem Bischof von Münster. Nach dem Frieden im folgenden Jahr verließ er den Dienst wieder, reiste 1667 nach Holland und Frankreich, kehrte im J. 1668 nach Hause zurück, wo er die Verwaltung seiner Güter übernahm, wurde 1670 kurfürstlicher Kammerjunker und trat 1671 von Neuem in Kriegsdienste. Er focht nun unter dem Dohnaschen Regiment gegen die Franzosen am Rhein, und gegen die Schweden in Pommern, wohnte 1675 der Schlacht von Fehrbellin bei und wurde bei der Belagerung von Stettin verwundet. 1677 im Januar wurde er an den König von Dänemark geschickt und 1678 zum Oberstlieutenant des Derflingerschen Regiments ernant. 1682 trug ihm der Kurfürst auf, sich des Schlosses Grethsyl in Ostfriesland zu bemächtigen, und ernannte ihn, nach der Einnahme, zum Kommandanten desselben. 1683 ward er Kammerherr, 1685 Oberst und 1686 zog er als Generaladjudant mit den brandenburgischen Hilfstruppen nach Ungarn gegen die Türken zu Felde und war bei der Belagerung Ofens. 1688 zog er mit 6000 Brandenburgern in die Niederlande den Holländern zu Hilfe. 1689 wurde er Gouverneur von Pillau, 1690 Generalmajor und Chef des bisherigen Bellingschen Regiments (No. 14 der ehemaligen preuß. Infanterie). In diesem Jahr zog er wieder mit 6000 Mann nach Ungarn gegen die Türken, bewies sich in den Treffen bei Salankemen und Peterwaradein sehr tapfer und wurde vom Kaiser Leopold durch ein gnädiges Schreiben belobt. 1692 wurde er Gouverneur von Magdeburg und Generallieutenant. In den drei folgenden J. 1693—95 befehligte er 6000 M. Brandenburger in Ungarn und erwarb sich neuen Ruhm. Nach seiner Rückkehr sah er sich zum geheimen Kriegsrath ernant. Im J. 1696 wurde er in Brabant gebraucht, dann aber mit einem Theil des brandenburgischen Heers nach Preußen geschickt, um Elbing unter die kurfürstliche Hoheit zu bringen, welches er auch am 1. Nov. 1698 einnahm. Er blieb hierauf in Preußen bis 1700, da er im Junius, beim Ausbruch des nordischen Krieges, ein Lager bei Lenzen zusammenziehen mußte. 1701 erhielt er das Gouvernement von Küstrin und den davon abhängenden Festungen und Pässen Driesen, Oderberg und Landsberg, so wie die Amtshauptmannschaften Marienwalde und Rheti, er starb aber am 18. Dec. desselben Jahrs. Sein schnelles Steigen und die wichtigen Dienste, welche er leistete, bezeugen seinen Werth als Krieger. Die meisten seiner sechs Brüder bekleideten bedeutende Statsämter unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen und seinem Nachfolger Friedrich I. *). (*Rese.*)

BRAND, 1) Christian Hilfgott geb. zu Frankfurt a. d. O. 1693, sollte nach dem Willen seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, studiren; auf einer Reise nach Regensburg lernte er aber den berühmten Maler Agricola kennen, dessen schöne Werke ihn so entzückten, daß er sich zur Landschaftsmalerei bestimmte. Als er 1720 sich zu Wien niederließ, wurden seine Gemälde mit vielem Beifall aufgenommen; er starb daselbst 1756. Seine frühern Arbeiten sind mehr dunkel gehalten, aber er erkannte bald diesen Fehler, und nahm eine gefälligere Manier an. In der Staffage war er nicht ungeschickt, doch half ihm zuweilen August Querfurt, ein berühmter Pferdemaler [1]). — 2) B. Johann Christian, geb. zu Wien 1723, ältester Sohn des Vorigen, vom Vater unterrichtet. Seiner Verdienste wegen wurde er 1765 zum kaiserl. Kammermaler, Rath und Professor der Akademie ernant. In den schönen Landschaften dieses Meisters sind die Kontraste gut berechnet, Licht und Schatten richtig vertheilt; das Kolorit ist angenehm, nur weniger kräftig als das seines Vaters. Als Figurenmaler zeigte er sich in dem ziemlich großen Gemälde, welches er 1766 für den Hof ausführen mußte, die Schlacht bei Hochkirchen darstellend [2]). Man hat auch von ihm viele radirte Blätter in einem angenehmen Vortrag. — 3) Sein jüngerer Bruder Friedrich August, geb. zu Wien

†) *Molleri* Cimbr. liter. T. I. 64. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. II. 127. Literatur Teutsch. Reisebeschr. 94. Beckmann's Lit. der ältern Reisebeschr. Bd. 2. S. 446 u. 463.

*) Büttner Genealogie der lüneb. Patriziergeschlechter, No. XXVII. **) Spangenberg Beitr. zu den teutsch. Rechten. S. 9. Bruns Beiträge zu den teutsch. Rechten. S. 131. ***) Senkenberg vom Gebrauch des uralten teutsch. Rechts. S. 226. Bruns a. a. O. *Grupen* Observat. rer. et antiq. germ. p. 494.

*) S. Königs biograph. Lexicon der preuß. Helden u. Militärpersonen, 1. Th. S. 195—198. Allgem. hist. Lexikon, Basel 1742. 2. Th.

1) Neue Bibliothek d. sch. Wiss. Th. 20. S. 296. 2) S. Füßli Künstl. Lex. S. 104.

1735 [1]), vom Vater unterrichtet, legte sich mehr auf die Geschichtsmalerei, ließ sich aber in der Folge von Schmutzer in der Kupferstecherkunst unterrichten, und lieferte eine bedeutende Anzahl Kupferstiche. (*Weise.*)

BRANDAO, Brandano, Brandam (Antonio u. Francisco), gelehrte Portugisen, beide königl. portugisische Historiographen und Mitglieder des Cistercienserordens, rühmlich bekant als Fortsetzer und Bearbeiter des großen und reichhaltigen Fundamentalwerks der portugisischen Geschichte, von dem Bernardo de Brito, unter dem Titel: Monarchia Lusitana, die beiden ersten Bände bearbeitete, und das sie nach dessen Tode bis zum 6. Bde fortsetzten [1]). Antonio war 1584 geboren, lehrte die heil. Schrift zu Coimbra, wurde Abt des Klosters Alcobaça, und starb daselbst den 27. Nov. 1637. Francisco, sein Neffe, ebenfalls Cistercienser zu Alcobaça, der den Faden da aufnahm, wo ihn sein Onkel fallen ließ, starb 1683 zu Lissabon im 82 Jahre [2]). — Alexander Brandao, zu Rom von portugisischen Ältern geboren, schrieb in italiänischer Sprache eine freimüthige Geschichte der Revolution, welche dem Hause Braganza 1640 den portugisischen Thron verschaffte, unter dem Titel: Historia delle guerre di Portogallo succeduta per l'occasione della separazione di quel regno della corona catholica. Venetia 1689; parte seconda da Francisco Brandam (einem zu Rom lebenden portugisischen Rechtsgelehrten, und Verwandten des Alexander). Roma 1716. 4.; beide Theile umfassen den Zeitraum von 1640 — 1662. [3]). (*Baur.*)

BRANDEIS, 1) (Br., Branny Hrad, Brandusium,) eine böhmische Kameralherrschaft und Stadt im kaurzimer Kreise am linken Ufer der Elbe in einer Ebne, mit altem Schloß, Dechantei und einem Piaristenkollegium; zugleich Poststation, zwischen dem 3 Meilen entfernten Prag und Benatek mit 210 Häus. und 1777 Einw. Hier ist eine Brücke nach dem rechten Ufer der Elbe, durch deren Auen schöne Anlagen *) vom nahen Gluchow, nach Altbunzlau bis Hauska (Hoschka) führen. 2) (Br., Branny Hrad, Brandusium cis Aquilam) gräfl. Trautmansdorfische Herrschaft, Bergveste und Städtchen in Böhmen, im Königgräzer Kreise, am Adler, zwischen den Städtchen Wildenschwert und Chotzen, 2½ St. von der Post Hohenmauth mit 120 Häus. 3) Vorstadt von Teschen s. Teschen. (*André.*)

BRANDEK, zerstörtes Schloß und Hauptort einer ehemaligen Herrschaft in Wirtemberg, im Oberamte Sulz, im Schwarzwaldkreise, war Stammburg einer im 16. Jahrh. erloschenen adeligen Familie. (*Röder.*)

BRANDEL (Peter), ein ausgezeichneter Künstler, geb. zu Prag 1660, und Schüler des Galerieinspektors Schröder, den er aber bald übertraf. Nur zweimal entfernte er sich aus Böhmen, erst um in Schlesien ein großes Altarbild für das Kloster Geissau zu malen und hierauf reisete er nach Wien, wo er ein ähnliches Gemälde für die Kirche zu Mödlingen ausführte. Die Zeichnung in seinen Werken ist richtig, denn er zog überall die Natur zu Rathe; sein Pinsel ist markig, doch hielt er die Schatten zu braun, wodurch auch das verdienstliche Gemälde die heilige Dorothea in der Kathedralkirche zu Breslau verliert. Ungeachtet eines guten Verdienstes, starb er zu Kuttenberg 1739 in Armuth *) (*Weise.*)

BRANDENBERG, Dorf von 370 Einw. im badischen Bezirksamte Schönau, am Fuße der südwestlichen Seite des hohen Feldberges, in einem rauhen unfruchtbaren, doch durch die kühne Form seiner Felsen malerisch schönen Thale, mit einem landesherrlichen Poch-, Wasch- und Zechhause unweit des Dorfes auf der Höhe des Rothenbaches; einstens durch zahlreiche, jetzt lange verlassene Bergwerke bekant, deren Ausbeute Blei, Silber und Braunstein waren, auch später durch eine blühende, nun ganz gesunkene Baumwollspinnerei. — Die Bewohner jetzt selten zu Hause, dagegen bekantlich im Handel mit Glas, Holzwaren und dergl. weit und breit herumziehend. (*Leger.*)

BRANDENBURG, Mark Brandenburg, Stammland des preußischen Stats (Geschichte). So weit die historischen Angaben reichen, lebten hier vor Alters die Sueven, nach Julius Cäsar das größte und streitbarste Volk in Teutschland, das zwischen der Elbe, Saale und Weichsel, und eine Zeitlang von dem Rhein und der Donau bis an die Ostsee wohnte. Unter ihnen besaßen besonders die Semnonen die nachmalige Mittelmark und die Langobarden die Altmark. Um das Jahr 5 nach Chr. Geburt wurden die Langobarden von Marbod, dem König der Markomannen, der damals Böhmen beherrschte, bezwungen, und begaben sich im J. 19 in den Schutz des Cheruskers Herrmann (Arminius). Bei der Völkerwanderung verließen sie mit den Semnonen ihr Vaterland, und stifteten das lombardische Reich in Italien. In die verlassenen Länder rückten nun Wenden oder Slaven, von denen die Wilzen besonders die Mittelmark bewohnten, und unter mehren Städten auch Brannibor (Brennabor, Brandenburg) bauten. Sie wurden hierauf mit den Franken und Sachsen in Kriege verwickelt, welche letztern die Altmark, die zu Ostfalen oder Ostsachsen gerechnet wurde, besetzt hatten, und 789 von Karl dem Großen besiegt wurden. Er unterwarf sich auch die Wilzen, die sich jedoch unter seinen Nachfolgern wieder unabhängig machten, und 902 auch Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle beunruhigten. Endlich besiegte der teutsche König Heinrich I. die Wenden völlig, die Heveller an der Havel, die Retharier in der Ukermark, und setzte 931 zur Beschützung der sächs. Gränzen besondere Grafen ein, welches die ersten Markgrafen von Nordsachsen oder der wendischen Mark (Altmark) waren, die auch Markgrafen von Stade hießen, seitdem diese Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Doch erneuerten sich die Kriege mit den Wenden von Zeit zu Zeit mit abwechselndem

3) Neue Bibliothek der Wissensch. Th. 20. S. 297 nach Huber 1730.

1) Die Literatur dieses Werkes und ausführliche Nachricht von demselben s. bei dem Artikel Brito (Bernando de). 2) Die bei Brito angeführten Schriftsteller und die Biogr. univ. T. V. s. v. Brandano. 3) Actorum erudit. suppl. T. VII. p. 280. Meusel bibl. hist. Vol. V. P. II. 202.

*) Über diese s. Hesperus 1820 No. 19. 1821. B. XXIX. No. 8.

*) S. Lettre à un Amateur de la Peinture etc. p. 290.

Glück. Heinrichs Sohn, **Otto der Große**, stiftete für die neuen Christen die Bisthümer Brandenburg (vgl. d. folg. Art.) und Havelberg. Aber unter der Regirung seines Sohns **Otto II.** traten nicht nur viele Wenden zum Heidenthum zurück, sondern verwüsteten auch das sächsische Gebiet bis Hamburg, und zerstörten überall die Denkmäler des Christenthums.

Über 300 Jahre hatten nun diese Kriege der Wenden mit den teutschen Ländern an der Elbe gedauert, als der Kaiser Lothar **Albrecht den Bär**, Grafen von Askanien, 1135 mit der Nordmark, die auch die Mark Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Albrecht machte der Herrschaft der Wenden in diesen Gegenden ein Ende, und nannte sich zuerst Markgraf von Brandenburg. Er eroberte auch die Mittelmark und Priegniz, machte Berlin zur Stadt, und erbaute auch Stendal und andere Orte. In die entvölkerten Länder brachte er viele neue Bewohner aus Niedersachsen, vom Rhein und aus den Niederlanden, die hier mehre Städte, z. B. Köln an der Spree, erbauten. Zugleich wurde auch die christliche Religion in der Mark fester gegründet, und Handwerke in derselben eingeführt. Nachdem er die Regirung seinen Söhnen überlassen hatte, begab er sich nach Ballenstädt, und starb daselbst 1170. Der älteste Sohn, **Otto I.**, folgte in der Markgrafschaft Brandenburg, und übte zuerst unter allen brandenburgischen Markgrafen erblich und für immer die Würde eines **Erzkämmerers** aus, mit der man nach und nach das ausschließende Vorrecht verknüpfte, Theil an der teutschen Kaiserwahl zu haben. Vor Ausfertigung der goldnen Bulle unter dem Kaiser Karl IV. 1356 gehörte zu den Verrichtungen des Erzkämmerers, die Verwahrung der Reichskleinodien, die Aufsicht über die Einkünfte des kaiserl. Schatzes, die Zeremonie, dem Kaiser bei Reichsfeierlichkeiten über Tafel Wasser zum Waschen zu reichen, und endlich das Geschäft der Annahme solcher Briefe, die durch Gesandte an den Kaiser einliefen, und der Bestellung der Antwort, die dieser darauf ertheilte. Zugleich übergab der Erzkämmerer dem neuen Reichsoberhaupt bei dessen Krönung in Teutschland einen Ring, mit den Worten: Empfange der Herrschaft Zeichen, erhalte das römische Reich in seinem Glanze, schütz es mit unüberwindlichem Muth vor Einfällen auswärtiger Feinde [1])! — Ottos Enkel **Johann I.** und **Otto III. der Gütige** regirten gemeinschaftlich mit Glück und Ruhm. Sie erhielten 1250 vom Herzog Barnim I. von Pommern die Ukermark, die damals den Namen des Ukerlandes führte, bis auf einen Theil, der dem Bisthum Camin gehörte, unter dessen Gerichtsbarkeit in geistlichen Angelegenheiten die Ukermark bis zur Reformation stand, für das Land Wolgast, auf welches Johann von Seiten seiner Gemalin Sophia, Tochter des Königs Waldemar II. von Dänemark, welches dieses Stück von Pommern seit dem Ausgange des 12. Jahrh. an sich gerissen, Ansprüche hatte. Eben so erwarben sie sich die Länder Lebus und Sternberg, und die Neumark, die bis ins 15. Jahrh. das Land über der Oder hieß, und, wie die Ukermark, der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bisthums Camin unterworfen war. Viele Städte und Dörfer verdanken ihnen den Ursprung, und Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte wurden mit der Niederlagsgerechtigkeit begnadigt, wodurch sie auf der Warte, Netze und Oder mit der Zeit einen beträchtlichen Handel erhielten. Nachdem Johann 1266 und Otto 1268 gestorben waren, errichteten ihre Söhne 2 Linien, die aber vereinigt blieben, und ein Stück von Hinterpommern sich unterwarfen. Eben so kauften **Otto IV. mit dem Pfeil** († 1308) und **Hermann der Lange** († 1308) 1304 vom Landgrafen Diezmann in Thüringen das Land Luckau oder den Strich Landes von der Spree bis an die schwarze Elster, worin damals die westliche Hälfte der Lausitz (die Niederlausitz) bestand; nachdem Diezmann ihnen schon das Jahr vorher auch die östliche Hälfte dieses Landes, die mit Inbegriff Sommerfelds bis an die Oder und den Bober ging, abgetreten hatte. Der wichtigste unter allen Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt war **Waldemar** († 1319), der das eroberte Pomerellen den teutschen Rittern überließ, aber Wenden und Cassuben behielt, und einen gefährlichen Krieg, den er mit den nordischen Königen und einigen teutschen Fürsten führte, glücklich endigte. Ihm folgte der Markgraf **Heinrich**, mit dessen Tode 1320 sich die Reihe der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt endigte, unter denen die Mark zu einer beträchtlichen Größe gediehen war. Denn sie enthielt jetzt die ganze Kur- und Neumark, einen Theil von Pommern und Pomerellen, die Markgrafschaften Lausitz und Landsberg in Sachsen, nebst den zu der letztern damals gehörigen Städten und Schlössern, als Delitzsch, Lauchstädt und dem Petersberg bei Halle, das Schloß Skope mit 16 Dörfern, die Schlösser Schafstädt, Altstädt, Kifhausen, Grellenberg, Raspenberg, ꝛc., die Herrsch. Sangerhausen, die Länder zwischen der Elbe und Elster und von der letztern bis an die Spree, wie auch die Städte und Schlösser Torgau, Großenhain, Otrant, Merseburg. Überdies waren dem Markgrafen Waldemar Leipzig, Grimma, Döbeln, Rochlitz, Geithain und Oschatz verpfändet, und selbst Dresden, Meißen und Freiberg bei seinem Tode noch bei der Mark. Auch die Herzogthümer Sagan und Crossen, Sommerfeld, Schwiebus, Triebus, Lübbenau und Meseritz standen unter ihm, und die Grafschaft Wernigerode erkannte ihn für ihren Lehnsherrn.

Mehre benachbarte Fürsten machten nun Ansprüche auf die Mark Brandenburg, und rissen sie nebst den bisher damit verbundenen Provinzen an sich. Da auch die Landstände der Mark verschiedene Parteien ergriffen, so entstanden daraus innerliche Kriege und Räubereien. Der Kaiser Ludwig von Baiern gab 1323 die Mark Brandenburg seinem ältesten Sohn **Ludwig**. Der Kurfürst von Sachsen trat ihm die Mittelmark, und der Fürst von

---

1) Der **Kurfürst von Brandenburg** war sonst der 3te in der Reihe der Kurfürsten, trug bei kaiserlichen Prozessionen den Scepter, hatte das Privilegium de non appellando, welches nicht nur die Kurmark, sondern auch seit 1702 alle andre Provinzen anging, und das Recht, neue Zölle zu errichten, und die alten zu versetzen und zu erhöhen, welches aber von Kurpfalz und den braunschweigischen Häusern bestritten wurde; alle Keßler im Osten der Reichsprovinzen standen unter seinem Schutz; auch hatte er das Recht, an allen Strömen Mühlen aufzurichten, und einen Johannitermeister durch die Mark, Pommern und Sachsen zu bestellen. Sein Erbkämmerer war der Fürst von Hohenzollern, der in seiner Abwesenheit dieses Amt verwaltete.

Mecklenburg den größten Theil der Priegnitz wieder ab. Eben so glücklich war er in Ansehung der übrigen Marken; aber er verlor die Lehnsherrschaft über Pommern (gegen die Versicherung, nach dem Abgang des regirenden Hauses in Pommern in demselben nachzufolgen), das Herzogthum Wenden und die Oberlausitz, die an den König Johann von Böhmen kam. Ludwig litt mit seinem Vater auch viel durch die päpstliche Verfolgung, welche sogar 1346 die Wahl des Gegenkaisers Karl IV. bewirkte. Dieser vereinigte sich mit mehren teutschen Fürsten gegen den Kurfürsten Ludwig, und unterstützte einen verschlagenen Müller oder vielmehr Mönch, sonst Jacob Rehbock genant, der sich für den verstorbenen Kurfürsten Waldemar ausgab. Nur 3 Städte der Kurmark Frankfurt, Spandau und Briezen (die daher auch den Namen Treuenbriezen erhielt), die Neumark und Lausitz, ein Theil des Adels und vorzüglich die Johanniterritter blieben Ludwig getreu. Er behauptete sich muthig, stellte den Grafen Günther von Schwarzburg als Gegenkaiser auf, und gelangte durch Standhaftigkeit endlich dahin, daß der Kaiser Karl 1350 mit ihm Frieden schloß. Unterdessen hatte er 1349 seinen Bruder Ludwig den Römer zum Mitregenten der Mark angenommen, dem er nun 1351 die Regirung allein überließ, und für sich nur Oberbaiern behielt. Sein Bruder dämpfte die Unruhen in seinen Ländern gänzlich, regirte ebenfalls mit seinem Bruder Otto dem Finnen (in der baierschen Mundart Träge und Lüderlich), und schloß 363 mit dem Kaiser Karl IV. den Erbfolgevergleich, nach dem, wenn Ludwig und Otto ohne männliche Nachkommen stürben, Karl, seine Söhne, und, wenn diese keine Prinzen hinterließen, der Markgraf Johann von Mähren und dessen Söhne in der Mark nachfolgen sollten. Nach Ludwigs des Römers Tode 1365 regirte Otto allein, eben so träg und in den Rausch eines sinnlichen Lebens versunken, daß nur Streifereien benachbarter Fürsten und Plünderungen einheimischer Räuber ihn dann und wann aus demselben weckten. Da er aber seines Bruders Stephan Sohne, Herzog Friedrich von Baiern, ungeachtet dessen Vater für sich und seine Erben der Erbfolge in der Mark gänzlich entsagt hatte, die Mark abtreten wollte und ihm auch huldigen ließ, so rückte Karl mit einem böhmischen Heere in die Mark, und nöthigte ihn am 15. August 1373 im Lager bei Fürstenwalde, einen Vergleich einzugehen, der hauptsächlich darin bestand, daß er dem Kaiser, mit Vorbehalt der Kur- und Erzkämmererwürde auf Lebenszeit das ganze Land für 200,000 Goldgülden abtrat, damit er sogleich die dringendsten Schulden und besonders Herzog Friedrich von Baiern, der auch den Rechten seines Hauses auf die Kurmark entsagen mußte, bezahlen konnte. Zu seinem Unterhalte gab ihm Karl das Eigenthum über einige Städte in der Oberpfalz und im Fürstenthum Sulzbach, und das Versprechen eines Jahrgeldes von 3000 Schock böhmischer Groschen. Otto begab sich dann in das Schloß Wolfstein an der Iser in Baiern, wo er unter niedrigen Belustigungen bis 1379 lebte.

Der Kaiser Karl belehnte hierauf 1373 seinen Sohn Wenzel, König von Böhmen (womit schon vorher die Niederlausitz vereinigt war) mit der Kur Brandenburg, die nun Kurfürsten aus dem lützelburgischen Hause hatte. Karl war Vormund seines Sohns, hielt sich meistens in Tangermünde auf, und beförderte Handel und Schiffahrt, besonders auf der Elbe und Oder. Als Wenzel nach dem Tode seines Vaters 1378 König von Böhmen und auch Kaiser ward, übertrug er nach der väterlichen Verordnung die Kurmark Brandenburg seinem 11jährigen Bruder Sigmund, die Neumark und Lausitz aber seinem jüngsten Bruder, Herzog Johann von Görlitz. Seit dieser Regirung gerieth die Mark in die äußerste Verwirrung. Der Adel verachtete ihn, und befriegte sich unter einander; die angränzenden Fürsten fielen ungescheut ein, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich vernichtet. Sigmund wurde durch seine Vermälung mit der Prinzessin Maria von Ungern in Unruhen aller Art verwickelt, kam nur selten in die Mark, versetzte oder verkaufte großer Schulden wegen die besten Städte, die an den Flüssen lagen und Zölle hatten, an den märkischen Adel, und verpfändete mit Einwilligung seiner Brüder den Überrest der Mark 1388 an seine Vettern, die Markgrafen Jobst (Iodocus) und Procop von Mähren, noch über das im ungerschen Kriege vorgeschossene Geld für eine noch unbekannte Summe. Jobst war meistens abwesend, und kam nur in die Mark, um Geld zu erheben, und dann die Gutherzigkeit der Einwohner zu verlachen. Er versetzte viele Städte und Rechte an den mächtigen und unbändigen Adel, und beförderte auf diese Art selbst das Übergewicht desselben vor den übrigen Ständen. Von allem Gelde entblößt versetzte er 1395 die Mark, so weit sie ihm noch gehörte, auf ein Jahr für 40,000 Schock böhmische Groschen an seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm I. den Einäugigen zu Meißen. Jobst starb 1411, nachdem er 4 Monate vorher Kaiser geworden war. Die Kurmark fiel nun an Sigmund zurück, der bald darauf auch zum Kaiser gewählt wurde. Noch früher, nach Johanns, eines der verworfensten Fürsten, der jemals gelebt hat, Tode, 1395, war auch die Neumark an Sigmund gefallen, der anfangs etliche Städte und Dörfer an Adelige verkaufte, und da der Geldmangel bei ihm zunahm, auch den übrigen und größten Theil der Neumark für 63,200 ungersche Goldgülden oder Dukaten an den Woiwoden Stibor in Siebenbürgen und in der Moldau wiederkäuflich verpfändete, von dem sie Konrad von Jungingen, Hochmeister des teutschen Ordens in Preußen, mit Sigmunds Bewilligung einlöste und in Besitz nahm. So war also durch die größtentheils schlechten Regenten des baierschen und luxemburgischen Hauses der unter den anhältischen Fürsten so blühende Stat sehr verkleinert worden, und die beiden Lausitzen, die Markgrafschaft Landsberg, die Pfalz Sachsen und die meißnischen Städte waren völlig von der Mark abgerissen. Auch von den Marken selbst waren mehre Städte getrent worden, und andre Hoheitsrechte, die Schutzvogtei über Quedlinburg, die Lehnsherrschaft über das Land Cotbus, über die Grafschaft Lüchow und über die mecklenburgische Herrschaft Stargard gingen auch verloren. Die meisten Domänen und ganze Landschaften waren verkauft, versetzt und verpfändet. Selbst Einkünfte, die erst noch zu heben waren, wurden versetzt; Münzen, Zölle und Gerichtsbarkeiten waren theils lehnserblich, theils wiederkäuflich verkauft worden.

Mehre Städte, als Berlin, Brandenburg, Frankfurt, Spandau, Stendal, Perleberg ıc. genossen eine völlige oder eingeschränkte Zoll- und Steuerfreiheit. Auch die Edelleute und Priester errangen sich die Freiheit von den ordentlichen Auflagen.

Sigmund setzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. (I.) aus dem Hause Hohenzollern, der ihm wichtige Dienste geleistet und beträchtliche Summen vorgeschossen hatte, 1411 zu seinem Statthalter in der Kurmark. Friedrich unterwarf sich einen Theil der Stände durch Güte; den unruhigen und trotzigen Adel bezwang er mit Gewalt; auch die Priegniz mußte den Herzogen von Mecklenburg und die Ukermark den Herzogen von Pommern erst abgekämpft werden. Der Kaiser Sigmund, dem Friedrich nach und nach 400,000 ungersche Goldgülden vorgeschossen hatte, übertrug ihm daher am 30. April 1415 zu Costnitz die Kur, das Erzkämmereramt und die Mark Brandenburg mit allen Zubehörungen (ungefähr 355 Quadratmeilen mit 60,000 Thlrn. Einkünften aus dem erschöpften und entvölkerten Lande), eigenthümlich und erblich, jedoch für sich und Wenzels männliche Erben gegen die vorher angegebene Kaufsumme wiederkäuflich, sprach durch Gebotsbriefe die Stände und Vasallen von ihrem Eide los, wies sie völlig an Friedrich I., der nun auch unter den Kurfürsten Sitz und Stimme nahm, und belehnte ihn am 18. April 1417 zu Costnitz mit großer Pracht, in Gegenwart der Kirchenversamlung, und des ganzen Reichstags. Viele Kriege beschäftigten hierauf den neuen Kurfürsten, und mehre Jahre bemühte er sich als Oberbefehlshaber der Reichsarmee, den so verderblichen böhmischen oder hussitischen Krieg zu endigen. Für die Ansprüche, die er auf das durch Aussterben des Hauses Anhalt erledigte Herzogthum Sachsen machte, bekam er 1423 von dem neuen Herzog Friedrich dem Streitbaren 28,000 Mark Silber, und die Markgräfin Barbara für ihre Ansprüche auf die Allodien 5500 Schock böhmische Groschen. Nach des Kaisers Sigmund Tod 1438 wollten die meisten Kurfürsten ihn zum Kaiser wählen; aber großmüthig schlug er den Herzog Albrecht von Östreich vor, der ihm daher hauptsächlich seine Erwählung verdankte. Schon ein Jahr vorher hatte er zu Cadolzburg im Ansbachschen eine Hausverordnung entworfen, in welcher der zweite Prinz Friedrich die Kurmark und die Kur- und Erzkämmererwürde erlangte; denn der älteste Prinz, Johann der Alchemist, hatte aus Liebe zur Ruhe und zu seinen chemischen Versuchen auf die Kur Verzicht gethan, sich nur den Anfall vorbehalten und sich mit den fränkischen Besitzungen oberhalb des Gebirgs oder Baireuth begnügt; der dritte Albrecht erhielt Franken unterhalb des Gebirges oder Ansbach, und Friedrich der Dicke die Altmark und Priegniz, nach dessen Tod aber beide wieder an die kurfürstliche Linie kamen. Der Kurfürst Friedrich II., dem man wegen seiner Tapferkeit den Beinamen des Eisernen oder des Markgrafen mit den eisernen Zähnen gab, folgte seinem Vater 1440 in der Regirung. Er vergrößerte ansehnlich seine Besitzungen; durch Verträge erhielt er Beeskow, Storkow, Cotbus, Peiz, Sommerfeld, Bobersberg und Lübben; er erneuerte die Lehnshoheit über die Grafschaft Wernigerode, wozu auch bald nachher die Lehnsherrschaft über Derenburg kam; er versicherte sich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern, und wiederholte 1451 die Erbverbrüderung mit Sachsen [2]), in die 1457 auch Hessen eingeschlossen wurde. Die in Preußen ausgebrochene Revolution verschaffte ihm die schöne Gelegenheit, die ganze Mark wieder zu vereinigen, indem er für 100,000 rheinische Gülden die Neumark vom teutschen Orden erblich übernahm, der sich blos den Wiederkauf und freie Durchzüge bedung. Körperliche Schwäche und der Tod seines einzigen Prinzen bewogen ihn, die Regirung seinem Bruder Albrecht 1470 zu übergeben; er machte sich nur 6000 Goldgülden aus den Städten oberhalb des Gebirgs aus, und starb 1471 zu Plassenburg. Albrecht hatte sich schon längst im Kriege wider die Herzoge von Baiern und Burgund, in Nürnberg und auch in Ritterspielen sehr ausgezeichnet, daher man ihm den Namen des teutschen Achilles beilegte; mit dieser Tapferkeit verband er aber auch eine zu seiner Zeit seltene Klugheit, und nicht wenige nannten ihn auch den teutschen Ulysses oder Teutschlands Fuchs. Er vereinigte nach dem Tode seines Bruders Johann 1464 die fränkischen Länder wieder, und brachte durch die Vermälung seiner Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich XI. von Glogau und Crossen das Herzogthum Crossen an sein Haus. Beim Kaiser Friedrich III. hatte Albrecht einen großen Einfluß in die Regirung des teutschen Reichs; in seinen Ländern aber zog er die Stände bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Nach seiner merkwürdigen Hausverordnung vom 24. Februar 1473 gab er die Kurwürde und Mark ungetheilt seinem ältesten Sohn Johann, dem zweiten, Friedrich, Ansbach und dem dritten, Sigmund, Baireuth; diese beiden letzten stifteten das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken. Albrecht starb 1486.

Noch fehlte der Mark Brandenburg Milderung der rauhen Sitten, Verbesserung der Religion und Aufklärung durch die Wissenschaften. Den Anfang dazu machte der Kurfürst Johann, dem seine Leibesgröße den Beinamen des Großen, so wie seine Beredsamkeit den Namen Cicero verschaffte. Er kaufte die Herrschaft Zossen, und war eben im Begriff, die Universität Frankfurt zu stiften, als ihn 1499 der Tod ereilte. Sein Sohn Joachim I. Nestor, ein in der Geschichte, Mathematik, lateinischen und einigen neuern Sprachen sehr gebildeter Mann, führte den väterlichen Entwurf aus, und weihte 1506 die Universität zu Frankfurt ein. Er übte strenge Gerechtigkeit aus, vernichtete die noch übrigen Räuber, und stiftete 1516 das Kammergericht in Berlin, bei dem das römisch-kaiserliche Recht eingeführt wurde, doch den allgemeinen Landesgesetzen und den Rechten der Städte, insofern sie auf Vernunft und Billigkeit gegründet waren, unbeschadet. Joachim theilte die Gesinnungen seines Bruders Albrecht, Erzbischofs von Mainz u. Magdeburg, in Hinsicht der Reformation, die er auf alle Art zu hindern suchte; er gestattete zwar 1524 seinen Unterthanen den Gebrauch der Bibel, untersagte aber Luthers

2) Diese Erbverbrüderung ist nachher 1487. 1537. 1555. 1587 und 1614 wieder erneuert worden.

Übersetzung derselben, weil sein Gewissensrath Hase über 100 Fehler darin entdeckt zu haben glaubte. Dennoch breitete sich die evangelische Lehre immer weiter in der Kurmark aus, und Joachim selbst hörte in seinen spätern Jahren auf, die Protestanten zu verfolgen. Nach dem Aussterben der Grafen von Ruppin 1524 vereinigte er die Grafschaft mit der Kurmark. Kurz vor seinem Tode 1535 verordnete er, daß sein Sohn Joachim die Kurwürde und die Kurmark, der zweite Johann aber die Neumark, Crossen, Peiz, Cottbus und die Oberherrschaft über das Heermeisterthum zu Sonnenburg erhalten sollte. Der Kurfürst Joachim II. trat am 1. November 1539 zur evangelischen Kirche, und machte sie zur herrschenden seines Landes; noch etwas früher hatte auch sein Bruder, der Markgraf Johann, die Reformation in der Neumark zu Stande gebracht. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus und die meisten Klöster wurden aufgehoben. Das Beste der Evangelischen beförderte der Kurfürst bis zum Religionsfrieden, und hielt zugleich den verheerenden schmalkaldischen Krieg von seinen Ländern entfernt. Sein Sohn Sigmund, Bischof von Magdeburg und Halberstadt, führte auch in diesen Ländern den evangelischen Glauben ein. Als der Herzog Albrecht Friedrich, ein Verwandter des kurfürstlichen Hauses, 1569 die polnische Belehnung über sein Land erhielt, hatte Joachim die Freude, daß sein Gesandter die preußische Fahne mit angriff, und daß nach Abgang der preußischen und fränkischen Linie ihm und seinen männlichen ehelichen Nachkommen die Nachfolge in Preußen durch den Lehnsbrief versprochen wurde. Der Kurfürst ließ deswegen in seinen Staten ein Dankfest halten, wobei er Ritter schlug und Gedächtnißmünzen auswerfen ließ. Joachim und sein Bruder starben 1571 wenige Tage nach einander; so vereinigte Joachims Sohn, Johann Georg die Neumark wieder mit der Kur; er starb aber schon 1598. Sein ältester Sohn Joachim Friedrich legte beim Antritt seiner Regirung die Verwaltung des Stifts Magdeburg nieder; aber nach dem Vertrag seines Vaters mit dem Domkapitel, daß nach dem Regirungsantritt Joachim Friedrichs in der Mark wieder ein Prinz aus dem brandenburgischen Kurhause erwählt werden sollte, wurde sein jüngster Sohn, Christian Wilhelm, ein Knabe von 11 Jahren, zum Administrator dieses Stifts erwählt. Unzufrieden mit seines Vaters Testament, das seinem Bruder Christian die Neumark bestimmte, schloß der Kurfürst 1603 mit seinem Vetter Georg Friedrich von Ansbach zu Gera im Vogtlande das Grundgesetz des brandenburgischen Hauses, das im folgenden Jahre zu Magdeburg bestätigt wurde, vermöge dessen die Rechte der Erstgeburt auf immer festgesetzt, die Theilbarkeit der Mark, samt deren Eroberungen bis auf die fränkischen Länder, aufgehoben und alle Veräußerungen ohne der ganzen Familie Mitwissen untersagt wurden; alle Prinzen unter 18 Jahren vom Kurfürsten erzogen und unterhalten werden, alle über 18 Jahre jährlich 6000 Thaler, wenn sie nicht mit Ländern oder Stiftern versorgt sind, erhalten, und jeder Prinz, der Güter hat, seine Kinder selbst ernähren sollte. Freilich war der Markgraf Christian damit äußerst unzufrieden, foderte die Stände der Neumark zur Widersetzlichkeit auf, und rief den kaiserlichen Hof und andre Reichsfürsten um Hilfe an. Aber Georg Friedrichs Tod endigte diese Misverständnisse, und in dem ansbacher Vergleich wurde festgesetzt, daß die Neumark bei der Kurmark bleiben, das Herzogthum Jägerndorf, welches Markgraf Georg Friedrich 1595 dem Kurfürsten von Todes wegen geschenkt hatte, dem Kurfürsten zufallen, hingegen Markgraf Christian und seine Nachkommen Baireuth, so wie Markgraf Joachim Ernst und seine Nachkommen Ansbach haben sollten. Diese stifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf ertheilte der Kurfürst seinem zweiten Sohne, Johann Georg. Er errichtete 1604 einen eignen Statsrath, der anfangs aus 8 Räthen oder Ministern bestand, und stiftete 1607 in der von ihm erbauten uckermärkischen Stadt Joachimsthal das nachher nach Berlin verlegte Gymnasium, dem er einen Theil der Einkünfte des aufgehobenen berliner Domkapitels und mehre Güter in der Ucker- und Altmark schenkte. Er starb kurz darauf 1608.

Der wichtige Zuwachs an Ländern unter seinem Sohne Johann (oder Hans, wie er selbst seinen Namen schrieb) Sigmund blieb bei der Kurlinie. Anfangs führte er, wie sein Vater, die Regirung von Preußen anstatt des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich. Als dieser aber 1618 starb, kam er zum wirklichen Besitz dieses Herzogthums, das er ebenfalls von Polen zur Lehn trug. Neun Jahre vorher, 1609, hatte er nach dem Tode Johann Wilhelms, des letzten Herzogs von Jülich, wozu Jülich, Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein gehörten, seine Ansprüche auf diese Länder zu behaupten angefangen, weil seine Gemalin Anna eine Tochter der Maria Eleonora, der ältesten Schwester des ohne Kinder verstorbenen Herzogs, die rechtmäßige Erbin war, und die Familienverträge, der Ehevertrag Marien Eleonorens mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und die wirkliche Entsagung der übrigen Schwestern des letzten Herzogs die brandenburgischen Rechte außer allem Streit setzten. Der Kurfürst ließ daher Cleve, Düsseldorf ꝛc. in Besitz nehmen. Als aber auch der Pfalzgraf von Neuburg Wolfgang Wilhelm wegen seiner Mutter Anna, der zweiten Schwester des letzten Herzogs und Gemalin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, auch von einigen Orten Besitz nahm, und sich nun auch Sachsen und andere meldeten, so verglichen sich beide besitzende Fürsten zu einer gemeinschaftlichen Regirung, wobei jedem seine Rechte vorbehalten wurden, und stifteten dann zu Xanten 1614 den Vergleich, daß der Kurfürst Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein und der Pfalzgraf Jülich und Berg in Verwaltung nahm. Doch dauerte es an 70 Jahre, ehe die Kurfürsten wesentliche Vortheile aus diesen entfernten Ländern zogen, da sie sich sogar in große Schulden deswegen eingelassen hatten, indem z. B. die Kufisensche Schuld von 100,000 Thalern in Holland von Johann Sigmund aufgenommen, durch Zinsen und Wucherkünste nach und nach zu der ungeheuern Summe von 12,060,000 Gulden aufwuchs. Um diese Zeit trat der Kurfürst zu der kirchlichen Partei seiner neuen Unterthanen über, indem er am Weihnachtstag 1613 das Abendmahl nach reformirter Weise in der alten Domkirche zu Berlin (die auf dem

Schloßplatz der Brüderstraße gegenüber bis 1747 stand) genoß, aber vorher seinen Unterthanen versicherte, daß er sie weder in ihrer Religion stören, noch sie öffentlich oder heimlich verfolgen wolle. Er starb 1619.

Durch den 30jährigen Krieg, an dem Johann Sigmunds Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, keinen Antheil nehmen wollte, wurden seine meisten Länder zu Grunde gerichtet; denn er hatte kein hinlängliches Kriegsheer zu Vertheidigung seines Stats, und schenkte sein ganzes Vertrauen einem Manne, der es ganz misbrauchte, dem Grafen Adam v. Schwarzenberg. Die kaiserlichen Kriegsvölker und ihre Feinde bekriegten sich auch in der Kurmark viele Jahre nach einander, besetzten und erschöpften sie durch Kriegssteuern, und vernichteten alles durch Feuer und Schwert. Theurung, Hunger und ansteckende Krankheiten rafften den größten Theil der Einwohner hin. Der Kurfürst war 1631 genöthigt worden, sich mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden zu vereinigen; in der Folge nahm er zwar 1635 den prager Frieden an, allein ohne der Kurmark dadurch eine Erleichterung zu verschaffen. Den Besitz seiner westfälischen Länder machten sich die Holländer und Spanier streitig. Preußen wurde durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Nach dem Aussterben der Herzoge von Pommern 1637 konnte Georg Wilhelm sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil die Schweden das Land eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten traf ein gleiches Schicksal. Den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf beraubte der Kaiser seines Herzogthums. Seines Vaters Bruder, der Markgraf Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg, verlor dasselbe gleichfalls. Georg Wilhelm erlebte das Ende dieses verheerenden Krieges nicht, und hinterließ 1640 sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung.

Nur der Geist seines vortrefflichen Sohns, Friedrich Wilhelm des Großen, konnte hier Ordnung und Wohlstand schaffen. Dieser 20jährige Fürst zeigte bei dem fortwährenden Kriege eine seltene Klugheit, die ihm eben so viel Ansehn, als seinen Ländern Erholung verschaffte, obgleich ein Theil derselben noch lange in den Händen fremder Kriegsvölker blieb. Im westfälischen Frieden 1648 mußte er zwar den Schweden Vorpommern mit den Inseln Rügen und Wollin und einige Städte von Hinterpommern, als Damm, Gollnow ꝛc. überlassen; dagegen bekam er Hinterpommern, die Bisthümer Magdeburg (doch erst 1680 nach dem Tode des zeitigen Administrators, August von Sachsen), Halberstadt (nebst den beiden Ämtern Lohra und Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, die aber erst 1699 in Besitz genommen wurden), Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer, wo er den vierten Theil der Kanonikate in den Stiftern Magdeburg, Halberstadt und Minden, so wie das ganze Stift Camin einziehen sollte. Bei dem Kriege zwischen Schweden und Polen veränderte er mehrmals seine Partei, erlangte aber durch den welauischen Vertrag mit Polen 1657 die Souverainetät über Preußen. Auch die langen Streitigkeiten in Absicht der jülichschen Erbschaft wurden 1666 so beigelegt, daß die gesamten Länder auch ferner in Gemeinschaft bleiben, der Besitz aber so getheilt seyn sollte, daß Brandenburg, Cleve, Mark und Ravensberg, Pfalzneuburg, Jülich, Berg und die Herrschaften Winnendal und Breskesand haben und der Streit wegen Ravenstein durch ein Compromiß ausgemacht werden sollte. Auch in spätern Jahren bewährte sich Friedrich Wilhelm als den größten teutschen Feldherrn der damaligen Zeit, als Frankreichs Übermacht 1672 die vereinigten Niederlande mit dem Verlust ihrer Freiheit bedrohte, und als die Schweden auf Frankreichs Anstiften die brandenburgischen Länder verwüsteten. Der Sieg bei Fehrbellin 1675 entriß ihnen die Kurmark u. Pommern, und der darauf folgende Feldzug Preußen. Dessenungeachtet mußte er, von allen seinen Bundesgenossen verlassen, und von Frankreich angegriffen, den Schweden fast alle ihre vorigen Besitzungen in Pommern zurückgeben. Noch 2 Jahre vor seinem 1688 erfolgten Tode erhielt er von Östreich den schwiebusser Kreis für seine Anfoderungen an einige schlesische Fürstenthümer. Sein Land verließ er in den blühendsten Umständen. Durch Ankömlinge aus Teutschland und den Niederlanden und durch die Aufnahme von 20,000 französischen reformirten Flüchtlingen hatte er für die Bevölkerung gesorgt; er unterstützte die durch den Krieg verarmten Familien, half den Städten wieder auf, legte neue Dörfer an, beförderte Ackerbau und Handel, zog 1662 den müllroser oder Friedrich Wilhelms-Kanal aus der Spree in die Oder, führte zuerst die Posten in seinen teutschen Ländern ein, stiftete die Universität zu Duisburg, die Bibliothek zu Berlin ꝛc.

Mit seinem Sohn Friedrich III., der sich 1701 zu Königsberg die Königskrone aufsetzte, und seitdem Friedrich I. König von Preußen hieß, verliert sich die Geschichte der Mark Brandenburg in der allgemeinen preußischen Geschichte [3]). (*Stein.*)

Brandenburg. Bisthum. Die slavischen, ohne die Herrschaft des Christenthums unsichern Eroberungen der Könige des sächs. Hauses im Osten der Elbe, foderten die Einrichtung von Bisthümern in dem Neulande. Otto I. gründete daher (1. Okt. 949) in Brendunburg im Gau Heveledun in Herzog Gero's Nordmark, den Sitz für einen geistlichen Hirten, dem er zehn slavische Stämme oder Bezirke, untergab [1]), von denen jedoch zum Theil durch die Urkunde allein die Namen gerettet

---

3) Außer den allgemeinen, die preußische Geschichte darstellenden Werken, vgl. man hier insbesondere Friedrich II. Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg. Aus dem Franz. übersetzt. Berlin 1795. 8. — K. J. Pauli allgemeine preußische Statsgeschichte des dazu gehörigen Königreichs, Kurfürstenthums und aller Herzogthümer, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften ꝛc. 8 Theile, Halle 1760 — 69. 4. — Sam. Buchholz Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg, von der ersten Erscheinung der teutschen Sennonen an bis auf jetzige Zeiten. 6 Theile. Berlin 1765 — 75. 4. — Gf. Trg. Gallus Geschichte der Mark Brandenburg. N. Aufl. 6 Bde. Züllichau 1792 — 1815. 8. (*Stein.*). — Auch hier ist Preußen zu vergleichen. (*H.*)

1) Determinavimus praememoratae sedis parochiae provincias infra nominatas Moraciani, Ciervisti, Ploni, Zpriarani, Heveledun, Vueri, Riaciani, Zamcici, Dassia, Lusici (von letztern hatte jedoch auch Meißen schon vorher 948 einen und zwar größern Theil erhalten. Urk. bei Calles series epis. Miss. S. 13.). Eine Erläuterung ist von *Gerken* Fragm. marchica. 5 Thle. S. 154 ff. versucht. Die Urk. bei Gerken in der Stiftsgesch. 335.

sind. Von andern hat sich mehre Nachricht erhalten, und indem der König im Osten die Oder, im Westen die Elbe, und in dem Stiftungsbrief über das benachbarte Havelberg drei Jahr früher die Stremme, als dessen Gränzpunkt nent[2]), so ergibt sich, daß die spätere Diöces von der ursprünglich bestimmten nicht sehr verschieden gewesen seyn mag.

Im Südwesten und Westen schied die Elbe vom Einfluß der schwarzen Elster — dem ruhmvollen Boden von Wartenburg gegenüber — bis zur Einmündung des jetzigen Plauenschen Kanals, bis Roßlau von dem Meißner, von da ab von dem Magdeburger Sprengel; eine kleine Berührung mit Halberstadt nördlich der Ohre komt so wenig in Betracht, als die Zeit vor der Errichtung Magdeburgs (968). Von jenem Kanal an, neben dem Havelberger Sprengel hin, läuft die Gränze an der Stremme (Struinia) bis zur Einmündung in die Havel und an dieser fort bis zur Einmündung der Dosse. Dann, im Norden, von letzterer hinauf bis zum Einfluß des Rhin, und an diesem weiter — immer Havelberger Bisthum zur Seite — bis in die Gegend von Ruppin, und sodann auf der Wasserscheide zwischen Elbe und Havel, dann dieser und der Tollense und Ucker, neben dem Caminer Sprengel, bis zur Welse, deren rechtes Ufer die Gränze zur Oder bringt. Im Osten an der Oder herauf bis zur Gränze des Oberbarnimer und Lebusschen Kreises der (Mittelmark) Provinz Brandenburg, wo das Bisthum Lebus eintrat. Im Süden auf der Gränze beider Kreise zur Spree und zum Eintritt des meißnischen Sprengels. Der Scheidung des Nieder-Barnimschen und Storkow-Beeskowschen Kreises folgend bis Mittenwalde, das noch Brandenburgscher Diöces war, fast die Gränze zwischen Teltower Haupt- und Amterkreis haltend, an die Nuthe, bis zur Einmündung des Gottower-Fließ und von dessen Ursprung zum Fließbach zwischen Bärwald und Dahme und mit diesem zur Elster und wieder zur Elbe.

Das Bisthum begriff also den nördlichen Theil des Kurkreises, so wie Anhalt, Gommern, Magdeburg im Osten der Elbe (mit Ausnahme eines kleinen nördlichen Strichs) Theile des (jetzt West- und Ost-) havelländischen, der Ruppiner, Glin- und Löwenbergschen (jetzt Templiner) Kreise, den Ober- und Nieder-Barnimschen, Teltowschen (zum Theil) Zauche (— Belzig), und (Jüterbok—) Luckenwalder Kreis der Mittelmark, den südwestlichen und südöstlichen Theil der Uckermark und einige Ortschaften des Mecklenburg-Strelitzischen Gebiets.

Über die Eintheilung dieses Bisthums in 18 **Sedes** hat Gerken eine Matrikel von 1459 aufbewahrt[3]), auch eine Karte dazu geliefert, welche aber nur für die erste Übersicht hinreichend ist, und nicht ins Einzele geht. Anfangs hatte das Stift nur einen Archidiakon, wozu der Bischof Wiger 1139 den Propst des Klosters Leitzkau[4]) ernannte; 1161 theilte aber Bischof Wilmar den Sprengel in zwei Theile, den zwischen Ihle, Havel und Oder erhielt der Propst des Domstifts, den andern (südwestlichen Strich) behielt der erstere[5]). Später scheint auch mit der Stiftung des Kollegiatstifts zu Wittenberg (1346. 1353) ein Archidiakon entstanden zu seyn, welchen wir daselbst finden[6]).

Anfangs stand das Bisthum unter dem Erzbischof von Mainz, nach der Errichtung des neuen Erzstifts Magdeburg aber unter diesem. Ditmar hieß der erste Bischof, man kent 44, die nach ihm den Stuhl besaßen. Anfangs mit wenig Glück, sie entbehrten lange der Kathedrale. Denn schon 983 fiel Brandenburg wieder in wendische Hände, und die wechselnde Herrschaft dauerte bis 1101, in welchem Jahr Markgraf Udo sie wieder eroberte. Ein abermaliger Verlust wird nicht erwähnt und Albrecht der Bär, seit 1142 vom sächsischen Herzog unabhängiger Fürst, nent sich auch seit 1144 ausdrücklich von ihr, Markgraf von Brandenburg, ein nochmaliger Verlust war nur kurz dauernde Unterbrechung, und seit 1157 war der Ort für immer christlich und markgräflich, da nun Slavenland zwischen Elbe und Oder zum letzten Mal erobert und durch teutsche Kolonisten gesichert wurde. Erst von da an kann man das eigentliche Leben des Bisthums beginnen[7]). Darum kam es auch nie zu einigem Ansehen, schwankend war wol schon damals die Würde des Reichsfürsten, bald ging sie, der That nach, in der Landeshoheit des Markgrafen und Kurfürsten unter. Die Reformation wirkte nur allmälig auf das Bestehen ein, obgleich Bischof Matthias von Jagow schon 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte und heirathete; 1560 wurde der Kurprinz Johann Georg Administrator des Stifts, und als er dem Vater 1571 folgte, blieb die Würde unbesetzt, und das Bisthum erlosch unbemerkt. (Gerken ausführliche Stiftshistorie von Brandenburg. Braunschw. u. Wolfenb. 1766. 4.) (*Delius.*)

Brandenburg, Provinz des preußischen Stats, hat ihren Namen von dem Stammland der Monarchie, der Mark Brandenburg, die nach der alten Hauptstadt benant ist, aber jetzt nicht mehr ganz zur Provinz Brandenburg gehört (s. nachher). Die Provinz Brandenburg liegt 28° 53′—33° 52′ ö. L. 51° 10′—53° 37′ n. B., gränzt im Norden an Mecklenburg, Pommern und Westpreußen, im Osten an Posen und Schlesien, im Süden an das Königreich Sachsen und die preußische Provinz Sachsen, im Westen an Anhalt-Dessau, die Provinz Sachsen und Hannover, und enthält 749¼ Quadratmeilen Flächenraum. Das Land hat einen fast durchgehends

2) Um 946 bei Lünig Reichsarchiv spic. eccles. t. 2. Anh. S. 80. 3) Stiftshist. S. 20. vgl. S. 677, wonach später Coswig statt Wittenberg Dekanatsort war. 4) Daselbst S. 346. 5) Daselbst 349. 378. 417. 6) Die Wittenberger Kollegiatkirche wurde eremt, und der Wittenberger Klerus machte Versuche zur Nachfolge, wenigstens wurde das Verband dadurch lockerer. Gerken 677. Nach einer Urk. des Bischofs Sigfried 1174 für die Kirche zu Jüterbogk (bei Bruns Beitr. zur Bearb. alter Handschr. Heft 2. S. 232.) sollte auch mit dieser ein Archidiakonat verbunden werden, und mit ihr dem Magdeburger Kloster Gottes Gnade zustehen; es scheint aber nicht ausgeführt zu seyn; da in den folgenden Bestätigungen dieses Recht nicht erwähnt wird, und solches so wenig mit den (4 und 5) erwähnten Rechten, als den spätern Bestätigungen für das Kapitul zu Brandenburg und mit dem Stillschweigen über dieses Archidiakonat vereinbar scheint. 7) Urbs enim praenominata fere usque ad nostra tempora a paganis possessa, et idolorum cultura incesta fuit. — — Siquidem Wigerus episcopus archipresbyteratum in toto episcopatu sede cathedrali Brandeburg *nondum suos habente canonicos* ob paganorum importunitatem, illum — praeposito de Lizeke commiserat (1139). Urk. Bischof Wilmar 1161. Gerken a. a. O. S. 348.

ebenen, aus Flußsand bestehenden Boden, der aber hier und da mit verwitterter Eisenerde, Kalk, Lehm, auch Thon- und Gartenerde vermischt ist; doch gibt es auch einige fruchtbare Gegenden, und die Kultur setzt dem Sande immer engere Gränzen. Zwei Hauptströme Teutschlands berühren oder durchströmen das Land: die Elbe, die aber nur auf eine kurze Strecke die nordwestliche Gränze macht, und die Oder, welche seine östliche Seite durchfließt. Die Elbe nimt hier auf die Elde, Steckenitz, Havel (mit der Spree, Dosse, Rhin, Nuthe, Emster, Plane und Buckau); die Oder den Bober, die Neiße, Warthe, den Finow, Stoberow, die Welse. Die hier entspringenden Flüsse Ihna und Ucker gehen nach Pommern über. Wegen des niedrigen Gesenkes des Landes und des geringen Wasserfalls haben sich viele kleine Seen, große Brüche und sumpfige Niederungen oder Luge gebildet; von jenen sind der Grimnitz-, Wehrbelliner-, Soldiner-, Breitling-, Schwielow-, Wolzig-, Schwenlog-, Rhinsberger- und Gülp-See die bedeutendsten. Zur Verbindung der beiden Hauptströme dienen der Friedrich Wilhelms- oder Mülroser-, der Finow- und der plauensche Kanal. Zur Urbarmachung der Brüche ꝛc. sind auch der neue Oderkanal, der Templiner, Wehrbelliner, Storkower und Ruppiner Kanal angelegt worden. Das Klima ist gemäßigt und gesund, die Witterung aber oft abwechselnd, und heftige Winde sind nicht selten. In kalten Wintern fällt der Thermometer auf 12—18°, und steigt im Sommer zuweilen auf 25—26°. Berlin hat im Durchschnitt jährlich 79 heitere, 153 trübe, 104 Regen-, 27 Schnee- und 15—20 Gewittertage.

Die *Produkte* sind: Getreide aller Art, Buchweizen, Hirse, Garten- und Hülsenfrüchte, Teltower Rüben, Kartoffeln, Senf, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Obst, etwas Wein, Scharte, viel Holz, die gewöhnlichen Hausthiere (1819. 213,884 Pferde, 528,139 Rinder, 1,719,285 Schafe, 8562 Ziegen und 162,631 Schweine), Kleinwild, Fische, Krebse, Bienen, etwas Seide, Eisen, Kalkstein, Gips, Thon, Steinkohlen, Alaun, Bernstein, Salpeter, Torf, Mineralquellen bei Freienwalde, Neustadt-Eberswalde, Frankfurt, Berlin, Charlottenburg, Gleißen.

Der *Einwohner* waren 1819. 1,335,160 in 141 Städten, 21 Marktflecken, 3241 Dörfern und 169,570 Häusern. Die Volksmasse besteht ursprünglich aus Wenden und Teutschen; doch hat sich in dem Regirungsbezirk Potsdam die slavische Sprache ganz verloren, aber in dem Regirungsbezirk Frankfurt, besonders in den Kreisen Guben, Sorau, Lübben, Luckau, Spremberg, Hoyerswerda und Cottbus hört man auf dem Lande und auch in den kleinern Städten fast nur wendisch, und der Wende hat sich hier noch als ein durch Sprache, Kleidung und Sitten von den Teutschen abgesondertes Volk erhalten. Zu diesen Ureinwohnern sind seit der Mitte des 12. Jahrhunderts oder seit den Zeiten Albrecht des Bären Wallonen oder Niederländer, Rheinländer, Schweizer, französische Flüchtlinge und Lothringer (auch Pfälzer, weil sie vorher in der Unterpfalz ansässig waren) gekommen. Unter dem König Friedrich II. sind bis 1777 in der Kurmark ungefähr 7500 und in der Neumark 2500 Kolonistenfamilien angesetzt worden. Der größere Theil der Bewohner ist der evangelischen Kirche zugethan; auch sind Katholiken, Herrnhuter, Gichtelianer und andere christliche Religionsverwandte vorhanden, die, wie die Juden, volle Gewissensfreiheit genießen. Im J. 1817 wurden 1,271,006 Evangelische, Herrnhuter, 17,984 Katholiken, 307 Mennoniten und 8498 Juden gezählt. Zur Beförderung der Geistesbildung dienen die Universität in Berlin, mehre Gymnasien, die Bürger- und Elementarschulen, die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, die Gesellschaft naturforschender Freunde, die ökonomische Gesellschaft in Potsdam ꝛc.

Mit Ausnahme der Spinnerei und Leinweberei nimt das Land wenig Antheil an den Fabriken, die nur auf einzele Städte beschränkt sind, und durch die Aufnahme der vertriebenen Hugonotten geschaffen wurden. Die wichtigsten sind die in Wolle; Tuch und wollne Stoffe werden fast in allen Städten in großer Menge verfertigt; feine Tücher liefern vorzüglich Luckenwalde, Züllichau, Cottbus und Guben, Kasimire und Merinotücher Berlin. Wollmaschinenspinnereien unterhalten Berlin, Cottbus und Guben. Leinwandweberei unterhält besonders der Regirungsbezirk Frankfurt. Der Hauptsitz der Baumwoll- und Seidenfabrikation ist Berlin, wo auch alle Luxuswaaren in hoher Vollkommenheit gearbeitet werden. Die Gerbereien sind beträchtlich in Cottbus ꝛc.; Zuckerraffinerien findet man in Berlin, Tabaksfabriken und Spinnereien fast in allen Städten; die Papiermühlen befriedigen aber nicht das Bedürfniß. Man hat ferner Spiegel-, Steingut-, Porzellan- und Schießpulverfabriken, mehre Hochofen, Kupfer- und Eisenhammer, Eisendraht-, Eisenblech-, Messing-, Saiger- und Glashütten, Alaun- und Potaschesiedereien ꝛc. Den *Handel* begünstigen die meistens chaussirten Straßen, die schiffbaren Flüsse und Kanäle, die Messen zu Frankfurt und die königl. Bank zu Berlin mit ihrem Komtoir zu Frankfurt.

Die Provinz ist der Mittelpunkt der Regirung des ganzen preußischen Stats, und wird wie die übrigen Provinzen verwaltet. In militärischer Hinsicht bildet es eine Militärabtheilung der Monarchie. Der Oberpräsident hat seinen Sitz zu Berlin, ihm ist das Konsistorium untergeordnet. Die kurmärkische Landschaft und Städtekasse, so wie die ritterschaftliche Kreditassociation in der Kur- und Neumark haben ihren Sitz zu Berlin, letztere aber auch Directionen zu Perleberg für die Priegnitz, zu Berlin für die Mittelmark, zu Prenzlow für die Uckermark und zu Frankfurt für die Neumark. In Berlin ist auch die Direction der kurmärkischen Landfeuersocietät, in Frankfurt die der Neumark. — *Erbbeamte* der Mark Brandenburg sind: Erbmarschälle die Hrn. von Putlitz; Erbkämmerer die Grafen von Schwerin; Erbschenken die Hrn. von Haken, Erboberküchenmeister die Hrn. von der Schulenburg; Erbtruchsesse die Hrn. von Grävenitz; Erbschatzmeister die Hrn. von Schenck und Erbjägermeister die Hrn. von der Gröben.

Die Mark Brandenburg ward vormals in die Kur- und Neumark abgetheilt. Die *Kurmark* begriff 1) die *Altmark*, zwischen der Priegnitz, Magdeburg und Hannover, mit der Hauptstadt Stendal; 2) die *Priegnitz* zwischen der Alt- und Mittelmark und Magdeburg, mit der Hauptstadt Perleberg; 3) die *Mittelmark* zwischen der Neumark, Uckermark, Priegnitz und Sachsen, mit

der Hauptstadt Berlin; 4) die **Uckermark**, zwischen der Mittelmark, Priegnitz, Mecklenburg und Pommern, mit der Hauptstadt Prenzlow. Die **Neumark** war von der Mittelmark, Schlesien, Posen und Pommern begränzt und hatte Küstrin zur Hauptstadt. Bei der neuern Eintheilung des Stats ward aber die Altmark zur Provinz Sachsen, und der Schievelbeinische und Dramburgische Kreis mit einigen Theilen des Arenswalder, Krossenschen und Soldinischen Kreises zur Provinz Pommern gelegt. Statt dieser abgetretenen Theile kamen zur Mittelmark, Uckermark, Priegnitz und Neumark 1) vom Herzogthum Sachsen die Niederlausitz, ein Theil der Oberlausitz, die Ämter Senftenberg und Fürstenwalde vom Meißner Kreise, die Ämter Dahme und Jüterbogk des Fürstenthums Querfurt, die Herrschaften Baruth und Sonnenwalde, das Amt Belzig und einige Orte der Ämter Wittenberg, Schlieben und Sayda des Wittenberger Kreises; 2) von Schlesien der Schwiebusser Kreis und einige Dörfer des Saganischen Kreises; 3) vom Großherzogthum Posen die Stadt Schermeisel und das Dorf Gronow des Meseritzer Kreises. Die so gebildete Provinz Brandenburg ward nun in die Regirungsbezirke Berlin, Potsdam und Frankfurt eingetheilt; da aber durch die Kabinetsordre vom 21. December 1821 die Regirung von Berlin mit dem 1. Januar 1822 aufgelöst wurde, so hat seitdem die Provinz außer der Hauptstadt Berlin die Regirungsbezirke Potsdam und Frankfurt *). (*Stein.*)

Brandenburg (30° 12′ 40″ L. 52° 24′ 24″ B.), Kreisstadt des Westhavelländischen Kreises im preuß. Regirungsbez. Potsdam, 9 M. von Berlin, an der Havel, welche die alte und neue Stadt und die Burg Brandenburg (auf einer Insel in der Havel, wo die Domkirche und das Rittercollegium) trent, zwischen welcher ein District liegt, der, weil die Häuser auf Pfählen gebaut sind, Venedig heißt. Diese Stadt wird seit 1716 von einem vereinigten Magistrat regirt; doch hat jeder Theil seine besondern Besitzungen und Einkünfte. Beide Theile hatten 1819 8 Thore, 1 Markt mit einer Rolandssäule, 9 Kirchen und Bethäuser, 30 öffentliche Gebäude, 1385 Privatwohnhäuser, 13 Fabrikgebäude und Warenlager, 519 Ställe, Scheunen und Schuppen, 12,762 Einwohner; ein Gymnasium, Bürgerschulen, Industrie-Töchterschule (deren Zöglinge 1820. 670 Thaler erwarben), und ein Landarmenhaus. Die Einwohner haben Woll-, Leinwand-, Strumpf-, Handschuh-, Leder-, Hutfabriken, Weinbau, Schiffahrt. Die Stadt genoß von Alters her das Recht, in allgemeinen landschaftlichen Angelegenheiten unter allen Städten der Mark Brandenburg, die von ihr den Namen hat, die erste Stimme zu geben, welchen Vorzug jetzt Berlin behauptet, jedoch mit Vorbehalt des Rechts der Stadt Brandenburg. — In dieser Stadt hatte der Kaiser **Otto der Große** ein **Bisthum** gestiftet, dessen erster Bischof **Ditmar** unter dem Kurfürsten von Mainz als Metropolitan stand. Da aber 968 das Erzstift Magdeburg errichtet wurde; so ward sein Nachfolger **Dodolin** vom Kaiser diesem Hochstift im Geistlichen unterworfen. Unter Bischof **Ludolf** nahmen die Domherren den eben errichteten Prämonstratenserorden an, da sie vorher Weltgeistliche gewesen waren. In der Folge aber sprach Papst Julius II. unter dem Bischof **Joachim** von Bredow, in einer Bulle vom Jahr 1506, auf Ansuchen des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, „dessen Vorfahren das Bisthum gestiftet und mit Einkünften versehen hatten," das Domkapitel von allen Verbindlichkeiten des Prämonstratenserordens frei, und verordnete, daß die ältesten 16 Domherren als ordentliche Canonici seculares, gehalten werden und die übrigen nach und nach darin folgen sollten. Ungefähr 60 Jahre vorher hatte auch der Papst Eugenius IV. auf Ansuchen des Kurfürsten Friedrich II. unter dem gelehrten Bischof **Stephan** II. (Bodeker oder Rodeker) 1446 die Stiftskirche zu Brandenburg in eine förmliche Kathedralkirche verwandelt. Der Bischof **Matthias** von Jagow trat 1539 zur evangelischen Kirche über, und 5 Jahre darauf ward in dem Dom die Messe und der Bilderdienst eingestellt, obgleich man die Altäre und Bilder selbst zum Andenken beibehielt. **Johann George** wurde 1560 als Kurprinz der erste Administrator des Stifts, und überließ es dann nach seinem Regirungsantritt dem Kurprinzen **Joachim Friedrich**, der es, als er 1598 Kurfürst ward, einzog, und die Stiftsgüter theils in kurfürstliche Domänen verwandelte, theils an Adelige veräußerte. Doch blieb das **Domcapitel**, das nun aus dem Dompropst, 6 Domherren und 6 Canonicis bestand, deren erledigte Stellen von den Landesfürsten aus altadeligen Personen besetzt und öfters für 18—20,000 Thaler erkauft wurden, bis es, wie die andern geistlichen Stiftungen, durch das kön. Edikt vom 30. Okt. 1810 aufgehoben wurde †). (*Stein.*)

Brandenburg, Ballei des Johanniterordens in der Mark Brandenburg zu Sonnenburg, oder das Herrenmeisterthum gehörte zu der teutschen Zunge des Johanniterordens, und hatte 8 Commenthureien, zu denen die vormals in Sonnenburg ge-

*) Topographisch-militärischer Atlas von der Provinz Brandenburg in 23 Sectionen. Weimar 1817. — D. F. Sotzmann Charte von der Mark Brandenburg und dem Herzogthum Pommern mit Inbegriff des zur Kurmark geschlagenen Theils des Herzogthums Magdeburg. Berlin 1811. — J. B. Engelhardt Specialcharte des Regirungsbezirks von Frankfurt in 2 Sectionen und 3 Supplementblättern. Berlin 1818. — F. W. A. Bratring statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg; für Statistiker, Geschäftsmänner, besonders für Cameralisten. 3 Bde. Berlin 1804—9. 4. — J. Ch. Beckmann historische Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg; fortgesetzt und herausgegeben von Bd. L. Beckmann. 2 Theile. Berlin 1751—54. Fol. mit Kpf. — Ant. F. Büsching vollständige Topographie der Mark Brandenburg. Berlin 1775. 4. F. L. Jos. Fischbach statistisch-topographische Städtebeschreibung der Mark Brandenburg. 1. Band, der Ober-Barnimsche Kreis, Potsdam 1786. 4. — (A. H. Borgstede) statistisch-topographische Beschreibung der Kurmark Brandenburg. 1. Th. Berlin 1788. 4. — (F. W.) Licht Gerichtsbariets-Topographie von der Mittelmark, Priegnitz, Uckermark und einem Theile der Altmark. 3 Th. Berlin 1803—4. 4. — Ortschaftsverzeichniß des Regirungsbezirks Berlin. 4. — Ortschaftsverzeichniß des Regirungsbezirks Potsdam. Berlin 4. — P. J. G. Hofmann Topographie der Neumark nach ihrem gegenwärtigen statistischen und kirchlichen Zustande, für Cameral- und Justizbediente, auch Kircheninspektoren und Prediger. Züllichau 1802. 4. — Topographisch-statistische Übersicht des Regirungsbezirks Frankfurt 1820. 4. m. 1 Ch.

†) Vgl. Ph. W. Gercken ausführliche Stiftshistorie von Brandenburg, nebst einem codice diplomatico aus dem Brandenburgischen Stiftsarchiv. Braunschw. 1766. 4.

schlagenen Ritter nach dem Alter ihrer Einschreibung gelangten, nämlich in der Neumark Lagow, Burschen und Schievelbein, in der Mittelmark Liezen und Gorgast, in der Altmark Werben, in Minden Wittersheim, und im Braunschweigischen Supplinburg; auch gehörten dazu die Ämter Sonnenburg, Rampitz, Grünberg, Colin in Pommern, Schenkendorf und Friedland in der Niederlausitz. Der Kurfürst von Brandenburg war der Schutzherr dieses Herrenmeisterthums, und präsentirte dem Ordenskapitel einen Herrenmeister, der in neuern Zeiten allemal ein kön. preußischer Prinz war. Er ward hernach von dem Capitel erwählt, und von dem Großprior von Teutschland bestätigt, von dem er übrigens unabhängig war. Er war ein Landstand von Brandenburg, und wie die Commendatoren dem evangelischen Lehrbegriff zugethan. Seine Einkünfte betrugen jährlich an 30,000 Thaler; jeder der 8 Commendatoren bezog nach Beschaffenheit seiner Pfründe 2—7000 Thaler. Außer ihnen war noch ein Coadjutor und der Ordenssenior vorhanden; alle Mitglieder sollten von stiftsmäßigem Adel seyn. Durch das königliche Edict vom 30. Oktober 1810 wurden aber die Ballei und die Commenden eingezogen. Zum Andenken desselben errichtete der König Friedrich Wilhelm III. unterm 23. Mai 1812 den kön. preuß. St. Johanniterorden, dessen Protektor der König ist, und dessen Großmeister von dem König ernant wird; der erste war Prinz Ferdinand, bisher Heermeister, und nach dessen Tode 1813 der Prinz Heinrich, Coadjutor des bisherigen Heermeisters. Die Zahl der Ritter hängt vom König ab, und Personen, die sich um den König, das königl. Haus und die Monarchie verdient gemacht haben, werden dazu ernant. *(Stein.)*

Brandenburg (zum Unterschiede von Brandenburg an der Havel) Neu-Brandenburg oder Brandenburg an der Tollense, in der Volkssprache Brammborg genant (30° 59′ 55″ östl. L. 53° 34′ 10″ nördl. Br.), etwa 120 Fuß über dem Spiegel der Ostsee, etwas NN. ostwärts vom Tollen-See rechts an der Tollense und dem hier sich mündenden Stargarder Bache, in bruchiger und wiesiger, von Hügeln rings begränzter Ebene, 1 M. nordwärts von Stargard. Diese kreisförmig gebaute, rings umwallete und ummauerte Stadt hat 4 hohe, im teutschen Styl gebaute (doppelte) Thore, breite, gerade, sich in rechten Winkeln durchschneidende Straßen, unter denen die Stargarder, die Treptower Straße und die breite (mit Kastanienbäumen eingefaßte) Kastanienstraße sich auszeichnen. Unter den Plätzen ist der viereckige, geräumige, gut gepflasterte, fast in der Mitte des Ortes liegende, Markt, auf welchem das drei Stock hohe (mit einem Thurm versehene) massive Rathhaus und das großherzogliche Palais, der beträchtlichste. Der große, seit mehren Jahren in einen freien Platz umgestaltete (Marien-) Kirchhof bildet nächst dem Markte, die bedeutendste, unbebaute Stelle der Stadt. Unter den im Durchschnitt zwei Stock hohen Häusern sind einige massive, die meisten aber bestehen aus Fachwerk und bei mehren sind noch die Giebel nach der Straße gerichtet. Doch ist das Äußere des Ortes freundlich und nett. Innerhalb der beträchtlich hohen, eben nicht starken, durch Strebepfeiler gestützten Mauern sind 645, außerhalb der Mauern 7, also im Ganzen 652 Privathäuser, ohne die städtischen und großherzoglichen Gebäude. Vor den Thoren sind 94 Scheunen. Die Zahl der Einw. belief sich 1817 auf 5145, darunter verhielt sich das männliche zum weiblichen Geschlecht wie 8 zu 9. Für das J. 1824 mag die Einwohnerzahl auf 5500 gesetzt werden dürfen. Die hiesige Volkssprache ist ein Zweig des Plattteutschen. Nahrung, Kleidung, Sitte und Lebensweise haben nichts Eigenthümliches, von der Umgegend beträchtlich Abweichendes. Die Beschäftigungen der Einwohner bestehen theils in Feld- und Gartenbau, mehr aber noch im Betrieb der Handwerke. — Der Ackerbau befriedigt nicht gänzlich den Bedarf, weshalb Zufuhr von den umliegenden Dörfern nothwendig. Durch den Gartenbau wird Obst und Gemüse, für den Verbrauch hinreichend gewonnen. Eigentliche Fabriken hat die Stadt 2 für Tabak und 1 chemische Fabrik. Der Handel ist für die Größe des Ortes ziemlich beträchtlich, und wird durch 4 Jahrmärkte, unter denen besonders der Brandenburger Herbstmarkt sich auszeichnet, gefördert. Im Sommer wird hier jährlich ein besuchter Wollmarkt, und öfter werden beträchtliche Pferdeversteigerungen gehalten. — Die Religion sämtlicher Einwohner ist die protestantische. Von den beiden, innerhalb der Stadt liegenden Kirchen ist die Marienkirche mit einem hübschen, beträchtlich hohen, mit Kupfer gedeckten und mit Blitzableitern versehenen Thurme, groß; die Nikolaikirche weniger beträchtlich. Außer der Gelehrtenschule sind einige Elementarschulen. Die 36 öffentlichen und 388 Privatbrunnen des Ortes geben hinreichendes und gutes Wasser. Die mit starken Eichen bewachsenen Wälle bilden angenehme Wandelwege. — Die beträchtliche Gemarkung des Ortes besteht aus gutem fruchtbaren Ackerlande, und weithin sich erstreckenden Wiesen. Die Waldung wird durch Laubholz gebildet. Von den Städten des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz ist die Vorderstadt Neu-Brandenburg die beträchtlichste. Wenn gleich dieser Ort keine geschichtlichen Merkwürdigkeiten aufzuweisen hat, ist doch die eine Bemerkung, daß einst die Ostsee ganz gewiß bis hieher sich erstreckte, für die Urgeschichte Teutschlands wichtig. *(K. F. V. Hoffmann.)*

Brandenburg, Marktfl. in Ostpreußen am Flusse Frisching, im Kreis Heiligenbeil des Bezirks von Königsberg mit ungefähr 1000 Einw., erhielt seinen Namen vom Markgrafen Otto von Brandenburg; welcher 1266, da er einem Kreuzzuge nach Preußen beiwohnte, dort ein Schloß erbaute, wovon nur noch einige Trümmer übrig sind. *(v. Baczko.)*

Brandenburg, Bergschloß an der Iller, im würtembergischen Oberamte Wiblingen, im Donaukreise, gehörte zu Dietenheim, ist aber von dem Badwirthe gekauft worden, der 1818 unten am Berge ein neues Bad errichtete. Das Mineralwasser dient für Nervenschwäche, Fehler im Unterleibe, und Drüsen. Es sind einige Anlagen zum Vergnügen gemacht. Das Schloß Brandenburg war ehemals Stammort einer ausgestorbenen, davon benannten alten adeligen Familie. *(Roeder.)*

Brandenstein, Katharine von, s. Wilhelm III., Herzog von Sachsen.

BRANDER sind Fahrzeuge, welche man besonders dazu einrichtet, indem man sie mit feuerfangenden Materien anfüllt, anzündet und auf die feindlichen Schiffe treibt, um diese in Brand zu stecken. Der Gebrauch derselben ist schon sehr alt und sowol die Geschichte Alexanders des Großen, als die Kriege der Römer geben Beispiele davon. Sie werden jetzt auf folgende Art eingerichtet. Der eigentliche Feuerraum befindet sich auf dem Zwischendeck, fängt vorn im Bug des Schiffes an und geht bis hinter den großen Mast, wo er durch eine Bretterwand von dem übrigen Schiffsraume abgesondert wird. Längs den Seiten und quer über liegt ein Gerüste von Latten, auf welchen hölzerne Röhren, oder auch blecherne befestigt sind, welche das *Lauffeuer* enthalten und mit einander in Verbindung stehen. Die Röhren werden oben mit geschwefelter Leinwand oder mit Zündpapier gedeckt, darüber dürre Reiser von Tannenholz und Hobelspäne gelegt; die Deckplanken und Röhren werden mit Harz übergossen und in den Raum Hanf, Schwefelfaden und getheertes Tauwerk, *Werg* genant, nebst Buschwerk u. s. w., alles mit einer brennbaren Komposition übergossen, gelegt, oder an die Seiten des Schiffes gehängt. An jeder Seite sind die im *Feuerraume* befindlichen Stückpforten mit einem eisernen Kammerstücke versehen, das ungefähr 10 Zolle lang ist und 3 Zoll im Durchmesser hat; es wird mit bloßem Pulver geladen und vor die Ladung ein hölzerner Pfropf eingetrieben; in das Zündloch steckt man eine Lunte und alle diese Stücke werden durch ein Lauffeuer losgebrant, wodurch die Stückpforten, welche nicht, wie gewöhnlich *oben*, sondern *unten* an der Öffnung befestiget sind, alle zugleich niedergeschlagen oder losgerissen werden, und der im Feuerraume wüthenden Flamme Luft machen. — Hinter dem Feuerraume befindet sich die Mannschaft und ganz hinten der Anführer. Ein solcher Brander wird mit 15 bis 20 Mann — gewöhnlich Freiwilligen — besetzt. Sobald das Signal gegeben ist, sich bereit zu machen, werden die Enterhaken an die *Nocken* der *Raen* (äußersten Enden der Segelstangen) befestiget, die Röhren werden geöffnet und im Feuerraum Werg, Späne und andere Brennstoffe verbreitet und von diesen durch Lunten, welche durch Weingeist gezogen und mit feinem Pulver bestreut sind, in den Feuerraum geleitet. Wenn nun der Brander fertig ist angesteckt zu werden, so sucht ihn die Mannschaft an ein feindliches Schiff zu bringen, so daß die Enterhaken sich in das Tauwerk desselben verwickeln; die Entertreppen werden hinüber geworfen, und die Mannschaft rettet sich durch eine kleine, am Hintertheile auf einer Seite angebrachte Thüre, von welcher Stufen bis an's Wasser gehen, wo ein gutes Boot mit einer Kette und einem Hangschlosse befestigt ist, zu welchem der Anführer den Schlüssel bei sich trägt. — Dieser nebst einigen Gehilfen steckt die neben der Thüre aus der Seite des Schiffes geleitete Röhre, worin sich das Lauffeuer befindet, an, steigt in das Boot, macht es los, läßt so schnell als möglich davon rudern und überläßt den Brander seinem Schicksale. *(Braubach.)*

BRANDER (Georg Friedrich), einer der berühmtesten Mechaniker des 18. Jahrh., Sohn eines Materialwarenhändlers in Regensburg, wo er 1713 geboren war. Schon in der Kindheit waren mechanische Arbeiten ihm die angenehmsten, und ohne Unterricht verfertigte er allerlei künstliche Werkzeuge. Um ihn davon abzubringen und für den väterlichen Beruf zu gewinnen, wurde er in Nürnberg einem Kaufmanne in die Lehre gegeben; allein hier fand sein mechanisches Genie weit mehr Nahrung als in der Heimath, und als sein Vater starb, folgte er gänzlich seiner Neigung, und benutzte 3 Jahre lang den Unterricht Doppelmayers und anderer Lehrer in Nürnberg und Altdorf, um zugleich einen festen Grund in der Mathematik zu legen. Von hier wandte er sich 1734 nach Augsburg, verfertigte zuerst allerlei chirurgische, dann mathematische Instrumente, und brachte 1737 das erste Teleskop in Teutschland zu Stande. Von dieser Zeit an machte er in der Kunst, der er mit eben so viel Genie als Fleiß oblag, so bewundernswürdige Fortschritte, daß seine Werkzeuge den besten englischen an die Seite gesetzt wurden, und die kompetentesten Richter (Dollond, Lambert, Muschenbroek, Tob. Mayer, Kästner, Amman u. A.) seinen Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Folge davon war, daß er die vortheilhaftesten Vokationen erhielt, 1740 nach Wien, 1753 nach Paris und nach St. Petersburg und 1760 nach München; er blieb aber beständig in Augsburg, und starb daselbst den 1. April 1783 im 71. Jahre. Brander begnügte sich nicht, das von Andern Erfundene geschickt nachzumachen, sondern überall gewahrte man die verbessernde Hand des Meisters, der besonders durch Erfindung ganz neuer Instrumente, der praktischen Mathematik und Naturkunde mannigfaltige Vortheile verschaffte. Er selbst hat, um den Gebrauch der von ihm erfundenen oder verbesserten Instrumente bekant zu machen und zu erleichtern, von Zeit zu Zeit Beschreibungen derselben gedruckt herausgegeben, die als eine fortlaufende Geschichte seines erfinderischen Geistes und seines ungemeinen Talentes zu betrachten sind*). Ganz eigen ist ihm unter andern die

*) Und deswegen auch hier eine Stelle verdienen. Ihre Titel heißen: Polymetroscopium dioptricum, oder Beschreibung eines optischen Instruments, vermittelst dessen man die Gesichtswinkel messen kann. Augsb. 1764. 8. m. Kpf. Joh. v. *Muschenbroek* Beschr. der doppelten u. einfachen Luftpumpe. Eb. 1765. 8. Kurze Beschreibung einer ganz neuen Art einer Camerae obscurae, ingleichen eines Sonnenmikroskops. Eb. 1767. 8. m. Kpf. (S. Allg. t. Bibl. 8. Bd. 2. St. 294). Der neue geometrische Universal-Meßtisch. Eb. 1767. 1772. 8. m. Kpf. (Allg. t. Bibl. 10. Bd. 2. St. 273). Beschr. zweier zusammengesetzten Mikroskope. Eb. 1767. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 13. Bd. 545). Arithmetica binaria seu dyadica, d. i. die Kunst mit 2 Zahlen in allen Fällen und sicher zu rechnen. Eb. 1767. 1775. 8. (Allg. t. B. 13. Bd. 546). Beschr. des neuen dioptrischen Sektors. Eb. 1767. 8. Beschr. einer neuen hydrostatischen Wage. Eb. 1771. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 18. Bd. 2. St. 233). Neue Art Winkel zu messen. Eb. 1772. 8. m. Kpf. Beschreib. zweier besonderer und neuer Barometer. Eb. 1772. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 18. Bd. 2. St. 233). Regeln zu perspektivischen Zeichnungen vermittelst eines zu deren Ausübung eingerichteten Proportionalzirkels. Eb. 1772. 8. m. Kpf. Beschr. u. Gebrauch der logarithmischen Rechenstäbe. Eb. 1772. 8. Beschr. eines Spiegel-Sextanten. Eb. 1774. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 25. Bd. 246). Beschr. einer kleinen Luftpumpe. Eb. 1774. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 25. Bd. 247). Beschr. der neu abgeänderten Camerae obscurae. Eb. 1775. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 26. Bd. 506). Beschr. eines neu verfertigten u. besondern Planisphaerii astrognostici aequatorialis. Eb. 1775. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 29. Bd.

eben so sinnreiche als nützliche Erfindung der Mikrometer auf Glas **), die selbst Dollond bewunderte, der Brandern deswegen sehr hoch schätzte, und Personen, die dergleichen Mikrometer suchten, selbst den König Georg III., an den Erfinder wies. Von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern erhielt er für die Entdeckung einer Maschine, dergleichen Glas-Mikrometer zu verfertigen, ein ansehnliches Geschenk. Viele von ihm verfertigte Instrumente verwahrt der Instrumentensaal der königl. Akademie der Wiss. zu München, unter andern einen 1760 verfertigten Azimuthal-Quadranten, und die Hochschule zu Landshut besitzt von ihm, außer andern geometrischen und physikalischen Instrumenten, 2 große astronomische Werkzeuge, einen Sektor und einen Quadranten. Für die kön. Höfe zu Berlin und Warschau verfertigte Brander Distanz-Instrumente von katadioptrischer Einrichtung, vermittelst welcher eine Distanz sogleich aus einem Standorte erkant wird. Die kön. Akademie der Wiss. zu Berlin, die kurfürstl. zu Mannheim, die physikalische Societät in Zürich, mehre teutsche Sternwarten, viele jetzt aufgehobene Klöster in Baiern, Schwaben und Franken besaßen ebenfalls viele Instrumente dieses berühmten Meisters. Er war auch einer der ersten Stifter und Beförderer der 1780 in Augsburg errichteten Gesellschaft zur Beförderung der Künste, und hinterließ in seinem Tochtermann Joh. Kaspar Höschel, einem gebornen Augsburger, einen sehr geschickten Schüler, der nach seines Schwiegervaters Tode, nebst einer Nachricht von dem katoptrischen Zirkel, ein Verzeichniß von den im Brander-Höschelschen Laboratorium zu findenden Instrumenten herausgab, deren Anzahl damals auf 102 stieg †). (*Baur.*)

BRANDES, eine aus der Stadt Celle im Königreich Hannover gebürtige Familie, von deren Mitgliedern zwei, Vater und Sohn, wegen ihrer großen Verdienste um die Universität zu Göttingen und als Schriftsteller hier erwähnt werden müssen. Der Vater Georg Friedrich Brandes war zu Celle im J. 1719 geboren, ein Sohn des dasigen Raths Brandes, eines geschickten Sachwalters. Schon als junger Mann kam er in genaue Verbindung mit einer der ersten hannöverschen Familien, von Steinberg, indem der damalige Minister und Großvoigt von Steinberg ihn zum Begleiter seines jüngern Sohns, welcher 1765 als Gesandter zu Wien starb, bestimmte. Mit diesem ging er zuerst nach Holland, wo er theils im Haag, theils in Leiden sich aufhielt; und hier der Zuhörer und Freund des großen Hemsterhuis ward, der jene Vorliebe für klassische, besonders römische Literatur ihm einflößte, die nie wieder erstarb. Zweimal war er mit dem jüngern Steinberg in England, und kam dadurch in die Bekantschaft des königlichen Hauses. Die Verbindung mit der Steinbergschen Familie bahnte ihm den Weg zu einer andern, noch wichtigern, mit der gräflich Walmodenschen. Die Gräfin Walmoden, Schwiegerin des Ministers von Steinberg, vom Könige Georg II. zur Gräfin Yarmouth und Peeress of England erhoben, nach dessen Tode sie sich nach Hannover zurückzog, schenkte ihm ihr volles Vertrauen, überließ ihm die Führung ihrer weitläufigen Angelegenheiten, und zugleich ihres Sohnes, des jungen Grafen, nachmaligen Generals und Feldmarschalls von Walmoden. Mit diesem besuchte er mehre teutsche Höfe, nachdem er seit 1746 als geheimer Kanzleisekretär in Hannover angestellt worden war, namentlich um 1756 zu Mannheim, Bonn u. s. w., nicht blos als sein Begleiter, sondern auch als Legationssekretär und Agent der Regirung in mehren confidentiellen Verhandlungen. Im siebenjährigen Kriege wurden ihm Kommissionen bei der alliirten Armee anvertrauet, welche die Erhebungen aus den occupirten westphälischen Provinzen zum Gegenstande hatten. Für Göttingen wurde er erst dann wichtig, als er gegen das Ende des J. 1769, auf des unsterblichen Ministers und Curators von Münchhausen Betrieb, die Expedition der Universitätssachen übernahm. Wie innig die Verbindung beider Männer war, ergibt die lesenswerthe Biographie Heyne's von Heeren; indem Münchhausen Brandes jene Expedition übertragen ließ und Heyne für Göttingen erhielt, hatte er für die Zukunft sein Werk befestigt, und konnte mit Ruhe sein Haupt niederlegen, wer auch in der Curatel sein Nachfolger werden mochte. Wie und auf welche Art

---

210). Beschr. des von ihm neu verfertigten Spiegelquadranten. Eb. 1777. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 34. Bd. 480). Beschr. eines magnetischen Declinatorii und Inclinatorii. Eb. 1779. 8. m. Kpf. (Allg. t. B. 41. Bd. 543). Beschr. und Gebr. eines geometr. Instr. in Gestalt eines Proportionalzirkels. Eb. 1780. 8. (In dieser Beschr. gibt er S. 51 ff. selbst Nachricht von s. Arbeiten u. Schriften. S. Nürnb. gel. Zeit. 1780. S. 591.) — In den Abhandlungen der kurfürstl. Akad. der Wiss. in München, deren Mitglied Brander war, findet man von ihm (im 5. Bde. 437—450) die Beschreibung eines neu erfundenen dioptrischen Sectors und (Eb. S. 451—464) die Beschreibung einer ganz neu verfertigten Libelle oder Nivellirwage. — Im J. 1779 erhielt Brander für die Auflösung einer von der kön. Akad. zu Kopenhagen aufgegebenen Preisfrage und den dazu verfertigten Distanzmesser eine goldne Medaille, 100 Thlr. an Werth. „Die Beschreibung dieses neu erfundenen Distanzenmessers aus einer Station für Ingenieurs und Artilleristen" erschien zu Augsb. 1781. 8., und ist auch abgedruckt in den Abhandlungen, die von der kön. dän. Gesellschaft den Preis erhalten haben. Kopenh. 1781. 4. 1. Saml. S. Nürnb. gel. Zeit. 1782. S. 170. — Mehre Gelehrte haben ebenfalls Branderische Instrumente ausführlich beschrieben, als Lambert, Kästner, Bullinger und Amman, zwei Professoren in Ingolstadt, Pickel in Eichstädt, Prof. Spengler in Dillingen u. Prof. Mair in Heidelberg. **) S. Lambert's Beschreibung der von Hrn. Brander neu erfundenen Glasmikrometer in den Abhandlungen der kurfürstl. Akad. d. Wiss. München. 5. Bd. 414—436. Auch Kästner gedenkt in seinen astronomischen Abhandlungen dieser Glasmikrometer und des Branderschen Glasnonius mit vielem Beifall. — Lambert war, ehe er als Oberbaurath u. Mitglied der k. Akad. d. Wiss. nach Berlin kam, 3 Jahre bei Brandern in Augsburg, und unterhielt mit ihm von 1765—1776 einen Briefwechsel, welcher die Geschichte der Entstehung und Ausführung der meisten Arbeiten Branders in seinen besten Lebensjahren enthält. Er macht den 3. Bd. des von J. Bernoulli herausgegebenen Lambertischen teutschen gelehrten Briefwechsels aus, und ist auch 1783 unter einem besondern Titel erschienen.

†) P. v. Stetten's Kunst- Gewerb- u. Handwerksgesch. v. Augsburg 1. Th. 177—182. 2. Th. 59—61. *Veith* Bibliotheca Augustana. Alph. X. 8—14. Alph. XII. 185. Zapf's Augsb. Bibl. 2. Bd. 875. Abhandlungen der baier. Akad. d. Wiss. 1. Bd. 2. Abth. 113. Gerken's Reisen 1. Bd. 282. Nicolai's Reisen 3. Ausg. 8. Bd. 42. Baader's Reisen 1. Bd. 77. Ek. gel. Baiern 1. Bd. 126. Hirsching's Nachr. von Kunstsaml. 1. Bd. 59. 4. Bd. 285. 298. 442. 6. Bd. 29. Meusel's Miscell. 17. Heft 317. Ebend. Künstlerlex. u. Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd.

Brandes mit Heyne, unter Münchhausen und dessen Nachfolger zum Flore der Universität bis an seinen Tod gewirkt hat, möge gleichfalls in jener Biographie nachgelesen werden. Bei der Wahl des Bischofs von Hildesheim war Brandes handverischer Kommissarius und 1778 ward er zum Mitgliede der Kommission ernant, welche das Nahrungswesen und verschiedene andere, den Zustand der kalenbergischen Landschaft betreffende Punkte untersuchen sollte; vorzugsweise behielt er jedoch immer den Vortrag in Universitätssachen als geheimer Kanzleisecretär, in welcher Eigenschaft er um 1770 den Titel eines Hofraths erhalten hatte. Er starb am 6. September 1791.— Was ihn außer jenen Verhältnissen vorzüglich auszeichnete, war jene Liebe für Literatur und Kunst, in welcher er zu Hanover nie seines Gleichen gefunden hat. Die herrlichen von ihm hinterlassenen und ganz von ihm zusammengebrachten Samlungen, eine der ausgesuchtesten Bibliotheken von 30,000 Bänden, nach seinem Tode von dem Herzog von Oldenburg gekauft; eine Kupferstichsamlung von 42,000 Blättern, nach seinem Tode von der Rostschen Kunsthandlung zu Leipzig erstanden, von der man einen sehr instruktiven Katalog von Huber besitzt, geben davon schon hinreichende Proben. Er war aber weit mehr, als bloßer Liebhaber und Sammler; er war zugleich Kenner und einsichtsvoller Beurtheiler; er hatte in England, Holland, Frankreich und Italien seine Korrespondenten, und stand dieserhalb vorzüglich mit Winkelmann in Verbindung. Seit langen Jahren war er Mitarbeiter an der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften. Viele Recensionen englischer und italiänischer Werke über die Künste sind darin von ihm, wie auch die ausführlichen Anzeigen von den in England herausgekommenen Kupfern. Zu dem Dictionnaire des artistes von Heinecken lieferte er viele Ergänzungen, auch einige Recensionen in den Göttinger gelehrten Anzeigen. Größere Werke hat er nicht herausgegeben.

Ernst Brandes, dessen Sohn, war zu Hanover am 3. Okt. 1758 geboren. Er wuchs auf im väterlichen Hause, mitten unter den Blüthen der Literatur u. Kunst, und erhielt auch dort, wo Englisch und Französisch fast soviel als Teutsch gesprochen wurde, die große Leichtigkeit in fremden Sprachen, welche ihn so sehr auszeichnete. In den J. 1775 — 1778 bildete er sich in Göttingen unter Heyne's Augen für die Wissenschaften aus. Bald darauf, in den J. 1780 und 1781 machte er eine Reise durch Teutschland und Frankreich. Bei seiner vertrauten Bekantschaft mit der französischen Literatur war in Paris vor allem das Theater ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Weit mehr wirkte aber auf ihn sein Aufenthalt in England, im Winter 1784—85. Er kam hier in sehr bedeutende Bekantschaften, namentlich mit dem Bischof von Worcester und Edmund Burke; der ihm sogar noch 1789 schrieb, er habe ihn, wenn er, wie es damals wahrscheinlich war, ins Ministerium träte, zum Unterstatssekretär bestimt. In Hanover ward er erst geheimer Kanzleiauditor, dann geheimer Kanzleisekretär, mit der Expedition der lüneburgischen Landschaftssachen und der Universitätssachen beauftragt (1791), dann zugleich Mitglied des Kommerzkollegii, 1803 einer von den Deputirten, welche die Sulinger Konvention mit dem französischen General Mortier abschlossen, und Mitglied der Gouvernementskommission, endlich im J. 1805 geheimer Kabinetsrath. Er starb zu Hanover am 13. Mai 1810. Heeren charakterisirt ihn, in der Biographie Heyne's folgendermaßen: „Im Äußern das Bild der Schwäche; im Innern ganz Kraft und Energie; fast nie gesund, von Jugend auf, und doch immer thätig, auch, wenn er litt; oft unentschlossen und bedenklich bei Kleinigkeiten; durchgreifend bis zur Kühnheit, bei großen Sachen; selten zufrieden mit dem, was im Stat ohne ihn geschah; und doch bis zur Aufopferung ergeben diesem Stat, mit dem er starb; als Geschäftsmann gerade und fest, aber nicht eigensinnig; pünktlich bis zur Ängstlichkeit aus Pflichtgefühl; doch nicht pedantisch. Als Schriftsteller wenig streng gegen sich; desto strenger gegen andere; eben darum nicht klassisch, wiewol er klassisch hätte werden können. Überhaupt mehr zum Kritiker als Autor gemacht. Als Mensch nicht ohne Eigenheiten, Folge der Kränklichkeit; im Umgange höchst kaustisch, vielleicht oft ungerecht in seinen Urtheilen über andere; streng gewissenhaft, die Rechtlichkeit selbst, im Handeln gegen sie. Meist einsam lebend in seinem großen Hause (er blieb unverheirathet), aber nie entfremdet der großen Gesellschaft, die er bei sich, wie bei andern sah. Geliebt, nie gehaßt von einzelen; gesucht wie gescheut von vielen; geachtet von allen, selbst, die ihn haßten (der Stempel des Werths!) so war Ernst Brandes." Außer mehren Aufsätzen in dem hanöv. Magazin, der berliner Monatsschrift, und vielen Recensionen, hat er folgende Werke herausgegeben: 1) Bemerkungen über das londner und wiener Theater, Göttingen 1788. 8. — 2) Über die Weiber, anonym. Leipz. 1787. 8. — Eine durch scharfsinnige Beobachtungen ausgezeichnete Schrift, die eine Gegenschrift von Jac. Mauvillon, veranlaßte. — 3) Politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790. 8. — 4) Über einige bisherige Folgen der französischen Revolution, Hanover 1792. 1793. 8. — 5) Über den gegenwärtigen Zustand der Universität zu Göttingen, Göttingen 1802. 8. — 6) Betrachtungen über das weibliche Geschlecht, 3 Theile, Hanover 1802. 8. — (eine weitere Ausführung von No. 2). — 7) Betrachtungen über den Zeitgeist in Teutschland, Ebendas. 1808. 8. — 8) Über das Du und Du zwischen Eltern und Kindern, Eb. 1809. 8. — 9) Über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeists auf die höhern Stände Teutschlands, Ebendas. 1810. 8. Alle diese Schriften sind noch jetzt beachtenswerth*). (*Spangenberg.*)

BRANDES (Johann Christian), Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. zu Stettin d. 15. Nov. 1735. Die zerrütteten Vermögensumstände seines Vaters, der Theologie studirt hatte, anfangs Hauslehrer, dann Rechnungsführer bei einem reichen Bierbrauer war, und sich endlich durch die verunglückte Spekulation eines Victualienhandels genöthigt sah, Weib und Kind heimlich zu

*) Über beide Brandes s. Heyne, biographisch dargestellt von Heeren; und über Brandes den Sohn Heyne's memoria Ernesti Brandes in Comm. Soc. reg. Gott. Anni 1810. Vol. I. v. Spilcker Beschreibung der Residenzstadt Hanover (1819). S. 589 fgg.

verlassen, waren der Erziehung des Knaben nicht günstig, der sich durch seinen lebhaften Charakter zu manchen muthwilligen Streichen hinreißen ließ. Er studirte zwar späterhin mit Eifer, sah sich aber aus Mangel an Unterstützung genöthigt, sich der Handlung zu widmen. Eine Veruntreuung, die er sich zu Schulden kommen ließ, bewog ihn zur Flucht. Er bettelte sich durch Preußen, und wurde nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen Lehrbursche bei einem Tischler in Polen, dann Schweinefütterer, trat hierauf in die Dienste eines herumziehenden Wunderdoktors, errichtete einen Tabakshandel, und sah sich endlich genöthigt, zu seiner Mutter nach Stettin zurückzukehren. Auch in Berlin, wohin ihn seine Verwandten schickten, gerieth er in eine höchst dürftige Lage, und ward Bedienter, um nur seinen Unterhalt zu finden. Er entfloh heimlich nach Hamburg, wo er aus einer verzweiflungsvollen Lage durch einen vornehmen Herrn gerissen ward, der ihn als Bedienten annahm. Auf einer Reise nach Lübeck lernte er die Schönemannische Schauspielergesellschaft kennen, und ließ sich als Mitglied aufnehmen. Sein erstes Debüt in Hamburg im J. 1756 misglückte; und da sich Schönemann in der Folge genöthigt sah, seine Gesellschaft zu verabschieden, so gerieth Brandes abermals in eine höchst misliche Lage; war eine Zeitlang Schreiber bei dem Dichter Dreyer, trat späterhin als Bedienter in die Dienste eines dänischen Generals, sah sich aber durch mancherlei Unfälle genöthigt, heimlich nach Hamburg zurückzukehren, wo er unter eine Gesellschaft von falschen Spielern gerieth. Er fand hierauf bei einer wandernden Schauspielertruppe sein Unterkommen, mit der er nach Kiel, und von da nach Paderborn ging. Hier schrieb er einen Roman: Folgen der Großmuth und Redlichkeit, den er aber anfangs bei keinem Verleger unterbringen konnte und erst in der Folge in Breslau herausgab. Da der Direktor der Truppe sich genöthigt sah, sie zu entlassen, ging Brandes wiederum nach Hamburg, wo er durch Dreyers und andrer Freunde Unterstützung dürftig lebte, bis er endlich bei dem Schuchschen Theater in Stettin angestellt wurde. Wenn es ihm indeß keinesweges an theoretischer Kunstkentniß fehlte, so wollte es ihm doch nicht gelingen, sich als geschickten Schauspieler zu zeigen. Er schrieb damals sein erstes Lustspiel: der Zweifler, welches späterhin gedruckt und aufgeführt, von ihm selbst aber verworfen ward. Indeß hatte er von dieser Zeit an nicht mehr mit drückenden Lebensverhältnissen zu kämpfen. Von Stettin ging er mit der Schuchschen Gesellschaft nach Berlin, wo er, unter mehren Kleinigkeiten, ein Nachspiel: die Entführung, und späterhin bei der Nachricht von dem Friedensschlusse mit Rußland, ein Vorspiel: die geprüfte Treue schrieb, welches mit Beifall aufgeführt, und einige Male wiederholt wurde. In Breslau erwarb er sich Lessing's Freundschaft, der sich bemühte, ihn zu einem ausgezeichneten Schauspieler zu bilden; da er aber mehr guten Willen, als entschiedenes Talent zu diesem Fache bei Brandes bemerkte, so lenkte er ihn auf die seinen Fähigkeiten mehr angemessene, dramatische Laufbahn. Bei einem Aufenthalte der Gesellschaft in Königsberg verlobte sich Brandes mit Esther Charlotte Koch, der Tochter eines Amtmanns in Litthauen, deren Bruder ebenfalls bei der Schuchschen Gesellschaft angestellt war, und verehelichte sich darauf mit derselben zu Breslau. Nach Schuch's Tode ging die Gesellschaft unter der Direktion seines ältesten Sohnes nach Berlin, wo Brandes ein Vorspiel: der Tempel der schönen Wissenschaften, schrieb, und von da nach Danzig. Bei Gelegenheit der Wahl eines Königs von Polen, welche auf Stanislaus Augustus fiel, schrieb er ein Vorspiel: das verwaiste Danzig, und ein zweites, unter dem Titel: der Parnaß oder die frohlockenden Musen zur Feier der Krönung. Obgleich arm an innerm Werthe, erregten diese Stücke, des Gegenstandes wegen, allgemeine Sensation. Von Danzig ging die Gesellschaft nach Breslau zurück, und von da wieder nach Berlin. Hier wurde Brandes eine Tochter geboren, welche den Namen Wilhelmine erhielt, der späterhin, ihrem Pathen Lessing zu Ehren, in Minna umgeändert wurde. Durch Lessing wurde Brandes mit Mendelssohn bekant, und der geistreiche Umgang mit diesen beiden ausgezeichneten Köpfen hatte keinen geringen Einfluß auf die Erweiterung und Berichtigung seiner Kunstansichten. Zur Vermählungsfeier des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth Ulrike von Braunschweig schrieb Brandes sein Vorspiel: Berlin, der Sitz des guten Geschmacks, welches auf der Bühne entschiedenen Beifall fand. Ein Zwist, in den er mit Schuch gerieth, trennte ihn von dieser Gesellschaft, und sein Leben war von dieser Zeit an eine ewige Wanderung von einer Bühne zur andern. Er wurde Mitglied des neu errichteten Hoftheaters zu München, kehrte von da wieder zu Schuch zurück, ging auf das Kochsche Theater zu Leipzig, auf das Ackermannsche in Hamburg, auf das Seylersche, und wurde hierauf Direktor des neu errichteten Hoftheaters zu Dresden. Er verließ es indeß bald, und wurde Mitglied der Manheimer Bühne. Von da begab er sich auf das Hamburgische Theater, das er ein Jahrlang dirigirte, und bei dem er auch späterhin unter Schröders Direktion blieb. Mehr durch seine schriftstellerischen Verdienste, als durch sein Schauspielertalent hatten sich seine Glücksumstände bedeutend verbessert, wozu auch der Beifall, den seine Gattin, vorzüglich aber seine Tochter Minna einerntete, nicht wenig beitrug. Seine häuslichen Verhältnisse waren nicht in jeder Hinsicht glücklich zu nennen, woran der lebhafte Charakter und eine gewisse Unbedachtsamkeit von Seiten seiner Gattin, die er übrigens innig liebte, großentheils Schuld war. Sie ward ihm frühzeitig durch den Tod entrissen, und doppelt beugte ihn der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes. Mit dem Tode seiner geliebten Minna im J. 1788 sank die letzte Stütze seiner Hoffnung. Er zog sich seitdem gänzlich von der Bühne zurück, ging nach Stettin und lebte eine Zeitlang bei dem Grafen von Schwerin auf dessen Landsitze Schwerinsburg. Mit günstigen Aussichten zu einer bestimmten Versorgung ging er nach Berlin; sie schlugen indeß fehl, und er war genöthigt, durch schriftstellerische Arbeiten für die Bühne sich seinen Unterhalt zu verdienen. Seine Umstände waren nicht immer die glänzendsten; er sah einer düstern Zukunft entgegen, als ihn der Tod am 10. Nov. 1799 aus allen Verlegenheiten riß. — Brandes war als

dramatischer Dichter viele Jahre lang der Liebling des Publicums. Man findet in seinen Lustspielen keinen großen Aufwand dramatischer Kunst; aber der Dialog ist leicht und rasch, die Charaktere sind scharf und lebendig gezeichnet. An eigentlich komischer Anlage und Ausführung fehlt es den meisten dieser Stücke, und nur die bürgerliche Natürlichkeit und gesunde Moral, die sich darin ausspricht, konnte ihnen einen ziemlich bedeutenden Effekt auf der Bühne zusichern. Für die vorzüglichsten seiner Stücke hat man den geadelten Kaufmann und den Grafen von Olsbach gehalten *). Sein Melodrama Ariadne auf Naxos darf insofern nicht übergangen werden, als es der erste Versuch in dieser Gattung lyrisch musikalischer Gedichte war, und durch Georg Benda's Musik ein entschiedenes Glück auf der Bühne machte. Ähnliche Nachahmungen von mehren Dichtern und Tonkünstlern, folgten diesem Versuche, unter denen Gotter's Medea als das vorzüglichste Produkt in dieser Gattung zu betrachten ist **). (*H. Döring.*)

Brandfieber und Brandfleck, s. oben bei Brand.

Brandgasse, s. Lager.

BRANDIS, 1) Städtchen im sächsischen Amte Grimma, leipziger Kreis, mit 136 Häus. und 800 Einwohn., die sich theils vom Zwirnspinnen für die Manufakturen in Grimma, theils von der Schafzucht nähren. 2) Oberamt mit Schlosse an der Emma im Kant. Bern. Stammort der gleichnamigen Familie in Tyrol. (*H.*)

BRANDIS gut Zeliol (v.), eine alte Erbsülzerfamilie zu Werl im Herzogth. Westfalen, welche mehre Gelehrte und Schriftsteller gezählt hat †). Wir nennen davon: 1) Kaspar Brandis geb. zu Werl 1518, gestorben 1600 als Fürstbischöflicher Kammerdirektor zu Würzburg, ist der Verf. vieler merkwürdigen historisch-genealogischen Deduktionen. — 2) Christoph Brandis geb. zu Werl 15.. gestorben zu Rüthen den 10. März 1658 als Landesdeputirter und Bürgermeister, hat eine Geschichte der Stadt Rüthen geschrieben, welche viele gute Nachrichten zur Provinzialhistorie enthält und später von Konrad Röimsch mit einem dritten Theile vermehrt worden ist. — 3) Kaspar Brandis geb. 1. Aug. 1588, seit 1608 Jesuit und als solcher, nacheinander: Beichtiger, Professor der schönen Wissenschaften und Studienpräfekt; gestorben zu Emmerich am 21. Dec. 1649, schrieb mehre, häufig aufgelegte Andachtsbücher, unter denen sein: Herzensspiegel, Paderborn 1624. 1627, 16 mit Kupfern von Overadt, am bekanntesten ist. — 4) Hermann Brandis geb. zu Werl 19. Juli 1637 gestorben daselbst als Erbsülzer und Burgemeister gegen 1706, hat eine nicht unbedeutende historische Beschreibung seiner, für die Provinzialgeschichte Westfalens äußerst wichtigen Vaterstadt geschrieben. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

Brandkitt, Brandkugeln, s. oben bei Brand.

BRANDMÜLLER (Gregorins), geb. zu Basel 1661, der Sohn eines geschickten Goldschmids. Seine leidenschaftliche Neigung zur Malerei vermochte den Vater, ihn von Kaspar Meyer im Zeichnen unterrichten zu lassen. In seinem 17. Jahre begab er sich nach Paris, wo er bei le Brun die beste Gelegenheit zu weiterer Ausbildung fand, denn dieser bediente sich seiner Hilfe bei Verfertigung der Gemälde zu Versailles. Ungeachtet dieser Vorzug ihm Neider erwarb, erhielt er doch dreimal den Preis der Akademie. Vermehrte sich aber hiedurch sein Ruhm, so wuchs auch die Misgunst gegen ihn, und dies bewog ihn endlich, in sein Vaterland zurück zu kehren, wo er durch seine Kunst und seinen sanften Charakter sich das Wohlwollen der Höfe von Wirtemberg und Badendurlach erwarb, die ihn viel beschäftigten. Eines seiner vorzüglichsten Werke, die Kreuzabnahme Christi, befindet sich in der Kapuzinerkirche zu Durlach. Seine Zeichnung ist der Natur getreu, die Färbung lebendig, und er wählte in diesem Theil der Kunst sich Jacob Blanchard zum Muster. Er starb 1691, 30 Jahre alt *). (*Weise.*)

BRANDOLESE (Pietro), geb. alla Canda bei Lendinara den 10. Januar 1754, gestorben zu Venedig den 2. Januar 1809. Dieser gelehrte Buchhändler besaß seltene bibliographische Kentnisse und so tiefe Einsichten in die Geschichte der venezianischen Malerschule, daß er von seinen Zeitgenossen in beider Beziehung oft zu Rathe gezogen ward †). Seine gedruckten Schriften sind: 1) Catalogo dei libri spettanti alle bell'arti, del Disegno, che si trovano vendibili appresso Gio. Battista Albrizzi q. Girolamo. Venezia 1773, voll bibliographischer und artistischer Notizen. 2) Pitture, sculture, architetture ed altre cose notabili di Padova nuovamente descritte con alcune brevi notizie intorno agli artefici mantovati. Padova 1795. 3) Del genio de' Lendinaresi per la pittura e di alcuni pregevoli pitture di Lendinara. Padova 1795. 4) Appendice alla serie delle Edizioni Aldine ristampa in Padova l'anno 1790. Padova 1803 12. Diese Ristampa ist die von Brandolese selbst 1790 veranstaltete zweite verbesserte Ausgabe von Burgassi's Serie

*) Das erstgenannte Lustspiel vom J. 1769 befindet sich im 1sten, das zweite im 3. Bde. s. sämtlichen dramatischen Schriften. Leipzig 1790 — 91. 8 Bde. 8. (eine frühere Samlung erschien unter dem Titel: Lustspiele von J. C. Brandes. Ebendas. 1774 — 76.). **) Brandes Leben und Charakter lernt man genau aus dem Werke kennen: Meine Lebensgeschichte, von J. Ch. Brandes, Berl. 1799—1800. 3 Bde. 8. (in einer spätern Auflage ebendas. 1802—5. 3 Bde. 8.). Vor dem ersten Bde befindet sich sein Bildniß von Berger. Außerdem enthalten folgende Werke Nachrichten von seinen Lebensumständen: Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1799. Bd. 1. S. 159 u. f. Sam. Baur's Gallerie historischer Gemälde aus d. 18. Jahrh. Th. 4. S. 229 u. f. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen. S. 639 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 179 u. f. Urtheile über Brandes als dramatischen Schriftsteller findet man in (Küttner's) Charakteren teutscher Dichter und Prosaisten, S. 420 und f. in der allgem. teutschen Bibliothek, Bd. 26. St. 2. S. 465 u. f. Bd. 31. St. 1. S. 209 u. f., in Eschenburgs Beispielsamlung Bd. 7. S. 360 u. f., in Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Bd. 11. S. 465 u. 68. u. in a. Werken.

†) Vgl. Joh. Suibert Seibertz westfälische Beiträge zur teutschen Geschichte, B. 1. 1819. S. 98 u. fgg.

*) Füeßli's Gesch. der besten Künstl. in der Schweiz, Th. 2. S. 235.

†) S. *Moschini* Lettera in da Rio Giornale dell' Italiana Letteratura, Padova 1808. Tomo XXII. p. 213, dessen Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti, Venezia MDCCCXV. XXIII—XXXII und I. p. 652. *Lanzi's* Storia pittorica della Italia. Edizione quarta. Pisa MDCCCXV. a. m. O.

delle edizioni aldine per ordine cronologico ed alfabetico, die in demselben Jahre in Pisa erschienen war. 5) Testimonianza intorno alla Patavinità di Andrea Mantegna. Padova 1805. 8. 6) La tipografia Perugina del secolo XV. illustrata dal sig. Vermiglioli, e presa in esame. Padova 1807. 8. 7) Dubbj sull' esistenza del pittore Giovanni Vivarino da Murano nuovamente confermati e confutazione d'una recente pretesa autorità per sostenerla. Padova 1817. Dies letzte Werk ist an Lanzi gerichtet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRANDOLINI (Aurelio), mit dem Beinamen il Lippo [1]), ein berühmter Redner und Improvisator in der letzten Hälfte des 15. Jahrhundert, aus einer edlen florentinischen Familie, hatte schon in früher Jugend das Unglück, sein Gesicht zu verlieren; daher der Beiname. Seine Blindheit hielt ihn jedoch nicht ab, seine ausgezeichneten Talente zu bilden und zu üben, und er erwarb sich bald einen so bedeutenden Ruf, besonders durch seine improvisatorische Fertigkeit in lateinischer und italiänischer Sprache, daß der König von Ungarn Mathias Corvinus ihn mit andern Italiänern nach seiner neu gestifteten Universität zu Ofen berief, wo er bis zu des Königs Tode 1490 Beredsamkeit lehrte. Hierauf kehrte Br. nach Italien zurück und wurde Mönch in einem Kloster vom Orden des heil. Augustinus zu Florenz. Jetzt glänzte er, als geistlicher Redner, durch die gedankenreiche Kraft und Würde seiner Vorträge, und erntete in vielen Städten Italiens großen Beifall. Nicht minder berühmt und beliebt machte er sich als Improvisator, indem er die schwierigsten Gegenstände augenblicklich, in jedem ihm vorgeschlagenen Versmaße, mit der Begleitung einer Lyra besang, und er feierte die höchsten Triumphe in dieser Kunst zu Verona, so wie auch vor dem Papste Sixtus IV., der die Heiligen an ihren Festen oft durch Brandolini's Improvisationen verherrlichen ließ. Eine Zeitlang lebte der blinde Sänger auch in Neapel, am Hofe König Ferdinands II. und starb nicht lange nach seiner Rückkehr von dort, zu Rom, im J. 1497 [2]) — Von Br. ziemlich zahlreichen Schriften sind folgende die bekanntesten und geschätztesten: De Ratione scribendi. Beste Ausgabe Rom. 1735. Paradoxa Christiana. Basil. 1543. Außerdem einige philosophische Dialogen, und Kommentare über Bücher des alten und neuen Testaments. Von seinen poetischen Werken haben sich nur einige lateinische, meist religiöse, erhalten [3]). (*W. Müller.*)

Brandolini (Rafaello), ein Bruder oder Vetter des vorigen, der mit seinem berühmteren Verwandten das Schicksal der Blindheit, den Beinamen il Lippo, und das Talent der Beredsamkeit und des Improvisirens theilte. Er lebte meistentheils in Neapel und machte sich durch eine Lobrede auf Karl VIII., der sich 1495 Neapels bemächtigte und es in demselben Jahre auch wieder verlor, so beliebt bei diesem Könige *), daß derselbe ihm eine jährliche Pension von hundert Dukaten aussetzte, die aber schwerlich in Frankreich ausgezahlt worden ist **). Einige oratorische Schriften von ihm liegen im Manuscript auf der Ambros. Bibl. zu Mailand. (*W. Müller.*)

BRANDON, 1) Marktfl. an der kleinen Ouse in der brit. Grafschaft Suffolk des Königr. England, hat 1360 Einw., hält 4 Jahrmärkte und treibt Handel mit Korn, Malz, Kohlen und Bauholze. Der Fluß ist von Lynn bis Thetford schiffbar. 2) Eine Ortschaft in der Grafsch. Rutland des nordamer. Stats Vermont am Otterkreek, mit 1375 Einw. (*Hassel.*)

Brandopfer und Brandopferaltar, s. Opfer und Stiftshütte.

Brandpappe, Glanzpappe, s. Pappe.

BRANDSCHATZUNG, erklärt in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes seinen geschichtlichen Ursprung aus dem Kriegsgebrauch, in Feindes Land alles niederzubrennen, und aus dessen Übergang in ein Ablösegeld. Es war das Niederbrennen in Teutschland vor Alters so sehr Gewohnheit, daß es für Recht (freilich für ein schlechtes) galt, und daß z. B. die Herzoge von Baiern sich im 15. Jahrh. untereinander ein halbes tausend Dörfer niederbrannten [1]) (Die Chronisten nennen es den rothen Hahn auf das Dach setzen). Als nachdem die Kriege größer wurden, und die Generale die Hilfsmittel der besetzten Länder insofern schonten, als sie dieselben zur Unterhaltung ihrer Truppen verwenden konnten, und eine Art Verwaltung darüber anordneten, geschah diese von ihren Brandmeistern, die ihren bösen Namen dann in gefälligere, doch bald wieder verhaßte verwandelten. Die Brandmeister foderten Geld und Geldeswerth überall, so weit sie mit der Verwüstung der Städte und Dörfer drohen konnten [2]), und neben ihnen machte noch jeder Soldat seinen eignen Brandmeister. Die wohlgeordnete Reiterbestallung von Kaiser und Reich 1570 gebot freilich §. 19 Item da sich's begebe, daß ein Feldschlacht beschehn, oder ein stattliche Hauptfeste mit gewaltigem Sturm erobert würde, so soll alsdann eines jeglichen Knechts Besoldung wie sich der Monat ihres Dienst begriff aus und angehen; aber weiter sollen Wir und das Reich nicht schuldig seyn, und §. 96. da auch Städt, Schlösser, Flecken, Land und Leut erobert würden, sollen dieselbige samt dem dazu gehörigen Geschütz, Munition und dem Vorrath von Proviant in alle Wege Uns und dem h. Reich zustehen, folgen und bleiben. Zu dem sollen dieselbige Land und Leut, nachdem sie aufgenommen sind, weiters nicht beschädigt und gebrandschatzt werden, aber alle andere Hab, so nach Kriegs-

1) Er wird oft Lippo Fiorentino genant. 2) Bayle gibt 1498 als Todesjahr Brandolini's an. 3) Elsius und Pamphilus de script. Aug. *Voss.* de hist. lat. *Bayle* dict. crit. *Tiraboschi* Stor. lett. Tom VI. P. II p. 236 sq., *Ginguené* hist. lit. d'Ital. T. III. p. 459 sq.

*) Karl soll bei Anhörung dieser Rede öfters ausgerufen haben: Magnus Orator, summus Poeta.

**) *Tiraboschi* l. c. p. 240. *Ginguené* l. c. p. 462.

1) v. Lang Gesch. des Herzogs Ludwig von Baiern. (*v. B.*) — Nicht besser ging es bei andern Fehden verwandter Fürsten, z. B. bei dem erst neulich wieder auf Anlaß des sogen. Hussitenfestes in Naumburg, zur Sprache gekommenen Bruderzwiste Herzogs Wilhelms III. und Kurfürst Friedrich II. (Sanftmüthigen). (*H.*)

2) In dem niederländischen Kriege machte man aus, daß die Landleute zwischen den beiderseitigen Stellungen ihre Arbeit ungestört treiben, und von der niederländischen Seite den Spaniern, von der spanischen Seite den Niederländern eine mäßige Brandschatzung zahlen sollten. *Hugo Groot* de iure belli et pacis 3. 12. 4.

gebrauch Preiß ist, soll ihnen bleiben; aber man weiß, wie gewissenhaft Wallenstein, Tilly und die Herren im Felde samt und sonders darauf hielten. Indeß war der Grundsatz, wenn auch nicht vollzogen, doch gewonnen, der gesunde Verstand fing an zum Wort zu kommen, als öffentliche Meinung, und sein Schrei des Unwillens über das Niederbrennen der Pfalz auf Ludwig XIV. Befehl schreckte von ähnlichen Versuchen in Europa ab. Die Gewohnheit mit dem rothen Hahne war verschwunden [3]), das Recht als Unrecht und Missethat anerkant. Es mag dieses schon in uralter Zeit von aufgeklärten Indiern, eben wie von andern Denkern anerkant seyn, aber schwerlich wird auf wirkliches Seyn die Erzählung von Diodorus Siculus sich beziehen, daß in Indien die Bauern heilig und unverletzlich seyen, und sonder Gefährde neben den Heeren und Lagern fortwirthschaften. Die wirkliche Geschichte stimt mit jener Sage nicht überein, und die dieser Sagenzeit doch näher stehende biblische Geschichte, eben so wenig. Moses hat einen Kriegsgebrauch, gegen welchen der Altteutsche noch milde ist. In dem eroberten Lande selbst soll nicht blos niedergebrant, sondern die ganze Bevölkerung niedergehauen werden, aber in den Gränzlanden und so weit man kommen kann, mag um Brandschatzung unterhandelt werden, und es im Verweigerungsfall genügen, nur das männliche Geschlecht zu vertilgen, und alle Habe, die Weiber und Kinder als Sklaven eingeschlossen, unter sich zu vertheilen [4]). Griechenland ging in seinem Kriegsgebrauch auffallend gleich mit Teutschland. Das Sengen und Brennen macht den Anfang, es folgt die Brandschatzung, und die Amphietyonen verordnen, daß keine griechische Stadt zerstört werden solle; aber Alexander kehrte sich so wenig in Theben daran, wie Tilly in Magdeburg. Der römische Kriegsgebrauch gleicht dagegen mehr dem Mosaischen, oder dem Irländischen [5]); es ward alles niedergestoßen, was lebte; und es war schon milde, wenn man die Soldaten nur blos nach ihrem Gelüste mit Feuer und Schwert umgehen ließ [6]); nach der Einnahme von Veji und der Einführung des Soldes fing eine planmäßigere Benutzung des feindlichen Eigenthums an [7]), aber sie kostete den Einwohnern mehr als eine vorüber gehende Verwüstung [8]), und die Generale behielten freie Hand, um in Blute und Golde zu wühlen: Cäsar in Gallien! Alles Eroberte war Statseigenthum, dem Gesetz nach, und zu seiner Verwaltung begleiteten Quästoren die Heere, und machten es wie die spätern Brandmeister. Der Senat entschied, was den Einwohnern verbleiben sollte, und womit sie es, den seltenen Fall der Gnade ausgenommen, an Brandschatzung, Grundzins, oder Ländern auslösen müssen. Ihre Bundesgenossen durften gleichfalls auf Kosten des besetzten Landes leben, Lieferungen, Brandschatzungen, Beute nehmen, Ländereien erhielten sie selten [9]). Es läßt sich denken, daß die römischen Kaiser mit dieser Brandschatzungslehre wohl zufrieden waren, und auch das geistliche Gut davon nicht ausgenommen wissen wollten [10]). Die Kanonisten stellten dieses freilich im Mittelalter unter den Gottesfrieden; aber es ward doch gebrandschatzt und desto häufiger, je bereiter die gebrandschatzten geistlichen Herren ihren Bann darüber aussprachen [11]). Hugo Groot spricht von dem Recht der Brandschatzung geschichtlich, vermeidet aber dessen Beurtheilung nach der leisen und einschmeichelnden Art, wodurch er so vielen Einfluß gewonnen. Er fängt den Abschnitt von Verwüstung u. Plünderung mit Cicero's Meinung an, daß es nicht unnatürlich sey, den zu berauben, den man ganz anständigerweise tödten könne; und endigt ihn mit der Bemerkung: das Völkerrecht sehe manchen eben so durch die Finger, wie das bürgerliche Recht den Freudenmädchen und Wucherern. Nur des Einzigen hat er als eigene Meinung kein Hehl: kann es einmal ohne Übel nicht abgehen, so geschehe es wenigstens nicht ohne Verstand, ohne alles Interesse. Hieraus macht Hume geradezu den obersten Grundsatz alles Rechts, und dieses allein von den Umständen abhängig, oder von Nützlichkeit und Nutzlosigkeit. Was ist die Raserei und die Gewalthandlung des Krieges anders als die Aufhebung der Gerechtigkeit zwischen den Streitenden, die diese Tugend unter sich nicht mehr zuträglich halten? Die Kriegsgesetze, welche den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit folgen, berechnen sich wieder nach dem Nutzen und der Zuträglichkeit für den bestehenden Zustand; und wenn ein gebildetes Volk mit einem wilden Krieg führt, dem es von seinem Kriegsgebrauch keinen Begriff machen kann, so muß es gleichfalls davon abgehen, und sich dem blutigsten, verderblichsten Verfahren wider seinen Feind überlassen [12]). Hienach würde sich also über Brandschatzung nicht fragen: was ist Recht, sondern was ist die Regel? Aber auch diese Frage auf Europa beschränkt, ist schwer zu beantworten, und wenn von Martens z. B. die Regel zu finden sucht, so findet er zugleich eine Menge sie aufhebender Ausnahmen. Das Naturrecht beschränkt nach seiner Darstellung die Zerstörung des feindlichen Eigenthums wenig, der Kriegsgebrauch unter gebildeten Völkern aber auf die Fälle, daß der Kriegszweck sich nur durch die Zerstörung erreichen ließe (wenn er auch in Vertilgung bestände?), daß man sich in dem Besitze der Sache nicht erhalten, und sie dem Feinde nicht ohne dessen Stär-

3) Zum Theil verdankt man dieses den Wegen der neuern Besteurung, die sich damals eröffnet hatten, und worauf sich eine weit reichlichere Ausbeute herbeiziehen ließ, als auf den wilden Gängen der Brandmeister. 4) 5 B. Moses 20. 5) Hume beurkundet, daß die Irländischen Katholiken nicht blos die gefangenen Protestanten, sondern auch ihr Hornvieh, als unheilbringendes Ketzerzeug niedergestoßen haben. 6) Der ganze Livius wimmelt von excidio delere. Igne ferroque vastare. 7) S. meine Schrift: Grundzüge des römischen Finanzwesens, 1. 107. 8) Daselbst 233.

9) Die Beweise bei Hugo Groot 3. 5. 6. Man darf indeß bei ihm nicht vergessen, daß er von dem lieber spricht, was sich zum Guten, als was sich zum Schlechten neigt. 10) Cum loca capta sunt ab hostibus omnia desinunt sacra esse. D. de religiosis. 11) Der kühnste Gegner des Eroberungskrieges, Barthelemi Las-Casas, hielt indeß noch der christlichen Dankbarkeit gemäß, daß friedlich bekehrte Völker durch die Fürsorge seines Königs ihm eine mäßige Abgabe entrichteten. Er sagt: Que les Indiens — aussitôt qu'ils seront convertis — reconnaissent la souveraineté de S. M. en lui payant un léger tribut comme temoignage de leur reconnaissance pour la protection, la justice et l'enseignement dont ils seront redevables à l'administration du roi. S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las-Casas par Llorente 1. 354. 12) *Hume's Essays* 2. 220.

kung überlassen könnte (wenn es auch die größte Stadt, das blühendste Land wäre?), daß die Zerstörung ohne Schaden für die Kriegführung nicht unterbleiben könnte; daß die raison de la guerre (wird es daran je fehlen?) zu der Verwüstung eines Landes ermächtigte; und daß gleiches mit gleichem vergolten werden müßte. Dieses ausgenommen, haben die gebildeten Völker den Kriegsgebrauch des Verwüstens und Plünderns in die Erhebung von Brandschatzungen an Geld und Geldeswerth bei Strafe der Militärexecution verwandelt, und die Berichtigung dieser Leistungen muß das Eigenthum aller Art sicher stellen, so daß der Feind alles was er sich sonst liefern läßt, bezahlt, und nur noch außerdem von den Einwohnern die Dienste fodert, wozu sie als seine zeitigen Unterthanen verbunden sind. Davon hat man sich auch in den letzten Kriegen nicht völlig entfernt, obgleich die Requisitionen beispiellos drückend geworden sind [13]). Man sieht mit welcher widerstrebenden Hand der einsichtvolle Verfasser geschrieben hat, was geschehen könne, und wie gern er mäßigen und mildern möchte.

Das alte Brandschatzungswesen ist mit der Idee verschwunden, welche ihm zu Grunde lag. Wir führen in Europa keine Fehden und keine Kriege aus bloßer Zerstörungslust mehr, und denken so wenig an das Abbrennen ganzer Länder, daß man das Anzünden eines einzigen Dorfes ohne Zweck sich vorwirft [14]). Die Drohung des Abbrennens beschränkt sich auf den Fall, daß ein schon besetzter Ort die Waffen ergreift, oder andere schädliche Dinge treibt, und sie geht selten in den Befehl oder gar in die Ausführung über. Gewöhnlich wird in diesem Fall eine Geldbuße aufgelegt, und sie läßt sich wol Brandschatzung nennen, aber mit der alten nicht verwechseln, weil sie nicht wegen des Krieges, sondern wegen einer neuhinzukommenden besondern Thatsache gefodert wird. Dagegen ist in dem letzten Kriege die Regel beibehalten, daß der Besiegte dem Sieger die Kriegskosten bezahlen, wenigstens eine Geldentschädigung leisten müsse. Diese hat auch England von Frankreich gefodert und erhalten, seine Heere aber während des Krieges so wenig in Spanien als in Frankreich von dem besetzten Lande verpflegen lassen, sondern auf seine Kosten und soviel als möglich aus seinen eigenen Vorräthen. Eine zweite Regel der übrigen Kriegführenden Mächte ist also von England nicht angenommen, daß der Krieg sich selbst ernähren und mit den Hilfsmitteln der feindlichen Lande geführt werden müsse. Die Lehre ohne Magazin in den Krieg zu gehen, und sich durch die Beitreibung von Kriegssteuern und Lieferungen (das Requisitionswesen) [15]) zu helfen, ist bekanntlich von Frankreich über das feste Land ausgegangen, aber von ihm selbst am theuersten bezahlt. Wenn man auch hoffentlich auf einer Strecke von 2 Tagemärschen nicht wieder 10,000 gefallene Pferde der Landwirthe in Polen, wie Rapp schreibt, sehen, oder nicht wieder, wie Fürst Metternich an Caulaincourt schreibt, so mit 50,000 Kosaken voran in Frankreich etwas lästig werden wird; wenn weder der Krieg noch die Benutzung der Kräfte der besetzten Lande je wieder so ins Große wird getrieben werden, so wird man doch in keinem lebhaften Kriege das Requisitionswesen als Nothhilfe entbehren können. In rechtlicher Rücksicht würde sich alsdann das Maß der Geld- und Sachlieferung nach dem wirklichen Bedarf des Heeres an Sold und Unterhalt in einem Nothfalle richten, und nicht über dasselbe hinaus nach dem äußersten Lieferungsvermögen des Landes und nach der Furcht vor der Verzweiflung der Einwohner sich nur bemessen. Seine zeitige Dauer würde sich durch die Dauer des Nothfalls oder durch die Zeit bedingen, in welcher es unmöglich ist, die Truppenverpflegung auf dem ordentlichen Wege zu bewirken. Abfolgen hievon wären, daß jeder Befehlshaber, welcher in die Lage komt, sich selbst helfen zu müssen, das Recht zur Ausschreibung von Lieferungen hätte, und in diesem Recht zugleich die Pflicht, die Ausschreibung zu verantworten, und das Empfangene nachzuweisen, damit dieses mit dem Gelieferten verglichen werden könne, sobald Zeit dazu ist; und daß er die Aufbringungsweise und den Vertheilungsfuß des Angefoderten den Obrigkeiten des Landes überlasse, damit es ordentlich und so schonend als möglich dabei hergehe. Wird den Befehlshabern wol gestattet, die Lieferung von Sachen, aber nicht von Gelde, ohne Genehmigung ihrer höchsten Statsbehörde anzuordnen, so scheint alle Erfahrung zu lehren, daß dieses eher eine Erschwerung als eine Erleichterung der Last für die Einwohner ist. Übrigens läßt sich, beiläufig gesagt, der Behörde, welche über solche Leistungen mit dem kommandirenden Offizier unterhandelt, kein besserer Rath geben, als ihm guten Willen zu zeigen, und sein Zutrauen zu gewinnen, weil sein Corps zufrieden ist, wenn er es ist.

Nehmen Hilfstruppen an dem Kriege Theil, so erfodert die Gemeinschaft in ihrer Bewegung und Verwendung, wie deren übereinstimmende Berechnung, daß sie die Unterhaltungsweise des Hauptheeres theilen, wenn auch ihr Verpflegungsfuß verschieden ist, und daß sie durch Requisitionen ihren Bedarf beziehen, wenn es dadurch von dem Hauptheer geschieht. Dieses ist in den Zusatzbestimmungen des Vertrages zwischen Östreich und Frankreich vom 14. März 1812 ausdrücklich bestimt [16]).

Da der Ernteertrag sich auf dem festen Lande nach den ungeheuersten Requisitionen so vermehrt hat, daß er fast lästig zu werden scheint, so haben sie offenbar den Sachen weniger geschadet, als den Menschen wehe gethan. Auf den Einwohnern lag der fürchterlichste Zwang, das Mögliche zu leisten und zu liefern, und um es zu können, mußten sie arbeiten. Der Krieg verschlang zu

13) Précis du droit des gens. 415. 14) S. Mémoires par Rapp und ihre Gegenschrift den Krieg im Elsaß betr. 15) Dieses heißt bei den Schriftstellern, welche von der Vertheilung und Aufbringung der Kriegslasten handeln, z. B. Maier und Pfaff, Brandschatzung, und ist auch in der That an ihre Stelle getreten, aber mit völlig veränderter Idee.

16) Art. 4. Il sera pourvu à sa subsistence (des Hilfscorps) *en pays ennemi*, suivant le même mode qui sera établi pour le corps de l'armée française sans rien changer toutefois au régime et aux usages de details établis par les réglemens militaires de l'Autriche pour la nourriture des troupes. Les trophées et le butin qu'il aura faits sur l'ennemi lui appartiendront.

schnell in einer Gegend was er fand, um dort lange zu verweilen. Überdem hatten zwar die Heere die Lieferungen umsonst bekommen, die Handwerker aber ihre Arbeit, und selbst die Landwirthe manches gut bezahlt erhalten. Das gab neuen Schwung und verbreitete ihn desto mehr, je weniger sich der Krieg jetzt an den schiffbaren Flüssen feststellte, wie er sonst bei dem Magazinsystem that. Der Kriegsverbrauch war groß, doch die Anschaffung noch größer. Sie dauerte fort und stieg im Frieden. Das Unheil, welches die Requisitionen anrichteten, war sogleich in seiner ganzen Schwere da, trieb eine zahllose Menschenmenge ins Elend und warf sie auf immer nieder; aber es fehlte nicht an andern, die in ihre Stelle traten, und wenn man nach dem alten Erbe und Besitzer nicht fragte, sondern nach dem Sachreichthum und Arbeitsertrag, so fand sich kaum noch eine Spur von den Requisitionen, besonders gegen ihre Folgen gehalten, wenn ihr voller Betrag als Schuldenlast auf den Ländern ruhen würde. Jetzt haben die Todten die Hauptschuld in ihr Grab mitgenommen. Die statswirthschaftliche Rechnung möchte daher wol zum Vortheil der Requisitionen ausfallen, wenn sie blos die Sachen und nicht die menschlichen Gefühle und Opfer in Ansatz brächte. Die Requisitionen wälzen die Last von allen auf Einzele; das ist nicht nöthig, denn so viel kann gar nicht geliefert werden, daß es sich nicht bezahlen ließe, und leichter als die Lieferung wird die Zahlung dafür geleistet, deren Anschaffung, bei der jetzigen Finanzkunst, nicht in Verlegenheit setzt; die Requisitionen machen eine Menge unschuldiger Leute unglücklich, das ist eine unnöthige Grausamkeit, die keines Beweises bedarf; man sage nicht, daß die Lasten ja ausgeglichen werden können, denn man weiß, wie es mit den nachhinkenden Ausgleichungen geht, der Augenblick entscheidet, und wird die Lieferung nicht sogleich vergütet, so richtet sie zu Grunde, und wen es trifft, dem hilft nicht mehr, wenn nach Jahren auch diejenigen nachschießen müssen, die es nicht so hart getroffen. Die Requisitionen sind eine schädliche Grausamkeit, weil sie mit Haß und Erbitterung wider den erfüllen, welcher sie fodert, und weil sich in Europa noch zur Zeit keine Eroberung wider den allgemeinen Haß halten läßt. Dieses und mehres ward leiser und stärker wider das Requisitionssystem gesagt, bevor es das französische Heer vor aller Augen ins Verderben gestürzt hatte. Seitdem ist es in den Kriegsereignissen von Italien und Spanien nicht zur Anwendung gekommen, sondern das obenerwähnte englische Verfahren befolgt. Selbst als Nothhilfe hat es sich ein General in der Nähe von Rom versagt, und sich lieber durch die angebotnen Wechsel des Ministers einer befreundeten Macht aus der Verlegenheit gezogen. Wenn dagegen die Spanier unter einander vieles gethan haben, was an die Brandschatzungen des Mittelalters, und nicht allein daran blos, erinnert; so gehört das wol in jenen Kriegsfall, wofür es nach Hume's Meinung gar keine Regel gibt; wenigstens steht es der Hoffnung und dem Glauben nicht entgegen, daß man aus dem Verfahren von Östreich in seinem Italiänischen, und von Frankreich in seinem spanischen Kriegszuge und aus dessen Übereinstimmung mit dem Verfahren von England auf eine Abschaffung des Requisitionssystems, mit Ausnahme der Nothhilfe, schließen dürfe [17]). (*v. Bosse.*)

BRANDSCHIEFER, ein schwarzes, derbes, schiefriges Gestein, das etwas schreibt, und lagenweis in manchen Steinkohlengebirgen vorkomt, und in Schieferthon übergeht. Man kann es als einen mit Bitumen und Kohle stark durchdrungenen Schieferthon betrachten. Es brent mit schwacher Flamme und bituminösem Geruch. (*Germar.*)

Brandsöe, s. **Fühnen.**

BRANDSTIFTUNG (als Verbrechen betrachtet), ist die Anzündung einer Sache mit Gefahr für Personen oder für fremdes Eigenthum. Wenn auch das römische Recht keine **lex** gegen das **incendium** hatte, daher die einfache ohne alle Qualificationen verübte Brandstiftung nur als **damnum injuria datum** erschien [1]), so konnte doch das Verbrechen leicht unter zwei andere **leges** subsumirt werden, und zwar unter **lex Cornelia de sicariis**, so oft nach der Beschaffenheit der Brandstiftung Lebensgefahr für Personen entstehen konnte oder beabsichtigt war [2]), oder unter **lex Julia de vi**, so oft eine große Menschenmenge zur Erregung eines Brandes bewirkt wurde oder der Brand als Mittel zum **Crimen vis** verübt wurde [3]). Als ein **Crimen extraordinarium** bildete sich nun allmälig das **incendium** als strafbar hervor, wenn aus reiner Feindschaft und ohne andere verbrecherische Gesichtspunkte, Brandstiftung als Mittel zur Befriedigung der Rache gewählt wurde [4]), obwol eigentlich der Titel, unter den das **incendium** in den Pandekten gestellt ist, auf den Gesichtspunkt hindeutet, wenn bei Gelegenheit eines Brandes oder ähnlichen Unglücksfalles ein Diebstahl verübt würde. Auf diese Art gab es kein alle Arten des **incendii** umfassendes Strafgesetz in Rom, vielmehr unterschied man 1) als die höchsten Arten (mit der höchsten Strafe belegten), die in Rom und überhaupt alle in Städten verübten Brandstiftungen, wo wegen des Zusammenhangs mit menschlichen Wohnungen und des großen Umfangs von Gebäuden ein unberechenbarer Schade eintreten konnte [5]). 2) Die überhaupt an menschlichen Wohnungen [6]) oder an solchen Gegenständen, welche wegen ihrer unmittelbaren Nähe an menschlichen Wohnungen die Feuersgefahr unmittelbar auf sie erstrecken oder doch erstrecken können, verübten Brandstiftungen [7]). 3) Die Anzündung der auf dem Felde stehenden Früchte, Weinberge, Ölbäume [8]). Der Praktiker in Ländern des

17) Wie sich das Requisitionssystem übrigens im Ganzen und seinen einzelen Theilen geordnet und gehandhabt habe, gehört in die besondern Art.: **Heerverpflegung**, **Kriegslasten**, **Einquartirung**, **Vorspann** u. dgl. Über die Systeme, s. des preuß. Statsraths **Ribbentrop** Haushalt bei den europ. Heeren, auch Archiv für die Verwaltung des Haushalts, des jetzigen ruß. Ministers von **Cancrin** über Militärökonomie im Frieden und Krieg und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen. Petersburg (Leipzig) 820.

1) §. 13. Inst. ad leg. Aquil. l. 27. §. 7. 8. D. ad leg. Aquiliam. 2) l. 11. Cod. de his qui accusare non poss. Neues Archiv des Criminalr. V. Bd. S. 89. 3) l. 5. pr. D. ad leg. Jul. de vi publ. Neues Archiv des Criminalr V. S. 113. 4) l. 9. D. de incendio. 5) l. 28. §. 12. D. de poenis. 6) *Pauli* rec. sent. V. tit. 20. §. 2. 7) l. 9. D. de incend. 8) l. 16. §. 9. D. de poenis.

gemeinen Rechts findet auch im Artikel 125. CCC. die Grundlage der Strafbestimmungen, allein da der Artikel nur sehr kurz überhaupt jeden boshaftigen Brenner zum Tode verurtheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sich verschiedene Meinungen über die Auslegung bildeten, insofern einige im Artikel eine Strafbestimmung fanden, daß jeder Brandstifter Todesstrafe leiden müßte, andere den alten Unterschied vom Mordbrand und einfachen Brand herein zogen; Andere wol am richtigsten den Art. aus dem römischen Rechte mit interpretirten und nur jene Brandstifter mit der Todesstrafe belegten, welche im Sinne des röm. R. zu den höchst bestraften gehörten, die daher Karl V. mit dem Beiwort „boshaftig" bezeichnen wollte. Daher entscheidet bei der Strafbestimmung die Rücksicht 1) auf den Gegenstand, welcher angezündet wurde, ob derselbe zu menschlichen Wohnungen oder andern Gebäuden, oder freistehenden Gegenständen gehört; 2) auf die Lage und Örtlichkeit, in der sich der Gegenstand befand, insbesondere ob dadurch Weiterverbreitung der Feuersgefahr entstehen konnte. Das Verbrechen wird als vollendet nur dann angenommen, wenn die Gegenstände, gegen welche die Brandstiftung gerichtet war, angezündet wurden, daher das Feuer daran aufflammte; das bloße Brennen der Materialien, deren man sich zum Anzünden bediente, endigt das Verbrechen eben so wenig, als dadurch, daß das Feuer schnell wieder gelöscht wurde, das Verbrechen weniger als vollendet erscheint [9]). Die Ansicht der Praxis [10]), daß nur bei den höchsten Arten der Brandstiftung, insbesondere wenn Gefahr für Menschen vorhanden war, Todesstrafe eintritt, wird durch das römische Recht, durch den Art. 104. CCC. und durch die nothwendige von der Carolina gebilligte Fortbildung des Gerichtsgebrauchs [11]) gerechtfertigt. Auch die neuen Gesetzgebungen drohen Todesstrafe nur den schwersten Fällen, wenn eine Person um das Leben kam, oder wenn Feuer gelegt wurde, um unter Begünstigung des Brandes ein Verbrechen zu verüben, worauf Todesstrafe steht [12]). Auch durch die Wichtigkeit mancher Gebäude entweder wegen der außerordentlichen Gefahr, z. B. Pulvermagazine, oder wegen der Nachtheile, welche durch den Verlust des im Gebäude Aufbewahrten entstehen können, z. B. Archive, haben manche Gesetzgebungen zu härteren Strafbestimmungen sich bewegen lassen [13]). Das englische Recht betrachtet nur das boshafte und vorsätzliche Anzünden eines fremden Wohnhauses oder Nebengebäudes als Verbrechen [14]), und das französische Recht stellt die Brandstiftung unter die gemein gefährlichen Verbrechen, und droht Todesstrafe [15]), wenn jemand an Gebäuden, Schiffen, Magazinen, Ernten oder sonst brennbaren Materialien unter Umständen, daß sie den obenbezeichneten Gegenständen das Feuer mittheilen können, Feuer legt. Die Anzündung einer dem Anzünder eigenthümlichen Sache kann nur in ein Verbrechen der Brandstiftung übergehen, wenn die Sache im Zusammenhange mit andern fremden Sachen stand, oder nach der Localität das Feuer leicht sich fremden Sachen mittheilen konnte, z. B. wenn jemand seine in der Stadt gelegene Wohnung anzündet, oder wenn durch den Brand Personen bedroht oder beschädigt wurden. Ist keine dieser Rücksichten da und lag die Absicht des Betrugs, z. B. an der Brandversicherungskasse, zum Grunde, so tritt Strafe des Betruges ein [16]). — In neuerer Zeit hat man in Ansehung der Zurechnung auf einen angeblichen Brandstiftungstrieb aufmerksam gemacht, welcher unwiderstehlich insbesondere zur Zeit jugendlicher Entwickelung von 12 — 14 Jahren den Verbrecher zur Brandstiftung antriebe [17]), und im Zusammenhange mit dem Heimwehe stünde. (*Mittermaier.*)

Brandstopinen, s. Stopinen und Zündlichter.

BRANDT [1]) (Sebastian), auch Titio [2]) genant, einer der berühmtesten alten Satyriker unsers Vaterlandes, wurde 1458 zu Straßburg geboren und studirte die Rechte auf der Universität Basel. Nachdem er hier die Doktorwürde erlangt hatte, trat er als öffentlicher Lehrer der Jurisprudenz auf und hielt sechs Jahre lang, bis gegen 1489, mit großem Beifall Vorlesungen auf der Baseler Hochschule. Hierauf kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und bekleidete daselbst die Ämter eines Syndikus und kaiserlichen Rathes; auch der Titel eines Kanzlers ist ihm, vielleicht erst später, zu Theil geworden [3]). Er war ein hochgeachteter und einflußreicher Mann, ein eifriger Freund und Beförderer des Studiums der klassischen Literatur und auch durch seine juristische und politische Gelehrsamkeit so empfohlen, daß Kaiser Maximilian ihn mehrmals an seinen Hof berief. Doch kann diese Auszeichnung auch wol dem Dichter des Volks gegolten haben. Brandt starb 1520 in seiner Vaterstadt.

Er hat eine bedeutende Anzahl gelehrter und poetischer Werke in teutscher und lateinischer Sprache hinterlassen [4]).

9) Tittmann Handbuch II. Thl. S. 543. 10) Quistorp Grunds. §. 201. Tittmann Handb. II. S. 547. 11) *Klien* de Arbitrio judicis in sententia criminali ferenda. Lips. 1822. 12) Badisches Strafedikt §. 66. Preußisch. Landrecht. II Thl. Tit. 20. §. 1510. 11. Baierisches Criminalg., Art. 248. St. Gallensches Gesetzbuch, Art. 211—14. 13) Basler Gesetzbuch. §. 156. *Blackstone* Com. lib. IV. cap. 15. 15) Code penal Art. 434.

16) l. 4. D. de offic. praef. vig. Baier. Criminalgesetzbuch. Art. 252. Arrêt des französ. Kassationshofes v. 21. Nov. 1822. 17) Henke Abhandl. aus der gerichtlichen Medizin III. Bd. S. 187. Platners Gutachten S. 197.

1) Wird zuweilen auch Brand und Brant geschrieben, nach letzter Orthographie schon in alten Ausgaben des Narrenschiffs. 2) Die lateinische Übersetzung seines Namens. 3) Seine Titel wechseln in den verschiedenen Nachrichten über sein Leben. Er selbst nent sich gewöhnlich Doktor. In fremden Angaben aber ist er bald als kaiserlicher Rath oder Pfalzgraf, bald als Stadtschreiber (Archigrammaticus), Kanzler oder Syndikus der Stadt Straßburg titulirt. 4) Ein new geteutscht Rechtbuch gezogen auß Geystlichen und weltlichen Rechten. s. l. e. a. fol. Erste Ausgabe des nachher unter anderm Titel öfters wieder abgedruckten sogenannten Richterlichen Klagspiegels. Augsburg 1497. Fol. Ebend. 1500. Fol. Nach neuer Bearbeitung, Straßburg 1516. Fol. Ebend. 1518. Fol. — Varia Carmina. Basil. 1498. 4. Auch mit *J. Reuchlini* Scenic. progymn. Argent. 1498. 4. — An den allerdurchleichtesten ꝛc. herren Maximilianum Römischen künig von der wunderbaren geburd des kinds bei Wurmß des jars 1495. 4. Nur einen Bogen stark, aber dadurch merkwürdig, daß Brandt diese Beschreibung einer Mißgeburt von zwei an der Stirn zusammengewachsenen Kindern dem Kaiser Maxi-

Den Ruhm seines Namens unter seinen Zeitgenossen und in der Nachwelt verdankt er aber seinem satyrischen Lehrgedicht, dem Narrenschiff, welches gleich bei seiner ersten Erscheinung von Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten, in Teutschland, der Schweiz und in Frankreich, mit fast beispiellosem Beifall aufgenommen und durch lateinische, französische, englische und holländische Übersetzungen bald zu einem Gemeingut für den größten Theil des gebildeten Europa gemacht wurde. In Teutschland war es wol ein Jahrhundert lang ein Volksbuch in der edelsten und weitesten Bedeutung dieses Namens, ein Buch, über dessen Werth ein Erasmus von Rotterdam und ein Reuchlin mit den Handwerkern von Straßburg, Basel und Augsburg übereinstimmten, und welches als so bekant und geehrt bei allen Klassen vorausgesetzt werden konnte, daß der teutsche Prediger Gailer von Kaisersberg noch bei Brandt's Lebzeiten, über das Gedicht seines Freundes, wie über biblische Texte, zu Straßburg öffentliche Kanzelvorträge zu halten wagte [5]). Was den poetischen und komischen Charakter des Brandt'schen Gedichts betrifft, so zeigt weder die Erfindung des Ganzen eine ausgezeichnete Phantasie, noch glänzt die Ausführung im Einzelen durch Witz und Laune besonders hervor, selbst wenn das Narrenschiff mit ältern teutschen Werken aus gleicher Gattung, z. B. dem Renner zusammengestellt wird. Die Idee, welche dem Titel zum Grunde liegt, ist eine Fahrt von ganzen Schiffsladungen der verschiedenartigsten Narren in ihr Vaterland, das aber nur aus der Ferne sichtbar wird, und man sollte erwarten, daß die allegorische Durchführung dieser Idee einer Schiffsgesellschaft und Schiffahrt nach Narragonien dem Gedichte poetische Einheit gäbe. Aber nur hier und da will Brandt uns an diese Allegorie erinnern, und die Narren werden, nach verschiedenen Klassen genau gesondert, hinter einander vorgeführt und weniger lächerlich gemacht und verspottet, als mit edlem Ernste, liberalem Sinne, reiner Moral und echt praktischem Hausverstande gezüchtigt. Es ist der gerade, derbe und freie Sinn des Dichters, der seine Zeitgenossen so gewaltig aus dem Narrenschiffe ansprach, und es hat auch für uns noch diesen Werth eines sittlich frommen Erzeugnisses des Jahrhunderts, welches der Reformation vorbereitend und bahnbrechend voranging. Brandt's Narren sind nicht sowol närrisch, als verächtlich oder abscheulich dargestellt, und was er Narrheiten nent, bezeichnet der gewöhnliche Sprachgebrauch als Sünden, Fehler und Laster.

Das Narrenschiff ist in schwäbischer Mundart geschrieben und besteht aus kräftig klingenden gereimten jambischen Vierfüßlern. Es ist in 113 Abschnitte getheilt, deren jeder, mit Ausnahme einer kurzen Einleitung und zweier Schlußstücke, selbständig irgend eine Klasse von Narren oder Lasterhaften behandelt, und nur gelegentlich durch eine Anspielung auf das Schiff an die Idee des Ganzen erinnert. Keine Narrheit des Jahrhunderts bleibt ungezüchtigt, und mit edler Kühnheit greift der Dichter die Gebrechen und Auswüchse seines Zeitalters an und verschont mit seiner Geissel auch die gefürchtete Hydra der Pfäfferei und des Mönchthums nicht, zu deren Bekämpfung der Wittenberger Herkules seine Brände noch nicht angezündet hatte. Aber er will nicht blos strafen und hadern; er belehrt auch und weiset den Narren den Weg in das Land der Weisheit, und ist so weit entfernt von der stolzen Anmaßung alltäglicher Sittenprediger, daß er sich selbst mit unter der Zahl der Narren aufführt [6]). Der Styl des Gedichts ist lebhaft, derb und einfach, oft wahrhaft körnig, besonders in Sittensprüchen, und läßt die klassischen Studien seines Verfassers durchblicken, ohne deswegen seine teutsche Natur zu schwächen. Diese noch im vollen Reize der Neuheit in Teutschland blühenden Studien machen sich auch in vielen Beispielen bemerklich, welche Brandt aus der Geschichte und Mythologie des griechischen und lateinischen Alterthums entlehnt hat und in nicht seltenen Citaten aus den Klassikern [7]). (*Wilh. Müller.*)

---

milian, der im J. 1495 einen Reichstag zu Worms hielt, in der Absicht zueignete, um das Reich vor Uneinigkeit und Entzweiung zu warnen. — De moribus et facetiis mense Am Ende: Translatum in teutbonicum Basilea per Sebastianum Brant. 1490. 4. Unter anderm Titel: Nürnberg 1507. 4. Mainz 1509. 4. Dion. Cato in latin durch Sb. Brand getütschet. Basel s. a. 4. — und öfter wiederholt. — Von den losen Füchsen dieser Welt 2c. Dresden 1585. 4. Dasselbe 1606. s. l. Vielleicht ist Brandt nur Herausgeber dieser satyrischen Schrift, welcher eine lateinische Elegie von seiner Hand vorgesetzt ist. S. Flögel's Geschichte der komischen Literatur. Bd. III. S. 137 ff. — Auch ist Brandt der Herausgeber des Freidanks (Augsburg 1513) und der Baseler Samlung der kleinen Schriften des Malleolus (Hämmerlein). Was Brandt außerdem noch, theils in seltenen Drucken, theils handschriftlich hinterlassen hat, kann für unsere Zeit nur ein bibliographisches Interesse haben. Dahin gehören seine Lebensbeschreibungen mehrer Heiligen, eine Historie von Jerusalem, eine elsassische Chronik, einige theologische Schriftchen u. a. m. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Brandtschen Schriften liefert Adam in den Vit. Germ. Juriscons. (*W. M.*) Zu seinen juristischen Schriften gehört eine Expositio titulorum omnium juris, welche manche interessante Bemerkung über die im Mittelalter gebräuchlich gewesene Eintheilung der Pandekten in Digesten enthält. Sein richterlicher Klagspiegel ist als Versuch ein teutsches Handbuch über den Prozeß zu schreiben, beachtungswerth. (*Spangenberg.*)

5) Sie wurden von Gailer teutsch gehalten, sind aber zuerst lateinisch in Druck erschienen. S. Gailer.

6) Es kann nit jeder Narren machen,
Er heiß dann, wie ich bin genant,
Der Narr Sebastianus Brandt.
(Einleitung der Ausgabe von 1509.)

7) Literatur des Narrenschiffs (Vgl. Flögel's Geschichte der kom. Lit. Bd. III. S. 102 ff. Panzer's Annalen a. m. D. Eberr's bibl. Lexikon, Art. Sb. Brandt.) Das Narren schyff. Basel, Bergmann v. Olpe. 1494. 4. mit saubern Holzschnitten. Erste sehr seltene Ausgabe. In demselben Jahre noch drei Ausgaben, zu Nürnberg, Reutlingen und Augsburg, sämtlich in 8. Von den übrigen Drucken enthalten folgende den echten Text des Gedichts: Basel 1495. 1499. 1506. 4. 1508. 8. 1509. 4. Strasburg 1512. 4. Mit Zusätzen und Erweiterungen eines Fremden, gegen welche Brandt in der Bas. Ausg. von 1506 protestirt, sind folgende Ausgaben gedruckt: Das nuv schif von Narragonia. Strasburg 1494. 4. Augsburg 1495. 1498. 4. und mit vielen Auslassungen, besorgt von M. Johann Eisleben, Strasburg 1545. 4. Ebend. 1549. Hieher gehören wol auch die Ausgaben: Frankfurt am Main 1560. 8. Zürich 1563. Strasburg 1564. 4. Frankf. a. M. 1567. 8. Ganz verstümmelt, verfälscht und modernisirt ist die Ausgabe von Frankfurt a. M. 1625. 8. mit Kupfern, unter dem Titel: Der Narrenzunft genannt, ein artiges, ernsthaftes, doch anmüthiges und lustiges Tractätlein 2c. Eine sehr seltene niedersächs. Übers. des Narrenschiffs nach der unechten Ausg.

Brandt (Gerhard), Prediger der Remonstranten in Holland, geb. den 25. Juli 1626 zu Amsterdam, Sohn eines geschickten Mechanikers zu Middelburg und Direktors des Schauspiels zu Amsterdam. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er ein Trauerspiel, das gute dichterische Anlagen verrieth, statt aber diese weiter auszubilden, studirte er mit anhaltendem Eifer alte Sprachen und Theologie, wurde zuerst Prediger der Remonstranten zu Nieuwkoop, 1667 zu Amsterdam, und starb den 11. Oktober 1685. Als Theolog, Geschichtschreiber und Dichter behauptet er einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern seiner Zeit. Er war der erste, welcher die Geschichte der niederländischen Reformation in einem, aus den Quellen geschöpften ausführlichen Werke, gründlich und unparteiisch bearbeitete, viele vorher unbekannte Thatsachen ans Licht zog, mit hellem Blicke das Geschehene beleuchtete und beurtheilte, und mit nicht gemeiner Unbefangenheit selbst die Blößen der Stifter und Beförderer der Reformation aufdeckte [1]). Dem Vorwurfe der Weitschweifigkeit hat er

---

führt den Titel: Dat nye Schip von Narragonien. Rost. 1519. 4. mit Holzschnitten. Übersetzungen. Narragonice profectionis nunquam satis laudanda navis per Jac. Locher in latinum traducta eloquium. Basil. Olpe. 1497. 4. mit Holzschn. (Eine Ausgabe von 1488, die aber in Teutschland ganz unbekant ist, beschreibt Debure in seiner Bibliographie instructive, und, da sie älter wäre, als der erste Druck des teutschen Originals, so setzt sie entweder einen verschollenen ältern Abdruck desselben (vor dem ersten bekannten von 1494) voraus, oder sie zeigt, daß Locher's lateinische Übersetzung nach der Handschrift des teutschen Narrenschiffs gearbeitet ist. Vgl. Flögel i. a. W. S. 113. 14. In demselben Jahre auch zu Augsburg und zu Straßburg gedruckt und zu Basel wieder aufgelegt. Ebendas. 1498. 4. Auch mit dem Titel: Stultifera navis, über den Holzschnitt des ersten Blattes, und unter diesem der längere Titel: Navis stultifera Mortalium. Paris 1498. 4. Lugduni 1498. 4. Basil. 1506. 4. Zuletzt Basil. 1572. 8. Aus einer lateinischen Elegie von Brandt, welche vor dieser Übersetzung abgedruckt ist, erfahren wir, daß der Dichter des Narrenschiffs selbst damit umging, sein Werk in die Sprache der Gelehrten zu übertragen. Aber viele andere Geschäfte hinderten ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, und er übergab nun die schon angefangene Arbeit seinem Schüler und Freunde Jakob Locher, genant Philomusus, einem gekrönten Poeten aus Schwaben, welcher Poesie und Rhetorik in Italien, zu Freiburg in Breisgau, zu Basel und zuletzt zu Ingolstadt lehrte. Dieser brachte, wie Brandt sich ausdrückt, das von ihm in den Wellen ohne Steuermann gelassene Schiff glücklich in den Hafen. Brandt revidirte Locher's Arbeit und bereicherte sie mit einigen neuen Narren und mehren lateinischen Gedichten, als Anhang, der mit dem Schiffe in keiner Verbindung steht. Eine andere lateinische Übersetzung des Narrenschiffs hat der gelehrte Buchdrucker Jodocus Badius zu Paris geliefert, welche aber so frei ist, daß das teutsche Original kaum darin wieder erkant wird. Wahrscheinlich hat er auch nur Locher's Übersetzung vor sich gehabt, und seine sogenannte Illustratio des Brandtschen Gedichts ist nur eine neue Erklärung der Bilder des Locher'schen Werkes. (Diese sogenannte Übersetzung des Badius muß nicht mit seinem eignen Werke, einer Nachahmung des Narrenschiffs: Navicula stultar. virginum, verwechselt werden. Paris 1500. 4. Über jene s. Flögel i. a. W. S. 119 ff.) Basil. 1496. 4. 1497. s. l. 4. Basil. 1506. 4. Ebend. 1507. 4. u. öfter. Le Nef des folz du monde etc. translatée de latin en françois. (par P. Rivière, Poitevin.) Paris 1497. kl. Fol. mit Holzschn. Ebend. (1498) f. Übersetzung in Versen nach Locher. La grant nef des folz du monde, transl. de latin en rhetorique françois et finalement translatée de rime en prose par *J. Droyn*. Lyon 1498. kl. Fol. Ebend. mit einem Anhang eigner Satiren des Übersetzers. 1499. und öfter. The Shyp of folys of the worlde, transl. into englyshe tonge by *Alex. Barclay*. London 1509. fol. u. öfter. Aus dem Französischen übersetzt. Eine holländische sehr freie Übersetzung: Afghebeelde Narren Speel-Schuyt. Leyden 1610. 4.

Über Brandt s. H. Pantaleon's teutscher Nation Heldenbuch. Th. 2. S. 576. *Adami* vitae German. letorum. *Ph. A. Grandidier:* Abrégé de la vie de Seb. Brandt. 1780. Vgl. Flögel's Gesch. d. kom. Lit. Bd. 3. 101 ff. Wieland's sämtl. Werke von Gruber Bd. 47. S. 102 ff. Eschenburg's Denkmäler altt. Dichtk. S. 297 ff. Nasser's Vorlesungen üb. Gesch. d. Poes. Bd. 1. Jörden's Lexikon t. Dichter 2c. Bouterweck Gesch. d. Poesie u. Bereds. Bd. IX. S. 341 ff. Ein Porträt S. Brandt's findet sich in Boissard's Samlung und danach im teutsch. Merkur 1776 und in dem Pantaleon. (*W. Müller.*)

Über die verschiedenen Ausgaben theilen wir noch folgenden Nachtrag mit. Unstreitig hätte es noch eine ältere Ausgabe gegeben, wenn die lateinische Nachbildung des NS., deren Titel Flögel (Gesch. der kom. Lit. III. S. 113 f.) angibt, wirklich im J. 1488 gedruckt wäre. Höchst wahrscheinlich aber liegt bei dieser Angabe ein Irrthum zum Grunde; vielleicht soll es in der angeführten Bibliographie heißen: MCCCCLXXXXVIII. für MCCCCLXXXVIII; wenigstens muß man aus dem Zusatz schließen, daß selbst diese Übersetzung nicht die erste ist. — Eine andere, in eben diesem Jahre zu Straßburg, eine dritte zu Nürnberg, und eine vierte zu Reutlingen erschienene Ausgabe, die sich auf der Gött. Univ. Bibl. befindet, gehören sicher schon zu den Nachdrücken. Zwar bemerkt man in den, aus der letztern von Bouterweck angeführten Stellen keine bedeutenden Abweichungen; doch ist die Schreibart merklich verschieden. So lieset man: lernt für lert, sey für sy, weysen für wisen u. s. w. — Häufigere Spuren des Nachdrucks verräth die Augsburger Ausgabe vom J. 1495, die bei dem Auszuge aus Seb. Br. Narrenschiff in Eschenburg's Denkmälern altt. Dichtkunst zum Grunde liegt. So hat die Überschrift zu dem Büchernarren, die in der Basl. A. von 1509 nur aus 3 Versen besteht, den Zusatz:

> Doch wer ich in der mucken schon.

auch die übrigen, von E. angeführten 5 Verse fehlen in der B. A. — Aus der zweiten Schilderung hat die B. A. nur die beiden letzten Verse, von den übrigen 8 keinen; aus der dritten nur die 4 ersten; die aus der vierten angeführten Verse weichen sehr ab; die 4 aus der fünften fehlen in der B. so auch die 4 ersten aus der sechsten. Die siebente schließt in der B. A. mit den Worten:

> Man sicht gar bald jn geberden an,
> Was er sagt vnd sy für eyn man.
> Bürg man eyn narren hynder thür,
> Er streck die oren doch harfür.

In der A. sind die beiden ersten Verse so verändert:

> Man sicht gar bald am wesen an
> Was eyner sagt vnd sey ein man.

Dann folgen sogleich 3 Verse, die eben so wenig, wie die letztern 8, in der B. befindlich sind. — In der zwölften Schilderung ließ die B. nach dem 4. Verse:

> Hett sich Adam bedacht vor baß
> Ee dann er von dem apfel aß,
> Er wer nit von eym kleinen bis
> Gestossen vß dem Paradiß 2c.

Die Augsburger:

> Ein frantzos fein sach vor zuricht
> Ein lambard ist gut in der gschicht
> Die teutschen machen jr anschlag
> Wann mans nit widerbringen mag.

Ähnliche Verstümmelungen, Veränderungen und Zusätze findet man mehr oder weniger in den übrigen von E. angeführten Stellen. — Die Straßburger Ausg. v. 1545, der, in Hinsicht des Textes die von 1549 gleicht, ist nach Flögel (S. 107) kaum halb so stark als die Basler und, nach der, bei Clement (Bibl. cur. T. V. p. 191.) und bei Meister (Char. d. D. I. S. 364.) angeführten Stelle zu urtheilen, eben so sehr durch Zusätze verunstaltet, als die Augsb. — Die aus der Zürcher A. v. J. 1563 in Meister's Beitr. z. Gesch. d. teut. Spr. u. Nat. Lit. (I. S. 253 f.) und nach ihm bei Flögel (S. 109 f.) doch mit Auslassung mehrer Verse angeführte Stelle enthält in mehr als 50 Versen kaum eine Spur des Originals. (*Vasser.*)

1) Historie der Reformatie en andere Kerkelyke Geschie-

nicht entgehen können, aber der Stil selbst ist rein, einfach und fließend. In höherm Maße noch sind diese Vorzüge seinem Leben des berühmten Seehelden Ruyter [2]), der gelungensten seiner historischen Arbeiten, eigen [3]). — Sein ältester Sohn, Kaspar, geb. den 25. Juni 1653 zu Nieukoop, war zu Rotterdam und darauf zu Amsterdam Prediger bei den Remonstranten, und starb den 5. Oktober 1696. Aus seinem Nachlasse erschienen 2 biographische Werke über das Leben des Hugo Grotius und Arminius, die einen gründlichen Forschungsgeist beurkunden [4]). Außerdem hat man von ihm Gedichte in holländischer und lateinischer Sprache, die 1701 zusammengedruckt und mit seines Bruders Johannes Gedichten 1715 neu aufgelegt wurden, ferner Predigten und ascetische Schriften in holländischer Sprache [5]). — Sein Bruder Gerhard, geb. 1657 zu Nieukoop, gest. 1683 zu Rotterdam als remonstrantischer Prediger, schrieb in holländischer Sprache eine Geschichte der Ereignisse in den Jahren 1674 und 1675, die 1678 anonym gedruckt wurde und Predigten, die zur Zeit ihrer Bekanntmachung sehr geschätzt wurden [6]). — Der jüngste Bruder, Johannes, geb. zu Nieukoop 1660, gest. den 13. Januar 1708 zu Amsterdam als remonstrantischer Prediger, schrieb Gedichte, das Leben des Apostels Paulus in 32 Predigten, und gab heraus: Clarorum virorum epistolae centum ineditae, de vario eruditionis genere, ex museo J. Brandt G. F. (Gerardi filii.) Amst. 1702. 8., eine für die Literaturgeschichte des 17. Jahrh. interessante Samlung [7]). (*Baur.*)

Brandt, Graf, mit dem Grafen Struensee (1772) hingerichtet, s. Struensee.

BRANDUNG *) nent man theils die Brechung der aus der See gegen die Küste strömenden Meereswellen, indem diese daselbst gegen das Ufer mit besonderer Gewalt anschlagen und hochaufschäumend zerplatzen, dann wieder zurückfließen, bald aber wieder aufs neue aufsteigen; theils auch die Stellen und Örter selbst, wo diese Wellenbrechung geschieht, vorzüglich wo Untiefen oder Klippen sich finden, die auf Seekarten angezeigt zu werden pflegen. Sie ist selbst an flachen und nicht besonders hohen Küsten ein großer und interessanter Anblick. Während der Fluthzeit thürmt sich von den Wellen, die aus der See mit einem starken Brausen heranströmen, immer eine auf die andere, bis die ganze Wassermasse derselben, die dadurch die Gestalt eines langen, hohen Walles erhält, so hoch und schwer wird, daß sie sich nicht länger zusammen erhalten kann; wo sie dann stäubend, schäumend und rauschend aus einander stürzt, und erst eine Strecke über das Ufer spült, dann wieder seewärts zurückfließt, sogleich aber in immer steigenden Wellen allmälig wiederkehrt und das nämliche Schauspiel immerfort wiederholt, so daß solches auch bei der größten Windstille nie ganz aufhört, natürlich aber in einem Sturm desto stärker und imposanter ist. Von dieser Art ist unter andern die Brandung an der sonst flachen nördlichen Meeresküste der ostfriesischen Inseln. — Am stärksten und gewaltigsten ist übrigens diese Bewegung der Meereswellen an hohen, steilen und felsigen Ufern; am wenigsten bedeutend und ansehnlich hingegen in solchen Seen, die keine Ebbe und Fluth haben, wie z. B. die Ostsee. Sie ist aber, wo sie Statt findet und besonders stark ist, für die Seefahrer nicht ohne Gefahr, und hindert immer die Landung der Schiffe. Schon die Dichter der Alten fanden sie als eine vorzüglich große und ergreifende Naturerscheinung ihrer besondern Aufmerksamkeit werth **). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

Brandwein, s. Brantwein.

BRANDYWINE, 1) ein Fluß in dem nordamer. State Delaware, welcher aus Pensylvania herströmt, eine reiche Wassermasse hat und bei Wilmington sich in die Christiana mündet; er hat in einem Laufe von 5 Meilen 300 Fuß Fall, und an seiner Mündung die 12 großen Brandywinemühlen, die ein kleines Dorf bilden, 200 Arbeiter beschäftigen und jedes Jahr gegen 400,000 Bushels Korn vermahlen. Überhaupt liegen an diesem Flusse gegen 130 Mühlenwerke aller Art, worunter Pulvermühlen, die das geschätzte Brandywine Pulver liefern.

---

denissen in en ontrent de Nederlanden — naarder oversien, merklyk vermeerdert het en vervolgt tot jaer 1600, de tweede Druck. Amst. 1677, — het tweede deel tot het laetste van't jaer 1617. Amst. 1674. — het derde deel. Rotterd. 1704. — het vierde deel (bis 1623). Ibid. 1704. 4., woraus die Histoire abrégée de la reformation des Pais-bas, traduit du Hollandois de G. Brandt. Amst. 1730. Vol. III. 12. ein geringer Auszug ist. Englisch von Cumberland. Lond. 1720. 4 Bde. Fol. Eigentlich enthält nur der erste Band die allgemeine Kirchen- und Reformationsgeschichte der Niederlande von den ältesten Zeiten bis 1600; die übrigen beschäftigen sich mit den arminianischen Streitigkeiten und mit den Schicksalen dieser Partei. Die kirchlichen Veränderungen hat er mit dem Kampfe gegen Spanien zweckmäßig verbunden. 2) Leven van Mich. de Ruyter. Amst. 1686. fol. u. 4 m. Kpf. öfter, zuletzt Amst. 1794. Vol. V. 8. m. Kpf. Teutsch, ebend. 1687. Fol. m. Kpf. Franz. ebend. 1698. Fol. m. Kpf. Unter seinen übrigen Schriften sind zu bemerken: Historie van de Rechtspleging gehouden in de Jaaren 1618 en 1619 omtrent de dry gevangene heeren, Mr. Joh. van Oldenbarnevelt, Mr. Rombout Hoogerbeets, Mr. Hugo de Groot. Rotterd. 1710. 4. Oratio funebris Corn. Hoofti 1648; auch bei seinen mehrmals gedruckten Gedichten; am vollständigsten: Poezy. Amst. 1725. Vol. III. 4. Eine Geschichte der Stadt Enckhuysen; Leben Vondels vor dessen Gedichten, Amst. 1682. 4. Streitschriften rc. 3) Summarium vitae celeb. G. Brandt, deprompium ex ipsius annotatt. Msc. ejus filiorum, auctore L. C. P. T. E. M. A. S. 8. (vermuthlich zu Utrecht s. l. e. a.) *Foppens* bibl. belg. T. I. 345. *Pars* index batav. 220. (mit seinem Bildnisse). *Saxii* Onomast. T. IV. 520. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Reform. 2. Bd. 432. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 790. 4) Historie van het leven des Heeren Huig de Groot, beschreven tot den anfang van zyn Gesandschap wegens der Koniginne en Kroone van Zweden aan't hof van Vrankryck, door Casp. Brandt, en vervolgt tot zyn doodt, door Adr. van Cattenburgh. Dordr. 1727. Vol. II. fol. n. Aufl. 1727. Der große Umfang dieser sehr genauen Lebensbeschreibung rührt von der ausführlichen Beschreibung des Antheils her, den Grotius an den Staatsveränderungen seiner Zeit genommen hat. Historia vitae Jac. Arminii. Amst. 1724. 8. editio multo correctior; praefat., notas indicemque adjecit J. L. Mosheim. Brunsv. 1725. 8. 5) Das vorher genannte Summarium, ferner *Cattenburgh* in Bibliotheca Remonstrantium u. *Saxe* l. c. T. V. 228. 6) Levensbeschryving van eenige voornaame meest nederlandsche Mannen en Vrouwen. T. IV. 60—74. *Saxe* l. c. 228.

7) *Fabricii* histor. biblioth. P. VI. 327. *Saxe* l. c. 458.

*) Der Name Brandung, von Brand und Brennen herrührend, hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß das stäubende Wasser bei derselben des Nachts leuchtet und zu brennen scheint, und auch des Tages ein siedendes Ansehen hat.

**) *Ovid.* Metam. XI. 529. Trist. II. 47 sq.

An diesem Flusse fiel 1777 bei Chaddsford ein Treffen zwischen den Briten und Nordamerikaner vor, das letztere zum Rückzuge zwang. — 2) ein Hundert der Grafsch. Newcastle des nordamerik. Stats Delaware mit 2257 Einw. (*Hassel.*)

BRANFORD, Ortschaft in der Grafsch. Johnson des nordamer. Stats Connecticut am Johnson, der sich hier in den Longislandsund mündet, und am Millpond, hat 1 Landungshafen, 1 Postamt und 1932 Einwohner. (*Hassel.*)

Branicsewo, *s.* Passarowitz.

BRANICKI (Johann Clemens, Graf) polnischer Krongroßfeldherr, Kastellan von Krakau und erster weltlicher Senator von Polen, Ritter des goldnen Vließes, des heil. Andreas und des weißen Adlers. Er war aus einem alten polnischen Geschlechte entsprossen, und brachte seine Jugendjahre in Frankreich zu, wo er unter den Mousquetairs diente. Nach der Rückkehr ins Vaterland, um's Jahr 1715, war er ein thätiges Mitglied der Conföderation, welche den König August II. zwang, die sächsischen Truppen aus dem Reiche zu entfernen, und die Verfassung zu respektiren. Sonst war er dem sächsischen Könige sehr ergeben, der ihn, als einen der reichsten und mächtigsten Magnaten, eines besondern Vertrauens würdigte. Gemeiniglich kehrte der Monarch in Branicki's prächtigem Schlosse Bialystock ein, wenn er von Warschau nach Grodno reisete. Auch unter seinem Nachfolger August III. stand er in besonderm Ansehen, erhielt von ihm 1744 die reiche Starostei Mosciska zum Geschenk, und 1751 die Krongroßfeldherrnstelle, 1762 aber ward er Kastellan von Krakau und erster weltlicher Senator. Als der König nach dem zu Hubertsburg geschlossenen Frieden im April 1763 aus Polen nach Sachsen ging, wurden ihm, in Verbindung mit dem Primas, die Reichsangelegenheiten übertragen, und als August nicht lange nachher starb, schmeichelte sich Branicki mit der Hoffnung, durch französische Unterstützung sich selbst auf den Thron zu setzen. Allein Rußland war ihm entgegen, und vereitelte seine Plane. Dennoch zog er, um sich den Anmaßungen des Petersburger Hofes zu widersetzen, Truppen zusammen, wurde aber von den Russen und ihren polnischen Anhängern verfolgt und einigemal geschlagen. Er floh mit dem Reste seiner fast ganz zerstreuten Armee nach dem Zipserlande, wo sich einige 100 Edelleute und der Bischof von Krakau bei ihm einfanden. Da er aber Gefahr lief, bei fernerem Widerstreben seiner Woywodschaft entsetzt und seiner Güter verlustig zu werden, so bot er die Hand zum Frieden, erkannte den am 7. September 1764 gewählten König, Stanislaus August, seinen Schwager, an, und begab sich nach seiner gewöhnlichen Residenz Bialystock. Der Verwendung Frankreichs hatte er es hauptsächlich zu verdanken, daß man ihn hier nicht weiter beunruhigte, und Spanien sandte ihm den Ritterorden des goldnen Vließes. An einer neuen Conföderation gegen Rußland, die bald darauf entstand, nahm er, seines hohen Alters wegen, nur durch Rath und Unterstützung mit Geldbeiträgen Antheil. Ohne Zweifel war es sein Wunsch, daß der durch russischen Einfluß gewählte König genöthigt werden möchte, die Krone niederzulegen, und sie einem Andern zu überlassen, der alles wieder auf den frühern Fuß gesetzt hätte. Er starb aber auf seinem Schlosse Bialystock den 9. Oktober 1771, in seinem 84. Jahre, ohne das Ende der Unruhen zu erleben. Aus einer zweifachen Ehe hinterließ er keine Kinder. Seine erste Gattin, eine Gräfin Szembock, von der er sich 1735 trennte, heirathete den Grafen Löwendahl, der 1755 als Marschall von Frankreich starb; die zweite, eine Gräfin Poniatowsky, war die leibliche Schwester des Königs Stanislaus August. Branicki, Pracht und Aufwand liebend, hinterließ zwar große Güter, aber auch viele Schulden*). (*Baur.*)

Branker, *s.* Brancker.

BRANKOWAN, Dorf und Schloß in dem Fürstenth. Walachei, Romunatzer Distrikts. — Das beinahe ganz verfallene Schloß ist das Stammhaus der für die Geschichte der Walachei merkwürdigen Familie Bassaraba de Brankowan, welche vom Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und auch in Siebenbürgen im Hagacascher Distrikt adelige Güter besitzt. So wie ihr Stammhaus, ist auch die Familie selbst, welche durch mehre Jahrhunderte blühte und in der Walachei zu den reichsten und angesehensten gehörte, ihrem Erlöschen nahe. (*Benigni.*)

BRANKOVICS (spr. Brankowitsch) (Georg), Neffe und Nachfolger des Stephan Lazarevits, Despoten von Serbien unter dem Kaiser und König Siegmund. Verdrängt von den Türken 1413 suchte Lazarevits durch seinen präsumtiven Erben Hilfe bei seinem König, schloß sich dem ungrischen Reiche näher an und schwor dem Könige Treue und Ergebenheit. Brankovics ward Mitglied des ungrischen Reichsrathes 1426, folgte dem bald darauf gestorbenen Oheim, und trat zufolge des Unterwerfungsaktes mehre Gränzfestungen, wie Belgrad, Machow, Galumboz und andere an Ungarn ab. Dafür ward er durch mehre wichtige Güter, die jährlich 50,000 Dukaten Einkünfte trugen, in Ungarn entschädigt. So erhielt er mehre Schlösser nebst einem Hause in Ofen zum Absteigequartier. 1427 seinem Schicksale überlassen, konnte er nur dadurch sich vor der Übermacht Murads retten, daß er dem Sultan seine Tochter Mara zur Gemalin, und zum Heirathsgute einen an Serbien gränzenden und von Serbien besetzten Theil von Bosnien anbot. 1431. Er zögerte mit der Erfüllung des Versprechens, so lange er konnte, indem er hoffte, mit Siegmunds und der Ungarn Hilfe das türkische Joch abzuwerfen. Schwankend zwischen beiden Parteien, und nicht gesonnen, unter den Befehlen des ungrischen Gubernators Johann von Hunyad zu stehen, ward er ein erklärter Nebenbuhler des großen Helden Ungarns, mit dem er wegen seiner Güter in Ungarn in manchen Zwist gerieth, und gegen den er eine desto größere Erbitterung hegte, da der Todfeind des Hunyadischen Geschlechtes, Graf Cilley, sein Eidam war. — Mit Hilfe des Despoten hatte Hunyad die Schlacht bei Kunowicza gewonnen. Doch Brankovics weigerte sich, die dem ungrischen Heerführer für seinen Aufwand gebührende Entschädigung zu leisten, und bot vergebens 100,000 Ducaten für Serbiens gänzliche Be-

*) (Ranfts) Fortges. neue geneal. hist. Nachr. 130. Th. 696—703. Biogr. univ. T. V. (von Alphonse de Beauchamp.)

freiung an. 1443. Hätte der polnische König Wladislaw I. seinen ruhmvollen Frieden mit dem Sultan gehalten, so würde Serbien unter ungrischen Scepter zurückgekehrt seyn. Zu seinem Verderben brach der König den Eid, und Georg war weit entfernt, sich zur pflichtmäßigen Hilfsleistung an Ungarn zu verstehen; er gab vielmehr dem Sultan insgeheim Nachricht von Wladislaws Friedensbruche. — Die Schlacht bei Varna ging verloren, und Georg, ein Freund der Cilleyer, äußerte sich immer feindlicher gegen den neuen Gubernator, der dafür seine ungrischen Güter einzog. Muthig kämpfte Hunyad in der dreitägigen Schlacht auf dem Amselfelde. Er floh durch Serbien und gerieth in die Gewalt seines Feindes, der ihn beinahe in die Hände der Türken ausgeliefert hätte. Doch bewirkte der Reichsrath einen Vergleich, nach welchem die Enkelin Georgs von dem Grafen Ulrich von Cilley mit einem Sohne Hunyads versprochen, und dem Despoten die Rückgabe seiner Güter in Ungarn zugesichert ward. Zur Erfüllung seines Versprechens ward Hunyad von dem Reichsrathe genöthigt. Doch der Groll blieb in dem Herzen des ungrischen Nationalhelden, er wollte den Despoten durch Einziehung seiner ungrischen Güter bestrafen und setzte seinen Antrag durch. Eine ungrische Armee überzog Serbien mit allen Gräueln der Verwüstung, und kaum konnte der Reichsrath den erbitterten Hunyad zum Vergleiche stimmen. Nur einen Theil seiner Güter in Ungarn behielt der Despot, den andern mußte er dem Hunyadischen Hause für die Kriegskosten abtreten.

Der junge Ladislaus hatte nun die Regirung angetreten, und der Despot sah sich durch die Feindseligkeiten des neuen Sultans Mohammed in großer Gefahr. Nowoberdo ward mit seinen reichen Bergwerken erobert und der Despot selbst in seiner Hauptstadt Semendrow belagert. In Person erschien der bejahrte Fürst in Raab, dringend den jungen König um Hilfe flehend. Schon war beschlossen, dem Bedrängten mit einer großen Armee zu Hilfe zu eilen, als der unzeitige Bekehrungseifer des berühmten Johann Capistran von dem 90jährigen Fürsten den Übertritt zu der katholischen Lehre verlangte. Trostlos eilte der Greis in seine befestigte Hauptstadt zurück. 1455. Voll glühender Rachsucht gegen das Hunyadische Haus, überfiel er den Schwager Hunyads, Michael Szilágyi, nebst dessen Bruder Ladislaus meuchelmörderisch in der Gegend von Belgrad, ward aber dafür durch seine eigene Verhaftnehmung bestraft. 1457. Unentgeldlich nach dem Tode des jungen Königs der Haft entlassen, starb er in hohem Alter 24. Dec. 1457 und sein Sohn Lazar folgte ihm einen Monat später im Tode nach, 31. Jan. 1458*).

Zwei Jahrhunderte später verließ ein anderer Georg Brankovics, der sich von den alten Fürsten herleitete, und einen Despoten der Illyrier und Raitzen nannte**), sein Vaterland, versprach dem Kaiser Leopold I. ein Heer von 100,000 Mann, ward dafür zum Reichsfürsten erhoben, und vereinigte sich mit dem kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden, an der Spitze von 30,000 Mann, 1689. Der Markgraf, dessen eignes Heer kaum so viel Mann betrug, befahl, unbekant mit dem Vertrage des Despoten, den Flüchtigen zu verhaften und sandte ihn nach Wien, wo er, ungeachtet der erwiesenen Unschuld, aus Besorgniß vor seiner Rache, in anständiger Verwahrung gehalten ward; eine Härte, die auf die nach Ungarn eingewanderten Servier nothwendig die übelsten Eindrücke machte***). *(Joh. Genersich.)*

BRANNA, (Brenna, Branney), Ober- und Unter-B., großes Gebirgsdorf auf der Gräflich Harrach'schen Herrschaft Starkenbach, bei dem Städtchen Starkenbach im Bidschower Kreise, am Fuße des Riesengebirges, mit Schloß, berühmt durch den hier verfertigten Battist. Unter andern ward eine ¾ Wiener Ellen breite Leinwand von 8800 Fäden im Werft durch den Weber Johann Hartig zu Stande gebracht, welcher dem Kaiser Franz I. selbst vorgestellt und mit der großen silbernen Medaille beehrt ward. *(André.)*

BRÄNNEBERGET, Berg in der schwedischen Provinz Wärmeland (Kirchspiel Glafra), ¼ M. breit und ¼ M. lang; der Berg liegt ¼ M. vom See Glafsfiorden entfernt; hier bricht ein hellgrauer, dünnschieferiger und geradegespaltener Glimmerschiefer, welcher als vorzüglicher Dachschiefer benutzt wird. (Nach Hisinger.) *(v. Schubert.)*

BRANSCHEN, Branschenschnüre, nent man in Seidenwebereien und in andern Zeugwebereien dünne Bindfäden oder Litzen, welche auf dem sogenannten Kegelstuhle zur Hervorbringung von Blumen und andern Figuren an geblümten und façonnirten Zeugen dadurch mit behilflich sind, daß man sie, und die mit ihnen verbundenen Kettenfäden zur rechten Zeit emporziehen läßt, um die auf eignen Schützen befindlichen Einschlagfäden hindurchzuschießen. Mehre Branschen zusammengenommen bilden Branschenbündel oder Branschenpartien. Man zieht sie durch ein Bret, das Branschenbret oder Kollebret. Vgl. Seidenmanufakturen, Weben und Weberstühle. *(Poppe.)*

BRANSK, Stadt in der russ. Prov. Bialystock an der Nurzeck mit 2 Pfarrkirchen und 184 Häus. mit 1000 Einw. *(H.)*

Bransu, s. Branti.

Brant, Seb. s. Brandt.

BRANTA. Dieser von Oken zur Bezeichnung einer Gattung gestielter rockenfüßiger Mantelthiere gewählte Name ist völlig synonym mit Otion Leach's und Lamarck's. S. Lepas†). *(Nitzsch.)*

Brante, s. Tatze.

BRANTI (Branty), ist nach Bruce ein ansehnlicher Fluß Habessiniens; er entspringt westwärts im Hochlande der Agows Quaquera. Seine Ufer sind ungemein steil

*) Engel's Geschichte des ungrischen Reiches Th. 2. S. 273. 317. 321. 352. Theil 3. Erste Abth. S. 191. Engel's Gesch. von Serwien S. 344—411.

**) Die verworrene Genealogie der Brankowitsche nach den serbischen Geschichtschreibern Brankowitsch und Raitsch hat Joh. Chr. Engel in seiner Geschichte von Serwien, mit Benutzung von Istvanfi kritisch geprüft S. 475 ff. Auch erzählt er ebendaselbst die Geschichte der Brankowitsche in Siebenbürgen. *(Rumy.)*

***) Engel's Gesch. des ungrischen Reiches. Th. 5. S. 144.

†) In Hinsicht auf die Ornithologie ist unter Ente Anas Berniola, A. Brenta und A. Fuligula zu vergleichen. *(H.)*

und gefährlich. Die Erde löset sich ab und fällt in großen Klumpen in den Fluß. Sie besteht aus einem rothen Bolus von seifiger Eigenschaft; der Grund ist weich, so wie auch die andere Seite, wenn man aus dem Flusse herauskomt. Das Wasser ist zwar trübe und schlammig, aber süß und von gutem Geschmack. Er vereinigt sich mit dem Kelti, welcher ebenfalls in dem gedachten Hochlande entspringt und nach der bemerkten Vereinigung Kelti Branti genant wird. Beide vereinigte Flüsse fallen in den Nil, und führen ihm in der Regenzeit eine erstaunliche Menge Wassers zu. Bei den Portugisen soll dieser Fluß Bransu heißen. (*Hartmann.*)

BRANTOME, Stadt in dem Bez. Perigueux des franz. Dep. Dordogne; sie liegt an der Dronne, hat 2160 Einw. und unterhält Fabriken in Serges, Etamines und Cadis, Strumpfwirkereien, 2 Färbereien und 1 Zwistspinnerei. Sie in der Geburtsort des gleichnamigen Geschichtschreibers; in der Nähe befindet sich eine merkwürdige Höhle. (*Hassel.*)

BRANDOME (Peter von Bourdeille), weltlicher Abt von Brantome, und unter dem letztern Namen als Schriftsteller allgemein bekant, stammte aus einem alten französischen Adelsgeschlecht, welches von der kleinen Stadt Bourdeille in der Gegend von Perigueux seine Benennung hat. Er war der dritte Sohn des Vicomte und Baron Franz von Bourdeille und der Anna von Vivonne de la Chataigneraye. Die Zeit seiner Geburt ist nicht genau bekant, sie fällt etwa in die Jahre 1527 bis 1536. Die Umstände seines an Abwechslungen reichen Lebens kent man größtentheils nur aus gelegentlichen Äußerungen, die in seinen Schriften zerstreut vorkommen. Er wurde an dem Hofe der Königin von Navarra, Margaretha von Orleans, Schwester Franz I. (gestorben 1549), bei welcher seine Mutter Dame d'Honneur war, erzogen, und besuchte sehr jung eine Schule zu Paris. In der Folge erlangte er einige Pfründen, namentlich die Dekanei von St. Yrier in Limousin, die Priorei von Royan und noch eine dritte, welche sein zweiter Bruder Johann, bekant unter dem Namen des Capitán Bourdeille, zu seinem Vortheil resignirt hatte. Nach dem Tode dieses Bruders und in Rücksicht auf die Verdienste desselben verlieh ihm König Heinrich II. die Abtei Brantome in seinem Vaterlande Perigord. Er folgte hier dem am 20. März 1556 verstorbenen Bischof von Lavaur, Peter von Mareuil, und führte nun den Titel Messire Pierre de Bourdeille, Abbé de Brantosme, nahm jedoch die Abtei erst am 15. Jul. 1558 in Besitz, und behielt sie unter seinem eignen Namen bis zum J. 1583, von da an aber unter dem Namen von drei Confidentiarien. Außerdem war er noch Herr von Richemont und St. Crepin, Kammerherr des Königs und Ritter des Ordens vom h. Michael. Seiner geistlichen Würden ungeachtet diente er am Hofe und im Felde nach Art der ehemaligen Abbates milites. Im J. 1557 machte er seine erste Reise nach Italien. Um dieselbe Zeit oder etwas früher kam er an den Hof, wo er ein besonderer Anhänger des Hauses Guise wurde. 1559 begleitete er den Großprior Franz von Lothringen nach Rom und am Ende des J. 1561 ging er mit demselben nach Schottland, wohin der Großprior die Königin Maria Stuart nach dem Tode ihres Gemahls Franz I. zurückführte, und besuchte auf der Heimreise den Londoner Hof. 1562 diente er gegen die Hugenotten bei der Einnahme von Blois, bei den Belagerungen von Bourges und Rouen und in der Schlacht von Dreux. Er verlor bald nach einander seine Gönner, den Großprior und dessen Bruder, den Herzog Franz von Guise, wußte sich aber dagegen das Zutrauen der Königin Katharine von Medicis zu erwerben. 1564 diente er bei der Einnahme von Velez an den Küsten der Berberei, erhielt bei dieser Gelegenheit den portugisischen Christus-Orden, und begab sich darauf an den spanischen Hof, wo er mit der Königin Elisabeth, einer französischen Prinzessin, mehre Conferenzen hatte, und Beweise ihrer Huld empfing. 1565 kehrte er nach Hause zurück, und machte bald nachher 1566 mit seinem Bruder, mehren französischen Edelleuten und 800 Söldnern eine ritterliche Fahrt nach Malta, um diese Insel gegen die Türken vertheidigen zu helfen. Zu Malta lebte die Schar viertehalb Monat auf Kosten des Großmeisters. Brantome fühlte Neigung, selbst in den Malteserorden zu treten, ließ sich aber durch einen Freund wieder davon abrathen, weil sein älterer Bruder noch ohne männliche Erben war. Auf der Rückreise verweilte er zu Rom, zu Mailand und am Hofe von Savoyen, mit dem er verwandt war. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit den Hugenotten 1567 errichtete er eine Kompagnie, und wohnte der Schlacht bei St. Denis und dem Lothringischen Zuge bei. Nach dem Frieden von 1568 kam er mit seiner Kompagnie zur Besatzung nach Peronne, wo ihm von den Häuptern der Hugenotten Anträge gemacht wurden, ihnen den Platz zu überliefern. Er wies sie aber ab, und erwarb sich dadurch von Neuem sehr die Gunst des Königs Karl IX., der ihm vorher Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Um diese Zeit (1568) scheint er auch Kammerherr des Königs (mit 600 Livres Gehalt) geworden zu seyn, wie man ihn schon früher seit 1564 als Kammerherr des Herzogs von Orleans, nachherigen Königs Heinrichs III., (ebenfalls mit 600 Liv. Gehalt) angeführt findet. Seiner kriegerischen Verrichtungen wegen schrieb er sich nicht mehr Abt, sondern Herr (Seigneur) von Brantome. 1569 war er in der Schlacht bei Jarnac, verließ aber dann das Heer des Königs, wegen eines anhaltenden dreitägigen Fiebers, und begab sich nach seiner Abtei Brantome. Während seines dortigen Aufenthalts zog die reformirte Armee daselbst durch, ohne den mindesten Unfug zu verüben, und dies allein aus Achtung gegen ihn. In der Folge bewiesen ihm die Truppen noch einmal dieselbe Rücksicht, obwol er nicht anwesend war. Im J. 1572 begleitete er die junge Königin von Navarra, Margaretha von Frankreich, Gemalin des nachherigen Königs Heinrichs IV., bei ihrem Einzuge in Bordeaux. Um diese Zeit hatte er verschiedene Plane, die nicht zur Ausführung kamen. So wollte er z. B. Antheil an der Expedition zur See gegen die Türken nehmen, auf welcher der glänzende Sieg von Lepanto erfochten wurde, eben so an einer andern Expedition, welche Eroberungen in Peru machen wollte u. dgl. Während der Bartholomäusnacht befand er sich zu Brouage, und wohnte darauf der Belagerung von la Rochelle durch den Marschall von Biron als unbesoldeter Freiwilliger bei, indem er seine ehemalige Kom-

pagnie aufgegeben hatte. Er erhielt hier einige unbedeutende Wunden, und das Glück bewies sich ihm günstig genug, da er mehrmals vom Blut und Gehirn getödteter Nebenmänner bedeckt wurde. Sein genauester Freund und steter Begleiter war damals der Herr von Strozzy, sein vormaliger Oberster, mit dem er jedoch in der Folge zerfiel. 1574 finden wir ihn wieder am Hofe, wo er als Kammerherr der Section und dem Leichenbegängniß Karls IX. beiwohnte. Am Ende des nämlichen Jahres wurde er zu Friedensunterhandlungen mit La Noue, einem der Häupter der reformirten Partei, gebraucht. Mit dem Tode Karls IX., der ihn sehr liebte, wie es Br. wenigstens in seiner selbst gemachten Grabschrift versichert, waren indeß seine glänzenden Aussichten dahin. Unter Karls Nachfolger, Heinrich III., diente er zwar fortwährend als Gentilhomme de la chambre du roi, auch erhielt er zuweilen Geschenke und sonstige Beweise königlicher Gunst; aber bei Besetzung von Ehrenstellen wurden Andere vorgezogen, und er erlangte durchaus keine Beförderung, die seiner berühmten Abkunft und seinen Verdiensten entsprochen hätte. Dies that seinem ehrgeizigen Charakter so weh, daß er sich noch in seiner Grabschrift darüber beschwert, worin er zugleich versichert, daß er in seinem Leben weder Wohlbehagen, noch Ruhe, noch Zufriedenheit, gefunden habe. Eine Zeitlang scheint er sich vornehmlich an den Herzog von Alençon, jüngern Bruder Heinrichs III. angeschlossen zu haben, bei dem er ebenfalls Kammerherr war. Nach dem Tode dieses Prinzen 1584 blieb seine vornehmste Stütze die verwitwete Königin, Katharine von Medicis, und als auch diese 1589 gestorben war, endete die Rolle, welche er 33 Jahre lang am Hofe gespielt hatte. Er zog sich nun nach Brantome in die Einsamkeit zurück, unzufrieden mit der Welt, mit dem Hofe und mit seiner eignen Familie. Bei der letztern gerieth er, nach dem Tode der Vicomtesse von Bourdeille, Witwe seines ältern Bruders, die er sehr ungern verlor, fast in gänzliche Vergessenheit. Die Schwachheiten und Gebrechen des Alters vermehrten noch seinen Mismuth über die fehlgeschlagenen Entwürfe seines Ehrgeizes. Mit Bedauern blickte er auf die verschwundene Zeit zurück, und sah nichts, was dem Hofe von Valois gleich kam, an welchem er aufgewachsen war. An dem letzten Zweige dieser Familie, der Königin Margaretha von Navarra, geschiedenen Gemalin Heinrichs IV., hing allein noch sein Herz [1]) und mit Unwillen gedachte er des salischen Gesetzes, das sie von dem französischen Throne ausschloß. In dieser Stimmung bald finster und mürrisch, bald in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Verschwundenen, schrieb er in der Abgeschiedenheit seine Mémoires, worin seine Unzufriedenheit und wechselvolle Laune zwar zum Theil hervorblicken, auf deren eigentlichen Charakter aber noch andere Umstände, sein hohes Alter, sein langes Hofleben und der eigenthümliche Ton dieses Hofes zumal, entscheidend einwirkten. Die Vies des Dames galantes, welche zwei Theile seiner noch vorhandenen Schriften ausmachen, waren ursprünglich für den Herzog von Alençon bestimt und für den Geschmack desselben berechnet; doch bleibt es zweifelhaft, ob oder wie weit er sie bei Lebzeiten dieses (1584 gestorbenen) Prinzen vollendet habe. Sie sind aber als sein frühestes Werk zu betrachten. Überhaupt sucht der teutsche Übersetzer von B.'s Memoiren es wahrscheinlich zu machen, daß B. manches noch Vorhandene schon vor seiner Zurückgezogenheit zu schreiben angefangen habe. Gewiß ist es, daß er noch beim Leben des Herzogs von Alençon mit einer ernsten historischen Arbeit beschäftigt war, welche eine Vergleichung zwischen sechs großen Fürsten und Feldherren enthielt, aber wir besitzen diese Arbeit nicht. Brantome starb in einem hohen Alter [2]) am 15. Jul. 1614 und wurde nach seiner eignen Verordnung in der Capelle seines Schlosses Richemont beigesetzt. Sein noch vorhandenes Testament liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Beurtheilung seines Charakters. Er verordnet sich darin selber eine ruhmredige Grabschrift. Er befiehlt seinen Erben, die Bücher drucken zu lassen, die er mit großer Mühe und mit Anstrengung seines Geistes und seiner Erfindungskraft verfertigt in fünf Sammtbänden hinterlasse, und dahin zu sehen, daß man nicht statt seines Namens einen andern auf den Titel setze und ihn so des verdienten Ruhmes beraube. Das erste fertige Exemplar in Sammet gebunden, soll der Königin Margaretha, seiner durchlauchtigsten Gebieterin, überreicht werden. Er erzählt, was er zur Aufnahme seines Hauses gethan habe, und hält seinen Neffen und Verwandten die ihm dennoch bewiesene Undankbarkeit vor. Er setzt jedoch seine Neffen und Nichten zu Erben ein, enterbt aber diejenigen, welche seinem gebrechlichen Alter keine Achtung beweisen, oder ihm nicht mit den Waffen und vor Gericht Genugthuung schaffen würden für Beleidigungen von Fremden, die er wegen Altersschwäche nicht selber rächen könnte. Er widerruft die den Mönchen zu Brantome gemachte Schenkung, wegen der Undankbarkeit, die sie ihm für seinen Schutz und seine Wohlthaten in den schweren Kriegszeiten bewiesen hätten. Er erklärt, daß es ihn in jenem Leben schmerzen werde, wenn er sein Schloß Richemont in fremden Händen sehen sollte u. dgl. mehr. — Brantome's Memoiren umfassen 10 Theile, deren 4 von den Capitaines françois, 2 von den Capitaines étrangers, 2 von den femmes galantes, 1 von den femmes illustres und 1 von Duellen handeln. Sie sind ohne strenge Ordnung und mit Vernachlässigung der Chronologie, doch nicht ohne Geist und mit einer naiven Offenherzigkeit und Redseligkeit geschrieben, der wir eben sowol die Enthüllung mancher geheimen Motive wichtiger Ereignisse, als die Aufbewahrung mancher speciellen Nachrichten und kleinen historischen Züge verdanken, die ohne B.'s redselige Laune der Vergessenheit anheim gefallen wären. Sowol wegen dieses Umstandes, als wegen der Nacktheit seiner Schilderungen, wobei Br. dem französischen Hofton seiner Zeit getreu, mit aller möglichen Unbefangenheit einem rücksichtslosen Cynismus huldigt, sind seine Werke gern und viel gelesen worden. Zur Aufklärung der Ereignisse unter der Regirung Karls IX. und seiner beiden Nachfolger sind sie besonders wichtig und für den Geschichtschreiber dieser Periode unentbehrlich. In seinem

1) Er erlebte ihren Tod nicht, sie starb kurze Zeit nach ihm, im J. 1615.

2) Er wurde wenigstens 78, nach andern 87 Jahr alt.

Urtheil über die dargestellten Personen zeigt sich Br. sehr schwach; oft, wenn er von ihnen Dinge erzählt hat, die sie der Nachwelt in einem sehr schlechten Lichte darstellen, endigt er mit warmen Lobeserhebungen und bezeichnet ihr Leben wol gar als musterhaft. Dies scheint weniger Ironie zu seyn, als Folge und Wirkung einer gänzlichen Auflösung aller moralischen Begriffe, wie sie bei alten Hofleuten zuweilen vorkommen mag. Das Beste hiebei ist, daß er meistens Thatsachen reden läßt; um so weniger kann uns sein Urtheil hindern. Von sich selber redet er auch viel, und hier darf man wol seiner Ruhmredigkeit, wie sonst seiner Leichtgläubigkeit mistrauen. Daß es ihm aber nicht an Gelegenheit fehlte, vieles zu erfahren und selbst zu sehen, geht aus den oben mitgetheilten Nachrichten zu seiner Lebensgeschichte hervor. Die Großen der Erde können aus seinen Werken mehr noch als aus andern lernen, daß so leicht keine ihrer Handlungen verborgen bleibt, denn es sind oft die kleinsten Züge, entschlüpfte Worte, anscheinend unbedeutende Handlungen, welche Br. der Nachwelt überliefert. Am schätzbarsten sind seine Nachrichten, so weit sie die Angelegenheiten seines Vaterlandes betreffen; was er von auswärtigen Dingen beibringt, verdient oft keinen Glauben. Brantome's Werke blieben, seines Testaments ungeachtet, nach seinem Tode lange ungedruckt, wurden aber von mehren französischen Geschichtschreibern in der Handschrift benutzt. Gedruckt wurden sie unter dem Titel: Mémoires cont. les vies des hommes illustres et grands Capitaines françois et étrangers etc. Leiden 1666. 1699. 4 V. 12. Vies des dames illustres. ib. 1667. 12. Suppl. 1767. 12. Oeuvres. ib. 10 V. 12. avec les rém. de *J. Duchat*. Haag (Rouen) 1740. Mastr. 1779. 15 V. 12. Paris 1787. 8 V. 8. In der allgemeinen Samlung französischer Memoiren machen die von Brantome den 63. bis 65. Theil aus. Die teutsche Übersetzung in der von Schiller herausgegebenen allgemeinen Samlung histor. Memoiren 2. Abtheil. Bd. 11 —13 (Jena 1796—97) liefert nur einen Auszug und macht also das Original durchaus nicht entbehrlich [3]). (*Rese.*)

Obgleich Br. ein sehr gebildeter und gut unterrichteter Mann war, der lateinisch, spanisch und italiänisch verstand, mit dem damals gefeierten Ronsard viel Verkehr hatte und eine Übersetzung des Lucanus versuchte, so ist doch der künstlerische Werth seiner Darstellung von beschränkter Bedeutung; ungleich höher ist die persönliche Wahrhaftigkeit dieser Berichte und Schilderungen zu stellen. Der Erzähler hat die Eigenthümlichkeiten des Zeitalters und Hoflebens ganz in sich aufgenommen und veranschaulicht dieselben mit rücksichtloser Natürlichkeit; er hat nicht nach Gründen und Veranlassungen der Begebenheiten geforscht und sie noch weniger aus einem sittlichen Gesichtspunkte aufgefaßt, sondern gibt das Bild, wie es in der Erscheinung sich darbot, und nach dem Eindrucke, welchen es bei ihm und seiner Umgebung hinterließ; Äußerungen der Seelengröße und des Gemüthsadels, Leichtfertigkeiten, Schlechtigkeiten und Verbrechen werden als Neuigkeiten des Tages und höfischer Unterhaltungsstoff in bunter Mischung mit frischer Lebendigkeit aufgeführt, oft mit Urtheilen sorgloser ritterlicher Treuherzigkeit, öfter mit schadenfrohen Seitenblicken und muthwilligen Randglossen, wie sie im Gesellschaftstone der vornehmen Welt damals herkömmlich waren, begleitet. Das Auge dieses Beobachters ist darauf eingeübt, Kleinigkeiten fest zu halten, Schwächen zu erspähen und in absichtlosen Handlungen sinnvolle Bedeutsamkeit zu finden. Die Umrisse der Zeichnungen sind meist flüchtig hingeworfen, versinnlichen aber malerisch die augenblickliche Stellung der ins Auge gefaßten Hauptperson und sprechen die vorherrschende Ansicht von dem Geschehenen vollständig und treu aus. Der Ton des Berichterstatters ist eigentlich das Urkundliche, was der kritische Geschichtschreiber zu beachten hat; von den Einzelheiten dürften viele bei strengerer Prüfung nicht bewährt gefunden werden [*]). (*Wachler.*)

BRANTWEIN (gebrannter Wein), ein wässeriger Weingeist, der den alten Griechen und Römern noch ganz fremd war, und zuerst von den arabischen Ärzten, namentlich von Rhazes rc. im 10. Jahrh., als Arzneimittel, aus Wein bereitet, aber lange geheim gehalten wurde, bis im 14. Jahrh. Arnold von Villeneuve, ein Arzt zu Montpellier, das Brantweinbrennen aus Wein auch in Europa einführte. Er schrieb von den heilsamen Wirkungen des mäßig genossenen Weingeistes mit allem Feuer eines von seiner Kunsterfindung eingenommenen Franzosen, und erhob ihn sogar zu einem Mittel der Unsterblichkeit. Seine Lehre fand bald nur zu glühende Anhänger, welche durch den Misbrauch dieses Getränks wol eher ihr Leben verkürzten und noch verkürzen. Derselbe Arnold lehrte auch zuerst Liköre, Parfüms rc. daraus bereiten. Seitdem begriffen selbst die unverständigsten Völker die Fabrikation des Brantweins sehr bald, und wandten dazu ihre heimischen Naturprodukte auf die einfachste Weise an. Seit 1529 ward er, ursprünglich Arzneimittel und in den Jahren 1493 bis 1495 in Teutschland noch allein als solches gebraucht, ein nur zu allgemeines, nur zu beliebtes Genußmittel.

Es wird bei uns aus Pflanzenstoffen, in denen die Wein- oder geistige Gährung vollendet ist, d. i. deren Stärkmehl und Zucker in Berührung mit Ferment und Wasser bei einer gewissen Temperatur zersetzt worden sind, durch eine erste Destillation (das Rauchbrennen) am besten mittelst der Dämpfe kochenden Wassers, gewonnen (s. Brantweinbrennen). Aber aus jenen Stoffen geht er so wenig, wie aus dem Weine rc., als Produkt, sondern, nach Brande und A. Vogel, als Edukt hervor (s. Weingeist).

Den Franz- und rheinischen Brantwein erhält man aus Weintrestern, oder aus Weinhefe, den Arak [1]) aus Reis, auch aus dem Safte der Kokosnuß

3) S. Biograph. Fragmente üb. Brantome in den Schillerschen Memoiren 2. Abth. 11. Band, nach dem Franz. (mit B.'s Bildniß.) *de Fontette* Bibl. histor. de la France Tom. III. p. 138 sq. *Meusel* Bibl. hist. Vol. IX. P. I. p. 314. Bouterweck's Gesch. der Poesie u. Beredſ. 5. Bd. S. 303.

*) Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. S. 648 ff. Biogr. univ. T. V. p. 501 sqq.

1) Sehr ähnlich dem Arac ist der, nach Bauhoff durch Destillation aus gemeinem Zuckersyrupe mit verdünnter Schwefelsäure bereitete Brantwein.

und einiger Palmenacten, Rum oder Taffia aus dem Zuckerrohrsafte, Zuckersyrup, aus der Melasse u. m. Zukkerabfällen, den Kornbrantwein aus Getreide, meist aus Rocken oder Weizen, oder, wie den schottischen Whisky, aus Hafersamen, oder, wie in Nubien und Arabien, den wie sauer gewordener Champagnerwein schmekkenden Merin, Bouza, OmBelbel, aus stark gesäuerter mehr oder weniger mit Wasser gegohrner Mais- oder äthiop. Hirse-Brotkrume (Dhourra); auch aus gemalztem Mais, aus den Roßkastanien, Erbsen ꝛc. läßt sich dergleichen bereiten. Der Obstbrantwein wird aus Ananas, Äpfeln, Birnen, Zwetschen, Schlehen, Datteln, Kirschen, Vogelbeeren, Johannis-, Stachel-, Berberis-, Preißel-, Wachholder-, Holunderbeeren, und den Früchten des Erdbeerbaums (Arbutus vnedo L.) gewonnen. Ferner werden die Wurzeln der Runkelrüben u. a. Arten der Beta, die Carotten, die Pastinaken, Zuckerwurzeln, die Krappwurzeln, die Wurzeln des gelben Enzians in der Schweiz, häufiger bei uns die Wurzelknollen [2]) und reifen Samenkapseln der Kartoffeln ꝛc. auf Brantwein benutzt. Auch geben die Stiele von Heraclium Sphondylium, der Meth, jedes gute Bier, Bierhefen und viele andere schleimzuckerige Materien Brantwein. Aus der Stutenmilch mit Weizensauerteig versetzt, destilliren die Kalmücken, Mongolen u. a. Nomadenvölker in Südrußland ihren Kumiß, ein weinsäuerliches angenehmes Getränk, und die Tatarn ihren Ariki. Aber auch aus Kuhmilch, oder aus Molken in Verbindung mit Korn oder Obst, läßt sich mit Ersparniß der Hälfte des letztern, Brantwein brennen. Zu diesem Zweck dient auch, nach Sauter (in André's Hesperus 1815), die aus gährendem Moste aufsteigende weinige Kohlensäure [3]).

Wenn bei nicht genug gemäßigter Destillationshitze einige am Boden des Gefäßes nicht feucht genug gebliebene Theile des Getreide-Brantweinguts eine anfangende Röstung erlitten haben, so ist auch schon etwas brandige Säure entstanden, welche mit übergeht, und in auch noch so geringer Menge dem Beantwein einen eignen unangenehmen Fuselgeruch und Geschmack gibt. Der Grundstoff davon ist ein besonderes, in seinen Verhältnissen den Fetten sich näherndes nicht sehr flüchtiges Öl, das aus dem im Getreide vorhandenen Fett durch Gährung, oder zu rasche Destillation gebildet wird, das sogenannte Fuselöl, welches sich aus wäßrigem Brantwein in der Kälte talgartig abscheidet, oder, beim Luttern, aus dem zuerst erhaltenen Destillat, dem sogen. Vorlauf abgesondert, auf dem Flanell im Trichter der Vorlage sich sammelt, und im Anfange beim Weinen des Läuters oder Lutters oder Brandwassers (wasserhaltigen Weingeists) übergeht. Thomson, Fourcroy u. Vauquelin, Gehlen u. A. erhielten durch Digestion der Gerste in Alkohol ein solches gelbes conecretes Öl, das schon in dieser gebildet zu seyn scheint. Auch aus Rokken zog Schrader dasselbe, aber ohne Fuselgeruch und Geschmack, der mithin in den verschiedenen Getreidearten verschieden ist. — Das wahrscheinlich durch zu starke Destillationshitze veeänderte jetzt widrigere Öl ist leichter, als gemeiner Brantwein, bei gewöhnlicher Temperatur salbenaetig, bei höherer schmilzt es, verdunstet nach und nach in gemeiner, und läßt bei der Destillation einen kohlig-harzigen Stoff zurück. Im Wasser ist es kaum, wol aber in 6 absol. Alkohols, und in 2 Äthers löslich, löst bei 50° C. keinen Schwefel auf, saponificiet sich mit Kalien, schwärzt und verdickt sich mit erwärmtem Vitriolöl, und gibt mit Salpetersäure eine gelbe, ranzige, buttrige Masse. Entfuseln läßt sich ein solcher Brantwein durch Destillation über Kohlenpulver und engl. Vitriolöl, aber von der ihm noch anhängenden Essigsäure nur durch Destillation über kohlensaurem Kali befreien. Durch vollkommene Reinhaltung der Destilliegeräthe, gehörige Leitung der Destillationshitze ꝛc. kann seine Brenzlichkeit ganz verhütet, sein Geschmack aber durch die Kälte, freie Luft und die Zeit verbessert werden. Aufbewahren läßt er sich am besten in großen, möglichst luftdichten, sehr rein gehaltenen, weingrünen Fässern, welche immer voll gehalten, einen gut schließenden Spund haben, und in einem kühlen, trocknen Keller liegen. Kleinere Quantitäten füllt man auf Glasflaschen, die am besten mit eingeriebenen Glasstöpseln genau verschlossen und mit Blase überbunden sind. — Von dem brandigen Geruche und Geschmacke ist ein anderer, sogenannter brennender oder Feuergeschmack zu unterscheiden, welchen jeder frischbereitete Brantwein hat, und, unbeschadet seiner Geistigkeit, durch das Alter verliert. Durch das Weitverführen, oder Ausstellen an große Kälte und durch starkes Schütteln des Brantweins soll sich sein Feuergeschmack tilgen lassen.

Jeder Brantwein enthält, außer dem wesentlichen Wasser seines Geistes, noch viel außerwesentliches, davon er einen Theil in heftiger Kälte herausgefrieren läßt. Durch theilweise Destillation wird er nur von einem Theile des Wassers gereinigt, und scheint nicht unter das specif. Gewicht von 0,8248 gebracht werden zu können; der Weingeist von diesem Gewichte hat fast denselben Siedpunkt, wie der reine.

Da der Weingeist viel flüchtiger ist, als das Wasser, so besteht, wenn der Brantwein abermals und nur bis etwa zur Hälfte überdestillirt wird, das Destillat aus Geist mit wenigerm Wasser, und heißt gereinigter Weingeist (Spiritus vini rectificatus), (s. Weingeist). Der Rückstand ist das Wasser des Weingeists mit mehrem oder wenigerem Weingeist- u. a. Überreste. Von der Dauer der Destillation und der größern oder geringern Flüchtigkeit der andern fremden Stoffe hängt es ab, ob diese mit dem Destillate übergegangen, oder zurück geblieben sind. — Wenn bei dieser Destillation mit dem Brantwein wenigstens der 20ste Theil von trocknem salzsauren Kalk in das Destillirgefäß geschüttet wird, so hält dieser nicht allein das außerwesentliche Wasser des Brantweins zum Theil, sondern auch die brandige Säure zurück. Wird nun ein auf diese Weise schon beträchtlich

2) Das Verhältniß der Kartoffelknollen zum Rocken beim Brantweinbrennen ist = 3 : 1, und mittelst des Auflösungsapparats von Siemens sogar = 2:1. 3) Vorschriften zur Nachbildung des Franzbrantweins, Araks und Rums gibt Hermbstädt in s. chem. Grunds. der Destillirkunst und Liqueurfabrikation, Berl. 1819. 8. S. 127; vgl. Kaßner's teutsch. Gewerbsfreund. IV. 2. und J. F. K. Westrumb üb. d. Veredelung des gemeinen Kornbrantweins zu Weinbrantwein, Rum u. Arak. Hanov. 1821. 8.

entwässerter und gereinigter Weingeist noch einmal über trocknem salzsaur. Kalk zur Hälfte abdestillirt, und dann dieses Destillat noch einmal über so viel Kalk rc. abgezogen, daß fast der ganze Bauch des Gefäßes damit angefüllt ist, so läßt sich die Entwässerung des Weingeists so weit treiben, daß das Destillat nun höchst-gereinigter oder entwässerter Weingeist (Spiritus vini rectificatissimus), oder absoluter Alkohol ist (s. Weinalkohol). Außer salzs. Kalk (Chlorincalcium) gibt es noch folgende Entwässerungsmittel des Brantweins: Kali, Natron, Kalk, trocknes essigs. Kali, calcinirten Gyps, Glaubersalz, Kochsalz und gebrannten Alaun. Allein nach Dubuc soll aller Weingeist etwas von ihnen enthalten, da doch nur die reinen Kalien zersetzend auf ihn wirken, und die übrigen Salze blos mechanisch mit den Dämpfen übergehen, Saussure auch gezeigt hat, daß wenigstens der durch kohlens. Kali oder durch salzs. Kalk entwässerte Brantwein keineswegs in seiner Mischung verändert sey. Indeß läßt sich besonders der aus Korn- u. Weinbrantwein gewonnene Geist nach Meißner in Wien, bald leichter, bald schwieriger, oft gar nicht bis zum spec. Gewicht von 0,791 bringen, woraus man auf Verunreinigungen desselben schließen kann. Der gemeine Brantwein hat meistens ein spec. Gewicht von 9,940. Die Affinität zwischen dessen Geist und Wasser geht mehren andern Affinitäten vor, weshalb ersterer aus letzterm manche nicht in Weingeist lösliche Salze, und Wasser aus diesem manche nicht in Wasser lösliche Stoffe, wie: Harze, Öle u. s. f. niederschlägt. Der Weingeist nimt aus der Luft Wasser auf, mischt sich in jedem Verhältnisse mit diesem unter Wärmeentwickelung und Raumverdichtung, statt letzterer aber zeigt der von 0,97 spec. Gew. bei weiterm Wasserzusatz Ausdehnung des Raums. Mit Eis zusammengebracht, bringt er Kunstkälte hervor. Die zur Bestimmung seines spec. Gewichts durch Baumés u. A. Aräometer erhaltenen Grade sind sehr schwankend. Genauer und richtiger, wenigstens für den Handel, bezeichnen seinen Gehalt an reinem Weingeist das Ciarcysche Aräometer, und das Richtersche, Meißnersche u. a. Alkoholimeter (s. Araeometer), und die darnach entworfenen Tabellen von Blagden u. Gilpin, Lowitz, Richter, Tralles und Meißner (s. Dessen Aräometrie in ihrer Anwendung auf Chemie und Technik. Wien 1816. 8. II. S. 27.). Auch Leslie's Hygrometer kann zum Prüfungsmittel des Alkohol-Gehaltes in geistigen Flüssigkeiten dienen (s. Dingler's polytechn. Journ. III. 2. S. 252. rc.). Guter, reiner Getreide- u. Fruchtbrantwein muß, aus dem Fasse genommen, ganz wasserhell und farblos, und leichtflüssig, von wenigstens 0,940 specif. Gewichte seyn, und noch nicht bei 56° gefrieren. Nach Hutton soll mancher Weingeist bei einer künstlichen Kälte unter — 79° gefrieren, und sich in 3 Schichten sondern, wovon die untere dickste farb- und geschmacklos, aber von stechendem Geruch, und an der Luft rauchend, in geraden 4seitigen Säulen krystallisire, die dem Wasser einen vom Weingeist verschiedenen Geschmack gebe; die zweite leicht in Wasser lösliche blaßgelb, halb krystallinisch, von starkem Wohlgeruch, und erst stechendem, dann süßlichem Geschmack; die dritte oberste sehr dünne bleichgelblichgrün, unkrystallisirt sey, sehr widrig (fuselig) rieche und schmecke, und etwas schwieriger sich in Wasser löse, woraus Hutton schließt, daß der Weingeist zwei fremdartige, sehr flüchtige Stoffe enthalte, von deren Beimischung in verschiedenen Verhältnissen hauptsächlich Geruch und Geschmack abhängen. Ferner muß er rein, angenehm riechen, und stark geistig schmecken, wie vorzugsweise der aus Weitzenluftmalze bereitete. Stark genug wirft er, in ein Gläschen gegossen und gerüttelt, viele Luftbläschen aus, die lange stehen bleiben, zieht sich in hineingetauchtes ungeleimtes Druckpapier nicht weiter ein, als dieses untertaucht, verfliegt, in der Hand gerieben, großentheils, und läßt einen Wohlgeruch und ein Gefühl von Kälte ohne Brennen, beim Abbrennen aber an einem windstillen Orte wenig Feuchtigkeit zurück. Die Rosenkranz- und Baumölprobe sind unsicher. Das zuverlässigste Prüfungsmittel seines Weingeistgehalts bleibt für den Handel ein gutes Alkoholometer, wonach der gewöhnliche Fruchtbrantwein, in einer mittlern Lufttemperatur untersucht, wenigstens die Hälfte Spiritus enthalten soll. Der Nordhäuser und Quedlinburger sogenannte gute Wein stehen, als Handelsartikel bei uns in vorzüglichem Rufe, der ungarische ist einer der stärksten. Je länger der Brantwein auf guten, möglichst luftdichten Fässern liegt, desto besser wird er. — Brantwein aus Runkel- und Moorrüben rc. fällt, einige kleine Unreinigkeiten abgerechnet, gut aus; der Kartoffelbrantwein dagegen hat fast immer einen eignen brenzlichen Geruch und Geschmack, dagegen der aus Reis und jener aus Weizen einen reinern, angenehmern, als der Roggenbrantwein. Vorzüglich ist auch der Zwetschenbrantwein rc. Der durch Destillation des Weins erhaltene, und der aus einer Mischung von Wasser und Weingeist gemachte Brantwein unterscheidet sich dadurch, daß nur ersterer Lackmuspapier röthet, der andere aber nicht, übrigens beide auch schon im Geruche abweichen. — Aus schlechtem Gut nur einmal übergetriebener, oder überhaupt nachlässig bereiteter Brantwein sieht trübe, mollig aus, riecht fuselig, schmeckt unangenehm, läßt, in der Hand gerieben, viel Feuchtigkeit und einen widrigen Geruch, beim Abbrennen aber oft über die Hälfte Wasser zurück, und es fehlt ihm sein specifisches Gewicht. — Auch der zweimal übergetriebene sogenannte Halbwein schmeckt immer noch etwas unangenehm, und hat noch ½ Phlegma. Der in der Blase angebrannte hat einen ekelhaft brenzlichen, oft auch metallischen Beigeschmack. Der von nicht rein gehaltenen kupfernen Brennzeugen, vorzüglich dergleichen Schlangen- u. a. Kühlröhren, die kaum sich ganz rein halten lassen, von messingenen, oft mit Grünspan überzogenen Zapfhähnen kupferhaltige wird von zugesetzter Ammoniumflüssigkeit bläulich, von blausaurem Kali aber violet. Der von schlecht verzinnten, unreinen Kühlröhren und Helmen rc. bleihaltige, oder geflissentlich mit Blei vergiftete sieht entweder hell oder trübe aus, und wird im ersten Falle von Hahnemanns Bleiprobe dunkelbraun oder schwärzlich gefärbt, im zweiten aber muß man ihn zuvor mit starkem, reinen Weinessig vermischen, welcher, eine Zeitlang darüber gestanden, die Metalltheilchen auflöst, und den Brantwein hell macht, um ihn mit dem Probeliquor weiter

untersuchen zu können. Eisenhaltiger Brantwein fällt trüb, misfarbig aus, schmeckt herbmetallisch, und macht mit Gallusaufguß ꝛc. einen schwärzlichen und mit blausaurem Kali einen blauen Niederschlag ꝛc. Schwefelsaure Metallsalze, Vitriole dürften wol fast gar nicht im Brantwein sich finden, weil sie bekantlich sich nicht in Weingeist, also nur höchst wenig im Brantwein auflösen können. Allen diesen metallischen Verunreinigungen und zum Theil Vergiftungen des Brantweins läßt sich nur durch die größte Vorsicht und Reinlichkeit beim Brennen, noch mehr durch Anwendung von Destillirmaschinen aus Glas oder Steinzeug abhelfen, die aber ihrer Zerbrechlichkeit wegen mit eisernen zu umgeben sind [4]). Die Verfälschung des Brantweins mit scharfen Pflanzenstoffen: Pfeffer ꝛc. verräth sich durch ein zurückbleibendes Brennen und Kratzen auf der Zunge und im Gaumen; etwas davon auf die eine, und von notorisch reinem Brantwein auf die andere Lippe gestrichen, bringt nur auf ersterer an der Luft dieselbe beißendbrennende Empfindung hervor. Auch kann man den zu untersuchenden Brantwein verdampfen lassen; ist er rein, so wird sein spirituöser Geschmack immer schwächer und verschwindet allmälig ganz; dagegen der Geschmack des mit bittern oder scharfen Stoffen verfälschten Brantweins durch das Abdampfen der Flüssigkeit immer auffallender wird. Von zugesetzten narkotischen Giftsamen des Stechapfels, Taumellolchs ꝛc. bekomt er eine schnell betäubende und berauschende Kraft; diese Giftquelle findet man oft nur im Bodensatz der Fässer, der, mit heißem Wasser ausgezogen, durch lebendige Reagentien, z. B. durch ein dem Lichte zugekehrtes Katzenauge so zu prüfen ist, daß man auf dessen Pupille von der eingeengten verdächtigen Flüssigkeit etwas mit einem Haarpinsel bringt, um die jetzt schnell eintretende Erweiterung jenes Lichtlochs zu beobachten. Der über viele Kirschlorbeerblätter, bittre Mandeln u. a. kernbittere Samen abgezogene blausäurehaltige, mithin mehr oder weniger giftige Brantwein riecht und schmeckt nach Bittermandeln, und macht mit Kali, schwefelsaurem Eisen und Schwefelsäure gemischt einen an der Luft bläulichen Niederschlag von Berlinerblau (s. auch Blausäure). Mit Alaun versetzter wird von etwas Kalilauge milchig, und läßt in der Ruhe ein weißes Pulver (Alaunerde) fallen (s. auch Bier). Der über reine Kalien abgezogene hat einen eignen Beigeschmack, der ihn zur Liqueurfabrikation ꝛc. ganz unbrauchbar macht; auch ist er dadurch in seiner Mischung verändert; er läßt sich, damit verunreinigt, schwer oder gar nicht bis zum spec. Gewicht von 0,791 bei noch so oft wiederholter Destillation bringen. — Wein- od. Franzbrantwein, s. Cognac. — Reisbrantwein, s. Arak, Rak. — Zuckerbrantwein, s. Rum.

Der Brantwein ist je nach seiner Reinheit u. Stärke ein mehr oder weniger durchdringendes, kräftiges Erregungsmittel für das Nerven-, Muskel- und Gefäßsystem; er beschleunigt den Pulsschlag, vermehrt die Körperwärme, erhöht die Lebensthätigkeit wenigstens momentan, und verstärkt überhaupt die Verrichtungen aller Organgebilde. Mithin kann er wohl Kraftgefühl und Kraftäußerung veranlassen, aber zur Ursache der Kraft vermag er sich nicht zu erheben. Durch die öftere widernatürlich und unvorsichtig beförderte Kraftäußerung geht nach und nach das Vermögen, Kräfte zu sammeln, ganz verloren. In großen Quantitäten berauscht er, und vermindert die Erregbarkeit, so daß die stärksten Reizmittel nothwendig werden, zu verhindern, daß nicht ein hoher Grad von indirekter Schwäche das Leben gefährde. Ein anhaltender unmäßiger Gebrauch desselben bewirkt endlich Abstumpfung des Gemeingefühls, Nervenunempfindlichkeit, Lähmung der Verdauungsorgane ꝛc. — Dringendes Bedürfniß bleibt er dem ärmsten und zahlreichsten Theile der Gesellschaft, dessen Kost, bei vieler die Kräfte erschöpfender Arbeit, nur in Kartoffeln, Rüben und Brot besteht. Diätetisch kann ihn der gemeine Mann in rauher Jahreszeit, und in feuchten, überhaupt in nördlichen Gegenden manchmal zu kleinen Quantitäten genießen, so auch der Soldat, wenn er unter freiem Himmel in leichter Kleidung auf sumpfigem Boden lagern muß; dasselbe gilt von Schiff- u. Seeleuten, Jägern, Bergleuten u. A. Auch ist er ein besonders kräftiges Verwahrungsmittel gegen Skorbut, und andere Schwächekrankheiten auf Seereisen; mäßig getrunken ersetzt er die durch Sommerhitze und starke Schweiße erschöpften Kräfte, ist gewöhnlich bei heftigen körperlichen Anstrengungen, bei nachtheiligen Witterungseinflüssen ꝛc. von Nutzen, und schafft bei Verdauungsschwäche, Blähungsbeschwerden, leichten hypochondrischen und hysterischen Affectionen ꝛc. insgemein Erleichterung [5]). — Im Sommer ist eine Mischung von Brantwein und Wasser ein sehr passendes Getränk.

Therapeutisch benutzt man ihn, rein und stark genug, innerlich bei fieberhaften und chronischen Schwächen, überhaupt in allen Fällen, wo Wein angezeigt ist (s. unter Wein), da, wo dieser zu kostbar oder nicht stark genug ist, zumal bei Personen, die an geistige Getränke gewöhnt sind, gemeiniglich mit mehr oder weniger Wasser verdünnt, so z. B. im Typhus als gewöhnliches Getränk zu 2 Unzen mit 1 Pfd. Wasser und ½ Unze Honig versetzt.

Der Kumiß oder Milchbrantwein wird bei den Kalmücken für ein vorzügliches Ersatzmittel der Kräfte gehalten, und in verschiedenen Schwächekrankheiten mit Nutzen gebraucht, so namentlich in der asthenischen Lungenschwindsucht. Als Weingeist dient er zu einem Auflösungsmittel von Arzneistoffen, deren Reizkraft man dadurch erhöhen, und die man assimilabler machen will.

Zum äußerlichen Gebrauch setzt man etwa 3—4 Maß Brantwein einem gemeinen, oder aromatischen Wasserbade zu bei allgemeiner Schwäche, oder wäscht nach dessen Gebrauche den ganzen Körper damit. Als Zusatz zu Überschlägen und Bähungen dient er bei typhösen Krankheiten, desgleichen um äußere asthenische Entzündungen und Geschwülste zu zertheilen; als Waschwas-

4) Über Veredelung des Brantweins, vgl. Kastner's teutsch. Gewerbsfreund I. S. 21. Anm. S. 185—194. 244 ꝛc. 299. — III. S. 120. 191 und Westrumb in dem oben Note 2 angeführten Werke.

5) Vgl. L. J. Kauhlen üb. d. diätet. Gebrauch des Brantweins, Köln 1803. 8. J. Wurzer's Bemerk. üb. d. Brantwein ꝛc. Köln 1804. 8. Der Brantwein in diätet. und mediz.-polizeil. Hinsicht, v. J. E. Renard, Mainz 1817. 8.

ser gegen das Durchliegen der Kranken, zu Gurgelwässern bei asthenischen Halsentzündungen, mit Rosenwasser bei chronischen Ophthalmieen, für sich örtlich beim Durchsaugen der Brustwarzen, bei übermäßigem Milchausfluß aus den Brüsten, in heftigen Kolikschmerzen, bei Verrenkungen, Quetschungen, ödematösen Anschwellungen, Blutader- und Hämorrhoidalknoten, Blutunterlaufungen, und asthenischen Hämorrhoidal- und Mutterblutflüssen überhaupt als blutstillendes Mittel, ferner bei Nerven- und Knochenhautwunden, bei Verbrennungen, gegen Frostbeulen, bei zu häufiger, erschöpfender Eiterung, bei fauligen, brandigen Geschwüren, bei skrophulöser Caries, nach Absonderung der abgestorbenen Theile, endlich warm zu Einspritzungen in den Darmkanal bei anfangender Wiederbelebung Scheintodter ꝛc. Übrigens benutzt man den schwachen Brantwein zum Schlemmen des Zinnweißes ꝛc., zum Reinigen der Spiegel- u. a. Gläser, zum Ausspülen der Weinfässer ꝛc., den stärkern zum Brennen in Weingeistlampen ꝛc., zum Ab- und Anreiben mancher Farben auf Glas, z. B. Mennige, Kupferasche ꝛc., oder der Grundfarben zu Vergoldungen und Versilberungen auf Glas, zur Verdünnung der Goldauflösungen, zum Schleifen des Stahls ꝛc., mit Schmirgel, zu Lack- oder Kopalfirnissen, zu hellen Grünspan- u. a. Firnissen, zum Anmachen des unechten Maler- oder Muschelsilbers, zur Reinigung des Indigo, zum Auflösen des feinen Schreinerleims, der Hausenblase ꝛc., zum Abwaschen des Hirschhornsalzes, zu gebrannten Wassern, wohlriechenden Ölen und abgezogenen Geistern, zu manchen zusammengesetzten Kunstgetränken; der Kornbrantwein, nach van Mons, zur Bildung eines künstlichen Halbäthers, welcher vieles, sehr reines ölbildendes Gas gibt, wenn man ihn mit seinem doppelten Gewichte Schwefelsäure vermischt. Misbräuchlich dient der Brantwein zur Verfälschung schwacher, unlagerhafter Weine ꝛc. Aus Brantweinlutter läßt sich Essig bereiten (vergleiche den Artikel Weingeist). (*Th. Schreger.*)

In der Thierheilkunde wird der Brantwein, Entzündungen abgerechnet, als ein die Lebenskraft erweckendes, den Abgang der Blähungen beförderndes Mittel bei Pferden, in der Gabe von 2 bis 4 Unzen mit Wasser verdünnt, angewandt. In größerer Menge berauscht er die Thiere. — Betrügerische Roßkämme schütten ihren tückischen oder stätigen Pferden kurz vor dem Verkaufe Brantwein ein, damit sie berauscht, vor nichts erschrecken. Solchen berauschten Pferden fließt eine Menge schaumigen Geifers aus dem Maule, und der Brantweingeruch verräth dem Erfahrnen das Kunststückchen. Jungen Schoßhündchen wird der Brantwein gegeben, um sie klein zu erhalten. In der Roß-Apotheke der quacksalbernden Grobschmiede nimt er nebst Pfeffer den ersten Platz ein, und allerdings ist er, außer den entzündungsartigen Krankheiten, besonders auch bei dem Rindvieh, eines der ersten und wohlfeilsten Stärkungsmittel, das vorzüglich beim Rindvieh in der Blähsucht zu vier bis sechs Unzen wirksam ist. Man hat es selbst in der Rinderpest, dort wo Aufregung der Lebenskraft erfodert wurde, nicht ohne Erfolg angewendet. (*Greve.*)

Brantweinbrennen (chemisch-technisch), begreift die Kunst in sich, Brantwein aus den Vegetabilien darzustellen[1]) — Diese hat besonders in den neuern Zeiten viel gewonnen, wo man vortheilhafte Abänderungen hinsichtlich der dazu anzuwendenden Geräthschaften unternahm, und besonders eine schnellere Bereitungsart dieses Produktes berücksichtigte, wozu in einigen Ländern die auf den Brantwein gesetzte Accise die erste Veranlassung gab.

Die Kunst, Brantwein zu brennen zerfällt 1) in das Schroten des Getreides, 2) das Einmeischen desselben, 3) das Gähren der Meische, 4) das Abtreiben der gegohrenen Meische auf der Lutterblase und 5) in das Weinen des Lutters auf der Weinblase. Der Gang ist kurz dieser:

Das Schroten ist diejenige Operation, wodurch das Getreide zerkleinert wird. Dieses, oft zum Theil gemalzte Schrot wird mit so viel Wasser von 60° Reaum. versetzt oder eingeteigt, daß ein dicklicher Brei entsteht, wobei die in dem Bottig sich befindende Masse stets mit dem Rührscheide so lange ununterbrochen gerührt wird, bis alles gleichförmig erscheint, wozu gemeiniglich zwei Menschen erfoderlich sind. Das Gleichförmige der Masse bestimt ein höheres Verhältniß des zu erhaltenden Produktes, wie auch das nicht so leichte Anbrennen desselben in der Blase[2]). Nächst dem Einteigen wird das Einmeischen vorgenommen, wobei verhältnißmäßig kaltes Wasser von 15° Reaumur unter Umrühren zugesetzt wird. Nachdem das Fluidum auf 20° Reaumur abgekühlt ist, wird die Stellung oder Gährung desselben vorgenommen, indem die Hefe zugesetzt wird. Hier werden gemeiniglich sechs Procente derselben vom Schrot gerechnet. Während der Gährung der Masse, die schon nach einigen Stunden begint, und sich durch das Aufsteigen von Hülsen und Luftblasen (Schäumen), sowie durch einen wein-

1) Sehr vortheilhaft läßt sich mit der Brantweinbrennerei das Bierbrauen verbinden. Denn wenn hier bei höchstens 40° nur der Schleimzucker aus dem Malze ausgezogen wird, so bleibt im Malzschrote noch die Stärke. Diese muß bei einer Temperatur über 40—70° extrahirt, und zu Brantwein angewandt werden. Bei einem solchen Verfahren bekomt man nicht nur ein wohlschmeckenderes und dauerhafteres Bier, sondern kann auch in derselben Zeit und in demselben Apparate weit mehr Brantwein gewinnen, als wenn man mit bloßem Wasser einmeischt und einbrent (vgl. J. C. Hofmann's Abhandl. techn. Inhalts, 1. Abth. mit Kpfr. Berl. 1819. 8. Abschn. X. 2) Um alles Anbrennen des Guts zu verhüten, wird die Brantweinblase vortheilhaft mit Wasserdämpfen geheizt, so, daß diese unter der sehr flachen Blase in Röhren fortstreichen, und das durch ihre Verdichtung gewonnene destillirte Wasser theils wiederum als schon warmes Wasser zur fernern Dampfbildung benutzt, theils vortheilhaft zum Einmeischen ꝛc. als reinstes Wasser verbraucht werden kann. Diese freilich mehr Brennmaterial kostende Dampfheizung ließe sich auch in Brennereien anwenden, wo nicht eigentliches Meischgut, sondern reine, liquide, ausgegohrne Würze (Getreide- oder Kartoffelbrantwein) gebrant, und, sey es auf Lutter, oder sogleich auf Weingeist (mit Benutzung von Romershausens Luftverdünnungs- und Pistorius Richtungs-Apparat) benutzt wird. Eine nicht unzweckmäßige Anwendung der Pistorius'schen Vorrichtung wäre wol dadurch möglich, daß man den Lutter nur zum Theil durch den Meisch- oder Vorwärmer leitete, die andere Hälfte desselben hingegen durch einen zweiten Schnabel des Helms durch eine Blase führte, die schon fertigen Lutter zur weitern Abziehung enthielte, und deren Brantweindämpfe würden dann in Röhren auf gleiche Weise durch eine dritte brantweinhaltige Blase geleitet, um mit dieser Wärme den Spiritus vom Brantweine abscheiden zu machen? (*Th. Schreger.*)

artigen stechenden Geruch, und angenehmen säuerlichen Geschmack äußert, muß der Gährungsraum eine Temperatur von ungefähr 10° Reaumur halten. Der Meischbottig wird zugedeckt. Nach Verlauf von 20 bis 24 Stunden ist die Gährung beendigt und die Meische wird auf die Lutterblase gefüllt, umgerührt, woselbst sie einer Destillation unterworfen, den Lutter oder Läuter, einen mit schwacher Essigsäure und empyreumatischen Öltheilen des Getreides gemengten Brantwein liefert. Er enthält gemeiniglich (wenn nicht anders die Brantweingeräthschaften (s. unten) nach neuerer Methode z. B. mit Vorwärmer &c. eingerichtet sind), gegen 15 Proc. Alkohol. Dieser Lutter wird nun geweint, d. h. auf der Weinblase zum zweiten Male bis zur Erscheinung des Phlegmas destillirt. Er liefert ein Produkt, den Brantwein, von 30—35 Proc. Alkohol nach Richter oder von 45 nach Tralles. Seine Stärke hängt von der kürzeren oder längeren Destillation des Lutters ab [3]). — Nach Hermbstädt liefern im Durchschnitt

1 berl. Scheffel Weizen 19 Quart (à 2½ Pfd. Wasser) Brantwein, nach Tralles 45 Proc. Alkohol,
1 — — Rocken 15 —
1 — — Gerste 13 —
daher 100 Pfd. = 20 berl. Quart desselben.

Der Hauptprozeß bei Bereitung des Brantweins ist die Gährung. Ihr muß die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden, damit die Stellung nicht etwa zu heiß, oder die angestellte Meische zu lange, was besonders im Sommer von Nachtheil ist, sich selbst überlassen bleibt, indem sonst freie Essigsäure gebildet und des Produktes weniger erlangt wird. Eben so müssen sämtliche Geräthschaften möglichst rein seyn (s. ein Weiteres bei Brantweingeräthe). — Bei dem Gährungsprozesse entwickelt sich Kohlenstoffsäure. Besonders gegen die Mitte desselben ist sie in Menge vorhanden, und verursacht das Zischen, Brausen, den stechenden Geruch u. s. w. der gährenden Flüssigkeit. Sobald sie entfernt ist, fallen die Hülsen zu Boden, auch hören die eben genannten Erscheinungen auf, und die Gährung ist vollendet — Oft wird zur Darstellung des Brantweins schon gemalztes Getreide (s. den Art. Malz) dem geschroteten zugesetzt, wodurch alle Operationen bei Bereitung desselben beschleunigt werden und man das Malzschrot auch nur gewelkt anwenden darf. Gemeiniglich findet dieses beym Weizen und Rocken Statt.

Das Malzen des Getreides, als erste Vorbereitung desselben zum Brantwein, führt eine Gährung der innern Theile des Getreides mit sich, verändert sie und bringt eine genaue Vereinigung derselben, wie des Leimstoffes, Zuckerstoffes und mehligen Theiles, die sonst nur vermengt sind, zu Wege.

Durch die nachfolgende Hauptgährung, beschleunigt durch Hefe, werden alle diese genannten vegetabilischen Theile in eine zuckerartige Substanz verändert, wodurch die Meische geschickt gemacht wird, in die Weingährung überzugehen (vgl. Weingährung) [4]). (*Witting.*)

Ein Muster von Geschwindbrennerei, s. im Landwirthe von Sturm und Putsche. — Jüngst hat Franz Hueber in Wien eine Vorrichtung bei Dampf-Brantweinbrennereien erfunden, wodurch das Innere der Dampfkessel so benutzt wird, daß man in derselben Zeit und mit demselben Brennmaterial das Doppelte an Getreide oder Kartoffeln auf Brantwein, und den Nachlauf auf Essig verarbeiten kann. Allerdings läßt sich der Dampf nicht allein zum Kochen der Meische, sondern auch zur Destillation der in hölzernen Gefäßen gegohrnen Meische, und zwar hier in der Art mit Vortheil anwenden, daß sogleich der reinste Brantwein zu Tage gefördert wird, ohne etwa zuvor den Lutter zu gewinnen, und besonders zu klären. Mit dieser Behandlung hat man bei uns die Ausbeute von 100 Pfd. Leipz. Gewicht aus halb Winter- halb Sommergetreide auf 33 Maß (sächsisch) gebracht. — Nur durch pünktliche Beobachtung aller möglichen Vorsicht läßt sich dem so gefährlichen Ausbruche der elastischen Kraft der Wasserdämpfe auch hier vorbeugen. Denn allein durch Nachlässigkeit entstand 1821 die furchtbare Explosion in der kolossalen Brantweinbrennerei von Haig zu London. Im Großen angewendet, kann die Luftpresse (s. Auflösungspresse) auch den Brantweinbrennern bedeutende Vortheile gewähren; vgl. die Vorschläge zur Benutzung der Hitze in den Dämpfen bei Brantweinbrennereien v. J. Gadolin in Scherer's A. Nordischen Annalen der Chemie. II.). (*Th. Schreger.*)

Brantweinbrennen aus Kartoffeln. Die Anwendung der Kartoffeln zur Erzeugung des Brantweins ist gerade jetzt so häufig, daß wir nicht umhin können, Einiges darüber zu erwähnen. Das noch oft bei dem gemeinen Mann herrschende Vorurtheil, der daraus gewonnene Weingeist sey dem thierischen Organismus schädlich, ist eben so grundlos, wie das über die Kartof-

---

3) Bei dem Brantweinbrennen im Großen hat man es nöthig gefunden, wenn man die gegohrne Flüssigkeit oder den Spülicht in Lutter verwandelt, beim jedesmaligem Füllen der Blase eine gewisse Menge Seife hineinzuwerfen, wodurch der Weingeistdampf schneller aufsteigt, und sich besser von dem Rückstande des Prozesses entbindet, indem sich die Seife mit dem Wasser und mit dem Rückstande vereinigt. (*Th. Schreger.*)

4) Vgl. J. C. Simon Unterricht vom Brantweinbrennen, Dresd. 1765. 8. 1795. 8. — J. L. Christ pr. Regeln vom Fruchtbrantweinbrennen, und Honigbrantwein &c. Frkf. a. M. 1795. 8. Die Brantweinbrennerei &c. von Neuenhahn. Erf. 1791. 8. Lpz. 1804. 8. — Bemerkung und Vorschläge für Brantweinbrenner &c. von Westrumb. Hanov. 1798. 8. — Beiträge zur Brantweinbrennerei &c. von Neuenhahn d. Jüng. Erf. 1793. 8. — Die Brantweinbrennerkunst &c. Lpz. 1798. 8. — Ökonomische Hefte, 1800. Jan. S. 1—9. — Das Ganze der Brantweinbrennerei &c. von P. F. Breitenbach &c., mit Anm. von Gotthard, Lpz. 1800. 8. — Über das Brantweinbrennen &c. von Wegner, Strasb. 1800. 8. — Beschr. verschied. Verbesser. am Brantweingeräthe, von J. C. Norberg a. d. Schwed. von J. F. Plagemann, mit Kpf. Stockh. u. Lpz. 1800. 8. — System. Anweis. zum Fruchtbrantweinbrennen von Weiß, mit einer Vorr. v. Westrumb, Lpz. 1801. 8. — Wurzer a. a. O. — J. W. C. Fischer im Journ. f. Fabr., Manuf. &c. XVII. S. 473. &c. — Chaptal in Hermbstädts Bulletin &c. IV. S. 322 &c. VII. 1. S. 85. &c. — C. F. A. M. Dombasle's theor. prakt. Anweis. z. Bereit. des Brantweins a. Getreide u. Kartoffeln, a. d. Fr. mit Anm. u. 1. Kupf. Berl. 1821. 8. u. s. w. — S. F. Hermbstädts chemische Grundsätze der Destillirkunst u. Liqueurfabrikation, m. K. Berl. 1821. 8. — Dorn u. A. s. unten. (*Th. Schreger.*)

feln in dieser Hinsicht geführte Raisonnement, mithin für den praktischen Landwirth diese Gewinnungsart sehr zu empfehlen. — Der Amtmann Siemens in Pyrmont hat mehre reelle Verbesserungen hiebei eingeführt, besonders was die Dampfgeräthe, mittels welcher die Kartoffeln zermalmt werden, anbelangt [5]).

Die Operationen zerfallen in das Kochen, Zerquetschen, Einteigen, Einmeischen, Stellen der Meische mit Hefe, Fermentiren, Abluttern und Weinen. Die ersten Operationen werden nach Siemens zugleich mit einander verbunden, so daß, wenn die Knollen rein gewaschen sind, diese in die Dampfgeräthe gebracht und gleich so zermalmt werden, daß sich die Hülse vollkommen löst, und den Brei zurück läßt. Dieses ist weniger umständlich wie das Kochen in einem verschlossenen Kessel und die nachherige Abscheidung der Hülsen.

Sobald der Teig gebildet ist, werden demselben, etwa zu jedem 100 Pfd. verbrauchter Kartoffeln im Meischbottig 17 berliner Quart Wasser von 45° Reaumur, zugesetzt, bis durch Umrühren ein dünner Brei entstanden ist. Die Einmeischung geschieht wiederum mit hinlänglichem Wasser, von 80° Reaumur à 100 Pfd. $27\frac{1}{4}$ Quart, indem zu obiger Quantität noch eine Portion Gerstenmalzschrot (4—5 Pfd.) zugesetzt wird. — Jetzt wird ein neuer Antheil kaltes Wasser (à 100 Pfd. der Kartoffeln $27\frac{1}{4}$ Quart) zugegossen, womit die Meische stehen bleibt, bis sie eine Temperatur von 20° Reaumur zeigt.

Der so erkalteten Meische wird für jeden Scheffel verbrauchter Kartoffeln, $\frac{1}{4}$ Quart guter Hefe beigegeben, und die letztere damit möglichst innig verbunden. Das fernere Verfahren, die Gährung ꝛc. ist bereits oben angeführt worden. Es ist dem des Getreides gleich [6]).

Die Kartoffeln enthalten 75 Proc. wäßrige und 25 Proc. trockene Substanz. Die nähern Bestandtheile sind Pflanzenmehl, Pflanzenschleim, Eiweiß, vegetabilische Faser, Weinstein- und Phosphorsäure. — Bei Berechnung der anzuwendenden Kartoffeln muß stets das Verhältniß der trocknen Substanz zu der wäßrigen berücksichtigt werden. 1 berl. Scheffel, oder 100 Pfd. = 25 Pfd. trockene Kartoffeln liefern 6 berl. Quart Brantwein. Hinsichtlich der Ausbeute an Brantwein ist:

1 Scheffel Weizen = 3 Scheffel Kartoffeln
1 — Rocken = $2\frac{1}{4}$ — —
1 — Gerste = 2 — —

von demselben Weingeistgehalt. Nach Hermbstädt wiegt ein Scheffel Kartoffeln 100 Pfd. = 90 Pfd. des Weizens = 80 Pfd. Rocken = 70 Pfd. Gerste. 100 Pfd. wäßrige Kartoffeln enthalten wie gesagt 25 Pfd. trockene Substanz, daher sind mit Berücksichtigung derselben,

$3\frac{1}{5}$ Scheffel Kartoffeln = 1 Schfl. Weizen
$3\frac{1}{6}$ — — = 1 — Rocken
$2\frac{4}{5}$ — — = 1 — Gerste [7]). (*Witting.*)

Brantweinbrennerei [8]), heißt das Lokal, woselbst die Geräthe zur Fabrikation des Brantweins aufgestellt sind, und wo letzterer verfertigt wird. Es muß dasselbe möglichst geräumig, hell, ohne Feuchtigkeit, und in der Nähe von Wasser gelegen, übrigens feuerfest seyn.

Zu sehr den Sonnenstrahlen im heißen Sommer ausgesetzt, würde ein Brennereigebäude nachtheilig auf den Brantwein wirken, indem leicht die weinige Gährung in eine saure übergehen könnte. — Unentbehrlich ist darin ein Reservoir (Pumpe) von frischem Wasser [9]).

Brantweingeräthschaften. Wir bemerken hier: a) die Meischbottiche. Sie dienen als Reservoir, um die Meische in Verbindung mit Hefe gähren zu lassen. — Es ist besonders nöthig, daß sie rein gehalten, auch oft mit Lauge gescheuert werden, um die vielleicht sich erzeugte Essigsäure aus den Fugen zu verbannen. Übrigens geschieht auch das Einteigen in ihnen. — b) Die Rührscheide oder Rührhaken. Sie haben an der Basis eine ovale, den Rädern ähnliche Form, mit einigen nicht zu weiten Einschnitten. Ihr Gebrauch findet beim Einteigen Statt, um die etwa sich bildenden Klumpen zu zerstören. — Zu einem Bottich sind zwei erforderlich. Auch sie müssen sehr rein gehalten werden. — c) Die Destillationsgeräthschaft. Hierunter sind die Helme, von Kupfer oder Holz, im letztern Falle mit eisernen Reifen beschlagen, die Blase, das Kühlfaß nebst den schlangenförmigen kupfernen oder zinnernen Röhren, der Meisch- oder Vorwärmer, verstanden. Letztern findet man fast in jeder Brennerei, woselbst er dazu dient, die erhitzte Meische mittels eines Hahnes in die Blase abzulassen, um die Destillation nicht zu unterbrechen. Er wird durch die heißen Dämpfe des sich verflüchtigenden Lutters geheizt, stellt daher anfangs gleichsam eine Kühl-

---

5) Man kann sich gegen Erlegung eines Honorars dieserhalb bei ihm selbst melden. 6) S. Hermbstädt's Erfahrungen über die Brantweinbrennerei aus Kartoffeln ꝛc.

7) S. N. Müller's kurze Anweis. aus Kartoffeln viel und guten Brantwein zu gewinnen, Würzb. 1797. 8. — Fiedler u. Müller bei Breitenbach a. a. O. S. 293. ꝛc. — S. auch Gehlen's n. Journ. der Chemie. I. 6. S. 667. ꝛc. — Forster Ebendas. II. S. 163. ꝛc. und Dombasle a. a. O.; Kastner's teutsch. Gewerbsfreund, III. S. 50. ꝛc. Die wohlfeilste und bequemste Brantweinbrennerei ꝛc, mit besond. Rücks. auf Kartoffelbrennerei, mit Kupf., 2. Aufl. Lpz. 1822. 8. 8) Zu den kolossalen Brennereien gehört wol die Haig'sche zu London, deren Abgaben an die Regirung im Durchschnitt wöchentlich 15,000 Pfd. Sterling (etwa 90,000 Thlr.) betragen! — Der Kessel, der dabei angebrachten Wulfischen Dampfmaschine, in welcher die Druckkraft bis auf 80 Pfd. auf d. Quadratzoll getrieben ist, hat 37 Fuß in der Länge, 3 in der Breite auf dem Boden, 2 unmittelbar unter dem Deckel, und 4 Fuß in der Höhe. Sein ganzes Gewicht beträgt 180 Ctr., wovon im Jahre 1821 durch eine fürchterliche Explosion der Wasserdämpfe eine Masse von etwa 140 Ctr. losgerissen, und weit fortgeschleudert wurde. 9) Parkinson's Vorrichtung zur Verhütung schlimmer und gefahrvoller Ereignisse beim Brantweinbrennen, besteht aus einem löffelförmigen vertieften Rand, welcher, mittels Schnellloth befestigt und angenietet, die Destillirblase umgibt, und sich in eine Mündung endigt, unter der eine Kufe zum Auffangen der Flüssigkeit steht. Wenn nun bei zu rascher Feuerung die Blase springt, und der Brantwein ausläuft, so kann dieser nicht ins Feuer fließen, sondern wird von dem obigen Sicherheitskranze aufgefangen, um von hier aus in die Kufe zu laufen. Gegen die mancherlei Gefahren von Weingeistdämpfen in großen Brantweinbrennereien, und in den Werkstätten, wo man im Großen Weingeist, die verschiedenen Kunstäthers, Essenzen, Aquavite, Parfum's ꝛc. bereitet, oder in reichen Vorräthen aufbewahrt, schützen vorzugsweise die Davy'schen Sicherheitslampen (s. Gilbert's Annal. d. Physik. 1819. LVI. S. 112. 242. ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

geräthschaft dar. — Sobald die Meische aus ihm in die Lutterblase abgetrieben, wird er wiederum mit frischer gefüllt. — Die Kühlgeräthe sind vielen Abänderungen, besonders in den neuern Zeiten unterworfen worden, so auch ist die Einrichtung der äußern Form der Blasen, Helme, verschieden, und richtet sich nach dem größern oder geringern Betrieb der Brennerei. — d) Das Lagerfaß, worin das Destillat sich sammelt.— e) Hölzerne Rinnen, um durch diese bequem das abgelassene erwärmte Wasser des Kühlfasses durch frisches zu ersetzen. — f) Ein Thermometer und Alkoholimeter, gewöhnlich jetzt das Tralles'sche Instrument, wo beide Theile zusammen verbunden sind, um bei gehöriger Temperatur (12¼ Grad), die Stärke des Brantweins zu erforschen. Nach Richter muß der Thermometer auf 15 Grad gebracht werden. Ein isolirter Thermometer darf nicht fehlen, um die Temperatur beim Einteigen, Stellen, sowie die des Gährungsraums ꝛc. zu bestimmen. — g) Mehre andere Nebengeräthschaften, als Trichter u. s. w. Zum Schluß wollen wir bemerken, daß um die Verbesserung mancher Geräthschaften, besonders bei der Kartoffelnbrennerei, sich Siemens in Pyrmont verdient gemacht hat. Die Apparate, worin die Zermalmung derselben betrieben wird, sind aller Aufmerksamkeit werth. Die Expansivkraft der Dämpfe wird hier auf das Höchste getrieben, weßhalb auch die Ausbeute an Meische, gegen frühere Zeiten, beträchtlicher ist. Zur schnellern Abkühlung der Masse wird von ihm ein Kühlschiff angewandt, weshalb Brennereien dieser Art möglichst nahe an einem fließenden Wasser befindlich seyn müssen. — Seine Methode ist hin und wieder schon eingeführt [10]. *(Witting.)*

Brantweinhefe (faeces spirit. frum. etc.), theils flüssige, theils aus Brantweinmeische bereitete trockne, (s. Jahrbuch der Landwirthschaft von Plathner ꝛc. Bresl. 1819. I. 2. S. 261 — 63.). Es gilt von ihr im Allgemeinen was oben von der Bierhefe gesagt wurde. Nach dem Verhältniß der kleberartigen Materie zum Zucker oder Stärkemehl in dem Brantweingut setzt sich mehr oder weniger davon ab; so bildet sich z. B. bei Kartoffelbrantwein wenig, bei dem meisten Obstbrantwein mehr Hefe ꝛc. Ihr arzneilicher und übriger technischer Gebrauch ist der der Bier- und Weinhefen (s. d. Artikel Weinhefe). *(Th. Schreger.)*

Brantweinprobe. Der gemeine Mann beurtheilt die Güte des Brantweins gewöhnlich nach dem anhaltenden Schäumen und Perlen desselben, indem er geschüttelt wird. Das beste Prüfungsmittel ist der Alkoholometer, sowie Geruch und Geschmack. Man kann das Perlen durch Lösung von sauren Seifen hervorbringen, zu welchem Ende auch wol die in den Apotheken oft dispensirte Probe aus conzentrirter Schwefelsäure und Mandelöl verbraucht wird. *(Witting.)*

Brantweinreinigung. Gewöhnlich hat der Brantwein einen mehr oder weniger auffallenden Fuselgeruch von dem ihm anhängenden Fuselöle, welches sich aus dem im Getreide vorhandenen Fett durch Gährung oder zu rasche Destillation bilden mag (s. oben Brantwein). Man befolgt, um ihn davon zu befreien, die von Lowitz angegebene Art, durch Reinigung mittels gut ausgeglühter Lindenkohle, die in genugsamer Menge (auf den Eimer 2 Pfd.), und gepulvert, verbraucht wird. Sie bleibt erst auf dem Fasse mit dem Brantwein einige Tage liegen, worauf der letztere abgezapft und abermals einer Destillation unterworfen wird. — Die stinkenden Theile bleiben mit der Kohle gemengt zurück. Die Anwendung der concentrirten Schwefelsäure findet auch wol Statt. Man setzt diese bei der Destillation des Brantweins zu, wobei ein ätherisches Fluidum gebildet und prädominirender, als der Geruch des Empyreumas, wird (vgl. oben Brantwein). *(Witting.)*

Brantweintränk (Brantweinspülicht), nent man im gemeinen Leben den nach einem Brantweinbrande aus der Blase gesammelten Rückstand, dessen flüssigen Antheil man, wie das Läuter- oder Seihwasser, als Zusatz zu ganzen oder partiellen Stärkungsbädern ꝛc. arzneilich, auf Essig aber in den Haushaltungen so benutzen kann, daß man ihm, noch ganz heiß, gestoßenen rohen Weinstein (auf 10 Maß 1 Pfd.), ¼ Pfd. Meliszucker und etwas Hefe zusetzt, und das Ganze 2 — 3 Wochen täglich etliche Mal umgerührt, in einer Temperatur von 60—65° Fahrenh. wohl bedeckt und ruhig stehen läßt, bis es völlig klar und sauer ist. — Den dicklicheren Rückstand gebraucht man zum Mästen der Rinder u. Schweine. — Außerdem dient das Brantweinspülicht zum Blankscheuern der unreinen Blech- und Messingtafeln, und solcher Geschirre, zur Bereitung des Bleizuckers aus Bleiweiß ꝛc.— *(Th. Schreger.)*

Braówa, Brahowa, s. Prahowa.

10) Vgl. über Brantweingeräthschaften: meine kurze Beschr. der chemischen Geräthschaften, älterer u. neuerer Zeit. mit Kupf. 3 Bde. Fürth 1802. 1. S. 252. ꝛc. — J. H. M. Poppe's Handbuch der Erfind. in d. mechan. u. techn. Künsten, Hanover 1818. mit K. S. 84. ꝛc. Es fehlen hier der schwedische Helm, und Dorn's Verbesserungen desselben, sowie Berard's und Degens Brantweingeräthschaften (s. Hermbstädts Bulletin ꝛc. IV. S. 22. ꝛc. VII. 2, S. 184.), F. Schmalz Faß-Brantweingeräthsch. (s. Reichsanzeiger, 1809, No. 74. 116), Funke's zweckmäß. Einrichtung mit einem Vorwärmer in Trommsdorffs pharmac. Journ. XIX. 1. S. 63; das Schottische Brennzeug (in technischer Hinsicht ohne Werth), (s. F. Wurzer's Bemerk. über den Brantwein, Köln 1804. d. Kpfr. und Scherer's allgem. Journ. d. Ch. IV. 23. S. 499. ꝛc.). — Collier-Blumenthal Destillationsapparat mittelst der Wasserdämpfe s. i. d. Jahrb. des polytechn. Instit. in Wien, I. S. 486. Eglund's Brennzeug ꝛc. (s. i. Gilbert's Ann. d. Ph. 1820. 2. S. 172. Taf. II. Fig. 1.). Bodde's Helme (s. Ebendas. S. 178. Fig. 3 — 5.). H. Tritton's neuer Destillationsapparat (s. i. Schweigger's a. Journ. d. Ch. ꝛc. XXVIII. 3. Taf. II. Fig. 4., u. d. Monographie: Neuester Destillirapp. f. Brantweinbr. mit 1 Kpf., Frkf. a. d. O. 1819. Müller's Brantweinzeug a. a. O. C. W. Schmidt's Brenn- u. Destillirapp. mit K. Züllich. 1819. 8. — Abbild. u. Beschr. zweier neuer sehr zweckmäß. Brantweinbrenngeräthe, von J. F. Dorn, Berl. 1819. — Dessen pr. Anleit. z. Kenntn. u. Beurtheil. der wichtigsten Operationen i. der Bierbrauerei u. Brantweinbrennerei, 3. Aufl. Berl. 1820. — Reitz Brenn- u. Destillirapp. mit K. Berl. 1822. — Hoffmann's n. Destillirapp. s. oben a. a. O. S. 136. ꝛc. Taf. III. — Marechaux geschichtl. Darstellung der neuen Brenneinrichtungen, s. i. Dingler's polytechn. Journ. II. S. 337. III. S. 136. IV. S. 386. V. S. 156. — v. Dabo verbesserter Brantweindestillirapp. s. Ebendas. VII. S. 419. ꝛc., Taf. IX. ꝛc. — Romershausen's Apparat ist angekündigt i. Magaz. d. neuesten Erfind. ꝛc. 1822. II. 3. S. 38. ꝛc.). *(Th. Schreger.)*

BRASCHI, Braschio (Giovan Battista), aus Cesena, Abkömmlinge einer alten patrizischen Familie dieser Stadt, geboren 1664, war Bischof von Sarsina und Titular-Erzbischof von Nisibi, und starb 1727. Er hat sich als gelehrter Philolog und Archäolog durch folgende, zum Theil erst nach seinem Tode gedruckte Schriften, rühmlich bekant gemacht: **Relatio status ecclesiae Sarsinatis.** Rom. 1704. 4. **De tribus statuis in romano capitolio erutis anno 1720, ecphrasis iconographica.** Ib. 1724. 4. **De familia Caesennia antiquissimae inscriptiones.** Ib. 1731. 4. **De vero Rubicone liber, seu Rubico Caesenas.** Ib. 1733. 4. **Memoriae Caesenates sacrae et profanae.** Ib. 1738. Flor. 1758. 4. *). Aus dieser Familie war der Papst Pius VI. (s. diesen Art.). *(Baur.)*

BRASENIA Pursh., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Alismeen und der 13. Linné'schen Klasse. Char. Sechsblätteriger stehenbleibender corollinischer Kelch, dessen drei innere Blätter länger sind. Dreißig Staubfäden auf dem Fruchtboden. Sechs bis zehn Pistillen. Eben so viel zweisamige Kapseln. Der Embryo ist mit einem merkwürdigen Deckelchen (Embryopoma *Sten.*) versehn. Die einzige bekannte Art: Br. *peltata* (Hydropeltis purpurea *Mk.*) ist eine sehr schöne, dem Nelumbium speciosum ähnliche Wasserpflanze, welche auf Seen in Karolina und andern Provinzen Nordamerika's vorkomt, schildförmige runde glattrandige Blätter hat, deren Stiele von durchsichtiger fast gallertartiger Substanz umgeben sind. Die Blumen sind schön carminroth, senken sich des Abends mit ihren Stielen unter die Oberfläche des Wassers und kommen des Morgens wieder herauf. Man zieht sie in englischen Gärten (Bot. mag. 1147.). *(Sprengel.)*

BRASIDAS, im ersten Drittel des peloponnesischen Krieges Vorkämpfer der Spartaner, tapfer von Faust wie Einer, vor ihnen Allen ausgezeichnet als reger, rasch entschlossener, hochherziger, beredter Heerführer, unwiderstehlich in Wort und That, im Edeln Lysander's Vorbild. Seine erste Waffenthat im ersten Jahre des Krieges 431 vor Chr. zeigt das Talent des Feldherrn; er rettete durch rasch herbeigeführten Entsatz den durch athenische Seeleute angegriffenen lakonischen Ort Methone [1]; er zuerst wurde deshalb als Krieger in Sparta öffentlich gelobt, und erscheint von nun an als die Sele der spartanischen Heere. Dies beweist auch bei ungünstigem Ausgange sein und Knemos kühner Anschlag, 429 von Megara aus den Piräeus zu nehmen [2]), und sein ebenfalls fruchtloses Dringen auf einen Angriff auf Korcyra 427, wo des Oberanführers Alkidas Unentschlossenheit ihn zu handeln verhinderte [3]). Als Held des Tages, und der glänzendste aller Peloponnesier focht er 425 bei dem Sturme auf Demosthenes Schanze in Pylos, wo er schwer verwundet und ohnmächtig seinen Schild ließ, den Athenern ein schätzbares Siegszeichen [4]). Das Schicksal der auf Sphakteria bedrängten Spartaner möchte, wenn er unter ihnen war, wol ein anderes als Gefangenschaft gewesen seyn. Alles lag muthlos nach dem herben Schlage, nur er nicht. Er faßte den großen Plan, den Athenern in der Ferne ein Kriegsfeuer anzufachen, das sie von Einfällen in den Peloponnes abzöge, und zugleich die Bande, worin Athens Seemacht Inseln und Küsten gelegt hatte, zu lösen. Perdikkas von Makedonien bot die Hand zum Bunde; die hellenischen Pflanzstädte auf Chalkidike, unwillig über Athens Druck, ließen Hilfe und rasche Fortschritte hoffen. Sparta gab dem Brasidas nur Heloten, 700 Mann; dazu sammelte er 1000 Söldner aus dem Peloponnes auf dem Isthmos [5]). Von hier aus rettete er 424 Megara, das in Gefahr kam, gleich der Hafenstadt Nisäa, in die Gewalt der Athener zu kommen [6]), und zog dann durch Böotien, Thessalien und Macedonien nach der thracischen Küste. Den Städten daselbst war Athens Zwingherrschaft unerträglich; Brasidas trat auf als Befreier; in Reden und Unterhandlungen freundlich und milde, im Handeln uneigennützig und voll Mäßigung, gewann er fast ohne Schwertschlag eine Stadt nach der andern; Akanthos, Stagira, selbst das hochwichtige Amphipolis öffneten die Thore, um von Brasidas Freiheit zu empfangen [7]). Die gesammte Umgegend wurde rege, in Masse fielen die Städte ihm zu. Indessen erwachte in Sparta, neben der Sehnsucht nach den in Athen gefangen gehaltenen Kriegern von Sphakteria, Misgunst gegen Brasidas; in Athen Besorgniß über seinen Siegsflug und Lust, den Spartanern einen Frieden anzubieten. Es wurde unterhandelt; indessen blieb Brasidas thätig; die Stadt Skione ergab sich ihm zwei Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes und empfing ihn als Befreier mit einer goldnen Ehrenkrone [8]). Dies wurde Anlaß zur Erneuerung des Krieges; Kleon in Athen reizte dazu; zuerst zog Nikias aus, dann Kleon selbst 422. Brasidas war auf der Rückkehr aus Macedonien, wo er dem Perdikkas gegen die Barbaren der Gränze Hilfe hatte bringen wollen, aber von dessen elendem Heere verlassen, nur mit Mühe seine Kriegsehre behauptet hatte. Kleon nahm indessen Torone und Gapselos wieder, und lagerte sich darauf dem Brasidas gegenüber bei Amphipolis [9]). Das athenische Heer murrte laut über ihn, und erhob dagegen den Brasidas; dies reizte ihn, gegen Amphipolis auszuziehen; Brasidas blieb ruhig in der Stadt, Kleon wurde übermüthig, als plötzlich ein Angriff aus den Thoren auf ihn geschah, seine Mannschaft geschlagen und er selbst auf der eiligen Flucht getödtet wurde 422. Aber auch Brasidas war am Ziele seiner Heldenbahn; schwer verwundet aus der Schlacht getragen, verschied er in Amphipolis. Die Stadt weihte sein Grab zu einem Heroon und verehrte ihn als den Begründer des Stats [10]). Sein Andenken wirkte Gutes für Sparta in dem folgenden großen Kampfe auf Sicilien; die Städte daselbst waren den Spartanern zugethan, weil sie dieselben für gleich edel als den Brasidas hielten [11]). *(W. Wachsmuth.)*

---

*) *Mazzuchelli* Scrit. d'Ital. Vol. II. P. IV. voc. *Saxii* Onomast. Vol. VI. 55. Biogr. univ. T. V.

1) *Thucyd.* 2, 25. *Diod. Sic.* 12, 43. 2) *Thucyd.* 2, 92. 93. 3) ib. 3, 80. 4) 4, 11. cf. *Diod.* 12, 62.

5) *Thuc.* 5, 80. 6) 4, 70—75. 7) 4, 78—89. 103—116. 8) 4, 120, 21. 9) 4, 122—31, 5, 1—6. 10) 5, 7—11. 11) 4, 81.

BRASILIEN. 1) Geschichte. Die Entdeckung dieses großen Landes fällt in den Anfang des 16. Jahrh. Zwar soll Martin Behaim schon 1484, also früher, als Colom Westindien entdeckte, die Küste von Brasilien gesehen haben, allein dies ist nichts weniger als erwiesen, obgleich man im 15. Jahrh. bereits von der zweiten Hälfte America's einige Kentniß gehabt haben muß, wie sich aus den italiänischen Charten dieses Zeitraums ergibt, auf welchen wir die Antillen sichtbar in 2 Hälften getheilt, erblicken. Pedro Alvarez Cabral wurde vom König Emanuel von Portugal 1500 mit einer Flottille nach Ostindien gesendet; um den Stürmen des Kaps zu entweichen, hielt sich der Admiral mehr in der hohen See, und gelangte in dieser Richtung zufällig an das Festland von Südamerika, das er am 24. April zuerst erblickte und anfangs für eine große Insel hielt, die zu Afrika gehörte; als er indeß die Eingebornen erblickte, kam er von dieser Täuschung zurück. Er landete in der Bucht Puerto Seguro, fing mit den Eingebornen einen freundschaftlichen Verkehr an, und nahm das Land für Portugal in Besitz, indem er zugleich ein Kreuz aufrichtete und seine Entdeckung Santa Cruz benannte, welchen Namen späterhin König Emanuel nach dem rothen Holze, welches das Land hervorbringt, in den Namen Brasilien verwandelte. Die Portugisen setzten anfangs keinen Werth auf Cabral's Entdeckung, weil man darin noch keine edlen Metalle gefunden hatte: man machte indeß den Anfang zu einer Kolonisation, indem man die Gefängnisse Portugals leerte und jährlich Verbrechertransporte dahin sendete, um Farbehölzer und Papageien, späterhin Ingwer einzusammeln. 1548 wies man an Brasiliens Küste den aus dem Mutterlande verwiesenen Juden eine Freistätte an, und diese führten dort den Zukkerbau ein. Jetzt überzeugte man sich, daß auch eine Kolonie, die kein Gold und Silber hervorbringt, dennoch für den Stat nicht werthlos sey, und gab ihr in Thomas Souza, den ersten Gouverneur, der 1549 S. Salvador anlegte, und einen Theil der Indianer durch die Jesuiten der Krone unterwarf. Brasilien nahm sich unter ihm und seinen ersten Nachfolgern ungemein auf. Dies erregte den Neid der übrigen seefahrenden Nationen. Die Holländer, die mit Spanien im Kriege sich befanden, sendeten 1624 eine Flotte nach Brasilien, die S. Salvador einnahm und Brasilien in eine holländische Kolonie verwandelte; die Spanier unter Frederiko vertrieben die Holländer, doch gelang es dem holländischen Admirale Heinrich Lonk 1630 von neuem, festen Fuß in Brasilien zu fassen, und sich der Stadt Pernambuco zu bemächtigen, das die Holländer zum Hauptorte ihrer Besitzungen machten und nach und nach die nördlichen Provinzen und unter Moriz von Nassau selbst den größern Theil von Bahia eroberten. Als Portugal 1640 sich von dem Joche Spaniens losriß, waren die 7 nördlichen Provinzen völlig in der Gewalt der Holländer, die 8 südlichen Provinzen verbanden sich fest mit dem Mutterlande, und es entstand in dieser Zeit von dieser getheilten Herrschaft die Benennung die Brasilien. Da indeß die Holländer in ihrem Antheile die portugisischen Kolonisten hart drückten, so hatte dies einen allgemeinen Aufstand zur Folge, die Holländer sahen sich genöthigt, das Land bis auf ein paar Festungen zu verlassen, und auch diese wurden im Vergleiche von 1669 an Portugal gegen die Summe von 4 Mill. Kruzaden zurückgegeben. Von dieser Zeit an blieb Brasilien ungestört der Krone Portugal, die es durch Gouverneure regiren ließ und in strenger Abhängigkeit erhielt. Der Streit, wem die nördlichen Ufer des la Plata und mithin die neue Kolonie S. Sagramento gehören sollten, wurde 1681 durch den Papst für Portugal entschieden. Die brasilischen Goldgruben waren 1696 entdeckt, die Diamantenwäschereien 1729 angefangen, der Reichthum beider Produktionen gab Brasilien einen neuen Werth für das Mutterland, das freilich ihren Ertrag zum Theil mit den Briten theilen mußte, deren Schleichhandel sich bis in das Innere der unermeßlichen Kolonie ausdehnte. Doch trugen sie zu dem wachsenden Wohlstande Brasiliens außerordentlich bei, das sich nun immer mehr mit Ansiedlern füllte. — Als 1806 ein französisches Heer Portugal überzog, fand die königliche Familie ein Asyl in diesem Lande, das sich plötzlich zu der Würde eines unabhängigen Stats erhoben sah, während das Mutterland selbst, das die Briten für die Krone erhielten, zur Provinz herabsank. Brasilien erhielt um diese Zeit auch die Würde eines Königreichs, Rio Janeiro erhob sich zum Königssitze des portugisischen Stats. Die revolutionären Bewegungen, die Südamerika erschütterten, zeigten sich zwar auch in Brasilien, und Pernambuco versuchte 1817 sich von dem Groß von Brasilien zu trennen und zu einer eignen Republik zu erheben, doch wurde dieses glücklich verhindert. Aber als 1821 der König nach Lisboa zurückkehrte, trennte sich Brasilien von dem Mutterlande und konstituirte sich, indem es seine Krone dem erstgebornen Infanten aufsetzte, zu einem unabhängigen Kaiserreiche unter der Ägide einer Verfassung, die indeß bis jetzt noch nicht in Wirklichkeit getreten ist. Peter de Alcantara wurde 1822 der erste Kaiser von Brasilien.

2) Lage, Gränzen, Areal. Brasilien mit Einschlusse des portugisischen Guyana, das eine Zubehörung des Gouvernements Para ausmacht, dehnt sich auf dem Festlande von Südamerika zwischen 309° 30′ bis 343° L. und von 4° 20′ bis 34° 40′ S. Br. aus. Im NW. gränzt es mit Kolumbia und dem französischen Guyana, im NO., O. und SO. mit dem atlantischen Ozeane, im S. mit dem la Plata, im SW. mit den vereinigten Staten von Südamerika, im W. mit Peru. In seiner größten Länge von N. nach S. hält es 455, in seiner größten Breite von W. nach O. 425 geogr. Meilen; der Flächeninhalt wird in Carey's Atlasse zu 131,708, in Balbi zu 140,625 geogr. □Meilen angegeben.

3) Physische Beschaffenheit. a) Oberfläche, Boden. Brasilien bildet eine große Hochfläche, Campo, die 2400 bis 2700 Fuß über den Spiegel des Meeres reicht. Diese Hochfläche ist im O. mit einer langen Kette eingefaßt, die eine schmale Küstenterrasse vor sich läßt: im W. und SW. zeigen sich andere Gebirgsketten, die sich besonders in der Provinz Minas Geraes, Mattogrosso und Goyaz konzentriren. Ungeheure Niederungen oder Savannen begleiten die Ufer des Marañon, des Tocantin, des Rio Grande, aber noch ist das Innere des Landes fast ein einziger zusammenhängender Wald, wel-

cher sich nur für die durchbrechenden großen Wassermassen öffnet; die Küsten steigen sanft gegen das Meer herunter. Der Boden ist von großer Verschiedenheit, im Ganzen jedoch höchst produktiv, im Binnenlande meistens schwarzer Lehm, zum Theil rother Thon mit Sande gemischt, an den Küsten Sand oder Marsch. b) Gebirge. Brasilien ist mit Zweigen der Anden angefüllt, die sich theils als aneinander hängende Ketten, theils als mannigfach verzweigte Bergmassen zeigen. Die höchsten Punkte finden sich in der Prov. Minas Geraes, wo doch der Itacoluni bei Villa Rica, die Serra de Caras, die Serra da Piedade und die Serra de Itambé noch nicht 6000 Fuß erreichen, der Itacoluni, der höchste darunter, hat nach Eschwege's Messungen nur 5700′ absoluter Höhe. Die vornehmsten Vorgebirge sind Kap Orange an der Mündung des Oyapok, Kap Nord im N. des Marañon, Kap S. Roque auf der NO. Spitze Brasiliens, S. Thomas und Frio. c) Gewässer. Das Reich wird von dem atlantischen Ozeane im NO. und SO. bespült; die vornehmsten Flüsse, die demselben zugehen, sind: 1) Der majestätische Marañon, welcher aus Kolumbia auf den Boden Brasiliens tritt und seine ungeheuern Wassermassen in östlicher Richtung durch das Gouv. Para bis zu seiner busenähnlichen Mündung, die die Insel Joanes umschließt, fortwälzt: er empfängt von N. her den mächtigen Rio Negro, von S. die Madeira, den Tapajoz und Xingu, und steht durch seinen östlichen Mündungsarm mit dem Tocantin in Verbindung; 2) der Tocantin. Er wendet sich aus Goyaz, wo er entspringt, nach N., vereinigt sich mit dem Araguay und erreicht den Ozean bei dem Eilande Joanes, wo er mit dem Marañon zusammenstößt; 3) der S. Francesco, der Hauptstrom des O., der Minas Geraes und Bahia bewässert und 4) der Paraguay mit dem Parana, die Hauptströme im W., die sich in dem la Plata vereinigen. Überhaupt hat das Land eine starke Bewässerung. Die beträchtlichsten Binnenseen sind der Amucu und der mit dem Ozean zusammenhängende Merun; die weitesten Meerbusen die Bahia de todos los Santos und de S. Vincente. d) Klima. Trotz der Nähe des Äquators selbst in seinen nördlichen Theilen gemäßigt, da die Hitze durch die Erhabenheit des Landes, durch Seeluft, durch die von den hohen Gebirgen im Innern herabkommenden Winde und durch häufige Regen sehr gemildert wird; die Nächte sind zuweilen nur wenige Grade von der Mittagslinie so kalt, daß die Eingebornen ihre Hütten erwärmen. In eingeschlossenen Gegenden erreicht sie doch einen hohen Grad, und an der Küste wird sie immer höchst lästig. In den südlichen Theilen des Landes herrscht ein höchst angenehmes Klima; vom März bis zum November ist es trocken, aber auch die Luft bei Nacht scharf, so daß es zuweilen friert und Schnee fällt, beides aber kann der Mittagssonne nicht widerstehen. Die Regen fangen im November an und gießen zu Ende dieses Monats in Strömen herab, von heftigen Gewittern begleitet; man rechnet gegen 130 Regentage. Im Ganzen ist die Witterung gesund; an den Küsten zeigt sich der Aussatz, in den Gebirgsgegenden der Kropf (papas) häufig. e) Produkte: der lothrechte Strahl der Sonne und die Feuchtigkeit der Atmosphäre schaffen in dieser Erdgegend einen erstaunlichen Reichthum der nutzbarsten Produkte; was nur die Tropenwelt Großes und Schönes hat, entwickelt sich hier in größter Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit. Brasilien hat aus dem Thierreiche: die meisten Amerika eigenthümlichen Quadrupeden, eine große Verschiedenheit von Affen, Beutelthiere, Schenkelthiere, Schläfer, Eichhörnchen, Murmelthiere, Wühl- und Schwimmmäuse, Stachelthiere, Hasen, Backenthiere, den Tapir, das Bisamschwein, 2 Arten von Hirschen, das Faulthier, das Gürtelthier, den Ameisenfresser, die Fledermaus, den Igel, die Spitzmaus, das Wickelthier, das Nasenthier, den Waschbär, den Vielfraß, den Bär, mehre Arten von Hunden, die Pardelkatze, die Tigerkatze, den Jaguar, den Kaguar, den Serval, das Stinkthier, die Otter, die Seekuh, den Wallfisch (Olfer's Verzeichniß der südamer. Quadrupeden in Eschwege's Journ. von Brasilien, N. Bibl. d. R. Cent. 11. Bd. 15. S. 192—237). Die europäischen Hausthiere haben sich in unglaublicher Menge vermehrt. Die Luft erfüllt das buntfarbigste Gefieder, die schönsten Papageien, die Kolibri sind hier, wie der Kundur, in ihrer Heimath; das Meer und die Flüsse wimmeln von Fischen; zahlreich sind die Amphibien, worunter Schlangen aller Art; die Schönheit der brasilischen Insekten und Schmetterlinge ist bekant, die nutzbarsten, die Biene, der Seidenwurm, die Kochenille sind hier zu Hause, so wie vielerlei Mollusken, Muschelthiere u. s. w. Aus dem Pflanzenreiche bringt Brasilien hervor die herrlichsten Forst-, Tischler- und Farbehölzer, worunter der Pernambuck oben an steht, die ausgesuchtesten Früchte, besonders Ananas, Melonen, Feigen, Granaten und Pfirschen, die amerikanischen und in den gemäßigten Theilen auch die europäischen Cerealien, Maniok, Yams, Bananen, Bataten, Wein, Kakao, Kaffee, Vanille, Zuckerrohr, Kravo, Piment, Baumwolle, Tabak, Kitta, mehre Arzneipflanzen, als Ipekakuanha, Jalape, China und Raiz Preta (schwarze Brechwurzel). Aus den Mineralreichen: Gold, Blei, Eisen, mehre Halbmetalle, die schönsten Diamanten, Salpeter, Schwefel, Natrum und Baisalz.

4) Einwohner: der Zahl nach 4 Mill., nach Balbi für 1818. 3,617,900 Individuen, worunter 843,000 Weiße, 259,400 Indianer von verschiedenen Stämmen, 426,000 freie und 202,000 Sklavenmestizen, 159,500 freie Neger und 1,728,000 Negersklaven. Die Weißen sind Portugisen, theils in Portugal geboren (chapetones), theils Kreolen oder im Lande geboren, ein träges bigottes Volk, das alle Tugenden und Fehler seiner Ahnen in das neue Vaterland gebracht hat. Unter ihnen leben seit neuern Zeiten, Briten, Teutsche und Schweizer, doch erst in geringer Zahl. Die Indianer theilen sich in diejenigen, die den Portugisen gehorchen, eine Art von Civilisation angenommen haben und zum Christenthume übergetreten sind, und in die wilden Stämme; letztere sind nur erst dem Namen nach bekant und auch in der Volkszahl nicht begriffen: man kann indeß, obgleich die meisten Stämme außerordentlich schwach sind, doch gewiß eine Zahl von 300,000 Individuen annehmen, die in den Wäldern umherschweifen und ohne Ahnung eines bessern Seyns sich von dem Ertrage der Jagd und Fischerei und von den Kräutern und Früchten des Waldes nähren. Der Hauptstamm sind die Tupi, de-

ren Sprache von nicht weniger als 22 verschiedenen Völkerschaften geredet wird, aber außer diesen nent Adelung noch 51 Stämme, die eine andere Sprache, als die der Tupi sprechen, und Eschwege glaubt, daß Brasilien wenigstens 100 Völkerschaften zähle, wovon nur wenige einen geringen Grad der Civilisation angenommen haben. Vielleicht daß sich die letztern zu den uncivilisirten Stämmen nur wie 1 : 20 verhalten. Die Stufenfolge der Civilisation erstreckt sich von den grausamen ganz nackend gehenden Anthropophagen, den Botocudos, die nur die finstern Wälder bewohnen, die sich zwischen Espirito Santo und Minas Geraes von S. nach N. ziehen, bis zu den bekleideten und Pferdezucht treibenden Aycura, die Bewohner der großen Steppen, die die Gränze von Matto Grosso und Paraguay machen, und den getauften, bekleideten und mit Ipekakuanha handelnden Coropos in unendlichen Nüanzen herauf. Zwar sind weise Gesetze für die weitere Civilisation dieser Nationen bedacht gewesen; man hat ihnen ihr Eigenthum gesichert, duldet keine Sklaverei, gibt ihnen den Zutritt zu öffentlichen Ämtern und setzt sie in allen Stücken den Weißen gleich, indeß haben diese menschenfreundlichen Institutionen doch wenige glückliche Resultate hervorgebracht, und der größte Theil der Indianer gefällt sich noch immer in seinem natürlichen Zustande besser, als in der Verbindung mit den Portugisen, die sie wenigstens in der Vorzeit mit Grausamkeit behandelt haben. Die dritte Volkskaste in Brasilien sind die Neger, die hier wie in Westindien gehalten werden und die eigentliche arbeitende Volksklasse ausmachen: sie werden meistens aus dem westlichen Afrika, aus Kongo, Angola, Matemba, Kacheu und Bissao eingeschleppt und übersteigen jetzt die Weißen um das Doppelte; jährlich bedarf Brasilien eine Zufuhr von 16,000 bis 20,000 dieser Menschen, wovon ein Theil indeß die Freiheit erlangt und sich zu Plantagenbesitzern erhoben hat, die jetzt wie die Weißen leben. Durch Neger wird in Brasilien alle Arbeit verrichtet, durch Neger gepflügt, gepflanzt, das Gold zu Tage gefördert, die Diamanten gewaschen, und selbst ein Theil der Handwerker ist aus ihrer Rasse. Der Portugise oder Mestize lebt in völliger Unthätigkeit, der Eingeborne arbeitet kaum für die ersten Bedürfnisse. Die Bauart in Brasilien ist im Ganzen der des Mutterlandes nachgeahmt, indeß bei weitem einfacher, und nur in den Kirchen sieht man allen Prunk und Pracht des katholischen Gottesdienstes ausgekramt: die Landgüter und Fazendas liegen mit ihren Wirthschaftsgebäuden meistens einzeln am Gestade der Flüsse. Dörfer, Villas und Städte sind noch sehr dünn gesäet. Selten findet sich ein mit Glasscheiben versehenes Fenster, ein Gasthof gar nicht, und blos an den Heerstraßen in gewissen Entfernungen angebrachte Schoppen oder Ranchos, wo doch die Reisenden für ihr Gepäck und ihr Vieh ein Obdach finden. Die Religion ist die katholische: sie hat 1 Erzbischof zu Bahia, 8 Bischöfe und 20 Klöster, wovon die Bischöfe bisher sämtlich Europäer waren; kein niedriger Geistlicher außer den zahlreichen Missionarien, erhält Besoldung, wol aber ist ihnen der Zehnte zu ihrer Erhaltung angewiesen.

5) Kultur des Bodens, Kunstfleiß, Handel. a) Der Ackerbau in Brasilien besteht meistens in Plantagenbau, besonders auf Zucker, Kaffee und Tabak, welche die 3 vornehmsten Stapelwaren Brasiliens ausmachen; dieser ähnelt dem von Westindien und hat nichts ausgezeichnetes. Die Plantagenbauer oder Rogeiros sind sämtlich rohe und ungebildete Menschen, deren ganze Wissenschaft sich darauf reduzirt, zur gehörigen Zeit Wälder umzuhauen, sie in Brand zu stekken, die gehörige Pflanzungszeit zu treffen und eine gute Ernte zu halten, die ihm bei dem glücklichen Klima selten fehlschlägt. Reich ist, wer eine große Zahl von Sklaven besitzt, und durch sie einen großen Umfang von Länderei bearbeiten lassen kann. Gewöhnlich benutzt man ein Stück Landes nur ein Jahr, und läßt es dann 6 Jahre ruhen; den Pflug kent man nur am Rio Grande, gedüngt wird nicht und zu diesem Behufe kein Stück Vieh im Stalle gehalten. Die vornehmsten Nahrungsfrüchte sind Mais und Bohnen, in den feuchten Niederungen wird Reis gebauet und in den höher gelegenen Gegenden auch Weizen und Gerste, deren Bau man aber nicht verstehet. Den Sklaven dienen Maniok, Yams, Bataten zur Nahrung. Gartenfrüchte und Gemüse werden blos bei den Hauptstädten zum Verkaufe gezogen, selten findet man bei einer Fazenda einen Gemüsegarten; Obst eben so, das Meiste gibt die Natur ohne Anstrengung, und blos von Pfirschen sieht man ganze Anpflanzungen. Die Viehzucht dient hier nicht als Vehikel des Ackerbaus; die Viehzüchter oder criadores de gado besitzen ungeheuer große Bezirke in den flachen kahlen Gegenden, fazendas de criar, die mehre Meilen im Umfange halten; die beträchtlichsten liegen am S. Francisco. Hier hat sich das Pferd, das Rindvieh, das Schaf unermeßlich vermehrt, aber man benutzt den Ochsen und die Kuh fast nirgends zur Milchwirthschaft, sondern blos, um Fleisch, Talg und Häute zu gewinnen. Die Wolle der Schafe fällt grob, zum Theil haarig, und man hat nichts zu ihrer Veredlung gethan. Auf den Landgütern hält man kein einziges Vieh, als Schweine und Hühner. Die Pferde werden blos zum Reiten gebraucht, das Maulthier ist das einzige Lastthier. Die Jagd ist im Binnenlande noch ziemlich einträglich und versorgt die Küche mit Wildpret; eben so die Fischerei, aber der große Fischfang auf Wallfische von der Insel Catalina und Bahia aus ist kön. Regal und wird auf Rechnung der Krone betrieben; jährlich werden gegen 500 Wallfische aufgebracht, und bei Bahia allein 3530 Fässer Thran und 2090 Centner Fischbein gewonnen. Der Bergbau geht vorzüglich auf Gold und Eisen; die vornehmsten Goldminen liegen in der Provinz Minas Geraes und haben seit ihrer Entdeckung nach Eschwege etwa 14,279$\frac{1}{10}$ Cntr. Gold ausgebeutet; aber auch sehr abgenommen, indem das Goldfünftel der Krone aus Minas Geraes jährlich 576, das aus den übrigen Kapitanien etwa 180, mithin die ganze Ausbeute 3780 Pfund oder 37$\frac{1}{2}$ Cntr. einbringt. Eschwege rechnet den Werth der ganzen Goldausbeute Brasiliens auf 1,800,000, den Gewinn der Krone auf 360,000 Kruzados. Auch die Diamantenwäschereien in dem Diamantendistrikte von Serro de Frio sind lange nicht so einträglich mehr; von 1729 bis 1785, in welcher Zeit sie am stärksten betrieben sind, wurden 2,250,335 Quilatas Diamanten am Werthe 13,937,836 Kruza-

dos gewonnen. Jetzt hat man Arbeiter und Ausgaben um die Hälfte verringert und der ganze Gewinn dürfte vielleicht jährlich nicht 20,100 Quilatas, an Werthe 120,000 Kruzados übersteigen. Eisen wird sowol in S. Paulo als in Minas Geraes, Goyaz und andern Provinzen der Erde entrissen, und so viel gebauet, daß man den Bedarf so ziemlich damit bestreiten kann, indeß geht doch noch eine Menge auswärtiges Eisen ein. Salpeter gewint man in den Kalksteinhöhlen von Minas Geraes, Küchensalz an den Ufern des Franzisco in den großen Salinen von Sorea, in Matto Grosso, und könnte auch eine ungeheure Menge am Meere abschlemmen, wenn nicht jene Salinen schon ausreichten. b) Kunstfleiß, Gewerbe. Ganz in der Kindheit: etwas Baumwollenzeuchweberei, Gerberei, Töpferei und einige Luxusfabriken findet man in den Städten und auch hie und da auf dem Lande, aber Brasilien ist in dieser Hinsicht ganz von dem Auslande abhängig, und gewiß werden noch Jahrhunderte hingehen, ehe Brasilien mit Nordamerika auf einer Stufe stehen wird. c) Handel. Der Handel unterlag, so lange Brasilien von Portugal abhängig war, allen Beschränkungen des von dem Mutterlande adoptirten Kolonialsystems, das nur die portugisischen Schiffe in Brasiliens Häfen zuließ. Daß indeß immer dabei ein bedeutender Schleichhandel Statt fand, war von diesem Systeme unzertrennlich, und besonders verstanden es die Briten, diesen für sich einträglich zu machen. Nachdem der Hof sich nach Rio Janeiro geflüchtet hatte, wurden diese Fesseln gelöst; Brasilien erhielt freien Handel und es wurde ein Handelsvertrag mit den Briten abgeschlossen, nach welchem die brasilischen Häfen gegen Erlegung einer Abgabe von 15 Proz. den britischen Fahrzeugen geöffnet wurden. Die Einfuhr an britischen Waren ist daher sehr bedeutend, aber auch andre seefahrende Nationen haben eine gleiche Erlaubniß erhalten und partizipiren an dem brasilischen Handel. Was Brasilien ausführt, besteht hauptsächlich in Zucker (220,000 Ctr.), in Rum oder Agoardente, in Kaffee, Kakao, Indigo, Reis, Mais, Honig, Wachs, Ipekakuanha, Kopaivbalsam, Piment, Kravo, Ingwer, Pernambuck- und anderes Farbe- und Nutzholz, Cochenille, grauen Ambra, Baumwolle, Tabak, Häute, Horn, Haaren, Talg, Wallfischöl und Thran, Fischbein und mehren Droguereiwaren, dann in Gold und Diamanten, welche beide letztere doch wol seine Bilanz im Außenhandel erhalten; eingeführt werden wollne Zeuche, Leinwand, Spitzen, seidne Zeuche, Strümpfe, Hüte, Gold- und Silbertressen, Perlen, getrocknete Fische, Schinken, Würste, Käse, Butter, Zwiebeln, Kuchen, Wein, Weinessig, Öl, Fadennudeln, Lorbeerblätter, Nüsse, Kastanien, Pflaumen, Rosmarin, Glas und Luxuswaren aller Art, mathematische, chirurgische und musikalische Instrumente; die Krone hatte bisher das Monopol mit Diamanten, Tabak, Pernambuck- und Schiffsbauholze, nur hatten die Briten die Erlaubniß, in Brasiliens Wäldern Holz zum Bau von Kriegsschiffen schlagen zu lassen. 1796 nahm Portugal aus Brasilien für 28,687,000, 1806 für 35,384,000 und 1819 für 18,792,000, und schickte dahin 1796 für 17,455,000, 1806 für 21,065,000 und 1819 für 16,366,000 Kruzados an Gütern aller Art. Brasiliens Häfen sind Rio Janeiro, Bahia, Pernambuco, Maranhao, Para, Paraiba, Santos und S. Catalina, letzterer Hafen wird indeß wenig besucht. Der Binnenverkehr ist mit großen Beschwerden verknüpft; zwar führen regelmäßige Kunststraßen von Rio Janeiro nach Bahia, nach S. Paulo u. s. w. und die Hauptpost von Rio Janeiro steht mit allen übrigen Städten und Ortschaften in direkter Berührung. Aber die Landwege sind von schlechter Beschaffenheit und kaum für Maulthiere zu passiren, durch welche auch der Gütertransport meistens bewerkstelligt wird. Obgleich die vielen Flüsse des Reichs schiffbar sind oder doch mit leichten Kosten schiffbar gemacht werden könnten, so ist doch die Schiffahrt nur auf kleinen Strecken derselben gewöhnlich, und selbst die Kabotage von keiner Bedeutung. Eigne Schiffe zur See werden blos in Rio Janeiro, Bahia und Pernambuco unterhalten, und der Brasilianer läßt das Meiste, was er bedarf, sich auf fremden Fahrzeugen zuführen, und seinen Überfluß abholen. Nur der Handel mit Afrika wird auf eignen Schiffen und mit Thätigkeit betrieben, da der Brasilianer hier die Arbeitshände für sein Land holt; auch bilden sich in demselben und in dem Wallfischfange bei Catalina die Matrosen, die es besitzt. Seit 1809 hat Brasilien die erste Bank zu Rio und seit 1816 daselbst ein Handelsgericht erhalten.

6) Wissenschaftliche Kultur. In Brasilien ist Portugals Sprache herrschend, Portugals Aufklärung die seinige, Aberglaube, Unwissenheit und Indolenz noch mehr als im Mutterlande hervorstechende Eigenheit des Nationalcharakters geworden, es steht indeß zu erwarten, daß die Aufhebung der Inquisition und die Preßfreiheit auch hier wohlthätig einwirken werden. Die Unterrichtsanstalten waren bisher in der traurigsten Verfassung: Volksschulen gar nicht vorhanden, und nirgends nahm sich ein Geistlicher die Mühe den Umlauf anderer Kentnisse, als den nothdürftigsten in der Religion zu befördern. Zu Rio Janeiro und Bahia befinden sich königl. Kollegien, deren erstes die Rechte einer Universität hat, an beiden Orten öffentliche Bibliotheken, die indeß wenig zahlreich sind, zu Rio ein botanischer Garten, eine militärische Schule und eine königliche und eine Privatdruckerei. Seit der Versetzung des Hofs nach Brasilien hat sich auch ein regerer Eifer für Literatur und Kunst gezeigt; es sind seitdem mehre literarische Werke ausgegeben und der Correio Brasiliensis und der Patriota, zwei brasilische Tageblätter, werden fleißig gelesen.

7) Statsverfassung. Eine erbliche beschränkte Monarchie; der Herrscher führt den Titel eines Kaisers von Brasilien; sein Wapen besteht aus den beiden alten Schilden von Portugal und Algarve, die auf einer Kugel ruhen, so daß sie beinahe die eine Hälfte derselben bedecken, und die sechsstrahlige Krone schwebt über dem Ganzen; aber die eigentliche Verfassung, die Rechte der Statsbürger, sind noch nicht ausgesprochen, zu welchem Ende ein Kongreß, aus den Deputirten der verschiedenen Provinzen bestehend, zu Rio zusammentreten wird.

8) Statsverwaltung. Der Kaiser hält die vollziehende Gewalt in Händen; neben ihm steht ein dem künftigen gesetzgebenden Korps verantwortliches Ministerium, und ein Statsrath als Berathungsbehörde. Die übrigen Verwaltungszweige sind noch nicht angeord-

net oder doch die ältern, die aus Portugal mit herübergegangen sind, provisorisch beibehalten. Das Reich ist (nach Balbi) in 10 große Gouvernements vertheilt, die geringe unter sich haben, die wie in Portugal in comarcas und correiçoes zerfallen. Für die Rechtssachen bestehen 2 Obergerichte zu Rio und Bahia; die niedere Rechtspflege verwalten Corregidores, die zugleich die Polizeibehörde bilden, und Juizes de Fora. In allen Gerichtshöfen gilt portugisisches Recht, in so weit es nicht durch Provinzialgesetze abgeändert ist.

9) Finanzen. Die Einkünfte werden auf 18 Mill. Kruzados geschätzt, indeß ist nichts Näheres darüber bekant.

10) Landmacht. 24,000 Mann reguläre Truppen und 50,000 Milizen, worunter auch Korps von Negern und Eingebornen. Die Seemacht ist aus ein paar Linienschiffen und Fregatten zusammengesetzt, die von der portugisischen Flotte zurückgeblieben sind.

11) Eintheilung: in 10 Gouvernements oder Provinzen: Para mit Guiana, Maranhao, Pernambuco, Bahia, Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso, Rio Janeiro, S. Paulo und Rio Grande. Einige führen noch Ceara und S. Catalina als besondere Gouvernements auf: ersteres gehört jedoch zu Pernambuco, dieses zu Rio Grande*). (*Hassel.*)

Brasilienholz, s. Rothholz.

BRASK (Hans), Sohn des Bürgermeisters Petrus Brask zu Linköping, wo Hans seit 1503 Dompropst und seit 1513 Bischof war, stand zu seiner Zeit in großem Ansehen und behauptet als einer der eifrigsten Anhänger des Papstthums in Schweden zur Zeit, wo Luthers Lehre daselbst sich auszubreiten anfing, eine Stelle in der Geschichte. Daß aber diese seine Anhänglichkeit nicht in einer vorurtheilsfreien Kentniß der neuen Lehre, sondern mehr in seiner Furcht, durch sie im Besitz der Gewalt und Güter, deren er sich als römisch katholischer Bischof zu erfreuen hatte, gestört zu werden, gegründet war: das bewies eines Theils seine 1523 wider die Luthersche Lehre herausgegebene Schrift, worin er behauptete, sie sey nichts anders, als die russisch-griechische Religion, und andern Theils seine Widersetzlichkeit, als Gustaph Wasa den sogenannten Silberschoß, d. h. eine Anleihe von allem in Kirchen und Klöstern entbehrlichem Silber einfoderte. Im J. 1523 verbot er in seinem Stifte Luthers und seiner Schüler Schriften; wogegen er fast Alles, was wider Luther herauskam, sofort ins Schwedische übersetzen und in seiner eignen Druckerei zu Süderköping drucken ließ. Der große Unfug, den eben damals die Anhänger der Sekte der Wiedertäufer in den Stockholmer Kirchen trieben, gab seinem Eifer für die Aufrechthaltung der päpstlichen Kirche um so viel mehr Gewicht. Doch konnte er nicht hindern, daß im J. 1527 die erste schwedische Übersetzung des N. T. erschien und zur Bekräftigung der Lutherschen Grundsätze mehr ausrichtete, als alle seine Bemühungen, dieselben zu entkräften. Er fühlte dieses und ließ einst in seinem blinden Eifer die Worte fallen: „er wünsche, Paulus möchte lieber im Feuer umgekommen seyn, als daß seine Schriften nun so allgemein bekant würden." Auf dem Reichstage zu Westerås 1527 brachte er es durch seine Beredsamkeit dahin, daß sich die Bischöfe von Westerås und Strengnäs eidlich mit ihm verbanden, nie von dem Papste zu weichen, nie Luthers Lehre zu billigen. Bischof Brask erklärte bei dieser Gelegenheit ohne Rückhalt: „Sie, die Geistlichen wären ihren weltlichen Regenten zwar Treue und Gehorsam schuldig, aber — nur in Dingen, die nicht wider geistliche Verordnungen und der Kirche Gerechtsame stritten; in dieser Hinsicht ständen sie allein unter dem Papste u. s. w." Da fast alle anwesende Reichsstände schwach genug waren, solche und ähnliche Äußerungen zu billigen; so machte dieses einen solchen Eindruck auf Gustav, daß er, der den Muth hatte, einem Christian II. die Spitze zu bieten, sich für unfähig erklärte, länger das Scepter zu führen und mit nassen Augen versicherte: „er wolle lieber sogleich das Reich verlassen, als zugeben, daß Mönche, Priester und päpstliche Kreaturen ihn richteten und sein Verhalten meisterten." Anders, als die Geistlichen, dachte der Bürger- und Bauernstand, der durch seinen Deputirten betheuern ließ: Gustav, und kein anderer, sey ihr König; Gut und Blut würden sie für ihn wagen. Auch Bischof Magnus von Strengnäs, ein Mann von viel gemäßigtern Grundsätzen, als Hans Brask, trat dieser Äußerung bei, und erinnerte an die Gefahr des Reichs, wenn Gustav dasselbe in einer so bedenklichen Zeit verlasse. Der König ließ sich besänftigen; Brask und dessen treuer Gefährte, der Reichshofmeister Thure Jönson, gaben nothgedrungen nach; dem Könige wurde aufs Neue gehuldigt und noch auf demselben Reichstage verfaßte man die merkwürdige Kirchenordnung, worin die Gewalt der Geistlichen sehr beschränkt und geboten wurde: „Das Evangelium solle in allen Schulen gelehrt und Niemand zum Priester geweihet werden, als wer Gottes reines Wort zu predigen geschickt sey rc." So bereitwillig sich hierauf die andern Bischöfe dazu verstanden, dem Könige auf dessen Verlangen die Schlösser, welche sie bisher inne gehabt hatten, abzutreten: so hartnäckig weigerte sich dessen doch der Bischof Brask in Ansehung seines Schlosses Munkeboda, weshalb der König ihn nicht ferner als Bischof anerkennen, auch überall nicht im Reiche dulden wollte, bis 8 Reichsräthe sich anheischig machten; dafür zu sorgen, daß jenes Schloß mit allem Zubehör sofort dem Könige übergeben und von dem Bischofe nichts gegen das Wohl und die Sicherheit des Stats unternommen würde. So endigte sich dieser wichtige und folgenreiche Reichstag, welcher mit Recht als der Gränzpunkt der päpstlichen Gewalt in Schweden betrachtet wird, und auf welchem zugleich 30 Klöster aufgehoben wurden; mit ihm war der Grund gelegt zu dem im J. 1529 zu Örebro genommenen männlichen und echtprotestantischen Beschlusse, nach

*) Nach *Luccocks* account of Rio Janeiro and Brazil. Lond. 1816. *Mawe* travels in the interior of Brazil. *Southey* history of Brazil. Eschwege's Journal von Brasilien. *Grants* history of Brazil und *Balbi* Essay stat. sur le roy. de Portugal. Vgl. auch Maximilian's, Prinzen zu Wied-Neuwied Reise nach Brasilien 1820 u. folg. J.

welchem alle Verbindung mit Rom als aufgehoben betrachtet, in den Predigten nichts, als Gottes Wort, vorgetragen, die Ehe der Geistlichen aber, die nicht in der heil. Schrift, sondern nur in dem kanonischen Rechte verboten wäre, zugelassen werden sollte. — Wie wenig es indessen dem Bischof Brask mit seiner Nachgiebigkeit in Hinsicht auf das Schloß Munkeboda, so wie mit seiner dem Könige bei dessen Anwesenheit zu Linköping zugesicherten Treue und Ergebenheit rechter Ernst war, zeigte sein bald nachher beobachtetes Verhalten. Er versicherte sich nämlich aller beweglichen Kirchengüter von Ostgothland und Småland, flüchtete damit nach Danzig und machte von hier aus, gemeinschaftlich mit dem gleichfalls geflüchteten schwedischen Erzbischofe, neue Versuche, die päpstliche Lehre in Schweden aufrecht zu erhalten. Selbst den König suchten sie, unter dem Vorgeben, der König von Polen werde ihm alsdann seine Tochter zur Gemalin geben, zum Abfall von Luthers Lehre zu bewegen; und als sie damit nichts ausrichteten, so erdreisteten sie sich, dem Könige von Polen die Krone von Schweden unter der Bedingung anzubieten, daß er daselbst die römisch-katholische Kirche aufrecht halte. Als auch dieses Anerbieten abgewiesen wurde, begab sich der Erzbischof nach Italien, Brask aber blieb in Polen, trieb von Danzig aus an den Mecklenburgischen Küsten das Geschäft der Seeräuberei gegen schwedische Handelsschiffe, fuhr bis kurz vor seinem Tode fort, die Katholiken in Schweden durch Briefe zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben zu ermahnen; bis er endlich im J. 1538 in einem polnischen Kloster Linda sein Leben beschloß*). (*v. Gehren.*)

Brass, f. Jungfern-Inseln.

BRASSAC, 1) Marktfl. am linken Ufer des Allier im Bez. Issoire des franz. Dep. Puy de Dome: er hat 212 Häus. und 1536 Einw., die an dem hier schiffbar werdenden Allier Fahrzeuge auszimmern. In der Umgegend finden sich Steinkohlenminen und Amethystengruben. 2) B. di Belfourte, Marktflecken am linken Ufer des Agout im Bez. Castres des Dep. Tarn, hat 77 Häuser, aber mit dem nahen Brassac de Castel 1500 Einw., die sich von der Tuch- und Leinweberei nähren. (*Hassel.*)

BRASSA SUND, ein Kanal der Ostsee zwischen den britischen Shetlandinseln Mainland und Brassay, gegen ¼ M. breit und der gewöhnliche Versamlungsort der britischen, niederländischen und dänischen Heringsjäger, die in demselben bei Lerwick anlegen. — Brassay, Bresay, (60° 15′ Br.) mit 670 Einw., nährt sich meistens vom Fange der Klippfische. (*Hassel.*)

BRASSAVOLA (Ant. Musa), ein sehr gelehrter Arzt und Naturforscher im 16. Jahrh. Er war 1500 geboren und lebte am Hofe des Fürsten Alfons von Este und Ferrara, mit dem er Reisen nach Illyrien und über den Apennin nach Frankreich gemacht hatte. Auf seinen Vorschlag legte der Herzog auf einer Insel im Po einen botanischen Garten an, und schickte alljährlich nach dem pflanzenreichen Kandia, um seltene Gewächse von dort einzuführen. Hier und auf seinem Landgut, welches ihm der Fürst geschenkt hatte, sammelte Br. das reichste Herbarium seiner Zeit, obgleich er ein sehr beschäftigter Arzt war, und studirte mit seltener Sach- und Sprachkenntniß die Alten. Er starb 1555, und hinterließ eine nützliche Schrift: Examen omnium simplicium. Lugd. 1537. 8., worin Dioskorides erklärt und berichtigt, und eine Menge neuer Gewächse angedeutet oder beschrieben werden. — Sein Andenken hat man in der Botanik zu verewigen gesucht: denn schon Adanson nannte das Linné'sche Helenium *Brassavola:* allein er fand keinen Beifall. Daher gab R. Brown dem Cymbidium cucullatum *Sw.* diesen Namen: *Brassavola cucullata.* Von Cymbidium weicht diese Gattung nämlich durch ein unzertheiltes gewimpertes Läppchen und durch acht, auch mehr Pollen-Massen ab, da Cymbidium nur zwei hinten zweilappige Pollen-Massen hat. Diese einzige Art komt aus Westindien. (Epidendrum cucullatum *Bot. mag.* 543.) (*Sprengel.*)

Brassay, f. Brassay Sund.

BRASSEN sind Taue, womit die Segel gewendet, oder nach dem Winde gezogen werden. Jede Rae hat zwei Brassen, eine am Steuerbord, die andere am Backbord. Wenn man gerade vor dem Winde segelt, so sind beide Brassen gleich stark angezogen, weil die Raen alsdann eine senkrechte Richtung mit dem Kiele haben müssen. Bei jedem andern Winde wird die Brasse an der Leeseite (Seite unter dem Winde) angezogen und an der Luffseite (Seite über dem Winde) nachgelassen. In der 4ten Figur Tabelle III. zeigen die Zahlen 7, 17, 22, 24, 41, 50, 55 u. s. w. diese Brassen der Raen an. Ferner heißt Anbrassen die Lufbrassen der Raen anholen, so daß die Segel weniger Wind fassen. Abbrassen heißt die Leebrassen anholen, um mehr Wind in die Segel zu fassen. Vierkantbrassen heißt die Raen so brassen, daß sie einen rechten Winkel mit dem Kiele machen, wenn man vor dem Winde segelt. Backbrassen, Verkehrtbrassen, heißt die Lufbrassen so weit anholen, daß der Wind von vorn auf die Segel fällt und denselben gegen den Mast legt. — Gegenbrassen heißt einige Segel backbrassen, andern beibrassen, so daß sie eine entgegengesetzte Wirkung haben, da die vollstehenden Segel das Schiff vorwärts treiben, die backliegenden aber dasselbe zurückhalten, so daß es beinahe auf derselben Stelle bleibt, jedoch etwas Abtrift erhält. (*Braubach.*)

BRASSIA, nannte R. Brown eine Orchidee, die sich durch eine unzertheilte, fast herzförmige Lippe, durch ungeflügeltes Fruchtsäulchen, ausgebreitete sehr lange und schmale Kelchblätter und durch zwei zweilappige Pollenmassen auszeichnet, die zu oberst am Fruchtsäulchen stehen. Die einzige bekannte Art: *Brassia maculata* R. Br. stamt aus Jamaika, und wird schon in mehren botanischen Gärten gezogen. Sie hat keinen Stamm, schöne große gelbe dunkelroth gefleckte Kelche und ein weißes Lippchen. (Link's und Otto's Abbild. T. 12.) (*Sprengel.*)

BRASSICA ist der klassische und systematische Name des Kohls, der schon bei den ältesten Römern vorkomt.

*) S. Dalins schwed. Reichs-Gesch. Th. 3. B. 1. S. 34—196. vgl. mit Lagerbring's schwed. Reichs-Hist. S. 53.54

Einige leiten den Namen von *Βρώσκειν* her, weil er begierig gegessen wird, Festus minder glücklich a praesecando, Scaliger von *πρασική*, weil *πρασιά* die Gartenbeete bedeute. Die Gattung gehört zur natürlichen Familie der Schotenpflanzen und zur 15ten Linné'schen Klasse. Sie steht der Sinapis sehr nahe, unterscheidet sich aber durch aufrechten, nicht horizontal ausgebreiteten Kelch und durch Mangel eines eigentlichen Schnabels an der Spitze der Schoten, obgleich das Pistill immer stehen bleibt. Arten sind: 1. Br. *oleracea* ist der eigentliche Kohl, den man von andern Arten durch seine glatten, bläulich grünen Blätter, die etwas fleischig sind, unterscheidet. Er wächst in Griechenland, dem südlichen Frankreich und England wild, wo er die felsigen Seeküsten liebt. Seit Menschen-Gedenken sind viele Ab- und Spielarten dieses Gewächses bekant, die, wenn sie günstigen Boden und angemessene Kultur finden, sich auch halten, aber dennoch überlaufen und in einander übergehen können. Man unterscheidet folgende ausgezeichnete Abarten: a) Br. viridis, grünen Kohl, wozu auch der rothe und der Pörschkohl oder Wirsing (chou frisé der Franzosen) gehört. Auch der Raps ist eine Abart, die hieher gehört. b) Br. bullata oder sabauda, Savoyer Kohl (milan der Franzosen). c) Br. capitata oder alba, weißer Kopfkohl, Kappus (chou pommé der Franzosen), wozu auch der rothe Kopfkohl gehört. d) Br. caulorapa oder gongylodes, Kohlrüben (chou-rave der Franzosen). e) Br. botrytis oder cauliflora, Blumenkohl (chou-fleur der Franzosen), wozu auch Br. asparagoides, Spargelkohl oder Broccoli gehört.

2. Br. *campestris* unterscheidet sich durch die Wurzelblätter, welche leierförmig und etwas rauh behaart sind, die Stammblätter sind blaugrün, glatt und umfassen den Stengel. Diese Art wächst im mittlern Europa wild, und wird theils als Rübsaat, theils, wenn sie knollige Wurzeln hat, als Steckrübe gebaut. Die Franzosen nennen jene Cossat, diese Chou-navette. 3. Br. *rapa*, die Rübe, unterscheidet sich so wenig von der vorigen Art, daß man nur auf die tief eingeschnittenen Stammblätter, die bei jener glattrandig sind und auf den schärflich süßlichen Geschmack der Wurzeln Rücksicht nehmen muß. Es gibt eine Abart mit dünnen Wurzeln, welche auch als Rübsaat gebaut wird. Der Turnep der Engländer ist blos eine Spielart der großen Rübe. 4. Br. *napus*, Steckrübe, sieht dem grünen Kohl ganz ähnlich, da sämtliche Blätter glatt und blaugrün sind, aber die Wurzelblätter sind leierförmig, die Stammblätter halbgefiedert und die Schoten stehen sparrig ab. Der Winterraps vieler Gegenden gehört hieher. 5. Br. *praecox* Kit., der vorigen Art ganz ähnlich, nur daß auch die Stammblätter zum Theil leierförmig sind und die Früchte aufrecht, nicht sparrig stehen. Dies ist der Sommerraps vieler Gegenden. 6. Br. *cretica* Lam., mit strauchartigem holzigem Stamm, und eirunden gekerbten gestielten glatten Blättern. In Kandia und auf den griechischen Inseln. 7. Br. *chinensis*, mit krautartigem Stamm, ablangen glattrandigen den Stengel umfassenden Blättern. In China. 8. Br. *violacea*, mit eilanzetförmigen glatten gezähnten Blättern, zottigen Kelchen und Bracteen an den Blüthenstielchen. In China. 9. Br. *incana* Tenor., mit holzartigem Stamm, leierförmig weißgraulich zottigen Blättern und glatten Schoten. In Sicilien und Neapel. 10. Br. *Gravinae* Tenor., mit schrotsägeförmigen rauhhaarigen Blättern, etwas offen stehendem Kelch und glatten Schoten. In Neapel. 11. Br. *bolearica* Pers., mit paukenförmigen buchtigen fleischigen Blättern, fast holzigem Stamm und glattem Kelche. Auf Mallorka. 12. Br. *pinnatifida* Desf., mit halbgefiederten glatten Blättern, deren Fetzen lanzetförmig und gesägt sind, und die schwachbehaarte Ribben und Stiele haben: die Schoten sind etwas vierkantig. In Spanien und dem nördlichen Afrika. 13. Br. *lyrata* Desf., mit rauhhaarigen Blättern, deren unterste leierförmig, die obern eingeschnitten gezähnt, die Kelche aber und die Schoten rauh behaart sind. Im nördlichen Afrika. 14. Br. *repanda* Cand., mit fleischigen glatten ausgeschweift gezähnten Wurzelblättern, blattlosem Schaft und einem feinen Pistill auf der Spitze der Schote. (Sisymbrium monense Vill. repandum W.) Im westlichen Frankreich. 15. Br. *monensis* Huds., mit halbgefiederten glatten blaugrünen etwas fleischigen Blättern, deren Fetzen linienförmig, etwas gezähnt sind und abstehen. (Sisymbrium monense L.) In Schottland und auf Man. 16. Br. *Richerii* Vill., mit glatten Blättern, deren unterste ablang, gestielt und gezähnt, die obern linienlanzetförmig sind. In Hochburgund und Piemont. 17. Br. *erucastrum*, mit schrotsägeförmigen ziemlich glatten Blättern, deren Fetzen ungleich, stumpf, buchtig sind: der Stil ist unten mit zerstreuten Haaren besetzt. Im südlichen Europa. 18. Br. *cheiranthus* Vill., mit rauhhaarigen halb gefiederten gestielten Blättern, deren Lappen ablang und buchtig gezähnt sind und rauhhaarigem Stengel. Im südlichen Europa. 19. Br. *cheiranthiflora* Cand., mit leierförmigen halbgefiederten etwas rauhhaarigen Blättern, deren Lappen unten abstehen, oben aber zusammenfließen. In Spanien und dem südlichen Frankreich. (Raphanus cheiranthiflorus W.) 20. Br. *Tournefortii* Gouan., mit leierförmigen halbgefiederten rauhaarigen gestielten Wurzelblättern, deren Lappen eiförmig, gesägt und gewimpert sind: die obersten Blätter sind linienförmig und glattrandig. Die Schoten sind mit einem halbzölligen Pistill gekrönt. In Spanien. 21. Br. *laevigata* Lag., mit schrotsägeförmigen halb gefiederten rauhhaarigen Blättern, deren Lappen eingeschnitten und gezähnt sind, blattlosem obern Stengel und fein geschnäbelten Schoten. In Spanien. 22. Br. *valentina* Cand., mit halbgefiederten hackerigen Blättern, deren Lappen etwas gezähnt sind, die obern Blätter sind glatt und ungetheilt, die Blüthenstiele viel kürzer, als der etwas behaarte Kelch. In Spanien. (Sisymbrium valentinum L.) 23. Br. *fruticulosa* Cyr., mit strauchartigem rauhhaarigen Stamm, leierförmigen etwas behaarten Blättern, deren Lappen stumpf und gezähnt sind, mit offenstehendem Kelch und geschnäbelten etwas angeschwollenen Schoten. In Sicilien, Neapel, Spanien und dem nördlichen Afrika. (Sinapis radicata Desf.) 24. Br. *elongata* Ehrh., mit buchtig halb gefiederten gestielten Blättern, deren untere rauhhaarig, die obern glatt

und gezähnt sind. In Ungarn, Siebenbürgen und Taurien. 25. Br. *sabularia* Brot., mit halbgefiederten oder schrotsägeförmigen haarigen Wurzelblättern, linienförmigen Stammblättern und unten rauhhaarigem Stamm. In Portugal. (Sisymbrium Parra L.) (*Sprengel.*)

Als Nahrungsmittel gehört der **Kohl** im Allgemeinen unter die leicht- aber schwachnährenden und Blähungen erregenden oder treibenden Früh- und Spätgemüse. Die gewöhnlichen Arten zum ökonomischen Gebrauche sind bei uns folgende: 1) *Brassica broccoli* (Asparagoides crispa), Spargelkohl; eine köstliche Gemüspflanze, die aus Italien abstammend, vorzüglich in England cultivirt wird, und auch in unsern Gärten mehr Aufnahme verdient, als sie wirklich findet. Ihre Häupter werden zum Verspeisen eben so zugerichtet, wie der Blumenkohl; die Stengel sind gleich nahrhaft, und lassen sich entschält in einer heißen Ofenröhre abtrocknen; die Blätter geben während des Sommers ein sehr wohlschmeckendes Gemüse. In England baut man folgende Broccoli-Arten: 1) **Herbst-Broccoli**, oder **Blaukopf**; 2) **Herbst-Broccoli**, oder **Grünkopf**; 3) **Früher Blumenkohl-Broccoli**; 4) **Winter-Broccoli**, grün und mit geschlossenem Kopfe; 5) **Früher blauer Broccoli**; 6) **Früher weißer Broccoli**; 7) **Brauner Zwerg-Broccoli mit geschlossenem Kopfe**; 8) **Blauer Broccoli mit großen breiten Häuptern** (Malteser-Broccoli); 9) **Rahmfarbiger oder Portsmouther Broccoli**; 10) **Schwefelfarbiger**; 11) **Blumenkohl-Broccoli**, oder **weißer Frühlings-Broccoli**; 12) **Blauer später Zwerg-Broccoli mit geschlossenem Kopfe**; 13) **Sibirischer oder später grüner Broccoli** (dänischer Broccoli). — Zum Verspeisen ist der **römische** oder **purpurrothe** viel süßer und überhaupt zarter, als der **braune** oder **schwarze**. Er bekomt bei guter Wartung große Häupter, die sich in der Mitte der Pflanze wie ein Knospenbüschel erheben. Der **neapolitanische** hat dem Blumenkohl ähnliche weiße oder grüne Köpfe, und ist noch zarter als der römische. Aller Broccoli gedeiht am besten in einem frischen, milden Boden, und bekomt, unverpflanzt die größten Häupter. Indeß kann man einen Theil von den 9 letzten Abänderungen mit möglichster Schonung der Wurzeln im Spätherbste aus dem Grunde nehmen, und in schräger Richtung, den Kopf nach Norden gekehrt, nur einige Zolle über den Boden, und 18 Zoll weit von einander mit Vortheil wieder einpflanzen, somit am besten gegen den Winterfrost schützen, oder abhärten.

2) **Brass.** *campestris* **s. Napus oleifera L.**, ölgebender Rübsen (Raps), gehört zu unsern vorzüglichsten Ölsamengewächsen, und wird jetzt, als Winter- und Sommerrübsen (Br. praecox) in gutem Boden häufiger, als je, bei uns gebaut. Seine ersten, noch zarten und frischgrünen Blätter werden hier und da als Salat oder Gemüse verspeist. Seine gelbe Blüthe ist für die Bienen eines der ersten und besten Frühlingsfutter im Jahre. Aus seinem reifen Samen, der auch zum Zwischenfutter für Stubenvögel dient, wird das etwas dickflüssige, lichtgoldgelbe, helle, kreßartig riechende und schmeckende, nur in der stärksten Kälte gerinnende Rüböl geschlagen oder gepreßt (s. Öle). Mit den ausgepreßten Samenhülsen, in Kuchenform gebracht, oder den sogenannten Ölkuchen füttert man hier und da die Melkkühe, allein die Butter nimt davon einen eigenen thranigen Geschmack an.

3) Br. *oleracea*, Küchen- oder Gemüsekohl, die gebräuchlichste und gemeinste Kohlart. Sie war unter allen Gemüsen am frühesten bekant, und vielleicht ist in den Homerischen Schriften nur zufällig davon keine Rede. Wild wächst sie auf den felsigen Ufern in Griechenland, im südlichen Frankreich und in England. Es gehören folgende durch Kultur erzielte Abarten hieher: 1) Br. oleracea capitata alba und rubra, **weißer und rother Kopfkohl** (Weißkraut, Cappus) von verschiedener Form und mittlerer Größe. Die Häupter müssen sich derb anfühlen, und dicht über einander liegende Blätter haben. Unter seine Varietäten gehören: der **große Straßburger oder Braunschweiger Kopfkohl**, platt, groß, breit, schließt sich aber selten fest; der **Erfurter Kopfkohl** etwas kleiner, aber meist fester, als der vorige; der **kleine russische Kopfkohl** mit rundlichem, etwas spitzem, festem, aber sehr kleinem Kopf, der indeß nicht geborsten seyn darf, welches beim überständigen nur zu leicht der Fall ist. Von dem **Zuckerhutkohl** (spitzigem Frühkraut, Schwabenkraut, Windelstädter Kopfkohl) mit zugespitztem Kopfe, hat der niedrige, frühe weit kleinere, aber sehr feste, über die Zeit hinaus leicht berstende, der höhlige oder hollige aber meist lockere, fast nie berstende Häupter, deren äußere Blätter, wenn sie überzeitig werden, leicht zu faulen anfangen. Der kleine, rundliche, frühzeitige **weiße Kopfkohl** (Frühkraut) sowol, als der größere und länglichere sind etwas spitz, sehr fest, und bersten schon nach einigen Tagen. Der **Bisamkohl** ist klein, rundlich, etwas spitz, nie aber bis zum Bersten fest; beim Zerschneiden riecht er sehr angenehm, und ist unter dem Messer saftig; er hat einen vortrefflichen Geschmack. Der **lange, weiße Kopfkohl** ist groß und langköpfig, höhlig, berstet selten. Der **hollige, höhlige Kohl der Engländer** ist groß, oval und zum Bersten fest. Der **Riesenkohl aus Schweden** ist rundlich, sehr fest und wird 50—60 Pfund schwer. 2) **Wirsing, Savoyer Kohl** (Ulmer Kraut), Br. oleracea, alba, crispa, bullata, sabauda, ist etwas länger aber kleiner und nicht so fest, als der weiße Kopfkohl. Der **grüne Wirsing-** oder **Straßburger krause Kopfkohl** (Herrenkraut, Welschkohl, Herzkohl, Br. ol. sabellica, s. sabauda) hat krause, mehrentheils dunkelgrüne Blätter, die einen bald größern, bald kleinern, aber derben Kopf bilden, und schmeckt vorzüglich süß und angenehm. — Zum Verspeisen schlecht sind 1) alle zu kleinen, spitzköpfigen, leichten, lockern, grobstrunkigen Kopfkohlarten mit dicken, grobgerippten Blättern; 2) die sogenannten **Schälke** oder **Flausche** (die Sie oder Schlotterkohls, entweder jene lockern, schlottrigen Kohlgewächse, die zwar alle ihre Herzen noch haben, aber keine Köpfe machen, sondern nach Art der Blatt- und Blaukohle, grob auswärts gewachsen sind, oder jene, die keine Herzen, wenn auch von außen geschlossene Blätter

haben, aber sich leer anfühlen, und ganz durchgreifen lassen; schlecht und unbrauchbar, 3) alle erfrornen Krautköpfe, die durchaus weiß und gelb aussehen, beim Durchschneiden eine Jauche von sich lassen, und wegen eingetretener Fäulniß äußerst widrig riechen; 4) gehören alle beschmeißte, madige, mit Schnecken oder Raupen bedeckte und davon angefressene, alle gelbe, welke, modrige und faule Blätter zu den Abfällen.

Aller Kopfkohl gibt frisch ein wohlschmeckendes, wenn gleich nicht sehr nährendes und mehr blähendes Gemüse; auch für das Vieh ein gutes Herbst- und Winterfutter.

Man benutzt ihn auch zu Salaten und anderweitigem Haus- und Küchengebrauch.—

Das aus dem Kopfkohl bereitete Sauerkraut (Sauerkohl), eine gesunde, schmackhafte Winterkost für den Menschen und seine Nutzthiere, aber auch für Seefahrer eines der besten Präservative gegen den Skorbut, muß frisch, rein von allem Unrath, zart, wohlgesalzt und gewürzt, von reinem weinartigem Geruch und Geschmack, darf weder zu süß (nicht gehörig gegohren), noch auch zu brennend sauer (in die Essiggährung schon übergegangen) seyn, nicht übel riechen, noch fad, kahnig, stumpf und unangenehm schmecken.

Das in ganzen oder halben Krauthäuptern leicht angebrühte, und wie Sauerkraut eingesalzte Kumpskraut, hier und da ein wohlschmeckendes, gesundes Wintergemüse, muß, weich genug, einen reinen, noch milder säuerlichen und pikantern Geschmack haben, als der eigentliche Sauerkohl. Schlecht ist das zu grobblättrige, harte, zähe, schalschmeckende Kumpskraut.

4. **Brass.** *oleracea botrytis cauliflora*, Blumenkohl (Käsekohl, Carfiol). Diese zarte Traubenkohlart muß zum Verspeisen gefüllt, oder als Gemüse und Suppenkraut, schön staudig, in starken, beisammenstehenden Büscheln gewachsen, und völlig ausgebildet seyn, auch schön weiße und große, festgeschlossene Blumen (Käse) haben. Schlecht ist jener, welcher harte, holzige Strünke hat, und sehr kleine, flattrige, schmuzig braune Blumen trägt.

5. **Brass.** *oleracea gongylodes*, *s. caulorapa*, Rübenkohl, Kohlrabi, Kohlrübe über der Erde. Diese feine Gemüspflanze muß schön große, glatte, durchaus geschmeidige, innen ganz weiße, zartfleischige Knollen haben. — Die krüpplichen, knorrigen, fleckigen, hohlen oder belzigen, trocknen, milbigen, gefrornen und fauligen Strünke fallen aus.

6. **Brass.** *oleracea laciniata rubra* oder *acephala Decand.* Blaukohl, Bauer-, brauner oder Braunschweiger krauser Kohl, gehört, wie die folgenden Spielarten, zu den Flatter-, Blatt- oder Blätterkohlarten. Er wächst höher (wohl 1½ Ellen hoch), als der Bardewyker od. niedrige Braunkohl, der selten einen Fuß hoch wird. Beide haben krause Blätter. Der sibirische Braunkohl macht keinen Kopf, und hat rothe oder grüne Blätter. Hieher gehört auch der Plumaschekohl **Brass. olerac. selenisia.** Aus dem Safte des frischen Blaukohls, welcher Säuren röthet, und daher ein empfindliches chem. Reagens auf diese ist, erhielt Schrader 2,89 gummiges Extrakt, 0,63 grünes Satzmehl, 0,20 Eiweißstoff, 2,34 Extraktivstoff, 0,05 Harz, außerdem essigsaur., schwefels., salzs. und salpeters. Kali, äpfels. u. phosphors. Kalk, phosphors. Bittererde, Eisen und Mangan.— Die Blätter von Braunkohl sind vor dem Froste eine strenge, harte, blähende, unschmackhafte Kost, werden aber durch etliche Winterfröste mürbe, wohlschmeckend süß, und leichter verdaulich. Die Frühlingsprößlinge von alten Strünken sind zart, aber weniger wohlschmeckend. Man gebraucht sie zu Gemüsen, Salaten rc. Alle mit Mehlthau (einem Schwammgewächs) gewöhnlich auf der Unterfläche überdeckte, alle mit Milds-, Milb- oder Milltbau, den eigentlichen Blattläusen, oder ihrem Honig, dem sogenannten Honigthau, wie überfirnißte, glänzende, nachher bald gelbe, bald blaue, bald braune, bald röthliche, bald schwarze, runzliche, oder zusammengerollte Kohlblätter sind, gleich den von Raupen beschmeißten und angefressenen; oder die verfaulten schwarzen, vor dem Verspeisen und Verfüttern sorgfältig zu reinigen, oder ganz auszuwerfen.

Mit Alaun gekocht, gibt der Braunkohl eine Farbenbrühe zum Bläuen des Schreibpapiers, und zum Blaufärben des Zuckerpapiers rc.

7. **Brass.** *oleracea s. campestris napobrassica*, Kohlrübe (Kohlrabi unter der Erde, Dorschen, Knollen, Klumpen- oder Scheerrüben), eine minder zarte, aber schmack- und nahrhafte Gemüsewurzelart zum Verspeisen, die auch ein gutes Winterfutter für's Melk- u. a. Vieh abgibt. Gegen Weihnachten ist ihr Geschmack bei uns weit süßer, fast widrig süß. Auch sie müssen, wie der Kohlrabi, zum Gemüse oder Salat, innen ganz weiß, geschmeidig genug und lieblich von Geschmack seyn. Schlecht sind alle dergleichen holzige, zu stark gefrorene oder wol gar erfrorene Wurzeln.

8. **Brass.** *rapa L.* gemeine weiße Rübe. Die Wurzeln davon müssen zum Verspeisen, als Gemüse oder Salat, groß und stark genug, rein- und glattschalig, geschmeidig und saftig genug seyn, einen pikanten, weder zu süßen, noch zu bittern Geschmack haben. Die Mittelrüben schmecken besser, als die übermäßig großen; die besten sind die rothköpfigen. Schlecht fallen alle zu krüppliche, grindige, aufgesprungene oder zerborstene, zu wäßrig fad schmeckende, alle innen hohle, lockere, schwarzfleckige, alle alte zähfasrige, pelzige, stockige, die gewöhnlich widrig bitter schmeckenden grünköpfigen aus.— Das Gemüse davon ist mehr oder weniger nährend, treibt gern Blähungen, und befördert den Harnabgang. Wie Sauerkohl eingelegt, geben sie für Landwirthschaften ein gutes Wintergemüse. Wenn gleich das Nahrungsstoffverhältniß der weißen Rübe zu dem des besten Weizens sich, nach Davy, nur = 136 : 1000 verhält, so hat man doch folgendes Brotsurrogat aus der gekochten Rübe mit Roggenmehl vermengt, im Falle der Noth nahrhaft genug gefunden. Es wurden, nach Resch, 1) aus 3 Pfd. den Tag zuvor am Backofenfeuer gekochten Rübenbreies und gleichviel Roggenmehl, 9 Pfd., 2) aus 3 Pfd. Rüb. u. 2 Pfd. R. M. 7½ Pfd., und 3) aus 3 Pfd. Rüben u. 1 Pfd. Mehl 5 Pfd. wohlfeilen und guten Brotes gewonnen. — Übrigens füttert man mit den weißen Feldrüben, auf Brachacker, oder Winterstoppeln gebaut, theils frisch, theils wie Sauerkohl, eingemacht, hier und da im Herbst das

Melkvieh; die Butter aber bekomt davon einen etwas bittern Geschmack.

Arzneilich benutzt man den Rübensaft äußerlich gegen die Mundschwämmchen, und einen Rübenabsud als Gurgeltrank bei leichten Halsentzündungen, Husten rc. Gebratene Rüben legt man auf Frostbeulen, und räth sie auch innerlich bei Harnzwang und Steingries rc. an.

Die Rübsamen wurden zu den sogen. blutreinigenden Tränken genommen, zur Beförderung des Schweißes und des Ausbruchs von mancherlei unterdrückten Hautausschlägen gebraucht.

Die Scheiben- oder Tellerbreiten, und nur in der Mitte kurz geschwänzten Mai- oder Tellerrüben sind zarter, als die gemeinen Feldrüben, zum Verspeisen, so wie:

Die Feder-, Steck- oder Stichelrüben (Herbstrübchen), deren Wurzeln klein, kurz, hart, derbfleischig, sod von nußartigem Geschmack sind, und, gekocht mild süß schmecken, und auf der Zunge zergehen. Die geschätztesten sind bei uns: die Märkischen oder Teltowerrc., die Merseburger od. Leimischen, die Bairischen Steckrübenrc. Die größern, innen wolligen schmecken fad, und sind, gleich den fauligen, ganz auszuwerfen. (*Th. Schreger.*)

BRASSOLIS. Eine von Fabricius errichtete neue Schmetterlings-Gattung. S. Illiger Magazin für Insektenkunde, Bd. 6 S. 279. Hier findet sich in einem Auszuge aus dem leider ungedruckt gebliebenen Systema Glossatorum Fabricii unter No. 15. diese Gattung angezeigt. Die aufgestellten Gattungsmerkmale sind folgende: Taster lang, dreigliedrig; zweites Glied länger, an der innern Mitte gebüschelt, drittes stumpflich. Fühler nach außen dicker (Putzfüße). — Die Gattung enthält 30 Arten, von welchen Papilio *Sophorae, Cassiae* und *Obrinus* Fabricii genant sind. Die Gattung ist mithin aus der Gattung Papilio Linn., und zwar aus dessen Familie der geschmückten Danaiden (Danai festivi) genommen. Die angegebenen Merkmale möchten übrigens wol schwerlich zu Bestimmung der Gattung ausreichen, da sie auch an vielen andern nicht zu dieser Gattung gehörigen Arten angetroffen werden; und dann möchte in einem streng geprüften natürlichen Systeme, Papilio Obrinus, und dessen verwandte Arten wol schwerlich neben Papilio Sophorae und Cassiae, und ähnlichen, in einer und derselben Gattung geordnet werden können *). (*Zincken* gen. *Sommer.*)

BRASSOS, Fluß in Mexico, entspringt in Cohahvila, durchströmt Texas in östlicher Richtung und wirft sich nach einem Laufe von 140 Meilen unter 28° 40′ Br. in den Golf von Mexico. Er ist bei seiner Mündung gegen 300 Yards weit, hat ein röthliches Wasser und trägt mithin große Fahrzeuge; seine Ufer sind stark bewaldet. (*Hassel.*)

BRASTBERGER (Gebhard Ulrich), Pädagogiarch und Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart, geb. den 15. Nov. 1754 in dem wirtembergischen Dorfe Gußerstadt, wo sein Vater Prediger war. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in Seminarien seines Vaterlandes und auf der Hochschule zu Tübingen. Nach der Rückkehr von einer gelehrten Reise wurde er 1779 Repetent im theologischen Stift zu Tübingen, 1783 Diakonus zu Heidenheim, 1796 Professor am Kloster Blaubeuren, 1807 Rektor des Gymnasiums in Stuttgart, wo er den 28. Juli 1813 starb. Brastberger hat sich nicht nur um die wissenschaftliche Ausbildung vieler Jünglinge manigfaltig verdient gemacht, sondern ist auch dem größern Publikum als gelehrter und scharfsinniger, freimüthiger und bescheidener, philosophischer und theologischer Selbstdenker durch mehre gehaltreiche Schriften rühmlich bekant geworden. Als Philosoph schrieb er gegen Kant seine Untersuchungen über dessen Kritik der reinen Vernunft. Halle 1790. 8. Untersuchungen über die Kritik der praktischen Vernunft, Tübing. 1792. 8. Über den Grund unsers Glaubens an Gott und unserer Erkentniß von ihm, Stuttg. 1802. 8., worin er das moralische Argument Kant's für das Daseyn Gottes bestreitet, und mehre Abhandlungen in Eberhard's philosoph. Magazin und Archiv, wozu auch seine Abhandlung: Über Fichte's Lehre von Gott und der göttlichen Weltregierung in Flatt's Magazin für christliche Dogmatik und Moral St. 5. S. 1—83 zu rechnen ist. Wenn die Verehrer der damals herrschenden Kantischen Philosophie ihm auch Misverständnisse und irrige Interpretation zum Vorwurfe machten, so ließen sie doch seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit im Prüfen abweichender Meinungen Gerechtigkeit widerfahren. Ungetheilter war der Beifall, den seine zum Gebiete der Theologie gehörigen Schriften fanden. 1) So zeichnen sich seine: Versuche über Religion und Dogmatik, zur Beförderung einer rechtmäßigen christlichen Freiheit, Halle 1783. 2 Bde. 8., welche die Absicht haben, auf den Unterschied zwischen dem unveränderlichen Geist und Inhalt des Christenthums, und zwischen seinen immer abwechselnden Formen aufmerksam zu machen, durch eben so viel Gründlichkeit als Bescheidenheit aus. In seiner Preisschrift: Über den Ursprung und Werth der kirchlichen Gewohnheit, durch symbolische Schriften den Inhalt der christlichen Religion festzusetzen, herausgeb. von C. F. D. (Duttenhofer). Ulm 1788. 8. *), be-

*) Abbildungen der genannten Arten, f. *Papilio Cassiae.* C. Clerk icones insectorum rarior. Tab. 34. fig. 4., ohne Name und Pet. *Cramer* uitlandsche Kapellen Tab. 105. fig. A. B. Pap. Cassiae. (Der in *Clerk* icon. Tab. 29. fig. 3. unter dem Namen P. Cassiae abgebildete Schmetterling, welche Abbildung Linné irrig anzieht, ist nicht dieser, sondern Papilio Helicon: *Urania* Linnei, *Jairus* Fabr. et Cramer) *Papiliae Sophorae* C. Clerk icones insect. rar. Tab. 35 fig. 56. P. Sophorae P. Cramer uitlandsche Kapellen. Tab. 253 fig. A. B. Das Weib c. der Mann. Pap. Sophorae. *Papil. Obrinus.* C. Clerk icon insect. rar. Tab. 31. fig. 5. 6. Pap. Obrinus. Cramer uitlandsche Kapellen Tab. 49. fig. E. F. Pap. Obrinus. (Zu Papilio Dan. sest. *obrinus* Linn. gehört auch als eine und dieselbe Art Papil. nymphal. phalerat. Ancaea Linn. und Fabricii. Beide sind nämlich nur dem Geschlechte nach verschieden und Pap. Ancaea der Mann, Pap. Obrinus das Weib einer und derselben Art). C. Clerk icon. insect. rar. Tab. 31. fig. 3 4. Pap. Ancaea. P. *Cramer* uitlandsche Kapellen Tab. 338. fig. C. D P. Ancaea.

*) Erschien zuerst mit einer Vorrede von Salzmann, unter dem Titel: Beantwortungen der von der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgegebenen Preisfrage: Ob es recht sey, die Erklärungen von Jesu Lehre zu Glaubensartikeln zu machen? Lpz. 1787. 8. Die gekrönte Preisschrift ist von J. C. Weland, das-

weist er, nach einer trefflichen historischen Deduktion vom Ursprung und Zweck der Symbole, sehr gründlich, daß in Glaubenssachen so wenig nach den Gesetzen der Vernunft als nach dem Geiste und Zweck des Christenthums, menschliche Vorstellungen und Erklärungen zu nothwendigen Vorschriften gemacht werden können. Derselbe liberale, gemäßigte Untersuchungsgeist herrscht in seinen anonym erschienenen Schriften: Ist die neuere dogmatische Darstellung der christlichen Religionslehre dem wahren Geiste und Endzweck unserer symbolischen Bücher gemäß oder zuwider? Halle, 1789. 8., worin er sich für das erstere erklärt, und in seiner Erzählung und Beurtheilung der wichtigsten Veränderungen, die vorzüglich in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts in der gelehrten Darstellung des dogmatischen Lehrbegriffs der Protestanten gemacht worden sind. Ebend. 1790. 8. **). (*Baur.*)

BRATEN *), **Bratspiess, Bratenwender.** Bratenwender, Bratenmaschine heißt eine Maschine mit einem Bratspieße, der über dem Feuer zu liegen komt, um bei seiner Umdrehung die an ihm gehängten Braten gahr und schmackhaft zu machen. Der gemeine Bratspieß, an dessen Haken man die Braten hängt, wird mittels einer Kurbel von der Hand eines Menschen umgedreht; der eigentliche Bratenwender aber ist mit einem Räderwerke versehen und wird, wie eine Uhr durch ein Gewicht oder durch eine Feder in Thätigkeit gesetzt. Wenn sie daher eben so, wie eine Uhr, aufgezogen sind, so gehen sie auch eben so wie diese, lange Zeit von selbst. — Der Haupttheil des Bratenwenders ist gleichfalls, wie bei der Uhr, eine Hemmung, d. h. eine mechanische Vorkehrung, wodurch die beschleunigte Bewegung des von dem Gewichte oder von der Feder getriebenen Räderwerks verhütet und ein langsames Umdrehen der Räder und also auch des an der Axe eines Rades sitzenden Spießes bewirkt wird. Die Hemmung besteht auch hier aus einem Steigrade (einem Rade mit schrägen Zähnen), in welches entweder eine Spindel mit ihren Lappen, wie bei der Taschenuhr, oder ein ankerförmiger Haken, der sogenannte englische Haken, wie bei einer Wand- und Tischuhr, eingreift. Spindel und Haken werden, wenn die bewegende Kraft auf die Maschine wirkt, von den Zähnen des Rades abwechselnd hin und hergeworfen und eben dadurch wird die ganze Bewegung des Räderwerks zur gehörigen Langsamkeit gebracht. An der Spindel sitzt ein Schwungrad fest (wie die Unruhe einer Taschenuhr); mit dem englischen Haken aber, wenn man diesen statt der Spindel anwendet, ist ein Pendel (ein Perpendikel) wie bei den großen Uhren verbunden. — Der Bratenwender, welcher durch ein Eisen- oder Bleigewicht in Bewegung gesetzt wird, nimt mehr Raum ein und ist überhaupt schwerfälliger, als der durch eine Feder getriebene. Diese spiralförmig zusammen gewundene Feder ist eben so mit dem Räderwerke verbunden, wie bei einer Tischuhr. Wenn ihre Gänge durch das Aufziehen enger zusammen gewunden sind, so wirkt sie beim Wiederausdehnen vermöge ihrer Elasticität eben so auf das mit ihr verbundene Räderwerk, wie bei der Tischuhr. — Es gibt auch Bratenwender mit einem ziemlich großen Laufrade, worin ein Hund geht, der dadurch dieses Rad und die ganze Maschine in Umdrehung bringt. Es gibt aber auch solche, welche durch den aufsteigenden warmen Rauch in Thätigkeit kommen, indem dieser ein Rad mit schräg gestellten Flügeln (wie der Wind die Flügel einer Windmühle) in Umdrehung setzt. Die Welle dieses Flügelrades enthält ein gezahntes Rad, welches durch den Eingriff noch mit andern gezahnten Rädern und Getrieben so verbunden ist, daß dadurch der Spieß, welcher an der Axe eines solchen Rades steckt, die gehörige Umwälzung erhält. — Bei allen solchen zusammengesetzten Bratenmaschinen ist nur das ein Übelstand, daß der Rauch sich bald ziemlich stark als Ruß in das Räderwerk setzt und daher die Maschine öfters gereinigt werden muß. (*Poppe.*)

BRATENSONNTAG, eine in unsern Calendarien und Glossarien nicht erklärte, überhaupt wol höchst ungewöhnliche, in Urkunden selten vorkommende Benennung. Die Deutung würde eben deswegen höchst schwierig seyn, hätte nicht der Schreiber einer Urkunde in dem Archive des vormaligen Ritterstifts St. Alban zu Mainz, selbst eine Erklärung seines sonst unverständlichen Datums beigefügt, indem er sagt: „Dat. den Montag nach dem Bratensonntage, da man singt in der Kirche Esto mihi." Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diesem Sonntage, als dem letzten vor den großen Fasten der römischen Kirche, der sonderbare Name beigelegt worden, weil an demselben noch häufig Fleischspeisen, besonders Braten, genossen werden. — Gleichen Ursprungs ist der noch in manchen, selbst protestantischen Ländern in der Volkssprache übliche Ausdruck: Fastnachtbraten, und die Gewohnheit, selbst der ärmern Klasse, auf Fastnacht Kalbsbraten zu essen, welches ohnehin um diese Zeit meistens am wohlfeilsten ist. — Zu Bestreitung der Kosten des kleinen Schmauses pflegen dann auch wol gewisse Handwerksgesellen, z. B. Müller u. a., eine Gabe bei den vermögenderen Einwohnern in einer mit Bändern und künstlichen Blumen verzierten Büchse oder Schachtel zu erheben, welches Geschenk sie dann metonymisch auch Fastnachtsbraten benennen. (*v. Arnoldi.*)

BRATHYS, eine Pflanzen-Gattung, welche Mutis und der jüngere Linné (suppl. 268.) in die 13. Linn. Klasse setzten, die aber von Smith und andern als Hypericum bestimt worden. Jetzt gilt nach de Candolle und Choisy (Hypericinées p. 58.) Brathys als Abtheilung der Gattung Hypericum, wo die Kelchblätter den Stammblättern ähnlich, diese sehr schmal, entweder quirlförmig oder gedrängt sind. Zu dieser Abtheilung gehören: Hyp. Brathys *Sm. Lam.*, H. fasciculatum *Lam.*, nitidum und axillare *Lam.*, revolutum *Vahl.*, caracasanum *W.*, laricifolium und strathiolaefolium *Juss.* (*Sprengel.*)

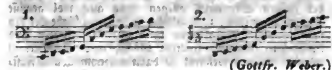
BRATOWSCHTSCHINA, ein ansehnliches Kirchdorf der Krone in dem moskauschen Kreise in Rußland, 4½ Meile von dem schönen und reichen Kloster Troizkoi-

erfüllt erhielt Brastberger. Aus beiden Abhandlungen findet man einen sehr genauen Auszug in der allg. d. Bibl. Anh. z. 53 — 86. Bd. 3. Abth. S. 1615 ff. **) Haug's gel. Wirtemb. 47. Gradmann's gel. Schwaben 56 u. 826. Einige Worte zu Brastb. Andenken (von Pahl) im literar. Verkündiger 1813. No. 45.

*) Über gebratenes und gekochtes Fleisch, s. Fleisch.

Sergiew. Dieser Ort ist besonders wegen eines alten Schlosses merkwürdig, in welchem die ehemaligen Zaren, wenn sie nach Troitzkoi wallfahrteten, ausruheten, daher auch noch eine alte hölzerne Kirche daselbst befindlich ist, welche mit dem Schlosse an der nördlichen Seite des Dorfes nahe bei der Quelle des kleinen Flusses Skauba steht, der aber durch einen Damm so anschwillt, daß er einem länglichen See gleicht. Die Kaiserin Katharina II. ließ bei ihrer 1775 nach Troitzkoi angestellten Wallfahrt, auf dieser Stelle ein neues kaiserl. Schloß und eine steinerne Kirche bauen †). (*J. Ch. Petri.*)

BRATSCHE, ist der aus dem Italiänischen ins Teutsche gemodelte und nun als teutschgeltende Name derjenigen Art von Bogeninstrumenten oder Geigen, welcher im italiänischen Viola di braccio heißt *). — Die Saiten der Bratsche stimmen c, g, d, a; sie steht also im Ganzen gerade eine Quinte tiefer als die Violine, und eine Oktave höher als das Violoncell. In Ansehung des Tonspiels wird sie ganz wie die Violine behandelt, nur daß die Griffe etwas weiter auseinander liegen, und die Behandlung im Ganzen, der Größe des Instrumentes und Dicke der Saiten gemäß, etwas mehr Kraft und Derbheit erträgt und fodert **). — Die Bratschenstimme wird in der Regel im sogenannten Altschlüssel geschrieben. Für hohe Stellen gebraucht man auch den Violinschlüssel. — Wenn man in Partituren auf der Zeile der Bratschenstimme einen Baßschlüssel gezeichnet, allenfalls auch die Worte Col Basso, oder abgekürzt c. B. beigeschrieben findet, so bedeutet dies, daß die Bratschen die Baßstimme mitspielen sollen, und zwar, wie dies der Regel nach auch nicht anders möglich ist, um eine Oktave höher, d. h. so, daß wenn z. B. für die Violoncelle ihr tiefstes C. vorgeschrieben ist, die um eine Oktave höheren Bratschen dafür ihr tiefstes c angeben, — eben so zum D des Basses ihr d, zum G. ihr g, zum d. ihr d u. s. w. — oder, mit andern Worten, was für die Baßstimme so geschrieben ist wie Fig. 1., ist für die Bratsche so zu verstehen, wie Fig. 2.



(*Gottfr. Weber.*)

Bratski, s. Buräten.

BRATSPILLE, ist eine vorn auf den Schiffen angebrachte horizontale hölzerne Welle oder Erdwinde, vermittelst welcher das Ankertau durch Hebebäume (Handspaken) aufgewunden und der Anker gelichtet wird. (*Braubach.*)

Brattia, s. Brazza.

BRATUSPANTIUM, Stadt der Bellovaker, eines gallischen Volks zwischen der Sequana und Samara; genant von J. Cäsar G. K. II, 13. Sie komt nachher nicht wieder vor, und wird von Cellar (B. II, 310.) mit dem Cäsaromagus des Ptolem. für dieselbe Stadt gehalten. (*Sickler.*)

BRATUTTI (Vincenzio), aus Ragusa, blühte um die Mitte des 17. Jahrh. Er war Dolmetscher bei Kaiser Ferdinand III., dann Legationssekretär König Philipp IV. von Spanien, und dessen Dolmetscher der türkischen und persischen Sprache. Seinen Bemühungen verdankt man eine Übersetzung des türkischen Geschichtschreibers Saadeddin ins Italiänische und von Bidpai's politischem u. moral. Spiegel aus dem Türkischen ins Spanische. Der erste Theil seines ins Italiänische übers. Saadeddin erschien, ehe er noch nach Spanien abging; der zweite während seiner spanischen Dienste unter dem Titel: Chronica dell' origine e progressi della Casa Otomana, composta da Saidino Turco etc. Parte prima (bis 1417). Vienna 1649. 4. Parte seconda. Madr. 1652. 4. Die spanische Übersetzung von Bidpai's Humaiun Nameh (liber regius) erschien zu Madrid 1694. 4.*). (*Baur.*)

BRAUBACH, eine kleine Stadt am Rheine, nicht sehr fern über dem Einflusse der Lahn in denselben, im Herzogthum Nassau. Der Ort komt 933 zuerst vor. Die einst reichen lahngauischen Grafen von Arnstein waren seine ältesten bekannten Besitzer. Im 13. Jahrh. war er Eigenthum der Dynasten von Eppenstein, die ihm 1276 von König Rudolph Stadtrechte ertheilen ließen. Von diesen erwarben die Grafen von Katzenelnbogen 1283 das Einlösungsrecht darauf, und erhielten sich in dessen ungestörtem Besitze bis zum Aussterben ihres Hauses im J. 1479. Jetzt ging er an Hessen über, und kam nach dem Tode Philipps des Großmüthigen an dessen gleichnamigen Sohn, der das Schloß daselbst, die Philippsburg genant, erbaute. Nachher kam es 1623 an Darmstadt und wurde von diesem 1802 an Nassau abgetreten. Seit dem 13. Jahrh. lebte hier eine Congregation von Beguinen; sie wurde aber 1537 aufgelöst. — Die Stadt zählt jetzt 1180 E., die meistens vom Weinbau leben; wozu die schroffen Bergwände eine gute Gelegenheit darbieten. Dieser wurde schon in den älteren Zeiten hier betrieben, und man hat in der Gemarkung dieser kleinen Stadt in guten Jahren wol 3600 Ohm Wein gewonnen. Auch die hiesigen Bergwerke sind nicht ganz unbeträchtlich, und liefern Kupfer, Blei und Silbererze, die hier geschmolzen werden. In der Nähe von Braubach findet sich im Rheine ein Salmenfang. Gerade über der Stadt liegt auf einer hohen Bergspitze die Festung Marxburg. (*G. D. Vogel.*)

Brauen, s. Bier und Braupolizei.

BRAUER (Johann Nikolaus Friedrich), geb. am 14. Febr. 1754 zu Büdingen, wo er seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer empfing, begab sich 1769 zuerst

†) S. Istoritscheskoje i topografitscheskoje Opissanie Gorodow Moskowskoi Gubernii, oder, histor. und topograph. Beschreibung der Städte der moskauischen Statthalterschaft, Moskau 1787 und Maksimowitz geograph. Wörterbuch des russischen Reichs.

*) Die vielfältigen andern Benennungen dieses Instruments und deren Ableitung findet man im Artikel Bogeninstrumente §. 3—5. **) Das Verhältniß der Bratsche zu andern Bogeninstrumenten, und ihre Stellung im sogenannten Bogenquartette, findet man im Artikel Bogeninstrumente erörtert. Daß sie im sogenannten Bogenquartette nicht selten sehr zweckmäßig zu Verstärkung und Verklärung der Baßstimme benuzt wird, ist schon im Art: Bassstimme im §. 9. erwähnt worden, in dessen 18ter Zeile übrigens statt einstimmig, zu lesen ist: vierstimmig.

*) Index bibl Barberinae. Eichhorn's Gesch. d. neuern Sprachk. 1: Abth. 368.

auf die Universität Gießen und 1772 nach Göttingen. Im J. 1774 erhielt er den Acceß bei den badischen Hofraths-, Hofgerichts- u. Kirchenraths-Kollegien zu Karlsruhe, wo er von seinen Einsichten und seiner Thätigkeit solche Proben gab, daß er 1775 schon Rath und Assessor, und zwei Jahre darauf wirklicher Hof- und Regirungsrath wurde. Im J. 1788 erhielt er den Charakter eines geheimen Hofraths; 1790 ward er Hofrathsdirektor mit Sitz und Stimme im Geheimenrathe, 1792 wirklicher geheimer Rath und Direktor des Konsistoriums (dagegen er das Direktorium des Hofrathskollegiums abtrat), 1803 auch Mitglied der neuerrichteten General-Sanitätskommission (die er 1808 wieder verließ), und Generalkommissar für das gesamte Landesarchiv, 1805 aber dieser letztern Stelle so wie des Direktoriums im evang. lutherischen Kirchenrathe, auf sein Ansuchen, wieder enthoben, 1807 dirigirender geheimer Rath bei dem Polizeidepartement des Ministeriums des Innern, mit Beibehaltung des dem Justizministerium zugewiesen Referats in Gesetzgebungssachen, wie auch Curator der Universität Heidelberg, im J. 1808 Direktor des Justizministeriums, 1809 aber Mitglied und Direktor des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1811 trat er aus diesem Ministerium aus, und dafür als ordentliches Mitglied in den neuconstituirten Statsrath und in das Ministerium der Justiz und des Innern nach seinem Dienstalter mit Sitz und Stimme in den Plenarsitzungen, wieder ein; auch war er zugleich zum referirenden Kabinetsrathe ernant worden. Die Universität Heidelberg hatte ihm im J. 1804 das Diplom eines Doktors der Rechte aus freiem Antriebe ertheilt. Er starb am 17. Nov. 1813 am Scharlachfieber mit hinzugekommenem Nervenschlag. Auf immer wird Brauers Namen in der Geschichte Badens unter denen seiner ausgezeichnetsten Statsmänner glänzen. Während seiner 39jährigen Thätigkeit in öffentlichen Geschäften erhielt Baden viele zeit- und zweckmäßige Einrichtungen, an denen er jederzeit großen Antheil hatte. Von seinen Einsichten in das Innere der Geschäftsleitung zeugen die verschiedenen Instruktionen und Ordnungen, welche — wenigstens im ersten Entwurf, aus seiner Feder flossen, als: die Physikatsordnung, Instruktionen für das Hofraths- und Kirchenraths-Kollegium, die Büchercensurordnung, Archivordnung, Obergerichtsordnung, Eheordnung &c. Vorzüglich interessirte ihn die Verbesserung des religiösen und Schulunterrichts, welches die unter seinem Direktorium im Kirchenrathe erschienenen Synodalrescripte beweisen. Seinen Überblick über das ganze Land und dessen Statsverwaltung beurkunden insbesondere die Organisationsedikte von 1803, und einige der Konstitutionsedikte von 1807. Von seinen gründlichen Kentnissen in der Rechtswissenschaft liefern mehre Deduktionen für die Gerechtsame seines Landesherrn, und die von einem größern Publikum mit Beifall aufgenommenen Abhandlungen zur Erläuterung des westphäl. Friedens, Offenbach 1782 — 1785. in 3 Bden, 8.; so wie sein Beitrag zu einem allgemeinen Statsrecht der rheinischen Bundesstaten, Karlsruhe, 1807. 8. hinlängliche Belege. Seine neuesten Arbeiten in diesem Fache betrafen den Code Napoleon, dessen Einführung im Großherzogthum Baden durch äußere Verhältnisse veranlaßt worden war. Als Präsident der hiezu niedergesetzten Kommission nahm Brauer sehr thätigen Antheil, und so erschien 1809 der Code Napoleon mit Zusätzen und Handelsgesetzen, als Landrecht für das Großherzogthum Baden, in 8. und 12. Die Schwierigkeiten, welche die Einführung dieses fremden, in so viele bisherige Institutionen tief eingreifenden Gesetzbuches veranlassen konnte, versuchte Br. durch seine Erläuterungen über den Code Napoleon und die großherzogl. badische bürgerliche Gesetzgebung (Karlsruhe 1809 — 1812 in 6 Bdn. 8.) zu heben, worin er theils die von den franzöſ. Rechtsgelehrten darüber gegebenen Aufklärungen, theils seine eigenen Ansichten und Rechtfertigungen mittheilte. Noch im letzten Lebensjahre vereinigte er sich mit K. S. Zachariä zur Herausgabe der Jahrbücher der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft des Großherzogth. Baden, davon der erste Band zu Heidelberg, 1813, gr. 8. erschien. — Doch nicht allein Regirungs- und Justizsachen behandelte er mit rastloser Thätigkeit, ausgebreiteten Kentnissen und schnellem Überblick; er bewährte solche überdies in Gegenständen der Politik während der letzten 20 Jahre seines Lebens. In den sturmvollen Zeiten von 1793 bis 1797 legte ihm seine Stelle als wirklicher geheimer Rath die schwere Pflicht auf, mit seinen wenigen Kollegen, die Verhältnisse Badens zu dem Auslande so zu leiten, daß das Land den geringsten Schaden nahm. — Mit den ausgezeichnetsten Gaben des Geistes verband Br. auch die eines biedern Herzens, eines geraden, unbestechlichen Charakters, der ihm bei Zudringlichkeiten und ungerechten Ansprüchen, denen solche einflußreiche Männer gewöhnlich ausgesetzt sind, eine rauhere Außenseite gab. Von seiner sonstigen Liebenswürdigkeit im Umgang ertheilen seine Freunde die gültigsten Zeugnisse. Alle ihm von Amtsarbeiten übrige Zeit widmete er theils der Unterhaltung mit andern Gelehrten, die sich zu freundschaftlichen Gesprächen über philosophische und religiöse Gegenstände versammelten, theils dem eigenen Studium der Bibel. Mehre Aufsätze in Ewald's christlicher Monatschrift, so wie seine Gedanken über Protestantismus und dessen Einfluß auf die Rechte der Kirchengewalt und der Religionslehrer, Karlsruhe, 1802. 8.; Gedanken über den Kirchenverein beider protest. Religionsparteien, ebd. 1803. 8.; Das Christenthum ist Regirungsanstalt, Leipz. 1807. 8. (ins Holländ. übersetzt, Amsterd. 1808. 8.), sind Früchte dieser Musestunden. Auch in Dichtungen suchte er zuweilen Erholung, davon die oberrheinischen Mannigfaltigkeiten und das badische neue Gesangb. (1786) mehre Proben liefern*). (*F. Molter.*)

Brauerei, Brauhaus, s. **Bier- u. Braupolizei**, und Anhang vom 12. Theile.

Brauhaus, Pfingstberg, s. **Potsdam**.

BRAULA. Eine merkwürdige, von Nitzsch †) aufgestellte Gattung parasitischer Insekten, die in keine

---

*) Vgl. (J. L. Ewald's) Nekrolog von Brauer, in dem Intelligenzbl., No. XI. zu den Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1813, und einen Nachtrag in No. XII. — Einige Worte über Brauer, als Prolog zur Feier seines Andenkens im Sale des Museums. Vom Kirchenrath Sander. Karlsr. 1813. 8. — Meusel's G. T. und das von mir redigirte liter. Karlsruhe, als Anhang bei Th. Hartlebens statist. Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe, 1815. 8.

†) Germar's und Zincken's Magaz. der Entomologie 3. Bd. S. 314.

der bestehenden Ordnungen genau zu passen, aber doch noch den Zweiflüglern am nächsten zu stehen scheint. Ihre Kennzeichen sind: ein senkrecht niedergebogener Kopf, der weder Augen noch Nebenaugen besitzt; statt der Fühler beiderseits zwei dicht an einander in einer Grube befindliche, mit einer Borste versehene Höcker; ein sehr kurzes, breites, aus zwei Theilen zusammengesetztes Halsschild; ein dicht am Halsschilde ansitzender, breiter, eirunder, aus vier Abschnitten zusammengesetzter Hinterleib ohne Flügel und Deckschilde; sechs mäßig lange, mit fünfgliedrigen Tarsen versehene Beine. Die einzige bis jetzt bekannte Art: Braula coeca (abgebildet in meiner Fauna Eur. VII. 25.), von der Größe eines Flohes, kastanienbraun, kurzborstig, lebt einzeln in den Haaren des Halsschildes der gemeinen Honigbiene, an welche sie sich fest anklammert. (*Germar.*)

BRAULION, **Braulius**, **Braule**, der Heilige, Bischof zu Saragossa in Spanien, folgte in dieser Würde seinem Bruder Johann, befand sich auf dem 4. 5 u. 6. Concilium zu Toledo, und starb am 26. März 646, nachdem er die bischöfliche Würde 20 Jahre lang bekleidet hatte. Sein Leichnam, den man 1270 entdeckte, wird in der Kirche di Santa Maria Maggiore in Rom aufbewahrt. Er war einer der ausgezeichnetsten Prälaten der spanischen Kirche und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der um die Wiederherstellung der Klosterzucht und der literarischen Kultur sich sehr verdient machte, das Studium der Denkmäler des Alterthums beförderte, und der einreißenden Barbarei einen Damm entgegen zu setzen bemüht war. Von ihm ermuntert, schrieb sein Freund Isidorus, Bischof von Sevilla und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit seine Origines sive etymologiarum libri XX, vor denen 3 Briefe an Braulion und 2 von demselben an Isidorus stehen, und da der letztere vor Vollendung des Werks starb, so trat Braulion selbst in die Stelle des Verstorbenen, brachte die Materialien in Ordnung und theilte das Ganze in 20 Bücher ein. Außerdem schrieb er in lateinischer Sprache das Leben des heiligen Ämilian, mit einer Hymne auf denselben in Jamben, der heiligen Leocadia rc. (zusammengedruckt, Madr. 1632. 4.); aber das mit Braulions (unechten) Anmerkungen, unter dem Namen des Flavius Lucius Dexter erschienene (zuerst Caesaraugustae 1619. 4. gedruckte) Chronicon omnimodae historiae etc. ist ein untergeschobenes Werk. Der heilige Ildefons schrieb eine Lobrede auf Braulion, als Anhang zu Isidors Schrift De claris praesertim Hispaniae scriptoribus; und Andr. Schott fügte der Ausgabe dieser Schrift (Toledo 1592. Fol.) mehre historische Aufsätze von Braulion bei *). (*Baur.*)

BRAUN, eine nach ihren verschiedenen Schattirungen aus mehren oder wenigern Hauptfarben zusammengesetzte Farbe, welche theils die Natur gibt, theils die chemische Kunst darstellt. So gibt es ein Hell- oder Lichtbraun, und ein Dunkelbraun, ein Rothbraun, ein Schwarz-, Ruß-, Büffel-, Zimmt-, Nelken-, Nuß-, Oliven-, Kastanien-, Chokoladen-, Kaffee- u. a. Braun.

Die braunen Farben, pigmenta fusca, sind nach ihrer Anwendung in den Künsten, Manufakturen, Fabriken und bürgerlichen Gewerben:

I. Braune Körperfarben; dahin gehören: 1) Asphalt (Judenpech, Bergpech), asphaltum, bitumen iudaicum etc., eine Art festen, schwarzen oder rothbraunschwarzen, leichten, glatten, zerbrechlichen, im Bruche glänzenden und muschligen Erdharzes von wenigem Geschmack, für sich ohne, aber gerieben, von starkem erdharzigen Geruch, in gelinder Wärme schmelzbar, leicht entzündlich, und im Feuer mit weißer Flamme, und einem eignen erdharzigen, nicht pechigen Geruche, ohne Rückstand von Asche ganz verbrennlich, im Wasser, Weingeiste und in der Naphtha unauflöslich. Den stärksten Weingeist färbt es blos hellgrün. Die ihm etwa untergeschobenen, oder damit verwechselten Bernsteinschlacken (der Rückstand von Bernstein, aus dem das Öl und die Säure abdestillirt worden), sind härter, und geben, auf dem Nagel gerieben, oder zerdrückt, keinen so starken Geruch von sich, als der Asphalt. Mit Schiffspech zusammengeschmolzener Asphalt, dergleichen manchmal im Handel vorkomt, gibt beim Verbrennen einen dicken, schwarzen Rauch mit Pechgeruch, und läßt Asche zurück. Naphtha löst das Pech daraus auf, und läßt den Asphalt zurück. — Reiner Asphalt ist zur Ölfarbe das schönste und dauerhafteste Braun, das sich mit allen, auch mit den feinsten Lackfarben verträgt (vgl. Erdharz). — 2) Bister oder Rußbraun (s. oben Bister). — 3) Kesselbraun (Kupferbraun) La terre brune à éclaircir ist nichts anders, als der feinere Kupferhammerschlag zum Anstrich kupferner Geschirre, von dunkler und heller Farbe (vgl. unten Kupfer). — 4) Der braune oder dunkle Ocher (Orangeocher), Ochra, Ocre de rue, ein natürliches Eisenoxyd, das gehörig geschlemt, gebrant, oder ungebrant, in Kugeln oder in Pulver, als Bräune, aber etwas lose und körnig, als Eisenmulm, verkauft wird, und für Tüncher rc. rein genug, trocken, mild und durchaus gleichbraun ausfallen muß, so wie der selbstbereitete dunkle Ocher für Maler, ein gut ausgewaschener, und in gelinder Wärme getrockneter Niederschlag des reinen, in warmen Wasser aufgelösten Eisenvitriols durch reine Potaschenlauge. — 5) Umbra (Umber, Umbraun, braune Kreide, Cyprische oder natürliche Umbraerde, Ombre rc.); a) die echte gehört theils zu den fossilen Inflammabilien des organischen Reichs, theils zu den erdigen Eisenminern, und komt in vorzüglicher Güte von der Insel Cypern über England, Holland und Venedig. Klaproth nent sie ochrigen Brauneisenstein und fand darin 48 Eisenoxyd, 20 Manganoxyd, 13 Kieselerde, 5 Thonerde und 14 Wasser. Auch erhält man sie schon aus der Levante, aus Sachsen, besonders aus Jülich, Berg, Iserfeld, Köln. Die Umbra-Farbe ist bald hell, bald dunkler, bald spielt sie ins Braune, bald ins Röthliche. Die Erde muß aus großen, gleich lebhaft braunen, leichten Stücken bestehen, die sich zart anfühlen, und unverbrennlich sind. Die teutsche und holländische wird durch Brennen, wobei sie einen stinkenden Rauch gibt,

*) *Baronii* Annal. *Mariana* hist. lib. VI. cap. VI. *Schotti* bibl. Hisp. *Miraeus* bibl. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Villenave).

braunroth; die *englische* aber behält im stärksten Feuer ihre Farbe. Schlechte Umbrasorten sind zu dunkel von Farbe, rauher und etwas schwerer, färben auch mehr nach, als die typische Umbra. Mit Sand und a) braunen Erden verunreinigt sind sie, wenn sie schwerer, rauher und vielfarbiger ausfallen. Die echte Umbra, gibt ein Schönbraun mit Öl, Leim, sowie in der Frescomalerei, dient zum Braunfärben des Wachstuchs, zum Emailliren, in den Porzelanmanufakturen ꝛc., desgleichen für Lackirer, Tüncher ꝛc. b) Die *unechte*, eine erdige Braunkohle, welche im Feuer zu Asche verglimt, ist in Wasser, auch auf Kalk brauchbar; in Öl wird sie etwas schwärzlich. c) Das *Kölnische Braun* ist eine vorzügliche Umbra aus den Torfgruben in der Gegend von Brühl und Liblar. Es entsteht in Kohlenlagern von Verwesung verschütteter Wälder, und ist von Eisenoxyd innig durchdrungen (vgl. unten Umbra mineralog.). Es muß trocken, rein, zerbrechlich, im Bruche glasig, zart ausfallen, und gehörig geschlemt auf Kalk ein schönes lebhaftes Braun geben, als Ölfarbe aber verändert sich ihr dunkles Kolorit in ein röthliches Braun. Die schlechten Sorten davon sind mit Holzfasern, die beim Übergießen mit kaltem Wasser sich nach oben ziehen, mit Sand, der in der wäßrigen Lösung zu Boden fällt, oder mit schwärzlichen Klümpchen verunreinigt. Das aus gelöschtem, schwarzen Kalk, Bolus und Eichensägemehl *nachgekünstelte kölnische Braun* kann dem natürlichen mit Nutzen substituirt werden. d) Das *künstliche Umberbraun* aus dem abgewaschenen Niederschlag einer Auflösung von Glanzruß in Seifensiederlauge durch Eisenvitriol, muß als Malerfarbe, rein, trocken, fein und schön gleichfarbig seyn. — 6) *Braune Lackfarben* geben: a) vorzugsweise der *Asphalt*, s. vorher; b) der *braune Carmin* aus Kölnischem Braun mit starker Lauge aufgelöst, und mit koncentrirter Zuckerauflösung versetzt, in einem zarten, durchaus gleichförmigen Pulver, das sich mit einigen Tropfen Wasser sehr schnell auflösen muß, und zu Wasserfarben bei lavirten Arbeiten und in Miniatur vorzüglich anwendbar ist; c) das *chemische Braun*, ein durch reine starke Ätzlauge gefällter, gut ausgeseihter, und durch Calcination schönbrauner Niederschlag einer Kupfervitriol- und Bittersalzauflösung in vielem reinen Flußwasser, welcher, gut unter einander gerieben, ganz gleichfarbig ausfallen muß, und dann zur Wasser- und Ölmalerei nicht nur, sondern auch auf Email gebraucht werden kann; d) das *Neubraun*, d. i. blausaures Kupferoxyd, welches am besten durch blausauren Kalk aus dem grünen mit 10 destill. Wassers verdünnten salzsaur. Kupfer gefället, mit kaltem Wasser gehörig ausgewaschen, und ohne Wärme getrocknet wird. Ein schön rein braunes Pigment, in Wasser und Öl brauchbar, das noch außerdem, wegen seiner Purpurschattirung, mit Weiß mancherlei Nuancen von Blaßroth oder Lilas gibt, die nicht zu verschießen scheinen; e) das *Schönbraun* besteht aus dem in einer wäßrigen Auflösung von gleichviel Kupfervitriol und Alaun, und 1¼ Eisenvitriol durch Mildkali erhaltenen, und im Feuer ausgeglühten Niederschlag von sehr beständiger Farbe, die sich gut vermalen läßt, weil sie viel Corpus hat; f) das *dunkle Schüttgelb*, ein Kunstprodukt aus dem in Seifensiederlauge aufgelösten und mit verdünntem Salzburger Kupferwasser versetzten Blasengrün, welches mit Gypsmehl zu einem Teig gebildet ist. Es muß rein, ganz trocken, von glühend brauner Farbe seyn, in Gummiwasser und Leim, noch besser auf trocknen Kalkwänden stehen; am wenigsten steht es in Öl; g) gehören noch hieher die mit Alaun- und reiner Potaschenlauge bereiteten Lackfarben; namentlich die braunrothen aus Birnbaum- oder Lerchenrinde, die reinbraunen aus Dürlitzrinde (Cornus masc. arborea L.), eine kaffeebraune aus Pflaumenbaumrinde, eine violettbraune aus Kienbaumrinde ꝛc. — 7) *Braune Saftfarben*: a) aus *Franzbeeren* (Rhamnus infectorius) mit Kali, ein bräunliches oder dunkelgelbes Pigment; b) aus der Tinktur zum dunkeln Schüttgelb (s. vorher), welche mit Zusatz von Kali eingetrocknet wird; c) *Sepiensaft*, ein in einem eignen Beutel des Calmars (Sepia Loligo L.), der mittlern und kleinen Sepia, und des sogenannten Seepolyps (Sepia octopodia L.) enthaltener schwarzbrauner Saft, der an den italiänischen Küsten gesammelt, und in Fläschchen verkauft wird. Getrocknet gibt er eine braune Malerfarbe auf Papier (Sepienmanier der Maler). — Der Rückstand aus diesem mit destill. Wasser und verdünnter Salzsäure behandelten Safte ist der *Sepiastoff*, das reine Pigment, welches ausschließlich den Chinesen zu ihrer Schwarztusche dienen, und dessen röthliche Asche aus Eisenoxyd, Kalk und Bittererde bestehen soll. *Fourcroy* schien der Sepiensaft ein kohliger Niederschlag zu seyn, der in einer schleimigen Flüssigkeit vertheilt, und in den meisten Reagentien unauflöslich sey. Allein *Kamp* hält den frischen Saft für Eiweißstoff nebst schwarzem Pigment, der sich mit Wasser ohne Bodensatz mischen lasse, beim Filtriren schwarz durchgehe, jedoch auf dem Filter den Sepienstoff zurücklasse, und, bei nicht zu großer Verdünnung, durch Siedhitze, Mineralsäuren, Sublimat, Weingeist, Äther und Gallussäure gerinne. — Nach *Prout* zeigte die getrocknete, und mit Wasser und Salzsäure ausgezogene *Sepiatinte* folgendes Verhalten: sie ist schwarz, verbrent schwierig, ohne zu schmelzen, mit animalisch-brenzlichem Geruche. In koncentr. Salpetersäure löst sie sich unter lebhafter Salpetergasentwickelung mit rothbrauner Farbe zum Theil auf, wird nicht durch reines, schwach durch kohlens. Kali gefällt, löst sich nicht selbst in erwärmter Salz- und Schwefelsäure, aber wol in gelind erhitztem wäßrigen Ammonium, und in siedendem wäßrigen Kali dunkelbraun auf, und wird daraus durch Salz- und Schwefelsäure nur zum Theil, durch Salpetersäure aber gar nicht niedergeschlagen. — Die nicht mit Wasser und Salpetersäure ausgezogene *trockne Sepiatinte* gab *L. Gmelin* bei der trocknen Destillation Wasser, kohlensaur. Ammonium, brenzliches Oel und 0,47 Kohle, die schwer einzuäschern war; die Asche enthielt Kochsalz, Glaubersalz, Kalk, Schwefelkalk, phosphorsaur. Kalk, und kein oder wenig Eisen. Sie glimmte blos in der Lichtflamme, löste sich in rauchender Salpetersäure unter Salpetergasentwickelung gänzlich mit braunrother Farbe auf: die Auflösung ward bei nicht zu sehr vorschlagender Säure durch Wasser gefället, und ließ bei Kalizusatz einen gelben, nicht bittern, nicht verpuffenden Stoff fallen: in Vitriolöl war

die Tinte auflöslich, und durch Wasser fällbar; sie löste sich wenig in kaltem, leicht in heißem wässr. Kali auf, und wurde durch Salzsäure in braunen Flocken niedergeschlagen.

II. Braune Farben in der gesammten Färbekunst und Zeugdruckerei: A. zur dunkelbraunen Farbe dienen nach einer angemessenen Vorbeize mit salzsaurem Zinn, Alaun- oder Kochsalz ꝛc.: 1) die Gallápfel; 2) die grünen Schalen der wälschen Nüsse, auch die Wurzeln des Nußbaums; 3) der Schmack (Sumach coriaria und Cotinus); 4) die Erlenrinde; 5) die Tormentillwurzel ꝛc. — Alle diese Pflanzenstoffe gebraucht man auch als Zusätze in kleinerer oder größerer Menge, um in eigentlichen Farben dunklere Nüancen zu erhalten. Wenn das Braun ins Rothe fallen soll, wird Krapp zugesetzt u. s. w. Druckt man Leinwand oder Nesseltuch mit einer Auflösung von Eisenvitriol in Wasser, welcher man mit Tintengummi die Dicke von Druckerfirniß gibt, und wäscht sie nach dem Trocknen in Seifensiederlauge, so wird die Zeichnung dauerhaft brandgelb. Auf eine ähnliche Art können Büffelfarbe und mehre Schattirungen von Braun, auf leinene und baumwollene Zeuge gebracht werden; legt man sie zuerst in eine Auflösung des Eisens in Essig, dann in warme Galläpfelbrühe, wäscht sie nun mit Seifenwasser und spült sie noch einmal mit Potaschenlauge ab, so sind sie kaffeebraun gefärbt ꝛc. So geben auch die Kalien und der Kalk mit gelben Pigmenten braune Farben. So werden die Zeuge mit Eisenvitriol gebeizt, in einer Sandelholzbrühe dunkelbraunroth ꝛc.

B. Zur hellbraunern Farbe, besonders zu dem sogen. Carmelit nimt man: 1) Orleans (2 Loth), Fernambuc (1 Lth.) und Potasche (2 Lth.) auf 1 Pfd. Zeug; 2) das Holz des Damastpflaumenbaums (Prunus damascena L.), s. Vogler in Crell's chem. Ann. 1793. I. S. 458. 3) Salweidenrinde zum Bräunlichfärben des Handschuhleders in Dänemark, u. s. w.

III. Braunbeizen: 1) für Elfenbein, Horn, Knochen ꝛc., eine verdünnte Silbersalpeterauflösung, womit sie, nach jedesmaligem Trocknen an der Sonne, ein- oder ein paarmal angestrichen oder befeuchtet werden ꝛc.; — 2) für Haare (Haarschminken); a) um weiße hellbraun zu färben, reinige man sie erst durch Gerstenkleiewasser von ihren fettigen Theilen, wasche sie dann einige Mal mit Kalkwasser, und wenn sie an der Sonne getrocknet sind, mit Kupfervitriolauflösung (1 Loth Vitriol in 1 Pfd. heißem Wasser aufgelöst); je öfterer dies geschieht, desto dunkler fallen sie aus; b) um zu blonde Haare dunkler zu färben, wäscht man sie zuvor mit warmen Wasser, bestreicht sie täglich 3—4 Mal mit einer verdünnten Potaschenlauge, und läßt sie jedes Mal in der Sonne wieder trocknen ꝛc.; — 3) für weißes Holz, z. B. Äpfel-, Birnbaum-, Erlen- u. a. Holz; dieses kann in besondern Farbenbrühen (s. oben), braun gefärbt oder gebeizt werden, indem man es wiederholt damit überstreicht, so namentlich 3 — 4 Mal das vorher mit Scheidewasser getränkte, um ihm eine bräunliche, der Farbe des Mahagonyholzes ähnliche Farbe zu geben, mit einer Tinktur aus 1 Lth. sogen. Drachenblut (einem Harze), ½ Loth Alcannawurzel, und 1 Lth. Aloe, welche zusammen mit 16 Lth. rectific. Weingeist (von 75 Proc.) digerirt werden; oder man reibt das abgehobelte hart- und feinkörnige Holz mit wäßriger Salpetersäure, und trägt darauf mit einem Pinsel zu wiederholten Malen folgende Flüssigkeit: 3 Loth Drachenblut in einem Pfunde Weingeist aufgelöst, mit 1 Lth. kohlens. Soda zusammengemengt und filtrirt. Mehre braune Holzbeizen, s. in Hermbstädt's Bulletin des Wissenswürd. a. d. Naturwiss. ꝛc. IX. 4; — 4) für Eisen und Stahl; so wird z. B. Schießgewehr braun gebeizt (brunirt, bronzirt) durch Spießglanzbutter, die man mit Baumöl dünn und gleichförmig aufträgt, und in der Wärme eintrocknen läßt ꝛc., oder auch durch 8—14tägiges Einlegen des Gewehrs in Pechöl. Oder man bestreicht das Eisen mit Scheidewasser, das mit ¼ Wasser verdünnt ist, und läßt es über dem Feuer lichtbraun anlaufen; dasselbe geschieht durch Salzgeistdämpfe, über die man es hält ꝛc. (vgl. Bronziren). — 5) für Steine, z. B. weißen Marmor, Karneol, Chalcedon, Achat ꝛc., die man zu wiederholten Malen mit Silbersalpeterauflösung bestreicht, zwischen dem Anstreichen trocken werden läßt, und an die Sonne stellt, bis sie eine bräunliche Farbe zeigen, die immer dunkler wird, und tiefer eindringt, je öfterer das Anstreichen wiederholt wird. — 6) Gypsabgüsse, und Bildhauerarbeit aus Holz ꝛc. bronzirt man mit einer Farbe aus Berlinerblau, Lampenschwarz und gelbem Ocher, welche in einer schwachen Stärkeauflösung abgerieben werden, und trägt diese Farbe mit einem Haarpinsel auf ꝛc. Wenn man in Öl bronziren will, so reibt man engl. Braunroth mit Leinöl ab, deckt den Gegenstand zweimal damit, und läßt jedesmal die Farbe gehörig trocknen, um deren zweite Decke mit einem Bronzirfirnisse zu überziehen (vgl. Bronziren). (*Th. Schreger.*)

BRAUN (Johann), ein gelehrter Theolog, geb. 1628 zu Kaiserslautern in der Pfalz, wo sein Vater Bürgermeister war, den er, mit seinen meisten Verwandten schon im 7. Jahre verlor, als die Stadt von den Franzosen eingenommen und geplündert wurde. Er kam nach Metz und von da nach Leiden, um die Handlung zu erlernen, der er aber nach einem Jahre aus Liebe zu den Wissenschaften entsagte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien machte er eine Reise durch Frankreich, Teutschland und die Schweiz, wurde 1661 französischer Prediger zu Nimwegen, 1680 Professor der Theologie und hebräischen Sprache zu Gröningen, und starb daselbst im December 1708. Aus seinen Schriften lernt man ihn als einen gelehrten und scharfsinnigen Dogmatiker, Philosophen und Philologen, der besonders in den rabbinischen, jüdischen, griechischen und römischen Alterthümern umfassende Kentnisse besaß. Zur Vertheidigung der Religiosität der vereinigten Niederländer schrieb er gegen Strupps, eines französischen Militärs, Religion des Hollandois (Cologne, eigentlich Utrecht 1673. 12) das mit vielem Beifall aufgenommene Buch: La véritable religion des Hollandois, avec une apologie pour la religion des états géneraux des provinces unies. Amst. 1675. 12. *). Als Dogmatiker war er ein eben so eifriger Coccejaner als Cartesianer.

*) Schröckh's Kirchengesch. seit d. Reform. 8. Bd. 439.

und seine **Doctrina foederum s. systema theologiae didacticae et elenchticae. Amst. 1688. 4.**, nachher noch fünfmal, zuletzt Frankf. 1711. 8., war ehemals ein sehr beliebtes Lehrbuch, das die Lehren dogmatisch und polemisch vorträgt. Eine brauchbare Samlung über verschiedene theol. Materien sind seine **Selecta sacra libri V. Amst. 1700. 4.** und wegen mancher gelehrten Neben-Untersuchungen noch immer brauchbar ist sein reichhaltiger **Commentarius in epistolam ad Ebraeos. Ib. 1705. 4.** Den meisten und bleibendsten Werth aber hat sein mit umfassender Gelehrsamkeit geschriebenes Werk aus den jüdischen Alterthümern: **De vestitu Hebraeorum sacerdotum, sive commentarius amplissimus in loca sacrae script. quam plurima. Lugd. B. Vol. II. 8. Amst. 1701. Vol. II. 4. m. Kpf.**, welches über das Privatleben und die ökonomischen Umstände der Alten überhaupt, besonders aber der Morgenländer, viele Aufschlüsse gibt. Mit seinem Kollegen Johann Mark, der ihn des Sabellianismus und anderer Irrthümer beschuldigte, mit Vitringa u. A. hatte er gelehrte Streitigkeiten, die mit großer Hitze geführt wurden**). (*Baur.*)

Braun (Karl Adolph und Johann Friedrich von), Brüder, Abkömmlinge einer seit dem 14. Jahrh. bekannten adeligen, von Gispersleben bei Erfurt abstammenden Familie. Damals lebten drei Brüder von Braun, die ihre Güter an den Stadtrath zu Erfurt verkauften. Der älteste ward Rathsmeister im adeligen Rathe zu Erfurt, die beiden andern wandten sich nach Gebesee und Strausfurth, wo sie sich ansässig machten. Ihre Nachkommen sanken bis zum Bauernstande herab, und erst Matthias Nikolaus nahm das angestammte Familienwapen wieder an. Dieser, geboren 1684, und schon im 17. Jahre Magister, hielt in Jena mit außerordentlichem Beifalle juristische Vorlesungen, trat 1718 als Hof-, Konsistorial- und Bergrath in fürstlich Mansfeldische Dienste, und starb 1737 als Kanzleidirektor in Eisleben. Über die Pandekten hinterließ er einen starken Quartband Disputationen, und über Stryck's Examen einen unvollendeten Commentar. Unter seinen sechs Söhnen war der älteste Karl Adolph, geboren zu Jena den 27. September 1716. Er studirte auf dem Gymnasium zu Eisleben und auf den Hochschulen zu Leipzig und Jena, wo er 1740 beider Rechte Doktor wurde und juristische Vorlesungen hielt, bis er 1743 als ordentlicher Professor der Rechte auf die neuerrichtete Hochschule nach Erlangen berufen wurde. Bald nach seiner Ankunft erhielt er den Charakter eines Brandenburg-Bayreuthischen Hof- und 1760 die eines geh. Regirungsraths, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe als Reichshofrath in Wien, und starb daselbst den 18. Sept. 1795. Er war ein thätiger und sachkundiger Gelehrter und Geschäftsmann und besaß besonders eine tiefe Einsicht in das römische und teutsche Recht. Geschrieben hat er: Anmerkungen über die Pandekten. Erlangen 1745. 1. Th. 8. viele Dissertationen und Abhandlungen in den Erlang. gel. Anzeigen*). — Sein Bruder Johann Friedrich, geboren zu Jena den 9. Januar 1722, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu Eisleben und Jena, verließ aber 1746 die juristische Laufbahn, ging in kaiserl. Militärdienste und wohnte 1746 und 47 als Oberlieutenant den Feldzügen in Italien und Provence bei, dann kam er als Hauptmann in holländische Dienste, nahm 1762 seinen Abschied, und war einige Zeit Mitglied der thüringischen Kreisdeputation zu Langensalza. Als diese aufgelöst wurde, privatisirte und starb er daselbst den 28. Jul. 1799 in der äußersten Dürftigkeit. Er besaß vielerlei schätzbare Kentnisse, schrieb eine Abhandlung von wohlfeiler Bereitung eines künstlichen Düngers. Langens. 1770. 4. und einen mit großer Sorgfalt und nach zuverlässigen Quellen bearbeiteten, aber unvollendet gebliebenen Monatlichen Auszug aus der Geschichte der kur- und fürstlichen Häuser zu Sachsen, Thüringisch-Meißnischen Stammes. Langens. 1778—84. 4. Alle seine Angaben belegte er mit Citaten, die er stellenweise unter dem Texte abdrucken ließ, eröffnete hier und da eine neue Aussicht, und schrieb und urtheilte meist freimüthig**). (*Baur.*)

Braun (Heinrich), Kurpfalzbairischer geistlicher Rath und Kanonikus in München, war in dem Marktflecken Troßberg, in den Regirungsbezirke Burghausen, den 17. März 1732 geboren. Die ersten wissenschaftlichen Kentnisse erhielt er von den Benediktinern in Salzburg, und auf der Hochschule daselbst studirte er Philosophie und geistliches Recht. Erst 18 Jahre alt trat er zu Tegernsee in Oberbaiern in den Benediktinerorden, und nachdem er im Kloster Rott den theologischen Lehrkursus vollendet hatte, kam er 1758 als Lehrer der Syntax an das Lyceum in Freisingen, 1761 aber als Professor der Theologie und Bibliothekar wieder nach Tegernsee. Auf Verlangen des Kaisers ging er im folgenden Jahre nach Wien, 1765 aber, von dem Kurfürsten Maximilian Joseph III. eigenhändig eingeladen, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und als Professor der teutschen Sprach- Dicht- und Redekunst nach München. Seine Vorlesungen fanden und verdienten Beifall; denn sie verbreiteten Liebe zur Lektüre und zu den Wissenschaften unter seinen Landsleuten. Um es seinen Zuhörern so wenig an Mustern als Anleitungen fehlen zu lassen, gab er in kurzer Zeit eine teutsche Sprachkunst, ein orthographisches Wörterbuch, eine Anleitung zur teutschen Dicht- und Verskunst, eine Anleitung zur teutschen Redekunst, eine Samlung von guten Mustern in der teutschen Sprach- Dicht- und Redekunst, in 8 Bändchen, Muster der geistlichen Beredsamkeit, Briefe und Versuche in prosaischen Fabeln heraus; Schriften, die längst vergessen sind, nach den Bedürfnissen der Zeit und des Landes beurtheilt aber auch jetzt noch als verdienstliche Arbeiten anerkant werden müssen. Der Kurfürst belohnte diese Verdienste durch ein

---

**) *Isinck* oratio in obitum Braunii. Groning. 1709. 4. Berthem's holländ. Kirchenstat. Altes und Neues aus der gel. Welt 3. u. 4. St. *Crenii* animadv. philol. P. X. 169. *Fabricii* hist. Biblioth. P. IV. 93. *Paquot* Mém. T. VI. 375. *Saxii* Onomast. P. V. 229.

*) (Mylius) blüh. Jena. 172. Zus. 23. Weidlich's jetztl. Rechtsgel. 1. Th. 45—54. Ebend. biogr. Nachr. 1. Th. 94—98. Koppe's jur. Lex. 1. Th. 78. Fikenscher's Gel. Gesch. v. Erl. 1. Abth. 199—206. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. **) Allgem. lit. Anzeiger 1800. Nr. 11. u. 12. Baur's Lebensgem. aus d. 18. Jahrh. 4. Th. 454—466. Meusel a. a. O. Suppl. z. allg. Litztg. 1786. No. 32.

Kanonikat und die Stelle eines frequentirenden geistlichen Raths. Zur Beförderung einer Umbildung des in tiefem Verfalle sich befindenden teutschen Elementarschulwesens schrieb Braun einen Plan der neuen Schuleinrichtung in Baiern, nebst einem Unterrichte für Schullehrer. München 1770. 8., ließ demselben mehre Elementarbücher folgen, die in den Schulen eingeführt wurden, und fing auf kurfürstl. Befehl an, das teutsche Schulwesen in Städten und auf dem Lande, so gut es sich bei den damaligen Hindernissen, den kleinen Fonds und der Neuheit der Sache thun ließ, zu organisiren. Ein kurfürstliches Dekret übertrug ihm 1777 die Direktion der sämtlichen Lyceen und Gymnasien, der Stadt- und Landschulen in Baiern und der obern Pfalz, mit dem Referat in der Konferenz und das Kommissariat der theologischen Fakultät zu Ingolstadt. Er schrieb nun eine Schulordnung für die kurbaierischen Lyceen und Gymnasien. München 1777 Fol., aus der überall ein Geist hervorblickt, der sich durch Kentniß dessen, was in protestantischen Ländern zur Verbesserung des Schulwesens geschehen war, genährt und die gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit zur erforschen gesucht hatte. Zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit und Katechetik stiftete er ein Predigerinstitut, gab als Director desselben Predigten über wichtige Gegenstände der Religion und Sitten (Augsburg 6 Th. 1778—1785. 8.) und eine Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit (Ebend. 1779. 8.) heraus, und ließ zum Behuf des Unterrichts in den gelehrten Schulen viele Lehrbücher und Ausgaben der alten Klassiker (z. B. eine Bibliotheca historica. Monach. 1779. Vol. VII. 8. und eine Biblioth. poetica. Ib. 1779. 8.) drucken. Allein seine Plane, an denen die Kenner, wenn sie ihnen auch im Ganzen ihren Beifall nicht versagen konnten, doch im Einzelen mancherlei zu tadeln fanden, und die noch mehr die blinden Verehrer des Alten zum Widerspruche reizten, erhielten keine Konsistenz, und als 1781 das Schulwesen an die Klostergeistlichen übergeben wurde, fand seine öffentliche Thätigkeit ein Ziel. Seitdem privatisirte er in München, gab Gebet- und Erbauungsbücher heraus, bearbeitete ein großes Bibelwerk*), und starb den 8. November 1792 am Schlagflusse. Seit der Einführung des Malteserordens in Baiern war er auch geistlicher Kommenthur zu Aham in Niederbaiern. Braun gehört nicht unter diejenigen Gelehrten, welche das Gebiet des menschlichen Wissens erweitern oder mit philosophischem Geiste einen Gegenstand durchdringen. Er mußte sich sehr mühsam, von Wißbrgierde und Wahrheitsliebe beselt, durch Unwissenheit, Vorurtheil und Irrthum hindurch arbeiten, aber seine wissenschaftliche Ausbildung blieb immer mangelhaft, denn im Gebiete der Geschichte, der Naturlehre, Naturgeschichte und Mathematik, und selbst in den orientalischen Sprachen war er ein Fremdling, ungeachtet er die erwähnte Übersetzung der Bibel unternahm. Auch haben seine zahlreichen Schriften größtentheils ihre Periode vollendet, und sind durch bessere verdrängt worden; überdieß war manches, was er mit Geräusch unternahm, mehr blendend als zweckmäßig. Aber bei alle dem bleibt ihm noch Verdienst genug, um ein ehrenvolles und dankbares Andenken zu verdienen. Muthvoll bekämpfte er große Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm die Feinde der Aufklärung in den Weg legten, und trug zu seiner Zeit das meiste zur Reformation des Unterrichts in Schulen und Gymnasien in Baiern und andern benachbarten katholischen Gegenden bei, wo es damals noch sehr finster aussah, und wenn man seitdem in diesen Gegenden um sehr viel weiter kam, und jetzt bessere Sprach- Schul- und Lehrbücher hat, als Braun herausgab, so bleibt doch ihm der Ruhm, daß er in seinem Vaterlande der erste gewesen, der dem Schul- und Erziehungswesen daselbst ein Licht aufzustecken, und durch die ehemaligen Finsternisse durchzubrechen angefangen hat. — Von Person war Braun ein schöner Mann, im Umgange lebhaft und unterhaltend, aber dabei mistrauisch, höchst veränderlich in seinen Neigungen, selbst in der Freundschaft, und nichts weniger als ein guter Hauswirth**). (*Baur.*)

BRAUNAU (Brundunum Brunoue) eine Stadt am Inn im östreichischen Innviertel zählt 2 Kirchen, 267 Häus. und 1781 Einw.*), ist der Sitz des Landgerichts

*) Die heil. Schrift des A. u. N. Test. nach der uralten und in der kathol. Kirche allgemein angenommenen Übersetzung mit Bezug auf die Grundsprache und mit kurzen Anmerkungen für Nichtgelehrte übers. Nürnberg. 1786. 3 Bände; 2. verb. Aufl. von Mich. Feder. Ebend. 1803. 3 Bde. 8. Eine brauchbare glossirte Bibel, die durch den neuen Herausgeber an Richtigkeit und Geschmeidigkeit viel gewonnen hat, und bei der auch die neuern Arbeiten protestantischer Bibelausleger mit Einsicht und Klugheit benutzt sind. Nach diesem kürzern gab Braun ein größeres, nach seinem Tode von Beda Mayr u. A. fortgesetztes Bibelwerk unter dem Titel heraus: Die göttl. heil. Schrift des A. und N. Test. in lateinischer und teutscher Sprache durchaus mit Erklärungen nach dem Sinne der heil. kathol. Kirche, der heil. Kirchenväter, und der berühmtesten kathol. Schriftausleger, nebst eigenen Bemerkungen erläutert. Augsb. 1788—1805. 13 Bde. gr. 8. Dazu gehört noch: Biblisches Universallexikon zum großen Braun'schen Bibelwerk. Ebend. 1806. 2 Bde. gr. 8. Braun ist blos Compilator, nirgends Original, und erlaubt sich keine Abweichungen von den Dogmen seiner Kirche. Dem Text der lateinischen Vulgate steht eine teutsche Übersetzung in einer andern Spalte gegenüber. Die Übersetzung hält sich an die Vulgate, ist indessen in einer reinen und würdigen Sprache geschrieben und wird nur an den Stellen unverständlich, wo der Übersetzer sich zu sehr an die Vulgate anschmiegte. Die Anmerkungen, die gleich unter den Text gesetzt sind, enthalten zwar keinen zusammenhängenden Kommentar, übergehen aber selten eine dunkle Stelle, und da sie auch den moralischen Endzweck der biblischen Bücher nicht aus den Augen lassen, so können sie von Geistlichen in ihren öffentlichen Vorträgen mit Nutzen gebraucht werden. Man vergl. die Recensionen in der Obert. allg. Lztg. 1788. I. S. 1215. Jen. allg. Lit Zeit. 1794. II. 137—144. 1795. I. 81—86. 1796. III. 177—179. Allg. teutsche Bibl. 95. Bd. 394. Thieß Ephemeriden 1795. II. 265. **) Finauer's Mag. f. d. neueste Lit. 1775. S. 29. 63. 89. Ebend. hist. lit. Mag. 2. Hft. 159—173. Buchholzer's Thatenleben und Schriften Brauns, im Münchner Intell. Bl. 1792. S. 339 u. 347. auch einzeln mit Zus. 1793. Westenrieder's Beitr. zur vaterl. Hist. 5. Bd. 411—444. Nicolai's Reisen 6. Bd. 670. Wolf's Gesch. der Jesuiten 3. Bd. 418. 4. Bd. 9. Annalen der baier. Lit. 2. Bd. 235. Bauer's Gallerie hist. Gem. 4. Bd. 217—222. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Baader's gel. Baiern, wo das Verzeichniß seiner Schriften am vollständigsten angetroffen wird. — Braun's Bildniß von Demare gemalt, wurde in der kurfürstl. Akademie d. Wiss. aufgestellt und oft gestochen, von Zimmermann, Haid u. A., vor dem 31. Bde. d. allg. t. Bibl. rc. Scheufel in München verfertigte auch 1780 eine Medaille auf ihn.

*) Nach andern 283 Häus. und 1733 Einw., die sich unter andern mit Tuchweberei beschäftigen.

und des Rentamtes. Kurfürst Ferdinand Maria erhob sie im J. 1672 zu einer Festung, deren Werke aber seit 1806—1810 geschleift sind. In den ältesten Zeiten hauseten hier die Römer, wie ein Leichenstein und aufgefundene Münzen bezeugen; unter dem K. Karlmann und seinen Nachfolgern waren hier Zollämter und eine Münzstätte. Im J. 1138 weihte Erzb. Konrad die dem heil. Stephan zu Ehren erbaute Kapelle, welche um das J. 1300 zu einer Pfarrkirche erhoben wurde. Das Landgericht enthält 7 □M. und zählt 16,722 Einw. In den ältern Zeiten führte es den Namen Weilhart von dem Forste, der damals eine ungleich größere Ausdehnung hatte**). (*Winklhofer.*)

Braunau (Brunow, Bronow, Braunavia, Braunovicum), böhmische Herrschaft und Stadt im Königgrätzer Kr., an der Gränze von preuß. Schlesien und der Grafschaft Glatz an der Steina, 20 M. nordöstlich von Prag, mit 425 Häus. und 2700 Einw., mit Pfarre und Benediktinerabtei, in einer reizenden Gegend; berühmt durch Tuchfabrikation und besonders durch die schönen scharlachrothen Tücher, die von hier aus ihren Hauptabsatz in der Türkei finden†). Auch treibt die Stadt Leinwandhandel. (*André.*)

BRAUNEA nannte Willdenow dem Franz Ant. v. Braune zu Ehren, dessen salzburgische Flora 1797 in zwei Oktavbänden herauskam, eine Pflanzengattung, die Rhorde Valli-Caniram und Lamarck **Menispermum radiatum** genant hatte. De Candolle hat sie mit Recht zu seiner Gattung **Cocculus** als **C. radiatus Cand.** gezogen. (*Sprengel.*)

BRAUNECK, ein altes im Bauernkriege von 1525 zerstörtes Schloß, von welchem noch einige Ruinen übrig sind, die drei Bauern zur Wohnung dienen, gehörte früherhin zum ehemaligen Fürstenthum Ansbach, ist nun aber an die Krone Wirtemberg abgetreten. Bereits im J. 999 besaß solches Graf Hermann von Hohenlohe, der Stammvater des jetzigen Fürstenhauses. Im J. 1390 gelangte dasselbe an Johann III., Burggrafen zu Maydburg (Magdeburg) und 1418 erkaufte dasselbe nebst der ganzen Herrschaft Markgraf Albrecht Achilles vom Grafen Michael von Maydburg. (*Fenkohl.*)

Brauneisenstein, s. Eisen.

Braunelle, s. Sylvia modularis.

BRAUNERZ nent man am Rammelsberge bei Goslar ein inniges Gemenge von brauner Blende, Kupferkies, Schwefelkies und Bleiglanz. (*Germar.*)

BRAUNFELS, Stadt an der Mitbach mit 220 Häus. 1 Schlosse, 2 Höfen und 3 Mühlen im Wetzlarer Kr. des Reg. Bez. von Koblenz, zur Standesherrschaft Solms-Braunfels gehörig, mit 1308 Einw.*). (*H.*)

BRAUNKALK (Chaux carbonatée ferrifère perlée *Hauy*. Braunspath Werner. Braunkalk Hausmann. Sidero-calcite *Kirwan*. Makrotypes Kalk-Haloid Mohs). Begreift die Verbindungen von kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Talk mit etwas Eisen und Mangan. Der Umfang des Braunkalks ist von verschiedenen Mineralogen sehr verschieden angenommen worden. Hauy betrachtet ihn als Abänderung des kohlensauren Kalkes, Mohs scheint aber nicht nur den eigentlichen Braunspath, sondern auch mehre zeither zum Bitterkalke gerechnete Fossilien, namentlich Dolomit und einen Theil des Rautenspathes damit zu verbinden, indem er unter seinem makrotypen Kalkhaloid die genannten Fossilien angibt, deren stumpfer Rhombenwinkel 106° 15′ beträgt, dieser Winkel aber bei seinem brachytypen Kalkhaloid (dem eigentlichen Rautenspath) 107° 22′ ausmacht*). Doch bleibt bei den dichten Abänderungen immer die Bestimmung, ob sie hieher oder zum Bitterkalke zu rechnen sind, schwierig. — Als Kennzeichen für die Gattung kann man festsetzen: Krystalle, die von einem Rhombus abzuleiten sind, der unter 106° 15′ geschoben ist, und ihnen entsprechende Durchgänge; eine Härte, welche der des Arragonits gleichkomt (härter als Bitterkalk, weicher als Flußspath); Perlmutterglanz; spec. Gew. (im Mittel) 2, 9. Löst sich in Salpetersäure mit Brausen auf, wird vor dem Löthrohre braun, und färbt das Boraxglas violblau. — Die Krystalle des Braunkalkes sind fast immer Rhomben, wiewol von verschiedenen Winkeln, indem der gleichaxige, der winkelvertauschende und der kontrastirende Rhombe des Kalkspaths auch vorkommen, aber die Krystalle bilden einen weit enger gezogenen Kreis, indem die säulenförmigen und pyramidalen Formen des Kalkspaths sich kaum finden, dagegen sind die Rhombenflächen gewöhnlich convex oder concav und bilden dadurch häufig vollkommene oder sattelförmige Linsen, und eben so sind die drei Durchgänge, welche die Kerngestalt bilden, häufig gekrümt.

Wir theilen die Gattung in folgende Arten: 1) Braunspath (späthiger Braunkalk, vorzüglich von röthlichen, seltner von grauen Farben. Derb eingesprengt, stalaktitisch, mit Eindrücken und krystallisirt in der oben angegebenen Reihe, zuweilen auch in Afterkrystallen, die vom Kalkspathe abstammen. Theils körnig, theils stänglig abgesondert. Textur vollkommen blättrig, und glänzend bis wenig glänzend. An den Kanten mehr oder weniger durchscheinend. Gehalt nach Hisinger 27,97 Kalkerde, 21,14 Talkerde, 3,40 Eisenoxyd, 1,50 Manganox., 44,60 Kohlensäure. Nach Klaproth (stängliger von Valenziana in Mexiko) 51,50 kohlensauren Kalk; 32,0 kohlens. Kalk: 7,50 kohlens. Eisen; 2, kohlens. Mangan; 5, Wasser. Bricht auf Gängen mit Erzen im ältern Gebirge, und im Flötzgebirge, zumal in Sachsen, Ungarn, Elsaß, England, Schweden, Sibirien, Nordamerika. Der stänglig abgesonderte bei Gersdorf in Sachsen und bei Valenziana in Mexiko.

2) Faseriger Braunkalk. Durch Mangel der Krystallisation und excentrisch faserigen Bruch, so wie durch weniger Glanz von voriger Art verschieden. In Niederungen bei Chemnitz und Kremnitz auf Gängen.

**) Hier wurde am 26. Aug. 1806 der Nürnberger Buchhändler Palm wegen der Verbreitung der Schrift: Teutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, auf Napoleon's Befehl erschossen.

†) Hesperus 1813. Nr. 59.

*) Die letztere Angabe ist aus dem Krug-Mützelschen W. B., authentischer demnach, als frühere Angaben, nach welchen die Stadt nur 1190 Einw. hat.

*) Vgl. die Note *) Encykl. X. S. 280. Im Artikel Bitterkalk möchte darnach der charakteristische Winkel der zugehörigen Verschiedenheiten auf 107° 22′ zu setzen seyn.

3) Dichter Braunkalk. Derb, stalaktitisch und eingesprengt, mit feinsplittrigem, ins Unebne und Ebne übergehenden schwachschimmernden Bruch; zuweilen conzentrisch schalig abgesondert; vom Durchscheinenden bis ins Undurchsichtige. Mit voriger Art. Vielleicht aber dürften noch manche zeither zum dichten und körnigen Bitterkalk gerechnete Fossilien hieher zu zählen seyn. — Hausmann führt in seinem Handbuche (3. S. 946 und 949) noch zwei Fossilien auf, die dem Braunkalk sehr nahe zu stehen scheinen: a) Braunsteinkalk (Mangankalk). Von schwarzer Farbe, undurchsichtig, unvollkommen-blättrig, spec. Gew. über 3. Komt bei Ilfeld am Harz trumweis mit Kalkspath, grau Manganerz und Steinmark im jüngern Porphyr vor, und dürfte ein, durch erdiges Grau-Manganerz gefärbter Kalkspath oder Braunspath seyn. b) Eisenbraunkalk. Darunter begreift Hausmann diejenigen Abänderungen unseres Braunspathes, die einen beträchtlichen Gehalt von kohlensaurem Eisen besitzen und das Boraxglas bei anhaltender Schmelzung olivengrün färben. (*Germar.*)

BRAUNKOHLE (Mineralog.). Die Braunkohle unterscheidet sich von der Schwarzkohle im Allgemeinen durch braune Farbe, durch ein braunes Pulver, und dadurch, daß wenn man ein Stück vor dem Löthrohre glühet, dann es von demselben entfernt, und kalte Luft darauf bläst, die Braunkohle fortglühet, bis sie zur Asche wird, die Schwarzkohle aber verlischt; auch sind die geognostischen Verhältnisse beider sehr verschieden. Werner theilt die Gattung der Braunkohle in folgende Arten: 1) Bituminöses Holz, das sich durch Holzgestalt auszeichnet. 2) Erdkohle, durch erdiges Ansehen charakterisirt. 3) Alaunerde, von einem im Großen schiefrigen Bruche. 4) Gemeine Braunkohle, von muschligem Bruch und Fettglanz. 5) Moorkohle, die ausgetrocknet stets aufgeborsten und trapezoidalisch zerklüftet erscheint. — Hausmann hat folgende Eintheilung: 1) Pechkohle, gemeine und prismatische von muschligem Bruche, pechschwarzer Farbe, wachsartigem Glanz. 2) Gemeine Braunkohle, muschlig in Bruch, schiefriger Längen-Absonderung, meist deutlicher Holztextur. 3) Trapezoidische (Moorkohle). 4) Ebene, im Bruche eben bis erdig. 5) Holzförmige. 6) Erdige. Andere Mineralogen haben noch andere Eintheilungen, auch hat man noch manche andere Arten aufgestellt. So beschreibt Haberle eine schalige Schwarz-Braunkohle von Scharischap in Ungarn, die zu der Moorkohle zu gehören scheint (s. Schweigger's Journal. Bd. 21. S. 176. v. J. 1817). — Bastkohle oder bastartige Braunkohle nent v. Leonhard (s. dessen Studien S. 40.) ein bituminöses Holz, welches sich in bastartige Fäden zertheilt, und besonders bei Offenheim in der Wetterau vorkomt. — Schiefrige Braunkohle nent Noeggerath einen sehr bituminösen Thon, aus der Gegend des Peitzberges, Bonn gegenüber, vom Orsberge bei Erpel am Rhein, und vom Stöschen bei Linz am Rhein, welches früher von Jordan verhärteter Blätterthon und von Cramer bituminöser Kalkschiefer genant ward (s. v. Moll neue Jahrbücher III. v. J. 1815. S. 33.)

Die Braunkohle scheint im Allgemeinen ein von Bitumen durchdrungener Thon oder Gips zu seyn, in welchem sich häufig bituminisirte Vegetabilien finden; je nachdem das Bitumen mehr oder weniger vorwaltet, ist die Kohle reiner oder unreiner, besser oder schlechter; alle Braunkohlen geben daher viel Asche, selten und nur bei heftigem Feuer Schlacken, und je nachdem das Bitumen an Thon oder Gips gebunden ist, zeigt sich die Asche, und auch die Kohle verschieden. Man unterscheidet 2 Hauptmodifikationen, eine gelbe und eine dunkelbraune, die bis ins Schwarze sich verläuft. Die erste ist im Allgemeinen erdig, im Bruche, die zweite eben, meist muschlig und hat Glanz; die erste liegt fast stets zwischen Gips und enthält viel Gips, die letzte liegt meist zwischen Thon und Sand, und die Asche enthält viel Kieselerde, beide verlaufen sich durch eine Menge Mittelstufen in einander. In beiden erscheinen vegetabilische Reste, diese richten sich aber durchaus nach dem Lager, in dem sie liegen, so, daß sie bald braun und erdig, bald fest und schwarz sind.

Die gelbe Art zeigt wieder zwei Varietäten. Sie ist entweder in vollkommen erdiger Form, wo sie sich dann, wenn sie mit Wasser angefeuchtet wird, sehr gut formen läßt, oder sie ist compakter, in festen Stücken abgesondert, wo sie die sogenannten Knorpelkohlen liefert, die sich nicht wohl formen lassen.

Die dunkle Art zeigt auch zwei Varietäten, von denen die eine sich schieferförmig abblättert, und meist trapezoidal zerspaltet (Moorkohle), die andere bei schwärzerer Farbe mehr compakt bleibt. Zu dieser letzten gehört die gemeine Braunkohle und der Gagath.

Die Braunkohle ist ungemein, besonders über Europa verbreitet, wird an sehr vielen Orten gewonnen und ist von sehr ausgedehnter technischer Anwendung, da sie ein sehr wichtiges Brennmaterial liefert, das jedoch nicht die Intensität der Hitze als Schwarzkohlen oder Holz wenigstens bei gleichem Volumen zeigt. Die Brennkraft ist sehr verschieden, je nachdem die Kohlen reiner oder unreiner sind. Besonders wird die Braunkohle im Thüringischen, im Saalkreise, im Mansfeldischen, in Sachsen, Hessen, Böhmen, Vorderöstreich und am Niederrhein zum Brennen angewendet. Die festern dunkeln Kohlen dienen, so wie sie gefördert sind, zur Feuerung, die hellern erdigen werden mit Wasser geknetet, und dann geformt, theils in Gestalt der Backsteine, theils konisch, wie zwischen Bonn und Köln am Rhein. Sie dienen nicht allein zum Brennen in Öfen, sondern auch in der Küche, im Backofen, unter Siedepfannen, Dampfkesseln u. s. w., man kann auch von denselben das Kohlenwasserstoffgas gewinnen und dieses zur Erleuchtung anwenden. Ein bituminöser, etwas schweflicher Geruch ist aber fast nie zu vermeiden, den man beim Gebrauche aber bald gewohnt wird.

Eine braune erdige Kohle von Köln, die auch unter dem Namen der Kölnischen Umbra bekant ist, soll unter den spanischen feinen Schnupftabak gemischt werden, auch bedient man sich dieser Kohle zur braunen Farbe (vgl. Braun).

Ein Theil von dem, was Werner als Pechkohle unter der Schwarzkohle aufführt, wird hieher gehören, so der Gagat oder Jayet der Franzosen, der meist nur als große Nester in Thonflötzen des Departements de

l'Aude vorkomt; aus diesem werden hier viel Bijouteriewaaren verfertiget, wie Knöpfe, Halsperlen u. dgl., die früher besonders zur Trauer getragen wurden.

Ein wichtiger Gebrauch ist der auf Alaun, die großen Werke von Freienwalde, Schwemsal, Muskau, Friedorf und viele andere, ziehen aus der Braunkohlenformation die Alaunerze, so daß der meiste Alaun in Teutschland aus derselben gezogen wird. Diejenige Kohle, die zwischen Gipsflötzen liegt, gibt nie Alaun, die Kohlen, die zwischen Sand liegen, enthalten diesen oft, am reichsten sind die, welche zwischen Thon liegen. Der Alaungehalt scheint nicht einer besondern Art von Kohlen, die man Alaunerde nennen könnte, sondern verschiedenen Modifikationen der Kohle, und vorzüglich bituminös thonigen Flötzen eigen zu seyn. Die Flötze, die auf Alaun benutzt werden, enthalten nicht Schwefelkiese, durch deren Zersetzung die Schwefelsäure gebildet würde, wie man gewöhnlich glaubt, sondern eine eigenthümliche Verbindung von Schwefel, Kohle, Thonerde und Kali, deren Natur zur Zeit noch nicht ganz vollständig entwickelt ist. Einige dieser Alaunerze kommen zur Reife, indem sie der Atmosphäre ausgesetzt werden, andere werden gebrant, sind dann aber viel weicher als jene. Zuweilen findet sich in den Kohlenflötzen der gediegene Alaun schon natürlich in bedeutenden Massen ausgeschieden, wie zu Tscherning in Böhmen.

Eine andere wichtige Anwendung der Braunkohlen ist zur Düngung, wo aber nur die Asche derselben gebraucht wird, und zwar besonders, wenn diese sehr viel Gips enthält, welche dem Kleebau sehr zuträglich ist. In manchen, an Kohlen reichen Gegenden, brent man in den Öfen nur die gewonnenen großen festen Stücke und verbrent die kleinern Kohlen in großen Haufen, deren Asche zur Düngung sehr gesucht wird. *(Keferstein.)*

Braunkohlenformation. Die geognostischen Verhältnisse der Braunkohlen sind bisher noch wenig untersucht und meist sehr verkant. Einen kleinen Theil der Braunkohlen und der sie begleitenden Flötze, die nämlich, welche in Gesellschaft von Basalt erscheinen, rechnete Werner zu der sogenannten Flötztrappformation, und führete sie meist als Steinkohlen auf, den übrigen und größten Theil zählte er zu dem aufgeschwemmten Gebirge, das er von dem Flötzgebirge unterscheidet. Diese Theilung scheint sich durchaus nicht zu rechtfertigen, sondern alle Braunkohlen scheinen nur einer Epoche anzugehören.

Flötze von Braunkohlen, Thon, Gyps, Sandstein, Sand und Mergel kommen unter solchen Verhältnissen mit einander vor, daß sie nur ein und dieselbe Formation bilden, alle diese Glieder wechseln auf das mannigfaltigste mit einander, bald waltet das eine, bald das andere vor, oft sind sie alle vorhanden, oft findet sich nur ein einziges so, daß die Formation nur von diesem repräsentirt wird.

1) Die Kohlen selbst sind schon oben charakterisirt, die Flötze davon sind zum Theil von bedeutender Mächtigkeit, und es ist bereits erwähnt, welchen Einfluß die begleitenden Flötze auf die Kohlen selbst haben; diese sind auch von jenen nicht scharf abgeschnitten, sondern gehen durch sogenannte schlechte Kohlen in einander über.

2) Sehr häufig erscheinen mit dem Kohlenflötze von erdigem Gips, der meist fein erdig durch etwas Bitumen grau gefärbt und gestreift gezeichnet ist; dieses kann man sehr leicht ausbrennen, wo dann das ganze Volumen als eine weiße feine Erde zurückbleibt, welche ein vortrefliches Putzpulver liefert. Außer in so mächtigen Flötzen komt die schwefelsaure Kalkerde oder der Gips, auch noch in anderer Gestalt häufig in den Kohlen selbst vor, theils als weiße erdige Knollen, die zuweilen aluminithaltig sind, theils in derben plattenförmigen Stükken, theils in Krystallen, die bald einzeln sich finden, bald in größern Massen zusammengehäuft. Diese Bildungen scheinen sich zum Theil jetzt zu erzeugen, wobei wol öfter gediegener Schwefel und Schwefelkies entstehen; eine ähnliche Ausscheidung ist die von der basischen schwefelsauren Thonerde, oder dem Aluminit.

3) Noch häufiger als der Gips, der von den Bergleuten gewöhnlich Mergel genant wird, sind die Thonflötze, die bald allein, bald in Gesellschaft von Braunkohlen erscheinen; der Thon ist theils rein, theils bituminös, im ersten Falle gibt er das Material zu den bei weitem meisten Töpfereien, im letzten Falle wird er oft auf Alaun benutzt. Er ist reich an Eisen und führt theils Thoneisenstein, theils Schwefelkies, so besonders bei Littmitz in Böhmen, wo auch der seltene Spärkies vorkomt. Wenn Braunkohlengruben in Brand gerathen, so wird der Thon theils zu Porzellanjaspis, theils zu gebrantem Thon, der Thoneisenstein wird stänglig, und es bilden sich die sogenannten pseudovulkanischen Produkte.

4) Eben so häufig finden sich Flötze von losem Sand mit den Kohlen, sehr oft findet man in diesem Sande mächtige Flötze von einem sehr quarzigen, hornsteinartigen, festen Sandstein, der bald über, bald unter den Braunkohlen liegt. Dieser Sandstein ist mehr oder weniger fest, zeigt oft knollenförmige Stücke, wird zum Theil locker und sandartig, zum Theil auch conglomeratartig und zu einer Art von Quarz-Nagelfluß. Häufig ist er mit Höhlungen durchzogen, die von Stengeln herrühren, oder zeigt auch Blätterabdrücke.

5) Ein kalkiger Mergel scheint nur selten in dieser Formation vorzukommen.

Die Braunkohlenformation bildet in Teutschland mit ihren gedachten Gliedern meist das jüngste Flötzgebirge und liegt über dem Muschelkalke so wie über der Kreide; nur der Basalt bedeckt sie zuweilen, der diese sowol als alle übrigen Flötze durchbrochen und sich über sie ergossen hat, daher eine ganz andere Bildungsart darstellt. In Frankreich aber findet sich unsere Formation ebenfalls sehr häufig. Da hier zum Theil Thon vorherrschend ist, so wird sie hier meist Formation d'argile plastique, auch, da zuweilen der Sand vorherrschend ist, die zweite kieslige Formation genant; hier folgen ihr aber mehre andere Formationen, die man gewöhnlich unter den Terrains tertiaires oder unter den Süßwassergebilden begreift, wie der Calcaire grossier ou à Cérites, der Calcaire siliceux., die ganz neueste Gipsformation, die formation de sable et grès und der Calcaire d'eau douze und meulière. Es wird sich hieraus ergeben, daß unsere Formation zu den neuesten zusammengeschwemmten Gebilden gehören wird.

Sehr merkwürdig sind die Menge von Vegetabilien,

welche die Formation enthält, am häufigsten in den Kohlenflötzen, wo die Vegetabilien zur Kohle selbst geworden sind; meist erscheinen Blätter, Stengel und Früchte; es scheint, daß diese Reste im Allgemeinen Arten angehören, die gegenwärtig nicht mehr in unsern Gegenden existiren; in Flötzen von Thoneisenstein sind die Vegetabilien in Thoneisenstein, in Quarzflötzen in Quarz, in Thonflötzen öfters zu Schwefelkies umgewandelt, woraus sich ergeben wird, daß das abgestorbene Vegetabile ganz in den Prozeß der Bildung verwickelt wurde, die sich eben erzeugte, und es scheint, daß die Braunkohlen selbst ihre Bildung nicht vermoderten, zusammengeschwemmten Vegetabilien verdanken, sondern allgemeinern bituminösen Bildungen*). (*Keferstein.*)

Braunkohle (chemisch, technol., ökonom.). Gleitsmann fand in 100 Theilen der Altenburger Braunkohle: 82 Gew. Thl. feuernährende Stoffe und 18 Gew. Th. Asche. Die erstern gaben durch trockne Destillation ein brenzliches Öl, Wasser, und einige elastische brennbare Flüssigkeiten. Von andern 50 Theilen derselben wurden 32 zu wirklicher Kohle und 18 blieben als Asche zurück. In 100 G. Th. gut ausgeglühter Asche waren enthalten 10 Kalkerde, 12 Thonerde und 78 feiner Sand. Übrigens löst sich die Braunkohle weder in Wasser, noch in Weinalkohol, gänzlich aber in Aschen-Kali auf (vgl. J. G. Lucas, chem. Unters. der Alsdorffer Braunkohle in der Grafsch. Mansfeld. Halberstadt 1799. 8.)

Das sogenannte Braunkohlenwasser soll etwas Bernsteinsäure bei sich führen. Wenigstens gibt Emmering im 10. Jahrg. von Leonhard's Taschenb. f. d. gesammte Mineralogie 1816. 1. Abth. die Beschreibung einer sonderbaren bituminösen Substanz aus den Braunkohlen von Oberwöllstädt, welche dem Leim ähnlich sieht, und an der Lichtflamme mit heller Flamme und Wohlgeruch brent. Dies Fossil scheint dem Bernstein ähnlich, und man will ein ganzes Lager davon in einem Torfmoore bei Osnabrück entdeckt haben. Bei Artern und Frankenhausen in Sachsen finden sich in den Braunkohlen auch der seltene Honigstein und der Retinit oder Retina-Asphalt.

Die Braunkohle, als solche, oder als Erde zu Backsteinen geformt und gestrichen und gehörig an der Luft ausgetrocknet, gibt in holzarmen Gegenden und bei dazu eigens vorgerichteten Öfen und Feuerherden je nach ihrer Güte und Reinheit oder Bituminisirung ein mehr oder weniger stark hitzendes, und auch in ihrer Asche, die bald reiner Gyps, bald ein Gemenge von Kiesel- und Alaunerde ist, lange fortglimmendes Brennmaterial, und zeigt beim Brennen einen eigenen, bituminösen Geruch, der manche Geruchsnerven und Lungen mehr oder weniger angreift, und die davon berührten Koch- und Bratspeisen eben so übelschmeckend macht, als die damit geräucherten Schinken, Würste rc. Als Brennmaterial ist sie von Lampadius zur Vitriol- und Alaunfabrikation, zum Verkohlen, und des darin vorkommenden Kieses wegen zur Bereitung von Schwefelalkohol empfohlen worden. Weniger taugt sie beim Ziegel- und Kalkbrennen, ohne besondere Vorrichtungen dazu in den Öfen rc. — Vermöge ihres Kohlen- und Wasserstoffs ist die Braunkohle ein sehr schätzbares Düngungsmittel für Felder, Wiesen und Gärten, zumal in folgender Composition: man vermenge Braunkohlen-Molm entweder mit Kalk oder Gips, Mergel, Düngesalz oder vorzugsweise mit Holzasche; bringe dieses Gemenge in eine tiefe Grube, übergieße es mit Mistjauche, und lasse das Ganze ein halbes Jahr lang zusammen gähren, werfe es dann heraus, und bringe es auf Wiesen oder Äcker.

Vor dem Verbrennen benutzt man die Papierkohle, eine Art Braunkohle, wegen des starken Rauchs, den sie gibt, auf sogenannten Steinkohlenruß oder Schwärze.

*) Man nimt an, die Braunkohle gehöre zu den Überresten halbverkohlter, oder in diesen Zustand, nach Davy, durch Gährung oder durch sonst eine chemische Veränderung des Pflanzenstoffes versetzter Bäume aus der zweiten Vegetationsperiode der Pflanzenformation, die den Übergang von der ersten zu der jetzigen macht. Ihre Pflanzen scheinen einerseits von der ältesten Schwarzkohlenformation, andererseits denen der jetzigen Flora ähnlich zu seyn, und meist aus Dicotyledonen und Acotyledonen bestanden zu haben. Man findet in allen europäischen Ländern nicht nur in England, Böhmen, Ungarn, sondern auch in Asien und Amerika ganze Braunkohlenlager, und darin noch Wurzeln, Stamm- und großes Astholz, zum Theil noch mit sichtbaren Jahrringen, woran sich zuweilen deutlich die Holzart erkennen läßt. Die meisten scheinen vom Nadelholze abzustammen. Im Gothaischen (bei Stückebrunn) enthält sie sogar vollkommen erhaltene Fruchtzapfen von Pinus picea und P. abies, unzählige Samenkörner von Erica vulgaris, zerdrückte Erdkäfer und ihre Flügeldecken. Ja in einem bei Darmstadt jüngst ausgegrabenen Braunkohlenklotze soll sich beim Spalten in einer kleinen Höhlung noch ein lebendiges Insekt munter bewegt haben, welches auf dem Darmstädter Museum in Weingeist aufbewahrt wird. — Auf Island kommen die Braunkohlen unter dem Namen Suturbrands theils in vulkanischen, theils in nicht vulkanischen Gegenden vor, und man schreibt sie dort, dem Holze von Populus tremula und von P. Takamahaka ähnlich, dem häufigen Treibholze zu; sie erscheinen gewöhnlich in großen, zusammenhängenden, harten und schwarzen, politurfähigen Stücken, die zum Theil so luftbeständig sind, daß sie zu feinem Hausgeräthe taugen. Bei dem Hauptlager in Bardestrands-Syssel findet man viele Blätterabdrücke von Birken, Eichen und Vogelbeerbäumen (vgl. Island rücksichtlich seiner Vulkane, Gesundbr., Schwefelminen und Braunkohlen rc. von G. Garlieb. Freib. 1819. 8. S. 128 ff.). Die Braunkohlenbildung läßt sich in einem dichten Nadelbaumwalde leicht versinnlichen; denn man reiße nur das Moos weg, und es wird sich eine mehr oder weniger dicke Schicht von einer braunen Masse zeigen, entstehend aus den herabgefallenen Nadeln, Ästen, Rinden rc., die durch Fäulniß zersetzt oder entmischt werden, und ganz gleiche chemische Resultate geben, wie die Braunkohle. Eben so deutlich sieht man die Bildung dieser Kohle in jeder hohlen Weide, denn in dieser liegt immer eine braune Erde, die durch Fäulniß des Kerns und des ganz lockern Holzes entsteht, und sich chemisch eben so verhält, wie die aus der Erde gegrabene Braunkohle. Die so in einem langen Zeitraume nach und nach entstandene Masse blieb nun, gleich den durch heftige Stürme, vielleicht auch durch vulkanisches Erdbeben umgestürzten frischen und abgestorbenen Bäumen, an ihrem Bildungsorte liegen, wurde aber durch den mit der Wasserfluth herbeigeführten Sand, Thon rc. bedeckt, und so stark zusammengepreßt, daß sie dadurch so fest ward, wie wir sie jetzt finden. Nach Ch. Keferstein (s. v. Leonhard's min. Taschenbuch 1822. 2. Abth. S. 506 ff.) sollen die Braunkohlenlager nicht aus zusammengeschwemmtem Holze bestehen, sondern natürliche bituminöse Bildungen und Erdschichten seyn, welche die Form der Vegetabilien mehr erhalten als andere. Daher seyen wol nicht die vegetabilischen Überreste der Grund und die Ursache der Braunkohlenflötze, sondern umgekehrt die Kohlenlager seyen die Ursache, daß hier die Vegetabilien besonders erhalten sind. Wahrscheinlich wurde durch dieselben auch, indem sie sich bildeten, das Gedeihen der Vegetation befördert, alles ganz analog unsern Torflagern. (*Th. Schreger.*)

Ferner läßt sich aus der Braunkohle eine sehr schöne braune Malerfarbe darstellen. Auch gibt sie durch trockene Destillation eine zum Anstreichen sehr brauchbare, dem Frankfurter Schwarz ähnliche Kohle. — Sie gibt bei der trocknen Destillation ein Öl (s. Braunkohlenöl). Ihre flüchtigen Produkte lassen sich zur Gasbeleuchtung anwenden, ihr Ruß so gut wie jeder Kienruß, zu schwarzer Farbe. Aus den Braunkohlenrückständen kann man mittelst wenigen Leimwassers treffliche Coaks kneten und formen lassen.

Die glühende Braunkohlenasche, welche Bischoff mit großer Holzersparniß zum Kochsalzsieden in eigenen Gebäuden (s. Aschenkoth) bei der thüringischen Saline zu Dürrenberg zuerst in Anwendung gebracht hat (und die, erkaltet, wegen ihres Kalkgehalts ein herrliches Dünger-aufschließendes Mittel ist, da, wo der Boden Humus enthält), darf, noch heiß, weder in hölzerne Tonnen, noch in die Dunggruben geschüttet werden, weil sie leicht von selbst erglimmen, und Feuersgefahr veranlassen kann. (Vergl. F. W. Gleitsmann in Gilberts Ann. der Phys. 1822. 3. St. S. 305 ff.)

Braunkohlenöl, oleum pyro-carbonicum, aus Braunkohlen durch trockene Destillation gewonnen, von der Konsistenz eines Schmalzes, kohlenfarbig, und von einem flüchtigen, durchdringenden Eigengeruch. Über Sand oder Holzkohle rektificiert, hat es weniger Farbe und Geruch, aber auch weniger Kräfte. Jede Braunkohlenart enthält den Stoff zu diesem Öle in bedeutender Menge, nur ist sein Verhältniß, wie die Güte der Kohle selbst, sehr verschieden. Nach Lucas ist es dem Asphalt- und Thieröle arzneilich vorzuziehen, und soll innerlich in Pillenform, besonders bei Magenkrampf, in der hysterischen Krampfkolik, in Hysterismus und Hypochondriasis überhaupt mit andern Hilfsmitteln, so wie äußerlich ohne Zusatz, entweder auf heißes Eisen gestrichen als Räuchermittel, in der Lungensucht, Gicht, einfachen Leucorrhoe und in Gliederlähmungen, oder täglich früh und Abends haselnußgroß vorzüglich in die Gelenke bei Gicht ꝛc. eingerieben, auch nach Schneider sich wirksam gezeigt haben. Bis jetzt ist es noch nicht überall offizinell, und, gleich dem Bergöle ꝛc., leicht der Verfälschung unterworfen*). — Technisch läßt sich das Braunkohlenöl, statt Terpentinöl, zu Bernsteinfirniß benutzen. (*Th. Schreger.*)

Braunkröte, s. Bufo arboreus.

BRAUNLAGE, Marktfl. in dem Kreisgerichte Hasselfelde des braunschw. Distr. Blankenburg, 1652′ über dem Spiegel der Ostsee, 1¼ M. von Elbingerode, hat 115 Häus. u. 780 Einw., die 1 Blankschmiede, die Sensen und andere kleine Eisenwaren liefert und 1 Sägemühle unterhalten und sich sonst von Brauerei, Viehzucht, bürgerlichen Gewerben, Fuhrwerk und Holzarbeiten nähren. Die vormaligen Eisen- und Kobaltgruben sind wegen Geringhaltigkeit eingegangen. Die Sage läßt Wittekinds Bruder Bruno sich hier lagern, woher der Ort den Namen erhalten haben soll. (*Hassel.*)

Braun Menockerz, s. Titan.

Braunroth, s. Roth.

BRAUNSBACH, Marktfl. und Schloß mit 800 Einw., im wirtemb. Oberamt Künzelsau im Jaxtkr. war Stammburg der davon benannten erloschenen Familie von Braunsbach; jetzt gehört der Ort der fürstl. Familie Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg. (*Röder.*)

BRAUNSBERG, 1) 37° 34′ 25″ d. L. 54° 19′ 25″ d. Br.) im Braunsberg'schen Kreise Reg. Bez. Königsberg an der schiffbaren Passarge, welche die Alt- und Neustadt von einander scheidet, gehörte vormals zum hanseatischen Bunde, und zu der Zeit des teutschen Ordens zu den größern Städten Preußens. Das Schloß erhielt seinen Namen vom Bischofe Bruno von Olmütz, der einem Kreuzzuge gegen die feindlichen Preußen beiwohnte, 1355 das Schloß und die Altstadt erbaute, und einen Theil der mitgebrachten Kreuzfahrer sich dort niederzulassen bestimmte. Die Neustadt wurde 1350 angelegt, das vormals hier befindliche päpstliche Alumnat von Pius VII. aufgehoben. Jetzt befindet sich hier ein kathol. Gymnasium, ein Normalinstitut zur Bildung von Landschullehrern, ein bischöfliches Seminarium, eine geistliche Inspektion, ein Nonnenkloster, ein Frauenstift, zwei Hospitäler, 5 Kirchen, worunter 1 luthersche ist. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Garn und Leinwand; enthält 1163 Gebäude, hierunter 686 Wohnhäuser, und 4575 Einw., unter welchen sich insonderheit Gerber, Tuchmacher, Leinweber und Garnhändler auszeichnen. (*L. v. Baczko.*) — 2) Braunsberg, Brußberg, ehedem Brunswerda, Städtchen im Prerauer Kreise des Markgrafth. Mährens zur Herrsch. Hochwald gehörig mit 300 Häus. und 1700 Einw. (*André u. H.*)

BRAUNSCHWEIG, 1) Geschichte. Braunschweig-Wolfenbüttel ist der gewöhnliche Name eines Theils der Welfischen Stammlande, welche eine Linie dieses Hauses mit herzoglicher Würde besitzt, die aber eigentlich nicht diese Benennung führt, sondern sich Braunschweig-Lüneburg nennt*). In Braunschweig herrschte eine Nebenlinie der sächsischen Kaiser, welche 1090 mit Egbert's II. Ermordung ausging. Seine Schwester brachte diese Stammbesitzungen an Nordheim, von da kamen sie durch Heirath an Lothar von Supplinburg und endlich an die Welfen. Bei der Theilung 1203 fiel Braunschweig eigentlich an Kaiser Otto IV., nach dessen unbeerbtem Absterben kam dieser Landestheil an den Pfalzgrafen Heinrich und endlich an Otto das Kind. Bei der 1235 geschehenen Verwandlung der braunschweigischen Allodien in ein lehnbares Herzogthum, ward das Herzogthum auf Braunschweig und Lüneburg gelegt. Braunschweig blieb bei allen Theilungen noch vier Jahrhunderte gemeinschaftlich. Bei der ersten Theilung 1267 fiel das Land an Albrecht den Großen; als dessen dritter Sohn Wilhelm 1292 ohne Kinder starb, vermehrte es die Besitzungen

*) Vgl. F. G. Lucas über das Braunkohlenöl und dessen heilsame Wirkungen. Halle 1808. Dessen neues, sicheres und vollkommen durch die Erf. bewährt gefundenes Mittel wider die Gicht und Lähmung, und Unterricht über den Gebrauch desselben. Halle 1810. 3. Aufl. 1817. 8.

*) Auch Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel zum Unterschied der jüngern Linie Br. L. Hannover, die, da deren Länder jetzt als Königreich Hannover in die Reihe der Staten eingetreten sind, unter Hannover abzuhandeln seyn wird. (*H.*)

Albrecht des Fetten von Göttingen und ging auf dessen einen Sohn Magnus den Guten über (gest. 1369). Dessen Enkel theilten 1409 so, daß Bernhard Braunschweig und den Süden von Calenberg, Heinrich Lüneburg und das Deisterland bekam. 1428 geschah ein Tausch, Heinrichs Söhne erhielten des Oheims Antheil und 1432 geschah schon eine Theilung, die aber ohne dauernde Folgen blieb. 1495 ward unter Wilhelms II. Söhnen getheilt, Heinrich der Mittlere erhielt Wolfenbüttel, nebst Weser- und Harzdistrikt. Seinen Nachkommen fiel 1584 auch Calenberg mit Göttingen zu. Diese mittlere braunschweiger Linie starb 1634 mit Friedrich Ulrich aus.

Ernst der Bekenner zu Lüneburg ist Stammvater der königlichen und herzoglichen Linie.

Die herzogliche Linie.

Heinrich zu Dannenberg † 1598.

- Julius Ernst † 1636 zu Dannenberg
- Franz † 1601.
- August † 1666, zu Hitzacker, erhielt nach 1634 Wolfenbüttel.
  - Rudolf August † 1704 zu Wolfenbüttel
  - Anton Ulrich † 1714.
    - August Friedrich † 1676 bei Philippsburg.
    - August Wilhelm † 1731.
    - Ludwig Rudolf † 1735, anfangs Fürst zu Blankenburg, 1731 Herz. zu Wolfenbüttel.
  - Ferdinand Albrecht I. † 1687 zu Bevern.
    - Aug. Ferdinand † 1704.
    - Ferdinand Albrecht II. † 1735, Herzog in Wolfenbüttel.
      - Karl † 1780.
        - Karl Wilh. Ferdinand † 1806.
          - Karl, Erbprinz, † 1806.
          - Georg † 1811.
          - August † 1820.
          - Friedrich Wilhelm, 1805 Herzog von Öls, restituirt 1813, † 1815.
            - Karl Fr. August Wilhelm, geb. 1804.
            - Aug. Wilh. Max. Fr. Ludwig, geb. 1806.
        - Fr. August † 1805, Herzog von Öls.
        - Alb. Heinrich † 1761 im Felde.
        - Wilhelm Adolf † 1770 als preuß. General.
        - Max. Julius Leopold † 1785 zu Frankfurt an der Oder bei Rettung von Verunglückten.
      - Anton Ulrich † 1776 (in Rußland.)
      - Ludwig Ernst † 1788 Regent in Holland.
      - Ferdinand † 1792, Held des 7jährigen Krieges.
      - Albrecht † 1745 bei Soor.
      - Friedrich Franz † 1758 bei Hochkirchen.
    - Ernst Ferdinand † 1746 Stifter der Ernestinischen Linie.
      - August Wilhelm † 1781.
      - Friedrich † 1747.
      - Georg † 1766.
      - Fr. Karl Ferdinand † 1809.
    - Ferdinand Christian † 1706.

Sein älterer Sohn, Heinrich, verglich sich mit dem jüngern Bruder, Wilhelm, begnügte sich mit den Ämtern Dannenberg, Lüchow, Hitzacker und Scharnbeck und hielt zu Dannenberg Hof († 1598). Sein Sohn Julius Ernst trat die Regierung in diesen Ämtern allein an, und bekam die Herrschaft Wüstrow, nachdem der letzte Dynast 1615 vor Braunschweig erschossen war. Er starb 1636. Sein Bruder August hatte viele Reisen gethan und war ein sehr gelehrter Fürst, er hat unter dem Namen **Gustavus Selenus** manches geschrieben (S. Praun S. 504.) und zu Hitzacker, wo er residirte, den Grund zu der Wolfenbüttler Bibliothek gelegt. Bei Friedrich Ulrichs Todesfall wußte er seinen friedlichen Bruder Julius Ernst zur Abtretung aller Ansprüche zu bewegen; er selbst nahm nun gegen seine Vettern in Celle die ganze Erbschaft in Anspruch, und erhielt im Haupttheilungsrecesse vom 14. Dec. 1635 den besten Theil, das Fürstenthum Wolfenbüttel mit Zubehör, die Stadt Braunschweig, die Universität Helmstädt, der nördliche Theil des Oberharzes und einige Salinen und Mühlen blieben gemeinschaftlich, letztere wurden zu Abbezahlung der Schulden Friedrich Ulrichs bestimmt und werden noch gegenwärtig dazu verwendet. Der dreißigjährige Krieg veranlaßte, daß August erst 1643 zum Besitz seines Landes gelangte, nachdem er damals schon seinen Bruder Julius Ernst zu Dannenberg 1636 beerbt, aus der Harburger Erbschaft 1642 Rheinstein-Blankenburg und einen Theil des Harzes und nach der endlich beendigten Stiftsfehde Lutter am Barenberge 1643 (bestätigt im Hild. Vergleiche 1649 12. Mai) erhalten hatte. August zog nun von Hitzacker nach Wolfenbüttel, jene Ämter im Lüneburgischen blieben aber noch bis 1671 bei seiner Linie, da Georg Wilhelm sie gegen Aufhebung des Antheils an der Stadt Braunschweig erwarb, bei welcher Gelegenheit dessen Bruder, der katholische Johann Friedrich, die einst von Heinrich dem Löwen aus dem gelobten Lande mitgebrachte Reliquie erhielt. August gab eine treffliche Kanzleiordnung und starb 1666. Von seinen drei Söhnen folgen einander Rudolf August † 1704 und

Anton Ulrich † 1714, die Nachkommenschaft des dritten Ferdinand Albrecht I. zu Bevern, gelangt 1735 zur Erbfolge. Anton Ulrich war Statthalter und schon bei Lebzeiten seines Bruders Mitregent. Wichtig war der Zug gegen die Stadt Braunschweig, 1671 auf dem Konvente zu Burgwedel vom Gesamthause Braunschweig beschlossen, um endlich den Troß der Stadt zu brechen und alle Hoffnung, zur Reichsunmittelbarkeit zu gelangen, zu nehmen. Braunschweig mußte sich ergeben und erhielt zum Ersatze der verlorenen Freiheiten (1681) Messen, in Bezug auf Privilegien, die Kaiser Maximilian I. schon 1505 ertheilt hatte. Erworben wurde das Stiftsamt Walkenried 1672, das Amt Campen 1702 und später der größere Antheil von Thedinghausen, für Überlassung der Ansprüche auf Lauenburg. Werbungen, die im spanischen Erbfolgekriege für Ludwig XIV. geschahen, veranlaßten einen feindlichen Überfall durch Georg Wilhelm als Kreisobersten. Als Rudolf August 1704 starb †), gelangte Anton Ulrich völlig zur Regirung, ein sehr gelehrter und geistreicher Fürst, bekant als Schriftsteller durch seine Romane Aramena und Octavia, welche unter versteckten Namen die Geschichte von Hofbegebenheiten seiner Zeit erzählen. Seine Hinneigung zu Frankreich ward dem Lande verderblich, sein langer Widerstand gegen Übertragung der Kur an das jüngere Haus Braunschweig ist im Artikel **Hanover** nachzusehen. Nachmals gerieth er in nähere Verbindung mit dem Habsburger Hause; der nachmalige Kaiser Karl VI. heirathete 1708 seine Enkelin Elisabeth Christina, Tochter seines zum Fürsten von Blankenburg erhobenen Sohnes Ludwig Rudolf. Bald darauf bekannte Anton Ulrich sich zur katholischen Religion und reversirte sich, daß dies ohne Einfluß auf sein Land bleiben solle. Er starb 1714 auf dem Schlosse Salzdalum, für welches er so viel gethan hatte und welches er nach dem Muster von Versailles aufführen ließ. Sein ältester Sohn, einst Verlobter der Prinzessin von Ahlden, war schon 1676 bei Philippsburg geblieben; der zweite August Wilhelm folgte von 1714 bis 1731. Er hatte mehre Streitigkeiten mit den Ständen, begünstigte die Refugie's, besaß aber wenig von des Vaters Feuer und Geist. Die Ritterakademie in Braunschweig ging wieder ein, später ist aus derselben das Carolinum geworden. Ihm folgte sein rascherer Bruder, Ludwig Rudolf, dem schon 1690 die Grafschaft Blankenburg, 1707 zum Fürstenthum erhoben, eingeräumt und im Fürstenrath die Stimme von Grubenhagen überlassen worden war. Zwischen den Brüdern waren in der letzten Zeit Streitigkeiten wegen der Verfolgungen entstanden, die Hieronymus Münchhausen am Hofe zu Wolfenbüttel erlitten hatte. In der kurzen Zeit, in welcher Ludwig Rudolf zu Wolfenbüttel herrschte, that er viel für den Wohlstand des Landes. Er starb 1735, ohne Söhne. Eine seiner Töchter ward Gemalin des unglücklichen Prinzen Alexius Petrowitsch von Rußland ††).

Es folgte Ferdinand Albrecht II. von der Linie zu Bevern, Sohn des gleichnamigen Herzogs, der in der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des Wunderlichen führt und durch seine Sonderbarkeiten bekant ist. Dieser Fürst starb im nämlichen Jahre, da er zur Regirung gelangte 1735; von seinem jüngern Bruder Ernst Ferdinand stamt die Ernestinische Linie von Bevern, welche 1809 mit dem Herzoge Fr. Karl Ferdinand erlosch, der mit der Witwe des Herzogs von Holstein-Glücksburg vermält war. — Herzog Karl, Ferdinand Albrechts II. Sohn, der ihm folgte, hatte viele Brüder, die alle durch ihre Schicksale berühmt geworden sind. Anton Ulrich, Vater des russischen Kaisers Iwan, starb als Gefangener zu Kolmagory 1776 †††). Seine übrigen Kinder lebten seit 1780 zu Horsens in Dänemark, die letzte Prinzessin starb 1807. Ludwig Ernst ist bekant als Regent von Holland; Ferdinand ward der Held des 7jährigen Krieges; Albrecht und Franz starben in Friedrich des Einzigen Schlachten. Eine Schwester Karls ward Friedrichs Gemalin, die andere heirathete Friedrich V. von Dänemark.

Karl wählte 1754 Braunschweig zur Residenz. Im 7jährigen Kriege floh er nach Blankenburg, später nach Lüneburg. Bei Schraders Finanzoperationen sah man sich zuletzt gezwungen 1768 die Landstände wieder zu berufen. Von Karls Söhnen folgte ihm Karl Wilh. Ferdinand (1780 — 1806), von jüngern Brüdern desselben sind besonders Friedrich August und Leopold zu merken. Ersterer ward durch seine Gemalin, des Herzogs Erdmann von Wirtemberg Tochter, Fürst von Oels in Schlesien. Dies Fürstenthum war sonst von schlesischen Herzogen regirt; 1495 kam es an den böhmischen König Wladislav, der es an Heinrich Herzog von Münsterberg, König Georgs Podiebrad Sohn, gegen die Herrschaft Podiebrad vertauschte. Die Münsterberger erloschen 1647 in männlicher Linie; eine Tochter heirathete den Herzog Sylvius Nimrod von Wirtemberg. Erdmann starb 1792, der Herzog von Braunschweig-Oels ernannte 1786 seinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Nachfolger in Oels und Bernstadt, und dieser folgte ihm 1805. — Leopold ist denkwürdig durch den edlen Tod, den er 1785 zu Frankfurt bei Rettung von Verunglückten fand.— Karl Wilhelm Ferdinand, in früher Jugend von Jerusalem erzogen, später von dem Kammerherrn Wittorf geleitet, hatte sich als Erbprinz im 7jährigen Kriege mit Ruhm ausgezeichnet. Später lebte er bis zum Antritte der Regirung den Wissenschaften und schönen Künsten. Die Wohlthaten, welche das Land diesem Fürsten dankt, zeigen sich noch in unverwischten Spuren. Von 1782 bis 1790 galt Preußens großer Statskanzler Hardenberg Alles in Braunschweig. — Den frühern Kriegsruhm des Herzogs hatte der Zug nach Holland nur noch gemehrt; der Feldzug in die Champagne drohte schon ihn zu schmälern und die Schlacht bei Jena erweckte plötzlich eine Schaar, die uns bewies, der Herzog sey eigentlich nie Feldherr gewesen. Er starb auf der Flucht zu Ottensen in Holstein (10. Nov. 1806); zwei Monate vor ihm war sein Erbprinz gest. und der Herzog von Oels hatte die Zusicherung der Nachfolge

†) Er war in zweiter Ehe zur linken Hand mit der Rosine Elisabeth Menten aus Minden vermält, die den Namen Madame Rudolphine führt. ††) Diese Fürstin Charlotte Christine Sophie soll 1715 verstorben seyn. Eine andre Sage behauptet, sie sey nach Louisiana gegangen und dort die Frau eines Offiziers, Namens Dauband geworden. S. Fr. Rochlitz Selene 1807. St. 1. S. 71. u. Freimüthige 1813 No. 48. S. 189—191. Spangenberg's N. vaterl. Archiv 1822. 2. S. 208. †††) Nicht 1775 oder 1781 s. Büsching's Magazin XXII, S. 418.

erhalten, zu welcher die beiden ältern Prinzen wegen körperlicher Gebrechen unfähig waren. Das Haus Braunschweig war aber in Napoleons Acht verfallen; das Land ward dem Königreiche Westphalen einverleibt; der Herzog von Oels, der, wie man ihn auch genant hat, der freieste, offenste, rücksichtsloseste Fürst bleiben wollte, erneute in dem Jahre, da der erste Funke der Freiheit erwachte, eine Scene aus dem 30jährigen Kriege, zog mit seiner schwarzen Schaar von Böhmen durch sein Stammland, übernachtete (31. Jul. 1809) auf den Wällen der väterlichen Residenz, erreichte über Celle, Hanover und Nienburg die Weser und schiffte am 7. August bei Elsfleth, siegend und gerettet, sich ein. Am 22. Dec. 1813 war die Zeit der Verbannung beendet; Friedrich Wilhelm nahm von den väterlichen Landen Besitz. Am 16. Jun. 1815 fiel er bei Quatre-Bras mit Hinterlassung von zwei Söhnen, von denen der ältere unter Vormundschaft folgte *). In neuern Verträgen ist für Braunschweig keine besondere Entschädigung oder Vergrößerung erfolgt; 1803 war im Reichsdeputationsrecesse nur die Einziehung der Abteien Gandersheim und Helmstedt, mit der Auflage einer immerwährenden Rente von 2000 Gulden zu der (den Armen bestimmten) Stiftung der Prinzessin Amalie von Dessau, zu Braunschweigs Gunsten verfügt worden **). (*P. L. Ch. v. Kobbe.*)

BRAUNSCHWEIG (2. Statskunde). 1) Ein zum teutschen Bunde gehöriges Herzogthum. Lage: im nördlichen Teutschland und ohne das vorspringende Thedinghausen zwischen 26° 50′ bis 29° 2′ östl. L. und 51° 38′ bis 52° 32′ nördl. Br. Gränzen: die handöverische Provinz Hildesheim theilt den Hauptbestandtheil des Herzogthums, das Fürstenthum Wolfenbüttel, in 2 ungleiche Hälften; die größere nördliche gränzt im N. mit Lüneburg, im O. mit Magdeburg, im SO. mit Halberstadt, im SW. und W. mit Hildesheim, die kleinere südliche im N. an Kalenberg und Hildesheim, im O. an Halberstadt, im S. an Grubenhagen und Göttingen, im W. an das preuß. Westphalen und Korvei; der Distrikt Blankenburg ist von dem preuß. Sachsen, Anhalt und Grubenhagen, Thedinghausen von Hanover und Kalvörde vom preuß. Sachsen eingeschlossen. Noch springen 2 Parzelen Ölsburg und Bodenburg in das handv. Hildesheim vor. Areal: nach Leiste's Berechnung $70,^{27}$, nach v. Liechtenstern $71,^{74}$ □Meilen; davon kommen auf das Pflugland 518,355, auf die Gärten 29,781, auf die Wiesen 74,756, auf Weiden und Triften 362,244, auf die Teiche 3941, auf die Waldung 505,640 und auf Wohnplätze, Wege, wilde Gewässer, Felsen und unbenutzte Länderei 86,473 braunschw. Morgen. Oberfläche: die Nordhälfte gewellet, blos der Nordrand und Thedinghausen der großen nordteutschen Fläche angehörig, die Südhälfte und Blankenburg mit Bergen und Thälern abwechselnd und ausgezeichnet durch mannigfache Abwechselung und romantische Partien. Abdachung: nach dem teutschen Meere, wohin sich seine sämtlichen Flüsse wenden. Boden: äußerst verschieden, die nördliche Hälfte mit Ausnahme des Saumes, wo Flugsand vorherrschend ist, reicher Klai, die südliche Hälfte Stein- oder Gebirgsboden, doch fette ergiebige Thäler und Flußniederungen einschließend; Blankenburg fast einzig Berg und Wald, am Fuße mit wenig lohnenden Ackerfeldern; Thedinghausen, Marsch und Geest. Gebirge: der Harz und dessen Vorberge Hils, Ihot, Thedingberg, Elfas, Solling und Hufe, welche die südliche Hälfte durchziehen; die nördliche hat nur bewaldete Anhöhen, worunter Elm, Ocker, Asse und Falstein; im NO. der Waldbruch Drömling. Waldungen: ein volles Viertel der Oberfläche ist mit Holze bestanden, doch in den beiden Hauptstädten das Holz so theuer, daß eine sechsfüßige Klafter 15 bis 18 Guld. kostet. Gewässer: die Weser, welche von der westlichen Gränze heraussströmt, die Leine, welche durch die südliche Hälfte geht, die Oker, der Hauptfluß der nördlichen Hälfte, die zwar nicht schiffbar ist, aber eine starke Flöße trägt, und die Schunter, Ilse und andere Zuflüsse an sich zieht; die Aller, die durch den NO. geht, und die Bode oder Bude, der Hauptfluß in Blankenburg. Teiche, nur nothdürftig und in den Ebenen von Jahre zu Jahre mehr verschwindend; der Wipperteich hält noch 990 Morgen im Spiegel. Von den Heilquellen werden Helmstedt und Seesen besucht. Klima: gemäßigt und gesund, milder im N. als im S., wo mit den Lutterberge schon das rauhere Harzklima beginnt. Produkte: a) aus dem Thierreiche: die gewöhnlichen Hausthiere und Geflügel, Wildpret als Hirsche, Rehe, Hasen, kleine Pelzthiere, sehr verdünnt, am Harze und im Elm doch noch wilde Schweine; vieles wilde Geflügel, Gänse in den Ebenen Landplage; Fische, nicht überflüssig; Bienen; b) aus dem Pflanzenreiche: alle teutsche Cerealien, gutes Gemüse, Flachs, Tabak, Hanf, Hopfen, Färberröthe, Scharte, Holz, isländisches Moos am Rammelsberge; c) aus dem Mineralreiche: Eisen, Salz, Braunkohlen, Porzelanerde, Marmor, Mauer-, Quader- und Bruchsteine, Pfeifen- und Töpferthon und die Metalle des Rammelsbergs. Volksmenge 1823: 230,400 auf die □Meile 3274; 1812 sind ohne die ‡ Kommunionantheile 209,177, 1793. 191,713, 1788. 184,708 und 1760. 158,980 gezählt. 1812 fand man 101,598 männl. und 107,929 weiblichen Geschlechts, 44,595 Haushaltungen, 36,719 stehende Ehen, 61,819 Knaben und ledige Männer, 62,293 Mädchen und ledige Frauenspersonen, 3060 Witwer und 8917 Witwen. Getraut waren 1436 Paar, geboren 7358, begraben 5404. Tod kamen zur Welt 307; unehelich 1032. Wohnplätze: 12 Städte, 10 Vorstädte, 15 Markt- und Bergflecken, 417 Dörfer, 53 Weiler, Hüttenwerke und Vorwerke, 122 einzele benannte Gehöfde und 26,254 Häuser, mit 40,223,100 Guld. in der Brandversicherung eingetragen. Abstammung: Niederteutsche mit platteutschem Dia-

*) Vgl. die besondern Art. unter den Hauptnamen. **) Omptedas's trefflisches Werk erstreckt sich leider nicht über Wolfenbüttel. Eine ziemlich vollständige Literatur ist aus der geogr. statist. Beschreibung d. Fürstenth. Wolfenbüttel und Blankenburg von G. Hassel und K. Bege, Braunschw. 1802. II. 8. zu sammeln. Außer den Venturinischen Arbeiten fehlt es an einer eigentlichen Landesgeschichte. Zu bemerken sind jedoch: P. C. Ribbentropp's Beiträge z. Kentniß der Verfassung des Herzogthums Braunschw. Lüneburg, Wolfenbüttelschen Theils, Braunschw. 1787. Desselben und Lachmann's Geschichte der Stadt Braunschweig. J. C. J. Ballenstedt's Beitr. z. Gesch. unsers Landes, Schöningen 1809. v. Liebhaber Einleitung in das Herzogl. Braunschweig-Lüneburgische Landrecht, Braunschw. 1791. II. 8.

lekte, aber Schrift und Kanzelsprache Hochteutsch und unter den gebildeten Ständen vielleicht reiner, als in irgend einem Theile Teutschlands. *Religion:* die luthersche Kirche ist herrschend, man rechnet nur 2280 Katholiken, 1150 Reformirte, 1152 Juden und einige Herrnhuther. *Standesverschiedenheit:* Adel, Bürger und Bauern ohne wesentliche Vorzüge eines Standes vor dem Andern. Der Bauer ist durchaus frei und nie zu Diensten verpflichtet. Man zählt 96 Rittergüter, wovon aber ein Theil in bürgerlichen Händen, 13 Ortschaften mit bürgerlichen Gerechtsamen, und unter den Bauern 1400 Akkerleute, 1457 Halbspänner, 7400 Kotsassen und 4168 Brinksitzer. *Kultur des Bodens:* ein blühender Ackerbau. Die jährliche Ernte wird an Weizen zu 13,410, an Rocken zu 42,515, an Gerste zu 42,667, an Hafer zu 25,310, an Buchweizen zu 440, an Erbsen und Bohnen zu 4491, an Hirse zu 30, an Hopfen zu 750, an Rübsamen zu 2500, an Kartoffeln zu 75,000 Wispel, an Flachse zu 4,800,000 Bünden, an Tabak zu 11,100, an Cichorien zu 12,000 Ctr. angeschlagen; Krapp oder Färberröthe wenig mehr gezogen. Der Gemüsebau reicht zu: es gehen beträchtliche Lasten grüner Gemüse nach dem Harze, Sauerkraut nach den Seeplätzen. Bortfelder Rüben. Obst wird nicht zum Bedarfe gewonnen, obgleich in neuern Zeiten für die Veredlung der Sorten viel geschehen ist; Borsdorfer Äpfel gehen aus, gedörrte Früchte führen Franken, Thüringen und Hessen zu. Mit Waldbeeren handelt der Harzer. Die Viehzucht ist beträchtlich, dient aber mehr als Vehikel des Ackerbaues; 1814 wurden 50,300 Pferde, 110 Esel und Maulesel, 86,400 Stück Rindvieh, 258,965 Schafe, und darunter 31,175 Merinos und Halbveredelte (jetzt doppelt so viel), 8291 Ziegen und 26,408 Schweine, mithin 430,474 Stück größeres Vieh, und auf der □Meile im Durchschnitte dessen 6104 Stück gezählt; doch gehen noch Butter und Käse ein. Die Jagd ist unbedeutend; ihr Ertrag macht für die herzogl. Forstkasse nur einen Gegenstand von 19,017 Guld. aus, und das Wild wird nirgends geschont. Eben so unbedeutend ist die Fischerei, da die wilden Gewässer wenig fischreich sind und der Teiche von Jahre zu Jahre weniger werden (Schunter Krebse). Die Bienenzucht ist gegen vormals in Abnahme; 1812 fand man nur 7682 Stöcke, und diese werden meistens zur Ausfütterung auf die Lüneburger Haide geführt. Die Waldkultur wird mit vieler Einsicht behandelt, doch das Holz von Jahre zu Jahre theurer, und blos die Holzflößen vom Harze erhalten in dem nördlichen Theile noch einen leidlichen Preis. So einsichtsvoll auch der Bergbau getrieben wird und so vielen Menschen er Beschäftigung und Unterhalt gewährt, so wenig vortheilhaft ist er für die Forsten und für die Landeskassen; der reine Überschuß aller Berg-, Salz- und Hüttenwerke betrug 1806 nur 19,958 Guld. Der Bergbau theilt sich in den einseitigen und gemeinschaftlichen; jener geht auf Eisen und Salz, dieser auf Silber, Kupfer, Blei, Vitriol und Eisen. Der einseitige Eisenbau lieferte 1808 an Gußeisen 62,250, an Stangeneisen 34,474 Ctr., die ¼ des Kommunionbergbaues an Golde 4; an Silber 1533 Mark, an Blei 2439, an Glätte 1385, an Kupfer 1062, an Vitriol 942, an Schwefel 972, an Potasche 78, an gemeiner Asche 2710, an Gußeisen 2720, an Stangeneisen 644 Ctr. Die Ausbeute der einseitigen Salinen betrug 22,485¼, die ¼ der Saline Salzliebenhall 4568¾ Ctr. Man zählt bei dem einseitigen Bergbau 9 Hochofen, 7 Puch-, 17 Frisch-, 6 Zain-, 1 Blech-, 1 Rohstahl-, 1 Raffinirstahlhammer und 1 Drahthütte, außerdem 4 Eisenschleifmühlen, 11 Blank-, 2 Messer-, 1 Spornschmiede, 1 Feilenhauerei, 1 Stecknadel- und 1 Stahlfabrik, sämtlich zur Verarbeitung des Eisens, dann 1 Spiegelhütte, 4 Glashütten, 3 große Sollinger Steinschleifmühlen, 1 Porzelanfabrik, 1 Kupferhammer, 1 Messinghütte, 2 Pfeisenfabriken, 2 Pulvermühlen, 1 Marmormühle, 18 Gypsöfen, 47 Kalköfen, 1 Steinkohlen- und 1 Braunkohlenbergwerk, 47 Potaschesiedereien u. 23 Ziegeleien. *Kunstfleiß:* das Handwerksgewerbe beschäftigte 1793 ohne die unzünftigen Leinweber und Fabrikanten 3847 Meister, 587 Meisterwitwen, 3169 Gesellen und 1449 Lehrburschen; manche ihrer Arbeiten werden geschätzt. Fabriken und Manufakturen im Großen bestehen meistens nur in den Städten Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt und Holzminden, wo sich vorzüglich die Lack-, Tabak-, Cichorien- und chemischen Fabriken auszeichnen; die Brauerei ist vorzüglich in Braunschweig (Mumme, englische Biere) und zu Königslutter (Duckstein) von Bedeutung, Brantweinbrennerei überall verbreitet, die Garnspinnerei in dem nördlichen, die Leinweberei im südlichen Theile erheblich, doch beide Industriezweige gegenwärtig unter dem Fluche der Zeit leidend; sonst schlug man den Garnexport auf 2,300,000, den des Löwendleinen aus dem Weserbezirke auf 375,000 Guld. an; jetzt stehen die Stühle an der Weser still, das Spinnrad im N. bewegt sich nur für den einheimischen Bedarf. Leinene Strümpfe werden im Amte Ottenstein, das jährlich 4000 bis 5000 Paar zur Ausfuhr bringt, gestrickt, 16 Papiermühlen mögen etwa 50,000 Rieß verfertigen, 169 Ölmühlen 18,000 Ctr. schlagen; es gibt außerdem 284 Wassermahl-, 6 Roß-, 63 Windmühlen, 61 Grütze-, 30 Säge- und 21 Loh- und Walkmühlen. *Handel:* mit Ausnahme von Thedinghausen ganz in den Händen der Stadt Braunschweig, welche die Produkte des Landes ausführt und den Verleger desselben macht; Wolfenbüttel nimt an dem Verkehre Braunschweigs einigen Antheil, Holzminden ist der Stapelort des Landes an der Weser, Helmstedt, Blankenburg, selbst Flecken und Dörfer, wie Kalvörde, Vorsfelde und Pabstdorf blühen durch Schmuggelei. Braunschweig macht einen Verkehr von 10 bis 12, die übrigen Städte von 2 bis 3 Mill. Guld., erstres hält 2 große Messen, alle übrigen Städte und Flecken, so wie mehre Dörfer, Jahrmärkte, Wochenmärkte blos die Städte Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Holzminden und Blankenburg. Die Stapelwaren sind Wolle, Korn, Eisen, Garn, Leinewand und Holz, dann Rüb- und Leinöl, Cichorien, Lederwaren, Hopfen, Scharte, einige Fabrikate und andere geringere Artikel, zusammen an Werthe 6,200,000 Guld. Dabei gewint das Land durch Transito und Spedition, und hat im Ganzen die Bilanz für sich, wie sich denn sein Wohlstand und sein Geldstock immer mehren. Das ganze Land ist von Kunststraßen durchschnitten; die Landwege aber nicht überall gut. *Wissenschaftliche Kultur:* Braunschweig hat keine Landesuniversität mehr, und seine Landeskinder an Göttingen ge-

wiesen, und dahin die benöthigten Freitische verlegt. Zu Braunschweig bestehen 1 Lyceum, 1 anatomisch-chirurgisches Institut und 2 Gymnasien, 2 Pädagogien zu Helmstedt und Holzminden, 2 Gymnasien zu Wolfenbüttel und Blankenburg, gut eingerichtete Bürger-, Real- und Industrie- und in neuern Zeiten sehr verbesserte Dorfschulen. Die große Landesbibliothek zu Wolfenbüttel zählt gegen 200,000 Bände, 1 Museum und 1 ansehnliche Bildergalerie befinden sich zu Braunschweig. Überhaupt gehört das Land zu den aufgeklärtesten Teutschlands; die Censur ist wenig ängstlich. Statsverfassung: monarchisch mit Landständen, die an der Besteurung und den organischen Gesetzen Theil nehmen, auch das Recht der Vorstellung haben. Der Herzog bekent sich zur lutherschen Kirche und ist durch Hausverträge enge mit der jüngern Linie seines Stamms, dem Hause Hanover, verbunden; die Erbfolge ist in beiden in absteigendem Mannsstamme dergestalt geordnet, daß sie erst auf alle männliche Sprossen übergeht, ehe sie an die Spindelseite fällt. Volljährig wird der Regent mit dem Antritte des 19. Jahres, obwol der jetzige Fürst die Regirung erst mit dem Eintritte des 20. angetreten hat. Vormund ist, wenn kein Testament anders verfügt, der nächste Agnat; die nachgebornen Prinzen erhalten Geldappanagen, die Prinzessinnen eine Aussteuer, die Witwen ein Witthum. Der Titel ist: Herzog zu Braunschweig Lüneburg; das Wapen ein in 13 Felder getheilter Schild, in welchen die Embleme von Braunschweig — 2 goldne Leoparden in roth — von Lüneburg — ein blauer Löwe in rother mit goldnen Herzen bestreueter Umgebung — von Eberstein, Homburg, Diepholz, Blankenburg, Hoya und Bruchhausen, Hohnstein, Lauterberg, Klettenberg und Regenstein stehen, und der 5 gekrönte Helme mit silbernen und rothen Helmdecken führt, deren mittleres eine silberne gekrönte mit einem Pfauenschwanze, worin ein silberner Stern blitzt, gezierte Säule trägt, in deren Mitte das silberne sächsische Pferd zwischen 2 mit den Zacken gegen einander gekehrten Sicheln springt. Dies silberne Pferd wird auch in dem einfachen Wapen allein geführt und die Münzen damit gestämpelt. Der Hofstat ist einfach: das Land hat 4 Erbämter, Erbmarschall, Erbküchenmeister, Erbschenk und Erbkämmerer. — Die Landschaft bildet ein unzertrenntes Ganze mit 2 an Ansehn und Rechten gleichen Sektionen; die erste füllen 6 Prälaten und 78 Ritter, die zweite 19 Stadtdeputirte, wovon Braunschweig 5, Wolfenbüttel und Helmstedt jede 2 senden, und 19 freie Eingesessene aus den 19 Kreisgerichten. Regelmäßig wird alle 3 Jahre ein Landtag gehalten. Die Verfassungsurkunde datirt sich vom 19. Jan. 1820. — Das Herzogthum bildet einen Theil des teutschen Bundes, nimt als solcher im engern Rathe des teutschen Bundes mit Nassau gemeinschaftlich die 13. Stelle ein, hat aber im Plenum 2 Stimmen, zahlt zur Unterhaltung der Bundeskanzlei 1000 Guld. und stellt sein Kontingent von 2096 Mann zu der ersten Division des 10. Heerhaufens, die von Hanover, Braunschweig, Waldeck und beiden Lippe gebildet wird. — Der Herzog besitzt außer seinem unmittelbaren State als preußischer Standesherr noch das Fürstenthum Öls in Schlesien — 37,⁸⁸ □Meilen mit 91,371 Einw. und 175,000 Guld. Einkünfte, — das durch eigene Kollegien verwaltet wird; auch gehören ihm Plomnitz und andre Güter in Schlesien. Mit Hanover steht er noch in Hinsicht des Rammelsbergs und einiger andrer Berg- und Hüttenwerke in Kommunion und hat daran $\frac{3}{7}$, so wie [illegible] an der Saline Salzliebenhall und den Gütern, die zur Bezahlung der Friedrich Ulrichschen Schuldenmasse ausgesetzt sind. Statsverwaltung: an der Spitze der Centralverwaltung steht ein Geheimerath. Die Justiz ist von der Verwaltung ganz getrent; die oberste Instanz, das Appellationsgericht, wozu beide Lippe und Waldeck gehören, und die zweite Instanz, das Landesgericht, haben ihren Sitz zu Wolfenbüttel; die untere 2 Stadt- und 19 Kreisgerichte; es gibt keine Orts- u. Patrimonialgerichte außer diesen und das gemeine Recht gilt zur Aushilfe, wo das Landesrecht nicht ausreicht. Die höhere Verwaltung, so wie alle Finanz-, Bau-, Berg-, Forst- u. Postangelegenheiten gehören zum Ressort der Kammer, die zu Braunschweig den Sitz hat und sich in mehre Sektionen theilt: sie hat mehre Behörden unter sich. Die Polizei und innere Verwaltung ist den 19 Kreisgerichten anvertrauet, jedem der 6 Distrikte aber 1 Oberhauptmann vorgesetzt, welcher die Statspolizei, Konscription und andre Landesangelegenheiten verwaltet; die beiden großen Städte aber stehen unter eigner Polizeidirektion. Über das Militär wacht eine besondre Militäradministrationskommission; die Gesundheitspolizei steht unter dem Obersanitätskollegium zu Braunschweig. Die Kirchen- und Schulsachen unter dem Konsistorium zu Wolfenbüttel; der Kirchenstat ist unter 7 General- und 29 Spezialsuperintendenturen vertheilt, die 398 Kirchen und Kapellen mit 238 Predigern unter sich haben; der Bürgerschulen sind 22, der Industrieschulen 7, der Schullehrerseminarien 2, der Dorf- und Landschulen 435, der milden Stiftungen aller Art 62; das baare Kapital aller Kirchen betrug 1812. 348,480, die Einkünfte aller Pfarren 225,000 und der Schullehrer und Opferleute auf dem Lande 61,000 Guld. Synagogen gibt es 5, kath. Kirchen 3, ref. Kirchen und Betsäle 2. Bewaffnete Macht 1822: 2432 M., wovon 1150 Linieninfanterie, 496 Jäger, 370 Husaren, 296 Artillerie und 120 Invaliden, wovon jedoch mehr als die Hälfte beurlaubt ist. Finanzen: die Einkünfte des Herzogthums mögen gegenwärtig auf 2 Mill. Guld. steigen. 1806 betrugen sie nach einem offiziellen Anschlage 1,277,323 Guld., wovon die Domänen 459,329, die Klostergüter 85,842, die Forsten 50,106, die Bergwerke und Salinen 19,958, die Posten 45,000, die direkten Steuern 301,601, die indirekten Steuern 263,361 und verschiedne andre Gefälle 52,260 Guld. abwarfen. Sie sind seitdem durch die Einziehung aller geistlichen Stiftungen, durch die Erhöhung der Pächte, durch die Einziehung der Universität Helmstedt, der Priesterseminare zu Riddagshausen und Michaelstein, der Kommende Lucklum bedeutend erhöhet. 1809 waren sie unter der westphälischen Administration auf 2,803,808 Gulden herauf getrieben, während die Verwaltung nur 2,029,398 Guld. wegnahm. 1806 hatte das Land zwar Schulden, die 113,250 Guld. Zinsen erfoderten; durch die französische Besitznahme aber litt es durch unerhörte Erpressungen so sehr, daß als das Königreich Westphalen auseinander flog, der Schuldstock 1814 9,827,208 Gulden betrug, worunter

indeß manches Illiquide sich befand. Nach Purifikation desselben und, nachdem bereits einige Posten abgetragen sind, möchte die Schuldenlast des Landes doch noch immer zwischen 7 bis 8 Mill. Guld. schweben. Der Kredit steht indeß fest, und, obgleich eine Kündigung nicht Statt findet, werden 4 procentige Obligationen doch mit einem Aufgelde von 2 bis 4 Proc. gesucht. Eintheilung: in 6 Distrikte Wolfenbüttel, Schöningen, Harz, Leine, Weser und Blankenburg, die zusammen 2 Stadtgerichte Braunschweig und Wolfenbüttel und 19 Kreisgerichte Betmar, Saldern, Riddagshausen, Land Wolfenbüttel, Scheppenstedt, Helmstedt, Königslutter, Vorsfelde, Seesen, Gandersheim, Harzburg, Grene, Eschershausen, Holzminden, Ottenstein, Thedinghausen, Blankenburg, Hasselfelde und Walkenried enthalten *).

2) Stadtgericht im Herz. Braunschweig, Distrikt Wolfenbüttel, welches blos die Stadt Braunschweig mit ihrer Bannmeile enthält, wohin Richmond, der Münzberg, Eisenbüttel, St. Leonhard, das Kreuzkloster und weiße Roß gehören.

3) Hauptstadt des Herzogth. Braunschweig, im gleichnamigen Stadtgerichte und Distrikt Wolfenbüttel. Sie liegt unter 52° 15′ 35″ Br. und 28° 12′ 12″ L. in einer völligen Ebene, an der Oker, die sie durchströmt und umgibt, ist, nachdem die vormaligen Festungswerke seit 1814 abgetragen und in Gärten und Promenaden verwandelt sind, völlig offen, und nur mit Graben umgeben, aus welchen 7 Gatterthore in das Freie führen, und nimt in ihrem Innern 77,000 □Ruthen ein. Sie ist zwar, wie alle alten Städte unregelmäßig zusammengebauet, hat aber 12 öffentliche Plätze, worunter der graue Hofsplatz mit dem Residenzschlosse, der Burgplatz mit Heinrichs ehernem Löwen und der Altstadtmarkt die ansehnlichsten sind, 101 Straßen, mehre Tweeten und Durchgänge, und ohne die Gartenhäuser, die Vorstädte bilden, 3050 Häuser, worunter mehre Palastähnliche, viele im modernen Geschmacke, die meisten aber in dem Geschmacke des Zeitalters, worin sie entstanden waren, aufgeführt sind; die Straßen sind sämtlich gepflastert, die Hauptstraßen mit Trottoirs versehen, und werden zur Nachtzeit durch Reverberen geschmackvoll erleuchtet. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der graue Hof, die Residenz der Herzoge, ein schönes Gebäude mit einem soliden Corps de Logis und 2 Seitenflügeln, der Platz, wo die Parade aufzieht, mit einem eisernen Stacket eingefaßt und hinter sich den grauen Hofsgarten, der zu einer öffentlichen Promenade dient; das große Mosthaus, wo einst die alten Herzoge Hof hielten und der jetzt in eine Kaserne verwandelt ist; die alte Dompropstei; die geheime Kanzlei; das prächtige Landschaftsgebäude; das Kammergebäude; das Zeughaus, jetzt weniger als Waffen-, sondern als Depot der vornehmsten Kunstschätze merkwürdig; das Kavalierhaus; das Posthaus; das Leihhaus; der Autorshof; das Gewandhaus; das Neustadtrathhaus; das Alex- und das große Waisenhaus; unter den 9 luth. Kirchen der Dom oder St. Blasius mit der fürstl. Familiengruft, mehren Monumenten und dem Hausarchive; die Brüdern- und Martinskirche, zwei ansehnliche gothische Gebäude und die Andreaskirche mit ihrem 318 Fuß hohen Thurme; sonst besitzen die Katholiken die geschmackvolle Nikolauskirche, die Reformirten eine eigne Kirche, die Juden 1 Synagoge. Die Zahl der geschmackvollen im modernen Style gebauten Privathäuser ist ganz beträchtlich, und ganze Straßen, wie die breite Straße, damit besetzt. Die Volksmenge mag sich gegenwärtig mit dem Militär und den Gartenhäusern auf 35,000 belaufen. 1812 wurden ohne Militär 29,950 gezählt, worunter 28,012 Lutheraner, 850 Katholiken, 583 Reformirte, 392 Juden und 93 Herrnhuther; sie hat sich seitdem stark vermehrt. Braunschweig ist die Residenz des Herzogs, der Versamlungsort der Landschaft, der Sitz des Geheimenraths, der Kammer, des Militärkollegiums, des Obersanitätskollegiums, des Oberpostamts und einiger andern untergeordneten Behörden; es hat seinen eignen Magistrat, der zugleich die erste gerichtliche Instanz bildet, seine Polizeidirektion, ein Handelsgericht und 1 Armenkollegium. Die Bildungsanstalten bestehen in 1 anatomisch-chirurgischem Kollegium, mit 5 Professoren und 1 Prosektor, und 1 Lyceum, dem Carolinum, mit 19 Prof. und Meistern, aus welchen beiden eine Universität gebildet werden soll, 2 Gymnasien, dem Katharineum und Martineum, jenes mit 12, dieses mit 10 Lehrern, einer großen Industrie- und Realschule im Waisenhause, 1 Soldatenindustrie-, 16 Elementar- und 6 Armenschulen; Braunschweig hat 1 Museum, Naturalienkabinet und Gemäldegalerie, die zusammen einen der vollständigsten Kunstschätze Teutschlands bilden, 2 öffentliche Bibliotheken auf dem Carolinum und geistlichen Ministerium, jene etwa 12,000, diese 6000 Bände stark, verschiedene Privatbibliotheken und Kunstkabinette, 6 Buch-, 3 Kunst-, 2 Musikalienhandlungen, 5 Druckereien und verschiedne Lesebibliotheken. An milden Stiftungen sind vorhanden: das Ägydienkloster mit 1 Domina, 1 Propste und 11 Konventualinnen, das Kreuzkloster vor dem Petersthore mit 1 Domina, 1 Propste und 14 Konventualinnen, der Mathäuskaland, der jedoch blos dem Namen nach besteht, das Blasius- und Cyriaksstift, die beide zum Aussterben bestimt sind, 14 Beguinenhäuser und 3 Hospitäler; unter den Armen- und Krankenanstalten das Zucht- und Alexpflegehaus mit Irrenanstalt; das große Krankenhaus mit einer Accouchiranstalt; das Militärlazareth; das Krankenhaus St. Leonhard zwischen dem Stein- und Augustusthore mit dem Siechenhause vor dem Siechenholze; das große Waisenhaus für 120 Kinder; das kleine Waisenhaus; die guteingerichteten Armenanstalten unter einem eignen Direktorium und einer jährl. Einnahme von 27,000 bis 30,000 Guld. Noch sind gemeinnützige Anstalten, das Intelligenzkomtoir und das Leihhaus oder Lombard; auch befinden sich hier die Klassenlotterie und die Brandversicherungsanstalt für das ganze Land. Die Einw. ziehen ihre Nahrung theils aus den Ausflüssen des Hofs, der Kollegien, des Militärs und der reichen Privatpersonen, die die Stadt zum Aufenthalte gewählt haben, mehr aber noch aus ihren Gewerben im Handel: sie un-

*) Nach dem Weimarischen Handbuche B. IV. S. 425—472, Wellguth geogr. stat. Abriß d. Herzogth. Braunschweig, Braunschw. 1819. 8., G. Hassel's und K. Bege geogr. stat. Beschr. d. Fürstenth. Wolfenbüttel und Blankenburg, Braunschw. 1802. 2 Th. 8., Ribbentropp's Beiträge und v. Liebhaber's Statsverf. d. Fürstenth. Blankenburg.

terhalten 1 Bandmanuf., 1 Kattundruckerei; 1 chemische Fabrik, die Salmiak, braunschweiger Grün und Glaubersalz liefert, 19 Cichorienfabr., 2 Gold- und Silberwarenfabr., 2 Handschuhman., 2 Spielkartenfabr., 2 Krämpelfabr., 3 Lackfabr., 1 Papierformenfabr., 1 Pergamentman., 4 Spiegelfabr., 1 Stärkefabr., 2 Strohhutfabr., 1 Spitzenfabr., 16 Tabaksfabr., 1 Thonwarenfabr., 2 Wagenfabr., 4 Wattenfabr., 5 Weinessigbrauereien und 5 Wollenzeugfabr.; außerdem werden die feinsten Arbeiten der Fürstenberger Porzellanfabr. hier verfertigt, es gibt viele geschickte Künstler und Handwerker (1793. 1414 Meister, 261 Witwen, 1164 Gesellen, 532 Lehrlinge u. 1818. 167 verschiedene Künstler), und 1 Kunst- u. Industriekomtoir, welches sich jetzt vorzüglich mit Herausgabe (ziemlich mittelmäßiger) Landkarten beschäftigt. Die Brauerei ist ansehnlich, die Braunschweiger Mumme, Tibi Soli und engl. Biere geschätzt; man zählt 68 Bier-, 4 Mumme- und 11 Essigbrauereien, dann 32 Brantweinbrennereien und 4 Distillerien. Der Handel ist von einem großen Umfange, die beiden Messen, die auf Montag nach Marien Lichtmesse und auf den Montag der Lorenzwoche fallen, sind nach Leipzig und Frankfurt die besuchtesten in Teutschland und stehen jede 3 Wochen; auch hält die Stadt 6 Vieh- und 1 Krammarkt. Der Umsatz auf den beiden Messen wird nahe an 8 Mill. Guld. geschätzt; der Packhof brachte 1806. 231,000 Guld. ein. Es gibt 362 Handlungen aller Art, worunter viele Grosisten, besonders in Wolle, Korn, Garn, Leinewand, Sämereien und Kolonialwaren, auch in französischen Weinen wird viel gethan, und die großen Weinhandlungen ziehen fast alle auf die Mutter und verlegen einen großen Theil von beiden Sachsen. Unter den Produkten der Stadt haben Braunschweiger Mumme, Honigkuchen, Schlackwürste und Grün einen besondern Ruf. Der Gartenbau um die Stadt wird mit Fleiße getrieben; Wredens starker Sämereihandel. Ansehnliche Viehzucht; nirgends im Lande sieht man schöneres Vieh. Die Vergnügungen Braunschweigs sind die aller großen Städte: sie hat ein stehendes Theater, ein großes Opernhaus, Redoutensaal, Konzertsaal, Freimaurerloge, Vauxhall in der Stadt und auf dem Hänsischen Garten, die schöne Promenade auf dem vormaligen Walle, wo das den im Kampfe für Teutschland gefallenen beiden letztern Herzogen geweihete Monument 1823 aufgerichtet ist, in der Stadt den Grauenhofsgarten, und auf dem vormaligen Walle den herzoglichen Garten, mehre Leihbibliotheken, Lesekabinete, den großen Klub im englischen Hause, mehre große Gasthöfe, Restauratöre u. s. w. Unter den prächtigen Gärten, die die Stadt umgeben, sind der Rönkendorfsche, Bierbaumsche, Viewegsche u. a. sehenswerth, in der Nähe die Herzogl. Villa Richmond.— Braunschweig ist eine alte Stadt, die indeß erst nach Heinrichs des Löwen Achtserklärung 1180 anwuchs und sich zur Stadt erhob; früherhin bestand sie aus der Burg Dankwarderode, und einigen um sie her belegnen Flecken, die Heinrich der Löwe in eins gezogen hatte, doch behielt sie lange noch ihre einzelen Benennungen, und erst unter Heinrichs Nachfolgern schmolzen nach und nach Altstadt, Neustadt, Sack und Hagen ins Eins zusammen. Im Mittelalter spielte Braunschweig eine große Rolle; sie war zur Hanse getreten, wurde eine Quartierstadt des Bundes und eine der wichtigsten Handelsstädte des nördlichen Teutschlands, die den Kommissionär der Seestädte machte und zugleich einen bedeutenden Eigenhandel trieb. Ihr immer mehr wachsender Reichthum trieb sie zu Versuchen, sich zur völligen Unabhängigkeit und Reichsunmittelbarkeit zu erheben, da sie schon lange einen Stat im State gebildet hatte; sie behauptete sich auch mit Hilfe der Hanse lange Zeit in dieser Stellung, und die Herzoge, die zu ohnmächtig waren, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, sahen sich genöthigt, im nahen Wolfenbüttel ihre Residenz zu nehmen. Da aber der Handel Teutschlands eine andre Richtung nahm und der der Hanse nach und nach verschwand, da sank auch der Wohlstand Braunschweigs, den innere Zwiste und Unruhen ohnedies untergruben und es wurde eine ungeheure Schuldenlast herbeigeführt. Als nun noch Rudolf August 1671 die Stadt mit Ernste angriff, da sah sie sich außer Stande, fernern Widerstand zu leisten, und ergab sich auf Bedingungen, die indeß noch günstig genug waren und auch bis auf die westphälische Periode treu gehalten wurden. 1754 nahm Herzog Karl von neuem in ihren Mauern seine Residenz und erst seit der Zeit fing sie an sich von Neuem zu erholen. Ihre Messen hat sie schon seit 1492, indeß wurden sie 1591 und zuletzt 1651 neu eingerichtet und erweitert. In derselben erfand Jörgen 1534 das Spinnrad, auch ist sie der Geburtsort des Historikers Meibom, des Theologen Henke, des Dichters Lafontaine u. a. **). *(Hassel.)*

BRAUNSCHWEIG (Brunswik), ein Flecken ohne Kirche im Nordwesten unmittelbar vor der Stadt Kiel in Holstein. Ein kleiner Theil steht unter der Stadtsobrigkeit, der größere gehört zum Amte Kiel. Die Einwohner treiben besonders Feldwirthschaft. *(Dörfer.)*

BRAUNSEIFEN (Brunzaifa), ein mährisches Gebirgsstädtchen im Olmützer Kreise, zur Deutschmeisterschen Herrschaft Eulenburg gehörig, mit 200 H. und einem Hospital, 1400 Einw., deren Hauptgewerb die Leinwand ist. In der Nähe sind Eisenwerke. *(André.)*

Braunspath, s. Braunkalk.

Braunspecht, s. Picus moluccensis.

Braunsteinkiesel, s. Granat.

BRAUNSTEINMETALL (Mangan, Wad), manganum, magnesium, manganesium. Unter dem Namen Braunstein oder Magnesia war schon längst ein gewisses Mineral bekant, und auf Glashütten in Gebrauch, das man insgemein zu den natürlichen Eisenarten zählte. Plinius gedenkt seiner unter dem Namen weiblicher Magnet (s. d. Artikel Mangan). Wir wissen aber jetzt durch Keim u. Winterl seit 1770 und durch Bergman, Scheele und Gahn seit 1774, daß dieses Mineral, welches in England, Ungarn, Schweden, auf dem Harze, in Thüringen, im sächs. Erzgebirge rc. meist mit Eisenoxyd, Kalk, Alaunerde, und Kieselerde gemengt vorkomt, und neuerlich auch auf dem Buchenberge am Unterharze, als Mangankiesel, rother Braunspath, Schwarz-Manganerz rc. sich gefunden hat, ein besonderes Metalloxyd ist, welches sich nur durch sehr

**) S. Ribbentropp's Beschr. der Stadt Braunschweig, Braunschw. 1789. 1791. 2 Bde. 8.; Adreßbuch für die Stadt Braunschweig 1818. 8. und Weim. Handb. IV. S. 446—449.

starke Hitze metallisiren läßt, und nach Döbereiner, aus gleichviel basischem und saurem Manganoxyd besteht. Wenig davon neben mehr Eisen enthalten die Pflanzenaschen und die Asche des Thierbluts, der Thierzähne, des schwarzen Menschenhaars, die Schalen der gekochten Krebse. Bergman nannte das Braunsteinmetall Magnesium. Wegen seiner leichten Oxydirbarkeit, schon in feuchter Luft, kann es in der Natur nicht gediegen vorkommen, wie La Peyrouse irrig vorgegeben hat.

Um es darzustellen, glüht man das ganz fein gepulverte Oxyd in einem Scherben im Probirofen gut aus, teigt es mit Leinöl ein, legt die Teigkugel in einem erwärmten, mit Kohlenpulver und Alaunerde ausgefütterten, und ausgetrockneten Schmelztiegel, bestreut sie mit etwas kalcinirtem Borax, wirft genug Birkenkohlen darauf, und setzt den zugedeckten Tiegel vor dem Gebläse einer sehr starken, nicht anhaltenden Hitze aus. Nach dem Erkalten findet man das Metall in höchstens erbsengroßen Klümpchen, und reinigt es von Eisen, wie Berzelius, Gehlen, Hatchett, Grotthuß, John u. A. gelehrt haben. Die Hatchettsche Methode, nach welcher das Eisenoxyd durch Ammonium aus der salzsaur. Lösung geschieden wird, so, daß erst nach längerer Zeit auch das Mangan niederfällt, ist zwar die kürzeste, jedoch nicht scharf genug, und im Kleinen die Anwendung der bernstein- oder benzoësauren Kalien vorzuziehen.

Was John für ein neues Metall im Graumanganerze hielt, ist, nach Döbereiner, Manganoxyd, mit dem Maximum von Sauerstoff verbunden, welches mit Chlorin übergeführt, und nachher durch Zersetzung des Wassers höher oxydirt wurde.

Das möglichst eisenfreie Mangan- oder Braunsteinmetall ist weißlichgrau, fahlartig von Farbe, nicht sehr stark glänzend, härter als temperirter Stahl, zerschneidet Glas fast eben so gut wie der Demant, ritzt den Bergkrystall, nimt eine sehr hohe, aber nicht dauerhafte Politur an, läßt sich ziemlich leicht zersprengen, hat ein sehr feinkörniges Gefüge, und, nach John und Karsten, ein specif. Gewicht von 8,013, nach Anders von 7000. Sehr strengflüssig schmilzt es erst bei 160° Wedg. Zu dem Sauerstoffe hat es eine außerordentlich große Neigung, und oxydirt sich sehr leicht in freier, feuchter Luft, so wie im Feuer bei einer geringern Hitze, als seine Schmelzhitze ist. Mit der Luft in Berührung riecht es, nach John, wie ranziges Fett. Die meisten Säuren lösen es mehr oder minder leicht auf, am leichtesten die Salzsäure. Es gehört zu den wenigen Metallen, welche bei einer erhöhten Temperatur, oder mittelst einiger Säuren das Wasser zersetzen können. Es durchläuft verschiedene Stufen der Oxydation.

Braunsteinoxyde gibt es mehre, allein über ihre Zahl, und chemischen Verhältnisse herrscht noch viel Ungewißheit. Bergman nimt

a) ein weißes an, enthaltend in 100 Theilen	26	Sauerstoff.
b) ein rothes, — — — — — —	35	
c) ein schwarzes — — — — —	40	

Nach J. Davy gibt es:

a) ein olivengrünes — — — —	26,6	Sauerstoff.
b) ein schwarzes — — — —	45	

Nach John:

a) ein grünes, enthalt. in 100 Thln.	13—15	Sauerstoff.
b) ein braunes — — — — —	20—25	
c. d) zwei schwarze: eines — —	28,67	
das andere: —	34,36	

Nach Berzelius:

a) ein umbrabraunes: — —	7?	Sauerstoff.
b) ein grünes — — — — —	14?	
c. d) zwei schwarze: eines — —	28	
das andere: —	56	

Nach Pfaff bildet das Metall ein Oxydul, als weißes Hydrat, ein zimmtfarbenes Oxyd, und ein schwarzes Hyperoxyd; nach Thomson nur zwei: ein grünes Protoxyd: aus 28,75, und ein schwarzes Peroxyd: aus 57,50 Sauerstoff. Arfvedson (im Journ. d. Phys. LXXXVII. 861) fand zwei ursprüngliche schwarze Oxyde: das gemeine Peroxyd, und ein gewässertes schwarzes Oxyd, bestehend aus 89,92 manganichtem Manganes-Oxyds, das 2 Atomen Peroxyd und 1 Protoxyd, oder ¼ weniger Sauerstoff, als das Peroxyd enthält, und 10,08 Wassers. Wenn der Sauerstoff im Wasser zu dem vom manganichten Manganes-Oxyd komt, so wird das Ganze Mangan-Peroxyd. Forchhammer (s. Dessen Diss. de Mangano. Hafniae. 1820. S. 27; vgl. A. Nic. Scherer a. nord. Annal. der Chemie rc. VIII. 1. S. 118.) nimt folgende Oxydationsstufen des Mangans an:

	Mangan	mit Sauerstoff.
Erstes Suboxyd (braunes Pulver nach Berzelius)	100	10,666.
Zweites grünes Suboxyd (im schwefelf. Manganoxyd)	100	21,333.
Oxydul	100	32.
Oxyd	100	42,668.
Erstes Hyperoxyd	100	64.
Zweites Hyperoxyd (manganige Säure)	100	85,333.
Drittes Hyperoxyd (Mangansäure)	100	128.
Viertes Hyperoxyd (Manganwasser)	100	170,666.

Schon nach Chevillot und Edwards Versuchen (s. Journal d. Phys. a. a. O.), ließ sich glauben, daß Mangan fähig ist, mit noch einem Atom Sauerstoff sich zu einen, und eine neue Substanz zu bilden, welche Säureeigenschaft zu besitzen, und stark auf Combustibilien zu wirken scheint. Müßte man annehmen, daß diese sogenannte Mangansäure *) aus einem Atom Mangan und 3 At. Sauerstoff bestehe, so würden ihre Bestandtheile genau folgende seyn: 3,5 100,00 Mangan
3,0 85,71 Sauerstoff,
oder sie besteht, stöchiometrisch, aus 100 Mangan und 128 Sauerstoff. Hier hätte man also das bis jetzt einzige Beispiel, daß eine und dieselbe Basis durch bloßes

*) Vgl. Forchhammer a. a. O. und bei Scherer a. a. O. VIII. 1. S. 91. rc. Über manganige Säure, s. Forchhammer Ebendas. S. 89. rc. Sie besteht aus 100 Mangan mit 85,833 Sauerstoff verbunden.

Verbinden mit verschiedenen Mengen Sauerstoffs eine vollkommene salificable Basis und eine vollkommene Säure bildet. — Van Mons erhielt aus der filtrirten heißen Solution des schwarzen Braunsteinoxyds in reiner Kleesäure eine, dem rothen Braunsteinsulphat ähnliche schönrothe Flüssigkeit.

1) Braunes Braunstein- oder Mangansuboxydul, nach Gay-Lussac ein Gemenge aus Metall und Oxydul, bildet sich nach Berzelius beim Zerfallen des Mangans in gewöhnlicher Temperatur an der Luft, als ein umbrabraunes Pulver, das mit Wasser noch WStG. entwickelt. — Neuerlich hat man dies Manganesium oxydatum fuscum Anfangs täglich zu 15 Gran in der Cyanosis oder blauen Krankheit bei Kindern nicht ganz unwirksam gefunden. 2) Grünes Mangansuboxyd, nach Gay-Lussac ebenfalls ein bloßes Gemenge aus Metall und Oxydul, bildet sich nach John durch Zerfallen des mit Wasser in Berührung gebrachten Mangans, unter schneller Entbindung eines übelriechenden mit grüner Flamme verbrennenden WStG., wobei es um 0,75 an Gewicht zunehmen soll. 3) Olivengrünes Manganoxydul, von John geleugnet, soll sich nach Davy beim Aussetzen von Nr. 2 an die Luft bilden, und darstellen, wenn man schwefels. Manganoxydul durch Kali zersetzt, das Hydrat schnell mit kochendem Wasser auswäscht, und in einer mit WStG. gefüllten Retorte trocknet, als ein schwarzes Pulver, das auf Papier einen etwas grünlichen Strich gibt, und gelinde an der Luft erhitzt, zu schwarzem Oxyd verglimt. — Es gibt auch ein natürliches berggrünes Manganoxydul. 4) Manganoxydulhydrat, nach Davy erhalten durch Zersetzung eines wäßrigen Manganoxydulsalzes mittelst Kali, weiß von Farbe, von 24 Proc. Wassergehalt. An der Luft schnell bräunend wird es zu Manganoxydhydrat. 5) Manganoxydulsalze, ziemlich neutral, meist in Wasser auflöslich, gewöhnlich blaßrosenroth; die auflöslichen schmecken herb; sie werden durch Ätz-, Mild- und hydrothionsaure Kalien, und durch blaus. Eisenkali weiß gefällt, und weder durch ein anderes Metall, noch durch Hydrothionsäure zersetzt. Mit Kalien und Glasflüssen soll das Manganoxydul farbige Verbindungen geben(?) 6) Schwarzes Manganoxyd bildet sich in Pulverform nach Berzelius beim Verbrennen des Oxyduls an der Luft, beim Erhitzen des salpers. Oxyduls, und beim Glühen des Hyperoxyds. 7) Manganoxydhydrat, ein röthliches braunes Pulver, worein sich an der Luft Manganoxydulhydrat verwandelt. 8) Manganoxydsalze, bläulichrothe Verbindungen von Nr. 6. mit Säuren. Mit Kalien und Glasflüssen scheint sich Nr. 6. zu violetten Gemischen zu vereinigen. 9) Grauschwarzes Manganhyperoxyd, in der Natur als Graubraunsteinerz, in geschoben und rechtwinklig 4seitigen und in 6seitigen Säulen von stahlgrauer Farbe. Es verliert in der Glühhitze Sauerstoffgas, und wird nach Berzelius zu schwarzem Oxyd, nach Davy aber zu olivenfarbigem Oxydul. Durch Behandlung mit Schwefel- oder Salzsäure wird es, unter Entwickelung dort von Sauerstoff-, hier von Chloringas auf eine niedere Oxydationsstufe gebracht, die sich mit den Säuren verbindet; desgleichen auch durch salpetrige Salpetersäure, schweflichte Säure, u. a. oxydirbare Stoffe. — Aus ihm läßt sich das wohlfeilste, und je reiner der Braunstein war, wie der schöne, strahlige, metallisch glänzende von Ilefeld am Harze, auch desto reineres Sauerstoffgas (aus 1 Unze gegen 80 Kubikzoll) entweder durch Glühen oder bei mäßiger Hitze durch Schwefelsäure zu mancherlei technischen Zwecken ausscheiden (s. weiter unten auch den Artikel Sauerstoffgas). 10) Rothes höchstoxydirtes Mangan (Mangansäure), von saurer Natur, im mineral. Chamäleon enthalten (s. oben und weiter unten Nr. 32. Manganoxydkali). 15) Kohlenstoffmangan (Mangangraphit) bildet sich, nach John, bei anhaltendem Schmelzen des Mangans im Kohlentiegel, dem Eisengraphit ähnlich, doch stärker glänzend, von blättrigem Gefüge, abfärbend. 16) Das kohlensaure Manganoxydul komt als Erz in Siebenbürgen und Sachsen, äußerst selten aber in Mineralquellen vor; künstlich gewonnen durch Fällung des schwefels. Manganoxyduls mittelst kohlens. Kali's, ist es ein schmuzigweißes geschmackloses Pulver, das nach John 55,84 Basis, 34,16 Säure und 10,00 Wasser enthält, sich in gemein. Temperat. a. d. Luft nicht verändert, an der Luft erhitzt schwarz wird, sowie auch durch wäßriges Chlorin unter Entwickelung der Kohlensäure, und in 7680 reinen Wassers und in 3840 wäßriger Kohlensäure sich auflöst. Mit oxydirten Salzen eine lange Zeit in Berührung wird es oxydirt, und zu einem pulverigen, oder glänzend schuppigen schwarzen Oxyd. Die Verbindung des Wasserstoffgas mit Mangan zeichnet sich durch einen unerträglichen Geschmack aus. 17) Phosphormangan nach Pelletier eine weiße, metallischglänzende, spröde, luftbeständige, körnige Masse, leichtflüssiger als Mangan, die man durch Glühen desselben mit gleichviel Phosphorglas, oder durch Ausstreuen von Phosphor auf glühendes Mangan erhält. 18) Phosphorsaures Manganoxydul bildet sich beim Vermischen des schwefels. Manganoxyduls mit phosphors. Natron, als ein weißer Niederschlag. Es gibt, nach John, ein dergleichen gallertförmiges saures Salz. Auch findet sich in der Natur ein Mangan-Phosphat. 19) Schwefelmangan, in der Natur als Schwarzerz von dunkelstahlgrauer ins Eisenschwarze übergehender Farbe, von blättriger Textur, ein grünliches Pulver gebend, und nach Klaproth, enthaltend 82 Manganoxydul, 11 Schwefel- und 5 Kohlensäure. Mit wässr. Säuren, selbst mit Salpetersäure übergossen, entwickelt es hydrothions. Gas. Das künstliche wird bereitet durch Erhitzen eines Gemenges aus Schwefel und einem Manganoxyd, und erscheint als eine grünliche, schwammige Masse. 20) Hydrothionsaures Manganoxydul fällt beim Vermischen eines Manganoxydulsalzes mit einem hydrothions. Kali in weißen Flocken nieder. 21) Schwefligsaur. M.-Oxydul, ein weißes, körniges, geschmackloses, in Wasser und Weingeist unauflösliches Pulver, durch Zusammenbringen des kohlens. Oxyduls mit schwefliger Säure entstanden, das nach John, auf 40,2 Oxydul 59,8 schwefl. Säure und Wasser enthält. 22) Schwefels. M.-Oxydul, nach Pfaff, in blaßrosenrothen, durchsichtigen, geschoben 4 oder 6seitigen Säulen von bitterlichem Metallgeschmack.

Es enthält, nach John, 31 Oxydul, 33,66 Säure und 33,34 Wasser, ist luftbeständig, zerfällt beim Erhitzen untee Wasserverlust zu einem weißen Pulver, zersetzt sich, heftig geglüht, in schwarzes M. Oxyd, in rauchendes Vitriolöl und in schweflige Säure; löst sich nicht in Weingeist, aber in 2¼ kalten Wassers auf; die concentr. syrupsdicke Auflösung ist röthlich gefärbt. Beim Weiterabdampfen derselben, nachdem sie das schwefels. Mangan geliefert hatte, erhielt Pfaff einen weißen Satz. Die davon getrennte Lauge zeigte nun sehr viele überschüssige Säure, und gab, erkaltend, feine, seidenartig glänzende, in Wassee leicht lösliche Peismen, die sich wie sauees schwefels. Mangan verhielten; jener weiße Satz aber verhielt sich, als wasserfreies, und zugleich als basisches schwefels. Mangan. Diese Arten von Niederschlägen dürften in eine Klasse mit denen gehören, welche die sauern Auflösungen des Titans, der Zirkone und Thorine zeigen. — Übrigens löst Viteiolöl das Metall sehr langsam auf, verdünnte Schwefelsäure aber sehr schnell, unter Entwikkelung eines nach Stinkasant riechenden Wstg.; durch Erhitzen des Vitriolöls mit Manganhyperoxyd erhält man unter Sauerstoffgasentwickelung dasselbe Gemisch. Um es eein darzustellen, erhitzt man nach Bucholz und Pfaff, gleichviel Graubraunsteineez und Vitriolöl, löst es in Wasser auf, fället das Eisenoxyd durch wenig Ammonium, das Kupfeeoxyd durch hydeothions. Gas, und zerstört das schwefels. Ammonium durch Abdampfen bei gelinder Wärme. 23) Schwefels. M. Oxyd: das feingepulverte Hypeeoxyd löst sich in Vitriolöl mit dunkelvioletter Farbe auf, welche durch zugesetztes Wassee karmoisinroth wird. Die Flüssigkeit, durch Erhitzen entfärbt, verwandelt sich in schwefelsaue. M. Oxydul mit Überschuß der Säure. Durch Ätz- und Mildkalien wird sie röthlichbraun, und durch blausaue. Eisenkali gelblich braun niedergeschlagen. 24) Chlorinmangan, durch Verbrennen des Mangans in Chloringas, oder durch Abdampfen von Nr. 25, und Erhitzen des trocknen Rückstands in einee engmündigen Glasröhee gewonnen, erscheint als eine hellnelkenbraune, stark glänzende blättrige Masse, die eoth geglüht, schmilzt, sich nicht untee dem Schmelzpunkte des Glases verflüchtigt, nach J. Davy 46 Mang. und 54 Chlorin enthält, an dee Luft geglüht, sich in salzs. Dämpfe, und in weißes odee (rothes) M. Oxyd zersetzt, leicht in Wasser sich löst, und an dee Luft zu Nr. 25 zerfließt. — Durch Chlorinsäure gewint man auch leicht ein schwarzes Oxyd, das in Viteiolöl auflöslich ist, und nach dem Geade der Verdünnung mit Wasser violette und rothe Farbenerscheinungen bildet, wobei nach und nach wol SStG. entweicht. Auch erhalten die krystallisirten Mangansalze ihre rothe Farbe wol nur von dem Wasser; denn einige derselben werden mit dessen Verluste weiß. 25) Salzsaue. M. Oxydul: das Metall löst sich in wäßriger Salzsäure leicht untee WStG. Entwickelung auf. Das Salz krystallisirt mit Wassee in rosenrothen länglichen 4seitigen Tafeln von 1,56 spec. Gewicht und von brennendem hinterdrein salzigem Geschmacke, die, nach John, 38,50 Oxydul, 20,04 trockne Salzsäure und 41,46 Wassee enthalten, schießt dagegen, nach John, wenn oxydirte Salze lange damit in Berührung kommen, in Nadeln an. Die Krystalle zerfließen an der Luft, sind leicht in Weingeist auflöslich, werden in der Hitze weiß und undurchsichtig, zerfließen in stäekeeee und zersetzen sich größtentheils. Das ganz reine Präparat gibt nach J. Davy mit blaus. Kali nur dann einen weißen Niederschlag mit einem sehr geringen Stich ins Röthliche, wenn die Auflösung so neutral, wie möglich ist. Bei freier Säure daein fällt abee der Niedeeschlag pfirsichroth aus von etwas Berlinerblau, das sich aus dem blaus. Eisenkali mit abscheidet, abee nicht von einem Hinterhalte an Kupfer. 26) Fluoemangan, durch Vermischen des flußsaue. Kali's mit schwefels. Mangan gebildet, von weißer Farbe, in Wasser unauflöslich, ziemlich leicht auflöslich in Säueen. 27) Salpeteesaur. M. Oxydul in weißen, entlang gestreiften Nadeln, welche, erhitzt, Salpeteesäuee in zeesetzter Form entwickeln, und zu schwarzem Oxyd werden, an der Luft zerfließen, und sich leicht in Wasser auflösen. Das Mangan ist in der Salpetersäure leicht unter Entwickelung von Wärme und Salpetergas löslich, das Hyperoxyd nue dann in erhitzter Salpetersäure, wenn sie Zucker oder einen andern desoxydirenden Körpee enthält. 28) Blausaur. M. Oxydul, nach Proust ein schmuzig gelbes, unauflösliches Salz. 29) Schwefelblausaur. M. Oeydul, nach Porret ein sehr auflösliches Salz. 30) Schwefelsaur. M. Oxydulammonium, nach John in rosenrothen, durchsichtigen Rhomben, die mit Kali Ammonium entwickeln, sich leicht in Wassee lösen, und an feuchter Luft zerfließen. 31) Hydrothionsaue. M. Oxydammonium, nach Döbereiner ein weißee(?) nach Andern ein erbsengelber, nach Pfaff's Berichtigung aber ein blaßfleischrother Niederschlag. 32) Manganoxydkali (mineeal. Chamäleon), ein zuerst von Scheele aus 3 Salpeter oder 2 kohlens. Kali, die mit 1 Mangan geglüht werden, bis die Masse bröcklich wied, und sich in Wasser mit grüner Farbe auflöst, dargestelltes dunkelgrünes Pulver, das in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden muß, und sich in Wasser dunkelgrün auflöst. Die Farbe wird bald veilchenblau, dann langsam hellroth und verschwindet nach längerer Zeit gänzlich. Dieser Farbenwechsel geschieht mit einem Absatz brauner Flocken. Mehre Stoffe, besonders die arsenige Säure, färben die rothe Auflösung des min. Chamäleons blaßgelb, daher Fischer diese als chemisches Reagens auf weißen Arsenik und dessen Salze vorschlug, aber dabei selbst bemerkte, daß z. B. schweflige Säure, ja bloße Fleischbeühe, Eiweiß &c. einen ähnlichen Erfolg geben könnten. Daher räth er, das Chamäleon unaufgelöst als Pulver in die Auflösung des weißen Arseniks zu bringen (vgl. den Art. **Arsenik** S. 428.) Auch wirkt es allein bei vorhandener arseniger Säure, indem arseniksaures Kali die eothe Farbe der Chamäleonauflösung nicht in die gelbe umändert. — Außerdem erscheint dies Präparat, nach Cheveeul, im grauen und im eothen Zustande, als eine Verbindung von reinem Manganoxyd und Lauge. Zugleich zeigten Chevillet und Edwards, daß während seinee Bildung Sauerstoffgas verschluckt werde, und am meisten, wenn die Mengen des Oxyds und dee Lauge gleich sind. Die grüne Farbe ist am schönsten, wenn die Lauge beträchtlich vorherrscht. Das rothe Chamäleon eehielten die obigen Chemiker durch Erhitzen gleicher Theile Lauge und schwarz. M. Oxyds,

und schnelles Abdunsten der decantirten wäßrigen Auflösung des Gemisches in 2—8 Linien langen Nadeln, die luftbeständig sind, und das Wasser roth färben. Es ist eine Zusammensetzung aus Kali, schwarzem M. Oxyd und Sauerstoff, welche alle in bestimmten Quantitäten da sind. Die Sauerstoffmenge hängt aber nicht von der des Kali, sondern von jener des vorhandenen Mangans ab. Die Combination des rothen Chamäleon ist neutral, und dieses wird durch überschüssig zugesetztes Kali wieder grün. — Der Sauerstoff ist an das Chamäleon mit dem M. Oxyd dergestalt gebunden, daß beide die obengenannte Mangansäure darstellen. Dieselbe läßt sich, ohne in Sauerstoff und M. Oxyd zerlegt zu werden, aus dem Ganzen nicht abscheiden; durch sie wird das Kali des Chamäleon gesättiget, so, daß daraus mangansaures Kali entsteht. Auch Natron, Baryt und Strontin können mit Manganoxyd ein Chamäleon bilden, Ammonium, Kalk und Magnesia nicht mehr. Wird das Kali-Chamäleon erhitzt, so entwickelt sich Sauerstoff mit Knistern der Krystalle, es bleibt ein schwarzes, noch sauerstoffhaltiges Pulver zurück*). — Chamäleon und Phosphor geben bei 100° eine lebhafte Explosion, wenn man sie reibt, oder auch nur an der Luft bei 20° mit einem Federbarte umrührt. Schwefel, Arsenik, Spiesglanz rc., Wasserstoffgas mit dem Chamäleon in Berührung gebracht, gerathen in Feuer. — Eine starke Kalilauge auf eine Auflösung desselben geschüttet, gibt eine Farbenveränderung, auf welche die Menge des Kali, die Temperatur, das Wasserquantum, und die Umschüttelung Einfluß haben, beide erstere einen noch größern, als die letztern. Gießt man auf das Cham. mit Kaliüberschuß eine Säure, so wird es roth; wenn man auf diese Art Schwefelsäure aufgegossen hat, und nun nach und nach Wasser in kleinen Mengen zusetzt, so erscheinen in der Auflösung alle Schattirungen vom Grün bis zum Scharlachroth, die andern Säuren können kein Grün hervorbringen. An der Luft bildet sich auf dem Chamäl. ein Staub, der keinen Sauerstoff enthält. 33) **Boronmangan**, eine violette Glasmasse aus Manganoxyd und Borax. 34) **Mangansilicium** aus M. Oxydul und Glasflüssen farblos, aus dieser und M. Oxyd aber veilchenblau. 35) **Scheelsaures M. Oxydul**, nach **John**, ein weißer, geschmackloser, luftbeständiger, in Wasser unauflöslicher Niederschlag aus schwefels. Kali und einem M. Oxydulsalz, der sich vorm Löthrohre erst gelb, dann braun färbt, ohne zu schmelzen. 36) **Molybdänsaur. M. Oxydul**, ein bräunlich weißer, durch molybdänsaur. Kali in der Auflösung des salzsaur. M. Oxyduls gebildeter Niederschlag, der sich in 40—50 Wasser auflöst. 37) **Chromsaur. M. Oxydul**: wäßrige Chromsäure löst nach **John** das Mangan langsam unter WStG. Entwickelung, das Oxyd und kohlensaure Oxyd schneller auf. Die kastanienbraune Flüssigkeit krystallisirt nicht, schmeckt scharf metallisch, und reagirt sauer. Beim öftern Abdampfen fällt das Mangan stärker oxydirt aus der Auflösung nieder. 38) Die Verbindungen des Mangans mit **Zinn, Eisen, Kupfer** und **Gold** rc. sind weiß von Farbe, spröd und strengflüssig. Das Mangan schlägt das Silber und das Quecksilber aus der Salpetersäure, und das Gold und das Platin aus dem Königswasser(?) metallisch nieder. Zink, Kupfer und Eisen werden aus den Säuren vom Mangan nicht gefället, sie fällen aber auch dieses aus den Säuren nicht. 39) Die Verbindungen desselben mit den **organischen Säuren**, s. unter den einzelen Artikeln dieser Säuren. — **Literatur**: **Scheele** Opp. I. S. 227. — **Bergman** Opp. II. S. 201 ff. IV. S. 371. — **Hjelm** in **Crell's** chem. Ann. 1781. I. S. 188. 446 ff. — J. C. **Fuchs** Gesch. des Braunsteins. Jena 1791. 8. — **Bucholz** Beiträge rc. I. S. 26 ff. II. S. 45 ff. — **John** in **Gehlen's** Journ. d. Ch. rc. III. S. 432 ff. IV. 436 ff. — J. **Davy** in **Schweigger's** J. d. Ch. VII. S. 76 ff. X. S. 328 ff. — **Berzelius** Ebend. XXVI. S. 262 ff. **Pfaff** Ebend. XXVII. S. 91 ff. — **Chevillot** u. **Edwards** in **Trommsdorff's** n. Journ. d. Pharm. II. 1. III. 2. — P. **Berthier** über die Braunsteinoxyde in den Ann. d. Ch. 1822. Juli S. 186, teutsch in **Dingler's** polyt. Journ. rc. IX. 2. S. 243 ff. — **Forchhammer** a. a. O.; vgl. **Scherer's** a. nord. Ann. d. Ch. VIII. 1. S. 89 ff. (*Th. Schreger.*)

Braunstein- oder Manganoxyd, schwarzes (Peroxyd des Metalls), Magnesicum, Manganesium oxydatum nativum s. nigrum (**Pharmac.**), als Graubraunsteinerz in der Natur sehr häufig, härter als das ihm außen fast ähnliche Spiesglanzerz von 4,000 spec. Gewicht, sehr reich, wie das von Ilefeld, an Sauerstoff (s. oben), davon es, stark glühend, einen Theil verliert und zum braunen Oxydulat wird. Es schmilzt beim stärksten Feuer für sich zu einem braunen Glase, ist in den einfachen Säuren nicht für sich, sondern nur mit ein wenig Gummi, Zucker rc., die etwas Sauerstoff an sich ziehen, vermischt, auflöslich, zum Theil auch und ohne Zusatz in Essig-, Weinstein-, Citron-, u. a. zusammengesetzten Säuren, am schnellsten in der Salzsäure. Vom Fettöle und thierischem Fette wird es in der Wärme zu einer pflasterartigen Masse aufgelöst; Ätheröle, Kunstäther und Weingeist wirken nicht darauf. — **Pharmaceutisch** benutzt man es zur wohlfeilsten Darstellung von Sauerstoffgas, das um so reiner ausfällt, je trockner und reiner das Oxyd ist, zur Bereitung der Chlorinsäure, des Salpeter und Salzäthergeistes, zur Reinigung des Schwefeläthers von schweflichter Säure, der unreinen Essig- und Salpetersäure. Nach **Perinet** soll es auch fein zerrieben zu 1¼ mit 250 Theilen Trinkwasser, oder zu 53 Loth mit 500 Pfd. desselben vermengt und damit alle 14 Tage einmal geschüttelt, dieses Jahrelang gegen Fäulniß schützen, und selbst verdorbenes Wasser wieder trinkbar machen, nur daß in beiden Fällen etwas Manganoxyd in dem Wasser aufgelöst bleibt, vielleicht zum großen Nachtheil der Trinker. — **Arzneilich** gebrauchte es zuerst **Grille** 1801 in Hautkrankheiten der Thiere ganz fein gepulvert (6 Unz.) zu einer Salbe mit 16 Unz. Fett gemacht, **Silvy** in dieser Form zuerst bei Menschen gegen venerische Flechten, Krätze, nach ihm **Villard** und **Morellot** in syphilitischen u. a. Geschwüren, **Kapp** d. ält. zuerst **innerlich**, und daneben **äußerlich** gegen mancherlei Formen der Syphilis, gegen Herpes, Krätze und scorbutische Disposition,

*) Vgl. **Forchhammer** a. a. O., und bei **Scherer** VIII. 1. S. 91 ff.

besonders das salzsaure Mangan, zu 1 Dr. täglich, Brera das schwarze Oxyd innerlich, des Tags von 1 Skr. bis zu 1. 2. Dr. mit Magnesia im Hysterismus, in der Chlorosis, Hypochondriasis und in Kachexieen mit anomalen Fieberzufällen; Odier räth es gegen Dyspepsie mit erhöhter Reizbarkeit. Auch wendet man dessen durch Glühen entwickeltes Sauerstoffgas an zur künstlichen Vermehrung des Sauerstoffgehalts der Zimmerluft bei Ansteckungsstoffen, bei Krankheiten der Respirationsorgane, im Scorbut, zu den luftverbessernden chlorinsauren Räucherungen 2c. (*Th. Schreger.*)

Braunsteinoxyd [1]). (Technischer Gebrauch.) Dieses in vielen Manufakturen, Fabriken und technischen Gewerben unentbehrlich gewordene, mit Sauerstoff verbundene Mineral bildet das Peroxyd des Mangan in einem Verhältniß von

0,770 rothen Manganoxyd
0,106 Sauerstoff, nach Berzelius.

Es dient A) zum Bleichen der vegetabilischen Substanzen vermittelst Chlorine, und bietet ein unentbehrliches Agens dar, die Chlorine, das Chlorinkali, Chlorinnatron und den Chlorinkalk fabrikmäßig darzustellen [2]). B) In der Rouge Adrianople Ausarbeitung mit illuminieten Figuren (Merino, Purpurzitz), zur Darstellung der Chlorinkalkküpe, macht dasselbe durch ganz Frankreich, die Schweiz, Augsburg, Böhmen und Östreich ein wesentliches Bedürfniß aus. Man bedient sich in diesen Ländern zur Entwicklung der Chlorine, bald des Zusammensatzes von Braunstein, Kochsalz, und mit Wasser verschwächter Schwefelsäure, bald des Braunsteins und der Kochsalzsäure, je nachdem die eine oder die andere dieser Säuren im Handel wohlfeiler zu stehen komt. In den französischen Manufakturen bedient man sich fast ausschließlich der Salzsäure wegen ihres geringen Preises. Man beschickt den Ballon zur Entwickelung der Chlorine mit 10 Pfund feingestoßenem Braunstein und 30 Pfund Salzsäure 22° nach Beaume's Aräometer stark. Ein richtiges Verhältniß des Zusammensatzes, um die Chlorine durch Schwefelsäure, Kochsalz und Braunstein zu entwickeln, besteht in

18 Pfund guten Braunstein
42 — Kochsalz
28 — Schwefelsäure, 66° Beaume mit 28 Pfund Wasser gemischt.

Wenn die Operation sorgfältig geleitet wird, erhält man in dem mit Kalkhydrat vorgeschlagenen Hafen circa 20 Pfund gut gesättigten Chlorinkalk. Nach diesem Verhältniß wird in der Kattunmanufaktur der Herren Schöppler und Hartmann, welcher ich vorzustehen die Ehre habe, gearbeitet. Inbegriffen der Manufakturen Wohnlich und Fröhlich, Mathias Schüle und A. Krieg werden in Augsburg jährlich gegen 400 Centner Ilmenauer und Tiroler Braunstein zur Darstellung und Unterhaltung der Chlorinkalkküpe für die Rouge Adrianople Fabrikation in farbiger Ausarbeitung verarbeitet. Der Ilmenauer in Krystallisationsform wird dem harten Tyroler vorgezogen; obgleich der letztere wegen seiner Wohlfeilheit noch in vielen Manufakturen angewendet wird, rathe ich dennoch zur Entwickelung der Chlorine sich stets des allerbesten (sauerstoffreichsten) Braunsteins zu bedienen, weil bei geringen Sorten um so weniger Salzsäure in Chlorine verwandelt werden kann, als Mangel an Sauerstoff vorhanden ist, wodurch Verlust an Schwefelsäure und Kochsalz entsteht, und die geringe Ausbeute an Chlorine den Prozeß ungleich kostspieliger macht. — Um den Braunstein in den Manufakturen, Fabriken und bürgerlichen Gewerben vor der Anwendung auf seinen Sauerstoffgehalt zu prüfen, trockne man ein Pfund desselben auf einer eisernen Platte, so lange bis alle Feuchtigkeit ausgetrieben ist, und wiege den Rückstand genau; der erlittene Verlust ist Wasser. Man bemerke nun das Gewicht des getrockneten Braunsteins zu 100. Hierauf glühe man dasselbe eine halbe Stunde lang bei starker Rothglühhitze. Den Rückstand wiege man heiß, und der erlittene Verlust zeigt den ausgetriebenen Sauerstoff an; je größer derselbe ist, um so vorzüglicher qualifizirt sich die Ware zur Entwickelung der Chlorine. — Geringere Arten Braunstein, nämlich unvollkommen oxydirte Sorten lassen sich dadurch etwas verbessern, wenn Braunstein mit Wasser fein gemahlen und wieder getrocknet, der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird. In solcher Beschaffenheit absorbirt er Sauerstoff aus dem Dunstkreise, und nähert sich mehr dem vollkommenen Manganoxyd. Von dem kohlensauern Kalk und Eisen läßt sich der Braunstein befreien, wenn derselbe kalt mit Salzsäure behandelt wird. Dieses Verfahren ist aber für den technischen Gebrauch im Großen zu kostspielig. — C) Zur Entwickelung des Sauerstoffgases, um verdorbene Luft zu reinigen. D) Als Basis für die Pigmente a) das schwefelsaure, b) das salzsaure, c) das salpetersaure und d) das essigsaure Manganoxyd [3]). E) In der Glasmalerei zu braunen Emaillefarben. F) Mit schwarzem Eisenoxyd (Hammerschlag) und Alaun zur schwarzen Emaillefarbe. G) Zur schwarzen Wedgewood Masse und Wedgewoods grauem Marmor. H) Bei Verfertigung der Glasflüsse oder der künstlichen Edelsteine, zum Crysolith, Hyazinth, Amethyst, syrischen Granat (Karfunkel) und ordinären Rubin. I) In den Glashütten: a) als Zusatz zum feinen Krystallglas zur Verschönerung der weißen Farbe; b) als Zusatz bei Bereitung des gemeinen Glases, um die weiße Farbe und Festigkeit zu verbessern, ist er unter der Benennung Glasseife bekant; c) mit vielem Eisenoxyd versetzt, wird er in großer Menge angewendet um die Glasmasse wieder zu färben, um violettes Glas darzustellen. K) In der Töpferei (geröstet) zu einer der Gesundheit nicht nachtheiligen braunen und schwarzen Glasur, auch als Zusatz bei der blauen Glasur und zur Glasur des Franzosen d'Arraez. L) Mit ausgetrockneten Ölen abgerieben, um eine dauerhafte Anstreichfarbe zu erhalten, deren sich die Engländer zum Anstreichen ihrer Schiffe bedienen. M) Ausgepreßte Öle und Fette lösen die Man-

1) Der englische und Ilefelder Braunstein sind vorzügliche Sorten. Schlecht ist aller leichte, lockere, schwammige von zu lichter Farbe und mit viel Kalk, oder Schwerspath, Quarz, Alaunerde, Eisen 2c. noch vermengt. Die Reinheit und Güte desselben läßt sich durch Ure's gekrümmte Röhre prüfen (s. Schweigger's 2c. Journ. d. Ch. 2c. 1822. V. 2. S. 201 ff. 208 ff.). (*Th. Schreger.*)

2) Vgl. Bleichen der vegetabilischen Substanzen.

3) Kurrer in Hermbstädts Magazin für Färber 2c. B. 5. S. 156—169. Auch hat Hr. D. Dingler mit den Manganoxyden in Säuren gelöst, vortrefliche Resultate mit den verschiedenen Pigmenten d[illegible] stellt, welche in seinen Tabellen nachzusehen sind.

ganoxyde in der Hitze unter Aufbrausen zu einer Salbe auf [4]). (*Kurrer.*)

BRAUNWART VON AUGGEN, ein unter dem Namen Brunwart von Oughein in der Manessischen Samlung, II, 54. 55 vorkommender Minnesinger. Jul. Lampadius (Leichtlen) setzt es in seinen Beiträgen zur Vaterlandsgeschichte, 1811. gr. 8., außer allen Zweifel, daß dieser Dichter dem Pfarrdorfe Auggen im Breisgau angehöre. Nicht allein führt dieses Dorf in den alten Urkunden den Namen Oughein, sondern es komt auch in einer von Sachs (Einleit. zur Gesch. Badens, I, 411.) angeführten Urkunde v. J. 1286 ein Ritter Brunwart von Ougheim als Vasall des Markgr. Heinrichs II. von Hachberg vor. (*F. Molter.*)

BRAUPOLIZEI [1]), Bierpolizei, hat, wie die Backpolizei (s. diesen Artikel), zwei Gegenstände: das häusliche Brauen (Haustrunk, Kesselbier) und das öffentliche Brauwesen (das Brauen zum feilen Verkauf). Die Polizei über das Bierbrauen in dem Haushalt und zu dessen Bedarf kann nur in einer entferntern Aufsicht bestehen, daß die Art und Weise des Betriebes nicht überhaupt schädlich oder gefährlich sey. Die Beschränkung des Hausbrauens wegen des Bierzwanges oder der Biersteuer liegt außer dem Zweck der Polizei, dessen Gegenstand auch das Bier nur dort und dann ist, wo es zu den nothwendigen Lebensmitteln gehört. Dazu gehört es in den kältern Ländern, weil dort ein tägliches Getränk erfodert wird, welches nicht kältet, sondern erwärmt, und zu den schweren Arbeiten Kraft gibt, indem dort die Arbeiter bei dem bloßen Wassertrinken nicht bestehen und warme, überdem erschlaffende Getränke ohne Umstände nicht haben können; weil das Bier jene Vortheile gleich dem Weine gewährt, und nicht dabei die Nachtheile des Brantweins hat. Gehört das Bier zu den nothwendigen Lebensmitteln, und hängt von deren Güte und Überfluß die Rüstigkeit der Arbeiter und des Volksschlages ab, so begründet sich dadurch die Statsaufmerksamkeit auf das Brauwesen; und es ist nichts weniger als gleichgiltig, ob der Haustrank des gemeinen Mannes aus gutem Malz oder aus Trebern bereitet, ob er ein gesundes, nahrhaftes oder gleich anfangs durch das Kaltwerden im kupfernen Geschirr oder dergl. vergiftetes Getränk ist. In dieser Hinsicht hat man gefragt, ob nicht das Hausbrauen zu verbieten und ob nicht blos ein öffentliches Brauwesen zu betreiben sey? da das Hausbrauen sich der nähern Statsaufsicht entzieht, wogegen bei dem öffentlichen Brauwesen sich auf die Lieferung eines gesunden, nahrhaften und wohlfeilen Biers achten und halten, damit auch außerdem noch der Vortheil einer empfehlungswerthen Besteurung verbinden läßt. Nun wäre es zwar ein völlig gerechtfertigtes und menschenfreundliches Verfahren, einer in Schmuz und Völlerei versunkenen Volksmenge das verwahrloste Hausbrauen zu verbieten, und ihr ein kräftiges Bier auf das Wohlfeilste zu geben; aber es wäre ein echt türkisches Verfahren, das Hausbrauen zu verbieten, um das öffentliche Brauwesen am allerhöchsten zu verpachten oder zu besteuern; ein ungesundes und übertheures Bier zu liefern, und den gemeinen Mann durch diese Gifttränke dumm und stumpf zu machen, um ihn noch gefahrloser zu misbrauchen und zu mishandeln.

In Europa sind alle Möglichkeiten erschöpft, um die Statsaufsicht über das Brauwesen geltend zu machen. Es ist auf öffentliche Rechnung mit oder ohne Verbot alles fremden Bierankaufs gebrauet; aber das hat eben so schlechten Ertrag als schlechtes Bier gegeben. Es ist das Brauhaus mit den Braugeräthen öffentliches Eigenthum geworden und entweder von Pächtern oder von Brauberechtigten gebrauet. Das hat sich unter Umständen sehr gut bewährt, und läßt noch eine scharfe obrigkeitliche Aufsicht zu, da die geschwornen Braumeister zunächst verantwortlich sind. Es ist ferner von geschlossenen und ungeschlossenen Zünften gebraut, welche schon als solche eine Innungsordnung über die Art und Weise der Beschickung, über die Gemäße, und über die Bierpreise haben. Es sind ihnen aber überdem gesetzliche Brauordnungen [2]) und Bierpreise, und obrigkeitliche Brauvorsteher gegeben, um darauf zu halten, daß die Brauer mit dem Getreide beständig in Vorrath sind, nach einigen Brauordnungen auf ein halbes Jahr, das Malz auf einen Monat; daß ihr Brunnenwesen in gutem Stande sey, womit gewöhnlich eine Wasserleitung der Innung verbunden ist; daß die Braupfannen eiserne Thüren und die Dampfkuhlen eiserne oder steinerne Deckel haben und daß die Aschenbehälter feuerfest sind; ferner daß die Braugeräthe das vorschriftmäßige Maß und Zeichen haben, und reinlich, Darren und Keller in Ordnung gehalten werden; daß die Gebräue ordnungsmäßig ihre Reihe gehen und beschickt werden, ohne fremdartige Beimischung [3]), daß nicht über und nachgebraut werde (hin und wieder ist das Brauen in den Hundstagen verboten, und muß im Sommer Bier auf dem Lager gehalten werden); daß nur klares, gahres, wohlschmeckendes Bier von gehörig geprüfter Güte, zur ordnungsmäßig verschieden bestimmten Zeit verkauft und der vorgeschriebene Bierpreis gehalten, weder zum Nachtheil der Kunden erhöht, oder zum Anziehen derselben herabgesetzt werde; daß nie Mangel an gutem Bier, am wenigsten in der Ernte eintrete, sondern daß sogleich wieder gebraut werde, wenn das Bier misräth oder verdirbt. Man ist so weit gegangen, obrigkeitliche Verzeichnisse von den angezapften Bierfässern führen zu lassen [4]); und man hat tausendfältige Vorschriften und Anordnungen wegen des Bierzwanges und der Zwangskrüge, der Erhebungen und der Freiheiten von den Biersteuern gemacht, welche jedoch nicht zur Bierpolizei gehören. Diese hat den Erfolg nicht gehabt, welchen sie von der Aufsicht über die Brauereien statt blos über das verkäufliche Bier sich versprach, und sie hat in mehren

---

4) Das schwarze Manganoxyd, mit Indigo der gewöhnlichen Schreibetinte zugesetzt, macht diese selbst für Chlorinsäure unvertilgbar. — Auch will Perinet mit einer Lösung aus $1\frac{1}{2}$ jenes Oxyds in 250 Wasser, alle 14 Tage wohl umgerührt, das Trinkwasser auf Schiffen mehre Jahre lang trinkbar erhalten haben. (*Th. Schreger.*)

1) Vgl. den Art. Bier im X. Theile.

2) Fischer Cameral- und Polizeirecht. III. 299 f.

3) Z. B. Lolch, Porsch, ledum palust. L., oder in England junge Tannäpfel.

4) Erzkanzlerische Brauordnung von 1804. §. 23 ff.

Landen mit ihrer eigenen Auflösung und zugleich mit der Auflösung der Brauerinnungen geendigt. Das ist für das platte Land vortheilhaft und für die Städte nachtheilig gewesen; dort haben sich neue Brauereien zugleich als wirthschaftliches Hilfsmittel, und als Gewerbe gut berechnet, und ein besseres und wohlfeileres Bier geliefert; hier sind die alten Brauberechtigten ärmer, ist aber das Bier nicht besser geworden, und hier hat sich durch die Gewerbfreiheit das Bedürfniß der Gewerbordnung eben so wie der Nutzen der Gemeinschaft unter den Brauern eines Orts zur Handhabung der Gewerbordnung, zur Besorgung des Brunnenwesens, zu Annahme einer Reihefolge bei den Gebräuen u. s. w. fühlbar gemacht, während die Steuergewalt nach ihrem Vortheil dem Gewerbe Vorschrift gab, statt daß es sonst zu seinem, wenigstens vermeintlichen Besten von der Polizeigewalt geschah.

In volkreichen und gewerbfleißigen Städten bedarf es in der That selten einer werkthätigen Fürsorge der Obrigkeit, daß man dort gutes und nach Maßgabe der Getreidepreise wohlfeiles Bier habe, und dieses macht sich dort zwischen Käufern und Verkäufern von selbst; es müßte sonst eine geschlossene Brauerinnung vorhanden seyn. Da sich die Braukosten vermindern, je größer die Brauerei ist, und da sich der Abfall von der größern besser als von der kleinern benutzen läßt, so kann diese mit jener nicht Preis halten, und wie das Hausbrauen vor dem Braugewerbe zurückweicht, so vereinigt dieses in seinem Fortschreiten die kleinen Brauereien in einzele große, wenn nicht örtliche Hindernisse wider solche Vergrößerung, z. B. Wassermangel oder örtliche Begünstigung für mehre Brauereien, z. B. ein verschiedenes Wasser für verschiedene Bierarten, bestehen. Wie dem nun sey, so leuchtet ein, daß große Brauereien, wenn auch nicht in dem Umfange der Londner, schon durch ihre Größe vor Biermangel sichern, weil sie ohne hinlängliche Korn- und Malzvorräthe nicht bestehen können; und daß sie das Bier verhältnißmäßig zu den wohlfeilsten Preisen liefern, daß auch ein etwa verdorbenes Gebräu sich leicht von dem vollen Lager deckt, ohne daß die Polizei seine Unverkäuflichkeit erst zuvor ausgesprochen. Eine einzige Brauerei in einer volkreichen Stadt würde indeß die Besorgniß erregen, daß sie gleiche Wirkung wie ein bevorrechtetes, ausschließliches Gewerk hätte, oder unter einem unwirthschaftlichen Eigenthümer in Verfall geriethe. Diese Besorgniß fällt aber in den großen Städten weg, weil in ihrer Ausdehnung der Biervertrieb von einer einzigen Brauerei zu beschwerlich und zu kostbar ist, und weil dort also mehre Brauereien neben einander bestehen. In Städten von 20 bis 100,000 Einw. könnte die Besorgniß am ersten und bedenklichsten gegründet seyn; doch ist in ihnen die Brauerei gewöhnlich mit einem Nebengewerbe, mit Schenk- und Gastwirthschaft, Fuhrwesen, Ackerbau verbunden, wodurch ihre Vereinigung in Eine Hand verhindert, indem auch der Absatz nicht bedeutend genug ist, um kostbare Vergrößerungsanlagen zu belohnen. Es scheint daher überhaupt hier eine obrigkeitliche Einmischung in den Stand und Gang des Gewerbes nicht rathsam zu seyn, am wenigsten aber die Begünstigung der Vereinigung der Brauerei in eine Hand. Für kleinere Städte wäre offenbar eine einzige Brauerei an und für sich selbst am wirthschaftlichsten, weil sie die wenigsten Kosten und den Biervertrieb nicht beschwerlicher macht; aber die dortigen Brauereien sind immer mit andern Gewerben verbunden, wenn sie nicht ein auswärts beliebtes Bier liefern. Es entscheidet dort also die Örtlichkeit, ob eine oder mehre Brauereien vortheilhafter sind, und bei dieser Entscheidung ist noch zu berücksichtigen, daß die Brauereien leichter aufgehoben, als angelegt werden, und daß in kleinen Städten eine einzige Brauerei, so gut als mit ausschließlichem Vorrecht, besteht. Es erfodert dort obrigkeitliche Aufmerksamkeit, daß es zu einem solchen Vorrecht nicht komme, und wenn es dazu gekommen, daß seine nachtheiligen Folgen vermieden werden.

Unter dem Gesetz der Gewerbfreiheit wird hiernach die Bierpolizei darin bestehen, daß sie von der Gewerbordnung des Brauwesens Kentniß nehme, und auf deren Befolgung achte; daß neue Brauereien bei ihr angemeldet und von ihr in Rücksicht auf Feuergefährlichkeit, gutes Wasser und richtiges Gemäß untersucht werden und daß die Brauer bei Erlangung der Erlaubniß eidlich verpflichtet werden, nur gut gerathenes, gares Bier zu verkaufen, sich der Beimischung aller ihnen unbekannten oder schädlichen Substanzen zu enthalten und auf obrigkeitliche Anfoderung die zu dem Bier genommenen Bestandtheile aufrichtig anzuzeigen. Nach Berg (Polizeirecht III. 469.) dürfen neue Brauhäuser ohne Vorwissen und Bewilligung des Landesherrn nicht errichtet werden, wo nicht besondere Vorrechte gewisser Klassen von Landesunterthanen entgegenstehen. Es ist dieses mit Obigem leichter in Übereinstimmung als in Widerspruch zu bringen, denn offenbar ist nicht sein Sinn, daß abgesehen von Braugerechtsamen, zur Anlage eines untadelhaften Brauhauses die landesherrliche Einwilligung nöthig sey, und es wird ausdrücklich auf Runde's Privatrecht §. 416 und 477 verwiesen, wo freies Recht und Vorrechte die Gegensätze sind; noch weniger ist der Sinn, daß die landesherrliche Verwilligung zur Anlage eines gemeinschädlichen Brauhauses berechtigen könne; oder daß es Vorrechte geben könne, um durch solche Anlagen die Mitunterthanen in Feuer- und Wassernoth zu bringen. Eine fernere Obacht der Polizei ist auf den Gang und Stand des Gewerbes und seine Vervollkommnung gerichtet, mit besonderer Rücksicht, wie Berg auch bemerkt, daß der gemeine Mann wieder an das Biertrinken gewöhnt, und von dem verderblichen Brantweintrinken entwöhnt werde, so wie daß in Bierländern das Weintrinken und die Weinbrauerei sich vermindere. Dazu empfiehlt sich als ein Hauptmittel die Begünstigung des Biers in der Besteurung wider den Brantwein, und in Bierländern auch wider den Wein. Diese Vorgunst bedarf keiner nähern Rechtfertigung; und wie dann ohne weitere Vorgunst die Verwaltung zur Verbesserung des Brauwesens Aufmunterung, Erleichterung, Hilfe geben könne, das hängt zu sehr von Umständen und Persönlichkeiten ab, als daß darüber sich allgemeine Vorschrift geben läßt; so wirken z. B. öffentliche Belobungen nicht immer vortheilhaft. Aber die Verwaltung kann auf Erfolge mit Gewißheit rechnen, wenn sie darauf ihre Aufmerksamkeit fortwährend richtet, und gleich dem Pflanzer ruhig die Zeit der Ernte abwartet. Übrigens lehrt die Erfahrung, und es kann nicht

anders seyn: reiche Brauer gutes Bier, arme Brauer schlechtes Bier. — Es folgt aus der Gewerbfreiheit, daß die Ortspolizei keinen Theil an der Bestimmung der Beschickung, der Güte und des Preises der Biere nehme, doch hat sie die Kentniß davon nöthig, und bei Misbräuchen sofort einzuschreiten. Daß Zünfte, nämlich ungeschlossene, wider solche Misbräuche ein gutes und kostenloses Aufsichtsmittel seyen, fängt an herrschende Meinung zu werden. Mit der Gewerbfreiheit steht endlich alle Beschränkung des Vertriebes fremder Biere in Widerspruch, und am meisten der Bierzwang; indeß bleibt doch von der Polizei das Verhältniß der städtischen und ländlichen Brauereien zu berücksichtigen. Es scheint nicht rathsam, die Brauereien auf dem platten Lande zu befördern, weil sie dort nur als Nebengewerbe, also weniger vollkommen, als in den Städten betrieben werden.

Da das Bier schon auf stundenlange Entfernung verfahren werden muß, und nicht lange aufbewahrt werden kann, folglich am nächsten, am besten genommen wird, so hat jede Brauerei ein natürliches Vorrecht bei ihren Anwohnern über die entferntern, und sie muß in einem elenden Zustande seyn, wenn sie dieses Vorrecht verliert. Sie wird jedoch offenbar in jenem elenden Zustande befestigt, wenn ihr ein Zwangsrecht beigelegt ist. Eine ähnliche Wirkung können auch geschlossene Zünfte haben; und in solchen Fällen gleicht die Bierpolizeilehre einer Heillehre für unheilbare Krankheiten. In Teutschland bestehen indeß jetzt nur noch dem Namen nach geschlossene Brauerinnungen, die Entwöhnung vom Biertrinken, womit sich als Wechselverhältniß die schauderhaft zunehmende Völlerei durch Brantwein verbindet, zu deren Steuer die Gerichte schon Karrenstrafe anwenden, hat eine Überzahl von Brauhäusern gegen den Bedarf und mehr als wünschenswerthe Absatzbewerbung unter den Innungsgenossen ergeben. Die Polizei hat also freie Hände zu verfahren, als wenn die Brauerinnung nicht geschlossen wäre, doch wo noch Zwangsrechte Kraft haben, da darf sie dem Berechtigten nicht überlassen: Beschickung und Preis willkürlich zu machen. Sie darf es nicht, weil das Bier ein nothwendiges Lebensmittel ist, weil Niemand zur Entsagung eines nothwendigen Lebensmittels verpflichtet, also Niemand berechtigt seyn kann, den Andern davon auszuschließen, weil eine willkürliche Vertheurung oder Verschlechterung einem völligen Ausschluß gleich komt, und weil folglich in dem Bierzwangsrecht zugleich die Zwangspflicht zur Lieferung eines gesunden und angemessen wohlfeilen Bieres liegt. Die Bestimmung der Beschickung hat nun zwar wenig Schwierigkeit, desto größer aber die Aufsicht darüber und die Prüfung der Güte des Biers. Auch ist der Grundsatz außer Zweifel, der Preis des Bieres bestimme sich nach den Kornpreisen; aber sehr zweifelhaft sind die Rechnungssätze über Braukosten und Gewinn, durch welche das Verhältniß zwischen beiden Preisen gefunden werden muß. Es komt noch in den Städten hinzu, daß man das Brauen feiner Biere gestatten muß, wenn man nicht geradezu die Verbesserung des Brauens verbieten will, und daß man die Preisbestimmung für die feinern Biere den Brauern überlassen muß. Davon ist die gewöhnliche Folge, daß die feinen Biere gut und wohlfeil, die gewöhnlichen aber schlecht und theuer sind; und beides desto mehr je theurer das Getreide, und je beschränkter dadurch der Bierverbrauch des gemeinen Mannes wird [5]). (*v. Bosse.*)

BRAURONIA, ein Beiname der Artemis von ihrem Tempel in der Zunft Brauron, wohin Orestes und Iphigeneia das Schnitzbild der taurischen Artemis gebracht haben sollen. Später stand eine Statue der Göttin von Praxiteles Hand in dem Tempel der Brauronischen Artemis (Paus. I, 23.) S. Artemis. (*Ricklefs.*)

Brausethon, s. Thon.

BRAUT. Wenn zwischen zwei Personen beiderlei Geschlechts ein gesetzlich giltiges Verlöbniß Statt gefunden hat, führen sie den Namen von Bräutigam und Braut; und das Verhältniß, welches zwischen ihnen eingetreten ist, begründet für dieselben, als solche, eigene Befugnisse und Verpflichtungen, sowol in moralischer, als in rechtlicher Hinsicht. In moralischer Hinsicht sind diese Befugnisse und Verpflichtungen von denen, welche eine wirklich vollzogene Ehe begründet, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf den Zweck der Ehe selbst beziehen, nicht sehr verschieden; wol aber in rechtlicher Hinsicht. In dieser beschränken sich nämlich die rechtlichen Wirkungen des Brautverhältnisses nur auf dieselben Befugnisse und Verpflichtungen, welche die Folge gesetzlich giltiger Verlöbnisse sind; das Verhältniß selbst erzeugt daher hauptsächlich nur ein Recht auf Vollziehung der versprochenen Ehe, oder, unter besondern Umständen, auf die Reichung einer genügenden Abfindung. Dagegen aber stehen den Verlobten die Rechte wirklicher Ehegatten nicht zu, welches sich vorzüglich darin zeigt, daß von einer Erbfolge bei ihnen nicht die Rede seyn kann, daß noch keine Gemeinschaft der Güter unter ihnen eintritt, daß der Bräutigam noch nicht als Schutzherr oder Gewalthaber der Braut betrachtet wird, oder irgend eine rechtliche Autorität über sie ausüben kann, daß ihm keine Rechte über den einzubringenden Brautschatz zustehen, wogegen der Braut aber wegen der bereits ihm eingehändigten Brautschatzstücke kein gesetzliches oder privilegirtes Pfandrecht an des Bräutigams Vermögen zugesprochen werden kann, daß sich Brautleute gegenseitig giltige Schenkungen machen kö...en, daß durch das bloße Verhältniß derselben gegen einander noch keine Schwägerschaft mit ihren gegenseitigen Verwandten entspringt u. s. w. — Nur eine Ausnahme wird gewöhnlich durch die Praxis [1]) aufgestellt; nämlich, daß Brautkinder für ehelich zu betrachten, und daher zur Erbfolge in das Vermögen des verstorbenen Bräutigams berechtigt seyen; vorausgesetzt, daß ein gesetzlich giltiges Verlöbniß vorausgegangen, die Ehe der Bräutigam zu vollziehen beabsichtigt, aber an der wirklichen Vollziehung derselben durch den Tod verhindert worden sey. — Schwerlich möchte jedoch diese Ausnahme, so

5) Berg Polizeirecht II. 127 ff. III. 469 ff. VI. 1. 580. Frank medicin. Polizei. III. 451. Prätorius, Preisfrage: ob es besser sey, das Bier unter obrigkeitlicher Aufsicht, oder in Privathäusern brauen zu lassen. Berlin 1791. Braun, das Biergetränk als das edelste in Hinsicht auf Gesundheit 1813.

1) S. *Zeller* (eigentlich *G. A. Spangenberg*) de partu sponsae legitimo. Gott. 1782. 4.

billig sie auch unter Umständen gemacht werden könnte, in Ermangelung provinzieller Gesetzgebungen[2]), nach gemeinem Rechte zu rechtfertigen seyn. Zwar fodert das römische Recht bei Eingehung der Ehe keine Förmlichkeit, und das kanonische Recht[3]) nur die Einwilligung der Contrahenten; zwar leitet letzteres daraus die Folge ab, daß jeder Beischlaf unter Brautleuten die Ehe hervorbringt, mithin alle Brautkinder ehelich sind[4]). Späterhin ist aber durch das Concilium zu Trident die Erklärung des Eheconsenses vor dem Pfarrer des einen der Eheleute und zweien Zeugen vorgeschrieben, und bei den Protestanten durch eine allgemeine Gewohnheit die priesterliche Einsegnung zu einem wesentlichen Erforderniß des Abschlusses der Ehe erhoben, welchem noch bei beiden Religionstheilen, eine schon im kanonischen Rechte angeordnete Proclamation voraus zu gehen pflegt[5]). Seit dieser Zeit kann daher der Beischlaf unter Verlobten keine Ehe mehr bewirken, und noch weniger die Brautkinder zu ehelichen und in dem Vermögen des Bräutigams erbfähigen Descendenten machen. (*Spangenberg.*)

Noch gehören hieher mehre, zum Theil anderwärts zu erläuternde Gegenstände. So ist **Brautgabe, Brautschatz, Brautschilling, Brautsteuer** und **Brautwagen** auf **Aussteuer** und **Dos**, **Brautlauf** auf **Bedemund** zu verweisen; folgende Artikel aber müssen ihre Stelle hier erhalten: **Brautgeschenke** (**Sponsalitia largitas**), nent man diejenigen Geschenke, welche Verlobte einander machen. In rechtlicher Hinsicht ist bei Brautgeschenken zu bemerken, daß sie, falls das Verlöbniß wieder aufgehoben wird, zurückgefodert werden können, doch mit Ausnahmen: 1) wenn der eine Theil an der Aufhebung des Verlöbnisses schuld ist, so behält der Unschuldige das Empfangene, und kann das Gegebene zurückfodern, ja das römische Recht gestattet ihm sogar, das Doppelte zurückzufodern, falls er ein Brautgeschenk gegeben, aber dagegen keines empfangen hat[1]). 2) Wird das Verlöbniß durch den Tod getrent, so kann die Braut die Hälfte der Brautgeschenke zurückbehalten, wenn sie vom Bräutigam geküßt worden ist[2]). — **Brautkranz** ist dasjenige als Kranz oder Krone gebildete Ehrenzeichen, mit welchem eine Braut am Hochzeitstage ihr Haupt schmücken darf. Schon bei den Griechen und Römern war der Brautkranz im Gebrauch; vorzüglichen Werth aber haben die Teutschen von jeher auf denselben gelegt, wie aus den vielen Statuten einzeler Städte[3]) erhellt. Nur die Braut, welche bis auf ihren Hochzeittag unbefleckte Jungfrau geblieben, ist befugt, einen solchen Brautkranz zu tragen; geschwächte, genothzüchtigte Frauenzimmer und Witwen haben dieses Recht verloren[4]). — **Brauttafelgelder** werden in einigen Gegenden Teutschlands die Hochzeitsgeschenke genant, welche die jungen Eheleute von ihren Freunden und Bekannten erhalten, und, wenn nichts besonderes ausgemacht ist, zu gleichen Theilen theilen. — **Brautvieh** ist eine Abgabe an Vieh, welche in einigen Gegenden Teutschlands die Gutsunterthanen dem Gutsherrn bei Verheirathung seiner Kinder entrichten müssen. Bisweilen geschieht diese Abgabe auch in Getreide, und dann heißt sie Brauthafer u. s. w., oder in Geflügel, z. B. Brauthühner. (*Spangenberg.*)

2) Z. B. im Königr. Sachsen Decis. nov. 49. 3) Cap. 23. X. de sponsal. IV. 1. 4) Cap. 22. 30. 31. X. eod. 5) *Boehmer* j. eccl. Prot. L. IV. tit. 3. §. 30—34.

1) C. 3. C. (V. 1.) de sponsal. 2) C. 5. C. eod. c. 15. 16. C. V. 3. de donat. ante nupt. 3) Z. B. das Lüneburgsche bei *Pufendorf* Observ. T. III. S. 374 u. a. 4) S. *Jon. Jo. Mader* de coronis nuptiarum.

BRAUWEILER, Dorf und vormalige Abtei in der Bürgermeisterei Freimersdorf, Landkreises und Reg. Bez. Köln (preuß. Rheinlande) merkwürdig wegen der daselbst zufolge eines Dekrets der französischen Regirung vom 21. Nov. 1808 für das damalige Roer-Departement gegründeten Bettler-Arbeitsanstalt (Depot de mendicité), zu deren Errichtung das ehemalige Abteigebäude dem Departement schenkungsweise verliehen worden ist. (*Heyse.*)

BRAUWER (Adrian), geb. 1608 zu Harlem, nach Andern zu Oudenarde, lernte die Malerei bei Franz Hals, der ihn aber so schlecht behandelte, daß er ihn verließ, und sich nach Amsterdam begab. Von niederer Herkunft, ohne alle Ausbildung, überließ er sich hier blos seinen Leidenschaften, und daher auch die Lieblingsgegenstände seiner Kunstdarstellungen, Gesellschaften von Spielern, Betrunkenen, Zänkereien in Wirthshäusern u. a. Aber was dieser Meister darstellte, ist wahr, und in allen seinen kleinen Gemälden findet man die größte Meisterschaft. Der Ausdruck ist aus dem Leben genommen, der Pinsel leicht, aber bestimt, und das Colorit vortreflich. Schade, daß sein unordentliches Leben ihn zu sehr von der Arbeit abzog, denn seine Gemälde sind unschätzbar. Selbst Rubens achtete ihn als großen Künstler, indem er Brauwer, da dieser im J. 1640 auf eine elende Art im Spitale starb, zu Antwerpen in der Karmeliterkirche stattlich beerdigen ließ. B. hat auch mehre geistreiche Blätter radirt. Van Dyk malte sein Bildniß, welches S. v. Bolsvert in Kupfer stach. (Descamps Th. 2. S. 129.) (*Weise.*)

Brava, s. Bravo.

BRAVA, 1) Stadt auf der Ostküste von Afrika (1° 12′ N. Br. und 61° 44′ L.) von Mauren oder Arabern bewohnt, die im 15. Jahrh. sich unter einer republikanischen Verfassung befanden, damals aber den Portugisen unterworfen wurden. Nachdem indeß die Kolonien dieser Macht in Verfall geriethen, erlangte Brava seine Unabhängigkeit wieder. Sie steht jetzt unter eignem Scheith, treibt Handel mit Arabistan und Hindostan und hat auf einer der kleinen vor dem Hafen liegenden Inseln einen hohen Leuchtthurm. Europäische Fahrzeuge besuchen sie selten. — 2) Eiland, zu der portugisischen Gruppe der Cabo Verde gehörig (352° 58′ L. und 14° 50′ N. Br.) ist gebirgig, trocken und wasserarm, und erzeugt wenig mehr als Bananas, Arbusen, Melonen, Baumwolle und einige Früchte; von Hausthieren hat sie blos Schweine, Ziegen und Hühner, ihr vornehmstes Produkt aber ist der Salpeter, von dessen Zubereitung und vom Fischfange die 200 bis 300 sie bewohnenden schwarzen Portugisen oder Neger sich nähren. (*Hassel.*)

BRÅVALLA-HED (B. Haide), in der Gegend von Werid in Småland. Sie dehnt sich durch die Kirchspiele Skatelöf, Thorsås, Wislanda, Blädinge, Aringsås, Lekaryd und Quänneberga (Håreds Albo) aus. Hier war es, wo lange vor Christi Geburt, man meint im J. 2493,

als das Land in kleine Fylkisreiche vertheilt war, deren Herrscher sich stets bekriegten, die berühmte schwedische Amazonenschlacht geliefert wurde. Der Fylkiskönig Alle herrschte unter andern auch über die Smaländische Landschaft Värend (der Name ist wol spätern Ursprungs), welcher die heutigen Kreise (Härader) Kunga, Kinnewald, Albo, Norrwidinge und Uppvidinge in sich begreift. Alle war ausgezogen, in den östlichen Landen zu rauben; die wehrhaften Männer mit ihm; kaum einer war daheim. Da überzogen sein Land die benachbarten Dänen und Jüten, und schon achteten sie es eine leichte Beute. Aber die Weiber des Landes theilten nicht nur den alten schwedischen Ruhm keuscher Gattinnen, auch für Freiheit und Selbständigkeit schlug ihr Herz; kein Mädchen gab einem Jünglinge, dessen Ruhm nicht bewährt war, die Hand, ja zuweilen, seine Tapferkeit zu prüfen, warf das Mädchen ihm den Fehdehandschuh hin, und nur wenn sie siegte, erhielt er das Jawort. Solchen Sinnes war das von Natur kraftvoll gebildete Geschlecht von Värend. Man berathschlagt; Boten werden ausgesandt; die Frauen und Töchter sammeln sich und rücken an. Blanda, die Herzhafte und Entschlossene, an der Spitze, nur mit wenigen zurückgebliebenen Männern vereint. Der Angriff wird gewagt auf Bråvalla's Haide; der Feind wird geschlagen, flieht, wird verfolgt; nur Wenige entkommen; der feindliche Heerführer Tumblingere selbst findet den Tod; sein und seiner Genossen Grabhügel, mit Runensteinen, werden bis auf den heutigen Tag gezeigt. Ein bleibender Lohn des weiblichen Geschlechts von Värend wird festgestellt: König Alle gibt das Gesetz von Värend, welches den Frauen und Mädchen von Värend große Vorzüge vor den Frauen und Mädchen anderer schwedischen Landschaften beilegt; z. B. Mann und Frau, Bruder und Schwester gehen zu gleichem Erbe; alle Weiber dürfen, wie Krieger, das Feldzeichen oder die Schärpe tragen, bei Hochzeiten Trommeln haben und ihr Land heißt Värend (Wehre); dagegen das westliche Land (Västra Härad), dessen Weiber nicht kamen und also nicht mitkämpften, zur ewigen Schande die Fluchtsteuer (Springskatt) erlegen. 1691 bestätigte Karl XI. das Värend's Gesetz, und noch jetzt erben dort die Weiber gleich mit den Männern und der Springskatt wird bezahlt. — Über Bråvalla-Hed führt der Weg von Werio (Värend's einziger Stadt) nach Laholm (in Halland). (*v. Schubert.*)

BRÅVALLA-SLÄTTER (Ebenen) auf Wikbolandet, der Halbinsel Ostgothlands, welche die Ostsee und ihr Busen Slättbaken und Bråviken bilden. Hier ward im 8ten Jahrh. nach Christi Geb. die blutigste Schlacht, welche je im Norden Statt gefunden hat, geliefert; der schwedische König Sigurd Ring überwand den dänischen König Harald Hildetand, welcher, nebst vielen Feldherren der Dänen, auf dem Wahlplatze blieb. (*v. Schubert.*)

RBÅVIKEN, ein Busen der Ostsee, der in den nordöstlichen Theil von Ostgothland einschneidet und das Fahrwasser nach der Stadt Norrköping bildet; die Küsten des Bråviken sind sehr schön; die südliche bildet den Landstrich Wikbolandet, der weiter im Süden vom Meerbusen Slätbaken begränzt wird. (*v. Schubert.*)

Bravo Rio, s. Rio del Norte.

BRAVO, zu teutsch Brav, pflegt in der Musik als Ausdruck des Beifalls gebraucht zu werden; — auch wol in den Superlativ gesteigert: Bravissimo! Im Italiänischen wird der Ausruf Bravo, als Beiwort, bald mit männlicher, bald weiblicher Endsylbe gebraucht, indem man einem Virtuosen Bravo! zuruft, einer Virtuosin aber in der Regel nicht Bravo! Bravissimo! sondern Brava! Bravissima! — mehren Virtuosen und Virtuosinnen Bravi! Bravissimi! — und Brave! Bravissime! — Außer Italien aber macht man es sich bequemer, und pflegt den Ausruf Bravo! gewöhnlich ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Zahl zu gebrauchen. — Übrigens wird im Italiänischen bei der Aussprache dieses Worts durchgängig die erste Silbe betont: Brāvŏ! Brāvă! u. s. w. und nicht Brăvō! Brăvā! welche letztere sehr unrichtige Betonung aber manche Unkundige für gar vornehm und zierlich zu halten scheinen. (*Gottfr. Weber.*)

BRAVOUR. Dieses, von Bravo (s. d. Art.) abstammende Wort, italiänisch Bravura, französisch Bravoure, wörtlich verteutscht Bravheit, Tapferkeit, Stärke, wird in der Musik gebraucht, um eine gewisse, vorzüglich glänzende Art von Kunstfertigkeit zu bezeichnen, und zwar Virtuosität der Art, welche eben vorzüglich geeignet ist, die Zuhörer durch schnelle, oder sonst schwierige Passagen, kühne Sprünge und dergl. zum Bravorufen zu vermögen. In eben diesem Sinne nent man Bravourstücke diejenigen, welche dem vortragenden Künstler vorzügliche Gelegenheit darbieten, Kunstfertigkeiten der bezeichneten Gattung zu entwickeln und im Besiegen auffallender Schwierigkeiten zu glänzen. In diesem Sinne gibt es daher Bravour-Arien, Bravour-Duette, Bravour-Variationen u. s. w. und eigentlich ist jedes Concerto ein Bravourstück. — Auch auf Personen hat man den Ausdruck angewendet, und nent z. B. Bravour-Sängerin eine solche, welcher gerade diese Art von Vortrag eigen ist, und man sagt von einem Virtuosen, welchem Kunstleistungen dieser Gattung sehr gut gelingen, und welcher Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet: er besitze viel Bravour.

Es darf wol nicht erst erwähnt werden, daß Bravour an und für sich selbst nicht Zweck der Kunst seyn kann; wol aber steht sie, als Mittel, keinem andern Kunstmittel nach; und wer z. B. Mozarts Arien: „Martern aller Arten" und die Bravour-Arie der Königin der Nacht, kent und versteht, wird nicht weiter fragen, ob der Ausbruch empörter oder stürmender Leidenschaft sich wahrer und ergreifender aussprechen könne, als in diesen Bravourstücken. (*Gottfr. Weber.*)

BRAWE (**Joachim Wilhelm von**), wurde den 4. Febr. 1738 zu Weißenfels geboren, wo sein Vater damals geheimer Kammerrath in herzoglich Weißenfelsischen Diensten war, aus denen er beim Aussterben dieses Hauses 1746 in die kurfürstlich sächsischen überging. Der Sohn widmete sich früh mit vollem Eifer den Wissenschaften und studirte mit ausgezeichnetem Fleiße auf der Schulpforte und der Universität Leipzig. Am letztern Orte genoß er den Umgang Gellert's, Kleist's, den der siebenjährige Krieg nach Leipzig geführt hatte, Lessing's und Weiße's, welche letzten beiden besonders seine

natürliche Neigung für das Theater und die dramatische Dichtkunst nährten. Als Nicolai im J. 1756 bei der Stiftung der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, bewarb sich Brawe mit seinem Freigeist, einem bürgerlichen Trauerspiel in Prosa, um denselben. Cronegks Codrus wurde zwar gekrönt, aber der Freigeist für das beste der eingesandten Stücke nach jenem anerkant. Ehe Brawe noch diesen Ausspruch erfuhr, schrieb er sein zweites Trauerspiel Brutus. Als er nach Vollendung seiner Studien die Stelle eines Regirungsrathes zu Merseburg antreten wollte und vorher seine Ältern zu Dresden besuchte, wurde er von den Blattern angesteckt und starb daran am 7. April 1758. Er gehörte zu den frühreifen Talenten und hatte sich bereits einen großen Schatz an Kentnissen erworben, auch seinem Namen ein rühmliches Andenken gesichert. Sein früher Tod wurde daher lebhaft bedauert, um so mehr, da Cronegk, ein Jüngling von gleich edlem Charakter, ähnlichen Talenten, ähnlicher Liebe zu den Wissenschaften und zur dramatischen Dichtkunst, fast zu gleicher Zeit von derselben ansteckenden Krankheit weggerafft wurde, und Teutschland so auf einmal beide viel versprechenden jungen Tragiker verlor. Man glaubt, daß Brawe in der Folge seinen Nebenbuhler übertroffen haben möchte, da er sich mehr zum Geist der engländischen Tragödie hinneigte, Cronegk hingegen von der französischen Manier ausging. Seine beiden Trauerspiele wurden zehn Jahr nach seinem Tode von Lessing, Berlin 1768. 8. herausgegeben, nachdem der Freigeist schon früher mit dem Codrus von Cronegk als ein Anhang zu Bd. 1 und 2. der Bibl. d. sch. Wissenschaften (1758) erschienen war. Seitdem ist der Freigeist noch einmal einzeln (Danzig 1774. 8.) und der Brutus im dritten Bande des Theaters der Teutschen gedruckt worden. In dem Freigeist zeigte sich Brawe's tragisches Genie noch weniger ausgebildet, und mit Recht fanden die Preisrichter an Plan und Ausführung vieles zu tadeln. Der damalige fühlbare Mangel an Originaltrauerspielen, das unverkennbare Talent und das 18jährige Alter des Verfassers rechtfertigten jedoch das Aufsehn, welches dieser Versuch machte. Der Brutus, ein Trauerspiel ohne Liebe und sogar ohne Frauenzimmer, zeigte Br's Genie in glänzendem Fortschreiten. Er entwickelte hier eine Kraft, Kühnheit und Würde des tragischen Ausdrucks, wie man dies Alles in Teutschland noch nicht gekant hatte. Auch Charaktere und Situationen waren besser gelungen, als im Freigeist, obwol ein Übermaß des Redeprunks die Jugend des Verfassers verrieth. Bemerkenswerth ist der Brutus überdies als das erste Drama von Bedeutung, worin der fünffüßige jambische Vers angewendet wurde *). *(Rese.)*

BRAY, 1) ein Dorf in der Graff. Berks des Kön. England. Es liegt an der Thames, hat 1 Armenschule für 20 Kinder, 1 Armenhaus und 2604 Einw. und wird für das alte Bibracte gehalten, in dessen Umgegend die Bibroci wohnten; — 2) ein Seehafen in der Grafsch. Wicklow des Kön. Irland an der südlichen Mündung des Bray, hat 1 altes Fort und Kasernen, und wird im Sommer zum Seebaden häufig besucht. — 3) Mit dem Beinamen sur Seine, eine Stadt in dem Bezirk Provins des franz. Dep. Seine-Marne; sie hat 300 Häus. und 2030 E., die Korn- und Fischhandel treiben. — 4) Mit dem Beinamen sur Somme, eine Stadt an der Somme, die hier schiffbar wird, in dem Bez. Peronne des franz. Dep. Somme; sie zählt 190 Häus., 1065 Einw., zieht vieles Obst und bereitet Cyder. *(Hassel.)*

BRAYA, nannte Graf Sternberg dem Grafen von Bray, einem baierschen Statsmanne zu Ehren, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Siliquosen und der 15. Linné'schen Klasse *). Die Gattung steht der Draba nahe, unterscheidet sich aber durch ablanges, walzenförmiges Schötchen mit dickem Stigma gekrönt, worin mehre geschnäbelte Samen sind. Der Kelch ist geschlossen und an der Grundfläche gleichförmig. Die Corollenblätter sehr stumpf und ungetheilt. Die Staubfäden ohne Ansätze. Die einzige Art: Br. *alpina* Sternb. wächst auf den Alpen des obern Kärnthens, und sieht einer Draba sehr ähnlich. *(Sprengel.)*

BRAZLAW (auch St. Petersstadt), Kreisstadt im Gouvernement Podolien, unter 48° 49′ 42″ Br. und 46° 37′ 24″ L., am rechten Ufer des Bug und der Mündung der Smucha und Row; mit 2 (ehemals königl. polnischen) Schlössern. Sie hat nur 300 Einwohner. *(v. Wichmann.)*

BRAZZA, im Alterthume Brattia †), Insel im adriatischen Meere, an der Küste von Dalmatien, mit 13—14,000 Einwohnern, einem Städtchen (Neisi), 1 Mktfl. (Boll) und 18 Dörfern, gutem Weinbau, aber wenig Getreide, Öl, Mandeln, Feigen, Safran und Ziegenkäse. Wein wird sehr viel ausgeführt, und als Muskatwein nach Venedig und Teutschland gebracht. Er wird für den besten dieser Gegend gehalten. Außerdem ist Fischerei Hauptgewerbe. *(Röder.)*

BRDY oder Baschliny-Wald, ein 7 M. langes Waldgebirge von keiner erheblichen Höhe, das sich im berauner Kreise in Böhmen von Südwest bei Przibram nach Nordost zieht. *(André.)*

BREAGE, Marktflecken in der brit. Shire Cornwall des Königr. England; er zählt 2888 Einw. und hat in der Nähe Zinnminen. *(Hassel.)*

Breaker, s. Mergui-Archipel.

BREBEUF (Jean de), Jesuit, geboren zu Bayeur, in der Normandie 1593, war einer der ersten Missionare in Canada, wohin er sich mit Champlain 1625 einschiffte. Viele Jahre brachte er unter den Huronen zu, und soll mehr als 7000 zum Christenthume be-

*) S. die Vorrede vor Brawe's Trauerspielen. Ch. H. Schmid's Biographie der Dichter Th. I. S. 132—153 und Nekrolog der Dichter Bd. I. S. 371—384 (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten S. 305 fgg. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 204—209, nebst Nachträgen im 5. und 6. Bande. Allg. deutsche Biblioth. Bd. 12. St. 1. S. 289. Biblioth. der schön. Wissensch. Bd. 3. St. 2. S. 403 fgg. Neue Biblioth. der schön. W. Bd. 7. St. 1. S. 155—157.

*) Denkschr. der Regensb. bot. Gesellsch. 1. S. 75.

†) Genant von Plinius (III. 30) im Itiner. marit. und in der Tab. Peutinger. als Insel an der liburnischen Küste und wegen ihrer Ziegenheerden berühmt. *(Ricklefs.)*

kehrt haben, gerieth endlich in die Hände der Irokesen, die mit den erstern Krieg führten, und wurde von ihnen 1649 grausam zu Tode gemartert. Er schrieb einen Katechismus in der Sprache der Huronen, den Champlain in seinen Voyages de la nouvelle France occidentale, dite Canada. Par. 1632. 4. abdrucken ließ. Es ist einer der ersten Versuche in den Sprachen von Canada *). (*Baur.*)

Brebeuf (Guilleume de), ein Neffe des vorigen, als Dichter nicht unrühmlich bekant; war zu Thorigny in der Normandie 1618 geboren, bekleidete nie ein öffentliches Amt, und starb zu Venoix unfern Caen im December 1661. In alten und neuen Sprachen und in der Theologie besaß er gute Kentnisse, und sein Lucain travesti, ou les guerres civiles de César et de Pompée, en vers enjouez. Rouen et Par. 1656. 12. (nur das erste Buch) ist eine nicht unglückliche burleske Parodie. Mehr Werth hat indessen seine ernsthafte Übersezzung dieses Dichters (Le Phersale en vers par Gu. de Brebeuf. Leyde, J. Elzevier. 1658. 12. sehr gesucht; Haye, 1683. 12. mit Kpf. und dem lat. Text), deren neueste Ausgabe unter dem Titel erschien: La Pharsale de Lucain, trad. en vers franç. par Brebeuf, accompagnée du texte conféré sur les meilleures éditions, avec la vie de deux poëtes et des reflexions critiques sur leurs ouvrages, par J. B. L. J. Billecocq. Par. 1796. Vol. II. mit 10 Kupf. Seine Poesies diverses. Par. 1658. 4. Oeuv. div. Rouen. 1662. 4, Eclogues. Par. 1662. 12. u. Recueil des oeuv. posth. Par. 1664. 12. enthalten manches schöne Gedicht, aber auch viel Mittelgut, unter andern eine große Anzahl geschriebener Epigramme. In seinen letzten Lebensjahren war er ein Frömmler, schrieb werthlose Poésies chrétiennes, und beschäftigte sich mit der Bekehrung der Calvinisten **). (*Baur.*)

BRÉBIETTE (Pierre), geb. zu Mantes-sur-Seine ums Jahr 1593, ein Maler, der aber mehr durch seine radirten Blätter als seine Gemälde bekant ist. Um sich in der Kunst zu vervollkommen reiste er nach Italien, und wählte nach seiner Rückkehr Paris zu seinem Aufenthaltsort. Seine geätzten Blätter stellten Friese, Bakchanale und Andachtsstücke dar. In der Erfindung und Zusammenstellung sind sie von vielem Verdienste, nicht vorzüglich in der Zeichnung, aber in einem guten Geschmack und von verständiger Ausführung. Die Manier dieses Künstlers wird mit der des Gillot verglichen, und er würde noch über diesem stehen, wenn seine Nadel eben so gefällig wäre. Außer seinen eignen Kompositionen radirte er nach Raphael, Sarto, Paul von Verona, u. a. Mehre seiner Werke findet man in Huber und Rost's Handbuch für Kunstliebhaber Th. 7. S. 99 bezeichnet. Sein Zeichen ist (PB, darüber 4u, im Herz) oder die Buchstaben P. B. (*Weise.*)

BRECCIE, bezeichnet diejenigen Gebirgsmassen, die aus scharfeckigen Stücken eines Gesteins durch ein gemeinschaftliches Bindemittel verkittet, bestehen. Vgl. Conglomerat. (*Germar.*)

Brechbarkeit, **Brechung**, s. Brechen.

Brechblock, **Brecheisen** u. s. w., s. Brechen.

BRECHEN. In physikalischer Hinsicht ist über Brechen, Brechbarkeit und Brechung der Art. Licht nachzusehen. In dem gewöhnlichen activen Sinne schneller Trennung gehören hieher viele technische Ausdrücke, großentheils jedoch mehr zu den Gegenständen, bei welchen sie als Werkzeuge gebraucht werden *). Nur im Allgemeinen mag hier, daß man Brechzeuge alle zum Ausbrechen von Thüren, Schlössern rc. gebräuchlichen Werkzeuge nent, erinnert und folgender auf mehre Gegenstände anwendbare Ausdruck näher erläutert werden: — Brecheisen, Brechhobel, Brechstange, Geißfuß, Kuhfuß, Rehfuß heißt eine zum Ausbrechen der Steine, zum Ausreißen der Nägel, auch wol zum Aufbrechen der Thüren und Schlösser bestimmte eiserne Stange, welche an dem einen scharfen keilförmigen Ende gebogen ist und daselbst einen Einschnitt hat, wodurch es Ähnlichkeit mit einer gespaltenen Thierklaue bekomt. Zu dem verschiedenen Gebrauch hat das Instrument auch eine verschiedene Größe von ½ bis 4 und 6 Fuß. Das Ende mit dem Einschnitte macht bei diesem Instrumente den kurzen, das andre Ende, worauf man drückt, den langen Hebelsarm. Je mehr der letztere den erstern an Länge übertrifft, desto geringer braucht die am Ende des langen Arms drückende Kraft zu seyn, um mit dem Instrumente die bewußte Wirkung hervorzubringen. (*Poppe.*). — Die Brechstangen, die von den Steinbrechern, Bergleuten, Maurern und Minirern gebraucht werden, um große Steine auf die Seite zu räumen, sind unten vierseitig zugeschärft mit verbrochnen Ecken, oben aber rund. Ihre Länge steigt nach Verschiedenheit ihres Gebrauchs von 2½ bis auf 6 Fuß, wo sie bei dem Bergbau den Namen des Schrämspießes führen. Sind sie an dem einen Ende zugespitzt, bei 3½ Fuß Länge, um in harten und steinigen Boden Löcher für die einzuschlagenden Pfähle zu bohren, bekommen sie die Benennung Stichlitz oder Stichsel, und werden von den Landleuten bei Anfertigung hölzerner Zäune, so wie bei dem Bau der Kriegsbrücke gebraucht. (*v. Hoyer.*)

Brechen, **Erbrechen**, in med. Hinsicht, s. Brechmittel.

BRECHMITTEL (Vomitoria, Emetica), im Allgemeinen heißen solche Mittel, welche den Magen zunächst, und die benachbarten Organe so heftig reizen, daß dadurch Entleerung deren Inhalts nach oben bewirkt wird. Da viele theils positive, theils negative intensive Reize, in einer hinlänglichen Gabe gereicht, diese Wirkung hervorbringen, so ist solche eigentlich nicht spe-

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von du Petit-Thouars).

**) *Baillet* jugemens, T. IV. 275. *du Tillet* parnasse franç. Lambert's gel. Gesch. d. Reg. Ludwigs XIV. 3. Bd. 70. Flögel's Gesch. des Burlesken 139. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. (von Auger).

*) Wie Brechblock und andere Flachsbrechmaschinen, s. Flachsbereitung u. Kupferhammer; Brecheisen, s. Kupferhammer; Brech- oder Reisskämme, s. Krempeln; Brechkolben, s. Kammmacher; Brechmeisel, s. Schlosser; Brechring, s. Leim- und Lohgerber; Brechzange, s. Messinghütte und Zange.

cifisch, so wenig, daß auch mechanische Reizungen: ein Kitzel des Gaumens, Überladung des Magens mit Speisen und Getränken 2c. Erbrechen erregen können. Zunächst bewirken aber die Brechmittel, als solche, Erhöhung der Thätigkeit der contractilen Fibern des Magens, abnorme Störungen der Secretionen und Excretionen, nebst sichtbaren Abweichungen der Sensibilität; ihre Wirkung dehnt sich über den ganzen Kreis des Sonnengeflechtes aus. Je größer der Antagonismus des Magens selbst ist, desto gewisser wird die irritable und vegetative Thätigkeit desselben aufgeregt, dadurch die Säfteab- und Aussonderung gesteigert, und das Mittel endlich durch das Erbrechen selbst wieder aus dem Körper entfernt, wiewol die Nachwirkungen desselben dadurch keineswegs sich erschöpfen. Ursprünglich werden also durch eine sogenannte Brecharznei die irritabeln Fasern des Magens durch verkehrte peristaltische Bewegung, Contraction und unwillkürliches Erbrechen, bis zu dem Grade aufgereizt, welcher endlich zu dem niedrigsten Grade von Irritabilität führt; dem Steigen und Sinken jener gemäß steigen und sinken gegenseitig auch die in näherem oder entfernterem Consens und Dissens stehenden übrigen Systeme; als secundäre Wirkungen lassen sich die Vorgänge in den Secretionsorganen der Haut, der Nieren, des Darmkanals ansehen; hieraus erhellt der Nutzen eines Brechmittels bei verminderter Produktivität, bei gesunkenem irritabeln Leben. Was übrigens Magendie's und Maignault's Versuche über das Erbrechen anlangt, bei welchem, nach Magendie, der Magen völlig unthätig seyn, und letzteres blos durch Druck des Zwerchmuskels auf den Magen bewirkt werden soll, so widersprechen einander beider Resultate. Aus Le Gallois und Beclard's neuern Versuchen geht hervor, daß das Erbrechen aus zwei Perioden besteht, dem Übertritt des Mageninhalts in den Schluckdarm, und von da in die Mundhöhle: daß der Magen keine deutliche Contractionen zeigt, die der ersten Periode angehörten, sondern die bemerklichen theilweisen Zusammenziehungen desselben nicht gleichzeitig mit dem Erbrechen, sondern nur die natürlichen Bewegungen des Magens sind, vermöge welcher er sich bei der Digestion entleert: daß die erste Periode des Erbrechens nur durch äußern Druck bewirkt werden kann, und die Kraftäußerung sehr verschieden ist nach der Consistenz des Mageninhalts; daß die zweite Periode, oder der Massen-Auswurf durch den Schlund ohne Hilfe des äußern Drucks der Bauchwände blos durch die Kraft des Schluckdarms vollführt wird; daß endlich der Zwerchmuskel von den phrenitischen Nerven das Princip seiner Contraction empfängt, und Zerschneidung dieser Nerven eine plötzliche und gänzliche Paralyse des erstern nach sich ziehe.

Die Brechmittel im engsten Sinne wirken in der Art schwächend, als sie den Körper gewaltsam anstrengen, heftige Ausleerungen hervorbringen, und mehr oder weniger den Verdauungsprozeß beeinträchtigen, oder sie leeren die im Schlunde, im Magen, Gallendarm, in der Gallenblase, den Gallengängen, dem Pankreas 2c. enthaltenen fremdartigen, entarteten, oder in zu großer Menge angehäuften Stoffe aus. Als Arzneimittel dienen sie vorzüglich da, wo ein ausgezeichneter sthenischer Zustand bei dem Wahnsinne, der Wuth 2c. mit einer enormen Abstumpfung der Reizbarkeit verbunden ist. In Fiebern wirken sie nicht blos durch ihre Evacuation wohlthätig, sondern weil sie der örtlichen Reizung des Magens durch Effluvien, Contagien 2c. Einhalt thun, und dadurch der allgemeinen Verbreitung des Fiebers durch Sympathie im ganzen Organismus vorbeugen. — Die sogenannten Nervenkrankheiten haben sehr häufig ihren Ursprung im Darmkanale, daher sind auch hier die Brechmittel entschieden nützlich, eben so beim innern Wasserkopf, wo meist keine Wasseransamlung im Gehirn, sondern ein veränderter Zustand desselben zugegen ist, der seinen Grund im chylopöischen Systeme hat. Als blos ausleerende Mittel taugen sie ihrer Natur gemäß nur da, wo die auszuleerenden Stoffe noch im Magen sind, oder in dessen Nachbarschaft (z. B. Nadeln, Gräten, Knochensplitter 2c. im Schlunde, in der Luftröhre 2c., zu viele, unverdauliche, verdorbene Speisen, viel zähe, oder abgeartete Galle, verschluckte Gifte aller Art, häufiger Schleim u. a. unzersetzte oder fremdartige Stoffe im Magen, welche mit untrüglichen Zeichen von Anfüllung und Neigung zur Turgescenz nach oben vorkommen 2c.), wo durch die Ausleerung bedeutende ursachliche Momente zu beseitigen sind, ohne daß durch diese Art von Entfernung die Krankheit gesteigert, oder neue bedenkliche Differenzen gebildet werden. Wenn aber obige Stoffe schon tiefer in den Organismus eingedrungen sind, oder wenn sich die Differenz einfacher und gefahrloser durch passende Arzneien reguliren läßt, wenn durch Ausleerungen die Krankheit vermehrt, oder eine und die andere neue Complication erzeugt wird, welche die Gefahr erhöht, wenn z. B. innere Entzündungen, und Blutflüsse verstärkt, Exulcerationen des Magens 2c. verschlimmert, bei Hernien, die sich nicht zurückbringen oder zurückhalten lassen, Gefahr der Einklemmung, bei weit vorgerückten Schwangerschaften Abortus und Hämorrhagien drohen, wenn heftige Schmerzen einen hohen Grad von Einklemmung der Harn- und Gallensteine vermuthen lassen 2c., müssen die Brechmittel vermieden werden. Gegründete Gegenanzeigen gegen dieselben sind auch Vollblütigkeit, Andrang der Säfte nach Kopf und Brust, Verstopfungen des Stuhlgangs; große Krümmungen und Verunstaltungen des Körpers, ein hohes Alter, Muttervorfälle, die Zeit der Menstruation, Neigung zu Misfällen 2c., nicht aber allemal ein asthenischer Zustand, wie uns die Erfahrung lehrt. Übrigens stehen alle diese Gegenanzeigen größerer Lebensgefahr nach, z. B. bei Vergiftungen, wo man dann alles anwenden und versuchen muß, um die hindernden Nebenverhältnisse hinwegzuräumen.

Brechmittel werden in der Regel am sichersten in getheilten Gaben, in kurzen Zwischenräumen auf einander, am liebsten, wenn der Fall nicht dringend ist, früh nüchtern, sonst zu jeder Tageszeit, bei Fiebern in der Remissionsperiode, bei Wechselfiebern kurz vor oder gleich nach dem Anfall, bei Stuhlverstopfung erst nach Klystierausleerung, bei Entzündungsanlage oder Neigung zu Blutcongestionen nach einem angezeigten Aderlaß 2c. gereicht. Der Kranke darf dann erst, und zwar lauwarm etwas nachtrinken, wenn die Übelkeit anhält, muß die ersten Ekelbewegungen zu unterdrücken suchen, bis dies nicht mehr möglich ist, und dann in einer freien, bequemen

Sitzung oder Stellung des Körpers, bei unterstütztem Kopfe rc. sich erbrechen. Ein Mensch vomirt leichter als der andere, oder ein krampfhafter Zustand rc. erschwert das Erbrechen, welches dann durch Zucker- oder Butterwasser, Öl, Kamillenthee rc. oder durch ein vorausgeschicktes krampfstillendes Mittel, oder durch Einbringen einer geölten Federschwinge in die Kehle zu erleichtern ist. Das zu heftige Erbrechen läßt sich nach Umständen, bald durch Milch, Milchrahm, Hafergrütze, Emulsionen, laue Bäder rc., bald durch Zimmt, Münzwasser, Wein, Brantwein oder Säuren; kohlens. Gas, Zitronsäure rc., bald durch Opium rc. stillen. — Wenn auch eine starke Gabe, wie in den psychischen Krankheiten rc., kein Erbrechen macht, oder wenn die Kranken sie nicht herunter bringen, oder nicht in Klystieren nehmen können, so läßt man sie in liquider, oder in Salbenform auf der Magengegend einreiben, oder kann ein Kataplasma von Tabaks- oder Kreuzwurzelblättern auf die Magengrube legen. Endlich kann auch durch Infusion eines Brechmittels in eine Vene Erbrechen bewirkt werden. — Brechmittel in kleinern nicht emetisch wirkenden Gaben gereicht, erregen blos Ekel rc., und heißen dann **Med. nauseosa.** (*Th. Schreger.*)

Brechmittel, in der Thierheilkunde bewirken nach den bisherigen Erfahrungen nur beim Hunde, der Katze und dem Schweine ein wahres Erbrechen, in sehr seltenen Fällen auch bei der Kuh, gar nicht aber beim Pferde, Esel und Maulthiere. Die weiße Nießwurzel wirkt in der Gabe von 10 bis 15 Gran bei Schweinen, von 1 bis 2 Gran bei Hunden und von ½ bis 1 Gran bei der Katze als ein heftiges Brechmittel; dagegen bewirkt sie bei Pferden nur eine heftige Angst, einen starken Schweiß, einen beschleunigten Athem, ein Recken und Würgen, verbunden mit einem starken Speichelfluß, nie aber einen Auswurf der Futtermasse des Magens durch den Schlund. Eben so wenig wirkt sie innerlich gegeben als Brechmittel beim Rindvieh; dagegen als Fontanelle im Frühjahre bei weidenden, grasfressenden Kühen gelegt, bewirkt sie in einigen Fällen ein wahres Erbrechen, bei den im Stalle mit trocknen Futter genährten Rindern aber nicht, sondern bloß Recken und Würgen. — Brechweinstein wirkt selbst in der Gabe von 1½ bis 2 Unzen auf das Pferd, den Esel, das Maulthier und den Ochsen als Brechmittel nicht, wol aber in der Dose von ½ bis 1 ja 2 Drachmen beim Schweine, von 5 bis 10 Gran beim Hunde, und von 2 bis 5 Gran bei der Katze. — Der weiße Vitriol erregt selbst zu einem ganzen Pfunde gegeben, beim Pferde kein Erbrechen, dagegen beim Schweine und den Fleischfressern schon in geringen Gaben von 10, 20 bis 36 Gran. — Der rohe Spießglanz bewirkt erst zu mehren Unzen gegeben bei großen Schweinen Erbrechen, solche aber die mit saurer Milch genährt werden brechen sich schon von einer halben bis ganzen Unze. — Spießglanzleber erregt in der Gabe von einer Drachme bei kleinen Ferkeln, und von 3 bis 4 Drachmen bei großen Schweinen Erbrechen, wenn diese Thiere vegetabilische Kost genießen, bei thierischer Nahrung aber nicht. Hunde erbrechen sich von 5 bis 10 Gran dieses Mittels; Pferden und dem Rindvieh hingegen kann man es pfundweise geben, ohne daß man danach Brechen beobachtet. Das Schwein erbricht sich nach 3 bis 4 Drachmen, und der Hund nach 15 bis 20 Gran Mineral-Kermes, so wie nach 10 bis 15 Gran Metallsafran; aber auf Pferde, Rindvieh und Schafe wirken beide als Brechmittel nicht. (*Greve.*)

Brechnuss, s. unter d. Art. **Strychnos.**

Brechstoff, s. **Emetin.**

Brechwein, s. **Spiesglanz.**

Brechweinstein, s. **Spiesglanz.**

Brechwurzel, rad. Ipecacuanhae, s. unter dem Art. **Cephelis.**

BRECHIN, Marktfl. in Forfarsh. in Scotland, am Esk, worüber eine Brücke von 2 Bogen führt, hat 1 Kirche, wobei ein antiker 103 Fuß hoher Thurm steht, 2 Bethäuser, gegen 600 Häus. und 5000 Einw., die Baumwollenweberei, Leinweberei, Bleichen, Garnspinnerei auf Maschinen und Brauereien unterhalten, und 1 Wochen- und verschiedne Jahrmärkte haben. Es ist ein alter Ort, in welchem 1150 schon ein Bisthum gegründet und eine Kathedrale errichtet wurde, deren Überbleibsel man noch sieht. Der Ort hat das Recht, mit Aberdeen, Arbroath, Bervie und Montrose einen Deputirten zum Parl. zu senden. (*Hassel.*)

BRECHTER (**Johann Jacob**), aus Augsburg, um 1734 geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und wurde darauf Hauslehrer bei einem wirtembergischen Prälaten. Eine Predigerstelle in Biberach, wo er mit Wieland bekant wurde [1]), bekleidete er nur ein halbes Jahr, kam dann als zweiter Geistlicher oder Diakonus in das gräfl.-Neupergische Städtchen Schweigern bei Heilbronn, und starb daselbst den 23. März 1772 im 38. Jahre, als er eben auf eine bessere Stelle im Hessen-Darmstädtischen kommen sollte, an einer Krankheit, die er sich bei einem Gliede seiner Gemeinde geholt hatte. Brechter hat sich als erfahrner und selbstdenkender Pädagog und Erzieher sehr vortheilhaft bekant gemacht, durch seine Anmerkungen über das Basedowsche Elementarwerk. Ein Stück über das Methodenbuch, Zürich 1772. 8. und seine Briefe über den Aemil des Herrn Rousseau, 2 Th. Ebend. 1773. 8.; zwei Schriften, die zur Zeit ihrer Erscheinung Aufsehen erregten, und zu den vorzüglichsten Erscheinungen im Fache der pädagogischen Literatur gezählt wurden [2]). Von richtigen Beobachtungen über den Menschen, seine Natur und Bestimmung, in physischer und moralischer Hinsicht, ausgehend, trägt er die vornehmsten

---

[1]) S. Wieland, geschildert von Gruber 1. Th. S. 172. ff. Bemerkenswerth ist, was der Dichter Schubart, der Brechtern ebenfalls kannte, von seiner Anstellung in Biberach, und von seinen früheren Schicksalen überhaupt erzählt. Er sagt: „Brechter gerieth in seinen jüngern Jahren unter die Truppe eines herumziehenden Wundarztes und ward genöthigt, den Hanswurst bei ihm zu machen. Blezinger zu Königsbronn im Wirtembergischen entriß ihn seiner schimpflichen Erniedrigung, nahm ihn in sein Haus und förderte ihn auf die Universität. Als hernach Brechter nach Biberach zum Diakonate empfohlen wurde und eben seine Probepredigt hielt, fügte es sich, daß der obgedachte Marktschreier mit seinem Wirthe in die Kirche ging. — Warum weinen Sie? fragte der Wirth den unter der Predigt schluchzenden Wundarzt. — Ach, erwiederte er, der Herr da war ehemals mein Hanswurst; o, so einen bekomme ich mein Lebtag nicht wieder. — Dieser ärgerliche Zufall brachte den guten Brechter um seinen Dienst, bis er bald darauf nach Schweigern kam." S. Schubart's Leben u. Gesinnungen, 1. Th. 64. 2) Vgl. die beurtheilenden Anzeigen und Auszüge beider Schriften in der (Nördlinger) Bibl. für

Lehren der Erziehung bündig und überzeugend vor, und was er sagt, hat das Gepräge der Wahrheit, und empfiehlt sich durch Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit. Mit G. W. von la Roche, genant Frank [3]), gab er den 1. Th. der Briefe über das Mönchswesen (Zürich) 1771. 4.; 4. Aufl. 1787. 8. und österes nachgedruckt, heraus, die zu ihrer Zeit von unbefangenen Katholiken und Protestanten gelesen und bewundert wurden, und zu denen Riesbeck (Zürich 1779; 1787.) ein 2—4. Bändchen schrieb [4]). *(Baur.)*

BRECHUNG, 1) heißt in der Musik das successive Anschlagen der Bestandtheile eines Zusammenklanges, wodurch dem Gehöre die Vorstellung des Zusammenklanges selbst erweckt wird. Wenn man z. B. eine Stimme mehre zur C-Dreiklangharmonie gehörige Töne nach einander durchlaufen läßt, etwa folgender- oder ähnlicherweise,

Fig. 1.

so erweckt man dadurch dem Gehöre die Empfindung der C-Dreiklangharmonie.

2) Man kann aber eine Stimme zuweilen auch auf eigene Weise so führen, daß sie nicht allein das gebrochene Bild Eines Zusammenklanges, sondern gewissermaßen sogar mehre Stimmen zugleich vorstellt, indem sie uns abwechselnd bald ein Stück der Melodie der einen, bald eines der andern, also die mehren Stimmen gleichsam in Stückchen zerbröckelt, gebrochen, hören läßt, und auf diese Art das Gehör, in der Bewegung dieser Einen, gewissermaßen den Gang mehrer verschiedener Stimmen erkennen kann. In dem dreistimmigen Sätzchen



erklingen allemal drei Töne zu gleicher Zeit, nämlich:

Oberste Tonreihe $\bar{c}$...$\bar{h}$...$\bar{a}$...$\bar{g}$
mittlere — — $\bar{g}$...$\bar{f}$...$\bar{e}$...$\bar{d}$
untere — — $\bar{e}$...$\bar{d}$...$\bar{c}$...h

Es ist nun freilich unmöglich, daß eine Stimme diesen dreistimmigen Satz so ausführe, wie er hier bei i steht, weil sie nicht drei Tonreihen zugleich angeben kann; in Brechungsform aber kann sie es, indem sie sich so bewegt, wie bei k oder n, o, p, q; und indem sie so bei jedem Akkorde die Töne aller drei Stimmen, einen um den andern, gebrochen anschlägt, erweckt sie die, gleichsam gleichzeitige Vorstellung, das gebrochene Bild dreier Stimmen, und der Fortschreitung jeder einzelen derselben; das Gehör kann sich Fig. k gleichsam so vorstellen, als ob die eine immer einen Augenblick pausire, indeß die andere ihren Ton angibt, wie bei l, oder auch als träte eine nach der andern so ein, wie bei m.

Eben so kann man Fig. 3 i, welche dem Ansehen nach nur zweistimmig ist, doch in gewissem Sinn als dreistimmig, wie bei k, betrachten, indem bei jenem Eine Unterstimme die Töne der beiden Unterstimmen von k angibt, und auf diese Art die Dienste von zwei Stimmen versieht, deren Töne man in ihr vereinigt, entdeckt.



Auch hier kann man sich die Vorstellung machen, als ob die eine Unterstimme von k immer pausire, indeß die andere ihren Ton angibt, und umgekehrt, wie bei l, oder so, als schlügen beide ihre Töne abwechselnd wiederholte Mal so an, wie bei m. Die zwei Töne $\bar{f}$ und $\bar{a}$ der zwei Unterstimmen bei k sind bei i gleichsam in kleine Stückchen zerbröckelt, gebrochen, und Einer in Mund gelegt: statt zweier unteren Stimmen, welche bei k auf den Tönen $\bar{a}$ und $\bar{f}$ einen halben Takt lang ruhig liegen bleiben, hört man bei i Eine, welche sich von $\bar{a}$ zu $\bar{f}$ hin und her bewegt. Diese, indem sie durch solche Bewegung, gleichsam figürlich oder sinnbildlich, mehre Stimmen vorbildet, unter dem Gewande Einer, uns mehre ahnen läßt, versieht dadurch in gewissem Sinne den Dienst von zweien, indem sie allein leistet, was sonst nur ein Verein mehrer zu leisten vermag. — Man kann ein solches Vorspiegeln mehrer Stimmen durch Eine, mit Recht stimmige Brechung nennen, und die mehren Stimmen, welche durch Eine

---

das Schul- und Erziehungswesen 2. Bd. 401—469; 3. Bd. 364—384; und in der (Lemgoer) Bibl. der neuesten teutschen Lit. 3. Bd. 206—224; 4. Bd 457—479. 3) Wieland von Gruber 149 ff. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 11. Bd. 4)

(Seybold's) ephemer. Alm. Basel, 1782. S. 73. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. (mangelhaft). (Bauers) Charakterist. der Erziehungsschriftst. 54.

vorgestellt werden, die **gebrochenen Stimmen**, im Gegensatz derselben aber die, welche die Töne mehrer Stimmen gebrochen vorträgt: die **brechende**. — Stimmige Brechung ist demnach diejenige Art eine Stimme zu führen, wodurch dieselbe mehre Stimmen vorstellt, oder gleichsam die Stelle mehrer vertritt; es ist, wenn man so sagen will, eine solche Führung einer Melodie, daß sie als Harmonie betrachtet werden kann: Harmonie im Gewande von Melodie.

3) Solche stimmige Brechungen können übrigens **unter unzählbar verschiedenen Gestalten** vorkommen, wobei denn die, unter dem Gewande Einer Stimme ertönenden mehren, bald **bestimmter**, bald **weniger bestimt, als mehre Stimmen hervortreten**. Wir wollen von solchen verschiedenartigen Formen noch einige Beispiele hersetzen.

Es gehört dazu unter Anderen auch das, was unter dem Namen **Arpeggio**, oder **Arpeggiatura**, d. h. harfenmäßiges Anschlagen der Akkorde, bekant ist, z. B.

Fig. 4 i) k)

wo die sämtlichen Sechzehntelnoten nichts anderes sind, als die bei k ersichtlichen Akkorde, in kleine Noten zerbröckelt, und die ganze Sechszehntelfigur offenbar gar nicht dazu bestimt ist, als Schweifung der Melodie Einer Stimme, als eigentliche melodische Figur, zu gelten, sondern für ein gebrochenes Anschlagen einer mehrstimmigen Akkordenfolge. — Eben so erkent man in

Fig. 5 i) k) l)



leicht eine Brechung des vierstimmigen Satzes bei k, oder auch wol des fünfstimmigen bei l.

Eben so stellt der scheinbar nur zweistimmige Satz Fig. 6i doch einen vierstimmigen vor,

Fig. 6 i) k) l)



Hummel, Missa I.

wie bei k, wo nicht einen fünfstimmigen wie bei l.

Auf gleiche Art ist der dreistimmige Satz 7i

Fig. 7 i) k) l)

bei k und l, in gebrochener Gestalt, in nur zwei Stimmen eingekleidet.

Auf ähnliche Weise ist das Beispiel 8i als zweistimmig zu betrachten wie bei k. Eben so kann Fig. 9i als dreistimmig wie bei k gelten, Fig. 10i als Brechung von k, Fig. 11i als Brechung von k, Fig. 12i, als Brechung von k und Fig. 13i von k oder l.



4) In den bisherigen Beispielen lag die Brechung überall ziemlich deutlich vor Augen, so daß man bei manchen Figuren leicht errathen konnte, daß sie nicht sowol als Melodie, als vielmehr als gebrochenes Anschlagen von Harmonien, oder gar von mehren gleichzeitigen Melodien mehrstimmiger Sätze dastehen. In andern Fällen aber kann dies auch wieder viel weniger deutlich seyn. So wäre es z. B. in

Fig. 14 i) k)

im Grunde kaum der Mühe werth, und wenigstens gar nicht nahe liegend, sondern ziemlich weit hergeholt, es als stimmige Brechung von k anzusehen; eben so empfinden wir bei dem Satze



überall doch nur Eine Stimme, und es fällt uns nicht ein, ihn uns so vorzustellen, als sey er, etwa wie bei k, im ersten Takte fünfstimmig, im zweiten zehenstimmig, im dritten drei- und fünfstimmig, im vierten vier- und einstimmig, und als bewege sich die Oberstimme von $\overline{\overline{e}}$ zu $\overline{\overline{\overline{g}}}$, von da zu $\overline{\overline{e}}$, $\overline{\overline{\overline{c}}}$, $\overline{\overline{f}}$ und $\overline{\overline{\overline{c}}}$, und die übrigen Stimmen, — wer weiß wie. — Eben so könnte man freilich in

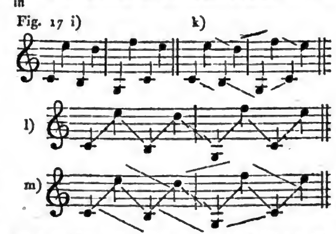


die Unterstimme in der zweiten Hälfte des ersten Taktes allenfalls als stimmige Brechung von k, den Satz also, diesen halben Takt hindurch, als gewissermaßen sechsstimmig, sonst aber überall nur als 2stimmig, ansehen; allein es ist am Ende kaum der Mühe werth, hier von Mehrstimmigkeit durch Brechung zu sprechen.

5) Eben weil eine brechende Stimme gewissermaßen als mehre Stimmen betrachtet werden kann, so liegt in solcher Art von Stimmenführung auch wieder eine Art von Mehrdeutigkeit, indem eine solche Stimme, je nachdem man sie aus dem einen, oder aus dem andern Gesichtspunkt ansehen will, bald als eine, bald auch als mehre Stimmen, erscheint.

Für's Erste hat nämlich das Gehör gleichsam die Wahl, ob es sich unter einer solchen Stimme mehre, oder ob es sich dieselbe als eine einzige denken will. Eine Wahl, welche ihm, wie wir bereits unter 3) bemerkten, bald schwer, bald leichter wird, weil die, unter dem Gewand einer einzigen verborgenen mehren zuweilen sehr deutlich und erkennbar als mehre Stimmen ins Gehör fallen, indeß man in andern Fällen nicht recht bestimt zu sagen vermag, ob man die Bewegung einer Stimme mehr als stimmige Brechung mehrer, oder mehr nur als eine einzige empfinde.

6) Zweitens aber ist eine solche Stimme, wenn man sie auch bestimt als eine Brechung mehrer empfindet, alsdann gerade darum erst wieder in einem anderweiten Sinne mehrdeutig, indem alsdann in derselben zweierlei verschiedene melodische Fortschreitungen verborgen liegen, nämlich 1) die Melodie der brechenden Stimme, und 2) die Melodien der gebrochenen Stimmen. Z. B. in



liegen zwei gebrochene, deren Untere von $\bar{c}$ (zwar nicht unmittelbar, sondern unterbrochen durch das $\overline{\overline{e}}$ der Oberstimme) zu h und von diesem h eben so zu g fortschreitet, indeß die Oberstimme auf ähnliche Art von $\overline{\overline{e}}$ zu $\overline{\overline{d}}$, und von da zu $\overline{\overline{f}}$ schreitet, wie Fig. k zeigt. Man kann diese Fortschreitung der gebrochenen Stimmen die unterbrochene oder gebrochene Fortschreitung nennen. — Wie sehr man sich aber diese gebrochene Fortschreitung auch als wirklich denken mag, so bleibt es am Ende doch immer wahr, daß die brechende Stimme, an und für sich selbst betrachtet, nicht diese, sondern eine andere Fortschreitung hat, indem sie von $\bar{c}$ unmittelbar zu $\overline{\overline{e}}$, von diesem $\overline{\overline{e}}$ wieder zu h und von da zu $\overline{\overline{d}}$ schreitet u. s. w. Diese zweite Art von Fortschreitung (welche bei l durch die schroff auf- und abwärts gehenden Striche angedeutet ist), kann man die unmittelbare oder wirkliche Fortschreitung nennen. — Diese beiden, so zu sagen gleichzeitig nebeneinander bestehenden, verschiedenen Fortschreitungen, welche bei m beisammen angedeutet sind, empfindet unser Gehör zugleich, wiewol freilich oft die eine sehr vorwaltend vor den andern.

In dem eben angeführten Beispiele, wo die Stimmigkeit sehr in die Augen fällt, achtet das Gehör mehr auf die gebrochene Fortschreitung, indeß es in Fig. 14 und 15 kaum eine Brechung, oder doch keine stimmige Brechung ahnet, und also auch kaum Fortschreitungen gebrochener Stimmen, sondern mehr nur die unmittelbare Fortschreitung der Einen empfindet.

7) Weil nun bei einer brechenden Stimme zwei verschiedene Arten von Fortschreitung zugleich Statt finden, so müßte eine solche Stimme auch eigentlich so geführt werden, daß beide Arten von Fortschreitung regelrecht, die Führung also in beiden Hinsichten gut und fließend sey. Es ist indessen auch hinreichend, wenn sie nur in Einer von beiden Hinsichten richtig geführt ist, und zwar vorzüglich in derjenigen Hinsicht, welche das Gehör vorwaltend empfindet; und dies um so mehr, je entschiedener eine Hinsicht vor der andern vorwaltet. (*Gottfr. Weber.*)

BRECKERFELDE, Stadt im Kr. Hagen des preuß. Reg. Bezirks Arnsberg mit ungefähr 1000 Einw., die für die Fabriken zu Iserlohe und Altena das Ziehei-sen verfertigen, auch eine Stahlfabrik und außerdem Tuch- und Strumpfweberei treiben und Seidenarbeiten liefern. — Die Stadt hat 1 lutherische und 1 reformirte Kirche. (*H.*)

BRECKNOCK, 1) eine Shire in dem brit. Fürst. Wales, zwischen 13° 41′ Br. 14° 25′ östl. L. und 51° 46′ bis 52° 10′ n. Br, im NO. an Radnor, im SO. an Hereford und Monmouth, im SW. an Glamorgan und Caermarthen, im NW. an Cardigan gränzend; ihr Flächeninhalt 36,°³ geogr. oder 754 engl. □Meilen. Ein äußerst bergiges Land, vom Waleser Gebirge bedeckt, das sich hier in zwei Gruppen, dem Vann, wovon der höchste Gipf. Brecknock Beacon für den höchsten Gipfel von Südwales gilt, im N. und dem Epynt in S. zeigt. Diese Gebirge gewähren dem Lande eine hinreichende Bewässerung. Die vornehmsten Flüsse sind: der Wye, Usk, Irvon und Taaf, wovon aber nur letztrer in dem Umfange der Provinz den Ursprung nimt. Ein fischreicher See ist das Brecknock Meer, der eine Meile im Umfange hält. Ein Kanal, 1811 vollendet und Brecon mit Newport verbindend, hält 9 Fuß Breite, und trägt Barken von 25 Tonnen Last. Das Klima ist kalt, aber heiter und gesund. In den Thälern, die sich zwischen den Gebirgen ausbreiten, gewint man gutes Getreide und Kartoffeln, die Weiden ernähren zahlreiche Herden von Rindvieh und Schafen, Fische und Seen sind fischreich, und aus den Gebirgen zieht man Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen und Kalk. Viehzucht ist Hauptgewerbe; der Ackerbau reicht nicht zur Nothdurft zu, und der Bergbau geht vorzüglich auf Eisen; in den Werken bei Llanelly werden wöchentlich 90 bis 100 Tonnen Eisensteine gewonnen. Der Kunstfleis beschäftigt sich außer der Eisenfabrikation mit der wollen Zeug- und Flanellweberei, und die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Wolle, jährlich 2500 Pakken, Bauholz, Rindvieh, Schafe, Schwrine, Butter, Käse, Flanelle und Worstedstrümpfe. Die Volksmenge belief sich 1811 auf 37,735 Individuen in 7919 Familien, wovon 4667 bei der Landwirthschaft, 2239 bei dem Kunstfleiße und Handel und 1013 auf andre Art beschäftigt waren. Der Wohnplätze waren 4 Marktflecken, 61 Kirchspiele und 6794 Häus. Die Provinz, welche zur Diöcese von S. Davids gehört, 160 Mann zur Nationalmiliz stellt und 1 Deputirten zum Parlamente sendet, wird in 6 Hundreds abgetheilt. — 2) Ein Borough in der gleichnamigen Grafschaft der Provinz Wales und der Hauptort derselben, der als solcher 1 Dep. zum Parl. sendet. Er liegt unter 51° 54′ Br. und 14° 22′ L. am Usk, wo dieser Fluß den Honddy aufnimt, über welchen erstern Fluß 1, über den letztern 3 Brücken führen, ist unregelmäßig gebauet und besteht aus 3 Hauptstraßen, worin 3 Pfarrkirchen, 4 Bethäuser der Dissenters, 1 Stadt- und 1 Zeughaus stehen. Die Zahl der Einw. beläuft sich auf 3196, die sich größtentheils von Verfertigung von Flanellen und Worstedstrümpfen nähren und 2 Wochen- und 4 Jahrmärkte halten. Es ist ein alter Ort, der sonst mit Mauren und Graben umgeben war und 1 festes Schloß und 1 Kloster hatte, auch finden sich einige Alterthümer, da die Römer in der Nähe stationirt waren. — 3) Eine Ortschaft in der Grafschaft Berks des nordamerikanischen Stats Pennsylvania mit 495 Einwohnern. — 4) Eine Ortschaft in der Grafschaft Lancaster des nordamerikanischen Stats Pennsylvania mit 890 Einw. und 1 Postamte. (*Hassel.*)

BREDA, 1) ein Bezirk in der niederl. Prov. Nordbrabant, welcher 1816 in 7 Kantonen 85,066 Einw. zählt. — 2) Die Hauptstadt des gedachten Bezirks. Sie liegt unter 51° 35′ 19″ Br. und 22° 26′ 9″ L. an der Merk, die nach der Vereinigung mit der Aa den Namen Dintel annimt, ist stark befestigt und kann mit der umliegenden Gegend völlig unter Wasser gesetzt werden. Ihr Schloß steht in einer Citadelle, deren Wälle mit Bäumen besetzt sind. Sie ist in Form eines Dreiecks, gut und ziemlich regelmäßig gebauet, und besitzt 7 Kirchen, wovon die Hauptkirche ein geschmackvolles Gebäude ist, einen 362′ hohen Thurm trägt und verschiedene Monumente der alten Gebieter von Breda enthält, 1 stattliches Rathhaus, 1 lateinische Schule, 4 öffentliche Plätze und gegen 1500 Häus. Die Zahl der Einw. belief sich 1814 auf 8999, theils reformirt, theils katholisch, welche letztre 3 Kirchen besitzen, theils lutherisch mit 1 Kirche. Sie unterhalten nach Graafs Beschr. von Brabant 11 Hutfabr., 3 Tapetenfabr., 4 Gerbereien, 1 Kartenfabr., 2 Oel-, 1 Tabaks- und 1 Sägemühle, auch 8 Brauereien, deren Bier berühmt ist, aber der Handel bedeutet wenig, ob die Stadt gleich ein Handelsgericht hat und durch einen 2¼ Meile langen Kanal und durch die schiffbare Dintel mit der Maasmündung und dem teutschen Meere in unmittelbarer Berührung steht. Ihre 2 Wochen- und 5 Jahrmärkte werden indeß ziemlich besucht. — Breda war der Hauptsitz einer Herrlichkeit, die dem Hause Nassau Oranien gehörte, und nach dem Tode König Wilhelms dem Hause Dietz zufiel, das sie im Luneviller Frieden 1801 der Republik Holland zum Opfer brachte. Sie galt immer als eine der wichtigsten Vorposten der vereinigten Niederlande; berühmt ist die Einnahme durch Moritz von Nassau, der sie 1590 durch ein Stratagem in die Hände bekam. 1575, 1667 und 1747 wurden hier Kongresse gehalten, und 1667 ein Frieden zwischen Frankreich und England auf einer, und Holland und Dänemark auf der andern Seite geschlossen. Sie ist der Geburtsort des bekannten Physikers und Naturforschers Ingenhouß. In der Nähe liegt das angenehme Lusthölzchen, der Liesbosch. (*Hassel.*)

BREDE, la Brede, Dorf in dem Bez. Bordeaux des franz. Dep. Gironde mit 1324 Einw., worin der berühmte Montesquieu († 1755) geboren war und später den Studien lebte. (*Hassel.*)

BREDELAR, eine alte Cisterzienserabtei im Amte Marsberg, Herzogthums Westfalen, gestiftet 1170 von dem kölnischen Erzbischof Philipp von Heinsberg. Sie war Anfangs für Prämonstratensernonnen bestimt, als diese aber ihre Sittenreinheit nicht zu behaupten vermochten, wurde sie 1196 in ein Cisterzienser-Mönchskloster umgeschaffen, welches 1803 aufgehoben und in eine Statsdomäne verwandelt worden ist. Durch ihre Lage an der Gränze zwischen Köln, Paderborn und Waldeck und zwischen den Dynasten von Padtberg, Canstein und Büren, war die Abtei für die ältere Geschichte des Landes ein

wichtiger Berührungspunkt, dessen nicht unmerkwürdige Schicksale der Verfasser dieses Artikels eigends beschrieben hat*). Nicht weit von dem Kloster, bei welchem zugleich eine Poststation eingerichtet ist, befinden sich ein Eisenbergwerk und eine Eisenhütte, welche von Gewerken in Brilon betrieben werden. Die Hütte liefert ganz vorzügliche Gußwaaren. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BREDEMEYERA benannte Willdenow einem unterrichteten Gärtner Bredemeyer zu Ehren, der vor 20 Jahren in Südamerika Pflanzen sammelte, eine Gattung aus der natürlichen Familie der Polygaleen und der 17ten Linné'schen Klasse. Char. Dreiblättriger Kelch: Schmetterlingsblume mit zweiblättrigem Wimpel. Steinfrucht mit zweifächeriger Nuß. Die einzige bekannte Art: Br. floribunda W., ist ein Strauch mit ablangen wechselsweise stehenden Blättern und kleinen gelben Blumen, der in Neu-Granada wild wächst. (*Sprengel.*)

BREDENBECK, Dorf und geschlossenes adel. Gericht in der hannöv. Prov. Kalenberg zwischen den Ämtern Wennegsen und Kalenberg. Es hat 2 Rittersitze, auf deren einem der bekannte Schriftsteller Adolf von Knigge geboren ist, 85 Häus. und 580 Einw. (*Hassel.*)

BREDENBORN, Marktfl. in dem Kreise Höxter des preuß. Reg. Bez. Minden, der in den neuesten Zeiten die Rechte einer Stadt verloren hat, liegt an der Bewer, hat 2 Thore, enge winklige und schmuzige Straßen, 1 Kirche, 155 Häus. auf westphälische Weise gebaut, 10 Scheunen und 780 Einw., deren Hauptnahrung auf der Landwirthschaft beruhet; mit bürgerlichen Gewerben beschäftigten sich 1802 nur 51 Familienväter, worunter 5 Brantweinbrenner. Unter den 5 Mühlen ist 1 Sägemühle. (*Hassel.*)

BREDENKAMP (Hermann), Prediger am Dom in Bremen, geboren daselbst den 22. Februar 1760. Er bildete sich auf der Domschule und dem Athenäum seiner Vaterstadt und auf der Hochschule zu Göttingen. Darauf wurde er in Bremen Subrector, Conrector, 1797 Rector an der Domschule, und 1799 zugleich Gehilfsprediger am Dom. Das Rectorat legte er 1805, als er die vierte ordentliche Predigerstelle am Dom erhielt, nieder, und starb den 26. Oktober 1808. Mit der gewissenhaftesten Amtstreue verband er eine seltene Lehrgabe und mannigfaltige tiefe Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, mit denen er nicht zu glänzen, sondern seinen Schülern zu nützen bemüht war. Auch als Kanzelredner war er vortreflich, und seine geistreichen Vorträge drangen tief in die Herzen der Zuhörer. Die Resultate seiner gelehrten Forschungen theilte er gern zur öffentlichen Bekanntmachung denen mit, die sich gleicher Forschung widmeten, und wenn nur die Wissenschaft gedieh, so war ihm die Bekanntmachung seines Namens gleichgiltig; daher lehnte er auch, zufrieden mit seinen Verhältnissen und im Genuß einer allgemeinen Liebe, den Ruf zu einem theologischen Lehramte nach Göttingen ab. Dem Publikum wurde er zuerst durch eine brauchbare und korrekte Handausgabe des Thucydides (Bremen 1791. 2 Th. 8.)

*) J. S. Seibertz Geschichte der Abtei Bredelar; in E. W. Grote's Jahrbuch für Westfalen. Coesfeld, Wittneven, 1817. 8.

bekant, in welcher die 4 ersten Bücher nach der Gottleber-Bauerschen, die 4 letzten aber nach der Zweibrücker Ausgabe, jedoch nach einer richtigern Interpunktion abgedruckt sind. Mehre, die orientalische Literatur und biblische Exegese betreffende, gehaltreiche Beiträge lieferte er zu Paulus Memorabilien, Michaelis und Eichhorn's oriental. Bibliothek, z. B. die armenische Übersetzung des A. T. betreffend, auch war er im theologischen Fache ein fleißiger Mitarbeiter an der neuen allg. teutschen Bibl., den Rintler Annalen und der Jen. allg. Literaturzeitung. Ein rühmliches Denkmal seiner Amtstreue und eine gesunde Nahrung für den Geist des Lesers sind seine Predigten über die Lehre von Gott (Bremen 1809. 8.), die aus seinem Nachlasse gedruckt wurde*). (*Baur.*)

BREDERODE, niederländisches Geschlecht, merkwürdig nicht nur durch seine Abkunft, die man von dem Grafen von Holland herleitet, und durch den Besitz sehr ansehnlicher Güter[1]), sondern auch, und mehr noch durch eine Jahrhunderte hindurch fortgesetzte, endlich siegreiche Opposition gegen die Regenten. Siegfried, des Grafen Arnold von Holland jüngster Sohn, wird als der Ahnherr des Geschlechts betrachtet. Einer von Siegfrieds nächsten Nachkommen erwarb das Landrichteramt in Kennemerland, und nannte sich, wie es scheint, nach den Insignien seiner Amtswürde, Brederode, welche Benennung einigermaßen mit dem hochteutschen Walbott (Gewaltbott) verwandt ist. Wilhelm († 1316) erheirathet Teilingen und Lekke; sein Sohn, Dietrich, nimt wegen seiner Gemalin, Beatrix von Valkenburg, bei Mastricht, die Valkenburgischen Erbgüter, doch vergeblich, in Anspruch. Dietrich's Sohn, Reynold I., erheirathete Gennap, an der Maas, zur Hälfte. Der zweite von Reinolds Söhnen, Johann, war mit Johanne von Abcoude verheirathet, als Andacht, Neugierde oder Gewissensbisse ihn antrieben, das Fegfeuer des heil. Patricius in Irland zu besuchen. Von der Pilgerfahrt heimgekehrt, erbaute er Gott und dem heil. Patricius zu Ehren eine Kapelle bei seiner Burg Brederode (1397), hoffend, hiemit seine Sünden und die schrecklichen Bilder

*) Gedächtnißrede auf ihn, von J. D. Nicolai. Bremen 1808. 4. (angehängt sind die Lebensumstände des Verf. und ein Verzeichniß seiner Schriften.) Drei Predigten von J. J. Stolz. Ebend. 1809. 8. (Die zweite ist eine Gedächtnißrede auf Br.) Becker's Nationalzeit. 1808. St. 49. Jen. Lit. Zeit. 1808. Intell. Bl. Nr. 87. Hall. Lit. Zeit. 1808. Nr. 345.

1) Die Stammbesitzungen liegen in Südholland zwischen Link und Merwe, in dem sogenannten Ablasserwaart, wo das Geschlecht noch im 14. Jahrh. samt dem auf dem Hause Giessen-Nieuwkerk haftenden Erbamte eines Watergraaf in dem Nederwaart besaß, Geudriaan, 850 Morgen holl., Giessen-Nieuwkerk 756 M., Hardinxveld 616 M., Hofwegen 168 M., Papendrecht 616 M., Peursum 380 M., Slingeland 236 M., Wyngaarden 636 M., überhaupt 4258 Morgen, und es war eine gemeine Sage, daß der Herr von Brederode auf seinem Grunde und Boden von Noordeloos bis Dordrecht reisen könne. Das Haus Brederode in Nordholland, unweit Haarlem, zu welchem mehre adelige Lehenleute, und das Kirchdorf Wilzen, gehörten, ist nicht das Stammhaus, sondern hat von dem Erbauer den Namen empfangen. Zweimal zerstört, 1202 und 1436, war Brederode jedesmal aus den Ruinen prächtiger hervorgegangen. Mit dem Geschlechte verfiel die Burg, deren Stelle gegenwärtig nur weniges Mauerwerk bezeichnet.

zu tilgen, die seine Phantasie seit dem Besuche auf der geheimnißvollen Insel des Lough Dearg, peinigten. Vergeblich hatte Johann gehofft, jeder Tag steigerte seine Qualen; so daß er endlich in den Karthäuserorden trat, während seine trauernde Gemalin in dem, ihretwegen von ihrem Vater in seiner Herrschaft, zu Wyk te Duurstede 1399 gestifteten Dominikaner-Nonnenkloster, den Schleier nahm. Johann verlebte mehre Jahre in der Karthause vor Utrecht, bald aber sehnte er sich aus der engen Zelle nach dem Getümmel der großen Welt zurück. Des Schwiegervaters und Schwagers schnell nach einander erfolgter Tod, ein Blick auf die, seiner Gemalin hiedurch angefallene, von ihm so leichtsinnig aufgegebene Erbschaft, verwandelte den stillen Wunsch in eine wüthende Leidenschaft. Er fand Mittel, den heiligen Mauern zu entfliehen, und einiges Gesindel um sich zu versammeln, mit dessen Hilfe er Wyk einnahm, und seine Gemalin mit Gewalt aus dem Kloster befreite. Ein solches Vergehen brachte die Streitkräfte des ganzen Landes in Bewegung, und in dem ungleichen Kampfe mußte Johann unterliegen. Johanna wurde wieder in ihr Kloster verwiesen, wo der Gram sie tödtete (1411), er selbst, man weiß nicht wie, nach einiger Zeit aus der Gefangenschaft entlassen. Er irrte mehre Jahre flüchtig umher, und fand endlich bei Azincourt, im Kampfe gegen die Engländer, was allein ihm helfen konnte, einen ritterlichen Tod. — Auch Johann's ältester Bruder, Dietrich, war Karthäuser geworden (1389), es vereinigte daher das ganze Erbe des Hauses Walraff I., der dritte von Reynolds I. Söhnen. Dieser, Statthalter in Holland, und der Jakobine von Baiern eifriger Anhänger, fiel bei der Einnahme von Gorkum, 1. Dec. 1417, nachdem er Gennap an Cleve verpfändet, und dagegen die wichtige Herrschaft Vyanen und Ameide, durch Vermälung erworben hatte. Der jüngere seiner Söhne, Gisbert, wurde 1455 einhellig zum Bischofe von Utrecht gewählt, mußte aber David, dem Bastard von Burgund, für den alle Cabeljaus stritten, weichen, und sogar 1479 nach langem und peinlichem Gefängnisse der früher besessenen Dompropstei entsagen. Er hatte zwölf uneheliche Kinder. Reynold II., Walraffs I. ältester Sohn, Burggraf zu Utrecht, Ritter des goldnen Vliesses, verkaufte im J. 1441 Gennap für 7000 alte Schilde an Cleve, wurde Gefangener des Bischofs David von Utrecht, der ihn auf das Grausamste behandeln ließ, und starb 1473, mit Hinterlassung zweier Söhne. Franz d. j. studirte zu Löwen, als der Hoeks glänzende Anerbietungen ihn verleiteten, sich an ihre Spitze zu stellen. Die sinkende Partei erhielt durch ihn neues Leben, und Holland wurde geraume Zeit hindurch der Schauplatz verheerender Fehden. Endlich bei Ziriksee in einem Seetreffen gefangen, wurde er nach Dordrecht gebracht, und in einem der Stadtthürme eingesperrt, woselbst er gar bald, nur 24 Jahre alt, verschied (1490). — Franzens älterer Bruder, Walraff II., verzichtete auf die gefährliche Ehre eines Parteiführers, lebte in Frieden auf seiner Burg Batenstein bei Vyanen, und erheirathete mit seiner ersten Gemalin, Margarethe von Borssele, Cloetingen und Niederkerke, bei Dordrecht. Mit seinen zwei Söhnen erster Ehe, theilte sich das Haus in zwei Linien: Reynold III., der Stifter der ältern, Herr auf Brederode, Vyanen und Ameide, diente zuerst dem Könige von Frankreich, der ihm alle Unterstützung angeboten, um die Rechte seines Hauses auf Holland und Seeland geltend zu machen, und ihn verleitet hatte, das Wapen dieser Provinzen dem seinigen beizufügen. Da aber diese versprochene Hilfe ausblieb, wagte Reynold, trotz des richterlichen Spruches, wodurch er zum Tode und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt war, zu Gent 1540 persönlich vor dem Kaiser zu erscheinen, der ihn, nachdem er ihn eine halbe Stunde auf den Knien hatte liegen lassen, vollständig begnadigte. Reynold diente hierauf mit Auszeichnung unter Karls V. Heeren, starb zu Brüssel den 29. September 1556, als Senior der Ritter des goldnen Vließes, und wurde zu Vyanen, unter einem prächtigen marmornen Monumente, beigesetzt. Von den Söhnen, die ihm Philippine von der Mark-Sedan, Frau auf Havrincourt in Artois, unweit Cambray (verm. 1521)[2]), geboren, starb der ältere, Philipp, zu Mailand, 1554, im Gefolge des Kaisers; der dritte, Ludwig, blieb bei St. Quentin, oder vielmehr, er erstickte unter dem Harnische, an dem heißen Tage, der vierte, Robert, starb als Coadjutor von Cambray. Dem zweiten Sohne, Heinrich, geb. 1531, dem Erben der väterlichen Besitzungen, war es beschieden, der Rächer der Hoeks und des Hauses Mark, die Geisel des Vaterlandes zu werden.

Karl V. hatte die Niederlande auf den höchsten Gipfel des Ruhms und des Wohlstandes erhoben, und diesem war der Übermuth gefolgt. Vergeblich mochte des Kaisers Sohn, Philipp II. sich vorgesetzt haben, in des Vaters Fußtapfen zu treten; der Geburt und den Sitten nach ein Fremdling in den Niederlanden, erkannte er niemals, wie leicht Völker zu regiren sind, die nur dem Gesetze allein gehorchen zu dürfen glauben. Zudem wurde seine Regirung erschüttert durch die große Glaubensneuerung, in der viele Niederländer, nicht zufrieden mit völliger Gewissensfreiheit, die doch die Regirung weit entfernt war, zu bewilligen, das Mittel suchten, sich jeder Art von Herrschaft zu entziehen. Endlich hatte Karl V., nicht immer den Unterschied zwischen der pyrenäischen Halbinsel, und dem kleinen burgundischen State erwägend, einige seiner Magnaten zu einer Größe, zu einem Reichthume erwachsen lassen[3]), die das alte Verhältniß zu dem Lan-

2) Eine Tochter desjenigen Herrn von der Mark, welcher auf dem Reichstage zu Worms, 1521, dem Kaiser den Krieg erklären lassen. 3) So die Egmont, durch die Vermälung Johanns IV. mit Franziska von Luxenburg-Fiennes, der Erbin ihres Hauses, dessen große Besitzungen Gavre, Fiennes, Armentieres, Sotteghem, Cantaing, eben erst durch den Reichthum der Häuser Auxy und Flavy einen gewaltigen Zuwachs erhalten hatten. So die Montmorenci-Nevele durch eine, bisher beinahe unerhörte Vergünstigung, indem der Kaiser dem Grafen Johann II. von Horn verstattete, seine Stiefsöhne, Philipp und Florenz von Montmorenci zu adoptiren, und ihnen, die an sich schon reich genug waren, alle seine Lande, darunter die Grafschaften Horn und Altena, Werth rc. zuzuwenden; und als wäre dieses noch nicht hinreichend, so verwendete sich der Kaiser persönlich, um dem neuen Grafen von Horn die Hand der Gräfin Walburge von Neuenar, und mit ihr den Besitz der Grafschaften Mörs und Neuenar rc. zu verschaffen. So die Nassau; obgleich sie bereits durch den Besitz von Vianden, Diest, Breda, Grimbergen alle Große der Niederlande verdunkelten, so war Karl V. dennoch in dem Friedenstractat von Cambray auf das ängstlichste besorgt, ihnen den vollständigen Be-

de, zu der Regirung überschritten. Diese Großen — Wilhelm von Oranien, der Graf von Horn, Egmont u. A. fanden es gerathen, sich des leichtsinnigen, tollkühnen, nie zum Manne reifenden Brederode zu Unternehmungen zu bedienen, die sie scheuten. Ihn für ihre Absichten zu gewinnen, durften sie ihn nur an seine Abkunft von den Grafen von Holland, seine Ansprüche an die Grafschaft erinnern. Dies geschah sofort in mehren Flugschriften, die ihn öffentlich den Erben von Holland nannten, noch mehr in einem allgemein verbreiteten Kupferstiche, auf dem es heißt:

> Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
> Gloria, virtutem non unica pagina claudit.

Br. ließ sich so willig bethören, wie es vor 44 Jahren bei seinem mütterlichen Großvater und seinem Vater der Fall gewesen. Gleich bei Gelegenheit des berüchtigten Compromisses vom November 1565, fand er Gelegenheit, seinen Feuereifer zu zeigen. Während Oranien, Horn und Egmont sich weislich beschränkten, der Schrift, damit es ihr doch an Empfehlung nicht gebreche, ihre Namen durch fremde Hand beifügen zu lassen, war Brederode die Sele jener großen Gastmale, welchen er die Ersparnisse klügerer Väter opferte, nur um der Föderation Anhänger, der Compromißacte Unterschriften zu erwerben. Wer sich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, und Br. zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. — Nachdem man durch solche Mittel der Acte, welche ursprünglich nur die Meinung von sechs Menschen ausdrückte, jetzt aber als der Gesamtwille der niederländischen Nation erscheinen sollte, eine nothdürftige Zahl von Unterschriften verschafft, unternahm es Br., sie der Statthalterin zu übergeben. Am 4. Apr. 1566 ritt er in Brüssel an der Spitze von 200 Pferden ein, und am folgenden Tage, nachdem er vorher seinen Genossen einen Eid abgenommen, daß sie sich unter einander mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und selbst mit bewaffneter Hand, beistehen wollten, führte er, begleitet von dem Grafen Ludwig von Nassau, die kecke Schaar, die bereits die Zahl von 300 Köpfen überstieg, nach dem Palast. Bekant ist das furchtsame Benehmen der Statthalterin bei dieser Gelegenheit, bekannter noch sind die Worte des Barons von Berlaymont[4]) (der schon früher muthig gesprochen und gerathen hatte), mit welchen auch diesesmal die Fürstin aufzurichten er versuchte: ne craignez rien, c'est une bande de gueux[5]). Br. Triumph war zu glänzend, als daß ihm der Beifall der Hauptstadt hätte genügen können; er eilte nach Antwerpen, wo neue Lorbeern seiner warteten. Ein bunter Haufen aus dem niedrigsten Pöbel umlagerte das Haus, in dem er abgestiegen. Br. zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster, „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir theilen, und zu eurem Führer mich erkennen, so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen eures Beifalls die Hände empor." Er trank und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Dies war das Signal zu den unsinnigsten Auftritten, die schon damals Antwerpen den Untergang gebracht haben würden, wenn der Prinz von Oranien es nicht übernommen, die Bewegungen zu stillen, die er so geschickt veranlaßt. Br., der hier für den Augenblick keine Arbeit weiter fand, eilte nach dem Lüttichischen, dessen ohnmächtige Regirung auch den ärgsten Frevel dulden mußte, und schrieb, die Statthalterin, die allerwärts mit aufrührerischen Bewegungen zu kämpfen hatte, noch mehr zu schrecken, eine allgemeine Versamlung des Bundes nach St. Trond aus. Ermuthigt durch die 2000 Verschwornen, die hier zusammentraten, führte Br. in den neuerdings mit der Regirung angeknüpften Unterhandlungen ganz offen die Sprache eines Rebellenanführers; alles was die Statthalterin durch ihre Abgeordneten, Oranien und Egmont, von ihm erhalten konnte, war das Versprechen, noch 24 Tage auf den lang ersehnten und verheißenen Entschluß des Königs zu warten. Diese Frist war noch nicht abgelaufen, als die Bilderstürmer in Westflandern, wahrscheinlich im Einverständnisse mit der Versamlung von St. Trond das Signal der Gräuel gaben, welche in einem Augenblicke die Niederlande von den Quellen der Schelde bis an die Mündung der Ems erfüllten. Die Statthalterin aller Aussicht naher Hilfe beraubt, mußte dem Bunde bewilligen, was er verlangen mochte, erkannte jedoch zugleich, wie wenig den Großen zu trauen, von denen sie umgeben war. Viglius, der lange vernachlässigte, wurde jetzt ihre Rathgeber, und er entwarf den Plan, der allein helfen konnte, den Bund aufzulösen, indem die einzelen Mitglieder für die Regirung gewonnen wurden. Schon war er um zwei Drittel vermindert, als die geheimen Oberhäupter, in der Besorgniß, sich bald allein dem Zorne des Hofes gegenüber zu befinden, eine Generalsynode in Antwerpen veranstalteten. Von dieser wurde Br. an die Regentin abgeordnet, um ihr die neuen Beschwerden des Bundes der Protestanten vorzutragen. Br. wurde jedoch schlecht empfangen und schimpflich aus Brüssel verwiesen. Dieses hatten aber die Verschwornen gewünscht. Nachdem die Regirung ihnen ihre Taktik abgelernt, konnte nichts anderes der täglich abnehmenden Par-

sich der großen Erbschaft von Chalon zu verschaffen, und sah wenigstens ruhig zu, als Wilhelm I. sich die reiche Erbtochter des Grafen von Buren freiete, und mit ihr die ausgedehnten und reichen Besitzungen in den nördlichen Provinzen erwarb. 4) Wenn Schiller und seine Gewährsmänner ihn den Grafen von Berlaymont nennen, so ist dieses, unter vielen wichtigern, ein kleiner Beweis, wie wenig sie nur die äußern Verhältnisse derjenigen kannten, deren innerste Gedanken sie errathen zu haben vermeinen. Berlaymont wurde erst im J. 1574 zu einer Grafschaft erhoben.

5) Man hat diese gueux, von Seiten der Verschwornen mit Bettler übersetzt, und hienach häufig mit der Benennung gespielt, sich sogar damit bezeichnet; offenbar aber wollte Berlaymont, der selbst nicht reich, unmöglich einen Brederode, einen Grafen von Nassau, Bettler schimpfen konnte, solches in der andern Bedeutung gebraucht haben, und es heißt demnach eigentlich: Fürchtet nichts, es ist ein Haufen Schurken.

tei aufhelfen, als offener Kampf, die Aussicht auf Beute, auf die Befriedigung aller Leidenschaften, die Hilfe eifersüchtiger Nachbarn. Der Graf von Nassau mußte in Frankreich, bei Pfalz und Sachsen Subsidien nachsuchen, der von Berg befestigte seine Schlösser; Br. warf sich mit einem kleinen Heere in seine Stadt Vyanne, deren dürftige Artillerie der Prinz von Oranien durch ein zeitgemäßes Geschenk von drei Kanonen verstärkt hatte. Bei Herzogenbusch begannen die ersten Feindseligkeiten. Die Statthalterin hatte den Kanzler von Brabant abgeordnet, um die Bürger zu vermögen, daß sie von dem mit einigen Völkern in der Nähe stehenden Grafen von Megen eine Besatzung annähmen. Solches zu verhindern, schickte Br. aus Vyanne einen seiner Hofleute, Anton von Bomberg, an die Herzogenbuscher ab; es gelang diesem, den Briefen der Statthalterin, welche der Kanzler mitgebracht, falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürger empörten. Sie warfen den Kanzler in ein Gefängniß, und zogen unter Bombergs Anführung dem anrückenden Grafen von Megen entgegen, der ungeschickt genug war, sich von dem tollen Haufen mit Verlust zurücktreiben zu lassen. — Nicht so glücklich war Br. zu Utrecht. Eben wollte er sich der Stadt bemeistern, als Megen ihm zuvorkam, und von den Bürgern, welche, als Nachbarn, Br. von Grunde aus kannten, mit offenen Armen aufgenommen, und sogar in der Einschließung von Vyanne unterstützt wurde. Darüber gerieth Br. in solchen Schrecken, daß er, mit dem besten Theile seines Heeres nach Amsterdam flüchtete. Die Thore der wichtigen Stadt wurden ihm von den Protestanten wider den Willen des Magistrats, eröffnet (1567), jeder Tag führte ihm Verstärkung zu, da sich Alle an ihn anschlossen, welche Aremberg's und Megen's glückliche Waffen aus dem Stifte Utrecht, aus Friesland und Gröningen vertrieben hatten, die ganze Partei überhaupt, seitdem Br. der Regentin den neuen Eid verweigert, von ihm allein noch Rettung hoffte. Vyanne hielt sich mit großer Standhaftigkeit, doch waren alle diese Vortheile für Br. verloren, nichts konnte ihn mehr zum Handeln ermuthigen. Zwar misglückte der Versuch, ihn, durch Vermittlung des Magistrats, auf eine glimpfliche Weise zu entfernen; allein Br., ein ohnmächtiges Idol der Protestanten, eine Last der Katholiken, blieb, auch nach diesem Vorfalle, unthätig in Amsterdam, bis sein Wirth Mittel fand, den rastlosen Geist zu besiegen, der es nicht unter seinen Kräften gefunden hatte, den Beherrscher von Peru und Mexiko zu bekriegen. Der nichts weniger als nüchterne Br. war bei ihm in große Schuld gerathen, die der Wirth jetzt mit Ungestüm einfoderte; unfähig, die täglich erneuerte Zudringlichkeit länger zu erdulden, geschreckt durch das Gerücht von Alba's Annäherung, schien es Br. nun selbst gerathen, sich um einen andern Zufluchtsort umzusehen. Er gab dem Stadtrath zu erkennen, daß er geneigt sey, seine Mauern zu verlassen, wenn man, durch einen mäßigen Vorschuß, ihn dazu in den Stand setzen wollte. Seiner los zu werden, schafften einige Geldwechsler, gegen Bürgschaft des Stadtrathes, die verlangte Summe [6]). Noch in derselben Nacht verließ Br. Amsterdam, durch ein bewaffnetes Fahrzeug wurde er bis in das Vlie geleitet, von wo er glücklich nach Emden entkam. Er durchirrte hierauf Westphalen, in der Hoffnung, einige Völker zu weitern Unternehmungen zu sammeln, starb aber im folgenden Jahre 1568 auf dem Schlosse Horneburg, unweit Recklinghausen, in völliger Raserei, die er sich durch Unmäßigkeit zugezogen haben mag. Das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm. Heinrichs kinderlose Witwe, die Gräfin Amalia von Nuenar, vermälte sich zum andernmale mit Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz. Seine Güter hatte Br. seiner Schwester Johanna, Vermälte von Bronkhorst-Batenburg auf Hunnepel erblich verschrieben; sie wurden aber sämtlich confiscirt, erst nach der Johanna Tode, durch die Genter Pacifikation (1576), ihrer einzigen Tochter, Gertrude, zurückgegeben, und fielen, da diese 1590, unvermält, zu Vyanne verstarb, an die jüngere Linie der Brederoden.

Wolfart, der Ahnherr dieser Linie, ein Sohn Walraffs II. und Reynolds III. nachgeborner Bruder, besaß Cloetingen, Swammerdam und Oosterwyk, in Kempenland, und erheirathete mit Adriana Bax die Herrlichkeit Asten in Peelland. Sein einziger Sohn, Reynold IV., wurde am 21. December 1578 von den Staten von Holland und Westfriesland mit dem uralten Stammsitze Brederode, vorbehaltlich der Gerechtsame der Witwe Heinrichs von Brederode, der Gräfin von Nuenar, belehnt; er starb 1584. Eilf Jahre früher, 1573, war Reynolds IV. ältester Sohn, Heinrich, Herr zu Asten, im Kampfe mit den Königlichen, vor Haarlem, gefallen; dieses Bruder, Walraff, erhielt durch seiner Muhme, Gertrude von Bronkhorst, Testament, die Herrschaft Vyanne, erkaufte im J. 1611, von dem Fürsten von Aremberg, Noordeloos für 44,000 Gulden, und starb 1614, ohne Kinder. Florenz, der dritte von Reynolds IV. Söhnen, hatte in der Erbtheilung Cloetingen erhalten, und starb als Gouverneur von Heusden, nachdem er mit Dorothea von Haaften, Haaften und Herwynen in dem Nimwegischen Quartier von Geldern, erheirathet, und sechs Kinder erzeugt hatte. Walraff, der älteste Sohn, erbte von dem Oheim Vyanne und Noordeloos, und lebte in kinderloser Ehe mit einer Gräfin von Falkenstein und Bruch; der zweite, Reynold V., diente den Venetianern gegen den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, und starb 1617, fern von der Heimat, in der Blüthe seiner Jahre, in Friaul. Der dritte Sohn, Johann Wolfart, Herr zu Brederode, Cloetingen, Haaften und Herwynen, erzeugte mit zwei Frauen, Anna, Gräfin von Nassau, und Luise Christine, Gräfin von Solms, vier Söhne und zehn Töchter. Die letztern wurden meist verheirathet, namentlich Amalia

6) Ganz wurde die Wirthsschuld dadurch nicht getilgt, wie folgende Anekdote lehrt. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowol, als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschießen, bis eine Summe von 11,000 Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zur Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termin eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man dem Wirthe des von Brederode auf Abschlag seiner nichtbezahlten Zeche überließ.

Margarethe an Albrecht Heinrich von Slavata, eines der beklagenswerthesten Opfer der böhmischen Empörung; von den Söhnen erreichte der einzige Wolfart das Mannsalter. Er war Inhaber eines Reiterregiments im Dienste der vereinigten Niederlande, und Gouverneur von Herzogenbusch, besaß Brederode, Vyanne, Ameide, Noordeloos, und starb zu Vyanne, den 21. Jul. 1679, der letzte Mann des Stammes und Namens [7]), weshalb auch Schild und Wapen mit ihm in die Gruft versenkt wurde. Die Güter fielen an Wolfarts älteste, an den Grafen Christian Albrecht von Dohna verheirathete Schwester, Sophia Theodora, und gingen durch ihre Tochter an die Grafen von der Lippe über. Vyanne, das Hauptgut, wurde im J. 1725 für beinahe 900,000 Gulden an die Staten von Holland und Westfriesland verkauft. — In dem alten holländischen Sprichwort hieß es:

Brederode de edelste,
Wassenaar de outste,
Egmont de rykste.
Arkel de stoulste.

(*v. Stramberg.*)

BREDEVOORT, Breevort, Stadt in dem Bez. Zütphen der niederl. Prov. Geldern. Sie liegt in Morästen und ist daher von Natur fest, hat aber noch eine alte Citadelle, die jetzt verfallen ist, 1 Kirche, 270 Häus. und 1235 Einw., die sich von der Viehzucht und bürgerlichen Gewerben nähren. Die Aa strömt auf ihrer Südseite. (*Hassel.*)

Bredleben, Bretleben, f. **Brettleben.**

BREDOW, von, früher Bredau und Breda, ein bekanntes Adelsgeschlecht, welches sich im östlichen Theil des preußischen Stats, besonders in der Mittelmark und Neumark sehr ausgebreitet hat. Man glaubt, daß es um die Mitte des 12. Jahrh. von Breda in den Niederlanden in die Mark eingewandert sey, und an der Spitze eines Theils derjenigen Niederländer gestanden habe, welchen Markgraf Albrecht der Bär, nach gänzlicher Bezwingung und theilweiser Ausrottung der Wenden, Wohnsitze in der Mark verlieh [1]). Wenigstens erscheint dies Geschlecht bald darauf schon als bedeutend in der brandenburgischen Geschichte. Wilhelm von Bredow war bereits im J. 1246 Bischof von Lebus. Lippold von Bredow wurde 1388 von dem damaligen Regenten der Mark, Jobst von Mähren, in einer für das Land sehr unruhigen und unglücklichen Periode, zum Statthalter desselben ernant. Er bekriegte als solcher den Erzbischof Albert von Magdeburg, wurde aber 1391 beim Angriff auf das feste Schloß Milo an der Havel, wozu er sich bereits des Pulvers und Feuergewehrs bediente, von den Leuten des Erzbischofs gefangen und erst im November 1396 auf das Einschreiten des Kaisers Wenzel wieder in Freiheit gesetzt. Er verwaltete hierauf sein Amt noch einige Jahre, aber in Unthätigkeit und unter zunehmender Verwirrung, die durch beständige Fehden und Räubereien der Ritter erzeugt wurde und übertrug es wegen Altersschwäche im J. 1400 seinem Schwiegersohn Hans von Quitzow, einem Bruder des bekannten Dietrich von Quitzow, der es bald wieder verlor, da er selbst an Räubereien Theil nahm [2]). — In der Reihe der 42 Bischöfe von Brandenburg befinden sich aus dem Bredowschen Geschlecht, Henning, der 31ste Bischof von Brandenburg, in den Jahren 1406—1413, und Joachim, der 38ste Bischof, von 1486—1506. Von letzterm ist wenig bekant. Der erstere befehdete in Verbindung mit Dietrich von Quitzow und andern beutelustigen Rittern das Erzbisthum Magdeburg und trug im November 1409 bei Glienike, unweit Ziesar einen bedeutenden Vortheil über die Magdeburger davon. Er stand dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, nachherigem ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, in seinen Bemühungen, die Ordnung in der zerrütteten Mark herzustellen, getreu zur Seite, und trug wahrscheinlich auch dazu bei, daß seine Stammverwandten von ihrer frühern Widersetzlichkeit gegen den Burggrafen abließen und die Lehen von ihm annahmen [3].) — Im dreißigjährigen Kriege wurde Johann Rudolph von Breda oder Bredau als kaiserlicher General bekant. Er erhielt die Freiherrnwürde und stieg bis zum Generallieutenant, blieb aber gleich darauf am 15. Nov. 1640 in der Gegend von Ziegenhain, in einem unglücklichen Treffen gegen den französischen General Reinhold Rose, nachdem er große persönliche Tapferkeit bewiesen hatte [4]). — Seit der Gründung des preußischen Heeres, durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dienten sehr viele von diesem Geschlecht in demselben. König führt in seinem Lexikon acht preußische Generale dieses Namens auf, und auch Pauli hat das Leben von zwei derselben in seiner bekannten schwülstigen Manier beschrieben [5]). Die höchste Stufe erstieg unter ihnen Friedrich Siegmund von Bredow, der in den Schlachten bei Czaslau (14. Mai 1742) und Hohenfriedberg (4. Juni 1745) einen Theil der preußischen Reiterei im ersten Treffen anführte, und für sein Wohlverhalten in der erstern Schlacht zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens ernant wurde. 1747 erhielt er den Rang eines Generals der Cavallerie, 1755 verließ er den Dienst und starb am 15. Juni 1759 in einem Alter von 76 Jahren. Im siebenjährigen Kriege nahmen zwei Generale dieses Namens, der eine bei der Infanterie, der andere bei der Kavallerie, Theil. Der erstere, Joachim Leopold, starb 1759 zu Dresden; der andere, Jacob Friedrich, wurde bei dem unglücklichen Treffen von Maxen in demselben Jahr, gefangen, und erhielt in der Folge, auf Verwendung des Generals Seidlitz, eine Pension vom Könige [6]). (*Rese.*)

---

7) Die spätern Brederode sind wahrscheinlich Abkömmlinge des berühmten Rechtsgelehrten und Statsmanns Peter Cornelius Brederode; noch im J. 1783 lebte an dem Hofe zu Brüssel ein Kammerherr Graf von Brederode.

1) S. Geschichte der Kurmark Brandenburg von Buchholz 2. Th. S. 36 f.

2) S. Rathmann's Gesch. der Stadt Magdeburg. Th. II. S. 441—444. Buchholz Th. II. S. 541—552. 3) S. Buchholz Th. II. S. 574. Rathmann Th. III. S. 22. 4) S. *Pufendorf* de bello suec. Lib. XII. §. 25. Ganhen's Heldenlexikon. Art. Rose. 5) Leben großer Helden Th. IV. (Joach. Leop. v. Bredow) Th. V. (Friedr. Siegm. v. Br.) 6) S. außer den angef. Schriften Angelus märk. Chronik S. 171 u. a. m. O. Spangenberg's Mansfeld. Chronik S. 395. Allg. histor. Lexikon. 2. Th. (Basel 1742.) Art. Bredau. Biograph. Lexikon der preuß. Helden und Militärpersonen (von König) Th. I. S. 251—260. und Nachträge im 4. Th. — Der kön. preuß. geheime Statsrath von Klaproth und Cosmar. (Berlin 1805.) S. 408. 424.

Bredow (Gottfried Gabriel), geb. zu Berlin den 14. Dec. 1773, gest. als Schulrath und Professor zu Breslau den 5. Sept. 1814. Abstammend von unbemittelten Ältern, sollte er, ein talentvoller Jüngling, das Joachimsthalsche Gymnasium wieder verlassen und ein Handwerk erlernen. Da nahm sich Meierotto seiner an und erhielt der gelehrten Welt einen der brauchbarsten Männer. Auf der Universität Halle kam er in Wolf's philologisches Seminar, und wurde nach vollendeten Studien Lehrer am grauen Kloster zu Berlin. Kurz darauf erhielt er den Ruf an das Gymnasium nach Eutin, wo er neben einem Nikolovius, Jakobi und Voß in glücklicher Heiterkeit lebte und lehrte. Als Vossens Nachfolger im Rectorat dieser Schule eröffnete Bredow mit dem Handbuche der alten Geschichte (Altona 1799) und historisch-geographischen Untersuchungen (1800. 8.) seine Schriftstellerlaufbahn und wurde dann Professor in Helmstädt. Im J. 1807 reiste er nach Paris und sammelte in den dortigen Bibliotheken eine Menge schätzbarer Nachrichten, besonders über die griechischen Erdbeschreiber*). Napoleon's Einfluß auf das von ihm geschaffene Königreich Westphalen und sein Haß gegen freimüthige Äußerungen von Nationalsinn und Anhänglichkeit an Vaterland und Volksthum traf auch Bredow's Chronik des 19. Jahrhunderts; und die Fortsetzung der Welthändel von Busch. Kaum entging der Verfasser dem Gefängniß, folgte daher 1809 mit Freuden der Einladung nach Frankfurt an der Oder als öffentlicher Lehrer der Geschichte und zog im Sommer 1811 bei der größtentheils durch ihn vermittelten Verlegung dieser Universität mit nach Breslau. Aber von jetzt an befiel ihn eine eben so verwickelte als schmerzhafte Krankheit, an der die Kunst der Ärzte umsonst Heilmittel versuchte, und Bredow mußte unterliegen. Bis dahin, während dreijähriger Körperleiden, arbeitete er aber doch mit der angestrengtesten Thätigkeit, schrieb epistolas Parisienses, das Leben der Frau von Maintenon und der Katharine von Bora, übersetzte mehre Biographien Plutarchs. Eine Biographie Karls d. Gr. Altona 1814. 8., war sein letztes Werk. Den Werth seiner Schriften, besonders auch seine mehrmals aufgelegten Lehrbücher hat Teutschland allgemein anerkannt und dem Verfasser einen Rang unter unsern guten Geschichtschreibern und besten historischen Forschern angewiesen. — Seinen Charakter als Mensch bezeichnete offene Geradheit und unverstellte Herzlichkeit. Von Jugend auf mehr durch die Bücher- als Menschenwelt gebildet, ließ er freilich Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange vermissen. Das war aber nur mehrentheils der Fall bei ihm unbekannten Personen in großen gemischten Gesellschaften; denn im engern Zirkel seiner vertrautern Freunde verstand er Heiterkeit und Frohsinn zu wecken und zu leiten**). *(Fr. Em. Fischer.)*

wo die Mitglieder des Statsraths aus diesem Geschlecht benant sind.

*) Als eine Frucht dieser Reise sind, wenigstens zum Theil, auch seine Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge zur 2ten Auflage der Übersetzung des Thucydides von Heilmann (Lemgo 1808) zu betrachten. *(H.)*

**) Mehr über ihn und seine Schriften enthält: Bredow's Leben und Schriften, nebst dessen Bildniß von J. G. Kunisch. Breslau 1816. 8. Auch ist Meusel's gel. Teutschland. 5. Ausg. B. IX. XI. XIII. und XVII. zu vergleichen, wo auch seine kleinern Aufsätze in Journalen verzeichnet sind.

BREDSTEDT, Landschaft und Amt im Herzogth. Schleswig an der Westsee, enthält auf 6¼ □M., theils Marsch-, theils Geestland, 9 Kirchspiele, nämlich: Bargum, Borlum, Bredstedt, Breklum, Drelsdorf, Joldelund, Langenhorn, Ockholm, Viöl, hatte 1813 mit den dazu gerechneten Marschkögen 9814 Einw. — Der Flecken Bredstedt in der ebengenannten Landschaft, 2 M. von Husum, 4 von Schleswig, mit einer Poststation zählt an 1500 Einw. *(Dörfer.)*

BREENBERG, auch unter seinem Taufnamen Bartholomäus bekant, ward geboren zu Utrecht ums J. 1620. Nachdem ihn der Unterricht mehrer Maler in den Stand gesetzt hatte, sich selbst fort zu helfen, ging er nach Italien, wo nicht blos die Werke großer Meister, sondern auch die schönen Umgebungen von Rom ihm Stoff zu seinen Studien gaben. Seine Gemälde sind größtentheils kleine Kabinetstücke, welche er mit Ruinen und schöner Architektur verzierte, und mit schönen Figuren, welche mehrentheils geschichtliche Handlungen darstellen, staffirte. Da er den zarten Pinsel seines Landes nie veränderte, aber sowol Landschaften als Figuren in einem edeln Stile ausführte, so werden seine Werke sehr geschätzt. Er hat auch im Großen gemalt, aber mit weniger Erfolg, und die Zeichnung wurde da unrichtig. Er starb im J. 1660. Seine 28 radirten Blätter, mit einer zierlichen Nadel ausgeführt, stehen bei Kennern in hohem Werth*). *(Weise.)*

Breevort, s. Bredevoort.

Bregaetium, s. Bregetio.

BREGANÇON, ein Fort oder vielmehr Thurm auf einer felsigen Insel vor der Rhede von Hyeres, zum Bez. Toulon des franz. Dep. Var gehörig (43° 5′ 28″ Br. und 23° 53′ 21″ L.). Er dient zum Schutze der Rhede. *(Hassel.)*

BREGE, kleiner Fluß, als die erste Quelle der Donau berühmt, forellenreich, und, wie aus einer Urkunde des 13. Jahrh. zu vermuthen ist, auch goldführend†). Er entspringt in der Herrschaft Tryberg, jetzt großherzogl. badischem Bezirksamte dieses Namens, hinter dem Marktfl. Furtwangen, fließt an Furtwangen, Vöhrenbach, Bräunlingen, Hüfingen vorbei, auf welchem Wege er die Wasser Langenbach, Linach, Urach, Schollach und Eisenbach aufnimt, und sich bei Donauöschingen mit der Brigach und Schloßquelle vereinigt. Vgl. Donauöschingen. *(Leger.)*

Bregell, s. Bergell.

BREGENZ, Kreis in der östreichischen Herrschaft Tyrol. Er enthält die gesamten Vorarlbergischen Herrschaften, nämlich: die Grafschaften Bregenz, Hohenems, Hoheneck, Sonnenberg, Pludenz und Feldkirch, wird jetzt in 6 Gerichte getheilt, deren Flächenraum 74,¹⁰

*) Descamps Th. II. S. 299. und d'Argensville übers. Th. III. S. 206.

†) *Henricus Roman. Rex* in diplom. Dat. Eginoni Comiti Friburg. super flumina Brisgoviae apud Egram Ann. 1234. ap. *Schoepfflin.* in Histor. Zaring. Bad. Cod. diplomat. n. CV.

□M., mit 3 Städten, 7 Marktflecken, 412 Dörfer, 2224 Einödden und in allen diesen Orten zusammen 15,165 Häuser und 76,254 Einw. enthält, die zum Theil ihr Brod durch Arbeit und Handel im Auslande suchen müssen. Er wird begränzt im Norden und Nord-O. von Baiern, im Osten vom Oberinnthaler Kr., im Süden und Süd-W. von der Schweiz und gegen Westen und Norden von dem Bodensee. Es ist ein sehr gebirgiges Land, das seinen Namen (Vorarlberg) von dem hohen Arl, Arlsberge, Adlersberge, welcher das Land durchziehet und ein Theil der Rhätischen Alpen ist, erhalten hat. Die Thäler sind fruchtbar und gut bewässert. An der westlichen Gränze fließet der Rhein und scheidet diesen Kreis von der Schweiz, von Bange bis zu seinem Einfluß in den Bodensee. Die Lech hat im Kreise ihren Ursprung und fließt von da in das Oberinnthal. Die Ach entspringt an der östlichen Gränze des Oberinnthales, durchfließt Nordwestwärts in mannigfachen Krümmungen den Kreis und ergießt sich, nachdem sie mehre kleinere Flüsse aufgenommen hat, in der Nähe von Bregenz in den Bodensee. Die Ill hat ihren Ursprung in den südlichen Gebirgen des Kreises, bewässert das von hohen Gebirgen umgebene Gericht und Thal Montafon, vereinigt sich bei Bludenz mit mehren kleinern Flüssen und ergießt sich dann hinter Feldkirch in den Rhein. — Die Einwohner, Teutsche, haben noch viel Eigenthümliches in Sitten und Tracht und suchen es zu erhalten. Die bedeutenden Waldungen und die treflichen Weiden geben ihnen die meiste Beschäftigung und Nahrung. Viehzucht, Handel und Holz, Holzwaren, der Schiff- und Häuserbau sind daher die vorzüglichsten Erwerbszweige. Der Getreidebau liefert nicht den nöthigen Bedarf; besser gedeihen Kartoffeln, Wein und Obst. Übrigens treibt man Baumwollenweberei und einigen Bergbau. — Die Stadt:

Bregenz (Bregentia), im gleichnamigen oder Vorarlbergischen Kreise der östreichischen Grafschaft Tyrol, am Bodensee (47° 30′ 30″ Br. und 27° 23′ 40″ L.), ist eine der ältesten Städte Teutschlands, sonst auch einer der festesten Plätze in dieser Gegend. Jetzt sieht man nur noch Überreste von den ehemaligen Festungswerken, und auch das feste Schloß auf dem südwärts gelegenen Pfannenberge, erbaut durch Herzog Hermann von Schwaben (948) auf Kaiser Otto's Befehl, liegt in Ruinen. Die Stadt hat eine reizende Lage. Diese Lage begünstigt zugleich den Handel auf dem Bodensee und macht Bregenz zu einem bedeutenden Handelsplatz, wo ein wichtiger Commissions- und Eigenhandel betrieben wird, durch welchen schon 1800 ein Umsatz von ungefähr 3 Mill. Gulden jährlich bewirkt wurde. Die Gegenstände dieses Handels sind vorzüglich: Getreide, Fettwaren, Nutzvieh, besonders Kälber, Holz, Holzwaren, Häuser (Alphütten), die zu Schiffe nach der Schweiz gehen und dort mit 7 bis 800 Gulden bezahlt werden. Der Ackerbau liefert nicht hinlänglich Brodfrüchte zum eigenen Bedarf der Einwohner; dagegen leistet der starke Kartoffelbau einigen Ersatz. Die Viehzucht ist bedeutend und eben so die Obstbaumzucht; nur der Wein gedeiht hier schlecht. Zu den übrigen Nahrungszweigen der Einwohner gehören die mannigfaltigen Benutzungen der Waldungen und einige andere Kunstgewerbe, als: Garnspinnerei, Linnen-, Kattun-, Musselin-, Battist-Webereien und Stickerei, womit sich hier vorzüglich das weibliche Geschlecht beschäftiget; auch sind in der Nähe einige Eisenhütten. Die Stadt hat 354 Häus. und 1951 Einw., 1 Decanatspfarre, 1 Kapuziner-Manns- und 1 Dominikaner-Frauenkloster; ist der Sitz des Kreis-, eines Hauptzoll-, Salz- und Post-Amtes.

Die Bregenzer Klause ist ein fester, sonst durch Mauern und Thürme gut befestigter Engpaß, am Bodensee, südlich von Bregenz, durch welchen die Straße nach Schwaben geht. *(Haan.)*

BREGETIO (Itin. Ant. — Not. Imp.) oder Bregaetium, *Βρεγαίτιον* (*Ptol.*)*), ein römisches Oppidum in Pannonien, 30 Mill. vom Flusse Arabo oder Raab nach der Tabula Theodos. und dem Itinerar. Anton. Wahrscheinlich die heutige Stadt Gran (Strigonium, Esztergom, Ostrihom). Darauf deutet theils die Lage, theils die Etymologie. Denn Bregetio und Bregätium komt vom slawischen Breg, d. i. Ufer oder ein kleiner Hügel, daher das Diminutivum bregit, colliculus, monticulus. Der slawische Name der Stadt Gran, Ostrihom, komt aber von Ostri holm, d. i. ein spitziger Hügel, und wirklich liegt Gran auf einem Hügel (das ungrische Esztergom ist aus Ostrihom verdorben.) Auch führt schon Lazius an, daß man bei Gran ein dem Kaiser Severus gewidmetes Monument fand, mit der Unterschrift: BREG. PUBLIC. D. D. Nach Mannert (Geographie der Griechen und Römer, 3. Th. S. 742.) lag Bregetio neben dem heutigen Marktflecken Szöny (in der Komorner Gesp. in Niederungern), östlich von Komorn, an der Südseite der hier wieder im vereinigten Strombette fließenden Donau. Seine Gründe sind: „Diese Lage beweist Ptolem. (Breite 47° 40′ nach der Ulmer Ausg.), der die Festung neben die Mündung seines Flusses Narrabo (dem südlichen Arm der Donau) setzt; dann die Überbleibsel der ehemaligen Festung, nebst den Trümmern einer Wasserleitung; und endlich die Entfernung vom Arrabofluß, welche die Tafel und das Itin. auf 30 Mill. oder 6 geogr. Meilen angeben. Die gerad gezogene Linie ist nur etwa ¼ Meile kürzer, als dieses Maß." Diese Gründe haben mich nicht überzeugt. Gran hat dieselbe Lage (47° 47′ 27″ nördl. Br.), es fehlt ihr nicht an römischen Trümmern, und für Gran sprechen auch die oben angeführten Gründe; Ptolem. das Itiner. und die Notit. Imp. nennen Bregetio den Standplatz der Leg. I. adiutricis, und Ammian. Marcell. macht diese Angabe sehr wahrscheinlich, weil K. Valentinian diesen Ort auf einige Monate bewohnte, ihn zum Standpunkte des Kriegs gegen die Quaden machte, und auch daselbst an einem Steckfluß starb, als er gerade (wie Aurel. Victor berichtet) mit Gesandten der Quaden sprach. *(Rumy.)*

*) Ammianus hat lib. XXX. cap. 20. Bregitio, lib. XVI. cap. 27. (Val. cap. 12.) nach den Ausgaben von Lindenbreg und Valesius auch: Bregetionem castra commota sunt. Die Tab. Theodosiana hat irrig Brigantium, und die Epitome des Aurelius Victor Bergentionem. Mannert führt auch die Schreibart Bregetium, aber ohne Citat an. Man findet auch verschrieben Bergetium, Virgitium.

BREGLIO, bemauerter Marktfl. in der sardin. Grafsch. Nizza an der Straße nach Piemont, hat ein Bergschloß auf einem Felsen und 2600 Einw. (*Röder.*)

BREGOWO, Ruinen einer Stadt am rechten Ufer des Flusses Timok (Gränzfluß zwischen Serbien und der Bulgarei), dem heutigen Dorfe Bregowo am linken Ufer des Timok gegenüber. (*Rumy.*)

Breguet. s. am Ende des Bandes.

BREHAR, ein Eiland im atlantischen Ozean (50° 2′ Br. und 10° 47′ L.) zu der Gruppe der britischen Scillyinseln gehörig, ist bergig und felsig, hat eine Oberfläche von 300 Acres und nährt einige 20 Familien vom Fischfange, Viehzucht und Kelpbrennen. Man findet auf demselben einige Überreste von Druidentempeln. (*Hassel.*)

BREHAT, ein Eiland im Ozeane, zu dem Bez. S. Brieux des franz. Dep. Nordküste gehörig, liegt der Mündung des Trieux gegenüber, ist ¼ M. lang, aber nur ¼ breit, und hat 1 Dorf mit 1134 Einw., die sich fast allein von der Fischerei nähren. (*Hassel.*)

BREHNA, Brena, Stadt im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Bitterfeld, 2¼ St. NW. von Delitzsch, an dem durch die Stadt fließenden Rheinbach, mit 1 Kirche, 1 Schule, 9 öffentlichen Gebäuden, und mit der Vorstadt oder den 3 Dörfern: Zennewitz, Wiesewitz und Thiemendorf, 206 Privatwohnhäusern und 1159 Einw., die Weizen, Kartoffeln, Küchengewächse, Kümmel, Krapp, Waid, Flachs und Tabak bauen, viele wollene Strümpfe stricken, Flachs spinnen, Leinwand weben, Bier brauen und jährlich 2 ziemlich besuchte Jahrmärkte haben. — Die Stadt war sonst der Hauptsitz der Grafen von Brehna, die aus dem gräfl. Hause Wettin abstammen, und von denen noch bis jetzt das Haus Sachsen das brehnische Wapen führt. Durch Erbtheil kam sie an das Haus Sachsen-Merseburg, fiel nach dem Aussterben desselben an Kursachsen zurück, und ward 1815 mit andern Landestheilen an Preußen abgetreten. — In der Nähe findet man Torf, Walkerde und Mergel, der zur Düngung der Felder benutzt wird*). (*Stein.*)

BREIDENBACH (Bernard von), zu Breitenstein, stammte aus der altadeligen Familie dieses Namens am Rhein, war beider Rechte Doctor, Ritter von Jerusalem, Domdechant und Kämmerer des weltlichen Gerichts zu Mainz, wie auch Chorherr des Ritterstifts zu St. Alban. Er unternahm im Frühjahr 1483 eine Reise nach Palästina und Jerusalem und kam 1484 wieder zurück. Seine reichhaltigen und interessanten Beobachtungen auf dieser Reise gab er nach seiner Zurückkunft nach Mainz im Drucke heraus und fügte denselben die, von dem aus Utrecht mitgebrachten Maler Erhard Reuwich (Rewich), an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen merkwürdiger Städte und heiliger Orte, in Holzschnitten bei†). (*Dahl.*)

BREINICH, ein Dorf, 3 St. von Aachen, 1 St. von Corneli-Münster und Stollberg, trägt sichtbare Spuren von dem Aufenthalt der Römer in seinem Schoße. Nicht blos die gewöhnlichen röm. Denkmäler, Waffen, Sarkophagen, Münzen von Julius Cäsar bis zum Kaiser Honorius, Fundamente von röm. Gebäuden, Tempeln, Mauern und Palästen, Götter und Göttinnen, Urnen und Vasen werden hier, wie überhaupt auf dem klassischen Boden der Rheinländer gefunden; sondern vorzüglich besondere Beweise von einer Fabrikanlage, wo die Römer ihr Eisen und Blei gewannen; jüdische Münzen, die von den Legionen zeugen, die unter Titus das jüdische Land erobert und hernach in diese Gegend verlegt wurden; eine prächtige römische Straße, die von Westen nach Osten über Breinich und Gressenich an den Rhein führte; Tausende von Todtenhügeln, welche die Asche der Erschlagenen enthalten, die wahrscheinlich unter Sabinus und Cotta fielen, als der Eburonenfürst Ambiorix eine ganze Legion aus dem Lager lockte und in einem Thale niederhieb. (M. s. Jul. Caes. B. Gall. V. 24—38.)

Der Reichthum an Eisensteinen und Bleierz, die in diesen Gegenden fast am Tage liegen, scheint den Römern die Veranlassung gewesen zu seyn, hier hauptsächlich ihre Eisen- und Bleihütten für das ganze Heer anzulegen. Ein kleiner Bach, der von der südlichen Seite des Dorfs herab bei Stollberg in den Vichlbach sich ergießt, bot ihnen alle Bequemlichkeiten und Erfodernisse zum Betriebe der Hütten, zum Reinigen der Erze und zum Abkühlen ihrer Werkzeuge dar. Einige tausend Schlackenhaufen, aus denen das Eisen und Blei abgetrieben ist, liegen rings umher.

Bekanntlich ist mit den Eisen- und Bleisteinen viel Galmei vermischt, welcher mit rothem Kupfer geschmolzen, unser Messing bildet. Den Galmei scheinen die Römer nicht geachtet und daher weggeworfen zu haben, den die hiesigen Galmeigräber jetzt sammeln. In dieser Absicht wühlen sie die Schlackenhaufen um, und gewinnen eine reiche Ausbeute. Etwa vor 10 Jahren stieß ein Bauer beim Graben, acht Fuß unter der Erde, auf ein starkes Gewölbe, worin er einige hundert Centner von dem besten Galmei fand, und sie theuer an die Stollberger Messingfabrikanten verkaufte. Beim Wegräumen fand er schöne Wände, die mit Göttern und Göttinnen geziert waren. Auf einem steinernen Fußgestelle stand eine wohl

---

*) Vgl. Lucä Grafensaal S. 870 f. J. D. König brehnische Marterwoche ꝛc. 1713. 4. J. F. Köhler Geschichte der Stadt und Grafschaft Brena mit 70 Urkunden und 1 Landcharte.

†) Die erste Ausgabe dieser Reisebeschreibung ist meines Erachtens jene seltene, welche in teutscher Sprache, ohne Drucker und Druckort zu nennen, erschienen ist (S. Panzer's teutsche Annalen S. 40). Zwei andere Ausgaben (in lateinischer und teutscher Sprache) mit Holzschnitten erschienen zu Mainz im J. 1486, mit beigesetztem Druckorte und Namen des Druckers. Als Letzterer wird Erhard Reuwich ausdrücklich genant. Es ist gar nicht abzusehen, warum man diesen nur für den Zeichner und nicht auch für den Drucker will gelten lassen, da solches doch so ausdrücklich bemerkt ist. Reuwich lernte, wie es scheint, die Buchdruckerei bei und von Peter Schöffer, druckte mit dessen Lettern oder auch mit eigenen, den Schöfferschen ähnlichen, Breidenbachs Reise und die Holzschnitte ab, und es ist auf solche Art gar nicht nöthig, den Peter Schöffer als Drucker unterzuschieben, der in Breidenbachs Druckwerke nirgends genant ist. Nachdrücke dieses Werkes erschienen zu Speier 1490 und 1502. Eine französische Übersetzung oder vielmehr neue Bearbeitung erschien im J. 1488 zu Lyon, welche sehr selten und theuer ist. Schon für 84 Pfund Sterling wurde dieselbe verkauft. Die dabei befindlichen Abbildungen werden von Einigen für Kupferstiche, von Andern aber, namentlich von Dibdin für Holzschnitte erklärt. Andere franz. Ausgaben erschienen zu Lyon 1489, und zu Paris 1517, 1522. Reuwich zu Mainz lieferte eine holländische Übersetzung 1488.

ausgehauener Herkules in Lebensgröße mit der Löwenhaut umhangen und einer Keule bewaffnet. Beim gänzlichen Wegräumen des Galmeis kam er auf einen Mosaik-Fußboden. Er bestand aus blauen Kalksteinen, die hier in Menge sind. Begierig, Schätze vergraben zu finden, zerschlug der Bauer einige Felder des Fußbodens; einige waren zu fest und spotteten jeder Anstrengung. So viel sich herausbringen ließ, war in vier Feldern die Geschichte des, den Minotaurus erlegenden Theseus und der Ariadne vorgestellt. Ein Feld stellte den Schlangenweg und die Irrgänge dar, ein anderes den Minotaurus und Theseus im Kampfe mit ihm, noch ein anderes die Ariadne, die verlassen und schmerzvoll auf einem Felsen saß; die übrigen Felder waren so beschädigt, daß man nichts herausbringen konnte, und alle waren so fest, daß sie sich nicht unbeschädigt herausnehmen ließen; auch fehlte es an Leuten, die das Herausnehmen verstanden. Ehe die Künstler von Paris ankamen, hatten Witterung, Regen, Schlamm und leider auch Menschenhände den ganzen prächtigen Saal und den ganzen kostbaren Mosaik-Fußboden zerstört.

Die röm. Kunststraße, die von Breinich über Gressenich nach dem Rhein führt, und zum Theil noch sichtbar ist, hat folgende Beschaffenheit. Die untere oder erste Lage besteht aus großen, vierzehn Zoll hohen, sechs bis acht Zoll breiten Kalksteinen; nur auf dem Montjoier Venn sind statt der Kalksteine starke Eichenbäume in den untern Lehm und Sumpf gelegt. Die Steine sind dicht neben einander in die Lehmmasse gesetzt, so daß die Masse dieser großen Steine in der Mitte noch vier und auf den Seiten zwei Zoll hoch bedeckt sind. An den Seiten sind keine stärkere oder höhere Steine. Die zweite Lage besteht aus einem groben Wasserkies, von der Größe eines Taubeneis, in der Mitte sechs Zoll hoch, an den Seiten ganz auslaufend; nur ist die Kieslage fünf Fuß breiter, als die darunter befindliche Steinlage, die dritte und letzte Lage besteht aus geschlagnen Kalksteinen von einem oder einem und einem halben Zoll Größe, in der Mitte zehn bis zwölf Zoll hoch, an der Seite in eben der Breite, als die mittlere Lage auslaufend. Die ganze mit Kies beschüttete Breite der Straße beträgt zehn Fuß. Die Wölbung der Straße ist bedeutend und beträgt 19 Fuß Breite.

Die jüdischen Münzen, die hier gefunden werden, sind mit sogenannter Samaritanischer Schrift gezeichnet; haben auf der einen Seite eine Manna-Urne mit der Umschrift: Seckel Israels; auf der andern Seite: die blühende Ruthe Aarons und die Umschrift: das heilige Jerusalem. Es gibt dergleichen Münzen von Kupfer, wie die Dreipfennigstücke, von Silber, wie ein Kasse-Männchen, von Gold wie ein Silbergroschen. (*van Alpen.*)

BREINUM, evangelisches Pfarrdorf im königl. Justizamte Winzenburg des Fürstenth. Hildesheim, liegt in einem langen Thale, von zwei Seiten in näherer oder weiterer Entfernung von Bergen eingeschlossen, und ist wie mehre in demselben Thale liegende Ortschaften Wasserfluthen ausgesetzt. Die Einwohner (340 in 74 Familien) sind Ackerbauer, Flachsgarnspinner, Leineweber und andere Professionisten. Der Ort hat 740 Morgen Ackerland, 16 Morgen eigenthümliche Wiesen, außerdem noch 7 Morgen Gemeinewiesen, welche jährlich auf Dorfreihe gehen; 14 Morgen Anger und 516 Morgen Holzung. Die sogenannte Beeke (Bach) treibt in Breinum eine Mahlmühle. Handelszweige sind: Getreide, Flachs, Kaufgarn, Leinwand, einiges Holz. — Nördlich vom Dorfe liegt, in einer Entfernung von ¼ St., am Berge in einer einsamen Gegend die sogenannte Dankelshöle, eine viereckige Vertiefung, deren oberster Durchmesser 30 Schritte, die Höhe ¼ so viel enthält; ein Erdfall mitten in Äckern, dessen Umfang und Tiefe vorlängst stärker gewesen seyn mögen. Den Boden deckt tiefer Schlamm, welcher nur selten zu trocknen begint. Die allmälige Ausfüllung bewirken Gußregen und das von dem in den Seitenwänden des Kraters wechselnden Gesträuche abfallende Laub. (*Schickedanz.*)

Breinvogel, s. Anthus arboreus.

BREISACH, Breysach, Alt-Breisach, auch Brisach, Stadt am Rhein im Großherzogthume Baden im Breisgaue, ihres hohen Alterthums, ihrer natürlichen Lage, und ihrer historisch wichtigen Schicksale wegen merkwürdig. Ihr Name, Celtischen Ursprungs, ist aus Briss und Ach gebildet. Briss welches heute noch in den Resten Celtischer Sprachen nach verschiedener Mundart Breich, Brisq, Brix [1]) Breg und Breche (Bresche) lautet [2]), heißt uns Bruch, und Ach oder Ac, Wasser [3]); denn hier hat das Wasser des Rheines durch sein Brechen am Ufer, von alten Zeiten her, große Veränderungen hervorgebracht [4]). Die Römer nannten sie den Berg Brisiac [5]); nach der Germanischen Überschwemmung wurde sie Breech [6]), im spätern Mittelalter aber gewöhnlich Briseg, Brizach und Brisach, und von den Franzosen jetzt noch Brisac genant. Auch hatte ein Dichter des 13. Jahrh. Walther von Brisach von dieser Stadt, wahrscheinlich seiner Heimath, den Namen.

Einst eine der wichtigsten Festungen des teutschen Reichs gegen Frankreich, war sie unter dem Namen des römischen Reiches Kissen und Schlüssel allgemein bekant, und auch während sie die Franzosen besaßen von diesem Volke zu den Hauptschlüsseln Frankreichs gerechnet. Seine natürliche Lage hat Breisach von jeher zu einem festen Orte bestimt. Auf einem ziemlich hohen, länglich rund am Rheine hingestreckten Felsen und theils am Fuße des Felsens hart am Rheine erbaut, hat es ringsum eine freie Aussicht auf den Strom hin, auf einen großen Theil des Breisgaues und des Elsasses, beherrscht die ganze Gegend umher, und kann von keiner nachbarlichen Höhe bestrichen werden. Der Berg, dessen Kern aus schwärzlichem, basaltartigen harten Gesteine besteht, ist fast von allen Seiten sehr steil, hat oben eine Ebene, worauf der Haupttheil der Stadt erbaut ist, von ungefähr ¼ M. im Umfange. Der Rhein strömt jetzt hart

1) *Greg. de Rostrennen* im Dictionnaire François-Celtique voc. Breche. *G. Buchananus* in Histor. Rer. Scot. Lib. II. p. 33. 2) *Schöpflin.* in Alsat. illustr. T. I. p. 52. 3) *Schöpflin.* l. c. 4) S. unten in der Geschichte des Ortes. 5) S. unten in der Gesch. d. O. 6) *Guido Ravennas*, in Cosmographiae lib. IV. sect. 26. Ex *Anarido* Philosopho Gotho. 7) Docen, im Museum für altteutsche Literatur und Kunst.

an seiner Westseite vorbei. An der östlichen Seite des Berges ist noch das Bett des alten Rheinlaufes an der tiefen Lage des Bodens, an dem Stromsande, und an den Rheinkieseln zu erkennen; und in demselben zeigten sich noch vor zwei Jahrh. bei hohem Rheine große Pfützen und Teiche, wie ein dort heimischer und wohlbekannter Gelehrter jener Zeit berichtet [8]. Gegen Süden liegt ein kleinerer Felsen von ähnlicher Form und Natur, der Eggersberg, einst in dem Umfange der alten Festung begriffen, mit einem starken Schlosse. Gegen Norden etwas entfernter, liegt ein noch kleinerer, der Eisenberg, ebenfalls zu einem Vorwerke benutzt. Die Befestigungen, fast ¼ teutsche Meile im Umfange, waren mit Futtermauern von gebrannten Steinen, und mit sehr breiten und tiefen Gräben versehen, in welche der Rhein durch Schleusen geleitet werden konnte (jetzt sind sie alle zerstört, und in Gräben und Ackerfeld verwandelt). In politischer Hinsicht gehört jetzt Breisach an der Rheinstraße 7 M. von Basel, durch zwei Extrapoststraßen nach Frankreich von Norden und von Osten her belebt, zum Treisam- und Wiesenkreise Badens, und ist der Sitz eines großherzogl. Bezirksamtes, welchem nebst ihm das Städtchen Burgheim, die Schlösser Höhningen, Limmburg, Lützelburg, Rothweil und Sponeck und an 20 Dörfer mit 17,880 Einw. untergeordnet sind. Die Stadt selbst zählt mit der ihr einverleibten ¼ M. entfernten Gemeinde des Dorfes Hochstetten, 362 Häus. und 2534 Einw., welche sich größtentheils von Handwerken, und von der Rheinschiffahrt nähren, daher unter 318 gewerbetreibenden Familien 27 Schiffer. Auch befindet sich hier eine Tabaksmanufaktur, welche jährlich 600 Centner rohe Tabaksblätter verarbeitet. Ehemals war hier nebst der Citadelle auf dem Eggersberge noch ein großes Schloß auf dem Hauptberge in der Stadt, 5 Klöster und 4 Thore, von welchen letztern noch 3 bestehen, das 4te gegen den Rhein hin aber zugemauert ist. Von merkwürdigen Gebäuden verdienen nur noch der tiefe in Felsen gehauene Radbrunnen, als der einzige in der Stadt, und die alte ganz von Werksteinen aufgeführte große Hauptkirche, oder der Münster zu St. Stephan Erwähnung, in welchem nebst vielen Grabsteinen berühmter Feldherrn, und einigen alterthümlichen Kunstmerkwürdigkeiten, auch die Reliquien der H. H. Gervasius und Protasius zu sehen sind [9].

Der Celtische Name des Ortes läßt sein Daseyn spätestens 27 Jahre vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung vermuthen, wo er wahrscheinlich zu den festen Orten der Sequaner gehörte, deren sich der Germanische König Ariovist bemächtigt hatte [10]; denn er lag in jenen alten Zeiten auf dem linken Ufer des Rheinstromes, wo ihn ein Römisches Reisebuch, durch welches uns sein Name zum ersten Mal bekant wird, auf verschiedenen Straßenrichtungen nent, und zwar ein Mal zwischen **Arialbinum**, und **Argentoratum** [11], d. i. zwischen Binningen bei Basel [12] und Straßburg, und zwei Mal zwischen **Uruncae** und **Helvetus** [13], oder zwischen Illzach [14] und Elle [15], alle — Orte am linken Ufer des Rheinstroms. Breisach war wol in dem römischen Zeitalter ein bedeutender Ort; wenigstens ließ von hier aus Kaiser Valentinianus, als er im J. 369 die Rheingränze von dem Anfange dieses Stroms in Rhätiens Bergen bis zu seinem Ausflusse durch neue Befestigungen verstärken ließ [16], eine Verordnung zu Gunsten seiner Hofleute ergehen [17]. In dieser Zeit hat auch das herrschende Brisiac dem nachbarlichen Germanischen Gaue seinen alterthümlichen Namen gegeben; denn am Ende dieses Jahrh. werden die Brisgauer Seniores und Juniores unter den kaiserl. Hilfsvölkern erwähnt [18]. Vielleicht hatten die Fluthen des Rheins jetzt nach ihrer Gewohnheit einen bedeutenden Bruch an diesen Ufern bewirkt, Brisach wenigstens zu einer Insel gemacht, und so noch eine nähere Veranlassung zur Benennung des Breisgaues gegeben, das auch ohne dies schon von Breisachs herrschender Lage, und deren wohlgewählter Benutzung seinen Namen konnte erhalten haben. Als der Römer Herrlichkeit in diesen Gegenden endete, kam Breisach in den Besitz des Germanischen Geschlechtes der Harelungen [19]. Nach dem Anfange des 10. Jahrh. aber besaß es nebst andern Städten des Elsasses K. Konrads I. Bruder Eberhard [20], Herzog und Pfalzgraf der Franken am Rheine und Markgraf [21]. Dieser unruhige Fürst legte bald nach dem Regirungsantritte K. Otto's I. im Aufruhre gegen den Kaiser eine starke Besatzung in das schon von Natur feste Brisach, das damals der Rhein noch als eine Insel umfloß [22]. Von hier aus schreckte er die Anhänger des Königs und entriß ihnen einen großen Theil des Elsasses, den er seiner Herrschaft unterwarf [23]. Er hatte sich zu diesem Ende mit König Ludwig von Frankreich, dem Sohne Karls des Einfältigen, verbunden, der in der Hoffnung, das einst von seinem Vater an K. Heinrich I. abgetretene Lothringen wieder zu erhalten, dem Rufe Eberhards folgte und Elsaß bekriegte [24]. Kaiser Otto sah sich daher genöthigt diesen Ludwig aus dem Elsasse zu vertreiben [25] und Brisach im J. 939 zu belagern [26], während Herzog

8) *Beatus Rhenanus* in Rer. Germ. libr. III. 9) Letztere wurden von Raimund, Erzbischof von Köln, im J. 1162 von Mailand hieher gebracht, und im J. 1498 aus dem noch unverletzt vorhandenen hölzernen Sarge in einen sehr künstlich aus Silber verfertigten, den die Bürgerschaft machen ließ, gelegt, in welchem sie heute noch verwahrt werden. 10) *Divitiacus Aeduus* in relatione apud Caesarem de bello Gallico I, XXXII.

11) *Itinerar. Antonini* in itinere de Pannoniis in Gallias edit. Wesselingii p. 239. 12) *Schöpflin.* in Alsatia illustr. I. p. 50—51. und p. 187—188. 13) *Itiner. Anton.* in itinere per Ripam Pannoniae a Tauruno in Gallias p. 252. und in itinere a Mediolano per Alpes Grajas Argentoratum p. 350. 14) *Schöpflin.* in Alsat. illustr. I. p. 201. 15) *Schöpflin.* I. p. 204—205. 16) *Ammianus Marcellinus* XXVIII, II. 17) *Impp. Valentinianus et Valens* in lege scripta ad Probum P. P. et dat. III. Kal. Septbr. Brisiaci, Valentiniano Nobiss. Puero et Victore Coss. in Cod. Theodos. Libr. VI. Tit. XXXV. leg. VIII. 18) Notitia Imperii Occidentalis sub disposit. Viri Illustris Magistri peditum praesentalis inter auxilia Palatina, apud Pancirollum p. 34. 19) *Conradus Ursperg.* in Chronica sub Ottone M. Aug. edit. Argentorat. 1537. p. CCXVII. 20) *Liutprandus* in Historiar. Lib. IV. cap. XIV. *Wittichindus* in Histor. L. II. edit. Herwag. p. 29. coll. cum MS. Cassinensi in Biblioth. Heidelberg. 21) S. d. Artikel Eberhard, Herzog der Franken. 22) *Liutprand.* l. c. 23) *Liutpr.* l. c. 24) Chronographus Saxo sub ann. 941. 25) Chronographus Saxo. l. c. 26) *Wittichindus* l. c. *Liutprandus* l. c.

Eberhard am Niederrheine in die diesseitigen Rheinländer einfiel, Andernach gegenüber bei einem unvorsichtigen Schmause überfallen, und nach einem hartnäckigen Gefechte von den Treuen des Kaisers ermordet wurde [27]). Die Nachricht von Eberhards Tode nöthigte die Vertheidiger Brisachs sich ihrem Herren und Könige zu unterwerfen [28]). Im J. 1002 wurde Brisach von dem Volke Herzogs Hermann II. von Schwaben, des Nebenbuhlers K. Heinrichs II., mit List eingenommen und geplündert [29]). Im 12. Jahrh. wird Breisach unter den Besitzungen des Hochstiftes Basel aufgeführt, und im J. 1185 kam es durch einen Vertrag in gemeinschaftlichen Besitz des Kaisers, und der baseler Bischöfe, von denen es auch gemeinschaftlich unterhalten und befestigt wurde [30]). K. Heinrich VI. zeichnete sich damals besonders durch seine Bemühungen für den Vertheidigungsstand Breisachs aus [31]). Allein K. Otto IV. übergab es, wahrscheinlich im J. 1208 dem Herzoge Berthold von Zähringen [32]) und zwar dem V. dieses Namens, demselben, der auf alle mögliche Weise und selbst durch dringende Briefe des Papstes [33]) nun auch ohne Zweifel durch die Besitzung Breisachs auf die Seite dieses Kaisers gelenkt wurde, und sich auch im J. 1209 bei dem Reichstage zu Augsburg mit der Sache Otto's verband [34]). Dieser Herzog, der, ein großer Kenner der Zeit, das Geld und den Besitz als die Hauptsäulen aller Macht und alles Ansehens selbst der Ehre des Kaiserthums vorziehend [35]), sich große Reichthümer, und dadurch den Namen des Reichen erworben hatte [36]), war es, der nebst vielen andern Besitzungen [37]) auch Breisach auf solche Weise an sich brachte. Er, der gegen seine Feinde die Burgunder, als deren Besieger er gerühmt wird [38]) und als deren Rektor er von seinen Voraltern her sich ankündigte [39]), die Orte Milden (Moudon), Iferdingen (Iverdon) und Burgsdorf (Berthon) in Helvetien befestigte [40]), und in gleicher Absicht auch den Grund zu der Stadt Bern gelegt hatte [41]), vermehrte nun auch Breisachs Befestigungen mit Erbauung des hohen und dicken Schloßthurmes [42]), der noch vor der Mitte des 18. Jahrh. bewundert wurde. Als Kaiser Otto IV. vom Papste entsetzt, und mit dem Banne belegt, sich gegen den von einigen Reichsständen erwählten neuen K. Friedrich II. rüstete, begab er sich im Vertrauen auf Herzog Berthold nach Breisach [43]). Allein Berthold hatte eben die Sache Otto's verlassen [44]), und die Hofleute des Kaisers reizten durch ihr ausschweifendes Betragen die Bürger Breisachs zum Aufruhre. Diese ergriffen die Waffen, erschlugen des Kaisers Leute, und trieben ihn selbst, nebst den übrig gebliebenen Seinigen aus ihren Mauern hinweg [45]), wodurch Otto's Vorhaben vereitelt, und dem neuen Könige die Rheinstraße nach Mainz geöffnet wurde.

Nach dem Tode Herzogs Berthold V. von Zähringen im J. 1218 bestätigte K. Friedrich II. dem Bischofe Heinrich II. von Basel die bischöflichen Rechte in Breisach, und im J. 1254 kam die Stadt wieder gänzlich in den Besitz der Bischöfe von Basel; der damalige Bischof Berthold ließ mit großen Kosten die Festungswerke des Schlosses erneuern und vermehren, wovon noch eine ehemals im Schlosse eingehauene Steinschrift Zeugniß gibt [46]).

Im J. 1262 veranlaßten die Ansprüche des Grafen Rudolph von Habsburg auf den Besitz Breisachs einen Krieg zwischen diesem und dem Bischofe von Basel. Graf Rudolph bemächtigte sich Breisachs mit List, trat es aber nebst seinen Ansprüchen kraft eines Vergleiches gegen 900 Mark Silbers an das Bisthum wieder ab [47]). Allein im 14. Jahrh. wurde es dem Bisthume Basel, wahrscheinlich von K. Albrecht I. unter dem Bischofe Peter von Aspalt, welcher dem K. Adolf von Nassau mit Treue und Heereskraft beistand, entrissen, und mit dem Reiche unmittelbar vereinigt. Doch blieben den Bischöfen von Basel mehre hoheitliche Rechte in der Stadt. Kaiser Ludwig V. aber verpfändete es im J. 1331 den Herzogen Otto und Albrecht von Östreich, und Herzog Sigesmund von Östreich im J. 1469 nebst der Landgrafschaft an Herzog Karl von Burgund. Da wurde Breisach auf den Befehl des burgundischen Landvogtes überfallen, seiner Einwohner beraubt, geplündert, Mädchen und Weiber geschändet, und selbst mit dem Willen Herzogs Karl auf die grausamste Weise bedrückt. Herzog Sigesmund, gerührt von dem Jammer seiner ehemaligen Unterthanen, brachte mit Hilfe der Städte Straßburg und Basel den Pfandschilling zur Auslösung des Breisgaues herbei. Allein der burgundische Herzog widersetzte sich. Da griff das ganze Breisgau zu den Waffen. Der Landvogt Pe=

27) *Wittich*, l. c. *Liutpr.* IV, XVI; *Continuator Reginonis* ann. 939. 28) Chronogr. Saxo. l. c. 29) *Ditmarus Merseburg.* in Chronic. Libr. V. ap. Leibnitium in R. Bruns. SS. I. p. 369—370. 30) Aus Urkunden umständlich erzählt von Kolb in Lex. von Baden Art. Breisach. 31) *Auctor ignotus* in Additione ad Libr. VII. Chronici Ottonis Frising. cap. XXXVI. 32) Iselin's hist. Lexic. Artikel Brisach. *Merian.* Topogr. Alsatiae Art. Breisach. 33) *Baluzii* Registr. nr. 43, 62, 98, 158, 171. 34) *Arnoldus Lubecens.* in Chronic. Slavorum L. VII. cap. XX. 35) *Conradus Ursperg.* in Chronica sub Gest. Philippi in edit. Argentorat. ann. 1537. p. CCCXX. *Godefridus Coloniensis* ad an. 1198. ap. *Freher.* in R. G. SS. I. edit. Struv. p. 363. 36) *Simler.* in Valesia p. 134. 37) *Conradus Ursperg.* vers. fin. p. CCCXX. 38) Steinschrift über dem Thore von Burgsdorf bei Wagner in Mercurio Helvet. p. 58. in *Etat et Delices de la Suisse* T. II. p. 208. u. a. a. O. 39) In *Baluzii* Registr. nr. 14. et 61. *Rodolfus* Com. de Thierstein in dipl. dat. an. 1208. ap. *Schöpflin.* in Histor. Zaring. Badens. Cod. diplom. nr. LXX. 40) *Guillimannus* in Habspurg. L. V. p. 199. *Wagner* in Mercur. Helvet. p. 58. Etat et Delices de la Suisse II. p. 208. 41) Inscription in der Hauptkirche zu St. Vincenz in Bern bei *Wagner* in Mercur. Helvet. p. 49; bei *Schöpflin.* in Histor. Zaring. Bad. I. p. 151. und b. And. 42) Steinschrift am Thurme: Hanc Dux Bertholdus portam struxisse notatur, a quo pro fraude Burgundia depopulatur: ap. *Schöpflin.* in Hist. Zaring. Bad. I. p. 127. mit Grund- und Aufrissen der Reste des Thurmes um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo Schöpflin die Erbauung unrichtig dem Herzoge Berthold IV. zuschreibt. 43) *Trithemius* in Chronic. Hirsaug. ad an. 1212. conf. *Conradus Urspergens.* edit. an. 1537. p. CCCXXXII. sub an. 1212. und Andere. 44) *Albericus Monachus* in Chron. sub an. 1210 in edit. Leibnitii p. 455—456. 45) *Albericus Monachus* ad an. 1212. p. 466; *Conradus Ursperg.* sub an. 1212. p. CCCXXXII.; *Trithemius* in Chronic. Hirsaug. ad an. 1212. u. A. A. 46) Kolb histor. Lex. v. Baden, I. S. 154. 47) Auctor in Chronici Colmariensis Parte 2a ap. *Urstis.* Tom. II. p. 38.

ter von Hagenbach wurde vor Gericht geschleppt, zum Schwerte verurtheilt, und am 9. Mai 1474 Nachts bei brennenden Fackeln vor dem Kupferthore zu Breisach enthauptet. Das Volk aber leistete von Neuem Herzog Sigesmunden den Eid der Treue.

Im 30jährigen Kriege war Breisach lange ein von den Schweden gefürchteter Ort. Endlich im J. 1633 wagte der schwedische Feldheer Rheingraf Otto einen Versuch auf die furchtbare Festung. Nachdem er in einer blutigen Schlacht vor Breisach gesiegt hatte, eröffnete er die Laufgräben, und zwang die tapfere Besatzung, einige Außenwerke der Festung zu verlassen. Allein Herzog Feria war eben mit 26,000 Mann zum Entsatze Breisachs im Anzuge, und zwang den Rheingraf die Belagerung am 11. Okt. 1634 aufzuheben [48]). Im J. 1636 wurde Breisach abermals von den Schweden und von Frankreich bedroht. Der römische König Ferdinand verfügte sich dem zufolge nach Breisach, und ließ daselbst die trefflichsten Vertheidigungsanstalten treffen. Doch erst im J. 1637, nachdem alle oberrheinische Festungen und auch Freiburg im Breisgaue erobert waren, rückte der schwedische Feldherr Herzog Bernhard von Weimar mit großer Heeresmacht gegen das feste Breisach heran. Die Kaiserlichen suchten nun vor allem die Belagerung durch alle mögliche Kriegsmittel zu erschweren. Allein die Schweden besiegten eine Schwierigkeit nach der andern; sie bedeckten die ganze Gegend umher, und schnitten den Belagerten alle Zufuhr ab. Die Belagerten verschanzten sich inzwischen mit unermüdeter Thätigkeit immer stärker — und drei Mal war ein kaiserliches Heer zum Entsatze Breisachs im Anzuge, allein immer nöthigte es der muthige Herzog zum Rückzuge. Unterdessen war in der Festung die Hungersnoth bis auf das Äußerste gestiegen — und kein Entsatz war mehr zu hoffen. Dies zwang den tapferen Befehlshaber General-Feldzeugmeister von Reinach die ihm schon öfters angetragene ehrenvolle Kapitulation endlich anzunehmen. Der Besatzung wurde ein freier Abzug zu Wasser und zu Land gestattet — und ein kleines Häuflein von ungefähr 300 Mann zog am 19. Dec. 1638 mit 6 Kanonen und 19 fliegenden Fahnen ehrenvoll aus. Der Herzog hielt hierauf einen feierlichen Einzug, und fand eine große Menge groben Geschützes nebst allen dazu gehörigen Kriegsbedürfnissen vor [49]). Im J. 1639 schloß der Kaiser mit dem Könige von Spanien und der Erzherzogin Claudia von Östreich ein Bündniß zur Wiedereroberung Breisachs und des Elsasses. Allein es blieb ohne allen Erfolg, und die Festung wurde kraft des westphälischen Friedensschlusses der Krone Frankreich übergeben. Von nun an wurde sie als eine der drei Hauptschlüssel Frankreichs angesehen, bis der Ryswicker Friede König Ludwig XIV. im J. 1697 nöthigte, sie an Kaiser und Reich wieder abzutreten. Frankreich aber konnte den Verlust eines so bedeutenden Ortes nicht verschmerzen. Es ließ zum Trotze des alten Breisach, und zum Schutze des Elsasses 1699 Neubreisach und das Vorwerk Fort Mortier dem alten gegenüber durch Vauban anlegen, und versuchte abermals sich des alten Breisachs zu bemächtigen. Der Versuch gelang; im J. 1703 wurde es unter Anführung des Herzogs von Burgund und des Marschalls von Vauban angegeiffen, und die Grafen von Arco und Marsigli, die damals Breisach beschützen sollten, übergaben es ohne alle Gegenwehr [50]). Nach einem mislungenen Versuche des östreichischen Obersten Thanner, Breisach mit List zu erobern, blieb es eine Hauptgränzfestung Frankreichs gegen Teutschland noch bis 1715, wo es durch den rastatter Frieden wiederum dem Erzhause Östreich zufiel. Kaiser Karl VI. ließ sogleich seine Festungswerke verstärken und legte noch ein neues Vorwerk, die Citadelle auf dem Eggersberge, an. Allein als die Franzosen im J. 1743 das Breisgau abermals bedrohten, ließ die Kaiserin Maria Theresia die Leopolds- und Karlsschanze, nebst andern Festungswerken sprengen, die Kriegsvorräthe nach Freiburg bringen, und dort die schützenden Vorkehrungen gegen die Feinde des Vaterlandes treffen. Nachdem hierauf die Franzosen Freiburg belagert und erobert hatten, nahmen sie auch Breisach in Besitz, schleiften die noch übrigen Festungswerke, sprengten den durch sein Alterthum berühmten Schloßthurm Herzog Bertholds und zogen nach dem unvermutheten Tode K. Karls VII. im J. 1745 wieder über den Rhein zurück.

Im J. 1793 am 15. und an den folgenden Tagen des Septembers schossen die Franzosen aus dem Fort Mortier und aus mehren am Rheine angelegten Schanzen die obere und die untere Stadt in einen Aschenhaufen zusammen. Die unglücklichen Bewohner bauten sie hierauf nach und nach wieder an; die Franzosen aber verschanzten sich im J. 1796 nach ihrem bei Kehl vorgenommenen Rheinübergange von Neuem, und bei ihrem darauf erfolgten Rückzuge, vertheidigten sie sich gegen die Östreicher, und schnitten sie von der teutschen Rheinseite ab. Im J. 1799 wurde sie ein ganzes Jahr lang von den Östreichern eingeschlossen, die allen Pflanzen- und Baumwuchs zerstörten. Im Winter des J. 1801 — 2 wurde der Rhein um Breisach geleitet und dasselbe wieder zur Insel gemacht, und in den Wintermonaten von 1805 — 1806 wurde es abermals verschanzt und befestigt — bis es endlich durch den Frieden von Lüneville dem Herzoge von

48) Noch zeugt hievon eine große Denkmünze von viereckiger Form, auf der einen Seite die Wapen Östreichs, des Elsasses und der Stadt Breisach mit der Aufschrift: „Brisacum obsessum Duct. Raingr. Ot. et Marg. Frid. Dur. Die VI. Julii et III. Aug. ea. Dal. 1633. Auf der andern Seite aber die Worte: Deserta die XVI. Octbr. ob utrisque turpi fuga; und oben in einem Gewölke ein achteckiger Stern, nach welchem ein unten auf der Erde fliehender Wolf zurückblickt, mit der Aufschrift: Hoc oriente fugit; Herzog Feria führte einen solchen Stern in seinem Waren. 49) Auch auf diese Eroberung wurde eine Gedächtnißmünze geprägt; sie ist rund; auf der einen Seite eine Abbildung der Stadt mit ihren Festungswerken und ihrem Wapen: sechs Berge von 2 Engeln gehalten; ringsherum wird folgendes chronologische Distichon gelesen: BrisIaCo Capto CaeLIs VICtoria VenIt BernarDo tVLIt ex hoste trophaea DVCI 1638. Auf der andern Seite aber die Aufschrift: Bernardus D. G. Sax. et Mant. Dux Landgrav. March. Missn. Comes Marc. et Ravens. mit Vorstellung der Landgrafschaft Breisgau und des schwedischen sowol als kaiserlichen Lagers.

50) Sie wurden der Verrätherei beschuldigt, zu Bregenz vor ein Kriegsgericht gestellt, ersterer zum Schwerte verurtheilt, der andere aller Würden und Ehren entsetzt, und auf ewig aus dem Reiche und aus Östreichs Staten verwiesen. Das Urtheil wurde am 15. Februar d. J. 1704 vollzogen.

Modena, bald darauf dem Erzherzoge Ferdinand von Östreich und zuletzt im J. 1806 kraft des preßburger Friedens dem Großherzoge Karl Friedrich von Baden zugetheilt (vgl. Markgrafschaft Breisgau), und in seinen jezigen Zustand verwandelt wurde, wo seine Festungswerke alle in fruchtbares Gartenland umgestaltet, auf dem Eggersberge ein Denkmal Karl Friedrichs, des Freundes und Beförderers des Ackerbaues und der Landeskultur, aufweisen [51]). (*Leger.*)

BREISGAU, Brisgau, Brisachgau (mit vielen Varianten durch die Jahrhunderte), 1) als ehemaliger Gau. Einer der größern Gaue Alemanniens, im Süden und Westen vom Rhein, den Kreisen Augstgau, Baselgau, Sundgau, und dem Sprengel des Bischofs von Basel begränzt; im Norden durch die Bleich [1]) von der Mortenau (Ortenau) und dem Bisthum Straßburg getrent, wie von diesem Bach ab durch die Wasserscheide des quellenreichen Schwarzwaldes, wie die Wasser zur (mortenauischen) Kinzig oder zum (breisgauischen) Elzbach abfließen. Auch im Osten macht die Höhe dieses Gebirges, welche die Wasser zur Donau (wo die Bertholdsbara anstieß B. 9. S. 237.), zur Wutach (wo Albunesbara Th. 2. S. 401.), zur Alp (wo der schwarzwäldische Alpgau Th. 2. S. 330.) lenkt, oder zu den Bächen, welche, vom Alpgebiet ab [2]), in südwestlicher oder westlicher Richtung unmittelbar dem Rhein zueilen, die Gränze dieses Gau's, der also die ganze westliche Abdachung des Schwarzwaldes bis zu den Fluthen des leztern Stroms begreift.

Dieser Raum war in kirchlicher Hinsicht zulezt in die Kapitel Wiesenthal, Neuburg, Breisach, Freiburg, Endingen, Neukirch, welche das Konstanzer Archidiakonat Breisgau bilden (*Neugart.* episc. Constant. I. XCVI.), ausgetheilt, vor der Auflösung des teutschen Reichs in das vier Waldstädter und Breisgauische Gebiet Östreichs, der nordrheinische Theil des Kantons Basel, die obere Markgrafschaft Baden-Durlach; jezt, bis auf wenige Abschnitte, bildet er den Treisamkreis des Großherzogthums Baden.

Es sind eine Menge Urkunden des Mittelalters übrig, worin Zubehörungen dieses Gau's genant werden, meist in dem Codex Alemanniae et Burgund. transjur. Neugarts gesammelt, und von diesem fleißigen Forscher auch der Kreis selbst in dem episcop. Constant. XXXIX. erläutert; später ohne Benutzung dieser beiden unerläßlichen Hilfsmittel, von *Dumbeck*, geogr. pagorum a Basilea ad Moenum praemio ornata. Berol. 1818. S. 323—372. und auch auf der (nur zur Hälfte ausgegebenen) für das Auge nicht behaglichen Karte eingetragen.

Man sagt gewöhnlich, der Brisachgau habe seinen Namen von dem römischen Orte: mons brisiacus [3]), auch blos Brisiacus [4]), der aber vormals auf dem westlichen Ufer des Rheins gelegen und erst nach späterer, jedoch unbekannter Veränderung des Flußbettes zur teutschen Seite herübergetreten sey [5]). Allein der erstern Behauptung ist zu entgegnen, daß die adjektive Form dieser Benennung viel wahrscheinlicher schon auf eine ältere und ihr vorhergegangene Bezeichnung, sey es einer Landschaft oder eines Stammes, oder sonst hinweise, von welchen der Berg den Namen erhalten, als umgekehrt. Es tritt ferner die Schwierigkeit ein, daß der östlich des Flusses belegene Landstrich von dem westlich desselben belegenen, mit ihm bis zur Anschwemmung in gar keinen Verhältnissen stehenden Ort, und zu einer Zeit benant seyn müßte, wo jene noch gar nicht Statt gefunden haben soll [6]). Ein späteres Denkmal zeugt vielmehr unwidersprechlich, daß es einen Volksstamm der Brisigavi im 4. Jahrhundert gab [7]), dessen Wohnsitze doch wol am wahrscheinlichsten in dem Lande gesucht werden müssen, welches diesen Namen bewahrt hat. Dann hat aber auch erst von ihnen die Burg den Namen erhalten, und dies kann sowol in der Art geschehen seyn, daß dieselbe von den Bewohnern, von den Nachbarn, oder auch als Wehr gegen sie benant worden, und in diesem Falle ließe sich selbst die Lage auf dem linken Rheinufer erklären. Aber die Gründe für eine solche frühere Lage sind auch keineswegs befriedigend. Sie

51) Vgl. *Crusius* in Annal. Suev. pl. I. I. Theatrum Europaeum an vielen Orten. *Merian* in topograph. Alsat. Artikel Breisach; Iselin in histor. Lex. Art. Brisach; *Schöpflin.* in Alsat. illustr. T. II. div. I. I. Kolb in Lex. von Baden Art. Breisach und A. A. — Einen Grundriß der Stadt und Festung Breisach und drei schöne Ansichten derselben von verschiedenen Seiten aus dem 17. Jahrh. findet man bei Merian.

1) Urk. Friedrich I. über die Konstanzer Sprengelgränze von 1155. Ad occidentem per silvam Swerzwald in pago Brisgowe inter Argentinensem episcopatum usque ad fluvium Bleicheba qui dirimit Mortenewe et Brisgowe, inde per decursum ejusdem aquae usque ad Renum fluvium. Neugart Cod. Alem. 2. S. 86. Daß die nördlich der Bleich liegende Mark Ettenheim in ältern Zeiten zum Breisgau gerechnet worden sey, beruht auf einer misverstandnen Angabe Schöpflin's (Als. illustr. I. 674.), welche sich offenbar auf eine unmittelbar vorhergehende bezieht, wo von den Verhältnissen des 18. Jahrh. die Rede ist. 2) Die als dem Breisgau angehörig erwähnten Orte überschreiten zwar die Wehra nicht, aber die lezte kirchliche Eintheilung deutet auf das Murgbach-Gebiet als Scheidung des Breisgau's und Alpgau's. Also nicht die Wiese, wie Schöpflin wollte (Als. illustr. I. 673.), welchem Führer andere leicht gefolgt sind.

3) Itinerarium Antonini in der Reiseroute von Verona oder Mailand, nach Trier und Bonn, am besten erläutert bei Schöpflin a. a. O. I. 616., wo die Stationen also folgen: Vindonissa (Windisch). Arialbinno (Binningen?). Monte Brisiaco, Argentorato; oder: Rauracis (Augst), Arialbinno, Vruncis (Illzach?), Montebrisiaco, Helveto (Ell?), Argentorato. Ptolemäus und die Peutinger'sche Tafel kennen den Ort nicht, der vielleicht später, als diese Werke entstanden sind, erst gegründet wurde. *Castrum brisiacum*, wie einige in den römischen Quellen wollen gelesen haben, komt in diesen gar nicht vor. 4) Datum Brisiaci Verord. Valentian I. von 369. im Cod. Theodos. 6. 23. 8. ed. Ritter 2. 238. 5) Schöpflin meint (a. a. O. I. 673. und 191.), nach dem 10. Jahrh., der Stelle aus Liutprand wegen, Anm. 9. 6) Daß der Breisgau deshalb in den dieß- und jenseitigen politisch abgetheilt gewesen, ist theils ebenfalls ein Misverständniß der Worte Schöpflin's, der eine solche Theilung, als Folge dieses natürlichen Zustandes hinwirft, was aber von andern eilig als eine Thatsache aufgestellt worden, theils würde die Behauptung eben so weit von aller historischen Begründung, als überhaupt von irgend einer Wahrscheinlichkeit, bei der sonderbaren Ungleichheit der Theile entfernt seyn. 7) Brisigavi seniores (in Spanien) et juniores und später noch ein Mal Brisigavi juniores (in Italien), unter dem Magister peditum praesentalis. Notitia dignitatum utriusque imp. ed. Pancirol (1623) S. 30. 34. 41. 54. und ed. Labbe S. 67. 73. Mit dieser Hinaufführung bis zum 4. Jahrhundert ist Dumbeck's eben nicht

werden nicht aus bestimmten Zeugnissen hergeleitet, sondern sind einzig Schlüsse, aus der Anführung des Orts als Station in den spätern römischen Reiserouten, welche keinen Ort auf dem linken Rheinufer nennen, aus der Lage, welche der Geograph von Ravenna ihm gibt [8]), und aus einer Stelle Liutprands [9]). Zwar Rhenanus will die Spuren des alten Flußbettes noch gesehen haben, es sind dergleichen wol noch jetzt aufzufinden; aber auch des Wasserlaufs, der den breisachschen Berg an das linke, westliche Ufer brachte, oder des Arms, der ihn im 10. Jahrhundert zu einer Rheininsel bildete? Zwischen beiden Verhältnissen ist doch ein sehr großer Unterschied! Die Straße, auf welcher dieser Ort in den Itinerarien vorkomt, war, nach der Peutingerschen Tafel, eine Nebenstraße, die nächst genannten Stationsorte sind immer nur als wahrscheinlich, nicht als gewiß nachgewiesen, wir können also auch nicht mit voller Bestimtheit den Lauf derselben verfolgen, und warum könnte nicht auch, besonders in den Zeiten, aus welchen die Itinerarien sich herschreiben, auf einer Rheininsel ein Stationsort gewesen seyn, wenn solcher sonst, wie durch seine Lage, Vortheile dafür anbot? Die Folgerung aus dem Geographen von Ravenna kann, aus mehren Gründen, allein keine Entscheidungsquelle werden; sie ist nicht einmal eine Bestätigung anderer, und wer weiß denn, ob der ganz fremd klingende Name wirklich einmal Breisach bedeuten soll? Liutprand endlich will wol nicht die politische Angehörung, sondern nur die Gegend andeuten, wo Breisach lag, wie ihm und seinen Landsleuten überhaupt die berühmtere Landschaft des Elsasses viel bekannter, als der Breisgau seyn mußte; daß dieser Schriftsteller nicht ganz vollständig unterrichtet war, sehen wir bei dem Namen, wo er den des Kreises dem Orte gibt. Wie kann aber dieser fremde Schriftsteller den vorzüglichsten Glauben gerade in den örtlichsten Bestimmungen verlangen, wenn alle übrigen Stimmen schweigen, und eine andere gleichzeitige Quelle [10]) ebensowol das Gegentheil zu sagen scheint, wenn sie ergibt: Otto I. habe, nach Vertreibung des französischen Königs aus dem Elsaß, erst Breisach belagert? das also außerhalb dieses Landstrichs gelegen haben müßte. Es ist also überall viel wahrscheinlicher, daß der Ort Breisach zwar eine Rheininsel im 10. Jahrhundert gewesen sey, vielleicht auch früher stets, aber doch immer zum östlichen Ufer gehört habe (Karte von Alemannien). (*Delius.*)

Breisgau, 2) als jetzige Landgrafschaft, ein consolidirender Theil des Großherzogthums Baden, wegen welcher der Großherzog einen rothen goldgekrönten rechtssehenden Löwen mit ausgeschlagener Zunge, auf Silber im großen Statswapen führt. Seine Gränzen waren ehemals vor der Besitznahme desselben durch Östreich gegen Mitternacht an dem kleinen Flusse Bleiche die Ortenau, gegen Morgen auf den Höhen des Schwarzwaldes die Landgrafschaft Baar, gegen Mittag an dem kleinen Flusse Wiese die vier Waldstädte, und gegen Abend der Rheinstrom, der das Breisgau vom Elsasse scheidet. — Nach dem J. 1368 wurden aber diese Gränzen allmälig erweitert, und gegen Mitternacht die Mark Ettenheim nebst dem östreichischen Antheile der Ortenau, gegen Morgen die Herrschaft Tryberg und die Städte Villingen und Bräunlingen, gegen Mittag der östreichische Schwarzwald, die Herrschaft Hauenstein, und die vier Waldstädte: Waldshut und Seckingen, am rechten Rheinufer, Laufenburg an beiden und Rheinfelden am linken Rheinufer nach und nach dem Breisgaue zugezählt. Die Hauptstadt im Breisgaue ist Freiburg und nach ihr Breisach. — Das Land ist größtentheils gebirgig, besonders die Gegenden von Tryberg, St. Peter, St. Blasien, die Herrschaften Hauenstein und Schwarzenberg. Die Berge sind theils hohe Ketten- und Felsenberge, worunter sich die höchsten Punkte des Schwarzwaldes der Feldberg, der Belchen, der Kandel, der Blauen, der Schauinsland, der Roßkopf und andere befinden, — zum Theile fruchtbare Berge und Hügel. Zwischen den Bergen liegen tiefe Thäler, die größtentheils gut angebaut und mit Menschenwohnungen besäet sind. Die Höhe des Landes nimt von den höchsten Bergen gegen den Rhein hin von 4670' bis 667' über der mittelländischen Meeresfläche stufenartig ab. Die ebenen Gegenden sind auf einer kleineren Strecke um Breisach und Kentzingen bis gegen Freiburg hin ausgebreitet. — Überall ist das Land von kleinen Flüssen durchwässert. Die bedeutendsten sind die Elz, die Treisam, die Glotter, die Wiese, die Alb, und der Neumagen oder Numag, und von mehren kleinen Seen, der Schluchsee,

---

sehr verständlich ausgedrückte Angabe: dieser Landstrich habe vor dem 7. Jahrhundert noch nicht Brisgau geheißen, sondern provincia Numagensis, von dem Bache Numaga, der oberhalb St. Trudpert entspringt, und habe erst später seine nachherige Benennung und Ausdehnung erhalten (a. a. O. 73. 323. 325.), schon widerlegt, die überdies lediglich auf den Träumen eines Manlius und Kerafliths beruht und von *Herrgott* Gen. Austr. T. I. XXIII. S. 182. so zurückgewiesen ist, daß sie billig hätten begraben bleiben sollen. 8) L. 4. c. 26. (ed. 1696. S. 69.) im Lande Schwaben auch Alemannien; item iuxta suprascriptum Rhenum (und zwar allerdings auf der westlichen Seite, weil es nachher heißt: item ad aliam partem Augusta nova —) sunt civitates Argentaria, quae modo Stratisburgo dicitur, *Breccha*, Bazela. 9) Est in *Alsatiae partibus* castellum, Brisecganus patrio vocabulo nuncupatum, *quod et Rhenus in modum insulae cingens*, et naturalis ipsa loci asperitas munit. Hist. l. 4. c. 14. *Muratori* scr. rer. Ital. T. 2. p. 458. Sigibert von Gemblours: *oppidum Alsatiae* bei Pistor-Struv. I. 813.; Conrad von Ursberg beim Jahr 937: est autem *in confinio* Alsatiae castellum, vocabulo Brisach, de quo omnis adjacens pagus adpellatur Brisachgouue. S. 137. ed. 1609.; Albericus mon. trium font. (bei *Leibnitz* access. hist. 2. 279.) Otto rex obsedit Brisagam oppidum Alsatiae, — Hoc castellum Brisag Rhenus in modum insulae cingit —; die Kolmarschen Annalen beim Jahr 1295: (Urstis. ed. 1585. II. S. 29.) Rhenus qui longo tempore oppidum Brisacum ab Alsatia diviserat, isto anno *pro parte* ad latus montis se aliud transferebat.

10) Der Fortsetzer des Regino (Pistor-Struv. I. 104.) — quod rex patienter non ferens — Alsatiam petens Ludovicum regem expulit. Quo expulso, Brisacum castellum munitissimum obsedit. Der Chronogr. Saxo (Leibnitz a. a. O. 1. 157.) hat dieselben Worte. Der Annalista Saxo dagegen (*Eccard* Corp. hist. med. aev. I. 296.) scheint noch eine andere Quelle benutzt zu haben: Rex Otto Lodowicum regem Alsatia expulit — quo expulso rex Brisacum castellum munitissimum obsedit. — Est in *confinio Alsatiae inde adjacens* pagus, Brisagowa appellatur; fertur olim illorum fuisse, qui dicebantur Harlungo, tunc vero milites Eberhardi ex ipso magnam provinciae partem sibi vindicantes regis fideles laniabant.

der Feldbergsee, und der Titisee. Diese verschiedene Lage des Landes hat auch eine verschiedene Ergiebigkeit des Bodens zur Folge. In den Ebenen blüht der Ackerbau; Wein, gutes Getreide, vorzügliches Obst, und alle Arten von Küchengewächsen gedeihen. In den Gebirgen des Schwarzwaldes aber, welche den größten Theil des Breisgaues einnehmen, sind Waldungen, und die guten Weiden in den wasserreichen Thälern das Hauptprodukt. Daher auch die Einwohner hier von der Viehzucht und Viehmastung, vom Holzverkaufe und Verfertigung von hölzernen Waren leben. Die Gebirge des Breisgaues liefern auch Eisen, silberhaltiges Blei- und Kupfererz, und ehemals war der Bergbau hier sehr bedeutend [1]). — Unter den verschiedenen Fabriken und Manufakturen aller Art, zeichnen sich die Spinn- und Maschinenfabrik zu St. Blasien und die Spinnfabrik zu Günterstʼhal vorzüglich aus. Auch verdienen die vielen Granat- und Bergkrystallschleifmühlen zu Waldkirch hier im Allgemeinen erwähnt zu werden. —

Das Breisgau gehörte von jeher zu dem Lande der Alemannen. Seinen heutigen Namen hören wir zum ersten Mal aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, wo die Breisgauer Seniores und Juniores unter den kaiserlichen Hilfsvölkern genant werden [2]). Die Grafen, die unter den Herzogen von Alemannien dem Gaue vorstanden, sind aus historischen Urkunden von der Mitte des 7. Jahrh. an bekant [3]). Unter ihnen befinden sich die Bertilonen, die Stammväter der Herzoge von Zähringen, welche das Breisgau bis in das J. 1218 beherrschten, wo der letzte dieses Hauses, Berthold V. starb. Seine Besitzungen fielen theils an seine Erben, die Markgrafen von Baden, die aus demselben Hause von Berthold I. Herzoge von Zähringen abstammten, theils an seine Tochtermänner, den Grafen von Urach, den Stammvater des Hauses Fürstenberg, und den Grafen von Kyburg, welcher leztere die Zähringischen Herrschaften in der Schweiz, und den Albgau auf dem Schwarzwalde erhielt, die seine Tochter Hedwig, die Gemalin des nachherigen Kaisers Rudolf I. dem Habsburgischen Hause zubrachte. — Noch vor der Erlöschung der Grafen von Triburg, welche eine andere Linie der Grafen von Urach waren, setzte sich Östreich im J. 1370 durch Kauf in den Besitz der Stadt Freiburg und wußte sich nach und nach die Landeshoheit über das ganze Breisgau zu erwerben. Ja Herzog Friedrich von Östreich vereinigte im Jahre 1386 das ganze Breisgau unter seinen Scepter, nur einige Herrschaften ausgenommen, wie Badenweiler, welches die Markgrafen von Baden als ein Geschenk des letzten Grafen von Freiburg, Hochberg und Saußenberg, welche Stammglieder desselben Hauses noch aus der zähringischen Erbschaft inne hatten. — Östreich ließ anfänglich das Breisgau blos durch Landvögte regiren, bis die Unfugen des Landvogts Peter von Hagenbach im J. 1470 Veranlassung gaben, dem Lande Stände zu gestatten. Diese blieben auch bis zu den Statsveränderungen der neuesten Zeiten, und waren folgende: der erste oder der Prälatenstand. Zu ihm gehörte der Fürstabt von St. Blasien als Präsident, der Großprior von Heitersheim, die Prälaten von Schuttern, St. Trudpert, St. Peter, Ettenheimmünster und Tennenbach. Die teutschen Ordens-Kommenthureien zu Freiburg und zu Beuggen, die Kollegiatstifter Waldkirch und Rheinfelden, das Damenstift Säckingen, und die adeligen Frauenklöster Olsberg und Wonnenthal; der zweite oder der Ritterstand, zu welchem alle Edeln gehörten, die theils wegen ihrer Person, theils wegen ihrer Güter zum Landtage fähig erkant waren, und endlich der dritte Stand, welcher folgende Glieder umfaßte: die Kammeralherrschaften Kastelberg, Kürnberg, Triberg, Rheinfelden, Laufenburg, die Herrschaft Hauenstein, die Städte Freiburg, Breisach, Villingen, Bräunlingen, Neuenburg, Kenzingen, Endingen, Burkheim, Waldkirch, Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut. Der landständische Conseß befand sich in der Stadt Freiburg.

Nach dem Friedensvertrage, der zwischen Östreich und Frankreich (am 9. Februar 1801) geschlossen wurde, mußte Östreich das Breisgau an den Herzog von Modena abtreten, worauf das Land zwei Jahre lang von französischen Truppen besetzt blieb, bis sich endlich der Herzog von Modena diese Entschädigung für seine verlorenen italiänischen Staten gefallen ließ. Erzherzog Ferdinand von Oestreich, der Schwiegersohn des damals abwesenden Herzogs Herkules III. von Modena, übernahm nun als Landesadministrator am 2. März 1803, und nach dem bald darauf am 14. Oktober erfolgten Tode seines Schwiegervaters als Erbe und wirklicher Herr die Regirung des Landes. Doch schon am Ende des J. 1805 sprach es der preßburger Friede dem Hause Baden, und einen kleinen Theil desselben, nämlich Willingen, Bräunlingen und Triberg mit den meisten Amtsorten, dem Hause Wirtemberg zu. Allein Wirtemberg trat auch diese vermöge eines Statsvertrags an Baden ab, wodurch dann das ganze Breisgau, nur das jenseit des Rheines liegende Frickthal ausgenommen, wieder an das Fürstenhaus kam, dessen Stammväter es schon vor 800 Jahren beherrschten. (*Leger.*)

BREISIG, Breisich. 1) Nieder-Breisig, Flekken am Rheine, in dem Kreis Ahrweiler des preuß. Reg. Bez. von Koblenz, mit 780 Einw., die einen guten Bleichert bauen; 2) Ober-Breisig, Dorf in dems. Kr. mit 400 Einw. (*H.*)

BREIT. Mit diesem Beiworte sind in der Naturgeschichte und Gewerbskunde mehre Hauptwörter zusammengesetzt, die größtentheils auf andere Artikel zu verweisen sind; so in der Zoologie **Breitkäfer**, s. **Eurychora**; — **Breitrippe**, eine Muschel, s. **Arca senilis** L.; — **Breitschnäbler**, s. **Gans**; so in der Gewerbskunde: **Breitaxt**, **Breitbeil**, s. **Zimmermann**; — **Breiteisen**, s. **Meissel**; — **Breitgold**, s. **Goldschlägerei**; — **Breithammer**, s. nachher. — **Breitstahl** der Drechsler, s. **Dreheisen und Drechsler**; **Breitzange** der Knopfmacher, Metallprobirer, s. **Zange**, **Knopfmacher** u. **Probirkunst**. — Hier mag nur, um Wiederholungen in

1) Eine umständliche und sehr lehrreiche Beschreibung von der natürlichen Beschaffenheit und Lage des Breisgaues ließt man in Schreibers badischer Wochenschrift Jahrgang 1806 S. 113 — 118. aus dem freiburger Intelligenzblatte, ferner S. 316 — 318. und S. 332 — 338. 2) Vgl. Art. Breisach Note 18. 3) S. Kolb Lex. v. Baden, I, 161. und den vorhergehenden Artikel.

mehren Art. zu ersparen, vom Breithammer die Rede seyn. (*H.*) — Der Breit- oder Platzhammer wird auf Blechfabriken, Kupferhammerwerken und Messingwerken ein durch das Wasserrad in Bewegung gesetzter 3 bis 7 Centner schwerer und an einem 11 Fuß langen Stiele (oder Helme) sitzender Hammer mit gut verstählter fast cylinderförmiger Bahn genant, welcher dazu dient, das Metall zu Scheiben und Tafeln zu schlagen. Zum Schlagen des weißen Blechs ist dieser Breithammer am schwersten; zum Schlagen des Kupfers ist er leichter, zum Schlagen des Messings am leichtesten. (*Poppe.*)

BREITE bedeutet a) in der sphärischen Astronomie den Bogen eines durch ein Gestirn und den Pol der Ekliptik gelegten größten Kreises (eines Breitenkreises), von dem Gestirn bis zur Ekliptik. Die Breiten sind entweder nördlich oder südlich, je nachdem sie mit dem Nordpol oder Südpol der Ekliptik auf einerlei Halbkugel liegen, und können mit Zuziehung der Längen (d. h. der Entfernungen der Breitenkreise vom Frühlingsäquinoctium in Graden der Ekliptik gegen den Sinn der täglichen Bewegung gezählt) zur Bestimmung eines Punktes auf der Himmelskugel eben so gebraucht werden, wie die geraden Aufsteigungen und Abweichungen; ehedem bestimmte man die Orte der Gestirne ausschließlich oder doch vorzugsweise durch Länge und Breite, bis seit Tycho's Zeiten für Gegenstände der sphärischen Astronomie die andere Bestimmungsart durch gerade Aufsteigung und Abweichung die gewöhnlichere wurde. Beide Bestimmungen lassen sich leicht in einander umsetzen; denn bezeichnet ε die Schiefe der Ekliptik, α die gerade Aufsteigung und δ die Abweichung eines Sterns, λ aber die Länge und β die Breite desselben; so bestimt sich der Winkel (ξ), um welchen ein durch den Stern und das Frühlingsäquinoctium gelegter größter Kreis gegen den Äquator geneigt ist, durch die Gleichung $\tang \xi = \frac{\tang \delta}{\sin \alpha}$ und man hat sodann

$$\tang \lambda = \frac{\cos(\xi - \varepsilon)}{\cos \xi} \tang \alpha \text{ und}$$

$$\tang \beta = \tang(\xi - \varepsilon) \sin \lambda$$

b) In der theorischen Astronomie unterscheidet man geocentrische und heliocentrische Breiten. Die erstern sind mit denen der sphärischen Astronomie identisch und drücken also den Winkel aus, unter welchem eine vom Himmelskörper zum Mittelpunkt der Erde gezogene gerade Linie gegen die Ekliptik geneigt ist. Bei den heliocentrischen Breiten gedenkt man sich die Himmelskugel eben so um die Sonne beschrieben, wie bei den geocentrischen um die Erde, und ist also (da die Ebene der Ekliptik beiden angehört) heliocentrische Länge und Breite für den Sonnenmittelpunkt dasselbe, was geocentrische Länge und Breite für den Erdmittelpunkt ist. — Nur aber bei Himmelskörpern, die so weit entfernt sind, daß die nach Sonnen- und Erdmittelpunkt gezogenen geraden Linien als parallel unter einander betrachtet werden können (z. B. bei Fixsternen) stimmen die heliocentrischen Breiten und Längen mit den geocentrischen überein. Ist dagegen bei andern Himmelskörpern nur ihre Entfernung bekant; so läßt sich durch Berechnung dreier ebenen Dreiecke leicht die geocentrische Ortsbestimmung in die heliocentrische verwandeln und umgekehrt. (S. d. Art. Geocentrisch.) (*Gerling.*)

Breite, geographische (in der mathem. Geogr.), ist ein Ausdruck, wodurch die Lage eines Ortes auf der Erdkugel zum Theil bestimt werden soll. Da in der Oberfläche einer Kugel alle Theile von ähnlicher Beschaffenheit sind, und keiner durch seine Lage vor dem andern ausgezeichnet ist, so muß man erst gewisse Punkte oder Linien auf derselben festsetzen, nach welchen die Lage der übrigen Theile bestimt werden könne. Solche Punkte sind auf der Erdkugel die Pole, deren Lage durch die Umdrehung der Erde bestimt ist. Durch die Pole wird die Lage des Erdäquators bestimt, und dieser ist ein Hauptmittel zur Bestimmung der geographischen Lage der Örter. Denn da durch ihn die Erdkugel in zwei gleiche Theile, die nördliche und südliche Halbkugel, getheilt wird, so kann man bei Bestimmung der Lage eines Ortes zuerst angeben, wie weit er in der nördlichen oder südlichen Halbkugel vom Äquator entfernt; und dieser Abstand eines Ortes vom Äquator ist es, welcher seine geographische Breite genant wird; und zwar ist die Breite nördlich, wenn der Ort in der nördlichen Halbkugel; und südlich, wenn er in der südlichen Halbkugel liegt.

Der Abstand eines Punktes vom Äquator, d. i. seine kleinste Entfernung von demselben, wird durch den Bogen desjenigen größten Kreises gemessen, welcher durch den Punkt senkrecht auf den Äquator geht. Ein größter Kreis einer Kugel aber steht auf einem andern größten Kreise senkrecht, wenn er durch die Pole desselben geht. Daher wird die Breite eines Ortes durch den Bogen eines größten Kreises gemessen, der durch die Pole des Äquators geht, d. i. eines Meridians oder Mittagskreises (s. Art. Meridian), und zwar durch denjenigen Theil desselben, der zwischen den Ort und den Äquator fällt. Die Größe dieses Bogens wird nicht nach Meilen, sondern nach Graden, Minuten und Secunden bestimt. Betrachtet man aber die Erde als eine Kugel, so kann man die Größe eines solchen Grades, wie die Größe eines Äquatorgrades, zu 15 geographischen Meilen rechnen.

Die möglich größte Breite ist die der Pole selbst, welche 90 Grad beträgt.

Dies sind aber auch die einzigen Punkte auf der Erdkugel, deren Lage durch die Breite allein vollständig bestimt ist. Bei jedem andern Punkte wird durch die Breite nur der Parallelkreis bestimt, auf welchem er liegt. Es wird daher zur vollständigen Bestimmung der Lage desselben noch erfodert, die Stelle des Parallelkreises anzugeben, in welche er fällt; und diese Bestimmung wird die geographische Länge genant (s. Art. Länge).

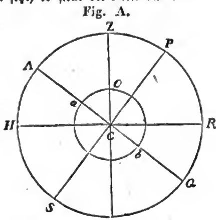
Ist die Breite eines Ortes = Null, so liegt er im Äquator selbst.

Um die geographische Breite eines Ortes auf der Erde zu finden, kann man keine unmittelbare Vermessung von dem Orte bis zu dem Äquator hin vornehmen; sondern es dienen dazu astronomische Beobachtungen am Himmel. Diese gehen darauf hin, die Höhe des Weltpols über dem wahren Horizonte des Ortes, d. i. die Polhöhe des Ortes, zu finden. Denn es läßt

sich leicht zeigen, daß die Polhöhe eines Ortes der geographischen Breite desselben, in Graden ausgedrückt, gleich sey; daher man auch häufig den Ausdruck Polhöhe für gleichbedeutend mit geographischer Breite nimt.

Man setze, es stelle der Kreis um C

Fig. A.

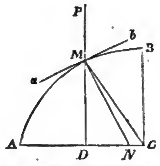


mit Ca die Erde, und der Kreis mit CA den Himmel vor; ferner sey für den Ort O die Linie HR der Durchmesser des wahren Horizontes, Z das Zenith; PS die Weltachse; AQ der Durchmesser des Äquators; so ist PCR die Höhe des Pols P über dem Horizont, d. i. die Polhöhe des Ortes O. Es ist ferner PCR + ZCP = einem rechten Winkel; und eben so ACZ + ZCP = einem rechten Winkel; daher PCR = ACZ. Der Winkel ACZ aber ist einerlei mit aCO; und dieser drückt die Breite des Ortes O aus; folglich ist die Polhöhe PCR der geographischen Breite aCO des Ortes O gleich.

Auf den Landkarten kann die Breite eines Ortes leicht vermittelst der darauf verzeichneten Parallelkreise, und der zu beiden Seiten befindlichen Zahlen, welche die Breitengrade ausdrücken, gefunden werden.

Dies gilt indessen nur, so lange man die Erde genau für eine Kugel nimt, welches in geographischer Hinsicht meistens gestattet ist. Nimt man aber auf ihre Abplattung Rücksicht, so verhält sich die Sache etwas anders: alsdann ist die Polhöhe von der wahren Breite eines Ortes noch etwas verschieden.

Fig. B.



Es sey z. B. AMB ein elliptischer Meridian, A ein Punkt des Äquators, B der Pol, C der Mittelpunkt der Erdkugel, und M der Ort, dessen Breite zu bestimmen ist, so ist der Winkel ACM die wahre Breite des Orts. Zieht man aber in M die Tangente ab, und auf diese eine Linie MN senkrecht, so geht diese nicht nach dem Mittelpunkt C.

Die Polhöhe in M ist die Höhe des Weltpols über der Tangente ab, d. i. der Winkel PMb. Denn obgleich der Weltpol in der verlängerten Erdachse CB liegt, so trifft doch die ihr parallele Linie DP in dem unendlich entfernten Pol mit ihr zusammen. Es ist aber PMb + DMN = einem rechten W.; und da auch DNM + DMN = einem rechten W. ist, so ist PMb = DNM. Folglich bezeichnet der Winkel ANM die Polhöhe oder die astronomische Breite des Ortes M; und da dieser als äußerer Winkel des Dreiecks CMN, größer als der Winkel ACM ist, so ergibt sich, daß die Polhöhe eines Ortes etwas größer, als die wahre Breite desselben ist.

Setzt man den Halbmesser des Erdäquators = a, und die halbe Erdachse = b, so ist

$$\text{tang } ACM = \frac{b^2}{a^2} \cdot \text{tang } ANM. \qquad (Kries.)$$

Breite (Bestimmung derselben bei der Seefahrt). Die Breite wird entweder durch astronomische Beobachtungen gefunden, oder auch durch Messung oder Schäzung des in einer gewissen Zeit zurückgelegten Weges des Schiffes. Im ersten Falle heißt dieses die beobachtete oder wahre und im andern die gegiste, oder gemuthmaßte Breite. Da nun die gegisten Breiten leicht Fehlern unterworfen sind, so müssen diese durch irgend eine astronomische Beobachtung berichtiget werden und alsdann nent man solches das Besteck verbessern.

Das leichteste und zugleich das sicherste Mittel unter allen, um die Breite des Schiffes auf der See zu bestimmen, besteht darin, daß man die Höhe eines Weltkörpers, dessen Abweichung bekant ist, mißt, wenn er im Mittagskreise steht; denn alsdann ist der Unterschied zwischen dem Abstande des Gestirns vom Scheitelpunkte des Beobachters und der Abweichung desselben, wenn dieser Abstand mit der Abweichung gleichnamig ist, die Breite. Wenn aber Abstand vom Scheitelpunkte und Abweichung des Gestirns nicht gleichnamig sind, so addirt man den Abstand vom Scheitelpunkte zu der Abweichung und diese Summe gibt die Breite. Denn, wenn in Fig. 2. Taf. 3. HO den Horizont, H den Süd- und O den Nordpunkt desselben, Z das Zenith oder den Scheitelpunkt, HZON den Mittagskreis des Orts bezeichnen, und man hat z. B. die Sonnenhöhe im Meridian oder HS = 60° 10′ gemessen, da die Abweichung derselben 10° nördlich war, so hat man:

$$\begin{array}{r} HZ = 90^\circ \\ -\ HS = 60^\circ \\ \hline \end{array}$$

also SZ = 30°. Da nun die Abweichung der Sonne = 10° nördlich ist, so mache man AS = 10° und man hat alsdann:

$$\begin{array}{r} SZ = 30^\circ \\ +\ AS = 10^\circ \\ \hline \end{array}$$

also AZ = 40°, oder der Abstand des Äqua-

tors A vom Scheitelpunkt Z ist = 40°, das ist, die Breite ist = 40°. Wenn aber die Abweichung der Sonne südlich ist und man hat ihre Höhe im Mittagskreise, oder Hs = 30° gemessen, da ihre Abweichung As = 10° südlich war, so hat man

HZ = 90°
— Hs = 30°

also Zs = 60°. Macht man nun As = 10°, da die Abweichung südlich ist, so hat man

sZ = 60°
— sA = 10°

also AZ = 50°, oder der Abstand des Aquators A vom Scheitelpunkt Z ist = 50°, das ist, die Breite ist = 50°.

Da die Beobachtung der Mittagshöhe eines Gestirns die genaueste und richtigste unter allen ist, der Seefahrer aber oft, wenn der Himmel zur Mittagszeit bewölkt ist, keine Beobachtung an der Sonne machen kann, so muß er, um seine Breite zu berichtigen, nicht selten zu einer Mondhöhe im Meridian seine Zuflucht nehmen, weil unter allen andern Gestirnen die Höhe desselben auf dem Meere bei nächtlicher Zeit am besten zu beobachten ist. Da aber der Mond eine sehr schnelle eigene Bewegung hat, so verändert sich seine Declination auch sehr schnell und unregelmäßig, welche daher mit Sorgfalt verbessert werden muß, und da er wegen seiner Erdnähe eine starke Parallaxis hat, so muß auch diese genau für den Zeitpunkt, da die Mondhöhe gemessen worden, berechnet und zur Mondhöhe addirt werden. Wir wollen diese Methode durch ein Beispiel erläutern.

Beispiel.

Am 2. August 1808, auf 40° 0′ westlicher Länge von Greenwich, wurde die Höhe des untern Mondrandes im Meridiane gemessen 30° 40′ über dem südlichen Horizont, auf einem Schiffe, dessen Höhe über der Meeresfläche 20 Fuß war. Man sucht die Breite des Schiffes.

Auflösung.

Im Nautical Almanac findet man:
Am 2. August ging der Mond zu Greenwich durch den Meridian
um 8 Uhr 48′
Am 3. um 9 Uhr 45′
in 24 Stunden 57′ Unterschied.

Das Schiff liegt 40° westlich von Greenwich, also in Zeit 2 Stunden 40′, welches man hier für 3 Stunden annehmen kann. Man hat also:

24 St. : 57′ = 3 St. : 7′.

Da nun das Schiff westlich von Greenwich liegt, so hat man

8 Uhr 48′ Zeit der Culmination zu Greenwich
+ 7′ Veränderung
also 8 Uhr 55′ Mond im Meridian am Schiffe
2 Uhr 40′ Länge des Schiffs in Zeit
11 Uhr 35′ Zeit zu Greenwich.

Da diese Zeit so nahe an die Mitternacht fällt, so kann man des Mondes Halbmesser und Parallaxis für die Mitternacht selbst nehmen, also

den 2. Aug. Monds Halbmesser um Mitternacht 16′ 1″
dessen Horizont. Parallaxis 58′ 46″

Höhe des untern Mondrandes 30° 40′
+ Halbmesser 16′ 1″
30° 56′ 1″
— Senkung 4′ 30″
scheinbare Mondhöhe 30° 51′ 31″
Höhen Parallaxis
— Refraction + 48′ 52″
wahre Mondhöhe 31° 40′ 23″

Die Mond-Declination um Mitternacht nach dem Nautical Almanac findet man 20° 14′ südlich,

also von 90°
subtr. 31° 40′ 23″ wahre Mondhöhe
gibt 58° 19′ 37″ Scheitelabstand
— 20° 14′ Declination
also 38° 5′ 37″ nördliche Breite des Schiffes.

Da die Meridianhöhen der Planeten und Fixsterne bei Nachtzeiten auf der See, des unbestimmten Horizonts wegen, äußerst schwierig und unsicher zu beobachten sind, so wird auf den Schiffen fast nie Gebrauch davon gemacht.

Obgleich die Methoden, um die Breite auf der See durch Höhen außer dem Mittage zu bestimmen, nicht so genau als diejenigen sind, durch welche die Breite durch eine mittägige Höhe bestimt wird; so hat der Seefahrer doch darum keine Ursache, die verschiedenen Methoden, durch welche er die Breiten seines Schiffes außer dem Mittage bestimmen kann, zu vernachlässigen. Im Gegentheile wird der vernünftige Theil derselben bei sehr vielen Gelegenheiten seinen großen Vortheil daraus zu ziehen wissen. Die Methode des Herrn Douwes, durch welche er vermittelst einer Annäherung aus der gemuthmaßten Breite des Schiffes durch zwei Sonnenhöhen und der zwischen beiden Beobachtungen verflossenen Zeit die wahre Breite findet, scheint uns vorzüglich für den Seefahrer von großer Wichtigkeit zu seyn und wir werden deshalb die Gründe, auf welchen dieselbe beruhet, hier kürzlich auseinandee setzen.

Es sey zu diesem Endzwecke in Fig. 3. Taf. 3 HESPO der Meridian des Orts, HO der Horizont, P der Pol, EQ der Aquator, SX der Halbmesser des Parallelkreises SKML, den die Sonne beschreibt, und D und G die orthographischen Projectionen der Punkte K und L, in welchen sich die Sonne befindet, da ihre beiden Höhen gemessen worden, auf der Ebene des Mittagskreises. Man ziehe nun SA, DB, GN senkrecht auf HO und CD, FG senkrecht auf SA und DB und bezeichne die Sonnen-Declination mit d, die gemuthmaßte Breite mit l, die zwischen den Beobachtungen verflossene Zeit mit t, die größte Sonnenhöhe mit A und die kleinste mit a so hat man im $\triangle FDG$ $DG : DF = 1 : \sin DGF$, also $DG \cdot \sin DGF = DF$ und $DG = \frac{DF}{\sin DGF}$, und da $\angle DGF = \angle EQH =$ Complement der Breite, so ist auch $DG = \frac{DF}{\text{cosin}\ l}$ und da $DF = DB - GN$

$= \sin A - \sin a$, so ist $DG = \frac{\sin A - \sin a}{\cos l}$, oder in Theilen des Halbmessers SX hat man demnach $DG = \frac{\sin A - \sin a}{\cos l \cdot \cos d}$. Im rechtwinklichen △ HLR hat man $HL = \frac{HR}{\sin HLR}$ und da der ∠ KLR = Bogen $SK + \frac{KL}{2}$ oder gleich dem mittlern Stunden-Winkel zwischen K und L, den wir mit M bezeichnen wollen, so ist $KL = \frac{HR}{\sin M}$. Ferner sieht man leicht, daß KL die Sehne des Bogens des Parallelkreises ist, welcher die zwischen den gemessenen Höhen verflossene Zeit mißt, daher denn $2 \sin \frac{1}{2} t = \frac{DG}{\sin M} = \frac{\sin A - \sin a}{\sin M \cdot \cos l \cdot \cos d}$ und hieraus $\sin M = \frac{\sin A - \sin a}{2 \sin \frac{1}{2} t \cdot \cos l \cdot \cos d}$ oder auch, um die Formel durch Logarithmen bequemer auflösen zu können, $\sin M = \frac{\cos \frac{(A + a)}{2} \times \sin \frac{(A - a)}{2}}{\sin \frac{1}{2} t \cdot \cos l \cdot \cos d}$.

Nachdem nun also der mittlere Stundenwinkel, oder die sogenante Mittelzeit gefunden worden, findet man sehr leicht den kleinern Zeit- oder Stundenwinkel SK, oder die Zeit der höchsten Beobachtung vom Mittage und folglich auch SD, dessen Sinus versus in Theilen des größten Kreises, wenn man denselben mit dem Cosinus der Sonnen-Declination multiplizirt, nämlich es ist SC = SD . sin SDC = SD . cos l; folglich auch $SC = \left(\begin{matrix}\text{Sinvers. kleinste Zeit} \\ \text{Winkel} \cdot \cos d \cdot \cos l\end{matrix}\right)$, dessen Werth zum Sinus der größten gemessenen Sonnenhöhe BD = AC addirt, gibt SA den Sinus der Mittagshöhe der Sonne. Dieser Ausdruck läßt sich wiederum sehr bequem in diesen $SC = \left(\begin{matrix}2 \sin^2 \frac{1}{2} \text{ kleinst. Zeitwinkel} \\ \times \cos d \cdot \cos l\end{matrix}\right)$ verwandeln, welcher sich bequemer durch Logarithmen auflösen läßt, weil man in den gewöhnlichen Logarithmen-Tabellen die Sinus versus nicht findet.

Die Auflösung dieser so nützlichen Aufgabe wurde im J. 1740 durch den Herrn C. Douwes, Examinator der Steuerleute zu Amsterdam, erfunden, welcher für seine Erfindung von den Commissarien zur Erfindung der Meereslänge in London eine Belohnung erhielt, die er durch seine Tabellen, welche diese Berechnung sehr abkürzen, sehr wol verdiente.

Es gibt noch verschiedene andere Methoden, die Breite auf der See zu bestimmen, z. B. diejenige aus einer einzigen Sonnenhöhe, wobei aber die wahre Zeit als bekant vorausgesetzt wird, welches auf der See ein äußerst seltener Fall ist und daher für den Seefahrer von keinem wesentlichen Nutzen seyn kann. (*Braubach.*)

BREITENAU (Christopher Gensch von), ein berühmter Statsmann, geb. den 12. August 1638 zu Naumburg. Sein Vater Chphr. Gensch war Amtmann zu Zeiz. Nachdem er auf der Schulpforte, zu Naumburg und zu Leipzig studirt hatte, wurde er Führer eines Holstein-Norburgischen Prinzen und darauf Hofrath Herzogs Joachim Ernst zu Ploen, dem er in den Streitigkeiten mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holstein über die Erbfolge in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst wichtige Dienste leistete. 1678 trat er als Rath in dänische Dienste, wurde 1681 unter dem Namen von Breitenau geadelt, 1682 Kanzler in Oldenburg, 1693 Statsminister, 1694 Landdrost im Budjadingerlande und 1701 Geheimerath und Ritter vom Danebrog. Als er sich von Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er in Lübeck in gelehrter Muße und starb daselbst den 11. Jan. 1732 in hohem Alter. Von ihm sind viele Statsschriften in wichtigen Geschäften verfaßt. Außerdem wird ihm beigelegt: Commentatio de Notis veterum tam ad occulte, quam ad celeriter scribendum olim facientibus. (Lips. 1659. 12.). Auch als geistlicher Liederdichter ist er nicht unbekant. In Ploen wird sein Andenken durch die Stiftung der dortigen Gelehrtenschule erhalten, die von ihm den Namen Breitenavianum trägt*). (*Dörfer.*)

BREITENBACH, 1) schwarzburg-sondershäusischer Marktfl. im Amte Gehren, am Flusse gleiches Namens, mit 2 Kirchen, 1 Forsthause und 435 andern Häus. mit 2120 Einw. Nahe bei dem Ort gab es ehedem Schwefelwerke, einen Rohrhammer, Alaun- und Vitriolbergwerke; jetzt ist hier eine Porzellanfabrik. (*Hellbach.*) — 2) Pfd. im gräfl. stolberg-roslaschen Amte Wolfsberg, im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Sangerhausen, 4 St. östlich von Stolberg, mit 273 Einw. und Alaungruben. — 3) Pfd. im preuß. Reg. Bez. Erfurt, Kr. Schleusingen, ½ St. nördlich von Schleusingen, an der Vesser (Breitenbach), mit 81 Häus., 496 Einw., Sensen- und Eisenhammern, Nagel- und Hufschmieden, Holzhauen, Kohlenbrennen, Viehzucht. (*Stein.*)

BREITENBAUCH (Georg August von), sachsen-weimarischer Kammerrath (aus einem Geschlechte entsprossen, das sich bis ins 16. Jahrh. Breitenbuch schrieb), den 28. August 1731 zu Wilsdruf bei Dresden geboren, ein Sohn Heinrich Augusts von Breitenbauch, kön. polnischen und kursächsischen geh. Raths, Kammerherrn und Kapelldirektors. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Zeiz und auf der Hochschule zu Jena sich mancherlei wissenschaftliche Kentnisse erworben hatte, reiste er 1753 nach Paris und benutzte seinen Aufenthalt daselbst, so wie nach seiner Rückkunft den Aufenthalt in Berlin, und den Umgang mit Lessing, Mendelssohn, Sulzer, Ramler und Müchler d. V. zu seiner fernern wissenschaftlichen Ausbildung. Von Berlin begab er sich 1755 auf seine Güter zu Bucha in der goldnen Aue in Thüringen, und lebte daselbst bis an seinen am 15. Sept. 1817 erfolgten Tod. Er war ein wohlwollender, redlicher, bis ins Greisenalter unermüdet thätiger Mann, der seine Mußestunden der Erhöhung des Wohlstandes seiner Untergebenen, der Verbesserung der Landschulen auf seinen Gütern, dem Selbstunterricht seiner Familie, und der Ausarbeitung vieler, zum Theil auf eigne Kosten gedruckten, Schriften widmete, die zwar nicht den Geist tiefer Gelehrsamkeit ath-

*) Vgl. von Seelen's Memoria vor dem Verzeichnisse von Breitenau's ansehnlicher Bibliothek (Lüb. 1747. 4.).

men, und in Ansehung des Styls, der Composition und der historischen Kritik viel zu wünschen übrig lassen, doch aber als Kompilationen nicht ohne Werth sind. Seine gesamte Schriftstellerei, der er aus reiner Liebe zu den Wissenschaften oblag, verbreitete sich insbesondere über die Felder der Dichtkunst, der Weltgeschichte und Geographie, so wie er sich auch in metrischen Übersetzungen einiger lateinischen und griechischen Dichter versuchte. Unter seinen zahlreichen poetischen Arbeiten möchte schwerlich etwas seyn, das hier angeführt zu werden verdiente, eher folgende seiner geographischen Kompilationen, durch die er sich um die Aufklärung der Geschichte minder bekannter außereuropäischer Reiche und Völker einiges Verdienst erwarb*). Als warmer Freund des Schulwesens schrieb er auch Schulbücher, die er größtentheils an Schulen unentgeldlich vertheilte**). (*Baur.*)

Breitenberg, s. Breitenburg.

BREITENBRUNN, 1) Dorf im Amte Schwarzenberg des erzgebirgischen Kreises des Königr. Sachsen mit 750 Einw., in 122 Häus., die sich mit Hüttenbau, Spitzenklöppeln und Eisenhandel beschäftigen; auch ist hier eine Vitriolhütte und Papiermühle. 2) Marktfl. in der ungr. Gespanschaft Ödenburg, s. Szeleskut. (*H.*)

BREITENBURG, adelige Herrschaft in Holstein zwischen der Stadt Itzehoe, den Ämtern Steinburg, Segeberg, Rendsburg und der Grafschaft Ranzau. Sie erstreckt sich von Itzehoe auf beiden Seiten aufwärts der Stoer nach Kellinghusen auf 2 teutsche Meilen, und ein Theil derselben ist Marschland. Johann und Heinrich Ranzau gründeten sie zur Reformationszeit, seit 1763 ist sie Fideikommis einer gräflich Ranzauischen Familie. — Breitenburg ist ein an der Stoer liegendes Schloß in dieser Herrschaft, so wie Breitenberg ein Kirchspiel in derselben. (*Dörfer.*)

Breitenfeld, Schlacht, s. Leipzig.

Breitengrad und Breitenkreis, s. Breite.

BREITENSTEIN, Dorf im gräflich stolberg-roßlaschen Amte Ebersburg, im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Sangerhausen, 2 St. nördlich von Stolberg, an der Selke, mit 100 Häus., 603 Einw., Alabasterbruch, Eisensteingruben, Viehzucht. (*Stein.*)

Breitenworbis, s. Worbis.

BREITHAUPT (Johann Friedrich), ein Rechtsgelehrter, doch in dieser Hinsicht weniger ausgezeichnet, als durch seine Bekantschaft mit der orientalischen und rabbinischen Literatur — geb. den 8. Sept. 1639 zu Gotha, wo sein Vater, Johann, 43 Jahre lang Kammerrath war. Er besuchte die Hochschulen zu Jena, Leipzig, Gießen und Heidelberg, bereiste mit den gothaischen Prinzen Teutschland und die Niederlande, kam 1674 als Hof- und Justizrath nach Coburg, gab dieses Amt wieder auf, und starb den 5. Jun. 1713 zu Gotha im Privatstande mit dem Titel eines kaiserlichen Raths. Die orientalische, und besonders die rabbinische Literatur war sein Lieblingsstudium, und von seiner gründlichen Einsicht in dieselben zeugen die beiden von ihm übersetzten und zum Druck beförderten rabbinischen Schriftsteller: Josephus Gorionides s. Josephus Hebraicus, videlicet, rerum memorabilium in populo Judaico gestarum libri VI. hebraici, lat. versi a J. F. Breithaupt; acc. ej. notae. Goth. et Lips. 1710. 4. und J. J. Jarchi commentarius hebr. in Pentateuchum, in libros Josuae, Judicum, Ruth, Samuelis, Regum etc. et in omnes prophetas, Jobum et Psalmos, usque Canticum Canticorum, versus a J. F. Breithaupt. Ib. Vol. III. 1710—14. 4.*). Seine übrigen Schriften sind unerheblich**). (*Baur.*)

BREITHAUPT (D. Joachim Justus), ein sehr geachteter Theolog seiner Zeit und einer der bedeutendsten Anhänger und Nachfolger Spener's, wurde im Febr. 1658 zu Nordheim im Hannöverschen geboren. Sein Vater, der daselbst Prediger und Superintendent war, starb früh im J. 1663, und übertrug kurz vor seinem Tode die Sorge für die Fortbildung dieses jüngern Sohnes einem ältern. Unter dem Beistande dieses und noch zweier Brüder und von eigner Liebe zu den Wissenschaften beseelt, machte Breithaupt gute Fortschritte, und bezog 1676 die Universität Helmstädt, wo ihm durch seine Brüder bei den meisten Professoren ein freundschaftlicher Empfang vorbereitet war. Er hörte die Theologie bei Titius und Fröling, die Philosophie bei beiden Wideburgen u. A., die Rede- und Dichtkunst, wozu er vorzügliche Neigung fühlte, bei Schrader und Meibom. 1679 und 1680 hielt er sich zu Wolfenbüttel und Braunschweig auf, wo zwei damals berühmte Kanzelredner, der Abt Däter zu Wolfenbüttel und der Prediger Crusius zu Braunschweig seine Vorbilder in der geistli-

*) Stat der gesamten Tartarei in den alten und neuern Zeiten. Reval u. Leipz. 1780. 8. Ergänzungen der Geschichte von Asien und Afrika. Dessau. 4 Thle. 1783—1787. 8. Älteste Geschichte und Erdbeschreibung des jetzigen Tauriens und Caucasiens. Berl. 2. Abth. 1784—1788. 4. Völkerkarte der Welt. Leipz. 1786. 8. Lebensgeschichte des Kaisers Kien-Long. Eb. 1788. 8. Vorstellung der fürnehmsten regirenden Stämme der Welt. Eb. 1788. 8. Übersicht der vornehmsten Regirungen der Welt. Eb. 1789. 8. Beiträge zur Geschichte der unbekannten Reiche von Asien und Afrika. Weimar. 2 Th. 1800. 8. Klassifikation der Hauptvölkerschaften der alten und neuern Zeiten u. ihrer Zweige. Leipz. 1800. 8. Stammtafeln der vornehmsten außereuropäischen Fürstenhäuser des mittlern und neuen Zeitalters. Ebend. 1804. Fol. und viele andere verwandten Inhalts. Auch über die alte Geschichte hat er mancherlei geschrieben, wovon zu bemerken seyn möchte: Geschichte von Arkadien, vom Ursprunge seiner Monarchie bis auf die Zeiten Antonins des Frommen. Frft. a. M. 2 Thle. 1791. 8. und die Vorstellung der Schauplätze berühmter Begebenheiten aus der Geschichte der vornehmsten Völker des Alterthums, in 25 Kupfern für die Jugend entworfen. Leipz. 1794 und 4 Beilagen 1795—97. 4.

**) S. das Verzeichniß der Schriften des Hrn. von Breitenbauch, nebst der Anzeige ihres Inhalts. Leipz. 1804. 2 Bog. 8. und das gel. Teutschland; — vgl. Scheppler's Gallerie der vorzüglichsten Statsm. und Gel. 1. Bd. 2. Hft. 2. Abth. mit Breitenb. Bildn. das letzte auch von Thönert 1792. Leipz. Lit. Zeit. 1817. Nr. 281.

*) Von dem ersten s. den Catal. Bibl. Bunav. T. III. Vol. I. 10., vornehmlich aber Gagnier's reichhaltige Bemerkungen zu dieser Ausgabe in le Clerc's Biblioth. chois. T. XXV. p. 98—118; von dem letztern *Fabricii* hist. bibl. P. IV. 17.

**) *Joach. Just. Breithaupt* Memoria Caplatoniana, oder Lebensbeschreibung zweier Breithaupten (Joh. Fr. und Joh. Jak.) nebst dem curriculo vitae Joach. Justi Br., von ihm selbst abgef. und zum Druck bef. von C. P. Leporin. Quedl. 1725. 8. Stolle zu Heumann's Consp. 510.

chen Beredsamkeit wurden. Er nahm 1680 das ihm angetragene Conrectorat zu Wolfenbüttel an, wo er bereits den Anfang machte, Privatandachten mit seinen Schülern vor und nach dem Abendmahl zu halten. Als aber im folgenden J. 1681 die Schule aus Furcht vor der nahen Pest (zu Halberstadt u. a. O.) sich zerstreute, legte er sein Amt nieder und ging als Begleiter eines studirenden Jünglings von angesehener Familie nach Kiel, wo er in dem dortigen ersten Professor der Theologie, D. Kortholt, einen großen Gönner fand, auch bei ihm aß und wohnte. Er disputirte unter demselben, hielt homiletische und theologische Privatvorlesungen und Examinatorien, hörte aber selbst noch bei seinem Gönner mit großem Eifer die Casual-Theologie, und besuchte auch die Collegia der Professoren Wasmuth und Franke. Nach einiger Zeit begab er sich zu seinem Vorbilde Spener in Frankfurt am Main, wurde aber bald und unvermuthet als Professor der Homiletik nach Kiel zurückberufen, wo er mit solchem Erfolg und Ansehn wirkte, daß er im J. 1685 fünf Amtsanträge in einer Woche zugleich erhielt. Er entschied sich für die Stelle eines Hofpredigers und Consistorialraths zu Meiningen, vertauschte sie aber schon im J. 1687 mit dem Pastorat an der Predigerkirche zu Erfurt, wo er zugleich evangelischer Professor der Theologie, bald auch Senior und Präses des Ministeriums wurde. Er wirkte hier sehr eifrig als akademischer Lehrer, Prediger und geistlicher Vorstand, und erwarb sich große Verehrung bei den Mitgliedern seiner Kirche, so, daß die Kosten seiner theologischen Doktorpromotion zu Kiel von der Stadt getragen wurden. Die Katholiken aber, welche er durch seine Predigten reizte, stellten einigemal seinem Leben nach*). Im J. 1690 schlug er einen Ruf zur Superintendentur in Hildesheim aus, und hatte die Freude, daß der ihm gleichgesinnte, nachmals so berühmte August Hermann Franke, als Prediger an der Augustinerkirche in Erfurt, in seine Nähe kam. Beiden Männern war indessen anderwärts ein vereinter Wirkungskreis bestimt, denn Breithaupt wurde 1691 auf Spener's**) Betrieb, als Professor der Theologie und Director des theologischen Seminars an die eben damals im Entstehen begriffene Universität Halle berufen, und Franke folgte ihm bald als Prediger zu Glaucha und Professor der orientalischen Sprachen dahin. Von beiden vereint ging der eigenthümliche Geist des theologischen Studiums auf der neuen Universität aus, der den praktischen Theil der Theologie zu seinem Hauptaugenmerk machte, die scientifische Grundlage derselben aber, insbesondere Philosophie und Sprachenkunde, weniger achtete. Breithaupt war über zwei Jahre lang der einzige theologische Professor zu Halle, da Franke seiner Bestimmung nach zur philosophischen Fakultät gehörte. Der erste Kollege, den er erhielt und der im Range über ihn gesetzt wurde, D. Johann Wilhelm Baier, stimmte nicht in seine Ansichten ein; denn er wollte das theologische Studium durch Philosophie und Sprachenkunde vorbereitet wissen, aber er lehrte nur ein Jahr (1694 bis Juli 1695) in Halle, worauf er als Generalsuperintendent nach Weimar ging und bald darauf starb. Sein Nachfolger Paul Anton war von gleichem Geiste, gleicher Vorliebe für das praktische Christenthum beseelt, als Breithaupt, und da Franke, ein Freund beider, 1698 ebenfalls in die theologische Fakultät eintrat, lebten alle drei in der brüderlichsten Eintracht. Auch Johann Heinrich Michaelis und Joachim Lange, welche zunächst nach jenen das theologische Lehramt erhielten und dadurch Breithaupt's Kollegen wurden, wirkten nach gleichen Grundsätzen fort. Breithaupt war zugleich als magdeburgischer Konsistorialrath und Prediger an der Schloß- und Domkirche zu Halle dorthin berufen, und stieg in der Folge zum magdeburgischen Generalsuperintendenten und Senior des Konsistoriums. 1705 wurde er Propst des Klosters Unserer lieben Frauen zu Magdeburg, welche Stelle er 1709 gegen die eines Abtes zu Kloster Bergen vor Magdeburg vertauschte, jedoch mit Beibehaltung aller übrigen Ämter, insbesondere des akademischen Lehramts zu Halle. Er hatte daher einen wechselnden Wohnsitz, bald zu Magdeburg, bald zu Halle, und fast noch mehr am erstern Orte, weshalb er als theologischer Professor den D. Joachim Lange zum Gehilfen annahm und ihm den größten Theil seines Gehalts abtrat. Übrigens war er in allen seinen Ämtern unermüdet wirksam, und überdies noch als Schriftsteller sehr thätig. Zweimal, in den J. 1698 und 1707, verwaltete er das Prorectorat zu Halle. Er hielt die erste theologische Disputation und im J. 1694 die erste theologische Doktorpromotion auf dieser Universität. Sein Tod erfolgte am 16. März 1732 zu Kloster Bergen, wo er auch begraben wurde. Er hatte unverheirathet in Gesellschaft einer Schwester gelebt. Sein Äußeres kündigte den höchsten Grad des Ernstes und der theologischen Gravität an. Er war lang, hager, von schwacher Gesundheit und sehr mit gichtischen Übeln geplagt. Von Natur hitzig, hatte er sich doch große Geduld angeeignet. Sein Eifer in seinem Beruf war treu und rechtschaffen, wenn auch nicht immer duldsam gegen Andersdenkende. Seine Sorgfalt in Verwaltung seiner Ämter erstreckte sich bis zu Kleinigkeiten herab. Er unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz, diente sehr Vielen mit seinem Rath und war so wenig bedacht, Schätze zu sammeln, daß er außer einer ansehnlichen Bibliothek nicht viel Vermögen hinterließ. Sein Eifer für das praktische Christenthum wurde von Heuchlern oft gemisbraucht. — Von seinen zahlreichen dogmatischen, polemischen, homiletischen und vermischten Schriften hat Dreihaupt das vollständigste Verzeichniß geliefert. Hier mögen mit Übergehung seiner vielen Dissertationen, Programmen, Reden, Predigten, Briefen nur seine Institutiones theologicae 2 Tom. Halle 1694. 8. (später vermehrt in 3 Bänden, ebendas. 1716—1732) angeführt werden†). (*Rese.*)

*) Dies versichert selbst ein Verwandter seiner Familie, Joh. Aug. Christoph von Einem, in seiner Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, dritter Band. (Leipz. 1778.) S. 134.

**) Er hatte sich zu Erfurt offen für Spener erklärt.

†) Auf seinen Tod erschienen Gelegenheitsschriften von Ch. Polyc. Leporin, Joh. Christoph von Einem u. a. Vgl. Genealog. Archivarius 1732. S. 64. Unpartheiische Kirchenhistorie (von Heinsius) 3. Th. (Jena 1754) S. 74. Dreihaupt's Beschr. des Saalkreises. II. Th. S. 594. (mit seinem Bildniß.) Motschmann's gel. Erfurt. II. Th. S. 698. Die Geschichten

Breithaupt (Christian), Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Helmstädt, geb. den 1. Mai 1689 zu Ermsleben im Halberstädtischen, wo sein Vater, ebenfalls Christian, Oberpfarrer und Inspektor war. Unter der Leitung Joachim Just Breithaupts (s. d. Art.) eines Bruders seines Vaters, studirte er zu Halle, ging 1710 nach Jena und wurde 1714 Beisitzer der theologischen Fakultät zu Halle. Von hier folgte er 1718 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Helmstädt, erhielt 1724 das Lehramt der Logik und 1728 zugleich der natürlichen Theologie. Nach Er. Reuschens Tode wurde er 1740 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, und den 12. Oktober 1749 starb er, nachdem ihn der Herzog kurz zuvor als Emeritus erklärt hatte. Er war ein kenntnißreicher Gelehrter, guter Philolog, Philosoph, Historiker und Dechifrirer, und in allen diesen Beziehungen ein geachteter Schriftsteller, doch meistens nur in Dissertationen und Programmen*). Von 1719 bis an seinen Tod schrieb er im Namen der Hochschule alle Leichenprogramme und Denkschriften auf akademische Personen**). (*Baur.*)

BREITINGEN, **Breitungen**, Dorf im gräfl. stolbergischen Amte Roßla im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Sangerhausen, dicht am Harz, 1 St. nördlich von Roßla, mit 647 Einw. und einer Kupferhütte. Zwischen diesem Dorfe und Roßla liegt auf der Seite ein Grund, der B a u e r g r a b e n oder H u n g e r s e e genant, der nur zu gewissen Zeiten eine große Menge Wasser durch unterirdische Zugänge erhält und dann ein fischreicher See ist. Doch dauert dieser Wasserreichthum gewöhnlich nur einige Wochen, und verschwindet eben so unvermerkt, wie er gekommen war. (*Stein.*)

Breitingen, im Meiningischen, s. **Frauenbreitungen**.

BREITINGER 1) (Joh. Jakob), der zürcherische Antistes, geb. 19. Apr. 1575. Zweimal war er während seiner Schülerjahre, vielleicht aus Mangel an zweckmäßiger Leitung, seiner Studien überdrüssig, kehrte aber beide Male vornehmlich aus Liebe gegen eine zärtliche Mutter, mit erneuerter Anstrengung zu denselben zurück. Von 1593—1596 besuchte er die Universitäten Herborn, Marburg, Franeker, Leiden, Heidelberg und Basel. 14 Jahre lang war seine Zeit zwischen den Geschäften des Predigers und des öffentlichen Jugendlehrers getheilt. Er wirkte auf eine Verbesserung des Studienwesens; aber bescheiden lehnte er es ab, einem ehemaligen Lehrer vorgesetzt zu werden. Während der großen Pest von 1611, welche ein Drittheil der Bevölkerung Zürichs und seiner Umgebungen hinraffte, blieb er, ungeachtet er die meiste Zeit bei Kranken und Sterbenden zubrachte, von dem Übel verschont. Im Spätjahr erhielt er von der Gemeine die zweite Predigerstelle an der Peterskirche, und 1613 wurde er von dem großen Rathe, der höchsten Behörde des Cantons, zum Antistes oder ersten Kirchenvorsteher gewählt. Seine Uneigennützigkeit und die strenge Erfüllung seiner Pflichten, die er mit Unerschrockenheit und einem sehr kräftigen Willen verband, erwarben ihm ein ungewöhnliches Ansehen und einen großen Einfluß nicht nur auf die Angelegenheiten seines Cantons, sondern auch auf die kirchlichen und nicht selten auf die politischen Verhältnisse der übrigen protestantischen Schweiz. Wohlthätig wirkte er auf die Verbesserung der zürcherischen Schulen, des Seminariums und der Kirchendisciplin. In der innern Verwaltung waren Misbräuche entstanden. Eine selbstsüchtige Faction übte einen übermächtigen Einfluß aus, aber der bessere Theil verband sich mit Breitingern und dieser vornehmlich bewirkte es, daß über das Erschleichen von Stellen Verordnungen gemacht, die geheimen Wahlen eingeführt und andere Verbesserungen angenommen wurden. Eine Verbindung Zürichs und Berns mit dem Markgrafen von Baden ausgenommen, strebte er mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens den Verbindungen mit dem Ausland entgegen. Die mit Venedig, den Beitritt zum Bündniß mit Frankreich 1613, vermochte er nicht zu hindern; aber überzeugt, daß der bleibende Aufenthalt des französischen Gesandten auf die Unbefangenheit des Direktorial-Cantons, die Sittlichkeit, das häusliche und öffentliche Leben einer kleinen Republik nachtheilig wirken würde, trug er vornehmlich dazu bei, daß dieser von Zürich entfernt blieb. — Als Gustav Adolf siegreich in Ober-Teutschland stand, und die reformirten Cantone auffoderte, sich an ihn anzuschließen, warnte er nachdrücklich auch vor diesem Schritte. Der Ritter Rasche erschien als schwedischer Abgeordneter in der Schweiz. Breitinger war es, der nach Königsfelden zu demselben hingeschickt wurde; und es gelang ihm, jenen zu überzeugen, daß durch einen solchen Schritt die reformirten Schweizer mit ihren katholischen Bundesgenossen entzweit, und das Land selbst der größten Gefahr blos gestellt würde. Gleichwol wurde er doppelt mit dem Bildnisse des Königs beschenkt, und der Mann, der mehre große Beschenkungen, welche ihm in andern Zeiten waren zugedacht worden, zurückgewiesen hatte, nahm diese gern an. — Noch ausgebreiteter war seine, oft die Fortschritte einer strengern Orthodoxie unter den protestantischen Schweizern befördernde theologische Thätigkeit. Zu Bern hatten die zum Arminianismus sich hinneigenden Professoren die Prediger vom Einflusse auf das Unterrichtswesen zu entfernen gesucht; aber Breitingers Darstellungen vermochten den dortigen großen Rath zu beschließen, die Lehrer der Kanzel und Katheder sollten dasselbe Ansehen behalten. Als die Synode zu Dordrecht eröffnet werden sollte, und die Generalstaaten und Prinz Mauriz die vier ganz reformirten Cantone auf

---

der Univers. Halle von F ö r s t e r und von H o f f b a u e r. N i e m e y e r: die Univ. Halle nach ihrem Einflusse auf gel. und prakt. Theologie u. a.

*) Als: De stilo Sulpitii Severi. Hal. 1713. 4. De principiis actionum humanarum. Ib. 1714. 4. De latinis auctoribus, qui pro stilo excolendo legendi sunt. Helmst. 1720. 4. De dubitatione Cartesiana. Ib. 1725. 4. De recta linguae anglicanae pronunciatione. Ib. 1740. 8. u. a. m. Zu den besten Schriften über Steganographie gehört seine Disquisitio historica, critica, curiosa de variis modis occulte scribendi, tam apud veteres, quam recentiores, usitatis. Ib. 1727. 4. neu unter dem Titel: Ars decifratoria. Ib. 1737. 8. und eine Diss. epistol. de artis decifratoriae natura et constitutione. Ib. 1746. 4.

**) Das Progr. fun. auf ihn, mit einem Verz. seiner Schriften von J. B. C a r p z o v. S c h w e r f a h r's jeztleb. Gottesgel. 1. St. 70. Ebend. jüngstverst. Gel. 2. Bd. 505. Hamb. Bericht. 1749. St. 83 u. 84. Götting. gel. Anz. 1749. St. 105. Leipz. gel. Zeit. 1751. S. 36. D u n k e l's Nachr. v. verst. Gel. 3 Bd. 288 292. Der Biograph. Suppl. z. 8. Bd. 57.

dieselbe einluden, diese wiederholte Berathschlagungen deßwegen hielten, gab die zürcherische Geistlichkeit, von ihrer Regirung dazu aufgefodert, zuerst das für jene Zeiten bemerkenswerthe Befinden: „Wenn man die fünf wichtigsten Streitpunkte, nämlich die Gnadenwahl, die Kraft des Todes Christi, den freien Willen des Menschen, die Wirkungen der göttlichen Gnade und die Beharrung im Glauben betrachtet, so sind diese Gegenstände noch gar spitzig und dunkel. Denn von allen solchen Geheimnissen ist je und allwegen von christlichen Lehrern nicht gar durchaus auf einerlei Gattung und mit gleichen Worten geredet worden: da aber nichts desto weniger die Einigkeit, Fried und Ruhe gar wohl bestehen mögen." — Auf das wiederholte dringende Ansuchen des niederländischen Gesandten Peter von Brederode gaben endlich die Schweizer nach. Ihre Theologen, Breitinger an der Spitze derselben, verreisten im September 1618, und kamen im Mai 1619 wieder zurück. Breitinger war entschiedener Gegner der Arminianer, und wo diese auf einige Stellen Bullingers, des Nachfolgers Zwingli's, sich beriefen, vertheidigte er eifrig dessen Orthodoxie. Gleichwol war er in vielen Dingen über sein Zeitalter erhaben. Psychologisch und mit klarer Einsicht wußte er Leute, welche in melancholischen Ansichten befangen, sich mit dem Teufel verbunden glaubten, oder selbst der Hexerei beschuldigten, zu beruhigen. Oft waren während seiner Amtsdauer die Bischöfe von Kostnitz und die Äbte von St. Gallen in den gemeinschaftlichen paritätischen Besitzungen der Schweizer, wo Zürich die protestantische Bischofsgewalt ausübte, mit diesem State in Zwistigkeiten gerathen, und Breitinger ermuthigte und unterstützte seine Magistraten, wo diese wankten, oder sich in Verlegenheit befanden. Eine ungemeine Thätigkeit charakterisirte ihn in allen Verhältnissen. Er legte seiner Regirung genaue Bevölkerungslisten ihrer unmittelbaren Lande und ihrer kirchlichen Diöcese vor, welche er durch die Pfarrer hatte sammeln lassen. Daß ein solcher Amtseifer und strenge Begriffe Männer von starkem Charakter oft eine gebieterische Stellung annehmen machen, überhaupt aber auch auf einen höhern Standpunkt setzen, als Andere an ihrer Stelle nicht zu thun vermocht hätten, und daß insbesondere in jenen Zeiten Wenige in Allem dieselbe Unbefangenheit besaßen, sind längst bekannte Erfahrungen. Er starb den 26. März 1645. Unter seinen Schriften sind vorzüglich bemerkenswerth seine für die damalige Geschichte der Schweiz wichtige handschriftliche Lebensbeschreibung, und die Nachrichten über die Synode zu Dordrecht. Auf die letztern gründen sich: Litterarum consiliorumque theolog. de Synodo Dordracena farrago ex actis Breit. excerpta. Tig. 1723. Epistola de actis Syn. Dordr. Bremae 1720. — Seine Gattin, Regula Thomann, mit welcher er von 1597—1634 verbunden war, die mit bedeutendem Vermögen, heiterm Sinne, eine seltene Güte, Sanftmuth, Beflissenheit in Erfüllung jeder Pflicht, stetes Bestreben, ihrem in die mannigfaltigsten Geschäfte verwickelten Gatten seine Berufsgeschäfte zu erleichtern, vereinigte, durch eine große, dennoch wohl überlegte Wohlthätigkeit sich auszeichnete, ist eine der schönen Erscheinungen eines trefflichen, in stiller Häuslichkeit sich auszeichnenden Weibes.

2) Johann Jakob Breitinger*), Kanonicus und Professor, wurde zu Zürich geb. den 1. März 1701 und starb daselbst den 14. Dec. 1776. Der Theologie bestimt, legte er sich vorzugsweise auf die klassische Literatur; und es gelang ihm, den Geist der großen Männer des Alterthums aufzufassen. Oft versuchen fähige Jünglinge sich gern an dem Schwierigen und weniger Bekannten, nur weil es schwierig und selten ist; aber der dunkle, und von der Ziererei seines Zeitalters nicht freie Persius hatte den jungen Br. durch seine treffenden Charakterzeichnungen und die Erhabenheit seines Stoicismus vor Andern an sich gezogen. Schon 1723 erschien seine Diatribe historico-litteraria in versus obscurissimos a Persio Satira prima citatos. Tig. 8. Breitinger brachte Licht in Stellen, welche andern Bearbeitern dunkel geblieben waren. Seine Bemühungen zogen die Aufmerksamkeit des Präsidenten Bouhier auf sich, wurden von diesem weiter ausgeführt; und in den Amoenit. litter. Tom. X. ließ Br. die exercitatio crit. in vitam A. Persii Fl. cum animadvers. Praes. Bouherii nachfolgen. Nicht weniger betrieb er das Studium der griechischen Sprache, und fand in dieser das stärkste Gegengewicht wider den Verfall des Geschmackes. Nie war die philologische Thätigkeit des öffentlichen Lehrers auf bloßes Studium der Grammatik und Wortkritik beschränkt, so sehr er ihren wahren Werth zu schätzen wußte, und so gingen aus seinem Unterrichte nicht nur mehre geschickte Sprachlehrer, sondern viele Kenner, lebenslängliche Freunde und Vertraute der alten Klassiker hervor. Seine Ansichten nicht nur hierüber, sondern auch über andere pädagogische Verhältnisse entwickelte er in der Dissert. de eo, quod minimum est in studio grammatico. Ungeachtet teutsche Literatur und Kritik des Geschmackes ihn auch schon im Jünglingsalter und nachher fortdauernd beschäftigten, verbreitete sich doch sein vielfach gebildeter Geist mit Gründlichkeit auch über andere sehr abweichende gelehrte Materien. Neben der schönen Literatur und den kritischen Fehden, die er mit Bodmer einverstanden führte, beschäftigte er sich wiederholt in den verschiedensten Perioden seines Lebens mit antiquarischen Untersuchungen; zuerst über die Würfel, welche zu Baden entdeckt und hervorgegraben wurden: im Alten und Neuen aus der gel. Welt, Stück 5 und 8. Zürich 1748; über andere römische Alterthümer, Trümmer von Gebäuden u. dgl., welche an verschiedenen Orten des Cantons Zürich waren entdeckt worden: luculenta commentatio in antiq. monum. in agro Tigurino nuper eruta, 1727, in Amoenit. litt. Tom. VII. Ein pavimentum tesselatum, und andere Alterthümer, welche zu Kloten, zwischen Zürich und Eglisau, waren entdeckt worden, werden mit gründlicher Gelehrsamkeit behandelt, und mit dieser Untersuchung noch andere, z. B. über die in Helvetien gestandenen römischen Legionen verbunden. — Nachricht u. s. f. von dem Alterthum der Stadt Zürich; von einer bisher unbekannten Stadt in der Herrschaft Knonau,

*) Über seine mehr als sechzigjährige enge Verbindung mit Bodmern, seine Mitwirkung zur Umbildung und Verbesserung des teutschen Geschmackes und ihre übrige gemeinschaftliche Wirksamkeit s. d. Art. Bodmer.

1742. 4. Dies letztere bezieht sich auf die bei Lunnern, in der Nähe des Reußflusses gefundenen Alterthümer und Ruinen. — Entdeckungen einiger Alterthümer zu Buchs, 1767. — 1730 bis 1732 erschien seine griechische Ausgabe der LXX Dolmetscher, Tiguri helvet. IV. Tom. 4. Die Grabsche Ausgabe war dabei zum Grunde gelegt, und mit den Varianten des vatikanischen Kodex und anderer Handschriften, so wie auch durch kritische Untersuchungen bereichert. An der Herausgabe der helvetischen Bibliothek und des thesaur. helvet. nahm er wesentlichen Antheil. 1731 erhielt er das Professorat der hebräischen Sprache, und der kleine Anthropomorphismus seiner Inaugural-Rede de lingua Deo quasi vernacula darf aus dem Geiste des Zeitalters entschuldigt werden. Von 1735 an besorgte er noch als Stellvertreter den Lehrstuhl der Logik und Rhetorik, und erhielt denselben 1740. Aber auch dieser Wechsel, eine Folge des Stufenganges der Beförderungen am zürcherischen Gymnasium, brachte dem öffentlichen Unterrichte keinen Nachtheil. — Seine artis cogitandi principia, Tig. 1736. erhielten auch außer seinem Vaterlande Beifall. 1745 kehrte er wieder zu seinen frühern Studien zurück. Er erhielt den Lehrstuhl der griechischen Sprache, und mit diesem das Kanonikat. In dieser höhern Stellung war es ihm leichter, auf die Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes einzuwirken; er wurde dabei von angesehenen Magistratspersonen unterstützt, und bis ans Ende seines Lebens war er immer thätig, die Bildungsanstalten nach den bewährtesten Erfahrungen der Pädagogik zu verbessern und umzubilden. Auch auf die Kanzelberedsamkeit seines Vaterlandes dehnte sich seine Aufmerksamkeit mit glücklichem Erfolg aus. Er veranstaltete homiletische Übungen jüngerer Theologen mit gegenseitiger Kritik, wirkte darauf hin, die Schultheologie von der Kanzel zu entfernen, und dagegen die Neigung zu praktischen Vorträgen zu verbreiten; die jetzt noch bestehende ascetische Gesellschaft, deren Thätigkeit sich über Tröstungen am Krankenbette, Belehrung gefangener Verbrecher, die verschiedenen Zweige der Katechetik, des Unterrichtes in den Landschulen, ausbreitete, und außerdem noch wohlthätige Unterstützungen ausübt, hatte ihn zum Stifter und vieljährigen Vorsitzer. Ungeachtet dieser mannigfaltigen Beschäftigungen, zu denen noch öffentliche Verwaltungen und Theilnahme an Privatangelegenheiten hinzukamen, war er immer ganz bei dem Gegenstande, der jedesmal seine Aufmerksamkeit foderte. Mochte auch seine Ausbreitung über so verschiedene Gegenstände ihn hindern, manchen einzelnen Zweig seiner Fächer durchaus zu erforschen, so erhob sich hingegen ein Geist, wie der seinige, dadurch zu einem desto ruhigern Überblick, der auf das Urtheil des Gelehrten, den Takt des in öffentlichen Verhältnissen lebenden Mannes und das Ansehen des Sokratischen Freundes emporstrebender Jünglinge wohlthätig wirkte. Vielen war er väterlicher Rathgeber; er leitete ihre Studien, ermunterte sie und prüfte bereitwillig ihre Versuche, und nicht nur ihre wissenschaftliche, sondern auch ihre sittliche Bildung war der Gegenstand seiner Sorgfalt. Er hatte nicht Bodmers Lebhaftigkeit; aber er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, ein richtiges Urtheil, eine kluge Umsicht und viel Entschlossenheit. Dennoch zeichnete er sich durch eine bei Gelehrten seltene Anspruchlosigkeit aus. Immer sah er vorzugsweise auf die Erreichung der Zwecke, ohne davon das Verdienst sich zueignen zu wollen. So kam es, daß er auch mit Bodmer, der gern einen gewissen Primat ausübte, sich immer gut vertrug. Nur in seinen theologischen Fehden mit Conrad Füßli u. A., welche ihn so roh und bitter verketzerten, daß die damalige Regirung mehre gegen ihn gerichtete Druckschriften verbot, erlaubte er sich bisweilen eine heftigere Sprache**). (*M. v. Knonau.*)

BREITKOPF (Johann Gottlob Immanuel), Buchhändler, Schriftgießer und Buchdrucker in Leipzig, geb. daselbst den 23. November 1719; ein um Literatur und Kunst sehr verdienter Mann, und zu seiner Zeit der gelehrteste Kenner alles dessen, was auf die Buchdruckerkunst Beziehung hat. Sein Vater **Bernhard Christoph**, hatte 1719 in Leipzig*) mit geringen Mitteln eine Buchdruckerei und Schriftgießerei errichtet, die sich unter seinem Sohne durch die Schönheit und große Mannigfaltigkeit ihrer Schriften zu einer der wichtigsten Anstalten dieser Art in Teutschland erhob, und mit der in der Folge auch eine Buch- und Musikhandlung, eine Musikdruckerei

---

) Von seinen vielen Schriften außer den bereits erwähnten noch folgende: Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse; Zürich 1740. 8. — Kritische Dichtkunst u. s. f. Zür. 1740. 8. — De principiis in examinanda et definienda Religionis essentia ex mente nuperi scriptoris Galli adhibendis, amica disputatio; Tig. 1741. 12. und französisch Zürich 1741. 8. — De antiquissimo Turicensis bibliothecae Graeco Psalmorum libro; epist. ad Cardinalem A. M. Quirinum. Turici 1748. 4. (Der Cardinal hatte eine Beschreibung dieses auf der zürcherischen Bibliothek befindlichen Codex verlangt.) — Orationes IV solemnes interprete J. J. Hottingero. 1776. 8. — Mehre hebräische, griechische und andere Schulbücher u. s. f. — Mit den Cardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouhier, mit Uffenbach, dem Abte Gerbert von St. Blasien, Iselin, Bourmann, Schelhorn, Kiesling, Kap, Crusius, Ritmann, Brunner, le Maître, Vernet, Semler, Ernesti u. A. stand er in Briefwechsel. Auch in öffentlichen akademischen Reden, welche nicht gedruckt sind, entwickelte er Kritik und Gelehrsamkeit, z. B. in der oratio, qua historiam SS. Felicis, Regulae et Exuperantii protomartyrum Turicensium, fabulam ac merum commentum monasticum esse contendit. Die Legende sagt nämlich, diese zur thebaischen Legion gehörenden Personen, denen auf der Stelle des jetzigen Gebäudes der Stadtbibliothek die Köpfe seyen abgeschlagen worden, hätten dieselben aufgehoben und auf den Hügel getragen, wo jetzt das Münster steht. **Haller Bibl. der Schw. Gesch. Bd. III. §. 1639. sagt von derselben: „Br. bestreitet in dieser sehr merkwürdigen Rede die Geschichte dieser Heiligen mit den Waffen, welche ihm seine große Gelehrsamkeit an die Hand gab."

*) Schon im ersten Viertel des 16. Jahrh. war **Gregorius Breitkopf**, niederländisch **Bredekop**, lat. Laticephalus, Doctor und Professor der Theologie in Leipzig. Sein Geburtsort war Konitz in Preußen, daher er auch zuweilen Gregorius de Conitz oder Gregorius Prutenus genant wird. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch einige Zeit das Rektorat der Nicolaischule verwaltete, dauerte von 1490 bis 1529, in welchem Jahre er am 20. Jan. starb. Man hat mehre Schriften von ihm, vornehmlich Ausgaben römischer und griechischer Klassiker, als: Virgilii Aeneis. Lips. 1505. 4. Horatii epistolarum liber. Ib. 1510. 4. Ciceronis officiorum liber. Ib. 1510. fol. Aristotelis libri de generatione et corruptione. Ib. 1514. 4. Summe philosophiae naturalis quam Ethicen dicunt, Aristotelis ad Nicomachum liber. Ib. 1516. fol. u. a. m. auch eine teutsche Schrift: Daß die Wiedertauff irrig sey vnd keyne Krafft habe. Ebend. 1528. 4. S. **Titius** Nachr. von Conitzer Gel. S. 9. **Leigh** Orig. et increm. Typograph. Lips. **Adelung's** Zus. zum Jöcher.

(Typenmetallplatten und Steindruckerei) und eine Pianofortefabrik verbunden wurde, die unter dem Namen Breitkopf und Härtel allgemein bekant ist. Da der Vater seine Anstalt fröhlich gedeihen sah, so wünschte er, daß sein einzigre Sohn, als künftiger Erbe derselben, sich früh damit beschäftigen und dazu vorbereiten sollte; allein dieser hegte andere Neigungen und gehorchte den väterlichen Befehlen mit innerem Widerstreben. Dagegen lag er mit anhaltendem Fleis über den Büchern, brachte es im Lateinischen und in neuern Sprachen sehr weit, und besuchte seit 1738 die akademischen Vorlesungen Christ's, Mascov's und Gottsched's, wodurch er sich schätzbare historische, literarische und philosophische Kentnisse erwarb. Gegen die Philosophie faßte er jedoch bald einen entschiedenen Widerwillen, und nannte alles, was auf sie Beziehung hatte, Grillen und Hirngespinste. Auch die alten Schriftsteller achtete er weniger, die römischen Dichter wurden ihm unausstehlich, ob er gleich selbst ganze Bücher der Aeneide in teutsche Verse übersetzt hatte, und er war der Meinung, unsere neuern Dichter wären von einem ganz andern Geiste belebt als die alten. Von dieser Meinung ließ er sich nicht abbringen, wie er denn überhaupt hartnäckig in Verfechtung seiner Meinungen war, und nie zugestand, daß er Unrecht habe. Das Studium der Mathematik und der Werke Albrecht Dürers, der die Figuren der Buchstaben mathematisch berechnet hatte, um ihnen eine schöne Form zu geben, war die Veranlassung, daß er das Buchdrukken, welches er bisher als ein Handwerk gering geschätzt und neben seinen Studien nur gezwungen getrieben hatte, nunmehr als eine der Verbesserung sehr bedürftige Kunst betrachtete, der er von der Zeit an seinen Fleis und sein Nachdenken weihte. Nachdem er verschiedene Reisen durch Teutschland gemacht, und 1745 die Buchdruckerei seines Vaters übernommen hatte, fing er an, nach Dürers Beispiele, die Buchstaben mathematisch zu berechnen, zeichnete neue Buchstabenfiguren, ließ sie schneiden und gießen, und wurde dadurch in Teutschland der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit, obgleich schon seines Vaters Druckerei sich vor allen andern Officinen seiner Zeit vortheilhaft auszeichnete. Bei seinen eigenen Schriftverbesserungen nahm er die älteren Druckschriften, zumal einen von Faust 1457 gedruckten Psalter, und einen von Val. Bapst zu Leipzig gedruckten Katechismus zum Muster. Die Verbesserung der teutschen und auch der lateinischen Typen [2]) beschäftigte ihn bis an sein Ende, dagegen erklärte er sich nachdrücklich gegen die in neuern Zeiten oft debattirte und in Vorschlag gekommene Abschaffung der teutschen und Einführung der lateinischen Schrift aus Gründen, deren Gewicht in unsern Tagen ziemlich allgemein anerkant worden ist. Es war ihm aber nicht genug, die gewöhnlichen Schriften verbessert zu haben, er wollte nun auch versuchen, ob nicht die Buchdruckerkunst das, was man bisher blos von den Kupferstechern erwartet hatte, zu leisten ebenfalls im Stande seyn möchte. Zuerst brachte er die Kunst, Musiknoten mit beweglichen Typen zu drucken, zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit [3]). Nachdem ihm dieses gelungen war, sann er darauf, den Druck mit beweglichen Typen auch auf Landkarten auszudehnen, und durch Zusammensetzung neu erfundener Figuren alles auszudrücken, was außer den Namen auf den geographischen Karten vorkomt. Er machte auch wirklich einen Versuch, und verschenkte davon einige Abdrücke, setzte aber die Sache nicht fort, bis ihn der Hofdiakonus Preuscher zu Karlsruhe dazu veranlaßte. Dieser ließ nämlich durch den geschickten Stempelschneider Wilh. Haas zu Basel den Versuch machen, auch eine Karte zu setzen, und dieser hat wirklich nachher die ersten Landkarten mit beweglichen Typen gesetzt. Aber Breitkopf ist der erste Erfinder, und er hat sein Recht zu dieser Erfindung öffentlich dokumentirt. Die Versuche, welche er bei dieser Veranlassung bekant machte [4]), beweisen wenigstens die Möglichkeit des Landkartendrucks, wenn er gleich mit Schwierigkeiten verknüpft ist, die der Nutzen nicht vergütet. Auch Bildnisse, die nur für den Grabstichel geeignet zu seyn scheinen, versuchte er mit beweglichen Typen zu drucken, allein die zur Probe abgedruckten Bildnisse hat er nie bekant werden lassen, zufrieden mit dem Versuche, wie weit er es in seiner Kunst mit beweglichen Typen bringen könne. Seinem Erfindungsgeiste gelang es, alle chinesischen, auch die zusammengesetztesten, Charaktere, die ge-

2) Noch im J. 1793 ließ er in 8. „Einige teutsche Lieder für Lebensfreuden" als Probe seiner neu verbesserten teutschen Typen drucken. Die gebrochenen Striche sind in dieser Probe, die ihm aber selbst keine Genüge leistete, mehr abgerundet, und dadurch der lateinischen Schrift ähnlicher gemacht. Dabei ist gleichwol der Unterschied zwischen dieser neuen mehr gerundeten und der Schwabacherschrift beobachtet. Mit seiner neuen lateinischen Schrift, die aber wenig Unterscheidendes hat, ist der Catull von Förbiger (Lips. 1794. 8.) gedruckt.

3) Die ersten gedruckten Noten sind, so viel man weiß, vom J. 1473; anfangs waren sie in Holz geschnitten. Die ersten gegossenen Noten erfand Jacques Sanlecque, ein berühmter Schriftgießer zu Paris, geb. 1558, gest. 1648. Breitkopf hat diese Kunst so verbessert, daß ihm der Name eines zweiten Erfinders gebührt. Das erste Specimen seines neuen Notendruckes war ein Sonnet aus der Oper der Kurprinzessin von Sachsen: Il trionfo della fedeltà, welches er 1755 bekant machte, dem er 1756 die ganze Oper: Talestri, regina delle Amazoni, von derselben Prinzessin, folgen ließ. Er nannte sich hier in der Unterschrift: „inventore di questa nuova maniera di stampar la Musica, con caratteri separabili e mutabili." Daß die Wichtigkeit dieser Erfindung allgemein anerkant wurde, beweisen die Nachahmungen derselben in Teutschland, Frankreich, Italien, Holland und England, die aber den Leistungen der Breitkopfischen Officin nachstehen, welchen sowol ihrer Schönheit als Vollkommenheit wegen der Vorzug gebührt. Breitkopf hatte beständig 2 Notenpressen im Gange, die mehr als 100 musikalische Werke lieferten, und viele Werke in seinem eigenen Verlage. In Teutschland war er auch der erste, der 1760 eine Musikhandlung von lauter Mspten. errichtete, und schätzbare musikalische Kataloge drucken ließ. Man s. unter andern sein Verzeichniß musikal. Bücher, sowol zur Theorie als zur Praxis, und für alle Instrumente, in ihre gehörigen Klassen ordentlich eingetheilt, 1 — 6. Ausgabe, 1760 — 1780. gr. 8. zusammen 172 Seiten. — 4) Über den Druck der geographischen Karten, nebst beigefügter Probe einer durch die Buchdruckerkunst gesetzten und gedruckten Landkarte, Lpz. 1777. 4. 3 Bog. Beschreibung des Reichs der Liebe, mit beigefügter Landkarte; ein zweiter Versuch im Satz und Druck geograph. Karten durch die Buchdruckerkunst. Eb. 1777. 4. 1 Bog. Der Quell der Wünsche, zum Neujahr; nebst einer Landkarte (dritter Versuch). Eb. 1779. 4. 1 Bog. — Ein Schulatlas, den er herausgeben wollte, kam nicht zu Stande.

wöhnlich auf Holztafeln geschnitten werden, mittelst 35 bis 40 einzeln gegossener Linien, Punkte, Kommata rc. so zu setzen, wie man europäische Wörter mit beweglichen Buchstaben setzt. Seine gelieferte Probe [5]) läßt die Möglichkeit der Ausführung einer chinesischen Druckerei im Großen nicht bezweifeln; nur ist es zu bedauern, daß er seine Verfahrungsart nicht vollständig beschrieben hat. Die Versuche, auch mathematische Figuren mit beweglichen Typen zu drucken, hat er zwar begonnen, aber nicht vollendet. Unter manchen andern Verbesserungen der Buchdruckerkunst, die er theils ausführte, theils im Sinne hatte, fing er auch gegen das Ende seines Lebens an, eine Menge ausgesuchter antiker Figuren abzeichnen, in Holz stechen und abklatschen zu lassen, um sie statt der gewöhnlichen geschmacklosen Verzierungen beim Bücherdrucke anzuwenden. Der Metallmasse seiner Typen gab er eine größere Härte und Dauer, und seinen Schmelzern und Gießern erleichterte er ihre Arbeit durch eine vereinfachte Manipulation. Aus seiner Gießerei, die mit 30 Leuten und 12 Oefen versehen war, gingen eine Menge Schriften nach Rußland, Schweden, Polen und Amerika. An den Pressen brachte er auch manche Verbesserungen an, und seine Officin war die vollständigste in der Welt, denn sie enthielt 400 Alphabete von Stempeln und eben so viele Matritzen aus allen Sprachen, so wie 16 Sorten Noten und ein vollständiges Sortiment von Verzierungen aller Art. Gewöhnlich hatte er 130 Menschen zu dirigiren, die in seinen Anstalten arbeiteten, zu denen auch eine Spielkarten- und bunte Tapeten-Papierfabrik gehörte, die er aber mit erheblichem Verlust wieder eingehen lassen mußte [6]). Er hatte als Geschäftsmann nur zu vieles unternommen, sonst würde er durch seine große Thätigkeit um vieles reicher geworden seyn, als er wirklich gewesen ist. So ausgebreitet und mannigfaltig diese Thätigkeit war, und obgleich in seinem Zimmer fast immer Leute angetroffen wurden, die bei ihm Geschäfte hatten, so fand er, der keine Gesellschaften besuchte, und nur wenige Stunden schlief, doch immer noch Zeit zu einer sehr ausgebreiteten wissenschaftlichen Lektüre, und besonders zu den umfassendsten Forschungen über den Ursprung und die Schicksale der Buchdruckerkunst, als deren gelehrtester Kenner er allgemein anerkant war. Allein eine ihm eigenthümliche Langsamkeit im Arbeiten und eine übertriebene Genauigkeit im Benutzen aller vorhandenen Hilfsmittel waren Ursache, daß er sein Hauptwerk, eine Geschichte der Buchdruckerkunst, nicht zu Stande brachte. Als vorbereitende Untersuchungen dazu sind zu betrachten seine gehaltreiche Schrift: Über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, nebst vorläufiger Anzeige des Inhalts seiner Geschichte, der Erfindung der Buchdruckerkunst. Leipz. 1779. gr. 4. und sein Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst zu erforschen, 1. Th., welcher die Spielkarten und das Leinenpapier enthält, Leipz. 1784. gr. 4. mit 14 Kpf., 2. Th., welcher eine Geschichte der Schreibe- so wie der Schönschreibekunst, und der Kinder der Zeichenkunst: Bildschnitzerei, Malerei und Mosaik rc. enthält; aus des Verf. Nachlasse herausgeg. von J. C. F. Roch, Ebend. 1801. gr. 4. (auch unter dem besondern Titel: Beiträge zu einer Geschichte der Schreibekunst rc.); ein auf tiefe Forschungen gegründetes Werk, nur zuweilen etwas unklar und verworren. Aber zur Geschichte der Buchdruckerkunst fand Roch, der Breitkopfs handschriftlichen Nachlaß durch Kauf an sich brachte, die Materialien unvollständig und in großer Unordnung, und Roch's Tod vereitelte die Hoffnung, wenigstens dieses schätzbare Fragment zu erhalten. Zuletzt gab Breitkopf eine kleine Schrift: Über Bibliographie und Bibliophilie, Leipz. 1793. gr. 4. heraus, welche einige Betrachtungen über das Schönschreiben, das Holzschneiden, den Theuerdank und Gründe für die Beibehaltung der teutschen Lettern enthält. Zur allgem. Lit. Zeitung lieferte er im Fache der Bibliographie und Literargeschichte Recensionen, und 1780 — 1782. gab er 3 Jahrgänge eines Magazins des Buch- und Kunsthandels (jährlich 12 Stücke), Lpz. gr. 8. heraus; auch findet man Aufsätze von ihm in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in Büschings wöchentlichen Nachrichten, der neuen Bibl. der schönen Wiss. und im Journal für Fabrik, Manufaktur und Handlung. Seine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek, die nach seinem Tode zerstreut und von der ein Verzeichniß in 3 Bden gedruckt wurde, zeichnete sich besonders durch eine reiche Samlung von Incunabeln, und durch einen aus vielen Bänden bestehenden Atlas von den gesammten sächsischen Ländern aus. In seinem Privatleben war Breitkopf einfach, und wer ihn kannte gab ihm das Zeugniß eines sehr rechtlichen biedern Mannes. Seinem Tode sah er mit Selenruhe entgegen, und er entschlummerte am 28. Jan. 1794, im 75. Jahre so ruhig, daß man es kaum bemerkte [7]). (*Baur.*)

BRELINGEN, Pfarrdorf im Amte Bissendorf der handv. Prov. Lüneburg, liegt am Brelinger Berge, hat 50 Häus. mit 360 Einw., treibt starke Viehzucht mit Pferde-, Ochsen- und Kälberhandel, bauet vielen Buchweizen, der zu Grütze gemahlen wird, wozu fast jeder Hauswirth seine eigne Mühle besitzt, und hält 1 Kram markt. (*Hassel.*)

BREMBO, einer der Hauptflüsse des Gebiets von Bergamo, welcher raschen Laufes von den Gebirgen der Landschaft Veltelin (Valteline) herabfließt und sich unfern der Stadt Bergamo in die Adda ergießt. Er wird zur Flößung des Holzes gebraucht, welches in den obern Gebirgen gefällt wird, und gibt Wasser zu den Kanälen,

---

5) Exemplum typographiae Sinicae, figuris characterum e typis mobilibus compositum. Lips. 1789. 4. 4 Seiten. 6) Vielen Beifall fand das Tapetenpapier, das er lieferte, weil es die verschiedenen Steinarten, Marmor, Porphyr rc. sehr täuschend nachahmte; besonders schön waren seine Deckenstücke von allen Arten. S. hierüber Beckmann's Beiträge zur Ökonomie rc. 1. Th. 464.

7) Biographie Hrn. Breitkopfs (Lpz.) 1794. 8. (von K. G. Hausius), und die Auszüge aus derselben in der allg. Litztg. 1794. Nov. Nr. 354. und N. allg. d. Bibl. 23. Bd. 225. Schlichtegroll's Nekrol. 5. Jahrg. 1. Bd. 271 — 316. (Eck's) Lpz. gel. Tageb. 1794. S. 1 — 4. Journal für Fabr. Manuf. u. Handl. 1795. St. 6. S. 401 — 411. Gerber's Lex. d. Tonkünstl. Baur's Gall. hist. Gem. 1. Bd. 165 ff. Roch's reichhaltige Vorr. zu dem oben angef. Werke. — Breitkopf's Bildniß findet man vor dem 60. Bde. von Krünitz Encycl. u. vor s. Biograph. v. Hausius.

welche die Felder des Bergamaskischen Gebiets durchschneiden. Von ihm hat das Thal, Val di Brembo, seinen Namen. (*W. Müller.*) — An diesem Flusse liegt die Stadt Brembato, in der mailänd. Deleg. Bergamo, deren Einw. (1800) sich mit Eisenarbeiten und Seidenspinnerei beschäftigen. (*H.*)

Breme, s. Tabarus.

Bremen, s. am Ende des Bandes.

BREMKE, Pfarrdorf in dem Kreisgericht Escherhausen des braunschw. Weserdistrikts. Es liegt vor dem Ihdte, hatte 55 Häuser, 310 Einw. und treibt gute Pferdezucht. Auf der Feldmark finden sich Steinkohlen, die aber nicht benutzt werden, und 1 Schwefelquelle. (*Hassel.*)

BREMGARTEN, Stadt von 266 Gebäuden und 595 kathol. Einw., im schweiz. Kanton Aargau, mit einer Papiermühle und einem Kapuzinerkloster. Der schweizerische Reformator Heinr. Bullinger, Zwingli's Nachfolger, und der Chronikschreiber Rhodeln waren hier geboren. — Der Bezirk Bremgarten, dessen Hauptort das Städtchen ist, liegt, wie dieses, an der Reuß, hat 12,520 kathol. Einw., welche sich von Ackerbau, Viehzucht, Obst- u. Weinbau, Baumwollenspinnen u. Strohflechten zu Hüten nähren. — Bremgarten heißt auch ein Dorf bei der Stadt Bern in der Schweiz. Das Schloß gehörte zu seiner Zeit dem Eroberer der Waadt, dem Berner Feldhauptmann Franz Nägeli. Dabei ist der Bremgarten-Wald, ein angenehmer Tannenforst mit Alleen und Ruhebänken und schönen Standpunkten. (*Wirz.*)

BREMOND (Anton), katholischer Kirchengeschichtsforscher, und berühmt in der neuern Geschichte des Dominikanerordens. Er wurde geboren am 10. Aug. 1692 zu Cassis in der Provence unweit Marseille, und erhielt, nach frühem Tode seiner Ältern, seine wissenschaftliche Ausbildung zu Marseille und zu Arles. Nach manchen fruchtlosen Bemühungen gelang es ihm, 1708 in den Orden der Dominikaner aufgenommen zu werden, bei welcher Gelegenheit er den Namen Ludwig Franz mit dem Vornamen Anton vertauschte. Nachdem er 1715 die priesterliche Weihe bekommen hatte, ging er als Missionär nach der Insel Martinique, von wo er, körperlicher Schwäche wegen, auf Befehl seines Priors, in den J. 1722 und 1723 wieder in das Kloster St. Maximin, eine Tagereise weit von Marseille, zurückging. Vom J. 1725 bis an seinen Tod hielt er sich in Rom auf und widmete seine praktische Thätigkeit ganz dem Wohl seines Ordens, seine literarische aber besonders der Aufhellung der Geschichte desselben. In seinem Orden stieg er im J. 1730 zum Gehilfen des Generals für die französischen Angelegenheiten des Ordens, wobei er eine theologische Lehrstelle in dem von dem Kardinal Hieronymus Casanata gestifteten Kollegio zugleich mit bekleidete, und im J. 1748 wurde er auf einer Ordensversammlung zu Bologna einstimmig zum General des Ordens erwählt. Er starb geschätzt vom Papst Benedikt XIV., so wie von Königen und Fürsten, und geliebt von seinem Orden, für den er mit ganzer Sele lebte, am 12. Junius 1755. Er war der drei und sechzigste General des Ordens. Unter seinen schriftstellerischen Werken verdient besonders das von ihm gesammelte Bullarium seines Ordens, welches in acht Bänden 1729 bis 1740 erschien, und für die Kirchengeschichte ein wichtiges Werk ist, Auszeichnung. Auch fing er an, die Annalen seines Ordens zu schreiben, mußte aber seiner vielen Geschäfte wegen die weitere Ausführung und Fortsetzung Andern überlassen †). Auch die Acten der Generalconvente des Ordens wurden auf seine Veranstaltung gesammelt und commentirt. (*Mohnike.*)

BREMOND (François), der Sohn eines Advokaten zu Paris, wo er den 14. September 1713 geboren war, erhielt 1739 eine Stelle in der königl. Akademie der Wissenschaften, starb aber schon den 21. März 1742. Was er bei einem längern Leben als Naturforscher, Botaniker und Physiker geleistet haben würde, beweist seine mit reichhaltigen Zusätzen versehene Traduction des Transactions philos. de la société roy. de Londres. Par. 1738. Vol. IV. 4., einige andere Übersetzungen aus dem Engl. und seine Expériences sur la respiration, in den Mém. de l'acad. vom Jahr 1739 *). (*Baur.*)

BREMONT (Etienne), Doktor der Sorbonne und Kanonikus der Kirche zu Paris, geb. den 21. März 1714, ein scharfsinniger Metaphysiker, und Verfasser eines großen Werks, unter dem Titel: De la raison dans l'homme. Par. 1785—87. Vol. VI. 12., in welchem er gelehrte Untersuchungen anstellt, über den Umfang der Kenntnisse des Menschen, die Gränzen seiner Fähigkeiten, den Ursprung seiner Zweifel, die Ursachen seiner Irrthümer, die Grundsätze seiner Gewißheit und die Gründe seiner Erkentniß. Pius VI. beehrte ihn dafür mit einem Breve vom 16. Sept. 1788, und die Kardinäle Bernis, Borromäus, Garampi, so wie die angesehensten französischen Prälaten bezeugten ihm ihren Beifall. Seine übrigen Schriften wurden durch Zeitumstände, besonders durch die Bulle Unigenitus und die Revolution, veranlaßt. Er starb den 25. Januar 1793 †). (*Baur.*)

BREMONTIER (Nic. Thomas), Generalinspektor beim Brücken- und Wegebau und Ringsritter, 1809 zu Paris im 71. J. verstorben, führte Arbeiten aus, die Erstaunen erregen; so die Befestigung des Sandes und Bepflanzung der Dünen am Golf von Gascogne, wo seit Jahrhunderten bewegliche Sandberge weitläufige Gegenden bedeckt, Wohnungen und ganze Dörfer begraben hatten und jährlich ihre Verwüstungen weiter verbreiteten; so daß jetzt auf mehren Meilen Bäume stehen, wo man

---

†) Der erste Band dieser von ihm begonnenen Annalen, welcher kurz nach seinem Tode heraus kam, führt den Titel: Annalium Ordinis Praedicatorum volumen primum Reverendissimi Patris Magistri J. Vincentii Mariae Ferretti Picarii, et Proc. Gen. ord. jussu editum Autoribus F. F. Thoma Maria Mamachio, Francisco Maria Pollidorio, Vincentio Maria Badetto et Hermanno Dominico Christianopulo Coenobii S. Mariae super Minervam Prov. Romanae alumnis. Romae 1756 ex Typographia Palladis excudebant Nicolaus et Marcus Palearini, publica auctoritate. Vor diesem, so viel ich weiß, bis jetzt allein erschienenen ersten Bande steht das Leben von Anton Bremondius, aus welchem ein Auszug in dem (von J. M. Abele) herausgegebenen Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte St. 1. Lpz. 1778. 8. S. 37. u. s. w. geliefert worden ist.

*) Son Eloge par Mairan in den Mém. de l'acad. und in den Eloges des Academiciens par Mairan. Par. 1747. 12. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. (von Du Petit-Thouars).

†) Biogr. univ. T. V.

vorher nur dürren Sand sah *). Auch in der Mineralogie besaß er Kenntnisse; mit Mezaise, Varin und Noel bearbeitete er den im Mag. encycl. 3. A. T. VI. abgedruckten Rapport sur l'existence des Mines de fer dans le depart. de la Seine inférieure **). (*H.*)

BREMS, Bremse, Bremswerk, Bremskunst, Prems, Premswerk. So nent man bei einigen Maschinen, vornehmlich bei Windmühlen, Bergwerksgöpeln, Tretkrahnen und ähnlichen Winden, eine mechanische Vorrichtung, wodurch man die ganze Maschine schnell bremsen, d. h. in ihrem Gange aufhalten kann. Sie besteht gewöhnlich aus einem mit einem besondern ungezahnten Rade, dem Bremsrade, concentrisch liegenden Kranze, dem Bremskranze, welcher in jedem Augenblicke auf das Rad niedergedrückt, aber auch eben so schnell wieder davon entfernt werden kann. Geschieht ersteres, so steht die ganze Maschine sogleich still; alsdann schließt die innere Höhlung des Kranzes, welcher etwa ein Viertheil des Rad-Umfangs bedeckt, mit allen ihren Punkten fest an das Rad an. Entfernt man den Bremskranz wieder von dem Bremsrade, so entsteht wieder der nöthige Spielraum zwischen der Rad-Peripherie und zwischen dem Kranze, und dann geht die Maschine wieder. Mittelst Seile oder Ketten, die um Rollen und nach Hebeln oder Fußtritten (Bremsbäumen) hingehen, kann das Andrücken und Entfernen des Kranzes geschehen. Die Windmühle kann man auf keine andere Art in schnellen Stillstand bringen und bei den genannten Winden verhütet man eben dadurch oft Unglück, wenn unvermuthet die Last vom Seile abspringen sollte, weil dann die ganze Gewalt nach der andern Richtung hinwirkte. Bei der Beschreibung jeder einzelen Maschine selbst, wo das Bremsen vorkomt, wird auch das Bremswerk näher erläutert werden. (*Poppe.*)

Brems, Fluß, s. Saar.

Bremse, Nasenknebel, Nasenzwänger (Thierheilkunde). Ein Instrument von Eisen oder Holz, womit man den Pferden die Nase oder Oberlippe einklemt, um sie während einer Operation zum Stillstehen zu bringen. (Ein großer Nerve, der unter den Aufhebemuskeln der Vorderlippe aus dem Vorderkinnbackenknochen hervorkomt, verbreitet sich größtentheils in der Nasenspitze, und daher verursacht die durchs Bremsen bewirkte heftige Zusammenpressung derselben eine große Unempfindlichkeit und Betäubung des Pferdes). Die eiserne Bremse, einer gewöhnlichen Feuerzange ähnlich, besteht aus zwei langen, runden oder viereckigen, glatten oder eingekerbten Blättern, die oben durch ein Charnier verbunden sind; die hölzerne Bremse wird entweder aus zwei Stücken Holz verfertiget, die oben durch einen ledernen Riemen zusammenhängen, oder aus einem einzigen runden oder platten Holze, wodurch oben und unten ein starker Faden oder Riemen gezogen ist. — Den Pferden legt man die Bremse auch oft an die Ohren, so wie auch dem Rindvieh. Den Pferden darf sie nie an die Unterlippe gelegt werden, wie es wol einige Grobschmiede thun, weil man dadurch unheilbare Lähmung und beständiges Herunterhangen der Lippen verursachen kann. (*Greve.*)

Bremse (Ochsen-, Pferde-, Rennthier- u. Schafbremse), s. Östrus.

BREMSCHEID, im Amte Eslohe, Herzogth. Westfalen, Dörfchen von 5 Häusern und 52 Einw. mit einem Rittersitze, einem noch bestehenden Kapuzinerkloster und einem Gesundbrunnen, der aus der Gegend umher häufig besucht wird. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

Bremus, Insekten-Gattung, s. Bombus.

Brena, s. Brehna.

BREÑA, eine ungeheure, mit Bimstein bedeckte Felsenmasse auf der Hochebene zwischen den Städten Durango und Nombre de Dios, in der Intendantschaft Neubiscaya oder Durango von Neuspanien, 7½ M. lang und halb so breit. Sie besteht aus Basaltmandelsteinen, und hat einen ungeheuern Krater. (*Stein.*)

BRENCMANN (Heinrich), oder, wie er sich früher schrieb, Brenkmann, ward um 1680 (genauer läßt sich die Zeit nicht bestimmen) zu Rotterdam von teutschen Ältern geboren, bezog die Schule in Haag, und studirte sodann in Leiden die Rechte, namentlich unter Gerhard Noodt, und wurde 1705 daselbst Doktor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er eine treffliche Abhandlung de legum inscriptionibus (abgedruckt in *Wieling* Jurisprudentia restituta. T. II. p. 145.) schrieb. Bevor er Leiden verließ, kam er in Verbindung mit Everhard Otto, der sich damals mit der Herausgabe seines Thesaurus juris Romani beschäftigte, und den er mit Rath und That (er lieferte ihm eine Abhandlung de lege Remmia, abgedruckt im Thesaur. T. III. p. 1561 sqq.) unterstützte. Von Leiden begab er sich nach dem Haag, wo er als Advokat auftrat, zugleich aber seine Diatribam de Eurematicis sive in Herennii Modestini librum singularem περὶ εὑρηματικῶν Commentarium bearbeitete, welche zu Rotterdam 1706. 8. erschien. Um diese Zeit faßte er den Entschluß, den späterhin Hommel in seiner Palingenesia juris so unvollkommen verwirklicht hat, die in den Pandekten befindlichen Excerpte nach ihren Verfassern und Schriften zu ordnen; als Probe einer solchen Bearbeitung gab er die Fragmente des Alfenus Varus unter dem Titel: Pandectae juris civilis auctoribus suis et libris restituti per *H. Brenkmann* IC. repraesentata Pandectarum Florentinarum editione, collatoque ampl. viri C. van Bynckershoeck Msto Codice et editione Halloandri; accedunt variae lectiones; zu Amsterdam 1709. in 8. heraus. Hiedurch wurde er darauf geleitet, eine neue Vergleichung des berühmten florentinischen Pandektenmanuscripts anzustellen; und in diesem Vorhaben durch den leidener Professor Philipp Reinhard Vitriarius bestärkt, begab er sich in demselben Jahre nach Florenz. Wiewol ihn Jakob Gronov sehr schlecht empfohlen hatte, so erhielt er dennoch, unter dem Schutze des englischen Gesandten Heinrich Newton, freien Zutritt zu der als Heiligthum aufbewahrten Handschrift, und vollendete mit Anton Maria Salvini jene Verglei-

*) Vgl. Rapport sur les différens Mémoires de Brémontier — sur les travaux faits pour fixer et cultiver les dunes du golfe de Gascogne entre l'Adour et la Gironde par MM. *Gillet Laumont*, *Tessier*, Commiss. et *Chassiron*, rapporteur (Soc. d'Agric. du départ. de la Seine 1806. T. X.). **) Biogr. univ. von Du Petit-Thouars T. V. u. Biogr. d. Contemp. T. II.

chung. Er wurde Mitglied der Akademie zu Florenz, und kehrte nach vier Jahren über Turin, Marseille und Paris, wo er überall noch einzele Handschriften einsah, in sein Vaterland zurück. Eine kleine Abhandlung de Consulibus, quorum in Pandectis fit mentio, welche in Reland's Fastis consularibus abgedruckt ist, war das erste, was er seit seiner Zurückkunft verfaßte, neun Jahre nachher lieferte er seine Historia Pandectarum (Utrecht 1722. 4.), in welcher sehr viele Nachrichten zur Ehre der Florentinischen Handschrift, und des Taurellischen Abdrucks derselben, zusammengetragen sind, und in welcher er vorzüglich die Meinung zu begründen suchte, daß dieselbe die Quelle aller übrigen noch vorhandenen Pandektenhandschriften sey. Gegen diese Meinung erhoben sich Gegner, wie z. B. Grandi und Schwarz; erst spät, im J. 1735, suchte er dieselben in einer Epistola, qua examinantur praecipua capita epist. Grandi de Pandectis, et Schwarzianse argum. simil. dissertat. (Traj. ad Rh. 1735) zu bekämpfen, welches ihm jedoch nicht gelungen ist *). Im folgenden Jahre (April 1736) machte er seinem, ihm durch Verdruß und Kränklichkeit zuwider gewordenen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. — Er hinterließ einen bedeutenden Apparat zu einer neuen kritischen Pandektenausgabe, welcher nach seinem Tode, als Legat, an Cornelius van Bynkershoek kam, nach dessen Tode aber meistbietend verkauft wurde. In dieser Auction erstand ihn der Professor Gebauer in Göttingen, der um dieselbe Zeit eine neue Ausgabe des Corpus juris zu besorgen übernommen hatte, für 1050 Fl. Holl. Aber auch Gebauer starb über diese Ausgabe hinweg; sie wurde in den J. 1776 bis 1797, von G. Aug. Spangenberg daselbst vollendet. Bei derselben sind zwar Brenemann's Papiere benutzt, aber noch keinesweges gänzlich ausgenutzt. Nach Gebauer's und Spangenberg's Tode sind sie für die dasige Universitätsbibliothek angekauft, und befinden sich dort aufbewahrt **). — Endlich ist in Hinsicht Brenemann's noch zu bemerken, daß er die Interpretationes juris des Pisanischen Prof. Joseph Averani, im J. 1716 zum Druck befördert hat ***). (*Spangenberg.*)

Brendan d. Heil., s. Ornow. Inseln.

BRENDEL (Joh. Gottfr.), ein gelehrter Professor in Göttingen, geb. 1711, gest. 1758., seine opuscula von Wrisberg 1769 herausgegeben, sind theils iatromathematischen, theils semiotischen Inhalts. Brendel erläuterte die Theorie des Pulses aus der Lehre von Curven und aus Galilei's Gesetzen des Falles, und berechnete die Größe der Blutkügelchen gegen Leeuwenhoek *). (*Sprengel.*)

BRENDITZ (Prenditz, Přimietitz), mährische Herrschaft und Dorf im znaymer Kreise, ¼ Stunde von Znaym, mit Grubenbau auf Porcelanerde, die in den Handel komt. (*André.*)

BRENETS (les), eine Mairie des schweizerischen Kantons Neuenburg, in dem nordwestlichen Theile der Grafschaft Valangin. Sie liegt zwischen den Mairien la Chaux de Fonds, le Locle und Frankreich, von welchem sie zum Theil durch den Doubs (Dubis) getrent wird. Bei einer höchst ungleichen Oberfläche senkt sie sich auf dem nördlichen Abhange des Jura bis an den eben genannten Fluß und bildet, in der Richtung von Nordost nach Südwest, ein 3 St. langes thalartiges Becken, le Bassin des Brenets. In den ebenern Theilen gestattet der leichte, fruchtbare Boden den Betrieb des Ackerbaues, bei welchem aber die künstlichen Futterkräuter noch vernachlässiget werden [1]). Die übrige Landschaft bedecken weitläufige Tannenwaldungen oder kräuterreiche Bergweiden. Überhaupt ist sie in botanischer Rücksicht merkwürdig. Eine der allerseltensten Pflanzen der Schweizerflora die Fritillaria Meleagris *L.* wächst an mehren sumpfigen Stellen, vorzüglich an Goudeba und heißt daher in der Umgegend Tulipes de Goudeba [2]). Das Gebirge bietet schöne Fernsichten dar und malerische Standpunkte. Keiner übertrifft an Schauder erregender Wildheit den Creux du Mouron. Die Berge sind reich an Schluchten und Höhlen. Von den letzten verdient die geräumige Toffière eine Erwähnung. Sie zeichnet sich aus durch einen donnernden Wiederhall, eine Wasserquelle und die sonderbare Gestaltung der darin befindlichen Felsenblöcke, die als Tische und Sitze aufgerichtet zu seyn scheinen. In allen Bergen ist der Jurakalk vorherrschend, meistens von gelbgrauer, doch auch von rother Farbe. In einer Grube überziehen zierliche Dendriten das blätterige Gestein [3]). Die Ufer des Doubs werden von waldbekränzten Felsen gebildet, deren seltsame Schichtung bald in vielfachen Absätzen, bald als senkrechte Wände mehre hundert Fuß emporsteigen. Das fünfte Kupfer des helvetischen Almanachs für das Jahr 1818 bezeichnet treffend das eigenthümliche Gepräge derselben. Durch diese überall so wilde und schauerliche Gegend fanden zur Zeit der französischen Statsumwälzung häufige Auswanderungen Statt, auch sollen die französischen Schmuggler sich durch dieselbe sichere Schleichwege zu bahnen wissen [4]). Der Doubs selbst, bei les Brenets seeartig erweitert, heißt auch an dieser Stelle le Lac. Er ist hier schiffbar. Eine Stunde weiter in einer fürchterlichen Wildniß stürzt er wol 80 Fuß in die Tiefe, um sich dann raschen Laufes über Felsentrümmer weiter fortzuwälzen. Dieser Wasserfall le Saut du Doubs genant, wird von den Reisenden in der westlichen Schweiz nicht leicht unbesichtiget gelassen, die sich zu dem Ende auf das gegenüber liegende französische

*) S. über diesen literarischen Streit Spangenberg's Einleitung in des Justin. Rechtsbuch (1817) S. 404 — 422. **) Eine Beschreibung des Apparats s. in *Brenem.* histor. Pand. L. I. c. 12. p. 88 — 89. *Gebaueri* narrat. de Brenem. §. 17. p. 73 — 93, v. Savigny über Brenemann's Papiere zu Göttingen, in Hugo's civil. Archiv. B. III. H. 3. No. 15. Spangenberg's Einleitung, S. 610 — 627. ***) Vgl. *Geo. Chr. Gebaueri* narratio de Henrico Brenemanno. Goett. 1764. 4. *Saxii* Onomasticon. T. VI. p. 85 — 86.

*) Außerdem wurden von F. Ol. Meier seine Medic. legalis (Hanov. 1789. 4.), von Hm. W. Lindemann seine praelect. acad. de cognosc. et cur. morbis (Lps. 1792 — 94. 3. Th. gr. 8.) herausg. Vgl. Meusel's Lex. der v. 1750 — 1800 verst. teutschen Schriftst.

1) *D. G. Huguenin*, Mémoires s. l. défauts qu'on observe dans la culture des terres de nos Montagnes. Neuchâtel 1799. 8. p. 23. 2) *Haller* Hist. stirp. indig. Helvetiae No. 1285. 3) Mercure Suisse, Neuchâtel 1743. p. 185. u. folg. 4) (Rödner.) über Neufchatel 1803. S. 39.

Ufer begeben [5]). In der Nähe sind mehre Mühlen und ein Hammerwerk angebracht. Der Doubs liefert Fische und Krebse in Menge. Die Fischerei gehört zum Theil dem Fürsten, der sie entweder verleihet oder verpachten läßt [6]). — Die Einwohner (im Jahre 1821) 1370 an der Zahl, sind, bis auf einige Wiedertäufer, alle reformirt. Sie beschäftigen sich mit dem Landbau und der Viehzucht. Der dazu nicht allenthalben geeignete Boden, das rauhe Klima, das Beispiel der Nachbarn lenkten sie indessen schon früh auf Handwerke und Künste, zu denen sie ohnehin die glücklichsten Anlagen besitzen. Man findet unter ihnen Uhrmacher, Spitzenklöpplerinnen, Strumpfwirker u. s. w. Als eigentliche Künstler zeichnen sich aus Güsnand, dessen Werkstätte treffliche Spiegelfernröhre und andere astronomische und dioptrische Werkzeuge liefert, und Petitjean, Vater und Sohn, Mechaniker [7]). In frühern Zeiten hatten sich schon Jean Pierre Giroud als Uhrmacher, Abram Sagne als Kunsttischler und Daniel Savoye als Verfertiger einer neuen Art Schwingen zum Wannen des Getreides, den Ruf großer Geschicklichkeit erworben [8]).— Die 225 Häuser liegen entweder in kleinen mit besondern Benennungen belegten Haufen, als z. B. la Galandrure, les Recrettes, les Sagnoles, Vauladray, les Frêtes, aux Plaines, au dernier Quartier, Balleau, l'Ogémont, la Saignotte, aux Siméons, Cernil — Perjean, sur Pouillerel u. dgl. m. zerstreuet, oder vereinigt in den zwei Ortschaften: 1) les Brenets. Dieses reformirte Pfarrdorf ist der Hauptort der nach ihm benannten Mairie und als solcher der Sitz eines Gerichtshofes, der unter dem Vorstande des Maire's im Namen des Fürsten die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit ausübt. Er bestehet aus zwölf Mitgliedern und zwölf Stellvertretern. Zwei Jahrmärkte, der hier schiffbare Doubs, die Nähe Frankreichs und des nur eine Stunde entfernten Locle beleben den Ort nicht weniger als der Gewerbfleiß der Einwohner. — 2) les Planchettes, eine eigene Gemeinde (Communauté) und seit 1702 ein Pfarrdorf [9]). Die Einwohner treiben vorzugsweise den Ackerbau und die Viehzucht. Sie mästen eine große Menge Ochsen und versehen damit die Schlächter von Neuenburg, Basel, Genf u. s. w. Die von ihnen verfertigten Frommages de femmes werden geschätzt. Eine Viertelstunde davon wiederholt ein Wiederschall drei Mal deutlich die Wörter, die man laut ausspricht [10]). Auch erhebt sich nicht weit der Berg le Pouillerel, auf dessen Gipfel, 3933 pariser Fuß über dem Meere, eine Hochwacht stehet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

5) Denn er liegt keinesweges auf französischem Boden, wie Nordmann Darstellung des Schweizerlandes IV. 2869 und Hommeyer Beiträge zur Militär-Geographie der europ. Staten, Breslau 1805 I. S. 377 behaupten. Unter den Abbildungen dieses schönen Wasserfalls scheint uns das 6. Kupfer in dem helvetischen Almanach f. d. J. 1818 eine der gelungensten. 6) Feuille d'Avis des Montagnes, 1818. Nr. 15. art. 6. 7) Messager boit. de Neuchâtel 1816. in 4. — Feuille d'Avis des Montagnes 1819. No. 5. art. 23. 8) (*Osterwald*) Description des Montagnes et des Vallées qui font partie de la Pr. de Neuchâtel et Valangin. Seconde édition, Neuchâtel MDCCLXVI. p. 99. 9) La dédicace de l'Eglise des Planchettes dans la Souveraineté de N. et V. faite le 12. Novembre 1702. avec le Sermon prononcé dans cette occasion par *J*(ean) *F*(réderic) *Osterwald*, Neuchâtel 1703. 8. 10) Mercure Suisse a. a. O.

BRENIUS (Daniel), ein Socinianer und Arminianer, geboren zu Harlem 1594, bekleidete nie ein öffentliches Amt, war Korrektor in Buchdruckereien zu Amsterdam und starb 1663. Er war ein Schüler des Episcopius, dachte über manche dogmatische Streitfragen freier als sein Lehrer, und empfahl besonders die einfache Lehrweise des Erasmus von Rotterdam in seinem noch immer beherzigenswerthen Compendium theologiae Erasmicae. Rotterd. 1677. 16. *). Unter seinen übrigen Schriften (Opp. theologica. Amst. 1666. fol.) sind die Anmerkungen über das A. und N. Test., nur das Hohelied ausgenommen (Breves in vet. et nov. Test. annotatt. Amst. 1664. fol.) die vornehmsten. Öffentlich bekannte er sich zwar niemals zum Glauben der Socinianer, von seiner Anhänglichkeit an denselben zeugen aber seine Schriften; auch vertheidigte er, wie viele andere Socinianer, die seltsame Meinung, daß ein rechter Christ kein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe, in der Schrift: De qualitate regni Christi contra Episcopii librum: an homini christiano liceat magistratum gerere? 1657. **). (*Baur.*)

BRENKEN, Pfarrdorf an der Alme in dem Kreise Büren des preuß. Reg. Bez. Minden, mit 1 Landgute Erdbeerenburg, der Familie v. Brenken zugehörig, 1 Papiermühle, die etwa 150 Ballen liefert, 130 Häus. und 865 Einw. (*Hassel.*)

BRENKENHOF (Franz Balthasar Schönberg von), königl. preuß. geheim. Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrath, geb. den 15. April 1723 zu Reideburg bei Halle, wo sein Vater ein Gut besaß, das er wegen Schulden verkaufen mußte. Er kam in seinem 8. Jahre als Page zu dem Fürsten Leopold in Dessau, und wurde in dieser rauhen Schule zu einem brauchbaren Manne gebildet. Leopold gewöhnte ihn zur Thätigkeit, hielt ihn streng und eingezogen, und gebrauchte ihn bei den Finanzangelegenheiten seines Stats wie bei kriegerischen Geschäften als seinen Vertrauten. Er war im ersten schlesischen Kriege sein Adjutant, und dann sein Oberstallmeister. Nach des Fürsten Tode 1747 wurde er Kammerdirektor, auch einige Zeit Vormundschaftsrath. Groß waren seine Verdienste, die er sich um das Dessauische Land, durch verbesserte Ökonomie, Anlegung ansehnlicher Stutereien, Wasserbau, Urbarmachung eines beträchtlichen Elbbruches, und durch sein weises Betragen im siebenjährigen Kriege erwarb. Er selbst gelangte, vom Taubenhandel anfangend, durch seine immer mehr gereiften ökonomischen Einsichten, durch Güterpachtung und kluge Bewirthschaftung derselben zu einem ansehnlichen Vermögen, und der 7jährige Krieg versetzte ihn unvermuthet in großen Wohlstand. Ein sonderbarer Zufall wandte ihm

*) Holländ. von F. de Haas, mit einer Vorr. von J. Oudan. Ebend. 1679. 12.; teutsch (von Sybel) Züllich. 1794. 8.
**) *Sandius* biblioth. Antitrinit. 135. *Fabricii* hist. Biblioth. T. II. 84. Baumgarten's Hall. Bibl. 3. Bd. 173. *R. Simon* hist. des commentateurs du N. T. 862. *Bock* hist. Antitrinit. T. I. P. I. p. 72.

den durch seine Großmuth wohl verdienten Gewinn, von der Hälfte der Schimmelmannschen Lieferungen, der sich auf 200,000 Gulden belief, zu, und nun folgte ein Gewinn nach dem andern, so daß er in Kurzem einer der ansehnlichsten Kapitalisten wurde. Da Friedrich II. von Preußen in ihm den Mann erkannte, der seine durch den Krieg aufs äußerste ruinirten Pommerschen und Neumärkischen Provinzen wieder in Flor bringen könnte, so berief er ihn 1762 als wirklichen geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrath, mit Sitz und Stimme bei dem Generaldirektorium, in seine Dienste. Der Erfolg bewies die Weisheit dieser Wahl, so daß Friedrich selbst gestand: es gehöre unter die Vorzüge seiner Regierung, einen Brenkenhof gehabt zu haben. Ohne besondere Kultur des Verstandes, ohne allen wissenschaftlichen Anstrich, ohne Kentniß einer andern als seiner Muttersprache, hatte sich bei dem außerordentlichen Manne ein Geist vom weitesten Umfange entwickelt, der die größten Plane mit eben der Leichtigkeit entwerfen als ausführen, der unüberwindlich scheinende Hindernisse überwinden, und tausend sich durchkreuzende Plane mit einander verbinden konnte. Ohne zu wissen, wie viel Grade ein Winkel habe, unternahm er mit dem glücklichsten Erfolge die ansehnlichsten Bauten, Urbarmachungen und Austrocknungen; ohne alle gelehrte Kentnisse entwarf er die ausgebreitetsten Handelsplane, und gab Tausenden Unterhalt und Beschäftigung. Er war es, der Pommern und die Neumark aus den Ruinen wieder herstellte, wozu der König Millionen hergab, der neue Kolonien anlegte, und viele Fremde ins Land zog, welche in der Folge durch die polnischen Unruhen und die Theurung 1771 und 72 in Menge herbeigelockt wurden. Aus Sumpf und Moor schuf er blühende Gefilde, und gewann zwischen der Netze und Warte aus einem Wohnplatze von Schlangen und Wölfen 83,571 Morgen Land und Wiesen, worauf bis 1776 schon 10,373 Menschen lebten, die 6052 Stück Rindvieh, 1065 Pferde und 206,231 Rthlr. ins Land gebracht hatten. Durch Ablassung des Sees Madüe wurden 14,338 Morgen urbar gemacht. Er vereinigte 1772 bis 1773 die Netze mit der Weichsel, und endete dieses Unternehmen in 16 Monaten, freilich nicht ohne manche nachtheilige Folgen dieser Eile. In eben diesen Jahren wußte er, ohne je Unterricht in der Politik gehabt zu haben, mit äußerster Vorsicht und zugleich Entschlossenheit die sehr schwierige Gränzberichtigung und Besitznehmung der neu acquirirten polnischen Provinzen auszurichten. Driesen in der Neumark machte er zu einer nahrhaften Stadt, hob nicht nur die Fabriken, sondern auch den Ackerbau, öffnete ganz neue Zweige des Erwerbs, und vermehrte durch dieses alles den Ertrag der königl. Gefälle aufs ansehnlichste. Dies waren seine Verdienste im Großen; er vernachlässigte aber auch geringere Gegenstände nicht, und war aufmerksam auf alles, was zur Ökonomie des ganzen Landes und einzeler Einwohner gehört. Auf eigene Kosten legte er auf den elendesten Sandbergen bei Küstrin einen Weinberg an, der guten rothen Wein gab, und zeigte von neuem dadurch, daß alles und jedes Erdreich einträglich und fruchtbar zu machen sey. Durch Anlegung von Stutereien, wobei er weder Kosten noch Mühe sparte, verbesserte er die Pferdezucht, und durch Herbeischaffung westfriesischer Stiere und ostfriesischer Kühe die Rindviehzucht. Er führte Büffel ein, deren Haltung sich, in Verbindung mit gewöhnlichen Kühen, nutzbar bewies. Die Schaf- und Schweinezucht verbesserte er, jene mit englischem und holsteinischem, diese mit westphälischem und englischem Vieh. Er zog im Lande Kameele, die aber durch Unglücksfälle ausgingen, und auf seinem Gute Breitenwerder legte er die erste Fasanerie in jener Gegend an. Hopfen, Waid, Rübsamen, Kümmel, archangelischer Roggen, schwarzer Moor, türkischer und englischer Hafer, englischer Weizen, englische und cujavische Erbsen und Linsen waren lauter Früchte, die er zuerst in den Gegenden seiner Güter, größtentheils mit entschieden glücklichem Erfolge, einführte. Bei allen seinen Unternehmungen sah er mit patriotischem Eifer immer auf das Gemeinwohl, und er, dem Millionen von Statsgeldern durch die Hände gingen, von denen er sich leicht hätte bereichern können, kam durch verschiedene Unglücksfälle und unersetzte Auslagen in seinem Vermögen so zurück, daß seine ökonomische Lage sich in großer Verwirrung befand, als er den 21. Mai 1780 starb. Der Ruhm eines originellen Geistes und eines Wohlthäters der Menschen gebührt ihm vor Tausenden, und unter den Oekonomen und Kameralisten des 18. Jahrh. behauptete er eine der ersten Stellen. Er besaß die seltene Gabe, aus jedem ökonomischen Gegenstande das bestmöglichste, oder doch in hohem Grade das bessere zu machen. Auch sein Privatkarakter hatte schätzbare Züge. Bei der thätigsten Betriebsamkeit eines Kaufmannes und der schnellsten Benutzung jeder Gelegenheit zum Gewinn, war er edel und großmüthig fast bis zum Übertriebenen, uneigennützig, gastfrei ohne allen Luxus, ein Feind alles Gepränges, treu in der Freundschaft, ohne Neid und ohne Falsch gegen Jedermann. Von einem Fürsten, dessen Leidenschaft die Jagd war, zu gleicher Neigung erzogen, fand er, aus wahrer Empfindsamkeit für das Leiden der Thiere, dieses Vergnügen unschmackhaft und widerlich *). —

Leopold Schönberg von Brenkenhof, königl. preußischer Major von der Armee und ehemaliger Generaladjudant des Herzogs Friedrich von Braunschweig zu Potsdam, geboren zu Dessau 1750, war vermuthlich sein Sohn. Er stand anfangs als Offizier bei der Garde du Corps zu Dresden, und machte sich als denkender Kopf durch mehre Schriften rühmlich bekant, zuerst durch seine Paradoxa, größtentheils militärischen Inhalts, Berlin 1780; 3. Aufl. Leipz. 1798. 8. ein kleines Buch voll guter und gutgesagter Gedanken; dann durch Aufsätze in der militärischen Monatsschrift (Berl. 1785 und 86.), und durch Übersetzungen einiger gehaltreicher militärischer Schriften aus dem Französischen, die er zum Theil mit Anmerkungen begleitete, als der Militärischen Vorurtheile (vom Prinzen von Ligne), 2. Th. Frkft. und Leipz. 1783. 8.

*) (Meißner's) Leben Brenkenh. (mit dessen Bildniß) Lpz. 1782. 8. und die Auszüge aus dieser Biographie in der Goth. gel. Zeit. 1782. S. 703—709. Straßb. gel. Zeit. 1782, 2. Bd. 536, und der allg. t. Bibl. 53. Bd. 306. Des Grafen von Borke Beschreib. der Stargardtschen Wirthsch. 122. Denkwürdigkeiten aus d. Leben ausgez. Teutschen 188—196. Baur's Gallerie hist. Gem. 4. Bd. 279—284.

und der Abhandlung über die Einrichtung der leichten Truppen und deren Gebrauch im Kriege, Berl. 1785. 8. m. 27 Kupf., eines wichtigen Werks und damals des vollständigsten in seiner Art. Brenkenhof wurde 1794 Ritter des Verdienstordens, und starb den 9. Oktober 1799 †). (*Baur.*)

BRENNBERG, Berg in der ödenburger Gespanschaft in Niederungern mit einem ergiebigen Steinkohlenbergwerk. In der Bergkette der Gebirge Oestreichs, die von Norden gegen Westen, und weiter gegen Süden laufen, entdeckte man 1769 in den Erdschichten der Waldgebirge das, zwischen Wahndorf, Ritzing und Agendorf befindliche Steinkohlenflötz am Brennberge genant, 2 St. von der königl. Freistadt Oedenburg in dem Terrain des Dorfes Wahndorf, welches ebenderselben Stadt zugehört. — Mehre Jahre hindurch wurden diese Steinkohlen daselbst wechselsweise bearbeitet und zum Theil durch die damalige Unkunde des Steinkohlenbergbaues — vernachlässiget, bis 1796 eine eigene Gesellschaft die Steinkohlengruben von der königl. Freistadt Oedenburg auf ewige Zeiten gegen Bezahlung eines Kreuzers WW. von jedem Ct. Steinkohlen Ausbeute so wie eines Absatzzolls von 12 Kr. WW. bei der Grube, übernahm. Dieser Gesellschaft trat der Kaiser von Oestreich selbst bei, und 1804 übernahm dieselben Steinkohlengruben die k. k. Hofkommission im Kanal- und Bergbau, und bearbeitet sie bis zur Stunde. — Die Grubenbaue wuchsen durch so lange Bearbeitung beträchtlich an; im Ganzen sind jedoch nur 4 Hauptbaue nebst dem Tagverhau, der sehr groß und ergiebig ist, aus denen monatlich an 30 — 40,000 Ct. Kohlen gefördert werden. Das Grundgebirge der Steinkohlen am Brennberge ist Gneis und Glimmerschiefer, dem ein Talkschiefer, mit schichtweise untermengtem Quarze folgt, worauf dann das Liegende der Steinkohlen, das aus halberhärtetem Mergel gebildet wird — komt, und die allgemeine Sohle der Steinkohlen ausmacht. Die Steinkohlen, die eine gute Art der Erdkohle sind und zu 8 — 12 Klafter sich aufthürmen, westsüdwärts laufen, haben mehre 2 — 3 Schuh dicke Zwischenlagen aus Letten und Mergel, dem hie und da Eisenokker anklebt. Sie brechen in großen Stücken, zerfallen an der Luft würflich, und enthalten auch über der Mitte der Grube Lagen von Steinkohlen, die schiefrig laufen und sich schiefrig brechen, weswegen sie auch Schieferkohlen genant werden. Die Decke der Steinkohlen ist genau mit den Steinkohlen verbunden, wovon das Hangende gelber Thon ist, nach dem hie und da ein, mit Schotter vermengter Stellsand, und die Dammerde folget. Die Kohlen brennen anfangs in Flammen, erhalten lange Zeit Kohlen, und lassen nicht sehr häufige Asche zurück. Der jährliche Gewinn an Steinkohlen beläuft sich beinahe auf eine halbe Million Ct., denn in den J. 1802 — 1805 gewann man schon 525,435 Ct. Steinkohlen. (*Zipser.*)

BRENKHAUSEN, Pfarrdorf an der Schelpe im Kreise Höxter des preuß. Reg. Bez. Minden; es hat 1 königl. Domanialgut, das aus einem vormaligen Benediktinernonnenkloster entstanden ist, 78 Häus. und 480 kath. Einw. (*Hassel.*)

Brenkmann, s. Brencmann.

BRENN- bildet mit andern Wörtern verschiedene Zusammensetzungen, von welchen wir hier vorläufig diejenigen anführen, die weiterhin zu verweisen sind, wie Brennbolzen, s. Sengemaschinen; Brenn-Cylinder, s. Moxa; Brennholz, s. Holz; Brennhütte, s. Ziegelbrennen; Brennkraut, s. Acalypha; Brenn-Natter, s. Vipera urens; Brennnessel und Brennnesselstoff, s. Urtica und Urticin; Brennöl, s. Baumöl und Öl überhaupt; Brennpalme, s. Coryota; Brennstahl, Cementstahl, s. Eisen; Brennstoff, s. Phlogiston; Brennzeug, s. Brantweinbrennen und Destillirgeräthschaft; die übrigen folgen hier in der gewöhnl. alphabet. Ordnung. (*H.*)

BRENNEISEN, 1) verschiedener Holz- und Lederarbeiter, ist ein Eisen, womit Striche, Figuren, Buchstaben u. dgl. in Holz und Leder eingebrant werden. Der Haupttheil dieses Eisens ist diejenige Fläche, worauf die einzubrennenden Figuren, Buchstaben etc. eingravirt sind. Sie macht gewöhnlich die Grundfläche des Instruments aus, welche kurz vor dem Gebrauch ausgeglüht wird. An einem hölzernen Griffe hält und drückt man es dann. Ein solches Instrument gebraucht vornehmlich der Böttcher und Müldenhauer, um damit auf die Faßböden, auf Bütten, Mulden, Zuber, Eimer etc. Figuren und Buchstaben einzubrennen. Der Sattler wendet ein schmales, glattes, wohl polirtes Brenneisen an, um an der Kante manches Leders zur Zierde Linien aufzubrennen, indem er mit dem Eisen unter stetem Drücken an dem Leder hinabfährt. — 2) Brenneisen oder Quetscheisen der Perückenmacher und Haarkräusler ist eine eiserne Zange mit zwei ziemlich langen Griffen, welche zum Brennen der Haare dient. Von den Schenkeln, womit man die Haare faßt, und welche nur so heiß gemacht werden, daß sie kein Papier versengen, ist der eine gewöhnlich cylindrisch rund, der andere aber rinnenförmig, damit jener in ihn hineinpaßt. Es gibt aber auch Quetscheisen von andern Formen, z. B. solche, deren Schenkel an ihren Enden ein Paar kreisrunde Platten haben. — 3) Brenneisen oder Formen der Oblaten- und Waffelbäcker, s. Oblaten- u. Waffelbäckerei. (*Poppe.*)

4) Brenneisen und Brennen in der Thierarzneikunde, s. Kauterisiren.

BRENNEISEN (Enno Rudolph), einer der merkwürdigsten Männer in der ostfriesischen Geschichte, ein ausgezeichneter Statsmann und einer der größten Rechtsgelehrten und Publicisten seiner Zeit. — Er war geb. d. 27. Sept. 1670, in der Stadt Esens im Harlingerland, wo sein Vater Bürgermeister war. Den ersten Grund zu seinen gelehrten Kentnissen legte er auf den Schulen zu Esens und Norden in seinem Vaterlande, dann auf dem Gymnasium zu Bremen. Auf der Universität zu Halle, wo er seit 1693 die Rechte studirte, hielt er sich besonders zu der Schule des Thomasius und

†) Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. Die Paradoxa nicht militärischen, sondern die Pseudo-Aufklärung betreffenden Inhalts. 2. Bdch. (ohne Druckort) 1789. 8., die ihm Meusel zuschreibt, sollen ihn nicht zum Verf. haben, sondern sein Name soll dabei misbraucht worden seyn. S. die Ruinen einer Büsten-Gallerie berlin. Gelehrten und Künstler (London 1792. 8.) S. 4.

war dessen Liebling. Unter seinem Vorsitz hielt er 1695 zur Erlangung der juristischen Licentiaten-Würde eine Disputation de iure principis circa adiaphora. Der Hauptinhalt derselben ist die Behauptung, daß ein Landesherr, er mag seyn von welcher Religion er wolle, die Befugniß habe, in den sogenannten Mitteldingen und Zeremonien, wenn sie auch auf allgemeinen Concilien verordnet sind, Abänderungen zu treffen. Diese sehr freimüthige Dissertation erregte viel Aufsehen und verwickelte ihren Verfasser in mehrjährige Streitigkeiten mit Rechtsgelehrten und Theologen. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland wurde Brenneisen 1697 fürstlich-ostfriesischer Procurator generalis und Advocatus fisci, und in dem folgenden Jahr Regirungsrath. Der Fürst Georg Albrecht von Ostfriesland ernannte ihn, gleich nach seinem Regirungsantritt 1708, zu seinem Vicekanzler, und 1720 zum Kanzler und ersten Minister. So befand er sich seitdem auf dem höchsten Civil-Posten seines Vaterlandes, womit der Vorsitz in allen Ober-Kollegien verbunden war; und er verwaltete denselben zur völligen Zufriedenheit seines talentvollen und edeldenkenden Landesfürsten, jedoch, wegen seiner streng-monarchischen Grundsätze, und wegen seines unbiegsamen, seinem Namen entsprechenden eisernen Sinnes, größtentheils zum höchsten Misvergnügen der damaligen, gegen die Landesherrschaft äußerst eifersüchtigen ostfriesischen Landstände, und durch die beständigen Reibungen mit denselben, die sogar 1722 in einen, mehre Jahre dauernden, Aufstand gegen den Fürsten ausschlugen — eben nicht zum Besten des Landes. Er starb 1734, am 22. September, gerade in der Stunde, da die Leiche seines Herrn, des Fürsten Georg Albrecht, beigesetzt werden sollte. — Als fürstlicher Kanzler war er der eigentliche Regent des Landes. Außer dem Antheil, den einiger Stolz und zum Theil gereizter Stolz an seiner Handlungsweise gehabt haben mag, floß sein Benehmen aus inniger Anhänglichkeit an seinen fürstlichen Herrn, und selten hat irgend ein Fürst einen thätigern und treuern Minister gehabt, als er war. Dieser setzte dagegen in ihn ein unbegränztes Zutrauen. — Als Gelehrter zeigte er sich schon durch seine akademische Probeschrift als einen vorzüglichen Kopf. Doch ließ er die darin geäußerten freien Grundsätze nachher gänzlich fahren, und bezeugte seine Unzufriedenheit mit denselben. Als Kanzler gab er ein großes historisches Werk über Ostfriesland heraus, betitelt: Ostfriesische Historie und Landesverfassung, Aurich 1720, in zwei Folianten, — eine wenn gleich zum Theil einseitige, doch höchst schätzbare Arbeit für den ostfriesischen Geschichtsforscher und Geschäftsmann. Dann — eine Übersetzung des Emmiusschen Traktats: de statu reipublicae et ecclesiae in Frisia orientali. Aurich 1732, und mehre ostfriesische Statsschriften, mit und ohne Namen. Er erscheint in allen diesen Werken als einer der kundigsten und scharfsichtigsten Historiker und Publicisten seiner Zeit, insbesondere in Hinsicht der teutschen Reichsgeschichte und Verfassung. Als ein Anhänger des Pietismus der damaligen Zeit, der auch bei dem ostfriesischen Hofe großen Eingang fand, wurde er in eine schriftstellerische Fehde mit dem Auricher Stadtprediger Funk verwickelt, und zeigte dabei in seinen Streitschriften für seinen Stand seltene theologische Kentnisse. — Als Schriftsteller und Statsmann auch außer Ostfriesland geachtet, erhielt er 1722 einen Ruf als erster Professor der juristischen Fakultät in Frankfurt an der Oder, den er indeß aus Anhänglichkeit an seinen Fürsten ausschlug*). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

Brennen, im Schiffsbau, s. Kalfatern.

BRENNER, Alpengebirge in der östreich. Grafsch. Tyrol, über welches eine 4 Stunden lange Landstraße nach Italien geht. Es ist ein Theil der hohen und mächtigen Alpenkette, die vom Großglockner her durch die Mitte Tyrols nach Südwesten streicht, zwischen Innsbruck und Sterzing, oder zwischen dem Inn, Eisack und Etsch, 6040 Fuß hoch. (Vgl. Tyrol.) (*Haan.*)

BRENNER (Elias), ein schwedischer Alterthumsforscher und Künstler, geb. den 8. April 1647 in dem Dorfe Storkyr in Bothnien. In seinem 16. Jahre kam er auf die Hochschule zu Upsala, und bildete, neben dem Studium der Alterthümer, sein Kunsttalent so glücklich aus, daß er bald als ein geschickter Miniaturmaler bekant wurde. Er begleitete Karl XI. 1673 auf einer Reise durch Schweden, um die alten Denkmäler zu zeichnen, und wurde darauf in Stockholm Wapenmaler der kön. Kanzlei, 1684 aber wirklicher königl. Miniaturmaler. Er kam 1693 in die kön. Societät der Alterthumsforscher und war bei Karl XII. so geachtet, daß er ihm 1712 von Bender einen Adelsbrief schickte. Nach seinem am 16. Jan. 1717 erfolgten Tode wurde sein Kabinet von Kuriositäten, eines der ansehnlichsten in Schweden, an den englischen Kaufmann Walther Graniger verkauft. Man hat von ihm eine Anweisung zur Miniaturmalerei unter dem Titel: Nomenclatura trilinguis, genuina specimina colorum simplicium exhibens, quibus artifices miniatae picturae utuntur. Holmiae 1680. 8. Wichtig für die Numismatik ist sein Thesaurus nummorum Sueo-Gothicorum. Holm. 1691. 4., mit 25 Kupfern, die er größtentheils selbst verfertigte; aus seinen spätern Samlungen sehr vermehrt, und nach seinem Tode von Keder neu herausgegeben mit Brenners libello de Numophylaciis Sueciae; de scriptoribus rei nummariae Suethicae, de thesauris seu variis vetustorum nummorum cumulis passim per Sueoniam fortuito casu repertis. Holmiae 1731. 4., mit 1 Ktit., 1 Portr. und 63 Kpf. — Seine zweite Gattin, Sophia Elisabeth Weber, mit der er 15 Kinder zeugte, zeichnete sich als gelehrte Kennerin der Sprachen und Geschichte und durch ihre poetischen Talente aus. Ihre Schriften erschienen in 2 Theilen, der erste 1713 und der zweite 1732, zwei Jahre nach ihrem Tode†). — Von Heinrich Brenner, kön. Bibliothekar zu Stockholm, geb. 1669, gest. 1732, hat man einige historisch-antiquarische Schriften und eine Karte des kaspischen Meeres und des Flusses Daria, den er für den Jaxartes der Alten hält. Man findet diese Karte bei dem Buche: Memorabilia partis orientalis

*) Ein Mehres von seiner öffentlichen Laufbahn als ostfriesischer Kanzler erzählt Wiarda in der ostfriesischen Gesch. 7. u. 8. Band.

†) *Nic. Dal* Memor. Brenneri, in s. Spec. biogr. de Antiquariis Sueciae. Holm. 1724 4. *Gezelii* biograph. Lexicon. Första Delen p. 131. Fueßli Künstlerlex. Biogr. univ. T. V. (v. Catteau.)

Asiae ††). — Peter Johansen Brenner, Propst zu Wasa, wurde am 15. Jul. 1720, als Verräther seines Vaterlandes zu Stockholm enthauptet †††). (*Baur.*)

BRENNGLAS ist ein wenigstens auf einer Seite erhaben geschliffenes Glas, durch welches die Sonnenstrahlen in einen kleinen Raum, den **Brennraum** (s. diesen Art.) zusammengelenkt werden, in welchem entzündliche Körper sich entzünden, schmelzbare schmelzen, und überhaupt bei den Körpern diejenigen Veränderungen eintreten, welche durch große Hitze entstehen. Man hat in frühern Zeiten viel Versuche gemacht, durch Brenngläser von beträchtlicher Größe große Wirkungen hervorzubringen. Besonders ist dies geschehen durch Tschirnhausen mit Brenngläsern, die er selbst zu Stande brachte, und nachmals durch Lavoisier, Macquer, Cadet und Brisson, mit Gläsern von Tschirnhausen und einem von Bernieres verfertigten, welches letztere aus zwei ungefähr in Gestalt der Uhrgläser geschliffenen Gläsern bestand, deren hohle Seiten an einander gesetzt einen linsenförmigen Raum bildeten, welcher mit durchsichtiger Flüssigkeit angefüllt ward. Auch verstärkte man die Wirkungen dadurch, daß man die durch ein Brennglas schon zusammengelenkten Strahlen vor ihrer völligen Vereinigung mit einem zweiten Glase auffing, und sie dadurch noch mehr concentrirte. Durch solche Vorrichtungen hat man die erstaunlichsten Wirkungen erhalten, in einem Augenblicke Holz angezündet, dasselbe unter Wasser verkohlt, Metalle geschmolzen oder in Dämpfe, Kalk, Glas verwandelt u. s. w.*).

Unsere gewöhnlichen Brenngläser, welche nur sehr gering wirken, nur leicht entzündliche Sachen anzünden, können auch zur Unterstützung schwacher Augen gebraucht werden, wobei das Glas immer in einiger Entfernung von dem zu betrachtenden Gegenstande und in einer noch größern vom Auge, also zwischen beiden, aber von beiden entfernt gehalten wird. Die passendste Haltung muß jeder durch Versuche finden. Diese Unterstützung ist aber nur im Nothfalle anzuwenden, weil man dem Auge sehr leicht dadurch schaden kann. Seine völlige Erläuterung erhält dieser Artikel in dem Art. Linsengläser. (*Märtens.*)

Brennlinien sind die Gränzen des einfachen Brennraums, der von einem auf ein Brennglas oder einen Brennspiegel fallenden Strahlenkegel herrührt (s. Brennraum). (*Märtens.*)

Brennpunkt ist derjenige Punkt, in welchem ein daselbst befindlicher brennbarer Körper durch die Sonnenstrahlen angezündet wird, die durch ein erhaben geschliffenes Glas hindurch, oder von einem Hohlspiegel zurückfallen, wenn man das eine oder den andern gegen die Sonne hält. Man kann genau genommen nicht sagen, daß die Sonnenstrahlen in einem Punkte zusammentreffen, sondern nur in einem kleinen Raume, welcher auch der **Brennraum** genant wird (s. dies. Art.). In diesem Raume finden mehre Vereinigungen von Strahlen in verschiedenen dicht neben einander liegenden Punkten Statt, daher, wenn das Wort Punkt genau genommen wird, mehre dicht an einander liegende Brennpunkte, deren mehre zusammen die Wirkung hervorbringen. Man kann also genauer unter Brennpunkten solche Punkte verstehen, wo sich gebrochne Lichtstrahlen vereinigen. Ob mehr oder weniger Strahlen gerade in einem Punkte zusammentreffen, hängt von der Gestalt der brechenden Flächen ab, und findet seine völlige Erläuterung in den Art. **Linsengläser** und **Hohlspiegel**.

Hohlgläser und erhabene Spiegel vereinigen nicht die Sonnenstrahlen, sondern zerstreuen sie, so daß sie nach dieser Zerstreuung eine Richtung nehmen, als kämen sie von einer ganz andern Stelle her, als wo der leuchtende Körper sich befindet; dann nent man diese Stellen Zerstreuungspunkte. Auch dies wird vollständig in den Artikeln **Linsengläser** und **Hohlspiegel** dargelegt.

Die Beobachtung von Brennpunkten in der Erfahrung, und die Rücksicht auf den Grund dieser Erscheinung in der Vereinigung gebrochner Strahlen, ist Veranlassung gewesen, daß man bei regelmäßig krummlinigen Figuren auch denjenigen Punkt Brennpunkt nent, in welchem alle Linien zusammentreffen, die man von einem andern Punkte aus an die krumme Linie zieht und sie von dort aus weiter eben die Richtung nehmen läßt, welche Lichtstrahlen nehmen würden, die von eben demselben Punkte aus an die krumme Linie stießen und dort zurückgeworfen würden. Da hat man immer zwei Punkte; einen, von welchem die Strahlen oder Linien ausgehen, und den man Lichtpunkt nennen könnte, und einen andern, wo sie zusammentreffen, den Brennpunkt. Es findet dann das Eigne Statt, daß Strahlen, die vom Brennpunkte ausgehen, wieder in dem Punkte zusammentreffen, der vorher der Lichtpunkt war. Daher werden gewöhnlich beide Punkte Brennpunkte genant. So hat die Ellipse zwei Brennpunkte innerhalb ihres Umkreises, die immer näher an einander liegen, je mehr sich die Ellipse der Kreisgestalt nähert. Im Kreise selbst vereinigen sich beide im Mittelpunkte. Wenn die Ellipse immer länglicher wird, gehen die Brennpunkte immer weiter aus einander. Geht die Ellipse in die Parabel über, so liegt der eine Brennpunkt vom andern in unendlicher Entfernung, d. h. wenn von dem einen Punkte die Strahlen ausgehen, so werden sie an der Parabel so gebrochen, daß sie nun parallel weiter fahren und nie sich vereinigen; und umgekehrt, treffen parallele Strahlen auf die Parabel, so vereinigen sie sich in dem Punkte, von welchem vorher die Strahlen ausgingen*). (*Märtens.*)

Brennraum ist derjenige Raum, in welchem ein Körper sich befinden muß, wenn er durch ein Brennglas, oder einen Brennspiegel entzündet werden soll; oder mit andern Worten, der Raum, in welchen die verschiedenen Vereinigungs- oder Durchkreuzungspunkte der Sonnenstrahlen fallen, wenn sie durch ein Linsenglas hindurchge-

††) *Gezelii* biogr. Lex. Fjerde Delen eller Supplement p. 63. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I. 49. Biogr. univ. T. V. (v. Catteau.) †††) Adelung's Zus. z. Jöcher.

*) Man findet darüber Nachricht in den Mém. de l'acad. roy. des scienc. de Paris 1774.

*) Die Artikel Ellipse und Parabel werden dies deutlicher zeigen und im Art. Hyperbel wird man statt der Brennpunkte Zerstreuungspunkte finden, von denen hier ohne zu große Weitläufigkeit nicht klar geredet werden kann.

gangen, oder von einem Hohlspiegel zurückgeworfen sind. Dieser Raum ist nicht blos eine Fläche, wie es den Anschein hat, wenn man in den Brennraum ein Stück Papier hält, wo eine kleine helle Kreisfläche erscheint; sondern er dehnt sich auch in der Richtung von jenem Papiere nach dem Glase oder Spiegel hinaus, so daß man das Papier letztern auch noch etwas näher halten kann, und doch die Entzündung erhält, obgleich die Hitze nicht in jeder Entfernung vollkommen gleich ist. Diese Erscheinung rührt erstlich schon daher, daß von allen Punkten der Sonne aus Strahlenkegel auf das Glas fallen, und daß die Vereinigung derjenigen Strahlenkegel, die von der linken Seite der Sonne herkommen, nach der Brechung durch das Glas, rechts von dem Punkte abliegen müssen, wo sich die Strahlen des Lichtkegels aus dem Mittelpunkte der Sonne vereinigen, und ein ähnliches von der andern Seite der Sonne gilt; zweitens aber auch daher, daß sich nicht alle Strahlen jedes Lichtkegels vollkommen in demselben Punkte vereinigen, und zwar vereinigen sich die vom Rande des Glases und Spiegels eher, als die, welche nach der Mitte oder Are zu auf das Glas fallen. Es sind bei diesem allen die Artikel **Linsengläser** und **Hohlspiegel** nachzusehen. Daher entsteht ein mannigfaches Durchkreuzen der Lichtstrahlen. Dieses fällt aber in einen gewissen Raum, und dieser heißt der Brennraum. Schon durch einen einzigen Strahlenkegel entstehen mannigfache Durchkreuzungen und ein gewisser Brennraum, den man den einfachen nennen könnte. Die Gränzen dieses einfachen Brennraums bilden sehr merkwürdige Linien, welche Brennlinien genant werden, und zwar die bei Linsengläsern diakaustische, die bei Hohlspiegeln, katakaustische. Diese Linien näher zu erörtern, möchte für dies encyklopädische Werk zu weitläufig seyn. Untersuchungen darüber sind besonders von Huygens, Tschirnhausen und den Gebrüdern Jakob und Johann Bernoulli angestellt*). (*Märtens.*)

Brennspiegel sind hohlgeschliffene Spiegel von Glas, Metall oder anderer Materie, von welchen die Sonnenstrahlen zurückgeworfen, und in einen engen Raum concentrirt werden, daß sie in diesem Raume, den man auch den Brennraum nent (s. dies. Art.) die Wirkung des Feuers hervorbringen (vgl. den Art. **Hohlspiegel**). Man bemühte sich besonders im 17. Jahrh., diese Brennspiegel zu großen Wirkungen einzurichten, und vorzüglich ist dies von Tschirnhausen geschehen. Die Wirkungen waren denen ähnlich, die man in dem Art. **Brenngläser** von diesen angeführt findet. Doch wirken sie bei ähnlichen Umständen stärker, als diese, und besonders dann, wenn die hohle Fläche der Spiegel eine parabolische ist.

Es ist bekant, daß man von Archimedes sagt, er habe die feindliche Flotte von Syrakus mit einem Brennspiegel angezündet. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung ist im Art. **Archimedes** dargethan. Jedoch sind die Brennspiegel schon den Alten bekant gewesen, da auch Euklides ihrer erwähnt.

*) Man findet diese Untersuchungen in den Act. erud. Lips. 1682. 1692, in den Operibus der Bernoulli gleich in den ersten Theilen; besonders auch die Arbeiten des Joh. Bernoulli in den Lectionibus hospitalinis 1691 u. 1692.

Eine ähnliche Wirkung, wie durch Hohlspiegel, kann man durch eine Zusammenstellung von mehren Planspiegeln hervorbringen. Denn wenn man diese so stellt, daß sie alle das Sonnenbild auf eine und dieselbe Stelle hin reflektiren, so werden auch hiedurch die Sonnenstrahlen an dieser Stelle verdichtet. Mehre Versuche hierin hat insbesondere Büffon gemacht. Er brachte in eine Maschine, die aus 168 in ihrer Stellung beweglichen Planspiegeln, 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit, bestand, bald weniger, bald mehr, bald alle Spiegel in eine zu Versuchen nöthige Stellung, und zündete Holz damit in Entfernungen von 100 bis 200 Fuß an, schmelzte auch Metalle damit, jedoch in minderer Entfernung. Es versteht sich, daß diese Spiegel anders gegen einander stehen müssen, wenn sie alle zusammen die Sonnenbilder in einer 100 Fuß entfernten Stelle vereinigen sollen, als wenn dies in einer andern Entfernung geschehen soll; und schon darum mußten die Spiegel in der von Büffon verfertigten Maschine jeder für sich in seiner Stellung beweglich seyn*). Es sind Einige der Meinung gewesen, daß es eine Zusammenstellung solcher Planspiegel gewesen sey, deren sich Archimedes bei Anzündung der feindlichen Flotte bedient habe, indeß ist auch dieses jetzt durch historische Gründe widerlegt. (*Märtens.*)

Brennweite ist die Entfernung des Brennpunktes vom Linsenglase oder Hohlspiegel (s. **Brennpunkt**). Diese Entfernnng aus der bekannten Krümmung der Flächen des Linsenglases und des Hohlspiegels zu finden, wird in den Artikeln **Linsengläser** und **Hohlspiegel** gründlich gelehrt. Man findet sie auch durch Versuche, deren einige nicht allgemein bekannte Arten, besonders bei Linsengläsern, in dem Art. **Brillen** näher angegeben sind, weil es vorzüglich bei der Wahl der Brillen auf Genauigkeit dieser Versuche ankomt. — Aus der verschiedenen Stärke der Strahlenbrechung am Rande und an der Are der Linsengläser und Hohlspiegel folgt, daß die Brennweite desselben Glases verschieden gefunden wird, je nachdem man entweder den Rand, oder die Mitte desselben bedeckt, im erstern Falle ist sie größer als im letztern. Wenn man nur den Zweck hat, Hitze hervorzubringen, komt man dadurch in keine sonderliche Verlegenheit, und ist hiebei nur zu bemerken, daß die vom Rande gebrochnen Strahlen die stärkste Hitze geben. Dagegen entspringen aus dieser verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen, welche man Abweichung wegen Kugelgestalt der Gläser nent, beim Bau optischer Instrumente große Schwierigkeiten, von denen aber besonders in dem Art. **Fernrohr** die Rede seyn wird. (*Märtens.*)

BRENNPORITSCHEN (**Brenntes Porzicz**, sonst **Landstein**), böhmische Herrschaft und Markt im Pilsner Kreise mit Schloß und Eisenhämmern, 3 St. von der Post Rokizan. (*André.*)

Brennus, s. am Ende des Bandes.

BRENO, der alte Hauptort des Thales Camonica, welches ehemals zu dem Gebiete von Brescia gehörte, gegenwärtig aber mit der Delegation Bergamo vereinigt ist. Breno liegt auf der Ostseite des Flusses Oglio und

*) Man kann darüber die Mém. de l'acad. roy. des scienc. de Par. 1747. 1748. nachlesen.

war in den Zeiten der venetianischen Herrschaft eine haltbare Festung, in welcher der Podesta des Thales, der auch Militärkommandant des Platzes war, seinen Sitz hatte, und hier versammelten sich die obrigkeitlichen Personen des ganzen Distrikts von Val Camonica. Jetzt ist Breno sehr heruntergekommen, so daß man nur noch ungefähr 2000 Einw. zählt; und Pisogne als Hauptort des Thales angesehen wird. (*W. Müller.*)

BRENTA, Fluß im östlichen Theile von Oberitalien, entspringt in den beiden Tyroler Seen Caldonaz und Levico, tritt bei Cismone in das Gebiet von Bassano, berührt diese Stadt, fließt dicht bei Padua vorbei, und ergießt sich etwas wenig südlich von Venedig, bei Fusina, in die Lagunen. Die venetianische Regirung hat diesen Fluß durch Kanäle, Schleusen und Vertiefungen seines Bettes im Anfange des 18. Jahrh. eine lange Strecke in das Paduanische hinein schiffbar gemacht, und dadurch eine leichte Handelsverbindung mit Padua, Vicenza und andern Ortschaften ihres ehemaligen Gebietes, theils in dem Flusse, theils in abgeleiteten Kanälen, eröffnet. So vortheilhaft aber die Brenta als Handelsstraße für das Paduanische ist, so großen Schaden richtet sie auch in dieser Gegend durch ihre Überschwemmungen an, und es ist nicht möglich, diesem Austreten mit kräftigen Maßregeln zu begegnen, ohne der Schiffahrt nachtheilig zu werden. An den fruchtbaren Ufern der Brenta, auf dem Wege von ihrem Ausflusse bis nach Padua, liegen in bunter Abwechslung die Landhäuser und Gärten der reichen Venetianer, welche hier ihre Villeggiatura in den heißen Sommermonaten führen; aber freilich ist jetzt ein großer Theil dieser Villen, wie die Paläste ihrer Besitzer in Venedig, verfallen und unbewohnt. Die ältern venetianischen Dichter fanden ein vaterländisches Arkadien an diesen reizenden, von Lust und Leben wimmelnden Ufern, und schildern die Villeggiatura an der Brenta mit den schönsten Farben*). Die Römer nannten die Brenta Medoacus major. (*W. Müller.*)

BRENTANO (Dominik von), geb. 1740 zu Rapperswеil am Zürichsee, gest. 1797. Er studirte im Colleg. Helvet. zu Mailand, hielt sich einige Zeit bei dem Grafen von Truchseß-Wurzach auf, erhielt hierauf von dem Fürstabt in Kempten, Honorius, die Anstellung als Hofkaplan und geistlicher Rath. Ungeachtet ihn diese geistlichen Ämter vielfach beschäftigten, gab er dennoch seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht auf. Seine Übersetzung des N. T., Kempten 1790—91. 8. 2 Thle., welche aus Auftrag des Abtes Rupert von Kempten zunächst zum Nutzen und Gebrauche seiner Unterthanen veranstaltet war, und 1794 zu Frankfurt a. M. in 3 Bden wieder erschien, erhielt allgemeinen Beifall. In eben diesem Jahre übertrug ihm der Abt die Pfarre Gebratshofen mit dem Charakter eines wirklichen geheimen Rathes. Er unternahm nun auch die Übersetzung des A. T., und 1797 erschien der erste Theil, welcher die 5 Bücher Mosis enthält. Aber in eben diesem Jahre (im Jun.) machte eine Krankheit, die zum Theil die Folge schreckender Ereignisse war, welche der in jene Gegenden versetzte Schauplatz des heftigen Krieges zu Folge hatte, seinem Leben ein Ende. Er war ein aufgeklärter, denkender Mann, welcher Religion mit philosophischem Sinne lehrte und seine Berufspflichten mit Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllte. Bitterer Tadel, den er erfuhr, und ungerechte Verketzerungen hielten ihn nicht ab, seiner Überzeugung zu folgen. Nach seinem Tode erschien eine Samlung seiner Predigten. (*Meyer v. Knonau.*)

BRENTFORD, Marktfl. in der brit. Shire Middlesex des Kön. England am nördlichen Ufer der Thames, die hier die Brent aufnimt, zählt 1733 Einw., die sich mit Ziegelbrennen, Malzen, Brantweinbrennen und Töpfereien beschäftigen, Handel treiben und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Hier kommen die Wahlmänner von Middlesex zusammen, um ihre Repräsentanten zum Parl. zu erwählen. Hier schlug Edmund Ironside 1016 die Dänen unter ihrem Könige Knut. In der Nähe liegt Sion House, der prächtige Landsitz des Herzogs von Cumberland, der einst den Herzogen von Sommersett gehörte, und wo die unglückliche Lady Johanne Gray den Ruf zum Throne erhielt. (*Hassel.*)

BRENTHUS, Langkäfer, nent Fabricius eine Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites) mit ungebrochenen Fühlern. Ihre Kennzeichen sind: Faden oder schnurförmige eilfgliederige Fühler, nahe der Mitte eines langen walzenförmigen Rüssels aufgesetzt; ein langer, schmaler walzenförmiger Körper; lange starke Beine mit breiten Tarsen. Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Kopfbildung nach der Verschiedenheit der Geschlechter. Bei einigen haben die Männchen einen kurzen Rüssel, der sich am Ende schaufelartig ausbreitet und mit starken vorragenden Kinnbacken bewehrt ist, während die Weibchen einen langen, unbewehrten, walzenförmigen Rüssel zeigen; bei andern ist zwar in beiden Geschlechtern der Rüssel walzenförmig, aber der Kopf der Weibchen ist hinten stark verschmälert. Man kent gegen 25 Arten, die mit Ausnahme einer südeuropäischen (Brenthus coronatus *Germar.* Reise nach Dalmat. S. 247. Nr. 300. Taf. 11. Fig. 8.) alle in Südamerika einheimisch sind, wo sie wahrscheinlich im Holze oder unter Baumrinden leben*). (*Germar.*)

Brentius, And., s. Althammer.

BRENTWOOD, Ortschaft in der Grafschaft Rockingham des nordamer. Stats Neuhampshire am Exeter mit 905 Einwohnern, Fundort von Vitriol- und Schwefelkiesen. (*Hassel.*)

BRENZ, Marktfl. im Jaxtkreise des Königr. Würtemberg, Oberamts Heidenheim an dem Flüßchen Brenz mit 777 evang. Einw. Der Ort gehörte früher den Güssen von Güssenberg, und es steht noch ein Schloß hier, welches einer Linie derselben zum Sitze diente. Von den Güssen wurde er im J. 1613 an Würtemberg verkauft. Das Brenzthal, in welchem er liegt, ist ein sehr liebliches und angenehmes Thal, das seinen Namen von dem Flüßchen Brenz führt, welches bei Königsbronn ent-

*) Eine eigne Beschreibung dieses ländlichen Lebens liefert L'Arcadia in Brenta overo la Melanconia sbandita, di Ginnesio Gavardo Vacalevio. Bologna 1684. 12.

*) Eine Monographie dieser Gattung findet sich von Lund in den Act. Soc. hist. nat. Hafn. T. V.

springt und bei Gundelfingen auf baierschem Boden in die Donau geht. (*Memminger.*)

BRENZGAU. Alemannischer Gau an der Brenz im Nordwesten der Donau. Die Begränzung im Süden und Westen läßt sich, bei dem Mangel an Zeugnissen, nicht bestimmen, wahrscheinlich ging er aber südlich bis zur Donau, und überschritt westlich, wenigstens in der Gegend des ehemaligen Klosters Anhausen, die Brenz nicht, da dieses ausdrücklich in den Albegau gesetzt wird. (Besold mon. rediv. 325. edit. nov. 197. S. Encykl. Bd. 2. S. 330.) Im Norden muß er bis zu der Wasserscheidung zwischen Kocher und Brenz gereicht haben; Kochen, das in ihn gesetzt wird, Aufhausen (wenn dieses das Norderenhusen Eberhards von Fulda ist, wie Raiser meint) bestätigen diese Ausdehnung bis an den Riesgau. Die östlichen Marksteine liegen noch unaufgefunden. Die Gründe, welche von Raiser (Gesch. von Lauingen Augsb. 1822 S. 42 ff.) nach Braun, aus den Besitzungen der Grafen von Dillingen zu einer genauern Bestimmung ableitet, würden nur hinreichend seyn, wenn Gau- und Grafschaftsgränze nothwendig zusammengefallen wären, und wenn die spätere Grafschaft der Dillinger auf dem nördlichen Donauufer, in der letzten Ausdehnung eine Gaugrafschaft im Brenzgau gewesen wäre. Daß die Rießhalden*) (oder der Höhenzug, welcher die Wasser der Kessel von denen scheidet, die südlich von ihr unmittelbar zur Donau laufen, deutlicher läßt sich diese Bezeichnung der Urkunde von 1258 auch nach der Ammann-Bohnenbergerschen Karte nicht erklären) den Rieß im Süden begränzt haben, ist richtig, aber damit ist die Ausdehnung des Brenzgaus bis zur Kessel nicht nachgewiesen. (Brachstatt im Süden dieses Baches gehörte noch zum Rieß.) Die kirchliche Geographie gibt uns kein Licht, denn es fehlen noch alte Archidiakonat-Register von Augsburg und die neuere Gestaltung, wie sie die Mayr'sche Karte des Bisthums Augsburg (Augsb. 1763 und neuer Abdr. 1792 bei Propst) gibt, zeigt von solchen Veränderungen, daß man auf ihre Hilfe Verzicht leisten muß. — Pallhausen möchte das Vorhandenseyn dieses Gau's gern ganz leugnen (Nachtrag zur Urgesch. v. Baiern 114.), allein die Fuldischen Urkunden sprechen zu deutlich**), als daß solche Behauptungen irgend irren könnten. Nicht glücklicher ist er, wenn er gar den Flingau hier einschiebt. Aber eben so wenig empfiehlt sich Raiser's Behauptung: daß der Brenzgau ein und derselbe Reichskreis mit dem Falahagau gewesen sey. (Gesch. v. Lauingen S. 42.). Sie beruht auf einer etymologischen Hypothese der Erklärung aus dem Keltischen, und also auf einem sehr lockern Boden. Logena des Falahagau's in der Urkunde K. Arnulfs von 890 (*Schannat* tradit. Fuld. S. 217) kann nicht für Lauingen angenommen werden, da andre Fuldische Urkunden†), wol von eben so hohem Alter, mehrmals diesen Ort unter dem annähernden Namen Lougingen erwähnen, und aus Logena natürlicher Laugen, am Bach dieses Namens, der sich bei Wertingen in den Zusam einmündet, gebildet seyn wird, in einer Gegend, welche noch jetzt die Failau heißt (v. Lang Vereinig. I. S. 80.). — Der Brenzgau bestand also vormals aus Theilen des Würtembergischen Amts Heidenheim, der Pfalz-Neuburg'schen Pflegämter Lauingen und Gundelfingen, Bisthum Augsburgsche Parcelen und der Reichsstadt Gingen; nach der gegenwärtigen Eintheilung aus den baierschen Landgerichten (oder Landgerichtstheilen) Höchstatt, Dillingen, Lauingen und des Oberamts Heidenheim des würtembergischen Jaxtkreises (Karte von Alemannien). (*Delius.*)

Brenzlichkeit, s. Empyreuma.

Breones, s. Breuni.

BREPHOS, Name einer von J. Hübner in seinem Versuche einer systematischen Eintheilung der Insekten mit bestäubten Flügeln, errichteten und von F. Ochsenheimer in seinem treflichen Werke, „die Schmetterlinge von Europa" im 4. Bande S. 96 bestätigten Schmetterlingsgattung. Der hieher gehörigen Arten sind bis jetzt nur drei, sämtlich in Europa einheimisch und von Linné und den übrigen Systematikern zeither unter die sogenannten Eulen (Genus Phalaena noctua *Linn.*) gesetzt; als: 1) Phal. noct. *Parthenias* Linn. [1]). 2) Phal. noct. *Puella* Borkhausen [2]). 3) Phal. noct. *Notha* Hübn. et Ochsenh. [3]). Die Gattungsmerkmale sind weder von Hübner [4]) noch von Ochsenheimer bisher angegeben. Der Vollständigkeit wegen wollen wir diesen Mangel hier zu ergänzen suchen: Die Nebenaugen fehlen, die Zunge kurz, eingerollt. 2 Taster, sehr klein, breit gedrückt, etwas hängend, dreigliedrig, überall lang behaart. Die Stirn mit langen vorstehenden Haaren. Die Fühler fadenförmig (am Manne der Brephos Parthenias gekerbt, der beiden andern Arten gekämt). Die Beine kurz und behaart; die Schienen mit den gewöhnlichen, aber sehr kurzen Dornen. (Am Manne die Vorder- und Hinterschienen mit einer tiefen Rinne zur Aufnahme eines Haarquastes). Der Körper weich behaart. Die Flügel länglich in der Ruhe am Leibe senkrecht zusammengedrückt. Die Raupe 16füßig, nackt, walzenförmig mit kugeligem Kopfe; die vordern Bauchfüße sind verkürzt, daher der

---

*) Castrum et oppidum Dillingen — ac universas possessiones nostras inter Danubium et terminos, qui Rieszhalde dicuntur, nec non inter illam Nawe et Hlinthelm sitas, gab Bischof Hartmann von Augsburg seinem Stift. v. Raiser a. a. O. S. 44. Anm. 49. **) Schannat a. a. O. *Eberhardi* monachi summaria traditionum veterum Cap. VII. traditiones eorum qui *de Baovuaria et Suevia* S. Bonifacio praedia contulerunt. S. 310. Nr. 55. †) Daselbst Nr. 24—32. Alles hieher gehörige ist zusammengestellt bei v. Raiser a. a. O. S. 40. *Falcke* tradit. Corbej. S. 82. N. 15 hielt diesen Falaha für den Ostfalen Gau Sachse's. So wird umhergerathen!

1) S. Esper europ. Schmetterl. IV. Bd. S. 53. Tab. noct. 6. fig. 4—8. 2) Esper a. a. O. S. 163. Tab. noct. 27. fig. 2. 3. 3) J. Hübner Samlung europ. Schmetterl. Noctuae. Tab. 74. fig. 343—44. 4) Der obgedachte in der Encycl. bei ähnlichen Gelegenheiten schon mehr erwähnte Versuch eines Systems der Schmetterlinge von Jacob Hübner in Augsburg, ist (1815) ohne Jahrezahl auf einem Quartblatte abgedruckt unter dem Titel: Tentamen determinationis digestionis atque denominationis singulorum stirpium Lepidopterarum, peritis ad inspiciendum et dijudicandum communicatum, a Jacobo Hübner — und zeigt von des Verf. geübtem und richtigem Blick in Beurtheilung der Familienzüge, ist aber sonst ohne allen gelehrten Werth, da die Gattungen ohne die nothwendige Berücksichtigung dessen, was schon vorher in der gelehrten Welt in diesem Fache geschehen war, ohne Angabe der Gründe und Gattungsmerkmale durchaus willkürlich hingestellt und willkürlich benant sind.

Gang spannenförmig. Lebt frei auf Blättern und frißt sich zum Verpuppen in Rinde ein. (*Zincken gen. Sommer.*)

BREQUIGNY (Louis George Oudard Feudriz de), ein französischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 1716 zu Granville in der Normandie. Die Akademie der Inschriften nahm ihn, da er sich bereits vortheilhaft bekant gemacht hatte, 1759 unter ihre Mitglieder auf und auf höhern Befehl unternahm er im Mai 1764 eine Reise nach London, um die dortigen Archive in Beziehung auf die ältere französische Geschichte zu benutzen. Er kam mit einer reichen Ausbeute von Diplomen, Urkunden und andern historischen Denkmälern zurück, deren weitere Untersuchung und Bearbeitung ihn von der Zeit an beschäftigte*). Eine verdiente Anerkennung seiner gelehrten Bemühungen war die Aufnahme in die Académie franç. 1771, und in die Akademie zu Rouen, auch ernannte ihn die konstituirende Versamlung zu einem Mitgliede der Kommission der Monumente. Glücklich entging er dem Verderben, das die Revolution über so viele Gelehrte brachte, und starb den 3. Jul. 1795. Seine ersten literarischen Arbeiten waren eine mit Fleiß compilirte Histoire des révolutions de Gènes, depuis son établissement jusqu'à 1748. Par. Vol. III. 1752. 12, die Vies des anciens orateurs grecs, 1752. Vol. II. 12, die aber blos von Isokrates und Dio Chrysostomus handeln, und eine Ausgabe des Strabo (Par. 1763. 4.), die indessen der Erwartung nicht entsprach, und von der nur ein Band erschien. Wichtiger, auf tiefes Quellenstudium gegründet und reich an neuen Bemerkungen und Resultaten sind seine in den Mém. de l'acad. des Inscript. abgedruckten Abhandlungen: Sur l'établissement de la religion et de l'empire de Mahomed (teutsch im 5. Bde. von Hißmann's Magaz. für Philos. und von F. Th. Rink, Frft. 1791. 8.) Essai sur l'hist. de l'Yemen. Table chronol. des rois et des chefs arabes. Recherches sur la famille de Gallien. Hist. de Postume, empereur dans les Gaules, éclaircie par des Médailles. Mém. sur la vie de Marie, reine de France, soeur de Henri VIII, roi d'Angleterre. Observations sur un traité de paix conclu en 1160. Recherches hist. sur la vie de Charles, fils ainé de Charlemagne u. m. a., wozu auch seine Beiträge zu den Notices et extraits des manuscrits de la bibl. du roi seit 1787, und zum Journal des Savans, deren Mitherausgeber er war, zu rechnen sind. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch sein musterhaftes Urkunden-Repertorium über die französische Geschichte, unter dem Titel: Table chronologique des diplomes, chartes, titres, et actes imprimés, concernant l'hist. de France (von a. Ch. 142 bis 1179). Par. 1769—1783. Vol. III. fol.**), und noch mehr durch die mit der größten kritischen Sorgfalt veranstaltete, und mit meisterhaften Einleitungen versehene (gemeinschaftlich mit le Port du Theil) herausgegebene vollständige Samlung der öffentlichen Statsschriften und Aktenstücke, die einer authentischen Geschichte Frankreichs zum Grunde liegen, unter dem Titel: Diplomata, chartae, epistolae et alia documenta ad res francicas pertinentia, ex diversis regni, exterarum regionum archivis ac bibliothecis eruta. Par. 1791. T. I. (475—751.) T. II. epistolas Innocentii III. papae cont. zusammen Vol. III. fol.†). Von den Ordonnances des rois de France de la troisième race, recueillies par ordre chronol. (angefangen von de Laurieres gest. 1728, fortges. von Secousse, gest. 1754, und de Villevault) Par. 1723—1790. Vol. XIV. fol., gab er Bd. 10—14 heraus††), und begleitete sie mit einer gründlichen Geschichte der französischen Gesetzgebung. Auch die Mémoires concern. l'hist. des Chinois (von Amiot, Bourgeois u. A.) Par. 1776—1789 Vol. XIV. 4. setzte er nach Batteux Tode fort, und mit Fr. Clement edirte er den Catalogus Mstor. codicum collegii Claromontani 1764. 8.†††). (*Baur.*)

BREREWOOD, Breerewood (Edward), ein Mathematiker und Alterthumsforscher, geb. 1565 zu Chester, wo sein Vater Stadtrichter war, studirte zu Oxford, wurde 1596 der erste Professor der Astronomie am Gresham-Collegium in London, und starb daselbst den 4. November 1613 im Genuß einer allgemeinen Hochachtung. Als Mathematiker zogen ihn seine Landsleute, wie ein Orakel, zu Rathe. Er schrieb viel, das von guten Kentnissen und prüfender Genauigkeit im Sammeln zeugt, ließ aber aus Bescheidenheit bei seinem Leben nichts drucken. Das Hauptsächlichste von dem, was seines Bruders Sohn, Robert Brerewood, aus seinem Nachlasse edirte, ist: De ponderibus et pretiis veterum nummorum, eorumque cum recentioribus collatione. Lond. 1614. 4., wieder abgedruckt im 8. Bde. der Critici sacri angl. p. 1093, vor dem 1. Bde. der Polyglotten-Bibel, und in Walton's Appar. bibl. Tigur. 1673. fol. Enquiries touching the diversity of languages and religion through the chief parts of the world. Lond. 1614. 4. öfter*). Elementa logicae. Lond. 1614.; Oxon. 1628. 8. Tractatus quidam logici de praedicabilibus et praedicamentis. 1628. 8. Commentaria in ethicam Aristotelis. Oxon. 1640. 4. u. e. a.**). (*Baur.*)

BRES (Onorato), aus Malta gebürtig, gestorben zu Viterbo den 12. Jan. 1818. Von früher Jugend an war die vaterländische Geschichte sein Lieblingsstudium.

---

*) Seinen amtlichen Bericht über diese wissenschaftliche Reise findet man in den Mém. de l'acad. des Inscript. T. XXXVII. 528 sq. **) Der 4. Bd. wurde bis Bbb 2 gedruckt, aber die Revolution verhinderte seine Vollendung und Herausgabe. Eine ähnliche Arbeit von Secousse, Foncemagne und de St. Palaye schon 1746 angefangen und von de Foy fortgesetzt (Notice des diplomes etc. Par. 1765. Vol. I. fol.) wurde als mislungen nicht fortgesetzt.

†) Da nur 700 Exemplare gedruckt und 240 im Arsenal zu Patronen verbraucht wurden, so ist das Werk selten. ††) Einen 15. u. 16. Bd. (vom Jun. 1463 bis Jun. 1467) gab Pastoret 1811—1814 heraus. †††) Ersch's gel. Frankreich. *Meusel* bibl. hist. Die Register beim 11. Bde. Biogr. univ. T. V. (von Auguis.) Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 561.

*) Teutsch: Glaubensforschung von unterschiedenen Religionen. Frft. 1655. 8., franz. von Jean de la Montagne. Par. 1640 u. 1662. 8. Lateinisch: Scrutinium religionum et linguarum. 1650. 16.; 1670. 12. (nicht vollständig). **) *Wood* Athenae Oxoniens. T. I. 390. *Niceron* Mém. T. XXII. 259. in der teutschen Übers. 16. Bd. 336. *Chaufepié* Dict. T. II. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Suard.)

Die wichtigen Ämter, die er nach und nach bei der römischen Curie bekleidete, hinderten ihn, die Ergebnisse seiner historischen Forschungen früher zusammen zu stellen; er gelangte dazu erst im J. 1809, in welchem er bei der Besitznahme von Rom sich nach Malta zurückzog. Indessen kehrte er mit dem Papste zurück, der ihn zum **Votante di signatura di giustizia di sua Santità** ernannte. Diesem gelehrten Prälaten, Komthur des Malteserordens, verdankt man ein in Italien hochgeschätztes Werk, betitelt: **Malta antica, illustrata co'monumenti e coll' istoria. Roma 1816. 4.**

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Bresca, s. Veglia.

Brescello, s. Brixellum.

BRESCIA, eine Delegation des lombardisch-venetianischen Königreichs, welche das alte Gebiet der Stadt Brescia umfaßt[1]). Sie gränzt im Nordwesten an das Bergamaskische, in Nordosten an Tyrol, in Osten an den Lago di Garda, in Südosten an das Mantuanische, in Süden an Cremona, in Südwesten an Lodi und im Westen wieder an Mantua. Ihr Flächeninhalt beträgt über 55 □Meilen, und die Mittelzahl ihrer Volksmenge nach verschiedenen Zählungen von 1806 bis 1817 ist 310,000. Der größte Theil dieses Gebiets ist eine fruchtbare Ebene, und nur gegen Norden, wo eine unregelmäßige Bergkette aus den rhätischen Alpen in dasselbe eintritt, sind einige Strecken unbebauten Felsbodens zu finden. Jedoch haben die großen Bergthäler, welche durch diese Kette gebildet werden, namentlich die Thäler Trompia und Sabbia gute Viehweiden, viele Maulbeerbäume und an manchen Stellen auch Kornacker. Der Hauptfluß ist der Oglio, in welchen sich die Mella, die im Thale Trompia entspringt, und der Chiese, welcher den Kanal von Brescia mit Wasser versieht, ergießen. Der Gardasee berührt im Osten das Brescianische, und der kleinere See von Idro gehört diesem Gebiete ganz an; der See von Iseo liegt in der Gränze von Bergamo. Die Luft von Brescia ist mild und heiter, und das Thermometer steigt in der Ebene selten über 24, und fällt nie unter 7 Grad. Obgleich der Ackerbau in dieser Provinz weniger fleißig und sorgfältig betrieben wird, als im Mailändischen und in Lodi, so liefert der ergiebige Boden doch mehr, als sie braucht. Weizen, Mais, Hirse, Flachs und Hanf werden ausgeführt. Der Ölbau ist beträchtlich, und außer dem Olivenöl werden auch Leinöl und Lorberröl in bedeutender Menge gewonnen. Von Früchten liefert die Provinz besonders viel Citronen; der Weinbau ist weniger ergiebig; jedoch ist der Vino Santo, einer der vorzüglichsten Weine der Lombardei, ein Produkt dieses Bodens. Die Viehzucht wird gegenwärtig etwas vernachlässigt, obgleich die Provinz viele vortrefliche Wiesen und Triften hat, und der Viehstand hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrh. beträchtlich verringert, so daß jährlich eine nicht kleine Anzahl von Ochsen, Hammeln und Schweinen zugekauft werden muß. An Fischen ist kein Mangel und die Berge liefern vorzüglich Blei und Eisen[2]). Der Seidenbau macht den Hauptgegenstand der Landwirthschaft aus, und, außer der großen Menge Seide, welche in der Provinz verarbeitet wird, führt sie auch noch eine bedeutende Last roher Seide aus (gegen 4000 Centner). Die Brescianer sind in der Regel rüstig, fleißig und unternehmend; auch rühmt man ihren kriegerischen Muth und ihr reges Ehrgefühl, welches leicht aufbraust und zur Rachsucht antreibt. Die Venetianer übten daher immer mit einer gewissen Scheu und behutsamen Rücksicht ihre Herrschaft über diese Provinz und besonders über die Stadt Brescia aus, und ließen viele von den alten Freiheiten und Gerechtsamen derselben unangetastet; denn die gefährliche Nachbarschaft von Mailand machte es um so nöthiger, es mit den hitzigen Brescianern nicht zu verderben.

Brescia gehört zu den betriebsamsten und gewerbfleißigsten Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs. Besonders viele Hände beschäftigt die Zubereitung der Seide, von dem ersten Abhaspeln der rohen Fäden bis zu der Bearbeitung der feinsten Stoffe. Außerdem wird Wolle, Baumwolle, Flachs und Hanf gesponnen und in Webereien verarbeitet. Eine Erwähnung verdienen auch die zahlreichen Gerbereien und Hutmanufakturen der Provinz. Das Eisen ihrer Berge setzt viele Werke in Bewegung, Eisenhämmer, Drahthütten, Stahlschmieden, Gewehrfabriken u. s. w. Die Papiermühlen liefern jährlich nahe an 200,000 Pesi Papier.

Die Delegation Brescia zerfällt in 17 Distrikte und 238 Gemeinden, und zählt 1 Stadt, 32 Marktflecken und 202 Dörfer. (*W. Müller.*)

Brescia, die Hauptstadt der von ihr benannten Delegation, führt ihren Ursprung auf das alte Brixia, in der Gallia transpadana zurück, die Hauptstadt der Cenomanen, einer gallischen Völkerschaft, die aus dem heutigen Maine über die Alpen gewandert war[3]). In der Folge wurde Brixia eine Kolonie und ein Municipium der Römer und erhob sich allmählig zu einem bedeutendem Wohlstande. Als Attila's Horden in Italien einfielen, wurde auch Brixia ein Opfer ihrer Verheerungen: aber seine rüstigen Bürger bauten das Zerstörte bald wieder auf, und die neue Stadt hatte noch manchen Stoß und Schlag von den nordischen Eroberern zu leiden, wel-

1) Mit einigen Beschränkungen. Die venetianische Provinz Brescia hatte 90 Meilen in der Länge und 40 in der größten Breite. Das Thal Camonica gehört jetzt zur Delegation Bergamo, und das Gebiet von Asola zum Mantuanischen.

2) Weniger bedeutend und fast unbenutzt sind das Kupfer, der Jaspis, Alabaster, die Topasen und Smaragden der Brescianischen Berge.

3) S. d. Art. Cenomani. Sagen des Mittelalters machen den Herkules zum Erbauer von Brixia, andere den Galler Brennus. Über Brixia Cenomanorum s. Livius V. 35. XXXII. 30. Vgl. Plin., Strabo, Ptolem. Die Sagen des Mittelalters findet man in der Descriptio Ital. des Leander Albertus zusammengestellt. Unkritische Kompilatoren, z. B. der bekannte Volkmann, führen den Livius als Gewährsmann für die Erbauung Brixia's durch den Brennus an, obgleich Helias Capreolus, der Verfasser einer Chronik von Brescia, der älteste Schriftsteller ist, der diese Sage enthält, und auf eine unbegreifliche Weise hat man dieses Citat des Livius von Hand zu Hand nachgeschrieben, selbst in genauern Büchern, wie z. B. J. Chr. Maier's Beschreibung von Venedig. Über die Gesch. von Brescia s. *Leand. Albert.* Descr. Ital. p. 617 sq. (Ausgabe Colon. 1567.) *Ottavio Rossi* Memor. Bresc. und vgl. Maier's eben angeführtes Werk. Bd. III. S. 209 ff.

che in der Periode der Völkerwanderung Italien durchzogen, bis endlich der große Theoderich sie in seinen Schutz nahm und ihr einige Jahre der Ruhe bereitete. Unter der Herrschaft der Longobarden hatte sie ihre eigenen Herzoge, und nach der Auflösung dieses Reiches durch Karl den Großen theilte sie das Schicksal des gesamten Oberitaliens, indem sie bald den Franken, bald den Teutschen zufiel, bald auch sich an eingeborne Kaiser und Könige anschloß. Otto der Große schenkte ihr im J. 936 gegen einen kleinen Tribut die Freiheit, und um diese zu behaupten, trat sie der Verbindung der lombardischen Städte gegen Friedrich I. bei. Ihre Bürger halfen den Sieg bei Legnano 1176 erkämpfen und ernteten mit den übrigen Städten des Lombardenbundes die Früchte desselben in dem Frieden von Konstanz 1183. Friedrich's I. Sohn, Heinrich VI., bestätigte in der Folge den Brescianern die Vorrechte und Freiheiten, welche dieser Friede ihnen zugesichert hatte, und nunmehr fing ihre von außen wohl verwahrte und zu immer blühenderm Wohlstande emporwachsende Stadt an, sich in ihrem Innern zu entzweien, und Bürgerfehden wechselten mit Nachbarkriegen ab, bis um das J. 1200 die Partei des Adels sich in ganzer Masse von der Bürgerschaft trennte, und nach einem hartnäckigen Gefecht in den Straßen von Brescia gezwungen wurde, in das Gebiet von Cremona zu flüchten, aus dem sie häufige gewaltthätige Einfälle in ihr Vaterland unternahm. Die Theilung der Stadt in Guelfen und Ghibellinen gab der Bürgerzwietracht neuen Stoff zu blutigen Ausbrüchen und erleichterte dem grausamen Ezzelino 1258 die Besitznahme derselben. Nach dessen Tode wählte Brescia den bei dem Adel verhaßten Oberto Pelavicino zum Oberherrn, welcher im J. 1266 in einem von dieser Partei erregten Aufstande verjagt wurde. Jetzt verwandelte man die Regirung der Stadt in eine Prätur, die man gewöhnlich einem fremden Herrn übertrug. Erst um das J. 1298 gelangte der Adel wieder zum vollständigen Besitz seiner Rechte und erwählte nun den Bischof Bernardo de' Maggi zum Statthalter auf fünf Jahre. Dieser weigerte sich, nach Verfluß dieser Zeit, seine Herrschaft niederzulegen und pflanzte dieselbe, nachdem er die vornehmsten Adeligen verbant hatte, in seiner Familie als erblich fort. Kaiser Heinrich VII., der gegen Anfang des 14. Jahrh. Brescia eroberte, befreite es von der angemaßten Herrschaft der Maggi, und gab ihm einen kaiserlichen Statthalter. Aber der unruhige Geist der Brescianer dauerte auch in diesem Verhältnisse nicht lange aus, und die neuen Händel zwischen den Guelfen und Ghibellinen hatten so traurige Folgen für diese Stadt, daß sie 1330 den König Johannes von Böhmen und Polen zu ihrem Schutzherrn berufen mußte. Auch mit diesem unzufrieden ergab sie sich 1332 an Martino Scala, der bald hernach von den Venetianern gezwungen wurde, Brescia und Bergamo den Herren von Mailand zu überlassen. Die Kriege gegen den mächtigen Galeazzo Visconti gegen Ende des 14. Jahrh. brachten Brescia in die Gewalt des Pandolfo Malatesta, dem sie nicht lange nachher die Visconti wieder abnahmen und die wankelmüthigen Bürger ihren Zorn fühlen ließen. Da schickten die Brescianer eine Gesandtschaft nach Venedig, diese Republik zur Besitznahme ihrer Stadt und ihres Gebiets einzuladen. Nach einigen vergeblichen Vorstellungen an den Herzog von Mailand, die denselben zu einer schonenderen Behandlung der Stadt Brescia vermögen sollten, leistete Venedig den Schutzflehenden den verlangten Beistand, und schickte den General Carmagnola ab, um Brescia in Besitz zu nehmen. Carmagnola machte sich sogleich zum Herrn der Stadt. Dieser kräftige Streich entzündete einen Krieg zwischen Mailand und Venedig, welchen die Vermittelung des Papstes Martin V. beendigte. Der Friede von 1426 bestätigte die Venetianer in dem Besitze der Stadt und des Gebiets von Brescia, den sie auch bis zu den Veränderungen der neuesten Zeit behauptet haben. Nur in der Ligue von Cambray regte sich noch einmal der unruhige Geist der Brescianer. Sie ergaben sich den Franzosen, kehrten aber bald, nachdem sich das Schicksal für ihren neuen Schützer ungünstig gewendet hatte, zu ihrer Pflicht zurück. — Außer den fast ununterbrochenen Unruhen und Fehden, welche Brescia vor seiner Unterwerfung an Venedig zerrüttet haben, hat es auch viel durch Brand, Erdbeben, Pest und andere Unfälle gelitten. Das letzte namhafte Unglück dieser Art ist der Wetterschlag, welcher den 19. Aug. 1769 den mit 2000 Pfund Pulver angefüllten Thurm traf und mit ihm einen großen Theil der Stadt in die Luft sprengte. — Zu den berühmtesten Eingebornen von Brescia gehört der kühne Arnold, Abälards Schüler, der gewöhnlich mit dem Beinamen seiner Vaterstadt bezeichnet wird. Außerdem verdienen genant zu werden, Nicolo Tartaglia, der Mathematiker, der Dichter Lorenzo Gambara, der Naturhistoriker und Mathematiker Padre Lana, der Literator Graf Mazzuchelli und der dramatische Dichter Abbate Chiari. Dem vorletzten verdankt die Stadt eine Samlung von Alterthümern, welche in der Umgegend derselben aufgefunden worden sind [4]).

Die Stadt Brescia liegt unter dem 45° 32′ 30″ nördl. Br. und dem 27° 53′ 54″ der Länge, in einer Ebene am Fusse einiger Hügel und wird von dem Flusse Garza durchschnitten, den ein großer Kanal il Naviglio mit der Mella in Verbindung setzt. Sie hat eine längliche Gestalt, ist gut gebaut und wird von einem auf einer bedeutenden Anhöhe gelegenen Schlosse beherrscht, welches einst das Kastell derselben war [5]). Die andern alten Befestigungen, Mauern, Gräben und Wälle sind nicht mehr als Vertheidigungsmittel brauchbar und die letztern sind zu Spaziergängen umgestaltet worden. Brescia zählt 3438 Häuser und über 30,000 Einw. (1811: 34,168. 1817: 31,051 [6]). Es hat ungefähr eine Meile im Umfang und 12 nahe daran gelegene Dörfer bilden seine Vorstädte. Gegenwärtig ist es der Sitz eines Bischofs, des Gerichtshofes der Provinz, eines Handelsgerichts und zweier Friedensgerichte. — Brescia hat viele große und schöne öffentliche Gebäude und Privatpaläste, eine prächtige Kathedrale, 12 Pfarr- und mehre Klosterkirchen, 6 Hospitäler, 2 Lombarden, einige Armen- und Waisen-

---

4) Museum Mazzuchellianum. Venezia. 1761—63. 2 B. fol. 5) Das Kastell nent man il Falcone di Lombardia, und den Felsen, der es trägt, Rocca Erculea oder Colle Cigneo. 6) Das mailändische Manuel du Voyageur en Italie gibt 42,000 an, vielleicht die zu Vorstädten dienenden Dörfer mitgerechnet.

häuser und ein großes Theater. Der Justizpalast, der auf den Ruinen eines Tempels des Vulkan erbaut seyn soll, zeichnet sich durch seine Größe und das Gemisch von griechischem und gothischem Styl in seiner Architektur aus. Die Hauptkiche oder der Dom ist ein Gebäude im neu italiänischen, überladenen und überzierlichen Geschmack und verwahrt als Reliquien die Kriegsfahne Konstantins, das Labbaro Imperiale, auch Croce del Campo genant. Die alte Kathedrale S. Maria maggiore, wie man sagt, aus einem Tempel der Diana entstanden, ist eine Rotunda mit zwei ionischen Säulenordnungen und führt ihre Stiftung in das sechste oder siebente Jahrhundert hinauf. Einige andere Kirchen sind wegen ihrer Gemälde aus der venezianischen Schule, z. B. von Tizian, Paul Veronese, sehenswerth. Von wissenschaftlichen und artistischen Instituten verdienen genant zu werden: das Lyceum, die öffentliche Bibliothek [7]), ein Vermächtniß des Kardinals Quirini an die Stadt (vom Jahre 1740), ein Naturalienkabinet, ein botanischer Garten, eine Thierarzneischule, mehre gelehrte Gesellschaften (die Accademia de' Filarmonici, eine der ältesten in Italien und eine ökonomische Gesellschaft), die Kollegien Peroni und della Maze, einige Gemäldegalerien, namentlich die der Paläste Barbisoni und Avogadri.

Brescia ist eine sehr fleißige und daher im Ganzen wohlhabende Stadt, in welcher eine große Anzahl von Fabriken u. Manufakturen in Bewegung sind, deren Maschinenwerke zum Theil von dem Wasser der Garza und ihrer Kanäle getrieben werden. Dahin gehören die Maschinen zum Seidenspinnen, zum Bohren der Flintenläufe, die Schleifsteine der Messerschmiede, die Stampfen zum Aushülsen des Reises u. a. m. Leider setzt dieses überhandnehmende Maschinenwesen auch hier viele Hände außer Thätigkeit und Nahrung und vermehrt die Klasse der Armen. Von besonderer Bedeutung sind die Manufakturen in seidenen Zeugen, Bändern, Zwirn, Barchent, Strümpfen, Mützen, Leinwand, wollenen Decken, Hutfilzen und andern Arbeiten aus Seide, Hanf, Flachs, Wolle und Baumwolle. Berühmt waren von jeher die Gewehrfabriken von Brescia; daher das italiänische Sprüchwort: Tutta Brescia non armerebbe un coglione. Der Hauptzweig des Handels der Stadt, wie der Provinz, ist rohe und verarbeitete Seide, und ziemlich einträglich ist auch der Transito in derselben. (*W. Müller.*)

BRESLAGK, Dorf im preuß. Regirungsb. Frankfurt, Kr. Guben, 2 St. von Guben, mit 174 Einw. Bei diesem Dorfe und einigen andern Dörfern dieser Gegend hat man viele heidnische Grabhügel gefunden, mit großen Steinen belegt, von denen man späterhin massive Gebäude aufgeführt hat. In manchem Hügel fand man 30 — 60 Urnen verschiedener Größe von weißem Thon; die meisten wurden aber beim Herausnehmen beschädigt. (*Stein.*)

BRESLAU, 1) Regirungsbezirk im königlich preußischen Herzogthum Schlesien, besteht nach der im J. 1820 erfolgten Auflösung des reichenbacher Regirungsbezirks aus folgenden 23 Kreisen: Breslau, Brieg, Guhrau, Militsch-Trachenberg, Namslau, Neumarkt, Oels, Ohlau, Steinau, Strehlen, Trebnitz, Wartenberg, Wohlau, Frankenstein, Glaz, Habelschwerdt, Münsterberg, Nimptsch, Reichenbach, Schweidnitz, Striegau und Waldenburg. Der Flächenraum beträgt über 262 geogr. □Meilen, die Bevölkerung 822,720 Menschen [1]).

Breslau, 2) Fürstenthum im Herzogth. Schlesien. A. Statistischer Umriß. Das Fürstenth. Br. zwischen den Fürstenth. Oels, Wohlau, Schweidnitz, Liegnitz und Brieg, mit dem abgesondert liegenden Namslauer Kreise, aber auch an das Fürstenth. Oppeln, die freie Standesherrschaft Wartenberg und an ein Stück des Posenschen gränzend, wird von der Oder und den kleinern Flüssen Ohlau, Lohe, Weide und Weißritz durchströmt, ist ein flaches, sehr fruchtbares Getreideland von 43 □Meilen und mehr als 200,000 Einwohnern [2]), wovon indeß über 74,000 auf die Hauptstadt des ganzen Landes kommen. Es enthält drei Kreise: 1) den Breslauer, 2) den Namslauer, 3) den Neumarkt-Canthschen, darin 6 Städte (Breslau, Auras, Namslau, Reichthal, Neumarkt und Canth), und 445 Dörfer. Im Creditsystem der schlesischen Landschaft sind die Fürstenthümer Breslau und Brieg verbunden [3]). — B. Historischer Umriß, Herzoge von Breslau. Als im J. 1163 die Söhne des vertriebenen und in der Verbannung verstorbenen Herzogs Wladislaus II. von Polen unter Vermittelung des Kaisers Friedrich I. durch Schlesien für ihr väterliches Erbe entschädigt worden waren, erhielt der älteste derselben, Boleslaus I., der Lange oder der Hohe (Altus) genant, erst ganz Niederschlesien, dann nach einer neuen im Jahre 1178 veranstalteten Theilung mit seinem jüngern Bruder Konrad, den mittlern Theil des Landes, der die heutigen Fürstenthümer Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Oels und Brieg begriff. Im J. 1201 bekam Boleslaus durch den erblosen Tod Konrads Glogau oder Niederschlesien wieder. Er starb 1201. 2) Heinrich I., der Bärtige, sein Sohn, Gemal der h. Hedwig, wie sein Vater durch Herbeiziehung vieler teutschen Ansiedler, Anlegung zahlreicher Dörfer und Gründung beträchtlicher geistlichen Stiftungen um Schlesien verdient. Er starb 1238, nachdem er seine Herrschaft über Großpolen, Krakau und Sendomir ausgedehnt hatte. 3) Heinrich II. der Fromme, Sohn und Nachfolger des vorigen in allen Ländern desselben, fiel am 9. April 1241 in der Schlacht von Wahlstatt gegen die Mogolischen Tataren. Er hinterließ fünf Söhne, deren ältester; 4) Boleslaus der Kahle, nachdem die polnische Herrschaft verloren worden war, das Gebiet von Breslau erhielt, welches damals

7) Mit ihr ist auch ein physikalisches Kabinet und eine Samlung von Medellen, Zeichnungen und Kupferstichen verbunden.

1) S. statistisch-topographische Übersicht des Departements der k. pr. Regirung zu Breslau, Br. 1819, Topographisch-statistisches Ortsverzeichniß des reichenbacher Regirungsbezirks 1818.
2) Diese Angabe hat Zimmermann in der Beschreibung dieses Fürstenthums im 12. Bande der Beiträge. Nach der amtlichen statistisch-topographischen Übersicht des Departements vom Jahr 1819 betragen die drei Kreise dieses Fürstenthums nur 36^{3270} □M. mit 172,748 Menschen. 3) Ausführlich ist dieses Fürstenthum beschrieben im 12. Bande der Zimmermannschen Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. Brieg 1795. In J. B. Weigel's Beschreibung von Schlesien im 6. Bande. Berlin 1802.

ganz Mittelschlesien, oder die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Oels, Münsterberg, Schweidnitz und Jauer, das letztere jedoch nicht in seiner heutigen Ausdehnung, umfaßte. Aber im J. 1244 vertauschte er dasselbe gegen das liegnitz-glogauische Gebiet an seinen Bruder. 5) Heinrich III., der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wladislaus, Erzbischofe von Salzburg, bis 1266, sehr wohlthätig für sein Land, regirte. 6) Wladislaus, Bruder des vorigen, regirte allein bis an seinen Tod 1270. 7) Heinrich IV., Probus, Sohn Heinrichs III., in die böhmischen und polnischen Händel seiner Zeit tief verwikkelt, daher die Reimchronik des Ottokar Hornegk (im 3. Bande der Pezischen Samlung östreichischer Geschichtschreiber), eine bisher von den schlesischen Geschichtschreibern unbenutzte Quelle seiner Geschichte ist. Dieser Herzog ist der als Minnesänger berühmte Herzog Heinrich von Pressela, von dem im ersten Bande der Manessischen Samlung zwei vortreffliche Minnelieder stehen. Nach seinem im J. 1290 erfolgten kinderlosen Tode wählten die breslauischen Landstände und Bürger seinen Vetter Heinrich den Dicken von Liegnitz zu seinem Nachfolger, in der Reihe der breslauischen Herzoge, 8) Heinrich V., Sohn Boleslaus des Kahlen. Dadurch wurden zwar die Fürstenthümer Breslau und Liegnitz wieder vereinigt; aber schon unter Boleslaus dem Kahlen war von dem letztern das Glogauische (für dessen Bruder Konrad) getrent worden, und die zu Liegnitz gehörigen Gebirgsgegenden hatte bei Boleslaus des Kahlen Tode dessen zweiter Sohn Bolko I. erhalten. Diesem, der sich anfangs einen Herrn zu Löwenberg nannte, gab sein Bruder Heinrich V., als er Herzog von Breslau ward, die Gebiete von Schweidnitz, Striegau und Jauer, die dadurch von dem Breslauischen abgerissen, und mit dem Löwenbergschen und den schon unter Bolkos Herrschaft stehenden Gebirgsgegenden zu einem großen Fürstenthum vereinigt wurden. Seinem Vetter Heinrich von Glogau trat Heinrich zur Entschädigung seiner Ansprüche, die auch er auf Heinrichs IV. Gesamterbschaft hatte, vom breslauischen Fürstenthum die Städte und Gebiete Wartenberg, Auras, Trebnitz, Militsch und Sanderal, vom Liegnitzischen Hainau, Bunzlau, Goswindorf und Naumburg am Queis ab. Damit aber war Heinrich von Glogau noch nicht zufrieden; er bemächtigte sich durch einen häuslichen Verräther der Person des Herzogs von Breslau, und zwang ihn durch grausame Einsperrung in einen engen und niedrigen hölzernen Kasten zur Abtretung der Städte und Gebiete von Oels und Bernstadt (die nachmals unter einem von der glogauischen Linie abstammenden, herzogl. Hause zu einem eignen Fürstenthume geworden), ferner der Städte Namslau, Canstadt, Kreuzburg, Pitschen und einiger andrer Orte. Dies geschah 1294, und zwei Jahre nachher, 1296, mußte Heinrich noch auf seinem Todtbette auch das Gebiet von Zobten an seinen Bruder Bolko von Schweidnitz abtreten. Da er drei Söhne hinterließ, so wurde anfangs eine gemeinschaftliche Regirung unter der Vormundschaft Bolkos, und nach dessen Tode unter der des Bischofs Heinrich von Breslau eingerichtet; nachdem aber die Fürsten ihre Volljährigkeit erreicht hatten, ward das Land im J. 1311 dergestalt getheilt, daß aus dem Breslauischen 2 Theile, das Breslauische und das Briegsche gemacht, und denjenigen, der das letztere, als das schlechteste, wählen würde, von den Erwerbern der beiden andern bedeutende Geldsummen, vom Liegnitzischen 32,000 Mark, vom Breslauischen 18,000 Mark bestimt wurden. Boleslaus, der älteste der Brüder, wählte, durch dieses Geld geblendet, das Briegsche; sein zweiter Bruder Heinrich dagegen nahm das Breslauische, dessen Umfang nun sehr verringert war. 9) Heinrich VI. ist für die Geschichte seines Landes vornehmlich dadurch merkwürdig geworden, daß er, gedrängt von Polen und von seinem unruhigen, fehdesüchtigen Bruder Boleslaus, der sich durch Verjagung des jüngern Bruders Wladislaus des Fürstenthums Liegnitz bemächtigt hatte, und besorgt, ein ähnliches Schicksal zu leiden, im J. 1327 sein Fürstenthum Breslau dem Könige Johann von Böhmen zur Lehn aufließ, und dadurch dessen Verbindung mit Böhmen vorbereitete. Bei seinem im J. 1335 erfolgten Tode wurde, da er keine Söhne hinterließ, und die abgetheilten Seitenlinien nach den Grundsätzen der Thattheilung nicht zum Erben berechtigt waren, Stadt und Fürstenthum Breslau als unmittelbares Lehn der böhmischen Krone vom Könige Johann in Besitz genommen. — Die Stadt und das Gebiet von Namslau ist 1348 von Kaiser Karl IV. dem Herzoge von Brieg und Liegnitz abgekauft und mit dem Breslauischen vereinigt worden [4]). (*Menzel.*)

Breslau, 3) B i s t h u m. Nach dem Bericht des polnischen Geschichtschreibers Dlugoß [1]) ist im J. 965 oder 966 bei Bekehrung des Landes Schlesien durch einen päpstlichen Legaten Ägidius ein Bisthum zu Smogra gestiftet, dann im J. 1041 nach Ryczen, und 1052 nach Breslau verlegt worden. Da es indeß der Dörfer, welche Smogra heißen, zwei in Schlesien gibt, eins im Wohlauischen und eins im Namslauischen, und eben so zwei, welche den Namen Ryczen führen, eins im Wohlauischen und eins im Briegschen, so bleibt es auch bei Annahme dieser Nachricht unentschieden, in welchem dieser Örter der erste Sitz des schlesischen Bisthums gewesen. Der oben angeführten Stelle aus D i t m a r s Chronik zu Folge (s. d. Art. Geschichte der Stadt Breslau) hat es zwar schon im J. 1000 einen Bischof Johann von Breslau (Johannes Wrotislaensis) gegeben; doch erhellet aus dem polnischen Skribenten Martin Gallus, daß das ganze mittlere Schlesien anfangs Provincia Wratislaviensis, und erst später Terra Silensis genant ward, und so können die ersten breslauischen Bischöfe allerdings

---

4) Quellen der Geschichte des Fürstenthums Breslau sind I. die allgemeinern der schlesischen Geschichte überhaupt, die Sommersbergsche Samlung der Scriptores Rer. Siles. tomi III. Lipsiae 1729 et 1730, die Chroniken von Curens und Schickfuß, und die Bearbeitungen: 1) von Klöber, in dem Werke: Von Schlesien vor und seit dem Jahre 1740, Freiburg (Breslau) 1785. 2. B. 8. 2) Von Pachaly, in dem Werke: Samlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung, Breslau, 1790. 2 Bände, deren erster eine vollständige Landesgeschichte enthält. 3) Von Menzel, in: Geschichte Schlesiens, Breslau, 1808—10. 3 Bände, 4. 4) Von Anders, in: Schlesien, wie es war, Breslau, 1810. 2 B. 8. Dieses Werk reicht bis 1335. II. Die besondern Quellen der Geschichte der Stadt Breslau (vgl. den Schluß des Art. Stadt Breslau).

1) *Dlugoss* Historia Polon. libr. III. p. 239. der Leipziger Ausgabe.

auch außerhalb der Stadt Breslau ihre Domkirche gehabt haben. Das ganze Bisthum war vermuthlich eine bei der Bekehrung des polnischen Herzogs Mizislaus im J. 966 von Gnesen oder Posen aus nach dem nördlichen (polnischen) Antheile des Landes geschickte wandernde Missionsanstalt, die im J. 1000, als das ganze Land polnische Provinz geworden war, durch eine Anordnung Kaiser Ottos III. nebst den Bisthümern Posen, Colberg und Krakau dem Erzbisthum Gnesen unterworfen, und im J. 1052 nach der Hauptstadt verlegt ward. Der erste Bischof heißt in des Dlugoß Verzeichniß Gottfried, derjenige, unter welchem die Verlegung nach Breslau geschah, Hieronymus. Ein Johann, dessen Ditmar, der Zeitgenosse, beim J. 1000 gedenkt, findet sich erst von 1051—1072. Die polnischen Quellen über die ersten schlesischen Bischöfe, aus denen Dlugoß schöpfte, scheinen also sehr unzuverlässig gewesen zu seyn. Unter den folgenden Bischöfen sind besonders ausgezeichnet, Walter I. von 1148—1176, als Erbauer der heutigen Domkirche. Jaroslaus, Sohn des breslauischen Herzogs Boleslaus I. Er war Bischof von 1198—1201, und machte seine 3jährige Regirung dadurch merkwürdig, daß er sein noch bei des Vaters Lebzeiten erhaltenes Erbe, das Gebiet von Neiße, dem Bisthum als Eigenthum hinterließ. Thomas II. von 1267—1292, in heftige Immunitäts-Streitigkeiten mit dem Herzoge Heinrich IV. verwikkelt, die ihm zuerst eine harte Verfolgung von Seiten des Herzogs zuzogen, dann aber, als sich der aufs Äußerste gebrachte Bischof dem Fürsten selbst in die Hände lieferte, eine Versöhnung herbei führten, welche für das Bisthum sehr vortheilhaft ward. An seinem Todestage, dem 23. Juni 1290, unterzeichnete der Herzog eine Urkunde, worin er der breslauischen Kirche alle weggenommenen Güter wiedergibt, ihre Besitzungen, namentlich Neiße und Ottmachau, von allen nach teutschem und polnischem Rechte üblichen Beschwerden befreit, und dem Bisthum die Obergerichte, den Blutbann, und das Jus ducale ertheilt [2]). Preczislaus von Pogarell von 1341—1376. Er und das Kapitel unterwarfen das Bisthum und die schlesische Kirche dem Schutz der böhmischen Krone, wie schon die meisten Fürsten des Landes mit ihren Fürstenthümern gethan hatten, und erklärten sich zu Vasallen des Königs. Der Bischof erhielt dagegen den Rang als erster schlesischer Stand und den Titel eines Bundesfürsten von Böhmen [3]). Das Misverhältniß, welches dadurch mit Polen entstand, war Ursache, daß die Verbindung mit dem erzbischöflichen Stuhle zu Gnesen allmälig erlosch, und das breslauische Bisthum ein unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterworfenes ward. Die Gnade, in der Bischof Preczislaus bei Karl IV., dessen Reichs-Vicekanzler er war, stand, brachten dem Bisthum die größten Vortheile. Er vermehrte die Besitzungen desselben mit der Stadt Grottkau und ihrem Gebiete, dem Schlosse Jauernik, heut Johannisberg, den Städten Wansen, Patschkau und andern Gütern; er gründete neue Dörfer und brachte überall wirthschaftliche Verbesserungen an, so daß das breslauische Bisthum nur das goldene genant ward. Der Inhaber führte den Titel: Fürst von Neiße und Herzog von Grottkau. Dagegen ward dasselbe im folgenden 15. Jahrh. während des Hussitenkrieges und der nach H. Albrechts Tode in Böhmen und Schlesien herrschenden Anarchie durch Fehden und schlechte Wirthschaft so verschuldet, daß Bischof Konrad (von 1417—1447), ein geborner Herzog von Oels, gegen Übernahme der Schulden und gegen ein jährliches Einkommen von 1000 bis 1200 Gulden seinem Amte entsagte und dasselbe in die Hände des Kapitels niederlegte. Das Kapitel fand aber keinen, der sich mit einem so verarmten Bisthum abgeben wollte; mehre auswärtige Prälaten lehnten den Antrag ab, und da unterdeß ein Theil der Schulden bezahlt war, nahm Bischof Konrad das Bisthum wieder an, und behielt es bis an seinen Tod. Unter seinen Nachfolgern erholte sich dasselbe in bessern Zeiten und bei besserer Wirthschaft sehr bald von seinen Verfalle, und trat in die Reihe der gut ausgestatteten Bischofsstühle zurück. Daher fanden sich seitdem der auswärtigen Bewerber so viele, daß, als das Kapitel zu Anfang des 16. Jahrh. das Bisthum förmlich an einen Ausländer verkauft hatte, die schlesischen Stände, unter dem Vorsitze des königl. Kanzlers Collowrath mit ihm im J. 1506 einen Vertrag schlossen: „Es solle hinführo keinen zum Bischof wählen, der nicht aus Böhmen, Schlesien, Mähren oder der Lausitz gebürtig sey; desgleichen solle weder Bischof noch Kapitel einem Ausländer eine Pfründe ertheilen, und von den geistlichen Gütern wie von den weltlichen die gemeinen Landeslasten getragen werden." Die ersten Bestimmungen wurden bis zum J. 1585 aufrecht erhalten. Die gebornen Schlesier, welche während dieses Zeitraums, in welchen die Annahme der Kirchenverbesserung fällt, die bischöfliche Würde bekleideten, waren mild gesinnte, verständige und vaterlandsliebende Männer, welche mit den Evangelischen in gutem Vernehmen standen. Sie verwalteten meist zugleich die Ober-Landeshauptmannschaft, ein Amt, vermöge dessen sie zugleich königl. Statthalter und Vorsteher der Landstände waren [4]). Unter Rudolf II. wurden zuerst Ausländer eingedrängt, und im 16. Jahrh. das Bisthum als Versorgung für kaiserl. Prinzen, bei deren Ermangelung aber für Söhne anderer begünstigter Fürstenhäuser gebraucht. So waren Bischöfe von Breslau, von 1608—1624 Erzherzog Karl, ein Bruder Kaiser Ferdinands II., von 1625 bis 1655 Karl Ferdinand, ein polnischer Prinz aus dem Hause Wasa, von 1655—62 der als General im 30jährigen Kriege ausgezeichnete Erzherzog Leopold Wilhelm, von 1662—64 ein Erzherzog Karl Joseph, von 1671—82 ein katholisch gewordener Prinz Friedrich von Hessen, 1683—1732 ein Pfalzgraf Franz Ludwig, der zugleich Kurfürst von Trier, dann von Mainz war. Zur Zeit der preußischen Besitznahme war ein Graf von Sinzendorf, Kardinal der römischen Kirche, Bischof von Breslau. Durch den breslauer Frieden kam der bischöfliche Sitz und das Kapitel nebst dem größten Theil des Fürstenthums Neiße unter preußische

2) *Sommersberg* Scriptores Rer. Silesiacarum tom. I. p. 781.
3) Princeps ligius. Die hieher gehörigen Urkunden stehen *Sommersberg* l. c. p. 782—794.

4) Von mehren derselben wird in andern Artikeln die Rede seyn, insonderheit auch von (Balth. v.) Promnitz. (*H.*)

Herrschaft; doch blieben die bischöflichen Besitzungen in den Gebirgen zwischen Schlesien und Mähren, wo die Städte Johannisberg, Weidenau und Zuckmantel sind, unter Östreich, und der Bischof ward ein Vasall beider Kronen, was jedoch auf die landesherrlichen Rechte in Absicht des Bisthums und Kapitels keinen Einfluß hatte. Sinzendorfs Nachfolger ward 1747 Philipp Gotthard Graf von Schafgotsch; durch die Gunst des Königs erhoben, fiel er 1757 in dessen Ungnade, indem er sich bei der östreichischen Besetzung Breslaus durch unkluges Benehmen in den Verdacht der Untreue setzte, und verbrachte seitdem sein Leben im östreichischen Antheil. Die Güter und Einkünfte des Bisthums wurden landesherrlich verwaltet, die geistlichen Geschäfte durch einen apostolischen Vicar versehen. Nach dem Tode des Grafen 1795 ward der schon vorher zum Coadjutor erwählte Prinz Joseph Christian von Hohenlohe-Bartenstein Bischof von Breslau. Dieser erlebte im J. 1811 bei der Säkularisation der sämtlichen geistlichen Gestifte auch die Aufhebung der weltlichen Herrschaft seines Stuhls, durch Einziehung der Fürstenthümer Neiße und Grottkau. Er selbst starb 1819, und noch ist das Bisthum nicht wieder besetzt, darüber aber, daß dies nächstens durch eine Wahl von Seiten des Domkapitels geschehen werde, nach der im J. 1821 zwischen dem preußischen und dem päpstlichen Hofe geschlossenen Abkunft kein Zweifel. In Gemäßheit derselben wählt das Kapitel, aber nur eine Person, von der es sich vorher überzeugt hat, daß sie den Beifall des Königs besitzt. Die Pfründen wurden sonst zur Hälfte vom König, zur Hälfte von Bischofe vergeben; nach der oben erwähnten Abkunft verfügt jetzt über die in den sechs königl. Monaten erledigten der Papst, jedoch nach den Wünschen des Königs. Das Statut, durch welches erst in neuern Zeiten die Kapitularen adelige Geburt zur Bedingung der Aufnahme ins Kapitel gemacht hatten, ist schon 1811 aufgehoben worden, und die gedachte Abkunft bestätigt diese Aufhebung dergestalt, daß jetzt wieder wie in ältern Zeiten tüchtige Männer jedes Standes zu diesem Hirtenamte gelangen können. Das Kapitel besteht jetzt aus dem Weihbischof, der die Stelle des Bischofs vertritt, drei Prälaten, acht residirenden und sechs nicht residirenden Domherren, die zum Theil Räthe des Kapitular-Vikariatamtes und des bischöflichen Konsistoriums sind. Der Gehalt des Bischofs ist auf 12,000 Reichsthaler bestimt. Der Sprengel des Bisthums umfaßt außer dem preußischen Schlesien auch das östreichische Fürstenthum Teschen, und den östr. Antheil von Neiße, nebst 24 Parochien in der polnischen Woiwodschaft Sieradien im Distrikt von Wielun; dagegen steht die Grafschaft Glatz unter dem Erzbischof von Prag, der preußische Antheil von Troppau und Jägerndorf unter dem Erzbischof von Olmütz, die freien Standesherrschaften Pleß und Ober-Beuthen unter dem Bischof von Krakau. Der erwähnte Vertrag bestimt, daß die gegenseitigen Verhältnisse mit Östreich bleiben sollen; die mit den andern Nachbarn sind bereits vorläufig abgeändert [5]). (*Menzel.*)

Diesem Art. des Bearbeiters des Ganzen der Geschichte und Ortkunde von Breslau folgt hier noch ein anderer von dem Bearbeiter der teutschen Gaue und geistlichen Sprengel über das Bisthum Breslau.— Ditmar von Merseburg sagt [1]): Otto III. habe bei der Pilgerfahrt zu dem Grabe des wunderthätigen heil. Adalberts in Gnesen (im J. 1000) sofort daselbst ein Erzbisthum errichtet, und demselben die Bisthümer Salz-Kolberg (Camin), Krakau und Wuratizlav unterworfen, während Posen allein unter dem alten Metropoliten von Magdeburg geblieben. Das Bisthum Breslau war also schon damals vorhanden und wurde nicht erst gestiftet. Wann dieses geschehen, davon schweigen glaubwürdige Nachrichten [2]), und Dlugoß [3]), eines unkritischen Erzählers aus dem 15. Jahrh. und anderer Kunde, der Sitz sey zuerst Smogra gewesen (966), dann nach Bycin oder Ryczin verlegt und von diesem Orte erst, um die Mitte des 11. Jahrh, nach Breslau, wird, wenigstens, was den l e t z t e r n Umstand betrifft, durch die obige Aussage Ditmars widerlegt, wonach sich das Bisthum über 50 Jahr vor j e n e r Z e i t schon an dem jetzigen Orte befand, und ist überhaupt unbegründet. Ob der Sprengel des Bisthums früher schon in dem spätern Umfange bestimt worden, oder ob er sich, wie anfangs nach dem polnischen Gebiet, dann überhaupt nach den spätern politischen Gränzen Schlesiens im Einzelen geformt hat, bis nachher der Landbesitz auf die kirchlichen Verhältnisse keinen Einfluß weiter äußerte, weiß man nicht. Nur gegen Böhmen, auf der westlichen Seite, wo die Höhen des Riesengebirges natürliche Scheidungen bilden, findet sich eine urkundliche Bestimmung in dem Diplom Heinrichs IV. über den Umfang des prager Erzbisthums von 1086 [4]) (jetzt ist Königingrätz hier benachbart) [5]). Weiter macht vom Gebirge ab der Bober die Gränze mit Meißen (Sorau und Guben gehörten diesem, während Sagan breslauisch war), bis zum Einfluß in die Oder (Krossen breslauisch). Nördlich ist dann dieser Strom gegen Lebus die Trennung, im Osten der Zufall der politischen Marken Polens, neben den Sprengeln von Posen und Gnesen hin, mit Ausnahme der Dekanate Ostrzensow und Kempen im Großherzogthum Posen, welche aber Pius VII. Bulle vom 16. Jul. 1821 [6]) ebenfalls getrent und mit Gnesen-Posen verbunden hat, wie die Dekanate Czenstochow und Olszowa dem Königreiche Polen zugefallen sind. Dafür sind die Kreise Beuthen und Pleß, bisher krakauischer Diöcese, durch jene Bulle mit dem Bisthum Breslau vereinigt. Im Süden stieß auch das ungrische Bisthum Neytra auf der Höhe der Karpathen an, Teschen ist breslauisch, und abermals im Westen anfangs an der Ostrawitze herab,

5) Von den Quellen der Geschichte des Bisthums Breslau gilt wörtlich das von denen der Geschichte des Fürstenthums B. bemerkte. Eine besondere Zusammenstellung der Bisthumsgeschichte enthält ein Aufsatz des zweiten Theils der oben angeführten Pachalyschen Samlung, unter dem Titel: Kurzer Entwurf einer Geschichte der Schles. Bischöfe.

1) Buch 4. S. 91. ed. *Wagner.* vgl. vita *Meinwerci* bei *Leibnitz* ss. rer. Brunsv. I, 520. 2) Die polnischen sind nicht so alt, *Matthaeus* oder *Kadlubeck* ed. Lips. 1711. S. 644. weiß nichts davon und was man ihm oft in den Mund legt, gehört dem spätern Kommentator. 3) Ausgabe Leipzig 1711. S. 95. 4) *Pelzel* und *Dobrowsky* ss. I, 168. Was daran auszustellen ist, trifft diese Gegend nicht. 5) S. die Karte: Mappa dioeceseos Reginaehradecensis a Joanne Venuto. 1790. zwei große Bogen. 6) Gesetzsamlung für die preuß. Staten 1821. S. 113.

bis wo diese sich in die Oder einmündet, und dann ohne eine natürliche Scheidung, zwischen den Bezirken von Troppau-Jägerndorf und Ratibor-Oppeln und auf die Sudeten des (Erz)Bisthums Olmütz, so daß auch der preuß. Antheil der erstgedachten Fürstenthümer unter dem mährischen Hirten stand, aber auch der östreichische Theil von Neiße zu Breslau gehört (Glaz ist ein abgetrennter Theil des prager Erzstiftes).

Dieser Sprengel ist in 4 Archidiakonate: Oppeln, Breslau, Liegnitz und Glogau schon lange vertheilt, doch scheinen die innern Gränzen sonst andere gewesen zu seyn. Alte Verzeichnisse sind nicht vorhanden [7]), von der neuern Zeit haben wir zwar über die Diöcese eine eigene Karte [8]), sie ist aber nicht genau, und nur nach dem neuesten Zustande entworfen.

Das Bisthum Breslau stand lange Zeit unter den Metropoliten von Gnesen, und wurde dann dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen, was auch die oben erwähnte Bulle vom 16. Jul. 1821 bestätigt hat, durch welche die Zahl der Pfarreien innerhalb des preußischen Stats auf 621 bestimt, und außerdem die Selsorge des Bischofs über die Katholiken der Lausitz und in den Provinzen Brandenburg und Pommern ausgedehnt ist, welche vordem zur nordischen Mission gehörten. (*Delius.*)

Breslau, Stadt, lat. **Vratislavia**. **A. Ortsbeschreibung.** Die im gleichnamigen Fürstenthum am linken Ufer der Oder und dem Flüßchen Ohlau gelegene Hauptstadt des Herzogth. Schlesien. Ihre Polhöhe ist nach des Prof. Jungnitz Berechnung 51° 7′ 3″, ihre Länge 34° 42′ 5″. Die weite Ebene, in der sie liegt, wird nördlich durch die, 2 M. entfernten Trebnitzer Berge begränzt; im Süden zeigt sich in einer Weite von 5 M. das Zobtengebirge, und tiefer im Hintergrunde sieht man bei hellem Wetter auf jeder mäßigen Höhe das Glazische, das Schweidnitzische und das Riesengebirge. Unter den Städten Teutschlands ist Breslau nach Wien, Berlin, Hamburg und Prag in statistischer Hinsicht die fünfte, unter den preußischen die zweite; dem Range nach, da Königsberg ihr in diesem voransteht, in Folge der von Friedrich II. 1741 erhaltenen Beehrung, die dritte königl. Haupt- und Residenzstadt. Ehe die Königsstädte Berlin, Dresden und München ihren Glanz gewonnen hatten, wurde sie für eine der schönsten Städte Teutschlands gehalten. Die heutige Anlage beruht auf einem von Kaiser Karl IV. nach einem großen Brande im J. 1342 entworfenen Plane, nach welchem sie in Gestalt eines länglichen Vierecks so gebaut ist, daß von dem in der Mitte befindlichen Hauptmarktplatze aus die Hauptstraßen nach den vier Hauptthoren (Nikolai, Ohlauischem, Schweidnitzischem und Oderthor) führen. Zwei andere Thore (Sand- und Ziegelthor), liegen außer dieser Richtung. Nach demselben Plane sind an die, ursprünglich von der Ohlau begränzte innere Stadt die ältesten Vorstädte so angeschlossen worden, daß sie als erweiterte, durch den Fluß zwar getrennte, aber durch sechs Haupt- und viele Nebenbrücken verbundene Straßen mit derselben ein Ganzes bilden, und nur durch die Bezeichnung äußere Straße unterschieden werden. Dasselbe gilt für die durch einen Arm der Oder von der eigentlichen Stadt getrennte, westlich gelegene Neustadt, die ehemals eine besondere Stadt ausmachte, jetzt aber nur als Parochie von der Altstadt gesondert ist. Die im Ganzen regelmäßige Anlage, die verhältnißmäßige Breite der Straßen, und die dem Wohlstande und der Menge der Einwohner angemessene, in neuern Zeiten jährlich sich mehrende Zahl hoher und breiter Häuser geben der Stadt ein zwar nicht gerade prächtiges, aber doch heiteres und gediegenes Ansehen, durch welches der Ernst vieler alterthümlichen Formen der öffentlichen Gebäude, der Kirchen und Thürme nicht unangenehm hervorblickt. In der Stadt sind der Marktplätze drei (großer Ring, Salzring und Neumarkt), der Straßen 78, der Hausnummern 2103. In das System der letztern ist indeß der beträchtliche Zuwachs neuer Häuser noch nicht untergebracht. Die Vorstädte, von der im J. 1342 in die Ringmauer gezogenen äußern Stadt verschieden, waren während der Belagerung im Dec. 1806 von der Stadt aus in Brand gesteckt worden, sind aber nun wieder erstanden, und treten mit vielen zum Theil ganz ansehnlichen Gebäuden entgegen, entbehren aber, da gleich anfangs mehre der alten Baustätten wieder bebaut worden sind, gerader Richtungen und regelmäßiger Anlagen. Westlich liegt die Nikolaivorstadt, südlich die Schweidnitzer, östlich die Ohlauische. Diese 3 Vorstädte sind, nachdem zuerst seit 1807, dann seit 1813 die gleichbenannten Festungsthore eingerissen und die dazu gehörigen Werke abgetragen worden, von der Stadt durch einen neu abgestochenen, mit vier Barrieren und eben so vielen Brücken versehenen Graben getrent. Nördlich, jenseit der Oder, liegen vor dem Sandthore die Vorstädte Sandinsel und Dom, und vor dem Oderthore die Odervorstadt und der Bürgerwerder, beide durch Arme des Flusses zu Inseln gemacht. Eine hölzerne Hauptbrücke führt über die ganze Breite der Oder, acht kleinere über einzele Arme derselben [1]). Rings um den größten Theil der Stadt geht längs der Oder und dem Wallgraben ein auf dem sonstigen Festungsgebiete angelegter, mit Bäumen und Buschwerk besetzter Spazierweg, zu dessen Verschönerung drei der ehemaligen Basteien als bepflanzte Berge stehen geblieben sind.

7) Die Urkunde von 1376 bei Anders: Schlesien wie es war Th. 2. S. 339. ist in Bestimmung der Archidiakonate nicht genau, sie enthält Oberschlesien nicht, und ist in der Aufzählung der Pfarreien ebenfalls wol nicht vollständig, bleibt aber doch, bei dem Mangel besserer Nachrichten sehr schätzbar. 8) Amplissimi episcopatus Wratislaviensis, primum in suos IV. archidiaconatus, deinde in circulos archipresbyteriales divisi, tabula, dirigente Ignatio Felbiger. Nürnberg 1751., auch Theil des Homannschen Atlas von Schlesien. Die Polnischen Dekanate fehlen, Pleß-Beuthen ist eingekreist, wie Schwiebus.

1) (Spätere Ergänzung). Die am Nikolaithor über den Wallgraben führende Brücke ist im J. 1822 von gegossenem Eisen errichtet und am 18. Okt. unter dem Namen Königsbrücke eröffnet worden. Der an beiden Zugängen derselben befindliche Platz, zu welchem von der äußern Seite die lange, fast ganz aus neuen Gebäuden bestehende, leider durch einen Ellenbogen gekrümmte Friedrich Wilhelmsstraße führt, wird eine der schönsten Ansichten von Breslau darbieten, wenn er einst durch Wegschaffung oder andere Stellung mehrer Gebäude auch von der innern Seite vollendet werden sollte. An der Sand- und an der Schweidnitzischen Brücke sind schon jetzt schöne, durch die Verbindung alten und neuen Baustyls recht eigenthümliche Plätze.

Die Zahl der Gebäude betrug im J. 1821.

I. An öffentlichen:	
a) Kirchen, Kapellen und Synagogen	36
b) Für andre Stats- und Gemeindezwecke	234
II. An Privatgebäuden:	
a) Wohnhäuser	3762
b) Fabrikgebäude, Mühlen und Privatmagazine	257
c) Ställe, Scheunen und Schoppen	1488
	5777

Die ausgezeichnetsten unter diesen Gebäuden sind: 1) die Domkirche zu St. Johann, der geschichtlichen (nicht urkundlichen) Angabe nach im J. 1148 vom Bischof Walter begonnen und 1170 vollendet, was jedoch wegen ihres ausgebildeten, dem folgenden 13. Jahrh. angehörigen teutschen Baustyls von Alterthumskennern bezweifelt wird, ein schönes Gebäude mit mehren neuern Kapellen, deren zwei (die Kurfürstlich-Mainzische und die Landgräflich-Hessische [2]), im modernen römischen Geschmack angelegt und verziert sind. Die Doppelthürme der Kirche sind 1540 ihrer ursprünglichen Form, und 1759 ihrer darauf erhaltenen Spitzen und Knöpfe, beide Mal durch Feuersbrünste, beraubt worden, und stehen seitdem unter nicht ganz würdigen Nothdächern. 2) Die Kirche zum h. Kreuz, ebenfalls auf dem Dome, nach einer von Herzog Heinrich IV. im J. 1288 gemachten Stiftung begonnen, um das Unrecht einer gegen den Bischof Thomas II. verübten Verfolgung gut zu machen, und 1295 vollendet. Diese große und helle, in Kreuzform gebaute Kirche steht auf dem Gewölbe einer zweiten, unterirdischen Kirche von ganz gleicher Ausdehnung, die dem heil. Bartholomäus geweiht, aber von ihrer, im 30jährigen Kriege durch die Schweden erlittenen Verwüstung nicht wieder hergestellt ist. 3) Die Kirche zu Unserer lieben Frauen auf der Sandinsel, gewöhnlich Sandkirche genant, 1330 begonnen und 1369 vollendet. 4) Die Kirche St. Dorothea, ehemals den Minoriten gehörig, vom Kaiser Karl IV. im J. 1350 gegründet, die höchste der breslauischen Kirchen. 5) Die erste evangelische Hauptkirche zu St. Elisabeth, von 1253 bis 1257 durch die Bürgerschaft erbaut. Der dabei befindliche Thurm von 1452 bis 1482 errichtet, gilt für den höchsten in Schlesien, war aber einst noch bedeutend höher, und stand nur um ein Geringes hinter dem St. Stephansthurme in Wien zurück. Nachdem die erste Spitze desselben im J. 1529 ohne Schaden heruntergestürzt, und durch eine andere minder hohe ersetzt worden, beträgt die ganze Höhe noch $322\frac{1}{4}$ pr. Fuß, wovon 191 auf den untern Theil bis zum Kranze, $131\frac{1}{4}$ auf die Spitze kommen. 6) Die zweite evangelische Hauptkirche zu St. Maria Magdalena, über deren Alter sich keine Nachricht vorfindet, deren Bauart mit zwei Thürmen es aber wahrscheinlich macht, daß sie nach dem Muster der Domkirche, und bald nach dieser errichtet worden ist. 7) Das Rathhaus, ein Bau des 14ten Jahrh., mit einem im spätern Geschmack, mehrmals durchsichtigen Thurme, von welchem nach alter Sitte der Stundenwechsel nach den Weltgegenden abgeblasen wird [3]). 8) Das Universitätsgebäude, auf der Stätte der alten königlichen Burg, von den Jesuiten in ihrem Geschmack seit dem J. 1728 erbaut und 1790 mit einer Sternwarte versehen, die indeß der architectonischen Schönheit des Gebäudes nicht günstig ist. Bemerkung verdient der schöne, Aula Leopoldina genannte, zu akademischen Feierlichkeiten bestimmte Hauptsaal. 9) Das königl. Regirungshaus, vormals dem Fürsten von Hatzfeld gehörig, ein Werk des ältern Langhans aus der Zeit bald nach dem 7jährigen Kriege, das in jeder europäischen Hauptstadt ein Palast heißen würde. Dagegen gleicht das königl. Palais auf der Karlsgasse nur einem ansehnlichen Privathause. 10) Das königl. Oberlandesgericht, aus dem Gebäude des aufgehobenen Vincenzstifts eingerichtet. 11) Das Bibliothekgebäude auf dem Sande. 12) Das katholische Gymnasium, ehemalige Matthiasstift. 13) Die bischöfliche Residenz auf dem Dome. Im Entstehen sind begriffen: 1) eine neue Kaufmannsbörse auf dem Salzringe, auf einem durch Vereinigung des alten Börsengebäudes und des alten Oberlandesgerichts gewonnenen Platze, und 2) die evangelische, in der Belagerung eingeschossene Kirche zu Eilftausend Jungfrauen in der Odervorstadt. Beide nach dem Plane und unter Leitung des jüngern Herrn Langhans begonnen.

Die Zahl der Einwohner betrug ohne die Besatzung

im J.	1710	—	40,890
	1756	—	54,774
	1763	—	49,049
	1790	—	54,917
	1811	—	63,237
	1820	—	74,330
	1821	—	76,992
Davon waren Evangelische			52,896
Katholische			19,400
Juden			4692

Seit den letzten 30 Jahren ist also die Bevölkerung weit über 20,000 Menschen gestiegen. Dieser große Zuwachs entspringt theils aus der Gewerbefreiheit, theils aus dem Wohlstande Breslaus und den mancherlei daselbst fließenden Erwerbsquellen.

Erstlich ist Breslau als Hauptstadt des Regirungsdepartements und Mittelpunkt der ganzen Provinz Schlesien Sitz vieler Ober- und Unterbehörden, reich an Kirchen und wissenschaftlichen Anstalten, und folglich von einer großen Menge Beamten, Geistlichen und Gelehrten, desgleichen von vielen Adeligen und Kapitalisten bewohnt, welche durch die mancherlei Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts hergezogen werden. Die Behörden sind: 1) das General-Kommando für Schlesien. Die Garnison, die ganz in Kasernen untergebracht ist, besteht in 1 Garde-Landwehrbataillon, 1 Schützenbataillon, 1 in die Vorstädte gelegten Kuirassier-Regiment, und einer Abtheilung reitender und Fußartillerie. 2) Das königl. Oberpräsidium für Schlesien und Glaz mit dem k. Kon-

2) Jene von dem Pfalzgrafen Franz Ludwig, der zugleich Kurfürst von Mainz und Bischof von Breslau war (letzteres von 1683—1732), diese von dem Bischof Friedrich, Landgrafen von Hessen († 1682) erbaut.

3) Der Hauptsaal des Rathhauses heißt noch jetzt der Fürstensaal, von den ehemaligen Fürsten- oder Landtagen, die darin gehalten wurden.

sistorio und dem k. Medizinal-Kollegium. 3) Die kön. Regirung. 4) Das k. Polizei-Präsidium. 5) Das kön. Salz- und Seehandlungskomptoir. 6) Die kön. Bank. 7) Die kön. Münze. 8) Die schlesische General-Landschaftsdirektion und breslauische Fürstenthumslandschaft. 9) Das kön. Oberlandesgericht für die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer (außer dem Bunzlau-Löwenbergschen Kreise), Oels, Münsterberg, Trachenberg, Wohlau, dem Guhrauischen Kreise des Fürstenthums Glogau, der Grafschaft Glaz, und den mittelschlesischen freien Standes- und Minderherrschaften. 10) Das kön. Stadtgericht, mit welchem die noch bestehenden Gerichte über die säkularisirten Bisthums- und andre geistlichen Stiftsgüter, nächstens zu einem Landgericht verbunden werden sollen. 11) Das kön. Oberpostamt.

Der Magistrat besteht, nachdem 1809 durch die Städteordnung die ältere Verfassung aufgehoben worden, aus 1 Oberbürgermeister, 1 Bürgermeister und 19 theils besoldeten, theils unbesoldeten Stadträthen. Die Stadtverordneten-Versamlung zählt aus den 49 Bezirken, in welche die Stadt getheilt ist, 102 Mitglieder. Das Kämmerei-Vermögen besteht in beträchtlichen Landgütern und städtischen Grundstücken; außerdem gehört der Stadt der Ertrag ansehnlicher Gefälle. Ihre 5 Procentigen Obligationen, auf die im Kriege gemachten Schulden werden mit 6 Procent Aufgeld gekauft. Der Magistrat besitzt außer dem Patronatrechte über die Kirchen, Schulen und Hospitäler augsburgischer Konfession nach dem Rudolfinischen Majestätsbriefe d. d. Prag den 20. August 1609 auch das Konsistorialrecht, welches er durch ein, aus mehren seiner weltlichen Glieder und den ersten Geistlichen der drei Hauptkirchen gebildetes Stadt-Konsistorium verwaltet.

Die städtischen Kirchen augsburgischer Konfession sind: 1—3) die drei Hauptkirchen zu St. Elisabeth, St. Marie Magdalene und St. Bernhardin in der Neustadt. 4) Die Pfarrkirche zu Eilftausend Jungfrauen in der Oder-Vorstadt. 5—7) Die Filialkirchen zu St. Barbara, St. Christophori (in welcher der ordentliche Gottesdienst in polnischer Sprache gehalten wird), St. Salvator. 8—9) Die Hospitalkirchen zu St. Trinitatis und im Armenhause. Eine dritte, zu St. Hieronymus, ist erst im J. 1821 bei Verlegung dieses Hospitals eingegangen. 10) Eine Begräbnißkirche vor dem Nikolaithore. Außerdem gehören noch vier Landkirchen auf den Kämmereidörfern unter das städtische Patronat und Konsistorium. Die Anzahl aller Geistlichen ist 29, über welche der Pastor zu St. Elisabeth als städtischer Superintendent oder Inspektor die Aufsicht führt. — Städtische Schulen augsburg. Konf. sind: 1) Das Gymnasium zu St. Elisabeth, als Schule gestiftet 1290, als Gymnasium und in dem gegenwärtigen Gebäude seit 1562. 2) Das Gymnasium zu Marie Magdalene, als Schule gestiftet 1267, als Gymnasium 1643. An jedem derselben steht ein Rektor, ein Prorektor und ein Professor tertius ordinarius nebst acht ordentlichen Lehrern und mehren Nebenlehrern für Französisch, Polnisch, Schreiben, Zeichnen und Gesang. Bei dem Magdalenäum befindet sich in einem besondern Lokale eine Mädchenschule, in welcher von 7 Lehrern und 3 Lehrerinnen Unterricht ertheilt wird. 4) Die höhere Bürgerschule zum h. Geist in der Neustadt, mit einem Rektor und drei Lehrern, der jetzt Erbauung eines neuen Lokals am schweidnitzer Thore und erweiterte Einrichtung bevorsteht. 4) Die Pfeifersche Armenschule in der Neustadt, von einem wohlthätigen Zimmermann im J. 1783 gestiftet. 5) Die Mildische Armenschule, im J. 1819 nach dem Vermächtniß eines Privatmanns errichtet. Elementarschulen sind seit den letzten Jahren 5, jede mit zwei Lehrern und einer Lehrerin, gestiftet. Mehre, von unbesoldeten, aber nicht unbeaufsichtigten Lehrern gehaltene befinden sich in den Parochien. Außerdem gibt es mehre gut eingerichtete Privat-Unterrichtsanstalten [4]). — Städtischer, zu den lutherschen Kirchen und Schulen gehöriger, Bibliotheken sind drei. 1) Die Rhedigersche in einem Saal über der Sakristei der Elisabethkirche. Der Stamm derselben schreibt sich von dem breslauischen Patrizier Thomas von Rhediger her, der in der Mitte des 16. Jahrh. auf Reisen in Frankreich und Italien viele Handschriften, seltne Bücher, Münzen und Gemälde gesammelt hatte, und als er 1575 zu Cöln starb, durch seinen letzten Willen alle diese Schätze zur öffentlichen Ausstellung in Breslau, zu Ehren seines Geschlechts, bestimmte. Durch Vergleich mit der Familie ist der Magistrat im J. 1661 zum völligen Eigenthumsrecht gelangt, unter der Bedingung, daß bei allen nachfolgenden Schenkungen und Vermehrungen der Name Rhedigersche Bibliothek bleibe [5]). — 2) Die Magdalenen-Bibliothek in einem Saal der gleichnamigen Kirche. Sie ist durch die Bücher des berühmten Joh. Hes, ersten evangelischen Pastors in Breslau, begründet, und nach mancherlei erhaltenen Schenkungen im J. 1644 dem öffentlichen Gebrauch bestimt worden. Bei dieser Bibliothek befindet sich eine Bildersamlung, welche 341 zum Theil sehr vortrefliche Gemälde von italiänischen, niederländischen und teutschen Meistern enthält. Sie verdankt ihre Entstehung dem im J. 1748 verstorbenen Rathspräses Albrecht von Sabisch, dessen Erbe, Wilhelm von Hubrig, sie im J. 1768. durch eine Schenkung unter Lebenden dem Magistrat zur öffentlichen Ausstellung überlassen hat. — 3) Die Bibliothek zu St. Bernhardin in der Neustadt, gegen Ende des 17. Jahrh. aus Privat-Vermächtnissen entstanden, und vorzüglich reich an Silesiacis. — Alle drei Bibliotheken können bei der Beschränktheit ihrer, in einigen Legaten bestehenden Fonds und der Enge ihres Raums keine An-

4) Unter diesen stehen die des Prof. Reiche für Knaben, und die des Predigers Rössels für Mädchen in vorzüglichem Rufe. 5) Unter den von Rhediger gesammelten Handschriften ist die französische Chronik des Froissart, aus der Bibliothek des Bastards Anton von Burgund, Bruders Karls des Kühnen, und eine ähnliche, den Valerius Maximus enthaltende, beide mit vielen Gemälden und Zierathen versehen, vorzüglich berühmt und kostbar. Die älteste ist wol ein lateinisches Evangelienbuch aus der Longobardischen Zeit, dem in Prag befindlichen, von Karl IV. aus Aquileja gebrachten und für ein Autographon des h. Markus gehaltenen ganz ähnlich. Unter den klassischen werden hier nur eine Ilias mit dem Kommentar des Eustathius erwähnt. Der Rhedigersche Büchervorrath ist in der Folge durch Vermächtnisse bedeutend vermehrt worden, unter denen in neuern Zeiten die Teubnersche, Hundsche und Ubersche Bibliothek die ansehnlichsten gewesen sind. Die Burgsche, größtentheils aus theologischen Büchern bestehend und in einem besondern Lokale befindlich, ist nun auch mit der Rhedigerschen vereinigt.

sprüche auf universelle Vollständigkeit befriedigen, indeß sind die Fächer der Geschichte, der Alterthümer, der Philologie, Theologie und Philosophie mit den Hauptwerken, besonders den älteren versehen, und diese Samlungen daher den Wissenschaften immer sehr förderlich gewesen. Die klassischen Handschriften der Rhedigerschen Bibliothek sind vermöge der Liberalität des Magistrats auch von auswärtigen Gelehrten mehrfach benutzt worden.

Die evangelisch-reformirte Gemeinde hat eine mit drei Predigern besetzte, im J. 1750 eingeweihte Pfarrkirche, ein Gymnasium, welches den Namen Königl. Friedrichs-Gymnasium führt, und ein besonderes Hospital, alles unter Curatel ihres Presbyteriums.

Katholische Kirchen sind: 1) Die Domkirche zu St. Johann. 2) Die Kreuzkirche. 3) Die Frauenkirche auf dem Sande. 4) Zu St. Vincenz. 5) Zu St. Matthias. 6) Zu St. Adalbert. 7) Zu St. Dorothea. 8) Zu Corpus Christi. 9) Zu St. Nikolai (die Kirche selbst liegt noch seit der Belagerung von 1806 in Trümmern). 10) Zu St. Mauritz. 11) Zu St. Michael. Im Hospital zur Mater Dolorosa, und in den drei nicht aufgehobenen Klöstern zu St. Trinitatis der Barmherzigen Brüder, zu St. Anton der Elisabethinerinnen und zu St. Claren der Ursulinerinnen befinden sich ebenfalls Kirchen, in denen Gottesdienst gehalten wird. Auf dem Dom sind noch vier kleinere Kirchen zum Nebengebrauch vorhanden. Die Summe aller katholischen Kirchen ist also 21. Katholische Schulen: 1) Ein kön. Gymnasium, von den Jesuiten zugleich mit der Leopoldinischen Universität, als deren untere sechs Klassen gestiftet, im Jahre 1800 von derselben getrent und 1812 in das Gebäude des aufgehobenen Matthiasstifts verlegt. Es arbeiten daran 1 Rektor und 7 ordentliche Lehrer. 2) Ein kathol. Schullehrer-Seminar, im Gebäude des aufgehobenen Nonnenklosters zu St. Jakob auf dem Sande. 3) Das Alumnat auf dem Dome, zur Unterweisung angehender Geistlichen in den gottesdienstlichen Formen. — Der katholischen Parochial-Elementarschulen sind zehn; die Ursulinerinnen halten eine Mädchenschule.

Die Juden haben mehre Synagogen in Privathäusern, eine im J. 1790 gestiftete höhere Bürgerschule, Wilhelmsschule genant, und ein besonderes Hospital.

Königliche, von Religionsverhältnissen ganz unabhängige Anstalten sind: 1) die königliche Universität, als jesuitische Lehranstalt unter dem Namen Leopoldine gestiftet im J. 1702; aber nur auf zwei Fakultäten, die theologische und die philosophische; durch Vereinigung mit der frankfurter Viadrine zu einer vollständigen Universität erhoben im J. 1811. Die theologische Fakultät hat zwei Abtheilungen, eine evangelische und eine katholische. Die ehemalige Universitätskirche zum Namen Jesu ist jetzt der Matthiasgemeinde eingeräumt, deren Kirche zur Universitäts-Simultankirche bestimt ist. Zur Universität gehörige Institute sind: a) die Bibliothek im ehemaligen Sandstiftsgebäude, theils Centralbibliothek aus den Samlungen der aufgehobenen Gestifte und Klöster erwachsen, theils frankfurter und leopoldinische Universitätsbibliothek. b) Das anatomische Theater und Museum. c) Das Klinikum. d) Der botanische Garten. e) Das naturhistorische Museum. f) Die Bildergalerie im Bibliothekgebäude, aus den Gemälden entstanden, die sich in den eingezogenen Kirchen und Klöstern vorfanden. Die Zusammenstellung von Gemälden altteutscher Schule gibt dieser Samlung ihren vorzüglichsten Werth. g) Die schles. Alterthümersamlung. 2) Das schlesische Provinzialarchiv aus den Urkunden der aufgehobenen Klöster erwachsen. 3) Die kön. Provinzial-Kunstschule zur Bildung derjenigen Handwerker, welchen Unterricht im Zeichnen und Modelliren Bedürfniß ist. 4) Die kön. Bauschule. 5) Die kön. Hebammen- und Entbindungsanstalt; sie besteht seit 1791, und befindet sich seit 1812 im Gebäude des aufgehobenen Nonnenklosters zu St. Katharina, in sehr erweiterter und verbesserter Einrichtung. 6) Die chirurgische Schule. 7) Die Kuhpocken-Impfanstalt. 8) Das kön. evangel. Schullehrer-Seminar im aufgehobenen Franciskanerkloster. 9) Das königl. Luiseninstitut für Offizierstöchter. 10) Die Anstalt für Blinde. 11) Die Anstalt für Taubstumme. Beide letztern sind zunächst durch freiwillige Vereine begründet und durch königl. Gnade in säkularisirten Domherren-Curien untergebracht.

Auf einen freien Verein sind begründet: 1) die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur gestiftet 1803 durch das Zusammentreten vaterlandliebender Männer zuerst für physikalische Studien und Versuche, 1809 zu allgemeinern wissenschaftlichen Zwecken erweitert. Sie zerfällt in Sektionen (für Alterthum und Kunst, Geschichte, Medizin, Naturwissenschaft, Ökonomie, Pädagogik), deren jede monatlich ihre Sitzungen, wie die ganze Gesellschaft von Zeit zu Zeit allgemeine Versamlungen hält. Sie besitzt eine schätzbare Samlung von Büchern und Naturalien; ihr äußeres Bestehen ist aber ganz von den Beiträgen der Mitglieder abhängig. Durch Veranstaltung einer jährlichen Kunstausstellung hat sie sich um Förderung der Kunst in Schlesien sehr verdient gemacht. — 2) Das Theater, Eigenthum einer Gesellschaft von Aktionärs, welche die Verwaltung durch einen Ausschuß und eine Direktion führen lassen. Das Gebäude ist dem Reichthum und der Bevölkerung der Stadt nicht angemessen, die Anstalt selbst gehört in Hinsicht auf Personal, Musik, Garderobe und Dekoration zu den bessern in Teutschland, ohne vom State Zuschuß zu erhalten. — Von andern Kunstzweigen blüht vorzüglich die Musik, die sich mehrer Künstler erfreut, und deren durchreisende Meister hier in der Regel viel Anerkennung finden. Es besteht ein vom Stat unterstützter Verein für Kirchenmusik, welcher seit einiger Zeit die jährliche Aufführung eines großen Oratoriums bewerkstelligt hat. Neben vielen andern geselligen Vereinen sind fünf Freimaurer-Logen vorhanden; drei derselben besitzen gemeinschaftlich ein eigenes ansehnliches Gebäude auf dem Dome, eine ein dergleichen in der Stadt.

Jetzt einige Bemerkungen über Breslau als Handelsstadt. Der auswärtige Handel ist zwar nicht mehr, was er in frühern Zeiten bis zum letzten Drittel des 18. Jahrh. war, wo zuerst durch Friedrichs neues Auflagen- und Sperrsystem, dann durch die Theilung Polens dem Verkehr mit den Nachbarländern eine veränderte Richtung gegeben ward; doch ist er noch immer von großer Wichtigkeit. Zimmermann rechnet (1794) das jährliche

Handelsgeschäft zwischen 20 bis 40 Millionen Reichsthaler. Ein Hauptzweig desselben war von jeher der Handel mit Tüchern nach den nördlichen Ländern, jetzt vornehmlich nach Rußland, Transito für China. Auch in Leinwand werden noch immer ansehnliche Geschäfte gemacht. Im Kolonialwarenhandel gewint Breslau als Mittelpunkt einer großen und reichen, hieher gewöhnten Provinz, für die es den größten Theil ihres Bedarfs aus dem Auslande zieht. Die eigentliche Kaufmannschaft bildet eine besondere, unter drei Ältesten stehende Societät, die sich im Besitz eines schönen Grundeigenthums: der zur Niederlage auf dem Bürgerwerder gehörigen Gebäude, der Kaufmannsbörse auf dem Salzringe, eines schönen Gesellschaftshauses und Gartens am Schweidnitzer Thore, eines Hospitals für verarmte Kaufleute, und anderer wohlthätigen Stiftungen befindet. Zwar ist nach Aufhebung des Innungszwanges die Aufnahme in diese Societät keine Bedingung des Handelsbetriebes weiter; doch wird dieselbe von dem angesehenern Theil des christlichen Handelsstandes regelmäßig nachgesucht. Juden sind ausgeschlossen. Die Zahl der recipirten Kaufleute betrug im J. 1820 325, der Handlung treibenden Witwen und Erben 13, der Reichkrämer (einer eigenen jetzt aufgelösten Handlungssocietät) 20, der nicht recipirten Kaufleute 20, der bedeutenden jüdischen Häuser 94, zusammen 472 Handlungs-Firmen. Darunter befinden sich 7 Buchhandlungen. — Friedrich II. hatte in den ersten Jahren seiner Regirung den Gedanken, dem Handel von Breslau durch Anlage einer Messe zu Hilfe zu kommen; doch ist dieselbe nicht gediehen. Die vier Jahrmärkte kommen für den eigentlichen Handel der Stadt wenig in Betracht. Wichtiger sind die jährlichen zwei Wollmärkte zu Anfang der Monate Juni und Oktober, an welchen der größte Theil der schlesischen Gutsbesitzer und auch viele polnische ihre Wolle feilbieten, und Käufer bis aus dem Rhein- und den Niederlanden sich einfinden. Im Frühjahr 1821 wurden zum Verkauf abgewogen 27,545 Centner schles. und poln. Wolle, im Herbst 9606 Centner. Der Geldwerth der erstern wurde angeschlagen auf 1,758,212 Rthlr., der letztern auf 500,000 Rthlr. Der Ausfall dieser Wollmärkte ist für das Land noch wichtiger als für die Stadt, deren Handlung und Gewerbsverkehr durch so großen Geldumsatz und Fremdenzustrom natürlich in nicht geringe Bewegung gesetzt wird [6]).

An **Fabriken** sind vorhanden: 1 für Berlinerblau und Berlinerroth, 1 für Bleiweiß, 1 chemische, 7 für Cichorien, 6 für Essig, 1 für Fischbein, 2 für Gold- und Silberarbeit, 1 für Knöpfe, 8 für Kattun, 2 für Cölnisch Wasser, 1 für Leder, 8 für Liqueurs, 1 für Lakirwaren, 2 Oelraffinerien, 1 Papiermühle, 2 für Scheidewasser, 1 für Schnallen, 2 für Seife, 1 für Seidenwaren, 3 für Siegellack, 1 für Spielkarten, 1 für Stahl- und Compositionswaren, 12 für Tabak, 1 für Tapeten, 2 für Tuch, 1 für türkisch Garn, 1 für Wachstuch, 1 für Weingeist, 1 Zuckerraffinerie. Die letztere wurde 1771 von der Kaufmannschaft auf Actien angelegt, die jetzt sehr reiche Erträge geben. Apotheken sind 11, Buchdruckereien 4, Steindruckereien 3.

Der Stand der eigentlichen **Handwerker** ist zahlreich und wohlhabend. Durch die neuere Gesetzgebung ist zwar der Zunftzwang aufgelöst, die meisten Innungen dauern aber als freiwillige Vereine der Zunftgenossen fort. Da die Innungen der Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Bader, Pfefferküchler, Tuchausschneider, Reichkrämer und Einzelungshändler (die drei letztern gehören zu den Kaufleuten) durch Verleihungen und titulo oneroso erworbene Privilegien der Bresl. Herzoge zum Alleinbetrieb ihres Geschäfts nach einer bestimmten Zahl von Bänken oder Kammern berechtigt waren, so hatten diese Berechtigungen einen Realwerth erlangt, wurden als Grundstücke verkauft oder verpfändet, und mußten daher, als durch Freigebung des Vertriebs der Realwerth vernichtet ward, sollte anders nicht eine höchst empfindliche Verletzung des Privateigenthums eintreten, abgelöst werden. Dies geschieht theils vermittelst gewisser, von den Gewerbgenossen zu zahlenden Beiträge, theils vermittelst einer auf die ganze Einwohnerschaft gelegten, indirekten Besteuerung, welche ihr Ziel in einer Reihe von 30 Jahren erreichen kann.

Hospitäler und Armenanstalten sind: a) Städtische, 1) das Krankenhaus zu Allerheiligen, in den J. 1799 bis 1801 neu erbaut; 2) das Hospital zur h. Dreifaltigkeit; 3) zu St. Hieronymus; 4) zu Eilftausend Jungfrauen; 5) zum h. Geiste; 6) zu St. Bernhardin; 7—9) drei Kinderhospitäler; 10) das katholische Bürgerhospital zu St. Anna; 11) das Armen- und Arbeitshaus, welches jedoch keine Strafanstalt ist; 12) eine Sparkasse. b) Katholisch-kirchliche sind fünf, unter denen zwei nicht aufgehobene Klöster, das der barmherzigen Brüder und das der Elisabethinerinnen. — Nach einer im J. 1819 vorgenommnen sorgfältigen Ausmittelung beträgt das Vermögen der Bresl. milden Stiftungen:

I. An Activis:

1. Beim Magistrat	892,928	Rthlr.
2. Beim Kapitular-Vicariat-Amte	229,680	—
3. Beim Bisthum	169,478	—
4. Beim Domkapitel	199,596	—
5. Beim reform. Presbyterium	21,360	—
	1,513,052	—
II. An Grundstücken, wobei der Werth der Hospitalgebäude nicht gerechnet ist:	200,240	—
	1,713,292	Rthlr.

Die jährliche Einnahme hievon, so wie an beständigen und unbeständigen, der Armenverpflegung zugewiesenen Gefällen und freiwilligen Beiträgen beträgt 115,388 Rthl. Eine besondere, aus Mitgliedern des Magistrats, der Geistlichkeit und der Stadtverordneten bestehende Armen-Direction führt die Aufsicht über das Armenhaus und die Unterstützung der Bezirksarmen. Jeder der 49 Bezirke hat außer dem Bezirks-Direktor und Bezirks-Vorsteher noch fünf bis sechs Armenväter. Zur Unterstützung der Armen mit Brennholz werden jährlich besondere Beiträge gesammelt, zur Versorgung derselben mit ärztlicher Hilfe und Arzneimitteln besteht ein eigenes, ebenfalls durch

6) In spätern Jahren ist über den Verfall dieses Handels geklagt worden. (H.)

freiwillige Beiträge begründetes Institut. Eine merkwürdige Stiftung hat im J. 1712 ein Kaufmann, Johann Kretschmar, gemacht, indem er ein Kapital von 2400 Rthlr. zu einer Posteritätskasse dergestalt vermachte und bei der Kaufmannschaft niederlegte, daß 48 Jahre hindurch die Zinsen zum Kapital geschlagen, und dann, wenn die Summe von 24,000 Rthlr. erreicht sey, zum Ankauf von Grundstücken genommen, der Ertrag derselben aber theilweise zum Besten der Armen verwendet, theilweise zu fortgesetzter Vergrößerung des Kapitals angelegt werden sollte. Das daraus erwachsene sehr bedeutende Kapital steht jetzt hypothekarisch auf der Zuckerraffinerie, und es werden davon jährlich 1200 Rthlr. zu dem Armen-Fonds gezahlt. Neuerdings haben drei wackre Bürger (Glock, Mellen und Pfeifer) eine Versorgungsanstalt für hilflose alte Dienstboten gestiftet. Trotz dieser Menge von Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten ist indeß die Zahl der Hilfe Suchenden immer sehr groß, und wächst noch jedes Jahr mit der wachsenden Volksmenge.

An öffentlichen, nicht-kirchlichen Kunstwerken besitzt Breslau, außer einigen rohen Überresten des Alterthums, vor der Hand nur ein einziges, das vor dem Schweidnitzer Thore stehende, 1791 von Schadow dem ältern verfertigte Denkmal des Generals Tauenzien, des glücklichen Vertheidigers der Stadt gegen den Angriff Laudons im J. 1760. Es ist aber zu hoffen, daß beim Abdruck dieses Artikels das für den Salzring bestimmte eiserne Standbild Blüchers vom Professor Rauch bereits aufgestellt seyn wird. Die Kosten desselben sind ebenfalls durch freiwillige Unterzeichnung und einen Beitrag der Kämmereikasse gedeckt. — Politische Zeitungen erscheinen zwei, die ältere bei W. G. Korn, seit 1742, und die jüngere bei Graß, Barth und Zäschmar seit 1820. Prospekte von Breslau hat in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrh. in Kupfer gestochen herausgegeben Fr. Bernh. Werner, bei Martin Engelbrecht in Augsburg; vor kurzem aber der wackere hiesige Künstler Max v. Großmann in radirten und illuminirten Blättern. Ein Plan von Breslau befindet sich unter den Schubarthschen Karten von Schlesien.

Die Gebäude der im J. 1811 aufgehobenen Klöster sind meist für öffentliche, im Obigen angegebene Zwecke verwendet, die Kirchen als Pfarrkirchen beibehalten, einige ganz überflüssige aber eingerissen und der Platz zu Privatwohnhäusern verwendet worden. — Die Umgegend von Breslau ist sehr fruchtbar, und hat mehre angenehm gelegene, fleißig als Lustpartien benutzte Dörfer, besonders an den Ufern der Oder [7]). (*Menzel.*)

B. Geschichte der Stadt. Die erste Erwähnung Breslau's geschieht in der Chronik des Bischofs Ditmar von Merseburg, der in den J. 1016 und 1017 den teutschen Kaiser Heinrich II. auf seinen Feldzügen gegen den Herzog Boleslaus I. von Polen in diese Gegenden begleitete. Nachdem derselbe bei Gelegenheit der Wallfahrt, die Kaiser Otto III. im J. 1000 nach Gnesen unternommen, einen Bischof Johann von Wrozislava genant hat [1]), berichtet er im Verfolge seiner Erzählung, daß Herzog Boleslaus den Ausgang der vom Kaiser Heinrich unternommenen Belagerung in der Stadt Wrozislava abgewartet habe [2]). Zuverlässig war demnach Breslau (denn dies ist jenes Wrozislava) im J. 1000 nicht blos schon vorhanden, sondern, da es dem schlesischen Bisthum seinen Namen gab, auch wol die bedeutendste Stadt des Landes. Daß es von dem polnischen Herzog Mieslaus, des Boleslaus Vater (reg. von 962 bis 992), erbaut worden, beruht blos auf der durch nichts bewährten Angabe des polnischen Geschichtschreibers Dlugoß aus dem 15. Jahrh. Indeß ist diese Angabe zur gangbarsten Meinung geworden. Da Schlesien im 9. und 10. Jahrh. sowol unter böhmischer als unter mährischer Herrschaft gestanden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß entweder der mährische Beherrscher Wratislaus, den die fränkischen Jahrbücher Rastiz nennen, oder der böhmische Wratislaus I., oder ein anderer jetzt in der Geschichte verschollener böhmischer Bretislaus als Besitzer dieser Gegend und Gründer der ersten Burganlagen dieser Stätte seinen Namen hinterlassen hat. Kurz vor dem J. 1000 bemächtigte sich der polnische Herzog Boleslaus des südlichen, bis dahin zu Böhmen gehörigen Theils von Schlesien, sein Sohn Mieslaus II. verlor ihn wieder, aber dessen Sohn Kasimir I. bekam ihn durch Vermittelung Kaiser Heinrichs III. zurück. Dieser Fürst, unter welchem die Verhältnisse in Polen geordneter wurden, erbaute 1052 in Breslau ein Schloß und eine Kathedralkirche, und verlegte in die letztere den Sitz des schlesischen Bisthums. (S. den Art. Bisthum Breslau.) Als Sitz des Bisthums und eines polnischen Statthalters war Breslau Hauptstadt des Landes, und kam nun im Laufe des 11. Jahrh. immer mehr empor; selbst die fortdauernden Kriege mit Böhmen und der im J. 1109 erfolgte Einfall des teutschen Kaisers Heinrich V. waren seinem Wachsthum gedeihlich, weil durch dieselben veranlaßt viele Landbewohner innerhalb seiner Mauern Zuflucht suchten. Am meisten aber verdankte Breslau einem der polnischen Statthalter, Peter Wlast dem Dänen. Dieser Abenteurer aus einem der wendischen, damals der dänischen Herrschaft unterworfenen Küstenländer an der Ostsee, der ums J. 1102 mit großen, vermuthlich durch Seeräuberei erworbenen Schätzen an den Hof des polnischen Herzogs Boleslaus III. gekommen war, und durch die Gunst dieses

---

7) Quellen dieses Artikels und zur nähern Kentniß Breslaus überhaupt erfoderlich sind, außer den ältern, jetzt nur noch zur Geschichte brauchbaren Werke von Stenus und Henel: Zimmermann's Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. 11. Bd., die Beschreibung von Breslau enthaltend. Brieg 1794. 8. Menzel's topographische Chronik von Breslau. 1—9. Quartal, nebst der Geschichte der Belagerung von Breslau im December 1806 als Anhang. Bresl. 1805—1808. 4. Viele trefliche historisch-topographische Artikel über Breslau von dem im J. 1819 verstorbenen Hüttenrath Abt sind in den schles. Provinzialblättern enthalten. Die statistischen Angaben sind aus den Jahrgängen 1811, 1820 u. 1821 dieser vaterländischen Zeitschrift geschöpft. Ferner ist benutzt die schles. Instanziennotiz oder Verzeichniß aller Behörden und öffentlichen Anstalten in Schlesien u. Glaz für d. J. 1820, herausgegeben von dem Ober-Präsidial-Bureau.

1) Fecit Otto III. ibi Archiepiscopatum eidemque subjiciens — Episcopum — Johannem Wiotislaensem (lege Wrotislaensem) *Ditmari* Chronicon lib. IV. p. 84. ed. Maderi. *Leibnitzii* Script. Rer. Brunsv. T. I. p. 357. 2) Boleslaus vero in Worzislava (lege Wrozislava) civitate eventum rei sollicite exspectans. p. 416. apud *Leibnitz.*

Fürsten außer der Grafschaft Skeyn in Polen, große Güter in Schlesien bekommen hatte, verwandte einen Theil seines Vermögens auf Kirchen- und Klosterbauten, und Breslau verdankte ihm daher mehre der großen geistlichen Gestifte, deren Daseyn auf den Wohlstand und das Wachsthum der Städte damals großen Einfluß hatte. Nach dem Tode des Herzogs Boleslaus III. fiel der Graf Peter bei dessen Sohne Wladislaus II. in Ungunst, ja er soll sogar der Augen und der Zunge beraubt worden seyn. Die Vertreibung des Herzogs Wladislaus durch seine Brüder im J. 1148, und die unter Vermittelung des teutschen Kaisers Friedrich des Rothbarts im J. 1163 erfolgte Abtretung Schlesiens an die Söhne dieses unglücklichen Fürsten sind Begebenheiten, die in die schlesische Geschichte gehören, und die hier nur in so fern angeführt werden, als Breslau dadurch von Polen getrent, und Hauptstadt eines unabhängigen Landes ward, dessen Fürsten auf dem Schlosse der vormaligen Statthalter ihren Sitz nahmen. Es gab solcher Schlösser oder Burgen in Breslau (wie in Prag) mehre; eins auf dem Dome, damals eine Insel auf der Nordseite der Oder, vermuthlich von den Polen angelegt, und zwei an dem südlichen Ufer der Oder, wahrscheinlich böhmische Anlagen. Um die letztern war längs dem Strome und zunächst desselben die eigentliche Stadt aus Gebäuden erwachsen, die unterhalb der Burgmauer angelegt und dann allmälig in die Befestigung derselben durch Mauern oder Pfahlwerke gezogen wurden. Diese alte Stadt wurde am 8. Mai 1200 noch unter dem ersten Herzoge Boleslaus I. durch eine Feuersbrunst gänzlich verzehrt; 22 Jahre darauf, im April 1241, gingen die kaum wieder erbauten Hütten bei Gelegenheit des mogolischen Einfalls abermals in Flammen auf, indem die Besatzung der Burg die von ihren Bewohnern verlassene Stadt erst ausplünderte, und dann in Brand steckte. Nach dem Abzuge der Mogolen stieg sie desto schneller aus ihren Trümmern empor, ward mit mehren großen steinernen Kirchen geschmückt, und erhielt 1274 eine ordentliche Stadtmauer, zu deren Schutz 1291 die Ohlau in den jetzigen Graben geleitet ward. Die aus einer Vorstadt von Herzog Heinrich III. im J. 1263 zu einer besondern Stadt erklärte Neustadt wurde 1327 von Heinrich VI. mit der Altstadt vereinigt. Seine gegenwärtige ziemlich regelmäßige Gestalt aber erhielt Breslau erst, als es in den J. 1342 und 1344, beidemal am 8. Mai, durch große Feuersbrünste verzehrt worden war. Es stand damals nach dem Aussterben der Herzoge schon unter den luxemburgschen Königen von Böhmen, und Karl IV., auch Prags großer Erweiterer und Verschönerer, erhielt daher volle Gelegenheit, seine Baulust zu befriedigen. Er ließ die Stadt nicht nur nach einem eigenhändigen Entwurfe wieder aufbauen, sondern vergrößerte sie auch über die Ohlau mittagswärts, da wo noch heut die Karlsgasse durch ihren Namen an ihn erinnert, und machte überhaupt den Anfang, die jenseit dieses Flusses liegenden Vorstädte durch Errichtung neuer Mauern und Thore zur eigentlichen Stadt zu ziehen. Allmälig wurden die innern Mauern und Thore verbaut und abgebrochen, während die äußern vergrößert und seit dem Anfange des 16. Jahrh. mit starken Festungswerken versehen wurden. Nur die Straßenengen mit Schwibbögen, die indeß jetzt bis auf einen einzigen verschwunden sind, und die Bezeichnungen einiger Gassen durch den Namen Graben, erinnern noch an den beschränkteren Umfang des alten Breslau. In dieser also erweiterten, von Karl IV. herrührenden Gestalt hat Breslau die letzten fünftehalb Jahrhunderte durchlebt, bis im J. 1807 nach der Belagerung und Eroberung durch die französischen und Rheinbundtruppen eine neue und große Veränderung seines äußern Bestehens und Umfanges eintrat. Die Festungswerke wurden auf Befehl Napoleons theils gesprengt, theils unbrauchbar gemacht, was die Folge hatte, daß einige Jahre später, nachdem der Flächenraum derselben durch des Königs Gnade der Stadtgemeinde überlassen worden war, durch die vornehmlich seit 1813 ernsthaft betriebene Abtragung der Basteien, Werke und Thore die Stadt von ihren bisherigen Schranken befreit, und ihre Ausdehnung von Neuem beträchtlich erweitert werden konnte. So viel von der Häusermasse, die den Namen Breslau führt.

Die Geschichte der Stadtgemeinde, die, obwol niemals der landesfürstlichen Oberherrlichkeit ganz entledigt, doch eine lange Reihe von Jahren hindurch gleich andern großen Städten Teutschlands einer gewissen Selbständigkeit genoß, und in vielen wichtigen Verbindungen mit nahen und fernen Königen und Fürsten stand, ist vornehmlich in dem Zeitraum von 1400 bis 1525 ungemein reichhaltig, und für besondere große Geschichtswerke geeignet, auch in mehren dergleichen behandelt. Für den gegenwärtigen Zweck genügen folgende Hauptmomente.

Die Erhebung Breslaus zur Hauptstadt des Landes wurde schon in den polnischen Zeiten durch den Umstand entschieden, daß die Bischöfe mit der Domkirche, und die Landeshauptleute der Provinz hier ihren Sitz nahmen. In der Folge zogen die Herzoge viele Vornehme des Landes und eine große Anzahl teutscher Bürger herbei, und die Stadt war daher sehr frühzeitig teutsch in Sprache, Sitte und Verfassung. Zwar erhielt sie erst im J. 1261 von den gemeinschaftlich regirenden Herzogen Heinrich III. und Wladislaus die urkundliche Verleihung des Magdeburgischen Rechts; aber es ist unzweifelhaft, daß sie sich schon vorher gewissermaßen von selbst in den Besitz der teutschen Stadteinrichtungen gesetzt hatte, und jenes Recht weit eher der That nach genoß, ehe ihr dasselbe durch Urkunden zugesichert war. Die weitere Entwickelung der städtischen Freiheit geschah nun meist nach dem Gange, der in andern teutschen Städten Statt gefunden hat. Die Herzoge verliehen ihr Richteramt an Erbvögte, die es nach und nach stückweise an den Stadtrath veräußerten. Der Stadtrath selbst war aus der Mitte der angesehenen Einwohner hervorgegangen. Er stand anfangs unter dem Erbvogt und dem landesherrlichen Beamten, der anderwärts Stadt-Präfekt, hier Stadt-Tribun hieß; machte sich aber allmälig von dieser Abhängigkeit frei und gewann mit dem steigenden Wohlstande der Stadt und der Zunahme seiner Geldmittel immer größere Bedeutung, schloß sich aber auch vermittelst des sehr zeitig geübten eigenen Wahlrechts auf eine Anzahl herrschender Geschlechter adeliger Abkunft. Zu Anfang des 14. Jahrh. war Breslau bereits eine mächtige Kommune, ganz auf teutschen Fuß eingerichtet, und von so entschiedener Mehrzahl teutscher

Bürger bewohnt, daß Herzog Heinrich VI. ein Zollmandat, um von allen verstanden zu werden, in teutscher Sprache bekant machen ließ. Die Hauptquelle des Gedeihens war der Handel, der seit den ältesten Zeiten sehr ansehnlich war, weil über Breslau eine der großen Handelsstraßen ging, welche den Süden und Westen mit den nordöstlich gelegenen Ländern, mit Polen und dem damals noch sehr unbekannten Rußland verbanden. Als sich Herzog Heinrich VI. 1327 der böhmischen Lehnsherrlichkeit unterwarf, und Breslau nach dem Tode dieses Fürsten 1335 unmittelbar unter die Krone kam, ward sein Verhältniß zu derselben unter den Luxemburgschen Königen ungefähr das einer teutschen Reichsstadt zu den Kaisern. Da seit Karl IV. diese Könige zugleich selbst Kaiser waren, vermischte sich beiderlei Verhältniß nicht selten. Unter Karl IV. genoß Breslau, wie schon erwähnt ist, großer Gunst; unter K. Wenzeslaus ereignete sich (1418) ein blutiger Aufstand der gemeinen Bürgerschaft gegen den aristokratischen Rath, und mehre Mitglieder desselben wurden in und vor dem Rathhause ermordet. K. Siegmund rächte diese Gräuelthat zwei Jahre nachher (1421) durch Hinrichtung von 26 der Thäter, setzte aber auch vier Mitglieder aus den Zünften oder der gemeinen Bürgerschaft in den Rath, und glich dadurch das Misverhältniß dergestalt aus, daß keine weitern gewaltsamen Auftritte erfolgt sind. Doch blieb das aristokratische Element der Verfassung vorherrschend, und bis ins 18. Jahrh. hieß der größte Theil der Zünfte blos Mitbürger. In den mancherlei Geldnöthen der Könige wurde die Landeshauptmannschaft des Fürstenthums mehrmals an den Rath verpfändet, und diesem dadurch auch die Insassen des Fürstenthums unterworfen. Die Stadt war auf dem Wege, ein mächtiger Freistat nach dem Muster der Schweizer-Republiken zu werden. In dem Hussitenkriege übte und mehrte sie durch glückliche Kriegszüge mitten im Ruin des übrigen Landes ihre Kräfte; in der vierzehnjährigen Anarchie, die nach dem Tode K. Albrecht II. des Erben der Luxemburger, eintrat, genoß sie gänzlicher Unabhängigkeit, und als nach dem baldigen Tode des jungen Ladislaus von Östreich die hussitische Partei in Böhmen den Gubernator Georg von Podiebrad zum Könige erhob, weigerte sich Breslau, anfangs in Verbindung mit den übrigen Ständen, dann allein mit seinem Bischofe, diese Wahl anzuerkennen, versagte dem ketzerischen Könige Gehorsam, und unterwarf sich dem Papst. Damals hat es mit dem gelehrten und feinsinnigen Pius II. und dem hochfahrenden Paul II. in sehr vertrauten und höchst merkwürdigen Beziehungen gestanden. Am Ende war jedoch die Stadt dem ungleichen Kampfe nicht gewachsen, und sah sich genöthigt, den König Matthias Corvinus von Ungarn zum Beschützer und Gebieter anzunehmen. Dieser, der endlich ganz Schlesien, Mähren und Lausitz als Beute eines unter dem Vorwande der Religion angefangenen Eroberungskriegs davon trug, wurde ihr sehr strenger Herr, und ließ sie durch schwere Auflagen und harte Behandlung ihre Auflehnung gegen den böhmischen König schmerzlich empfinden. Nach Matthias Tode kam Breslau mit Schlesien und den übrigen Provinzen unter Böhmen zurück, und 1527, als der Jagellonische König Ludwig von Böhmen und Ungarn in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken gefallen war, und Ferdinand von Östreich dessen Nachfolger ward, unter die Herrschaft des Hauses Östreich. Kurz vor und während dieser Regirungsveränderung nahmen der Rath und der größte Theil der Bürgerschaft, nach dem Beispiel der andern großen teutschen Städte, die Reformation an, und behaupteten dieselbe gegen die entgegengesetzte Richtung der östreichischen Oberherren, vorzüglich unter dem Einfluß der mancherlei Verlegenheiten, in welche dieselben durch ihre politischen Verwickelungen gesetzt wurden. Doch waren Ferdinand I. und Maximilian II. auch ohnedies milde und einsichtige Fürsten. So ward die Kirchenverfassung zugleich mit der bürgerlichen bestätigt, und unter dem Scepter der strengkatholischen Landesherren waren alle Stadtämter in Breslau auf Evangelisch-Lutherische beschränkt und jeder Katholik davon ausgeschlossen. Doch waren Bischof, Domkapitel und die reichen Gestifte katholisch geblieben. Auch in den Stürmen des 30jährigen Krieges erhielt die Stadt ihre bürgerliche und kirchliche Verfassung. Nach dem Fall des böhmischen Winterkönigs, dessen Partei sie mit dem übrigen Schlesien ergriffen hatte, ward sie durch Vermittelung des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen im sächsischen Accorde mit Ferdinand II. vertragen. Sie trat aber zum zweiten Male auf protestantische Seite, als im J. 1632 eine schwedisch-sächsische Heeresabtheilung in Schlesien einbrach, und sich unter andern des Doms bemächtigte, bewahrte jedoch ihre eigenen Mauern nicht minder als vor den Kaiserlichen, vor den protestantischen Beschützern. Im Prager Frieden 1635 und im Westphälischen 1648 wurden ihre Religions- und sonstigen Einrichtungen erneuert und bekräftigt, so daß sie während des hundertjährigen Drucks, der nun auf das unglückliche Schlesien fiel, als eine Zufluchtsstätte bürgerlicher und kirchlicher Freiheit dastand. Doch mußte sie sich allmälig allerlei Beeinträchtigungen der letztern, die Beschränkung derselben auf ihre Ringmauern, und die Eindrängung der Jesuiten gefallen lassen. Geist und Form der herrschenden Adelsgeschlechter wurde in dieser traurigen Zeit von einem Jahrzehend zum andern beschränkter und steifer, der Muth gegen den Hof geringer, das ganze Verhältniß ängstlicher und drückender. Da kam mit Friedrich II. die Lösung. Am 10. August 1741 ward die Stadt durch Überrumpelung, die in Folge geheimer Einverständnisse ohne Blutvergießen gelang, von preußischen Truppen besetzt. Für die dritte königliche Haupt- und Residenzstadt war nun die alte aristokratische Freistatsverfassung nicht mehr passend; doch blieben dem Magistrate alle diejenigen Rechte und Einrichtungen, die den militärischen und finanziellen Statszwecken des Königs nicht im Wege standen. Im J. 1749 sprengte ein durch den Blitz entzündetes Pulvermagazin mehre Straßen in die Luft. Im November 1757 nach der vom Herzoge von Bevern an der Lohe verlornen Schlacht kamen die Östreicher und besetzten zum erstenmale das preußische Breslau, nachdem ihnen zwei Jahrhunderte hindurch das östreichische seine Thore verschlossen gehalten hatte; aber nach wenigen Wochen sahen sie in Folge der Schlacht bei Leuthen den siegreichen König vor den Wällen und noch vor dem Jahresschluß streckten sie kriegsgefangen, 18,000 Mann stark, vor ihm das Gewehr. Im J. 1760

wollte General Laudon Breslau durch raschen Angriff und heftige Beschießung mit Bomben und Glühkugeln gewinnen; er fand aber an Tauenzien einen entschlossenen Gegner, und die Stadt kam mit dem Schrecken, und dem Verlust des schönsten Hauses und des schönsten Mädchens davon. Furchtbareres brachte die Belagerung, die am 6. December 1806 begann und am 7. Januar 1807 endigte. Der französische General Vandamme, der dieselbe befehligte, kriegte gegen die Festung durch unablässiges Bombenwerfen auf die Bürgerhäuser, Kirchen und Thürme, in der Meinung, durch die Noth und Verzweiflung der Einwohner Besatzung und Commandanten zu bezwingen. Doch haben Breslaus Bürger diese Meinung nicht gerechtfertigt, und nicht durch ihre Schuld fiel die Festung nach vierwöchentlicher Gegenwehr vorzeitig im Besitz großer Vertheidigungsmittel. Im Spätherbst 1808 wurde die Stadt der fremden Besatzung entledigt; im J. 1809 empfing sie in der Städteordnung eine neue Verfassung, deren Früchte jetzt im zweiten Jahrzehend, immer erfreulicher gedeihen. Die kurze Besetzung Breslaus durch französische Truppen im Jun. 1813 nach den Schlachten bei Bautzen und Hainau war mehr ein Schrecken, als ein wirklicher Unfall [3]).

Noch schließen sich an die Geschichte der Stadt zwei für den preußischen Stat wichtige Ereignisse: 1. Der Breslauer Friede zwischen Preußen und Östreich, geschlossen am 11. Juni, bestätigt zu Berlin am 28. Juli 1742. Er beendigte den ersten schlesischen Krieg, und kam vornehmlich durch die Vermittelung Englands, welches seinen Bundesgenossen Östreich zuvörderst von seinem nächsten und lästigsten Feinde befreien wollte, zu Stande. Die Hauptbedingungen waren: 1) Entsagung aller dem Frieden entgegenlaufenden Allianzen. 2) Maria Theresia tritt an Preußen Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz ab. 3) Das Fürstenthum Teschen und die jenseit der Oppe liegenden Theile der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Ratibor nebst einem Theile von Neiße, bleiben bei Östreich. 4) Der König von Preußen verspricht, die katholische Religion in Schlesien im bisherigen Stande zu erhalten, seinen Souveränitätsrechten und der Religionsfreiheit der Protestanten unbeschadet [4]). 2. Die Schlacht bei Breslau. Sie ward am 22. November 1757 geschlagen, indem der Prinz Karl von Lothringen mit einer östreichischen Armee von beinahe 80,000 Mann, die weit schwächern Preußen, die unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern längs der Lohe von Pilsnitz bis Kleinburg in Verschanzungen standen, angriff, und nach einem hartnäckigen Kampfe zum Rückzuge zwang. Unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Einnahme von Breslau, welches die Oestreicher besetzten, indem sie dem preußischen Commandanten von Lestwitz freien Abzug nach Glogau bewilligten [5]). (*Menzel.*)

BRESLE, 1) Fluß im Dep. Calvados, welcher dem Touques zugeht; 2) ein Nebenfluß des Mancheau im Dep. Oise; 3) ein Küstenfluß im Dep. Somme, welcher bei Treport in der Nähe von Eu sich in den Kanal mündet. 4) Marktfl. im Distr. Beauvais des franz. Dep. Oise mit 285 Häus. und 1320 Einw. In der Nähe erhebt sich der Mont Cesar, wo einst Julius Cäsar ein Lager hatte, von dessen Schanzwerken man noch Überreste sieht. (*Hassel.*)

Bresomaer, s. Gallaer.

Bressay, s. Brassay.

BRESSE, eine Landschaft in Frankreich, die zu der Römer Zeit zum keltischen Gallien gehörte und von diesen zu der Provinz Lyon geschlagen wurde. Sie kam 411 unter die Herrschaft der Burgunder, wurde zum Königreiche Arelat geschlagen, und kam mit diesem zu dem teutschen Reiche. Unter ihren Edlen war die Familie von Bagé die vornehmste, die auch bald das ganze Land Bresse erwarb: eine Erbtochter dieses Hauses Sibylle de Bougé brachte es 1272 ihrem Gemal Graf Amadeus V. von Savoyen zu, welchem Hause es 1535 Franz I. entriß, doch im Frieden von Cambrai 1559 wieder zurückgab. 1600 eroberte es König Heinrich IV. von neuem, und behielt es 1601 im Frieden, im Austausche gegen Saluzzo. Seit dieser Zeit ist es bei Frankreich geblieben, das auch 1762 das in demselben enklavirte Fürstenthum Dombes vom Grafen von Eu an sich brachte. Bresse behielt indeß während der Monarchie seine Stände und seine Vorrechte. Bei der neuern Territorialeintheilung, die sich 1789 das republikanische Frankreich gab, wurde es unter das Dep. Ain vertheilt, dessen Bestandtheil es noch jetzt ausmacht [*]). (*Hassel.*)

BRESSLER (Ferdinand Ludwig von), mit dem Beinamen Aschenburg, geb. zu Breslau 4. Jul. 1681, gest. als Unterkämmerer daselbst 7. Mai 1722. Nachdem er zu Halle außer den Rechtswissenschaften, Geschichte und Genealogie studirt hatte, wählte Budeus ihn zum Mitarbeiter seines historischen Lexikons und fand an ihm einen treuen Gehilfen. Nachdem er England und Holland durchreist hatte, erhielt er 1708 seines Vaters

3) Der wichtigste Zeitraum der Breslauischen Geschichte, von 1439 bis 1478 ist auf eine höchst anziehende, der besten Geschichtschreiber würdige Weise dargestellt von Peter Eschenloer, und zwar sowol in lateinischer als in teutscher Bearbeitung. Beide sind indeß nur handschriftlich vorhanden; doch ist jetzt zum Drucke des teutschen Werks gegründete Aussicht. Auszugsweise mitgetheilt ist Eschenloer's Geschichtsbuch in Klose's Hauptwerke über Breslaus Geschichte: Von Breslau. Dokumentirte Geschichte und Beschreibung. In Briefen. 1—3. Bandes 2. Th. Bresl. 1781—1783. 8. Es enthält blos Geschichte, und reicht bis zum J. 1526. Ein großer Theil desselben, die Kultur- und Reformationsgeschichte des letztern Zeitraums enthaltend, ist noch ungedruckt. Im Anfange des ersten Bandes sind von den ältern handschriftlichen und gedruckten Quellen der Bresl. Geschichte ausführliche literarische Nachrichten gegeben. Neben Eschenloer verdient der Annalist Nikol. Pol, dessen Jahrbücher von 965—1623 reichen, vorzügliche Erwähnung. (Seit 1813 hat Hr. Prof. Büsching die Herausgabe derselben begonnen und bis zum 4. Bde. fortgesetzt; die Vollendung ist zu erwarten.) Mit Benutzung der Vorarbeiten über die ältere Geschichte ist die neuere bis zum J. 1807 fortgesetzt in: (Menzel's) Topographischer Chronik von Breslau. 9 Quartale und dem 10. als einem die Belagerungsgeschichte enthaltenden Anhange. Bresl. 1805—1808.

4) *Rousset* Actes et Mémoires. T. XVIII. p. 27. 33. *Wenk* Codex juris gentium recentissimi T. I. p. 734. 739. *Koch* Abrégé de l'histoire des traités de paix. T. II. p. 55—56.

5) Tempelhof's Gesch. des 7jähr. Kriegs. Th. I. S. 273 f. Von Retzow's Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jähr. Kriegs. Th. I. S. 213 f.

*) Nach *Bossi* descr. du dep. de l'Ain. Par. 1808. 4.

Stelle im Rathe, wurde 1709 Ober-Accise-Aufseher, 1715 Unterkämmerer und 1717 schlesischer Kommerzienrath. Bei allen Amtsgeschäften blieb er jedoch treuer Verehrer der Literatur und unermüdeter Schriftsteller, besonders im Fache der Geschichte. Er bearbeitete die Biographie der gräflich Schafgotschischen Familie, welche nachher Theodor Krause umänderte; übersetzte Hübner's genealogische Tabellen ins Französische und war im Begriff eine böhmische, mährische und schlesische Gelehrtengeschichte herauszugeben, als ihn der Tod übereilte. Am meisten aber ist die Nichtvollendung seiner Beschreibung Schlesiens zu bedauern, wozu die Kupfer bereits fertig lagen. (*Fr. Em. Fischer.*)

BRESSUIRE, die Hauptstadt eines Bezirks im Dep. der beiden Sevres, der auf 30 □Meilen 60,000 Einw. mit 91 Gemeinden in 6 Kantonen enthält. Sie erhebt sich auf einem Hügel, den der Dolo oder Bressuire umfließt, hat 1 Kirche, deren Glockenthurm sehenswerth ist, gegen 400 Häus. und 1947 Einw., die sich von der Tuchweberei und Strumpfstrickerei nähren. Hier haben die Bezirksautoritäten den Sitz. Sie galt im Mittelalter für eine Festung und wurde durch ein festes Schloß vertheidigt, das Duguesclin den Engländern entriß. Im Vendéekriege wurde sie bis auf die Kirche und 1 Haus in Asche gelegt, und kam so zurück, daß 1802 erst 630 Menschen wieder angebaut hatten. (*Hassel.*)

BREST, die Hauptstadt eines Bezirks in dem franz. Dep. Finisterre, welcher auf 28,°° □Meilen 136,052 Einw. in 12 Kantonen und 85 Gemeinden enthält. Sie erhebt sich unter 48° 22′ 42″ Br. und 13° 13′ 30″ L. in Amphitheaterform an dem Abhange eines Bergs auf der Nordseite der Rhede von Brest, einem tief eindringenden Meerbusen, dessen Eingang Goulet durch die Pointe Porzic und die Pointe des Espagnoles geschlossen und durch starke Batterien vertheidigt wird; mehr als 500 Kriegsschiffe finden darin Raum und Schutz vor Sturm und Wind, da die umliegenden Anhöhen ihre Kräfte brechen. Die Stadt selbst wird von dem kleinen Flusse Perseld durchströmt, ist mit starken Festungswerken umgeben, aus welchen 3 Thore in das Freie führen: der Hafen bildet einen langen schmalen Kanal, der in die Stadt eindringt und sie in 2 Theile theilt: das eigentliche Brest auf der linken, Recouvrance auf der rechten Seite; in demselben können 60 Linien- und 54 andere Kriegsschiffe vor Anker legen. Die Stadt ist unregelmäßig gebauet, hat bei ihrer Lage an einem Berge abhängige, enge, dunkle und schmuzige Straßen, wovon blos das neue Quartier, der Paradeplatz, ein großes Viereck, und die Kaien zu beiden Seiten des Hafens eine Ausnahme machen und besser bebauet sind. Man findet in ihrem Umfange ein altes Schloß, das auf einem Felsen auf der Ostseite des Hafens angelegt ist und wovon ein Thurm den Namen Cesar führt, 2 Pfarr- und einige andere Kirchen und Kapellen, worunter die von S. Louis sich auszeichnet und die von Recouvrance dem einen Stadttheile den Namen gegeben hat, 1 stattliches Rathhaus, 1 Seepräfekturgebäude, 1 Civil- und 1 Militärhospital, 1 Schauspielhaus, 1 Börse, 2600 Häus. und 24,180 Einw. Brest ist der vornehmste Kriegshafen Frankreichs, wozu ihn seine vortreffliche Lage am Ozeane, seine Tiefe und Sicherheit und seine starke Befestigung berechtigen: er ist der Hauptort des ersten Seedepartements, besitzt 1 Seeakademie, 1 Navigationsschule, 1 medizinisch-chirurgisch-pharmaceutische Schule, 1 öffentliche Bibliothek von 6500 Bänden, 1 botanischen Garten, 1 Sternwarte, 1 Seearsenal, große Seemagazine, Docken und Schmieden, und überhaupt alles, was zur Ausrüstung einer Flotte gehört; auch ein Bagno für die Galerensclaven. Die Einwohner nähren sich fast ganz von den Ausflüssen der Marine; die einzigen Fabriken, die sie betreiben, die Ankerschmieden, die Taudrehereien, die Gerbereien arbeiten fast allein für den Dienst derselben. Auch der Handel bedeutet wenig, obgleich die Stadt 1 Handelsgericht und 1 Börse besitzt: etwas wird in Weinen und Brantweinen gethan und 12 Jahrmärkte gehalten. Die Fischerei geht vorzüglich auf Sardellen, die eingesalzen einen Ausfuhrartikel abgeben. Die Seesoldaten liegen, wie die Besatzung, in Kasernen. — Brest ist zwar ein alter Ort, der aber erst im 17. Jahrh. wichtig zu werden begann. Das Schloß soll sich noch aus der Römer Zeit datiren. 1065 ließ es Couan, zweiter Herzog von Bretagne, befestigen, die Stadt erweitern und erbaute die Kirche S. Trinité. Unter der Herrschaft der Engländer hielt sie mehre Belagerungen aus, und kam allmälig in Verfall. 1631 ließ Kardinal Richelieu den Hafen reinigen und befestigen, und legte den Plan zu dem heutigen Brest; 1680 wurden die Festungswerke um die Stadt angefangen und 1688 vollendet. 1694 schlug man die Engländer, die sich des Hafens bemächtigen wollten, mit großem Verluste zurück; die beiden Seeakademien wurden 1752 und 1810 gestiftet; 1794 schlug der britische Admiral den französischen Admiral Villaret vor der Rhede, der dabei 6 Linienschiffe verlor. Brest ist der Geburtsort des Astronomen Alex. Rochon. (*Hassel.*)

Brest Litewsk, s. **Brzesc.**

Bret, Breter-Verfertigung, s. **Bauholz** und **Sägemühle; Bretnägel** und **Bretspieker**, s. **Nägel.** — **Bretkäfer**, s. **Abax.**

BRET (Joh. Friedrich le), Kanzler der Hochschule zu Tübingen und erster Professor der Theologie daselbst, ein um mehre Theile der Kirchen- und Statengeschichte, besonders der italiänischen, sehr verdienter Gelehrter. Er war geboren den 19. November 1732 zu Unter-Türkheim unweit Canstadt im Würtembergischen, wo sein Vater, der Sohn eines aus Paris des Glaubens wegen ausgewanderten Hugenotten, als Keller und Amtmann lebte. Von seinem Vater zum französischen Kriegsdienste bestimmt und zu diesem Zwecke erzogen, wählte er nach dessen Tode die wissenschaftliche Laufbahn, und bildete sich in den Klosterschulen zu Dankendorf und Maulborn und auf der Hochschule in Tübingen. Von da kam er 1757, als Erzieher und protestantischer Prediger in dem teutschen Hause, nach Venedig. Dieses Amt verwaltete er 4 Jahre und machte dann eine literarische Reise nach Bologna, Florenz, Rom und Neapel, besuchte die vornehmsten Bibliotheken, kopirte wichtige Handschriften, setzte sich mit den berühmtesten Gelehrten in Verbindung, richtete seine besondere Aufmerksamkeit auf die kirchliche Verfassung Roms, und auf die Geheimnisse der römischen Kurie, und bemühte sich zu genauer Kentniß des literarischen Zustan-

des von Italien zu gelangen, den er auch in den Tübing. gel. Anzeigen 1761 geschildert hat. Zurückgekehrt in sein Vaterland wurde er 1762 Vikarius in Stuttgart, 1763 Professor am Gymnasium daselbst, 1767 zugleich Regierungs- und Consistorialbibliothekar und 1770 Mittwochsprediger. Als in der Folge der Herzog Karl auf der Solitüde eine Militärakademie anlegte, wurde er mit andern Professoren als Examinator der Zöglinge berufen und in den J. 1775 und 1776 machte er im Gefolge dieses Fürsten eine Reise nach Italien, und dann nach Frankreich und England. Hierauf wurde er Aufseher der herzoglichen Bibliothek, 1779 Consistorialrath, und 1782 Kanzler der hohen Karlsschule. Diese Bürde (wie er es selbst nannte) wurde ihm abgenommen, da ihn der Herzog 1786 nach Tübingen versetzte, als Kanzler, ersten Professor der Theologie, herzogl. Rath, ersten Frühprediger und Propst an der St. Georgskirche, auch Abt zu Lorch. Da seine Kräfte abnahmen, wurde er 1806 in Ruhestand versetzt, und am 6. April 1807 erfolgte sein Tod. Er war ein rechtlicher, aufrichtiger, bescheidener Mann, von ruhigem Charakter, fern von jeder Anmaßung und Selbstsucht, Vater von 11 Kindern, die ihn alle überlebten. Mit einem guten Gedächtnisse und einer lebhaften Einbildungskraft verband er einen scharfen Blick im Forschen, und eine vorzügliche Anlage, große Plane zu fassen und mit beharrlichem Fleis auszuführen. Als Theolog hat er sich nicht ausgezeichnet, aber als Historiker im allgemeinen Sinne, als Publicist und Statsgelehrter hat er anerkannt große Verdienste, besonders in Hinsicht auf die italiänischen Staten, wozu er seinen langen Aufenthalt in diesem Lande treflich benutzt hatte. Kein teutscher Gelehrter vor ihm hat alle Hilfsmittel zu einer guten italiänischen Geschichte so gekant und besessen, als er, wie sein Hauptwerk beurkundet: Geschichte von Italien und allen allda gegründeten ältern und neuern Staten; aus echten Quellen geschöpft (geht bis in die Mitte des 15. Jahrh.). Halle 9 Bände 1778—1787. gr. 4. (auch unter dem Titel: Allgemeine Welthistorie ꝛc. Th. 40—46, deren letzter aus 3 Bden. besteht). Die allg. Welthistorie in einem vollständigen und pragmatischen Auszuge. Neue Historie. 21—27. Bd. Halle 1787—1790. gr. 8. Diese 7 Bde. enthalten einen Auszug aus dem größern Werke, mit neuen und eigenthümlichen Bemerkungen. Was Rühs in seiner Geschichte des Mittelalters von diesem Werke sagt: „mit gründlichem Fleis, aus guten Quellen, aber bis zur Verzweiflung nüchtern und langweilig," mag auch auf le Brets Statsgeschichte der Republik Venedig von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten, in welcher zwar der Text des Abts Laugier zum Grunde gelegt, seine Fehler aber verbessert, und neue Zusätze beigefügt werden (Leipz. und Riga. 3 Bde. 1769—1777. 4.) angewendet werden, in der man übrigens Spuren genug findet, daß der Vf. lange Zeit in Venedig gelebt hat, und die besten Hilfsmittel gedruckter und ungedruckter Nachrichten benutzen konnte. Eben diese Genauigkeit im Sammeln empfahl auch seine Vorlesungen über die Statistik. 1. Th. Italiänische Staten. Venedig. Halle 1783. 2. Th. Rom. Ebend. 1784. 8. Als Kirchenhistoriker von pragmatischem Takt und von freiem philosophischem Geist beurkundete er sein Talent und seine Kentnisse durch seine: Pragmatische Geschichte der so berufenen Bulle in Coena Domini. 4. Th. 1769; neue Aufl. der beiden ersten Theile 1772. 4., und sein Magazin zum Gebrauch der Staten- und Kirchengeschichte, vornehmlich des Statsrechts (auf dem Titel des 2. und der folgenden Theile heißt es: wie auch des geistlichen Statsrechts) katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Ulm 1771—1788. 10 Bde. 8. (mit einem vollständigen Register über das ganze Werk) ist ein für die auf dem Titel genannten Wissenschaften wichtiges und reichhaltiges Werk. Als schätzbare Repertorien zu betrachten sind die von ihm veranstaltete: Vollständige Samlung aller Schriften, welche in der Streitigkeit des röm. Hofes und der Republik Genua wegen des Königreichs Corsika zum Vorschein gekommen; aus dem Ital. übers. Ulm 1760. 8. Samlung der merkwürdigsten Schriften, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend. 4 Stücke. (Ulm) 1773. 4., und anerkannten Werth haben seine mit Zusätzen bereicherten Übersetzungen von Griselini's Denkwürdigkeiten des ber. Fra Paolo Sarpi. Ulm 1761. 8. und von Gianone's bürgerl. Geschichte des Königreichs Neapel. Riga 4 Bde. 1768—71. 4., wovon Lohenschiold die beiden ersten besorgte. Vielfaches Interesse für den Forscher haben seine zahlreichen Dissertt. und Programme, die er in Stuttgart und Tübingen schrieb und von denen eine ausgewählte Samlung zu wünschen wäre. In mehren derselben machte er die dogmatisch-kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit, besonders in der griechischen Kirche, zum Gegenstande seiner Beurtheilung und historischen Darstellung, und die zuletzt erschienenen enthalten einzele musterhafte Monographien aus der Geschichte der würtembergischen Kirche nach ihrem Ursprunge und Wachsthum. Zu der in Heilbronn erschienenen Statengeschichte lieferte er (1771 und 1772) den 2. und 3. Band der Geschichte der Teutschen, und an der Hallischen und Tübingischen gel. Zeitung, an Gatterer's historischer und der allgem. teutschen Bibliothek war er ein vieljähriger fleißiger Mitarbeiter*). (*Baur.*)

BRETAGNE, eine der vormaligen Provinzen Frankreichs, welche die nordwestliche Seite desselben ausmachte, und auf 3 Seiten vom Ozean, im O. und SO. von Normandie, Maine und Anjou umgeben, eine große Halbinsel bildete, die einen Flächenraum von 640 □M. bedeckte. Als die Römer Gallien eroberten, war diese Halbinsel von vielen kleinen keltischen Nationen bewohnt, die unter dem Namen der Armoriker begriffen wurden. Dahin gehörten die Rhedoner in der Mitte des Landes, die Namneter an der Loire, wo sich jetzt Nantes erhebt, die Curiosoliter im W., die Veneter in der Umgegend des jetzigen Vannes, die Osismier am äußersten W., wo jetzt Brest sich erhebt**), die Abrincatuer in den Umge-

*) Er hat sein Leben selbst beschrieben in einem Tübingischen Progr. v. J. 1786, bei der Übernahme seiner dortigen Ämter und in Beyer's Magaz. f. Pred. 12. Bds. 4. St. 93—103, wo man auch sein Bildniß findet, so wie vor dem 110. Bde der allg. t. Bibl. — Schwäb. Magaz. 1777. St. 10. Haug's gel. Würtemb. 49. Gradmann's gel. Schwaben 62 u. 827. Pahl's Chronik d. Teutschen 1807. S. 150. (aus dem Tübing. Universitätsprogr. dd. 11. Apr. 1807). Eisenbach's Beschr. u. Gesch. der Stadt und Univ. Tübing. 175.

**) Damals hieß diese zur Gallia Aquit. gehörige Stadt Bri-

bungen von Avranches, und andere Stämme, die uns Cäsar nent, und die von ihren Wohnplätzen am Meer den gemeinschaftlichen Namen Armoriker erhalten hatten. Im J. 696 der Erb. Roms traten diese Stämme, um ihre Unabhängigkeit zu schirmen, in einen Bund, unterlagen aber dem Glücke der Römer, und wurden bei der Organisation Galliens der dritten Provinz Lyon, wovon Tours der Hauptort war, zugetheilt. Gegen Ende des 3. Jahrh. suchten hier die Briten, die die Bürgerkriege aus der gegenüberliegenden Insel vertrieben hatten, eine Freistätte, und Constans Chlorus wies ihnen einen Strich Landes an; eine zweite Kolonie folgte unter dem Cäsar Maximus, und diese verschiedenen Kolonien wurden bald so ansehnlich, daß sie die eingebornen Kelten unterdrücken und sich zu der vornehmsten Nation Armorikas erheben konnten, das nun von ihnen den Namen Bretagne annahm. Dieses Land lag außerhalb der Gränze der großen Züge, die die germanischen Nationen nach Gallien und dem W. Europas unternahmen; es blieb daher von ihnen unbesucht, und konnte sich länger als das übrige Gallien bei seiner eigenthümlichen Verfassung erhalten. Im 4. Jahrh. warf Bretagne das Joch der Römer ab, und gab sich eine Art von republikanischer Verfassung, deren weitere Ausbildung man freilich nicht kent; es ist indeß wahrscheinlich, daß jede Stadt für sich unter ihren eignen Obrigkeiten bestand und alle nur in ein gewisses Trutz- und Schutzbündniß zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung getreten waren. In der Folge traten indeß Heerführer an ihre Spitze, die sich bald den Titel Könige, bald den eines Herzogs oder Grafen beilegten. Der erste, den die Geschichte nent, war Conon Meriadec, um das J. 383. Unter seinen Nachfolgern haben sich mehre in den Annalen der Geschichte ausgezeichnet; sie traten bald in den Lehnverband mit den Franken und den Königen Frankreichs, und Karl der Einfältige unterwarf 912 die Grafen von Bretagne als Vasallen dem Normann Rollo, als er ihm das ganze Land von der Andelle und der Eure bis zum Kanale und Ozeane als Erblehn übergab. Doch scheinen sie sich schon zu den Zeiten der ersten Kapetinger von dieser Unterwürfigkeit frei gemacht zu haben. Der Mannsstamm der Bretagneschen Fürsten, die seit 1250 den Titel der Herzoge geführt hatten und Pairs von Frankreich gewesen waren, starb 1488 mit Franz II. aus: seine Erbtochter war Anne, die Braut des östreichischen Erzherzogs Max, aber Karl VIII., König von Frankreich, nahm sie für sich, und nach seinem Tode wurde sie die Gemalin Ludwigs XII., seines Nachfolgers, ihre älteste Tochter Claude aber an Franz von Angouleme vermält, der nachher auf dem Throne folgte. Zwar war bei beiden erstern Vermälungen festgesetzt, daß Bretagne nie mit Frankreich vereinigt werden sollte, und 1499 hatte man die Rechte der Bretagneschen Stände in Hinsicht der Besteuerung und Gesetzgebung feierlichst sanktionirt. Als indeß Claude ihrem Gemale Franz das Herzogthum geschenkt hatte, erfolgte doch die Vereinigung dieses Landes mit der Krone und die Stände ließen sich dies endlich 1532 doch mit Vorbehalt und unter Garantie ihrer alten Gerechtsame, gefallen. Bretagne war in das Ober- und Niederland getheilt: jenes in O. stand unter 5, dieses in W. unter 4 Diözesen. Die Republik Frankreich bildete daraus die 5 Departementer Ille-Vilaine, Niederloire, Morbihan, Nordküste und Finisterre, worin es noch jetzt eingetheilt ist. Während der Revolution war es der Gegenstand der blutigsten Scenen, die theils durch die Chouans, theils durch die Versuche der Ausgewanderten, von seinen Küsten aus ihr Vaterland wieder zu erobern, herbeigeführt wurden†). (*Hassel.*)

vates Portus. Strabo führt den Hafen an, ohne ihn jedoch zu nennen. (*Sickler.*)

BRETEUIL, Stadt im Bez. Evreux des franz. Dep. Eure. Sie liegt am Iton unter 48° 50′ 9″ Br. und 18° 34′ 27″ L., hat 355 Häus. und 1896 Einw., und unterhält 2 Hochofen, 2 Eisenschmelzen und viele Nagelschmieden, überhaupt werden viele Eisenwaren verfertigt, wozu das Material aus den nahen Eisenminen genommen wird. (*Hassel.*)

BRETEUIL (Louis Auguste le Tonnelier, Baron von), Statsminister unter Ludwig XVI., geboren 1733 zu Preuilly in Touraine, aus einer adeligen nicht reichen Familie. Sein Onkel, der Abbé von Breteuil, Kanzler des Herzogs von Orleans, verschaffte ihm Gelegenheit, sich bekant zu machen. Nachdem er einige Zeit bei der Gensdarmerie gedient, und Ludwig XV. Gelegenheit gehabt hatte, seinen festen Charakter, sein schnelles und gesundes Urtheil, und besonders seine nicht zu ermüdende Thätigkeit kennen zu lernen, sandte er ihn 1758 als seinen bevollmächtigten Minister zu dem Kurfürsten von Köln, und 1760 in derselben Eigenschaft an den Petersburger Hof. Unter schwierigen Umständen, welche die Entthronung Peters III. herbeiführten, wußte er sich das Vertrauen aller Parteien zu bewahren. Wichtiger als in Schweden, Holland und Neapel, wohin ihn sein Hof sandte, waren seine diplomatischen Geschäfte am Wiener Hofe, wo er seit 1775 als bevollmächtigter Gesandter lebte. Unter andern beförderte er 1778 auf dem Congreß zu Teschen die friedliche Ausgleichung der Zwistigkeiten, welche der Tod des Kurfürsten Maximilian von Baiern zur Folge hatte. Dem schwierigen Posten eines Statsministers im Departement des kön. Hauses und der Stadt Paris, der ihm nach der Rückkehr in sein Vaterland im Oktober 1783 übertragen wurde, scheint er nicht ganz gewachsen gewesen zu seyn. Als heftiger Vertheidiger der unumschränkten Gewalt, und als Anhänger der Königin Marie Antoinette, wurde er laut getadelt, und sah sich genöthigt, 1787 seine Stelle niederzulegen. Eine ehrenvolle Erwähnung verdient es, daß er während seines Ministeriums viele Statsgefangene, die auf Befehl seiner Vorgänger verhaftet worden waren, in Freiheit setzte, und den Übrigen ihr hartes Loos erleichterte. Auch die Stadt Paris, besonders die Polizei- und Armenanstalten, dankten ihm manche Verbesserung, und die Gelehrten rühmten, daß seit Colbert's Zeiten vielleicht kein Minister so viel für Wissenschaften und Künste gethan habe, als er. Dem Könige und seiner Gemalin blieb er, auch nach der Niederlegung seines Amtes, mit

†) *Bertrand d'Argentre* histoire de Bretagne jusqu'au tems de Henri II. und Histoire des ducs de Bretagne par l'Abbé *Desfontaines*.

treuer Anhänglichkeit ergeben, und nach dem wirklichen Ausbruche der Revolution war er einer der erklärtesten Gegner derselben. Die öffentliche Meinung legte ihm mehre gewaltsame Maßregeln zur Last, durch die der Hof dem alles ergreifenden Strom der Neuerungen einen Damm entgegen zu setzen trachtete. Glücklich entging Breteuil den Nachstellungen seiner Feinde durch die Flucht, und begab sich nach Solothurn, wo er 1790 ein eigenhändiges Schreiben von Ludwig XVI. erhielt, durch das er bevollmächtigt wurde, mit den auswärtigen Höfen Unterhandlungen anzuknüpfen, und im Namen des Königs Vorschläge zu thun, um das königliche Ansehen und die Ruhe im Innern des Reichs wieder herzustellen. Der König soll aber diese Vollmacht zurückgenommen haben, und Breteuil wurde getadelt, daß er dennoch davon Gebrauch gemacht habe. Der Konvent ließ am 22. Okt. 1792 ein Anklagedecret gegen ihn ergehen. Er lebte seit dieser Zeit, entfernt von allen Geschäften, und von allen Parteien vergessen, in der Nähe von Hamburg, kam 1802 mit Erlaubniß der Regirung nach Frankreich zurück, und starb zu Paris den 2. Nov. 1807. Eine ansehnliche Erbschaft, die ihm 1804 zufiel, bewahrte ihn vor dem traurigen Loose der Verarmung *). (*Baur.*)

Bretheim, s. Bretten.

BRETIGNY, ein Dorf in dem Bezirk Nogent le Rotrou des franz. Dep. Eure-Loire, bekant durch den Frieden von 1360 zwischen England und Frankreich, der Johann zwar seine Freiheit wiedergab, aber Frankreich die Provinzen Gujenne und Poitou nebst mehren Städten kostete. (*Hassel.*)

BRETON oder **Kap Breton**, eine Insel im Lorenzbusen, dessen Eingang sie bewacht. Sie war 1504 durch Fischer aus Bretagne, die ihr auch den Namen gaben, entdeckt und nachher von Jaq. Cartier besucht, auch in der Folge und lange vorher, ehe sie von Frankreich in Besitz genommen wurde, zum Trockenplatze der Stockfischjäger benutzt. Dies geschah 1713; die Franzosen verwandelten hierauf den Namen Kap Breton in Isle Royale und gründeten eine Niederlassung bei Port Dauphin, 1720 aber die Festung Louisbourg, von welchen Punkten aus ein so einträglicher Stockfischfang betrieben wurde, daß 1743 nicht weniger als 564 Fahrzeuge mit 17,000 Matrosen dabei beschäftigt waren und für 10 Mill. Gulden Fische eingefangen wurden. Auch betrachtete Frankreich die Insel als den Schlüssel zu Canada und Louisbourg galt für einen der festesten Plätze Nordamerikas. Doch wurde er 1758 von den Briten erobert und im Frieden von 1763 behalten, worauf diese der Insel ihren alten Namen zurückgaben. Sie breitet sich zwischen 315° 20′ bis 317° 54′ östl. L. und 45° 37′ bis 47° 3′ nördl. Br. aus, wird durch das Gut von Canso von Neuscotland geschieden und hat ein Areal von 112 □M. Der Meerbusen oder Meereinschnitt Great Braß d'Or (gemeinhin Labrador genant) zerschneidet sie in den westlichen und östlichen Theil; beide sind voll hoher Berge, Hügel und Waldungen, aber jener doch wirthlicher, der Boden besser, der Baumwuchs stärker als dieser; das Klima ist äußerst rauh und unfreundlich mit canadischen Wintern, die 5 bis 6 Monate anhalten und das Land unter 3 bis 5 Fuß hohen Schnee verstecken; der Sommer heiß, aber das Gestade in ewige Nebel gehüllt. Für den Ackerbau taugt das Land nicht, und man würde allenfalls nur Sommerfrüchte gewinnen können, auch nicht zur Viehzucht, da man nicht so vieles Heu schaffen kann, als zur langen Winterfütterung erfoderlich ist; dafür ist die Jagd auf Pelzwild, Wildpret und Geflügel einträglich, das Meer wimmelt von Fischen, indem die reichen Stockfischbänke bis hieher reichen, und auf der Ostseite von Spanish-Harbour fanden sich reiche Steinkohlenminen, die bebaut werden und jährlich 300,000 Centner ausbeuten. Jagd und Fischfang sind auch die einzigen Gewerbe der 3000 Einw., Nachkommen von Franzosen, Iren und Scoten, die hier ein höchst dürftiges Leben führen und für ihr Pelzwerk, etwa 30,000 Cntr. Stockfisch und 300,000 Cntr. Steinkohlen von den Briten ihr Mehl, Fleisch, Kleidungsstücke und übrigen Bedürfnisse beziehen, doch beschäftigte der ganze Handel mit den Briten 1810 nur 7 Fahrzeuge mit 918 Tonnen, und alles, was von den Briten 1814 nach Kap Breton versendet wurde, belief sich nur auf den Werth von 25,880 Guld. Der Stockfischfang ist auch lange das nicht mehr, was er unter der Herrschaft der Franzosen war, und hat sich von ihrem Gestade meistens nach Neufoundland gewendet. Die Insel bildet seit 1808 ein eigenes britisches Gouvernement; der Gouverneur hat einen vollziehenden Rath zur Seite, der zugleich die oberste richterliche Behörde bildet. Die Verwaltung ist völlig militärisch; das Militär macht etwa 200 Mann aus, und kostet mit der Verwaltung der Krone 22,000 Gulden. Eine Eintheilung hat das Eiland nicht; der Hauptort Sidney liegt an der spanischen Bai. (*Hassel.*)

BRETON (**Raimond**), ein Dominikanermönch, geboren zu Beaune den 3. Sept. 1609, begab sich 1635 als Missionar nach Amerika, war 12 Jahre zu St. Domingo, besuchte Guadeloupe und die Antillen, kam 1654 nach Frankreich zurück, und starb zu Caen den 8. Jan. 1679. Man hat von ihm einen **Petit catechisme, trad. du franç. en la langue des Caraïbes. Auxerre 1664. 8.** und ein **Dictionnaire franç. caraïbe et car. franç., mêlé de quantité de remarques hist. pour l'éclaircissement de la langue. Ib. 1665 — 67. Vol. II. 8.** Sein Missionsbericht in lat. Sprache ist ungedruckt geblieben, aber von spätern Schriftstellern benutzt worden †). (*Baur.*)

Breton, le, s. Lebreton.

Brétonne, de la, s. Rétif.

BRETSCHNEIDER (**Heinrich Gottfried von**), k. k. Gubernialrath, ein durch Schicksale, Karakter und Talente ausgezeichneter Mann, geb. zu Gera den 6. März 1739. Sein Vater war pensionirter königl. preußischer

*) Reichard's moderne Biographien 1. Bd. 178. Biogr. univ. T. V. (von Hippolyte de la Porte). Die Hist. de la revolution de Fr. par Bertrand de Moleville. 1800. X. 8. und die Mém. sur la revol. Fr. par le Marq. de Bouillé. 1801. Vol. II. 8. geben viele Aufschlüsse zur Beurtheilung seiner letzten diplomatischen Laufbahn.

†) *Papillon* Bibl. des auteurs de Bourg. *Echard* de Scriptt. ord. Dominicanorum. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot). Adelung's Zus. z. Jöcher.

und sächsischer Rittmeister, hatte die Feldzüge gegen Karl XII. mitgemacht, lebte erst auf seinem Rittergute zu Wenda und zuletzt in Gera, dem Geburtsorte seiner Gattin, der Tochter des dortigen Bürgermeisters [1]). Da er an der mystischen Theologie Gefallen fand, so sandte er seinen sechsjährigen Sohn in das Herrnhutische Erziehungshaus nach Ebersdorf, wo dieser eine entschiedene Abneigung gegen Frömmelei und alles was mit ihr zusammenhängt faßte. Von da kam er auf das Gymnasium in Gera, und schon im 16. Jahre wurde er Kornet unter den sächsischen Dragonern, die zur östreichischen Armee, unter dem Feldmarschall Daun, gestoßen waren, wohnte unter andern (d. 18. Jan. 1757) der Schlacht bei Collin in Böhmen bei, und wurde 1759 Offizier. Später verließ er die Armee, trat als Rittmeister bei einem preußischen Freicorps in Dienste, gerieth in französische Gefangenschaft, und erhielt erst nach dem Hubertsburger Frieden 1763 seine Freiheit wieder. Da das Freicorps, bei dem er gedient hatte, aufgelöst wurde, so kam er, nach mancherlei Abenteuern, als Landeshauptmann in nassauische Dienste nach Idstein, wurde Major, und nahm, da verschiedene Reduktionen vorgenommen wurden, seinen Abschied. Nachdem er seit 1772 sich längere Zeit in Frankreich, Holland und England aufgehalten, und verschiedene, zum Theil seltsame Rollen gespielt hatte [2]), kam er nach Koblenz, arbeitete daselbst einige Zeit unter dem Minister von Hohenfeld, und begab sich darauf nach Wien, wo ihm der berühmte Freiherr von Gebler zu einer Anstellung behilflich war. Zuerst kam er als Kreishauptmann in den damaligen Temeschwarer Bannat, dann 1778 als Bibliothekar der Hochschule nach Ofen mit dem Charakter eines k. k. Raths, und 1784 in gleicher Eigenschaft nach Lemberg in Gallizien, mit dem Charakter eines k. k. Gubernialraths. Auf sein Ansuchen wurde er 1809 mit dem Charakter eines k. k. Hofraths pensionirt, hielt sich dann in Wien, Nürnberg, Wiesbaden und Erlangen auf; zuletzt begab er sich auf das Schloß Krzimitz bei Pilsen in Böhmen, das ihm sein Freund, der Graf von Wrthby, ganz allein zur Wohnung eingeräumt hatte, und starb daselbst den 1. Nov. 1810. Er hinterließ einen einzigen Sohn, den General von Bretschneider, in östr. Diensten. In einem vielbewegten Leben, und im Umgange mit Menschen aus allen Ständen [selbst die Kaiser Joseph und Leopold [3]) kannten und schätzten ihn und bedienten sich seines Rathes in besonderen Fällen] hatte er sich einen reichen Schatz von Erfahrungen und Kentnissen gesammelt, die er mit Einsicht im Geschäftsleben und als Schriftsteller benutzte, um Licht und Wahrheit zu verbreiten, die Ungebühr an den Tag zu bringen, und mit strengem Ernst oder mit den Waffen der Satyre zu bekämpfen. Ohne eigentliche gelehrte Bildung (er hatte nie eine Hochschule besucht) und in der Erziehung sehr vernachlässigt, baute er selbst auf den Grund fort, den er auf dem Gymnasium in Gera gelegt hatte, und wählte vornehmlich die römischen Klassiker zu seinen Mustern, denen er zeitlebens folgte. Als ein entschiedener Gegner des Aberglaubens, der Gaukelei, Geheimniß- und Wunderkrämerei, mag er in Bestreitung, Verwerfung und Verhöhnung des vom vermeinten gesunden Menschenverstande Abweichenden eher zu viel als zu wenig gethan haben. Die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit der er alles rügte, was ihm als thöricht und schädlich erschien, sein beißender Witz und seine Neigung zur Satyre, zogen ihm viele Feinde zu, aber seine biedere Rechtlichkeit, sein heller Verstand, sein Patriotismus und sein Eifer für alles Gute erwarben ihm viele Freunde unter Statsmännern und Gelehrten jedes Ranges. Viele seiner zahlreichen, meistens anonym erschienenen Schriften in Prosa und Versen, satyrischen, romantischen, literarischen und dramatischen Inhalts, hatten lokale Beziehungen und ein temporelles Interesse, und haben sich deswegen zum Theil aus dem Buchhandel verloren, z. B. Graf Esau, ein Heldengedicht (1768. 8. eine Satyre auf einen Gesandten). Papilloten. Frkft. a. M. 1769. 8. Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther. 1774. 8. Fabeln, Romanzen und Sinngedichte. Pest, 1781. 8. Musenalmanach 1788, Lemberg 8. (ganz von Bretschneider); eine Schrift unter dem Titel Theodor, gegen Napoleon gerichtet, über die sich der franz. Gesandte beklagte, der die in Wien bei dem Buchhändler Degen entdeckten 500 Exemplare, jedes zu 3 Franken, aufkaufte, u. a. m. Andere Bretschneidersche Schriften verdienen auch jetzt noch gelesen und beherzigt zu werden. Dahin gehören die Romane: Familiengeschichte und Abenteuer des Junkers Ferdinand von Thon. Nürnb. 1775. 2 Th. 8. Waller's Leben und Sitten, Köln, bei Peter Hammer (Berlin, Nikolai), 1793. 8. (sehr anziehende Schilderungen voll Laune, Witz und feiner Ironie, besonders aus der Wienerwelt, reich an echter Lebensphilosophie, verbunden mit reiner Diction und gutem Styl). Almanach der Heiligen auf das J. 1788. Mit 13 Kpf. und Musik. Gedr. zu Rom, kl. 8. (das witzigste und launigste seiner Produkte, zugleich die gesalzenste Invective gegen Aberglauben, Mönchslegenden und Pfaffenthum); die von Göckingk herausgeg. angeführte Reise, und Aufsätze im teutschen Merkur, der berlin. Monatsschrift, Meusel's hist. lit. bibliograph. Magazin u. A. Mehre Jahre schrieb er die frankfurter gel. Zeitung fast allein; bedeutender sind seine zahlreichen, in der allg. teutsch. Bibliothek unter den Chiffern Fi. und Dp. abgedruckten Recensionen, z. B. von

1) Er hatte einen Bruder, der als Vicepräsident des Kriegskollegiums in Dresden starb. Durch dessen Vermittelung erhielt die ganze Bretschneidersche Familie von Kaiser Karl VI. im Jahr 1717 den Adel. 2) Vieles davon findet man in der von ihm schon 1801 geschriebenen, aber erst lange nach seinem Tode gedruckten: Reise des Hrn. von Bretschneider nach London und Paris; nebst Auszügen aus seinen Briefen von Friedrich Nicolai, herausgeg. von L. G. F. von Göckingk. Berl. 1817. 8. Eine engl. Übersetzung davon findet man in Blackwood's Edinburgh Magaz. 3) So ließ ihm z. B. der Kaiser Leopold, in der Reichenbacher Friedensepoche, durch ein Handbillet insgeheim den Auftrag ertheilen, eine Schrift zu verfertigen, worin dargethan werden sollte, daß eine Vereinigung der Ungern mit den Gallizlern höchst schädlich für die letztern sey, und den Gallizischen Adel klar und deutlich zu verständigen, was er von den Ungern zu erwarten habe. Bretschneider vollzog diesen Auftrag in der Druckschrift: Antwort eines polnischen Edelmanns in der Republik an seinen Freund in Gallizien auf die Anfrage: was von einer Vereinigung Galliziens mit Ungarn zu halten sey. Warschau, 1790. 4. Diese Schrift wurde ins Polnische übersetzt und vertheilt, und Bretschneider bekam für seine Bemühung 100 Dukaten.

Eckartshausens Aglais Bd. 75. S. 143 ff. und von Swedenborgs Schriften Bd. 107. S. 15 — 37. eine geistvolle Erklärung des räthselhaften Charakters dieses seltsamen Schwärmers [4]). (*Baur.*)

Brettach, Flüßchen, s. **Jaxt**; **Brettach**, Mktfl., s. folg. Art.

BRETTACHGAU. Ein kleiner Kreis Ostfrankens, das Gebiet der Brettach, welche bei Neustadt in den Kocher einmündet, begreifend. Wie er von geringem Umfange war, so kennen wir auch aus den Lorschen Schenkungen [1]) nur wenige in ihn gesetzte Orte, denen Hanselmann [2]) zwar noch mehre aus Hohenlohischen Urkunden zufügt, die wir aber als solche noch immer nicht aus den Quellen prüfen können, und ungeprüft nicht anerkennen dürfen. Dieser Gau muß aber im Norden vom Kocher (der zu Neustadt am Kocher eingezogene ehemalige Ort Helmanabiunde — Helmbund — wird in den Brettachgau gesetzt) [3]) und dem Kochergau, wie im Osten [4]), vom rheinfränkischen Murachgau im Süden, so daß er hier die Provinz begränzte, im Westen von den ostfränkischen Sulmarachgau umschlossen gewesen seyn. Er lag mithin im würzburg'schen Dekanat Weinsperg [5]), und begriff nach der ältern Abtheilung das wirtembergische Amt Neustadt, und Hohenlohe Neuenstein und waldenburgsche Orte, jetzt gehört sein Boden [6]) zu dem wirtembergschen Oberamt Neckarsulm des Neckarkreises. Am besten ist er dargestellt auf der Karte Hanselmanns von Ostfranken [7]); auf der in Kremers rheinischem Franken ist er auf eine mit dem Text streitende Weise ganz zu dem (Unter)Neckargau Ostfrankens gezogen worden (Karte v. Ostfr.). (*Delius.*)

BRETTEN, Bretheim, St. im Großherzogthume Baden, Geburtsort Philipp Melanchthons (26° 22′ 40″ östl. L. und 49° 1′ 30″ nördl. Br.); ungefähr 3 t. M. von Karlsruhe, 6 M. von Heidelberg, 8 M. von Mannheim, 3 bis 4 M. von den Ufern des Rheins, und eben so weit von denen des Neckars entfernt; mit einer Posthalterei an der großen Post- und Handelsstraße, die aus dem nördlichen Teutschland über Frankfurt her, und aus Frankreich und Helvetien über Strasburg und Basel sich hier kreuzt, und über Heilbronn und Stuttgard nach den Ostländern hin und nach Italien zieht; — ehemals die Hauptstadt des kurpfälz. Oberamts Bretten und der sogenannte Schlüssel zur Rheinpfalz, jetzt im Murg- u. Pfinzkreise Badens, der Sitz eines Großherzogl. Bezirksamtes, worunter nebst der Stadt 18 Dörfer mit den dazu gehörigen Höfen und 19,437 Einw. begriffen sind. Die Stadt selbst zählt 354 Häus., 3 Kirchen, 1 Synagoge, 208 Scheunen, 3 Mühlen und 2613 Bewohner. Diese nähren sich vom Getreide-, Wein-, Futter- und Krappbaue und von mannigfaltigen an der großen Handelsstraße günstigen Gewerben, worunter sich besonders die Zuckerbäcker durch ihre Lebkuchen auszeichnen. Ehemals hatte Bretten viele ansehnliche Kirchen, Klöster und andre öffentliche Gebäude, von denen besonders die große St. Laurentiuskirche, die zum Theil heute noch als Pfarrkirche besteht, und das Haus der Tempelherrn sich auszeichneten, von welchem jüngst noch tüchtige Mauern und Grundgebäude übrig waren. Vor allen aber wurde als das vornehmste Gebäude der ehemaligen Rheinpfalz, das 1480 erbaute und 1689 von den Franzosen verwüstete Rathhaus bewundert, das eine Menge Denkmäler, besonders der alten Glasätzkunst enthielt, welche die Reihe der Pfalzgrafen Kurfürsten, ihre löblichen Thaten, und die Verdienste guter Bürger Brettens verherrlichten [1]). Urkunden aus dem 13. Jahrh. sprechen auch von einer Saline zu Bretten [2]). Wahrscheinlich hat diese vor uralten Zeiten schon bestanden, und dem aus dem 8. Jahrh. bekannten Flusse Salzacha [3]), der heute noch Salzach und Salzbach heißt, und bei Bretten vorbeifließt, so wie dem kleinen Salzgaue [4]) den Namen gegeben. Vielleicht war dieses Salzwerk in dem ehemals nächst der Stadt gelegenen Dorfe oder Weiler Salzhofen, das neuerdings noch die Herren von Massenbach von Pfalz zu Lehen getragen haben. Jetzt hat Bretten an öffentlichen Gebäuden außer seinen drei obenerwähnten Kirchen ein schönes Amthaus auf den Trümmern des Tempelhauses und das neue Rathhaus im Jahr 1787 auf den Resten des alten am Marktplatze erbaut, auf welchem sich zugleich ein schöner Brunnen mit der Bildsäule des Kurfürsten Pfalzgrafen Friedrich II. befindet. An wohlthätigen Anstalten besteht das St. Georgen- oder Bürgerhospital, dessen Stiftung schon im J. 1438 begann; und ein Armenhaus, das für arme nicht bürgerliche fremde sowol als einheimische Kranken sorgt. Unter Br. historischen Denkmälern erregen ein besonderes Interesse die, welche auf Melanchthon eine nähere Beziehung haben. Hiezu gehört vor allen das Haus, in welchem er geboren wurde, am Marktplatze, mit folgender Inschrift:

Dei pietate natus est in hac Domo Doctissimus Dr. Philippus Melanchthon XVI. Febr. A. 1497. obiit 1560. renov. 1705.

4) Meusel's gel. Teutschl. Vers. im Korrespondenten von und für Teutschl. 1810. Nr. 321 u. 322. Ebend. Verm. Nachr. u. Bemerk. hist. u. lit. Inh. Erl. 1816. 8. u. histor. u. lit. Unterhalt. Koburg 1818. 8. Beide größtentheils aus Bretschneiders Briefen u. Mscrpten gezogen. Das meiste bezieht sich auf die neueste Zeitgeschichte, und enthält manche anziehende Nachricht und Schilderung, ohne etwa reiche Ausbeute an bedeutend neuen Aufschlüssen darzubieten. — Ein Urtheil über Bretschneider, s. in Fr. Köppen's Briefen über Bücher u. Welt. 1. Th. 142 ff. Konversat. Lex. neue Folge, des Hauptwerks 11. Bd. S. 444 — 447.

1) Cod. Lauresham. ed. Manheim. T. III. p. 145. Nr. 3536—3539. u. p. 165. Nr. 3618. 2) Fortsetzung des Beweises, wie weit der Römer Macht in Ostfranken eingedrungen. Schwäb. Halle 1773. S. 332. 3) Cod. Laur. n. 3537. u. Act. acad. Theod. Palat. IV. S. 169. 4) Daß es einen Orsringan als Reichskreis gegeben, davon fehlen alle Beweise; der landschaftliche Ausdruck, den Crusius bemerkt, kann nicht dafür entscheiden, und doch ist diesem Schriftsteller die Behauptung von den spätern nur immer ungeprüft nachgeschrieben worden. 5) *Würdtwein* subsid. dipl. 5. 368. *Ussermann* episc. Wirzeburg. XXXV. 6) Ein Mrktfl. von 850 Einw. Sitz eines Unteramts nebst seiner Flur. 7) In dem Anm. 2 angeführten Werke, Taf. XXI.

1) *Andreae* in Bretta Creichgoviae illustrata, Heidelbergae 1796. J. V. Gehres in Brettens kleiner Chronik, Eßlingen 1805 S. 24. ff. 2) Widder in Beschreibung der kurfürstl. Pfalz am Rhein II, 195. Hieraus Gehres a. a. O. S. 63. ff. 3) *Guntlich* in Carta dat. II. Kal. Januar. ann. I. Karoli Reg. in Cod. Lauresham. diplomatic. III. nr. MMMDXCI. 4) *Guntlich.* l. c. *Walther* in Carta dat. II. Id. Jun. ann. IIII. Karoli Reg. in Cod. Lauresh. nr. MMMDLXXXIX. Vgl. auch weiter unten die Beweisstelle Nr. 11.

In der lutherischen Pfarrkirche findet sich Melanchthons lebensgroßes Bildniß neben dem von Luther mit Bemerkung ihrer Geburts- und Todestage. Auch am Glokkenthurme Brettens war einst Melanchthon ebenfalls in Lebensgröße abgemalt, und darunter ein Zuruf an seine Mitbürger; am alten Rathhause aber war Melanchthons Name durch ein Distichon geehrt. Auch von Melanchthons Familie, die in Bretten zu großem Ansehen kam, und fast ein Jahrhundert lang das Bürgermeisteramt daselbst bekleidete, findet sich noch im Evang. reformirten Pfarrhause ein schönes Denkmal in einer gemalten Fensterscheibe, ein Rest des alten im Orleans-pfälz. Kriege verwüsteten Pfarrhauses, auf dessen Trümmern das jetzt bestehende erbaut ist: das Wapen der alten Melanchthone, das einst Kais. Maximilian Georg Schwarzerd dem Älteren verlieh [5]). — Außer dem großen Melanchthon waren hier noch viele andere, im Reiche der Wissenschaft und Kunst geachtete Männer geboren: Nikolaus und Johannes Burrus, beide hochverdiente Äbte des Klosters Maulbrunn, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; der große Rechtsgelehrte Johannes Melanchthon, und Philipps Bruderssohn Sigismund Melanchthon, der als Professor der Physik zu Heidelberg, und als einer der berühmtesten Ärzte des 16. Jahrh. bekant ist; die Brüder Simon, David und Jeremias Eisenmenger, alle drei unter dem Namen Siderocratä als Doktoren der Arzneikunde berühmt; die beiden pfälzischen Ärzte und Professoren der Medizin zu Heidelberg Johannes und Simon Koch, wohlbekant unter dem Namen der Obsopäi, am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrh.; der damals hochberühmte Reisende Michael Heberer; endlich der gelehrte Landwirth Gugenmuß, der als verdienstvoller Cameralist und Beförderer der Landescultur nach der Mitte des 18. Jahrh. blühte. Von alten Gebräuchen in Bretten verdient der Schäfersprung als ein Denkmal der frühe dort unter Begünstigung der Fürstenhäuser Baden, Bruchsal, Pfalz und Wirtemberg zu Stande gekommenen weit umher verbreiteten Schäferzucht Erwähnung [6]).

Von dem hohen Alter der Stadt hat man viele unerwiesene Sagen; folgendes läßt sich aus gleichzeitigen Denkmälern beweisen. Zum ersten Male findet man es im 8. Jahrh. im 15. Regirungsjahre Königs Pipin als Breteheim im Enzgaue genant [7]). Unter demselben Namen komt es im 1. Regirungsjahre Karls des Großen im Kraichgaue [8]), und sofort häufig zu den Zeiten dieses Königs [9]) und unter der Regirung seines Nachfolgers Ludwigs des Frommen unter dem Namen Bredaheim und Brethaheim immer im Kraichgaue vor [10]). Es lag eigentlich in dem kleinen Salzgaue, der dem Enzgau nachbarlich angränzt, und ein Theil des großen Kraichgaues ist [11]), und war die Hauptstadt dieses Gaues, in welcher der Gaugraf seinen Sitz hatte, von dem dann auch schon im 12. Jahrh. der Gau selbst die Grafschaft Bredeheim im Kraichgaue genant wurde [12]). Damals war es nebst dem Gaue das erbliche Eigenthum Graf Poppo's von Lauffen und von Brettheim [13]), eines Bruders des Erzbischofs Bruno von Trier [14]) und im J. 1140 soll Kais. Konrad III. den Flecken mit Mauern umgeben haben [15]). Von dem Grafen von Brettheim und Lauffen kam es, ohne Zweifel durch Erbschaft, an die Grafen von Eberstein, so wie es im 13. Jahrh. auf dieselbe Weise wenigstens zum Theile oder in gewissen Rechten an die Grafen von Zweibrücken gekommen ist [16]). Graf Otto von Zweibrücken gestattete im J. 1309 den damals noch gemeinschaftlich regirenden Pfalzgrafen Rudolph I. und Ludwig das Öffnungsrecht in seiner Stadt Brettheim, vertauschte sie aber im J. 1314 gegen andere Besitzungen an seine Vettern die Grafen von Eberstein, von welchen sie an den Markgrafen Rudolf von Baden kam, der sie im J. 1339 an die gemeinschaftlich regirenden Pfalzgrafen Rudolph II. und Ruprecht I. verpfändete [17]), bis sie endlich von diesem im J. 1345 und von den Grafen von Eberstein ihren noch in Bretten inhabenden Rechten nach im J. 1349 durch Kauf gänzlich an Kurpfalz fiel [18]). — Aus diesen Zeiten hat Br. von dem Heldenmuthe seiner Bürger, und ihrer Treue gegen den Landesfürsten ein glänzendes Beispiel aufzuweisen. Als Kurfürst Philipp von der Pfalz wegen der von ihm gegen Oberbaiern unterstützten Erbfolge seines Sohnes Ruprecht im Herzogthum Niederbaiern von Kaiser und Reich befehdet wurde, da belagerte im J. 1504 Herzog Ulrich von Wirtemberg mit einem Heere von 20,000 Mann die Stadt, und warf ihre festen Mauern und Thürme nieder. Allein die Bürger überfielen mit 400 Mann von Heidelberg hinzugekommenen Hilfsvölkern den unvorsichtigen Feind, jagten das große Kriegsheer in die Flucht, und veranlaßten so die Aufhebung der Belagerung, die 23 Tage gedauert hatte. Noch heut zu Tage wird die Wahlstatt, auf welcher man die Leichname der erschlagenen Feinde beerdigte: die Schelmengrube genant [19]). — Auch im furchtbaren

---

5) Das Nähere s. in Gehres obgedachter Schrift. 6) Eine Beschreibung dieses Festes findet man in Gehres kleiner Chronik von Bretten §. 9. S. 30 ff. und von dem bekannten rheinländ. Sprichworte: „dir geht es wie dem Hündchen von Bretten," hat ebenfalls Gehres a. a. O. §. 3. S. 8. ff. das nöthigste und zweckdienlichste angeführt. 7) *Wigilo* in carta donat. in Cod. Laureshem. diplomatico II. nr. MMCCCXCIII. 8) *Odilulf* in cart. donat. in eod. Cod. II. nr. MMCCLXIV. 9) *Cartae* in eod. Cod. nr. MMCCLXIII bis LXVI und MMCCLXIX bis LXXI. 10) *Cartae* in eod. Cod. nr. MMCLXXXIV, MMCCLXVII. LXVIII.

11) Chronicon Gottwicense P. II. Libr. II. p. 574 et 759; *Lamejus* in Pagi Creichgoviae descriptione §. III et IV. u. Act. Acad. Palat. IV. 105 et 107. Hieraus Widder in Beschreibung der kurfürstl. Pfalz am Rhein II, 188. 12) Henricus V. Imper. in diplomat. pro monasterio Wigoldesbere juxta vill. Odenheim. Dat. an. 1122. apud *Honthemium* in Histor. Trevirens. diplomat. I. in nota ad nr. CCCXIII. Conf. *Browerus* in Annal. Trevirens. Libr. XIII, sub Brunone LXX. Archepo. in Tom. II. p. 19; Fridericus I. Imp. in carta de eod. coenobio anni 1161 apud *Schoepflin* in Alsat. diplomat. I. nr. CCCII. 13) Welches aus der eben angeführten Urkunde Kaiser Heinrichs V. hervorgeht. 14) Conf. Henricus V. Imp. l. c. *Trithemius* in Chronic. Hirsaug. ad an. 1123 Conf. Annalista *Saxo* sub ann. 1026. ap. Eccardum in Corp. histor. med. aev. I, col. 458. *Lamejus* in Pagi Creichgov. descript. §. XX. in Act. Acad. Palat. IV, p. 131 seqq. 15) *Andreae* in Bretta Creichgov. illustr. §. IV. 16) Widder in Beschr. der kurfürstl. Pfalz II, 189 f. 17) Widder a. a. O. S. 190 f. aus *Crollius* orig. Bipont. p. 200. prob. X. u. in *Schoepflini* histor. Zaring. Bad. II, 46. 18) Widder a. a. O. aus *Chlingensperg* Process. in Causa success. Palat. et Praetios. Aurelianens. p. 126. 19) *An-*

Bauernkriege, wo viele schwäbische Städte Waren nach Bretten, als einem sichern Orte geflüchtet hatten, schlugen seine Bürger den nach Rache und Plünderung dürstenden Haufen, der im J. 1525 die Stadt überfiel, mit großem Verluste in die Flucht [20]). Im 30jährigen Kriege, als der Feind im J. 1621 das stolze Heidelberg bedrohte, nahmen Reiche und Gelehrte zu dem sichern Bretten ihre Zuflucht [21]), und unter ihnen befand sich auch der berühmte Janus Gruterus, der hier in dem Hause seines Tochtermannes Schutz fand [22]). Im J. 1632 wurde Bretten von den Kaiserlichen unter Ossa und Montecuculi erobert, beraubt, und seine Mauern und Thürme gebrochen [23]). Im J. 1644 nahmen es ihnen die Franzosen als einen offenen Ort mit leichter Mühe wieder ab, verloren es aber schon im folgenden Jahre wieder an die vereinigten Östreichisch-Bairischen Haufen, die damals die ganze französische Besatzung niedermachten [24]). Endlich aber im Pfälz. Orleanischen Erbfolgekriege im J. 1689 und zwar am 14. August wurde Bretten gleich den übrigen rheinländischen Städten verbrant, und gänzlich verwüstet, und was die Zerstörungswuth der Franzosen noch übrig ließ, ward bald darauf von Teutschen selbst, dem Oberst-Wachtmeister Grafen von Hohenzollern und dem Obersten der Paderbornischen Haufen von Hart auf Befehl des kaiserl. Feldherrn Ogilvi auf die schändlichste Weise verdorben [25]). — Nach und nach stieg Bretten aus seinen Trümmern wieder empor und wurde durch die Sorge weiser Landesväter und die Betriebsamkeit seiner Bürger zu dem heutigen Wohlstande gebracht, in welchem es nebst dem alten kurpfälz. Oberamte durch den Reichsfriedensschluß vom 25. Febr. 1803 an Baden abgetreten wurde. *(Leger.)*

BRETTLEBEN (Bretleben, Bredleben), Dorf im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Eckartsberga, an der Unstrut, 2 St. südlich von Artern, mit 532 Einwohnern, 2 Kirchen und einem Rittergut des um die Bergwerkswissenschaft und Ökonomie hochverdienten Ober-Berghauptmann v. Trebra, der die hiesige Feldwirthschaft überhaupt, besonders aber den Hanfbau sehr vervollkommnet, und eine bedeutende Brantweinbrennerei, Salpeter- und Stärkefabrik errichtet hat. *(Stein.)*

BRETZENHEIM, eine Herrschaft an der Nahe, 1¼ □Meilen groß, seit 1815 dem Großherzogthum Hessen einverleibt. — Früherhin besaß sie die Familie von Daun als ein kurkölnisches Lehen, verkaufte sie, mit Genehmigung des Lehnsherrn, im J. 1642, an den Grafen Alexander von Velen, welcher im J. 1665 deshalb beim oberrheinischen Kreise so wie auf dem Reichstage im westphälischen Grafenkollegium Sitz und Stimme erhielt. Im J. 1733 starben die Grafen v. Velen aus. Kurköln nahm die Herrschaft zurück und belieh wieder den Grafen von Byrmont damit. Als dieser 1744 starb, bekam sie ein Freiherr von Roll, der die Aufnahme ins westphälische Grafenkollegium suchte, aber nicht erhielt. Späterhin kam sie wieder in kurkölnischen Besitz, das nun eine Kreisstimme davon führte. In den 1780r Jahren erkaufte der, 1799 gestorbene, Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern die Herrschaft Bretzenheim von Kurköln für 300,000 Fl., fügte einige ritterschaftliche Güter hinzu, und legte dem Ganzen den Namen einer Grafschaft bei und schenkte sie seinem (1769 mit einer Opertänzerin erzeugten) natürlichen Sohne, dem Grafen Karl August v. Heideck, der nun den Namen eines Reichsgrafen v. Bretzenheim annahm. Im Juli 1790 erhob Kaiser Joseph II. diesen Grafen in den teutschen Reichsfürstenstand. Der junge Fürst erhielt zwar in demselben Monat schon, vom Fürsten zu Neuwied, als damaligem Direktor der westphälischen Grafenkurie, einen Verwilligungsschein zur Aufnahme in das westphälische Grafenkollegium; da aber alle Kollegialglieder, besonders Kurbrandenburg und Kurbraunschweig dagegen waren und auch die übrigen reichsgräflichen Kollegien nicht einwilligen wollten, wobei wol der Mangel an Legitimität die Hauptursache seyn mochte, so erfolgte auch diese Aufnahme nie. — Durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, im J. 1801, verlor der Fürst die Herrschaft Bretzenheim. Er gab diesen Verlust zu 49,898 Fl. jährlicher Einkünfte an. Durch den Reichsdeputationsrezeß (1803) wurde er dafür mit der Reichsstadt Lindau am Bodensee, mit Einschluß des Gebiets derselben und des Stiftes darin entschädigt. Aber schon am 23. April d. J. trat er diese Acquisition wieder an Östreich gegen verschiedene böhmische Herrschaften ab, welche die Fürstenfamilie noch jetzt besitzt, den Namen der frühern Besitzung behielt er aber bei und fügte noch den „von Regetz" einer der böhmischen Besitzungen, hinzu. Der jetzige Chef derselben, der gewöhnlich in Wien wohnt, heißt Ferdinand, ist geboren den 10. Februar 1801 und der älteste Sohn des Stifters der Familie.

Der Flecken Bretzenheim liegt 1 St. unterhalb Kreutznach an der Nahe und an der Straße nach Mainz. Er zählt 109 Häuser mit 500 Einw. — Das Schloß darin wurde im J. 1688, von den Franzosen zerstört. — Während diese Gegend im französischen Besitz war, gehörte Bretzenheim zum Kanton Kreuznach und Bezirk Simmern des Rhein- und Moseldepartements. — Vorher und bis 1801 gehörte sie zum oberrheinischen Kreise, hatte einen Matrikularanschlag von 6 Fl., einen Kreisanschlag von 8 Fl. und gab 3 Thlr. 13½ Kr. zu einem Kammerziel. — Das Wapen der Herrschaft Bretzenheim ist eine gelbe Bretzel im rothen Felde. *(F. Gottschalck.)*

Bretzner, s. am Ende des Bandes.

BREUBERG, des Odenwaldes Krone, ist gleich ehrwürdig durch seine Lage, wie durch sein Alterthum. In dem lieblichen Thale der Mümling, welches von dem

---

dreae in Bretta Creich. §. IX; Gehres in Brettens Chronik S. 38 ff. und dort angef. Quellen. — Ul. v. Hutten rühmet diese That in einigen lat. Versen, s. *Andreae* l. a. *Gehre* p. 41. 20) *Andreae* l. c. §. X. aus Mich. Heberer in ägypt. Dienstbarkeit; und Gehres in Brettens Chronik S. 44—45. 21) Kaiser im histor. Schauplatz von Heidelberg II. Thl. XX. Kap. §. 13, und hieraus Andreä l. c. 22) *Balth. Venator* in Panegyrico Jano Grutero scripto ap. *Wittenium* in memoriis philosophorum Decad. II. pg. m. 264. 23) *Zeiler* in Merian. topograph. Palatinat. Rheni Art. Bretten, aus dort angeführten Quellen. Theatrum Europaeum Tom. II. p. 551. Kaiser a. a. O. II, XX. §. 48. und hieraus Andere. 24) Zeiler a. a. O. Theatrum Europaeum V, 924. Kaiser II, XXI. §. 28. u. Andere. 25) *Andreae* l. c. §. XI. und Gehres a. a. O. S. 57 ff. aus dort angezeigten Quellen. Eine Abbildung Br. vor dieser Zerstörung findet man in *Merian's* Topogr. Pal. Rh.

aus seiner Asche wieder erstandenen Flecken Beerfelden an, den schönen, durch Flur und Bewohner interessanten Städtchen und Ortschaften Erbach, Michelstadt, Fürstenau, König und Neustadt vorbei, die Mümling nach Obernburg dem Maine zuführt, erhebt sich abgesondert der Breuberg mit seiner alten Feste, deren Mauern noch in ihren Denksteinen mit unvertilgbaren Zahlen auf das J. 1204 zurückweisen. Hier, wo noch tausend Jahre früher der stolzen siegreichen Römer XXII erstgeborne, fromme, getreue Legion ihren Waffenplatz, ihre Bäder und Altäre hatte, wovon man noch die Spuren mit dem von dem Lucius Curtius Ursinus der Göttin Fortuna errichteten Votivsteine, und einem andern, vier Gottheiten bildlich darstellenden Steine, findet, blühte in spätern Zeiten ein Dynastengeschlecht, das sich von diesem Schlosse benannte und seinen Stammsitz darauf hatte. Die von den Römern auf dem Breuberg angelegte Feste war freilich lange zerstört, als im Mittelalter teutsche Ritter sich daselbst festsetzten. Sie benutzten jedoch die Trümmern und Fundamente derselben, erbaueten darauf eine wohnbare Burg, die bis diese Stunde allen Stürmen der Zeit mächtig getrotzt hat, und noch gegenwärtig bewohnt wird.

Der erste aus Urkunden bekannte Dynast von Breuberg (Bruberg) ist Konrad, welcher im J. 1222 erscheint (Guden. I. 951). Sein Sohn war allem Vermuthen nach Eberhard v. Breuberg, genant Reitze oder Reuß. Unter letzterem Namen komt aber schon im J. 1189 ein Konrad Reiz vor, mit dem Beinamen von Lützelbach (Lutzelenbach)*), welcher allerdings in dieses Geschlecht gehört, und der Vater des obgedachten Konrads (v. 1222.) scheint gewesen zu seyn, denn dieser letztere heißt in einer Urkunde v. J. 1239. (Guden. I, 558.) Dominus Reuz de Bruberg. Wie zu vermuthen, wohnten anfangs die Reize zu Lützelbach, in der Herrschaft Breuberg, aber näher gegen den Main zu, gelegen, zogen aber, nach wiedererbauetem Schlosse Breuberg dahin, und nahmen den Namen davon an. Dies geschah also zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Den Namen Reuz behielten die Dynasten von Breuberg fast das ganze 13. Jahrh. hindurch noch bei; in der Folge aber findet man ihn nicht mehr in Urkunden.

Durch Heirath und Vererbung kam die Hälfte der Herrschaft Breuberg an die Herren von Trimberg, und von diesen durch Kauf im J. 1336 an Graf Rudolf v. Wertheim und Gottfried Herrn von Eppenstein. In der Folge erhielt das Wertheimische Haus drei Viertel, wogegen aber Eppenstein nur ein Viertel an bemeldter Herrschaft hatte (die Dynasten von Breuberg waren schon im 14. Jahrh. ausgestorben). Graf Michael III. von Wertheim brachte endlich (1497) ganz Breuberg zusammen. Als aber dieser im J. 1556 ohne Erben starb, ergriffen die Grafen von Erbach, vermöge früherer Vergleiche, den Besitz der halben Herrschaft Breuberg, und die andere Hälfte kam an das gräfliche Haus Stolberg, durch Eppensteinische Heirath und Erbschaft. Ludwig Graf von Stolberg überließ solche an seine drei Tochtermänner die Grafen v. Eberstein, von Manderscheid und von Löwenstein, die auch diesen Antheil eine Zeit lang gemeinschaftlich besaßen, und im J. 1574 den Burgfrieden zu Breuberg feierlich beschwuren. Nach Abgang der Häuser Manderscheid und Eberstein, kam der ganze Eppensteinische Theil an das Haus Löwenstein-Wertheim, das noch im Besitze desselben sich befindet, und mit dem gräfl. Hause Erbach-Schönberg eine gemeinschaftliche Verwaltung der Herrschaft Breuberg, unter Großherzogl. Hessischer Souveränität, führt. Jeder der beiden Besitzer von Breuberg hält jedoch seinen besonderen Justizamtmann auf dem Schlosse Breuberg; der Hoheitsbeamte aber wohnt in Höchst. Mit der Gemeinschaft auf Breuberg hat es aber noch folgende besondere Bewandtniß. Wenn aus den fürstl. Löwenstein-Wertheimischen — oder dem gräfl. Erbach-Schönbergischen Hause ein Ganerbe stirbt, so müssen dessen hinterlassene Erben bei den andern Ganerben, vermöge der aufgerichteten Verträge, oder des edeln Burgfriedens, die Öffnung suchen, den Burgfrieden geloben, und sich der Treue der gemeinschaftlichen Unterthanen durch feierliches Gelöbniß versichern, auch ihre beiderseitige Beamten wieder in Pflichten nehmen u. s. w.

Die große Felsenburg Breuberg ist durchaus sehr wohl gebauet, hat ein schönes Ansehen von außen und innen, zwei Kapellen zur Verrichtung des katholischen und protestantischen Gottesdienstes, aber Mangel an Wasser. Im J. 1543 fand man bei Eröffnung eines Festungsgrabens verschiedene unterirdische Gewölbe, zum Theil schwarz und verbrant; woraus man geschlossen, daß darin ein beständiges Feuer unterhalten worden, welches aber irrig ist; es waren römische Bäder, in welche das in dem schwarzen Gewölbe geheizte Wasser geleitet wurde (Knapp l. c. §. 46, 91.). Eins dieser Gewölbe war ein Saal auf 49 Säulen gestützt. Ein anderes aber kleineres, ebenfalls auf Säulen von gebackenen Steinen ruhend, war jedoch schon größtentheils zerfallen. In dem vierten Gewölbe stand ein Altar; der Boden war wie ein Herd gestaltet; vier Rinnen leiteten das Blut der Opferthiere nach außen ab. In einem noch etwas tieferen Gewölbe fand man einen Votivstein mit der deutlichen Inschrift:

FORTV
NAE.SAC
RVM.L.
CVRTIVS.
VRSINVS.

Nebst einem schon gedachten Steine, vier Gottheiten bildlich enthaltend, fand man noch ein Mauerstück von getünchter und zum Theil schön gemalter Arbeit. Endlich auch noch 5 Ziegelplatten mit Inschriften der XXII. Legion, namentlich einer, welche die Zeit der Erbauung des Römerkastells unter dem Kaiser Severus (nach 236.) bewährt. Von diesen Legionsteinen fand späterhin der main-

*) Das zur Herrschaft Breuberg gehörige Dorf Lützelbach ist der Hauptort einer ehemaligen Cent, und liegt eine starke halbe Stunde vom Main, und eine gute Stunde vom Breuberge. In dessen Nähe sieht man die Ruinen zweier Ritterburgen, Steinhausen und Mühlhausen, wovon eine oder beide der Sitz der alten Reize von Lützelbach mögen gewesen seyn. Auch finden sich bei diesem Orte die Spuren eines römischen Kastells, eines Bades, zwei anderer Gebäude, und eines Signalthurms (s. Knapp's römische Denkmäler des Odenwaldes, §. 42, 43, 90 und Tab. L).

zer Alterthumsforscher, P. Fuchs, noch mehre. Derselbe bemerkt dabei (in seiner alten mainzer Gesch. Th. II. S. 217.): Er habe selbst unten am Schlosse Breuberg auf der Nordseite Trümmer von römischen Gußmauern angetroffen, welche das erste Alter der römischen Soldaten-Arbeit in Teutschland verrathen hätten. Wenn aber P. Fuchs (l. c. S. 216.) das Römerkastell auf dem Breuberg für das Munimentum Trajani hält, wovon Ammian. Marcellinus, XVII, 1. spricht, so hat er sich geirret, wie ich anderwärts näher zeigen werde.

In dem 30jährigen Kriege hat dieses Schloß vieles ausstehen müssen. Im J. 1631 wurde es von Tilly besetzt, nach dem Siege der Schweden bei Lützen, welches in der Folge Anlaß zu vielen Zwistigkeiten und manchen, kaum jenem barbarischen Zeitalter verzeihlichen Unbilden gab. Die dortige kostbare Wasserleitung hat der bekannte Turenne im J. 1675 gänzlich verdorben, und dadurch dem sehr tiefen Felsenbrunnen im Schlosse sein Wasser auf immer entzogen.

Mitten im Schlosse steht ein hoher sehr starker Thurm, welcher noch von der Urzeit herstammen soll, was jedoch der gelehrte Alterthumsforscher Knapp mit Recht bezweifelt (l. c. S. 169.). Das Zugehör des Schlosses Breuberg besteht in der gleichbenannten Herrschaft oder dem Amte Breuberg, welches in 4 Centen abgetheilt ist, Namentlich: Neustadt, Höchst, Lützelbach und Kirchbrombach. Das Ganze umfaßt 2 Schlösser, eine Stadt, 2 Marktflecken, 32 Pfarr- und andere Dörfer, und 18 Höfe, Mühlen und einzele Häuser. Wohngebäude zählt man 1599 und Einwohner 10,432. Die kleine Stadt Neustadt mit dem Beinamen in der Rosenau, liegt dicht am Fuße des Breubergs, ist nicht groß, hat eben so wenig als das Schloß Breuberg einen eigenen Pfarrer, sondern pfarrt nach Sandbach; übrigens aber bemerkt man darin viele schöne Häuser. Neustadt und Breuberg zählen 139 Wohnungen und 790 Bewohner. In dem nahgelegenen Pfarrdorfe Sandbach war in dortiger Pfarrkirche das Erbbegräbniß der alten Grafen von Wertheim, welche zugleich Herren von Breuberg gewesen sind. In dem Marktflecken Höchst an der Mümling, 1 Stunde oberhalb Neustadt, war ehemals ein Benediktiner-Nonnenkloster.

In dem Marktflecken Kirchbrombach, 2½ St. von Neustadt war ehemals ein Schloß. (*Dahl.*)

BREUCI (*Βρεῦκοι*), eine der ansehnlichsten pannonischen Völkerschaften, die in den Ebenen und Bergen von Bosnien bis an die Save wohnte *). Sie nahmen Theil an dem allgemeinen Aufstande unter Baton **). (*Ricklefs.*)

BREUGHEL (Peter), 1) der Alte, auch der Lustige genant, geboren zu Breughel einem Dorfe unweit Breda 1510, gest. 1570 zu Brüssel, lernte die Malerei bei Peter Koeck van Aelst. Auf seiner Reise nach Italien zeichnete er die vorzüglichsten Gegenden und Ansichten der Alpen, und wendete seine Zeit überhaupt so gut an, daß er bei seiner Rückkunft im J. 1551 zum Mitgliede der Malergesellschaft aufgenommen wurde. Die Gegenstände, die er behandelte, sind voll froher Laune, die sich in Bauernhochzeiten, Tänzen und andern ausspricht, aber selbst bei ernstern Gegenständen unterließ er nicht, einen komischen Zug anzubringen, und nur Tenier ist ihm hierin gleich gekommen. Um die Wahrheit der Natur besser zu beobachten, besuchte er diese ländlichen Feste selbst, und daher komt es, daß seine Bildungen so vielen Reiz für den Beschauer haben. Die Anordnung in seinen Gemälden ist verständig, die Zeichnung richtig; Köpfe und Hände sind geistreich behandelt, an der Bekleidung ist nichts auszusetzen. Viele seiner radirten Blätter, die eine angenehme Unterhaltung gewähren, sind mit P. B. bezeichnet.

*) *Ptol.* II, 16; *Plin.* III, 28. **) *Suet.* Tib. 9; *Flor.* IV, 12.

2) Breughel, Johann, auch Sammet Breughel genant, wurde 1589 zu Brüssel geboren. Er verlor seinen Vater Peter Breughel früh, und wurde von seiner Großmutter erzogen. Nachdem er den Unterricht mehrer Meister genossen, begab er sich nach Köln, und dann nach Italien. Früher meist mit Blumen- und Früchtemalen beschäftigt, wurde er in der Folge ein trefflicher Landschaftsmaler, und erlangte eine solche Geschicklichkeit in kleinen Figuren, womit er seine Landschaften ausschmückte, daß sich Mamper, Steenwick u. A. in dieser Hinsicht seiner für ihre Gemälde bedienten. Selbst Rubens, van Baelen, Rottenhammer bedienten sich seiner, und ließen von ihm die Hintergründe in ihre Gemälde malen. Eines seiner vortrefflichsten Gemälde, das Paradies, verfertigte er mit Rubens gemeinschaftlich; Rubens malte hier Adam und Eva, Breughel aber verfertigte mit dem größten Fleiße die Landschaft und Thiere. Dieses Gemälde wurde in der Folge für 7350 holländische Gulden verkauft. Auch die vier Elemente (in Mailand, eine Zeit lang im Museum Napoleon), sind Meisterstücke, nicht weniger sein Vertumnus und Bellona. Auch hier malte Rubens die Figuren, und man sieht in dieser Arbeit, wie beide Meister wetteiferten. — Von B's fruchtbarem Pinsel findet man in allen großen Galerien Werke, in denen man eine leichte und geistreiche Behandlung, richtige und wahre Zeichnung sowol der Figuren als Landschaften findet; alles ist mit der größten Sorgfalt ausgeführt, ohne dem darin herrschenden großen Geschmack zu schaden. Schade, daß er sich des Blau in seinen Entfernungen zu sehr bediente. Sein Todesjahr wird um 1640 angegeben (nach Felibien 1642.). Den Namen Sammet Breughel erhielt er daher, weil er sich im Winter immer in Sammet kleidete. Er hat auch mehre Blätter, und Sadeler, Hollar, Galle u. A. haben nach ihm, radirt. (*Descamps* T. 1. p. 376. d'Argensville übers. Th. 3. S. 385.). (*Weise.*)

3) Peter, des Vorigen Bruder, ist am bekanntesten unter seinem Beinamen Höllen-Breughel, den er wegen seiner Darstellungen von Teufel- und Hexen-Scenen erhielt. Für eins seiner besten Gemälde hält man den, in der Galerie von Florenz befindlichen, Orpheus, der vor Pluto und Proserpina die Lyra spielt. Man hat von ihm auch Feuersbrünste und Belagerungen.

4) Abraham, genant der Neapolitaner, auch

der Rheingraf, geb. zu Antwerpen 1672, ging nach Rom, wo er sich verheirathete, und dann nach Neapel, wo er blieb. Er zeichnete sich aus durch Frucht- und Blumenstücke, und hat deren auch mehre in die historischen Gemälde von Luca Giordano gemalt. — 5) Sein Bruder Johann Baptist, mit dem Beinamen Meleager — so wie 6) sein Sohn Kaspar arbeiteten in der gleichen Gattung, und werden mit Achtung genant, wenn sie gleich Abraham nicht erreichten. *(H.)*

BREUNI, ein Volk, das unter den östlichern Vindeliciern in den hohen Bergen von Tyrol saß *). Späterhin führen sie den Namen Breones oder Briones, und erscheinen als Räuberhorden, die jedoch Theodorich, K. d. Ostgothen im Zügel zu halten wußte **). *(Ricklefs.)*

BREUNING (Christian Heinrich), Professor der Rechte in Leipzig, geboren daselbst den 24. Dec. 1719, wo sein Vater, Johann Friedrich, Kollege an der Thomasschule war. Er studirte auf der Hochschule seiner Vaterstadt, erhielt 1754 ein außerordentliches, 1762 das ordentliche Lehramt des Natur- und Völkerrechts, und starb den 16. Dec. 1780 in Dürftigkeit, weil er, wiewol in frühern Jahren ein beliebter Lehrer und als ein geschickter Jurist bekant, sich durch sein Betragen misfällig gemacht und das Zutrauen verloren hatte. Er hat eine große Anzahl Disputationen und einige andere Schriften herausgegeben, die von seinen guten Kentnissen zeugen, als: De patria potestate ejusque effectibus ex principiis juris naturae. Tract. I. et II. Lips. 1751—55. 4. De praescriptione jure gentium incognita. Ib. 1752. 4. Primae lineae juris ecclesiast. universal. Frf. 1759. 8. Primae lineae juris naturae. Lips. 1767. 4. De matrimonio cum secunda conjuge contracto priore non repudiata. Ib. 1776. 4. Er hat auch Gärtner's Institutt. juris criminal. 1765. 8. Ranchins 10 Traktate de successionibus ab intestato, 1771. 8., ferner: 18 Specimina und Quaestiones juris controversae, mit einer besondern Prolusion und über 150 spec. und Quaest. jur. contr., in welchen meistens praktische Materien abgehandelt werden, drukken lassen †). *(Baur.)*

Breuning von und zu Buochenbach (Hans Jacob), aus dem kleinen Dorfe Buchenbach an der Jaxt, im wirtembergischen Oberamte Künzelsau abstammend, und daselbst 1552 geboren. Von Reiselust getrieben, durchwanderte er in jungen Jahren Frankreich, wo er sich 3 Jahre verweilte, England und Italien, und schiffte sich im April 1579 zu Venedig nach Konstantinopel ein. Von hier aus bereiste er, mit dem Franzosen Jean Carlier de Pinon, Griechenland, Ägypten, Arabien und Syrien, und kam nach einer Abwesenheit von fast 7 Jahren in sein Vaterland zurück. Er wurde 1595 Oberhofmeister bei Johann Friedrich, Herzog von Wirtemberg, den er auf die Hochschule nach Tübingen begleitete. Von diesem Fürsten ermuntert, der das Tagebuch seiner Reisen in der Handschrift gelesen hatte, ließ er dasselbe drucken, starb aber 1610 noch ehe der Druck vollendet war. Dieses jetzt sehr seltene Werk führt den Titel: Orientalische Reyß des Edlen unnd vesten Hanns Jakob Breuning von und zu Buochenbach, so er selbander in der Türkei, sowol in Europa als Asia und Afrika, benantlich in Griechenland, Ägypten, Arabien, Palästina, das heyliche gelobte Land und Syrien, nicht ohne sondere große Gefahr vor dieser Zeit verrichtet. Alles in finff underschiedliche Meerfarthen disponirt ꝛc. Straßb. 1612. Fol. m. vielen Kpf., von denen einige seltene Thiere vorstellen. Breuning hat zwar manches von früheren Reisenden entlehnt, sein Werk enthält aber doch auch viel eigenthümlich Neues über Sitten und Religionen und schätzbare Beiträge zur genauern Ortskentniß †). *(Baur.)*

BREUSCH, Brusch, ein Fluß im franz. Dep. Niederrhein; er entspringt auf dem Wasgau und mündet sich bei Straßburg in die Ill; ein Theil davon ist von Molsheim bis Straßb. in einen Kanal verwandelt. *(Hassel.)*

BREVAL (John Durant), ein Engländer, Sohn eines Kanonikus von Westminster, studirte im Anfange des 18. Jahrhunderts zu Cambridge, ging aber von da als Fahnenjunker zur englischen Armee, die damals in Flandern stand. Der Herzog von Marlborough, der ihn als einen talentvollen Kopf kennen lernte, gab ihm eine Hauptmannsstelle, und bediente sich seiner bei verschiedenen Negociationen mit den teutschen Fürsten. Die Resultate seiner auf Reisen gemachten Beobachtungen machte er unter dem Titel bekant: Remarks on several parts of Europe, relating chiefly to the history, antiquities and geography of those countries, through which the autor has travelled, as France, the Low-countries, Lorrain, Alsace, Germany, Savoy, Tyrol, Switzerland, Italy and Spain. Lond. 1726. od. 1738. Vol. II. fol. mit 42 Kupfern und einer Karte; ein Werk, das sich durch das gesunde Urtheil des Verfassers und durch einen Reichthum mannigfaltiger Notizen auszeichnet, besonders in Hinsicht auf Geschichte, Inschriften, Archäologie und Alterthümer überhaupt. Auch als theatralischer und scherzhafter Dichter (The art of dress. 1717. 8. u. a.) machte er sich bekant. Da er sich aber einen Angriff auf Pope'n erlaubte, so gab ihm dieser eine Stelle in der Dunciade C. II. v. 126 und 238. Breval starb 1739 *). *(Baur.)*

BREVEN, Brevia, auch Breves, war eine in früheren Jahrhunderten, doch weniger in Teutschland, als in auswärtigen Staten übliche Benennung von mancherlei Ausfertigungen, gerichtlichen sowol, als außergerichtlichen. Sie führten ihrem Inhalt und Zweck nach besondere Bezeichnungen, als annuitatis, codicilli und dergleichen, mögen aber obigen Umstands wegen hier füglich übergan-

---

*) *Strab.* IV, 6, 8; *Ptol.* II, 13. **) *Cassiod.* I, 11; *Paul. Diac.* II, 13.

†) Weidlich's zuv. Nachr. v. Rechtsgel. 1. Th. 89. Weiz gel. Sachsen 29. (Eck's) Leipz. gel. Tageb. 1780. S. 90. Lemgoer Bibl. 19. Bd. 693. Allgem. jur. Bibl. 1. Bd. 218. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

†) Baumgarten's Nachr. von einer hall. Biblioth. 6. Th. 56 ff. *Meusel* bibl. hist. Vol. I. P. II. 83. Beckmann's Lit. d. ält. Reisebeschr. 2. Bd. 269 ff. Biogr. univ. T. V. (von Eyriès).

*) Acta erudit. a. 1727. p. 97—102. Leipz. gel. Zeit. 1734 S. 130. *Meusel* bibl. hist. Vol. VI. P. II. 174. Biogr. univ. T. V. (von Suard).

gen werden. Du Fresne und die Benediktiner im Nouv. Traité de Dipl. führen deren in großer Menge an, worauf verwiesen werden kann. Hier werden nur die päpstlichen Breven zu berücksichtigen seyn. Ihren Namen haben sie zwar, wie Breven überhaupt, wol ohne Zweifel, von dem lat. brevis, kurz *), und ursprünglich mag auch Kürze, geringe Ausdehnung, dem Begriff zum Grund gelegen haben. Bei päpstlichen Urkunden macht aber die Kürze kein wesentliches Unterscheidungszeichen eines Breve von andern feierlicheren, von Bullen; denn es finden sich Breven, welche wol noch ausgedehnter und weitläufiger sind, als viele Bullen. Dagegen beziehet sich das breve auf die Art des Beschlusses, indem dieser nach dem Inhalte der Breven keiner Weitläufigkeiten, besonders keiner vorgängigen Berathung mit den Kardinälen bedurfte. Vor der Mitte des 15. Jahrh. gibt die Art der Ausfertigung auch noch kein sicheres Merkmal zur Unterscheidung eines Breve von einer Bulle an die Hand. Seitdem hat aber, mit wenigen Ausnahmen, mehr Gleichförmigkeit darin Statt gefunden. — Die Überschrift ist der Name des Papstes mit dem Titel Papa, nicht Episcopus und servus servorum Dei; mit Angabe der Zahl, der wievielste er des Namens ist, z. B. Alexander PP. VII. in Kapitalschrift, fast am oberen Rande des in Patentform beschriebenen Pergaments mitten über der ersten Zeile des Breve selbst. Dann folgt die Begrüßung, z. B. Dilecte fili salutem et Apostolicam benedictionem, und am Schluß: Tibi Apostolicam benedictionem peramanter impertimur. Sodann das Datum mit dem Orte der Ausfertigung, die Anzeige der Besiegelung, Jahr und Tag nach Chr. Geburt, endlich das Regirungsjahr des Papstes. Unterschriften haben die Breven nicht, nur eine Contresignatur. Als wesentliche Kennzeichen sind anzunehmen, daß die Schrift in den Breven immer die italiänische ist, und die Ausfertigung unter dem Fischerring geschiehet. Dieses Siegel enthält den h. Petrus in einem Fischerkahn mit ausgeworfenem Netz. Die Umschrift ist wie die Überschrift, Name und Titel des Papstes, denn nach dem Tode eines Papstes wird der Fischerring zerschlagen und für den Nachfolger ein neuer gefertigt. Das Siegel wird nicht unter das Breve, sondern auf der Außenseite in rothem Wachs aufgedruckt, ist, wahrscheinlich mehrer Befestigung wegen, mit einer gedrehten Schnur, oder einem doppelten starken weißen Bindfaden umgeben und mit einer blechernen Kapsel bedeckt. Dieser Fischerring wird nie bei Bullen, umgekehrt auch die bleierne Bulle nie bei Breven gebraucht. Das Breve ist gewöhnlich in kleiner Briefform zusammengelegt, ungefähr vier Zoll lang und zwei breit. Durchgesteckte schmale Pergamentstreifen, unter dem Siegel befestigt, geben den Schluß, wie bei Briefen überhaupt früher üblich war. Doch erhält sie der, an den sie gerichtet sind, auch wol ungeschlossen und ohne Siegel. — In Ansehung des Inhalts läßt sich keine feste Regel weiter angeben, als daß ein Breve nicht in dem Konsistorium der Kardinäle berathen und beschlossen wird, sondern unmittelbar vom Papste ausgeht. Es betrift daher gewöhnlich nur minder wichtige Sachen. Oft sind Breven nur Höflichkeitsbriefe, Kanzleischreiben, doch unterscheiden sie sich wieder von den motus proprii der Päpste, welche nie besiegelt, aber von dem Papst selbst unterschrieben werden, so wie von eigentlichen, oder Privatbriefen der Päpste, zu welchen das Familiensiegel gebraucht wird. Auch enthalten die Breven vielfältig Resolutionen und Bestimmungen in Angelegenheiten Einzeler, oder der ganzen katholischen Kirche und werden dann auch wol mehrmals, oft doch nur als Kopien ausgefertigt. — Weil Breven nicht häufig in Urkundensamlungen vorkommen, so mögen einige aus dem Dillenburger Archive hier einen Platz finden, und der gegebenen Erklärung zur Bestätigung und Erläuterung dienen:

„ALEXANDER PP. VII.

Dilecte fili Nobilis vir salutem et Apostolicam benedictionem. Quantum ex nobilitatis tuae gratulacione Laetitiae ac uoluptatis coeperimus" (sic) „his argumentis tibi significare cupimus, quae eximiae tuae pietati, et in hanc sanctam sedem obseruantiae respondeant, ea sane in Principe viro collocata magnae semper sunt utilitati futura, cum splendore, et dignitate, quam ex illo accipiunt, non unam domum complectantur, sed in plurimorum oculis animisque uersentur. Quae res, et ad Pontificiam claritatem promerendam, cui nihil gratius his uirtutibus accidere potest, cum ad similia studia in aliis excitanda plurimum confert. Quare te a nobis amari diligique speramus nunquam nobis iniucundum futurum, qui ea sis huic sancte sedi relaturus, quae ab amore in te nostro, tuaque ipsa constanti pietate non immerito efflagitantur. Nobilitati tuae Apostolicam benedictionem peramanter impertimur. Datum Romae apud sanctam Mariam Maiorem sub Annulo Piscatoris die III. Julii MDCLV Pontificatus Nostri Anno Primo.

Natalis Rondininus."

Die Aufschrift ist: „Dilecto filio Nobili Viro Mauritio Henrico Principi Nassovio." Moritz Heinrich war Sohn und Nachfolger des während des 30jährigen Kriegs zur römischen Kirche übergetretenen Grafen, nachher Fürsten, Johann Ludwig zu Nassau Hadamar, welcher letzte als kaiserl. Gesandter bei den westphäl. Friedensunterhandlungen hauptsächlich bekant ist. Ein am nämlichen Tage an des ersten Bruder Herrmann Otto, Propst zu Bamberg, erlassenes Breve, hat die nämliche Veranlassung, ist aber verständlicher abgefaßt. In der Anrede und Aufschrift ist: vir nobilis, weggelassen. Ein späteres Breve an den nämlichen Fürsten Moritz Heinrich, hat doch eine Angelegenheit zum Gegenstand:

A. PP. VII. wie oben.

„Dilecte fili Nobilis Vir salutem et Apost. Benedictionem. Nobilitatem Tuam, quam ob eximiam pietatem, et in Sanctam hanc sedem deuotionem in Christi visceribus assidue gerimus, et de ea, ut de filio peculiariter Nobis dilecto, cogitamus, in tanto, ac tam graui negocio, quale est illud, de quo agitur ob mortem charissimi in Christo Filii Nostri Ferdinandi Imperatoris electi, preterire non possumus, et Te etiam non uehementer exhortari ad catholice religionis causam, et sancte ecclesie

*) Nach Einiger Vermuthen das Stammwort von Brief. (H.)

dignitatem pro uirili tuendam hoc tempore adeo necessario, et ab Ecclesia catholica dissidentium conatibus, atque insidiis opportuno. Nam Te non latet quo in statu relicte sacri Imperii et Germanie res hac morte Christiane reipublice nunc presertim afflicte et in maximis tribulationibus uersanti, aliena, acerbaque. Ac propterea animo nunc presertim uigilandum, et totis viribus incumbendum, ne quid isthic incommodi, aut detrimenti capiat sancta religio et ea fides, quam magna adeo germanie pars reliquit, sequuta falsos Prophetas, et Duces cecos, et operarios subdolos, quorum finis fuit secundum opera eorum. Nam vere quod cum lacrimis et cordis Nostri immenso cruciatu dicimus, non aliunde tot bellorum calamitates, tanta licentia, tanta confusio, ac rerum omnium perturbatio, quam à falsis his Doctoribus, qui habent uelamen malitie libertatem, uelut a fonte fluxerunt. Quare age, dilecté fili, quod in patriam charitas suadet, quod in sanctam hanc sedem piam et amantissimam matrem tuam deuotio, quod in Deum pietas, et ipsa de Te opinio, atque expectatio reposcit, eniteré, atque omni contentione, omni studio diligenter elabora, ut uerus Dei cultus et illius gloria, et sancte eius ecclesie authoritas in hoc interregno precipue conseruentur, ac pre ceteris salua custodiantur, cum hoc Te dignum est, tum in illud etiam incumbere Te magnopere optamus, ut si quid officiis, si quid authoritate, si quid consiliis uales, id omne in eam rem conferas, ut talis Imperator eligatur, qualem christiana respublica et sacrum ipsum Imperium implorare uidentur. Quod ueró preclara, et insignia sint que de tua uirtute, ac pietate Nobis pollicemur, nolumus Te fusius adhortari. Cum enim Te intimé diligamus, cupimus quotidie magis augeri merita tua, nouasque ad eas quas ingentes habemus, amoris, et charitatis Nostrae causas adiungi, nihil porro gratius, nihil iucundius prestari Nobis à Te potest, quam si in hoc negotio adeò graui, et necessario fortitudinem et constantiam tuam ostendas. Nobilitati interim tue ex intimo cordis affectu felicia cuncta a Domino precamur, et Apostolicam benedictionem peramanter impertimur. Datum Castri Gandulfi sub Annulo Piscatoris die XXVIII. Aprilis MDCLVII. Pontificatus Nostri Anno Terno.
Natalis Rondininus."

Die Aufschrift dieses Breve ist: „Dilecto Filio Nobili Viro Principi Nassauio. Hadamariensi," ohne Beifügung des Namens. — Daß obige zwei Breven nicht eigentliche Urkunden zu nennen sind, ist einleuchtend. Und eben dieses möchte wol bei den meisten Breven der Fall seyn. (*v. Arnoldi.*)

BREVES (François SAVARY de), einer der gewandtesten Negociatoren unter den Regirungen Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. und überdies ein um die Wissenschaften verdienter Mann, aus der alten Familie Savary in Touraine, die durch die Ehe seines Vaters zur Herrschaft Breves gelangte, wurde 1560 geboren. Zwei und zwanzig Jahre alt, begleitete er einen weitläufigen Verwandten Jacq. de Savary Lancorme, der im J. 1582 als Botschafter nach Konstantinopel ging. Der Botschafter starb im J. 1590. Breves meldete dem Hofe den Tod desselben und verlangte Beglaubigungsbriefe als Nachfolger. Er wurde angewiesen als Resident zu bleiben, bis ein neuer Botschafter anlangen würde. Er antwortete: kein Glied seiner Familie habe je eine Stelle dieser Art angenommen; er werde nach Frankreich zurückkommen mit den geheimen Verträgen, die er mit der Pforte abgeschlossen und man würde eine mehrjährige Arbeit verlieren. Jetzt erhielt er den Titel Botschafter und der türkischen Sprache vollkommen mächtig, genoß er als solcher das Vertrauen Amurath's III., der auf seinen Antrieb an die Marseiller eine Auffoderung erließ, sich Heinrich IV. zu unterwerfen, wenn sie nicht Krieg mit ihm haben wollten. Später schloß er mit Achmet den berühmten Vertrag von 1604 ab, der alle bisher Frankreich zugesicherten Vortheile bedeutend vermehrte. — Bei seiner Abreise aus Konstantinopel im Mai 1605 blieben ihm zwei schwierige Geschäfte übrig, nämlich zu Tunis und Algier die vom Großherrn ausgewirkten Befehle zur Freilassung der Christen, insonderheit der Franzosen und die Zurückgabe der genommenen Schiffe und Effecten vollziehen zu lassen, da diese Raubstaten schon damals die Befehle des Sultans wenig achteten, wenn sie nicht mit ihrem Vortheile übereinstimmten. Indessen gelang es ihm zu Tunis, wo er einen Pascha fand, der ihm seine Ernennung verdankte, und der mit Gefahr seines Lebens die Foderungen des franz. Botschafters durchsetzte, nicht aber zu Algier, wo er einen beleidigten Gegner antraf. — Ehe übrigens Br. aus dem Orient zurückkehrte, besuchte er noch Palästina, Ägypten, die Inseln des Archipels und einen Theil der Küste Asiens und Afrikas. Endlich landete er, nach einem 22jährigen Aufenthalte im Orient, am 19. Nov. 1606. zu Marseille mit bedeutenden literarischen Schätzen, mit mehr als 100 türkischen und persischen Handschriften, die sich jetzt in der königl. Bibliothek befinden. Auch ließ er mehre oriental. Schriften drucken [1]. Im J. 1607 wurde er zum Statsrath und Kammerherrn und im folgenden Jahre zum Gesandten in Rom ernannt, wo er bei einem 6jährigen Aufenthalte vorzüglich das Gleichgewicht zwischen Frankreich und Spanien aufrecht zu erhalten suchte und außer andern die Verhandlungen über die Clevische und Mantuanische Succession besorgte [2]. — Nach Heinrichs IV. Tode wurde Br. von der Königin Mutter als Gouverneur des Bruders des Kö-

1) Zu diesem Behufe ließ er zu Rom oriental. Lettern gießen, mit welchen dort und zu Paris, außer einigen orientalischen Handschriften auch (1615) der obgedachte Vertrag von 1604 gedruckt wurde. Die meisten dieser von Et. Pautin und H. Sionita geleiteten Drucke führen die Aufschrift: ex typographia Savariana. Diese orientalischen Lettern, die nachher auf königl. Rechnung an den Buchdrucker Vitray kamen und nach dem Drucke von le Jay's Polyglotte und einiger andern Werke bis 1679 nicht mehr gebraucht wurden, schienen eine Zeit lang verloren, so daß man Vitray in Verdacht hatte, er habe sie vernichtet, damit die gedachte Polyglotte als ein unvergleichliches Denkmal bestehen möchte, bis Deguignes späterhin in einer Niederlage der kön. Druckerei sie wieder fand. 2) Alle diese Gesandtschaft betreffenden Papiere sind unter den Handschriften der königl. Bibliothek in 3 Foliobänden aufbewahrt; Gaillard hat Auszüge aus denselben geliefert.

nigs J. Bapt. Gaston berufen, von dem Connetable de Luynes aber (1618) als dieser zur Macht gelangte, wiederum entfernt [3]). Nun dauerte zwar de Luynes Herrschaft nicht lange; Br. kam aber nicht wieder an den vorigen Posten, sondern wurde Oberstallmeister der Königin, Graf von Breves und Ritter des heil. Geistesordens. (1625) Noch hatte er 1626 Antheil an der Notablen Versamlung und an dem Conseil des depêches 1627. Im folgenden Jahre starb er. — Außer einem Bericht über seine Reisen (Paris 1628. 4.), die sein Sekretär Jacq. de Castel wahrscheinlich nach seinen Memoiren schrieb, hat man von ihm ein paar im entgegengesetzten Sinne geschriebene, der Reise beigedruckte Werkchen; einen **discours abrégé des asseurez Moyens d'anéantir et ruiner les princes ottomans**, worin er von den christlichen Kosaken, die er mit den Russen für gleich hält, Beunruhigungen der Türken voraussetzt, und einen **discours sur l'alliance qu'a le roi avec le grand seigneur**, worin er zeigt, wie nützlich dieß Bündniß für die ganze Christenheit ist. — Er hinterließ mehre männliche Erben, die bedeutende Posten bekleideten, und seine Familie dauert noch gegenwärtig fort [4]). (*H.*)

BREVET — mit **Breve** verwandt — werden in Frankreich insonderheit offene königl. Gnadenbriefe genant, die zum Theil ziemlich unbedeutende Gunstbezeugungen bewilligten. So nannte man **Habits à brevet**, ein eigenes Hofkleid Ludwigs XIV., das die bis dahin übliche spanische Tracht verdrängen half. Die Erlaubniß es zu tragen, gehörte eine Zeit lang zu den größten Gunstbezeugungen. Sie wurde nur durch ein vom König eigenhändig unterschriebenes Brevet erlangt, woraus der Name erklärbar wird. Ein solches Brevet für den Prinzen von Condé vom 4. Februar 1665, welches das blaue mit goldenen Tressen besetzte Kleid als ein „**Justàcorps**“ bezeichnet, findet sich in Grouvelle's Ausgabe der **Oeuvres de Louis XIV. Paris 1806. Tome VI. Pièces historiques p. 375.** abgedruckt. Übrigens hatte diese Gunstbezeugung einen politischen Grund; denn so zahlreich die Ordensverleihung vom J. 1661 gewesen war, so hatte sie dennoch eine Menge Unzufriedener erregt. Um diese auf eine andere Art zu entschädigen, wurden die **Habits à brevet** eingeführt, die indessen gegen 1679 nicht mehr recht gebräuchlich seyn mochten; denn als der Marquis von Vardes und der Herzog von Lauzun, nach langer Ungnade, im J. 1682 darin wieder bei Hofe erschienen, machte sich selbst der König über sie lustig, worauf der erste ihm die bekannte Antwort gab: „**Sire, quand on est assez à plaindre pour être éloigné de Vous, non — seulement on est malheureux, mais on est ridicule.**“ (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

BREVIARIUM ALARICIANUM, nent man seit dem 16. Jahrh., ein für das Bedürfniß der im Westgothischen Reiche lebenden Römer, zusammengetragenes Rechtsbuch, welches nie einen eigenthümlichen Namen gehabt hat, sondern in der frühern Zeit als **Lex Romana**, **Lex Theodosii** (von dem ersten und wichtigsten Stücke seines Inhalts), aufgeführt wird. — Die Abfassung desselben wurde dadurch veranlaßt, daß man den in dem Westgothischen Reiche lebenden Römern, eine Samlung der Rechtsquellen, nach welchen sie sich richteten, veranstalten wollte; mithin der Konstitutionen, und Schriften der Juristen, jene **Leges**, diese **Jus** genant, welche nun schon seit geraumer Zeit ein ausschließendes Ansehen genossen. Beiderlei Quellen aber sollten nicht, wie es im Burgundischen Reiche und in den Pandekten geschehen ist, zerstückt, und dann nach Materien geordnet werden, sondern vielmehr jedes Stück der gebrauchten Quellen, als ein ungetrenntes Ganze für sich bestehen. Zur Abfassung des Rechtsbuchs nach diesem Plane, wurde vom König Alarich II. (reg. 484 bis 507) ein Kollegium von römischen Rechtsgelehrten niedergesetzt, welches in der Stadt Aire in Gascogne, im 22. Regirungsjahre des Königs (im J. 506) jenen Auftrag vollzog. Darauf wurde dieses Werk einer Versamlung von Römern vorgelegt, die aus Bischöfen und edlen Layen bestand, und es wurde von dieser Versamlung bestätigt. Jedem Grafen aber wurde vom Könige eine Abschrift zugeschickt, die von dem Referendarius desselben, Anianus, eigenhändig unterschrieben wurde; denn nur solche beglaubigte Exemplare sollten öffentliches Ansehen haben. Zugleich wurde an jeden Grafen ein Rescript beigefügt, worin die Entstehung des Werks erzählt und die ausschließende Befolgung jenes Gesetzbuchs anbefohlen wurde. Die Verbreitung des Werks an die Grafen wurde dem **Comes Palatinus** Gojarich übertragen. Alles dieses ergibt sich aus einem solchen uns noch aufbewahrten Rescripte (**Commonitorium**), welches an einen Grafen Timotheus gerichtet war, und sich in einer einzigen Handschrift, die früher dem bekannten Ranconnet zugehörte, erhalten hat; zugleich aber auch, wie unrichtig es ist, nicht nur, wenn dieses Werk dem Anianus, oder Gojarich selbst, sondern überhaupt auch, wenn es den Gothen zugeschrieben wird, da es doch lediglich auf den Antrieb der Römer, und durch dieselben entstand.

Im Breviarium sind diesem Plane gemäß, folgende Rechtsquellen in nachstehender Ordnung enthalten: 1) die sechszehn Bücher des Koder Theodosianus, 2) die Novellen der Kaiser Theodosius, Valentinian, Marcian, Majorian und Severus, 3) des Gajus Institutionen in zwei Büchern, 4) die **Receptae sententiae** des Paulus in fünf Büchern, 5) der Koder Gregorianus in 13 Titeln, 6) der Koder Hermogenianus in 2 Titeln, 7) Papinian **liber I. Responsorum**; eigentlich nur eine einzige Stelle aus denselben. Diese Anzahl der Rechtsquellen und diese Anordnung finden sich nicht etwa zufällig, und nur in einzelen Handschriften, wie einige Schriftsteller behaupten, sondern sie gehören dem Werke selbst in seiner ursprünglichen Gestalt an, so daß wir dasselbe noch jetzt, und mit Ausnahme einiger in manchen Handschriften, sey es aus Nachlässigkeit der Schreiber, sey es, weil man solche in der Folgezeit für praktisch unwichtig hielt, weggelassenen Stellen, vollständig besitzen. — Was dagegen die Behandlung dieser Rechtsquellen anbetrifft, so sind sie nur im Auszuge gegeben, und mit einer Interpretation versehen, welche bald wirkliche Erklärung oder Para-

3) Diese Begebenheit, die Breves selbst beschrieb, gehört nicht, wie Henault angibt, ins J. 1617, sondern fällt auf den 23. April 1618. — 4) Vgl. Walkenaer in der **Biogr. univ. T. V.**

phrase, bald Erweiterung und Abänderung des Texts nach örtlichen oder neuern Gewohnheiten und Gesetzen, bald Verweisungen auf andere Stücke desselben Rechtsbuchs enthält. Nur eine einzige Ausnahme von dieser Regel machen die Institutionen des Gajus; sie sind, wie man aus dem neuaufgefundenen echten Werke desselben ersieht, völlig umgeschrieben; alle Änderungen, die man nöthig fand, sind in den Text selbst aufgenommen, und deshalb bedurfte der Text keine Interpretation, wie die übrigen Stücke, und hat auch deshalb keine bekommen. Für uns ist dieses Rechtsbuch von unbeschreiblichem Werthe, indem wir mehre der wichtigsten Quellen des Vorjustinianischen Rechts nur durch sie erhalten haben, vorzüglich Paulus und die fünf ersten Bücher des Theodosischen Kodex. Aber auch die Interpretation ist in historischer Hinsicht sehr wichtig, da sie für die Verfassung jener Zeit bedeutende Aufschlüsse gibt, und die in ihr vorkommenden Abweichungen vom Texte, nicht, wie einige dafür gehalten haben, Beweise der Unwissenheit ihrer Verfasser sind, sondern vielmehr verändertes Recht enthalten. Denn von dem Texte selbst war die Abänderung des Rechts ausgeschlossen, er sollte abgekürzt aber nicht abgeändert werden; nur in Hinsicht des Gajus findet sich, wie oben bemerkt ist, eine Ausnahme, und nur in ihm kann man daher, mit Wahrheit, von Anianismen (ein übrigens falscher Ausdruck, da Anian keinesweges Redacteur war) oder Abänderungen des Texts nach den damaligen Bedürfnissen reden.

Mehr oder weniger vollständige Handschriften [1]) des Breviariums besitzen wir in Menge; aber nur eine einzige vollständige und echte Ausgabe desselben, welche Joh. Sichard zu Basel bei Heinrich Petri 1528 in Folio besorgte, und welche den Titel: **Codicis Theodosiani Libri XVI.** u. s. w. führt. Vermischt mit andern Quellen, und ohne die Interpretation, findet sich das Breviarium in spätern Ausgaben und Samlungen, und hier sind denn bald alle Stücke desselben aufgenommen, bald nur einzele. So z. B. alle Stücke in den beiden Cujacischen Ausgaben des **Codex Theodosianus. Lugd.** 1566. **Paris.** 1586. **f.** und deren Nachdrucken, jedoch so, daß die abgekürzten Bücher des Theodosischen Kodex, durch die noch übrig gebliebenen echten ersetzt sind; der Theodosische Kodex und die Novellen allein in den Ausgaben des Jac. Gothofredus, von Marville und Ritter besorgt; die übrigen Stücke allein in *Schulting* **Jurisprudentia Antejustinianea.**

Vorzüglich wichtig sind auch die spätern Bearbeitungen dieses Rechtsbuchs. Unter den vielen vorhandenen Handschriften möchten vielleicht nicht zwei gefunden werden, die einander in dem, was sie enthalten, völlig gleich wären. Aber diese Ungleichheit ist von sehr verschiedener Art. Meistens ist nur eine große Zahl von einzelen Stellen, wie sie jeder Abschreiber für entbehrlich halten mochte, weggelassen worden, nicht selten Text und Interpretation zugleich, häufig aber blos der Text, da man das praktische Bedürfniß durch die Interpretation ganz befriedigt glaubte. Auch komt in einigen Handschriften bei einzelen Stellen hie und da eine ganz neue Arbeit zum Vorschein, nämlich bald eine neue Interpretation anstatt der ursprünglichen, oder auch neben derselben, bald sogar eine Glosse zur Erklärung der Interpretation. Aber die größte Aufmerksamkeit verdienen einige ganz durchgeführte Bearbeitungen, welche gewissermaßen als ganz neue Werke betrachtet werden können, obgleich auch bei ihnen das Eigenthümliche noch verschieden ist, indem sie bald nur auf eine durchgeführte Abkürzung des vorhandenen Stoffs, und Auswahl aus demselben, bald auf wirklich neue Abfassung ausgehen. Von solchen Bearbeitungen sind bis jetzt folgende bekant:

1) die **Summae sive argumenta legum diversorum Imperatorum**, welche Petrus Ägidius zu Antwerpen 1517 in Folio herausgab. Größtentheils ist es eine abgekürzte Interpretation; im Paulus ist Text mit Interpretation vermischt in einen Auszug gebracht, hin und wieder auch der Sinn abgeändert.

2) Die **Summae** in einer noch nicht abgedruckten Wolfenbüttelschen Handschrift, deren Conradi [2]) Erwähnung thut. Ganz von einer Hand und hinter einander, als geschlossenes Ganzes geschrieben, erscheint in derselben die **Lex Salica** [3]) mit der Malbergschen Glosse, und das Breviarium, oder vielmehr eine noch kürzere Summe der in demselben enthaltenen Rechtsquellen, theils aus dem Texte, theils aus der Interpretation genommen, und, was merkwürdig ist, mit Remissionen auf das echte Breviarium begleitet; wahrscheinlich vor 752, in den Gegenden südlich von der Loire verfaßt. Eigen dabei ist es, daß die Novellen in fünf Bücher getheilt, und nicht nach ihren Urhebern rubricirt sind, daß Gajus nicht in Bücher getheilt ist, und daß der Kodex Hermogenianus und die Stelle aus Papinian, als integrirende Theile des Kodex Gregorianus betrachtet worden sind [4]).

3) Ein Auszug mit einer eigenen Vorrede von einem Mönch, der ihn auf Befehl seines Abts verfertigt hat [5]). Ungedruckt.

4) Der **Codex Utinensis**, d. h. die Lombardische Umarbeitung des Breviariums, um das Jahr 900; herausgegeben von Canciani in **Legib. Barbarorum.** Bd. IV. (1789), unter dem Titel: **Lex Romana.** Voran steht Julians Novellenauszug; darauf folgt dieses Werk. Es ist ein Auszug und gänzliche Umarbeitung des Breviarium, meist aus der Interpretation, oft aber auch aus dem Texte genommen; es bricht ab mit Buch II. Tit. 17. (nach Schulting 19) des Paulus, so daß die letzte Hälfte des Paulus, der Gregorianische und Hermogenianische Kodex, und die Stelle aus Papinian fehlen [6]).

5) Der ungedruckte Auszug des Guilielmus Malmesburiensis († 1142). Dieser machte in England einen Auszug aus der Geschichte des Haimo Floriacensis, setzte sie bis auf seine Zeit fort, und fügte als Anhang

1) Ueber viele derselben, und deren successive Ergänzungen, s. Haubold's Programm: **Praetermissorum in primis ad Breviarium Alaricianum pertinentium, promulsis I.** (Lpz. 1822. 4.).

2) **Pareng. p. XXVIII. praef. u. p. 100.** 3) Von Eccard aus dieser Handschrift herausgegeben. S. **Leges Francorum Salicae et Ripuariorum. Francof. et Lips. 1720. f.** S. auch Dieloff von Handschriften und Ausgaben des Salischen Gesetzes. (1819). S. 43 fgg. 4) Aus eigener Ansicht dieser Handschrift. 5) *Gothofred.* Proleg. Cod. Theod. p. 224. 6) S. v. Savigny Gesch. des R. R. im Mittelalter, Band I. S. 363 fgg.

eine Übersicht des römischen Rechts hinzu, die nichts anders ist, als ein Auszug aus dem Breviarium [7]). (*Spangenberg.*)

Breviarium Institut. et Cod., s. Justin. Gesetzgebung.

Breviarium (liturg.), s. Brevier.

BREVIER (Breviarium [1]) s. liturgicum), abgekürztes Gebet oder Kirchenbuch, abgekürzte Agende. Der Name zeigt einen Auszug und eine Abkürzung an und bezieht sich nicht allein darauf, daß in diesem Buche Auszüge und einzele Abschnitte aus der heil. Schrift und andern Büchern befindlich sind, sondern auch auf die Einrichtung, daß die Gebete, Lesestücke rc. nur einmal ausführlich angegeben und dann mit Zurückweisung auf die frühern Tage blos mit den Anfangsworten angeführt werden. Die Bedeutung, welche das Wort in der Kirchensprache hat, ist nach Einigen [2]) nicht älter als das Werk, welches die Aufschrift: Micrologus [3]) führt. Allein er ist unstreitig älter, wie dies Gerbert [4]) dargethan hat. Der Sache nach war das, was jenen Namen führt, schon früh vorhanden; die besondere Einrichtung, welche Veranlassung zu dieser Benennung gab, hat nach und nach viele Veränderungen erfahren. Ursprünglich enthielt das kirchliche Buch, das diesen Namen führt, außer dem Vater Unser und dem apost. Glaubensbekentniß nur eine gewisse Anzahl von Psalmen zum Gebrauch bei den kirchlichen Andachtsübungen (zuweilen bedeutete Br. auch so viel als lectionarium) [5]). Durch die Päpste Leo d. G., Gelasius, Gregor d. G., Hadrian I. und Gregor III. wurde es verschiedentlich verändert, durch Gregor VII. erhielt es eine vollkommenere Einrichtung, doch umfaßte es um diese Zeit so viel, daß es den Namen Breviarium noch nicht führen konnte. Erst einer von Innocenz III. im 13. Jahrh. veranstalteten Samlung kam dieser Name mit Recht zu, da die damit vorgenommene Veränderung hauptsächlich in der Abkürzung bestand. Diese Samlung nahmen nachher auch die Franciskaner an, deren General Haymo abermals eine Veränderung damit vernahm. Durch diese kam die Einrichtung der gegenwärtigen schon nahe. Gregor IX. bestätigte (1241) diese Einrichtung des Buchs und Nicolaus III. befahl die Einführung desselben in dieser Gestalt in allen Kirchen zu Rom, 1280. Nachdem dasselbe so bis zum 16. Jahrh. gebraucht war, fand man eine Verbesserung desselben nöthig. Diese unternahm, vom Papst Clemens VII. dazu aufgemuntert, der Kardinal Quignones, ein geborner Spanier, Franciskaner und eine Zeit lang General dieses Ordens. Nach dieser Umarbeitung, die in der That eine Verbesserung war, indem ein großer Theil des A. T. und des N. Testaments, außer vielen Stellen der Off. Joh., ganz darin aufgenommen und manches, was weniger zur Erbauung dienen konnte, besonders mehre Heiligengeschichten (die auch andere gelehrte Theologen daraus entfernt wünschten, wie Ludov. de Vives), weggelassen war, erschien das Buch mit Genehmigung Pauls III. zu Rom 1535 [6]). Noch in dem Jahr seiner Erscheinung wurde es von der theol. Fakultät zu Paris durch ein öffentlich bekant gemachtes Urtheil verworfen [7]), wodurch aber nicht verhindert wurde, daß es viel Beifall erhielt; ja im Jahr 1540 wurde es von derselben Fakultät gebilligt, der Druck einer Ausgabe gestattet und das Buch als ein verbessertes römisches Brevier in Frankreich gebraucht [8]). Sein Gebrauch war übrigens nur erlaubt, nicht befohlen durch den Papst. Es konnte daher wol nicht allgemein Eingang finden. Die von Quignones vorgenommenen Verbesserungen wurden nicht überall anerkant. Nach Beendigung der Kirchenversamlung zu Trient, wo schon ein wiederverändertes Brevier (an dessen Bearbeitung der Kardinal Joh. Peter Caraffa, nachheriger Papst Paul IV., Antheil hatte) [9]), vorgelegt, aber nicht mehr in Berathung genommen, und wo in der letzten Sitzung ein Beschluß zur Verbesserung des Breviers gefaßt war, veranstaltete Pius V. eine berichtigte Ausgabe, welche 1568 erschien und durch eine Bulle bestätigt wurde. Allein schon 1602 fand Klemens VIII. nöthig, abermals eine neue Ausgabe zu besorgen. — Endlich legte Urban VIII. die letzte Hand daran, verbesserte selbst vieles darin und ließ durch mehre gelehrte Geistliche eine neue Ausgabe bereiten, die 1631 erschien. Von dieser Zeit ist dieses **Breviarium**, das das Römische genant wird, bis auf einzele Nachträge, die 1666, 1684, 1696. hinzugefügt wurden, unverändert geblieben. Benedikt XIV. und Clemens XIV. konnten die beabsichtigte Verbesserung nicht ausführen. — Da das römische Brevier das allgemeinste ist, dessen sich alle Weltgeistliche (und ehedem auch viele Ordensgeistliche) bedienen, so wurde hier nur auf dieses Rücksicht genommen. Außer diesem gibt es mehre, besonders im Gebiet der Gallicanischen Kirche.

Der Inhalt des Breviers ist eine Samlung von Abschnitten aus der h. Schrift, aus den Kirchenvätern, kurzen Geschichten von Heiligen, Gebeten, Hymnen, Responsorien, Antiphonien u. s. f., so wie alle diese Stücke beim Gottesdienste der kathol. Kirche an den dazu durch kirchliche Verordnungen festgesetzten Zeiten verordnet worden (nur daß die Stücke, welche gesungen werden, ohne musikal. Noten sind) und wie sich die Geistlichen ihrer bei ihren täglichen An-

---

7) *Selden.* ad Fletam. C. 7. §. 2. und Uxor Ebraica. L. III. c. 12. Im Allgem. vgl. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter (1816) Bd. II. S. 36—64. und den Art. Alarich im 2. Bde. der Encykl.

1) Das Wort Breviarium kommt auch bei den lat. Klassikern vor, z. B. b. *Suet.* Aug. 101. Vesp. 21. *Plin.* 18, 26. *Sen.* Ep. 39. (der es tadelt und das ältere: Summarium für richtiger erklärt). Über die Bedeutungen des Worts im Mittelalter s. *Du Fresne* Glossar. med. et inf. Latin. Was es in der Kirchensprache sagt, wird erläutert in *Domin. Macri* Hierolexicon Rom. 1677. f. in *Gavanti* Thesaur. sacrorum rituum cum novis obss. et additionibus C. M. *Merati.* Rom. 1736. 4. T. 3. p. 22. sq. u. A. 2) *Gavant.* l. c. *Macr.* l. c. 3) Micrologus de ecclesiast. observationibus (c. 28), dessen Vf., wahrscheinlich Ivo, Bischof von Chartres, im Anfang des 12. Jahrh. lebte. 4) Vetus liturgia Aleman. Vol. 3. S. 797. 5) *Aug. Krazer.* de apostol. et antiquis ecclesiae occid. liturgiis, Augsb. 1786. S. 237.

6) *Gavant.* l. c. p. 27. Vgl. *Vogt* catalog. libr. rar. Baumgarten Nachrichten von merkwürd. Büchern Th. 1. S. 422; wo Auszüge aus der sehr gehaltreichen, trefflich geschriebenen Vorrede der Kard. Q. befindlich sind. Schröckh Kirchengesch. seit der Ref. Th. 4. S. 214. 7) *Carol. du Plessis d'Argenté* Collectio judiciorum de novis erroribus T. II. p. 112. *Rich. Simon* Lettres choisies T. I. lettre 27. 8) Es ist nachher öfter als Baumgarten angibt, auch zu Paris zweimal, gedruckt. *Gavant.* l. c. 8) *Gavant.* l. c. S. 28.

dachtsübungen zu bedienen haben, nebst den Anweisungen und Vorschriften zum Gebrauch derselben. Es besteht aus vier Hauptabtheilungen, welchen die kirchlichen Vorschriften und Anweisungen zum Gebrauch (rubricae) vorangehen und einige Anhänge folgen[10]). Die erste Abtheilung enthält das Psalterium, die Psalmen, nach den Tagen der Woche und den Tagzeiten (horae canonicae) abgetheilt; die zweite das Proprium de tempore, Gebete, Hymnen und Lesestücke, deren sich die Geistlichen an den Festen, die sich auf Christus beziehen, zu bedienen haben; die dritte das Proprium de Sanctis, welches in sich begreift, was für die Feste der Heiligen gehört; die vierte das Commune Sanctorum, worin das vorkomt, was an den Festen zu beten und zu betrachten ist, die keine besondern Tagzeiten haben. Die Anhänge enthalten a) das Officium b. Mariae, b) das Off. defunctorum, c) Psalmi graduales, d) Psalmi poenitentiales, e) ordo commendationis animae, f) Benedictio mensae et itinerarium Clericorum.

In der Zeit des Urchristenthums waren keine besondern Gebetszeiten festgesetzt, wiewol man es aus einigen Stellen der Apostelgesch. folgern will; aber schon im 2. und 3. Jahrh. wurde es üblich, täglich drei Mal zu beten[11]). Im 4. Jahrh. geschieht schon einer fünf- bis siebenmaligen Gebetsübung Erwähnung[12]). Doch beschränkte sich die Gewohnheit, so vielmal an bestimmten Stunden zu beten, auf die Klöster. Der h. Benedikt (im 6. Jh.) setzte die siebente Gebetsübung als Regel fest und nannte diese das Completorium. Von dieser Zeit an ist wahrscheinlich die Benennung horae canonicae üblich geworden[13]). Die Gebets- und Andachtsübungen zu bestimmten Stunden wurden früherhin in der Kirche gehalten. Weiterhin ward es Gewohnheit und nach und nach Gesetz für die Geistlichen, sie täglich auch zu Hause anzustellen. Auf einigen Kirchenversamlungen des 15. u. 16. Jahrh. sind die Verordnungen dieserhalb geschärft worden. Jeder Geistliche, der mehr als die vier kleinern Weihen empfangen hat, ist auf das strengste verpflichtet, sich des Breviers täglich zu diesem Zweck zu bedienen. In demselben ist nicht nur enthalten, was jedesmal Gegenstand und Inhalt des Gebets und der Betrachtung seyn soll, sondern auch bestimt, zu welchen Stunden des Tages die verschiedenen Andachtsübungen anzustellen sind. Man nent diese täglichen Beschäftigungen die priesterlichen Tagzeiten. Die erste heißt die Mette (matutina s. hora), um Mitternacht, auch die Laudes, weil das Gebet in Lob Gottes besteht; die zweite heißt die Prim (prima oder matutina posterior), etwa um 7 Uhr; die dritte heißt die Terz (tertia), um 9 Uhr; die vierte die Sext (Sexta), um 12 Uhr; die fünfte Non (nona), um 3 Uhr; die sechste die Vesper (Vespertina prior), um 6 Uhr; die siebente das Complet (Completorium). Jede Tageszeit hat ihre Bedeutung durch die Beziehung auf das Leiden des Erlösers[14]).

Der Zweck bei dieser Einrichtung war, die Geistlichen zu fleißiger Gebetsübung, zu fortwährender Meditation und Betrachtung anzuhalten und anzuleiten, auf daß sie durch Geist und Herz immer mit dem Himmlischen und Ewigen beschäftigt, desto fähiger seyn möchten, die Glieder der Gemeine zu stärken im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, zu erbauen und zu trösten, und selbst als Geweihete lebend, Andere mit dem höhern Sinne weihen könnten. Wer sich dieses Zweckes stets bewußt bleibt und diese Andachtsübungen nicht mechanisch werden läßt, — was freilich leicht geschehen kann — für den wird der Gebrauch dieses Buchs segenreich seyn. Doch wäre wol zu wünschen, daß dasselbe einmal wieder und zwar in einem größern Umfange verbessert, und auch insofern zweckmäßiger eingerichtet würde, daß man es in den Landessprachen abfassen ließe. Ein Versuch der Art ist vorhanden von Th. A. Dereser: Erbauungsbuch für kathol. Christen auf alle Tage des Kirchenjahrs, teutsches Brevier genant, 3. Ausgabe, 4 Bände, Rothenburg, 1809. (*Marks.*)

BREVILINGUES, Königsvögel. Eine Unterordnung der Vögel, welche nach meinem Systeme die Calaonen (Buceros), die Wiedehopfe (Upupa), die Königsfischer (Alcedo) und die Jakamare (Galbula) enthält, und denen vielleicht auch die Plattschnäbel (Todi) beizuzählen sind. Sie gehören zu der Ordnung der Hüpfvögel (Aves aëreae) und unterscheiden sich von außen durch einen kegelförmigen oder pyramidenförmigen langen, mit einer dünnen hornartigen, fast pergamentartigen Haut bedeckten Schnabel, ohne Wachshaut, dessen beide Kinnladen fast gleich lang und gleich hoch sind, und die obere eine dichte Spitze hat, eine mittelmäßige Mundesöffnung und dicht an der Stirn fast in der Hälfte liegende Nasenlöcher. Überdem haben sie eine sehr kurze Zunge, nie lange Flügel, großentheils verwachsene Vorderzehen, keine kropfartige Erweiterung des Schlundes, einen dünnen Magen, und keine Blinddärme. Sie bewohnen die gemäßigten und warmen Gegenden der Erde, fressen alle Insekten, viele aber auch andre Thiere, und vielleicht alle auch, wenigstens in der Gefangenschaft Pflanzentheile, nisten in Höhlen und legen vier bis acht Eier. Nach den angegebenen Eigenschaften stehen sie zwischen den Hackvögeln und Schreitvögeln in der Mitte, sind aber von beiden durch innern und äußern Bau wesentlich verschieden, und so sehr auch dieses im Äußern beim ersten Anblicke zwischen den hieher gezählten Gattungen selbst der Fall zu seyn scheint, weshalb sie in allen künstlichen Systemen weit von einander getrent sind, so ist doch, wenigstens bei Wiedehopfen und Königsfischern, deren innern Bau allein wir kennen, die Summe der Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen im Verhältnisse zu den Abweichungen so groß, daß mir eine Trennung der Natur zu widersprechen scheint. (*Merrem.*)

10) Wer sich genauer über den Inhalt, die Einrichtung und den Gebrauch dieses Buchs unterrichten will, findet Auskunft in *Gavanti* Thes. T. 3. in Nic. Seb. *Sibbern* de libb. Latinorum ecclesiast. et liturg. Viteb. 1706. J. *Grancolas* comment. historicas in Rom. brev. Venet. 1734. 4. J. *Bona* Psalmodia divina c. 18. S. 20. Opp. Antw. 1677. 4. S. 912. Franz Grundmayr liturg. Lexicon der röm. kath. Kirchengebr. 3. A. Augsb. 1822 (Doch in letzterem B. wenig). 11) *Tertull.* de orat. c. 19. *Cyprian* de orat. Dom. 12) Hieronym. zu Ps. 119 und an andern Stellen s. W. Const. apost. 8, 34. 13) Augusti Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie Bd. 5. S. 405. *Bingham* Origines Vol. 3. S. 75.

14) *Adam Rechenberg* de horis canonicis. Lips. 1677. *Ejusdem* exercitationes ib. 1707.

BRÉVINE (la), eine Mairie im nördlichen Theil des Fürstenthums und Kantons Neuchatel in der Schweiz, deren Umfang durch den paris. Frieden vom 30. Mai 1814 [1]) erweitert worden ist. Sie erstreckt sich, an 4 St., der französischen Gränze entlang, zwischen der Chatellenie des Val de Travers, der Mairie des Verrières und der Herrschaft Travers. Sie ist ganz gebirgig und wird von mehren Thälern durchschnitten. Diese haben neben fruchtbarem Ackerlande, Wiesen, große Strecken von zum Theil bebaueten Morästen, mächtige Torf- und Braunkohlenlager [2]). Die eigentlichen Huthungen sind auf dem Abhange der Berge, die, zur Jurakette gehörig, ungeheure Tannen- und Fichtenwaldungen darbieten, namentlich das Bois de l'Hâle, des Fontenettes, des Bancs und du Vaud, — zahlreiche Steinbrüche, eine große Menge Versteinerungen [3]), strahligen Gyps bei Etallières, Mergel auf den Harmont, Töpferthon im Présee, zu Varodes und endlich mehre mineralische Quellen. Berg und Thal sind mit zahllosen zerstreueten steinernen mit Schindeln bedeckten Häusern, wovon ein jedes mit seinem Gehöfte umgeben ist, übersäet. Diese bald näher bald entfernter von einander liegenden Besitzungen bilden abgesonderte Haufen, Quartiers genant, die mehrentheils den Namen der ersten Anbauer beibehalten haben. Die Einwohner, deren ganze Zahl im J. 1817 an 1600 betrug, benutzen die herrlichen Bergweiden, wovon die gewürzreichsten auf dem Harmont sich befinden, zur Rindviehzucht. Sie wenden einen besondern Fleis auf Alles, was zur eigentlichen Milchwirthschaft [4]) gehört, so daß Butter und Käse, worunter insbesondere die sehr beliebten mit dem Alter blau werdenden **Frommages de fomme**, Gegenstände der Ausfuhr bilden. Sie treiben auch den freilich noch mannigfacher Verbesserungen [5]) fähigen eigentlichen Landbau, so weit nämlich das äußerst rauhe Klima, der lang anhaltende Winter, während dessen die Kälte zuweilen bis 28 und 30° Reaumur fällt, Herbst- und Frühjahrsfröste, auch wol Wölfe es gestatten. Während Obstbäume hier nicht mehr fortkommen, gedeihet der Lein ganz vorzüglich. Das zu den mechanischen Künsten geneigte Genie der fleißigen Einwohner hat diesen letzten Umstand benutzt, um einen eignen Industriezweig zu erschaffen, nämlich die Spinnerei des Spitzengarns (**Filature pour la dentelle**). Daher ziehen viele Frauenspersonen ihren Unterhalt aus dem Spitzenklöppeln, sehr viele Männer aus der Uhrmacherkunst. Bemerkenswerth sind:

1) La Brévine, ein Dorf an dem gleichnamigen Bache, 3135′ über dem Meer mitten in einem 2. St. langen von SW. nach NO. hingestreckten Thale, dem höchsten im Kanton. Es verdankt dem 1 M. entfernten Locle, mit dem es noch mehrfache Verbindungen unterhält, sein Entstehen. Erst im J. 1624 wurde die Communauté (Gemeinde) durch eine eigene Stiftungsurkunde begründet. Sie verleiht unter andern den Mitgliedern ein ganz besonderes Jagdrecht, dessen reiche Ergebnisse ausgeführt werden, und die Erlaubniß zur Haltung dreier Märkte im Laufe des Jahres. Als Hauptort der Mairie ist es der Sitz einer aus 12 Richtern bestehenden Justiz, die, im Namen des Fürsten, die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit unter dem Vorsitze des Maire ausübt. Die reformirte Kirche hat einen sehr weitläufigen Sprengel. Dieser Umstand gab die nächste Veranlassung zu einer im J. 1817 zum Besten der Katechumenen errichteten wohlthätigen Stiftung [6]). Ein Einwohner hat ein Rad erfunden, mittelst dessen eine einzige Arbeiterin zu gleicher Zeit das Garn spinnt und zwirnt, so daß hier an 23,000 Spindeln (**Echevaux**) Spitzengarns jährlich verfertigt werden. — 2) Einige Minuten nördlich vom Dorfe liegt Bonne-Fontaine, eine in der Mitte des 17. Jahrh. entdeckte in Frankreich und in der Schweiz geschätzte eisenhaltige Heilquelle, die auf Kosten des Fürsten unterhalten wird. — 3) Etallières, ein bedeutendes, stark bevölkertes Quartier, dessen Namen die ganze Mairie ehemals führte. Die Einwohner leben mehrentheils vom Ackerbau. Nahe dabei sind die Lacs d'Etallières nur durch einen schmalen Landstrich von einander getrent. Der bedeutende Fischfang, vorzüglich an Schleihen (**Cyprinus Tinca**) und Hechten (**Esox Lucius**) ist das Eigenthum einiger wenigen Familien. Der kleinere dieser Seen ist 16 Faden (**Brasses**) tief und seit undenklichen Zeiten belant; der große muß erst nach dem J. 1515 entstanden seyn, da noch in diesem Jahre ein Tannenwald denselben Raum einnahm, dessen Wipfel man noch deutlich im Wasser unterscheiden kann. An der Stelle, wo es am südlichen Ufer in einen Felsschlund senkrecht stehender Kalkschichten abfließt, hat der Grundbesitzer unterirdische Mühlenwerke angebracht, deren Kühnheit und kunstreiche Einrichtung Bewunderung erregt [7]). — 4) Bémont, ein Quartier mit einer kleinen im J. 1768 erbaueten Kapelle, in der der Pfarrer von la Brévine jährlich 13 Mal predigen muß. Bis dahin wurde der Gottesdienst in einem dazu von Huguenin-Gros-Pierre geschenkten Hause gehalten. Die Stiftung selbst wurde 1696 von einem gewissen Moïse Mathey-Claudet zum Besten der in der Umgegend wohnenden Greise gemacht. — 5) Le Brouillet, ein sehr weitläufiges Quartier mit einer eisenhaltigen Quelle. — 6) Charopé, ein abgelegenes Thal, worin die Roches du Cerf, merkwürdig durch die vielen offizinellen Kräuter, die sie hervorbringen und durch eine weitläufige Besitzung, Rouillé genant. Die Abtei zu Mont-Benoit hat sie durch Verleihung der ehemaligen Grafen von Neuchatel bis zur Aufhebung der Klöster in Frankreich besessen. Der letzte Abt, ein von Montmorency, genießt die Einkünfte auf

---

1) **Recueil de pièces officielles intéressant la confédération Suisse, et la Principauté et Canton de Neuchâtel 1816. p. 8.** 2) Diese letzten, sagt Ebel (Anleitung die Schweiz zu bereisen) kommen von einem entsetzlichen Erdbeben her, welches am 18ten Sept. 1356 durch den ganzen Jura gewüthet und ganze Wälder verschüttet hat. 3) Der in diesem Bezug so höchst merkwürdige Châtelot, den Bernoulli, Normann, Ebel u. A. hieher rechnen, liegt auf französischem Grund und Boden. 4) **Pictet sur les Fruitières.** 5) **Mémoire sur les défauts les plus essentiels qu'on observe dans la culture des terres de nos Montagnes, Par *D. G. Huguenin*. Neuchâtel 1759. 8.**

6) **Le Messager boiteux de Neuchâtel 1817. in 4.** 7) Eine genaue Beschreibung steht in: **Description des Montagnes et des Vallées qui font partie de la P. de Neuchâtel et Valangin. 2. édition. Neuchâtel MDCCLVI. 8. p. 52.**

Lebenszeit. — 7) L'Cerna, ein Wachthaus an der französischen Gränze, wo, durch eine enge und tiefe Schlucht die ehemalige Hauptstraße vom Val de Travers nach Morteau sich zieht. — 8) Le Cerneux-Péquignot, ein katholisches Pfarrdorf, der Hauptort des von Frankreich abgetretenen Landesstrichs, dessen Einwohner, etwa 500 an der Zahl, zeither hauptsächlich vom Paschhandel lebten. Hier ist das Klima minder rauh als in dem alten Theil der Mairie. Auch führt durch den Ort selbst die Landstraße von Neuchatel nach Morteau [8]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BREVIS, französisch carrée, heißt in unsrer heutigen Musiksprache, diejenige Notengestalt, welche zwei sogenannte ganze Noten gilt.

𝅜, oder |𝅜|, oder |𝅝|, oder ||𝅝||.

In der älteren Musik hatte man zweierlei Breven, indem die Brevis im sogenannten modo perfecto (modus) drei Semibreven (jetzt sogenannte ganze Noten, 𝅝) galt, und dann brevis perfecta hieß; — im modo imperfecto aber galt sie nur zwei Semibreves, und wurde dann imperfecta genant. In unsrer heutigen Musik ist diese Unterscheidung nicht mehr bekant. — Wieder in einem anderen Sinne verstand man vormals unter dem Namen Brevis auch wol jede Note, welche nach einer andern folgt, die dreimal so viel gilt als sie selbst, z. B. eine Viertelnote nach einer punktirten halben, — eine Achtelnote nach einer punktirten Viertelnote, — eine Halbenote nach einer punktirten Brevis, u. s. w. — Auch diese Bedeutung des Wortes ist jetzt gänzlich außer Gebrauch.

Alla-breve-Takt nent man diejenige zweitheilige Taktart, deren Takttheile durch sogenannte ganze Noten, Semibreven, vorgestellt sind, wo also eine Brevis gerade einen solchen Breve-Takt ausfüllt, Zweiseinseltakt. Das Zeichen dieser Taktart ist entweder $\frac{2}{1}$, oder ein durchstrichener ganzer Zirkel, oder auch eine große Ziffer 2, oder, noch bezeichnender, eine solche aber durchschnittene Ziffer:

$\frac{2}{1}$, ⦶, 2, 2̸.

Manchmal wird er auch durch das, mehr dem Zweizweiteltakt eigene Zeichen ¢ vorgebildet oder gar durch ein undurchstrichenes C, welches letzte aber mehr dem $\frac{2}{2}$ oder ¢-Takte zukomt, welcher übrigens zuweilen ebenfalls Allabrevetakt genant wird, wiewol uneigentlich, und wenigstens, zur Unterscheidung vom eigentlichen, kleiner Allabrevetakt heißen sollte. (*Gottfr. Weber.*)

BREVÖRDE, Kirchdorf an der Weser im Amte Polle der hanöv. Prov. Kalenberg, hat 75 Häus. und 490 Einw., und besitzt große Kalkbrennereien, deren Produkt auf der Weser weithin verfahren wird. (*Hassel.*)

BREWERIA, benannte R. Brown dem Sam. Brewer zu Ehren, der für Dillenius Moose sammelte, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Tief fünfspaltiger Kelch. Trichterförmige gefaltete Corolle, zwei Pistille, zweifächrige viersamige Kapsel vom unveränderten Kelch umgeben. Die Gattung gränzt an Bonamia Aub., welche sich blos durch beerenartige Samen und durch lang vorstehende Pistille unterscheidet. R. Brown fand in Neu-Holland drei Arten dieser Gattung: Br. linearis, media und pannosa †). (*Sprengel.*)

BREYER, der Name mehrer verdienter, aus dem Wirtembergischen abstammender, Gelehrten und Geschäftsmänner, von denen wir bemerken: Johann Gottlieb, geb. zu Stuttgart den 25. Decbr. 1715. Er studirte in Tübingen, machte gelehrte Reisen durch Frankreich, England, Holland, Teutschland und Ungarn, diente daselbst seit 1740 als Hauptmann und Auditeur bei einem kaiserl. Regimente, wurde 1745 zu Stuttgart geh. Sekretär und Regirungsrath, seit 1788 mit dem Karakter eines geheimen Legations- und 1795 eines geh. Raths, und starb den 25. Januar 1796. Ein fleißiger Forscher der Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes, welches seine freimüthige Gedanken über Spittlers Geschichte Wirtembergs Frkft. und Lpz. 1783. 8. und einige mit Beifall aufgenommene publicistische Schriften beweisen. Sein wichtigstes Werk sind: Elementa juris publici Wirtembergici, atque serenissimorum ducum privati. Stuttg. 1782; ed. II. auct. et emend. 1787. 8. *). — Ein Sohn von ihm war Johann Christoph Friedrich, geboren zu Stuttgart den 2. Februar 1749. Er studirte zu Tübingen, wurde 1769 geheimer Archivar zu Stuttgart und 1772 Rechtslehrer in Tübingen, wo er den 12. Okt. 1777 starb. Er schrieb Reden, Dissertationen und Programme, und hinterließ handschriftlich eine Geschichte der alten Herzoge von Teck und ein Compendium juris publici Wirtembergici **). — Karl Wilhelm Friedrich, geboren zu Heutingsheim im Wirtembergischen den 29. Sept. 1771, wurde nach Vollendung seiner akademischen Studien 1800 Privatdocent und darauf außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, und ging von da im Herbst 1804 als ordentlicher Professor der Universalhistorie und Statistik, mit dem Karakter eines Hofraths, nach Landshut. Diese Stelle verließ er 1807, da er als ordentliches Mitglied der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften, dritter Klasse, nach München berufen wurde. Der König erhob ihn im folgenden Jahre zum Ritter des königl. baierischen Civil-Verdienstordens, auch war er einige Jahre Professor der Geschichte am Lyceum zu München, wo er den 28. April 1818 starb. Als Historiker hat er sich Achtung und Verdienst erworben, mit einem scharfen und prüfenden Forschungsgeiste verband er einen philosophischen Blick in das Wesen der Geschichte, und ihre zeitgemäße Bearbeitung im Geiste Johannes von Müllers,

8) Vgl. Description topographique et économique de la Jurisdiction de la Brévine. Par M. le Justicier *David-Guillaume Huguenin.* (Neuchâtel) 1796. 8.

†) Prodr. flor. nov. holl. p. 487. 488.

*) Weidlich's Nachr. von jetztlebenden Rechtsgel. 3. Th. 38. Fortges. Nachtr. 50. Haug's gel. Wirtemb. 52. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. **) Böck's Gesch. d. Universität Tübing. 242. Meusel a. a. O. Adelung's Zusätze z. Jöcher.

den er sich zum Muster gewählt hatte. Schon seine erste akademische Schrift erregte nicht geringe Erwartungen: De Justitia Aragonum fragmentum, complectens succinctam hujus magistratus historiam, ab anno 1348. usque ad a. 1479. Jenae 1800. 8., wieder abgedruckt in 1 Bde. des von ihm herausgegebenen (nicht fortgesetzten) historischen Magazins, Jena 1805, 8. Der Gegenstand, den er in dieser Schrift bearbeitete, war zwar teutschen Gelehrten nicht unbekant, aber Keiner ist in die Geschichte desselben in einer gewissen Periode so tief eingedrungen, als er. Verdienten Beifall fanden seine nachfolgenden Schriften: Grundriß der Universalgeschichte, zum Behuf seiner Vorlesungen, 1. Th. No. X. bis 476 n. Chr. Jena 1802; unveränderte Aufl. 1809; 2r Th. 1. Abth. von 476 bis 1517. n. Chr. Ebend. 1804; 1809. 8., auch unter dem Titel: das Zeitalter der Germanier, im Grundriß dargestellt. Über den Begriff der Universalgeschichte, Landshut 1805. 8. Über Aventin, den Vater der baier. Geschichte; in der ersten öffentlichen Sitzung der k. Akad. d. Wiss. zu München nach ihrer Erneuerung gehalten den 28. Sept. 1807. 8. Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs; aus bisher ungedruckten Papieren. München 1811. 8., auch unter dem Titel: Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit von P. P. Wolf; fortges. v. Breyer, 4r Band. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Baierns Schulanstalten, Landsh. 2 Bde. 1817. 8. Recensionen und Beiträge zu periodischen Schriften ***). (*Baur.*)

BREYN (Jac.), ein gelehrter Kaufmann zu Danzig, geb. 1637, gest. 1697, trug zur Erweiterung gründlicher Kentnisse in der Botanik vieles bei, indem er die reichen holländischen Gärten besuchte, und die Samlungen getrockneter Pflanzen benutzte. Klassisch ist noch immer seine: Exoticarum plantarum centuria. Gedan. 1678. fol., welches eine Menge kap'scher und brasilischer Pflanzen, von Stech vortrefflich gezeichnet und von Saal sehr gut gestochen, nebst den gründlichen Beschreibungen von Breyn enthält. Nach seinem Tode gab sein Sohn, Joh. Phil. Breyn, Arzt in Danzig, geb. 1680, gest. 1764, zwei Prodomos zu Danzig 1734 heraus, welche dasselbe Lob verdienen als die Arbeiten des Vaters.

Breynia Forst., den eben angeführten gelehrten Danziger zu ehren genant, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Trikokken, die Forster zu der 23sten Linné'schen Klasse zählte. Die Zwitterblüthen haben sechstheilige Kelche und doch, wie die männlichen fünftheiligen, fünf Antheren am Pistill angewachsen und eine dreifächerige sechssamige Kapsel. In den männlichen sind noch fünf gestielte Nektardrüsen. Die blos weiblichen Blüthen haben fünf Stigmen und eine fünffächerige Kapsel. Forster kannte nur Eine Art: Br. *disticha* aus Neu-Kaledonien. Da ich aber seitdem eine zweite Art aus Ostindien erhalten, so habe ich (plant. minus cogn. p. 2. p. 93.) sie folgendermaßen unterschieden; 1) Br. *axillaris* *, mit abfallenden eiförmig ablangen Blättern und einblüthigen gehäuften Blüthenstielen in den Blattachseln. Dies ist die Forstersche Art. 2) Br. *paniculata* *, mit immer grünen ablang lanzetförmigen an beiden Enden zugespitzten Blättern und den Blüthen in Rispen. Auf Ostindien. (*Sprengel.*)

Breysach, s. Breisach.

BREZ (Jacques), Prediger einer Waldensergemeinde zu Middelburg, geb. das. 1771, war zugleich Mitglied den naturforschenden Gesellschaften zu Paris und Utrecht, und starb 1798. Man hat von ihm eine Flore des insectophiles, précédée d'un discours sur l'utilité de l'étude de l'insectologie. Utrecht 1791. 8., und ohne sich zu nennen, schrieb er Voyages interessans pour l'instruction et l'amus. de la jeunesse. Ib. 1792. 8. (Nachrichten von den Pelew-Inseln enthaltend) und eine Histoire des Vaudois, habitant les vallées occidentales du Piemont. Laus. et Utr. 1796. Vol. II. 8.; teutsch: Gesch. der unter dem Namen Waldenser berühmten und noch bestehenden Religionssekte, seit ihrer Entstehung bis auf unsre Tage. Mit Zusätzen des Übers. 2. Th. Lpz. 1798. 8. In dieser, nach einer guten Methode, mit Klarheit und Wärme, aber nicht unparteiisch und manchmal mit Vernachlässigung der historischen Kritik geschriebenen Geschichte findet man viele für die christl. Religions- und Kirchengeschichte interessante Nachrichten von dem hohen Alter dieser Religionspartei, ihren Sitten, Schicksalen, Kolonien, Verfolgungen und kirchlichen Einrichtungen. Der Anhang enthält Fragmente eines Gedichts in waldensischer Sprache vom J. 1120, eine Verordnung der Herzogin Jolanthe vom J. 1476, und einen Katechismus der Waldenser vom J. 1100 *). (*Baur.*)

BREZE, Marktfl. in dem Bez. Saumur des franz. Depart. Maine-Loire; er liegt an der Dive, hat 199 Häus. und 1136 Einw., und in der Nähe ansehnliche Schieferbrüche. (*Hassel.*)

BREZILLAC (Jean François), Benediktiner von der Kongregation des heil. Maurus, geb. den 12. April 1710 zu Fanjaux in der Diöces von Mirepoix, trat 1727 in den Orden und starb d. 11. Jun. 1780. Er ist Herausgeber und größtentheils auch Bearbeiter des 2. Bandes der gehaltreichen Histoire des Gaules (Par. 1754. 4.) des berühmten Benediktiner Jacq. Martin, seines Oheims, und gab in Gesellschaft mit A. J. Pernetti eine mit Zusätzen vermehrte franz. Übersetzung von Wolfs mathematischen Anfangsgründen (Par. 1747. Vol. III. 8.) heraus, die lange in Frankreich für das beste Werk in diesem Fache galten †). (*Baur.*)

Brezow, s. Rima Brezow.

***) Fr. Thiersch's Lobschrift auf ihn, gelesen bei seiner Todenfeier d. 29. April 1818. München 1818. 8. Meusel's gel. Teutschland.

*) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot). N. all. t. Bibl. 49. B. 380 ff. Theol. Annalen 1799. S. 788. All. Lit. Ztg. 1800. I. 265—270.

†) Tassin's G. Gesch. v. St. Maur 2. Bd. 457. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Beuchot).

Ende des zwölften Bandes.

Nachträge

zum zwölften Theile.

BOOS, im Mittelalter Bois, Bosze, adeliges, zum Theile gräfliches Haus, am Mittelrhein, welches nicht, wie Bodmann meint*), von dem Dorfe Boos, bei Böckelnheim, überhaupt von keinem Orte, den Namen führt. Als der Boosen Stammvater ist jener Bosso zu betrachten, welcher als ein Gemeiner der Burg Waldeck, mit seinen Genossen, im J. 1242 von dem Erzbischofe Konrad von Cöln mit gedachter Burg belehnt wurde, und diese um die Mitte des vorigen Jahrh. durchaus erneuerte Burg Waldeck auf dem Hundsrücken am Beibach gelegen, ist ihr Stammhaus. Das Geschlecht, immer sehr zahlreich (wie denn zu einer Zeit 33 Boosen auf Waldeck gehauset haben sollen), theilte sich früh in mehre Linien, die mit dem Sterne, die von Schönenburg, von Battenburg, zu Linster (Margaretha, die Erbin dieser Linie brachte Linster, in dem Luxenburgischen Antheile von Waldeck und Arras, um 1477 an ihren Gemal, Heinrich von Mezzenhausen) u. a. m.; und auch der Hauptast zerfiel in drei Linien, die sich nach den Farben ihres Wapens, die schwarze, weiße und rothe nannten. Die beiden erstern, welche zur Zeit der Reformation den alten Glauben verließen, sind längst erloschen. Der rothen Boosen Ahnherr, Johann Boos von Waldeck der Junge, ein Sohn Philipps und der Irmgard von Isenburg-Grenzau, war Mainzischer Vicedom im Rheingau, Erbamtmann zu Baldeneck, auch bereits im J. 1439 Senior des Geschlechts: durch seine Vermälung mit Anna von Schöneck (verm. 1436, † 1461, sie ruhet zu Creuznach) der Erbin der Hauptlinie ihres großen Hauses, erwarb er bedeutende Besitzungen, wenn gleich die wichtigsten, theils als vermannet, theils zur Strafe von den Lehenhöfen eingezogen wurden. Seine Nachkommenschaft theilte sich in Johann Philipps Söhne, Philipp Hartmann, geb. 1620, und Philipp Balthasar, geb. 1628, abermals in zwei Linien; die ältere, welche die Waldecker von Kaimbt, auch zum Theile die Reiffenberge von Sayn beerbte, ist seit dem J. 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. — Zu den Boosischen Besitzungen gehören, außer Waldeck, Montfort, unweit Kreuznach, Waffenbach, bei Limburg, Sternberg bei Poppard, das Burghaus in Sayn, mit dem reichen Zubehör, die obere Burg zu Rüdesheim, samt einem wichtigen Gute, welches im J. 1819 für 14,000 Fl. Wein gab, das Haus Rauschenberg u. s. w. (*v. Stramberg.*)

*) Rheingauische Alterthümer, Bd. 1. S. 371. Bodmann beruft sich hierüber auf die Origines Bipontinae, II. S. 240, wo Crollius gründlich erwiesen habe, daß die Boosen von dem Orte Boos den Namen führen. Die Stelle bei Crollius lautet aber also: „Boos villa haud procul a confluentibus Navae et Glani, a qua etiamnum nomen habet illustris Boosiorum familia."

BORSELEN oder Monster, Dorf auf Zuid-Beveland, steht beinahe an der Stelle der ehemaligen Stadt Borselen, welche durch die große Fluth von 1532, mit dem größten Theile der davon benannten, aus acht Dörfern, worunter die Kirchdörfer Monster, Sint Catrijn, Oostkerke, Westkerke, Wolfersdorf, und dem Devik bestehenden Baronie, verschlungen worden. Diese Baronie war das Stammhaus berühmter und mächtiger Freiherren, welche sich gegen die Mitte des 14. Jahrh. in mehre Linien verbreiteten.

Wolfart, der die älteste Linie fortführte, besaß Borselen, Ter-veer, welches, samt dem Ländchen Zandyk, ein anderer Wolfart bereits 1280 von dem Grafen Florenz V. erkauft hatte [1]), und Sint Maartensdyk auf Tholen (1349); sein dritter Sohn, Florenz, stiftete die Linie in St. Maartensdyk, von der unten. Dieses Wolfarts Enkel, auch Wolfart genant, besaß außer Borselen und Ter-veer, mit dem nahen Sandenburg, noch Fallais, die reiche Herrschaft in dem wallonischen Brabant, bei Hannuye, und hat Ter-veer mit Mauern umgeben. Sein Sohn Heinrich, Herr von B., Ter-veer und Fallais, Graf von Grandpré, in der Champagne, welche Grafschaft er von Quintin le Bouteiller erkauft, diente zuerst dem König von Frankreich als Lieutenant général de la mer, oder Viceadmiral, empfing in dem Treffen bei Zieriksee, von dem Herzog von Burgund den Ritterschlag, verwendete sich 1444 mit Eifer und Kraft um die Unterdrückung der Hoeks und Kabeljaus, wurde Ritter des goldnen Vließes 1445, Admiral von Holland, erkaufte am 29. März 1452, doch vorbehaltlich des Wiedereinlösungsrechtes, Vließingen und Westkappel, um 12,000 Kronen flämisch, von dem Herzog Philipp, führte demselben 1457 gegen die rebellischen Genter 3000 Streiter zu, und starb den 17. Februar 1470, nachdem er vorher das Collegiatstift zu Sandenburg nach Ter-veer verlegt. Heinrich's Sohn, Wolfart, Graf von Grandpré (1487 an Ludwig von Joyeuse verkauft) und Buchan, in Schotland, Marschall von Frankreich, und Ritter des goldnen Vließes, erwarb am 1. Mai 1477 das volle Eigenthum von Vlißingen, Westkappel und Domburg, nachdem er zu den von dem Vater bezahlten 12,000 Kronen noch 5000 zugegeben, und starb zu Gent 1487. Er war zweimal verheirathet gewesen, 1) mit der schottischen Prinzessin Marie, Tochter König Jakobs I., die ihm als

1) Eben dieser Wolfart hat zuerst die nordöstliche Küste von Walcheren bedeicht, wie seine Nachkommen mit Zuid-Beveland gethan haben. Wenige Geschlechter haben wohlthätigere Spuren ihres Daseyns hinterlassen.

Brautschatz die Grafschaft Buchan zubrachte; von ihren Kindern erreichte keines das Mannsalter, 2) mit Charlotte von Bourbon, des Grafen Ludwigs von Montpensier und der Gabriele von la Tour Tochter. Ludwig, der Sohn dieser zweiten Ehe, starb als Kind, die vier Töchter wurden verheirathet, die älteste, Anna, mit Philipp von Burgund, Antons, des großen Bastards ältestem Sohne, der mit ihr Ter-veer, Vlißingen u. s. w., auch 1502 von Maximilian I. Fallais erhielt. Margaretha, die zweite Tochter, auf Kloetingen, in Zuid-Beveland und Ridderskerk, auf Yßelmonde, freiete sich Walraff von Brederode. Marie, die dritte, wurde 1489 an Martin II. von Polheim, Maximilians I. Begleiter auf allen Zügen, den Genossen seiner Ehren-, Freuden- und Trauertage verheirathet. Sie scheint kinderlos, und daher Preuenhübern, dem Annalisten der Polheim, unbekant geblieben zu seyn. Die vierte Tochter, Johanna, führte 1494 Wolfgang von Polheim, König Maxens Marschall, und Ritter des goldnen Vließes, heim. Wolfgang, der im Lande ob der Ens das Stammhaus Wartenburg, Püchaim, Lizzelberg, Frankenburg, Kammer, Kogel, Wels u. s. w. besaß, starb 1512. Johanna, den 8. September 1509, mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Die Linie in St. Maartensdyk, stamt, wie gesagt worden, von Florenz I., dem dritten von Wolfarts Söhnen ab; Franz I., dieses Florenz Sohn, erheirathete Zuylen und Westbroeck, sein Enkel, Florenz II., stiftete im J. 1400 das Kollegiatstift zu St. Maartensdyk. Franko oder Franz II., Florenz II. Sohn, Statthalter der Provinzen Holland, Seeland und Westfriesland 1428, vergaß des großen Glückes, das er an dem burgundischen Hofe gemacht, und aller Pflichten gegen den guten Herzog, um sich die Prinzessin Jakobine von Baiern, die Erbin von Hennegau, Holland und Seeland, welche zum drittenmale Witwe war, antrauen zu lassen. Philipp der Gute, der zürnen konnte, wo es Noth that, überzog das neue Ehepaar mit Heereskraft, Franz von B. wurde gefangen genommen und nach der Burg Rüpelmonde gebracht, die Prinzessin aber mußte, um ihren Eheherrn zurückzuhaben, den Vertrag von 1428, wodurch sie dem Herzoge von Burgund die Erbfolge in ihren Staten zugesichert, sie auch bereits seiner Verwaltung übergeben hatte, erneuern (3. Jul. 1432). Dagegen erhielt Franz die Grafschaft Ostrevant, oder die Castellanei Bouchain in Hennegau, im J. 1434 die Baronie Borselen selbst, die durch den unbeerbten Abgang seiner Vettern, Philipp, Balduin und Florenz, dem Lehenhofe heimgefallen war, 1445 den Orden des goldnen Vließes, 1452 gegen Bezahlung von 4500 Klinkarts die Erlaubniß, mit Borselen, welches er, gleichwie das Land Ostrevant, nur leibzüchtig besitzen sollte, zu schalten, als mit seinem Erbgute, endlich auch neuerdings die Statthalterschaft über Holland und Seeland. Jakobine starb den 8. Oktober 1436, Franz, hochbejahrt, zu St. Maartensdyk, im J. 1472. Borselen und Hoochstraten hatte er am 20. Mai n. J. dem Kaspar von Kulenburg gegeben[2]), Kortgene auf Noord-Beveland vermachte er seinem natürlichen Sohne, Franz, der daselbst 1495 ein kleines Collegiatstift gründete, die übrigen Güter erbte des Grafen von Ostrevant Schwester, Eleonore, die an den Grafen Johann III. von Egmont verheirathet war.

Die Linie endlich in Breedamme auf Walcheren stamt von Albrecht her, dem jüngern Sohne jenes Wolfart, der Ter-veer erkaufte. Sie erlosch in der Person Adrians, dem Urenkel Albrechts. Adrians Witwe, Anna von Burgund, des guten Herzogs natürliche Tochter, verheirathete sich zum zweitenmale mit Adolph von Cleve, Herrn von Ravenstein, und starb 1504. Von Adrians natürlichem Sohne, Jakob, stammen die von Borselen, die in spätern Zeiten in Holland vorkommen, ab. — Die von Baarsdorp sollen mit den Borselen einerlei Ursprung haben. (*v. Stramberg.*)

Bosporanische Könige: In diesem Artikel
Bei Spartacus I. lies: 434 statt 433.
— Seleucus I. lies: 433 statt 434.
Eben so bei Eumelus: 307 statt 306.
Spartacus IV.: 306 statt 307.
Zu 26 ließ Gepäpyris statt Geppyiris.

Unter Rhescuporis II. bemerke folgendes: Nach Köhler würden die sechs letzten Regenten bis Rhescuporis II. so heißen: Polemo I., Sauromates I., Gepäpyris, Sauromates II., Rhescuporis I. Rhescuporis II. 17—38 n. C. G.

Zu 46 schreib Rhadamses statt Rhadampsis, dabei 317—320 n. C. G.

In dem Schriftenverzeichniß ist beizufügen: In der neuesten Zeit (1823) hat Statsrath Köhler noch eine doppelte Kritik der Schrift von Raoul-Rochette und der Abhandlung des Hofr. Peters von Köppen über diesen Gegenstand, besonders in Hinsicht auf die Münzen und Denkmäler geschrieben, worauf der letztere geantwortet hat (Nachhall vom Nordgestade des Pontus). Es wäre nun zu wünschen, daß Polemik bei Seite gesetzt, ein mit allen diesen Schriften vertrauter Alterthumsforscher eine genaue Liste der bosporanischen Könige, so weit es die vorliegenden Denkmäler und Notizen gestatten, aufstellte. (*Rommel.*)

BOSSU, ansehnliches Dorf der niederländischen Provinz Hennegau, ganz nahe bei St. Guilain, mit den prachtvollen Ruinen der gleichnamigen Burg, die alles ähnliche in den Niederlanden weit übertreffen, gehörte bereits 1300 unter die Erbgüter des Hauses Hennin-Liétard, welches man, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, von einem Bruder jenes Theoderich von Elsaß, der von 1130—1168 Flandern regirte, ableitet. Die Linie in Bossu gründete Johann, Walthers Sohn, welchem ein kinderloser Vetter Bossu, Bleaugies, Hucignies, Wahignies, Frasne, Landilliers, hinterlassen hatte. Johanns Urenkel, Johann II., Herr auf Bossu, Gamerage, Wincken, Lambussart, Haußy, Beuvry, Choques, Bleaugies, la Fosse, Attiche, Kaiser Karls V. Obrist-Stallmeister und Obrist-Forstmeister in Hennegau, erbauete, großentheils aus Marmor, das in spätern Zeiten durch die Franzosen zerstörte, prachtvolle Schloß in Bossu, welche alte Herr-

2) Kaspars Tochter, Isabelle, schenkte Borselen an die Lalaing und Karl von Lalaing verkaufte solches, oder vielmehr seine Überreste, im J. 1615 an die Stadt Goes.

schaft Karl V. im J. 1555 für ihn in eine Grafschaft verwandelt hatte. Durch seine Vermählung mit Anna von Burgund erwarb Johann II. seinem Hause die Markgrafschaft Ter-veer, Westkappel, Zandyk und Beckerk auf Walcheren (Vlißingen mußte er verkaufen, um die Schulden seines Schwagers Maximilians von Burgund zu bezahlen), Brouwershafen, auf Schouwen, Duiveland, St. Philippsland, die wichtige Baronie Beveren, in dem Lande Waes, Tournehan unweit St. Omer u. s. w. Johann II. starb 1562, ihm folgten nach einander als Grafen von Bossu seine Söhne, Karl und Maximilian; dieser ist als Krieger nicht unberühmt. Im J. 1567 half er die Rebellen in Valenciennes bezwingen, in dem verhängnißvollen Jahre 1572 führte er den Oberbefehl in Südholland, und es war vielleicht nicht ohne seine Schuld, daß die Stadt Briel von den Geusen genommen, er selbst bald darauf in einem Seegefechte von ihnen zum Gefangenen gemacht, und auf eine ungeheure Ranzion gesetzt wurde. Da er diese nicht bezahlen konnte oder wollte, nahm er freiwillig oder gezwungen bei den Misvergnügten Dienste. Da er sich aber mit dem Prinzen von Oranien nicht vertragen konnte, suchte er Verzeihung bei dem Könige, starb aber, ehe er diese erhalten, zu Antwerpen im J. 1578, wie man glaubt, vergiftet, und mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenlast, wegen deren Ter-veer bereits 1567 gerichtlich verkauft worden. Was von Gütern übrig war, erbte sein Sohn Peter, und nach dessen Abgange Maximilian, ein Sohn Jakobs, des Barons von Aury, der selbst ein jüngerer Sohn Johann's II. und der Maria Hannaerth genant Redeghem, Freifrau von Liedekercke, Burggräfin von Lombecke (gleichwie Liedekercke, in der Grafschaft Alost) und Brüssel. Maximilian II., 5ter Graf von Bossu, Baron von Liedekercke, Denderleeuwe unweit Liedekercke, und Aury, Herr von Blangis, Gamerage u. s. w., Ritter des goldnen Vließes, Gouverneur von Bethune, starb 1625. Sein Sohn und Erbe, Eugen, legte durch seine Vermählung mit Anna Isabella von Ligne-Aremberg, des Fürsten Alexander von Chimay und der Magdalena von Egmont auf Werth, Wessum, Oudzeelen und Straten, Tochter, den Grund zu einer höchst wichtigen, scheinbar jedoch noch sehr entfernten Erwerbung. Er starb 1656. Sein Sohn, Philipp Ludwig von Hennin d'Alsace (er nahm diesen Beinamen an, um an die Abstammung seines Geschlechts zu erinnern) 7ter Graf von Bossu, beerbte den letzten Fürsten von Chimay, Philipp Dominik (das Fürstenthum dieses Namens, die Grafschaft Beaumont, die Baronien Hallwin, Commines, Avesnes u. s. w.), und starb den 25. März 1688, von seiner Gemalin, Anna Louise Verreycken, Frau auf Impden, Wolverthem, Meusegem und Rossum, in der brabantischen Meierei Merchtem, Meys, in der Meierei Grimbergen, Roode und Nieuwroode; mehre Kinder hinterlassend. Den ältesten Sohn, Karl Ludwig Anton d'Alsace, Fürsten von Chimay, erhob Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand. Er erlebte den Ausgang des Prozesses, welchen die frühern Besitzer von Chimay, aus dem Hause Croy, mit dem Hause Orleans seit 1535, geführt, und mußte Hallwin, Commines und Avesnes, als Zahlung für eine Summe von 380,788 Liv. 10 S. Capital und 3,327,471 Liv. 12 S. Zinsen (vom 29. Juli 1535 bis 1. Mai 1706), in welche er verurtheilt worden, an den Herzog von Orleans abtreten; früher schon, 1700, hatte er die Baronie Impden, mit den einverleibten Gütern, an den Fürsten Eugen Alexander von Thurn und Taxis, um 180,000 Gulden verkauft. Er starb kinderlos 1740, und es folgte ihm der dritte der Brüder (der mittlere, Thomas Philipp, hatte den geistlichen Stand erwählt, und starb als Cardinal-Erzbischof von Mecheln, den 5. Jan. 1759), Alexander Gabriel Joseph, bisher der Markgraf von Ter-veer genant, welchen Kaiser Karl VI. bereits am 4. Sept. 1735 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben hatte. Alexander starb als k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Hauptmann der Hatschiergarde in Brüssel, den 18. Februar 1745; sein ältester Sohn, Thomas Alexander Markus, Fürst von Chimay, blieb als Oberster der Grenadiere von Frankreich in dem Treffen bei Minden 1. August 1759. Da derselbe kinderlos gewesen, so folgte ihm in der fürstlichen Würde und den Gütern sein jüngerer Bruder, Philipp Gabriel Moritz; auch dieser lebte in kinderloser Ehe mit Laura Stuart, des Herzogs Karl von Fitzjames Tochter, es fiel daher, nachdem er das Zeitliche gesegnet, Chimay, Beaumont, Bossu, an die Kinder seiner Schwester, Maria Anna Gabriele d'Alsace, verm. 26. Oktober 1750 mit Victor Moritz Riquet, Marquis von Caraman, und der heutige Marquis von Caraman befindet sich noch in dem Besitze alles desjenigen, so nicht durch die französische Revolution verschlungen worden, und namentlich der unermeßlichen Wälder von Chimay. Vergl. den Art. Chimay. (*v. Stramberg.*)

BOUCHERAUMONT, Dörflein der Champagne bei Joinville, auf dem rechten Ufer der Marne, ist als der Hauptsitz des Ordens des **frères de la charité de Notre-Dame** merkwürdig. Guido I. von Joinville, Herr von Domjeu, stiftete hier um 1286 ein Hospital, und bei solchem für die Wartung der Kranken beiderlei Geschlechts, eine Gesellschaft von Brüdern und Schwestern, denen er selbst eine Regel, vielleicht die der Terziarier des h. Franziskus vorschrieb. Diese Stiftung wurde von Philipp dem Schönen, im September 1286, und vom Papst Bonifacius VIII. am 12. Mai 1299 bestätigt; letzterer untergab das Kloster dem unmittelbaren Schutze des apostolischen Stuhls gegen einen Jahrzins von 2 Pfund Wachs. Clemens VI. nöthigte die Hospitalbrüder, ihre bisherige Regel und Kleidung gegen die des h. Augustinus zu vertauschen (1347). Damals waren sie bereits zu einem förmlichen Orden erwachsen, der in allem 17 Priorate erwarb, nämlich 1) S. Louis de Boucheraumont, das Hauptkloster, 2) les Billettes zu Paris, 3) St. Louis zu Senlis, 4) Notre-Dame in der Vorstadt von Bayeux, 5) Notre-Dame zu Harfleur, 6) Notre-Dame in dem Bisthum Séez, 7) St. Laurent in dem Bisthum Ypern, 8) St. Nicolas in dem Erzbisthum Sens, 9) St. Louis de Monterrot, 10) St. Agnes, 11) St. Louis de Colonia (liegt gleich wie 9 und 10 in dem Erzstift Besançon), 12) St. Germain de Hector in dem Bisthum Bayeux, 13) St. Achaire in dem Bisthum Ypern, 14) St. Vincent de Vaudrelan unweit Paris, 15) St. Thomas de Rouen, 16) St. Jean de l'Hermitage zu Corbeil, und 17) la Charité zu Argen-

teuil. Gegen das Ende des 16. Jahrh. gerieth der Orden allmälig in Abnahme, und im J. 1652 bestand er nur noch in der Person des P. Alexius Langan, der am 5. Dec. n. J. das Kloster zu Boucheraumont an die Terziarier des h. Franziskus in Vaucouleur abtrat. Dieser Vertrag kam jedoch nicht zu Vollzug, und 20 Jahre später überwies der König sämtliche Güter des Ordens **de la Charité de Notre Dame** dem Kriegsorden von U. L. F. vom Berge Carmel und vom h. Lazarus, das Kloster in Boucheraumont aber kam an das Hospital in Joinville, und die Klostergüter bilden noch dessen vorzüglichstes Einkommen. (*v. Stramberg.*)

BOUCICAULT (Miethling), ein Spottname, der durch zwei Marschälle von Frankreich, aus der Familie le Meingre, historisch geworden ist. Ursprünglich mag diese in Touraine angesessene Familie sehr unbedeutend gewesen seyn, daher man nicht einmal die Eltern des ersten Marschalls, sondern nur seinen Bruder Gottfried kent, der anfänglich Domdechant zu Tours, dann 1363 Bischof von Laon war, und 1370 zu Bologna starb. Der Marschall selbst, Johann I. le Meingre, genant Boucicault, diente zuerst 1337 in Gascogne, unter dem Connetable von Eu, gegen die Engländer. Glückliche Unternehmungen verschafften ihm Ruhm und Reichthum zugleich, daß er bereits 1352 vermochte, mit Johann von Clermont vorschußweise das Lösegeld des Marschalls von Nesle zu bezahlen. Karl von Kastilien, Graf von Angouleme, verlieh ihm am 24. Jun. 1353 die Herrschaft Ardenne in Languedoc, der König am 30. Mai 1354 das Amt eines Seneschalls von Toulouse. Nach der Schlacht bei Poitiers wurde ihm der Marschallsstab, zugleich die Bewahrung der Hauptfeste Lusignan, und der Schlösser des Herzogs von Berry in Poitou anvertrauet. Im J. 1360 half er den Vertrag von Bretigny schließen, wie er denn zu Unterhandlungen so geschickt war, als zum Kriege*) und im Mai 1362 war er einer der Commissarien für die Friedens-Execution. Für so mannigfaltige Dienste wurden ihm am 4. Nov. 1360 eine Pension von 4000 Realen, nachher 1364 auf 2000 herabgesetzt, später in barem Gelde 6000 Liv., und, weil er die Hauptmannschaft von Lusignan und seine Herrschaft la Trouverie durch den Frieden eingebüßt, eine Leibrente von 3000 Gulden und die Schloßhauptmannschaft in Tours. Im J. 1364 half er Mantes und Meulan dem Navarreser entreißen. Er starb den 15. März 1367, von seiner Gemalin, Flora von Linieres, Frau auf Estableau in Touraine unweit Preuilly, la Bretiniere und le Breuildoré, zwei Söhne hinterlassend. Den ältern Johann II. brachte die Mutter an den Hof, wo er mit dem Dauphin, nachmals Karl VI., erzogen wurde. Als ein Knabe von 10 Jahren trug er zum ersten Male die Waffen; den Ritterschlag empfing er am 26. November 1382, am Vorabend der Schlacht von Roosebeck, von dem Herzog von Burgund. Als ein echter Ritter zog er zweimal nach Preußen, dem teutschen Orden gegen Lithauer und Russen beizustehen. Im J. 1391 wurde er zum Marschall von Frankreich ernant, am Weihnachtstage übergab ihm der König unter großem Gepränge zu Tours in St. Martinskirche die Insignien dieser Würde. Der Gehalt des neuen Marschalls wurde auf 2000 Liv. bestimt. Wie es scheint, war der Zweikampf, den Johann das Jahr zuvor mit den Herrn von Saimpy und Reynald von Roye, zu Ehren des französischen Namens zu St. Ydenard, zwischen Calais und Boulogne, gegen drei Engländer bestanden, die unmittelbare Veranlassung hiezu. In dem J. 1392 entriß Boucicault den Engländern mehre Festungen in Auvergne und Guyenne; von 1393—1395 führte er den Oberbefehl in Poitou, Berry und Auvergne. — Eine kurze Waffenruhe benutzte der Marschall, um sich den Kreuzfahrern anzuschließen, welche der Erbe von Burgund durch Südteutschland, Ungarn, Siebenbürgen und die Walachei in die Ebenen von Bulgarien führte, und B's Dünkel ist großentheils der unglückliche Ausgang des Feldzugs zuzuschreiben. Das Heer hatte nach einem Marsche von drei Monaten die untere Donau erreicht, und Sigismund, der König von Ungarn, einen Operationsplan vorgeschlagen, der auf einer genauen Kentniß der türkischen Heere beruhete. Diesen verwarf B. mit Verachtung, und Siegmunden war es nicht gegeben, in irgend etwas beständig zu seyn. Er ließ sich von denen führen, die zu führen er berufen war, und während die Christen das Donauthal durchzogen, Orsova, Widdin und das hartnäckig vertheidigte Orajowa der Sylmündung gegenüber nahmen, blieben die Türken im Besitze des Gebirges und der Päsße. Bajazeth sammelte seine zerstreuten Streitkräfte, und die Verbündeten erlitten vor Nicopolis am 28. Sept. 1396 eine entscheidende Niederlage. Boucicault selbst war einer der glücklichen Sechzehn, welche der blutgierige Sieger bei der allgemeinen Niedermetzelung der Gefangenen aus einer Zahl von 600 Rittern aushob und dem Tode entriß. Ein schweres Lösegeld verschaffte ihm die Freiheit wieder. Kaum von dem verunglückten Zuge heimgekehrt, begleitete B. den Herzog von Berry nach Teutschland (März 1397), um mit Kaiser Wenzel die Unterdrückung des ärgerlichen Schisma zu unterhandeln. Im J. 1399 ward er von den Kardinälen aufgefordert, den Bürgern von Avignon, die in vollem Aufruhr gegen den hartnäckigen Gegenpapst Benedikt waren, beizustehen. Er eilte sogleich herbei, bemeisterte sich aller Zugänge zu dem päpstlichen Palaste, machte den Kardinal von Pamplona, der beinahe allein an Benedikt hing, zum Gefangenen†), und würde schon damals den unbeugsamen Mann in die Unmöglichkeit gesetzt haben, ferner zu schaden, hätte nicht der Hof ihm befohlen, die Belagerung in eine Beobachtung zu verwandeln, und sich endlich vollends durch Benedikts scheinbare Unterwerfung vom 20. April 1399 täuschen lassen. Ein feiner würdigeres Unternehmen rief den Marschall nach dem Orient. Constantinopel wurde von den Türken zu Wasser und zu Lande hart belagert und vorzüglich Pera, der Genueser Eigenthum, schien ihren

*) Dieser Gabe zu Unterhandlungen gedenkt ein alter Reim:
Quand vient à un assaut,
Mieux vaut Saintré que Boucicault;
Mais quand vient à un traité,
Mieux vaut Boucicault que Saintré.

†) Der Cardinal mußte sich mit 50,000 geldnen Schildthalern lösen; so viel mochte B. der Zug nach Bulgarien gekostet haben.

Angriffen unterliegen zu müssen. B. erhielt von dem Könige den Befehl, Pera, jetzt eine französische Schutzstadt, zu entsetzen, und er vollführte das schwierige Unternehmen auf die glänzendste Weise. Mit wenigen Schiffen und 1200 Mann Landungstruppen bahnte er sich einen Weg durch die Flotten und Heere der Feinde, und nicht zufrieden mit dem Entsatze von Pera, säuberte er, Sieger in mehren Gefechten, die ganze Umgebung von Constantinopel (1400). Zum Lohne wurde ihm 1401 die Statthalterschaft von Genua, wo er, um den immerwährenden innerlichen Fehden ein Ende zu machen, eine wahre Schreckensregirung einführte. Doch waren seine Maßregeln so durchdacht, seine Anstalten so kräftig, daß er es im April 1403 wagen durfte, Genua zu verlassen, um der Stadt Famagusta, einer Kolonie der Genueser auf Cypern, welche König Janus auf das Äußerste gebracht hatte, zu entsetzen. Janus hatte keine Lust, sich mit den eisernen Männern des Abendlandes zu messen, er hob die Belagerung auf, bezahlte für die Kriegskosten 70,000 Dukaten, und B. kehrte nach Genua zurück, nachdem er noch den Emir von Scanderona auf der Küste von Syrien ausgeplündert und mit seinen 11 gar schlecht ausgerüsteten Schiffen ein ehrenvolles Gefecht gegen die weit überlegene Flotte der Venetianer bestanden. In Italien fand B. bald Gelegenheit zu einer neuen Erwerbung für Frankreich. Gabriel Maria Visconti, dem Benzono früher Crema entrissen, besorgte von den Florentinern ein Gleiches für das ihm allein übrige Pisa. Sich dagegen zu schützen, trug er Pisa dem Könige von Frankreich zu Lehen auf, versprach als Lehenrecognition jährlich einen Zelter und einen Falken zu liefern, und trat den Franzosen die Stadt Livorno ab (14. April 1404). In Livorno wußte sich B. zu behaupten, Pisa ging aber bald durch Visconti's Kleinmuth verloren, der sich glücklich schätzen mußte, durch seines Schutzherrn Vermittelung von den Florentinern eine Abfindungssumme von 206,000 Goldgulden, wovon 80,000 B. zu zahlen übernahm, zu erhalten.

Das Schreckensreich in Genua näherte sich jedoch allmälig seinem Ende, wie denn dieser Regimentsart zumal die Zeit verderblich wird; sehr beschleunigt wurde die Catastrophe durch die Hinrichtung des Gabriel Maria Visconti, der in Genua Schutz gesucht, und den B. hinrichten ließ (1408), wie man glaubte, um die 80,000 Goldgulden zu ersparen. Der Marschall hatte dem Herzoge von Mailand Hilfe gegen die Veroneser zugeführt; des Zwingherrn Abwesenheit benutzte das Volk. Hugo Cholet, der Commandant, wurde ermordet, sein Schicksal theilten die übrigen Franzosen; beinahe ohne alle Anstrengung hatte Genua die Freiheit errungen. Alle Versuche des Marschalls, sich der Stadt wieder zu bemeistern, waren vergeblich, von seinen Bundesgenossen verlassen, blieb ihm nichts übrig, als über die Alpen zurückzukehren. In Frankreich wurde er nicht zum Besten empfangen, darum hielt er sich anfangs an den Herzog von Burgund. Nachmals ergriff er die Partei des Herzogs von Berry; in dem Treffen bei Azincourt, wo er die erste Linie führte, wurde er gefangen, nach England gebracht und 1418 des Marschallamtes entlassen. Er starb in der Gefangenschaft, bald nach dem 21. Mai 1421.

B., der die Stunden der Muße meist auf seinen Gütern in der Provence, namentlich auf dem Schlosse Bolesne zubrachte, war ein Freund der Dichtkunst und selbst Dichter. Mehre kleine Lieder, die er gedichtet, wurden noch lange nach seinem Tode von dem Volke gesungen. Wie weit er den Frauendienst getrieben, zeigt der von ihm gestiftete Orden de la Dame blanche. Sein Leben hat Theodor Godefroy 1620 beschrieben. Des Marschalls Gemalin, Antoinette von Beaufort, war ihm in die Ewigkeit vorangegangen. Sie war ihm am 24. December 1393 in der Schloßkapelle von les Baux angetrauet worden, und hatte ihm als Aussteuer die reiche Grafschaft Alais in den Cevennen, die Baronien Portes unweit Alais, Anduse südwestlich von Alais, und St. Etienne-de-Valfrancesque, nördlich von Anduse, späterhin auch die Grafschaft Beaufort-en-Vallée in Anjou zugebracht. Zu dem Besitze noch ungleich größerer Güter war sie als einzige Tochter berufen, ihr Vater, Raymund Ludwig, Graf von Beaufort und Alais, enterbte sie aber in seinem Testamente vom 5. Jul. 1399, vermachte seiner Schwester Eleonore (Gem. Eduard von Beaujeu), als Haupterbin, die Vicomté Turenne, Bagnols unweit Pont St. Esprit, Montelus westlich von Bagnols, die Vicomté Valerne in der Provence unweit Sisteron u. s. w., dem Herzoge von Orleans aber die Grafschaft Castillon, seine Ansprüche auf Avellino in dem Königreich Neapel, und l'Isle-Jourdain, dann die Schuldfoderung an Neapel, wogegen er dem Herzoge die Verbindlichkeit auferlegte, sein Testament gegen alle und jede, namentlich gegen seine undankbare und darum enterbte Tochter zu vertheidigen. — Dieses Testament wurde von der Tochter lebhaft angegriffen; nach langem Rechten erlangte sie durch Vergleich noch den Besitz von Turenne, Bouzols, Fay und Pertuis. Sie, die Marschallin, testirte am 10. April 1413 und 18. Jul. 1416, da ihr einziger Sohn bereits verstorben, verschaffte sie Turenne, Beaufort, Bouzols und Fay, ihrem Gemal, das übrige ihren Verwandten. Johann's I. jüngerer Sohn, Gottfried, auf Breuildore, Estableau, dann le Luc, Roquebrune und Bolbonne in Provence, hatte von zwei Frauen mehre Söhne, sie starben indessen alle unbeweibt, und das Haus Boucicault verschwand so schnell, als es sich erhoben hatte. Doch bestand in der Provence vor nicht gar langer Zeit eine Familie Boussicaud, die mit den Marschällen das nämliche Wapen führte, einen doppelten rothen Adler im silbernen Felde. (*v. Stramberg.*)

BOUXIERES-AUX-DAMES, Kirchdorf in dem franz. Meurthedep., eine starke Stunde unterhalb Nanci, auf dem rechten Ufer der Meurthe, höchst anmuthig gelegen, gehörte dem dasigen Damenstift. Es wurde um 936 von dem h. Goscelinus, Bischof von Toul, dessen Evangelienbuch unlängst noch hier zu sehen war, für Benediktinernonnen gestiftet, hatte sich jedoch bereits 1452 in ein weltliches Stift verwandelt, welches 1760, durch die Güter des aufgehobenen Collegiatstiftes in Vaudemont einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Der Pfründen waren 15, wovon die Äbtissin zwei besaß. Die Damen hatten strenge Adelsproben zu bestehen. Zu den drei Kanonikaten ernannte das Kapitel; ein solcher Kanonikus stand sich höchstens auf 800 Livr. Die Kirche zu Ehren der h.

Dreifaltigkeit und des h. Goscelinus geweihet, ist alt, klein, mit Grabmälern überladen. Von uralten Zeiten her wurde in der Abtei ein Taubstummer unterhalten, der am Feste des h. Goscelinus der erste zum Opfer ging. *(v. Stramberg.)*

BOXMEER, Dorf in dem zu dem vormaligen brabantischen Quartier Herzogenbusch gehörigen Peelland, an der Dommel, besaß mit der dazu gehörigen sehr bedeutenden Herrschaft Peter von Kuylenburg, Huberts Sohn, von seiner Gemalin, Johanna von der Meer, genant Boxmeer, als freies Eigenthum, mußte solches jedoch 1367, unter Vorbehalt vieler ausgezeichneten Vorrechte und Freiheiten, dem Herzoge von Brabant zu Lehen auftragen. Peters Sohn, Hubert, erheirathete 1391 mit Isabelle von Petershem die Herrlichkeiten Spabeek, südlich von Sittard, und Stevensweert an der Maas, und dieses Enkelin, Margaretha, Frau auf B., Stevensweert und Spabeek, war zweimal verheirathet: 1) mit Peter von Vertaing auf Heeswyk, Dinter (liegt gleichwie Heeswyk in dem zu Herzogenbusch gehörigen Maasland) und Gastel — diese Ehe war kinderlos; 2) mit Wilhelm von Egmont auf Herpen. Die älteste Tochter dieser Ehe, Anna von Egmont, brachte Herpen, Boxmeer, Spabeek, Stevensweert und Dinter an das Haus Scheerenberg, durch ihre Vermälung mit dem Grafen Wilhelm I. von Berg, † 1511 (ihre zweite Ehe mit dem Grafen Philipp von Virnenburg blieb kinderlos). Mit der Grafschaft Scheerenberg kam Boxmeer 1712 an die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, die späterhin namentlich für den Verlust von Boxmeer (angeblich mit 58,000 Fl. Einkünfte) durch den Reichsdeputationsschluß entschädigt wurden. Die stattliche Burg, in dem Mittelalter eine sehr wichtige Veste, wurde 1784 niedergerissen. Bei dem Nonnenkloster, Carmeliterordens, bestand eine wohleingerichtete Pensionsanstalt. Die Pfarrkirche bewahrte eine wunderthätige Hostie, die alljährlich den Sonntag nach Frohnleichnam und die ganze Oktave hindurch eine große Anzahl von Wallfahrern herbeizog. Die Pfarrdienste versahen die Karmelitermönche, die hier ebenfalls ein Kloster besaßen und Schule hielten. *(v. Stramberg.)*

BRACELLI, lat. Bracellus, Bracellius, Bracelleus (Jacopo), Humanist und Geschichtschreiber, geboren gegen das Ende des 14. Jahrh. zu Sargana, einem Städtchen im Toskanischen, damals unter genuesischer Herrschaft. Seine Talente verschafften ihm die Würde eines Kanzlers der Republik Genua, 1435 war er ihr Gesandter am römischen Hofe, und starb 1460. Handschriftlich hinterließ er: **Lucubrationes de bello Hispaniensi lib. V. von 1412—1444**, worin er den Cäsar glücklich nachahmt, zuerst gedruckt in Mailand um 1477. . nachher öfter einzeln und mit seinen übrigen Schriften:) **De claris Genuensibus libellus. Descriptio Liguriae. Epistolarum liber.** (Diese 3 im ersten Bande von **Graevii Thesaur. antiquit. Italiae.**) **Diploma mirae antiquitatis. Tabella in agro Genuensi reperta**; alle gesammelt und herausgegeben von Agost. Giustiniano, Genua und Paris 1520. 4. und mit **J. Jov. Pontanus de bello Neapolitano**. Hagenau 1530, und nachher öfters in Rom. Eine Abhandlung von ihm: **De praecipuis Genuensis urbis familiis** ließ Mabillon in seinem **Iter Italicum p. 227** abdrucken*). *(Baur.)*

Brachmann (Louise), s. die künftigen Nachträge.

BRADWARDINUS (Thomas), auch Thomas von Bradwardina oder von Bredewardina, ein gelehrter englischer Theolog und Mathematiker aus einer alten Familie entsprossen und zu Hartfield bei der Stadt Chichester in der Grafschaft Suffolk um 1290 geboren. Er studirte zu Oxford, wurde in dem Mertons-Collegium daselbst 1325 Prokurator, erhielt die theologische Doctorwürde und wurde als öffentlicher Lehrer sehr geschätzt. Von Oxford kam er als Kanzler an die St. Paulskirche in London, wurde zuletzt Beichtvater König Eduards III. und begleitete ihn auf seinen berühmten Feldzügen in Frankreich. Jede Gelegenheit, das Ungestüm seines siegenden Gebieters und die Ausgelassenheit der Soldaten zu mäßigen, benutzte er freimüthig und klug, und da sein frommes Beispiel, seine Sanftmuth und Bescheidenheit seine salbungsvollen Predigten und Ermahnungen unterstützten, so hatte er, nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, an dem glücklichen Fortgange des Krieges einen ruhmvollen Antheil. Aus gerechter Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1349 ohne sein Ansuchen das Erzbisthum von Canterbury, starb aber wenige Monate nach seiner Wahl, und noch ehe er von seiner Würde feierlich Besitz genommen hatte, im August oder Oktober 1349 zu Lambeth. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Ehrennamen Doctor profundus, und nicht allein in England, sondern auch in fremden Ländern stand er in dem ehrenvollsten Rufe als der beste Mathematiker seiner Zeit. Er verfertigte astronomische Tafeln, die aber nicht gedruckt sind, dagegen hat man von ihm eine **Geometria speculativa. Par. 1495; 1530. 4. Arithmetica speculativa. Ib. 1495; 1502. 4. De proportionibus. Ib. 1495; Ven. 1505. fol.** und **De quadratura circuli. Par. 1495 fol.** Als philosophischer Selbstdenker gebildet in der Schule des Plato und Aristoteles, und noch mehr als scharfsinniger und gelehrter Theolog erlangte er eine ausgebreitete Celebrität durch sein Werk: **De causa Dei, contra Pelagium, et de virtute causarum, ad suos Mertonenses, libri III.; jussu rev. G. Abbot, opera et studio H. Savilii, ex scriptis codicibus nunc primum editi. Lond. 1618. fol.** Dieses Werk ist gewissermaßen eine Kritik der ganzen hergebrachten Dogmatik, worin der Verfasser den dogmatischen Sekten seines Zeitalters klar bewies, daß sie von der reinen Lehre des Augustinus weit abgewichen seyen, und sich alle mehr oder weniger dem Pelagianismus genähert hätten. Es zeugt von einem tiefen Studium der Kirchenväter und besonders des Augustinus, der Römer und der arabischen Philosophen, einem nicht gemeinen philosophischen Talent in Entwickelung der Begriffe, aber auch von Mangel an biblischer Exegese und Kritik, von Vorliebe zu scholastischen Subtilitäten, und einer fast uneingeschränkten Ehrerbietung gegen Kirchenväter und kirchliche Autoritäten, der

---

*) Apost. Zeno Diss. Voss. T. II. 266. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 727. *Gerdes* floríleg. 47. *Freytag* analect. lit. 150. *Clement* bibl. cur. T. V. 177. Wachler (Gesch. d. histor. Forsch. 1. Bd. 138.) nent ihn „den Vater der eleganten Bearbeitung der einheimischen Geschichte." Biogr. univ. T. V.

Vortrag selbst aber ist äußerst weitschweifig. Bradwardin wird für den ersten gehalten, der die geometrische Methode in die Theologie einführte*). (*Baur.*)

BRADY (Robert), ein englischer Arzt und Geschichtforscher, geboren 1643 in der Grafschaft Norfolk. Er studirte zu Cambridge, wurde um 1670 Archivar des Tower, kam bald nachher als Lehrer der Arzneiwissenschaft nach Cambridge, war Leibarzt König Jakob's II. und starb den 19. April 1700. Außer einem Briefe an Sydenham, über den Einfluß der Luft auf den menschlichen Körper, abgedruckt in des Letztern Epistolis responsoriis, und einem zu London in Fol. gedruckten Treatise on Burghs angl. schrieb er: An introduction to the old engl. history. Lond. 1684. fol. A complete history of England, from the first entrance of the Romans unto the end of the reign of K. Henry III. Lond. 1685; 1700. Vol. II. fol. a Contin. containing the lives of Eduard I. II. III. and Richard II. Savoy. 1700; Lond. 1707. fol.; Werke, die sich weder durch Vollständigkeit, noch Unparteilichkeit empfehlen, vielmehr die ungerechten Anmaßungen und den Despotismus des Hofes historisch zu begründen bemüht sind, aber als Materialiensamlungen wegen Mittheilung vieler Urkunden und zuverlässigen Nachrichten schätzbar und in einzelen Abschnitten dem Geschichtforscher unentbehrlich bleiben. Cook, Petyt und Atwood haben gegen Brady geschrieben, und J. Tyrrell setzte ihm seine History of England. Lond. 1696—1704. Vol. III. fol. entgegen†). — Von Nicolaus Brady, einem englischen Prediger (geb. 1659 gest. 1726) hat man einige Bände Predigten, eine Übersetzung der Aeneide (Lond. 1716—1726. 4 Bde. 8.) und der Psalmen (A new version of the Psalms of David. Lond. 1698. 12. gemeinschaftlich mit Tate), die oft gedruckt wurde, und noch jetzt in den Kirchen in England und Irland zum gemeinschaftlichen Gesange gebraucht wird††). (*Baur.*)

BRAGELONGNE, ein altes französisches Geschlecht, das sich im Stats- und Kriegsdienste auszeichnete. Pierre de Bragelongne, Präsident des Parlements zu Paris, schrieb einen Discours généalogique, origine et généalogie de la maison de Bragelongne. Par. 1689. 12. Thomas war erster Präsident des Parlements zu Metz, sein Sohn Christoph Rath bei dem Parlement zu Paris, und sein Enkel Christoph Bernard, Prior von Lusignan und Mitglied der Akad. der Wiss. zu Paris, wo er 1688 geboren wurde. Ein Schüler der Jesuiten und des Philosophen Malebranche, machte er in Sprachen, Philosophie und besonders in der höhern Mathematik frühzeitig große Fortschritte. Daß er die Auszeichnung der frühen Aufnahme in die Akad. d. Wiss. verdiente, beweisen seine scharfsinnigen Abhandlungen Sur la quadrature des courbes 1711, und noch mehr sein Examen des lignes du quatrième ordre 1730—1732, abgedruckt in den Schriften der Akademie. Mit den angesehensten Statsmännern und Gelehrten seiner Zeit, dem Kardinal von Polignac, dem Kanzler d'Aguesseau, Fontenelle, Lamotte, Mairan u. A. stand er in Verbindung. Sein Tod erfolgte den 20. Febr. 1744*). (*Baur.*)

BRAHMAISMUS ist die Religion der Brahmabekenner, und diese dürfte wol zu unterscheiden seyn von dem Brahmanismus, dem theosophischen System der Brahmanen, dessen Hauptquelle die Vedas sind. Manche ehrenwerthe Forscher haben angefangen, die Lehre alt-indischer Weisheit als eine Uroffenbarung vorzustellen, und glauben diese in jenem theosophischen System gefunden zu haben. Man kann nun aber mit allem dem, was seit Fr. Schlegel's viel anregendem Werke über Sprache und Weisheit der Indier bis zu dem umfassendern von Niklas Müller über Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus, über dieses System vorgetragen worden, in der Hauptsache sehr wohl einverstanden seyn, ohne jene Meinung zu theilen, nach welcher ein viel Späteres für das Ursprüngliche ausgegeben wurde, wie auch von dem, um Verbreitung der indischen Lehre nicht weniger verdienten Fr. Majer in seinem Brahma oder die Religion der Indier als Brahmaismus (Leipz. 1818) geschehen ist, denn das Meiste von dem, was hier als Brahmaismus aufgestellt wird, dürfte dem Brahmanismus angehören. Man glaube nicht, daß hierauf wenig ankomme, denn wie die Sache jetzt steht, hängt diese Untersuchung aufs innigste zusammen mit sehr wichtigen Fragen, über welche zwischen Theologen und Philosophen schon so mancher Streit entstanden ist, an welchem jetzt auch die Mythologen und Alterthumsforscher Antheil nehmen. Je unparteiischer diese sind, desto mehr können sie zur Entscheidung beitragen; hier soll man wenigstens die Unparteilichkeit nicht vermissen.

Wenn es erwiesen werden könnte, daß das theosophische System der Vedas, das Identitätssystem, die All-Einslehre, ein sehr feiner idealistischer Pantheismus, die ursprüngliche Brahmalehre wäre, wer würde dann nicht zugeben müssen, daß es nicht anders, als durch Offenbarung den Menschen zugekommen seyn könnte? Der Urstamm des Menschengeschlechts braucht nicht eben in einem Stande der Thierheit angenommen zu werden, um es unmöglich zu finden, daß er, sich selbst überlassen, auf ein System gekommen seyn sollte, welches in seiner Wurzel so durchaus idealistisch ist. Man hat überall lange philosophiren müssen, bis man an diesem Punkte der Spekulation anlangte, der ein entschiedenes Mistrauen in die Sinne und alle durch sie erlangte Erkentniß voraussetzt. Wäre nun hier davon ausgegangen worden, so könnte es nur zufolge einer Offenbarung geschehen seyn, und zwar nicht einer solchen, die nur „ein Aufgehen des inneren Gefühls" wäre, sondern einer solchen, die als

*) *H. Wharton* Anglia sacra Vol. I. 119. Id. in Append. ad *Cave* scriptt. eccles. Vol. II. 49. *Fabricii* Bibl. lat. med. T. I. 267. ed. Pat. *Chaufepié* Dict. T. II. 500. *Du Pin* T. XI. 78. Vgl. mit der Critique de la bibl. des auteurs eccles. de *Du Pin* par *R. Simon*. T. I. 360. Remarques p. 703 sqq. *Oudin* T. III. 939. *Quetif* et *Echard* Scriptt. ord. Praedic. T. I. 744. Hamberger's zuv. Nachr. 4. Th. 561. Schröckh's christl. Kirchengesch. 34. Th. 226—240. Stäudlin's Gesch. d. theol. Wiss. 1. Th. 43. Biogr. univ. T. V.

†) Biogr. britann. Adelung's Zus. zum Jöcher. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 1. Abth. 853. Biogr. univ. T. V. ††) Biogr. britann. *Cibber* lives of engl. poets. T. IV. 62. Adelung und Biogr. univ.

*) Mém. de l'Acad. des sciences, année 1744. p. 65. Biogr. univ. T. V. (von Villenave).

Interricht durch ausdrückliches Wort würde gedacht wer-
ren müssen. Es fehlt nun aber sehr viel, daß jenes Sy-
tem als das älteste erwiesen wäre. Der Psycholog, dem
nan es für solches ausgäbe, müßte antworten, es sey
unmöglich, daß es das älteste seyn könne, und wenn zwei
Systeme neben einander stehen, wovon das eine eben so
sinnlich als das andere unsinnlich, das eine eben so einfach
ils das andere künstlich, das eine eben so kindlich als das
andere spitzfindig ist, so wird und muß er, der sich stets
in den natürlichen Entwickelungsgang des menschlichen
Geistes zu halten verbunden ist, dem ersten und nicht dem
andern das höhere Alterthum zusprechen. Und wenn nun
dem Ausspruche, den der Psycholog a priori thun muß,
die Resultate historischer Forschung a posteriori zur Be-
stätigung dienen, wird dann jene Behauptung bestehen
können, die noch obenein das gegen sich hat, daß sie die
Entstehung des Spätern aus dem Frühern nicht erklären
kann, ohne eine grundlose Behauptung durch eine noch
grundlosere zu stützen, während es, wenn man dem na-
türlichen Gange der menschlichen Entwickelung folgt, mit
iener Erklärung gar keine Schwierigkeit hat? Allem die-
sem zufolge sieht es aber um die indische Uroffenbarung
ziemlich mißlich aus. Es soll indeß hier nicht um Worte
gestritten werden. Man erklärt sich über jene Offenba-
rung so, daß auch der Rationalist nichts dagegen einwen-
den kann, und der Streit betrifft nicht sie, sondern das,
was hier dafür angenommen werden soll. Dies ist nun
nicht der Brahmanismus, sondern — aus den angegebe-
nen Gründen — der Brahmaismus, der zuverlässig als
das Älteste anzunehmen ist. Ob man diesen Offenbarung
nennen wolle oder nicht, thut nichts zur Sache; wol aber
ist es nicht gleichgiltig, am wenigsten für die Forschun-
gen über Verbreitung der Religionen in der alten Welt,
bei denen die Mythengeschichte zu Hilfe genommen wer-
den muß, das Älteste und nach ihm die allmälige Reihen-
folge des Späteren zu bestimmen. Diese Reihenfolge
kann ich, zufolge der Resultate meiner Untersuchungen
nicht anders bestimmen als so: Brahmaismus — Wisch-
nuismus — Schiwaismus — Naturphilosophie — Brah-
manismus als besonderes System der Philosophie — Dog-
matik — Buddhaismus.

Es fragt sich nun: was wissen wir vom Brahmais-
mus? Allerdings, wie es die Natur der Umstände mit sich
bringt, nur sehr wenig, und auch dies Wenige läßt sich
nur durch Ausmittelung finden. Damit hiebei der histo-
rische Forscher nicht in dieselbe Gefahr willkürlicher Be-
hauptungen gerathe, wie der Dogmatiker, wird er in sei-
ner ganzen Untersuchung sich an die für sie nothwendigen
und wesentlichen Gesetze binden; an diese nämlich: 1) Sey
stets eingedenk der natürlichen Entwickelung der psychischen
Menschennatur, nach welcher bei Individuen und Natio-
nen das Sinnliche früher ist als das Abstrakte, Beach-
tung des Sinnlichen früher als des Nicht- und Übersinn-
lichen, zwar Metaphysik früher als Physik, weil die Spe-
kulation früher da ist, als Beobachtung und Induktion,
aber eben deshalb die metaphysische Spekulation nicht
wahrhaft philosophisch, sondern poetisch, und der Mythus
also früher als die Philosophie. 2) Halte dich stets an
die Analogie. Man hat sonst so viel auf den consensus
gentium gebaut, warum sollte er hier, wo er so wichtig
ist, vernachlässigt werden? 3) Benutze den Mythus, so
wie er ins Historische übergeht, als historische Quelle,
welche freilich nur Wahrscheinlichkeit darbietet, die
aber Beglaubigung dadurch erhält, daß sie mit Psycho-
logie, Analogie und der wirklichen Geschichte in keinem
Widerspruche steht. 4) Scheide die muthmaßlich und er-
weislich spätere Umbildung von der ursprünglichen Grund-
lage. 5) Zur Bestätigung oder Widerlegung dienen die
Kultus, Symbole und heilige Gebräuche. — Der Verf.
kann über diese Gesetze und deren Giltigkeit hier nicht aus-
führlicher seyn; er legt sie jedem zur eignen Beurtheilung
vor, so wie die Ansicht von dem Brahmaismus, die er,
zufolge seines Forschens nach diesen Gesetzen, erhal-
ten hat.

Dem Brahmaismus gehört die Lehre von dem Weltei, Brahmanda, an, aber in seiner einfachsten Gestalt. Schöpferkraft, d. i. Zeugungskraft, mußte man darin annehmen. Statt des abstrakten Begriffes der Kraft dachte man den Erzeuger selbst, den Allerzeuger, den Urvater. Wer nun konnte dies seyn? Kein anderer, als Brahma, der Erdgott, denn es ist dem sinnlichen Menschen natürlich, die Erde als den Mittelpunkt des All zu setzen, — welchem All wir auch keineswegs den Begriff unterschieben dürfen, den wir damit verbinden. Jenen Menschen war das All gar nicht unermeßlich, und die Erde, wie klein sie auch war, und wie wenig man von ihr kannte, war doch in ihren Augen der größte Theil, so wie der wichtigste, denn sie selbst hingen ja unmittelbar mit ihm zusammen. Die Erde war demnach die Grundlage des All. War's bei den Griechen anders? Nach dem Chaos war zuerst die Erde und zugleich Eros (Zeugungskraft, Bildungstrieb); die Erde erst erzeugte den Sternenhimmel, der die Erde bedeckte. Der Begriff von Brahma als Erde, die der Grund alles Werdens war, mußte sich in den Begriff des Gottes verlieren, den man sich anthropomorphistisch vorstellte, wie bei Gäa, Demeter, Isis, Hertha u. A. Der Unterschied liegt hier nur darin, daß hier ein Erdgott, anderwärts eine Erdgöttin war. Es wäre daher wol die Frage, ob man sich Brahma ursprünglich von androgynischer Natur gedacht habe. Es ist uns hierüber eine Nachricht von Porphyrius aufbewahrt worden, daß er in einer großen Höhle eine Bildsäule angetroffen, deren rechte Seite männlich, die linke weiblich war; auf der rechten Seite erblickte man die Sonne, auf der linken den Mond, an beiden Armen Sterne, die Theile der Welt u. s. w.[1]). Alles dieses ist der Symbolik der altasiatischen Naturreligion gemäß, allein ob es die ursprüngliche Vorstellungsart sey, — gesetzt auch, daß es auf Brahma bezogen werden müßte, — muß dahin gestellt bleiben, nicht sowol weil der so späte, und durch seinen Hang zum Mystischen Manchem verdächtige, Porphyrius es berichtet, als weil die Bildsäule erst aus der Periode des Schiwaismus seyn kann, und also für die älteste Vorstellungsart nichts beweist. Man kann nur sagen, es sey an sich nicht unmöglich, daß man ihn so vorgestellt habe, wie man auch sagen könnte, daß er mit vier Köpfen vorgestellt wer-

1) *Stob.* ecl. phys. 1, 4, 56.

den sey, als der nach allen vier Weltgegenden hin ausschauende und gebietende Erdgott.

Mit Unrecht würde man diesen ältesten Brahmaismus für Materialismus halten, als ob bei Brahma nichts gedacht worden wäre, als ein Symbol des Elementes der Erde. Die älteste Vorstellungsart von der Materie ist Hylozoismus, und dem Anthropomorphismus natürlich ist es, die allgemein in ihr waltende Kraft nicht in einem unfaßlichen Daseyn sich blos zu denken, sondern als persönliche Selbständigkeit vorzustellen, begreiflicher Weise mit weit über das menschliche gehendem Vermögen; und eben darum als Gottheit. Dieser Vorstellungsart liegt freilich Materialismus zum Grunde, allein weit entfernt einen bloßen Materialismus im gewöhnlichen Sinne zu enthalten, nähert sie sich vielmehr dem Pantheismus an, der allerdings in einem gewissen Sinne für die älteste theologische Vorstellungsart angenommen werden kann; nur gewiß nicht in dem Sinne, worin man den Pantheismus zu nehmen gewohnt ist, denn sich selbst wenigstens, wenn auch nicht alle übrigen Produkte der Natur setzte der Mensch, ohne Zweifel aus bloßem Gefühl der Individualität und seiner Abhängigkeit von den Kräften der Natur, dem allgemeinen Naturleben entgegen, unterschied also sich selbst von der Gottheit, und betrachtete sich keineswegs als einen Theil derselben.

Will man diese Vorstellungsart für einen materialistischen Pantheismus erklären, so habe ich nichts dagegen. Es folgt von selbst, daß er zugleich Monotheismus war: es gab außer Brahma keinen andern Gott. Dieser einzige Erdgott, der Grund alles andern Seyns und Werdens, wurde auf demselben Wege, auf welchem er Persönlichkeit erhalten hatte, auch zum außerweltlichen Wesen, d. h. man dachte ihn zwar fortwährend seinem Vermögen und seiner Wirksamkeit, aber nicht seinem Wesen, seiner Person nach, im Zusammenhange mit der Welt. Er mußte daher jetzt irgendwo eine räumliche, örtliche Gegenwart erhalten. Man hat sie ihm auf dem Meru angewiesen, gewiß nicht ohne Grund, wie sich jeder überzeugen wird, der das im Art. Brahma Angeführte erwägen will.

Was nun folgt, ist eine nothwendige Folge von der Vorstellungsweise, die der Mensch von sich selbst und seiner eignen Natur hat, denn da der Mensch in seinen Göttern sich selbst malt, so muß sich in derselben Art, als sich seine Vorstellung von seiner Natur verändert, auch seine Vorstellung von der göttlichen Natur verändern. Der Mensch denkt ursprünglich sich selbst als eine lebende Einheit, und kann auch in dieser Hinsicht ein Abbild der Gottheit nach der materialistisch-pantheistischen Vorstellungsweise genant werden. Als eine Zweiheit nach Leib und Sele sich zu denken, mußte er erst eine besondere Veranlassung erhalten. Diese Veranlassung erhielt er durch die Erfahrung — des Todes. Ein vor kurzem noch Lebender lag da ohne Wärme, Bewegung und Fähigkeit des Thätigseyns. Dem Betrachtenden mußte sich diese Gedankenreihe aufdringen: Wie kommt's, daß hier ein Mensch da liegen muß ohne Wärme, Bewegung und Fähigkeit des Thätigseyns? Ist nicht der ganze Mensch mehr da? Ist dieser Körper nicht Er selbst? Er muß es nicht seyn; es muß etwas dazu gehören, was ihn jetzt verlassen hat. Und was hat ihn verlassen? — die Luft, der Athem, der belebende Hauch! — Hier stieß man auf Spiritualismus; Athem, Hauch, Luft bezeichnen in allen Sprachen den Geist, die Sele. Wie Tod und Leben traten sich gegenüber die sichtbar-tastbare Materie und die unsichtbar-wirksame — geistige — Luft; man mußte einen Dualismus in der menschlichen Natur, der materiell-spirituellen, annehmen. Was aus dem Körper wurde, sah man — Staub aus Staube — was aber wurde aus der entflohenen Sele? Schauder vor eigner Vernichtung, Liebe zu Vernichteten erregten zugleich den Wunsch ihrer Fortdauer, und auf diesen, zu Sehnsucht gesteigert, nicht aber auf eine metaphysische Psychologie, finden wir bei allen sogenannten wilden Völkern den Glauben an Unsterblichkeit der Sele gegründet, welcher viel früher überall vorhanden war, als ein Philosoph an einen Beweis derselben dachte. Bei Homer findet sich der Glaube an Unsterblichkeit, Platon erst suchte Beweise dafür. Man forschte daher nicht nach dem Wesen der Sele — denn dieses schien man zu kennen — sondern nach deren Schicksal in ihrer Absonderung von dem Körper. Dieses zu erklären kam man auf die Idee der Selenwanderung. Gewiß muß man die Lehre von derselben dem Brahmaismus zusprechen, eben so gewiß aber auch von den drei Arten von Selenwanderung nur die einfachste, die Selenwanderung in die Runde, die sich kaum irgendwo so ausbilden konnte, als in Indien, und zwar gerade jetzt, bei dem einfachsten Naturleben.

Nachdem nun aber der Mensch sich selbst als ein Doppelwesen aus Leib und Sele bestehend gedacht hatte, brachte er den Dualismus auch in die Natur. Ob jedoch die Lehre von einer Weltsele sich jetzt schon ausgebildet habe, darf man bezweifeln, weil sie zu genau mit der von der Philosophie ausgebildeten Idee der Gottheit zusammenhängt. Hiezu liegt zwar der Keim jetzt schon da, denn wir werden anderwärts sehen, daß in der höchsten, geistigen Gottheit hier am Ende doch nichts anders liegt, als eine Vergötterung der Luft, wie sie nachher auch in der jonischen Philosophie vorkomt: allein, wer kent die Geschichte des menschlichen Geistes und weiß nicht, wie so mancher Keim Jahrhunderte lang in menschlichen Selen lag, bevor er in einer sich fruchtbar entwickelte! Wie nahe daher auch das Spätere jetzt zu liegen scheint, so kam man doch gewiß jetzt noch nicht auf einen höchsten Brahma (Parabrahma), sondern blieb bei Brahma stehen. Weil indeß die veränderte anthropologische Ansicht auch hier nicht wirkungslos bleiben konnte, so gesellte man ihm untergeordnete Geister zu. Die Anzahl von guten und bösen Geistern, die man in Indien nachgewiesen hat, steigt bekanntlich ins Ungeheure, vielleicht nur darum, weil man alles zusammengezählt hat, was man irgendwo davon vorfand. Es kostet freilich der Phantasie keine große Mühe, Millionen von Geistern zu schaffen, wenn man einmal Geister braucht, von allen aber, die man mit Wahrscheinlichkeit dem Brahmaismus zuschreiben kann, scheinen keine mehr dazu geeignet, als die 8 Weltgeister, oder die Genien der 8 Regionen (Loks), deren Oberhaupt Indra oder

Dewandren ist. Selbst von diesen aber haben wenigstens einige späterhin Bestimmungen erhalten, welche sie im Brahmaismus schwerlich gehabt haben, z. B. Yama gewiß nicht die eines Todtenrichters, die er im Shivaismus hat, wenigstens nicht in der Art, wie er sie hier hat, denn dieses ganze Shivaitische Todtenreich setzt eine Umbildung der Lehre von der Selenwanderung voraus, die, nach ihrem Zusammenhange mit der Lehre vom Sündenfall und von bösen Geistern, einer Periode angehört, worin man die Staten des Himmels und der Hölle nach dem Muster eines irdischen States organisiren konnte. Alles, was Heeren über die Organisation der Reiche des Ormuzd und Ahriman scharfsinnig erörtert hat, muß auch hier angewendet werden, umsomehr, da es gar nicht unwahrscheinlich ist, daß beide Organisationen nur Eine Quelle haben. Der moralische Dualismus überhaupt scheint im Brahmaismus, wenn er ihm ja nicht für immer fremd blieb, doch erst ziemlich spät eingetreten zu seyn, denn die erste Veranlassung zu der Idee von bösen Geistern dürften wol jene Riesen gegeben haben, die zugleich unter dem Charakter der bösen Geister erscheinen. Auch hier sey man dessen eingedenk, was Heeren über die Divs des Parsismus gesagt hat. Von schädlichen Geistern hätte freilich weit früher die Rede seyn können, und wenn man deren nachweisen kann, so will ich sie unbedenklich anerkennen, jedoch die moralisch-bösen, und somit das ganze Reich Moisasurs (Maha-Schasur, der Erzböse) und den damit im unmittelbarsten Zusammenhange stehenden Abfall der bösen Geister kann ich vor dem Wischnuismus (die gänzliche Ausbildung erfolgte erst im Shivaismus) nicht annehmen, weil als Ursache des Sturzes der bösen Geister ihr Hochmuth angeführt wird, zufolge dessen sie Empörer wurden, um selbst Götter zu seyn. Wer das erwägt, was über die orientalische Theokratie unter Brahma und Brahmanen gesagt worden ist, der wird den Zusammenhang leicht begreifen.

Ist man an dem Punkte angelangt, wo das Brahmanen-Institut den Brahma repräsentirt, so muß man in den historischen Weg einlenken. So wenig es auf den ersten Blick scheinen mag, daß hier Entdeckungen zu machen wären, so kann doch ein Versuch nicht schaden. Der einzige historische Weg aber, den es hier gibt, läuft durch die Genealogien hindurch, welche man von Brahma's Nachkommenschaft hat. Diese Genealogien sind mythisch. Da aber dem historischen Mythus doch immer Historisches zum Grunde liegt, so komt es nur darauf an, dieses herauszufinden, und dies kann, so weit es möglich ist, wol geschehen, wenn man nur den richtigen Gesichtspunkt gefaßt hat. Wenn Brahma hier das Brahmanen-Institut bedeutet, so liegt in der Geschichte seiner Nachkommenschaft die Bildungsgeschichte dieses Instituts selbst, und diese kann fürwahr nicht gleichgiltig seyn, wenn man den Inhalt des wahren Brahmaismus wirklich auffinden will. Einige kurze Andeutungen hierüber sind daher wol nicht überflüssig.

Die Genealogie begint mit Menu, der nach einem der Puranas von Brahma den Befehl erhielt, im Reiche Brahmaverte-Writi, dem Eden der Hindu, wo die Götter sich aufhalten, am Zusammenflusse des Ganges und Jumna, einer noch jetzt heiligen Gegend, sich niederzulassen. Hier nun werden geboren sechs andere Menu's, die mit dem ersten die 7 Maharischi's, die großen Weisen oder Heiligen, ausmachen; ferner die 10 Erzväter, Schöpfer der Welt unter Brahma, Herren der erschaffenen Wesen. Von jenen und diesen stammen neue Geschlechter, alle von hoher Würde und vorzüglicher Macht. Wir wollen nur diejenigen ausheben, die den Fortgang der Kultur bezeichnen. Atri wurde berühmt durch Gesetze, Angiras, von welchem die Havismats abstammen, die Voreltern der Kriegerkaste durch Zaubereien. Pulastya ist Stammvater der Ajyapas, der Voreltern der Kaste der Vaisyas; — es gab also noch keine förmlichen Kasten. Narada, der weise Gesetzgeber, berühmt in Künsten, ist Erfinder der Vina, der indischen Laute. Man sieht, wie sich in dem Institut ausbildet, wessen es bedarf. Am merkwürdigsten sind doch aber die, die ich zuletzt nenne. Vaiwaswata heißt Sohn der Sonne, und deutet sonach auf Astronomisches hin, noch mehr aber Maritschi und Dakscha. Maritschi ist der Stammvater der Aynischwatta's, der Vorväter der Deva's, und Vater des Kasyapa. Dakscha hatte 50 Töchter erzeugt (Wochen des Jahres), von denen 27 an Ciandra (Mond, Tage des Monats), und 13 an Kasyapa (Monate des Jahres?) vermält wurden. Unter den an Kasyapa vermählten Töchtern zeichnen sich besonders wieder aus Adidi und Diti (Tag und Nacht). Von Kasyapa und Adidi stammen die Adityas, d. i. die 12 Sonnen, die über die 12 Monate den Vorsitz führen. Offenbar ist hier ein astronomisches System, und Kasyapa wird auch Erfinder der Astronomie genant. Merkwürdig ist es jedoch, daß in allen den Sagen, die auf Astronomie hinweisen, Spuren des Wischnuismus und Shivaismus vorkommen. Vaiwaswata ist derselbe Wiederhersteller der von einem Riesen geraubten Vedas, welcher bei der ersten Flut von Wischnu gerettet wird; eine Tochter des Dakscha wird an Shiva vermält. Fast sollte man schließen, alle Astronomie gehöre in die Zeit des Shivaismus; es ist indeß unwahrscheinlich, daß man nicht viel früher schon darauf hätte kommen sollen. Sie begann aber gewiß so einfach als möglich, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, irgend eine wissenschaftliche Kentniß der Astronomie in dem Brahmaismus anzunehmen. Die Geister, welche man mit den Gestirnen in Verbindung brachte, weisen vielmehr unverkennbar darauf hin, daß man auch hier nicht anders werde verfahren seyn, als überall. Wie hätte auch sonst Astronomie zu — Religion werden können! Gar nicht unmöglich aber, ja sehr wahrscheinlich sogar ist es, daß manches für Astronomie seit uralter Zeit geschah, was späterhin benutzt und weiter ausgebildet wurde. Wenn man auf die allereinfachste Art fortwährend die Anzahl der Tage bemerkte (wie es noch in einem Tempel des Jupiter zu Rom geschah), so kam man darauf, das Verhältniß der Tage zu dem Umlaufe des Mondes und der Sonne mit zu bemerken, und die Zeit einzutheilen in Jahre nach dem Sonnenlauf, Monate nach dem Mondslauf, und Wochen nach den Planeten, kurz die priesterliche Angelegenheit der Anfertigung eines Kalenders zu be-

sorgen, die spätere Zeit aber, die nebst diesen Berechnungen auch die Überlieferung von mehren Katastrophen der Natur vor sich hatte, bildete dies zu dem künstlichen System der Weltalter (Jog) aus, welches gewiß auf astronomischen Berechnungen, nur weit einfachern als man gewöhnlich annimt, zugleich aber auch auf einer historischen Grundlage ruht. Die Überlieferungen, welche sich in den Priesterinstituten fortpflanzten, erhielten ja eben den Zusammenhang des Neuern mit dem Ältesten, so daß weder Wischnuismus noch Shivaismus von dem Brahmaismus sich völlig losreißen konnten. Er blieb die Grundlage beider, und die aus ihm überkommenen Sagen aus der Urwelt lieferten den Stoff zu mehr als einem spätern Dogma. Ich rechne dahin hauptsächlich folgende Dogmen: 1) daß es im Anfange nur eine unsichtbare Geisterwelt gegeben habe, worin alles gut war, 2) daß gewisse Geister abgefallen, und nun das Böse entstanden sey, 3) die Selenwanderung als Mittel der Reinigung, und 4) die Lehre von einem Götterberge, der zugleich das Paradies ist. Wer vermag in dieser Identität beider den Meru zu verkennen, von dem alles ausging, und der Brahmaismus auch?

Der Brahmaismus, wie er sich allem diesem zufolge darstellt, ist äußerst einfach, man mag ihn in Beziehung auf Religion oder Wissenschaft betrachten. Eben so einfach war gewiß seine Moral, denn im Stande der natürlichen Gutmüthigkeit und Sitten-Einfalt bedarf es keiner tief ergründeten und ausgeführten Moral. Wenn daher gesagt wurde, die Sanjassi wären die einzigen Abstämmlinge der Brahmanen, so hat man nur an keine sich selbst marternden Büßer zu denken, denn diese gehören einer Zeit an, wo die Idee von der Unseligkeit des irdischen Zustandes sich bereits festgesetzt hatte; nur an die gute Seite der Sanjassi hat man zu denken, und diese war gewiß zuerst da, an das bedürfnißlose Leben in der Natur — und welcher Natur! — (s. Majer's Brahma S. 17), an die stille Zurückgezogenheit, die ruhige von Leidenschaften ungestörte Betrachtung derselben. Bei so großer Einfachheit in allem halte ich mich für berechtigt zu der Annahme, daß man auch wirklich keinen andern, als den, in der Zeremonie Sandivane (s. Sonnerat I. 212) für Brahma noch üblichen Kultus gehabt habe. Wie die späterhin philosophirenden Verfasser der Vedas aber an den Brahmaismus sich anschließen konnten, das wird jetzt eben so begreiflich, als wie der Buddhaismus eigentlich nur eine Restitution des Brahmaismus seyn sollte. Man strebte zurück nach dem Monotheismus und nach der Zeit, wo es noch keine Kasten und keinen Bilderdienst gab. (*Gruber.*)

BRANCACCI, **Brancaccio**, eine alte, noch jetzt blühende adelige Familie im Königreich Neapel, die sich in verschiedene Linien theilte, und von der das berühmte Geschlecht der Brancas (s. den Art.) in Frankreich abstamt. Schon im 14. Jahrh. erlangten mehre Brancacci die Kardinalswürde, und im 17. war Francesco Maria Brancacci Bischof von Capaccio, dann von Viterbo und Porto, wurde 1633 Kardinal und starb den 9. Jan. 1675. Nach dem Tode Klemens IX. wurde er 1670 im Conclave zum Papst vorgeschlagen, durch die Intriguen der Spanier kam aber die Wahl nicht zu Stande. Er war ein gewandter Casuist und Verfasser verschiedener Dissertationen: **De privilegiis, quibus gaudent cardinales in propriis capellis; De pactionibus cardinalium quae vocantur conclavis capitula; De sacro viatico etc.** zusammen gedruckt in Rom 1672. 4. mit der vorher einzeln (1665) erschienenen Abhandlung: **An chocolates aqua dilutus, prout hodierno usu sorbetur, ecclesiasticum frangat jejunium?** Diese seltsame Frage wird von ihm verneinend beantwortet *). — Lelio Brancacci, Marchese von Montesilvano, war zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. Maltheserritter und ein berühmter Feldherr. In den Niederlanden wohnte er fast allen Schlachten und Belagerungen bei, und der Erzherzog Albrecht bediente sich oft seines Rathes und seiner Faust, besonders bei der Belagerung von Ostende. Zur Belohnung der ausgezeichneten Dienste, die er den Spaniern erwiesen hatte, erhielt er die Würde eines Statsraths. Er schrieb **Della nuova disciplina e vera arte militare, libri VIII. Ven. 1582. fol.** und **J carichi militari, o fucina di Marte. Ib. 1641. 4.** **). — Annibale Brancacci, ein italiänischer Dichter, lebte in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und von Giovanni, einem Rechtsgelehrten aus einer adeligen Familie in Palermo, geb. 1673, hat man **Anagrammata numeralia purissima. Palerm. 1700. fol.** und **Ars memoriae vindicata. Ib. 1702. 12.** ***). (*Baur.*)

BRANCAS, ein berühmtes französisches Geschlecht, das von der altadeligen neapolitanischen Familie Brancacci (s. d. Art.) abstamt. Der erste dieses Namens, der sich in Frankreich niederließ, war Busile von Brancas, Graf von Agnano im Königreich Neapel. Seine Verdienste um den Orden des heil. Johannes in Jerusalem belohnte der Ordensmeister zu Rhodis damit, daß er ihm die im Archipel gelegene Insel Nisaro schenkte, welche Schenkung Papst Klemens VII. 1391 bestätigte, der ihn zugleich zum Marschall des römischen Hofes erklärte. Als Anhänger Ludwigs II. Königs von Neapel und Herzogs von Anjou, folgte er demselben 1399 nach Frankreich, wo er die Baronie Oyse, das Marquisat Villars und die Grafschaft Lauraguais erhielt, und 1416 starb. Sein Bruder Nicolas von Brancas, war Kardinal, und sein Enkel, Barthélemi von Brancas, heirathete eine Tochter des Grafen von Forcalquier und Toulouse, daher einige dieses Geschlechts den Namen Forcalquier führten. — Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, da sich die Familie Brancas in 2 Linien getheilt hatte, wurden aus derselben die 3 Brüder Gaspard, André und George bekant. Gaspard von Brancas, Baron von Oyse, war Viguier (Landrichter) zu Marseille, und starb 1620 ohne Erben. André, bekant unter dem Namen Admiral von Villars, war unter der Regirung König Heinrichs IV. ein Mann von Bedeutung und Einfluß. Anfangs war er auf der Seite der Ligue und der Spanier, vertheidigte 1592

*) *Cornaro* relat. de la cour de Rome p. 53. Balance des Cardinaux p. 139. Palatii Fasti Cardin. T. IV. **) *Lor. Crasso* Elog. di Capitani illustr. p. 141. ***) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Adelungs Zus. zum Jöcher.

Rouen gegen Heinrich IV. und soll den Plan gehabt ha-
ben, sich zum unumschränkten Herrn der Normandie zu machen. Sully gab sich viele Mühe, ihn auf die Seite des Königs zu bringen, welches diesem geschickten Unterhändler auch gelang. Braneas übergab 1594 dem Könige Rouen, der ihm das Gouvernement dieser Stadt und von Calais übertrug, und ihn zum Admiral von Frankreich erhob. Er diente seinem Monarchen mit unerschütterlicher Treue, büßte aber dafür mit dem Leben, indem ihn die Spanier, da er 1595 bei Dourlens in der Picardie in ihre Gefangenschaft gerieth, grausam ermorden ließen. „Er war," sagt Sully in seinen Memoiren, „die Rechtschaffenheit und Bravheit selbst, aber heftig und aufbrausend." George von Braneas, sein jüngerer Bruder, Baron von Oyse, Lieutenant General des Gouvernements Normandie, machte, unter dem Namen des Ritters von Oyse verschiedene Feldzüge, und zeichnete sich besonders 1595 in der Schlacht bei Fontaine-Françoise rühmlich aus. Zur Belohnung seiner Verdienste erhob Ludwig XIII. im Jahr 1627 die Baronie Oyse und die Herrschaften Champtercier und Villars, unter dem Namen Villars zu einem Herzogthum, Ludwig XIV, aber 1652 zu einer Pairie. Er starb 1657 auf seinem Schlosse zu Maubec im 89sten Lebensjahre. Der letzte Herzog von Villars-Braneas starb im Dec. 1793 in hohem Alter. Die ältere Linie dieses Geschlechts, die auch den Titel Grafen von Forcalquier und den Namen Céreste führte, erlosch in der Person eines Herzogs von Céreste, der 1802 starb. — Ein Glied dieser ältern Linie war Louis Henri von Braneas, Marquis von Céreste, Marschall von Frankreich, Grand von Spanien von der ersten Klasse, geboren 1672. In seinem 18. Jahre nahm er Kriegsdienste, und wohnte 1690 dem Feldzuge in Teutschland bei. Zwei Jahre später diente er zur See, kam nach 7 Jahren wieder zur Landarmee, und vertheidigte 1702 die Festung Kaiserswerth gegen die Holländer mit ausgezeichneter Tapferkeit. Im J. 1704 begleitete er den König Philipp V. von Spanien in dem Feldzuge nach Portugal, wohnte in den folgenden Jahren vielen Belagerungen bei, und stand auch als Gesandter am spanischen Hofe. Er war ein eben so gewandter Diplomatiker als tapferer General, erhielt 1740 die Marschallswürde und starb zu Paris den 9ten August 1750 *). *(Baur.)*

BRAUHAUS, BRAUEREI. Mit dieser Benennung bezeichnet man im Allgemeinen diejenigen Gebäude, worin entweder Bier oder Essig bereitet wird. Gewöhnlich versteht man aber darunter die eigentlich zum Brauen des Bieres eingerichtete Anstalt [1]). Das Brauhaus muß als architektonische Aufgabe in dreifacher Beziehung behandelt werden, rücksichtlich 1) seiner schicklichen Größe und Form, 2) seiner zweckmäßigen Einrichtung, und 3) seiner vortheilhaften Bauart. Die Grundsätze aber, nach welchen die Behandlung selbst erfolgen muß, beruhen theils auf den zur Bierbereitung nöthigen Stoffen, Gefäßen und Geschirren, theils auf den Geschäften, Bewegungen und Handgriffen, durch welche diese Bereitung bewirkt wird, theils auf den Eigenschaften und Umständen, die das Gelingen des Bierbrauens fodert. Die Kunst des Bierbrauens ist also das leitende Princip der Anlage und Ausführung eines Brauhauses nach den vier Hauptbedingungen aller architektonischer Werke (S. Art. **Baukunst**) durch folgende bauliche Mittel, mit deren Angabe wir in nachstehenden Paragraphen auch zugleich die Angabe der nöthigen Gründe verbinden [2]).

§. 1. Ein vollkommenes Brauhaus fodert folgende Abtheilung seiner Räume: A die Getreideböden; B die Hopfenkammer; C die Malzstube; D die Darrstube; E den Luftboden; F den Malzboden; G die Schrotmühle; H die Brauküche; I den Bierkeller; K das Bandhaus oder den Faß- und Geschirrschuppen; L den Holzschuppen; denen zur vollkommenen Benutzung der Brauanstalt auch noch M die Brennerei zur Brantweinbereitung mit den ihr besonders angehörigen Theilen, nämlich N der Schrotkammer und O dem Brantweinkeller; ferner P die Pferdestallung, Q die Schwein- und Rindviehställe, und R die Wohnung des Brauers und Brenners beizufügen sind.

§. 2. Die Getreideböden A, auf welchen das zur Bier- und Brantweinbereitung nöthige Hauptmaterial, nämlich die verschiedenen Arten Getreide aufbewahrt werden, finden den zu ihrer Anlage schicklichen Ort in der oberen Abtheilung des Brauhauses in einem zweiten Geschosse oder unter dem Dache desselben. Im Allgemeinen ist ihre Anlage und Einrichtung die nämliche, die im Art. **Getreidehaus, Kornhaus**, für Getreideböden überhaupt aus der Natur des Getreides abgeleitet, umständlicher zu zeigen ist. Nur hat man dabei noch folgende, ihnen hier als einer Abtheilung des Brauhauses besonders zukommende Eigenthümlichkeiten zu berücksichtigen: 1) Daß man bei Ausmittelung ihrer Größe die Bestimmung zum Grunde lege, welche weiter unten im §. 7 für den Malzboden und für sie zugleich festgesetzt ist; 2) ist es zur Ersparung von Zeit und Mühe nöthig, daß wenigstens ein

---

*) *Aaleme* hist. généal. T. V. 270. T. VII. 906. T. IX. 56. Allgem. hist. Lex. Leipz. 1730 Fol. 1. Bd. s. v. Brancaccio. Forts. des allg. h. Lex. s. v. Braneas. Nouv. Dict. hist. v. Braneas und Villars-Braneas. Biogr. univ. T. V. von Desportes (Beheron).

1) Die Essigsiederei s. im Art. Essig. — Die zu diesem Artikel gehörigen Kupfer werden in dem Supplement-Kupferheft zum . bis 13. Theile geliefert.

2) Bei Bestimmung der Größe für die Räume und Gefäße werden wir uns, so wie in allen technisch-baulichen Artikeln des rheinländischen Fußmaßes bedienen, in diesem Artikel aber besonders das Berliner Hohlmaß mit zuziehen, besonders um der Benutzung der treflichen Quellen, deren wir uns neben unserer Erfahrung zur Bearbeitung dieses Gegenstandes bedient haben, weiteren Eingang zu verschaffen. Unsern Vortrag aber werden wir durch äußere Anschauung in den beigefügten Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten eines nach diesen Gründen angelegten, und zugleich mit einer Brantweinbrennerei versehenen Brauhauses unterstützen, wofür wir der nützlichen Vergleichung wegen einen der in Gilly's Handbuch der Landbaukunst 3. Theile angenommenen Fälle gewählt haben, daß nämlich darin jährlich 56 bis 57 mal, und zwar jedesmal aus 2 Wispel oder 48 Scheffel Malz 32 Tonnen Bier gebraut, und jährlich 250 mal, und zwar jedesmal aus 16 Scheffel Malz 200 Quart Brantwein gebrant, also jährlich an Malz für die Brauerei 2700 Scheffel oder 112½ Wispel, für die Brennerei 4000 Scheffel oder 166⅔ Wisp., im Ganzen 6700 Schf. oder 279⅙ Wisp. consumirt werden. — Die Buchstaben und römischen Ziffern, mit welchen wir die vorkommenden baulichen Gegenstände bezeichnen, weisen auf die Anschauungen hin.

Theil des Getreidebodens sich über der Malzstube befinde, um das Getreide durch eine im Boden angebrachte Öffnung a gleich in die Quellbütte hinabzuschütten; 3) muß der Boden selbst gegen das Eindringen der Dämpfe und der feuchten Ausdünstungen, welche sich in den unteren Abtheilungen des Brauhauses, besonders in der Braustube und in der Darrstube stets häufig erzeugen, wohl verwahrt werden. Zu diesem Zwecke ist es am sichersten, die Böden mit hinlänglich starken Gewölben zu unterbauen, so wie dieses in dem hier als Beispiel gewählten Falle an den erfoderlichen Orten geschehen, und in den beigefügten Anschauungen versinnlicht ist. Wo dieses aber wegen ökonomischer und anderer Rücksichten nicht angeht, sondern eine Balkendecke zur Grundlage der Böden gewählt werden muß, ist der Boden darüber aus einer doppelten Lage gespindeter Breter zu bilden, die in ihren Fugen wohl zu verkitten, oder um eine noch größere Sicherheit zu bewirken, mit einem Estriche, am besten aus Gips, zu belegen sind.

§. 3. Die Hopfenkammer B, bestimt, immer einen Vorrath von Hopfen zu haben, muß eine solche Lage und Einrichtung erhalten, daß weder Sonne noch Luft, wodurch der Hopfen seine Kraft verlöre, noch irgend eine Feuchtigkeit, welche das Verderben dieses Stoffes unfehlbar nach sich zöge, auf den Hopfen nachtheilig wirken kann. Sie wird daher am sichersten auf den Getreideböden, und zwar nach der Mitternachtsseite hin, wo möglich nicht sehr fern von der Braustube angelegt. Sie kann als ein Gemach, mit wohlausgemauerten Riegelwänden umgeben, erbaut werden, mit einem Eingange durch eine wohlpassende Thür verschlossen. Hier wird der Hopfen in Säcken oder in Tonnen fest eingedrückt, verwahrt. Auch wird sie als ein Bretterverschlag aus fest zusammengefügten Dielen angelegt, der mit seinem Boden noch ungefähr 4 Fuß von der Oberfläche des Getreidebodens absteht. In dem Boden wird eine 2 Fuß im Quadrat große Öffnung zur Herausnahme des benöthigten Hopfens angebracht, mit einer wohl in die Öffnung passenden nach unten zu aufschlagenden Fallthüre verwahrt. Die Decke des Verschlages wird mit einer etwas größeren Öffnung versehen, durch welche derselbe vermittelst Einstampfens des Hopfens angefüllt, und auch der herausgenommene Theil des alten Hopfens gleich wieder mit neuem zur Veredlung des alten ersetzt wird. Auch diese Öffnung wird mit einer wohlpassenden nach oben aufgehenden Fallthüre versehen, und alle Breterfugen oder noch so kleinen Öffnungen des Verschlages werden wohl verstopft und mit starkem Papiere verklebt, selbst die Fugen um den Anschlag der Thüre, wenn die Öffnung derselben eine Zeitlang nicht nöthig ist, auf diese Weise gegen alles Eindringen der Luft verwahrt. Zur Bestimmung der Größe der Hopfenkammer pflegt man auf den Wispel, d. i. auf 24 Scheffel oder 42½ Cubfß. Hopfen, 6 Quadratfß. Bodenraum zu rechnen, wenn die Größe des nöthigen Hopfenvorraths bestimt ist. — In dem hier als Beispiel angenommenen Falle sind auf den Wispel zum Bier bestimmten Malzes 4½ Schfl. Hopfen gerechnet, wonach die Hopfenkammer B wenigstens den Jahresbedarf, nämlich 112½ Wisp. $\times$ 4½ Schfl. = 21 Wisp. Hopfen fassen, und also 21 $\times$ 6 = 126 Quadratfuß in der Grundfläche groß seyn muß.

§. 4. Die Malzstube, Malztenne C, worin das erste Geschäft der Bier- und Brantweinbereitung, nämlich der Anfang des Malzens — das Quellen, Wachsen (Keimen) und vorläufiges Abtrocknen des Getreides — verrichtet wird, findet wegen der Natur dieser theils durch Wasser, theils durch einen gewissen Grad der Lufttemperatur zu bewirkenden Arbeit in den untern Geschossen die ihr geeignete Lage, und zwar am vortheilhaftesten in zwei Abtheilungen, deren eine C′ über der Erde, die andere C″ unter der Erde als sogenannter Malzkeller gelegen ist, um mit der Art der Arbeit in beiden Abtheilungen nach Maßgabe der Witterung zu wechseln. Einige aber legen zu diesem Ende einen Heizofen in der Malzstube an, durch dessen Gebrauch sie die erfoderliche Temperatur zu bewirken suchen. In der Malzstube C befindet sich der Begieß-, Quell- oder Weichbottich I, in welchem das Getreide zum Aufquellen eingewässert wird, und der Platz zunächst um ihn her wird wegen der auf ihm mit dem bereits gequollenen Getreide vorzunehmenden Verrichtung mit dem Namen des Wachsplatzes bezeichnet. Zur sichern Bestimmung der Größe des Malzplatzes ist zuvor die Bestimmung der Größe des Quellbottichs nöthig, und diese hängt von der Größe eines Malzsatzes, Quellsatzes ab, d. i. von der Menge des Getreides, die innerhalb einer bestimmten Zeit von einer gewissen Menge von Arbeitern auf einmal zu Malz gemacht und aus der jährlichen Consumtion für eine Brauerei, oder für eine vereinigte Brauerei und Brennerei abgeleitet werden kann. — In dem hier gewählten Falle ist die jährliche Consumtion an Malz 6700 Scheffel, folglich an Getreide 6700 weniger $\frac{6700}{9}$ = 5955⅓ Scheffel, weil nach der Erfahrung das Malz ⅓ mehr Raum einnimt als das trockne zum Brauen und Brennen taugliche Getreide. Diese 5955⅓ Scheffel müssen nun in Malz umgewandelt werden, und es kömt in baulicher Hinsicht darauf an, sie in eine Anzahl so großer Theile zu zerlegen, daß jeder in 5 oder 6 Tagen von einer bestimmten Anzahl Arbeiter mit Zeitgewinn gut gemalzt werden kann, daß aber bei einer großen Menge von Getreide, wie die als Beispiel angenommene Consumtion ist, ein jeder Theil so klein als möglich sey, damit Bottich, Malzplatz, Darre und Luftboden keine zu unbequem große und verschwenderische Ausdehnung erhalten. Nimt man unter diesen Rücksichten an, die Malzung erfolge in 66 Quellsätzen; so kommen auf jeden Quellsatz $\frac{5955⅓}{66}$ = 90 Scheffel oder fast 160 Cbfß. Getreide. Wegen der Vermischung des trocknen Getreides mit Wasser und seines darin erfolgenden Aufquellens muß man nach der Erfahrung für den Quellbottich auf 2 Cbfß. Getreide 3 Cbfß. Raum rechnen. Dieser muß daher in dem gegebenen Beispiele 160 $\times$ ³⁄₂ = 240 Cbfß. fassen können, und weil die Anfüllung des Quellbottichs rücksichtlich ihrer Höhe eine große Weite haben soll, und in dieser Hinsicht das Verhältniß dieser Höhe zum Durchmesser des Bottichs wie 1 : 3 als ein für das Aufquellen des Getreides und für die bequeme

Verrichtung der Arbeit zweckmäßiges Verhältniß erkant ist; so wird, wenn C den Inhalt und d den Durchmesser des Bottichs bedeutet, $\frac{d}{3}$ die Höhe der Anfüllung bezeichnen und aus bekannten geometrischen Gründen $C = \frac{3 \times d^2}{4} \times \frac{d}{3} = \frac{3\,d^3}{12} = \frac{d^3}{4}$ folglich $d^3 = 4\,C$, und also d oder für einen kreisförmigen Bottich der Durchmesser $= \sqrt[3]{4\,C}$ seyn. Hienach ist also für unsern Quellbottich der Durchmesser im Lichten $= \sqrt[3]{4 \times 240} = \sqrt[3]{960} = 9$ Fuß 10 Zoll, wozu noch wegen der zwei Zoll starken Bottichstäbe eines hölzernen Bottichs 4 Zoll den ganzen Durchmesser = 10 Fuß 2 Zoll bestimmen; welches, wenn der Bottich oben etwas enger als unten wird, wie dieses der Festigkeit seiner Construction gemäß ist, als die Größe des mittlern Durchmessers zu betrachten ist; und wenn der Bottich eine ovale Gestalt erhalten soll, so darf man nur, um den beliebigen kleinern Durchmesser für den ovalen Bottich zu erhalten, von dem für den kreisförmigen gefundenen eben so viel dem Maße nach abziehen, als man demselben für den großen Durchmesser des ovalen Bottichs zusetzt. Die Höhe der Anfüllung unseres Quellbottichs wird aber $\frac{9'\,10''}{3}$ d. i. 3 Fuß 3⅓ Zoll werden, wozu man noch 6 bis 8 Zoll vegen Boden und Rand hinzuzusetzen hat, um die ganze Höhe des Bottichs, nämlich seine Höhe im Stabe = $3'\,3⅓'' + 8''$ oder 3 Fuß 11⅓ Zoll zu erhalten. Für inen viereckigen Quellbottich, dergl. die steinernen sind, ist ilso bei der oben gefundenen Höhe die Anfüllung von $3'\,3⅓''$ die Grundfläche $= \frac{240}{3'\,3⅓''} = 73$ Quadrfß. und olglich die Seiten im Lichten entweder 8 Fuß 6⅓ Zoll ind 8 Fß. 6⅓ Zll. oder 9 Fß. und 8 Fß. oder 10 Fß. ind 7⅓ Fß. u. s. w. Statt eines großen Quellbottichs ann man sich auch zweier kleinerer bedienen. — Die Abnessungen des Quellbottichs, so wie aller zum Brauwesen gehörigen Bottiche können auch für die gewöhnlichen Fälle ohne Rechnung aus bereits ausgerechneten Tabelen, die wir weiter unten §. 9. beim Meischbottiche anühren, nach ihrem zugehörigen Cubikinhalte gefunden verden. Das Material des Quellbottichs kann Holz oder Stein seyn. Aus ersterm wird das Eichenholz für das orzüglichste gehalten. Bei letzterem hat man besonders arauf zu sehen, daß die Steinart weder Wasser noch Feuchtigkeit in sich ziehe, damit das Gefäß wohl gereinigt nd ausgetrocknet werden kann, weil sonst das Getreide darin ersäuert. Unten im Boden oder an einer Seite nahe am Boden erhält der Quellbottich ein Zapfenloch mit einem Hahn ersehen, um das Wasser von dem Getreide abzuzapfen, velches in eine unten im Fußboden der Malzstube angegte Rinne läuft, die es aus dem Umfange des Gebäues wegführt. Über dem Quellbottiche in der Decke der Malzstube muß aber eine Oeffnung a mit einem Trichter on den Getreideböden herab angebracht seyn, durch welie die Aufschüttung des Getreides erfolgen kann, und der Nähe muß sich eine Pumpe c befinden, um das Wasser in den Bottich über das aufgeschüttete Getreide hinzuleiten. Für die zweckmäßige Anordnung des Malzplatzes muß man bedenken, daß hier der Mälzer das gequellte Getreide zuerst auf dem Bodenraume zunächst der Quellbütte durch ungefähr 1 Fuß hohes Aufschütten desselben wachsen oder keimen läßt, hierauf das Wachsen desselben durch weiteres Ausbreiten auf der Bodenfläche und öfteres Umschippen stört, damit es nicht in die Graskeime schieße und es endlich auf einer noch größeren Grundfläche ausbreitet, um es abzutrocknen und als Darrmalz für die Darre vorzubereiten. Zur Bestimmung der Größe des hiezu nöthigen Platzes hat man nun vor Allem auf den Erfahrungssatz Rücksicht zu nehmen, daß sich das Getreide während des Quellens und Wachsens bis auf ⁵⁄₄ seines Inhalts im trockenen Zustande ausdehnt, und muß also für diese Bestimmung zuerst den Quellsatz trockenen Getreides um den vierten Theil seines Volumens vermehren. Unter dieser Voraussetzung ist bei gewöhnlichem Betriebe, wo man mit dem Quellen des Getreides das Trocknen desselben abwarten kann, auf jeden Cubikfuß eines Quellsatzes 6 Quadratfuß Grundfläche für den nöthigen Raum auf dem Fußboden hinlänglich. Wo aber bei einem starken Betriebe die Quellsätze möglichst schnell auf einander folgen müssen, um die zum Malzen günstige Jahreszeit nicht zu überschreiten, muß man auf jeden Cubikfuß eines Quellsatzes 8 Quadratfuß Grundfläche für die Größe des Malzplatzes rechnen. Würde aber auf kein Darrmalz, sondern blos auf Luftmalz, dessen Bereitung auf einem eigenen dazu eingerichteten Boden (s. §. 6.) vollendet wird, gerechnet; so hat man für die Größe des Malzplatzes blos auf Raum für das vorhin erwähnte Wachsen des Getreides, und für das zur Verhinderung der Graskeime nöthige weitere Ausbreiten und Umschippen desselben Rücksicht zu nehmen, wofür auf einen Cubikfuß des Quellsatzes 2 bis 3 Quadratfuß Grundfläche hinreichen. — In unserm Beispiele, wo auf jeden Quellsatz 90 Scheffel oder 160 Cbfß. Getreide kommen, und auf Darrmalz gerechnet wird, muß also der Malzplatz $160 \times ⁵⁄₄ \times 8 = 1600$ Quadrfß. in seiner Grundfläche enthalten, welcher Flächenraum auf beide Abtheilungen C′ und C″ zu vertheilen ist. Der Fußboden jeder Abtheilung muß mit Steinplatten oder mit wohlgebrannten Ziegeln fest und glatt belegt, und gegen eine Rinne hin zum Abzuge der Feuchtigkeit abgedacht seyn. Unter dem Hahne des Quellbottichs kann im Fußboden noch eine besondere Rinne anfangen, welche das aus demselben abgezapfte Wasser empfängt, und aus dem Umfange des Gebäudes wegleitet. In der Decke der obern Abtheilung C′ muß sich außer der Oeffnung a über der Quellbütte noch eine andere Oeffnung b befinden, durch welche das zu Luftmalz bestimmte Malz auf den Luftboden hinaufgewunden werden kann, auf welchen so wie auf die um ihn oder über ihm liegenden Getreideböden auch eine Treppe d aus dieser Abtheilung hinaufführt. Auch von dem Fußboden dieser Abtheilung muß eine Oeffnung e durch die Decke des Malzkellers durchgehen, um das Getreide durch dieselbe auf den untern Malzplatz hinabzuwerfen, zu welchem ebenfalls eine Treppe f zum Gebrauche der Arbeiter aus dem obern Malzplatze hinabführt. Die Decke des Malzkellers muß wegen der über ihr auf den Fußboden der Malzstube beständig hingebrachten Feuchtigkeit von Steinen gut ge-

wölbt seyn. Hiezu kann ein Kappengewölbe gewählt werden, dessen leichte Construction für diese Abtheilung vorzüglich passend ist, und auch die leichte Anordnung und kostenersparende Ausführung der in den Seitenmauern des Malzkellers zur Herbeiführung der Luft und des Lichtes nöthigen Fensteröffnungen zuläßt. Die Seitenwände der obern Abtheilung müssen ebenfalls mit solchen Oeffnungen und diese mit Fensterflügeln, und mit Läden oder Schiebern versehen seyn, um den Zufluß der Luft und des Lichtes nach Bedürfniß der Arbeit zu leiten, und besonders durch Verschließung der Läden die Einwirkung der Kälte oder der Sonnenstrahlen zu vermindern. Auch ist es gut, wenn die Decke der obern Abtheilung aus solchen Gewölben gebildet ist, wodurch die in dem Malzhause erzeugten feuchten Ausdünstungen von den über ihm befindlichen Theilen der Getreide- oder Luftböden um so sicherer abgehalten werden; zu welchem Ende auch hier, wie unter allen Getreideböden unter der Decke hinstreichende Luftzüge sehr zweckmäßig sind. Jede dieser Abtheilungen braucht nicht höher zu seyn, als das aufrechte Gehen, und allenfalls das Tragen einer Last auf dem Kopfe verlangt, daher etwa 7 bis 8 Fuß. Doch ist es besser, der obern Abtheilung noch 2 bis 3 Fuß Höhe zuzusetzen, um die feuchten Ausdünstungen, die sich im Malzhause erzeugen, von dem über ihm angelegten Boden noch sicherer abhalten zu können.

§. 5. Die Darrstube D, worin das in der Malzstube bereits etwas abgetrocknete Malz durch künstliche Hitze völlig ausgetrocknet, und zur Bereitung des Braunbieres vollendet wird, muß den Malzplatz entweder von der Seite oder von unten begränzen. Im ersten Falle muß eine Thüröffnung beide mit einander verbinden, im zweiten Falle aber eine Oeffnung im Fußboden der Malzstube durch die Decke der Darrstube durchgehen, um durch dieselbe das so weit fertige Malz sogleich in die Darrstube hinabzuschütten. Das Ausdarren des Malzes unmittelbar in der Malzstube vorzunehmen, ist wegen der dabei sich entwickelnden Dämpfe der Malzbereitung höchst schädlich. In der Darrstube erfolgt es auf verschiedene Weisen (s. Bierbrauen Th. X. S. 136), von welchen jene die vorzüglichste und in baulicher Hinsicht die wichtigste ist, welche diese Zubereitung durch den eigentlichen Darrofen bewirkt. Der Darrofen, die Malzdarre II, wird in der Darrstube angelegt. Die Einrichtung dieses für die Bierbereitung und Brantweinbrennerei höchst nützlichen und unentbehrlichen Gegenstandes ist sehr verschieden, die Grundsätze aber, aus welchen sich jeder die zweckmäßige Einrichtung eines solchen Ofens leicht ableiten kann, sind folgende: 1) soll der Ofen eine solche Form haben, daß er bei seiner Größe den möglich größten zum Darren nutzbaren Flächenraum dem Zwecke seiner Bestimmung darbiete; 2) kann der zum Darren nutzbare Flächenraum entweder gleichmäßig erwärmt, oder er kann bei einer und derselben Stärke des Feuers in der nämlichen Zeit durch Leitung des Feuers und Einrichtung des Ofens in verschiedenen zunehmenden Graden erwärmte Flächentheile dem Darrgeschäfte anbieten, damit das Malz allmälig durch verschiedene Grade der Wärme bis zum vollkommenen Ausdarren gebracht werden, und ihm der Brauer nach Belieben verschiedene Farbestufen bis zur dunkelsten ertheilen kann; 3) darf aber dabei kein Theil des Flächenraums einen solchen Grad von Hitze erhalten, daß das Malz wirklich geröstet würde; 4) die zum Darren nutzbaren Räume müssen so viel möglich vor dem Eindringen des Rauches gesichert seyn; 5) muß das Feuer unter den Darrräumen im Innern des Ofens durch die Einrichtung desselben so geleitet werden, daß es nicht nur der zweiten und dritten Foderung genüge, sondern auch den nach der Abzugsöffnung forteilenden erwärmten Rauch- und Lufttheilen fast aller Wärmestoff zur Benutzung abgewonnen werde; 6) darf die dem Brennstoffe nöthige Luft dem Feuerherde nicht mangeln, damit der Brennstoff vollkommen verbrenne; 7) soll der Ofen für die am Orte häufigsten und wohlfeilsten Brennstoffe eingerichtet seyn; 8) muß das Innere des Ofens vom Ruße wohl gereinigt werden können; 9) muß der Bau des Ofens feuerfest und dauerhaft seyn; 10) muß der ganze Ofen eine solche Anlage und Einrichtung haben, daß das Darrgeschäft auf demselben mit aller Bequemlichkeit und mit der möglich kleinsten Anzahl von Arbeitern verrichtet werden kann. Aus diesen Grundsätzen geht allerdings die Vorzüglichkeit der Heizdarren hervor, welche blos die Hitze zum Darren des Getreides so viel als möglich zu verwenden suchen, dahingegen die Rauchdarren, welche unmittelbar auch den Rauch, der bei ihnen das Getreide selbst durchdringt, zum Trocknen desselben benutzen, unter andern hauptsächlich die Nachtheile haben, daß sie nie hinlänglich feuersicher erbaut werden können, daß sie holzverschwenderisch sind, und daß sie meistens dem Malze einen Rauchgeschmack mittheilen, der dem daraus bereiteten Biere verbleibt, von vielen Trinkern jedoch geliebt wird. Indessen haben die Rauchdarren den Vorzug vor den ersteren, daß bei ihnen das Trocknen schneller von statten geht, und in einem Tage reichlich geschehen kann, wofür die Heizdarren meistens noch einen Theil der Nacht verlangen. Alle Darren sind entweder Horizontaldarren, wenn sie aus wagerechten Darrflächen bestehen, oder Pultdarren, wenn sie einzele einhängige schiefe Ebenen, welche auch Halbdarren heißen, oder mit ihren Seiten zusammenhängende schiefe Ebenen dem Darrgeschäfte anbieten, oder sie sind Satteldarren, wenn zwei schiefe Darrflächen oben in einem Forste mit einander verbunden sind. Die Horizontaldarren nehmen zwar für dasselbe Maß des Bedürfnisses einen größern Raum auf der Grundfläche ein als die Satteldarren, allein der Gebrauch der letztern fodert einen viel größern Platz in der Darrstube, weil sie wenigstens von drei Seiten umgangen werden müssen. Vor jeder Darrfläche einer Darre ist aber im Geringsten 3 Fuß Raum zur Bewegung vor derselben nöthig. Die Art der Darre und die Größe der Darrfläche bestimt also die Größe der Darrstube. Zur Ausmittelung der Größe der Darrflächen muß man folgende Hilfssätze annehmen: 1) daß jedesmal der fünfte oder sechste Theil eines Quellsatzes auf die Darre komt, weil jeden Tag zweimal aufgedarrt werden kann, und in 2½ bis 3 Tagen ein Malzsatz aufgeräumt seyn muß, wenn er in 4 bis 6 Tagen gut gemacht werden soll; 2) daß ein Cubikfuß Malz 5 Quadratfuß Darrfläche einnimt, weil das Malz nicht höher als 2 bis 3 Zoll aufgeschüttet wird. — Die für unsern als Beispiel ange-

nommenen Fall nöthige Darre II, zu Quellsätzen von 90 Scheffeln oder 160 Cbffß. Getreide, welche, wenn sie zur Darre fertig sind, $160 \times \frac{5}{4} = 200$ Cbffß. Malz ausmachen, muß also zur Förderung des Darrgeschäftes $\frac{200}{5} \times 5 = 200$ Quadffß. Darrfläche haben. Sie muß demnach bei einer Horizontalfläche allenfalls 6′ breit und 33 bis 34′ lang, oder 7′ breit und 28 bis 29′ lang seyn, oder nach Maßgabe des Platzes aus zwei halben Horizontaldarren, jede allenfalls 6′ breit und 16′ 8″ lang bestehen u. s. w. Als eine Satteldarre ausgeführt, wenn jede ihrer schiefen Ebenen 6′ lang, und ihre Neigung gleich der Hälfte der Grundlinie wäre, müßte sie also unter ihren Darrflächen eine Länge von 16′ 8″ und eine Breite von 2 mal 5′ 4″ 4‴ d. i. 10′ 8½″ erhalten, wozu man aber wegen des vor jeder schiefen Darrfläche nöthigen wagerechten Absatzes von 1 Fuß, und wegen der auf jeder schmalen Seite der Darre befindlichen 1 Fuß starken Giebelmauer jeder Abmessung noch 2 Fuß zusetzen muß, wonach die ganze Darre einen Platz von 18 Fß. 8 Zoll nach der Länge und 12 Fß. 8½ Zoll nach der Breite auf dem Fußboden der Darrstube einnehmen wird. Die Darrstube muß also wegen des um die Darre her nöthigen Umgangs von 3 bis 4 Fuß in diesem Falle 26′ 8″ lang und 20 Fuß 8 Zoll breit seyn. In derselben wird auch auf Raum für einen Kasten g gerechnet, in welchen das aufgeräumte Malz geschüttet, und durch ein über ihm in der Decke des Darraumes angebrachtes Loch auf den Malzboden hinauf gewunden wird. Eine nahe Bettstelle h für den Malzknecht trägt Vieles zur Beschleunigung des Darrgeschäfts bei. Die feuchten Dämpfe, welche sich über der Darre erheben, müssen durch Dampfzüge schnell in die freie Luft hinausgeleitet werden, weil sie sonst von der Decke und von den Wänden der Darrstube in Tropfen auf das Getreide zurückfallen, und dem Malze sowol als dem Fortgange der Darrarbeit schaden. Am sichersten wird dieser Zweck durch einen massiven Qualmfang erreicht, welcher mit der Decke der Darrstube anfängt, und sich zu einer Schornsteinröhre zusammenzieht, die über das Dach hinausgeführt mit einem weit über ihre Oeffnung herab ausgebreiteten Wetterdache endet, unter welchem die Dämpfe seitwärts ihren Auszug finden, Schnee aber und Regen niemals einschlagen können. Die Decke selbst muß für denselben Zweck aus einem sehr glatten Gewölbe, am besten einem Tonnengewölbe bestehen, doch ist auch ein Kreuzgewölbe, und das wohlfeile Kappengewölbe dienlich, und die Deckenöffnung zum Aufwinden des Malzes muß mit zwei übereinander liegenden wohlpassenden Fallthüren, die zwischen sich einen hohlen Raum haben, verwahrt seyn. Eine möglichst große Höhe der Darrstube, und viele oder große Fensteröffnungen befördern denselben Zweck, und zugleich den Zufluß des für das Darrgeschäft sehr nöthigen Lichtes; und so wie ihre ganze bisher gezeigte Einrichtung auch zum Theil die Feuersicherheit beabsichtigte, so muß vorzüglich der Fußboden dieser Absicht entsprechen, und daher für jede Art der Darre unterwölbt, und mit Steinen oder Ziegeln oder mit einem Estriche bedeckt seyn [3]).

§. 6. Der **Luftboden** E, auf welchem das in der Malzstube durch Quellen, Keimen und Unterdrückung seines weitern in die Graskeime fortschreitenden Wachsthumes vorbereitete Getreide ohne künstliche Hitze durch bloße Einleitung atmosphärischer Luft ausgetrocknet, und als Luftmalz zur Bereitung des Weißbieres vollendet wird, muß sich an einem hochliegenden Orte, wo ihn die Luft gehörig bestreichen kann, am zweckmäßigsten über der Malzstube befinden, und eine Oeffnung b nach derselben hinab haben, durch welche das zu Luftmalz vorbereitete Getreide auf den Luftboden hinauf gewunden wird. Seine Anlage ist der Anlage der Getreideböden gleich. Er muß aber mit besonders vielen gegeneinander über und nahe am Boden liegenden Luftzügen versehen seyn, welche den Wind aus trocknen Himmelsgegenden über die Oberfläche des Bodens hinwegführen, so wie wir sie in unserem als Beispiel angelegten Luftboden E im Grundrisse und Aufrisse versinnlicht haben. Zur Bestimmung und Beurtheilung des erfoderlichen Flächenraumes für diesen Boden muß man wegen der zur völligen Austrocknung des Getreides nöthigen dünnen Ausbreitung desselben auf der Grundfläche, unter Voraussetzung des für das Quellen und Wachsen des Getreides in §. 4. angeführten Erfahrungssatzes auf jeden Cubikfuß eines zu Luftmalz bestimmten Quellsatzes 11 bis 12 Quadrffß. Bodenraum rechnen. Um diese Einrichtung des Luftbodens durch ein anschauliches Beispiel zu zeigen, haben wir in dem gewählten Falle angenommen, daß in den trockenen Monaten des Jahres blos Luftmalz bereitet wird, wonach also unser Luftboden E $160 \times \frac{1}{4} \times 12 = 2400$ Quadrffß. Bodenfläche erhalten muß.

§. 7. Der **Malzboden** F, bestimt, stets einen Vorrath fertigen Malzes bis es zum Gebrauche geschroten wird, bereit zu haben, muß die Darrstube von irgend einer Gegend begränzen, damit das fertige Malz ohne Zeitverlust aus derselben auf den Malzboden gebracht werden kann. In unserem Beispiele haben wir diesen Zweck durch eine Oeffnung i erreicht, welche von dem Malzboden durch die Decke der Darrstube durchgeht und gerade über den Malzkasten g trifft, aus welchem das fertige Darrmalz auf den Malzboden hinauf gewunden wird. Seine Lage überhaupt aber, so wie seine übrige zur sichern Verwahrung des Malzes nöthige Einrichtung wird nach den obigen Grundsätzen §. 2. für die Anlage der Getreideböden bezweckt. Von letzteren muß aber der Malzboden, wenn er unter ihnen liegt, durch eine dichte Decke und seitwärts durch eine Wand geschieden seyn, damit sich beim Wenden des Getreides kein Staub auf das fertige Malz verbreiten kann. Zur Bestimmung der Größe dieses Bodens braucht man auf 3 Cbffß. Malz nicht mehr als 1 Quadrffß. Grundfläche zu rechnen, weil das fertige Malz 3 Fuß hoch aufgeschüttet werden kann. Da aber zu altes Malz (das ein Jahr oder darüber gelegen hat) eben so wenig wie junges (unter einem Vierteljahre altes) Malz zur Bier- und Brantweinbereitung tauglich ist, so hat man nie auf einen ganzen Jahresbedarf an Malz, sondern nur auf ½ Jahr zu rechnen. In unserm ange-

3) Vgl. über Darren und Malzdarren überhaupt und einzeln, Allg. Encyclop. d. W. u. K. XII.

insonderheit außer den WB. von Jacobsen und Krünitz, die Bauschriften von Gilly, Huth, Meinert und Stieglitz.

nommenen Beispiele mußte also für 6700 × ¾ = 5025 Scheffel oder 8794 Cbfß. Malz der Boden $\frac{8794}{2\frac{3}{4}}$ oder ungefähr 3207 Quadrfß Grundfläche einschließlich der zu den Geschäften nöthigen Gänge erhalten. Allgemein pflegt man für Malz und Getreide zusammen auf ein Jahr und einschließlich der zwischen dem Getreide nöthigen Gänge und Absonderungen auf den Scheffel oder auf 1¾ Cbfß. 1 Quadrfß. Bodenraum zu rechnen; wonach also in unserm Beispiele für 6700 Schfl. Getreide- und Malzboden zusammen 6700 Quadrfß. Grundfläche erhalten müssen. Erst unmittelbar vor dem Gebrauche wird das Malz auf der Mühle geschroten, denn geschrotenes Malz läßt sich nur wenige Tage ohne Nachtheil seiner Güte aufbewahren.

§. 8. Die Malz- oder Schrotmühle G ist besonders für große Brauereien und Brennereien ein vortheilhafter Zeit und Kosten ersparender Zusatz. Vor dem Gebrauche muß das Malz auf einer Mühle geschroten werden, damit seine Schale sich öffne, und das Wasser nun leicht in den mehligen Kern eindringen und die Kraft herausziehen könne. Die Schrotmühle ist entweder eine Handmühle mit einem Schwungrade, oder eine Mühle mit dem Tretrade oder der Tretscheibe, oder eine Roßmühle. Wenn der Raum, der sie umschließt und bedeckt auch nicht unmittelbar mit dem Brauhause verbunden werden kann, so muß er doch zur vollkommenen Erreichung des Zweckes seiner Anlage nicht fern von dem Eingange zur Brauküche, z. B. in G gelegen seyn.

§. 9. Die Brauküche, Braustube H ist der Haupttheil des Brauhauses, zum eigentlichen Braugeschäfte bestimt, wodurch hier aus dem geschrotenen Malze mit Hilfe des Feuers, des Wassers und der Luft das Bier gewonnen wird. Größe, Lage und Eintheilung derselben hängen von der Größe der zum Brauen nöthigen Gefäße, von dem Gebrauche dieser Gefäße und von der Art und Natur des Brauens ab. Um eine sichere bauliche Anordnung für diese Abtheilung auszumachen, ist es nothwendig, vor Allem die Größe, Form, Anzahl und schickliche Stellung der Gefäße aus ihrer Bestimmung und aus der Art ihres Gebrauches abzuleiten, woraus sich zugleich die Gründe der ganzen übrigen baulichen Einrichtung der Brauküche ergeben. Das erste unter diesen Gefäßen ist der Meischbottich III, in welchem alles zu einem Gebräude nöthige geschrotene Malz mit heißem Wasser übergossen wird, um aus demselben die Kraft, die sogenannte Würze herauszuziehen. Die Größe dieses Gefäßes hängt also von der Größe eines Gebräudes, und zwar von der Größe des größten Gebräudes, das in der Brauküche vorgenommen werden soll, ab, damit das Gefäß in keinem Falle zu klein werde. Ist dieses bestimt, so finden folgende Hilfssätze ihre Anwendung: 1) wenn aus zwei Bottichen gebraut wird, so ist der Inhalt des Meischbottichs gleich dem Inhalte des zum größten Gebräude erfoderlichen Malzes mehr $\frac{17}{20}$ der Menge des Bieres, welches das Gebräude liefern soll: weil die nöthige Menge des heißen Wassers, mit welchem ersteres in dem Meischbottiche übergossen wird, nach sorgfältigst angestellten Beobachtungen $\frac{17}{20}$ der gedachten Menge Bieres beträgt. Auch pflegt man in derselben Absicht auf jede 3 Schfl. Malz 11 bis 12 rheinländ. Cbfß Meischbottich zu rechnen; 2) wird aber nur aus einem Bottiche gebraut, so muß der Inhalt des Meischbottichs gleich seyn dem Inhalte des zum größten Gebräude erfoderlichen Malzes mehr demselben Inhalte in Cbfß. multiplizirt mit 0,3293 Cbfß. (oder mehr demselben Inhalte in Scheffeln multiplizirt mit 0,538 Cbfß.), mehr $\frac{17}{20}$ der Menge des Bieres, welche das Gebräude liefern soll: denn in diesem Falle muß der Meischbottich auch statt des folgenden Zapfbottichs dienen. Es wird nämlich die durch den ersten Aufguß erhaltene Würze aus ihm abgezapft, und das im Bottiche zurückgebliebene Malz, welches nun aber nach den genauesten Beobachtungen der Sachkenner auf jeden Cubikfuß seines Volumens mit 0,3293 Cbfß. Wasser vermischt ist (oder auf jeden Scheffel mit 0,538 Cbfß.) wird mit dem zweiten Aufgusse heißen Wassers überschüttet, der abermals, wie der erste, $\frac{17}{20}$ der Menge des Bieres beträgt. Daher muß auch der Meischbottich in diesem Falle die ganze übrige Einrichtung des Zapfbottichs erhalten. (Vgl. weiter unten beim Zapfbottich.); 3) soll die Höhe der Anfüllung dieses Gefäßes im Verhältnisse zum Durchmesser gering seyn; das Verhältniß wie 1 : 3 oder die Höhe ⅓ der Weite wird als das tauglichste anerkant; damit die gleichmäßige Einwirkung des Wassers auf die Malztheile befördert, und das Umrühren des Meisches im Bottiche erleichtert werde; 4) muß für die Höhe des ganzen Bottichs zu jener Höhe der Anfüllung oben noch etwas für Rand und unten noch einige Zolle für Boden, dem Durchmesser aber noch die nöthigen Maße für die Dicke der Bottichstäbe zugesetzt werden, ersteres, damit der Meisch im Bottiche nicht überlaufe, letzteres wegen der Konstruktion des Bottichs selbst; 5) soll dieser Bottich nicht fern von der Braupfanne zu stehen kommen, damit das in derselben heiß gemachte Wasser schnell über das Malz im Bottiche hingeleitet werden kann; 6) soll er mit einem wohl passenden Deckel versehen werden, damit die Wärme des Wassers nicht zu schnell verdunste; 7) soll er im Boden ein Loch mit einem Zapfen oder Hahne zur Beförderung der Reinigung des Gefäßes erhalten; 8) soll dieses, so wie alle folgende hölzerne Gefäße von gutem Eichenholze verfertigt, mit eisernen Reifen beschlagen, und im obern Durchmesser etwas enger als im unteren seyn, wodurch Reinlichkeit und Dauerhaftigkeit bezweckt, besonders aber das Festsitzen der Reifen befördert und ihr Antreiben erleichtert wird; 9) ist der Bottich auf Unterlagen also aufzustellen, daß Luft unter seinem Boden hinstreiche, um das Verderben des Holzes in der Feuchtigkeit und das Verstocken desselben zu verhindern; 10) ist bei großen Bottichen, welche für große Gebräude erfodert werden, und natürlicher Weise mit ihrem obern Rande hoch vom Boden zu stehen kommen, ein wenigstens 12 Zoll breiter Tritt rings um den Bottich herum anzulegen, um das schwierige Umrühren einer großen Masse Meische zu erleichtern. — In unserem als erläuterndes Beispiel angenommenen Falle werden also nach den eben vorgetragenen Grundsätzen die zweckmäßigen Abmessungen des Meischbottichs auf folgende Weise bestimt: Das Gebräude ist 32 Tonnen oder 117¼ Cbfß. Bier und 2 Wispel oder 85 Cbfß. Malz, wonach der

Inhalt der Anfüllung des Meischbottichs $= 85 + 117\frac{1}{4} \times \frac{17}{20} = 85 + 100$ oder 185 Cbfß., daher bei dem Verhältniß der Höhe der Anfüllung zum Durchmesser wie $1 : 3$ der mittleee Durchmesser im Lichten (vergl. oben §. 4. beim Quellbottich) genau genug $= \sqrt[3]{4 \times 185}$ das ist 9 Fuß, folglich die Höhe der Anfüllung $= \frac{9}{3}$ oder 3 Fuß; wozu noch 3 Zoll für Rand und 5 Zoll für Boden die ganze Höhe des Bottichs, d. i. seine Höhe im Stabe = 3 Fuß 8 Zoll und auf jeder Seite ebenfalls 2 Zoll für Stabdicke den vollen mittlern Durchmesser = 9 Fuß 4 Zoll bestimmen. Um die obere Weite etwas geringer als die untere zu machen, setze man dem Maße des mittlern Durchmessers noch 2 Zoll zu, so erhält man den unteren Duechmesser = 9 Fuß 6 Zoll und ziehe von demselben Maße des mittlern eben so viel ab, so erhält man den obern Duechmesser = 9 Fuß 2 Zoll und um einen ovalen Bottich zu erhalten, ist auf dieselbe Weise, die wir weiter oben §. 4. bei dem Quellbottiche anzeigten, zu verfahren. Der Quadratinhalt der Grundfläche unseees Meischbottichs wied aber $= \frac{3,1415 \times 9' 6''}{4}$ d. i. 70,9 Quadrfß. [4]).

Dem Meischbottiche folgt der **Zapfbottich** oder **Stellbottich IV**, wenn aus zwei Bottichen gebraut wird. In diesen wird aller Meisch aus dem Meischbottiche gebracht, um ihn vollends auszubrauen, d. i. wo möglich alle Kraft aus ihm herauszuziehen. Hierin finden zwei Verfahrungsarten Statt. Entwedee wird alles zusammen sogleich mit dem zweiten Aufgusse heißen Wassers überschüttet und dann alle Würze auf einmal abgezapft, odee es wird zuvor die Würze des ersten Aufgusses abgelassen, über das zurückgebliebene Malz der zweite Aufguß gebracht, und die dadurch gewonnene Würze zuletzt abgelassen. Daraus ergeben sich folgende Hilfssätze: 1) muß der Zapfbottich dem Meischbottiche nahe, und sein oberster Rand mit dem obersten Rande des Meischbottichs in gleicher Höhe zu stehen kommen, damit die Überbringung des Meisches aus dem ersten in den anderen schnell und vortheilhaft geschehen kann; 2) soll er auch so nahe als möglich bei der Braupfanne liegen, damit die aus ihm abgezapfte Würze mit einer beweglichen Handpumpe in eine Rinne gehoben, durch dieselbe bald zur Pfanne gelangen kann; 3) soll er 4 bis 5 Zoll über seinem Boden noch einen zweiten beweglichen und durchlöcherten Boden, den sogenannten Stellboden oder Zapfboden erhalten, den man nach Belieben herausnehmen kann, damit die Würze rein genug von dem Malze ablaufe; 4) ist ungefähr ein Zoll über seinem unteren Boden ein Hahn zum Abzapfen der Würze anzubringen; 5) muß der Inhalt des Zapfbottichs bei der oben erwähnten ersten Bauart gleich seyn dem Inhalte des Meischbottichs mehr $\frac{17}{20}$ der Menge des Bieres, welches das Gebräude liefern soll, weil der zweite Aufguß heißen Wassers nach sichern Beobachtungen wieder eben so viel wie dee eeste beträgt; 6) muß sein Inhalt bei der oben beschriebenen zweiten Bauart gleich seyn der Menge des zum größten Gebräude erforderlichen Malzes, mehr derselben Menge in Cbfß mulitiplizirt mit 0,3293 Cbfß. (oder mehr derselben Menge in Scheffeln multiplizirt mit 0,538 Cbfß.), mehr $\frac{17}{20}$ der Menge des Bieres, welche das Gebräude liefern soll: weil nach Abzapfung der ersten Würze mit dem im Zapfbottiche zurückbleibenden Malze auf jeden Cbfß. des Malzes noch 0,3293 Cbfß. Wasser (oder auf jeden Scheffel noch 0,538 Cbfß.) zurückbleiben; 7) muß das Verhältniß der Höhe der Anfüllung dieses Bottichs zum mittlern Durchmesser im Lichten dasselbe wie beim Meischbottiche seyn, und zwar aus ebendenselben Gründen; 8) müssen für die Höhe des ganzen Bottichs zu jener Höhe der Anfüllung nicht nur allein noch 7 bis 9 Zoll wegen Rand und Boden, sondern auch noch 1 bis 3 Zoll wegen Dicke und Konstruktion des Stellbodens zugesetzt werden: der Raum zwischen beiden Böden braucht nicht in Rechnung zu kommen, weil die Würze denselben ausfüllt; 9) ist alle übrige diesen Bottich betreffende Anordnung nach den Hilfssätzen des Meischbottichs zu bestimmen, weil er im Übeigen mit jenen unter gleichen Bedingungen steht. — Es werden also z. B. die in unserm angenommenen Falle nöthigen Dimensionen des Zapfbottichs nach vorstehenden Hilfssätzen auf folgende Weise bestimt. Für die erste erwähnte Brauaet der Inhalt des Zapfbottichs $= 85 + 117\frac{1}{4} \times \frac{17}{20} + 117\frac{1}{4} \times \frac{17}{20} = 85 + 117\frac{1}{4} \times \frac{17}{10} = 85 + 199\frac{1}{4}$, man kann also sagen 285 Cbfß. Also der mittlere Duechmesser im Lichten $= \sqrt[3]{4 \times 285}$ d. i. 10 Fuß 5 Zoll, folglich die Höhe der Anfüllung $= \frac{10' 5''}{3} =$ 3 Fuß $5\frac{2}{3}$ Zoll, wozu noch 3 Zoll für Rand, 5 Zoll für Boden und 2 Zoll für Konstruktion des Stellbodens, im Ganzen also 10 Zoll beigefügt, die ganze Höhe des Bottichs, d. i. seine Höhe im Stabe auf $3' 5\frac{2}{3}'' + 10''$, man kann annehmen = 4 Fuß 4 Zoll bestimmen. Er muß also in unserem Beispiele auf 8 Zoll niedrigern Unterlagen als unser Meischbottich gestellt werden, damit sein oberer Rand mit dem obern Rande des Meischbottichs in gleicher Höhe zu liegen komme. Der mittlere volle Durchmesser wird aber aus beeeits oben beim Meischbottiche angeführten Gründen $= 10' 5'' + 4''$ d. i. 10 Fuß 9 Zoll, daher der obeee ganze Durchmesser $= 10' 9'' - 2'' =$ 10 Fuß 7 Zoll und der untere ganze Durchmesser $= 10' 9'' + 2''$ d. i. 10 Fuß 11 Zoll. Folglich der Quadratinhalt der Grundfläche $= \frac{3,1415 \times 10' 11''^2}{4} = 105,5$ Quadrfß. — Für die zweite erwähnte Brauaet wäre der in unserm Beispiele erfoderliche Inhalt des Zapfbottichs, nach 6), $= 85 + 85 \times 0,3293 + 117\frac{1}{4} \times \frac{17}{20}$ oder $85 + 27,99 + 100$

4) Eine nach diesen Grundsätzen ausgerechnete Tabelle zur leichten Auffindung der verhältnißmäßigen Höhen und mittlern Durchmesser im Lichten für die Anfüllung der Meischbottiche, nach der Scheffelzahl des Gebräudes und nach dem erfoderlichen Cubikinhalte der Anfüllung geordnet, findet man in **Busch's** Beschreibung zweier Brau- und Brennereien, in der Berl. Saml. von Aufsätzen die Baukst. betreffend, Jahrg. 1800. 1. Bd. S. 32. Eine gleichnützliche Tabelle zur Auffindung zweckmäßiger Abmessungen zur Brauerei nöthiger Bottiche nach dem verschiedenen Inhalte der Anfüllung und der Höhe derselben geordnet, hat **Eytelwein** in seiner gemeinnützigen Schrift: Beschreib. der Erbauung und Einrichtung einer vereinigten Brauerei und Brantweinbrennerei ꝛc. Berl. 1802, und hieraus **Triest** in s. Grundsätzen zur Anfertigung richtiger Bauanschläge ꝛc. 2. Bd. Berl. 1809 bekant gemacht.

d. i. fast 213 Cbfß., sein Durchmesser im Lichten also $= \sqrt[3]{4 \times 213}$ d. i. 9 Fuß 6 Zoll und die Höhe der Anfüllung $= \frac{9' \, 6''}{3}$ oder 3 Fuß 2 Zoll. Dieselben Abmessungen hätte man auch kurz ohne Rechnung gefunden, wenn man die von Busch mitgetheilte Tafel benutzt, in ihrer dritten Spalte den 213 am nächsten kommenden Cubikinhalt aufgesucht, und die dazu gehörigen Abmessungen für Durchmesser und Tiefe genommen hätte. Zu dieser Höhe müssen nun aber noch 3 Zoll für Rand, 5 Zoll für Boden und 2 Zoll für Konstruktion des Stellbodens, im Ganzen also 10 Zoll zugesetzt werden, um die nöthige ganze Höhe des Bottichs, d. i. seine Höhe im Stabe $= 3' \, 2'' + 10''$ oder 4 Fuß zu erhalten u. s. w. Und diese ganze Anordnung wäre auch dieselbe für die Größe unsers Meischbottichs, wenn aus einem Bottiche sollte gebraut werden [5]).

Nun kommen wir zum Braukessel oder der Braupfanne V, in welcher nicht nur allein der Hopfen mit Wasser abgekocht und das heiße Wasser zu den Aufgüssen bereitet wird, die von hier aus durch eine Rinne über das Malz im Meisch- und Zapfbottiche erfolgen, sondern auch die Würze aus dem Zapfbottiche oder aus seiner Nähe hergeleitet, so lange gekocht wird, als es der Brauer für nöthig achtet; welches letztere als die Hauptbestimmung der Braupfanne wir für ihre zweckmäßige Anordnung vorzüglich zu berücksichtigen haben. Dieses Kochen der Würze geschieht auf dreierlei Weise: entweder wird alle Würze auf einmal in die Pfanne gebracht, wodurch die Arbeit des Brauers erleichtert und verkürzt, aber auch bei großen Gebräuden eine ungemeine Größe und bedeutende Kostspieligkeit der Pfanne oder des Kessels veranlaßt, und besonders noch wegen der zur Vollkommenheit dieses Gefäßes erfoderlichen geringen Höhe desselben im Verhältnisse zu seiner Breite sehr viel Raum im Brauhause verschwendet wird; oder es wird die Würze, welches der gewöhnlichste Fall ist, in zwei Malen eingeschüttet, und jeder Theil besonders abgekocht, eine Art, die das Braugeschäft verlängert, für kleine Gebräude nicht zweckmäßig, für große aber vortheilhaft ist; oder es wird zuerst die erste Würze hineingeleitet, und so wie diese einkocht, die zweite Würze nach und nach zugegossen; bis sich am Ende das Bier des ganzen Gebräudes zusammen in der Pfanne befindet, welches als ein vortheilhaftes, Holz, Kosten und Raum ersparendes Verfahren angepriesen wird. Aus allem diesem ergeben sich nun folgende Hilfssätze zur richtigen Anordnung dieses wichtigen Gefäßes: 1) muß im ersten Falle, wenn nämlich alle Würze auf einmal in Pfanne oder Kessel kommen soll, der Inhalt der Pfanne oder des Kessels gleich seyn $\frac{11}{10}$ der Menge des Bieres, welches das Gebräude liefern soll, weniger 0,3293 Cbfß. von jedem Cbfß. des zum Gebräude erfoderlichen Malzes (oder weniger 0,583 Cbfß. von jedem Scheffel) hiezu aber noch einmal $\frac{1}{10}$ der ebenbezeichneten Menge des Bieres: weil bei Abzapfung der Würze vom Malze nur von dem ersten Aufgusse die bezeichneten 0,3293 Cbfß. Wasser auf jeden Cbfß. Malz mit letzterm vermischt im Bottiche zurückbleiben, der zweite Aufguß aber, der ebenfalls $\frac{1}{10}$ der Menge des Bieres beträgt, seinem ganzen Inhalte nach wieder abfließt [6]); 2) braucht im zweiten Falle der Inhalt der Pfanne oder des Kessels nur gleich der Hälfte des eben unter 1) ausgedrückten Inhalts zu seyn: weil in diesem Falle das Gefäß nur die Hälfte der gesamten gewonnenen Würze zu fassen hat; 3) muß im dritten Falle der Inhalt des gedachten Gefäßes gleich seyn der Menge des Bieres, welches das Gebräude liefern soll: weil dieses unter Anwendung des folgenden vierten Satzes aus der Erfahrung als hinlänglich erkant ist; 4) sollen bei Bestimmung der Größe dieses Gefäßes aus dem Inhalte der Anfüllung desselben, der Höhe der Anfüllung nach Verhältniß der Größe des Gebräudes noch 3 bis 6 Zoll für Rand zugesetzt werden, damit die Flüssigkeit beim Anfange des Kochens nicht überlaufe; 5) soll die Höhe dieses Gefäßes nicht zu groß, sondern im Verhältnisse zu seiner Breite nur gering seyn, eines Theils, um die Bequemlichkeit des Braugeschäftes, welches durch eine große Höhe des Gefäßes gestört wird, zu sichern, andern Theils, damit die Flüssigkeit in dem Gefäße eine große Oberfläche zur Beförderung der Verdunstung erhalte, und das Gefäß selbst eine große gerade über der Glut liegende Fläche, also einen weiten Boden der Glut oder der Flamme darbiete, wodurch ihre unverminderte und stärkste Einwirkung gesichert, mithin der Zweck eines vortheilhaften Ofenbaues durch die Form selbst des Gefäßes gefördert wird. Doch darf das Gefäß auch nicht zu niedrig seyn, damit es keine zu große Weite erhalten muß, wodurch neben andern Nachtheilen, besonders die Kosten desselben wegen des nun auch nöthigen sehr dicken Bodens unzweckmäßig vermehrt würden. Nach sorgfältiger Beobachtung sicherer Erfahrungen soll die Höhe dieses Gefäßes für einen kleinen Inhalt nur wenig über 1 Fuß, für einen Inhalt der gewöhnlichen mittlern Größe circa 2 Fuß, für einen großen Inhalt nicht über 4 Fuß betragen. Zur sichern und richtigen Bestimmung der zweckmäßigsten Abmessungen für alle Fälle kann man sich folgenden allgemeinen Satzes bedienen: man gebe seiner Breite $\frac{2}{3}$ von der Länge, und der Höhe $\frac{2}{3}$ von der Breite, oder, welches einerlei ist, man gebe den drei Abmessungen der Länge, Breite und Höhe das Verhältniß wie 9 : 6 : 4. Aus diesem allem geht der Vorzug der Pfannen vor den eigentlichen Kesseln hervor, welchen letzteren nach den meisten Stimmen nur noch dieser Vorzug übrig bleibt, daß der Kessel bei gleichem Inhalte mit der Pfanne weniger Raum in dem Brauhause erfodert, und daß die Gestalt des Kessels dem Laufe des Feuers entsprechender ist, als die Gestalt der eigentlichen Pfannen, wodurch aber freilich der Mangel einer größern Bodenfläche nicht ersetzt wird. In jeder Hinsicht scheint bei der Wahl des Kessels zweckmäßig zu seyn, zur Bestimmung seiner Größe für die Höhe desselben nur den dritten Theil seines Durchmessers zu rechnen, wodurch er dann die Gestalt eines Kugelabschnittes erhält, der kleiner als die Halbkugel ist. — Als erläuterndes Beispiel der Anwendung solcher Sätze dienet der von uns gewählte Fall: Das größte Gebräude beträgt 32 Tonnen oder $117\frac{1}{3}$ Cbfß.

5) Vgl. weiter oben bei Meischbottich unter 2) wofür zugleich dieses Verfahren als Beispiel dienen kann.

6) Vgl. auch weiter oben den zweiten Hilfssatz für den Meischbottich und 5—6) des Zapfbottichs.

Bier aus 48 Schfl. oder 85 Cbfß. Malz. Es müßte daher für den ersten Fall der Inhalt der Pfanne seyn $\frac{17}{10} \times 117\frac{1}{2} - 85 \times 0{,}3293 = 200 - 28$ d. i. 172 Cbfß. Das Verhältniß der Abmessungen von Höhe, Breite und Länge wie 4 : 6 : 9 nach dem fünften Hilfssatze angenommen, bestimt aus bekannten geometrischen Gründen

die Höhe des Inhalts $= \sqrt[3]{\frac{4^3 \times 172}{4 \times 6 \times 9}} = 3'\,8''\,6'''$,

die Breite des Inhalts $= \sqrt[3]{\frac{6^3 \times 172}{4 \times 6 \times 9}} = 5'\,6''\,9'''$,

die Länge desselben $= \sqrt[3]{\frac{9^3 \times 172}{4 \times 6 \times 9}} = 8'\,4''$. Diese Abmessungen nach bekannten Rechnungsarten also vermehrt, daß ihr Verhältniß dasselbe bleibt, der Inhalt des Gefäßes aber um so viel größer wird, daß über der Flüssigkeit noch 4 bis 5 Zoll Rand wegen des Aufkochens derselben stehen bleibe, gibt für die Höhe der Pfanne 3 Fuß 10 Zoll, für ihre Breite 5 Fuß 9 Zoll und für ihre Länge 8 Fuß 7 Zoll. — Sollte aber die Pfanne in unserm Beispiele wegen Ersparung des Raumes im Brauhause, und wegen Ersparung des Aufwandes für ein so großes und kostbares Gefäß nach dem zweiten Hilfssatze angeordnet werden, so wäre ihr nothwendiger Inhalt $\frac{172}{2} = 86$ Cbfß., daher nach dem fünften Hilfssatze die

Höhe des Inhalts $= \sqrt[3]{\frac{4^3 \times 86}{4 \times 6 \times 9}} = 2$ Fuß 11 Zll.

Die Breite des Inhalts $= 4'\,5''$ und die Länge des Inhalts $= 6'\,8''$. Diesen Abmessungen verhältnißmäßig für einen größern Inhalt zu einem Rande von 4 bis 5 Zoll zugesetzt, bestimt die Höhe der Pfanne = 3 Fuß, die Breite derselben = 4 Fuß 6 Zoll und ihre Länge = 6 Fuß 10 Zoll. Für die dritte Brauart müßte die Pfanne in unserm Beispiele 32 Tonnen Bieres, oder 117½ Cbfß. fassen, daher nach dem im fünften Hilfssatze bestimmten Verhältnisse die Höhe der Anfüllung $= \sqrt[3]{\frac{4^3 \times 117\frac{1}{2}}{4 \times 6 \times 9}}$ $= 3'\,3''\,1'''$, die Breite der Anfüllung $= \sqrt[3]{\frac{6^3 \times 117\frac{1}{2}}{4 \times 6 \times 9}}$ $= 4'\,10''\,7'''$, u. die Länge der Anfüllung $= \sqrt[3]{\frac{9^3 \times 117\frac{1}{2}}{4 \times 6 \times 9}}$ $= 7'\,4''$. Diesen Abmessungen verhältnißmäßig zugesetzt, und einen Rand von 5 bis 6 Zoll über der Flüssigkeit zu bewirken, um das durch den fünften Hilfssatz bedungene Verhältniß der Abmessungen zu erhalten, bestimt die ganze Höhe der Pfanne = 3 Fuß 4 Zoll, die Breite derselben = 5 Fuß und ihre Länge = 7 Fuß 6 Zoll. Sollte aber die Gestalt des Kessels gewählt werden, so würde man aus dem gegebenen Inhalte dessen Durchmesser und Höhe mit Hilfe der bekannten geometrischen Sätze für die Berechnung der Kugelabschnitte leicht finden. In dieser Anwendung aber, und besonders bei dem oben für Durchmesser und Tiefe des Kessels gesetzten vortheilhaften Verhältnisse, ist es genau genug, den Kessel als ein cylindrisches Gefäß, als einen Bottich nach der oben bei dem Meischbottiche gegebenen Anweisung zu berechnen. Ja man kann alle Rechnung ersparen, und die seinem gegebenen Inhalte entsprechenden Abmessungen für Durchmesser und Höhe der Anfüllung aus der oben angegebenen Tabelle von Busch nehmen. Der gefundenen Höhe setzt man das Nöthige nach Anweisung des vierten Hilfssatzes zu, und um den obern Durchmesser zu bestimmen, dem gefundenen mittlern Durchmesser ebenfalls so viel dem Maße nach bis ein verlangtes Verhältniß des obern Durchmessers zur Höhe bewirkt ist, wodurch man sich der verlangten Gestalt des Kessels hinlänglich genau annähert. — So müßte z. B. in unserm Brauhause für den ersten Fall der Kessel 172 Cbfß. Inhalt haben; folglich nach der bezeichneten Tafel sein mittlerer Durchmesser $= 8'\,10''$ und die Höhe seiner Anfüllung $= 2'\,11''$ seyn. Dieser Höhe also 6 Zoll zugesetzt, bestimt die ganze Tiefe des Kessels = 3 Fuß 5 Zoll. Dem Durchmesser zur Bestimmung des obern Durchmessers ebenfalls zugesetzt, bis er das am Ende des fünften Hilfssatzes verlangte vortheilhafte Verhältniß zur Höhe erhält, bestimt die Größe des obern Durchmessers = 10 Fuß 3 Zoll u. s. w. 6) Zum Materiale dieses Gefäßes wird Kupfer oder Eisen genommen. Ersteres wird von den Meisten vorgezogen, weil es dauerhafter ist, als letzteres, und weil es vorzüglich dicht bearbeitet werden kann, daher auch die kupfernen Pfannen nicht so leicht rinnen und keine so häufigen Ausbesserungen wie die eisernen erfodern. Das Eisen aber verdient wegen seiner größern Wohlfeilheit und Unschädlichkeit für die Gesundheit den Vorzug. Zur Bewirkung größerer Festigkeit der eisernen Pfannen sollen die Blechtafeln nicht gelöthet, sondern durch eiserne Schrauben fest mit einander verbunden werden; 7) muß endlich dieses Gefäß mit einem vortheilhaften Ofenbau, dem sogenannten Brauofen verbunden werden, dessen Anlage im Allgemeinen durch folgende Sätze bedingt ist: 1) der Brauofen soll eine der Gestalt des Braugefäßes entsprechende Form und innere Einrichtung haben, damit die Flamme oder Hitze also gegen Pfanne oder Kessel wirken kann, daß mit der geringsten Menge Brennstoff der möglich höchste Grad von Hitze gewonnen, und die Flüssigkeit in dem Gefäße schnell zum Kochen gebracht werden kann; 2) soll seine Lage so gewählt werden, daß Meischbottich und Zapfbottich bequem in seiner Nähe stehen, so wie auch ein Wasserbottich zunächst beim Ofen aufgestellt werden kann und dabei ein geräumiger Platz um den Ofen her bleibe, damit die nöthigen Verrichtungen um die Pfanne her ohne Hinderniß geschehen können; 3) soll der obere Rand des Ofens oder vielmehr des in ihm befindlichen Braugefäßes um etwas höher als der obere Rand des Meisch- oder Zapfbottichs liegen, damit ein zur schnellen Leitung des heißen Wassers dienlicher Fall nach denselben hin bewirkt werden kann [7]).

Aus dem Braukessel wird das Bier in das Kühlschiff VI., oder in mehrere kleinere Gefäße, Kühlbottiche oder Kühlfässer geleitet, damit es darin schnell bis zur Wärme frischgemolkener Milch abkühle. Das Kühlschiff ist in jedem Falle, besonders aber in großen Brauereien,

7) In Hinsicht der Literatur sind die ökon. Encykl. von Krünitz und die Bauschriften von Cancrin, Gilly, Meinert, Stieglitz und Triest zu vergleichen.

ein für diesen Zweck vortheilhafteres Gefäß, als die tieferen Kühlfässer oder mehre kleinere Raum verschwendende Kühlbottiche, wie es sich aus den folgenden Grundsätzen zur Anordnung dieses Gefäßes ergeben wird: 1) muß das Kühlschiff eine luftige und hohe Lage haben, damit die erfoderliche Abkühlung schnell darin erfolgen kann, und durch dasselbe auch kein Raum auf dem Fußboden der Braustube verschwendet wird. Es muß deshalb auch den Fenstern ganz nahe stehen, und von durchziehender Luft überall bestrichen, nöthigenfalls sogar außerhalb der Brauküche, doch ganz nahe bei derselben, blos mit einem Wetterdache bedeckt, angelegt werden. Seine Erhöhung von dem Fußboden der Brauküche muß wenigstens 8 Fuß und wenn bei großen Brauereien ein hoher Gährungsbottich oder überhaupt sehr hohe Bottiche darunter aufgestellt werden müssen, wenigstens 4 Fuß mehr als die Höhe des höchsten Bottichs betragen, damit die zum Brauwesen gehörigen Verrichtungen auch hier bequem vorgenommen werden können. Doch muß man darauf sehen, daß diese Höhe nie zu groß werde, damit das Bier aus Pfanne oder Kessel so leicht als möglich in das Kühlschiff geleitet werden kann. Diese Leitung erfolgt durch eine in nöthiger Höhe angebrachte Rinne, in welche das Bier entweder geschöpft oder durch eine Pumpe gehoben wird; 2) braucht das Kühlschiff nur eine geringe Tiefe von höchstens 9 Zoll im Lichten zu erhalten, weil die Flüssigkeit zur Beförderung des Abkühlens nach Maßgabe des Klima's nur höchstens 4 bis 6 Zoll hoch darin stehen darf, und oben an den Seitenwänden des Kühlschiffes noch durch einige Zolle hoch Rand gegen das Überschwappen beim Umrühren geschützt seyn muß; 3) muß das Kühlschiff so weit seyn, daß es alles Bier, welches das größte Gebräude in einer Brauerei liefert, bei dem angenommenen Höhestand der Flüssigkeit fassen kann. Unter Annahme des im vorigen Hilfssatze bestimmten Höhestandes der Flüssigkeit von 4 Zoll müßte man auf jeden Cubikfuß derselben 3 Quadrfß. und unter Annahme eines Höhenstandes der Flüssigkeit von 6 Zoll auf jeden Cubikfuß 2 Quadrfß. Grundfläche oder Weite des Kühlschiffes im Lichten rechnen. Z. B. liefert in unserer Brauerei das größte Gebräude 32 Tonnen d. i. $117\frac{1}{3}$ Cbfß. Bier. Es muß also bei einer Annahme des Höhenstandes der Flüssigkeit von 6 Zoll die Weite unseres Kühlschiffes im Lichten oder seine Grundfläche im Lichten gleich seyn $2 \times 117\frac{1}{3} = 234\frac{2}{3}$ Quadfß. Seine Seiten im Lichten können daher aus bekannten Rechnungsgründen $= \sqrt{235}$ das ist eine jede 15 Fuß 4 Zoll seyn, oder die eine 16 Fuß und die andere 14 Fuß 8 Zoll oder 17 Fuß und 13 Fuß 9 Zoll oder 20 Fuß und 11 Fuß 9 Zoll. u. s. w., je nachdem es die Benutzung des Raumes in der Braustube fodert. — Sollte das Bier aber in mehren, z. B. in 6 Kühlbottichen abgekühlt werden, so müßte ein jeder derselben $\frac{117\frac{1}{3}}{6}$ oder 19 bis 20 Cbfß. fassen können, und wenn auch gleich die Flüssigkeit 1 Fß. hoch darin zu stehen käme $\frac{20}{1} = 20$ Quadfß. Grundfläche, und $\sqrt{\frac{4 \times 20}{3,1415}}$ d. i. über 5 Fuß Durchmesser haben. Wodurch also nicht allein der Raum auf dem Fußboden des Brauhauses um die zur bequemen Stellung dieser 6 Bottiche nöthige Grundfläche, welche wegen des zum Umrühren nöthigen Platzes circa 260 Quadrfß. beträgt, vergrößert werden müßte, sondern auch der Zweck der Abkühlung theils wegen der niedern Lage, theils wegen der höhern Anfüllung der Gefäße nicht in seiner Vollkommenheit erreicht würde. — 4) Zum Materiale des Kühlschiffes bedient man sich zwei- bis vierzölliger kieferner Bohlen, und zur Befestigung seiner Konstruktion des Eichen- und Kiefernholzes.

Aus dem Kühlschiffe wird das erfoderlich abgekühlte Bier in den Gährbottich VII. gebracht, der auch Kühlstock genant wird, in welchem es mit Hilfe des Zusatzes von Bierhefe in Gährung gebracht, und die Bierbereitung vollendet wird. Das fertige Bier aber ist aus diesem Bottiche sogleich in den Keller abzulassen, wenn es nicht schon verkauft unmittelbar aus der Brauküche verführt wird. Der Gährbottich muß daher 1) dem Kühlschiffe nahe, am zweckmäßigsten unter demselben zu stehen kommen, damit das Bier durch ein im Boden des Kühlschiffes angebrachtes Zapfenloch schnell in den Bottich gestürzt werden kann; 2) soll sich der Gährbottich nicht fern von der Stelle befinden, bei welcher das Bier aus demselben leicht und schnell in den Keller gebracht werden kann, so wie wir eine solche Einrichtung als Beispiel in unsern vorliegenden Anschauungen durch eine Leitung bei k versinnlicht haben; 3) muß der Inhalt seiner Anfüllung gleich seyn dem Inhalte des Bieres, welches das größte Gebräude einer Brauerei liefert, weil der Gährungsbottich alles Bier aus dem Kühlschiffe aufzunehmen hat; 4) muß die Tiefe der Anfüllung im Gährungsbottiche im Verhältnisse zum Durchmesser groß seyn, damit die Flüssigkeit mit einer möglichst kleinen Oberfläche der Einwirkung der Luft ausgesetzt, und eben dadurch die saure Gährung verhindert werde; doch soll diese Tiefe auch nicht zu groß seyn, damit das Gefäß keine die Arbeit zu sehr erschwerende Gestalt erhalte. Das Verhältniß der Tiefe der Anfüllung zum Durchmesser wie 1 zu 1 scheint das zweckmäßigste zu seyn; 5) sollen dieser Höhe der Anfüllung noch 5 bis 6 Zoll für Rand zugesetzt werden, damit der bei der Gährung sich entwickelnde Schaum nicht über das Gefäß heraustrete, und um die ganze Höhe des Gefäßes, nämlich seine Höhe im Stabe zu erhalten, kommen noch ungefähr 5 Zoll wegen der Konstruktion des Bodens hinzu; 6) soll vorzüglich dieses Gefäß oben um einige, allenfalls 3 bis 5 Zoll enger als unten seyn, nicht nur allein um den schon bei den andern hölzernen Gefäßen berührten Zweck der Festigkeit, sondern bei diesem Gefäße hauptsächlich den Zweck einer möglichst kleinen Oberfläche der Flüssigkeit zu erreichen. — Es muß also z. B. der Gährbottich VII in unserer versinnlichten Anlage eines Brauhauses 32 Tonnen oder $117\frac{1}{3}$ Cbfß. fassen. Daher nach 4) die Tiefe der Anfüllung gleich dem Durchmesser derselben aus bekannten geometrischen Gründen $= \sqrt[3]{\frac{4 \times 117\frac{1}{3}}{3}}$ d. i. 5 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll seyn. Zu dieser Tiefe nach 5) noch 6 Zoll für Rand und 5 Zoll für Konstruktion des Bodens, bestimt die ganze Höhe des Gährbottichs, d. i. seine Höhe im Stabe =

5′ 4″ + 11″ = 6 Fuß 3 Zoll. Sein voller mittlerer Durchmesser wird aber wegen der beiderseitigen Stabdicke = 5′ 4½″ + 4″ = 5 Fuß 8½ Zoll, daher nach 6) sein oberer Durchmesser = 5′ 8½″ — 2½″ = 5 Fuß 6 Zoll und sein unterer Durchmesser = 5′ 8½″ + 2½″ = 5 Fuß 11 Zoll. Der Quadratinhalt der Grundfläche also $= \frac{3,1415 \times 5' \, 11''^2}{4}$ d. i. 27,5 Quadrfß. Endlich muß 7) der Gährbottich mit einem Deckel versehen werden, um die unmittelbare Einwirkung der Luft, welche die saure Gährung herbeiführen dürfte, von der Flüssigkeit abzuhalten. Statt des eigentlichen hier beschriebenen Gährbottichs bedient man sich auch des Meischbottichs oder des Stellbottichs, wodurch zwar die Ökonomie der Anlage, aber nicht die Vollkommenheit der Bierbereitung befördert wird. Auch kann man den Gährungsprozeß im Keller in Tonnen mit offenen Spunden bewirken [8]).

Aus den hier entwickelten Grundsätzen geht die richtige bauliche Anordnung der Brauküche selbst hervor, und wird durch folgende hieraus abgeleitete Hilfssätze bestimmt: 1) muß die Brauküche auf ebener Erde, doch auf einem entweder von Natur trockenen, oder durch Kunst getrockneten Platze angelegt werden; das eine ist durch die Bequemlichkeit und Sicherheit der Anlage, das andere durch das Gelingen der Bierbereitung bedingt, weil die feuchten Ausdünstungen eines nassen Bodens auf die Gährung des Bieres, und auf die andern zur Bereitung dieses Getränkes nöthigen Verrichtungen einen schädlichen Einfluß haben; 2) wird der Platz der Brauküche am sichersten unterwölbt, wodurch die Trockenheit derselben vorzüglich befördert wird. Das Gewölbe muß aber stark und fest seyn, damit es eines Theils den darüber durch das Aufbringen der schweren Gefäße entstehenden Erschütterungen widerstehen, andern Theils keine Feuchtigkeit von oben herab aus der Brauküche in dasselbe eindringen, und also selbst als ein guter Keller benutzt werden kann; 3) der Fußboden der Brauküche muß mit starken Steinplatten, in Ermangelung derselben aber wenigstens mit oben wohl geebneten Mauersteinen oder mit gut gebrannten Pflasterziegeln belegt werden und gegen eine Seite hin einen Abfall erhalten, wo eine Rinne die verschütteten Feuchtigkeiten aufnimt, und aus dem Innern der Brauküche hinwegführt; denn nicht nur allein wegen des darunter befindlichen Kellerraums, sondern auch wegen der für die Brauküche nöthigen Trockenheit und Reinlichkeit ist diese Einrichtung nothwendig; 4) soll die Brauküche, wo möglich, von zwei gegeneinander überliegenden Seiten eine freie Lage haben, und diese Seiten sollen gegen luftige und trockene Himmelsgegenden z. B. gegen Nordwest und Südost gewendet, und mit Luftzügen 11 . . versehen seyn, damit der schnelle Abzug der Dämpfe, die sich über den Gefäßen, besonders über der Braupfanne und über dem Kühlschiffe entwickeln, bewirkt, und die Trockenheit der Küche befördert werde. Die Luftzüge sollen sich so nahe als möglich unter der Decke der Brauküche befinden, um die Fläche der ganzen Decke zu bestreichen, damit sich keine Feuchtigkeit an dieselbe ansetze, wodurch sowol für die Dauer der Decke, als auch für die Bierbereitung und für die über der Decke liegenden Getreideböden großer Nachtheil entstehen würde. Können die Luftzüge wegen gegebener Lage der Brauküche nicht auf eine vollkommene oder doch der Vollkommenheit nahe kommende Art angeordnet werden; so muß entweder die Decke einen Q u a l m f a n g bilden, der sich in eine massive Qualmröhre von etwas größerer Weite als die Weite einer gewöhnlichen Schornsteinröhre zusammen zieht. Die Röhre geht durch alle über der Brauküche liegende Böden durch, und wird oben bei ihrem Ende mit einem weit herabreichenden Wetterdache bedeckt, damit weder Regen noch Schnee hineinschlagen, die Dämpfe aber seitwärts ihren Abzug finden. Oder man legt das Kühlschiff außerhalb der Brauküche und blos über der Pfanne einen eben beschriebenen Qualmfang an, dessen Mantel die Pfanne oder den Kessel gerade bedeckt, und mit seinem untern Rande 3 bis 4 Fuß über dem obern Rande der Pfanne erhöht liegt; 5) die Wände der Brauküche müssen trocken, dauerhaft, und besonders an den Seiten des Brauofens feuerfest, von wohlausgetrockneten und ihrer Natur nach trockenen Steinen, am besten von gut gebrannten Mauerziegeln erbaut seyn, damit sie weder Feuchtigkeiten an sich ziehen, weder Theile von denselben herabfallen und das Getränke verunreinigen, noch auch Veranlassung zu Feuerschaden werden. Fodert die Oekonomie bei kleinern Anlagen eine leichtere Aufführung der Wände, so müssen sie wenigstens einige Fuß hoch über der Erde massiv, und um den Ofen her immer ganz von feuerfesten Steinen erbaut seyn; 6) muß die Decke der Brauküche fest, dicht, undurchdringlich und glatt seyn, damit die feuchten Ausdünstungen, besonders die über den Gefäßen sich erhebenden Dämpfe dieselbe weder zerstören, noch in den darüber liegenden nutzbaren Bodenraum eindringen, sondern im Gegentheil schnell an der Decke hin nach den Luft- und Abzügen gleiten können. Dabei soll die Decke aber auch die erfoderliche Temperatur der Brauküche, welche im Winter warm und im Sommer kühl erscheinen muß, befördern: daher möglichst flache und glatte Gewölbe, Tonnengewölbe und Kappengewölbe, wenn die Luftzüge nach der Tiefe des Gewölbes hinstreichen können, flache Kreuzgewölbe, am besten ohne an der innern Wölbungsfläche hervorstehende Gurten, als die vorzüglichsten Decken für Braustuben zu empfehlen sind. Die Gewölbe müssen von sehr trocknen und festen Steinen, am besten von gut gebrannten Mauerziegeln erbaut seyn. Wird aber von dem Brauherrn eine Balkendecke wegen ihrer geraden und ebenen Fläche und wegen Kostenersparniß verlangt; so muß diese von unten durch eine doppelte, vorzüglich dichte Dielenverschalung geschützt werden. So können bei gutem Luftzuge die Dämpfe nicht so leicht bis zu den Balken gelangen, und wenn ein Theil der Verschalung verfault, so

8) Als vorzügliche Schriften über alle diese Braugefäße sind hier anzuführen 1) über Bestimmung ihrer Größe: B u s ch ' s Beschreib. zweier Brau- und Brennereien, als ein Versuch die Größe solcher Gebäude aus der jährlichen Consumtion und nach dem Ertragsanschlage zu bestimmen, in der Berl. Saml. von Aufsätzen die Baukunst betr. J. 1799. II. Bd. S. 67 ff. 1800. I. Bd. S. 26 ff. E y t e l w e i n s Beschr. der Erbauung und Einrichtung einer vereinigten Brauerei und Brantweinbrennerei u. s. w. Berl. 1802. 2) über ihre Konstruktion: G i l l y im Handb. der Landbauk. III. Th. II. Abth. S. 271 ff. 3) über ihre Veranschlagung: T r i e s t ' s Grunds. zur Anfert. richtiger Anschläge II. Bd. S. 55—61. vgl. mit S. 64—75. S. 313—315 vgl. mit S. 328—329.

kann dieser unter allen Arten der üblichen Decken am leichtesten wieder hergestellt werden. Allein die erfoderliche Temperatur der Braustube so wie die Feuersicherheit, wird nie durch eine Balkendecke wie durch ein festes Gewölbe befördert; 7) muß die Brauküche mit vielen, oder mit weiten und hohen Fensteröffnungen l m n versehen werden, weil die Verrichtungen des Bierbrauens helles Tageslicht erfodern, und die aufsteigenden Dämpfe immer noch den Raum der Küche verfinstern. Die Fensteröffnungen müssen mit verglasten Flügeln, die man nach Bedürfniß öffnen oder schließen kann, und besonders gegen die Sonnenseite hin mit Läden versehen seyn, um im Sommer durch Verschließung derselben die Sonnenwärme von der bereiteten Flüssigkeit abzuhalten. Die Fenster läßt man sehr zweckmäßig bis unter die Decke hinaufreichen, damit ihre Obertheile l zugleich als Luftzüge dienen, und geöffnet die Fläche der Decke bestreichen können, und wenn sie zur gehörigen Erhellung der Brauküche auch nahe am Boden anfangen müssen; so müssen sich ihre Mitteltheile m ebenfalls unabhängig von den Untertheilen n öffnen lassen, damit die Untertheile verschlossen bleiben, um die der Bierbereitung und den Arbeitern gleich schädliche Zugluft von den Menschen und von der Flüssigkeit in der Pfanne, im Meisch- und Gährbottich abzuhalten; 8) die Größe der Brauküche betreffend, muß die Grundfläche ihres Fußbodens gleich seyn dem Quadratinhalte der Grundflächen aller zu der darin üblichen Brauart nöthigen Gefäße, mehr des um die Gefäße her zu den Verrichtungen erfoderlichen Raumes, wobei aber die Größe der Grundfläche eines Kühlschiffes nicht mit in Rechnung komt, weil dieses über dem Fußboden angelegt, keinen Raum auf demselben hinwegnimt*). Doch nicht nur die Größe, sondern auch 9) die Form des Fußbodens ist für die Bequemlichkeit des Ganzen zu berücksichtigen. Ohne uns hier auf Untersuchungen über die kreisrunde, ovale, oder mehrseitige Gestalt der Grundfläche, welche der Baumeister allerdings in besondern Fällen mit Vortheil benutzen kann, einzulassen, nehmen wir die für die Konstruktion leichteste, einfachste und für solche Gebäude gebräuchlichste, nämlich die vierseitige Gestalt des Fußbodens an. Für diese Gestalt wird man bei dem oben gezeigten Verfahren mit dem quadratischen oder fast quadratischen Raume immer zu sichern und bequemen Resultaten gelangen. Allein Lage und Umstände können fodern, sich von der quadratischen Form weiter zu entfernen. In solchen Fällen muß man nach der Buschischen Regel dafür sorgen: daß die kleinste Seite des Raumes dem doppelten Durchmesser des größten Bottichs gleich sey, wenn alle oder wenigstens die größern Gefäße an einer Wand neben einander stehen sollen; wenn aber eines der großen Gefäße an der gegenüberstehenden Wand aufgestellt werden muß; so muß die andere Seite oder die Entfernung beider Wände 2½ Durchmesser des größten Bottichs betragen, wodurch die Anlage dem quadratischen Raume wieder genähert wird. Zur Begründung der allgemeinen Brauchbarkeit dieser nützlichen Sätze verweisen wir auf die oben in der Note zu 8) mitgetheilte Berichtigung, und legen die für unsern Fall berechnete, und mit allen ihren Gefäßen genau nach dem beigefügten Maßstabe entworfene Brauküche als erläuterndes Beispiel unserer Grundsätze vor; 10) die Höhe der Brauküche soll groß zur Beförderung des Abzuges der Dämpfe, sie soll geringe wegen der nöthigen Wärmeerhaltung im Winter seyn. Ihre nähere Bestimmung muß einerseits von Umständen und Einrichtungen abhängen, welche ebenfalls auf diese beiden Ursachen Beziehung haben, andererseits muß sie durch die Größe des Gebräudes, oder, welches einerlei ist, durch die dazu erfoderliche Größe der Grundfläche der Brauküche …

---

9) Hr. Busch hat in seiner bereits oben angeführten trefflichen Abhandl. aus der Bemessung zweier gut angelegten Brauereien die Erfahrung entwickelt, daß der ebengedachte um die Gefäße her zu den Verrichtungen erfoderliche Raum noch zweimal so viel als der Quadratinhalt der Grundflächen der Gefäße selbst betrage, und hieraus einige Regeln zur Ausmittelung der erfoderlichen Größe der Brauküche abgeleitet, die wir auch mit unsern Erfahrungen übereinstimmend gefunden haben, und daher ihres allgemeinen Nutzens wegen hier mit unsern Bemerkungen begleitet wiederholen: Die Summe des reinen Grundflächenraums der zum Brauen nöthigen Gefäße dreimal genommen, bestimt den nöthigen Flächenraum des Fußbodens einer bequemen Brauküche. Zur nähern Berichtigung dieses Satzes fügen wir nur noch aus unserer Erfahrung hinzu, daß wenn die Brauküche außer ihrem gewöhnlichen Eingang noch weitere Verbindungen mit andern Abtheilungen zu größerer Bequemlichkeit des Geschäftes erhält, wie dieses bei großen Brauereien der Fall ist, oder die Art ihrer Konstruktion, z. B. Mittelpfeiler von Kreuzgewölben, den Raum in der Brauküche verengen, man dem nach obigem Satze hervorgegangenen Resultate, noch etwas mehr zuzusetzen hat, um der Anlage ihre Bequemlichkeit zu sichern. — So sind z. B. in unserm Falle die in der Brauküche nöthigen Gefäße:

Der Meischbottich III mit einer Grundfläche	=	70,9	Quadrfß.
Der Zapfbottich IV mit einer Grdfläche	=	105,5	—
Der Brauofen V mit einer Grdfläche.	=	58,5	—
Der Gährbottich VII mit einer Grdfläche	=	27,5	—
Ein gleichweiter doch nur 3 Fuß hoher Wasserbottich neben dem Brauofen	=	27,5	—
Zusammen	=	289,9.	—

Daher die erfoderliche Grundfläche des Fußbodens = 3 × 290 = 870 Quadfß. und also für einen quadratischen Raum die Seite = $\sqrt{870}$ oder 29½ Fuß, welches allerdings für unsere Brauküche eine hinlängliche Größe gewesen wäre, wenn nicht der Mittelpfeiler unseres Kreuzgewölbes, und der besondere Eingang in den angränzenden Geschirrschuppen, die Stellung der Gefäße schwierig machte, und den um die Gefäße her zu den Arbeiten nöthigen Raum zu sehr verengte. Weswegen ein Zusatz von 4½ Fuß für jede Abmessung nothwendig wurde, wodurch auch mit Beibehaltung der quadratischen Form die größte Bequemlichkeit, wie die Anschauung des Grundrisses zeigt, bewirkt wurde. — Auch ohne diese Summirung der Grundflächen aller Gefäße, kann man nach der Buschischen Regel die erfoderliche Größe einer Brauküche beurtheilen: denn wenn die Größe aller Gefäße nach richtigen Grundsätzen bestimt ist; so darf man nur für den Fall, wo aus zwei Bottichen gebraut, und zugleich auf Kühlbottiche gerechnet wird, den Inhalt der Grundfläche des größten Bottiches zwölfmal nehmen, so ist das Produkt dem erfoderlichen Flächenraum auf dem Fußboden der Brauküche gleich; und für den Fall, wo aus einem Bottiche gebraut wird, nehme man den Inhalt der Grundfläche des größten Bottiches neunmal, so wird dieses Produkt ebenfalls den für diesen Fall erfoderlichen Flächenraum auf dem Fußboden der Brauküche für die Ausübung hinlänglich genau bestimmen. Wo man doch für die sichere Anwendung dieser Sätze die oben bei der allgemeinen Regel mitgetheilte Berichtigung zur Bewirkung der größten Bequemlichkeit stets vor Augen haben muß. Wird statt der Kühlbottiche ein Kühlschiff angeordnet, und überhaupt nach unsern weiter oben vorgetragenen Grundsätzen verfahren, so gibt die Anwendung beider letzteren Sätze auch ohne jene Berichtigung für die Ausführung vollkommen bequeme Resultate.

he bedingt seyn. Folgende unter diesen Rücksichten aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung vorhandener guter Brauanlagen abgeleitete Regel kann als Hilfsmittel zu dieser Bestimmung dienlich seyn: die kleinsten Brauküchen von ungefähr 200 Quadrffß. Grundfläche, bei welchen ein Qualmfang über der Pfanne und das Kühlschiff außerhalb der Küche ist, sollen bei Balkendecken 8 Fuß, bei Gewölben 11 Fuß hoch gemacht werden, wenn aber alle Dämpfe in der Küche frei aufsteigen, sollen sie bei Balkendecken eine Höhe von 12 Fuß, und bei Gewölben eine Höhe von 16 Fuß erhalten: für jede 200 Quadrffß größerer Grundfläche ist die Höhe der Brauküche um 1 Fuß zu vermehren: so daß also z. B. eine Brauküche von 1000 bis 1200 Quadrffß. Grundfläche, welche, wie die in unserem angenommenen Falle mit einem Gewölbe bedeckt ist, unter dem alle Dämpfe frei aufsteigen, eine Höhe von 20 bis 21 Fuß erhalten muß. Aus dieser Regel entsteht folgende zur Übersicht und zum bequemen Gebrauche geeignete Tabelle:

Größe der Brauküchen auf der Grundfläche.	Höhe der Brauküchen.			
	Wenn ein Qualmfang über der Pfanne, und das Kühlschiff außerhalb der Küche ist.		Wenn alle Dämpfe frei aufsteigen.	
	Für Balkendecken.	Für Gewölbe.	Für Balkendecken.	Für Gewölbe.
Quadratfuß.	Fuß	Fuß	Fuß	Fuß
200	8	11	12	16
400	9	12	13	17
600	10	13	14	18
800	11	14	15	19
1000	12	15	16	20
1200	13	16	17	21
1400	14	17	18	22
1600	15	18	19	23
1800	16	19	20	24
2000	17	20	21	25
2200	18	21	22	26
2400	19	22	23	27
2600	20	23	24	28
2800	21	24	25	29
3000	22	25	26	30
3200	23	26	27	31
3400	24	27	28	32
3600	25	28	29	33
3800	26	29	30	34
4000	27	30	31	35
4200	28	31	32	36
4400	29	32	33	37
4600	30	33	34	38
4800	31	34	35	39
5000	32	35	36	40
5200	33	36	37	41
5400	34	37	38	42
5600	35	38	39	43
5800	36	39	40	44
6000	37	40	41	45

Endlich muß 11) die Brauküche einen Haupteingang o haben, der sie mit der Flur der Brauhauses verbindet, und nicht nur durch die oben beim Gährbottiche gedachte Leitung k, sondern auch noch durch einen Kellereingang p in eine möglichst nahe Verbindung mit dem Bierkeller I zur Beförderung der Arbeiten in demselben gesetzt seyn, und ganz in ihrer Nähe muß sich wenigstens ein Vorrath oder Wasserbehältniß des zum Brauen tauglichen Wassers befinden, damit man es durch eine kurze Leitung gleich in die Gefäße bringen kann. Überdies muß auch Brunnenwasser zum Reinigen der Gefäße, und besonders wenn eine Brennerei mit dem Brauhause verbunden ist, zum Abkühlen bei der Hand seyn. Vortheilhaft ist es, wenn auch das Bandhaus oder der Faß- und Geschirrschuppen K mit ihr durch eine Thüre q in Verbindung gebracht werden kann.

§. 10. Der Bierkeller I, in welchem das zu Lagerbier bestimmte Getränke aus dem Gährbottiche gebracht, und auf Tonnen gelegt wird, muß im Allgemeinen alle Eigenschaften eines guten Kellers haben. Hier ist nur nachfolgendes, dem Keller als einer Abtheilung des Brauhauses besonders Eigenthümliche hinzuzufügen: 1) hängt die Größe seiner Grundfläche von der Menge des Bieres, welches aufs Lager bestimt ist, von der Zeit, wie lange dasselbe zu liegen hat, und von der Größe der Tonnen, in welche dasselbe gelegt wird, ab, Bedingungen, welche in jedem besondern Falle von dem Brau- und Bauherrn zu setzen sind. Die vollen Spundebreiten der Tonnen und 2 bis 3 Zoll Zwischenweiten zweier nachbarlichen Tonnen, ferner die Länge der Tonnen im Stabe, nebst einem Gange von wenigstens 3 Fuß vor einer Tonnenreihe, oder einem Gange von wenigstens 5 Fuß zwischen zwei Tonnenreihen, geben dann die nähere Bestimmung der Größe, die Anzahl der Tonnenreihen und das Größenverhältniß der Seiten des Kellerraumes an die Hand; 2) muß der Bierkeller besonders mit vielen nach luftigen Himmelsgegenden hin und einander gegenüberliegenden Fensteröffnungen versehen werden, damit die in ihm hauptsächlich durch die Biergähre entstehenden Dünste, welche das Bier leicht und bald verderben, schnell durch einen Luftzug hinausgetrieben werden können [10]); 3) muß derselbe einen großen Kellereingang r von außen, ferner einen Nebeneingang s aus der Brauküche haben, und Zeitgewinn ist es, wenn er auch noch durch einen dritten Eingang t mit dem Faß- und Geschirrschuppen in Verbindung gesetzt ist; 4) muß der Keller durch eine möglichst kurze Leitung mit dem Gährbottiche VII, oder wenn das Gährgeschäft im Keller selbst vorgenommen werden soll, mit dem Kühlschiffe oder mit einem der Kühlbottiche in Verbindung gebracht seyn, daher es für die Bierbereitung immer vortheilhaft bleibt, wenn ein Theil I′ des Kellers unter der Brauküche hinreicht, wo dann natürlicherweise das Kellergewölbe vorzüglich stark und gut erbaut, und der Fußboden darüber in der Brauküche von wasserdichter Konstruktion und mit dem gehörigen Abfalle zum Abzuge der Feuchtigkeiten versehen seyn muß [11]). Wir haben diesen Zweck in dem vorliegenden Falle durch eine in der Brau-

10) Vgl. Bierbrauen im X. Th. S. 138.
11) Vgl. oben §. 9. in der 2ten Abth. 2).

küche nächst dem Gährbottiche bei k angebrachte und durch das Kellergewölbe durchgehende steinerne Röhre zu erreichen gesucht, durch welche Schlauch- oder Leitungsröhre von dem Hahne des Gährbottiches an, bis zur verlangten Stelle im Keller hinabgelassen werden können.

§. 11. Das Bandhaus oder der Faß- u. Geschirrschuppen K hauptsächlich zur Aufbewahrung der leeren Tonnen- und Biergefäße und zur Wiederherstellung schadhafter bestimt, muß 1) eine kühle und trockene, gegen Feuchtigkeit und Sonne geschützte Lage erhalten, damit die Gefäße einerseits nicht schimmlich werden, verstocken und faulen, andrerseits auch nicht zu sehr austrocknen und zerfallen, auch der Ort zur Arbeit des Ausbesserns wohlgelegen und geschickt sey. 2) Sein Fußboden kann unterwölbt seyn, wodurch die ebenbezeichneten Eigenschaften befördert werden, das Gewölbe muß aber hinlänglich stark und fest seyn, damit es den aufzubringenden Lasten widerstehe. Der Fußboden muß wagerecht angelegt werden, damit die über einander aufzubringenden Tonnen hinlänglich sicher ruhen, auch die Arbeiten mit Sicherheit vorgenommen werden können; er braucht blos mit Bruchsteinen oder Feldsteinen ausgepflastert zu seyn, weil hier keine verschütteten Feuchtigkeiten ein abhängiges glattes und genau passendes Pflaster nöthig machen. 3) Sein Licht soll der Geschirrschuppen aus Gegenden erhalten, wo die Einwirkung der Sonnenstrahlen gar nicht, oder doch nur in einem geringen Grade Statt findet. 4) Die Größe soll bedeutend und allenfalls der Größe der Brauküche gleich seyn; doch hängt ihre nähere Bestimmung jedes Mal von dem besondern Falle, von den Umständen der Anlage, und von den Absichten ihres Bauherrn ab. 5) Die Höhe des Schuppens muß geräumig seyn, theils wegen der über einander zu stellenden Gefäße, theils um die nöthige Trockenheit und Kühle der Anlage zu befördern; doch ist eine Höhe von 12 bis 16 Fuß hinlänglich. 6) Soll diese Abtheilung nicht fern von dem Eingange zur Brauküche und von dem Eingange zum Keller entlegen, oder mit beiden wie in unserem Beispiele durch eigene Eingänge q und t verbunden seyn.

§. 12. Der Holzschuppen L oder der Ort der zur Aufbewahrung eines Vorraths von Holz oder Brennmaterial überhaupt bestimt ist, muß nach den Grundsätzen angelegt werden, die d. unter Art. Holz, Steinkohlen, Torf u. dgl. umständlicher aus einander zu setzen sind. Von ihm als einer zur Brauerei und Brennerei gehörigen Raumabtheilung ist blos noch dieses hinzuzusetzen, daß er 1) so nahe als möglich bei den Eingängen zu den Feuerungen der Darre, der Pfannen und der Blasen liegen muß, um den Brennstoff mit dem möglich geringsten Zeit- und Kostenaufwand an die bezeichneten Orte hinzubringen, und 2) daß man bei der Bestimmung der Größe des Holzschuppens für eine Brauerei auf jeden Kubikfuß der Malzconsumtion 4½ Kubfß. Schuppenraum und für eine Brennerei auf jeden Kubfß. Consumtion 6 Kbf. Schuppenraum annehmen kann, wobei der nöthige Flächenraum auf dem Fußboden des Schuppens von der Höhe abhängt, in welcher das Holz in dem Schuppen aufgesetzt werden soll. 3) Daß man bei Ausmittelung der Größe dieses Raumes für eine Brauerei und Brennerei wenigstens auf das Holzbedürfniß für ein halbes Jahr rechnen muß, wenn der Bauherr keine besonderen Absichten, die solche Annahme näher bestimmen, angibt.

§. 13. Die Brennstube M mit ihren Theilen, oder die Brantweinbrennerei zur Bereitung des Brantweins bestimt, wird nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in baulicher Hinsicht vortheilhaft mit dem Brauhause verbunden: denn sie hat fast alle ihre Theile mit den meisten Theilen des Brauhauses gemein. So gehören auch zu ihren Bedürfnissen die Getreideböden A, die Malzstube C, die Darrstube D, der Luftboden E, der Malzboden F, die Schrotmühle G, das Bandhaus K, der Holzschuppen L, deren Einrichtung wir in den voranstehenden §. §. gezeigt haben, und zu ihrer vollkommenen Benutzung auch die Stallungen, deren wir in den folgenden §. §. noch gedenken werden. Uns bleiben also nur noch die ihr besonders eigenthümlichen Theile nämlich die Brennstube M mit der Schrotkammer N und dem Brantweinkeller O, rücksichtlich ihrer baulichen Anordnung für diesen §. übrig. — Die Brennstube M, in welcher aus dem bereits geschrotenen Malze Brantwein gewonnen wird, muß rücksichtlich der Wahl ihrer Lage, der Vorbereitung des Platzes, und in Hinsicht ihrer ganzen Konstruktion ganz nach den Grundsätzen und durch dieselben technischen Hilfsmittel angeordnet werden, welche wir oben §. 9. von 1 — 7 für die richtige bauliche Anordnung der Brauküche entwickelten. Die Bestimmung ihrer Größe aber hängt von den zum Brantweinbrennen besonders geeigneten Gefäßen, und zwar von der Form, Größe, Anzahl, von der schicklichen Stellung und von der Art des Gebrauchs dieser Gefäße ab, die wir also vor Allem hier zu betrachten haben. — Die ersten dieser Gefäße sind die Meischtonnen IX, die auch Einmachfäßer, Schotten und Begießbottiche genant werden. In ihnen wird das geschrotene Malz eingemeischt, eingeteigt, d. h. nach und nach in das schon hineingeleitete kalte oder lauliche Wasser gebracht, und vermittelst der sogenannten Meischhölzer durch einander gerührt, hierauf eingebrant, d. i. mit heißem in der Brennblase bereiteten Wasser übergossen, sodann mit kaltem Wasser wieder abgekühlt und zuletzt durch Zusatz von Hefen so lange in Gährung erhalten, bis der Meisch sich vollkommen abklärt. Die Größe, Form, Anzahl und Stellung der Meischtonnen gehen aus folgenden Hilfssätzen hervor. 1) Hängt die Größe der Meischtonnen von dem Sinne des Ökonomen ab, weil Einige großen Meischtonnen, Andere kleinen den Vorzug geben. Kleinen Meischtonnen die für 1 Scheffel Malz, für 1½ Scheffel, für 2 Scheffel und für 2½ Scheffel eingerichtet sind, scheint immer der Vorzug zu bleiben, weil man sowol darin das Schrot besser und leichter durcharbeiten, als auch das Gefäß selbst leichter und schneller reinigen kann. 2) Hängt die Größe der Meischtonnen von der Güte des Getreides ab, weil schweres Getreide mehr Wasser zum Aufguße erfodert, als leichtes. Für 1 Kubikfuß Malz, der 45 bis 46 berliner Pfd. wiegt, pflegt man nebst dem dazu gehörigen Wasser 6 bis 7 Kubfß. Meischtonnenraum zu rechnen. 3) Hängt die Größe und Anzahl der Meischtonnen von der Größe und Anzahl der Meischblasen ab, indem jedesmal

zur Anfüllung einer Blase der Meisch von einer oder mehren Tonnen rein ausgeschöpft werden muß, weil übriggebliebener Meisch besonders bei warmen Wetter zu stark säuern, und schlechten Brantwein geben würde. 4) Die Meischtonnen für eine Blase müssen alle von gleicher Größe seyn, damit sich die Gährung in allen zu gleicher Zeit vollende; so sind im Vergleiche mit 1) z. B. für eine Scheffelblase 1 Scheffel-Tonnen zu wählen, für eine Zweischeffelblase entweder lauter 1 Scheffel- oder lauter 2 Scheffeltonnen; für eine Dreischeffelblase lauter 1½ Scheffeltonnen, für eine Fünfscheffelblase lauter 2½ Scheffeltonnen, für Vier-, Sechs- oder Achtscheffelblasen müssen lauter Zweischeffeltonnen gewählt werden. 5) Sollen die Meischtonnen nicht zu enge und nicht zu hoch seyn, damit das Einmeischen mit Leichtigkeit geschehen kann. Das Verhältniß des Durchmessers zur Höhe wie 6:5 wird als vortheilhaft und zweckmäßig gerühmt. 6) Die Anzahl der Meischtonnen wird ferner durch die geringere oder größere Lebhaftigkeit des Betriebes einer Brennerei bestimt; so daß bei einem lebhaften Betriebe, wo alle Tage gebrant wird, bei der bestimmten Größe einer Meischtonne alle Meischtonnen zusammen dreimal so viel Meisch enthalten müssen, als täglich gebrant werden soll oder kann, weil zur Vollendung des Meisches im Durchschnitte eine Zeit von 3 Tagen erfodert, und bei einem lebhaften Betriebe der Brennerei immer gegohrener Meisch bereit seyn muß, damit er sogleich wieder in die Blase gebracht werden kann, sobald der vorhergegangene Theil verbraucht ist. — Die Anzahl und Größe der Meischtonnen wird also z. B. in unserem angenommenen Falle auf folgende Weise bestimt: es sollen täglich 16 Scheffel Malz zum Brantweinbrennen consumirt werden (s. oben die Einleitung zu diesem Artikel). Nach dem folgenden 2., 3. und 6. Hilfssatze für die Meischblasen kann dieses in 2 Blasen erfolgen, und weil jede, nach dem folgenden dritten Hilfssatze für die Meischblase, täglich zwei Mal angebracht werden kann, so muß jede Blase für 4 Scheffel Malz eingerichtet seyn. Nach dem obigen ersten und dritten Hilfssatze für die Meischtonnen sind also zur Anfüllung jeder Meischblase 2 Meischtonnen, jede für 2 Scheffel eingerichtet, vortheilhaft und zweckmäßig. Weil nun 2 Scheffel Malz $= 3\frac{1}{2}$ Kubikfuß sind, so wird nach 2) der für jede Meischtonne nöthige Inhalt $= 6 \times 3\frac{1}{2}$ oder 21 Kbfß. Wenn also C den Inhalt und d den Durchmesser einer Meischtonne bedeutet, so ist nach dem obigen fünften Hilfssatze aus bekannten geometrischen Gründen $C = \frac{3d^2}{4} \times \frac{5d}{6} = \frac{15d^3}{24} = \frac{5d^3}{8}$ folglich $d^3 = \frac{8C}{5}$ und also d oder der Durchmesser einer jeden Meischtonne $= \sqrt[3]{\frac{8C}{5}} = \sqrt[3]{\frac{8 \times 21}{5}} = \sqrt[3]{34}$ oder 3 Fuß 3 Zoll im Lichten, welches wegen der in der Rechnung gesetzten vollen Brüche als der größte Durchmesser im Lichten angenommen werden kann. Wozu wegen der 2 Zoll dicken Tonnenstäbe noch 4 Zoll, den ganzen Durchmesser 3 Fuß 7 Zoll, folglich den Flächenraum, welcher für jede dieser Tonnen in der Brennstube erfoderlich ist, $= \frac{3 \times (3'7'')^2}{4}$ d. i. 10 Quadratfuß bestimmen. Ihre Höhe im Lichten wird nach 5) aber $\frac{5}{6} \times 3'\,3''$ d. i. 2 Fuß 8½ Zoll, und ihre Höhe im Stabe ungefähr 3 Fuß 2 Zoll werden. Weil nun für jede unserer beiden Meischblasen zwei solcher Tonnen rein ausgeleert werden müssen, und nach dem dritten Hilfssatze für die Meischblase, eine jede dieser Blasen des Tages zwei Mal angebracht wird, so sind für eine jede unserer Meischblasen 4 Meischtonnen, für unsre beiden Meischblasen aber 8 solcher Tonnen, und folglich nach dem oben angeführten sechsten Hilfssatze in unserer ganzen Brennerei $3 \times 8 = 24$ solcher Meischtonnen erfoderlich. 7) Über den Meischtonnen soll eine Rinne u v angebracht werden, welche den Meischblasen gegenüber bei v ihr größtes Gefälle hat, und diese Rinne soll circa 5 Fuß hoch von dem Fußboden, worauf die Tonnen stehen, erhöht liegen, damit man bei Ausschöpfung der Meischtonnen den Meisch bequem in diese Rinne schütten kann, welche denselben vermittelst angelegter Seitenrinnen v w nach den Meischblasen hinleitet. 8) Müssen die Meischtonnen in der Brennstube auf einer gemauerten Erhöhung, einer sogenannten Terrasse aufgestellt werden, einestheils damit der Zweck des siebenten Hilfssatzes, die Leitung nach den immer etwas hoch liegenden Meischblasen, erreicht, anderntheils damit eine vorzüglich trockene Stellung der Meischtonnen bewirkt werden kann, weil sonst ihre Untertheile von der Feuchtigkeit angegriffen in Fäulniß übergehen würden, was in dem Meische einen übeln Geschmack erzeugte, der dem daraus gezogenen Brantwein verbliebe. 9) Muß also diese Terrasse mit einem glatten Steinpflaster, am besten mit steinernen Platten belegt werden, und einen Abfall von ½ Zoll auf jeden Fuß ihrer Breite zum Abzuge aller auf ihr verschütteten Feuchtigkeiten erhalten, und um den oben unter 8) angezeigten ersten Zweck zu erreichen, muß ihre ganze Höhe gleich seyn der Höhe vom Fußboden der Brennstube bis an den obern Rand des Halses der Meischblase, mehr dem Maße des Gefälles der Leitungsrinnen nach der Meischblase, weniger 5 Fuß. Ihre vordere Höhe aber gleich ihrer ganzen Höhe weniger dem zum Abzuge der Feuchtigkeiten angeordneten Abfalle der Oberfläche der Terrasse, woraus sich endlich ergibt, ob solche ohne Stufen oder mit Stufen angeordnet werden muß. 10) Die Länge und Breite dieser Terrasse muß aus der bequemen Stellung der Meischtonnen hergeleitet werden. Diese können nach Maßgabe ihrer Anzahl und des Platzes in eine Reihe oder in mehre Reihen und nach mannigfaltiger Ordnung gestellt werden. Hiebei kommen die Durchmesser der Tonnen und die nöthigen Zwischengänge von 2 bis 3 Fuß, damit man bequem zu jeder Tonne oder zu jedem Tonnenpaar, und bequem zu der Leitungsrinne gelangen kann, in Rechnung. Die beigefügten Risse unserer Brennstube M geben ohne weitere weitläufigere Erklärung von der nach diesen Grundsätzen ausgeführten zweckmäßigen Anordnung einer solchen Terrasse ein Beispiel.

Wenn die Meischarbeit in den Meischtonnen vollendet ist, d. i. wenn der Meisch hinlänglich gegohren hat, so wird das Gut in die Brennblase X geleitet, welche

Lutterblase und Meischblase heißt, und hier unter beständigem Umrühren schnell erhitzt, um den Lutter oder Läuter, d. h., den ersten noch mit vielem Phlegma vermischten Brantweingeist in die Höhe zu treiben. Von diesem Gefäße hat man für die bauliche Anordnung der Brennstube folgende Sätze zu berücksichtigen: 1) die gewöhnlichste Form des Gefäßes ist ein oben, öfters auch unten, mit flachen Kugelabschnitten versehener hohler Cylinder, manchmal aber auch ein umgekehrter hohler abgestutzter Kegel. Das untere Kugelsegment, welches den Boden der Blase ausmacht, erhält zur Wölbungstiefe $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{16}$ des Blasendurchmessers, und das obere Segment eine Wölbungshöhe von $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{16}$ des Durchmessers. Aus diesem geht der Blasenhals aus, dessen Weite nicht weniger als $\frac{1}{3}$ des Blasendurchmessers betragen soll, und also gewöhnlich $\frac{1}{3}$ oder auch die Hälfte desselben, die Höhe aber $\frac{1}{12}$ des benannten Durchmessers beträgt. 2) Die Größe selbst dieses Gefäßes wird für 1½ bis 6 Schfl. Malz eingerichtet, weil es zum vortheilhaften Gebrauche nicht viel größer oder kleiner seyn darf. Die gewöhnlichsten Brennblasen aber sind die 4 Scheffelblasen, weil die Anfertigung größerer mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, obgleich ihr Gebrauch rücksichtlich des Zeitgewinnes große Vortheile gewähren würde. 3) Ist zur Bestimmung der Größe dieses Gefäßes für eine gegebene Konsumtion und für einen starken Betrieb des Geschäftes nöthig zu wissen, daß eine Meischblase täglich zweimal angebracht, nämlich zweimal in derselben gebrant werden kann. 4) Zur Bestimmung des Inhalts der Meischblase kann man auf jeden Kubikfuß Malz 7 Kbfß. Blasenraum, oder auf jeden Scheffel 12¼ Kbfß. rechnen; denn Einige rechnen auf den Kbfß. Malz nur 6¼ Kbfß. oder auf den Scheffel 10½ Kbfß., Andere aber auf jeden Kbfß. Malz 8 Kbfß., das ist, auf den Scheffel 14 Kbfß. Blasenraum: weil die Blase wenigstens $\frac{2}{3}$ oder $\frac{3}{4}$ ihrer Höhe mit Meisch angefüllt werden muß, indem die um die Blase zu einer vortheilhaften Feuerung angebrachten Züge auch nicht höher als eine niedere Anfüllung reichen dürften, wenn man nicht den übrigen Raum in der Blase mit Wasser anfüllen will. 5) Der Durchmesser der Meischblase soll im Verhältnisse zur Höhe derselben groß seyn, damit eine große Bodenfläche der Einwirkung des Feuers angeboten, und eine große Oberfläche der Meischflüssigkeit zur Beförderung der Abdünstung gewonnen werde. Doch darf auch die Höhe nicht zu gering seyn, damit der vortheilhafte und schickliche Gebrauch der Blase nicht gestört werde. Als vortheilhafte und schickliche Verhältnisse des Durchmessers zur Höhe werden die Verhältnisse wie 4:3, wie 3:2, wie 11:7 und wie 2:1, alle aus sichern Erfahrungen angepriesen. 6) Pflegt man zwei bis 3 Meischblasen auf eine Weinblase zu rechnen, weil es vortheilhaft ist, diese neben einer Weinblase im Gange zu erhalten: indem eine Weinblase mit dem Lutter aus zwei bis drei Meischblasen muß angefüllt werden können, wenn sie selbst nicht zu klein ausfallen soll. — Es sind also z. B. in unserm angenommenen Falle, wo täglich 16 Schfl. Malz verschwelt werden sollen, nach 2., 3. und 6tens zwei Vierscheffelblasen erfoderlich, d. h. zwei Meischblasen, deren eine jede den Meisch von 4 Scheffeln fassen muß. Weil nun 4 Schfl. Malz gleich 7 Kbfß. Malz sind, so muß nach 4tens der Inhalt einer solchen Blase $=7\times7$ oder, welches einerlei ist, $4\times12\frac{1}{4}$ das ist 49 Kbfß. Wenn wir nun nach 5tens das Verhältniß ihres Durchmessers zu ihrer Höhe wie 4:3 annehmen, und den Inhalt C, den Durchmesser d, folglich die Höhe $\frac{3}{4}d$ nennen, so ist C genau genug $=\frac{3,1415\,d^2}{4}\times\frac{3}{4}d=\frac{9,4245\,d^3}{16}$ daher $d^3=\frac{16C}{9,4245}$, und also d oder der Durchmesser einer jeden unserer Meischblasen $=\sqrt[3]{\frac{16C}{9,4245}}=\sqrt[3]{\frac{16\times49}{9,4245}}=4$ Fuß 4 Zoll, demnach die Höhe im Lichten ohne Hals und Blasenhut $=\frac{3}{4}\times4'\,4''$ das ist 3 Fuß 3 Zoll, und der Quadratinhalt der größten Durchschnittsfläche $=\frac{3,1415\times(4'4'')^2}{4}$ oder 14,747 Quadratfuß. 7) Auf dem Blasenhalse setzt man den Blasenkopf, sogen. Hut oder Helm fest, der sorgfältig mit Lehm verküttet werden muß, damit dem aus der Blase herausgetriebenen, und im Helme als Dampf anfliegenden Brantweingeiste alle Gemeinschaft mit der äußeren Luft abgeschnitten werde, welche das Abspringen des Blasenhelmes, Feuersgefahr und mancherlei Unglück veranlassen würde. Seitwärts von dem Helme geht die Helmröhre in abwärts geneigter Richtung aus, in welche der dampfartige Brantweingeist eindringt, und von da weiter in die mit der Helmröhre verbundene Kühlröhre geleitet wird, die entweder eine gerade unter einem Winkel von 45° geneigte und sich gegen unten allmälig verengende wie die Helmröhre, oder besser ein Schlangenrohr ist, das sich in mehren über einander laufenden Windungen fortsetzt. Die Kühlröhre wird durch eine mit kaltem Wasser angefüllte Tonne geleitet (s. weiter unten Kühlfaß), damit sich der heiße Dampf möglichst schnell abkühle, und in Tropfen unten aus derselben als Lutter ablaufe. In dem unteren Theile der Blase befindet sich ein Hahn, durch dessen Öffnung man die Schlempe in eine Leitungsrinne yz ablaufen läßt, welche sie in die Schlempgrube XV fortführt. 8) Das Material, welches die bisherige Erfahrung zu diesem Gefäße am tauglichsten erkant hat, ist Kupfer, und die hieraus verfertigten Blasen werden inwendig verzint [12]). Die Abziehblase XI, auch Destilirblase, Klärblase, Läuterblase und Weinblase genant, ist bestimt, den in den Meischblasen gewonnenen und aus der Vorlage abgezapften Lutter zum zweiten Male zu erhitzen, damit er geläutert, d. i. von seinem brandigen Geschmacke befreit, das Wasser von ihm abgetrieben und so der reine Brantwein gewonnen werde. In baulicher

12) Vgl. über Form, Material und Konstruktion der Brantweinblasen, Blasenhelme und Kühlröhren besonders Gilly's Handb. der Landbkst. III Thl. II. Abtheil. §. 184. S. 290—314, worin auch die neuesten und besten Schriften hievon, aus denen er geschöpft hat, angeführt werden. — Über Veranschlagung der Brantweinblasen handelt Triest in Grundf. zur Anfert. richtig. Bauanschläge II. Bd. S. 315—321; S. 326—427; S. 329—330.

Hinsicht muß man von diesem Gefäße folgendes berücksichtigen: 1) daß Form, Verhältniß des Durchmessers zur Höhe der Blase, Einrichtung der Theile, Material und Konstruktion des Gefäßes, alles dasselbe ist, wie wir es von der Meischblase unter 1, 4, 5, 6, 7, 8) bereits beschrieben haben; daß aber 2) zur Bestimmung der Größe der Weinblase nur der dritte Theil des Inhalts einer oder mehrer Meischblasen in Rechnung zu kommen braucht, weil der aus der Meischblase gewonnene Lutter nach vorhandenen Erfahrungen nur ungefähr $\frac{1}{3}$ des Meisches beträgt. — In unserer als Beispiel gewählten Brennerei ist also, nach dem 6ten Hilfssatze der Meischblase, zu unsern zwei Meischblasen eine Weinblase erfoderlich, welche nach vorstehendem 2ten Hilfssatze für die Weinblase $\frac{1}{3}$ von unsern zwei Meischblasen enthalten muß. Demnach ist ihr Inhalt $= 2 \times \frac{49}{3}$ das ist $32\frac{2}{3}$ Kubikfuß, folglich nach dem oben im Beispiele zur Meischblase angewandten Gesetze ihr Durchmesser $= \sqrt{\frac{16 \times 32\frac{2}{3}}{9,42}} = 3$ Fuß $9\frac{3}{4}$ Zoll, und ihre Höhe $\frac{3}{4} \times 3' 9\frac{3''}{4} = 2$ Fuß $10\frac{1}{4}$ Zoll, der Quadratinhalt ihrer größten Durchschnittsfläche aber $= \frac{3,1415 \times (3' 9\frac{3}{4}'')^2}{4}$ das ist 11,415 Quadratfuß. 3) Muß diese Blase ebenfalls unten mit einem Hahne versehen seyn, durch den man das in der Blase zurückbleibende Phlegma abzapft, welches man entweder auffängt und gleich wieder zum Einmeischen gebraucht, oder als unbrauchbar in eine Rinne ablaufen läßt, die es aus der Brennstube hinausleitet. Zur Einheizung der Blasen gehört ein guter Brennofen XII. Er ahmt zweckmäßig die runde Gestalt der Blase nach, und seine Einrichtung erfolgt nach den Grundsätzen, die allen Öfen gemein sind, die möglich größte Wärmegewinnung für die Blase und Ersparung des Brennmaterials bezweckend. Bei dem Blasenofen muß vorzüglich dafür gesorgt werden, daß er eine solche Einrichtung erhalte, welche es dem Brenner möglich macht, die Gewalt des Feuers nach seinem Willen schneller zu vermehren oder zu vermindern. Zur Ausmittelung des Raumes, welchen der Brennofen auf der Grundfläche der Brennstube einnimt, ist es allgemein hinlänglich, dem Durchmesser einer jeden Blase 18 Zoll zuzusetzen: weil die Brennöfen mit Feuerzügen um die Blasen einschließlich diese Züge eine Mauerstärke von 9 Zoll erfodern. — Es hat also z. B. der Brennofen für jede unserer 4 Fuß 4 Zoll weiten Meischblasen einen Durchmesser von $4' 4'' + 18'' = 5' 10''$ und fodert demnach eine Grundfläche von $\frac{3,1415 \times (5' 10'')^2}{4} = 26,72$ Quadratfuß: und der Brennofen für unsere 3 Fuß $9\frac{3}{4}$ Zoll weite Weinblase hat einen Durchmesser von $3' 9\frac{3}{4}'' + 18 = 5' 3\frac{3}{4}''$ folglich eine Grundfläche von 22 Quadratfuß nöthig [13]). — Bei jeder Blase muß ein Kühlfaß XIII stehen, durch welches die Kühlröhre stets mit frischem Wasser umgeben, durchgehen muß, damit sich der im Blasenhute als Dampf anfliegende Brantweingeist möglichst schnell abkühle. Die Abmessungen und die Gestalt dieses Gefäßes werden durch folgende Grundsätze bestimt: 1) muß ein Kühlfaß hoch und enge seyn, damit das Wasser in demselben so lange als möglich kühl bleibe. 2) Richtet sich die genauere Bestimmung der Höhe nach der Höhe der Blase, und zwar also daß wenigstens noch 18 Zoll Wasser über dem Eintritte des Kühlrohres in das Kühlfaß stehen bleibe: weil ein niederer Wasserstand über demselben oben zu wenig abkühlen würde, wo es gerade an nöthigsten ist. Für die Höhe des Kühlfasses $\frac{3}{2}$ von dem Durchmesser der dazu gehörigen Blase genommen, wird nach Busch's Erfahrungen immer ein zweckmäßiges Maß für diese Abmessung bestimmen, besonders da das Kühlfaß auch so hoch seyn muß, daß das Kühlrohr so lange als möglich, folglich das Schlangenrohr in möglichst vielen Windungen in dem Wasser aufgehalten werden kann. 3) Der obere Durchmesser des Kühlfasses soll dem Durchmesser der dazu gehörigen Blase gleich seyn, und der untere Durchmesser desselben $\frac{2}{3}$ des obern betragen, weil dieses Maß im Verhältnisse zu der eben unter 2tens bestimmten Höhe, die unter 1stens gesetzte Bedingung auf eine zweckmäßige Weise erfüllt, und weil der obere Durchmesser größer als der untere seyn soll, damit der Erwärmung des Wassers, welche im obern Theile des Kühlfasses am ersten erfolgt, an dieser Stelle durch eine größere Oberfläche und größere Wassermasse entgegengewirkt werde. — Die Abmessungen der in unserem Beispiele nöthigen Kühlfässer XIII werden also folgende seyn: ein jedes Kühlfaß für unsere Meischblasen muß nach 2tens eine Höhe von $\frac{3}{2} \times 4' 4'' = 6\frac{1}{2}$ Fuß, nach 3tens einen obern Durchmesser $= 4$ Fuß 4 Zoll und einen untern Durchmesser $= \frac{2}{3} \times 4' 4'' = 2$ Fuß $10\frac{2}{3}$ Zoll erhalten. Das Kühlfaß für unsre Weinblase aber muß nach denselben Hilfssätzen $\frac{3}{2} \times 3' 9\frac{3}{4}'' = 5$ Fuß $8\frac{5}{8}$ Zoll hoch, im obern Durchmesser 3 Fuß $9\frac{3}{4}$ Zoll, und im untern Durchmesser $\frac{2}{3} \times 3' 9\frac{3}{4}'' = 2$ Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll weit gemacht werden. 4) Soll eine Leitungsrinne, aus einem nahen Brunnen, z. B. bei der Stelle x, nach den Kühlfässern hin angelegt seyn, nicht nur um sie mit Wasser anzufüllen, sondern auch um das Wasser in denselben während die Blasen im Gange sind, zu erneuern. 5) Mitten auf dem Boden des Kühlfasses soll eine Röhre befestigt seyn, die wenigstens so lang wie das Kühlfaß hoch ist, mit ihrer Länge senkrecht in demselben steht, ungefähr 7 Zoll weit, und unten am Boden des Kühlfasses mit einer Seitenöffnung versehen ist. Oben in diese Röhre, die man einen Wolf oder Pfaffen nent, muß das herbeigeleitete Wasser hineinfließen, um unten durch die Seitenöffnung

13) Über die richtige Anlage der Blasenfeuerungen und die Konstruktion der Brennöfen findet man nützlichen Unterricht in Gilly's Handb. der Landbauk. III. Thl. II. Abth. §. 186. S. 335—343, worin die neuesten Erfahrungen und Werke, die wir zum Theil schon angeführt haben, benutzt sind.

nach dem Boden des Kühlfasses geleitet zu werden, wo es alsdann das warme Wasser in die Höhe drängt, das durch eine ganz oben an dem Kühlfasse angebrachte Seitenröhre abfließt. Vor jedem Kühlfasse liegt eine Vorlage XIV, in welche aus der untern Mündung der Kühlröhre der abgezogene Brantweingeist abfließt. Diese ist gewöhnlich ein kleines Fäßchen, auf dessen Inhalt man die Hälfte des aus einer Blase gewonnenen Lutters oder Brantweingeistes zu rechnen pflegt, so daß sich von jedem Brande zwei solcher Fäßchen anfüllen. Die Vorlage wird zweckmäßig in eine vor dem Kühlfaß angelegte ausgemauerte Grube versenkt, damit man nicht nöthig hat, das Kühlfaß auf sehr hohe Unterlagen aufzustellen. Zur Bestimmung des Raumes, welchen Kühlfaß und Vorlage auf der Grundfläche der Brennstube fodern, kann man für beide zusammen $\frac{3}{2}$ der Grundfläche der dazu gehörigen Blase in Rechnung bringen, welches wegen der vielen hier vorkommenden unbrauchbaren Winkel nicht zu viel ist, und auch mit der Erfahrung an vorhandenen Brauhäusern übereinstimt. — Es ist also z. B. für Kühlfässer und Vorlagen unserer beiden Meischblasen auf eine Grundfläche von $2 \times \frac{3}{2} \times 14,7 = 44$ Quadratfuß und für Kühlfaß und Vorlage unserer Weinblase auf eine Grundfläche von $\frac{3}{2} \times 11,4 = 17$ Quadratfuß, also für alle in unserer Brennerei nöthigen Kühlfässer und Vorlagen auf eine Grundfläche von 61 Quadratfuß zu rechnen.

Die Größe der ganzen Brennstube muß also gleich seyn der Summe der Grundflächen aller dieser Gefäße mehr dem um dieselben her zur bequemen Verrichtung der Geschäfte nöthigen Raume. Da wir nun durch mehre Erfahrungen ausgemittelt haben, daß dieser Raum für eine bequeme und zweckmäßige Anordnung der Brennstube zweimal so viel als die reinen Grundflächen aller zum Brenngeschäfte nöthigen Gefäße beträgt, so kann man auch hier, wie bei Ausmittelung der Größe der Brauküche, folgenden Satz mit großer Sicherheit gebrauchen: die Summe des reinen Flächenraumes aller zur Brantweinbereitung in der Brennstube nöthigen Gefäße dreimal genommen, bestimt für eine bequeme Brennstube den nöthigen Flächenraum auf dem Fußboden. — So nehmen z. B. die in unserer Brennstube nöthigen Gefäße nach den oben unter den Hilfssätzen gegebenen Anwendungen folgende reine Flächenräume ein:

	Quadratfuß
die 24 Meischtonnen $10 \times 24 =$	240
die zwei Brennöfen der Meischblasen $2 \times 26,7 =$	53
der Brennofen der Weinblase $=$	22
die Kühlfässer und Vorlagen unserer drei Blasen $=$	61
Zusammen	376

folglich der für unsere Brennstube nöthige Flächenraum auf dem Fußboden $= 3 \times 376 = 1128$ Quadratfuß. Hieraus läßt sich nun die Länge und Breite desselben nach eben den Grundsätzen, deren Anwendung wir oben §. 9. bei Ausmittelung der Größe der Brauküche gezeigt haben, bestimmen, wobei man für eine freie Anlage die aus der bequemen Stellung der Meischtonnen abgeleitete Länge oder Breite der Terrasse als eine Seite des Raumes annehmen kann. — Auch ohne Summirung der Grundflächen der einzelen Gefäße läßt sich dieser Raum beurtheilen, wenn man folgende Regel als leitenden Hilfssatz annimt: „der für eine bequeme Brennstube nöthige Flächenraum des Fußbodens ist gleich 47 Mal der Grundfläche der Meischblase, wobei man aber vorkommende mehre Meischblasen als e i n e berechnen muß.“ Die Anwendung dieses Satzes auf unsern Fall gibt dasselbe Resultat, wie die Anwendung des vorhergehenden Satzes: denn unsere 2 Vierscheffelblasen als eine Achtscheffelblase angenommen, deren Durchmesser nach dem 4ten und 5ten Hilfssatze der Meischblase $= \sqrt[3]{\frac{16 \times 98}{9,42}} = 5,5$ Fuß, ihre Grundfläche also 24 Quadratfuß ist, bestimt den für die Brennstube erfoderlichen Flächenraum $= 47 \times 24$ das ist 1128 Quadratfuß. — Der Fußboden der Brennstube, der so wie alles übrige der Einrichtung und Konstruktion durch dieselben baulichen Hilfsmittel, welche wir oben §. 9. für die Brauküche entwikkelt haben, ausgeführt wird, muß noch mit einigen besondern Rinnen versehen seyn, nämlich eine unter dem Hahne der Weinblase, um das hieraus abgelassene Phlegma hinwegzuführen, und eine unter den im obersten Theile der Kühlfässer angebrachten Röhren, welche das ablaufende Wasser aufnimt, und aus der Brennstube fortleitet. Zur Bestimmung der Höhe der Brennstube kann man sich folgender aus den unter 10tens angeführten Grundsätzen und aus der Erfahrung gut angelegter Brennstuben abgeleiteten Regel bedienen: „die kleinsten Brennstuben, von ungefähr 200 Quadratfuß Grundfläche, sollen bei Balkendecken 10 Fuß hoch, und bei Gewölben 14 Fuß hoch gemacht werden. Für jede 200 Quadratfuß größerer Grundfläche soll der Höhe der Brennstube 1 Fuß zugesetzt werden,“ so daß z. B. einer Brennstube von 1000 bis 1200 Quadratfuß Flächenraum, welche mit einer Balkendecke versehen ist, eine Höhe von 14 bis 15 Fuß, und wenn sie mit einem Gewölbe bedeckt ist, eine Höhe von 18 bis 19 Fuß gemäß ist. — Diese Regel kann man auf ähnliche Weise, wie wir bei der Brauküche gezeigt haben, in einer Tabelle zum leichtern Gebrauche darstellen. — Übrigens muß die Brennstube außer ihrem gewöhnlichen Eingange a auch noch Verbindung bei b mit der Schrotkammer und durch die Thür c mit dem Brantweinkeller haben. Die Schrotkammer N, bestimt, das zum täglichen Gebrauche nöthige Schrot bei der Hand zu haben, ist eine blos für große Brennereien zweckmäßige Abtheilung. In kleinen Brennereien bedient man sich zu diesem Zwecke eines Schrotkastens, welcher entweder in einer vor der Brennstube liegenden Flur, oder in der Brennstube selbst aufgestellt wird. Die Schrotkammer wird nach folgenden Hilfssätzen angelegt: 1) muß sie die Brennstube begränzen, und durch einen Eingang a mit derselben in Verbindung gesetzt seyn; 2) wird ihr Fußboden am zweckmäßigsten mit trocknen Steinplatten, oder mit Mauerziegeln ausgepflastert, und gut ist es, wenn er unterwölbt ist, also eine der Kellerabtheilungen unter ihm hinzieht, damit er gehörig trocken sey, weil

das Schrot hier auf dem bloßen Boden aufgeschüttet wird. 3) Zur Bestimmung der Größe dieses Bodenraumes braucht man nur auf den Schrotbedarf für 3 Tage zu rechnen, weil sich das Schrot nicht viel länger ohne Nachtheil seiner Brauchbarkeit verwahren läßt. 4) Auf 3 Kubikfuß Schrot kann man 2 Quadratfuß Grundfläche, und bei Einschränkung des Platzes auf 2 Kubikfuß 1 Quadratfuß Grundfläche annehmen; weil sich das Schrot 1½ Fuß bis 2 Fuß hoch mit Sicherheit aufschütten läßt. 5) Jeder für den hienach bestimmten Bodenraum gefundenen Seite muß man aber wenigstens noch 3 Fuß für den nöthigen Raum zum Gehen, und bei vorkommenden Verbindungseingängen oder Treppen zu andern Abtheilungen des Brennhauses, wozu die Schrotkammer häufig gebraucht wird, nach Maßgabe dieser Benutzung noch mehr zusetzen. — So muß z. B. nach 3tens und 4tens die Schrotkammer N in unserm Brennhause, wo täglich 16 Schfl. oder 28½ Kbfß. Malz consumirt werden sollen, eine zum Aufschütten nöthige Bodenfläche von $\frac{3 \times 28\frac{1}{2} \times 2}{3} = 56\frac{1}{2}$ Quadratfuß enthalten. Nach 5tens muß aber dieser Raum wegen der nöthigen Gänge, und wegen der in unserm Falle vorkommenden weitern Einrichtung in dem Maße vergrößert seyn, wie es durch den Grundriß N zur Anschauung gebracht ist. Für den Brantweinkeller O ist hier weiter nichts zu bemerken, als daß er nebst seinem Eingange b von Außen, auch noch bei e Verbindung mit der Brennstube erhalten muß; seine Anlage und Einrichtung überhaupt richtet sich nach den Grundsätzen, die im Artikel **Keller** umständlich entwickelt werden sollen.

§. 14. **Die übrigen zur vortheilhaften Benutzung, und zur Vollkommenheit einer Brauerei und Brennerei gehörigen Abtheilungen und Bestimmungen, sind die Stallungen und Wohnungen und die Lage eines Brauhauses und Brennhauses.** Unter den Stallungen ist der Pferdestall P diejenige Abtheilung, welche am ersten zu berücksichtigen ist. Er ist bestimt stets eine Anzahl Pferde in Bereitschaft zu halten, welche die zur Brauerei und Brennerei nöthigen vielseitigen Bedürfnisse herbeizuschaffen, und die hier erzeugten Produkte nach ihrem Absatze an Ort und Stelle zu bringen haben. Die Anzahl der nöthigen Pferde hängt von so vielerlei Umständen ab, daß sich hierüber nichts Allgemeines bestimmen läßt. Die Größe einer solchen Anstalt, Ort und Lage derselben, Art und Weise des Absatzes können die gedachte Anzahl so sehr verändern, daß das Bedürfniß von Null bis auf mehre hundert steigen kann. Der jedesmalige Fall allein ist für diese Bestimmung entscheidend. Sobald diese festgesetzt ist, hängt die ganze Einrichtung und Konstruktion dieser Abtheilung von den Grundsätzen ab, welche im Art. **Pferdestall** für alle Einstellungsarten der Pferde entwickelt werden sollen. Hier ist nur dieses Einzige noch in Erinnerung zu bringen, daß der Pferdestall nicht nahe bei dem Brau- und Brennhause und bei den Kellern liegen darf, weil schon der üble Geruch des Stalles, wenn er sich in die gedachten Abtheilungen verbreiten kann, auf die Produkte dieser Anstalt höchst nachtheilig wirken würde. — Die Schwein- und Rindviehställe Q müssen ebenfalls in einiger Entfernung zu liegen kommen. Sie enthalten das Vieh, das von dem Abgange dieser Anstalt, von den Trebern, Keimen rc. des Brauhauses, und von der Schlempe der Brennerei, die man auch Brantweinschlamm, Spülich und Treber nent, gemästet werden kann. Auch ihre Konstruktion so wie ihre ganze Anlage und Einrichtung, wozu auch die Bestimmung ihrer Größe gehört, werden unter eignen Artikeln abgehandelt (s. **Rindviehstall, Schweinstall**). Wenn die dort gezeigte Bestimmung ihrer Größe auf sie als eine Abtheilung der Brauerei und Brennerei angewandt wird, muß die Bestimmung der Anzahl des Viehes nach folgenden Grundsätzen vorausgehen: 1) auf 6 Wispel = 255 Kubikfuß Malz, welches in 6 Wochen in der Brauerei consumirt wird, ist ein Ochse zu rechnen, weil ein solcher innerhalb der gedachten Zeit von dem Abfalle dieser Consumtion gemästet werden kann. 2) Auf 6 Wispel = 255 Kubikfuß Malz, welches innerhalb 5 bis 10 Wochen in der Brauerei consumirt wird, sind zwei Schweine zu rechnen, weil diese Anzahl in dieser Zeit von dem Abfalle einer solchen Consumtion gemästet werden kann. 3) Auf 4 Schfl. = 7 Kbfß. Schrot, welche täglich in einer Brennerei 6 Wochen lang verschwelt werden, können 10 Stück Rindvieh gerechnet werden, weil eine solche Anzahl innerhalb dieser Zeit von dem Abfalle jener Consumtion fett gemacht werden kann. 4) Auf 4 Scheffel = 7 Kubikfuß Schrot, welche in einer Brennerei 8 bis 10 Wochen lang verschwelt werden, können zwanzig Schweine gerechnet werden, weil eine solche Anzahl Vieh innerhalb dieser Zeit blos von dem Abfalle jener Consumtion gemästet werden kann. — Der Vorrath selbst zur Mästung wird in der sogenannten Schlempgrube XV. aufbewahrt. Die Anlage dieser beruht auf folgenden Hilfssätzen: 1) ist sie am zweckmäßigsten entweder ein in die Erde versenkter wohl ausgepichter hölzerner Kasten, oder eine ausgemauerte Grube. 2) Ist ihre Lage also zu wählen, daß sie der Braustube besonders aber der Brennstube so nahe als möglich, und zugleich nicht fern von den Viehställen liege; das Eine, damit der Abgang schnell, besonders aus der Brennstube durch eine sichere Leitung y z dahin gebracht werden kann, weil die Treber des Brauhauses mit der Schlempe des Brennhauses vermischt werden müssen; das Andere, damit man die Schlempe nicht aus zu großer Ferne nach den Stallungen bringen darf. 3) Ist in der Schlempgrube eine Pumpe anzubringen, damit die Schlempe schnell und mit Leichtigkeit aus derselben zum Gebrauche ausgeschöpft werden kann. 4) Zur Bestimmung einer sichern und bequemen Größe der Schlempgrube kann man auf jeden Kubikfuß Malz, das bei einem Gebräude oder täglich in einer Brennerei consumirt wird, 3 Kbfß. Inhalt für die Schlempgrube rechnen: wonach also z. B. für unsre Brauerei, in welcher jedes Mal 48 Schfl. = 85 Kbfß. und für unsre Brennerei, wo täglich 16 Schfl. = 28½ Kbfß. zusammen gegen 114 Kbfß. Malz consumirt werden, die Schlempgrube, XV, = 114×3, das ist 342 Kbfß. innern Raumes enthalten muß. Hieraus lassen sich also ihre beliebigen und schicklichen Abmessungen nach bekannten und oft angewandten Grundsätzen leicht bestimmen.— Für die Woh-

nung R der Brauers und Brenners und seiner Knechte ist rücksichtlich ihrer Größe und Einrichtung hier ebenfalls keine für die Brauanstalt besondere Bestimmung möglich, als auf den gegebenen Fall dasjenige anzuwenden, was allgemein von der Anlage, Einrichtung, Größenbestimmung und Konstruktion der Wohnungen im Art. Wohnung aus der Natur der Himmelsstriche, aus den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völker, und besonders aus der Lebensart der verschiedenen Stände europäischer Völker entwickelt werden wird, s. Wohnung. Nur das Einzige ist hier zuzusetzen, daß die Wohnung R des Brauers und Brenners und seiner Knechte wenigstens nahe beim Eingange zum Brauhause liegen, und denselben übersehen muß. Endlich ist die Lage eines Brauhauses und einer Brennerei, insoweit es die Umstände zulassen, so zu wählen, daß dieses Gebäude von allen Seiten frei, d. h. von keiner Seite durch nachbarliche Gebäude verbaut sey, also mitten auf einem freien Platze zu stehen komme; ferner daß seine Hauptseite, das ist jene, welche die meisten Fenster und Luftöffnungen erhält, gegen nördliche, nordwestliche oder nordöstliche Himmelsgegenden gewendet sey; daß sein Grund und Boden entweder von Natur trocken, oder durch Kunst ins Trockene gelegt sey; daß in seiner Nachbarschaft das taugliche weiche Wasser sich entweder von Natur befinde, oder durch Leitung dahin gebracht in zweckmäßig großen Wasserbehältnissen zum Gebrauche verwahrt sey; daß endlich Brunnenwasser zum Reinigen der Gefäße und besonders zum Abkühlen ganz nahe bei der Brauerei und Brennerei entweder aus Röhrbrunnen entspringe, oder durch Pumpen gehoben werde [14]). (*Leger.*)

BREMEN, das Herzogthum, jetzt ein Theil der hanöverschen Landdrostei Stade. A. Geographie und Statistik *). 1) Lage, Gränzen, Größe. Die Provinz Bremen hat ihren Namen von der Hauptstadt; sie breitet sich im teutschen Norden von 25° 55′ bis 27° 22′ östl. L. und 52° 56′ bis 53° 52′ nördl. Br. aus. Die Gränzen sind im N. das teutsche Meer, im NO. die Elbe, die sie von Holstein trent, im O. Lüneburg, im SO. Verden, im S. Hoya und das braunschw. Amt Thedinghausen, im Westen das Gebiet der freien Stadt Bremen und die Weser, die sie von Oldenburg trent, und im NW. das hamburgsche Amt Ritzebüttel und das Land Hadeln, welche beiden man jedoch, wie das auf der Ostseite der Weser belegne oldenburgische Amt Würden als eingeschloßne Parzelen betrachten kann. Der Flächeninhalt beträgt 94¼ □Meilen.

2) Physische Beschaffenheit. Das Sprichwort sagt: Bremen gleiche einem abgeschabten Mantel mit goldner Verbrämung und Kragen. Es hat vieles Wahre. Bremen gehört zu den großen nordteutschen Flächen und besteht im Innern blos aus Haiden und Mooren, die meistens nur magere Geest darbieten, der Rand aber, den die beiden mächtigen teutschen Ströme begleiten, aus aufgeschwemmter Marsch, die bald mehr bald minder fruchtbar ist. Kein Berg erhebt sich über die einförmige Oberfläche, und was man bei dem 2 Meilen von Bremen belegnen Worpswede Berge nent, sind nur 2 vom Winde zusammengetriebene Sandhügel, die kaum 150′ über dem Spiegel der Weser erreichen. Zwischen der Haide des Innern breiten sich längs der Hamme jene großen Torfmoore aus, wovon das Düvelsmoor in den neuern Zeiten durch die Vehnkolonien trocken gelegt ist, aber strichweise findet man in allen Haiden bis zum Gestade des Meeres hinauf dergleichen Moore, die indeß einen geringern Umfang haben. Die sandigen Haiden sind hie und da mit großen Granitblöcken bestreuet, und überall stößt man auf Anzeichen, daß das Meer länger diese Strecken bedeckt habe, als das tiefer gelegene Teutschland. Hier und da stehen kleine Wälder als Gruppen da, wovon einer der höchsten und dichtesten bei Bederkesa aufgewachsen ist. Die Marschen oder das aufgeschwemmte Land ist übrigens nicht von gleicher Güte; ohne Vergleich besser sind die Marschen an der Elbe als an der Weser, hier liegt die Marschschicht zu flach auf dem Gnatz, der in der Landessprache mit dem Namen Dwa und Darz benant wird, und der besonders dem Anbaue hochstämmiger Bäume, die Pfahlwurzeln schlagen, hinderlich ist, auch enthalten die Marschen der Weser wenigere fette Substanzen, als die an der Elbe, sind minder ergiebig und mit weit mehrer Vorsicht zu behandeln. Bei ihrer niedrigen Lage müssen sie alle durch Deiche vor den Austretungen der Flüsse geschützt werden. — Die Elbe strömt im O., die Weser im W. des Landes: in jenen Hauptstrom ergießen sich die Oste, die Este, die Lühe und Schwinge, in diese die Lesum, die sich durch den Zusammenfluß der Wümme und Hamme bildet, die Lüne und Geeste; der bedeutendste Binnenfluß ist die Oste, die sich von S. nach N. durch das Land windet und fast von der Hälfte ihres Laufs an schiffbar ist. Alle diese kleinen Flüsse sind nicht allein fischreich, sondern können auch auf eine Strecke mit Booten befahren werden. Kleine Binnenseen sind das Flügelsmeer, der Balk- und Bederkesersee. Der Hauptkanal ist der sogenannte Schiffahrtskanal, welcher Hamme und Oste verbindet und zur Verbindung der beiden Hauptströme vorgerichtet ist, jetzt indeß zu diesem Zwecke nicht dient, wol aber die Austrocknung der Vehne

---

14) Über Brauhäuser und Brantweinbrennereien sind außer Florinus (1705) und Krünitz die Schriften von Busch, Cancrin, Eytelwein, Gilly, Huth, Meinert, Neuenhahn und Stieglitz nachzulesen. Über die großen englischen Brauereien, vorzüglich in London, findet man die neuesten Nachrichten in Reisebeschreibungen. (*L.*)

*) Bremen besitzt, wie so manche viel geringere Provinz Teutschlands, keine eigentliche Chorographie. Was Pratje in seinen beiden Werken: die Herzogthümer Bremen u. Verden 1757 — 1762 und im Alten und Neuen aus Bremen und Verden 1769 — 1781 geliefert, und Schlichthorst von 1796 — 1806 fortgesetzt hat, enthält zwar manches schätzbare Material zu einer künftigen Darstellung des Landes, macht aber kein Ganzes aus. Nach diesen und Büsching ist Bremen in dem großen weimarschen Handbuche bearbeitet. — Eben so dürftig stehr es mit den bildlichen Darstellungen dieses Landes aus; de Roths Charte war zu seiner Zeit (Ende 16. Jahrh.) trefflich, und lag den Nachstichen von Homan, Wischer, de Witt u. s. w. zum Grunde; von wenigerem Werth, obgleich in größerem Maßstabe, ist die der Akademie von Berlin in 2 Blättern. Am ausführlichsten zeigt das Land der sogenannte milit. Atlas des Königr. Hanover von 1817, am besten die Hogrefe-Heiligersche Charte der Länder zwischen Elbe und Weser von 1812, die in Hinsicht der Genauigkeit noch Vorzüge vor der neuern Müllerschen des Kön. Hanover behauptet, wenn gleich ihr Äußeres und ihr Stich sie, wie diese, wenig empfehlen.

vorzüglich befördert hat. Quellen sprudeln in der Haide hier und da klar und hell hervor, aber die Brunnen haben meistens in der Tiefe mehr oder weniger einen Moorgeschmack. — Das Klima ist zwar gemäßigt, doch mehr kalt, als warm zu nennen. Häufig umlagern Nebel das Land, und im Herbste herrschen besonders in den Marschen Orkane und Stürme, daher selten ein Haus 2 Stockwerke trägt. Die Witterung ist auch sehr veränderlich, die Winterkälte aber gelinder, als selbst im innern Teutschland.

3) Kultur des Bodens, Kunstfleiß, Handel. Die natürliche Abtheilung des Landes in Marsch und Geest hat auf den Ackerbau einen entschiedenen Einfluß; anders bearbeitet der Landmann in der Geest, anders in der Marsch den Boden. In der Regel gibt die Geest bei weitem schlechtere Ernten als die Marsch, doch hat man auch ganz einträgliche Geestfelder und dagegen schlechte Marschen, daher man auch die Geest wieder in gute, mittlere und schlechte, die Marsch in gute und schlechte eintheilt. Ganz Bremen enthält 1,981,832 kalenb. Morgen. Davon sind 443,559 Ackerland, und von denselben kommen 231,009 auf die Geest, 212,550 auf die Marschen. Der als Ackergrund benutzte Boden hält sich mithin in Marsch und Geest so ziemlich die Wage. Dafür sind aber auch fast ¾ der Marsch für den Pflug, nur ¼ zu Wiesen oder Fettweiden bestimt, wogegen die bei weitem größere Geest noch nicht den 7. Theil ihrer Oberfläche dem Pfluge darbietet; 6 Theile liegen als Wiese, Weide, Trift, Gemeinhuth, Gewässer, Holzung oder Wüste da. Man darf dem bremenschen Bauer die Gerechtigkeit nicht versagen, daß er das, was er in Kultur genommen hat, mit Fleiße und in neuern Zeiten auch mit Umsicht bauet, und daß die Vorurtheile, die ihn sonst gefangen hielten, nach gerade zu weichen beginnen; doch kann man den bremenschen Landbau keineswegs musterhaft nennen, und es fehlt viel, daß er dem kalenbergischen gleich komme. Indeß darf man auch nicht verkennen, daß dem Landmanne hier wenigere Mittel zu Gebote stehen, und daß hier noch manches auf ihm lastet, was dort verschwunden ist. Bremen erzeugt an Kornfrüchten etwa so viel, als es nöthig hat; kann der Landman auch hier und da etwas verkaufen, so hat ein anderer das wieder von dem Auslande nöthig, und beides mag sich so ziemlich die Wage halten. Die Ernte in den Marschen fällt natürlich weit ergiebiger als auf der Geest aus, die in der Regel meistens nur Roggen, Hafer und Buchweizen bauet, aber das Korn, das auf der Geest wächst, ist in der Regel mehlreicher und besser, wenn es auch weit sparsamer schüttet. Die Hülsenfrüchte, besonders Bohnen, gerathen in der Marsch vorzüglicher, als auf der Geest. Gemüse wird zur Nothdurft gebauet, Kartoffeln mit immer steigender Progression; die ottersberger lange gelbe Rübe ist dem Boden dieses Marktfleckens eigenthümlich, artet auf andern Plätzen aus, und wird daher bis nach England und Holland verfahren. Der Meerrettig des Altenlandes verdient hier auch eine Erwähnung, da er ein nicht unbedeutendes Export ausmacht. Flachs wird zwar überall gebauet, ist aber vor allem eine Stapelware des Altenlandes, wo nicht nur Vieles durch den Hausfleis verarbeitet, noch mehr aber roh ausgeführt wird, und sonst gingen wol ganze Schiffsladungen mit rohem Flachse nach England und Holland. Hanf geräth feiner und besser auf der Geest als auf der Marsch, und wird dort auch zu einem groben Hanfleinen verarbeitet; den dicken steifen Marschhanf verkauft man für die Seilereien nach Hamburg und Bremen. Rapsaat ist eine Stapelware des Landes Kehdingen und der Ämter Neuhaus und Oste; 1 Himpten Aussaat gibt hier wol 400 Himpten Ertrag. Die Saat geht, weil nur weniges im Lande selbst zu Öle geschlagen wird, meistens nach Holland und den freien Städten, und der Landmann kauft dann vom Auslande das Rüböl. Obst hat man in den Elbmarschen, besonders im Altenlande, im Überflusse; dieses kleine Ländchen, das kaum 4 □M. faßt, soll jährlich für 150,000 Gulden aus seinen Kirschen lösen, und es gibt dort Gärten, die 3000, 4500, ja 6000 Gulden ertragen. Das meiste Obst geht nach Hamburg, einiges nach Bremen. — Die Viehzucht ist ganz beträchtlich; 1811 fand man im Lande 39,433 Pferde, 98,100 Stück Rindvieh, 168,319 Schafe und 58,412 Schweine, mithin 364,264 und auf der □M. 3844 Stück größeres Vieh. Das Pferd, womit doch meistens der Ackerbau getrieben wird, findet auf der Geest keine zuträgliche Weide; dagegen zieht der Bewohner von Wursten und in der Osterstader Marsch viele gute Pferde auf und setzt sie mit Vortheil ab. Das Rindvieh hält das Mittel zwischen der friesischen und holsteinischen Rasse; die Landleute der Wesermarschen machen auf ihren Weiden jährlich vieles Vieh fett. Die Schafe, zur Schnukkenrasse gehörig und nur einzeln veredelt, geben ihre Wolle zu den Landtüchern, die an verschiedenen Orten verfertigt werden; ein Theil geht roh aus. Die Schweinezucht ist für den Hausbedarf zureichend. Bienen werden auf der Haide gehalten — etwa 8000 Körbe, und ein nicht unbedeutender Gewinn aus dem Verkaufe des Honigs und Wachses gezogen. An Flußfischen hat das Land einen Überfluß, der doch nur zur Konsumtion dient; an den Küsten werden mancherlei Seefische gefangen, auch Schalenthiere; die Seemuscheln werden für die Kalkbrennereien häufig auf den Watten gesammelt und auf dem Strande wol hier und da eine Robbe geschlagen. An Wildpret ist das Land arm, und Hasen und Schnepfen machen wol das Vornehmste aus, was die Küchen davon bekommen; dagegen hat es auch kein reißendes Thier, und an kleinem Raubwilde blos Marder, Wiesel und Iltisse. Die Forstkultur wird in den wenigen Waldungen, die noch vorhanden sind, mit Umsicht gehandhabt, und man sucht jetzt den Schaden herzustellen, den die häufigen Aushauungen seit dem 30jährigen Kriege darin hervorgebracht haben. Dessen ungeachtet würde der Mangel an Brennholz höchst fühlbar seyn, wenn das Land nicht an seinem Torfe ein treffliches Surrogat besäße. Dieser ist für die Bewohner der Moordistrikte eine wahre Goldgrube. Sie versehen damit nicht nur die Städte des Landes, sondern auch Hamburg und Lübeck, und mancher Landmann löset aus seinen Torfgruben wol 300 Gulden und darüber. Außerdem hat das Land noch guten Töpfer- und Ziegelthon, welcher letztre in den großen Ziegeleien zu Gute gemacht wird, und etwas Walkererde. — Der Kunstfleis ist in diesem blos produzirenden Lande

höchst unbedeutend; der Hausfleis liefert etwas Tuch und Beiderwand aus selbst gezogner Wolle, und etwas Hanfleinwand; sonst findet man blos Ziegeleien, Brennereien, ein paar Papiermühlen und Töpfereien, und die paar Fabriken in den Städten und Marktflecken, die doch auf das Ganze nicht einwirken; fast alles übrige muß das Ausland liefern. — So vortheilhaft das Land auch zwischen den Mündungen zweier Hauptströme belegen ist, so wenig haben dessen Bewohner doch dieselben bisher für Schiffahrt und Handel zu benutzen verstanden. Sie waren theils immer daran gewöhnt, Bremen und Hamburg als ihre Emporien, als die sichern Abnehmer ihrer Produkte anzusehen, um daran zu denken, sich andre Kanäle zu öffnen, theils fehlt es vorzüglich an Gelde, um einem anfangs kostspieligen Eigenhandel in Gang zu bringen, theils an einem Hafen an den beiden Hauptflüssen, um Fahrzeuge vor Stürmen und Gefahren zu sichern. Zwar wollte schon Karl XI. Lehe zu einem Handelshafen einrichten, aber das Projekt gerieth unter der kriegerischen Regirung seines Nachfolgers in Stocken, und die handöverische Regirung hat erst seit der neuesten Zeit diesen Hafen besser in Stand setzen lassen. Doch trieben schon vorher die Örter Neuhaus und Oberndorf, die kleine Häfen an der Oste besitzen, einige Rheederei und Stade sendete 1815. 4 Fahrzeuge auf den Wallfischfang aus. Bremen bringt zur Ausfuhr Rapsaat, Hanf und Flachs, Obst, Meerrettig, Wolle, Dorf, gemästetes Rindvieh, einige Pferde, Dachziegel, Lumpen, Hanfleinewand und in guten Jahren etwas Korn, alles Artikel, die zwar nicht in das Große gehen, aber doch hinreichend sind, um das, was es vom Auslande bedarf, damit zu decken. Der Haidebauer hat so ziemlich sein Auskommen; weiß er es nicht im Lande zu verdienen, so verdingt er sich als Matrose auf ein Schiff, der Heuerling wandert nach Holland, um dort bei den Ernten zu helfen, und beide Klassen bringen Geld zurück, was das im Lande zirkulirende Kapital vermehrt; der Marschbauer ist im Ganzen wohlhabend, besonders an der Elbe, wo der Altländer unter den reichsten Landleuten Teutschlands den Vorrang einnimt. Viele Bauern verdienen auch durch den Straßenverkehr und den Landtransport zwischen Bremen und Hamburg. Unendlich aber würde das Land gewinnen, wenn einst der Schiffahrtskanal zwischen Hamme und Oste die Fahrt zwischen den beiden Hauptströmen abkürzte, und die jetzt noch zum Theil schlechten Hauptstraßen in Kunstwege verwandelt würden **). Jahrmärkte werden in allen Städten und Marktflecken, aber auch in einigen Dorfschaften gehalten.

4) Einwohner. Die Provinz Bremen zählte 1821. 163,689 Einw., es kommen mithin davon auf die □M. 1727. Der Wohnplätze waren 2 Städte, 15 Marktflecken, 76 Pfarrdörfer, 645 kleinere Dörfer und Weiler, 133 Vorwerke und einzeln stehende Höfe, und 28,777 Häuser, wovon 1055 in den beiden Städten standen, vorhanden. Die Einw. sind sämtlich Niederteutsche mit platteutschem Dialekte; in den Städten und unter den gebildeten Volksklassen wird zwar durchaus Hochteutsch geredet, wie dies auch Kanzel- und Gerichtssprache ist, doch findet man in demselben mehre Idiomen, und das hochreine Teutsch nicht, was der Einw. von Celle und Hanover redet. Die große Mehrheit bekent sich zum lutherischen Kult; in der Nähe von Bremen findet man 7 reformirte Gemeinden, aber nur einzele katholische Familien und Juden, die hie und da geduldet werden. Im ganzen Lande besteht nur 1 Gymnasium zu Stade und außerdem 1 lateinische Schule zu Buxtehude; in diesen beiden Örtern auch Bürgerschulen. Der Unterricht in den Landschulen ist wie im übrigen Handverschen; in ansehnlichern Ortschaften sind Knaben und Mädchen in besondern Schulen getrent, in den kleinen vereinigt.

5) Provinzialverfassung. Bremen macht einen integrirenden Bestandtheil des Königreichs Hanover aus, dessen Wapen — zwei in Form eines Andreaskreuzes übereinander gelegte, mit den Schließblättern nach unten gekehrte silberne Schlüssel in Roth — in das Statswapen aufgenommen ist. Seine Landschaft ist mit der Verdenschen vereinigt; sie hat die nämlichen Rechte, die den Provinziallandschaften des Königreichs zustehen; zu der allgemeinen Ständeversamlung senden Bremen und Verden 6 Ritter, 3 Städtedeputirte und 1 Deputirten von den Marschländern. Die Bremen-Verdenschen Landstände bestehen 1) aus der Ritterschaft, welche den ersten, und 2) aus den 3 Städten Stade, Buxtehude und Verden, welche den zweiten Stand ausmachen. Die Ritterschaft theilt sich wieder in die alte und neue, letztre ist aus den von der Krone Schweden verschenkten geistlichen Gütern entstanden, hat aber mit der ersten gleiche Rechte. Allgemeine Landtage oder Versamlungen, wo die Stände Mann für Mann erscheinen, sind nicht üblich; sie werden durch ein Landschaftskollegium vertreten, welches aus 1 Präsidenten, 6 Landräthen von der Ritterschaft, die sich in 6 Zirkel theilt, und 3 Landräthen von jeder Stadt besteht.

6) Provinzialverwaltung. Bremen macht mit Verden und Hadeln eine Landdrostei des Königreichs aus, deren Landvogt den Sitz in der Stadt Stade hat. In Hinsicht der Verwaltung, die wie die Polizei ganz zum Ressort des Landdrosts gehört, wird die Provinz Bremen eingetheilt: 1) in 2 Städte: Buxtehude mit 1934, Stade mit 4770 Einw; 2) in 14 königl. Ämter: Bederkesa mit 5971, Blumenthal mit 4014, Bremervörde mit 10,412, Hagen mit 7858, Harsefeld mit 6377, Himmelpforten mit 5617, Lilienthal mit 3569, Neuhaus mit 10,229, Osterholz mit 8193, Ottersberg mit 10,847, Stade mit 1194, Stotel mit 3359, Wishaven mit 1609 und Zeven mit 10,218 Einw.; 3) in 7 königl. Gerichte: Achim mit 7606, Altland zu Jork mit 13,880, Kehdingen Butzfleth mit 5339, Kehdingen Freyburg mit 7277, Lehe mit 1545, Osten mit 3824 und Wursten mit Nordholz mit 7024 Einwohnern; 4) in 18 adelige Gerichte: Beverstedt mit 5416,

**) Im Bremenschen gilt in den Kassen und im gemeinen Leben handverschеs Kassen- und Konventionsgeld, welches erstre aber seit 1817, wo Hanover Konventionsgeld eingeführt hat, immer mehr verschwindet. Außerdem kursiren aber auch noch viele Stadt Bremer- und oldenburger Münzsorten, und von dem Altbremenschen eignen Gelde, das die Erzbischöfe schlagen ließen, ist wenig mehr übrig. — Maße und Gewichte sind höchst verschieden; bei trocknen Sachen hat man den Braunschweigschen, Stadenschen u. Stadt Bremenschen Himpten; bei dem Gewichte ist das Stadt Bremener schwerer als das Stader.

Lassebruch mit 323, Delm mit 2259, Francop mit 508, Hechthausen mit 1740, Horneburg mit 1298, Hove und Lerswig mit 345, Lesum mit 1966, Maienburg mit 576, Neuenhausen mit 186, Neuewalde mit 929, Niederochtenhausen mit 482, Nincop mit 538, Ritterhude mit 2012, Rübke mit 409, Schönrbeck mit 1299, Schwanewede mit 218 und Schwinge mit 219 Einw. In Hinsicht des Militärs gehören Bremen und Hadeln zum dritten Stellvertretungsbezirke und ergänzen das 6. Infanterieregiment; in Hinsicht der Steuerverfassung ist es der Steuerdirektion Verden untergeordnet und ist unter 5 Kreise vertheilt, die zusammen 36 Haupt- und Gränzrezepturen zählen. In Hinsicht der Justizverwaltung gibt es 2 Tribunale zweiter Instanz, als das Hofgericht, welches das ordentliche Obergericht in Civilsachen für Bremen und Verden macht, und die Justizkanzlei, welche das Obergericht in summarischen Civil- u. Criminalsachen für beide Länder, auch das ordentl. Obergericht in Civilsachen für Hadeln bildet; die untern Gerichte sind die nämlichen, die als untere Verwaltungsbehörden aufgeführt sind. Die oberste Behörde in Kirchen- und Schulsachen ist das Konsistorium zu Stade, dessen Wirkungskreis bei der neuerlichen Organisation des Königreichs keine Veränderung erlitten hat. An der Spitze der gesammten lutherischen Geistlichkeit steht der Generalsuperintendent zu Stade. Ihm untergeordnet sind die geistlichen Ministerien in den Städten Burtehude mit 3, Stade mit 3 und Verden mit 4 Kirchen und Pfarren, dann die Präposituren Altland mit 13, Bederkesa mit 8, Bremen mit 14, Bremervörde mit 13, Kehdingen mit 14, Neuhaus mit 9, Osterstade und Vieland mit 14, Verden mit 12, Wursten mit 10 und Zeven mit 13 Pfarren. 3 Bremensche Dörfer sind noch dem oldenburgischen Deedesdorf, 2 Dörfer und 2 Höfe in das braunschweigische Lunsen eingepfarrt; die 7 reformirten Gemeinden haben eben so viele Pfarren als Kirchen. — Die Einkünfte fließen, wie in allen handverschen Provinzen, aus Domänen, Regalien, direkten und indirekten Steuern; und werden unter mancherlei Titeln erhoben; 1798 betrugen die Abgaben, welche in die Kriegskasse flossen, aus Bremen u. Verden 236,098 Thl. Kassengeld. (*Hassel* u. *Schlichthorst.*)

B. Geschichte [1]). Zu leichterer Übersicht derselben setze ich folgende Abschnitte fest:

I. Die älteste Geschichte des Landes bis zur Stiftung des bremischen Bischofthums.

II. Die mittlere Geschichte: 1) von den 3 Bischöfen und 6 ersten Erzbischöfen, welche noch keine weltliche Landeshoheit suchten. J. 788 bis 936. 2) Vom Erzbischof Adaldag bis Erzbischof Adelbert; in welcher Zeit der Grund zur weltlichen Landeshoheit der Erzbischöfe gelegt wurde. J. 936 — 1072. 3) Höchste Macht der Erzbischöfe, besonders seitdem Erzbischof Gerhard II. die Grafschaft Stade mit dem Erzbisthume vereinigte. Jahr 1072 — 1220. 4) Einschränkung der erzbischöflichen Gewalt durch die wachsende Macht der Städte und das zunehmende Ansehn des Kapitels und Adels. J. 1220 — 1496.

III. Die neue Geschichte. 1) Die 7 letzten Erzbischöfe. J. 1496 — 1648. 2) Die schwedische Regirungsperiode. J. 1648 — 1715. 3) Die interimistische dänische (1712 — 1715) und großbritannisch-handversche Regirungszeit seit 1715.

I. Älteste Geschichte. Das jetzige Herzogthum Bremen war in den ältesten Zeiten, aus denen man von diesen Gegenden etwas mit Gewißheit weiß, nach der gewöhnlichen, auf Ptolemäus gegründeten Meinung, die Wohnung der größern Chauken; andre setzen die kleinern Chauken dahin [2]). Beide Theile mögen Recht haben, wenn man nur in den beiden ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gewisse Zeitperioden annimt. Denn die durch die Kriege unsrer tapferen Vorfahren mit den Römern veranlaßte öftere Veränderung ihrer Wohnungen, durch das Vorrücken gegen den gemeinschaftlichen Feind, und durch das Nachrücken andrer, konnte bald und leicht einen Ländertausch herbei führen. Allmälig vereinigten sich kleinere teutsche Völkerstämme, wozu im Verhältniß gegen andre auch die Chauken gehörten, unter allgemeinen Namen, wodurch zwar nicht die Völker, aber doch die besondern Namen zu Grunde gingen. Daher komt es ohne Zweifel, daß die Geschichte seit dem 4ten Jahrh. keine Chauken weiter nent. Von dieser Zeit an waren sie mit den Sachsen zusammengeschmolzen, so wie auch die Abtheilung von Friesen, die die damals bewohnbaren Marschländer des heutigen Bremischen inne hatte, sich früh mit den hiesigen Sachsen als ein Volk verbunden hat. Von dieser Zeit an nehmen also auch die Bewohner dieser Länder an dem Ruhme der tapfern Thaten der Sachsen Antheil, wie an der Eroberung Großbritanniens. — Wahrscheinlich kamen auch die Franken schon vor Karl dem Großen in ihren Kriegen wider die Sachsen in diese Gegenden. Die Rudera der im bremischen Amte Bederkesa noch vorhandenen Pipinsburg weisen unter andern

1) Urkunden enthalten *Erp. Lindenbrog's* Scriptt. rerum septentr. Frcf. 1609. fol. verm. von *J. Albr. Fabricius*. Hamb. 1706. fol. *Luneberg Murhard's* monum. nobilit. antiq. famil. illustr., inpr. ord. equestris in ducat. Brem. et Verd. Bremen 1708. fol., später unter dem Titel: Bremisch-Verd. Rittersaal rc. eb. 1720. fol. *Petr. Lambecii* orig. Hamburg. Hamb. 1652 — 61; s. von neuem herausg. v. J. A. Fabricius 1706. Fol. Staphorst's Hamburg. Kirchengesch. Hamb. 1723 — 31. 5 B. 4. — Von *H. Muhlii* Diss. hist. theol. (Kiel 1715. 4.) enthält die 71e viele Freiheitsbriefe Brem. Erzbischöfe. Auch machte G. Roth einzele bis dahin noch nicht gedruckte Stücke bekant (1714 — 22.). Später lieferten *J. Vogt.* monum. inedita rer. germ. praec. Bremens. Bremen 1740 — 63. 2 B. 8. J. H. Pratje und H. Schlichthorst in den obgedachten, J. Ph. Cassel in mehren bekannten Samlungen. Zerstreute Urkunden finden sich in den größern allgemeinen Saml. von Mencke, Lünig, v. Ludwig, v. Westphalen, u. Scheidt. — Von alten Geschichtschreibern sind zu nennen Adam v. Bremen und Albert von Stade (s. deren Art. B. I. II.) ein Ungenannter, der diese ausschrieb, herausg. von Lindenbrog, Leyden 1595. 4. und in dessen Scriptt. rer. sept.; der oft fabelhafte Can. Wolters, dessen Chron. Archiepisc. Brem. in *H. Meibomii* scriptt. rer. germ. T. II. sich findet; *Dr.* Alb. Kranz in seiner Saxonia u. Metropolis u. dessen Forts. D. Chyträus; *J. Otho's* Catal. omn. episc. et archiepisc. Brem. (1584) in *J. B. Mencke* Scriptt. rer. germ. T. III., fortgesetzt von J. J. Kelp bis 1648., abgedr. in Pratje's Saml. II. Auch gibt es ungedr. Chroniken von H. Scheene und J. Renner in plattteutscher Sprache auszugsweise gedruckt, Bremen 1583. 8. und in hochteutsche Reime übersetzt 1642, verbessert von Roth, Stade 1718. — Auch ist zur Geschichte des Landes, Roller's Geschichte der Stadt Bremen (1799 — 1803. 4 B. 8.) zu vergleichen. (*H.*)

2) S. Mannerts Geographie III. 307.

auf diese Zeiten zurück, wiewol diese Burg auch erst von Karl dem Großen erbauet, und von ihm nach seinem Vater genant seyn kann.

Von der ältern Eintheilung dieses Theils des alten Sachsenlandes in Gaue (wovon sich der Name in der Gowgrafenschaft Achim, unsern Bremen, bis auf unsere Zeiten erhalten hat), läßt sich nichts Gewisses sagen, noch weniger können die Gränzen der alten Gaue bestimt werden. Inzwischen war der Gau der Wolzaten das jetzige alte Land, die Gegend von Harsefeld bei Stade hieß Rosengau; der größte Gau war Wigmodi, und enthielt ungefähr die Gegend an der Wümme, insonderheit Stotel und Lesmona. Von ihm wird oft das ganze Herzogthum Bremen Wigmodien genant, und dieser Name ist bis ins 12. Jahrh. gebräuchlich gewesen. Auch sind die Namen der bremischen Marschländer Kehdingen und Wursten sehr alt.

II. Mittlere Geschichte. Erster Abschnitt. Von den 3 Bischöfen und 6 ersten Erzbischöfen, welche noch keine weltliche Landeshoheit suchten. Jahr 788 — 936. Die Sachsen waren bekanntlich zu der Zeit, in welcher Karl der Große als Beherrscher der Franken auftrat (J. Ch. 768), das einzige noch freie teutsche Volk. Herrschbegierde und Eroberungssucht trieben ihn an, auch diese sich zu unterwerfen, unter dem Vorwande sie zum Christenthum zu bekehren. Kaum war also Karl der Große in seinem seit 772 gegen die Sachsen begonnenen, 32 Jahre lang dauernden Kriege endlich im J. 779 so weit in diese Gegenden vorgedrungen, daß sich ein Theil derselben ihm unterworfen hatte, so schickte er im J. 780 den in Friesland stationirten christlichen Lehrer Willehad zur Verkündigung des Christenthums in diese Gegenden, wo dasselbe wegen der Landesnachbarschaft dem Namen nach nicht mehr ganz unbekant war. Der durch den sächsischen Heerführer Wittekind gegen Karl den Großen und seine Franken im J. 782 erneuerte Krieg zur Behauptung der sächsischen Freiheit und des heidnischen Kultus, so wie Karls Rache wegen verschiedener in diesem Kriege erlittenen Unfälle, welcher er nach der fast einstimmigen Angabe der Geschichtschreiber bei Verden 4500 Sachsen opferte, schienen zwar dem in diesen Gegenden einzuführenden Christenthum nicht günstig zu seyn; aber Karls glückliche Waffenfortschritte setzten ihn doch in den Stand, den Willehad schon im J. 788 zu einem Bischof in Bremen über Friesland und über den von ihm bereits bezwungenen südlichen Theil von Wigmodien zu bestellen, der, zu Worms zum Bischof geweiht, den Metropoliten zu Köln unterworfen wurde. Spätere Empörungen der Sachsen und dadurch zwischen ihnen und den Franken erregte Kriege, besonders zwischen den J. 793—799 hatten am Ende für Karln und für die von ihm zugleich bezielte Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden die glücklichsten Folgen, und Karls bremisches Bischofthum, welches eigentlich erst durch den im J. 803 zu Salza geschlossenen Frieden dauerhaft gegründet wurde, umfaßte bald nebst andern angränzenden Provinzen, auch das jetzige ganze Herzogthum Bremen [3]).

Das Bisthum und nachmalige Erzbisthum Bremen, war bei seiner Stiftung eine bloße Religionsanstalt zur Erhaltung und immer weitern Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden. Karl hatte den Bischöfen keine Landeshoheit, aber doch schon etwas zu viel durch den Auftrag eingeräumt, die Grafen, welche in seinem Namen regirten, zu beobachten, und einige Aufsicht auf die Handhabung der Gerechtigkeit zu führen. Die Bischöfe waren blos zur Besorgung des Gottesdienstes bestellt, und von den der Kirche angewiesenen ordentlichen Einkünften, so wie von außerordentlichen Geschenken mußten sie leben, die Kirche unterhalten, und die Armen verpflegen.

1) Willehad, schon ein vieljähriger Prediger des Christenthums in Friesland und späterhin in Wigmodien, im J. 788 als erster Bischof zu Bremen verordnet, erbauete die bremische Domkirche nur von Holz, und widmete sie dem heiligen Petrus. Auch als Bischof suchte er das Christenthum durch Lehre und Beispiel auszubreiten, starb aber schon im J. 790 zu Blexum, als er seine neue Würde nur 2 Jahre bekleidet hatte. Sein Nachfolger 2) Willerich († 839) führte das Kirchengebäude von Steinen auf, und verwaltete sein Bischofthum mit allem Eifer, ungeachtet insonderheit bis zu dem im J. 803 geschlossenen sächsischen Frieden, nach welchem er erst zum ruhigen Besitz seines Bisthums kam, das Land durch Einfälle der Sachsen, Slaven und Normannen litt. Nach ihm schloß 3) Leuderich († 847) die kurze Reihe der bremischen Bischöfe. Denn nun wurde es durch die Vereinigung mit der hamburgischen Kirche zu einem Erzbisthum erhoben, jedoch jener unterworfen. Dies geschah unter dem hamburgischen Erzbischof 4) Ansgarius († 865) wiewol nicht ohne mehrjährigen Widerspruch des Erzbischofs von Köln, dem Bremen bis dahin unterworfen war, der sich aber diese Vereinigung endlich im J. 858 gefallen ließ (vgl. Encykl. IV. 6.). Ihm folgte 5) Rembert († 888), der sogleich den Adalgar zum Gehilfen in seinem erzbischöflichen Geschäfte annahm, um als Benediktiner sich den geistlichen Umgebungen desto ruhiger zu überlassen, worin ihn selbst die zu seiner Zeit einfallende Verwüstung von ganz Sachsen durch die Normannen nicht störte. 6) Adalgar († 905) behauptete sich in Bremen bei den erneuerten Bemühungen des Erzbischofs von Köln, seine Rechte auf die bremische Kirche geltend zu machen. Der wegen seiner strengen Kirchenzucht berühmte Erzbischof 7) Hoger († 915), erlebte den Einfall der Hunnen in Sachsen, von welchen unter andern auch Bremen verwüstet wurde. Von dem Erzbischof 8) Reginward ist uns wegen der kurzen Zeit,

---

3) Adam der Bremer liefert die Urkunde, in welcher Karl das bremische Bisthum stiftete. Nach der Unterschrift ist sie zu Speier am 12. Juli des J. 788 ausgefertigt. So viel von mehren Gelehrten über ihre Echtheit oder Unechtheit gestritten worden, glaube ich, man folge denen am sichersten, die sie der Form nach für unecht und stark interpolirt halten, ihrem wesentlichen Inhalte nach aber, besonders, was die noch nie angefochtene Gränzbeschreibung betrifft, für echt erklären. Ihre jetzige Form hat die Urkunde, wenn sie nicht älter ist, spätestens im 11. Jahrh. erhalten. (Ein Mehres über diese berühmte Stiftungsurkunde, s. bei Lappenberg in Pratje's Herzogthümer Bremen und Verden II. 196 fgg. und Delius über die Gränzen und Eintheilung des Erzbisthums Bremen. 1808. 8.)

da er diese Würde bekleidete († 916), fast nur der Name übrig geblieben, und sein Nachfolger 9) Unno († 936) ist außer dem, daß er das Christenthum im Norden auszubreiten suchte, wobei er zu Birka in Schweden seinen Tod fand, besonders dadurch merkwürdig, daß er vom Kaiser Konrad I. unmittelbar zum Bischof bestellt wurde, obgleich die Geistlichkeit und das Volk schon einen gewissen Leidrud gewählt hatten [4]).

Übrigens beschäftigten sich diese 3 Bischöfe und 6 ersten Erzbischöfe blos mit der fernern Gründung der Kirche, zu deren Bereicherung sie wegen der unglücklichen, durch die Einfälle der Normannen und Hunnen herbeigeführten Zeiten, noch nicht nach Wunsch wirksam seyn konnten, so wie mit Stiftungen von Klöstern und ähnlichen Anstalten; ihre Predigten und ihr Wandel waren mönchsmäßig.

Zweiter Abschnitt der mittlern Geschichte. Vom Erzbischof Adaldag bis Erzbischof Adalbert, in welcher Zeit der Grund zur weltlichen Landeshoheit der Erzbischöfe gelegt wurde. J. 936—1072.

Mit dem, nun folgenden hamburgischen Erzbischofe 10) Adaldag († 988) tritt die merkwürdige Periode der erzbischöflichen Landeshoheit über das bremische Stift und über die Stadt Bermen ein. Adam der Bremer (II. 1.) schreibt: „Adaldag habe sofort, als er zum Bischofsthume gelangt sey, bewirkt, daß Bremen, welches lange Zeit von den Potestaten und Richtern unterdrückt gewesen, durch einen Freiheitsbrief des Königs davon losgemacht, und mit gleicher Freiheit, als andre Städte beschenkt sey;" d. h. der Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeit entzogen, und unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt. Die bremischen Erzbischöfe traten nun also in Ansehung des weltlichen Regiments an die Stelle der Grafen, oder auch anderer außerordentlicher Richter, jedoch regirten sie, wie diese, an des Kaisers Statt. Aber Adaldags und seiner nächsten Nachfolger weltliche Macht erstreckte sich nur erst über die Klöster und geistlichen Stiftungen im Lande, über die vormaligen kaiserlichen Krongüter und über das, was in der Stadt Bremen damals zum Domstifte, zu den Kollegiatkirchen und Klöstern gehörte, nicht aber über anderes Eigenthum, und diese Rechte durften sie noch nicht selbst verwalten, sondern mußten sie durch ihre dazu gesetzten Kastenvögte verwalten lassen. Sie waren also dem Weltlichen nach, noch lange nicht so große Herren, als die spätern Erzbischöfe; doch waren die erworbenen Vorzüge schon bedeutend genug. Daß Adaldag sich solche erwerben konnte, kam theils von seiner Verwandtschaft mit dem sächsischen Hause, welche viel zu seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl beitrug, theils von den Diensten, die er von jeher Otto I., so wie nachmals den beiden andern Ottonen (II. und III.) leistete. Otto I. schenkte dem Stifte alle königliche Kammergüter und Gerechtigkeiten an den der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogenen Orten, und den Erzbischöfen außer der gedachten Gerichtsbarkeit Marktgerechtigkeit (vermuthlich Handelsfreiheit in Teutschland unter kaiserlichem Schutz), Zoll, Münzfreiheit, ingleichen alle königliche Einkünfte in Bremen, wodurch die Kirche sehr bereichert wurde, und verlieh der Kirche die Freiheit, künftig die Erzbischöfe selbst zu wählen. Auch benutzte Adaldag die Gunst und das Kriegsglück Otto's I. gegen die Dänen durch Erwerbung neuer Bisthümer, namentlich Schleswig, Ripen und Aarhaus.

Sein Nachfolger 11) Liebizo oder Libentius I. († 1013) wandte als geistlicher Herr sein Hauptaugenmerk auf die Bekehrung der nordischen Völker, und bekümmerte sich eben nicht sehr um weltliche Angelegenheiten. Den Plünderungen und den Gräueln der normännischen Seeräuber entging er durch die Flucht nach dem nicht sehr entfernten, zu seiner Kirche gehörigen Kloster Buckum, von woher er Bannbriefe gegen die Seeräuber erließ.

Der Erzbischof 12) Unwann († 1029) bestieg seinen Stuhl unter ungünstigen Aussichten, weil die Geistlichkeit und das Volk unzufrieden waren, daß Kaiser Heinrich II. ihn unmittelbar ernant hatte. Er besänftigte aber die Gemüther durch gütige und freigebige Gesinnungen. Nicht ohne Erfolg suchte er, nach 200jährigen zum Theil vergeblichen Anstrengungen seiner Vorgänger, die noch vorhandenen bedeutenden Überreste des heidnischen Kultus zu vertilgen, und ließ die der Abgötterei fortwährend gewidmeten Gehölze zur Erbauung und Ausbesserung christlicher Kirchen aushauen; auch hob er bei dem Domstifte das strenge Mönchsleben auf. Übrigens erhoben sich von seiner Zeit an manche Streitigkeiten zwischen den sächsischen Herzogen und den Erzbischöfen, welche auch eine größere Befestigung der Stadt Bremen gegen die erstern nach sich zogen, wiewol Unwann durch kluge Politik so ziemlich in Ruhe lebte, und besonders zwischen dem Herzog Bernhard und dem Kaiser Heinrich II. Ruhe zu erhalten, nicht ohne Erfolg bemüht war.

Als eben nicht merkwürdig sind die beiden folgenden Erzbischöfe zu nennen: 13) Liebizo II. († 1032) und 14) Hermann († 1035), welcher jedoch durch den berühmten italiänischen Tonkünstler Guido den Kirchengesang verbessern ließ; 15) Bezelin, auch Alebrand genant († 1043), war zwar sehr gegen die Priesterehe, aber sonst wegen seiner Mildthätigkeit bei der Geistlichkeit sehr beliebt. Unter seiner Regirung brannte die Domkirche in Bremen nebst den Klostergebäuden ab, in welchen ein Vetter von ihm, Namens Edo, aus Rache Feuer angelegt hatte, weil er bei Besetzung der Dompropstei ihm einen gleichnamigen Vetter vorgezogen hatte. Da Bezelin schon im folgenden Jahre starb, sah er an dem wieder herzustellenden kirchlichen Gebäude seine Baulust nur wenig befriedigt. Glücklich genug behauptete er sich gegen die erneuerten Ansprüche des kölnischen Erzbischofs auf das bremische Stift, erlebte aber dagegen einen zweimaligen Einfall der dänischen Seeräuber. Die Kirchengüter nahmen unter ihm sehr zu, und die kaiserlichen Freiheitsbriefe, da, wo Klöster waren, Jahrmärkte anzulegen und das kaiserliche Gericht zu halten, waren kein unbedeutender Zuwachs der erzbischöflichen weltlichen Macht. Die Geschichte seines Nachfolgers 16) Adal-

4) Eigentlich stand auch den Kaisern das Wahlrecht zu, aber bei vielen innern Kriegen und Unruhen zu den Zeiten der Karolinger und nach dem Abgange dieses Stammes achteten sie nicht viel auf ihre Rechte über die teutschen Bischofthümer, und ließen es gemeiniglich bei Bestätigung des von der Geistlichkeit und dem Volke erwählten Subjekts bewenden.

bert († 1072), eines zwar sehr verständigen, edlen, schönen und geschäftigen, aber dabei auch höchst eiteln und ehrgeizigen Mannes, gehört meist in die allgemeine teutsche Reichsgeschichte, so wie in die nordische Geschichte sein übermüthiges Betragen gegen den dänischen König Sueno, wodurch er die erste Veranlassung zu der bald darauf erfolgten Trennung der nordischen Kirchen von dem hamburgischen Erzbisthum gab. Sein Augenmerk war auf die unbeschränkteste Landeshoheit gerichtet; daher kaufte er die Grafschaft Lesmon, scheiterte aber in dem Plane die Grafsch. Stade an sich zu bringen; und machte sich durch Erpressungen verhaßt, ohne sich vor Armuth und unangenehmen Händeln schützen zu können (s. B. 1. S. 398–99.). Die erzbischöfliche Gewalt sank zwar, was die kirchliche Macht betrifft, seit Adalberts Zeiten durch die Trennung der nordischen Kirche und durch das steigende Ansehn der Domherren, welche ihre Erzbischöfe jetzt selbst wählten, in gewisser Maße; die eigentliche Landeshoheit derselben aber wuchs bis auf die Zeit der Erzbischöfe, die den Namen der Gerharde trugen, bis ins 13. Jahrh.

Dritter Abschnitt der mittlern Geschichte. Höchste Macht der Erzbischöfe, besonders seitdem Erzbischof Gerhard II. die Grafschaft Stade mit dem Erzbisthume vereinigte. J. 1072—1220.

Adalberts Nachfolger 17) Liemar († 1101) war unmittelbar vom Kaiser Heinrich IV. zu der erzbischöflichen Würde berufen. Wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den Kaiser in den von diesem besonders gegen die Sachsen geführten Kriegen wurde er bald nach seinem 1072 erfolgten Regirungsantritt vom Papst in den Bann gethan, und erst 1077 aus demselben befreiet. So sehr er dem Kaiser beständig, auch seines eigenen Vortheils wegen, zum Frieden rieth, so verließ er ihn doch in seinen spätern Feldzügen nicht. Im J. 1088 in der Schlacht bei Gleichen in die Gefangenschaft des sächsischen Herzogs Lüder oder Lothars gerathen, mußte er sich durch die Zahlung von 300 Mark, und durch die Abtretung der Schirmvogtei über die Stadt Bremen befreien. Da er sich wenig in seinem Stifte aufhalten konnte, und der erzbischöflichen Einkünfte entbehren mußte, so schenkte ihm der Kaiser theils aus Dankbarkeit, theils zur Schadloshaltung die beiden rheinischen Abteien Elten und Werden, in welcher letztern er auch starb. Zu seiner Zeit erfolgte die Trennung der nordischen Kirche von dem hamburgischen Stuhle, wodurch dies Erzbisthum auf einmal das Kleinste in Teutschland wurde, und hiedurch wurde Liemar veranlaßt, sich zuweilen Erzbischof von Bremen zu nennen, welche Benennung bald üblicher wurde, obgleich der erzbischöfliche Sitz erst über 100 Jahre später von Hamburg nach Bremen verlegt wurde.

Auf den unberühmten 18) Humbert († 1104) folgte 19) Friedrich I. († 1123), der, wie auch seine beiden nächsten Nachfolger thaten, die unbebaueten Gegenden des Landes, besonders um Stade und Bremen, fleißig cultiviren ließ, und sich dadurch sehr um sein Stift verdient machte. Adalbert I. hatte damit einigen Anfang gemacht.

Der Erzbischof Adalbert II. oder Adalbero († 1148) wurde vom Kapitel erwählt, weil der Kaiser die Investitur der Bischöfe abgetreten hatte. Ob es ihm gleich, des päpstlichen Beistandes ungeachtet, nicht gelingen wollte, die nordischen Kirchen mit seinem Stuhle wieder zu vereinigen, so wurden dagegen an ihrer Statt durch die von dem berühmten Vicelin glücklich zu Stande gebrachte Bekehrung der Wenden und Slaven, die von den Heiden zerstörten Bischofsthümer in Holstein u. Meklenburg dem hamburgischen Stuhle mit der Zeit wieder hergestellt. In enge Schranken war Adalberts II. weltliche Gewalt eingeschlossen, besonders weil Lüder noch immer die Schirmvogtei über die Stadt Bremen und viele nahe gelegene Ländereien behauptete; die Kultur des Landes durch die Niederländer aber machte auch unter seiner Regirung gute Fortschritte. Sein Hauptzweck während seiner ganzen Regirung ging dahin, die Grafschaft Stade ganz an den erzbischöflichen Stuhl zu bringen, und obgleich er denselben ebenfalls noch nicht erreichte, so behauptete er doch die Lehnsherrlichkeit der Kirche über dieselbe, wozu unter Erzbischof Adalbert I. der erste Schritt geschehen war.

An seine Stelle trat als Erzbischof 21) Hartwig I., Dompropst in Bremen, und geborner Graf von Stade († 1168). Sein Vorgänger hatte ihm unter 3 Prätendenten auf die erledigte Grafschaft Stade den Vorzug ertheilt, weil die Grafschaft auf diesem Wege nach Hartwigs Tode am leichtesten an die Kirche kommen konnte; bei den Händeln aber, die hieraus entsprangen, weil die Vormünder des jungen Herzogs Heinrich des Löwen für ihren Mündel besonders starke Ansprüche auf die Grafschaft machten, wovon auch der Herzog die meisten Güter theils eigenthümlich, theils lehnspflichtig in Besitz erhielt, blieben Hartwig I. doch durch seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl günstige Aussichten übrig, den von den nächst vorhergehenden Erzbischöfen lange gehegten Wunsch, die Grafschaft zum völligen Eigenthum zu erhalten, befriedigt zu sehen. Mit dem Herzog Heinrich waren unter diesen Umständen schwere Händel unvermeidlich. Endlich kam es eine Zeitlang so weit zur Ruhe, daß er sich mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen konnte, worunter seine im Jahre 1163 auf dem Reichstage zu Augsburg erneuerten Ansprüche auf die nordischen Kirchen am wenigsten einen günstigen Erfolg haben konnten. Nachmals gerieth er in neue Zwistigkeiten mit Herzog Heinrich dem Löwen. Obgleich die Macht dieses Herzogs jetzt auf den höchsten Gipfel gestiegen war, so ließ sich Hartwig dennoch durch den Erzbischof von Köln, und zuletzt durch den Bischof von Lübeck aufwiegeln, den Frieden aufs neue zu brechen. Dadurch litt das Stift Bremen sehr, die Stadt Bremen wurde erobert und geplündert, und er selbst mußte sich ein Jahr lang außerhalb seinem Erzbisthum aufhalten. Seine Rückkehr in sein Stift kostete ihm unter andern 1000 Mark Silbers, um die Bürger Bremens mit dem Herzoge wieder auszusöhnen. In seinem Testamente vermachte er darauf zwar die ganze Grafsch. Stade der Kirche, aber sie blieb für diesmal natürlich in der Gewalt des mächtigen Herzogs Heinrich. — Gerühmt muß von ihm werden, daß auch er die Landeskultur, namentlich in den Wesergegenden in der Nähe von Bremen beförderte.

Als nach Hartwigs Tode die beiden wählenden Domkapitel, Hamburg und Bremen, sich über seinen Nachfolger nicht vereinigen konnten, so setzte ihnen der Kaiser Friedrich II. mit Übergehung der beiden von dem streitigen Domkapitel erwählten Kandidaten 22) Balduin († 1178). Ehemals Kapellan des Herzogs Heinrich des Löwen, und durch dessen Fürsprache zu dieser Würde erhoben, beunruhigte er den Herzog nicht wegen der Herrschaft Stade. Er soll an dem Tage gestorben seyn, an welchem Papst Alexander, der ihn, der vormaligen Bestätigung durch seinen Vorgänger Paschal ungeachtet, nicht für rechtmäßig anerkannte, seine Absezzungsbulle unterschrieb.

Ihm folgte 23) Siegfried, Bischof zu Brandenburg und Sohn des Markgrafen Albert, auf den bei der letzten streitigen Wahl schon Rücksicht genommen war († 1184). Seine Erhebung verdankte er der Unterstützung des Herzogs Heinrich des Löwen, den er aber undankbar genug in einen Krieg mit dem Kaiser verwickelte, der für den Herzog einen so unglücklichen Ausgang hatte, daß er Teutschland verlassen mußte. Die bei dieser Gelegenheit eroberte Herrschaft Stade ließ er sich vom Kaiser schenken, und behielt sie auch nach einem zu Erfurt abgefaßten Reichstagsschlusse, mußte aber dem Erzbischofe Philipp von Köln eine bedeutende Summe für die Zurüstungen zahlen, die dieser zur Eroberung der Grafschaft für ihn gemacht hatte. Um die vielen Kosten für diese Angelegenheit und die Wahl zu bestreiten, verkaufte er im J. 1181 mit Bewilligung des Kapitels das Hollerland an die Stadt Bremen.

Ihm folgte durch einstimmige Wahl 24) Hartwig II. ein bremischer Stiftsedelmann, damals Domherr zu Bremen († 1208). Im Anfange seiner Regirung beschäftigte er sich meist mit geistlichen Stiftungen, z. B. mit der Zustandebringung des 2 Meilen von Bremen von seinem Vorgänger angefangenen Benediktiner-Jungfernklosters zu Osterholz, mit der Erhebung des bremischen St. Ansgarii-Hospitals zu einem Kollegiatstifte, mit Ankauf eines Orts unfern Lesum bei Bremen, Wolda genant, wo er ein späterhin nach Lilienthal nicht weit von mehrgedachter Stadt verlegtes Jungfernkloster Cistercienserordens stiftete u. s. w. und sorgte auch mit Eifer für die fernere Kultur des Landes. Aber seine weltliche Regirung war sehr unglücklich. Seinen vergeblichen Bemühungen, die ihm vom Schaumburgischen Grafen Adolph vergleichsweise abgetretenen Ditmarsen, welche sich aber unter dänische Herrschaft begaben, zu bezwingen, verursachten, daß er zu Gunsten der Stiftsedelleute, die sich für die Bezahlung seiner Hilfstruppen verbürgt hatten, allen bestimmten erzbischöflichen Einkünften auf 3 Jahre eidlich entsagen und sich blos von zufälligen Einkünften erhalten mußte. Er trat im J. 1189 dem Herzog Heinrich dem Löwen die Grafschaft Stade ab, um durch dessen Freundschaft aus seiner Noth gerissen zu werden, wurde aber dafür, weil Herzog Heinrich nun in Stade festen Fuß hatte, und von dort aus weiter zur Eroberung seiner Länder um sich griff, vom Kaiser Heinrich VI. als des Herzogs Feinde, in die Acht erklärt. Bald nach seiner Zurückkunft aus England, wohin er unter diesen Umständen auf ein Jahr geflüchtet war, mußte er bei dem Herzoge Hilfe suchen, weil die Bremer als Freunde des Kaisers und Feinde des Herzogs ihn nicht dulden wollten. Bald darauf gerieth er mit dem aus dem gelobten Lande zurückgekehrten Grafen Adolph in einen Krieg, worin er Stade verlor. Nach mancherlei andern Unruhen, die theils Folgen eines vergeblich erneuerten Angriffs des Erzbischofs auf die Grafschaft Stade waren, theils daher rührten, daß die gegen Hartwig erbitterten Bremer ihm bis zur völligen kaiserlichen Begnadigung seine erzbischöflichen Einkünfte vorenthielten (welches auch durch Grafen Adolph bestätigt wurde, der aber dagegen von Hartwig II. nebst dem Vogt der Stadt und allen seinen Feinden in den Bann gethan wurde, der insonderheit wegen der in der Stadt unbegraben liegenbleibenden Todten außerordentlich unangenehme Folgen hatte), trat endlich diese Begnadigung im J. 1195 ein, nachdem der Erzbischof 600 Mark Lübisch erlegt, und dem Grafen Adolph das Schloß Stade nebst dem dritten Theile der Einkünfte der Grafschaft zu Lehn überlassen hatte. Das Land litt in diesen unruhigen Zeiten sehr, besonders wurde die Gegend um Stade stark verwüstet. — Bei dem eingetretenen Ruhestande machte der Erzbischof einen Kreuzzug ins gelobte Land; allein nach seiner Rückkehr wurde diese Ruhe nach einigen Jahren durch die Erneuung der alten Streitigkeiten wegen der Grafschaft Stade unterbrochen. Sie wurde im J. 1199 dem Erzbischof Hartwig vom Kaiser Philipp geschenkt, der dadurch seinem Gegenkaiser Otto wehe thun wollte. Ihr Besitz wechselte hierauf noch zwischen dem Graf Adolph von Schaumburg und dem Pfalzgrafen Heinrich, Herzogs Heinrich des Löwen Sohn, bis Hartwig Stade im J. 1205 abermals eroberte und, nachdem diese Stadt mit ihrem Schlosse und der ganzen Grafschaft ihre Beherrscher 5 Mal gewechselt hatte, dies alles bis zu seinem im obengenannten Jahre zu Bremen erfolgten Tode behielt. An seine Stelle erwählte das bremische Domkapitel 25) den ehemaligen Bischof Woldemar von Schleswig, das bei dieser Gelegenheit nicht befragte hamburgische Kapitel aber den Dompropst Burchard zu Bremen. Diese streitige Wahl würde bald zu Burchards Vortheil entschieden worden seyn, besonders da der König von Dänemark Woldemars und des ihn unterstützenden Kaisers Philipp Feind, auf seiner Seite waren, wenn er nicht während der dadurch herbeigeführten Unruhen gestorben wäre. Unter diesen Umständen blieb Woldemar 3 Jahre lang bis 1211 im Besitze des Erzbisthums, und obgleich vom Papste 26) Gerhard I., Graf von der Lippe und Bischof zu Osnabrück († 1219), ihm zum Gegenerzbischof gesetzt wurde, so erhielt sich Woldemar dennoch bis 1216, besonders durch den Kaiser Otto IV., seinen Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, den Markgrafen Bernhard von Brandenburg, durch die Stedinger und Bremer begünstigt und unterstützt, bis er von den beiden letztern verlassen ins Kloster Lockum bei Hanover zog, und daselbst als Mönch starb, während der Kaiser und der Pfalzgraf als Gerhards I. bleibende Feinde, das ohnehin schon genug gedrückte bremische Land noch weiter verwüsteten. — Alle diese Unruhen endigt Pfalzgraf Heinrich († 1227) durch einen kurz vor des Erzbischofs Tode im J. 1219 mit der bremischen Kirche getroffenen Vergleich, worin er dersel-

ben sein ganzes Recht an die Grafschaft Stade, ingleichen die Propstei Wildeshausen, die Zölle, die Münze und die Vogtei von Bremen und dem neuen Lande abtrat, die Grafschaft aber auf seine Lebenszeit zu Lehn behielt. — Hiedurch wuchsen nun die sonst noch nicht sehr bedeutenden Einkünfte der Erzbischöfe, es wuchs aber auch das Ansehn des Domkapitels und der Äbte. Die Stadt Bremen erweiterte, nachdem sie von der Herrschaft der sächsischen Herzöge frei geworden war, durch Ausbreitung ihres Handels und ihrer Schiffahrt, so wie durch die weitere Bebauung des um die Stadt gelegenen Landes ihre Macht, und hatte bis auf diese Zeit mit den Erzbischöfen wegen der Landeshoheit über die Stadt noch keinen Streit gehabt.

Vierter Abschnitt der mittlern Geschichte. Einschränkung der erzbischöflichen Gewalt durch die wachsende Macht der Städte und das zunehmende Ansehn des Kapitels und Adels. J. 1220—1496.

Zu seinem Nachfolger wurde 27) Gerhard II. des vorigen Bruders-Sohn, damals Dompropst zu Paderborn, erwählt, und dies vermuthlich größtentheils aus Dankbarkeit gegen die Familie, weil sein Vorgänger die Grafschaft Stade an das Stift gebracht hatte († 1257). Der über seine Wahl von dem abermals nicht befragten hamburgischen Domkapitel erhobene Streit wurde im J. 1223 dahin verglichen, daß letzteres die erzbischöfliche Würde unter Vorbehalt der Concurrenz dreier seiner Domherren bei künftigen Wahlen der bremischen Kirche abtrat. Die ersten Unruhen verursachte Gerhard II. die von dem Pfalzgrafen Heinrich an seine Vorgänger abgetretene Grafschaft Stade, indem der darüber im J. 1219 getroffene Vergleich den Rechten des jungen Grafen Otto, seines Bruders Sohn, und rechtmäßigen Erben der Güter des Guelphischen Hauses ganz entgegen war. In den dadurch veranlaßten Kriegen war Herzog Otto mit seinen Bundesgenossen, dem Grafen von Wölpe und den Stedingern nicht glücklich, gerieth auch sogar im J. 1226 als Bundesgenosse des Königs Woldemar in Dänemark in einem holsteinischen Kriege, an welchem Erzbischof Gerhard II. Theil nahm, in die Gefangenschaft des Grafen Heinrich von Schwerin. Mit mehrem Glücke erneuerte er im J. 1235 den Krieg wegen der Grafschaft Stade, und doch wurde sie am Ende des folgenden Jahrs aus unbekannten Ursachen der bremischen Kirche auch für die Zukunft zugesichert. — In die Regirungszeit des Erzbischofs Gerhard II. fällt auch der durch Ermordung eines Priesters herbeigeführte Kreuzzug wider die Stedinger, deren damals mehr als jetzt ausgedehntes Land unter der bremischen Kirche stand, so wie sie selbst seit dem 12. Jahrh. Unterthanen und zehentpflichtige Meier derselben waren. Die Stedinger wurden besiegt, und nun vom päpstlichen Banne losgesprochen. Unter der Regirung dieses Erzbischofs wuchs die Macht vieler Städte und auch die Macht der Stadt Bremen durch den immer mehr aufblühenden Handel, der hier vorzüglich durch das Bierbrauen, und durch den Handel mit fettem Vieh, Leder, Käse und Butter aus Friesland sich hob. Hiedurch wurde der Erzbischof veranlaßt, nicht weit unterhalb Bremen die Weser durch Ketten und Pfähle zu sperren, und diese Sperrung durch ein angelegtes Schloß, Wittenburg genant, zu behaupten, um eine von ihm beabsichtigte Zollerhebung durchzusetzen. Doch zerstörten die Bremer die Sperrung. Es erfolgte hierauf ein Friede zwischen dem Erzbischof und den Bremern unter Vermittelung des auf dem Schlosse Wittenburg befindlichen lippeschen Ritters Diedrich Sachte, dem zufolge die Bremer das Schloß Wittenburg abbrechen, und dem Erzbischof dafür das Schloß Langwedel 3 Meilen oberhalb Bremen (im J. 1222) erbauen mußten, ohne jedoch daselbst zollpflichtig zu werden. Nach einem hierauf zwischen beiden Theilen, dem Erzbischof und der Stadt Bremen, eingetretenen Ruhestand erhob sich im J. 1246 ein neuer Streit wegen der von dem Guelphischen Hause an den Erzbischof übergegangenen Advocatie in Bremen, welche bei der sinkenden Macht der Erzbischöfe durch die Eingriffe der Bremer immer mehr in Abnahme gerieth. Viel trug dazu bei das damals ohne Einwilligung des Erzbischofs entworfene bremische Stadtgesetz, die Willköhre genant, wodurch die Rechte des Erzbischofs sehr beeinträchtigt wurden; doch wurde der Streit noch in demselben Jahre durch die Bestimmung der Rechte des erzbischöflichen Vogts in gerichtlichen Angelegenheiten beigelegt. Verlor der Erzbischof hier gleich gegen die Stadt Bremen manches von der weltlichen Gewalt; so erweiterte sich diese doch sonst in andern Gegenden des Erzstifts besonders dadurch, daß die Grafen von Stotel und die Herren von Bramstede diese Advokatien an die bremische Kirche überließen. Überhaupt schwächten beide letzte ansehnliche Häuser durch übertriebene Freigebigkeit gegen die Klöster des Landes und durch üble Haushaltung ihre eigenen bisherigen wohlbewahrten Rechte zur Vermehrung der innerlichen Gewalt des Erzbischofs. — In Hinsicht seiner geistlichen Regirung hat die Geschichte eine große Reihe von Documenten aufbewahrt, die viele Fürsprachen, Begünstigungen, Unterstützungen und dergleichen erzählen, welche ihm die Päpste seiner Zeit gewährten. Das Ansehn des Domkapitels wuchs, besonders, da von dieser Zeit an, mit Ausnahme weniger Gelehrten, nur Personen von Adel in dasselbe aufgenommen wurden, und der Reichthum verschiedener Klöster stieg außerordentlich durch große Schenkungen an dieselben. Endlich veranlaßte ihn sein kümmerliches Alter mit Genehmigung des Kapitels, seines Bruders Sohn, Graf Simon, Bischof zu Paderborn, zum Gehilfen anzunehmen, dieser konnte sich aber nach dessen Tode nicht auf dem erzbischöflichen Stuhle erhalten. Vielmehr wurde durch Stimmenmehrheit 28) Hildebold, ein Graf von Bruchhausen und Archidiaconus zu Rustringen zum Erzbischof erwählt († 1275), während die Minderzahl Graf Gerhard von der Lippe, ebenfalls des vorigen Erzbischofs Bruders Sohn, dazu bestimt hatte. Ersterer behielt gleichwol den Vorzug, da er nicht blos vom Papste bestätigt ward, sondern seine Macht dadurch weit größer geworden war, daß der kurz zuvor gedachte paderbornische Bischof Simon ihm für Geld das im Erzstifte Bremen gelegene Schloß Langwedel eingeräumt, und er sich ebenfalls auch um Geld in den Besitz des erzstiftischen Schlosses Vörde (Bremervörde) gesetzt hatte. Während Hildebold und Graf Gerhard noch mit einander um die erzbischöfliche Würde stritten, kam Bischof Simon durch die hamburgischen Domherren aufgereizt, auf den Gedanken, bei-

den den Rang abzugewinnen, und fand bei den streitbaren Stedingern die gewünschte Hilfe. Schon hatte er Wildeshausen eingenommen, wurde aber auf dem Rückwege von dieser Stadt von dem oldenburgischen Grafen Heinrich dem Bogener, dem Wildeshausen gehörte, und der die Partei seines Vettern, des Erzbischofs Hildebold hielt, geschlagen, und entkam nur mit genauer Noth, als Mönch verkleidet, worauf die Stedinger der bremischen Kirche ewige Treue schwuren (J. 1260). — Der Anfang der 15jährigen Regirung Hildebold's war unruhig. Bald nach Besteigung des erzbischöflichen Stuhls erbaute er die Burg oder das Schloß Wartfleth an der Weser im heutigen Oldenburgischen, worüber zwischen ihm, der zum größten Nachtheil der Stadt Bremen in einem darüber entstandenen Kriege die nachmals von ihm schlecht belohnten Friesen auf seiner Seite hatte, und der Stadt Bremen, die den Weserstrom offen zu erhalten wünschte, bedeutende Zwistigkeiten entstanden, welche jedoch unter Zuziehung des Grafen *Johann* X. von Oldenburg im J. 1260 dahin beigelegt wurden, daß an beiden Seiten der Weser zwischen Blexum und Bremen ohne Bewilligung der Stadt und der Rustringer kein Schloß gebauet werden sollte. — Hildebold war überhaupt der Stadt sehr gewogen, ob er gleich möglichst auf die Erhaltung der Gerechtsame seines Stuhls hielt. Beweise davon liefern seine in den J. 1259 und 1262 ertheilten Bestätigungen der ihr von seinem Vorgänger gegebenen Begünstigungen, und das, was er ihr im J. 1259 in seinem Vertrage wegen der Erzbischöflichen in der Stadt und deren Umgebungen auszuübenden Rechte nachließ. — Überhaupt that er vieles, um möglichst im Frieden zu leben. Als daher die braunschweigischen Herzöge Albert und Johann aus einer unbekannten Ursache ihn mit einem Kriege bedrohten, so rüstete er sich zwar auf den Nothfall, erkaufte aber unterdessen den Frieden. — Er bereicherte die Kirche, an die er auch im J. 1270 Wildeshausen brachte, das schon unter seinem Vorgänger von derselben zu Lehn ging, und ist unter andern auch dadurch merkwürdig, daß er der erste bremische Erzbischof war, der Truppen um Geld in fremde Dienste gab.

Ein Verwandter *Hildebolds* 29) *Giselbert*, Freiherr von Bronkhorst, wurde durch einhellige Wahl zu seinem Nachfolger bestimt (†nach Kranz 1296). Den ersten Streit in seinem Lande hatte er mit den an der Elbe wohnenden Kehdingern, die, gleich andern Marschbewohnern, sich oft widerspenstig bewiesen. Er bezwang sie mit List auf einem zu diesem Zweck zum Schein zu Stade angestellten Turnier, wozu sich auch viele Kehdinger mit ihren Empörungshäuptern einfanden, die hier theils getödtet, theils gefangen genommen wurden. Gegen die Bremer bewies sich Giselbert durch Nachgebung weltlicher Gerechtsame, und auf viele andre Weise so gütig, daß er deswegen der *Erzbischof der Bürger* genant wurde. Diese waren dagegen so wenig dankbar, daß er einst bei einem Aufruhr derselben aus der Stadt flüchten mußte.

Der folgende Erzbischof 30) *Heinrich* I. mit dem Beinamen *Goltorn*, Decanus am Domkapitel zu Bremen, wurde, ungeachtet seines hohen Alters, dennoch einstimmig gewählt, aber er starb auch noch in demselben Jahre (1296) nach 4 Monaten auf einer Reise von Bremen nach Stade zu Bremervörde, ohne die päpstliche Konfirmation seiner Erhebung gesehen zu haben. — Nach seinem Tode erfolgte wieder eine streitige Wahl. Einige wählten nach Giselberts vormals geäußertem Wunsche seinen Vetter 31) *Florentius*, Edlen von Bronkhorst, und bremischen Domscholaster, der sich gegen den von dem andern Theile gewählten Grafen *Bernhard von der Wölpe*, bremischen Dompropst, nach langem Streite behauptete, da letzterer, wie einige berichten, des Streites müde, seine Ansprüche aufgab, oder, wie andre erzählen, während des Streites starb. Er brachte darin 6 Jahre zu, und stand darauf nur 4 Jahre der Kirche in Ruhe vor, ohne daß seine Regirung durch irgend etwas anderes ausgezeichnet wäre, als durch das in dieselbe fallende erste in der Christenheit gefeierte Jubelfest, das Papst Bonifacius VIII. im J. 1300 anordnete. — Papst Klemens V. gab hierauf der bremischen Kirche einen neuen Erzbischof: 32) *Johann*, väterlicher Seits aus einer Ritterfamilie, mütterlicher Seits aus königl. dänischem Geblüte abstammend. Anfangs war er Propst zu Rothschild und hierauf Erzbischof zu Lund, wo er viele Verdrüßlichkeiten mit dem Könige wegen Eingriffe in die Rechte der Kirche hatte; — übrigens ein Mann, der neben seinen theologischen Kentnissen, auch wegen seiner großen Einsichten in die Rechtsgelehrsamkeit und wegen seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit gelobt wird. So gut er in Bremen aufgenommen war, so viele Feinde fand er bald in seinem Erzstifte. Gleich nach dem Antritt seiner Regirung versagte ihm die hamburgische Geistlichkeit, bei welcher die alte Eifersucht wegen der ihrer Kirche entzogenen Rechte von neuem rege geworden, eine von ihm erbetene Unterstützung. Der darüber entstandene Streit dauerte mehre Jahre, ohne daß die Hamburger dabei etwas gewannen. Sein Schloß Vörde (Bremervörde), welches Heinrich von Borg, ein nichtswürdiger Dienstmann der Kirche, besetzt hatte, mußte er erst nach einer eingeleiteten Belagerung in seine Gewalt zurückbringen. Als die Bremer im J. 1308 um die sogenannte Stephansstadt eine Mauer zogen, und sie dadurch in den Ringmauern der Stadt einschlossen, der Erzbischof aber dies ihm bedenklich scheinende Unternehmen nicht mit Gewalt hindern konnte, so reisete er zum Papst nach Vienne, um seine Beschwerden dagegen im Wege Rechtens auszumachen, ohne weiter etwas dadurch zu gewinnen. Nach seiner Zurückkunft hatte er hier zwar Anfangs Ruhe, im Erzstifte selbst aber waren viele Dienstmänner gegen ihn. Er versuchte vergebens sich Ruhe zu verschaffen; auch an Sicherheit fehlte es ihm bald in Bremen selbst, nachdem er einen Geistlichen in der Stadt zum großen Verdruß des Kapitels und der Bürger hatte gefangen nehmen, und auf das Schloß Langwedel bringen lassen. Geldmangel vergrößerte seine Verlegenheit. Aus dieser Ursache fand er auch bei den Ditmarsen, wo er einen Zufluchtsort suchte, statt Ruhe und Schutz nur Verachtung. Nicht besser ging es ihm zu Norden in Friesland, wo selbst eine Weibsperson ihn verhöhnte, und in Wildeshausen wurde er sogar gefänglich eingezogen, und sonst gemishandelt.

Unter solchen Verwirrungen wählte das Domkapitel den Domscholaster, Herzog Johann von Lüneburg, zum Administrator des Stifts.

Der Erzbischof Johann, der sich in dieser letzten Zeit in Friesland aufgehalten hatte, reiste nun nach Rom, und ließ alle seine Gegner und unter diesen natürlich auch den Administrator, Herzog Johann, citiren, welcher in Person erschien, nach einem durch Schiedsmänner getroffenen Vergleich aber, woron wenig gehalten wurde, bald starb und die Kirche in großer Verwirrung zurück ließ. Der Erzbischof, der nach seiner Rückkehr noch keine bessern Aussichten für sich fand, entfernte sich abermals, nachdem er den Verdenschen Bischof Nicolaus zum Verweser bestellt hatte, unter welchem es aber im Erzstifte nicht besser wurde. Doch allen Verdrüßlichkeiten, die er sich insonderheit durch große Strenge zuzog, entriß ihn, nach 20jähriger Regirung im J. 1327 der Tod (zu Paris oder Avignon).

Bei der allgemeinen Meinung, der Papst würde der bremischen Kirche abermals einen neuen Erzbischof geben, und bei dem verwirrten Zustand des Erzstifts, der nichts Anlockendes, aber desto mehr Abschreckendes hatte, meldete sich niemand zu der erledigten Würde. Auf anhaltendes Bitten des ganzen Kapitels und vieler anderer angesehener Männer entschloß sich der vormalige Mitverweser des Stifts 33) Burchard Grelle, Sohn eines bremischen Bürgers und Dompropst, ein gelehrter, bescheidener, und allgemein beliebter Mann, wenn sich kein anderer finde, dieselbe anzunehmen. Er reiste nach Avignon zum Papste, der durch seine persönlichen Eigenschaften und durch die vielen ihm vorgelegten Empfehlungsbriefe für ihn gewonnen, ihn bestätigte. Gleich im ersten Jahre seiner Regirung (1328) hielt er eine Synode zu Stade, auf welcher die Bischöfe von Schwerin, Lübeck und andre Suffraganen erschienen, deren Hauptzweck auf die Verbesserung der anstößigen Lebensart der Geistlichkeit gerichtet war. Er stellte die Ordnung im Erzstifte wieder her, lösete die verpfändeten Schlösser wieder ein, und übergab sie treuen Männern. Diejenigen, welche sich dadurch für zurückgesetzt hielten, traten als Feinde gegen ihn auf, in Verbindung mit den unruhigen Kehdingern. Burchard aber zog ganz ruhig aus dem Lüneburgischen, aus Westphalen, Ditmarsen und Holstein Truppen zusammen, brachte die Rebellen zum Gehorsam und erbaute im Lande Kehdingen, um die Einwohner besser im Zaume zu halten, ein Schloß (Kiekindeelbe), welches sie aber, sobald sie seinen Tod erfuhren, zerstörten. Auch die aufrührerischen Rüstringer Friesen demüthigte er nach einem hartnäckigen Widerstande, wie er denn auch den Bremern, denen er als seinen ursprünglichen Mitbürgern sehr gewogen war, einst gegen dieselben Beistand leistete, da sie der Stadt durch Verbrennung ihrer Schiffe und auf viele andre Art großen Schaden zufügten, und mit gleichem Glücke focht er gegen seine Feinde aus dem Verdenschen, die verheerend in die Vogtei Langwedel einfielen. Allgemein bedauert starb er im J. 1344.

Der folgende Erzbischof war 34) Otto I., ein geborner Graf von Oldenburg, schon bei seiner Erhebung alt und kümmerlich, lebte auch nur bis ins 5te Jahr († 1349). Unter seiner Regirung fiel nichts merkwürdiges vor. Desto wichtiger aber sind die Folgen, die nach seinem Tode der Umstand hervorbrachte, daß er bald nach dem Antritte seiner Regirung mit Einwilligung vieler Domherren, seinen Vetter, den Grafen Moritz von Oldenburg, zum Gehilfen und Nachfolger im Erzbisthume angenommen hatte. Dieser aber wurde nicht Erzbischof, sondern 35) Gottfried, geborner Graf von Arensberg, damals Bischof zu Osnabrück durch die Majorität der Wahlstimmen erkoren, und vom Papste bestätigt. Inzwischen hatte der Graf Moritz die erzstiftischen Ämter und Schlösser, die versetzte Burg Thedinghausen ausgenommen, im Besitz, und verweigerte die von der Geistlichkeit zu Gunsten Gottfrieds als rechtmäßigen Erzbischofs gefoderte Abtretung der Stiftslande um so mehr, je gewogener ihm in der Stille der Rath und die Angesehensten der Stadt Bremen waren, welche gleichwol wegen der päpstlichen Bestätigung Gottfrieds sich dies nicht öffentlich merken lassen durften, und deswegen die Neutralität empfahlen. Das Volk in Bremen aber setzte dem Rath durch tumultuarisches Betragen und mündliche Auffoderungen so stark zu, daß er gegen den Grafen Moritz Feindseligkeiten beschließen mußte. In diesem Kriege litt die Stadt in ihren Umgebungen nebst dem Erzstiftischen Gebiet, durch Verheerungen außerordentlich, und Moritz hätte sich der Stadt selbst bemächtigen können, wenn ihn nicht die Furcht vor der darin herrschenden Pest abgehalten hätte. Ein durch Vermittelung des Raths zu Bremen getroffener Vergleich machte dem Streit ein Ende. Man vereinigte sich dahin, daß Graf Moritz im Besitz der erzstiftischen Güter bleiben, dem in seiner Würde anerkannten Erzbischofe Gottfried aber eine jährliche Apanage reichen sollte. Dieser Zustand dauerte aber nicht lange. Der Erzbischof, durch den Grafen Gerhard von der Hoya, der die versetzte Burg Thedinghausen im Besitz hatte, unterstützt, erneuerte unter dem Vorwande, daß Graf Moritz ihn nicht gehörig achtete, auch seine Apanage nicht ordentlich verabfolgen ließe, den Streit auf mehre Jahre. Dieser führte nicht allein den größten Nachtheil für den Handel der Stadt Bremen herbei, sondern sie wurde auch, weil sie jenes Streits wegen den Hansetagen in Lübeck nicht beigewohnt, auch den Seeräubereien ihres Bürgers Johann Hollmann nicht gesteuert hatte, vermuthlich auch noch anderer Ursachen wegen, einige Jahre aus der Hanse gestoßen. Unter diesen Unruhen starb der Erzbischof Gottfried im J. 1363. Vergebens bemühte sich nun abermals Graf Moritz um die erzbischöfliche Würde, worin vielmehr der Papst 36) Albert II., einen Sohn des Herzogs Magnus von Braunschweig, den schon Erzbischof Gottfried im J. 1359 zu seinem Nachfolger bestimmte, nach manchen Schwierigkeiten seit dem J. 1361 bestätigt hatte. Auch mußte Moritz, der vom Herzog Magnus in seinem Schlosse Vörde belagert war, bald aber sich zu einer Unterhandlung bequemte, alles in seiner Gewalt befindliche erzstiftische Land abtreten, behielt aber das Amt Hagen auf Lebenszeit. Hierauf wurde Albert II. mit großem militärischen Pomp in Bremen eingeführt, und ihm auf die gewöhnliche Art von der Stadt gehuldigt. — Mehre geldfressende Kriege während seiner 35jährigen Regirung und übertrie-

bener Aufwand waren Schuld, daß er bei seinem Tode 1395 fast alle seine Schlösser verpfändet oder verschuldet hinterließ.

In der Reihe der bremischen Erzbischöfe folgt 37) Otto II. des vorigen Erzbischofs Bruders-Sohn, welcher bis dahin gegen 8 Jahre Bischof zu Verden gewesen war. Er reinigte das Erzstift möglichst von schlechtgesinnten Leuten, deren Anzahl durch die Sorglosigkeit seines Vorgängers und unter mancherlei kriegerischen Umständen sehr angewachsen war, verrichtete mit besonderm Eifer seine geistlichen Amtsgeschäfte, hielt die ihm untergeordnete Geistlichkeit zu ihrer Pflichterfüllung an, und beschloß, in weltlicher Rücksicht, die von seinem Vorgänger und Oheim versetzten Schlösser und Güter des Erzstifts wieder einzulösen. Durch Vermittelung des Raths zu Bremen kam er wieder in den Besitz des Schlosses Ottersberg (3 M. von der Stadt), welches er wegen der festen Lage und des gerade in dem Burggraben durch die hineinfließende Wümme sehr anwachsenden Wassers vergebens belagert hatte. Das Schloß Langwedel aber (1 M. von Verden), überlieferten die dort festsitzenden Lehnsmänner des Stifts aus unbekannten Ursachen seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher es ihm nur gegen Erlegung einer ansehnlichen Summe Geldes, die jedoch mit Zustimmung der Prälaten und Dienstmänner der Kirche über die Bauergüter vertheilt wurde, wieder einräumte. Er löste aber nicht allein diese Schlösser und andre Güter ein, sondern erbaute auch im J. 1404 das Schloß Neuhaus an der Oste, besonders um durch dasselbe die oft unruhigen Bewohner des Landes Hadeln im Zaum zu halten. Dieß wurde aber, wie es früher mit dem in der Nachbarschaft vorhanden gewesenen Schlosse Schlickenburg am Einflusse der Oste in die Elbe der Fall gewesen war, schon im Jahr 1420 von den Umherwohnenden wieder zerstört. Das Schloß Bederkese mit Zubehörungen hatten die Bremer seit dem J. 1381 zur Hälfte inne, und Erzbischof Otto II. erhielt es im Jahr 1396 von dem Rath zu Bremen unter der Bedingung, daß er es, wenn er nach 8 Jahren 7000 Mark Lübisch erhielt, dem Rathe zurückgeben sollte. Nach Verlauf einiger Jahre trug der Rath auf Anstiften des damaligen Archidiaconus der Lande Hadeln und Wursten, Joh. Slamstorf, eben desjenigen, welcher Otto II. bald in der erzbischöflichen Würde nachfolgte, bei demselben darauf an, ihm auch die andre Hälfte des Schlosses gegen angemessene Bezahlung zu überlassen, weil die doppelte Oberherrschaft zu beständigen Streitigkeiten Anlaß gebe. Der Erzbischof erzürnte über diesen Antrag so sehr, daß eine schon in seinem Körper steckende Krankheit zum vollen Ausbruch kam, und er an derselben im J. 1406 oder 1407 starb.

Sein Nachfolger 38) Johann II. aus dem Geschlechte der Slamstorfe, hatte seit dreißig Jahren das Archidiaconat in den Ländern Hadeln und Wursten verwaltet, als er durch einstimmige Wahl und nach einem allgemeinen Wunsch den erzbischöflichen Stuhl bestieg. Große Gelehrsamkeit besaß er nicht, aber desto reicher war er an Erfahrung, an Beredsamkeit und Geistesgegenwart, wodurch er auch fast alle Streitsachen glücklich beilegte. Dabei war er sehr herablassend, und kam oft an die Tafel der Geringern. Den ihm vorgeworfenen Geiz möchte man wol richtiger eine lobenswürdige Sparsamkeit nennen, um sich in den Stand zu setzen, die von Albert II. verpfändeten, und von Otto II. noch nicht gänzlich eingelösten Schlösser und Güter des Stifts völlig einzulösen, was er denn auch that. In Hinsicht auf Bederkese dachte der Erzbischof anders, als in seiner frühern Lage; er hielt die Stadt von einer Zeit zur andern mit glatten Worten hin. Doch bequemte sich diese endlich, die Stadtbremische Hälfte dem Erzbischof auf Lebenszeit unter den Bedingungen zu überlassen, daß der von ihm bestellte Amtmann beiden Theilen den Eid der Treue schwören sollte, und im Fall das Schloß von Jemandem eingenommen würde, sie ihre Kräfte zu dessen Wiedereroberung vereinigen wollten. In einen andern Streit gerieth er im J. 1408 mit den Bremern, die, gestützt auf alte Briefe, nach welchen wider ihren Willen an der Weser keine Festungen und Schlösser angelegt werden sollten, es ihm nicht verstatten wollten, daß er dergleichen bei dem jetzigen Flecken Lehe an der Weser erbauete, welches er in der Absicht begann, um die Wurster desto besser im Zaum zu halten. Als der Erzbischof auf diese Protestation nicht achtete, so zerstörten die Einwohner von Lehe und ihre Nachbarn, besonders die Wurster, zur Nachtzeit, was er bei Tage hatte aufführen lassen, und warfen das Geschütz ins Wasser. Der Erzbischof nahm dies zwar sehr übel, doch wurde die Sache durch Vermittler beigelegt. Eben so wenig konnte er ein andres Schloß, die Stinteburg zu Stande bringen, welches er gleichfalls an der Weser, näher nach Bremen hin, zu erbauen Willens war. Auf solche Weise führte er zwar keine ganz ruhige, aber doch ziemlich friedliche Regirung bis an seinen Tod im J. 1421.

Es erhielt 39) Nicolaus, ein geborner Graf von Delmenhorst, die Erzbischöfliche Würde, die ihm schon im J. 1414 von dem Domkapitel versprochen war, wogegen so wie gegen eine ansehnliche ihnen von dem Kapitel nach und nach vorgeschossene Summe Geldes er und sein Vater Graf Otto von Delmenhorst die ihm dafür verpfändete Grafschaft, selbst so weit sie mehr, als die vorgeschossene Summe werth seyn sollte, mit dem Erzstift Bremen vereinigten, doch wurde diese Vereinigung nachmals durch den Grafen Diedrich von Oldenburg, der die Zeitumstände weise zu benutzen wußte, wieder aufgehoben [5]). — Der Erzbischof Nicolaus verdankte es den rastlosen Bemühungen seines Vorgängers, der alle verpfändete Stiftsgüter eingelöst hatte, daß er das ganze Land schuldenfrei übernehmen konnte. Dadurch wurde ihm der Antritt seiner Regirung in den ersten Jahren sehr angenehm. — Nach einigen Jahren aber wurde er von dem Herzoge Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg mit Krieg überzogen, weil die Eingesessenen zu Horneburg im Bremischen, unfern Stade, auch in Friedenszeiten sich zu seinem Nachtheil des unbefugten Beutemachens nicht enthalten konnten. Es kam zu ernsthaften Auftritten, wodurch das beiderseitige Gebiet sehr verheert wurde, der Herzog aber, der sein Hauptquartier in Verden hatte, endlich, nachdem das Kloster Harsefeld im Bremischen nebst sei-

5) S. Halem's Geschichte des Herzogthums Oldenburg I. 310 fgg.

nem Gebiete von ihm sehr verwüstet, and die nicht weit entfernte Stadt Buxtehude nebst Horneburg, wiewol vergeblich, belagert waren, sich mit seinen Verbündeten zurückziehen mußte. — Als die friesischen Häuptlinge Fokke Ukena und Occotom Broocke sich bekriegten, unterstützte der Erzbischof nebst andern Grafen und Herren den Letztern, wurde aber in der für sie unglücklichen Schlacht bei Detem (im J. 1426) gefangen, jedoch durch des glücklich geretteten Grafen Dietrich von Oldenburg und der Stadt Bremen, besonders des dasigen Bürgermeisters Johann Vasmer Vermittelung (nach Kranz, ohne Lösegeld) bald wieder in Freiheit gesetzt. Dieser Krieg, und andre Umstände brachten den Erzbischof in eine schwere Schuldenlast, welche ein Anleihen nach dem andern, und die Verpfändung mehrer ihm frei überlieferter Güter und Schlösser nothwendig machten. Von seinen Gläubigern hart gedrängt, nahm er erst den Grafen Otto von der Hoya zum Coadjutor an, und als dieser die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllte, übertrug er im J. 1435 dem reichen Abt Balduin von Lüneburg das Erzstift, welcher, nachdem er schon 38,000 Gulden erzbischöflicher Schulden bezahlt hatte, und der Anmeldung der Gläubiger kein Ende war, sich rechtskräftig nur auf Bezahlung der Schulden beschränkte, die der Bischof Nicolaus mit Einwilligung des Domkapitels kontrahirt hatte. Aus seinen übrigen Geldverlegenheiten und daher entstandenen persönlichen Bedrängnissen rissen den Erzbischof seine Verwandten, der vorhergenannte Graf Dietrich von Oldenburg und dessen Söhne, und thaten es gern, weil Graf Dietrich, wie angedeutet worden, die Grafschaft Delmenhorst wieder von dem Erzstifte getrent, und mit dem Oldenburgischen auf immer vereinigt hatte. Erzbischof Nicolaus starb im J. 1437 auf dem Schlosse zu Delmenhorst, wo er sich seit Übertragung der erzbischöflichen Regirung an Balduin beständig aufgehalten hatte.

Dieser 40) Balduin, ein gelehrter, kluger und erfahrner Mann, übernahm nach seines Vorgängers Tode das Erzstift nur unter der Bedingung, daß er seine Abtei zu Lüneburg beibehalten und auch daselbst wohnen dürfte. Der Papst verstattete ihm dies auf 6 Jahre. Als diese sich ihrem Ende nahten, starb er im J. 1442, und wurde nicht, seinem Wunsche gemäß, in Lüneburg, sondern im Dom zu Bremen begraben. Sein Nachfolger 41) Gerhard III., geborner Graf zu Hoya, ein äußerst friedlich gesinnter Mann, wußte den Anlässen zu Streitigkeiten so geschickt auszuweichen, daß er dem Erzbisthum bis an seinen Tod († 1463) 21 Jahre hindurch ganz in Frieden vorstehen konnte. Inzwischen glaubten doch die Städte Bremen, Stade und Buxtehude von ihm in ihren hergebrachten Gewohnheiten und Privilegien dermaßen beeinträchtigt zu seyn, daß sie im J. 1445 den Abschluß eines Bündnisses für nöthig erachteten, dem Erzbischof bei Eingriffen, die er machen möchte, gemeinschaftlich zu widerstehen, und ihre Zwistigkeiten in Güte, oder durch die Waffen auszumachen. Er wurde sehr geliebt, und nach seinem Absterben wegen der darauf eintretenden unruhigen und kriegerischen Zeiten sehr vermißt.

Ihm folgte 42) Heinrich II, Graf von Schwarzburg, durch einmüthige Wahl des Domkapitels im J. 1463, als er sich erst im 23sten Lebensjahre befand, auf Empfehlung des, der Sage nach damals zum Erzbischof bestimmten Dompropstes, Johann Rode, eines Oheims des gleichnamigen auf unsern Heinrich folgenden Erzbischofs, eines auch wegen seiner Verbindungen mit dem päpstlichen Hofe, wo er Corrector bullarum apostolicarum war, einflußreichen Mannes, in Gefolge eines Ansuchens von Seiten des Grafen von Schwarzburg, des Vaters, mit dem gedachter Rode auf seinen öftern Reisen nach Rom in Bekantschaft gerathen war, und der bei einer zahlreichen Familie ihn gebeten hatte, bei Gelegenheit einem seiner Söhne zu einer ansehnlichen geistlichen Würde zu verhelfen. Im dritten Jahre seiner Regirung (1465) wurde Heinrich auch zum Bischof zu Münster erwählt, und änderte nach vorgängigem, dem münsterschen Domkapitel gegebenen Versprechen, mit Zustimmung des Papstes, seinen Titel dahin, daß er sich Bischof zu Münster und Administrator des Erzbisthums Bremen schrieb, womit man in diesem Erzbisthum eben so wenig, als mit der Verlegung seines Wohnsitzes nach Münster zufrieden war. Ein Mann jedoch von großem Verstande, Klugheit und Heldenmuth regirte er beide Stifte mit seltenem Glück. Die vielen Kriege, welche er mit dem Grafen Gerhard von Oldenburg, mit den Friesen, auch als vom Kaiser Friedrich III. ernannter Generalissimus gegen den Herzog Karl den Kühnen von Burgund und sonst führte, gehören nicht in die Geschichte des Herzogthums Bremen; nur sey bemerkt, daß es in jenen unruhigen Zeiten auch in dieser Provinz nicht an Verheerungen fehlte, und sie zu außerordentlichen Geldbeiträgen genöthigt war. Einen nachtheiligen Einfluß auf das Erzstift hatte seine fast beständige Abwesenheit aus demselben Seine bremischen Einkünfte zog er von dort weg. Die bremischen Schlösser, Burgen, Mühlen und sonstige erzbischöfliche Güter verfielen, und konnten wegen Mangels an Gelde nicht ausgebessert werden; verschiedene Landgüter waren verpfändet, die meisten Kleinodien nach Münster gebracht, und der bremischen Kirche in ökonomischen Angelegenheiten nur trübe Aussichten eröffnet, dagegen die Stadt Bremen seine Abwesenheit weislich zur Vergrößerung ihrer Macht, ihres Ansehens und ihrer Gerechtsame benutzte. Doch bleibt ihm der Ruhm, daß er für die öffentliche Sicherheit auf den Heerstraßen sorgte, besonders seitdem er durch Erneuerung alter Ansprüche auf Delmenhorst sich in den Besitz des dasigen Schlosses und der Grafschaft gesetzt hatte, welche er jedoch, gegen seine dem bremischen Domkapitel gegebene Zusage, nicht wieder mit dem Erzstift Bremen, wozu sie schon ehemals gehört hatte, sondern mit dem Bisthum Münster vereinigte, wobei sie bis zum Jahre 1547 verblieb († 1496).

III. Neue Geschichte. Erster Abschnitt. Die 7 letzten Erzbischöfe bis zum westphälischen Frieden und der Secularisation des Erzbisthums. J. 1496—1648.

Die traurigen Umstände, in welchen Heinrich II. das Erzbisthum zurückgelassen hatte, verursachten, daß die mehrsten Mitglieder des Domkapitels, damit das Stift sich erholen möchte, sich nach einem reichen und die Ruhe liebenden Nachfolger umsahen. Deswegen fielen die meisten Wahlstimmen auf den gelehrten, frommen und willfährigen Dompropst Johann Rode den Jüngern,

ines Rathsherrn Sohn, der damals etwa 52 Jahre alt var, und in der Reihe der bremischen Erzbischöfe 43) Johann III. genant wird. Konnte er auch während einer Regirung aus mehren Ursachen nicht immer den Frieden erhalten, so kamen doch dem Erzstifte die großen Güter sehr zu Statten, die er von seinem Oheim, dem Dompropst Johann Rode dem Ältern geerbt hatte; da ich aber viele vornehmere Personen im Domkapitel be-anden, die, so wie der ganze Landadel und die Städte es Erzstifts, lieber einem Erzbischof von noch angesehenerm Geblüte gehorcht hätten, z. B. dem Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg, oder Graf Otto von Oldenburg, die sich auch beide um diese Würde bemühten, so erweckte dies dem Erzbischof Johann Rode gleich Anfangs vielen Verdruß. Doch er blieb Erzbischof und nahm schon m J. 1500 mit Genehmigung des Domkapitels den Herzog Christoph, einen Sohn des Herzogs Heinrich von Braunschweig, damals erst 13 bis 14 Jahre alt, zum Coadjutor an, um durch diese mächtige Verbindung sich Beistand gegen seine widerspänstigen Landesstände und unruhigen Nachbarn zu verschaffen. Denn damals war er in einem bereits im J. 1499 begonnenen Kriege mit dem Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg begriffen, der, unter andern Ursachen, aus Rache, daß sein Bruder, Herzog Johann, bei der Wahl zum Erzbischof übergangen war, von dem ihm zugehörigen Lande Hadeln aus das um jetzigen Herzogthum Bremen gehörende Land Wursten erobern wollte. Verlor gleich der Herzog Magnus erst einstweilen sein Land Hadeln durch das Waffenglück er Truppen des Erzbischofs und der mit ihm verbündeten Städte Hamburg und Bremen, so konnte sich doch bald er Erzbischof mit seinen Bundesgenossen gegen den Herzog nicht mehr halten, nachdem dieser nach jenem ersten Verluste seines Landes die damals so berühmte große oder schwarze Garde in Sold genommen hatte, welche das Bremische, besonders die geistlichen und Klostergüter äußerst verheerten, aber die adeligen Güter der Dienstmänner der Kirche verschonten, weil diese es gegen den Erzbischof mit seinen Feinden hielten. Von dem Ausgange dieses Krieges schweigen die Geschichtschreiber, und bleiben bei dem Untergange der Garde stehen, welche vom Könige Johann von Dänemark und seinem Bruder, Herzog Friedrich zu Holstein, in Sold genommen, um die aufrührerischen Ditmarsen völlig zu unterjochen, in den Dithmarsischen Sümpfen ihr Grab fand. Wahrscheinlich wurde jener Krieg bald nach dem Abzuge der Garde in Güte beigelegt. Die Friesen, die bald nach dem Regirungsantritt des Erzbischofs Johann Rode ihre Freiheit gegen ihn behaupteten, wurden im J. 1502, durch hinzugekommene Vermittelung der Städte Bremen und Lüneburg und der kriegerischen Wurster dahingebracht, ihn wenigstens zum Schein für ihren Herrn anzuerkennen.— Vertheidigten die Wurster für das Mal die weltlichen Rechte des Erzbischofs gegen die Friesen, so wollten sie doch bald darauf selbst im J. 1504 sich ihm in bürgerlichen Angelegenheiten nicht unterwerfen, obgleich sie sich seiner Aufsicht in geistlichen Angelegenheiten nicht entzogen. Dies führte kriegerische Unruhen für den Erzbischof herbei, so wie es auch der Fall mit seinem Nachfolger im J. 1518 war, wobei aber am Ende nichts herauskam, als daß viele ihr Leben verloren, viel Geld verschwendet, und bedeutende Strecken des Stifts zum größten Nachtheil der Landleute verwüstet wurden.— Andre, zum Theil kleinere, Streitigkeiten, auch mit der Stadt Bremen, woran dieser Erzbischof Theil nahm, übergehe ich, und bemerke nur noch, daß er bis an seinen im J. 1511 am 4. Decbr. zu Bremervörde erfolgten Tod in der letztern Hälfte seiner Regirung, besonders in den letzten 5 Jahren, in denen er auf dem bremischen Schlosse Hagen, als seinem Leibgedinge, ohne jedoch seinen Einfluß als Erzbischof aufzugeben, lebte, mehr Ruhe, als in der erstern genoß, wozu ohne Zweifel seine mächtigen politischen Verbindungen das Meiste beitrugen. Sein ungedrucktes Registrum bonorum et jurium ecclesiae Bremensis, aus welchem hin und wieder Verschiedenes auch abgedruckt worden ist, ungeachtet sein Inhalt von Stadtbremischen Schriftstellern verschiedentlich in Anspruch genommen wird, ist für die Geschichte des Erzstifts, und sein im J. 1511 zu Straßburg gedrucktes Missale ecclesiae Bremensis wegen seines ehemaligen Gebrauchs und seiner jetzigen Seltenheit wichtig [6]).

Der Nachfolger dieses Erzbischofs war sein bisheriger Coadjutor 44) Christoph, (s. nachher). Als Johann Rode ihn noch sehr jung zum Coadjutor angenommen, hatte er sich ausbedungen, das Stift, so lange er wollte, selbst zu regiren, und sein Coadjutor, dem der Antritt der erzbischöflichen Regirung vom Papste Alexander erst mit dem Eintritt in sein 27stes Lebensjahr zugesichert war, ob er gleich wegen Johann Rode's Tode etwas früher erfolgte, sollte sich nicht anders, als dazu eingeladen, in kirchliche Angelegenheiten mischen. Johann regirte es auch wirklich bis an seinen Tod, ungeachtet Christoph unterdessen schon im J. 1502 auch zum Bischof zu Verden erkoren war, behielt sich jedoch in den letzten Jahren seines Lebens, wie oben bemerkt ist, nur die Burg Hagen im Bremischen zum Leibgedinge vor. — Die Regirung Christophs, dem die Stadt Bremen wegen der vom Erzbischof Johann Rode nicht abgegebenen Regirung deswegen auch erst im J. 1512 gegen die Confirmation der bis dahin von der Stadt erworbenen Privilegien, gleichwie Stade und Buxtehude, auf die gewöhnliche Art huldigte, war von langer Dauer, aber auch sehr unruhig. Seine fast beständige Abwesenheit von Bremen entfernte ihn von der Sorge für das Erzstift, wenn er anders überhaupt dazu geneigt gewesen wäre. Die im J. 1517 durch ihn geschehene Errichtung des noch zu Stade fortdauernden Hofgerichts und einige andre gute Verfügungen, sind gegen das Elend nicht in Anschlag zu bringen, in welches er das Land stürzte. Die J. 1517, 1518, 1527, 1545, 1547 und 1557 waren besonders unglückliche Kriegsjahre für das Erzstift, und insonderheit auch für das heutige Bremische. Die großen, zu verschiednen Zeiten angerichteten Verheerungen der Wrisbergischen Völker, der Soldaten des Schmalkaldischen Bundes, der Einwohner des Landes Wursten und der Creditoren des Erzbischofs (unter denen die von Pentz aus Mecklenburg seiner Schulden halber das Kloster Harsefeld unfern Stade und die um-

6) Ausführliche Nachrichten von Johann Rode liefert Cassel Bremensia I. p. 1—92. und p. 259—341.

liegende Gegend durch Plünderung und Brand verwüsteten) mußten das Land zu Grunde richten. Der Mangel an Gerechtigkeit und Sicherheit, die Armuth des ganz ausgesogenen Landes, die schweren Prozesse zu Rom und Speier, und die Beeinträchtigungen von dessen Nachbarn, vermehrten das allgemeine Unglück des Landes. Durch des Erzbischofs unordentliche Haushaltung, seine außerordentliche Verschwendung, weitläufige Prozesse und vielen kostbaren Reisen wurden Schulden auf Schulden gehäuft, so daß er in die tiefste Armuth sank. Dies veranlaßte zunächst die Verpfändung der Stiftsschlösser und Güter. Bei den daraus zusammengebrachten, aber längst nicht zureichenden Summen mußte es dem Erstern nebst sämtlichen bremischen Landständen noch unangenehmer seyn, daß sie mit ihrem Landesherrn zum Besten des Erzstifts und zur Bezahlung seiner ungeheuern Schulden so viele Verträge schlossen, von denen er keinen hielt. Dieser traurige Zustand verursachte zuletzt, daß sein eigner Bruder, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, dem Kapitel den Rath gab, ihn abzusetzen, in ein Kloster einzusperren, und die Regirung selbst zu übernehmen, welches das Kapitel inzwischen zu thun Bedenken trug.— Als hierauf Erzbischof Christoph sich vergebens auf einer Reise zum Kurfürsten Joachim II. zu Brandenburg nach Berlin um einen Stellvertreter bemüht hatte, der ihn gegen eine jährliche Apanage aus allen seinen Verlegenheiten herausreißen sollte, und wobei er durch die Vermittelung des Kurfürsten sogar zunächst auf seinen Vetter, Herzog Franz Otto, Harburgischen Theils, mit dem er in Feindschaft gelebt hatte, um so mehr, da er der ihm so verhaßten Reformation ergeben war, rechnete, entging er, wiewol er schon unter andern in den J. 1541 und 1552 wegen seiner Rechtshändel beim kaiserl. Kammergerichte auf eine Zeitlang suspendirt war, dem Schimpf der Absetzung durch den auf der Rückreise zu Tangermünde am 22. Jan. 1558 im 71. J. seines Alters durch eine starke Erkältung herbeigeführten Tod.

Nach diesen Grundzügen des politischen Lebens dieses Erzbischofs komme ich auf die unter seiner Regirung begonnene, und auch im Bremischen eingeführte Reformation, wodurch sie von einer andern Seite höchst merkwürdig wird. Da er ein wollüstiger Mann war, der drei öffentliche Concubinen zu Verden, Rotenburg und Bremervörde hatte, auch fast an allen Orten, wohin er kam, seine Beischläferinnen hielt, so hätte man glauben sollen, daß er sich um die Religion nicht viel bekümmert habe. Doch sang er oft im größten erzbischöflichen Ornate und in höchster geistlicher Gravität, mit einer schönen Stimme Messe, stellte viele Betfahrten und Kreuzumgänge an, stiftete strenge Orden, zwang die Verdenschen Domherren zu Abschaffung ihrer Concubinen, ein so schlechtes Beispiel er ihnen auch in diesem Stücke gab, und nöthigte sie oft, des Nachts mit ihm in die Metten zu gehen. — Der Reformation setzte er sich durch die grausamsten Mittel entgegen. In Verden ließ er viele Leute, die derselben geneigt waren oder schienen, ums Leben bringen. Auf sein Anstiften wurde Heinrich von Zütphen, der seit dem J. 1522 eine Zeitlang in Bremen Luthers Lehre zuerst gepredigt hatte, am 11. Dec. 1524 zu Heyde in Dithmarschen, und der bremische Prediger Johann Bornemacher verbrant; ähnlicher Handlungen zu geschweigen. Insonderheit hatte er im J. 1547 um der Religion willen gefährliche Absichten gegen die Stadt Bremen und das ganze Erzstift, die er durch Kaiserliche Kriegsheere auszuführen gedachte. Allein er sah bald ein, daß es ihm im Erzstifte Bremen nicht gelingen würde, sich der Reformation, wie es von ihm im Stifte Verden geschah, zu widersetzen, weil er sich im letztern gewöhnlich aufhielt, und die Stände leichter unterdrücken konnte. Die Ursachen, warum im Bremischen die Reformation einen schnellen Fortgang gewann, scheinen folgende gewesen zu seyn: 1) das seit dem 15. Jahrh. sehr gestiegene Ansehn der bremischen Stände, und die dagegen durch die immer mehr eingeschränkten Kapitulationen der neu erwählten Erzbischöfe gesunkene Gewalt der letztern; 2) des Erzbischofs große Armuth, welche ihn außer Stand setzte, seinem Willen durch Gewalt Nachdruck zu geben; 3) seine fast beständige Abwesenheit aus dem Erzstift, worin deswegen das Domkapitel und die Stände fast ganz nach ihrem Belieben regirten; 4) Mangel an freiwilliger auswärtiger Hilfe, da er sich sogar die ihm zunächst verwandten benachbarten Herzoge zu Feinden gemacht hatte; 5) der allgemeine Widerwille, den er sich durch seine landverderbliche Regirung zugezogen. Unter solchen Umständen breitete sich die Reformation also auch im Herzogthum Bremen unter Christophs Regirung schnell aus [7]).

Doch genug von diesem Erzbischof. Ihm folgte sein jüngster Bruder, 45) Herzog Georg zu Braunschweig und Lüneburg, geb. 1494, — welcher Anfangs seit dem J. 1532 designirter Nachfolger des bremischen Dompropstes Franz Grambke auf dessen Sterbefall, seit dem J. 1535 Dompropst des Stifts zu Köln und seit dem J. 1553 Bischof zu Minden gewesen war, — im Jahr 1560 im verdenschen Bisthume nach († 1566). Er war dem lutherischen Lehrbegriff zugethan. Da er indessen als ein schon ziemlich bejahrter Mann zur erzbischöflichen Würde erhoben wurde, so war natürlich seine Regirung nicht von langer Dauer, aber doch friedlich. Hier stehe nur die in seine weltliche Regirung gehörige Bemerkung, daß die Stadt Bremen ihm das Schloß Ottersberg, 3 Meilen von gedachter Stadt, in dessen Besitz sie sich nach der bekannten Schlacht bei Drakenburg im J. 1547 gesetzt hatte, im J. 1562 wieder abtrat, und dies Schloß nebst dem davon genannten Amte seit jener Zeit mit dem jetzigen Herzogthum Bremen vereinigt gewesen ist.

Länger, wie er, regirte nach ihm 46) Heinrich III. ein Sohn des Herzogs Franz I. von Sachsen-Lauenburg, welcher nachmals im J. 1574 nach vielen vorhergegangenen Wahlstreitigkeiten zugleich Bischof von Paderborn und Osnabrück wurde, und im J. 1585 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde zu Bremervörde sein Leben beschloß. Er war im 19. J. seines Alters unter der ausdrücklichen Bedingung zum Bischof erwählt worden, daß sein Vater seine Ansprüche auf das bisher streitige Land Wursten, auf die Herrschaft Bederkese und

7) S. Lappenberg über den Anfang der Reformation im Stifte Bremen in Pratje's Herzogthüm. Bremen und Verden I. 359 fgg.

auf die Elmischen Güter im heutigen Herzogthum Bremen aufgeben sollte. Dies geschah sogleich im Jahr 1567 durch einen Rezeß, welcher auch ein gegenseitiges Schutzbündniß enthält, und unter andern festsetzt, daß dem Herzog Heinrich während seiner Minorennität von dem Domkapitel, dem bis dahin die Verwaltung des Erzstifts natürlich überlassen blieb, halbjährig 500 Joachimsthaler aus den Gütern des Erzstifts gegeben werden sollten. — Noch war er nicht lange zum Erzbischof erwählt, als zu einem von den Türken gegen das römische Reich unternommenen schweren Kriege das Erzstift zu den Kosten 24,000 Thlr. beitragen mußte. — Unter den ruhmwürdigen Anordnungen, welche die Regirung dieses Erzbischofs auszeichnen, gehört die Abfassung des bremischen Ritterrechts, welches auf einem zu Volkmarst, nicht weit von Basdahl, dem jetzigen vieljährigen Versamlungsorte der bremischen Ritterschaft, gehaltenen Rittertage im J. 1577 glücklich zu Stande gebracht und im J. 1673 zuerst gedruckt wurde [8]).

Der folgende Erzbischof 47) Johann Adolph, dritter Sohn des Herzogs Adolph, des Stammvaters der Herzoge zu Schleswig und Holstein Gottorp, war im J. 1575 geboren, im J. 1585 zum Erzbischof zu Bremen und im J. 1586 zum Bischof zu Lübeck erwählt. Auch folgte er in der väterlichen Landesregirung nach des Vaters Tode und dem unverhofften frühen Absterben seiner beiden dem Vater succedirenden ältern Brüder im 16. J. seines Alters. Zum Erzbischof zu Bremen war er unter der Bedingung erwählt worden, daß er sich so lange mit einem gewissen Jahrgelde begnügen sollte, bis die von seinen Vorfahren versetzten erzstiftischen Güter wieder eingelöst wären. Er verheirathete sich im J. 1596 mit Auguste, der Schwester des Königs Christian IV. von Dänemark, womit das Domkapitel zu Bremen unzufrieden war, weil nach der neuern Konstitution die evangelischen Erzbischöfe unverheirathet bleiben sollten. Dies veranlaßte ihn, noch in demselben Jahre als bremischer Erzbischof zu resigniren; doch blieb er Bischof zu Lübeck bis zum J. 1608, da ihn auch hier sein jüngster Bruder Johann Friedrich wie früherhin im Erzbisthum Bremen folgte [9]).

Eben gedachter Herzog Johann Friedrich von Schleswig-Holstein (geb. 1579 am 31. Aug.) bestieg also als 48) Erzbischof zu Bremen den Stuhl. Zu dieser Wahl hatte das Kapitel die concurrirenden Stände, als die Ritterschaft nebst den Städten Bremen, Stade und Burtehude durch gewöhnlichen, unterm 7. Sept. des Jahrs 1596 datirten Anschlag an der Domkirche zu Bremen auf den bevorstehenden 22. Okt. eingeladen. Hierüber entstanden aus einer bis jetzt unbekannten Ursache Mißhelligkeiten zwischen dem Domkapitel und den Ständen, welche die Folge hatten, daß das Kapitel sich nach dem unweit Stade gelegenen Kloster Harsefeld begab, und daselbst für sich die Wahl Johann Friedrichs vollzog. Das geschah nicht ohne Widerspruch der Ritterschaft und übrigen Stände; doch wurde aller Streit durch die eintretende Vermittelung des Königs von Dänemark, des Herzogs Ulrich von Mecklenburg und des Herzogs Johann Adolph zu Holstein durch einen zu Basdahl angefangenen, und zu Stade im J. 1597 am 6. Januar geschlossenen Vergleich beigelegt. — Das Wichtigste aus der Regirung dieses Erzbischofs, der sich zwar im J. 1600 mit der ältesten Tochter des Grafen Johann von Oldenburg verlobte, sie aber nicht ehelichte, ist der Umstand, daß die erstere Hälfte des für ihn und das Herzogthum Bremen so nachtheiligen 30jährigen Kriegs in dieselbe fällt. Die Kaiserliche Armee unter dem Grafen Tilly und das Heer des Königs Christian IV. von Dänemark brachen in das Bremische ein. Letzterer entließ alle Unterthanen des Erzstifts ihrer Pflichten gegen dasselbe und gegen ihren bisherigen Herrn, entsetzte diesen seiner Würde, und bestellte seinen Sohn, den Prinzen Friedrich, zum Coadjutor. Im Kriege hatte der Erzbischof Johann Friedrich vormals dem Kaiser viele wesentliche Dienste geleistet, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, ihm wieder zum Besitz seiner Länder zu verhelfen. Jene Dienste erkannte der Kaiser zwar an, entschuldigte sich aber mit dem berüchtigten Edikte de restituendis bonis ecclesiasticis, welches den Erzbischof für unfähig erklärte, geistlichen Gütern vorzustehen. Er drückte dabei seine Hoffnung aus, der Erzbischof würde Bremen gegen die Zusicherung einer anständigen Apanage dem Erzherzoge Leopold Wilhelm überlassen. Die Kaiserliche Armee drang hierauf ins Erzstift Bremen, besetzte dasselbe, und hoffte den sich widersetzenden Erzbischof selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Dieser eroberte jedoch im J. 1631 nach der Leipziger Schlacht das Bremische (nebst dem Verdenschen) mit Hilfe der Schweden, in deren Händen er diese Länder ließ, als er im J. 1634 am 3. Sept. im Altenkloster bei Burtehude sein unruhiges Leben beschloß. Der unruhigen Zeiten ungeachtet erschienen während seiner 38jährigen Regirung manche nützliche und heilsame Verordnungen. Ausgezeichnet zu werden verdient sein Edikt 1603 vom Prozeß in Zaubereisachen, worin er mehr Vorsicht und glimpflichere Behandlung gegen die der Zauberei verdächtigen Personen ernstlich anbefahl. Auch ist seine vermuthlich bald nach dem J. 1607 erschienene Kanzleiordnung [10]), als ein Produkt jener Zeiten für Beförderung der Rechtspflege und für Kentniß des Geschäftsgangs ungemein wichtig.

Die Reihe der bremischen Erzbischöfe beschließt 49) Friedrich, zweiter Prinz des Königs Christian IV. in Dänemark, geboren zu Hadersleben im J. 1609 am 18. März, ein gelehrter Fürst und großer Beförderer der Gelehrten. Er erhielt schon im J. 1616 eine Domherrn-

8) Es wurden darin die alten Rechte, Gewohnheiten und Privilegien, welche die erzstiftische Ritterschaft in Ansehung der Succession in ihren Erb- und Stammgütern und in andern Fällen von jeder gehabt hatte, in ein gewisses System gebracht, und auf diesem Wege für die Zukunft manchem Prozesse vorgebeugt, die Besorgniß zu Familienzwistigkeiten auch späterhin durch eine neue Bearbeitung des Werks, das darauf im J. 1739 zum Druck befördert wurde, noch ungemein verringert, wenn nicht gänzlich gehoben; s. Pratje Altes und Neues III. 8 fgg. 9) Seine fernere Lebensgeschichte gehört in die holsteinische Geschichte.

10) S. von Ende und Jacobi Samlungen für Geschichte und Statskunde aus den braunschweig-lüneburgischen Churlanden, 1. Th. S. 27 fgg.

stelle in Bremen, wurde 1618 im 9. Jahre seines Alters Coadjutor zu Verden, und 1621 Coadjutor des Erzbisthums Bremen. Er succedirte zwar im J. 1634 gleich nach seines Vorgängers Tode, konnte aber die kaiserliche Confirmation nicht eher erreichen, bis sein königl. Vater, als Herzog von Holstein, und auch er selbst in dieser Eigenschaft nebst dem Domkapitel gleich den andern Ständen des Reichs sich zur Vollziehung des prager Friedensschlusses verbindlich machten. Dieser Umstand, und die im Bremischen fortdauernden Kriegsunruhen verzögerten die ihm zu leistende Huldigung bis zum 22. März 1637 [11]). — Während der 30jährige Krieg noch wüthete, entstand im J. 1644 auch ein heftiger Krieg zwischen der Königin Christine von Schweden und dem Könige Christian IV. in Dänemark, welcher für das Erzstift Bremen die Folge hatte, daß der schwedische General, Graf Hans Christoph von Königsmark mit aller Macht in dasselbe eindrang, noch in demselben Jahre das Schloß Langwedel, im folgenden aber die Stadt Stade nebst den Schlössern Ottersberg und Bremervörde, welches die erzbischöfliche Residenz war, eroberte, dadurch das Land dem Scepter seiner Königin unterwarf, den Erzbischof vertrieb, und den bremischen Distrikt bis zum westphälischen Frieden (1648) im Besitz behielt, in welchem es nebst dem Biβthum Verden dem Königreiche Schweden zur Schadloshaltung für die aufgewandten Kriegskosten als zu secularisirende Länder unter dem Titel von Herzogthümern überlassen und zum Reichslehn erklärt wurde. Inzwischen erhielt dieser Erzbischof nach dem Tode seines königlichen Vaters im Jahre 1648, und da sein älterer Bruder das Jahr zuvor ohne Erben gestorben war, unter dem Namen Friedrich III. die väterliche Krone, die er bis an seinen im J. 1670 erfolgten Tod trug.

Neue Geschichte. Zweiter Abschnitt. Die schwedische Regirungsperiode. J. 1648—1712.

Die nun dem schwedischen Scepter unterworfenen Herzogthümer Bremen und Verden wurden sofort in Regirungs-, Justiz- und Konsistorienangelegenheiten unter eine Verwaltung gesetzt, wobei es auch bei den nachmaligen Veränderungen der weltlichen Besitzer dieser Länder, ungeachtet mancher im Laufe der Zeit herbeigeführten Veränderungen in zufälligen Dingen, im Allgemeinen unverändert blieb [12]). Sämtliche höhere Landescollegia erhielten ihren Sitz, der sonst in Bremervörde gewesen war, in Stade, wie es noch heutiges Tages der Fall ist. Auch wurden den Bremer- und Verdenschen Landesständen und der Ritterschaft bald nach dem Anfange der schwedischen Regirung (den bremischen Landesständen und der dasigen Ritterschaft namentlich durch einen allgemeinen Abschied oder Landtagsreceß d. d. Bremen den 30. Juli 1651) ihre althergebrachten Gerechtsame bestätigt; die vom Könige Karl XI. im J. 1692 beigefügte s. g. Erläuterung der bestätigten Privilegien der bremischen Stände, durch die sie bedeutend eingeschränkt wurden, hob König Georg II. von Großbritannien, als Herzog von Bremen, da er im J. 1732 am 30. Juli die Landesständigen Privilegien bestätigte, gänzlich auf [13]).

So bald die Königin Christina zum Besitz der Bremenschen und Verdenschen Länder gelangt war, fing sie auch hier an, die Domanial- und geistlichen Güter zu verschenken, und sie trieb dieses weiter, als irgend einer ihrer Vorfahren. Die ansehnlichen Güter der Domkapitel, alle Klöster im Lande, verschiedne Ämter und Flecken u. s. w. wurden von ihr an 89 ihrer vornehmsten Civil- und Militärbedienten, Leibärzte und andre verschenkt. Dadurch gerieth das Finanzwesen auch in diesen Provinzen ganz in Verfall. Nach einem frühern Versuche, den Karl X. Gustav gleich nach Christinens Thronentsagung machte, demselben durch ein angesetztes Reductionskollegium aufzuhelfen, welcher aber gröstentheils wegen der unruhigen Zeiten seinen Zweck verfehlte, riß endlich das unter Karl XI. auf einen festen Fuß gesetzte Reductionskollegium die Krone Schweden — das Hauptland mit den Nebenländern — aus dieser Verlegenheit. Damals wurden denn also auch die in den Herzogthümern Bremen und Verden verschenkten Güter wieder eingezogen [14]). — Gegen die Mitte der königl. schwedischen Regirungsperiode trat auf eine Zeitlang eine politische Veränderung ein. Schweden wurde im J. 1675 in die Reichsacht erklärt, weil es mit den gegen das teutsche Reich immer noch feindseligen Frankreich ein Bündniß geschlossen und sich hatte verleiten lassen, dem am Oberrhein kriegführenden Kurfürsten von Brandenburg durch einen feindlichen Einfall in seine Länder unter dem General Wrangel eine Diversion zu machen. Damit nun unter diesen Umständen keine andre benachbarte Macht die Herzogthümer besetzen möchte, vereinigten sich der Herzog Georg Wilhelm von Celle, der Herzog Rudolph August von Braunschweig-Wolfenbüttel, und der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, diese Länder bis zum Ausgang der Sache in Besitz zu nehmen, um mögliches Unheil von sich selbst zu entfernen. Die beiden Herzoge nahmen Stade und den größten Theil des Herzogthums Bremen, der Bischof aber das Herzogthum Verden und den zunächst daran gränzenden Theil des Herzogthums Bremen ein, ohne daß eine wesentliche Veränderung in der Landesverfassung gemacht wurde. — Diese interimistische

11) Sie fand in der Domkirche Statt. Diese alte, berühmte Kirche war seit dem J. 1561, da Dr. Albert Hardenberg nach den von ihm genannten Unruhen, aus der gedachten Stadt und dem niedersächsischen Kreise entfernt werden war, verschlossen gewesen; Erzbischof Friedrich aber, welcher der lutherischen Confession eifrigst zugethan war, stellte, aller Protestationen des bremischen Stadtmagistrats und der von demselben ergriffenen gewaltsamen Maßregeln ungeachtet im J. 1636 am 23. Sept. den noch daselbst fortdauernden Gottesdienst in derselben wieder her. 12) S. königl. schwedische Instruction vom 20. Juli 1652 für die Bedienten bei Gouvernir- und Regirung der Herzogthümer Bremen und Verden in Pratje's Altes und Neues B. 4. S. 1 — 98.

13) S. kurzer, doch gründlicher Bericht von den althergebrachten und confirmirten Gerechtsamkeiten der löblichen Landstände und Ritterschaft des Herzogth. Bremen in Pratje's Herzogth. Bremen u. Verden III. 197—402, ingleichen: *Joa. Nic. Goetze commentatio de origine, statu hodierno juribusque praecipuis ordinum provincialium ducatuum Bremens. et Verdensis. Goetting.* 1795. 4. — Vom bremischen Adel insonderheit, s. Pratje Altes und Neues I. 241 fgg. II. 103 fgg. III. 1 fgg. IV. 151 fgg. V. 201 fgg. VII. 187 fgg. XI. 171 fgg. 14) Weitere Nachricht von der Geschichte dieses Donationswesens s. in Pratje Herzogth. Bremen und Verd. V. 327 fgg.

Besetzung hörte mit dem J. 1679 auf. Karl XI. kam ur Ruhe, entsagte weislich allen Kriegen, und dachte nur aran, seinem durch die Kriege geschwächten Reiche eine estere und glücklichere Verfassung zu geben, woran denn ene Länder auch Theil nahmen.

Neue Geschichte. Dritter Abschnitt. Die nterimistische Dänische Periode (J. 1712 — 1715) und Großbritannisch-Hannoversche Regirungszeit seit dem J. 1715.

Unter seinem Sohn und Nachfolger Karl XII. erfuhren diese Herzogthümer eine doppelte neue Veränderung der Landesherrschaft, zuerst die Dänische, und dann ie Großbritannisch-Hannoversche. Die Kriege, welche Karl XII. unaufhörlich in weit entlegenen Ländern führte, ein dadurch geschwächtes Reich, und Umstände, die in er Vorzeit ihren Grund hatten, veranlaßten den König Friedrich IV. in Dänemark, im J. 1712 am 31. Juli ine Armee von 11,000 Mann in 2 Kolonnen über die Elbe zu setzen, mit welcher er nach 5 Wochen Stade eroberte und dadurch Herr des Bremen- und Verdenschen wurde. Doch überließ er sie im J. 1715 am 11. Juli em mit ihm verbündeten Könige von Großbritannien als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg gegen 6 Tonnen Goldes, worauf die wirkliche Cession am 15. Okt. desselben Jahrs erfolgte. Nach Karls XII. Tode (1718) entsagte auch die Königin Ulrike Eleonore, welche die Nothwendigkeit erkannte, ihren Ländern Frieden und Ruhe wieder zu geben, ihren Ansprüchen auf diese Herzogthümer gegen Erlegung von 1 Million Thlr., und 90,000 Thlr. Schadloshaltungsgelder, über welchen letztern Punkt beide kontrahirende Theile sich im J. 1729 am 18. Aug. u Hamburg verglichen. — Zu diesen angeführten Summen, welche Hannover auf die Erwerbung der beiden Herzogthümer verwandt hat, kommen noch andre beträchtliche Summen, welche zur Einlösung verpfändeter Domänen erfodert wurden. Doch schlägt Scharf[15]) das Ganze, was die Erwerbung jener Provinzen gekostet hat, mit 2½ Million Thlr. zu hoch an, indem er das Geld, welches von Zeit zu Zeit zum Ankauf von Privatgütern und Privatgerechtsamen im Lande, zu großen Deichunkosten u. s. w. verausgabt ist, mit Unrecht zu demjenigen zählt, wofür diese Herzogthümer ursprünglich von Hannover erworben sind, wiewol diese Provinzen dem Könige sonst allerdings diese 2½ Millionen und wol noch ein mehres gekostet haben.

Unter Königlich Großbritannisch-Hannoverscher Regirung genossen die Bremen- und Verdenschen Länder eine langjährige Ruhe, und der Wohlstand des Landes stieg insonderheit auch durch die im J. 1750 begonnene und immer fortdauernde Moorkultur, wovon schon die im J. 1790 in den Annalen der braunschweig-lüneburgischen Kurlande S. 704 fgg. gegebene Übersicht Erstaunen erregen muß. Nur der 7jährige Krieg führte vorübergehende Übel herbei. Der Lüneviller Friede (1802) arrondirte das kleine Gebiet der jetzigen freien Hansestadt Bremen, und entzog zur Erreichung dieses Zwecks dem Herzogthum Bremen die alte Metropolitankirche mit ihren Zubehörungen und einigem angränzenden Gebiete. Gleich darauf äußerte der große französische Revolutionskrieg auch seine nachtheiligen Folgen auf die Bremen- und Verdenschen Provinzen, als Napoleon dort das Statsruder führte. Die Franzosen besetzten nebst den übrigen hannoverschen Ländern auch diese in den J. 1803—1806. Die damalige Überlassung derselben an Preußen dauerte nur bis zur Schlacht von Jena. Um dieselbe Zeit erfolgte die französische Wiederbesetzung. Vieles vom Bremen- und Verdenschen wurde darauf den im J. 1810 errichteten ephemerischen Königreiche Westphalen zugetheilt, aber zum Theil bald wieder von demselben durch des damaligen französischen Machthabers Willen getrent und seinen Staten einverleibt, bis sie durch die neusten Ereignisse wiederum ihrem rechtmäßigen Landesherrn zufielen. (*Schlichthorst.*)

Bremen (Hamburg.) **Erzbisthum.** (Kirchl. Geographie). Karl der Große theilte Sachsen, sobald er dasselbe sich unterworfen zu haben glaubte, in Bisthümer aus. Für Bremon an der Wirraha wurde der Britte Willehad 787 zum ersten Bischof geweiht, und der Metropole von Köln unterworfen; aber erst der Vertrag von Salz (803) befestigte diese Einrichtung. Für die überelbischen Sachsen wurde sodann 811 ein Bisthum in Hamburg errichtet, dem Heridag vorstand, von Ludwig dem Frommen 817 wieder aufgehoben und der Sprengel unter Bremen und Verden so getheilt, daß der Bischofssitz selbst in des letztern Loos fiel. Bei den Bedürfnissen des nordischen Missionars S. Ansgarius stellte Ludwig das Stift 831 wieder her, und setzte diesen als Erzbischof des ganzen unbekehrten Norden ein. Die Kathedrale zerstörten 845 die normännischen Seeräuber völlig, und daher versetzte Ludwig der Teutsche, nach Bischof Leuderich von Bremen Tode, 847 Angar an dieses Stift. Verden entsagte allen Ansprüchen auf den vormaligen Antheil an der Hamburger Diöcese, und auch Köln gab seine Metropolitanrechte über Bremen auf, und so wurde 858 aus der Bremischen und Hamburgischen Parochie ein einziges Erzstift gebildet, (jedoch noch mancherlei Anfechtungen ausgesetzt) dem die nordischen Bischöfe zu Suffraganen bestimt wurden, wovon aber endlich nur die spätern Bischöfe im überelbischen Slavenlande Lübeck, Ratzeburg, (Mecklenburg) Schwerin gerettet wurden. Seit der neuen Zerstörung Hamburgs (1072) wurde der erzbischöfliche Stuhl für immer zu Bremen aufgeschlagen, und von dieser Kathedrale der Titel allein (seit 1223 gesetzlich) geführt. Hamburg kam bei dieser Vereinigung in das Verhältniß einer abgesonderten Provinz, blieb aber stets eine von Bremen geschiedene Kirche, das fortdauernde eigene Domstift behielt auch bei der Wahl des gemeinschaftlichen Oberhaupts Rechte. Dieser Zustand dauerte bis zur Reformation und dem Osnabrücker Frieden, durch welchen (Art. X. §. 7.) die geistliche Herrschaft ganz zerstört, und in dessen Folge auch 1650 das Bremer Domkapitel von dem neuen Herzog Bremens, der Krone Schweden, völlig aufgelöset wurde, während das Hamburger bis zur allgemeinen Verweltlichung der teutschen Stifter fortbestand, wo dann die Stadt solches durch den §. 27. des Reichs-Deput.-Hauptschlusses vom 25. Febr. 1803 erwarb und aussterben ließ.

So theilte sich das Erzstift Bremen in zwei ganz

15) Annalen der braunschweig-lüneburgischen Kurlande 6ter Jahrgang S. 305—322.

verschiedene Sprengel, den südwestwärts der Elbe belegenen, und den nord- oder ostelbischen, Nordalbingien im Mittelalter genant. Ersterer sollte nach Karls des Gr. Bestimmung die Landschaften Wigmodia und Loegon von sächsisch teutscher Erde, Rustringen, Ostringen, Wangia, Norden von den friesischen Fluren begreifen. Wir haben über die Gränzen des Bremischen Sprengels, wie über die des benachbarten Verdens eine Urkunde von Karl dem Gr. und 788 zu Speier ausgestellt, welche zwar der Form nach nicht echt, und worin Vieles interpolirt ist, dem Inhalte nach aber vor der Kritik bestehen mag. Hienach lief die Sprengelgränze des Bisthums Bremen vom Nordener Meerbusen in Ostfriesland an, längs der Küste der Nordsee bis zur Elbe (so daß Helgoland außerhalb dieser Linie zu Schleswig bleibt) und in dieser herauf am Hamburger Sprengel bis zur Lühe, wo das Verdensche Bisthum Nachbar wird, und von diesem Fluß auf einem, im Einzelnen noch nicht völlig aufgeklärten Wege zur Oste, Otter, Wümme (Worpe?) zur Weser (zwischen Bremen und Verden) in dieser herauf und wieder auf die östliche Seite herüber, einen kleinen Strich zwischen dem Verdenschen und Mindenschen Sprengel, so weit der Lorgoe auf dieser Seite der Weser sich ausbreitete, einkreisend, dann wieder auf das westliche Ufer zwischen Nienburg (Mindensch) und Bücken (Bremisch) über, etwa auf der Gränze zwischen Ober- und Unter-Grafschaft Hoya zur Hunte, wo sie auf die Diöcese von Osnabrück stieß, zwischen Wartenburg, zu letzterer, und Oldenburg, zu Bremen gehörig, über diesen Bach und von da an längs dem Münsterschen Sprengel, auf ziemlich unerforschter Schneide nach Aurich, diese Stadt selbst zu Münster lassend, und von da zur Norder-Ems, so daß auch die Insel Bant münstrisch bleibt. In späterer Zeit fand eine Abänderung Statt, indem Verden, für die Wiederabtretung des ihm zugetheilten Striches der Hamburger Parochie, einen Ersatz zwischen Elbe und Weser erhielt, den man wol nur zwischen Worpe, Wümme und Kaltenbacher Moor suchen kann.

Dieses Land war in 5 Archidiakonate vertheilt: 1) den des Domdechants (wahrscheinlich blos die Stadt und deren Weichbild begreifend), 2) des Dompropsts, 3) des Vicedoms, von Hadeln und Wursten genant, beide im Osten der Weser, 4) von Bücken (sächsischer) und 5) Rustringen (friesischer Erde) im Westen des Flusses. (S. über die Gränzen und Eintheilung des Erzbisth. Bremen von Delius. Werniger. 1808. 8. und Wedekind's Hermann Herz. von Sachs. 1 Vorarbeit. S. 98—109 auch: Noten zu einigen Geschichtschreibern des teutsch. Mittelalters 1. Heft S. 48 ff. und S. 1 ff. von Limes Saxonicus im Nordosten der Elbe, vergl. Archiv der Gesellschaft für ält. teutsche Geschichtk. 3. B. S. 657.) Das Hamburger Bisthum mag nach der ersten Einrichtung wol alles Land zwischen Elbe, Eider, Bille und Trave, oder wenigstens der sächsischen Landwehr (Limes saxonicus) haben begreifen sollen [1]); unter Otto I. wurde dann 952 Aldenburg für Slavien abgeschieden [2]), der stete un[d] im Ganzen unglückliche Kampf mit den slavischen Stä[m]men ließ diese vorrücken, zerstörte Aldenburg, desse[n] Sprengel mit an Hamburg fiel, es verengte diesen Rau[m] immer mehr, so daß der früher sächsische Antheil vo[n] Wagrien ganz verloren ging, und auch das eigentlic[he] Holstein sehr verkleinert, und dadurch, bei der Wiedere[r]oberung, Raum für den (erneuerten Aldenburger) Lübe[k]ker Sprengel wurde [3]). Die Gränze, welche daher in d[er] spätern Zeit das überelbische Sachsenland und dessen Sti[ft] Hamburg hatte, war folgende: Der damalige Haupt[]strom der Elbe (wahrscheinlich die jetzt sogenannte: Dov[e] Elbe) mit den nördlich desselben liegenden Inseln [4]), na[]mentlich mit Einschluß von Billwerder, und der jetzt zu[] gedeichte Arm der Bille, welcher diese Insel von Korslac[k] und Altengamme trennte [5]), an der Bille herauf, und den Ratzeburger Sprengel zu der Vereinigung der beide[n] Hauptarme bei Trittow, welches Hamburgisch war. Dan[n] die Wasserscheide zwischen Bille, Trave, Schwentine un[d] Schwale auf der einen, und Alster, Bram, Stor bi[s] zum westlichen Ufer der Eider (nämlich der eigentliche[n] Quelle von Bordisholm südlich) anderer Seits, nebe[n] Lübeck hin. Also Stormarn, Dithmarsen und das ei[]gentliche Holstein. In diesem ganzen Distrikt übte de[r] Propst des Hamburger Domstifts die Rechte des Archi[]diakons, der Dechant aber die über die Stadt Hambur[g] und deren Gebiet [6]). (*Delius.*)

Bremen, eine freie Stadt des teutschen Bundes, welche noch wegen ihrer Verbindung mit den letzten Han[]sestädten Lübeck und Hamburg den Titel einer freien Han[]sestadt führt. — Bremen liegt an der Weser unter 53° 4′ 57″ Br. und 26° 27′ 5″ um sich her ihr geschlossenes Gebiet. Die Weser theilt sie in 2 ungleiche Hälften, wovon die größere Altstadt auf der rechten, die kleinere Neustadt auf dem linken Ufer der Weser sich ausbreitet; zwischen beiden zieht sich der Werder hin, dessen unterster Theil in die Stadt gezogen ist, und außer den Wällen sieht man noch eine Vorstadt. Das heutige Bremen besteht mithin aus 3 Theilen: der Altstadt, der Neustadt und der Vorstadt. Beide erste waren vormals mit Wällen und Bastionen umgeben, und so stark befestigt, daß

---

1) Daß später der Bezirk bis zur Peene und dem Demmin ausgedehnt wird, Helmold l. c. 2. 6. n. 1. ed. Bangert bezieht sich auf die Zeit, wo das Bisthum Aldenburg in Wagrien, welches für die Slaven gestiftet war, schon untergegangen, und der Anspruch auf dessen Sprengel, oder die Reste desselben mit Hamburg vereinigt waren. Verden muß seine frühern Rechte auf dem östlichen Elbufer bei der Stiftung von Aldenburg mit aufgegeben haben, denn wir finden nachher nirgends einer Erwähnung, vielmehr wurde bei der Stiftung Ratzeburgs die Billgränze durch den Erzbischof von Bremen-Hamburg bestimt. Urk. Heinrich d. Löwen 1158 bei Westphalen II. 2033. 2) Adam von Bremen bei Lindenbrog. Fabricius B. 2. K. 8. S. 18. Helmold B. 1. K. 12. Nr. 4 ff. u. K. 20. Nr. 2. S. 33 u. 60 a. a. O., wenn K. 79. Nr. 2. S. 157. Wagrien nicht genant wird, so liegt wol nur ein Auslassungsversehen zum Grunde. 3) Um 1150 (Helmold (B. 1. K. 24. S. 65. K. 79. S. 158.) von Erzbischof Hartwig, bevor Heinrich der Löwe die Investitur erlangte. 4) Anders lassen sich die fortwährenden Aufführungen der Elbinseln in den spätern Diplomen, sind sie gleich aus der Urk. von 834 geflossen: omnes quoque paludes infra sive juxta Albiam positos — infra ejusdem terminos parochiae ponimus, nicht wol erklären. 5) Wedekind Noten 1. 65. seit der Stiftung von Ratzeburg. Urk. 1158. Westphalen 2. 2034. 6) Das Verzeichniß der Benefizien der Propstei ist noch erhalten. Staphorst Hamburg. Kirchengesch. I. 467.

sie wol eine Belagerung auszuhalten im Stande waren: da indeß theils die Unterhaltung zu kostbar fiel, theils auch bei der Größe der Stadt ihre Bewachung die Statskräfte überstieg, so hat man sie in neuern Zeiten in Promenaden und englische Partien verwandelt. Aus denselben führen 6 Thore in das Freie, die Stadt hat in ihrem Innern, besonders in der Altstadt, zwar viele krumme und enge Straßen, die mit Häusern aus dem Mittelalter besetzt sind, indeß machen diese immer mehr bessern Gebäuden Platz, und die Neustadt ist nicht allein regelmäßiger angelegt, sondern besitzt auch manches gute Gebäude in einem modernen Style. Große offene Plätze sind gar nicht vorhanden; schön und lebhaft ist immer die Weserbrücke, die die beiden Städte verbindet, wenn gleich ihre Struktur lange der Dresdner und Würzburger Brücke nicht gleichkomt. Unter den öffentlichen Gebäuden steht das alte gothische Rathhaus mit seinen Gewölben, worin der älteste Rheinwein aufbewahrt wird, oben an: andere öffentliche Gebäude sind die Börse, der Schütting, wo sich die Alterleute oder Repräsentanten der Kaufmannschaft versammeln, das Gießhaus, der Schützenwall, der Marstall, die Wage, die Kornhäuser und als Privatunternehmungen das Schauspielhaus und das Museum, letzteres ein Vereinigungspunkt der gebildeten Volksklassen. Unter den 9 Kirchen ist die Domkirche als die Mutterkirche des ganzen Herz. Bremen merkwürdig; sie war bisher die einzige lutherische Kirche in der Stadt und unter ihr befindet sich der berufene Bleikeller mit seinen unverwest erhaltenen Kadavern. Die Liebfrauen-, Martins-, die Stephans- und Neustadtkirchen gehören den Reformirten, in der Ansgarkirche predigt ein reformirter und lutherischer Geistlicher, die Vorstadt enthält ebenfalls 2, das Armenhaus 1 Kirche. An wissenschaftlichen Anstalten bestehen das seit 1823 Lutheranern und Reformirten gemeinschaftliche akademische Gymnasium, 1 Realschule, 1 Seefahrtsschule, mehre Elementarschulen und Privatinstitute, auch besitzt die Stadt auf dem Rathhause eine Bibliothek von 16,000 Bänden und ein kleines Museum. Unter den milden Stiftungen sind das Johanniskloster, jetzt eine Irrenanstalt und Hospital mit 1 kleinen Kirche, 1 Hospital für bejahrte Frauenspersonen, 1 Armenhaus, 1 Hospital für alte Schiffer unter dem Namen Seefahrt, 1 luth., 1 ref. Waisenhaus, 3 Witwenhäuser, 1 sogenannter Pröven bei der Rembartskirche, 1 Beguinenhaus und mehre sogenannte Gottesbuden als freie Wohnungen für bedürftige Personen; es fehlt also in dieser freien Stadt nicht an Unterstützungen aller Art, es ist auch ein Armeninstitut vorhanden und die Armenanstalten sind neuerdings sehr verbessert. Die Anzahl der Häuser, die in den beiden Stadttheilen und in der Vorstadt stehen, beläuft sich auf 5850, die der Einw. auf 38,000, worunter etwa 14,000 Reformirte und 1000 Juden, der Rest Lutheraner, die bisher die unterdrückte Partei in der Stadt bildeten und erst seit neuern Zeiten mit den Reformirten gleiche Rechte erhalten haben. Die Einwohner ziehen ihre Nahrung aus den Fabriken, aus der Schiffahrt und aus dem Handel. An Fabriken waren 1806 in der Stadt 1 Amidonfabr., 10 Baumseidenmanufakturen, 1 Bleiweiß-, 2 Bremergrünfabr., 3 Buchdruckereien, 4 chemische Fabr., 3 Cichorienfabr., 5 Essigbrauereien, 8 Färbereien und Leinwanddruckereien, 2 Fischbeinreißereien, 2 Garnmanufakturen, 5 Hutfabr., 5 Kalkbrennereien, 2 Kamlotmanufakturen, 3 Kattundruckereien, 11 Korkschneidereien, 2 Leimsiedereien, 2 Lichtziehereien, 4 Leinenmanufakt., 1 Papiermühle, 9 Raschwebereien, 1 Schnallenfabr., 1 Segeltuchweberei, 4 Seifensiedereien, 2 Siegellackfabr., 59 Wollenstrumpfwebereien, 70 Tabaksfabr., 5 Wollengarnmanuf., 6 Zuckersiedereien, 2 Zwillichwebereien und 1 Zwirnbleiche. Einige sind seit der französischen Usurpation zwar aufgegeben, dafür aber neue an die Stelle getreten, andere leiden unter dem Fluche der Zeit, der auf die ganze teutsche Manufaktur wirkt, und erwarten erst von der bessern Zukunft einen neuen Schwung. Indeß steht es jetzt um das Bremensche Fabrikwesen wol nicht schlimmer, als vor jener Periode. Die Schiffahrt hat dagegen seitdem an Thätigkeit zugenommen; die Bremer unterhalten nicht allein Seeschiffe, sondern sie theilen sich auch mit Münden in die Schiffahrt der Weser, doch nehmen die Bremer daran bei weitem geringern Antheil, indem 1788 von 247 Fahrzeugen, die damals von Bremen nach Münden abgingen, nur 2 Bremer waren. Um desto wichtiger ist die Seefahrt: 1806 hatten die Bremer 178 1817 201 Schiffe in See, wovon in letzterm Jahre 11 auf den Heringsfang ausliefen, die übrigen sich aber über die Ostsee, über die britischen, französischen und spanischen Meere, selbst bis nach Nordamerika verbreiteten, jedoch aus Korsarenfurcht selten über Cadix hinaus sich in das mittelländische Meer wagten. 1817 gingen 11 Bremensche Schiffe durch den Sund. Zwischen Hamburg und Bremen ist die Wattenfahrt durch Börtschiffe, die etwa 30 bis 40 Lasten tragen, bedeutend, indem gewöhnlich von Bremen nach Hamburg 100, von Hamburg nach Bremen 70 dergleichen Schiffe damit beschäftigt sind, noch stärker aber die Güterspedition auf der Achse, die von Bremen sich nach Stade richtet und bei den Sandchausseen im Bremenschen oft beschwerlich ist. Wird einst der Kanal, der quer durch das Herzogthum sich zieht, zur Schiffahrt eingerichtet seyn, so wird dies den Verkehr zwischen den beiden Stapelstädten sehr erleichtern. Die Bremensche Seeschiffahrt wird vorzüglich durch den Mangel eines Hafens behindert; große Seeschiffe können auf der Weser nur bis an den Oldenburgischen Hafen zu Bracke, geringere bis Vegesack, dem der Stadt zugehörigen Hafen, gelangen, wo sie dann löschen und das Gut auf Leichterschiffen oder großen Booten nach Bremen schaffen müssen. Nur geringe Schiffe können an die Kaien gelangen. 1797 liefen in diesen 3 Häfen 1018, 1803. 901, 1817. 1223 und 1823. 1098 Schiffe ein. Der Handel ist von dem weitesten Umfange, und hat sich in neuern Zeiten noch erweitert: er umfaßt das ganze teutsche Wesergebiet und alle Gegenstände der teutschen und französischen Produktion, der ost- und westindischen Kolonialwaren und der teutschen, französischen und britischen Fabrikation, doch sind uns keine detaillirte Handelslisten darüber bekant. Die ausgebreitetsten Geschäfte macht es in Bordeauxweinen; diese werden aus der Quelle auf der Mutter gezogen, erhalten hier Schnitt und Appretur, worin die Bremer es unter allen Teutschen am weitesten gebracht haben und in Europa in dieser Kunst nur von den Bordeauxern selbst übertroffen werden, und gehen von hier aus durch

beide Sachsen und Westphalen; doch hat in neuern Zeiten die stärkere Verbreitung der Franken- und Rheinweine in Teutschland, die zum Theil durch die Weinreiter hervorgebracht ist, so wie der stärkere Impost in den preußischen Staten dem Bremenschen Handel beträchtlichen Eintrag gethan. 1806 fand man in Bremen überhaupt 290 Kaufleute, 57 Kommissionäre und Spediteure, 10 Lotteriekollekteure, 3 Buchhandlungen, 4 Apotheker, 6 Banquiers und Wechsler, 4 Assecuradeure und 22 Mäkler aller Art. Man rechnet, daß der Bremer Handel doch nur ⅕ des Hamburgischen ausmache. Die Stadt besitzt ihre eigene Wechselordnung, und hat als Beförderungsmittel des Handels eine 1815 eröffnete Girobank, eine Discontokasse seit 1817, und eine Heringsfischereigesellschaft, auch ein eigenes Seerecht und Börse. Sie hält 2 Jahr- und Roßmärkte, 4 Pferdemärkte, 1 Lukasfreimarkt, 2 Stuhl- und 2 Brodmärkte, und besuchte Wochenmärkte. Das Leben in dieser freien Stadt ist nicht wohlfeil. Zu ihren Vergnügungen gehören das Theater, das Museum und die gewöhnlichen Lustbarkeiten der nordischen Städte, auch ist hier 1 Loge. Die Stadt ist der Geburtsort der Geschichtschreiber Adam von Bremen und A. H. Heeren und des Astronomen Olbers*).

Die Verfassung dieses Freistats hat gegenwärtig einen ganz demokratischen Zuschnitt, ist aber noch nicht völlig regulirt, und man arbeitet gegenwärtig an einer neuen Konstitution, deren Entwurf schon seit 1815 vorgelegt ist. Bisher hielt die höchste gesetzgebende Gewalt der Bürgerkonvent in Händen, welchen alle freien nicht dienenden Bürger ohne Unterschied der Kirchen bilden: an ihrer Spitze stehen die verschiedenen Älterleute, welche unter sich auch noch ein Kollegium ausmachen, zu dessen Geschäftskreise alles, was Gewerbe, Handel und Schiffahrt betrifft, gehören. Die ausübende Gewalt ist dem Senate oder Magistrate anvertrauet, der aus 4 Bürgermeistern, 2 Syndicis und 24 Rathsherren, wovon 16 Gelehrte und 8 Kaufleute seyn müssen, zusammengesetzt ist: die wirkliche Geschäftsthätigkeit wechselt halbjährig unter der Hälfte des Senats ab, an deren Spitze einer der Bürgermeister den Präsidenten macht. Der Senat ergänzt sich aus sich selbst, indem er aus 3 vorgeschlagenen Kandidaten denjenigen aufnimt, welcher die absolute Stimmenmehrheit für sich hat. Was für Abänderungen jetzt in dieser Verfassung eintreten möchten, darüber wird die Folge entscheiden: schon sind den Lutheranern, die bisher nur einen beschränkten Antheil an der Regirung nahmen, mehre vortheilhafte Concessionen nachgelassen, und gewiß werden sie mit den Reformirten völlig gleiche Rechte erhalten.

Die Bürgermeister und Rathsherren sind in 4 Quartiere getheilt. Der Senat hat die Kasse unter Händen. Bei wichtigen Angelegenheiten wurde bisher die Wittheit zugezogen. Diese bestand aus den Älterleuten und den Schoß gebenden Bürgern. Die Kämmerei verwalten 4 Rathsherren, die an die Bürgerschaft oder die Älterleute Rechnung ablegen. Der Senat ist zugleich das erste Dikasterium; es theilt sich in das Ober- und Niedergericht ab. Jenes machen die beiden jedesmal im Eide sitzenden Quartiere des Raths aus, dieses verwalten abwechselnd 2 gelehrte Richter und 2 Beisitzer aus den jedesmal regirenden Rathsquartieren. Das kaiserliche Gastgericht hat mit den Ober- und Niedergerichten konkurrirende Gerichtsbarkeit und ist auf eben die Art besetzt. Von beiden geht die Berufung an das gemeinschaftliche Appellationsgericht zu Lübeck. Die Gogrefengerichte im Gebiete der Stadt halten die 4 Gogrefen. Bei dem Borgfeldschen Gerichte steht dem Erbrichter einer der Bürgermeister zur Seite, die Stadt hat auch ihr eigenes Kriegs- und Seegericht. Bürgerliche Kollegien bilden 1) das Kollegium der Älterleute, deren 14 sind, und 2) die Bürgerkompagnien, 20 in der Altstadt, 5 in der Neustadt und 5 in der Vorstadt.

Die freie Stadt hat mit Frankfurt, Lübeck und Hamburg die 17. Stelle auf der Bundesversammlung, im Plenum eine eigene Stimme; zum Bundeskontingente stellt sie 385 Mann, die 1 Bataillon ausmachen, und mit der übrigen hanseatischen Legion zur 2. Division des 10. Heerhaufens stoßen. Das Wapen ist ein silberner schräg rechts liegender Schlüssel mit aufrechts und links gekehrter Schließplatte in Roth; die Statseinkünfte betragen etwa 400,000 Guld. Die Abgaben sind wenig drückend, nur ist die Konsumtionsabgabe an den Thoren für den gemeinen Mann lästig. Die Stadt hat beträchtliche Schulden, die um 1815 mehr, als 4½ Mill. Guld. betrugen: aber sie hat von jeher die Zinsen richtig abgeführt und daher einen festen Kredit, fängt auch gegenwärtig an, Kapitalien abzutragen. Ein stehendes Militär hält sie nicht: die Bürgerwehr bildet ein Regiment von 4 Bat., wovon das vierte auf Kosten des Stats uniformirt ist.

Das Gebiet der Stadt — 3^{21} □Meilen mit 9640 Einw. — liegt um die Stadt her, besteht meistens aus Gärten und Fettweiden, und ist außer dem Marktflecken Vegesack unter die Gogerichte Obervieland, Niedervieland, Hollerland, Blockland und das Gericht Borgfeld vertheilt. Es zählt 1 Marktflecken, 14 lutherische Kirchspiele, 35 Dörfer und Weiler und 2550 Häuser**).

Bremen ist ein alter Ort, wo sich bereits Fischer und Schiffer angesiedelt hatten, als Karl der Große den Entschluß faßte, 787 oder 788 an demselben ein Hochstift zu gründen. Um die Kathedrale desselben blühete bald eine

*) Buch und Rechnung wird in Bremen in Reichsthalern zu 72 Grot, jeder zu 5 Schwaart gehalten. 1 Reichsthaler hält 2¼ Bremer Mark, 6 Kopfstücke, 16 Dütchen, 18 Flinriche, 48 Schillinge, 72 Grot und 360 Schwaarte, wobei der Werth dieser Münzen nach dem Konventionsfuße bestimt wird. Wirklich geprägte Geldsorten sind Dukaten in Golde zu 2¾ Rthlr., in Silber ganze, ½ und ¼ Speciesthaler zu 96, 48 und 24 Grooten, Kopfstücke zu ⅙ Species und Flinriche zu 4 Grooten, auch 6, 3, 2, 1, ½ Grootstücke; in Kupfer Schwaarten. — Das Längenmaß sind Ruthen zu 2⅔ Klafter = 8 Ellen oder 16 Fuß, die Elle zu 256⅔, der Fuß zu 128⅓ Par. Linien. Der Quadratfuß hält 114⅓ Par. □Zoll, und der Kubikfuß $1219\frac{1}{11}$ franz. Kubikzoll. Der Scheffel von 4 Vierteln zu trocknen Waren hat 3685, das Stübchen von 4 Quart zu flüssigen Waren 160 Par. Kubikzoll. Das Weinmaß theilt sich in Oxhofte, Ohme, Anker und Bouteillen. — Das Bremer Pfund Handelsgewicht ist 10,380 holl. Asen schwer.

**) Die Hansestädte Lübeck und Bremen. Leipz. u. Ronneburg 1807. 8. — Adreßbuch der Stadt Bremen von Heyse 1801 und von 1821. — Länder- u. Völkerkunde B. XXII. H. 6. — Weim. vollst. Handbuch V. S. 797—808. — C. A. Heineke Charte des Gebiets der freien Hansestadt Bremen. Bremen 1806. — Murtfeld's Grundriß von Bremen. Bremen 1811.

Stadt auf, die Karl einem Statthalter, der den Titel Potestat führte, untergab. Als 858 das Bremer Bisthum mit dem Erzbisthume Hamburg verbunden wurde, entstanden zwischen beiden Domkirchen große Streitigkeiten, die erst in der Folge 1223 zu Gunsten Bremens entschieden wurden, und das Erzstift, welches zu Bremen blieb, hatte nun 2 Kathedralen und 2 Kapitel, der Erzbischof zu Hamburg erhielt indeß von König Otto I., daß der zu Bremen sitzende kaiserliche Potestat abberufen und keiner wieder angesetzt wurde, wodurch der Grund zu der bischöflichen Autorität in dieser Stadt, die 934 ihren ersten Magistrat und große Privilegien erhielt, gelegt war; doch mußten die Bischöfe die erworbenen kaiserlichen Gerechtsame durch besondere Kastenvögte verwalten und ausüben lassen (Ursprung des Gastgerichts). Bremen wuchs unter dem Krummstabe mächtig heran und wurde bald die Stapelstadt des Stroms, an dem sie lag, und trat schon vor 1260 zu der Hanse. Indeß herrschten in der Stadt zwischen Rath und Bürgerschaft langdauernde Unruhen, die sie von 1289 an in verschiedene auswärtige Fehden verwickelten und ihr zweimal die Ausschließung aus der Hanse und sogar Acht und Oberacht zuzogen, bis solchen 1433 endlich ein Vertrag, die Tafel oder Eintracht genant, und nach neu entstandenen Zwistigkeiten 1532 die neue Eintracht ein Ende machten. Das Verhältniß mit dem Erzbischofe, der sich als Herrn der Stadt ansah, und der Stadt, die sich als freie Reichsstadt, was sie doch nicht war, gerirte, blieb dabei immer gespant. Ihre Händel mit den Rustringern, Oldenburgern und Harlingern unterbrachen auch zu verschiedenen Zeiten ihre Ruhe, und als sie 1522 zu der protestantischen Kirche übertrat und den Schmalkaldischen Bundesgenossen Hilfe sandte, wurde sie zwar 1550 in die Acht erklärt, entging aber dem Ungewitter, was sich über Magdeburg zuerst entlud, durch den 1552 von Moritz erzwungenen Passauer Vertrag. Nun brachen aber die Zwistigkeiten unter den Lutheranern und Reformirten in dieser Stadt in lichte Flammen aus; die Lutheraner lagen völlig unter und wurden bis 1638, wo der letzte Erzbischof in Bremen ihnen seine Domkirche trotz des widersprechenden Senats öffnete, aller Kirchen im Umfange der Stadt beraubt. Noch war die Stadt nicht als Reichsstadt anerkant. Zwar wurde sie 1640 zum Reichstage berufen und im westphälischen Frieden ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten in geistlichen und weltlichen Sachen mit der völligen Reichsunmittelbarkeit bestätigt. Doch sahe sie sich in dem Vergleiche mit Schweden zu Habenhausen 1666 zu dem Versprechen genöthigt, ihr Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage, wenn derselbe zu Ende gegangen seyn würde, aufzugeben. Da derselbe indeß seitdem permanent blieb, so behielt sie ihren Sitz und ihre Stimme, und 1731 gestand ihr endlich das Haus Braunschweig-Lüneburg als nunmehriger Besitzer des Herzogthums Bremen die Reichsfreiheit völlig zu. Ihre übrigen Verhältnisse mit Braunschweig regulirte sie in dem Vertrage von 1741, worin sie das Amt Blumenthal, das Gericht Neuenkirchen und die Meier und Köther auf dem Düvelsmoore abtrat. 1803 wurde ihre Unmittelbarkeit aufrecht erhalten und der Deputationsrezeß sicherte ihr alle fremdherrliche Gerichtsbarkeiten in der Stadt, die Güter des Bremer Stifts und die Dörfer Hastedt, Schwachhausen und Wahr zu, auch sollte zu ihren Gunsten der Elsflether Zoll, weshalb sie bereits im Anfange des 17. Jahrh. eine langwierige Fehde mit dem Grafen von Oldenburg geführt und sich 1652 sogar die Reichsacht zugezogen hatte, aufgehoben werden*). Aber 1810 schlug Napoleon sie zu dem neuerrichteten Departement der Wesermündungen, und suchte zwar den Verlust ihrer Unabhängigkeit mit dem Titel einer guten Stadt und der Fixirung der Departementalautoritäten in ihren Mauern zu versüßen, indeß wurde durch diese Maßregel ihr Handel ganz vernichtet und ihr Wohlstand auf das tiefste erschüttert. Zum Glück erhielt sich dieser Zustand nur wenige Jahre, schon 1813 befreiete sie die Leipziger Schlacht von der französischen Usurpation, und der Wiener Kongreß gab sie 1815 dem teutschen Bunde als freie Stadt zurück. Sie hat sich seitdem bemühet, die nöthigen Abänderungen in ihrer veralteten Konstitution herbeizuführen, und sich ihrem vormaligen Wohlstande durch weise Verfügungen zurückzugeben. Auch ist 1821 die Aufhebung des Elsflether Zolls wirklich erfolgt, und die neue Weserconvention von 1823 verspricht ihrem Handel auf dem Strome eine gesicherte Existenz. Als Hansestadt steht sie noch immer mit Lübeck und Hamburg in Verbindung. (*Hassel.*)

Bremerlehe, s. Lehe.

BREMERVÖRDE, ein ansehnlicher Marktflecken im Herzogthum Bremen mit Weichbildes-Gerechtigkeit, 3 M. von Stade an der schiffbaren Oste. Hier baute Herzog Lüder von Sachsen im J. 1122 ein Schloß, welches nachmals die Residenz der Bremischen Erzbischöfe und darauf der schwedischen Statthalter war. Auch befand sich hier die erzbischöfliche Kanzlei, bis sie zu schwedischer Zeit nach Stade verlegt wurde. Jetzt ist Bremervörde der Sitz eines königlichen Amtes, welches den Marktflecken Bremervörde, die Börde Öhrel und Hesedorf mit 18 Dörfern und 14 Weilern und Höfen, die Moorvogtei Gnarrendorf mit 11 Dörfern und Weilern, die Börde Lamstädt und das Gericht Warstade mit 20 Dörfern und 12 Weilern und Höfen, zusammen mit 1772 Häus. und 10,412 Einw. begreift, eine Präpositur, unter welcher die Pfarren Altluneberg, Basbeck, Bevern, Beverstedt, Bexhövede, Bremervörde, Gnarrenburg, Kirchwistedt, Lamstedt, Lockstedt, Mulsum, Öhrel und Ose stehen, und einer Hauptreceptur, hat 1 Kirche, 211 Häus. und 1593 Einw., die Brantweinbrennerei, Schiffbau und mehre Gewerbe und einen lebhaften Verkehr unterhalten. Es werden 4 Jahr- und 1 besuchter Viehmarkt gehalten. — Das Amt, welches sich an der Oste herunter erstreckt und einen Theil des großen Düvelsmoors enthält, wodurch seit 1766 der Schiffahrtskanal zieht, hat nach dem Kataster 185,270 Kalenb. Morgen; seine Bewohner nähren sich vom Viehhandel, vom Holz- und Torfhandel. In der Börde Lamstedt ist der Ackerbau einträglich, es wird vieles Garn gesponnen und auf dem Vitimarkte zu Belm versilbert. Sonst findet sich im Amte nur 1 Papiermühle, die bereits seit 1695 im Gange ist, aber die bei Bremervörde errichtete Glashütte ist wieder eingegangen. Von den in das Amt gehörigen Vehndörfern siehe den Artikel **Vehn-Colonien**. (*Schlichthorst u. Hassel.*)

*) Vgl. Ch. N. Roller's Vers. e. Geschichte der kais. und reichsfr. Stadt Bremen. (1799. 1803. 4 Bde. 8.)

BRENNUS, ein Feldherr der gallischen Senonen, als diese um das J. 389 vor Chr. aus dem nördlichen Italien gegen Rom vordrangen. Die Veranlassung zu diesem Kriege war folgende. — Die Kelten, denen nach Appian [1]) wegen der Überfüllung ihres Landes an Einwohnern ihre Wohnsitze zu enge wurden [2]), wanderten 300,000 Mann stark aus, um sich in andern Ländern anzusiedeln [3]). Diese Gallier nannte man **Senones** [4]), sie wurden aber von den Griechen mit dem allgemeinen Namen der Hyperboreer bezeichnet [5]), und waren ohne Zweifel mehre gallische Völkerstämme, da auch Gäsaten in dem Heere des Brennus vorkommen [6]). Es war ein rauhes, kühnes, kriegerisches Volk [7]), dessen ursprüngliches Vaterland am Rheine [8]) nicht weit von dessen Ausfluß am Meere [9]) sich befand, wo später germanische Völkerschaften einwanderten. Diese waren schon früher, zu Tarquinius Priscus Zeit, auf der Wanderung ins südliche und mittlere Gallien, wo sich noch in spätern Zeiten Senonen finden. Hier herrschte Ambigatus ein kraftvoller Fürst, der durch Unruhen bedrängt [10]), einen Theil des kriegerischen Volkes unter Bellovesus und Sigovesus aussandte, um neue Wohnsitze zu erobern. Während Sigowes die Tectosagen in das südliche Teutschland führte, wo sie sich jenseit des Rheines am orcynischen Waldgebirge niederließen [11]), führte Belloves mehre andere Völker, Bituriger, Aduer, Ambarren, Carnuten und Senonen über die Alpen, schlug die Tusker am Tessin und besetzte den ganzen Landstrich des fruchtbaren Oberitaliens bis an die tyrrhenischen Gränzen [12]). Ähnliche Umstände wie bei der ersten Einwanderung veranlaßten den zweiten ähnlichen Zug, den Niebuhr ohne Grund für identisch mit dem ersten hält [13]). Als Ursache wird angegeben die Unfruchtbarkeit Galliens in Vergleichung gegen die lachenden Gegenden Italiens, und die zu große Vermehrung der Einwohner [14]). Auch dieses Mal theilte sich der Zug in zwei Haupttheile, deren einer sich nach Illyrien [15]) wandte, während der andere nach Italien vordrang. Ein helvetischer Zimmermann in Rom, Helico, soll die nähere Veranlassung des neuen Zuges nach Italien gewesen seyn, indem er Feigen, Trauben, Wein und Öl mit sich in sein Vaterland nahm, und dadurch die Lüsternheit der den Trunk liebenden Gallier erregte [16]). Nach Livius [17]) und Plutarch [18]) lockte sie auf diese Weise Aruns aus Privathaß gegen seine Vaterstadt Clusium. Beide Nachrichten widersprechen sich nicht, wenn man annimt, daß sich Aruns des in sein Vaterland zurückkehrenden Helvetiers bedient habe. Die Gallier zogen nun, wahrscheinlich schon jetzt unter Anführung des Brennus, aus, drangen 200 Jahr nach dem ersten Einfalle über die Alpen [19]) vor, und es waren vorzüglich die Senonen, welche sich nach Italien wandten, wo sie Stammgenossen schon vorfanden. Vereinigt mit den übrigen früher eingewanderten Galliern, welche von ihren neuen Wohnsitzen Insubrer genant wurden, schlugen sie die Etrurier und Umbrier am Po [20]), und nahmen die reiche Stadt Melpum an demselben Tage ein, an welchem die Römer Veji eroberten [21]), darauf besetzten sie das Land nördlich von Ancona [22]) zwischen den Flüßchen Utens und Äsis [23]) (Mantona bei Ravenna und Flumesino zwischen Ancona und Sinigaglia), welches von ihnen Gallia Senonum genant wurde.

Von hier zog Brennus mit 30,000 Mann Senonen gegen Clusium [24]), ob allein, oder mit andern Völkern im Bunde? wagte schon Livius nicht zu bestimmen [25]). Die erschrockenen Clusiner riefen die Römer zu Hilfe, welche nach der Eroberung von Veji durch die Großmuth des Camillus auch die Falisker unterworfen hatten, und die Gallier nahmen die Vermittelung an [26]) (362 A. V.). Allein die Abgesandten der Römer, drei Fabier, stolz auf die bisher erfochtenen Siege und noch trunken von dem Glanz der Feste, welche nach der Eroberung von Veji und Faleri gefeiert waren, verspotteten die Gallier, daß sie Land in Etrurien foderten, und nach einer Trennung im Zorne verleiteten sie die Clusiner zu einem Überfall fouragirender Gallier und fochten selbst mit [27]). Livius [28]) erzählt, daß die Antwort der Gallier „in den Waffen liege ihr Recht" sogleich eine Schlacht herbeigeführt habe, woran die röm. Gesandten „gegen das Völkerrecht" Theil genommen hätten, und daß Quintus Fabius selbst einen Anführer der Gallier getödtet habe. — Hierauf wandte sich der Zorn der Gallier von Clusium ab gegen die Römer. Sie zogen sich zu neuen Rüstungen zurück, und foderten unterdeß die Auslieferung der Fabier, durch Gesandte, deren Antrag der Senat an das Volk verweist und der so wenig geachtet wurde, daß vielmehr die Verletzer des Völkerrechts zu Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt für das nächste Jahr erwählt wurden [29]). Etwas anders erzählt die Verhandlung Dion [30]), doch ist soviel gewiß, daß die gallischen Gesandten erbittert zurückkehrten, und von den Römern faktisch zuerst der Krieg erklärt worden war.

Obgleich sehr geschwächt durch ihre vorigen Kriege, und obgleich Brennus sich durch die Gäsaten verstärkte, mit denen er eine Armee von 70,000 Mann unter sich hatte [31]); glaubten doch die stolzen Römer, keine große Kraft gegen sie aufbieten zu müssen [32]), sammelten in der Eile ein Heer von 40,000 Mann [33]), und trafen an der Allia [34]) mit einem furchtbarern Feinde als sie zu finden geglaubt hatten, zusammen. Nicht weit von ihrem

1) *App.* IV. Abth. II. exc. de legatt. 8. 2) *Justin.* 24, 4. 3) *Justin.* ibid. 4) *Suidas* s. v. *Keltoi.* 5) *Plut.* Camillus. *Heyne* zu Guthrie und *Gray* III, 974. 6) *Strab.* V, 1. §. 6. 7) *Justin.* XXIV, 4. *Flor.* I, 13. 8) *Appian.* l. c. 9) *Florus* l. c. *Juvenal* XI, 113. 10) *Justin.* XX, 5. 11) *Caes.* VI, 24. 12) *Liv.* V, 34. Mailand, Brescia, Comp und mehre andre Städte wurden von ihnen gegründet. 13) Röm. Gesch. II, 255 rc. *Liv.* V, 33. warnt ausdrücklich davor, beide Züge zu verwechseln. 14) *Justin.* XXIV, 4. 15) *Justin.* l. c. 16) *Plin.* XII, 2. 17) *Liv.* V. 33. 18) Camillus 15.

19) *Liv.* 5, 33. 20) *Liv.* V, 35. 21) *Plin.* III, 21. 22) *Plin.* 3, 19. 357 a. V. c. 23) *Liv.* V, 35 Utente und Athesim ist falsche Lesart. cf. *Strabo* V. p. 227. *Plin.* 3, 1. 24) *Plut.* Camillus 17. *Diod. Sic.* IV, 113. 25) *Liv.* V, 35. 26) *Liv.* V, 36. 27) *Appian.* IV. Abtheil. II. Exc. 8. de legationibus. 28) *Liv.* V, 36. 29) *Liv.* V, 36. *App.* I. 9. Exc. 30) *Dion.* Fragm. CXLI, 1, 2. 31) *Strab.* V, 1. §. 6. *Dion.* Fragm. 141. *Diodor.* XIV, 114. 32) *Liv.* V. 37. 33) *Plut.* Camill. p. 137. 34) *Plut.* Camill. 19. *Liv.* V, 37.

Einfluß in die Tiber war das Schlachtfeld, welches über Roms Schicksal entscheiden würde. Die Römer wurden vollkommen geschlagen, und die Verwirrung derselben war so groß, daß viele der Flüchtigen nach Veji statt nach Rom zu entkommen suchten [35]). Die Schlacht fiel nach Dionysius [36]) im 1sten Jahre der 98 Ol. vor, nach Strabo 21 Jahr nach der Schlacht bei Aegospotami zur Zeit des Antalcidischen Friedens (387 a. Chr.) nach Appian Ol. 97 [37]), nach Macquers Röm. Jahrb. 363 nach Erb. der Stadt Rom. Livius gibt dem Brennus das Zeugniß, daß nicht blos das Glück, sondern auch die Klugheit in Anordnung des Heeres auf seiner Seite gewesen sey [38]). Die Flüchtlinge, welche Rom erreichten, waren so bestürzt, daß sie ohne einmal die Thore zu schließen auf das Capitolium flohen [39]).

Aber auch Brennus war von seinem Glücke bestürzt. Er verweilte noch 3 Tage, vielleicht um die Todten zu bestatten, und die Waffen der Erschlagenen zusammen zu legen, wie es gallische Sitte erheischte, und ließ so den Römern Zeit, die Tiberbrücke abzutragen, und die besten Schätze, wozu wahrscheinlich auch die historischen Urkunden gehörten [40]), auf das Capitol zu schaffen. Langsam, und immer einen Hinterhalt fürchtend, rückte Brennus vor, und kam eben vor Sonnenuntergang vor Rom an, wo der Vortrab von Reiterei noch die Thore offen und die Mauern unbesetzt fand. Dieses neue Wunder bewog ihn, nicht unvorsichtig in die volkreiche Stadt zu gehen, sondern am Anio stehen zu bleiben, und erst den andern Morgen, nach sorgfältiger Untersuchung der andern Thore, in die Stadt einzubrechen [41]). Die meisten Einwohner Roms waren in die benachbarten Städte geflohen, die junge Mannschaft hatte sich auf das Capitol begeben, und Brennus traf blos Weiber und Kinder und 80 Greise an [42]), welche lieber dem Tode sich weihen als ihr Vaterland verlassen wollten. Sie saßen auf Curulischen Sesseln, einige als Zeichen ihrer Würde im priesterlichen Ornate, andere als Konsuln gekleidet. Anfangs achteten die Gallier die Ehrfurcht einflößende Stellung der Greise; als aber ein Gallier den Bart des Papirius streichelte, und dieser ihm mit seinem Befehlshaberstabe einen Schlag auf den Kopf versetzte: so ermordeten die Sieger die Greise und die Stadt wurde geplündert und verbrant [43]) mit Ausnahme einiger Gebäude auf dem Palatinischen Hügel [44]). Die Thusker [45]) benutzten dieses Unglück der Römer und verwüsteten das römische Gebiet, wurden aber unvermuthet von den nach Veji entflohenen Römern überfallen, geschlagen und selbst ihres Lagers beraubt [46]), dadurch erhielten die geflüchteten Römer für sich und für viele andere, die auf dem Lande zerstreuet waren, Waffen [47]), und so sammelte sich im Rücken der Gallier eine nicht unbedeutende Armee, während das belagerte Kapitol unter dem Tribun Sulpicius kräftigen Widerstand leistete. Brennus hatte unterdeß einen Theil seines Heeres nach Ardea der Hauptstadt der Rutuler geschickt, um zu plündern, oder vielmehr wol, um die nöthigen Lebensmittel für die Belagerer herbei zu schaffen. Hier war der Sitz des verbannten Camillus [48]), dieser beredete die Ardeaten [49]), in der Nacht auszufallen, und richtete eine große Niederlage unter den Galliern an [50]). Die römische Armee in Veji wünschte den Camillus wieder an ihrer Spitze. Durch einen kühnen Jüngling Cominius, der mitten durch die Feinde über die Tiber schwamm, und das Capitol erstieg, ließ sie der Besatzung von den Vortheilen, welche sie errungen, Meldung thun, zur tapfern Gegenwehr und zur Rückberufung des Camillus auffodern [51]). Dies geschah, indem Camillus nach Livius zugleich zum Dictator ernant wurde, was Niebuhr ohne hinlänglichen Grund für eine Fabel erklärt. — Brennus suchte nun das Capitol durch Sturm zu nehmen. Er benutzte den Weg, welchen der kühne Bote des Vejentischen Heeres ihm gezeigt hatte [52]). Hier ließ er in der Nacht seine Gallier den Felsen erklimmen, und so waren schon einige oben angelangt, ohne daß die Wachen es bemerkt hatten, allein jetzt erhoben die Gänse, welche im Tempel der Juno gehalten wurden, ein Geschrei, wodurch die Besatzung zur schnellen Vertheidigung aufgeschreckt wurde [53]). Manlius, der drei Jahre vorher Konsul gewesen war, stürzte den ersten Gallier mit eigenen Händen wieder hinab, dieser riß im Fallen andere mit hinunter, und noch andere wurden durch herabgewälzte Steine zerschmettert oder durch die Geschosse der herbeieilenden übrigen Besatzung getödtet [54]). Zum Dank brachte dem Manlius jeder in der Burg ein halbes Pfund Mehl und einen Quartarius Wein in sein Haus, das sich auf der Burg befand. Nach diesem verunglückten Versuche, das Capitol zu erobern, waren die Gallier desto aufmerksamer, die Verbindung des Capitols mit der Armee bei Veji völlig abzuschneiden. Die Römer fingen nun an zu verzweifeln, da der Hunger sie plagte, und Brennus litt durch die Pest, welche in seine Heere einbrach, da er unter Leichenhügeln und Brandstellen sein Lager hatte [55]). Diese Noth zwang beide Theile zu einem Vergleiche. Brennus unterhandelte mit dem tribunus militum Q. Sulpicius, und tausend Pfund Gold sollte der Preis seyn, wofür Brennus zurückzukehren versprach [56]). Livius klagt, daß Brennus, um diese schimpfliche Loskaufung zu vermehren, noch zu schweres Gewicht (wahrscheinlich war das gallische Gewicht schwerer als das Römische) habe bringen lassen, und daß er mit den Worten Vae Victis! noch sein Schwert hinzugeworfen habe, als Sulpicius sich darüber beklagt hätte [57]). — Als aber noch nicht alles Gold abbezahlt war, kam der neue Diktator nach Livius [58]) mit seiner Armee herzu, ließ das übrige Gold hinweg nehmen und lieferte in den Ruinen der Stadt den Galliern ein Treffen. Brennus erlitt eine Niederlage, die der der Römer an der Allia gleich

35) *Liv.* V, 38. 36) *Dionys.* p. 60. 37) *App.* V. *Ath.* II, exc. 8 de legatt. 38) *Liv.* V, 38. 39) *Liv.* l. c. 40) *C. Kruse* diss. de fide Livii recte aestimanda Sect. II. §. 19. 41) *Liv.* V. cap. 40. 42) *Plut.* Cam. p. 139. 43) *Liv.* V, 41. 44) *Diodor.* XIV. 455. 45) Nach Niebuhr II. p. 276. wahrscheinlich die Tarquinienser. *Liv.* IV, 45. 46) *Diod.* XIV, 465. 47) *Diod.* l. c.

48) *Liv.* V. 43. 49) *Liv.* V, 44. 50) *Liv.* V, 45. 51) *Liv.* V, 46. 52) *Liv.* V, 47. 53) *Liv.* l. c. 54) *Liv.* l. c. 55) *Liv.* 5, 48. 56) *Liv.* ib. 57) *Liv.* ib. 58) *Liv.* 5, 49.

kam, und eine zweite 8 Milliarien von da auf dem gabinischen Wege, in der alles niedergehauen und selbst das Lager erobert wurde, ja nicht einmal ein Bote entkommen seyn soll. Das wiedergewonnene Gold wurde nach Plinius bis zum Kirchenraube des Crassus auf dem Capitol in Jupiters Heiligthum verwahrt [59]). Niebuhr behauptet, die Gallier wären mit dem Golde abgezogen und die Wiedergewinnung desselben sey blos eine Prahlerei von Livius [60]). Er beruft sich dabei auf Polybius II, c. 18; allein in dieser Stelle steht von dem Golde kein Wort, sondern sie enthält blos die Nachricht, daß eine Bewegung der Veneter die Gallier zum Rückzuge bewogen habe. Nach diesem Abzuge von Rom verschwindet Brennus aus der Geschichte, obgleich die Senonen fortwährend ihre Sitze behaupteten. (*F. Kruse.*)

Brennus, ein Anführer der in Griechenland 278 v. Chr. eingefallenen gallischen Völkerstämme, den man zum Unterschiede von dem eben genannten den jüngern nennen könnte. Er war wahrscheinlich ein Nachkomme des ältern Brennus, und die Züge der gallischen Völkerstämme [1]) nach Osten standen mit dem Einfalle in Italien in Verbindung, indem von den 300,000 Mann, die Ol. 97 auszogen, ein Theil nach Illyricum vorrückte [2]). Auf ihrem Wege hatten sie mehre Völker zu besiegen, und so kam es unstreitig, daß sie erst 300 v. Chr. unter Cambaules nach Thracien gelangten, wo die Unruhen unter den Nachfolgern Alexanders des Großen ihnen den Einbruch erleichterten. Dies war der erste Zug, an welchem Brennus noch keinen Antheil nahm, oder bei dem er wenigstens nicht genant wird. Der zweite Zug, bei welchem Brennus eine Rolle spielt, fällt 20 Jahre später. Ol. 124,4. Das gallische Heer bestand aus Autariensern, Molistomern, Tolistobojern, Voturern, Ambituern, Trocmern, Teutobodiaken, Tectosagern, Agosagern und Senonen. Letztere waren vielleicht aus Italien über das venetische Gebiet vorgedrungen, Brennus an ihrer Spitze. Die Armee theilte sich in drei Theile. Unter Belgius zog sie gegen Macedonien, unter Cerethrius nach Thracien, unter Brennus nach Pannonien [3]). Als Brennus aber in Pannonien wenig Beute fand, so zog er dem Belgius nach, der in Macedonien zwar anfangs den König Ptolemäus Ceraunus besiegt und getödtet hatte [4]), aber vom Sosthenes wieder vertrieben worden war [5]). Nach andern siegte Brennus erst mit Belgius und trennte sich dann von ihm [6]). Die neue Armee des Brennus, den Acichorius, Emanus und Thessalor begleiteten, zählte 150,000 Mann Fußgänger und 15,000 Reiter. Jeder der letztern hatte zwei Begleiter, mit denen er eine sogenannte Trimarkesia bildete [7]). Diese bestand darin, daß der eine den andern, wenn er fiel, entweder selbst, oder sein Pferd das gefallene ersetzte. Mit dieser Armee besiegte Brennus ohne Mühe die ermüdeten Scharen des Sosthenes (278 v. Chr.), verwüstete Macedonien und Thracien, und ging dann mit einen Theile des Heeres nach Delphi, um die Schätze des delphischen Gottes zu plündern, indem er sagte „reiche Götter müßten den Menschen mittheilen" [8]). Brennus zeigte auf diesem Zuge eben die Klugheit und Vorsicht, wodurch sich der ältere Brennus in der Schlacht an der Allia ausgezeichnet hatte. Er drang, während in Griechenland sich alles waffnete, schnell durch Thessalien vor, umging, auf demselben Wege wie Xerxes, die von den Athenern besetzten Thermopylen, überschritt den Sperchius, und schickte seine Feldherrn Orestorius und Combutis in das Land der Ätolier, um diese von der Beschützung des Tempels abzuhalten [9]). In der Gegend der Thermopylen ließ er seinen Feldherrn Acichorius, und rückte selbst, geleitet von den Änianern, mit einer auserlesenen Mannschaft von 40,000 Mann durch die Schluchten des Parnassus, wobei ein starker Nebel seinen Marsch so verdeckte, daß er den Phocensern im Rücken war, ehe sie seine Ankunft merkten [10]). Die Einwohner von Delphi flohen bei seiner Annäherung in den Tempel des Apoll. Jetzt hätte Brennus durch raschen Angriff vielleicht sich der gewünschten Schätze bemächtigen können, aber die Trinklust der Gallier verzögerte diesen [11]). Auch wollte er vielleicht, da die Griechen sich um ihn sammelten, die Ankunft des Acichorius abwarten. Ein heftiger Sturm, der plötzlich entstand, Felsen von den Gebirgen herabschleuderte, und kalten Schnee mit sich führte, wurde von den Griechen als von der Gottheit, die sie vertheidigten, hervorgebracht angesehen, man glaubte die alten Herren Hyperochus, Laodocus und Pyrrhus für den Tempel streiten zu sehen, und in dieser Lage wurden die Gallier angegriffen [12]). Die Ortskentniß der Phocenser trug das Ihrige dazu bei, den Sieg zu gewinnen, die in Delphi eingeschlossenen Griechen selbst fielen aus, und so wurden die Gallier, gegen erbitterte Feinde und Elemente kämpfend, nicht einzeln, sondern zu Hunderten zu Boden gestreckt. Brennus selbst, mitten unter seinen colossalen Truppen kämpfend, empfing mehre Wunden, und mußte aus der Schlacht getragen werden. Endlich rieben sich die Gallier selbst auf, die bei der Dunkelheit und beim Aufruhr der Elemente sich einander nicht mehr von den Feinden unterscheiden konnten. So fielen 20,000 Mann in Phocis. Der Rest zog sich zurück. Auch die Athenienser und Böotier kamen nun den Phocensern zu Hilfe. Brennus tödtete sich aus Furcht in die Hände der Feinde zu fallen. Nach seinem Tode kamen auch die Ätolier dazu, und die Gallier mußten an den Sperchius zurück weichen. Der Tod und die Niederlage des Brennus fällt in das 2. Jahr der 125 Ol. [13]). Die zweite Niederlage des Heeres nach Brennus Tode erfolgte am Sperchius, wo die Thessalier und Malienser aus dem Hinterhalte über die Gallier herfielen. Nach Pausanias wurden in diesen Bergschluchten des Öta alle so niedergehauen, daß (nach der dichterischen Formel der Griechen) auch nicht ein Bote entkam. So endigte sich die Expedition des jüngern

59) *Liv.* 5, 50. *Plin.* 33, 1. 60) Nieb. röm. Gesch. 2, 279.

1) *Wernsdorf* de republ. Galatarum liber singularis. Nor. 1743. 2) *Just.* XXIV, 4. *Liv.* 28, 17. 3) *Paus.* X, 19. 4) *Paus.* l. c. 5) *Just.* XIV, 5. 6) *Polyb.* IX, 35. 7) Von tri drei, und dem Alt-Celt., mara d. Pferd, womit Mähre zusammenhängt. *Paus.* X, 19.

8) *Justin.* 24, 6. 9) *Paus.* X, 22. 10) *Paus.* X, 22. 11) *Just.* VIII, 1. 12) *Paus.* X, 23. 13) *Paus.* X. 24.

Brennus, allein die Folgen seiner Züge dauerten fort, indem im folgenden Jahre die Gallier in Kleinasien eindrangen [14]), und dort das von ihnen benannte Galatien besetzten. (*F. Kruse.*)

Bronz, Joh., s. d. künftigen Nachträge.

BRESCHE, Wallbruch (franz. Brèche), die von den Belagerern mittels des Geschützes oder der Minen in den Wällen einer Festung gemachte Öffnung, um durch sie den Wall zu ersteigen, sich auf demselben fest zu setzen und auf diese Weise die Festung zur Übergabe zu bringen; oder sie auch bei Ersteigung des Walles zugleich mit Sturm zu erobern. Das Wort selbst ist unbezweifelt eigentlich teutschen Ursprungs, von „Brechen; den Wall zum Sturm brechen oder fällen;" weil die teutschen Artilleristen die Ersten waren, welche etwas für die Ausbildung der Geschützkunst thaten und sie, wie überhaupt das Kriegshandwerk, zunftmäßig trieben. Davon

Bresch-Batterie, die für diesen Zweck bestimmte Geschützaufstellung, welche gewöhnlich auf dem Kamme des Glacis, oder im bedeckten Wege ihren Platz findet. Wegen des nahen Feuers vom gegenüber liegenden Walle sind häufige Querwälle nöthig; obgleich sie allerdings den innern Raum der Batterie verengen. Es können deshalb selten mehr als 4 bis höchstens 6 schwere Kanonen in einer Breschbatterie aufgestellt werden. Der Bau dieser Batterie kann nur des Nachts geschehen, und ist immer sehr gefahrvoll, besonders wenn der Belagerte guten Willen hat sich zu vertheidigen, und aufmerksam auf die Vorschritte und Unternehmungen des Belagerten ist. Die Brustwehr der Breschbatterien wird aus den schon vorhandenen Sappen des Logements formiret, und theils mit Faschinen, theils mit Schanzkörben inwendig verkleidet. Weil die letztere Bauart mehr Geschwindigkeit gewähret, bedienet man sich ihrer gegenwärtig fast häufiger, als der mit Faschinen (s. **Schanzkörbe** und **Faschinen**). Man rechnet in den Breschbatterien auf jedes Geschütz 12 Fuß Länge. Der Brustwehrkasten hat 8 Fuß Höhe und 12 Fuß Dicke.

Bresche schießen fängt damit an: daß man die Größe der Sturmlücke oder des herab zu stürzenden Stückes Futtermauer durch zwei auf ihr geschossene senkrechte Linien bezeichnet, auf die man eine dritte horizontale Linie dicht am Wasserspiegel, oder bei einem trocknen Graben 6 Fuß über dem Grunde desselben folgen läßt. Das auf diese Weise bezeichnete Stück wird in kleinere Stücken zertheilt, gegen die man Lagenweise mit dem ganzen Geschütz feuert, um die Erschütterung zu vergrößern und den Einsturz des Walles zu beschleunigen. Es werden aus diesem Grunde auch stets schwere Kanonen: Acht-, Zehn- oder Vierundzwanzigpfünder zu den Breschebatterien genommen. Die Strebepfeiler, oder die hinter der Futtermauer angebrachten Bögen werden durch schräge Schüsse aus dem Weg geräumt, wodurch man bei nicht zu starken Ladungen weit schneller seine Absicht erreicht, als durch übermäßige Ladungen bei senkrechter Richtung. In dem letzteren Falle wird nämlich die Kugel ein bloßes Loch machen, und ohne weitere Wirkung in den hinter der Mauer liegenden Erdwall eindringen. Gegen sehr dicke Futtermauern und starke Gewölbe jedoch muß man sich auch angemessener Ladungen bedienen. Die Stärke der Ladungen darf aber das Verhältniß des Widerstandes des Stückmetalls und der Laffeten nicht überschreiten, um nicht durch zu frühes Ausbrennen der Zündlöcher und durch Zertrümmern der Laffeten unterbrochen und aufgehalten zu werden.

Hat, nach herab geschossener Futtermauer die Erde ihren natürlichen Fall bekommen, so ist die Bresche für ersteigbar anzusehen. Ein über diesen Zeitpunkt hinaus fortgesetztes Feuer wäre unnütz, mehr nachtheilig als vortheilhaft. Vier 24pfünder können in 3 bis 5 Tagen eine Bresche zu Stande bringen. Vorher müssen aber alle Kanonen der Festung, sowol die, welche sich vom Anfang der Belagerung erhalten haben, als die seit Erbauung der zweiten Batterien wieder aufgeführten, zum Schweigen gebracht seyn. Die Breite der Bresche beträgt ungefähr in einem Bollwerke 8 Ruthen, und in einem Ravelin 6 Ruthen. Sie darf weder dem vorspringenden Winkel zu nahe liegen, weil hier der Übergang über den Graben von mehren Festungswerken bestrichen werden könnte; noch darf sie ganz in den Schulterwinkel fallen, wo die größere Breite des Grabens den Übergang erschweren würde.

Bei Erdwällen, gegen welche die Kanonenkugeln keine Wirkung thun, hat man vorgeschlagen: sich der Granaten zum Bresche legen zu bedienen, und sie aus Kanonen in den Wall zu schießen, damit sie die Wirkungen kleiner Minen thun; obgleich die Erfahrung bei den deshalb angestellten Versuchen sich dem Vorschlage nicht ganz ungünstig erwiesen hat (s. **Granaten**), finden sich doch keine Beispiele, daß man ihn in den letztern Kriegen wirklich ausgeführt hat. — Ganz unzugängliche oder durch die Wirkung des Geschützes schlecht ausgefallene Breschen werden zuweilen mittels der durch den Gebrauch der Artillerie in neuerer Zeit übrigens entbehrlich gewordenen Breschminen zugänglich gemacht. (*v. Hoyer.*)

BRETZNER (Christoph Friedr.), wurde als Sohn eines kursächsischen Hoftapezirers am 10. Dec. 1748 zu Leipzig geboren. Er genoß Privatunterricht, wählte den Stand des Kaufmanns und war in spätern Jahren Theilnehmer (Associé) an einer Handlung zu Leipzig, wo er am 31. Aug. 1807 starb. Seit dem Jahre 1771 hatte er sich dem teutschen Publikum besonders als dramatischer Dichter sehr bekant gemacht. Er besaß für das komische Drama gute Anlagen, die aber nicht zu völliger Ausbildung gelangten, theils weil er, bei pünktlicher Verrichtung seiner Handlungsgeschäfte, nur seine Erholungsstunden der Dichtkunst widmete, theils, weil er sich vom Schauspieler-Urtheil und dem Tagsgeschmack des großem Publikums abhängig machte und zunächst nach Bühnen-Effekt strebte. Was diesen herbei führen konnte, wußte er aus Erfahrung ziemlich genau; er vermochte eine sinnreiche Intrigue anzulegen und pikante Situationen und Charaktere zu erfinden, aber die Ausführung seiner Stücke ist für den gebildeten Geschmack zu roh und platt, und auch die innere Organisation oft sehr mangelhaft. Der

14) *Paus.* l. c.

Beifall, welchen seine Dramen früherhin auf der Bühne fanden, ist daher schon vorübergegangen. Zu seinen bekanntesten Lustspielen gehören: die Liebe nach der Mode oder der Eheprocurator (zuerst 1781), der argwöhnische Liebhaber (zuerst 1783), das Räuschchen (zuerst 1786), Felix und Hannchen (1791 in 8.). Seine Schauspiele sind zu Leipzig in 4 Bänden in 8. (1r Band. 1792, 2r Band 1796, 3r und 4r Bd. 1808 alle 4 Bände mit neuer Jahrzahl 1820), gesammelt erschienen. Eine frühere Samlung unter dem Titel: Neue theatralische Beiträge, Halle 1771. 8. ist von noch geringerm Werth und enthält niedrig komische Stücke. Im Trauerspiel machte Bretzner nur wenige und unglückliche Versuche, besonders ist seine Bearbeitung von Shakespeare's Romeo und Julie (Leipzig 1796) eine Verwässerung und Entstellung des Originals. Mit seinen Opern machte er zu seiner Zeit viel Glück, wiewol sie größtentheils fast noch unter dem Mittelmäßigen bleiben. Sie sind theils in zwei Samlungen: Operetten, Leipzig 1779 (4 Stücke enthaltend) und Singspiele, Lpz. 1796 (3 Stücke), theils auch einzeln erschienen. Zu den bekanntesten gehören: der Äpfeldieb oder der Schatzgräber, Operette in einem Akt, componirt von Kaffka; das wüthende Heer oder das Mädchen im Thurme, Operette in 3 Akten, comp. von Schweitzer; Belmont und Constanze, oder die Entführung aus dem Serail, Operette in 3 Akten, comp. zuerst von André, dann von Mozart; Weibertreue oder die Mädchen sind von Flandern, komisches Singspiel in 2 Akten, nach dem Italiänischen (Cosi fan tutte), comp. von Mozart; List gegen List, Operette, comp. von Bergt. — Bretzner's Roman: das Leben eines Lüderlichen, ein moralisch satyrisches Gemälde nach Chodowiecki und Hogarth, drei Theile, Lpz. 1787—88. N. Aufl. 1790—91, mit neuer Jahrzahl 1820, kann schon wegen der unkünstlerischen Form und des abstoßenden Hauptcharakters nicht als ein gelungenes Werk betrachtet werden, ob es gleich einiges Aufsehn erregt hat und 1792 in einer dänischen Übersetzung von Reistrup erschienen ist. Er arbeitete diesen Roman auch zu einem Trauerspiele um, welches eine Zeit lang Glück auf der Bühne machte*). (*Rese.*)

---

*) S. Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten von Jördens Bd. 5. S. 775—778. Bd. 6. S. 589. Meusel's gelehrtes Teutschland. Fünfte Auflage. Bd. 1 9. 11. 13. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik S. 736. Franz Horn's schöne Literatur Teutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts 2r Theil, S. 253—257. Allgem. teutsche Bibl. und allgem. Lit. Zeitung an mehren (von Jördens bemerkten) Orten.

Berichtigungen

einiger Druckfehler im Band I — XI. der allgemeinen Encyklopädie.

Band I.

Seite 17 Art. Aar statt Bicker zu lesen Bicken. S. 354 Zeile 8 st. könne lies können. S. 402 Z. 6 von unten st. Giesberg l. Ginsberg.

Band III.

S. 325 Z. 3 von oben st. gemina l. *Domina*. S. 427 Z. 19 von oben st. Unverträglichkeit l. Unzuträglichkeit.

Band IV.

S. 157. Z. 12 von unten st. Promission l. *Exmission*. S. 157 Z. 2 st. Lesebüchern l. Lehrbüchern.

Band VI.

Art. Audienz st. Gloss. max l. *Gl. man.* Aufschriften S. 325 Z. 1 v. u. das Comma dem Wort seltener vorzusetzen. S. 327. Sp. 1 Z. 12 von unten st. Corbesae l. *Corbejae*. S. 328 Note * st. Weck's l. Wenk's. S. 463 Sp. 2. Z. 10 von unten st. Birken l. Bicken. S. 464 Sp. 1 Z. 1 st. Ma l. *Me*. S. 464 Sp. 2 Z. 4 u. 5 st. dem Gr. Vereine l. den Gr. Vereinen. S. 464 Sp. 2 Z. 6 st. welchem l. welchen.

Band VII.

S. 151 Sp. 2 Z. 32 ist vor dem Worte starke das Wörtchen so ausgelassen. S. 317 Sp. 2 Z. 27, 28 st. ferne l. ferre. S. 327 Sp. 1 Z. 17 st. Titularen l. Titulaturen. S. 382 Sp. 1 lin. ult. st. Bargillen l. Bargilden. S. 383 Sp. 2 Z. 23 st. Evor l. Estor. S. 383 Sp. 2 Z. 11 von unten st. Halthaus l. Haltaus.

Band VIII.

S. 61 Sp. 1 Z. 9 st. Convoi l. *Corroi*. S. 371 Sp. 1 Z. 28 von unten st. Horn l. Hoen. S. 371 Sp. 2 Z. 11 v. u. st. Rehn l. Rehe. S. 386 Sp. 1 Z. 21 st. Selbech l. Selbach. S. 386 Sp. 1 Z. 26 st. Hornsfels l. Hoensfels. S. 386 Sp. 1 Z. 27 st. Hornstein l. Hoenstein.

Band X.

S. 28 Sp. 2 Z. 1 st. sie l. ihn. S. 310 Sp. 2 Z. 3 v. u. st. Engebert l. Engelbert. (*v. Arnoldi.*)

Band XI.

S. 12 Sp. 1 Z. 7 v. u. st. Sälf l. Sölf. S. 12 Sp. 2 Z. 24 st. östlicher l. westlicher. S. 131 Sp. 2 Z. 4 v. o. st. Styggferssen l. *Styggforssen*. S. 332 Sp. 2 Z. 11 v. o. ist st. Krokstedt zu lesen *Krokstads*. S. 332 Sp. 2 Z. 12 v. o. st. Godsbrun l. *Quistrum*. S. 332 Sp. 2 Z. 15 v. u. st. Riesenköpfe l. Riesentöpfe. S. 333 Sp. 1 Z. 1 von oben st. Rongelf l. *Kongelf*. (*v. Schubert.*)

Band VII.

S. 4 Sp. 2 Z. 20 ist nach aber ein Komma zu setzen. S. 4 Sp. 2 Z. 8 von unten ist b statt ♭ zu setzen. S. 5 Sp. 1 muß die vorletzte Zeile des ersten Absatzes also heißen: vormalige Tonreihe CDEFGABcd u. s. w. nunmehr. S. 5 Sp. 2 Z. 5 ist das erste Komma auszulöschen. S. 233 Sp. 2 Z. 10 v. u. st. steigen l. steigern.

Band VIII.

S. 55 Sp. 1 Z. 18 st. Violinisten l. Violonisten. Eben so auch zwischen dem ersten und zweiten Notenspiele daselbst.

In dem Artikel Beitöne ist §. 3. folgendermaßen zu lesen:

Es ist übrigens in Ansehung der Gesamtheit dieser Töne nachfolgendes bemerkenswerth.

Fürs Erste bilden sie, wie man sieht, keine ununterbrochene stufenweise Tonreihe; vielmehr kommen darin bedeutende Lücken vor. — Am größten ist die Lücke vom Tone I bis zu II, indem sie eine volle Octave beträgt; die von II zu III beträgt nur eine Quinte; und so werden die Lücken zwischen den höheren Nummern immer kleiner; wie sich auch schon von selbst daraus abnehmen läßt, daß die Beitöne, in Ansehung der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen der natürlichen Zahlenreihe: 1, 2, 3, 4 u. s. w. entsprechen (§. 2.). — Die Lücke von III zu IV beträgt eine Quarte, die von IV zu V eine große Terz, von V zu VI eine kleine. Das Intervall von VI zu VII ist noch um etwas kleiner als eine kleine Terz, indem der Ton VII nicht eigentlich $\bar{b}$ oder $\overline{ais}$, sondern ein merklich tieferer ist. Aus eben diesem Grunde ist denn auch der Schritt von VII zu VIII, zwar wieder kleiner als der vorhergehende, aber doch auch noch größer als ein ganzer Ton. — Der Unterschied vom Beitone VIII ($\bar{\bar{c}}$) bis zu IX ($\bar{\bar{d}}$) beträgt einen sogenannten ganzen Ton; der von $\bar{\bar{d}}$ zu $\bar{\bar{e}}$ ebenfalls, jedoch ist dieser sogenannte ganze Ton nicht ganz eben so groß wie der von $\bar{\bar{c}}$ zu $\bar{\bar{d}}$ (daher Manche jenen einen großen ganzen, diesen aber einen kleinen ganzen Ton nennen). Der Schritt vom Beitone X (von $\bar{\bar{e}}$) zu XI beträgt wieder entschieden weniger, als einen ganzen, und doch mehr als einen sogenannten halben, und dieser Beiton (XI) ist darum ein Zwitterding zwischen $\bar{\bar{f}}$ und $\overline{\overline{fis}}$. Eben so ist auch XIII für $\bar{\bar{a}}$ zu tief und für $\overline{\overline{as}}$ oder $\overline{\overline{gis}}$ zu hoch, u. s. w.

Auf diese Art erscheinen also mitunter Beitöne, welche in unser Tonsystem gar nicht passen, indem mehre dazu viel zu tief sind, wie z. B $\bar{b}$, andere zu hoch, wie das $\bar{\bar{f}}$, welches fast $\overline{\overline{fis}}$ ist. In vorstehender Tabelle sind jene durch das Zeichen —, diese aber durch + ausgezeichnet.

Band X.

In dem Art. Besetzung Seite 285 Sp. 1 Zeile 10 st. Blasinstrumente l. Baßinstrumente.

Betonung S. 339 Sp. 2 Fig. 7 mittlere Zeile vor der letzten Note ist das Band zu löschen. Am Ende von Fig. 10 fehlt die Note ē. S. 341 Sp. 2 Fig. 23 nach dem Taktstrich ist das hier gerade wesentliche Zeichen > vergessen und voran ist der Baßschlüssel ɔ verkehrt, auch das 3te Sechszehentel.

Bewegung S. 377 Sp. 1 st. I. soll heißen II.

Art. Bezifferung S. 398 S. 1 Z. 18 am Ende fehlt 2b. S. 399 Sp. 2 Z. 3 von unten st. 23a lies 23b. S. 401 Sp. 1 Z. 21 von oben st. Terzquartquintseptimenakkord l. Terzquintsextakkord. S. 402 Sp. 1 Z. 18 muß heißen: st. wie bei b, so, wie bei e.

Im Notenblatt Fig. 8f über dem 5ten Notenkopfe soll vor der Ziffer 3 ein b stehen. Fig 9a im ersten Akkorde fehlt der Ton f, und ist der abwärtsgehende Diagonalstrich auszulöschen, über der folgenden Note sollte der Diagonalstrich aufwärts gerichtet seyn. Fig. 17a sollten zwischen den Ziffern statt Strichen, Punkte stehen. Fig. 20b sollte über der Pause ein Diagonalstrich stehen. Fig. 23 im 2ten und 6ten Takte statt groß S klein s. Fig. 32 über der ersten Note sollte ein aufwärts gerichteter Diagonalstrich stehen. Fig. 34 unter dem ersten Takte sollte statt C, G stehen. (*Gottfr. Weber.*)

Band XI.

S. 97 Sp. 1 Z. 13 l. Blausäure nach Gay Lussac's —

Noch fügen wir einige Verweisungen bei:

- **Blutgeschwulst**, s. **Geschwulst**.
- **Blutschwamm**, s. **Geschwulst** u. **Schwamm**.
- **Blutadergeschwulst**, s. **Krampfader**.
- **Blutunterlaufung**, s. **Extravasat**.
- **Blutaderentzündung**, s. **Entzündung**.
- **Blutaderwunden**, s. **Wunden**.
- **Blutbruch**, s. **Bruch-** u. **Hodensack**.
- **Blutgeschwür**, s. **Blutschwär**.
- **Blutaderbruch**, s. **Samenaderbruch**.

Erklärung der Kupfer zu dem Artikel Auge,

von J. F. Meckel.

Alle Zeichnungen, die aus Sömmerring entlehnt sind, stellen den horizontalen Durchschnitt des Auges mehrerer Thiere aus verschiedenen Classen dar, und bedürfen, wenn sie mit dem Artikel der Encyclopädie verglichen werden, keiner weitern Erläuterung.

Fig. 1. a) Libellula grandis.
b) Libellula grandis, das mittlere Auge bedeutend vergrößert.
— 2. Aranea avicularia.
— 3. Astacus Gammarus.
— 4. Sepia officinalis.
— 5. Esox Lucius.
— 6. Acipenser Sturio.
— 7. Squalus acanthias.
— 8. Rana temporaria.
— 9. Coluber Aesculapii.
— 10. Crocodilus sclerops.
— 11. Testudo Mydas.
— 12. Anas Cygnus.
— 13. Strix bubo.
— 14. Falco chrysaëtos.

Fig. 15. Struthio camelus.

— 16. Balaena mysticetus.

— 17. Phoca groenlandica.

— 18. Equus Caballus.

— 19. Elephas asiaticus.

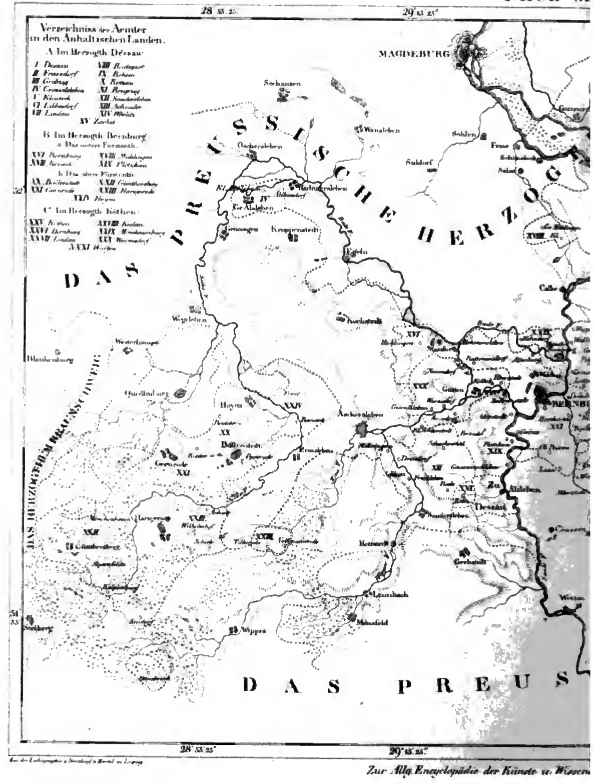
— 20. Histrix cristata.

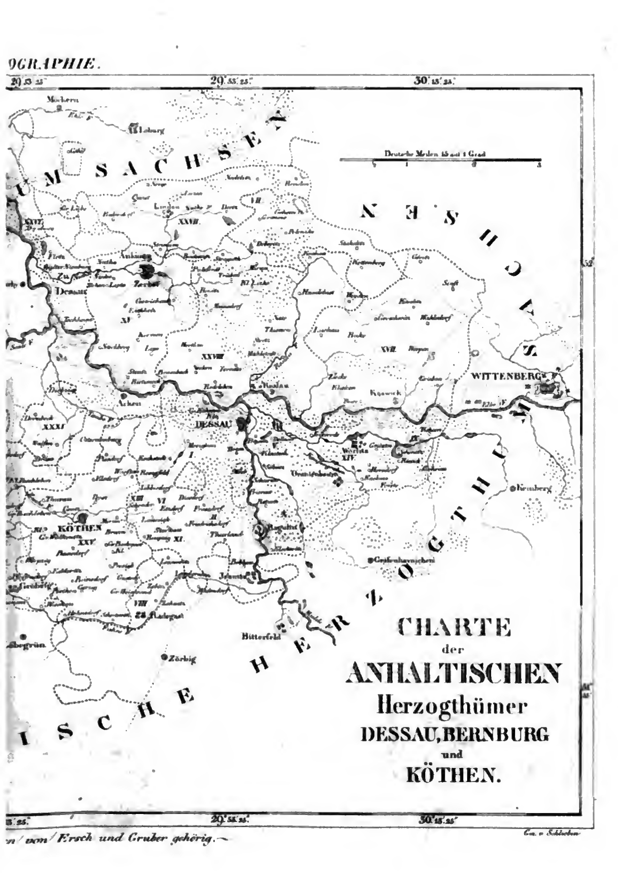
— 21. Ursus Lotor.

— 22. Felis Lynx.

— 23. Simia Inuus.

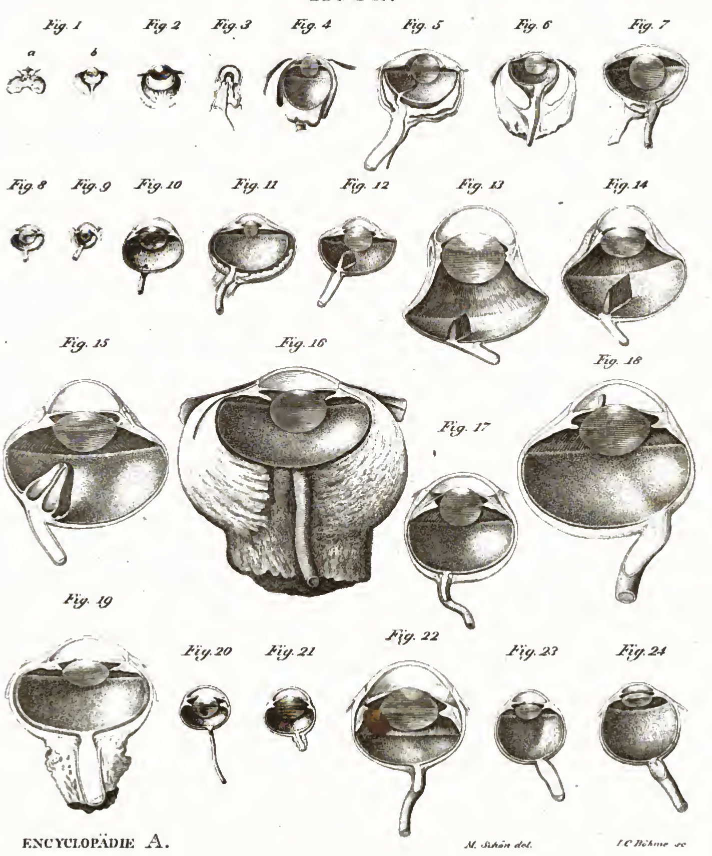
— 24. Puellae XX annorum,


28° 55' 25"
29° 15' 25"
Verzeichniss der Aemter
in den Anhaltischen Landen.
A Im Herzogth. Dessau
B Im Herzogth. Bernburg
C Im Herzogth. Köthen
MAGDEBURG
DAS PREUSSISCHE HERZOG
DAS HERZOGTHUM BRAUNSCHWEIG
Aschersleben
Quedlinburg
Ballenstedt
Güntersberge
Harzgerode
Dessau
Zu Alsleben
Egeln
Leimbach
Mansfeld
Wippra
Stolberg
DAS PREUS
28° 55' 25"
29° 15' 25"



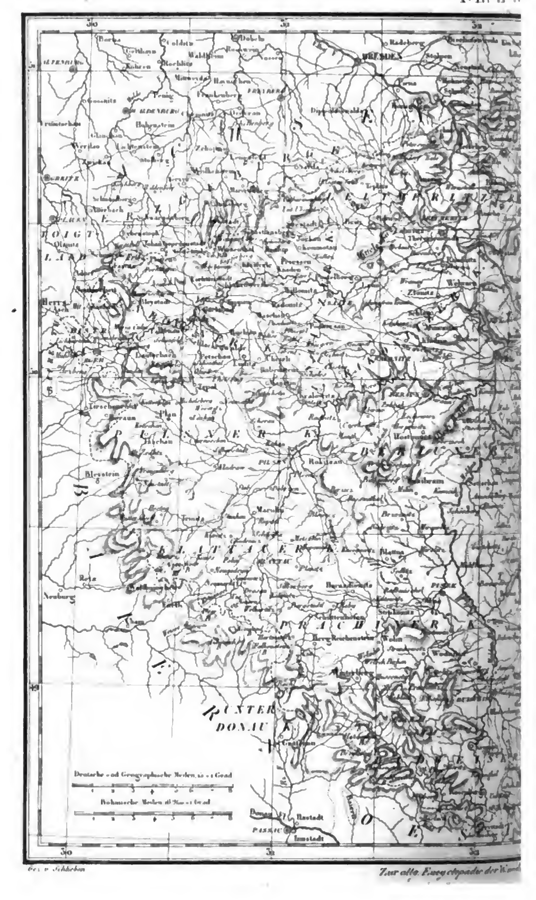
Gez. v. Schlieben

AUGE.

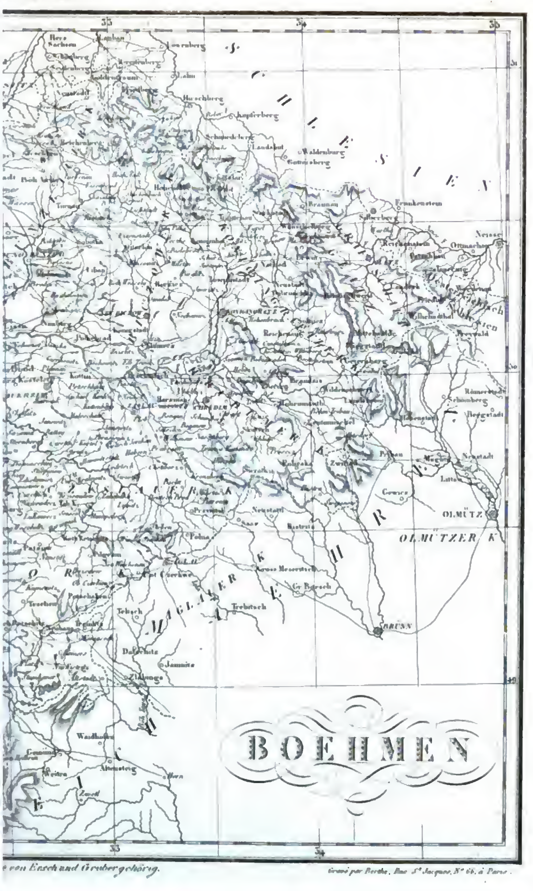


ENCYCLOPÄDIE A.

M. Schön del. J.C. Böhme sc.



NEUE 6
DRESDEN
Radeberg
Stolpen
Pirna
Freiberg
Glauchau
Werdau
Zwickau
V O I G T
L A N D
Plan
Tirschenreuth
Bleystein
PILSEN
Rokitzan
Klattau
Neuburg
Cham
UNTER
DONAU K.
Passau
Innstadt
Deutsche und Geographische Meilen 15 = 1 Grad
Gez. v. Schlieben
Zur allg. Encyclopädie der Wi



e von Eusch und Gruber gehörig.

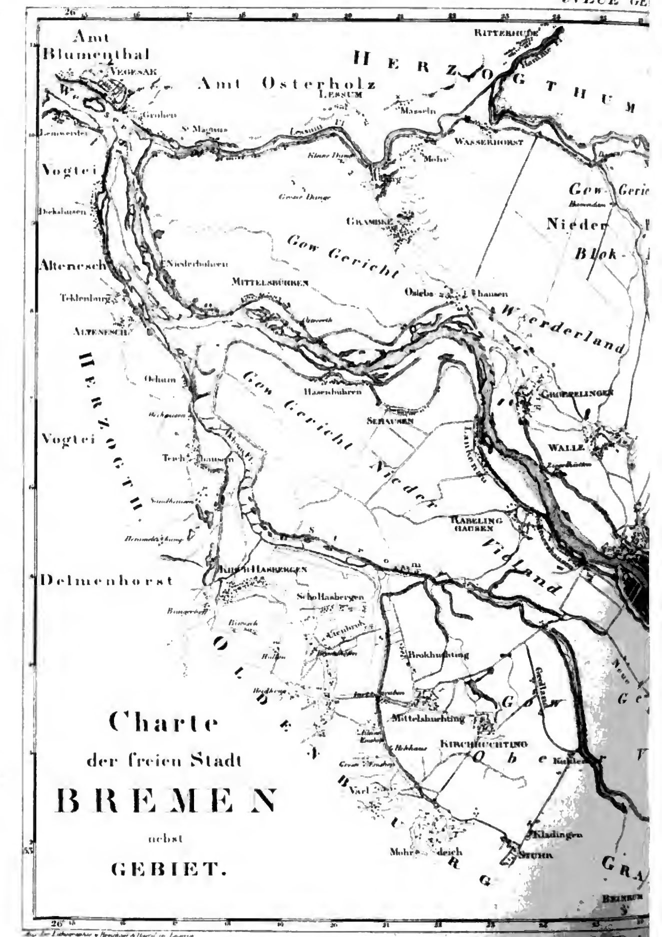
Gravé par Berthe, Rue St Jacques, N° 66, à Paris.

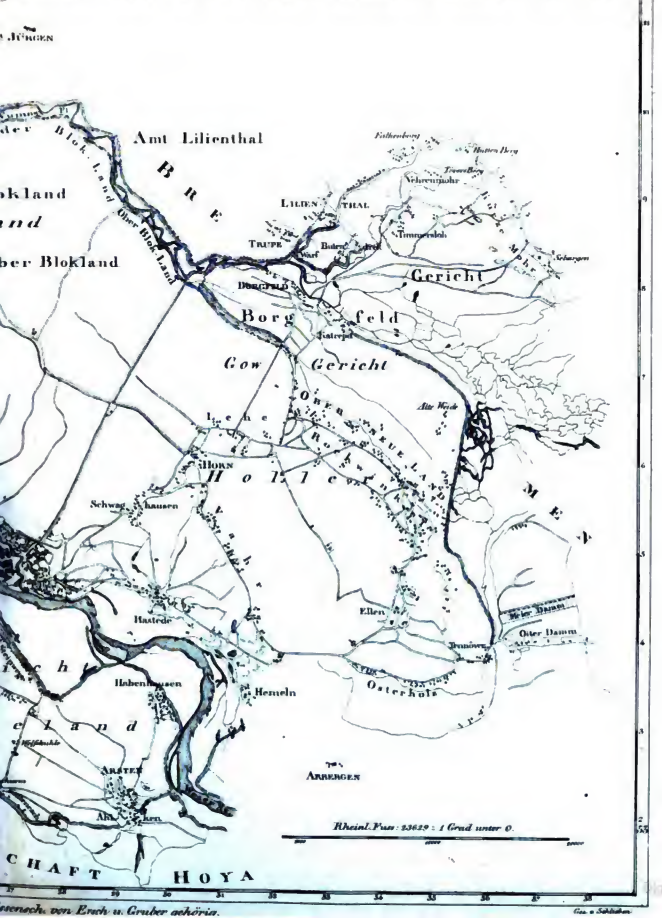

DAS
HERZOGTHUM
BRAUNSCHWEIG
HANOVER
DAS KÖNIGREICH
HANOVER
HILDESHEIM
DAS KÖNIGREICH
HANOVER
GÖTTINGEN

'GRAPHIE

Gifhorn
Gardelegen
Der Drömling
Oebisfelde
Neu Haldensleben
BRAUNSCHWEIG
Helmstedt
DAS
WOLFENBÜTTEL
Seehausen
PREUSSISCHE
Wanzleben
Oschersleben
Gr. Alsleben
Egeln
HERZOGTHUM
Halberstadt
DIE GRAFSCH.
Derenburg
STOLBERG
WERNIGERODE
Blankenburg
Quedlinburg
SACHSEN
Hoym
Aschersleben
Ermsleben
Harzgerode
DIE GRAFSCHAFT STOLBERG-STOLBERG
Stolberg
Neustadt
Tieding hausen

...ssensch. von Ersch u. Gruber gehörig.


Charte
der freien Stadt
BREMEN
nebst
GEBIET.
Amt Blumenthal
Vegesak
Amt Osterholz
HERZOGTHUM
Rittershude
Lessum
Grohen
Wasserhorst
Vogtei
Gow Gericht
Nieder Blok
Altenesch
Niederbühren
Mittelsbühren
Gow Gericht
Oslebshausen
Werderland
Hasenbühren
Gröpelingen
Walle
Gow Gericht Nieder Vieland
Seehausen
Rabelinghausen
Vogtei
Delmenhorst
HERZOGTH.
Schollhasbergen
Brokhuchting
Mittelshuchting
Kirchhuchting
Gow Ober
Kladingen
Stuhr
Mohr deich
OLDENBURG
Brinkum


Amt Lilienthal
B R E
Blokland
Ober Blokland
Ober Blok Land
Lilien thal
Trupe
Warf
Borgfeld
Gerichts
Borg feld
Gow Gericht
Ober Neuland
Horn
Holler
Schwachhausen
Hastede
Ellen
Hemeln
Osterholz
Arbergen
Arsten
Otter Damm
Alte Wech
Timmersloh
M E N
H O Y A
Rheinl. Fuss : 23629 : 1 Grad unter 0.



